MAGAZIN FÜR DIE LITERATUR DES AUSLANDES

Digitized by Google

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Siebenter Band,

Januar bis Juni

1835.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Digitized by Google

IX 6
BP373.1 C7-8
MAY 31 1888
LIBRARY
Subscription fund.

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

Januar: Die Bewohner der Azoren (9).

März: Die Portugiesische Literatur im 18ten und 19ten Jahrhundert (30). Bibliographische Mittheilungen.

April: Gil Vicente (31).

Mai: Werke des Gil Vicente (35).

Spanien.

Februar: Das Reisen in Spanien und das Museum von Madrid (24). Bibliographische Mittheilungen.

März: Die Kirchhöfe von Madrid. I. Das Campo Santo vor dem Thore von Toledo (29). Ein Amtsbewerber im heutigen Spanien (34). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Der dramatische Autor in Spanien (32). Bartolomé de Las Casas (58).

Juni: Ein Ausflug nach Spanien im Mai 1835 (69). Don Carlos [Karl's V.] heimliche Abreise von London. Von August St. Sylvain (74). Die Besetzung von Madrid durch die Engländer (75). Bibliographische Mittheilungen.

Frankreich.

Januar: Politische Betrachtungen über Europa und Deutschland insbesondere. Vom Marquis de Salvo (2). Thiers' Antritts-Rede in der Akademie Française. [Am 13. Dezember 1834] (3). Untersuchungen über die alten und die neuen Tragiker, nebst einer Vergleichung und Beurtheilung des klassischen und des romantischen Systems. Von Martine seinem Großvater (8). Ursprung des Wortes Kolarde (9). Lorbeer Bart und der Seefuchs. Aus der „Geschichte der Französischen Marine" von Eugène Sue (11). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Der Schiffbruch auf dem „Hiuwich IV." Von J. J. Ampère (16). Die verschiedenen Gesichter Napoleon's. Von dem Akademiker P. F. Tissot (17). Die Galeeren-Sklaven Alt und Sokoman. Von Merry (18). Ein Französisches Urtheil über E. A. von Weber's Musik und namentlich über den Freischütz (21). Die Kochkunst am Hofe Napoleon's. Aus den Memoiren des berühmten Kochkünstlers Carême (21). Vorlesungen über Welt-Literatur. Von Philarète Chasles (22). Das Karneval zu Marseille (25). Bibliographische Mittheilungen.

März: Das Karneval zu Marseille [Schluß.] (28). Der letzte Italiänische Räuber-Hauptmann. Von Merry (27). Historische Lebensliese. Einige Details über die Ermordung Heinrichs IV. (29). Eine Scene an der Afrikanischen Küste (30). Dunpyren (31). Die Frauen im Unglück (32). Der unsichtbare Capitain (34). Die diesjährige Pariser Kunst-Ausstellung und der Zustand der Malerei in Frankreich (37). Zur Geschichte des Kostüms (38). Bibliographische Mittheilungen.

April: Briefwechsel der Madame Campan mit der Königin Hortensia (39). Ueber die Sucht, als Schriftsteller aufzutreten (39). Wie man den Patois in Frankreich den Garaus gemacht. Eine phantastische Erzählung, von Charles Nodier (41). Kleine Widerwärtigkeiten von Paris. Von Jules Janin (43). Jacquard und seine Webstühle (44). Casimir Delavigne (45). Merry's Italiänische Reise. Genua (48). Das Französische Lustspiel und seine nothwendige Reform. Von Gustave Planche (50). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Erbsünden der Jüngere. Von Jules Janin (52). Ueber den jetzigen Zustand der Oper in Paris. Von Fétis (54). Lustiger göttrich derenziger Preyß, oder das Journal im Jahre 1745. Von J. Janin (55). Victor Hugo's neues Drama: „Angelo, der Tyrann von Padua" (58). Der alte Pont du Carol. Ein Französisches Landschaftsbild (60). Erwiderung des Fürsten von Canino, Lucian Bonaparte, auf die Denkwürdigkeiten des Generals Lamarque. London, 1835 (61). Napoleon's Selbstgeständnisse, namentlich über seine Jugend (62). Franzosen und Gallier (63). Ueber den Ursprung der Zigeuner (64). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Zur Bibliographie Charles Nodier's (65). Französische Lustschlösser (67). Ueber Freimaurerei (66). Ernest und der Häringsfang (67). Was sichert in Paris den Erfolg der Theaterstücke (68). Die General-Probe der Gluckschen Iphigenia in Tauris (70). Mein erster Kinderschen der Vaterstadt. Von Charles Nodier (73). Einbürgerung der Menschen. Von Ph. Dufour (74). Das Hauptquartier Napoleon's. Von Alexis Pluter Wolowski (75). Die Tuilerieen. Von Paul Wermond (77). Bibliographische Mittheilungen.

Italien.

Januar: Der Gymnasial-Unterricht in der Lombardei. Von Defendente Sacchi (12). Bilder aus Sicilien. Von einem Englischen Offizier (13). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Venedig, nach Herrn von Hauffez (14). Historische Notizen über die Feier des Neujahrstages. Von Defendente Sacchi (19)

März: Bartolini's Kunst-Werkstatt in Florenz (29). Die Französische und die Englische Nationalschuld. Von Adrian Balbi (33). Ein Frühstück zu Aquapendente (35). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Merry's Italiänische Reise. Zweiter Artikel (63). Geschichte der Italiänischen Literatur. Von Giuseppe Maffei (66). Briefe berühmter Italiäner, die von Anbeginn des 18ten Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten lebten (69). Bibliographische Mittheilungen.

England.

Januar: Das Englische Journalwesen vor funfzig Jahren (1). Eine Reise durch Irland im Jahre 1834. Von H. D. Inglis (3). Die Irländischen Bettler. Von einer Englischen Dame (4). Die verschiedenen Theorieen über den Mechanismus der Stimme (5). Englands Phantasiepie (6). Die Frauen, besonders in Frankreich, England und Deutschland (8). Die Irländischen Dienstboten (10). Einige Worte über Spritsen, so wie über alte und neuere Kochkunst (11). Der Wiedergesundene (11). Die Dauer des menschlichen Lebens (12). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Die Fürstin, oder die barmherzige Schwester. Von Lady Morgan (14). Erinnerungen aus einer Reise nach dem Polar-Ocean. Von einem Britischen Offizier (16). Die Musik der Shakespeareschen Poesie (19). Selbstbekenntnisse Shakespeare's (20). Bericht über eine Reise in die südlichen Gegenden des Atlantischen Meeres in den Jahren 1828, 29 und 30, unter dem Kommando des Capitain H. Foster, verfaßt von W. H. B. Webster (22). Das Englische und das Französische Heer. Erster Artikel (23). Bibliographische Mittheilungen.

März: National-Charakter der Engländer, Franzosen, Italiäner und Nord-Amerikaner (26). Das Englische und das Französische Heer. Zweiter Artikel (28). Zur allgemeinen Völker-Statistik. Nach dem eben erschienenen Werke von Mac Gregor (31). Riesen, Gianten und Cyklopen. Von Leigh Hunt (32). Die Londoner Zeitungen und ihre Herausgeber (33). Die Poesie des Familienlebens in Großbritannien (35). Die Musik der Engländer im Jahre 1834 (38). Bibliographische Mittheilungen.

April: Die Englische Bühne in Ostindien. Aus dem Reise-Tagebuch eines Engländers (40). Die jährlichen Zusammenkünfte der Britischen Gelehrten (43). Denkwürdigkeiten aus Morrison's Leben (46). Selbstbekenntnisse Shakespeare's. Zweiter Artikel (49). Lord Stanley (51). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: London, Paris, Brüssel und Haag. Von einem Engländer (57). Literarische und historische Denkmäler in England. Von Lady Morgan (59). Shakespeare Irland (61). Der Student. Eine Sammlung vermischter Schriften. Von Edward Lytton Bulwer. London, 1835 (62). Charakteristiken. Von Charles Lamb. I. Mein erster Abend im Schauspiel (64). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Charakteristiken, von Charles Lamb. II. Während der Genesung (65). Capitain Reck zweite Entdeckungsreise nach dem Nordpol (66). Coleridge's Zeichenspreche (71). Ueber Ursprung, Gestaltung und Fortschritt der Englischen Sprache (72). Dem Glück der üblen Laune (73). Die Wissenschaft, eine Quelle des reinsten Genusses. Von Lord Brougham (76). Ueber den Farbenwechsel des Chamäleons (77). Bibliographische Mittheilungen.

Digitized by Google

Holland.

März: Holländische Zustände (28). Bibliographische Mittheilungen.

Belgien.

Januar: Die freien Städte in Flandern (3).

April: Belgiens öffentliche Charaktere (29). Die Fürstin von Chimay [Madame Tallien] (44). Ueber Belgiens Kunst und Künstler. Von Roger de Beauvoir (46).

Schweden.

März: Der Tod Gustav Adolf's (36). Bibliographische Mittheilungen.

April: Schwedische Romanen-Literatur. Azurous Tintomera (40). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Geijer's Erinnerungen an England und Deutschland (53).

Norwegen.

April: Sammlungen zu der Norwegischen Volks-, Sprache und Geschichte. Christiania, 1833 (46).

Juni: Die erste Verkündigung des Christenthums in Norwegen. Von Snorre Sturlason erzählt in der Heimskringla. Aus dem Isländischen (76).

Polen.

Mai: Polnische Geographie vom Reiche der Poesie (36). Bibliographische Mittheilungen.

Rußland.

Januar: Die schlechten Zeiten. Von Th. Bulgarin (1). Besuch bei einem Landedelmann vom alten Schlage. [Fragment aus einem noch ungedruckten Russischen Roman] (3). Russische Skizzen. Auch in Moskau kennt man sich nicht wieder (7). Kirdschali, der Räuber. Von A. Puschkin (10). Der Staatsdienst in Moskau (13). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Wo überwintern die Krebse? Eine Russische Geschichte (19). Die schreckliche Hochzeit. Eine Kosaken-Sage (20). Die Entdeckung von Amerika. Sendschreiben des Gouvernements-Secretairs Peruschkoff an den Admiral in Spanischen Diensten und Ritter Christoph Columbus (24). Bibliographische Mittheilungen.

März: Moskau im Jahre 1612 (31). Ueber eine neue Ersteigung des Ararat (34). Eine Russische Volkssage. Skizze aus der Biographie meiner Großmutter (37). Bibliographische Mittheilungen.

April: Eine Novelle vom Balkan (41). Die Familie und der Geburtsort Lomonossoff's, des ersten Russischen Dichters (47).

Mai: Das Erdbeben. Ein Russisches Landschaftsbild (34). Epistel über das Russische Journalwesen. Von Th. Bulgarin. An die Redactoren Sämmtlicher Russischen Zeitschriften (61). Bibliographische Mittheilungen.

Griechenland.

März: Die Insel Hydra (26). Bibliographische Mittheilungen.

April: Demetrie Leandofolo (42). Einiges über Griechenland. Lakonien. — Das Griechische Meer. — Nauplion. — Hydra. — Aegina. — Athen und seine Alterthümer (50).

Mai: Die Kravaroten in Griechenland (57).

Jonische Inseln.

Februar: Ueber Volks-Unterricht und dessen Nothwendigkeit (18).

Türkei.

Januar: Ein Volksfest in Konstantinopel (2).

Februar: Rasterad-din Ehodschah's Türkisches Vademecum (15).

Mai: Skizzen aus Konstantinopel im Jahre 1834 (52, 56 und 60). Bibliographische Mittheilung.

Juni: Sultan Mahmud. Dargestellt von einem Offizier der Nord-Amerikanischen Flotte (72).

Syrien.

Januar: Die Christen in Jerusalem. Von Jules Amic (7).

Armenien.

Februar: Schicksale der nach Polen ausgewanderten Armenier (22).

Ostindien.

April: Geschichte Rundschit Sing's, Fürsten von Lahore (45). Goa (49).

Mai: Gesundheits-Stationen auf dem Himalaja (39). Die Abenteuer des Kamrup. Aus dem Hindostanischen in's Französische übersetzt von Garcin de Tassy. Paris, 1835 (64).

China.

Januar: Die militairischen Frauen (10).

Februar: Barbaren und Barbaren-Auge (25).

März: Verkehrte Ansichten von Chinesen und Chinesischem (30).

Juni: Ueber die Bevölkerung von China (67).

Asien.

Januar: Journal der Asiatischen Gesellschaft von Großbritanien (6).

April: Georgische Romane (47).

Juni: Die Frauenbäder im Orient (70). Einige neue Details über Lokalitäten und Sitten der Beduinen (73).

Aegypten.

März: Mehmed Ali's Harem (28). Strafgesetze der Aegypter (32).

Afrika.

April: Der Harem des Bei's von Tunis. Mitgetheilt von Lady Temple (45).

Nord-Amerika.

Januar: Religions-Sekten in den Vereinigten Staaten. Nach dem Amerikanischen Kalender vom Jahre 1833 (11). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Die periodische Literatur der Vereinigten Staaten (18). Washington's Papiere (20). Bibliographische Mittheilungen.

März: Eine Wanderung durch die Savannen des westlichen Nord-Amerika's. Von Washington Irving (36).

April: Ein Besuch bei dem Oberst Aaron Burr (48).

Mai: Abbotsford und Newstead-Abtei. Von Washington Irving (63).

Juni: Die Poesie der Nord-Amerikaner (68). Cincinnati und die heutigen Nord-Amerikaner (77).

Süd-Amerika.

Februar: Ein Präsidenten Süd-Amerikanischer Staats-Umwälzungen. Von einem Französischen Reisenden (15).

Mai: Der Diktator Francia (54 und 62).

Australien.

Mai: Neu-Süd-Wales (53).

Deutsche Literatur im Auslande.

Januar: Deutscher Charakter und Deutsche Literatur in Beziehung auf Frankreich (1). Einige Worte in Bezug auf diese Rubrik überhaupt. — Deutsche Erklärer des Shakespeare. — Schiller in Nord-Amerika. — Mistress Jamesen über Ludwig Tieck (4).

Februar: Nachdrückliches Treiben der Deutschen Literatur in Frankreich. — Revue du Nord. — Die Musen in Avignon. — Rostock, Kiel und Göttingen (25).

Mannigfaltiges.

Januar: Ein Russisches Urtheil über Dr. Meyen's Reise um die Welt. — Verkauf von Briefen berühmter Männer. — Schädlichkeit des Essigs. — Zur Statistik von Frankreich. — Täglicher Briefverkehr der Haupt-Post-Aemter von London und Paris. — Zur Statistik von Großbritanien. — China und sein Handel. — Jagd auf ein Rhinoceros. — Geographische Kenntnisse der Perser. — Verzeichniß der wichtigsten im Jahr 1833 in Frankreich eingebrachten Handels-Artikel. — Bäume, an denen Vögel wachsen. — Nachrichten aus dem südlichen Afrika. — Künstler-Stolz. — Der Handel mit China. — Byron's Denkmal. — Feuerbrünste in Konstantinopel. — Die Papier-Fabrication in England. — Wissenschaft ist Macht. — Trinkbarmachung des Seewassers. — Das Opernhaus zu Lissabon. — Das Gastmahl eines Brahminen. — Das Mittelalter im heutigen Korsika. — Bico's Werke. — Die Vorahs in Indien. — Ein Mörtel aus Algier.

Digitized by Google

Februar: Der Norden und der Süden. — Das Leben in Korfu. — Pferde-Zucht in England. — Sir Thomas Picton. — Der Theebau in Ostindien. — Eine Art, im Schnee zu schlafen. — Der Amerikanische Bohrwurm. — Englische Literatur im Jahre 1834. — Wachsthum des Menschen. — Das Gewicht des Menschen nach dem verschiedenen Alter und Geschlecht. — Aus dem Leben der Kaiserin Katharina II. — Die Britische Seemacht. — Valparaiso. — Die Condors. — Bevölkerung mehrerer Städte Rußlands. — Seltsame Vegetation. — Leben in Tver. — Die letzten Tage von Pompeji. — Thrasybul's Rede eines Königs im innern Afrika. — Weibliche Ausdauer. — Illuminations-Patriotismus. — Wohlfeile Prachtausgabe Französischer und anderer Klassiker. — Die Eitelkeit Kneller's. — Ursprung des Englischen Wortes **Quiz.** — **Sonderbares Testament.** — Eine Anleihe vor alten Zeiten.

März: Schiller in Polnischer Uebersetzung. — Die Familie Bernet. — Der Suenos-Stein in Schottland. — Zur Armenischen Gelehrtenkunde. — Die Juden im westlichen Indien. — Die Jagd des Känguru in Neu-Holland. — Reizbarkeit der Muskeln des Haifisches. — Die Chinesischen Faeben. — Die wilden Hunde in Neu-Holland. — Coleridge's Urtheil über Schiller. — Musikalisches aus Nord-Amerika. — Coleridge über Shakespeare. — Cobbet und die Papier-Händlerinnen. — Die Sage vom Ursprunge Patidobra's. — Welt-Literatur-Zeitung. — Sir Martin Frobisher. — Persischer Ehrensold. — Treue einer Australischen Wilden. — Coleridge über die Amerikaner. — Coleridge über Don Quixote. — Die Britische Nationalschuld. — Ein Denkmal für Schill. — Alt-Calabar. — Die Baumwollen-Fabrication in England. — Das Leben in Neapel. — Finnische Literatur. — Winter-Konzerte in St. Petersburg. — **John Quincy Adams.**

April: Das Russische encyklopädische Wörterbuch. — Amerikanische Anekdoten. — Englische Scharfspielerinnen. — **Mrs. Astley.** — Zerstreutheit. — Raumer's Briefe aus Paris. — Corneille's Armuth. — Afrikanische Titel des Bei's von Tunis und des Königs von Frankreich. — Bruder Jonathan. — Russische Wetter-Prophezeihung für dieses Jahr. — Das Boltigeur-Genie. — Die Sage von Adam's Berg. — Der Meer-Kokusbaum. — Die Kretolen, oder das Leben auf den Antillen; Roman von J. Lepilloux. — Elephanten-Jagd auf Ceylon. — Musikalisches Genie. — Zustand der Bevölkerung von Frankreich. — Lob der Bisiten-Karten. — Plum-Pudding.

Mai: Tübetanisches Wörterbuch. — Die Ehen in Frankreich und in England. — Die Derwische Mewlewi in Konstantinopel. — Zur Charakteristik von Richard Löwenherz. — Englische Sonderbarkeiten. — Literarische Notabilitäten unter den Tories und Whigs. — Gregor XVI. — San Marino. — Kenn, Bischof von Bath. — Volksbildung auf den Ionern. — Algier, wie es jetzt ist. — Surate. — Reiterleben in Chili. — Capitain Roß. — Martos. — Ursprung der Zehnten in England. — Verschiedene Arten der Trauer. — Sydney Toleranz. — Bulgarin contra die Erde und ihre Bewohner. — Griechischer Ahrenstolz. — Der Schädelthurm.

Juni: Meteorologische Feste. — Merkwürdige astronomische Theorie. — Gold-Literatur. — Der Miniatur-Modellirer Sanglodarini. — Hölzerne Artillerie. — Mauritische Trinker. — Pocken-Impfung in London. — Fruchtbarkeit des Getraides. — Die Baumeister von Tunis. — Wieder ein neuer Kopernikus. — Bevölkerung der Französischen Kolonieen. — Canning als Dichter. — Logier-Häuser in London. — Kalte Winter während der letzten zehn Jahrhunderte. — Das Apricosen-Del der Chinesen. — Der Zauber in China. — Kriminal-Berichte aus London. — Das Kindvieh in China. — Frankreichs und Englands Leinhandel. — Ein toller Elephant. — Shakespearana.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 1. Berlin, Freitag den 2. Januar 1835.

Deutsche Literatur im Auslande.

Deutscher Charakter und Deutsche Literatur in Beziehung auf Frankreich. *)

Was uns in Deutschland gefällt, sind seine einfachen edlen Sitten. Während in andern Ländern der Strom der Civilisation das moralische Gefühl mit sich fortgerissen, es geschwächt und erstickt, hat das Deutsche Land, bei aller steigenden Kultur, seinen alten ursprünglichen Charakter, seine alte Treue und Redlichkeit beibehalten. Nicht etwa, als wenn Germaniens Boden das absolute Gebrauch der Moral und der Tugend wäre. Es läßt sich vielmehr gar nicht leugnen, daß auch Deutschland seine Schurken, seine Sünder und Verbrecher hat. Allein im Allgemeinen kann man nicht umhin, der edle Einfalt und die Unschuld seiner Sitten zu bewundern. Das häusliche, das Familien-Leben hat sich hier in seiner ganzen Heiligkeit und mit allem seinem Zauber frisch erhalten. Das Romantische, das Erhabene, ja der Ernst, der hier das Band der beiden Geschlechter zusammenknüpft, hat noch jetzt einen ganz eigenthümlichen und besondern Reiz. Aber selbst die Ungebundenheit und Zügellosigkeit wird hier von einem gewissen Enthusiasmus, von einer, sey es auch Überspannten, Ihee geleitet, die sie immer in bestimmte Schranken zurückweist, und mit ganz, unsern Leben läßt; die Ausgelassenheit selber erstreckt sich bei den Deutschen nie in das Maßlose, sie reißt nicht Alles auf ein Mal nieder, sondern erscheint mehr naiv, als frech und wild; kurz, in Deutschland hat man die natürlichen moralischen Gefühle und die einfachen unschuldigen Sitten treuer und lebendiger aufbewahrt, als irgendwo sonst. Nicht eben so einfach und natürlich erscheinen mir die Wissenschaften, die Bücher der Deutschen, allein darüber werde ich sprechen wir nur von den Sitten, und noch nicht von der Literatur dieses Volkes.

Als ich mich eines Tages mit einem Deutschen Philosophen von den verschiedenen Charakteren der Bewohner Deutschlands und Frankreichs unterhielt, sagte er zu mir: „Wissen Sie wohl, was unsere bei den Nationen hauptsächlich von einander unterscheidet und sie charakterisirt? Lediglich der Umstand, daß Ihr Vaterland weit mehr Hagestolze aufzuweisen hat, als das meinige." Ein Gedanke, der mir immer bedeutungsvoll erschien, und der uns den Schlüssel zur Lösung manches Räthsels an die Hand giebt. Deutschlands Jugend hat eben so viel Brausseköpfe und nicht minder aufgeregte Gemüther, als Frankreich. Wer daran zweifelt, dürfte nur gewisse Deutsche Universitäten und Akademien besuchen, um sich zur Genüge davon zu überzeugen. Allein trotz dem bleibt es in Deutschland ruhig; es wird nicht, wie Frankreich, etwa alle fünf, sechs Jahre ein Mal aus seinen Fugen gerissen. Dies kommt daher, daß man aus Deutschland die gute Sitte nicht verbannt, daß man hier vor der Ehe und dem Familien-Leben alle Achtung und Ehrerbietung hat. Hat der Deutsche Studenkopf seine drei Universitäts-Jahre zurückgelegt, tritt er in irgend ein Amt ein, so ist er auch darauf bedacht, sein Ehebündniß einzugehen, und dann hat's auch mit allen weitschichtigen Plänen, mit allem Freiheits-Schwindel und politischen Treiben ein Ende. Der ganze Zeitraum der Gefahr und des blinden Enthusiasmus erstreckt sich bei dem Deutschen auf höchstens vier bis fünf Jahre, etwa die Zeit, wo er das Gymnasium verläßt, bis zu seinem Eintritt in ein Amt und zur Vorbereitung für den Ehestand. Dagegen in Frankreich verbreitet man sich hat, und somit verlängert man das Alter des revolutionairen Geistes noch um mehrere Jahre. Denn auch der Franzose läßt in seinen Freiheits-Eifer nach, und giebt den politischen Schwindel endlich ganz auf, sobald ihm nun das erste Kind geschlich wird. Nur weil es in Frankreich viel Hagestolze giebt, weil auch die Uebrigen sich wenigstens fünf Jahre später als in Deutschland verheirathen, nur darum ist man in jenem Lande aufschriftsch gestimmt, und es allen politischen Intriguen stets geneigt und aufgelegt.

Eins erzeugt immer das Andere; der einfache Charakter des Deutschen entspricht vollkommen seinen einfachen Sitten. Man bemerkt im Allgemeinen in den Privat-Häusern in Deutschland weit weniger Luxus als in Frankreich, und dieser Umstand beweist auch eben zum Theil, daß man dort sich weit mehr und weit eher verheirathet. Da eine Deutsche Haushaltung nicht eben mit zu großen Kosten verknüpft ist, so kann man sich leicht dazu entschließen, so zeitig als möglich eine eigene Wirthschaft zu führen. Deutschland besteht überdies meist aus kleinen Städten und großen Marktflecken, und die Masse der Bevölkerung drängt sich nicht in Ein oder zwei große Städte zusammen. Deutschland hat eigentlich gar keine Hauptstädte, und will man auch die beiden Hauptstädte Preußens und Oesterreichs, Berlin und Wien, dafür gelten lassen, so kann man sie doch, hinsichtlich der Einwohnerzahl, mit London und Paris kaum in entfernte Vergleichung stellen. Der Deutsche nun in seiner kleinen Stadt, in seinem Marktflecken, führt ein weit weniger kostspieliges und um so angenehmeres Leben, als es in großen Städten möglich ist, und er hat weniger Gelegenheit, sich einerseits zu übermäßigen Reichsthümern hinaufzuschwingen und andererseits in das tiefste Elend hinabzusinken: Beides Umstände, die meist zum Verderben und Unglück der Bewohner großer Städte führen.

Das häusliche Leben und die große Hinneigung zu demselben unterscheiden den Deutschen auf eine ganz auffallende Weise von dem Franzosen. Letzterer gewinnt, wenn er sich außerhalb seiner Behausung, außerhalb seiner Familie befindet; nur außerhalb ist er immer liebenswürdig, geschmeidig, gefällig, lustig und froh. Dagegen der Deutsche gewinnt ungemein, wenn er im eigenen Hause, mitten unter den Seinigen gesehen wird. Nur hier ist er an der rechten Stelle, hier erscheint er in seiner wahren Kraft und Gloria. Befindet er sich außerhalb, so wird er oft verlegen und steif; er traut sich selbst nicht recht und mißtraut auch Anderen, und darum fürchtet er, weit er sein gutes Herz kennt, immer und überall angeführt zu werden, oder noch weit mehr, daß man ihn dafür halten möchte. Ist er aber zu Hause, steht er sich von dem Kreise seiner eigenen Familie umgeben, so ist seine Güte in seiner Gefahr, und er zeigt eine Ruhe und Würde, die wahrhaft bewundernswürdig sind.

Um dieses Mißbehagens in der Fremde und der Freuden im Schooße der Familie, um seiner Hinneigung für das Häusliche, endlich um seiner glücklichen Ruhe und Würde willen, liebe ich Deutschland, das noch einen großen Theil von den alten Gewohnheiten, von der ursprünglichen Germanischen Treue und von der einfachen natürlichen Moral erhalten und aufbewahrt zu haben scheint. Ich liebe Deutschland und wünsche von ganzem Herzen seine Allianz und seine innige Verbindung mit Frankreich.

Jenseits des Rheins sind die Schätze häuslichen Glückes, reiner Religiosität und selbst erhabener und romantischer Gefühle aufgehäuft, die meine Begierde rege machen, und es ist mein sehnlichster Wunsch, daß uns ein immer engeres und innigeres Band mit Deutschland verknüpft, um seine moralischen Reichthümer mehr benutzen zu können, deren meine Landsleute so sehr bedürfen.

(In einer anderen Weise spricht sich Herr Girardin über die literarische Verbindung Frankreichs und Deutschlands aus:)

Unglaublich (sagt er) kann man den großen Einfluß berechnen, den die Deutsche Literatur seit zehn Jahren auf die Französische ausübt; allein ich wäre nicht eben geneigt, diesen Einfluß als vortheilhaft zu bezeichnen. Ich liebe die Deutsche Literatur und würde deren Einfluß auf Frankreich um so eher begünstigen, als derselbe nothwendig seinerseits auch die moralische und politische Allianz befördern dürfte, die ich so eifrig als möglich wünsche. Allein, wenn ich auch auf die moralische und politische Union zwischen Frankreich, Deutschland und England so begierig bin, so mag ich noch keineswegs eine blinde, wirre Vermischung des Charakters und der Sitten dieser drei großen Völker. Ich bin weit davon entfernt, zu wünschen, daß Deutschland und England auf ein Mal Französische Gesinnung bekämen und mit Leib und Seele auf die Politik sich werfen, oder daß England und Frankreich sich gleich Deutschland in tiefe spekulative und mystische Betrachtungen einließen. Es ist vielmehr die Verschiedenheit, daß die drei Völker ihre ursprünglichen eigenthümlichen Sitten und ihren Nationalgeist stets bewahren; sie könnten sich immerhin möglichst annähern, ohne sich jedoch dadurch gegenseitig aufzuheben, ja sie mögen einander wechselsweise, aber nur nicht sich aufreiben. Denn nur dadurch, daß sie in ihren Sitten und Charakteren von einander geschieden bleiben, bedeutungsvoll für sich bestehen, können sie einander Werth und ihren wirksamen Einfluß auf einander, indem sie sich stets noch Etwas einander anzuwünschen und gegenseitig mitzutheilen haben. Nur das Ungleichartige kann gewissermaßen eine passende Verbindung und Vermählung mit einander eingehen, indem erst durch das Zusammentreffen der Verschiedenheiten ein vollkommenes Ganzes entsteht. Auf diese Weise verstehe ich die moralische und politische Allianz der Völker des Westens und eben in demselben Sinne wollte ich auch der literarische Allianz zwischen Frankreich und Deutschland verstanden wissen.

Trotzdem aber scheint diese Allianz nicht auf die rechte Weise zu Stande gekommen zu seyn. Ein Deutscher, der bemerkte, wie unsere Literatur die seines Vaterlandes nachzuahmen sich bestrebt, sagte eines Tages lächelnd zu mir: „Ihre Landsleute haben wohl Deutschland viel gekostet, allein sie haben es noch nicht verdaut." Dies ist in der T

*) Aus den Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne, von St. Marc Girardin.

Digitized by Google

eine treffende Bemerkung. Wir haben von Deutschland einige neue Wissenschaften, oder vielmehr einige neue Namen für alte Wissenschaften entdeckt. So haben wir von Deutschland die „Philosophie der Geschichte“ überkommen; mehr den Namen, als die Sache; denn schon Bossuet, Montesquieu und Voltaire haben es verstanden, mit philosophischen Gedanken und Ideen an die Geschichte zu gehen.*) Ich habe keineswegs die Absicht, gegen die Philosophie der Geschichte zu polemisiren; es ist vielmehr eine Wissenschaft, der ich selbst zugethan bin; allein ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß wir gerade auf diesem Felde uns am meisten verirrt; hier ist es, wo wir gefostet und nicht verdaut haben. Die Philosophie der Geschichte klingt im Munde Deutscher Philosophen oft nicht anders, als ein dunkler Orakelspruch oder irgend eine sage nichtssagende Zauberformel. Sie blickt weit in die Ferne, allein sie erfaßt nur undeutlimmte wirre Umrisse; sie ist kühn, unbeschränkt, tief, allein zu gleicher Zeit ist sie auch unmethodisch, willkürlich, zumtheil auch dunkel. Was stand zu erwarten, daß sie mit der Ueberfahrt über den Rhein an Heiligkeit und Präcision gewinnen würde, und daß sie, ohne etwas an ihrer Tiefe zu verlieren, sich jene Klarheit zu eigen machte, die, wie man sagt, dem Französischen Geiste so ganz eigenthümlich ist. Allein dies war nicht der Fall; anstatt die Philosophie der Geschichte aufzuhellen, hat sich der Französische Geist durch die Berührung mit derselben keineswegs selbst verbessert, indem er sich in jene finstren Nebel hineinstieß, wo das Auge Nichts klar und deutlich erblickt, wo aber Alles hineingesehen und herausgerathen werden kann. Jener Vers von Virgil:

Aut videt, aut videsse putat per nubila lunam,

scheint das Motto der Philosophie der Geschichte in Frankreich geworden zu seyn. Um die Ideen zu entdecken, die in den Thatsachen und Ereignissen verdunkelt sind, hat man die Thatsachen selber in Schnee und leichte Schatten umgewandelt, die im Hintergrunde philosophischer Systeme, gleich einer glanzvollen, aber wirren und unsicheren Vision, nach Belieben entstehen und wieder vergehen. Diese Art, Geschichte zu schreiben, ist, im Vergleich mit der alten, mit der Herodot's, des Titus Livius, Voltaire's und Gibbon's, das, was das Bild in der Zauberlaterne im Vergleich mit der Sculptur ist. In der Sculptur erscheint Alles deutlich en relief, Alles ist Körper und Wahrheit; das gegen in der Zauberlaterne ist Alles schwankend, unbestimmt und süchtig, Alles Schatten und Täuschung.

Indem diese Dunkelheit des Gedankens auch auf den Stil übergegangen ist, haben bald die abstrakten Ausdrücke und Worte allen Stoff und Inhalt der Erzählung in sich verschlungen. Die Ideen haben die Männer aus der Geschichte verjagt, und in den Schlachten steht man keine Armeen mehr gegen einander auftreten und fechten, sondern Systeme und Prinzipien.

England.

Das Englische Journalwesen vor funfzig Jahren.

Von Charles Lamb.

Wir leben in einer Zeit, wo die Presse allgewaltig ist; Minister in Sammtkleidern und Dandy's mit geiden Hausschuhen arbeiten mit daran, um die große ungeheure Maschine lebendig im Gange zu erhalten. Aber es gab auch eine Zeit, wo sich die Fürsten und Herren nicht eben mit solchem Eifer zur Presse hindrängten. Wir dürfen gar nicht weit hinaufsteigen, noch an Ende des achtzehnten Jahrhunderts finden wir die Quelle dieses riesengestaltigen Flusses, dieses stürmenden und nach allen Seiten hin rauschenden Stromes in einem sehr schwachen und dürftigen Zustande.

Ich war zwanig Jahr alt, als ich in einem Kaffeehause in der Nähe von Somerset-House mit einem hageren Greise zusammentraf, der mir als ein wahres Bild der Zeit erschien; er hieß Daniel Stuart; gleich Saturn ermangelte er der Zähne, und seine platte Stirn erhob sich kentrecht oberhalb der zurückgedrungenen Nase; schon sollte er in sein siebzigstes Jahr eintreten, und noch stand die Morning-Post, die er von der ersten Entstehung an hirigirt hatte, in voller Kraft und Blüthe. Der gute Daniel Stuart, der pazleich Gentleman war und Journalist, großmüthig und Redacteur, und endlich freimüthig, obgleich Diplomat! Kaum hatte ich einige Worte mit ihm gesprochen, als er, gleich einem verständigen Gärtner, der bald die geeignete Pflanze erkennt, die sich seiner Pflege empfiehlt, und der ihm einst diese oder jene Früchte bringen wird, in mir auf der Stelle den künftigen Literaten entdeckte. Die periodische Presse hatte ihm sein Verständniß geschärft, er hatte sie in ihrer Wiege geiehen; er erinnerte sich noch an Daniel de Foë, den ersten Gründer der Reviews, an Addison und Richard Steele, in den ren Augen ein Journal soviel als ein Hebel der Politik, oder ein Tribunal für die Sitten war. Daniel war stets gleichgültig und leidenschaftslos; denn es ist die erste Pflicht eines Journalisten, es zu sein mitten unter den Umwälzungen und den wechselnden Schicksalen der Politik und der Literatur, und nur einmal sieht man ihn vom Bureaue der „Morning-Post“ deren Dachwerk eine prächtige goldene Kugel zierte, und dem Somerset-House gegenüber befanden, sagte er zu mir: „Sie sehen hier das Museum, das herrliche Gebäude, wo die elegante Menge täglich hinströmt, und dessen Eingang an den der Mornings Post stößt! Würden sie mir wohl glauben, daß ich in den dreißig Jahren, seitdem ich mich als Eigenthümer regelmäßig in meinem Bureau einfinde, es mir auch nicht einfallen ließ, von meinem Wege abzuweichen und mich nach Somerset-House zu begeben?“

*) Es bleibt aber doch noch immer etwas Anderes, wie die Franzosen, einzelne philosophische Ideen in die Geschichte zu versetzen und hineinzuweben, oder, wie die Deutschen es ganz mit Scharfsinn und Tiefsinn erschöpftes systematisches Gebäude aufgeführt zu haben, was nur von dem Franzosen, dem in Deutschland vorzüglich ausgebildeten Wissenschaft, noch übertroffen wird, wie er selbst nicht, in Dunkel zu hüllen, verstehen werden konnte.

Von diesem Manne erfuhr ich die Geschichte des Ursprungs, der Fortschreitens und der weitern Entwickelung des Journalismus. Er wußte Alles, was nur auf diesen wenig bekannten Gegenstand Bezug hatte; es war ihm nicht entgangen, zu welchem Preise jedes einzelne Journal angeschlagen wurde, und welche Kapitalien dazu erforderlich waren, um es zu begründen; er erzählte mir das Alles und ich hörte ihm mit vielem Vergnügen zu. Ich begab mich mit ihm auf die weite Entdeckungsreise, mit einem Enthusiasmus, gleich dem Reisenden Bruce, der noch Abyssinien ging, um die geheimen Quellen des Nils aufzufinden. Mein Leser verlange nur nicht von mir, daß ich ihm alle Namen und Data wiederhole, die ohnedies kein Interesse für ihn haben können und deren ich mich auch nicht ganz deutlich mehr erinnere. Es wird genügen, wenn wir uns nicht weiter als funfzig Jahre hinauf verlieren. Diese Reise wird zwar weniger lang, aber hoffentlich auch nicht weniger angenehm seyn.

Der von mir eine ausführliche Geschichte der periodischen Presse erwartete, der wäre sehr im Irrthume. Es ist ganz und gar nicht meine Sache, mich in irgend weitläufige und gelehrte Untersuchungen einzulassen! Ich gleich immer jenen Afrikanischen Jusseten, die sich lebendig ausschwinden, etwa einen Fuß weit vorwärts dringen und plötzlich verschwinden.

Ich habe allen Respekt vor großen Arbeiten, so wie überhaupt vor allen großen Dingen. Als ich mich noch im Christ-College zu Oxford befand und zum ersten Mal von den wunderbaren Begebenheiten Bruce's hörte, der ausgegangen war, die Wiege des Nils aufzusuchen, da entschloß ich mich plötzlich, dem großen Reisenden nachzuahmen! Die Sonne leuchtete am Firmamente, und der große Kanal, der durch die Landschaft von Middlesex sich hinzieht, wurde von ihren Strahlen erhellt; ich nahm zwei Zwiebacke und zwei Birnen in meine Tasche und begann, den Lauf des Kanals zu verfolgen. Ich hatte Niemanden davon gesagt, denn ich wollte ganz allein, ohne alle fremde Beihülfe, zur Quelle meines Nils gelangen; ich schwang mich auf die Fittige der Hoffnung und ließ mir den Weg von ihr zeigen. Sie führte mich auf grünenden Pfaden durch blühende, schöne Thäler; ich ging immer allein und verfolgte meinen Fluß bin und her schlängelnden Windungen. Aber der Kanal dehnte sich immer weiter aus und schien allen meinen Anstrengungen zum Widerstande zu trotzen.

Ich hatte unterdessen schon eine große Idee von mir selbst gefaßt! Ich hielt mich für nichts Geringeres, als einen zweiten Bruce. Allein kaum hatte ich mit meinen kleinen schwachen Füßchen vier (Engl.) Meilen zurückgelegt, als sie schon ganz wund gelaufen waren, und ich war vor Mattigkeit ermüdigt, mich auszuruhen. Die Sonne war schon im Begriff, unterzugehen, der Hunger drückte mich, und doch war mir meinen Vorsatz treu zu bleiben, nicht in den Sinn gekommen, ich hätte noch zwanzig Meilen machen müssen, um mein ritterliches Unternehmen zur Ausführung zu bringen. Indeß begab ich mich bald ohne Weiteres nach einer kleinen Meierei bei Tottenham, ließ mir daselbst etwas Milch und Brod dazu geben, und hatte mit schwerem Herzen für immer die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht eben leicht sey, ein Herr zu seyn.

Dies Hilfsbuch, mein lieber Leser, kann Dir dazu dienen. Dir wohl zu werden, daß, wie ich schon gesagt, auch meine Reise mit dem guten Daniel nicht eben so weit gehen werde, als man dem ersten Ansatze nach wohl denken möchte; denn nicht zu der unspringlichen Quelle, nicht zu der Wiege des Journalismus werden wir gelangen, sondern nur einen kleinen Spaziergang auf funfzig Jahre vor der gegenwärtigen Zeit wollen wir beschreiben zu machen versuchen.

„Arbeiten Sie doch, junger Mann“, sagte der gute Daniel, nachdem er sein Glas Negus getrunken, zu mir, indem er sich seinen fatanienbraunen Rock zuknöpfte. „Ihr reicher Vetter, der Sie, wie Sie glauben, lieb hat, kann sehr leicht auf den Einfall kommen, nicht so bald zu sterben, ja er kann auch plötzlich verschlafen, nicht mehr daran zu denken. Also seine Ehe oder sein langes Leben hindern ihn keine günstigen Aussichten für Sie dar. So arbeiten Sie denn; ich werde Ihnen Arbeit geben.“

Ich riß meine Augen weit auf; mein Ehrgeiz war geschmeichelt und meine Eitelkeit aufgeregt.

„Es mangelt Ihnen“, fuhr Daniel fort, „nicht an Geist. Unsere Morning-Post ist in guten Gange; wir sehen mehrere hundert Exemplare davon ab, indem wir sie auf den Straßen ausrufen lassen. Es ist nicht gerade eine Stelle vakant, worauf Sie Ihr anmeldet Sie — „Ohne Zweifel. Nur dürfte ich fragen, welcherlei Arbeiten ich mich zu unterziehen habe?“ — „Das sollen Sie gleich erfahren. Wir bedürfen bei unserem Journal eines Mitredenten, der Schrz und Laune in dasselbe zu bringen verstehe. Derselbe muß uns täglich eine gewisse Zahl von Bon-Mots, Pointen, Epigrammen und Wortspielen liefern. Wir bezahlen das Stück mit drei Pence (2½ Sous) und das ist sehr viel. Unsere Redacteurs sind in dieser Hinsicht keineswegs so freigebig als wir. Was die Größe betrifft, so darf ein Artikel höchstens aus zehn und muß zum wenigsten aus drei Zeilen bestehen; wir verlangen ihn kurz und brillant. Sind Sie damit einverstanden?“ — „Sehr wohl. Nur das eine Wort noch zu fragen. Womit soll ich diese Artikel ausfüllen?“ — „Mit Witz, mit Witz, so viel Witz als möglich. Sprechen Sie von der Mode, von galanten Abenteuern, von dem Hofe, von der Stadt und Jungfernfabrik und Allem. Ein Journal muß nicht belehren wollen. Es genügt, wenn es amüsirt. Wohl verstanden! Glänzende Ausdrücke, pikante und zuweilen interessante Einfälle, das ist Alles, was wir verlangen.“

Das war ein Journal vor funfzig Jahren, ein Lustlgmacher für die elegante und nicht elegante Welt, der Knotholzen zum Besten gab über Herr und Madam, und schlechte Witze riß, bald in Gestalt einer Posswortiers, bald als eine Art Charaterzeichnung von geringer Bedeutung. Heutzutage bingegen ist der Journalist eine wichtige Person, in schwarzem Rocke, mit einer Tabelettbrode in der Hand, der Dich von den

Minister-Wechsel, von den Torys und Whigs unterstützt und über Ehescheidungen, über Bigamie, über Incest und Todtschlag raisonnirt. Unsere Väter waren große Kinder, das müssen wir zugestehen; aber vielleicht war auch ihr Leben von der Art, einfacher, unschuldiger und lustiger.

„Ich begreife es wohl", antwortete ich meinen guten Daniel; „aber ich fürchte nur, nicht das Talent zu besitzen, um diesen wichtigen Unterredungen zu genügen." — „Verschonen Sie es", erwiederte Daniel; „nur Muth gefaßt. Es steht Ihnen frei, Witze zu machen, von welcher Art sie immer sein mögen, nur müssen sie nicht etwa zu anständig ausfallen. Halten Sie sich einstweilen für morgen zur Probe sechs gute Witze in Bereitschaft."

So bekannt ich mich denn im ersten Jünglings-Alter, als es mit meinen Finanzen nicht eben am besten ausgesehen, auf ein Mal auf dem Posten eines ersten Possenreißers der „Morning-Post." Glücklicherweise für mich ließen sich's die Damen, die mit der Mode und den Farben alle Augenblicke wechselten, gerade damals einfallen, die Fleischfarbe allen andern vorzuziehen. Diese baldvergängliche und bald wesentliche Farbe lieferte mir den ergiebigsten Stoff zu den besten Pointen. Ich zehrte ganz anderthalb Monate davon. Heute würde ich vor mir selbst erröthen, wenn ich meine schriftstellerischen Jugendbestrebungen überlesen sollte! Indeß war kaum eine Woche verflossen, als mein Ruf mit Riesenschritten vorgerückt war. Die Setzer hatten die Weisung erhalten, Alles was ich immer einschickte, sogleich drucken zu lassen, wenn es auch nicht von dem Haupt-Redacteur unterzeichnet wäre. Erröthen der Jüngere und alle Schriftsteller am moralischen Hofe der Pompadour konnten kein größeres Glück machen, als ich. Ich armes Kind, dessen Understandesbrief sich nicht weiter erstreckte, als meine Feder reichte. Als ich alle priesmatischen Farben erschöpft, um sie in meinen Artikeln glänzen zu lassen, als ich über die fleischfarbenen Hautschuhe, über die fleischfarbenen Strümpfe nichts mehr zu sagen wußte, da mußte ich mich wiederum nach einem neuen Text umsehen. Ich suchte nicht lange. Unsere Damen, die den Französischen Moden ausschließlich fröhnten, trugen damals äußerst kurze Röcke. Da war ein neues Glück für mich. Mit meiner natürlichen Keuschheit und schriftstellerischen Unkenntheit fiel ich über dieselben her. Alle Gottheiten des Olymps mußten mir dazu ausbelfen. Venus und ihr Sohn, Mars mit seinen heroischen und romantischen Abenteuern, Pallas und Hebe steuerten gleich bei. Mich ein Haar blind umbringt, das nur zu irgend einer Anspielung dienen konnte, und alle meine Wortspiele, alle meine mythologischen Scherze und Anzüglichkeiten hielten sich so geschickt in einer richtigen Mitte zwischen dem guten und dem schlechten Ton, wie sie dem damaligen Publikum allein zusagte.

Eines Tages klopfte mir der gute Daniel auf die Schulter, indem er mir sagte, es wäre nun schon genug über die Fleischfarbe und die kurzen Röcke raisonnirt worden und wir müßten nunmehr auf einen neuen Gegenstand sinnen, eine neue Idee finden. — Es ist zum Verzweifeln", fuhr er fort, „nicht wahr, junger Mann; indeß lassen Sie nur den Muth nicht sinken. Die wechselvollen Kapricen der Frauen werden uns schon wieder aushelfen, sie lassen uns nie im Stich. Fahren Sie nur fort, diese unerschöpfliche Mine auszubeuten."

Ich that, was er mir sagte, ich griff den Kopfputz an, beschäftigte mich einige Wochen mit den engen Mieder- und den seidenen Hüten; ich brachte den Puder und die Chignons in Mißkredit und nahm Theil an der Verdammung der Reifröcke. Nachdem ich indeß fast sechs Monate hintereinander meine Epigramme und Wortspiele gefeilet, sing ich endlich an, müde zu werden. Ich glaube kaum, lieber Leser, daß Du im Stande seyn würdest, einen ganzen Monat hindurch täglich sechs kleine Pointen zu Tir zu nehmen; der soldreste Magen würde sie nicht ausbalten und er würde sich zuletzt immer mit Unwillen gegen das aufzuwürgen, was mir beliebt, und das neu Aufgetischte dem Publikum in verjüngter Gestalt vorzulegen.

Das war eine außerordentliche Erleichterung für mich, der ich doch ohnehin schon ein so angestrengtes Leben führte! Von acht Uhr des Morgens bis fünf Uhr des Abends saßen wir an dem schwarzlederne Pult angeschmiedet, das uns unser Bannerer eingerammt. Von fünf Uhr des Abends bis Mitternacht nahmen uns die Freundschaft, das Theater, wo wir, mit Freibillets versehen, die bewunderten Schauspieler Bettertes und Mistreß Siddons in Augenschein nahmen, und was es sonst Angiehendes gab, in Beschlag. Dennoch blieb uns zu unseren Scherzen für Daniel, zu unseren Wortspielen für die weiße Halsbinde und die Handschuhe des Gentlemans in Allem nur eine ganz kleine Stunde übrig, die Stunde, die uns zu unserm Frühstücke, zu einer leichtbereiteten Tasse Thee und einem Butterzwieback vergönnt war. Und in dieser Zeit sollten wir sechs Pointen abfassen! Versuch's ein Mal, theurer Leser, versuch's, wie Du's kannst!

Ich will zugeben, daß es nicht eben so was Außerordentliches ist, an einem Tage mit sechs Pointen zu Stande zu kommen. Das ist wohl wahr; wir bringen es alle Tage dazu, und ein Jeder auf eine ganz natürliche Weise, noch mehr als dies bevor. Allein nach diesen Lügen suchen wir auch nicht, sie kommen vielmehr von selbst mit großer Gefälligkeit zu uns heran, und das, versteht sich, ist etwas ganz Anderes!.

Nachdem die Journale ernst und pompös geworden, sind sie auch von ihrer ursprünglichen Höhe herabgesunken. Das Redigiren ist eine leichte Sache, seitdem die Tagsblätter ein förmliches Gepräge sich angehäuft. Denn was verlangt jetzt Dein Publikum von Dir? Novellen. Diese Novellen kannst Du aber machen, wie Du immer willst, weiß, schwarz, roth, falsch und wahr. Vor Zeiten wollte man beständig lachen. Noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts durfte man sich in der Welt nicht zeigen, ohne mit Bändern und Schleifen überdeckt zu seyn und ein süßes Lächeln im Munde zu führen. Nur die Holländischen Zeitungsschreiber und einige Französische Journalisten entgingen diesem Geschick; sie verstanden es, mit ihrer Empfahl und mit ihrem Schmutze durchzukommen. Eine Feuersbrunst, ein Schiffbruch machte ihr Glück, und bei ihnen den fruchtbarsten und wundervarsten Text! Zwei Minisiterwechsel in einer Woche geben kaum einen solchen Leckerbissen für die Journalisten des heutigen Tages ab. Welche Glückseligkeit, bei einem Journal, das ein Anteklat gewordt! Ihr theilet nunmehr die Befehle an Eure Leser aus, anstatt daß wir zu unserer Zeit diesen unterworfen waren. Wei uns war das Publikum wie der Drache im Hintergrunde des Veius-Tempels, der begierig nach Blut und nach Leichen, immerdar neue Opfer verlangte; unser Publikum wollte beständig immer kräftigere und übrigere Nahrung: nicht leicht zu befriedigen bei der Wahl der Gerichte, verlangte es die pikantesten und köstlichsten Leckerbissen, wegzen es unsere Bemühungen und Anstrengungen mit wenig Geld und vieler Geringschätzung lohnte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Treatise on the manufacture, nature etc. of the gun. (Ueber die Fabrication ꝛc. der Schießgewehre.) Von W. Greener. 15 Sh.

Three years in the Pacific. (Drei Jahre im stillen Ocean. Notizen über Brasilien, Chili, Peru u. s. w. in den Jahren 1831, 32 und 33.) 2 Bde. 24 Sh.

German for beginners. (Deutsche Lektüre für Anfänger.) Von W. Wettich. 3½ Sh.

Frauens Lever — oder der junge Handwerker. Mit Kupfern. 4 Sh.

Lectures on surgery. (Sir Astley Cooper's Vorlesungen über Chirurgie.) Vierte Auflage. 6½ Sh.

Young Hearts, (Junge Herzen.) Roman, mit einer Vorrede von Mis Jane Porter. 3 Bde. 31 Sh.

Tales of a woman's trial. (Erzählungen aus dem Prozeß einer Frau.) Von Mrs. S. C. Hall. 10½ Sh.

Rußland.

Die schlechten Zeiten.

(Schreiben eines Onkels auf dem Lande, an seinen Neffen in der Residenz.)

Von Th. Bulgarin.

Geliebter Freund! wenn Jemand erst verrückt ist, Gleich ist er, in dem Wasser oder Feuer.

Eine goldene Zeit war es in Rußland, wo Väter, Mütter, Großmütter und Tanten überzeugt waren, daß ein junger Mensch ausrasen müsse, wie junges Bier erst gut werde, wenn es ausgegohren habe. Daher haben wir auch ganz gehörig gewirthschaftet! Wenn ich mich meines ehemaligen Dragonerlebens erinnere, so stimmet mir es noch vor den Augen! — Wenn es ein Mal lustig herging, so zitterte das ganze Dorf. Die ganze Eskadron war auf den Beinen; gesungen ward die ganze Nacht hindurch bis zum Heiserwerden; jüdische Zimbeln accompagnirten; getanzt ward, daß die Erde bebte; dabei konnte man sich in Bier und Punsch; Kartenspiel, Gesichter, Lärmen, Schießen, Glöcklerlire, Umarmungen und Küsse und dann den dreispännigen Schlitten vor und Marsch! Vorwärts! . . . . Hatte die Obern Reif, Herr Kapitain-Spezmajor! *) Fallen Sie nicht auf die Nasen, meine Herren Offizeren! Die Dragoner schwarmen — Hu! bu! Die Pfeife zwischen den Zähnen, die Zügel in der Hand und auf und dauen geht es durch Gruben, über Wurzeln und abgebaunte Baumstämme! Da ist die Stadt schon — Halt! Eine Judenschenke. Tief vermietet sich der ängstliche Wirth, erschrickt über den herausstürmenden Sturm und Braus. Anstatt seine Gäste zu bewillkommnen, — hingt er sich hinter den Ohren! Rühret Dich, Wirth! Essen, Trinken, Fatteren **) herbei! — Nun ging der Spaß los! — Das war eine goldene Zeit; als man aber die zeitigen Getränche einsäbrte, gefielen sie mir nicht, und ich zog mich aufs Land zurück. Meinem Vater war es nicht lieb, daß ich als Unter-Lieutenant meinen Abschied nahm. Er hätte mich gar zu gern als General gesehen! — Meine Mutter beruhigte ihn mit Hinweisung auf, meine geschonte Brust. Indessen — mit Noth hatte die Sache ein Ende. Sie langweilte ich mich A Jahre lang auf dem Lande und war während dieser ganzen Zeit nur zwei Mal in Moskau gewesen. Mein verstorbener Vater gehörte nicht zu den Freigebigen und meiner Mutter Sparbüchse hatte sich, als ich noch im Regiment war, gehörig angestrafft — ich konnte daher keine große Sprünge machen. Nachdem es aber Gott gefallen hatte, meine theuren Eltern zu sich zu nehmen, ging es wieder auf den alten, landadeligen Fuß her. Sogleich kaufte ich mir Jagdhunde und Pferde allerlei Art, schaffte mir zwei Musikchöre an, ein männliches und ein weibliches; verschrieb mir einen Koch aus einem der besten Gasthöfe in Moskau, verwandelte meinen ganzen Zehrungen Getreidevorrath in Wein Branntwein und Rum und begann das üppigste Leben von der Welt zu führen! Mehr als einer meiner Freunde, die mir nachsehen wollten, brach sich den Hals dabei und trank sich zu Tode! Mehr als einer verspielte sein ganzes Vermögen in meinem Hause! Und Freunde und Nachbarner gab es eine zahllose Menge, weil in der ehemaligen goldenen Zeit die Leute an nichts anderes dachten, als zusprig zu leben. Aus's Land buhten sie nur beshalb herum, um sich schrankenlos zu regalen, und in die Städte begaben sie sich nur, um Frauen

*) Oberer Gerichts-Beamter eines Dorfes.

**) Zuden, die Commissionen aller Art übernehmen.

Digitized by Google

und Töchtern die herrlichen Begnügungen genießen zu lassen und selbst in mannlicher Gesellschaft umherzuschwärmen. So vergingen 30 Jahre wie ein Traum, aus einem Rausch in den anderen, von einem Vergnügen zum anderen, bis die böse Stunde schlug. Mit meinen grauen Haaren traten die schlechten Zeiten ein!

Freunde und gute Nachbarn verschwanden nach und nach. Einer hatte sich in's Grab gelegt; ein anderer war, nachdem man seine Güter unter Hammerschlag verkauft, verschollen; ein dritter war der gerichtlichen Raumnißhaft entlaufen. Neue Gesichter zeigten sich in der Nachbarschaft, theils Kinder, theils Reffen der Verstorbenen, theils neue Gutsbesitzer, welche die Güter meiner ehemaligen Freunde an sich gekauft hatten. Ich begab mich zu ihnen mit meinen Jagdhunden, Sängern und Tänzern — sie ließen mich aber nicht ein Mal in den Hof! Ich lud sie zu mir ein — sie kamen nicht! — Welch' ein Stolz ist das! Ich betrachtete mich mit recht aufmerksam — es waren Alles gepuderte, sich nichtig machende Menschen, die wie auf Stelzen einherstolzierten. Sie führten nie gehörte Dinge bei uns ein. In 30 Jahren hatte ich in unserem ganzen Bezirk kein gedrucktes Buch gesehen, und bei ihnen sah man auf den Tischen Bücher anstatt Flaschen. Bisweilen sammelte man zwar Unterschriften zu einem kleinen Fest, einem Picknick, auf diesem aber wurden die Stellente aufgeschrieben, so daß Wächter, auf Zeitschriften, für Gesängnisse, für die Armen, für die Abgebrannten, für Schulen und weiß Gott für was noch, um Geld hineintreiben! — Wird man jetzt ausgebeten, so reinigt man sich lieber zu Hause fort, denn bei den jetzigen Gutsbesitzern kann man nichts Gutes erwarten. Auf die Tafel stellt man eine oder zwei kleine Flaschen mit Wein und serviert nicht einmal zum Trinken auf, als ob jedes Tröpfchen gezählt und berechnet wäre. — Hört man ihrer unterhaltung zu, so sollte man glauben, sie sprächen Hexerisch! — Einer spricht von Vereins, ein Anderer von Musik, ein Dritter von Malerei, ein Vierter von neuen Methoden in der Landwirthschaft; von Punsch aber, von der Herzjagd, von Tänzern und Tänzerinnen, von Karten — nicht ein Wort! Man möchte des Teufels werden! Setzt man sich, um nicht einzuschlafen, an einen kleinen Kartentisch, so muß man ein leidiges sogenanntes Kommerzspiel spielen, zu 25 Kopeken ten Fisch Boston, oder einen Rubler Whist zu 10 Rubel. Also Verdruß hatte ich mir Punsch aus, und man bringt mir verfüßtes warmes Wasser mit Rum. . . . Es will nicht hinunter! Aus unserer ganzen Gegend hat man ein wahres Kloster gemacht. Frage ich, was das heißen soll? so antwortet man mir, es sey: Bon-ton! Der Henker hole diesen Bon-ton, bei dem man hungrig und durstig bleibt!

Aber nicht genug, daß es bei uns langweilig ward. Die schlechten Zeiten zogen noch andere Uebel nach sich. Ueberall trat Ordnung und Regelmäßigkeit ein; man fing an, die rückständigen Abgaben einzutreiben, Leute, die keine Päße hatten, aufzuspüren und Strafgelder zu erheben. Auch die Schuldner wurden unruhig, wie Dohlen und Krähen vor einem Gewitterſturm. Drei Theile meines Besitzthums mußte ich verkaufen, und den vierten, der schon längſt im Feldbaue verspielt war, ließ man mir, wie einem armen Bauernjungen. So stye ich denn in meinem Hause, wie ein Bär in seiner Höhle, meine vor Verstörtheit und erwarte täglich der Welt Untergang. — Einer meiner alten Freunde, der, so wie ich, einige Trümmer seines Vermögens gerettet hat, war neulich in Moskau, und hatte dort gehört, daß die eingetretenen schlechten Zeiten entweder eine allgemeine Sündfluth oder gar noch etwas Aergeres verkündeten. Aber in der That, was soll man auch noch Gutes erwarten in einer Welt, wo man, anstatt in die Karten, in die Bächer sieht, anstatt Punsch und Madeira, Wasser trinkt wie die Hühner, und die Felder aufputzt, schniegelt und biegelt, wie den Kopf eines alten Modenarren. Kam man vor alten Zeiten in die Stadt, so hörte man sich aus allen Laden zurufen: „Iwan Jekleisich, was ist Ihnen gefällig?“ Iwan Jekleisich, nehmen Sie Platz! nur, Väterchen, auf Kreditwort!“ — Iwan Jekleisich bittet und verdeugt sich, erhält aber nichts, auch nicht für einen Kopeken auf Kredit. Wie soll man denn da nicht aus schwerer Brust hinausseufzen: O, die schlechten Zeiten!

Worüber man sich aber am meisten ärgern muß, ist das verdammte Glück, das diese affektirten Neulinge haben. Mein Gut Sakatowo fanden sie gewisse Hofrath, ein Franzose, ein Deutscher, oder ein Russe — genug der Teufel, was er eigentlich für ein Landsmann war! In den besten Jahren konnte ich jährlich keine 6000 Rubel einbekommen, und der verdammte Herrenmeister nimmt über 12,000 Rubel ein, und dabei haben die Bauern es leichter, wie unser Capitain-Sprawnik sagt. Wie lebt aber auch dieser neue Besitzer von Sakatowo! Nicht einen einzigen Hund sieht man bei ihm, außer einem Hofhund und einem Zimmer-Pudel. Im Stall hat er 4 Pferde. Der Stall ist immer rein, wie mit dem Besen abgekehrt. Im ganzen Hause sind nur 2 Diener, 2 Dienstmädchen, 1 Köchin, 2 Kutscher, 1 Ofenbeizer, 1 Gärtner — und damit Basta! Bei mir dagegen war Alles auf herrschaftlichem Fuß! Auf 300 Seelen hatte ich eine Dienerschaft von 100 Personen, 50 Pferde und 150 Hunde . . . . . Das waren noch gute Zeiten! Drei Erbschaften gingen mir schnell durch die Finger, — die vierte habe ich nicht zu erwarten . . . . . Die schlechten Zeiten sind eingetreten.

Neulich kam Dein Bruder zu mir, der Husar. In meiner Hergensfreude ließ ich vier Flaschen alten Portwein bringen, goß sie in zwei Pokale, und reichte einen derselben eigenhändig meinem theuren Gast. „Ich trinke nicht, lieber Onkel!“ — „Was soll das heißen? Will Du bei Sinnen? Ein Husar und will bei dem ersten Wiedersehen nicht einen Becher mit seinem Onkel leeren!“ — „Ich trinke nur bei Tische, und dann nur Französischen Wein!“ — Ich weinte vor Aerger! Ein Husar und kann nicht mit einem Zuge zwei Flaschen Wein austrinken! Ich ging mit ihm auf die Jagd . . . . Da nahm er sich so ziemlich, aber doch immer nicht, wie wir es gewohnt waren. Abends wollte ich ihn mit meinen Tänzern und Sängern unterhalten. Er sah und hörte sich das Ding an, warf 25 Rubel hin, und hatte genug! Er schützte Unwohlseyn vor und verschlief sich auf sein Zimmer. Ich guckte durchs Schlüsselloch, — mein Husar lag auf dem Sopha und las in einem Buche! — Da frage ich nun, ob sich wohl noch länger an dem baldigen Untergang der Welt zweifeln läßt?

Sieh mir doch, lieber Neffe, und komme nicht in St. Petersburg zugrund. Ist es wahr, daß auch bei Euch die schlechten Zeiten gekommen sind? Daß man im Dienst sich nichts mehr erklügen kann; daß man zu Aemtern wissenschaftlich gebildete Leute verlangt? — Wir ist die Luft ausgewandelt, um ein kleines Amt nachzusuchen, um die Stelle eines Kuſſeberes, Oekonoms oder Exekutors, nur müßte man nicht mehr weit mir fordern, als daß ich meinen Namen unterschreibe. Bemühe Dich mir kund, lieber Neffe, und gieb mir Nachricht! Auf den Lande zu leben, ist mir nicht länger mehr möglich. Die Hetzjagden hören allerwärts auf, mit dem Umherschwärmen ist es aus. Karten spielt wird nicht mehr, wohl aber tödtet man uns von allen Seiten mit den verdammten Büchern und Wissenschaften. — Mir ist wahrhaftig bange, daß ich vor lauter Kummer und Langeweile am Ende noch verrückt werde! Sterben möchte ich auch nicht gern, und doch ist es zum Umkommen, nach der neuen Mode zu leben. Ach, du lieber Gott! Wie sind die Zeiten so schlecht!

Bibliographie.

Klein-Russische Sprüchwörter und Redensarten, gesammelt von W. N. S.

Klein-Russische Erzählungen von Gritzko Osnowjanenky.

Blicke auf die Geschichte der Duraken oder Kalmücken, vom 15ten Jahrhundert an bis auf unsere Zeit. Von Peter Hoacinth.

Blicke auf die Reichsverwaltung, in Bezug auf die gesellschaftliche Ordnung im Jahre 1831. Herausgegeben auf Allerhöchsten Befehl.

Graf Obojanski, oder Smolensk im Jahre 1812. Erzählung eines Invaliden. Von N. Kouschin.

Sagen der Zeitgenossen über den falschen Demetrius.

Mannigfaltiges.

— Ein Russisches Urtheil über Dr. Mehens Reise um die Welt. Die neuesten Blätter der Nordischen Biene enthalten einen sehr ausführlichen Artikel über dieses Reisewerk unseres verdienten Mitbürgers. Herr N. M. Muſſin-Puschkin, der Verfasser dieses Artikels, äußert sich darüber unter Anderem folgendermaßen: „Im Jahre 1830 ward, zu Handelszwecken, das Schiff „Prinzessin Louise“ ausgerüstet und die Leitung desselben dem Capitain Wendt mit der Instruction anvertraut, vorzüglich einige Punkte der Ostküste Amerika's zu untersuchen und wo möglich sich mit China in Verbindung zu setzen. Als begleitenden Arzt und Naturforscher ernannte man den Dr. Meyen, der bereits mehrere Länder bereist hatte. Ihm verdanken wir die vortreffliche, in vieler Hinsicht interessante Beschreibung dieser Reise — eine Beschreibung, die auf jeder Seite die ausgebreitesten Kenntnisse, die Genauigkeit der Angaben und die Wahrheitsliebe des Verfassers an den Tag legt. Dadurch hat er sich die vortreffliche Weise Humboldt's angeeignet, nämlich bei Schilderung von Naturerscheinungen auf ähnliche, an anderen Orten stattgehabte Erscheinungen aufmerksam zu machen. Abgesehen von diesen Vorzügen, hoffen wir, daß schon dadurch unser Interesse erregt werden müsse, daß hier zum ersten Mal die Rede von den Erfolgen einer großen Seereise ist, die von einer benachbarten, durch enge Bande der Freundschaft mit uns vereinten Nation unternommen ward.“

— Verkauf von Briefen berühmter Männer. Vor Kurzem wurden auf einer Auction in London die eigenhändigen Briefe mehrerer Staatsmänner, namentlich Fox, Castlereagh, Liverpool, Canning u. s. w. unter den Hammer gebracht. Sämmtliche Briefe waren an einen zu seiner Zeit sehr bekannten politischen Agenten, Johannes Dennis Beirn, gerichtet, der von Ministern dazu gebraucht wurde, Zeitungs-Artikel abzufassen und den verschiedenen Londoner Blättern Nachrichten im ministeriellen Sinne mitzutheilen. Es läßt sich denken, daß darunter manche Curiosa und pikante Aeußerungen sich befanden. Das meiste Interesse erregen die Briefe von Fox, der sich unter Anderem sehr entschieden gegen die Irländischen Union aussprach und der, als Bonaparte's Glück noch unerschüttert schien, nach Wellington abgereist, folgliech auf das Entschiedenste behauptete, dieselbe sey, wie es sich hernach auch wirklich auswies, nach Aegypten bestimmt. Andererseits geht aber auch aus seinen Briefen hervor, wie empfindlich Fox selbst in Bezug auf Kleinigkeiten war, die seine Person und seine Eitelkeit berührten. Sämmtliche ziemlich zahlreiche Briefe aus den verschiedensten Epochen waren in viele Konvolute abgetheilt, von denen das thenerste mit 8 Pfd. 8 Sh. (56 Thaler) bezahlt wurde.

— Schädlichkeit der Essig's. Diese Flüssigkeit übt besonders auf den menschlichen Magen einen zerstörenden Einfluß. Bekannt ist, daß manche plumpe und gesunde Frauenzimmer, aus dem thörichten Wunsche, recht zart, d. h. krankisch aufzublühen, den Essig täglich in großen Quantitäten verschlucken. Dieses unschuldige Verfahren hat weiter keine andere Folgen, als daß sie die Verdauungs-Organe ruinirt und auf diese Weise dem Körper seine regelmäßige Nahrung entzieht. (The oracle of health.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Thlr. (4 Fl. 30 Kr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 2. Berlin, Montag den 5. Januar 1835.

Frankreich.

Politische Betrachtungen über Europa und Deutschland insbesondere.

Vom Marquis de Salvo.

Vom Marquis de Salvo erschien im Jahre 1834: Mon portefeuille ou Papiers détachés sur des sujets politiques et littéraires [Paris et Strasbourg, Levrault]. Namentlich der politische Theil des Buches enthält manche interessante Bemerkungen, zu denen hier einige, wohl nicht unpassend, eine Stelle finden. Der Verfasser ist in seinen Ansichten voll weiser Mäßigung und seine Darstellung ist von Wohlwollen durchdrungen.

Als ich in Frankfurt am Main ankam (in der ersten Hälfte des Jahres 1833), erhob man noch immer seine Stimmen für die Einheit Deutschlands, — dieses Utopien aller derer, die zum Deutschen Liberalismus, der vom Französischen so sehr verschieden ist, sich bekennen. Ein populär gewordenes Lied giebt eine vollständige Idee von dem Wesen dieses Patriotismus und zugleich auch eine Vorstellung von der Abneigung gegen Frankreich. Dieses Gedicht ist charakteristisch; es ist zum großen Theile der Katechismus der Gassenjungen und liberalen Bierbrüder, ohne daß es jedoch zu Zusammenrottirungen und Ehavouri's führte. (Der Verf. meint Thrvd. Körners Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" u. s. w. ohne jedoch zu wissen, oder besonders zu berücksichtigen, daß es im Jahre 1813 entstanden ist. Es war und ist offenbar ein Kind jener Zeit, und wenn der Marquis davon sagt, daß es im Jahre 1833 noch im Munde des Volkes gewesen, so kann dies höchstens von Frankfurt a. M. selbst, von dem er gerade spricht, gelten.) Es ist zu bemerken, — fährt er sodann fort, nachdem er jenes Gedicht in einer Uebersetzung mitgetheilt, — daß sich diesen Vaterlandsliedern, diesen patriotischen Gesängen das Siegel strenger Moral und der Charakter einer religiösen Gesinnung aufgedrückt ist; es giebt sich in diesen Tönen der wahre Ernst eines Deutschen Herzens kund, das begeistert ist vom Verlangen nach National-Unabhängigkeit, nicht aber nach Aufruhr und jener demokratischen Ungebundenheit, die alle Ordnung umzustürzen droht, die sich dem Gehorsam gegen die Gesetze entziehen, der Aristokratie ein Grab sagen und in dasselbe auch den Thron zwingen will; die das Eigenthum Anderer an sich zu reißen und den Menschen jedes Trostes zu berauben sucht, indem sie mit Gewalt der Domaine der öffentlichen und Privatrechte sich bemächtigt, den Jahrhunderten ihre Annalen, der Geschichte ihre schönsten Seiten, dem Heldenmuthe seine Lorbeern, den Regierungen ihren Glanz und den Völkern ihre Ruhe und ihr Glück streitig macht. Wenn man den Nationen das Prärogativ der Dynastieen nimmt, die sie beherrscht haben, macht man sie zu Waisen. Die alten Geschlechter sind für die Völker ein schönes Besitzthum.

Ein allgemeines Zollsystem, eine Verwaltung, welche alle Vortheile eines freien und den Deutschen Vaterlande gemeinschaftlichen Handels vereinigte, ist der Gegenstand aller Unterhaltungen und Wünsche der klügsten und in den Geschäften erfahrensten Männer. Vor dem Jahre 1815 waren in den meisten Staaten des jetzigen Deutschen Bundes die Zumauern und andere Hemmnisse des Handels unbekannt, es gab in dieser Hinsicht kein freieres Land, als Deutschland. Die innere Verwaltung war ungehindert, selbst mitten unter Privilegien und lehnsherrlichen Rechten. Aber die Kriegsjahre unter Napoleon hatten die Staaten in Schulden gestürzt, und auch die Fürsten Deutschlands mußten darauf bedacht seyn, alle Mittel zu benutzen, um sich beträchtliche Staats-Einkünfte zu sichern. Die Deutschen Völker hätten es vielleicht vorgezogen, noch einige Jahre in Armuth unterworfen zu seyn, die in kurzer Zeit, ein Mal für immer, unterschieden gewesen wären, den Bedürfnissen der Staaten zu genügen, als sich fortwährend in ihren Speculationen und in dem Gange ihrer Industrie gehemmt zu sehen. Ein anderes Hinderniß für jenes Verwaltungs-System lag darin, daß die kleineren wie die größeren Staaten Deutschlands, da sie in Anstehung der Industrie einander noch nicht gleich standen, indem die einen mehr Manufaktur-, die anderen mehr ackerbautreibende Staaten sind, es vorzogen, den besonderen Vortheil vor dem Gesammt-Interesse ins Auge zu fassen. Der Einfluß der praeponderirenden Staaten ist Ursache gewesen, daß dieses System, statt ein Gegenstand der Prüfung und Erledigung von Seiten des Bundestages im gemeinschaftlichen Interesse Deutschlands zu werden, nur der Gegenstand besonderer Diskussionen geworden ist, daher es auch noch einiger Zeit bedarf, den Reciamationen und Interessen jedes einzelnen Staates in einer allgemeinen Vereinigung zu genügen.

Wie sehr man auch bemüht gewesen ist, über den Preußischen Zollverband die Ansichten einiger Staaten zu demüthigen, gleich also es ein Mittel zur Suprematie des ihn vorschlagenden Staates über die anderen, so ist es doch gewiß, daß er bei der Gesammtheit und den Deutschen Oekonomisten den meisten Anklang finden wird; da er, außer den wirklichen Vortheilen für Handel und Industrie, die er durch Befreiung derselben von Tausend inneren Schlagbäumen mit sich führt, jene Gesammtheit der Interessen begründen kann, welche sich der Idee der Einheit Deutschlands nähert, — dieser Einheit, die stets (?) das Utopien einer träumerischen Politik des Deutschen Volkes bilden wird, und die, aus manchen Gesichtspunkte unausführbar, es in Ansehung der kommerziellen Interessen nicht ist, indem der Deutsche Bundestag das Proiekt zu lösen vermag, in Allem, was die Industrie und die Verwaltung betrifft, die Rechte der verbündeten Völker unter dem Gesichtspunkte der Einheit zu behaupten.

Das Prinzip der Nationalität spricht sich in Deutschland ohne allen Widerspruch kräftiger aus, als anderswo; aber es ist eine Nationalität, die sich mehr in äußeren Merkmalen, als durch Enthusiasmus kund giebt, und die besonders durch jene Regelmäßigkeit der Sitten und Gewohnheiten hervorgebracht wird, welche man von den ersten Dorfe an Rheine bis nach Hamburg und an die Gränzen von Polen beobachtet. Bemerkenswerth ist es, daß die Französische Herrschaft unter Napoleon keine Spuren zurückgelassen hat, welche eine wirkliche Aenderung in den Verhältnissen Deutschlands vermuthen ließen; so wenig herrscht eine Sympathie zwischen diesen beiden Nationen.

Die Deutschen Völker hangen an ihren Fürsten, an ihren Trachten, an ihren Festen wie an einem festen Besitzthume; sie haben eine Art von hiſterischer Scheu, die sie an jedem Verlangen nach Umsturz hindert; und schon die Idee des Umsturzes ist ihnen eben so zuwider, als sie ihren Nachbarn theuer ist. Sie sind gleichsam ihrer Geschichte zu Lehn gegeben, und erscheinen als deren Leibeigene. Die Chroniken ihrer gesellschaftlichen Existenz äußern auf sie einen Einfluß, der über die Ideen der Menge Macht genug hat, um ihnen die Sitten ihrer Vorfahren lieb und achtungswerth erscheinen zu lassen und sie zu ihrer Nachahmung aufzufordern; so daß sie, weit entfernt, ihren Namen zu schänden, indem sie die Leichname ihrer Monarchen ausgraben und, wie Andere es thun, die Verbrechen und Sünden derer, die ihr Vaterland einst verwüsteten, ins Gedächtniß der Gegenwart zurückrufen, sich vielmehr der Ritterlichkeit ihrer Fürsten rühmen und die Geschichten der alten Deutschen Häuser erneuern, und daß sie, wenn um die Stimme der Fürsten sich versammeln sind, ihnen folgen zu müssen glauben, wie es einst ihre Vorfahren thaten, die die Schlösser und Paläste als Heiligthümer der Herrschaft und der Macht ansahen und verehrten. Die Titel: Fürst, Herzog, Graf u. s. w. üben einen mächtigen Einfluß der Gewohnheit auf das Deutsche Volk aus, der sich, in dem Putze ihrer Pferde und den glänzenden Livreen ihrer Diener, bis auf die Massen herab erstreckt.

Rüygends übt der Anblick eines Glockenthurms und einer Kirche einen solchen Einfluß aus, flößt solche Achtung ein, und spricht so zur Einbildungskraft, als in Deutschland. Man kann sagen, daß die Geschichte Deutschlands zum großen Theile in jenen düstern und wiederbergestellten Gewölben seiner Dome niedergelegt ist; und die Revolutionen, welcher Art sie auch gewesen sein mögen, haben sich nirgends an diesen Denkmalen einer früheren Civilisation vergriffen, die gleichsam die Depositäre der Wechselfälle der Lebensformen gewesen sind, indem sie durch ihren Schmuck oder durch ihre Einfachheit, durch ihre Reichthümer oder in den Künsten, welche sie riefen, die Veränderungen und die Zeiten ihres Glanzes bezeichnen.

Die Säkularisation der Bisthümer in Deutschland hat auf den Geist des niedern Volkes keinen unglücklichen Einfluß geäußert. Diese Maßregel hat wohl zum Theil die politische Gestaltung einiger Staaten verändert, aber sie hat auf den Gottesdienst keine Einwirkung gehabt. Die Geistlichen sind in Deutschland im Allgemeinen sehr unterrichtet, und haben Einfluß auf die unteren Klassen des Volks, nicht in politischer Beziehung, wie in Spanien und Portugal, indem sie sich der Religion als eines Mittels bedienen, um die Leidenschaften zu entzünden, die Gemüther aufzureizen und durch Vereine und Associationen einen moralischen Einfluß und eine Macht der Opposition sich anzueig-

Digitized by Google

men, sondern sie Alles, was die Pflichten der Religion, die öffentliche Moral und die Familien-Verhältnisse betrifft. Die katholischen Pfarrer sind gewiesen als anderswo, da sie, indem sie neben protestantischen Geistlichen leben, die sich mit der Analyse und der Prüfung der Religions-Wahrheiten beschäftigen, weder in der Bildung, noch in Anfindung des guten Beispiels, hinter denselben zurückbleiben wollen.

In Sachen der Religion ist der gesunde Sinn des Deutschen Volks in der That bewundernswerth; denn niemals vermengt es die Pflichten des Christen mit denen des Bürgers. Mit Ehrfurcht und Ehrerbietung in der Kirche zu erscheinen, und sich dann mit den Schluß seines Gebetbuchs zu schmücken, ist für Analyse und der Prüfung der Religions-Wahrheiten beschäftigen, weder in der Bildung, noch in Anfindung des guten Beispiels, hinter denselben zurückbleiben wollen.

In Sachen der Religion ist der gesunde Sinn des Deutschen Volks in der That bewundernswerth; denn niemals vermengt es die Pflichten des Christen mit denen des Bürgers. Mit Ehrfurcht und Ehrerbietung in der Kirche zu erscheinen, und sich dann mit den Schluß seines Gebetbuchs zu schmücken, ist für Analyse und der Prüfung der Religions-Wahrheiten beschäftigen, weder in der Bildung, noch in Anfindung des guten Beispiels, hinter denselben zurückbleiben wollen.

Was die Franzosen Vaterlandsliebe nennen, wird von den Deutschen ganz verschieden verstanden. Jene, Enthusiasten sie ihr Vaterland und eifrig an dem Ruhme desselben hangend, glauben, daß sie sich niegends so wohl befinden können, als in Frankreich. Dagegen hält der Deutsche sein Vaterland für nichts weniger, als für das non plus ultra der Vollkommenheit; und während er selbst eine eigene anständige Wohnung besitzt, während er im Stande ist, allen Bedürfnissen der Lebens zu genügen, strebt er doch, das er sein Schicksal anderswo verbessern, und seinen Arm und seine Thätigkeit mit größerem Vortheile anwenden könne. Solche Ideen haben sich bereits in die unteren Klassen des Volkes verbreitet, und man kann sich daher nicht wundern, daß sich das Bedürfniß nach neuen Besitzungen, gleich einer fixen Idee, jenes Theils der Nation bemächtigt, der ohne körperliche und beständige Arbeit nicht zu leben vermag. Diese Auswanderungen, die sich oft und in großer Menge wiederholen, sind eine alten Zeiten ein abgedrungen zurück, wo Germanische Völker zuerst das Bedürfniß empfanden, das westliche Europa aufzusuchen, wo sie den Römern folgten, ohne von ihnen Gesetze (?) und Sitten zu entlehnen. Für die Civilisation von Amerika können solche Auswanderungen nur sehr nützlich sein. Europa leidet an Uebervölkerung; Napoleon war bemüht, diesem Uebelstande abzuhelfen, indem er den Tod auf den Schlachtfeldern darin zu Hülfe rief; in damit aber die gegenwärtige Generation den allgemeinen Frieden zum Motto gewählt hat, einen wahrhaften Nutzen aus diesem, für die Menschheit so nöthlichen Systeme schöpfen könne, bedarf es der Auswanderungen und freiwilliger Colonisationen, die der Handel und die Industrie veranlaßt, in denen aber die Regierungen selbst höchstens ermuthigen, (?) nicht aber auch unterstützen sollen.

Sehr oft ist der Deutsche Bund als ein Muster für eine Vereinigung Italiens aufgestellt worden. Aber beide Länder sind durch ihren Charakter so auffallend von einander verschieden, daß es thörricht, über beiderseitiges Wesen und ihre politische Gestaltung sich zu verständigen, um von der Verschiedenheit der Ursachen auf die Unmöglichkeit gleicher Wirkungen einen Schluß machen zu können. In Deutschland ist Alles Deutsch, und giebt mit den Interessen der einzelnen Staaten und Völker gleichen Schritt; in Italien giebt es hier eine Centralmacht, die sich in die Politik der anderen Staaten nicht mischen darf, ohne einen geistlichen Einfluß zu äußern, dessen Absichten sich nicht immer mit den Grundsätzen und der Haltung der andern Regierungen wollten in Einklang bringen lassen; eine andere hat ihren Haupt-Stützpunkt außer Italien, und beobachtet in Ansehung ihrer Besitzungen jenseits der Alpen ein Verfahren, das mit ihren übrigen Staaten sympathisiren muß. Die dritten Königreiche an den zwei äußersten Enden der Halbinsel können über politische Verschiedenheiten und selbst durch die Interessen ihrer geographischen Lage von einander unterschieden; das eine ist Allem ausgesetzt, während das andere von Nichts berührt wird; das eine muß immer auf seiner Hut seyn, während das andere Nichts zu fürchten hat, und seine Häfen, bei der Feuchtbarkeit des Bodens, ihm Gifte und Vertrauen zusichern. So kann in Italien jeder Staat seine Rolle für sich spielen; und selbst dann, wenn um alle Staaten ein Netz von Eisenbahnen gezogen wäre, die individuelle Rückschritten zu nehmen haben, welche mächtiger sind, als das allgemeine Interesse, zu vereinigen vermöchte, könnte ihr Bund wohl der den nämlichen Gang beobachten, noch dasselbe Ziel verfolgen.

Die Zerstückelung Deutschlands in größere und kleinere Staaten, da die Richtung derselben, eben so wie ihre Elemente, ihrer moralischer Kultur und der Gesichtspunkt der einzelnen, sich im Allgemeinen gleich ist, gereicht der Entwickelung der wahren Civilisation auf der einen Seite zum großen Vortheile; und auf der anderen Seite bietet sie sich ohne Schwierigkeit einer föderativen Vertretung dar, welche ihre Gesammt-Macht und ihre Einheit darstellen. Ein kleiner Staat, der sich wohlbefindet, hat tausend Mege, sich besondere Hülfsmittel zu verschaffen; und die Nachahmung, wenn sie auf das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes gerichtet ist, weiß die Elemente der Fortschreitens zu befördern und zu ihrer Blüthe zu bringen.

In Betreff der Geschichte ist der Deutsche sehr abergläubisch. Es giebt kaum ein Schloß, an das sich nicht die Ueberlieferung aus der Zeit des Ritterthums, die Erzählung von Geistern oder eine Legende knüpfte; und jedes Dorf an den Ufern des Rheins und in anderen Gegenden Deutschlands hat Ueberfluß an seinen Volks-Erzählungen, die von Vater auf den Kinder für die Landschaftlichkeit des gemeinen Volkes bilden, — einen Kodex, der den öffentlichen Geist in einer gewissen Hochachtung und Verehrung für die alten Grafschaften und Fürstlichen Familien erhält. Jedes alte Denkmal ist eine Autorität; selbst solche, die durch ihre Erfindung und ihre Kenntnisse über den Aberglauben des Volks erhaben sind, erzählen mit Vergnügen, und selbst mit einer Art von innerem Glauben daran, die Abenteuer aus der Vergangenheit der ältesten Schlösser und Familien. Dieser Art von Neigung wird stets einen großen Einfluß auf die Sitten des Deutschen Volks haben, und in gewisser Hinsicht ein Damm wider die Zerstörungswuth und das Vergessen des Vergangenen seyn. Man findet einen Trost darin, sich von solchen Zeugnissen der Geschlechter, die vor uns waren, umgeben zu sehen; man befindet sich gleichsam in der Mitte der Jahrhunderte, mit seinen Fürsten, Mitbürgern und Vorältern, wenn man an den Erinnerungen dieser Vergangenheit hängt, die noch so viele Gebäude, Statuen und Bilder aller Art noch und lebendig erhalten. Wenn das Volk das, was gewesen ist, nicht ehrt und achtet, so ist es eine Waise der Vergangenheit, ohne Vorfahren und Vorgesetzte; und will man es sogar zwingen, Alles zu vergessen, um Alles neu zu schaffen, so wird es nur das Wort seiner eigenen Gewalt — dieses traurige und gefährliche Idol! — anerkennen, das man ohne Ueberlegung erschuf und eben so rasch wieder zertrümmert, das Niemand ehrt, weil man seinen Ursprung gesehen und seine Kindheit gekannt hat.

Man kann sagen, daß jetzt zwischen den Fürsten und den Völkern Deutschlands ein Kompromiß besteht, wonach sie übereingekommen sind, mit Besonnenheit zu begehren, und mit Weite zu gewähren; ein unermeßlicher Vortheil für die Nation, weil Alles, was man mit Mäßigkeit und nach reifer Ueberlegung thut, der gesellschaftlichen Ordnung nur entsprechend seyn kann. Wenn in einzelnen Repräsentanten-Kammern Deutscher Staaten eine systematische Opposition sich kund gegeben hat, so hat die Energie der Regierungen und der gesunde Sinn des Volkes darüber entschieden und gesiegt.

(Es mögen hier nun noch einige Betrachtungen folgen, die zwar nicht Deutschland direkt, aber doch einen Theil Europas betreffen, der in der früheren Geschichte Deutschlands von großer Bedeutung für dasselbe gewesen ist.)

In Ansehung des Orients sind Manche der Ansicht, daß die Angelegenheiten desselben in kurzem den Stoß zu wichtigen Verwickelungen mit den Mächten Europas, oder daß sie gar Veranlassung zu einer Theilung geben könnten. Von diesen beiden Meinungen ist die erste übertrieben und die andere falsch. Die Theilung fremden Eigenthums ist immer ausschlag, und man kann in Europa einen solchen diplomatischen Staatsstreich nie wieder erneuern. Nur die Civilisation ist es, die das Türkische Reich nothwendig anders gestalten wird! Vielleicht leben wir dann noch das Ereignis sollen und an die Spitze der Osmanen Männer von Geist treten, die verstehen, den gesellschaftlichen Gange anderer Nationen zu folgen, und auf diese Weise eine erfolgreiche Revolution in den Sitten und Gesetzen, in der Verwaltung und im religiösen Glauben eines ernsten, sinnlichen und abergläubischen Volkes herbeiführen werden; wie werden dann sehen, wie die Europäischen Mächte von diesen Aenderungen Nutzen ziehen und im Interesse der Industrie und selbst der Sitten Verbindungen eingehen, um die Communicationen mit Asien zu erleichtern und die gesellschaftlichen Beziehungen auch nach jenen Gegenden hin zu erweitern. Aber die Idee einer Theilung ist für unsere Zeiten chimärisch und unpassend.

Indem man Griechenland dem Osmanischen Reiche trennte, hat man schon eine bedeutende Reform im Oriente begonnen, — eine Reform, welche sich wichtigen und glücklichen Resultate haben wird. Dieses neue Königreich wird uns die Bildung der alten Staaten zurückrufen, die, auf kleinem Gebiete entstanden, sich durch das Interesse, das ihre Nachbarn daran fanden, sich mit ihnen zu verbinden, vergrößerten und weiter ausbreiteten. Indem die Civilisation ihre Zeichen um Peloponnese aufpflanzt und unter einer festen und von den anderen Mächten anerkannten Regierung Wurzel faßt, kann sie nur der merkantilischen Reaktion, welche sich in neuer Zeit immer mehr durch das vom Brande ergrifene Osmanische Reich verbreiten wird, den kräftigen Anstieß geben. Im Uebrigen und was den Einfluß anlangt, den man sich in den Angelegenheiten der Pforte aneignen möchte, werden sich die Europäischen Mächte gegenseitig mit Eifersucht beobachten; man wird Erklärungen fordern, auf indirektem Wege bauen, aber stets zu viel zu thun fürchten, um dieser Zustand eifersüchtiger Staatsfolgsigung wird die Existenz des Chronen zu Konstantinopel verlängern. Man muß nun einmal diesen Mißbrauch aus früherer Zeit dulden, um sich nicht der Unannehmlichkeit auszusetzen, neue zu heiligen; denn der Katechismus der Diplomatie will die Zeit das Ihrige machen lassen, und — allerdings ist auch die Zeit in dem ganzen Gange der Geschichte frei von Vorwürfen!

England.

Das Englische Journalwesen der funfzig Jahren.

(Schluß.)

Als die Französische Revolution hereingebrochen war, nahm Alles eine ernsthafte Wendung an. Da war es keiner Wunder-Chemie mehr möglich, aus den mehr als ernsten und gewichtvollen Dingen eine komische Laune stehen zu lassen. Wie hätte man die Reden eines Marat, eines Barrere destilliren sollen, um einen zum Lachen reizenden, Spirituosen daraus zu gewinnen? Seit der Zeit liegt die Pointen- und Epigrammen-Fabrik in England ganz darnieder. Es läßt sich nicht leugnen, daß mehrere meiner Neuen Kollegen selbst Witz und Laune besitzen, um sie hervorzubringen. Ich werde nie den vortrefflichen Bob (Robert) Allen vergessen, jenen Mann, der aus Noth, nicht aus Neigung, Politik war, der Epigramme machte, wie ein Arbeitsvolk, das mühsam läuft, um Zuhrlohn zu verdienen. Er hatte sich verbindlich ge-

macht, für das Drakel dieselben Dienste zu leisten, die ich bei der Morning-Post verfah. Indeß kümmerte er sich wenig darum, ob seine Erzeugnisse geistig waren oder nicht. Der arme Allen! Ich habe ihn gut gekannt; er war der beste Mann von der Welt, und selbst seine Spitzgamme lieferten die sprechendsten Beweise von seiner sinnen und zahmen Unschuld.

Seine unendliche Gleichgültigkeit, vielleicht auch seine Verachtung für das Publikum, diktirte ihm zuweilen Artikel, wie der folgende, in die Feder:

„Wir begegneten bei der Sankt-Pauls-Kirche, zu unserem großen Erstaunen, der Herzogin K***, als sie eben mit schwarz verschleierten Haupte rasch vorbeiging. Was hatte sie wohl vor? Wir überließen dem scharfsinnigen Leser alle Konjekturen zur Aufklärung des Rathsels." Bob Allen nannte das eine Pointe.

Unglücklicherweise aber waren die Herausgeber des erwähnten Journals nicht immer mit ihm einverstanden, und der arme Allen erhielt eines Morgens in ziemlich kalten Ausdrücken den Abschied; er war eben im Begriff, die Zahl der memorablen Pointen zusammenzuzählen, als er, nächst der Danitung, die man ihm zum Unterzeichnen überfandte, folgendes Schreiben erhielt: „Da die Redaction des „Drakels" einen anderen Weltweisen zur Abfassung der Witze und Bon-Mots angestellt hat, so kann sie der Dienste des Herrn Bob Allen von nun an entrathen." Er verfaßte sich auf der Stelle zum Chef der Redaction, und suchte seinen letzten Artikel lebhaft zu vertheidigen. Es war eine drollige Szene, wie der ich hier einige getreue Züge gebe.

„Dürfte ich wohl fragen", sagte er zum Redacteur, „was die Gründe meiner plötzlichen Entlassung sind?" — „Die sollten Sie wohl von selbst herausfinden. Ihr letzter Artikel war ja ganz ohne Salz und Schmalz." — „O! Es ist nicht an dem! So arg ist es nicht! Ich kann in Ihre Behauptung nicht einstimmen." — „Wie! Dieser abgeschmackte, abgeschossene Satz, den Sie uns zuletzt über eine Herzogin, der Sie bei der St. Pauls-Kirche begegneten, zugeschickt, glauben Sie etwa, daß daran etwas Pikantes wäre?" — „Das nicht, aber es reizt doch die Neugier; und ist denn die Bonhomie, jene patriarchalische Einfalt: „Wie begegneten bei der St. Pauls-Kirche u. s. w." für gar nichts zu rechnen? Mein Artikelchen hat gewiß eine Physiognomie an sich, die Bewunderung macht; es ist ein Meisterstück in seiner Art." — „Allein die Physiognomie Ihres Satzes ist so häßlich, daß sie Jeden zugreifen, Sie bei der Eingange nicht im Geringsten zusammen."

Bob Allen sah sich genöthigt, eine andere Redaction aufzusuchen; allein sein unglückliches Talent im Abfassen der Polmen vergönnte ihm nirgends Ruhe. Nach acht Tagen erbielt er von der neuen Redaction einen Brief, dessen Inhalt dem armen Bob fast den letzten der Redactionen des „Drakels" bekannt war. Es konnte freilich nicht ge-leugnet werden, daß Bob selbst auch etwas nachlässig war. Am Montag und Dienstag waren seine Leistungen noch ziemlich erträglich; aber schon mit dem Mittwoch verloren sie an Kraft, und während die ganzen übrigen Theile der Woche bemerkte man ein immer tieferes Herabsinken, so daß ich an der Artikel jener Redacteure lieber Bob Allen umsonst hergab, als seine feinsten Geister-Produkte aufgenommen hätte. Sonnabends früh konnte man in einem Journal, an dem unser Bob Mitarbeiter war, sicher auf einen Artikel in folgendem Genre rechnen:

„Die Erfindung der Buchdruckerkunst wird allgemein Johann Fust und Guttenberg zum Ruhme zugeschrieben. Wenige aber wissen, daß diese Kunst den Chinesen schon lange Zeit vorher bekannt war." Oder: „Mehrere Wirthshäuser in der City sie noch jetzt existiren, haben die Inschrift: „Zu den drei Kugeln." Um den Leser, der die Bedeutung dieser „blauen Kugeln" nicht kennt, aufzuklären, wollen wir nur bemerken, daß sie zur Wassersuchtung der alten Lombarden gehörten. Es ist bekannt, daß die Lombarden in großer Zahl in die City eingewandert sind. Sie waren die ersten Banquiers in Europa."

Solche Artikel waren unterhaltend, nützliche Artikel für das achtzehnte Jahrhundert! So oft Bob Allen an irgend einem Journal mitzuarbeiten anfing, rieth ich's auf der Stelle, und ich täuschte mich nie darüber.

Endlich, nachdem er unter allen Farben und bei allen verschiedenen Armeen gedient, nachdem er seine gehaltlosen Artikel und zahmen Spitzgamme in allen Theilen der Welt, in den Westen, in den Nord-Westen, in den Süden, in den Anti-Gallican, in das Loyal England, kurz in alle damals bekannte Druckschriften der Neihe nach einrücken ließ, war Allen, überall verjagt, beinahe auf dem Punkte, Hungers zu sterben, als er folgende Nachricht von einem Journal in der Provinz erhielt: „Es wird ein Redacteur en Chef gesucht, der ein einflußreiches Journal besitzen und selbst die Abfassung einiger Haupt-Artikel übernehmen soll. Es ist eine wesentliche Bedingung, daß er zu lesen und zu schreiben verstehe. Wenn er auch noch etwas von der Arithmetik wüßte, so wäre es gewiß gut. Außerdem muß er ein verständiger Korrektor sein, und bei Gelegenheit zweien Damen Unterricht im Tanzen geben können. Die Einkünfte werden sehr bedeutend sein, sie können sich mitunter bis zu drei Schilling täglich belaufen."

Wir werden ich es vergessen, mit welchen Gefühlen Allen diesen, um das Laudleben zu genießen und Unterricht im Tanzen zu geben, indem er dabei die Artikel der Provinzial-Zeitung en chef redigirte!

Wir selbst, der ich mich bei seiner Ideeise des Lachens nicht erwehren konnte, waren auch schmerzlichere Ereignisse vorbehalten. Die „Morning-Post" wurde verkauft, jenes Blatt, das mit zum Triumph-Wagen gedient und mich über alle meine übrigen Kollegen erhoben hatte. Der neue Besitzer hatte seine eigenen Literaten und Bielbeten, und wir mußten ins Exil; wir mußten Abschied nehmen von unseren schönen Möbeln, von unseren Salen, die von den großen Herren der Politik, von einigen Gentlemans und zuweilen selbst von Dandys besucht wurden. Wir begaben uns in Masse zu einem Herrn Fenwick, dem wahren Typus eines Journalisten; ein schrecklicher Demagog, der durch seine Popularität sein Glück machen wollte. Fenwick mietete ein altes anatomisches Museum, das noch nach den ausgeklopften Krokodillen, den ausgedörrten Rhinoceros und den einbalsamirten Mumien roch. Das war von nun an unser Bureau; ein kleines Zimmer, das kaum für meinen Ehef und seinen Witz-Fabrikanten, nämlich für meine Wenigkeit, Raum hatte, verbarg uns vor den Augen der Uebrigen.

Fenwick hatte nicht einen Sou in der Tasche; er hatte eben erst einem Herrn Howell, der ein Jahr vorher zum Pranger verurtheilt worden, das Eigenthum des armen Journals, an dem wir arbeiten sollten, die wahre nuda proprietas, wenn es je eine gab, abgekauft. Der Bürger von Albion, so hieß das Journal, hatte keine volle sechzig Abonnenten in ganz England. Trotzdem hatte Fenwick beschlossen, die damalige Regierung zu stürzen, nichts mehr und nichts weniger; dann wollte er eine Republik begründen; versteht sich, war das nur das erste Prinzip seiner Unternehmungen, denn die weiteren Correlarien waren unsterilig, sein Glück, so wie auch das meine, in möglichst kurzer Zeit vollständig zu machen. Zum Unglück aber beleidigte ein vermöschter Dämon, den man die „Stempelgebühr" nannte, alle Morgen sein Ohr, indem er ihn an seine letzte Bbeise erinnerte. Wenn ging er nach der City, um sich sieben oder acht Schillinge, je nach den Umständen, bald mehr, bald weniger, aufzutreiben; und wir, arme Parias, die wir uns an diese wurmzerfräße Säule angeklammert, wir übten unseren Witz und Scharfsinn an verrätherischen Reden, die die King's Bench die Gesetzlichkeit hatte, ganz unbemerkt zu lassen, indem sie ihr ziemlich gefährlich erschienen. Fast allemal Morgens war Fenwick ein fanatischer Republikaner; und wir, die wir bisher aller Spartanischen Gesinnung ermangelten, wir mußten uns mit seinen Declamationen und seiner Heftigkeit im Nivean zu erhalten suchen. Damals dachte ich in meiner Unschuld, ein Cajus Gracchus zu sein; ich befreite alle Morgen das Vaterland von den Tyrannen, indem ich gegen den King raisonnirte und den Ministern seine Injurien anbing!

Wochenlang wir sieben Wochen lang arbeitet, erfuhren wir endlich, daß mehrere unserer Nummern die Aufmerksamkeit des Lord-Kanzlers auf sich gezogen und daß man uns einen Prozeß angedroht habe. Fenwick wollte das Eisen schmieden, während es noch heiß war. Als nun Sir James Mackintosh, der in seiner Jugend die Freiheit gepredigt, eine hohe Stelle bei der Regierung angenommen, nannten wir ihn einen Apostaten, Banditen und Renegaten, wie das bei uns Zunftmäßig war, und allen viel zu bedeuten. Allein sein Freund, Lord Stanhope, der sich gern den Bürger Stanhope nennen ließ, der aber für Mackintosh besonders eingenommen war, fand unsere Beleidigungen zu ungebührlich, und entzog uns die Unterstützung von einigen Schillingen, die uns bisher gegen die drückende Stempelgebühr geschützt.

Kurz darauf starb der „Bürger von Albion," jenes Blatt, das den Umsturz der Institutionen Englands drohschüttelt, seinen Ehrentod, und mit ihm entging auch meine beletristische Laufbahn.

Ich habe gleich vorher gesagt, was man von meiner Reise zu erwarten habe, und ich darf auch hiermit schließen, indem ich es Anderen überlasse, ihre Steine mit glänzenden Einfällen anzufüllen; diese mögen von dem Journalisten des heutigen Tages, von seinem eleganten Kabriolet, von seinen drei Pferden im Stalle, von seinem freien Zutritt bei den Ministern, und endlich von der großen Allgewalt erzählen, die wir vor zwanzig Jahren vorbereitet, in deren Besitz wir aber nie gelangt waren.

(Lamb's Essays).

Türkei.

Ein Volksfest in Konstantinopel.

Seit wehe als hundert Jahren hat, wie man sagt, kein Sultan eine Beschneidung vorbereitet, und der Sultan Mahmud feiert eine solche Begebenheit. Noch nie ist das Beyramfest so glänzend begangen worden. Der Gebieter will sein Volk an den Freuden seiner Familie Theil nehmen lassen, und das Volk bleibt ihm an Großmuth nichts schuldig. Denn man versichert, daß Seine Hoheit bei dieser Gelegenheit mehr als 20 Millionen Piaster an Geschenken erhalten haben soll. Ein zwar alter Gebrauch, den aber selbst der Reformator Mahmud in Ehren hält. Ein Theil dieser Summe wird zu Verbesserungen, wie z. B. zu dem Kanale, im Angesicht der Flotte. Zwischen einem neuen Palaste des Sultans und der mit Tovana zusammenhangenden Burg, dehnt sich eine Esplanade aus; hinter dieser befindet sich eine Kaserne in einer Ebene, von der man den Ort dieser Handlung überschaut. Auf den beiden Hügeln, die diese Ebene einschließen, sind sowohl auf den Gipfeln als an den Seiten Zelte aufgeschlagen; hier die Paschas und ihre Gefolge, dort, in der Nähe der Kaserne und des Todtenackers von Pera, für die Truppen. In geringer Entfernung von diesen, auf den Begräbnißplätzen der Armenier und Katholiken, sind Zelte angebracht, welche zu Krambuden, Garkschen und Kaffeehäusern eingerichtet sind. Auf den Ebenen der benachbarten Höhen kampiren Kavallerie- und Infanterie-Regimenter. Gegen diesen unabsehbaren Hintergrund heben sich die Seiten der Bucht von Ejub und noch weiter die lange dem Kanal gerichteten Galeeren vermehrt wird. Wollt ihr wissen, welche Wunder ihre Zubringlichkeit herbeiführt? Am Tage sind es die Kraftstücke eines Italiänischen Kleiden auf elenden Brettern, oder auch der kleine Kreis eines vollständigen Deutschfranzosen, oder auch Türkische Gefängnisse, oder endlich auch die taeswm Tänze Griechischer Mädchen, schöner Knaben mit langen Haaren, einer Art männlicher Bajaderen; am Abend sind es die Feuerwerke, und die ganze Nacht die Illuminationen. Was, nichts Anderes? Und doch, welch ein Fest, wenn man das Schauspiel über der Anschauer ergäßt! Türken, Griechen, Armenier und Juden haben das Sorbe, die Kaiserin, das Schabe, das Sorbeie, die Werkstätte und den Bazar verlassen, und ich in's Freie gegeben, um in den ergötzlichen Erscheinungen und Vergnügungen zu leben. Seht diese Menge! Ein Theil

Digitized by Google

biges Feld von grünen und von weißen Turbanen der Kinder Mahammedes, von blauen Turbanen und schwarzen Kalpaks der Rajas, von rothen Mützen, welche die Reform auf die Köpfe der Rechtgläubigen zu Tage gefördert hat und endlich von Hüten der Franken in ihren mannigfachen Gestalten; dann das Durcheinander der langen und weiten Röcke der Asiaten und der kurzen und engen Kleider der Europäer. Betrachtet nun die Züge und Stellungen dieser verschiedenen Menschenarten; seht den Ottomantürken mit langem und breitem Gesichte, mit einer glatten Stirn, die er unter dem Turban wie eine glatte Ebene aufrollt, mit großen Augen, eingebogener Nase, spitzen Kinnbacken, glattem schwarzen Barte, einem unmäßigen, auf einem starken Halse ruhenden Kopfe, einer sanften und doch heimen Physiognomie, dabei mit einer schlummernden, auf sich selbst vertrauenden Kraft, mit einem rechtlichen und geraden Sinne und mit einer ernsten, unbetonten und doch harmonischen Sprache; dann den Tartartürken von gelbem Angesicht, mit kleinem Kopfe, niedriger Stirne, tiefliegenden Augen, unten zugespitzter und an den beiden Flügeln angeschwollener Nase, mit blassen Lippen und mit einer runden Haut und einem kurzstämmigen Körper; dann den Griechen mit feinem vollen Haarwuchs, einer oft länglichen, oft getrümmten schönen Nase, einem Gesichte, auf welchem List und Kühnheit mit lebhaften Zügen eingegraben sind, welche durch die feurigen Augen noch verstärkt, von dem sanften und anmuthigen Munde aber sehr gemildert werden. Und welche Fertigkeit liegt nicht in dem Zusse seiner rauschenden und mannigfach betonten Worte! Dann den Juden mit seinem hohen Gesicht, mit einer hohen und rothen Gesichte, mit erhabener Stirn, schwarzen Augen, und mit gekrümmter Nase; seine hohe Figur ist dem Ottomanürken ähnlich, und sein dünner Unterleib dem Perser, er ist rechtlich wie jener, und eindringlich wie dieser; er ist minder portisch als der Grieche, und auch jeder Anmuth fremde; er ist ernsthaft in seinen Gesprächen, die er fast immer im Tätlichen Idiom führt, und ein Geschäftsmann vor allen Andern. Dann endlich den Juden, mit einer hohen Stirn, mit tiefen Augen, über der sich sein Kopfzeug hinterwärts neigt, mit schwarzen Augen, langer Nase, schwalen Lippen und vollem Barte; ohne heftige Leidenschaft, hat er nur Sinn für seine Geschäfte und Studien, und da er seiner Mutterssprache beraubt ist, so bedient er sich am öfterssen der verderbenen Spanischen Sprache, als einer Erinnerung an sein ehemaliges Vaterland, welches ihn früher aufgenommen und dann wieder ausgestossen hatte. — Stellen wir auch von den Mahometanern sprechen, die, wie wir gesehen haben, in Europa immer durch Gesichtszüge und Sprache den doppelten Ursprung zu bezeichnen scheinen? Oder von den Kurden, mit der Riesen-Gestalt, mit dem regelmäßig gezeichneten Gesicht und mit der vielleicht aus Chaldäischen Wörtern bestehenden Sprache, und von den Persern und andern morgenländischen Völkern, welche alle sich in Konstantinopel aufhalten? Kasser alle diese verschiedenen Figuren Euren Augen vorübergehen, bevor noch die wachsende Kultur die Physiognomieen verwischt hat; sehet diese ausgezeichneten Modelle, wie kräftig, wie wohlbeleibt! Ja, im Vergleich mit diesen Körpern, mit diesen Gesichtern, müssen ihnen die Franken in der Levante nur wie Krüppel und Zwerge erscheinen. Und nun betrachtet die enbiose Reihe von zwei- und dreispännigen Wagen, mit rothen und grünen Vorhängen in den Fenstern von weißer Leinwand gespannt, deren Stimen von Stahlplatten erglänzen und deren Joche von einem mit bunten Franzen umschlungenen Ringe umgeben sind; beschaut die in diesen Wagen sitzenden Damen, von denen mehrere durch die ausgezeichneten Züge der Anschuld das Kaukasische Blut bekunden, deren Schönheit und Diamanten, welche unter Schleier und Hüllen verstekt sind, nur erraten werden müssen! Und endlich selbst diese unzählige Menge von Männern und Frauen, stehend und sitzend, und theils die Esplanade umkreisend, theils auf die Abhänge der Hügel steigend, um die grünen, mit rothen Wimpeln und glänzenden kupfernen Kugeln geschmückten Zelte zu betrachten, bald einen Halbkreis bildend und bald sich in langen Reihen ausdehnend, nur das Verlangen ausdrükend, sich in Lust und Vergnügen zu durcheinander; man höret dieses Alles unter einem azurnen Himmel, im Glanz der milden Sonne, im Hauche des lauen Mittag-Windes, unter dem Klange einer militairischen Musik, den wohlriechenden Dampf des Tschodoni und des Narquilé einathmend, dem Ufer von Asien gegenüber, wo Skutari sich mit seinen rothen Häusern und grünen Lauben, von den letzten Sonnenstrahlen vergoldet, ausbreitet; ein ungemein erhabener Ueberblick, dessen Horizont noch durch die freie Aussicht über das Meer von Marmora und durch die Aussicht des fern liegenden Olympus vergrößert wird.

Auch die Kunst ist hier nicht ganz geschieden, und die Lokalität hat sie wunderbar unterstützt. Die beiden Ufer des Kanals sind von Skutari bis Stambul, auf einer Strecke von mehr als drei Stunden, erleuchtet, so daß der Wiederschein der Gewässer den mannigfaltigen Glanz der Feuerwerke in Sonnen, Sternen, Triangeln, Kreuzen, Pyramiden, Triumphbögen und Namenszügen vielfach zurückwirft. Dieses, im Verein mit den Lichtern der Schiffe und den darauf befindlichen Truppen-Lagern, stellt eine Illumination dar, die gewiß noch nirgend auf Erden übertroffen werden ist.

Einen Abend blieben wir auf einer dieser Höhen, um das feenhafte Schauspiel ganz überschauen zu können. Die Kunstfeuer waren abgebrannt, die Menge der Zuschauer heimgekehrt, die Zelte geschlossen und nur ganz Leben geblieben; da erhob sich über den Bergen Asiens der Mond und ließ seinen silbernen Glanz auf den goldenen Schein der Illumination fallen; er schien ein an der Erde gebannter Geist zu sein, welcher nur in der Stunde des Schweigens und der Einsamkeit erscheinen darf.

Noch nie hat es vielleicht an den Ufern des Bosporus oder in Konstantinopel eine so zahlreiche Vereinigung von Frauen gegeben. Die muhammedanischen, verschleiert und in Mäntel gehüllt; die Armenischen beider Konfessionen, obgleich Christen, auch verschleiert; die jüdischen, den Kopf mit einem weißen Zeug bedekt, das Gesicht, wie die Griechischen entblößt, gänzlich unbedekt und das lange braune Haar mit einem hohen durchsichtigen Aufsatze geschmükt. Hier sieht man mit jenem Zeichen auf wunderbar regelmäßige feine und zarte Gesichtszüge; aber man findet keinen einzigen so hohen Wuchs, keine einzigen so schlanken Körper, und besonders keine so vorsichtsmäßige Haltung, wie in Paris. Die Bekleidungen der Meisten entstellen die Mundt ihres Körpers, und die Gewohnheit des Sophasitzens, und in Mangel an öfterer Bewegung schaden ihren Gliedern sehr; sie verstehen es zu nicht, zu gehen, und bewegen sich nicht frei. Wo aber sieht man Kopf von schönerer Zeichnung und Farbe? Forderet von ihnen nicht in Ausdruck eines feinen überraschenden Verstandes, aber einen unverwüstlichen Hochgesühle; mit welchem Rechte wollt Ihr das von ihnen verlangen, was ihnen ihr Stand nicht erlaubt? Bedarfen müßt Ihr es vielmehr, daß ein solches wunderbares Geschöpf so oberflächlich nur gebildet worden ist. Eine andere Entzauberung bewirkt ihre Stimme; sie ist entweder zu rauh; es mangelt ihr der liebliche Klang, welcher die Ohren drüker mäßigt und den Worten so mannigfache Schattirungen verleiht; es geht ihrer Stimme wie ihrer Figur, sie sind beide ohne Reiz, und ihre Worte sind wie sie selbst, in einen Schleier gehüllt. Alle Frauen in der Levante, von welchem Glauben sie immer sein mögen, sind der strengsten Dienstbarkeit und Abhängigkeit unterworfen und von der Eifersucht ihrer Männer geplagt. Die Griechische und Armenische Kirche, wie die Jüdische, versammeln ihren eine besondere Stelle, wenn nicht gar zwei besondere Kapellen, neben dem Altar und den Geistlichen hat; und im Innern der Familie, bei Tische, sind ihre Verrichtungen ebenfalls abgesondert. Unter diesen Frauen genießen die Griechischen noch die meiste Freiheit, was sie auch durch ihre Toilette, die der Europäischen so nahe steht, so wie durch ihr ungezwungenes und leichteres Benehmen bekunden. Den größten Duft nach Freiheit aber athmen die türkischen Frauen; sie sind es, welche den Eifer schlichen, mit welchem sie sich vor Verzauberung zu hüten suchen, bei Gelegenheit solcher Feste ausgeben zu dürfen, und mit dem sie alltäglich bei der Wiederholung derselben Schauspiele, derselben einförmigen und gehaltlosen Vorstellungen unermüdlich erscheinen. Diese Durst nach Freiheit wird durch die drükende Last ihres Harems und die langweilige Einsamkeit ihres abgesonderten Aufenthalts gewekt und erhalten. Und kann es wohl Wunder nehmen, daß die türkischen Beschäftigungen ausgeschlossen sind, und aus Unwissenheit sich ihre Dienerinnen durch Lektüre, noch durch Handarbeiten, und am allerwenigsten durch Erziehung der Kinder vertreiben können? Sie zeigen zugleich eine bewundernswürdige Dreistigkeit bei solchen Festen. Es werden ihnen dabei immer die besten Plätze eingeräumt, und sie sind durch die stumme Aufsicher vor den Augen der Fremden weniger geschützt. Im gerecht zu seyn, müssen wir erklären, daß die Türken ihren Frauen keine erzwungene Achtung, sondern einen gewohnten Respekt bezeigen; nämlich denjenigen Respekt, welchen der Eigenthümer stets für sein Eigenthum hat. — Niemals gemessen sie das Fest die ganz zu Ende. So lange die Sonne sür ihre Männer wacht, lagt man sie gewähren; sobald aber verschwindet, wird ihr Betrauen geschlagen. Ich weiß nicht, ob Ihr Euch eine Vorstellung machet von der Befehl zum Aufbruch sei da! Die armen Frauen sind einer militairischen Ordnung unterworfen. Wer weiß aber auch, wie oft schon eine solche Ordre der Murren gegen ihre strenge Abhängigkeit hervorgerufen, und das Verlangen nach einer Emancipation aufgeregt hat! Und könnte dieses Fest nicht auch der Herd werden sür eine Conspiration gegen die alten Gewohnheiten der Männer? Könnten sie Frauen nicht ebenfalls das Bedürfniß einer Reform verlangen? — Gedult! Schon erlaubt, wie man versichert, Mahmud seinen Frauen, sich, wenn sie es verlangen, im Harem auf Europäische Art zu kleiden; Mahmud ist das für die Kostüme, was Mehmed Ali für den Kunststeiß ist. Er hat die Toilette der ganzen Reiches reformirt; Männer und Frauen müssen sich ihr anbequemen; er ist der Despot der Kleidertracht. Hoffen wir demnächst, daß der Schleier verschwinden werde, und daß wäre sein Fall. Ein Schleier von der Hand des Mannes ihrer seine Frau geworfen, ist eine dieterne Maske; von diesem Schleier, in welchen er sie einschließt, ist es gar nicht weit zu dem Sacke, in welchen er sie einnäht. um sie in den Kanal zu werfen; er ist das Gefängniß und das von dem Manne seiner Frau ausgeübte Geheimniß; verbarget Geheimniß! Und noch liegt in dem Schleier, welcher dem eine Frau sie freiwillig bedekt, in dem sie flatternden, durchsichtigen Schleier, in der dünnen Wolke, mit welcher der glänzende Stern wikkerlich sich bedekken und auch unverhüllt sich zeigen kann, eine so unerklärbare Anmuth! .... Die abendländischen Frauen kennen das Geheimniß wenig; sie haben sich mit unbedekter Stirn die Emancipation zu ringen gesucht, und weil sie ihre Rechte noch nicht vollkommen besitzen, haben sie vielleicht auch die Reinheit der Freiheit noch nicht erlangt. Hier besitzen die Frauen das Geheimnißvolle und der Sclaverei; nichts kommt der Kühnheit ihrer Augen gleich; sie blicken um sich, als wenn sie nicht gesehen würden. Häufig bezeigen sie auch offenen Ueberdruß mit ihrer Lage, und Ehebruch und Entehrung haben bei ihnen schon ziemlich eingeschlichen. Was die Scheidung betrifft, so nehmen sie sie Act in Anspruch, und wenn sie gesetzmäßig verlangt werden kann, wird sie ihnen auch gestattet. Die auf den Gesichtern der Türkischen Frauen so oft bemerkbaren Spuren ihrer unbefriedigten Begierden zeigen nur zu deutlich ihre Leiden und ihr ungewisses Streben nach einem besseren Loose, und wenn gleich gründliche Beobachter die Blüße und das Leidende ihres Angesichts einzig und allein dem Mißbrauch der Bäder zugeschrieben haben, so glauben wir doch, daß sie auch ihrem kontbaren Begehren nach Erösfnung beigemessen werden können. (Schluß folgt.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 3. Berlin, Mittwoch den 7. Januar 1835.

Belgien.

Die freien Städte in Flandern.

(Aus der North-American-Review.)

Man hat lange Zeit hindurch den freien Verfassungen in Griechenland und Italien seine Bewunderung geschenkt, und kommt immer auf Athen und Rom zurück, um für die Geschichte freier Staats-Verfassungen Beispiele zu suchen, und aus dem Glanze oder dem Untergange derselben Resultate zu ziehen. Viel näher liegt jedoch den modernen Zuständen die Geschichte der freien Städte in Burgund und Flandern, und es muß von wesentlichem Interesse sein, schon um eines Gegensatzes willen, auch der Verwaltung dieser Bürger-Herrschaften mehr sein Augenmerk zuzuwenden.

Rom hatte in der Zeit zwischen der Königs- und Kaiser-Herrschaft nur eine Municipal-, keineswegs eine Staats-Verfassung. Griechenland und Italien bestanden aus Städten, nicht aus Nationen, und die Regierung in Athen wie in Rom war eine städtische, niemals eine nationale. Stadt führte gegen Stadt Krieg in Italien, und als Rom Siegerin über alle geworden, erbreitete man den einzelnen Städten das ständigkeit wieder in's Leben rief, zumal da die Germanen hier keineswegs so glückliche Sieger wurden, wie in Gallien. In den West-Provinzen gelang es den Franken, Sachsen und Gothen durchaus, die Municipal-Verfassungen, die hier ebenfalls Wurzel gefaßt hatten, den Bedingungen der Feudal-Herrschaft zu unterwerfen, während die Feudal-Aristokraten der Lombarden allmälig sich zu Städtern umwandelten und auch als Bürger noch mit nach ein Wesen erlangten, das ihnen mit Hülfe der Usurpation Throne erbaute. In Frankreich und den Niederlanden wurden die Städte dem System der Feudalität unterworfen, sie beugten sich unter den großen Baronen, die sich die Souverainetät anmaßten. Mit dem Wohlstande, den der Friede brachte, erhoben sich die Städte hier wiederum das Haupt, und traten in Opposition gegen den Feudal-Adel. Sie erstrebten von ihm Rechte und Freiheiten, Charten, welche den gesetzmäßigen Ursprung der Bürgerrechte im modernen Europa nachweisen. Hier ist der Heerd der Volks-Rechte zu suchen, ein tiers-état konnte sich nur in jenem Konflikte zwischen Adel und Bürgern entwickeln, welchen die Geschichte der Flandrischen Städte zum Thema hatte.*)

Es gehört mit zu den Schwächen in unseren antiquarischen Studien, den Ursprung der Staaten und die Gründung der Städte an einzelne glänzende Namen zu knüpfen, die aus dem Dunkel der mythischen Zeiten hervorragen. So ist Hertules der verweinlichte Vater einer Menge von Städten an der Küste des Mittelmeeres. Aeneas wurde ein leichter Anknüpfungs-Punkt für die fabelhaften Geschichten manches Volkes. Auf die Eroberung Galliens und Britaniens durch Julius Cäsar gehen viele Chroniken-Schreiber zurück, um ihm die Ehre zuzuerkennen, der Gründer einer zahlreichen Menge von Städten gewesen zu sein, die erst im Mittelalter ihren Ursprung verdanken. Gent unter andern soll nach einer Legende früher Gaja oder Caja geheißen haben, nach dem Pränomen des Römischen Helden, während eine andere Sage den Vandalen die Gründung dieser Stadt zuschreibt, und aus dem als ursprünglich angenommenen Namen Vanda das verderbte Ganda macht, das Lateinische für Gent. An alle diese Beziehungen knüpft sich mehr Erdichtetes und Gemachtes, als Thatsächliches.

In Wahrheit kommt Gent erst im siebenten Jahrhundert in der Geschichte vor, zu der Zeit, als Dagobert den heiligen Amandus zur Bekehrung der Heiden nach Flandern sendete. Unter der Herrschaft der Merovingischen Franken rangirte Gent mit anderen Städten des Landes, ohne besonders hervorzuragen; erst in der Epoche der Normannischen Einwanderung tritt es als wichtig vor den übrigen in den Vordergrund der Interessen Flanderns. Gent lag zu nahe an der Küste, um nicht vorzugsweise dem Andrange dieser Barbaren ausgesetzt zu sein, welche so lange Zeit für das westliche Europa eine Geißel waren. Im Jahre 811 erbaute Karl der Große in Gent eine Flotte von Böten, um den Streifereien der Normannen, welche die Küste plünderten, Einhalt zu thun. Im Jahre 868 errichtete Balduin, erster Graf von Flandern, mit dem damals beliebten Beinamen: Eisenarm, ausdrücklich zu dem Zwecke, Gent vor denselben Barbaren-Horden zu schützen, eine Befestigungs-Werke, welche später ein Mittel wurden, die Bürger der Stadt selbst im Zaum zu halten.

Um diese Zeit begann Zahl- und Wohlstand der Einwohner Gents bedeutsam zu werden, und im Jahre 960 gaben dieselben das erste Beispiel ihres hinabhängigkeits-Geistes, der sie später auszeichnete. Gent wurde damals von den vereinten Kräften der Könige von Frankreich, England und Schottland belagert, welche das Gebiede thaten, bei längerem Widerstande die Mauern der Stadt zu schleifen, von den Gebäuden keinen Stein auf dem anderen zu lassen und über den Trümmern Getraide zu säen. Gleichwohl war der Muth der Bürger von dauernder Kraft; die Belagerung mußte aufgehoben werden und nur dem Könige von England erlaubten die Genter, ihre Stadt zu betreten und, um sein Gebiede zu lösen, eine Handvoll Getraide auf dem Markt-Platze auszustreuen. Muth, Freiheits-Sinn, Kunstfleiß und Unternehmungs-Geist, die charakteristischen Züge der Genter, entwickelten sich seitdem mit einander in gleichem Maße. Der jüngere Graf Balduin errichtete zuerst Tuch-Fabriken, und bei allem Eifer für Ackebau und Handel waren es doch schon früh die Wollen-Manufakturen, auf welche die Einwohner ihre besondere Aufmerksamkeit richteten. Das rohe Material erhielten sie aus England, und die Einkaufs-Gesellschaften, welche Druck und Herrschsucht in den Weg legten, trotz Krieg, Pest und Unfälle aller Art, erlangte Gent durch Handel und Gewerbthätigkeit seine große Bedeutsamkeit schon in den damaligen Zeiten, und in der Epoche der Kreuzzüge wurde es den Bürgern ganz besonders möglich, eine Menge Privilegien den Feudal-Herren abzugewinnen, die von der Sucht, nach dem gelobten Lande zu ziehen, erfüllt, ihnen mehreres einräumen mußten, wenn sie sich nicht unter andern Umständen weniger geneigt gefühlt hätten. Unter Philipp dem Elsaß erlangten die Genter im Jahre 1178 den Erlaß von allen Frohndiensten, gewannen Territorial-Rechte, das Privilegium, in Versammlungen über ihre öffentlichen Angelegenheiten sich zu berathen, selbstgewählten Schöffen die Verwaltung zu übertragen, ein Stadt-Wappen zu führen, eine Stadt-Wache zu halten und selbstgewählten Männern das Richter-Amt anzuvertrauen. Auch auf Hartlieb und Fabri's Wesen erstreckten sich die Genter bewilligten Freiheiten, und durch die Gründung der Hanse wurde Gents Commercial-Macht gesichert. Kaiser Friedrich eröffnete der Stadt die freie Rhein-Schiffahrt, im Jahre 1191 ward Gent zur Hauptstadt von Flandern erhoben. Unter Philipp's Nachfolger, Balduin vom Hennegau, erhielten die Genter die gesetzliche Zusicherung, daß kein Edikt des Grafen ohne Bestätigung der Bürger Gültigkeit haben könne, und die Vollmacht, zur Beschützung der Stadt und der Einzelnen jede Art von Vertheidigungs-Mitteln selbst in Anwendung zu bringen.

Im dreizehnten Jahrhundert war Gent an Volks-Zahl, Größe, Reichthum und Wohlleben viel bedeutender, als die Hauptstadt von Frankreich, und Petrarka, der um jene Zeit die Stadt besuchte, sprach von ihr mit einer Bewunderung, die deutlich verrieth, er habe nichts Aehnliches auch in Italien gekannt. Seit dem Jahre 1228 leitete der Rath der Stadt ausschließlich die Verwaltung der Stadt. Im vierzehnten Jahrhundert beob Karl von Valois, der Gent eroberte und den Grafen von Flandern in Frankreich gefangen hielt, diese Verwaltungs-Behörde auf, allein der Sieg bei Courtrai, der der Blüthe des Französischen Adels den Tod brachte, hatte bald die Befreiung des Grafen und die Wiederherstellung der alten Verhältnisse zur Folge. 8000 goldene Sporen geboten an dem glorreichen Tage der Schlacht im Jahre 1302 zu den Trophäen der jugendlichen Flandern und von dieser Beute schreibt sich der Name der „Sporen-Schlacht" her, wie man das Treffen bei Courtrai nannte. Ueberhaupt beginnt mit diesem Ereignis das Schicksal Gents in die größeren Welt-Handel einzugreifen.

Während der fortgesetzten Kämpfe gegen Frankreich wurde die Macht der Grafen von Flandern, die der Vertheidigung der Städter gegen die Balois beraubten, immer geringer, und der aus den Bürgern gewählte Bauwart oder Protektor, Johann van Artevelde, war weit mächtiger als der Graf Ludwig, sein Widersacher. Die Politik Gents brachte es mit sich, daß Johann van Artevelde Eduard III. von England als König von Frankreich anerkannte. Dieser Genter Bürger, ein Mann von ausgezeichneten Talenten, kommandirte bei der Belagerung von Tournai (Doornik) ein Flandrisches Heer von 40,000 Mann, eroberte

*) Die nächsten Verwachtungen knupfen sich an folgende Werke: 1) Histoire des Ducs de Bourgogne de la maison des Valois. Par M. de Barante. 11 tom. 8. Paris, 1825. 2) Histoire de la Flandre depuis le comte Gui de Dampierre jusqu'aux Ducs de Bourgogne. Par Jules van Praet. 2 tom. 8. Bruxelles, 1826. 3) Notice historique sur la ville de Gand. Par A. Voisin. 12. Gand, 1826.

Digitized by Google

als Städte der Brafschaft und war nicht weniger innerlich als äußerlich Gents Bedeutsamkeit zu erhöhen bemüht. Er führte eine Eintheilung der Bürger in drei Klassen ein, wie sie in Ypern eingeführt worden. Die Kapitalisten und Eigenthümer machten die erste aus, die Weber die zweite, alle andere Gewerke und Gewerbe bildeten die dritte Klasse. Artevelde selbst rechnete sich als Brauer, seiner Professionen nach, zu der dritten, und wurde zum Dekan derselben erwählt. Auf diese Weise gewann die Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten der Stadt an einfachheit und Ordnung. Sieben Jahre behauptete Artevelde sein Ansehen in Gent und erhielt während dieser Zeit Flandern auf dem höchsten Grad; dann fiel er als ein Opfer der mörderischen Pläne des Grafen Ludwig im Jahre 1344. Er war der gediegenste Repräsentant des Bürgerstandes. Seine Beredsamkeit, seine Tugenden als Feldherr, als Vorsteher seiner Genossen, als Gemeinde-Glied und Gemeinde-Oberster, seine geistige Ueberlegenheit, die er bei seiner Humanität nie prahlerisch hervorkehrte, alles ihn auszeichnende Eigenschaften hat Froissart-Gisbert, wie treffen, naiv und lauter behauptet, nie so nicht wieder in einem spätteren Jahrhundert sich zeigte, in welchem der dritte Stand in wilder Opposition gegen die bevorrechteten Klassen sich geltend machte und einen gewaltsamen Umsturz herbeiführte. Wie suchen in der Geschichte der Französischen Revolution vergeblich nach den reinen Tugenden eines echten Bürgers. „Ach, daß Johann von Artevelde noch lebte!“ war noch lange Zeit der Ausruf der Flamänder, wenn sie im Drange der Verhältnisse sich nach einem Manne seiner Art umsahen.

Und er lebte wirklich nach seinem Tode noch in seinem Sohne Philipp van Artevelde, der ein Taufpathe der Königin Philippine von England war. Auch bedurften die nachkommenden Zeiten eines Mundes und einer Beharrlichkeit, wie ihn Johann gehabt. Der Sieg Philipps d'Arc Louis de Male bei Westrozebeke (1382) war einer der Flandrischen Heldenmuthes allein das Glück wandte sich auf Seite des Grafen und der Franzosen, deren Uebertragbarkeit an Zahl den blutigen Kampf des Roosebeke entschied, und so war eine passive Aushauer in den folgenden Ereignissen, namentlich während der Belagerung Gents, nöthig, um an dem Daseyn nicht zu verzweifeln.

Der letzte Sieg verschaffte der Feudal-Aristokratie das Uebergewicht; ganz Flandern wurde dem Grafen unterthänig, nur Gents Mauern und Gents Bürger widerstanden. „Nur über Aschen-Haufen und Trümmern könne er einziehen!“ erwiederten sie auf des Grafen Aufforderung, ihm den Einzug zu gestatten. Franz Ackerman, der Freund und Gehülfe des jüngeren Artevelde, wurde nächst ihm der Hort der Bürger; und der Schwiegersohn des Grafen Ludwig, Herzog Philipp der Kühne von Burgund, sah sich nach langer Belagerung und auch durch die Verlegenheit, in Frankreich selbst sich befindlichen Lande zu benutzen wissen, genöthigt, einen vortheilhaften Frieden anzubieten, der im J. 1385 den Bürgern Gents alle ihre Privilegien sicherte. Gleichwohl hatte die Niederlage bei Roosebeke die Kraft der Genter gebrochen. Ihr Freiheits-Sinn war erschöpft, sie konnten nicht mehr siegen, nicht mehr alein ihre Selbstständigkeit erkämpfen, nur die Konvenienz hatte hinten ihre Rechte unangetastet gelassen. Ihr Zeit-Alter war vorüber, mit den beiden Artevelde's tehrte nicht wieder; der Bürgerstand hatte für immer sein überlegenes Gewicht verloren. Unter Philipp dem Guten und Karl dem Kühnen machten die Genter nur sehr vergeblich und ohnmächtige Versuche, einen Theil der Gerechtsame, die ihnen nach und nach genommen wurden, sich zu erhalten. Die Feudal-Aristokratie, denn aus diesem Elemente war das Burgundische Fürstenhaus hervorgegangen, brohte sogar nach der Majestät, um den Sieg ein für alle Mal zu sanctionieren.

Während mit dem Tode Karl's des Kühnen ein Zeitpunkt eintrat, der etwanigen Versuchen zur Wiederherstellung eines freien souverainen Bürgerstandes günstig schien, ergab sich erst recht zur Genüge, daß der Sinn des dritten Standes nicht mehr derselbe war, wie sonst. Die Bürger selbst aufgelöst, eine feindliche Stimmung gegen sich fühlten sie selbst, und ihr Streben ging dahin, die Erbin Karl's zu unterstützen, um an einem rechtmäßigen eingeborenen Fürsten-Stamme, den verlechenden trügerischen Versprießungen des rissen Ludwig von Frankreich gegenüber, einen Stützpunkt zu haben. Sie konnten sich selbst nicht mehr als die Spitze der Regierung hinstellen; somit kam es nur darauf an, einer eingeborenen Macht zu huldigen. Die Bürger suchten sogar Maria mit dem Herzog Philipp von Cleve, mit der Verstörung des Kaisers Friedrich, zu verbinden. Nur nach dem Tode der Burgundischen Erbtochter machte sich das Bedenken laut, ob Mar im Sinne eines angestammten Fürsten anzuerkennen sein dürfte. Allein Mar wußte mit Deutschen Truppen sein Ansehen zu behaupten, und nun hatte die Fürsten-Gewalt zum ersten Male in Flandern mit einer Macht gesiegt, der die einheimischen Kräfte nicht gewachsen waren. Nur die Vermählung des Herzogs Philipp von Cleve, mit der Zerstörung Gents werde die schönste Blume und die reichste Perle des ganzen Burgunder-Landes vernichtet, hielt den Erzherzog ab, seiner Uebelgesinnheit ein furchtbares Denkmal für alle Zeiten zu setzen. In dem nächsten Zeitraum erkrunten sich Flandern und Burgund der Huld Kaiser Karl's, der sein heimathliches Land zu sehr liebte, um ihm den Druck der Herrschaft nicht möglichst zu erleichtern und das Andenken an seligere Freiheit durch kleine Gunst-Bezeugungen und Freiheits-Zugeständnisse zu mildern. Kaiser Karl ließ manche Formen, womit der noch nicht ganz erfolgreiche Unabhängigkeits-Sinn sich täuschte, nach altem Brauche in Flandern bestehen; er beobachtete anfangs im Verhältnisse zu diesem Lande ein ähnliches Benehmen, wie Kaiser Augustus im Verhältnisse zur formalen Republik Rom.

In dieser Zeit besuchte Guicciardini Gent, und sprach von dem Fleer der Stadt in unzweideutigen Ausdrücken. Er nennt sie schön, großartig gebaut, eine der bevölkertsten Städte Europa's, und vergleicht sie in jeder Hinsicht mit Mailand. Die Bürger Gents bezeichnet er als ernst, sehr unterrichtet und voll von kriegerischem Geiste. Er bebt entgegen dem Zustand der Schulen, die Pflege der Armen hervor, deren Kinder auf allgemeine Kosten ernährt und erzogen wurden, und rühmt die große Frömmigkeit, die unter den Bewohnern herrsche. Auch der Luxus war nach seiner Ansicht nicht auf jenen bedeutenden Höhe; man zähme Löwen, Bären und allerhand wilde Thiere, um den festlichen Aufzügen ein Gepränge zu geben.

In diesem Zustande Gents erblicken wir jedoch mehr ein wohlbehäbiges Vegetiren, als eine Bethätigung gesunder und frischer Kraft. In der Streitigkeit mit Karl V., der im J. 1539 den Niederlanden eine außerordentlicher Abgabe von 1,200,000 Gulden auferlegte, um sich mit zum Kriege gegen Engelreich nöthige Geld zu verschaffen, sah sich viel Schwächer und Kleinmuth bei den Bürgern Flanderns. Nach alter Satzung, die Karl bis dahin noch unangetastet gelassen, stand ihnen das Bewilligungs-Recht zu. Von diesem machten sie Gebrauch und verfagten die Steuer. Die Statthalterin, Maria von Ungarn, beleuchtete mehrere Verhaftungen, und als die an den Kaiser deorderten Gesandten, welche Klage führten, dort abgewiesen wurden, sich die Bürger an Franz von Frankreich. Sie boten ihm ihr Land an, falls er ihre Privilegien beschützen wolle. Der schlaue Franz sah aber damals seinen Vortheil auf anderer Seite, und verrieth diesen Schritt den die Flamänder im Geheimen gethan hatten. So mußten sie nun für Majestäts-Verbrecher angesehen werden, und als Kaiser Karl mit gewaffneter Macht einschritt, baten sie demüthig um Gnade. Am 24. Februar 1540 zog der Kaiser mit glänzendem Gepränge, das Schwert in der einen Hand, das Schwert in der anderen, in Gent ein, legte eine starke Besatzung in die Stadt und zeigte sich als unumschränkten Herrscher. Sie ergab sich denn jetzt nur ein Verhältniß zwischen Herrscher und Unterthanen. Nur der Reichthum Gents machte die Stadt in den Augen des Monarchen bedeutsam. Als der Herzog Alba den Rath errichtete, man müsse Gent Gewalt anthun, zur Strafe für die Verletzlichkeit, ferdieren, führte ihn der Kaiser in das Gewölbe der Schätze und fragte, indem er auf die weithin sich erstreckende Stadt wies: „Combien il kallait de peaux d'Espagne pour faire un gant de cette grandeur!“ worauf Alba nur beschämt mit Stillschweigen zu antworten wußte. Es geht aber aus der Rede des Kaisers offen genug hervor, daß er Gent, wie auch andere Kleinodien seiner Krone, nur als Eigenthum des Landesherrn betrachtete. Die Art und Weise der Verwaltung der willkürlich auferlegten Abgabe war denn auch ganz von der Art, wie sie der Herr über den aufwiegelerischen Leidegienen verhängt. Schwindzwanzig der edelsten Bürger wurden enthauptet, eine noch größere Anzahl verbannt, ihr Eigenthum wurde zur Kaiserlichen Kasse geschlagen. Die Magistrats-Personen, derzeitig der vornehmsten Bürger, kamen den Vorstehern aller Zünfte, und fünfzig andere Personen mußten barfuß und halbentblößt, mit brennenden Kerzen in der Hand, vor ihre Schwester öffentlich um Verzeihung flehen. Außerdem sollten die Magistrats-Personen bei Vollziehung ihrer Amts-Geschäfte hinführo einen Strick um den Hals tragen, als dauernden Rubenken an die Verrätherei. Nur insofern mildernte Karl diese Strafe, als er den Strick in eine seidene Schärpe zu verwandeln erlaubte, so daß das Zeichen der Schmach nicht eine Zierde getragen wurde. An Freiheiten und Privilegien war nun nicht mehr zu denken; Alles, was daran erinnern konnte, wurde aufgehoben; zu gleicher Zeit wurden die Befestigungen Gents der Erde gleich gemacht. So glaubte Kaiser Karl den letzten Funken eines Unabhängigkeits-Sinnes zu unterdrücken. Und in der That erhob sich seitdem Gent nicht mehr zur alten Größe, zum vorigen Reichthum. Der Wohlstand und die Betriebsamkeit entgrünten nun noch; der Erfindungs-Geist war gebrochen, aller Aufschwung schien für immer gelähmt.

Im J. 1559 besuchte der Spanische zweite Philipp zum letzten Mal Gent. In einer Versammlung der General-Staaten auf den Stadthause erhob sich der Syndikus und hielt eine Rede, die einen republikanischen Anstrich hatte. Er sprach gegen die fremden Truppen. Philipp sie immer in die Städte des Landes zu legen beabsichtigt. „Sind wir Knaben“, fragte er den König, „daß man meint, wir könnten uns nicht selbst vertheidigen? Oder hält man uns für Feinde, die man feindlich bewacht? So lange Krieg war, mochte das seinen Grund haben; jetzt ist Friede im Lande, und sollte Krieg entstehen, so sind wir Bürger, die sich zu vertheidigen wissen werden. Warum aus Europa uns nicht uns zur Schande hin? Warum hier zu unserm Gebiete Fremdlinge haben nichts mit uns gemein; Fremdlinge sollten nicht für uns, nur gegen uns. Euer verstorbener Vater hatte Vertrauen zur Leibwache in viel stürmischer bewegten Zeiten, und wir stehen muthig zu Eurem Dienste selbst bereit!“ Philipp aber war von der Klugheit des Mannes erschüttert; das Wort „Fremdlinge“ traf sein innerstes Herz. Er fand billig auf sich selbst, „so bin ich Euch auch nur vielleicht ein Fremdling? Bin ich mit Euch unter den Fremdlingen, die Ihr aus dem Lande gejagt haben wollet?“ Der Syndikus konnte die Frage nicht bejahen; ein van Artevelde hätte sie nicht anders, als mit lautem Ja beantwortet.

Sobald man zur passenden Zeit diese Confessionen aufgab, gab man auch die Gerechtigkeit der Sache auf; jeder Energie hörte aller Beruf auf, noch ein freies Bürgerthum aufrecht zu erhalten. Von neuer Karl V. hatte man nicht die Kraft in sich verspürt, sich selbst zu vertreten, zu vertheidigen und offen das Visir aufzuschlagen. Man hatte sich an Feankreich gewendet und damit bewiesen, daß die innere Festigkeit, der Glaube an sich selbst fehle. Seitdem Philipp auf seine Frage, ob er auch ein Fremdling sey, den man los sein wolle, kein freies, offenes Ja zur Antwort erhielt, wußte die Bewegung der republikanischen Gesinnten nur für Verrath und Aufruhr gelten. Die Sache der Freiheit kam in die Hände der Hefe des Volks und die Gräuelthaten der Bilder-Stürmer gaben nur einen neuen Vorwand und ein neues Recht, die Ruhe im Lande mit dem Henker-Beile in der Hand aufrecht zu erhalten. Herzog Alba war das lebendige Henker-Beil selbst. Die Natur vereinigte sich mit ihm; Pestilenz und Ueberschwemmungen arbeiteten ihm in die Hände, das Land zu vernichten, das Volk zu vernichten

Digitized by Google

Der bilderstürmende Pöbel übernahm die Vertheidigung der Freiheit und der Pöbel hat immer Unrecht. Hembyse und Rybove wurden die Häupter dieser Partei, welche in der katholischen Religion die Basis des Königthums erblickte. Man schalt die Kinbänger Bettler, „Gueusen", aus sie waren allerdings ihrer Gesinnung nach hungrige Wühlerische. Der Prinz von Oranien besuchte Gent noch in demselben Jahre, als ein zu Gunsten Spaniens gestiftetes Komplott entdeckt wurde (1577); sein Erscheinen wirkte wenig, er konnte nicht an die Spitze des Aufruhrs treten, denn die Leidenschaft wollte keine Vermittelung, keine kluge Berechnung, sie wollte Verwüstung. Der Sache der Freiheit war nicht wehr zu helfen, denn das Recht war nicht mehr auf ihrer Seite. Auch Elisabeths ermahnende Worte konnten sie die Bürger Gents zu keinem Gewicht, die die Dummheit des Pöbels nicht mehr einig wargn. Es verbreitete sich nämlich das Gerücht, der Prinz von Oranien wüede noch ein Mal in Gent auftreten und mit bewaffneter Macht die Anarchie aufheben. Da verließ Rybove seine Partei, er wollte die Ober-Hoheit in der Leitung der Angelegenheiten nicht aus der Hand geben, und da er fürchtete, Wilhelm würde jetzt der Mittelpunkt der Interessen der Bewegungen-Männer werden, wollte er sich zuvorkommen und ließ Hembyse und sonstige Genossen der Pöbel-Herrschaft gefangen nehmen, um dem Prinzen den Wirkungs-Kreis in Gent zu verschließen. Er wollte ihm selbst die Hand bieten, und so sein eigenes Gewicht sich erhalten. Allein das Volk war über seine Mäßregel gegen die Idole der Freiheit empört; es stürmte seine Wohnung und vernichte sich jetzt blos aus Haß gegen Rybove zum Prinzen. Dieser erschien ohne bewaffnete Macht in Gent und nahm so die Reigung der Leute Albert's und die Dummheit für sich. Hembyse ward später von den Gueusen zurückgerufen, allein des Einverständnisses mit den Spaniern verdächtigt, fiel er zur Strafe seines Verrathes 1584. Noch in demselben Jahre zog der Prinz von Parma mit den gesammelten Kräften Flanderns vor Gent und zwang es zur Capitulation. Die Preisfragen wurden vertrieben und somit glaubte man, die Neuerungssucht und das Verbrechen unterdrückt zu haben.

Der 25. Mai war nahen Albert und Isabella, ging Flandern ihre ruhigt, es war die Ruhe der Erschöpfung, der Friede des Todes. Daß Flandern später durch Ludwigs XIV. ehrsüchtige Ränke der Tummelplatz eines kriegerisch bewegten Lebens war, beweist nicht, daß der Tod nicht mehr dort seine Heimath hatte. Mit den Zeiten eines freien Bürgerthums hat Flandern aufgehört, eine selbstständige Potenz zu sein, nun wenn Gent in Folge der Reunionskammer selbst Josephs in den Jahren 1789 und 1791 den alten Traum der Freiheit wie eine alte Kindheits-Erinnerung träumen wollte, so konnte das nur das Hirngespinst eines Schlafers sein. Es galten längst andere Interessen in der Welt; die Französische Revolution, in der es sich keineswegs bloß um die Freiheit und Gerechtsame eines tiers-état handelte, verschlang alle andere Bewegungen, wie ein Strom, der die kleinen Bäche Kümmlich verschlingt. Gent konnte nun noch ein Pflanzenleben führen, fleißig arbeiten in Wolle und Seide, auch das Familienglück konnte gedeihen, aber politische Fragen konnten auf diesem Schauplatze nicht mehr zur Entscheidung gebracht werden.

Türkei.

Ein Volksfest in Konstantinopel.

(Schluß.)

Wir haben bisher noch gar nichts von dem Brautpaare des heutigen Festes gesagt. Was könnten wir auch von der Braut sagen? Sie heißt Sultanin Saliche. Das ist Alles. Ihre Zweifel ist sie, während die Dauer dieser Feste, in den Kaiserlichen Harem zu den Haremms der Paschas und der Minister umgehen, schwimmt in einem Meere von Vergnügungen und Wohlgerüchen, sie athmet in einer von Weihrauch und Rauchwolken angefüllten Atmosphäre; ohne Zweifel traumt sie vor geblendeten Augen die Herrlichkeiten und den Luxus einer Braut aus, und sucht die Toilette ausprobirten, welche, wie man sagt, für sie aus den berühmtesten Moden-Niederlagen in Paris verschrieben worden, während sie vielleicht die langweilige Kunst der Europäischen Civilisation bedachte. Wir unserseits, wir sagen den vielen ihr dargebrochten Wünschen für ihre Glückseligkeit auch die unsrigen bei: denn wir glauben, daß ihre Hochzeit, die mit so viel Pomp und Glanz gefeiert worden ist, auch viel zur Erhöhung der Würde ihres Geschlechts in der Türkei beigetragen haben wird.

Was den Bräutigam anbelangt, welcher bei dieser Heirat nur die zweite Rolle spielt, so ist es Halil Pascha. Er wird als ein mit den Sitten und Sprachen der Europäer sehr bekannter Mann bezeichnet, der zugleich einen guten und liebenswürdigen Charakter besitzen soll. Der hohe Rang, zu dem er aus einem niedrigen Stande erhoben worden ist, ließe bei ihm mehr als mittelmäßige Verdienste voraussetzen, wenn man nicht wüßte, daß er sein Emporkommen bloß der Gunst des Sexarifer Pascha zu verdanken hat, seinem Protektor in sit. Eine solche Adoption ist bei den Türken etwas Gewöhnliches, und hat bisweilen ehrbare Gründe; die gegenwärtige hat aber einen weniger reinen Grund. Es ist bekannt, daß Halil Pascha in seiner frühen Jugend sich in dem Harem des Seraskier befunden hat. Dergleichen kommt hier häufig vor, und trägt oft Vieles zum Avancement in der Armee bei.

Endlich kam der 13te Juni (1834). Am Abend vorher hatte man mit vielen Ceremonien die Schätze und die angehäuften Geschenke in den Palast der Prinzessin gebracht, so wie alle die Gegenstände, welche für ihre Person und ihr Haus dienlich waren, Ausstattung, Wäsche, Toilette, Küchenutensilien ꝛc.; hundert Maultiere, fünf Equipagen, 25 Fourgons und 30 Wagen, begleitet von einer Eskadron Kavallirie, dienten zu diesem Transporte. An diesem Vormittage fahren wir, aus dem Kaiserlichen Palaste kommend und durch die von der Esplanade bis zu den benachbarten Abhängen gebildeten Militairlinien uns bewegend, den Generalstab, der am Bosporus kantonnirenden Truppen; die Paschas, die Minister im halbeuropäischen Kostüme, die höchsten Glieder der Ulemas, die treuen Bewahrer der alten Tracht, den Großmufti in einem weißen, mit einer goldnen Binde verzierten Turban und in einem weiten weißen Mantel gekleidet und ihm zur Seite den Großvezier, diese lebendige Säule des alten Ottomanischen Reiche; hinter ihnen kam der Seraskier, in dessen Händen jetzt das ganze Gouvernement sich befindet, ein Mann von achtzig Jahren, mit rothem Gesichte, weißem Barte und frischer Geisteskraft, von kurzer Taille und starker Beleibtheit; dann nach Europäischer Art geordnete und mit vier und sechs Pferden bespannte Wagen, worin die noch der Landestracht gefolgten und verschleierten Sultaninnen saßen, an deren Kutschenfenster Schaaren schwarzer Verschnittenen in einem glänzenden Aufzug ritt. Zuwilten dieser Haupwagen figurirte ein von Gold funkelnder Wagen, ein Geschenk des Kaisers Nicolaus an den Sultan Mahmud, und hinter den Vorhängen dieses Wagens saß die Kaiserliche Jungfrau, die heutige Braut, verschleiert. Endlich, nach einer langen Reihe von sorgfältig verschlossenen und auch mit Damen besetzten Kaleschen beschlossen zwei Eskadronen Uhlanen den Zug. Dieses Gefolge geleitete die Sultane nach ihrem Palaste, an dessen Schwelle ihre Bräutigam sie erwartete, und alles war damit beendigt.

Gegen die letzten Tage dieses Festes sprach man wieder von einer nahen Blockirung der Dardanellen durch die Englisch-Französische Flotte. Was wird aus der Türkei werden, und was wird Europa machen? Das ist beständig die Frage hier und ausmärts. Uns scheint es, daß das Ottomanische Reich heute eben so sehr der Existenz als der Ohnmacht ist, wie es vor beinahe vierhundert Jahren wegen des Byzantinischen Reichs war. Die Paralelle ist frappant! Es will es jetzt unterstützen, und hat doch den Anfang damit gemacht, seine Kräfte eigenhändig zu brechen; so machte es auch damals der Dereidem mit dem Orient. Es will es vor einem gemeinschaftlichen Feind retten, und es bringt in diesem ihm beiwilligten Schutze nichts, als eine unwiderstehliche Ueberschwemmung, seine Vertrauen auf seine eigenen Kräfte, und selbst Mißtrauen des Schützlings auf seine Hülfe. Und so machte es gerade das Occidentalische Reich mit dem Morgenländischen. Vergebens schwört die Ottomanische Macht sich selber ab, um die abendländische Civilisation zu ergreifen, vergebens strebt sie, sich in aller Eile zu europäisiren, um von Europa wie ein Bruder behandelt zu werden; sie selbst zweifelt an der Aufrichtigkeit, und unterstützt sich, einer Fatalität, der Allianz eines alten Feindes. Und so bandelte auch die Orientalische Macht in Ansehung der Occidentalischen, sie wurde lateinisch, um nicht erobert zu werden, und doch konnte sie nicht dem Feind entgehen, welcher an ihren Thoren lauschte.

Es nahen große Begebenheiten. — Es sind doch Jahrhunderte, da zog sich ein Nomadenstamm aus der Tiefe seiner Steppen, an den Ufern des Orientalischen Haupthafs zusammen, verlauschte seine Zelte mit Palästen und schrieb die Namen seiner Ebene zur Seite derjenigen des Cyrus, des Alexander und des Constantin. Jetzt scheint dieser Tartarstamm im Verfalle zu sein, und sich von allen Seiten Conspirationen ausgesetzt zu sehen. Er hatte seine Dynastien auf die Throne von Samarcand, Ghizne, Ispahan, Bagdad, Delhi, Peking, Jerusalem und Konstantinopel gesetzt; von den Mauren Chinas nach Moskau und den Wüsten Deutschlands, von Kabira bis an das Meer von Gibraltar, hatte er seine Macht fortgepflanzt oder seine Herrschaft eingeführt. China hat gegen die von ihm eingesetzten Herren sich aufgelehnt; von den Kaisern von Delhi hat England nur noch ein bloßes Phantom gelassen; Aegypten und Arabien haben sich durch die Kühnheit Mehmed Ali's emancipirt, welcher wohl fühlt, daß seine Macht nicht eher ins Leben treten kann, bis sie in ihm oder durch ihn Nachfolgern das Arabische Genie verkörpert hat. Frankreich hat den Dey von Algier beständig gemacht: die Deys von Tripolis und Tunis sind bart bedroht; und endlich der Sultan von Konstantinopel, so wie der Schach von Tebran wanken schon, und der Russische Adler breitet seine Flügel über den Einen wie über den Andern aus, als ob sie ihn der Zerstreut da wäre, mit dieser Rage auch den alten Streit aufzuheben, und die Verfeindung über Norden dadurch zu rächen, daß er über die von ihnen bedrohten unterjocht gewesenen Städte das Licht der Europäischen Civilisation schginen läßt. — So weit ist es in diesem Augenblick gekommen, daß die räuberischen Völker, um sich zu erhalten, des fremden Schutzes nöthig haben.

(E. Barrault. R. d. d. M.)

Engand.

Ireland in 1834. A Journey throughout Ireland etc. (Eine Reise durch Irland, im Frühling, Sommer und Herbst des Jahres 1834.) Von Heinrich D. Inglis, Verfasser von „Spanien im Jahre 1830" u. s. w. 2 Bde. London, 1834.

Für diejenigen, welche Irland bereits kennen und mit den Irischen Sitten vertraut sind, hat die Art, wie einige Reisende ihre Beobachtungen über jenes Land mittheilen, viel Belustigendes. Sie sprechen von den gewöhnlichsten Dingen mit Verwunderung und beschreiben triviales Zeug mit solcher Umständlichkeit, als hätten sie eine Entdeckung gemacht. Wen kann es z. B. interessiren, daß die Bewohner einer Zeichen Barone blauen, und die einer anderen gelben Frieß tragen, Reisende nicht auf die Farbe des Friefes, sondern auf die Mittel ankommt, wie man sich Kleidung verschafft? Herr Inglis verwundert sich gar sehr, wenn er in der Gegend von Werfort Pferde aus einem großen Eimer Milch trinken sieht! Es würde ihn sonder Zweifel in eben dem Grade befremdet haben, wenn er gesehen hätte, daß man die Pferde in Deutschland häufig mit Roggenbrod füttert, welches die Stallknechte zerschneiden und in die Tröge werfen. Sir John Carr hätte sein ganzes Tagebuch mit Kleinigkeiten dieser Art, und machte sich dadurch auf

Digitized by Google

ewige Zeiten lächerlich. Der Edelmut, als hätten die Irländer ganz absonderliche Sitten, und als wäre jeder Brauch, den ihre Ahnen ihnen auferlegt, für den gebildeten Engländer eine Kuriosität, ist wahrhaft abgeschmackt.

Doch müssen wir zum Ruhme des Herrn Inglis sagen, daß er im Ganzen nur selten bei Kleinigkeiten verweilt. Er besser er die Irländer kennen lernt; desto weniger kommt er über oberflächliche Kuriositäten, und überhaupt muß man zugeben, daß er so viel Unparteilichkeit zeigt, als ein Engländer, der Irland zum ersten Mal besucht, nur besitzen kann.

Herr Inglis war mit einer Menge Empfehlungen, Schreiben versehen. Er besuchte Katholiken und Protestanten, Repealer's (Widerrufer der Union mit England) und Anti-Repealer's, merkte sich die Ansichten und Meinungen beider Parteien, und bewahrte mitten im Konflikte unterner Darstellung seine Selbstständigkeit. Wie er nun hinging, hörte er, was Jedermann zu sagen hatte, prüfte die Thatsachen selbst und verbesserte die Irrthümer aus eigener Erfahrung. Da ist nur eines wahr, daß Irland mehr in sich selbst zerrissen ist, als irgend ein anderes Europäisches Land. Eine und dieselbe Thatsache wird von zwei Berichterstattern, die verschiedenen Factionen angehören, ganz verschieden dargestellt. Die Irischen Zeitschriften liefern traurige Belege zu dieser Wahrheit. Die Evening Mail behauptet Etwas, dem die Evening Post direkt widerspricht, das Freeman's Journal tadelt die Ausführung seiner Gegnerin, und Jeder nimmt Partei für Den, der ihm Recht nimmt. Wie soll man aber bei so bewanten Umständen wissen, woran man sich zu halten hat, wenn uns nicht ein besonnender und unparteiischer Beobachter zu Hülfe kommt?

Die Reise des Herrn Inglis ging von Dublin aus durch Wicklow und Wexford nach Süden. In der Grafschaft Wicklow, die zunächst an der Hauptstadt liegt, besser er, einigen Wohlstand unter dem Landvolk zu finden. Wenn Jener sein eigenes Wort.

„Eines Nachmittags ging ich eine Bergstraße hinan, und erreichte bald ein kleines Thal mit mehreren zerstreuten Hütten, von denen ich drei besuchte."

„Die erste war eine Lehmhütte, nur ein einziges Gemach, das weder gegen den Wind noch gegen Wasser geschützt werden konnte. Der Boden war unbereitet und kot. Der Hausrath bestand aus einer Bettstelle mit sehr dürftigem Bettzeug, einer hölzernen Bank und einem eisernen Topfe. Heiße Asche von etwas Gimst glimmte am Boden — kein Kamin und kein Fenster! Die Abgabe von dieser armseligen Hütte, zu der keine Spanne Ackerland gehörte, betrug zwei Pfund.""

„Die nächste Hütte, in die ich trat, lag am Abhang des Hügels; an Form und Material war sie der anderen gleich. Darin fand ich ein Weib mit ihren vier Kindern. Der Hausrath bestand aus einer Bettstellen, ein Stuhl, eine kleine Bank und ein Topf. Auch hier lag etwas glimmende Asche von Gimst, dem einzigen Brennstoff der Armen in dieser Gegend. Die Kinder waren in bloße Lumpen gehüllt, und die Mutter bedauerte, daß sie ihre Kleinen aus diesem Grunde nicht in die Schule schicken könne. Der Mann dieser Frau war ein Ackerbauer, der sich täglich sechs Pence verdiente. Nun aber betrugen die Abgaben von dieser Hütte achtzig Schepenee-Stücke; demnach absorbirten sie einen Lohn von achtzig Tagen und die arme Familie hatte nur 4½ Pence (4½ Sgr.) zu ihrem täglichen Unterhalt. Eine Metze Kartoffeln kostet schon vier Pence."

„Die dritte dieser Hütten war noch dürftiger ausgestattet; hier sah ich nur einen Stuhl und einen Topf — keine Bettstelle und nicht einmal etwas Feuer. In diesem elenden Winkel stickte eine fauber gekleidete Frau mit fünf Kindern; ihr Mann war ebenfalls ein Ackerknecht, der jeden Tag sechs Pence verdiente. Diese Familie hatte ein Schwein gehabt, das aber vor wenigen Tagen als Abgabe weggeschleppt worden war. Dem Gutsherrn konnte man das nicht verargen; er war ein sehr kleiner Pächter, dem es nicht weniger sauer wurde, seine Abgaben beizutreiben, als."

„Diese Schilderung mag für manchen andere hier stehen; wir brauchen nur hinzuzufügen, daß das Elend in den südlichen und westlichen Distrikten noch entsetzlicher ist."

Ohne Zweifel sind alle Freunde der Irischen Nation darin einverstanden, daß Mangel an Arbeit die Quelle der Armuth sey. Die Engländer lassen sich gewöhnlich dann abschrecken, in Irland Capitalien anzulegen, aber nur großem Unrecht. Folgendes ist vielmehr ein Beweis davon, wie viel Gutes auf solchem Wege gestiftet wird. In dem Dorfe Mayfield (Grafschaft Waterford) besuchte der Berfasser eine Baumwollen-Fabrik, die ein Quäker errichtet hat. Man höre nur seine Beschreibung derselben:

„Ich fand nicht weniger als 900 Personen beschäftigt; unter diesen waren sehr junge Leute. Der Lohn der Knaben und Mädchen betrug wöchentlich von zwei bis sieben Shilling; Erwachsene konnten leicht ein Pfund verdienen. Seit der Stiftung dieser Manufaktur hat sich in der Umgegend Vieles auffallend verbessert; nicht bloß in der Wohnung, sondern auch in den Speisen ist eine große Veränderung eingetreten, und wenn gleich hoher Tagelohn zu Ausschweifungen im Trunk verantwortet, so ist es wenigstens sicherlich, daß in dieser Fabrik keine Stunde Arbeit verloren geht. Der Quäker, den man hier fabrizirt, findet guten Absatz, nicht bloß in Irland, sondern auch in England, und vertreibt mit den Fabrikaten von Manchester." — —

Dieser erfreulichen Notiz ist aber eine andere von betrübender Art angehängt. Die Familie Lord Waterford's hat den Versuch gemacht, die Mühlensteinmme zu zerstören, und derufs sich dabei auf die Rechte der Landbesitzer. Dadurch wird eine ergiebige Quelle von Beschäftigung, die dem armen Lande so wohl thut, zerstopft.

Das Schwein ist, wie es scheint, der nothwendigste Artikel und die erste Bedingung des Wohlstandes der Bauern. Der Verfasser überzeugte sich davon, als er in Irland herumwanderte.

„Es war mir anfangs ein unbedeutender Gegenstand, wenn ich an der Thüre einer Hütte ein Schwein erblickte, und ich glaubte, hierin ein Zeichen des Elends ihrer Bewohner zu sehen; bald aber theilte mir dieser Anblick, und ich bedauerte die armen Leute, die keine Schweine besaßen, von Herzensgrund. Wo ein Schweinestall zum Verschein kam, war Alles besser." Das größte Beispiel von Wohlstand sah der Verfasser in Thomas-town, wo eine Familie im Besitz dreier Schweine war!

Die vielen Auswanderungen haben Irland unberechenbaren Schaden gethan. Eine Wahrheit, die Kraft genug hatte, die Emigranten zurückzurufen, würde zu Irlands künftigem Wohlstand einen vortrefflichen Grund legen; allein welche Wahrheit?

Die Stadt Callen und ihre Umgebungen sind durch Emigrationen erstaunlich heruntgekommen. Lord Eissen besitzt aus diesem Distrikt an Zöllen und Abgaben jährlich 20,000 Pfund. In welchem Zustande sind aber Stadt und Bezirke!

„Ich spazierte", erzählt der Verf., „in den Vorstädten herum, und sah die Leute aus ihren Löchern hervorkriechen — denn die dortigen Hütten sind wahre Löcher, in denen höchstens etwas Stroh liegt und ein zerbrochener Stuhl steht. Da erblickt man keine Spur von Bequemlichkeiten des Lebens oder von Civilisation; die Einwohner wissen oft im buchstäblichen Sinne des Wortes nicht, wovon sie leben sie holen Leib und Seele nur nothdürftig zusammen. In dieser Stadt, die über 4000 Bewohner zählt, sind wohl tausend Menschen ohne regelmäßige Arbeit, sechs oder siebenhundert ganz nahrungslos, und über zweihundert Personen wirkliche Bettler, d. h. außer Stande, zu arbeiten."

Wie andere Reisende in Irland, so bezeugt auch Herr Inglis die Gleichgültigkeit, mit der man auf seiner County von Daniel O'Connell spricht. Man lese nur Folgendes:

„Der größere Theil des O'Connell'schen Eigenthums steht unter Ober-Gutsherrschaften (head landlords), und er selbst ist nur ein vermögender Mittelmann. Unweit Cahir sieht man liegt das Geburtshaus des großen Volks-Bewegers. Es ist ein verfallenes Gebäude in einem Hohlgrund an der Straße. O'Connell ist in seiner eigenen County viel weniger populair, als anderwärts. Fragt Du einen Gastwirth oder eine Frau Wirthin nach ihm, so heißt es wohl: „O! der ist von allen Gutsherren der schwarmanteste — er reicht den Kindern die Hand und hat so wenig Stolz, daß er sogar mit einer Gastwirthin Thee trinkt."" Tritt aber dann in eine Bauerhütte, deren Eigenthümer zu O'Connell's Vasallen gehört, und stelle ihm dieselbe Frage: der wird sich hinter dem Ohr kratzen und wenig Gutes sagen."

In einer allgemeinen Schilderung der Irischen Bauern wirft Herr Inglis diesen Leuten vor, sie seyen fähig, falsche Eide zu schwören, wenn es ihrer Sache dienlich wäre. Dies mag leider wahr seyn; aber man vergesse auch nicht die Ursachen solcher moralischen Entartung. Es ist eben so wahr, daß die Priester in Irland frühe Heirathen ermuthigen, weil ihre Einkünfte dadurch vermehrt werden. Wie wohlthätig würde es wirken, wenn man diesem heillosen Mißbrauch, der eine so ergiebige Quelle des Lasters und Elends eröffnet, endlich stuerte!

Bibliographie.

The history of Evesham. (Geschichte der Stadt Evesham.) Von George May.

The practical elocutionist. (Der praktische Lehrer der Ausdrache.) Von Alexander Bell.

Hyacinthe — oder der Kontrast. Moralische Erzählung.

On the management of bees. (Ueber Bienenzucht.) Von Bagter. 6½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Zur Statistik von Frankreich. Vertheilung der Staats-Abgaben in Frankreich auf die Bevölkerung und den Flächenraum; ersterer zu 33 Millionen und letzterer zu 27,000 Quadrat-Meilen oder 53,325,000 Hektaren angenommen.

Art der Abgabe.	Ausgewworfene Summe nach dem Budget von 1834.	Kommen auf den Einwohner auf das Jahr.	Kommen auf die Quadrat-Meile.
Grundsteuer	245,311,154 Fr.	7 Fr. 44 C.	9,093 Fr. — C.
Personen- u. Familiensteuer	51,165,000 „	1 „ 55 „	1,895 „ — „
Thüre- und Fenstersteuer	26,830,000 „	0 „ 81 „	993 „ 70 „
Patentsteuer	29,818,500 „	0 „ 98 „	1,104 „ 37 „
Trankfteuer	87,000,000 „	2 „ 64 „	3,222 „ 22 „
Salzsteuer	62,200,000 „	1 „ 88 „	2,303 „ 70 „
Tabaksteuer	68,000,000 „	2 „ 6 „	2,518 „ 57 „
Stempelsteuer	32,870,000 „	1 „ — „	1,217 „ 40 „
Lotterie	32,000,000 „	0 „ 98 „	1,185 „ 18 „
Ueberhaupt	635,394,654 Fr.	19 Fr. 26 C.	23,333 Fr. 14 C.

Auf ein Departement im Mittel 7,388,310 Fr.

— Täglicher Briefverkehr der Haupt-Post-Aemter von London und Paris.

	Paris.	London.
Eingang von in- und ausländischen Briefen	32,000	35,000
Eingang von Briefen mit der Stadtpost	13,800	40,000
Beförgung von Briefen nach dem In- und Auslande	70,000	45,000
Tagesblätter	85,000	90,000
Summa des täglichen Post-Verkehrs	202,800	210,000.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Beiträge der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 4. Berlin, Freitag den 9. Januar 1835.

Deutsche Literatur im Auslande.

Einige Worte in Bezug auf diese Rubrik überhaupt. — Deutsche Erklärer des Shakespeare. — Schiller in Nord-Amerika. — Mistreß Jamieson über Ludwig Tieck.

Es ist hier und da die Bemerkung gemacht worden, daß es leicht als eine kleinliche Coquetterie erscheinen kann, sich nach Deutscher Literatur im Auslande, nach ausländischem Lobe des Einheimischen so begierig umzusehen, daß für die Ergebnisse solcher Forschungen eine eigene Rubrik gemacht wird. Allerdings wäre es dies; ja, nicht dies kleinlich, sondern abgeschmackt verdiente ein bloßes Haschen nach ausländischen Redensarten, oder die Freude darüber, genannt zu werden, wenn eben darin der Zweck des gegenwärtigen von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Artikels bestände. Wir sind jedoch so weit davon entfernt, auf derlei Busklichkeit in der Fremde anzuspielen, daß wir vielmehr, wie einst Napoleon vom Französischen Reiche, geneigt sind, von der Deutschen Literatur zu sagen: „Sie braucht eben so wenig anerkannt zu werden, als die Sonne; der ist blind, der es nicht thut.“ Also nicht Komplimente, nicht Anerkennungen suchen wir auf; uns ist es vielmehr nur um jene Wechselwirkungen unserer Literatur auf die des Auslandes zu thun, so weit sich diese nämlich positiv erkennen und nachweisen lassen; denn die unmerklichen Uebergänge und Einflüsse einer Europäischen Literatur auf die andere sind bei den gesteigerten geistigen Verbindungen der neueren Zeit so zahlreich geworden, daß wir die Gedanken in ihrer Geburtsstätte aufsuchen müßten, wenn wir die Spur aller solchen nationalen Wechselwirkungen verfolgen wollten.

Das Feld, auf dem unsere Zeitschrift sich bewegt, die Literatur des Auslandes, weiß uns übrigens auf die Rubrik an, die uns von einigen sonst gar wohlmeinenden Lesern derselben zum Vorwurfe gemacht wird. „Der Globus, im weichen wir wurzeln, mit unserm ganzen Fühlen und Denken, ist und bleibt der Deutsche, wenn gleich es nur exotische Pflanzen sind, die wir ihm anverpflanzen. Es wäre ja nichts als eine Erfindung jener wiederwärtigen Auslanderei, welche mit Recht ein Mal zum Gespött der „Teutschen“ wurde, die andererseits freilich wieder zu weit in ihrer Inländerei gingen, wenn wir nicht bei Allem, was wir im Auslande suchen und wählen, von dem Gedanken durchdrungen wären: „Welche Beziehung hat dies zu unserem Vaterlande?“ Wo aber dieses sich diese Beziehung stärker, als in den durch unsere Literatur hervorgerufenen Aeußerungen — gleichviel ob bloß kritischen oder schon im nachgrahmten Kunstwerke sich darstellenden — des Auslandes? Und wäre es selbst, was wir keineswegs zugeben, eine Schwachheit, die bei vischer Schöne auch in der Fremde gern bewundert zu sehen, oder auf den Tadel der Kehrseite ein größeres Gewicht zu legen, als er vielleicht verdient, so würde dies eine Schwachheit seyn, die wir Deutsche mit allen anderen Nationen theilen. Man erinnere sich nur, welches Aufsehen noch erst ganz kürzlich in Frankreich die gedrängische Kritik der Edinburgh-Review über das neuere Französische Drama gemacht hat. Kein Französisches Journal — welcher Partei es auch angehören mochte — überlah den Angriff, der sonst als eine Nationalsache angesehen wurde.

Die Engländer haben die Deutsche Kritik ihres Shakespeare — wenn sie auch nicht, wie manche Enthusiasten es auszusprechen wagten, dadurch erst ihren Dichter recht kennen lernten — immer sehr hoch gestellt, und sind über jene verständige Anerkennung ihrer schönsten Kunstwerke eben so mit Recht erfreut gewesen, als sie Voltaire's unverständige Verspottungen mit einem noch heutigentage nicht beseitigten Abscheu vor dem genialen Franzosen erwiderten. Es verdient daher eine Stimme aus England, die zum ersten Mal entschieden gegen das Deutsche Verständniß Shakespeare's auftritt, hier gehört zu werden. Die Quarterly-Review sagt in einem ihrer letzten Hefte (August 1834.): „Das Studium des Shakespeare ist unter allen literarisch gebildeten Leuten in Deutschland zur Mode geworden und einige Deutsche haben gar geschrieben und vortreffliche Sachen über ihn geschrieben. Es scheint uns jedoch, als ob selbst die besten unter diesen Kritikern ihren Gegenstand nicht völlig verstanden hätten. Sie erkennen nicht jene absolute Einheit der Gattung in Shakespeare's intellectuellem Verfahren, und von den übrigen Schöpfern des Englischen Dramas scheinen sie wenig oder gar nichts zu wissen. Tieck ist, wie wir glauben, der erste Deutsche, der sich mit einigen von Shakespeare's großen Zeitgenossen, mit Ben Jonson, Beaumont und Fletcher und Massinger — diesen Riesen überhaupt, wo Shakespeare nicht dabei ist — etwas bekannter gemacht hat und selbst Tieck's Kenntnisse in diesem Fache stammen erst aus neuerer Zeit her. Sein Freund und Mitarbeiter, August Wilhelm Schlegel, geht, wenn wir uns recht erinnern, auf wenigen eiskalten Seiten von Shakespeare zu Dryden und Otway über.*) Dieser berühmte Kritiker ist so außerordentlich oberflächlich in Bezug auf jene Meister des romantischen Dramas, Beaumont und Fletcher, daß wir uns genöthigt sehen, ihn zu beschuldigen, er habe, als er seine „Dramatische Literatur“ schrieb, ihre Werke noch gar nicht gelesen gehabt. Uns scheint es, daß Schiller in seinem Genius etwas hatte, das ihn im Ganzen mit der Universalität Shakespeare's viel verwandter machte, als irgend einen anderen Deutschen Dichter. Was Tiefe der Gedanken, Fruchtbarkeit der Phantasie und Schöpferkraft der Einbildung betrifft, so findet freilich kein Vergleich Statt, aber Schiller hatte, wie Shakespeare, jenes allgemein menschliche Gefühl, das nicht zu hoch und nicht zu niedrig gestimmt ist, jenen gemeinsamen Ton der Gattung, zu welcher er selbst gehörte, und vermöge dessen er in der Reihe seiner Fähigkeiten im Stande war, seinen Landsleuten aus jedem Kreise ein historisches Drama von höchster Vortrefflichkeit und von dauerndem nationalem Interesse zu liefern.“

Wir wollen dahin gestellt seyn lassen, ob Schiller, der Dichter des Idealen, durch diese Eindrängung eines populairen Tones richtig aufgefaßt wird, ja, ob nicht vielmehr diejenigen Eigenschaften, die er, dem Englischen Kritiker zufolge, nicht mit Shakespeare gemein haben soll, seine hervorstechendsten und bezeichnendsten waren; da wir jedoch hier ein Mal zu Schiller geführt worden sind, so sey es uns gestattet, ein fernher über den Ocean gekommenes Urtheil eines Nord-Amerikaners über ihn unseren Lesern mitzutheilen. Wir werden hören, daß der Amerikaner den Deutschen Dichter mitunter treffender aufgefaßt hat, als der Beste, der diesen vielleicht, ja höchst wahrscheinlich, nur aus Coleridge's Uebersetzung von Schillers Wallenstein kannte. **)

Schiller's Wallenstein ist bekanntlich weit früher in's Englische übersetzt, als Göthe's Faust oder Wilhelm Meister. Wollte man aber, in Ermangelung einer Uebersetzung sämmtlicher Werke der beiden Deutschen Dichter, einzelne Hauptwerke herverheben, aus denen das Verständniß der Eigenthümlichkeit beider Poeten am meisten möglich wäre, so dürften gewiß die beiden Werke von Göthe und von Schiller, Götz und Wallenstein, als solche zu bezeichnen seyn. Göth von Berlichingen, der schon frühzeitig im Englischen, von Walter Scott übersetzt, erschien, gehörte einer Richtung des Dichters an, in der er sich zu dem Kreise Shakespeare's noch am meisten hinüberneigte, die er jedoch später nicht weiter verfolgte.***) So konnte Göthe weniger als Schiller in England bekannt seyn, dessen Poesie schon durch das ideale Gewand, das sie ihren Gestalten verlieh, mehr allgemein menschliche Situationen zum Gegenstande hat und somit schneller Eingang finden konnte im Auslande. Ein Verständniß des „Faust“ setzt schon eine Kenntniß der metaphysischen Tendenzen, die sich im Deutschen Geistesleben geltend machten, voraus, der vielen Schwierigkeiten in technischer Hinsicht nicht zu gedenken, und auch „Wilhelm Meister“ ist so sehr der Roman des echt Deutschen Lebens zu Ende des vorigen Jahrhunderts; er wurzelt zu sehr in dem Boden nationaler Zustände, als daß wir es unerklärlich finden konnten, wenn wir sehen, daß Schiller's Dramen weit früher im Auslande bekannt wurden. Der Gedanke einer Welt-Literatur ging allerdings von Göthe aus; kritisch nahm er Theil an den Erzeugnissen des Auslandes, und auch in seiner eigenen Produktivität gleicht er der Sonnenblume, die dem Geiste fast aller Nationalitäten ihr Haupt zuwendet und vom Orient bis zum Occident die Bahn des Tagesgestirns verfolgt. Schiller schrieb dagegen von Anfang an für die Welt, für die Gesammtheit des Geschlechts; sein Standpunkt ist durchaus mehr universell in die Reden seiner Helden, diese mögen Karl Moor, der Sohn einer verwilderten Deutschen Romantik, oder der Spanische Prinz mit seinem kosmopolitischen Freunde, oder der Schweizerische Freiheitsheld seyn, sind überall Appellationen an die ganze Menschheit.

So wird es erklärlich, daß Schiller's Poesie in ihrer Eigenthümlichkeit mehr vom Auslande bis jetzt aufgefaßt ist, als es bei Göthe's vielgestaltiger Produktivität, deren verschiedene Richtungen von fern be-

*) Der dreizehnte Abschnitt von Schlegel's Vorlesungen „über dramatische Kunst und Literatur“ ist fast ganz den Vorgängern und Zeitgenossen Shakespeare's gewidmet; der Engländer hat Unrecht, wenn er in einem Vorwurfsbuche, das den Literaturen aller Zeiten und aller Länder bestimmt ist, die anfsührliche Behandlung eines kurzen Abschnittes der Englischen Bühnen-Geschichte erwartet. Shakespeare selbst hat bekanntlich bei Schlegel die verdiente ausführliche Würdigung gefunden. J. D.

**) Der Reuenser in der Quarterly Review knüpft auch die oben mitgetheilten Bemerkungen an eine Rezension über Coleridge's „Poetical works.“

***) Vom Werther existiren in England zwei Uebertragungen: „The sorrows of Werther“ und „The sufferings of the young Werther“. Die erstere konnte, da sie aus dem Französischen übersetzt wurde und also falsche Zutaten erhielt, nicht sehr vortheilhaft aufgenommen werden.

Digitized by Google

Fall seyn könnte.

Um einen Dichter nicht blos in einzelnen Werken, die sein Wesen nur fragmentarisch zur Erscheinung bringen, sondern in seiner Gesammtheit zur Anerkennung und zum Verständniß zu bringen, sind Lebensbeschreibungen eine wesentliche Bedingung. In Bezug auf Göthe thut dies den Franzosen und Engländern doppelt Noth; allein auch hier ist Schiller weit mehr schon der Gegenstand eines allgemeinern Interesses bei beiden Völkern geworden, und eine Biographie, die in London erschien, hat in Amerika (in Boston) eine neue Gestalt gewonnen. *) Das letzte Julie-Heft der Nord-Amerikanischen „Review" giebt in einem umfangreichen Bericht einen Auszug aus dem Werke, welcher die ersreulichen Beweise dafür liefert, daß Schiller auch im fernen Weltheile bereits als ganze Dichtergestalt betrachtet wird.

Die bezügig Seiten lange Abhandlung enthält natürlich über Schiller Angaben, Züge, Mittheilungen und freilich Irrthümer, wie uns sämmtlich genauer und sicherer zu Gebote stehen; allein die einleitenden Betrachtungen über das Wesen und die Functionen des Dichters und der Poesie im Allgemeinen sind doch von der Art, daß das Deutsche Publikum nur mit Bezugnahm Anerkennungen darüber aufstehen wird, so's, um die Einsicht zu gewinnen, wie wichtig der Deutsche Dichtkunst dem Auslande erscheint, so's, um zu erfahren, welche Ehren-Denkmale gerade Schiller auch jenseits des Oceans gestiftet erachtet werden. Die deutsche Poesie wird die Reise um die Welt machen, und Schiller allein ist schon mächtig genug, ein ganzes Volk zu bilden und ihm durch seine Welt-Anschauung einen hohen Platz im Reiche des Schönen und Wahren zu verschaffen.

Die Abhandlung beginnt mit dem Satze: „Dichter sind die Priester der Natur!" Wie treffend für Schiller insbesondere. Er spricht zur Gesammtheit, er ist ein Redner des Volkes, und nahm das ihm mit großem Rechte den Deutschen Pindar genannt; dabei wagt er aber stets das Ewige auf seiner Zunge, ein allgemeiner Gedanke, der das Tiefste erfaßt, steht immer im Hintergrunde seiner Rede; deshalb ist er wesentlich ein Priester. „Der Dichter spricht immer in Musik zum Herzen", heißt es weiter: „er ergießt und bildet das Herz, wie die Sonne den Morgenthau mit Gesängen weckt und seiner Lust und Schönheit umhüllt." Seele die ernsten Ahnungen des einen Vermögens Daseyn belebtigen. Der Dichter weiß am tiefsten die Geheimnisse des Seelenlebens, er dringt am innigsten in den Sitz, in die Quelle der Gefühle, er analysirt, deutet, ruft sie auf, er ist der Schöpfer und der Interpret des menschlichen Geistes."

„Was der, dichterische Genius weiß, wird Alles Gemeingut. Der wissenschaftliche Genius fördert nicht immer, was er aus dem Schachte der Weisheit hervorzieht, zum allgemeinen Besten an's Tageslicht; alle Wissenschaften sind, gegen die Poesie betrachtet, Geheimnisse weniger Berufenen. Zur Überlnahme an dem, was der Dichter gefühlt, gelebt, gewirkt, gejubelt und gelitten, ist Jedermann berufen; Jeder hat im Dichter den Vertreter seiner eigensten Interessen. Der Entwickelungs-Gang des dichterischen Geistes ist ganz derselbe, wie der des Menschen an sich, nur daß jener im Zusammenhange steht mit dem Ewigen und, von der Fülle der Erscheinungen der endlichen Welt wohl begeistert, entzückt und sorgerfüllen, doch nie die ewigen Urbilder des Daseyns vergißt; sie stehen im Hintergrunde seiner Seele."

„Der wahre Dichter ist ein Polmetscher der Wahrheit. Daß er der Schönheit huldigt und Alles, was seiner Lyre zuströmt, in anmuthigen geschmeidigen Ton und in Rhythmus zu unserm Herz bringt, hat nur darin seinen Grund, daß die Wahrheit selbst die Leichtigkeit ist. Das Wahre ist sein Erstes, die Schönheit sein Zweites; jenes sein Gehalt, diese seine Form. Sucht der Dichter blos schöne Form, so giebt er das Höchste seines Berufes auf; er tritt in die Reihe der Artisten, der Kunstarbeiter für die Anmuth und Beguemlichkeit des Lebens. Die Poesie ist dann nur eine mechanische Kunst."

„Wenn es dem Deutschen Genius gelungen sollte, solche Worte aus Nord-Amerika, dem Lande der kaufmännischen Betriebsamkeit, zu vernehmen, so ist nur dabei zu erinnern, daß der Berfasser nichts Anderes giebt, als einen Nachklang Deutscher Töne, Deutscher Kritik und Deutscher Auffassungs-Weise. Noch mehr wird es ersichtlich aus Folgendem, das uns an Lessing's Laokoon erinnern muß:

„Betrachtet man die edlen Künste unter einander, d. h. diejenigen unter den Künsten, die mehr als artistische Fertigkeit nöthig machen, betrachtet man die ideellen Künste, Poesie, Musik und Malerei neben einander, so bedingt sich die Unterschied durch Instrument und Material, das ihnen zu Gebote steht. Die Farbe ist beschränkend, der Ton gestaltend, somit zu eng in ihrem Gebiete, dieser zu weit in seinem Raum, zwischen welchen beiden das Wort mitten inne, es ist Farbe und Ton zugleich, und das Wort ist des Dichters Instrument, die Sprache, der Weg und der Spiegel des Gemüths, der Körper der Seele des Gedankens, so lebendig wie der Ton, so fest bestimmt wie der Farbenstoff, die Sprache ist das Material des Dichters, womit er malt und musiciert. Das Wort ist ein Schatten, der aber stets vom Lichte ausgeht, es giebt kein Wort ohne Gedanken, die Sprache ist das Unterscheidende, das Instrument der geistigen Mittheilung. Der Dichter, der nur Klang und Schall giebt in seinen Worten, ist kein Dichter, er ist ein verunglückter Musiker. Und derjenige, welcher Gestalten ohne musikalischen Rhythmus erdichten könnte, würde ein eben so verunglückter Maler sein, wenn sich Überhaupt eine Gestalt schildern ließe ohne Musik in Form und Bewegung. Was der Tonkünstler zu viel giebt an seinen Werken, weniger oder weniger sind, zu sey'n verallgemeinert und verdünnt, das giebt der Maler wieder zu wenig. Er kann nur eine Scene darstellen, höchstens eine Reihe von Scenen und Gruppen, der Musiker giebt ein allgemeines Bekennen der Weltanschauung, der Dichter giebt meine hervorblickt. Was er sagt, ist das Geständniß der Menschen zur Menschheit, jener scheint zu sagen zu können mit Worten, die seiner Natur angemessen sind; was der Dichter ausspricht, es ist die alte Wahrheit des Geschlechts selbst, die er wieder verwertet, und doch erscheint es ganz neu, und er als der Schöpfer der Wahrheit. Der Stoff, in den seine Hand greift, ist vorhanden, nur auf den Griff der Hand kam es an, und es ist alles verwandelt, so wird, was unscheinbar vergraben lag, erst durch ihn belebend. Jeder Laut, den Schiller ausspricht, jeder Thomsen von den Blüthen des Mais sagt, der ein dem Worte ist das Geheimniß des Geschlechts erst offenbart. So lag Macbeth unter vielen Schottischen Sagen gleich bedeutend mit andern da, erst Shakespeare machte aus dem Stoffe, was er nun in der Tragödie geworden ist. Tausende fahren den Rhein hinauf, sehen die Wunder der Schweiz, betreten den klassischen Boden, und sind voll von dem, was sich auf diesen Gebieten verschlungen und verschwiegen hat, sehen Tell, aber Schiller Harold bricht immer einzig stehen als unerreicht, als mit Überboten von dem Gefühl jegend eines Sterblichen. Je mehr der Dichter Mensch ist, desto mehr ist er Dichter, denn er kann als solcher nichts anderes seyn, als Mensch und Vertreter seines Geschlechts. Es ist die schwierigste Aufgabe, die dem Dichter zu lösen gegeben ist, denn das menschlich ist uns heilig, muß er in sich tragen. Jeder andere Künstler kann eine einseitige Richtung verfolgen, nur der Dichter muß allseitigen in seiner Sphäre. Der Dichter muß alle andere Künste verstehen, als Mensch den ganzen Komplex unserer Erfahrungen in sich haben, alles durchleben. Die Basis des Dichters ist der Mensch."

Eine aus Jean Paul's „Vorschule der Aesthetik" Th. 1, §. 2. übersetzte Stelle mit einem Hinweis auf Göthe schließt diese Betrachtung, der den Verfasser des Artikels in ganzen Umfang zeigt mit den Gesandtnissen Deutscher Kritik. „Gedanken sind die Darstellung von Schiller's Leben, theils aus dem Werke resümiert, theils mit den eigen Worten des Verfassers der Lebensbeschreibung. Ueberall leuchtet die Absicht hervor. Schiller's Dichtungen im Zusammenhange mit seinen Erlebnissen und seinem Standpunkte zur Zeit aufzufassen. Auch einige überseyte Briefe aus der Korrespondenz zwischen Schiller und Göthe sind vortheilhaft eingeflochten, um der Beziehungen beider Männer auf einander als Dokumenten zu belegen.

Um jedoch diesen Artikel nicht zum Vortheil der sonst eben nicht sie Deutsche Sitte und Deutsches Leben in geistiger wie in materielle Beziehung günstig eingenommenen Nord-Amerikaner, und zum Nachtheile der Englischen Kritik schließen zu lassen, sagen wir hier noch das Urtheil einer Englischen Dame über einen andern Deutschen Dichter. Es ist Frau von Stael. Die Verfasserin hat in ihren Büchern schon mit Recht den Namen Goethe's an die Spitze des In- und Auslandes." Mistris Jamesou, diese ausgezeichnetste aller jetzt lebenden Englischen Schriftstellerinnen, die mit weiblicher Zartheit männliche Tiefe und Gründlichkeit verbindet, äußert sich in dem genannten Werke, in welchem sich so viel Treffendes über unser Vaterland befindet, folgendermaßen über Lessing Kleist:

„Dresden ist Dresden, vielleicht sollte ich sagen, Deutschland's literarischer Kolosß. Einige bezweifeln die Unfehlbarkeit seiner Kritik, Andere mögen nicht zur Fahne seiner philosophischen Ansichten schwören: allein seit Goethe's Tode nimmt Lieck, wie ich glaube, als origineller Dichter und gewichtvoller Schriftsteller unbezweifelt den ersten Platz auf den Deutschen Parnaß ein und der erleichte Übereifrigste im Reiche der literatur gebührt ihm noch gänzlichem Beifall. Sein Haus auf dem Hauptmarkt in Dresden (das hohe erhabene Gebäude in Südost-Winkel des Platzes), das durch die Macht, die, wie Byron sagt, das Innere der menschlichen Seele und die Träumer eines Mauermeeres zu heiligen vermag, nun für alle Zeiten als ein geweihetes erscheinen muß, ist der Sammelplatz aller gebildeten Fremden, welche nach Dresden strömen. Selbst wer von Ludwig Tieck nichts als seinen Namen kennt, hält nun dafür, ihm sey es unerläßlich, als den Nadel der Sympathie zum Madonna. Für den Engländer muß es von ganz besonderem Interesse seyn, Tieck's Bekanntschaft zu machen, da seine Kenntniß unserer Sprache, unserer ganzen Literatur und vornehmlich unserer ältern Schriftsteller eben so viel als ausgebreitet ist. Mit einer Phantasie begabt, die unter den Wandern der Welt schwelgt und das Höchste und Tiefste, das Feinste und Wahrhaftigste aus den Tiefen der Vergangenheit an's Tageslicht alters heraussühlt, zugleich von einer schöpferischen Kraft erfüllt, die im ganzen vielen Gebiete der Phantastik emig geschäftig umherirrt, ist Tieck gleichwohl auch einer der schärfsten Satiriker und grimmlichsten Kritiker seiner Zeit. Ein großer Theil seines Lebens war dem Studium, dem Verständniß und der Uebersetzung Shakespeare's gewidmet. Seine und Schlegel's Übersetzungen müssen zusammengestellt werden, wenn man es sie möglich halten will, daß dieser große und mächtige Dichter auf Deutschem Boden einer fremden Literatur geistigen von neuem geboren werden konnte."

„Es steht zu hoffen, daß sich unter uns talentvolle Uebersetzer finden werden, welche den Productionen Tieck's Gerechtigkeit widerfahren lassen. Niemand ergründet, wie er, so innig und schön. Bis aller ernsten Einfachheit seines Stils und seiner Diktion, sowie der bei seiner Darstellungsweise doch oft das Bild eines Planets, der von der Sonnenwelt, die er selbst hervorgerufen, abtrocksch wird und an seiner eigenen Entzückung sich weidet. Der Zauber seiner Begeisterung reißt ihn selbst mit fort, nicht blos Andere. Nur einige wenige seiner leichteren Volksmärchen sind in unserer Sprache übertragen, aber diejenigen seiner Werke, welche ihm unter seinen Landsleuten den höchsten Ruhm verschafft haben, sind für englische Leser noch unzugänglich."

„Ich befand mich in der Nähe des außerordentlichen Mannes in einiger Verwertung. Trotz seiner genauen Kenntniß unserer Sprache spricht er selten Englisch, er vermeidet es, wie Alles durchaus nicht Französisch sprechen wollte. Ich redete ihn Englisch an und er sprach Deutsch zu mir. Natürlich fiel die Conversation bei meinem ersten Be-

*) The Life of Friedrich Schiller. Comprehending an Examination of his Works. From the London Edition. Boston. 1833.

Digitized by Google

suche sogleich auf Shakespeare, denn ich hatte kurz zuvor seine unlängst erschienene, bewundernswürdige Uebersetzung des Macbeth gelesen. Von Macbeth kam das Gespräch auf das Englische Theater, auf unsere Schauspiele, die Siddons und Kemble und den gegenwärtigen Zustand der Englischen Bühne."

„Während ich sprach, hatte ich recht Gelegenheit, seine wunderbar fein geformten Gesichtszüge zu betrachten. Die vornehme Breite und Größe seines Kopfes, sein ruhiges, aber durchdringendes Auge und der verstreute Zug von Ironie, der um seine Lippen spielt, bilden zusammen eine regelrechte Physiognomie. Die zahlreichen Kupferstiche, die durch Deutschland verbreitet sind, gehen nur eine entfernte Aehnlichkeit seiner Gesichtsbildung. Sie haben alle einen schwerfälligen Umriß, sie geben nur den Umfang und das Gewicht seines Kopfes, und nichts von der Feinheit, welche ihn auszeichnet. Es scheint, man begehrt unsicherer, daß sie in ihren Werken Genien produzirten, vor denen der unbefehlene, keusche Sinn erschreckt zurückscheut, weil hier Seiten aus dem Leben der Frauen aufgedeckt werden, welche weder diesen noch den Dar-stellern zur Ehre gereichen. Dies giebt mir zu einer allgemeinen Bemerkung Anlaß, die ich nicht unterdrücken kann. Es ist auffallend, aber sattsich bewiesen, daß gerade die größten Männer, die je in der Geschichte glänzten, gleichviel ob in Gelehrsamkeit, Künsten oder Staatsmännern waren, ihre physische wie ihre geistige Organisation mehr ihrer Mutter als ihrem Vater zu verdanken hatten. Dasselbe wiederholt sich bei den Unglücklichen, die vom Pfade des Rechten ab, irgendwie in ein Verderbniß geriethen und moralisch untergingen. Sollte uns dies nicht darauf aufwerksam machen, wie wichtig für das Heil der Menschheit der Einfluß der Frauen ist, und wie sehr man eine Verbesserung ihrer Stellung im Staate wünschen muß? Indem unsere Dichter und Weiber beobachten, wie der Einfluß der Mutter auf das Kind nicht von der Geburt an, sondern schon vor derselben sowohl moralisch als physisch unberechenbar ist, so sollte ich meinen, sie müßten von selbst darauf hinarbeiten, gewisse Gebrechen im Schooße der menschlichen Gesellschaft fortzuwälzen, deren Opfer allein das Weib ist. Einigermaßen möchte ich auch dem Gedanken Raum geben, Lieb werde von denen, welche die Intentionen und die Fähigkeiten der natürlichen Gesetze in ihren Werken verstanden zu haben vermeinen, doch eigentlich mißverstanden und falsch ausgelegt. Daß er sich in einem Zirkel von Frauen, die ihn bewundern, gern sieht und wohl fühlt, ist gewiß; aber daraus erzieht sich eben, daß er das Weib wie den Mann für moralisch gleich befähigt ehrt und achtet; denn von Wohlgefallen an Schmeichelreien niederer Wesen, die sich jedoch als solche nicht gelten können, darf bei einem Manne, wie Lieck, nicht die Rede sein."

„Lieck's außerordentliches Lese-Talent ist oft genug und nach Verdienst gefeiert. Zwei oder drei Mal in der Woche, je nachdem es sein Gesundheits-Zustand oder seine Muse erlaubt, hält er einen dramatischen Vortrag, indem er ein Stück vorliest. Um sechs Uhr versammelt sich die Gesellschaft und es ist natürlich, auf den Tag da zu sein. Machen sie Lieck sonst ist, so ist es doch nicht möglich, daß Menschen mit verschlossenen Thüren, um jeder Störung vorzubeugen. Der Eintritt ist dann Niemand mehr erlaubt. Ohne Pause, Unterbrechung und Auslassung irgend einer Stelle, liest er dann ein ganzes Drama. So hörte ich ihn „Julius Cäsar" und den „Sommernachts-Traum" *), in der Ueberzeugung von Schlegel und ihm selbst, verstehen, und, die Siddons ausgenommen, hörte ich nie einen ähnlichen dramatischen Vortrag. Sein Organ ist rauh und tief und seine Modulation fängt, Mitschuld mächte ich behaupten, daß ihm die humoristischen Scenen noch mehr als die zarten und pathetischen gelingen. Unter dem lustigen Volk und den Elfen im Sommernachts-Traum war er wie zu Hause; sein Humor, wenig er die phantastischen und komischen Stellen wiedergab, war von unbeschreiblicher Wirkung. Was die Uebersetzung betrifft, so kann ich von ihrer merkwürdigen Treue versichern, daß sie mich in den Stand setzt, Wort für Wort zu folgen und den ihrer Kraft, Eigung und poetischen Färbung sind die Deutschen selbst in gleichem Maße entzückt."

*) Besser wohl: „Johannisnachts-Traum" — midsummernight ist nämlich der von ersten Juli bis etwas gegen Johannistag.

J. L.

England.

Die Irländischen Bettler.

Von einer Englischen Dame.

„In keinem Lande hat man je dürftigere und mannigfaltigere, aber immer so größtentheils mißlungene Versuche gemacht, die Lage und das Schicksal der Bewohner zu verbessern, als in Irland. Von einer Bevölkerung von 20 Millionen Morgen, bei einer Bevölkerung von nngefähr 8 Millionen Individuen; bleiben 5 Millionen Morgen, also ein Viertheil des ganzen Landes, das gar wohl der Urbarmachung fähig wäre, noch immer unangebaut liegen. Das Irländische Volk ist leichtgläubig, höchst reizbar und leidenschaftlich; es hat von Natur eine lebhafte Einbildungskraft, aber ein schwaches Urtheils-Vermögen. Darum fallen auch die Irländer immer dem ersten besten Demagogen als Beute anheim, der sie nur aufzureden und aufzureizen versteht, während ein bedächtiger und verständiger Mann, der in ihrer Mitte auftritt und in der reinsten Absicht, zu ihrem wahren Besten, an ihre gesunde Vernunft appellirt, sich gar kein Gehör zu verschaffen im Stande wäre, indem er von den verrätherischen Agitatoren überhört würde, die den Bürgerkrieg und die Insurrection als die einzige und beste Industrie anpreisen und anempfehlen.

Das Unglück, das Elend, das Irland noch heutzutage beständig heimsucht, ist fast noch eben so groß, als vor hundertfünfzig Jahren; es mangelt in einigen Gegenden selbst an Kartoffeln, und die zahllose Menge unbeschäftigten Einwohner ist gendthigt, schlechte Wurzeln und Reseln als Nahrungs-Mittel zu gebrauchen, die ihnen die Natur und oft auch den Tod zuziehen. Es giebt in dem Lande ganze Schaaren von Familien, die lediglich auf die Bettelei angewiesen sind, um nur irgendwie ihr kümmerliches Leben zu fristen.

Ich durchreiste das Land mit meiner Freundin in seiner anderen Richtung, als die verschiedenen Gegenden, die Sitten und den Charakter der Bewohner kennen zu lernen. Dies Vorhaben, von zwei Frauenzimmern allein ausgeführt, erschien in den Augen mancher Leute als abgeschmackt und unklug; indeß kümmerten wir uns wenig um den Leumund, und durchzogen zuerst die trefflich angebauten Gegenden von Forth und Bargo. Ein steiler, hügeliger, schwer zugänglicher Weg führte uns auf abscheulichen Umwegen, die ich mehr als ein Mal zum Henker gewünscht, bis auf den Gipfel der terrassenförmigen Küste von Forth. Hier genossen wir endlich, gleichsam als Entschädigung für die überstandenen Mühseligkeiten, den Anblick einer prachtvollen Aussicht, die unseren Füßen, auf dem Abhang des Gebirges, in den Thälern, in den Ebenen und auf allen übrigen Punkten erboten sich schöne Lustsitze, weiße und elegante Hütten, eine große Anzahl von Schlössern und Kastellen, Alles Ueberreste aus den alten Zeiten, mit ihren zahllosen Thürmen, Zinnen und Bastein. Es ist die einzige Distrikt in ganz Irland, wo solche Spuren aus den mittelalter aufzuweisen hat. Die verschiedenartigsten Monumente in Masse beisammen, erhalten und in Ruinen, frisch aufgeputzt und verwittert, schienen hier absichtlich in der ganzen Landschaft umher ausgebreitet zu seyn, um die malerischste Wirkung hervorzubringen.

Die Pferde gingen langsam, und ich machte mir ein Vergnügen daraus, meinen Kutscher Anderws, der aus einer Gegend der war und mit dem Pferde in der Hand neben dem Wagen einherzog, nach den Namen der Besitzer aller der schönen Schlösser zu fragen, an denen wir vorüberkamen.

„Anderws", sagte ich zu ihm, „woher kommt es, daß es hier auf der Straße keine Bettler giebt? Wir haben ja, seit wir Bannow verlassen, noch keinen gesehen?"

„O! Nur Gewalt, Madam, Gewalt! Sie werden sich schon einfinden, und vielleicht in größerer Masse, als Sie es wohl wünschen dürften."

Wir kamen bald vor Wexford an, vor jener Stadt, die eine so klägliche Berühmtheit in den Annalen der Irländischen Insurrection erlangt hat. Es ist eine schmutzige unbequeme Stadt, die jedoch dertliche Reize, eine sehr schöne neue Brücke, eine ziemlich gut eingerichtete Bank, aber auch einen blutigen Gerichtshof und die gastfreundschaftlichsten Bewohner, die mir der Welt aufgestoßen sind. Unser Kutscher, Kind, ein junger Prediger nach der Mode und eine kleine Chaise, Alles dies würde Wexford immer zu einer ziemlich leidlichen Provinzial-Stadt machen . . . , wenn nur nicht die Bettler wären!

„Guter Gott, welch' ein jämmerliches Schauspiel!" rief Mistreß Mac... aus, indem sie einen ganzen Schwarm von zerlumpten, ausgehungerten, vom Gliede entstellten Leuten auf unsere Pferde und unsere Kutsche stürzen sahen.

„Madam", rief Andrews mir zu, „werfen Sie ihnen nur ein paar Pfennige herab, so werden sie sich schon dald zerstreuen."

Ein paar Pfennige, für eine ganze Schaar von Männern, Frauen und Kindern, die der Hunger und Elend schrieen, brullten und auf hundert verschiedene Weisen klagten und jammerten! Ein Unglücklicher von bohrn Wuchs, mit eingefallenen bleichen Wangen und einem hohlen Auge, das mich anstarrte, daß es mir Angst und Bange machte, kam mir ganz nahe, indem er uns die Hand reichte, mit kläglicher leiernder Stimme: „Einen Heller, wenn's beliebt, für Johnny! Es lebe der König und O'Connell! Es lebe O'Connell und der König! Einen Heller für Johnny! für den armen Johnny!" — „Ach, ihren Sie nicht auf ihn" rief eine häßliche Frau, die in einen blauen Umschlag, aus dem jede ganze Kleidung bestand, gehüllt war, „es ist ein Verrückter! Man giebt nichts am Verrückten. Erbarmen Sie sich mit mir aber mich! Ich bin eine unglückliche Mutter, sehen Sie hier meine Kinder (sie hatte zwei fast ganz nackte Kleinen an ihrem Rücken hangen) und hier ist ihr Vater, er ist blind! Haben Sie Mitleiden mit dem armen Blinden!" — „Nein, mir gebührt die wilde Gabe", rief eine andere Haufe-Kinder, ich habe elf Kinder, Mylades, und keinen Bissen Brod im Hause . . . ihr Vater ist leider gestorben!" — „Gelt, Marie", schrie dald eine Andere, „Du solltest Dich mal schämen! Es ist eine Lügnerin, diese dumme Person, eine abscheuliche Lügnerin! Es sind Kinder, die sie sich zusammengestohlen, diese Nichtswürdige! Ich bin die rechte Mutterin, die wahre Mutter, die arme Wittwe! Ich habe Karten Hunger, sieh' diese da haben Alle, wir sie da sind, heute Morgen gefrühstückt und wir haben sie nichts davon gegeben! Ich habe seit zwei Tagen keinen Bissen in den Mund genommen! . . . ." — Bei diesen Worten streckten sie ihre schmutzigen und zerfleischten Hände immer weiter zu uns hin.

Diese Bettlerscharen vermehrte sich mit jedem Augenblicke; es kamen immer neue Unglückliche herbei, von der Art, wie man sie in Irland überall umherlaufen sieht, indem sie das Mitleiden der Reisenden zu erregen suchen. Andrews machte uns unter der Menge auf die Lahmen, Einarmigen und Einäugigen aufmerksam, die sich in Masse um uns herdrängten. Sobald sie mich die Pferde ziehen sahen, verdoppelte sich Geschrei, ihr Gejammer und das Klucken und Schimpfen untereinander, so daß wir vor Schrecken und Angst zusammenschauderten; so ich sicht-tete einen Augenblick, daß sie unseren Wagen sammt den Pferden vornehmen könnten. Beide, meine Kammerjunfer, stieß ein Geschrei des Entsetzens aus und Mistreß Mar... jammerte noch aus ganzer Leibe, als

Digitized by Google

und sich auf eine gewaltsame rohe Weise auf allen Seiten Platz zu machen suchte. „Platz!“ rief er, „Platz für den Lahmen-Tanz! Der Lahmen-Tanz! . . .“ Hierbei fing der Wirth an, das Lied des heiligen Patrick auf einem elenden Flageolett zu blasen. Und, wunderbar genug! die ersten Töne des piependen Instruments brachten auf das in Lumpen gehüllte Auditorium dieselbe Wirkung hervor, wie die Leier des Orpheus in der Unterwelt bei den Schatten. Johnny, als ein neuer Ixion, vergaß auf ein Mal aller seiner Klagen; die ganze Meute zertheilte sich, als die beiden Männer erschienen, und Jammer und Verscherei verstummten, indem sich Jedes in Wonne und Lust dem dieselben beraustellte. Der Lahme begann sogleich seine Sprünge nach den bizarren Affodern des musikirenden Blinden und machte allerlei Künste, indem er auf dem einen gesunden Fuße stehend, mit erstaunlicher Behendigkeit sich im Kreise herumdrehte, seine Krücke in die Höhe schleuderte und sie immer mit großer Geschicklichkeit wieder auffing. Die versammelte Menge, von dem Reize dieses wunderbaren Schauspiels gefesselt, hielt den Takt dazu und die in Lumpen gehüllten Kinder vergaßen ihr Elend, indem sie, die Sprünge des Meisters nachahmend, mit seltsamen Fiser das bizarrste Ballet aufführten. Die armen Unglücklichen! die, so oft sie in die Höhe sprangen, mit allen ihren Zähnen zusammen klapperten und ihre bleichen, abgezehrten Wangen an ihren eigenen Knochen zerschlugen, und bei alle dem sah man sie noch lachen.

In einiger Entfernung, nahe an den Eingang des Wirthshauses, in das wir einkehren wollten, stand eine junge Frau, deren Blicke uns deutlich genug verkündeten, daß sie eine Gabe von uns erwartete. Ein langer blauer Mantel, den sie bis über den Kopf geworfen, beschattete den oberen Theil ihres schönen interessanten Gesichts. Ihre blauen Augen, in denen sich die Sanftmuth abzuspiegeln schien, hatten einen ganz besonderen Reiz, obgleich die Thränen den Glanz derselben schon verdunkelt hatten; ihr langes schönes schwarzes Haar hing auf beiden Seiten von den bleichen und abgehärmten Wangen herunter. Ihre ganze Gestalt erinnerte mich an jene schönen Griechischen Statuen, deren scharf ausgeprägte graziöse Formen aus einer leichten Hülle hervorblicken. In der That schien der abgenutzte Stoff, der sie umhüllte, so dicht und fest an ihren Körper an, daß wir die wohlgebildeten Schultern, die herrliche Taille und überhaupt die ganze jugendliche Grazie, die mich, über das Unglück triumphirte, genau zu erkennen im Stande waren. Die Falten ihres Mantels, den sie vorn zusammengehalten hatte, verhüllten ein eingeschlafenes Kind, das sie an ihrer Brust hielt. Still, unbeweglich, und ohne Theilnahme sie das Lied des heiligen Patrick, das auf die übrigen Bettler einen so thränenreichen Einfluß ausübte, erschien sie als das Bild einer stillen Resignation und der Verzweiflung an jedem irdischen Glück.

Der Tanz des Lahmen war bald zu Ende; ich warf ihm einen Schilling zu, für ihn und seinen Unglücksgefährten. Sogleich stimmte Johnny wieder seine Wehklagen und seine Jammerlieder an, und die Reihen des versammelten Hauufens schlossen sich wieder von Neuem und verspertten uns, im buchstäblichsten Sinne des Worts, den Weg, bis mit endlich Letzte unsere Börsen und kleinen Münzen erschöpft hatten. Die Unglücklichen! sie gingen alle sogleich auf der Stelle nach der benachbarten Schenke, um sich in Whisky zu berauschen.

Es ist zum Erstaunen und zugleich innig zu beklagen, daß die reichere, begütterte Klasse der Bewohner von Irland sich um die Lage der Aermen in ihrer Mitte fast ganz und gar nicht kümmert. Mit Ausnahme des kleinen Distrikts von Bannow die Wexford, giebt es fast keine Gegend in Irland, wo man nicht die Bettler in Ueberfluß antrifft. Und doch laßen sich die wohlhabenden Kaufleute, die Krämer und reicheren Bürger von dem traurigen Anblicke des Elends, das sie beständig vor Augen haben, nicht im geringsten rühren; sie dürften es nur über sich bringen, auf irgend eine Luxusausgabe zu verzichten, oder sich irgend ein kleines Vergnügen zu entziehen, um dem allgemeinen Elende wenigstens einigermaßen zu steuern und abzuhelfen.

(London Journal.)

Bibliographie.

On the monumental antiquities of Great-Britain. (Großbritanniens alte Denkmale.) Von Moran 12 Sh.

Faustus. (Faust.) Ein tragikomisches Gedicht. Mit 12 Abbildungen von Cruikshill. 6 Sh.

View of homoeopathy. (Ueber Homöopathie) Von Everest.

Table-talk of the late S. T. Coleridge. (Tischgespräche des verstorbenen Coleridge.

Mannigfaltiges.

— Zur Statistik von Groß-Britanien.*) Nach den Rechnungen des Herrn M. J. Marshall zu London, vertheilt sich die Bevölkerung Englands für das Jahr 1833 folgendermaßen:

Besitzer von Ackergrundstücken	1,500,000.
Arbeiter und Dienstleute bei der Landwirthschaft	4,800,000.
Vom Bergbau sich nährende Individuen	600,000.
Manufakturisten und Industrie-Arbeiter	2,400,000.
Privatpersonen und Kapitalisten	1,116,398.
Matrosen und Soldaten	831,000.
Krämer und Handelsleute	2,100,000.
Andere Klassen	3,190,000.
Summa der Bewohner	16,537,398.

Es geht hieraus hervor, daß die Angahl der mit der Boden-Kultur sich beschäftigenden Personen mehr beträgt, als die mit Manufakturen, nennen. Ja man kann annehmen, daß an zehn Millionen sich mit dem Gedeihen und den Resultaten der Ackerbauer beschäftigen.

*) Ohne Irland.

— China und sein Handel. Das Areal von China beträgt ungefähr 1,298,000 (Engl.) Quadrat-Meilen. Man hat bis jetzt allgemein behauptet, die besessenen Streitkräfte dieses großen Reiches seyen seiner Bevölkerung und Ausdehnung angemessen; allein die große Mauer an der Gränze der Mongolei ist gar nicht dazu gemacht, dem Eindringen tatisch gebildeter Heere Widerstand zu leisten, und gegen Often stehen die Chinesen der Europäischen Streitkräfte ganz und gar nicht. Ohne mit unzähligen Kanälen durchschnitten, die sämmtlichen Flüßen in Verbindung stehen, und so ergänzen die natürlichen Vortheile in gewissem Betrachte die fehlende Industrie. Ein so ausgedehntes Land muß fast alle Arten von Klima darbieten; aber im Ganzen ist es weit kälter, als irgend ein weiter westwärts belegenes Land unter gleicher Breite. Die Produkte stehen an Qualität und Mannigfaltigkeit denen in Europa nicht nach. Reis ist der vornehmste Artikel; der Zucker und Vegetabilien giebt es wenige, und alle sind einheimisch, weil der Chinese sich darauf setzt, von dem Auslande nichts anzunehmen. Die Kartoffel ist den Chinesen fremd geblieben, so wie auch unser Beef, obgleich won hin und wieder Weizen baut. (M. M.)

— Jagd auf ein Rhinoceros. Ein Korrespondent des Bengal Hurkaru sagt, man habe ihm auf der Insel Edmonstone, wo er gefällig verweilte, angezeigt, ein Rhinoceros liege sich dann und wann bei Pirdleteen-Point, auf der Insel Sauger, blicken. „Da ich Jäger bin“, fährt er fort, „so forderte man mich auf, mein Glück zu versuchen. Ich traf demnächst Vorkehrungen zu einem regelmäßigen Angriff. Auf einem Baum, dicht an dem Teiche, wo das Rhinoceros zu den Abend zu trinken pflegte, wurde ein Gerüst errichtet, das ich um halb vier des Abends bestieg. Mein Gefährte war der Besitzer des Pirdleteen-Point. Plötzlich hörten wir ein Geschrei hinter uns und Gerassel, als ob ein Elephant heranmahte, und bald erblickten wir in einer Entfernung von ungefähr dreißig Ellen den Rücken eines sehr großen Thieres. Ich machte meinen Gefährten zuerst aufmerksam, und wir wurden darüber einig, daß es die erwartete dritte Person in meinem Rendezvous seh. Das Rhinoceros näherte sich langsamen Schritte und gravese, bis es beinahe unter unseren Bäume stand. Ich feuerten es schien etwas verwirrt, rührte sich aber nicht. Der zweite Schuß (wir waren Beide mit Doppelflinten versehen) machte das Thier unruhig; es drehte sich rasch um, stieß ein fonderbares grunzendes Geschrei aus und schlug den Rückweg ein. In einer Distanz von funfzehn Ellen hatten wir den Feind mit acht Kugeln begrüßt, die er so wenig zu beachten schien, als wären es Erbsen gewesen. Schon nach zehn Minuten erschien das Rhinoceros wieder; allein dies Mal strabte es auf einem Umwege dem Teiche zu. Als wir seiner ansichtig wurden, feuerten wir von Neuem; da sprang plötzlich das Gewehr meines Freundes, schlug ihm an der linken Hand zwei Finger ab und verwundete mich am Arm. Jetzt blieb uns nichts übrig, als nach Hause zu kehren, was an einem solchen Orte, zur Nachtzeit und in der Nähe eines solchen Feindes, nicht ohne Gefahr geschehen konnte. Verstrichen, bevor wir Freunde seine Hand wieder gebrauchen konnte. Wir beschlossen jetzt einen neuen, aber anders geleiteten Angriff. Die Artillerie der Station (zwei Schoßschlünder) wurde dem Rhinoceros in den Weg gestellt. Wir hatten eine schöne Montnacht, und nahmen unseren alten Posten an dem Baume ein. Wir harrten die ganze Nacht vergebens, und das Rhinoceros wollte nicht kommen. Eine zweite Nacht verging eben so langweilig; aber in der dritten ließ unser alter Freund nicht auf sich warten. Ich stellte mich gleich an die Kanone; allein das Thier sah meine Bewegungen und verschwand. Nach einer Stunde kam es wieder, und ich erbod eben die Lunte, als es auf mich losstürzte. Die Ladung kam ihm auf halbem Wege entgegen, und ich erkletterte nun eilig meinen Baum, weil es mir ein unheimlicher Gedanke war, dem fürchterlichen Thiere das Hinabsteigen so nahe zu sehen. Ein entsetzliches Grunzen verkündigte unseren Sieg. Des nächsten Morgens fanden wir, daß der Feind wohl funfzig Ellen weit gelaufen und dann niedergestürzt war. Die todbringende Kugel hatte sein linkes Auge durchbohrt. Das Thier maß in der Länge zwölf Fuß (ohne den Schwanz), und seine Höhe betrug sieben Fuß. Bei der Section fanden wir eine der kleineren Kugeln von unserem ersten Angriff in seinem Herzen. Das Fleisch ward von den Eingeborenen mit Mannschaft eines Birmanischen Schiffes mit großem Appetit verzehrt.

— Geographische Kenntnisse der Perser. In der Universal-Geschichte des Perseer Raschid Eddin (angefangen 1314) liest man folgende Stelle: „Irland (Irland) ist eine Insel mitten im Decan. Sie hat einen so trefflichen Boden, daß es da weder Ratten noch giftiges Gewürm giebt. Die Bewohner erreichen ein hohes Alter; sie sind rothhaarig, groß, stark und tapfer. Auf dieser Insel giebt es eine Quelle, die ein hineingeworfenes Stück Holz binnen einer Woche in Stein verwandelt. Neben Irland liegt eine größere Insel, Namens Inglitaea (England). Auf derselben befindet sich ein Weg mit zahlreichen Gold-, Silber-, Kupfer-, Blei- und Eisen-Gruben. Fruchtbäume giebt es in Ueberfluß. In den Wundern dieses Landes gehört ein Baum, der lebendige Vögel erzeugt. Dies geschieht in folgender Art: In der Blüthezeit sieht man eine Art von Säckchen an dem Baume, und in diesen Säckchen steckt der Vogel mit dem Schnabel. Ist die Frucht reif, so pickt der Vogel selbst sie auf und kommt heraus. Man füttert ihn zwei Jahre, binnen welcher Zeit er die Größe einer Gans oder Ente erreicht. Er ist die gewöhnliche Speise der Bewohner jenes Landes. Auf diesem Inseln giebt es Schafe, aus deren Wolle man Zier und Schafrichter bereitet. Der König beherrscht Inseln heißt Schottland!“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 5. Berlin, Montag den 12. Januar 1835.

Frankreich.

Thiers' Antritts-Rede in der Akademie Française.*)

(Am 13. Dezember 1834.)

Meine Herren! Indem ich in diesen Kreis eintrete, werden die schönsten Erinnerungen unseres Vaterlandes in mir wach. Hier hatten nach einander Corneille, Bossuet, Voltaire, Montesquieu ihren Sitz, unsterbliche Geister, die stets den Ruhm unserer Nation ausmachen werden. Hier saßen noch unlängst Laplace und Cuvier. Tief müssen wir uns beugen vor diesen berühmten Männern; aber wie weit auch unser Abstand von ihnen sein möge, so würde es doch eine Unempfindlichkeit gegen Alles, was groß ist, bekunden, wollte man sich der Rührung entschlagen beim Eintritt in ihre ruhmwürdige Genossenschaft. Selten freilich kommen solche Tage hinzu, in denen sich die Herrlichkeit jener vergangen könnte; aber für die Dauer ihres Ruhmes sind wir Andere doch wenigstens thätig, bis ein neuer Genius erscheint und neuer Glanz und neue Herrlichkeit um ihn.

Die Französische Akademie ist nicht nur das Heiligthum der schönsten vaterländischen Erinnerungen; sie ist eine im ehrenen Sinne nützliche Institution, welche das alte Königthum gegründet und für deren Förderung und Erweiterung die Französische Revolution Sorge getragen hat. Es liegt diese Institution den ausgezeichnetsten Schriftstellern des Landes das Amt und die Pflicht auf, den Fortschritt der Sprache zu regeln, den Sinn derselben festzustellen, nicht nach der Beliebigkeit des Augenblicks, sondern nach der allgemeinen Uebereinstimmung, und dar so in unserer Mitte eine Autorität erschaffen, welche die Einheit der Sprache aufrecht erhält, wie in anderen Beziehungen regelnde Autoritäten die Einheit der Justiz, der Verwaltung, der Regierung aufrecht erhalten. Sie trägt die Französische Akademie ihres Theils zur Bewahrung und Erhaltung jener schönen Französischen Einheit bei, die den wesentlichen Charakter und besonderen Ruhm unserer Nation ausmacht. Einheit ist Zweck jeder menschlichen Gesellschaft, in Wahrheit ist, die Millionen von Menschen zu einer gemeinsamen Bereinigung zu führen, sie dahin zu bringen, daß sie denken, reden, handeln, wie ein einziges Individuum, das heißt, mit der Präcision der Einheit und zugleich mit der ganzen Macht und Gewaltigkeit der Masse, welch' ein größeres, glanzvolleres Schauspiel könnte es geben, als ein Volk von zwölfundzwanzig Millionen Menschen, die einen Gesetze gehorchen, eine Sprache reden, fast immer im gleichen Momente von dem nämlichen Gedanken ergriffen, von demselben Willen beseelt sind, und alle zusammen in gleichem Schritte zum gleichen Ziele streben! Ein solches Volk ist ohne Zweifel furchtbar durch die Sicherheit und Energie seiner Beschlüsse; die Klugheit ist ihm nothwendiger, als irgend einem anderen; aber geleitet durch die Weisheit, ist seine Macht, zum Wohle seiner selbst und der Welt, unwiderstehlich, die eine Gesetze gebordnet, eine Sprache reden, fast immer im gleichen Momente von dem nämlichen Gedanken ergriffen, von demselben Willen beseelt sind, und alle zusammen in gleichem Schritte zum gleichen Ziele streben! Ein solches Volk ist ohne Zweifel furchtbar durch die Sicherheit und Energie seiner Beschlüsse; die Klugheit ist ihm nothwendiger, als irgend einem anderen; aber geleitet durch die Weisheit, ist seine Macht, zum Wohle seiner selbst und der Welt, unwiderstehlich! Was mich betrifft, meine Herren, so bin ich stolz auf mein Vaterland wegen dieser großartigen Einheit; ich ehre sie, wo sie mir entgegentritt; ich betrachte alle Institutionen, die ihre Aufrechterhaltung bezwecken, als heilig; und ich empfinde auf's lebhafteste die Ehre, in diesen edlen Kreis der Akademie berufen worden zu sein, den Sammelplatz der ausgezeichnetsten Geister unserer Nation, den Mittelpunkt der Einheit für unsere Sprache.

Sobald ich's vermochte, vor Ihr Antlitz hinzutreten, habe ich es gethan. Zehn Jahre meines Lebens hab' ich daran gewandt, die Geschichte unserer gewaltigen Revolution zu schreiben; ich habe sie ohne Haß geschrieben, ohne Leidenschaft, mit reger Liebe für die Größe meines Vaterlandes, und als diese Revolution triumphirt hatte in dem, was sie Gutes und Rechtes und Ehrenwerthes in sich trug, ihn sich erschienen und habe zu Ihren Füßen das Gemälde niedergelegt, welches ich von ihren langen wechselvollen Schicksalen zu entwerfen versucht habe. Ich habe Ihnen zu danken, daß Sie es angenommen, daß Sie erklärt, es dürfe den Freunden der Ordnung, der Menschheit, Frankreich's wohlkommen seyn; ich habe Ihnen ganz besonders meinen Dank dafür zu sagen, daß Sie, Männer der Freiheit, die glücklicherweise den Verwirrungen, die uns in Bewegung setzen, mitunterstehn fern stehen, mitten aus dem Getümmel der Parteien meine Schilderungen unterschrieben und anerkannt haben, der ihrem Kultus auf eine Freiheit entrissen worden, daß Sie ihn belebend haben durch Ihren Beifall für eine arbeitvolle Jugend und vielleicht auch für einzelne Kämpfe, denen er sich für die Sache der Vernunft und der wahren Freiheit unterziehen gemußt. Ich habe Ihnen zu danken, daß Sie mich in dieses Asyl des freien ruhigen Gedankens einzuführen gewürdigt. Sobald strenge Pflichten mir vergönnen, darin zu verweilen, oder das Schicksal das Joch auf andere Hauptter legen will, welches auf dem wenigen lastet, werde ich mein Glück darin finden, so oft als möglich die Gemeinschaft solcher Genossen aufzusuchen, die gerecht und wohlwollend und erleuchtet sind.

Wenn es mir auf diese Art zu Theil werden gerecht, an Ihrer Seite in dieses Heiligthum der Wissenschaften aufgenommen zu werden, so ist es mir ebenfalls eine süße Pflicht, daß ich einen Vorgänger vor Ihnen zu loben habe, einen Mann von Geist und Rechtschaffenheit, einen echten wahrhaften Literaten, den unsere nächtige Revolution einen Moment lang ergreifen und mitten in die Wogen der Stürme hineinschleudern durfte, dann aber ihn fern ließ, rein und unabelhaft ihn hinstrug zu einer ruhigen Freistatt, wo er dreißig Jahre lang die Jugend nützlich belehrte.

Herr Andrieux*) wurde zu Straßburg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Schooße einer einfachen und anständigen Familie geboren, die ihn für den Advokatenstand bestimmte. Nach Paris geschickt, um dort Jurisprudenz zu studiren, that er dies mit Fleiß und Emsigkeit, hegte aber zugleich eine lebhafte und tiefe Neigung in sich, die für die schönen Wissenschaften, und fand in ihnen oft einen Trost gegen die Trockenheit seiner Studien. Er lebte einsam und zurückgezogen von der Welt, in geselligem Verein mit einigen jungen Männern, die gesinnungsverwandte und arm, wie er, von ihren Aeltern für eine solide nützliche Carriere bestimmt waren und einer glänzenden und ruhmvollen Laufbahn träumerisch nachhingen, wie er. Unter ihnen befand sich der gute Colin d'Harleville, der in Paris die Rechts-Wissenschaft lernen sollte und statt dessen zur großen Betrübniß seines alten Vaters Theaterstücke schrieb. Auch Picard gehörte zu diesem Kreise, ein Jüngling fast und offen, voll Feuer und Leben. Sie standen in einem engen Freundschafts-Verhältniß und die Gedanke war, eine Revolution der komischen Bühne herbeizuführen. Hatte zu jener Zeit der bösliebige Geist einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen und die gesellschaftlichen, religiösen und politischen Institutionen einer furchtbaren Untersuchung unterworfen, so lagen die Künste darnieder und waren mit den Sitten des Jahrhunderts gesunken. So erging sich das Lustspiel nur in den Charakteren einer mißlungenartigkeiten widerwärtig verfeinerten Gesellschaftsweit, redete eine falsche steife unnatürliche Sprache. Seltsam genug! Nie war man weiter ab von der Natur gewesen, als damals, wo man sie mit Begeisterung erhob und feierte. Fern von dieser Welt, die die Literatur zur völligen Farbeit herabgebracht, gaben sich Colin d'Harleville, Picard und Andrieux das Wort, dem Lustspiel eine einfachere, wahrere, würdigere und schicklichere Sprache wiederzugeben, und dies gelang ihnen, Jedem nach seinem eigenthümlichen Genius.

Colin d'Harleville, auf dem Lande in einer guten lauften Familie erzogen, stellte in seinem Optimisten und den Luftschlössern jene liebenswürdigen, freundlichen, anmuthigen Charaktere auf, die er immer um sich gesehen und lieben gelernt. Picard, von dem neuen Schauspiel unserer Revolution ergriffen, brachte die bizarre Umwälzung der Geister, Sitten und Verhältnisse auf die Bühne. Andrieux, der in der Mitte der Schuljugend lebte, als er sein berühmtes Lustspiel, die „Etourdis" schrieb, entlehnte ihr diese Schilderung von Jünglingen, die eben der wachsamen Obhut ihrer Familien entlaufen sind, und sich dem Genusse ihrer Freiheit mit der Lebhaftigkeit des jugendlichen Alters hingaben. Gegenwärtig ist diese Schilderung ohne Zweifel ein wenig veraltet, denn die „Etourdis" aus Andrieux's Zeit gleichen nicht mehr den unserigen; obgleich sie zwanzig Jahr alt sind wie unsere, würden sie doch nicht wagen, sich über die feste Regierungsform, die ihren Vaterlande zu geben sey, auszulassen; sie sind lebhaft, geistreich, zerstreut und Verirrungen und Thorheiten hingegeben, die ein Vater adeln muß und am Ende verzeihen kann. Dies Gemälde von Andrieux ist anziehend und unterhaltend. Seine leichte, reine, scharfe Dichtung erinnert in gewissem Sinne an Voltaire. Des Lustspiel ist unstreitig die beste dramatische Arbeit Andrieux's, weil er sie unmittelbar nach lebendigem Muster verfaßt hat. Es gelingt einem Autor immer sein Meisterwerk, so ist Le Sage sein neugedackener Edelmann, Piron die Verssucht, Picard seine Marionette gelungen. Sie stellten dar, was sie vor Augen sahen. Was man geschaut hat, das kann man besser schildern, so kommt Wahrheit in das Bild, und man malt es auch mit größerer Neigung, und hierdurch kommt in den

*) Die Deutschen politischen Blätter, und namentlich auch die Preußische Staats-Zeitung vom 22. Dezember, haben zwar bereits Auszüge aus dieser Rede mitgetheilt, doch verdiente es ein solches in vielerlei Beziehungen interessantes Aktenstück wohl, von dem Deutschen Publikum vollständig gekannt zu werden.

*) Vgl. Nr. 82 des „Magazins" v. Jahre 1833, wo sich bereits eine Inhalts-Skizze dieses Gedichten befindet.

Digitized by Google

Still Friede und Freuer. Nicht anders hat Andrieux seine „Etourdie“ gedichtet.

Zugleich ward ihm ein ausgezeichneter literarischer Ruf zu Theil. Mit Geist, Renbeit und Eleganz zu schreiben, war auch damals nichts Gewöhnliches. Herr Collin d'Harleville hatte den Advokatenstand verlassen, aber Andrieux, der eine Familie zu erhalten hatte, und sich stets über die Blasen gewissenhaft zeigte in Erfüllung seiner Pflichten, hatte jenem Beispiele nicht folgen können. Er blieb mit Anklagung in seinem Amte, die ihm die Revolution seinem Stand nahm, und ihn später zwang, eine Kreistatt in Maintenon zu suchen, dem lieblichen Zufluchtsort, wo Collin d'Harleville geboren, wohin er zurückgekehrt war, wo er von der ganzen Nachbarschaft angebetet lebte, den Lohn seiner Tugenden und derer seiner Familie zu ärndten, und mitten unter dem allgemeinen Schrecken der vollkommensten Sicherheit genoß.

Andrieux, mit seinem Freunde wieder vereinigt, fand nun in den Wissenschaften all' die Lieblichkeiten und den Trost, die der verbannte Cicero vor zwentzehnd Jahren so hoch gerühmt, die immer dieselben bleiben in allen Zeitaltern, und die die Vorsehung beständig in Bereitschaft hält für hohe Geister, die das Glück unbarteidt und verfolgt. Andrieux lebte nach Paris zurück, als die friedlichen Wünschen also zurückkamen, und hier eine nützliche Anstellung, unsere Mitglied des Instituts, bald darauf Richter beym Cassationshofe, dann Deputirter in der Versammlung der Fünfhundert, und endlich Mitglied jener eigentlichmilichen Körperschaft, die in der langen Geschichte unserer Constitutionen den Namen des Tribunats erhalten hat. In allen diesen verschiedenen Stellungen und Lagen eyferte Andrieux, sich selber am strengsten, nie seine Pflichten seinen persönlichen Neigungen auf, und geschrieben wohlerfahrener Zunft seine Cassations-Gründe, als eifriger Deputirter unter den Fünfhundert, erfüllte er immer sein Tagewerk so, wie es ihm aufgegeben worden vom Geschicke. Unter den Fünfhundert war er auf der Seite des Directoriums, und suchte es zu halten, weil er in dieser Regierung noch die Sache der Revolution sah. Aber er glaubte diese nicht mehr im ersten Kampf zu erkennen, und widerstand ihm daher im Schoße des Tribunats.

Man war zu jener Zeit keineswegs einig über den wahrhaften Sinn und die Bedeutung der Französischen Revolution. Für Viele war sie nur eine scharfe Lehre; Andrieux bedeutete sie gar Nichts, und alle Meinungen von 1789 galten ihnen fortdauernd für wahr, auch nach dieser Begebenheit. In den Augen dieser Letzteren war die Konsular-Regierung strafbar. Herr Andrieux gehörte zu dieser Ansicht. Er hatte wenig von der Revolution gelitten, war also weniger gegen sie eingenommen, als Andere. Mit einem ruhigen Geiste, ganz und klug und keineswegs leicht enthusiastischer Natur, war er den Verführungen des ersten Konsuls minder ausgesetzt, den er mit Maßen bewunderte und nie zu lieben vermochte. Er arbeitete für die dürre philosophische mit Sadasis, Ehénier, Ginguené, alles getreue Forscher des Geistes des achtzehnten Jahrhunderts, das in seiner Lehre dachte, wo Voltaire intellectt andere gedacht hatte, und die wir schrieben, wenn nicht mit seinem Genie, doch wenigstens mit seiner Eleganz. In solcher Gesellschaft lebend, wo man die Energie der konsularischen Regierung als eine Unterdrückung betrachtete, wo man das Konkordat für eine Rückkehr zu den alten abgelegten Vorurtheilen und den Code civil für eine Compilation von alten Gesetzen ansah, zeigte Andrieux einen unbändig beschränkten, aber sehr ehrlichen Widerstand.

Diesen Philosophen aus der Schule des achtzehnten Jahrhunderts, die wenigstens das Verdienst hatten, dem Glücke nicht nachzulaufen, standen Andere gegenüber, die sehr verschieden dachten, und unter diesen befand sich einer mit Ruhm bedeckt, dem die Feder und das Wort nicht minder als der Degen zu Gebote standen, alle Mittel auf ein Mal und der feste Blick. Er zu brauchen. Dies war der jugendlich strahlende Sieger von Marengo, der mit der vollen Thatenfülle, dem unumwundenen Anspench auf, mehr Neuerer, mehr Philosoph, mehr Revolutionnair zu seyn, als seine Widersacher und Verleumder. Denn fürwahr, nichts war eine größere Neuerung, als das Gebäude eines Staats, einer Gesellschaft aufzuführen in einem Lande, wo nur Trümmer vorhanden waren; nichts philosophischer, als der Welt ihren alten Glauben wiederzugeben, indem die Revolutionnaire im materiellen Sinne, als das große Prinzip der bürgerlichen Gleichheit in Gesetzen niedergelegen und durch Siege anzuerkennen und zu begründen.

Vor Ihnen, meine Herren, kann man dieser Aufrichte erwähnen; sie zu beurtheilen, würde hier nicht der Ort seyn.

Das Tribunat war die letzte Zuflucht, die der Opposition übrig blieb. Das Wort hatte so viel Verwirrung und Unheil angerichtet, daß man argwohnte, Gefahr sey darin verborgen, wollte es aus der Verfassung ausgeschlossen hatte. Unter der konsularischen Verfassung bezahlschlagte ein gesetzgebender Körper, ohne zu sprechen, und ihm zur Seite sprach eine andere Körperschaft, das Tribunat, ohne zu beschlagen. Eine seltsame Vorsicht: Maßregel, die sich als sehr vorgeblich erwies. Dies Tribunat, welches gegründet war, um zu sprechen, sprach nun auch wirklich; es bekämpfte alle Maßregeln des ersten Konsuls, wies den Code civil zurück, hatte Schätzungen zu schon, oder sagte doch am Ende, was außer der Versammlung tausend Journale mit leidenschaftlicher Heftigkeit wiederholten. Die Regierung, von einem so offenen Zorne hingerissen, brach diesen Widerstand, ernichte das Tribunat und ließ ein tiefes Stillschweigen auf diese letzten Bewegungen folgen.

Heutzutage, meine Herren, existirt nichts Aehnliches mehr; es sind der seine Trennung mehr statt zwischen berathschlagenden und discutirenden Körperschaften; zwei Tribunen würde allein ohne Unterstützung, und die Presse erhebt laut ihre hundert Stimmen. Sich selber überlassen, geht das Alles seinen Gang. Eine friedliche Regierung erträgt und duldet, was einst vom Siegesglanz verherrlichte Regierung nicht dulden kann. Warum? meine Herren! Weil die Freiheit, die sich gegenwärtig nach einer friedlichen Revolution als möglich darbietet, da als nach einer blutigen Revolution nicht möglich war.

Die Menschen jener Zeit hatten sich furchtbare schreckensvolle Wahrheiten zu sagen; die Einen hatten das Blut der Anderen vergossen; sie hatten sich gegenseitig beraubt und geplündert; ein Theil hatte die Waffen gegen das Vaterland getragen. Sie konnten nicht einander gegenüberstehen mit der Selbstruhe, zu schreiben und zu sprechen, ohne sich die bittersten Vorwürfe zu machen. Die Freiheit wäre für sie nur ein gegenseitiger Austausch der gräßlichsten Beschuldigungen gewesen.

Meine Herren, es giebt Zeiten, wo man Alles ungestraft aussprechen kann, wo man ohne Gefahr die Männer des Staates beschuldigen kann, die Besitzern unterdrückt, das Vaterland verrathen, die Ehre vergessen und verletzt zu haben — wo man dies Alles sagen kann, dann nämlich, wenn Ihre nichts vergleichen gethan, wenn sie weder die Besitzern unterdrückt, noch ihr Vaterland verrathen, noch die Ehre vergessen haben; dann kann man aus dies Alles ohne Gefahr sagen, weil es nöthig ist; dann kann die allgemeine Freiheit alle Herzen diesweilen bitrüben und kränken, vermag aber nicht, die Gesellschaft und den Staat umzustürzen. Aber im Jahre 1800 gab es unglücklicherweise Leute, die zu Anderen sagen konnten: „Ihr habt meinen Vater oder meinen Sohn geschlachtet; besitzt meine Güter, mein Vermögen; Kämpfet in den Reihen der Fremden!“ Klagen dieser Art durften dies verbieten, wollte all' diesem Greuel ein Ende machen. Er gab dem Haß die Zerstörungen des Krieges; verurtheilte die wilden Leidenschaften zum Stillschweigen, in welchem sie erstickt sind. Zu diesem Stillschweigen hat sich ein neues, klares, gedeigenes, schuldloses Frankreich gebildet; ein Frankreich, welches sich nicht anzugreifenden Rechte sagen kann, in welchem die Freiheit möglich geworden ist, weil wir, Söhne der gegenwärtigen Zeit, uns noch nicht verblühnen, nicht über Gräbern vorgegangen sind.

Als Andrieux aus dem Tribunate trat, würden offenbarer Mangel und Noth sein Loos geworden seyn, hätten ihm nicht die Wissenschaften, die er liebte, seine Lehre bald verzehrt. Er schrieb mehrere Stücke für das Theater, die zwar minderen Erfolg hatten, als die Etourdis, aber seinen Ruf als ausgezeichneten Schriftsteller befestigten. Sämmtlich drehn sie Erzählungen, die noch zu erzählen waren, Herr Andrieux fand, wonach seine Neigung und die Natur seines Geistes lange getrachtet, eine Lebensteile. Er erhielt den Lehrstuhl für Literatur in der polytechnischen Schule, und später den im Collége de France.

Als er sein Professorat begann, war er vierzig Jahr alt. Er hatte eine lange Revolution durchgemacht, und doch war ihm stets in der Stille seiner Erinnerungen ein friedliches Leben nahe gegenwärtig geblieben. Seine Neigungen waren mäßig, sein Ehrgeiz friedlich und sedlich, sein Geist fein, lichtvoll, ohne alle Schiefheiten, vollkommen redlich, und sein Herz eben so gerade und rechtschaffen wie sein Geist. Wenn er auch keine Werke ersten Ranges hervorgebracht, so hatte er sich doch wenigstens hinlänglich in den verschiedenen Gattungen der Literatur versucht, um über alle Gebrimnisse der Kunst mitsprechen zu können; indem er auch durch ein Talent ausmuthete, das selten war, was dem Voltaire's beinahe gleich kommt. Mit einem solchen Lehrer, solchen Fähigkeiten, einem ungemeinen Wohlwollen für die Jugend, verband er, man kann es sagen, fast alle Eigenschaften eines vollendeten Kritikers.

Gegenwärtig, meine Herren, sind in diesem Auditorium, das mich umgiebt, so wie in allen Kreisen der Gesellschaft, noch Zeugen vorhanden, die sich Andrieux's erinnern, als er im Collége de France zum Katheder stieg, um seine Vorlesungen zu beginnen. Ihre Stimme, die alter klar und vernehmlich wurde, wenn Alles still war, belebte und befeuerte sich den Wort zu Wort, nahm einen runden, gefunden, durchdringenden Ton an. Aus so ergiig er sich nun abwechselnd in der verständigsten Kritik, bald in der trinsten Moral, verband Beides, mischte bisweilen interessante schlagende Anekdoten, Stellen aus Schriftstellern ein, und fesselte sein Auditorium auf diese Weise und riß es mit sich fort durch einen Unterricht, der weniger Lehrstunde war, als beredter Vortrag. Einen solchen Geist und Anmuth. Fast immer beschloß er seine Vorlesung damit, daß er etwas vorlas; denn man hörte ihn ungemein gern vorlesen — er that dies mit ausserlesener Kunst — Verse oder Prosa unserer großen Schriftsteller. Jedermann vertieft entzückt den Horsaal dieses liebenswürdigen Professors, der der Jugend den besten Unterricht gab, den man ihr geben kann, den eines redlichen, aufgeklärten, geistreichen, durch das Leben gereiften Mannes, der seine Ideen, seine Erinnerungen auclegte und entstattete und seine Seele, die so freiflich gezeigt war, um sie ganz zu zeigen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bibliographie.

Histoire administrative des communes. — Vom Baron Dupin. 3 Fr.

Introduction générale à l'histoire du Droit. — Von E. Lerminier. 8 Fr.

Lois de la presse en 1834, ou législation actuelle sur l'imprimerie et la librairie, et sur les delits et contraventions commis par toutes les voies de publication. — Von Parant. 7 Fr.

Les comédiens. — Roman aus dem 17ten Jahrhundert von J Breffet. 2 Bde.

Deux originaux. — Roman von Madame S. Meuberne. 7½ Fr.

Elys de Sault, ou la cour des papes au XIVe siecle. — Von H. Arnaud. 2 Bde. 12 Fr.
Exil et patrie. — Von Achille du Clésieux. 7½ Fr.
La Napolitaine, ou la couronne de la vierge. — Von Roland Bouchery. 7½ Fr.

Rußland.

Beſuch bei einem Landedelmann vom alten Schlage.

(Fragment aus einem noch ungedruckten Ruſſiſchen Roman.)

Ich machte mit Maleff einen Beſuch bei ſeinem Nachbaren, Alexey Iwanowitſch Schelbinsky. Ein rundes, weites Antlitz, eine nichtsſagende Phyſiognomie, dünne in einander gewirrte Haare, ein fettiger, ſchmutziger Ueberrock, ein Paar ordinaire Stiefel — das war der Hausherr. Eine ſteife mericaniſche Geſtalt, deren Formen alle in einander floſſen; ein verdrießliches, mißvergnügtes Geſicht und ein Paar breite Füße — das war die Hausfrau. Hatte man mir die Augen verbunden und mich auf die, mit einem Wetterdache verſehene Hausetreppe geführt und zu mir geſagt: tritt in's Haus und rathe, in welche Zimmer Du kommſt: ſo würde ich, immer vorwärts ſchreitend, unfehlbar geſagt haben: „3 Schritt, das Vorzimmer, 8, das Speiſezimmer, 7, das Geſellſchaftszimmer, 6, das Schlafzimmer, 6, das Mädchenzimmer; der Aerger, der ihn's Speiſezimmer führt und hier eine kleine Nebentreppe. Dann links das Buffet und aus dem Speiſezimmer noch eine Thür, — in's Kabinet." — Dieſe Eintheilung haben faſt alle Häuſer der Landleute mit einander gemein; ſelten erlaubt man ſich eine Abweichung, auch haben die Architekten derglichen Häuſer, nur nach verſchiedenen Maßſtaben, zu Dutzenden vorräthig. Bisweilen nur läßt der Beſitzer die Scheidewände verſetzen, ein Fenſter eingehen, um eine gerade Zahl zu bilden, oder das Dach noch ein Mal ſo hoch machen, aus Oekonomie, d. h. damit der Regen beſſer ablaufe und der Schnee nicht ſo lange liegen bleibe.

Schelbinsky's Haus, obgleich ſchon ziemlich lange bewohnt, ſtand noch immer unbetleidet da. Der Beſitzer meinte, es hätte ſich noch nicht genug geſetzt, und ſo war ein Jahr nach dem anderen vergangen. In Folge deſſen erinnerte die Farbe der Wände an die Leinwände und zwiſchen den, übrigens platzbehauenen Balken, aus denen das Haus wie gewöhnlich gezimmert war, guckte der zum Verſtopfen der Fugen gebrauchte Werg hervor. An der Hinterwand des Geſellſchafts-Zimmers dingen die Bildniſſe des Hausherrn und ſeiner Gattin, von der Hand eines ländlichen Farben-Künſtlers gemalt. In einer Seitenwand faß man in einem feinen Schranke Raritäten aus Naturalien eines der Söhne des Hauſes, von einem, mit ihm dienenden Kantoniſten-Unteroffizier verfertigt. Gegenüber dingen, ein Kreuz bildend, Anſichten von Moskau. Dieſes waren die einzigen Wände Verzierungen im ganzen Hauſe. Fußböden und Sopha waren von rothem Holz mit buntem Kattun überzogen, auf welchem, wie auf Porzellan-Taſſen, nur nach größerem Maßſtabe, die Bildniſſe derſelben Männer und von denſelben Namen abgedruckt waren. Der Fußboden, auf dem die Frau vom Hauſe gewöhnlich zu ſitzen pflegte, trug das ausdrucksvolle Geſicht Gibbon's.

Das einfache Speiſezimmer war mit ſchwerfälligen Stühlen umſtellt; indeſſen beſtehen zwei Wand-Uhren dieſe Steppen-Oede. Bei einer dieſer Uhren ſah man beſtändig eine Schildwache von einem Schilderhauſe zum anderen hin und her gehen; aus der zweiten traten bei dem erſten Stundenſchlage ein Soldat heraus und ſchrie aus vollem Halſe. Das Schlafzimmer war beinah ganz eingenommen von einem großen zweiſchläfrigen Bett mit durch einen metallenen Ring gezogenen Vorhängen und einem Sopha mit Kiſſen, ausgeſteppt mit Pflaum-Federn und überzogen mit ſtreifbarer und weiß gewirkteter Leinwand. In Kabinet befand ſich ein kleiner Tiſch mit einem darauf gemalten Schachbrett, ein lederues Kanapee, 4 derglichen Stühle, ein muntenfarbiger Schrank mit aufgeſtellten Schüſſeln und 22 kleinen Glasſchreibchen, aus denen nur Sammlung der Woskau'ſchen Zeitungen, vom Jahre 1800 an, hervorblickte, in welchen Herr Schelbinsky nur die Bekanntmachungen lieſt zu verkaufende Güter las. Ein Freud der Buchdruckerkunſt, iſt er nur noch in ſeinem Hauſe den Bauer'ſchen Kalender und noch einen anderen gewöhnlichen Kalender, die im Schlafzimmer bei der, vor dem Schuhputzigen des Hauſes immer herumirrenden Lampe ihren ruhigen Platz hatten; andere Bücher waren nicht vorhanden. Das Vorzimmer, das Mädchenzimmer mit ſeinen Schemeln und Bänken und das Buffet mit allem Tiſchgeräth, konnte man dreiſt eine Sammlung aller möglichen erſtickenden Gase nennen. Herr Schelbinsky beſitzt 1000 Seelen und bezieht ein ſehr gutes Einkommen. Wir langten um 12 Uhr Mittags bei ihm an und fanden einige benachbarte Edelleute mit ihren Frauen und Töchtern bei ihm vor.

Schwer ward es, durch das Gedränge zwiſchen der gedeckten Tafel und den Wänden durchzukommen. Im Geſellſchaftszimmer ſtand vor dem Sopha ein großer runder Tiſch, bedeckt mit einem Jaroslaff'ſchen blauen, an den vier Ecken mit Bären verzierten Tiſchtuch, und auf demſelben ein ſehr reichliches Frühſtück. Aus dem Mittelpunkt eines grün lackirten Präſentir-Bretes erhob ſich ein viereckiger bronzener Kaffeeaufſatz, ſo hoch, daß er meinen, ihm über Tiſch vorgebeugten Kopf beinahe berührte. Rechts und zur Seite ſich Gläſer befanden, entſtellten einen Gewürzmittels, Zitronen-, Kranzen- und feinen abgezogenen Korn-Branntwein; in der ſechsten ſchien Oel zu ſeyn.

Was ſtand aber nicht noch Alles um den Flaſchenbalter herum! Holländiſche Häringe, gepreßter Kaviar, Narwaiſche Neunaugen, Rigaer Breitlinge, Lowdarſcher Parmeſanſäe u. ſ. w. Wenigſtens warm alle dieſe ſchönen Dinge unter dieſen Verennungen gekennzeichnet von den von Gott zu Gut umbergiehenden Krämern gekauft worden. Außerdem prangte noch auf dem Tiſche ein großer Kreis von Porzellan, auf welchem mit gekreuzten Remen und Beinen ein Amer ſaß, als wohlgefällige Butterdoſe.

„Ich bitte ganz ergebenſt, treten Sie näher!" erſcholl die Stimme des Hausherrn, als wir die Schwelle des Zimmers überſchritten hatten. „Ich bin ſehr erfreut, Ihre Bekanntſchaft zu machen! Wie heißen Sie?"

„Alexey Iwanowitſch."

„Ich empfehle Ihnen meine Frau, und bitte, ſie zu lieben und ihr gewogen zu ſeyn! Haben Sie die Gnade, welche Gattung von Branntwein iſt Ihnen gefällig?"

„Ich danke für Alles, Alexey Iwanowitſch."

„So ſeſſen Sie, was Gott beſcheert hat."

„Ich frühſtücke nie."

„Und ich bin gewohnt, um 12 Uhr zu Mittag zu eſſen, daher bin ich hungrig."

„Es iſt übrigens für Landbewohner die wahre Zeit, Alexey Iwanowitſch. Wahrſcheinlich ſtehen Sie früh auf und beſchäftigen ſich mit Ihrer Wirthſchaft?"

„Ja, ja, was wahr iſt, iſt wahr. Setzen Sie ſich, Alexey Pawlowitſch, ohne Umſtände!"

Ich ſetzte mich neben die Hausfrau, und erkundigte mich nach ihren Kindern, nach ihrem Garten. Sie ſah mir vorbei durch das Fenſter und bauntwortete Alles gähnend. Zwei Redensarten, die ſie faſt beſtändig im Munde führte, fielen mir am meiſten auf, nämlich: ſagen Sie ſelbſt und: Sie wollten gewiß ſagen.

Inzwiſchen hatte ſich unter den Anweſenden ein allgemeines Geſpräch über Landwirthſchaft angeknüpft. Die Damen unterhielten ſich entweder leiſe mit einander, oder ſchwiegen.

Nicht lange dauerte es, ſo öffnete ein Diener die Thüre des Speiſezimmers, nahm das grüne Präſentir-Beet vom runden Tiſch und ſetzte es, nachdem er es umhergereicht, wieder auf die alte Stelle hin. Der Hausherr bot der Gattin des angekommenen Beſuchtes den Arm und kam folgten ihm die übrigen Gäſte paarweiſe zur Mittags-Tafel. Man ließ ſich nieder: die verheiratheten Frauen zu Norden, die Männer im Süden und die jungen Mädchen unter der Mittagslinie.

Die Männer ſprachen von Regiments-Muſik und vom Militair.

„Zamerne!" ſchrie ein mit einer Flaſche Wein umhergehender Diener jedem Gaſte zu. Der Hausherr ermangelte nicht, jedem Gaſte einen zum Trinken zu nöthigen.

Die Zapferkeit der Ruſſiſchen Truppen ward jetzt der Gegenſtand der Unterhaltung.

„Champagner!" ertönte abermals die Stentorſtimme des Dieners. Dieſes Mal galt der Anſeuf einem Offizier mit ſtarkem Knebelbarte. Er nahm den ihm dargereichten Pokal, kreete ihn, indem er dabei einem ihm gegenüber ſitzenden jungen Mädchen feundlich zunickte, ließ ſich ihn noch ein Mal füllen und leerte ihn neben ſich.

„Erlauben Sie die Frage, Alexeyeva Jeſimowna (ſo hieß die Frau vom Hauſe), haben ſich bei Ihnen ſchon Mercheln gezeigt?" fragte einer der Gäſte.

Alle lachten laut auf, außer Maleff und zwei Damen.

„Sagen Sie ſelbſt", erwiderte die Befragte, „wann gieht es wohl Mercheln in der heißen Jahreszeit?"

Neuer Gelächter. Das Geſpräch ging wieder auf landwirthſchaftliche Angelegenheiten über, bis der Diener abermals „Cypper-Wein" ſchrie und die Gläſer füllte. Da wurden die Stühle gerückt, und zwar mit ſolchem Geräuſch, daß man in den entfernteſten Winkeln des Hauſes hören mußte, daß die Herrſchaften abgetafelt hatten.

Wir zogen in's Gaſtzimmer hinüber. Rund dem runden Tiſch hatte ſich, nach Gewohnheit des Hauſes, die Geſellſchaft verändert. Eine Unzahl kleiner Porzellan-Teller chen des verſchiedenen Süßigkeiten ſtanden dabei gedrängt neben einander; Alles war recht ſehr gut: nur lag zwiſchen den Tellern mit Eingemachtem, auf dem Tiſchtuch, ein vom Frühſtück übrig gebliebener Häringskopf, und blickte ruhig auf die Ankommenden. Die Hausfrau bemerkte es gerade in dem Augenblick, als der Diener, einen ſtämmigen Apfelkern gleich, über den Tiſch ſeine mächtigen Arme mit einer Flaſche Präſentir-Beet und den leeren Gläſern mit einer Flüſſigkeit ſtanden, die wir Kaffee ausſah; ferner eine unvergeßliche ſilberne Milchkanne mit Sahne, eine ſchmutzige Flaſche mit Rum und eine ſilberne Zuckerdoſe mit außerordentlich klein gebackten Stückchen Zucker.

Zornig blickte Alexeyeva Jeſimowna auf den Diener, zeigte ihm den Häringskopf, biß ſich die Lippen, drehte ihm mit ihrem an die Naſe gedrückten Finger und begleitete dieſe Pantomime mit dem Ausruf: „Schwein!"

Man kann ſich die Lage des Gaſtvolk verſtellen! Umbroſſa umbertragen und zugleich einen deſondern Befehl der Hausfrau erfüllen, das geht einmal nicht zuſammen. Der arme Teufel mußte zuvor ſein erſtes Geſchäft beendigen; als er aber zu ſeinem Herrn kam, befahl ihm dieſer, er ſolle ſogleich den Häringskopf aufſuchen und ihm deſſelben, die Gefälligkeit vor die Fenſter zu führen.

Wahrſcheinlich hatte der Unglückliche den Befehl der Hausfrau vergeſſen, oder den Stallknecht nicht auffinden können; der Häringskopf hörte immer nicht auf, zwiſchen den Tellern hinaus auf Alexeyeva Jeſimowna zu blicken. Ich konnte mir denken, was geſchehen würde. Alexey Iwanowitſch erhielt einen Wink mit dem Finger, von einem Blick auf den Häringskopf begleitet, ergriff dieſen ohne Umſtände, trug ihn hinaus, und ſchickte ſich, als er wieder in's Zimmer trat, die Hand mit einem Tuch ſeines Ueberrockes ab.

Die vorgeführten Pferde waren ganz gewöhnliche Thiere. Vielleicht ſtammten ſie wirklich von berühmten Beräitern aus den Geſtüten Orlof's, Besborodko's, Wiewolodko's oder Katmeff's her, indeſſen ſchien ſeit etwas längerer Zeit. Uebrigens waren es noch immer recht große, ſtattliche, gut eingefahrene Pferde, wie ſie ein Gutsbeſitzer nicht beſſer üblich hatte.

Dauern und Herren ſetzten ſich zum Kartenſpiel hin. Die jungen Mädchen begaben ſich in's Schlafzimmer; ich aber verſtiege mich in Schelbinsky's Garten, in einen der vielen, ſogenannten Luſthäuſer, die

Digitized by Google

mit ihren Jacken kleinen Wohnhäusern glichen und eine Musterkarte von allen möglichen Farben darboten. Das hinderte mich jedoch nicht, auf einem Lehnstuhl sehr sanft einzuschlummern. Endlich, erweckt durch ein Geräusch im benachbarten Gebäude, erhob ich mich und kehrte zur Gesellschaft zurück. Man war gerade beim Thee, der mit Sahne, Rum und allen Brezeln umhergereicht ward. Als ich eine der letzteren zerbrach, um sie zu verspeisen, streckte mir eine Schabe einen Fühler wohlgefällig entgegen.

Das Mittagsmahl endigte um 8 Uhr. Der Abend war dunkel; man konnte nicht die Hand vor den Augen sehen, und wir blieben, auf Einladung des Hausherrn, zur Nacht bei ihm.

Die Zeit bis zum Abendessen, oder bis 11 Uhr, ward sehr langweilig. Die Damen saßen in einem Kreise und stickelten unter einander; die Männer unter sich sprachen laut, überschrieen einer den Andern, und kann tief und anhaltend das tiefste Stillschweigen ein. Die jungen Mädchen liefen ein und aus, oder gingen Arm in Arm im Speisezimmer auf und nieder, so lange man dort gehen konnte. Ein verabschiedeter Offizier vollendete, wie ein umherschweifender Komet, seine elliptischen Kreise nach verschiedenen Richtungen hin.

Nach dem Abendessen stellte sich zwischen den Herren und Damen ein steifer Ton ein. Die Gespräche, unter dem rundum sich stehend, arbeiteten mit ihren Fächern, und endlich die Männer sich in den erfrischenden Dunstkreis des Speisezimmers begaben. Für drei Personen waren dort auf der Diele Lager von weichen Federbetten zubereitet; Maloff, ich und der Hausherr verfügten uns in's Kabinet.

Noch war ein in einem kupfernen Leuchter brennendes Talglicht nicht ausgebrannt, als ein baumlanger Mensch hereintrat und sich, den Rücken an die Wand gelehnt, auf die Diele setzte.

„Du Rindvieh!“ sagte der Hausherr, „lösche das Licht aus.“

Der Riese that es, und schien seine frühere Stellung wieder einzunehmen.

Wir spitzen die Ohren: — er schnaubte sich die Nase; — wir warten: — er hustete und sangt plötzlich an, mit tiefer Baßstimme zu sprechen: „Ein Mährchen ist bald erzählt, eine Sache nicht so bald verrichtet . . . . .“

Maloff und ich lachten, daß das ganze Haus erzitterte.

Sehr ernst sagte Schelbinsky: „Ich kann ohne den nicht einschlafen.“

„Sie sollten aber doch lieber irgend etwas lesen, Alexey Iwanowitsch.“

„Da wär' ich wohl nicht recht geschrieb, mit die Augen zu verderben. Auch habe ich mich einmal an diesen Erzähler gewöhnt. Sie glauben aber auch nicht, was es für ein verdammter Kerl ist. Wo er Alles herkriegt, weiß der Teufel! Und haben ist er unermüdlich. Hier hatte ich in der Regel nur meine Nachmittagsruhe; Nachts schlafe ich im Schlafzimmer mit meiner Frau, und er, gerade so, wie er jetzt da sitzt, erzählt die ganze Nacht hindurch. Wenn ich schon lange fest eingeschlafen bin, brummt und brummt er noch in Einem fort.“

Wir ward die Nacht unerträglich. Das Federbett ward von dem Gewicht meines Körpers ganz aus einander gedrückt, und umfing mich von beiden Seiten dergestalt, daß ich vor Hitze kaum athmen konnte, während mir unten die ganze Härte der Diele fühlbar wurde, und ich mich gegen ein gewisses Unzgenehmes beständig zu wehren hatte. Dabei brummte der Bärte die ganze Nacht hindurch seine Mährchen her, und, um dem Dinge die Krone aufzusetzen, fand ich, als ich, in Folge aller genossenen saftigen Sachen vom Durst gepeinigt, nach einer ohne Glas bei meinem Leger stehenden Flasche mit Lindt griff und an den Mund setzte, meine Lippen mit Lichtlaß bedeckt. — Gewiß hatte die Flasche als Leuchter gedient.

Am anderen Morgen früh nahmen wir Abschied von Herrn Schelbinsky. (C. U.)

Bibliographie.

Treschtschetlin's schwarzer Tag. Original-Lustspiel in 3 Akten und in Versen, von A. Soboleff.

Der Archipelag und Griechenland in den Jahren 1830 und 1831. Von Constantin Vasily.

Erklärungen zu Derschawin's Schriften, von ihm selbst seiner Nichte, dem Fräulein E. Lwoff, diktirt.

Jacobo Sannasar, dramatische Phantasie in 4 Akten und in Versen, von K. K. S. P.

Schriften in Prosa und in Versen, von Constantin Batiuschkoff. 2 Theile.

Ukrainische Volks-Gesänge, von Michaila Maximowitsch.

Sammlung drei- und vierstimmiger Kirchen-Gesänge aus der Nachlassenschaft des verstorbenen Kapellmeisters des Kaiserlichen Hofsänger-Corps, Bortnänsky.

England.

Die verschiedenen Theorien über den Mechanismus der Stimme.

Unsere Ehrfurcht vor dem Alterthum kann uns nicht vor einem Lächeln bewahren, wenn wir die außerordentliche Verschiedenheit der Ansichten bemerken, welche mehrere Philosophen, insonderheit Griechische und Französische, von dem Mechanismus der menschlichen Stimme gehabt. Der Widerstreit ihrer Theorieen macht es logisch unmöglich, anzunehmen, daß irgend Eine derselben Sich halten könne; allein eben dieser Widerstreit giebt ihnen desto mehr Unterhaltendes.

Aristoteles und Galenus behaupteten, der obere Theil der Kehle (larynx) sey eine Flöte. Andere Philosophen nach Aristoteles widersprachen dieser Behauptung, setzten aber nichts an ihre Stelle. Im Jahre 1700 erklärte Dodart die Larynx für ein Horn oder eine Trompete: nach ihm ist die Stimmritze (glottis) derjenige Punkt, welcher den Lippen des Musikers korrespondirt. Im Jahre 1742 trat Ferrein mit der Ansicht auf, die Larynx sey eine Geige. Er unterstützte seine Theorie mit vieler Gelehrsamkeit: die Luftströmung nannte er den Wagen, die thorvidalen Knorpel das Fingerbrett, die Muskeln, die Saiten u. s. w., allein er vergaß zu beweisen, wie mit einer Cremoneser Geige im Halse haben könne, ohne erstickt zu müssen. Ferrein's Theorie ist in Verruf gekommen, vielleicht mit einigem Unrecht. Bichat, seitdem der Unsterbliche genannt, meinte, es würde sich über diesen Gegenstand wohl nie etwas Positives sagen lassen. Richerand, dessen Theorien den Charakter eines juste-milieu trugen, behauptete, die Kehle sey theils ein Saiten- und theils ein Blase-Instrument. Von den philosophischen Naturforschern weiter Zeit weiß man nur, die Kehle sey für eine Klodyeise (Flöte a bec); Dutrochet nennt sie ein wirkendes, von der Schwingung der Fibern abhangendes Phänomen, keine organische Pfeife; Magendie, ein Fagot; Savard, ein Instrument, wie es die Jäger haben, um das Gezwitscher der Vögel nachzuahmen; Despeney, eine Maultrommel.

Entlich auch haben wir eine kleine Theorie bei der Hand, die wir dem Leser als unser Schooßkind empfehlen wollen. Die Lehre, mit der wir Galenus, Aristoteles, und sämmtliche Französische Gelehrte zu vernichten gedenken, gründet sich auf anatomische Untersuchungen — wir lassen die Todten unverstümmelt zur Gruft bringen — der Mechanismus unserer Lehre ist Alles und mehr noch als das, was unsere Vorgänger behauptet haben, denen die Wahrheit nur theilweise offenbart ward. — Wir blind muß Galenus gewesen seyn, daß er den Menschen als eine bloße Flöte schildern konnte, da doch jedes Lebenserhaltniß ein anderes Instrument in ihm ertönen läßt!

Wenn ein achtzehnjähriger Jüngling zum ersten Mal sein „Julie, ich liebe Dich an,“ herzerreißt, so ist es eine verschiedene Flöte. Man betrachtet — die junge Frau allerdings mit Anmuthig, und qualifizirt sich in jedem Verhältniß zu einer — Geige. Man lebt sehr harmonisch unter einander, und lange Zeit hört man nur Geigen, von denen der Himmel voll hängt, bis der Ehebett eines Tages ganz unverhofft in sein Gesellschaftszimmer tritt, und einen Garde-Offizier trifft, der eben seiner Frau eine zärtliche Anrede hält. Er ruft: „Scheer Dich aus meinem Hause — Du — und mit der Stund an eine Maultrommel. Seine Frau, deren Gesicht erröthet über ein Benehmen, das sie im besten Falle für gar zu eifersüchtig erklären muß, fällt in gellende Töne, und wird zur Sackpfeife. Der Mann aber möchte sie gern als eine Schlange (serpent) betrachten. Sind die Klappen und Griffe erst gewaltsam verrückt, so ist es eine gar schwierige Sache, etwas einer harmonie Aehnliches wieder hervorzollen. Die angenehmsten Instrumenten-Wechsel der besten Ehen, man bei solchen Menschen, in denen der Geist, nicht die Leidenschaft die Griffe leitet. Sheridan, Kotzebue und Burke konnten im Parlamente die Geige, das Fagot oder die Orgel spielen; sie konnten nach Belieben eine Philippika donnern, oder mit allem Zauber einer milden Beredtsamkeit überzeugen. Ein echter Philosoph stimmt alle Mal sich selbst und dudet es nicht, daß dieser oder jener vorübergehende Umstand ihm rauhe oder kreischende Töne entlocke.

Wir wissen, daß Addison die Menschen nach Maßgabe ihrer Temperamente mit verschiedenen musikalischen Instrumenten vergleicht — die Analogie ist offenbar. Er deutet aber dann ein Verstehen, daß er annimmt, der Mensch sey immer ein und dasselbe Instrument, da man doch allgemein weiß, daß ein an Vegebenheiten reicher Tag ihn durch das ganze Orchester treiben kann. Am glücklichsten mag man diejenigen Personen preisen, die abwechselnd Fagot und Flöte sind, und bei denen nur gelegentlich ein Gegenton dazwischen fährt. Wer aber stets entweder im altissimo sich befindet, oder zu den untersten Tönen der Scala hinabsinkt, der wird niemals innere Harmonie erringen. (Atlas.)

Mannigfaltiges.

— Verzeichniß der wichtigsten im Jahr 1833 in Frankreich eingebrachten Handels-Artikel.

34,000,000 Kil.*	Seide, welche ungefähr Werth haben	40,000,000	Fr.
400,000 „	Wachs	1,000,000	„
5,000,000 „	Orangen und Citronen	3,000,000	„
11,000,000 „	Zucker	6,000,000	„
5,500,000 „	Taback	3,000,000	„
30,000,000 „	Ohrenöl	25,000,000	„
8,500,000 „	Reis	4,000,000	„
4,000,000 „	Hanf	3,000,000	„
1,200,000 „	Flachs	1,500,000	„
35,000,000 „	Baumwolle	35,000,000	„
1,200,000 „	Indigo	24,000,000	„
	Summa	165,000,000	Fr.

* Ein Kilogramm ist etwas mehr als 2 Pfd. nach unserem Gewicht.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich. 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 6. Berlin, Mittwoch den 14. Januar 1835.

England.

Englands Philanthropie.

(Nach dem Französischen Moniteur.)

Eine gewisse Rohheit der niederen Volksklassen und ein der ganzen Nation eigenes scheinbar kaltes Benehmen haben oft zu der Meinung Anlaß gegeben, daß die Engländer ein rauhes und unzugängliches Naturell besitzen; aber man muß gestehen, daß es dieser Beschuldigung an aller Begründung fehlt. Eben so grundlos hat man in ihrem kaltblütigen Mitanschauen von Hahnenkämpfen und Boxereien den Beweis dafür finden wollen, daß die Englische Nation barbarzig und von heftiger Gemüthsart sey; man hat nicht bedacht, daß, wenn man seine Beurtheilungen auf solche schwache Gründe zu stützen genezigt ist, keine einzige Nation von groben Fehlern frei seyn möchte. Es würde sogar dem Englischen Volke, wenn es mit allen anderen um den Vorrang streiten wollte, sehr leicht werden, zu beweisen, daß seine Sitten, Gesetze und Stiftungen die menschenfreundlichsten im civilisirten Europa seyen.

Nach Englischen Gesetzen wird die Mißhandlung gewisser Thiere als ein vorsätzliches Verbrechen bestraft; keine Verdächtigung, selbst die der Kindheit nicht, kann in den Augen der Gerechtigkeit das Vergehen eines freiwilligen und überlegten Mordes rechtfertigen; und in Englands staatlichen Urkunden der Verbrechen nehmen die gegen Personen begangenen nur ein sehr untergeordnetes Verhältniß in Vergleiche mit den gegen das Eigenthum begangenen Verbrechen ein. Das, was in England bereits gethan worden ist und noch täglich geschieht, bietet die schönsten Beispiele einer vernünftigen Menschenliebe dar; einer Menschenliebe, die nicht bloß von den Kanzeln herab gepredigt, sondern auch von der gesammten Gesellschaft ausgeübt wird.

Man weiß das Wort Armen-Taxe sprechen hören, aber alle Welt weiß nicht, auf welche Prinzipien sie gestellt und zu welchem Gebrauch ihr Ertrag verwendet wird. Das Wort Armen-Taxe findet in den Blättern des Festlandes öfters sein Echo, weil die Sache, die es benennt, die Quelle administrativer Verwirrung für das Gouvernement und die Ursache eines politischen Unbehagens für das Englische Volk geworden ist. Die Engländer selbst sprechen verschieden darüber. Die Eigenthümer oder Pächter von Gütern und Häusern, als die einzige dabei betheiligte Klasse, sagen, daß diese Taxe als eine zum Müßiggange bewilligte Prämie zu betrachten sey; diejenigen, welche, der Art ihrer Professionen halber, oder wegen ihrer Vermögens-Umstände, ausgeschlossen hiervon sind, murren darüber, als über eine Ungerechtigkeit gegen Eigenthum und Industrie; die Regierung sieht sie zwar als ein doppeltes Uebel an, als ein moralisches für die Empfänger, und als ein materielles für die Geber, aber zugleich auch als ein unentbehrlich nothwendiges Heilmittel; und das Volk selbst darin eine unschätzbare Heilquelle gegen die schrecklichen Leiden der Armuth, und sieht sie als sein gutes Recht an. Die Armen-Taxe dient auch in der That zu der Geld-Unterstützung, welche eine jede arme Person von dem Magistrat ihres Kirchspiels in Anspruch zu nehmen berechtigt ist, sobald sie nachgewiesen hat, daß sie sich in dringender Lage befindet. Die Summe, welche der Magistrat zu dieser Vertheilung bedarf, wird durch eine Taxe beschafft, die auf die Eigenthümer und Pächter nach zwei verschiedenen Verhältnissen gelegt wird, nach dem Vermögen und nach dem Erwerb.

Durch die Armen-Taxen, im Vereine mit den Hospitälern für kranke und mißgestaltete Personen, ist man in England dahin gelangt, den ekelhaften Anblick der Letzteren und die lästige Bettelei von den Straßen und Wegen zu entfernen. Alle Greise, und alle Männer und Frauen, denen Alter und Krankheit ihre Kräfte geraubt haben, und denen die Arbeit in den Werkstätten untersagt worden ist, finden in jenen Häusern ein Obdach und eine Zuflucht, die sie der Furcht überhebt, sich dem drückenden Mangel preisgegeben zu sehen. Sogar die Kinder der Armen sind nicht minder ein Gegenstand sorgfältiger Wohlthätigkeit. England ist mit Schulen überfüllt, zu denen das Privat-Eigenthum an mehreren Stellen Beiträge beigetragen hat. Es giebt Sonntags-Schulen für die Arbeiter, die nur an Werktagen Zeit haben, ihre Mußestunden gewähren, Etwas zu erlernen. Es giebt alle Tage öffentliche Schulen für die Jugend, in welchen nicht bloß der Verstand, sondern auch das Herz angebildet wird. Die Kinder werden auch von Kopf bis Fuß mit Kleidungsstücken versehen; und dieses Alles auf Kosten der Schulen. Solche Etablissemente giebt es für beide Geschlechter; und man hat bemerkt, daß die in diesen Schulen gebildete Jugend auch späterhin der Mäßigkeit und der Arbeitsamkeit ergeben blieb, so daß man sehr selten Leute, die in solchen Schulen erzogen worden, in den Gefängnissen als Sträflinge angetroffen hat.

Manche Leute in England beklagen sich darüber, daß nicht die Regierung selbst die Direction und den Unterricht in den Schulen beaufsichtigt; aber der größte Theil begreift es klar, daß, wenn auch die Regierung die Direction führen, sie doch die Erziehung der Kinder nicht auch bestreiten könnte, und daß diese Anstalten ihre Vollkommenheit nur dadurch verlieren dürften, indem alsdann die Privat-Wohlthäter unter irgend einem Vorwande ihren bisherigen Beistand zurückziehen würden. Darum schreit man dort auch gewaltig gegen jede Maßregel, die Schulen auf eine andere Basis zu stellen, und man erhält sie so, wie sie jetzt sind.

Eine andere Gattung von Etablissements, zwar nicht so allgemein, aber doch in allen großen Städten, hier auf einem kleineren und dort auf größerem Fuße eingerichtet, sind die Zufluchtshäuser für öffentliche Mädchen. Der Abscheu vor dieser entarteten Race hat doch den unglücklichen Opfern derselben die wohlthätigen Herzen nicht abwendig gemacht. In vielen Oertern stehen mehrere solche Häuser immer offen, wo jedes von Gewissensbissen ergriffene Mädchen zu einer jeden Stunde eintreten und eine ehrbare Lebensweise wieder ergreifen kann, ohne von den beschimpfenden Blicken der Welt verfolgt zu werden, und ohne die Besorgniß dazu zu dürfen, daß sie zu der Tugend nur auf die Gefahr, Hungers zu sterben, zurückkehren könne. Bei ihrem Eintritte in diesen Häusern sich freundlich daran, eine gewisse Anzahl von Jahren ein thätiges und flißterliches Leben zu führen; man giebt ihr anständige Bekleidung und eine gute Kost; ein beschäftigtes Leben, gute Lektüre und Andachts-Uebungen bringen es bald dahin, den Trieb zur Tugend in diesen tiefgesunkenen Geschöpfen wieder aufzuregen, und man hat deren schon viele gesehen, welche mit dem festen Vorsatze in die Welt zurückgekehrt sind, ein tugendhaftes Leben darin zu führen, und welche es gelungen ist, sich in ehrbaren, achtungswerthen Menschen wieder zu erwerben. Solche menschenfreundliche Ideen und Realisirungen verdienen doch wohl, unserer Meinung nach, die Bewunderung und Verehrung der übrigen Welt!

Bei Erwähnung der besonders England eigenthümlichen Wohlthätigkeits-Anstalten dürfen wir auch diejenigen zur Ausbildung und Unterhaltung der Missionaire nicht vergessen. Die Englische Nation bleibt, trotz den Verwüstungen des Zeitgeistes, doch eine höchst religiöse. Jeder verehrt dort das Christenthum, als eine unverbrüchbare heilige Macht, als einen Vertrag, dessen Beobachtung dem Menschen das Recht ertheilt, Anspruch an die göttliche Fürsorge machen zu dürfen, und als die ergiebigste Quelle der schönsten Civilisation und des reinsten Genusses auf Erden. Darum glauben auch so Viele, daß es wohlgethan sey, sährlich einen kleinen Theil ihrer Einkünfte aufzuopfern, um Missionaire in die Ferne zu schicken, um barbarische Völkerschaften einer der menschlichen Würde angemessenern Zustandes theilhaftig zu machen; und zur heutigen Stunde noch reisen junge Gelehrte, die zu Oxford und Cambridge Griechisch und Hebräisch studirt, in die Welt hinaus, die Sprache der Wilden zu erlernen, und ihnen auf diesem Wege edle Begriffe und menschliche Gefühle einzuflößen. Man findet die Englischen Missionaire beinahe in allen, von sogenannten Indianern bewohnten Wildern; und von Nord-Amerika bis zu den Küsten und Neu-Seeland erstiften Missions-Gesellschaften in allen großen Seehäfen. Eine jede dieser Gesellschaften hat ihre geregelte Organisation, ihren Präsidenten, ihren Secretair, und ihre periodischen Versammlungen. In solchen Versammlungen präsidirt oft irgend ein alter Admiral, und der zur Seite eines alten Geistlichen sitzende junge Mann ist irgend ein Fregatten-Lieutenant. Denn hier ist es, wo alle Stände und alle Charaktere durch übereinstimmende Ansichte sich einander nähern; wahrlich, eine sehr schöne Ansicht! man mag sie von Seiten der Religion, oder von Seiten der Menschlichkeit betrachten.

Es ist in England vor kurzem ein Versuch gemacht worden, dessen sonderbarer Zweck allgemeine Verwunderung und Erstaunen erregt hat. Ein in Diensten stehender Ingenieur-Capitain hat es sich plötzlich in den Kopf gesetzt, daß der Krieg einer der größten Widersprüche aller religiösen und philosophischen Lehren, so wie aller unserer Sitten überhaupt sey. Er schickte sogleich dem Kriegs-Minister seine Entlassung ein, und begann sein Bekehrungswerk auf folgende Weise: sobald er in eine Stadt kam, begab er sich in die Kirche und suchte der versammelten Menge zu beweisen, daß der Krieg ein tolles und barbarisches Unternehmen sey, dessen Opfer nur die Kinder armer Aeltern werden müßten; und daß er von Leichen und Bonnebmen nur als ein vortheilhafter Erwerbszweig veranlaßt würde.

Einige Tage nachdem ich diesen Friedensprediger gehört hatte, hörte

Digitized by Google

ich auch einen zweiten Advokaten einst ganz anderen Gegenstandes, der aber wegen seiner praktischen Natur das allgemeine Interesse mehr anzuregen schien. Es war dies ein Matrose der Königlichen Marine, welcher es nach vier nebenjährigen Dienstzeit bis zum Grade eines Hochbootsmannes gebracht hatte. Seine Figur war lang und dick und beweglich, wie eine Schiffsspille und seine Stimme so hohl, wie die einer Seemöwe im Nebel; er benutzte jede Gelegenheit, seine endlosen Reden vorzutragen. Gewöhnlich fing er sie mit ziemlich klarem Tone an, aber bald steife er sie mit einer so heiseren und erstickten Stimme fort, daß es schwer zu unterscheiden war, ob er ein Wort ausgesprochen, oder bloß aufgehustet habe, und er hörte auch nicht eher auf zu reden, als bis sie ganz unverständlich geworden. Am Tage ließ er seine Estrade auf dem Marktplatze errichten und Nachts nahm er seine Zuhörer in einem Saale auf, und die Menge folgte ihm überall hin. Er besaß, ungeachtet der Plattheit seiner Ideen, doch wahre Beredtsamkeit und erhob sich von Zeit zu Zeit zu einem Reichthume von Bildern. „Ich bin nichts“, sprach er, „als ein armer Seevogel, meine Ideen waren nur dem Tosben des Sturmwindes geöffnet und meine Kindheit wurde von den beschäftenden Meeresmellen eingewiegt; mein Leben war das grobe und sinnlose Treiben eines Matrosen, und doch komme ich jetzt in eine Stadte, um den Versuch zu machen, euch durch meine Worte zu gewinnen; wenn es nicht daran genug wäre, der Advokat einer guten Sache zu sein, so wäre dieses Unternehmen von meiner Seite eine unverzeihliche Vermessenheit.“ Der alte Matrose machte dann seine Zuhörer auf folgende Sachen aufmerksam. 1) daß die Matrosen in den Kauffahrer Schiffe grundbigt sind, einen Theil ihres Lohnes für das Militair-Hospital in Greenwich abzugeben; 2) daß der Matrose, an das unsichere Leben ein Mal gewöhnt, dabei eine solche Sorglosigkeit gewinne, daß er, wenn er wieder an's Land steige, sein bischen Vermögen der List eines jeden Betrügers preis gebe; so daß er bei einem Krankheits-Zufalle, ohne Familie und Freunde, nur dem größten Elende anheim fällt; 3) wenn er im Scheele des Meeres seinen Geist aufgiebt, so bleiben seine Frau und Kinder alle Unterstützung beraubt. Er meinte daher, daß es wohlgethan wäre, wenn die Besteuerung der kaufmännischen Marine nur auf die Bedürfnisse der kaufmännischen Matrosen verwendet würde; daß es für das Publikum ein ehrenvolles Geschäft wäre, wenn es dem bereits in London etablirten Comité durch freiwillige Beiträge die Mittel verschaffte, ein Hospital oder Zufluchtshaus für diese Matrosen anzulegen, und daß, wenn erst dieses vollendet wäre, jedem Manne sicher nicht saumen würde, es auch in allen anderen Häfen, wo der Zusammenfluß der Schiffe bedeutend ist, nachzuahmen. Sey dieses ein Mal geschehen, dann könnten die Fonds, welche bis jetzt nur dem Greenwicher Hospitale gewidmet worden, zur Unterhaltung neuer Etablissemens verwendet werden; man könnte die Administration und die Einrichtung so organisiren, daß der Matrose ein Hospital und eine Familie zugleich darin fände. Krank, lahm und Krüppeln, sollten sie ihren Asyl darin finden, so wie eine Sicherheitskasse, wo er bei seiner Heimkehr von einer langen Reise sein Geld in Verwahrung bringen könnte; er fände ein Logis und einen Tisch, wo er während seines Aufenthalts auf dem Lande, weder der Unredlichkeit der Gastwirthe noch den Verirrungen seines eigenen Geschmackes preis gegeben wäre; er fände darin auch Bibliotheken, wo er sich zu Anfange Versen und benachbarten Kleidungsstücken versehen und die Wäsche ausbessern lassen und endlich, wo er seine Effekten sicher aufbewahren könnte. Solche Etablissements könnten zugleich als Zufluchtsorter für diejenigen Matrosenkinder dienen, deren Väter durch Krankheit oder Schiffbruch in den fernsten Klimaten umgekommen wären. In diesen Projekten gedörte aber viel Geld, und dieses suchte der alte Smith (so hieß der Hochbootsmann) durch Beitrags-Unterschriften zusammen zu bringen. Es bedurfte jedoch vor allem der Genehmigung von Parlamente, um den Beitrag der kaufmännischen Marine-Matrosen eine andere Bestimmung zu geben und eine Petition hierzu war sehr nothwendig; allein der alte Matrose hatte mit eigener Hand eine solche schon aufgesetzt und suchte nun die Unterzeichner dazu. Er hatte auch nicht vergebens seine Beredtsamkeit in Kraft gesetzt; eine einzige Rede erwarb seiner Petition funfzehnhundert Unterschriften. In den Gast- und Kaffeehäusern selbst machte es zwar keine so rasche Fortschritte, weil der arme Jack sprach und das Volk hat in allen Ländern wohl vielen guten Willen, aber wenig Vermögen; allein es hatten sich mehrere dazu erboten, das Geld bei den Reicheren durch Unterschriften aufzutreiben. Mehrere Offiziere durchreisten im letzten Winter die Englischen Städte und veranstalteten überall Zusammenkünfte zu demselben Zwecke wie Smith und verschafften dadurch dem Projekte um so bessere Aussichte, weil es Viele giebt, der heute ein Vorschlag nur einigen Werth erhält, wenn er aus dem Munde eines Gentleman kommt. Jetzt wird jene Idee schon von angesehenen Männern recht warm unterstützt, und es ist leicht möglich, daß sie binnen kurzem schon reif in's Daseyn tritt . . . .

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The sacrament of baptism considered. (Ueber das Sakrament der Taufe.) Von T. Kingdom. 3 Sh.

Guy Rivers, the outlaw. — Eine Georgische Erzählung vom Verfasser des Martin Faber. (Nachdruck eines Nord-Amerikanischen Romans. Unter Georgien ist der Amerikanische Staat gemeint.)

Wanderings by the Seine, from Rouen to the source (Unter diesem besonderen Titel ist in diesem Jahre auch Turner's „Annual tour“ erschienen; es enthält Leitch Ritchie's Französische Reiseskizzen, nebst den bekannten trefflich ausgeführten Stahlstichen dazu.)

A description of the Azores. (Die Azoren.) Von Capitain Boid.

Von Karoline Pichler's „Belagerung von Wien“ ist in der von Leitch Ritchie herausgegebenen „Bibliothek der Romane“ (The library of romance), der 12ta 18ten Band sie bildet, eine treffliche Uebersetzung erschienen.

Frankreich.

Thiers' Antritts-Rede in der Akademie Française.

(Schluß.)

Ich würde die Pflicht, die mir in diesem Augenblicke obliegt, nur sehr mangelhaft erfüllen, wenn ich nicht die literarischen Ansichten eines Mannes, der so lange Zeit einer unserer berühmtesten Professoren gewesen, vor Ihnen zur Sprache brächte. Herr Andrieux hatte einen feinen Geschmack, der aber seinem eigenen Anerkennung absehrend, einseitig ausschließend war; er verdammte mehr die Verdirbt des Genies, noch die Versuche der Neueren. Ein Hauptgegenstand seiner Bewunderung war das Englische Theater; er bewunderte Shakespeare, nicht aber die, welche sich an den Werken desselben begeistert. Die Originalität des großen Englischen Tragikers, pflegte er zu sagen, ist wahrhaften Art. Wenn er eigenthümlich oder barbarisch ist, so ist es deswegen nicht, weil er so seyn will, sondern weil er es wirklich seiner Natur nach ist; es ist die Folge seines Charakters, seiner Zeit, seines Landes. Herr Andrieux konnte dem Genie wirklicher Barbarei verzeihen, nicht aber dem künstlichen Streben und Haschen danach. Er setzte hinzu: Wer sich zu dem macht, was er nicht ist, ist ohne Genie. Das wahre Genie, sagte er, besteht darin, so zu seyn, wie die Natur es geschaffen, das bleibt, kühn, inkorrekt in Shakespeare's Zeitalter und Vaterland; rein, geregelt, fein gebildet in Racine's Vaterland und Jahrhunderten. Sie sehen wohl, sagte er, zu dem Nachahmen. Ob man Racine nachahme oder Shakespeare, nach der Klassizität des Einen oder nach der Originalität des Anderen ringt, immer ahmt man nach; und nachahmen heißt eben, kein Genie haben.

Was die Sprache betrifft, so hielt es Herr Andrieux mit Korrektheit und Eleganz und war in dieser Hinsicht in gegenwärtiger Zeit zu vollkommenes Muster. Er äußerte, die Verfeinerungen für eine Sprache seyen Entwürfe, die Neuerungen gefährlich, besonders unbesonnene. Das Eigenthümliche einer Sprache bestand seiner Meinung nach darin, daß sie ein von Jedermann zugegebenes, Jedermann verständliches Uebereinkommen sey. Daher, sehr er fest, gehört Festigkeit und Bestand zu ihrem Wesen, aber diese Festigkeit ist nicht Starrheit und Unfruchtbarkeit. Man kann eine vollkommene Revolution in den Ideen machen, ohne zu einer Umwälzung der Sprache seine Zuflucht zu nehmen, um sie auszudrücken. Von Descartes, Pascal, Bossuet, Montesquieu und Voltaire, welch' eine ungeheure Veränderung der Ideen! An der Seite des Glaubens, der Zweifel; an der Stelle der tiefsten Ehrfurcht sie die bestehenden Institutionen, der kühnste Angriff und Widerspruch. Und nun! Um diese Veränderung in den Ideen hervorzubringen, ist's nöthig gewesen, neue Wörter oder neue Konstruktionen zu bilden? Keineswegs; die reine und fließende Sprache Racine's ist es, in der Voltaire die seine Kritiken, die scharfsinnigen Bemerkungen ausgesprochen hat. Ein Mysterium, setzte Andrieux hinzu, muß uns das Gerede erwecken von der Nothwendigkeit einer Erneuerung der Sprache — ein gerechtes Mißtrauen, daß die, welche so reden, durch Worte die Wirkungen hervorbringen möchten, die ihnen vermöge der Ideen nicht gelingen wollen, die sie durch diese nicht hervorzubringen verstehen. Ist es sich ein großer Schriftsteller der Sprache bedient, als des Letzten, um sich zu verbessern, um zu verbessern, Bossuet, Montesquieu, Schriftsteller im wahrsten Sinne des Wortes, wie nur irgend welche, haben nie dergleichen Klagen hören lassen; sie haben groß gedacht, natürlich, ungezwungen geschrieben, und der natürlich, ungezwungenste Ausdruck ihrer großen Gedanken hat sie eben zu großen Schriftstellern gemacht.

Nur mit sogerndem Bedenken spreche ich hier dieß Marimen einer Orthodoxie aus, die heutzutage mächtig angefochten wird, und ich spreche sie nur aus, weil sie der treue Ausdruck der Gedanken meines gelebten Vorgängers sind; denn ich gestehe es, meine Herren, das Schicksal hat mir Streit und Kampf genug auf einem anderen Felde zugetheilt, als daß ich noch nach neuen Gegnern verlangen sollte. Diese schönen Meisterstücken, die der unsprünglichen Boden waren, auf dem sie gedieh, sie betrachte ich als eine Zierde des Französischen der Heimat einer Sprache, die auch durch noch Barbarei und Saurer verfeinert, Zwietracht und Lärmen fliehen müßte! Auch sage ich deshalb sogleich hinzu, daß kein Urtheil wohlwollender und milder war, als Herrn Andrieux's, über was es auch war, und daß er es nicht war, der Galle und Erbitterung in die literarischen Streitigkeiten unserer Zeit gemischt. Schüler Voltaire's, verdammte er nur, was ihn langweilte, wies aber nicht absolut von sich, was sie Gelehrt und Nordisch verderblich werden kommt.

Sanft ist Andrieux eingeschlummert unserer Arbeiten, die ihm angenehm und leicht waren: des Unterrichts und der steten Verwaltung des Secretariats; im Kreise einer geliebten ihnerern Familie, eifriger treuer Freunde, eingeschlummert ohne Schmerz, kaum krank, und wenn ich so sagen darf, weil er genug gelebt hatte, seiner Natur und seinen eigenen Wünschen gemäß.

Er ist geliebten, zufrieden, seine beiden Töchter zwei Männern von Geist und Rechtlichkeit verbunden zurücklassend, zufrieden mit seinen mäßigen Glücke und der hohen Achtung, die ihm zu Theil geworden, zufrieden mit seiner Zeit, zufrieden, die Französische Revolution ohne Verirrungen und Exzesse triumphiren zu sehen.

Lassen Sie uns nach dieser einfachen Schilderung einer reinen und ehrenvollen Laufbahn schließlich einen Augenblick vor dem stürmischen Zeitalter verweilen, das Herrn Andrieux's ruhiges Leben auf seinen Wege haben trug; betrachten wir die gewaltige Zeit, die so viele Größen dahin riß, die noch unser Daseyn trägt. Ich weiß, ich stehe hier nicht vor einer politischen Versammlung, sondern vor einer Akademie. Für Sie, meine Herren, ist die Welt kein Kampfplatz, sondern ein Schauspiel, vor dem der Dichter sich begeistert, der Historiker beobachtet, der Philosoph nachdenkt. Nun wohl! verweilen wir einen Moment vor diesem großen Schauspiel. Welch' eine Zeit, welche Dichter, welche

Menschen seit jenem denkwürdigen Jahre 1789 bis zu dem anderen nicht minder denkwürdigen Jahre 1830! Die alte Französische Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts, bei aller Blüthung so morsch, so auseinanderfallend, geht in dem fürchterlichsten Sturme unter. Mit Größe stürzt eine Krone in den Staub und zieht das erlauchte Haupt nach sich, das sie trug. Gleich darauf rasch hintereinander fallen die ebersten und berühmtesten Häupter. Genie, Heroismus, Jugend gelangen in Masse der Factionen, sich gegen Alles verderben, was die Menschen reizt und bejaubert. Eine Partei folgt auf die andere, eine bringt immer die andere auf's Schaffot, bis zu dem Grenzpunkte, den der Ewige den menschlichen Leidenschaften gesetzt, und aus diesem blutigen Chaos geht plötzlich ein außerordentlicher Genius hervor, der diese bewegte Welt erfaßt, zusammenzwängt, zum Stehen bringt, ihr mit einem Male zugleich Ordnung und Freiheit gibt, ihr ein eigentliches erbliches, die bisgerliche Gleichheit, versichert, die Freiheit vor seine Schranken lädet, die ihn in seiner Bahn gehindert und die nachtigen Wahrheiten der Französischen Revolution als Sieger durch alle Welt trägt. Ein Tag stellt sein dreifardiges Banner auf den Höhen des Berges Tabor, ein anderer auf dem Tajo, ein anderer, der letzte, am Borosthenes. Endlich faßt er, läßt die Welt zurück von seinen Werken, den Menschengeist von seinem Gebilde voll und gültig in den Tod; der nichtige alter Menschen stirbt an Unthätigkeit auf einer Insel im großen Ocean.

Nach so großen und so wunderbaren Begebenheiten scheint es nun, die erschöpfte Welt müsse still stehen, aber sie geht vorwärts, immer vorwärts: eine alte Dynastie, mißvergnügt, von chimärischen Vorurtheilen eingenommen, fordert Frankreich zum Kampf heraus und entfesselt die Stürme auf's neue; zum zweiten Male stürzt ein Thron in Staub unter. Die alten Bourbonischen werden aufgerichtet, tauchen von grauen Erinnerungen tauchen auf, — da plötzlich sucht die geheimnißvoll verhüllte Hand, die Frankreich seit vierzig Jahren durch Strudel und Klippen leitet, sucht nach einem Fürsten, findet und hebt ihn auf den Schild, der alle diese wechselnd verschiedenartigen Schauspiele mitangesehen, durchgemacht und in seiner Seele bewahrt hat, der Soldat, Verbannter, Lehrer gewesen. Die Hand des Schicksals sieht ihn auf diesen von so vielen Stürmen umbrandeten Thron, und angenblicks kehrt die Ruhe zurück, die Hoffnung kehrt wieder in die Herzen ein und die wahre Freiheit beginnt.

Das, meine Herren, sind die großen Ereignisse, in denen wir gelebt und leben. Jeder hier unter uns, wie alt er auch gerade sey, hat einen Theil derselben und viele unter uns haben die ganze Kette der selben durchgemacht. Wenn uns in diesen Tagen die Vergangenheit gelebt wurde, wir von den stürmischen Bewegungen des alten Forums, den Proscriptionen Sullas, dem teagischen Tode Cicero's hörten, von dem Unglück der Könige, dem Schicksal Karl's I., von dem Unverstand und der Blindheit Jacob's II., der Kindheit Wilhelms III. — so preach man uns auch von dem Genie der großen Feldherren, unterbielt uns von Alexander, von Cäsar, sischte uns der reigend Ausführung Ergüssungen von ihrem Größe auf, von den seltenen Verbindungen, die mit ihrem Genius verbunden waren, und wir wünschten um Alles in der Welt, solche gewaltige unsterbliche Menschen in unserer Wirklichkeit vor Augen zu sehen.

Nun meine Herren! wir haben sie gesehen, haben mit ihnen verkehrt, leidlich sie berühren und fassen können in der Wirklichkeit unseres Daseyns solche Dinge und solche Menschen; wir haben auch ein Forum gesehen, voll Blut wie das Römische, Könige, unglücklicher als Karl I. und unglücklicher verblieben, als Jacob II.; wir sehen alle Tage die Klugheit Wilhelm's vor unseren Augen, und haben Cäsar gesehen, Cäsar in eigener Person! Unter Ihnen, die Sie mir Ihr Ohr leihen, sind Zeugen, denen der Ruhm zu Theil geworden, in seine Nähe zu treten, seinem Feuerblick begegnen zu dürfen, seine Stimme zu vernehmen, seinen Befehle aus seinem eigenen Munde zu hören und die ihre Bollziehung dahin fliegen zu dürfen durch den Pulverdampf der Schlachtfelder. Wenn es erhebender Anregungen bedarf für die Dichter, lebendiger Scenen für den Geschichtschreiber, lehrreich.r Skizirtalsverbild für den Philosophen — nun denn, ihr Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen unserer Zeit, woran mangelt es euch, würdige Werke für eine spätre Nachwelt zu erschaffen?

Wenn, wie wir gesagt hat, Verwirrungen und Getümmel, dann eine tiefe Ruhe nöthig sind, um den menschlichen Geist fruchtbringend zu machen, so sind wahrlich diese beiden Bedingungen gegenwärtig vollkommen erfüllt. Die Geschichte erzählt, daß in Griechenland die Künste nach den Unruhen in Athen und unter dem friedlichen Einfluß des Perikles ihre Blüthe erreichten, daß sie in Rom nach den letzten Bürgerkriegen Augusten, unter der Regierung Leo's X. nach der Rückkehr der Medicäern, als die Italiänischen Republiken dahinstarben, die Zeit ihres Glanzes feierten, und bei uns unter Ludwig XIV. nach den Unruhen der Fronde. Wenn dieselben Bedingungen immer dasselbe Resultat hervorriefen, so dürften wir, meine Herren, schöne Früchte erwarten von unserer Zeit.

Es ist mir nicht erlaubt, hier das Wort für diejenigen meiner Zeitgenossen zu nehmen, die ihr Leben den Künsten gewidmet haben, die Leinwand oder den Marmor beseelen, oder die Lederschaften des menschlichen Gemüths auf der Bühne darstellen, an ihnen selber ist es zu sagen, ob sie sich von der Reichthumsfülle dieser Schauspiele drazisiert fühlen! Minder fern läge es mir, hier für dieselben zu sprechen, die die Wissenschaften bearbeiten, die Geschichten der Völker mittheilend zu Tage fördern und die Gesetze der politischen Welt studiren. Für diese, ich glaube es vorzuzeichnen, ist eine schöne Epoche im Anzug. Schon trei große Männer, Laplace, Lagrange, Cuvier, haben das Jahrhundert glorreich eröffnet. Junge enthusiastische Geister schreiten ihnen voll Eifer nach auf ihren Bahnen. Ihre Zeit studirt die zeugen des Menschengedankens liegende Geschichte unseres Planeten, und bereitet fruchtend vor, die Geschichte unseres Geschlechts durch die des Erdballs, den es bewohnt, aufzuhellen. Andere, von einer brennenden Liebe für die Menschheit ergriffen, ringen danach, die Elemente dem Menschen zu unterwerfen, und so die Bedingungen seines Daseyns zu verbessern. Schon haben wir die Gewalt des Dampfes Meere durchsiegen und Welten verbinden gesehen, bald werden wir sehen, wie sie auch die Kontinente selber durchmessen, alle Hindernisse der Erdoberfläche durchbrechen, die Entfernungen aufheben sollen, den Menschen dem Menschen nahebringen, die Macht-Entwickelung der menschlichen Gesellschaft eine Unendlichkeit von Kräften hinzusetzen wird.

Neben diesen umfassenden Arbeiten über die physische Natur geben auch in Bezug auf die moralische nicht minder treffliche Bemühungen und Vorbereitungen umher. Mit einem Male werden alle Zeiten und Länder studirt. Junge Gelehrte durchstreifen alle Gegenden der Welt, um Alterthümer sich, als es sonst, den in auf ihn unbarmherzigsten Anstrengungen des alten Aegyptens zu lesen vermag. Abel Remusat stirbt dahin in dem Augenblick, wo er auf dem Punkt stand, uns die Geheimnisse der Orientalischen Welt zu entschleiern. Zahlreiche Nachfolger dringen ihnen nach. Ich sehe den ehrwürdigen Gelehrten vor mir, der den gegenwärtigen Geschlechtern die Sprachen des Orients lehrt. Andere Gelehrten ergründen die Tiefen unserer eigenen Geschichte; und während diese Alterthümlichen vorbereitet werden, harren schon schöpferische Geister, sich derselben zu bemächtigen, um die Geschichten der Völker in's Leben zu rufen. Einsame, stiller, arbeiten nach Vico's, nach Herder's Vorgang, an einer Philosophie der Weltgeschichte, und vielleicht steht unser Jahrhundert den glücklichen Gelehrten, der, mit der Errungenschaft seiner Zeitgenossen gerüstet, uns endlich diese allgemeine Geschichte zu geben bestimmt ist, in der die ewigen Gesetze der menschlichen Gesellschaft endblich leuchtend vor uns stehen. Was mich betrifft, so weiß ich nicht, daß unser Jahrhundert berufen ist, Werke zu liefern, der Zeiten würdig, die ihm vorangegangen sind. Die Geister unserer Zeit sind nicht minder glücklich begabt, sie besitzen außerdem eine tiefe Gelehrsamkeit, und was die Hauptsache ist, es steht ihnen eine gewaltige Erfahrung von Menschen und Dingen zu Gebote. Wie sollten diese beiden Mächte, das Wissen und die Erfahrung, nicht ihren Genius befruchten? Wenn man erhöht und erniedrigt worden ist durch Revolutionen, Könige hat fallen oder emporsteigen sehen, so gewinnt die Geschichte eine ganz andere Bedeutung, sie ist es gesehen, meine Herren, eine durchaus persönliche Erinnerung. In dem bewegten Leben, welches uns Alle seit vier Jahren ergriffen, habe ich nur ein einziges Mal ein Paar Tage lang in tiefer Zurückgezogenheit Ruhe gefunden. Ich griff mit Hast nach Tacitus, Tacitus, Guicciardini, die ersten Geschichtschreiber wieder und mußte erstaunen über ein völlig neues Schauspiel. Ihre Gestalten hatten in meinen Augen ein Leben, das ich nie vorher an ihnen gekannt. Sie gingen einher, sprachen und handelten vor meinem Angesichte, ich glaubte, sie leibhaftig mit Augen zu sehen, sie wieder zu erkennen, hätte ihnen Namen unserer Zeitgenossen geben mögen. Ihre Thaten und Handlungen, ebenals dunkel für mich, gewannen einen klaren und sichren Sinn; ich sah von einer Revolution und aus den Stürmen berathschlagender Versammlungen.

Die Führer unseres Jahrhunderts, meine Herren, sind Wissen und Erfahrung; zwischen diesen beiden strengen, aber mächtigen Mächten wandelnd, wird es glorreich vorwärts schreiten, neuen fruchtbaren Bestrebungen entgegen. Bewunderns würdig ist ein brennendes Verlangen, so zu helfen. Ich würde unglücklich sein, wenn ich an der Unfruchtbarkeit meiner Zeit glauben sollte. Ich liebe mein Vaterland, aber ich liebe auch, siehe gerade eben so sehr mein Jahrhundert; aus meinem Jahrhundert bilde ich mir ein Vaterland in der Zeit, wie das Land, in dem ich lebe, mein Vaterland im Raume ist, und es ist mir Bedürfniß, für das eine wie für das andere von einer großen Zukunft zu träumen.

Hier in dieser Mitte, treue, standhafte Freunde der Wissenschaft, erlauben Sie mir, daß ich noch einige Zeit allen denen, die Theil nehmen mögen an den hehren Arbeiten unserer Zeit! Heil allen denen, die sich diesen Arbeiten widmen dürfen, und dreifacem zu diesem Werke der Wissenschaft, der Geschichte und der Moral, das unser Teitalter bestimmt ist hervorzubringen. Der schönste Ruhm, der einste ist ihnen aufbewahrt, eine feine Partei zu vermeiden im Staate ist. Indem ich diese letzten Worte ausspreche, gilt mir ein Vielerlei ein: Sie alle erinnern sich, wie vor zwei Jahren eine furchtbare Plage des Himmels Franteeich durchführwirte, alle Alter und Stände zugleich ergriff, und der Reihe nach das Heer, die Wissenschaft, die Politik in Trauer versetzte. Zwei Säge wurden fast zu gleicher Zeit in die Erde gesenkt — der Sarg Casimir Périer's und der Cuvier's. Frankreich war tief bewegt, als sein treu ergebener Minister dahin war, der sein edles Leben im Dienst seines Vaterlandes erschöpft hatte. Aber es geht mir nicht auch sein Schmerz, als es den berühmten Gelehrten verloren gehen mußte, der so viel Licht über Frankreich verbreitet hatte? Der allgemeine Schmerz sprach von allen Zungen, die Parteien selber waren gerecht! Niemand kann zwischen diesen beiden Gräbern, dem des Gelehrten ohne des Staatsmannes, eine Wahl treffen für sich selber, denn das Schicksal ist es, welches uns, ohne daß wir selber eine Stimme dabei hätten, von unserer Kindheit an dem einen oder dem anderen entgegen leitet; aber ich sage es offenherzig zu Ihnen: hundert Mal glückseliger das Leben, das in Cuvier's Grab erlischt, und erlöschend sich bedeckt mit den unsterblichen Palmen der Wissenschaft.

A s i e n.

The Journal of the Royal Asiatic Society etc. (Journal der Asiatischen Gesellschaft von Großbritannien.) London, 1834.

Die Königliche Asiatische Gesellschaft von Großbritannien Verhandlungen früher in stattlichen Quartbänden heraus: allein das Format als die Verleger der Publicatior wurden unpaffe

Digitized by Google

den, und so hat denn die Societät neuerlich mit Herausgabe vierteljähriger Oktavbände den Anfang gemacht, deren Inhalt eine anziehende Mannigfaltigkeit darbietet. Diese neue Einrichtung erweitert die Sphäre des Einflusses der Gesellschaft, verschafft dem Werke ein größeres Publikum und führt zu ausgedehnterem Anbau der Geschichte, Literatur und gegenwärtigen Hülfsquellen des Orients.

Der vorliegende Quartalband enthält zunächst ein Memoire über die älteste christliche Kirche von Travancore, vom Kapitain Charles Swanston. Der Verf. zeigt richtigen Forscherfinn, und giebt uns das Historische über Ursprung und Fortgang des Syrischen Christenthums bei den Indern in einer sehr lichtvollen Uebersicht. Thomas, der Apostel der Syrischen Kirche, predigte das Evangelium (im Jahre 51) zu Cranganor an der Malabarischen Küste. Schon vor Christi Geburt hatten kleine Jüdische Kolonieen in Aegypten, Griechenland und einigen Theilen von Indien sich niedergelassen, unter denen sie der Apostel als Verkünder auch mit, wie es scheint, mit vielem Glücke. Nachdem er die Kirche zu Cranganor gegründet, begab er sich nach der Küste Coromandel, und hier ging sein Bekehrungswerk so treiflend von Statten, daß es den Neid der Brahmanen erregte, die ihn zu Tode steinigten. Zu Maialapur gründete er eine Kirche, die lange fortblühte, aber endlich durch einen Hindu-Fürsten zerstört wurde. Das Grab des heiligen Thomas hat immer in größter Verehrung gestanden, und noch jetzt wallfahrten alljährlich Indische Christen nach Maialapur und versammeln sich auf dem Berge, wo der Apostel getödtet ward, um daselbst zu beten.

Zwei äußerst werthvolle Artikel über den Mord weiblicher Kinder in Cutch, mitgetheilt von Burnes, dem berühmten Reisenden in Bochara, wird man mit großem Interesse lesen. Es ergiebt sich aus denselben, daß diese abscheuliche Sitte, die sehr auch das Indische Gouvernement in der entgegengesetzten Richtung noch fortdrückte. Aus den dem Verf. zuvorsehen tabellarischen Uebersicht der Radschput'schen Bevölkerung verschiedener Stämme in Cutch zeigt uns, daß in 112 Städten und Dörfern die männliche Bevölkerung zu der weiblichen wie 6 zu 1 sich verhält. Die Ursache des gräßlichen Gebrauches ist in dem Stolze der Dschareschda's zu suchen, die in Cutch eine bedeutende und zwar erbliche Gewalt besitzen, deren sie vermittelst werden können, wenn sie ihre Kinder weiblichen Geschlechts am Leben ließen. Sie halten es für blutschänderisch, aus ihrem eigenen Stamme sich Frauen zu wählen; da nun ihre Töchter, wenn sie überhaupt heirathen, gezwungen seyn würden, in eine niedere Klasse zu heirathen, so schaffen die Aeltern sie lieber aus der Welt. Ein anderer Vortheil, den dieser Gebrauch ihnen verschafft, ist der, daß sie für Land nicht ist so viele Leibgedinge zu gerschlittern brauchen, als nothwendig seyn würde, wenn alle Töchter am Leben blieben.

Ein Artikel über den Indus und den Marsch Alexanders des Großen, vom Lieutenant Pottinger, mit einer Bemerkung vom Lieutenant Burnes, welcher behauptet, daß weder Alexander noch seine Armee oder Flotte jemals die Stadt Tatta berührt, muß dem Archäologen willkommen seyn. Wenn wir nicht irren, hat unser Mitbürger, Herr Dr. Droysen, bei in seiner Geschichte Alexanders des Großen auch eine Karte zur Erläuterung der Feldzüge Alexanders mittheilt, die Ansichten des Lieutenant Burnes bereits gekannt.

Noch interessanter ist eine Abhandlung über die Landschaft Sindh, vom Kapitain Murdo. Hier findet der Leser eine vollständige Analyse des Charakters der Nation, ihres Gottesdienstes, ihrer Gebräuche, ihres Handels, ihrer Sprache, des Bodens und Klima's, der Produkte, der Verfassung u. s. w. Der Verf. ist der Meinung, die Briten sollten sich auf eine kommerzielle Verbindung mit Sindd beschränken, da die Unabhängigkeit der Radschputen-Häuptlinge ihnen sehr wichtig seyn müsse. Kapitain Murdo war einer der ersten Britischen Offiziere, die an der Gränze zu ihnen hatten und erwarb sich während seines dortigen Aufenthalts das unbedingte Vertrauen, der Eingeborer wie der Eingebornen.

Eine kurze Schilderung der Panjigar's oder Gesellschafts-Räuber (gang-robbers) und der Schedgarschid's oder Gaukler (von Herrn Stevenson), bat drinabe das Interesse eines Romans. Die Gesellschafts-Räuber erheben sich zum höchsten Gipfel ihrer Kunst; sie sind ganz enorme Spitzbuben. Sie gehören keiner besonderen Kaste an und nehmen Individuen jeden Glaubens und jeder Kaste in ihre Brüderschaft auf.

„Ihr angebliches Gewerbe", sagt der Verf., „ist Ackerbau und Tagelöhner-Arbeit, aber sie leben in der That von nichts als Raub und Mord. Sie schwören einander Verschwiegenheit, redliche Theilung der Beute und unverbrüchliche Treue. Sie rauben niemals, ohne das Opfer vorher zu tödten, greifen nie mit offener Gewalt an und lassen nie die gestohlne Sache von ihren Verbrechern zurück. Die Leiber der Ermordeten werden tief in die Erde verscharrt, und ihr Eigenthum auf einem entfernten Markte verkauft. Da sie alle ihre Opfer strangulieren, so bleibt keine Blutspur zurück. Nur selten ist ein Panjigar vor Gericht überwiesen worden."

Diese verbrecherischen Mörder gebrauchen allerlei Kunstgriffe, um ihre Opfer in die Falle zu locken. Ist wählen sie eine hübsche Dirne, die sich Wanderer durch eine erdichtete Geschichte täuscht, und hat er sich an die schicklichste Stelle verlocken lassen, so erdrosseln sie ihn gewöhnlich mit einer Schlinge. — Die Beschreibung des Lebens der Gauner ist nicht minder schrecklich. Sie ziehen im Lande umher und verkaufen die Sehnen menschlicher Körper als Amulete. Alle Mittel, sich in den Besitz dieser Embleme eines barbarischen Aberglaubens zu setzen, sind ihnen gleich.

Aber bei Weitem der schätzbarste Artikel in diesem Bande ist eine Lebens-Beschreibung des verstorbenen Obersten Colin Mackenzie, General-Inspektors von Indien, nebst einem Berichte über dessen Sammlungen von Manuskripten, Münzen u. s. w. Dieser Artikel belehrt uns über Mackenzie's wertwürtige Forschritte in der Kenntniß der Hindostan'schen Sprachen und seinen unablässigen Eifer in Anlegung eines Museums zur Aufklärung der Geschichte und der gesellschaftlichen Verhältnisse Indiens. Ein Brief, den dieser verdienstvolle Offizier vor vielen Jahren an Alexander Johnston schreibt, giebt seinen Sifer für die Förderung der Wissenschaft unzweideutig zu erkennen. „Es ist schon lange bekannt und anerkannt (sagt er unter Anderem), daß der Mensch selbst im Lager und Kriegsgetümmel der Wissenschaft zu leben fähig ist. Ja, der Menschengeist findet auch auf Reisen und Feldzügen Stunden der Muße, in denen er mit nützlichen Kenntnissen sich bereichern kann."

Mannigfaltiges.

— Bäume, an denen Vögel wachsen. Ein sehr geschätzter Leser unseres Blattes theilt uns, in Bezug auf die in der vorletzten Nummer des „Magazins" befindliche Notiz aus einer (im 14ten Jahrhundert verfaßten) Persischen Beschreibung von Großbritanien, eine damit teilsam übereinstimmende Stelle aus dem zu Köln am Rhein 1599 erschienenen „Enchiridion Cosmographicum" von Dunden mit. Beide Schriftsteller, der Persische und der deutsche, haben, wie es scheint, die an den Bäumen wachsenden Vögel aus derselben zuverlässigen Quelle geschöpft; mindestens haben ihre Berichte große Aehnlichkeit mit einander. Der unseres Quaden lautet (S. 9 seines Handbuches) wörtlich folgendermaßen: „Es feindt auch alda (nämlich in Irland) vögel Bernacee genant, den Enten gleich, aber kleiner, welche die Natur wunderbarlich wider die Natur herfur bringt. Dan zum ersten entspringen die Vögel den Früchten, welche keine Federn haben, gleich wie ein Gummi, darnach bekommen sie harte schalen wie muscheln, darinnen sie mit den schnäbeln ab den beumen hangen, so lang bis sie mit der zeit starcke Federn bekommen, fallen sie alsbald ins wasser, oder schwingen sie sich auff in die lufft. Es schreibt Silvester Giraldus ein Englischer er habe offtmals solcher junger vögeln am gestaden des Meers gar viel an einem baum mit augen gesehen in den schalen hangen die schon vollkommlich waren, et kommen auch keine ferne aus der verneschung, drumb sie auch keine jungen brüten können, werden drumb an vielen orten in der Fasten neben dem Fischwerk gessen, weil sie von keinem fleisch gezielet werden u. s. w." — Die wohlschmeckende Fastenspeise hat den gelehrten „Englischen" wahrscheinlich zu der Beschreibung eines Naturwunders begeistert, das, je wunderbarer es war, um so leichter seinen Weg auch nach Persien gefunden hat.

— Nachrichten aus dem südlichen Afrika. Nach einer Abweisheit von zwei Jahren kam Herr Hume, ein Kaufmann aus Grahamstown im Capland, von seiner Reise in's Innere von Süd-Afrika zurück; er hatte sich nicht von den Gerüchten abschrecken lassen, die über die Gefahren von Seiten des Stammhäuptlings Mzilikatzi in Umlauf waren, sondern durchzog in Begleitung seines Freundes Mallon, mit zwei Wagen und sieben mit Flinten versehenen Leuten ganz ungehört das Gebiet dieses gefürchteten Häuptlings, und drang eine bedeutende Strecke jenseits des Punktes vor, den die Europäer bis dahin se erreicht hatten. Die Herren Hume und Mallon brachen im Monat Juni von Kataka oder Kuruman auf, und nachdem sie jenseits des Punktes gekommen waren, an dem Wäsiele den Lampupo entdeckt, der sich in die Lagoa-Bai ergießt, fuhren sie neun Tage in westlicher Richtung den Naronge, einen Nebenfluß des Lampupo, hinauf. Nachdem sie hierauf acht Tage nordwärts zogen, kamen sie bei den Bamkai, einem Stamme der Betschuanas, an, und noch zwei Tagereisen in derselben Richtung führten sie zu den Ba-Mangatos, einem Stamme von dersellen Nation, der ein gedeihliges Land bewohnt, große Schafund Rinderheerden besitzt, und sich besonders durch Ackerbau in jener Gegend am 25. Dezember zu Mittag lethrecht aufgehängter Vieh warf einen saft ganz undurchdringlichen Schatten nach Norden zu, woraus unsere Reisenden schlossen, daß sie sich nahe an dem Wendekreis des Steinbocks befanden. Nachdem sich dieselben mit Elfenbein, das sie vorzüglich aufgekauft, hinlänglich versehen hatten, kehrten sie in einer anderen Richtung zurück; sechzig Tage lang reisten sie ungefähr in südlicher Richtung zum Wolf-Flusse, zur Moffat schon besucht; nachdem sie hierauf noch acht Tage südlich zogen, kamen sie in das Land des Häuptlings Sobiqua, den auch Bbittle schon kennen gelernt, und zwölf Tage später waren sie wieder zu Kurumun angelangt. Hinsichtlich der Sitten und Gebräuche scheinen diese Stämme, die durch ihre eigene Kraft oder durch ihre Entfernung von den Angriffen des Mzilikatzi geschützt bleiben, im Ganzen mit den übrigen Betschuanas gleich zu stehen. Der Boden, den sie bewohnen, ist im Allgemeinen eben, gut mit Holzung gen versehen und mit schönen Weiden bedeckt, aber auch schlecht bewässert. Man sieht hier Giraffen-Heerden zu Hunderten beisammen, und unsere Reisenden mit ihren Begleitern machten fleißig Jagd auf diese Thiere, um das Fleisch derselben zu verzehren, so wie sie auch mit unter Elephanten und Rhinoceros-Fleisch als Nahrungsmittel auf dem Wege genossen. Man findet hier auch Baumwolle verschiedener Bewege von Baumwolle, die sie von den Portugiesischen Niederlassungen von Mosambique oder von der Lagoa-Bay bezogen. Die Eingebornen erzählten, daß ehedem ein bedeutender Handel mit Elfenbein mit der Küste getrieben wurde, indem die Maloquinas die Zwischenhändler machten, ein Stamm, der jene Waare bis zum Meere hin transportirte. Unsere Reisenden übertzeugten sich, daß die Grausas den Mzilikatzi tributpflichtig machten, und daß dieser Häuptling einen solchen Respect vor Feuergewehr habe, daß er gewiß Niemanden, der mit dergleichen Waffen versehen, zuerst angreifen dürfte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 7. Berlin, Freitag den 16. Januar 1835.

Syrien.

Die Christen in Jerusalem.

Von Jules Amic.*)

Wenn man nach einem Lande, nach einer Stadt, zu einem Denkmal hinreist, die uns angerühmt worden, so sucht man sich meist im Voraus ein Bild zu entwerfen im Geiste von solchem Werke der Natur oder Kunst, und formt sich an Ort und Stelle mit einer völlig ausgebildeten und bestimmten Vorstellung an; da trifft sich's denn nicht selten, daß die Wirklichkeit weit hinter der Einbildungskraft zurückbleibt, daß man das kahl und dürftig und gemein findet, was man sich großartig und im lebendigsten Farbenschmucke prangend vorgestellt hatte; und kommt man auch von diesem ersten Eindruck durch ein näheres Eingehen in alle Einzelnheiten ab, ja, fände man sich veranlaßt, das sogar noch zu bewundern, was man anfangs mit mangelhaftem Sinn zu sich aufgenommen oder zu voreilig verdammt hatte, die erste Enttäuschung, erweist sich dennoch als fortwirkend, und die Lust, die man sich versprochen, bleibt gestört und verkümmert.

Man müßte sich sonach jede Vorstellung in der Phantasie untersagen von einem Gegenstande, den man zu sehen bekommen soll. Es sind einzelne seltene Fälle, wo die geistigen Vermögen nicht ausreichen, eine gewisse Schöpfung im Voraus zu fassen, und wo man dann auch nicht jene ebenfalls störende Enttäuschung zu fürchten hat, hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben zu sein. Der Geist bleibt dann frei unter dem mächtigen Reiz des unerwartet Ueberraschenden, hat nicht erst nöthig, leere Hypothesen aufzugeben, und kann sich unverstreut der Wonne des Schauens und der Betrachtung überlassen. Wer einmal in die Nähe von Jerusalem gekommen ist, vermag die Nacht und Stärke einer solchen Entbildung, solch' eines überraschenden Entgegentretens einer vorher nie geahnten Schöpfung zu beurtheilen; denn diese außerordentliche Stadt, so einsam inmitten wüster Bergen, die öde und verlassen sind wie sie, daliegt, bietet noch gegenwärtig einen Charakter von Größe und Erhabenheit dar, den man nirgend so wiederfindet.

Nach einer Tour von zwölf Stunden ungefähr gelangt man von Jaffa nach Jerusalem. Die erste Hälfte des Weges geht durch schöne Ebenen, die Rama umgeben, die andere durch Hohlwege und Abgründe — man erblickt die heilige Stadt nicht eher, als bis man auf ihrer Höhe angelangt ist, und bleibt sodann oder achtzehnhundert Fuß über der Meeresfläche. Dann, als ob sich ein Schleier höbe, oder vielmehr als würde man selber über den Schleier emporgehoben, genießt man des köstlichsten Schauspiels — still steht man, von Bewunderung ergriffen, und wer auch nur ein Minimum von Poesie in der Seele trägt, fühlt sich schon entschädigt für alle Strapatzen der Reise, die der gewöhnliche Pilger nur erst am heiligen Grabe selber vergißt. Wie Roma ruhen die Steine auf den Zinnen der Mauern, wie Säulenreihen und den alten Schießscharten, die sie nicht mehr zu vertheidigen vermöchten; dann schweift der Blick durch die weite gebirgigte kahle Landschaft, sucht sie zusammen zu fassen, senkt sich in alle die tausend Thäler, die sie im eigentlichsten Sinne durchschneiden, dringt über die Landfläche hinaus, die vor dem todten Meere und dem Jordan liegt, und ruht endlich am Horizonte aus, auf einer langen Kette von blauen zackigen Berggipfeln. Es sind dies die Felsen des steinigten Arabiens, die die Mauerwälle und Bollwerke der Welt zu bilden scheinen — Alles in Duft gehüllt, dem der brennende Glanz des Himmels bald größere, bald mindere Durchsichtigkeit verleiht, den er aber nie verzehrt und auffangt.

Ungeduldig, an's Ziel der Reise zu gelangen, der Fülle des Neuen entgegenstrebend, setzt man sich alsdann wieder in Marsch. Der Weg führt über den Berg Zion, dessen Grund und Boden, rings von einem weiten Kirchhofe bedeckt, noch um seinen alten Glanz zu kämpfen scheint. Dieser Kirchhof gehört den Armeniern; er erstreckt sich bis an's Thor der Neustadt, ein Thor, einfach und roh gebaut, welches man aber in seinem gothischen denkmalartigen Style füglich für die Thüre einer Kirche, der Kathedrale der christlichen Welt, ansehen könnte.

Wie soll man den Eindruck, die innere Bewegung beschreiben, die man empfindet, wenn man diese Schwelle dieses Thores tritt? Es ist nicht das Gefühl von religiöser Ehrfurcht, welches die ungeahndete Gegenwart eines Gotteshauses einflößt, noch die Bewunderung, zu der uns riesenartige Monumente aufzufordern pflegen; es ist ein ganz unbeschreibliches Gefühl, ein traurig verworrenes Gefühl von Liebe, ohne Zweifel das Resultat des Gewühls von verschiedenartigen Erinnerungen, die im Geiste drängen und umherwogen. Denn der Mensch, der nicht unter dem Einfluß einer bestimmten festen Idee, um eines einfachen Zweckes willen, aus bloßer Frömmigkeit nach Palästina kommt, kann der anders, als die Kette der verflossenen Jahrhunderte an sich vorüberziehen lassen, den vergangenen Zustand jenes Landes mit dem gegenwärtigen vergleichen, und muß er nicht, wenn er kann den Unterstand der irdischen Dinge befreujt, eine Unzelle nützlicher Lehren hier finden?

Wir treten in die Stadt ein; alle Ideen von zauberischer Herrlichkeit und Großartigkeit der Natur schwinden, um gewöhnlicher gemeinster Alltäglichkeit, deren Kette unterbrochen worden war, Platz zu machen; wir sind bei Menschen, und ihre Werke sind ihnen uns gegenüber. Hier muß man gesagt werden, daß, wenn der äußere Anblick dieser einzigen Stadt Alles übertrifft, was man sich Hohes, Erhabenes und Wundervolles vorstellen kann, der Anblick ihres Innern zurückbleibt und noch immer zurückbleiben wird hinter dem unanstehnlichsten und verdächtigsten Bilde, das man sich davon entwerfen mag.

Das Erste, das Einen Wunder nimmt, ist die tiefe Stille, die rings um her herrscht, Ueberall Schweigen, eine fortwährende vollkommene Grabesstille. Nur dann und wann bei großen kirchlichen Festen wird es von dem Getümmel der Menge und dem Lärm der Soldaten, die die Kirchen-Polizei wachen, unterbrochen, aber niemals durch das, was am besten unseren Kultus in Europa charakterisirt, durch das Geläut der Glocken. Dieses nothwendige, wenn nicht gar unerläßliche, Zubehör des Christenthums hat in Palästina nicht aufkommen können, wo die Türken nicht toleranter verfahren, als in den anderen Provinzen ihres weiten Reiches. Der heilige Glockenklang macht auf ihre Ohren die Wirkung, wie die rothe Farbe auf den Stier; sie hassen ihn, gerade dem Golde haben sie bei dieser Gelegenheit widerstanden; man hat es vergeblich verschwendet, und unsere Geistlichen, ohnehin in Schmach und unterm Drucke lebend, und eben nicht lüstern nach der Ehre des Märtyrerthums, haben sich zu einem Dienste in stummen Kirchen verstehen müssen.

Nach der Aussage dortiger Gelehrten, die im Dienst des Gouverneurs stehen, enthält die Stadt, obgleich sie sehr groß ist, kaum dreißig bis fünfundbreißig Tausend Menschen. *) und freilich, wenn man die Unfruchtbarkeit und Oede der Gegend erwägt, so muß auch die Existenz dieser so äußerst geringen Bevölkerung räthselhaft scheinen. Die Straßen, mit einem natürlichen Pflaster von Felsen und Granitblöcken versehen, bieten überall gefährliche Unebenheiten dar und stimmen wunderbar mit den zerklüfterten Häusern und morschen Basars, die vor Alter einstürzen und kaum thun, bis auf welchen Punkt man sie ohne Gefahr eine Zeit von Reparatur läßt. **) Bei alle dem stellt sich in Jerusalem nicht jenes Gepräge, jene eigenthümliche Aussenseite des Elends dar, die so viele andere Städte in der Levante charakterisirt — das zur Schautragen des Elends von Seiten der Einwohner, wie in der Hauptstadt von Aegypten, findet hier nicht statt. Die Vorübergehenden, die uns begegnen, sind ziemlich gut gekleidet, doch scheinen diese größtentheils Fremde zu sein, Pilger oder Reisende, und sind es in der That, die ihre Feierkleider angelegt haben und all' den Putz und Zierrath, der die Lappen, womit die Araber bekleidet sind, so gut zu verdecken genannt ist, aber doch keineswegs dem Eigenthümer das Aussehen von Ruhe und zufriedenem Glück zu geben vermag, das den echten Muhammedaner charakterisirt.

Um den Zustand der christlichen Religion in diesem Lande richtig auffassen, muß man wissen, daß die Römischen Katholiken nicht die alleinigsbietenden Herren dort sind wie in Rom; die schismatischen Armenier und Griechen haben ebenfalls ihre Stimme und überhaupt mehr Geld als jene. Es darf nicht vergessen werden, daß diese drei geistlichen Mächte, eifersüchtige Nebenbuhler unter einander und häufig noch durch die Kopten, Menoniten oder Juden in Unruhe gesetzt, förmigen unter der unmittelbaren Botmäßigkeit der Türken stehen und daß diese Herren und Eigenthümer der Länder sind, nicht nur dem Namen nach, wie die regierenden Fürstenhäuser in Sardinien und Spanien, sondern dem Namen und der Sache nach, — nicht verpfändet werden, daß diese geistlichen Mächte bei den häufigen Streitigkeiten, die unter ihnen stattfinden, keine anderen Richter haben, als eben jene Türken, von denen sie um so tiefer verachtet werden, als sie eben die steten Zeugen ihrer blutigen Zwistigkeiten, schmählichen Verfolgungen, oft sogar persönlichen Meuchelmorden unter ihnen sind. Aber kann sich hiernach noch wundern, wenn er sieht, daß der Islam bei seinem ihm eigenthüm-

*) Diese Zahl ist nur annähernd, denn in allen Türkischen Städten trauen die Behörden nur die Todesfälle und nie die Geburten ein.

**) Andere Reisende erzählen, daß im Orient, und besonders in den Provinzen, die unter Paschas stehen, ganze Städte verlassen liegen, weil die Hausser nicht mehr bewohnbar waren und Niemand das geringe Aufbesser lassen mochte, aus Furcht, sich hierdurch als wohlhabend zu zeigen.

Digitized by Google

lichen Stolz und Fanatismus die christliche Religion mit Füßen tritt, sie verhöhnt und mit Schmach bedeckt? daß sich die Pfeifen des heiligen Grabes nur nach Laune und Gefallen nichtsnutziger gemeiner Jasmitscharen aufthun, die überdies noch eine Abgabe dafür entreiben, die von Niemand gesetzlich festgestellt ist und die Polizei an diesem heiligen Orte mit Knittenhieben und Stockprügeln ausübet? Soll man von ihnen Dankgefühl und Schonung erwarten, wenn selbst diejenigen, die dies von Rechtswegen dem frommen Pilger erweisen sollten, ihr geringes Ansehen nur dazu brauchen, ihn auszuplündern und die Ersparnisse eines ganzen Lebens in wenigen Tagen zu vergeuden.

Im heiligen Lande ist Alles sie Geld seil und nichts ohne Geld zu haben, räuberische Gier ist die dominirende Leidenschaft; die Geistlichkeit treibt einen förmlichen Handel mit ihren Hütten und Wirthshäusern. Es ist allerdings wohr, daß man mit Hülfe eines Dolmetschers, den man immer für den Tag miethet und den man aus den Geistlichen nehmen muß, umsonst in der Stadt spazieren gehen und sogar auch Ausflüge in der Umgegend machen kann. Nachdem man Golgatha besucht, das Loch berührt hat, wo das eigentliche Kreuz gestanden, am heiligen Grabe gebetet, unterm Thore vom Hause des Pilatus gestanden hat, kann man den Berg Sion besteigen und sich an der Stelle des alten Grabes von Jesus Christus niederwerfen; das Grab selbst ist ein roher Stein vor, der, wie die Sage geht, nie hat aus dem Boden losgerissen werden können; dann kann man eine Wanderung durch das Thal Josaphat und auf den Oelberg anstellen. Auf dem Gipfel dieses Berges wird einem der Kiefelstein gezeigt, auf den der Erlöser den Fuß gesetzt, als er gen Himmel gefahren, auch die Spur des göttlichen Fußes, die noch im Steine erkennbar. Aber man muß sich in Acht nehmen, ja nicht nachher denselben Weg mit einem Mussulmann zu machen, weil man von diesem würde bören müssen, jene Spur sey vom rechten Fuße des Kamels, welches Muhammed in's Paradies emporgetragen, und es sehr schwer halten würde, ihn vom Gegentheil zu überzeugen.

Es möchte zu lang werden, hier alle Stein-Grotten und Plätze aufzuzählen, denen die Kirche eine heilige Bedeutung gegeben; es möge die Bemerkung genügen, daß die mannigfaltigen Strapatzen, die man auf der Pilgerschaft durch Jerusalem zu erdulden hat, den Körper ermüden, ohne den Geist zu erladen, daß sie aber dennoch nicht zu verwerfen sind, da alles dies auf einen Sinn und das eine Ziel hinauslauft und hinweist, auf die ewige Ruhe der Seele.

(Schluß folgt.)

England.

Englands Philanthropie.

(Schluß.)

Zu den schönsten Forschritten, welche die Menschenliebe in England gemacht hat, gehört die Aufhebung der seit mehr als 30 Jahren von ihr mit Anodauer bekämpften Sklaverei der Neger. Der Name Wilberforce ist unsterblich verknüpft mit der Rettung, die seine Tugend den erwarben, hat sich auch auf dem Festlande so weit verbreitet, daß Jedermann auch hier weiß, daß der große Akt der Emancipation der Neger der Englischen Kolonieen nur das Resultat der unendlichen Bestrebungen einiger Menschenfreunde gewesen ist, an deren Spitze sich Wilberforce befand. Daß die Neger-Sklaverei in den Kolonieen den Prinzipien der Menschlichkeit eben nicht entsprechend sey, ist von allen Englischen Negierungen anerkannt worden; und es hätte wohl nicht anders seyn, da sich immerwährend gegen die Schändlichkeit einer solchen Bedrückung viele Stimmen im Parlament erhoben hatten. Allein der Eigennutz einer Anzahl von Betheiligten widersetzte sich standhaft dem Gefühle der Gerechtigkeit; es schien klar erwiesen, daß man durch die Vernichtung des Sklaventhums die Kolonieen vernichte, und die Gesetzgebung wagte es nicht, der Nation die Erfüllung einer Pflicht zu zutgen, welche sie ihrer Ehre, ihrem Heile fordern werden sollte; denn das Land mußte in dem Augenblicke, wo die Benutzung seiner Kolonieen aufhörte, die größte Quelle seines Wohlstandes verrieren sehen; und schon dieser Umstand allein war dazu geeignet, bei einer dem Handel so sehr ergebenen Nation alle andere Betrachtungen zu überrschen. Aber weder die wiederholten Ablehnungen von Seiten des Parlaments, noch die Widersetzlichkeit der Pflanzer, noch endlich die Macht der öffentlichen Meinung, welche sich selbst zum Vertheidiger menschlicher Rechte niederschlagen. Sie ergriffen jede Maßregel, um diese Hindernisse zu besiegen. Im Parlamente griffen sie die schlechten Gesetze an; der Presse antworteten sie durch die Presse; sie suchten in den Städten die öffentliche Meinung ihrem Systeme zu gewinnen, und ihre Beharrlichkeit mußte unzählige Hindernisse überstiegen, bis endlich ein glänzender Erfolg ihre Anstrengungen getrönt hat. Das Parlamentsie-Detret zur Emancipation der Negern-Sklaven hat die Negern-Freunde für ihre langen Bemühungen nach Wunsch entschädigt.

Und doch ist es noch nicht ganz so, wie sie es deabsichtigt haben. Denn wenn es gleich keine Sklaven mehr in den Englischen Kolonieen giebt, so giebt es deren doch noch in den Vereinigten Staaten, in den Spanischen und Französischen Kolonieen, und mehr als sechs Millionen bloß in den Amerikanischen Besitzungen zu Wasser und zu Lande. Darum haben sie auch beschlossen, in London ein Comité zu bilden, welches sich damit beschäftigen soll, bei den Nationen des Festlandes, die in ihren Kolonieen die Sklaverei noch dulden, eine gleiche Institution zur Beseitigung derselben zu errichten. Ihr erster Augenmerk war auf die Vereinigten Staaten gerichtet, weil der gemeinschaftliche Ursprung und die gemeinschaftliche Sprache beider Nationen es ihnen, ihrer Meinung nach, viel leichter machen müßten, ihr vorgesteckes Ziel zu erreichen. Eines ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder durchwanderte vor seiner Abreise nach Amerika ganz England, und sammelte bei den verschiedenen Religions-Sekten schriftliche Erklärungen, welche an diesselben Religions-Sekten des jenseits des Atlantischen Meeres gelegenen Landes gerichtet sind, und worin dargethan wird, welch' eine barbarische Verletzung des Evangeliums die Sklaverei der Neger sey, weshalb sie auch im Namen der Menschheit und des Christenthums aufgefordert werden, sich von den Flecken dieser Barbarei, je eher je lieber, rein zu waschen. Derjenige, welcher diese Mission übernahm, ist ein schöner, junger und ungefähr 30jähriger Mann mit Namen Thompson; er ist wegen seiner Eigenschaften seinen Freunden und seines Herzens überall sehr beliebt. Vorzüglich merkwürdig ist sein Redner-Talent, worin sich ein ernster und edler Vortrag, ein reicher und blühender Stil, und ein Feuer in Wort und Bewegung dermaßen zu erkennen giebt, daß er allen seinen Zuhörern als etwas Außerordentliches erscheint. Wenn er die grausame Gefangetung detaillirte, welche in der Amerikanischen Republik zur Aufbewahrung des Sklaven-Zustandes berrscht; wenn er die Mißbräuche und die Verschwörungen schilderte, die man sich gegen den armen verbannten Negersstamm erlaubt, ereignete es sich oft, daß er von dem Geschrei der Weiber und dem unzufriedenen Murren der Männer unterbrochen wurde. Er hat angezeigt, daß er diesen Sommer das Atlantische Meer überschiffen werde. Mehrere Personen erwarten ihn in Amerika, nachdem sie ihn lebhaft aufgefordert haben, ihn zu kommen, um alle Mittel und alten Einfluß, die sie besitzen, seiner Mission zu weihen. Er hat sich zu diesem Enthusiasmus von einem jungen Amerikaner aus der Gegend von New-York, Harrison, jetzt ein Mann von 22 Jahren, hatte sich schon vor 4 bis 5 Jahren mit Seltenmuth demselben Endzweck gewidmet. Die Emancipation der Neger ist die herrschende Idee und der einzige Stolz dieses jungen Menschenfreundes geworden, und schon als er das Kollegium verließ, machte er sich diese zum einzigen Ziel seines Lebens. Ohne Vermögen, ohne Unterstützung, ohne Empfehlungen, ohne ein einträgliches Gewerbe, sah er wohl ein, daß seine Pläne ihn zu einer strengen Lebensweise verdammen würden; allein er ergab sich willig darein. Anfangs beschränkte er sich auf öffentliche Reden, zu denen sowohl die Freunde der Neger, als deren Widersacher eingeladen wurden; allein die Letzteren kamen nicht ihn, um sich das Anderen lästiger Wahrheiten zu erspuren, und die Ersteren brachen ebenfalls weg, um ihre Gesinnungen mit Gleichgültigkeit zu vernehmen. Da Harrison sah ein'ad, daß er durch dieses Mittel wenig oder gar nicht gewinnen würde, so faßte er das Projekt, ein Journal zu publiziren. Die Amerikaner sind große Freunde von Journalen, und es werden unzählige Tagesblätter in der ausgedehnten Union verbreitet. Harrisen glaubte, daß das seinige die Gunst Vieler gewinnen werde; aber schon die ersten Nummern erregten das öffentliche Gelächter; man drang in sein Bureau, nahm seine Papiere weg und zerriß seine Manuskripten. Gleichlichweise war der Herbst nicht sehr groß in seiner Kammer, welche ihm zum Bureau und zugleich zur Wohnung diente, besand sich nichts, als ein schlechtes Bett, ein noch schlechterer Tisch, eine alte Presse, und ein kleiner Korb mit schlechten Buchstaben. Da er aber seine Publicationen erneuerte, so zog er sich einen Prozeß zu, der mit einer siebenmonatlichen Gefangenschaft für ihn endete. Jedoch benahmen diese schlechten ausgefallenen Erfahrungen ihm weder seinen Muth noch seine Thätigkeit; neue Verfolgungen fanden gegen ihn statt, und ein dritter Prozeß wurde gegen ihn anhängig gemacht, der ihm sehr strenge Strafen zuzog. Dergleichen Menschen werden interessen durch solche Leiden für ihre Lieblings-Idee nur noch immer heftenrudeter mit derselben. Wir wollen hoffen, daß seine Anstrengungen nicht vergebens gemacht seyen, und daß das freie Amerika die Schande der Sklaverei, die noch theilweise auf ihm lastet, endlich einmal ganz von sich abwälzen werde.

Wir wollen unsere Liste der philanthropischen menschenfreundlichen Stiftungen in England damit beschließen, daß wir noch Einiges über seine Mäßigkeits-Vereine sagen. Wie das Wort es schon andeutet, geht der Endzweck dieser Vereine nur dahin, dem Mißbrauche des unmäßigen Branntweintrinkens der arbeitenden Klassen entgegenzuwirken. Um jedoch von diesen Vereinen einen richtigen Begriff zu erhalten, müssen wir vorher einen kleinen Diversion in die allgemeine Geschichte der letzten vierzig Jahre machen.

Diese letzten vierzig Jahre liefterten uns ein Schauspiel doppelter Art; auf der einen Seite die ungemein große Entwickelung des Handels-Verkehrs und den daraus entspringenden scheinbaren Wohlstand, und auf der anderen die arbeitende Klasse, die sich zwar nach dem Verhältnisse der Industrie vermehrte, aber auch einige Glückeinbuße ausgenommen, immer mehr verarmte, und in den letzten Jahren bis zur niedrigsten Stufe des Elends und der Hülflosigkeit herabsank. Um nur bei solchem Unglück noch am meisten zu verlagen hat, das ist die Thatsache, daß die körperlichen Leiden allmälig die moralischen Kräfte der Armen verschlingen, und in ihnen das Prinzip der Rückverbesserung der Mäßigkeit und der Ordnung gänzlich aufreiden. Die Zahl der vom Gesetze verurtheilten Männer und Frauen vermehrt sich mit jedem Jahre; und wer sich sicherlich in England aufgehalten hat, der wird es wohl oft genug gehört haben, daß Jemand sagte, er habe Geld gebracht hat, indem er inmitten der an meisten bevölkerten und am meisten bewachten Straßen ungesichert sein Wesen treibt. Es findet aber auch noch eine andere Entartung statt, welche Einige zugleich, wie Ursache und Folge, entstehet; und diese Entartung ist die Leidenschaft der Trunks. Es giebt einige Distrikte, welche bevölkert wohnen, daß diese, besonders unter den Fabrik-Arbeitern, überhand gewommene schreckliche Zustand die Ursache sey, daß sich seit zwanzig Jahren die Bevöl-

kerung in den Manufaktur-Distrikten so bedeutend vermindert hat, welche Behauptung jedoch, wie es scheint, ein wenig übertrieben ist. Denn wenn gleich erwiesen ist, daß der Genuß der scharfen Getränke die Gesundheit der Aeltern oft zerstört, so ist es doch nicht so ausgemacht, daß er auch auf die Erzeugung der Kinder einfluß habe, wiewohl diese die Sünden ihrer Aeltern oft büßen müssen, indem sie gleich mit schwächlichen Constitutionen auf die Welt kommen. Aber leider hat jenes Laster noch andere fürchterliche Folgen. Der Arbeiter will nicht sowohl zur Schnapsflasche, um sich einen ersehnten Genuß zu verschaffen; nein! er ist den ganzen Tag mit Arbeit überhäuft, er hat eine schlechte Kost und nicht einmal zur Genüge, und hat ihn die unbedachtsame Jugend zum Besaufen verleitet, so kommt eine leidende Familie nun sich ber. deren Jammer er nicht zu stillen vermag. Seine Einnahme sinkt immer tiefer, und der Preis der Lebensmittel steigt durch die Taxen immer höher. Er schickt seine Kinder in die Werkstätte einer Spinnerei; aber sie bringen bei ihrer Nachhausekunft kaum so viel mit, daß er sie davon ernähren kann; und die armen Kleinen haben zwölf tödliche Stunden in einem stinkigen und übelriechenden Zimmer zugebracht, und sehen blaß und abgehärmt aus. Da ersteht ihm Niemand die Verzweiflung; sein Kopf dröhnt; er kann den quälenden hergebrachten Gedanken nicht länger widerstehen; er geht hin, um in dem Wahnsinn der Trunkenheit Zerstreuung zu finden. Die Trunkenheit ist das einzige seinen Verhältnissen angemessene Rettungs-Mittel, das einzige Heil-Mittel für seine tödtenden Schmerzen, und das einzige Linderungs-Mittel für seine Leiden. Wenn er kann in die Werkstatt zurückkehrt, so ist es im Allgemeinen so finsch, daß der Frost ihm bis in die Eingeweide dringt, so kann er dem Meister nicht zu Willen arbeiten, wenn er sich nicht durch ein erkünstelles Feuer zu beleben sucht. Seine Arme sinken ermattet nieder, und würden ein schlechtes Machwerk liefern, wenn er nicht ein Mittel besäße, sie zu galvanisiren — und er galvanisirt sie, und schreckt vor der Bösartigkeit des Mittels nicht zurück. Er weiß es wohl, denn man sagt es ihm oft genug, daß seine Unmäßigkeit entweder seinen Körper oder seine Seele tödten wird; er weiß es, daß er in diesem Spiele Gesundheit, Ehre, guten Ruf, ja das Heil seiner ganzen Zukunft verlieren kann; allein ihm liegt daran gar nichts. Die zukünftigen Uebel existiren doch in der Gegenwart nicht, und er will nur die gegenwärtigen Uebel zum Schweigen bringen!

Als vor einigen Jahren das Laster der Trunkenheit auf eine schreckliche Weise immer mehr zugenommen, und es schien, daß auch das Rettchen guter Sitten bei den Armen eine Beute dieses Fluches geworden sey. Wenn Ihr an einem Schnapsladen vorüber geht, so werdet Ihr ihn zuweilen sogar von Frauen dis an die Thür gedrückt voll sehen. In gewissen Stadtvierteln Londons gewahrt man fast keine andere Geschäftsbereiche als die der Branntwein-Händler und der Pfandleiher. Diese beiden Gewerbe werden in so großen Ruhm ob, daß er die Augen ihrer Unternehmer ganz verblendet, und sie nicht im Stande sind, das Schändliche ihres Erwerbes einzusehen. Aber die Aussartung ist so schreiend geworden, daß sie die Aufmerksamkeit der Menschlichsühlenden auf sich gezogen hat; sie haben die Excesse der Trunkenheit bemerkt, und das Projekt, diese Ausschweifungen, wo nicht ganz zu beseitigen, doch wenigstens zu vermindern, hat das Entstehen der Mäßigkeits-Vereine zur Folge gehabt.

Um einem genauen Begriff von der Art und dem Zwecke dieser Vereine zu geben, können wir nichts Besseres thun, als hier die Verfügungen anführen, welche von dem Londoner Mäßigkeits-Verein, zum Muster für alle Vereine, welche sich anderwärts bilden werden, publicirt und wirklich von allen allgemein angenommen worden sind. Es sind darin sowohl die Erklärungen der Principien dieser nützlichen Vereine, als auch die Darstellung der Pflichten, denen sich die Theilnehmer unterziehen müssen, der Regeln nach enthalten.

Beschlüsse und Regeln des Mäßigkeits-Vereins innerhalb und außerhalb Englands.

„Die Societät kommt darin überein:

1) Daß der unmäßige Gebrauch der starken Getränke eine Haupt-Ursache der Armuth, der Krankheiten und des Lasters in dem Vereinigten Königreiche ist.

2) Daß die bisher angewandten Mittel, diese Unordnung aufzuheben oder einzuschränken, ohne genügenden Erfolg geblieben sind.

3) Daß, da das Laster der Trunkenheit von einer Beschaffenheit ist, die allen Anstrengungen und allen Gegenmitteln Trotz bietet, die erste Maßregel zur Bewahrung der Mäßigkeit und der Sittsamkeit darin besteht, die der Nächstenden trennbleibenden Personen gegen jenes Laster auch ferner in Schutz zu nehmen.

4) Daß die Societät nur diejenigen zu Mitgliedern aufnehmen wird, welche folgende Erklärung unterzeichnen: Wir übernehmen die Verbindlichkeit, uns aller geistigen Getränke zu enthalten, außer in dem Falle, daß uns ihr Gebrauch medicinisch verordnet wird; ferner wollen wir uns allen Kräften auch bei Andern die Ursachen und die Ausübung der Unmäßigkeit zu bekämpfen suchen.

5) Daß die Mitglieder der Societät sich damit beschäftigen sollen, alle von dem Gewinste ausgehende Publicationen zur Aufklärung des Volkes über den Nachtheil der starken Getränke, und zur Empfehlung der gänzlichen Verbannung derselben, außer in Krankheits-Fällen, überall zu verbreiten und zu unterstützen.

6) Daß man, indem man ein Mitglied dieses Vereins wird, darum nicht auch verpflichtet ist, zu den Fonds oder zu den anderen Ausgaben der Gesellschaft beizutragen.

Wir lassen hier einige Artikel aus, welche nur für die neuen Vereine bestimmt sind, die mit der Londoner Societät in Verbindung treten wollen.

Der erste öffentliche Sitzung des Londoner Vereins fand im Monat Juni 1831 statt; und im Juni 1833 zählte man schon siebenzig neue Vereine durch ganz England verbreitet, und diese zählten nicht weniger als dreitausendzig Tausend Mitglieder; diese Gesellschaften haben sich dadurch großen Einfluß verschafft, daß sie auch Frauen in ihre Mitte aufnahmen. Die Armen und die Reichen scheinen ihre Namen ein ohne Unterscheidung, und in den Sitzungen nähren sie sich einander, um sich gewinschaftlich mit der nöthigen Arbeit zu beschäftigen.

Wenn die Hilfs-Vereine fortfahren, sich so zu vermehren, wie es bisher geschehen ist, und sie von demselben Eifer beseelt bleiben, so ist es gar nicht zu bezweifeln, daß sie binnen wenigen Jahren Wunder bewirken werden. Eine ähnliche Reform der Sitten ist auch beinahe in ganz Nord-Amerika verbreitet; noch vor wenigen Jahren waren die Amerikaner gewohnten den Trunke sehr ergeben und machten den unmäßigen Gebrauch von geistigen Getränken, aber seit kurzem wurde diese Republik von Mäßigkeits-Vereinen bedeckt. Der Verbrauch der starken Getränke hat sich in Neu-England um die Hälfte, und im ganzen Umfange der Vereinigten Staaten wenigstens um ein Drittheil vermindert. Man sähet, in Bezug auf die auffallende Wirksamkeit der Mäßigkeits-Vereine, einige Thatsachen an, die wirklich in Verwunderung setzen. Die letzte General-Versammlung der Vereinsdeputirten in Amerika, aus 1600 Geistlichen gebildet, welche an 2000 Congregationen vertraten, hat einstimmig die folgenden Beschlüsse angenommen: „Die Gesellschaft billigt gern und freudig die Vereine zur Verminderung des Verbrauches geistiger Getränke; die gegenwärtige Geistlichkeit empfiehlt für jetzt und künftig den Gemeinden, deren Seelsorger sie sind, die Bildung eben solcher Vereine; die besagten Geistlichen geben endlich hiermit förmlich die Verbindlichkeit ein, sich selbst des Gebrauchs der geistigen Getränke zu versagen." Ein Amerikaner reiste vor sechs bis sieben Jahren auf einem der großen Flüsse seines Landes; die sechzig Passagiere am Bord des Schiffes setzten sich, dem allgemeinen Gebrauche gemäß, ein jeder mit einer Flasche Branntwein zu Tische, und regalirten sich daraus mit reichlichen Portionen. Drei Jahre später befand sich eben derselbe auf einer solchen Reise, auf eben demselben Schiffe, unter eben so viel Passagieren; aber Niemand erschien mehr eine einzige Flasche bei Tische. Allgemeiner Gebrauch ist es jetzt in Amerika, den Arbeitern, welche Mitglieder des Mäßigkeits-Vereins sind, vor den Anderen den Vorzug zu geben und diejenigen, welche keine Mitglieder sind, von der Arbeit auszuschließen. Im vorigen Jahre erschien ein, von der Mäßigkeits-Societät zu New-York an die fremden Ausgewanderten gerichtetes Circular, worin sie dieselben ermahnen, sich um die Aufnahme in irgend einen solchen Verein zu bewerben, falls sie Arbeit oder Unterstützung suchten, da sie, wenn sie dies zu thun verabsäumten, keins von Beiden erhalten würden.

Wir haben uns über die Mäßigkeits-Vereine etwas weitläufig ausgelassen, aber da diese Vereine sich so sehr verbreiten und von so außerordentlichem Nutzen sind, so hielten wir es für unsere Pflicht, der Englischen Nation, als der Urheberin derselben, die Ehre in vollem Maße zu Theil werden zu lassen, welche ihr, als einer jenen Schönen und Großen huldigenden Nation, von aller Welt gebührt. (Mon. Universel.)

Rußland.

Russische Skizzen.

Auch in Moskau kennt man sich nicht wieder.

Ich war 19 Jahr alt, als ich meinen Kursus in der Pensionsanstalt der Universität Moskau beendigt hatte. Endlich war sie da, die glückliche Zeit, die so lange schon meine Phantasie beschäftigt hatte, die ich nie erwarten konnte. Das verfluchte Pergament lag vor mir; ich war frei, wie eine Lerche!

Aber ein unwillkührliches, unerklärliches Gefühl durchschauerte mich, als der erste Freudenrausch vorüber war, als ich zum ersten Mal ohne Erlaubniß und ohne Billet über die Schwelle unseres eisernen Gitterthores auf die Straße trat. Mein Herz war wie erstarrt; schwer und drückend war mir meine Freiheit. — Da bin ich nun in der letzten und gewünschtesten Twerskaja *); ich kann mich rechts und links umsehen. Es ist aber nicht mehr die vielversprechende, fast feenhafte Twerskaja, an der ich mich aus den Fenstern unseres physikalischen Kabinets, aus den Zimmern des Diecteurs niemals satt sehen konnte! Die Bezauberung ist verschwunden!

Bei meinem ersten Erscheinen in der Welt war es mir so sonderbar, so unheimlich zu Muthe, als ich plötzlich mich bekommt; ich spielte die Rolle einer Amphibie. Leute, die sich meiner Kinderjahre erinnerten, bielten mich für einen Schüler; Unbekannte gingen mit wie um, wie mit einem erwachsenen Menschen; das machte mich am Ende selbst zweifelhaft, zu welcher Klasse ich mich rechnen sollte. Ich war einem Fischlein gleich, das ein Knabe gefangen und in's Gras geworfen hatte.

Am meisten aber fürchtete ich die Frauen; bei ihnen war ich verzagt, wie einst in unseren Bricht-Stunden; ich fürchtete sie mehr, als unseren Professor der Mathematik P . . ., mehr als unseren Inspektor. Ein junges Frauenzimmer glich in meinen Augen dem geheimnißvollen Schloß in den Radcliff'schen Romanen, die ich in der Pension gelesen hatte.

Die ersten Monate meiner Entlassung brachte ich bei Verwandten, in der Nachbarschaft von Moskau, zu. Die Gesellschaft in Perjutowa und in den benachbarten Familien war zahlreich und angenehm. Sie vereinten allen Damen aber, die unseren ländlichen Kreis bildeten, gefiel mir unsere nächste Nachbarin, die Gräfin Julie W . . ., ihrer Liebenswürdigkeit, ihres Verstandes und ihrer Schönheit wegen, am meisten; bei ihr fühlte ich mich weniger verzagt, freier und dreister.

Julie war eine verheirathete Frau von ungefähr 30 Jahren. Ihre Blicke, alle ihre Bewegungen waren unbefangen und lieblich; ein mun-

*) Eine der Hauptstraßen von Moskau.

Digitized by Google

gischer Kreis schien sie zu umgeben, und nachdem ich ihn erst einmal überschritten, hatte ich keine Kraft mehr, ihn wieder zu verlassen. Das feine weibliche Gefühl lehrte sie bald meine Neigung zu ihr kennen. Meine Schüchternheit bemerkend, erleichterte sie mir meine ersten unsichern Schritte auf dem Parquet der großen Welt; sie munterte mich auf, ward meine Vertheidigerin, meine Beschützerin. Fast alle Morgen, wie zufällig, begegneten wir uns im Park; und Abends, wenn unsere ganze Gesellschaft im weitläuftigen Garten umherirrte, schlenderten wir zurück, und gingen lange in den einsamsten Gängen auf und nieder. Unser Unterhaltung war lebhaft und ununterbrochen; und wovon sprachen wir nicht Alles! Von der großen Welt, in der sie lebte und glänzte, und die für mich ein unbekanntes räthselhaftes Land war; von der Liebe, vom Glück. Es schien mir bisweilen sogar, als drückte ihre bebende Hand die meinige; — ich würde es aber für die allergrößte Verwegenheit, ja fast für ein Sakrilegium gehalten haben, diesen wonnevollen Druck zu erwidern. In

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 8. Berlin, Montag den 19. Januar 1835.

England.

Die Frauen, besonders in Frankreich, England und Deutschland.

(Aus dem Ladies' Magazine. *))

Woher kommt es, daß die meisten Bücher, die bisher für die besondere Ausbildung und Verbesserung der Lage der Frauen geschrieben wurden, größtentheils ihren Zweck verfehlten? Die Neu-Europäische Literatur hat mehr als dreißig spezielle Werke über die Frauen aufzuweisen, und doch sind sie fast alle kaum dem Namen nach bekannt. Es war zu erwarten, daß die philosophischen Forschungen, denen sich mehrere Schriftsteller zu Gunsten eines Geschlechts unterzogen, das eine so eine flußreiche Rolle in der menschlichen Gesellschaft spielt, wenigstens von diesem mit dem wärmsten Dank und freudiger Anerkennung aufgenommen werden würden; allein dies ist keineswegs der Fall gewesen.

Wie hat man sich diesen sonderbaren Umstand zu erklären? Gewiß nicht anders, als daher, daß in den meisten den erwähnten Werken von einem ganz falschen Gesichtspunkt ausgegangen wurde. Die Mistreß Wollstonecraft in England, die Herren Thomas und Ségur in Frankreich, sowie einige andere Schriftsteller in Deutschland, haben die Frauen gleichsam als eine eigene Nation, als eine besondere Kaste, als ein besonderes spezielles Volk betrachtet, das seine eigenen, von der übrigen Gesellschaft geschiedenen Institutionen, das seine eigene Geschichte und Annalen habe. Man bemerkte nicht, daß doch die Frau das eigentliche verbindende Moment der Gesellschaft überhaupt, daß sie, ihrem innersten Wesen nach, das versöhnende, sympathetische und elektrische Band sey, das die Natur und das menschliche Geschlecht zusammenhalte, und daß man, wollte man sie in einen isolirten Kreis hineinbannen und ganz für sich allein dinstellen, dadurch ihr ganzes Daseyn gewaltsam vernichten und aufheben würde. Denn ihre Kraft besteht lediglich in jenem wunderbaren Magnetismus, welcher anzieht, indem er selbst angezogen wird, und herrscht, indem er selbst beherrscht wird. So wie sie als Mütter den Mittelpunkt und den Heerd der Familie bilden, so empfinden die Frauen stets mit Lebhaftigkeit und zartester Innigkeit die Leiden und Freuden aller derer, die sie umgeben, indem gleichsam ihr ganzes Leben mehr der eng zusammenhangenden Familienkette, als ihrem eigenen isolirten Selbst anzugehören scheint. Sie gleichen den Lilttoden in der Musik, die nur, indem sie mit ihrem Grundton harmonisch zusammenstimmen, selbst angenehm und melodisch erklingen; oder jenen wunderbaren Farben, die nur in den für sie eigens geschliffenen und wohlgeformten Krystallen in ihrer ganzen wahren Pracht erglänzen. Entwerfen wir das Bild irgend einer Zeit oder Gesellschaft, so erscheinen uns die einzelnen Farben immer heller und lebendiger, je mehr wir bemüht sind, die das Detail der Wirksamkeit und der Sitten der Frauen einzugehen. Und es hat auch zu allen Zeiten in der That einzelne Frauen gegeben, die, wie ein Symbol, alle verschiedenen Charaktere ihrer Epoche in einer Einheit zusammenfaßten, und mit ihrem Denken und Wirken eine ganze Phase des gesellschaftlichen Lebens bezeichneten. Dies war sowohl bei Cornelia als bei Mystalina der Fall; eben so während der Französischen Revolution bei der Rolland und der Uebersinge von Mericourt. Der Mann, von Natur weniger sympathetisch, kann sich leicht aus dem Kreise der Welt herausreißen und ihr Trotz bieten; er kann, wie Rousseau und Byron, das ganze Menschengeschlecht herausfordern und Allen den Krieg erklären. Denn ihm gewährt der Krieg, oder das Studium und die Künste hinreichende Beschäftigung und Unterhaltung, und er empfindet nicht leicht die Leerheit und das Drückende des isolirten Lebens. Die Frau hingegen vermag sich nicht aus dem Kreise heraus zu begeben, in den sie hineingeboren. Sie ist mit ein treibendes Rad in der ganzen Maschine, und könnte nicht gut entbehrt werden; allein sie bleibt immer nur das Secundaire, das seine Kraft und Bewegung stets erst von Außen empfängt. Wer nun irgend von den Sitten und der Lage der Frauen sprechen wollte, der müßte billig erst die Sitten und den Zustand der sie umgebenden Gesellschaft untersuchen und das Verhältniß ermitteln, in welchem sie zu derselben stehen.

Man hat viel Geschrei erhoben über die große Verderbtheit der Frauen in Frankreich, seit dem Tode Ludwig's XIV. bis zur Regierung Ludwig's XVI.; allein warum erwägt man nicht die kritische Lage und die traurige Nothwendigkeit, in die sie durch die Absurdität des ganzen damaligen Gesellschafts-Zustandes versetzt wurden? In Unwissenheit und Aberglauben auferzogen, den Kopf mit alterlichen Grundsätzen überladen, die ihre Bestimmung ihnen eingefroren, traten sie in einen jungen Lebensstand, der noch unausgebildeten Alter in eine Welt ein, wo die uneingeschränkteste Vergnügungssucht, die Sinnlichkeit und die zügellosseste Ausschweifung zur Tagesordnung gehörten, wo man sie von allen Seiten insgeheim zu den Lastern hinzog, die man öffentlich zu verdammen schien; wie konnte es nun anders seyn, als daß das schwächere Geschlecht diesen gewaltsamen Verführungen unterlag? Was war natürlicher, als daß es von nun an die Maske der Konvenienz, Verschwiegenheit, List, eine zierlichere geschmeidige Sprache und feine gewandte Intriguen als die letzten einzigen Tugenden ansah? Hätten die Frauen nicht schon in einem besonders hohen Grade ausgezeichnet seyn müssen, wenn ihnen auch nur eine gute Eigenschaft mitten in jener allgemeinen Verderbniß geblieben wäre?

Und steht es etwa heutzutage viel besser um die Erziehung in manchen Ländern, wo stümmelnde Andachts-Uebungen, ein oberflächliches Treiben der schönen Künste, schmachtende und sehnsüchtige Canzonetten von Rossini, ein fast schlüpfriger Tanz, Romane mit wilden zügellosen Gemälden und eine strenge Einschärfung der Regeln und Gesetze der Konvenienz, in dunster chaotischer Verwirrung, das Wesen dieser Erziehung ausmachen? Wie wollte man nach einer solchen Anleitung mehr von der Frau erwarten, als jene feine Verschmitztheit, jene listigen und witzigen Redensarten, jene Oberflächlichkeit in allen Kenntnissen, und endlich jene frühzeitige Bekanntschaft mit allen Leidenschaften und Gelüsten? Mußte nicht die erste Blüthe der weiblichen Empfindung, jenes zarte Feuer der Liebe, das sich frei und naiv entwickeln sollte, unreif hinwelken, um der Kokketterie, der Eigenliebe und dem Eigennutze Platz zu machen? Wir dürfen es nur frei heraussagen, jene so hoch gepriesene und bewunderte Civilisation hat sich an den schönen Geschlecht schwer vergangen. Sie hat es verdorben, sie hat sich bitter und frevelhaft gegen dasselbe gezeigt. Selbst ihre Galanterie, diese Mischung von Ritter- und Christenthum, die sich den Schein gab, den Frauen zu schmeicheln und ihnen zu huldigen, was war sie anders, als eine feine Verspottung und Verletzung der Rechte derselben? Sie war es, die ihnen laut verkündigte: „Man wird Euch stets mit Verführungen umgeben. Oder Ihr ihnen kein Gehör, so ist Spott und Verachtung Euer Lohn; wißt ihnen Ihr aber ihren reizenden Schmeicheleien, so saget Ihr selbst mit ihnen drab." Das war das Dilemma, das in dem ganzen gesellschaftlichen Zustande ausgedrückt war, der von dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts bis in das neunzehnte hinein sich erstreckt.

Zwei Philosophen, der eine ein Katholik und der Andere ein Protestant, haben diese unglückliche Lage der Frauen begriffen: Fenelon in Frankreich, und de Foe in England. Allein ihre Rathschläge sind nicht beachtet worden, und seit ihrer Zeit hat man in diesem so wichtigen Theile der Moral wenig oder gar keine Fortschritte gemacht. Ein ganzes Zeitalter nach dem Tode Fenelons gerieth Marie Antoinette, die damals noch in ihrem jugendlichen Glanze, geistreich, aber auch ihrer ganzen Erziehung und ihrem Zeitalter gemäß naiver war, als man es in Frankreich damals gewohnt gewesen, in Versuchungen darüber, daß sie das Zimmer, das man ihr in Versailles eingeräumt hatte, mit einer Gehеimtreppe versehen sand. Diese Vorrichtung empörte sie: „Wie!" rief sie aus, „zum Guckuck mit dieser Treppe. Eine Prinzessin bedarf keiner Gehеimtreppe!" — Aber der Geistliche, der mit der Vollendung ihrer Erziehung beauftragt war, erwiederte: „Madame, in fünfzehn Jahren werden Sie das nicht sagen." Das war ein Abbé des achtzehnten Jahrhunderts; seine Worte sind hinreichend, um die Moral jener Zeit zu bezeichnen.

Heutzutage, wo ganz Europa Eine große Nation bildet, wo alle die verschiedenen Bewohner desselben ihre alten Sitten abgestreift, um an einer allgemeinen Civilisation Theil zu nehmen, heutzutage sind es die Frauen allein, die noch mit der größten Aengstlichkeit und Sehnsüchtigkeit alle jene Unterscheidungen beibehalten haben, die ehedem das Trennungs-Merkmal zwischen den Völkern bildeten. Zwischen der Deutschen, der Italiänerin, der Spanierin und der Französin besteht noch jetzt eine Kluft, die bei den Männern aller der genannten Nationen schon längst geschwunden ist.

Wir sprechen hier nicht von den hohen und vornehmen Klassen der Gesellschaft. Die Herren und Damen in den Salons sind sich überall gleich; ja sie bilden nun Eine, an ihren Abzeichen leicht erkennende Nation. Hier muß man nicht etwa die mannigfachen Nüancen der verschiedenen Nationalitäten aufsuchen wollen: die Soirée Gesandten, das Diner eines Ministers und ein Ball bei Hofe

*) Nicht bloß die Ideen, sondern auch an mehreren Stellen die Worte in dem nachstehenden Artikel erinnern an Mistreß Jamieson, welche ehemalige Mitarbeiterin an dem meistens von Damen herausgegebenen Ladies' Magazine ist. Das, was hier namentlich über Deutsche Frauen gesagt wird, kommt fast wörtlich auch in ihren Sketches at home and abroad vor. (Vgl. Nr. 92 des Magazins vom J. 1834). Der Leser wundert sich daher nicht, wenn er einige ihm bereits bekannte Stellen hier wiederfindet.

überall dieselben Formen, dieselben Physiognomieen aufzuweisen. Und diese Einförmigkeit wird gewiß bald auch zu den höheren Klassen der Gesellschaft in der Türkei hinüberdringen, wo man schon jetzt unsere Hüte und Röcke zu Ehren aufgenommen und in fünfzig Jahren mit aller Wahrscheinlichkeit auch die Emancipation der Frauen proklamiren wird, wie diesen Vornehmen und Großen flugerk. Du überall, sowohl zu Wien und Berlin, als zu London und Rom, denselben eng anschließenden schwarzen Rock, denselben mehr oder weniger geschickt gemachten Komplimente und Verbeugungen und denselben herkömmlichen Unterhaltungston, der selten ein Mal überschritten wird.

Allein wir sprechen hier besonders von der zweiten Klasse der Gesellschaft, die fast überall und in allen Beziehungen die bezeichnendere ist, und die allein durch die mannigfachen Gepräge der verschiedenen Nationalitäten so sehr von einander abweicht. Hier ist es, wo man die Frauen und ihre verschiedenen Sitten und Gewohnheiten zu würdigen hat, hier ist die Sphäre, in der sich ihr wahrer Werth und ihr wirksamer Einfluß auf die Gesellschaft zu erkennen giebt. Wer die Welt nur bei der vornehmen, großen Toilette gesehen, der hat noch Niemanden wahrhaft kennen gelernt. Wirklich Du erfahren und begreifen, welches die eigenthümlichen Züge der Frauen sind, da muß Du sie in ihrem Hause, in der Küche, im Speisesaal und im Gesellschaftszimmer sehen. Lassen wir nun aber ein Mal die privilegirten, immer gepuzten und den strengen Gesetzen der Etikette unterworfenen Klassen bei Seite, so können wir kurzweg behaupten, daß unter allen Frauen in Europa die Deutschen die naivsten und natürlichsten sind. Hierdurch unterscheiden sie sich mehr oder weniger von den Französischen und selbst den lebhaften Frauen. Denn in diesen beiden Ländern ist der ganze Erziehung, die die Frauen erhalten, eine negative. Es wird ihnen ausdrücklich zugerufen: „Thut das und das nicht!“ Weiter werden keine Grünze und keine Bemerkungen hinzugefügt. Fragt nun aber ein Mal das junge Mädchen, das weniger schüchtern ist, warum ihr dies und jenes verboten wird, so heißt es: Es ist nicht schicklich, es ist nicht fein, nicht comme il faut, es ist lächerlich u. s. w. Aber ist eine bestimmte Handlung etwas Schlechtes? Und warum ist sie schlecht? Dergleichen Fragen werden nie beantwortet. „Meine Theure“, heißt es dann, „man muß nicht raisonniren; junge Mädchen dürfen nicht raisonniren. Gehe und lerne lieber Deine Italiänische Lection.“ — „Aber, liebe Mutter, ich dachte....“ — „Denken! das ist gar sehr unnütz; thue nur hübsch das, was man Dich heißt.“ — Und so glaubt man, daß der Wille einer Erziehung, das Gefühl der Pflicht und die Furcht des Herkommens alle Leidenschaften, Gefühle und Ideen, jene geheimen energischen Kräfte ersticken und unterdrücken werde, die die Hand des Schöpfers selbst in unser Leben eingewebt! Welch' eine Verblendung! Sieht man denn nicht, daß diese Gefühle, daß diese Gedanken gerade der eigentlichen Glieder der Kette sind, die uns mit dem Göttlichen verbindet, und daß man, will man irgend auf sie einwirken, will man ihren Flug leiten und ermäßigen, nothwendig sie zuerst ganz besonders in Betracht ziehen müsse?

Diese negative Erziehungsweise hat ihre verschiedenen Wirkungen in Frankreich und in England. Bei den Engländern bildet die alten Feindseligkeiten, die überall in dem gesellschaftlichen Leben gäng und gebe sind, ein mächtiges Gegengewicht gegen die Zuneigungsgefühle und Anschauungen, die man den Frauen einzuflößen will. Daher kommt es, daß man in England jede Individualität besonders respektirt, so kann es nicht fehlen, daß man das andere Geschlecht an der allgemeinen Regel Theil nehmen läßt und daß es sich auch seiner Rechte bedient. Und in der That sind auch die Englischen Frauen, zwar dem Scheine nach, kalt und zurückhaltend, aber in der Wirklichkeit derbst und fühn. Hingegen in Frankreich hat man die Frauen in weit engere Gränzen zurückgewiesen; dort ist man bemüht, ihnen eine weit gefälligere Erziehung zu verschaffen; man sucht ihnen frühzeitig Maximen einzuimpfen, die ihre Freiheit fesseln und gefährden. Dazu kommt nun andererseits das viele Lesen von Romanen, die weit freiere und ungezügeltere Unterhaltung, lauter Dinge, die nothwendig das zur Folge haben, daß das Französische Frauenzimmer weit früher reif wird, und vielleicht im Allgemeinen, wie Montaigne sagt, während der den Verstand stärkt und schärft, den natürlichen Mutterwitz zerstört, der der reife Schmuck weiblicher Empfindung und weiblichen Denkens ist.

In Frankreich steht die Frau unter den Gesetzen der Konvenienz, in England unter denen der Etikette. Nicht etwa, daß man in diesen beiden Ländern auf die Natur gar keine Rücksicht nähme; vielmehr macht man daraus ein ganz eigenes besonderes Studium. „Meine Tochter“, sagt mir als Eine unsere Französischen Damen, die wiederholten Malen zu ihrem Kinde, „sey hübsch natürlich.“ Allein diese anempfohlene Naivetät besteht in weiter nichts, als Alles das zu unterlassen, was Andere auch unterlassen, dagegen, wie es Mode ist, gleichsam Leib und Seele in ein enges Mieder einzuschnüren, und was noch seltsamer ist, sich allen Sitten und Formenzwang immer zu unterziehen, um nur nicht etwa gezwungen zu erscheinen.

Von dieser erlernten Natürlichkeit und diesem gemachten Modeideen finden sich in Deutschland weit weniger Spuren als in England und Frankreich. Die Englische Frau ist im Allgemeinen dazu bestimmt, den Ton zu führen, die Französische Frau lebt, um kokett zu erscheinen, dagegen die Deutsche Frau ist für die Wirthschaft geboren. Was die Liebe anbelangt, so wissen sie sich gleichfalls weit bei Allen in's Spiel und zwar beinahe bis besonderer Gnade des Himmels, in allen drei Ländern auf eine fast gleiche Weise. Aber auf Freundschaft nimmt die Deutsche Ernstere fast alle Ideen der Frau in Beschlag; hier ist man nicht bestrebt, die moralischen Gefühle dem Verstande und noch weit weniger dem steifen Herkommen aufzuopfern. Hier wird nicht gelehrt, wie man seine Empfindungen und natürlichen Neigungen unterdrücken und verstellen müsse, und in der That sind auch die Deutschen Frauen weit aufmerksamer, und das natürliche Feuer ihres poetischen Geistes erwärmt und erheitert oft in ganz natürlicher Weise das gemeine alltägliche Leben. Selbst wenn die Deutsche affectirt erscheint, ist es nichts, als eine Uebertreibung der natürlichen Individualität, eine übertriebene Natur, die oft auch noch ihr besonders Anziehendes hat. Eine Englische Frau dingegen ist immer artigkeitsrathig, mag auch ihr Vater oder ihr Gatte nur ein einfacher Gewürzkrämer seyn. Ein gewisser hergebrachter Egoismus flößt ihr eine Geringschätzung für mancherlei Beschäftigungen und Sorgen ein, die sonst ganz rüstige Geringzuschätzen haben. Du steht sie oft, wie sie sich in voller Ergebenheit und geduldig an ihrem Fenster oder an ihrem Pianoforte langweilt, oder wie sie ein Liebreized adtrillert, gleich als ob sie ihr Glaubensbekenntniß hersage, wie sie an einem Schnupftuche sticht und am Filet arbeitet, dabei ennuyirt sie sich immer, aber sie ennuyirt sich noch auf eine ausländige Weise. In München hingegen, zu Wien und Berlin sieht die junge und schöne Tochter einer reichen vornehmen Dame lustig und vergnügt die Treppen auf und ab, indem sie die Schlüssel zum Spriseteller und Gemüsegarten am Gurte hängen hat. Werther's Lotte streicht Butterbemmen, bei denen Anblick die Gütterherr in Thränen zerfließt; das ist nicht etwa ein Scherz, noch weniger eine Parodie. Vielmehr ist dies geschäftsvolle Tüchtigkeit der Butterdemmen in Deutschland etwas ganz Gewöhnliches ganz so, wie man in England nur in seltenen Strümpfen, in strotzgelben Handschuhen und in weißem Atlas zärtlich zu spiel gewohnt ist. Als ich einst Tages während meines Aufenthalts in Deutschland mit der Frau eines Staats-Ministers eine Gemälde-Gallerie besuchen sollte, ließ sich dieselbe bei mir damit entschuldigen, daß sie gerade an jenem Tage große Wäsche hatte. Uebrigens war eine Frau von ausgezeichnetem Geiste und feinen Manieren, und ich habe wenig Frauen gekannt, die mehr Ausgezeichnung verdienten. Aber die „große Wäsche“ ist bei den Deutschen Frauen ein Ereignis von hoher Bedeutung, und wehe dem, der an einem solchen Tage das Haus betsiteren, wo Alles von oben nach unten gekehrt wird. Man bemerke wohl, daß ich hier keineswegs auch von der niederen Klasse der Handwerker und Tagelöhner gesprochen habe. Denn auch die sind zudelangt, so oft sie Ursache haben, ihre Reinlichkeit zu beurkunden. Sir darf an nichts, als an die Küche und an die Wäsche denken; so weiß, wie Shakespeare sagt, von nichts, als vom Kleinen und Reinen zu reichen und die Zahl der Fässer zu bemerken, die sie im Keller liegen hat.

Ungefähr zwischen diesen Extremen, dem häuslichen und Wirthschafts-Leben, das alle Zärtlichkeit absorbirt, und der falschen Oberflächlichkeit, die die Naivetät erheuchelt, zwischen diesen beiden wirke das Ideal der Frau in der Mitte liegen, die eine treue Gefährtin des Mannes wäre, verständig genug, um ihn zu verstehen und an seinen verschiedenartigen Ideen Theil zu nehmen, und wiederum naiv genug, um rein und wahr zu empfinden, so wie beschrieben genug, um nichts zu verschmähen, was zum allgemeinen Wohlstande beitragen und fördernlich seyn kann. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Selections from the American Poets. (Ausgewähltes von Amerikanischen Dichtern.) 7 Sh.

Scots Worthies. (Lebensbeschreibungen ic. Schottischer Prediger.) 2 Bde. 24 Sh.

The annual obituary and biography for 1835. (Jährlicher Nekrolog den Großbritanien, für 1835. 15 Sh.)

Tricks upon travellers. (Zeppereien, denen Reisende ausgesetzt sind.) 14 Sh.

Chaos and the creation. (Das Chaos und die Schöpfung.) Ein Gedicht. 15 Sh

The law and practice of elections. (Wahl-Gesetze und Gebräuche.) Von C. F. F. Wordsworth. Zweite Auflage. 25 Sh.

Nimrod's hunting tour. (Jäger-Anekdoten ic.) 15 Sh.

Syrien.

Die Theilen in Jerusalem.

(Schluß.)

Zur Notiz sür Fremmr, deren Zweck es ist, die heiligen Oerter zu besuchen, bemerken wir, daß die Lateiner seit kurzem ein System von Toleranz und Mäßigung angenommen haben, welches, wie uns geschienen, seinen Grund in der ungemissen Art ihrer Existenzmittel hat, und daß sie auch den Vorzug einer gewissen Enthaltsamkeit für sich in Anspruch nehmen, gegen welche zu verlassen, ihnen die Superiorität, die sie über die andere Christlichkeit haben und der Umstand, daß sie schon zur Gewohnheit und Sitte geworden, nicht mehr erlaubt. Eben so müssen wir hinzufügen, daß dagegen die weit minder ausgebildeten Armenier und besonders die Griechen mit einer Unverschämtheit ohne Gleichen die Lateiner zum Ziel ihrer Angriffe machen und daß ihre Politik sie Nichts zurückscheckt, was ihnen zu einem unbedrittenen Supremat verhelfen könnte. Alle Mittel sind ihnen recht gewesen, sie haben sich nicht gescheut, bei der hohen Pforte um einen Fermun einzukommen, sie zu ermächtigen, daß sie diejenigen unter ihren zahlreichen Pilgern, die sich gewisse Aemeter zu erzahlen weigern, mit Stockprügeln bestrafen dürften, und da ihnen ein Mal dieses Recht zugestanden worden, haben sie es auf eine himmelschreiende Weise gemißbraucht. Ihre Patriarchen wohnen in Konstantinopel und residiren ausschließlich an der Bergesterung ihrer Macht in Palästina. Sie sie durch unerschlichene List erlangt und durch eine lange Reihe von Schurkereien zu erhalten gewußt haben; denn ehemals durften sie nicht ein Mal in das heilige Grab hinein.

Einsam wie sonst, über Schätze an Palästina zu verschwenden, kaufen die Europäischen Nationen sich nichts weder von den Armeliten, welche die dortigen Katholiken arbeiten. Und an der Spitze dieser Art von Einwirkung, die seit einem ganzen Jahrhundert zu verwirken droht, wenn nicht durch irgend ein großes Wunder eine bedeutende Reaction hervor-

gerufen wird, stehen die Franzosen. Seit einer Reihe von Jahren steht man nur Italiäner und Spanier in den dortigen Klöstern, und die Stelle des General-Vicars, die mit einem unserer Landsleute im Hauptsitz von Palästina besetzt zu werden pflegte, bleibt Jenen überlassen.

Es mag ein Jeder über das Benehmen Frankreichs in dieser Angelegenheit denken, wie er will; aber uns kommt es zu, uns zu sagen, daß eine unendliche Menge von Gründen vorhanden sind, unser Abwesen auf wichtigere Weise anzuerkennen, in welch mehr wie Jene in fremder Barbei Länder zu senden, um dort einen Schwarm von unnützen, durchaus entbehrlichen Müssiggängern zu unterhalten, Personen, die uns größtentheils fremd waren, und denen unsere Gaben später oder früher von ihren natürlichen Thronnen, den Türken, abgenommen wurden, bei denen es Sitte und Regel ist, ihre Expressungen immer mehr zu steigern, sobald sie vermuthen, daß Geld vorhanden ist. Ist es nicht wahrhaftig schon Zeit, die Thore Spaniens für die aufzugeben, die sie doch nicht mugefährt besitzen können, und ein Paar schlecht besetzte Klöster, die wir nicht restauriren dürfen? Ist es nicht viel vernünftiger, auf ein Paar heilige Erinnerungen, die noch dazu verstümmelt und zur Bedeutungslosigkeit eingeschrumpft sind, zu verzichten, als den Mahammedanern unaufforlich Beranlassungen zu Berachtung und Spott darzubieten, die wir bei ihnen hätten Mürzel fassen können, wenn sie die eigentlichsinnlich nationale Majestät unserer Gotteshäuser zu hüten kennen gelernt! Was die anderen christlichen Nationen betrifft, die mehr als wir der Wilkür der Kirche noch unterworfen sind, sollte man diesen nicht zu verstehen geben können, daß sie vermittelst einiger Millionen, die mit einem Male gezahlt würden, die Anschmung und Versetzung des heiligen Grabes bewirken könnten, den Körper des heiligen Zakob nach Madrid, wo sein Kopf schon so lange ist, transportiren lassen, und so man nichts mehr zu fürchten hätte, weder die Sarazenen einer langen und beschwerlichen Reise, noch die Duälereien der Araber, noch die Pest im Orient, wenn sie über heiligen Pilgerungen unternehmen wollten?

Die Armenier und die Griechen würden dann allein in Jerusalem bauten, das Interesse ihnen genommen werden, gegen die Römisch-Katholischen gemeinschaftliche Sache zu machen, wie früher, und sie auf diese Weise selber jener gedrängten Nebenbuhlerschaft zum Opfer werden, die nur durch verdammliche Leidenschaften erzeugt und genährt wird. Bei der Art von Kollision, die dann stattfände, würde jedes Schisma die Auswüchse des andern wiederspiegeln, wie zwei schlechte Spiegel ihre Mängel gegenseitig reflektiren; die Anklänger derselben würden erröthen über ihre plumpe Leichtgläubigkeit, ihre Bestechlichkeit und Verterei, nicht um Haaresbreite von Wahrheit abzuweichen, zugewungen seyn, ein System der Täuschung fallen zu lassen, von dem sie keinen Vortheil mehr ziehen, oder das sie dürftig nicht lenger fortfahren könnten ohne die Gefahr, hungers zu sterben. Und eine solche religiöse Revolution würde aller Welt zu Nutz und Frommen gereichen, besonders aber jenen Schaaren Betrogener, die aus dem Innern von Rußland, von Armenien und aus der ganzen Levante kommen, um die Früchte ihrer Kasteiungen und Erpressungen zu Palästina zu bringen, und die vermöge der degradirenden Erniedrigung und unwürdigen Schmach, der sie sich unterziehen, in gewissem Sinne mit Recht den Schimpfnamen Gläubenbunde führen!

Nach der heiligen Grabeskirche ist das bedeutendste Denkmal in Jerusalem unbedingt das, welches wir noch immer mit dem pomphaften Namen des Tempels Salomons bezeichnen, obgleich die Türken in Besitz desselben sind. Seit mehreren Jahrhunderten vom Sultan Saladin den Kreuzrittern abgerungen, wurde es in eine prächtige Moschee verwandelt, in welche die Gläubigen allein Zutritt haben, und worauf sie um so eifersüchtiger sind, als es in der Nachbarschaft des Grabes von Jesus Christus liegt, dem Schauplatz der unwiderstehlen Entweihungen. Je größer die Verehrung ist, die sie hier gegen ihren Gründer zu Schau tragen, um desto größer ist ungefehr die Verachtung, die sie den unsigen gegen zu Theil werden lassen; aber bei allen Schmähungen und Kränkungen, womit sie uns überhäufen, sind diese doch ohne Zweifel gegen die Menschen und nicht gegen den Gegenstand der Anbetung gerichtet — indem sie sonst ja konsequenterweise ihre eigenen Prinzipien verdammen würden. Der ganze Text der Bibel, vom Verfasser oder vielmehr von den Verfassern*) für Koranz aufgenommen, ist voll von heiliger Ehrfurcht vor den Anbängen des Propheten bewahrt worden, und das Bewußtsein der Eifersüchten unter ihnen, die ebenfalls nach Palästina kommen, dort ihre Andacht zu verrichten, beweist genugsam für diese Uebereinstimmung.

Als der alte christliche Tempel in die Hände der Sarazenen fiel, wurde er, wie man erzählt, um seiner neuen Bestimmung würdig gemacht zu werden, auf eine sinnliche Weise gereinigt. Kameele, Lebtgers aus Arabien Petraea verbannt, mit Kalk und Mauern abgewaschen wurden. Seit jener Zeit bis auf unsere Tage nennt man nur einen einzigen Europäer, der so kühn gewesen und dort einzudringen versucht hat. Auf eine orientalische Kleidung, die er angelegt, und seine Fertigkeit, die muhammedanischen Gebete zu sprechen und sich niederzuwerfen, vertrauend, vermaß er sich, seiner strafbaren Neugier Genüge zu thun. Wielleicht hatte auch wirklich die scheinbarem Zeichen seiner Frömmigkeit in einzelnen Stellen die Wächter getäuscht; nur nicht in Jerusalem; alles Leugnen half ihm nichts, und er kam in die größte Verlegenheit. Was anfangen? Zäunenschüsse, Steinhagel von allen Seiten, allein unter einer wüthenden Menge und alle Aufgänge zur Flucht versperrt. In solchen Fällen bleibt nichts übrig, als sich zu ergeben, und wer mit den Leuten davon kommt, kann von Glück sagen.

Das Innere einer Moschee ist überdies gar nichts so Besonderes, daß man sein Leben daran wagen sollte, es zu sehen. Die Religion der Orientalen verdammt bekanntlich allen Schmuck und äußeren Zierrath, weiß nichts von Skulptur und Malerei: auch steht die Baukunst keineswegs auf einer hohen Stufe in der Türkei; was kann uns Interessiren es für einen Reisenden oder Beobachter, welcher Art auch sey, der Anblick einer Rotunde, eines Sechsecks, oder Achtecks, oder Quadrats darbieten, die nichts als die nackten Wände zeigen, des geringsten Beiwerks entblößt, das die Aufmerksamkeit auf sich ziehen oder den Augen einen Ruhepunkt gewähren könnte? Denn die Glaubigen verlangen nur einen Teppich, eine einfache Strohmatte, um Knie und Hände vor der Berührung der Erde zu schern, die Inwelen für sie unrein ist; verlangen nur ein klein wenig Raum für die nöthigen Verbeugungen, etwa würzen alles Andere sonst verschwänden als völlig unzehörig — denn Einfachheit und Strenge machen das Wesen dieser Asiatischen Theokratie aus.

Der Tempel Salomon's läßt keinesweges hiervon eine Ausnahme bemerken, was sein Aeußeres betrifft. Wie stehen eine große Kuppel, der sich noch eine kleine Kuppel gegenüber befindet, nebst, um die so das Siegel Muhammed's aufzudrücken*), als auch einige zu machen, die sey mit Bronze oder Zink gedeckt. Um den untern Theil läuft eine Galerie mit Glasfenstern, ebenfalls gahn angefrischen, die mit der grünen Sorgfalt unterhalten zu werden scheint. Das Monument selber ist eine Rotunde, und verziert mit einen Säulengange von künstlerischer Hand; ein prachtvoller Garten verdeckt das Thor den Augen der Profanen, und man sieht nur sehr hohe Baumarten stehen, die den Garten auszeichnen vor jedem Eindringen einer fremden Neugier schützen. Was die anderen Moscheen betrifft, die man in den übrigen Theilen der Stadt findet, so sind ihrer nicht sehr viele, und sie unterscheiden sich von den übrigen Häusern nur durch ihre Minarets, schlanke Thürmchen, manchmal zierlich, an jenen maneschen Gebäuden das, was an unseren christlichen Kirchen die Glockenthürme vorstellen. Von der Höhe dieser Thürme, die in der That nur selten sehr hoch sind, rufen die Imams zum Gebet; hier ruhen sie auch die verschiedenen Stunden des Tages.

Das der Aufmerksamkeit endlich Würdigste, das den schönsten Schmuck von Jerusalem ausmacht und Christen wie Muselmänner ehrt, ist das Gebäude, welches vormals das Hospital der heiligen Helena hieß. Wie alles Uebrige, ist es Eigenthum der Türken; sie haben seine ursprüngliche Bestimmung in eine andere verwandelt, und es dergestalt in Ansehen gebracht, daß es nicht mehr tauglich war, die Absichten seiner Gründerin zu verwirklichen; und sie machten in der That einen noch zweckmäßigeren Gebrauch davon, nehmen nicht nur, wie ihrer Vorgänger, einzelne Kranke ihrer Religion darin auf, sondern lassen ihre Hülfe den Unglücklichen jeden Glaubens darin angedeihen. Ein Mann, der dafür besoldet wird, muß jedem Armen, der zu ihm kommt, gleichviel, aus welchem Lande, von welchem Alter und Wohnungsbedürfniß, einen Platz anweisen, wo sich derselbe ausruhen; außerdem sind bestimmte Stunden am Tage für diese Austheilung festgesetzt. Die weiten unterirdischen Gemächer, die ehemaligen Küchen des alten Hauses, sind zur Aufnahme solcher hungrigen Gäste bestimmt, und die Einrichtete, die das Haus in seinen Trümmern noch zieht, trichten zur Deckung aller Ausgaben hin.

Der Muhammedaner zeigen die größte Achtung für Alles, was Versprechen oder Verwächtnis ist, und vollziehen mit fast den Wetten der Engländer gleich kommen, Verordnungen der wunderlichsten Art, die genau nach dem Buchstaben, und mit Verweidung alles Scheins von geringster Deutung ausgeführt werden. So bestimmte ein Türke, als er starb, sein ganzes Vermögen zur Pflege und Kleidung einer Schaaren umherirrender Hunde, die einzelne Städte besuchen, und der Vollstrecker des Testamente erfüllt diese Obliegenheit mit der größten Genauigkeit, obwohl die ebenerwähnten Legatarien vom Propheten für unrein erklärt sind; hieraus erklärt sich, warum die Herren von Jerusalem, ungeachtet ihrer wohlbekannten Habgier, doch das Vermächtniß der heiligen Helena respektiren. Unserer Seits aber wurde es gar wohl gejammt seyn, in einem solchen Betragen den Barmherzigkeit, deren Keim die Natur in alle Menschen gepflanzt hat, anzuerkennen.

Es liegt der Türkischen Regierung mehr, als man glauben sollte, an der Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge in Palästina. Der größte Theil des Geldes, das noch täglich in die heilige Stadt einfließt, geht nach Konstantinopel, und wenn eine Veränderung etwa in Folge des uns angedeuteten Briefes eintreten sollte, so würde keiner mehr dahin verlieren, als der Großherr, und doch ist es nicht möglich, auf ein Land eine geringere Sorgfalt zu verwenden, und die Angelegenheiten schlechter zu verwalten, als hier von Seiten des Divans geschehen ist.

Dies ganze Stück von Syrien, welches wir in Europa unter dem Namen des gelobten Landes kennen, gehörte seit langer Zeit zum Pashalik von Damaskus. Einige Jahre vor 1832 wurde belehnt die Pforte den Pascha von Acre**) damit, aus Gründen hoher Politik; die wir nicht zu ergründen vermögen, die aber den gewöhnlichen Verstand des Staatsbesuchenden immer Wunder nehmen müssen, da zu jener Zeit der Pascha, dessen Provinz durch diesen Zuwachs vergrößert wurde, verächtlich, und so zu sagen im Banne war. Gegenwärtig, wo Mehmed Ali, der Vice-König von Aegypten, sich durch Ergebungsgrad des ganzen Syriens bemächtigt, muß Polizikum unter diesen Umständen verschlecht schmachten, bis ein anderer noch glücklicherer Thronn diesen wieder verjagt, oder der Sultan noch so viel Kraft wieder gewinnt, ihn aus eigener Wahl einen aufzuladen. Wie es aber auch kommen mag, die Art und Weise der Herrschaft wird dort nicht geändert und die Christenheit immer von den Türken und Arabern geplagt werden, die eben so, wie gewisse Europäische Staatsmänner, der festen Ueberzeugung leben, daß keine Aenderung ohne Gefahr möglich sei.

(Il. d. P.)

*) Ein Christ und ein Jude. Muhammed's Rathe.

**) Die grüne Fahne ist von allen Nachkommen Muhammed's angenommen worden. Es ist dies ein Privilegium, ein Recht und Eigenthum, welches von diesen, die seinen Ursprung auf Verwandtschaft mit ihm haben, fortgeführt wird.

***) Bekanntlich, der sich später nach einer viermonatlichen Belagerung seiner Stadt Acre an Ibrahim ergab.

Digitized by Google

Frankreich.

Examen des tragiques anciens et modernes. (Untersuchungen über die alten und die neuen Tragiker, nebst einer Vergleichung und Beurtheilung des klassischen und des romantischen Systems.) Von Martine (einem Genfer). 3 Bde.

Der Hauptzweck des Verfassers, eines Ritters für die sogenannten Klassiker, ist, für die dramatische Literatur die Lücke zu ergänzen, die La Harpe's Vorlesungen über die Literatur gelassen haben möchten und in dieser Beziehung kaum man seiner Arbeit nur Lob ertheilen.

Der Verfasser unterstützt seine Urtheile bekanntlich mit Stellen, die ihnen als Beleg dienen und zu gleicher Zeit an den Augen des Lesers die schönsten Partieen alter und neuer dramatischer Poesie vorüberführen — eine ganz vortreffliche Auswahl für die Jugend, eine wahrhafte dramatische Bibliothek, die wohl verdient, an die Stelle mancher bändereichen Sammlung zu treten.

Das Banier, unter dem Herr Martine streitet, wird ihm indessen manchen Widerlacher zuziehen; wir möchten ihm nicht rathen, in Paris der ersten Vorstellung des nächsten Dramas von Victor Hugo beizuwohnen oder vor Allem nicht seinen Namen zu nennen, wenn er sich nicht seines Nachbars wohl versichert hat: denn der Französische Romantiker ist seiner Natur nach intolerant, hat es nicht gern, wenn man ihm widerspricht; seine Bewunderung ist von so durchgreifender Art, daß man sie entweder theilen oder aus dem Saale hinaus, und noch dazu einige Entschuldigungen mitnehmen muß.

Herr Martine hat, als ein tapferer Streiter, der Gefahr keck die Stirn geboten und sein Buch ist voll von Schmähungen, nicht bloß gegen die Romantiker überhaupt, sondern auch gegen deren große Meister Shakespeare, Goethe und Schiller. Besonders geht er einem beäugenden Kritiker zu Leide, der der Freund der Frau von Staël gewesen und mehr als irgend einer zu dieser Art von Rebellion des schlechten Geschmacks gegen die klassische Poesie beigetragen hat. Wie meinen Schlegel und seine Vorlesungen über dramatische Literatur. Herr Martine urtheilt über diesen in nachstehender, eben nicht sehr schmeichelhaften Weise: „Sophistisches Raisonnement, Definitionen, die nur dazu dienen, das, was auseinandergesetzt werden soll, noch mehr zu verwirren; unmäßiges Loben Shakespeare's und Calderon's, in ein Gebräue von unverständlichem Galimathias eingebüllt — dies macht den größten Theil eines Werkes aus, in welchem ganz gegen die guten Sitten der berühmtesten Kritiker kein einziges Beispiel den beurtheilten Autoren als Beleg und Beweis des Tadels oder Lobes zu finden ist, nur das Verlreben, durch Versicherungen zu imponiren, und dies Alles in einer dunkeln und emphatischen Sprache, die die Schwäche dieser Versicherungen verdecken soll."

Der Plan des Martine'schen Werkes ist sehr umfassend. Der Verfasser beginnt mit allgemeinen Betrachtungen über das klassische und das romantische System; er behauptet, daß dies letztere keinem anderen Ziel entgegengehe, als uns in die Kindheit des Theaters zurückzuführen; er erkennt dessenungeachtet aber edelmüthig an, daß das klassische System mannigfacher Modificationen bedürfe. Herr Martine setzt hierauf drei große Abschnitte fest für die Untersuchung der verschiedenen dramatischen Werke, die er in klassische Stücke, zwischen dem Klassischen und Romantischen in der Mitte stehende, (!) und romantische einheilt. Der erste Abschnitt begreift die Griechischen, Lateinischen, Italiänischen, Französischen, Polnischen, Schwedischen, Russischen Tragiker (!!!).

Im Allgemeinen ist Herr Martine gegen das Griechische Theater streng. Er versucht es, die Vorzüge und Mängel der drei großen Griechischen Tragiker aus einer Menge angeführter Stellen und bisweilen auch durch vollständige Analysen ihrer Werke zu entwickeln. Dieselbe Methode wendet er auf die Lateinischen Autoren, besonders auf Seneca an. Er geht dann zur Betrachtung der neueren Italiänischen Tragiker über; zu Trissino, Alfieri, Monti, Silvio Pellico, Nicolini, Pindemonte, die sämmlich der klassischen Schule angehören. Der Theil seines Werkes, welcher die größte Ausdehnung und Entwickelung erhalten, ist der, wo er von den Französischen Tragikern handelt — ein Akt der Gerechtigkeit, da sie gegenwärtig einer erbitterten Kritik zur Zielscheibe dienen und noch ein Mal Ludwig XIV. regieren sind, wenn es Diktator über ganz Europa auszuüben. Die Geschichte des Französischen Theaters, die Herr Martine giebt, ist nicht ohne Geschmack abgefaßt. Er beginnt mit dem Ursprung desselben bei den kirchlichen Mysterien, und verfolgt es bis auf die Tragödien des Kaiserreichs und der Restauration.

Unter die, nach Herrn Martine, zwischen dem Klassischen und Romantischen liegenden Stücke rechnet derselbe die sogenannten bürgerlichen Trauerspiele des achtzehnten Jahrhunderts, wie z. B. Calas, Melanie, Beverley, diese Zwittergart, die man als einen Schritt vorwärts der Gegner des sogenannten Klassischen ansehen kann.

Uebrigens müssen wir Herrn Martine die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu erklären, daß er, trotz seiner regen Bewunderung und Vorliebe für die Schriftsteller des großen Jahrhunderts, keineswegs die unbedingten Lobeserhebungen verkennt, die in „einzelnen Werken" Shakespeare's, Goethe's, Schiller's und Calderon's sich finden; er lobt sogar auch Kotzebue und Lope de Vega, was freilich nur ein Beweis mehr für seinen schlechten Geschmack sein dürfte.

Herr Martine gefällt sich in der Ansicht, „daß Shakespeare's Schönheiten ihm selber, sein schlechter Geschmack aber uns seine Fehler seiner Zeit angehören" — was aber die volle Schärfe unseres Genfer Kritikers erregt, ist der Fanatismus gewisser Leute, die an Shakespeare nur seine „Barbarei" bewundern. Herr Martine hat jedoch vergessen, uns sowohl diese „Barbarei" als diejenigen Leute nachzuweisen, die an den Werken des großen Briten nichts weiter als einige Auswüchse derselben zu bewundern finden. Er schließt mit der Bemerkung, daß es für unmöglich halte, auf die Französische Bühne dauernd ein System zu verpflanzen, das Shakespeare selber nicht einmal erfunden (allerdings nicht — denn die Natur hatte es lange vor ihm gethan) und das dieser nur befolgte, weil er dem Geschmacke und dem Publikum seiner Zeit gehuldigt! — Nach solchem Ausspruch haben wir wohl nicht erst nöthig, gegen Herrn Martine zu Gunsten der von ihm angegriffenen Deutschen Dramatik und Dramaturgie in die Schranken zu treten.

Bibliographie.

Cours de Procédure civile française, fait à la faculté de droit de Strasbourg. — Von Rauter. 5 Fr.

Nouveau Dictionnaire de Police, ou Recueil analytique des Lois, Ordonnances etc., concernant la police judiciaire et administrative de France, depuis son origine jusqu'à nos jours. — Von Elom, Trebuchet und Lebat, Präfektur-Beamten. 7½ Fr.

L'ami des jeunes demoiselles, ou Conseils aux jeunes personnes qui entrent dans le monde, sur les devoirs qu'elles auront à remplir dans le cours de leur vie. — 2 Bde. 6 Fr.

L'Art libéral, ou Grammaire géorgienne. — Von Broffet. 10 Fr.

Essai sur l'origine du langage et de l'écriture. (Der Verf. hält die Aegyptische, die Chinesische, die Jüdische und die Hebräische Sprache für allgemeine Stammsprachen.) Von Martin. 3 Fr.

Elémens de Christallographie. Par M. Gustave Rose (de Berlin). Traduit de l'allemand par V. Regnault. 5 Fr.

Mannigfaltiges.

— **Brons Denkmal.** Die Literary-Gazette berichtet: „Wir vernehmen, daß das dem Lord Byron bestimmte Monument, eine Statue des Dichters von Thorwaldsen, in London angekommen, jedoch angeblich wegen des unmoralischen Charakters seiner Schriften, zur Aufstellung in der Westminster-Abtei nicht zugelassen worden ist."

— **Feuersbrünste in Konstantinopel.** Ueber die beiden letzten Ereignisse dieser Art enthält die Türkische Zeitung (Tebwin Mekaji) vom Monat Dezember 1834 folgende Meldung: „Den 25sten des vorigen Monats brach in der Nähe des Weiber-Marktes (Avret Pasari), in der Straße Ebnhjar, in einem von Miethen bewohnten Hause des Herrn Tatar Arif, durch Gottes Rathschluß ein Feuer aus. Da die Flamme nicht weiter um sich griff, so verbrannte nur das erwähnte Gebäude. — Am 27sten desselben Monats ging ein im Vorhof der Moschee des heiligen Sultans Bajesid II. Lebende Bude eines Scheermesserschleifers in Flammen auf. Das Feuer griff rechts und links um sich, und Allah ließ es zu, daß bei dieser Gelegenheit 17 Buden von Kupferschmieden, 11 Buden von Scheermesserschleifern, 6 Hühnerverkäufer-Buden, 6 Kopisten-Buden, 5 Barbier-Buden, 2 Fleischer-Buden, eine Kuchenbäcker-Bude, eine Schloßer-Bude, eine Feuertzeug-, eine Gewehr- und eine Flintenkugeln-Bude, eine Fleckenputzer-Bude und zwei für den Gebrauch des Imam und Muwekki*) bestimmte Gemächer eingeäschert wurden."

— **Die Papier-Fabrication in England.** Noch im siebzehnten Jahrhundert bezog England den größten Theil seines Papierbedarfs vom Kontinent, und zwar besonders aus Frankreich. Erst nach dem Edikt von Nantes wurden die Englischen Papiermühlen durch mehrere Französische Kolonisten bedeutend verbessert, so daß sie schon im Jahre 1690 sehr beträchtliche Fabriken besaßen. 1721 bezog England schon aus seinen eigenen Papier-Fabriken 300,000 Ries; mangelte ein Drittheil seines damaligen Bedarfes. Im Jahre 1783 schätzte man den mittlern Werth des daselbst fabrizirten Papiers auf 780,000 Pfund Sterling an. Der Doktor Colquhoun gab 1813 den Werth der damaligen Papier-Fabrication in Großbritannien auf zwei Millionen Pfund Sterling an, gewiß eine sehr übertriebene Zahl, die auch Sinnvoller mit Recht auf die Hälfte reducirt hat. Nach mehreren zuverlässigen Angaben können wir den jährlichen Werth des gegenwärtig in den drei vereinigten Königreichen fabrizirten Papiers auf 1,200,000— 1,300,000 Pfund (ungefähr 9 Millionen Thaler) berechnen. Das eigentliche England besitzt 700 Papier-Fabriken, Schottland 70—80, und Irland eine etwas geringere Zahl. Ungefähr 27,000 Arbeiter sind bei der Papier-Fabrication beständig beschäftigt, zu welcher bekanntlich eine große Masse verschiedener Handwerker, wie Maschinen-Zimmerleute, Schmiede u. s. w. erforderlich sind. Ueberdies beschäftigen sich die Englischen Papier-Fabrikanten darüber, daß die Regierung auf diesen Artikel eine so starke Abgabe gelegt, die noch drei Mal mehr beträgt, als die Total-Summe des Arbeitslohns, das sie auszuzahlen haben. Im Jahre 1831 betrug die Zahl des in England fabrizirten Papiers 61,275,104 Buch; 1832 betrug sie 63,909,109 Buch, und 1833 67,397,868 Buch. Die Summen der davon entrichteten Abgaben betrugen sich in den drei Jahren respektive auf 679,860 Pfund, 711,623 Pfund und 752,274 Pfund. Während man bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in England nicht einmal das Papier für den eigenen Bedarf zu fabriziren im Stande war, führt man jetzt noch 2—3 Millionen Buch Papier jährlich aus dem Lande aus, deren Werth nicht unter 100,000 Pfund Sterling beträgt, und die der Regierung nicht weniger als 38,000 Pfund einbringen. Ja, man hat es daselbst so weit gebracht, daß selbst Frankreich gegenwärtig seine Kupferdruck-Papiere aus England bezieht.

(Revue Britannique.)

*) Der Muwekkit ist derjenige Moschee-Diener, welcher dem Muessin (Gebet-Ansrufer) die Stunde des Gebetes anzigt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 9. Berlin, Mittwoch den 21. Januar 1835.

Portugal.

Die Bewohner der Azoren.

Der Charakter der Bewohner dieser Inseln hat, bei allen seinen Fehlern, doch manches Gute, und könnte unter der Leitung einer freien und sorgsamen Regierung moralisch und praktisch ausgebildet werden. Angeachtet der eisernen Herrschaft, der das Land so lange Zeit hindurch unterworfen war, sind sie doch weit unabhängiger, als ihre Brüder im Portugiesischen Mutterlande. Sie sind von sanftem Charakter und besitzen namentlich ein schnelles Auffassungs-Vermögen; aber es herrscht unter allen Ständen eine beklagenswerthe Unwissenheit und ein solcher Zustand geistiger Erniedrigung, daß sie in mancher Hinsicht sich kaum über das unvernünftige Thier erheben. Sie sprechen Portugiesisch, mit einigen Dialekt-Verschiedenheiten auf den einzelnen Inseln; allein sie sprechen in einem eigenthümlichen singenden Tone, der dem Ohre äußerst unangenehm ist.

In physischer Hinsicht stehen sie höher, als die Einwohner von Portugal; die Frauen sind weit schöner, oder eigentlich weniger gelb, mit schwarzen Augen und Haaren, aber mit großen Füßen und mit einem besonderen Anspruch auf Schönheit. Sie sind jedoch berühmt wegen ihrer Fruchtbarkeit, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß eine Frau zwölf, vierzehn bis funfzehn Kinder hat. Einige Portugiesische Reisende schildern sie als außerordentlich reizend und im Allgemeinen von würdevollem Benehmen. Ich bedaure, daß ich in dieses Lob nicht mit einstimmen kann; es müßten denn ein höchst steifes Einherschreiten, wobei der Kopf in eine fast unbewegliche Lage mit einem geistlichähnlichen Ansehen und einem Gange wie bei einem Leichenzuge, die Erfordernisse zur Würde und Grazie bilden. Die Männer sind im Allgemeinen gut proportionirt, stark, von angenehmen Gesichtszügen, worin sie einige Aehnlichkeit mit ihren Maurischen Vorältern haben. Die niederen Klassen und das Landvolk stehen weit höher, als die entsprechenden Klassen in Portugal; sie sind geschickt, arglos, sanft und höflich, und wenn man ihren Beschäftigung giebt, äußerst arbeitsam. Sie sind nicht treulos und rachsüchtig, wie ihre Brüder auf dem Kontinente; doch machen auch sie, gleich diesen, wenn man sie zur Verzweiflung treibt, von dem Dolche Gebrauch. Sie sind zu kleinen Diebstählen sehr geneigt, zu denen sie sich gleichsam für privilegirt halten, und sie rivalisiren darin, so wie in der Schnelligkeit ihrer Bewegungen, mit den Lazaroni in Neapel.

Die höheren Klassen sind unerträglich schmutzig, voll von Ungeziefer, und daher Hautkrankheiten, namentlich der Krätze, sehr ausgesetzt. Ihre Kleidung ist roh und auf jeder Insel abweichend. Sie lieben das Spiel und alle Vergnügungen, so wie kirchliche und militairische Aufzüge, namentlich die ersteren mit ihrem Gepränge und ihren Darstellungen.

Folgender Gebrauch ist diesen Inseln wohl ganz eigenthümlich. An dem Feste des heiligen Geistes wählen sie durch das Loos in jedem Kirchspiel ein Oberhaupt, dem sie den Namen Kaiser geben und das von dem Priester eine silberne Krone und ein Scepter erhält, die beide zuvor feierlich geweiht wurden. Nach beendigter Ceremonie setzt sich der Kaiser zurück, umgeben von einer Schaar seiner Brüder, die einen Weg mit Blumen bestreuen, und die Kaiserin folgt ihnen, indem er sein Scepter bewegt. Er begiebt sich dann nach einem kleinen, offenen, steinernen Gebäude, das zu diesem Zwecke in jedem Kirchspiel errichtet wird und den Namen Teatro da Imperador (Theater des Kaisers) führt. Dort sitzt er in Gala, umgeben von seinen Freunden, an einem Tische, worauf er die Geschenke der Frommen empfängt, die in Brod, Wein, Geflügel und Fleisch bestehen und die am Abend unter die Armen vertheilt werden. Der Kaiser verfügt sich darauf mit einen Freunden in seine eigene, zuvor gereinigte und mit Blumenkränzen geschmückte Wohnung, wo sie unter Schmausen, Spielen, Gesang und Tanz bis spät in die Nacht versammelt bleiben. Diese Ceremonie wiederholt sich sieben Wochen lang an jedem Sonntage, und nichts kann den Eifer, welchen die daran theilnehmenden niederen Klassen bei dieser Gelegenheit zeigen, übertreffen. Sie verpfänden oder verkaufen nicht selten ihr ganzes kleines Eigenthum, um ihre Gastfreundschaft während der Dauer ihrer Herrschaft, wenn sie für ihre Freunde offene Tafel halten, recht zeigen zu können. Sind die sieben Wochen vorüber, so werden Krone und Scepter, bis zur nächstfolgenden Festes, auf einen silbernen Teller in der Kirche niedergelegt.

Die Frauen der arbeitenden Klasse müssen alle beschwerliche Arbeit verrichten, und es ist erstaunlich, welche große Lasten sie mit anscheinender Leichtigkeit tragen; aber sie verlieren auch bald alle weiblichen Reize, werden runzlich, furchtbar häßlich und frühzeitig triefäug. Die niederen Klassen sind äußerst mäßig, und um sie nach seinem Weinhause zu locken, bereitet der Weinschenk (dies ist ein allgemeiner Gebrauch) schmackhafte gesalzene Fische mit einer Sauce, Linguiças genannt, welche sehr beliebt ist.

Die mittleren Klassen, d. h. diejenigen, welche sich mit dem Handel beschäftigen, stehen dieser Klasse in anderen Ländern weit nach. Sie sind träge, haben in ihrem Geschäfte nicht die geringste Achtung vor Redlichkeit und Ehre und sind vorzüglich dem Spiel ergeben. Sie sind äußerst unterrichtet und, als Folge einer schlechten Regierung, verderbt und lasterhaft in ihren Gewohnheiten, Genüssen und Beschäftigungen. Die höheren Klassen, namentlich die Morgados und der Adel der Inseln sind prachtliebend und tyrannisch und behandeln ihre Untergebenen fast mit demselben Despotismus, wie die Regierung alle zusammen. Sie sind dessenungeachtet mitleidig gegen die Armen, freundlich und gütig gegen Fremde und von persönlichem Charakter, obgleich äußerst stolz und prahlerisch, und affektiren eine Pracht, einen Glanz und Reichthum, der ihre Mittel weit übersteigt. Sie befinden sich gleichfalls in einem traurigen Zustande geistiger und moralischer Erniedrigung und sind mit dem Daseyn, also auch vielmehr mit dem Zustande anderer Nationen fast gänzlich unbekannt. Sie verbringen ihre Tage damit, daß sie sich abwechselnd in dem einen oder anderen Hause zum Spiel versammeln.

Die Frauen besitzen außer der Musik (die ein National-Talent ist, worin sie oft große Fertigkeit zeigen) wenig Zähigkeiten. Sie sind verlegen und linkisch in ihrem Benehmen, können nicht die geringste Unterhaltung in Gesellschaft führen und dringen ihr Leben in Trägheit und Einsamkeit hin. Man sieht sie, ausgenommen in der Kirche und zuweilen bei den Abend-Reinlichkeiten, niemals außer dem Hause. Ihre einzige Beschäftigung besteht im Essen, Trinken, Schlafen und in dem Gucken aus einer Oeffnung in den vergitterten Fenstern ihres Gemaches, die gerade vor ihr Gesicht gemacht ist, wo sie mit gekreuzten Beinen oft halbe Tage lang sitzen. Ihre Dienerinnen sind ihre Gesellschafterinnen, die sie aussenden, um Neuigkeiten einzuholen, die ihren trivialen Beschäftigungen und ihrem eben so trivialen Geschmack angemessen sind. Außer der Musik lieben sie aber auch den Tanz und den Putz leidenschaftlich; allein obgleich sie für letzteren mit allem Nöthigen aus England und Frankreich versehen werden, so zeigen sie doch in der Anordnung desselben einen eigenthümlichen Mangel an Geschmack und Zierlichkeit. Der Anzug, welchen sie außer dem Hause tragen und der bei den Frauen aller Inseln gleich ist, besteht in einem Mantel von blauem Tuch oder schwarzer Seide, einer steifen spitzen Haube, die nur den oberen Theil des Gesichts frei läßt. Die Frauen sind übrigens von bedeutender Leibesstärke und sanftem Charakter, daß sie, bei geböriger Erziehung, die anmuthigsten Gesellschafterinnen im gesellschaftlichen und häuslichen Leben seyn würden.

Die Religion der Bewohner der Azoren ist die des Mutterlandes und die Kirche der Azoren wurde im Jahre 1534 zu einem Bisthum erhoben, das von der Hauptstadt Angra, wo der Bischof residirt, seinen Namen führt. Die Ausgaben für die Geistlichkeit und die Kirche, welche fast ein Drittheil sammtlicher Ausgaben für die ganze Inselgruppe betragen, werden von Staat bestritten, obgleich ein Viertel des Zehnten für die Kirche der Regierung abgabt wird, welcher allein den Geistlichen zustießt, wie im Mutterlande. Ich darf indeß wohl sagen, daß die jetzt der Katholicismus mit größerer Intoleranz, von seinen Dienern gelehrt worden ist, als hier. Diese Diener sind hier größtentheils so unbegreiflich unwissend, so schaamlos lasterhaft, daß jedes Institut, welches mit der Kirche verbunden war, eine Quelle des größten Elends und Lasters wurde. Die Disciplin der Kirche war in der That stets so locker und verdorben, daß ihre Jahrbücher mit entsetzlichen Gemälden von Lasterhaftigkeit und Verbrechen angefüllt sind. Ihre Priester haben, statt den Herzen ihrer Gemeinden die reinen Lehren der göttlichen Wahrheit einzuprägen und mit gutem Beispiel voranzugehen, für ihre eigenen niedrigen und verächtlichen Zwecke im geheimen die besten Grundsätze der Religion und Moral untergraben.

Digitized by Google

Sie haben dem Volke eine Verehrung und Liebe für die Form und die Ceremonien, die immer mit dem Geiste der Bigotterie verbunden sind, eingeflößt, und um den großen Haufen zu blenden, haben sie ihre kirchlichen Prozessionen mit großer Pracht und mit einem Ueberfluß von Reliquien, Heiligenbildern, Fahnen u. s. w. ausgestattet.

(Boyd's Description of the Azores.)

England.

Die Frauen, besonders in Frankreich, England und Deutschland.

(Schluß.)

Was Spanien und Italien betrifft, so hat es daselbst mit der Erziehung eine ganz andere Bewandniß. Hier bekämpft die Religiosität die Leidenschaften und wirft damit dasjenige Feuer gießt. Die Gluth schreit augenblicklich zu erlöschen und abzudampfen; der Heerd erblaßt auf wenige Minuten; allein kurz darauf gewinnt die Flamme ihre Kraft wieder, und es ist eine neue Dämpfung nöthig geworden, um die gewaltige Gluth zu mäßigen. So geht es hier mit den Frauen. Unter dem Joche der Priester, sämmtlich wie Nonnen auferzogen, lernen sie frühzeitig jittern, beten, sich von den Leidenschaften hinreißen lassen, um dann ihre Schwächen in feierlicher Beichte zu beleuchten, und gleich darauf wieder das Spiel der angenehmsten Sünde und der bittersten Reue von Neuem zu beginnen, bis endlich das Alter herbeikommt, das ohne Erbarmen sowohl die hinreißende Liebe als die sündende Strafe zu nichte macht. Bei diesen ultrakatholischen und fast nur halbkultivirten Völkern besteht wohl ein gewisses Herkommen, aber die Konvenienz hat hier keine Gesetze zu geben. Das gute oder schlechte Betragen eines Mannes richtet sich einer Frau bei sehr seltenen Fällen mit Beifall, sondern mit Gott allein zu thun. Da die Ehebündnisse in Italien meist das Resultat der gegenseitigen Neigung sind, so wird dieses Verhältniß auch nach gegenseitiger Neigung respektirt oder nicht; man überläßt es immer dem höchsten Richter, sich in die weiteren Angelegenheiten der Familie einzumischen. Es ist hier gar nichts Besonderes. Man vermählt sich, man wird verläßt sich; man hat einen Mann, der seinen Namen für sein Handelshaus leiht, einen zweiten, dem man sein Herz schenkt, einen dritten, der früher einmal die nämliche Gunst bekleidet, seitdem aber abgedankt wurde, endlich einen vierten, der als nächster Nachfolger alle seine vorhergehenden Anstalten trifft, und noch einen fünften, der geduldig den allmälig erfolgenden successiven Fall aller seiner Vorgänger abwartet.

Freilich haben wir hier nur ein isolirtes Beispiel uns nicht etwa eine allgemeine Regel aufstellen wollen. Aber das verschiedene Alle, wie in Italien gewesen sind, daß die Ausgelassenheit und Zügellosigkeit in den Sitten hier ungewein groß ist, und daß man hier mit einer Freiheit und Ungebundenheit verfährt, die nicht bloß dem eigenthümlichen heißen Klima, sondern ganz besonders der Art und Weise der Erziehung zuzuschreiben sind. In Deutschland giebt es auch heftige und feurige Leidenschaften, allein hier versteht man sie schon besser zu leiten und zu beherrschen. Man kennt hier die Ränke, die Schlingen, die Kokketterie und die lästigen schwerfälligen Fesseln, als in England und Frankreich. Man opfert hier überhaupt weniger dem Aeußeren, und läßt sich nicht leicht von der Eitelkeit verführen.

Viele Deutsche Frauen sind sehr gebildet, mehrere unter ihnen sind selbst Schriftstellerinnen, obwohl sie keineswegs mit den gewaltigen Blaustrümpfen*) in England zu vergleichen sind. Hat eine Deutsche Frau nur den Willen, sich auszubilden, so kann es sich nicht an Gelegenheit dazu, sey es zu Berlin, zu Wien oder zu Prag, aber immer kommt es auf ihren eigenen Willen, auf ihre Lust und Liebe an, denn sie hat es keineswegs nöthig, zu glänzen und als Künstlerin zu erscheinen, wie in England und Frankreich, wo das Talent oft Mitleiden erregt, indem man eine Dame schauderhaft zeichnen, geschmackles malen oder an einem Pianoforte pfuschen, einige elende Töne einer Harfe entlocken und endlich gelegentlich die Feder in eine Staat und Thoren zitiren sieht und bört. In Deutschland nimmt eine Frau, die weiter keine Anlagen hat und die sich nur mit ihrer Wirthschaft zu beschäftigen weiß, gar keinen Antheil, ihre Unwissenheit sei heraus zu bekennen; dagegen, tritt sie ein Mal als gebildet und gelehrt auf, so wird sie auch den Shakespeare von Grund aus (!) kennen, sie wird zwei oder drei Sprachen geläufig sprechen, die Englischen Dichter (die jetzt, beiläufig gesagt, trefflich des Moriss sehr in der Mode sind) mit Leichtigkeit übersetzen und endlich wird sie sich, ohne die geringste Eitelkeit beschämen, ihrem natürlichen Triebe folgend, durch ihre mannigfachen Kenntnisse, die sie sich zu ihrem eigenen Besten erworben, gewiß in Erstaunen setzen.

In Frankreich findet man nichts gewöhnlicher, als eine satirische Frau. Zu dreißig Jahren, wenn das Schicksal sie entkünstelt, wenn sie erst zwei oder drei Mal ihre jugendlichen Träumereien, oder das Prosaische ihrer Lektüre als mitleidige Mysterienfrischer dahin schwinden gesehen, wird die Französische Frau ironisch und läßt überall ohne Schonung dem Witz und der Laune freien Lauf. Ganz natürlich, denn von Kindheit auf hat sie das Joch, den Zwang der sie umgebenden Gesellschaft ertragen, immer war sie genöthigt worden, ihren freien Willen zu bekämpfen und zu ersticken. Nachdem sie nun eine so lange Zeit als Sklavin unglücklich verlebt, suchte sie sich endlich ein Mal Lust zu machen und rächte sich durch eine freisende Ironie. In Deutschland kennt man dieses den weiblichen Charakter so geradezu entgegenstehende Lasters nicht, man findet daselbst nicht eine einzige (!) satirische Frau. Freilich aber geht auch den Deutschen wiederum das Graziöse, das Elegante und der so angenehme leichte Scherz der Französinnen fast gänzlich ab. (?) Während die Pariser Dame den leichten Wagen des Witzes unbespannt in vollem Glanze vor sich her fliegen läßt, mühen sich die armen Deutschen vergebens ab, einen schwerfälligen und plumpen Karren ungeschickt und linkisch nachzuziehen. Sie nehmen immer Alles gleich zu ernst auf, sie sind zu einfach an Leib und Seele und besitzen gar nicht das Geheimniß der gefälligen Gewandtheit, vermöge dessen die Französin in leichten und unüberdachten Worten immer und einem Jeden eine Artigkeit oder irgend etwas Schmeichelhaftes zu sagen hat. (?) Man vermißt auch bei den Deutschen selbst jene kalte, aber elegante Höflichkeit der Engländerinnen, jenen ganz äußerlichen Reiz, der glatt wie ein Spiegel und zugleich eben so wie dieser ohne alle Wärme ist.

In dem Buche, das ich zu schreiben beabsichtige, werde ich von den Deutschen Frauen nur wenig zu sagen haben. Ich werde nämlich ein Buch in Quarto unter dem Titel: Naturgeschichte der Kokketten, herausgeben. Dieses Werk soll mit der herühmten Abhandlung über die Schmetterlinge, den einen Holländischen Prediger, in zwölf Bänden in Folio, rivalisiren. Ich werde zuerst die Instinkt-Kokketterie abhandeln, jene ursprüngliche Gattung, die allen Frauen eigen ist, und die niemals ausgebt. Dann will ich die lange Stufenleiter aller verschiedenen Nüancen der Kokketterie durchlaufen; ich werde mich nirgends sehr aufhalten, außer etwa bei dem Kapitel, das von jener wohlüberdachten und philosophischen Kokketterie handelt, jenem Treibhaus-Gewächse, welches das Produkt der vorgeschrittensten Civilisation ist, und welches man vorzugsweise in Frankreich und in den Salons der Englischen Aristokratie kundgiebt, jener Blüthe ohne Frucht, die uns nicht minder berauscht und in den Kopf steigt, als die naivste und reinste Liebe. Der zweite Band wird die verschiedenen Nationalsitten und mannigfachen Farben der Kokketterie enthalten, die sie nach den einzelnen individuellen Charakteren annimmt. Denn was bei einer Frau Instinkt ist, das wird bei der Nächsten zum Studium, bei der Dritten zum Geschäft, bei den im Alter schon Vorgerückten zur Wissenschaft, und endlich in Deutschland ist es gar noch eine Leidenschaft. Wenn die Französin geistreich, und die Engländerin stolz im Kokettiren ist, so ist die arme Deutsche dabei ganz enthusiastisch. Man ist leicht versucht, die Deutsche Kokketterie für Liebe zu nehmen, obgleich es ganz einfach nur das Bedürfniß zu lieben ist. In Frankreich will man glänzen; in England will man sich bewundern lassen; in Deutschland endlich das Bedürfniß am größten, man will Liebe; nicht jene Liebe, gleich der schnell verzehrenden und rasch wieder verlöschenden Flamme, sondern eine erhabene, eine zugleich naive und überirdische Zärtlichkeit.

Zu London und Paris herrscht die Liebe der Eitelkeit. Die Engländerinnen sehen sich bei all ihrem Dünkel und Hochmuth oft genöthigt, sich herabzulassen, um den schüchternen und leidenden Stolz zu erschüttern, der die Herzen der Engländer umgiebt. Die Pariserin aber eben dieser Stolz ist es, der gegen die Liebe ankämpft, und die größten Leidenschaften in England wird häufiger macht, als in Frankreich. In Paris wäre das Leiden zu groß, selbst zu gestehen, daß man nicht geliebt werde, oder daß man aufgehört hat, zu gefallen. So hat die Französische Gesellschaft viele tiefbegründete Gefühle beinahe erdrückt; denn es giebt nun einmal zum guten Ton, von Allem leichtfertig und abendein zu sprechen und bei Dingen zu lächeln, die uns Thränen zeigen. In Italien hingegen will man glücklich seyn und die Freuden des Augenblicks genießen, so wie man in Frankreich vor Allem nicht lächerlich erscheinen will. Die Italiänerin, die alle Romanen-Ketzter entbehren muß, empfängt bei ihrer Erziehung und zur Erhohung nichts, als die Kenntniß der Musik, die zugleich der Seele das Bedürfniß der Leidenschaft und der Liebe einflößt. In der Nonn gewinnt die zärtliche Empfindung, anstatt sich, wie in Paris, selbst zu verzehren und tropfenweise hinzuschwinden, bei tausend kleinen Gelegenheiten immer mehr an Kraft, indem sie durch die ruhige Eristenz und durch die totale Leere an großen Ereignissen gestützt wird. In Italien muß man keine tausend kleinen einstudirten und auswendig gelernten Artigkeiten erwarten, wie zu Paris; vielmehr trifft Du hier auf ein natürliches Feuer, die höchste Gluth der Leidenschaft; ja, die Konvenienz wird oft ganz mit Füßen getreten. Bei den Deutschen

wirft, wenn man bloß bedenkt, daß Bonaparte dadurch, daß er der häuslichen Oekonomie und Wirthlichkeit die Pforten seiner Höfe öffnete und sie von der Welt ausschließen, auf einmal wie mit einem Zauberschlage, den ganzen Sitten-Kodex von Neapel und Mailand umgewandelt hat. Dagegen ist das übrige Italien, Venedig, Rom und Florenz bei seinen alten mittelalterlichen Ideen stehen geblieben. Vorzüglich in den letzteren Städten ist es, wo das Geschlechts-Verhältniß einen Charakter angenommen, der den Anstand des Engländers und Amerikaners fast empören kann. Man weiß daselbst genau, welche und wie viele der Weiber den Männern, die unterrichtet sind, gehören sollen; es ist Alles öffentlich bekannt, und doch werden die Schuldigen keineswegs gebrandmarkt; man verachtet sie nicht einmal, sondern sie leben ruhig fort, und genießen zuweilen noch manchee stillen Verehrung. Ein solches Treiben ist lediglich die Folge der abergläubischen Kloster-Erziehung der Frauen einerseits und der Nichtigkeit der politischen bürgerlichen Existenz der Männer andererseits.

Da hingegen, wo der männliche Geist sich vollkommen zu entfalten genöthigt wird, wo er tausend Hindernisse zu überwinden und tausend neue Hülfsquellen zu entdecken hat; da, wo man durch Muth, Verstand, Sparsamkeit und Beharrlichkeit den schönsten Titel eines Bürgers erkaufen muß; da, wo Betriebsamkeit, Geschäftsgeist und Uebung aller Geisteskräfte verlangt wird, da muß die Frau und ihre Liebe nothwendig den zweiten Rang einnehmen. Was würden wir in Amerika mit der Deutschen Mystik, mit der Frauenlichen Lebhaftigkeit und der Indianischen Sinnlichkeit anfangen? Es wären Krankheiten für Leib und Seele, und Niemand würde sie zu heilen verstehen. Die Amerikanische Frau muß häuslich und wirthschaftlich seyn, aber nicht so wie in Deutschland, nicht mit jenem Enthusiasmus und ideallistischem Feuer, wie das so treffend in Wilhelm Meister's Lehrjahren dargestellt wird, sondern man verlangt einfachere Talente von ihr. Es geht so weit, daß sie Alles in der Wirthschaft genau berechne, und endlich daß sie sich langweile, ohne sich deshalb zu beklagen. Auch die reiche Frau in Amerika steht zur bestimmten Stunde auf, wo sie alsdald ihr Gebet verrichtet und ihr Haus besorgt, dann nimmt sie irgend eine weibliche Handarbeit vor und langweilt sich dabei, oder besucht die Kaufläden aus langer Weile, kommt aber immer pünktlich zur bestimmten Stunde zurück, weckt auf sie dann das Mittagsmahl aufgetragen ist, um sie geht es auch beständig fort, von Tag zu Tage, von Monat zu Monat, freilich etwas einförmig, aber still und ruhig. Diese frommen, bescheidenen und rechtschaffenen, aber auch niedergedrückten und in den Hintergrund gestellten Frauen müssen viel zu dem Wohlstande ihrer Männer beitragen, und man darf ihnen auch viel Vertrauen schenken, aber vielleicht dürfte man auch desto weniger Sympathie und Glückseligkeit bei ihnen erwarten. Auch ist im Allgemeinen die Demokratie der Tod des weiblichen Einflusses und Ansehens.

In Frankreich läßt man die jungen Mädchen die Bibel von Redaumont, jenen seltsamen Roman lesen, Rossini's Arien singen, die chronologischen Tabellen des Abbé Le Ragois einüben, und endlich sticken lernen, das heißt ungefähr so viel, als sie einmal zur Noth in Stand setzen könnte, sich ihren künftigen Lebensunterhalt durch Arbeit zu verschaffen: und damit ist auch die ganze Erziehung der jungen Personen, mögen sie auch noch so hoher Abkunft seyn, meistentheils beendigt. In England lehrt man sie zeitig ein edelstliches Pianoforte regieren, eine schmachtende Romanze vortrillern, bei der ihnen noch ausdrücklich eingeschärft wird, ja keinen besonderen Ausdruck bemerklich zu machen, und endlich Alles blind befolgen und nachahmen, was die Mutter will und thut. In Deutschland selbst wäre Vieles, und zwar gegen den Mysticismus, einzuwenden, dem die Mädchen bei der Erziehung oft übertassen werden. Was den Süden betrifft, so ist hier die Erziehung so gut als null. Endlich in Amerika wird der weibliche Geist zu einer mechanischen Maschine herabgewürdigt; bei der strengen Moral, der er unterworfen wird, verliert er, so trefflich er auch sonst seyn mag, im Grunde alle moralische Freiheit und Selbstständigkeit. Der Fremdling könnte somit wohl mit Recht sagen, in den ganzen Welt, unter allen Breiten und Himmelsstrichen ist die Lage der Frauen und besonders ihre Erziehung noch so beschaffen, daß sie eine wesentliche Verbesserung erheischen. Nichts Absurderes giebt es wohl, als wenn man in Frankreich und England die Frauen sechs Jahre hindurch Dinge lernen läßt, die sie später obwohl ganz vergessen. Welche Dame aus dem Bürger- und Mittelstande läßt sich's wohl einfallen, die Harfe zu schlagen, oder Harfe zu spielen oder in Wasserfarben zu malen? Eben so abgeschmackt ist es, wenn man in den großen Salons junge Mädchen von wenig Talent als halbe Künstlerinnen öffentlich spielen und singen läßt, um die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zu zieben. Allein unsere Frauen sind nun einmal diesen lächerlichen und absurden Gewohnheiten und Moden gefolgt unterworfen, und in weiter wie in der sogenannten Civilsation verrücken, daß sie nicht einmal mehr eine Erziehung zu finden, indem man immer mehr auf die Manieren und weit weniger auf die Ausbildung des Herzens und Geistes sieht.

Was die d e j a h r t e n Frauen betrifft, so sind diese in Deutschland keineswegs so unglücklich, wie in den übrigen Europäischen Ländern. Eine Engländerin und eine Französin werden zu zwanzig Jahren angebetet, zu vierzig verstoßen und sogenau immer mit äußerst ungerechter Strenge behandelt; sie verlieren allen Gesellschaft und jeden Einfluß für die Welt, und es bleibt ihnen nichts, als die Intrigue, die Frömmelei oder gänzliche Vernichtung der Subjektivität. In Deutschland hingegen, wo das Häusliche, die Wirthschaft mit in den Kreis der Vergnügungen, der Ideen und Pflichten hineingezogen wird, hier ist in der That dieser grellen Wechsel nicht unterworfen. Eine Deutsche Hausfrau, so sie auch so alt, behält immer das Uebergewicht und den Einfluß, den ihr ihre Stellung einmal eingeräumt. Aber in England und Frankreich, in jenen hochgepriesenen Ländern der Civilsation, seben sich die Frauen, um sich nur einigermaßen über ihr Alter zu trösten, oft veranlaßt, sich von nun an gegen ihre Jüngline eben so streng, als man gegen sie selbst ist, bei Verierungen zu zeigen, an denen sie einen Theil mehr nehmen können. Und es ist zuweilen recht possirlich zu sehen, wie eine alte Matrone, die selbst in ihrer Jugend vor der Hölle und der strengen Beobachtung aller Konvenienzen Abscheu und Angst gehabt, nachdem sie sich endlich über das Eine sowohl als das Andere längst hinweggesetzt hat, nun auf einmal sich selbst aller der Waffen und Schreckbilder bedient, um die heranwachsende Jugend eben so einzuschüchtern und in Angst zu versetzen.

Um endlich das Resultat unserer Untersuchungen kurz zusammenzufassen, so ist es klar, daß in den Verhältnissen und Sitten Deutschland, namentlich im protestantischen Theile desselben, das Verhältniß der Ehe und der Liebe von der Art sey, daß es im Ganzen die größtmögliche Summe von Glück gewähren dürfte. Nur ist dieses Glück im ersteren Lande etwas getrübt und monoton. Indem nämlich die Hauskinkarnein sich zu sehr auf die Hauswesen einschränkt und aus dieser Sphäre sich gar nicht herausbannt, verliert sie bald alle geistigen Eigenschaften, die sonst sie Frau zur Zierde gereichen. Die Deutsche aber gewinnt durch ihre Liebe zu den Wissenschaften und durch ihre mystische Hingebung einen ganz anderen Charakter, indem ihre zärtliche Treue die gemeinsten Lebensorgen in ein gewisses poetisches Gewand zu hüllen versteht. Umgeben von ihren Kindern, immer angebetet von ihrem Manne, kommen ihr zuweilen sogar noch Herder und Klopstock zur Hülfe, um den Genuß ihres Glückes vollständig zu machen. In Deutschland ist dabei die Werther'sche Liebe zwar selt entsprungen, diese Liebe, welche den Geist für alle Eindrücke des Schönen empfänglich macht, für die Musik, sie die Malerei, so wie für alle Natur-Schönheiten, für ein reizendes Gebirge, ein heimliches Lustwäldchen, den blassen Mond u. s. w.; diese Liebe, die freilich etwas zu viel deklamirt, die den Geist in sanfte Träumereien einwiegt, welche freilich auch über Gefahren beben, die den Geist wenigstens nicht, wie in vielen Nachbarländern, den wilden Uebermuth eines Don Juan zu ertragen braucht, jenen Uebermuth, der überall triumphirend, von Sieg zu Sieg eindurchrennend, endlich das ganze Geschlecht der Frauen als eine feindliche Nation betrachtet, die man auf jede Weise plündern und berauben dürfe.

Bibliographie.

Sketches in Portugal in 1834 (Skizzen aus Poetugal.) Von Cap. J. E. Alexander. 10½ Sh.

Changes and chances. (Veränderungen und Schicksale.) Eine Familien-Geschichte. 3 Bde. 31½ Sh.

Frogs and their king. (Die Frösche und ihr König.) 3 Sh. 6 P.

Tales of woman's trials. (Weibliche Leidesuffe.) Von Mrs. S. E. Hall. 10½ Sh.

Selections of games at chess. (Auserlesene Züge im Schachspiel.) Von Lewis. 5 Sh.

F r a n k r e i c h.

Ursprung des Wortes Kokarde.

Das Wort Kokarde, von coquardeau abgeleitet, oder gar damit identisch, wurde anfangs coquarde geschrieben, und so findet es sich auch in der Encyklopädie. Es ist derselben Abstammung, wie coquart oder coququart, welches Wort einen tiefen gerdenhaften Menschen bezeichnet. Der Ausdruck coquardeau findet sich in dem Blazon des faulen Amours, wo es heißt:

S'un (ei un) coquardeau
tombe en leurs mains (in die Hände der Koketten)
c'est un oiseau
pris au giuau.

Der Gebrauch des Wortes cockade (cocarde) in der Englischen Sprache, worin offenbar sich coq wiedrfindet, legt für die angegebene Etymologie Beguniß ab. Einen anderen Beweis findet das jenes Wort Französische Erfindung sey, liefert der Umstand, daß die Italiänische Sprache, aus welcher eine große Menge militairischer Kunst-Ausdrücke ins Französische übergegangen, nichts dem Worte cocarde Aehnliches darbietet, und vielmehr ganz verschiedene Wörter, wie nappa und fiocco, hat, um diesen Gegenstand zu bezeichnen. Die coquarde war eine der Zierraden, deren sich ein coquardeau zu seinem Putze bediente; so benannte man auch die Bandschleife, die von der Mütze eines Stutzers herabhing, und endlich auch das Strumpfband der Neuvermählten, welches man bei Bauernhochzeiten als Anaste im Knopfloche oder an den Hütchen des Wamses desselben trug. Als im Jahre 1572, zur Zeit Karl's IX., die Mörder der Bartholomäus-Nacht sämmtlich vom Hofe organisirt wurden, erhielten sie die Mütze, statt als Kennzeichen eines an der Mütze befestigten papiernen Kreuzes, so betrieben. Das in diesen Tages-Befehl ausdrücklich genannte „papierne Kreuz" der weist, daß man zu jener Zeit noch keine eigentlichen Kokarden kannte.

Die jetzige Schreibung des Wortes ist aus der später eingetretenen Umänderung der Orthographie hervorgegangen. Ein Zeugniß für eine solche findet sich in einer Stelle bei Villon, einem übrigens dunkeln Dichter, seines eigentlichen Handwerks aber einem Beutelschneider, der folgendes Selbstbekenntniß ablegt:

Je ne diable me tentait d'arracher des manteaux
Et de tirer la laine a quelques cocardeaux.

Noch zur Zeit der Fronde, um 1650, kannte man die Kokarde nicht, wie aus den Memoiren Chavagnac's hervorgeht. Dort heißt es nämlich: „Sie (die von der Fronde) kamen überein, Stroh auf dem Hute zu tragen, als Abzeichen ihrer Partei." Dulaure sagt hinzu, daß als Abbé Royaart im Palais-Royal eine Rede gehalten über den Sieg, den man der Rückkehr des Königs erwachte, und zugleich die Pasiee aufgefordert, ein Stück Papier auf ihre Mützen zu heften, in Oppesition mit dem Stroh der Gegenpartei; so oft sich Stroh und Papier begegneten, gab es zwischen denen, welche diese Abzeichen tru-

Google

gen, eine mäthende Schlägerei." Die Sitte, sich gewisser Feldprodukte als Abzeichen zu bedienen, ist sehr alt. So trug eine Schaar oder Bande, welche man Familien, Kollinden, Innungen verlor nannte, einen Baumzweig auf dem Hute oder auf ihrer Tracht. Walter Scheer giebt im „Feldzeichen vom See" an, daß die Kokarde in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Hüte der Schottischen Clans zierte; indeß ist das Wort hier mehr malerische Bezeichnung, als wahrhaft technisch; man hatte vielmehr Moos oder Bouquet brauchen sollen als Uebersetzung, was in der Zeit ästliche Bezeichnungen waren. Nur erst in den letzten Kriegen des siebzehnten Jahrhunderts bediente man sich, in Ermangelung bestimmter Uniformen und sämmtlicher Tracht, der Kokarde, sich daran im Kampfe zu erkennen; so waren in dem Kriege von 1688 an einem Schlachttage die Hüte der Französischen Truppen an einer Papier-Kokarde zu unterscheiden. Allgemeiner wurde der Gebrauch der Kokarde in dem Kriege von 1701 bei dem Französischen Heere, das im Norden manövrirte. Bei der feindlichen Armee erhielten Eugen und Marlborough den Deutschen, Englischen und Holländischen Truppen ein Büschel Stroh oder einen gelben Baumzweig als Kokarde, welcher letztere Gebrauch sich auch noch bei der Oesterreichischen Armee als Feldzeichen erhalten. Der eigentliche Gebrauch der Kokarde fällt in die Zeit von 1700 bis 1710. Im Spanischen Erbfolge-Kriege bildete er sich unter den im Süden kämpfenden Truppen weiter aus; die verschiedene Französisch-Spanische Armee nahm die weiße und rothe Kokarde an, gleichsam eine Mischung aus den Farben beider Nationen, um die Einheit der von diesen verschiedenen Interessen zu bezeichnen. Der mit Frankreich in jenem Kriege verbündete Kurfürst von Baiern gab seinen Truppen weiße und blaue Kokarden; der Herzog von Mantua, sich an Frankreich und Spanien anschließend, gab seinem Kontingente die weiße, rothe und gelbe Kokarde. In dem Maße, wie sich die Uniform ausbildete, wurde auch der Gebrauch der Kokarde bestimmter, und nur das weiße Wesen des Hauses der Französischen Offizieren zu tragen gestattet. Bei dem Jahre 1789 ward sie jedoch nie auf einem Civilhute oder einer Mütze getragen; auch dem Cabquet, der Husaren-Mütze u. s. w. war die Kokarde noch versagt; sie anders, als auf einem gewöhnlichen Militair-Hute zu tragen, wäre ein Verstoß gegen die Mode gewesen. Aus gleichem Grunde kennt die Oesterreichische Landwehr, die keine eigentlichen Soldaten-Hüte trägt, noch heutzutage die Kokarde nicht. Mit dem Revolutions-Kriege war die Kokarde ein bloß militairisches Abzeichen, die sogar einem Zivilbeamten, wie im Französischen Heere: to wear a cockade oder porter cocarde, in ganz gleicher Bedeutung mit: im Dienste seyn. Damals aber hörte die Kokarde auf, bloß militairisches Emblem zu seyn. Den 13. Juli 1789 nahmen die Bürger das dreifarbige Band als politisches Abzeichen an, und so ging es auch bald auf die Armee über. In diesem Abzeichen vereinigten sich — so durch Zufall, oder absichtlich? Zusammenstellung — die Farben, welche zu allen Zeiten die Königs-Farben gewesen waren, nämlich die der Armee, der Nation und der Stadt Paris; es verband zwei Farben, die Heinrich IV. getragen hatte; es erinnerte an die drei Farben, welche dieser große König der Holländischen Flagge gegeben, und an die, welche die Truppen Karl's VII. und die Flotte Ludwig's XIV. zum Siege geführt hatten; aber die Kokarde von 1789 wurde vor der Politik des Auslandes verbrieben, und durch einen Beschluß vom 13. Juli 1814 ward die weiße Kokarde in der Französischen Armee wieder hergestellt.

Die Kokarde, welche als erstes Zeichen des Aufstandes angenommen ward — den 13. Juli 1789 — war weiß und grün. Ein einziger Mann, Camille Desmoulins, der unter freiem Himmel am Palais-Royal seine Vorträge hielt, erklärte schon den Tag darauf diese Farben in die Acht. Jetzt hat die Kokarde in Frankreich ihre Bedeutung nur noch für Staatsdiener, für die National-Garde im aktiven Dienste und für die Armee.

(Dictionn. de la Conversation.)

Bibliographie.

Lendes littéraires et philosophiques universelles. — Erster Bd. Erste Lfg. Nr. 35 Etc. (Wird aus 10—12 Bänden bestehen, die in drei Abtheilungen: „Griechische Literatur", „Römische Literatur" und „Philosophie" zerfallen. Monatlich erscheinen 3 Lieferungen zu 2 Bogen.)

Idées sur la philosophie de l'histoire de l'humanité. Par Herder. Traduit de l'allemand par E. Quinet. — 3 Bde. 21 Fr.

Manuel du franc-maçon. Von Bazot. 2 Bdchn. 7 Fr.

Manuel des Synonymes de la langue française, avec de nombreux exercices en prose et en vers, composés des plus beaux morceaux de nos meilleurs auteurs. — Von A. Boniface. 2 Bdchn. 3 Fr.

Origine de tous les Cultes ou Religion universelle. Par Dupuis, de l'Institut. Edition revue, corrigée et enrichie d'un nouvel atlas astronomique de 24 planches; avec une notice historique sur Dupuis, par M. Auguis. — 35 Fr.

Mannigfaltiges.

— Wissenschaft ist Macht. Bei dem Gastmahl, das vor einiger Zeit zu Ehren des Lords Grey in Edinburg veranstaltet wurden, äußerte sich Herr Arago, als die Rede von den gelehrten Gesellschaften und wissenschaftlichen Vereinen war, folgendermaßen: — „Ich glaube, mich über das Wesen dieser Verbindungen nicht zu täuschen. Die Männer der Wissenschaft und des Studiums sind es, die vereint die Welt regieren. Ihren treuen Bemühungen und Forschungen haben wir die größten moralischen Wahrheiten zu verdanken. Durch ihre Schriften wissen sie, dieselben erst zu befruchten und geistig zu beleben; sie verbreiten sie unter die Menge, machen sie den Gemüthern zugänglich, und bebrerrschen so, indem sie ihren Lehren den Stempel der Universalität aufzudrücken verstehen, unmittelbar die ganze Menschenwelt. Je enger und stärker aber das Band wird, das die Gelehrten unserer Zeit zusammenhält, desto zuverschichtlicher und gewisser dürfen wir auf eine immer nähere und freundschaftlichere Verbindung der verschiedenen Nationen der Erde hoffen."

(Mirror.)

— Trinkbarmachung des Seewassers. Vor kurzem hat Herr Wells zu London auf die Erfindung, das Seewasser in reines klares Trinkwasser zu verwandeln, ein Patent erhalten. Der Apparat besteht aus einer Kochmaschine von Gußeisen, von vier Fuß Höhe und der nämlichen Breite, und enthält mehrere Oefen, Bratener, Pfannen, Töpfe, Kessel u. s. w., Alles in so reichem Maaße, daß man für ein Gastmahl von siebenzig bis achtzig Mann keineswegs größere Zubereitungen zu treffen brauchte. Es werden zur Heizung der Maschine ungefähr zwei Scheffel Steinkohlen in vierundzwanzig Stunden verbraucht, dabei geht durch sehr zweckmäßige Einrichtung, vermittelst verschiedener Röhren an den verschiedenen Theilen des Apparats, das Braten, Kochen und Backen in der größten Ordnung vor sich. Während des Kochens wird das Seewasser allmälig aus einem Faße oder Becken in das Innere der Maschine hineingelassen, wo es destillirt wird. In diesem destillirten Zustande fließt das Wasser in eine Röhre von Gußeisen oder verzinntem Kupfer, die, über den Bug des Fahrzeuges geleitet, bis zu den Füßen der Passagiere sich erstreckt, wo es in Hahnen destillirten verlorn geht, wird das Wasser zuletzt noch durch Erdkohlen während der Zeit von zwölf Stunden werden neun Zehntheile von dem Seewasser in der Tiefe in reines Trinkwasser verwandelt. Durch diese Erfindung sind nun die Seeschiffe des so mühseligen und zeitraubenden Wasserreinnehmens überhoben, und der besondere Raum, der bisher für die Vorräthe an süßem Trinkwasser war, kann nunmehr für größere und bedeutendere Schiffsladungen benutzt werden. Das beste Zeugniß für die Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit der erfundenen Apparats kann die Anerkennung gewähren, die derselbe bei den verschiedenen Englischen See-Offizieren gefunden; auch hat der König von England selbst das durch die Maschine zubereitete Wasser gekostet und seine höchste Zufriedenheit damit bezeigt. Bei dem letzten Gastmahle, das der Naval-Klub von Trafalgar veranstaltete, brach der Kapitain Dickinson in sehr lobenden Ausdrücken von dieser Erfindung. Es wurde während des Diners ein Glas von dem destillirten Seewasser herumgeben, das von allen Anwesenden gekostet und allgemein als sehr wohlschmeckend gefunden wurde. Der Kapitain Dickinson äußerte sich darüber folgendermaßen: — „Wir haben hier, meine Herren, eine der größten Erfindungen vor uns, die je gemacht worden, und die nicht bloß für unser Vaterland, sondern für die ganze Menschheit von der höchsten Wichtigkeit ist. Wir wissen es Alle nur zu gut, was das heißt: Mangel an Trinkwasser. Ich habe gesehen, wenn man, wie es meist der Fall ist, nichts als gesalzene Mundvorräthe an Bord hat; wie oft wird nicht diese Maschine, diese der patentirten Seewasser-Reinigungs-Gesellschaft zu London zuerkannte Erfindung, in der Zukunft als Retterin in der Noth erscheinen! Ich wünsche dieser Gesellschaft von Herzen Glück, indem ich den ganzen Umfang des Werthes ihrer Leistungen aus Erfahrung zu schätzen weiß und ich werde nicht verfehlen, diese Gesellschaft Ihrer Majestät der Königin zu empfehlen, damit sie mit Ihrer Gegenwart beehrt werde." — Auch mehrere wissenschaftliche Journale haben sich bereits in den lobendsten Ausdrücken über diese so wichtige Erfindung ausgesprochen. (Wie mag es sich wohl mit der Erfindung eines Deutschen — und zwar eines Süddeutschen — verhalten, von der im vorigen Jahre in den Zeitungen gesprochen wurde und die ebenfalls die Trinkbarmachung des Seewassers betraf?)

— Das Opernhaus zu Lissabon. Das Theater San Carlos in Lissabon besitzt bekanntlich eine der prachvollsten muskalischen Kapellen in der Welt. Ich fand das Innere des Gebäudes wahrhaft großartig und imposant. Die Königliche Loge nimmt den ganzen Raum gegenüber der Bühne ein, und reicht bis zur Decke hinauf; als ich das Haus besuchte, war dieselbe mit einem gelben Vorhang umhangen. Ich sah mich vergeblich nach einer Gallerie um, denn die Gänge des Parterres sind hier von gleicher Höhe mit dem hintergrund des Parterres verbannt, indem man es nämlich, gewiffermaßen im Orientalischen Geiste, für unwürdig gehalten, daß Jemand über dem Haupte des Königs auch nur einen Fußtritt wage. Die Scenerie, die Vergoldungen und Decorationen scheinen einer neuen Reparatur sehr zu bedürfen; indessen trägt gerade das Alter dazu bei, ihnen ein ganz eigenthümliches ehrwürdiges Ansehen zu geben. Aber Gott bewahre jedes Theater vor einem solchen Parterre, wie das San Carlos. Es dünkte mich fast, das bodenlose Parterre der Hölle vor mir zu haben. — Ich war zuerst Willens, eine Loge zu nehmen, indeß gab ich diesen Vorsatz auf, weil ich mich ganz allein befand. Kaum aber hatte ich es versucht, mich auf eine der Bänke im Parterre niederzulassen, (dessen Boden, wie ich bemerkte, ungefegt und mit Papierschnitzeln und Pomeranzenschalen reichlich bedeckt war), als ich mich auf einmal von einem Corps de Ballet von jüdischen Mädchen umringt sah, das tanzend auf der Bühne, die gewandtesten Sprünge und Wendungen machte, während meine Nase den lieblichen Geruch liegend eines benachbarten Abzug-Kanals einzuathmen hatte. (Alexander's Lisbon.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 10. Berlin, Freitag den 23. Januar 1835.

Rußland.

Kirdschali, der Räuber.

Von A. Puschkin.

Kirdschali war von Geburt ein Bulgar. In Türkischer Sprache bedeutet Kirdschali einen Heiden, einen Wagehals. Sein eigentlicher Name ist mir unbekannt.

Durch seine Räubereien hatte Kirdschali sich in der ganzen Moldau furchtbar gemacht. Um einigermaßen einen Begriff von ihm zu geben, werde ich eine seiner Thaten schildern. Einst in der Nacht überfielen er und ein Armaut ein Bulgarisches Dorf. Sie setzten es an beiden Enden in Brand und durchsuchten jede einzelne Hütte. Kirdschali mordete und der Armaut sammelte die Beute. Beide schrieen: Kirdschali! Kirdschali! Das ganze Dorf lief auseinander.

Als Alexander Ypsilanti sich an die Spitze des Aufstandes stellte und Truppen zu sammeln begann, führte Kirdschali ihm einige seiner alten Gefährten zu. Der wahre Zweck der Empörung war ihm wenig bekannt, aber der Krieg bot ihm Gelegenheit dar, sich auf Kosten der Türken und vielleicht auch der Moldauer zu bereichern — und dies schien ihm unzweifelhaft.

Alexander Ypsilanti war persönlich tapfer, besaß aber nicht die nöthigen Eigenschaften, um eine Rolle durchzuführen, die er so blitzig und unvorsichtig begonnen hatte. Er verstand es nicht, die Menschen zu behandeln, denen er befehlen mußte. Sie hatten weder Achtung noch Vertrauen zu ihm. Nach der unglücklichen Schlacht, in welcher die Blüthe der Griechischen Jugend fiel, gab Jordaki Olimbioti ihm den Rath, sich zu entfernen und nahm selbst seine Stelle ein. Ypsilanti entfloh zur Oesterreichischen Gränze und sandte von dort aus seine Verwünschungen an seine zeitherigen Theilnehmer, die er Ungeheuer, Memmen und Taugenichtse nannte. Diese Memmen und Taugenichtse starben aber größtentheils unter den Mauern des Klosters Seek, oder an den Ufern des Pruth, in verzweifelter Vertheidigung gegen einen zehn Mal stärkeren Feind.

Kirdschali befand sich in Georg Kantakuzin's Truppen-Abtheilung, von welchem Anführer man dasselbe sagen kann, wie von Ypsilanti. Am Abend vor der Schlacht bei Skulenami erbat sich Kantakuzin von dem Russischen Befehlshaber die Erlaubniß, unsere Quarantaine-Anstalt zu beziehen. Seine Truppen blieben ohne Anführer. Kirdschali aber, Safianos, Kantageni und mehrere Andere bedurften keines Anführers.

Die Schlacht bei Skulenami ist, so viel ich weiß, noch von Niemanden in ihrer rührenden Wahrheit geschildert worden. Man stelle sich 700 Armauten, Albanesen, Griechen, Bulgaren und zusammengerafte Menschen aller Art vor, die nicht den mindesten Begriff von Kriegskunst hatten, und sich im Angesicht von 13,000 Türkischen Reitern zurückzogen. Dieser kleine Haufe gelangte bis zu den Ufern des Pruth und stellte zwei kleine Kanonen vor sich hin, die er in Jassi im Palast des Hospodars gefunden hatte, wo sie bei feierlichen Gastmahlen bemüßt worden waren. Die Türken würden gerne mit Kartätschen gefeuert haben, wagten es aber nicht ohne Erlaubniß des Russischen Befehlshabers; die Kartätschen wären gewiß über den Fluß zu uns herüber gestogen. Der Chef der Quarantaine-Anstalt (der jetzt todt ist), wiewohl 40 Jahr in Kriegsdiensten, hörte hier zum ersten Mal das Sausen der Kugeln. Einige derselben brummten ihm ziemlich nahe in die Ohren. Der Alte ward sürchterlich wild und schalt dafür den Major des in der Anstalt befindlichen Ochopki'schen Infanterie-Regiments tüchtig aus. Der Major, der nicht wußte, was er thun sollte, lief an den Fluß, auf beiden festeitigen Ufer die Türken standen, und drohte ihnen mit dem Finger, worauf sich die ganze Abtheilung zurückzog. Der Major, der mit dem Finger gedroht hatte, hieß Chortschefzefzky. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht.

Am folgenden Tage aber griffen die Türken die Hetäristen an. Da sie es nicht wagten, weder mit Kartätschen noch anderem Geschütz zu schießen, so bedienten sie sich ihrer blanken Waffen. Die Schlacht war blutig. Bei den Türken bemerkte man Manche, die sie früher nicht hatten; es waren Russische. Sie hatten eines Befehls unseres Kaisers kommten die Hetäristen über den Pruth gehen und sich in unsere Quarantaine-Anstalt flüchten. Sie begannen, sich über den Strom zu retten. Kantageni und Safianos blieben zuletzt auf dem Türkischen Ufer. Der Abends zuvor verwundete Kirdschali lag bereits in der Quarantaine. Safianos ward erschlagen. Kantageni, ein sehr dicker Mann, hatte durch eine Lanze eine Wunde in den Unterleib erhalten. Mit einer Hand hielt er seinen Säbel in die Höhe, mit der anderen ergriff er die feindliche Lanze, stieß sie sich tiefer in den Leib und erreichte auf diese Weise mit seinem Säbel seinen Gegner, mit dem er darauf zusammen die Seele aushauchte.

Alles war verdirbt. Die Türken hatten gesiegt. Die Moldau war befreit. Ungefähr 600 Armauten zerstreuten sich in Bessarabien; obgleich sie nicht wußten, wovon sie leben sollten, waren sie Rußland doch für seinen Schutz dankbar. Sie führten ein müßiges, jedoch kein lüderliches Leben. Man konnte sie jederzeit in den Kaffeehäusern des halbtürkischen Bessarabiens sehen, mit langen Pfeifen im Munde, und dicken Kaffee aus kleinen Tassen trinkend. Ihre verbrämten Jacken und rothen spitzen Pantoffeln fingen schon an, sich abzunutzen; ihre kurzen Seitengewehre aber und ihre Pistolen sletzten noch immer aus ihren breiten Gürteln hervor. Niemand hatte sich über sie zu beklagen. Auch konnte man nicht denken, daß diese friedlichen armen Leute Gefährten des furchtbaren Kirdschali waren, und daß dieser sich unter ihnen befand.

Der in Jassy komandierende Pascha erfuhr es, und verlangte, in Folge der Friedens-Verträge, von der Russischen Verwaltung die Auslieferung des Räubers.

Die Polizei begann ihre Nachforschungen. Sie entdeckte, daß Kirdschali sich wirklich in Kischenef aufhalte. Er ward in der Wohnung eines entlaufenen Mönchs, eines Abends, als er gerade beim Essen war, und im Dunkeln mit sieben seiner Gefährten zusammen saß, verhaftet und in's Gefängniß gesührt. Er verhehlte die Wahrheit nicht und gab sich zu erkennen. „Aber", sügte er hinzu, „seitdem ich über den Pruth ging, habe ich nicht ein Haar fremdem Gutes angerührt, und nicht dem geringsten Eigenen etwas zu Leide gethan. Den Türken, Moldauern und Wallachen bin ich freilich ein Feind, — den Russen aber bin ich ein Gast. Als Safianos, nachdem er alle seine Patronen verschossen hatte, zu uns in die Quarantaine kam, gab ich ihm mein letztes Geld. Gott weiß es, daß ich, Kirdschali, von Almosen lebte! Warum liefern mich denn nun die Russen meinen Feinden aus?" — Hierauf schwieg er und erwartete ruhig die Entscheidung seines Schicksals.

Er brauchte nicht lange zu warten. Die Russische Verwaltung, die keinen Beruf in sich fühlte, Räuber von der romantischen Seite zu betrachten, und von der Rechtmäßigkeit des Türkischen Verlangens überzeugt, befahl, Kirdschali nach Jassy abzufertigen.

Ein Mann von Kopf und Herz, damals noch ein junger wenig gekannter Beamter, jetzt aber Inhaber eines wichtigen Postens, gab mir eine lebendige Schilderung der Abreise des Räubers.

Um Thor des Gefängnisses stand eine Post-Karutze .... (Vielleicht weiß man nicht, was eine Karutze ist. Sie ist ein kleiner, niedriger, gestochener, offener Wagen, vor welchen man unlängst noch gewöhnlich sechs oder acht ausgehungerte Pferdchen vorspannte. Ein Moldauer mit langem Knebelbarte und einer Mütze von Schafsfell, auf einem dieser Pferdchen sitzend, schrie unaufhörlich und peitschte auf die Thierchen los, und diese liefen dann auch in leichtem Trab vorwärts. Konnte eines derselben nicht weiter, so spannte er es unter fürchterlichen Verwünschungen aus, und ließ es, unbekümmert um sein Schicksal, auf der Straße liegen. Auf dem Rückwege war er überzeugt, es auf der nämlichen Stelle, ganz ruhig auf der grünen Steppe grasend, wiederzusinden. Nicht selten geschah es, daß ein von einer Station mit acht Pferden abgefahrener Reisender nur mit einem Paar in der nächsten ankam. So war es vor funfzehn Jahren. Jetzt sind in dem Russisch gewordenen Bessarabien Russischer Vorspann und Russische Wagen (Telega's) eingeführt worden.)

Eine solche Karutze nun stand am Thor des Gefängnisses im Jahr 1821, an einem der letzten Tage des September. Ihnnen mit zurückgeschlagenen Aermeln und klappenden Pantoffeln, Armauten in ihrer malerischen Tracht und wohlgebauten Moldauerinnen mit schwarzäugigen Kindern auf den Armen umringten die Karutze. Die Männer standen schweigend da; die Weiber schienen mit lebhafter Ungeduld etwas zu erwarten.

Das Thor ging auf und einige Polizei-Offiziere erschienen auf der Straße; ihnen folgten zwei Soldaten, die den eingeschmiedeten Kirdschali fortgeleiteten.

Er schien 30 Jahre alt zu sein. Die Züge seines schwarzbraunen Gesichtes waren regelmäßig und scharf. Er war groß, breitschulterig, und seine ganze Gestalt sprach für eine ungewöhnliche Körperkraft. Ein bunter, fein Haupt bedeckender Turban, ein breiter Gürtel, ein Dolman von dickem blauen Tuch, ein breit gefaltetes, bis über die Knie herabfallendes Hemd und schöne Pantoffeln bildeten die Ueberkleidung seines Anzuges. Sein Aeußeres war stolz und ruhig.

Einer der Beamten, ein alter Mann, in abgeleuchter Uniform, auf welcher drei Knöpfe umherbammelten, stemmte den purpurrothen Kine-

Digitized by Google

England.

Die Irländischen Dienstboten.*)

Jede Stadt, jedes Dorf in der Welt hat einen Ort, wo die Mädchen sich versammeln, um des Lebens Leiden und Freuden zu besprechen, die Geschichte des Tages zu rekapitulieren und der Zunge das Band abzunehmen, das ihnen die Geschäfte und der strenge Dienst auferlegt. In Frankreich ist es die große Kastanie oder der Apfelbaum, wo sich die Dienstboten die Rede-Freiheit gegenseitig zugestehen, es ist der Fruchtsbaum für die lüsternde Zunge der dienenden Klasse, die sich hier in unumschränkten Gebrauch an ihrem Nächsten richtet. In England schauren sich die Mädchen um die Brunnen, in Irland halten sie auf Kreuzwegen ihre Versammlungen. Besonders nach sechs Uhr Abends sieht man sie hier in Haufen beisammen, auch männliche Dienstboten mischen sich unter sie, und treiben Kurzweil mit den Dirnen, und vereinigen ihre Stimmen mit den Herzens-Ergießungen der Weiber. Nicht weit von den Landhäusern der Adeligen trift man diese bunten Societäten der Knechte und Mägde in verschiedenen Gruppen. Die Hand in die Seite gestemmt, die Mütze hervorgen auf's Ohr gerückt, so stehen sie da und schwatzen sich aus über Alles und Jedes. Besonders wo ein Graben aufgeworfen ist an den Kreuzwegen, bestimmen sie am liebsten ihre Wahl- und Rede-Plätze. Die aufgeworfene Dammerde dient da Ruhepläze, denn mit Ruhe will man sich ergehen über die Angelegenheiten des Lebens. Auch die Aermsten trenkt sie oft am Tage hinaus, und wenn ein Wagen von fern herrollt, lassen die Weiber Küche, Keller, Boden und Wäsche auf wenige Augenblicke in Stich, und stiegen hin und zurück. Aber des Abends werden längere Diskussionen eröffnet, und ohne zu erscheinen und in etliche vor den Schenkens zu stehen, werden die Herren und Damen der gehetzenden Polizei vor Gericht gezogen.

Gewiß ist die Zunge des Irländischen Dienstboten nicht so spitz in Beurtheilung und Verdammung ihrer Herrschaft, als man in England die Diener räsonniren hört. Der Irländer hängt treuer an seinem Herrn, und zeigt dies besonders, wenn dieser in Noth ist. Der verschiedete Eheimann bleibt noch immer für ihn dieselbe Person, die er im Glück für ihn war, ja er hält sich im Mißgeschick noch weit mehr verpflichtet, die Partei seines Herrn zu nehmen, wenn es darauf kommt, Ehre und Reputation zu retten. „Ich bin ein ehrlimlicher Kerl," pflegt der Irländische Bediente zu den Zungen-Geschäftigen zu sagen, „akein mein Herr hat das Herz eines Gentleman im Leibe, und wenn Du behaupten willst, er sey Dir eine lumpige Kleinigkeit schuldig, und Dich nicht glücklich schätzest, sein ewiger Schuldner zu seyn, denn Himmel! so mache ich Dir in der Pferde-Schwemme eine Suppe zum Frühstück zurecht!"

Es ist nicht gesagt, daß der gute Irländer seinen eigenen Werthheit im Auge hat, wenn er seinen Herrn vertheidigt in solchen Widerwärtigkeiten des Lebens, allein er hat doch auch viel Hunde-Treue, auch wenn er fehlt, es geht schief. Der Eheimann ist nach wie vor sein Herr, und er hält sich für seinen Sklaven. „Wenn Du mich einen Schurken nennst," würde ein Englischer Diener zu dem tobenden Gläubiger unter ähnlicher Begegnis sagen, „so rufe ich die Gesetze für mich zu Hülfe. Ist mein Herr Dir Geld schuldig, so will ich Dir's bezahlen, wenn Du willst. Ich kann nicht für ihn haften, noch bin ich ein Schurke weder um seinet- noch um jemandeswillen in der Welt!"

Hiermit ist der große Unterschied angedeutet, der zwischen der Irländischen und der Englischen Dienstboten-Klasse herrscht. Ein Irländischer Vater, der sein Kind entläßt, um es in Dienst zu geben, sagt zu ihm: „Mein Kind, sieh immer auf die Ehrbietigkeit und gieb Dich den Herren ganz zu eigen!" Ganz anders in England eine Mutter zu gleicher Condition ihrem Sohn, so lautet ihre Ermahnung an ihn ganz anderes. „Fürchte Gott," sagt sie, „und scheue Niemand! Thue Deine Pflicht, und kein Mensch kann Dir etwas anhaben." Bei dieser Art von Lebrigenschaft, in die sich der Irländische Bediente mit Plan und Vorsatz begiebt, gelingt es ihm aber auch, ein ein weit engeres Verhältniß zu seinen Herren zu treten, und ist dieser reich, so giebt er den größten Vertrauens-Beweis seiner Treue. Ich kenne einen Fall dieser Art, wie er selbst gute Miethe in ihren eigenen Angelegenheiten waren, bei der guten Wirthschaft ihrer Herren sich ein Kapitälchen sammelten. Der Englische Diener, der sich mit der Vollziehung seiner Diener-Pflichten begnügt, lebt oft weit beschränkter, und muß sich auch natürlich mit dem gewissen Einkommen begnügen. Soll aber der Diener einmal Diener seyn, so ist der Irländer vorzuziehen, denn seine Treue mehr als in dieser den Umfang seiner Verpflichtung mit den kleine Geschäfte. Er ist Diener und weiter nichts, er will nichts weiter seyn; wo das Bereich seiner Obliegenheiten aufhört, hört auch das Verhältniß zu ihm auf. Der Irländer aber, der mehr als Diener, der auch unser Lebens-Geschäfte, unser Verwalter, unser Hausfreund, unser Anwalt beim Gerede der Welt seyn will, und sich wie ein Stück Hausgeräth in der Wirthschaft ausbreitet, das ist gewiß schon viel, wird schlecht, bedient uns schlecht, und kennt seine Pflichten als dienstthuendes Wesen gar nicht. Bei seiner gutmüthigen Seeglamkeit werden die Hausgeschäfte lässig besorgt. Während er auf die Verbesserung der Verwaltung sinnt und auf Ersparnisse denkt, weiß er oft nicht das Vorhandene in gutem Zustande zu erhalten, ist lässig und liederlich, während er Alles thun und in Ordnung wissen will. Ist weiß er das Ding, das er in Händen hält und bedient möchte, gar nicht zu placiren, er wirft es zu Boden vor lauter Eifer, es an die rechte Stelle zu setzen. Er ist unordentlich, geht nicht nach der Uhr, verstößelt die Schlüssel, und hat sie dann irgendwo recht sicher, aber versteckt unterdrückt. Die glänzende Livree, die man ihm giebt, büßet er nicht

*) Von Mrs. S. C. Hall, derselben Dame, von der wir schon in Nr. 4 dieses Jahrgangs den Aufsatz über die Irländischen Bettler mittheilten.

Jede Stadt, jedes Dorf in der Welt hat einen Ort, wo die Mädchen sich versammeln, um des Lebens Leiden und Freuden zu besprechen, die Geschichte des Tages zu rekapitulieren und der Zunge das Band abzunehmen, das ihnen die Geschäfte und der strenge Dienst auferlegt. In Frankreich ist es die große Kastanie oder der Apfelbaum, wo sich die Dienstboten die Rede-Freiheit gegenseitig zugestehen, es ist der Fruchtsbaum für die lüsternde Zunge der dienenden Klasse, die sich hier in unumschränkten Gebrauch an ihrem Nächsten richtet. In England schauren sich die Mädchen um die Brunnen, in Irland halten sie auf Kreuzwegen ihre Versammlungen. Besonders nach sechs Uhr Abends sieht man sie hier in Haufen beisammen, auch männliche Dienstboten mischen sich unter sie, und treiben Kurzweil mit den Dirnen, und vereinigen ihre Stimmen mit den Herzens-Ergießungen der Weiber. Nicht weit von den Landhäusern der Adeligen trift man diese bunten Societäten der Knechte und Mägde in verschiedenen Gruppen. Die Hand in die Seite gestemmt, die Mütze hervorgen auf's Ohr gerückt, so stehen sie da und schwatzen sich aus über Alles und Jedes. Besonders wo ein Graben aufgeworfen ist an den Kreuzwegen, bestimmen sie am liebsten ihre Wahl- und Rede-Plätze. Die aufgeworfene Dammerde dient da Ruhepläze, denn mit Ruhe will man sich ergehen über die Angelegenheiten des Lebens. Auch die Aermsten trenkt sie oft am Tage hinaus, und wenn ein Wagen von fern herrollt, lassen die Weiber Küche, Keller, Boden und Wäsche auf wenige Augenblicke in Stich, und stiegen hin und zurück. Aber des Abends werden längere Diskussionen eröffnet, und ohne zu erscheinen und in etliche vor den Schenkens zu stehen, werden die Herren und Damen der gehetzenden Polizei vor Gericht gezogen.

Gewiß ist die Zunge des Irländischen Dienstboten nicht so spitz in Beurtheilung und Verdammung ihrer Herrschaft, als man in England die Diener räsonniren hört. Der Irländer hängt treuer an seinem Herrn, und zeigt dies besonders, wenn dieser in Noth ist. Der verschiedete Eheimann bleibt noch immer für ihn dieselbe Person, die er im Glück für ihn war, ja er hält sich im Mißgeschick noch weit mehr verpflichtet, die Partei seines Herrn zu nehmen, wenn es darauf kommt, Ehre und Reputation zu retten. „Ich bin ein ehrlimlicher Kerl," pflegt der Irländische Bediente zu den Zungen-Geschäftigen zu sagen, „akein mein Herr hat das Herz eines Gentleman im Leibe, und wenn Du behaupten willst, er sey Dir eine lumpige Kleinigkeit schuldig, und Dich nicht glücklich schätzest, sein ewiger Schuldner zu seyn, denn Himmel! so mache ich Dir in der Pferde-Schwemme eine Suppe zum Frühstück zurecht!"

Es ist nicht gesagt, daß der gute Irländer seinen eigenen Werthheit im Auge hat, wenn er seinen Herrn vertheidigt in solchen Widerwärtigkeiten des Lebens, allein er hat doch auch viel Hunde-Treue, auch wenn er fehlt, es geht schief. Der Eheimann ist nach wie vor sein Herr, und er hält sich für seinen Sklaven. „Wenn Du mich einen Schurken nennst," würde ein Englischer Diener zu dem tobenden Gläubiger unter ähnlicher Begegnis sagen, „so rufe ich die Gesetze für mich zu Hülfe. Ist mein Herr Dir Geld schuldig, so will ich Dir's bezahlen, wenn Du willst. Ich kann nicht für ihn haften, noch bin ich ein Schurke weder um seinet- noch um jemandeswillen in der Welt!"

Hiermit ist der große Unterschied angedeutet, der zwischen der Irländischen und der Englischen Dienstboten-Klasse herrscht. Ein Irländischer Vater, der sein Kind entläßt, um es in Dienst zu geben, sagt zu ihm: „Mein Kind, sieh immer auf die Ehrbietigkeit und gieb Dich den Herren ganz zu eigen!" Ganz anders in England eine Mutter zu gleicher Condition ihrem Sohn, so lautet ihre Ermahnung an ihn ganz anderes. „Fürchte Gott," sagt sie, „und scheue Niemand! Thue Deine Pflicht, und kein Mensch kann Dir etwas anhaben." Bei dieser Art von Lebrigenschaft, in die sich der Irländische Bediente mit Plan und Vorsatz begiebt, gelingt es ihm aber auch, ein ein weit engeres Verhältniß zu seinen Herren zu treten, und ist dieser reich, so giebt er den größten Vertrauens-Beweis seiner Treue. Ich kenne einen Fall dieser Art, wie er selbst gute Miethe in ihren eigenen Angelegenheiten waren, bei der guten Wirthschaft ihrer Herren sich ein Kapitälchen sammelten. Der Englische Diener, der sich mit der Vollziehung seiner Diener-Pflichten begnügt, lebt oft weit beschränkter, und muß sich auch natürlich mit dem gewissen Einkommen begnügen. Soll aber der Diener einmal Diener seyn, so ist der Irländer vorzuziehen, denn seine Treue mehr als in dieser den Umfang seiner Verpflichtung mit den kleine Geschäfte. Er ist Diener und weiter nichts, er will nichts weiter seyn; wo das Bereich seiner Obliegenheiten aufhört, hört auch das Verhältniß zu ihm auf. Der Irländer aber, der mehr als Diener, der auch unser Lebens-Geschäfte, unser Verwalter, unser Hausfreund, unser Anwalt beim Gerede der Welt seyn will, und sich wie ein Stück Hausgeräth in der Wirthschaft ausbreitet, das ist gewiß schon viel, wird schlecht, bedient uns schlecht, und kennt seine Pflichten als dienstthuendes Wesen gar nicht. Bei seiner gutmüthigen Seeglamkeit werden die Hausgeschäfte lässig besorgt. Während er auf die Verbesserung der Verwaltung sinnt und auf Ersparnisse denkt, weiß er oft nicht das Vorhandene in gutem Zustande zu erhalten, ist lässig und liederlich, während er Alles thun und in Ordnung wissen will. Ist weiß er das Ding, das er in Händen hält und bedient möchte, gar nicht zu placiren, er wirft es zu Boden vor lauter Eifer, es an die rechte Stelle zu setzen. Er ist unordentlich, geht nicht nach der Uhr, verstößelt die Schlüssel, und hat sie dann irgendwo recht sicher, aber versteckt unterdrückt. Die glänzende Livree, die man ihm giebt, büßet er nicht

Bibliographie.

Phantasie und Leben. Begebenheiten und Erzählungen von Nikolai Polewoy.

Buch für Kinder auf das Jahr 1835, von Wladimir Burnaschoff.

Geschichte der Pugatschoff'schen Verschwörung. Von Alexander Puschkin.

Digitized by Google

einmal aus, er geht unsauber in seiner Wäsche, tut, er ist oft unlaugbar lich, bei aller Neigung, die er uns widmet.

Eine gute Haushaltung ist immer das Bild einer guten Familie. Wo der Gang der Befriedigung der Bedürfnisse in Ordnung ist, da schließt man auch auf die Harmonie des ganzen innern Familien-Lebens. Und hier muß ich nun sagen — warum es nicht often thun und es bloß in abgelegenen Gesellschafts-Zirkeln aussprechen? — daß es in vielen Irländischen Familien ganz Irländisch zugeht. Ich will damit nichts Gehässiges für Irland sagen, denn dort ist der Irländische Dienstbote oft weit mehr Englisch als bei uns. Unsere Dienstboten sind selbst daran Schuld, wenn es disharmonisch in ihrem Haushalte zugeht. Ihr ich die zarte, oft weibliche Sittsamkeit meiner Irländischen Landsmänninnen rühme und liebe, so sehr ich für ihre natürliche Liebenswürdigkeit eingenommen bin und in ihren häuslichen Tugenden alle Achtung zollen muß, ihr Haushalt ist oft keineswegs das Bild eines schön und gefällig geordneten Familien-Lebens. Es wird nirgends mehr als bei uns gewaschen, gesäubert, geputzt und gereinigt, und doch sieht es nirgends so wenig danach aus, als in vielen unserer Haushaltungen. Man ist zu fahrlässig, man läßt sich zu sehr gehen, man ist zu bequem, um die Unbequemlichkeiten zu beseitigen und das Leben gemächlich zu gestalten. Man versöhnt zu oft, was man selbst haut, man ist nicht regelmäßig bedacht, das sichere Geleise in der Wirthschaft aufrecht zu erhalten, und so kommt es, daß die Dienerschaft in den Irländischen Familien zu sehr ihren Kommissionär findet. Und diejenigen, welche, um ihr Gehalt zu machen, sich veranlaßt finden, Ersparnisse die Küche ihrer Genossen, sie sind oft der Auswurf ihres Standes. So bringen sie denn auch nach England den Geist der Unordnung mit herüber, da man sie in Englischen Familien ihrer Treue und Anhänglichkeit wegen sehr gern hat.

In dieser Treue und Anhänglichkeit liegen auch zugleich alle Fehler der Irländischen Dienstboten. Durch das möglichst innige Verhältniß, in das sie zu ihrer Herrschaft zu treten sich dreisten, geben sie ihren abgeschlossenen Kreis von Pflichten auf und laden mehr auf ihre Schultern, als sie zu tragen im Stande sind. Je näher vertraut sie aber mit ihrem Herrn sind, desto mehr buhlerisch sie allen seinen Launen und dreisten ihn zu seinen schlechten Angewöhnungen. „Es ist nicht meine Sache, auf seine Fehler zu sehen", sagt die gute Irländische Katzi, „geht es mir nicht gut, so hilft es ihm Nichts, wenn ich traurig bin! Soll und kann ich andanthar seyn? Nein, ich bin ihm unterthan, so lange ich lebe, bis auf den letzten Athemzug!"

Die Anhänglichkeit der Irländischen Ammen für ihren Säugling überschreiten alles glaubliche Maß von Hingebung, deren nur irgend das menschliche Gefühl fähig ist. Sie folgen und dienen dem Erzieher, der als Kind ihren Herzen lag, bis an ihr Ende. Unglück, sie begleiten ihn in fremde Länder, sie haben mehr als Hunde-Treue. Ein Beispiel genüge für viele. Eine Irländische Amme bört, daß der jüngere Sohn einer früher begüterten, aber verarmten Englischen Familie als Verbrecher im Kerker sitzt. Sie macht sich auf und eilt in das Gefängniß, um demjenigen Gesellschaft zu leisten, der von ihr die erste Nahrung erhalten hat. Wenn ihn alle Welt verläßt, sagt sie, so kann sie ihn nicht verlassen, sie hat ihn geliebt und ist ihm treu, sie will mit ihm den stärksten Banden der Natur getrostet. Eine Amme, denkt sie, muß noch treu seyn, wenn Vater und Mutter die Hand von ihm thun. Sie sitzt in seinem Kerker, sie weicht nicht von ihm, erzählt ihm die alten Mährchen der Kindheit wieder, streichelt seine gramgebeichten Wangen, ermuntert und belebt seine ersterne Hoffnung, und nicht es, ohne daß ein Vorwurf über ihre Lippen kommt, an Erklärungen nicht fehlen, die der Seele des Unglücklichen so wohl thun. Er ist nicht zu retten, das Gericht hat ihn zum Tode verdammt. Seine That war verrucht, Jeder stieht, er ist ein von Gott und allen guten Menschen Verstoßener, nur die gute Amme will lieber mit sür verstoßen gelten, als ihn in der Todesstunde verlassen. Sie begleitet ihn nach Orts-Platz, und als sein Haupt unter dem Beile des Henkers gefallen ist, da ben Allmächtigen um Barmherzigkeit für ihn, damit er seine Seele gnädig aufnehmen möge in sein ewiges Himmelreich. Auch seinen Leichnam läßt sie nicht in Stich; sie bewacht ihn, wie es im treuen Irland Sitte ist. Sie beschwört Alle, den Uebersten die Unglücklichen ein ehrlich Begräbniß zu gestatten, und da man es verweigert, bleibt sie über dem Grabhügel knieen und wird selbst zum Denkstein an dem Orte, wo die Gebeine ihres Säuglings ruhen. Lange Jahre hindurch sah man sie auf dem Platze. Diese Geschichte erzähle ich ohne alle Bemüschung von dichterischer Erfindung. Es ist die Geschichte der Irländischen Diener-Treue.

Ich erinnere mich, wie mein Herz von patriotischen Gefühlen überwogte, als mir zum ersten Male in meinem Leben die Pflicht auferlegt wurde, mir einen Dienstboten zu wählen. Ich hatte den Entschluß, nur Irländische Diener in meinen Hause zu nehmen, die Reinheit und Gutmüthigkeit des Irländischen Charakters war für mich eben so bestechend, als die Hingebung zu meinem Vaterlande. In meinem-Hausstande herrschte der beste Verkehr zwischen Dienenden und Bedienenden, ich schenkte mein ganzes Vertrauen den guten Landsleuten und wenn ich auch weniger von ihnen erfüllt sah, als ich gehofft hatte, so kann ich doch nur Belehrungen aus meinem Haus-wesens zurückblicken. Eine Gallerie den komisch gemüthlichen Menschen tritt mir, der Reihe nach, vor Augen, wenn ich mit alle die Diener und Dienerinnen, die in meinem Hause gewiesen sind, vergegenwärtige. Selbst diejenigen, welche in sittlicher Hinsicht einigen Anstoß erregten und die ich deswegen zu entlassen mich genöthigen fühlte, waren so voller Hingebung für meine Personen, daß sich in mir ein Widerstreit der Gefühle ergenge, als ich mein Haus ihnen verschließen mußte. Besonders erinnere ich mich meiner alten Irländischen Köchin Mary Keegan, die nach und nach dem Bacchus im Brannwein zu sehr zugethan wurde. Sie stieß sich, als sie in einem Rausche ein Mal zu Boden fiel, ein Auge aus, und wenn sie später trotzdem der Flasche nicht abgeneigt blieb und eine kleine Trunkenheit sie überwältigte, so hielt sie lange Reden über meine Großmuth und Güte und sprach das feste Vertrauen zu mir aus, ich würde ihr das verlorene Auge wiederschaffen, ich sey zu gut und liebenswerth, um nicht auch das an ihr zu thun.

Eine meiner Freundinnen, die ich noch täglich besuche, hatte früher einen Irländer zum Koch, der der eitelste Mensch von der Welt war. Er war sehr zierlich und sauber und hielt viel auf seine Person, auf seinen äußeren Menschen und seinen Verstand. Er hieß Rowland, aber man nannte ihn nur immer Rory. Rory war wirklich ein ganz kluger Kopf und ein leidlicher Mensch in seinem ganzen Wesen, und, wie gesagt, nur zu sehr von sich eingenommen. Bei alle dem war er gegen seine Gebieterin der allerunterwürfigste Knecht, der ihr alles an den Augen abzusehen sich bemühte. Seine Eingebitteltheit und seine Ergebenheit traten auf diese Weise gegeneinander in den Harnisch und es war seltsam, wie der gute Mensch in sich kämpfte, um den Willen seiner Herrin mit seiner eigenen Ueberzeugung in Einklang zu bringen. „Rory", sagte meine Freundin ein Mal beim Frühstück, „heute Eier sind zu hart gekocht, Du hast sie überhaupt zu hart werden und zu lange am Feuer stehen, ich wünschte, Du brächtest sie mir weicher."

„Die Eier, Madam", sagte Rory (Madam sagte er zur Mistreß, denn er war von der alten Schule), „die Eier zu hart! Ist das Ihr Ernst, Madam? Nun ja, sie mögen zu hart seyn, wenn Sie es so finden, aber wenn es möglich ist und die Sache sich machen läßt, wir wollen sehen, sie sollen weicher werden." Und so sieht Rory sie zuschwören, die Eier sind nicht zu hart, bei Leibe nicht! Es müßte der Teufel, — Gott segne Sie, Madam, — aber der Teufel müßte sein Spiel dabei haben, wenn ich die Eier zu hart gekocht hätte. Indessen, wir wollen sehen, die Eier sollen weicher bleiben, obwohl es hart für mich ist, daß die Eier Ihnen zu hart sind."

Ein ander Mal sagte sie ihm, er möge das Mauldier holen. „Ich, Madam," brach Rory klagend aus, „den Maulesel soll ich holen, möchte mich doch lieber der Teufel holen, es wäre besser. Wenn es noch hieße: Rory, hol' das Pferd, aber den Maulesel! Madam, hätten Sie doch meinen Rath befolgt und sich ein Pferd angeschafft, ein stattliches Roß, ach! so ein Maulesel! Was ist ein Maulesel? — ein Nichts ist ein Maulesel, nichts als ein Maulesel, doch wie Sie wünschen, ich holte Ihnen den Maulesel, — Gott segne Sie! — so gegen alle Befehle disputirend, that er doch eifrig seinen Dienst, und machte sich ein besonderes Geschäft daraus, die Neulinge unter der Dienerschaft zu gleicher Unterthänigkeit anzuhalten. Der kleine dumme Jacob war eine Zeit lang einer von denen, die als Küchenjunge von ihm angelernt wurden. Während des Frühstücks ereignete es sich, daß ihm seine Lectionen, und flößte ihm die Grundsätze der Subordination handgreiflich ein, so daß man oft im zweiten Zimmer an dem kläglichen Geschrei des Burschen Rory's Eifer, seine Doctrin an den Mann zu bringen, entnehmen konnte. „Bad' ich Die nicht schon so oft gelagt," lärmte der Praceptor eines Morgens, während wir ihn beherchten, „daß unser Herrgott Dir Augen und Ohren gab, daß wir Deine Mistreß Dienst zu versehen? daß Du Hand und Fuß nur gebrauchen sollst, um ihre Befehle zu vollziehen? Du ein ganz unnützes Wesen bist, wenn Du nicht für die Mistreß lebst? daß Du nur, um der Mistreß dienstbar zu seyn, Dein täglich Brod issest, Dein Kleid trägst, die Luft einsaugst, die Augen aus- und zumachst? Wozu bist Du sonst nütze in der Welt, dummer Teufel? Wozu meinst Du, daß der Herr Die Leben und Gesundheit schenkt und Deinesgleichen auf Erden duldet?"

„Ei," murrte Jacob vor sich hin, „wozu sey Ihr denn auf der Welt?"

„Ich bin dazu da," fuhr Rory fort, „um meiner Mistreß zu dienen, und ich diene ihr am besten, wenn ich die schlechten Burschen, die mir sonst ihren, zum Dienst anhalte. Ich diene ihr und sehe darauf, daß man ihr diene in Worten und Werken, ja auch in Gedanken. Du issest hier der Mistreß Brod; bei jedem Bissen, den Du verschlingst, sollst Du dankbar an Mistreß denken, oder ich will nicht selig seyn."

„Aber ich denke jetzt nicht an Mistreß", sagte der sibirische Knabe, „ich denke, wie ich meinen Hunger stille."

„Junger Teufel!" sagte Rory und gab ihm einen tüchtigen Backenstreich. „Der Bursche kannte nicht viel, allein zum Dienste hätte er doch vielleicht noch Anlagen besessen lassen, wenn sie nicht durch Rory ihm, er wollte den Jungen von Grund aus innerlich bessern und seine Theorie ihm einblauen. Es gelang ihm schlecht, und er klagte seiner Mistreß später, daß er ausser dem Maulesel nun auch noch Maulesels Bruder in Ordnung zu halten habe.

Dem Trunke sind die Irländischen Dienstboten nur allzu häufig ergeben, und man hat in dieser Beziehung viel Noth mit ihnen. Sie trinken Branntwein, der schnell berauscht, und im Rausche machen sie allerlei Tollheiten, ohne jedoch immer boshaft zu werden. Der Engländer trinkt Porter oder Bier, Getränke, bei denen ein Rausch nicht so leicht erfolgt, aber die eine Schwerfälligkeit, eine glotzende Dummheit in ihrem Gefolge haben, welche schwer liegt und lange anhält. Beim Irländer ist der Moment der ausgelassenen Stimmung schnell vorüber, der Schlaf schließt ihn ein, von dem man in seiner sonstigen Gutmüthigkeit keine Ahnung hatte. Behandelt man ihn mit Vertraulichkeit, so vermag man Alles über ihn, und kann auch dann sehr streng gegen ihn seyn, sobald er einmal eingesehen hat, man wolle ihm wohl und habe nur sein Bestes im Sinn.

(N. M. M.)

China.

Die militairischen Frauen.

In einem von Pater Amiot aus dem Chinesischen übersetzten Werke — dessen Inhalt gewiß ernsthaft zu nennen, denn es handelt von der Ehrwürdigen Kriegskunst — in diesem Werke also finden wir das hübsche Ballet „der Aufruhr im Serail“ wieder, oder wenigstens die darin vorkommende Grund-Idee vom Disziplinirten und Einexerzirten der Damen. Das Stück, welches wir mittheilen, bildet die Einleitung zu einem Buche, betitelt: „Dreizehn Artikel vom Kriegswesen“. Sein Chinesischer Verfasser war Sün dsi, ein General im Königreich Wu, und es wurde auf Befehl Khang hi's (1710) auch in die Mandschu-Sprache übersetzt.

„Sün dsi“, sagt der Verf. der Vorrede oder Einleitung, „war der geschiedenste Strateg, den es nur geben kann. Das Werk, welches er geschrieben, und die großen Feldherrn-Thaten, die er selbst verrichtet, geben Beweise von seinem außerordentlichen Genie und seiner ungeheuren Erfahrung in der Kriegskunst.“

„Der König von Wu lag mit dem Königen von Tschu und Ho in Streit, und schon rüstete man sich zu offenem Kriege. Sün dsi, der nie müßig bleiben konnte, machte dem Könige von Wu seine Aufwartung, und bat ihn um eine Anstellung in seinem Heer. Der König sprach zu ihm: „Lieber Sün dsi, ich habe Euer Werk über die Kriegskunst gelesen, und es hat mich sehr befriedigt; allein Eure Vorschriften sind meinen Bedürfnissen, sehr schwer im Werk zu setzen, und mehrere derselben scheinen mir sogar ganz unausführbar. Könnter Ihr selbst wohl thun, wie ihr vorschreibt? Von der Theorie zur Praxis ist ein großer Schritt.“

„„Mein Fürst““, antwortete Sün dsi, „„ich habe in meinen Schriften nichts gesagt, was ich in der Praxis nicht schon bewerkstelligt hätte. Ich kann aber noch mehr: ich will mich anheischig machen, jeden andern Menschen eben so weit zu bringen.““

„„Werthe schon““, sagte der König, „„Ihr wollt sagen, daß Ihr andere Leute von Einsicht und Tapferkeit recht gut in Euren Maximen unterweisen könnt; aber die große Menge ist nicht so geartet, tapfer und gut gesinnt.““

„„Das schadet nichts““, versetzte Sün dsi; „„ich habe gesagt, jeden Anderen, und ich nehme keinen Menschen davon aus, wie einfältig, wie feige und verkehrt er auch sey.““

„Wenn man Euch so hört“, sprach der König, „da sollte man denken, Ihr könntet selbst Weibern kriegerischen Muth und Geschicklichkeit in militairischen Evolutionen beibringen.“

„„Ja, mein Fürst““, antwortete der Feldherr mit festem Ton, „„ich bitte Eure Majestät, nicht daran zu zweifeln.““

Der König, der unter den gegenwärtigen Umständen an den gewohnten Hof-Belustigungen mehr Gefallen finden mochte, benutzte diese Gelegenheit, um sich eine Ergötzlichkeit von ganz neuer Art zu verschaffen. „Man führe mir“, sagte er, „hundertundachtzig von meinen Weibern herein!“ Die Prinzessinnen erschienen. Unter denselben waren zwei, die der König ganz besonders liebte; sie wurden an die Spitze der Uebrigen gestellt. „Laßt uns sehen, Sün dsi“, sprach der König lächelnd, „ob Ihr Wort halten werdet. Ich ernenne Euch zum Befehlshaber dieses neuen Corps; Ihr könnt in den Räumen meines Palastes den Ort ausfuchen, der Euch zu den Uebungen am schicklichsten dünkt. Ich werde mich bald davon überzeugen, was Ihr aus den jämmerlichen Rekruten gemacht habt.“

Der General verlor die Fassung nicht; er zeigte vielmehr große Erkenntlichkeit für die Ehre, deren Se. Majestät ihn gewürdigt, und versprach dem Könige baldige vollkommene Befriedigung.

Als der König in das Innere seines Palastes zurückgekehret war, ließ der General vollständige militairische Equipirungen für die neuen Soldaten bringen. Dann führte er seine weibliche Compagnie in einen Hof des Palastes und redete sie also an: „Da Sie, meine Damen, jetzt unter meiner Leitung stehen, so müssen Sie mich aufmerksam anhören und allen meinen Befehlen Gehorsam leisten. Dies ist das erste und vornehmste der militairischen Gesetze; hören Sie sich wohl, dagegen zu verstoßen. Von Morgen an sollen Sie vor dem Könige exerziren, und ich verlasse mich darauf, daß es in bester Form geschehen wird.“

Nun ließ er ihnen Degenzehenke und Piken geben, theilte das kleine Corps in zwei Haufen und stellte an die Spitze jedes Haufens eine der beiden Favoritinnen. Darauf begann er seinen Unterricht mit folgenden Worten: „Können Sie mich Ihre Brust von Ihrem Rücken, und Ihre rechte Hand von Ihrer linken unterscheiden?“

Ein gellendes Gelächter war anfangs die ganze Antwort. Als die Damen aber sahen, daß der General sehr ernst blieb, sprachen sie dain wie mit Einer Stimme: „Ja, ja!“

„Wohl!“, fuhr Sün dsi fort; „merken Sie jetzt genau, was ich sagen werde: Wenn die Trommel nur einmal gerührt wird, so bleiben Sie ganz ruhig stehen. Hören Sie zwei Trommelschläge, so drehen Sie sich dergestalt, daß Ihre Brust an die Stelle kommt, wo bis dahin Ihre rechte Hand war; hören Sie aber drei Trommelschläge, so drehen Sie sich dergestalt, daß Ihre Brust genau die Stelle einnimmt, wo bis dahin Ihre linke Hand war. Wird die Trommel viermal gerührt, so drehen Sie sich in der Art, daß die Brust den bisherigen Platz des Rückens einnimmt, und der Rücken den bisherigen Platz der Brust.“

„Was ich eben gesagt habe, ist vielleicht noch unklar; ich will mich näher erklären. Ein einziger Trommelschlag bedeutet, daß Sie Ihre Stellung nicht ändern und nur aufmerken sollen. Zwei Schläge verlangen eine halbe Schwenkung rechts; drei Schläge eine halbe Schwenkung links, und vier Schläge eine ganze Schwenkung. Ich muß in Sache noch genauer erörtern.“

„Die Ordnung, der ich folgen werde, ist diese: Erst lasse ich die Trommel nur einmal rühren; bei diesem Signal werden Sie sich bereit halten, meine Befehle zu empfangen. Ein paar Augenblicke nachher werde ich sie zweimal rühren lassen; dann werden Sie sich allzumal im Ernst und Würde nach der Rechten drehen. Dann lasse ich nicht dreimal, sondern viermal auf die Trommel schlagen, und Sie vollenden Ihre Schwenkung. Endlich kommandire ich Sie in Ihre vorige Stellung zurück, und lasse dann, wie im Anfang, nur Einen Trommelschlag thun. Haben Sie mich wohl begriffen? Meldt Ihnen noch ein Sterpel, sprechen Sie.“ Die Damen versicherten, daß sie ihn gründlich verstanden hätten.

Sün dsi wiederholte seine Instruction noch zwei Mal. Er ordnete dann die kleine Schaar, und ließ den Trommler einen Schlag thun. Bei dem Schlage gab es ein allgemeines Gelächter unter den Damen. Sün dsi ließ zwei Mal anschlagen, und das Gelächter wurde noch ärger. Der General verzog keine Miene und bot an:

„Wirklich war meine Anweisung doch nicht deutlich genug. In diesem Fall habe ich gefehlt; ich will es wieder gut zu machen suchen, und so zu Ihnen reden, daß es nicht über Ihren Horizont hinausgeht. Er wiederholte auch wirklich dieselbe Lection mit anderen Worten; aber Alles war in den Wind geredet, und das Gelächter wollte kein Ende nehmen.

Sün dsi sah kam nicht ausser Fassung; er fuhr in ruhigem, aber festem Tone fort: „Hätten Sie mich einstimmig verschert, daß meine Befehle Ihnen unverständlich seyen, so würden Sie keine Strafe verdienen; allein ich habe nach Ihrem eigenen Geständniß deutlich gesprochen, und Sie leisten mir keinen Gehorsam. Das verdient eine militairische Strafe. Jeder Soldat, der den Befehlen seines Oberen widerstreht, hat das Leben verwirkt.“ Sofort gebot Sün dsi den beiden Anführ-Damen, die beiden Favoritien, welche an ihrer Spitze standen, zu stehen. Einer der Eunuchen hinterbrachte diesen Blutbefehl den Königen, und Letzterer ließ dem Feldherrn sagen, er möge ja den Spaß nicht zu weit treiben.

„Geht und meldet dem Könige“, sagte Sün dsi, „ich hielte ihn für zu gerecht und vernünftig, als daß ich an eine so plötzliche Aenderung einer Strafe Stimmung glauben könnte. Der König kennt die Gesetze; er kann mich Befehle ertheilen lassen, die einer Aenderung ihm wenig er mich selbst bestehet hat. Diese Frauen haben mir den Gehorsam verweigert, und also müssen sie sterben.“ Mit diesen Worten zog er seinen Säbel und hieb den beiden Anführerinnen ganz kaltblütig die Köpfe ab. Dann stellte er zwei andere Frauen an ihre Plätze, ließ die Trommel von neuem rühren, und — die Truppe machte ihre Schwenkungen so tactirt, wie das gelbseste Corps.

Nun sandte Sün dsi zu dem Vater: „Geh' und sage dem König, daß seine Frauen den Kriegsdienst verstehen; daß ich sie jeder Gefahr entgegenstellen und, wenn es Noth thut, sogar durch Wasser und Feuer führen kann.

Als der König den Hergang erfuhr, wurde er von lebhaftem Schmerz ergriffen. „So habe ich denn“, sprach er seufzend, „Alles verloren, was mir auf der Welt das Liebste war! — Fort mit diesem Ärgernisse! Ich will ihn nicht mehr sehen und begehre auch seine Dienste nicht. — Was hast Du gethan, Unmensch? Wie kann ich ihn führo noch leben!“

Aber Zeit und Umstände ließen den König seinen Verlust bald vergessen. Von Feinden hart gedrängt, rief er den Sün dsi zurück, machte ihn zum Oberfeldherrn und zerstörte mit seiner Hülfe das Königreich Tschu. (F. P.)

Mannigfaltiges.

— Das Gastmahl eines Brahminen. Dieses besteht — da bekanntlich die Brahminen-Kaste nichts Animalisches genießen darf, in folgtich Reis-Speisen, verschieden zubereitet, gekochten Gemüsen, und einer gewissen Art von gewürztem Brode. Das Lieblings-Gericht des Brahminen ist selten etwas mehr, als eine warme Butter-Milch, mit irgend einer Körnerart und feinem Mehle und verschiedenen Gewürzen zubereitet. Eine andere Lieblings-Speise besteht aus durchgeschlagenen Erbsen mit Salz und Kurkumei gekocht, wozu Ghee, d. h. ausgelassene Butter, hinzugethan wird. Die Teller und Schüsseln der Brahminen sind immer aus Baumblättern verfertigt; denn wenn er sich auch zum Kochen des zinnernen oder verzinnten Kupfer-Geschirres bedient, so mag er doch dergleichen niemals bei Tische haben. Die verschiedenen Gerichte werden in besonderen Schüsseln von ungleicher Größe, Form und Tiefe auf einer großen grünen Tafelblecke aufgetragen. Mitten auf der Tafel befindet sich immer eine große, hohe oder platte Schüssel mit gekochtem Reis, und bei einem Feste giebt es noch zwei andere Sorten von Speisen und gebenen Reis, der mit Salz und verschiedenen Gewürzen zubereitet ist; dazu kommen noch oft zweierlei Schüsseln mit rührtem Reis, der mit Chatna, eingekochten und geschmorten Pflanzen, genossen wird. Von den letzteren werden hauptsächlich Bringals, Bendre, Turoy und verschiedene Arten Bohnen benutzt, die alle aufs Schmackhafteste zubereitet sind. Das Dessert besteht aus Mangos, die mit Zucker, Ingwer und Citronen eingemacht sind, sowie aus anderen Confekten, Obsten von verschiedenen Früchten, und zuweilen auch aus kleinen rohen Früchten; doch ist das Dessert überhaupt nicht sehr gewöhnlich bei den Brahminen. (East India Magazine.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 11. Berlin, Montag den 26. Januar 1835.

Frankreich.

Cornille Bart und der Seefuchs.

Aus der, „Geschichte der Französischen Marine" von Eugene Sue. *)

Es war zur Zeit der Belagerung von Dünkirchen, im Monat Juni des Jahres 1658, ein paar Tage vor der blutigen Schlacht auf den Dünen, die über das Schicksal jener wichtigen Stadt entschied; sie wurde von einer Englisch-Französischen Armee, an deren Spitze der Marschall Turenne für Ludwig XIV. und Sr. Herrlichkeit Lord Lockart für Cromwell standen, belagert. Der Marquis von Lède, der Prinz von Condé und Don Juan von Oesterreich vertheidigten den Platz für den König von Spanien, der ihn seit 1652 inne hatte; an einem schönen Abend dieses Monats also, wie gesagt, war es, daß sich eine ziemlich zahlreiche Gruppe von Bürgern und Seeleuten um die Treppe eines mäßigen Hauses drängte, welches in der Kirchstraße unweit der Kirche selbst lag, die damals durch ihr wundervolles Glockenspiel so berühmt war.

Dies Haus, wie fast alle in jener Zeit, war von unregelmäßiger Gestalt, mit hohen, engen, Gothischen Bogenfenstern versehen. Die Jahrszahl seiner Erbauung stand mit eisernen Stäben auf der Façade eingezeichnet; unterhalb der Fenster im Erdgeschoß, links von der Treppe und mit der Straße gleich, führte eine vorspringende Thüre, mit breitem Eisen-Beschlag versehen, in den Keller.

Wir haben gesagt, daß eine ziemlich bedeutende Anzahl von Bürgern vor diesem Hause versammelt war, und obgleich man aus der Ferne den Donner der Kanonen von den Werken und das Antworten-Brummen der Englischen und Französischen Batterieen hörte, so schienen doch die Fortschritte der Belagerer die Aufmerksamkeit der Gruppe nicht im Mindesten zu nehmen, von der wir sprechen. Der Name des Meisters Cornille Bart, der mit leisen grämlichen Tone unter diesen Leuten erklang, den sie mit unruhiger Neugier aufmerksam beachten, zeugte für die Popularität, die dieser unerschrockene Korsar genoß und für das lebhafte Interesse, das man an ihm nahm, seit zwei schwere und gefährliche Wunden, die er während der Belagerung empfangen, sein Leben in Gefahr gesetzt.

Endlich, nachdem die Leute eine Weile gewartet, that sich die schwere schwarze eiserne Thüre über der Treppe auf, ein Matrose trat hervor, mit grauem Kopf, magerem und weltem Antlitz, von mittlerer Gestalt, in einem Wamms von blauer Serge d'Ruwale mit zinnernen Knöpfen, in weiten Flamändischen Hosen, und mit dem Finger Stillschweigen bedeutend, sagte er mit leisem Tone zu den Versammelten: „Meister Cornille ist so eben erwacht; der Physikus hatte diesen Morgen gesagt, daß, wenn er drei Stunden schliefe, dies sehr gut seyn würde; nun aber hat Meister Cornille vier Stunden geschlafen, das ist also noch mehr als gut."

„Dank, Dank, Haran-Sauret", murmelte Alles mit leiser Stimme, „und möge der Herr unsern Gebete für Meister Cornille Bart erhören."

„Bei Sankt Omer's heiligen Gebeinen", rief ein junger Buschen-Führer**) aus, „das erste Mal, daß ich nur vor diesen Hunden von Engländern wieder in's hohe Meer hinaus komme und meinen Arg Petri ***) thue, gelobe ich, den ganzen Zang zu verkaufen, um eine Messe in der Pfarrkirche lesen zu lassen für die glückliche Wiederherstellung des ehrenwerthen Meisters Cornille Bart."

„Gut, gut, mein Sohn", versetzte der Matrose, „aber leiser, um's Himmelswillen, leiser, denn Du reisest ja den Mund auf wie ein Don, dem man zu Leibe will." Hierauf wandte er sich zu einem Bürger von ernsthaftem Ansehen in breitkrämpigem Hut und Flamändischem Wamms und sagte ihm: „Und was haben denn die Don's gethan, Meister Beisen? . . . — Werthdeigen sie uns so tapfer wie ehemals der Graf d'Estrades, da wir Franzosen waren?"

„Der Marschall von Horquincourt", erwiederte der Bürger, „ist bei einem Ausfalle geblieben, unter dem Musketenfeuer von Turennes Angriffs-Elite, die der Graf von Soissons angeführt. Ich hab' es von einem Schützen, der es im Wirthshaus zu den sieben Planeten erzählte, wo ich vor der Vesper war; er hatte die Nachricht von so einem verdammten Rothmantel von der Compagnie des Don Antonio de la Guera."

„Ah, Meister Beisen, wiedre eine brave blaue Schärpe, *) die durch eine Musketenkugel dem Heil des Henkers entgeht; auch trug der Herr Marschall das Prognostikon seines Ausserns auf dem Geschicke; ich hab's gesehen, des Tages, da er dem Hauptmann der Leib-Compagnie die prinzliche Fahne übergab . . . eine herrliche Fahne, meiner Treu, von weißem Atlas, mit goldenen Lilien gestickt und mit Franzen von rother und isabellfarbener Seite **) . . . ja und dann war noch auf die Fahne eine große Flamme gemalt, die mächtig aus einem Haufen Holz herausschlug . . . und herum als Devise, ja wahrhaftig als Devise . . . ich glaube lateinische Worte oder gar Arabische . . . nicht so, Meister Beisen?"

„Ja," versetzte der Bürger mit traurigter und kummervoller Miene, „ja, ja, lateinische Worte: Splendescean, da materium, das heißt so viel als: Gieb mir Stoff, und ich werde leuchten. . . Nun, Stoff, das heißt unsere Pistolen und unsere Magazine, Stoff, das sind wir, Bürger, Handelsleute und Kayer von Dünkirchen, die wir bei solchen Belagerungen keine Elle Serge verkaufen und keinen Beilander aus dem Hafen lassen können. Was das Leuchten aber betrifft, das sind die Pefanten, der Rudmes, goldne Schärpen, Helme und anderes unnützes, verderbtes, eitles Zeug."

„Ich wollte gleich zwanzig Goldthaler geben," sagte ein anderer Bürger, „wäre der alte Marquis und alle seine Dons beim Teufel, denn am Ende haben wir Bürger von Dünkirchen doch die lustigen, munteren Herren des jungen Königs von Frankreich lieber, als diese steifen Castilianischen Zigarren in ihren schwarzen Mäntern und ihren weißen Kragen, die so breit sind wie Fastnacht, wie ein Spyvedeler-Käse. . . ."

„Ich möchte Euch gleich beistimmen, Gevatter," versetzte der Bürger mit dem breitkrämpigen Hute, „wenn Dünkirchen für Majorin . . . ich meine für den jungen König von Frankreich, in Besitz genommen werden sollte. . . Aber wer weiß, ob wir nicht in die Hände des Excommunicirten kommen sollen, des Teufels Diner Cromwell, des alten Knasterbarts, wie sagen die drüben gleich? Und wenn ich die Wahl habe, Gevatter, ob wir zu England oder zu Spanien gehören sollen, so entschiede ich mich doch lieber für die breiten Hemdekragen der Dons."

„Nun ja, in Gottes Namen, Ihr habt Recht, Ihr redet goldene Worte Gevatter," erwiederte der Andere — „wie es auch kommen mag, der Herr wird uns nicht verlassen, ein guter Fisch findet immer seinen guten Ofen, in dem er gebraten wird."

„Apropos, bei Fischen, meine Herren," sagte Haran-Sauret mit einer wichtigen und geheimnißvollen Miene, „da fällt mir was ein. Mir begegneten einmal auf einer weiten gefahrvollen Fahrt im Ocean einem so ungeheuren Mutterwallfisch, dem eine Schaar junger Wallfische von eben so enormer Größe folgte, daß wir die Nie für ein wahrhaftiges Vorgebirge, und die Jungen für eine eisenhafte Küste hielten — so sicher, daß der Pilot, der die Höhe zu nehmen hatte, ein gewisser Bagniet, ein Geschworner von Dieppe . . . zuerst ganz verwundert war, dann seinen Bogen ***) nahm, um die Höhe dieses unbekannten und seltsamen Landes zu messen, damit . . ."

„Daß Euch das Wetter mit Euren Lügen, Haran-Sauret," rief der Bürger, „laßt Euch nach Hause leuchten," und hiermit machte er kehrt und die ganze Versammlung ihm nach die Treppe hinunter, den Aufschneiderein des Alten zu entrinnen. Als Meister Beisen sich gewissermaßen in Sicherheit befand, auf freier Straße, trat er nochmals hinauf: „Pfuy, Sauret, pfuy, und immer wie Gelbschnäbel zu traktiren! Solch Zeug, uns, die wir doch alt genug sind. . . Na, ohne Groll! Wahrhaftiger Sauret, dergleich nicht, Eurem Herrn Cornille Bart und Mademoiselle, †) seiner Frau, seiner Frauen zu bezeugen, über die gute Nachricht, die ihr uns von seinem Befinden gegeben."

Die Versammlung zerstreute sich, Haran-Sauret schloß seine Thür, ergetzlich über das Gesichter der Bürger, das er noch aus der Ferne vernahm, und ließ sich auf einen Schemel im Vorgemach vor Meister Cornille Bart's Schlafzimmer nieder.

*) Deren 3 erste Bände, die nunächst die (etwas romanhaft dargestellte) Geschichte dieser Nation im 17ten Jahrhundert umfassen, so eben herausgekommen sind.

**) Busche, (spr. Bus'che), ein Fahrzeug, das beim Häringsfang in den Holländischen und Englischen Meeren gebraucht wird. Es ist vorn sehr weitbauchig, um dem Andrange der Wogen desto Widerstand leisten zu können. Die Buschen sind 70 bis 90 Last lang und 23 bis 25 breit.

***) Der Häringsfang machte den Hauptstandt von Dünkirchen aus, und war die Beschäftigung des größten Theils der Einwohner; man zahlte in jener Zeit die auf 200 Buschen, die zu diesem Zwecke bestimmt waren. Der Himmel schien auf Barmherzigkeit für die Fischer diesem Fange ganz besonders günstig zu seyn, denn jeder hatte unter seinen Netzen, die er auswarf, immer eins, welches Perlen trug, genannt wurde. Alle darin gefangenen Fische wurden zum Besten der Pfarrkirche verkauft. Bloß von dieser Revenue wurde die Kirche wieder aufgebaut und neu eingerichtet, nachdem sie im Jahre 1559 niedergebrannt worden war. Chronik von Dünkirchen. 4. 1669.

*) Die Farbe des Prinzen von Condé.

**) Die Livreefarben des Prinzen.

***) Das nautische Instrument, welches die Chaldäer den Jakobsstab nannten; das Nürnbergium.

†) Nur die Frauen der Edelleute heißen Madame.

Digitized by Google

Jacques Sprac aus Bayonne gebürtig und Haran-Sauret genannt seit seiner Auswanderung nach dem Norden, hatte diesen Beinamen von seinem ehemaligen Gewerbe als Häringsfischer erhalten, das er anfangs in Dünkirchen getrieben, dann aber aufgegeben hatte, um Cornille Bart's willen, in dessen Dienste er getreten war, und den er begleitet hatte auf seinen Zügen gegen die Engländer und Holländer. Haran Sauret, turnus Sauret genannt, war ein braver achtbarer Seemann, in gewisser Beziehung ein Gelehrter, denn, was in jener Zeit schon außerordentlich und bedeutend genug war, er konnte lesen und das sehr geläufig. Diese Wissenschaft und Fähigkeit nun, verbunden mit seiner durchaus südlichen Einbildungskraft, setzte ihn in den Stand, sich die ellenbreiten Berichte der Seefahrer jener Zeit so zu sagen einzuprägen, und hatte ihm zu gleicher Zeit die Lust gemacht, sie nachzuahmen, und dies that er denn mit großer Akkuratesse, wenn er auf seine gefahrvollen und durchaus wahren Reisen im Ocean zu sprechen kam, wie wir gesehen haben; übrigens war er redlich, unerschrocken, und in Allem seinem Capitain Cornille Bart treu ergeben.

Nachdem er sich auf seinen Schemel niedergesetzt, nahm er die interessante Beschäftigung wieder vor, in der er sich unterbrochen hatte, um Nachrichten von seinem Herrn zu geben. Er war nämlich mit dem Bau einer kleinen Galeere — Spitze - Mastlad beschäftigt, die in Wahrheit für ein Meisterstück gelten konnte, so vortrefflich und genau war Alles daran der Wirklichkeit nachgebildet und ihr gemäß ausgeführt. Auch hielt der Alte von Zeit zu Zeit inne, und betrachtete sein Werk mit wohlgefälligem Lächeln, obgleich ihm ein Umstand großen Kummer machte. Die auf dem Hintertheil der Galeeren befindlichen Zelte waren in der Regel mit den kostbarsten Stoffen versiert, während der arme Sauret sie seiner Frau nur aus dem derbsten Segeltuch zeug hatte. Er hatte gerade große Lust auf einen kleinen Streifen vom Banner des Herrn Prinzen, oder gar von der strahlenden Stola des Herrn Pfarrers an der Hauptkirche bekommen, um seine Galeere damit auszuschmücken, als ihn die Pfeife seines Herrn aus diesen frevelhaften satanischen Versuchungen aufstörte.

Sauret sprang sogleich auf, öffnete eine Tapetenthür mit gelb- und rothgestreiften Pfosten, und trat ein in Cornille Bart's Zimmer.

Die Wände dieses Zimmers waren mit dickem Spanischem Leder überzogen, auf dem man noch hier und da die Spuren einer alten Vergoldung sah. Im Grunde des weiten Gemaches stand ein breites massives Bett; vier Säulchen von Nußbaumholz, von der Zeit geschwärzt, hielten den Baldachin und die Vorhänge, die von eben solchem roth und gelb gestreiften Zeuge waren, wie der Ueberzug der Thür.

Ein paar große Sessel, ebenfalls von Nußbaum, drei Schränke von Ebenholz mit Schnitzwerk, auf denen mehrere große Japanische Vasen standen in Weiß und Blau, machten das fernere Ameublement dieses Zimmers aus; der Fußboden bestand aus bunten Fliesen; sparsam drang das Licht durch ein hohes schmales Fenster herein, dessen kleine Scheiben zierlich in Blei gefaßt waren.

Die Strahlen der untergehenden Sonne, die durch das dicke Eybenund Buchsenlaub, welches sie durchdringen mußten, äußerst beschattete, hindurchdrangen, brannten auf den Scheiben, und ein breiter goldener Lichtstreif floß in ihrer Richtung durch das Zimmer, während die übrigen Theile desselben in jenem Dunkel lagen, das die Maler aus Rembrandt's Schule so gern haben.

Auf dem Bette lag Meister Cornille Bart, eine große Gestalt, mit weißen Haaren und noch blondem Schnurrbart; aber auf seinem offenen scharfgeschnittenen Gesicht lag der Ausdruck großen und tiefen Leidens. Er war in einen großen Ueberrock von braunem Stamine eingehüllt und stützte sein blasses abgemagertes Haupt auf die Schulter einer Frau von ungefähr vierzig Jahren, in einem schwarzwollenen Kleide mit langer Schnippe, einer weißen sauber geknifften Fraise und einer Art Häubchen von schwarzem Sammet.

Zu den Füßen des Verwundeten kniete ein Kind, von dem man nur die langen dunklen Haare sah.

Diese Frau war Katharine Jouffen, Meister Cornille Bart's Gattin; das Kind Beider Sohn, Jean Bart.

„Stütze Dich fest auf mich, mein Freund", sagte Katharine zu ihrem Manne, „fürchte nicht, daß es mir beschwerlich wird; der Physikus hat Dir durchaus jede Anstrengung untersagt... Du, Jean, gieb dem Vater schnell die Pantoffeln, daß er aufstehen kann. Und Ihr, Sauret", setzte sie sich zu dem Alten herabneigend, der traurig an der Thür auf ihre Befehle wartete, „Ihr, Sauret, helft mir den Herrn auf seinen Lehnstuhl bringen."

Das Kind hatte gethan, wie sie ihm befohlen und stand nun auf.

Es war ein kräftiger Knabe von ungefähr neun Jahren, nicht groß, aber stark gebaut. Seine breite Stirn, seine für sein Alter starken Augenbrauen, seine blauen lebhaften Augen deuteten eine ungewöhnliche Entschlossenheit aus, seine vollen runden Wangen, von Luft und Sonne gebräunt, Kraft und Gesundheit athmeten.

Endlich, um das Bild vollständig auszumalen, wollen wir gestehen, daß, ungeachtet der steten Sorgfalt der Mademoiselle Katharine Bart, Wamms und Höschen ihres Sohnes viele Spuren, ältere und neuere, von der Wildheit und Lebhaftigkeit des jungen Herrn an sich trugen, wie ihn sein alter Freund Sauret nannte.

So wie Jean hörte, daß seine Mutter von großen Lebensthaten sprach, lief er hin und rollte den Stuhl nah an's Fenster, während Meister Cornille Bart, auf seiner Frau und Sauret's Arme gestützt, sich mit langsamen Schritten hindewegte; er konnte noch nicht aufrecht stehen, das Athemholen wurde ihm schwer, alle Augenblicke mußte er stille stehen, und konnte manchmal einen leisen Schrei nicht unterdrücken, so heftig fühlten ihn die Schmerzen zu.

Er war während der Belagerung von zwei Musketenkugeln in die rechte Seite getroffen worden, und eine hatte man noch herausstreichen können.

Endlich hatte der Capitain den Stuhl erreicht, sank darauf nieder und stieß einen neuen Angstschrei aus.

„Heilige Jungfrau! Mein Freund, daß Du denn stärkere Schmerzen?" schrie Frau Katharine voller Schrecken.

„Nein, nein, Katharine; ich glaube, es ist nur der Verband, der sich ein wenig verschoben hat — das ist Alles."

Bei jedem Schritt des Meisters zogen sich die scharfen Augenbrauen seines Sohnes fest zusammen, während der alte Sauret, Gott weiß, was für Flüche, gegen die drüben zwischen den Zähnen murmelte.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Recherches sur l'origine et l'accroissement de la prérogative royale en Angleterre. — Nach dem Englischen des Allen, von Guillot. 7 Fr.

Souvenirs de la fin du 18e siècle et du commencement du 19e, ou Mémoires de R. D. C. — Erster Band.

Adhemar et Théodeberge. Episode des guerres civiles du 13e siècle. — Von A. Pouerat des Gauds. 2 Bde. 10 Fr.

L'Ame d'un jeune homme, ou le Roman du jour — Von P. Duperrier.

Chroniques du château de Couey. Thomas de Marle, épisode de l'histoire de Picardie, au 12e siècle. — Von Ch. Ledhuy. 6½ Fr.

Le comte de Horn (1720). — Von Marie Aycard. 4 Bdchen. 12 Fr.

England.

Einige Worte über Speisen, so wie über alte und neuere Kochkunst.

Als Boswell einst den Redner Burke fragte, wie er wohl den Menschen definiren würde, sprach Letzterer: „Der Mensch ist ein kochendes Thier." — „Ihre Definition ist gut", sagte Boswell, „und jetzt versteh' ich erst das alte Sprüchwort: „„Auch im Sieden der Eier ist Vernunft.""

Der Mensch ist wirklich ein kochendes Thier — die einzige von Gottes Kreaturen, welche den Gebrauch des Feuers kennt. Die künstliche Bereitung seiner Speisen, mit Hülfe dieses Elementes, gehört zu denjenigen Dingen, die zur menschlichen Wohlsahrt nothwendig sind.

Solche Thiere, die ausschließlich von Vegetabilien leben, hat die Natur mit einem Apparate von Verdauungs-Werkzeugen ausgerüstet, den man eine innerliche Koch-Maschine nennen kann; der Mensch aber entbehrt einer solchen Apparate; sein eigener Erfindungsgeist, wie er in den mannigfaltigen Bedürfnissen der Kochkunst sich kundgiebt, soll den Mangel ersetzen. Von diesem Standpunkt betrachtet, erscheint uns die Kochkunst in einer Verbindung mit der geistigen Ueberlegenheit der menschlichen Natur, und wir brauchen alle nicht schamroth zu werden, wenn wir erfahren, daß von Herrn Rundell's Englischem Kochbuche bereits 153,000 Exemplare abgesetzt sind!

Die Wissenschaft der Diätetik, welche unseren Gegenstand so nahe berührt, scheinen die Alten weit mehr in Ehren gehalten zu haben, als uns. In seinem klassischen Werke de Re Medica drückt sich Celsus darüber mit einer Subtilität aus, die uns als unnöthig erscheint. So sagt er (Kap. XX.), wo von den Dingen die Rede ist, „Quae alvum movent et adstringunt", daß gedachte Dinge, wie z. B. Eier, adstringent seyen; eben so das Fleisch der laufenden Vögel, z. B. des Kranichs. Schwimmvögel hielten nach ihm die entgegengesetzte Eigenschaft; Hasen- und Ziegenfleisch sey zur Leibesöffnung geeignet, und überhaupt alle Muschel-Arten, zur anderen Klasse. Im Anfang seines Werkes behauptet der weise Arzt zwar, der Mensch dürfe nach seiner bestimmten Regel leben; er rath, bald auf dem Lande, bald in der Stadt zu wohnen, bald auf's Meer und bald auf die Jagd zu gehen, und keine Art von Speise zu meiden; — allein er fügt hinzu, diese Lebensart sey nur fernestehenden Leuten zu empfehlen; die geringste Störung der Gesundheit müsse schon die größte Behutsamkeit in der Wahl der Lebensmittel nothwendig.

Nach Diodorus Siculus wurde die ganze Diät der alten Aegyptischen Könige von dem Hof-Arzte geregelt, und um die Mitte des 15ten Jahrhunderts hatte der König von England täglich seinen Leib-Arzt an der Tafel, der ihm die zuträglichsten Speisen empfahl und die Wirkungen jedes Gerichtes gar apparitisch analysirte. Dies erinnert an Sancho Pansa und seinen Doctor Pedro Recio de Agueras.

Der Mensch gedeiht am besten, wenn er Fleisch und Vegetabilien zusammen genießt; die Brahmanen, welche nur von Reis leben, ermangelen kein hohes Alter, und haben gewöhnlich eine schwache Constitution. Gewisse Stämme in Süd-Amerika, z. B. die Otomak's, leben fast nur von Fischen, und wird ihnen dieses Nahrungsmittel durch die Ueberschwemmungen des Oronoko entzogen, so verschlingen sie, nach Humboldt, Thon und Erde, um einigen Saft daraus zu ziehen, von gelblich grauer Farbe. Einen ähnlichen Lehm schmieren die Steinbrecher auf dem Kirschhäuer als Butter auf ihr Brod. Dies erinnert an das Gelüste, Erde zu essen, welches die Neger in Westindien öfter befällt, und das man als ein Symptom der Dyspepsie betrachtet. Dergleichen Substanzen enthalten aber durchaus keinen Nahrungsstoff; sie füllen bloß den Magen und gehetzen so den Heißhunger eine Zeitlang Schweigen. Der wackere Arzt Wallaston hat beobachtet, daß Menschen, die nur von animalischer Speise leben, mehr Mineralsäure absondern, aber, mit anderen Worten, mehr zu Steinschmerzen geneigt sind, als solche, die vegetabilische und animalische Stoffe zugleich genießen.

Die Physiologen halten keine Substanz für eigentlich nahrhaft, wenn sie nicht ein organischer Körper ist, also dem Thier- oder Pflanzenreiche angehört. Andere Stoffe können bloß nützlich seyn, indem sie die organischen Substanzen wohlfeiler bei verdaulicher machen, wie z. B. Wasser, oder die Thätigkeit der Verdauungs-Organe reizen, wie das Salz.

Doktor Prout hat neuerlich dargethan, daß die vornehmsten Nahrungsstoffe, die der Mensch sich assimilirt, auf drei Klassen zurückge-

Digitized by Google

führt werden können: sie sind entweder zuckerhaltig, oder thig, oder albuminös (eiweißhaltig). Die vollkommensten Specimina der drei Klassen sind: Zucker, Butter und Eiweiß. Zuckerstoff, im weitesten Sinne des Wortes, enthalten besonders die vegetabilischen Substanzen, und über-haupt alle diejenigen, in welchen Hydrogen und Oxygen so gemischt sind, daß sie eine Flüssigkeit bilden; so z. B. — was den Leser nicht wenig überraschen wird — die Fibern des Holzes, von den Chemikern Lignin genannt. Viele Sorgfalt und Geschicklichkeit ist erforderlich gewesen, um dieses Resultat durch Experimente festzustellen. Man verdankt einem Deutschen Gelehrten Professor Braconnot die Entdeckung der nährhaften Eigenschaft der Holzfibern, und dieser Entdeckung gemäß wissen wir nun, daß aus einer hölzernen Diele, nachdem sie gewisse chemische Metamorphosen durchgegangen, ein ziemlich schmackhaftes Brod bereitet werden kann.

„Das hölzerne Brett kann Brod auch geben!"

Wie die Lappländer von Treffild und Oesterladen ihr barke bröd (Brod aus Baumrinden) bereiten, kann man aus den Buch's Reisen durch Norwegen und Lappland (1806—1808). Das schwammige Brod des Tübinger Professors möchten wir gern einmal kosten; aber das grobe Rindenbrod der armen Lappen dürfte wohl nur wenig besser schmecken, als die neu erfundenen Londoner Patentkrode.

Wir erlauben uns hier einige Bemerkungen über diesen neu erfundenen Artikel. Jedermann weiß, daß, nach alter Bäckerart, der während des Backens entstehende Dampf angehalten wird, sich nicht verflüchtigen darf. Erst vor einigen Jahren wurde die Entdeckung gemacht, daß dieser Dampf, im Zustand der Verdichtung, Spuren von Alkohol zeigt, und die Sammlung dieses Alkohols wurde sofort ein Gegenstand des Speculations-Geistes. Das gesammelte Alkohol, mit etwas übrig gebliebenem Brennstoff vermengt, gab nun zur Erfindung des Patentbrodes Veranlassung, und man empfahl dieses Brod besonders denjenigen, welt es die übrige Eigenschaften besäße, nie Feuer zu werden, wie dieses es auch aufbewahrt würde. Allein wie und um welchen Preis verschafft man ihm diese Unverwelichkeit? Saures Brod ist — wir gestehen es gern — eine fatale Sache; aber ist nicht gerade solches Brod, das nach langer Aufbewahrung sauer werden kann, eben der Artikel, der uns fehlt? Bei Zubereitung der Patent-Brodes wird die Destillation so weit getrieben, als sie sich treiben läßt; das ganze Produkt der Gährungs-Prozesses wird vom Feuer weggejagt, und der letztere bleibt als ein wahres caput mortuum zurück, dem nun auch der Zuckerstoff, kurz, jede nährende Eigenschaft gebricht.

In Frankreich werden die meisten Speisen, durch das Medium von Oel oder Butter, einer Temperatur von wenigstens 600° Fahrenheit ausgesetzt, woraus ein Backen oder ein analoger Prozeß resultirt. Dann thut man sie zum Speisen in ein Gefäß mit ein wenig Wasser und hält sie drei oder mehr Stunden in einer Temperatur, die weit über Siedepunkte (212°), vielleicht nicht über 180°. Durch diese vereinten Prozesse werden die widerstehendsten Speisen, mögen sie nun dem Thier- oder Pflanzenreich angehören, breiartig zerfetzt, und so arbeitet man dem Magen trefflich in die Hände. In England dagegen wirft man die Speisen gewöhnlich ohne Weiteres in ein großes Gefäß voll Wasser, und bringt sie zur Kochs-Temperatur, die Folge davon ist, daß eine Menge thierischer Substanzen, wenn sie gar geworden, noch schwerer verdaulich sind, als im natürlichen Zustande; denn albuminöse Substanzen (wie z. B. Eiweiß), werden um so härter, je länger sie kochen. Ist nun der Magen in einem geschwächten Zustande, so machen ihm Speisen aus einer Englischen Küche (wie z. B. halbrohe Beefsteak's Roastbeef u. dergl., die man so oft anrühmen hört), dadurch, daß sie für Gährung sterben, große Unbehaglichkeiten, während dieselben Speisen nach Französischer Art zubereitet, sehr gut bewältigen würde.

Wir haben vorhin der drei Klassen gedacht, unter welche die vornehmsten Nahrungs-Artikel subsumirt werden können. Nun ist es merkwürdig, daß die Milch das einzige Lebensmittel, welches die Natur selbst für uns bereitet, alle drei Hauptstoffe in sich vereinigt. Auch alle Gerste und Kleie, aus dem Stoff zur Nahrung dienen, enthalten wenigstens zwei dieser Stoffe, wo nicht alle drei.

Die animalische Haut besteht fast gänzlich aus Gallerte, einer Substanz, die dem Eiweiß nahe verwandt ist, und in der Hausenblase am Reinsten erscheint. Die nährende Eigenschaft des Eiweiß kennen wir Alle aus einem sehr gewöhnlichen Küchenprodukte, dem Blancmanger. Was nun die Haut betrifft, so zieht diese durch den Prozeß mit Gerbestoff die Fähigkeit an, die sie zuvor auch besaß, zu faulen, und wird auf diesem Wege eine Composition, die weder in Fäulniß übergehen, noch durch kaltes oder heißes Wasser aufgelöst werden kann. Das Leder, obwohl ziemlich unschmackhaft und schwer verdaulich, hat schon bei mancher Gelegenheit als Nahrungsmittel dienen müssen. In Sir John Franklin's Reise nach dem Polar-Ocean heißt es an einer Stelle: „Bevor wir aufbrachen, verspeiste unsere ganze Mannschaft die letzten Reste ihrer alten Schuhe und jedes Stückchen Leder, das man auftreiben konnte, um den Magen gegen die Beschwerden des bevorstehenden Marsches zu fühlen." Bei einer anderen Gelegenheit wird erzählt: „Ich fand mehrere von der Mannschaft unter Weiden gelagert, wo sie einige Stücke Fell und ein paar alte, von Wölfen abgenagte Wildknochen gefunden. Sie hatten die Knochen durch Feuer zerreiblich gemacht und mit der Haut gekocht. Einige unter ihnen gefielen sich noch ihre alten Schuhe zu der Mahlzeit."

Man denke sich den Zustand dieser wackeren Leute, als sie Fett und Knochen verbauen, wie aus einem Artikel von Dr. Marcet in den Medico-Chirurgical-Transactions, B. XII. sich ersieht. Es wird darin einer Englischen Matrosen gedacht, der, um es einem Taschenspieler nachzuthun, in trunkenem Uebermuth mehrere Taschenmesser verschluckte, und zehn Jahre später in Guy's Hospital starb. Einige sehr geschickte Untersuchungen, die den Verfasser leiteten, zeigten an Aller Erstaunen die Messerklingen vor, von denen einige sehr zerrieben, andere noch ziemlich gut erhalten waren. Die Klingen befinden sich auf dem Museum des Hospitals.

Enterprise erreichten und keine Spur von Proviant oder Indianern verfanden. „Als ich des anderen Morgens aufstand", sagt Captain Franklin, „waren alle meine Glieder in solchen Grad aufgeschwollen, daß ich kaum ein paar Ellen weit gehen konnte. Meine Gefährten, wie an der Zahl, suchten alte Wildknochen zusammen und einiges trige des roche, so daß wir für zwei Mahlzeiten genug hatten. Die Knochen waren von beinahe scharfem Geschmack, und die Gauche, die wir denselben entlockten, zerfraß uns den Mund, wurde jedoch, mit tripe de roche gekocht, etwas milder."

Diese tripe de roche (einem Moos von der Gattung gyrophora), dürren Knochen und alten Schuhen lebt, der gemein zwar animalische und vegetabilischer Substanzen zusammen; doch würden wir sein Gastgebot gern ablehnen.

In der künstlichen Speise des Menschen sehen wir aber das große natürliche Prinzip der Verwischung am stärksten hervortreten; unser Zucker und Mehl, unsere Butter und Eier sind in allen ihren Formen und Combinationen nichts mehr und nichts weniger, als verfarbte Nachahmungen des einfachen elementarischen Proviso'p's — der Milch.

Von den Nahrungsstoffen, die der Mensch einnimmt, sind die thigen und albuminösen animalische Produkte; man könnte sie demnach ohne wesentliche Metamorphose zu den Zwecken der thierischen Oekonomie verwenden. Mit den zuckerhaltigen Stoffen, die größtentheils dem Pflanzenreich angehören, ist es anders bestellt; denn diese sind in Folge der albuminöse Stoff verwandelt werden können, ist eine wesentliche Metamorphose nothwendig. Man hat aber beobachtet, daß alle menschliche Speise, von welcher Natur sie auch sey, einen gleichartigen Chylus oder Nahrungssaft absondert.

Wir Alle wissen aus eigener Erfahrung, welchen Einfluß der Magen auf unser täglich Glückseligkeit ausübt. Miß Hanna More sagt: „Es giebt nur zwei Uebel auf Erden — die Sünde und die Galle." Im vollkommen gesunden Zustande geht Alles glücklich von Statten; Alles ist couleur de rose; dagegen verstehen und die Herren Aerzte, daß die Hypochondrie mit allen ihren Schreckkniffen ganz auf Unverdaulichkeit beruhe. Wir wollen dies nicht bezweifeln; aber die Französische Maxime, daß man sein Herz abhärten müsse, um den Magen in gutem Stand zu erhalten (mauvais coeur, bon estomac), hat für uns wenig Anziehendes. (Quarterly Review.)

Der Wiedergefundene.

Wir theilen in Folgendem eine merkwürdige Geschichte mit, deren vollkommene Wahrheit jedoch von zuverlässigen Männern bezeugt wird.

Vor dreißig Jahren führte ein gewisse Capitain von der Ostindischen Compagnie sein gutes Glück in die Nähr einer Indischen Dame, die von hoher Schönheit war. Er wurde alsbald von ihren Reizen ergriffen, seine Empfindungen blieben nicht unerwiedert und nicht lange darauf verband beide Liebender die Ehe. Die Dame besaß ein großes Vermögen, da sich ihr Gemahl sein Gewerbe aufgab und sich in Lucknow (Sprr. Löcknau) niederließ. Länger als drei Jahre wohnte er hier im Schooße des wohlbehaglichsten häuslichen Glückes mit seiner Frau, die ihm während dieser Zeit drei Kinder gebar. Hierauf traten Umstände ein, in deren Folge er sich von seiner Familie entfernte, doch kehrte er noch ein Mal zurück, als sein ältester Sohn das siebente Jahr erreicht hatte, und nahm ihn mit nach England, um ihn dort die Vortheile einer Europäischen Erziehung genießen zu lassen. Ein Ereignis, die uns bis jetzt noch räthselhaft geblieben, erhielt der Ex-Capitain seinen Sohn in den Wahn, als sey er ihm völlig fremd, als sey er nur ein Freund, dem man ihm während der Ueberfahrt anvertraut habt. Kaum waren sie in England angekommen, so starb der Vater plötzlich, ohne seinen Schuhbefohlenen von dem nahen Bande, das sie mit einander verknüpfte, in Kenntniß setzen zu können. Das Kind hatte die eigenthümliche Farbe seiner Heimat und die Züge des Stammes, dem er durch seine Mutter angehörte. Und so betrachtete denn die Familie des Verstorbenen, die nie etwas von seiner Verheirathung erfahren hatte, die Waise als einen Mulatten, gab ihn bei einem Spezereihändler als Bursche in die Lehre und glaubte so hinlänglich und auf eine angemessene Weise für ihn gesorgt zu haben. Der Knabe diente seine Zeit mit Eifer und Treue ab. Als er ausgelernt hatte, gaben ihm die Verwandten sämmtliche Waaren eine Summe von hundert Thalern und wiesen ihn in die weite Welt hinaus, sein Glück zu versuchen, zugleich mit dem Bedeuten, sich nicht mehr in Zukunft auf ihren Beistand Hoffnung zu machen; sie waren froh, sich so mit guter Manier und geringen Kosten des Jünglings zu entledigen, den sie als eine unzeitige Last ansahen.

So ohne Beschützer, ohne Freund, sich selber überlassen, war es für den jungen Mann sehr schwierig, zu fast unmöglich, sich als Kaufmann zu etabliren; nur vermöge einer ausdauernden Thätigkeit war dies thunlich gewesen, denn ein farbiger Mensch hatte mit dem allgemeinen Vorurtheil zu kämpfen, welches der letzte Parlaments-Beschluß zu Gunsten dieser verachteten Klasse, wir dürfen es hoffen, virklicht daß völlig niederschlagen wird. In solcher Lage mußte er einen Theiler nach dem anderen ausgeben und sah sich in kurzer Zeit so entblößt von allen Geldmitteln, daß er sich, um nicht in die äußerste Armuth zu gerathen, entschließen mußte, mit Theil zu kaufen und durch diese dürftige Erwerbe sein Dasepn zu fristen — ein höchst unsicheres Einkommen, und dennoch erhöhte er die Beschwerlichkeit seiner Lage noch dadurch, daß er eine Frau nahm. Er heirathete die Tochter eines Zimmermanns, die nichts weiter besaß als ihre Schönheit und trefflichen Eigenschaften. Denn auszerdem, daß sie sehr hübsch war, war sie auch zu seinem Glücke eine vortreffliche Wirthin; nur das Nöthigste bewilligte wurde ausgegeben und sparsam und ordentlich mit der geringen Einnahme haushalten. Mittlerweile war er auch der Dienerschaft eines reichen Particuliers auf dem Lande empfohlen worden, wegen seiner Redlichkeit, seines gutes

Digitized by Google

Thees und seiner billigen Preise — und setzte an diese seine Waare mit Leichtigkeit ab. Obgleich sie sich nicht sehr honett gegen ihn benahmen und sein Gewinnst sehr mäßig blieb, so war dennoch das Haus bedeutend, er konnte viel absetzen, brauchte nie lange auf die Bezahlung zu warten und befand sich ganz wohl dabei. Außerdem schätzten Alle seine anständigen Manieren, so daß er immer gern gesehen war und ein freundschaftlich heiterer Verhältniß zwischen ihm und der Dienerschaft stattfand.

Einest Tages, als er eben aus dem Hause gehen wollte, begegnete er dem Herrn, der eben die Treppe heraufkam. Der gnädige Herr schien durch seinen Anblick betroffen, und heftete die Augen auf ihn mit einer lebhaften, ja ungewöhnlichen Neugierde. Der arme Handelsmann erschrak, als er sie scharf und aufmerksam ins Auge gefaßt wurde. Er zog den Hut mit einem schnurn und ehrfurchtsvollen Gesicht, indem er sich an dem Thees Hausbedienten drückte, lief schnell nach seiner Wohnung zurück, voller Besorgniß, Jener möchte in Hinsicht seiner liegend einen ungünstigen Verdacht gefaßt haben. Kaum aber war er fort, so begann der Herr bei drei Dienerschaft zu fragen, was sie über ihn wußten, und obgleich die Nachrichten, die er hier erhielt, nur von geringer Bedeutung waren, so gab er doch Befehl, den Handelsmann zurückzurufen. Als der arme Junge sich nun einem Manne gegenüber sah, der im Range so hoch über ihm stand, geriet er in Verwirrung und fürchtete schon, böswilliges Mißtrauen wolle ihn auffragen. Der alte Herr erkundigte sich nach seiner Herkunft und Familie, und überzeugte sich endlich durch die Antworten, die er erhielt, daß er den gesuchten, den er so lange Zeit vergeblich gesucht hatte.

Es war gar sich, daß der adliche Herr in seiner Jugend zur Zeit der Verheirathung jener Indischen Dame mit dem Capitain gewohnt hatte. Er war außer diesem der einzige dort lebende Europäer gewesen, hatte damals der Hochzeit beigewohnt, und war der einzige lebende Zeuge in dieser Angelegenheit. Die Wittwe hatte ihm von Lucknow aus mehrere Mal dringend geschrieben und beschworen, alle Mittel anzuwenden, die in seiner Macht wären, ihren Sohn aufzusuchen, über dessen Schicksal sie seit beinahe zwanzig Jahren völlige Unwissenheit wäre. Mitleidig hatte er Alles angewandt, das Kind wo möglich aufzufinden, aber alle seine Bemühungen waren fruchtlos geblieben, er hatte schon alle Hoffnung des Gelingens aufgegeben, da endlich führt ihm das Glück den jungen Mann entgegen, und er sieht sich plötzlich am Ziele.

Er erzählte dem jungen Manne nun, daß der, welcher ihn nach England gebracht, sein Vater gewesen, daß ihm seine Mutter in Indien lebe, die dem Moment entgegenseufze, wo sie ihn in ihre Arme schließen könne. Sie hatte mehrere Tausend Pfund auf der Bank von Calcutta niedergelegt für ihren Sohn, im Fall man ihn auffände. Ihre Liebe für ihn war nie erkaltet. Sie hatte ihn als todt betweint, obgleich sie nie ganz die Hoffnung aufgegeben, ihn noch einmal wiederzusehen — eine Hoffnung, die sie lange genug, so bitter getäuscht hatte.

Ein Licht dem Himmel war diese plötzliche Aufklärung für den armen unglücklichen Paria. Er konnte sich kaum in sein Glück finden — wollte einen Moment lang an der Wirklichkeit der ganzen Scene zweifeln, aber er träumte nicht, es war wirklich so. Sein Freund Statterie ihn mit Briefen an seinen Agenten in Calcutta aus. Er schiffte sich ein, und kam nach einer glücklichen Fahrt in der Stadt der Paläste an, wobin sich seine Mutter, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, in größter Eile begab, das Wiedersehen mit ihm feierte, und ihn in ihre prachtvolle Wohnung nach Lucknow führte. Kurze Zeit nach seiner Ankunft lief er seine Frau, die in England zurückgeblieben war, nachholen; sogleich nach Empfang seiner Briefe schiffte sie sich mit dem ersten Schiffe ein, das unter Segel ging. In Lucknow leben gegenwärtig die Helden dieser Geschichte, glücklich und in Fülle und Ueberfluß.

(Oriental annual)

Bibliographie.

On infidel and dristical writers. (Ueber abtrünnige und deistische Schriftsteller.) Von Pearson. ½ Sh.

Precedents in pleading. (Rechts-Präcedenzfälle für Advokaten) Von Petersdorff. 15 Sh.

Robert d'Artois. — Roman in 3 Bden. 31½ Sh.

Sketches of Corfu, historical and domestical. (Geschichtliche und Familien-Schilderungen von Korfu.) 8 Sh.

Nord-Amerika.

Religions-Sekten in den Vereinigten Staaten.

Nach dem Amerikanischen Kalender vom Jahre 1833.

1) Täufer, strenge Kalvinisten, aber die Taufe nur Erwachsenen, welche noch Unterricht genießen, ertheilent: 2,743,353 Individuen, 2914 Prediger, 4884 Kirchen.

2) Täufer, Anhänger der freien Entscheidung: 150,000 Individuen, 300 Prediger, 400 Kirchen.

3) Mennoniten, Täufer, in Gemeinden vereinigt; Zweig der Mennoniten in Holland: 120,000 Individuen, 200 Priester.

4) Täufer in freier Gemeinde, welche das Abendmahl ohne Unterschied und ohne Examen ertheilen: 30,000 Individuen, 30 Prediger.

5) Sabbat-Täufer, welche den Sonntag oder Tag des Herrn am Sonnabend feiern: 20,000 Individuen, 30 Prediger, 40 Kirchen.

6) Täufer der sechs Grundsätze, welche von ihren Mitgliedern eine Zustimmungs-Erklärung zu den sechs hauptsächlichsten Punkten der erlooberten Theologie fodern: 20,000 Indiv., 23 Prediger, 30 Kirchen.

7) Freisprechende Täufer, welche glauben, daß die Freilassung der Sklaven eine sleenge Pflicht der Christen ist: 4500 Indiv., 15 Prediger.

8) Bischöfliche Kirche der Methodisten: 2,600,000 Indiv., 1777 Prediger.

9) Protestantisch-bischöfliche Kirche, gleich der Anglikanischen Kirche: 600,000 Indiv., 358 Prediger, 522 Kirchen.

10) Presbyterianer, mit der allgemeinen Versammlung vereinigt, d. i. mit einer allgemeinen Synode: 1,860,000 Indiv., 1801 Prediger, 2253 Kirchen.

11) Verbündete oder unabhängige Presbyterianer: 100,000 Individuen, 74 Prediger, 144 Kirchen.

12) Presbyterianer von Cumberland, mit modifizirten orthodoxen Grundsätzen: 100,000 Individuen, 50 Prediger, 75 Kirchen.

13) Versammler, oder unabhängige Kirche, welche sich selbst verwaltet: 1,500,000 Indiv., 1000 Prediger, 1381 Kirchen.

14) Die allgemeinen Armenier, welche die allgemeine Erlösung und die Auferstehung des Fleisches annehmen: 300,000 Indiv., 150 Prediger, 300 Kirchen.

15) Lutheraner: 400,000 Indiv., 205 Prediger, 1200 Kirchen.

16) Christliche Eindeits-Täufer (Unitarier): 275,000 Individuen, 200 Prediger, 800 Kirchen.

17) Einheits-Versammler: 176,000 Individuen, 160 Prediger, 193 Kirchen.

18) Deutsche Reformirte: 200,000 Indiv., 84 Prediger, 400 Kirchen.

19) Freunde oder Quäker: 200,000 Individuen, 462 Versammlungshäuser. Diese Sekte begreift auch die orthodoxen Freunde und eine neue Sekte, Hicksites genannt, in sich, welche ungefähr den dritten Theil ausmachen. Die ganze Sekte ist in 8 jährliche Versammlungen getheilt, welchen drei und dem neuen Schisma 40 nicht Theil nehmen, welches auch nicht nach England übergegangen ist.

20) Vereinigte Mährische Brüder (Herrnhuter): 7,000 Individuen. 28 Prediger, 23 Kirchen.

21) Methodisten, Verbündete oder Andere, mit von der Konferenz unabhängigen Kirchen: 175,000 Individuen, 350 Prediger

22) Täufer, Deutsch-Armenische Täufer, im Güter-Gemeinschaft lebend: 30,000 Individuen, 40 Prediger, 40 Kirchen.

23) Tausendjährige oder Shakers, Zitterer. Diese glauben, daß nach dem jüngsten Tage die Geerchten noch 1000 Jahre auf der Erde bleiben und während dieser Zeit nur Entzücken und Vergnügen genießen: 6,000 Individuen, 45 Prediger, 14 Kirchen.

24) Swedenbodeganer, oder Kirche des neuen Jerusalems: 5,000 Individuen, 30 Prediger, 28 Kirchen.

25) Römisch-katholische: 800,000 Individuen, 284 Kirchen.

26) Juden und andere nicht benannte Sekten: 500,000 Juden 150 Kirchen.

Bibliographie.

Life of Ma-ka-tai-mes-he-kia-kiak. (Leben des Indianer-Häuptlings, genannt der „schwarze Falke"; von ihm selber diktirt.) Boston.

Memoir and Poems of Phillis Wheatley. (Denkwürdigkeiten und Gedichte der Phillis Wheatley, einer Sklavin und gebornen Afrikanerin.) Boston.

Memoirs of Thomas Eddy. (Eddy's Leben und Briefwechsel mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und Menschenfreunden Nord-Amerikas und anderer Länder.) Von Sam. L. Knapp. New-York.

The life of Andrew Jackson. (Lebensbeschreibung des Generals Jackson, Präsidenten der Vereinigten Staaten.) Vom Major Jon. Downing. Philadelphia.

The botanical teacher. (Beschreibung der einheimischen sowohl als gemeinen ersetischen Pflanzen, die nützlich vom Mexikanischen Meerbusen wachsen.) Von Lauea Johnson, unter der Leitung des Professor Amos Eaton. Albany.

Prize-essay on the best modes of teaching penmanship. (Preisschrift über die besten Methoden des Schreib-Unterrichts.) Von B. F. Foster. Boston.

Mannigfaltiges.

— Das Mittelalter im heutigen Korsika. Lange Zeit war die Korsische Gemeinde Gavignane in zwei feindliche Parteien getheilt und von dem, was der Haß in diesem Lande ist, weiß man bereits soviel, um sich von jenen ewigen Befehdungen und mehr oder minder offenen Kämpfen der Mattei und Giamperi eine Idee machen zu können. Dies Uebermaß nahm endlich so sehr überhand, daß der in Korsika umherirrende General-Lieutenant Baron Lallemand ernstlich darauf bedacht war, Ruhe und Frieden zurückzuführen, was auch gelang. Vor dem Altare und im Beisein des Notars wurde ein feierlicher Versöhnungsbrief niedergeschrieben, eine Art Urfehde, wodurch alle namentlich aufgeführten Mitglieder beider Familien, Vergessenheit früherer Unbill und guter Einverständniß für alle Folgezeit angelobten, dann war das nöthige Abkommen urkundlich verfaßt, um auf diese Basis den neuen Rechtsstand zu begründen. In der Pfarrkirche des Ortes nahm man am 19. Oktbr. d. J. diesen Akt vor, denn ohne religiöse Ceremonie würden übrliche Verträge hier erfolglos bleiben. Ein feierlicher Segen und ein Tedeum beschlossen die Ceremonie, es umarmten sich die lange Zeit Getrennten unter dem höchsten Jubel und nun ging's zur Tafel. Die Parteihäupter der Mattei speisten bei den Herren Giamperi mit dem General, und des folgenden Tages zog Alles in die Häuser der ersteren Bewirtheten, die aus Bluttfeinden nun endlich zu ruhigen Gefährten und Freunden geworden. (Echo.)

Hierbei Titelblatt und Register zum sechsten Bande.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 12. Berlin, Mittwoch den 28. Januar 1835.

England.

Die Dauer des menschlichen Lebens.

Der alte Sitz Arbuthnot's (in seiner Schrift über „Nahrungs-Stoffe"), daß nur unter mäßigen und enthaltsamen Menschen Beispiele von ungewöhnlich langem Leben zu finden seyen, wird scheinbar widerlegt durch die Erfahrung, welche uns oft genug Individuen vorführt, die ganz einer regellosen, abnormen Lebensweise ergeben sind, und gleichwohl im Alter über das gewöhnliche Maß hinaus reichen. Allein nur scheinbar: näher betrachtet stellt sich die Sache auf einen ganz andern Punkt. Wer mäßig und enthaltsam lebt, lebt bis zum letzten Hauche. Wer auf wilde verwerfene Weise sein Leben vergeudet, kann, wenn ein Naturell Sich hält, allerdings ein hohes Alter erreichen, allein er ist oft längst schon todt, ehe er sein Auge schließt; mit Pein und Sorgen und ohne daß die Functionen seines Geistes thätig sind, vegetirt er so hin und stirbt, langsam, und eine Reihe von Jahren gehört zu seinem Sterben; nicht zu seinem Leben. So kann ein Siebzigjähriger oft nur fünfzig Jahre gelebt haben, und zählt auf diese Weise gar nicht mit zu der Summe derer, die ein hohes Alter erreichten.

Die Gelehrten, welche über „langes Leben" geschrieben haben, sind in ihren Ansichten selbst getheilt darüber, ob außerordentliche Fälle zu gewissen Zeiten und in gewissen Gegenden sich in dieser Beziehung häufig ereignet haben oder nicht, und ob es überhaupt in der Uenatur des Menschen, der Möglichkeit nach, bedingt sey, ein hohes Alter zu erreichen, so daß jene Fälle entweder für ganz abnorme zu halten seyen, oder vielmehr nur solche Fälle darunter als eine Bestätigung der menschlichen Natur wiederstehenden Ereignis angesehen werden müsse. In der Regel gehören die Fälle einer ungewöhnlich langen Lebensdauer entlegenen und barbarischen Zeitaltern an, in denen man Betrachtungen dieser Art gar nicht anstellte, und in anderen Zeiten, wo man recht eigentlich auf solche Fälle lauerte, ergaben sich diese als selten oder als fingirt und übertrieben. Es liegt dem Schreiber Dieses gegenwärtig eine Tabelle vor, von einem Manne verfertigt, der diesen Gegenstand zu einem Lieblings-Thema seines Nachdenkens machte, und 1750 Personen nachweist, die ein mehr als hundertjähriges Alter erreicht haben. Allein bei genauer Betrachtung zeigt sich, daß viele dieser Angaben aller Begründung entbehren, indem sie Zeiten angehören, deren Wundersucht sich bei dieser Gelegenheit ein weites Feld eröffnete, und mithin auch die als Fakta angegebenen Bestimmungen verdächtig macht. Unsere Encyklopädisten haben alle nur aus einer und derselben Quelle geschöpft, ihre Angaben stützen sich nicht auf neue Nachforschungen. So z. B. hat der berühmte Sir William Paulett, Testaments-Vollstrecker Heinrichs VIII., der am 10. März 1572 starb, ein Alter von 97 Jahren erreicht, während die Encyklopädisten auf sehr liberale Weise ihm 9 Jahre zulegen, und ihn 106 Jahr alt werden ließen.

Es ist leicht denkbar, welche Verdrießnet sich einstellen müssen, wenn man die Lebensdauer der Menschen in einer bestimmten Zeit nach dem damals angestellten Census der Bevölkerung berechnet, wie Lord Bacon in seinem höchst genau angestellten und schätzenswerthen Werke: „Historia Vitae et Mortis," nach dem Census des Kaisers Vespasian seinen Kalkül machte, ohne zu bedenken, daß abschlichs, um der Besteuerung sür neugeborne Individuen zu entgehen, Fälle von langer Lebensdauer dabei singirt wurden. Unser eigner Census in England ist so ungenau wie möglich, trotz der Sorgsamkeit, womit er von Seiten der Behörde angestellt wird. Das Volk hat nur zu oft ein Interesse daran, sich der Zählung zu entziehen. Aus Furcht vor Militair-Dienst verlassen die Leute oft ihren Wohnort, und lassen es an Bitten, Bestechungen und allen Arten von Kunstgriffen nicht fehlen, um von dem Census ausgeschlossen zu werden. So geschah es bei uns zur Kriegszeit, und als der Krieg beendet war, wurde der Militair-Dienst eher ein Gegenstand des Wunsches, als der Furcht; deshalb ergab sich ein plötzliches Anwachsen der Bevölkerung. Im Jahre 1831 entstand in allen Städten das Verlangen, eine möglichst große Einwohnerzahl angegeben, um sich die Vortheile zu verschaffen, welche die Reform-Bill gestattete, und dies war lediglich die Ursache des großen Unterschieds, der sich zwischen dem Census dieses Jahres und dem von 1821 herausstellte.

Ich kann mit Lord Bacon nicht darin übereinstimmen, daß der Vespasianische Census die sicherste Gewähr leiste für die Abschätzung der Lebensdauer der damaligen Menschheit. Wäre dies der Fall, so müßte man annehmen, daß zwischen Padua und den Appenninen, in einem nicht eben allzu stark bevölkerten Landstriche, 124 Menschen von einer hundertundzwanzig- und mehrjährigen Lebensdauer existirt hätten, nämlich 54 von 120, 37 von 110, 2 von 125, 4 von 130, 4 von 135 oder 137, und 3 von 140 Jahren. Eben so wenig können wir dem, was Plinius (lib. 6, cap. 48) angiebt, vollkommenen Glauben schenken.

Nähern wir uns der neueren Zeit, — denn das Mittelalter ist in seinen Angaben noch fabelhafter als die alte Welt, so daß es, wenn man leichtgläubig seyn wollte, in manchen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung sogar zu den Ausnahmen gehören müßte, wenn unter unter siebzig Jahren starb, — so finden wir die Fälle von ungewöhnlich langem Leben höchst selten, und müssen analog auf die Zeiten des Alterthums und des Mittelalters zurückschließen. Vespasians Census bezieht sich auf die ärmeren Klassen des Volkes, deren Hause sich nicht überstehen läßt. Unter höheren Ständen erweist sich auch in den frühesten Zeiten nur selten ein hochbetagtes Individuum. Von Römischen, Griechischen, Französischen und Deutschen Kaisern und Königen bis auf die Zeiten Jacob's I. herab, finden wir unter 200 Fürsten nur vier achtzigjährige. Unter den Apostoln und Kirchen-Vätern scheint hohes Alter eine sehr gewöhnliche Erschinnung gewesen zu seyn und dies erklären Einige daraus, daß diesen erleuchteten Männern ein göttlicher Athem innegewohnt habe: — „nihil spiranus nisi divinum!" Allein von den Päpsten sagt man zu dasselbe, und doch giebt es unter den ersten 240 Päpsten nur fünf, welche 80 Jahre und einige darüber gelebt haben. Von Johann, dem dreiundzwanzigsten Papste, heißt es, er habe das 90ste Jahr erreicht. Sein Historiograph sagt von ihm, er sey ein Mann von ewig unruhigem Geiste gewesen, immer nach neuen Dingen trachtend, Vieles verbessernd, Vieles aber nur umgestaltend. Dazu, heißt es, war er ein Unbilder großer Schätze. Bei seiner heiligen Gesinnung wird die Sage wenigstens, so daß man nicht behaupten kann, ein göttlicher Athem habe ihn so lange vor der Sterblichkeit bewahrt.

Interessant sind die Fabeleien des grauen Alterthums über die Lebensdauer mancher Menschen; auch Lord Bacon sagt naiv, man könne nicht viel darauf geben. Ein König von Spanien oder vielmehr von Cadix, Namens Agantharicus, wurde, wie gemeldet wird, 140 J., Eingras, König der Cyprier, der ein schwelgerisches Leben führte, beinahe 160 J. alt. Manchen Königen von Arcadien wird geradezu ein Alter von 300 Jahren zugemuthet, und Lord Bacon sagt, dies sey vielleicht fabelhaft. Wir finden, daß in Epirus manche Einwohner ein Alter von 200 Jahren mit Bequemlichkeit erlangten und einer ihrer Fürsten, Liturius, ein Mann von gigantischem Körperbau, machte seine 300 J. voll.

Die Theorien, nach welchen den Menschen die Prognose gestellt wird, ob sie noch den und den Eigenschaften, die sie besitzen, ein kurzes oder langes Leben zu erwarten hätten, sind nicht minder unhaltbar. Die Farbe und Beschaffenheit des Haares und der Haut gelten Vielen für Anzeichen, die darauf schließen lassen. Knaben von rother Gesichtsfarbe, meinte man, würden in der Regel nicht so lange leben als andere von blassem Teint. Eine harte Haut sollte auf langes Leben, eine grobe, rauhe Haut, sogenannte Gänsehaut, auf kurze deuten. Eine gerunzelte Stirn und starkes, fettiges Haar mußten wenigstens für 100 Jahr eine Caution geben, während eine sanfte Stirn und weiches Haar einen frühen Tod befürchten ließen. Ein breiter Körperbau mit kurzem Leib aber langen Beinen von den Knieen bis zu den Knöcheln galt für Versicherung eines hohen Alters, während Personen, die vom Knie bis zur Hüfte lang gebaut und, wie Lord Bacon sagt, Seemann attenuati sind, nie lange leben können. Wohlbeleibtheit in der Jugendzeit deute auf frühen Tod, dagegen im Alter sichere ein umfangreicher Leib das Leben des Mannes. Ein schmaler Kopf, ein weder langer und dünner, noch allzu fetter, mithin proportionirlicher Nacken, weite Nasenlöcher, knorpelige, nicht fleischige Ohren, ein breiter Mund, breite, selbstgeschlossene Zähne, besonders wenn sie noch lange Zeit in der Jugend des Menschen wachsen, alles dies galt für Anzeichen eines langen Lebens. Das gehörte so zu den Theorien unserer weisen Vorfahren.

Auch um Vorschriften behufs einer Diätetik waren unsere guten Altvordern nicht verlegen. Sie empfahlen Diät, eine gänzliche Enthaltung von allen spirituösen Getränken, mäßige Bewegung, mäßigen Schlaf, veneris abstinentia ne exhauriantur, den Gebrauch von Bädern und die Einreibung von Salben und Oelen. Sie empfahlen Frömmigkeit, Beschäftigung mit Literatur und Philosophie, Landluft und in der Jugend Militair-Dienst. Auch an wirklichen Medikamenten zur Verlängerung des Lebens fehlte es nicht. Das Schminken der Haut bielten unsere Väter für sehr vortheilhaft, weil die alten Weiber und Virginier sich schminkten und lange lebten. „Als Johannes de Temporibus", sagt Lord Bacon, „welcher 300 J. gelebt haben soll, gefragt wurde, was sein Leben so labil mache, antwortete er: Oel von außen und Honig von innen!" Ein Römischer Senator, der 100 J. alt

Digitized by Google

wurde, erwiderte auf gleiche Frage: „Weil ich effe, bevor ich hungert und trinke, bevor mich dürstet!“

In Betreff der Kleidungsstücke empfiehlt Hippokrates für den Winter reine und saubere, für den Sommer aber schmutzige und in Oel getränkte, Hemdjuppe bietet man Gesundheits-Flanell an und macht Nacht-Jacken zur Verlängerung des Lebens.

Masseus erzählt in seiner berühmten „Geschichte von Indien“ von einem gewissen Numas de Cugna, der in Bengalen geboren war und dort 1566 im dreihundertundneunundsiebzigsten Jahre seines Lebens starb. Zu einem Wunder gefellen sich natürlich immer mehrere, und so sagt Masseus, der Mann habe 700 Zeugen gehabt, sein Geschlecht sey so stark geblieben, daß er sich aller Geschäfte seines langen Lebens mit vieler Geläufigkeit erinnert habe, sein Haar hätte sich aus Schwarz in Grau und aus Grau nochmals in Schwarz verwandelt, im Munde habe er vier Reihen Zähne gehabt. So abfurd dies auch klinge, so würde diese Thatsache, wie der Autor sagt, doch vollkommen von Ferdinand Lopez de Castagneta, dem Königlichen Historiographen von Portugal, bestätigt. Man kann sich hierbei an das Lebensscheitre des Parrafellus erinnern, das mindestens auf 400 Jahre eine Lebensdauer sicherte. Paracelsus war im Besitze dieses Mittels; warum er es aber nicht selbst gebraucht, weiß Niemand zu sagen, denn der gute Mann starb, bevor er 40 J. alt war.

Hufeland berechnet, daß von je hundert Menschen, die geboren werden, nur neun das sechzigste Jahr erreichen und nur sechs dasselbe überschreiten. Haller, der auch große Autorität hat, macht in seinem Kalkül einen anderen Schluß. Er meint, es gäbe 1000 unbestreitbare Fälle, daß Menschen 100 bis 110 Jahre alt geworden seyen, 60 zwischen 110 und 120, 29 zwischen 120 und 130, 15 zwischen 130 und 140, 6 zwischen 140 und 150, und ein Fall sey vorgekommen von einem Lebens-Alter von 169 Jahren. In einem Werke, das 1712 Fälle von ungewöhnlicher Lebensdauer in dem Zeitraume von 1 bis 66 bis 1799 n. Chr. aunimmt, finden wir 3 Personen angegeben von einem Alter zwischen 130 und 140, 2 zwischen 140 und 170, und 3 von 170 bis 185 Jahren. Laßt uns sehen, wer diese drei alten Menschen gewesen sind, und wir werden erkennen, auf welche unhaltbare Angaben sich dieser ganze Kalkül stützt. Das höchste Alter von 185 Jahren wird erreicht einem Manne, Namens Krongern, zugeschrieben, der Spottgeld auch erwähnt in seinem Leben sich aber so viel Miracket hausen, wie sie sein Zeitalter, das sechste Jahrhundert, mit Vorliebe erdichtete. Das zweite Beispiel von dieser Lebenslänge bietet angeblich Peter Torton, ein Ungarischer Bauer aus der Gegend von Temesvar, welcher 1724, in einem Alter von 185 Jahren, gestorben seyn soll. Der dritte Fall soll ebenfalls in Temesvar zu suchen seyn. Jedes Kovin soll im J. 1741, in einem Alter von 172 Jahren, eine 164 Jahre alte Ehefrau hinterlassen haben. Sie waren 148 Jahr verheirathet, und hatten zwei Töchter und zwei Söhne, von denen der jüngere 116 Jahr alt war, als der Alte starb. Haller macht außerdem noch zwei Engländer namhaft, Henry Jenkins aus Yorkshire und Thomas Parr aus Shropshire. Jener soll 1670, in einem Alter von 169, dieser 1635, 152 Jahr alt, gestorben seyn.

Es ist am zweckmäßigsten, die Ungarn hier ganz aus dem Spiele zu lassen, da sich die Angabe über die Zahl ihrer Jahre bloß auf Hörensagen stützt, und das Landvolk bekanntlich überall ein Gericht dieser Art vergnügert, um dem angebeteten Hange zu abenteuerlichen Dingen zu fröhnen. Was das beiden von Haller angeführten Engländer betrifft, so dürfte Folgendes zu kurzer Beleuchtung der Sache dienen.

Ueber Jenkins findet sich in den „Philosophical Transactions“ eine eigene Abhandlung, aus der klar genug hervorgeht, daß der in Rede stehende Mann einige Jahre vor seinem Tode vor Gericht als Zeuge vernommen wurde und hier ein Alter von 140 Jahren angab. In den Parochial-Registern wurden damals die Geburten noch nicht regelrecht, von einem Nachschlagen im Kirchen-Buche konnte also nicht die Rede seyn. Man war, konnte man Jenkins Angabe nicht mit Bestimmtheit, geradezu, seine Aussage gelten zu lassen. Damit ist jedoch keineswegs ihre Richtigkeit zugegeben. Der Mann konnte sich leicht irren, wie dies bei Bauern häufig in Angabe ihres Alters wohl vorkommt. Und wenn es ferner heißt, vier Männer seinen Orres, jeder 100 Jahr alt, hätten geräumt, sie könnten sich als Kinder des Jenkins nur als einen alten Mannes erinnern, so wird die Sache dadurch nur erst recht unsicher, weil in einem kleinen Dorfe schwerlich so viel praktische Makrobioten beisammen gewesen sind. Uebrigens behauptete Jenkins, sich der Schlacht bei Flodden Field (9. Sept. 1513) recht gut erinnern zu können; er sey damals 12 Jahr alt gewesen und habe den Englischen Bogen-Schützen Pfeile zugetragen. Danach wäre freilich die Rechnung in Ordnung, daß er 169 Jahr, als er starb, um volle neun 169 Jahren erreicht habe. Der Glaubwürdigkeit giebt dies indessen noch keinen Vorschub. Es ist ein Irrthum oder eine absichtliche Verfälschung immer eher annehmbar, als daß die Natur jemals ihre Gesetze so weit überschritten haben sollte. Jenkins war eine Zeitlang Aufwarter beim Lord Conyers, später ein wilder herumschweifender Fischer gewesen. Wann sein Alter konstatirt, ist hätte er viel erlebt. Mit Königinnen und ein König wurden zu seinen Lebzeiten enthauptet; er hilft zu den Sieg des Republikanismus über die Monarchie, die Restauration der letzteren, den Sieg und den Fall des Papstthums in England und die Vernichtung der Armada erlebt.

In Betreff des Thomas Parr muß nicht minder die Leichtgläubigkeit der Erzähler belächelt werden. Der bekannte Graf von Arundel, heißt es, habe ihn an den Hof Karl's I. gebracht und ihn dem Könige als ein Wunder des Landes gezeigt. Zugleich soll die 63-Jährige Ehefrau der Königin die Frau des Parr, die 129 Jahr alt gewesen, vorgestellt haben. Parr hatte bis dahin bei einfacher Kost gelebt, bei Hofe habe man ihn mit Wein und allerlei Leckerbissen todt gestärtet; er soll an Seitenstechen gestorben sein. Dr. Harvey öffnete die Leiche und fand, daß seine Constitution berufen war, ein Alter von 200 Jahren zu erreichen, wenn nicht das Hof-Leben seinen Verdauungs-Prozeß gestört hätte.

Dies sind die Fälle, auf welche am meisten Gewicht gelegt zu werden pflegt, obwohl man nicht sieht, mit welchem Rechte. Andere Beispiele von mehr als hundertjähriger Lebensdauer gehören barbarischen Zeiten oder solchen Ländern an, wo der Mensch in den Tag, und also in das Jahr und in die Jahre hineinlebt, ohne sich um das Zählen zu bekümmern. Ausschlüsse in Angaben dieser Art sind die Chinesen; denn als im J. 1784 Kien-Long eine Schätzung seiner Unterthanen machen ließ, und die Bevölkerung auf 200 Millionen angegeben wurde, fanden sich nur sehr Individuen, welche ein mehr als hundertjähriges Alter erlangt hatten.

Im Allgemeinen läßt sich sein Klima angeben, das eine lange Lebensdauer vorzugsweise begünstigte. Wir finden abnorme Fälle in Jamaika, den Inseln Barbadees, den heißen Aethiopien und Indien, wie in dem strengen Norwegen, Rußland und Schottland, in dem trocknen Madeira und dem gemäßigten Frankreich, wie in den immer nebelfeuchten Inseln an der Schottischen Küste, mitten in Binnenländern wie am Meere, in tiefen Thälern wie auf Berg-Höhen, in freier Landluft wie in den schmutzigen engen Gassen Londons. Alles, was man über Beschaffenheit des Klimas, über Einwirkung der tellurischen Verhältnisse und über Lebensart der Bewohner theoretisirt hat, fällt als nichtig zusammen. Auch in Hinsicht der Temperamente läßt sich Nichts mit Bestimmtheit angeben. Wir finden unter Nerösen und Sanguinikern, Phlegmatikern und Sanguinikern, Weißen und Schwarzen, Kultur-Menschen und Kindern der Natur, gleich diese Ausnahmefälle von langer Lebenstauer. Die Entbaltung alles Nikebels, aller bitzigen Getränke, mag ohne Zweifel der Organisation förderlich seyn, allein was die anempfohlene Reinlichkeit betrifft, welche zur Verlängerung des Lebens dienlich sey, so weiß man mit Allgu gut, daß manche Engländer gerade in seinem Schmutz und Fett recht alt geworden ist, und unter Irländern und Russen, zwei Nationen, deren Unreinlichkeit weltbekannt ist, häufig ein abnormer Fall sich findet.

Man hat finden wollen, daß gewisse Beschäftigungen ein langes Leben ebe möglich machen, als andere So haben besonders Maler ein hohes Alter erreicht; man nennt Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Titian, Guercini, Guido, Maratti u. A. Auch unter den Musikern kennt man viele, die noch als Greise des Lebens sich freuten, und was man auch sonst gegen die sitzende Lebensweise einiger Klassen sagen mag, so ergiebt sich doch im Durchschnitt, daß Männer, welche geistig thätig sind, und bei denen das Nerven-System mehr in Aktivität sich befindet, als das Muskel-System, vorausgesetzt, daß sie nicht übermäßigen Anstrengungen unterworfen sind und sich leidlich wichtig abgeben lassen. Im Betreff einer langen Lebensdauer die arbeitenden Klassen in weitem übertreffen.

(N. M. M.)

Frankreich.

Corneille Bart und der Seesuchs.

(Fortsetzung.)

Als sich Meister Cornille nun zurecht gesetzt hatte in seinem Lehnstuhl, wandte er mit sehnsüchtigem Schmerz seine erloschenen Augen auf seine Frau, die ihn still anblickte mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Zartlichkeit und Schmerz, und dabei das Haupt ihres Sohnes an ihre Brust drückte.

„Gott ist gerecht, meine gute Katharine“, sagte Cornille Bart; „ich hoffe zu ihm, er wird Dir Deine Liebe und Sorge um mich vergelten, dadurch, daß er uns noch nicht trennt, und mich leben läßt, um unsern kleinen Jean zu erziehen, daß ein braver und tüchtiger See-Kriegsmann aus ihm wird; denn von unsern Kindern bestimme ich ihn für diesen Stand. . . Die anderen Jungen können Kauffahrer werden . . . Er aber, Du Gott will, soll das Kriegs-Handwerk treiben, wie mein Vater und ich es getrieben haben.“

Katharine erhob ihre in Thränen schwimmenden Augen gen Himmel, als wollte sie ihn anflehen, die Bitte ihres Mannes zu erhören, und Jean zog wieder die Augenbrauen zusammen . . .

„Aber!“, begann Cornille Bart, „mir däucht, mein alter Sauret, das Feuer ist heut nicht sehr lebhaft gewesen!“

„Nein, Herr . . . aber es heißt, der Marschall von Joyeuse rückt von diesen Morgen bei einem Ausfalle geblieben gegen das Angriffs-Corps Turenne's.“

„Gerechtes Ende für ihn, der gegen sein Vaterland kämpfte . . . und doch war er ein Ausländer, wie sich's gebührt! Ich habe die Preußen schon gesehen mit seiner Tapferkeit gefechten . . . Doch, zu was nützt die Tapferkeit, wenn man eine Seeschlacht verbindet! Ach! ach! wann wird Dänikerchen endlich einmal und für immer an Frankreich kommen und auf ewig von diesen Engländern und Spaniern befreit werden? . . . Großer Gott! ich werde wohl diesen Freudentag nicht erleben.“

„Warum denn nicht, mein Freund?“ sagte Katharine, „Warum zweifelst Du denn daran? Und dann, kommandirt Mylord Leckard nicht eben so gut für den Lord-Protektor, wie der Marschall Turenne für den König von Frankreich? Du hast mir selbst gesagt, daß unsere Stadt, trotz der Tapferkeit des Herrn Marquis von Lede, nicht mehr lange widerstehen kann, weil die Einwohner gegen den Auszang der Belagerung gleichgültig sind und nur eine ehrenvolle und vertheidhafte Capitulation wünschen; und, lieber Gott! gebe der Himmel, daß das recht bald geschieht, daß ich meine armen Kinder wieder zu sehen kriege, die mit meiner Schwester glücklich in Bergen wohnen!“

„Wir werden sie bald wiedersehen, Katharine; denn die Stadt kann sich in der That nicht mehr lange halten. Aber was das an Frankreich Kommen betrifft, das ist freilich ein Anderes... So lange der Krieg dauert, werden die Engländer ohne Zweifel die Stadt behalten

ten, dafür, daß sie ihre Flotte an Frankreich geliehen. Denn es ist der Schande werth, wenn man sich's denkt, daß der Kardinal nur einen einzigen Brander zur Englischen Flotte hat schicken können; ja, ja, Katharine, einen Brander, das ist Alles, was man in den Häfen des Atlantischen Meeres hat auftreiben können... Die Galeeren der Levante verstehen freilich nichts von der Schiffahrt außerhalb des Mittelländischen Meeres, aber — doch genug, Frau, von dieser Belagerung", brach Cornille ab; die Schmerzen wurden wieder heftiger.

„Nicht?" sagte Du doch so gefroren, mein Freund, und wirst nicht ausgetanzen, das Englische Neunschaff") wegzunehmen! Du lägest dann nicht verwundet hier."

„Ach, was redest Du für Zeug, Frau? Das ist das Loos des Krieges, das launische, immer wechselnde. — Aber sage mir doch, mein lieber Jean", fuhr er fort und zog den Knaben zwischen seine Kniee, mit seinen langen Locken spielend, „sage mir doch, woran Du denkst; Du hältst ja so finster und trübselig da, wie ein Schulknabe, der ihr Ruthe haben soll."

„Ach! ich denke eben an den großen John Briff", lieber Vater", antwortete das Kind mit dem Tone unterdrückten Zorns.

„Und wer ist denn der große John Briff, mein Jüngchen?"

„Mit Erlaubniß, Meister", sieł Sauret, schüchtern näher tretend, ein: „John Briff ist der Sohn unseres Nachbars, des alten Englischen Hochbootsmanns. Seitdem Ihr verwundet seid, Meister, fällt unser kleiner Herr Jean über diesen John Briff, so oft er ihn sieht, der ist prügelt ihn durch, wenn gerade ein Sieg der Engländer zu feiern ist, mit der Ruthe haben soll."

„Ach! ich denke eben an den großen John Briff", lieber Vater", antwortete das Kind mit dem Tone unterdrückten Zorns.

„Und wer ist denn der große John Briff, mein Jüngchen?"

„Mit Erlaubniß, Meister", sieł Sauret, schüchtern näher tretend, ein: „John Briff ist der Sohn unseres Nachbars, des alten Englischen Hochbootsmanns. Seitdem Ihr verwundet seid, Meister, fällt unser kleiner Herr Jean über diesen John Briff, so oft er ihn sieht, der ist prügelt ihn durch, wenn gerade ein Sieg der Engländer zu feiern ist, mit der Ruthe haben soll."

„Gott im Himmel! immer und ewig Zänkereien!" sagte die arme Mutter erschreckt. „Wegen das, Jean, warum prügelst Du immer diesen Engländer?"

„Ich prügle diesen Engländer, Mutter, weil die Engländer meinen Vatter verwundet haben!" sagte der Kleine mit entschlossenem Tone, und Cornille Bart konnte sich des Lächelns nicht enthalten.

„Ja, ja, darum thut er's", setzte Sauret hinzu und nickte triumphirend mit dem Kopfe — „darum kriegt er seine Tracht! Auch schreien sich alle Nachbarn zu, sobald sich unser braver junger Herr mit der große überseeischen Lümmel zusammen auf der Straße sehen lassen: „Aha, da kommt Meister Cornille's Kleiner; nun wird der Engländer gleich seine Ladung kriegen!"" Und doch, Meister, ist des Bootsmanns Junge viel größer und wohl um drei Jahr Alter, als unser junger Herr. Unser junger Herr macht Euch Ehre in Dünkirchen, Meister! Ja, mein Seel! Man spricht noch immer davon, wie er vor einem Jahre mit zwei Bodenständischen Schiffsjungen sich mit Fäusten schlug und den kleinen Küstlein, das sie wegstiebt, im schändlichsten Wetter und bei widrigem Wind auf der Rhede, daß unser junger Herr, der sich zum Capitain dieser Rußschaale gemacht, sein Leben hätte einbüßen können bei diesem Wagstück, und wie er die beiden Jungen immer mit dem Ruder zusammenbieb, weil er ihrer Sprache nicht verstand und ihnen auf keine andere Weise verständlich zu machen wußte, daß sie seine Furcht haben sollten. Darum hält sich so viel darauf — bei solchem Wetter, denn je mehr Hindernisse, desto mehr —"

„Halt! Euren Mund, Sauret, Ihr seyd nicht klug", unterbrach ihn Mademoiselle Mutter Wort, „bringet lieber Licht, anstatt das arme Kind zu ähnlichen Thorheiten zu ermuntern, und Du, mein Freund, kannst Du es ohne Scheltne hingehen lassen, daß der Junge sich immer so in Gefahr begiebt, immer im Hafen liegt und den Matrosen herumtreibert, statt in die Schule zu gehen und von den würdigen Vatres was zu lernen? Du bast wohl Sauret befohlen, er soll ihn lesen lehren; aber Jean kennt kaum die Buchstaben, und unsere anderen Kinder lesen schon fast geläufig."

„Du hast Recht, Frau; aber mein Häuschen liest Dir alle Masten, Segel und Manöver eines Schiffes her, daß es nur so eine Art hat. Ein Gelehrter soll er auch nicht werden."

„Aber der Junge wird sich den Tod heiren, wenn Du ihn immer zu dergleichen Wagnissen ermunterst. — Großer Gott!" erwiederte Katharine mit Thränen in den Augen.

„Nun, ja, ja, Du hast Recht", bekümmichte sie und nahm scheinbar eine strenge Miene an, „Du hast Recht und Jean hat Unrecht. Du gehst nicht mehr aus'S Meer hinaus, prügelst keinen Engländer mehr, hörst Du wohl, Jean?"

„Und ich, Mutter, sage Dir, daß ich den John immer prügeln werde wie einen Hund, so oft er sich nur vor mir sehen läßt; denn als der Vater verwundet nach Hause gebracht wurde, hat er frohlockend gesagt: „„Zuffah! der Franzose hat sein Fett gekriegt!"" Er soll mir auch sein Fett kriegen von mir, Fett und Schmiere vollauf, damit er weiß, wie's schmeckt, und Sauret hat übrigens auch gesagt, daß für jeden Schmitz, den der John von mir kriegt, mein Vater einen Schmerz weniger hat."

„Da hörst Du es, mein Freund — so hetzt der Sauret den armen Jungen auf."

„So wein, Mutter, keinesweges; denn wenn ich John Briff durchgeprügelt habe, so bin ich's gewesen, der mich dazu aufgehetzt hat, und werde es auch ferner thun, darauf verlaße Dich!"

„Den Mund gehalten, Jean", sagte der Vater sehr ernst, „nicht in diesem Tone mit der Mutter gesprochen, oder Du sollst etwas und ich erzähle Dir keine Geschichten mehr von dem alten Jacobsen, dem Seefuchs, wie wir ihn ehemals nannten, als er Capitain meines Vaters Knaben Bart war, Deines Großvaters, Häuschen." —

„Ach! erzähle, erzähle, Vater!" rief Jean voller Freuden und kauerte sich zu Meister Cornille's Füßen nieder.

„Du wirst Dich wieder angreifen, lieber Mann", sprach Katharine; „denke doch daran, daß es Dir der Physikus ganz besonders eingeschärft hat, wenig zu reden."

*) Ein großes Kriegsschiff, von der Bedeutung einer jetzigen Fregatte.

„Gut, gut! besorge nichts; ich will ganz leise sprechen ... aber mein Sohn muß doch wenigstens wissen, daß sein Großvater nicht ruhmlos gestorben ist, doch wissen, wie er tapfer unter den Kanonen der Engländer gefallen ist."

„Also die Engländer haben meinen Großvater erschossen?" schrie Jean Bart auf, und sühlte, wie der Zorn gegen John Briff von neuem in ihm tochte.

„Ja, mein kleiner Held, im Kampfe gegen die Engländer ist Dein Großvater gefallen."

„Na, für dies Mal kann sich der Galgenstick, der John Briff, bedanken, wenn er die Maulschelle, die ich ihm eben applizirt, glücklich überstirbt!" rief Sauret, der eben hereintrat mit einer kupfernen Lampe.

Aber ein ernstbaster Blick von Mademoiselle Bart brachte ihn zum Schweigen. Er stellte seine Lampe auf die eine Kommode und blieb stumm und ruhig stehen.

„Herzlich thun, Katharine", sagte Cornille, „er ist ein alter treuer Diener, der unser Häuschen auf seine Weise lieb hat" — und auf ein Zeichen von Katharinen, sagte er hinzu: „Meine Frau verzeiht Dir. Grüß, hole Dein Werkzeug und Deine Galeerr und setz' Dich dann dort hin; Du magst auch zuhören. Du bist ja dies Geschichten so gern wie mein Häuschen."

Sauret ging voller Freuden hinaus und kam bald wieder mit seiner Galeerr und seinem Handwerkszeug zurück; er setzte sich damit auf die Erde zu Meister Cornille's Füßen.

In diesem Moment lirs sich der Kanonendonner, der bis dahin geschwiegen, wieder vernehmen. „Das sind die Kanonen", schrie Jean, und wippte auf seinem Schemel umher. — „Ja, das Feuer beginnt wieder", sagte Cornille. — Katharine bekreuzte sich und nahm ihren Spinnrocken vor. — „Mein Seel, Häuschen, das seyen aus allen diesen Geschützen soll würdig die Erzählung von den Waffenthaten Deines Großvatres und des Seefuchses begleitrn, denn bei ihrem Donner haben sie ihren Ruhm erworbrn", sprach Meister Cornille mit Begeisterung.

Und in Wahrheit, die Scene hatte etwas Großes und Feierliches; es war ein schöner Kontrast, wie der unerschrockene Seemann, der seinen Wunden fast unterlag, mitten in den Gefahrrn einer Belagerung seinm bewußten heroischen Muthen Donner der Kanonen seinem Sohne das ruhmvolle Ende seines Vatres erzählte.

„Michel Jacobsen, mein Kind", sprach Meister Cornille Bart, „wurde der Seefuchs genannt, weil es keiner so gut, wie er, verstand, mit List und Schlauheit seine Beute zu erhaschen und diese seinen Feinden zu entreißen. Jacobsen war der Vertrauter dieses Großvatres; sie hatten sich einander unverbrüchliche Freundschaft gelobt und bewiesen — eine jener festen Freundschaften aus der alten Zeit — nicht mit viel Worten, aber That auf That, wie Du bald sehen wirst. Was Jacobsen anbelangt, den Seefuchs, so hast Du oft sein Bild gesehen beim Herrn Schöppen Mullwaert, wie er gemalt wurde von dem berühmten Maler aus Antwerpen, der hier, er ist nun todt dieser her, als Gesandter des katholischen Königs bei Seiner überseeischen Majestät *) durchkam — und bei meinem Heiligen, mein Sohn, Du wirst nir ein Königlicheres und prächtigeres Gefolge zu sehen bekommen, als dieser Herr Maler hatte, der Rubens hieß, der seine Edelleute und Stallmeister, Pagen und Dienerschaft in rothen und braunen mit Silber gestickten Kleidern bei sich hatte. Da kannst man Spanische und Neapolitanische Hengste sehen, mit den schönsten Sattelzeug, weißen Federn und feuerfarbenen Bändern, und dann die goldenen Sänften, eine Herzogin kann sie nicht prachtvoller haben — und Gott weiß, was Alles Köstliches und Seltenes! Und dieser Maler, mein Kind, dieser vornehme Herr, sah es als eine Gunst ohne Gleichen an, daß er den alten Seefuchs malen durfte, seiner Verwegenheit und Unerschrockenheit zu Ehren — und zu diesem Behufe ging Rubens alle Tage zu Jacobsen hin, der in einem kleinen ärmlichen Zimmerchen wohnte, nicht an dem alten Riedam. — Und als er das Bild fertig hatte, und der Herr Bürgermeister ihm zum Lohne eine volle Börse oder wenigstens eine schöne goldene Kette verehren wollte, antwortete der Maler mit stolzer Vornehmheit: Mir genügt, daß man uns sagen kann, Rubens hat Jacobsen gemalt."

„O! ich erinnere mich des Bildes wohl", rief Jean, „ein Mann mit einem braunen langen Gesichte, Haar und Bart schwarz ... in einem flämlernen Panzer, eine rothe Schärpe darüber; in der rechten Hand hält er seinen Kommandostab, die andere Hand ruht auf einem schönen glänzenden Helm; im Hintergrund des Bildes sind Schiffe abgebildet, eine Schlacht und das Meer in stürmischen Wogen, genau wie an einem Tage, wo ich mit den Kindern Schiffsjungen von Rotterdam auf der hohen See war." Dies Alles sagte der Knabe mit einer Begeisterung, daß Cornille darüber lächeln mußte, obwohl die Mutter seufzte.

*) Dem König von Spanien, Philipp IV, war das freundschaftliche Verhältniß bekannt, das zwischen Rubens und dem Herzog von Buckingham, Karl's I. Günstling, bestand, und er bedient, um die Misstimmigkeiten zwischen dem Kabinet von England und Spanien auszugleichen, den berühmten Maler. Rubens zu veranlassen, nach Madrid zu kommen. Dieser reiste sich denn im Jahre 1627 dahin. Philipp nahm ihn mit großer Auszeichnung auf und hielt bald eine außerordentliche Meinung von seinen Talenten. Acht Monat am Spanischen Hofe zugebracht, gab ihm der König die Instruktionen und Beglaubigungsschreiben an den König von England. Rubens ging alsbald nach London, über Dünkirchen, und wurde von Karl I. mit großer Huld aufgenommen, der sogleich von ihm gemalt seyn wollte. Während dieser Anwesenheit Rubens die verschiedenen Zimmer seiner Gemahlin ausschmückte und nach zweimonatlichen Zusammenkünften wurden die Grundlagen des Friedenschlusses zur Zufriedenheit beider Parteien festgestellt. Um dem seine Beobachtung zu bezeugen, ernannte ihn Karl I. in voller Parlaments-Versammlung zum Ritter und machte ihm den goldenen mit Diamanten besetzten Degen, mit dem er ihn zum Ritter geschlagen, zum Geschenk. Während des Friedens-Kongresses unterhandelten Rubens die meisten Plafonds in White-Hall, auf denen er die Apotheose von Jakob's I. Regierung, von seiner Vermählung des Englischen Thrones an, darstellte. Außerdem malte er das Plafonds-Gemälde des Saales der Ritter in Gestalt des heiligen Georg zu Pferde. Die Frau, die der Heiligr aus der Gewalt des Drachen befreit, ist das Bild der Königin.

Digitized by Google

„Und mit Bergamot", bemerkte Saurel, der von dem Borrecht, das ihm seine langen Dienste gaben, bisweilen Gebrauch machte und eine Bemerkung oder Erläuterung einschaltete, „mit Bergamot, ich habe mir sagen lassen, daß dieser vornehme Herr, der Mater so recht sie eigentliche Physiognomie des Meeres getroffen hat, denn wer eine Stute nicht in der Brunft und das Meer nicht im Sturme gesehen, hat nur einen Schatten statt des hellen Tages gesehaut, und bei Gelegenheit von Sturm, da fällt mir eine merkwürdige Geschichte ein, mit Bergamot, Meister Cornille; es war noch, bevor ich in Eure Dienste kam, als wir uns Mai auf einer weiten und gefährvollen Fahrt, unsern des südlichen der Großfürstenthümer Moskau, befanden, und zum plötzlich ein so ungeheurer Sturm überfiel, daß die Fische von der Gewalt des Ozeans aus den Wellen herausgeschleudert wurden und in der Luft hin und her flogen, nicht anders als wie Vögel, und so hoch, daß die furchtbarsten Haifische dem blosen Auge so klein erschienen, daß man sie für Schwalben halten mußte; ich will gerade nicht behaupten, daß man sie nicht wohl auch für Möwen halten konnte — denn der Wahrheit die Ehre . . . aber wie gesagt, sie erschienen so klein und wurden so hoch über's Wasser emporgeschleudert, daß . ."

„Daß", fiel Cornille Bart ein, der sich an den lolossalen Lügen Saurel's manchmal ergötzte, „daß man mit einer Musketenkugel weit eher als mit Harpunen einen dieser furchtbaren Haye hätte erlegen können, nicht Saurel?"

„Ich schwöre es Euch, Meister, bei den Heiligen des —"

„Geh, geh! Pfui! Sey' Deine Seele nicht so thöricht auf's Spiel und halt' den Mund, statt daß Du mir so unverschämte Lügen aufbesten willst, die Du wohl Ammen und Kindern weiß machen kannst, nicht aber mir."

Saurel wurde roth, sah zur Erde, putzte an seiner Galerne und sagte kein Wort mehr.

„Mein Lieber", nahm Katharine das Wort, „mir scheint, Du greift Dich mit dem Sprechen zu sehr an. Guter Gott! leg' Dich doch nieder; der Physikus hat gesagt, daß, bevor die Musketenkugel nicht heraus ist, die kleinste Anstrengung Dir das Leben kosten kann."

„Willst Du mein lieber, Frau", erwiederte Meister Cornille, „daß ich an meine Schmerzen denken und ihnen nachhängen soll, statt sie zu vergessen, indem ich vom Kriege spreche, mit diesem Kinde, das so Gott will, die Ehre unseres unbesiegten und aller steckenlosen Namens aufrecht erhalten und ihn vielleicht noch ein Mal adlich und groß machen soll."

Mademoiselle Bart schwieg, seufzte, nahm wieder ihren Rocken vor und Meister Cornille fuhr fort: „Um wieder auf den Seeschuß und Deinen Großvater zu kommen, Häuschen, so höre, was sich vor langen Jahren begab: (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Correspondance inédite de madame Campan avec la reine Hortense. — Herausgegeben und mit erklärenden Anmerkungen versehen von J. H. E. Buchon. 2 Bde. 15 Fr.

L'Eglantine, souvenirs du littérature contemporaine. — 20 Fr.

Le fils du Rajah. — (Eine Nachahmung der Sakuntala.) Von Jules Janin. 3 Fr.

Han-Wen le lettré. — Von Jules Janin. 3 Fr.

Notice sur deux anciens romans intitulés: Les chroniques de Gargantua. Par l'auteur des nouvelles recherches bibliographiques. (Von dem bekannten Bibliographen Brunet.) 1½ Fr.

Italien.

Der Gymnasial-Unterricht in der Lombardei.

Von Defendente Sacchi.

Die Alten hatten ihre Gymnasien anfangs zu gymnastischen Uebungen, und dann zu ersten philosophischen Studien bestimmt; bei den Völkern der neueren Zeit entschied die allgemeine Stimme dafür, daß man die Jünglinge nicht eher in die Geheimnisse der Philosophie einweihen dürfe, bis sie den Virgil und Cicero in der Ursprache lesen könnten: das Lateinische sollte die Gymnasial des menschlichen Geistes werden. Daher kam es, daß der Gymnasial-Unterricht Jahrhunderte lang fast nur auf Grammatik sich beschränkte; in der Folge gesellte man noch die Rhetorik dazu. Aber eine wesentliche Reform der Gymnasien war erst der neuesten Zeit vorbehalten. Diese Reform hat auch in unserer Lombardei Eingang gefunden.

Der Gymnasial-Unterricht dauert bei uns sechs Jahre; in vier Jahren durchläuft der Schüler eben so viele grammatikalische Klassen, und in den zwei letzten die Humanitäts-Klassen. Lehrgegenstände der ersten Klasse sind die Elemente der Italiänischen und der Lateinischen Sprache, verbunden mit Uebungen im Uebersetzen aus dem Latein ins Italiänische, bei welchen eine Anthologie aus Lowend's heiliger Geschichte zum Grunde liegt. Außerdem werden die Elemente der Rechenkunst und der Geographie nebst dem Katechismus gelehrt. In der zweiten Klasse wird mit Latein, Arithmetik, Katechismus und der Geographie fortgefahren; dazu kommen noch zwei neue Lehrgegenstände, die Geschichte des Hauses Oesterreich und die Römischen Alterthümer. In der dritten Klasse beginnt der Unterricht im Griechischen, und in der vierten lernt man Lateinische Prosodie. Es bedarf kaum einer Bemerkung, daß die übrigen Zweige des Unterrichts auch in diesen höheren Klassen fortbestehen; natürlich sind aber die Materien der größeren Reife des Schülers angemessen.

Die erste Humanitäts-Klasse wird in den Anfangsgründen der Rhetorik und der Poetik unterwiesen; man giebt den Jünglingen in Anthologieen eine Auswahl von Musterstücken Griechischer, Lateinischer und Italiänischer Schriftsteller. Außerdem lernen sie die Elemente der Algebra bis zu den Gleichungen vom ersten Grade, und empfangen Unterricht in Geographie, Geschichte und Religion. In der zweiten Klasse wird mit allen diesen Gegenständen fortgefahren.

Während der sechsjährigen Gymnasial-Zeit wechseln die Schüler nur mit zwei Professoren, dem Professor der Grammatik und dem der Humaniora; der erstere empfängt sie aus der dritten Elementar-Klasse und führt sie bis zur Humanität. Jeder Professor der Humanität macht seinen zweijährigen Kursus, woraus den Jünglingen der Vortheil erwächst, daß sie keiner neuen Methode sich anzubequemen brauchen und den Professoren, die der andere Vortheil, daß sie ihre Schüler genauer kennen und deutlicher lernen.

Jeden Monat, oder so oft es dem Vice-Direktor gefällt, besucht der Präfekt die Schule und wohnt dem Unterricht bei. Jedes dalbe Jahr müssen sämmtliche Schüler einem öffentlichen und Privat-Examen sich unterwerfen; am Ende des zweiten Semesters folgt dem öffentlichen Examen die Austheilung der Preise, welche Feierlichkeit mit zum Vortrefflichen in Lateinischer und Italiänischer Sprache, die von zweien der Schüler gehalten werden, anfängt und endigt.

Die Gymnasien selbst zerfallen in zwei Klassen: Kaiserliche und Kommunal-Gymnasien; der ersteren giebt es zehn, der letzteren acht; daneben existiren noch dichdliche Gymnasien, öffentliche Gymnasien mit Konvikt, Privat-Gymnasien, gymnastische Kommunal-Schulen und gymnastische Erziehungs-Institute, so daß man in der Lombardei 66 Gymnasien mit 300 Professoren zählen kann. Jedes Jahr treten gegen 1200 Schüler ein, aber während des Kursus gehen viele wieder ab, und widmen sich dem Handel, den Künsten oder Gewerben, so daß nur im Durchschnitt nur 800 auf das Jahr rechnen kann. Die öffentlichen Gymnasien kosten den Staat jährlich an 300,000 Oesterreichische Lire (100,000 Gulden C. M.). Wir theilen hier einen Prospektus statistischer Notizen mit, die sich auf das Schuljahr 1834 beziehen.

	Zahl der Gymnasien.	Zahl der Lehrer.	Zahl der Schüler.	Unentgeltlicher Beisatz der Kosten
Kaiserliche Gymnasien	10	88	4100	210,000 Lire.
Oeffentliche Kommunal-Gymnasien	8	68	1700	90,000 „
Bischöfliche Gymnasien . . .	7	62	800	60,000 „
Oeffentliche Gymnasien mit Konvikt	4	34	300	50,000 „
Privat-Gymnasien	6	48	500	60,000 „
Gymnastische Kommunalschulen	11	—	—	— „
Gymnastische Erziehungs-Institute	20	—	—	— „
	66	300	7400	470,000 Lire.

Die Zahl der Privat-Lehrer, welche einen Gymnasial-Kursus halten, beläuft sich auf ungefähr 120. Alle öffentliche und Privat-Schüler sind übrigens in den öffentlichen Gymnasien eingeschrieben, und müssen die halbjährlichen Examina mitmachen, indem man ihre Gesammtzahl kennt. Diese Gesammtzahl hat sich während der letzten zehn Jahre immer, mit geringer Abweichung, zwischen 7000 und 7450 gehalten, wie nachstehende Tabelle ergiebt.

Jahr.	Zahl der Schüler. öffentliche	Privatschüler	Gesammtzahl.
1825	5700	1700	7400
1826	5500	1900	7400
1827	5300	1700	7000
1828	5100	1800	6900
1829	5100	1900	7000
1830	5200	1900	7100
1831	5200	2100	7300
1832	5250	2200	7450
1833	5300	2150	7450
1834	5200	2200	7400
	52850	19350	72400

Bibliographie.

L'arte di sonare il violino di Nicolo Paganini. (Es ist dies eine Bearbeitung der von dem Kapellmeister Guhr in Frankfurt a. M. herausgegebenen Bemerkungen über das Violinspiel Paganini's und die Weise, sich einen Theil seiner Fertigkeit anzueignen.) Mailand.

Giudizi intorno alla testa di Napoleone. (Bemerkungen Französischer Gelehrten über Napoleon's Schädel.) Nebst eigenen Wahrnehmungen, von Pietro Moleffi. Mailand.

Mannigfaltiges.

— Vico's Werke. Von Predari's Ausgabe der Werke des Philosophen Vico ist schon im Laufe dieses Monats der erste Band erschienen. Der Titel lautet: „Opere complete di Giambattista Vico" u. s. w. (Vico's sämmtliche Werke, zum ersten Mal vollständig herausgegeben, und mit Uebersetzungen und Kommentaren begleitet von Francesco Predari.) Dieser erste Band enthält eine Autobiographie des Neapolitanischen Denkers, die Lateinischen Reden: „Hostem hosti etc." „De nostri temporis etc." „De mente heroica" und seine Abhandlung „De antiquissima Italorum sapientia ex linguae latinae originibus eruenda." Das Werk ist dem Präsidenten des Ober-Reparations-Tribunals der Lombardei, Ritter Antonio Biazzetti, gewidmet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (= 1⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 13. Berlin, Freitag den 30. Januar 1835.

Italien.

Bilder aus Sicilien.

Von einem Englischen Offizier.

Seltsames Land! Es ist so schwer, es wieder zu verlassen, wenn man erst den Fuß darauf gesetzt hat, und doch umgeben Euch hier tausend Gefahren, wenn Ihr nicht das Glück habt, ein Katholik zu sein und die gangbarste Landessprache zu verstehen, welche das Sicilianische Volk spricht. Ein armer Engländer, einer meiner Freunde, hat davon die traurigste Erfahrung gemacht. Er kam von der Jagd zurück, mit der Büchse in der Hand, und ging durch das kleine Städtchen Augusta. Die vorzüglichste Eigenschaft dieses Engländers war aber nicht die Gelehrsamkeit; er war ein guter Jäger und ein mittelmäßiger Forscher. Da kam die feierliche Prozession des heiligen Sebastian. Es war ein vergoldeter Koloß auf einem bemeglichen Gestelle, gezogen von Pferden, die mit Federbüschen und Guirlanden geschmückt waren, und von einer Weihrauch-Wolke umgeben. Mein Freund trug die Offizier-Uniform, und da er ein Gewehr in Händen hatte, so hielt man ihn für eine Schildwache. Die Luft erzittert vom Glockengeläute; man warf sich überall, wo der Heilige vorüberzog, auf die Kniee nieder; aber die vermeinte Schildwache blieb unbeweglich und betrachtete, mit dem Gewehre im Arme, das Volk, welches diese Bewegungslosigkeit für eine Beleidigung ansah. Es will den Engländer zwingen, das Gewehr zu präsentiren und dem Heiligenbilde seinen Respekt zu erweisen; man umgab ihn, schrie durch einander und suchte ihm begreiflich zu machen, daß er prasentiren soll; aber er verstand nicht ein Wort Sicilianisch. Sieh' diese Wuth und diese Geschrei! Will zeigt ihm das vor Ingrimm gerötherte Bild des Wild des Heiligen. Von allen Seiten gellen ihm die Worte Schelm, Ketzer und Elender in die Ohren. Er denkt aber gar nicht daran, daß alles dies an ihn gerichtet sey; er glaubt vielmehr, es gelte Alles dem Heiligen. Er findet es sehr sonderbar, daß man ihm ein öldürres Bild mit so vielen Anduutungen und energischer Stimmenerhebung vorführt; und ein Lächeln schwebt auf seinen Lippen. Da ging das Geschrei: Thätlichkeiten über; das Volk stürzt auf ihn zu und reißt seine Uniform in Stücke.

Man könnte ganze Bände füllen, um die sonderbaren Sitten der Sicilianer zu beschreiben. Hier theile ich das mit, was mir selbst, im Jahre 1802, als wir Sicilien militairisch besetzt hielten, hier widerfahren ist. Als ein junger Offizier, der ohne Sorgen und nur dem Vergnügen lebte, hatte ich die Taufe der Erfahrung noch nicht erhalten, sie war erst im Jahre 1806 auf Reisen sammelt; ich war erst 21 Jahr alt, und man wird mir erlauben, über einen Theil meiner Abenteuer einen verhüllenden Schleier zu werfen.

Es herrscht in der Stadt Catania, am 5. Februar, nach der Prozession der heiligen Agathe, die Gewohnheit, die Stadt und die Umgebung zu erleuchten. Ein glänzender Jahrmarkt, welcher mit dem Ende des Tages beginnt, giebt viele Käufer und Verkäufergänger herbei. Ihr sieht daselbst Kunstfeuer, Feuerwerke, bunfarbige Lampen, Musik-Chöre unter den Bäumen, Wachskerzen vor den Heiligen. Priester, Landleute und junge Damen promeniren und plaudern im Finstern. Es herrscht hier auch noch eine Gewohnheit, die nur dieser Messe allein eigen ist; die Frauen nämlich aus allen Ständen, vornehme Damen und Bürgerinnen, alte und junge, häßliche und schöne, vermummen sich in ein Mäntelchen, dessen langer Kragen sie über die Augen ziehen, und während sie dadurch die Gesichte verbergen, verstellen sie auch ihre Stimme und sehen bei Allen, denen sie begegnen, und die sie beim Arm ergreifen, die Börsen in Contribution. Man verweigert ihnen ein Jahrmarkts-Geschenk unter keinem Vorwande; darum verweiden die Geizigen und die Alten sorgfältig das nächtliche Fest der heiligen Agathe; die Ehemänner fürchten sich davor; aber die Liebenden erwarten es sehnsüchtig, und die Gelehrten ziehen ihren Nutzen daraus.

Ich schiffte mich eben in Sicilien aus und wußte von der Sitte dieser Art von Mastkeraden noch nichts, als ich zum ersten Male das seltsame und glänzende Fest zu Gesicht bekam. Ich hatte meine obvohin sehr leichte Börse gerade zu Hause gelassen; aber meine glänzende Uniform und meine goldenen Epaulets wurden durch den mannigfachen Schein der bunten Lampen sehr auffällig. Da ersprten mich zwei Tupatellas — wie solche Masken heißen —, die eine beim rechten und die andere beim linken Arme, und forderten mich, im Namen der heiligen Agathe, zur Mildthätigkeit auf; ich aber stand dadurch in der meine Lage. Der Körperbau, der Gang und das Benehmen der Tupatellas verriethen Eleganz, Vornehmheit und sogar Reichthum. Nicht einen armseligen Denaro hatte ich in meiner Tasche. Was war zu thun? Ich stammelte in dem wenigen Italiänisch, das ich im Fluge aufgefaßt hatte, Entschuldigungen her und suchte bei den Damen nur Credit bis zum nächsten Morgen zu erlangen. Sie lachten, als sie dies hörten, blieben aber unerbittliche Gläubiger; kein Ausschub, kein Mitleiden. Eine von ihnen rief in gutem Italiänisch: „Weil er sich widersetzt, soll er unser Gefangener bleiben!“

Ich war über diese Gefangenschaft wohl sehr verwundert, aber gar nicht erschrocken; und ich ließ mich ganz ruhig von den beiden Seitenmasken wegführen. welche, die Pistolenreiser auf die Seite drängend, den ganzen Markt mit mir durchschnitten, und endlich befanden wir uns vor einer verdeckten Kalesche. Sie hießen mich einstrigen; ich hatte ihnen freilich das Recht auf meine Gefangenennahmung streitig machen können, aber ich war nicht so streitsüchtig. Die Kalesche fuhr ab, und die beiden Tupatellas warfen mir hurtig einen Schleier über die Augen, welche eine von ihnen vom Halse losgeknüpft hatte, so daß ich verhindert wurde, zu sehen, welche Richtung unsere Equipage nahm. Widerstand wäre hier unvernünftig gewesen; und Furcht oder Mißtrauen zu äußern, kindisch. Die Hände, welche mich hielten, waren so weich wie Seide, und die Stimmen, welche mich so eigenmächtig verurtheilt, überaus wohltlingend. Ich faßte also den Entschluß, aus Neugierde, wie diese Entführung enden werde, sie mit mir machen zu lassen, was sie wollten. Nur vor Einer Sache war mir bange: vor den militairischen Unterschungen über mein so plötzliches Verschwinden. Endlich hielt der Wagen an; man trug mich aussteigen, und meine über die Augen gezogene Bandage wurde nicht eher gelöst, als in einem sehr prächtigen, von Wachskerzen erleuchteten Saale, in welchem ein Abendbrod angerichtet stand. „Hier ist Ihr Gefängniß“, sprach eine von ihnen, „und Sie werden so lange darin verbleiben, bis Sie uns Genugthuung für Ihr Betragen gegeben haben.“ Ich willigte, wie man leicht begreifen wird, sehr gern darein, und während 14 Tagen, die mir wie eben so viele Stunden verschwanden, kam ich nicht aus dem Palast der Armide. Elegante Unterhaltung, Kunst-Talente, kindische Lustigkeit, vortrefflichen Wein und delikate Speisen — Alles fand ich hier, nur meine Freiheit nicht. Eines Morgens trat der Hausbofmeister in mein Zimmer, verband mir die Augen, während ich noch schlief, half mir dann Toilette machen, steckte mir zwei Ringe, die ich noch besitze, an den Finger, ließ mich in den Wagen stigen und führte mich dis an's Thor von Catania. Ich fand daß die Straße wieder, in welcher mein Corps kasernirt war, und was mich sehr wunderte, war dieses, daß, nach einem solchen 14tägigen Leben in Vergnügen und Müßiggang, meine Kameraden nicht aufhörten, über meine Magerkeit, über meine Blässe und über mein leidendes Aussehen zu scherzen. Ich suchte, wie man sich leicht denken kann, in den Umgegenden die Spur der Tupatellas zu entdecken; aber vergebens.

Acht Tage nach dieser vergnügtmäßigen Expedition wurde die ganze Stadt Catania in Aufruhr versetzt: Bürger und Landleute drängten sich in den Straßen und schrieen aus allen Kräften: der Herr ist gestohlen! der Herr ist gestohlen! Die Weiber winkten und rissen sich die Haare aus; die Glocken summten, und die Kirchen waren mit knieenden Büßern angefüllt. Was ist geschehen? Hier folgt die Geschichte. Zwei arme Schmiedegesellen außer Arbeit und ohne Geld waren in eine Kirche der Stadt eingetreten; Niemand befand sich darin, weder Priester noch Sakristan, selbst kein Ober-Knabe. Das heilige Sakrament war ausgestellt! So weit geht die vor diesem beiligen Gegenstand herrschende Verehrung, daß man selbst in Sicilien die Unmöglichkeit eines Kirchenraubes voraussetzt; aber ein schrecklicher Teufel, der Hunger, leukte den Arm des einen von den beiden Männern, der sich der Monstranz bemächtigt und mit seinem Gefährten die Flucht ergreift. Sie gingen aus der Stadt, und hielten sich in einer Trattoria oder Schenke auf. In der Verlegenheit, ihren Raub unterzubringen, sagten sie zu der Wirthin des Hauses, daß sie ihr um Credit bis zum folgenden Tage bitten, wo sie gewiß das Vergessene kommen und es bezahlen. In einer zweiten Trattoria, wo sie sich des Abends aufhielten, und die noch weiter von Catania entfernt war, ließen sie einen Theil des heiligen Sakraments blicken, welches alsbald die Augen eines jungen Mädchens, der Magd des Hauses, auf sich zog. Die Nachricht von dem Diebstahl hatte sich schon verbreitet, und sie schrie aus vollem Halse: der Herr ist gestohlen! der Herr ist gestohlen! Die erschreckenen Schuldigen nahmen die Flucht in's Gebirg. Die Gewissensbisse und die Furcht verwirrten sie; sie glaubten, schon Gottes strafende Hand zu fühlen; aber wie sich von dieser Bürde befreien, ohne sich selbst preis zu geben? Sie gruben ein großes Loch in die Erde, hüllten mit allem Respekt das heilige Sakrament in ihr Hemd,

Digitized by Google

welches sie zerrissen, und bedeckten den seltsam gewölbten Aufbewahrungsort wieder mit Erde.

Indessen durchzogen lange Prozessionen die Stadt; man hörte nicht auf, Messen zu lesen, und acht Tage waren schon in allgemeiner Bestürzung hingegangen, da kamen Landleute zu Markte und erzählten, daß man in einem Gebäude, acht oder zehn Meilen von Catania, einen Hund auf frisch aufgewühlter Erde baden liegen sehen, und daß das Thier ein jämmerliches Gebrul ausgestoßen und sich nicht von der Stelle habe entfernen wollen. Es schien außer Zweifel, daß ein ermordeter Mensch dort begraben sey, dessen Leiche nun sein treuer Hund bewache. Eilbich grub man dort die Erde auf, fand das heilige Sakrament, und die Bauern, welche sich leicht für wichtige Zeugen hielten, dieses Heiligthum anzurühren, breiten sich, die Neugierd dem Bischof von Catania zu hinterbringen. Der Bischof forderte die gesammte Geistlichkeit auf, welche sich, so wie er, barfuß an den angezeigten Ort begab; die ganze Bevölkerung von Catania, Männer, Frauen und Kinder, waren in einer Viertelsstunde auf den Beinen. Man sang das Tedeum, und eine prächtige Kirche, welche dem wiedergefundenen Herrn geweiht wurde, erhob sich an dem Orte, an welchem die Diebe sich aufgehalten hatten.

Es vergehen hier wenige Wochen, die nicht dem Beobachter neuen und eigenthümlichen Stoff liefern. Alles, was wir Gouvernement, ordentliche und polizeiliche Verwaltung nennen, war in Sicilien nicht zu Hause. Einige Mal hat sich das Volk, nachdem es viel gelitten hatte, mit Gewalt empört, und seine Wuth überfing einige Tage als Gräuelthat, wie die Lasa's der Bluthund der Sicilien beherrscht. Verschwörungen und Heldenthaten drängten sich in einander, wie Blitz und Donner in den Wolken. Schon die äußere Gestalt des Landes scheint nicht der regelmäßigen Ordnung und Civilisation unterworfen werden zu können. Wie sollen Landstraßen und Kanäle in einem gebirgigen Lande erbaut werden, wo die Unglaublichkeit des Bodens so groß ist, daß man oft drei Stunden lang um einen Berg herumreiten muß, um eine wirkliche Distanz von ½ Stunde zu durchlaufen? Nicht nur ist der größte Theil des Landes mit zackigtem Felsgestein und schrecklich gewundenen Fahrwegen bedeckt, sondern Grund und Boden erhalten auch zu gewissen Jahreszeiten ein ganz anderes Ansehen und eine ganz andere Natur. In der ganzen Länge der Berge, mit denen diese Insel wie besäet ist, öffnen sich Flumaras oder breite Abgründe, welche, während des Sommers mit Gestein und wüsten Steinen angefüllt, nur einer trockenen Distanz von ½ Stunde zu durchlaufen sind. Nicht nur ist der größte Theil des Landes mit zackigtem Felsgestein und schrecklich gewundenen Fahrwegen bedeckt, sondern Grund und Boden erhalten auch zu gewissen Jahreszeiten ein ganz anderes Ansehen und eine ganz andere Natur. In der ganzen Länge der Berge, mit denen diese Insel wie besäet ist, öffnen sich Flumaras oder breite Abgründe, welche, während des Sommers mit Gestein und wüsten Steinen angefüllt, nur einer trockenen Distanz von ½ Stunde zu durchlaufen sind. Nicht nur ist der größte Theil des Landes mit zackigtem Felsgestein und schrecklich gewundenen Fahrwegen bedeckt, sondern Grund und Boden erhalten auch zu gewissen Jahreszeiten ein ganz anderes Ansehen und eine ganz andere Natur. In der ganzen Länge der Berge, mit denen diese Insel wie besäet ist, öffnen sich Flumaras oder breite Abgründe, welche, während des Sommers mit Gestein und wüsten Steinen angefüllt, nur einer trockenen Distanz von ½ Stunde zu durchlaufen sind. Nicht nur ist der größte Theil des Landes mit zackigtem Felsgestein und schrecklich gewundenen Fahrwegen bedeckt, sondern Grund und Boden erhalten auch zu gewissen Jahreszeiten ein ganz anderes Ansehen und eine ganz andere Natur. In der ganzen Länge der Berge, mit denen diese Insel wie besäet ist, öffnen sich Flumaras oder breite Abgründe, welche, während des Sommers mit Gestein und wüsten Steinen angefüllt, nur einer trockenen Distanz von ½ Stunde zu durchlaufen sind. Nicht nur ist der größte Theil des Landes mit zackigtem Felsgestein und schrecklich gewundenen Fahrwegen bedeckt, sondern Grund und Boden erhalten auch zu gewissen Jahreszeiten ein ganz anderes Ansehen und eine ganz andere Natur. In der ganzen Länge der Berge, mit denen diese Insel wie besäet ist, öffnen sich Flumaras oder breite Abgründe, welche, während des Sommers mit Gestein und wüsten Steinen angefüllt, nur einer trockenen Distanz von ½ Stunde zu durchlaufen sind.

Es ist die Spitze vom Berge Antenumanare, der höchste Punkt der ganzen Bergkette, von wo aus man ganz Sicilien sehr leicht überblicken und sich einen Begriff von seiner wunderlichen Bodengestalt verschaffen kann. Ich unternahm gegen die Mitte des Monats Juni 1806 eine Reise dahin. Die Witterung war gut, und wir machten uns des Morgens auf den Weg. Nahe bei uns zur rechten Seite befand sich ein hohles Bette der Flumaras, von einer Tiefe von 30 bis 40 Fuß, an beiden Seiten mit prahlenden Felsen, welche die Gewalt des Wassers herbeigeführt hatte, so wie mit aromatischen Kräutern und mit hundein riesenmäßigen Wurzeln bedeckt, welche eine natürliche Laube über diesem ausgetrockneten Schlunde bildeten; ein wunderschöner Anblick, der von Minute zu Minute abwechselt, und der an mannigfaltigen Schönheiten alle Beschreibungen weit hinter sich läßt.

Als wir die Spitze erreicht hatten, befanden wir uns 3700 Fuß über der Meeresfläche. Messina lag uns vor Augen, wir konnten ohne Mühe die Häuser unterscheiden, die Gassen und die sonstigen Gebäude, sogar den Hafen und die ihn füllenden Schiffe, und der berühmte Leuchtthurm zwischen den Bergen Calabriens und den schönen Ufern Siciliens bedeute sich vor unseren Blicken aus. Hier und da lagen in Zwischenräumen die anmuthigsten Dörfer und die schönsten Orangen-, Oliven- und Citronenhölzchen.

Das Auge verlor, vermöge der klaren durchsichtigen Atmosphäre, nicht einen einzigen Gegenstand von dieser umgebenen Perspektive, und wir sahen zugleich das Berggebirge Sylla, die Liparischen Inseln und den schrecklichen Aetna, dessen ungeheurer Fuß sich im Meere badet; der Schnee bedeckte schon die Stirn dieses Kolosses und bildete ein Diadem, welches mit dem lebhaften Grün der Abhänge sehr kontrastirte. Was Sicilien selbst betrifft, so würdet ihr es mit Recht eine Fläche nennen, auf welcher eine verschwenderische Hand Laumenhafte Erhöhungen ausgestreut hat. Ueberall traumen Fußtiefe, Hügel auf Hügel, Berge und tschterförmige Schluchten und Gruppen von Bergen, Thäler, die sich nach allen Richtungen öffnen, und die den Blicken alle verschiedene Schattirungen von Grün darbieten; herabstürzende Flumaras, Dörfer, welche dalb auf den Spitzen der Berge erhoben und bald in tiefen Abgründen begraben sind; bald die Häupter nackter und kahler Berge und bald andere minder hohe Felsen von unten bis oben mit Bäumen und Gebäuden besetzt und endlich alle nur möglichen Kontraste und Mannigfaltigkeiten. Die Dörfer, welche am Fuße des Berges liegen, führen den sonderbaren Namen Furia, sie sind jedoch die schönsten Dörfer in der Welt.

Glaubet aber ja nicht, daß jemals in diesen Gegenden die industrielle Ordnung und die strenge Polizei von London oder Amsterdam eingeführt werden könne. Die Beamten, welche die Ruhe zu erhalten und die öffentliche Sicherheit zu beschützen beauftragt sind, lieben sehr oft eins wie das andrerre auf's Spiel. Von 1810 bis 1811 war man auf den Gassen nicht vor Räubern sicher. Sie wie es Nacht wurde, durfte man nicht den Fuß aus dem Hause setzen; man raubte und mordete ungestraft, Bergebens wurden die Patrouillen vermehrt: vergebens verdoppelte der nächtliche Polizei-Chef (capitano della notta), Signor Anga, seine Wachsamkeit; nichts nutzte. Die Kaufleute wurden in ihren Läden erwordet; die Gastzbeiter gewaltsam geplündert, und man entdeckte nicht die geringste Spur, welche auf die Fußstapfen der Räuber hätte leiten können. Damals wurde auch ein junger Offizier vom 6ten Bataillon der Deutschen Legion, welcher in dem Kloster des heiligen Franz logirte, ein Opfer dieser kühnen Räuber. Er hatte eben sein Traktament in Spanischen Piastern erhalten und legte das Geld in einen Secretair; und schon am demselben Abend war die Schublade erbrochen, das Geld verschwunden. Man hatte nur noch, und noch mit den Piastern, sondern nahm, da es sehr stark regnete, auch den Regenschirm dieses jungen Mannes mit fort. Er zeigte den Diebstahl an, aber alle Nachforschung war vergebens; weder die Piaster, noch der Schirm, noch die Räuber wurden aufgefunden. Drei Monate darauf ging unser Offizier in einem Platzregen, mit einem neuen Schirme versehen, über den großen Platz von Spratus, und ein Mann ging neben ihm her, mit einem Schirme, der gerade so aussah, wie der, welcher ihm gestohlen worden war. Er hält den Mann an, erkennt seine auf dem Knopfe des Schirmes eingegrabene Chiffer und fragt nun nach seinem Namen. Es war ein Hausdiedeiner des Nacht-Capitains Signor Anga, dessen Frau sehr erschrocken aussah, als sie von der Sache hörte. Signor Anga, welcher abwesend war, kam nach Hause und wies mit Unverschämtheit alle Fragen und Verwendungen unsers Offiziers zurück. Endlich erlangte man nach vieler Mühe die Erlaubniß, das Haus durchsuchen. Anfangs führte diese Untersuchung zu keinem Resultate; als man aber die Bewerkung gemacht, daß der Fußboden im Erdgeschoß getäfelt war, eine Sache, die in Sicilien nur äußerst selten vorkommt, bob man das Tafelwerk empor und entdeckte einen geräumigen Keller, in welchem der Nacht-Capitain Schätze aller Art zusammengehäuft hatte, die den Besohlenen der Stadt gestohlen worden waren. Während mehr als fünf Jahre hatte er sich zum Schaden der Straßler bereichert, was ihm um so leichter wurde, als ihm die nächtliche Polizei übertragen war und er, wenn man ihn in der Nacht auf der Straße traf, immer auf seinem Platze zu seyn schien. Seine Leute, welche dieses Metier auch bereicherte, waren ihm ergeben, und nichts war bequemer, als diese Spitzbüberei. Es stellte an den beiden äußersten Enden der Straßen, die er ausplündern wollte, Schildwachen aus, welche Niemand hineinzugehen erlaubten, und war die Expedition vollbracht, dann zog man sich ruhig zurück. Der Nacht-Capitain wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt. (U. S. L.)

Frankreich.

Cornille Bart und der Seefuchs.

(Schluß.)

„Es war", so erzählte Meister Cornille, „während des Krieges mit den Engländern, die den Hafen blokirt hielten; wir waren glücklich mit meinem Vater von Zang zurückgekehrt, seit den Tagen, und unsere Brigantine, die „Meerschwalbe", lag auf der Rhede vor Nater, die Mannschaft am Bord und jeden Augenblick bereit, wieder auszulaufen. So nun, eines Winterabends, der Wind wehte aus Nord-West und pfiff und heulte, waren wir hier in dem nämlichen Saale zusammen, bei einem warmen Feuer, und rauchten Tabak von Portorico und tranken Englisch. Als dann, mit Deinem Großvater und einen feurer Freunde, dem Meister Wanderelde, dem Korsaren, (der nämlich, den Seine katholische Majestät zum Ritter von Sankt Zago ernannte, weil der Korsar dem Könige zwölf wohlausgerüstete und bemannte Kriegsschiffe zum Geschenk gemacht hatte, ganz unlustig, aus bauter Freigebigkeit); wir plauderten so in aller Ruhe von Krieg und Fang, an diesem Kamine, als plötzlich die Thür aufgeht, diese nämliche Thür, die Du heute sahst, und rathe ein Mal, wer in's Zimmer tritt! — Der Seefuchs, in einem großen Mantel gehüllt, der von Regen triefte, denn draußen goß es in Strömen vom Himmel herab. Unter dem Mantel war er in voller Rüstung. „Anton!", sagte er zu meinem Vater und blickte ihn fest an, „„ich brauche Dich, Deinen Sohn, Deine Leute und Dein Schiff.““ — „Und wann?““ fragte mein Vater. — „„Gleich und binnen in der See““, versetzte der Fuchs. — So verschuldige ich mich beim mein Vater bei seinen Hausverbleibe, ließ ihn durch unseren Diener nach Hause gleiten und sagte zum Fuchs: „„Indeß ich und mein Sohn gehen und uns waffnen, rauch Du eine Pfeife, trinke einen Krug Bier und trockne Dich.““ — So, mein Sohn, hielten die Seeleute in jenen Zeiten Freundschaft; der Seefuchs hatte daffelbe für meinen Vater gethan, was dieser hier für ihn that, und so ging es weiter mit einander Abrechnung zu halten.“

„Der Fuchs warf seinen Mantel über einen Stuhl und hielt seine großen Wasserstiefel, die ihm bis an den Gurt reichten, an's Feuer. Mir ist's als säh' ich ihn noch . . . er trug ein altes Koller von Büffelleder und einen Brustharnisch von Stahlschuppen, der ganz rostig war. Er nahm sich eine Pfeife und fing an zu rauchen, während mein Vater und ich hinaus gingen, uns zu waffnen. Als wir fertig waren und wieder in's Vorderhaus, fanden wir den Fuchs an diesen Orthauten, wie Feuer flammte und so versunken in Nachdenken, daß ihm die Pfeife ausgegangen war und er uns nicht hatte kommen hören. — „„Nun, Michel!““ sagte mein Vater vergnügt in der Seemannssprache, indem er dem Fuchs auf die Schulter klopfte, „„kaffen wir nun gleich die Kanonen zur Absahrt lösen!““ — Der Fuchs sprang auf und erwiderte in großer Bewegung: — „„Ja, ja, gehen wir!““ — Plötzlich aber stutzte er, sagte er rauh zu seinem Matrosen, der hier mit ehrlich Geschorb, Anton, wie steht's mit Deiner Seele!“ — Kunnett. — „„Nun Zur-ht vor Gott erscheinen und das in dieser Stunde!““ — Er-bald

Digitized by Google

sah mein Vater wohl, daß es ein sehr gefährliches und verwegenes Unternehmen galt. Auch erwiderte er Frau Fuchs: „Wenn's so ist, Mütterchen, die Kapellenmesse von der Pfarrkirche steht die Nacht über offen — wir wollen beten gehen, eh' wir auslaufen, und Gott um Gnade anflehen, daß wir nicht mehr thun und die letzten Sakramente nicht nehmen können, da es uns an einem Priester gebricht." — So gingen wir denn ab; der Wind blies wüthend und zerzauste uns, und der Regen schlug uns in's Gesicht scharf wie Hagel; wir gingen alle drei in die Kapelle, verrichteten unser Gebet und wandten uns hierauf wieder zum Hafen. Dort fanden wir unsere Brigantine bereit und die Mannschaft sämmtlich am Bord, vom Steuermann bis zum letzten Schiffsjungen, wie es immer nach dem Befehl meines Vaters auf der „Meerschwalbe" seyn mußte, und diese Befehle wurden gehörig gehalten und aufs pünktlichste vollzogen — wer dagegen sündigte, für den waren Peitschen und Geißeln da, so lang und so scharf, wie auf dem größten Kriegsschiff. . . . Der Anker war gelichtet; der Fuchs hatte unter dem Commando der Admiralität, daß auch die Krte aufgeschlossen wurde; um Mitternacht besanden wir uns im Kanal und bald in der offenen See. Der Wind war contrair, und der Fuchs, dem mein Vater das Kommando über seine Brigantine abgetreten hatte, befahl dem Steuermann zu loviren, um westlich zu kommen, und ließ alle Lichter auslöschen. Der Regen hielt fortwährend an, und die Nacht war äußerst dunkel; indessen erblickte man zwischen zwei Schauern Wogen ganz in der Ferne die Wachtfeuer von Calais, Kreuzerschiffen, die hier und dort gleich kleinen Sternchen schimmerten, denn sie wagten sich nicht an die Küste heran. Unser Pilot, der ein Schiffer aus Whitsingen war, hatte in Adleraug, das durch die dichte Nacht drang, und pfiff dem Steuermann seine Kommandos zu; in dieser Sprache antworteten sie einander und verstanden sich sehr gut. Nun ließ der Fuchs alle Waffen, die vorhanden waren, auf's Verdeck bringen, und einen Jeden, sich zu bewaffnen und mit Muth und Beharrlichkeit zu fechten. — Da, als mein armer Vater in den innern Raum geflogen, um die Vertheilung der Waffen gehörig zu besorgen, hatte er ein seltsames Gesicht. Stelle Die vor, mein Kind, als er sich fast ganz binten im Raume der Brigantine befand, däuchte es ihm plötzlich, als wären die Seiten des Schiffes durchsichtig, und hindurch sah er das Meer in Blut und wir erblickt von einem gräulichen Glanze. . . und in dem Meere leichte Gestalten, bleich und todt, die auf den Planken des Schiffes hin und her wogten und meinem Vater Zeichen machten, zu ihnen zu kommen, und ihn riefen . . . Anton! Anton! . . . aber, ach! mit einer Stimme, die nicht von dieser Welt war."

„Großer Gott! das ist ja eine schreckliche Geschichte!" schrie Katharine und hielt sich die Hand vor die Augen . . .

„Aber die Feinde, die Engländer, die Engländer — wurden sie geschlagen?" fragte ungeduldig der kleine Bart.

„Du wirst es gleich hören, Jean; doch um wieder auf Deinen Großvater zu kommen, so erkannte er in diesem Gesichte einen Fingerzeig Gottes, daß er vielleicht würde abgerufen werden. So fing er denn mit frommer Ergebung an zu beten; dann stieg er wieder auf's Verdeck — die Brigantine lavirte noch immer."

„Aber wohin geht es denn, Mütterchen?" fragte Jean Bart.

„Das wußten die dahin Gott und der Seefuchs allein, mein Kind; denn da es des Fuchs meinem Vater nicht gefagt hatte, so konnte und durfte dieser ihn nicht fragen: Wohin gehst es? — Wie uhren so die ganze Nacht mit ganz kleinen Segeln, wegen der Heftigkeit des Sturmes; da mit so laviren mußten, hatten wir, als der Tag brach, nur ein sehr kleines Stück Weges zurückgelegt. Der Seefuchs stand sich auf dem Hauptkastell, ging ungeduldig auf und ab, daß das Verdeck unter seinen großen Wasserstiefeln schallte, und spielte mit einer Streitart, die er in der Hand hielt, während mein Vater und ich nahe bei ihm standen und seine Befehle erwarteten. Als es Tag geworden, obwohl der Tag nicht recht hervor konnte vor Regen und grauen Wolken, befahl der Seefuchs, die große Fahne am Hinterstheil aufzuziehen, und ließ dem Feuerwerfer sagen, aus dem Vorderstheil einmal blind zu feuern. Wie waren Beide sehr verwundert, mein Vater und ich; denn dieser Schuß mußte die Aufmerksamkeit der Kreuzer auf uns ziehen, sagten aber Nichts. Endlich, nach Verlauf einer halben Stunde, schrie ein Junge von der Spitze des großen Mastes: „Ich sehe zwei große Kriegesschiffe und noch ein drittes kleineres!" Nun, Jean, was denkst du wohl? Anstatt zu erblassen, wurde das Gesicht des Seefuchses von einer rothen Röthe übergossen; er hieß seine Streitart in das Verdeck in und rief: „Endlich, endlich sehe ich einen Kreuz, als ob er eine Gallione des Königs von Spanien erbeutet hätte. Nun endlich heilte er meinem Vater mit, daß er Order habe, die Kreuzer auf sich zu ziehen, um sie aus der Gegend des Hafens abzulenken, daß eine beträchtliche Kauffahrtei-Flotte aus dem Norden in den Hafen einlaufen könne, die seit gestern Abend von der Küste der gemeldet worden. Jacobsen's Schiff wurde gerade kalfatert, darum hatte er das unsere in Lusprach genommen. . . „Nun, Kamerad!" sagte der Fuchs zu meinem Vater, „müssen wir diese Engländer hier und und schlagen wie die Teufel; nun laß uns noch unseren Leuten einheizen." — Mein Vater antwortete ihm in seinem und meinem Namen, er kenne unsere Pflicht, zu sterben im Dienste des Königs und Gottes, und der Fuchs sprach nun zur Mannschaft auf seine Weise. So groß aber, so blind war das Vertrauen, das Jacobsen auf diese braven Jacobsen Allen einflößte, daß unsere Matrosen mit Jubel, wie es mich dünkt, in's Gesicht lachten, daß der Feind solle von ihnen kein Stück bekommen, was noch lebendig sey. Hierauf ließ der Fuchs, der die Matrosen kannte, ein Faß Branntwein auf's Verdeck bringen. Alles trank auf die Gesundheit des Königs, und die Kanoniere beschmierten sich die Gesichter mit Pulver und Branntwein, was ihnen ein fürchterliches Ansehen gab und sie noch mehr in Feuer setzte. Hierauf las der Schiffs-Predigar, der aus dem Seminar zu Bergen war und sich sehr verwarnung eingefunden hatte, als wir eben absegeln wollten, die Messe; Alles hörte gottesfürchtig zu. Ich, mein Vater und noch einige Andere beichteten, und Jeder bereitete sich zur Schlacht."

„Aber die Kriegsschiffe — die Engländer —" fragte Jean ungeduldig.

„Sie kamen gerade auf uns los, mit vollen Segeln — wir ihnen entgegen — das nächste an uns war eine Pinasse, die nicht so stark war, wie unsere Brigantine. Sie kriegte zwei solche Ladungen von uns, daß sie sich aus die Seite neigte. Nun aber singen die beiden großen Fregatten, die sie folgten, ein so furchtbares Feuer auf die „Meerschwalbe" an zu richten, daß unsere arme Schwalbe ganz rebellisch gemacht und die Hälfte der Mannschaft getödtet oder verwundet ward. Aber welch' ein Ruhm auch, mein Sohn! welch' eine Vertheidigung! Wir alein gegen drei Schiffe, von denen wir eins in Grund gebohrt und die beiden anderen kaum an uns heran konnten, ein so wüthendes Feuer unterhielten wir unter dem Geschrei: „Es lebe der König!" — Mein Vater, alle wie berauscht, schwangen unsere Streitärte und böhnten die Engländer, und riefen ihnen unaufhörlich zu: Kommt noch an Bord! Kommt doch an Bord!" — Als Meister Cornille diese letzten Worte sprach, richtete er sich bald in die Höhe, die innere Aufregung färbte sein blasses Antlitz, und seine Stimme zitterte.

„Heiliger Gott! Heiliger Gott!" rief Katharine aus . . . „Mein Freund. Du richtest Dich zu Grunde!"

„Bleib ruhig, Frau, bis mich!" versetzte Meister Cornille streng; unwiderstehlich riß ihn die Gewalt dieser glorreichen Erinnerung fort, und er setzte seine Erzählung mit steigender Erregung fort.

„Da wir die Engländer so verdöhnten, so enteten sie nun wirklich auf beiden Seiten, und es fand ein furchtbares Blutbad statt. Schwerter und Beile in den Händen, kämpfte Mann gegen Mann. Aber die beiden Fregatten waren so stark bemannt, daß sie jeden Augenblick die Kräfte, die wir niederstreben, ergänzen konnten, wogegen wir keinen weiteren Succurs hatten und nur noch ein ganz kleines Häuflein waren und Alle verwundet. Der Fuchs selber war von einem Schuß im Leibe getroffen worden; mein Vater hatte drei Lanzenstiche erhalten; unser Verdeck war mit Todten und Sterbenden bedeckt. Da der Fuchs nun sah, daß Alles zum fernern Kampfe untauglich war, und das Hintertheil der Brigantine ganz in Trümmer geschossen und ihr Sinken nahe war, schrie er meinem Vater zu: „Anton! die Lunte in die Pulverkammer, die Lunte in die Pulverkammer, und Gott befohlen! Diese Engländer sollen uns nicht lebendig haben!""

„O! wie brav, wie brav ist das!" rief Jean mit Begeisterung aus, ohne die ungewöhnliche Blasse auf des Vaters Gesicht zu bemerken, der seine Hand auf die Brust legte und einen leichten Blutschaum, der ihm über die Lippen sprudelte, vor Katharinens Augen, sich leise abwischte, verbarg.

Dennoch fuhr Cornille Bart in seiner Erzählung fort, dann und wann zu einer kleinen Pause genöthigt, denn seine Schmerzen waren sehr heftig geworden.

„Ich sehe noch den Fuchs, wie er seine Streitart schon nicht mehr schwingen konnte und mit aller seiner Kraft den Englischen Capitain umklammert hielt, ihn mitzuziehen auf seiner Reise in die andere Welt; mein Vater bemühte sich, den Engländer wegen auf unserm Verdeck; der Fuchs schrie meinem Vater in Einem fort zu: „Zu die Pulverkammer! in die Pulverkammer!"" . . . Mein Vater beeilte sich, so sehr er vermochte, konnte aber nicht recht vorwärts vor den Leichen, die den Weg zur Pulverkammer versperrten; endlich war er heran — doch da, mit einem Male, stürzte ich — ich war schon verwundet und blieb mich nah am Hinterkastell gegen zwei Rothröcke, die mit Beilen hartnäckig auf mich eindrangen. Einen — stürzte ich eine furchtbare Erschütterung, und die Sinne vergehen mir. Die Kälte des Wassers, in das ich gefallen war, brachte mich wieder zu mir, und ich fand mich auf einem Balken, an den ich mich ganz mechanisch angeklammert hatte. Da sah ich Engländer, die in einzelnen Fahrzeugen hin- und herschifften und die Schiffbrüchigen aufsichten; sie nahmen mich an Bord einer ihrer Schaluppen . . . ich fragte nach meinem Vater, er war todt . . . nach dem Großvater, er war todt . . . so auch unserer Mannschaft. Von unseren Mannschaft waren zwei Mann übrig geblieben; von unserer Brigantine ein paar Planken. Aber auch von den beiden Englischen Fregatten war nur eine übrig geblieben, und auch diese ganz demolirt; die andere war versunken, als unsere Brigantine aufflog. Während des Gefechtes war die Kauffahrtei-Flotte in Dünkirchen eingelaufen, und ich wußte in Gesellschaft mit den beiden geretteten Matrosen als Gefangener nach England. . . . Dort war Dein Großvater, mein Sohn . . . so war auch ich . . . folge unserem Beispiel . . . und . . ."

Aber diese lebhafte Erzählung hatte Cornille Bart's Kräfte erschöpft; er sank in seinen Lehnstuhl zurück, bleich und fast regungslos.

„Heiliger Jungfrau! Heilige Jungfrau! er stirbt!" schrie Katharine.

„Mein Vater! auch meinen Vater haben mir die Engländer umgebracht!" rief das Kind.

„Beruhige Dich, Christian! Du hilfst!" schrie Madewoiselle Bart und sog aus Leibeskräften die Klingel. . . .

Ein Diener und eine Magd kamen herbei. — „Lauf zum Pfyffius, Christian, und Du, Hanne, zum herrn Pfarrer von Sankt Omer . . . lauft, eilt, um des Himmels willen! Meister Cornille stirbt!"

„O, die Engländer!" schrie Jean Bart mit einem Ausbruch, der sich nicht beschreiben läßt.

Am 17ten desselben Monats, noch der Schlacht auf den Dünen, ergab sich Dünkirchen an den König von Frankreich, der es einen Tag lang in Besitz nahm und es dann, dem Allianz-Traktat mit England gemäß, an Cromwell überzab.

Eugène Sue.

Bibliographie.

Histoire de la nouvelle hérésie du 19e siècle, ou Réfutation complète des ouvrages de l'abbé de La Mennais. — Von N. S. Emillon. Erster Band.

Digitized by Google

Essai sur l'immortalité de l'Ame et sur la Résurrection — Vom Marquis Fortia d'Urban.

Etudes philosophiques. — Von Herrn von Balfar. 5 Bdchen. 15 Fr. (Das Ganze soll aus 25 Bdchen. bestehen.)

Guide intellectuel et moral de l'étudiant en droit. — Von E. Vaillet. 4½ Fr.

Manuel encyclopédique et pittoresque des sciences et des arts. Publié par une société de gens de lettres. (Erschient in 15 Lfgn., die zusammen 4 Bde ausmachen werden.) Pr. jeder Lfg. 3½ Fr.

Paroles d'un Négociant. — 5 Fr.

La Science en miniature, ou Collection des Arts et Métiers utiles, mis à la portée de la jeunesse. — Von Bertin. 2 Bdchen. 3 Fr.

Louis XV. et le cardinal Fleury. 1736. — Von A. Bignan. 6 Fr.

Rußland.

Russische Skizzen.

Der Staatsdienst in Moskau.

Einst — es ist schon lange, lange her: es blühte noch die Republik Venedig, auch Genua war noch ein Freistaat, Norwegen gehörte noch den Dänen, Griechenland den Türken, Preu den Spaniern, Brasilien den Portugiesen, Finnland den Schwedern, Italien den Franzosen; in den ersten Jahren der Regierung Alexander's I. und in dem letzten Konsulats-Jahre Napoleon Bonaparte's, als Moskau noch nicht verbrannt, in St. Petersburg eine Cholera war, und hier weder der „Sohn des Vaterlandes", noch der „Russische Invalide" und die „Nordische Biene") erschienen — emfand einstmals sich meinen in Gott ruhenden Onkel Makar Makarowitsch **), Staatsrath und Ritter des Sinnen-Ordens 2ter Klasse mit Brillanten und des heiligen Apostelgleichen Fürsten Wladimir 4ter Klasse. Er war ein Mann, in ganz Moskau geachtet wegen seines langen Dienstes, seiner Erbarkeit, seines Vermögens, seiner Eintracht mit seiner Gemahlin, seiner Zärtlichkeit für seine Kinder und seiner strengen Beobachtung aller Vorrechte eines so ansprucksvollen Adels, als der von Moskau.

Er saß in seinem Kabinet auf einem Divan, in einem Schlafrock von Kattun-Atlas, um den Hals einen gestreiften Türkischen Schawl und die mit gelben Saffian-Stiefeletten bekleideten Füße über einander geschlagen. Ich war schon 28 Jahr alt und Oberst; er griff mir aber, aus alter Gewohnheit, an's Kinn, küßte mich, klopfte mir auf die Wangen, wie man es mit Kindern zu thun pflegt, erkundigte sich dann nach dem Befinden meiner Mutter, die ihm jeden Herbst ein Pud Eingemachtes sandte — meiner Tante Agathe, die ihm mit abgezogenem Mandelwasser versorgte — meiner Schwester, die ihm zu seinem Namenstage mit gestickten Kissen und Teppichen beschenkte — meinen Cousinen, von denen die eine ihren Tribut in Westen und die andere in Vorhemdchen entrichtete — und ließ mich dann neben sich auf einem Lehnstuhl Platz nehmen.

Nachdem wir von Diesem und Jenem gesprochen hatten, vom Regenwetter zu der beabsichtigten Landung Bonaparte's an der Küste von Großbritannien übergegangen war, schifften wir unvermerkt aus dem Kanal la Manche in den Sund, durchfuhren die Ostsee, gelangten in den Finnischen Meerbusen, von da in die Neva und dann nach St. Petersburg. Die Rede kam auf Belohnungen. — „Wissen Sie wohl, Onkelchen", sagte ich zu ihm, „daß die Moskowiten, die Sie noch in der Wiege kannten, sehr rasch in die Höhe steigen? Sokolow erhielt den Wladimir-Orden mit dem Stern, Twerdowduchoff um den Hals, Tschestin ist wirklicher Staatsrath geworden; den Fürsten Prozorowski und den Grafen Below rief das man zu Kammerherren ernannt, und Bibowitsch hat eine Rirende**) bekommen." — „Ja, die haben es gut; sie dienen Alle in Petersburg, in den Ministerien; ihre Dienste werden bemerkt!" rief mein Onkel nach einem schweren Seufzer aus. „Wir aber (mein verstorbener Onkel hatte sich im Dienst 800 Seelen und an Geld 2—300,000 Rubel erworben), die wir entfernt sind, — wir können uns zerreißen, und Tag und Nacht keine Ruhe gönnen und unseren letzten Kopeken daran setzen, — Niemand bemerkt es. Zwanzig Jahre diente ich hier in verschiedenen Fächern. Nein, unser Dienst ist nicht vortheilhaft. Was ist das für ein Dienen? Lasse mich wieder nach Petersburg gehen; aber die Gewohnheit .... Noch will ich ein wenig warten, dann aber Abschied von Moskau nehmen .... Ein schlechtes Dienen kann es nicht geben! Die Vorgesetzten denken nicht an uns ..."

Mein würdiger Onkel hätte seine Jeremiade vielleicht nie beendigt, wenn nicht ein Diener eingetreten wäre, um einen Herrn Oschegin anzumelden. — „Möthige ihn herein! Möthige ihn herein!" rief höchst lebhaft mein Onkel, der noch vor einem Augenblick sehr niedergeschlagen war. „Herr Oschegin ist der Secretair unseres Chefs. Welche Neuigkeit mag er uns bringen?"

Das Eintreten des Herrn Secretairs unterbrach seine Rede. Letzterer war noch ein junger Mann und Kandidat der Moskauschen Universität. Den Herrn des Hauses höflich begrüßend, gratulirte er ihm im Namen Sr. Excellenz des Chefs zum Wladimir-Orden 3ter Klasse, den ihm des Monarchen Gnade verliehen, und fügte hinzu, daß der Ober-Befehlshaber es sich als besondere Genugthuung vorbehalten habe, ihm das Kaiserliche Schreiben nebst dem Ordenszeichen persönlich zu überreichen, weshalb er ihn ersuche, sich am nächsten Tage früh zu ihm zu begeben.

Wie neugeboren stand mein Onkel nach diesen Worten da; er ergoß sich in Danksagungen und umarmte und küßte den Ueberbringer der freudigen Botschaft. — „Timofei, Timofei," schrie er seinem alten Diener zu, „bringe uns etwas zum Frühstück, auch Liqueur." Das Frühstück ward gebracht. Der geschäftige Diener kam immer mehr in Bewegung: er goß den Liqueur ein, geschmückt die Postete, schmierte Butterbrod, befahl, weich gekochte Eier zu bringen, und holte selbst alttestamentarischen Parmesan-Käse aus dem Schrank. Unterdessen hatte sich das Gerücht, er habe einen Orden erhalten, in ganz Moskau verbreitet, und Kollegen sowohl als Unterdsante eilten herbei, um ihre Glückwünsche darzubringen. — „Ich bitte recht sehr, theure Freunde, ein Stückchen dieses Käse zu kosten; er ist vortrefflich. Wirth, „Ich erkenne ihn aus Astrachan von einem dortigen Fischhändler. — „Eine ehrliche Seele!" — sein einziger Sohn dient unter mir. Ist Ihnen nicht Kaviar gefällig? Er soll nicht schlecht sein: einer meiner Freunde in Saratoff sandte mir ihn: er hat mir seinen Diensten anvertraut, der auch in meiner Kanzlei arbeitet. ..." — Die Gäste ließen sich nicht zweimal bitten; sie griffen zu wie hungrige Dichter und tranken wie Türkische Muftis. — „Timofei, Timofei! da hast Du den Schlüssel vom Schrank, der hinter dem Verschlage steht; im zweiten Fach stehen Weinflaschen mit beschriebenen Zettelchen; bringe uns ein halbes Dutzend, auch Pokale." „Wahrscheinlich noch ein altes Inventarium aus den Zeiten der Kaiserin Elisabeth," bemerkte ein Rath; „vergiesse nur zu keinen einigen Tropfen." Timofei war bald mit Flaschen und Pokalen da; ein Pfropfen schoß los und flog bis zur Decke empor; der schäumende Nektar brauste in schlanken Krystall, und wir, die Pokale erhebend, wünschten dem würdigen Alten von ganzem Herzen noch den Kaiserlichen Adler und den Titel „Excellenz." Der Wein war gut. Er erwunterte die Gäste und den Wirth, der, seine kaum verhaltten Klagen über seine Lage und seinen Dienst vergessend, sich jetzt nur in Lobeserhebungen ergoß. „Ja wahrhaftig, unsere Vorgesetzten beleben durch ihre Theilnahme unseren Dienstfeier! Sogar die in den Ministerien Angestellten beneiden uns, und im Senat ist es schon seit langer Zeit der Fall. Unser Chef ist in der That unser Vater und Kaiserlicher Ahren! Wir bekommen ein großes Gehalt; die unseren Aemtern Allergnädigst bewilligten Rechte und Vortheile stehen keinen andern nach; zu viel zu thun haben wir auch nicht, und mit Belohnungen werden wir überschüttet. Außerdem werden wir von unserm Verwandten nicht getrennt und haben Pluße, unsere Güter zu beaufsichtigen, wenn wir dergleichen haben. Zu der That, man mag sich noch so sehr den Kopf zerbrechen und noch so sehr unser Suchen nach einem bessern Verhältniß dem Dienst findet man im ganzen Russischen Reiche nicht." — „Sagen Sie mir, theurer Freund," bemerkte der Regierungs-Anwalt, „sie beklagen sich aber doch noch ganz kürzlich über Ihr Loos!" Anstatt zu antworten, goß ihm mein Onkel ein Glas Champagner in die Kehle.

Da das Trinken ernsthaft zu werden schien, immer mehr Gratulanten anlangten und Timofei bereits die dreizehnte Flasche öffnete, nahm ich meinen Hut und schlich mich heraus als sehr illuminirter Gesellschaft nach Hause, indem ich mit Verschawiens Worte wiederholte:

„Der Mensch, er sey auch noch so weise,
Er ist doch eine Lüge nur."

(B. A. Y.)

Bibliographie.

Gemälde des letzten Krieges zwischen Rußland und Persien. Mit historisch-statistischen Bemerkungen über die eroberten Städte, und Erinnerungen an Eriwan. Von Platon Suboff.

Malwina, oder des Herzens Bergschlüssel. Von der Fürstin Isabella Czartoryski, dermalen Herzogin von Württemberg. Uebersetzt nach der fünften Polnischen Aufgabe.

Mannigfaltiges.

— Die Borahs in Indien. Die Bohras, ein Muselmännischer Stamm, der verschiedene Gegenden von Hindostan bewohnt, sind nicht nur bedeutende Kaufleute in den einzelnen Indischen Handelsstädten, sondern führen überdaupt fast allein den auswärtigen Handel von Guserate und den westlichen Theilen Indiens; auch sind sie es, die den Hausirhandel im Lande ausschließlich betreiben, und dies hat Anlaß gegeben, daß sie von den Engländern (wo zu Bombay die Muselmännischen Juden genannt werden. Nach Hunter führt diese Sekte, um sich von den übrigen Muselmännern zu unterscheiden, den Beinamen Ismaeliah, indem sie ihren Ursprung von einem der Nachfolger des Propheten, Namens Ismael, oder auch vielleicht direkter noch als die übrigen Muselmänner von dem natürlichen Sohne Abrahams ableitet. Ihre Haupt-Niederlassungen haben sie zu Bombaym, wo ihr Mullah oder Lehrer residirt. Derselbe ist ihr geistliches Oberhaupt in allen kirchlichen Angelegenheiten und verwahrt die Schlüssel zum Paradiese; es bildet nämlich einen ihrer vorzüglichsten Glaubens-Artikel, daß kein Mann in die Gefilde der Seligen eingelassen wird, der nicht einen Paß von dem Hohenpriester aufzuweisen hat, für welchen demselben immer, ein schönes Honorar zu entrichten ist. Außer seinen kirchlichen Functionen hat er noch die Jurisdiction über den ganzen, in alle Gegenden zerstreuten Stamm. (Weekly Magazine.)

— Ein Mörtel aus Algier. Seit der Französischen Eroberung von Algier ist man mit einem Mörtel bekannt geworden, der bei den öffentlichen Gebäuden in jener Stadt längst im Gebrauche war. Er besteht aus zwei Theilen Kalk, drei Theilen Thon und einem Theil Sand. Nimmt man zu dieser Mischung, die von den Mauren Faddi genannt wird, noch Oel hinzu, so widersteht dieselbe allen Angriffen des rauhesten und ungestümsten Wetters, noch mehr als selbst der Marmor.

Herausgegeben von der Redaction der Kllg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 5 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 14. Berlin, Montag den 2. Februar 1835.

Italien.

Venedig, nach Herrn von Haussez. *)

I.

Mit Mestre beginnt das eigentlich Venetianische Gebiet, denn hier vertauscht man die Wagen mit Gondeln. Nach einer halbstündigen Fahrt auf einem sehr verfandeten Kanal fährt man in die Lagunen ein, und mitten über dem Wasser liegt Venedig vor uns, mit seinen zahlreichen Kuppeln und vieretigen Glockenthürmen, seinen Kirchen, seinen Inseln ohne Vegetation, Wäldern von Gebäuden gleich, die um die näheren Gruppen, auf denen sie erbaut ist, herumliegen. Dieser Anblick ist schön, doch nicht so schön, wie man sich vielleicht vorgestellt.

Venedig ist Einem so bekannt, man ist damit so vertraut durch die Menge mehr übertreibender Beschreibungen von seiner Seltsamkeit, seinen Wundern, daß man an Ort und Stelle über Nichts in Erstaunen geräth. Ich kann wohl sagen, daß, obgleich ich diese Stadt zum erstenmal in meinem Leben sah, ich sie doch nur wiedersah, so genau kannte ich sie durch Reisebeschreibungen, Gemälde, Zeichnungen, Panoramen. Ja sogar in ihrem Detail war ich so gut zu Hause, daß ich vor keinem irgendwie merkwürdigen Gebäude verübergieng, ohne seinen Namen zu nennen. Wer kennt nicht den Dogen-Palast, den Sankt Marcusplatz, die Dogana, den Rialto! Wie oft hatte ich es vorher geschaut und empfunden das geräuschlose Treiben auf den Kanälen! Bei alle dem aber war noch Gelegenheit genug zu Bewunderung und Erstaunen — der Anblick dieser Paläste von so mannigfaltiger Bauart, die dem Fremden völlig neu ist, die man umgrundt so wieder anstrift; bizarr und doch klassisch, eine Anwendung aller Stile, obgleich der byzantische der vorherrschende und sein Stempel allen übrigen aufgedrückt ist, man muß darüber erstaunen, über die verschwenderische Pracht, mit der die seitenstten Marmor-Arten zu den Gebäuden verwendet sind, und wie geschmackvoll, wie kunstreich! Gebindet wird man von der Menge von Bronzen, Bergerungen, der Fülle von Statuetten, mit der die Kirchen ausgeschmückt sind. Das sostbare Mosaik, mit dem die ganze Sankt Marcus-Kirche vom Pflaster aufwärts bis an die Schlußsteine seiner Wölbungen bekleidet ist — man sieht und sieht sich nicht satt, und fragt sich immer wieder, wie je ein solcher Zusammenfluß von Künstlern habe vorhanden seyn können, ein so verschwenderisch ungebrauchtes Werk zu entwerfen und auszuführen, und wie Zeit und Geld dazu hergekommen und aufgetrieben?

Fährt man die Kanäle entlang, so erblickt man neben den verfallenen Façaden der schönsten Paläste, Theile, die ganz in Trümmern liegen. Wenn man nun gewahrt, daß selbst diese Paläste nur eine Façade darbieten, und der übrige Theil nur roh und unordentlich von Backsteinen aufgeführt ist, man dann ins Innere derselben tritt, sich in einem kalten hallenden Raume befindet, dann eine Marmortreppe hinaufsteigt, in einen zweiten Hof gelangt, der den Vorrider zu einer Reihe von Zimmern bildet, die, unwohnmäßig abgetheilt, unbequem sind, und nur die Aussicht auf die Façade des auf der andern Seite des Kanals gegenüberliegenden Palastes haben, und an dem man aus Achtung, wie man sagt, gegen das Werk und den Gedanken des großen Baumeisters, der ihn gebaut denn in Venedig steht keine Baracke, die nicht Palladio oder Sansovino gebaut haben soll), weiter das Gerüst neugemalt, noch die Vergoldung aufgefrischt — und man nun auch die Gemälde bewundern muß, die man alle den Meistern der Venetianischen Schule zuschreibt, in einer Anzahl, die zehnmal größer ist, als sie sämmtlich, und hätten sie vom ersten Athemzuge bis zum letzten in einem Zuge gemalt, hätten hervorbringen können — wenn einem dies Alles gezeigt wird von einem bald zerlumpten Schlosser, der uns dabei um eine Gabe anspricht, und man sich plötzlich in eine Atmosphäre von trüber Dürftigkeit, zu Aemuth befindet, mitten unter all diesem Aufwand und Pomp vertauschter Jahrhunderte, so sieht man wohl, wieviel von dieser Bewunderung der herben Wirklichkeit gegenüber wieder abfallen muß.

So ist Venedig nur noch ein Begirt und Hause von verfallenden Palästen, und einstmlenden Häusern; es wird nichts Neues gebaut, nichts Altes ausgebessert. Man richtet sich unter den Trümmern ein, und behilft sich so. Aus dem Theile des Hauses, der einfällt, flüchtet man in einen andern, der noch dauerhaft ist, und will die ganze Behausung die Besitzer nicht länger schirmen, so wird eine andere bezogen. Wau kann noch der Häuserhabi berechnen, wie lange die Stadt noch bestehen wird. Eine Unterhaltung der Gebäude aber muß man ja nicht hierbei in Anschlag bringen, denn es wird einmal nichts ausgebessert, was baufällig ist. So wird Venedig zu Grunde gehen aus Mangel des Interesses, seine Häuser vor den Verfallen zu schützen.

Die Stadt ist in ihren Trümmern das getreue Abbild der Verachtung ihrer politischen Bedeutung und Macht. Alles ist hier Vergangenheit, Alles Einsturz. Nicht mehr die Republik Venedig sieht man. Die Gräber ihrer Dogen, ihre öden Paläste, ihre bald verblichenen Wappenschilder, ihre Portraits, die alle zusammen in einem Saale hängen, ein ungeheures Pemdaus, in dem ein Hundert Gaiereenstiaven zwei oder drei kleine Kriegsschiffe bedienen und unterhalten müssen, das ist das Ganze, was von der Republik als politischer Macht übrig ist. Alles, was man sieht, Zeichen ihrer Endschaft: der Hafen ohne Schiffe, die Magazine ohne Güter, am Zollhause keine Bewegung, an der Börse keinen Handel.

Und was könnte auch wohl Venedig seine Größe, sein politisches Uebergewicht wiedergeben? Sie waren lange vorher schon unwiederbringlich dahin, ehe sein-Name aus dem Verzeichniß der Staaten gestrichen wurde. Ihr Widerstand war bei ihm nicht zu denken. Wie einer, der an einer übelichen Krankheit langsam dahinsiecht, ist es an Erschöpfung und völliger Entkräftung gestorben. Der Friede von Campo-Formio war nur eine Gelegenheit, nicht ein Grund seines Todes.

Mit Entdeckung und Anschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung im 15ten Jahrhundert war sein kommerzielles Uebergewicht dahin. Aus dem engen Bezirk des Mittelländischen Meeres breitete sich der Handel über alle Meere des Erdballs aus, und statt im Centrum des Europäischen Handels zu bleiben, das es gewesen war, wurde Venedig zu einem außerhalb liegenden Punkte, ohne Beziehung auf andere bedeutende Punkte der allgemeinen Production und Consumtion, ja sogar völlig außer Verbindung mit denselben gesetzt durch die Seichtigkeit seiner Gewässer, in denen der Transport mit dem in andern Meeren keinen gleichen Schritt mehr halten konnte.

Alles was Industrie und Gewerbe zu begünstigen geeignet ist, fehlt Venedig. Rohe Stoffe, Erzeugnisse seines Bodens, Mittel Manufakturen einzurichten, Maschinenkraft, Thätigkeit und Geschicklichkeit der Bevölkerung zu industriellen Arbeiten — Nichts von allem diesem ist darin zu finden. Aus dem Schooße des Meeres durch die Noth der Umstände emporgestiegen, wird Venedig durch gleiche Noth in dasselbe wieder versinken: die Invasion der Barbaren in den civilisirten Europa war es gewesen, die eine Schaar von Flüchtigen auf die Lagunen getrieben hatte. Die Invasion einer entwickelteren Civilisation, die noch immer wächst und ihre Gränze und Gipfel noch nicht erreicht hat, hat Bedürfnisse hervorgerufen, denen Venedig nicht mehr genügen, Hülfsquellen, zu deren Wesen und lebenskräftigem Gebrauch es sich nicht reden kann. Ueber nichts gebietet und herrscht Venedig mehr, weder durch Waffengewalt, noch durch Reichthum, noch durch Industrie. Es ist nichts als ein dürrer unprodukiver Ort, wo aus Gewohnheit einige tausend Individuen vergehren, was sie von anderwärts der für sich auftreiben, und die hierzu noch ihre Häuser benutzen, die Schaupläze des Glanzes ihrer Ahnen und die Zeugen ihrer gegenwärtigen Noth. Ihr Geld kommt in die leeren Hände, die, um nichts Anderes zu thun, das Meer im Hinterhalt einer Gondel bewegen, und denen es schon unerträglich ist, an eine Aenderung der Verhältnisse ihres Erwerbes nur zu denken. Alles dies wird aufhören, und dieser Zeitpunkt ist nicht mehr fern, denn die Häuser fallen ein und die Kassen werden leer. Die Fabrication der Glasperlen, der kleinen Kettchen und Bänder wird die Dogenstadt nicht erhalten. Und andere industrielle Hülfsquellen besitzt sie nicht und ihrt kommerziellen sind ebenfalls unbedeutend, wie Jeder weiß.

So müssen wir denn eilen, von Lage und Beschaffenheit dieser gefallenen Stadt ein getreues Bild zu entwerfen, ehe sie in den Sümpfen versinkt, die sie zu festen Grundlagen ihres Emporbildens ehemals umgeschaffen hatte. Ich habe dies mit vietem Interesse unternommen; denn es ist noch eine solche Fälle großer Erinnerungen dort in voller Lebensfrische vorhanden, daß man sich gar nicht erst matt und müde darnach zu suchen braucht. So viele Denkmäler ihrer Macht, so viele Trophäen ihrer Siege stellen sich dem unsern Blicken dar, daß man der Mühe überhoben ist, sich die Ursachen der-ersteren und die Daten der anderen einzuprägen. Man kann gegenwärtig die Geschichte Venedigs schreiben, denn der Kreis seiner Existenz ist durchlaufen und abgeschlossen — Ursprung, Entwicklung, Dauer und Katastrophe liegen uns vor.

*) Aus der so eben erschienenen Voyage d'un Exilé dieses ehemaligen Ministers Karl's X.

Digitized by Google

II.

Der Sankt Markus-Platz ist der Ausgangspunkt der Wanderungen des fremden Besuchers, wie auch von ihm die Herrschaft und der Glanz Venedigs in früheren Zeiten ausgegangen. Alles steht noch so aus, als könnten Begebenheiten darauf spielen, wie die Einnahme von Konstantinopel, die Kreuzzüge, die Unterwerfung Moreas, die Europäischen Kämpfe des 16ten und 17ten Jahrhunderts — als könnten Menschen darauf umherwandeln, von dem Schlag und Gepräge, wie die damals Herrschenden. Der Dogen-Palast noch seine Architektur, seinen Marmor, seine Statuen, seine Gemälde; die Portraits der furchtbaren Magistratspersonen, die ihn bewohnten, hängen noch in seinem Saale, die schrecklichen Gesängnisse, diese Hefen ihrer grausamen Politik, stehen noch. Der gestügelte Löwe hat seinen alten Stand noch auf der Säule, die von Athen herbeigeführt wurde, um ihm als siegwürdiges Zuggestell zu dienen. Die vier Pferde Lysipps stehen noch über dem Portichi der Sankt Markus-Kirche auf ihrer Säule und eben so die kleinen Säulchen, die ihnen als Träger dienten von der Zeit her, wo sie von den Ufern des Bosporus herübergeschafft und ausgeschifft wurden an's Ufer der Adria. Nicht ein Steinchen fehlt aus dem Mosaik der Sankt Markus-Kirche. Der Platz, dessen eine Seite diese Basilika bildet, ist noch so wie ihn Sansovino und Sanmichieli erbaut. Prachtvolle Kirchen ziehen noch heute der Aussicht den magischen Reiz mit ihren Domen und zum Firmamenten Facaden. Die Gemälde, die Fresken, die verschiedenen Marmor-Arten, die hier angebracht sind, haben wenig oder gar nichts von ihrem Glanze verloren; bis so weit ist noch Alles, wie es vor zwei Jahrhunderten war. Außer diesem Bezirk ist Alles Zerstörung, Alles Trauer. Unsonst hat man an die Möglichkeit gezlaubt, den alten Glanz des Venetianischen Handels, wenn auch in geringerem Verhältnisse, zurückrufen zu können, dadurch, daß man in Emanzipation einige andere Hülfsmittel, seinen Reichthum zu vermehren, ergriffen hatte. Der Handel verschwächt ihn doch, und nur der Betrug giebt Gewinn daraus. Aber welche Ausdehnung man diesem auch geben mag, der Schleichhandel ist immer eine trübe Quelle und viel zu abenteuerlich, um zu wahrem und dauerhaftem Gewinn zu führen. Einzelne Personen kann er allerdings bereichern, aber auf ein Volk keine andere Wirkung ausüben, als es demoralisiren.

Da ich viel von den Palästen werde sprechen müssen, so scheint es zweckmäßig, sich zuvörderst über die wirkliche Bedeutung des Wortes zu verständigen. Palazzo ist ein Italiänisches Wort, welches die Franzosen durch palais, die Deutschen Palast übersetzen, obgleich diese beiden Bedeutungen von der ersteren durchaus verschieden sind. Was man in Frankreich ein Palais nennt, ist nicht nur ein großes Wohngebäude, sondern auch das Wohngebäude einer Person. Es muß, um Palais genannt zu werden, mit Recht zu führen, der Würde der Personen, die es inne hat, angemessen sein, durch Größe und Pracht dieselben entsprechen. In Italien erhebt man einer Menge von Behausungen diesen Namen, die in Paris höchstens den Namen von Hotels erhalten würden. Ein Paar Säulen, ein Paar Töpfe, wenige Fierrathen an einer Façade von 30 bis 50 Fuß Länge, Pfeiler und eine Marmortreppe, ordentliche Schlösser in Blei gefaßt, Gemälde, die immer den größten Meistern zugeschrieben werden, ein halb Dutzend großer lerrer Zimmer ohne Möbel, die eins hinter dem anderen in die Tiefe eines Gebäudes gehen, dessen ganzer Schmuck und Reiz in der Façade besteht — das heißt ein Palast. — Ich kenne in Venedig nicht zehn Ausnahmen von dieser Regel. Und in diesen Palästen, die dem allgemeinen Gebrauche nach ein Mal so heißen, ist kein Kurus, kein Wohlbefinden mehr anzutreffen. Alles darum ist verschwenderisch, aber dem Nothwendigsten entblößt — groß, aber durchaus in elendem Zustande. Ein oder zwei alte Domestiken, ebensalls Trümmer eines erloschenen Glanzes wie Alles, wanken in dieser stolzen Oede umher; wird ein Fest gegeben, so wird die Dienerschaft aus den Gondolieren und einzelnen armen Teufeln rekrutirt, auf deren Leib alle Livreen in der ganzen Stadt zugeschnitten sind.

Noch sehr wenige Häuser sind gegenwärtig noch bewohnt werden von ihren alten Besitzern, die nicht in Wien leben, um dort einen Kammerherrnschlüssel statt der Dogenmütze zu erwerben, oder das Einkommen einer untergeordneten Stelle statt der ehemaligen weltgebietenden. Noch schlimmer sieht es in denen aus, die an Bürgerliche gekommen sind.

Wenn man den großen Kanal verläßt und in die kleineren eindfährt, um in die Einzelnheiten der Stadt einzudringen, so geräth man in ein noch größeres Erstaunen über den Entschluß, auf diesen Lagunen eine große Stadt zu gründen. Die Breite der meisten Kanäle beträgt nicht 10 bis 12 Fuß. Zu beiden Seiten erheben sich Häuser, die sich die Strahlen der Sonne einander wegfangen und traurig beschatten. Ich kenne gar Nichts, was trüber und traurigrer wäre, als diese Wohnungen.

Noch älter ist man daran, wenn man die gewundenen Gäßchen durchwandert, von 3 bis 4 Fuß Breite und häufig von Brücken durchschnitten, deren hohe steile Bögen mit dreitstufigen und sehr unbequemen Treppen versehen sind. Die Unbequemlichkeit, die man hier empfindet, wenn man sich durch das Gedränge durchzuarbeiten hat, das jede Begegnung von fünf oder sechs Personen hervorzubringen pflegt, ist noch die geringste der Widerwärtigkeiten, die sich hier vereigen. Die übelsten Gerüche aller Art steigen aus den niedrigen Bögen, wo der Mangel an frischer Luft sie in einem Zustande von Concentration erhält. Bei dem kleinsten Regenguß stürzen aus den Gossen Ströme von Wasser auf die Häupter der Fußgänger herab, vor denen man sich bei der Gefahr, alle Augenblick seinen Regenschirm zu zerreißen, und in einzelnen Straßen bei der offenbaren Unmöglichkeit, von demselben Gebrauch zu machen, nicht schützen kann.

Mit Ausnahme zweier oder dreier Straßen in der Nähe des Sankt Markus-Platzes, bieten alle übrigen zusammen auch nicht einen einzigen Laden dar, der in die Augen fiele; sobald es dunkel wird, ist man in allen, und auch am Tage schon, mannigfachen Gefährdungen ausgesetzt.

Drei Seiten des Sankt Markus-Platzes, des einzigen, den es in Venedig giebt, sind mit geräumigen und schönen Gängen umgeben. Hier ist es, wo im Laufe des Tages die Geschäftslosen zusammenkommen, ihre Langeweile spazierren zu führen, ihren Kaffee zu trinken und die Zeit zu vergeuden, die sie nicht mehr nützlich anzuwenden wissen. Abends lassen sich auch einige Damen sehen. Man begiebt sich auch nach einer wohlangepflanzten Promenade, die unter der Französischen Herrschaft am Ende der Stadt, am Ufer des Meeres, angelegt worden. Diese Spaziergänge gehören zu den hervorstechendsten Zügen von den Vergnügungen, die man in Venedig zu suchen hat, auch nicht von der Laune und dem Gefallen der Einwohner daran.

Ich habe Venedig in allen seinen Partikularitäten und der ganzen Ausdehnung seines Details kennen gelernt, und vergebens versucht, mir daraus eine Vorstellung zu bilden von jener allgemeinen Bewegung, und dem verschwenderischen Aufwand des Karnevals, von dem so viel Wesens gemacht wird. Ich sehe nur den Sankt Markus-Platz und den Theil des Quais, der ihn begränzt, und daß diese allerdings hinlänglichen Raum darbieten können für dies jahrreiche Zusammenströmen, für diese bewegte Menge, die die Woge der allgemeinen Lust aus ihrer gewohnten Ruhe erweckt und herbeiträgt, sich dem Taumel der Theilheit einmal schrankenlos hinzugeben. Aber man kann nicht acht oder zehn Tage hintereinander an demselben Orte verweilen, und doch sind mannigfache Zerstreuungen vielleicht Bedürfniß. Entweder muß die Scene wechseln, eine Veränderung der Decoration eintreten, oder wenn das nicht möglich ist, so müssen die Spieler und die Zuschauer gehen und sich eine suchen.*) Ich sehe aber hier weder die Möglichkeit der einen noch der anderen Weise. Der Sankt Markus-Platz, so groß er auch ist, kann doch für die Bevölkerung Venedigs, die, wie man sagt, dann sämmtlich auf den Beinen ist, lange nicht groß genug sein. Die Festlichkeiten und die Karnevals-Lustbarkeit, die Raum erfordern, wenig geeignet. Ohne Zweifel helfen die Salons und Theater für die höheren Klassen der Gesellschaft aus, und die Leichtfertigkeit der Sitten, die man, vielleicht mit Unrecht, oder doch wenigstens mit Uebertreibung, den Venetianerinnen zuschreibt, giebt vielleicht der ganzen Sache einen eigenthümlichen Reiz und Gehalt, den diese Art von Lustbarkeit zu begünstigen ganz geeignet ist.

Die Karnevals-Festlichkeiten haben, wie man sagt, viel von ihrer Anziehungskraft und ihrem Glanze verloren. Nach dem Bedauern zu urtheilen, welches die Venetianer darüber ausdrücken, sollte man glauben, daß sie darin ein noch deutlicheres Zeichen von dem Untergange ihres Gestirns sahen, als die übrigen sind, die sie umgeben, und die ihnen von dem unwiderdringlichen Verlnste und Verschwinden derselben die hinlänglichste Ueberzeugung gewähren könnten.

(Schluß folgt.)

England.

The Princess, or the Beguine. (Die Fürstin, oder die barmherzige Schwester.) Von Lady Morgan. 3 Bände. London, 1835.

Goldsmith's Schreibart bezeichnet ein hervorstechender Zug der Anmuth, Steele's Schriften der Witz, Swift's Werke die Satire, Smollett's Romane der ihnen eigenthümliche Humor. Den Schriften der Lady Morgan ist eine Selbstgefälligkeit eigen, die sie vor denen anderer Autoren ganz genau charakterisirt. Es ist kein gewöhnlicher Egoismus, was uns aus ihren Werken entgegentritt, es ist nu Zug, der sich sonst nicht in ähnlicher Weise findet, noch weniger nachgeahmt werden kann. Es ist keine handgreifliche Selbstliebe, was ihr Wesen bezeichnet, sondern ein überwiegender Hang selbstgefälliger Verspiegelung ihrer eigenen Natur. In allem, was sie schreibt, ist sie selbst der Mittelpunkt der Interessen, Alles hat nur auf ihre Persönlichkeit Bezug. In ihren Romanen, wie in ihren Reisebeschreibungen, tritt sie nicht müde, wie dies sich auch bei anderen Autoren findet, aus einigen Lieblings-Gestalten hervor, sondern die Attribute ihrer persönlichen Eigenthümlichkeit sind fast an alle Charaktere, die sie schildert, vertheilt, und die Eitelkeit ihres Dialogs, die künstlerische Lebendigkeit ihrer Beschreibungen, der ganze anmaßliche Ton der Darstellung in ihren Gemälden, Alles sind nur Reflexe ihrer eigenen Natur. Man kennt Lady Morgan in jeder Zeile, welche Lady Morgan schrieb, man kann ihr gar nicht entfliehen, sie ist in allen ihren Werken allgegenwärtig. bald schalkhaft, bald affektirend, bald pedantisch oder sarkastisch. Dieser Hauch einer überwiegenden Selbstgefälligkeit weht uns aus allen ihren Erzählungen auf eine störende Weise entgegen; nur ihren Irländischen Roman „O'Donnell"**) möchten wir ausnehmen, weil in diesem Gemälde ihrer Phantasie die Gewalt der Ereignisse auch der Darstellung eine Wahrheit verliehen, die man sonst häufig in den Productionen dieser Schriftstellerin vermißt.

In der „Fürstin", dem neuesten, drei Bände starken Werke der Lady, ist ein Haschen nach Effekt sichtlich, das gerade den Effekt ostört und verkümmert. Es kann niemand leugnen, daß der Verfasserin ein ungewöhnlich großes Darstellungs-Talent eigen ist, allein dies ist Talent scheint und doch nicht groß genug, um noch größere Eigenheiten einer Individualität zu verdecken. Sie kennt die Kunst, zu fesseln, zu bannen die Wahrscheinlichkeit der Ereignisse und der Personen ihrem vorwaltenden Hange zu überstiessend gehörtem Raisonnement, das auf jeder Seite sich die Darstellung wie Unkraut überwuchert. Sie sagt tausend brillante Dinge, äußert tausend artige Einfälle an unpassender Stelle, sie kann den Moment nicht abwarten, ihre Weisheit an den Mann zu bringen.

*) Das Urtheil eines Franzosen! Wo bleibt die Lust, die sich die Ausgelassenen selber gewähren? Herbert Herr von Hausig die für gar Nichts?

**) Den die Verfasserin noch als Miß Owenson geschrieben und der ihr Familienname ihres nachmaligen Gatten, Sir Charles Morgan, erworben.

Digitized by Google

So ist alles, was natürlich und wahr genannt werden muß, in ihrem Stil und ihren Schilderungen vergeblich zu suchen. Das Lady Morgan, bei allen ihren Fehlern, eine Schriftstellerin vom höheren Range ist, bleibt nach wie vor eine anerkannte Thatsache. Gerade ihre Fehler sind nur Fehler eines Autors von höherem Range. Ein Schriftsteller zweiter Klasse kann nicht durch zu viel Reflection sein Buch verderben.

Der Schauplatz des neuesten Romans der Lady ist bald in Belgien, bald in England. Die „Fürstin Schaffendhausen" bildet den Mittelpunkt der flotsichen Interessen. Sie ist mit allen Reizen ausgestattet, womit ein Novellist den Leser zu fesseln vermag. Besonders glänzend ist der Farbenschmuck, der über die ganze Gestalt verbreitet ist, und der an den Glanz erinnert, womit die Französischen Romantiker ihre Charaktere überziehen. Die Situationen, in welche die Heldin des Romans versetzt ist, haben ganz das anfangs mysteriöse Dunkel, auf dessen Entbüllung der Leser begierig wird. Obschon im Grunde der Charakter der Fürstin ein Ding der Unmöglichkeit ist, so gefällt doch diese spielerische Lebendigkeit ihrer bunscheckigen Weiblichkeit. Sie ist bald eine vollkommene Kokette, bald eine unreife Romantische Intriguantin, bald eine darmherzige Schwester und Bettel-Nonne. Als solche beherrscht sie einen Englischen Tory, Sir Frederick Mottram, indem sie theils die Schwäche seines Weibes, theils seine eigene Eitelkeit zu benutzen weiß, und ihn für ihre politischen Pläne gewinnt. Der Fortschritt des eigentlichen Romans im Romane wird durch mancherlei Episoden in Gesprächsform unterbrochen, und in diesen Conversationen gefällt die Verfasserin am meisten, da sie hier in der Einmischung fremder Wörter, die ebenfalls von Affectation zeugt.

Die in Gesprächsweise eingeführten Charaktere sind eben so zahlreich als kunterbunt durch einander gemischt. Endlose Unterhaltungen laufen oft auf nichts hinaus, als ein bon-mot, auf karakteristische Beredtsamkeit und pointenreiche Wohlredenheit. An Lebendigkeit fehlt es indessen der Darstellung eben so wenig, als an glänzenden Bildern und häufigem Scenen-Wechsel.

Damit der Leser mit eigenen Augen schaue, entheben wir dem Werke einzelne Stellen. In einer Theater-Loge finden wir eine Gesellschaft Fashionables beisammen:

„Unter ihnen war Lord Allington die hervorragendste Person. Er gehörte zu den Männern, die nach einem vorgefaßten Musterbilde „werden in thörichte Wort sagen, noch ein-flugs Ding thun". Dazu bezeichnete den Mann sein Umstand, daß sein Charakter den Verfall seiner äußeren Glücks-Umstände überlebt hatte, und er sagte über seinen Ruin so viel angenehme Witzworte, daß es fast scheinen konnte, er habe seine Reichthümer nur seinem Witz geopfert. Seine Wechsel hatten keine Gültigkeit mehr, wohl aber seine Epigramme. Seinen Kredit verdankte er seinen bon-mots, obwohl er bei seinem Schneider keinen mehr hatte. Die Loge hatte er sich auf den Abend von einem alten, dittirenden Herrn gemiethet; dieser sah auch geworden und besuchte nur noch die Deutsche Oper. Seine ganze Ausmerksamkeit gehörte für den Abend dem ehrenwerthen Ehrpaare, Herrn und Mistress St. Leger, die erst kürzlich vom Kontinente angekommen waren. Mit der Letzteren lehte er aux petits soins, und zu Ihnen, der „zu seinem Witz die Dummheit brachte", trieb ihn eine Art Instinkt".

„Herr und Mistress St. Leger waren ziemlich gewöhnlicher Schlag Menschen. Sie war eine leichte Waare und er ein Narr. Somit waren sie Repräsentanten einer sehr ausgebreiteten, zahlreichen Klasse in der gebildeten Welt. Natürlich trugen sie auch deren Zehler außer deren Vorzügen an sich. Herr St. Leger hatte sein Vermögen im Auslande durchgebracht und auf Kosten seines Gesandschafts-Postens gerettet. Außer anderen diplomatischen Anstrügen ward ihm auch die Ehre zu Theil, England an einem Deutschen Hofe dem dritten oder vierten Range zu vertreten, d. h. er wurde von dem damaligen Minister des Auswärtigen als außerordentlicher Gesandter beordert, an dem Deutschen Hofe eine Polonaise zu tanzen und heurtè zu spielen. Dafür hatte er ein Einkommen, welches das des Amerikanischen Präsidenten überbot und womit das ganze frugale Kabinet des Belgischen Ministeriums salarirt werden könnte."

„Scheinbar wäre Verlust haben, Herr St. Leger besäße die Kunst, seine Einkünfte auf ein Maximum, seine Verdienste auf ein Minimum zu treiben. Indeß bedenke man, daß der Enkelsohn zweier Herzöge nicht ohne angemessenes Einkommen an einem Deutschen Hofe leben konnte, wo die hohe Geburt unvermeidlich ist und die hohe Gehalt doch immer durch hohe Gehalte unterstützt werden muß."

„Inzwischen trat die Reform in's Leben und trug alles überkommenen Rechte entfernte sich die Reform so und die „petit bout de ministre." Der ehrenwerthe Herr St. Leger durfte nicht länger auf den öffentlichen Geldbeutel klopfen, er mußte nach England zurückkehren und zusehen, auf welchen anderen Beutel sich klopfen ließe. Man mußte sich bemühen, einen Sitz im Hause zu erhalten, wenn man könnte, einen Sitz an einer guten Mittags-Tafel erzielen, wo man könnte, und eine Loge in der Oper zu ermischen suchen, wenn man könnte. Während dessen stand es frei, in den Zirkeln nach Möglichkeit gegen ein System zu debattiren, das den Ruin der beiden Menschen veranlaßt hatte, es mochte von der Nation gebilligt werden oder nicht."

„Die Mistress St. Leger hatte an fremden Höfen und in Gesellschaft ausländischer Notabilitäten ihre Manieren so sehr abgeschliffen und aufgerieben, daß sie sich eine Art Europäische lingua Franca angeeignet hatte, die sie für sich selbst als Kanon von Englischtheiten wurde. Ihre niedliche, aber etwas „diffonirte" Gestalt und Gesichts Lineamente, ihre Französische Taille, Italiänischen Gesten und Deutschen Formen hatten eine Aufregung in Lord Allington zu Wege gebracht, die er selbst fälschlicher Weise für Neigung hielt."

— Wir theilen eine andere Stelle mit, an der uns die „Fürstin" vorgeführt wird.

„Die Erscheinung der Fürstin in ihrer Opern-Loge nahm jetzt die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch. Man hatte sich beim ersten Anblick, daß sie eine Dame war, welcher die Zustimmung der vornehmsten und bedeutendsten Personen ein Uebergewicht einräumte. Ihre Gestalt war aufrecht, ihr Aeußeres ernst, ihre Hand aufgehoben, als wenn sie mit dem Fächerfinger eine Warnung andeutete. Ihr Anzug entsprach nicht dem Mode-Kostüm der Zeit, die nach Französischem Geschmack sich richtet. Als Wittwe eines Belgischen Fürsten, Reichsgrafen und Spanischen Granden, hatte sie eine Kleidung gewählt, in welcher eine frühere Fürstin von Schaffendhausen (eine Oberhofmeisterin der Gemahlin Philipp's V.) von Velasquez in einem Bilde dargestellt wurde, von dem noch jetzt eine Kopie vorhanden ist."

„Ihr Schwarzes saltenreiches Gewand lag nur um die Taille eng an, rund um den Hals schmiegte sich der Sabinas (eine alte Spitzen-Krause). Am Gürtel, der mit Edelsteinen besetzt war, hing eine Schnur mit einem Rubin-Kreuze, das einem kirchlichen Orden als Abzeichen diente. Von einer brillanten Agraffe, mitten auf dem Brust-Tuche befindlich, liefen einige Perlen-Ketten herab, deren jede einen Agnus Dei hielt. Ihr dunkelgoldenes Haar (es falsch oder eigen, war die Frage) schmiegte sich über den dunklen Hintergrund und fiel in zwei anmuthen Wellen herab. An ihrer Stirn schmiegte sich ein schmales schwarzes Band, und die ganze wundersame Gestalt ward mehr umschwebt, als umhüllt von der Spanischen Mantilla mit reichen schwarzen Spitzen, welche von ihrem feingeformten Antlitz bis unten herniederflatterten. Während sie so da stand in aufrechter gebietender Stellung, neben der zurückgelehnten Gestalt und dem schönen Angesicht ihres Englischen Freundes, sah sie scharf aussehend wie ein Trauergenius hinter der Logen-Wand, war das Bild in der That vortrefflich und fertig. Nur ein Leonardo da Vinci fehlte, und es wäre verewigt."

— Eine kurze Beschreibung des Nonnen-Klosters in Brüssel zeigt das Talent der Verfasserin von einer anderen Seite.

„Das große Nonnen-Kloster zu Brüssel bietet einen ganz anderen Anblick dar, als das zu Gent. Seine engen düsteren Klostergänge, in welk an Gott, sind so still und einsam, als herrschte der Tod in diesen Räumen. Der Sturmwind des Zeitgeistes hat das Institut in Brüssel gewissermaßen überspronnen; es ist verschont geblieben, obschon es diesem Zeitalter nicht mehr angehört. Hier und dort sieht man an einem offenen Fenster-Flügel noch einen Blumentopf oder einen Vogelbauer, und eine dürre abgemagerte Schwester sitzt hinter dem Gitterfenster in der zellenartigen Wohnung, und in den gewölbten Hallen des großen Mönch-Klosters finden noch einige müßige Brüder ihr Obdach, aber solche angenehme Boudoir-Wohnungen, wie sie die Mönche in Gent besitzen, sucht man hier vergebich."

„Die Mitglieder des Ordens, dem das Nonnen-Kloster zu Brüssel angehört, überleben den Wechsel des Zeitgeistes, durch den die Hauptstadt der Niederlande in politischer und religiöser Hinsicht erschüttert wurde. In jener Epoche, als die Frauen Herz und Hand verließen, um an einen unabhängigen Orte, wo sie Religion und Gelehrsamkeit einen mächtigen Einfluß auf den Gang der Dinge zu erlangen, als die Ursulinerinnen und andere heilige Schwestern für die größten Staats-Damen gehalten wurden, weil sie in der That über Staat und Politik ein wichtiges Wörtchen mitzusprechen hatten, ward auch das Nonnen-Kloster zu Brüssel gestiftet. Es geschah im Jahr 1230, und vier Jahre darauf bestätigte der Apostolische Stuhl die Regeln des Ordens und ertheilte ihm große Privilegien. Da die Regeln dieses Ordens so milde und leicht befolgt werden, so war der Andrang der Mädchen und Frauen sehr groß, und die Schwesterschaft zählte bald tausend Mitglieder."

„Im J. 1583, als der Reformations-Geist des sechzehnten Jahrhunderts das System der menschlichen Irrthümer erschütterte, und einige kleinere Absurditäten abgeschafft wurden, während größere dem Sturme noch Trotz boten, 1657 wurde die Kirche mit noch größerer Pracht wieder aufgebaut. Die Zellen wurden wieder getüncht und gefüllt, und die müßigen Schwestern schlenderten wieder nach wie vor durch die Straßen der Stadt. Die fromme Galanterie der Einwohner geseit sich in dem guten Werke, zur Wiederherstellung des Klosters eine Summe von 331,318 Gulden beizusteuern."

„Dann kam die große Europäische Bewegung, welche durch die Französische Revolution angeklungt wurde, und im J. 1796 wurden alle Klöster in Belgien aufgehoben; nur die darmherzigen Schwestern erhielten sich, vermöge der Standhaftigkeit, die ihrem Geschlechte eigen ist, gegen den Sturm der Zeit. Sie behaupteten sich in dem alten Neste, und noch sind einige wenige Zellen-Nonnen-Klöster ihres Ordens für den Spott des gegenwärtigen Zeitalters übrig geblieben."

— Es ist schwer, von einem Werke, wie das in Rede stehende, solche Auszüge zu geben, welche die Wißbegierde des Lesers befriedigen und zugleich dem Autor Gerechtigkeit widerfahren lassen. Deshalb wechseln wir lieber mit unseren Mittheilungen aus dem Roman, und geben schließlich noch einen Blick in die Deputirten-Kammer zu Brüssel. Einige von den in Brüssel anwesenden Engländern machen zusammen den Besuch in dem Belgischen Unterhause.

„Die Herren zogen vor, in der Kammer der Repräsentanten einer Sitzung beizuwohnen; einige karakteristische Tory-Damen, zu denen Mistress St. Leger gehörte, schlossen sich ihnen an. Es waren alle erprobte Besucherinnen der Herzoglichen Loge im Oberhause, und auch an der Lustzug im Hause der Gemeinen zu London waren sie gewöhnt; so hatte die Sache nichts auf sich."

„Ueber die Eleganz und Bequemlichkeit der schönen Tribüne, auf die man sie führte, höchlicht erfreut, fühlten sich die vornehmen Staats-Damen gar sehr aufgeregt, den Verhandlungen, die bereits begonnen

Digitized by Google

hatten, ein gnädiges Ohr zu leihen. Einige junge Mitglieder der Kammer, die dicht vor ihnen saßen, zogen besonders ihre Aufmerksamkeit auf sich. Diese wandte sich jedoch alsbald auf den Redner, der beim Eintritt der Englischen Damen das Wort hatte. Die Beredsamkeit des Mannes wurde für einen Augenblick gestört, denn er gehörte zu denen, welche für das leiseste Geistes eines weiblichen Wesens ein gutes Ohr haben. Die Tonsur auf seinem Haupte, die Clerical-Kleidung, die von bester Toilette war, sein ton patelin und der schlaue Seitenblick seines Auges zeigten genugsam, daß der Mann den Dienst der Kirche und den Dienst bei den Damen gleich sehr verstand. Es war der Abbé de F., der geistliche Director und „vert-vert" der „Dames Anglaises des Bruges", der bei spricht der Englischen Gesellschaften in jener Stadt uns so Vieles.

„Seltsamer Weise war der Gegenstand seiner Beredsamkeit ein Weib, und seine Rede war, obschon es sich dabei um Persönlichkeiten handelte, interessant genug, um die Aufmerksamkeit der Engländer zu fesseln, welche, wie Horace Walpole, „aimaient les noms propres", und welche sich aufgelegt fühlten, den Redner mit einem „Hört, hört!" aufzumuntern.

„Sobald der Abbé seinen Sitz wieder eingenommen hatte, erhob sich das Mitglied für Brügge. Eine allgemeine Ruhe herrschte plötzlich im ganzen Saale. Herr Jullien sprach nie, ohne die Gemüther für seine Ansicht zu stimmen. Scharf, bestimmt, witzig und hinreißend, glich seine Rede einem Epigramm, das mit logischer Consequenz durchgeführt wird. Seine Eloquenz hatte jenen Charakter der Heiterkeit und des Wohlwollens, welcher der Französischen Beredtsamkeit eigen ist. „So herrschsüchtig sich Herr Jullien mehr durch die Form als durch den Gehalt seiner Rede der Gemüther, und es erschöpfte sich Hause, als er seine Erwiderung auf des Abbés Philippika brendet hatte, jene „grande hilarité", welche, in die Sprache der Englischen Journale übersetzt, „unbändiges Gelächter" heißen würde."

„Lady Frances und Mistreß St. Leger amüsirten sich nach Herzenslust. „Wissen Sie wohl," sagte die Letztere, „daß man sich hier weit besser unterhält, als in einem von unsern Häusern?" — „Ja," erwiderte Lady Frances, „man empfindet sich dort auf eine klägliche Weise." — „Und dann," fuhr Jene fort, „welche freie frische Luft schöpft man hier in der prächtigen Loge, man sieht sich um, und wird gesehen. Die Tribüne von St. Stephan ist ein wahres Luftschloß und ein Rauchsang dazu, es ist abscheulich!" — „Und außerdem," setzte Lady Frances hinzu, „sich mit schwarzem Flor und Kattisblumen trattiren zu lassen, um einige junge Mitglieder, angehende Kandidaten für unsere Soirées und Piknik's, reden zu hören!" — „Kommen Sie fort!" sagte Lord Aubrey ernsthaft, „das geht hier antinational zu, oder noch schlimmer, demokratisch und revolutionair."

„Und doch", sagte Lord Montreffor, indem er das schöne Gebäude und die treffliche Einrichtung und Benutzung des ganzen Raumes bewunderte, „dies ist ein herrliches Bauwerk! Ich kenne in Europa kein Parlaments-Haus, das es mit diesem nicht übertrifft, und wenn die Deputirte ihre Autorität wieder gewinnen und diesen Jacobiner-Klub schließen, so wird es einen delicioſen salon de spectacle abgeben. Hier sind Privat-Logen, sehen Sie, und dort das Parterre für das Publikum. Wie voll gedrängt es da ist!" — „Das ist die Kanaille, vermuthe ich", sagte Lord Aubrey hinzu, „sehen Sie nur die Männer in Blusen und die Weiber in der Landtracht!" — „Ja wohl! Aber sehen Sie die hübschen Schreiber, die sie tragen; ich möchte schwören, das ist ein „noeud d'Herbault" auf dem „claque de paille de ris!" sagte Herr St. Leger."

„O, sehen Sie dort die Nonne mitten unter der Menge!" rief Lady Frances. „Ich habe noch nie eine wirkliche Nonne gesehen, obwohl ich auf dem Masken-Ball der verwittweten Lady Lansdowne in solchem Kostüm erschien." — „Hm!" murmelte Lord Montreffor. „Ich habe so meine ärgwöhnischen Gedanken über diese Schwesterschaft. Ich sah ein Mal einen Ihrer Freunde, Lady Frances, auf eine barmherzige Schwester Jagd machen. Es ist noch nicht lange her." — „Ei, da steht ja Sir Frederick, glaube ich!" sagte Mistreß St. Leger, „er sieht in dem Hansen, wie einer jener Pilaster. O! jetzt sieht er uns, und bemüht sich, durchzukommen!" — „Lassen Sie uns ihm entgegenziehen", sprach Lady Frances mit boshaftem Lachen, „ich habe ihn nicht gesehen, seitdem ich die Fürstin bei ihm einführte."

An anderen Stellen zeigt die Verfasserin eine große Kenntniß der Belgischen Zustände, für die sie sich, wie es scheint, sehr lebhaft interessirt. Die Novelle mag zu den gewandtesten Werken von Lady Morgan gehören, die schönste können wir sie nicht nennen. Es spricht sich hier zu oft eine Selbstgefälligkeit aus, die sehr unangenehm wirkt. (A.)

Bibliographie.

Contributions to the botany of India. (Beiträge zur Indischen Flora.) Von Wight. 7½ Sh.

Lectures on the corruption of Christianity. (Vorlesungen über das Verderbniß der Christenheit.) Von Baughan. 10½ Sh.

Tough Yarns. — Schiffs-Erzählungen und Skizzen, nebst Holzschnitten von Cruickshank. 10½ Sh.

Sketches from a youthful circle. (Erzählungen aus einem jugendlichen Kreise.) 4½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Der Norden und der Süden. Das große Gesetz des Gleichgewichts, nach welchem die Völker des Nordens und des Südens sich gegenseitig die Wohlthaten der Ausklärung mittheilen, ist auch noch in unseren Tagen dasselbe, welches es früher war. Dieser Norden, der in allen Zeiten zuletzt von der Civilisation aufgesucht worden ist, scheint dazu bestimmt zu seyn, dieser Civilisation einen höheren Grad von Vollkommenheit zu geben, ihr mehr Energie und Kraft zu verleihen, die Menge ihrer Strahlen zu vermehren und sie später auf die stationairen Süden zurückzuwerfen, der zwar die Wiege ist, in welcher diese Menschheit sich bildete, der sie aber zu einer Bewegung zu einer gehörern Vollkommenheit nicht zu führen vermochte. Diese Erscheinung ist eine Art Nothwendigkeit. Man findet sie überall; gleichviel, ob auf einem größeren oder einem kleineren Raume; — sie beherrscht die alte, wie die neue Geschichte! Der erste Lichtstrahl ging von Indien aus, vielleicht gar von China, durchschritt sodann Assyrien, Phönizien, Judäa, Persien, Klein-Asien, drang in Griechenland und wanderte immer weiter nach Norden. Da die letzten Gegenden, welche der Strahl erreichte, eine von anderen Völkern bereits genährte Civilisation, eine schon groß und reich gewordene Ausklärung, Künste, die sich immer mehr und weiter vervollkommnet hatten, und Wissenschaften, die im Verlaufe der Zeiten heranzewachsen waren, erbeiten, so haben sie auch vor den ersten Gegenden einen entschiedenen Vorzug. So wandern das Licht von Süden nach Norden (eigentlich von Osten nach Westen), die Civilisation es sich immer weiter Bahn brechend, immer breiteres Bett sich bildet, seinen seiner Strahlen verliert, sondern sie an Gegenheit vermehrt, nach Maßgabe der verschiedenen Stufen der Bevolkommnung, zu denen der menschliche Geist sich erhebt. — Dasselbe Verhältniß zeigt sich in der neuen Geschichte. Rom, Byzanz, beide durch Griechenland civilisirt, civilisirten wieder Gallien, Britanien und Germanien, die auf die nördlichsten Inseln, die einmerstlie Finsternisse einhüllen. Selbst in den Einzelnen ist die zeogrophische Lage ihres Landes keinem höheren Gesetze unterworfen. Der Glanz Spaniens unter den Arabern, und der der Provencalen im Mittelalter hat dem, was das Europäische Leben Poetisches hat, sein Entstehen und seine Nahrung gegeben. Belgien und das mittlere Gallien waren, trotz der Nähe jener, in Barbarei versunken; England war es noch mehr. Aber seitdem haben sich die Verhältnisse verändert; der Süden und der Norden haben gleichen Rang mit einander eingenommen: die Letzteren stehen in so hohem Grade, daß er ihm zuvorgekommen ist. Dem Norden ist jetzt die Industrie in ihren erfindungsreichen außerordentlichen Entwickelungen eigen; selbst der Künste hat er sich bemächtigt, und er hat sie mit mehr Wissenschaft und Energie, als der Süden, wenn auch nicht mit der nämlichen Phantasie und Anmuth ausgebildet. Die Musik gehört Deutschland an; und selbst die Bildhauerkunst hat in Dänemark, im Norden der civilisirten Europa, ihre bedeutendsten Künstler in unserer Zeit gefunden. Scandinavien und Zütmland widerstehten der Civilisation, durch ihre geographische Lage, durch die Rauheit ihres Klimas, durch die Unfruchtbarkeit des Bodens, — ein Hinderniß, welches unüberwindlich schien. Und dennoch sind Schweden, Dänemark, Island und Norwegen weiter vorgeschritten, als einzelne Theile Spaniens und Portugals! Eine gemäßigtere, vernünftigere Regierung beherrschte sie; die Macht der Einsicht ist dort aufgeklärter, verständiger und energischer, die Ansichten des Volkes sind gerechter und sittlicher. Die Civilisation hat hier nützlichere Früchte, angemessener der Lage und der inneren Beschaffenheit jener ernsten Länder, hervorgebracht. In der revolutionairen Bewegung der Nationen sind jene Völker langsam, aber verständig und mit Festigkeit fortgeschritten; sie haben es verschmäht, Throne umzustürzen und Reiche zu zerstören. Auch Rußland hat sich seit Peter dem Großen der Europäischen Civilisation zugewendet, und es kann auch nur in der ruhigen und allmäligen, aber verständigen und festen Aneignung dieser Civilisaion eben so für sich selbst eine Zukunft haben, als es zugleich berufen scheint, die Strahlen der Ausklärung nach den Boden, wo diese ausgegangen ist, zurückzuleiten. (F. P.)

— Das Leben in Korfu. Nach einem heißen schwülen Juli-Tage pflegt man in Korfu, wo in diesem Monate besonders die Hitze äußerst drückend ist, den Abend recht heiter und vergnügt zuzubringen, indem man sich auf ein Sopha niederläßt, mit einem Bande von Byron's Werken in der Hand und einem des Liebkosens auf dem Schooße Harrenden Fische. Zwischen unseren Lippen ruht der beliebte Sigaro aus aller Welt aus den engen, von der Hitze durchglühten Häusern hinaus in das Freie, und wenden wir uns hier ein wenig abwärts der Strada Reale, so finden wir die bunte Menge in kleinen glücklichen Familien-Gruppen um die Tische unter den Hallen versammelt, wo die Männer Cigarren rauchen oder zur Guitarre singen, und die Frauen bei einem Glase Limonade lustig und fröhlich scherzen und lachen. Die Griechischen Damen sitzen nicht so ganz unseren europäischen Damen, und es erschient daher besonders den hier sich aufhaltenden Engländerinnen auffallend, daß Jene es sich gar nicht träumen lassen, als könnte es irgendwie für gemein gehalten werden, außerhalb des Hauses in öffentlicher Gesellschaft mit ihren Männern und Vätern so laut zu scherzen und zu jubeln; denn hier sieht man die ersten und vornehmsten Damen der Stadt in den muntersten und ungezwungensten Späßen sich unterhalten, während die Englische Lady langsam und verdrießlich, indem sie sich sehr gern auch für wenige Minuten auf eine ähnliche Weise erholen möchte, ihrem innerren Drange aber Zwang anthut, um nur nicht gegen den tyrannischen Anstand zu verstoßen.

(Sketches of Corfu.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 15. Berlin, Mittwoch den 4. Februar 1835.

Süd-Amerika.

Ein Pröbchen Süd-Amerikanischer Staats-Umwälzungen.

Von einem Französischen Reisenden.

Es war im Jahre 182*, dem Jahre, in welchem die Bewunderung und das Interesse Europa's an dem noch nicht beendigten Kampf der Spanischen Kolonieen gegen ihr Mutterland den Gipfel erreicht hatten, als auch ich, wie so viele Andere, auf's lebhafteste für das Heil der neuen Republiken entzündet, nach diesem Eldorado der Freiheit abgesegelt war und mich zu Buenos-Ayres befand. Man genoß dort wirklich der größtmöglichen Summe von Freiheit. Jeder wollte Präsident seyn und Jeder war es der Reihe nach; manchmal war es auch Keiner, und die Republik, an diese Zwischenakte gewöhnt, befand sich darum nicht schlimmer. Von den prahlerischen Proclamationen der immer wechselnden Gewalthaber und den vier Revolutionen, die sich seit meiner Ankunft Schlag auf Schlag gefolgt waren, verwöhnt, und von einer fünfjäh. rigen Reise, die man für den nächsten Monat anfündigte, bekrebt, beschloß ich, mich aufzuwachen und eine wenigstens momentane Ruhe in einer entfernten Provinz zu suchen. Als die zweckmäßigste für diesen Plan erschien mir Entre-Rios und besonders die Hauptstadt la Bajada. Sie war weder zu nah noch zu weit entfernt, höchstens achtzig Meilen von Buenos-Ayres, und achtzig Meilen sind in Amerika Nichts. Ehedem lebten die zehn Tausend Einwohner dieser Provinz auf einem ungeheuren Flächenraum zerstreut, in mäßiger Wohlhabenheit, den ihren Vieh und wenigem Ackerbau — zu der Zeit aber, von der ich spreche, lebte der größte Theil in den Tag hinein und ließ den Himmel für seinen Unterhalt sorgen. Die eine Hälfte des Jahres lebten sie von Wassermelonen und Orangen, und die andere von fremdem Gute, die so ungenirt, wie sie es selber nannten. Ich suchte, daß auch noch gegenwärtig in ihrem Unterhalte dieselben feine moralische Verbesserung wird eingetreten seyn. Einzelne der kleinen Schiffe, die zwischen Buenos-Ayres und Corrientes Handel trieben, halten bisweilen bei Bajada an, das auf dem linken Ufer des Parana liegt, Santa Fé gegenüber, und lassen ein Paar Piaster in dem Dorfe sitzen; auch sind die Bajadanos die Glücklichen, vom Schicksale Begünstigten in der Provinz und brauchen nie seltene ihre Zuflucht zum gäbru Kreisch der Steaule zu nehmen, wie es ihre minder begnadigten Mitbürger auf dem Lande gar oft thun müssen.

Am Abend vor meiner Abreise wurde ich vom Minister des Innern, dem ich bekannt war, beauftragt, einen amtlichen Brief an den Gouverneur von Entre-Rios, Don Geronimo B . . . mitzunehmen; mit einem Paß versehen, schiffte ich mich auf einer Goelette ein, die nach an demselben Tage unter Segel ging. Wir fuhren langsam den majestätischen Parana hinauf, und warfen am nemnten Tage Morgens vor der Hauptstadt von Entre-Rios Anker.

Ein halb Dutzend zerlumpter Kinder und ein Paar Gruppen Gauchos in ihren Ponchos, und mit ernster Miene ihre papierne Cigarre rauchend, standen am Ufer und sahen unsere Ausschiffung mit an. Gleichgültig ließen sie uns vorübergehen, und begannen von neuem wieder in ihrer Trägheit auf's Wasser hinzusehen, während wir das Ufer hinaufstiegen, auf dem La Bajada erbaut ist, es war gerade die Stunde der Siesta und die Straßen leer. Zwei oder drei alte Weibergesichter, die das Geräusch unserer Tritte an die Fenster gelockt, und die sich nach beseidigter Neugierde alsbald wieder zurückzogen, war Alles, was uns Menschliches vorkam. Ganz allein gelangte ich auf den großen Platz, der in allen Dörfern des Spanischen Amerikas den Hauptpunkt ausmacht, nur von einigen Hunden verfolgt, die sich aus ihrem Schlafe gestört und über Laune gemacht hatte, und die nun den Schwanz zwischen den Beinen, Rache nehmen und mir in die Waden beißen wollten. Hier nun suchte ich mich zu orientiren: auf einer Seite des Platzes erkannte ich den (das) Cabildo, an dem ungewöhnlichen Luxus eines zweiten Stockwerks, das sich ziemlich dicht über dem Erdgeschoß erhob, und an dem Balkon, der Wölbung der Thüreden an das Wolf und übrigen Exekutionsinstrumenten den Sitz der Regierung in den dalmatischen Zucht- und Wonnestagen; gerade gegenüber stand eine kleine Kirche von so wunderlicher Bauart, daß alle Schilderung vergeblich seyn möchte; auf den beiden andern Seiten waren Häuser und schattige Gärten, Orangen-, Delbäume und Feigen. Ein Gaucho ging vorüber; ich bat ihn, mir zu sagen, wo der Gouverneur zu finden sey. Ohne mit einen Blick zu schauen, deutete er mit dem Daumen nach der Seite des Cabildo hin und ging seines Wegs weiter. Ich ging auf den Cabildo zu.

Ohne daß mir Jemand entgegen kam, trat ich im Erdgeschoß in ein dunkles Zimmer ein, in welches der Tag nur durch die Thür hereindrang; der Thür gegenüber stand ein langer Tisch, mit der einen Seite an der Wand, um die anderen drei Seiten herum drei Personen, stillschweigend beschäftigt, geschnittenen Tabak in Papier einzurollen. Auf dem Tische durcheinander lagen einzelne Blätter weiß Papier, ein Schreibzeug ohne Federn, Stummel von halb verrauchten Cigarren, und ein schmieriger Brief, der wahrscheinlich der Gegenstand der Berathung gewesen war; ein gedrochener Stuhl machte das übrige Ameublement aus. In der einen dieser drei Personen, einer großen, hagern, knochigen Gestalt, in einer rothen gestickten Weste, die durch einen beträchtlichen Zwischenraum von den Beinkleidern getrennt war, erkannte ich, nach dem Bilde, das man mir von ihm entworfen, seine Excellenz den Herrn Gouverneur der Provinz, Don Geronimo B . . ., die zweite, mit glatt anliegendem Haar, in einem Ueberrock mit großen Kragen, Schnitt und Farbe nameniss — war Seine Excellenz der Minister der auswärtigen Angelegenheiten; die dritte, eine kleine widerliche Mißgeburt in geistlicher Kleidung, einen leichten Poncho um die Schultern, war der Pater Las Piedras, Ex-Franziskaner von Buenos-Ayres, Ex-Redacteur oder Directeur von sieben Journalen, der sich nach Bajada, in Folge, ich weiß nicht welcher Revolutionen, in die er verwickelt gewesen, geflüchtet hatte. Ich befand mich demnach allen Autoritäten der Provinz gegenüber.

Don Geronimo nahm mit meinen Paß ab, den ich ihm offen überreichte, betrachtete einen Augenblick das Siegel der Republik, das darauf stand, dann den Polizei-Stempel, betrachtete ihn von der anderen Seite, hielt ihn dann zwei Minuten lang verkehrt, reichte ihn dann seinem Minister hin und sagte: Lesei.

Der Minister begann mit ziemlicher Geläufigkeit zu lesen: Nation, Französe; — Gesichtsfarbe, weiß; — Stand, unverheirathet; — Alter, fünfundzwanzig Jahre; — Augen, schwarz . . .

„Genug!" rief Don Geronimo. „Augen schwarz, ist hinlänglich; die Identität ist anerkannt!" und bot mir die Cigarre an, die er eben gerollt.

Ich nahm seine Gabe mit der einen Hand an, und überreichte ihm mit der anderen das Schreiben der Regierung, das ich an ihn zu überbringen hatte. Es wanderte wie der Paß in die Hände des Ministers, der es erbrach und mit lauter Stimme verlas. Es war eine Art von Proclamation, im geschraubtesten diplomatischen Stile und mit aller Pomphaftigkeit Spanischer Grandezza abgefaßt.

„Als der Minister fertig war, rief Don Geronimo aus: „Cuo quiere decir eso? Vaya! (Glauben Sie etwa, daß ein ehrlicher Ehrsterumensch solch' verdammtes Kauderwelsch verstehen kann? Das sind die Ausländer, von denen sie all' diese patranas del demonio lernen."

„Es ist noch ein Postscriptum", sagte der Minister; „erlaubt: Mein lieber Gouverneur; Sie benachen das Veranstehende nicht erst lange zu lesen; die Regierung will Ihnen nur mit einfachen Worten sagen, daß sie auf Ihren Patriotismus und im Nothfalle auf Ihre Unerschütterung zählt. Leben Sie lang und glücklich."

„Das laß' ich mir gefallen. Das kann man doch verstehen!" rief Don Geronimo, wie von einer großen Last befreit.

Wir ließen uns um in ein Gespräch ein. Die Nullität des würdigen Gouverneurs war über allen Ausdruck, obgleich es ihm nicht an einer gewissen Pfiffigkeit fehlte, die sich dem Talent gegenüber wie der Instinkt zur Vernunft verhält. Er hatte sich in seinem Posten zu erhalten gewußt, in einer Zeit, wo ein Geschickterer vielleicht geschritert wäre. Die gegegraphische Lage seiner Provinz, zwischen Santa Fé eines Theils und Buenos-Ayres anderen Theils, das hatte, zwischen den beiden Feuern von Föderalismus und Unitarismus, brachte ihn unaufhörlich, sie zu sagen, zwischen Thür und Angel. In dieser schwierigen Lage war Don Geronimo's einziges Hülfsmittel eine Art von Justemilieu eigener Erfindung gewesen. Wenn Buenos-Ayres zwanzig Rekruten von ihm verlangte, so schickte er sechs, und entschuldigte sich damit, daß zum Kriege taugliche Leute in seiner Provinz sehr selten wären. Erging eine ähnliche Requisition an ihn von Santa Fé aus, so machte sich die Sache, so schickte er zwölf und versprach, die Übrigen mit der nächsten Gelegenheit nachzusenden. So entrichtete er seinen Tribut nach beiden Seiten hin, und lebte zuletzt in friedlichem Vernehmen mit diesen unbequemen Nachbarn.

Zuerst sprach er mit mir von Napoleon; dann führte ihn der Stil der Proclamation, die er eben vernommen, durch eine natürliche Ideenassoziation auf das Kapitel über die Fremden, die ohne Unterlaß in das Land kämen, und er sprach seine Ansicht hierüber sehr unverholen aus. Don Geronimo sah in diesem Zustand das Verderben und den Untergang der Republik: „Das Land ist gut", äußerte er, „aber es gehört nicht uns, sondern den Fremden. (Ich war der einzige in Ba-

Digitized by Google

fada) Die Fremden sind die Henkerchen, die den Kern und das Mark des Vaterlandes verzehren; ch' die Ketzer hieher kamen, und unser Leder und unser Vieh wegführten, galt ein Ochs einen halben Piaster; gegenwärtig kostet er sieben Piaster, und es ist gar nicht abzusehen, wo dies ein Ende nehmen wird."

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Pater Las Piedras bestätigten mit einem Nicken des Kopfes diese politisch-ökonomische Bemerkung. Hierauf folgten auch andere, der Zwerg kreuzte alle Orte. Die erwartete Erscheinung des berüchtigten Kometen von 1832 war ihnen bekannt, und auch die Drohung von wegen des Unterganges der Welt, den er bedeuten sollte. Diese Weissagung, die, wie ich glaube, ihren Ursprung in Deutschland hatte, war endlich von Blatt zu Blatt bis in die Journale von Buenos-Ayres gekommen, und von da in alle Winkel und Enden der Republik, und die Ursache unendlicher Sorgen und Aengsten geworden. Nur bis hieher, wann in den abgelegensten Höfern des Innern, von denen Ersteres die Geographen keine Ahnung haben, mit Grausen und Entsetzen davon sprach, und alle meine Bemühungen, die Zugeuden zu beruhigen, blieben ohne Erfolg.

Die Stunde der Siesta hatte schon längst geschlagen. Don Geronimo ertrag einen unwiderstehlichen Gähnen, nahm den schmierigen Brief, den auf dem Tische liegen, in die Tasche und ich mich ebne Mühe ein kleines Zimmer, mit der Aussicht nach dem Platz, für ein paar Reales wöchentlich.

Bald standen alle Häuser in Bajada zu meiner Disposition, nach dem Ausdruck des Landes; ich konnte meinen Kopf in alle Fenster hineinstecken und in alle Thüren eintreten und war gewiß, mit vollkommen aufgenommen zu werden, das heißt ohne Förmlichkeit, als Fremde. Es scheint nicht unpassend, hier die Art und Weise anzugeben, die man zu befolgen hat, um sich mit aller Welt in den kleinen Städten der argentinischen Republik zu befreunden: sie ist einfach und leicht in der Anwendung. Angenommen, man fängt am Ende einer Straße an; man bleibt vor einem Hause stehen, das völlig ausgestorben erscheint; hierauf schreit man mit starker Stimme: Ave Maria purissima! — Sin pecado concebida! Pecos Vmd. adelantan, (Belobt sey Maria die Reine! — Die Unbefleckte! Herein!) antwortet eine Stimme von innen; die Thür geht auf, und ein menschliches Wesen erscheint auf der Schwelle; man tritt herein, und da die Zeit für die Bewohner des Hauses auch nicht im allerentferntesten Sinne einen Werth hat, so bleibt man vier Stunden lang, raucht, schwatzt und spielt Wasser-Melonen mit ihnen, wenn die Jahreszeit solche ist. Es hat man schon ein Haus bei seinem Eintritte in Beschlag genommen, wenn am Fenster ein junges Mädchen, das dem Schwärmen der Vögeln auf der Straße zusieht. — Ist es erlaubt, herein zu treten, ehe Jungfrau? (Spanischer Stil.) Y porque no, señor? Warum nicht, mein Herr? — Glücklicke Einfalt des goldenen Zeitalters! Und wahrhaftig, warum nicht? Welcher Grund kann vorhanden seyn, einen Manne die Thüre zu verbieten, der sich bat, einzutreten? Im Laufe des Gespräches mache man ihr einen zarten Vorschlag, die man übrigens mit endlosen Umschreibungen umhüllt. Warum nicht, mein Herr? wird sie wieder antworten. So fährt man fort bis zum anderen Ende der Straße; dann biegt man in eine andere; und wenn man sich fleißig daran hält, so kann man am zweiten Tage herum seyn.

Wahrhaftig! ich hatte alle nur erwünschten Garantieen der Ruhe und der Einteacht vor Augen in dem Augenblicke, wo des Schlummers süße Gewalten schienen darüber ausgebreitet; und doch stand es in den Sternen geschrieben, daß mich auch hieher noch die Revolutionen verfolgen sollten. Don Geronimo's weise Politik hatte die Stürme vergebens zu beschwören gesucht, die in der Ferne aufstiegen; sie sollten sich über seinem Haupte entladen.

Unter seinen Beamten befand sich zur Zeit ein grundschlechtes Subjekt aus Buenos-Ayres, ein Emigrirter, dessen Nichtennzeichnete angeboren erschien und der an allen politischen Unruhen der letzteren Zeiten Theil genommen hatte. Seine Familie, die ziemlich einflußreich war, hatte ihn wohl zwanzig Mal aus den Verlegenheiten herausgezogen, in die er sich unaufhörlich stürzte, endlich aber ihn aufgegeben und verlassen. Die Polizei, um der Aufsicht über ihn überhoben zu seyn, hatte ihn ersucht, nach Bajada zu gehen und dort bis auf neue Ordre seinen Wohnsitz zu nehmen, mit einer besonderen Empfehlung an den Gouverneur.

Aguirre, so hieß der Edle, wurde die Zeit lang auf einem Schauplatz, der zu eng war für seine Talente, und er saß sich aufs eifrigste nach einer Gelegenheit um, die seiner Schlechtigkeit einen passenden Stoff darbote. Ich hatte ihn zwei oder drei Mal in Buenos-Ayres gesprochen, und der Zufall, oder die Aehnlichkeit zum Ende von Bajada vielmehr, ließ mich ihm am ersten Abend nach meiner Ankunft begegnen, gerade als ich mich in meine Hütte begeben wollte, um meine Mahlzeit einzunehmen. Er erkennt mich aus der Ferne, läuft auf mich zu, schließt mich in seine Arme, drückt mir seinen Kopf über die Schulter und paukt mir mit den Händen in den Rücken.

„Amigo! endlich sieht man hier eine Christenseele, mit der man ein Wort reden kann! Was Neues im grau Pueblos?" — „Nun", sage ich ihm außer Athem und zupfe meine Kravatte wieder zurecht, „die Republik hat eben eine Schlacht gegen die Brasilianer gewonnen." — „Viva! die Hidalgos haben tüchtige Prügel gekriegt, nicht? Wie viel Truppen waren in der Schlacht?" — „Zusammenbundert von der einen Seite, und zweitausend von der anderen." — „Teufel! das Ding konnte hübig werden . . . und wie viel Todte?" — „Zehn auf Seiten der Hidalgos, und drei Verwundete bei den Truppen des Vaterlandes; die ganze Stadt schwamm in Festlichkeiten, als ich abreiste." — „Ah! das muß köstlich gewesen seyn!" — „Ganz außerordentlich! ich erinnere mich nur der Inschriften, mit denen man die Seiten des Altars des Vaterlandes geziert hatte. Die eine lautete: „„Schwindet in Vergessenheit, ihr Schlachten von Marengo und Austerlitz; ein einziger Tag der Söhne der Freiheit hat euren Namen Nichts überlistet!"" Eine andere: „„Europa, du bist stolz auf die Jahrhunderte deiner Civilisation und nennst Dich die Königin der Welt; aber Amerika, du ragst empor über Europa, wie die ewigen Gipfel der Anden emporragen über die niedrigen Spitzen der Schweizerberge.""" — Wenn Sie erlauben, so gehe ich nun zum Essen." — „Ich verlasse Sie nicht; ich eile mit Ihnen, do contianza, wie? Unter Fremden werden keine Umstände gemacht." (Fortsetzung folgt.)

Italien.

Venedig, nach Herrn von Haussez.

(Schluß.)

III.

Kunstliebhaber und Kenner finden hier reichen Genuß in den öffentlichen und Privat-Bilder-Gallerieen, in denen die Meisterwerke der größten Maler aus der Venezianischen Schule vereinigt sind. Einzelne Bilder sind wohl erhalten; für die meisten wird schlecht gesorgt, oder vielmehr gar nichts gethan. Man geht auf Ehrliche Weise mit ihnen um, wie mit den Palästen, in denen sie hangen; manche bedürfen nur eines neuen Firnisses, andere eines Rahmens — aber neun, auch das wird ihnen verweigert.

Es leben in Venedig noch geschickte Maler genug; um aber nur ihren Lebens-Unterhalt zu gewinnen, müssen sie ihr ganzes Talent auf das Kopiren jener alten Gemälde verwenden. Sie haben sie sich mit großer Geschicklichkeit und Feinheit die Kunst zu eigen gemacht, sogenannte Original-Gemälde zu verfertigen, die den echten bis in die verblichenen Farben hinein genau ähnlich sehen. Von diesen Malern rühren die vielen Original-Gemälde in den Europäischen Sammlungen, besonders in den Englischen, her, die leichtgläubig als solche angenommen und theuer genug dafür ausgegeben werden.

Diese Stadt hat sechs Theater, und sieben oder acht Monat ist ein Schauspiel.

Die Kirchen sind die hervorstechendsten Gebäude in Venedig; für sie wird am meisten gesorgt und sie sind am besten erhalten. Sie allein geben noch eine hohe Idee von seinem Reichthum. So viel Marmor, diese Mengen von Statuen und Gemälden müssen unberechenbare Summen gekostet haben; und mag dies Geld nun vom Staate, oder von der Corporationen aufgebracht, oder von Einzelnen hergeschossen worden seyn, es wird ein Zustand äußeren Glückes und Wohlstandes hierdurch bekundet, der in unseren Tagen durch Nichts hervorgebracht werden könnte, ja von dem sogar gegenwärtig Nichts eine Vorstellung zu geben im Stande wäre.

Das Arsenal ist sehr geräumig und von trefflicher Einrichtung. Seine bedeckten Räume, seine Magazine, die Rüstkammer, der Modell-Saal — Alles ist im großen Style gedacht und ausgeführt. Auch hat das Alles unbenutzt. Ein Franzose kann nicht umhin, die Rüstung Heinrich's IV., die er in allen seinen Kriegen getragen und der Venezianischen Republik, als ein Zeichen der Anerkennung ihrer festen Treue als Bundesgenossin, zum Geschenk gemacht hatte, hier in Augenschein zu nehmen. Am Eingange-Thore des Gebäudes erblickt man drei kolossale Löwen aus Marmor, die ehemals den Piräus geschmückt und die die Venezianer nach dem Siege über die Türken hierher brachten. Verdrießlich sitzen sie hin, wie Kühen. Wo werden nun die Löwen hinkommen?

An die Stelle der ehemaligen aristokratischen Regierung ist eine Municipal-Verwaltung getreten; es scheint aber sie Niemand etwas Lockendes zu haben, eine Stelle dabei zu bekleiden. Die alten Namen stehen allmälig aus, den Institutionen nach, mit denen sie geglänzt. Verwaltung ist nun weiter der Hauptort einer Oesterreichischen Provinz. Es hat seine Vortheile eingetauscht. Sie mit Reichthum, Macht und Erinnerung an ihre ehemalige Macht schon längst eingebüßt haben, wenn nicht noch die Bitterkeit, die sich einmischt, das Ferment vergäbe, sie täglich neu zu erwecken.

Der Umsturz des Staates hat auch seinen Einfluß auf die Sitten geltend gemacht. Ein Zustand mattherzigen Schlafes ist an die Stelle der gewohnten Energie und Thätigkeit getreten, die die Grundlage des National-Charakters bildeten. Es ist nichts zu thun, weder im Handel, noch in der Politik, kein lokales Interesse vorhanden; die Menschen schwinden nach und nach dahin, wie Alles, was sie umgiebt.

Die Venezianerinnen haben den Ruf großer Schönheit; es wäre ungalant, wenn ich sagen wollte, daß sie ihn nicht verdienen. Ich beschränke mich nur darauf, mein Bedauern auszusprechen, daß mir nichts vorgekommen, was mir diesen Ruf hätte bestätigen können. Ihr Häßlichkeit übertraf Alles, was ich je irgendwo gesehen. Ausnahmen ausgenommen; unter diesen ist mir auch nicht eine Einzige vorgekommen, zu deren Gunsten ich von der Strenge meines Urtheils ein Jota abdaffen könnte.

Die Tracht der Venezianerinnen hat viel Gleiches mit der der

Digitized by Google

Frauzösinnen; nur der Kopfputz ist verschieden. Ein schwarzer Tüllschleier, dessen einer Zipfel über die Stirn herabfällt, bedeckt Kopf und Hals und läßt nur die Gestalt sehen. Wie den Frauen aus dem Volke, wenn sie sich putzen, steht auch den der Städte das Tüllschleier einen Shawl von weißem Mousselin. Diese Mode, die in allen Ständen allgemein ist, hat nichts Anmuthiges und thut der Schönheit der Toilette Eintrag.

Die Venezianer sind von mittlerer Gestalt und schönen Verhältnissen. Ihre Augen und ihre Zähne sind von ausgezeichneter Schönheit.

Das Venezianische Volk ist, wie man sagt, von ungemeiner Sanftmuth und sehr leicht zu regieren. Feurig und aufbrausend, wie das Volk in allen Italiänischen Städten, hat es vor anderen den Vorzug, daß diese Stimmung bei ihm nur in den Aeußerungen der Freude und des Frohsinns, die ihm von Natur eigen sind, zum Vorschein kommt.

IV.

Statt in Wagen fährt man in Venedig, bekanntlich, in Gondeln, Schiffen von 15 bis 18 Fuß Länge, eng, in der Mitte niedrig, Vorder- und Hintertheil höher, am Vordertheil mit einer geschmackvollen Verzierung von Eisenblech versehen. In der Mitte steht ein Kasten, in dem zwei Personen sitzen oder vierthalb stehen können auf Kissen von schwarzem Maroquin, die mit Eiderdaunen gefüllt sind. Zwei kleine Fenstchen bieten einen ziemlich unbequemen Sitz für zwei andere Personen dar. Diese Barken werden von einem Mann gerudert, der seinen Platz im Hintertheil des Schiffes hat. Obgleich er sich nur eines Ruders bedient und auch nur auf einer Seite es anwendet, so führt er das Schiff doch mit einer Geschicklichkeit, Schnelligkeit und Sicherheit, die außerordentlich ist. Nimmt man zwei Ruderer, so steht der zweite im Vordertheil und braucht ebenfalls nur ein Ruder.

Als ob noch nicht schwarze Farbe genug an den Gondeln wäre, bedeckt man die Kasten noch mit schwarzem Tuch, mit Troddeln von dergleichen Farbe versehen. Einzelne Zierrathen in Silber oder Gold, die sich an den hervorragenden Theile der Kasten befinden, machen die Vorstellung vollständig, die sich der Fremde von diesen Fahrzeugen entwirft. Es giebt gar nichts, was finsterer aussähe. Um die Gondeln, die zu Marktschiffen dienen, von den gewöhnlichen zu unterscheiden, malt man jene gelb an.

Ich war der Erwartung, in meiner Gondel beim Genuß der Stanzen aus dem befreiten Jerusalem dahin zu schweben. Doch weder die Gondoliere, die auf der Lagune, noch die, die mit sonst ausstiefen, schienen mir für Musik oder Poesie begeistert. Sie verstanden sogar nicht ein Mal die Fragen, die ich in Bezug darauf an sie that, und wohlunterrichtete Personen haben mir versichert, sie hatten nie etwas davon gehört, daß Verse aus dem Tasso dieser Klasse ohne Erziehung und Bildung bekannt waren, die man bei ihnen gar als einen Gegenstand wechselseitiger Erhöhung voraussetzt.*) Die Gelehrsamkeit dieser Leute beschränkt sich auf das Topographische von Venedig, die sie bis ins Aeußerungliche kennen und auf die Namen der Palästes hiermit regalisiren sie die Fremden, ihre bisherigen Berichte hinzufügend, die oft für die Besitzer nicht sehr schmeichelhaft ausfallen.

Die Gondoliere haben keine besondere Kleidung, selbst die nicht, die im Dienste großer Häuser stehen; einzelne tragen Livree, andere Ueberröcke; die meisten gehen in der leichten und nachlässigen Kleidung der niederen Volksklasse.

Ich glaube nicht, daß es in der Welt noch eine Stadt giebt, wo man so schlechten Wein trinkt, wie in Venedig. Man wird dies begreiflich finden, sobald man hört, daß es in der Stadt keine Keller giebt, wo man gute Weine aufbewahren könnte; daß der abschenkliche, der hier getrunken wird, in großen Kähnen ankommt, die stark Fässer dienen und daß, wenn er in die verschiedenen Stadtviertel transportirt werden soll, er vermittelst Pumpen oder Röhren von Kupfer in offene Fässer abgelassen wird, aus denen dann die nöthige Quantität für den täglichen Gebrauch jedes Hauses geschöpft wird.

Man muß Venedig nicht verlassen, ohne ein Armenisches Kloster besucht zu haben, welches eine Meile von der Stadt entfernt liegt, auf einer Insel, die es ganz bedeckt. Hier wird es Einem gestattet, einen Verein von Gelehrten zu sehen, wie ihn Westeuropa nicht aufzuweisen hat, den sie gebören,**) sich den Forschungen tiefster Gelehrsamkeit gewidmet. Man verdankt ihrem unermüdlich gedultigen Eifer, mit dem sie Sammlungen und Duellen durchstöbern, die nur Mönche allein den Muth haben können, zum Gegenstande ihres Studiums zu machen, sehr schätzbare Entdeckungen. Sie haben eine Druckerei, die für den Druck Armenischer Werke bestimmt ist, eine vortreffliche auserlesene Bibliothek und eine Schule, in der eine bestimmte Anzahl junger Leute ihrer Nation eine gelehrte Bildung empfangen. Sankt Lazarus ist für den Orient, was Monte Cassino für Europa gewesen ist. Dort ist es, wo für jenen Welttheil das heilige Feuer der Wissenschaft erhalten wird, von wo aus sie ihren Flug in jene Gegenden wieder nehmen wird, die sie verlassen, als sie in unsere Länder, uns zu erleuchten, herüberkam.

Die lebhafte Verbindung, die in den 13ten Jahrhundert zwischen Europa und dem heiligen Lande stattfand, machte ein Etablissement nothwendig, wo die Pilger, die damals sehr zahlreich hindurchwanderten, und allen Arten von Ungemach, Plagen und Gefährdungen ausgesetzt waren, Hülfe und einen Zufluchtsort finden konnten. Venedig war der Haupt-Ein- und Ausschiffungspunkt. Zu gleicher Zeit war es der Punkt, wo in der Mitte der Lagune jene gefahrvollen Reise hält gemacht und ausgeruht wurde. Man dachte, hier ein Hospital zu gründen, und einige Cremiten vom Orden des heiligen Augustinus widmeten sich dieser frommen Pflicht. Sie traten auf eine Insel des Venetianischen Archivels zusammen, und erbauten hier ein Hospiz und eine Kirche unter dem Namen der heiligen Maria von Nazareth. Dies gist für das Hospiz, von welchem die Stiftungen den Namen haben, die sich später zu ähnlichem Zwecke bildeten. Von mehreren Forschern wird dies bestritten. Die Einen leiten das Wort Lazareth von dem Eigennamen Lazarus her, andere Gelehrtere behaupten, daß es der Arabischen Sprache entlehnt, und eine Uebersetzung von el Nazar (Hospital) sey. Was aber unbestritten feststeht, ist, daß die erste Idee dieser großen Stiftung den Venezianern gehört, daß sie Europa zuerst das Beispiel eines Warmhauses gegeben, die so reiche und segensvolle Früchte getragen, gegeben haben.

Ich bin abgereist von Venedig, sehr zufrieden, daß ich es gesehen, aber ohne die mindeste Neigung, es wiederzusehen.

Baron von Pauffez.

Türkei.

Nasir-ed-din Chodschah's Türkisches Badenemacum.

Wir haben bereits in einer früheren Nummer dieser Zeitschrift (Nr. 84 vom J. 1834) des im Jahre der Hedschra 1249 (1833 unserer Zeitrechnung) zu Konstantinopel neu aufgelegten Kuelbotens-Buches der Nasir-ed-din Chodschah gedacht. Dasselbe enthält so überaus schlagende Beweise von dem Humor der sonst so ernst erscheinenden Türken, daß wir nicht umhin können, noch einmal darauf zurückzukommen. Die Anklänge adendländischen Lebens, die wir darin unverkennbar finden, befriedigen unsere Meinung, daß der Humor im Leben der Völker sich sehr nahe berühre, und jede Nation ihren eigenthümlichen Humorwitz, schon Wall. s. w. besitze, die Alle zu einer und derselben Familie gehören. Schon in dem vom Gegenwart im Verein mit seiner Tochter, der bekannten Miß Mary Cegeworth, im Jahre 1803 herausgegebenen „Essay on Irish bulls" wurde der Beweis geliefert, daß der Engländer wie der Irländer dieselben Scherze gewissermaßen aufbürdet, die der Franzose dem Deutschen, der Spanier dem Italiäner, der Portugiese dem Engländer, der Oesterreicher dem Ungarn ic. erzählt, und daß nicht selten eine und dieselbe Witzerbolung der Kuelboten in den gewannten Ländern ungezwungener Weise Anstimmet. Wir wollen nur noch aus dem Menakibi (Sprüche und Denkbuch) des Nasir-ed-din Chodschah noch einige Anekdoten mittheilen und es dem Leser überlassen, die Uebereinstimmung des Türkischen Raisonnements mit dem gebräuchlichen Volks-Humoristen aufzusuchen. Die meiste Familien-Aehnlichkeit findet sich in der Gutmüthigkeit des unserm elfachen Deutschen Till Eulenspiegel zu haben, der manchen Streich des Türken ebenfalls ausgeführt hat.

„Nasir-ed-din Chodschah borgte sich einst vom Nachbar einen Kessel, und als er ihn mit Dank zurückgab, stellte er einen anderen von kleinerer Gestalt neben den gebrachten, mit der Bemerkung, der große Kessel habe diesen zur Welt gebracht. Der Eigenthümer nahm beide Kessel in der Meinung an, der Chodschah wolle mit ihm übermorgen einen Neuen Kessel Gebrauch, so daß der Besitzer sich endlich genöthigt sah, ihn selbst wiederzufordern. Er erhielt jedoch zur Erwiderung, sein Kessel sey unterdessen gestorben. „„Was!"" entgegnete der Chodschah, „„Du glaubtest mir doch, als ich sagte, Dein Kessel habe einen jungen zur Welt gebracht! Warum willst Du mir nun nicht Glauben schenken, wenn ich sage, Dein Kessel sey todt""

„Einst sah der Chodschah einen Schwarm Enten auf einem Teiche schwimmen. Er sagte sie sort, setzte sich an's Ufer, nahm ein Stück Brod aus der Tasche, tunkte es in's Wasser und verzehrte es. „„Was macht Du da?"" sragte ihn einer seiner Freunde, der dazu kam, „„Ich koste diese Enten-Suppe,"" answortete er. Vielleicht war er kurz zuvor irgendwo mit dünner Fleischbrühe bewirthet worden."

„Als der Chodschah eines Tages Fische gekauft hatte, spartte er die größeren davon auf, um sie seinen Freunden seiner Familie bei Tische vor. Sein Sohn, der nicht und der der Art geschlagen zu sein schien, bietet einen Fisch an's Ohr, und als der Vater ihn deswegen befragte, erwiederte er: „„Ich sage den Wurschen, ob er nicht erfahren, wie Jonas sich im Bauche des Wallfisches befunden habe! Der kleine antwortet jedoch, er wisse so wenig davon als seine Aeltern-Genossen; allein die älteren und größeren seiner Brüder, die irgendwo versteckt in der Küche lägen, die wüßten davon zu sagen.""

„Ein Bekannter des Chodschah besuchte ihn einst und bat ihn, ihm seinen Esel zu leihen, da er eines Zugthieres bedürfe. „„Mein Esel ist nicht zu Hause,"" sagte der Chodschah, um die abschlägliche Antwort zu mildern. In demselben Augenblick begann aber sein Esel im Stalle zu schreien. „„O,"" sagte der Mann, „„da bist ich ja deutlich genug Dich hier ihn."" „„Was!"" rief der Chodschah entrüstet, „„willst Du einem Esel mehr Glauben schenken, als mir?""

In einer Chinesischen Anekdoten-Sammlung lieft man von einem armen Manne, der, als man ihn sragte, ein Dieb sey in seinem Hause, ganz ruhig entgegnete: „Ich bosse, er wird mir etwas bringen, denn das wird ich, nehmen kann er nichts." In Türkischen Badenecum lautet die Geschichte auf diese Weise: „Ein Räuber ist in Nasir-ed-din's Wohnung eingedrungen." rief ein Nachbar, und der Chodschah Weib lief weinend zu ihm und rief: „Ein Dieb, ein Dieb ist in unserem Hause!" „Vielleicht findet er etwas, und wir können es dann aus seiner Hand empfangen," sagte er ganz ruhig.

„Eines Tages bestieg Nasir-ed-din die Kanzel in der Moschee und redete die Versammlung mit den Worten an: „„O, Ihr getreuen Gläubigen! Ihr wertet doch wissen, wovon ich zu Euch reden werde?"" — „„Nein"", sagten die Leute. — „„Nun, so brauche ich Euch's auch nicht zu sagen!"" rief der Chodschah und verließ die Kanzel. Ein ander Mal begann er wieder die Predigt mit der Frage: „„O, Ihr getreuen Gläubigen! wißt Ihr, was ich Euch sagen werde?"" Diesmal bejahte

*) Hier ist Herr von Hauffez wohl nicht sonderlich berichtet. Daß diese vortrefflichen Gondoliere immer seltener werden, läßt sich denken und ist sonstatirt, mag aber auch nicht.

**) Es sind bekanntlich Mechitaristen, die auf Sankt Lazaro bei Venedig ein Armenisches Kloster gegründet.

Digitized by Google

ten es die Leute. „„Nun!“, rief er aus, „„so habe ich nicht nöthig es erst zu sagen, was Ihr schon wißt!““ — Als er an anderen Tage dieselben Worte an die Gemeinde richtete, hatte sich diese zu einer neuen Antwort bereitet, und es wurde den Fragenden geantwortet: „„Nur Einige wissen, was Du uns zu sagen hast, Andere aber nicht.““ — „„So laßt es die Wissenden den Unwissenden sagen!“ war seine Entgegnung, und er verließ die Kanzel.“ — In einer alten Ausgabe der „Epistolae Obscurorum Virorum“ findet sich dieselbe Erzählung in einer Neuen:

„„Die Frau des Chodschah wollte ihren Mann, indem sie ihm eine glühendheiße Suppe vorsetzte, necken und anführen. Sie‘ er selbst aber kostete und sich die Lippen verbrannte, hatte die Frau, ihren Plan vergessend, selbst gekostet, und vor Schmerz traten ihr die Thränen in's Auge. „„Was hast Du?““ fragte der Chodschah, „„ist die Suppe so heiß?““ — „„O nein!“, erwiederte die Frau, „„ich dachte nur daran, daß heute die Jahrestag meiner Mutter war, deshalb mußte ich weinen.““ Der Chodschah glaubte ihr Frau, schlürfte hastig einen Löffel Suppe hinunter und verbrannte sich den Mund, daß ihm ebenfalls die Thränen im Auge standen. „„Was hast Du?“ fragte das Weib spottend. „„Warum weinst Du, Effendi?““ — „„Ich dachte eben daran““, erwiederte er, „„wie es möglich war, daß eine so treffliche Frau, wie Deine Mutter, so ein Kind, wie Du, mit hinterlassen konnte. Dieser schmerzliche Gedanke rührte mich.““

„Einst war Nasr-ed-din zu einem Bankett geladen. Er erschien in einem alten, schmutzigen, zerrissenen Rocke, und man wollte ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit. Er schlich still davon, verleidete sich mit einem glänzenden Pelze und mischte sich dann wieder unter die Reihen der festlich geschmückten Gesellschaft. Schon an der Thüre hatte man ihn mit Ehrenbezeigungen empfangen, und als er in den Speise-Saal trat, führte man ihn zu dem obersten Platze. Als die Speisen serviert waren, tunkte der Chodschah einen Zipfel seines Rock-Aermels in jede Schüssel, die ihm vorkam. „„Wie kannst Du so das schöne Gewand verderben!““ riefen die erstaunten Gäste. „„Ja““, sagte er, „„das geschieht aus gutem Bedacht. Sehr! diesem schönen Kleide verdanke ich die glänzende Aufnahme, die ich hier fand. Somit bin ich dem Rocke all' der Herrlichkeiten, die ich hier genießen soll, schuldig. Es geschieht ihm also kein Unrecht, wenn ich ihn die Speise tränken lasse.“

Interessant war auch die Manier, mit welcher der Chodschah sich der Unanneymlichkeit überhob, zudringlichen Leuten einen Schmaus zu geben. Ein Bauer hatte ihm einen Hasen zum Geschenk gebracht, und wurde vom Chodschah eingeladen, den Hasen mit ihm zu verzehren. Gleich darauf stellte sich aber noch eine Menge Anderer ein, die an der reichen Tafel Theil zu nehmen wünschten. „Wer sind Ihr?“ fragte der Chodschah. „Wir sind die Nachbarn des klugen Mannes, der Dir den Hasen brachte“, hieß es. Der Chodschah nahm sie herzlich auf und nöthigte sie zum Sitzen. Bald darauf stellte er einen großen Kübel voll Wasser auf den Tisch, und als sie schrieen, was das heißen solle, erwiederte er ganz gelassen: „Es ist das Wasser, in dem ich den Hasen abbrühte.“

Auch die Gewinnsucht seiner Stlaven bestrafte er durch eine witzige Regist. In gebührlicher Weise hatte er sie zur Arbeit angetrieben: „Ihr' Diener, Säckel auf, ich bringe Dir die frohste Botschaft. Der Himmel hat Deine Frau mit einem Knaben beschenkt!“ — „Schön!“ sagte der Chodschah, „ich bin dem Himmel Dank schuldig; aber ich will nicht hoffen, daß ich bei dem Ereignis Die etwas zu verdanken hätte!“

Keinesweges war der gute Chodschah immer so glücklich in seinen Antworten, wie sich z. B. aus folgendem Vorgang entnehmen läßt. „Er stahl sich einst in einen Garten und begann mörderisch zu plündern. Ihm gefielen die Runkel- und Moorrüben so gut, daß er sie für seine leere Küche ganz passend fand. Er füllte sich demnach einen Sack davon an und wollte ihn eben auf die Schultern nehmen, um heim zu gehen, als der Eigenthümer wüthend herbeikam, ihn fest hielt und fragte: „„Wie kommst Du hierher, Nasr-ed-din?““ Der Chodschah sann eine Weile auf einen Entschuldigungs-Grund und glaubte auch einen gefunden zu finden. Indem er sagte: „Mein Weib ist ergriff mich, als ich spazieren ging, schleuderte mich in die Höhe und warf mich hier nieder.“ — „„Ei, wie schön!““ rief der Garten-Besitzer, „„aber die Kräuter und die Rüben, wo kommen die her?““ — „„Der Wind war so heftig““, entgegnete jener, „„daß ich mich hier an den Stauden festhalten mußte. Aber die treulosen, verrätherischen Stauden hielten nicht Stand und entrissen sich.““ — „„So!““ brüllte der Eigenthümer, „„aber wie kannst Du Dich unterstehen, meinen Sack damit zu füllen?““ — „„Ach!““ seufzte der Chodschah, „„ich war eben im Begriff, darüber nachzudenken, wie diese Frage zu beantworten wäre, als Du kamst.““

„Der Liebling des Türkischen Volkes, auf den sich alle populairen Possen und Scherzworte beziehen, die sich im Munde der Menge erhalten, übernahm nicht selten die Rolle eines wandernden Minnesängers. Als solcher zog er von Ort zu Ort, mit der Guitarre unter dem Arme. Einst begegnete ihm ein Reisender, der ihn sagte, weshalb er so durch die Welt zöge? Der Chodschah sagte: „„Um mir ein Stück Geld zu verdienen.““ — „„Nun so spiel' mir eins auf, ich gebe Dir einige Paras!““ rief der Fremde. Jener aber traute der Zusicherung nicht und weigerte sich, doch sich durch die Drohungen desselben doch dazu genöthigt sah. Er spielte und begann zu singen:

„Ich kam und stand am Ufers-Rand“ —

Diese Anfangs-Zeile eines Liedlings-Liedes wiederholte er mehrere Male hinter einander. „„Wie!““ rief der Reisende, „„hat das keinen Fortgang?““ — „„Es scheint nicht““, sagte der Sänger und hielt die Hand zum Empfangen hin.

„Der Kadi (Richter) von Sary-Hissar (einem Dorfe bei Konstantinopel) war dem Trunke sehr ergeben. Er lag einst betrunken in seinem Weingarten und schlief. Der Chodschah ging mit einem Freunde des Weges, sah den Zustand des Mannes und entwandte ihm seinen Rock, den er sich über die Schulter hing. Als der Kadi erwachte, vermißte er sein Kleid, berief seine Diener und schickte sie aus, das Entwandte aufzuspüren. Einer derselben stieß bald auf den Chodschah, ergriff ihn und schleppte ihn vor das öffentliche Tribunal, wo der Kadi zu Gericht saß. „„Chodschah Effendi!““ sagte er zu ihm, „„wie kommst Du zu diesem Gewande?“ — Mit lauter Stimme, so daß es Jedermann hören konnte, sagte dieser: „„Heute Morgen ging ich mit meinem Freunde am Weinberge eines Kadi vorbei, und wir sahen den edlen Kadi berauscht eingeschlafen. Es empörte uns das Laster des Mannes, der den Gesetzen des Propheten Hohn spricht. Mein Freund stieß ihn mit dem Fuße, ich nahm ihm zur Strafe sein Kleid fort. Sollte dies Kleid aber Dein Eigenthum sein, so bin ich gern erbötig, es Dir wiederzugeben.“ — „„Nein, nein, mein Chodschah!““ ist mich das verkommene Gewand!“ sagte der Kadi, um seinen Ruf eifrig bedacht.

Monike und Nekir sind nach dem Glauben der Türken zwei Engel, die sich des gestorbenen Körpers gleich nach dem Tode bemächtigen und die Strafwürdige Seele züchtigen. Als der Chodschah sein Testament machte, verfügte er, man solle seinen Leichnam in ein altes Grab legen. „Warum wünscht Du in einem frischen ruhen?“ fragten die erstaunten Freunde. „Ja, seht ihr“, sagte er, „wenn Monike und Nekir kommen und mich suchen, so werden sie sagen: Dieser hat sich fünfzig Jahre tot bin. Zweifeln sie, so sage ich, sie möchten das Grab untersuchen, es ist nicht wahr sei. So entgehe ich den Klauen der bösen Geister.“ — Mit dieser Anekdote schließt das Buch vom Nasr-ed-din Chodschah, gerade wie unser Volksbuch vom Eulenspiegel mit der Beschreibung seines Grabes und seines Grabsteines schließt.

Mannigfaltiges.

— Pferdezucht in England. Es hält schwer, eine genaue Uebersicht aller der Pferde-Racen zu geben, die man heutzutage in England antrifft. Durch die großen Massen der Deutschen, Ungarischen, Arabischen und Spanischen Pferde, die man zu verschiedenen Zeiten in das Land eingeführt, hat sich dasselbe eine solche Mannigfaltigkeit der Pferde-Gattungen verschafft, daß es schwer ist, eine bestimmte Zahl der verschiedenen Racen hervorzuheben und zu gehöriger Ordnung zusammenzustellen. Besonders haben die zahlreichen mit Umsicht geleiteten Gestüte dazu beigetragen, daß die Rennpferde in England die schnellsten sind, die man irgendwo kennt, sowie die Englischen Post- und Kavallerie-Pferde wenige ihres Gleichen in Europa haben, und endlich auch selbst die Zugpferde, hinsichtlich ihrer Kraft und Gelehrigkeit, vor allen übrigen auf dem Kontinent umherreisig. Nur allein die ungeheure Zahl der Pferde, die sich gegenwärtig in England befinden, ist sehr bedeutend, wenn auch nicht so groß, als man gewöhnlich annimmt. Nach einer Berechnung des Statistikers Middleton beliefe sich die Summe der Pferde, die man in England und Wales zum Ackerbau benutzt, auf 1,200,000, dagegen die Zahl der zu anderen Zwecken benutzten Pferde mit Einschluß derer für die Luxus-Equipagen, beliefe sich auf nicht mehr als 600,000. Dagegen beläuft sich Frankreich auf 1,800,000 Pferde; dagegen giebt der Dokter Colquhoun, bei dem man sonst meist sehr übertriebene Zahlenverhältnisse findet, hier nur 1,500,000 an. Nach einem offiziellen Bericht beliefe sich die Zahl der verbrauchten Pferde in England im Jahre 1815 auf 1,209,307, im Jahre 1833 hingegen nur auf 340,678. Darunter sind natürlich weder die Postpferde, noch die für andere öffentliche Anstalten benutzten Pferde, noch alle die verschiedenen Gattungen der Militair-Pferde, so wie endlich auch diejenigen, die den armen Landleuten gehören, mit begriffen. Die Zahl der bei der Post und der übrigen bei den öffentlichen Fuhrwerken benutzten Pferde allein giebt Middleton auf 100,000 an, und wir halten uns nach mehreren selbst gemachten genauen Berechnungen für berechtigt, diese Zahl sogar auf 125,000 anzugeben; eben so scheint uns unbestreitlich, daß die für sonstige verschiedene Zwecke benutzten, die Luxus-Pferde nämlich mitgerechnet, auch 1,500,000 jährlich ausschlagen dürfen. Um wenigstens einen approximativen Ueberschlag des Werthes sämmtlicher Pferde in England anzugeben, haben wir dieselben in mehrere Rubriken gebracht, nach welchen im Durchschnitt 14 Pfund auf das einzelne Pferd und auf die Totalsumme von 19½ die 20 Millionen Pfund Sterling zu rechnen wäre. Aus dem schon erwähnten offiziellen Bericht, der eine Zusammenstellung der in England in den Jahren 1815 und 1833 versteuerten Pferde enthält, geht hervor, daß die Zahl der Besitzer eines Pferdes in Großbritanien in dem ersteren Jahre auf 161,123, und in dem letzteren auf 123,668, die der Besitzer von zwei Pferden respektive auf 31.842 und 31,073; die der Besitzer von drei Pferden auf 12,774 und 10,740; die von 10—12 Pferden auf 2097 und 1354; die von 19 Pferden auf 38 und 76; endlich die von 2079 und darüber respektive 134 und 134 sich beliefen. Wenn die Zahl der versteuerten Pferde im Jahre 1833 geringer war, als 1815, so ist das nicht etwa einer Verminderung des Pferdestandes in England, sondern vielmehr den Modifikationen zuzuschreiben, die seit 1826 im Steuer-Reglement überhaupt eingetreten sind. So zum Beispiel sind seit jener Zeit die Pferde der kleinen Pachter, die nämlich weniger als 200 Pfund Sterling jährlich Pachtzins zahlen, völlig steuerfrei. Uebrigens sind die Pferdehändler noch einer besonderen Taxe unterworfen; man zählt deren in Großbritanien 1037, die zusammen 13,888 Pfund (nahe an 100,000 Thaler) an Abgaben entrichten. Hierzu kommt noch die Steuer für die Fuhrwerke, die dem Staate 410,000 Pfund Sterling (nahe an 3 Millionen Thaler) eindringt, so daß die Abgaben für die Pferde im Ganzen sich auf zweimdzwanzig Millionen Pfund jährlich belaufen.

(Journal of Agriculture.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 16. Berlin, Freitag den 6. Februar 1835.

Frankreich.

Der Schiffbruch auf dem „Heinrich IV.“*)

Von J. J. Ampère.

„Die Winde toben, das Meer wüthete und Blitze durchzuckten den Himmel ...“ Mit diesen oder ähnlichen Worten ist man von jeher gewohnt, die Geschichte von Schiffbrüchen zu beginnen. Was den wenigen betrifft, so geht dieser von einem ganz entgegengesetzten Anfange aus.

Ein friedlicher stiller Wind wehte längs der Küste, an der wir vorüberzusegelten. Das Meer war ruhig, und das prachtvolle Mondlicht verbreitete seinen feierlichen Glanz über den heiteren Abend. Die Passagiere befanden sich zum größten Theil auf dem Verdeck und unterhielten sich mit einander, indem sie sich alle von jener Mattigkeit ergriffen fühlten, die eine gewöhnliche Folge der Fahrt auf einem Dampfschiffe ist, selbst wenn man von der Seekrankheit verschont bleibt; die Uebrigen beschäftigten sich damit, daß sie das Spiel und die Bewegung der Maschine, oder das scheinbare allmälige Fortrücken des Festlandes, das Schäumen des Meeres, oder die lange schwarze Rauchwolke betrachteten, die in Gestalt eines vom Winde zurückgeschlagenen Helmbusches hinter uns herzog.

Kurz, Jeder war für sich auf Mittel bedacht, die Langeweile zu vertreiben, die uns bei solchen Dampfschiff-Fahrten in der Regel unvorhergesehen überfällt; denn trotz der großen Schnelligkeit, mit der sie vorsich gehen, bieten sie doch nicht die geringste Abwechselung dar, und die ganze Reise erscheint so einförmig, daß man gar bald in Versuchung kommt, irgend einen ungünstigen Wind, oder irgend einen kleinen Unglücksfall an den Segeln, oder gar das Stampfen eines Rosses und die Erschütterung eines Wagens sehnsuchtsvoll herbeizuwünschen.

Was uns anbelangt, so hatten wir uns bei unserem „Heinrich IV.“ nicht eben über das Ausbleiben eines die Langeweile vertreibenden Ereignisses zu beklagen. Es kam von selbst und ungerufen herbei. — „Sehen Sie hier“, sagte ich eben zu meinem Reisegenossen, „sehen Sie wohl, das ist der Berg Argentare. Fühlen Sie sich nicht überrascht bei dem Anblicke dieses riesenartigen Vorgebirges, das mit seinen steilen feuerfarbenen Abhängen bis in das friedliche Meer hinein sich erstreckt? Es ist hier einer der merkwürdigsten Punkte dieser so stiftsamen Küste, die mit lauter Etruskischen Städten bedeckt ist; nicht weit davon liegt Populonia und Betulonia, und hier in der Nähe finden Sie die noch wenig bekannten Ruinen von Cosa. Als ich von meinem Freunde Letronne Abschied nahm, schärfte er mir ein, den Berg Argentaro ja nicht zu vergessen, den er mir sehr angelegentlich anempfahl ... Und wie sehr bedaure ich es, daß wir hier nicht landen können ... Was meinen Sie dazu, mein Freund?“ — „O, ich fürchte nur, daß wir gar zu nahe an's Land stoßen!“ erwiederte hierauf bedenklich mein Gefährte, der, wahre Schiffsmann aus ich, den Fehler sogleich erkannte, den man begangen, indem man sich von der Küste nicht mehr entfernt hielt ... „Woran denkt nun unser Capitain?“ rief er endlich laut. — Dieser hatte für einen Augenblick das Verdeck verlassen, indem er die Leitung des Schiffes seinem Bruder übertrug. — „Aber“, erschollen hierauf von allen Seiten, „wir stehen ja fast an die Küste an!“ — Sogleich flogte der Stellvertreter des Capitains auf's Steuerruder los, und in demselben Augenblicke stellen er und sämmtliche Leute, die auf dem Verdeck versammelt waren, zu Boden nieder, während diejenigen, die, wie ich, eine sitzende Stellung eingenommen hatten, zwei bis drei Schritte fortgeschleudert wurden. Man vernahm einen heftigen Stoß; das Schiff, das drei Meilen in einer Stunde zurücklegte, war gegen eine Klippe angelaufen; es hatte ein ungeheures Leck bekommen; das Wasser drang plötzlich ein und das Fahrzeug fing an zu sinken.

Es war eine große Verwirrung auf dem Verdeck entstanden. Vor Allen sah man die Mannschaft, die von der Größe der Gefahr am meisten durchdrungen war, in der größten Bestürzung. Sie liefen unruhig hin und her, unter den lautesten Flüchen und Verwünschungen. Nach unser Capitain ließ es bei heftigen kräftigen Exclamationen nicht fehlen; denn das ist hier die natürliche Sprache des plötzlichen Unglücks, des unerwarteten Mißgeschicks, und wer von einem Schiffbruche erzählt, müßte, um wahr zu seyn, seine Personen immer mehr fluchen thun, als reden lassen.

Die Verwirrung dauerte fort; man richtete von allen Seiten Fragen an einander, und man rief sich gegenseitig zu, es sey keine Gefahr vorhanden, obgleich man im Innern ganz andere Ueberzeugung hegte. Uebrigens zeigte sich bei den Passagieren im Ganzen eine gute Haltung; es befanden sich mehrere Frauen an Bord, und doch hörte man keinen lauten Schrei von ihrer Seite. Aber bald ertönte der entsetzliche Ruf: „Schiffet die Damen ein! Schiffet die Damen ein!“ Dies ließ sich indeß nicht so leicht in's Werk setzen. Schon war eine der zwei Barken durch den zu großen Ungestüm, mit dem man sich derselben bemächtigen wollte, zum Dienste untauglich gemacht worden, und die, welche noch übrig gebliehen, faßte nur sehr wenig Personen; wäre nun keine andere Hülfe herbeigekommen, so hätten sich alle zugleich auf einmal in das Fahrzeug hineingeworfen, das dann unbedingt umgekippt wäre. Glücklicherweise jedoch hatten wir uns während dieser Zeit dem Lande genähert; diejenigen, welche, wie ich, auf's Schwimmen gefaßt waren, sahen plötzlich den Raum außerordentlich verminderet, den sie zu durchwaten hatten. Nur schreckte noch der Anblick der Küste zurück, die gänzlich steil und abschüssig war, so daß man dem Strandungsorte gegenüber unmöglich zu landen versuchen konnte. Aber zum Glücke entdeckten wir bald in einiger Entfernung eine kleine Bucht, den einzigen Punkt, wo die Landung möglich war, und sogleich hatten wir unsere Richtung dorthin genommen. Je mehr wir uns derselben näherten, desto mehr schwand die Gefahr, und als der Capitain uns endlich zurief: „Es wird Keiner von Ihnen zu Grunde gehen!“ da zweifelte auch Niemand mehr daran. Dreißig Schritt vom Lande trennten wir uns. Alle Gefahr für die Mannschaft war vorüber, und es drängte sich nun auch Niemand mehr zur kleinen Barke hinan, die uns Alle in zwei, drei Fahrten wohlbehalten und gesund zu den gegenüber befindlichen Felsen brachte.

Wir aber, frug man sich nun, ist denn die Sache zugegangen? Auf welche Weise haben wir Schiffbruch gelitten, und wie sind wir wieder gerettet worden? Es waren taufendfache Gerüchte, tausend Beschuldigungen und eben so viel Gegenbeschuldigungen im Umlauf. — Die wahrscheinlichste Behauptung war, daß der Mann, der die Stange am Steuerruder hielt, das Kommando seines Kameraden falsch verstanden. Der Eine war nämlich ein Korse und der Andere ein Provençale. Hierzu kommt, daß das Wort backord (die linke Seite) dem teibord (die rechte Seite des Schiffes) sehr ähnlich ist und daß beide Wörter auch zu sehr mit einander reimen. Also hätten wir unser Unglück dem Reim zuschreiben müssen, dem Reim, dem man auch noch so manches Andere vorgeworfen hat.

Was hingegen unsere Rettung betrifft, so hatten wir sie lediglich der Dampfmaschine zu verdanken. Ich war sehr ungerecht, indem ich in dem ersten Augenblicke, wo ich den schrecklichen Stoß vernahm, sogleich den Dampf beschuldigte. Ich dachte, es müßte mit dem Kessel irgend ein Unglück vorgefallen seyn, und schon hielt ich mich bereit, einen Luftsprung zu machen. — Indeß beruhigte ich mich bald wieder, mit dem Gedanken, daß, wenn wir einmal in die Luft springen sollten, dies gleich auf der Stelle hätte geschehen müssen. So beschuldigte und verdächtigte ich den Dampf, und doch war gerade er es, der uns gerettet.

Sobald nämlich der plötzliche Stoß vernommen worden, setzte man die Maschine außer Thätigkeit; auch hatte das eingedrungene Wasser, das den Maschinen-Meister schon bis an die Brust ging, die Wirksamkeit derselben von selbst aufgehoben. Trotzdem aber dauerte die Kraft, mit der das Fahrzeug durch den Dampf getrieben worden, noch einige Zeit nachher fort, und vermittelst dieser Kraft vermochte uns der Capitain dem Lande so nahe als möglich zuzuführen. Es wäre demnach ganz ungerecht, der Dampfmaschine irgend eine Schuld von unserm Schiffbruche aufbürden zu wollen; sie hatte uns vielmehr dazu beigetragen die schrecklichen Folgen desselben abzuwenden; denn es wäre uns bei dem Winde, der uns von der Küste her in's Gesicht blies, gar nicht möglich gewesen, näher an dieselbe heranzukommen, hätte uns nicht der Dampf seine kräftigen und schätzbaren Dienste geleistet.

Als wir uns nun einmal für unsere Person in Sicherheit sahen, war ein Jeder auf das Herbeischaffen seiner Bagage bedacht; man hatte von Zeit zu Zeit mehrere Gepäcke auf's Verdeck gezogen; die übrigen schwammen noch auf der Oberfläche des Wassers herum, das die Kajüten des Fahrzeuges bedeckt hielt. Ich erkannte unter denselben eine Kiste mit Gemälden, Zeichnungen und Studien eines jungen verdienstvollen Französischen Malers, des Herrn Roux, der, nach einem Aufenthalte von drei Jahren in Italien, dieselben nach seiner Heimat zu bringen beabsichtigte; er war der unglücklichste von allen Passagieren; sein Mißgeschick zerriß mir das Herz, als er zu mir sagte: „Ich büße hier die Frucht dreier mühevollen Jahre ein — die Frucht so manchen

*) Dieses Französische Dampfboot war bekanntlich auf der Fahrt von Neapel nach Marseille begriffen, als es in den letzten Tagen des Monats November an der Toskanischen Küste scheiterte.

Digitized by Google

Schweißes!“ Es ist uns indessen nachher gelungen, einen Theil seines Schatzes zu retten.

Uebrigens war Niemand ganz ohne Verlust davon gekommen. Eine Modehändlerin, die von Neapel nach Paris zurückkehrte, und die sich gerade in ihrer Kajüte befand, als das Wasser plötzlich hereinstürzte, hatte in der Eile sorglich nach ihrem Shawl gegriffen, so wie auch ihren Hund losgebunden, aber ihre Kaffe hatte sie liegen lassen. Eine andere Person bedauerte den Verlust wichtiger Papiere, auf die zwei Liebende schon drei Jahre vergeblich warteten, um sich darauf zu verheirathen. Noch Andere, und zu diesen gehörte auch ich, fürchteten, ihre Reisebemerkungen und Schriften eingebüßt zu haben, und nicht Alle waren so glücklich, wie ich, die Tasche mit dem Packt unter dem Kopfe zugedruckt, den anderen Morgen zwar ziemlich durchnäßt, aber doch unbeschädigt wieder erhielt, indem sie mit nicht geringer Mühe in einem großen Sacke aufgefischt wurden.

So befanden wir uns denn um zehn Uhr Abends auf den Felsen am Gestade; Jeder saß hier in melancholischen Gedanken versunken bei dem, was er gerettet, und äußerst über das, was er verloren; die Einen hatten ihre Stiefen oder ihr Reise-Journal, die Anderen hatten ihre Bankvoten zu bedauren; alleszamt aber hatten wir noch zwei Stunden vorher in einem eleganten Kabinet in voller Gemächlichkeit und lustiger Dinge offene Tafel gehalten, und nun auf einmal waren wir nach der öden Küste verschlagen, unter rohen schrecklichen Felsen, gerade so, als wären wir an's Ende der Welt an das wüste Gestade einer unbewohnten Insel verbannt worden.

Unsere Lage hatte aber, ohne daß wir es dachten, noch weit mehr Aehnlichkeit mit denjenigen, die nach irgend einer Insel im Atlantischen Ocean verschlagen werden, die von Menschenfressern bewohnt wird, und wo die Fremdlinge es nicht wagen dürfen, in's Innere des Landes vorzudringen, indem sie befürchten müssen, von den eingebornen Wilden aufgefressen oder zwischgetrieben zu werden. In der That waren die ersten menschlichen Wesen, die wir auf uns zukommen sahen, Soldaten, die uns von ihrem benachbarten Thurme aus bemerkt hatten, der auf einem hohen Vorgebirge lag, und welche mit starken wohlgeladenen Flinten herbei ritten, um uns davon abzuhalten, den Platz irgendwie zu verlassen, den wir einmal an der Küste eingenommen.

Wir befanden uns allesammt hier in Quarantaine!

In den alt-thomerischen Zeiten pflegte man die Fremden, die ein Sturm nach irgend einer fernen Küste verschlagen, geradezu als Opfer zu betrachten, die die ergrimmten Götter selbst verdammt, und man beachte sie gewöhnlich allesammt der Diana zum Sühnopfer dar. Im Mittelalter plünderte man die Gestrandeten nach demselben Prinzip, vermöge des Strandrechtes aus, um, soviel als möglich, die Rache des Himmels zu befördern, die sich in dem Unglücke der Schiffbrüchigen stets manifestiren sollte — Das waren der Vorgänge und die Barbarei des Alterthums und des Mittelalters. Gegenwärtig giebt es einen neuen Aberglauben und eine neue Barbarei: es ist die Quarantaine.

Mag diesem Absperrungs-Systeme, so sehr auch die geschicktesten Aerzte und die Kaufleute in gewissen Gestäaten dagegen protestiren, immerhin einige Wahrheit zu Grunde liegen, so ist ja selbst der rohste Aberglaube deren meist nicht gänzlich ermangelt: so viel ist doch gewiß, daß das Vorurtheil hier bedeutend überwiegt, und daß der Irrthum dabei die Wahrheit zu Schanden gemacht. Denn es ist außer Zweifel, daß die meisten Vorsichts-Maßregeln, die man seit mehreren Jahren gegen die Cholera getroffen, ganz zwecklos waren, indem die Reisenden selbst, besonders in gewissen Ländern, größtentheils zu umgehen wußten, und je pedantischer sie den Gesetzen nach immer lauteten, desto nutzloser haben sie sich erwiesen, da gewiß alle Welt längst die Cholera haben müßte, falls jene Maßregeln irgend von solcher Wichtigkeit gewesen wären, als man behauptete. — Indeß mag ich nicht gegen alle Quarantainen in der Welt zu Felde ziehen, vielmehr will ich mich für sie heute auf's Land hinein erschöpfen.

Das Einzige, was man bis jetzt über die Cholera mit ziemlicher Gewißheit erforscht hat, ist, daß es kein Mittel giebt, sich gegen dieselbe abzusperren, daß sie nicht nur alle Militair-Kordons, sondern auch die bestbefestigtsten Zwischenräume und Strecken überspringt. So war sie denn auch mit einem Sprunge von London in Paris angelangt.

Allein in Italien glaubt man noch immer, sich durch Absperrung gegen die Cholera schützen zu können. Meine schönen Küsten sind so unaasstreundlich wie die von Tauris, und so sehr die Reisenden von denselben immer angezogen werden, so sehr ist die Gesundheits-Polizei sie stets entfernt zu halten bemüht.

Vor vier Jahren, als die Cholera in Berlin hauste, wollte man in Neapel vor Angst schon sterben. Ich weiß mich noch sehr gut zu erinnern, wie ich um diese Zeit gerade auf demselben Dampfschiffe „Heinrich IV.“ daselbst ankam; nicht weniger, als von acht Uhr Morgens bis vier Uhr des Nachmittags, mußten wir warten, bevor man sich entschließen konnte, ob man uns arme Sünder aufnehmen wollte oder nicht; unser Verbrechen war, daß wir einen Schweizer aus Neuchatel an Bord hatten, der, als ein Unterthan der Preußischen Krone, mit einem Preußischen Passe versehen war. Es bedurfte gar vieler Anstrengungen und eines halben Tages Zeit, ehe wir den Gesundheits-Rath zu überreden im Stande waren, daß Neuchatel nicht in dem Cholerakayzirt von Berlin gelegen sei.

Man kann sich gar nichts Drolligeres denken, als alle die ängstlichen Vorsichts-Maßregeln, die man damals in Neapel ergriff, um sich vor der Ansteckung der Briefe zu schützen, denn in jedem einzelnen Briefe, dachte man, könnte die Cholera sich versteckt halten. Es giebt auch gar keine besondere Art von Räucherungen und Besprengungen, die man damals nicht angewandt hätte, wenn es auch ausgemacht ist, daß jene schrecklichste Krankheit weder vor dem Essig noch vor dem Rauch irgendwo Furcht hatte. Einen Tages hatte man beschlossen, daß man sich von nun an nicht mehr damit begnügen wolle, die Couverts zu durchstechen, sondern daß man sie alle öffnen, die Briefe selbst herausnehmen, und nachdem man sie einer förmlichen Räucherung unterworfen, wieder in die frühere Ordnung bringen müßte; allein man verwechselte bald die unterstehen drei Seite gelegten Adressen, und so entstand keine kleine Verwirrung in der Brief-Korrespondenz; mancher Handelsmann bekam damals einen Brief zu lesen, der an seinen ärgsten Brodfeind gerichtet war; ein Anderer erhielt einen Wechselbrief anstatt eines langersehnten Liebesbriefes und wiederum kamen Liebesbriefe in die Hände derer, die Wechselbriefe erwarteten. —

(Schluß folgt.)

Süd-Amerika.

Ein Pröbchen Süd-Amerikanischer Staats-Umwälzungen.

(Fortsetzung.)

Demnach spreiste denn Herr Aguirre für diesen Tag drei- bis vier- an anderem Morgen hatte ich das Vergnügen, ihn zum Frühstück erscheinen zu sehen; am Abend darauf brachte er einen Fremd mit, am folgenden Tage zwei andere, so daß ich Gesahr lief, meinen Stat in einer arithmetischen Progression in's Unendliche steigen zu sehen, als mich eine neue Eventheit, die er sich zu Schulden kommen ließ, von seiner Person befreite.

An jenem Abend nämlich fand ein Ball statt, an welchem auch Don Geronimo mit seiner Frau, die noch jung und ziemlich hübsch war, Theil nahm — ein sogenannter Ball de confiance. Der Saal war geräumig und voll; die ganze Toilette der Männer bestand darin, daß sie sich bunten Kattun kaufen ließen, ihn zerschnitten und in der Mitte der Weste war, sie rauchten und machten Tapisserie-Arbeiten. Die Frauen, größtentheils jung und hübsch, hatten sich neue Französische Schuhe und seine nette Strümpfe gekauft, die sie in einem benachbarten Zimmer anzogen, dann in kleinen Gruppen hereintraten und im Ballsaal Platz nahmen. Vor den Thüren und Fenstern drängte sich Alles, was nicht eingeladen war, und machte von dem üblichen Rechte Gebrauch, zu betrachten, so innen vorging. Von Zeit zu Zeit stand die Dame des Hauses, wenn sie einen dieser draußen stehenden Personen eine Ehre erweisen wollte, auf und lud sie ein, hereinzutreten, wobei es für diese gewaltiger Anstrengung und Mühe bedurfte, eh' sie sich losarbeiten konnte und durchdrängen durch die umgebende Menge. Das Orchester bestand aus einem alten Neger, der in einem Winkel unter einem Tische saunte und mit einer wahrhaft Afrikanischen Wuth auf einem einer Guitarre glich, wozu die Frauen accompagnirten, eselitos singend und mit den Händen den Takt schlagend. Man hatte schon unter beiläufigem Gemurmel der Versammlung mehrere Menuets getanzt; ein neues Paar trat heran und der alte Neger wollte schon losspielen, als Aguirre, der sich bis dahin ganz still verhalten, ihm sein Instrument wegnahm und in die Mitte des Saales trat.

„Die Fremde doch! nur da broma! Hier ein neues Lied, das sich des Beifalls des Präsidenten der Republik erfreut hat! ich bitte um ein aufmerksames Gehör —“ und so, mit frechen Blicken auf die Frau des Gouverneurs, fing er an zu singen:

„Para una noche sola,
No pedais cuatro reales,
Ay! Que noche tan cara,
Puniendo los materiales.“

Bei jeder anderen Gelegenheit hätte sich dieser schlüpfrige Text eines enthusiastischen Erfolges zu erfreuen gehabt; aber Don Geronimo's Gegenwart und die unverschämte Hindeutung auf seine Frau machten den allgemeinen Unwillen rege. Allein Alles gegenüber, wurde Aguirre nach verzweifeltem Widerstand ergriffen und in's Gefängniß gesteckt.

So frühstückte ich denn am nächsten Morgen allein. Zwei Tage darauf reiste ich nach den Gestaden des Uruguay, und die erste Person, die ich bei meiner Ankunft erblickte, war wieder Aguirre. Dieser war er so genügsam, sich nur auch meiner Gesundheit zu erkundigen, ohne mir um die Gurgel zu fallen.

„Ich komme, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten“, sagte er zu mir und warf sich der Länge nach in meine Hängematte. „Was haben Sie diesen Morgen vor?“

„Ich bleibe zu Hause; ich habe Briefe zu schreiben, mein Werthester.“

„Ich bin in diesem Augenblicke mit einer Revolution beschäftigt.“

„Mit einer Revolution?“ schrie ich voller Entsetzen.

„Ja, diesen Morgen noch will ich mein Unternehmen ausführen, und wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, so würden Sie mich unendlich verbinden, wenn Sie mich bei einem Hauptstreich unterstützen. Bei Ihnlicher Gelegenheit kannen Sie sicher darauf rechnen . . .“

„Und auf wen ist es denn abgesehen? Don Geronimo ist doch das beste Stück von einem Gouverneur in der ganzen Republik!“

„Ich will nicht widersprechen; aber er desselbet wer weiß wie lange schon seinen Posten hält, daß gar nichts davon verlauten, einem Anderen Platz machen zu wollen; wenn man ihm das Ding zur Gewohnheit werden läßt, so ist er am jüngsten Tage auch noch Gouverneur; das ist ein unerträglicher Skandal, von dem ich diese guten Leute erlösen will, die noch nichts von dem Repräsentativ-System wissen. Ich werde ihnen die Vorstellung eines Stückes geben, das alle sechs Monat in Buenos-Ayres mit dem größten Succeß spielt; mein zukünftiger Gouvernene ist schon ernannt, wollen Sie von den Unseren sepn? Wohlan!“

„Das geht ja gar nicht; ich bin ein Ausländer.“

„Nun denn, so geben Sie mir eine Cigarre, und Gott befohlen!“ Ich setzte mich hin und fing an zu schreiben, und verfluchte alle Republiken Amerikas.

Um Mittag hörte ich auf dem Platze Geschrei: „Viva la patria! Nieder mit dem Gouverneur! Es lebe die Freiheit!“ Ich lief an's

Digitized by Google

Fenster und sah, wie Aguirre, einen großen Säbel in der Hand, über den Platz zog auf das Cabilde los, von anderthalb Dutzend Schuste hinter sich her, die unordentlich durch einander liefen. Bei diesem Lärmen zeigten sich einzelne Neugierige, wir ich, etwa auch ein Dutzend, an der Zahl, an den Thüren und Fenstern und den Straßenecken, die eine Aussicht auf den Platz gewährten.

Etwa funfzehn Schritt vom Cabildo ließ Aguirre sein Corps Halt machen, und gab ihnen mit einer Stentorstimme das Zeichen, auf's neue zu schreien: „Nieder mit dem Gouverneur!“

Nach einigen Minuten der Spannung und Erwartung erschien die lange Gestalt Don Geronimo's auf dem Balkon. — Bei seinem Anblick verdoppelte sich das Geschrei; er machte ein Zeichen mit der Hand, daß er sprechen wolle, und erhielt für einen Moment Stille.

„Was verlangt“, hub er an, „das heldenmüthige Volk (el pueblo heroico) von Bajada?“

„Viva la patria!“ schrieen alle Verschworenen aus einem Munde.

„Viva la patria! Allerdings; ist das Alles, was ihr wollt?“

„Nein, nein! Nieder mit dem Gouverneur! Wir wollen einen anderen Gouverneur!“

„Aber, heldenmüthiges Volk, Ihr seyd nur Funfzehn an der Zahl, und was wird Europa sagen, wenn —“

„Nieder mit Europa!“ Dum Jeder mit den Fremden! Nieder mit den Ketzern!“ — Und das Getümmel wurde furchtbar. Don Geronimo fing an zu erblassen, so weit dies der Farbe seiner Haut noch möglich war; dennoch hielt er sich gut, und schien den Moment abzuwarten, wo die Lungen der Verschworenen von selber nach Ruhe würden verlangen müssen.

Das Geschrei ließ auch wirklich schon nach, als ein kleiner Mulatte, ein Geschmack an der Sache gefunden, vortrat, einen Stein aufhob und ihn mit aller Kraft seines Armes auf den unglücklichen Gouverneur schleuderte; indeß erreichte der Stein den Balkon nicht, sondern prallte gegen die Mauer.

Wie Don Geronimo das Geschoß kommen sah, hatte er Kehrt gemacht in's Innere des Cabildo und war nicht sogleich wieder hervorgetreten. Nach einer kleinen Pause aber sah man seinen Kopf zuerst hervortauchen, dann den ganzen Körper, und er nahm seinen Posten auf dem Balkon wieder ein. Er war in der äußersten Bestürzung.

„Stellt Eure Angriffe auf mein Leben ein!“ schrie er mit bewegter Stimme; „ich weiche dem Verlangen des Volkes. Wenn Ihr einen Chef habt, er trete hervor: ich habe mit ihm zu sprechen.“

Aguirre trat stolz gegen den Balkon vor.

„Also! das ist wieder einer von Euren Streichen, Herr Aguirre!“ sagte der Gouverneur zu ihm; „doch reden wir vernünftig mit einander. Was habe ich Euch gethan? und weswegen wollt Ihr einen Anderen an meine Stelle setzen? he?“

In Ermangelung von Gründen hatte Aguirre immer einen Vorrath von hochtrabenden Worten.

„Deine schandbliche Tyrannei hat dies unglückliche Volk zu lange schon zu Boden getreten; es drückt endlich seine Ketten entzwei. Deine Schandthaten erlauben nicht länger, daß Du einen Platz ausfüllen...“

„Genug, genug! wen wollt Ihr zum Gouverneur?“

„Den würdigen Pater Las Piedras, diese unerschrockene Stütze des Volks, diesen tugendhaften Freund der Freiheit.“

„Wohlan denn! sey es also! ich gehen und ihm sagen, daß er sich öffentlich zeigen möge. Kann ich mich mit Sicherheit in meine Wohnung begeben?“

„Du kannst es“, erwiederte ihm majestätisch Aguirre; „das Volk hat sein Recht erlangt, und ist nicht lüstern nach Deinem Blute.“

„Es lebe der Pater Las Piedras! Es leben die Franziskaner!“ schrieen die Verschworenen und gingen sämmtlich mit Aguirre in das Cabildo.

Während dieser Scene waren sämmtliche Thüren und Fenster der Häuser um den Platz geschlossen worden, und man sah nur einzelne Köpfe von Neugierigen, die verstohlen um die Straßen-Ecken guckten. Bald erschienen die Verschworenen auf dem Balkon des Cabildo, den Pater Las Piedras in ihrer Mitte. In diesem Augenblick streich der gestürzte Gouverneur die Häuserreihe entlang, um seine Wohnung zu gewinnen. Sein Nachfolger wollte eben den Mund aufthun, als Aguirre ihn unterbrach.

„Carajo! Doch wie dächt, der Platz ist leer. Kommt, Ihr Uebrigen, und folgt mir. Warten noch einen Augenblick mit Euerer Rede, Pater Las Piedras, bis wir unten sind, um Euch zu antworten. Dann mögt Ihr uns verlangen, was Ihr wollt. Aber schnell hinunter, die Momente sind kostbar.“

Als Aguirre mit seiner Schaar auf dem Platze angelangt war, wandte er sich zum neuen Gouverneur:

„Nun denn, Pater Las Piedras, beginnt! Wenig, aber gut!“

Der Pater Las Piedras nahm das Wort: „Welch' ein süßer Lohn, meine Freunde! Welch ein köstlicher Moment für das Herz eines alten Kämpfers der Freiheit, wenn man es endlich erlebt, wie das Volk seine Ketten bricht und Gebrauch macht von seiner Vernunft, um die Stufe des Glückes zu ersteigen, sich einen Regenten seiner Wahl zu geben, das heißt: ein anderes Selbst! Einst wird, vom schneigen Gipfel der Anden bis zu den Silberwellen des la Plata, und vom Aequator bis — bis —“

„Nun, bis wohin? nur zu!“ schrie Aguirre.

„Vom Aconator, sage ich, bis —“

„Es ist gut; das Volk weiß schon! Es lebe der Gouverneur Las Piedras!“ schrie Aguirre und die ganze Bande that das Gleiche.

Es blieb nun nur noch, um die Wahl des neuen Gouverneurs vollständig zu machen, eine Formalität, mit der es sehr streng genommen wurde, übrig; nämlich eine Proclamation. Aguirre übernahm dies Geschäft; er verfaßte ein Meisterstück von Beredtsamkeit in der Art, wie das eben mitgetheilte, und verlas es in eigener Person, an der Spitze seines Corps, in allen Winkeln von Bajada, welches nicht viel Lungen wollte. Auf seinem Wege zog er Alles an sich, was ihm von Tangenichtsen begegnete, so daß, als er wieder vor's Cabildo zurückkam, seine Bande ziemlich zahlreich war. Nun wurden die Behörden einer strengen Musterung unterworfen. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Aguirre geübter, als die Revolution war, die er gemacht hatte; er schlug alle Stellen aus; es genügte ihm an seinem Werke. Der alte Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde zu seinem Posten gelassen; es war dies die Belohnung dafür, daß er die Kasse der Provinz sicher fest hatte, in der sich vierzig Piaster Papier, jeder 75 Centimes nach unserem Gelde, befanden. Nur der Alkalde und sein Stellvertreter wurden abgesetzt und ihre Aemter anderen Händen anvertraut. Um endlich diesem großen Tage die Krone aufzusetzen, verwandte Aguirre die vierzig Piaster aus dem öffentlichen Schatz zum Ankauf von Lichtern und Lärm, zu einem patriotischen Ball im Cabildo, dem er den Namen Ball der Freiheit gab. Der Ball war noch feierlicher durch kostbare Kuchen zu gehen, wollte er Einladungs-Karten machen, was ihn einen Theil des Nachmittags beschäftigte, eben so wie den Pater Las Piedras, der das Geschäft übernahm, die Adressen zu schreiben.

Der Ex-Franziskaner, der eben so wenig taugte, als sein Verdränger, war der eigentliche Urheber der Revolution, und hatte sich Aguirre's bedient, um sich den Weg zu Don Geronimo's Posten zu bahnen; aber er hatte sich in seinem Kalkül sürchterlich verrechnet, und nicht mit in Anschlag gebracht, daß das revolutionnaire Genie seines Verbündeten über ihn selber sich der Herrschaft anmaßen und sie zu Ausübung seiner Gewalt durchaus vorkümmern würde.

Der Ball der Freien hatte denn mit allem Glanze statt, der in der Hauptstadt von Entre-Rios vorhanden und aufzuwenden war. Keiner der Eingeladenen unterließ es, zu erscheinen, und Aguirre sang ohne Einspruch den ganzen Vorrath seiner Lieder ab. Mittlerweile, das Zeit seinem Nebenbuhler überlassend, schiffte sich Don Geronimo, von der Nacht begünstigt, in einem Kanot ein und setzte über den Parana. Wohin aber? (Schluß folgt.)

England.

Erinnerungen aus einer Reise nach dem Polar-Ocean.

Von einem Britischen Offizier.

Der erste Gegenstand, welcher, nachdem wir (im Mai 1824) den Atlantischen Ocean passirt hatten, meine Aufmerksamkeit fesselte, war ein Eisberg, der mir anfangs wie ein grobbehauener und kahler Berg erschien. Aber schon nach wenigen Minuten nahm diese ungeheuer Masse die herrlichsten kastellartigen Formen an, die mein Auge je gesehen. Gegen Abend verschwand uns die helle Farbe des westlichen Horizontes, daß wir in die Eis-Zone eingetreten waren. Dies lebhafte reflektirten die Sonnenlicht wurde immer stärker, je tiefer es zum Wasserspiegel hinabsank, und verwandelte sich am Ende in ein sanftes Blau.

Des folgenden Morgens ankerten wir in einem kleinen Hafen an der Küste Grönlands, wo eine Dänische Niederlassung war. Einige schlecht gebaute Hütten lagen zerstreut nach Innen zu. Der Statthalter dieser kleinen Kolonie, ein geborener Däne, hatte einige hundert Gelinn in seiner Gerichtsbarkeit. Ihre Kleidung stimmte mit denen ihrer wilderen Brüder, die ich auf früheren Reisen gesehen, vollkommen überein; aber ein Individuum unter ihnen verdiente Auszeichnung.

Es war Cara Musefeek, die Dienstmagd des Statthalters und die Gesellschafterin seiner Frau. Sie hatte einen Dänen zum Vater und eine Esthone zur Mutter. Ihre Züge waren faft männlich, aber interessant und ausdrucksvoll; in Grönland hatte sie für eine Schönheit gelten. Ein so großes und schönes blaues Auge war mir noch niemals vorgekommen. Fast jeder Offizier unserer Expedition machte ihr ein Geschenk.

Ein anderer merkwürdiger Individuum, ein gewisser Peter, war das Faktotum der Kolonie; er qualifizirte sich als Zimmermann, Pilot, Dolmetscher und — Physikus. Peter besaß einen so gründlichen Abscheu vor den verborgenen Klippen in Grönland, daß er die Direction der „Hekla“ kaum übernommen hatte, als auch das Schiff auf der einzigen Klippe, die wirklich gefährlich war, sich festrannte. Dieser Vorfall schadete dem Schiffe nicht viel weniger, als Peter's gewöhnlichem Rufe. Peter schenkte einem der Offiziere einen Hund von Eskimo'scher Brut, der ein eben so großer Schelm war, als sein Herr.

Ich will hier kein vollständiges Tagebuch unserer Polar-Expedition vom Jahre 1824 mittheilen, und erlaube mir also, manchmal ganze Monate zu überspringen. Dem steten Wechsel von Eis, Wind und Wetter ausgesetzt, waren die Schiffe bald wie eingekerkert, bald — und oft schon im nächsten Augenblicke — wieder flott und frei. Auf Windstille und Sonnenschein folgten gräßlicher Stürme. Der Monat August begann mit einem so entsetzlichen Sturme, wie ihn der Aelteste Seemann auf unserer Expedition noch nicht erlebt hatte. Die Schiffe waren rings vom Eise eingeschlossen — kein Mensch wußte, wie weit das Eisfeld sich erstreckte; allein der Druck ließ auf wenigstens hundert (Engl.) Meilen schließen! Es war ein Sonntag — die feierliche Stille um uns her unterbrach nur das Zerkrachen irgend einer schneeweißen Masse, die nach Ueberbleibseln von Speisen suchte. Plötzlich ward die Ruhe unterbrochen, und konnte Niemand in der nächsten Stunde verscheuchen, sich zerdrückt sein! In beinahe Lebensgefahr sehen wir den Finger, der nach der Ewigkeit hindeutet, und erkennen verstummend die wunderbaren Werke des unendlichen Wesens. Die ganze Mannschaft betete — es ist unmöglich, das schauerlich Großartige dieser Scene zu beschreiben.

Bei einer anderen Gelegenheit waren wir beinahe verloren. Die Nacht brach herein — schwarze drauende Wolkenmassen verfolgten einander am Himmel — die Wogen leuchteten phosphorisch, und das

Digitized by Google

Leidens drückte die Schiffe gegen die Felsen. Der gefürchtete Sturm brach los; aber zu unserem Glücke hatte der Wind sich gedreht, sonst würde keine menschliche Anstrengung uns gerettet haben.

In unserem Winter-Quartier erlebten wir ein rührendes Beispiel von der Mutterliebe des Bären. Ungefähr eine halbe Meile von der Station der Schiffe zeigte sich eines Tages eine Bärin mit zwei Jungen. Unsere Seeleute schossen Hunde machten Jagd auf sie. Als das Thier sah, daß der Rückzug landeinwärts ihm abgeschnitten sey, lief es dem Rande des Eises am Eingang des Hafens zu, wo das Meer noch zum Theil vom Eise frei war. Da die Hunde schneller liefen, als die jungen Bären, so blieb die Mutter stets hinter den letzteren und machte ihren Verfolgern jeden Zoll Erde streitig, bis sie den Rückzug der Jungen vielleicht gedeckt hatte. Die Jungen sprangen die Mutter an, und diese biß sie beide; den Hunde machten Jagd auf sie. Als das Thier sah, daß der Rückzug landeinwärts ihm abgeschnitten sey, lief es dem Rande des Eises am Eingang des Hafens zu, wo das Meer noch zum Theil vom Eise frei war. Da die Hunde schneller liefen, als die jungen Bären, so blieb die Mutter stets hinter den letzteren und machte ihren Verfolgern jeden Zoll Erde streitig, bis sie den Rückzug der Jungen vielleicht gedeckt hatte. Die Jungen sprangen die Mutter an, und diese biß sie beide; den Hunde machten Jagd auf sie. Als das Thier sah, daß der Rückzug landeinwärts ihm abgeschnitten sey, lief es dem Eise frei gehalten wurde), und schwamm ihrer Brut nach. Aber bald hatte das arme Thier mit einem anderen Feinde zu kämpfen. Eines von unseren Böten kam den Bären entgegengerudert. Beim Anblick des Bootes überfiel die Mutter verzweifelte Angst. Ihre eigene Gefahr ganz vergessend, tauchte sie zu wiederholten Malen unter, und bemühte sich, die Kleinen vorwärts zu schieben. Als diese durch ein paar Schüsse verwundet waren, tauchte sie von neuem unter und wieder empor, so daß die Kleinen auf ihren Rücken zu sitzen kamen. Endlich hatte die Mannschaft des Bootes alle drei getödtet.

Bald nach diesem Vorfall nahm Cottrell, der Aufseher der Flinten-Kammer auf dem Schiffe „Furv," ein tragisches Ende. Dieser Mensch, ein wahres Original in seiner Art, verdiente eine genauere Beschreibung. Sein Leben war von funfzehnten Jahre an bis eines wandernden Seemanns gewesen; derjenowmal hatte er mit den Erdreinden seiner Nation gekämpft; er hatte einen Franzosen mit den Teufel, und einen Yankee noch zehnmal mehr; in dem mörderischen Kampfe zwischen dem „Java" und der Amerikanischen Fregatte „United States" war er schwer verwundet worden. Er bestand mehrere harte Krankheiten, die den tropischen Klimaten eigenthümlich sind, und mußte nun an einer dem Küste der Polarländer sein Dasepn beschließen.

Obgleich von Natur freimüthig und ungezwungen, pergab Cottrell doch niemals den schuldigen Respekt gegen seine Vorgesetzten. Unter dem Schiffsvolk war er sehr populair, aber niemals ein Aufwiegler; er hielt ihnen oft derbe Strafspredigten, wußte sie jedoch immer wieder mit irgend einer lustigen Anekdote zu versöhnen.

An einem sonnigen Nachmittage, der mit mehreren Andeteren einen sehr tiefen Hohlweg hinan, der sie zu einer mineralogisch interessanten Stelle führte. Während hier seine Kameraden jeden Steinblock, der ihre Aufmerksamkeit erregte, bebämmerten, legte er sich auf einem Hügel nieder und versank in Schlaf. Beim Erwachen sah er einen großen Bären, der nur wenige Schritte ihm entfernt war. Cottrell erhob sich in größter Bestürzung, und kannte, wie er glaubte, dem Bruhige nicht. Der Bär stehe ihm nach, kannte seinen zuchtsieben und Laufe bedindert, schleuderte er beide von sich, rannte mit verdoppelter Hast vorwärts, und stürzte von einer beschwindet Fuß hohen Klippe herunter. Der arme Kerl lag in einem schrecklichen Zustande auf dem Eise. Sein Kopf war stark beschädigt, der Körper voller Quetschungen, und die Fußsohlen gänzlich zerfetzt. Er litte noch, aber ohne Besinnung. Seine Kameraden, die um den Vorfall nichts wußten, brachten ihn an Bord. Als er wieder zur Besinnung kam, erzählte er seine Geschichte, und verfiel dann in einen ruquickenden Schlaf. Cottrell erhohle sich langsam, und sein Zustand blieb bedenklich; dennoch machte er als Reconvalescent einen neuen Ausflug, der in diesem Leben sein letzter war. Damals öffnete sich das Eis in dem Flußbette, und die Bögel zogen nordwärts. Cottrell verwundete einen Vogel, der nach empfangenem Schuß in eine offene Stelle der Eisdecke fiel, und darin zappelte. Während er sich nun abmühte, seine Beute mit dem Kolben der Flinte zu erreichen, verlor er das Gleichgewicht, fiel in das Loch und ertrank. Cottrell hatte eine dunkle Ahnung davon, daß er Port Bowen niemals verlassen würde. Wenige Tage vor seinem Tode sah ich, wie er auf dem Border-Kastell stand, und nach dem einzigen Fleck kondschaftlicher, der Spuren von Vegetation zeigte. Als er mich bemerkte, deutete er nach der Stelle, und sprach mit melancholischen Lächeln: „Dieser Fleck wird mein Grab seyn, Sir!" — In weniger als einer Woche wurde der arme Kerl da eingescharrt.

Um die Mitte des Novembers fühlten wir das furchtbare Herannahen eines Polar-Winters. Ein schwacher Lichtschimmer färbte noch den südlichen Horizont, während es im Norden immer finsterer wurde. Das leuchtende Weiß der Schneeflumpen, die auf der Fläche zerstreut umher lagen, bildete zu dem sanften, purpurnen Zwielicht einen seltsamen Kontrast. Der Vollmond war seinen bleichen Glanz auf die schauerlich dde Szene, und die Planeten blitzten in ihren Kreisen. Das Nordlicht wurde oft gesehen. Bei einer Gelegenheit bildete es den vollkommensten Bogen, den ich jemals gesehen habe: eine einfache, aber voll strahlende Linie Ring aus Süd-Ost am Himmel empor, ging durch den Zenith, und endigte an entgegengesetzten Rande des Horizonts.

Das Thermometer stand um diese Zeit auf 30° Fahrenheit unter Null. Wehte ein Wind, so hatten wir auf unseren Gesichtern eine Empfindung, die nur mit dem Prickeln von hundert feinen Nadeln vergleichen werden kann. Jüngere Augenlieder wurden dergestalt irritirt, daß wir sie durch den Frost eingebüßt hätten, wäre nicht die Wärme unserer Hände ihnen zu Hülfe gekommen.

Das Weihnachtsfest richte heran, jene heitere Epoche des Jahres, in der ein Jeder seiner Sorgen sich zu entschlagen sucht. Selbst in dem starren, unwirthbaren arktischen Klima hatte der freundliche Gruß „vergnügte Weihnachten!" etwas Erquickliches, weil er in dem Gemüthe jedes Individuums unserer Kolonie Erinnerungen an harmlos glückliche Stunden weckte. Um die Mittagszeit versammelten sich die Offiziere und nahmen die Anstalten zur Feier, welche die Mannschaft getroffen hatte, in Augenschein. Die Speisekiche der Matrosen waren mit seinen Englischen Schlachtvieh gedeckt und alles Lischgerath niedlich geordnet. Als die Dinner-Trommel das „Rosat Beef of old England" gerührt hatte, präsentirten drei von der Mannschaft dem Capitain und jedem der Offiziere ein Stück Rosinenkuchen und ein Gläschen Branntwein: man trank auf die Gesundheit des Schiffsvolks und auf baldigen Eintritt in den Stillen Ocean.

Die Offiziere hielten später am Tage ihr Festmahl. Auf den Schtland-Inseln hatten wir einige gefalgene Gänse gekauft, von denen die eine zum Weihnachtsfest aufbewahrt worden war. Um nun das Salz herauszusaugen, hing man sie in das Meer. Am Abends vorher in das sogenannte Feuerloch (eine Stelle am Schiffe, die dem Eise frei gehalten wurde), und schon wässerte Manchem der Mund nach dem schönen Bruststücke. Als aber der Steward des nächsten Morgens den Windsfaden anzog, fand er nichts, als ein gar saubreres Skelett. Während der Nacht waren die See-Garnelen (shrimps) uns zuvorgekommen und hatten an der werthen Gans sich gütlich gethan.

Noch sieben lange Monate sollten wir in der eisigen Oede zubringen. Alle die Abenteuer, die wir in jenen Regionen erlebten, wohin vor uns noch kein Sterblicher sich verirrt hatte, konnten eigentlich nur für unser einsames Häuflein Interesse haben. Welcher Mensch, der das Sonnenlicht einhundertundbreißig Tage lang nicht gesehen hat, wird sagen können, daß ihm dort in den Gefilden des ewigen Todes die lebende Welt und ihre geselligen Freuden nicht fremd geworden seyen?

(U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Sir Thomas Picton. Als die Britischen Soldaten unter dem Kommando des Obersten Picton auf Trinidad landeten, brachen sie daselbst mit Gewalt in eine Zuckerfederei und Brennerei ein, und bereiteten sich hier auf eine ganz originelle Weise Grog in Ueberfluß zu. Sie nahmen nämlich drei Orhoft Zucker und sieben Fäßer mit Rum, und warfen Beides in einen in der Nähe befindlichen Brunnen, worauf sie die durch die Mischung entstandene Flüssigkeit in Eimern herausfegen und tranken. Sir Th. Picton war hierüber benachrichtigt, bei der Englischen Admiralitäts-Behörde Anklage wegen dieses Diebstahlmer für den erlittenen Verlust entschädigt zu werden, allein es gelang ihm nicht, es durchzusetzen. Uebrigens zeichnete sich Thomas Picton durch sein würdevolles Benehmen als Gouverneur auf der Insel vortheilhaft aus. Man hebt besonders die Weise seines Verfahrens gegen Schuldner hervor, welche, obgleich wohldemittelt, dennoch nicht bezahlen wollten: die Gläubiger pflegten sich nämlich, anstatt sich dem schwerfälligen Spanischen Prozeß, der Englischen Gerichtsverfahren, zu unterwerfen, ihren Angelegenheiten meist unmittelbar an den Gouverneur zu wenden. Derselbe ließ dann den Schuldner vor sich laden und befragte ihn, ob es denn mit der Schuld seine Richtigkeit hätte? Bejahte dies der Beklagte, so sagte Picton alsdann hinzu: „Sie haben sogleich Ihre Schuld anzuzahlten, mein Herr." Wandte nun der Beklagte ein, daß er das Geld in den Augenblick nicht vorräthig habe, so sagte ihm der Gouverneur wiederum ganz lakonisch: „Wann werden Sie denn die Summe bezahlen können?" Dieser antwortete dann etwa: „In Laufe dieser Woche." Hierauf wandte sich Picton sogleich an den Gläubiger, und zahlte ihm auf der Stelle den Betrag der betreffenden Schuld aus seiner Tasche aus; zum Beklagten aber sagte er: „Sehen Sie zu, daß Sie mir das Geld innerhalb zehn Tagen herbeischaffen." Und damit endigte die Sache immer auf's beste, denn es würde es Niemand gewagt haben, sich den Gouverneur selbst zum persönlichen Feinde zu machen. Derselbe verstand überhaupt die Kunst, sich bei der achtbaren Klasse der Bevölkerung im höchsten Grade beliebt zu machen, während er bei den Uebelverrüchtigten sich gehörig in Respekt zu setzen wußte.

(Monthly Magazine.)

— Der Theebau in Ostindien. Nachdem der Ehinesische Handel zerstgerathen worden, und das Europäische Publikum unmurrbe bei der Einführung des Thees ohne die Kontrolle der Ostindischen Compagnie durch die Betrügereien der mit ihr verbundenen, die Zoll-Beamten zu verführen gewußt und, seit es oft hinters Licht geführt worden dürfte, erscheint es nicht unwichtig, daß man neuerdings die Aufmerksamkeit auf den Anbau dieser Pflanze in den nördlichen Provinzen von Indien gelenkt hat. Mehrere Distrikte derselben sind zu dem Zwecke sehr geeignet, und die Arbeit ist daselbst überall billig, so daß die Ostindische Compagnie in wenigen Jahren ihren eigenen Thee ausschließen in Stande seyn dürfte, wenn sie nur eine Besichtung der wahren Prinzipien bei der Anpflanzung und mit gehöriger Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit des Klimas dabei zu Werke geht.

(Madras Gazette.)

— Eine Art, im Schnee zu schlafen. Die Schiffsmannschaft des Capitain Roß schützte sich oft auf ihren weiten Reisen auf folgende Weise gegen die heftige Kälte in der Nacht. Sie gruben nämlich ein Loch in dem Schnee, breiteten darin eine Decke von Segeltuch aus, und überzogen dieselbe dann wieder mit Schnee. Einen Abend streckten sie ihre Füße zusmmt dem Leibe in Säcke von doppelter Leinwand, die sie um den Nacken oben zuschnürten, trochen oben-ans in die ausgegrabenen Löcher und legten sich dicht neben einander hin. — Eine sehr angenehme Schlafstätte ist dies freilich immer nicht gewesen, aber sie sicherte doch wenigstens gegen das Erfrieren.

(E. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 17. Berlin, Montag den 9. Februar 1835.

Frankreich.

Die verschiedenen Gesichter Napoleon's.

Von dem Akademiker P. F. Tissot.

Das Gesicht eines jeden Menschen ist gewissen Modificationen unterworfen, die von seiner Lebensweise, von seiner Erziehung, seiner geistigen Richtung, seinen Leidenschaften, seiner Stellung zur Gesellschaft abhängig sind. Diese Modificationen nehmen so lange fort, bis die Physiognomie einen ganz neuen Typus erhält. Die großen Künstler, Feldherren und Fürsten, besonders diejenigen, welche alle Proben des Schicksals bestanden haben, geben Anzugs für diese Beobachtung. Jede Epoche ihres Lebens und Wirkens drückt ihrer Geschtsbildung ein anderes Gepräge auf, das gleichsam die Offenbarung ihrer jedesmaligen Lage ist. Einen neuen Beweis für die Wahrheit dieser Beobachtung habe ich in den verschiedenen äußeren Metamorphosen Napoleon's gefunden, der von seiner ersten Erscheinung auf dem Schauplatze der Welt bis zu seiner Absahrt nach Sankt Helena ein Gegenstand meiner beständigen Aufmerksamkeit gewesen ist.

Ich sah Napoleon zum ersten Mal am Tage nach dem 13. Vendémiaire im Hofe der Tuilerien. Er saß zu Pferde: seine Haltung war ohne Anmuth und ziemlich linkisch; sein Gesicht blaß, mager und hohlwangig. Sein Haar, welches zu beiden Seiten des Gesichtes straff herabfiel, gab ihm ein verkümmertes Ansehen. Bei allem dem weiß ich nicht, wie es gekommen war, daß die schönen Frauen im gesellschaftlichen Kreise der Frau von Beauharnais ihn den „häßlichen General“ nannten; ein Gesicht, wie das seinige, mit einem so ertgenden Lächeln und so blitzenden Augen, konnte nie häßlich seyn. Er schien ernst, beinahe finster, mit seinem Schicksal unzufrieden. Sein Aeußeres ließ den oberflächlichen Beurtheiler noch keinen Genius ahnen. Der große Mann blieb so lange verhüllt, als die Hand des Direktoriums auf ihm lastete, als er die 17te Militair-Division befehligen mußte. Auf den Gipfeln der Alpen, wo wo er unserem seit langer Zeit im Gebirge eingeschlossenen Heere die Ebenen des feuchtbaren Italiens zeigte, erschien er zuerst in seiner Glorie. In jenem erhebenden Augenblick war er den Generalen, wie den Soldaten, ein Genius des Sieges, mit unbegränzter Autorität ausgerüstet. Leider habe ich Napoleon in jener Epoche seines ersten Aufschwunges zu den hohen Regionen, wo vermandte Geister ihm freundlich zuwinkten, nicht beobachten können; ich habe ihn nicht gesehen, als er seine ersten Großthaten verrichtete, und jene unsterblichen Proclamationen diktirte, die seinen Kriegern Dinge befahlen, deren Ausführung nur sein Geist und ihre Kühnheit für möglich halten konnten.

Sey es nun, daß die natürliche oder studirte Ruhe seiner Züge, sey es, daß der Schleier, in den er sich hüllte, um den Argwohn finsterer Gewaltshaber zu beschwichtigen, das Gepräge des Italienischen Feldzuges aus seinem Gesicht verlöscht hatte — genug, ich konnte in dem jungen Sieger, als er aus Italien zurückgekommen war, jene Heldengröße nicht wieder erkennen, die er bei Montenotte, auf der Brücke von Arcole und in der Hochebene von Rivoli bewiesen hatte, wo ihn Jeder wie ein übermenschliches Wesen anstaunte. Statt auf dem Schlachtfelde rasch gealtert zu seyn,*) schien er vielmehr verjüngt: sein Gesicht war voller und weniger blaß, seine Miene heiter und zufrieden. Seine kurzen Phrasen waren sinnschwer, oder sie glichen noch keinen Orakelsprüchen.

Wenige Tage später wohnte ich im Hofe des Palastes Luxembourg einer Ceremonie bei: die Fahnen der Italiänischen Armee wurden feierlich überge ben. Erst jetzt verführte Napoleon's erhobenes Haupt und flammendes Auge den Sohn des Hercules; allein derselbe General, welcher in Mailand einen Königlichen Hof gehalten und seiner Kaiser-Rolle präludirt hatte, lieh, während er seinen Lorbeerkranz dem Directorium zu Füßen legte, keine Spur von beleidigtem Stolze blicken; nichts verkündete seinen Riesenplan, den er bereits einem unserer diplomatischen Agenten in Venedig mit den Worten verraihen hatte: „Ich werde der Bruder der Könige und der Cäsar von Frankreich seyn.“

Die hohe Poesie seines Gedankens und sein ganzer Genius malten sich wieder auf Napoleon's Antlitz, als er bei den Pyramiden und in jener anderen Schlacht des Orients siegte, nach welcher Kleber, einer der Riesen der Revolutions-Kriege, ihm entgegenrief: „Lassen Sie sich umarmen, mein theurer General; Sie sind so groß wie die Welt!“ Aber keine Zeder und kein Pinsel konnten, nach dem einstimmigen Berichte aller Augenzeugen, die Seelenruhe wiedergeben, welche seine Züge ausdrückten, als er von der Zerstörung unserer Flotte bei Abukir Kunde erhielt. Seine Pläne waren gescheitert; der Orient ging ihm verloren; die Rückkehr nach Frankreich war ihm abgeschnitten. Er war Gefangener in dem Lande, das er erobert hatte, und durfte sich, wenn die Französische Armee in ein ewiges Exil willigte, keine höhere Gunst vom Schicksal versprechen, als die Würde eines Sultans von Aegypten, wo sein Ruhm, gleich dem Mysticum in der Wüste, verstegen konnte. Alle diese gewichtigen Gründe zu tiefer Schwermuth hatten seine gewitterschwangerer Seele erschüttern müssen; allein er zeigte sich erhaben über das Schicksal, und bewährte dieselbe großartige Kaltblütigkeit, wie später nach der Explosion der Höllen-Maschine am dritten Nivose. Die Armee kannmelte frischen Muth, als sie ihren Anführer die Niederlage bei Abukir nur wie eine Aufforderung zu noch größeren Thaten betrachten sah.

Nach seiner wunderbaren Rückkehr aus Aegypten und jener Reise durch Frankreich, die einer Eroberung glich, war Bonaparte außerordentlich mager, und von der Sonne geschwärzt, wie ein Araber; seine Züge glichen denen eines Menschen, an dessen Daseyn ein tief verdorrtes Uebel zehrt; es schien, als könne er nicht lange mehr leben. Kaum war er wieder zu erkennen, als er im sechsspännigen Wagen, unter militairischer Eskorte, den Palast des Directoriums verließ, um die Wohnung der Könige zu beziehen. Kurze Zeit nachher sah ich einmal den ersten Konsul, wie er in offenem Wagen nach Saint Cloud fuhr; ich weiß nicht, was für Gedanken ihn damals bewegten: vielleicht hatte er eine neue Verschwörung gegen sein Leben entdeckt — genug, er schien im Innersten empört, und entschlossen, zu strafen.

Das Klima Frankreichs, mit seinen neuen Lüften über den Alpen, der Tag bei Marengo und seine unerdörten Folgen, vor Allem aber die Eroberung des Friedens, schenkten Napoleon seine Gesundheit wieder, seine klare Geschtsfarbe, seinen Adlerblick, und die antike Schönheit des Haupres, dessen obere Hälfte, nach David, an Cäsar, wie die untere an Brutus erinnerte. Ich sehe ihn noch, wie er uns an dem Tage erschien, als der Friede von Amiens publizirt wurde. Er lag an einem Fenster des Pavillons der Flora; die untergehende Sonne verklärte seine heitere Stirn, und sein Auge strahlte von Licht und Freude, als er den rührenden Jubel der Erkenntlichkeit hinnahm.

Dieser ganze Zauber hatte einer ruhigen Miene voll Reflexion Platz gemacht, als Napoleon, in Begleitung des berühmten Fox, die Französische Industrie-Ausstellung besuchte. Man sah ihm deutlich das Bestreben an, den Genius der Beredtsamkeit zu ehren, und den lebhaften Wunsch, dem Britischen Demosthenes zu zeigen, wie sehr er Handel und Industrie, diese Quellen der Britischen Macht, zu schätzen wußte. Fox, mit seiner schlichten Würde und jener Art von Bonhomie, die seinen Genius verhüllte, wenn man das Flammenauge und die gewaltige Stirn des großen Englischen Staatsmannes unbeachtet ließ — Fox schien von Napoleon bezaubert.

Als Napoleon an seinem Hochzeitstage, mitten unter dem Volke und den ersessenen Kriegern Frankreichs, in den Tuilerieen einherschritt, barte er die defriedigte Miene eines Fürsten, der sein Glück befestigt und seine Dynastie begründet zu haben glaubt.

Er war damals viel beleidiger geworden als früher, und sein Kopf hatte dem monumentanen Charakter angenommen, der auf seinen von Chaudet und Canova gemeißelten Büsten erscheint. Ich erinnere mich, wie er eines Tages auf einem Throne saß, in einem Saale, dessen Mauern mit den Trophäen seiner Siege geschmückt waren. Sein Haupt bedeckte ein Hut à la Henri IV., an welchem der Regent, der schönste Diamant der Krone, funkelte; vor den Stufen des Thrones stand ein Chor regierender Fürsten, worunter die Könige von Bayern, Würtemberg und Sachsen. Alle mit entblößtem Haupte. Mir habe ich damals nicht einmal eine solche Flammen sprühen sehen, wie bei jener Gelegenheit; nie fand ich ein gewisses triumphirendes Selbstgefühl so edel in seinen Mienen ausgedrückt. Nur derjenige, welcher den Kaiser in Dresden oder in Tilsit gesehen hat, nur der kann meinem, nach der Natur gezeichneten Portrait Napoleon's noch Etwas beifügen. Nach dem unglücklichen Feldzug von 1812 zeigte sich auf Napoleon's Antlitz, wie in seinem Innern, wieder dertes, seine Kraft von Schwäche oder Niedergeschlagenheit, wohl aber das Gepräge eines tiefen Schmerzes und starken Entschlusses. Daneben konnte man jedoch in seiner Haltung und in seinen Worten eine Art von Mißtrauen gegen die Zukunft nicht verkennen. Er träumte nicht mehr von Theilung der Erde, und sah einer allgemeinen Coalition Europas wider den entgegen, der die Verpflichtung auf sich geladen hatte, immer Sieger zu seyn.

Vor Eröffnung des Feldzuges von 1814 sagte er zu einem seiner Minister: „Jetzt, wo es einen Kampf mit vollsmal Hunderttausenden

*) Eigener Ausdruck Napoleon's.

Digitized by Google

gilt, kann ich nicht dafür einstehen, daß die Verbündeten nicht die Paris vorbringen werden." Dieser Ausspruch bewährt klar genug, daß er seinem Gleichsterne nicht mehr traute. Und dennoch hätte er mit seinem Genie Dynastien tausend beinahe dem ganzen koalisirten Europa Schach geboten: nie war Napoleon gewaltiger, als in diesem defensiven Kampfe; die glücklichen Erfolge sachten seine Jugendglut wieder an, und noch einmal leuchtete in seinen Zügen das Vertrauen auf den glücklichen Fatalismus, der an seinen Namen geknüpft war.

Die wirdige Ruhe, zu der sein Entschluß auf den Thron Berufen verdammte, brachte in seinen Wesen eine ganz unmerkbare Veränderung hervor. Nach seiner Wiederkehr fand man bei ihm keine Spur von den Gefühlen und Hoffnungen, die Frankreichs Eroberung durch einen einzigen waffenlosen Mann seiner Physiognomie hätte einprägen sollen. Er schien wie von frühem Alter gebeugt; sein dünner gewordenes Haar ließ die Stirn fast kahl; seine Haltung war nicht mehr fest und kräftig; sein immer noch überlegener Geist entfandte keine Blitze mehr; er war wie Siß von Kämpfen, und zeigte fast nur noch den prophetischen Blick des Genius, der nicht mehr der Begebenheiten sei sey, sondern sie nur voraussah.

Nichts war bewaglicher, als die Physiognomie dieses großen Mannes. Einige Zeit nachher sah ich ihn zu Pferde sißend, wie er im Hofe der Tuilerieen die Petition der Handwerker aus den Vorstädten Saint-Antoine und Saint-Marceau anhörte. Mehrere Petenten hatte wieder seinen anfänglichen Ausdruck der Gleichgültigkeit; aber bei dem Worte Krieg, das diese Handwerker, die nichts mehr zu ernten, für bedaurnswürdig, um das Erstaunen und vielleicht den Zorn nicht merken zu lassen, den die stolzen und muthvollen Worte dieser Menschen bei ihm erregten, die Freiheit verlangten, während sie ihm die Hülfe ihrer Arme anboten.

Als die Anrede zu Ende war, rief Napoleon durch die Reihen der Handwerker, die aus allen Kräften schrieen: „Es lebe der Kaiser!" Er ritt im Galopp, als wolle er seine Leidenschaften durch Bewegung beruhigen. Aber welche Veränderung in seinem Aeußern! Er war nicht mehr der glühende, begeisterte Feldherr in Italien und im Orient, den sein Arabisches Roß mit Windesschnelle davon trug; sein Körper hatte sehr an Beleibtheit zugenommen, und er saß auf einem plumpen Pferde, das ihn mit Mühe zu tragen schien. Ach! seufzte ich in meinem Innern, wird er noch seiner der aufgehenden Sonne vorauseilen, wie bei Austerlitz? wird er noch seine siegreiche Schlachten liefern können, in denen ein Sieg den andern verfolgte?

Dessenungeachtet debütirte der große Feldherr noch ein Mal mit Kämpfen, die seiner würdig waren, nachdem er einen Feind überrascht hatte, der täglich seiner wartete, und ohne die Verspätung eines ganzen Armee-Corps konnte auch der Erfolg ein ganz anderer seyn. Das Glück verließ den Genius, aber der Genius hatte nicht Alles gethan, was er vermuthen ließ; er war nicht, um es zu fesseln. Es scheint, daß die große Seele des Helden nicht mehr einen solchen Aufschwung nehmen und gleichsam über dem Schlachtfelde schweben konnte, wie in frühren Zeiten.

Ich sah Napoleon den letzten Abend, den er im Palaste Elisée zubrachte. Er war allein, ruhig, ohne Niedergeschlagenheit, aber auch ohne Feuer im Blick, ohne seinen Audruck, den seine Seele in die Züge legte, so oft sie mit großen Planen schwanger ging. Er schien das Lebebrech der Volksmenge nicht mehr zu beachten.

Ich erdete den Kaiser mit größerer Ehrfurcht an, als hätt' ich ihn auf dem Gipfel seiner Macht gesehen. Nach einem kurzen politischen Gespräch, worin ich ihm mein lebhaftes Bedauern ausdrückte, daß er gerade jetzt Paris verlassen wolle, versprach ich ihm, den Interessen seines Ruhmes treu zu bleiben. Er bedankte sich in den herzlichsten Ausdrücken, und warf mir scheidend noch einen Blick zu, der mir ewig im Gedächtnis bleiben wird.

Immer hat es mich sehr gereut, daß ich Napoleon nicht, wie es mein Wunsch war, nach Sankt Helena gefolgt bin. Welche Gelegenheit ging mir da verloren, ihn im sorgesetzten Kampfe mit dem Unglück zu beobachten, zu studiren! Mit welcher Vertigkeit würde ich die Worte des Helden eingefangen haben, bevor sie verhallt, seinen Arbeiten, seinen Schlachten, seinen mit wahrer Seelengröße eingestandenen Fehlern und vor Allem von seinen großartigen Plänen zum Westen Frankreichs sprach! Wie unverlöschbar hätte jedes Wort sich einprägen müssen, das der gefesselte Prometheus an sein Jahrhundert und an die Nachwelt richtete! Dem Zeugniß seiner Unglücks-Gefährten zufolge, war der Napoleon in der Märter-Periode auf Sankt Helena größer, als im Meridian seines Glanzes.

Selbst der Tod hat den schönen Typus seines Antlitzes nicht zerstören können; der Gyps-Abdruck, den Dottee Antemarchi von seinem Gesichte genommen, bewahrt noch einen großartigen Charakter. Bermöge einer sonderbaren Metamorphose scheint Napoleon in die Zeit des Konsulates zurückgekehrt; die Umrisse seiner Physiognomie sind nur markirter geworden. Die Wasse seiner Haare hat zugenommen; die Stirn erscheint breiter und gewölbter; die nicht völlig geschlossenen Augen bewahren eine gewisse Feinheit des Ausdrucks, und eben so der Mund, obgleich dieser etwas entstellt ist. Die gerade und etwas spitze gewordene Nase verräth ein Gefühl des Schmerzes; eben so die Oberlippe, die zum Theil ihre Form verloren hat, während die Unterlippe so geblieben ist, wie sie bei Lebzeiten war. Von der rechten Seite des Gesichts ist das Profil vollkommen dem gleich, das Napoleon's Gesicht nach dem Frieden von Amiens zeigte; in der linken Seite aber trägt die Maske einen ernsten und selbst nachdenklichen Charakter. Der Stempel des Todes und die Leiden, die ihm voran gingen, ist nur dem Munde aufgedrückt. Betrachtet man aber die Maske, etwas schräg gehalten, von unten nach oben, so zeigt sie einen tiefen Ausdruck des Schmerzes; man glaubt, einen sterbenden Alexander zu sehen. Ein Englischer Maler, der berühmte Lawrence, war zwei Stunden lang in das Anschauen dieser Maske ganz versunken, die auch wirklich dem Künstler wie dem philosophischen Forscher unerschöpflichen Stoff zur Betrachtung bietet.

Der Schiffbruch auf dem „Heinrich IV."

(Schluß.)

So geschah es zu Neapel im Jahre 1830. Gegenwärtig geht es in Italien nicht anders, nur nicht eben viel besser. Wenn man auf dem Dampfschiffe von Marseille abgeht, so muß man zu Genua oder zu Livorno fünf Tage in Quarantaine liegen; reist man hingegen zu Lande, so bleibt man mit der Quarantaine ganz verschont. *) Man sieht leicht, daß in diesen Absperrungs-Maßregeln und Vorsichtsmitteln eben nichts viel Logik liegt; und wollte man verhindern den Russen her zu steuern suchen, so dürfte man sich auch aller anderen, nur keiner verständigen Mittel bedienen. Es wäre gut, wenn man mit ganz Italien so verführe, wie man es mit Neapel getban, wo man es sich hatte einfallen lassen, die Französischen Dampfschiffe allesammt Quarantaine halten zu lassen; die Französische Regierung konnte nichts Besseres thun, als daß sie zur Repressalie, Alles, was von Neapel nach Frankreich kommt, ebenfalls einer Quarantaine unterwirft.

Wenn ich mir hier eine Digression gegen die Quarantaine erlaube, so geschah das nicht ohne Grund, denn gerade diese letztere war es, die den tragischsten Abschnitt unseres Schiffbruchs bildete. Die eigentliche Gefahr, der wir ausgesetzt waren, dauerte nicht gar lange; auch unsere Verluste waren nicht von so großer Bedeutung, aber wahrhaft schrecklich war es, am Ausgange der Nacht auf ein Mal sür eine ungewisse Zeit als Gefangene an den rauhen Felsen und Klippen gebannt zu sehen, die wir eingenommen hatten.

Unsere Päße waren sämmtlich unversehrt geblieben und wir konnten uns alle genau ausweisen, daß wir noch an demselben Morgen von Civita Vecchia aufgebrochen waren und daß wir unter der Zeit unwiderlich anderswo gelandet, und doch sahen wir uns, als der Pest Verdächtige, in Verwahrung erklärt, der Leute, die man nicht zu Lande begreifen durfte und die genöthigt wurden, an einem der schrecklichsten Oerter von der Welt zu bivouakiren. Es befanden sich unter uns frohe Frauen und mehrere Greise; allein hätten wir auch noch so viele Kinder und Kranke bei uns gehabt, wären wir auch bei unserem Schiffbruche gänzlich durchnäßt worden und hätte das fürchterlichste Wetter gewüthet: Alles dies hätte uns doch nichts gehossen; man hätte uns immer wegschicken, selbst den Wachthaus betreten zu lassen, uns dem Sturme Preis gegeben, wie Soldaten herausgekommen waren und das damals fast als ein Palais erschien, in einem Lande, das das civilisirteste von Italien ist, in dem Großherzogthum Toskana!

Was war zu machen? Wie spannten, so gut es ging, ein Segel aus in Form eines Zeltes, stäubten ein Feuer an und so streckte man sich hin auf Felsen und Kieselsteinen.

Zu den ersten Nächten ging's noch ziemlich munter her; wir waren alle froh genug, daß wir uns wenigstens auf festem Boden sahen; man unterhielt sich von allerlei Dingen, nur nicht vom Schiffbruche, und glücklicher Weise hatte mir das Loos einen geistreichen Gefährten zugewiesen, der etwas Baskisch verstand und vor kurzem aus Afrika zurückgekehrt war; wir vergaßen bald den Ort, wo wir uns befanden, um uns von den Sprachen und Kabira zu unterhalten, und es verfloß mir ein guter Theil der Nacht, indem ich ihn über die so oft bedauerten lächerlichkeit der Baskischen Sprache mit dem Ihiom der Berbern genau ausfragte.

Einige von uns waren unterdessen näher zu dem Wachtfeuer hingetreten, das die Soldaten angezündet hatten. Es waren vorherrschend gute Leute, die uns immer aufmerksam und ihrem Range zu wahren, uns gestatten sie sich sogar eine scherzliche Berührung mit ihnen. Und dazu hatten sie wohl gerechten Grund; denn unser Capitain, der sich unvorsichtiger Weise auf den Arm des Sergeanten gestützt, verunlaßte, daß Letzterer mit uns zusammen der Quarantaine sich unterziehen mußte.

Ich habe noch keine erbärmlichere und bejammernswürdigere Figur gesehen, als die unseres unglücklichen Sergeanten. Bis zu jenem Augenblick war er die Obrigkeit des Ortes gewesen; er hatte das Kommando über die Wachtmannschaft und seine Stimme war Gesetz, und dieses hatte ihm ein gewisses Ansehen von Wichtigkeit gegeben, das auch seine, von Natur ihm anklebende Bonhomie nicht ganz verwischen konnte. Nun aber war er auf ein Mal von seiner Höhe herabgestürzt und mitten unter unseren verdächtigen Haufen verbannt; traurig sah er auf seine schönen Tressen herab, die keine Achtung und Respekt mehr vor ihm einflößten, in einer neuen Gesellschaft, wo er ganz fremd und gar nicht vorausgesehen war und wo Niemand dazu aufgelegt war, sich für den armen Teufel zu interessiren, der selbst in die Gefangenschaft seiner eigenen Größe geraihen war.

Am anderen Morgen erlaubte man uns, eine Quarantaine-Anstalt in einer Entfernung von zwei Meilen in einem kleinen Hafen zu beziehen. Wäre es uns gestattet gewesen, den Weg zu Lande zurück zu legen, so hätten wir dabei eine sehr erträgliche kurze Promenade zu machen gehabt, allein in Folge des Verbotes, das Meer zu befahren und des unglaublichen Windes genöthigt, die Reise zur See zu machen; man schickte uns eine Barke zu, die zu klein war, um uns alle zu fassen. Wie ließen daher die Frauen und die bejahrten Leute zuerst abreisen, und es hatte nicht eben viel gefehlt, daß diese bei der Fahrt völlig verunglückt wären; als aber die Barke zurückgekommen war, um uns abzuholen, da war es schon zu spät und wir mußten uns schon auf ein zweites Wiedersehen für die Nacht gefaßt machen.

In dieser Nacht ging es uns schlimmer, als in der ersten: wir waren allesammt abgemattet, der Frost war heftig und die Schiffsmannschaft, die sich nunmehr im Besitze ihrer natürlichen Freiheit zu seyn dünkte, bezeugte keinen Respekt mehr gegen die Passagiere, sondern suchte sich selbst so bequem als möglich zu machen und nahm noch die wenigen Matratzen, die man aus dem Fahrzeuge herausgezogen hatte, die sich allein in Beschlag. Das Feuer ging mehrere Mal ganz aus

*) So war es, bevor noch zu Marseille einige Cholerafälle sich ges'gt.

Digitized by Google

und wenn man es dann wieder anzündete, so füllte sich das Zelt mit Rauch an. Indeß trotz aller dieser Ungemächlichkeiten hatte es für mich doch noch einen gewissen Reiz, bei dem Feuer sitzend zu wachen, das ich in Gemeinschaft mit einem armen Teufel aus Beigien, der mit dasbei allerlei Geschichtchen erzählte, unterhielt. Es machte mir Spaß, diese Schlummer verscheuchte Hyäne hier zu sehen, die das Feuer mit beleuchtete: die schwarzen Bärte und schwarzen Gesichter unserer mitägigen Mannschaft stachen seltsam gegen das blonde Haar und die vollen rothen Wangen der Englischen Maschinen-Meister ab, die auch hier Mittel gefunden hatten, sich's so komfortabel als möglich einzurichten. An der Seite des Einen aus ihrer Mitte ruhte seine junge Frau, die einzige weibliche Person in unserem Quartier, die hier gleich einer auf einem Meerlande in einer Felsenhöhle schlummerte. Unterdessen riefen sich die Soldaten im Gebirge einander zu, das Meer rauschte am Eingange unseres Zeltes, als wäre es ungeduldig, dasselbe zu bespülen, und ein blasser Mondstrahl beleuchtete den Hintergrund unserer finsteren Grotte.

Am nächsten Morgen begannen wir den Nachen, um uns endlich nach der verbrüderten Quarantaine zu begeben, nach jenem Hause oder vielmehr nach jenem Netze, wo unsere Gesellschaft von heriig Mann schwerlich Platz gefunden haben würde, wo sie aber doch wenigstens gegen die Kälte, gegen den Wind und Regen geschützt gewesen wäre. Allein dieses Glück, so gering es auch war, sollte uns nicht zu Theil werden. Der Sturm tobte noch heftiger als den Tag vorher, und es war nicht möglich, mit unserer schwachen Barke über die Hälfte des Weges von Porto-Ercole hinaus zu gelangen. Wir mußten schleunigst umkehren, wieder unter Segel gehen und nach Porto-Ercole zurückkehren. Dort angekommen, fanden wir unser Schicksal getheilt, belehrte uns auf dem Wege, daß wir wahrscheinlich nicht eher unsere Freiheit wieder erhalten würden, bis ein desfallsiger Bericht von Livorno angekommen seyn dürfte; diese Nachricht eröffnete uns die Aussicht, noch acht Tage das angenehme Leben fortzuführen, das wir seit zwei Tagen begonnen. Als wir nach unserem Landungsorte zurückgekommen waren, sah man uns mit Erstaunen an, der in einen lebhaften Wortwechsel mit dem Deputirten von Orbitello gerathen war. Seine ungestümen Gesten, seine aufgetragten heftigen Worte ließen uns gar nichts Gutes erwarten. Endlich jog sich der hartnäckige Deputirte zurück. Der arme Capitain sah sich durch das unbeugsame Prinzip der Quarantaine außer aller Hoffnung, irgend etwas für die Rettung seines Fahrzeuges versuchen zu dürfen. Unsere Rückkehr war nun ein neues Ungluck für ihn, denn er hatte Befehl gerochten, sich unter Nichten von Porto-Ercole frische Mund-Vorräthe mitbringen werde; statt dessen aber besaim er noch mehr hungrige Magen zurück; auch erreits schien auch eine Aenderung im Wetter einzutreten. Es drohte zu regnen. Und dann hätte es gar schlimm mit uns ausgesehen. Wir hatten auf dem ganzen Raume keinen Platz gefunden, auf dem wir unser Zelt aufschlagen konnten, als das ausgetrocknete Bett eines Stromes, das noch einigermaßen eben war; hätte es nun geregnet, so wäre unsere Wohnung nach wenigen Stunden von dem anschwellenden Strome gänzlich überschwemmt worden; dazu waren noch die Felsstücke ganz losgerissen und eins über das andere gewerfen, und bei einem nur etwas veränderten Winde, wenn das schon ungeheure Meer noch unruhiger geworden wäre, so wären wir ganz den Launen ausgesetzt gewesen, die sich dann von allen Seiten über uns ergossen haben würden. Trotz alle dem hierzu die Unruhe, die uns ergriff, indem wir uns in die Unmöglichkeit versetzt sahen, von jenem verzweifelten Orte aus irgendwie weder unseren Verwandten noch unseren Freunden Nachricht von unserer Lage zu geben und die Besorgniß, daß Jene durch eine, aus der Ferne erhaltene übertriebene und entstellte Schilderung unseres Mißgeschicks noch mehr beunruhigt werden könnten; endlich hielte man sich von den Unmöglichkeiten, die in uns sehr natürlich der Gedanke erregte, daß wir all unsere Plage und Angst einem ganz unvernünftigen Prinzip, einem völlig sinn- und bedeutungslosen Vorurtheil zuzuschreiben hatten, so wird man sich einen Begriff von der Verzweiflung und Aufregung machen können, in der wir uns befanden. Es war der Augenblick, wo unser Mißgeschick den höchsten Gipfel erreichte.

Indeß wie in den schönsten Schauspielen, wenn der Held die äußerste Stufe des Unglücks durchlaufen, plötzlich das Geschick sich wendet, und ohne daß man es irgendwie vermuthet, einen glücklichen Ausgang nimmt, eben so sahen wir, nachdem wir im finstern Akt unserer Tragödie waren, endlich eine glückliche Entwickelung dasselbenahmen.

Unser Mißgeschick rührte besonders aus dem Umstande her, daß unser Capitain einige Ballen Tuchfetzen, Muthwillen genannt, an Bord hatte, die er unter dem irrigen Namen stracci di seta, das heißt Seidenlumpen, einzuschwärzen hieß. Die Seidenlumpen waren aber, wie die Lumpen überhaupt, überall verdächtig, als Stoffe, die unfehlbar die Pest brachten, wenn sie nicht vorher in einer Quarantaine zweckmäßig gereinigt würden. Hätten wir die Ballen aus dem Meere herausgezogen, so hätte Niemand gleich geboren gewesen, allein da es uns unmöglich, uns so sahen wir uns außer Stand gesetzt, uns über unsere gerechte Sache zu auszuweisen. Darum wollte man denn auch zuerst nach Livorno schreiben, und uns noch acht Tage in Quarantainehause schmachten lassen. Aber unser Unglück rührte endlich den Himmel und den oben erwähnten Deputirten; es war ein braver Mann, dem Schicksal das Herz blutete, als er sich zum Werkzeug jener grausamen Absperrung hergeben sollte. Er kam wieder zu der Stelle wieder; wir verfauwelten uns in großer Ratglichkeit um ihn her, wie Gefangene um einen Richter, der mit einem Worte die Fesseln zu lösen und zu schließen vermag. Er bezeugte noch einmal in freundlichem und langsamem Tone den Capitain, dem es nicht wenig Mühe kostete, sich darüber gemäßigt und ruhig zu halten. Der brave Deputirte begnügte sich damit, daß er der ganzen Mannschaft einen Schwur auferlegte, daß die Ballen stapa und nicht wieder an's Land gesetzt werden sollten. Dieser Schwur wurde von Allen willig geleistet, und ein Jeder war dabei den Erwartung und Hoffnung erfüllt. Endlich sah man den Deputirten die Feder einstauchen, die ihm der Capitain hinreichte — sie waren einig geworden. — Das war ein herrlicher Augenblick! Wir durften nun den Fels überschreiten und landeinwärts gehen. Zwar erblickte man an der Küste weder Weg noch Steg; — allein man war doch nun einmal frei — und man flog davon. Niemand dachte daran, sich etwa noch einmal umzuwenden, um dem armen Fahrzeug ein Lebewohl zu sagen, das allein rettungslos auf der Meeres-Klippe zurückgeblieben war. Was mich anbetrifft, so erinnerte ich mich an den Rath meines geschätzten Kollegen, des Herrn Letronne, und bestieg den Regentaro ... Diesen Vortheil hatte ich meinem anderweitigen Mißgeschick zu verdanken, in Folge dessen ich auch dazu gelangte, die Maremma zu besuchen, die ich durchzog, um mich nach Livorno zu begeben. Die Maremma schien gerade noch zu der Wanderschaft, die ich in vergangenen Sommer in der Absicht unternahm, alle Punkte in Toskana zu betreten, die Dante gefeiert; dem Schiffbruche „Heinrich's IV." war es nun vorbehalten, meine Dantisch-Toskanische Reise vollkommen zu machen, und ich weiß demselben nun so mehr Dank, als die Maremma ein sehr merkwürdiger und zugleich sonst schwer zugänglicher Landstrich ist. Die Maremma ist eine große Einöde, wo man stundenlang Meilen zurücklegen kann, ohne auf irgend ein bewohntes Dorf zu stoßen, ähnlich den großen Steppen Amerikas, wo die feierliche Stille durch nichts, als etwa die Glocken der Schaafheerden, das Wiehern der halbwilden Rosse, das Grunzen des Büffelochsen oder die Schläge des Holzfällers unterbrochen wird. Es sind von dem jetzigen Großherzog von Toskana angeheure Arbeiten unternommen worden, in Folge deren der Zustand jenes Landstriche, der bisher während des Sommers ganz unbewohnbar war, schon zum großen Theile gebessert ist und gewiß allmälig in völlig gesunden Boden umgewandelt werden wird. Die Maremma wird bereits von einer prachtvollen Straße durchzogen, die, wenn sie nur von Seiten des Kirchenstaats auf dessen Gebiet fortgesetzt wird, wo sie noch auf wenige Meilen ausgebessert werden dürfte, gewiß einst die vortheilhafteste und zweckmäßigste seyn wird, welche die Reisenden, die sich im Winter nach Rom begeben, am meisten benutzen werden. Allein wie die Sache bis jetzt steht, ist es freilich nicht leicht, den Raum zu durchdringen, der noch völlig ungebahnt, das Römische Gebiet von dem Toskanischen abzusondern hält. — Es giebt in der That nur ein Mittel, um bequem zur Maremma zu gelangen: nämlich, sich zu Civita-Vecchia einzuschiffen und am Argentaro-Berge Schiffbruch zu leiden.

J. J. Ampere.

Bibliographie.

Mélanges politiques et littéraires, faisant suite au voyage à Renues-les-Bains. — Von Hrn. v. Labuisse-Rochefort. 6 Fr.

Spiritualisme et progrès social. Esquisses du tems présent. — Von Ad. Maguet. 7 Fr.

Annuaire historique universel, pour 1835. — Redigirt von Mitglieder der Société pour l'instruction élémentaire. 15 Fr.

Pascaline. — Roman von Jenny Bastide (Camille Bodin). 2 Bde.

Un roman pour les cuisinières. — Von Emil Cabanon.

Chansons de Brazier. — 8 Fr.

Süd-Amerika.

Ein Prödchen Süd-Amerikanischer Staats-Umwälzungen.

(Schluß.)

Nichts verdienbte am anderen Morgen die großen Ereignisse, die am Abend vorher vorgegangen waren. La Bajada war wieder in die gewohnte Ruhe zurückgesunken; man sah nur einen von den Verschworenen, der vor dem Lokale die Fronte machte auf- und abging, den Säbel in der Hand, mit dem Anschein, als stände er Wache. Die Mitglieder der neuen Regierung waren seit acht Uhr Morgens in der Sitzung; nachdem sie zwei Stunden damit zugebracht, von Don Gregorio's Tadel Cigarren zu machen, war die Diskussion unter der Präsidentschaft des Vater des Pferds eröffnet worden. Zwei Ansichten waren laut und theilten die Meinungen. Aguirre eiuerseits schlug vor, alle etwanigen Parteien, die sich in Zukunft bilden könnten, von vorn herein dadurch zu verringern, daß man Abends einen zweiten Ball der Freien gäbe, und damit fortzufahren, bis die Bildung von Faktionen hierdurch völlig unmöglich gemacht worden. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten antersetzte wollte, daß man eine alte Trommel aus ein halb Dutzend Flinten, die im Arsenal der Provinz vorhanden waren, herausgeben, die Einwohner bewaffnen und sich auf eine nachdrückliche Vertheidigung im Fall eines Angriffs vorbereiten solle. Als der Vater Las Pieras sah, daß die beiden Redner sich erhitzten, nahm er das Wort. Ju seiner Rede drang er zuerst auf ein gemäßigtes Benehmen, um hierdurch die Blicke Europas zu Freunden zu gewinnen, und versuchte dann, ein Rejumé der Diskussion zu geben, mit dem er schließen nicht ferrig werden konnte; bei alle dem war es leicht zu sehen, daß ihm der von Aguirre vorgeschlagene Ball ein äußerst wichtsamer Hebel für die Regierung zu seyn schien. Glücklicherweise zog ihn die Stunde der Siesta aus der Verlegenheit; der Rath ging aus einander, und drei Stunden lang lag la Bajada in einem tiefen Schlafe.

Nach allgemeinem Erwachen wurde die Diskussion von neuem wieder aufgenommen, nachdem man noch einige Cigarren gerauchte; aber auch diesmal kam es zu keinem Beschlusse. Die Nachricht von der Revolution hatte sich im platten Lande verbreitet, und die Gauchos, hoch erfreut, begannen, von allen Seiten und Enden herbeizuströmen, seit unschlossen, auf Kosten der Bajadenos zu leben, so lange man sie möchte gewähren lassen. Die Schenke an der Ecke füllte sich mit neuen Ankömmlingen, die ihre Pferde an die Pfosten der Gallerie anbanden, und der Ton unter ober breier Guitarren, der aus dem Innern schallte, verkündigte, daß über Zahl von Minute zu Minute zunahm; Gruppen von Kreten, die bis an die Angen in ihre Ponches gehüllt waren, bildeten sich auf dem Platze; eine unzweifelhafte Fülle von carajo und

Digitized by Google

bijo de una grandissima porra strömte von Aller Munde. Mittlerweile kam man im Conseil um keinen Schritt vorwärts; die Gauchos fingen an, ungebuldig zu werden und brachen in Geschrei aus, so daß Aguirre den Zeit zu Zeit auf dem Balkon erscheinen und sie harangiren mußte. Der Vater Las Piedras hatte den Kopf verloren und war bleich vor Entsetzen; ein unheimliches Vorgefühl hatte sich seiner bemächtigt und ängstigte ihn unbarmherzig ab.

Eine solche Störung in allen Gewohnheiten war für Bajada zu heftig, um von Dauer zu seyn. Als die Nacht hereinbrach, setzte eine verdeckte Schaluppe, die von Santa Fé kam, in aller Stille fünfundzwanzig Mann mit wahren Galgen-Gesichtern, sämmtlich in rothen Ponchos und von Kopf bis Fuß bewaffnet, ans Land. Der Anführer, der sie kommandirte, ließ sie still in Reih und Glied treten und stellte sich an ihre Spitze; in ihrer Mitte befand sich Don Geronimo in seiner Amts-Kleidung, das heißt, in seiner rothen gestickten Weste; außerdem hatte er sich einen ungeheuren dreieckigen Hut aufgestülpt, von dem ein hoher Federbusch in den Nationalfarben, blau und weiß herabwinkte: in der Hand hielt er einen Säbel, der so lang war wie er selber, und auf dessen Klinge die edlen Worte eingravirt waren: „No me sacquen sin razon y no me entreyanes sin honor";*) die Schritte schwankte an seiner Hüfte und schlappte ihm auf die Hacken. Dies kleine Heer klomm an's Gestade empor, erreichte bald den Platz, und erhob das Geschrei: „Es lebe Santa Fé! Es lebe der rechtmäßige Gouverneur! Tod den Rebellen!"

Bei diesem furchtbaren Geschrei verstummten plötzlich die Guitarren in der Schenke; die Gauchos schwangen sich auf ihre Pferde, und waren mit Blitzesschnelle verschwunden; die Neugierigen verloren sich in's Dunkel der Nacht, und man hörte auf dem einsamen Platz nichts mehr, als das Knarren der Thüren, die in aller Eil geschlossen wurden; das Cabildo lag gleichermaßen in tiefer Stille. Nur der Schatten einer Gestalt war auf dem Balkon bemerkbar, die ruhig, was vorging, zu beobachten schien.

Die Truppen zogen vorsichtig in das Cabildo ein, drangen in das Berathungszimmer im Erdgeschloß; man fand daselbst nur die bleierne Tabaksbüchse vor, an ihrer Stelle auf dem Tische, aber sie war leer. Der Muth der Truppen wuchs, sie drangen mit raschen Schritten weiter, stiegen die Treppe hinan, und erblickten die Gestalt, die mit abgemessenen Schritten auf dem Balkon auf und ab ging.

„Wer da?" rief der Offizier.

„Aguirre!" antwortete die Gestalt.

„Legt an!"

„Carajo! Herr Offizier — nicht zu eilig! — Ich das nicht dort Seine Excellenz Herr Geronimo, den ich die Ehre habe, inmitten Ihrer Reihen in seinem Parade-Kostüm zu erblicken? Excellenz, ich warte auf Sie; Ihr Nachfolger hat sich als völlig unfähig bewiesen, und wenn Sie nicht, wider Vermuthen, unsichtbar geworden wären, um diese fünfundzwanzig Krebse herbeizurufen, so hätte ich morgen eine Revolution zu Ihren Gunsten gemacht. Uebrigens finden Sie die Provinz in demselben Zustand, in dem Sie dieselbe verlassen haben, ausgenommen, daß im öffentlichen Schatz eine unbedeutende Summe fehlt, die zu einem patriotischen Zweck verwendet worden und für die der Minister der auswärtigen Angelegenheiten alle möglichen Garantie leisten und Rechnung geben kann, die Sie wünschen. Es würde mir im Augenblick schwer werden —"

„Picaro!" erwiderte Don Geronimo, „ein Anderer, als ich, würde Dich in's Gefängniß werfen und nach drei Tagen erschießen lassen; ich aber schenke Dir das Leben. Morgen wanderst Du unter gehöriger Escorte nach Buenos-Ayres!"

„Excellenz! Nach Buenos-Ayres? Wo denken Sie hin? Sie sind dort im Stande, das Boot, das schief zu nehmen... Uebrigens befinde ich mich nur unter Ihrer Regierung wohl..."

Der Santa Fésinische Offizier sah Aguirre von der Seite mit einem furchtbaren Blicke an: „Hundsfott verdammter! Möchtest Du vielleicht lieber zum Gouverneur Lopez nach Santa Fé? Du wärst nicht der Erste, der dort eingebracht worden, um nie wieder herauszukommen."

„Nun", versetzte Aguirre, „es mag darum seyn! Indem wir nicht mehr darüber sind, werde gehen, wohin Sie befehlen. Nur brauche ich auf der Ueberfahrt einen Gefährten, und ich glaube, Herr Don Geronimo, wenn Sie das Gestrüch hinter dem Cabildo durchsuchen ließen, so würden Sie Ihren Nachfolger finden; sollten Sie ihn wider Vermuthen nicht in dem Gestrüche finden, so versäumen Sie nicht, ihn in den Biscacha*) -Löchern suchen zu lassen. Der Vater Las Piedras ist von leichter Körper-Beschaffenheit, er kann sich sehr leicht hinein kaun. Man wird sich sehr freuen, ihn in Buenos-Ayres zu sehen."

Sechs Soldaten marschieten ab und kamen nach Verlauf einer halben Stunde mit dem Vater Las Piedras zurück, den sie in einem Loche gefunden hatten, aus dem nur sein Kopf hervorgesehen. Auch war er äußerst erbärmlich und jämmerlich anzuschauen. Et tu quoque! (auch du mein Brutus!) hatte Don Geronimo ausrufen können, wenn er was von der Römischen Geschichte gewußt hätte; aber er hatte sich nie mit den Wissenschaften abgegeben und begnügte sich, dem Gefangenen den Rücken zu kehren.

So war denn die Restauration von Bajada gemacht, durch fremde Waffen, es ist wahr, ebenso wie gewisse andere Restaurationen, aber ohne Blutvergießen, und eine allgemeine Amnestie wurde noch am selben Abend proklamirt. Don Geronimo, es muß gesagt werden, war von Charakter ohne alle Grausamkeit; übrigens war es nicht das erste Mal, daß ihm dergleichen begegnete. Zwei Jahre vorher war er acht Tage lang abwesend, und hatte bei seiner Rückkehr seine Stelle besetzt gefunden; damals hatte er sogleich, in Erwartung besserer Tage, sich mit der Ministerstelle der auswärtigen Angelegenheiten unter der Regierung des Usurpateres begnügt. Er verzieht dem seinigen, weil er seiner Unterstützung in den Mysterien der Diplomatie und bei Lesung der Pässe bedurfte; bei alle dem verpflichtete er ihn, das Defizit, das sich in der Provinzial-Kasse vorfand, zu ersetzen. Dieser Edelmuth wurde allgemein bewundert. Nur die Frauen seufzten, wenn sie an die Bälle der Freien dachten, die ihnen die Verwaltung Aguirre's versprochen hatte.

Am andern Morgen befand sich dieser mit dem Vater Las Piedras inmitten einer Abtheilung Soldaten am Ufer, um eingeschifft zu werden. Die Menge sah ihrem Abgange mit Mitleiden zu. In dem Augenblick als Aguirre an Bord stigen wollte, wandte er sich zu dem Santa Fésinischen Offizier, der die Abtheilung kommandirte.

„Ich kann nicht abreisen", sagte er zu demselben, „ohne Seiner Excellenz dem Herrn Gouverneur meine Erkenntlichkeit zu beweisen; möge er mir die Gnade ertheilen, zu erscheinen, im Namen des Sammeln!"

Don Geronimo kam an's Ufer.

„Excellenz", sagte Aguirre zu ihm, „ich habe Sie in meiner Gewalt gehabt, und kein Haar ist Ihnen gekrümmt worden — erinnern Sie Sich desselben wohl?"

„Es ist wahr", erwiderte Don Geronimo.

„Ich bitte Sie nun bei Ihrer Rückkehr Widerstand entgegenzusetzen und Sie zwingen können, sich mir Gefahren zu ertaufen; ich habe es nicht gethan. Gedenken Sie auch daran?"

„Ich muß es ebenfalls bejahen."

„Wenn dem so ist, so werden Sie einem Manne seine letzte Bitte nicht abschlagen, der dieselbe erschessen wird, so wie er an dem Orte seiner Bestimmung ankommt."

„Wir wollen sehen. Worin besteht diese Bitte?"

„Lassen Sie mir für die Zeit der Ueberfahrt eine Guitarre geben. Sobald ich in Buenos-Ayres bin, will ich Ihnen die Kosten dafür erstatten."

„Daß Dich der Teufel!" rief Don Geronimo; „doch — man gebe ihm seine Guitarre, und dann an den Galgen mit ihm!"

Ich schiffte mich mit den beiden Gefangenen ein und ging nach Buenos-Ayres zurück. Don Geronimo hatte für den Ausschuß vier treuste Beamten übergeben, und diesen vier von den sechs Zimmern, aus denen sein Arsenal bestand, zu diesem Behufe anvertraut.

So wie sie in Buenos-Ayres angekommen waren, wurden Beide in's Gefängniß geflekt; Aguirre saß nur einen Monat darin, dann wurde er seiner Familie zurückgegeben, die nicht Lust hatte, ihn erschießen zu lassen. Der Vater Las Piedras nicht so glücklich und von seinem Alter weniger nicht Gebrauch machte, als der Ausschuß vier seiner treusten Beamten übergeben, und diesen vier von den sechs Zimmern, aus denen sein Arsenal bestand, zu diesem Behufe anvertraut.

So wie sie in Buenos-Ayres angekommen waren, wurden Beide in's Gefängniß geflekt; Aguirre saß nur einen Monat darin, dann wurde er seiner Familie zurückgegeben, die nicht Lust hatte, ihn erschießen zu lassen. Der Vater Las Piedras nicht so glücklich und von seinem Alter weniger nicht Gebrauch, mußte ein volles Jahr sitzen, während ihm der Prozeß gemacht wurde, und es wäre ihm vielleicht schlecht ergangen, wenn nicht eine Revolution, in der Art wie die zu Bajada, seine Freunde aus Ruder gebracht hätte.

Fünf Monate darauf brachte ein Schiff, welches von Havre kam, die neuesten Pariser Journale. In allen, wenige ausgenommen, war unter der Rubrik: Rußland, Folgendes zu lesen:

„Seit einiger Zeit werden uns Briefe, daß ein furchtbarer Aufstand in Entre-Rios, einer der blühendsten Provinzen der Republik, neuerdings stattgefunden. Die Insurgenten, an deren Spitze der Oberst Aguirre und der berühmte Franziskaner Las Piedras standen, hatten sich, des lebhaftesten Widerstandes ungeachtet, der Hauptstadt der Provinz bemächtigt. Beide Theile haben sich einen Tag und eine Nacht lang mit Erbitterung geschlagen. Die Anzahl der Gebliebenen wurde von der Abgang der Schiffe, das diese Nachricht mitgebracht, nicht genau, sie ist aber sehr beträchtlich. Endlich, Dank der Energie der Gouverners Don Geronimo B*** und der Einwohner, hat die Sache der Ordnung triumphirt und sind die Rebellen in die Flucht geschlagen worden. Der Oberst Aguirre und sein Mitschuldiger, auf frischer Rüchung von ihrer Partei verlassen, sind arretirt und unter Bedeckung nach Buenos-Ayres gesandt, wo ihnen gegenwärtig der Prozeß gemacht wird. Der National-Kongreß war beschäftigt, die strengsten Maßregeln zu ergreifen, um zu verhindern, daß sich dieser Aufstand nicht über andern Provinzen verbreiten möchte ꝛc. ꝛc. (K. d. d. M.)

*) Zieh' mich nicht ohne vernünftigen Grund heraus, und steck' mich nicht ohne Ehre wieder in die Scheide.

**) Ein Thier, welches einem Kaninchen ähnlich steht, aber dreimal größer ist und tiefe Löcher wühlt.

Mannigfaltiges.

— Der Amerikanische Bohrwurm. Es war noch kein Jahr verflossen, nachdem das schöne Gagat-Gebäude zu Valparaiso aufgeführt worden, als die Pfeiler desselben, die man mit Kupfer zu bekleiden unterlassen hatte, von einem seltsamen kleinen Thiere, der Bohrwurm (teredo navalis) genannt, gänzlich durchbohrt und zerfressen waren. Das Thier ist hier sehr klein, von weißer Farbe, und zum größten Theile gallertartig, bis auf den Kopf, der mit zwei beweglichen Schalenklappen versehen ist, mit denen es, wie man annimmt, das Holz und andere Massen durchbohrt. Je mehr dieser Wurm an seinem Zerstörungswerke arbeitet, desto größer und stärker wird er, immer in dem Verhältnisse, das erforderlich ist, um das Bohren mit Erfolg fortzusetzen. Die Zelle des Thieres ist mit einer gallertartigen Bekleidung (die von dem Thiere selbst abgesetzt wird) versehen, welche es mit den übrigen verschiedenen Gattungen von Konchylien gemein hat. Der Wurm wird zuweilen einige Fuß lang, und hat oft einen Zoll im Durchmesser. Aus dem Schoden, den dieses Thierchen an dem erwähnten Gagat-Gebäude zu Valparaiso angerichtet, läßt sich leicht schließen, wie gefährlich es seyn würde, wenn ein Schiff, das nicht mit Kupfer bekleidet wäre, in jenem Hafen auf längere Zeit liegen bliebe.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 18. Berlin, Mittwoch den 11. Februar 1835.

Frankreich.

Die Galeeren-Sklaven Aly und Solyman.

Von Méry.

Die Geschichte dieser beiden armen Algierer ist sehr traurig, und ist unglücklicherweise eine wahre Geschichte. Die Hoffnung auf den Trost: „Es ist nur eine Dichtung", findet hier nicht Statt.

Wir haben Algier eingenommen; es ist eine sehr schöne Eroberung für den südlichen Handel; wir stehen am Atlas in Garnison; die Civilisation, nach Algier übergesiedelt, verbreitet sich außerhalb der Mauern, in nächster Nähe über die Beduinen. Um die Sitten der Eingeborenen zu mildern und zu vergeistigen, befolgen wir die Spanische Methode; wir liefern den einzelnen Stämmen eine endlose Schlacht, schießen sie mit Kanonen zusammen, lassen Tagesbefehle und Bulletins ergehen; unsere Kunstschaft und Kenntniß des Nordens von Afrika ist so weit vorgeschritten, wie die Levantiner's von Süden. Alles zu Allem gerechnet, flechte ich sehr, daß als Facit für uns auch nur ein ausgestopftes Thier herauskommen wird, wie für ihn.

Annibalis spolia et victi monumenta Siphacis.

Einstweilen schlägt man sich einander todt, um die Zeit todtzuschlagen. Die Cholera ist bei den Beduinen ausgebrochen; jeder Tag verliert neue Familien in Trauer. Dieser Civilisations-Versuch, der unter jeder Bedingung durchgesetzt werden soll, hat den völligen Ruin der Menschen zur Folge, die sein Gegenstand sind, Menschen, die wir, wir, als Barbaren betrachten — und die umgekehrt sich zu unserer Civilisirung anschicken würden, wenn sie leichte Artillerie und ordentliche Kriegsschiffe hätten. Wir zählen unsere Todte, beweinen sie, das ist ganz in der Ordnung, löblich und gerecht; aber die Barbaren, die in diesen Kämpfen fallen, beachten wir nicht. Und diese Barbaren haben doch auch Frauen, die sie lieben, Kinder, die sie in Gottesfurcht und Christenthum erziehen, Familien, die sie oben ihrer Jagd oder durch sonstige Arbeit ernähren. Wenn in irgend einem Stamme am Abend diese armen Menschen einen Vater beweinen, so ist es nicht ein Löwe des Atlas gewesen, der ihn zerrissen hat, sondern eine christliche Kugel hat ihn niedergestreckt.

Und nun will man, die Wittwen und Waisen sollen etwa folgendermaßen sprechen: „Allah sey gelobet! Nur zu unserem Wohle sind die Christen gekommen; vereinigen wir uns unter dem Panier der Christen. Sie tödten uns unsere Väter, unsere Männer, unsere Kinder; aber sie civilisiren uns. Schwören wir die Vorurtheile unserer Väter ab. Sein wir Jahrhunderten und noch länger hinten wir im Norden und im Irrthum. Die Christenhunde sind unsere Brüder. Ehemals, als wir sie nur dem Namen nach kannten, empfanden wir einen Abscheu vor ihnen; aber gegenwärtig ist es eine Pflicht und ein Vergnügen, sie zu lieben. Sie haben die heilige Stadt zerstört, haben viele von den Unsrigen getödtet, haben das Gold der Casauba in Beschlag genommen, haben den halben Mond vom Thore Babazon heruntergerissen; es ist gerade der reichste Moment, auf unsere alten Vorurtheile zu verzichten. Es leben die Christen!"

Eines Abends wandelten zwei dieser Waisen, die wir dazu gemacht, um einen Schlag mit einem Flitzenwedel zu rächen, melancholisch in einem Thale am Abhang des Atlas, Beide noch Kinder, Aly und Solyman mit Namen, der Eine vierzehn, der Andere sunfzehn Jahr alt. Sie dachten an ihren vernichteten Stamm, an die Plünderung und Verbrennung ihres Dorfes, an ihre getödteten Aeltern, und vergassen freilich die Jahren, wie civilisirte Kinder; sie sprachen zu einander mit Gründen der Vernunft, die ihnen als die richtigen erschienen. Aly sagte zu Solyman: „Aber, was haben wir diesen Christen gethan, die von der Welt Ende dergekommen sind, die Plutter zu tödten, die uns geraubt hat, unseren Vater, der so gut war? Es heißt, der Dey habe einen Christen einen Schlag mit einem Flitzenwedel gegeben; das ist eine Angelegenheit, die nur den Christen betraf, der den Schlag bekam, nicht so? Wir waren zwei Tagereisen von Algier entfernt, als dies vorging; haben nie, weder den Dey, noch den Christen, gesehen; warum hat man uns unser Vieh weggenommen, unseren Vater getödtet und unsere gute Mutter, und unseren Stamm zerstört? Begreift Du das, Solyman?"

Der Bruder antwortete: „Ich glaube, die Christen sind der Vernunft beraubt. Die Vernunft ist nur den Kindern des Propheten gegeben; man muß die Christen beklagen, wie wir die Narren beklagen, die Unglücklichen, die Gott verlassen hat."

„Ja, wenn diese Narren in ihrer Heimath blieben, so wollte ich sie beklagen, um dem Gesetz des Propheten nachzukommen; sie kommen aber zu uns, um uns zu tödten, und wir willst Du sie dann noch beklagen? Wäre ich nur groß und stark und hätte ein Pferd, wie wollte ich mich mit diesen Christen herumschlagen und meinen Vater rächen! Hier ist das Blut unseres Vaters, siehst Du es? Es ist noch roth, wie diese Granaten."

Die beiden Kinder weinten vor Wuth, und Aly schloß seine rechte Hand fest um das Heft eines kleinen Messers.

In diesem Augenblick gewahrten sie einen Christen-Knaben, der in einem Granatenbusch Früchte pflückte.

Aly war außer sich vor innerer Aufregung. — „Sieh' dort", schrie er, „einen jener Hunde! Ich stecke ihm mit diesem Messer nieder!"

Solyman sieh seinem Bruder in den Arm. — „Es ist ein Verbrechen, was Du begehen willst", sagte er zu ihm. „Er ist allein, dieser Knabe, und wir sind zwei; er ist wassenlos, wir sind bewaffnet: Bruder, denk' an Gott, gegen den Du Dich vergehst."

„Und als Sie kamen, sie", schrie Aly wüthend, „waren sie etwa nicht zwei gegen einen, hundert gegen einen, mit ihren Schiffen, ihren Kanonen, ihren Kriegs-Maschinen, ihrer höllischen Vernichtungs- und Zerstörungskunst? Glaubst Du, daß sie gekommen wären, uns anzugreifen, wenn sie nicht ihrer Sache sicher gewesen wären? Sie haben uns getödtet, ohne Gefahr für sich selber, wie ich diesen Christen jetzt tödte, ohne Gefahr für uns."

Und er lief den Christen-Knaben nieder.

Soldaten gingen des Weges, sahen den Leichnam und die Mörder. Aly und Solyman wurden ergriffen und nach der Stadt gebracht.

Aly gestand sein Verbrechen ein; Solyman leugnete seine Mitschuld nicht.

Es wurde ihnen der Prozeß gemacht. Man fragte sie nach ihrem Alter, ihrem Gewerbe, ihrem Wohnort. Ein Königlicher Prokurator entwarf die Anklage, welche mit den Worten anfing: „Wenn es ein Verbrechen ist, was ...." Ein Advokat vertheidigte sie pro forma. Sie wurden zu lebenslänglicher Arbeit auf den Galeeren verurtheilt; für die Guillotine fand man sie zu jung.

Aber es giebt keinen Bagno in Algier; diese Stadt trägt noch die Spuren der Barbarei an sich; sie ist noch nicht mit unseren philanthropischen Etablissements versehen, mit Bonbon-Läden und Sklaven-Provosten. Aber Geduld! sie wird auch einen Bagno erhalten, wenn die Civilisation erst weitere Fortschritte macht. Aly und Solyman sind bestimmt, den ersten Bestand abzugeben für die künftige Pflanzschule der Afrikanischen Galeeren-Sklaven; sie sind die lebendige Grundlage des künftigen Monumentes, die erste Basis des Etablissements. Man schiffte sie auf ein Dampfschiff ein, warf ihnen Lumpen vor (die Speise der Galeeren-Sklaven) und legte ihnen dreißig Pfund schwere Ketten um die Füße. So kamen sie auf Frankreichs gastfreundlicher Erde an, in Toulon.

Dort logiren sie denn im Bagno; es wurde ihnen alsbald von ihren neuen Kameraden anempfohlen, die Sitten der Gemeinde anzunehmen, die Gebräuche, Gewohnheiten, Geschmack und Neigungen der Französischen Galeeren-Sklaven zu studiren, um die Civilisation des Bagno von Toulon nach dem des Atlas verpflanzen zu können. Nun denn! Will man wissen, was geschehen ist? Gleich in der ersten Nacht zeigten sich die jungen Barbaren vom tiefsten Abscheu und Entsetzen ergriffen vor der Moralität, die sich auf den Schlafbänken entwickelte — sie schrieen laut auf und riefen den Donner des Himmels herab auf die alten Bagnonen, die eine Sprache zu ihnen redeten, vor der sich ihr Haar auf dem Haupte emporsträubte; die Barbaren hielten den civilisirten Laster den Spiegel der Tugend vor; ja, was noch mehr sagen will: Aly und Solyman haben einen Damm von scheuer Achtung wie eine Mauer um sich gezogen, der sie vor dem Verderben der allgemeinen Nichtswürdigkeit schützt. Sie haben Blut vergossen, tragen den Namen Mörder mit Recht, und zeigen demnach so viel Selbstgefühl, Reue, Resignation, daß man sie bewundern möchte. Man denkt nur an ihre Jugend, an ihr Unglück, an das beklagenswerthe Verhängniß, das sie in einer Stunde wilder Verzweiflung zum Morde verleitete.

Wir haben sie im Bagno gesehen; von allen Bildern dieser schauerlichen Gallerie, allen Leidens-Gestalten dieses ledischen Fegefeuers, hat uns keines so erschüttert und ergriffen, wie die unbeweglich Gruppe Aly's und Solyman's. Henri Meunier und ich, wir hatten die traurige Erlaubniß erhalten, die geheimsten Winkel des Bagno zu durchstöbern, in die Kerker hinabzusteigen, in die nie das Tageslicht fällt, die Orte der Qualen zu besuchen, wo nur Heulen und Zähnklappern ist. Wir verdankten diese Gunst zweien Männern, deren Namen selbst in

Digitized by Google

dieser Welt des Bagno, wo nichts mehr gilt, geächtet wurde, — wir beriefen uns nämlich auf Herrn Audouard, den Chirurgus des Arsenals und Herrn Commissair Beaumont. Man zeigte uns diese lebende Gruppe, die Henri Monnier mit zwei Strichen, mit einer so treffenden Wahrheit auf sein Portefeuille hinwarf, daß alle Galeeren-Sklaven, die der Sitzung beiwohnen gerufen, vor Erstaunen laut aufschrieen. Der Künstler zeigte den beiden Knaben eine Stellung; sie nahmen dieselbe mit einer stummen und röhrenden Gehorsigkeit an; mit der Unbeweglichkeit des Marmors behielten sie sie bei; nur das Feuer ihrer Afrikanischen Augen übertrugen sie in Beschauer, das sie tödteten. Sobald Mr. Pradier's Arbeit fertig waren, frohnte Alles aus den benachbarten Sälen herbei, um zu sehen und zu bewundern; nur sie allein blieben stumm und gleichgültig; sie warfen nur einen flüchtigen und melancholischen Blick auf das Blatt, das sie darstellte. Monnier gab ihnen eine Belohnung an Geld; da flog ein Schimmer von Lächeln über ihre sonnverbrannten Gesichter; gleich darauf versanken sie wieder in ihre gewöhnliche Träumerei; der Kerker nahm sie wieder auf.

Das sind nun zwei Unglückliche, an die kein Mensch in der Welt denkt; sie haben keine Aeltern, keine Freunde, keine Gönner; sind Waisen vom Atlas: Verbrecher, weil sie Waisen waren; sie haben Blut vergossen, weil sie sich in einem Jrrenkreise bewegt, der ihnen richtig und gerecht geschienen; wenn wir die zur Quelle ihres Verbrechens hinaufsteigen, so müssen wir gestehen, daß wir eigentlich an ihrem Verbrechen Theil haben; sind sind und daß wir sie bestrafen, weil Algier in unserer Gewalt ist. Wenn wir trocken juristisch raisonniren, nach der logischen Strenge des Code, so haben wir vollkommen Recht; im Allgemeinen geben sich die Völker niemals Unrecht; sie haben eine Logik, die sich Allen anpaßt, ein gesetzliches Recht, das ihr nationales Gewissen in Ruhe streicht. Man hat unserem Kessel beschimpft, wir haben dem Dey den Krieg erklärt; wir haben Algier eingenommen, ist nicht eine Eroberung, unser überseeisches Departement; von diesem Augenblick an üben wir alle Art Recht aus über das unterworfene Land: begehen die Eingeborenen Verbrechen gegen uns, die Sieger, so tritt das Recht ein und bestraft die Verbrecher; denn Verbrechen müssen immer bestraft werden. Rechtlich läßt sich nichts dagegen sagen.

Aber die Philosophie enthält die Antworten für solche Fälle und sie ist es, die fast immer dem Rechte Unrecht giebt. Die Philosophie verbreitet nicht wie das Kriminalrecht, sie schreibt keine Gesetzbücher ab, sondern macht welche. Ein paar Züge genialer menschlicher Vernunft liegen bei Grotius und Puffendorf zu Grunde. Die Philosophie gestattet nicht, daß man Männer und Weiber, die von jedem Verbrechen rein sind, ungestraft niederschießt und dann zwei unglückliche Kinder in Ketten schlagt, weil sie sich derechtigt glaubten, von einem Rechte Gebrauch zu machen, das nur dem Souverain Recht giebt. Die Philosophie wissen, daß man über Gesetzen und Gebräuchen Raum geben muß, auf denen die Existenz der Völker beruht; wir wissen, daß wegen des großen Jmbroglio's unserer gesellschaftlichen Organisation es sehr schwierig sein würde, nach philosophischen Ideen zu regieren, daß Macht und Vermögen, Alles in harmonischen Einklang zu bringen, wahrhafte Gerechtigkeit, gesunde Vernunft, Moral, Wahrscheinlichkeit nur verderbten Sitten eigen ist, sie, so wie sie unser zweifacher Code Alles wieder in ein Chaos sich auflösen und untergehen lassen. Aber es giebt doch Ausnahmsfälle, wo man den strengen Buchstaben des Code mildern, wo man sich ganz in der Stille gestehen kann, daß die Vernunft der Stärkeren immer die schlechtere ist, und daß eine Regierung bisweilen ganz unvermerkt philosophisch zu Werke gehen mag in kleinen Details, ohne dadurch ihre Würde, ihre Macht und Größe sich zu geben und zu gefährden. Es würde fatalich ein Uebersprung philosophischer Absurdität sein, im Beceave jeden Algierer, der einen Franzosen tödtet, freizusprechen, aus dem Grunde, weil wir zuerst gesiegt, oder weil sämmtliche gefallene Beduinen an der Obersiege, die der Konsul erhalten, unschuldig gewesen und ungestraft von den Jhrigen geraubt werden dürften; lieber müßten wir die Eroberung aufgeben. Staatsrechtliche Gründe haben uns nach Afrika geführt; Gründe Wünde und die Kanonen sind glücklich gesiegen — unser Unternehmen ist gelungen, wir sind als Herren anerkannt, die Beduinen sind unsere Unterthanen, unseren Gesetzen unterworfen, unseren Gerichten verantwortlich.

Nun aber bietet sich gegenwärtig einer jener Ausnahmsfälle dar, wo philosophische Milde den Zügel des Gesetzes ein wenig schlaffer halten könnte, ohne dadurchen zu müssen, es könnte eine jener gesellschaftlichen Verschütterungen daraus entstehen, die wir so kaum kennen und die Gelegenheit gegeben hat. Zwei Kinder stehen vor den Schranken: schon ihr Alter ist ein Ausbruch auf das Mitleid — zwei Wilde, wenn man will, die nach den Prinzipien des natürlichen Rechtes geurtheilt, die vom Evangelium nichts wissen und deren Glaube noch ist: Aug' um Aug' und Zahn um Zahn. Es ist dies ein Jrrthum, der am Fuß des Atlas vergeblich ist, aus scheint es über alle Masken streng, einen solchen Jrrthum an Schuldigen solcher Art mit dem größten Ernst der Freiheit für ein ganzes Leben lang, mit der insamirenden Strafe des Bagno, mit dreifach Pfund schweren Ketten an Händen und Füßen zu bestrafen. Ein Volk, welches sich tagtäglich sagt, daß es groß ist, und welches dies mit Recht sagen kann, soll mit sein, wenn es Strafen verhängt, gerade gegen Wilde, die weder Deputirten, noch Advokaten, weder Verwandte noch Journale haben, um gegen diese Uebermaß der Strafe Einspruch thun zu können. Sind Franzosengegen der Meinung, daß man ihnen mit einem Male plötzlich die Freiheit wiedergeben solle — und zwar aus dem Grunde, weil diese beiden armen Kinder von dieser Freiheit keinen Gebrauch würden zu machen wissen, und dann, weil es die Klugheit erfordert, daß man nicht zwei entflammte Afrikaner, die der Gerechtigkeit durch eine blutige That verfallen sind, im Staate frei umherlaufen lasse. Aber man sollte sie auch nicht in das Grab eines verworfenen Bagno hinabstürzen, nicht ihren Gehorsam, ihre Reue, ja ihre Moralität selber dazu benutzen, sie als Muster für zukünftige Galeeren-Sklaven aufzustellen, die, gleich ihnen, aus dem Jnnern von Afrika kommen sollen, um die Ketten auf den Kuderbänken von Algier zu schleppen. Diese Berechnung ist nicht sehr würdig; sie schlagen über einen anderen Behandlungsweise vor, die mit der Moral vielleicht besser übereinstimmt.

Ja, man muß ihre Thatkraft brauchen: schlecht geleitet, hat sie ein Verbrechen begangen; gut berathen und mit Weisheit benutzt, wird sie Gutes leisten. Weil alle Berichte der Aufseher schon günstig für die beiden Afrikaner lauten, so kann man hieraus auch hoffnungsreiche Folgerungen für ihre Zukunft ziehen. Möchte einen neuen Bagno man gründen, sondern eine eigentümliche Art von Besserungsanstalt, die Buße, wo die Kinder, die durch verhängnißvolle Gelegenheit Verbrechen begangen, gebildete Lehrer finden müßte, Lehrsäle, anstatt der Galeeren, und gute Bücher, statt der Ketten.*) Man sperre Aly und Soliman mehrere Jahre lang ein, aber fern von jenen Höhlen des Lasters und der Verderbniß, jener verfluchten Atmosphäre, die selbst die Jugend zu Grunde machen könnte. Man unterwerfe ihre lebendigen Afrikanischen Geister einer Lehre, worin man unserer Kinder unterweist, vor Allem in der Religion, die den natürlichen Menschen mildert und besser macht. Man gebe diesen vier kraftvollen braunen Armen, die nichts weiter wollen, als thätig sein und arbeiten, ein Gewerbe, und dann, wenn Klugheit und Vernunft uns sagen werden, daß aus ihrer Freiheit Niemanden weiter ein Schaden erwachsen könne, dann lasse man sie frei. Selbst der Reisende, hatte zwei Wilde mit sich genommen, die noch wie Schimmerlichen, als Menschen tödten, sie strafen sie. Später ließen sie von dieser ihrer ursprünglichen Neigung gänzlich ab, sie wurden in dem Stamm, aus dem sie gebürtig waren, Missionaire und predigten ihren kannibalischen Landsleuten den Abscheu gegen Blutvergießen und die Furcht vor Gott. Wir haben in Marseille einen Malayen kennen gelernt, diesen Gesicht die Narben von zwanzig Säbelhieben trug, er in Schlachten empfangen; er war der blutdürstigste Krieger der Sunda-Jnseln. Man hat ihn gefangen, er ist nach Frankreich zurückgebracht — und gegenwärtig predigt er auf Madagaskar das Evangelium und hat den größten Zulauf. Aly und Solyman sind in einem Alter, das sie die Bildung am günstigsten ist. Anstatt sie in einen Bagno zu erziehen, um einen anderen Bagno zu civilisiren, muß man sie gründlich unterrichten, um Algier zu civilisiren. Den Barbaren, die man bekehren will, muß man ihre bekehrten Brüder schicken — ein wirksameres Bekehrungsmittel giebt es nicht. Daß sie in Frankreich eine väterliche Unterweisung gefunden, das müßten sie den Afrikanischen Stämmen, jenen Völkern der Wüste, erzählen, die so trefflich ihre sind, auf die Erzählungen einen so mächtigen Eindruck machen. Aly und Soliman sind dergleichen Missionairs, die man an die neuen Franzosen des Atlas senden muß — es würde mehr nützen, als alle Bleichsüchtige, Bülletins, Tagebesehle und Kanonenschüsse.

Bibliographie.

Le Penitencier, avec une traduction francoise et des notes philologiques. — Von J. B. Glaire und Franck. Erste Lfg. (Es erscheinen 15 — 16 Lfgen. zu 5 Bogen.)

Agenda général: Livre pratique et employé du temps, pour l'année 1833 etc. — Von R. Jullien. 5 Fr.

Essai général d'éducation physique, morale et intellectuelle etc — Von R. Jullien. 7½ Fr.

Archives curieuses de l'Histoire de France, depuis Louis XI jusqu'à Louis XVIII, ou Collection de pièces rares et interessantes, telles que chroniques, memoires, pamphlets, lettres, executions, sieges, batailles, massacres etc. Publiée, d'après les textes conservés à la bibliothèque royale, par M. L. Cimber et autres employés de la bibliothèque royale. — Erster Band. 7½ Fr.

Bibliothèque historique de Diodore de Sicile. — Uebersetzt von M. F. Miot. 2 Bde.

Histoire de Normandie, depuis les temps les plus reculés jusqu'à la conquête de l'Angleterre, en 1066. Par Th. Lecoat. Précédée d'une introduction sur la littérature, la mythologie, les moeurs des hommes du Nord, par M. G. B. Depping. — Erster Band.

Précis de Chronologie ancienne. — Von Toulouzan. Erster Bd.

Jonische Jnseln.

Ueber Volks-Unterricht und dessen Nothwendigkeit. **)

Der aus der Bildung eines Volkes sich ergebende Nutzen wird selbst von denen anerkannt, die bies Alles gleichwohl mit Gleichgültigkeit ansehen. Es ist daher nicht nöthig, mit vielen Gründen die Vortheile für jeden Staat nachzuweisen, um welcher Willen es nöthig ist, daß das Volk in dem Genusse jener Wohlthat gesichert werde. Es kann die Meinung sind, daß die zu große Verbreitung von Bildung die Kraft der Gesetze schwächte, die Worte Baro's entgegen zu halten: „Wer sagt, daß die blinde Gewohnheit des Gehorsams ein festeres Band sey, als die durch Bildung gewonnene Pflicht, der behauptet das Nämliche, wie Jener, welcher meint, daß der Blinde sicherer mit seinem Führer gehen könne, als der Sehende mit seiner Laterne."

Die Wahrheit dieser Behauptung ist weniger zu entschuldigen, seitdem die Erfindung der Buchdruckerkunst diejenige erleichtert hat.

*) Die eiserne Kugel, welche die Galeeren-Sklaven zwischen den Füßen tragen.

**) Auf der Jnsel Korfu erscheint seit 1834 eine „Jonische Anthologie" alle drei Monate ein Heft oder Band) in Griechischer, Jtalianischer und Englischer Sprache, eben sowohl zur Belehrung, als zur Unterhaltung. Auch ist die erstere Rücksicht die vorherrschende, und die Einsicht unserer oft so seichten und leeren Unterhaltungs-Blätter hat sich zum Schluß noch nicht in jene Regionen Europa's verbreitet. — Obiger Aufsatz ist aus dem ersten Hefte entlehnt, wo er sich Englisch und Griechisch befindet.

Digitized by Google

Allein eben so wahr ist es, wenn gleich es paradox klingt, daß da, wo das gemeine Volk nicht ein Mal lesen lernt, die Erfindung der Buchdruckerkunst nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich sey.

Wenden wir zum Beispiel unsere Blicke nach der alten Hellas, der Lehrerin alles Schönen und Guten, so finden wir, daß wir hinlänglich bekannt ist, damals die Bücher mit großer Mühe geschrieben wurden, und daß sie daher selten waren. In jenen Zeiten ward fast alle Bildung durch mündlichen und öffentlichen Vortrag mitgetheilt. So wurde das Geschichtswerk des Herodot während der Olympischen Spiele öffentlich vorgelesen, und gewiß wußte, wer die Wagner das Essen anjetzt, auch der Philosoph in einer solchen Versammlung alle Augen des Zuhörer erfüllen und sich selbst zu würdigen und seine Schönheiten und Vorzüge nachzuahmen. Auch wird von Thucydides erzählt, daß, da er sich unter der Versammlung mit befunden und den Vater der Geschichte gehört, Thränen der Freude und des Eifers bei dem tiefsten Stillschweigen, womit alle Zuhörer der Vorlesung lauschten, und bei dem lauten Beifall, womit sie aufgenommen wurde, vergossen habe. Diese Thränen nicht unwichtige; aus ihnen ging vielmehr die Geschichte des Peloponnesischen Krieges hervor. So wurden auch die Lehren der Griechischen Philosophen mündlich und fast durchgängig öffentlich vorgetragen. Dies hatte das Gute, daß der ärmliche Bürger, wenn er nur Geist hatte, von diesen Lehren eben so gut Nutzen ziehen konnte, als der reichere. Von den Körper-Bewegungen der Lauf- und Ringens konnte es ja bei einfachen Verhältnissen des Philosophen zu lernen, zuerst zu erröthen über sich und über seinen Zustand, und dann gut und tugendhaft zu werden?

Auf diese Weise war der lebendige Geist der Lehre thätig und wirksam, und hierin liegt auch ein Grund der Schönheit und Feinheit der Alt-Griechischen Tragödien, Komödien und Briefe, Reden. Aber heutzutage, wo man über seine Wissenschaft oder Kunst schreibt, nimmt sich Keiner die Mühe, öffentlich und in mündlichen Reden seine Entdeckungen und Ansichten mitzutheilen. Jeder glaubt, genug zu thun, wenn er eine einzige Abschrift seines Buches für die Oeffentlichkeit bestimmt; denn er weiß, daß diese Abschrift mittelst der magischen Kraft der Presse vervielfältigt werden und so zu allen Nationen gelangen kann. Allein, wer vermag, hieraus Nutzen zu schöpfen? Nur der, welcher selten kann. Diejenigen im Gegentheil, die nicht lesen gelernt haben, die dadurch nicht nur gehindert, die Bücher und ihren Inhalt kennen zu lernen, sondern sie bleiben auch, weil sie in keinem Rufe der Bildung stehen, in der tiefsten Unkenntniß aller der Wissenschaften, die mit Leichtigkeit von den Gebildeten ergriffen werden. Dies Alles fühet einen sehr südbaren und mächtigen Unterschied zwischen den Armen und Reichen, in Ansehung des Denkens, mit sich, — einen Unterschied, der durchaus nicht wohlwollend aus der Weltordnung hervorgeht, und der daher auch solcher Gestalt im alten Griechenland nicht stattfand.

Entlehnen wir für unsere Behauptung ein Beispiel aus der Wissenschaft der Gesetzgebung, welche in dem vergangenen Jahrhunderte so große Fortschritte gemacht hat, so kennen diejenigen diese Fortschritte nicht, die nicht lesen können, und sie vermögen auch eben so wenig in vollem Maße die Absichten des Gesetzgebers zu begreifen und zu würdigen, diese Gesetze noch so sehr verbessern und vervollkommnen. Würden nun aber die Lehren und Systeme des Beccaria, Montesquieu, Bentham u. A. von Zeit zu Zeit öffentlich vorgetragen, so würden Viele aus dem Volke, besonders da, wo die Kunst zu lesen nicht gelehrt worden, die von Jenen vorgetragenen Wahrheiten lernen und sie dann auch Anderen mittheilen.

Wir sind weit entfernt, jedwedurch die Wohlthat der Buchdruckerkunst, dieser großen Vervollkommnungs-Maschine menschlichen Wissens, herabsetzen zu wollen; wir wollten nur die Censur der Staaten darauf aufmerksam machen, daß ein Volk, welches die Mittel verloren hat, Kenntnisse mittelst der Augen sich zu verschaffen, in dem Zustande sittlicher Entartung sich befindet, deren wir in den Jahrhunderten vor jener bewundernswürdigen Erfindung kein Beispiel haben.

Nord-Amerika.

Die periodische Literatur der Vereinigten Staaten.

Es war im Jahre 1639, als die erste Druckerei in den Englischen Kolonieen Nord-Amerika's errichtet wurde. Es währte 35 Jahre nach ihrem Anfangen in Cambridge, bis der erste Kunst-Verleger sich hervorrichte, mit 50 Jahre, bis sie Philadelphia erreichte. Die erste Zeitung erschien im Jahre 1704; sie hieß „the Boston News Letter" und wurde jeden Montag ausgegeben. Die ersten 18 Jahre gehörte sie dem Postmeister Campbell, einem Schotten von Geburt; hernach Green, und wurde von diesem und seinen Nachfolgern fortgesetzt, bis die Englischen Truppen im J. 1776 Boston räumten. Sie war in den letzten Jahren das Organ der Tory-Partei gewesen. Die einzige Nummer, welche während der Belagerung in Boston herausstam, Campbell's Nachfolger im Post-Amte, die Vortheile, die diese Stelle gewährte, zu gleichem Zwecke benutzend, gab vom 21. Dezember 1719 an die „Boston Gazette" heraus; sein Drucker war James Franklin. Dieser wechselte bald mit einem anderen, von einem neuen Postmeister angenommenen Drucker, Namens Kneland, welcher, als er gleichfalls den Druck der Gazette verlor, auf eigene Unkosten das „Journal von New-England" herausgab, welches fünfzehn Jahre erschien, und hierauf mit der Gazette vereinigt wurde, den Namen „Boston-Gazette und Wochenblatt" führend, bis zum Jahre 1732, wo Kneland sich von seinem Handels-Geschäften trennte und einen „Weekly Advertiser" herausgab, der aber schon nach zwei Jahren, als ein Opfer der Stempel-Akte, wieder einging.

Mittlerweile gab der erwähnte Franklin am 17. August 1721 das dritte Boston-Blatt heraus, „the New England Courant", das sechs Jahre bestand. Um sich ein Publikum zu schaffen, griff der Herausgeber die angesehenen Männer und die geltenden Meinungen des Tages in offener aber beleidigender Sprache an. Seine Mitarbeiter nannten nun die Freidenker oder auch mit minderer Schonung den Kindh des Teufels Courant. Aber das Vorzüglichere in den besseren Tagen der Courant lieferte Franklin's Bruder, Benjamin, der damals als Setzling in der Druckerei arbeitete. Die mit dem Blatte unzertrennte Geistlichkeit und die Regierung suchten es mit Prozessen heim, doch würde es sich durch die Beistegsmuth und bei einer verständigen Verwaltung gehalten haben, wenn nicht Franklin sich mit seinem Bruder entzweit hätte. Des Letzteren Flucht nach Philadelphia machte dem Leben der Courant ein Ende; Franklin junior ging nach New-York und Benjamin, der jüngere, obgleich noch minderjährige Benjamin, als Herausgeber genannt werden. Vier Jahre nachdem die Courant aufgehört hatte, erschien das „Weekly Rehearsal", herausgegeben von dem berühmten Jeremias Gridley, nachmals General-Advokat in Massachusetts Bay, zu jener Zeit aber mit jungen Rechtsgelehrter von ausgezeichnetem Talent; allein schon nach einem Jahre stritte er seine Arbeiten in diesem Fache fort, und Rehearsal hatte kam in 61 ganze Bogen zusammen. Hierauf, bis nach einigen Jahren den Namen der „Bostoner Aber-Post" gab und es bis an seinen Tod, 13 Jahre lang, fortsetzte. Außerdem gab es, vor 1750, noch zwei andere Bostoner Zeitungen: „Der wöchentliche Postbote" (1734 bis etwa 1754) und der „Independent Advertiser", (1748 — 1750); in sämmtlichen Englischen Kolonieen aber nur zwanzig und zwar außer den genannten 7 in Boston noch ein „Amerikanischer wöchentlicher Merkur" (seit 1719 ganz des Journalisten Zierz, der die Neu-York-Gazette (1728, 16. Oktober) und noch drei andere in dieser Stadt; die Pensylvanische Gazette, die im Jahre 1729 von Franklin gekauft und von ihm 30 Jahre redigirt wurde, noch zwei andere — eine Deutsche in Philadelphia; die Gazette von Annapolis (1728), Charlestown (1731) Rhode Island (1732) Virginia (1736) und eine zweite von Charleston (1734).

Die ersten Zeitungen erschienen auf einem halben Bogen, bald in Folio, bald in Quart. Als die News-Letters erschien, gab es im ganzen Britischen Amerika nur 4 bis 5 Post-Aemter; in der ersten Nummer des gedachten Blattes befand sich nur eine einzige Anzeige, in der zweiten zwei. Erst im J. 1718, nachdem die Zeitung 14 Jahre bestanden, zeigte der Eigenthümer, Campbell, an, daß es bei einem halben Bogen wöchentlich unmöglich sey, alle Nachrichten aus diesem Theile der Welt, worin er haber verschiedene alle 14 Tage einen vollen Bogen zu geben. Einige Monate nachher machte er seinen Lesern bemerklich, wie sehr durch diese Methode die Mittheilungen beschleunigt würden! Denn ein Jahr vorher seyen sie — Großbritannien ausgenommen — mit den Nachrichten aus der alten Welt um dreizehn Monate zurück gewesen, jetzt aber nicht mehr fünf Monate. Aber es sehr der ganze Bogen ihm auch nicht gefüllt, so sey er doch nöthig. Von 300 Exemplaren habe er es billig, ihm jährlich für Druck und Papier 4 — 8 Schillinge mehr zu geben, wenn er auch seine Arbeit umsonst liefern wolle. Der sinnreiche Campbell lieferte aber auch ganze Bogen, die Hälfte mit Zeitungs-Nachrichten, die andere Hälfte aber ganz leer zum Briefschreiben, so daß solche Briefe nur das Zeitungs-Porto zu zahlen hatten. Campbell, der sich noch mit der Courant weiblich zankte, starb als Friedens-Richter in einem Alter von 75 Jahren.

Von einer periodischen Literatur, die mehr als Tagesblatt sey, findet sich vor der Revolution nur Weniges. Das am 2. März 1743 begonnene Bostoner Wochen-Magazin (ein halber Bogen in Oktav) kam nur bis zur vierten Nummer. Die „christliche Geschichte", die in derselben Gestalt ausgegeben wurde, dauerte von 1743 bis 1745. Drei Jahre erschien ein Monats-Heft in Oktav (1744), genannt „das Amerikanische Magazin und historische Chronik" (1743 — 1746), herausgegeben von Gridley, nachdem er sich von dem „Rehearsal" zurückgezogen hatte. Nur vier Mal erschien das Monats-Blatt „Neu-Englands Magazin zum Nutzen und Vergnügen" (60 Seiten in 12.) im J. 1758. Das Königliche Amerikanische Magazin lebte nur ein Jahr (1774). In Woodbridge (Neu-Jersey) wurde zwei Jahre, von 1758 an, ein „neues Amerikanisches Magazin", monatlich, herausgegeben von dem Aberrichter und Sprecher Samuel Nevis. Das im J. 1741 zu Philadelphia begonnene Amerikanische Magazin ging bald wieder ein; ein gleiches Schicksal hatte das gleichzeitig von Franklin unternommene General-Magazin, welches nur dem Bedrufe Franklin's, nicht als Verleger, sondern als Autor seine große Verbreitung verdankte. Nur drei Monate lebte ein anderes Magazin vom Jahre 1757, zwölf Monate eines vom Jahre 1769, monatlich übrigens seit eines vom Jahre 1771. Im Jahre 1775 begann Robert Aitken das Pensylvanische Magazin, welches seinen Ruf den Beiträgen von Thomas Paine verdankte. Das Beste, was Paine für die Presse lieferte, war der Entgelt derjenigen Stimmung, in die ihn drei Glas Branntwein versetzten. Im Ganzen hat es demnach vor der Revolution 12 Monatsblätter gegeben, 5 in Boston, 6 in Philadelphia, 1 in Neu-York, die sich meistens aber keines sehr große Periode erfreuten. Aber was das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts dergleichen Unternehmungen eben so wenig günstig. Am längsten erhielten sich das Columbische Magazin und das Amerikanische Museum, beide zu Philadelphia von 1787 bis 1792, die Magazine von Neu-York (1790—1797) und von Massachusetts (1789 — 1795). Im Jahre 1794 versuchte Charles Brockdenbrown, Verfasser von Wieland, Ormond und Arthur Mervyn, in Philadelphia eine Herausgabe einer „American Review", die aber bald wieder eingestellt wurde.

Digitized by Google

Mit dem 1. Januar 1801 erschien die erste Nummer von Dennie's „Portefeuille", einem geistvoll geschriebenen Wochenblatte, das einige Jahre bestand, doch aber dem Herausgeber wenig einbrachte. Seinen Ruhm wie seine Zufriedenheit überstrahlt, starb Dennie im Jahre 1812. Bedeutender war Brown, Verfasser einiger Romane, der 1803 das „literarische Magazin" und 1806 ein „Annual Register" herausgab; er brachte letzteres auf fünf, ersteres auf acht Bände, und starb wenige Wochen nach der Erscheinung des letzten Bandes vom Register. Eine Lebens-Beschreibung dieses verdienstlichen Mannes, von Prescott, findet man in Sparks Sammlung. Im November 1803 gab Pinehas Adams, unter dem Namen Sylvanus Pierce, zu Boston die erste Nummer der „monatlichen Anthologie" (3 Bogen in 8) heraus, Da er aber fast allein den Inhalt liefern mußte, so verlor er mit der sechsten Nummer die Geduld; Sie siebente, welche der Prediger Emerson besorgte, führte auch den Namen: „Wasserfalls Magazin", der bei der zehnten Nummer in „Wasserfalls Review" wandelte, welcher Titel dem Werke bis zu seinem Aufhören (1811) verblieb. Emerson hatte sich mit gelehrten Freunden vereinigt, so daß er anfündigen konnte, das Werk werde von einem Vereine besorgt. Dieser Verein war der Ursprung des antidogischen Klubbs, und da dieser sich schnell vergrößerte, entstand endlich daraus das Bostoner Athenäum.

Zwei Bände des literarischen Alterei erschienen 1806 in Cambridge, von einem Gesellschaft der Yale-College-Gesellschaft; ebendas selbst 1812 und 1813 vier Bände einer Quartalschrift, genannt „General-Repertorium." Der Herausgeber des letzteren, Kanten, hatte 27 Mitarbeiter. Im Mai 1815 stiftete William Tudor, nachmals Gesandter in Rio Janeiro (wo er 1829 gestorben), die Nord-Amerikanische Review. Es erschien anfänglich alle zwei Monate ein Heft, Recensionen, Gedichte und Miscellen enthaltend; aber nach dem siebenten Bande wurde sie vierteljährig, und zuletzt jährlich. Sie übertheilungen von Werken und vermischte Aufsätze bestimmt. Im Jahre 1819 wurde auch diese letztgenannte Rubrik ausgeschlossen, und das Blatt ganz dem Typus Europäischer Werke dieser Art angepaßt. Damals ging die Review so gut, daß von mehreren Bänden neue Auflagen gedruckt wurden. Von 1822 bis 1830 besorgte Sparks die Herausgabe, seit jener Zeit Ch. Bowen. Im vorigen Monat (1835 Januar) ist die 80ste Nummer, oder der erste Heft des vierzigsten Bandes ausgegeben worden. Im J. 1827 begann zu Philadelphia die Herausgabe der Amerikanischen Quarterly Review, unter der Leitung des Hrn. Walsh, und die der westlichen Review in Cincinnati (bis 1833); im J. 1828 der südlichen Review in Charleston, herausgegeben von Hrn. Legaré, zyt Gesandten in Belgien (auch nur bis 1833). Herrn Blunt's Amerikanisches Monat Register erscheint seit 1827 in New-York, ebendaselbst eine andere Quartalschrift, außerdem noch in Philadelphia ein „United States Review."

Bloß theologischen Inhalts sind der Christian Examiner von Boston (seit 1813), und der „christliche Zuschauer" in New-Haven (Connecticut). Von den mehr belletristischen Werken der Art, deren Zahl sehr beträchtlich ist, führen wir nur hier an: Salmagundi vom Jahre 1807, 500 Seiten in 18; das analytische Magazin, von Irving Lebensbeschreibungen von Seelenten liefert; das rothe Buch von Ernst in Baltimore, der an der Cholera starb. John Howard Payne gab in seinem 14ten Jahre zu New-York den Thespischen Spiegel heraus, ein wunderbares Beispiel frühreifen Genies. In Boston lieferte Madam Murray den „Gleaner;" ebendaselbst erschien 1808 „the Ordeal," mit Briefen nach Art von Junius. Auch an Almanachen haben wir reinen Mangel. Der Wachsthum der periodischen Literatur seit 90 Jahren ist erstaunungswürdig. Im Jahre 1750 gab es nur elf Zeitungen in dem Britischen Amerika, im Jahre 1775 vierundbreißig. Bald nach der Revolution wurden in Philadelphia und New-York die Wochenblätter zu Tagesblättern; in Boston war dies erst 1813 der Fall. Im Jahre 1800 gab es in den Vereinigten Staaten 150, und zehn Jahre später, 350 periodische Blätter zu 22½ Millionen Exemplaren. Im Jahre 1833 betrug die Zahl der amerikanischen Almanache zusetzige, an zwölfhundert, und zwar dies eigentliche Zeitungen, worunter 100 auf Maffachusetts kommen. In Boston allein berechnete man die Zahl der periodischen Productionen des gedachten Jahres auf nicht weniger als 90, nämlich: 43 Zeitungen, 3 halbmonatliche, 22 monatliche, 5 zweimonatliche, 7 vierteljährliche, 1 halbjährliches und 9 jährliche Werke, worunter 6 Almanache. Ganz Europa soll nur zweitausend Bücher jährlich, d. h. bloß neuen auf Spanien und Rußland zusammen 100 kommen. Vor dreihundert Jahren hat es nur eine einzige Zeitung in Europa gegeben, nämlich in Venedig.

(N. A. R.)

Bibliographie.

Esop junior in Amerika. (Der jüngere Aesop in America.) Eine Sammlung von Original-Fabeln.) New-York.

Lessons on elocution. (Lehren über die Aussprache.) Nach Sheridan, von Dr. Jemsaw. Baltimore.

Mannigfaltiges.

— Englische Literatur im Jahre 1834. Die Zahl der im verflossenen Jahre in London herausgekommenen Bücher, mit Einschluß der neuen Ausgaben, Flugschriften und Zeitschriften, beläuft sich auf 1270, also gegen 100 mehr als im Jahre 1833. — Die Zahl der Kupferstiche war 73 (worunter 31 Portraite).

— Wachsthum des Menschen. Unter den in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Paris vom 19. Januar von Hr. Duvetiet in Bissêtel eingegangenen Abhandlungen befinden sich auch die Recherches sur la loi de croissance de l'homme. — Der Verfasser stellt in denselben die Resultate seiner Beobachtungen in Bissêtel und der Provinz Brabant in folgenden allgemeinen Sätzen zusammen: 1) Die Gränzen des Wachsthums sind bei den beiden Geschlechtern verschieden. Die Frau wird nämlich nicht so groß, als der Mann; sie erreicht den höchsten Standpunkt ihrer Entwickelung früher als jener, und endlich ist das Quantum ihres jährlichen Wuchses geringer, als das des Mannes. — 2) Der Stärker ist in einem Alter von neunzehn Jahren im Durchschnitt um zwei bis drei Centimeter größer als der Landbewohner. — 3) Das Wachsthum des Mannes scheint mit den fünfundzwanzigsten Jahre noch nicht ganz beendigt zu seyn. — 4) Junge Leute aus wohlhabenden Familien, die sich mit Muße den Studien widmen, erreichen im Allgemeinen mehr als die mittlere Größe. — 5) Beim Kinde, und schon beim Embryo mehrere Monate vor der Geburt, schreitet der Grad des Wachsthums bis zur vollständigen Entwickelung in sehr ungleichen Verhältnissen fort, welche zuletzt beständig abnehmend er mit dem ferneren Alter sich allmälig verringert. — 6) Hingegen fällt zwischen dem fünften und sechzehnten Jahre schreitet das Wachsthum ziemlich regelmäßig fort, und die Schnelligkeit, mit der es vor sich geht, ist etwa auf ein Zwölftel derjenigen des Fötus in den letzten Monaten vor der Geburt anzuschlagen.

— Das Gewicht des Menschen nach dem verschiedenen Alter und in Verschiedenen Ländern ist der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom Herrn Quetelet in Bissêtel mitgetheilte Recherches sur le poids de l'homme aux différens âges entnehmen wir folgende Resultate: 1) Gleich bei der Geburt bemerkt man, so wie hinsichtlich der Größe, eben so auch hinsichtlich des Gewichts, einen Unterschied zwischen den Kindern beider Geschlechter. Das mittlere Gewicht der Knaben ist 3 Kilogramm 20 Gr.*), dagegen das der Mädchen 3 Kilogr. 11 Gr. Also ist der Knabe um 9 Gr. beträchtlicher (plus tee **), und die der Mädchen 0,444 Metre. — 2) Das Gewicht des Kindes nimmt gleich nach der Geburt ungefähr bis zum dritten Tage etwas ab, und erst am Ende der ersten Woche beginnt es merklich zuzunehmen. — 3) Bei gleichem Alter ist das männliche Individuum im Allgemeinen schwerer als das weibliche; nur in dem Alter von 12 Jahren haben beide im Durchschnitt ein gleiches Gewicht. Zwischen den ersten und zehnten Jahre beträgt die Differenz 6—8 Kilogr. von dem Gewicht und 7 Centimetres von ihrem Wuchse. — 6) Während der Zeit ihrer Entwickelung verhalten sich die Quadrate ihrer respectiven Gewichte in den verschiedenen Altern wie die fünfte Potenz ihres Wuchses. — 7) Nach vollendeter Entwickelung verhalten sich die Gewichte ungefähr wie die Quadrate des Wuchses. Aus diesen beiden letzteren Angaben läßt sich entnehmen, daß der Mensch mehr in Höhe wächst, als die Fläche und Dicke. — 8) Der Mann erreicht das Maximum des Gewichts ungefähr in seinem vierzigsten Jahre, während dasselbe gegen das sechzigste Jahr merklich abzunehmen beginnt. — 9) Die Frau erreicht das Maximum ihres Gewichts erst in dem Alter von funfzig Jahren, und während der Zeit ihrer Fruchtbarkeit, nämlich zwischen dem achtzehnten und vierzigsten Jahre, nimmt das Gewicht bei ihr auf einer nur wenig beträchtlichen Weise zu. — 10) Bei völlig ausgebildeten Personen in regelmäßigem Zustande zeigt sich eine Verschiedenheit hinsichtlich des Gewichts, das ungefähr von 1—2 abweicht, während man hinsichtlich der Größe nur eine Verschiedenheit von 1 und 1½ bemerkt. Daraus ergiebt sich etwa folgender Ueberschlag:

	Maximum.	Minimum.	Mittlere Zahl.
Männliches Gewicht	98,, Kil.	49,, Kil.	63,, Kil.
Weibliches Gewicht	93,, '	39,, '	55,, '
Männliche Körpergröße . . .	1,000 Met.	1,027 Met.	1,014 Met.
Weibliche Körpergröße . . .	1,740 '	1,001 '	1,870 '

11) Bei gleichem Wuchse, bis zu einer Höhe von 1,, Metre, die ungefähr dem Alter der Pubertät entspricht, wiegt das weibliche Individuum etwas weniger als das männliche, dagegen über die angegebene Summe wiegt es etwas mehr. — 12) Das Gewicht eines Individuums ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter beträgt 44,, Kilogr., unterschreitet man dagegen die beiden Geschlechter von einander, so beträgt dasselbe 47 Kilogr. bei den Männern, und 42,, bei den Frauen. — Denkt man sich eine Bevölkerung von zehntausend Seelen von gleichviel Männern und Frauen, so wäre das Gewicht auf ungefähr 447,000 Kilogr. anzuschlagen, wovon 226,000 auf das männliche Geschlecht kämen. Die Gesammtheit der Einwohner von Brüssel, die man auf 100,000 schätzt, würde 4,472,810 Kilogr. betragen, oder ungefähr vierundzwanzig soviel wiegen, als ein Wassertrubus, der 10 Metre zur Basis hätte, und das ganze menschliche Geschlecht, das man auf 737 Millionen anschlägt, würde demnach nicht mehr wiegen als 33 Wassertrommeln, die je 100 Metres zur Basis hätten, eine Wassermasse, die in einem Bassin Platz fände, das nicht mehr als eine Oberfläche von einem Drittel einer Hectare, und eine Tiefe von 100 Metre haben dürfte. ***)

*) Ein Kilogramm ist ungefähr 2 Pfd. 1½ Loth unseres Gewichts.

**) Ein Metre beträgt 3 Fuß 11,044 Linien Pariser Maaß.

***) Man ersiehet mit Vieler Notizen übrigens einen in Nr. 150 des „Magazins" vom Jahre 1833 befindlichen Artikel über denselben Gegenstand.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Tlr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 19. Berlin, Freitag den 13. Februar 1835.

England.

Die Musik der Shakespeare'schen Poesie.

Poesie und Musik sind so tief, so innig und auf so naturgemäße Weise mit einander vereinigt, daß es unmöglich scheint, die eine könne irgend einen Weg wandeln, auf dem die andere ihr nicht folgte. Wo die Poesie ihren Fuß hinsetzt, da brugen sich die Kräuter, und die Blumen neigen sich still zur Erde und bleiben gebückt mit ihren Blättern und Kelchen, denn sie wissen, daß auch die schöne Nymphe Musik nicht fern ist und bald hinter jener der Reflexion Wegen wandeln wird. Wie Echo und Narcissus rufen sich die beiden himmlischen Gestalten immerwährend und suchen sich mit dem Laut zu erreichen. Sie sprechen und singen, und Rede und Gesang sind wie Frage und Antwort. Man nehme ein Shakespeare'sches Drama, welches man wolle, man versenke sich ganz in den Gedanken des Dichters, aus dem er es schuf, ersasse seine Intentionen in der Tiefe, aus der die Blume aufsteigt, und wird sich in ein Gebiet versetzt fühlen, wo nicht mehr Worte und Sprache, sondern Töne laut werden und uns entzücken. Oder man betrachte einen einzelnen Charakter in seinen Dramen, wie Julia, man lausche auf ihre Klagen voll Gluth und Kindlichkeit, voll Leidenschaft und zarter Mädchen-Keuschheit, — und frage sich, ob man nicht Musik vernimmt, ob die ganze Gestalt nicht in Tönen zerfließt und ein duftersüße reine Harmonie aus ihr wie aus Kelche der Blume aufsteigt? Oder man betrachte Shakespeare's Titania. Welche reine magische Accorde im Gesäusel der Wolke! Die Strahlen der Sonne klingen im Glockenkelch der Lilien, die Blätter reden, die Rehren des Feldes flüstern, Alles singt und spricht vor Freude oder Schmerz, und über die mannigfachen Töne fährt der Hauch des Abendwindes und macht die vielen Töne zu einem einzigen Accord. So sind wir in das Gebiet der Musik versetzt durch die Poesie, und wenn wir ein Beethoven oder ein Weber wären, so schrieben wir die Symphonie auf, die uns aus Shakespeare entgegenklingt. Deshalb möchte ich Shakespeare einen Musiker nennen, einen Musiker, wie Pythagoras und Plato es waren.

Es giebt zwei Arten Musik, die sehr verschieden sind. Die eine erscheint uns wie ein großes harmonisches Meer, wo alle Mächte des dunkeln Schicksals ihre Wogen zugemiß durch einander werfen. Wir stehen am Ufer und möchten oft eine Frage hinüberschicken in den Lärm der Elemente, wo alle unsere Tränen sich bunt durchkreuzen und unser dunkeler innerer Mensch Gestalt gewinnt, aber eine unsichere, zerflossene Gestalt. Hier ist Beethoven Meister. Dies Meer voll Harmonie beherrscht seine Muse. Es giebt aber auch eine andere Art Musik; dies ist die Musik der Erde. Sie verliert sich nicht, wie die wogende Fluth, in den ungreifbaren Himmel, sie zeigt bestimmte Gestalten voll bestimmter Art, der Geselligkeit, es sey Liebe oder Haß, Eifersucht oder Rache. Diese Musik voll Wirklichkeit und gegebener Wahrheit ist Shakespeare's Musik.

Shakespeare ist deshalb ein so großer Tonkünstler, weil er ein so großer dramatischer Dichter ist. Beide Musiken, Musik und Poesie, sind himmlische Blumen, die an demselben Stengel wachsen; derselbe Blumensaft nährt und tränkt sie. Die Musik, die man zu einem Shakespeare'schen Stücke komponirte, könnte dem Werke nichts mehr hinzuschaffen; es hat schon alle Musik selbst in sich. Wenn Mozart Juliens Stirn küßte, wenn er um ihre weiße Schulter eine Fülle von Tönen wie ein neues überirdisches Gewand legte, würde das doch nichts an der Gestalt der Julie ändern; sie bliebe, was sie ist, die Jungfrau Shakespeare's, Romeo's Geliebte; sie würde nicht schöner, reiner, göttlicher: sie würde dieß singen, statt zu reden. Ich weiß nicht, aber es kommt mir so vor, daß man einmal sagar den Hamlet in Musik setzen wird, diesen melancholisch gebeugten, in allen Zweifeln des Gedankens umherirrenden Hamlet, dessen Charakter doch so sehr nur der Poesie anzugehören scheint. Es schwimmt über einem Shakespeare'schen Gedicht eine Fülle von musikalischen Ideen, so daß ein Musiker nur die Hand öffnen dürfte, um Lieder, Arien und Passagen abzuschöpfen. Auch der Philosoph findet auf dem Grunde und Boden der Poesie dieses Dichters tiefe Geschäfte; es darf nur die Schaufel aufwerfen, so sieht er Gold und Edelsteine vor sich. Shakespeare ist wie die Erde, in deren Tiefe Metalle schlummern und auf deren Oberfläche die Blumen-Felder wogen. Im „Kaufmann von Venedig" heißt es einmal, der Mann, der nicht in sich selbst Musik habe, den nicht die Harmonie der Töne rühre, der sey zur List, zum Verrath, zu allen Ränken fähig; sein Herz sey wie die Nacht, seine Leidenschaften wie der Tartarus so dunkel. Einem solchen solle man nicht trauen! — Man könnte, oder die Lust des Dichters allzu sehr zu verändern, auch sagen: Der Musiker, der Shakespeare nicht versteht, der von den Reizen Juliens nicht gefesselt, von Lear's Unglück nicht erschüttert wird, sey auch für die tiefern Gewalten seiner eigenen Kunst verschlossen. Von ihm erwarte man kein Werk. Eine Harmonie kann nur ein Mischmasch von Stimmen und Tönen, seine Melodie nur ein trivoler Lärm seyn, der einen Augenblick unser Ohr bestickt und dann verhallt, ohne je unsere Seele berührt zu haben. Einem solchen Musiker traue man nicht!

Unter den Dramen Shakespeare's sind es vornehmlich drei, aus denen die Musik ihre Stoffe schöpfen kann, ohne den Reichthum derselben ganz zu verbrauchen. Ich meine Romeo, Othello und König Lear. Die Liebesthränen Juliens, der Sturm der leidenschaftlichen Eifersucht des Mohren und der Wahnsinn des Unglücks, der wie ein Gewitter auf das nackte Haupt des gebeugten Lear hereinbricht, dies sind ewige Themata für Symphonieen. Die tiefsten Mysterien des Menschen-Geschicks, seine süßeste Lust und seine bitterste Qual, sind hier zur Offenbarung gebracht. Musiker, nur zu übersetzen in unsere Sprache habt ihr, was hier geschieden steht. Hörtest könnt ihr nicht ersinnen, tiefer nicht hinabsteigen in den Schacht der menschlichen Seele! Ihr habt hier nur zu lernen und dann sie euch zu benutzen, was der gottgemeihte Dichter schon in seiner Sphäre vollendet hinstellt. Der Taucher ist schon hinabgestiegen in den Ocean, er hat die heiligen Perlen schon heraufgebracht; euer Werk ist es, sie zu nehmen, zu fassen und einzukleiden in einen Ring, dessen Metall die zarte Perle nicht verdunkele. Man sage nicht, diese Shakespeare'schen Stücke seyen schon zu häufig auf der Bühne gegeben, schon zu viele Musiker hätten bereits die Stoffe zu Opern benutzt. Die Shakespeare'sche Muse ist in allen drei Dramen für den Musiker noch jungfräulich und unberührt, sie wartet noch wie eine keusche Braut auf den musikalischen Bräutigam! In das Kabinet des Theater-Direktors gehört die Erwägung hin, ob es zweckdienlich sey, Romeo und Julia oder Othello mit neuer Musik auf die Bühne zu bringen; wollt ihr Künstler seyn, dürft ihr nicht also reden. Genug, die Shakespeare'sche Muse ist noch nicht reicher in den drei Stücken, als in den Compositionen, die jene Stoffe zur Unterlage nahmen.

Daß ein mittelmäßiger Musiker sich in den Kopf setzte, einen Romeo zu schreiben, kann dem Romeo nichts thun, er ist derselbe geblieben. Der frivole Sinn saßt die Fülle des reinen idealen Gehaltes nicht, der in Shakespeare's Liebes-Tragödie vorhanden ist; er fährt über den Stoff hin, wie der Hauch über eine Krystall-Schale. Wer sich der reinen, keusch verhüllten Götter-Gestalt naht, dessen Sinn muß rein und keusch seyn, sonst erbleicht er und sinkt ohnmächtig zusammen, wenn er den Schleier lüften will. Zingarelli schrieb einen Romeo. Zwei lange Akte tändelt und läuft seine Musik hin, ohne an den Stern zu denken, der ihn hätte leiten sollen. Seine Töne sind ohne Dicht, sie tappen im Dunkel. Wer das Shakespeare'sche Liebesdrama kennt, findet in Zingarelli's Oper keinen Romeo und keine Julia. Erst im Finale tritt wirklich Romeo ein Mal vor uns, wie wir ihn kennen. Als er in dem Todten-Gewölbe wie eine blasse Lilie über das Grab der Julia hinsinkt, als Schmerz und Verzweiflung in ihm den Gipfel erreichen, und er jene Arie singt: „Ombra adorata" —, da ist es, als wenn ein Shakespeare'scher Hauch über die Seele des Musikers gefahren sey, während er jene Töne setzte. Das ist das Einzige von Werth in Zingarelli's Oper. Diese Arie ist unsterblich, als Partitur erhielt gar kein musikalischer Romeo. Anderen Künstlern muß es überlassen bleiben, das Werk zu ergänzen.

Welche Oper könnte ein tiefes Genie aus Shakespeare's Drama schaffen! Alle Grazie Cimarosa's, alle Phantasie Weber's müßte sich vereinigen, um des Dichters Ideen zu erschöpfen. Welche Duette könnten entstehen aus den Scenen, wo sich Romeo und Julia begegnen, zuerst auf dem Masken-Balle, dann im Garten, voll weicher, sehnsüchtiger Nachtluft, und endlich unter den Schauern des Todtes. Wie würden diese Scenen durch eine Musik verklärt werden, welche in ihrer Sphäre das leistet, was Shakespeare in der Poesie leistete. Und wie harmonisch gruppiren sich die anderen Charaktere in dem Drama um die beiden Liebenden! Welche humoristische Lieder könnten die Amme und Mercutio singen! Wie herrlich müßte sich die Erzählung von der Königin Mab in Musik umsetzen lassen!

Ich kenne unter den heutigen Komponisten nur Einen, der von Romeo und Julia eine würdige Musik liefern könnte, wenn er sich in sich concentrirte. Dies ist Rossini. Er ist ein zu großer Künstler, um das, was er geschrieben, — es sind ungefähr dreißig Opern — für erschöpfend zu halten. Er verachtet zu sehr das Lob der Journalisten und schlägt den Beifall des Parterres nicht zu hoch an. Rossini hat gewaltige Mächte in seinem Innern, aber er hat sie noch nicht vergeudet, man kann nicht eine einzige seiner Opern nennen, die frei von Flüchtigkeit und Nachlässigkeiten wäre. Er hat, wenn man seine Werke

Digitized by Google

von Anfang bis Ende durchwusstet und auf die Waagschale tegt, kein einziges durch und durch gediegenes aufzuweisen, das ihm seinen Ruf so sichere, wie es durch Euryanthe oder Oberon für Weber geschieht. Meister! — möchte ich zu ihm sagen — Du stehst in der Reife der Jahre, Du hast noch die Kälte Deines Genius unverwelkt und blühend in Dir, heile Dich, ein Werk zu schaffen, in dem alle Deine zerstreuten Schönheiten beisammen sind, denn wenn Du sie so als Einzelnheiten unter einer Masse nichtssagender Töne ruhen lässest, so wird die Nachwelt kaum nach Deinen Werken fragen, oder es wird sie zerspötteln und sich eine Aehrenlese machen, die allein für sie werthvoll ist. Sammle Du selbst die Aehren zu einer reichen, ewigen Garbe!

Rossini wird, selbst oder spät, noch einen Roman schreiben. Er muss es, und wäre es auch nur, um Shakespeare mit sich zu versöhnen, den er in den ersten beiden Akten des Othello so unwürdig behandelt hat. Jede Partie ist hier mit einer unglaublichen Fabelfähigkeit gesetzt, es ist ein so völliger Mangel an Haltung, Einheit und Charakter in den ersten Akten dieser Oper, daß, wenn Rodrigo Lust hätte, eine Arie des Mohren zu singen, und dieser eine Passage von seinem roulirte, dies gar kein Aufsehen erregen würde.

Wie Zingarelli, hat auch Rossini nur die letzte Scene vom Shakespeare'schen Werke aufgefaßt und verstanden. Weder Desdemona's kindliche, fabelose Seelenruhe, noch des Mohren wildbewegter Wogenerauch, noch Jago's höhnende Teufelei, nichts von allen diesen Mächten spricht sich in den ersten Akten genügend aus, bis den Komponisten in der letzten Scene die Situation selbst ergreift, und in eine dichterische Höhe versetzt, die Shakespeare's würdig ist. Wie gerathen plötzlich mitten in den Wunsch der Leidenschaft, sie möge sterben, wie mit einem Mal, mit einem Mal geschieht. Im Dichter erleben wir Alles stufenweise, und begreifen die letzte Scene, da sie nur das Resultat der früheren Leidenschaften, und der Ausgang der früheren Zustände ist. Rossini ergreift uns aber nach langem Hin- und Herständen jetzt erst wie ein Wirbelwind, der uns schonungslos in seinen Strudel stürzt. Und doch selbst auch die Einfachheit kann hineinspielen, wie sie, die so künstlerisch die wilden Elemente der Leidenschaft beherrscht ist! Rossini zeigt hier, was er Großes vermag. Anfangs die verhängnißvolle, dunkelmächtige Melodie, die durch das Orchester läuft, und die uns wie ein unterirdischer Orkan mit banger Todes-Ahnung erfüllt. Wie ein unschuldiger Vogel, der sich in ein ödliches Netz verstrickt, läuft dann eine helle Passage voll süßer Einfalt dazwischen, und wir zittern für den armen Vogel, der sich in's Verhängniß hineinspielt, ohne Arglist zu kennen. Desdemona, und so schlafen sich deren Angst ein, und verlässt sich in das stille Lied vom Weidenbaum. Sie schläft ruhig. Die letzten Töne ihres Gebetes sind verhallt, da bricht die unmenschlichste der Leidenschaften über uns ein mit dröhrem und doch tückisch thatlustigen Thun. Der Mohr tritt ein. Ein gellendes Misorneil begleitet seinen Eintritt. Ach, o Wunder! es ist kein Komödiant mehr, der sich den Anschein seines Ergrimmens giebt, um nur Etwas sich zu gewinnen, er steht der ganze Shakespeare'sche Mohr vor uns, der in Allen, was er spricht, seine ganze glühende Seele legt. „Laßt mich es euch nicht nennen, teuflische Scene, das Verbrechen!" So spricht er, und sein Wahn ist ihm die dinterste Wahrheit. Er kann nicht anders, er muß hier morden. Rossini hat die ganze Tiefe dieser Situation verstanden.

Und wenn die jungen Komponisten sich auf ein ganz unbetretenes Feld wagen wollen, wenn einer von ihnen sich in Beethovenscher Stimmung zum Grandioson anschließlich hinneigte, so erschließt König Lear eine ganze Welt voller Töne, wie sie noch nicht hervorgerufen sind. Der von seinen Kindern verstoßene Greis, welch ein Sujet für eine musikalische Didyrambe! Welche herzzerschneidende Töne sprechen aus seinen Klagen! Welch ein Berger gähnt in der Narren, der Lear's tödliche Lear, der wahnsinnige Edgar und der Hofnarr! Alle drei hat die Welt ausgespieen, alle drei treibt die Verzweiflung zu ermorden, und doch, welcher Kontrast zwischen dem königlichen Wahnsinn und der Inselenz des guten Narren! Jeder müßte auf seine Weise singen, der alte Lear müßte aber auch im Wahnsinn jene immer beherrschen, wie in den Tagen seiner Berauscht. Und nun Cordelia! Wo will man eine schönere Gestalt finden, in der sich lieblichster Harmonie, und eine tiefere Verschmung der dunklen Elemente des Lebens aussprechen?

Möchten doch die jungen Musiker meiner Zeit davon durchdrungen sein! Möchten sie die Quellen ihrer Kunst in der Poesie suchen, und die Flamme der Begeisterung sich hier von neuem anfachen. Es kann nichts Trostloseres geben, als wenn sich die beiden Musen, die einen Bund im Himmel geschlossen haben, in unseren Tagen den einander kennen und den Rücken zukehren. Auf den Stoff, den ein Musiker wählt, kommt erstaunlich viel an. Läßt er sich von einem Bauderville- und Lustspiel-Dichter einen Text fabriciren, der sich an ganz verbrauchte Bagatelle-Intriguen der bürgerlichen Gesellschaft anschließt, so kann ihn das nicht anregen, tiefere Töne anzuschlagen. Er setzt gefällige Sachen für den Augenblick, tändelt in der letzteren Manier seine Melodien und Passagen hin, und kann dabei oder jene Situation im Stoffe benutzen, morgen anders komponiren, wie ihm die Laune steht. Was soll sich aus elenden Liebes-Intriguen, wie sie der Tag mit sich bringt, für den Komponisten Neues ergeben? Wie kann aus dem Wonderi- und dem Allzoen-Leben unserer heutigen Lustspiele ein tieferes Tonstück hervorgehen? Welche Frische kann der Musiker einem in der Wurzel schon verdorbenen Baume abgewinnen? Ich glaube sich nicht! Es giebt in Frankreich seine musikalische Schule. Erst wenn unsere Komponisten in übergingen, daß aus gewöhnlichen Situationsstücken sich keine Opern voll tiefer Töne machen lassen, erst wenn sie echt poetische Stoffe heranziehen, werden sie glücklicher seyn in ihrer Kunst. Die Deutschen haben eine tiefere Musik, weil sie eine tiefere Poesie haben. Einen Text läßt sich kaum ohne das Lustrer kentzen. Ich will nicht einmal an Den Juan einnern, das wunderbare Ton-Stück, das so meisterliche Verwandtschaft mit der Poesie Shakespeare's verräth. Ich nenne nur Oberon. Hier ist eine Mannigfaltigkeit von Situationen, die Romantik der Feen und Menschen kreuzt sich hier durch einander, alle Gesetze der Symmetrie scheinen verletzt zu seyn, und doch besteht dieses bunte Gewirr ein einziger bindender Gedanke, der das Chaos von Verhältnissen zu einer Harmonie verklärt. So nimmt der Deutsche Musiker eine Fülle von Stoffen, und bewingt sie durch die Kraft seines Idealismus. Die Französischen Komponisten wählen entweder einen zu dünnen, oder einen allzugleichen Stoff, aus dem sich selbst mit Phantasie nichts schaffen läßt.

Aber nur nicht mutlos! ihr jungen Musiker der Jetztzeit. Hebt sich nur tief in eurer Brust eine Stimme, will sich eine Welt der Töne zur Harmonie in euch gestalten, so greifet nur keck in die Tasten des Klaviers und strömt es von euch! Die Jungfrauen Shakespeare's werden euer Klagen hören, sie werden eure Thränen fehren, die ersten Ringle entzücken, und sie mit sanfter Hand trocknen. Wann wäre ein Engel nicht erschienen, sobald die Seele des Sterblichen nach ihm gerufen? Aber rufet sie nur an, die Shakespeare'sche Muse, die göttliche Jungfrau, und sie wird euch die Julia senden, oder irgend eine Stellvertreterin ihrer selbst auf Erden. Julia wird euch die Hand drücken, ihr Erbeng zug wird eure Stirn wie ein himmlischer Lufthauch umwehen, und alle Töne eurer Brust werden vereinigt Sprache gewinnen. Dann wird die geheime Liebes-Klage reden, und das Unsagbare der tiefsten Seele wird laut werden in stiller Nacht, die die Morgenröthe kommt, die der Lerchen-Schlag verkündet. Denket an Beethoven, wie er mit Adelaiden auf dem Blumen-Teppich sitzt, an Mozart, wie er an seiner Anna Seite die Nächte durchtändmt. Wenn ihr nur den Funken der Begeisterung in euch findet, dann seid nicht mutlos. Singet, singet! und singet nicht Worte, sondern Poesie! Es ist nur ein Ton auf Erden, Alles vergeblich, sie wieder in's Leben zu rufen. Solche Klagen sollen nur eure Ohnmacht beschämen. Lebt ein Gedanke in euch, so wird der Tag kommen, wo in der Stille sich die Gebuts-Stätte findet. Der Lärm des Platzes, der Tumult der Straßen taugt freilich nicht dazu; die heilige Stätte, wo die Kunst das Licht der Welt erblickt, liegt verborgen. Ich weiß es, ich weiß es, daß Kunst nicht künstlig. Steinen Geld- Spekulanten und Finanziers den Gang der Dinge bestimmen, und ein grober Materialismus sich unseres Lebens bemächtigt hat, ist die Poesie von allen Seiten verjagt. Und wo die Musik sich unter die Ruthe beuge und nicht die Flucht ergrift, da lächelt sie tuchtisch zu unsinnigen Pantomimen und schlägt den Takt zu tricklinnigen Tänzen. Wie die Römischen Cäsaren in der Trunkenheit einen Circus jubilirten, so haben wir die Orgien der Musik nicht genannt und sie zu schlechten Dienstleistungen herabgewürdigt. Aber gereeft! sie ist es gar nicht. Auch sie ist entsloben und ließ nur ihren Mantel zurück, indem sie zum Himmel flieg, und ihren Mantel schleppen die Leute durch den Koth der Straße. Aber wenn die Luft gereinigt sein wird, wenn eure Blumen sprießen werden auf den Feldern, die ihr Zuß vertaffen: dann wird die Nymphe von den Wogen wieder heraberigen mit dem Chor der Jungfrauen, und, wie in alten Zeiten, werden die Völker ihnen entgegenziehen und ihre Blumenkränze ihnen darbringen.

(R. d. d. M.*)

Bibliographie.

Pennraddock. — Eine Erzählung von Berf. von „Waldburg."

Narrative etc. (Die Erlebnisse des 28sten Regiments seit seiner Rückkehr aus Aegypten im 1802.) Von Oberst-Lieutenant C. Cadell.

The classic and connoisseur in Italy and Sicily. (Klassische und Kunst-Gegenstände in Italien und Sicilien.) Von G. W. D. Evans. 3 Vbe. 36 Sh.

Facts and fictions. (Wahrheit und Dichtung.) Bemerkungen eines Reisenden. 7 Sh.

The maid of Padua. (Die Paduanerin.) Eine Venezianische Erzählung von Mrs. Golland. 4 Vbe. 24 Sh.

The mysterious bridal. (Die geheimnißvolle Hochzeit.) Roman von W. S. Stent. 3 Vbe. 15 Sh.

The revolutions of the globe. (Die Veränderungen unseres Weltkörpere.) Populär dargestellt von Dr. A. Bertrand. 7½ Sh.

The riches of Chaucer. (Die schönsten Stellen aus Chaucer's Dichtungen.) Von E. E. Clarke. 2 Vbe. 18 Sh.

Italien.

Historische Notizen über die Feier des Neujahrstages.

Von Defendente Sacchi.

Die Natur war die erste Lehrerin des Menschen; ihre ewigen Gesetze erweckten in dem menschlichen Geiste die Idee der Ordnung. Die regelmäßigen Wechsel der Jahrezeiten waren für jede Nation große Ereignisse, die sie zur Abzeichnung des Jahres aufforderten. Wirklich hat man die vier Jahrezeiten immer, in politischer und religiöser Hinsicht, als große Epochen angesehen. Schon die ältesten Kaiser der Chinesen verordneten, daß man mit Eintritt der Aequinoctien und der Solstitien Opfer bringen sollte. Eben so wurde es bei den Aegyptern gehalten.

Das Jahr begann mit dem Eintritt einer dieser vier Jahrezeiten, die Wahl des Zeitpunktes aber hing von klimatischen Verhältnissen und von dem eigenthümlichen Charakter der Völker ab. Ptolomäus, einer der größten Astronomen des Alterthums, spricht in seinem berühmten Werke (Bd. I. Kap. 10) über diese verschiedenen Anfänge des Jahres bei den verschiedenen Nationen. Einige begannen ihr Jahr mit dem Frühlings-Aequinoctium, weil der Tag in dieser Jahrezeit

*) Obwohl einer Französischen, übrigens auch sehr achtbaren Zeitschrift entlehnt, tragen doch diese Betrachtungen, die eine tiefere Kenntniß des Shakespeare und eine vertrautere Bekanntschaft mit musikalischer Mystik verrathen, als sei einem Franzosen vorauszusetzen werden dürfen, in sehr das Gepräge Deutscher Ideen, als daß wir nicht einen Landsmann für den Verfasser halten sollten. D. R.

Digitized by Google

wieder seine Herrschaft über die Nacht gewinnt, und das Licht gleichsam über die Finsternis siegt. Daher die erneute Vegetation, die wieder sich verjüngende Natur. Andere Völker gaben dem Sommer-Solstitium den Vorzug, weil der Tag alsdann am längsten ist. Wieder andere wählten lieber den Herbst, weil man in dieser Jahreszeit die Früchte einärndtet, und der Erde neuen Saamen zu einer neuen Aerndte anvertraut. Noch andere endlich wählten das Winter-Solstitium, weil die Sonne — d. h. der Sol — in demselben ihren Kreislauf vollendet, um einen neuen zu beginnen. So weit Ptolomäus.

Kaiser Julian wiederholt (Orat. 4) die Beobachtungen des Ptolomäus, und fügt dann hinzu, man habe das Jahr in dem Winter-Solstitium beginnen lassen, um, wie Numa lehrte, den Augenblick zu heiligen, in welchem der große König Sonne, nach beendigtem Laufe, die unverletzbare Quelle seiner Wohlthaten von Neuem eröffnet. Gleichwohl bestand in Rom keine feste Jahresperiode, und der Anfang des Jahres rückte immer weiter, so daß man z. B. im Jahre 365 nach Roms Erbauung den 1. Januar am 15. Oktober feierte. Julius Cäsar sah diesen Uebelstand, berief den Astronomen Sosigines aus Aegypten und fixirte das Sonnenjahr auf 365 Tage 6 Stunden. Er machte der bisherigen Unordnung ein Ende, indem er das Reformas oder Ergänzungs-Jahr (auch Confusionis-Jahr genannt), auf 445 Tage ausdehnte. Der Jahres-Wechsel wurde den Römern mit verschiedenen Festen gefeiert, je nachdem er in den Winter oder in das Frühjahr fiel.

Die Aegyptier begannen ihr Jahr, das aus 365 Tagen bestand, mit der Herbst-Nachtgleiche, und ihr erster Monat Thoth entsprach dem August. In den Zeiten der Römer-Herrschaft verlängerten sie, um das Defizit zu ergänzen, alle vier Jahre den August um einen Schalttag. Sie theilten das neue Jahr, indem sie die Zeit der Gestalt eines Kindes verehrten; doch wurde auch der Tag nach dem Winter-Solstiz festlich begangen, weil die Aegyptier (s. Manilius, B. 1, V. 69) an dem kürzesten Tage fürchteten, die Sonne möchte sie auf ewig verlassen.

Die Perser begannen ihr Jahr im Frühling, mit dem Anfang der Constellation Perseus, die nach ihrer Meinung das heilige Feuer herabsendete. Das Neujahrs-Fest hieß bei ihnen Naurous (von neue neu, und rus Tag). Ihr Jahr bestand aus 365 Tage und zerfiel in 12 Monate, von denen jeder einem schützenden Genius gewidmet war.

Das Hebräische Jahr, das dem Geschäftsleben, namentlich dem Landbau, zur Norm diente, nahm in der Frühlings-Nachtgleiche, im Monat Nisan, seinen Anfang; es bestand aus 360 Tagen. Ihr religiöses Neujahr, nach welchem sie Opferung der Erstlinge hielt, datirt mit, feierten die Israeliten jedoch am Anfang ihres siebenten Monats, beim Eintritte des Herbst-Solstitiums. Auch bei den übrigen Syriern, insonderheit bei den Bewohnern von Antiochien, fiel der Neujahrstag in die Herbst-Nachtgleiche.

Das Griechische Jahr hatte in zwei Epochen einen verschiedenen Anfang: in dem früheren Kalender des Chiron begann es mit dem Eintritt des Sommers; in dem jüngeren mit Werden mit Eintritt des Herbstes. Das Arabische Jahr, nach welchem alle Muhammedanischen Völker rechnen, ist ein Mondenjahr; daher sein Anfang an keine bestimmte Zeit gebunden ist. Die ersten Tage der Hedschra, oder der Flucht Muhammed's, sind jedoch in ihrem Kalender bestimmt: der erste derselben war der 16. Juli unseres 622sten Jahres. Die Muhammedaner beginnen ihre Monate mit dem ersten Sichtbarwerden des Mondes.

In Frankreich ließ man das Jahr bis auf Karl IX. mit dem Frühlings-Aequinoctium anfangen. Diese Sitte wurde in unserem Jahrhundert erneuert, aber bald wieder aufgegeben.

Unser Jahr endlich heißt das Gregorianische, weil Papst Gregor XIII. einen Irrthum in der Julianischen Kalender verbesserte, nach welchem das Sonnenjahr ungefähr 12 Minuten länger sein sollte, als es wirklich ist. Seine Heiligkeit strich im Jahre 1582 zehn Tage aus dem Monat Oktober, so daß man von dem Jüngsten zum fünfzehnten übersprang, und setzte fest, daß in einem Zeitraum von 400 Jahren drei Schalttage ausfallen müßten.

Der gewöhnliche Leckerbissen, den man in Italien am Neujahrs-Tage kauft und verzehrt, ist die Focaccia (eine Art runder Brodkuchen). Sollte die Form dieses Kuchens nicht eine uralte Nachbildung der Sonne sein? Hierüber mögen die Archäologen entscheiden, die ich zugleich bitte, eine solche Profanation des Götter-Jünglings Apollo mir in jedem Falle nicht übel zu nehmen.

Da liegt er auf der Schüssel — er birgt eine Münze in seinem Schooße; wohl dem, welchem das Schicksal sie zuwirft! Der prächtige Kuchen wird zerschnitten; jeder Gast empfängt sein Stück; jeder kostet und sucht — endlich ist der Schatz gefunden! Wer ihn findet, preist sich glücklich; das Kind bläst strudelnwinden im Hause herum; das funfzehnjährige Mädchen überzieht eine hohe Röthe, während alle Tisch-Gäste ihr zulächeln; die Kokette giebt durch bedeutsame Seitenblicke zu verstehen, daß diese Eroberung nicht ihre letzte sein würde; der Sänger übt sich, als ob der allgemeine Beifall ihm bereits erschüre, und der Greis endlich tröstet sich mit Erinnerungen an seine Jugendzeit.

Und was haben wir Journalisten von allen Neujahrs-Genüssen? O, gewiß keinen geringen Theil — wenigstens ihre Blätter: wer weiß, an wie vielen Orten diese dem Kuchen des Tages als Schüssel dienen werden!

Rußland.

Wo überwintern die Krebse?

(Eine Russische Geschichte.)

Wir warten unserer oft junge Leute, die, das schöne Wetter benutzend, einen Spaziergang anbefohlen der Stadt machten. Wier von uns waren kaum gewerden, durch die auf ihnen lastenden Pauketten und Cobices; hier dagegen waren fröhlig. — Der Jüngste von uns zählte 19 und der Aelteste 22 Jahre. Arm waren wir Alle, und wir wünschten nichts schnlicher, als reich zu werden. In einer langen Reihe, am Eingange eines Waldes sitzend, überlegten und berathschlagten wir, auf welche Weise wir in der Welt zu Reichthum und Ansehen gelangen könnten.

Da trat plötzlich aus dem Walde ein Greis hervor und stellte sich vor uns. Zu erwähnen Stil müssen alle Greise silberhaarig und tugendhaft, und alle Jünglinge schön sein. Ob unser Greis tugendhaft war, weiß ich nicht, aber silberhaaren war er, und wir waren, obgleich nicht schön, so doch jung, und daher hatte der Alte Mitleiden mit uns und sagte uns Folgendes:

„Ich habe Euerem Gespräch zugehört, und bedaure Euch, daß Ihr, Reichthum und Ansehen wünschend, und die Absicht habend, sie in der Welt aufzusuchen, nur dürftigen Weg kennt. — Ich will Euch zu Armuth und Bettelsherden führen. Ihr träumt von Ruhm, von Auszeichnung, von ritterlichen Thaten, von Recht, von Tugend, und Gott weiß, wovon noch! Augenreichhörnereien, Traum-Gesichte einer besseren Lebens-Epoche! — Hört mir zu."

„Der Fisch sucht da, wo es am tiefsten, der Mensch da, wo es am besten ist. Auf diesem Russischen Sprüch ruht die Welt, und wird von ihm gehalten. Wo ist es aber am besten? — Da, wo es am tiefsten ist. Und wo ist es am tiefsten? — Da, wo es am besten ist. — Philosophisch genommen ist das nun eines und dasselbe."

„Wie aber die Orte in der Welt auffinden, wo es am tiefsten, das heißt, am besten ist? Zu diesem Zweck haben unsere Vorfahren, die große Fischfänger und Fischerei waren, uns Merkmale hinterlassen, indem sie diejenigen Orte mit Namen belegten, wo Fische und Krebse überwintern. Da ist es also am besten und tiefsten. Geht mithin, Jünglinge, in die Welt und sucht dieses Winterlager, und findet Ihr es, so wird Euch das, was Ihr wünschet."

„Geld kann ich Euch nicht mitgeben, und darum verlehe ich Euch mit guten Rathschlägen. — Da, wie ich Euch schon gesagt habe, es da am besten, wo es tief ist, und auch so umgekehrt, so müßt Ihr in jedem Fall, wenn Ihr etwas Leckeres unter die Hände kriegt, die Pfote so tief hineinstecken, als Ihr könnt, und wenn es deshalb Eurem Nächsten nicht besser geht, so wird es Euch doch um so vortheilhafter sein. — Habt Ihr mit Leuten Geschäfte, so seht indem so tief in's Herz, als Ihr nur immer vermögt, und benutzt diejenigen Ihrer Schwachheiten, die Euch am dienlichsten sind. Euren Lebensweg verfolgend, vergeßt nie meinen Augenrath, daß es da am besten, wo es am tiefsten ist, und erhebt Euch Haupt nicht früher, als bis es Zeit ist, und so lange Ihr das Plätzchen nicht gefunden habt, wo die Krebse überwintern, haltet Euch nieder zur Erde, kriechet, tanchet unter, wühlt und tastet um Euch her, ob Ihr die Pfote nicht tiefer hineinstecken könnt. Der Krebs sey Euer Wahrzeichen, Euer Muster, Schweigt, und erhebt in keinem Fall Stimme; denn der Krebs ist stumm, und geht keinen Laut von sich. Mißt Ihr nebenbuhler Weise sprechen, so sprecht leise und in's Ohr. Nach treuen historischen Berichten hat kein einziger Römischer, unter dem Portikus mit lauter Stimme perorirender Redner so viel gewonnen, als die Freigelassenen und Klienten der Römischen Großen, die diesen in's Ohr flüsterten. — Man meint und glaubt daran, daß der Krebs immer rückwärts gehe, weil sein Schwanz einem Kopfe ähnlich ist; er kann aber kommt vorwärts und erreicht sein Winterlager! Laßt Euch dies als Beispiel dienen! Geht immer dergestalt vorwärts, daß andere Leute glauben, Ihr gingt rückwärts; dann wird man Euren Weg nicht hemmen, weil man dies nur mit denen thut, die rasch gehen, laut schreien und die Nase hoch tragen. — Befolget Ihr meine Vorschrift, so werdet Ihr die Stelle finden, wo die Krebse überwintern, und zu Reichthum und Ansehen gelangen."

Nach diesen Worten verschwand der silberhaarene Greis in den Wald, und wir entschiedten uns, nach gedrüger Ueberlegung, seinen Rathschlägen zu folgen, warfen Bücher und Hefte fort, hingen einen Mantelsack um die Schultern, und verbrüdten uns Paarweise nach allen vier Weltgegenden, das heißt, zwei gingen nach Norden, zwei nach Süden, zwei nach Osten und zwei nach Westen.

Sie verflossen 15 Jahre, da fanden wir uns Alle wieder im Mittelpunkte Rußland's, in Moskau, zusammen. Der nämliche Alte, der uns in Bewegung gesetzt hatte, hielt sich damals auch in Moskau auf, und ihn uns bei sich zum Mittag ein. Wir erschienen alle bei ihm, in unseren eigenen Wagen und Kalescheu, mit Tafelgeschirren, die mit Bauknoten, mit Bank-Billetten und mit Versicherungen auf Häuser, Dörfer und Landbesitzer angefüllt waren, in reichen Kleidern u. s. w. — Der Alte nahm uns stattlich auf und wendete sich, nachdem er, als wir mit dem Champagner fertig waren, die Diener fortgewiesen, mit folgenden Worten an uns:

„Es scheint mir, daß Sie für meine Rathschläge mit Dank schuldig sind. Ich verlange aber nichts von Ihnen, als Ehrlichkeit."

Einer von uns, Doctorwürden-Candidat Sodastbrod, erhob sich von seinem Sitze, verbrugte sich gegen den Alten und antwortete: „Offenheit kann Ihnen von uns nicht werden. Sie war uns höchst hinderlich dem Aufsuchen der Stelle, wo die Krebse überwintern; wir warfen sie von uns, folglich haben wir sie nicht und können sie Ihnen nicht mittheilen."

Der Alte lächelte. „Das weiß ich und ich will nicht zu viel von Ihnen verlangen," sagte er, „nur darum bitte ich, daß Jeder von Ihnen mir auf's Gewissen sage, wo er die gesuchte Stelle fand. Nähere Umstände wissen will ich nicht. . . ."

„Auf's Gewissen sagen! Scharmen Sie sich", riefen wir Alle einstimmig. Wo soll denn das Gewissen hertommen! Und hätten wir es gefunden, so wären wir nie zu der Stelle hingelangt."

„Nun, so werden Sie doch wenigstens der Wahrheit gemäß fertigen!" fuhr der Alte fort. Wir lachten Alle laut auf. „Die Wahr-

Digitized by Google

heit haben wir lange begraben, so tief als möglich, damit es uns um so besser gehe," rief Sobatschenko aus.

Der Greis ward nachdenklich. — „Antworten müssen Sie mir", sagte er. „Mein Plan hängt von mir, wie Sie mir antworten wollen."

Unser Repräsentant, Doridemont Agathonowitsch Sobatschenko erwiderte: „Wir werden Ihnen antworten, wie wir es gewohnt sind, wie es sich gehört, d. h. den Umständen gemäß. Wo die Wahrheit uns nicht schadet, wohl aber Nutzen bringt, werden wir sie sagen."

„Gut, dem sei also! Und somit sagen Sie mir, Herr Sobatschenko, wo Sie hinter die Pest — die „In. Konkurs» und Vormundschaften", antwortete Sobatschenko.

Der Alte wandte sich mit der nämlichen Frage an mich. — Ich erwiderte: „Die Krebse überwintern in den Borzimmern der Großen."

„Herr Peresjesko! Und Sie, wo denken Sie das Winterlager?" — „Bei den Verschwendern."

„Und was sagen Sie", fuhr der Alte fort, sich an Saschenin wendend, unseren großen, starken und breitschultrigen Gefährten, — „die Krebse überwintern in den Schatullen verwelkter Schönen, die ihre Ruinen mit Gold bedecken und Liebe nach Goldgewicht kaufen."

„Wo fanden Sie das Winterlager, Herr Pemmikoff!" — „In der Branntweins-Pacht."

„Und Sie Herr Jowotokin?" — „In einem gehörig veranstalteten Bankerott."

„Und was sagen Sie", fuhr Schlachtitschewitsch?" — „In der Führung fremder Prozesse." — „Und nach meiner Erfahrung in der Verwaltung fremden Vermögens", sagte Herr Wüschetoff, ohne erst eine Frage abzuwarten.

Der Alte versank wieder in Nachdenken. — Also die Krebse überwintern wieder im Aderbau noch in den Künsten, weder in Fabriken noch in Manufakturen, weder im Kriegsdienst noch in der Pädagogik ... Der Greis schüttelte das Haupt und sagte: „Ich habe Sie befragt, um einige moralische Wahrheiten kennen zu lernen. Ich habe Ihnen allegorische Ratschläge ertheilt, und Sie, dieselben durchstöblich befolgend, haben, wie ich sehe, das Winterlager der Krebse wirklich aufgefunden. Ich wünsche Ihnen Glück — beneide Sie aber nicht."

Der Alte verbeugte sich, trat drauf sich in ein anderes Zimmer. Wir trennten uns, mit dem einstimmig gefaßten Beschluß, das, was sich mit uns zugetragen, Denen zur Nachrichtnur niederzuschreiben, die in der Welt den Ort suchen, wo die Krebse überwintern!

Unterzeichnet: Pamphil Pudelenko.

Mit dem Original übereinstimmend.

Th. Bulgarin.

Bibliographie.

Polnische Oekonomie, oder Beschreibung Polnischer Maaße, Gewichte und Münzen. Von Th. Petruschefsky.

Erinnerungen. Von Tukalefsky.

Melama, eine Russische Sybille. (Eine Nachahmung von Bürger's Lenore, und zwar eine unglückliche, nach dem Urtheil der Russischen Biene, die auf Schukofsky's Uebersetzung hinweist.)

Ueber die Geburt Peter's des Großen.

Pädagogisches Journal, herausgegeben von Obodoffsky, Gugel und Gurjeff.

Mannigfaltiges.

— Aus dem Leben der Kaiserin Katharina II. Die Kaiserin machte einst, theils zu ihrem Vergnügen und aus Mißtrauen, theils um ihre Achtung für das Verdienst zu beweisen, auf einer Kriegsjacht eine Fahrt zwischen Kronstadt und St. Petersburg. Der Abend brach ein, und ein heftiges Gewitter verfinsterte den Himmel. Eine der begleitenden Jachten stieß auf die Kaiserliche Jacht, und veranlaßte Schrecken, Geschrei und Lärm, die beiden Fahrzeuge endlich ohne bedeutende Beschädigung von einander getrennt wurden. Die Kaiserin war während der ganzen Zeit in ihrer Kajüte, wo sie sich bereits zur Nacht zurückgezogen hatte, ruhig liegen geblieben, überzeugt, wie sie am folgenden Morgen erklärte, man würde sie, im Falle wirklicher Gefahr, davon benachrichtigt haben. Der Kapitain der Jacht, die das Zusammenstoßen veranlaßte, hatte sich aus Verzweiflung in's Meer gestürzt. Als die Monarchin es erfuhr, seufzte sie, und sagte: „Es thut mir leid, daß er mich nicht besser kannte." — Katharine bewies Greisen und verdienstvollen Leuten die größte Achtung. Einst auf einem Balle bei Hofe, saß sie dem alten Grafen Ostermann gegenüber, neben welchem ein Page stand. Diesem gab sie einen Wink, sich zu ihr zu begeben. Der Graf, in der Meinung, ihm gelte der Wink, stand auf und näherte sich der Kaiserin, die sich sogleich erhob, den Grafen zu einem Fenster führte, dort einige Worte mit ihm sprach, und dann wieder ihren Platz einnahm, wo sie gegen die, über ihre Herabkunft erstaunte Gräfin Golowin äußerte: „Es wäre dem alten Mann unangenehm gewesen, zu hören, daß mein Wink nicht ihm gegolten; jetzt wird er mit mir zufrieden sein." — Einst übersandte der Ober-Befehlshaber von Moskau dem Grafen Samoilow mehrere gegen die Monarchin gerichtete Verse, deren Verfasser bereits entdeckt war. Der Graf stattete darüber einen Bericht an die Kaiserin ab. Sie verlangte die Verse zu sehen. Der Graf zögerte und bemerkte, sie würden zu zügellos. „Gieb sie nur her," fuhr Katharina fort, „was die Frau nicht lesen darf, das muß die Kaiserin lesen." Sie nahm die Verse, las sie; ihre Augen funkelten vor Aerger und Zorn, und mit großen Schritten ging sie im Kabinette auf und nieder. Bald aber gewann sie ihren Gleichmuth wieder, näherte sich dem Kamin, warf das Papier in's Feuer, und sagte, sich zum Grafen wendend: „Nenne mir den Namen des Verfassers nicht, ich will nichts von ihm wissen." (B. A. Z.)

— Die Britische Seemacht. Diese besteht gegenwärtig aus 557 Fahrzeugen, die je 1 — 120 Kanonen führen. 166 (mit Einschluß der Falmouther Packetschiffe) sind beständig im Dienste; die übrigen werden abwechselnd ausgebessert, oder stationiren an bestimmten Orten in festen Plätzen. An Friedenszeiten übersteigt die Zahl der Matrosen nicht 30,000, und die Seesoldaten nicht 12,000. Ueberzeugt, daß England allein so viel See-Offiziere, daß es alle Flotten in der ganzen Welt damit hinreichend versehen könnte. Es giebt drei der Britischen Marine nicht weniger als 44 Admirale, von diesen sind aber nur zwei im aktiven Dienste; ferner 51 Vice-Admirale, von denen vier im aktiven Dienste; Contre-Admiralale giebt's 64, darunter fünf im aktiven Dienste, und außerdem stehen noch 34 Contre-Admirale auf halbem Gehalte; im Ganzen giebt es also 193 Admirale. Für die 166 in Dienste befindlichen Schiffe! Kapitaine sind 763, so daß beinahe fünf auf ein Schiff kommen, und außerdem giebt es noch 867 Commodore; von den Ersteren sind aber nur 30, und von den Letzteren 59 im aktiven Dienste. Zu diesen kommen noch 9 verabschiedete Kapitaine und 276 verabschiedete Commodore hinzu. Es giebt 3135 Lieutenants, so daß 20 auf ein Schiff zu rechnen, davon sind aber nur 369 im aktiven Dienste; Midshipmen giebt es 4835. Aerzte zählt man 160 für die übrigen 694; dazu kommen noch 42 verabschiedete Chirurgen, im Ganzen sind aber nur 96 im aktiven Dienst. Außerdem gebören noch zur Marine 309 Assistent-Chirurgen, außer den Krankenwärtern u. s. w., so daß man im Ganzen 1027 Männer, denen das Heilwesen obliegt, ungefähr sechs auf ein einzelnes Schiff, zählt. Es ist auffallend, daß die Marine weit mehr mit Chirurgen und Aerzten, als mit Dienern der Religion und der Kirche, versehen ist. Kapläne giebt man für sie im Ganzen nur 63 Kapläne, unter denen nicht mehr als 30 im aktiven Dienste stehen. Endlich giebt es noch 619 Proviantmeister, von denen 90 im aktiven Dienste. Der Küstendienst wird von 2 Capitainen, 30 Commodoren, 300 Lieutenants und 2 Chirurgen verrichtet.

(Tait's Magazine).

— Valparaiso. Um vier Uhr des Nachmittags wird's in den Straßen dieser Stadt meist auf ein Mal leer, und bis 5 Uhr ist hier Stunde Nichts von Geschäften; denn die Einwohner halten die Siesta, und die hier sich aufhaltenden Fremden (meist Engländer) begeben sich nach ihrer Behausung, um zu dineiren. Erst mit Sonnen-Untergang geht alle Welt wieder aus, und die Straßen werden wiederum gleichsam neu belebt. Da erscheint denn alsbald der Lichtständler mit einer Latung von schmierigen Talglichten, die er an einer Stange über seine Schulter hervorragen läßt, und ruft mit lauter Stimme: Velas de sebo! (Talg-Lichte!) Eben so hört man den Klempner überall umher, mit dem gellenden Ausrufe: El bojalatero; vasinicos de bojalata, mui baratas! (Der Klempner; zinnernes Nachtgeschirr, sehr billig!) Die vornehmen Damen und Herren wallen dann in Masse nach dem pasco (Promenade) zu, bis man endlich das Gelaut der Kirchen-Glocken vernimmt, die Vesperstunde zum Abend-Gebet einladen, das hier in aller Stille mit entblößtem Haupte im Freien verrichtet wird. Nach Verlauf einiger Minuten ertönt die Glocke abermals, worauf sich ein Jeder bekreuzigt und dem Nachbar eine gute Nacht wünscht. Bei dieser Gelegenheit verlangt die Etikette, daß man den Aeltesten aus der Gesellschaft vor Allen zuerst „gute Nacht" sagen läßt, und es ist oft spaßhaft zu sehen, wie drollig sich dabei die vornehme Welt hier in ihren höflichkeitsbezeugungen benimmt, indem Jeder immer dem Anderen diese Ehre und Auszeichnung des Aeltern überlassen will. — „Ihr, Vind!" (Sagen Sie zuerst!) hört man sich gegenseitig zurufen — „Nein, Señor, dieg Vind!" (Nein, mein Herr, sagen Sie zuerst!) ist die allgemeine Erwiderung hierauf. (Three Years in the Pacific.)

— Die Condors. Eben als wir uns von der Küste abwärts wandten, bemerkten wir das seltsche Aas eines Mauthiers, an dem sie den ungeheure Condors in Schwarmen Allgelen und seiten Schnabeln und eine Anzahl von Weyden sich gütlich thaten. Sie ließen uns so nahe herankommen, daß wir, wenn wir mit Waffen versehen gewesen wären, sie leicht hätten schießen können, da sie nur langsam aufzufliegen vermögen. Diese ungeheuren Raubvögel tödten sehr oft allerlei kleine vierfüßige Thiere. Zuweilen schließen sie ein Schaaf oder eine Ziege in einen Kreis ein und breiten ihre Flügel immer mehr aus, bis sie endlich ihrer Beute den Kopf mit dem Leib bauen dann mit Ungestüm auf den Schwabel ist dann gegen die Augen des gefangenen Thieres gerichtet; schreit dieses, wie es gewöhnlich der Fall ist, so suchen sie dessen Zunge mit den Klauen zu packen, hierauf fallen sie mit Gewalt über dasselbe der und verschlingen es oft bis auf die Knochen. Man fängt sie in dem Lande auf folgende Weise: — Man baut einen Käfig mit sehr hohem Pfahlwerk und legt ein frisches Aas in die Mitte desselben. Hierauf entfernt man sich von demselben. Es dauert dann nicht lange, so kommen die Condors, die ihr Lieblings-Futter meilenweit aufriechen, herbei und lassen sich auf dasselbe hinab; während sie aber hier den Schmaus beginnen, eilen die Aufsuarerer, nachdem sie sich gehörig mit Knütteln versehen, und den Leib und die äußern Glieder alle sorgfältig in Thierhäute gehüllt, schnell heran, und bauen auf die Raubvögel ein. Die Condors können sich nicht in die Höhe schwingen, wenn sie nicht vorher einen Anlauf von dreißig oder vierzig Fuß auf der Erde nehmen; dies erlaubt ihnen aber hier der beschränkte Raum des Käfigs nicht, und so bleiben sie denn den Prügeln fortwährend ausgesetzt, bis sie endlich ganz erlegen, wobei sie es jedoch vorher an Widerstand nicht fehlen lassen, und oft ihren Verfolgern schmerzliche und gefährliche Wunden beibringen. (Three Years in the Pacific.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (5 Ngr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 20. Berlin, Montag den 16. Februar 1835.

England.

Selbstbekenntnisse Shakespeare's.

— Diesem Schlüssel
Erschließt sich Shakespeare's Herz. —

Es war um das Jahr 1583, als sich zuerst eine privilegirte Schauspieler-Gesellschaft zu London bildete. Die Königin Elisabeth stand damals in vollem Glanze, von den Heldenthaten Sidney's und Raleigh's umstrahlt. Aber bei alledem ist die Errichtung jener Gesellschaft von Schauspielern eine der anmuthigsten Zierden ihrer Regierung. Das waren hochgesinnte Bursche, — arm, wie es den Dienern einer Königin geziemt; aber stolz, wie es Schöpfer von Königen und Königinnen mit Recht seyn dürfen. Für sie hatte die Armuth all' ihr Schreckliches abgestreift. Man hat jenen Schauspieler im Gil Blas, der, rohig schwierend, seine trockene Brodkruste erst im Bache am Wege einweicht, immer als das vollendetste Bild menschlicher Glückseligkeit bezeichnet; unsere Schauspieler stellen es nicht minder lebendig dar. Sie hatten in ihrem Witz einen mächtigen Talisman, sich einen Becher guten Weines herauszuzaubern, — wenn auch der Säckel leer war.

Unter diesen Schauspielern waren mehrere aus Warwickshire. Richard Burbadge, ihr großer Tragöde, Thomas Green, ihr bester Komiker, Hart und Heminge — warum Alle aus Warwickshire. Man kann denken, mit welchem Nimbus der neue Beruf dieser Leute sie in ihrer Heimat umgab. Man denke, was es heißt: „Niemand konnte als Gentleman passiren, der nicht Dick Burbadge gekannt." — Keine ehrliche Bauerstau, die Gillenger's Ronde tanzen konnte, unterließ, von Dick Burbadge und Tom Green zu hören! Und doch sollte dieser Umstand noch erfolgreicher werden. Green's Geburtsort war Stratford am Avon, und zu Stratford lebte der junge Shakespeare. Es ist erwiesen, daß jenen Augenblick zu denken, wo Green, als er sich seines jungen Landsmanns erinnerte und ihn aufforderte, der Londoner Truppe sich anzuschließen, mit aller Selbstverleugnung schon im Geiste die größeren Triumphe gefeiert, die sie des größeren Genius warteten. Mit einem Male, es war im Jahr 1586, verließ William Shakespeare sein Haus zu Stratford, sein Weib und seine drei Kinder, und wanderte ganz allein nach London, — mit was für herrlichen, aber ihm selbst wohl dunkeln Aussichten!

Er schloß sich dem Blackfriar's-Theater an, und ward daselbst Schauspieler. Man kann sich kaum der Verwunderung erwehren, daß nicht schon damals in seinem Geiste dunkle Vorahnungen von den Schöpfungen sich geregt, mit denen er einst die Welt segnen sollte. Aber ihre Zeit war noch nicht gekommen. Sein Wundergeist, der ihn Alles lehrte, lehrte ihn, seinen Weg ruhig, descheidentlich, ohne Anmaßung verfolgen. Er beschäftigte sich damit, die Stücke Anderer zu verbessern. Denke sich nun Einer das Erstaunen der armen Autoren, wenn sie ihre Schöpfungen unerkennbarer, berrlicher um Züge von dieser Meisterhand! Man gewahrte bald, daß die von ihm redigirten Stücke einer günstigen Ausnahme sicherer waren, als die von Andern geschriebenen. Bald aber erhob sich die Mißgunst auch gegen den stillen bescheidenen Mann. — „Da hat sich eine Krähe eingefunden", heißt es bei einem miserablen Stückeuten jener Zeit, der offenbar auf Shakespeare zielt, „die sich mit unsern Federn schmückt, und im Tigerherzen meint, einen Vers dreschen zu können, der sich unsern besten gleichstellen dürfte; der, ein kompletter Johannes Factotum, sich einbildet, der einzige Bühnen-Umgelfalter („Shake-scene" mit deutlicher Anspielung auf Shakespeare) im Lande zu seyn."

Dies war im Jahre 1591. Zwei Jahre darauf ward er jene Zeit, nur für Andere zu arbeiten, ab, und strahlte plötzlich in dem vollen Glanze seiner eigenen Schöpferkraft. Derselbe war er am Schlusse seiner Bahn, derselbe bei ihrem Beginne. Seine Tragödi kannte keine Unreife, sein Alter keinen Verfall. Noch hat sich seinem Sterblichen eine solche Kaufkahn erschlossen, wie sie sich jetzt dem jungen Shakespeare aufthat. Allerdings gestaltete er das Theater des Landes um, und die leeren Räume der Bühne sammt den Lappen, die vor derselben dingen und statt des Vorhanges dienten, wurden unter seinem allmächtigen Wirken zu einem wahrhaften Plan für Könige und für Schöpfungen, die größer sind, als Monarchen, die allen Wechsel der Welt zu überdauern bestimmt sind, und deren Ruhm niemals verdrieben wird. Er wußte alle Erdenschätzen des menschlichen Gemüthes seinen Zwecken unterzuordnen; alle Tugenden und Laster standen vor seinem Blicke enthüllt; die Natur legte ihm ihre Schätze zu Füßen; die Welt der Geister entschleierte ihm ihre lieblichen Phantasie-Gebilde und ihre verhüllendsten Mysterien; ihm steierten die Eichen der Ardennen sich zu Grün, und auf seinen Spruch umschwärmten Exister-Chöre rings das Schiff beim Sturme.

Was aber erstaunenswürdiger ist, als dies Alles, ist die Erscheinung, daß seine allgemeine Familien-Aehnlichkeit, kein Typus menschlicher Einseitigkeit an seinen vielen herrlichen Gebilden sich aufinden läßt. Alle genialen Menschen haben ihr eigenthümlich Charakteristisches. Shakespeare allein war universell. *) Die mannigfaltigen Werke aller seiner Zeitgenossen haben durchaus ein gewisses persönliches Gepräge des Geists, und oft genug stellten sie unter dem Bilde ihrer Phantasie-Gestalten nur den eigenen Gemüths-Zustand dar. Er allein hatte sich über diese Besonderheiten der Persönlichkeit erhoben. Gleich einem Gotte und nicht einem „Manne von unserer Hinfälligkeit", rief er eine Welt in's Daseyn, und den reinen Aether der höchsten Einsicht als Himmel darüber wölbend, stellte er sie hin, eine selbstständige, abgeschlossene Sphäre der Menschheit. Wenn seine herrlichen Gestalten an den Blicken der Zuschauer vorübergingen, da dachte Niemand an Shakespeare, den Autor; nein! er dachte nur:

„Oh wonder!
How many goodly creatures there are!
How beauteous mankind is! O brave new world,
That has such people in 't!" **)

Aber der bescheidene Schöpfer saß inzwischen wohl in der „Mermaid" oder verbrachte seine Zeit auf dem Blackfriars-Theater — ein stiller, anspruchloser Mann! — Ich bin der festen Ueberzeugung, daß die eigentliche Glorie an Shakespeare's Genius, seine Universalität, gerade aus dem gänzlichen Mangel aller Würdigung, auch bei den größten unter seinen Zeitgenossen, abzuleiten sey. Denn gewiß, wie schön auch manches der ihm erwiesenen Zeichen von Verehrung ist, — so galt doch keins von ihnen dem Urheber der Werke, auf welche zwei Jahrhunderte das Siegel gedrückt, als auf das herrlichste, was jemals von einem Menschen ist erschaffen worden. In solchen Extemtlichkeits-Bezeugungen herrschte immer mehr eine persönliche Zuneigung vor, als jenes höhere Gefühl der Verehrung und liebender Huldigung, die ihm gebührt, und ihm allein gebührt. Woher käme es sonst, daß mit seine Mittheilungen über Shakespeare's persönliche Verhältnisse überkommen? Niemand ist es eingefallen, uns auch nur die dürftigsten Notizen über Shakespeare's Leben aufzuzeichnen, als endlich Betterton, von leidenschaftlicher Verehrung getrieben, viel später erst zu Stratford Untersuchungen für den Dichter Rares anstellte, der auf dieselben eine Biographie hätte bauen, welche Malone mit mühseliger Arbeit zusammensuchte, indem er weitläufig darthat, daß man eben Nichts über Shakespeare schreiben könne, und indem er ganze Schwadronen von Thatsachen aufmarschiren ließ, um darzuthun, daß eben keine Thatsache feststehe, zwei Momente ausgenommen, die sich im Kirchenbuche von Stratford vorfinden, und von der Wirklichkeit noch sicherer bewährt sind, daß er nämlich daselbst geboren worden und — gestorben ist. Dies soll keineswegs als ein Vorwurf gegen Shakespeare's Zeitgenossen gesagt seyn. Hochherzigkeit wohnt immer in mächtigen Genien, und ich halte keinen seiner großen Zeitgenossen niedriger Scheelsucht für fähig. Sie gehörten selbst zu den „Söhnen der Erinnerung", waren selbst die großen Erben des Ruhms und haben uns selbst in reichen Vermächtnis schöner, ewiger Gedanken hinterlassen. Sie waren desselben Geschlechtes mit Shakespeare, nur daß er sie Alle überragte. Ich meine vielmehr, daß der Geist, der nach einander einen Hamlet, einen Falkaff, einen Lear gezeugt, viel zu universell war, um individuelle Zuneigung zu erwecken. Die Menschen dachten bei seinen Werken an die Natur, nicht an eines ihrer Kinder. Jedes Gefühl von Bewunderung und staunender Verehrung wandte sich zu dem erhabenen Schöpfergeiste, aus welchem auch jene Werke als Ausflüsse erschienen; der einzige Zoll, der Shakespeare selbst dargebracht ward, war der Ausdruck persönlicher Zuneigung.

Bald verschaffte ihm indessen seine größere Celebrität, als etwas ganz Aeußerliches, auch eine höhere Stellung in der Gesellschaft, und er besuchte nicht länger die „Mermaid" bloß als armer Schauspieler, sondern mit der Würde und Anerkennung eines beliebten Schriftstellers. Bezeichnend sind die Aeußerungen Ben Johnson's. „Ich liebte den Menschen", so lautet sein erster warmer Ausdruck in Bezug auf Shakespeare. „Ich erweise seinem Andenken Alles, was Bewunderung, die ihm irgend wer erweist." — Das ist schon eine würdigere Huldi-

*) Man vergleiche damit die merkwürdigen Worte Goethe's, die ungefähr so lauten: „Anmahlich, wie das universum, das sie wiederspiegelt, ist Shakespeare Wir Alle, wie wir sind, können weder seinen Buchstaben, noch seinem Geiste genügen."

**) „O Wunder! — Wie viele irdische Geschöpfe giebt es hier! — Wie schön ist doch die Menschheit! O herrliche, neue Welt, die solche Bewohner hat!"

Digitized by Google

die Erziehung des jungen Washingtons betrifft, so war sie weder auf das sogenannte Praktische gerichtet, und seine sittliche und äußere Ausbildung war ein Gegenstand ernster Sorgfalt, denn in einem seiner Briefe sagt er im Jahre 1745, also in seinem dreizehnten Jahre, finden sich 110 Maximen des guten und höflichen Betragens, die höchst wahrscheinlich ein älterer Freund für den Knaben gesammelt oder aufgesetzt hat. Sie haben, von ihrem innern Werthe abgesehen, ein besonderes Interesse, da sie zweifelsohne einen wesentlichen Einfluß auf die Ausbildung Washington's geübt haben. Probe folgender Sätze:

„Was man in der Gesellschaft thut, sey mit einem Zeichen der Achtung gegen die Anwesenden. — Zeige keine Freude bei Jemandes Unglück, selbst wenn er Dein Feind gewesen. — Mit Geschäftsmännern spreche kurz und deutlich. — Besuchst Du einen Kranken, so spiele nicht den Arzt, wenn Du keiner bist. — Versuche nicht, Dinnes Gleichen in der Kunst zu unterweisen, die er selbst treibt; dies schmeckt nach Dünkel und Eitelkeit. — Lobe Jemand, was er thut, sodaß ihn nicht, obgleich es mißlingt. — Haß Du Rath oder Verweis zu geben, überlege, ob es öffentlich oder unter vier Augen, jetzt oder zu einer andern Zeit, und in welchen Ausdrücken es geschehen müsse. Beim Tadel zeige keinen Zorn, sondern Milde. — Spotte und spaße nicht bei ernsten Dingen; mache keine beißende Scherze, und lache nicht, wenn Du etwas Witziges gesagt. — Wenn Du Andere zurechtweisest, so sey sodaß tadelloß, denn Beispiel ist eindringlicher, als Lehre. — Sey nicht schnell, umlaufende Gerüchte zu Jemandes Nachtheil aufzunehmen. — Kleide Dich bescheiden, suche mehr der Natur gemäß zu verfahren, als Bewunderung zu erregen. Halte Dich an dem Anzuge von Deines Gleichen. — Verbinde Dich mit Männern von guten Eigenschaften, wenn Du Deinen Ruf achtest; besser einsam leben, als in schlechter Gesellschaft. — Deine Unterhaltung sey voll Bescheidenheit, daß ist ein Zeichen des umgänglichen, daß empfehlenden Sinnes; wo Deine Leidenschaft aufgeregt ist, laße doch die Vernunft regieren. — Deinge Deinen Freund nicht, ein Geheimniß zu verrathen. — Träume erzähle nur vertrauten Freunden. — Verspotte keines Menschen Unglück, selbst wenn Grund dazu vorhanden schrint. — Beleidigende Worte spreich auch im Scherze nicht. — Ungefragt gieb keinen Rath, und wird er verlangt, sey kurz. — Tadele Anderer Unvollkommenheiten nicht, wenn dies gebührt Aeltern, Lehrern und Vorgesetzten. — In Gesellschaft spreich nicht in fremder Sprache. — Hält Jemand in seinen Worten an, bist ihm nicht, wenn es nicht verlangt wird, unterbrich nicht, und antworte erst, wenn er fertig ist. — Enthalte Dich der Vergleichungen; wird einer aus der Gesellschaft gegen einer guten Handlung gelobt, empfehl keinen Anderen wegen ähnlicher That. — Erglüht Dir Ehrbegierde nach, wenne nicht stets den Urheber. — Sey im Streit nicht so sehr des Sieges begierig, daß dadurch die Meinungs-Freiheit Anderer beeinträchtigt wird; spreich von dem Abwesenden nichts Böses; spreich nicht stets Einerlei. — Tadele nicht, was Du ißest. — Suche jenen Funken des himmlischen Feuers, Gewissen genannt, in Deiner Brust lebendig zu erhalten."

In einem Alter von 14 Jahren erhielt Washington, auf seines Bruders Lorenz Empfehlung, eine Stelle als Schiffs-Kadet, die er aber, weil seine Mutter es nicht gern sah, wieder aufgab. Zwei Jahre nachher übernahm er das Geschäft der Feldmessung, bei welchem er drei Jahre ausharrte.

Der Schauplatz seiner Thätigkeit war auf den Allegany-Bergen und an den südlichen Armen des Potomac. Die Gegend war gänzlich wild, und die Arbeit so beschwerlich, daß er selten länger als 14 Tage auf einmal abwesend war. Er wohnte bei seinem Bruder in Mount Vernon, zuweilen bei seiner Mutter in Fredericksburg. Schon damals hielt er bei seinen Exkursionen ein Tagebuch, dessen Inhalt zeigt, daß er bereits als Jüngling sehr reif dachte und schrieb. Er war damals einer „Schuljeit des Lebens" gewiß nicht gewesen, deren Namen uns Geschichte aber nicht mehr bekannt sind. Seine Expedition und geistige Ausbildung für seinen eigentlichen Beruf, den Kriegerstand, wurde durch diese Beschäftigung wesentlich gefördert. In seinem nennzehnten Jahre wurde er einer der General-Adjutanten von Virginia mit Majors-Rang. Dasselbe Jahr begleitete er seinen Bruder, der kränkelte und um seinen Leiden Jahre starb, auf einer Reise nach der Insel Barbadoes. Aus dem Tagebuche, das er während derselben hielt, werden einige bedeutende Auszüge mitgetheilt. Im Jahre 1753 theilte der Vice-Gouverneur Dinwiddie die Kolonie in vier Militair-Bezirke, jeden unter einem Adjutanten, und im November wurde Washington's Anstellung für den nördlichen Bezirk erneuert. Um dieselbe Zeit wurde er zu einer Sendung an den Französischen Befehlshaber am Ohio beordert, und hier erhielten Washington zuerst eine Idee von dem öffentlichen Leben. Das Tagebuch jenen Mission ist oft gedruckt; den zum ersten Male in der gegenwärtigen Sammlung sind Dinwiddie's Verhaltungs-Befehle und dessen Korrespondenz mit den Englischen Ministern, in der Washington ausnehmend gerühmt wird, beigefügt.

Bald nach Washington's Rückkehr von dieser Expedition betam er den Oberbefehl über einige Compagnieen Freiwilliger, die am Ohio-Strom ein Fort errichten sollten. Dasselbe war er Oberst-Lieutenant. Am 2. April 1754 marschirte er von Alexandria aus; noch dreißig Meilen Sommer wurde er Oberst des Virginia-Regiments. Eine den Rang des Militairs betreffende Verfügung der Kolonial-Versammlung veranlaßte Washington, im Herbst des gedachten Jahres seinen Abschied zu nehmen. Allein sein Ruhm war schon so groß und seine Gegenwart wurde so wichtig erachtet, daß General Braddock, der neue Ober-Befehlshaber, ihn beim Beginn des folgenden Jahres zu seinem Adjutanten mit Oberst-Rang erbat. Der Feldzug endigte mit Braddock's Niederlage; Washington kam unbeschädigt davon, obwohl ihm zwei Pferde unterm Leibe erschossen wurden und er vier Kugeln in den Rock bekam. Den 14. August ernannte ihn der Gouverneur zum Befehlshaber der Truppen von Virginia, die aus 1000 Mann bestanden. Er war damals erst 23 Jahr alt. Die Korrespondenz, welche er in dieser Eigenschaft, hauptsächlich mit dem Gouverneur, führte, erstreckt sich durch die folgenden drei Jahre und füllt den größten Theil des Bandes. Zu Ende des Jahres 1758 zog er sich von der Armee zurück und nahm seinen Sitz in der Bürger-Versammlung, zu deren Mitgliede er unlängst gewählt worden. Die Assisten ertiefen an ihn eine sehr schmeichelhafte Adresse. Sobald Washington seinen Sitz in dem Repräsentanten-Hause einnahm, hielt, auf Befehl der Versammlung, der Sprecher, Herr Robinson, eine sehr lobende Anrede an den jungen Obersten. Dieser stand auf, um für die Ehre seinen Dank zu bezeugen; aber er war so bewegt, daß er keine Silbe hervorbringen vermochte. Er stammelte erröthend und zitternd eine Sylbe lang, als der Sprecher ihn durch folgende Worte erlöste: „Setzen sie sich, Herr Washington", sprach er lächelnd, „Ihre Beredtsamkeit kommt Ihrer Tapferkeit gleich, und das will mehr sagen, als ich durch irgend eine andere Weise auszudrücken vermöchte."

Die Sammlung schließt mit einigen Privatbriefen, die Washington zwischen 1758 und 1773 von Mount Vernon aus geschrieben. Der Herausgeber hat einen 130 Seiten füllenden Anhang hinzugefügt, der verschiedene Punkte aus Washington's früherem Leben erläutert.

(N. A. R.)

Bibliographie.

Memoir of Rev. George Dana Boardman. (Leben des Missionairs Boardman, der jüngst unter den Birmanen lebte.) Von Alonze King. Boston.

Lectures on popular education. (Vorlesungen über eine volksmäßige Erziehung.) Von G. Combe. Boston.

An English and German and German and English dictionary. (Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch.) Philadelphia.

Remarks on the classical education of boys. (Ueber den klassischen Unterricht der Knaben.) Von einem Lehrer. Boston.

History of the United States. (Geschichte der Vereinigten Staaten seit Entdeckung des Amerikanischen Kontinents.) 1e Bd. Boston.

History of the American revolution. (Geschichte der Amerikanischen Revolution, nebst einem vorhergehenden Abriß über die Kolonisation ꝛc.) Baltimore.

Anecdotes for Sunday-schools. (Anekdoten für Sonntags-Schulen.)

The Esculapian Tablets of the 19th century. (Medizinische Tabellen für Jedermann.) Von Sylvester Graham. Providence.

American antiquities and discoveries of the West. (Amerikanische Alterthümer und Entdeckungen im Westen.)

A letter to his countrymen. (Sendschreiben an seine Landsleute.) Von J. Fenimore Cooper. New-York.

A reply to the letter of J. Fenimore Cooper. (Antwort auf Cooper's Schreiben.) Von Einem seiner Landsleute. Boston.

Mannigfaltiges.

— Bevölkerung mehrerer Städte Rußlands. Nach einer vom Russischen Ministerium des Innern herausgegebenen Uebersicht, zählte im Jahre 1833: St. Petersburg 445,135 Bewohner; Moskau 333,260; Kasan 50,243; Riga 49,867; Kief 37,760; Wilna 33,637; Saratoff 33,641; Charkoff 32,846; Astrachan 30,770; Schitomir 26,428; Kaluga 26,118; Woronesch 24,320; Tscherkes 24,306; Orel 23,737; Jaroslaff 22,786; Kischinoff 21,785; Nischney Nowgorod 21,687; Tula 20,355; Tamboff 20,147; Kurff 20,050; Twer 20,020; Tiflis 19,170; Archangel 18,827; Perm 18,666; Rasan 17,633; Tobolff 17,588; Mohileff am Dnieper 15,842; Revel 15,618; Kamenetz 15,599; Penza 14,934; Witepsk 14,324; Jrkutz 13,522; Nowo-Tscherkoff 13,387; Minsk 13,223; Simbirsk 13,168; Mitau 13,225; Wologda 12,639; Kostroma 12,314; Petaterinenburg 11,648; Tuff 11,647; Jekaterinoslaff 11,284; Smolensk 10,639; Torzk 10,577; Pultawa 9248; Bielostok 9217; Pskoff 8876; Nowgorod 8634; Petrosawoff 8556; Wladimir 7310; Ufa 6936; Wiatka 6683; Tschernigoff 6672; Simpheropol 6010; Irnisseff 5162; Stawropol 5013; Gedno 4719. Von den übrigen Städten sind die bewohntesten: Odessa mit 35,000 Einwohnern; Schlüsselburg hat 25,343; Nikolaieff 20,468; Jeleg 16,484; Schlitsha 15,832; Keleff 15,577; Wolchoff 15,391; Alexman 13,689; Rolywan 13,084. Die am wenigsten bevölkerte Stadt in Rußland ist Battischport mit 166 Einwohnern.

— Seltsame Vegetation. Nichts ist merkwürdiger, als die seltsame, unerklärbare Weise, auf welche einige Pflanzen bei gewissen Gelegenheiten plötzlich hervorschießen. Kurz nach dem großen Feuer in London im Jahre 1666 war die ganze Oberfläche der verbrannten Stadt auf einmal mit dem üppigsten Sinnpflanzen-Kraut in solcher Masse bedeckt, daß man, wie man damals berechnete, in ganz Europa keine gleiche Fläche von verschiedenen Species dieser Pflanzen-Gattung hätte auftreiben können. Eben so bemerkt man überall, wo eine Salzquelle in der Nähe eines Sees plötzlich hervorbricht, unmittelbar darauf in der ganzen Gegend eine Fülle von salzhaltigen Pflanzen, die man vorher dort nie gesehen. Wenn Seen austrocknen, erzeugt sich immer plötzlich eine neue Pflanzen-Vegetation an der Stelle. Dies bewährte sich auch auf der Dänischen Insel Seeland. Wiborg bemerkte dort, nach der Trockenlegung eines Teiches derselben, die Carex cyperoides, die sich sonst nirgends in Dänemark ursprünglich findet, sondern dem nördlichen Deutschland eigenthümlich ist. (Dr. Graver's Lecture).

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 21. Berlin, Mittwoch den 18. Februar 1835.

Frankreich.

Ein Französisches Urtheil über C. M. von Weber's Musik und namentlich über den Freischütz.

Der bekannte Französische Musikkenner, Herr Fetis (eigentlich ein Belgier), läßt sich bei Gelegenheit einer neuen Aufführung des Freischütz auf einem Pariser Theater folgendermaßen in einer Französischen Zeitschrift vernehmen:

„Wenige Künstler haben ein seltsameres Geschick gehabt, als Weber. Die Natur hatte ihn mit einem ganz eigenthümlichen Genius begabt, und originelle Talente schienen ihn frühzeitig auszeichnen zu sollen; dennoch verstoß fast sein ganzes Leben, wenn nicht in Dunkelheit, so doch wenigstens in einer Halbklarheit, die ihn lange Zeit unglücklich machte. Und man glaube nicht, daß das Publikum allein an der Verlassenheit Schuld war, in welcher der Komponist des Freischütz seine Jugend mit unfruchtbaren Bemühungen hindrachte: er selbst hatte sich verkannt.

Ein Schüler des Abt Vogler, der ohne Genie nach den unabhängigen Manieren der Originalität strebte, hatte er bis zu einem gewissen Punkt die Meinung der Menge verachten und dieser zum Trotz die von Natur zur Satire geneigte Anlage seines Geistes üben gelernt; dabei fehlte es ihm aber an Dreistigkeit, um seinen künstlerischen Beruf zu erfüllen. Seine schwächliche Konstitution und seine Kränklichkeit nöthigten ihn zu längerer oder kürzerer Ruhe, und in diesen Augenblicken der Muße kam ihm zuweilen der Gedanke ein, der Musik ganz zu entsagen. Die Litbographie, deren Erfinder er zu seyn glaubte, hatte ihn zum Nebenbuhler Sennefelders gemacht; sie beschäftigte ihn dennahe ein Jahr lang sehr ernstlich, und in dieser Zwischenzeit erinnerte er sich kaum daran, daß er ein Musiker sey. Dann aber wurde ihm die Lithographie zuwider, wie er denn überhaupt mit Allem unzufrieden war, und er kehrte wieder zu seiner ersten Bestimmung und zu seinen alten Studien zurück.

Carl Maria von Weber war noch sehr jung, als sein Name zum ersten Mal in der musikalischen Welt erdutet; aber anfangs machte er sich nur als Klavier-Virtuos bemerklich, denn seine ersten Compositionen liefen den Schwung noch nicht ahnen, den sein Genius bereinst nehmen sollte. Sein Ideengang war unsicher, es zeigte sich kein bestimmter Plan darin; er suchte sich selbst, und mit seinen Gedanken, die aus keiner bekannten Ordnung hervorgingen, unzufrieden, träumte er eine, dem Zustande seiner Seele entsprechende Musik, eine Musik, die er gern ganz ideal, unabhängig, ja phantastisch, und vor allen Dingen originell gewünscht hätte, denn, mit Ausnahme der ersten Teit seiner Landsleute, in welcher noch bloßer Nachahmer war, vergeberte sich die ganze Thätigkeit seines Lebens in dem Streben nach dieser Eigenthümlichkeit, die sich freilich jeder Künstler zum Ziel setzt, mit der aber die Natur so karg ist.

Alles, was seine Seele bewegte, suchte Weber in „Tonkünstler's Leben", der bedeutendsten seiner nachgelassenen Schriften, zu schildern. Enthusiast in seiner Kunst, glaubt der junge Musiker, in welchem er sich selbst gemalt hat, das Recht zu erkennen; er hofft es zu erreichen und ist doch nie mit seiner Arbeit zufrieden. Manchmal wird er mißmüthig, zweifelt an seinem Talent, ja selbst an seinem Beruf; es fehlt wenig, so fragt er sich, ob die Kunst selbst auch etwas Wirkliches sey. Aber so anziehend auch das Gemälde dieser Träumerei und Schwankens ist, worin gerade Weber's Charakter bestand, so sieht man doch gleich, daß seine Beobachtungen sich in einem zu engen Gesichtskreis umhertewegten: eine weitere Welt fehlte ihm, um ihm alle sittliche Verhältnisse zu zeigen, in denen der Künstler sich befinden kann. Gewiß, wenn er unter uns gelebt hätte, so würde er wohl in seiner Jugend das wechselnde Gefühl der Hoffnung und Niedergeschlagenheit gebabt haben, welches von einem aufsteimenden Talent unterenbar ist, aber er hätte bald an sich selbst oder an Anderen wahrgenommen, daß man sich bei vorzüglichen Talenten weniger mit seinem Genius, als mit äußeren Verhältnissen beschäftigt; denn in unserem civilisirten Leben wird durch die Ansteckung der Selbstsucht und Eigenliebe ein jeder Künstler, der sich einen Ruf zu erwerben und ihn zu vertheidigen, Reichthümer zusammen zu scharren und den Ebrgeiz zu befriedigen hat, allmälig verschlechtert und ist zuletzt nicht mehr er selbst. Ueberdies wiekt in seinem reiferen Alter Alles darauf hin, daß er dem Zeugniß seines Bewußtseins das Urtheil der Gesellschaft unterschiebt. Vermöge eines fonderbaren Irrthums schenkt diese nur denen Bewunderung und Vertrauen, die Beides zu verdienen aufgehört haben; sie multiplizirt die Talente der Jugend, die sie oft verkannt hat, mit den Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen des Alters und überredet sich, daß die Belohnungen eines ehemaligen Talents das Kennzeichen des jetzigen seyen.

Der arme Weber hatte niemals Gelegenheit, dies Alles zu beobachten: stets dem Bedürfniß, den Morube über seine Zukunft und den Sorgen, die ihm seine Familie machte, zur Beute, konnte er aus dem engen Kreise, in dem das Schicksal ihn gebannt hielt, nicht herauskommen, vermochte er sich nicht auf einen weiteren Schauplatz zu versetzen. Ohne Zweifel sollte dies so seyn, weil er dabei die originellen Eigenschaften bebielt, oder vielmehr nach und nach entfaltete, welche er der Natur verdankte, und die er in der großen Welt vielleicht eingebüßt hätte.

Einige Opern, die bei ihrer Aufführung kein Glück machten, und eine Menge von Instrumental-Compositionen, die von den Musikliebhabern mit Kälte aufgenommen wurden, waren Weber's Werke im Anfange des Jahres 1813; dies Alles hatte dem Künstler nur einen zweideutigen Ruf verschafft. Die Konzerte, die Klavier-Sonaten, welche er die dabin berausgegeben hatte, waren wenig gesucht worden, und die Verleger fürchteten sich, die neuen Werke anzunehmen, die er ihnen anbot. Ein unverbergesehener Umstand riß den Komponisten aus dieser Lage heraus, für die er nicht geboren war: die Erbebung des ganzen Deutschlands gegen die Französische Herrschaft, nach dem unglücklichen Feldzuge in Rußland. Es handelte sich darum, den Muth der Jugend anzufeuern, sie im Namen des Vaterlandes zu den Waffen zu rufen und sie durch den Beifang der Freiheits-Lieder zum Kampfe zu treiben; Weber schrieb die Melodieen zu diesen Ober-Gesängen, und da erst entwickelte er die Quellen seines Genius. Nicht, als ob seine früheren Erzeugnisse gar kein Verdienst hätten, aber in den Liedern, die er für den heiligen Krieg — so nannte man diesen letzten Kampf gegen Napoleon's Despotismus — in Musik setzte, offenbarte sich zum ersten Mal der eigenthümliche Charakter seines Talents. Da fing Deutschland an, den genialen Mann zu erkennen, der ihm so lange verborgen geblieben war, und der Weg zum Erfolg des Freischütz war gebahnt.

Diese originale Tonschöpfung erschien einige Jahre darauf; der Enthusiasmus, den sie in ganz Deutschland erregte, ist unbeschreiblich. Der Erfolg war so groß, daß es kaum ein Dorf von einiger Bedeutung giebt, wo der Freischütz nicht aufgeführt worden wäre, so gut als es ging. Das Werk trug den Stempel eines schöpferischen Genius. Die Deutschen verkannten es nicht; sie fühlten, daß in dieser Musik eine dramatische Kraft und eine Erfindung von Formen enthalten sey, wie sie sich in den Werken keines anderen unter Mozart's Nachfolgern zeigten. Diese neuen Formen lagen sowohl in der Melodie, als in der Harmonie und in der Art und Weise der Instrumentirung. Der Rhythmus ist die einzige Seite der Kunst, wozu Weber nichts Neues hinzufügt hat (?); in dieser Beziehung steht er hinsichtlich seiner ausgezeichneten Tonkünstlern des letzten halben Jahrhunderts gleich; und doch ist dies eine unerschöpfliche Zundgrube, an deren Ausbeutung man bis jetzt kaum gedacht hat.

Das Erfinden war seine leichte Arbeit für Weber; es kostete ihm Mühe, und das Komponiren einer Oper nahm ihm viele Zeit weg. Er äußerte daher in einem Briefe den Verlegern, wie man ihm hätte den Vorschlag machen können, den Oberon für das Covent-garden-Theater binnen sechs Monaten zu schreiben. Zur bloßen Entwerfung seiner größeren Werke brauchte er nicht weniger als ein Jahr. Diese schwere Empfängnißzeit zeigte sich besonders, wenn er nach Melodieen suchte; er hat dies auch selbst in einem seiner Briefe bekannt. Wenn er aber eine Melodie fand, so zeichnete sie sich stets durch Originalität aus, obgleich es ihr manchmal an natürlicher Form fehlte. Zuweilen flößt man jedoch bei ihm auch auf Wendungen, die große Mühe und Anstrengung verrathen, und er hat ohne Zweifel öfters der Harmonie, die den Gesang begleiten sollte, einige Opfer gebracht. Daher rührt es, daß im Allgemeinen die Musik des Freischütz, der Euryanthe und des Oberon schwer zu singen ist, besonders für Französische Sänger; Italiänische würden gar nicht begreifen können, daß eine solche Musik für so menschliche Stimme gemacht ist.

Und doch ist es ganz eigentliche Melodie, der es auch an Anmuth nicht fehlt; aber es ist eine harmonische Melodie; sie entbüllt durch sich allein nicht ihren ganzen Sinn; sie empfängt vielmehr einen großen Theil ihrer Bedeutung von der Harmonie. Zuweilen ist ihr sogar die Mitwirkung der Instrumentation unentbehrlich; so offenbart sich der träumerisch-schwärmerische Charakter der köstlichen Introduction zu Agathen's großer Arie nicht allein durch die Melodie und die begleitende Harmonie; damit beide den Charakter erhalten, den ihnen Weber geben wollte, bedarf es der mit ihnen verbundenen Töne der Violinen und Bratschen, und zwar gerade in der Reihefolge und Ordnung, wie ihre

Digitized by Google

Stimmen eintreten. Man höre diese Arie mit Pianoforte-Begleitung, und wird das Cantabile, welches man auf dem Theater gehört hat, kaum wieder erkennen. (*) Ich setze voraus, daß meine Leser nicht glauben werden, es sey der Zweck dieser Bemerkungen, Weber's Verdienst in seiner Art, eine Melodie aufzusuchen, schmälern zu wollen; ich wollte nur eine Thatsache anführen und zu begründen suchen, die mit zur richtigen Würdigung des Talents dieses Tonkünstlers von einiger Wichtigkeit scheint.

Man hat dem Componisten des Freischütz vorgeworfen, daß er in Trivialität verfalle, wenn er an seinen Melodieen natürlich seyn wolle; dies Urtheil beyeg sich wahrscheinlich auf den Jägerchor im dritten Act; ich halte es aber nicht für richtig. Die Haltung und Farbe einer Melodie steht immer mit dem Gegenstand in Verhältniß, auf den sie angewandt ist; nun schien es uns aber, daß über Jäger in dem besagten Fall nicht angemessener seyn konnte. Die Ausführung ist es, welche diesen natürlichen und einfachen Sachen oft schadet und ihnen den Anstrich von Trivialität giebt.

Weber's Harmonie ist nicht immer vollkommen gut gesetzt; man findet darin oft die verwickelte Manier der Schule des Abts Vogler wieder, aber sie hat stets etwas Anziehendes und Reizendes; sie ist treffend und nimmt auf eine wunderbare Weise den Charakter der Worte, Leidenschaften an, von denen die Personen bewegt werden. In der wilden Jagd des zweiten Acts ist diese Harmonie eine Schöpfung von der eigenthümlichen Originalität. Die Scene in der Wolfsschlucht macht einen Eindruck, wie ihn vordem noch keine Musik, ausgenommen der letzte Akt des Don Juan, hervorbrachte. Diese Anlage des Weberschen Genies, sich stets der Gattung von Harmonie zu bemächtigen, welche seine Melodie oder seine Gedanken am besten fassen, und in mehreren Stücken des Oberon mit seltenem Glück gelend. In dem Charakter dieser Musik ist wirklicher Zauber, und die Harmonie übt auf einige Theile der Oper einen unverkennbaren Einfluß aus.

Ich habe schon gesagt, daß in Weber's Musik die Instrumentirung fast immer mit der Melodie und Harmonie in vollkommener Uebereinstimmung ist; diese Eigenschaft, welche von den Kritikern kaum bemerkt worden, ist eine der seltensten, denn bekanntlich instrumentiren die meisten Componisten nur nach einem einmal angenommenen und ewig wiederkehrenden Plan. Einige Effekte, wie zum Beispiel die Art und Weise, wie Weber die Flöte und Klarinette mit einander verbindet, und die Leere, welche er manchmal zwischen den Ober- und Unter-Stimmen läßt, ist ganz von seiner Erfindung. Mehrere Komponisten haben sich später dieser Effekten ebenfalls bedient, aber sie setzen sie gut angebracht.

Wenn es nun auch, nach diesen Allen, leicht seyn möchte, einige sehr bedeutende Fehler in Weber's Stil nachzuweisen, so kann man doch nicht leugnen, daß er viel Neues erfunden hat und mit dramatischem Genius begabt war. Nach vierzehn Jahren erregt der Freischütz noch eben solche Bewunderung in Deutschland, wie in den ersten Tagen nach seinem Erscheinen, und man darf wohl glauben, daß sich die Bewerthung, welche dieser merkwürdigen Composition gezollt worden ist, noch lange Zeit erhalten wird.

Die Kochkunst am Hofe Napoleon's.

Aus den Memoiren des berühmten Kochkünstlers Carême.)

Eines Tages fragte Napoleon seinen Ober-Küchenmeister, meinen Freund Duman, warum er niemals Schweine-Ecrepinetts (eine Art kleiner Würste) auf seine Tafel bringe? Diese Frage kam dem guten Manne sehr seltsam vor. „Sire!“, antwortete der Duman, „das unterbaulich ist, das ist nicht gastronomisch.“ Ein anwesender Offizier bemerkte: „Ew. Majestät würden mich gleich nachher ardreiten können, wenn Sie Ecrepinette speisten.“ „„Pah! das sind Possen, ich werde dennoch arbeiten.““ „Sire“, sprach nunmehr Duman, „Ew. Majestät sollen das Gericht morgen zum Frühstück haben.“ Wirklich standen die Ecrepinetts des anderen Morgens auf dem Frühstückstische; allein das Fleisch war von jungen Rebhühnern und das verändernte die Sache gar sehr. Der Kaiser aß mit großem Appetit. „Ihr Gericht ist fastig, Duman, ich mache Ihnen mein Kompliment.“

Einen Monat später — eben war es zum Bruche mit einer großen Europäischen Macht gekommen — schrieb Duman wieder ein Mal Ecrepinetts auf den Speisezettel, und präsentirte sie zum Frühstück. An jenem Tage sollen Minrat und Bessières im Palaste soupiren; allein traurige Geschäfte hatten sie vor Tages-Anbruch von Paris abgerufen. Wie ganz anders wurden die armen Ecrepinette diesmal empfangen! — Napoleon hatte eben, wie es seine Gewohnheit war, in einer Stunde ein paar Löffel Suppe geschlürft, als er, den ersten Teller lebhaft zurückstoßend, seine Lieblingsspeise erblickte. Der Kaiser verzog das Gesicht, sprang auf, lief den Tisch um, daß alle Dolstaffen auf einen prachtvollen Persischen Teppich fielen, und entfernte sich, mit den Händen hin und her fahrend und eine Thür um die andere zuschlagend, bis er in seinem Kabinette war.**) Duman stand, wie vom Blitz getroffen, und stierte die Scherben des schönen Porzellans an, die am Fußboden lagen. Melch' eine Verwirrung im ganzen Palaste! Die Herren Beschneider bebten und die bestürzten Livree-Bedienten flohen auseinander. Doch mußten sie bald zurückkehren, den Tisch wieder aufstehen und die Scherben zusammenraffen. Der bald darauf eintretende Oberstallmeister Graf Hof-Marschall, um seinen Rath zu vernehmen. — Durze sah einem tollen und scheuen Menschen ähnlich; allein er war keines von beiden; er lief dem Erzähler ein freundliches Ohr. Nachdem er Alles erfahren hatte, sprach er zu Duman: „Sie kennen den Kaiser nicht; wollen Sie meiner Erfahrung glauben, so geben Sie und bereiten Sie gleich ein neues Frühstück und eine neue Schüssel Ecrepinette; seine würdende Ausbruch galt nicht Ihnen; nur die Geschäfte des Kaisers sind Schuld daran. Sobald der Kaiser fertig ist, — vielleicht schon in einer Stunde — wird er sein Frühstück begehren. Gehen Sie, Duman, und halten Sie es bereit.“

Der arme Küchenmeister ließ sich nicht erst bitten; er eilte und bereitete ein zweites Frühstück. Kaum war es fertig, als der Kaiser klingelte. — Duman brachte das Frühstück in's Zimmer und Rustan (der Mamelouk) wartete dem Kaiser auf. Napoleon vermißte seinen Küchenmeister und fragte mit freundlicher Lebhaftigkeit, wo er sey, und warum er weiter fernte? — Man sah ihn — er eilte mit einer Schüssel, noch immer kreideweißen Gesichte, trug aber das schönste gebratene Huhn auf beiden Händen. Der Kaiser lächelte ihm gnädig zu, verzehrte einen Flügel des Huhns und einige Ecrepinette und lobte dann das Frühstück. Hierauf winkte er Duman, näher zu treten, klopfte ihm einige Mal auf die Wange und sprach gerührt: „Duman, Sie sind glücklicher, wenn Sie der Küchenmeister, als ich, der Kaiser dieses Frühen Landes.“ Er frühstückte schweigend weiter und schien dabei innerlich bewegt. Plötzlich erfuhr an diesem Tage, daß der Schmerz auch in dem Busen dessen Eingang finden könnte, den nichts in der Welt an Größe überragte. Das betrübte ihn tief, denn er liebte seinen Herrn aus Herzensgrund.

Er folgte ihm auf allen seinen Feldzügen, und marschirte immer mit dem heroischen Generalstabe der Garde, um gleich bei dem Chef zu seyn, wo oft Halt gemacht wurde. Täglich war Duman im Feuer und stellte in der Küche Kolonnen der Kasserollen auf. War Napoleon zu bereitete Duman dem Kaiser und seinen Generalen schleunigst seine Mahlzeit. — Er improvisirte die Bankette. — Wenn er seinem Kaiser servirte und große Waffenthaten erzählen hörte, konnte er dreist sagen: „Ich habe dabei gehofen; ich war an jenem Tage da, oder ich war dort unter Ihnen, meine Herren.“

Nach dem Kaiser beim Frühstück oder Diner sein Schnupftuch oder seine Dose im Kabinet liegen lassen, so bemerkte Duman zuerst, was fehlt, und ging, es zu holen. Napoleon sagte ihm einmal, als er ihr mit seiner Dose zurückkehren sah: „Aber Duman, Sie sind zu ein Herrenmeister, wie können Sie immer errathen, was ich vergessen habe?“ — „Sire, ich habe bemerkt, daß Ew. Majestät Ihre Dose in die linke, und Ihr Schnupftuch in die rechte Tasche zu stecken pflegen; wenn nun Ew. Majestät zu Tische kamen und nachmals nach jener Seite hin Ihre Tasche fahren, so sehe ich, was fehlt.“ — „Das ist nicht übel“, sprach der Kaiser, „Sie sind ein feiner Beobachter“, und er dankte ihm buldreich.

Eines Tages hielt Napoleon, nach einem Frühstück, in den Tuilerien mit mehreren Generalen einen Kriegs-Rath. Da in demselben volle Freiheit der Meinungen galt, so wurde die Konferenz manchmal sehr lebhaft, und dies war auch diesmal der Fall. Duman, der dies bemerkte, ging auf den offenen Balkon hinaus, der an's Zimmer stieß, wo der war er wiedergekommen, hielt sich aber in gewisser Entfernung, als der Kaiser, dem selbst, wenn er vollauf beschäftigt war, die geringsten Details nicht entgingen, zu ihm sagte: „So bleiben Sie doch, Duman; Sie sind hier gar nicht überflüssig; diese Herren kennen Sie; Sie sind auch Soldat!“ — Welch zauberisches Wort, und von welchem Manne gesprochen!

Ein anderes Mal hatte einer der Senatoren beim Aufstehen der Tafel bemerkt, daß die Dose des Kaisers leer war. Er rief einen Bedienten, ließ sie füllen und reichte sie dann selbst dem Kaiser, der sie rasch hinnahm. Mitten in diesem Gespräche mit dem Herzog von Massa begriffen, öffnete Napoleon die Dose, warf den Tabak ins Feuer, und wandte Duman, die wieder zu füllen. Duman ergäblte mir dies, und setzte hinzu: „Ei, welche lange Weile hatten an jenem Tage die Herren!“

Als der Wall-Staat des Fürsten von Schwarzenberg in Feuer aufging, blieb Duman an der Seite des Kaisers, so lange die Gefahr dauerte. Auf Napoleons Befehl führte er Marie Louise nach Saint Cloud, und kehrte dann in die Gärten der Straße Taitbout zurück. — Des folgenden Morgens stellte Napoleon seinem Küchenmeister neue Fragen, um alle Details des Ereignisses zu erfahren. Er bemerkte wahrend der Erzählung Duman's Niedergeschlagenheit, und sagte ihm mit vieler Güte: „Seitdem Sie in meinem Dienste sind, lieber Duman, habe ich Ihnen viele Noth gemacht; aber rechnen Sie auf mich.“ — Mit diesen Worten faßte er seine Hand, führte ihn in sein Kabinet, öffnete die Schatulle und gab ihm 10,000 Franken in Banknoten.

Der Kaiser geizte mit nichts als mit seinem schönen Kreuz der Ehrenlegion, welches damals das Ziel jedes verdienten Ehrgeizes war. Doch hatte er im Jahre 1812 aus Liebe zu Duman eine Ausnahme Verleihungen gebracht, die er seinen Hausdamen bestimmte. „Duman (so schrieb er) ist der Erste auf der Liste, weil er ein Tapferer ist; meine Soldaten sehen ihn im Feuer.“ Diese Beförderungen haben jedoch, in Folge der Unglücksfälle von 1812, nicht stattgefunden; sie wurden vertagt. — Tröste dich, würdiger Greis! du hast schon mehr als Ehrenzeichen, du hast die ausdrückliche Gnade deines Herrn, und diese Gnade ist dir nicht entrissen worden. — Ich habe mich schon öfter darüber ausgelassen, daß Cambacerès Küche niemals ihren großen Ruf verdiente. Man vergönne mir, noch einmal darauf zurückzukommen.

Herr Grand-Manche, der Oberkoch des Erzkanzlers, war ein tüchtiger Praktikus, und dabei ein Ehrenmann, den wir Alle sehr hoch schätzten; von seinem Herrn aber ist heute weniger zu rühmen. Der Fürst beschäftigte sich des Morgens sehr angelegentlich mit seiner Tafel; allein es geschah nur, um die Kosten derselben so gut es gehen wollte, einzuschränken. Er befaß in hohem Grade jene unruhige Kleinlichkeit-Krämerei, die den Geizhals kennlich macht. Bei jedem Diner, das er gab, merkte er sich diejenigen Speisen genau, die entweder ganz unberührt blieben, oder von denen man wenig genossen hatte, und setzte aus diesen Ueberbleibseln des andern Tages sein Diner zusammen. Welch

*) Die Leser unserer Zeitschrift werden sich dieses Künstlers, der im Jahre 1833 gestorben ist, noch aus einigen trefflichen Artikeln erinnern. Einer derselben (1833 Nr. 40 handelte von der Küche Napoleon's am St. Helena und der andere (1833 Nr. 20) betraf Carême's Meisterwerk über „die Französische Kochkunst im 19. Jahrhundert“.

**) Vermuthlich hatte diese köstliche Speise den Kaiser an einige neuerdings glückte Pläne erinnert. (Anmerk. des Herrn Carême).

ein Diner! gerechter Himmel! Ich will nicht eben sagen, daß eine abgetragene Speise ganz verflossen werden soll; aber sie darf doch wenigstens kein neues Diner, kein Diner eines Fürsten und Gastronomen abgeben. Es ist dies in der That ein sehr zarter Punkt: der Hausherr darf nichts sagen, nichts sehen; er muß Alles der Geschicklichkeit und Ehrlichkeit seines Koches anheimstellen; abgetragene Speisen darf man nur mit Bedutsamkeit wieder zu Ehren bringen, und nur Allem ist dabei die tiefste Verschwiegenheit nöthig.

Im Hause des Fürsten Talleyrand, dem ersten Hause in Europa, in der Welt und in der Weltgeschichte *), handelt man nach diesen Principien: es sind die Weinprinzen des Geschmackes; es waren die Prinzipien aller besten Personen, die ich bereit habe, z. B. Cussleeragh's, Georg's IV., Kaiser Alexanders u. s. w.

Der Erfanzler (Cambacérès) empfing aus den Departements unzählige Dinge, namentlich das schönste Geflügel, zum Geschenke. Alles wurde in eine ungeheuere Speisekammer getragen, zu welcher Herr Cambacérès selbst den Schlüssel hatte. Er hielt sich eine Liste seiner Mundvorräthe, in die er sogar den Datum ihrer Ankunft eintrug; er ließ alljährlich verzehren, was gekocht oder gebraten werden sollte, und oft kam die Verfügung erst, wenn die Vorräthe schon verdorben waren. Was auf seiner Tafel erschien, hatte seine natürliche Frische bereits verloren.

Cambacérès war nie ein Gourmand im ehrlichen und gelehrteren Sinne des Wortes; wohl aber ein gewaltiger Esser, oder vielmehr ein Fresser. Seine Gäste mag ich glauben, daß er warme Pasteten mit Fleischlöschen — dieses plumpe und fade Gericht — allen anderen Speisen vorzog? Eines Tages, als der ehrliche Grand-Manche die Pastete mit Geflügel, Nieren und dergl. füllen wollte, wurde der Fürst feuerroth vor Zorn, und verlangte seine gewohnten Boulettes aus gehacktem Kalbfleisch, die so hart waren, daß man sie kaum zermalmen konnte: er allein fand sie außerordentlich delikat. Als Nebenspeise brachte man ihm oft ein Stück Kuchen, das auf dem Roste aufgewärmt war, oder den Rest eines Schinkens, der nicht selten schon eine ganze Woche seine Dienste gethan hatte. Pfui, über diese Knickerei und Geschmacklosigkeit!

Wie ganz anders ging es in dem würdigen Hause des Fürsten von Talleyrand her! Da setzte man unbedingtes und vollkommen gerechtfertigtes Vertrauen auf den Küchenmeister, einen der berühmtesten Praktiker unserer Tage, den sehr ehrenwerthen Beauvilliers; da kamen nur die gesündesten und feinsten Speisen auf den Tisch; da war Alles Ordnung, Glanz und Geschicklichkeit; da war das Talent glücklich und hoch angezeichneten. Der Koch beherrschte den Magen, und wer weiß, ob er nicht auf die geistige Gewandtheit und Lebendigkeit des Ministers einen entschiedenen Einfluß übte! Binnen von 48 Stunden wurden in der Straße Varennes gegeben. Ich habe sie mit aufstragen helfen, habe sie gezeichnet. Welch' ein Mann war dieser Herr Beuvilliers! Welch' ein malerisches Ensemble bildeten alle seine gastronomischen Schöpfungen! Wer so etwas nicht gesehen hat, der hat noch nichts gesehen!

Napoleon war weder ein starker Esser, noch ein feiner Speisenkenner; allein er wußte es zu Herrn von Talleyrand zu schätzen, daß er eine so herrliche Tafel führte.

Weder Cambacérès noch Brillat de Savarin haben sich jemals auf's Essen verstanden. Beide Herren liebten nur gemeine nachhaltige Kost, und füllten sich schlechtweg den Magen an. Herr von Savarin war ein starker Esser, und plauderte, wie mich dünkt, sehr wenig und sehr unbedeutlich; sein Aeußeres glich dem eines wohlgenährten Priesters. Nach der Mahlzeit absorbirte der Verdauungs-Prozeß sein ganzes Ich.

Die ausgezeichnetsten Feinschmecker meiner Zeit waren: der Fürst von Talleyrand, Murat, Junot, Fontanes, der Kaiser Alexander, Grimod de la Reynière, Cussleeragh, Georg IV. und der Marquis von Cuffo, weiland Präsect des Kaiserlichen Palastes, ein ganz charmanter Mann, den wir jetzt noch zu besitzen die Freude haben. — Der wahrhaft geschickte Esser ist eben so selten, als der wahrhaft geschickte Koch.

Bibliographie.

Brises du soir. — Erdichte von Madame de la Berge, geb. von Villars. 6 Fr.

Chansons de Béranger. 8 Fr.

Le facteur, ou la justice des hommes. — Drama in 5 Akten von Desnoyer und Boulé. 2½ Fr.

Latude, ou trente-cinq ans de captivité. — Melodrama in 3 Akten von Pixerécourt und Bourgeois. 2½ Fr.

Archives des découvertes et des inventions nouvelles faites dans les sciences, les arts et les manufactures, pendant l'année 1838, avec l'indication succincte des peinciaux produits de l'industrie française, etc. — Fr.

L'art de créer les jardins. — Von Bertnaud. Jn Fol. Preis jeder Lfg. 12 Fr.

England.

Selbstbekenntnisse Shakespeare's.

(Schluß.)

Glaubt ihnen nicht, jenen Kommentatoren, guter Leser! — Shakespeare hat selbst über sich geschrieben; Shakespeare selbst hat von seinen Freundschaften und Liebschaften und von allen jenen innern Vorgängen, welche allein den Charakter ausprägen, Zeugniß abgelegt; Shakespeare selbst hat die eigenthümlichen Launen seiner sterblichen Natur, wie die eigenthümlichen Wendungen seines sterblichen Lebens aufgezeichnet; Shakespeare selbst hat unbewußt der schaulustigen Welt ein Gemälde hinterlassen, das im grellsten Kontraste, — aber doch voll tiefer Wahrheit — seinen Glanz-Erscheinungen, auf dem Theater und seiner Heiterkeit in der „Mermaid" und in der „Bärter" gegenüber steht; Shakespeare selbst hat uns aus der erhabenen Einsamkeit, in welche ihn zu allen Zeiten sein mächtiger Geist versetzte, hörbare Seufzer vernehmen lassen, und man konnte sie mitten unter den Schlägen seines großen Herzens vernehmen! Shakespeare hat mit einem Worte seine Selbstbekenntnisse niedergeschrieben, und diese Confessionen sind noch vorhanden.

Es ist eine Andeutung von einigen, nicht der Oeffentlichkeit bestimmten Schriften Shakespeare's schon im Jahre 1598. „Jn jenem Jahre erschien nämlich ein Buch, betitelt „the wit's treasury" (Schatzkästlein des Witzes), von einem gewissen Meres, der in folgender Wendung auf unseren Dichter anspielt: „Wie die Seele des Euphorbus in den Pythagoras eingiebt sein soll, so scheint die sanfte, witzige Seele des Ovid in dem süßtönenden, honigzüngigen Shakespeare zu leben;" „Gerade" — fährt der erwähnte Autor fort — „unter seinen Komödien befinden sich unter seinen Freunden existiren." — Man lebte damals ein gewisser Shakespeare, ein Arm Edmund Curll, dessen unwürdiger Mißbrauch des ehrsamen Geschäfts die besonnenen Lintens und einsichtigen Tonsons jener Zeit höchlich verletzte. Doch die Vorsehung weiß ihre Werkzeuge zu wählen, und Herr Jaggard hat bei der Nachwelt beste größere Gunst gefunden. Kaum hatte er die Bemerkung des Meres gelesen, als er sofort Shakespeare's Sonnette aufsuchte und sie zu einem Bande zusammenscharrte. Es gelang ihm, deren mehrere aufzutreiben, und trotz aller Einsprüche des Autors ließ er sie im folgenden Jahre drucken. Kaum lag dieser rigennützigen Veröffentlichung, wie ich vermuthe, etwas Anderes zum Grunde, als die Aufdeckung, die er von einzelnen persönlichen Anspielen in jenen Sonnetten sich versprach; denn der Urheber verstehen hatte jetzt, da er als Schauspieler und Mitinhaber des Theaters „Globe" seinen Reichthum aufgehäuft, schon einige Jahre zurückgezogen lebte. Dies schließe ich aus einem interessanten Dokumente, das vor kurzem der greifreiche und gelehrte Collier bekannt gemacht, in welchem der Name Shakespeare's als der fünfte auf der Liste der Eigenthümer und Schauspieler jenes Theaters erscheint. Erst 1609 erschien von den Sonnetten eine zweite Ausgabe; da fügte nämlich ein gewisser W. H. die bis zu dieser Jahre von 1599 ab verfaßten hinzu, und verlegte das Buch ein Thomas Thorpe, der aus Dankbarkeit daffelbe seinem ungenannten Verfasser widmete.

Diese Sonnette nun sind die Selbstbekenntnisse Shakespeare's. Jn ihnen finden sich seine Liebschaften und Freundschaften, und sein ganzes Charakterbild, wie ich es oben entworfen, aufbewahrt. Das sind tiefe Seufzer, die aus der Fülle des Herzens kommen, und seine geheimsten Empfindungen aussprechen, so sehr auch die sanftende Selbstverleugnung und das eifersüchtige Selbstbewachen; sie erzählen uns eine Menge mannigfaltiger persönlicher Beziehungen; es sind Abdrücke des Gemüths durch alle seine Phasen, von der Freude zur Trauer, und von den erhabensten Aussichten eines Geistes bis zu der kleinsten seines Alltagslebens. Zu welchen wunderbaren Geheimnissen gewähren sie uns den Zutritt, was für interessante Momente theilen sie uns mit! Die innersten, tiefsten Empfindungen solch' eines reinen Herzens, die Tiefen eines so eigen gearteten, einsam dastehenden Geistes. Ich könnte aus diesen Sonnetten eine Reihe von inneren Erfahrungen, von Lehren der Wahrheit und der Weisheit geben, wie sie selten ein Mensch aussprochen. Und wie aussprechen! Mit wie unregennäßigem Gefühl, wie tiefen Gedanken, welcher Feinheit, welcher Naturtiefe! Mit welchem Schmerz bekleidet er nicht seine Liebesgedanken, mit wie herrlicher Blüthe schmückt er nicht seinen Schmerz! Sie sprechen von Heimnissen, Widerwärtigkeiten, Armuth, Schmach; — aber sie sind nicht thränenerfüllt; denn aus dieser Farbenpracht, diesen Liebesgedanken und diesen Zauberworten bildet sich ein Regenbogen der Hoffnung. — Wenn der Leser meiner Führung folgt, so soll er Alles sehen; denn ich glaube, manche Anspielungen entdeckt zu haben, obgleich deren viele noch als unlösbare Räthsel zurückbleiben; denn in einer Seele, wie die Shakespeare's, muß es immer bedeutende Abgründe geben.

Wir werden bei einer andern Gelegenheit kurz jene Andeutungen zu einer Auto-Biographie ordnen. Hier wollen wir noch Einiges über einzelne Gedanken und Andeutungen bemerken, die in jenen Sonnetten vorkommen, und welche in den wenigen uns bekannten Notizen über Shakespeare's Lebensverhältnisse ihre Erklärung finden. Um auch den Unglänbigsten meiner Leser einiges Vertrauen zu meinen Bemerkungen einzuflößen, führe ich hier eine Stelle von einem ausgezeichneten Schriftsteller an, deffen Autorität hinlänglich anerkannt, und der auch für die Schwerzgläubigen eine solche sein dürfte. Die anzuführende Stelle ist mir erst nach dem Beginn dieses Aufsatzes unter die Hände gekommen. August Wilhelm Schlegel in seiner meisterhaften Kritik Shakespeare's sagt den gänzlichen Mangel krisischen Taktes der dessen Angelegenheiten von ihnen, so viel ihm bekannt, daß die Sonnette benutzt, um die Züge zu seiner Lebensgeschichte daraus zu entnehmen. „Diese Sonnette," fährt der große Kritiker fort, „legen unzweideutig die Stimmung und Lage des Dichters dar; sie setzen uns in den Stand, seine innern Erlebnisse zu ertennen." — Mit war die Stelle beim Beginnen dieser Blätter noch unbekannt; aber ich bin stolz darauf, mit einer so großen Autorität zusammengetroffen. — Das Verfahren der Kommentatoren, wie es Schlegel rügt, scheint uns aber minder verwunderlich, als daß er, nachdem er sich also ausgesprochen, dabei stehen geblieben. Wir können leichter den Kommentatoren, als Schlegel'n verzeihen! Denn am Ende ist die Unwissenheit doch wohl eine Entschuldigung, und die Unsicher Shakespeare's können diese Vergünstigung mit dem größten Rechte für sich in Anspruch nehmen. Wenn Stevens sagt, daß der geschärfteste Parlaments-Beschluß nimmer das Beil dahin bringen wird, diese Sonnette zu lesen, so können wir nicht umhin, Herrn Stevens in diesem Punkte für unwissend zu erklären, und ihn auch demgemäß

*) Herr Careme war bekanntlich lange Zeit im Hause dieses historischen Feinschmeckers.

zu behandeln. Wenn aber Schlegel sich ausdrückt, wir wir eben gesehen, und seine eigene Andeutung nicht weiter verfolgt, so müssen wir über ihn klagen. Er hat das Unternehmen in gar schlimme Hände fallen lassen! Was gäben wir darum, es in den feinigen zu sehen! — doch ist das jetzt unmöglich! — Was würden wir darum geben, zu welchen Opfern uns verpflichten, wenn es in die Hände unseres Landsmannes, des mit Shakespeare noch vertrauteren, des tiefsinnigsten, feinsühlendsten Kritikers, des reinsten, bescheidensten, ehrlichsten Prosaisten, wenn es in die Hände Charles Lamb's käme! — Ja, das ist noch möglich wäre!*)

Sie kann süllt mit einer Stelle aus Lamb's Werken auf, die einzige, wie ich glaube, wo er von Shakespeare's Sonnetten spricht; doch ist auch sie allein schon geeignet, zu zeigen, wie feinsinnig er den Gegenstand würde behandelt haben. Ich führe sie theils deshalb, theils auch darum an, weil sie einen Punkt berührt, den ich hervorzuheben beabsichtigt. In dem trefflichen „Versuche über Shakespeares Tragödien, in wiefern sie sich zur Darstellung auf der Bühne eignen" spricht der Lamb unwillig darüber aus, daß man Garrick einen Geistes-Verwandten Shakespeares genannt hat (Works vol. II p. 1): „Ist nicht Garrick erschienen, ja, setzte er nicht einen Stolz darein, zu erscheinen in jeder langweiligen Tragödie, die seine heillose Zeit hervorgebracht, — den Machwerken eines Hill, Murphy, Brown, — und dennoch sollte ihm die Ehre werden, als ein unzertrennlicher Genosse Shakespeare's zu gelten? Er, sein Geistes-Verwandter! — Wer kann uns diese gefühllose Sonnett Shakespeare's, worin er auf sein Schauspieler-Leben anspielt:

O for my sake, do you with fortune chide,
the guilty goddess of my harmful deeds. — —
Thence comes it that my name receives a brand;
and almost thence my nature is subdued
to what it works in, like the dyers hand. **)

oder jenes andere Selbstbekenntniß lesen:

Alas! 't is true, I have gone here and there,
And made myself a motley to the view;
Gored mine own thoughts, sold cheap what is most dear. ***)

wer kann diese Ausdrücke eifersüchtiger Selbstbewachung in unserem sanften Shakespeare lesen, und von einer Congenialität zwischen ihm und einem Menschen träumen, der, nach aller Kunde, die uns von ihm geworden, so durch und durch Nichts weiter als Schauspieler war?" — Allerdings sind das ergreifende Stellen, und von diesen ist der größere Theil der Sonnette. Weich ein Anblick, einen so mächtigen unsterblichen Dichter so seine individuelle Lage beleuchten zu sehen, in dem Treiben des Alltagslebens, umdrängt von dem Gewühle des Nichtigen, Irdischen! — Wie durchaus rührend sind die einzelnen Züge! Diese beiden Sonnette enthält schon die erste unrechtmäßige Ausgabe Jaggard's, und sie sind also schon früh geschrieben, vielleicht noch bevor er irgend eines seiner größeren Stücke verfaßt, und, von der ermüdenden täglichen Bedürfnissen des Lages hart gedrängt, an gemeine Arbeiten seine Kraft vergeuden mußte. Und bei alle dem thut er seine Schuldigkeit, spielt wie gewöhnlich auf dem Theater; das Alles lähmt ihn nicht; er geht nachher vielleicht in die „Mermaid" oder „Mitre", trägt hier den Schein fröhlichen Sinnes, — und seine Qual im Herzen währt doch! Allein mit sich selbst sinkt sein Geist in sich zurück. Ich kann mir wohl die Qual ausmalen, die ihn durchdrungen, als er es zuerst sich sagte, daß er — ein bloßer Tagelöhner, am Ende aufhören würde, seine eigenen Gedanken zu denken, — daß er ein Sklav werden müsse der Gedanken Anderer, die täglich sprechend und in ihnen verkehrend, — und daß er am Ende würde die Kraft verlieren, jene Wunderschöpfungen hervorzubringen, die schon damals in ihm lebten. — Es gab Augenblicke, wo Raphael sich ermüdete, er sey kein Maler; so hat er gewiß Manchen gegeben, wo Shakespeare sich müde sah, er könne keinen Hamlet oder Othello schreiben. Die rührende Andeutung in dem zweiten Sonnette, daß er mit seinen Gedanken leichthin wäre, zeigen nur zu deutlich, daß es ihn immer nach der Quelle seines eigenen Innern hindrängte. Er mußte seine Gedanken opfern, um die Anderer auszudrücken. — seine eigensten Empfindungen mußte er an Andere verschachern, — und wofür? — Wieviel Schilling hatte denn Shakespeare wöchentlich für seine theatralische Wirksamkeit? — Unterstützen ist die Frage, den andere Art hiehe gewesen. Aus den Sonnetten, so wie aus anderen Quellen hat sich wir eine Vermuthung darüber gebildet. Ohne Frage war Shakespeare, wenn nicht ein Schauspieler, doch ein Lehrer der Schauspieler, man denke nur an seine vortrefflichen Vorschriften für die Schauspieler im Hamlet, an den wunderbaren Dialog zwischen Richard und Buckingham, und an unzählige andere Anspielungen in seinen Stücken.

Doch ist das noch nicht Alles. Der Verfasser des Rosciad hätte kaum giebt nach einer genügenden Autorität an, daß Shakespeare selbst den Taylor gelehrt, wie er den Hamlet und Lowin, wie er Heinrich den Achten darstellen solle; er selbst war mit der Rolle des Geistes im ersten Stücke beauftragt. Rowe giebt an, daß diese Rolle Shakespeare's vortrefflichste Leistung gewesen, und gewiß war die Darstellung ausgezeichnet. Welch ein poetischer Geist mochte da herrschen, was muß da für ein tiefer, Ehrfurcht heischender Ernst sich ausgesprochen haben! Gewiß ergriff es die Zuhörer, waren sie anders im Herzen nicht verfinstert, mit tiefem, erhaschtsvollem Grauen, jenes „Mitleid rührende Spiel" des Geistes, wie es Taylor nennt. — Eine zweite Rolle, die er bekanntlich dargestellt, ist der Adam in „Wie es euch gefällt." Wir bezeichnend für das Herz des Mannes, — wie jene Rolle des Geistes für seine Phantasie — daß er sich diese Partie voll schöner, erbebender Ergebung ausgesucht. Ein wie sicherer Beweis, daß er seinen edelsten Charakteren gleich war. Aubrey bemerkt ausdrücklich, „daß er außerordentlich gut spielte." Gewiß war es jene oben bemerkte ängstliche Selbstbeobachtung und noch wohl mancher andere Grund, der ihn das Schauspieler-Amt verleidete. — Gewiß mußte es ihn empören, sich als „Buntjack" darzustellen vor jenen Gecken, die damals das Recht hatten, als Zuschauer auf der Bühne zu sitzen, sich drängen und grob behandeln zu lassen von dem ersten besten Laffen, der, als „Tabacksprise in Mundo", in seinem Wamms mit goldenen Tressen", wie sie uns so lebendig dargestellt sind, — vielleicht Marbeth oder Lear in's Gesicht lachte. — Ein Umstand, daß in seiner Zeit bei Schauspielern noch im Werden begriffen war. Und was ist ein Schauspieler ohne Applaus? Ein Kriegsroß ohne Drommete! Ein Schauspieler muß seine Triumph leibhaft sehen und fühlen. — Bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, verließ Shakespeare auch die Bühne. Im Jahre 1603 finden er den Sejanus in Ben Johnsons Stück und das ist das letzte Datum, bei welchem ich seinen Namen finde. Im Jahre 1603, als Boyson gestorben wurde, erscheint sein Name nicht mehr. Und der neue Jahr 1603 hatten Urkunde ergiebt sich nämlich, daß er sich einen größeren Antheil an dem Globe-Theater erkauft und der erste Gebrauch, den er von seinem größeren Einflusse machte, war der, seinen Namen aus der Schauspieler-Liste zu streichen. (N. M.)

Bibliographie.

Exposition of the nature, treatment and prevention of continued fever. (Die Lehre vom Fieber.) Von Dr. H. Mackmac. 6 Sh.

Principles and illustrations etc. (Anatomische Darstellungen in kolorirten Steindrücken.) Von Dr. J. Jorx. 3½ Pfd.

History of Greece. (Geschichte von Griechenland.) Von Thomas Keightley. 6½ Sh.

Influence of democracy on society. (Einfluß der Demokratie auf die Gesellschaft.) Von einem Amerikaner. 3½ Sh.

Villeroi; or religion founded on principle not on excitement. (Die Vernunft-Religion.) 5 Sh.

The art of bookbinding in all its branches. (Die Buchbinderkunst.) Von J. A. Knet. Mit 9 Abbildungen. 6 Sh.

Mannigfaltiges.

— Leben in Twer. (Aus dem Schreiben eines dasigen Einwohners an einen Freund in St. Petersburg.) Du erinnerst Dich wohl noch, wie oft wir uns über die stille und einförmige Lebensweise in Twer beklagten? Nur das Geläute der Glocken unterbrach die überall herrschende Oede; nur der Anblick der Diligencen und der durchfahrenden Equipagen erinnerte uns, daß wir an einer großen, zwei Residenzen mit einander verbindenden Landstraße wohnten. Wir verglichen Twer mit einer schönen Post-Station und mit gewissen Romanen; es erscheinen undekannte Gesichter, schreiben Namen, Rang und Stand ein, essen und trinken sich satt, zanken auch oft wegen schlechter Bewirthung, sprechen über Allerlei, bisweilen auch über Nichts, und reisen dann weiter. An ihrer Stelle kommen wieder Andere, die auch wieder ab fahren, und von Allen bleibt nichts nach, als die Notizen im Posthuche. So brachte ich mehr Jahre in Twer zu. Bei dem jetzigen Stande in Rußland zur Vervollkommung und in Folge der wohlwollenden Verfügungen unseres Monarchen, konnte es nicht fehlen, daß auch Twer sich erheben und verschönern mußte. Anstatt des früheren verdorbten Platzes, der Wohnung des Gouverneurs gegenüber bis zur Wolga, steht nun jetzt einen schönen Englischen Garten; die Hauptstraßen haben eine der sogenannten Chaussee-Form, an der in täglich größer sich fördernden Menge Landhäuser entstehen,

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Zeitbüchl. Post-Aemtern.

№ 22. Berlin, Freitag den 20. Februar 1835.

Frankreich.

Vorlesungen über Welt-Literatur. *)

Von Philarete Chasles.

Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts saß in einem armseligen Dorfe in Spanien ein unbekannter Mann, schmachtete dort in einem Gefängniß. Er hatte einen Arm verloren und war mit Wunden bedeckt. Er hatte zur See und zu Lande gedient und stand schon beinahe im sechzigsten Jahre seines Alters. Ich weiß nicht, was für eine Kabale der Justiz, die die Alkalden des Dorfes gegen ihn erregt, ihn in diesen ruhmlosen Kerker hinabgestoßen hatte, wo Keiner ihn vermuthete und in welchem ihn seine Armuth lange genug festhielt. Man erlaubte ihm zu schreiben: und er verfaßte zu seiner Zerstreuung einen Roman. Dieser Schriftsteller, der von seiner Zeit verachtet in bitterem Elend lebte und für den seine vornehmen Beschützer, der Erzbischof von Toledo und der Graf von Lemos, höchstens so viel thaten, daß er eben nicht Hungers starb, war Miguel Cervantes Saavedra, der Verfasser des Don Quixote. In unbekanntem Dunkel hat er gelebt und ist auch ebenso gestorben. — Wenden wir uns über's Meer und stehen wir in England um, zu derselben Zeit.

In einer Vorstadt von London finden wir ein kleines Haus, in dem ein Mann von sehr mäßigem Vermögen ein einziges Steckwerk, oder vielmehr nur ein Zimmer bewohnt. Ein Mann von sanftem, melancholischem Gemüthe, von gefälligem, schlichtenem Wesen; sobald ihm seine Tages-Geschäfte Zeit gönnen, dichtet er Sonnette in Petrarkas Manier, hierin findet er seinen Trost und seine Freude. Der Geist zarter Trauer beherrscht ihn. Er nimmt keinen Theil an den politischen Bewegungen Englands. Die Puritaner erheben sich und stehen auf der Höhe des Tages, er ist kein Puritaner; die Katholiken empören sich, was sicht es ihn an? In seinen Sonnetten, den Werken seiner besonderen Neigung, beschäftigt er sich vorzüglich damit, in seiner Seele zu wühlen und die geheimen Schmerzen derselben an den Tag zu fördern. Er lebt in Liebes-Verhältnissen, die er selber tadelnswerth findet und denen er sich doch nicht entwinden kann. Er ist arm, ist Schauspieler geworden, ein damals sehr verachtetes Gewerbe. Diese Verachtung lastet auf ihm wie eine bleierne Hülle. Er klagt, er leidet; der Herbst seines Lebens beginnt und er ist unzufrieden mit sich selber. „Mein Leben", sagt er, „ist ein Häufchen Asche, sonst nichts; meine Seele hat sich in sich selber verzehrt und vor diesem ausgekommenen Feuer kauere ich nieder, das sich mit ihrvorwollen Augen betrachtet." Alle diese Betrachtungen sind in den Sonnetten niedergelegt, von denen ich so eben gesprochen, und die im Jahre 1599 gedruckt wurden. Den dieser Art sind die Offenbarungen seines Innern, die Bekenntnisse des süßen Shakespeare (sweet Shakespeare), wie ihn seine Zeitgenossen nannten — seine Zeitgenossen, die kaum eine Ahnung hatten von seinem Genius und ihn hauptsächlich wegen der Anmuth seines Charakters und der elegischen Grazie seiner Liebes-Gedichte schätzten.

Dieser Mann hatte nur eine geringe Schulbildung. Man verkaufte um ihn herum kleine Romane und Chroniken, zu sechs Pence den Band, die meistens aus dem Italiänischen übersetzt oder Italiänischen Geschichten nachgebildet. Er kaufte davon und machte Dramen daraus. Das Drama war zur damaligen Zeit, was heutzutage das Journal ist, die allgemeine Erwerbsquelle unbemittelter Talente. Seine Dramen nun gingen in dem großen Schwarme der andern mit vorüber; man fand sie weder besonders gut noch besonders schlecht, und erkannte Shakespeare eine ziemlich ehrenwerthe Mittelmäßigkeit zu. Man zog ihm den gewaltigen Chapman und den feurigen Marlowe vor; man dachte gar nicht ein Mal daran, ihn mit dem berühmten Lilly in Vergleich zu stellen. Diese waren die großen Männer der damaligen Mode; alle Zeiten haben dergleichen gehabt, deren Namen funfzig Jahre nach ihrem Triumphen im Strome der Zeit verloren gehen; neugierig unberührbrende Antiquare, die Auferstehungs-Männer (resurrection-men) in der Literatur, graben sie dann später zu ihrem Vergnügen auf dem Friedhofe der Bibliotheken aus.

Als William dreißig solcher Dramen, die sämmtlich nach nationalen Chroniken, Balladen, Erzählungen, Volks-Romanen, oder auch selbst nach alten Dramen bearbeitet waren, hatte aufführen lassen, sorgte er nicht ein Mal dafür, eine vollständige Ausgabe seiner Werke zu veranstalten. Er hatte ein paar Guineen bei Seite gelegt, und so begab er sich denn ruhig in sein Geburtsstädtchen zurück, zu seinen alten Freunden und Nachbarn und starb hier still und unbeirrt.

Und was ist nun nach ihrem Tode aus diesen beiden großen Unbekannten geworden? Don Quixote ist in alle Sprachen übersetzt, ist zum Typus geworden. Cervantes, den seine Zeitgenossen in ihren Pamphleten einen elenden Krüppel und alten Schwätzer schmähten, sitzt auf dem literarischen Throne in seinem Vaterlande. Sancho's praktische Philosophie hat sich in ganz Europa in Ansehen gesetzt; man erkennt in der Person des Ritters von der traurigen Gestalt das sterbende Ritterthum, das Dahinschwinden der idealischen Welt.

Cervantes Einfluß, die Schärfe, Klarheit und Wahrheit seiner Gedanken hat sich offenbar über das neuere Europa erstreckt; man findet die Spuren dieser Gedanken bei Voltaire, bei Swift, bei Le Sage wieder.

Shakespeare's Geschick ist noch seltsamer. Cervantes glaubte wenigstens an seinen Genius; er besaß das Vertrauen auf sich selbst; bei Shakespeare herrschte eine große Gleichgültigkeit über diesen Punkt. In seinem Testamente sprach er von seiner Frau, seiner Tochter, von einem oder zwei Freunden in Gilde und Ungilde — aber keine Spibe von seinem Namen und seinen Werken.

Er stirbt; das siebzehnte Jahrhundert beginnt! der religiöse Gedanke, mit dem politischen verknüpft, ergreift England mit einer solchen Gewalt, so rob und rauh und Alles andere niederdrückend, daß das Englische Theater zu Grunde geht. Niemand erinnert sich mehr des Namens Shakespeare, nur Milton, Milton allein, dessen erhabener und zarter Geist den Kultus seines süßen Shakespeare mit heiliger Religion bewahrt. Welcher Gelehrte des siebzehnten Jahrhunderts, in Frankreich, Italien, Deutschland, Spanien hätte diesen unbekannten Namen nennen hören? Man hätte Baillet und Tiraboschi, diese Männer, in deren ungeheurem Gedächtniß ein Datum, kein Eigenname fehlte, dreist nach einer Notiz über Shakespeare fragen können, und sie würden keine Antwort haben geben können. Mit Karl's II. Beste-Ergreifung des Englischen Throns bringt die Französische Nachahmung in die Englische Literatur ein; Shakespeare wird verurtheilt, aber mit pedantischer Strenge; man findet Schönheiten an ihm, aber barbarischen und verabscheuten Wirt.

Plötzlich, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, erhebt sich, wie durch ein Wunder, Shakespeare's Ruhm; auf die unerwarteste Weise tritt sein Genius hervor; der Satiriker Pope, der Klassiker Johnson und Voltaire selber, Voltaire durch und durch Franzose, werden die Beförderer seines Ruhms. Der puritanische Geist war nach und nach in Gros-Britannien untergegangen. Man fängt an, des düsteren Fanatismus überdrüssig zu werden, der idealischen Romanen-Gestalten und der pluvinen Französischen Parodie der Rechten und Weiber. Man fängt an, die sichtvolle Unparteilichkeit Shakespeare's zu begreifen, findet in seiner dramatischen Welt die wirkliche, mit allen ihren Nüangen, Gestalten, mit dem ganzen Reichthum ihrer Mannigfaltigkeit wieder. Anderthalb Jahrhunderte bedurfte es dazu, daß die Bildung der Intelligenz so weit kam, mit dieser Intelligenz des sechzehnten Jahrhunderts auf gleicher Stufe zu stehen. Kaum hatte man angefangen, seine Größe zu ahnen, als man ihn nun auch durch Preis und Bewunderung für die lange Vergessenheit zu entschädigen suchte; sein Einfluß wächst, dreitet sich immer mehr und mehr aus; er macht sich auch in Frankreich Bahn und wird auch von denen für ein Genie anerkannt, die ihn nicht verstehen. So sprüht dieser arme Schauspieler hundertfünfzig Jahre nach seinem Tode allen Europäischen Künsten seinen Stempel auf. Eine ganze Literatur, die neuere Deutsche ist ausschließlich auf das Studium Shakespeare's gegründet; auf ihn weisen, als auf ihr Vorbild, ihren Meister und Gott, die ersten Deutschen Schriftsteller hin, Goethe, Schiller und Wieland und selbst die neueren Deutschen Philosophen. Sie finden in ihm den frischen Saft und die Urkräftigkeit des Deutschen Genius, die nordische Begeisterung in ihrer Reinheit, die Tiefe und Stille der Betrachtung, die Schärfe der Beobachtung, das hohe, sichere Darüberstehen über allen Besonderheiten des Parteiwesens und eine Kenntniß der Welt, der Menschen und der Leidenschaften, wie sie nie Einer in solchem Grade besessen. Alle poetischen Studien unserer Nachbarn richten sich auf Shakespeare; er ist der Homer des modernen Deutschlands.

Und sein Einfluß beschränkt sich nicht nur hierauf. Er, der Nordländer, dieser Genius, der immer Meister und Herr über sich selbst bleibt, dieser tiefe, parteilose Genius dringt in Italien und Spanien ein; er begeistert Rossini, die ganze civilisirte Welt sympathisirt mit ihm. In England gründet sich sein Kultus fester und fester, und seine schönste Schöpfung in neuerer Zeit, sein letztes Werk ist Walter Scott, Walter Scott, sein Sohn, sein Zögling, der die Welt aus demselben Gesichtspunkte betrachtet, wie er. Zwei Jahrhunderte hat es zu dieser Entwicke-

*) Wir haben uns erlaubt, das etwas gezwungene Litteraire comparée in das geläufigere Welt-Literatur zu verpandeln.

Digitized by Google

lung bedurft — wird man nicht verfucht, ſich hierbei des ſchönen Ausſpruchs eines Schriftſtellers zu erinnern, der heut zu Tage wenig geleſen wird, des heiligen Chryſoſtomus: „wo es giebt", ſagte er, „Ideen, die in einem Jahrhundert reifen und in einem andern Jahrhundert wachſen. Der Keim des Exiſtenthums lag in der Bibel; im Evangelium iſt er zur Blüthe gekommen."

Das ſeit der Gegenſtand unſerer Beſchäftigung ſeyn: dieſer weitdurchreichende Einfluß eines Geiſtes auf alle, die fruchtbare Kraft der Gedanken, die aus den Büchern der Weiſen, einer oft dunklen Schrift verborgen und unſerne Völker oder künftige Jahrhunderte erobert. Wie das wahrhaft Menſchliche, die Sympathie, das innere Band der Geſchlechts, der Geiſt des Friedens und der Liebe, ſein Wort fortſetzt und allen Kriegen und Verwüſtungen widerſteht, ſo ruhen auch die geiſtigen Berufe nie und ſchreiten ewig fort und verſchlingen ſich immer inniger in einander. Italien moraſſirt Frankreich und Frankreich Spanien; immerwährend iſt Action und Reaction, keine Nation läßt ſich ausſchließen, ſie ſey ſo barbariſch oder unglücklich, als ſie wolle, die nicht abzuwecke auf die ungeheuer ewige Arbeit, die nicht, Alles zu Allem gerechnet, in ihrer Wahrheit betrachtet, die große Arbeit der Civiliſation darſtellte.

Nicht auf das Wort kommt es an, auf die Phraſe der Bücher, ſondern auf ihre Seele, ihren Geiſt. Hierdurch bewegen ſie die unſere — aus dieſem innerſten Kern fließt das Licht aus, welches ſo weit in die Ferne leuchtet und in Jahrhunderte hinweiſt, von denen wir reden. — Das iſt der Berührungspunkt zwiſchen Bayle dem Proteſtanten und Montaigne dem Katholiken, zwiſchen Dante und den Provenzalen, zwiſchen Moliere und Teraz; hierin liegt der Einfluß der Nationen auf einander und auf die Generationen der Zukunft — die waltenden Führer hierbei ſind die großen Männer.

Schriften wie dieſe großen Männer — dieſe reichbegabten, die das Vermögen empfangen haben, den Kreis der allgemeinen Sympathieen zu vergrößern; erforſchen wir, wie viel Gewalt ihnen zuertheilt worden, wie viel ſie von ihren Vorgängern übernommen und was ſie ihren Nachfolgern hinterlaſſen haben. Ergründen wir die Wirkung der Gedanken auf einander, die Weiſe der gegenſeitigen Modificationen der Völker — was jedes gegeben und was es empfangen hat. Die Veränderung der Nationalſitten in Folge dieſer Wechſelverhältniſſe; wie der nordiſche Genius, der ſo lange einſam geſtanden, ſich endlich von dem Genius des Südens durchdringen laſſen; welchen geiſtigen Einfluß Frankreich auf England und Englaud auf Frankreich ausgeübt, wie überhaupt Deutſchland mit ſeiner Theologie, Italien mit ſeiner Kunſtbildung, Frankreich mit ſeiner regen Thätigkeit, Spanien mit ſeinem Katholicismus, England mit ſeinem Proteſtantismus eingewirkt hat auf jedes und Alle, wie die beiden Pole des Südens und Nordens ſind, die an Shakſpeare's Tiefen zu wachen; wie der Römiſche Genius und der Italiens überhaupt Milton's katholiſchen Glauben verſchönert und geſchmückt — alle dieſe Beziehungen und Sympathieen, dieſe beſtändige alſeitige Vibration aller jener Gedanken, dieſe Wechſelwirkung von Leben, Liebe, Begeiſterung, Melancholie, Reflexion; allen Einflüſſen unterworfen, die ſie abſichtlich beilend in ſich aufnahmen, und freilich auch in alle ferneren Einflüſſe ausſtrömend, von denen Gewalt auf die Zukunft ſie ſelber nichts wußten. Das iſt es, worauf es uns ankommt, dieſe innere Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts, das Drama der Literatur, denn das Drama iſt eben die Beziehung und das Verhältniß der Menſchen zu Menſchen — dieſer Austauſch der geiſtigen Regungen und Intereſſen unter allen Nationen Europas.

Besonders werden wir uns viel mit Frankreich beſchäftigen.

Frankreich iſt vor Allen das Land der Sympathie. Anregbar für Alles, verſteht es, alle Gedanken zu ergreifen. Man hat geſehen, wie es, freilich es erſtirbt und in der Zahl der Völker mitzählt, ſich jeder Art von Bildung angeſchloſſen hat. Wenn an irgend einem Ende von Europa eine geiſtige Bewegung vor ſich geht, ſo kann man ſicher ſeyn, daß Frankreich daran Theil nehmen wird. Es iſt ein Land, ohne Raub und Mark, in dem Alles anklingt und nachſchwingt, das ſich für die übrigen, wie für die erhabenſten Eindrücke begeiſtert, ein Land, das gern verführt und ſich gern verführen läßt, gern Empfindungen empfängt und mittheilt, ſich gern von dem, was es reizt, fortreißen läßt, und den Drang, der in ihm angeſacht werden, gern weiter leitet und auf andere überträgt. Es iſt Centrum, Centrum der Sympathie, giebt der Civiliſation die Richtung, unter welcher ſie durch, das es den Völkern, die es umgeben, die Bahn vorzeichnet, als daß es ſich mit einer Bahn, deren Zweckmäßigkeit anerkennt iſt, in die Bahn der Civiliſation hineinwirft. Was Europa für die übrige Welt iſt, das iſt Frankreich für Europa; bei Allem, was vorgeht, hat es, auch wider ſeinen Willen, die Hand mit im Spiele; ſei es nicht wahr des Schwerdt des Kreuzzugs in die Morgenländiſchen Einöden, ſei es die Thätigkeit ſeines Gedankens hinein, und die Wiſſenſchaft muß ſich auf ſeine Seite neigen.

So, um es nur in literariſcher Beziehung zu betrachten, das es ſich zuerſt innig genug dem pedantiſchen Studium der Alten hingegeben, hat Ronſard vergöttert. Mit derſelben Leidenſchaft und Heftigkeit hat es ſich ſpäter auf die Nachahmung der Italiäner geſtürzt, unter Anna von Oeſterreich auf die Nachahmung der Spanier. Dann unter Ludwig XIV. Dieſe verſchiedenartigen Einflüſſe, einer nach dem andern kreuzigend und aufbedend, gewann es ſeine eigene Reife in ſich ſelber mit der Weisheit eines Mannes, der die Thorheiten ſeiner Jugend hinter ſich gelaſſen; da war es nicht mehr pedantiſch, nicht mehr affektirt, nicht mehr geſchraubt; es erſchuf ſeine maßvolle, geſaltene, halb antike, bald moderne (!) Literatur, dieſe bewundernswürdig weiſe, wie Manche ſagſar bilden, zu weiſe Literatur — die, in der die großen Namen Racines und Pascals glänzen, und die ſie reines, ſpiegelklares Licht über die erſte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verbreitet.

Ich gehe hier in keine theoretiſche Diskuſſion ein. Ich erzähle nur die reine trockene Geſchichte, zeige nur auf, wie Frankreich immer von außen her durch Einflüſſe bewegt worden, und wie es ſie immer für ſeine Eigenthümlichkeit verbraucht und verwandelt hat. Es war ſein Werk, daß die Deutſchen und ſogar die Engländer im ſiebzehnten Jahrhundert die poetiſchen Geſetze Boileau's annahmen; Frankreich war es, das auf Voltaire's Stimme den Einfluß des Engliſchen durch ganz Europa verbreitete. Kaum hatten die Soldaten Karl's VIII. Italien überſchwemmt, als auch in Frankreich die Liebe für die Ideen, die Sprache und die Civiliſation Italiens erwachte. Die Vermählung Ludwig's XIV. mit der jungen Infantin findet an den Ufern der Bidaſſoa ſtatt, und ſogleich iſt Frankreich Spaniſch, trägt Spaniſche Mäntel und Mäntel, nimmt Spaniſche ſchiefe Manieren an und Spaniſche Ideen. Und ſogleich iſt auch ganz Europa Caſtilianiſch; die großen Ritter-Romane werden von den Engländern und Deutſchen nachgeahmt, und die Spaniſchen Helden machen ihr Glück an den Ufern der Donau und des Rheins.

Ich bin nicht von ſo blinden Patrioteismus befangen, daß ich nicht Alles billigte, was dieſes Glück Frankreichs, die Führerin und Leidenſchaftlichkeit ſeiner Regungen eine Zeitlang des Unglücks enthält; es liegen Gefahren in dieſem reißenden Aufſchwung, und ſchwere Kämpfe hat dieſe fortſpflanzende Thätigkeit innerhalb ihrer ſelbſt zu beſtehen. Es iſt dies aber gerade das Intereſſe unſerer Geſchichte, und unſere Annalen gleichen dadurch einem Roman. Wärten wir einen Roman haben, wenn wir weiſe wären? Unſere Thorheiten, die Thränen, die wir vergeſſen, unſere Irrthümer, unſere Illuſionen, die wir begen und pflegen und die uns beſtändig betrügen — ſind ſie in unſerem Leben eine ſo humiſchreiche und ſo unnütze Lehre bilden. Wenn ſich ein Dutzend junger Franzoſen im ſechzehnten Jahrhundert, erbleicht unter den Griechiſchen und Lateiniſchen Büchern, voll von den Studien des Alterthums, die ſie von Italien übernommen, darauf ſetzt, zu pindariſiren und zu homeriſiren; wenn ſie die Franzöſiſche Sprache umſchreiben und mit Lateiniſchen Endungen anfüllen; wenn ihre Pedantiſche Schaar die allgemeine Bewunderung auf ſich zieht, und nach den Regeln des Ariſtoteles ein neues noch ſtrengeres Syſtem, als das ſeinige, aufſtellt, ſo kann man das Alles ſehr lächerlich finden, allerdings; und doch, welche Dienſte haben ſie der Sprache geleiſtet! — Sie ſind es, dieſe Ronſards und Remy-Belleau, die auf ihrem pedantiſchen Amboß den Hexameter Boileau's aus dem Groben herausgeſchmiedet haben; ſie ſind es, die Regeln der Leidenſchaftlichkeit, Racine und Pascal's männlich ernſte Würde vorbereitet haben. Mit Ueberzeugung, mit Begeiſterung haben ſie ſich betrogen. Sie haben ihren Zweck verfehlt, und ihre poetiſche Ader hat unter der Zucht ihrer zugherzigen dürftigen Theorie wenig Sonderliches hervorgebracht; aber welch' eine geiſtige Bewegung haben ſie ihrem Zeitalter mitgetheilt! Welche Fragen haben ſie in Anregung gebracht! und wie ſchwer fällt es Einem bei alle dem, ſeinen geheimen Antheil an Intereſſe zu verſagen, auch wenn man die lächerliche Seite und das Burleske und Uebertriebene deſſelben erwägt!

(Fortſetzung folgt.)

England.

Narrative of a voyage to the Southern Ocean. Bericht über eine Reiſe in die ſüdlichen Gegenden des Atlantiſchen Meeres, in den Jahren 1828, 29 und 30, unter dem Kommando des Captain H. Foſter, verfaßt von W. H. W. Webſter. 2 Bde. London, 1834.

Der Zweck dieſer, auf dem Schiffe „Chanticleer" unternommenen Reiſe war ein durchaus wiſſenſchaftlicher. Der Capitain Foſter war ſchon wegen der ſchätzbaren Beobachtungen, die er unter E. Parry in den Polargegenden angeſtellt hatte, von der Königlichen Societät in London mit einer Medaille geehrt worden, und als von derſelben Geſellſchaft der „Chanticleer" ausgerüſtet ward, übertrug der Lord-Broß-Admiral ihm die Führung dieſes Schiffes. Die Hauptabſicht bei dieſer Unternehmung war, eine Reihe von Beobachtungen des Pendels in verſchiedenen Punkten der nördlichen und ſüdlichen Hemiſphäre anzuſtellen, um dadurch zu einer genaueren Einſicht über die Geſtalt der Erde zu gelangen. Es bedarf für unſere Leſer wohl kaum der Erklärung, daß je nach den verſchiedenen Entfernungen von dem Mittelpunkte oder Schwerpunkte unſerer Erde die Schwingungen des Pendels in einer gewiſſen Zeit verſchieden ſind; daß man durch die Beobachtung dieſer den Radius der Erde auf den verſchiedenen Breitengraden erkennen und ſo die Geſtalt der Erde berechnen kann. Zugleich beabſichtigte die Expedition genaue Ehronometer-Meſſungen der Meridian-Entfernungen, meteorologiſche Beobachtungen, Beſtimmungen über die Strömungen des Oceans, über den Magnetismus und andere Fragen. Das Schiff war auf eine höchſt genügende Weiſe mit den nöthigen Inſtrumenten verſehen.

Es nahm ſeinen Lauf von England ſogleich ſüdlich nach Madeira, von da nach den Kap-Verdiſchen Inſeln und über Fernando Noronha nach Rio Janeiro, von hier ſüdwärts nach Monte-Video, der Staaten-Inſel, dem Kap Horn und der Inſel Deerpeiou, von dieſer wieder zurück nach dem Kap Horn und dann quer über den Ocean nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von welchem das Schiff nach kurzem Aufenthalte wieder abſegelte und die Reiſe in umgekehrten Richtung zurück nach Fernando Noronha ging; von dieſem Punkte aus fuhr es an der Küſte von Süd-Amerika hinauf nach Maranhaw, Para, Trinidad, Le Guayra und dem Iſthmus von Darien. In dieſer Gegend kam Foſter leider mitten im Verfolg ſeiner eifrigen Beſtrebungen um, indem er aus einem Kanoe in den Chagres-Fluß ſtürzte; der Strom war ſo reißend, daß, ungeachtet zwei ſeiner Gefährten ihm ſogleich nachſprangen, es doch ſchon zu ſpät war, und noch vor der Kahn zu der Stelle zurückgebracht war, wo ſich das Unglück ereignet hatte, der Capitain in den Fluthen ſein Grab gefunden hatte. Dieſe Kataſtrophe ſetzte der Unternehmung ein Ziel: das Schiff kehrte ſogleich wieder nach Hauſe zurück, nach einer Fahrt von drei Jahren, auf welcher es die verſchiedenſten Klimaten

Digitized by Google

vom Aeronauten bis zum Pol besucht hatte, ohne auch nur einen Mann zu verlieren, außer demjenigen, der die Seele des Ganzen gewesen war.

Den Bericht über diese Reise hat Hr. Webster geliefert, der bisherige als Schiffsmeister, mitgemacht hat; er trägt den Charakter der Wahrheit und Genauigkeit und ist in manchen Theilen auch für den, in Werken dieser Art bewanderten Leser von bedeutendem Interesse. Es sey uns erlaubt, hier auszuheben, was der Verfasser über die Gauchos oder die Landbewohner von Monte-Video ertheilt.

„Als die Eingebornen von Amerika zuerst die Spanische Reiterei erblickten, schien sie Pferd und Reiter für eine Person gehalten haben, ein Glaube, der durch den Mangel der Gauchos sehr wohl entschuldigt werden könnte. Diese verrichten jegliches Geschäft zu Pferde, ohne welches sie kaum existiren zu können scheinen; diesem Umstand hat das Thier es auch wahrscheinlich zu verdanken, daß es vom Ziehen der Wagen befreit ist. Wollen sie irgend etwas aus der geringsten Entfernung herbeiholen, so bestiegen sie ihr Pferd, sie säen ihr Getraide und bestatten ihre Todten zu Pferde, ja, es kann sie selbst zu Pferde begraben haben. Niemand kann man sich leicht denken, daß sie gute Reiter sind und ihren Ruf in dieser Hinsicht wohl verdienen; aber keineswegs sind sie so sorgsam für ihre Thiere, als man sich denken sollte. Der Reiter ist stolz auf sein Pferd, aber der Gaucho von Monte-Video kennt ein solches Gefühl nicht. Wenn er auf der Reise zu einem Rastplatz gekommen ist, so zieht er dem Thiere die Vorderfüsse zusammen und läßt es plastern, wohin es will; denn er weiß wohl, daß er es vermittelst seines nimmer fehlenden Lasso (einer Art Schlinge aus einem Geflechte von Rinnen) jeden Augenblick wieder einfangen kann. Dann bückt sich der Gaucho in seinen Poncho ein und legt sich auf den Boden nieder, indem der Sattel ihm zum Kopfkissen dient. Er denkt nicht daran, sich einen Vorrath von Lebensmitteln zu sammeln, denn sein kleiner Lasso kann es zu jeder Zeit einen Fang einbringen, und sollte dieser fehlen, seinen Hunger zu stillen, so ist der Brodes bedarf er dazu nicht, Fleisch befriedigt ihm jegliches Bedürfniß. Ja, ich habe aus glaubhafter Quelle vernommen, daß man, um das Rindfleisch zu kochen, sich anderer Theile dieses Thieres zur Feuerung bedient, so sehr fehle es an jenem Gegenstande in diesen weiten Ebenen, die Pampas genannt werden."

„Die Farbe der Gauchos ist dunkelbraun, ihr Haar gewöhnlich schwarz und lang hinunterhängend, zuweilen mit einem schmalbändigen, zierlich lebenden Binde bedeckt. Schultern und Leib verhüllt ihr Poncho, der durch die Mannigfaltigkeit seiner Farben und das glänzende Roth und Gelb, welche vorzüglich aus denselben hervorschimmern, nicht wenig dazu beiträgt, den Eindruck, den ihr Aeußeres macht, zu heben. Der Mantel hängt gerade so weit hinab, daß man noch die Borte ihrer weißen Beinkleidern erblicken kann, die bis an die Füße gehen; diese sind gewöhnlich unbeleidet, ohne Schuhe und Strümpfe. Es ist wirklich ein wunderlicher Anblick, ihn so gekleidet zu Pferde zu sehen, zumal wenn er noch seine Dutzines hinter sich auf dem Thiere hat und diese ihn mit irgend einem Lieblingsmadrigal auf wahrhaft romantische Weise mit der Zither begleiten.

„Doch bei all' seinem Ditherspiel und Romanzen-Gesang ist dieses Volk doch äußerst bewaffnet, ein Umstand, der besonders seiner Spielsucht zuzuschreiben ist, in deren Gefolge sich Armuth, Faulheit, tödtliche Feindschaften und Ermordungen befinden."

Von den sonderbaren Vögeln, die unter dem Namen Penguins bekannt sind, fanden unsere Reisenden große Schaaren in den südlichsten Gegenden der neuen Welt, wie auf der Staaten-Insel. Die Gestalt dieses Vogels, sein aufgerichteter Gang und seine kurzen Flügeln statt der Flügel, deren er sich zum Rudern bedient, sind bekannt. Aber seine Federn wird uns berichtet, daß sie von denen anderer Vögel sehr verschieden seyen, sowohl durch ihre auffallende Kürze, als ihre rauhe Oberfläche, und die Wurzeln derselben lief im Fette des Thieres halten. Die Brustfedern sind glänzend weiß, und die an den Flanken so kurz, daß sie fast eng geschlossen über einander liegenden Schuppen gleichen. An der Haut des Penguins befindet sich eine Fettschicht, und sie scheint zu keinem Gebrauche hinreichend zu seyn. Ihre Füße sind nicht mit einer regelmäßigen Schwimmhaut versehen, sondern haben eine dicke steifschige Bedeckung, so daß sie mehr zum Gehen, als zum Schwimmen geeignet scheinen. Sie haben ein so jähes Leben, daß sie derbe Knittelschläge vertragen können, und wenn man sie so eben todt glaubt, sich nach kurzer Zeit noch einmal wieder erheben.

Südlich von der Staaten-Inselländs-Inseln fuhren unsere Reisenden längs einem Lande hin, welches von den Schiffern (wie auch auf den gewöhnlichen Charten) Trinity-Land (Dreieinigkeits-Land) genannt wird, und welches Manche für ein südliches Festland halten, während Andere glaubten, es sey eine Reihe von Inseln, die sich bis zu den Shetlands-Inseln erstrecke; auf jeden Fall ist es der südlichste uns bekannte Landstrich. Hier sahen sich die Reisenden so dicht von Eisbergen umgeben, daß sie einmal zu gleicher Zeit deren 86 von ihrem Schiffe aus zählen konnten. Von einem Platze, an welchem sie hier landeten, nahmen sie im Namen des Königs von England Besitz und nannten ihn, zu Ehren des jetzigen Königs, der damals Lord-High-Admiral war, Clarence-Land. Der todte Schnee, den Herr Webster anfänglich in dieser Gegend zu finden glaubte, erwies sich, nach einer Untersuchung unter dem Glase, bald als eine Färbung, die durch die Schaaren der genannten Vögel hervorgebracht wird. Einer der Eisberge, neben dem das Schiff einige Zeit lag, war 80 Fuß hoch, hatte vollkommen glatte Seitenwände und war von einer durchsichtigen meergrünen Farbe mit dunkelgrünen Adern, so daß er einen wirklich prächtigen Anblick gewährte.

Die Gruppe der kleinen Inseln, die von der hauptsächlichsten derselben den Namen Fernando Noronha tragen, liegt ungefähr sechs Tagereisen von Beerniffen entfernt, und ist denselbenwerth durch das Malerische ihrer Lage. Fernando Noronha wird von den Brasilianern als Platz für die Transportation der Verbrecher gebraucht und hat eine kleine Brasilianische Besatzung. Die Küste dieser Insel, welche nur eine Länge von 7 und eine Breite von 2½ Engl. Meilen hat, ist von vielen Buchten eingeschnitten und von grünen Bergabhängen umkränzt, die wiederum durch kriesförmige Gestade mit einander verbunden sind, wo die spülenden Wellen über den silbergleichen Sand hinstreben und die abgefallenen Blüthen der Wälder beleuten. Ein frisches üppiges Grün krönt die Gipfel der Hügel, deren sanfte Farbe sich allmälig in das allgemeine Kolorit dieses Himmelsstriches verliert. Ueberall zeigt sich die größte Fülle und Mannigfaltigkeit der Vegetation, nur einen wahren Reichthum ausgenommen, der Thierwelt. Hier gleiten lieblich Paramdee, majestätisch erhebt und über den lachenden fruchtbaren Schauplatz umherblickt. Der Gipfel dieses riesenhaften Felsen ragt 800 Fuß über die Meeresfläche empor. Für die Seelente ist er ein vortrefflisches Zuchten, und auch, wenn man die waldigen Thalgründe der Insel durchstreicht, kann dieses großartige Monument als sicherer Wegweiser dienen. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist der Fischfang; mit Angeln und Netzen fischen sie gruppenweise an den Felsen, während zahlreiche Seevögel über ihnen in den Lüften schweben. Ihre Angeln bestehen in den Stengeln rankender Schlinggewächse, die sie mit den Blättern in das Wasser senken, um zwischen diese die sich nahenden Fische zu verwickeln und so an das Land zu ziehen. Die dammwollenen Netze, deren sich gleichfalls bedienen, sind ganz hübsch eingerichtet und pflegen viel reicheren Gewinn zu bringen. Oft sahen Haufen nackter Menschen um die Fischerboote, um die Verfahren zu beobachten, während Andere dicht am Ufer auf- und abzogen und oft nach Beute umherschauten, und wiederum ein Geier, in dem Augenblick, wo der Pelikan mit seinem Fang emporkam, mit unglaublicher Schnelligkeit auf ihn losstürzte und sie ihm entriß.

Porto Velle, das einst in der Geschichte der Schiffahrt eine so bedeutende Rolle spielte, fanden unsere Seefahrer in dem kläglichsten Zustande. Der Hafen ist gut, aber, einige elendliche Hütten ausgenommen, die an dem äußersten Ende der Bai liegen, fanden sich keine Spuren früherer Bewohnung dieses Platzes. Schon seit 10 Monaten hatte kein Schiff im Hafen gelegen. Die ganze Zahl der Bewohner belief sich auf 300 Menschen, die in schmutzigen Hütten wohnten, oder, im Verein mit Fledermäusen und Vampiren, in den Ruinen einiger bedeutenden Gebäude ihr Obdach gesucht hatten. Die mit so schön gepflasterten Straßen waren aufgewühlt und von Wölfen, Fröschen und Kröten bewohnt; auch die Waage war verfallen, und von den Kirchen lag eine in Schutt und die andere war dem Einsturz nahe.

Mit diesen geringen Notizen aus dem genannten Werke müssen wir uns für dieses Mal begnügen, indem wir nur noch hinzufügen, daß, so viel uns bekannt ist, eine Deutsche Uebersetzung dieser Reise bereits veranstaltet und in der Lotta'schen Buchhandlung erscheinen wird.

Armenien.

Schicksale der nach Polen ausgewanderten Armenier.

Im Jahre 1060 n. Chr., als die Stadt Ani*) unter fremde Herrschaft gekommen war, wanderte eine große Anzahl ihrer Bewohner verein mit andern Stammgenossen der untiegenden Dörfschaften nach der Moldau und nach Lebsatau (d. h. Polen) aus. Vier Jahre darauf, als die Perser Ani eroberten und plünderten, folgten ihrem Biete erst nach der Moldau, und dann nach Lebsatau nach. Aber zur Zeit der sechsten Verheerung der Stadt, im Jahre 1239 n. Chr., wanderten sich die Häuptter der noch übriggebliebenen nach der Tataren, und ließen sich in der Gegend von Astrachan und Achfara (Achjar am schwarzen Meere?) nieder; einige andere zerstreuten sich nach verschiedenen Orten, nach Gis, nach Dschugh (Sinibsa) und nach Van. Die Aniensee, welche nach Achfara gingen, wurden fortwährend von den Tataren gedrückt und verfolgt. Als sie daher vernahmen, daß die Genuesen in Kaffa herrschten, schrieben sie an den damaligen Oberhaupt der Stadt, Hr. Conrad, mit der Anfrage Erlaubniß in die Krim, wo sie in Kaffa ihren Wohnsitz aufschlugen.

Bei der letzten Zerstörung von Ani zog ein Theil der Einwohner nach Bapsurakan (eine der 15 Provinzen Groß-Armeniens), von da nach Persien, und dann nach Astrachan. Ein anderer Theil kam nach Trapezunt, wo ihnen der Griechische Kaiser Kir Alexius Wohnung und Platz für Kirchen und Klöster anwies. Schon seitdem hatten sich diese wieder sehr stark gemehrt, welche, als sich ihre Anzahl vermehrt hatte, einen Bischof erhielten. Einer derselben, Namens Stephanes, war im Jahre 1342 bei der Synode zu Gis zugegen. Viele Andere ließen sich in der Umgegend auf Dörfern nieder; und der Verfasser vorliegender Schrift, welcher im J. 1817 als Vicarius und Missionair auf Befehl der Synode jene Gegenden bereiste, sah in der Provinz Pontus verschiedene Gebäude von Armeniern.

Der größte Theil der Russischen Armenier verfolgte sich aber in Lebsatau. Denn unaufhörlich kamen sie von allen Seiten über das Meer nach der Moldau und an die Donau, von da nach Galizien, Podolien und in andere Provinzen von Lebsatau (d. h Polen nach seiner weitesten Ausdehnung), weil dieses Land in Betreff der Fruchtbarkeit des Bodens und der Sitten der Einwohner, welche sich gastfreundlich, freigebig und anmuthig zeigten, einige Aehnlichkeit mit Armenien hatte. Im Jahre 1060 herrschte Boleslaus Demetrius, Duz (d. i. Präfekt) von Reuß-Rußland als Souverain in Galizien. Als dessen Sohn Theodor von der Taufe reicht der Armenier in ihren Kämpfen gegen die Griechen und Perser hörte, wünschte er sie in sein Land und unter seine Truppen mit aufzunehmen, um mit ihrer Hülfe den König von Polen zu bekriegen. Er sandte deshalb im J. 1062 ein Einladungsschreiben an sie, in welchem er ihnen auf 3 Jahre völlige Freiheit versprach. Dies bekräftigte auch Wladislaus IV., König von Polen, in seinem ausführlichen an die Arme-

*) Vergl. Nr. 128 — 30 des Magazins vom J. 1834.

Digitized by Google

nier von Jwow (in Lemberg) gerichteten Schreiben vom J. 1641 u. Ehr. Aus diesem ersieht man, daß im J. 1062 die ersten Armenier auf Antrieb des Duz Demetrius nach Lehastan kamen, und in Kiew sich niederließen, wo damals die Residenz des Duz war. Es existirt daselbst auch noch eine steinerne Armenische Kirche, aber kein einziger Armenier mehr. Je mehr man seit jener Zeit Armenien und insbesondere die Provinz Schirak bedrängt wurde, um so mehr vergrößerte sich die Anzahl der Auswanderer nach Lehastan, welche sich auf 40,000 Familien belaufen haben soll. Man ergänzte dem Verfasser nach einer Tradition daselbst, die Armenier seyen so mächtig geworden, daß die Polen aus Furcht vor ihnen im Kriege viele derselben hinterlistiger Weise umgebracht haben.

Die zuerst dahin gekommenen Ansiedler gingen mit dem Duz Demetr zu Felde, halfen ihm durch ihre Tapferkeit den Sieg erringen und wurden von ihm sehr geehrt. Deshalb kehrten sie nicht wieder nach Armenien zurück. Viele blieben unter dem Militair, thaten sich im Kriege hervor, wurden geadelt und erwarben sich große Besitzungen, welche bis auf den heutigen Tag noch bei ihren Familien geblieben sind. In Litthauen namentlich haben sie noch ihre Familien-Namen zum Theil polonisirt beibehalten, wie: Grigorowitsch, Malchafskowsk, Muridschan ꝛc. Einer derselben, Namens Malchafskowsk, schwang sich sogar bis zur höchsten Würde auf, und ward der Nächste nach dem König von Polen.

Ein großer Theil von ihnen ergab sich aber dem Handel, bewirkte, daß derselbe in diesen Ländern aufblühte, und gab der Kultur des Landes aller Orten einen bedeutenden Aufschwung. Sie rissen den ganzen Handel Polens an sich, und gelangten zu einem solchen Reichthum, daß als einstmals Wladislaus IV. von einem Armenischen Kaufmanne ein Darlehen von 100,000 Dukaten heischen wollte, dieser ihn fragte, in was für Münzsorten es sie begehre, ob in goldenen, silbernen oder kupfernen? Der König, um ihn auf die Probe zu stellen, erwiederte: in allen dreien; und Jener schickte ihm alsbald dreimal die verlangte Summe. Dies verwehrte die Achtung des Königs gegen die Armenier, die dem Staate so vielen Nutzen brachten.

Bei den Bewohnern von Jwow (d. i. Lemberg) fand sich noch der Erzählung der Alten, wie bei denen von Trapezunt, noch eine Genealogie aus Ani vor. Ein Greis, Stanislawzi, erzählte, daß die Familie des Theodorowitsch einen Brief, in Ani geschrieben, besäße. Neben diesem erhielt ihn sein Schwiegersohn Dsadurowitsch. Der Verfasser hat ihn aber vergeblich in vielen Städten des Polnischen Reiches gesucht.

Im J. 1183, als sich die Armenier in Polen verbreitet hatten, erbauten sie verschiedene Kirchen in Lemberg, zu Litthauen, in Kamenitz (Kamenetz), in Lutzka (?) und anderen Ortschaften. Sie erhielten auch durch Königliche Dekrete verschiedene Freiheiten und Privilegien; sie hatten eigene Gerichtshöfe, und einen Stamm-Obersten, Woitb (Wojwode?) genannt; ferner 12 Richter, selbstständig, ihre Stamm-Genossen zu richten, und 40 Gemeinde-Deputirte. Diesselben Freiheiten hatten sie in allen einzelnen Städten. Jedwedes wurde in Kamenitz festgesetzt im J. 1344, und in Lemberg im J. 1356 durch ein Edikt des Königs Kasimir. Sie bedienten sich dabei lange Zeit der Gesetze des Königs Johannes aus der Dynastie der Bagratiden, und übersetzten sie in das Lateinische, wie sie noch jetzt existiren.

So gelangten die Armenier im Polnischen Reiche zu großem Ansehen und Reichthum, und wurden zu den ersten Geschlechtern des Landes gerechnet. Dies bewog die übrigen Armenier in der Tatarei, welche dort von den Tataren hart bedrückt wurden, in großer Masse nach Polen auszuwandern, wo sie sich zuerst in einer weiten Ebene niederließen, die bis auf den heutigen Tag noch den Namen Ormiani hat. Es geschah dies nach dem Jahre 1500, wie aus ihren in Tatarischer Sprache geschriebenen Büchern zu ersehen ist. Denn sie hatten in der Tatarei nach und nach ihre Sprache verlernt; mit Ausnahme weil sie in großer Anzahl zugleich ankamen, und jeder anderen Sprache unkundig waren, so fingen auch die anderen Armenier Polens, dem Beispiele Jener folgend, an, Tatarisch zu sprechen und zu schreiben; so daß dies nun die allgemeine Sprache der Unierter wurde, deren sie sich nicht nur in den Gerichtshöfen, sondern auch in den Kirchen von nun an bedienten. „Denn es ist unsere Nation eigenthümlich"), das Eigene zu verachten und das Fremde zu umfassen."

Der Verfasser fand ein Buch von Rechtssprüchen, angefangen im Jahre 1463, welches Armenisch bis zum 12. März des Jahres 1521 fortgeführt war; aber dann beginnt es mit dem 26. August desselben Jahres in Tatarischer Sprache, und erstreckt sich bis zu dem Jahre 1564. Das Detretalien-Buch von Lemberg fängt mit dem Jahre 1630 Tatarisch an, und geht so fort bis zum Jahre 1641. Auch da an werden viele Lateinische und Polnische Ausdrücke mit eingemischt.

Auf diese Weise veränderte sich nach und nach die Sprache der Unierter, und ward zuletzt ganz Polnisch, so daß jetzt nur Wenige noch ihre Muttersprache verstehen, wiewohl die Geistlichen Armenisch lesen und den Gottesdienst in dieser Sprache halten, ohne den Sinn der Worte recht zu verstehen. Uebrigens soll die Bevölkerung in Tatarischer Sprache, vor 270 Jahren geschrieben, und außerdem noch andere Schriften in das Tatarische übersetzt, ein Gebetbuch, die christliche Lehre, wobei auch der Brief des Nersse Clajensis mit dem Glaubensbekenntniß der Armenier, der Decalogus, der Glaube, das Vaterunser ꝛc. So war das Schicksal der Armenier vor zwei oder drei Jahrhunderten; sie veränderten ihre Sprache, bereicherten sich aber sehr durch ihren Handel, welcher durch sie in allen Städten des Polnischen Reiches blühte, wohald sie auch verschiedene Schenkungen erhielten. Später zogen sich noch Viele der übrig gebliebenen Unierter ans Persien und anderen Ländern von Zeit zu Zeit nach Polen; sie vereinigten sich dort mit ihren Stamm-Genossen, und man fing von dieser Zeit wieder an, Armenisch zu sprechen. Noch bis jetzt haben sie an vielen Orten, wie sich der Verfasser bei seiner Durchreise überzeugt hat, ihre Sprache zum Theil auch ganz rein bewahrt; und in Ungarn haben sie einen besonderen Gerichtshof und Richter, und werden von allen anderen Nationen geachtet. Ihre Aussprache ist nicht sehr verschieden von der Neuarmenischen der Trapezuntier, welche Aehnlichkeit von ihnen sind; nur ist ihre Articulation härter und ihre Zunge schwerer.

Fast in allen bedeutenden Städten Polens findet man Königliche Räthe aus den Unierern; auch ihre Geistlichen sind sehr angesehen. Dennoch haben Viele ihren Ritus verändert, und den Polnischen angenommen; und wenn nicht in Lemberg ein erzbischöflicher Stuhl der Armenier wäre, so würden alle Unierer ihren Gottesdienst verändert haben.

Das Erzbisthum der Armenier in Lemberg erstreckte sich früher bis nach Ungarn, der Moldau und selbst die zur Tatarei, wie aus der auf Pergament geschriebenen Bulle des Erzbischofs Johannes zu ersehen ist. Jetzt aber umfaßt es nur den Deutschen Antheil Polens, und ist in 16 Parochien getheilt, deren sämmtliche Geistlichen von dem Erzbischof in Lemberg geweiht werden und nach dessen Anordnungen ihre Parochieen verwalten.

Im J. 1606, als der Persische König Schach Abbas die Armenier aus Persien vertrieb, flohen Viele derselben nach der Tatarei und nach Polen, wo sie sich mit den Unierern vereinigten, und bedeutende Kirchen und andere kostbare Gebäude aufführten.

Aber, da sie im Anfang durch zuvorkommende ihres schönen väterlichen Erbes beraubt wurden, so war es ihnen, wegen ihres Bekenntnens, in fremden Landen und unter fremden Nationen wieder möchtig zu werden, dennoch unmöglich, sich eines ungestörten Genusses ihrer Freiheit, die sie von den Polnischen Königen erlangt hatten, zu erfreuen. Denn als im J. 1795 mit der letzten Theilung Polens das Königreich aufhörte, verloren auch die Unierer aller Orten ihre Freiheiten. Seit dieser Zeit nahmen sie immer mehr ab, und Viele verarmten gänzlich. Sie klagen daher der Armenische Geschichtschreiber Nersses mit Recht: „Sie waren verbannt und vertrieben in ein fremdes Land, und unter ein Volk von anderem Stamme und anderer Sprache . . . und dort verminderte sie sich alltäglich mehr und mehr durch Tod und Verderben."

Dr. Petermann.

Mannigfaltiges.

Die letzten Tage von Pompeji. Bulwer's Roman, von Buchstone in Szene gesetzt, wird jetzt mit großem Prachtaufwand auf dem Adelphi-Theater zu London aufgeführt, und besonders die Schönheit und Treue der Decorationen, welche das Innere der Stadt, ja der Häuser, die Straße der Grabmäler, den Ausbruch des Vesuvs u. dgl. m darstellen, gerühmt wird.

— Thron-Rede eines Königs im inneren Afrika. Die constitutionnellen Staaten dürfen nicht glauben, daß die verantwortungsschweren Thron-Reden erst mit ihnen ins Leben getreten seyen. Laut der Gebrüder Lander Reisebericht von ihrer endlichen Entdeckung des Niger-Laufes im Jahre 1830 (Bd. II S. 344) wird eine solche Rede sogar von dem Neger-König von Bussa gehalten, dessen Unterthanen zu vier Fünftel aus Sklaven bestehen, der also eben so gut wie Ludwig XIV. sagen könnte. „L'état c'est moi", und der auch, wie eben dieser slattliche König des goldenen Zeitalters, öffentlich im Schauspiel vor seinem Volke tanzte, zwar etwas steif und pedantisch, und nicht mit der breiten Tanz-Kostüm, als einst König David, aber nicht minder zu Aller Bewunderung und unter tauschendem Beifall und Freudengeschrei, wobei er sich um so mehr hervorthat, als er zugleich, wie König Saul, wenigstens einen Kopf länger war, als alle seine Unterthanen. Dieser Neger-König, der zugleich, wie er dem Richard Lander bei Abfertigung von Mädnabeln sagen ließ, ein Schneider war, und auch sein Handwerk, als das allerreste nach dem Schwertfeger, auch aus dem Paradiese mitgenommen hatte, redet abhängliche Unterthanen, die, bei dem großen heidnisch-muhammedanischen Feste einmal öffentlich zu seinem Volke, welches sich rings um ihn versammelt. — So geschah es denn auch im Jahre 1830, als die Brüder Lander mit ihrem Gefolge in Bussa waren. Der König begann mit der Versicherung, daß das Reich innere Ruhe genieße und die fremden Mächte gegen saffelbe freundliche Gesinnungen hegen. Dann ermahnte er seine Zuhörer, auf die Bebauung ihrer Boden zu achten, fleißig zu arbeiten und mäßig zu leben. Endlich schloß er mit einer Ermahnung an Alle, im Genusse des Bieres enthaltsam zu seyn. Sich diesem zu sehr überlassen, erklärte er, sey die Quelle großer Uebel und vielen Elends, die Ursache der meisten Rauferein und Streitigkeiten, welche in der Stadt vorgefallen wären. „Gebet, begebet euch zur Ruhe, freudig aber ohne Rauscherei", sprach er, „und thun, wie ich euch geboten habe, wenn ihr euren Nachbaren ein Beispiel geben und ihre gute Meinung, den Beifall der Menschen, gewinnen wollt." — Wohl drei Viertelstunden dauerte seine Rede. Er sprach mit Nachdruck und großer Beredsamkeit, seine Worte waren kräftig und machten Eindruck. Die Gebärdensprache stimmte dazu und war gebieterisch. Mit Anstand und edlem Wesen entließ er die Versammlung. Stolz eines Scepters handhabte er einen Löwenschweif. — Die Ermahnung zu Arbeit und Mäßigkeit ist gewiß auch in Europa sehr nachahmungswerth, und liegt in Betreff des Bieres dem Engländer besonders nahe: wie denn Richard Lander auch schon die Aehnlichkeit des Anfanges der Rede mit der Englischen Thron-Rede bemerkte. Der Englische Löwe möchte es freilich übel vermerken, wenn er zu ähnlichem Behufe englischt würde. -

*) Worte des Armenischen Verfassers.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 23. Berlin, Montag den 23. Februar 1835.

England.

Das Englische und das Französische Heer. *)

Erster Artikel.

Die Verfassung des Französischen Heeres ist von der des Englischen in vielfacher Beziehung abweichend und ganz verschieden. Die Französische Heeresmacht ruht hauptsächlich durch die Conscription entrentirt, nach welchem Prinzip alljährlich aus jedem Distrikt eine bestimmte Anzahl junger Leute, die ihr 20stes Jahr erreicht haben, zu sechsjährigem Kriegsdienst ausgehoben wird, während das Britische Heer aus Freiwilligen besteht, die zwischen dem 16ten und 25sten Lebensjahre sich enrollirten lassen, und dann auf Lebenszeit Soldaten bleiben. In Frankreich braucht die Regierung dem Kontrahenten nur so viel Sold zu bewilligen, als sein nothdürftiger Unterhalt erheischt, wogegen der Sold in England immer zu der Durchschnitts-Summe des Arbeitslohns in einem gewissen Verhältniß stehen muß, damit den jungen Leuten die Lust zum Kriegshandwerk nicht verleidet werde.

Allerdings dürfen junge Leute auch in Frankreich als Freiwillige sich enrollirren lassen; allein auch der Freiwillige bekommt bei der Französischen Armee nicht mehr Sold als der Konskribirte, wesern er nicht als Substitut für einen Konskribirten eintritt, in welchem Falle er selbst in Friedenszeiten 150 — 200 Thaler für seine Dienstzeit erhält. Es ist also natürlich, daß die meisten Freiwilligen nur als Substitute eintreten, was jedoch vor dem 20sten Lebensjahr nicht erlaubt ist. Die Total-Summe der Freiwilligen bildet übrigens kaum den 20sten Theil der in jedem Jahre erforderlichen Mannschaft, gewiß eine zu geringe Zahl, als daß sie einen Maßstab zur Vergleichung abgeben könnte.

Eben so unzweckmäßig wäre es, wenn wir den Sold des Substituten mit dem des Britischen Soldaten verglichen, wir müßten denn zur Summe seiner Besoldung einen verhältnißmäßigen Theil der 150 — 200 Thaler addiren, die er für seinen 6jährigen Dienst als Substitut empfängt; da jedoch diese Prämie immer sich vermindert, je nachdem das Bedürfniß der Konskribirten größer oder geringer ist, so müssen wir einen sicheren Standpunkt zur Vergleichung wählen.

Ungefähr ein Sechstheil des Französischen Heeres wird, nachdem die sechsjährige Periode der Dienstpflicht abgelaufen, durch die Aussicht auf Zulage bewogen, noch zwei oder vier Jahre länger zu dienen. Nur die Löhnung dieser vornehmsten Klasse von Freiwilligen können wir bei unserer Vergleichung als Maßstab gebrauchen.

Die Löhnung eines Französischen Konskribirten in einem Infanterie-Regiment von der Linie beträgt 25 Centimen (2½ Sgr.) per Tag. Ein oberstädtischer Staats-Oekonom könnte hieraus folgern, daß der Britische Soldat mit 13 Pence (10½ Sgr.) zu großmüthig bezahlt sey; aber dasselbe muß auch der Letztere seine Ration selbst stellen, während der Erstere 45 Centimen und seine Ration daneben erhält. Dieser Umstand erklärt uns zur Genüge den großen numerellen Unterschied in der Besoldung beider Armeen.

Wer nach Ablauf der sechs Jahre seines pflichtmäßigen Militairdienstes von Neuem sich enrollirt, bekommt aber um ein Bedeutendes mehr, und nur die Besoldung dieser Klasse kann, wie schon bemerkt, mit der eines Britischen Soldaten verglichen werden.

Die resp. Zulage, die man den Freiwilligen von der erwähnten Klasse bewilligt, ergiebt sich aus folgenden Tabellen:

Man zahlt ihnen im Voraus:

	Linien-Infant. Soldaten. Unteroffiziere.	Uebrige Corps. Soldaten. Unteroffiz.
Für Enrollirung auf 2 Jahr	22 Fr.	60 Fr.	37 Fr.	74 Fr.
" " 4 "	44 "	120 "	74 "	148 "

Außerdem wird die tägliche Besoldung jedes Einzelnen in folgender Art erhöht:

	Totale Dienstzeit, die Engagements Jahre mit einbegriffen	Täglich Zulage. Linien-Inf. Soldaten u. Unteroffiziere.	Uebrige Corps. Soldaten u. Unteroffiziere.
Nach 2 Jahren freiwilligen Dienstes . .	8 Jahre.	8 Cent.	12 Cent.
Nach 6 Jahren . . .	12 "	10 "	15 "
Nach 10 Jahren . . .	16 "	10 "	15 "

*) Nach dem zu Ende des vorigen Jahres in London erschienenen Werke: "The British and French Armies". (Vergleichende Uebersicht des Soldes und der Belohnungen für militairische Dienste beim Französischen und beim Britischen Heere.)

Rechnen wir nun 8 Centim. täglich als Durchschnitts-Summe der Zulage eines Soldaten, der seine Dienstzeit durch freiwillige Enrollirung verlängert hat, so ist seine Löhnung im Ganzen folgende:

Täglicher Sold	45 Cent.
Zulage für freiwillige Enrollirung	8 "
Voraus-bezahlung (nach täglichen Quoten gerechnet)	3 "
	56 Cent. (4½ Sgr.)

Diese Löhnungs-Taxe bezieht sich jedoch nur auf die Soldaten der Central-Compagnieen; die Grenadiere und die Mannschaft der leichten Compagnieen bekommen täglich 5 Centimes mehr. Da nun diese compagnies d'élite über ein Drittel der Mannschaft jedes Bataillons ausmachen, und ganz aus Leuten bestehen, die mehr als zwei Jahre gedient haben, so darf man wohl annehmen, daß jeder Soldat nach zurückgelegter pflichtmäßiger Dienstzeit, auf den dieser Klasse zukommenden Sold Anspruch machen kann. Somit würde die Durchschnittslöhnung des Französischen Soldaten, der freiwillig dient, auf 61 Centimen oder beinahe 6 Pence (5 Sgr.) täglich erhöht.

Bei diesen Berechnungen haben wir noch den Umstand nuberücksichtigt gelassen, daß der Soldat, wenn seine pflichtmäßige Dienstzeit vorüber ist, auch bei den Garden oder der Grenadeemie Dienste nehmen kann. Da nun Jeder, der die erforderlichen Eigenschaften besitzt, sobald die Conscripions-Periode vorüber ist, in diese Corps treten darf, so würden wir den Sold im Durchschnitt noch höher und bis auf 8 Pence täglich anschlagen können. Doch wollen wir bei 6 Pence stehen bleiben.

Neben dieser Löhnung bezieht aber der Französische Soldat, wie schon bemerkt, auch seine Ration, und zwar in Friedenszeiten 1 Pfund 9½ Loth (Engl.) guten Brodes, eine Quantität Brennstoff, und (während der Monate Juni, Juli, August und September) ½ Pinte Branntwein täglich. In den Kolonieen werden ihm 1 Pfd. 9½ Lth. Brod oder Mehl, oder 1 Pfd. 3 Lth. Zwieback, nebst 8½ Lth. frischem oder gepökelten Rindfleisch, oder 7 Lth. Schweinefleisch täglich verabreicht. Auf dem Kriegsfuße bezieht er dasselbe, was in den Kolonieen, mit einer Zulage von 1 Lth. Reis oder 2 Lth. Erbsen, ½ Lth. Salz und angemessenem Brennmaterial.

Die besagten Rationen werden den Französischen Soldaten ohne den geringsten Abzug von ihrer Löhnung verabreicht. Nur wenn sie auf Schiffen oder in Festungen an der Seeküste Dienste thun, bekommen sie eine Ration auf dem Kriegsfuße, wofür sie täglich 15 Centimen erlegen.

Die Kost des Französischen Soldaten besteht aus Suppe und Brod zum Frühstück und Fleisch und Brod zum Mittag. Dafür bezahlt er nun, als Zuschuß zu seinen Rationen, wenn er nur Brod bekommt, 20 Centimen; wenn er Kolonial-Rationen bekommt, 30 Cent., und endlich, wenn er Rationen auf dem Kriegsfuße bekommt, 15 Cent.

Die obgenannten Summen werden unter der Direction der Unteroffiziere jeder Compagnie zu Anschaffung Alles dessen verwendet, was noch sonst nothwendig erscheinen dürfte, um die Kost des Soldaten nahrhafter zu machen.

Auf Märschen giebt der Französische Soldat einen Penny extra für seine Kost, erhält aber auch eben so viel an Zulage. Marschiren die Soldaten in Detaschements von weniger als sechs Mann, so erhalten sie keine Ration, dagegen aber 10 Pence tägliche Zulage als Marsch-Geld.

Vergleichen wir nun mit Obigem den Sold und die Zulagen eines Britischen Soldaten in ähnlichen Verhältnissen.

In der Heimat beträgt sein Sold 1 Sh. 1 D. täglich. Von diesem Solde muß er seine Wäsche besorgen. Hier dürfen wir nicht außer Augen lassen, daß der Englische Soldat, theils weil er seine Ration neben seinem Sold erhält, theils auch wegen des sehr verschiedenen Preises der Lebensmittel in England und auf dem Kontinente, für seine Kost beinahe drei Mal so viel zahlen muß, als der Französische.

Die Lebensmittel des Britischen Soldaten sind Kaffee und Brod des Morgens, und Fleisch nebst Kartoffeln oder anderen Vegetabilien zum Mittag. Bei einigen Regimentern giebt es auch Kaffe und Brod am Abend.

Die Ausgaben für den Mundbedarf des Britischen Soldaten betragen ungefähr 8 Pence (6⅔ Sgr.) täglich, wofür der Soldat ¾ Pfd. gutes Fleisch, 1 Pfd. Brod u. s. w. bekommt. Die Quantität dieser Artikel hängt jedoch von dem Marktpreise derselben ab.

Die reglerirte Surplus-Löhnung der Britischen und Französischen Infanterie verdiete sich also wie folgt:

Digitized by Google

	Löhnung.	Ration.	Kost.	Surplus.
Der Britische Soldat ohne Ration	1 Sh.	1 Pence.	8 Pence.	5 Pence.
Der Franz. Soldat mit Ration	0 s	6 ;	3 ;	3 ;
			Differenz . . .	2 Pence.

Wir wissen recht gut, daß der Britische Soldat, nach 14 jährigem Dienste, eine tägliche Zulage von 2 Pence erhält, während die Zulage des Französischen Soldaten für eine eben so lange Dienstzeit nur 2 Cent. oder ½ Pence über die angenommene Durchschnitts-Summe beträgt. Da nun etwa ein Fünftheil der Britischen Soldaten diese Extra-Löhnung beziehn, so hätten wir aus eben dem Grunde obigen Surplus noch höher anschlagen können, wären wir nicht übergangt, daß dieser Vortheil beim Britischen Heere durch die größere Anzahl von Unteroffizieren weit mehr als aufgewogen wird. So giebt es in jedem Französischen Bataillon von 432 Mann, mit Ausschluß des Regiments-Stabes, acht Sergeant-Majors, acht Quartiermeister, 32 Sergeanten und 64 Korporale, also im Ganzen 112 Unteroffiziere. Dagegen findet man in einem Britischen Regimente von 623 Gemeinen, außer dem Stabe, nur 36 Sergeanten und Fähndriche, und 36 Korporale, in Allem 72. Bei einer gleichen Zahl von Gemeinen würden im Französischen Dienste 161 Unteroffiziere nöthig seyn, folglich mehr als das Doppelte von obiger Zahl. Dies muß nothwendig die höhere Löhnung des Britischen Soldaten für längere Dienste aufwiegen.

Der Britische und der Französische Soldat beziehen eine so ziemlich gleiche Quantität Nahrungsmittel; da aber der Letztere, aus Gewohnheit und Wahl, mehr Brod und weniger animalische Kost genießt, als der Erstere, so werden die respektiven Quantitäten dieser Bedürfnisse darnach bestimmt. Der Französische Soldat empfangt, wenn er in seiner Heimath Dienste thut, an Fleisch 3½ Loth weniger und an Brod 9½ Loth mehr, als der Britische. Am Mangen hat er Suppe statt des Kaffee's, und während der Sommer-Monate eine kleine Quantität Gemüse zusammen. Ein Jeder, der weiß, wie verschieden die Preise der Lebensmittel in beiden Ländern sind, wird zugeben müssen, daß man für 3 Pence, wenn eine freie Ration Brod hinzukommt, in Frankreich eben so gut speisen kann, wie für acht Pence (ohne Ration) in Großbritannien.

Sind beide Heere auf dem Kriegsfuß, so reduzirt sich der Unterschied im Werthe der Französischen und Englischen Rationen auf ungefähr einen halben Penny pro Tag, die Ration Brannewein mit eingeschlossen, da der Französische Soldat alsdann, wie zuvor bemerkt, zu seinem Brod und Fleisch noch eine Ration Reis oder Erbsen und Salz erhält.

Bevor wir nun aus unseren bisher angestellten Vergleichungen Schlüsse ziehen, werfen wir noch einen Blick auf die respektive Bekleidung beider Armeen, da jeder wesentliche Unterschied in dieser Beziehung bei unseren Berechnungen in Betracht kommen muß.

Perioden der Dauer.	Franz. Dienst.	Englischer Dienst.
Rock u. wollene Epauletten . .	3 Jahr	1 Jahr.
Jacke mit Aermeln	1 ;	Nicht verabfolgt; von dem Soldaten angeschafft, wenn er sie braucht.
Tuchbeinkleider	1 ;	1 Jahr.
Mantel (oder Ueberrock)	3 ;	3 Jahr.
Soldatenmütze	2 ;	Nicht verabfolgt; von dem Soldaten angeschafft.
Tschako	3 ;	2 Jahr.
Ueberzug, Feder u. Futterral dazu	2 ;	Nicht verabfolgt; von dem Soldaten angeschafft.
Halbstiefeln	1 ;	1 Jahr.
Tornister	1½ ;	Nicht verabfolgt; von dem Soldaten angeschafft.
Lederne Handschuhe	2 ;	2 Jahr.

Aus dieser Tabelle ersehen wir, daß der Französische Soldat fünf Kleidungs-Artikel mehr erhält, als der Britische, daß er aber seine Uniform und seinen Tschako länger tragen muß, was recht wohl geschehen kann, da er nur auf der Parade in denselben erscheint.

Die Quantität anderer nothwendigen Stücke, als Hemden, Schuhe, Socken u. s. w., die der Französische Soldat auf eigene Kosten anschaffen muß, ist viel geringer, als im Britischen Dienste, und die denselben fallenden Ausgae von seiner Löhnung sind also auch viel geringer. Da er außerdem bei seinem Eintritt in den Dienst eine Gratifikation von 40 Franken erhält, so kann er sich weit besser mit diesen Artikeln versehen, als der Britische Soldat, dessen Handgeld 3 Pfd. beträgt.*)

Aber auch der Preis eines jeden dieser Artikel ist in Frankreich viel wohlfeiler, wie folgende Tabelle ausweist:

	Engl. Preise.	Französische Preise.
Weiße Pantalons	4 Sh. 6 Pence. (1 Thl. 13 Sgr.)	2 Sh. 8 Pence. (27 Sgr.)
Hemden	4 Sh. 9 Pence. (1 Thl 17½ Sgr.)	2 Sh. 9 Pence. (27½ Sgr.)
Jacke	7 Sh. 6 Pence. (2 Thl. 15 Sgr.)	3 Sh. 6 Pence. (1 Thl. 5 Sgr.)
Schwarze Halsbinde und Schnalle	1 Sh. 1 Penny. (1) Sgr.)	6 Pence. (5 Sgr.)
Tornister u. s. w.	14 Sh. 6 Pence. (4 Thl. 25 Sgr.)	5 Sh. 10 Pence. (2 Thl.)
Halbstiefeln im Britischen oder Schuhe mit schwarzen Kamaschen im Französischen Dienste.	8 Sh. (2 Thl. 20 Sgr.)	Schuhe . . 3 Sh. 4 Pence. (1 Thl. 3½ Sgr.) Kamaschen 1 Sh 4 Pence. (13½ Sgr.)

*) Pfd. von dieser Summe muß er eine nothwendige Artikel ausgeben.

In Betreff der Kleidung hat der Französische Soldat also augenscheinlich einen Vortheil vor dem Britischen.

Berechnen wir nun die Gesammtzahl der Gemeinen, die zur Britischen Linien-Infanterie gehören, auf 70,000 Mann, so giebt es ungefähr

28,000 in Großbritanien und Irland, die täglich mehr Löhnung beziehen als der Französische Soldat, und zwar . .	2 Pence.
3,000 in Jamaica	3½ ;
18,000 ist Indien	1½ ;
24,000 in den übrigen Kolonieen	2 ;
Im Durchschnitt . .	1½ Pence

Nun ersehen wir aber aus einem sehr gründlichen Werke des Herrn Dupin (Forces de la France), daß der Lohn eines Französischen Ackerbauers im Durchschnitt jährlich 258 Franken, oder ungefähr 5 Sh 6 Pence, ist. Hier wir die wöchentliche Durchschnitts-Summe von 9 Sh. (3 Thl.) als Ackerlohn in den drei Reichen, folglich 62 Procent mehr als in Frankreich, während die Löhnung des Britischen Soldaten die des Französischen nur um 27 Procent überstteigt. Wenn nun die Taxe des Arbeitslohns in jedem von beiden Staaten der rechte Maßstab zu Regulirung des Soldes ist, so erhält der Britische Soldat verhältnißmäßig 35 Prozent weniger als der Französische.

Allein der Sold darf nicht blos nach dem Arbeitslohn geregelt werden; er muß auch der Art und Dauer des Dienstes, und den Aussichten auf Avancement, Pensionen u. s. w. angemessen seyn. In allen diesen Punkten werden wir die außerordentlichen Vortheile nachweisen können, die der Französische Soldat vor dem Britischen hat.

Wenn man einen Arbeiter nur auf zwei, oder selbst auf vier Jahre miethete, so würde der verlangte Arbeitslohn die gewöhnliche Durchschnitts-Summe schwerlich um ein Bedeutendes übersteigen; wollte man ihn aber auf Lebenszeit in Dienste nehmen, so dürfte wohl keine Art von Arbeitslohn des Lohnes ihn dazu aufmuntern, daß er auf Lebenszeit seiner Freiheit entsagte. Dies ist ein trifftiger Grund, warum die Löhnung des Britischen Soldaten weit beträchtlicher seyn sollte, als die des Französischen; denn Jener ist Soldat für sein Lebenlang.

Der Dienst selbst ist in beiden Heeren nicht weniger verschieden, als die Dauer des Dienstes. In Friedenszeiten dient nicht mehr als ein Fünftzehntheil der Französischen Linien-Truppen in den Kolonieen; von den Britischen Linien-Truppen aber werden beinahe zwei Drittheile in die Kolonieen geschickt. In einem Zeitraum von zehn Jahren dient der Französische Soldat im Durchschnitt nur zwei Jahre in den Kolonieen, und nie braucht er weder seinen Willen länger als vier Jahre außer dem Vaterlande zu verweilen; der Britische Soldat dagegen müßte, wenn er eben so lange diente, wenigstens zwanzig Jahre außer der Heimat zubringen, und seine Abwendung nach den Kolonieen wäre beinah einer Verbannung auf Lebenszeit gleich zu schätzen.

Dieser lange Militair-Dienst in den Kolonieen ist aber dem Britischen Soldaten auch in anderer Hinsicht unbeilbringend. Das tropische Klima verursacht ihm körperliche Leiden aller Art, und trägt ihn oft in ein frühes Grab. Von 53,153 Soldaten, die in unseren Kolonieen dienten, starben während eines Zeitraums von zehn Jahren jedes Jahr im Durchschnitt 3037, und die Sterblichkeit war um das Sechsfache bedeutender als zu Hause, und um das Dreizehnfache bedeutender als beim Französischen Heere, das während jenen Jahren im Durchschnitt nur 1,⅓ von Hundert jährlich einbüßte. Ein Dienst, der den Sterblichkeitsgrad so bedeutend vermehrt, wird also gewiß durch ein Viertheil Zulage an der Löhnung schwerlich genug kompensirt.

Außerdem verdient Berücksichtigung, daß ein höherer Grad der Sterblichkeit dem Französischen Soldaten auch mehr Aussicht auf Beförderung eröffnet. Es weiß, daß wenigstens ein Drittheil der unbesetzten Unteroffizier-Stellen durch nachrückende Gemeine ausgefüllt wird und daß er durch Tapferkeit und gute Aufführung zu den höchsten Graden seines Standes sich emporschwingen kann. Wird er Offizier, so erhält er 550 bis 1500 Franken Gratifikation zu seiner Equipirung und außerdem ein Pferd, wenn die Truppen-Gattung, bei der er sich befindet, es nothwendig macht. Da nun der Ehrgeiz des Französischen Kriegers so rühmlich angeregt wird, so legt er auf seinen Sold viel weniger Werth, als auf die Beförderung, der er entgegensieht.

Bibliographie.

Treatise on friendly societies. (Ueber wohlthätige Vereine.) Von Ansell. 5 Sh.

New Atlas of classical geography. (Atlas der alten Geographie.) Von Beau. 16 Sh.

Lives of illustrious Scots. (Leben berühmter Schotten.) 4 Bde. 52 Sh.

Treatise on colours and pigments. (Ueber Farben und Pigmente.) Von Field. 4. 21 Sh.

On mental derangement. (Ueber Geisteskrankheiten.) Von Gaitskill. 4½ Sh.

Of the use and sovereignce of lime and temper. (Ueber den Gebrauch der Zeit und die Beherrschung der Temperamente.) 8½ Sh.

The hebrew characters derived from hieroglyphics. (Ableitung der Hebräischen Buchstaben von Hieroglyphen.) 8½ Sh.

Digitized by Google

Frankreich

Vorbesprechungen über Welt-Literatur.

(Fortsetzung.)

Auch der Antheil der anderen Nationen an dieser allgemeinen intellectuellen Bewegung ist schön und groß. Jede, ihre eigene Bahn verfolgend, sich hier oder dort an bestimmte Kreise anschließend, von anderen sich ablösend, trägt zu dem gemeinsamen Werke das Ihrige bei. Zuerst unter allen ward Italien sein Licht auf England, Frankreich und Deutschland. Aber dies Italien, nun selber, wähnt man etwa, daß es nichts Ueberkommenes, daß es Keinem seine Kultur schuldig sei? Die Provence, im Mittelalter durch die die Arabischen Lichtes so mächtig erhellt, hatte das Bildungswerk Italiens übernommen. Man weiß, wie schnell und vorübergehend die Provençalische Blüthezeit gewesen ist; der Fruchtstand ward fern hinweggeweht, und Italien war befruchtet. Zu diesem Einfluß kam später der der Griechen im Mittelalter, die mit der gelehrten Beute des Alterthums belastet herübergingen. So zeigte sich Italien, der Provençalischen Muse gleich, im Gewande platonischer Liebe; voll gelehrtem Eifer und Fleiße, gleich den Alexandrinischen Kommentatoren; theologisch und symbolisch, wie Byzanz. Aus allen diesen Strahlen, die von so verschiedenen Punkten ausgingen, bildete sich sein neuer Charakter, einstimmig sein neuer Ruhm. Man betrachte Dante, Boccaccio, Petrarca — Alles, was fein und spaaf, raffinirt erfunden, christlich und gelehrt heißt, ist in diesen drei Namen enthalten, die dem sechzehnten Jahrhundert vorausscheinen und den Gebieter auf die Bildung erschallen lassen.

Italien verdankt man den Anstoß in den Künsten und in der Literatur. Deutschland, dem Lande des Gemüthes, der Treue, der pflegenden Liebe für die Vergangenheit, muß der Impuls in der Gelehrsamkeit, der Impuls in Philosophie und Religion zuerkannt werden. Das Lateinische Schaffinnen und der Kraft der Abstraction hat es sich bemächtigt, nicht, um damit Phrasen und Worte zu streiten, neue Phrasen an die Stelle der alten zu setzen, ein Dilemma durch ein anderes zu bekämpfen, sondern um das Wesen der Sache zu gewinnen; die Folgerungen, die es zieht, sind absolut, und seine Raisonnements sind das Urbild der Thaten. Es schreitet langsam, das alte Germanien, aber es ist groß in der majestätischen Entwickelung seiner Kräfte. Was die Häresiarchen zwölf Jahrhunderte lang verübten, um vergebens versucht hatten, das setzt es in's Werk; seine Flammen Arm führt es die Freiheit der Forschung und der Untersuchung auf die Bühne der Welt zurück. Seit Luther ist es diesem Prinzipe getreu geblieben; seit Luther's Zeiten hat man es immer forschen, richten, vergleichen, lernen gesehen. Es ist der Richter, der die Entscheidungen aufspricht über alle Völker, der Sitz des Urtheils und der Kritik. Erst nach langer Lehrzeit hat es gewagt, schöpferisch aufzutreten, aus einem Grundsatz neue Zucht, die nach Jahre 1540 bis zum Jahre 1750 gedauert. Seine Tugend ist die Bescheidenheit, und bevor es spricht, versammelt es lange und gediehtig die Massen seines Wissens. Bescheidenheit! und es hat Luther, Leibnitz, Kant und Goethe hervorgebracht! Nur diese Namen brauchen genannt zu werden, um den Einfluß Deutschlands auf Europa zu begreifen — seinen philosophischen, religiösen, ästhetischen, der, dem Italienischen gerade entgegengesetzt, in Allem und Jedem Gegensatz ist, nicht die Sinne und Leidenschaften. Von diesem Lande vor allen muß man die höchste über Allen waltende Parteilosigkeit erwarten. Allen Einflüssen ist es zugänglich, alle hat es in sich aufgenommen. Aber man wähne ja nicht, daß es einem einzigen unterthan geworden. Das ist eben seine Himmelsgabe und sein Glück, daß es alle Nationalitäten verstehn und begreift, daß es in die innerste Eigenthümlichkeit aller eindringen vermag, daß ihm Keiner ist, mit den Gemüth aller Zeiten im Bruderbunde zu leben. Welch' ein Verständniß aller Literaturen in diesem Lande, welch' ein Mittelpunkt begreifender Erkenntniß für alle intellectuelle Phasen der Welt!

Ich gehe zu Spanien über. Mir däucht, der lyrische Genius steht vor mir auf; es ist ein Land brennendenwesender Energie und großer Einbildungskraft, ist der Gedanke, das Land der Romanzen und Cabreen. "Der Arabischen und der Gothische Einfluß haben es nie verlassen. Wenn es, mitten in seinen Eroberungen, von Italien und Frankreich Nuancen empfängt, die es modificiren, so ist dennoch nichts im Staude, es seinem nationalen Genius abwendig zu machen. England, nicht minder der unabhängig, aber durch seine centrale Lage für alle äußere Einflüsse zugänglich gemacht, findet das Mittel, seine Originalität und Eigenthümlichkeit, seine Freiheit seines Gedankens, seinen nationalen Sinn zu bewahren, indem es Völker aufnimmt, was ihm von Italien, Spanien und Frankreich zugeführt wird. Spanien ist ein christlicher Krieger, der da singt, betet, und auf seinen Schild beim Wachtfeuer des Lagers die Epopöe seiner Siege schreibt. England gleicht einem Schiffs-Capitain, der alle Küsten besucht, sein Schiff mit allen Schätzen beladet, sich mit Diamanten und Federn schmückt, die er seinen Völkern abnimmt, und dabei immer sein Englisches Matrosenherz unbeirrt, immer seine insulanischen Neigungen und seinen Charakter mit allen Unausforschlichkeiten desselben bewahrt.

Wir sehen, daß diese beiden Völker sogar, zwei mächtige und stolze Nationen, die in der Absonderung von den übrigen ihre Lust und ihr Behagen finden, an dem Werke der Civilisation Theil genommen haben. Und wer vermöchte es auch in der That, sich abzusondern? Nichts kann stolzer bestehen; nichts bewahrt sich unsterblicher, nichts erhalten; die wahre und einzige Existenz für uns ist der Tod. Shakespeare hat von den Italienern geborgt, Pope von den Franzosen, Johnson von den Römern; Cervantes und die Spanischen Lyriker ebenfalls. Alle bergen — von Allen; und nur dieser Austausch ist das gemeinsam Allgemeine, immer Bebarrliche und Dauernde.

Sehen wir nun, was aus den Völkern wird, die in seinem geistigen Verkehr weit den übrigen stehen. Peru, Mexiko und China haben lange vor unseren Zeiten den höchsten Grad derjenigen Civilisation erreicht, die für den Menschen, wenn er sich in Massen mit seiner Thätigkeit isolirt, möglich ist. Aber dieser Schatz ist ihnen unter den Händen verschwunden. Weil sie die Triebe ihrer Lebenskraft und Entwickelung zu entarten, von sich vermöge jener geistigen Verbindung, von der sich geworden, zu verjüngen unterlassen haben, sind alle Hoffnungen, die ihre Kindheit verhieß, zu nichte geworden, so gerade in's Entgegengesetzte umgeschlagen. Man könnte jenen alten Persischen Stamm, die Ghebern anführen, die durch die Satzungen ihrer Religion verdammt wurden, aus sich selber zu verkümmern und in wüstes Unkraut auszuschießen; Brüder und Schwestern verheirathen sich unter einander, und das Blut entartet, eines verderblichen Systems ist die völlige Entartung und der Verfall eines Geschlechts, welches ehemals das schönste auf der Welt war. Man kann sich davon überzeugen; es existirt noch als warnendes Beispiel, und alle Reisenden stimmen darin überein, daß man nirgend unter den Menschen, in keinem Stamme, so abschreckende Mißgestalten, eine so widerliche Häßlichkeit, ein verdorbenes und so fortig fortschreitendes Verkümmern und Abschwächen wieder entrifft.

Hätten wir das merkwürdigste Beispiel von dieser Verkümmerung des Gedankens. Seit Jahrhunderten existirt ein Volk, das unmündigste und das kindigste zugleich von allen Völkern; ganz intellectuell und ganz materiell, berühmt und unbekannt zugleich: ein Paradoxon unter den Völkern, dessen bloßer Name schon das Ohr mit einem lächerlichen Tone, den ich nicht genauer auseinanderlegen kann, berührt. Es hat die Entwickelung des Gedankens auf den Gedanken, seine Thätigkeit und Wechselwirkung mit sich begriffen, aber auf eine Weise, daß es sich selbst und sicher stellen müsse. Diese Alles durchdringende, alläberragende, mittheilende Gewalt der Intelligenz ist ihm deutlich geworden; aber es steht darin nur eine Pest und stellt dagegen seinen Sanitäts-Kordon auf. Von seiner Lage zwischen dem Ocean und der großen Wüste begünstigt, hat es alles moralischen Verkehr mit der übrigen Welt aufgehoben und von sich abgehalten. Im Besitz einer seit langer Zeit der Welt bekannten Sprache, hat es eine Ausnahme daraus hergestellt, die Zeichen zu Buchstaben verwandt. — Diese Zeichen nun zu verändern, zu vervielfachen, oder sie zu ändern und umzustellen, ist zum todeswürdigen Verbrechen geworden. Die Masse dieser symbolischen Zeichen macht für die, welche das Ihiom dieses Volkes lernen wollen, eine ungeheure Anstrengung des Gedächtnisses erforderlich; die ganze Intelligenz hat sich hier auf Memorie-Arbeiten, das heißt, auf materiellen Theil der Intelligenz konzentrirt. Man hat in Menschen nach der Proportion der geringeren Anzahl von Zeichen, die sie zu behalten vermochi, klassifizirt; wer breitausend Wörter weiß, ist Mandarin zweiter Klasse; wer dreitausend weiß, Mandarin erster Klasse. Das Leben jedes dieser Gelehrten ist zu einer mnemonischen Existenz geworden. Wo sollte eine Thätigkeit oder Energie des Geistes hervorkommen, wenn alle seine Kräfte auf diesen Punkt concentrirt sind? Die Folge dieses Systems ist eine feigenhafte Mißgeburt von Civilisation, die sich nie zu den Ideen der Freiheit der Untersuchung, des unabhängigen Gedankens hat erheben können, und um so wunderbarer erscheint, als dieses südliche Volk, diese Ebinesen, alle unsere Hülfsmittel, alle unsere Instrumente lange Zeit vor uns besessen haben — den Kompaß, aber ohne Entdeckungen! die Astronomie, und eine ganze Schiffahrt! das Pulver, aber ohne Eroberungen! die Mathematik, aber ohne Wissenschaft der Perspektive! praktische Philosophie, und keinen einzigen Versuch zur Entwickelung einer Existenz als freies Volk! Statistik, und keinen Versuch, das Land von dieser alles Maaß übersteigenden Bevölkerung, die sich von Wurzeln und Buschwin in den Gebirgen und an den Ufern der Flüsse nährt, erleichternd zu befreien! Keine Erwunterung zu Kolonieen in's Ausland, die allen diesen Unglücklichen, der Staat nicht ernähren kann, einen Ausweg der Rettung eröffnen würden!

Und dies Alles, weil es die allgemeine Intelligenz, die ihm einwohnt, in sich selber hat verknöchern und erstarren lassen, weil es einen unübersteiglichen Damm zwischen sich und den übrigen Völkern aufgeführt hat, die ihm den lebendigen thatvollen Gedanken hätten bringen können. Der Gedanke will Stoff, Nahrung, Bewegung, Verbindung; er drängt hervorwärts, will den Kreis der Untersuchungen durchlaufen, von Volk zu Volk schreiten, von Jahrhundert zu Jahrhundert; er ist, wie in der Körperwelt, jenes flüssige Metall, dessen Beweglichkeit so erstaunlich ist, das unter dem Finger, der es niederdrücken will, entweicht und in die Körper mit unwiderstehlicher Geschwindigkeit eindringt.

Ja, der Gedanke bewahrt seinen Einfluß, nicht nur von Volk zu Volk, sondern auch in kaum berechenbaren Entfernungen. Aristoteles wird vom Mittelalter die Regel des Denkens; er beherrscht sich der ganzen Philosophie bei den Arabern. Die späteren Generationen sind durch ein unaufhebliches Band mit den früheren verknüpft; sie hinterlassen einander Vermächtnisse, die Jahrhunderte lang schlafen, aber immer in irgend einer zukünftigen Zeit an's Licht treten und sich als fruchtbar geltend machen. Die Generationen sind die Lebenstage der menschlichen Geschlechts. Es geht und geht immer vorwärts; bei den feinsten Kreisen bört nie auf, ein voller Tribunner der Zeiten. Oft, wenn es zu schlafen scheint, stärken sich seine Kräfte während des Schlafes. Eine Woge der Ideen treibt die andere; neue Lauellen brechen auf, stärker braust der Strom als zuvor; Aufschten, Sitten, Religionen, Sprachen, Institutionen — Alles drängt und treibt einander, verschlingt und zerstört und ergänzt sich wieder. Man glaubt, den Gipfel der Vollendung zu sehen, und man sieht ihn verschwinden in dem Abgrund der Vergangenheit, dahin gerissen zu werden, und es entsteht ein unerwarteter Aufschwung. Die großen Meister in diesen allgemeinen Werke sind die Menschen von Genie.

Schöpfung und Zerstörung, Leben und Tod, diese beiden Mächte ergänzen sich ewig und erhalten sich in lebendigem Gleichgewicht. Wir leben, sagt man, in einer endlichen Welt; alle Institutionen sind dem Wandel unterworfen, der Gegenwart Verfall und Tod; so bitter beklagen wir uns und beschuldigen den Himmel und vergessen, daß in der

Digitized by Google

Hülle dieser dahinsterbenden Welt schon eine neue gebrimmiwoll vorgebildet liegt, daß diese hervorbrechen und vollkommen und leuchtend dastehen wird in dem Augenblick, wo man wähnt, die allgemeine Verwichtung müsse alle Völker verschlingen. Seltsam wunderbares Werk! Die alten Ideen scheinen zu bleiben, in den Formen, in den Lügen und Phantomen herabgesunken, und nun hauche man diesen Aschenbild an, und man wird neue Ideen gewahr werden, die ganz in Feuer stehen und voll sind von Leben und Zukunft. Die Todesjuckungen der Ligue und das Grab des Feudal-Wesens sind die Wiege der Monarchie Ludwig's XIV. Keinen tieferen Fall kann es geben, als den Rom's, der Königin der Welt, wie sie ihr Unrecht gegen die Völker mit Wucher, mit Agonie bezahlt — und doch, von welcher Art er auch sey, haben offenbar geheime Einflüsse schon immer an dem Gewebe einer neuen Welt gewirkt; jener fällt, und sie teilt hervor.

Welche ich auch betrachte von allen Nationen des gegenwärtigen Europa's, und wie ich alle Fragen, die sie in Bewegung setzen, bin und her wende und mit Nachenschaft zu geben suche von ihren Ansprüchen und Hoffnungen, so sind es doch nur immer zwei Namen, die in meinem Ohre wiederhallen, zwei Mönche-Gestalten, die vor mich hintreten, zwei ernste Häupter, aus dem Dunkel der Zeiten und dem theologischen Wuste hervorleuchtend, die Luthers und Calvins, die ich sehe. Zwei Literaten zu ihrer Zeit, haben sie eine Gewalt ausgeübt, die ihres Gleichen nicht! Der Gedanke war ihr einziges Werkzeug.

Alles Neuerste, was sich uns darbietet, die Reform in England, die Toleranz in Irland, die Untersuchungen in Spanien, die Kämpfe der Theoriken in Frankreich, alles dies beruht auf dem Rechte des individuellen Urtheils, der Berechtigung des Einzelnen zur Prüfung der höchsten Interessen, auf der Vernunft des Menschen, die das Privilegium ihrer Freiheit in Anspruch nimmt; es ist der Kampf des Gedankens gegen die blinde Autorität. — Freiheit der Presse! sagen wie Franzosen. Man befrage das Orakel der Vergangenheit. Die Bergangenheit ist ein Prophet, der immer wahr spricht, und sie wird uns antworten: Luther. — Persönliche Freiheit! Und die Vergangenheit wird antworten: Calvin.

Wer hat zu den Völkern gesagt: Prüfet? Wer hat die Bande der blinden Autorität gebrochen? Jene beiden Männer.

Der eine lehrte sich gegen die Wirklichkeit des Glaubens, der andere gegen die Hierarchie. Was haben Voltaire, Diderot, Konsal weiter gethan? nur das Werk dieser beiden Mönche vollendet, und Niche. Vor ihnen nieder, vor diesen furchtbaren Verkämpfern, ihr Alle, ihr Chatams und Fox, und Beccaria's und Wilfe's und Mieadean's und all' ihr gewaltigsten Tribunen der neueren Zeit. Luther und Calvin! Das Echo dieser beiden Namen sind unsere heutigen Ansichten, unsere heutigen Leiden und Hoffnungen und Schmerzen. O, wir das Leben dieser beiden Theologen seit Jahrhunderten durchforschten und überdauern hat! Jenseits des Atlantischen Oceans, wähnt man, sind Republiken gegründet! O nein! in Massachusetts und Connecticut herrscht heute noch, als unumschränkter König, Calvin.

Versetzen wir uns um zwei Jahrhunderte zurück; in das Jahr 1626. Auf einer dem Ufersteile in der Grafschaft Lincoln in England stehen wir ein Zwanzig armer Leute, feierend, zitternd, betend, sich in den Felsenklippen verbergend. Die Nacht ist herniedergesunken; auf dem finstern Sande liegen sie auf den Knieen und beten; sie harren auf das Schiff, das sie aufnehmen soll; ihre Weiber und ihre Kinder neben ihnen, Alle entschlossen, — ohne Thränen, ohne Schwachheit ihre frühere Existenz aufzugeben — alle bereit, mit ihren Vätern und Männern in die Verbannung zu gehen. — Unbekannte Anhänger Calvin's sind es, die ihren Glauben abschwören sollen. Endlich zwei Mal haben sie diesen Versuch gemacht. Die Nacht ist herniedergesunken; auf dem Sande man sie erwischt und mit Bußen, mit Kerker und Pranger gestraft. Von den Protestanten verfolgt, sie, die jüngste Gebuet des Protestantismus, der letzte Ausdruck desselben, geben sie, wie uns einer dieser Leute, der uns einen Reisebericht hinterlassen, traurig sagt: geben sie, sich selbst entwöhnend von der süßen Milch des Vaterlandes. Das Band des gemeinschaftlichen Unglücks vereint sie. Sie bilden eine kleine Republik, gehen über das Meer, ziehen mit ihrer Armuth und ihrem Muthe mitten durch die Welt und realisieren dort denselben in jenen unbekannten Ländern Calvin's Gedanken ungestört und unverkümmert.

Glaubt man, daß dieser Gedanke auf der langen Bahn erloschen oder schwächer geworden sey unter der Last der Jahre und Arbeiten? O nein! Man wirft ihn, seinen Geist, seine Kraft, in den Erdkreis unter der Verbannung, des Elends und langer Dunkelheit seine eigenthümliche Energie zu bewahren vermocht — später zeigt es sich, wenn die Kampfestrage gegen das allmächtige Großbritannien zur Sprache kommt. Die Stunde der Amerikanischen Revolution schlägt, und wir erfahren, ob das Blut der calvinistischen Lehre noch heiß und rein in den Adern der Nächger von Massachusetts rollt, ob sie treu sind den Theorien ihrer Vorältern und ihr Vermächtnis heilig bewahrt haben, ob es noch diesseben Menschen sind, die sich seiner Autorität, die ihnen das Joch eines fremden Gedankens auflegen wollte, unterwerfen mochten, und sich lieber entwöhnten von der süßen Milch des Vaterlandes!

(Schluß folgt.)

Bibliographie. Neue Romane:

Les adieux du vieux conteur. — Von J. N. Bouilly. 5½ Fr.
Contes pour les enfans. — Von Fr. Soulié. 2 Bdchen 2½ Fr.
L'echelle des femmes: la femme du peuple. la griselle. la bourgeoise, la grande dame. — Von E. Souvestre. 2 Bde. 10 Fr.
La femme et la maitresse. — Von Mar. Perrin. 2 Bde. 15 Fr.
Le monde comme il est. — Von Marquis von Custine. 2 Bde. 15 Fr.
Le receleur. — Von Hypp. Wallée. 4 Bdchen. 12 Fr.
Le roman de l'avenir. — Herausgegeben von Felix Bodin. 7½ Fr.
La vie d'un garçon. — Von Radan. 3 Bde.
Une apostasie. — Von E. Delacombe. 2 Bde. 15 Fr.
Emprunts aux salons de Paris. — Novellen von Ancelot. 7½ Fr.
Parole de providence. — Von Madame Clarisse Bigeureau. 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— Weiblicher Muthmuth. Auf einem Schiff, welches bei Billingsgate in London vor Anker lag, wurde vor kurzem durch einen Zufall die Entdeckung gemacht, daß ein Mädchen, als Knabe verkleidet, schon längere Zeit auf demselben Matrosendienste verrichtet hatte. Es war nämlich gerade ein Hafenbeamter an Bord des Schiffes, als der verwittwete Schiffseigner den einen alten Matrosen geschlagen wurde. Dieser vermied zwar dem Letzteren sein hartes Verfahren, wandte sich aber zugleich an den Gemischhandelten mit den Worten: „Ei, so scheute doch nicht wie ein Mädchen!“ „„Mädchen““, brällte der alte Matrose, „„ja, ganz recht, das ist sie, und wenn noch lange Faren macht, so soll all' Welt die Geschichte erfahren.““ Der Beamte forschte natürlich der Sache augenblicklich nach, und fand die Aussage des Matrosen bestätigt. Das Mädchen war aus einer nördlichen Grafschaft von Irland, wo ihr Vater, wie sie sagte, seit einigen Jahren das Geschäft eines Getraidemäklers betrieb. Sie hatte die Bekanntschaft eines Schiffs-Capitains gemacht, der sie lieb gewann, und dessen Neigung sie erwiderte. Nach einiger Zeit mußte dieser aber nach Amerika, und da sie lange keine Nachricht von ihm erhielt, entschloß sie sich, ihm zu folgen. In Amerika angelangt, hörte sie, daß ihr Geliebter gestorben sey. Nun beschloß sie, aus Verlust gegen den verlorenen Mann, selbst in sein Seedienst einzutreten. Sie verschaffte sich Matrosenkleider, und da sie eine bräunliche Gesichtsfarbe hatte, so ward ihr die Täuschung leicht. Man hielt sie für einen jungen Burschen, und es gelang ihr, auf dem Schiffe „Belfast“, das nach dem Mittelländischen Meere segelte, als Koch und Schaffner angestellt zu werden. So war sie zwei Jahre lang zur See gewesen, bis endlich durch obigen Vorfall ihr Geschlecht an den Tag kam. Als der Lord-Mayor von London diese Geschichte hörte, wollte er das arme Mädchen nicht länger in dieser unnatürlichen Lage lassen, und schickte nach ihr. Sie erschien in Begleitung des Capitains jenes Schiffs, Mac Intyre, und mehrerer Herren, die sich für sie interessirten. Aus der Aussage des Capitains ergab sich, daß derselbe einige Zeit vor der Ankunft des Schiffes im Hafen von London erfahren hatte, daß sein Koch ein Mädchen sey, Namens Anna Thornton. Es hatte ihn nämlich ein Matrose verrathen, welcher, denen es gefallen war, daß der vermeintliche Koch niemals Grog trinken wollte, darauf aufmerksam gemacht, und die Verkleidete hatte ihm ihr Geschlecht entdeckt. Der Lord-Mayor fragte sie, ob es wahr sey, daß sie von ihrem Capitain und von der Mannschaft, wie er gehört habe, oft übel behandelt worden, worauf sie erklärte, der Capitain habe sich immer anständig betragen gegen sie benommen und ihr gesagt, sie müsse sich nur bei ihm beschweren, wenn einer von den Matrosen hart gegen sie verführe; nun habe sie zwar im Verlauf der Reise einige Mal von den Matrosen Schläge bekommen, weil sie im Sturme nicht so angestrengt arbeiten gekonnt, sie hätte es aber dem Capitain nicht geklagt, weil sie entschlossen gewesen, so viel als möglich ohne Murren zu ertragen. Der Lord-Mayor: „Ist es möglich, daß dies junge Mädchen, denn sie kann nicht mehr als 16, höchstens 17 Jahre zählen, den Dienst eines Matrosen leisten konnte?“ Capitain Mac Intyre: „Ja wohl, Mylord; sie war so gut als Einer von uns, sie war im ärgsten Wetter bei der Hand und half die Segel aufziehen und beilegen, obgleich wir eine schlimme Fahrt hatten. Das arme Wesen, es ging ihr hart. Sie schien von der Rässe viel zu leiden, aber sie achtete es nicht und benahm sich wie der tüchtigste Seemann.“ Lord-Mayor: „Ist die Erzählung von dem romantischen Geschick dieser Person ganz wahr?“ Mac Intyre: „Ja wohl, Mylord, ich habe keinen Grund, an ihren Aussagen zu zweifeln. Sie war nämlich mit springlenn gelbwächtig; im Gegentheil, sie that die Matrosen-Dienste ohne Murren und brauchte ihre Hände weit mehr als ihre Zunge.“ Lord-Mayor: „Wist Du eines so geplagten Lebens nicht müde?“ Das Mädchen: „O ja, ich möchte nun wohl wieder nach Hause. Ich hoffe sehr, mein Vater wird mir den Kummer verzeihen, den ich ihm gemacht. Habe ich doch auch Kummer genug gehabt.“ Capitain Mac Intyre: „Ich will ihr gern den sämmtlichen Sold bezahlen, den sie noch zu empfangen hat, nämlich für den Monat 2 Pfd. 10 Schilling; es ist mir nie in den Sinn gekommen, ihr etwas davon abzuziehen. Erst vor wenigen Tagen hörte ich, daß wie ein Mädchen an Bord hätten. Ich war der Letzte auf dem Schiffe, der es erfuhr, und ich wollte es kaum glauben, als der Boots-mann es mir anzeigte. Ich kann übrigens bezeugen, daß sie sich auf der ganzen Fahrt höchst anständig aufgeführt hat.“ Lord-Mayor: „Ich werde für das Mädchen sorgen, bis ich von ihrem Vater Nachricht habe, an den ich noch heute Abend schreiben will.“ Anna Thornton dankte dem Lord-Mayor auf's innigste für seine Theilnahme und Menschenfreundlichkeit und verteaute sich seiner Obhut ganz. (Morn. Her.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 24. Berlin, Mittwoch den 25. Februar 1835.

Spanien.

Das Reisen in Spanien und das Museum von Madrid.

Eine bekannte Pariser Zeitschrift enthielt im Dezember des vergangenen Jahres einen, aus der Feder des Herrn Louis Viardot gefloßenen Artikel, mit der Ueberschrift: „le Musée de Madrid". Die Revista Española nimmt davon Veranlassung, gegen die neueren Reisebeschreiber Spanien's, zu denen sich nun bald auch ein bekannter Deutscher Fürst gesellen wird, ein wenig zu polemisiren, und sagt, in Bezug auf die Bemerkungen des Herrn Viardot:

„Schon die Einleitung zu diesem Artikel hat uns nicht wenig überrascht, und wir erinnerten uns dabei unwillkürlich an jene Anekdote von dem Gemälde, das einen Löwenbändiger darstellte, und bei dessen Anblick Jemand ausrief: „„Der Maler selbst ist wahrlich kein Löwe gewesen!"" — Herr Viardot ist zwar kein Spanier, allein er hat Jahre lang in Spanien und namentlich in Madrid verweilt, und man könnte also wohl von ihm verlangen, daß er positivere Data hätte, um der Wahrheit gemäßer zu sprechen. So ungerechte Behauptungen, wie die seinigen, dürfen aber in keinem Falle ungerügt bleiben, obschon jeder andere Fremde, der über unser Spanisches Vaterland raisonnirt, in ganz ähnlicher Weise zu Werke geht."

„Der Verfasser sagt in der Einleitung: „„Wenn die Pyrenäen in ihren malerischen und großartigen Partieen so gut angelegte Heerstraßen hätten, wie z. B. die über den Simplon; wenn in den Ebenen am Ebro gute Postkäuser und statt schieriender Mauthiere tüchtige Relais-Pferde zu finden wären; wenn man nicht mit Karavanen reisen müßte, als ging es nach Arabien, in den jeden Schritt auf Räuberbanden stieße; wenn der Fremde in Spanien überhaupt gute Wege, sichere Fuhrwerke und keine so armseligen Wirthshäuser fände: da würden die Reiselustige wahrscheinlich von dem alten Schlendrian zurückkommen und die pyrenäische Halb-Insel noch lieber besuchen, als selbst die appenninische.""

„Es würde uns nicht schwer werden, Hrn. Viardot zu beweisen, daß es in Spanien weder an guten Wegen, noch an guten Fuhrwerken und Wirthshäusern fehlt. Wir haben diese Dinge zwar nicht in so großer Anzahl wie die Franzosen, aber sie kommen den übrigen an Güte mindestens gleich, und mit den Wirthshäusern in Frankreich ist es, wie Ref. aus eigener Erfahrung weiß, oft noch weit schlechter bestellt. Herr Viardot klagt über die schlechte Kost in den ventas, und mit könnten ihm dagegen eben so viele Französische auberges aufführen, wo nichts weiter als zu bekommen war, als: „„bouillon avec un petit salé fetmoué Kohl und verdorbenes Fleisch), sehr schlechter Wein und noch schlechteres Brod. Sobald man die gewöhnlichen Postwege verläßt, muß man hier und in Frankreich viel Ungemach erleiden; aber es darf auch nicht vergessen werden, daß Spanien noch gleichsam auf der Schwelle der Freiheit steht, während Frankreich schon vielfältige politische Erfahrungen gemacht hat."

„Wo Herr Viardot von der Königlichen Bibliothek in Madrid spricht, ist er so gütig, uns anzuzeigen, daß man daselbst eine reiche Sammlung von Manuscripten findet, daß aber nur wenige von dem Personale der Bibliothek Homer's Namen in Griechischer oder Muhamed's Namen in Arabischer Schrift lesen können. Wenn dies bei den Bibliotheksarbeitern damaliger Zeit wirklich der Fall war, so lag die Schuld davon nicht bloß an den Spaniern; vielmehr sind sie nicht die Französischen Truppen selbst zu Calomarde, jenem geschworenen Feinde alles Wissens und aller Gelehrten!"

„Von der Bibliothek wendet sich Herr Viardot zu dem Münzen-Kabinet: er sagt von demselben, es sey das reichste und prächtigste in der Welt, wo man auf 150,000 Münzen aus der Phönizischen, Griechischen, Punischen, Römischen, Gothischen und Arabischen Periode die Geschichte aller der Völkerstämme studiren könne, die Spanien der Reihe nach besessen; nur sollten diese kostbaren Alterthümer, wie unser Verfasser meint, nicht in den Schubladen der Wandschränke unerkenntlich durcheinander liegen, und einen Direktor haben, der etwas mehr von seinem Amt verstände, als das Verschließen der Thüren." Herr Viardot hat in diesem Punkte nicht ganz Unrecht; allein die Verwahrlosung des Münz-Kabinets ist auch eine Wirkung der vorhin erwähnten Ursache, und wir wünschen lebhaftest, daß auch diesem Uebel bald abgeholfen werde. Eben so richtig urtheilt Herr Viardot über das Zeughaus, das naturhistorische Kabinet und den botanischen Garten."

„Treten wir nun an die Hand der Verfassers in das Museum, welches zu seiner Relation den Titel hergegeben, „„Das Gebäude"", sagt Herr Viardot, „„ist prächtig, obschon man ein halbes Jahrhundert daran gebaut hat."" Der Bau wurde nämlich erst im Jahre 1828 beendigt. Man hat einen Theil der Gemälde, die bis dahin in den Palästen von Madrid, Aranjuez, San Ildefonso, El Pardo, La Zarzuela und La Granja zerstreut waren, dahin transportirt und nach Materien geordnet."

„Der Verfasser eilt von Saal zu Saal und findet, daß unser Museum an Italiänischen Gemälden erstaunlich reich ist. „„Man sieht hier"", bemerkt er, „„nicht bloß die, in gewissem Betracht secundairen Werke Bellini's, der Bassano's, Carracci's, Andrea del Sarto's, Guercino's, Jordano Bruno's, Caravaggio's, des sanften Albano und des rauhen Salvator Rosa: auch die Meister vom ersten Range haben zu diesem Kunstschatze das Ihrige beigesteuert. Leonardo da Vinci liefert ein Bildniß der schönen Lucrezia Lisi, der Gattin Jacopo's, die er zwei Mal konterfeit hat.") Guido-eine Kleopatra, eine Maria Magdalena, eine Himmelfahrt Maria's und andere seines großen Rufes würdige Stücke. Von Tintoretto besitzt das Museum eine Menge verschiedenartiger Gemälde, worunter sein Meisterwerk, das Innere des Senates von Venedig. Auch Paul Veronese und Tizian, der wunderbare Genius, haben dem Museum von Madrid ihren Tribut bezahlt. Cador kann man hier in allen seinen Genres studiren, und selbst von dem unsterblichen Jüngling Raphael bewahrt das Museum einige Produkte."

„Nach den Italiänischen Meistern folgen die anderen großen Maler des Auslandes. Die kleinen Gemälde der Niederländer füllen zwei Säle; man sieht hier Werke von Teniers, Ostade, Ruisdael, Wouverman, und einige Meisterstücke der drei Gewaltigen, Rubens, Vandyck und Rembrandt."

„Nachdem Herr Viardot die Italiäner und Niederländer gemustert, begiebt er sich in die Seitenhallen zu den Spaniern. „„Ich möchte wohl"", sagt er, „„das Idiom der Kunst verstehen; nicht etwa die todten technischen Ausdrücke, sondern jene Sprache, die alle Empfindungen, welche ein Meisterwerk der Kunst in unserem Innern erregt, mit Treue und Lebendigkeit wiedergeben kann. In Italien kam die moderne Malerkunst zur Welt; dort ist sie zu Emporthronen und blühete. Als die Ausländer sie ererbten, stand sie schon im Alter der Reife, und sogelangte das künstlerische Ausland mit einem Mal auf die Stufe der Vollkommenheit, die es überhaupt nur erreichen konnte, ohne eine Entwickelungs-Periode durchzumachen. In Spanien, wie in Frankreich, umfaßt die Geschichte der Kunst einen Zeitraum von ungefähr anderthalb Jahrhunderten, und wir kennen eine isolirte Generation kennen, die unter Verehrern, noch Descendenten hat. Juan de Juanes, der Zeit nach der erste und seinem Verdienste nach gewiß nicht der letzte Spanische Maler, besuchte Rom, wo er unter Raphael's Schülern sich bildete. Als er nach Spanien zurückgekehrt war, stiftete er die Valencianische Schule, deren Koryphäos er immer blieb, weil keiner seiner Schüler ihm den Rang ablief. Juanes war gewiß der treueste Nachahmer Raphael's. Seine Gemälde haben dieselbe Schärfe der Umrisse, dieselbe Sicherheit der Formen und dieselbe Energie in Ausdruck."

„Herr Viardot zählt nun die berühmten Spanischen Maler der Reihe nach auf; am längsten verweilt er bei Velazquez und Murillo, von denen er mehrere hinlänglich bekannte Anekdoten erzählt. Er behauptet, es würde seinem Vaterlande vielen Segen bringen, wenn einige Französische Künstler nach Madrid reisten, um die Werke der Spanischen zu studiren. Er sagt ihnen: „„Warum besucht Ihr nicht Spanien? Dort ist das Klima eben so heilsam, der Sonnenstrahl eben so glühend, der Himmel eben so klar, die Luft eben so rein wie in Italien. Wollt Ihr Natur und Kunst studiren, Ihr könnt es nirgends, nirgends besser als in Madrid!""

„Hier scheint aber Herr Viardot zu vergessen, daß man ja in Spanien nicht reisen kann, daß es keine Landstraßen und in den Bentas nichts zu essen giebt, als höchstens Gerste; daß man endlich bei jedem Schritte auf Räuberbanden stößt. Welchen Französischen Künstler wird es wohl in den Sinn kommen, ein so barbarisches Land zu bereisen!"

„Herr Viardot schließt mit der Bemerkung: „„Frankreich habe eine schöne Gelegenheit vorübergehen lassen, sich in den Besitz einiger Dutzend trefflicher Gemälde — wie sie in Spaniens Palästen so zahlreich —, einiger hundert Manuscripte und einiger tausend Medaillen zu setzen."" — Sollte dem wirklich so seyn? Die schöne Gelegenheit war übrigens — wie Herr Viardot berichtet, folgende: als Ferdinand VII. im Jahre 1823 mit Hülfe von hunderttausend Französischen Bajonetten den Spanischen Thron wieder befestigen hatte, stellte er dem

*) Das andere Portrait ist in Paris.

Digitized by Google

neuern Bendöme frei, einige Trophäen seiner Expedition sich anzueignen. Der Französische Chef, welcher seine Gendarmen großmüthiger Weise zu Riego's Hinrichtung hergegeben hatte, nahm uns, als Entschädigung für die 400 Millionen Francs, die sie Spanischen Feldzuge traut gegangen waren, bloß einige Reliquien für seine Hauskapelle mit.""

„Das Blut muß jedem wackeren Spanier in den Adern kochen, wenn er so lügenhafte und ehrenschänderische Urtheile hört. Hatte der Chef jenes Französischen Heeres wirklich so ganz vergessen, sich auf andere Weise schadlos zu halten? Darauf mögen die Kanonen von Cadix, Barcelona und anderen Orten, wo seine Truppen eine Zeitlang verweilten, antworten; darauf wollen wir die Subsidien antworten lassen, die wir zehn Jahre lang unter dem Titel „Strob- und Gerste-Gebühren"") den Französischen Truppen liefern mußten, und überhaupt alle die herrlichen Vortheile, die uns daraus erwuchsen, daß jener ehrenwerthe Chef seine Gendarmen bezahlt. Welche ruhmvolle Erinnerungen für das Französische Heer! Kein Wunder, daß man sie immer von Neuem aufreizte!"

Bibliographie.

Los rebeldes en tiempo de Cárlos V. (Die Aufrührer aus der Zeit Karl's V.) Nach dem Französischen des Bicomte von Arlincourt. 3 Bde.

Manual para el cultivo de sedas. (Handbuch für den Seidenbau.) Von D. José Garcia Sanz.

El siglo XVI. en Francia. (Das 16te Jahrhundert in Frankreich, oder Ulina von Montpenſier.) Hiſtoriſcher Original-Roman. Von Don Bernardino Ruiſz de Arenas.

Breve diálogo, en que con reflexiones muy sencillas se demuestra la obligacion de toda persona, que tienen los Españoles, de obedecer al gobierno de S. M. la Reina Doña Isabel II. (Ueber die Verpflichtung jedes Spaniers, der Regierung der Königin Iſabella II. zu gehorchen.) 4. Pr. 3 Rs.

Frankreich.

Vorlesungen über Welt-Litteratur.

(Schluß.)

Man könnte mir vielleicht einwerfen, jene Einflüsse seyen allerdings politischer und religiöser, aber nicht literarischer Art. Es ist schwierig, in diesem viel verzweigten Gewebe angeben zu können, bis wie weit jeder Einfluß reicht, und wo er aufhört. Calvin zum Beispiel, dieser Mann, der uns zunächst als Reformator entgegentritt, hat zugleich einer der großen Schriftsteller seines Jahrhunderts. Die ernstgemeine Fertigkeit seines Stils entsprang aus der Strenge seines Gemüthes; sie entspricht der Härte seines Systems, und diente allen jenen protestantischen Predigten, in denen breite Strenge der Gedanken und Schmucklosigkeit der Rede charakteristisch ist, zum Muster. Anderenfalls wird Michel Montaigne, der weltliche Schriftsteller, der sorgiose Gastegnner, der nur die Freude regreift, um die Zeit zu tödten, seine Erinnerungen zu bereichern, mehr, er, der wohl am meisten entarteten daran gedacht hat, Sittenhaupt und ein Licht der Schule zu werden — wirklich Haupt einer Sekte, ohne daß er es verhofft oder danach gestrebt. Alle Skeptischen Geister regt er an; Bayle geht aus seiner Schule hervor, Voltaire saugt sich stark an seinen Brüsten, Rousseau ist ihm mehr als earm Sag schuldig, und Hume thut nichts weiter, als daß er seinen Zweifel in ein System bringt. Aber hätte Montaigne und Calvin auf eine Reihe Reihen mögen — den Edelmann, den Spötter, der seinen Neigungen lebt, und den unerbittlichen, kaltes thätigen Häresiarchen. Worin berühren sie sich denn? Der eine hat zerstört und aufgebauet, kraft seines Gedankens, der andere hat sich begnügt, der Welt seine Gedanken zu hinterlassen, und diese haben für sich selber Früchte getragen. Wer in die menschliche Gesellschaft einen Gedanken geschrent hat, zerstörend oder schaffend, gleichviel, hat etwas Unsterbliches gethan.

Wer könnte in einer Geschichte der Litteratur Luther vergessen, wer in einer Geschichte der Politik Calvin? Die Französische Prosa des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts datirt von dem Genfer Reformatore; die Deutsche Prosa von dem Wittenberger, das bloß Litterarische ist aber ein sehr beschränkter Gesichtspunkt. Bei Geschichte des Geistes ist unser Gegenstand, nicht die Litterar-Geschichte. Die Thaten und Werke der Intelligenz wollen wir studiren, bei Calvin und Montaigne, Baco, Luther, Shakespeare, Molière, Calderon und Voltaire, bei Allen, die die Bahnen der Civilisation gebrochen haben; sie mögen Dichter oder Reformatoren, Dramatiker oder Denker heißen, wir sehen in allen nur die Werkmeister eines und desselben Baues.

Wie reden hier von Intelligenz und nicht von Literatur.

Was heißt Litteratur? Anfaßt dies Wort in seiner weitern Bedeutung alle scheinbaren Verwahrungen des Geistes? Mahomed's Koran und die Proclamationen Bonaparte's? ein Madrigal vom Marquis von Pezay und Foreoffers Gesetzbuch? Wohin kommt dieser bizarre Name, und wie ist diese wüstige Beschäftigung mit den höchsten Gedanken zu einem gemeinen Handwerk herabgesunken?

In Griechenland, wo das Wort eine so große Gewalt über die Menschen ausübte, wo es zu Übermuthen, zum Ruhme, zur Herrschaft führte, wurde das Wort zu einem Handel. Lehrer traten auf und versprachen für ein bestimmtes Honorar reden zu lehren über Alles und gut. Rum kamen alle jene Regeln der Rhetorik auf, der ganze Wust von künstlichen Systemen; der Bildung der Phrasen wurde die höchste Wichtigkeit beigelegt, auf ihre Abrundung und schmeichelnden Wohlklang vor Allem gesehen. Als ihr Vaterland zu Grunde gerichtet war — sie selber sind der Ausdruck und die Manifestation dieses Verderbens — gingen die Sophisten nach Rom. Hier schlugen sie nun ihre rhetorischen Lehrstühle auf, unterwiesen in den Wissenschaften, ohne irgendetwas die Söhne der Quiriten, und je wankender die Organisation des Staats-Körpers wurde, desto größer wurde ihre Menge. Sie sind die erbittertsten Feinde des Christenthums bei seinem ersten Auftreten. Mit ihnen beginnt die Herrschaft der Kommentare, das sorgfältige Studium der Prosodie, das Abwägen der Wörter und Silben, das Auszeichnen der Perioden. Am Hofe zu Alexandrien finden sie freien Eintritt und den günstigsten Boden ihrer Herrschaft. Groß als Kritiker, ohne irgend eigene Schöpferkraft, von bewundernswürdigem Scharfsinn sind diese Sophisten die Lehrer des neueren Europa's geworden. Einzelne Byzantinische Griechen bringen nach Italien das alte Feuer der antiken Bildung mit Kommentaren und gelehrten Scholien bedeckt und verschüttet. Ihnen haben wir es zu danken, daß die Schätze des Alterthums nicht verloren gegangen sind; aber mit dem Pedantismus hat das neuere Europa angefangen.

Wie sind Pedanten gewesen, eh wir jung gewesen sind. Unsere ersten Jahre, die Jahre der jugendlichen Frische und enthusiastischen Unschuld, wir haben sie der Gelehrsamkeit und der Dialektik geweihet. So sind die neueren Nationen, und besonders die, welche der Römische Einfluß durchdrungen hat, zugleich jung und alt, mythologisch und christlich, Kinder und Greise, Dichter und Gelehrte, wählt zu seinen Führer den Sänger der Aeneide. Alle Völker Europa's behaupten, von Hektor und Priamus abzustammen.

Die Professoren im sechzehnten Jahrhundert auf den Katheder zu Bologna und Venedig setzen das Geschlecht der Sophisten fort; in ihren Disputationen leben Gorgias' und Prodikus' Künste wieder auf. Ueber Alles sprechen zu können, wurde wieder Gewerbe; besonders bei den Nationen, die sich die Einheit der Sprache nicht erstreckten, und die unter dem Geiste der Römischen und Griechischen Tradition würdern. Die Literatur, im eigentlichen Sinne des Wortes, entstand — ein Ding, das weder Philosophie, noch Geschichte, weder recht Gelehrsamkeit, noch Kritik ist — ein Unbestimmtes, Schwankendes, das sich nicht ordentlich definiren läßt. Pico von Mirandola, einer jener jungen Brodwerbenden Sophisten, die die Explosion zu Ende des Mittelalters hervorriefen, charakterisirt diese Epoche, oder, wenn man will, diese Kunst, sehr gut, indem er sie das Talent nannte, Alles aus einander zu setzen, zu erklären, und ohne Ende und Rast zu streiten und zu forechen de omnibus rebus et de quibusdam aliis über Alles und noch etwas.

Wir haben uns nur mit der Macht und Allgewalt des Gedankens zu beschäftigen: er spricht, und die Kritik steht da — er ergählt, und das ist Geschichte. Die Geschichte der Gedanken zu verfolgen, das ist unsere Aufgabe.

Aber nicht etwa in Form eines strengen Systems wollen wir sie zu lösen versuchen. Es ist nichts leichter, als Eintheilungen, Haupt- und Unter-Abschnitte mit A und B zu machen, und dann alles Beliebige darunter zu bringen. Unser Weg soll ein Lustwandeln sron, ein anscheinend zufälliger Spaziergang. Wenn sechzehnten Jahrhundert gesagt wird, daß dieses oder jenes geschehen sey, so ist damit der Recht der freien Untersuchung zum ersten Male sich gelernd macher — überall werden wir verweilen, wo sich uns ein Stück blauer Himmel, eine umgrünte Bucht, eine klare Quelle zeigt, da werden wir unser Zelt aufschlagen, ausruhen, und Blumen und Boden und Bäume studiren. Die Lanfschaft von allen Gesichtspunkten aus betrachten, uns mit den Charakterzügen einer jeden vertraut zu machen, die Total-Eindrücke uns einzuprägen versuchen. Es genommen ist das Studium der Literatur ein köstliches und herrliches; es besteht dann nicht mehr aus trockenen Daten und dürren Bestimmungen, hält nicht mehr Phrasen gegen Phrasen; es erforscht, was jedes Schriftsteller von der allgemeinen Bildung empfangen und was er selber für sie gethan hat, betrachtet ihn als aktiv und passiv, als Einflüssen unterworfen und als Einflüsse mittheilend, als einen Sohn der Vergangenheit und einen Vater der Zukunft, als einen Gliede einer Kette, das großen Gesetzen folgt. Es studirt sein Leben und seine Leidenschaften, nicht um kleine anekdotische Aufzeichnungen, sondern um zu erfahren, auf welchem Heerde der Schmerzen und Kämpfe, der Liebe, der Neigungen und Schwächen der große Geist gräblibt und gebrütet worden. Man nehme die originellsten Autoren, die vor Allen am meisten jede Nachahmung verschmäht haben, und man wird leicht zeigen können, welche Bildung der Vergangenheit zur Erzeugung eines so großen Geistes beigetragen hat. — Cervantes und Shakespeare, deren Originalität Niemand bestreiten wird, haben aus dem Schatz Italiens und der Alten geschöpft.

Die Analyse, der wir die großen Schriftsteller unterwerfen wollen, soll nicht die Elemente ihres Genius auf chemische Weise zersetzen und zerstören. Indem wir sie in ihre Elemente auflösen, werden wir sie zu gleicher Zeit in ihrer Einheit herstellen — in seiner ganzen Schönheit und Kraft und Jugendfrische. Es ist etwas große Raum zu unserm Raum gethan; sey es Molière oder Milton, Racine oder Pascal, Ariost oder Tasso, den innern Roman seines Lebens, die Bildung seines Geistes wollen wir uns zu irgen machen; wir werden ihn dann noch inniger lieben, wenn wir mit ihm gritten haben, ihn noch lebhafter bewundern, wenn uns das Warum unserer Bewunderung in allen Begründungen klar geworden ist. Anstatt den Strom an einem Punkte zu betrachten, da er rinnt, wo er rauscht, wo er verschwindet und wieder hervorquillt in steinerne Dämme eingezwängt sind, wollen wir seine Wasser trinken aus der ersten schwachen Quelle seines Ursprungs, ihn in den Schlangenwindungen seines Thales, wie er die Wüche des Gebirges aufnimmt, verfolgen, sein Wachsen, seine Zunahme kennen lernen, die Hindernisse, die seinem Lauf gebrannt, und die Stärken und Schwellungen, die ihn fortgetrieben. Ich kenne kein interessanteres Studium. Der große Mensch erscheint als Zeitgenosse der Vergangenheit, wie des

*) Utensilios de paja y cebada. Unter utensilios versteht man Alles, was der Hauswirth seiner Einquartirung geben muß. Man sieht übrigens, die Franzosen haben es in Spanien gerade so, wie weiland in unserem Deutschland gemacht.

Zukunft. Noch eh' er geboren ist, gehören ihm schon die Keime zu eigen, aus denen seine Größe werden soll, und die Einsässige, die er verbreitet, gehören ihm über Tod und Zeit hinaus. Der große Gedanke hat weder Grad noch Wiege. Lange Zeit schon lebendig, bricht er plötzlich aus der Schale hervor und erscheint in körperlicher Gestalt. Nach einem Leben, voll Elend oft, spielt die Gestalt in Staub — aber der Gedanke bleibt, thätig, fruchtbar, allgegenwärtig, daß oft, nachdem das gebrechliche Wesen verschwunden ist, dem der sorgbare Schatz vertraut war, Kronen zertrümmern wie Glas, wenn er sie anrührt, Religionen stürzen oder sich erheben, Völker und Institutionen sich bilden auf den Ruf dieses Phantoms — eines Phantoms, das lebendiger ist als die Lebenden und mächtiger als sie!

Philarète Chasles.

Bibliographie.

Bibliothèque de Droit et, de Jurisprudence, ou Analyse des questions judiciaires, et délimitions de termes de pratique, avec les lois et décisions analogues. — Von G. Decamps. 8½ Fr.

Code des Codes, contenant: 1° Le Code constitutionnel; 2° Le Code civil avec les lois qui s'y rattachent etc., avec des notes, analyses, commentaires etc. Chaque matière précédée d'un exposé des principes et de l'histoire de la législation, et suivie des formules d'actes qui y correspondent. — Von Eremieur und Sulon. Erster Bd. Erste Lfg. Pr. 30 Cent. (Das Ganze soll aus 3 Bdrn. bestehen.)

Traité du gouvernement représentatif. — Von Th. Desoubes. 4½ Fr.

Rußland.

Die Entdeckung von Amerika.

(Sendschreiben des Gouvernements-Secretairs Petuschkoff (Häuschen) an den Admiral in Spanischen Diensten und Ritter Christoph Columbus.)

Ew. Excellenz!

Die völlig entgegengesetzten Lebens-Bestimmungen, die Ihnen und mir vom Schicksal vorgezeichnet wurden, veranlassten mich, nach dem Gesetz, welches alle Extreme einander nähert, Sie zu meinem Helden zu erwählen, und mich Ihnen mit Leib und Seele anzuschließen. Entschuldigen Sie die Kühnheit, daß ich, ohne die Ehre zu haben, Sie persönlich zu kennen, es wage, Ihnen zu schreiben. Ich lebe aber in einer Zeit, wo die Jugend das menschliche Geschlecht leiten will; in einer Zeit, wo man dahin strebt, durch Lebhaftigkeit Ansichten und Meinungen zu stellen. Dem Einflusse des Geistes meiner Zeit unterliegend, werde ich namentlich mit Ihnen über Gegenstände sprechen, die ich nur dem Namen nach kenne, und damit beginnen, von mir selbst zu sprechen, oder Sie mit mir zu vergleichen, weil Sie unbestreitbar ein größer Mann sind, und ich Anspruch auf Größe mache, was nach der moralischen Reinheit unserer Zeit ein und dasselbe ist.

Sie befinden Ihr großes Leben inmitten der Meere, ohne daß Sie Schiffbruch litten; ich bewege mich auf festem Lande und stolpere dabei bisweilen. Sie verkünderten der Welt zwei wichtige Wahrheiten, nämlich: daß man ein Ei auf seiner Spitze nicht anders auf einen Teller stellen kann, als wenn man es zerschlägt, und daß, wenn man beständig vorwärts geht, gerade der Nase nach, man unvermeidlich zuletzt mit der Nase (oder dem Schnabel) des Schiffes irgendwo auf festes Land stoßen muß. Auch ich verkündete zwei, vielleicht noch wichtigere Wahrheiten, nämlich: daß Geld besser ist als Verstand, und daß ein ruhiges Leben nur die Apanage der Dummheit ist. Sie entdeckten eine neue Welt; ich entdeckte Nichts, was, nach dem System neuer Deutscher Philosophen, eins und dasselbe ist, indem, ihrer Meinung nach, etwas „Unaussprechlich Großes" und etwas „Unaussprechlich Kleines" gleich Null = 0 ist, und 2 Nullen sich einander absolut sind. Sie hatten mit wirklich unwissenden wilden Völkern zu thun; ich mit Geschöpfen, die mit seinen Buchhändlern und Schreibern. Sie hatten einen Prozeß mit dem Rath von Castilien, gewannen ihn und erbeuteten die von Ihnen aus Amerika gebrachten Reichthümer zurück; ich hatte einen Prozeß mit der Gouvernements-Verwaltung, gewann ihn zum Theil und erbeutete nur mehr nicht, sondern mußte noch, für gesetzliche Prozeßkosten, aus meiner Tasche Geld zuzahlen. Sie führten Ihre Angelegenheit selbst und vergossen Ihren Gegnern absichtlich Thränen der Ibeilnahme über Ihre Leiden; ich hatte einen Anwalt genommen, der mir in's Gesicht lachte, als ich mich wunderte, daß der gewonnene Prozeß mir nichts einbrachte, indem er mir sagte, daß ich schon damit zufrieden sein müsse, den Prozeß losgeworden zu seyn. Die Matrosen Ihres Schiffes wollten Sie ermorden, weil sie an dem glücklichen Erfolg Ihrer Unternehmung verzweifelten; mich machten die Zeitungs-Schreiber und Dichter zum Gegenstand ihrer Spöttereien. Sie brachten von Ihnen entdeckte Welt ward nach einem andern Namen benannt; ich, im Gegentheil, mache nicht eine meine, sondern auch die Abkömmlinge Anderer unter meinem Namen durch den Druck der Welt bekannt. Sie hatten Neider; ich habe deren auch, nur mit dem Unterschiede, daß Admirale und Gleichere Sie beneideten, mich aber Unwissende, weil ein Halbkund von Jemeten so gut wie der Adel des Bettlers ihre Neider haben. Es ist inmitten der Parallele zu schließen. Ich für ein abgesagter Feind von langen Rechnungen, langen Auseinandersetzungen, langen Reden und hauptsächlich von langen Perioden mit kurzem Sinn. Erlauben Sie, daß ich mit Ihnen von Amerika spreche, wo ich niemals war, das aber in meinem Kabinet hängt.

Auf meinem Tische, von rothem Holz, steht eine Tasse Chocolade. Neben derselben befindet sich ein kleines Körbchen mit Brustkuchen aus Ipecacuanha, auf welchem Zeitig auf Federndampf eingehopft ein Brasilianischer Diamant; meinen Finger ziert ein Ring von Peruanischem Gold. Der Boden meiner Violine ist von Sandelholz; mein Sandfaß von einer Kokosnußschale. Indigo lieferte die Farbe meines Rockes; Cochenille die meiner Weste. In Baumwolle bin ich von Kopf bis zu Füßen eingepackt, wie eine Raupe. Mein Pelz, mit dem ich in die Stadt fahre, wegen meiner Asiatischen und Europäischen Angelegenheiten, ist von Amerikanischen Fellen. Alles dieses ist dermaßen von Havannah-Zigarren durchräuchert, daß ich weder Schönheit noch Liebenswürdigkeit brauche, um durch mein Erscheinen ganzen Dutzenden von reizenden Mode-Damen die Köpfe zu verdrehen. In meinem Beise befinden sich ein Dollar, den unsere höchst spekulativen Wechsler bald einer Menge fremder Münzsorten aller Art, des süßen Genusses des Agio wegen, auf Ausstellschen Boden verpflanzten.

Am Fenster sitzend und in Gedanken vertieft auf das Stadt-Krankenhaus blickend, frage ich mich, ob ich glücklicher, geschickter und besser bin mit Chocolade trinke, Tabak rauche, Amerikanische Zeitungen und Amerikanische Feder auf dem Tische trage, und Dukat auf einem Sessel von rothem Holze sitze? Ich zweifle daran! Um mir selbst deutlicher zu werden, stelle ich mir die Frage in gelehrter Sprache: Ist das menschliche Geschlecht durch Vermehrung der Verbrennisse, und in Folge dessen durch Erweckung neuer Bedürfnisse und Wünsche, glücklicher, geschwidter und besser geworden?

Ew. Excellenz, ganz entschieden: Nein!

Zu Ihrer Zeit gab es noch keine Staats-Oekonomen, die, wie jetzt, die Welt nach der Landkarte regieren. Nicht im Stande, ihre eigenen 25 Rubel einzurbeilen und ihre Zimmer in Ordnung zu halten, verfügen sie über die Kapitalien der ganzen Welt, und bilden Königreiche, verstehe sich, auf dem Papier. Diese Herren verschern, daß, je größer Bedürfnisse und Wünsche seien, auch um so größer Bewegung, Geschäftsleit, Reichthum, Aufklärung und allgemeines Wohl seyn müssen.

Der Himmel gebe, daß es wahr seyn möge!

Niemals war die alte Welt so bewegt, als seit der Zeit, daß Ew. Excellenz Amerika zu entdecken geruhten. Welcher Nutzen aber ging daraus für Amerika und die alte Welt hervor?

Amerika war damals von seinen eingeborenen Stämmen bewohnt. Wo sind sie jetzt? Anstatt sie durch Ueberredung für die Wahrheiten der christlichen Religion zu gewinnen, sie durch Religion und Wissenschaften aufzuklären, ihnen zu zeigen, wie man Reiche verwaltet, erbielten sie von den geschäftigen Kaufleuten Unterricht im Branntweintrinken, und Letztere lernten dagegen von ihnen das Tabackrauchen. Anstatt ihre Thätigkeit auf allgemeine Ausbildung zu leiten, ließen sie sie in die Erde nach kostbaren Metallen und Steinen graben, und erklärten diejenigen Ueberwunden, wir sich in Berge und Wälder zurückzogen, für ihre Feinde. Um sie aufzureizen, sandte man ihnen die Jesuiten und starke Getränke. Kriege, Branntwein und übermäßige Kraft-Anstrengung veranlaßten Elend und Krankheiten, und in Folge dessen den Untergang ganzer Völkerschaften. Auf den von Ew. Excellenz entdeckten Inseln lebt schon kein einziger Ueberwohner mehr. An der Küste des festen Landes giebt es kein einziges von Eingeborenen bewohntes Dörfchen, sie irren umher in den Gebirgen, in den Wäldern, in den Morästen, mitten in unzugänglichen Gegenden, sie kämpfen mit sich, sind Gebenbeiner, wie zu Zeiten Ew. Excellenz, saufen Branntwein und kommen um. Wie, der ich Ew. Excellenz mit ganzer Seele verehre, ist es in der That eine große Verdrängung, daß jene Wilden Ihren Namen nicht kennen! Auf den von Ihnen entdeckten Inseln und Küsten des festen Landes siedelten sich Europäer an. Sie erbauten Städte und Häfen; sie führten Fürsten, Adelsherren, Manufakturen und Druckereien; führten Kelerbau ein; pflanzten Kaffee, verarbeiteten das Zuckerrohr und vergrößerten den Anbau des Tabaks. Da es aber leichter ist, zu spekuliren, als zu arbeiten, und die Eingeborenen nicht genug Arbeiter lieferten, so tauschten die Spekulanten gegen Branntwein Neger ein und führten sie nach Amerika über, um nach Metallen zu graben und Tabak und Zuckerrohr anzubauen.

Von diesem Zeitabschnitt der Welt spielt die Entdeckung des Branntweins eine wichtigere Rolle, als die Entdeckung des Kompasses, des Pulvers und der Buchdruckerkunst.

Die Märkte Europa's füllten sich mit den Erzeugnissen Amerika's. Der Handel mit Kolonial-Waaren ließ allen anderen Spekulationen den Rang ab. Die Preise der Metalle und Edelsteine sanken, aber das Reichthum stieg, obgleich die arbeitende Klasse sich dabei nicht bereicherte, sondern namentlich verarmte, weil in derselben jedes Mal, als bei denen, von welchen sie Arbeit erhielt, neue Bedürfnisse entstanden, zu deren Befriedigung es immer neuer Mittel und Wege bedurfte. Angenehm ist es indessen nicht, im Schweiß seines Angesichtes zu arbeiten, und da die Kopfarbeit, oder das Nachdenken, mehr Gewinn bringt, als Handarbeit, so erschien die wärdigste und nützlichste aller Beschäftigungen, der Nebenbau, der einst von heidnischen Völkern so hoch verehrt wurde, in Letzteren bald als etwas Erniedrigendes. Die Bewohner größerten den Städten zu, um das zu ihren Bedürfnissen nöthige Gold leichter zu gewinnen. Man erfand tausend neue Mittel, sich auf die höflichste und anständigste Weise einander das Geld aus den Händen zu spielen.

Vor Allem kamen die Sportein an die Tagesordnung. Die Schreiber fingen an, Tabak zu rauchen, aus goldenen Dosen Tabak zu schnupfen, Champagner zu trinken, und alles Amerikanische Erzeugniß. Ihre Frauen wollten Juwelen haben, Papageyen, und mit Indigo oder Cochenille gefärbte Stoffe. Ihre Kinder leckten an Zuckerwerk und Chocolade, auftatt, wie früher, an Kohlstränken und Honigkuchen. Was blieb den Bittstellern, die alle diese Lüste befriedigen mußten, zu thun übrig? Sie ließen sich auch auf Spekulationen ein. Zu Ew. Excellenz Zeiten spielte man nur mit Würfeln; dann erfand man das Kartenspiel, mit allen seinen Variationen und Zwischenfinken, und die öffentlichen Lotterieen. Später entstanden Prämien-Anleihen, mit ihren Escontos und Discontos und Banterotten. Ihnen folgte das Wechselgeschäft, zur Beschleunigung des lustigen des allgemeinen Wettbandels, und zur

Agiotirung, von welcher der Gewinn nur in die Taschen der Wechsler fiel. Die Hausse hörte auf. Man mußte Zoll-Remter anlegen, und diese riefen den Stickstoffhandel hervor. Es erhoben sich aus dem Stande ganze Völkerschaften von Mäklern und Faktoren, die sich, ohne die Gefahren des Handels zu laufen, auf Kosten von Käufern und Verkäufern bereicherten. Die Gastfreundschaft verschwand. Die Leute begannen, mit Feuer, Wasser, Luft und Zeit zu handeln. Es traten ganze Legionen von Rezepten auf; die Städte füllten sich mit Apotheken, um Kolonial-Waaren nach den Fakturen der Aerzte los zu werden. Lange Seereisen, häufiger Wechsel des Lebensorts und Klima mit sonstige Umstände erzeugten neue Krankheiten, epidemische, sporadische, seuchtische u. s. w. u. s. w.

So lange der Städte nicht so viele waren, als jetzt, und so lange sie nicht so bevölkert waren, als jetzt, gab es viele Leute, die nicht wußten, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollten. Mit der Zunahme des Luxus mußten Mittel aufgesucht werden, um diese Leere auszufüllen. Da entstanden die Fabriken alter Bücher und später die Massen nichtssagender Zeitungen. Leichte Köpfe hielten sich für geschickte Männer, weil sie für ihre Albernheiten auch Käufer und Leser fanden. Der Verstand verlor 30 Procent an Werth, weil es mühsam ist, ein verständiges, — Zeitvertreib aber, ein oberflächliches Wort zu lesen. Früher lachten die Leute von selbst, später aber mußte man sie gewaltsam zum Lachen bringen, was sie immer in Spekulationen, Punsch, Tabak, medizinische, pharmaceutische und physische Erzeugnisse, und in ihre Berechnungen mit Banquiers, Mäklern, Faktoren, Aerzten und Apothekern vereint waren. Karten und Spaßmacher gewannen den geschriebnen Leuten den Rang ab. Thorheit und frivoler Scherz wurden systematisch angebildet und erlangten in allen geselligen Verbindungen das Bürgerrecht. Anmuth ward das Loos derer, die eine Menge von Zeit verstümmten, am Müßiggänger zu bestrafen und ihren Launen zu schmeicheln, — das Verdienst Ew. Excellenz, es ist wir nicht möglich, länger fortzufahren! Das Herz ist mir schwer geworden. Ich werde eine Tasse Chocolade zu mir nehmen.

Welches wahre Gute brachte uns die Entdeckung Amerika's? Keines .... verzeihen Ew. Excellenz!

Zum Leben des Menschen reichen Licht hin, Wärme, Nahrung und Kleidung. Zum Glückseligen braucht man nur Religion, Liebe für die Menschheit, Mäßigkeit in seinen Wünschen und geistige Genüsse für den Verstand.

Dies Alles ward nicht in Amerika entdeckt .... Ew. Excellenz werden entschuldigen.

Wäre die Entdeckung Amerika's nur dazu nöthig gewesen, um den Ueberfluß der Bevölkerung Europa's los zu werden, wie es von den Staaten Diodonaten — der Himmel vergebe es ihnen — behauptet wird, so habe ich die Ehre, denselben unsre südlichen Sibirien zu empfehlen, unsere übrigen südlichen Provinzen, unsere Steppen an der Wolga, unsere Krimm, unsere Länder jenseits des Kaukasus. Der Himmel bewahre Rußland vor aller fremden Industrie, die mit baldem Wissen, Thorheiten, Narrenpfiffen, Bankerotten u. s. w. u. s. w. handelt! Rechte sehr aber laden wir alle ehrliche, freiheliche, arbeitsame, geliebte Leute zu uns ein. Auch bei uns scheint die Sonne, auch ist es bei uns nicht kälter als in Kanada, und gerümig wohnen und hattwerden kann man bei uns auch. Und daß man auch bei uns sich glücklich fühlen kann, darauf gebe ich Ew. Excellenz mein Wort, und habe die Ehre, mit tiefstem Respekt zu sein:

Für den Gouvernements-Secretair Prinschkoff (Häbnchen),
Thaddeus Bulgarin.

Bibliographie.

Moscou. Tableau statistique, géographique, topographique et historique de la Ville et du gouvernement de ce nom. Par M. J. H. Schnitzler.

Mannigfaltiges.

— Illuminations-Patriotismus. Ein König von Spanien genas einst von einer gefährlichen Krankheit. Zur Feier seiner Wiedergenesung wurde in der Residenz eine Illumination angeordnet, die Seine Majestät selbst in Augenschein nahm. Der König bewunderte die Ehrenpforten, die geschmackvollen Gruppen von Lämpchen und die geistreichen Inschriften. Eine der letzteren, die in besonders schönem Lichte prangte, frappirte den Monarchen am meisten. Sie lautete also:

Viva el Rey!
A cuyo disposicion
Tengo un millon.

Es lebe der König!
Zu seiner Disposition
Steht bei mir ein Million.

Der König wollte den geschmähligen Unterthan auf der Stelle kennen lernen. Er schickte nach ihm in das Haus, und bald erschien ein ehrenwerther wohlgenährter Kaufmann vor der Thür, der sich ganz unbefangen also vernehmen ließ: „Ich beiße Stravio Milton (Million), und mein Sohn heißt Sancho Million; dieser Million steht Eurer Majestät zu Diensten, und zwar als Soldat im Regiment Numancia.“ — „Nun immer weiter!“ sagte der Fürst — nämlich zu seinem Gefolge.

(Rev. Esp.)

— Wohlfeile Prachtausgabe Französischer und anderer Klassiker. In Paris wird in diesem Augenblick eine Reihe von hitterreten Ausgaben der Französischen und ausländischen Klassiker angekündigt, die sich durch Schönheit des Papiers und des Druck und besonders durch prächtige Ausstattung auszeichnen sollen. „Wir haben“, sagt das Journal des Débats, „die erste Lieferung des Gil Blas vor uns liegen, und bald werden wir auch den Molière erhalten, dem in wenigen Tagen der Don Quixote folgen wird. Jedes dieser Werke soll mit einer unzähligen Menge von Holzschnitten, Vignetten, Kradeseiten, Finalstücken und verzierten Anfangs-Buchstaben nach Zeichnungen der geschicktesten Künstler ausgeschmückt werden. England, ersten literarische Meisterwerke auf diese Weise verschönnert erschienen sind, wird nicht geschmackvolleres aufzuweisen und die Französische Presse ihrer Nebenbuhlerin nichts zu beneiden haben. Es wird sich auch bald zeigen, ob der Geschmack unseres Publikums diese glänzenden Ausgaben eben so aufnimmt, wie unsere Nachbarn ähnliche Unternehmungen, bei denen zum Beispiel der auf diese Weise ausgestattete Shakespeare einen Absatz von mehr als 300,000 Exemplaren hatte. Wir wünschen es, wäre es auch nur, um jene bewundernswürdigen Werke wieder zu Ehren zu bringen, die man in unserer Zeit viel zu wenig liest, oder, wenn man sie liest, nicht genug zu bewundern weiß. Der Pracht dieser Ausgaben ist das ewohnheitswerthe ihre große Wohlfeilheit, denn sie werden nicht mehr als die gewöhnlichsten kosten.“

— Die Eitelkeit Kueller's. Der berühmte Portraitmaler Sir G. Kneller verband mit seiner Kunst einen so hohen Grad von Eitelkeit, daß er zur Zielscheibe des Witzes aller seiner Freunde und Bekannten ward. Er war ein Deutscher von Geburt, aus Lübeck, und trotz seinem langen Aufenthalte in England, wo er es so weit brachte, das Englische rein und ohne fremdartigen Accent auszusprechen. Wie der jüngere Richardson berichtet, las Gay eines Tages unserem Sir Godfrey Kneller Verse vor, in denen der Dichter die Schmeichelei in auf die Spitze getrieben, daß er jeden Augenblick fürchtete, Jener könnte es übel nehmen. Allein Kneller hörte Alles bis zu Ende aufmerksam zu und sagte endlich in seinem ausländischen Style: „Ich! Mr. Gay, was Sie mir da sagen, ist Alles sehr schön und gut. Ich habe in meinen Etwas vergessen, mein lieber Freund; bei Gott! ich hätte auch sehr gut zum General einer großen Armee gepaßt; als ich in Venedig war, fand daselbst einmal ein Feuerwerk statt, in Folge dessen der ganze St. Markus-Platz in einem Pulverrauche stand, und diesen Geruch, mein lieber Gay, vertrug ich damals mit wahrer Tapferkeit —; wahrhaftig, ich hätte ein großer General werden können, mein guter Gay!“ In gleicher Weise erklärte Kneller, er würde Maler, wenn sich seine Eitelkeit so ziemlich selbst bewußt war, Folgendes: — „Ich sah eines Tages bei Sir Kneller, als er eben an einem Portrait beschäftigt war, da stand er mit einem Male auf, und sagte zu mir: „„Ich kann gar nicht so gut arbeiten, wenn ich nicht dabei ein wenig geschwatzt werde! Sie wissen es, lieber Pope, ich habe es gern, wenn man mit Schmeichelei, — Sie, „Dr“ glaubte, nahm ich mir vor, zu sehen, wie weit eigentlich mit seiner Eitelkeit ging, zu dem Zwecke richtete ich mein Auge auf ein Portrait, das er eben vollendet hatte, und betrachtete es eine gute Weile mit großer Aufmerksamkeit; hierauf wandte ich mich an Kneller, und sagte zu ihm auf Französisch (denn dies war seine Conversations-Sprache während der ersten Zeit seines Aufenthalts in England): „Oh lit dans les Ecritures Saintes, que le bon Dieu faisait la ressemblance d'après l'image; mais, je crois, que s'il voulait en faire un autre à présent, il le ferait d'après l'image que voilà“ (Es heißt in der Bibel, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen, ich glaube aber, daß er, wenn er etwa jetzt ein neues Menschengeschlecht hervorbringen wollte, daßselbe nach diesem Muster ihrer machen würde). Darauf wandte sich Sir G. Kneller um und sagte zu einem sehr ernsten Tone: „Vous avez raison. Monsieur Pope; par Dieu, je le crois aussi (Sie haben recht, lieber Pope, bei Gott, ich glaube es auch).“

— Ursprung des Englischen Wortes Quiz. Es giebt wenig Wörter im Englischen, die so sehr im Umlaufe und dabei von so ungewisser Bedeutung sind, als dieser einsilbige Laut. Der Eine denkt sich bei dem Worte dies, der Andere Jenes, und selbst die berühmtesten Englischen Wörterbücher, von Bayley bis Johnson, warren nicht im Stande, die Ableitung und Bedeutung desselben anzugeben. Kein Wunder, denn es hat im Grunde auch gar keine Bedeutung, noch ist es von irgend einer Sprache in der Welt, die man seit der Babylonischen Sprachverwirrung bis auf den heutigen Tag je gekannt, irgendwie abgeleitet. Zur Zeit, als Richard Daly in Dublin das Patent auf die Irländischen Theater besaß, brachte er einmal einen Sonnabend Abend in einer Gesellschaft zu, die aus lauter witzigen und ausgelassenen Leuten bestand; bei dieser Gelegenheit wurde auch der damaligen Sitte, Wetten zur Belustigung angestellt, und dieser Schaufstellbierher setzte eine große Summe darauf, daß man, wenn es ihm beliebte, zu einer gewissen Stunde des morgenden Tages, nämlich des Sonntags, in allen Hauptstraßen von Dublin auf einmal ein Wort aufsprechen solle, das ohne alle Bedeutung und von keiner bekannten Sprache abgeleitet sein sollte. — Die Wette ward gehalten und die Summen deponirt. — Hierauf begab sich Daly noch dem Schauspielhause, und schickte alle seine Zettelträger und übrigthätigen Schaufpieler, die er zusammenfand, mit dem Auftrage aus, daß sie an allen Thüren und Fensterflügeln in der Stadt das Wort „Quiz“ mit Kreide aufzeichnen sollten. Des anderen Morgens, als alle Leute aus der Kirche kamen, oder sich dahin begaben, sah Jedermann an den verschiedensten Thüren, die des Sonntags wegen nicht geöffnet waren, das aufgezeichnete Wort, und überall in ganz Dublin hörte man sogleich auf einmal „Quiz“ laut aussprechen; der seltsame Umstand, daß ein Wort ohne Bedeutung an allen Thüren und Fenstern in der Stadt zu lesen war, erregte so viel Erstaunen, daß man seit der Zeit in England, wenn Jemand eine seltsame und auffallende Geschichte erzählt, ihm mit den Worten zu begegnen pflegt: „You are quizzing me“.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 25. Berlin, Freitag den 27. Februar 1835.

Deutsche Literatur im Auslande.

Nachdrückliches Treiben der Deutschen Literatur in Frankreich. — Revue du Nord. — Die Musen in Avignon. — Rostock, Kiel und Göttingen.

Nachgerade fangen die Franzosen schon an, sich etwas zu viel mit Deutscher Literatur zu beschäftigen. Sie wollen nämlich unsere Klassiker nicht mehr blos lesen, sondern auch deuten und, wo möglich, uns selbst sogar verkaufen. „Das hat man nun von der vielgepriesenen Welt-Literatur!“ schrien unsere Buchhändler, und die ganze Leipziger Böse ist in Allarm, als ob das Kapitel der Deutschen Literatur im Gehabe wäre. Nun, so arg ist es freilich nicht! Die Franzosen drucken bekanntlich schon seit 15 Jahren Alles nach, was die Englische Literatur nur irgend Werthvolles besitzt, und doch hat die Englische Presse darum nicht aufgehört, gute Werke zu guten d. h. theuren Preisen zu liefern; ja, noch viel ärger wird den Franzosen selbst in Belgien mitgespielt, „dessen Mäh' ist, daß es richte Andrer Mühe stets zu Gründe“ und das unter seiner „Preß-Freiheit“ nichts Anderes als „Nachdruck“ zu verstehen scheint, und doch ist den Franzosen deshalb nicht nun ihre Literatur lang geworden. Inzwischen bleibt doch allerdings zu bedenken, daß die literarische Zollline Deutschlands keineswegs so gleichmäßig streng bewacht wird, wie die von England und Frankreich und daß es daher den allzeit fertigen Schleichhändlern leichter werden dürfte, den Nachdruck bei uns als in jene beiden Länder einzuschwärzen. Auch scheinen die Franzosen einen förmlich organisirten Krieg mit dem Deutschen Buchhandel führen zu wollen. Unter der Firma: „Librairie étrangère du dépôt central de la librairie“ will nämlich eine sogenannte „Gesellschaft von Gelehrten“ in Paris folgende Deutsche Schriftsteller nach und nach erscheinen lassen:

Apel, Arnim, Böene, Beentano, Bürger, Eichendorf, Engel, Fichte, Fouqué, Goethe, Grillparzer, Grimm, Hebel, Hegner, Heine, Heinse, Herder, Hippel, Höltz, Hoffmann, Jacobi, Jean Paul, Kleist, Klinger, Klopstock, Körner, Leisewitz, Lessing, Matthisson, Meyerhofer, Mengel, Müller, Müllner, Musäus, Nicolais, Oehlenschläger, Pyrker, Rabener, Raupach, Rückert, Schinkendorf, Schiller, Fr. Schlegel, A. W. Schlegel, Schulze, Semme, Steffens, Stolberg, Tieck, Thümmel, Tiedge, Uhland, Voß, Wagner, Werner, Wieland, Zedlitz, Zschocke.

Die Auswahl ist, wie man sieht, etwas seltsam und bunt; um so übereinstimmender soll aber die äußere Ausstattung seyn; es sollen nämlich Bände zu 30 Bogen ausgegeben werden, deren jeder 10 Fr. kostet, und zwar so, daß z. B. Goethe's sämmtliche Werke aus 5 und Jean Paul's aus 6 Bänden bestehen werden. Die besten Verbündeten der Deutschen Buchhändler in diesem Kriege, dessen Eröffnung auf den 1. April 1835 angekündigt ist, werden unstreitig die Druckfehler seyn, denn noch ist keine Zeile Deutsch in Paris gedruckt worden, ohne daß sich darin fast eben so viele Fehler als Worte befunden hätten; wir dürfen jedoch hoffen, daß auch noch eine andere Macht, und zwar diejenige, die dem Nachdruck innerhalb der Deutschen Gränzen, wenn auch nicht schon sein endliches, doch wenigstens ein bald zu erreichendes Ziel gesteckt hat, auch diesen neuen Feind weniger furchtbar machen werde.

Einstweilen wollen wir uns, ganz abgesehen von jener Unternehmung, mit einer anderen freuen, die eben auch in Paris angekündigt werden, nämlich mit der Revue du Nord, die es sich, eben so wie die Revue Germanique, hauptsächlich zur Aufgabe machen will, die Kenntniß Deutscher Literatur in Frankreich zu verbreiten. Hoffentlich wird sie auch gleich dieser von aller Einmischung in die Politik sich fern halten, denn die zarte Sinnpflanze der Poesie gedeiht nun ein Mal eben so wenig als der schattige Baum der Wissenschaft unter dem verderbenden Sonnenstrahle politischen Parteihasses und nationaler Einseitigkeit. Die Namen Lerminier, St. Marc Girardin, Philarète Chasles, Depping u. s. w. sind uns übrigens Bürge dafür, daß in der angekündigten Zeitschrift, deren Mitarbeiter sie seyn sollen, die Gegenstände, die uns darin versprochen werden, mit Kenntniß behandelt und nicht einseitig aufgefaßt werden dürften, wenn auch der Name eines der Redacteure (Spazier) den Gedanken an solche Einseitigkeit in uns aufkommen ließe.

Ein Beweis von den Fortschritten Deutscher Sprachkenntniß in Frankreich ist wohl der Umstand, daß nicht blos in den Schulen der größeren, sondern auch sogar in denen der kleineren Französischen Städte Professuren und Lehrstellen der Deutschen Sprache geftiftet sind. In Avignon, der Residenz Petrarkas zwar, aber auch der Päpste und des Mönchthums, dem Orte, wo Thümmel noch, mehr als an irgend einem andern in Süd-Frankreich, eine sanctissima simplicitas und die allerfleißigste Unwissenheit angetroffen hat — also auch in Avignon, wo man noch vor zehn Jahren nicht recht wußte, ob Deutsch und Somojedisch nicht dieselben Syrachen seyen, existirt nicht blos ein öffentlicher Lehrstuhl der Deutschen Sprache, der jetzt, nach dem vor kurzem erfolgten Tode des Professor Gleich, durch die Berufung eines jungen Strasburgers, Herrn Schweighäuser, neu besetzt worden ist, sondern auch ein wortiges literarisches Blatt, das den an Aurora erinnernden portischen Titel „L'écho de Vaucluse“ führt, liefert in einer fortlaufenden Reihefolge recht hübsche und belehrende Artikel über die Deutschen Universitäten. Verfasser dieser Artikel ist Herr P. A. de la Nourrais, dessen wir bereits früher bei seiner Geschichte der Universität Jena Erwähnung gethan, und der nun in derselben Weise Mittheilungen über die Universitäten Leipzig, Rostock, Kiel u. s. w. gegeben hat. Wer hätte es wohl in Deutschland für möglich gehalten, daß man sich in Avignon für das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin und insbesondere für die Stadt Rostock so lebhaft interessiren könne, daß eine Monographie der letztgenannten Universität durch drei Nummern einer dortigen Zeitschrift gehe und Aufmerksamkeit erregt? Die Beweise dafür liegen uns in den Nummern 659, 660 und 661 des „Echo de Vaucluse“ vor. „Rostock“ heißt es darin, ist der Sitz einer im Jahre 1419 gegründeten Universität, die große Vorzüge besitzt, welche zum Theil auch jetzt noch existiren. Das Recht, Universitäten zu begründen und zu unterhalten, war in Deutschland auch in früheren Zeiten immer das Attribut der souverainen Macht. Die nicht souverainen Städte durften daher keine stiften, während die Republiken oder sogenannten freien Reichsstädte entweder nicht daran dachten oder nicht reich genug dazu waren, um solche Anstalten aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Rostock war die einzige Deutsche Stadt, welche, als solche, wenn auch nicht eine ganze Universität, doch wenigstens einen Theil derselben, für sich allein besaß. Sie theilte mit den Herzogen von Mecklenburg das Souverainetäts-Recht darüber. Im J. 1764 brach inzwischen unter den beiden Protektoren ein Streit aus; der Herzog verlegte, um die Stadt zu bestrafen, den ihm gehörenden Theil der Universität nach Bützow; erst nach langen Unterhandlungen kam die Ausstöhnung zu Stande und Rostock wieder in den Besitz der ganzen Universität. Seitdem hat jedoch die Stadt dem jetzigen Großherzog alle ihre Rechte in dieser Beziehung abgetreten. Was in Rostock besonders auffällt, ist die Beharrlichkeit, mit der man die jetzt alle alten Universitäts-Gebäuche, so wie die früheren Verhältnisse der Studirenden zu den Professoren und Einwohnern, beibehalten hat. Gewöhnlich sind die jetzigen Studenten sehr arm; die vermögenden Mecklenburger studiren meistens im Auslande, namentlich in Berlin und in Göttingen; es kommt daher oft vor, daß die Stipendia, welche die Ersteren aus dem Dotations-Fonds der Universität erhalten, nicht ausreichen, und alsdann bitten sie sich, ohne irgend Umstände zu machen, bei den Einwohnern selbst zu Tische. Gewöhnlich geht der Student am Tage vorher zu dem Kaufmann oder ehrsamen Handwerker hin, sagt ihm, daß er morgen Mittag sich einfinden werde, und niemals hat wohl ein Familienvater eine solche Selbst-Einladung ungastlich abgelehnt. Glücklicherweise können solche zwar gern gesehene aber doch ungebetene Gäste nicht gar zu oft kommen, denn die ganze Universität zählte im Sommer-Semester 1834 nur 90 Studirende.“ — Herr de la Nourrais giebt darauf im weitern Verlaufe seines Aufsatzes eine Uebersicht der Universitäts-Vorlesungen und nennt besonders die der Professoren Diemer, Normann und Hartmann, welche er selbst besucht hat. Am Schlusse seines, augenscheinlich mit vieler Liebe geschriebenen Artikels, sagt der Verfasser: „Wir sind weit davon entfernt zu glauben, daß wir Alles, was sich über die Mecklenburgischen Küstenstriche und von dem Großherzogthum überhaupt sagen ließe, hier auch nur berührt haben. Wenn wir uns zu Entwerfung dieser Skizze entschlossen haben, so geschah es lediglich in der Hoffnung, daß Andere sie vollenden und so zum großen Vortheile der Leser dem Ungenügenden dieser Arbeit nachhelfen werden.“

Ein anderer Artikel des Herrn de la Nourrais beschreibt die Universität Kiel. Man sieht, es war demselben um Vollständigkeit bei seinen Deutschen Universitäts-Studien zu thun; sonst würde er wohl nicht gerade die entlegensten Hochschulen aufgesucht haben. Daß dabei seine politische Neben-Absicht zum Grunde gelegen, geht aus dem Inhalte seiner Bemerkungen hervor, die sich rein mit den wissenschaftlichen Zwecken der Universitäten und mit ihrer historischen Fortbildung beschäftigen. Auch über Kiel sagt er Manches, was selbst in Deutschland weniger bekannt seyn dürfte und wovon wir Nachstehendes anheben;

„Die Universität Kiel ist unter allen Deutschen Universitäten die-

Digitized by Google

jenige, von der man, seit der Zeit ihrer Gründung bis jetzt, weit weniger als von den übrigen, im Auslande sprechen gehört. Darum aber ist sie jedoch nie ohne Einfluß auf das nördliche Deutschland und auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein gewesen; auch hat es ihr nie an ausgezeichneten Männern, an gelehrten und ernsten Forschern unter ihren Professoren gemangelt; wenn sie daher trotzdem so lange in der Ferne unbekannt geblieben, so ist dies lediglich ihrer topographischen Lage, der Inselartheit der Stadt Kiel, zuzuschreiben. Holstein ist überhaupt in Folge seiner unbequemen, mit so vielen Hindernissen verbundenen Landstraßen lange Zeit gänzlich abgeschlossen und von dem übrigen nördlichen Deutschland getrennt gewesen; dieses Uebel hat Holstein jetzt zu einem großen Theile durch eine Chaussee mit der Stadt Hamburg zu verbinden. Auch ist die Universität die auf die gegenwärtige Zeit fast ausschließlich von Inländern besucht worden, und ihre Geschichte während des ganzen letzten Jahrhunderts beschränkt sich auf rein innerliche Verhältnisse, die für den Ausländer wenig Interesse haben."

„Gegenwärtig besteht das Lehr-Personal der Universität, die drei Lektoren der neueren ausländischen Sprachen mitgerechnet, aus achtunddreißig Individuen, worunter zwölf Privat-Dozenten. Im Sommer-Semester 1834 gab es hier achtzehn ordentliche Professoren, von denen vier der theologischen und vier der juristischen Fakultät angehörten; letztere zählt aber seitdem nur drei Professoren, da der Professor Brinkmann in Folge seiner Ernennung zum Rath in den Senat der hiesigen Regierung und zum Beisitzer des in Kiel errichteten Ober-Appellations-Gerichts ausgeschieden ist. Die medizinische und philosophische Fakultät haben je fünf ordentliche Professoren; aber, was merkwürdig ist, bei der letzteren giebt es hier keinen Professor der Geschichte. Seit Dahlmann nach Göttingen abgegangen, hat man die Professur, die er bekleidete, unbesetzt gelassen, und nur ein außerordentlicher Professor, Dr. Michelsen, hält alle Jahre einige Vorlesungen in dieses Fach. Wichtiger ist es,

„Was die Privat-Dozenten anbelangt, so erhalten diese, wie dies bei den meisten Deutschen Universitäten der Fall ist, gar kein Gehalt. Eine Ausnahme hat man jedoch mit dem Dr. Hanssen gemacht, welcher der Einzige an der Universität ist, der seit dem Tode des Professors Riemann Vorlesungen über Statistik und Staats-Wirthschaft hält. Die Dänische Regierung hatte sich nämlich veranlaßt gefunden, seine ausdrücklichen Bemühungen für die Anordnung der Wirthschaftlichkeit besonders zu berücksichtigen und ihm demzufolge eine jährliche Gratification zu bewilligen. Auf diese Weise bildet Herr Hanssen, dem wir unter Anderem auch eine interessante Beschreibung der Insel Femern verdanken, gleichsam eine Mittel-Stellung zwischen den außerordentlichen Professoren und den Privat-Dozenten; außer ihm gab es noch erst junge Dozenten an der Universität, von denen aber der Dr. Franke künftig, in Folge seiner Ernennung zum Rechtsanwalt beim Appellations-Gericht, ausgeschieden ist."

„Unter den ordentlichen Professoren der Kieler Universität sind zwei besonders hervorzuheben, nämlich Dr. Falk, Professor der Jurisprudenz, und Dr. Twesten, Professor der Theologie. Von Ersterem haben wir mehrere schätzbare Werke, unter Anderem eine Encyclopädie des Rechts; auch hat er einige Ehrenämter und wichtige Dokumente für die Dänische Geschichte herausgegeben, wodurch er sich gerechte Ansprüche auf die Anerkennung und den Dank seiner Mitbürger erworben. Der Zweite, Professor Twesten, Verfasser eines Werkes über Dogmatik, hat bekanntlich nach dem Tode Schleiermacher's einen Ruf nach Berlin erhalten, um die durch denselben erledigte Professur zu übernehmen."

„Was die Studenten betrifft, so befinden sich diese zu Kiel ganz in derselben Lage, wie an den meisten übrigen Deutschen Universitäten. Sie haben ihre eigenen Gesetze und Vorschriften, deren Befolgung ihnen bei der Immatriculation besonders eingeschärft und zur Pflicht gemacht wird, und stehen sämmtlich unter dem für sie eigens organisirten Amte vorsteht. Gericht, das von dem akademischen Senat, unter dem Namen Consistorium academicum, festgehalten und dem zeitigen Rektor, den ordentlichen Professoren und dem Syndikus, besteht wird. Die Zahl der Studirenden ist im Ganzen nicht sehr bedeutend, obwohl dieselbe in den letzten 15 Jahren um ein Drittheil gestiegen ist. In dem Winter-Semester von 1818—1819 zählte man an der Universität 222 Studenten, worunter 109 Juristen und 61 Theologen; in dem darauf folgenden Sommer waren im Ganzen 230, worunter 68 Theologen und 103 Juristen. 1826 betrug die Zahl 296 und 1829 waren nur 41 Studirende der Theologie, und in dem folgenden Jahre zählte man volle 300. Damals mußte man zum zweiten Bande des Immatriculations-Buches der Universität schreiten, indem der erste seinen Raum mehr übrig hatte, und seit dieser Zeit, nämlich seit 1827, wechselt die Zahl fortwährend von 300 bis auf 330. So belief sie sich im Jahre 1828 auf 323; zu Ostern 1829 auf 330, und zum dieselbe Zeit in dem folgenden Jahre auf 328; 1831 hingegen zählte man nicht mehr als 311 Studenten. In dem letzteren Jahre ward die Kieler Universität durch die Nachricht von dem Ableben Niebuhr's in tiefe Trauer versetzt; denn dieser Gelehrte, der im Lande Dittmarsen geboren war, ward von den Kielern als ihr Landsmann angesehen, und mit Recht, auch nicht einmal zu Bonn, wo er in der letzten Zeit gelebt, hatte die traurige Nachricht einen schmerzlicheren Eindruck hervorgebracht, als hier. Die ganze Universität, Professoren und Studenten hatten sich feierlich versammelt, um die Lobes- und Erinnerungs-Rede Niebuhr's, die der Professor Rinck im Namen seiner Kollegen hielt, mit inniger Theilnahme anzuhören."

„Im letzten Semester betrug die Zahl der Studirenden 329, worunter 88 Theologen, 123 Juristen und 73 Mediziner. Aus dem ausgegebenen Programm ist nicht zu ersehen, in welchem Verhältniß die Zahl der Ausländer zu den Einheimischen steht. Interessant ist auch noch, zu bemerken, in welcher Progression die Zahl der Studirenden der Medizin in den letzten dreißig Jahren gestiegen ist. Im Jahre 1802 waren nicht mehr als neun; 1803 gab's ihrer zwölf; 1812 zählte man schon einundzwanzig und 1818 vierundvierzig; im Jahre 1819 belief sich die Zahl auf einundfünfzig; 1826 auf sechsundfünfzig und endlich 1834 auf dreiundsiebzig."

Wir glauben, diesen Artikel nicht besser beschließen zu können, als indem wir einige Bemerkungen „über das Leben der Deutschen Professoren" mittheilen, welche aus der Feder des noch immer auf Deutschem Felde eifrig fortarbeitenden Herausgebers der Nouvelle Revue Germanique, Herrn Marmier, geflossen sind. Bei Gelegenheit eines Artikels über die Universität Göttingen sagt derselbe über die dortigen Professoren:

„Aber die gewöhnliche Erscheinung war sie mich der einfache und bescheidene Charakter dieser Männer, die ein so geschäftsvolles Leben dahingebracht und so viel schönen Früchten auf dem Felde der Wissenschaften die Keime gelegt haben; ferner die Leichtigkeit, womit sie mit Solchen, die in den Kreisen der litterarischen Hierarchie weit von ihnen entfernt stehen, in Verbindung sind, und die freundschaftlichen Beziehungen, die sie unter einander herstellen. Hier sieht man nicht jene drückende Verhältniß, welches auf katholischen Universitäten die Professoren bezugt, die entweder die geistliche Censur umgarnt, oder aufdauernde Peitsche und Regierungen verfolgen; hier herrscht volle Freiheit, offen zu sagen, was der Einzelne denkt, die edle Freiheit der Wissenschaft, die Alles, die auf die Privat-Verhältnisse, reflekt und durchdringt. Niemals ist mir das Bild einer Republik der Wissenschaften so lebhaft vor den Augen getreten, als da ich diesen Männer Professoren sah, die, durch die Bande gegenseitiger Achtung verbunden, alle mit gleicher Liebe nach dem nämlichen Ziele streben und sich unter einander für den Weg, den sie verfolgen, ermuntern und die Schwierigkeiten, die damit verbunden sind, sich erleichtern helfen."

„Eines Tages wohnte ich einem ihrer Feste bei, durch welches das funfzigjährige Doktor-Jubiläum des Hofraths Herren gefeiert wurde. Seitens hat man noch Etwas so gleichförmig gesehen, als an diesem Tage der Freude und des Jubels für die ganze Universität. Am frühen Morgen überreichte eine Deputation der verschiedenen Fakultäten dem verehrten Manne ein neues Doktor-Diplom, das mit goldenen Buchstaben auf Pergament geschrieben war, und später vereinigten sich sämmtliche Professoren, die einzelnen Behörden der Stadt und mehrere Fremde zu einem Mittagsessen. Wir hatten bereits unsere Plätze eingenommen, als Herren, von zwei Professoren geführt, eintrat, um in der Mitte des mag ich nicht, die Gefühle der Achtung auszudrücken, womit sich Alle erhoben, als er kam, und die Rührung zu schildern, die die Versammlung ergriff, als wir das ehrwürdige graue Haupt des Mannes erblickten. Die Sitten des Alterthums schienen sich zu erneuern; Sparta hätte dem Leite, das sich hier darstellte, seinen Beifall zugejauchzt. Herren stand da, auf den Arm seiner Freunde gestützt, mit Thränen, die eine Krone bildeten. Der erste Toast galt dem Könige von Hanover, als Rektor der Universität; der zweite ward ihm gebracht. Einer der anwesenden Professoren las darauf, mit Thränen in den Augen, ein Gedicht an ihn ab; dann wollte Heeren sprechen und danken, aber die Rührung benahm seine Worte. Mit einer halben Stirn, seinen silberweißen Haaren, seinem noch lebhaften und schönen Auge, sichern dieser edle Greis einer jeden Rede, die er hielt, eine hohe Kraft und Majestät aus die Poesie und die bildende Kunst darstellen. Als die unruhige Bewegung sich wieder gelegt hatte, die durch den Toast auf ihn veranlaßt worden war, wandte er sich zu seinen Nachbarn, und erzählte ihnen sein Leben, und wie er Doktor geworden war, welche Reisen er gemacht und in welchen Jahre er seine akademischen Vorträge begonnen hatte. Er war wie eine Sperre, aber es war die friedliche Sperre eines Rektors der Universität. Es, wie schön und herrlich sind diese Feste der Wissenschaft, wo man den Eintritt eines Lehrers in seine lange Laufbahn auf solche Weise feiert, und wo er selbst mit solcher Freude die Erinnerungen seines vergangenen Lebens sammelt, und seinen Freunden erzählt von seinen Mühen und seinen friedlichen Eroberungen! Nach dem Schlusse des Festmahls wurde Herren von der nämlichen Deputation nach seiner Wohnung begleitet, die ihn zu demselben abgeholt hatte, und Abends versammelten sich die Studenten und sangen vor seinen Fenstern Gesänge ihm zu Ehren. In zwei Jahren (1837) wird man sein funfzigjähriges Professor-Jubiläum und das dunderttjährige Jubiläum der Universität Göttingen feiern; wird das nicht ein seltenes Fest werden?"

Die Liebe zur Wissenschaftlichkeit, die dem Deutschen so eigenthümlich ist, und die auch als die Seele der Feste anerkannt werden muß, deren eines in Vorstehendem beschrieben worden, kann ihm den Mangel mancher National-Vorzüge ersetzen, die dem Deutschen im Gegensatze zu anderen Völkern abgehen. Er ist das, was er sein will, durch und durch, und mit inniger Liebe, während andere Völker oft nur Etwas — vorstellen.

Frankreich.

Das Karneval zu Marseille.

Es giebt Städte, in denen immer Karneval ist, und zu diesen, man kann es wohl sagen, gehört auch Marseille. Etwas größer als

*) Herren ist am 2. Oktober 1741 in Bremen geboren; 1770 kam er auf die Universität nach Göttingen und schon 1784 wurde er in die Zahl der Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Nachdem er 1785 eine Reise nach Wien, Venedig, Florenz gemacht, sowie auch Sicilien, Mailand, Piemont, Frankreich, Belgien und Holland besucht hatte, kehrte er 1787 nach Göttingen zurück und ward in den nämlichen Jahre Professor der Philosophie daselbst. Seitdem hat er diese Stadt nicht mehr verlassen. Im Jahre 1799 Professor der Geschichte und nach und nach war er als Mitglied der Akademieen der Wissenschaften zu München, Kopenhagen, Berlin, Paris u. s. w. aufgenommen worden. Seine „Ideen über Handel und Politik der alten Völker" der fast in alle Sprachen Europa's übersetzt; im Jahre 1793 erschien sein „Versuch über die Reformation", 1796 sein Werk „über die Kreuzzüge", welches das Französische Nationalinstitut krönte, und viele andere edel er noch historische und andere Schriften für die Göttinger Akademie.

Digitized by Google

der Saal des Opernhauses, steht sein Hafen tagtäglich zu jeder Stunde unter den Sonnenstrahlen eines blauen Himmels auf dem rothen Zitzenpflaster an seinen Häusern, die gebräunt und verbrannt aussehen wie Matrosen, und an seinen digten und ruhigen Bassin entlang, Charakter-Masken einherwandeln, die aus allen Ländern der Welt kommen, im Kaftan von Konstantinopel, in der Tuniker-Blouse, in den weiten Hosen der Dipper Matrosen Acre, in der engen Tunika der Persischen Piloten, die mit Barten, Andere mit gelbem bartlosem Kinn von jenseit des Ganges — und nun die mannigfaltigen Sprachen aller dieser Völker; ein Gebrause und Gewirre, dem alles Gekreisch und Gezische der tollsten Mardigras-Nacht auf den Variétés nicht gleichkommt. Von den Italiänern klemmt der Gemüse, wenn er spricht, seinen Mund zu, wie ein Hund, der einen Knochen festbeißt; der Neapolitaner reißt ihn auf, wie ein Hund, der einen Knochen festbeißt; der Sicilianer wiehert, der Sardinier bellt, der Korse heult, der Venetianer lispelt, der Maltheser spricht in hellem, der Türke in tiefem Tone. Man verstopfe sich die Ohren, und man wird den Spanier sehr wohl an seinen Gesten kennen, und leicht den Einwohner von Barcelona von dem von Malaga, und Beide von dem von Majorca ebenfalls an dieser Art zu unterscheiden im Stande sein — alle diese haben so viel zu thun, als sie Finger haben, und fragen und antworten nur mit ihren Händen. Und dann mache man die Augen zu, wie man sich die Ohren zugehalten hat, und man kann jedes einzelne Volk am Geruch erkennen. Der Steckfisch-Geruch kündigt den Bretagner, der Häringsduft den Normannd an; der Araber riecht nach Bisam, der Türke nach Ambra, der Indier nach der Vanille, die er kaut, der Malaye nach Zimmet. Nun schließe man alle diese Gerüche auch den Hafenstädten wohl bei uns gleichen kann, der uns in dem Wallet Gustav geboten wird, die Türken daraus, die Chinesen in rothem Atlas, und die Griechen, die ihre Pas tanzen, mit diesen Türken und Chinesen und Italiänern und Spaniern, Engländern, Amerikanern, Russen und Persern, die keine Pas machen, aber echt sind.

Was kann das Karneval hier noch Seltsames bieten und aufbringen, in dieser Stadt, die das ganze Jahr über so viele Turbane und kurze und lange Bärte sieht? Wenn auf der Straße zwanzig Türken gingen, so würde man sagen: Da gehen zwanzig Türken! und damit Punktum. Und wenn diese zwanzig Türken Türkisch sprächen, so würde man ihnen auf Türkisch antworten. — Was wäre darin für ein Witz? Wie könnte man zu Pett! zu Pett! schreien zu den Wilden, die bald mehr einbergehen und schwarz wie der Teufel aussehen; es sind nur Verwandten, nach der Eroberung von Algier vertrauter Landsleute der Marseiller sind, als die Pariser.

So ist das Karneval zu Marseille etwas Aeußerliches, ohne innres Interesse und Originalität; man beobachtet es eben nur wie etwas Hergebrachtes, und wer es bezahlt, nimmt aus guten Gründen nie seine Zuflucht zum orientalischen Kostüm, das der Pariser so leidenschaftlich liebt. Der Pariser kümmert sich um Nichts, als um sich selbst, kommt ihm in seinen Entschlüssen nicht viel auf Verstöße gegen Ort und Zeit an. Er staffirt sich mit dem Prüfschen Ueberfluß aus, legt dann aufgemachte Tuniser Schuhe an, fährt damit in die Beinstleider des Klephten und stülpt sich zu guterletzt die Mütze des Archimandriten auf. Marseille, um in allen solchen Stücken der Vergleichung mit der Wirklichkeit zu entgehen, die an der Thüre des Bassasis seiner wartet, hat nichts, als die bunte Liste und den Kostüm-Katalog der Kostüme aller die Nationen, die es besuchen, haben ihm nur noch diese dreien Kostüme offen gelassen. Gott gebe, zum Heile der armen Marseiller, daß man in der Ocean-Welt nicht noch ein Volk entdecke, das diese zu ihrer Tracht erwählt hat.

Dennoch aber giebt es einen schönen Tag für Marseille in der Karneval-Zeit, und das ist der, wo das Karneval zu Grabe getragen wird — und zwar auf die Art, die es zuerst verkannt und dann in vollen Flammen in's Meer geworfen wird. Feuer- und Wasserlod also. Nichts kommt dem Pomp dieser seiner Grablegung gleich; alle Einwohner sind dabei auf den Beinen, bleicher und fahler von den Zutagen der Nacht und der Masse, die ihnen die ganze Nacht lang auf den Wangen gelegen hat, als von der Asche, die sie am Morgen auf ihr Haupt gestreut.

Der Leichenzug des dahingeschiedenen Karnevals führt eine prachtvolle Chaussee entlang, die den Namen Arena hat. Sie steht vor unserer Eindildungskraft als ein weißer Pfad, auf der einen Seite von Landhäusern begränzt, die auf dem Rücken einer Hügelkette erbaut oder vielmehr gepflanzt sind. Diese Hügelkette bleibt Einem immer zur Seite, mit allen ihren kleinen, bunten, lustigen Wirthshäusern, mit ihren Gittern und ihren Schatten, noch andere von Schiffen, von fahrenden Priestaschen — und in diese Dinger sind ganze Familien hineingepreßt und gequetscht. Man setzt die Kinder vorn auf den Wagen hinaus, um sie nicht zu erdrücken; die Domestiken reiten, um allem Unglück vorzudringen; aber ein Unglück ist ganz unmöglich. Denn das folgende Pferd liegt schon immer mit seinem Kopfe auf dem Hintertheil des vorhergehenden Wagens, und schlummert ganz sanft darauf — und so fort bis zum letzten Wagen der ganzen Reihe, so daß sich ein Wagen durch den anderen bald und alle zusammen nur einen einzigen zwei Meilen langen ausmachen.

Das Meer, seinen Schaum und seine Wogen bis an den Sockel dieser Chaussee hinaufspritzend, bietet einen nicht minder mannigfaltigen Anblick dar. Schon bei guter Zeit sind eine Menge kleiner, bunter, geschmückter Barken aus dem Hafen abgefahren, alle mit flatternden Vorhängen und Zelten, mit Masten beladen, daß man glauben sollte, ein guter Wind habe sie von Benedig herübergeweht in die Bucht der Arena. Und in dieser Bucht, welch' eine ungemeine Thätigkeit herrscht darin! Die Wirthe in der Arena sind berühmt wegen der Vortrefflichkeit ihrer Fischgerichte und der Frische ihrer Muscheln — zwei Gerichte, die unter den Bohnen geschätzter Köche unendlicher Variationen fähig sind; an diesem Tage beginnt ihre Fischlese-Saison. Fischerkähne werfen ihre Netze, in denen es von Fischen wimmelt, an's Ufer — und was für Fische! Nicht die matten Partier Fische, die aus dem Hospital zu kommen scheinen nach langer schmerzlicher Krankheit, sondern welche, die frisch sind, wie das Gras im Frühling, die noch den Salzduft des Meeres athmen, gelb sind wie Bernstein und blau wie Lilien und schillern, als ob man die Zuberennung! Das geht Alles wie das Wetter, wie der Wind so schnell. Man sieht das Fischen-Geschäft während das weite noch im Wasser schwimmt. Andere Fischer kommen und legen den Reichthum gefangener Muscheln unter den Tisch zu unseren Füßen nieder; die Schalen klaffen von einander, noch voll von Sand und Kraut, und feucht von Seewasser. Man schlürft die Fluth des Mittelländischen Meeres mit hinunter. In Marseille deutlicht man sich mit Schwimmen im Karneval. Schwimmer im Monat Mai! während Ehrvoller in's Journal de Paris die Kälte gerade einsticken läßt und die Seine noch zugefroren ist.

Es versteht sich von selber, daß Marseille, eine Heimath der Phantasie, sich nicht mit einer simplen Fiction begnügt, wenn es sein Karneval begräbt: dies Karneval ist in gewissem Sinne ein wirkliches reelles Wesen, das ein bestimmtes Kostüm hat, ja sogar mehrere gebieterische Zeichen an sich trägt. Nach dem Bedürfniß der Zeit, das einen Namen hat, Carêmentrant heißt. Ein bedeutsamer Name, dessen Etymologie wohl keine Unterfuchung von Seiten der archäologischen Gelehrsamkeit unserer Akademie nöthig machen wird. Man tritt in die Fastenzeit ein: Carême entrant (Fasten-Anfang). Der Buchstabe K ist ein Scherz, um das Wort zu maskiren — es wirde dem, der das Wort erräth, ein Preis von 500 Franken bestimmt. Das K steht für C: und somit spricht man mir die 500 Franken.

Karêmentrant stellte vor der Revolution wahrscheinlich einen Philosophen vor, den man von Stroh ausgestopft hatte, die Weise von Klein, den Contrat social unter dem Arme; man verbrannte ihn, ihn und seine Beine und sein Buch am Ufer des Meeres. Während der Revolution trat der Philosoph Karêmentrant in den Rang des souveränen Volkes, und man verbrannte an seiner Statt einen Priester. Nief einst ein Wagen lang man ihnen entgegen einher und schrieen: Priester mit dem Tyrannen! Hierauf zündete man den Tyrannen an. Unter der Kaiserherrschaft ließ man einige Soldeute aus Heu und Pappe drairn; oder dies Braten war von nicht langer Dauer. Unter der Restauration hatte es seine Schwierigkeiten, einen Kardinal zu verbrennen, oder einen König, oder einen Priester, oder einen Edelmann; die Englischen mußten herhalten für Alle. Carêmentrant erschien in einem rothen Rocke, in einem Hut mit Hahnenfedern, mit goldenen Epauletten, nach seinem ganzen Kostüm offenbar von der Marine, und wurde so den Druiden des Mardigras geopfert.

Wen verbrennt man heut zu Tage, da alle die genannten Zustände vorüber sind? Ich weiß es nicht. Das Karneval, ich weiß nicht, in welchen Jahre und es ist auch einerlei, ging zu Marseille beim Klange der Glocken und Kanonenschüsse zu Grabe. Es waren die Stunden des Mardigras, wo Jeder, der die ganze Woche über aus Raud und Band gekommen, es sich noch zu guter Letzt zum Ehrenpunkt macht, alle seine Kräfte zu verdoppeln, um die Fatiguen der letzten Nacht, der schönsten, wildesten und tollsten auszuhalten; das parole von Ausschweifungen und Thorheiten, wo es auf das Sprengen der Bank abgesehen ist — die Stunde der Verführung, wo Jeder, der bis jetzt aus Frömmigkeit, Sparsamkeit oder irgend einer Pflicht widerstanden hat, den Tanz und der allgemeinen Trunkenheit, die unter seinem Fenster, über seinem Haupte losgelassen tobt, erzürnen wird, einen schwarzen Domino umhängt, oder in einen gestreiften Harlekin oder einen ewigen Mond- und einen Sonnen-Kavalier und dann fliegt in den Wirbel der Andern, in's allgemeine Getümmel — auf und fort!

„Auf und fort!“ so sprach auch Einer aus der Weiberschaft der schwarzen Büßer zu selben — wir wollen sogleich ein erklärendes Wort über diese Weiberschaft sagen — lief und lief sich einen Polichinell-Anzug, dessen originellen Schnitt, vortrefflicher Buckel und schönen Sammet er längst bewundert hatte. Ein Polichinell in Sammet!

Was die Weiberschaft der schwarzen Büßer betrifft, so hat Marseille zehn oder zwölf geistliche Corporationen, die einen sein Gelübde abgelegt haben, sonst eine Lebtagen Verpflichtung, übernommen wird: Karmeliter, weiße Büßer, rothe, graue Büßer u. s. Es stecken sich zugendhafte Handelsleute in die Kutte, brave Leute aller Art, Lastträger, Comtoire, die nicht gekannt seyn wollen, wenn sie Wohlthaten spenden oder sonst Gutes thun, und Gesicht und Gestalt unter dem Gewande eines Büßers verbergen — eine lange Hülle von bestimmter Farbe, die von einem Strick als Gürtel zusammengehalten wird, an dessen Enden zwei Todtenköpfen hängen, oben mit einer spitzen Kapuze versehen, die über den Kopf gezogen wird, und zwei Löcher für die Augen hat. Sie forgen für die Kranken, besuchen die Gefangenen, begraben die Armen, wo kein Geld zum Begräbnis vorhanden ist, und begleiten die Verurtheilten bis zum Schaffot. Ihre Handlungen sind schön und lobenswerth; ihr Anzug ist aber abschreckend und Furcht erregend, besonders das der schwarzen Büßer. Neugierig geben ihnen die Frauen voll Angst aus dem Wege, wenn sie ihnen begegnen mit ihren klappernden Knochen, in ihren schwarzen rauschenden Gewändern, ihre Laternen in den Händen auf einem schwarzen Stocke, in denen zwischen vier Täfelchen von Elfenbein ein mattes Flämmchen brennt.

Unser Polichinell nun gehörte zu der Genossenschaft der schwarzen Büßer. Er war noch jung, das Karneval spulte ihm in den Gliedern, eine Schelle klang vor seinen Ohren, eine Peitsche auf seiner Schulter,

Digitized by Google

er wird Feuer und Flamme und kriegt Lust zu tanzen. Man hindere einen Südländer zu tanzen!

Der Chef der schwarzen Büßer fand gegen die Maske Gewichtiges einzuwenden; er ermahnte den ehrenwerthen Bruder, die abnorme Nase, das unbescheidene Kinn und den gottlosen Mund des Polichinell mit einem heiligen Domherrenmantel zu vertauschen. Der Bruder versprach es und gehorchte. Man raste ihm auf; man tadelte ihn heftig in voller Versammlung, als er grade nicht zugegen war; er achtete es nicht. Das sammtene Kostüm, über das einmal das Verdammungsurtheil gesprochen war, kam ihm nicht aus dem Sinn; er sah sich im Geiste darin lustig, ausgelassen, seinen Polichinellitanz tanzen, in dem er Meister war. Doch widerstand er bis zum Mardigras. Wenn er vorüber mußte, wo der Polichinell hing, so verdoppelte er seine Schritte und kniff die Augen zu, um die Versuchung zu vermeiden. Seine Schritte waren aber wohl berechnet und gezählt, ob er der Verlockung verfallen würde oder nicht? Er greift ihr wirklich. Der Mardigras war zu schön. Das Karneval ging durch die Straßen, vor Freude und Lust heulend, auf den Armen der feurigen Südländerinnen einhergetragen, deren Seele in ihren Augen ist und deren Augen immer andere suchen. Diese Frauenschaaren gingen unter seinen Fenstern vorüber, mit raschen Füßen, nackten Schultern und entflammten Wangen, riefen ihm, tanzen ihm ein, herunterzukommen — da Polichinell ihm vor, und er flog in seinem Bette auf und nieder, tanzte den Polichinelltanz in seiner derjenigen Lage; er weinte, verzweifelte, daß er noch immer lag und tanzte immer fort, immer wieder von neuem. Und und dem Bette war er mit einem Satz und bin zum Kleiderverleiher. — „Ihr Polichinell?“ — „Er ist noch nicht verliehen.“ — „Wieviel?“ — „Dreißig Franken.“ — „Hier!“ Und somit bleibte er sich au, fertig steht er da, und ruft aus: „Auf und fort denn, ich auch!“

Niemals wurde der Polichinelltanz so vortrefflich exekutirt. Der Teufel selber tanzt ihn nicht bath so gut. Der Büßer tanzte ihn zehn, zwanzig Mal hintereinander, bis er seine Füße kaum mehr fühlte. Tanzt! tanzt nur immer zu! ein wachsames Auge sieht die zu, das Auge eines schwarzen Büßers — Bruderchen!

Um drei Uhr Morgens ging er nach Hause; es war stockfinster Nacht, wie es im März um diese Stunde ist. Er kleidet sich aus, wirft sich ermattet auf seinen Lehnsstuhl und schläft ein.

Welch ein Geräusch aber — horch! Welch ein Schimmer, der über sein Fenster fliegt? — Er fährt auf; er weiß nicht, ob er noch schläft, ob er träumt; er reibt sich die Augen, stellt zwei die Strafe hinab — es ist keine Täuschung — er sieht sechs schwarze Büßer. Dreimal zählt er sie genau, ihn einzeln mit Fingern; sechs schwarze Büßer mit ihren schwarzen Stocklaternen, ihren Büchern, ihren Sandalen, ihren schwarzen Gewändern und Augenlöchern: sechs Büßer mit der Fahne der Bruderschaft, einen lateinischen Psalm singend, stehen vor seiner Thüre. Sie öffnen sie, die Phantome: mußten sich den Schlüssel verschafft haben. Sie kommen schon die Treppe hinauf. Die Sache wird immer grausiger. Der Eindruck steigt an, verwirrt, fesselt zu werden; schon dringt der Lichtschimmer durch die Ritzen der Stubenthüre. Sie klopfen an. Unser Freund ist nicht sehr schreckhaft und nicht leicht einzuschüchtern, zu seinem Glück — Er war ausgeleidigt. Was thut er? Er steckt seinen Polichinellanzug in's Bett, so daß nur die angebenene Nase, das spitze Kinn und die Mütze hervorsehen. Hierauf wirft er sich sein schwarzes Büßergewand über — Alles das Werk einer Sekunde. Nun öffnet er den sechs Büßern die Thür und verbirgt sich hinter derselben. Als der sechste eingetreten ist, schleicht er hervor und folgt ihm.

Die sechs Büßer stellen sich um das Bett, ihre Blicke richten sich voll Zorn auf den ungehorsamen Polichinell, der die Heiligkeit des Oedens verletzt und sich der Gottlosigkeit schuldig gemacht hat. Ein Todesurtheil erschallt um ihn; Weihwasser trieft auf das Maskengesicht.

„Bruder, wie viel waren unserer, als wir von der Kapelle hierher zogen?“

„Gerade sechs. Nicht mehr und nicht weniger.“

„Das meine ich auch. Aber zähle ein Mal. Eins, zwei, drei — eben so viel drüben auf der anderen Seite des Bettes — und da steht noch Einer — unserer sind alle sieben.“ — Er singt von vorn an zu zählen, immer lebhafter. Er bleibt seine Bemerkung dem Nachbar mit; auch dieser zählt und singt schließlich an zu zittern. „Sieben, so wahr ich lebe. Und wir waren nicht mehr als sechs, als wir hereingen — ich weiß es am besten, denn ich habe ja die Gebetbücher ausgetheilt.“

Ein dritter wird aufmerksam gemacht, ein vierter. — Der Schrecken geht von Mund zu Mund, und jede Haupte neigt sich zu der des Nachbars und flüstert ihm in die vor Entsetzen erstarrten Ohren: Sieben!

Des Polichinell wurde nicht mehr gedacht, der in friedlich tiefem Schlafe des Gerechten zu liegen schien.

Man wollte die Flucht ergreifen: kein Schlüssel im Schlüsselloch. — Und sie sind und bleiben ihrer sieben! Wenn ein Südländer Muth hat, so hat er ihn überall; hat er aber keinen, so ist merkwürdig zu sehen, wie er sich geberdet; wenn aber Sechs von Furcht ergriffen sind, dann ist es erst eine Lust, sie zu sehen.

Einer entschließt sich und springt zum Fenster hinaus, ein kleines Stockwerk hinunter; ein zweiter folgt ihm nach, ein dritter; ein vierter, der fünfte, der sechste ebenfalls, bis nur noch einer im Zimmer bleibt, der das Fenster schließt und höhnisch hinunterspricht in dumpfem Tone:

„Beati qui moriuntur in Domino.“

Ein fürchterliches Calembour, das nur noch ein paar von ihnen im Fliehen vernahmen. Zwei schwarze Büßer starben vor Schreck in Folge dieses Karneval-Spaßes. Der Schrecken und die Angst hatten sie zu hart mitgenommen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Le Citateur féminin; Recueil de littérature féminine, ancienne et moderne. — Erster Jahrgang. Erste Lfg. Jährlicher Preis 10 Fr. (Erschimt am 8ten jedes Monats.)

Le Guide des humanistes, ou Premiers Principes du goût, développés par les remarques sur les plus beaux vers de Virgile et autres bons poëtes latins et français. — Bom Abbé Tart. 2½ Fr.

Oeuvres de F. Rabelais, orné du portrait de l'auteur. — 11 Fr.

Descriptions d'Egine. Par M. Paillon Boblaye; précédée d'une Notice historique sur le commerce, la navigation et les colonies d'Egine. — Herausgegeben von S. H. La Blanchetais. 4 Fr.

Bonheur de la France, ou moyen d'obtenir la prospérité nationale. — Allen Handeltreibenden gewidmet von A. B. Lecaine. 3 Fr.

Manuel du chasseur, contenant un traité sur toute espèce de chasses, un vocabulaire des termes de vénerie etc. — Von de Mersan u. B.

China.

Barbaren und Barbaren-Auge.

Es ist wahrhaft beinstigend, zu sehen, wie es sich die Britischen Dolmetscher bei Uebersetzung Chinesischer Proclamationen angelegen seyn lassen, die Grobheiten der Chinesischen Statthalter oder ihrer Secretaire noch mehr zu vergröbern. So hat man dem ziemlich harmlosen Chinesischen Wörtchen yi (sprich i), dessen die heutigen Chinesen sich gern bedienen, wenn sie von Ausländern im Allgemeinen sprechen, die Bedeutung Barbar aufgedrungen. Es läßt sich aber gerade bei diesem Worte durchaus nicht nachweisen, daß man jemals einen gehässigen Nebenbegriff damit verbunden hat, wie dies allerdings bei anderen Namen der Fall war, womit die Chinesen in älterer Zeit ihre halb wilden Nachbarn belegten.

Man höre nur den Verfasser des uralten Wörterbuches Schuwen unter dem Artikel yi: „das Zeichen für Man (die südlichen Nicht-Chinesen) ist mit dem Bilde Gewürm; das Zeichen für Ti (die nördlichen) mit dem Bilde Hund*), das Zeichen für Kiang (die westlichen) mit dem Bilde Schaaf zusammengesetzt. Der Charakter yi (die östlichen Nicht-Chinesen) aber besteht aus den Bildern groß und Bogen. Diese Leute sind tugendhaft und erreichen ein hohes Alter.“ Schon diese kurze Notiz (ihrt uns ein) daß selber nur ein Theil der Ausländer (namentlich die Bewohner des heutigen Korea) die Benennung yi erhielt; 2) daß yi weit eher eine ehrende als eine verächtliche Benennung war. **)

Mit dem Barbaren-Auge verhält es sich nun so: In der Chinesischen Sprache wird Auge oft als gleichbedeutend mit Kopf gebraucht, wenn man einen Theil desselben will. Viele Wörter können auch in diesem Sinne verstanden werden. So finden wir in dem trefflichen Chinesisch-Mandschuischen Wörterspiegel des Kaisers Khianlung unter dem Kompositum Then-mu (Kopf und Auge) folgende Bemerkung: „So heißt jeder, der irgend ein Geschäft als Vorsteher leitet.“ ***) So heißt in den besonderen Titeln gewisser Chinesischer Beamten kommt mu (Auge) vor. Es liegt also im Gebrauche dieses Wortes eben so wenig etwas Gehässiges oder Lächerliches, als in unserem Chef (Capitain, caput) oder Haupt, wobei sein Mensch den materiellen Kopf im Sinne hat. Ließe nun ein Secretair des Statthalters von Canton sich's einfallen, statt yi-mu (der Ausländer Auge), yi-thèu (der Ausländer Haupt) zu schreiben, so würde man von Englischer Seite unmaßgeblich Barbaren-Kopf übersetzen. Wer hat nun größere Barbarei bewiesen, der Chinesische Konzipient, oder sein Britischer Translator?

Dr. W. Sch...

Mannigfaltiges.

— Sonderbares Testament. Eines der sonderbarsten Testamente ist wohl dasjenige, welches Luigi Cartucio, Architect von Padua, vor seinem Tode aufsetzte. Die vornehmsten Clauseln desselben waren folgende: „1) Ich will nicht, daß man nach meinem Tode mein Haus mit schwarzen Tüchern behänge; ich will, daß alle diejenigen, die meiner Leiche folgen, grüne Kleider anziehen. — 2) Ich will, daß alle Violinen, Flöten, Pauken und andere musikalische Instrumente, die man in der Stadt auftreiben kann, zu meinem letzten Akt mich geleiten. — 3) Ich will, daß derjenige, welcher bei meiner Beerdigung am herzlichsten lachen kann, mein alleiniger und universaler Erbe werde.“

— Eine Anleihe vor alten Zeiten. Als Richard II. Shrewsbury besuchte, woselbst er eine Parlaments-Sitzung hielt, schoß ihm Reginald de Mitton (der Ahnherr des bekannten Dichters John Mitton) die, für die damaligen Zeiten so bedeutende Summe von vierzig Mark vor; darauf erhielt derselbe von dem König ein gnädiges Handschreiben vom 10. August im ein und zwanzigsten Jahre seiner Regierung, worin er die Dienstleistung seines „geliebten und treuen Reginald de Mitton“ feierlich anerkennt, und sich verbindlich macht, zu nächsten Ostern das Kapital zu zahlen und redlich zurückzuzahlen. (Burke's History of the Commoners.)

*) Wenigstens ein Dutzend spezieller Namen von fremden (sobod Asiatischen Völkern) erscheinen im Chinesischen Wörterbuch unter der Rubrik Hund.

**) Pat. Basilius übersetzt yi durch adversa e terra remota, und Gonçalvès durch estrangeiro (Fremder).

***) Die Mandschuischen Worte sind: yaya baitalè dalaoha, urehè de sembi.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 26. Berlin, Montag den 2. März 1835.

England.

ational-Charakter der Engländer, Franzosen, Italiäner und Nord-Amerikaner.

„Ich hasse die Franzosen", sagt der hinkende Bootsmann bei Smollett, „denn sie sind Sklaven, sie tragen blutrothe Schuhe (a). Dieser Ausdruck des National-Hasses schrieb den Französischen verderblicher Bevorzugungen vorgeschwebt zu haben, als er gleichsam in Erinnerung darauf folgende Verse in seinem „Anglomane" sang:

„Quoique leurs chapeaux soient bien laids,
Dieu dam moi! j'aime les Anglais."

Wie unförmlich auch ihr vertrackter Hut,
Bin ich, bei' mich der — doch den Engländern gut.

Hierbei fällt Jedem die Anekdote von jenem Engländer ein, der in dem Kaffeehause nicht neben seinem gewöhnlichen Nachbar Platz nehmen wollte, weil derselbe zu seinem Verdruß niemals Pfefferich nahm. Diese Abweichung von der gewöhnlichen Englischen Sitte hatte den Fremden Verschmähen in den Augen jenes Engländers so verhaßt gemacht, daß dieser einen wahren Abscheu vor ihm hegte. — Man glaube nicht etwa, daß diese und dergleichen Antipathieen, wie gegen die „blechernen Schafe" und den „unförmlichen vertrackten Hut", bloße Erdichtungen sind; es giebt in England noch heut zu Tage viele Leute, die in unter einem Franzosen nichts anderes denken, als einen Menschen, der beständig hin und her läuft, Frösche als Delikatesse frißt und „sous, vous!" parlirt.

Will man ähnlichen Possen und thörichten Einbildungen, die nicht ten der Ursprung des eingewurzeltsten National-Hasses geworden, zu gegnen suchen, so lohnt es wohl der Mühe, die Charaktere der verschienen Nationen näher ins Auge zu fassen. Beginnen wir mit den ranzosen und fragen, wodurch sich dieselben vorzugsweise von anderen öttern unterscheiden?

Vor Allem ist man darin einverstanden, daß der Franzose höflicher , und betrachtet man die Höflichkeit als den äußeren Ausdruck der umanität, so müßte man, was diesen Punkt betrifft, dieser Nation den orrang vor allen anderen zuerkennen. Indeß entspricht der innere haraktter wohl nicht immer dem Gepräge der äußeren Form. Die anzosen dürfen ferner zu gewissen Zeiten alle Blutgerichte; ihre Geworenen haben das größte Bedenken und die größte Scheu gegen ein todesurtheil. Dagegen zeigt sich in London schon in dem täglichen Geühl auf den Straßen die leichtsinnigste Lebens-Verachtung weit mehr s in Paris, ja, mehr als in irgend einer Stadt der civilisirten Welt. elbst in der Straße Toledo in Neapel, wo Alles doch beständig außer m Hause ist, wo das Messer zur Hand und das Nennen der ende niemals einen Augenblick ruht, selbst da dürfte man nicht den underttten Theil der aus Mangel an Vorsicht entstehenden Unglücksle aufzuweisen im Stande seyn, die man in London alle Woche in n Journalen unter der Rubrik „Cab and Omnibus Nuisance" der „Accidents from furious Driving" aufgezählt findet.

Ein Franzose ist immer munterer und augenblicklicher, als ein Engaber — das heißt aber bloß, wenn Beide in Gesellschaft sind; denn nd sie allein, so ist der Franzose weit öfter darauf, und der Engländer uft ihm gewiß den Rang ab, indem er, um zufrieden zu seyn, nicht r Gesellschaft bedarf. So viel muß man aber eingestehen, daß der ranzose im Umgange weit liebenswürdiger erscheint: Du darfst ihm nur Salat, Suppe und einen Gesellschaftstanz geben, mit dem er nach Lust bwahren kann, so sind seine Bedürfnisse für den ganzen Tag befriedigt. er Franzose macht Parade mit seinen Gefühlen; der Engländer hingen ist bemüht, sie geheim zu halten. Während der Eine mit Enthusiasmus affektirt, macht der Andere ganz kalt den Stoiker. Der Franzose verräth nie, selbst im Augenblicke des Todes nicht, wie er vor den ugen der Welt erscheinen will. Wie viele Reden waren nicht zur zeit der Schreckens-Regierung in Frankreich im Munde von denjenin, die abgeführt worden, welche die traurige Aussicht hatten, dieselben in drem kleinen Augenblick der Geschichte zu halten, das Beil vor sich ! Noch vor kurzem ist von einem Perrückenmacher in Paris ein Selbstmord lediglich deshalb, weil er selbst zur Nachricht hinterließ, daß jungen worden, weil er alle seine Chancen genau berechnet und gefunn hatte, daß er nie die Höhe erreichen würde, zu der Napoleon sich vorgeschwungen. Ein anderer Fall dieser Art ereignete sich ebenfalls vor nicht langer Zeit in Paris bei einem jungen Mädchen; dieselbe war nämlich ängstlich besorgt, daß ihre Verwandten sie nicht genug lieben möchten, und so machte sie, vermittelst Steinkohlen-Dampfes, ihrem Leben frühzeitig ein Ende. Noch kurze Zeit vorher aber hatte sie sich mit vieler Anstrengung bemüht, das Schreiben zu erlernen, lediglich zu dem Zwecke, um vor ihrem Dahinscheiden einen Brief aufzusetzen, in dem sie ihre Motive zu ertennen gab. Sie hätte dieselben wohl auch nämlich gegen ihre Verwandten oder Bekannten äußern können, allein dies genügte nicht, denn die große Welt mußte Nichts davon wissen und ein Selbstmord ohne einen Brief würde ohne alles Interesse vorüber gegangen seyn. Wer erkennt hier nicht den theatralischen Charakter der Nation!

Wie aber, ist nicht zu hoffen, daß die Menschen endlich mit der Zeit ihre unterschiedenden Nationalitäten abstreifen und sie mit einander vermischen? Allerdings hat die neuere Politik dieselben mit einander ausgeschüttet, die früher Getrennte gewesen waren. Das leichtere Reisen, der erweiterte Handel, der freiere Gedanken-Austausch der modernen Literatur, das wechselseitige Adoptiren fremder Gewohnheiten und viele andere ähnliche Umstände tragen wohl dazu bei, das gemeinschaftliche Band immer enger zu knüpfen. Man bemerke nur, wie die Italiäner jetzt ihr Bier trinken; wie die Franzosen nunmehr die Ueberzeugung gewonnen, daß ein „Trottoir" seine Vorzüge vor der totalität da la rue habe. Und was unterscheidet jetzt den Franzosen noch so wesentlich von dem Engländer? Das Tragen des Ritterhutes ist längst verschwunden, auch haben sich mancherlei Aenderungen in dem Aeußern wohl zugetragen; — allein trotzdem ist der Franzose noch immer Franzose geblieben; er ist noch immer seinem Wesen nach derselbe Mann der Freude, des Leichtsinns Ludwig's XIV., der Mann der Revolution und des Kaiserreichs.

In den Zeiten großer politischer Stürme sind, wie man bemerkte, die Französischen Theater immer vollgepfropft, während das Umgekehrte in England stattzufinden pflegt. Der Franzose lebt nur unter dem großen Haufen; er ist niemals allein. Du darfst ihm nur sagen, daß „alle Welt" (tout le monde) dies oder Jenes zu thun beschlossen, und Du wirst ihn zu allen Möglichen bereit finden. Es giebt keine Exzesse, sie mögen guter oder schlechter Art seyn, an denen er nicht Theil zu nehmen im Stande wäre. Indeß, kommt die Gefahr erst ernst herbei, erdnet das unglückliche sauve qui peut unter ihnen, dann hat es auch mit aller Besinnung und mit allem Muthe der Franzosen bald ein Ende. Man sehe nur einmal eine Französische Mannschaft bei einem Schiffbruche; welch ein panischer Schrecken, welcher verderbliche Mangel an Subordination, welche blinde Wuth, Uebereilung, Verwirrung und Verzweiflung! Wie abstechend gegen die kalte Geistesgegenwart eines Englischen Matrosen!

Woher kommt es aber, daß John Bull ein so verrufener Brummbär ist? Warum murrt er zu Hause und murrt auf der Straße? Warum brummt er bei Tische und eben so beim Feinzahlen? Warum ist er bei Sonnenschein nicht minder mürrisch, als bei Regenwetter? Warum schmollt er beim Roast-Beef eben so wie bei der feinen nassen Suppe? Was macht ihn unzufrieden bei den Rauch- und Dunstwolken in der City, wie unter dem schönen Himmel und in der lachenden Landschaft der Campagna Felice? Warum brummt er ohne Unterschied und zu allen Zeiten? — und er gesteht Dir dies Alles ganz gutmüthig ein. — John Bull ist entweder in der That mehr als jede andere Nation zum Spleen hypochischen Behagen, um sein Gemüth dadurch zu erheben, oder er hat das Bestreben, seinen Egoismus immerdar und zu jeder Zeit zur Schau zu tragen.

Bei dichten Nebeln, bei Regenwetter und rauhen Winden geht der Engländer nicht zur Thüre hinaus; seine Beschäftigungen und Erquicklichkeiten befommen hierdon auch, so zu sagen, einen echten Stuben-Charakter. Die Franzosen und Italiäner dagegen sind außerordentliche Nationen; sie sind lustig und gedeihen der freien Luft an. Der Italiäner muß Sonnenschein haben, gerade so wie ein Fisch des Wassers bedarf; um außerhalb desselben leben zu können, müßte vorerst seine ganze Natur einen anderen Charakter annehmen. Freilich aber giebt's auch hier bedeutende Ausnahmen. Aus derselben Nation, die das „Lakt uns heute essen und trinken, denn morgen sterben wir!" zum Motto hat, ging auch ein Dante und ein Galilei, ein Tasso und ein Machiavelli hervor.

Einen Tages überraschte mich in Florenz ein junges Mädchen in nachdenklicher Stellung. — „Was machen Sie hier so allein?" frage sie mich. — „Ich dachte über Etwas nach", erwiderte ich. — „Nach denken! Bei der heiligen Jungfrau! Was haben Sie denn nachzudenken? Ein junger Mann, wie Sie sind, ohne Frau und Kind! Worüber wollen Sie denn nachdenken?!"

Das war eine echt Italiänische Erwägung; denn ohne Frau und Kind, die noch allein zuweilen Angst und Sorge machen können, kennt man in Italien nichts, das Einem je davon abhalten könnte, alle Tage

Digitized by Google

im Sonnenschein vor der Thüre zu sitzen und das Dolce far niente, als das summum bonum der irdischen Welt, mit Muße zu genießen, und man kann sich dort auch gar nicht vorstellen, daß es irgend noch andere Dinge gäbe, die uns zum mühseligen Nachdenken veranlassen könnten.

Der Engländer wie der Franzose, Beide sind stolz; der Italiäner ist es nicht. Nur die Römer machen hiervon eine Ausnahme. Denn das „Sono Romano io!" („Ich bin ein Römer!") hat eben dieselbe Bedeutung und klingt eben so vornehm, wie das „Je suis Français moi!" („Ich bin ein Franzose!") oder „Do you know, Sir, I am an Englishman!" („Wissen Sie auch, mein Herr, daß ich ein Engländer bin?") Indeß unterscheidet sich doch der Stolz des Römers von dem der Uebrigen. Der Englische oder Französische Stolz gründet sich eben sowohl auf das, was ihre respectiven Nationen gegenwärtig sind, als auch auf das, was sie in der frühern Zeit waren; dagegen ist der Römer lediglich auf seine frühere Geschichte, auf die Vergangenheit stolz. Denn wie könnte es ihm auch nur einfallen, mit etwas Anderem sich noch zu brüsten, als etwa mit dem, was seine Vaterstadt noch als Ueberreste aus uralten Zeiten, als die Werke der Vergangenheit aufzuweisen hat? Was das gemeine Volk betrifft, so mag dies freilich immerhin noch glauben, daß sie „ewige Städter" noch jetzt fortwährend die Beherrscherin und Gesetzgeberin der Welt sey, zumal, da es seit geraumer Zeit im Theater Mode geworden, das „Roma invincibile sempre sarà!" unaufhörlich laut auszujauchzen.

Kommen wir wieder zu den Franzosen zurück, so finden wir, daß die alten Karrikaturen von den magren abgezehrten Franzosen keineswegs unwahr gezeichnet sind. Es ist unmöglich, einen Franzosen je mit einem Engländer zu vergleichen. — Jene dünne luftige Suppen- und Salat-Figur mit dem kräftigen, gesunden und robusten Roastbeef-Esser. Wer jemals ein Französisches Heer unter den Waffen gesehen, konnte sich nicht genug über die kleinen mageren Gestalten der Soldaten verwundern, die ganz das Ansehen von Knaben und Burschen haben. Neulich lasen wir in einem Französischen Journal, daß man in Frankreich einen Rekruten als untauglich für den Kriegsdienst erklärte, weil er von zu hoher Statur wäre. Es wäre daselbst Mode, einen Schnelligkeit der Bewegung ankommt! — Auf diese Weise stellt der Franzose das, was mangelhaft an ihm ist, selbst als einen Vortheil dar. Die Siege Napoleon's haben der männlichen Beschaffenheit der Franzosen drei Viertel Zoll von ihrer Höhe gekostet. Die Engländer sind um einen Zoll größer, als die Franzosen, und die Yankees (Nord-Amerikaner) übertreffen auch Jene noch an Körperwuchs, indem sie im Durchschnitt noch einen Zoll größer als wir Engländer sind.

Was die Höflichkeit der Pariser betrifft, so ist sie weniger der Ausdruck eines wirklich liebenswürdigen Gefühls, als vielmehr der Einbildung, daß ein Bürger von Paris nie aus dem Auge verlieren dürfe, „seine Vaterstadt sey der Mittelpunkt des guten Geschmacks."

Es ist zum Erstaunen, mit welchem Eifer die alten Leute unter den Franzosen für die Erzählschlechten und Verzählungen ihrer Jugend eingenommen sind. Wieder ist gewöhnlicher in Paris, als irgendwo grauköpfige Leute über allerlei Gegenstände des Theaters eben so eifrig raisonniren zu hören, als man es etwa von jungen Leuten in einem Alter von siebzehn Jahren erwartet; man muß oft darüber lächeln, wenn man Leute, deren Gesichtszüge sie daran zu erinnern scheinen, daß sie sich in kurzer Zeit für eine andere Welt vorzubereiten haben, mit so regem Ehrlichmuthe über den Vorzug der Mademoiselle Mars oder über die Verdienste des ersten Fürsten der Engländer sich hören. Eben dasselbe ist bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten der Fall. Der Naturforscher, der Chemiker, der Geolog, sind, wenn sie schon mit einem Fuße im Grabe stehen, noch immer mit ihren Species und Genera, mit ihren Säuren und Erdschichten, mit all' dem Eifer und Dogmatismus, wie sie sonst der Jugend eigenthümlich sind, beschäftigt. Darin kömmt aber auch der Italiänische Charakter mit ihnen überein. Man erzählt von Canova, daß seiner kränkelnden Krankheit sein Arzt ihm sagte, daß er nicht länger, als zwei, drei Stunden mehr leben werde — erwiederte er: „Dunque non farò più Venere" („Also werde ich keine Venus mehr machen"); als wenn der Künstler in dem Augenblick an nichts Anderes zu denken gehabt hätte!

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Richmond rules to form the Ovidian distich. (Regeln zur Bildung des Ovid'schen Distichons.) Herausgegeben von J. Tate. 2½ Sh.

Christianity compared with unitarism. (Das Christenthum, verglichen mit dem Unitarismus.) Von B. W. Noel. 2 Sh.

New England and her institutions. (Neu-England und seine Institutionen.) Von einem Neu-Engländer. 8¼ Sh.

Bread of the first fruits. (Brod von den ersten Früchten.) Betrachtungen über Bibelstellen. 6 Sh.

Views of the millennium. (Ueber das tausendjährige Reich.) Von T. Jones. 1 Sh.

Frankreich.

Das Karneval zu Marseille.

(Schluß.)

Der Aschermittwoch geht in Paris fast ganz unbeachtet vorüber und wir anseren Theils sind wenigstens nie einem Pariser an diesem Tage begegnet, der das Symbol seiner Nichtigkeit auf der Stirn getragen hätte; in Marseille dagegen erscheint am Mittwoch Morgen das ganze Volk auf den Straßen, mit Aschensäcken und erfüllt die Luft dann Freilich besteht dies Volk aus Matrosen, die aus Malaga, Malaga oder Palermo gebürtig sind, braune, kraushaarige Kerle, die auf dem Lande des Faustismus gröhig drauhsiert sind. Unter einem Himmel, der in Himmel ihrer Heimath ist, in einer Stadt, die ihnen mehr gehört, dem König von Frankreich, geben sie sich völlig ungestört und in allen Uebungen des Katholizismus in uneingeschränktester Weise hin, eines Katholizismus, der dem des Nordens so wenig ähnlich, wie Jesu Christus dem Odin oder dem Krischna. Einzelne Kirchen gehören ihnen ausschließlich zu. Die Priester daran sind Genueser oder Sicilianer, die Glocken spielen die Weisen von Sivita-Vecchia; das Eintrich in die Kirche ist in dieser Beziehung nur von Majorkanern bedeckt, die ihren heiligen Jungfrau betten, die in ihrer andrerischen Hand die Kinder hält und die blonden Engländer, deren Athem sie vergoldet, in balsamerichen Gärten von Palma.

Dies Volk, dessen Nahrung in erdrückenden Speisen besteht, in Marseille wie zu Bastia, das auf den Quais von Marseille die rothen nischen Steine von Neapel wiederfindet, das in Marseille zu Hause hetzt, das in Cadix verehrt wird, das in den Mordern zum Morgen zu Hause ist, das in Cadix ge

vogels, der über das Bassin streicht, den Erzklang, wenn die Schiffe beschlagen werden, den Hammerschlag auf den Amboß, den Schall der Aexte, wenn sie in die Eichenstämme sausen, das Geschrei der Matrosen, die tausend Stimmen der jauchzenden und fluchenden Ruderknechte — und über all' diesem Gerüst den Klang der Glocken, der Schiffs- und der Stadt-Glocken, und über den Glocken das Blasen des Nordwindes — wo anders, als in Marseille selbst, mag man dies Alles vernehmen? Auch an seinen Gerüchen erkennt man es, und jeder Geruch repräsentirt ein Land. Man geht auf den Quais umher — diese Reisschaffer, mit dem Dufte, den sie ausdunsten, rufen uns die Felder von Carolina vor die Seele — dieser braune Zucker Martinique und seine Siebzehntes — diese Kisten Thee und Indigo, die Ballen, die man erst hinzureissen brauchte, kann man Indien hier kennen lernen. Marseille ist der Vereinigungspunkt aller Gerüche aus der ganzen Welt.

Wir stehen hier oben gerade gut, um uns über den Mechanismus zu unterrichten, vermittelst dessen ein Mast von hundert Fuß Länge aufgerichtet wird. Diese Masten, ganze Bäume, gerade und glatt, kommen aus Rußland, besonders aus Riga und den Baltischen Häfen, aus Norwegen, den Ocean, das Mittelländische Meer — und nicht etwa einzeln, sondern in ganzen Wäldern; sie liegen hier unter unseren Augen, nur daß sie, wie gesagt, liegen, anstatt aufrecht zu stehen. Das weite Bassin enthält das Holz für die Bemastung von tausend Schiffen. Man denke sich die Stürme, die allen diesen Masten von den mannigfaltigsten Ländern noch bevorstehen, auf denen jetzt noch die Kinder herumspringen und spielen!

Und nun das Segelwerk und die Takelage. Man bemerke auf der anderen Seite des Ufers die Reihe von Häusern, von denen man glauben sollte, sie lägen vor Anker, so nahe berührt sie die Fluth. Große weiße Flecke, wie Bleich- oder Trockenplätze, erblicken wir, voller Leben und Weben; es sind die Segel-Fabriken, wo Tausende von Frauen, mit eisernen Fingerhüten und Nadeln von einem Fuß Länge versehen, die zugeschnittenen Segel zusammennähen. Auf der anderen Seite des Ufers werden die Taue gedreht, die Länge aus der Schmiede tönt zu uns herauf; man sieht das Sprützen der Funken in den dunkeln Gewölben, die schwarzen Gestellen am Blasebalg und Amboß — Einige hämmern Anker, Andere lassen die glühenden Kanonen in's Meer rollen, wo sie auskühlen.

Für Marseille ist jedes fertige Schiff eine Arche Noah's, denn jeder Einwohner hat irgend ein Hoffnung darauf. Die wundervolle Schöpfung des Menschengeistes, das neue Schiff, harrt auf die Abfahrt; mit der aufgehenden Sonne, wenn der Wind frisch vom Lande her bläst, will es die Anker lichten. Es weht günstig, die Sonne scheint roth, es geht ab. Wie es dahin fliegt, hui! unten am Fuß dieser Thürme vorbei, vorüber auch an dem, worauf wir stehen, den es mit Kanonendonner begrüßt. Seine Glocken brantworten den Gruß — Ihre Sinnst und Segen hinterdrein!

Man behauptet, daß der Einfluß der schwarzen Jungfrau ebenso sehr viel zu den Glücksgütern und der Wohlfahrt beigetragen habe, so die Marseiller an fremden Gestaden erworben. Gehen wir denn, sie in ihrem düsteren und feuchten Gewölbe zu begrüßen. Uebrigens, sey es nun aus Erkenntlichkeit oder Verehrung überhaupt, ist der Aschermittwoch, wie ich schon gesagt habe, der Tag im Jahre, wo man ihrer noch gedenkt.

Sie ist nicht mehr reich; ihre Prachtkleider, Perlen-Diademe-der-las-Garde, hat sie der silbernen Fische, der kleinen vergoldeten Weinschiffkein, der Straußenfeier, der Anker von Diamanten, die ehemals ihre Stätte zierten und ihren Lieblingsschmuck ausmachten, brillierweise beraubt; sie ist nur noch gut geblieben und schwarz in ihrem Unglück. Das Dunkel, in das sie sich zurückgezogen, wird nur von einer grünlichen Kerze erhellt, die mit leichenhaftem Schimmer zu ihren Füßen brennt; das bißchen Licht mag eine Scene beleuchten, die vor ungefähr sunfzig Jahren dort gespielt und deren schaurige Moral die Tradition aufbewahrt hat.

Das Karneval ging zu Ende, ja, war schon aus. In Sankt Viktor hatte es Mitternacht geschlagen, die Abtei lag im Gebete; die Thorheiten des Tages bereuend, lagen die Frommen auf beiden Knieen in dem Gewölbe, um die Asche zu empfangen, die daran einwarte, wieder der Sterblichkeit kommt und zu Staub werde. Die grüne Kerze warf ihren trüben Schimmer auf die müden und im wilden Taumel der Lust abgewatteten bleichen Gesichter. Am wenigsten todt von Allen war die schwarze Jungfrau von Sankt Viktor. Mit ihren Finger, mit dem Staube der Todten berührte der Priester die Lebenden. Geschah es nun aus Thorheit oder aus Läfterung, unter den Anwesenden war einer, der seine Larve nicht abnahm. Die schwarze Jungfrau schien ihn zu bemerken; es war, als sollte sie den Staub ihres grimmen Gesichtes auf ihn, auf die gehe widerliche Larve, die sein Gesicht bedeckte. Um ihn vor der ewigen Verdammniß zu retten, gab sie einigen anderen Frommen von den Anwesenden drei Gedanken ein, ihn an die Sünde und Gefahr zu erinnern, deren er sich schuldig mache. Er aber achtete nicht darauf, und man vernahm sogar ein höhnisches Lachen hinter der Maske. Der Priester nächtet ihn, ihm Sitte zu berühren, beide aber mit Entsetzen zurück, er hieß den Gottlosen, die Maske abnehmen: es erfolgte ein Zeichen der Verneinung. Da drückte der Priester unter allgemeinem Grausen die Asche, die für das Antlitz des Ehristen bestimmt war, auf die gottlose Larve. Als nun der Frevler dem Hervorgehen aus der Kirche die Maske vom Gesicht abziehen wollte, um freier zu athmen, lag sie auf dem Gesichte fest wie angeschmiedet und war eins mit der Haut geworden. Und sie ist es heute noch. Er war umsonst; seine Finger erlahmten an diesen Versuchen, sie fürchten sich noch vom Blute, die Maske blieb unbewegsich und war zu Fleisch geworden. Der Mensch aber, so verdammt, ferner nicht mehr zu sehen, zu fühlen, zu athmen, als durch dies monströse Gesicht hindurch, auf ewig verdammt zu dieser Karnevals-Fratze, in der er sich zu Tische setzen und die er mit zu Bett nehmen mußte, wurde wahrsinnig, zerfleischte sich mit den eigenen Nägeln und fand so seinen Tod.

Leon Gozlan.

Bibliographie.

De l'armée. — Vom Hauptmann im Generalstab, Champmontant.

Connaissances des temps, ou des Mouvemens célestes à l'usage des astronomes et des navigateurs, pour l'an 1837. Publiée par le bureau des longitudes. — 7 Fr.

Le dernier des Trencavels. Mémoires d'un troubadour du 13e siècle. — Aus der Romanischen Sprache übersetzt, mit historischen und feitischen Anmerkungen. 2 Bdchen.

Les deux derniers Chapitres de ma philosophie de la guerre. Par le marquis de Chambrai. Ch. VIII.: De la Constitution de la guerre. — Ch. IX.: Des institutions militaires dans leurs rapports avec les institutions politiques, et avec les institutions civiles. — 3 Fr.

Guide des officiers et sous-officiers de la garde nationale, contenant, etc. — Von J. Posfat.

Mémorial pour l'attaque des places. Ouvrage posthume de Cormontaigne, enrichi d'additions tirées de ses autres manuscrits. — Mit 14 Abbildungen. 8 Fr.

Recueil de problèmes amusans et instructifs, avec les démonstrations raisonnées et l'applications de règles de l'arithmétique etc. — Von J. J. Gremillet.

Griechenland.

Die Insel Hydra *).

Die im Griechischen Archipelagus an der Oftküste der Halbinsel Morea gelegene kleine Insel Hydra führte auch schon im Alterthume diesen Namen; aber nur selten kommt sie bei den alten Schriftstellern vor. Von Alterthümern findet sich auf dieser Insel nur wenig; bloße Trümmer und einige Säulen alter Gebäude und eines Altars sind noch zu sehen. Von Natur ist sie felsig und unwirthbar, und sie ward daher, wie es scheint, erst in späteren Zeiten bevölkert. Anton Miauli nennt das Jahr 1470, wo das geschehen sey. Die Lage der Insel, so wie die Armuth ihres Bodens, mußte die Bewohner von selbst zur Schifffahrt und zum Handel führen; aber wie unbedeutend er auch anfänglich war, so wurden sie nun auch noch obendrein durch die Eroberung der Insel unter Sultan Soliman II. (zu Anfange des 16. Jahrh.) und faft fortwährend durch die Kriege auf der Halb-Insel Morea (im 17ten und zu Anfange des 18. Jahrh.) gestört. Erst später sicherten sich die Hydrier gegen die Osmanen dadurch, daß sie dem Sultan einen jährlichen Tribut zahlten; wie der Verf. der in der Anmerkung genannten Schrift berichtet, betrug derselbe im Jahre 1779 jährlich dreitausend Piaster, und später ward er sogar auf fünftausend erhöht. Auch sing die Nähe der Stadt Napoli di Romania (von den Venetianern so genannt, zum Unterschied von Neapel, da Romania — *Pomania* — das ehemalige Griechische Kaiserthum bedeutet), die schon im 17. Jahrh. in einem nicht unwichtigen Handelsplatze sich erhob, nach und nach an, auf Hydra's Verhältnisse günstigen Einfluß zu äußern. Die Hydrier begannen, größere Schiffe, als bisher, zu bauen und ihre Fahrten bis nach Chios und Smyrna auszudehnen; ihr Geschicklichkeit im Schiffbau, ihre Thätigkeit und Kühnheit nahm immer mehr zu; die Mäßigkeit und Einfachheit ihrer Lebensweise und Sitten förderte dabei nicht wenig das Gedeihen ihres Handels.

Die Verbitterung Hydra's erhielt nach dem Russisch-Griechisch-Türkischen Kriege im J. 1770 einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs, indem sich damals viele Bewohner Morea's vor der Wuth der Osmanen und der Albanesen nach Hydra wandten; und auch von andern Orten Griechenlands, wie von den Inseln Cypdra und Spetsia, wanderten viele Griechen dort hin. Dadurch kommt die Thätigkeit und Kühnheit der Hydrier an Ausdehnung nur gewinnen, und mit der steigenden Zahl der Bewohner mußte sich auch ihr Handel erweitern, so daß sie sich nun schon bis Sicilien, Genua und Livorno wagten. Wie ausgedehnt ihre Schifffahrt schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gewesen, und welche Anerkennung die Hydrier hierbei gefunden, geht daraus wohl am deutlichsten hervor, daß sich bei der Unterwerfung der Türken nach dem Kriege im J. 1779 zweiundvierzig Hydrische Schiffe mit ihren Matrosen bei der Türkischen Flotte befanden, gegen einen bestimmten Sold, den die Türken ihnen zahlten; und daß bei dieser Gelegenheit festgesetzt wurde, daß die Insel Hydra zum Dienste auf Türkischen Schiffen fernerhin sunfzig Matrosen gleichsam als Tribut liefern sollte, so wie sie auch eine Zeit lang bis zu sunfzehn Schiffen dem Kapudan Paschа zu stellen hatte.

Der Handel Hydra's gewann einen'lebhafteren Aufschwung, als in dem zwischen Rußland und der Pforte im Jahre 1779 abgeschlossenen Handels-Traktate den Griechen überhaupt das Recht gewährt wurde, unter Russischer Flagge zu fahren. Nun erschienen die kleinen Schiffe der Hydrier nicht nur an allen Küsten Griechenlands und Asiens; sie fuhren bereits bis nach Gibraltar, und nachdem sie auf diese Weise zur bald nothwendigen Stärkung ihrer Schiffe zu gelangen, nachdem sie an einer Küste, als an Vermehrung und Vergrößerung ihrer Schiffe, damit sie noch weitere Fahrten unternehmen könnten, und Jeder wollte es nunmehr dem Anderen zuvorthun. So dauerte es denn auch nicht lange, und man erblickte die Hydrier in allen Häfen Italiens, Frankreichs und Spaniens, und sie fuhren bereits durch das Weltmeer bis nach Amerika.

Schon früher hatten sie sich gewöhnt, zum Schutze gegen Algierische Seeräuber ihre Schiffe zu bewaffnen, so daß ein jedes 18 bis 20 Kanonen und 35 bis 60 Matrosen mit sich führte, die nicht über-

*) Nach den Mittheilungen des Griechen Antonios Miauli in seinem 1834 bei Jaquet in München erschienenen Παραγωγα περι της νεοου Ἑλλαδος. Der Verfasser hat dabei theils Ueberlieferungen, theils Nachrichten älterer Bewohner der Insel und einzelner Geschichtschreiber benutzt.

Digitized by Google

40 Jahr alt waren, und neben denen nun auch noch fünf bis sechs Kinder auf dem Schiffe sich befanden, von welchen das älteste nicht über zehn Jahre zählte. Auf diese Weise erlangten sie nun auch einige Uebung im Kriegsführen, und sie gewöhnten sich zugleich an die Gefahren des Krieges, — ein Umstand, der ihnen später, nach 1821, nicht wenig günstig werden sollte. Mehr noch, als früher, bereicherten sich die Hydrär zu Anfang des zegenwärtigen Jahrhunderts, da sie in die von den Kriegführenden bisweilen Häfen genommen einbrangen und sie verproviantierten, was ihnen bei ihrer Kühnheit und Gewandtheit in der Führung der Schiffe und bei der Schnelligkeit derselben um so leichter gelingen konnte.

Die Art der Theilung des Gewinns war im Einzelnen eben so gerecht, als zweckmäßig für das Ganze. Nachdem nämlich das Kapital der Ladung nebst den Zinsen dieses Kapitals, so wie für die Gemeinde-Kasse fünf von hundert eingezogen worden waren, fiel die eine Hälfte des danach verbleibenden Gewinnes dem Schiffs-Eigenthümer zu; die andere wurde, unter Beyzugahme selbst auf die Kinder, die auf den Schiffen waren, zu gleichen Theilen vertheilt. Auf die Kinder nahm man hierbei besonders deshalb Rücksicht, weil man sie dadurch in den Stand setzen wollte, ihre Familien zu unterstützen, wenn sie ihre Väter verloren hätten, und damit sie auf diese Weise die Mittel erlangen könnten, sich jung zu verheirathen zu können. Die Männer thaten dies schon in einem Alter von 18 bis 20, die Mädchen aber schon mit 12 und 13 Jahren, was natürlich die Vermehrung der Bevölkerung der Insel nicht wenig beförderm half.

In einem besonderen Grade genossen die Hydrär ein fast ungläubliches Zutrauen. Die Eigenthümer der Schiffe übergaben den Capitains große Summe Geldes in verschiedenen Sorten, welche sie nur mit einem einfachen Briefchein an den, welchem jenes Geld ausgezahlt werden sollte, begleiteten. Einen gleichen Kredit genossen sie auch in Europa, so daß ihnen auch hier nicht selten Gelder, ohne irgend eine Beschreibung darüber von ihrer Seite, anvertraut wurden, und es ist auf diese Weise geschehen, daß sie oft Geldsummen mit Zinsen zurückzahlten, ohne daß die Darleiher wußten, daß und wem sie dieselben geborgt hatten.

Sehr praktisch war die Art, den Kindern der Hydrär die Schiffahrt, und was damit in Verbindung steht, zu lehren (eine Erziehungs-Methode, die daher auch die besondere Aufmerksamkeit unseres Goethe auf sich gezogen hatte). Zuerst wurden sie in der Behandlung der Segel geübt u. s. w. Dann, so oft das Schiff in der Nähe einer Küste, eines Vorgebirges oder einer Insel war, führte man sie auf das Verdeck und hatte ihnen die Namen aller Orte u. s. w. bis auf die kleinsten Klippen kam man nun ein anderes Mal wieder dahin, so wurden sie nach den Namen gefragt, und wehe dann ihnen, wenn sie dieselben nicht zu nennen wußten.

Ein Zusammenstoß verschiedener Umstände hatte auf die inneren Verhältnisse Hydra's so günstig eingewirkt, daß im Jahre 1814 das eine Ufer der Insel (die Hafenseite der Stadt Hydra selbst) mit grellen und schönen Gebäuden bedeckt war, welche zum Theil auch Europäischem Geschmacke aufzufahren worden; die Häfen waren mit Schiffen von zwei schiedener Größe angefüllt. Die Griechischen Handelsleute, denen sie gehörten, und die sich derselben zu ihren Geschäften, so wie der Thätigkeit, Geschicklichkeit und Rechtlichkeit der Hydrär bedienten, hatten nach und nach in den einzelnen vorzüglichen Seestädten Europa's und Asiens reiche Handelshäuser errichtet; ihre Gegenarbeit der Hydrär und der Handelsgeist der Griechen unterstützten sich auf diese Art gegenseitig. Freilich begann auch, in Folge der erwerbenen Reichthümer und der Verbindung mit Europa, ein gewisser Luxus in Hydra einheimisch zu werden, gegen welchen sogar die Gemeinde-Obrigkeiten (die, von dem Volke selbst gewählt, die Lokal-Angelegenheiten unabhängig von Konstantinopel besorgten) einschreiten mußten; allein dennoch wurde auch hier Unterricht und Aufklärung Sorge getragen, so daß sich Hydra auch in dieser Hinsicht in den unmittelbaren Griechenland vor 1821, in Folge einer gewissen politischen Freiheit, deren die Insel genoß, auszeichnete.

Zuletzt werde hier noch, nach der Mittheilung des Griechen Miaulis, einer früheren Sitte der Hydrär gedacht, nach welcher die Söhne über sechzig und mehr Jahre alten Väter, die nicht mehr arbeiten konnten, von einem Punkte der Insel mittelst eines Korbes in's Meer hinabschlitzten. Sie erinnert an eine Ähnliche Sitte im alten Griechenlande auf der Insel Chios.

Bibliographie.

In Leipzig bei Weber erschien: *Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος.* (Panorama von Griechenland.) Vollstes Gedichte von Alexander Soutsos. Mit grammatischen Erklärungen und einem Wörterbuche herausgegeben von Dr. Theodor Kind. Pr. 2 Thlr.

Mannigfaltiges.

— Schiller in Polnischer Uebersetzung. Der Warschauer Dichter Powsiechnia entdeckt eine Reihe von Artikeln über Schiller's Leben und Werke, und klagt am Schluß folgende Bemerkungen hinzu: „Keine Nation besitzt vielleicht eine so gediegene, treffende und zugleich treue Uebersetzung von Schiller, wie, obgleich nur von wenigen Stücken, die Polnische Literatur. Man muß, außer einer vollständigen Kenntniß über die eigene Muttersprache, eine so gründliche Kenntniß von der Deutschen und namentlich von Schiller's poetisch-philosophischer Sprache besitzen, wie Johann Nepomucen Kamiński, Direktor des Polnischen Theaters in Lemberg, um diese Dichtungen mit Geist in ein anderes Idiom zu übertragen. Johann N. Kamiński war der Erste, der die Entdeckung machte, wie außerordentlich sich die Polnische Sprache zu philosophischen Dichtungen eigne. Der Band „Uebersetzungen und Versuche in Versen", welche Kamiński im Jahre 1828 zu Lemberg herausgab, enthält unter Anderem folgende musterhafte Uebersetzungen Schillerscher Gedichte: die berühmte „Hymne an die Freude", die gestaltet „Resignation", das unvergleichliche „Lied von der Glocke", die Balladen „der Taucher" und „die Bürgschaft", ferner „der Kampf mit dem Drachen", „die Ideale", die Erzählung „der Handschuh" (auch von Mickiewicz übersetzt), ein Bruchstück aus dem Trauerspiel „Don Carlos" und einen Theil der Dichtung „die Götter Griechenlands." Don Carlos hatte der letzten Federstriche des trefflichen Uebersetzers. Wallenstein ist, meisterhaft übersetzt, so eben in Lemberg erschienen. Andere Werke werden, wenn auch nicht zum Druck vorbereitet, so doch von J. N. Kamiński für die Polnische Bühne in Versen übersetzt und bereits aufgeführt, namentlich die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. Wie viel würde unsere Literatur gewinnen, wenn ein Mann, der sie mit einer so ausgezeichneten Uebersetzung von mehreren Schillerschen Meisterwerken bereichert hat, daß, nach dem Urtheil selbst Deutscher Kunstrichter, die Uebersetzung mit dem Original wetteifern, wenn dieser Mann sich daran machen wollte, auch die übrigen Werke des beliebtesten unter Deutschlands Dichtern in unsere Muttersprache zu übertragen."

— Die Familie Vernet. Horace Vernet, der berühmte Französische Maler, stammt aus einer Familie in Avignon, die nun schon in der dritten Generation, immer von Vater auf Sohn, die Malerkunst vererbt hat. Antoine Vernet, ein zu seiner Zeit berühmter Künstler, war der Urgroßvater, Joseph der Großvater und Carle der Vater von Horace Vernet. Die Stadt Avignon besitzt von allen vier Malern, deren Vaterstadt sie ist, ein künstlerisches Andenken. Horace hat nur eine Tochter und keinen Sohn. Damit aber nicht mit ihm der Künstlerruhm in seiner Familie erlösche, hat er seine Tochter, eine ausgezeichnete Schönheit, kürzlich mit einem durch seine Leistungen ebenfalls schon rühmlichst bekannten jungen Maler, Paul Delaroche, verheirathet. Die Hochzeit ist in Rom gefeiert worden, von wo die ganze Familie eben im Begriff ist, nach Frankreich zurückzukehren.

— Der Sueno's-Stein in Schottland. Dieses merkwürdige Denkmal liegt nahe bei der Stadt Forres in der Schottischen Grafschaft Elgin, nur wenige Schritte von der Straße von Elgin nach Invernet, und hat vielleicht nur in Aegypten seines gleichen. Es besteht aus Granit von der härtesten Art, die sich in Schottland findet, hat 25 Fuß Höhe, an seiner Basis nahe 4 Fuß im Durchmesser, und ist in 7 Felder getheilt. Die gegen Osten gerichtete Seite, welche die meisten Figuren zeigt, ist am vergänglichsten gearbeitet. Der andere Theil stellt neun Reiter dar, die offenbar über irgend etwas, wahrscheinlich über einen errochtenen Sieg, erfreut sind. Dieses Feld hat am meisten durch den Einfluß der Atmosphäre gelitten; doch sind die Figuren noch deutlich zu unterscheiden. Das nächste Feld zeigt eine Anzahl Männer in triegerischer Stellung. Einige derselben schwingen ihre Waffen, während Andere, wie freudetrunken über irgend ein erfreuliches Ereignis, ihre Schilde in die Höhe halten, und noch Andere sich die Hände reichen, entweder um sich gegenseitig Glück zu wünschen, oder um sich wechselseitigen Beistand zu geloben. In der Mitte des nächsten Feldes sieht man zwei Krieger, die mit einander kämpfen, während ihre Freunde dem Kampfe mit den lebhaftesten Interesse zuschauen. Dann folgt eine Gruppe von Figuren, welche der Enthauptung der Kriegs-Gefangenen beiwohnt. Nahe dabei ist eine Art von Thronsimmel, welcher die Köpfe der Enthaupteten bedeckt, und von Männern mit großer Gewacht umgeben. Nur Gut liegt eine Anzahl toter Körper. Zunächst folgen blasende Trompeter. In der folgenden Abtheilung erblickt man sliehende Reiter, die durch Fußvolk, welches im ersten Gliede mit Bogen und Pfeilen, in den folgenden jedoch mit Schwertern und Schilden bewaffnet ist, verfolgt werden. In dem letzten Felde werden die Reiter von der siegenden Partei gefangen und enthauptet, und der Kopf des Anführers ist aufgehängt. Die andere Seite des Obelisken wird ganz von einem großen Kreuz eingenommen. Unter demselben erblickt man offenbar zu ergebene Personen, mit Gefolge, die sich umarmen, als ob sie sich versöhnten. Ueber den Ursprung dieser Säule und die Ereignisse, welche sie darstellt, weiß man nichts Bestimmtes. Einige schließen aus dem Kreuz, daß der Stein zur Erinnerung an die erste Einführung des Christenthums errichtet sey; dann ist aber nicht gut zu begreifen, was die vielen Krigerischen Figuren zu bedeuten haben. Andere glauben, es sey ein Monument zum Andenken an den Sieg der Schotten über die Dänen bei Mortlach, wodurch letztere gezwungen wurden, das Königreich zu verlassen. Dies ist auch unwahrscheinlich, denn die Schlacht fand 20 (Engl.) Meilen von dem Orte, wo der Obelisk errichtet ist, statt. Am wahrscheinlichsten ist die Hypothese von Charles Gordiner, einem berühmten Alterthumsforscher. Er glaubt nämlich, daß dies Monument zur Erinnerung an die Vertreibung derjenigen Skandinavischen Abenteurer aus Schottland errichtet worden sey, die sich im 9ten Jahrhundert in der Nähe des benachbarten Borgebirges Burgheads*) niederließen und 150 Jahre hindurch die ärgsten Räubereien in dem umliegenden Lande verübten. Die Traditionen jener Gegend unterstützen diese Ansicht mehr als irgend eine andere, und auch die seit undenklichen Zeiten dieser Säule gegebene Benennung „Sueno's Stein" deutet darauf hin.

*) Burghead ist der nördlichste Punkt in Schottland, bis zu dem die Römer unter Agricola vordrangen. Sie verweilten daselbst längere Zeit, und die Spuren ihres Lagers sind noch deutlich zu sehen.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei dem Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 27. Berlin, Mittwoch den 4. März 1835.

Frankreich.

Der letzte Italiänische Räuber-Hauptmann.
Von Méry.

Ich war eines Abends in Terracina angekommen, die Reiseverse Horazens nach der Marsch-Melodie aus Fra Diavolo singend; war bei einem Wirthe eingekehrt, den ich außer sich fand vor Kummer über die schlechten Zeiten, wie alle seine Herren Brüder auf den großen Landstraßen und daß ihn, mit zur Würze des Mahles mit einigen Räubergeschichten aufzuwarten; aber sein Gesichtniß war leer wie sein Gasthof und er wußte mir nichts zu erzählen. Nun wahrhaftig! sagte ich zu mir selbst, so ist denn die profaische Sicherheit auch in dieses Territorium eingezogen, und man kann fürder darin umherwandern, wie von Paris nach Rouen, die Börse in der Hand, ohne einer Pistole zu begegnen, die sie Einem abverlange. Fra Diavolo ist todt und der letzte seines Stammes! So erlöschen die großen Geschlechter! Was wird nun aus allen den armen Engländern werden, die den Banditen der pontinischen Sümpfe mehr Geld zum Tribut gebracht, als erforderlich gewesen wäre, sie auszutrocknen? Diesen Armen, die auf dergleichen tragische Ereignisse ihrer großen Tour sich im Voraus Hoffnung machen und darauf rechnen? die in ihrem Italiänischen Reise-Budget im Voraus einen Paragraphen aussetzen für die Skalde, wo sie werden angebunden werden und in einem schnell beseitigten Reisewagen räuberisirten! Dank sey es unserem heiligen Vater, dem Papst, die Söhne und Töchter der Hugenotten werden auf der Appischen Straße keine Nerven erschütternden Anfälle zu überstehen haben! Die Päpstlichen Dragoner haben die bösen Geister mit Säbelhieben ausgetrieben; Alles ist friedlich rings umher wie zur Schäferzeit; in den Schluchten von Terracina ist Mitternacht eine Stunde geworden wie eine andere; die zwölf Schläge, die aus der Uhr des Forts ertönen, spielen nicht mehr die Ouverture zu einem dramatischen Nachtstück.

Wozu hat man also seine Zuflucht nehmen müssen? Der edle Lord S..., lüstern nach einem solchen Anfalle, schickte, um sich wenigstens eine Vorstellung davon zu verschaffen, in der darauf folgenden Nacht zwei seiner Jäger voraus, die er genau nach Robert'schen Bildern als Banditen verkleidet hatte, — und ließ sich dann auf offener Römischer Landstraße von seinen eigenen Leuten anhalten, die von der ganzen Italiänischen Sprache gerade nur die vier oder fünf Flüchwerte wußten, mit denen sie hervorsprangen und ihn anbielten. Zwanzig blinde Schüsse wurden gewechselt; das Unglück wollte es bei all dem, daß eine Kugel, die sich durch irgend ein Ungefähr von dramatischer Zerstreuung in die Pistole des Lords verlaufen hatte, einem der Jäger am Scheitel streifte; der, zuerst in Schrecken versetzt über den unerwarteten Ausschlag der Affaire, sprang, sich flüchtend, in eine sumpfige Stelle und würde ohne das Dazwischenkommen einer Päpstlichen Patrouille unfehlbar ertrunken sein, die ihn herauszog, um ihn als Bandit zu erschießen. Der edle Lord schlug sich ins Mittel und versuchte, den Dragonern den ganzen Spaß auf Englisch begreiflich zu machen. Der Römische Brigadier war ein Franzose von unserer ehemaligen Garde, ein erbitterter Feind aller Engländer seit dem Lager von Boulogne; nach zwanzig Jahren, die er im Päpstlichen Dienst verbracht, hatte er das Französische vergessen und das Italiänische nicht gelernt. So begriff er denn nicht, wie ein Reisender es wagen konnte, so tiefes die Vertheidigung der Banditen zu übernehmen, die ihn so eben angefallen hatten; er wußte sich die Sache nicht anders zu erklären, als daß er in diesem Benehmen eine Mitschuld argwöhnte und ließ ohne weiteres Bedenken den edlen Lord knebeln, der ihm vergebens die ganze Grammatik von Veneroni mit Englischem Accente verschrie. Der bestürzte Jäger, der aus dem Wasser herausgezogen und ihr edler Herr wurden freiwillig in eine Schrone eingesperrt und zwei Schildwachen davorgestellt. Der Engländer schrieb nun an seinen Gesandten (!) und an den General-Commissair der Polizei, Kardinal Somaglia. Der Gesandte war nicht in der Stadt, sondern befand sich auf der Villa Adriani, um den Ausgrabungen beizuwohnen, und so brachte denn der Kardinal bei seinem Wohlwollen für alle Britischen Unterthanen die Sache allein in Ordnung; er begnügte sich damit, dem reisenden Lord als Buße eine freiwillige Gabe aufzuerlegen, die als Bezahlung für die schöne kolossale Statue des heiligen Paul von Thorwaldsen verwandt werden sollte.

So steht es jetzt in den pontinischen Sümpfen aus. Solch ein Friede schwebt über ihnen. Sehen wir nun, wie es auf der Seite von Piterbo aussieht.

Was uns in Piterbo sogleich frappirt, ist Folgendes: an einem Feiertage, und faßt alle Tage sind Feiertage — sieht man an fünftausend Einwohner stolz einherpaziren, in Sonntagsmänteln und repartendo, daß es unserer lieben Frau von Piterbo gefallen würde, ihnen Brod zu schicken. Die Weibern, mit unverschämter Keckheit, betteln, und man braucht nur die Miene zu machen, etwas geben zu wollen, so kann man alt vor sich auf den Knieen sehen — um einen Bajocche. Der Reisende, der von der Armuth des Landes auf die Unsicherheit der Landstraßen schließt, ist allerdings zu entschuldigen, wenn er, bei seiner Abreise aus Piterbo, seine Pistolen in Ordnung setzt. Uebrigens erhebt sich dicht vor den Thoren der Stadt ein berühmter Berg, der in ein furchtbares Gehölz führt, das voller hohler Bäume und blutiger Kreuze ist. Hier sind keine Päpstliche Dragoner, die Garnison von Piterbo besteht aus vier schattenähnlichen Soldaten und einem Kardinal, der nicht hier wohnt. So verläßt man denn die Stadt in einer Berline, die eben so langsam fährt, wie eine Französische Diligence; mit langsamem Klettern geht es noch bei gar guter Zeit den Berg hinan; den tragischen Bäumen vorüber, gelangt man endlich auf den Gipfel des Berges, wo die Räuber im Schutze der Nebelwolken den Wagen anhalten und bisweilen können; aber kein menschliches Wesen prägt sich auf dieser alten Schädelstätte der Reisenden und man kommt gesund und wohlbehalten in Ronciglione nach einer sechsstündigen unschuldigen Promenade an. Ja der That, sollte man nicht an allem Verbrechen verzweifeln!

Nur einen einzigen Augenblick lang stiegen in mir einige Zweifel über die gegenwärtige Moralität der Einwohner von Piterbo auf. Es war um die Stunde des Sonntag-Ausgangs und auf dem südlichen Abhang des Berges. Meine Reise-Gefährten machten mich auf fünf, mit Flinten bewaffnete Männer aufmerksam, die uns zur Rechten an einer lichten Stelle im Gehölze standen; sie standen unbeweglich und betrachteten unsere Berline mit gierigen Blicken. Ich sah das lebendige Original des Jägerbildes von Salvator Rosa vor mir. Auf meine Frage hatte unser Französischer Postillon geantwortet: „Es sind Jäger", und das war vielleicht die Wahrheit, aber bei all den komischen fremden Männer, die Abends als Jäger ausgezogen waren, am Morgen in dem Wald von Piterbo dem Anblick einer Berline gar leicht eine Gastrolle als Banditen geben. Was risktirten sie bei dieser Metamorphose ihres Handwerks? Sie hatten ihr Handwerkszeug in der Hand, die Lode des Ortes war eine schlechte Rathgeberin für fünf Jäger, die in Rumpen gekleidet waren und einen armseligen Bisir nachjagen mußten. Aber die Rechtlichkeit von Piterbo bestand diese gefährliche Probe. In ihrer Ehre frey es gesagt! Die Männer drehten uns den Rücken und stiegen auf einem rauhen Fußpfade in die Ebene hinab, wo die urlandschaftlichen Wasser des Sees von Bico schlafen.

So stand ich auf dem Punkt, Italien zu verlassen, ohne einen Räuber von Angesicht gesehen zu haben; es war sür mich ein untergegangenes Geschlecht, Gestalten der Phantasie. Und doch war es mir aufgefallen, den letzten Räuber zu sehen, wie Cooper vergönnt gewesen, den letzten der Mohikaner zu sehen.

Wir saßen in Civita-Vecchia an der Wirthstafel und schwatzten und plauderten Jeder, was wir konnten, um uns den Hunger zu vertreiben. Ich hatte wohl zwanzig Mal in allen Idiomen des Kirchen-Staates nach Essen verlangt; es kam Nichts; ich forderte die Speisekarte, sie kam nicht; es stand aber weiter Nichts darauf als der Preis. Ich bezahlte sechs Paols für das Recht, daß ich auf mein Diner hatte warten dürfen, mit der Serviette auf dem Knie. Der Wirth eröffnete mir, daß sämmtliche Vorräthe von fünf Englischen Familien, die das Haus überzogen hätten, in Beschlag genommen wären. Ich bat ihn, mir ein Zimmer und ein Bett anzuweisen; das letzte disponible Bett war so eben an einen Admiral und seine Begleitung überlassen worden. „So bleibt mir nichts anderes übrig, als in der Stadt spazieren zu gehen", erwiderte ich dem Wirth; „was ist in Civita-Vecchia Interessantes zu sehen?" — „Gar nichts, mein Herr, wenn Sie nicht vielleicht die Erlaubniß erhalten, die Citadelle besuchen zu dürfen; dort könnten Sie den berüchtigten Antonio Gasperoni sehen, den Räuber von Terracina und den pontinischen Sümpfen." — „Ei, warum haben Sie mir das nicht schon früher gesagt! An wen muß ich mich wenden, um diese Erlaubniß zu erhalten?"

„Gehen Sie nur zu Ihrem Konsul. Er wird sie Ihnen auswirken." „Sogleich."

Es währte kaum einige Minuten, so hatte ich meine Einlaßkarte und einen Päpstlichen Dffizier zur Begleitung.

Die Citadelle von Civita-Vecchia ist von Michel Angelo erbaut, der auch Ingenieur war, eben weil er Alles war; sie ist im Stile seiner Freskobilder und Statuen aufgeführt; sie ist charakteristisch in jedem Steine. Bastionen von gewaltiger Breite, Mauern wie von Diamant. Die Citadelle vertheidigt sich selbst; sie hat weder Soldaten noch Kanonen und stellt seinen Feinden nur das Päpstliche Wappen entgegen,

Digitized by Google

das über dem Thore ausgehauen ist; es vertrieb die Stelle der Patricien und Garnison.

Unterwegs erzählte mir der Offizier, der mich begleitete, vom Antonio Gasperoni und den fünfundvierzig Mordthaten, die er begangen. „Es ist etwas Eigenes, mein Herr", sagte er, „das Blut erkennt einen vor Schauder, wenn man sich in der Gegenwart dieses fürchterlichen Banditen befindet. Seit 1820 Jahre lang hat er das Römische Land in Unruhe gesetzt. Das gräßlichste seiner Verbrechen ist Folgendes, mein Herr; hören Sie!

„Auf dem Wege nach Neapel hielt er ein Mal den Reisewagen eines Engländers an, der mit seiner Tochter reiste; er nahm dem Engländer alles Geld ab, was dieser bei sich führte, that ihm aber sonst nichts zu Leide und ließ ihn weiter reisen; nur seine Tochter behielt er zurück, ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit. Er nahm sie mit sich in seine Berge. Sogar der unglückliche Vater in Rom aukam, setzte er einen Preis auf den Kopf des Räubers. Gasperoni's Stolz wurde von dieser aristokratischen Anmaßung des Lords empört, — daß ein simpler Englischer Bürger einen Preis auf den Kopf eines berühmten Hauptmanns zu setzen wagte, der den Päpsten den Krieg erklärt und den Päpstlichen Dragonern zwanzig blutige Schlachten geliefert hatte! Es war in den Augen des Räubers eine Frechheit, die seine Rache erforderte. Einen Mongen erhält der Engländer in Rom ein Kistchen unter seiner Adresse und als er es eröffnet, was findet er darin — der unglückliche Vater! den Kopf seiner Tochter!"

Ich hebte mehrere Schritte zurück, das Entsetzen war zu mächtig in mir; es fing mir sogar an, Leid zu werden, daß ich die Citadelle betreten hatte: das Denkmal Michel Angelo's erschien meinen Augen wie eine Menagerie von Tigern. Doch gewann die Neugier über den Einbruch des Entsetzens das Uebergewicht und ich ließ mir die Schreckensthür des Bagno öffnen.

Eine Mauer mit zwanzig Gefängnißkammern befand sich zu meiner Linken; rechts waren hohe Kreuzgewölbe, die auf einen Hof hinausgingen; in dieser Galerie spazierten zwanzig Spitzbuben auf und ab. So wie ich eintrat, drehten sie sich kurz um und blieben stehen. Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, bei dem Gedanken, daß die Bande Gasperoni's da stille Hand in Handschellen mich höflich, was mich wieder ein wenig ermunterte, denn es war mir gar nicht sonderlich wohl zu Muthe unter dieser furchtbaren Gesellschaft. — Ich fragte alsbald nach Antonio Gasperoni. Aller Hände wiesen auf ihn hin; er stand aufrecht mitten in der Thür seines Gefängnisses, wie in einem Rahmen. Er hielt es nicht der Mühe werth, an mich heranzukommen, sondern begrüßte mich bloß mit einer ruhig ästigen Miene. Es war sehr höflich, hier eine Konversation anzufangen; ich begann mit einer unbedeutenden Frage, indem ich meiner Stimme mehr Dreistigkeit zu geben versuchte, als ich im Herzen hatte und sagte zu ihm: „Nun, Gasperoni, befindet Ihr Euch wohl hier?"

„Man befindet sich immer schlecht, wenn man nicht frei ist", erwiederte er mir, indem er die Achseln zuckte. Es war dies seine gewöhnliche Bewegung.

„Ihr habt Euch alle gefangen nehmen lassen von den Dragonern!"

„Ich? Nie hätte mich ein Mensch gefangen genommen; ich habe mich mit allen meinen Leuten ausgeliefert. Der heilige Vater hatte mir die Freiheit versprochen, und hat mir nur das Leben gelassen. Der heilige Vater hat sein Wort gebrochen."

Mein Cicerone, der Offizier, zog mich bei Seite nach einem Winkel der Galerie, und sagte mir: „Ich will Ihnen erklären, mein Herr, wie die ganze Sache gekommen ist. Gasperoni war des Lebens endlich überdrüssig, welches er seit fünfzehn Jahren geführt. Er ging eines Tages bei einem Dorfgeistlichen zur Beichte und eröffnete ihm seinen Wunsch, das Räuberhandwerk zu verlassen. Der Priester versprach ihm, die Sache dem heiligen Vater schreiben zu wollen, und ihm dessen Verzeihung und das Recht auszuüben, in päpstlicher Armee wieder einzutreten. Gasperoni flößte als besondere Bedingung hinzu, daß auch seine Gefährten in dieselbe Begünstigung mit eingegriffen werden müßten, die für ihn in Anspruch genommen würde. So wurden also die Unterhandlungen eingeleitet. Unsere Regierung hatte ein großes Interesse, sich dieser Banditen zu entledigen; sie verwilligten den Weg nach Neapel, erwarteten die Reisenden, erboten Contributionen, verkauften tausend Pässe. Man schickte sogar gegen sie Soldaten; diese Soldaten tranken mit ihnen, anstatt sich mit ihnen zu schlagen. Außerdem standen die Bauern den Räubern bei gegen die Soldaten, und machten mit ihnen in Allem gemeinschaftliche Sache, weil sie immer einen Theil der den Reisenden abgenommenen Beute erhielten. Nur die Päpstlichen Dragoner waren zuverlässig, aber gegen diese furchtbare Kavallerie dienten die Berge wieder den Räubern als treffliche Schlupfwinkel. So nahm man einen Monat, mit Gasperoni zu unterhandeln; der Geistliche machte die Mittelsperson und überbrachte dem Banditen folgende Entscheidung: der heilige Vater verspricht dem Gasperoni das Leben; der Sünder thue alsobald christlich Buße und Alles soll ihm verziehen seyn; er muß sich aber sogleich als Gefangener stellen mit seiner ganzen Bande in der Citadelle von Civita-Vecchia." Der verschmitzte Gasperoni schmunzte lange; der Geistliche wandte allen seinen Eifer auf, um ihn zu überreden: man sagt sogar, er habe ihm versprochen, sich noch wirksamer für ihn zu verwenden, und einen vollkommenen Pardon für ihn zu erlangen, wenn er dem heiligen Vater gehorche; und daß sich sicherlich die Pforten seines Kerkers wieder für ihn auftuhn würden, sobald er in christlicher Ergebenheit und Gehorsam in dieselben eingegangen seyn würde. Gasperoni, von dem Einfluß des Priesters dazu vermocht, und mit jedem Tage seines verbrecherischen Lebens satter und überdrüssiger, willigte endlich ein, sich auszuliefern. Seine Gefährten, seit langer Zeit gewohnt, ihm zu gehorchen, folgten ihm freudig in sein Gefängniß. Seit einigen Jahren warten sie auf ihre Verzeihung, aber ich glaube nicht, daß sie sie jemals erhalten werden. Uebrigens hat der heilige Vater geleistet, was er versprochen hat; dabei wird es aber auch sein Bewenden haben; es sind zu gefährliche Menschen."

Ich näherte mich dem neuen Gasperoni, der noch in derselben Stellung verharrte. Er gleicht keinesweges den Räubern, wie sie auf unseren Boulevardtheatern vorkommen. Er hat ein sanftes Gesicht, äußerst regelmäßige Züge und ein liebenswürdiges geistreiches Lächeln. Sein Haar ist schwarz und glatt, hinten lang und nachlässig mit einem Bande zusammengebunden. Er spricht und ergänzt mit Bonhomie, seine Worte fließen ihm nachlässig vom Munde; er ist sehr sparsam in seinen Gesten, ganz gegen die Weise der Italiäner, die sie verschwenderisch brauchen; nur wenn eine kecke Frage ihm eine Antwort entreißt, die ihm zuwider ist, nur dann verräth sich der überlegene Mensch in ihm; sein Gesicht wird drohend, sein Auge stürmisch, seine Lippe zuckt, seine Sprache wird beredt, fließend, scharf und unleserlich; dann erkennt man den Räuber mit sinnl ranzte bierzig Mordthaten.

„Wie ist Euer eigentlicher Name? fragte ich ihn. Man hat mir gesagt, Ihr hießet Barbone."

„Das ist mein Beiname im Gebirg; mein eigentlicher Name ist Antonio Gasperoni."

„Ihr habt Euch einen großen Namen gemacht; man spricht von Euch in Italien wie von Catilina, wie vom Spartacus und anderen berühmten Landdieben von Italien, die Rom den Krieg erklärt hatten ..."

Er lächelte und verneigte sich bescheiden. — „Was hat Euch zu diesem Handwerk getrieben, Gasperoni?" — „Ein Streit in Neapel." — „Ein Streit! das ist gar wenig; das ist ein ziemlich unbedeutender Grund, um mit der menschlichen Gesellschaft zu brechen." — „Ja, aber in dem Streite tödtete ich meinen Feind." — „Ah, das ist was Anderes. Wie lange habt Ihr Euer Handwerk getrieben?" — „Achtzehn Jahre." — „Habt Ihr Wunden davon empfangen?" — „Ihr sehet ja, daß ich also oft gezüchtigen?" — „O, sehr oft, ja, sehr oft." — „Mit den Päpstlichen Soldaten!" — „Mit den Soldaten, (er macht eine mitleidige Geberde), nein: mit den Dragonern." — „Ich habe von Eurem Abentheur in der Köhlerhütte gehört; (in seinen Augen blitzte es auf und sein Gesicht wurde finster.) Möchtet Ihr wohl die Güte haben, mir die Geschichte zu erzählen. Ihr würdet mich dadurch verbinden."

Die ganze Bande horchte uns herum, um den Schreckenserzählung aus dem Munde ihres Hauptmanns zu vernehmen.

„Sie waren ihrer siebzehn", sagte Gasperoni, „siebzehn Köhler; sie hatten mich an die Soldaten des Papstes verkauft. Ich hielt sie für meine Freunde; wir aßen und tranken zusammen in ihrer Hütte. Ich hatte keine Posten ausgestellt, ein großer Fehler, mein Herr; aber ich hatte mir immer eingebildet, diese Köhler seyen ehrliche ehrliche Leute. Nun die ganze Bande schlief, ich den Schlaf des Gerechten, als ich die kaunte diesen Tritt auf eine Meile weit — Verrath, Freunde! Verrath! Wir greifen zu unsern Waffen. Die Päpstlichen waren kaum zwanzig Schritt mehr von der Hütte entfernt; wir waren nur unserer zwölf, sie ihrer dreißig. Wir brachen uns Bahn mit einer Salve von Flintenschüssen; ich allein erschoß vier Mann, ich ward am Arm verwundet, hier sehr, und ich ist Narbe davon. Die Päpstlichen stießen uns durch; machten einen einzigen von uns zum Gefangenen und tödteten noch keinen. Sie schießen äußerst schlecht. Wären es die Dragoner gewesen, so waren wir unfehlbar verloren. Nun aber kömmt erst die eigentliche Geschichte, hört. Drei Tage nachher stiegen wir in der Nacht vom Gebirge herab, ich führte meine Leute nach der Köhlerhütte, sie schliefen, die Elenden! Eine Stimme rief: „Wer klopft draußen?" — „Oeffnet", antworten wir, „macht auf Euren guten Freunden, den Soldaten!" Ein Köhler schreit: „Macht nicht auf! Es ist Gasperoni!" Ich schlage die Thür mit dem Kolben ein, schümend vor Wuth dringen wir hinein und machen Alles nieder. Es war gerecht, nicht? Sie hatten Alle den Tod verdient, diese Bauditen für ihren Verrath! Darauf zähle ich die Leichen; es sind nur vierzehn da. Ich durchsuche die ganze Hütte, durchstöbere jeden Winkel; nichts zu finden, drei waren entwischt, zum Teufel! Rache und Wuth! Ich brannte mir durch meinen Wangen. O! ich will sie finden! ich will sie finden! sagte ich zu meinen Kameraden. Ich wäre ganz Italien durchlaufen, um sie zu finden. — Zwei Jahre nachher trafen wir eines Abends in eine kleine einzelnstehende Hütte ein, hart am Meere, um zu trinken. Wir waren an dem Ort bekannt. Es waren einige Bauern da, die um einen Tisch saßen. Ich habe ein scharfes Auge, einen Feind zu entdecken, und gewahre unter den Bauern einen Menschen mit einem Winkel. Ha! das war sicher als ich! — Endlich hab' ich sie! sprach ich zu mir selber. Hierher, ihr da! kommt doch einmal vor und laßt euer Gesicht sehen. Warum so schen? Sie zitterten und waren bleich, die drei Bauditen. — Lange genug hab ich Euch gesucht, sagte ich ihnen mit einem Lächeln wie jetzt. Sie warfen sich zu meinen Füßen und flehten um Gnade. Ich gab meinem Executor ein Zeichen; er hielt ihnen nach einander die Pistole dicht vor das Gesicht und schoß sie nieder. Was mich betrifft, so vergieße ich nur Blut im Kampf; außer dem Gefecht, habe ich nie Jemand getödtet, nicht einmal jene elenden Kohlenbrenner, die mich verfolgt haben."

Sämmtliche Räuber begegnen dies Faktum mit einem Zeichen des Kopfes und der Hand; ein pantomimisches Certifikat, welches sie der Moralität ihres verehrten Hauptmanns gaben.

„Ich habe mir sagen lassen, daß Ihr viele Dinge von Euch", sagte ich zu ihm ... — „Ja, ja, ich weiß; ich weiß; man wird Ihnen bundert Fabeln erzählen ..." — „Die Tochter jenes Engländers, der einen Preis auf Eurem Kopf setzte ..." — „Ich habe niemals Leute bluen lassen." — „Aber Ihr habt doch diswelten weiche mit in Eure Berge genommen?"

Er schehte über diese Frage und nahm die Miene eines Stutzers an, der mit einer gewissen Zurückhaltung schweigt, damit man sich sein Schweigen nach Belieben auslegen möge. — „Ihr denkt wohl mit Bedauern an das unabhängige Leben zurück, das Ihr so ganz aus freier Entschließung verlassen habt! Wenn Euch der heilige Vater Eure Ver-

zeihung gewährte, was würdet Ihr mir Eurer Freiheit anfangen?" — „Ich würde wie ein ehrlicher anständiger Mann leben, würde nach Neapel gehen und arbeiten." — „Das würde Euch schwer werden, Gasperoni; Ihr seyd an so Manches gewöhnt . . ." — „Nein, nein, mein Herr; das Leben in den Bergen ist mir zum Ekel. Ich habe es fünfzehn Jahre lang geführt; ich war damals jung und die Strapatzen waren mir angenehm; aber jetzt fange ich an, alt zu werden, leide an meinen Wunden und brauche Ruhe." — „Würdet Ihr für alle Eure Kameraden haften?" — „Für Alle!" — „Ist der gegenwärtig, der Euer . . . Erlasser war, der auf Eure Rechnung wordete?" — „O ja, da steht er!"

Wenn mir eine Schlange über die Hand geglitten wäre, so hätte ich schrecklichen Schreck und Schauder empfinden können. Dieser scheußliche Henker stand dicht an meiner linken Seite und berührte mit seinem Arm den meinen. Nur auf Gasperoni und seine Worte achtend, hatte ich den Polizeichef einer Executionen nicht bemerkt. Er verläßt nie seinen Herrn; wie ehemals in den Bergen, ist er ihm im Wachen und Schlaf zur Seite, als ob er noch im Gefängniß auf irgend eine unwiderruffliche Hinrichtungs-Ordre wartete. Es ist, glaube ich, nichts abschreckenderes unter allen menschlichen Wesen aufzutreiben, als dieses Ausbild dieses Kerls. Die Dumpfheit und Stupidität des Verbrechens ist auf seinem langen, mageren, blassen Gesicht ausgeprägt; sein Auge ist mit der leichenhaften Haut des Meerader-Auges übergogen; ein immerwährendes Grinsen läuft über seine Wangen, aber in seinem Blicke liegt ein starrer eisiger Ernst. Während ich ihn examinirte, betrachtete er mit einer seltsamen Aufmerksamkeit die Knöpfe meines Rockes, gleichsam, als zählte er sie nacheinander, Gerosino!" — „Ja!" sie heißt Du?" sagte ich ihm, um ihn von seiner festsamen Untersuchung abzuziehen. Er blieb gebückt; sein Auge nahm sich nicht die Mühe, zu meinem aufzublicken; seine Lippen schienen sich kaum aufzuschließen, und aus heiserer Brust antwortete er: „Geronimo."

„Also Du bist es", fuhr ich fort, „der den Henker abgab?" — „Ja, mein Herr!" (immer das Auge auf meine Knöpfe gehetzt.) — „Und hast Du Viele gemordet, Geronimo?" — „O ja! so oft man mir befahl hat: Mordet! (amazza)!" — „Ich zweifle sehr daran, daß Du die Verzeihung des heiligen Vaters erhalten wirst, Du!"

Die ganze Bande brach in ein lautes Gelächter aus und sah meiner Ansicht Beifall. Geronimo machte ein Zeichen von Gleichgültigkeit, und fuhr fort, die Knöpfe meines Rockes zu zählen.

Ich wandte mich an die Uebrigen. „Es scheint", sagte ich zu ihnen, „daß Ihr sehr lustig seyd und eben nicht mager werdet in Eurem Gefängniß?"

Ein Bandit, der einen gewaltigen Bauch hatte, was unter den Banditen sehr selten vorkommt, erwiderte mir, daß der heilige Vater sie sehr gut halte. „Wir kriegen Fische und Fleisch zu essen, lauter gute Bissen", sagte er mir, „was wir nur wollen; wir erhalten jeder täglich drei Paoli (2 Frcs.)."

„Was! so seyd Ihr ja hier besser daran, als halb Italien, als sämmtliche Bettler in den Römischen Staaten. Ihr bekommt zwei Paoli täglich?"

„Ja, mein Herr!" nahm Gasperoni das Wort; „und das ist sehr politisch gehandelt von der Regierung. Die, welche unser Handwerk treiben, oder es zu treiben im Sinne haben, wissen, daß, wenn sie sich der Verfassung nicht stellen, sie nicht zu Bettern gelangen, noch zu Geld obmeis; und das findet man nicht immer bei dem Leben in den Bergen. Das kann Einem denn wirklich Lust machen, sich auszuliefern, wenn es Einem zum Ekel wird, an den großen Landstraßen zu liegen. Und dann kommen auch noch die Geschenke der Reisenden hinzu."

„Wohlan denn! ich bin erstaunt, daß Ihr Alle Euch glücklich befindet."

„Mein Föhrer bestätigte mir Alles, was ich so eben von der Großmuth des Papstes vernommen. Eb' ich aus dem Kerker hinausging, betrachtete ich noch jeden Einzelnen von der ganzen Bande mit Muße bin und her. Aber es befindet sich kein einzig malerisches Gesicht darunter, das des Hauptmanns und seines Henkers ausgenommen; die Uebrigen haben alle so bürgerliche, so profaische Gesichter, daß man sie für ehrliche Leute halten könnte, die ein Opfer irgend einer politischen Ebikane hier sitzen. Ich weiß nicht, ob sie in ihr malerisches Kostüm gerathen haben, welches die Künstler den Neapolitanischen Banditen zu geben pflegen; ihre Bekleidung im Bagno ist die Tracht der Italiänischen Handwerksburschen; die grauen Beinkleider, die braunen Westen, die blauen Strümpfe zerstören alles Poetische ihres Handwerks. Sie hatten keine von jenen malerischen Stellungen an sich, die man in den Zeichnungen bewundert; ihr Lächeln, ohne den hundertten Ausdruck von Rücksichtnehmung, den lichten Himmel, die Römische Atmosphäre, den süßen Strahl der Frühlingssonne, die die Bogen vergoldete und wie ein alter Freund aus den Gebirgen sich in die Wölbungen der Kammern hineinstahl. Die Töne des Meeres, die um den Fuß der Citadelle spielten, verstehen sie nicht in Träumerei; sie scheinen gleichgültig gegen Alles, aber ohne niedergeschlagen zu seyn, ohne irgend eine sichtliche Bewegung von Hoffnung oder Verzweiflung; sie rauchen Tabak, mit lächelnder Miene, hier einander geschlagenen Armen, heiterer Stirn. So fröhte sich die Bande dar, die sunfzehn Jahre lang die pontinischen Sümpfe in Schrecken gesetzt, die Soldaten des Papstes in die Flucht geschlagen, den Dragonern Schlachten geliefert und so viele reiche Engländer ausgeplündert hatte. Sie werden wahrscheinlich in der Citadelle auf ihren Pardon warten, bis ihn der Tod ihnen giebt, oder mit ihnen wird die Erinnerung an sie verschwinden. Sie werden wohl noch einzelne Streiche von Marauderns vernehmen zwischen Viterbo und Romiglione, Rom und Terracina, aber von keinem organisirten Verein von Banditen mehr, die einen Hauptmann an ihrer Spitze haben, und Uniform und Fahne. Es ist dies für die reisende Menschheit ein Glück, aber ein Unglück für die Künstler. Das Römische Land ohne Banditen ist wie die Syrische Wüste ohne Kameelen. So bricht die arme Poesie überall dahin; die Moral und die Civilisation erstieben sie. Nur der Orient bleibt noch übrig; ach — und auch der! Die Türken ziehen blaue Ueberröcke an, dem Bayer übertommt Peritles Erbschaft, und der Sultan trägt bohe Rothlitzefut und einen feinen Pariser Kastorhut.

England.

National-Charakter der Engländer, Franzosen, Italiäner und Nord-Amerikaner.

(Schluß.)

Was ist dem Italiäner das Vorzüglichste, das ihm das Leben angenehm macht? — „Das „dolce far niente" (das süße Nichtsthun). Bei dem Franzosen ist es das „l'aire clagner son soucl" (mit der Peitsche knallen) und endlich bei dem Engländer ist es das „to be comfortable" (behaglich leben). Alle übrigen Nationen wissen gar nicht recht, was das Wort comfortable eigentlich zu bedeuten habe; auch deuten ihnen ihre Sprachen kein eigenthümliches Wort dafür dar.*) Was ist Comfort? Es ist nicht bloßes Bergnügen, obgleich immer doch angenehm, weder sich denn auch in allen Sprachen ein Wort findet. Es ist die angenehme Empfindung, die uns bei der Abwesenheit von allem besonderen Ungemach, von jeder Last und jeder Unbequemlichkeit zu Theil wird. Ein Feuer bei kaltem Wetter ist comfortabel; trockene Kleider, wenn wir vorher durchnäßt waren, sind comfortabel; Sonnenschein nach Nebel- oder Regenwetter ist ebenfalls comfortabel — kurz, der ganze Inbegriff des Comfortablen scheint überhaupt dem rauhen Klima des Nordens eigenthümlich anzugehören, indem sich nur hier alle Unbequemlichkeiten zusammenfinden, deren Abwesenheit durch das Wort angedeutet wird.

Man hat es auffallend gefunden, daß die Engländer so viel weniger mäßig im Trinken sind, als die Bewohner des südlicheren Europas. Manche meinten, die Weinländer seyen gewöhnlich nüchterner; England aber bringe seinen Wein bezahlt, daher sey es nicht mäßig. Dies ist nicht wahr. Wenn wirklich England auch noch so viel Wein haben, so würden doch die Einwohner, wie ich glaube, nichtsdestoweniger gern trinken, wenn wir auch freilich zugeben müssen, daß der Wein weniger gefährlich wäre, als der Branntwein oder das Porterbier. Die Sucht nach geistigen Getränken ist bei den nördlichen Völkern viel mehr den Eigenheiten ihres Klimas und ihrer Nahrungsweise zuzuschreiben, als dem Mangel an Weinland. Denn der Nordländer ist immer der Kälte und der rauhen Winden passen Last ausgesetzt; dazu kommt, daß er einen Boden bebaut, der weniger fruchtig ist und daher mehr Anstrengung und Arbeit nöthig macht; endlich nährt er sich vorzugsweise von animalischen Speisen. Dagegen nährt sich der Bewohner des Südens unter seinem freien schönen Himmel zum größten Theil von Pflanzenstoffen, und dabei braucht er sich auch weniger anzustrengen und stählt dabei gar nicht das Bedürfniß, sich durch hitzige Getränke zu erfrischen.

Man hat viel über den Einfluß der Literatur auf die menschliche Gesellschaft gesprochen. Die Literatur, sagt man, gebe den Sitten eines Volkes erst ihre Gestaltung und Form. Dies ist ein Irrthum. Denn die Sitten schaffen die Literatur, nicht aber die Literatur die Sitten. Die Italiäner übertieffen sich nicht deshalb dem Sinnengenuß und den Zügellosigkeiten, weil Boccaz freie und zügellose Novellen geschrieben, sondern Boccaz schrieb seine zügellosen Novellen, weil die Sitten um ihn her dieser Charakter an sich trugen. Es ist irrig, wenn man glaubt, daß die Voltaire's, de Diderot's und die D'Alembert's die Französische Revolution hervorgerufen haben; vielmehr bewerkte Lord Byron sehr richtig, daß die Encyklopädisten vergeblich alle ihre Finger hätten zu Schanden schreiben können, ohne eine Revolution hervorzaubern. Diese Ansicht möchte nicht in allen geistigen und politischen Institutionen des Landes selbst längst vorherrschend gewesen wäre. Die Literatur eines Zeitalters oder eines Landes wird freilich immer in einem gewissen Grade auf die Sitten und Meinungen der Zeit und des Landes einwirken; allein die Grundzüge und die wesentlichen Gestaltungen eines National-Charakters sind weit tiefer im Innern des Volkes selbst angelegt, als in der Feder des Schriftstellers, der in seinem Studirzimmer schreibt, damit sein Product zur Erscheinung und Anerkennung bei seinen Leuten.

Die bescheidenste, zurückhaltendste und liebenswürdigsten unter den Italiänern sind die Toskaner. Die Höflichkeit der Pariser besteht zum großen Theil aus leeren nichtssagenden Komplimenten; aber bei dem Florentiner ist sie der Ausdruck eines hohen Grades von zartem und innigem Gefühl. Was die Römer betrifft, so sind sie bekanntlich die mürrischsten und mißtrauischsten unter allen Italiänern. Bei den Neapolitanern nehmen wir die Aufrichtigkeit der ferneren Art; während Manche unter ihnen sich so kriechend als möglich zeigen, geben Andere die unverschämteste Frechheit und Zügellosigkeit zu erkennen. Besonders ist bei ihnen eine gewisse Impertinenz fast zur Gewohnheit geworden. Hier zieht Dir ein feiner Geselle, dem Du Drangen abkaufst, auf öffentlicher Straße die Börse aus der Tasche, und ertappst Du ihn auf der That, so lacht er Dir noch gerade in's Gesicht, und benimmt sich ganz so, als wenn nicht das Geringste vorgefallen wäre. Ein Cicerone, dessen Dienste Du zurückweisst, weint Dich, trotz Deines ausdrücklichen Verbittens, doch den ganzen Tag lang nicht verlassen; Du magst ihm immerhin hundert Mal drohen, ihm mit Stockschlägen aufzuwarten, wenn er sich nicht fortmacht, er folgt Dir dennoch auf dem Fuße, um jede Ecke herum, in jeden Laden, den Du besuchst, und wie er ist, in Lumpen und Schmutz gehüllt, drängt er sich Dir ein, mit einer Dreistigkeit, die zusammenstößt, sogar es Damen oder Herren; wirst Du ihn dann heut zur Thür hinaus, so lauert er Dir morgen vor derselben wieder von Neuem gierig auf.

Die Unverschämtheit eines Neapolitanischen Fiakers' erreicht den höchsten Grad, den man bei dieser genug dafür bekannten Menschen-

*) Wir haben es hier durch „behaglich" übersetzt und glauben, damit die Bedeutung des Wortes, wenn auch nicht ganz, doch zum großen Theil wiedergegeben.

Digitized by Google

klasse entrückt. Es ist in der That ein ganz gesellschaftes Unterhalten für einen Fremden, der zum ersten Mal nach Neapel kommt, sich nach dem Largo del Castello hinzumogen, nach dem Platze, wo die Fiaker meist in Masse versammelt sind: hier kann man nicht einen Schritt weit vorwärts thun, ohne einen Pretschenhieb in's Gesicht zu bekommen, unter dem lauten Rufe: A carroz! a carroz! Denn die Kutscher sitzen hier überall auf den Böcken, und läßt sich irgend ein anständiger Mann blicken, der versichen sie nie, ihm vor Allem ihre Dienste zu bieten. Mögen sie Dir nun auch die Wege anschlagen, darum wird sich weiter keiner grämen, und im Gegentheil würde man sich noch darüber höchlich wundern, wenn Du etwa deshalb ihre Dienste zurückwiesest. So oft ich durch eine enge Gasse in Neapel ging, in der zufällig ein leerer Fiaker vorbeifuhr, durfte ich darauf rechnen, daß der Kutscher immer auf mich zufuhr, und mit seinem Wagen so in die Kreuz und Quere lenkte, daß mir nicht die Passage abgeschnitten war, wenn ich mich nicht in die Thür werfen wollte. Kutsche binnen verfügen wollte, die er zu dem Zwecke immer ganz offen hielt. Nur ein lichtscheuer derber Kunkel half mir hier immer noch aus der Verlegenheit.

„Was für einen Laffen von einem Aufwärter haben Sie da!“ sagte ich einst zum Wirth in einem Kaffeehause in Florenz. „Sie haben sehr recht, sehr recht“, erwiderte er; „allein, was kann man auch von ihm verlangen? Er ist ein Römer!“ — Die Römer stehen bei den Toskanern im Rufe der Trägheit, denn auch ihre Gerstes-Anlagen nennen sie den übrigen Italiänern nicht so gering geachtet werden. Merkwürdig ist es, daß Rom in der neueren Zeit so wenig Männer von Geist hervorgebracht, während Florenz deren so viele erzeugt hat. Denn wer wäre auch nur aus Rom, sobald man von dem klassischen Zeitalter absieht, als ausgezeichnet zu erwähnen? Dagegen glänzt Florenz, das „kleine Florenz“, im Mittelalter und während seiner Glanzperiode an den Namen Dante, Michael Angelo, Galilei, Machiavelli und ein ganzes Heer von Anderen, wenn noch Andere neben jenen Lichtern ausgeführt werden dürften.

Verschiedene Nationen haben sich zu verschiedenen Zeiten einander Stolz vorgeworfen. John Bull verlachte vormals seinen Nachbar jenseits des Kanals wegen der Eitelkeit, die dieser in Betreff seines grand monarque und später auf den Umfang seiner grand vocabulaire an den Tag legte. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Franzosen von jeher große Propagandisten ihrer eigenen Meinungen, die sie für die besten halten, gewesen, allein sind sie deshalb die einzige Nation, die stolz auf sich selbst ist? Ist nicht John Bull in gleichem Maaße mit sich zufrieden, wie sein Nachbar? Hat er nicht gleichfalls dies Gefühl in seine Muttersprache eingewebt, indem er hinter mancherlei Wendungen, wie „taking French leave“ (sich auf Franzosen empfehlen) u. dgl., was man in Deutschland „sich auf Englisch empfehlen“ nennt), „drinking Dutch courage“ (Holländischen Muth trinken), „walking Spanish“ (Spanischer Gang) u. s. w. lächerweise seinen eigenen Stolz versteckt? Es hält nicht schwer, die Franzosen, die Holländer, die Spanier, so wie die Amerikaner der Ruhmredigkeit anzuklagen; allein wollte John Bull sich selbst genau in's Auge fassen, so würde er sehen, wie seine Eitelkeit-sucht ebenfalls mit dem Vorgetheilt schnell und unverschens emporwächst.

Dieser Nationalstolz hat schon zu manchen seltsamen und absurden Benennungen Anlaß gegeben. So bezeichnet der Engländer sein Vaterland mit „Merry England“ (fröhliches England) und der Franzose mit „Notre belle France“, während alle Welt weiß, daß England eben so wenig fröhlich, als Frankreich schön ist. Aber, wie es im Italiänischen Sprichwort sehr richtig heißt: Ad ogni uccello suo nido è bello, sagt man den Holländer, so behauptet er, das Paradies habe am Zuydersee gelegen. Alle diese Dinge beweisen bloß so viel, daß jedes Volk für seine Heimath besonders eingenommen ist, und wollte man irgend einer Nation ihren Nationalstolz zum Vorwurfe anrechnen, so hieße dies die Eigenheiten und die Natur der Dinge kritisiren.

Uebrigens scheinen die Antipathien der Nationen gegen einander sich in früheren Zeiten noch mehr geltend gemacht zu haben, wie gegenwärtig; zum Beweise dienen die vielen, das Nationalgefühl kränkenden Ausdrücke, die den Sprachen einverleibt wurden. So hat uns die Römische Literatur die „Punica fides“, überliefert, und bürten wir Punische Autorität an statt der Römischen beziehen, so würden wir ohne Zweifel jenes Wort der Lügenhaftigkeit mit dem Charakter der zweiten Nation bezeichnet gefunden haben.

Auch die Amerikaner sind noch sehr stolz. Stolzer noch als die Engländer oder die Franzosen, gerade so wie das Kind stolzer ist, als der Mann. Hiermit will ich jedoch Jene keineswegs herabsetzen; im Gegentheil erscheint mir die Sache ganz naturgemäß, als ein Beweis ihres rechtlichen Charakters. Denn wer gar keinen Stolz hat, wer sich gar nicht darum bekümmert, was man in der Welt von ihm sagt, von dem ist auch nicht viel zu hoffen. Wir Deutschen, im Allgemeinen genommen, wie wir schon erwähnt, leinen Nationalstolz. Wer einem Neapolitaner kannst Du sein Vaterland beschimpfen, Du kannst seine Regierung tadeln, seine socialen Institutionen, seine Männer und Frauen, und Alles, was mit dem Wesen und den inneren Verhältnissen des Landes in enger Verbindung steht, sey es in moralischer, politischer, mechanischer oder metaphysischer Beziehung, geringschätzend herabsetzen und er wird Dir nicht das Geringste dagegen einwenden. — Denn was kümmert's ihn? Er ist nicht stolz und denkt darum, weil er sich aus Deinem Lobe nichts macht, giebt er sich auch keine Mühe, sich besserden werth zu machen. Das ist eben das Wichtige dabei: würde er irgend Sinn für dasjenige haben, was seine Nachbarn um ihn her von ihm sagen, so würde er auch danach streben, seine Lage zu verbessern.

Kein Volk ist aber mehr um die Urtheile der Mitwelt besorgt, als die Nord-Amerikaner; kein Volk ist so begierig zu wissen, was man von ihm sagt und denkt, und in welcher Richtung es bei anderen Nationen steht. Geschieht wo in einer Europäischen Zeitschrift ihrer Erwähnung, so wird es gleich auch in ihre Journale aufgenommen und Jedermann zu lesen in die Hände gegeben: sey es Lob oder Tadel, das Interesse bleibt immer dasselbe. Kein Volk findet sich mehr gekränkt durch fremdes Lob, so wie auch keins den Tadel Anderer empfindlicher aufnimmt. Das ist ein Zeichen eines lebendigen und gesunden moralischen Gefühls der Nation, und es ist ganz falsch, wenn man sagt, daß die Amerikaner von einem blinden Vertrauen auf sie Alles, was ihre Institutionen betrifft, es mag gut oder schlecht sepn, eingenommen seyen; sie wissen vielmehr sehr wohl, daß die menschlichen Institutionen, so wie in anderen Dingen, so auch in der Politik nirgends ganz vollkommen sind und daß sie noch viel zu lernen übrig haben. Aber Volk mögen sie immerhin seyn; es kann ihnen nur zum Vortheil gereichen; denn wer auf die gute Meinung der Welt einen Werth legt, der giebt sich auch Mühe, sich besseren würdig zu erweisen.

Die Engländer wissen mit einem Stolz gewissermaßen schon des Ihrigen fast; sie haben eine Geschichte und eine Literatur, wie sie kein anderes Volk so leicht aufzuweisen hat. Ihre Insel ist dicht bevölkert und in allen Welttheilen ist ihr Ruhm verbreitet. Dagegen steht Amerika noch in seiner Kindheit da und hat unzählige Phasen noch durchzumachen, bevor es baldan gelangt. Der Engländer kann aus so ganz kuhig mit anderen, wenn man den intellectuellen Charakter seiner Landsleute ergründen sich bemüht, denn er weiß recht gut, daß man ihm seinen Shakespeare und Newton doch nie antasten wird. Und so mag man es auch gegen seinen militairischen Ruhm zu Felde zu ziehen, so ist er doch versichert, daß man, wenn man ihm auch Waterloo und Trafalgar streitig machen wollte, ihm doch nie die Siege von Blenheim, Ramillies, Cressy und Agincourt entreißen wird. Hier jene Weise kann man's den Engländern schon nicht verübeln, wenn sie in manchen Punkten so fast bleiben. Aber die blinde Wut einer jüngeren Nation bald in Zorn und Flamme gerathen würde.

Indeß ist auch John Bull keineswegs so ganz unempfindlich gegen Angriffe und Beleidigungen. Denn so bekannt auch sein Vaterland in der Welt ist, so wenig ihm auch alle die unsinnigen Beschimpfungen und Entstellungen Englands schaden mögen, so nimmt er doch seine Ruhland, sich in Harnisch zu werfen, so oft er braunschweigt wird. Man erinnert sich noch wohl, wie sehr sich der Fürst Pückler-Muskau und Baron d'Haussez bei Gelegenheit ihrer mährchenhaften Schilderungen der Menschen und Sitten in England in den Englischen Reviews vorgekommen sind; obwohl jene Herren noch immer nicht so viel gelogen, als in Betreff Nord-Amerika's die erfinderische Race von Romanschreibern gethan, von denen nur Mrs. Trollope genannt zu werden braucht, um sie Jedem zu charakterisiren.

Indeß sind alle Uebersicht und Erfindungen von Reisebeschreibern, so wie die wiederholten Anstrengungen Englischer Reviews und Journale, um die beiden Nationen gegen einander aufzureizen, bisher — wenigstens wenn wir auf das Land jenseits des Oceans sehen — noch immer ohne Anklang geblieben. Denn die Nord-Amerikaner sind der Alten ein Volk, das nicht so leicht ohne Grund, ernstlich in Zorn gerathen; freilich ist es an und für sich sehr empfindlich und reizbar, wo wir eben erwähnt, allein dabei besitzt es ganz die Gabe, Jedem, ja auf sich, zu viel Ueberlegung, als daß es im Ernste über Dinge toben sollte, deren Grund es nicht erkennt und von denen es nicht weiß, zu welchem Zwecke sie führen. Wenn die Nord-Amerikaner auch von den Reisenden mitunter als Abderiten gröblichst werden, so sind sie doch nicht immer auf der Stelle darüber empört, sondern sie überlegen sich's vorher erst recht und fragen sich selbst, ob denn Gulliver noch heutzutage so Viele unter der Zahl seiner Gläubigen aufzuweisen habe.

Von ganz eigenem Charakter ist der Zustand der eingewanderten Irländer in Nord-Amerika. Die hier befindlichen Engländer und Schotten haben sich meistentheils im ganzen Lande wieder zerstreut, wo sie entweder auf Pachtgütern sich angesiedelt, oder tiefer in den Innern eingedrungen sind. Dagegen die Irländer halten sich mit großer Sorgfalt von den übrigen Amerikanern ganz abgesondert; sie schwärmen in großen Massen, oft zu Tausenden, in New-York, Boston und Philadelphia umher, wo sie, wie vormals die Juden in vielen Europäischen Städten, ihre eigenen, meist die schmutzigsten, engsten und unbequemsten, Stadtviertel bewohnen. Hier begetirren sie gemeinschaftlich mit einander, und nichts vermag sie je von da zu entfernen, wo sie sich einmal mit allen ihren eigenthümlichen Gebräuchen sammt ihrer kauderwelschen Sprache niedergelassen haben.

Fast jede große Stadt in Nord-Amerika hat ihr besonderes Irisches Stadtviertel aufzuweisen, doch findet man zu New-York die größte Zahl der zuweilen sehr unruhigen Irländischen Bevölkerung. Zu Boston befinden sich deren verhältnißmäßig wenig, obwohl immer doch so viel hier zusammen sind, daß sie nicht selten ihre Mitbürger in die Nothwendigkeit versetzen, ein wachsames Auge auf die Ruhestörer zu haben. Irländer kommen sie mit den Engländern im Ganzen gut überein, nur daß sie es auch hier oft nicht lassen können, die „Schlechte“ gegen einander zu schwingen, was sie bei der Ueberfahrt über den Ocean noch immer nicht verlernt haben.

„Coelum non animum mutant, qui trans mare currunt.“

Im Uebrigen sind die Nord-Amerikaner im Großen und Ganzen fast dasselbe Volk, wie die Briten in England, derselbe praktische Charakter, derselbe Muth und Unternehmungsgeist, derselbe alte Sächsische Energie und Starrsinnigkeit. Auch bezügen, was man in England gar nicht so recht zu bemerken scheint, die Nord-Amerikaner heut zu Tage noch immer das größtmögliche Interesse für die politische Lage ihres ursprünglichen Mutterlandes, und man ist in Nord-Amerika über die Politik und die Institutionen Englands in der Regel weit besser unterrichtet, als man es in letzterem Lande über die Angelegenheiten der ersteren zu sein pflegt.

(N. A. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (= 1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 28. Berlin, Freitag den 6. März 1835.

Holland.

Holländische Zustände. *)

Der phlegmatische Charakter der Holländer eignet sich mehr als der irgend eines andern Volkes für die Formen der Repräsentativ-Regierung. Spekulativen Ideen abgeneigt, hält er sich nur an's Positive, ist zufrieden, wenn es ihm wohl geht, und läßt sich nicht gern Adelsaristokratie Bahnen verlocken. Die Carrière in Staatsämtern führt nicht zu Vermögen und Reichthum, und da sich die Gewichtigkeit, die sie verschafft, nicht auch auf die Börse erstreckt, so gilt sie nicht viel. So gerathen in einem Lande, wo das Geld Alles ist und äußerer Glanz Nichts, wenig Personen in Versuchung, die Carrière zu verlassen, die sie zum ersteren zu führen verspricht, um den Schimmer äußerer Ehre nachzulaufen. So betrieb man die Geschäfte des Landes mit seine eigenen. Man leitet sie so gelind und still als möglich, ohne Erschütterungen, mit Ruhe und Klugheit, ohne sich weiter Sorge zu machen, welchergestalt und unter wessen Führung sie gehen, wenn sie nur gut gehen. Es fällt hier jenes Mißtrauen weg, welches auf künstliche Weise gegen die Regierung in Schwung gebracht wird, alle die Umtriebe und Bearbeitungen der öffentlichen Meinung, all die Parteiverbindungen gegen die Einzelnen und die Systeme. Die Regierung mit seinem König an der Spitze und einer Königlichen Familie, die im wahren Sinne des Wortes populair sind, ein Hof ohne Prunk und eitlen Aufwand, zwei gesetzgebende Kammern, die nicht sehr zahlreich und ohne allen Bezug auf Parteiinteressen zusammengesetzt sind, die Verwaltung mit den Municipalformen, die die Fraudsische Herrschaft dem Lande gebracht, und die sich nach dem Holländischen Charakter modifizirt haben, Alles dies bildet und begründet einen friedlich ruhigen Zustand, der nicht sowohl Schritt auf Schritt fortzuschreiten scheint, als vielmehr auf einer Fläche, wenn wir vergleichen sollten, wie auf dem Spiegel der Kanäle, die das Land durchschneiden, dahingleitet. Nichts geht schnell, aber Alles kommt an's Ziel. Nichts geräth in Verwirrung oder Unordnung, weil alle heftigen und wilden Bewegungen ausgeschlossen sind. Holland ist noch ganz dasselbe, wie es sich vom Spanischen Joche befreit hat. Und es wird bleiben, was es ist, so lange es sich nicht zu Verbindungen hinreißen läßt und zu einer Stellung, die ihm nicht angemessen wäre — vor denen es sich auch nach seiner besseren Weisheit hüten wird.

Man verfährt in Holland nach gewissen Administrationsweisen und polizeylichen Formen, gegen die sich die Fremden, die das Land bereisen, mit Fug und Recht zu beschweren hätten. Nitgends verfährt die Polizei unpünktlicher, und die Ungeschicklichkeit, mit der sie sich benimmt, erhöht den Verdruß noch, den sie dem Reisenden verursacht. Besonders bei Gelegenheit der Pässe macht sie ihre Wichtigkeit auf eine höchst lächerliche Weise geltend. So wie man in eine Stadt hineinkommt, muß man die Pässe abgeben, warten, bis sie gelesen und eingetragen sind, oft sogar auch auf abwesende Fragen Antwort geben, die auf Hollandisch gethan, und eben so wie die Antworten, von dem ersten besten Vorübergehenden, der so dienstfertig sein will, verdolmetscht werden. An der Thüre des Wirthshauses beginnt diese Formalität von Neuem. Ehe man in sein Zimmer geführt wird, muß man nochmals seinen Paß vorzeigen. Der Unterkellner liest ihn durch, kehrt ihn rechts und links um, vergleicht das Signalement, und steckt ihn in die Tasche. Kaum ist man in seinem Zimmer angelangt, so erscheint der Herr vom Hause, eine Feder mit Tinte hinterm Ohr, ein Papier mit laufenden Abtheilungen in der Hand, auf dem eine Menge von Fragen in Holländischer Sprache gedruckt stehen, auf die man Bescheid thun muß. An die Stelle des Passes empfängt man eine Marke, die man verpflichtet ist, auf das Polizei-Büreau zu tragen, und dann die Ausbändigung des Depositums zu gewärtigen hat. Dort aber wird nun die schon ziemlich ermüdete Geduld auf neue Proben gestellt; der Fragen werden immer mehr, sie verdoppeln, verdreifachen sich nicht nur in Bezug auf die Person des Reisenden, sondern auch in Bezug auf Absicht und Zweck der Reise. Man muß sich hüten zu sagen, man bereise das Land zu seinem Vergnügen. Man kommt mit diesem Grunde nicht durch, denn man weiß in Holland recht gut, daß man sich dort nicht amüsirt. Die Beamten lesen Alles durch, von der unbedeutendsten immer wiederkehrenden Formel an bis auf das Datum des letzten Visa; und da sie sich's zum Geschäft machen, sich auf die unterschiedlichen Schriftzüge zu entziffern, so nimmt die ganze Operation ungemein viel Zeit weg. Endlich wird man entlassen, und Einem eingeschärft, den angenehmen Zeitvertreib, mit dem man so eben regalirt worden, ja nicht zu versäumen, und mit dem uns die Holländische Polizei überall aufzuwarten nicht verfehlen wird, wo man auch sein Zelt für die Nacht aufschlagen wollte.

Die Holländer unterscheiden sich von den übrigen Völkern durch das Beharrliche und Stationaire ihrer Zustände, in Civilisation, Sitten und Einrichtungen. Wenn man das Kostüm der ersten Klassen der Gesellschaft ausnimmt, so erkennt man noch heut zu Tage in den Städten, auf dem Lande, in den Gasthäusern, bei den Fenstern, wo sie, vermittelst doppelter Spiegel, Alles, was sich auf der Straße bewegt und vorgeht, vor den prüfenden Blick ihrer Betrachtung ziehen, erkennt man noch überall, sage ich, die Frauen wieder, die Van Dyk, Teniers, Rembrandt und Ostade einst zu Mustern gedient haben. Man findet sie noch ihs auf die Stellungen wieder, die auf die Gewohnheit, die mangelnde Thätigkeit der Einbildungskraft durch eine Neugier zu ersetzen, die sich auf alle Gegenstände erstreckt, die sie zu erregen geeignet sind.

Die Schönheit der Holländerinnen besteht ausschließlich in einer sehr weißen, schimmernden Haut; ihre Züge sind bestimmt aber ohne Schärfe, regelmäßig aber ohne Reiz; sie sind ohne allen bedeutenderen Ausdruck.

Bei Erziehung der Frauen in den höheren Ständen spielen die deutsche, Französische und Englische Sprache eine bedeutende Rolle; sie sprechen diese Sprachen mit Leichtigkeit und sind in der Literatur derselben bewandert. Mit minderem Geschmacke oder Erfolg kultiviren sie die schönen Künste, die übrigens auch wenig am Orte sein und sich nicht sonderlich lohnend beweisen würden, in einem Lande, wo man nur das schätzt und sucht, was einen positiven Zweck hat. Sie zeigen guten Willen, sich mit den Anstalten der Fremden zu befreunden, gehen darauf ein und suchen sie gelind zu machen; ohne Zweifel in der Absicht, ihre Landsleute dafür zu gewinnen und nach jenen Mustern ein wenig umzumodeln. Bisher aber sind noch alle ihre Bemühungen vergeblich geblieben, trotz ihrer Beharrlichkeit, ja, man kann wohl sagen, trotz aller Hartnäckigkeit, mit der sie auf eine Veränderung in gewissen Sitten hinarbeiten, über die sie sich, wie man nicht anders sagen kann, mit Recht zu beklagen haben.

Die Werbede, nach der die Erziehung der Frauen gegenwärtig geleitet wird, hat viel Aehnlichkeit mit der, die in England an der Tagesordnung ist; nur ist die Holländische bei weitem vernünftiger und geht nicht dahin, sie durch einen Strudel von Zerstreuungen für ein zurückgezogenes Leben zu bearbeiten; denn die Holländerinnen genießen einer ziemlich großen Freiheit.

Die Volks-Erziehung zweckt darauf ab, jeder Klasse die Verfeinerung und die Mittel abzuschneiden, zum Höheren aufzusteigen, wenigstens in ungemessener, die gesellschaftliche Ordnung gefährdender Weise. Es giebt keinen einzigen Handwerker, der nicht schreiben, lesen und rechnen könnte. Die Erwerbung dieser Kenntnisse beschäftigt das Kind bis zu der Zeit, wo es in die Lehre tritt und ein Handwerk erlernt.

Alles ist ruhig in Holland, und Alles ladet zur Ruhe ein. Ein ebener Boden, langsame Flüsse, Anschauen, die sich den Augen wie entfaltete Blätter präsentiren, ohne der Einbildungskraft was übrig zu lassen, alles dies muß seinen Einfluß auf den National-Charakter ausüben und übt ihn auch aus. Die Wirkung davon kann man in Allem und Jedem bemerken. Es mag gesprochen werden, es mag etwas geschehen oder etwas gethan werden, immer geschieht es mit Phlegma, mit Gediegenheit, mit Gleichgültigkeit für eine Menge von Empfindungen, die überall sonst in der Welt unfehlbar eine lebhafte Bewegung hervorbringen würden. Eine sehr energische Leidenschaft bei dem Holländer ist das Interesse! Und doch geht er mit Behacht und Ueberlegung zu Werke, ohne sich zu übereilen. Die Zeit, die er durch den Mangel an Schnelligkeit verliert, gewinnt er durch Beharrlichkeit wieder. Er geht seinen Gang, ohne sich je von seinem Ziele abbringen zu lassen, ohne auch nur Gerings und Kleines, was sonst so leicht uns unterbricht und ihn hindern könnte, Fortgang, in Gefolge zu haben. Es muß aber bestimmt ist und sicher, gilt ihm mehr, als aller Zufall und große, aber schwankende Verheißungen. Nichts verschwenden, ist die erste Richtschnur für ihn; überall und an Alles wird sie angelegt; sie ist der Hauptzaktel im ganzen Lande. Die Kleider, und dies gilt für alle Stände, sind von gröberen Stoffen in Vergleich zu anderen Ländern. Auch die Einrichtungen der Häuser sind mehr bequem; das Ornamentement wird so selten und kurzweg. Eine Sache, die in's Aeußerliche und Uebertriebene gehende Reinlichkeit erfordert, was an Pracht und Aufwand mangelt. Die öffentlichen Wagen wie die Privat-Equipagen haben noch die Form, die sie im 17ten Jahrhundert hatten. Es ist eine Art von Ehrenpunkt für einen reichen Mann, und im Zeichen der Vornehmheit bei

*) Aus der bereits erwähnten „Reise eines Verstannten," vom Baron von Haussez.

Edelmann, in der Karosse einherzufahren, die zu diesem Zwecke schon verblichenen Geschlechtern gedient hat. Die Schiffsfahrt der Holländer ist langsam, aber sparsam und sicher, und ihr Fracht- und Schiffslohn ist der billigste in ganz Europa. Kurz, mit einem Worte, nicht zu viel ausgeben, heißt hier die gewinnen. Diese Weise, die Dinge anzusehen, verbreitet die alles Raisonnirens und der Gefahr der Neuerungen. Für sie ist dieser Calcul, den sie auf Alles anwenden, auf die Politik, wie auf ihre Handels-Angelegenheiten, auf ihre Regierung, wie auf das Innere ihrer Häuser und Wirthschaften, ein sehr vortheilhafter und wohl verstandener. Ihm muß man ihre Anhänglichkeit für die Familie ihrer Könige zuschreiben, eine Familie, die wahrhaft national ist und bleibt, ihre Sitten und Religionen und eine mit von weiser Routine, die sie immer darauf hinführt, sich in Nichts von der übrigen Nation zu scheiden, ihre Interessen mit denen des Landes in eins zu verweben. Holländer in seiner Lebensweise, frei und fern von allem Ceremoniell und aller Etikette, bekundet der König seine vaterländische Natur auch noch durch seine Neigung für Speculationen. Er ist ein großer Banquier, der Geld ausleiht und in allen Unternehmen Kapitalien findet.

Diesselben treiben die Holländer auch zu Lande; aber dieser Luxus scheint sich hauptsächlich nur auf die Verschönerung ihrer Landhäuser zu erstrecken. Sie sind lieber auf dem Lande als in den Städten, sind heiterer dort, zuthulicher und eingänglicher. In den Pavillons, deren mannigfaltige Gestaltungen die Seiten der Heerstraßen und Kanäle zieren, sieht man jahrlecke Gesellschaften, die sehr begierig nach Zerstreuung zu seyn scheinen, wenn man nach dem Eifer schließen darf, mit dem sie Alles preisend in Augenschein nehmen, was vor ihren Blicken vorüberzieht.

Innerhalb dieser Häuser herrscht jene kleinliche übertriebene Ordnung die in's unterste Detail hinab, die, in Bezug auf Künstlichkeit und Erfindung, einen förmlichen Aufwand von Einbildungskraft erfordert haben muß, und deren Aufrechterhaltung ziemlich beträchtliche Summen kostet muß. Der Geist der Bagatellen scheint der feinste Trieb dieses geschlagen zu haben. Ueberall wissen sich hier Allem drücket er seinen Stempel auf. Es ist ein stetes Putzen und Poliren und Waschen und Abseifen und Wischen, daß man, wenn man aus diesen Häusern herauskommt, fast versucht wird, sich nach Unordnung und Schmutz zu sehnen.

So haben die Holländer keine Veränderung gemacht, weder in ihren Sitten, noch in ihrer Sprache, noch in ihren politischen Gesinnungen. Sie sind Patrioten, weil sie sich dabei gut befinden und sich gut dabei befunden haben. Gewöhnt, keine Zeit mit Raisonniren über Ereignisse, und noch weniger mit Raisonniren gegen Ereignisse zu verlieren, halten sie sich an die Wohlfahrt, die sie genießen, und mögen nichts daran verändert wissen. Auch verlieren sie, sobald man den Versuch macht, ihre Lage und Zustände zu modificiren, ihre gewöhnliche Kaltblütigkeit, und entwickeln eine Energie, an der alle gegen sie angestellten Machinationen scheitern. Aber die Muth bleibt auch dann noch in den Schranken der Ueberlegung; er geht nicht über das hinaus, was in seiner Macht steht und dessen er sicher ist; er behilft sich mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen; er zieht sich zurück in eine feste Stellung und wartet, bis man ihn angreift. Der ganze National-Charakter liegt in der Vertheidigung von Antworpen ausgesprochen; in dem Widerstande der Regierung gegen die Forderungen Frankreichs und Englands, in Bezug auf Belgien; in der Eintracht der Gesinnungen, der Einmüthigkeit der Anstrengungen und Opfer, die von dem Monarchen und der Nation auf gleiche Weise an den Tag gelegt wurden in jener Zeit, die für Holland so glorreich war und bleiben wird.

Unter allen Umständen hat das Holländische Volk bewiesen, daß es muthig auszuhalten weiß. Wenn es der stärkeren Gewalt weichen muß, so wird sein Widerstand noch eine Zeit Protestation gegen die Gewalt; seine Ruhe ist dann ein Paustren im Unglück, und so angehalten steht es drohend gegen seine Unterdrücker da.

Während der Vogtbenheiten, welche die Trennung Belgiens von Holland zur Folge gehabt, hatte sich Holland gewissermaßen zur Aufgabe gemacht, seiner Feinde zu spotten, indem es mit großen Kosten, mitten unter dem erkaunlichsten Aufwand des Krieges und seinen gesteigerten Bedürfnissen, Arbeiten zu Verstärkung, von denen es gesichert war, daß sie bei vollkommener Ruhe und das ganze Wohlbefinden eines Zustandes beruhigter Politik und kommerziellen Glückes erfordern. Während es eine Menge Kriegsschiffe in wenigen Wochen erbaute und vom Stapel laufen ließ, wurden zu gleicher Zeit ungeheure Deiche ausgeführt, um Amsterdam zu schützen und die Sicherheit seines Hafens zu erhöhen. Andere Arbeiten in ähnlicher Art wurden auf allen Punkten seiner Küsten ausgeführt, und kein Zweig des Staatsdienstes und der Verwaltung lag daniedher.

Auch vernachlässigt dies Volk, welches so durchaus patriotisch ist, aber auch im Punkt des Ruhmes und Positive denkt, und mit eben der Genauigkeit, mit der es die Interessen eines bei der Bank deponirten Gulden berechnet, auch kalkulirt, was eine erwiesene Ehre dem Staate wieder abwerfen möchte; dies Volk, sage ich, vernachlässigt nicht das Andenken seiner großen Männer und Helden. Ruyter, Tromp, de Witt ruhen unter Monumenten, denen man die gebräuchten Stellen in den Kirchen geweiht hat; der jüngst Gefallene noch, so viel man von Van Speyk's Ueberresten hat zusammenfinden können, ist nach der Kathedrale von Amsterdam gebracht worden, wo ein Marmor-Denkmal an den ebenvollen Tod dieses Seemanns erinnert und ihn denen zum Vorbild aufstellt, die vielleicht von ähnlichem Drange beseelt seyn möchten nach einem Grabhügel von den Händen des Vaterlandes.

Der Eifer für das allgemeine Wohl ist mit von einer bestimmten Eigenliebe frei gewesen und ist es auch noch nicht. Die Eigenliebe steht man in den Gemälden, auf denen die Bürgermeister, Schöppen, ja sogar die Schützen-Hauptleute, wie sie in jehre Stadt auf einander gefolgt, dargestellt sind. So lange die Van Dyck, Rubens und Rembrandts ihr Pinsel dazu angetrieb, diese bürgerlichen Physiognomieen auf die Leinwand zu setzen, gab man dieser Manier seinen Beifall, da sie zu Meisterwerken Gelegenheit gab. Gegenwärtig muß man aber beinah darüber lachen, seit die entartete Malerei nur pasticcios hervorzubringen vermag, die höchstens geeignet wären, die Wände eines Schenke zu verzieren.

Wer die Lage des Holländischen Volkes, und Umstände und Bedingungen, die hier in's Spiel kommen, näher kennt, wird nicht von ihm jene Leichtigkeit und Gewandtheit in den Formen verlangen, jene begierige Geschäftigkeit in socialen Beziehungen, den Eifer für allgemeine Verbindungen, jenen feinen gebildeten Geschmack in den Künsten, jene zur bevorzugenden Höhe getriebene Civilisation, die man anderwärts findet. Es bewegt sich in Gewohnheiten, die ganz davon abführen. Der Holländer fühlt sich glücklich in dem Kreise dieser Gewohnheiten, die ihn innerhalb des Bezirkes seiner Fähigkeiten und Kräfte halten und ihm so noch einen Ueberschuß gewähren, vermöge dessen er sich unaufhörlich behaglich fühlt. Jene Phrase, die in anderen Ländern eine so häufige Anwendung erleidet und uns so oft entgegentönt: „Der und der ist ruinirt, er hat sein Vermögen aufgegeben;“ diese Phrase existirt im hochholländischen Verstande in der Holländischen Sprache gar nicht; kein Mensch nimmt sich dort. Wenn Anwachs und Vergrößerung der Vermögen auch nicht durch reißende Schnelligkeit, mit der sie von Statten gingen, in Verwunderung setzen, sich auch nicht durch Glanz und Luxus kund geben, so sind sie doch darum keineswegs minder vorhanden, und es braucht sich nur eine bedeutende Gelegenheit darzubieten, nur ein allgemeines Unglück einzutreten, so tritt Jeder in seinem Reichthum hervor — und in welchen Summen und Größe! Dann rächet sich ein Wortherr in Großmuth, ja, ich möchte sagen, in Verschwendung, — diesen Ausdruck in wahrhaft ehrenvoller Bedeutung genommen.

Wenn man bei Beurtheilung Hollands den Maßstab anwendet, nach dem man Frankreich und England zu messen hat, wenn man einen Holländer aus seinem Comptoir in einen Salon von Paris oder nach der Börse von London versetzt, und ihn dann gegen die neuen Umgebungen hält, ihn in seiner Art und Weise sich zu benehmen oder in Geschäfte zu behandeln zu einem Gegenstand der Vergleichung machen will, so kann man allerdings am Lande und am Mann daß genug komische Seiten herausfinden und diese in's Lächerliche ziehen. Aber beiden wird es auch ziemlich gleichgültig seyn. Beide sür einander geschaffen, beide einander völlig angemessen, sind sie, was sie seyn sollen; sie erfüllen gegenseitig ihre Aufgabe und stimmen sich wenig daraus, was man sonst über sie sagen und urtheilen mag.

Aber, wird man uns einwenden, würde denn Holland zu Grunde gehen und würden seine Deiche zusammenbrechen, wenn sich auf den öffentlichen Wägen, auf den Promenaden, in den Gesellschaften, der Holländer ein Mal nicht mehr mit seiner gräulichen Tabacks-Atmosphäre umgäbe, wenn er in seine Manieren ein wenig mehr Anmuth, in sein Benehmen etwas mehr Höflichkeit zu bringen suchte? Wahrscheinlich nicht, aber doch vielleicht sür Jeden wer weiß, es wäre dies Zurücksehen von der Verbindungspunkten, die zwischen den übrigen Völkern bestehen, Holland nicht vor dem Gifte der Principien bewahrt, die jene in Verwirrung stürzen? Isolirt den socialen Verhältnissen der übrigen Welt gegenüberstehend, nur in Verbindung mit der Handelswelt, entgeht die Holländische Nation den politischen Stürmen und Umwälzungen, oder bewahrt sich, wenn sie davon betroffen wird, zum wenigsten vor jenen tiefen Verderben Konsequenzen.

Meiner Ansicht nach zeigt es in seinem gegenwärtigen Benehmen und in seiner ganzen Handlungsweise vielen Takt und einen sehr gesunden Verstand.

Bibliographie.

De gids voor den pontonnier. (Ueber die Anlegung von Militair-Brücken.) Von dem Ingenieur-Lieutenant G. Kanning. Delft.

Onderwys in de beweging der lasten. (Anleitung zur Kenntniß der Hebe- und Trag-Werkzeuge.) Zum Gebrauche der Niederländischen Artillerie. Vom Oberst-Lieutenant Stelig. Delft.

Grondbeginselen van zodekunde en algemeene wereldkennis. (Grundsätze der Moral und allgemeinen Weltkenntniß.) 2 Bände. Gröningen.

England.

Das Englische und das Französische Heer.

Zweiter Artikel.

Den Britischen Soldaten erfreut keine Hoffnung — ermuthigt keine Aussicht auf Beförderung. Mag eine tödliche Seuche noch so verderblich wüthen;*) mag die Sichel des Todes noch so viele seiner Kameraden auf dem Schlachtfelde niedermähen, nie darf er mit einiger Zuversicht hoffen, daß er zu höheren Graden seines Standes sich emporschwingen werde. Auch ist dies in Ermäßung seiner verwahrlosten Erziehung und seiner verderbten Sitten im Ganzen nicht einmal wünschenswerth. Kein Zunftgenosse der erledigten Unteroffizier-Stellen, noch bemittelte Tages durch nachrückende Gemeine besetzt; und die Ernennung eines Fähnrichs — zu welchen das Gouvernement nichts destoweniger — macht so viele Unkosten, daß ein Soldat, der zu diesem Posten gelangt, schwerlich als gut versorgt zu betrachten ist.

Hiermit soll jedoch keineswegs gesagt seyn, daß eine Erhöhung des Soldes der Britischen Truppen wünschenswerth seyn würde; denn wir wissen, leider! nur zu gut, daß jede Zulage von den Steuern nur zur Beseidigung grober Sinnenlust verwendet werden und also weit eher Unheil als Gutes stiften würde. Da kaum ein Zehntheil der Brit-

*) In den ersten Theil dieser Abhandlung (Nr. 22) hat sich ein weniger lücher Fehler eingeschlichen, es soll nämlich nicht heißen, daß die Sterblichkeit beim Britischen Heere um das dreizehnfache größer sey, als beim Französischen, sondern um das dreifache.

tischen Soldaten ein hohes Alter erreicht, so wird man bei ihnen vorgehens jene Klugheit finden, die ein Individuum, das einen wenigen gefahrvollen Beruf ergriffen hat, dazu befähigt, den Rest seines thätlichen Einkommens für seine alten Tage zurückzulegen. Es ist also Pflicht der Regierung, für den Soldaten zu thun, was er selbst aus Leichtsinn vergessen würde; sie ist verpflichtet, denjenigen Soldaten, die vor Alter oder Gebrechlichkeit zum Dienste unfähig sind, eine hinreichende Pension auszusetzen.

In früheren Zeiten hat man, wie es uns scheint, nach diesem Prinzip gehandelt, und Pensionen, deren ein Britischer Soldat sich getrösten konnte, entschädigte ihn gewissermaßen für seine schlechte Besoldung; aber in der neuesten Zeit hat man die Pensionen immer mehr geschmälert, und jetzt ist sogar die beste Aussicht, daß sie ganz verschwinden werden.

Noch vor dem März-Monat des Jahres 1822 konnte der Soldat, wenn er nach 14jähriger Dienstzeit entlassen wurde, selbst bei seiner besonderen Fähigkeit zum Dienst, auf eine Pension von 6 Pence (5 Sgr.) pro Tag Anspruch machen; nach 21jährigem Dienste auf einen Shilling (10 Sgr.) täglich; und wollte er noch über diese Periode hinaus dienen, so bekam er von da an einen halben Penny tägliche Zulage. Auch für Verwundete oder mit Gebrechen Behaftete wurde auf liberale Weise gesorgt.

Seit dieser Periode aber sind folgende Reductionen rasch auf einander gefolgt:

1) Pensionen nach 14jährigem Dienste hat man ganz abgeschafft, den Fall ausgenommen, wenn der Soldat an einem körperlichen Gebrechen leidet.
2) Der Extra-Sold für den Aufenthalt in tropischen Klimaten ist weggefallen.
3) Die Pension eines Soldaten, der nach 21jährigem Dienste seinen Abschied nimmt, wurde auf 10 Pence (8½ Sgr.) reducirt.
4) Das Maximum der Pension eines Soldaten nach 25jährigem Dienste wurde auf 1 Sh. 2 Pence (11½ Sgr.) festgesetzt.
5) Endlich — „der unfreundlichste Stoß von allen" — kommt das Edikt vom 7. Februar 1833, welches jede Pension nur auf die Hälfte ihres früheren Betrages einschränkt.

So erhält der Soldat denn jetzt nach 21 oder 25 Jahren nur so viel, als er vormals nach 14 Jahren erhielt, und wenn er 33 Jahre gedient hat, nicht mehr, als vormals nach 21jährigem Dienste.

Die übel berechnete Oekonomie, in Folge deren der Pensions-Genuß des Britischen Soldaten immer mehr einschmilzt, steht in grellem Kontraste zu der Liberalität der Französischen Regierung, welche am 10ten Oktober 1829 die Pension für langen Militair-Dienst genau um ein Drittel erhöhte, und zu einer Verordnung vom 17ten August desselben Jahres auch Weib und Kindern des Soldaten, für den Fall seines Ablebens, ein Viertheil der höchsten Pension anwies, die ein Militair von dem Range des Verstorbenen erhalten würde.

Außerdem werden einem Französischen Soldaten je zwei Jahre, die er in den Kolonieen oder auf Schiffen zubringt, als drei Jahre angerechnet, und jedes Jahr, das er in Kriegszeiten auf Schiffen zubringt, als zwei Jahre. Selbst jeder Bruch eines Jahres wird in solchem Dienste für ein Ganzes gerechnet; oder Feldzüge werden nicht eher in Rechnung gebracht, bis 30 Dienstjahre verflossen sind.

Lassen wir also jede Zulage für Feldzüge bei Seite, und bringen wir nur die Extra-Jahre in Anschlag, der der Britische Soldat für seinen Kolonial-Dienst berechnen könnte, so würde derselbe, unter der Voraussetzung, daß er zwei Drittheile seiner Dienstzeit außer England zubrächte, zwanzigwanzig Dienstjahre als dreißig, und fünfundzwanzig als dreiundbreißig liquidiren können. Nun aber ist das Verhältniß der Pension für jede dieser korrespondirenden Perioden in beiden Heeren folgendes:

	Bei nachgesuchter Entlassung.	Bei Entlassung von Seiten des Dienstes.
Nach 22 Jahren im Britischen Dienste	nichts.	6½ P. pro Tag.
Nach 30 Jahren im Französischen . . .	3½ P. pro Tag.	3½ P. „ „
Nach 25 Jahren im Britischen Dienste	6 P. „ „	8 P. „ „
Nach 34 Jahren im Französischen . . .	3½ P. „ „	3½ P. „ „

Es bedarf wohl kaum noch der Bemerkung, daß der Preis, wenn er nicht nach einer gleichen Dienst-Periode mit verhältnißmäßig höherer Besoldung austreten darf, thatsächlich der Pension des Französischen Soldaten gleichkommt.

Vergleichen wir nun die für Wunden oder Verstümmelungen ausgesetzten Pensionen, so finden wir den Französischen Soldaten wieder im Vortheile.

Ein Britischer Soldat, den seine Wunden zum Kriegsdienst unfähig machen, der aber noch durch andere Arbeiten seinen Unterhalt verdienen kann, erhält 6 bis 9 Pence (5 — 7½ Sgr.) täglich. Zu dieser Klasse werden nur solche Soldaten gerechnet, die ein Auge oder Bein verloren haben, weil sie in keinen von beiden Fällen ganz untüchtig zur Arbeit werden. Die Pension für solch ein amputirtes Glied beträgt nach Französischen Bestimmungen 228 Franken jährlich, nebst 7½ Franken jährlicher Zulage für jedes Dienstjahr, so daß das Maximum nicht 300 Franken (80 Thaler) übersteigt. Dies kommt der Britischen Pension für dergleichen Verstümmelte zwar gleich, aber die Progression zum Maximum richtet sich im Britischen Heere nach der Art des Gebrechens und im Französischen nach der Länge der Dienstzeit.

Hat der Britische Soldat nur den Gebrauch eines Gliedes verloren, ohne daß es amputirt worden wäre, so reducirt sich das Minimum auf 4½ P. (3½ Sgr.) täglich; allein das Maximum bleibt sich gleich.

Wenn der vollkommene Verlust des Gesichtes oder zweier Hauptglieder es nothwendig macht, daß der Soldat Pflege erhält, so beträgt die Pension im Britischen Dienste 1 Sh. 6 P. bis 2 Sh. (15 bis 20 Sgr.) im Französischen nur ungefähr 10 Pence (8½ Sgr.) täglich; aber in der Englischen Pension ist der Lohn des Aufwärters mit eingeschlossen, was in der Französischen nicht der Fall ist. Ein Französischer Invalide, der sich selbst nicht pflegen kann, kommt in eines der militairischen Hospitäler, wo Pflege findet.

Unabhängig von seiner Pension erhält der Französische Veteran alle acht Jahre eine vollständige neue Uniform. Die militairischen Hospitäler stehen ihm offen, wo er Arznei und Aufwartung erhalten kann, so oft er derselben benöthigt ist, und seine Familie bezieht im Fall seines Ablebens einen Theil der Pension, die er genossen, welche dann bis zum Tode seines Weibes und bis ins 21ste Jahr seiner Kinder fortbesteht.

Im Britischen Dienste giebt es nichts der Art.

Die Briten sollten also ihre Liberalität gegen diejenigen, die ihr Leben und ihre gesunden Glieder dem Vaterlande zum Opfer gebracht, zu rühmen aufstehen, seitdem sie eine Stala von Pensionen errichtet haben, die selbst im buchstäblichen Sinne des Wortes kaum etwas mehr ausmacht, als die Französische, während der Französische Invalide seine Brüderschaft kaum halb so theuer zu bezahlen braucht, als der Britische, und außerdem noch anderen Vortheile hat.

Aber nicht blos die Pensionen sind in England niedriger als in Frankreich. Die Auszeichnungen oder Belohnungen für außerordentliche Waffenthaten oder musterhaften Lebenswandel in einer langen Dienstzeit sind ebenfalls von weit geringerer Art.

Wird ein Britischer Veteran, der sich durch Unbrüchlichkeit und Unbescholtenheit hervorgethan hat, nach 21jährigem (oder, wenn er Reiter ist, nach 24jährigem) Dienste entlassen, so erhält er neben seiner Pension noch folgende Gratifikationen: der Sergeant 15 Pfd. Sterl. (100 Thaler), der Korporal 7 Pfd. Sterl. (47 Thlr.), und der Gemeine 5 Pfd. Sterl. (33½ Thlr.). Dazu kommt noch eine silberne Verdienst-Medaille, die ihm aber nicht öffentlich und im Angesicht seiner Kameraden ertheilt, sondern privatim nachgeschickt wird.

Im Französischen Dienste braucht der Soldat zu diesem Zwecke nicht bis ans Ende seiner Dienstzeit auszuwarten. Jede ausgezeichnet verdienstliche oder tapfere That verschafft ihm ungesäumt das Kreuz der Ehrenlegion, mit dessen Besitz eine jährliche Zulage von 250 Franken (66⅔ Thlr.) verbunden ist. Man erweist ihm dann gleiche militairische Ehren, wie einem Unteroffizier, und im Falle seines Ablebens wird auch für Weib und Kinder verhältnißmäßig gesorgt.

Dieselbe Belohnung erhält ein Veteran, dessen Aufführung während seines langen Dienstes musterhaft gewesen ist. Jeder Regiments-Chef kann drei Soldaten oder Unteroffiziere seines Regiments als Ritter der Ehrenlegion in Vorschlag bringen, vorausgesetzt, daß sie 25 Jahre gedient haben, von welchen jedes Kriegsjahr für zwei Jahre gerechnet wird.

Wir haben bereits angedeutet, daß wir die Löhnung des Britischen Soldaten, obgleich sie geringer ist, als sie sein sollte, noch nicht vermehrt wünschen, so lang er gemächlich davon leben kann. In Betreff der Pensionen aber lauten unsere Wünsche ganz anders. Man sollte doch bedenken, daß nach einem Dienste von 23 Jahren, — zum Theil in tropischen Klimaten verlebt — kaum ein Soldat unter Fünfzigen fähig sein dürfte, für seinen eigenen Unterhalt viel zu thun. Diejenigen, welche in ihrer Jugend ein Handwerk erlernten, haben es bis dahin recht Zweifel wieder vergessen, und wenn sie auch zur Feldarbeit tüchtig, so würde man sie schwerlich verabschieden. Wie soll nun ein Britischer Veteran mit 6 oder 8 P. pro Tag sich selbst und seine Familie ernähren, ohne der Gemeinde zur Last zu fallen?

Dürfen wir unter solchen Umständen die Hoffnung nähren, daß Leute von Ehr- und Hochgefühl in die Reihen unserer Krieger treten werden? Wenn man gegen ehrerliche Züchtigungen der Soldaten mit solchem Eifer deklamirt, so sollte man doch auch seiner Mißregel seine Bestimmung geben, die ihnen auf ihre alten Tage nichts als Noth und Elend bereitet. Wo giebt es noch eine andere Klasse von Staats-Beamten in Großbritannien — wie gering ihre Strapazen, mit denen des Soldaten verglichen, auch seyn mögen — deren Pension in den letzten vierzehn Jahren um mehr als 250 Procent verringt worden wäre? Und ist es gerade jetzt an der Zeit, die Pensionen des Militairs zu schmälern, jetzt, wo, in Folge der großen Reductionen unseres Heeres der Dienst in den Kolonieen fast überwäßig lang währt — wo jedes populaire Zeitungsblatt den Saamen des Aufruhrs unter sie streuen kann?

Welch einem ganz anderen System ist man in den letzten Jahren in Betreff der Seemacht gefolgt! Die Löhnung des See-Soldaten ist vermehrt worden, so daß ein tüchtiger See-Soldat jetzt, neben seiner Ration, pro Tag 1 Sh. (1 Thlr.) verdient. Wenn die Ration von guter Qualität dieser Nation ist, um ihn dadurch verbessert werden, auch die Quantität hat man in solchem Grade vermehrt, daß er wirklich mehr bekommt, als zu seinem Unterhalt nöthig, wie folgende Skala seiner täglichen Rationen ausweisen wird.

	Wo weder frisches Fleisch noch Vegetabilien zu haben sind, giebt es an dieser Stelle allemal über den Tag:
Brod	1 Pfd.
Bier	1 Gallone!
Kakao	1 Lotd.
Zucker	1½ Lotd.
Thee	½ Lotd.
Frisches Fleisch . . .	1 Pfd.
Vegetabilien	½ Pfd.
	Gedecktes Rindfleisch . . ½ Pfd.
	Semmelmehl . . . . . ½ Pfd.
	Gedecktes Schweinefleisch ½ Pfd.
	Erbsen . . . . . 1 Pinte.

Dazu noch wöchentlich 1 Pinte Weinessig und 1 Pinte Haferngrütz.

Als Material für Pudding kann man folgendermaßen Portion Semmelmehl 1 Pfd. Rosinen oder ½ Pfd Korinthen substituirt werden.

Auch die Pensionen der Matrosen sowohl als der See-Soldaten sind auf einen weit liberaleren Fuß gesetzt, als die des Landheeres. Wenn der Seemann nach 21jährigem Dienste mit Ehren entlassen wird, so verdient er als Pension 10 P. bis 1 Sh. 2 P. (8½ — 11 Sgr.) pro Tag, folglich beinahe das Doppelte der Pension des Landinvaliden. Eben so liberal sind die Pensionen für körperliche Schäden oder Verstümmelungen im Dienste.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß unsere Seemannschaft, diesem System zufolge, in einem Grade sich vervielfältigt hat, der die kühnste Er-

Digitized by Google

wartung noch übertraf. Wir sind jetzt nicht mehr in die Nothwendigkeit versetzt, unsere Flotte mit dem Auswurf der Menschheit zu bemannen, und das schändliche Matrosen-Pressen ist überflüssig geworden, weil der Dienst auf Kriegs-Schiffen fein Grauen mehr einflößt, wie ehemals.

Ein ähnliches System der Ermuthigung würde gewiß auch auf das Landheer segensreich gewirkt haben. Welchen nachtheiligen Einfluß aber die Verkürzung der Preußischen hat, sehen wir an den außerordentlich überhand nehmenden Verbrechen unter dem Militair. Im vergangenen Jahre hat, nach der Berechnung des gewesenen Kriegs-Secretairs *) wohl ein Fünftheil des Britischen Heeres in den öffentlichen Gefängnissen gesteckt, und die armen, durch das Land zerstreuten Pensionaire hinten Alles auf, was in ihren Kräften steht, um junge Leute von einem Stande zurückzuschrecken, der ihnen auf ihre alten Tage nur Noth und Elend bereitet.

(U. S. J.)

Aegypten.

Mehmed Ali's Harem.

Einer Amerikanerin, die in Alexandrien lebt, wurde vor einiger Zeit bei ihrem Aufenthalt in Kahira die außerordentliche Vergünstigung zu Theil, der Sultanin und dem Harem Mehmed Ali's einen Besuch abstatten zu dürfen. Sie schreibt darüber Folgendes an eine Freundin in New-York:

„Wir sind bis jetzt die einzigen Christen, die jemals in den Harem des Paschas Eingang fanden; zwei Mal waren wir dort, das erste Mal nur auf kurze Augenblicke, ein ander Mal aber brachten wir einen ganzen Tag darin zu. Am Thor wurden wir von zwölf schwarzen Eunuchen empfangen, die uns in den Garten führten, wo wir drei Mädchen verschiedene Arabische Instrumente spielend fanden, während andere sangen und noch andere tanzten, alle in rothen und blauen goldgestickten Kleidern. Weiße Seidenstoffe fielen bis auf den gestickten Pantoffelband, ein Leibchen ohne Aermel, vorn ein wenig offen, umschloß eng anliegend den Busen; das brustseiden schimmernde ein Hemd von blauer oder weißer Gaze bedeckt, dessen dicht mit Flittern besetzte weite Aermel die zum Ellenbogen reichten und nach hinten zu in tausend Falten fielen. Der Kopf war mit großen Diamantnadeln geschmückt, und eine Schärpe aus Goldstoff mit starker goldener Franze vollendete den Anzug. Diese niedlichen Wesen begleiteten uns bis zur Pforte des Palastes, wo wir mit allen Betaurinnen, und der Sultanin, ihren Gefährtinnen und ihren Gefolge, welches letztere sich auf 100 Personen belief, zusammentrafen. Das Staats-Zimmer, in welches wir nun geführt wurden, war mit weißem Marmor getäfelt und unermeßlich groß; in der Mitte desselben befand sich ein Bassin, von 15 Fuß im Durchmesser, aus dem das klarste Wasser sprudelte. Das Gesims war reich gemalt und vergoldet mit Bildern aus der Zeit des Zauberers. Rund um den ganzen Saal liefen Ottomanen herum, von denen ein kostbarer Persischer Teppich ausgebreitet lag. Sobald wir uns niedergelassen, bot man uns Kaffee und Pfeifen an."

„Die Sultanin ist eine Dame von ungefähr 35 Jahren, mit schönem Angesicht, doch finsterm Auge; ihr Kleid war von Challi, nach Türkischem Schnitte geformt, nur daß es den Nacken mehr bedeckte. Auf dem Kopfe trug sie einen Hut Kopf ganz aus Diamanten bestehend, um die sich ein gestickter Schleier wand, an der linken Seite, am Ohr herunter, flechte eine Nadel mit Blumen, die aus ungebrauen Diamanten gemacht waren; ihre Ohrgehänge, in Form eines Tropfens, waren allein so stark wie ein Fingerglied, und an der einen Hand trug sie einen prachtvollen Brillantring. Um uns herum stand ihr Gefolge in farbige Seide gekleidet, und eine Zofe, selbst von niedrigstem Rang, hatte einen brillantenen Kopfschmuck, der mehr als 1000 Pfd. St. werth sahe der Kaffeetassen waren mit diesen Edelsteinen geziert. Solch' einen Glanz hatte ich noch nie gesehen! Eine Armenierin, die Italiänisch sprach, diente uns als Dollmetscherin. Unsere Handschuhe und Schnallen, so wie überhaupt unsere ganze Kleidung, erregten große Bewunderung bei den Frauen."

„Wie wurden durch den ganzen Palast geführt, der an Eleganz dem vorigen Zimmer vollkommen gleich kam. Nach bald zwölf führte uns die Sultanin wieder in's Empfangs-Zimmer, wo gespeist werden sollte. Mädchen mit silbernen Becken traten uns entgegen, andere mit Krügen goßen uns Wasser über die Hände, und noch andere überreichten uns Handtücher. Auf dem Persischen Teppich stand ein kleiner Tisch, ungefähr einen Fuß im Viereck, mit einem Tuch von Goldstoff bedeckt; darauf befand sich ein großer gläserner Präsentirteller von fast 3 Fuß im Durchmesser, mit einer Schüssel gebratenen Schöpsenfleisches. Meine Mutter und ich saßen neben der Sultanin, dann E... und G..., und eine Hofdame, früher Sklavin des Paschas, setzt an einen Obersten verheirathet. Das Porzellan war Französisch, die Messer und Gabeln von schönem Silber, welche aber die Sultanin nicht zu gebrauchen verstand. Sobald wir Platz genommen hatten, legte man ein Tuch auf unseren Schooß, ein anderes goldgestücktes wurde uns über die rechte Schulter gelegt, und ein breites um unsere Hüften, den Mund ausgenommen. Einige Sklavinnen wehten uns kühle Luft zu, andere hielten die verschiedenen Schüsseln, noch andere silberne Krüge. Das Mahl jedoch war für uns fast zu reichlich, wir zählten 19 verschiedene Gänge, von jedem mußten wir etwas essen, und wir seitsam waren sie angerichtet! Die fünf ersten Gerichte bestanden aus Schöpsenfleisch. Reis u. s. w., kam eine süße Speise, darauf gebratene Fische und Nüsse, und so die zum Ekeln, welches dieser Reis mit Buttermilch war. Der gläserne Präsentirteller ward darauf fortgenommen und ein silberner mit Pfirsichen, Pfirsichen, Weintrauben u. d. ersetzte seine Stelle. Sobald wir aufstanden, knieeten die Mädchen mit den Becken vor uns nieder, unsere Hände wurden wie früher gewaschen und dann Pfeifen und Kaffee herum gereicht. Während wir rauchten, zog sich die Sultanin zum Gebet zurück, welches sie des Tages 5 Mal zu thun pflegt."

„Wenn Sie jetzt Lenge der uns umgebenden Scene gewesen wären, Sie hätten uns unter Kindern gewähnt, so wurden wir gezeigt, gespielt; dieß erklärte, wir gehörten ihr und dürften nicht zu den Anderen fortgehen. Um 3 Uhr sollten wir uns entfernen, doch die Sultanin bietet uns zurück, indem sie meinte, der Kapudan Pascha habe sein Recht uns fort zu senden, und so wurde es 4 Uhr, ehe wir uns beurlauben konnten. Wir gingen in feierlichen Zuge durch den Garten, zuerst die musizirenden, Tanzenden und singenden Mädchen, dann die Sultanin und wir, Offizier-Töchter von Rang, dann die Sklavinnen, Mütter, und dann kam das Gefolge. Am Gartenthor reichte man uns Scherbet, wir sagten unserer gastfreundlichen Sultanin ein herzliches Lebewohl und wurden der Sorge der Eunuchen übergeben, die uns zu unserem Wagen geleiteten."

(N. A. P.)

Mannigfaltiges.

— Zur Armenischen Gelehrtenkunde. Am 3. Januar 1835 starb in dem Armenischen Kloster S. Lazaro bei Venedig eines der thätigsten Glieder des Ordens, der Vardapet (Dr. Theol.) Pater Emmanuel Siafcsar (Tschaftschah). Er war den 25. Mai 1770 in der Armenischen Stadt Gbimuuskana (18 bis 24 Stunden südöstlich von Trapezunt) geboren und von vornehmer Abkunft. Seine Mutter stammte aus der Geretzischen Königs-Familie, sein Vater aus der Familie seiner Urgroßmutter, zur väter- und mutterlichen Waise geworden, entschloß er sich, der Welt zu entsagen und in den Convent der Mechitaristen nach S. Lazaro sich zu begeben. Dort war er der Leitung des Barbarus Vaters Gabriel Avetinian (bekannt insbesondere durch seine treflichen Grammatiken und Kommentare zu den schwierigsten Armenischen Werken des Mittelthums) übergeben. Bald hatte er seine Studien vollendet, erhielt die Priesterweihe und widmete sich vorzugsweise dem Sprach-Studium, indem er das Griechische, Lateinische, Italiänische, Französische und Deutsche mit außerordentlicher Leichtigkeit erlernte. Nächstdem beschäftigte er sich auch mit den mathematischen Wissenschaften, zeichnete sich aber vornehmlich als Dichter durch Lebendigkeit und Neuheit der Gedanken, wie durch Eleganz und Lieblichkeit seiner Verse aus. Er erlangte die Doktorwürde, ward Lehrer der Novizen, in Rom zum Generalis-Prokurator des Konvents und nahm in den letzten Jahren seinen Lebens zum Besitzer des Kapitels der Congregation ernannt. Mitten unter diesen vielfachen Beschäftigungen gewann er noch Zeit genug zu poetischen und prosaischen Ausarbeitungen, welche noch ungedruckt sind. Außerdem übersetzte er Virgil's Aeneide, so wie auch den Tod Abels von Gesner und Fénelon's Telemach, welche beiden letzteren Werke in den Jahren 1803 und 1826 zu S. Lazaro erschienen. An wichtigeren aber sind seine beiden kritica, deren erstere Italiänisch-Armenisch im Jahre 1804 die Presse verließ; das zweite aber, Armenisch-Italiänisch, das reichhaltigste und ausführlichste unter allen bisher gedruckten, obschon im Manuskripte vollendet, ist im Druck erst bis zur Hälfte gediehen.

— Die Juden im westlichen Indien. In Angria besitzen sich einige Juden-Familien, deren Vorfahren vor 1500 bis 1550 Jahren nach Hindostan gekommen sein sollen. Einer alten Tradition zufolge, langten diese in einem Schiffe an, welches bei Nagaon und Thal in Prant-Colaba Schiffbruch litt. Von den auf diesem Schiffe befindlichen Menschen wurden nur sieben Paar, sämmtlich Juden, gerettet, die sich im Lande niederließen, und hier die ersten Oel-Fabrikanten anlegten. Ihre Nachkommen sind auch bis auf den heutigen Tag noch Oel-Fabrikanten geblieben, und sind in der Landbevölkerung allgemein unter dem Namen „Talis" bekannt. (Bombay-Courier.)

— Die Jagd des Känguru in Neuholland. Diese Jagd ist gar kein so angenehmer Zeitvertreib, als man von der natürlichen Beweglichkeit des Kängurus erwarten sollte. Ein Irischer Pflanzer in Neu-Süd-Wales hatte mit Hülfe seines besten Jagdhundes ein Känguru in einen Sumpf getrieben. Aber der Feind leistete dort so tapferen Widerstand, daß der Hund in dringender Lebensgefahr geriet. Unser Irländer, dessen Gemahl verlassen hatte, stürzte herbei, und hieb mit dem Kolben seiner Flinte auf das Känguru ein. Das Thier wendete sich nun von dem Hunde, der schon bestimmungslos da lag, gegen den Herrn, und es gab einen verzweifelten Kampf, in welchem der Irländer wohl als einmal tief in das Wasser gestoßen wurde. Endlich eilten ihm seine Kameraden zu Hülfe, und schlugen das Känguru mit Knitteln todt. Der Mann war durch einer Ohrmacht nicht gekommen, und nicht viel besser daran, als sein Leidhund. Nur wenige Jäger haben das Beißen einem Känguru einzeln zu Leide zu geben. (Bennett's Wanderings.)

— Reizbarkeit der Muskeln des Haifisches. Der Haifisch besitzt diese Eigenschaft vielleicht im einem höheren Grade, als alle übrigen Seethiere. Ich sah einen Hai, der von einem Harpune ganz durchbohrt war. Er wurde auf das Verdeck gezogen, wo man ein Viertheil seines, später bis obere und unteren Hälfte des Körpers von einander trennte. Der abgelöste untere Theil zeigte noch geraume Zeit große Lebenskraft, und nachdem der Kopf und die obere Hälfte in das Wasser geworfen waren, bewegten sich die Brustflossen wie zum Schwimmen. Ost habe ich den Körper eines ganz ausgewachsenen Haifisches, den man wieder in's Wasser warf, eine Zeitlang darin fortschwimmen sehen, als ob das Thier noch lebte. Nur bei kaltblutigen Thieren findet man diese wunderbare Pritabilität des Muskelsystems.

(Bennett's Wanderings.)

*) In einer Rede, die er am 21. Juli 1834 im Unterhaus gehalten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 29. Berlin, Montag den 9. März 1835.

Frankreich.

Historische Nachrichten.

Einige Details über die Ermordung Heinrichs IV.

Nachstehende Notizen sind einer fast vergessenen Erzählung der näheren Umstände bei der Ermordung Heinrichs des Vierten entlehnt. Ist auch dies historische Ereigniß vielfach erzählt und dargestellt worden, so hat doch die hier folgende Mittheilung durch eine Fülle einzelner Angaben, die anderwärtig nicht vorhanden sind, ihr eigenthümliches Interesse, was noch bedeutend erhöht wird durch die Einfachheit der Darstellung, welche wahrhaft dramatisch genannt werden kann. Wir wollen also ohne Weiteres unsern alten Berichterstatter selbst reden lassen, dessen etwas breite Ausführlichkeit wir an einzelnen Stellen verkürzt haben:

Den Tag nach der Salbung und Krönung der Königin, welche Freitag den 14. Mai stattgehabt, hörte der König, wie gewöhnlich, die Messe in der Feuillantiner-Kirche in der Vorstadt St. Honoré. Nachher gingen St. Maj. den Vormittag über in den Tuilerien spazieren. Nach dem Essen schickte der König den Herrn von Frontenac, seinen ersten Hausbeschließer, und den Schatzmeister von Feurey nach dem Palais, um nachzusehen, ob Alles zu dem Empfange der Königin und dem Königlichen Feste bereitet sey, welches Dienstag den 18. Mai Rathhaus feiste, wegen der Vermählung der Modemoiselle de Penthôme, welche auf Montag den 17. anberaumt war, — mit dem Herzog von Montmorency, dem einzigen Sohne Heinrichs von Montmorency, Connétables von Frankreich, — Um drei Viertel auf vier Uhr Nachmittags bestellte der König seinen Wagen, um nach dem Zeughause zu fahren, und gelegentlich auch die Zurüstungen zum Empfange der Königin in Paris, welche auf Sonntag den 16. bestimmt war, in Augenschein zu nehmen. Er befahl, Alles zu beschleunigen; denn der König wünschte, schon Mittwoch den 19. Morgens mit der Post abzureisen nach Metzen, wo ihn ein Theil seines Heeres erwartete, und woselbst er mit dem außerordentlichen Gesandten St. Heiligkeit eine Zusammenkunft gehabt hatte, um ihn von seinen Absichten in Kenntniß zu setzen (pour la diverter de sa resolution).

Bevor er in den Wagen stieg, ging der König zur Königin, und küßte sie dreimal; darauf stieg er die kleine Treppe des Louvre hinunter, und setzte sich in den Fond des Wagens. Neben ihm zur Rechten saß der Herzog von Epernon; vor der rechten Thür der Marschall von Lavardin und der Herr von Roquelaure; vor der linken der Herzog von Montbazon, so daß er den König verbärge, und der Marquis de la Force; mit dem Rücken zum Kutscher saßen der Herr von Liancourt und der Marquis von Mirabeau.

Als der Wagen unter dem ersten Portal des Louvre angekommen war, ließ der König auf allen Seiten öffnen, sowohl um die Vorbereitungen zum Empfange der Königin zu sehen, als auch um die Luft zu genießen, denn es war heiß, weshalb auch der König seinen Mantel zu Hause gelassen, und nur in seinem Anzuge von schwarzem, gemustertem Sammt war. — Der Garde-Capitain de Virry, welcher damals den Dienst bei Hofe hatte, wollte ihn begleiten; aber St. Majestät gab es nicht zu, und befahl ihm, sich nach dem Palais zu verfügen, wo er den Herrn von Frontenac finden würde, sammt einigen anderen Hofbeamten, um die nöthigen Befehle zur Entlassung der Gefangenen zu ertheilen, welche am Tage des Einzuges der Königin der Freiheit erhalten sollten. Eben so schickte St. Maj. die Schützen seiner Garde zurück, die ihm gefolgt waren. Als der Kutscher vor dem Hotel de Longueville ankam, fragte er, welchen Weg er einschlagen sollte. Er bekam zur Antwort: Nach dem Creüz du Tiroüer. Dort angelangt, schrie man ihm zu: Rechts von St. Innocent! — Er fuhr eben in die Straße de la Ferronnerie hinein, als die Kutsche des Königs wegen zweier Wagen, der eine mit Wein, der andere mit Heu beschaftet, die sich verfahren hatten, gewöhnigt wurde, im unteren Theile der Straße zu bleiben, links, gegen die kleinen Läden der Kirchhofes von St. Innocent, und dem Hause eines Eisenhändlers, Antoine d'Andrenas, gegenüber Halt zu machen. An diesem Hause befand sich ein großer Holm, weshalb man dieses Haus „zum Helm" nannte. Durch diese Verwirrung waren die Bedienten St. Maj. genöthigt, um wieder vor den Wagen zu kommen, durch den Kirchhof von St. Innocent zu gehen, so daß nur ein einziger übrig blieb, der dem Wagen folgte und die linke Seite des Königs deckte.

Inzwischen zog St. Maj. ein Papier aus der Tasche, welches der Herr des Cures ihm gebracht hatte, worauf der Plan zu einem Wege gezeichnet war, den man in der Nähe von Chateau-Regnault auf dem Ufer der Seine ermittelt hatte, welchen die Französische Armee bequem einschlagen konnte, um zu den Fürsten von Neuenburg und Brandenburg zu stoßen und ihnen zu der Eroberung von Jülich zu verhelfen, welches der Erzherzog Leopold besetzt hatte, ohne daß der Marquis Spinola oder der Gouverneur von Luxemburg etwas dagegen sagen konnten. Der König hatte den rechten Arm auf den Nacken des Herzogs von Epernon gelegt, dem er die Zeichnung erklärte, ihm leise in's Ohr sprechend; sein linker Arm stützte sich auf die linke Schulter des Herzogs von Montbazon, der den Kopf zurückbog, um des Königs Worte hören zu können. In demselben Augenblicke, da der König so unbedacht saß, drängt sich ein eingefleischter Teufel, ein Ungeheuer, ohne Scheu vor dem heiligen Gesäßlein Gottes, seinem Ebenbilde auf Erden — mit entblößtem Haupt, den Mantel von der Schulter herabhängend, mit dem Rücken gegen die kleinen Läden — an den Wagen des Königs, zieht sein Messer und bringt dem Könige zwei Stiche bei; der erste drang zwischen die zweite und dritte Rippe unter dem Zwerchfell hin. Der König schrie auf: Ich bin verwundet! Da wiederholt der Bösewicht seinen Stich; er traf den König zwischen der fünften und sechsten Rippe, durchschnitt einen der Lungenflügel und, da er das Messer bis an den Griff hineinstieß, traf es die innere Pulsader und zerriß sie, — so daß die Spitze des Messers unter dem Herzen hervorkam. Der König hatte seinen Arm hängen lassen. Jener Unselige wiederholte seinen Streich, und traf die Kunst des Königs, durchschnitt den Aermel seines Wamses und sein Hemd und streifte leicht den Aermel des Wamses des Herzogs von Montbazon. Der König wollte eben sagen: es ist Nichts! — aber er verwechte nicht die Worte zu vollenden, weil ihm das Blut aus dem Munde strömte, sein Haupt senkte sich auf den Herzog von Epernon, das es emporzuheben versuchte und ihn bat, an Gott zu denken. Der König faltete die Hände und bot den Blick zum Himmel.

Niemand hatte die Verwundung des Königs gesehen, so geschickt führte der Mörder sein Verbrechen aus, und, hätte er sein Messer im Stiche lassen wollen, so wäre er auch glücklich entkommen. Aber das ließ Gott nicht zu, der diesen eingefleischten Teufel seine Strafe nicht ertaffen mochte. — Die Herren, welche im Wagen waren, verloren denselben, um den Mörder zu ergreifen; diejenigen, welche bei den heiligen Personen dieses großen Monarchen blieben, riefen, da sie ihn unfähig zum Sprechen und das Blut erstickend aus dem Munde hervordringen sahen: der König ist todt! So beklommen ihnen dieser Verlust das Herz, daß sie nichts weiter zu sagen vermochten. — Bilfeschnell verbreitete sich die Kunde, das Volk war in Aufruhr; Einige durchliefen die Straßen, Andere retteten sich in die Häuser und Läden. Man sah den grünen Umhang entgegen. Dem Glücke hatte einer der anderen Herren die Besonnenheit, auszurufen, der König sey nur in Folge der Verwundung ohnmächtig geworden, und um diesem Verwande mehr Schein zu geben, forderte er Wein, um den König zu sich zu bringen. Da er aber wirklich todt war, wurden die Wagenthüren herabgelassen; der Kutscher mußte nach dem Louvre zurückfahren; dem Volke dagegen gab man die Versicherung, daß der König dahin zurückkehre, um sich verbinden zu lassen. — Der Wagen langt im Hofe des Louvre an; der König wird herausgetragen und auf sein Bett gebracht durch den Herzog von Montbazon, den Herrn von Bitry und den Marschall von Marmontier. Petit, sein Arzt, rief ihnen entgegen: Jesus, Sohn der Maria, erbarme Dich mein! Der Erzbischof von Embrun, der gerade anwesend war, sprach die herkömmlichen Gebete für die abgeschiedene Seele St. Maj. — Herr von Bitri, Hauptmann der Leibwache, der damals Dienst hatte, wurde beordert, alle Prinzen von Frankreich in einem Zimmer zu versammeln, vor Allen den jetzt regierenden König Ludwig XIII. und keinem Menschen den Zutritt zu gestatten.

Es ist nicht möglich, das Jammergeschrei auszudrücken, welches sich auf das bloße Gerücht von dem Tode des Königs im Louvre, woselbst mehrere Herren versammelt waren, verbreitete, besonders, da man die Leiche St. Majestät sehen Maj. aus dem Wagen brachte, und es gewiß war, daß der König todt sey. Es schien ein Traum zu seyn, welche ihn vor kaum einer Viertelstunde so frisch und lebenskräftig hatten ausfahren sehen.

Auf die Schreckens-Nachricht erhob sich sofort der im Louvre versammelte Rath. — Die Wachen, als sie den Leichnam des Königs vorbeitragen sahen, machten, bleichen Antlitzes, halbtodt vor Schreck, Fronte: die Schildwachen wurden verdoppelt, und erhielten die Weisung, nur Personen von anerkanntem Range durchzulassen. Die Thore des Louvre schlossen die Partiere; die Schießthüre, welche nach dem Place des Officiers führt, ward aufgezogen, und inzerbald derselben sah man die armen Schweizer, die Arme gefreuzt, heiße Thränen über ihre

Digitized by Google

Verlust ihres Herrn vergessen. Alle Stellente, welche anwesend waren im Louvre, drückten in ihren Mienen und Geberden Schmerz und Verzweiflung aus. In den Zimmern, den Gängen, auf den Treppen hörte man Nichts als Klagen und Schmerzenslaute: „Wir sind verloren! Wir haben keinen König mehr! O, des unglücklichen Begebnisses! O Schreckenstag!“ — Dieser Ueberruf dringt in den Versammlungs-Saal, und verbreitet unter den hohen Herren, die dort zusammen waren, Schrecken und Entsetzen; die Geschäfte werden bei Seite geschoben. Alles stießt in Thränen.

Aber wo ist inzwischen die Königin? Was schafft, was denkt sie? Was bewegt ihr Herz? Wer wird ihr zuerst diese Nachricht bringen? Wer wird zuerst das Wort aussprechen: „Der große Heinrich ist todt!“ Wie wird sie es hören können, ohne ihre Seele in ihren Thränen zu verhauchen?“

Guicciardini in seinen „Italiänischen Kriegen“ erzählt, daß noch dem für Frankreich so unheilvollen Tage von Pavia ein junger Franzose, da er seinen Vater gemordet und im Grabe liegend sah, das Leben in den Armen desselben verhauchte, der es ihm gegeben. Wird nicht die Königin, nachdem sie den Tod ihres großen Königlichen Gemahls vernommen, ebenfalls in dem Strom ihrer Thränen ertrinken?

Sie war gerade in ihrem Zimmer allein, als diese Unglücks-Botschaft ankangte, und brachte die ihr noch bevorstehenden Ehrenbezeigungen; sie fürchtete, was sie zu thun haben würde, und wie sehr auch ihr Herz von Freude erfüllt war, so war diese dennoch von der Sorge um ihren Königlichen Gemahl, den sie nur in ihrer Nähe sicher wußte, getheilt. Bestimmert sah sie der Erfüllung trübseliger Träume entgegen; denn es war ihr viel Unglück vorher verkündigt worden. In dieser Gemüths-Aufregung kam Keiner zu ihr, Niemand trat in ihre Kammer, die vielen durch einander schallenden Stimmen. Sie öffnet ihr Zimmer und vernimmt den Ruf, der König sey eben getödtet worden. Sie zittert vor Angst, und läßt sich in Schmerz und Klagen auf. Da sie sich eben selbst hindegeben wollte, um die Verwirrung mit eigenen Augen anzusehen, bezeugt sie dem Herrn von Sillery, Kanzler von Frankreich, welcher sich im Auftrag des Conseils und aus eigenem Pflichtgefühl zu Ihrer Majestät begeben wollte, um sie zu trösten und von dem, dem Staate Mißliegt zu unterrichten. Er fand, daß die Königin bereits die Trauer-Nachricht hatte; denn sie sagte ihm bei seiner Ankunft: „Ach, mein Herr, der König ist todt!“ — Worauf er ihr entgegnete: „Um Vergebung, Madame! In Frankreich sterben die Könige nimmer!“

Er trat mit der Königin in ihr Zimmer, machte sie darauf aufmerksam, daß ihr Schmerz nur nachtheilig für die Staats-Angelegenheiten wirken könne; sie müsse sich dadei beruhigen, daß es Männer gebe, die mit ihr wirnten; man müsse vielmehr die zu ergreifenden Mittel bei diesem derben Unfall in's Auge fassen. Der König, immer bestrebt für das Wohl seiner Unterthanen, habe in seinem würdigen Thronerben und in einer so erleuchteten Königin die Gewähr hinterlassen, daß Frankreich nicht unglückt auf den Wellen des Geschicks, eines geschickten Steuermannes beraubt, sie müsse daher, um ihrem Sohne Muth zu thun, und für das Wohl des Staates den Blick ungetrübt zu haben: Diese trostvollen Worte des Kanzlers riefen die Lebensgeister der Königin zurück. Sie erkundigte sich, wo ihr Königlicher Sohn, seine Brüder und Schwestern sich befänden, und befahl dem Herrn von Vitry, sie Alle in ein Zimmer einzuschließen und Keinem den Zugang zu ihnen zu gestatten.

In der Stadt Paris verbreitete sich mit der Nachricht von dem Tode des Königs eine allgemeine Bestürzung. Die Verwirrung wurde nur durch die weisen Maßregeln der Königin gedämpft. Zu dieser hatten sich inzwischen auch die Herzöge von Guise und Epernon verfügt. Der Herzog von Guise, in das Zimmer tretend, wo der Leichnam des Königs lag, brach in die Worte aus: „Muß ich hier, mein großer König, Euch die Zeichen meiner Ergebenheit ärkern? Sind das die Triumphe, die ich mir im Dienste meines Königs versprach? Muß ich der Himmel mich diesen Trauer-Anblick hat sehen lassen! Da ich aber so unglücklich bin, vor Euren Augen meine treue Ergebung nicht zeigen zu können, so sollen Euer Königlicher Sohn und Eure Königliche Gemahlin die Aeußerungen derselben hinnehmen!“ — Er suchte darauf die Königin. Er fand sie in Thränen aufgelöst. Durch die heftigsten Versicherungen seiner Treue suchte er sie dem Labyrinth ihres Schmerzes zu entreißen. Dasselbe thaten der Herzog von Epernon und noch andere Vornehme.

Die Königin nöthigte sie nun, ihre Pferde zu besteigen und so viel Adelige sie nur auftreiben konnten, mit zu nehmen, durch Paris zu reiten und dem Volke die Versicherung zu geben, daß der König nur verwundet sey, — um so jedem Volks-Aufstande vorzubeugen. Der Herzog von Epernon ließ das Garde-Regiment sich ringe um den Louvre aufstellen, um zu verhindern, daß irgend wer sich denselben nahete.

Der Herzog von Guise zog mit einer bedeutenden Anzahl Adeliger durch die einzelnen Stadtheile von Paris, und begnügte sich nicht blos mit der Versicherung, daß der König nur verwundet sey, sondern suchte die Gemüther zu beruhigen, freundlich zu stimmen und die Hast der Unruhigen zu dämpfen.

Gleichzeitig gingen Herr le Jay, Civil-Lieutenant, und Herr Tarquin, der Aeltefte (prévôt) der Kaufmannschaft, begleitet von ihren Commissairen, von Straße zu Straße, um das aufgeregte Volk in die Häuser zu treiben, und um jedem Aufstande vorzubeugen, befahlen sie der Bürgerschaft, ihre Waffen bereit zu halten. Aber, was sie auch immer für Mittel aufboten, das Volk ließ sich nicht vermögen, ihren Glauben zu schenken und hielt sich vielmehr für überzeugt, daß der König todt sey, weil nämlich die Kirchengloden nicht zu dem Te Deum läuteten, wie es der Fall war, da acht Jahre früher der König von Jean Chastel verwundet worden. Dieser tolle Kerl behauptete nämlich, von Jaramund abzustammen, hielt den König auf dem Pont-Neuf an, faßte ihn beim Mantel, zog sein Messer und forderte sein Königthum — Frankreich. — So war Alles in Paris im größten Tumulte; die Bürgerschaft von Paris, zur Hälfte außer dem Hause, wegen der Ermordung ihres Königs und Vaters, ergriff die Waffen und wußte nicht, an wen sie sich halten solle, um den Mord zu rächen. Die von der sogenannten reformirten Religion (Leur de la religion prétendue réformée) hielten sich während der Unruhe in ihren Häusern nicht für sicher; in der darauf folgenden Nacht begaben sie sich zu ihren katholischen Fremden.

Wären die Zugänge zum Louvre nicht von den Garden besetzt gewesen, und hätte man nicht wenigstens einige Stunden den Tod des Königs verheimlicht, so hätte man mit einer solchen Menschenmasse erst recht seine Noth gehabt.

Obgleich die Personen der Gesandten geheiligt und unantastbar sind, so würden sich dennoch die Pariser, von gerechter Wuth angetrieben, über die Hotels der Gesandten von Spanien und des Erzherzogs von Flandern, als der Urheber des traurigen Ereignisses, hergemacht haben, hätte nicht die Königin Truppen abgeordnet, um diesen Gewaltthätigkeiten zu steuern.

Die Thore der Stadt wurden geschlossen, die von St. Martin und St. Jacques ausgenommen, welche indessen von den Bürgern sorgsam bewacht wurden, die zwar einen Jeden einließen, Niemandem aber ohne Paß aus der Stadt zu gehen gestatteten.

Noch an demselben Tag, um fünf Uhr Abends, hielt der Kanzler im Louvre ein Conseil, um über die Regentschaft und Verwaltung während der Minderjährigkeit des jungen Königs zu berathschlagen. In Folge seines Vorschlages und der Aussage der Königin wurden die Herren von Bouillon und den Beaussie, der Staats-Rath, an das Parlament geschickt, um den ersten Präsidenten von dem Tode des Königs zu benachrichten, der in aller Eile den Hof versammelte, um die in dieser Bedrängniß des Staates zu ergreifende Maßregel zu ermägen. Mit thränenerstickten Augen erklärte diese ehrwürdige Versammlung die Königin als Regentin während der Minderjährigkeit des Königs, ihres Sohnes, und auf den Antrag des General-Prokurators ward folgender Beschluß gefaßt:

„Auf die Vorstellung des General-Prokurators an den Hof im Beisein der versammelten Kammern, — wie der König hingegangen sey durch einen schrecklichen, an seiner gebeiligten Person verübten Mord, erschien es unerläßlich, für die Angelegenheiten des regierenden Königs und seiner Staaten zu sorgen, und daß sofort Anstalten zur Hand seines Reiches getroffen würden, welches während der Minderjährigkeit des genannten Königs unter der Königin regiert werden kann. Es hat demnach dem vorerwähnten Hofe gefallen, sie als Regentin anzuerkennen, und sich von ihr in allen Staats-Angelegenheiten vertreten zu lassen. Nach reiflicher Erwägung hat der vorerwähnte Hof die ermähnte Königin, Mutter des Königs, zur Regentin von Frankreich ernannt, um mit unbeschränkter Vollmacht und Ansehen während der Minderjährigkeit ihres Königlichen Sohnes die Staats-Angelegenheiten zu verwalten.

So geschehen im Parlament am 14. Mai 1610.“

Dieser Beschluß wurde durch Herrn de la Gueste, General-Prokurator des Königs, der Königin überbracht. Dieser, wie wenig auch zufrieden, begab sich doch nach dem Louvre, um seine erste Pflicht dem Könige Ludwig XIII. zu erfüllen, und die Königin und den Kanzler von dem Beschlusse des Hofes über die Regentschaft in Kenntniß zu setzen. Er trat in das Zimmer, wo der Leichnam des Königs auf einem Bette lag, — das Antlitz bedeckt mit einem Leichentuche, bekleidet mit einem schwarzen Anzuge von Satin; rings umher standen Kerzen und standen Geistliche, die ihre Bigilien begannen. Der Prokurator besprengte den König mit Weihwasser, nicht ohne Thränen. Dann ging er zur Königin, die ihn der Achtung versicherte, welche der hochselige König, ihres seiner Treue wegen, für ihn gehegt, und deren Fortdauer sie ihm ihrerseits versprach; dann verfügte er sich zu seinen neuen Herrn, und erfuhr von dem Kanzler, daß die Majestäten sich schon morgen in's Parlament begeben würden.“ (J. d. P.)

Spanien.

Die Kirchhöfe von Madrid.

I.

Das Campo Santo vor dem Thore von Toledo.

Ich war an einem schönen Morgen des April-Monats 1831 aus Madrid und über die Brücke von Toledo gegangen. Ein schmaler Fußsteig führte mich von da links über eine Anhöhe zum Thore eines Kirchhofes. Das Thor stand offen; ich trat hinein.

Noch hatte ich in Spanien keinen Gottesacker gesehen. Der vor dem Thore von Toledo ist neu, wie alle Madrider Kirchhöfe; denn erst seit dreißig Jahren bestattet man nicht mehr in den Kirchen.

Dieser Gottesacker ist nicht, wie die Pariser Begräbnißplätze, ein kokketter Garten, mit freundlichen Lauben und Hecken aus Hagebuchen, in welchen zierliche, mit gelbem Sande bestreute Pfade zwischen Bäumen und Gräbern sich durchschlängeln; es ist ein ödes Feld ohne Beschattung, ein geräumiges Viereck, mit einer Kapelle am Eingang, einem hohen steinernen Kreuz in der Mitte und offenen Gallerieen an allen Seiten, die ein mit Ziegeln gedecktes und auf hölzernen grün angestrichenen Pfeilern ruhendes Dach beschlägt.

Die sehr dicke, das Ganze einschließende Mauer, welche den Hintergrund dieser simpeln Gallerieen bildet, ist von oben bis unten mit tiefen Nischen versehen, in welche man die Särge wie Schubladen einschiebt.

Auf den schmalen Steinen, welche diese Todten-Zellen verschließen, findet man keines jener pomphaften Epitaphien, die in andern Län-

Digitized by Google

dern den wirklichen oder verstellten Schmerz der Hinterbliebenen an die Nachwelt überliefern. Die ganze Grabschrift enthält nur Namen, Alter und Stand des Abgeschiedenen, und wenn es hoch kommt, steht noch ein Vers aus den Psalmen dabei.

Während ich so in den Galerieen des Campo Santo herumspazierte, sie mir ein Mann in die Augen, der, die Arme auf dem Rücken kreuzend und an einen Pfeiler gelehnt, sich sonnte (tomava el sol). Sein gleichgültige und zerstreute Miene ließ mich ahnen, daß er hier maître de logis sey.

„Sie sind wohl der Wächter des Gottesackers?“ fragte ich ihn.

„„Si señor, para servir a usted!““ (Zu dienen, mein Herr!) war die höfliche Antwort.

„Was bezahlt man für solch eine Nische?“ Hierbei deutete ich auf mehrere derselben, die noch leer waren.

„„Das ist verschieden““, gab er zur Antwort. „Wünschen Sie die Nische nur auf vier Jahre, so kostet sie Ihnen 300 Realen; dagegen aber 6000 Realen (600 Thaler), wenn er für's ganze Leben ist.““

„Für's ganze Leben?!“ rief ich aus. „Für welches ganze Leben? Vermuthlich wollen Sie sagen: für die ganze Zeit, die man todt ist!“

„„Ja, für immer““, fuhr er lächelnd fort. „„Ist ein wenig theurer, nicht wahr? Aber es giebt auch wohlfeilere Gräber, selbst auf Lebenszeit. Schauen Sie nur! Die Gräber da unter unseren Füßen, die alle numerirt sind, kosten nicht mehr als 600 Realen (60 Thlr.). Man ist da auch gut versorgt.““

„Aber mich Jeremann ist im Stande, für ein Grab 600 Realen zu erlegen. Müssen Sie nicht dann und wann auch Gäste aufnehmen, die bei ihren Lebzeiten nicht viel mehr hatten, als nach ihrem Tode?“

„„O ja! an Armen ist kein Mangel. Aber, Gott sey's gedankt! es fehlt ihnen auch nicht an Platz; der Raum des Kirchhofes ist groß genug.““

Wir verließen die Galerieen und schlenderten nun auf dem wüsten Todtenfelde herum, dessen Gräber kein Stein, kein hölzernes Kreuz, kein Stückchen Rasen bezeichnete.

„Euer Kirchhof“, sprach ich zu dem Hüter, „ist dem Circus für die Stiergefechte ähnlich. Die Mauer-Nischen sind die Logen für Vornehme und Reiche; die numerirten Gräber darunter entsprechen dem bedeckten Amphitheater, wo der Mittelstand sitzt, und die nicht numerirten unter freiem Himmel sind das Parterre (tendido), wo der gemeine Hause sich zusammendrängt.“

„„Das ist wahr““, gab er zur Antwort, „„nur mit dem Unterschied, daß mein Parterre hier eben so wenig Spektakel macht, als die Logen und das Amphitheater.““

Allein, wessen Herz denn jenes hungrige Grab?“ sprach ich zu meinem Führer, nach einer Todtenbehausung hindeutend, die hinter einer Verzäunung von verkrüppelten Alaternen aufgeschüttet war.

Er sah mich zuerst etwas mißtrauisch an. Die Loyalität meiner Physiognomie schien ihm wieder Muth einzuflößen, und so sprach er, etwas näher tretend: „„Das ist ein Reserve-Grab, ein neues Grab für die Hingerichteten. Vorgestern habe ich Oedre bekommen, es bereit zu halten. Es stecken jetzt in den Gefängnissen von Madrid viele mit der Todesstrafe bedrohte Rebellen; — es ist dies eine Maßregel der Vorsicht, die man getroffen hat.““

Ich schauderte. Die Gefängnisse Carcel de Corte und Carcel de la Villa waren damals mit Patrioten angefüllt, die sich einer Verschwörung gegen Ferdinand verdächtig gemacht hatten. Eine politische Einrichtung war schon vollzogen worden, und man betrachtete diesen Akt als Vorläufer einer Menge anderer.

Ich trat bis zum Rande dieses noch leeren Grabes, und starrte hinein.

Wohl! dachte ich, das Todes-Urtheil ist noch nicht gesprochen; aber die Gruft hat man schon ausgehöhlt. Nur immer zu, meine Herren Alkalden! Verurtheilt, und laßt's Euch nicht lange werden! Die Todtengräber sind schon Anstalt vorzugehen; sie haben das Ihrige gethan; thut Ihr das Eure. Verurtheilt nur getrost! Es ist noch Raum genug für manches Todes-Urtheil und für manchen Gewissensbiß der Richter. — Die Grube ist tief.

„Wo hat man denn die zuletzt Hingerichteten bestattet?“

„„Da unten““, sprach der Todtengräber, „„links von der Kapelle, in jener Ecke.““

Er folgte mir nach dem Orte. Die noch nicht fest gestampfte Erde verkündigte ein doppeltes Grab. In der vergangenen Woche hatte man auf dem Platz la Cebada eine Execution vollstreckt; eine andere gestern Abend.

Er brauchte mir nicht erst zu sagen, um welcher Verbrechen willen die beiden Unglücklichen vom Leben zum Tode gebracht waren. Ich wünschte nichts, als den Fleck zu wissen, wo der Verstochte, und den, wo der Unschuldige lag. Ich warf meinem Führer einen Blick zu, den er wohl verstand.

Nachdem er sich schüchtern umgesehen, trat er dicht zu mir heran und deutete mit gezwungener Haltung an den Boden.

„„Der da zu meinen Füßen ist der Mann, welcher seine Frau ermordet hat; der Andere aber — hier stockte er und redete dann beinahe flüsternd weiter — der Andere ist derjenige, welcher jenes Wort gesprochen (il que dijo aquella palabra).““

Jenes Wort, das der Todtengräber in Gegenwart seiner Todten nicht auszusprechen sich getraute, war freilich kein geringeres, als: Viva la libertad!

Und der, welcher es auszusprechen wagte — ein armer Schuster, Ramens Antonio Latorre, ein junger Bursche von 19 Jahren! In einer Schenke hatte er, vom Wein erhitzt, viva la libertad! gerufen. Noch an demselben Abend — es war der 22. März — wurde er in den Kerker geschleppt, und schlief im Kerker seinen Rausch aus. Am 25sten — einem Palmsonntag — las man ihm sein Urtheil vor, und am 28sten wurde er als Rebell aufgeknüpft. Alles war das Werk einer Woche!

Armer Junge! Er war das erste Opfer jenes Jahres; er eröffnete den Triumphzug der Spanischen Patrioten zur Richtstätte. Bald sollte der Buchhändler Mijar ihm folgen — dann das junge Mädchen von Granada — dann Torrijos, Flores Calderon und ihre Gefährten — die siebenundvierzig Männer von Malaga!

Als ich das Campo Santo verließ, verweilte ich einen Augenblick am Eingang, und ließ meine Blicke an dem reinen, tiefblauen Frühlingshimmel über meinem Haupte sich ergehen. Wie herrlich war dieser Morgen! wie hoch schwangen die schwarzen Adler sich empor, mit ihren großen, freien Fittichen die Lüfte durchschneidend! Wie majestätisch erhob die Guadarrama zu meiner Linken ihre schneebedeckten Häupter! Wie schimmerte und glühte Madrid im Sonnenstrahl, mit seinen Kirchen aus rothem Stein und seinen bemalten Häusern!

O! rief ich aus, unter diesem Himmel sollte man wohl aus vollster Brust schreien dürfen: viva la libertad! Ich warf noch einen scheidenden Blick auf die neue politische Gruft und kehrte dann nach Hause.

II.

Der Kirchhof des Hospitals.

Die Brüderschaft des allerheiligsten Sakramentes und die barmherzigen Brüder unserer lieben Frauen beerdigen alljährlich mit Feierlichkeit einen Armen.

Diese Ceremonie ist schön und rührend.

Bei den alten Römern dienten die Herren ein Mal im Jahre ihren Sklaven! So ist es denn auch löblich, daß der christliche Reiche alle Jahr ein Mal den Armen beerdigt.

Der ersten Kranken, welcher in der Nacht des 15. Novembers im Staats-Hospitale stirbt, wird die Ehre dieser Beerdigung zuerkannt.

Als ich in die kleine Kirche des Spitals trat, nahmen die Exequien eben ihren Anfang. Vor dem Hochaltare stand ein kostbarer Katafalk, von Kandelabern umgeben, auf welchen Kerzen zu gelben Wachse brannten. Darunter lag der zu Beerdigende in einer offenen, mit schwarzem goldgestickten Tuch ausgeschlagenen Bahre. Sein Kopf ruhte auf einem weißen, mit weißem Musselin gezierten Kissen. Er war in eine Franziskaner-Kutte gekleidet, deren Kapuze seine Stirn bedeckte.

Das Gesicht des Todten, obwohl bleich und abgezehrt, war noch schön zu nennen. Er schien nicht sowohl todt, als in Andacht versunken: man hätte glauben sollen, er bete für diejenigen, die für ihn beteten.

Das Todten-Amt wurde mit vielem Pomp abgehalten. Weder die Musiker noch die Sänger waren Virtuosen und doch herrschte unter diesen Instrumenten und Stimmen eine Art frommer Harmonie, wie ich sie selten gehört habe. Die Lieder kamen aus dem Herzen und drangen zum Herzen.

Nach dem Miserere stieg der Prälat, von zwei Priestern begleitet, die Stufen des Altars hinab, näherte sich der Bahre und sprach das Pater noster. Dann reichte man ihm Weihwasser und Räucherfaß zur Einsegnung des Verstorbenen.

Zuletzt ertheilte die Priesterschaft sich eine Art von Hail-Mönchen und dem Orden des heiligen Franciscus aggregirt. Sie dürfen sich verheirathen und wohnen in ihren respektiven Häusern. Diese religiösen Volontairs haben das Privilegium, solche Todte, die reich genug sind, um sie dafür zu honoriren, nach dem Campo Santo zu tragen. Der Arme, von dem ich rede, wurde nun als Reicher behandelt und demnach trugen ihn die Brüder des Ordens Terceira.

Als man auf den Kirchhof des Spitals gekommen war, sangen die Priester ein letztes De profundis in der Kapelle, während die Brüder des Ordens Terceira den Leichnam in ein Grab versenkten, das für ihn allein bestimmt war.

Die Ceremonie war beendigt. Die zahlreichen Bettler, welche dem Zuge gefolgt waren, hatten sich hin und wieder auf dem Kirchhofe zerstreut, und mit einer dieser Bettler-Gruppen an den Rand einer standbildern Grube, wie eine anwesende Frau sich ausdrückte, die mit dem Blick ihre Tiefe ausmaß.

Hier verscharrte man seit vielen Jahren sämmtliche Kadaver, die dem Amphitheater des Hospitals stückweise entrissen waren. Die letzten Regenflüsse hatten in dieser Grube eine Pfütze gebildet, die von dem Blute der verstümmelten Körper geröthet war, und einen pestartigen Geruch entsandte.

„Hierher werden wir Alle kommen, mag uns nun eine Krankheit, ein Schuß oder Messerstich tödten“, sprach ein armer Teufel, der in seinem zerlöcherten Mantel vor Kälte schnatterte.

Als ich dem Thor des Campo Santo wieder zuschritt, kam ich bei einer andern Grube vorüber, die von anderen Neugierigen umgeben war. Ich mischte mich auch unter diese.

Die Grube war ganz voll von Scherben, die man unlängst in einem der Höfe des Hospitals ausgegraben und hierher geschafft hatte. Ein Todtengräber stand mitten unter diesen menschlichen Trümmern und suchte mehrere interessante und wohlerhaltene Stücke an junge Ehirurgen zu verkaufen, die sich mit eingefunden hatten. Es entstand nun ein Feilschen um Köpfe und Gliedmaßen, das sich sonderbar anhörte.

Als die Nacht einfiel, verließ ich das Campo Santo, nachdem ich auf ein Schweigen Buch, an dessen vier Ecken vier Kerzen brannten, einige Geldstücke geworfen hatte. Dieses Geld wird zu Seelenmessen für die auf dem Kirchhof beerdigten Armen verwendet. (R. d. d. M.)

Digitized by Google

Bibliographie.
Tactica de las asambleas legislativas. (Taktik gesetzgebender Versammlungen.) Nach Bentham bearbeitet von F. C. de C. Pr. 14 Rs.
Discurso sobre las penas, contrastado á las leyes criminales de España, para facilitar su reforma. (Die Strafen des Spanischen Kriminal-Gesetzbuches; ein Beitrag zur Verbesserung desselben.) Von Don Manuel de Lardizabal y Uribe. 12 Rs.
Ciencia del foro. (Die Wissenschaft des Advokaten.) 8 Rs.
Historia y origen de las rentas de la iglesia de España desde su fundacion. (Geschichte der Einkünfte der Spanischen Kirche seit ihrer Begründung.) Von einem Mitpriester. 12 Rs.
El eco de los Papamoscas. — Eine neue Zeitschrift.

Italien.

Bartolini's Kunst-Werkstatt in Florenz.

Wenn man durch das Pisanische Thor in der Stadt Florenz anlangt, kommt man unmittelbar durch eine melancholisch düstere Straße, die gegen das reizende Arno-Thal, das man eben verlassen, auf eine merkwürdige Weise absticht; in dieser Straße, einige Schritte vom Thore, fesselt die Façade eines monumentartigen Gebäudes durch das Gepräge der Kunst, das es unverkennbar trägt, unsere Blicke: es ist die Werkstatt Bartolini's, des Toskanischen Phidias.

Nichts erinnert mehr an die gefeierten Ateliers der Alten, eines Praxiteles oder Scopas, als dieser Tempel der neueren Kunst. Die Plafonds in den Sälen erheben sich sechzig Fuß hoch über dem Estrich, und den gigantischen Statuen, die jüngst aus den Blöcken hervorgegangen, den gebührenden freien Raum zu lassen; mit jedem Schritte stößt man auf ungeheure Marmormassen; junge Zöglinge, meist Kinder von Landleuten aus der Nachbarschaft, wie einstens Giotto, sind an allen Ecken beschäftigt, indem sie den Marmor behauen, dessen der Meister seinen Meißel an ihn legt. Der Boden ist eingeschneiet wie mit einem weißen Staube bedeckt, der dem Künstler angenehmer erscheint, als der Rasen in den Lustgärten und die grünen Wiesen an den Ufern des Arno. Ich trat vor den Meister hin, armselig und unbekannt, gleich dem Scythen Anacharsis vor den Bildhauer von Athen; ein heiliges Gefühl der Ehrfurcht durchwallte mein Herz und flammende Schamröthe überzog mir das Gesicht. Es öffnete sich eine kleine Pforte, der Pforte des Heiligthums. Der Meister trat eingeschritten; ich hatte das Glück, Bartolini zu überraschen, als er eben mit dem glühendsten Eifer bei seiner Kunst beschäftigt war; seine Arme waren entblößt, sein Haupt unbedeckt und seine Augen funkelten, entzuckt von dem Genius der erhabenen Kunst. Er empfing mich mit einfachem Ernst, ohne alle Komplimente und Ceremonien; dieser beschränkte Theil des großen Künstlers gefiel mir wohl, denn es wäre unpassend, wenn er, der umit in die Geheimnisse seiner Kunst, den erhabenen Genuß, den er uns dadurch gewährt, durch leere Phrasen und fade Komplimente herabwürdigen wollte. Stumm stand er da, mit dem Meißel in der Hand, vor der jüngsten und gelebtesten seiner Schöpfungen, seiner Bacchantin; vor seiner Bacchantin, jenem reizenden Weibe, die schon jetzt in Italien berühmt ist, obgleich sie noch nicht die Werkstatt des Künstlers verlassen. Ich sah nichts mehr um mich her, war mich umgab. Die göttliche Statue hatte mich in Verzückung versetzt. Ich war so hingerissen, daß ich unwillkürlich zurückwich, wie vor einer schamhaften Frau, die man im Bade überrascht. Nichts erscheint so angenehm, so überaus reizend, wie jene Bacchantin in liegender Stellung; sanft auseinander auf der linken Seite, mit dem oberen Theile des Leibes schalkhaft zurückgebogen, giebt sie in dieser nachlässigen Haltung ihre verdorgensten Reize und Zauber dem betrachtenden Auge preis. Wie viele Italienische Schönheiten haben in diesem Marmor besitzerin müssen! Aber wie viel die Menge der verschiedenen Modelle auch bergab: hier erblicken wir die Frau, die einzige, in ihrer Herrlichkeit und Vollkommenheit!

„Möchten Liebhaber soll diese schöne Gelieble zu Theil werden!" fragte ich Bartolini. — „Dem Herzog von Devonshire", antwortete er. — „Sie sind den Herzog glücklich machen!" versetzte ich; „erlauben Sie mir, sie ein andre Mal wieder zu sehen, wenn ich weiß, daß ich heute zu lange verweilt und daß Ihre Zeit Ihnen kostbar ist." — „Kommen Sie, wann Sie wollen." — „Ich werde es mich unterlassen, bestimmt nicht."

Am folgenden Tage, um sieben Uhr des Morgens, begab ich mich wieder nach der Werkstatt Bartolini's. Florenz ist ganz die Stadt der Künste; nirgends, an keinem anderen Orte, finden wir die glänzenden poetischen Anzeichnungen der Kunst, die uns hier begleiten, bis zur Schwelle des Malers, des Musikers und des Bildhauers. In den Straßen, auf den Promenaden, an den Quais, auf den öffentlichen Plätzen, überall umschweift Dich hier der ernste, heilige Gedanke der Kunst. Wohin Du Dich immer wendest. Du befindest Dich in einer Atmosphäre, die der liebliche Duft der schönen Künste gedankengwängert. Auf meinem Wege zu Bartolini kam ich vor dem Palast Strozzi vorbei; ich ergötzte die Säule, die einen Theil seiner Façade trägt, bewunderte sie, entlich kam ich über die prachtvolle Brücke, die Michel Angelo zu Rom verfertigt und deren Abriß er dem Grobsbrotzog auf dessen Bitte übersandte. Von hier aus gesehen, bei dem transparentem Lichte einer April-Morgens, erschien mir Florenz so lieblich und reizend, wie sein Name; der Arno floß als azurnes Fluidum zwischen seinen von der Sonne beschatten Ufern, die auf beiden Seiten mit Palästen und Domen besäet waren. Zur Linken erblickte ich die melancholisch düstere Kolonnade degli Uffizii; nebenbei die Brücke, auf welcher Hercules, wie er den Nessus erlegt, als Schöpfung des Johannes von Bologna zu sehen ist; im Hintergrunde des Gemäldes der köstliche Hügel von San Miniato; endlich zu meiner Rechten verfolgte ich den Arno auf seinem reizenden Laufe bis in das Laubwerk der baumreichen Cascine.

Ich fand Bartolini in derselben Stellung von gestern, vor seiner Bacchantin; um fünf Uhr des Morgens nimmt er den Meißel in die Hand und legt ihn nicht eher nieder, bis die Nacht herangekommen: auf diese Weise wird man groß. „Wie haben Sie die Medicäische Venus gefunden?" fragte er mich. — „Kalt", erwiderte ich, „ich hatte vorher Ihre Bacchantin gesehen." — Er lachelte, als ich hier sagte, wie ein König bei dem höchsten Lobe, das Genius; denn das Genie ist der erste aller Monarchen; nur gegen ihn ist die Schmeichelei erlaubt. Er machte mir das Anerbieten, mir sämmtliche Säle seines Ateliers zu zeigen; ich nahm es mit Freuden an.

Er führte mich hierauf in seine Büsten-Gallerie; hier waren sechshundert Brustbilder, fast lauter weibliche, von seiner eigenen Hand gefertigt, aufgestellt. Alle schönen Engländerinnen haben ihm einmal gesessen; es gibt keine reiche Dame, die je in Florenz gewesen, ohne daß sie ihr Brustbild von Bartolini hätte in Marmor abbilden lassen: der Gypsabdruck bleibt stets im Atelier zurück. Es ist die merkwürdigste Sammlung von edlen und schönen Köpfen, die man irgendwo finden kann. Aber alle diese Kunstwerke sind nur in den Erholungsstunden des Florentinischen Bildhauers angefertigt; denn seine eigentliche Arbeit ist seinen kolossalen Statuen gewidmet. Seit mehreren Jahren arbeitet er an dem Modelle der bronzenen Statue für Herrn Demidoff, jenen reichen Russen, der, wenn es möglich gewesen wäre, mit dem Tode zu handeln, für eine Woche längeres Leben hundert Millionen gezahlt hätte. Große, schöne Statuen, herrlicht, prachtvolle Basreliefs, werden das Grabmal dieses Moskowitischen Lucullus schmücken.

Eine Statue ist hier zu sehen, die mit einer Größe, mit ihrer majestätischen Glanze das ganze Atelier erfüllt; es ist die Bildsäule, mit dem Fingern, den sie wie Herod in der Welt findet, nur daß sie hier die kolossale Größe zu haben scheint. Napoleon steht da, der die Siegesgöttin auf seine Hand gerufen, ungewisse Belohnung für sein Werk. Für 80,000 Franken will er die Statue bis an Ort und Stelle nach Ajaccio transportiren, und sie daselbst unter seiner eigenen Aufsicht auf dem Molo aufstellen lassen. — Aber, ist es doch besser, ein Obelisk von Luxor, als eine Statue Napoleons zu sehn: — Die gigantische Bildsäule wartet vergeblich in dem Bartolinischen Atelier; treue Krieg von Toscana erscheint, um sie aufzunehmen.

Er sich das Atelier verließ, wollte ich noch einmal meine Bacchantin sehen; Bartolini öffnete das geheime Boudoir, sie erschien mir heute noch zarter und sanfter als gestern. Das himmlische Weib! wie mit sie zusammenschaudern im nebligen Norden, in dem Herzogthume Devonshire, sie, die Tochter einer Italiänischen Sonne! Ich glaube immer noch, daß Bartolini sie zurückhalten wird; es wäre ihm zuviel kosten. Ich soll ihn zu nennen. Ich habe es nie begreifen können, wie ein Vater je in das Lassen ist, die schönste seiner Töchter den Liebkosungen eines Fremden zu überlassen. (F. P.)

Mannigfaltiges.

— Die Chinesischen Farben. Man hat in Europa sehr viel Rühmens von der Schönheit und Lebhaftigkeit dieser Farben gemacht. Wir muß nun um die Nachricht überraschen, daß der Chinesische Künstler (wenigstens in Canton) am liebsten Farben von Englischer Fabrication wählt, und daß sie dort stark verlangt werden! Es erinnert dies an die Anekdote von einem Engländer, der in einem Chinesischen Laden zu Canton eine elegante Londoner Schlagrohr sehr theuer kaufte, und als eine Probe Chinesischer Uhrmacher-Arbeit mit nach England nahm. — (Bennett's Wanderungen.)

— Der wilden Hunde in Neu-Holland. Die Dingos oder einheimischen Hunde von Neu-Süd-Wales sind die Wölfe jener Kolonie. Sie hausen in Felsenklüften, werden sehr groß und stark, und richten unter den Heerden der Pflanzer große Verwüstungen an. Diese Thiere besitzen große Klugheit und haben ein sehr zähes Leben. Man macht häufig mit zahmen Rudeln Europäischer Hunde Jagd auf sie. Bei einer solchen Gelegenheit war einer dieser Dingos mit Kästrieben so angestrengt worden, daß man ihn endlich mit Mühe und Noth zu mausestod sey. Der Jäger ging weiter und sah sich einmal zufällig um. Da sah er mit Staunen, wie der Dingo wieder aufstand, sich schüttelte, und dann einem Dickicht zuschritt, das ihn seinen Verfolgern entzog. Ein anderer Dingo, den man ebenfalls tödt glaubte, wurde in eine Hütte gebracht, wo man ihm die Haut abziehen wollte. Beim Anfang dieser Operation — die am Kopfe gemacht wurde — zuckte die Lebenskraft des Thieres. Der Jäger hielt es für besser, seiner Bestie ein Ende zu machen, als sie noch länger zu peinigen. Kaum hatte er seine Messer zu schleifen, und fand, als er wiederkehrte, den Dingo auf seinen Hinterbeinen kauernd, so daß er den schon halb seiner Haut beraubten nochmals tödten mußte. Die Dingos dellen so wenig als andere wilde Hunde. Sie können bloß heulen und winseln. Das Bellen des Hundes ist eine von ihm erworbene Fertigkeit, gleichsam eine Anstrengung zu sprechen, zu der ihn sein Umgang mit den Menschen anfordert. (Bennett's Wanderings.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 30. Berlin, Mittwoch den 11. März 1835.

Zu beziehen durch alle Königl. Preuß. Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Portugal.

Die Portugiesische Literatur im 18ten und 19ten Jahrhundert.

Als Portugal schon Alles verloren hatte, ausgenommen die Erinnerung an seine Glanz-Periode: da sprach Camoens auf seinem Sterbelager noch ein paar Worte, die eine Strafpredigt für sein Vaterland enthielten. Einige Tage darauf wurde er begraben, nachdem die Hand der Barmherzigkeit für sein Leichenbegängniß gesorgt hatte. Seitdem das Grab des Sängers der Lusiade ging in Vergessenheit, und dennoch leuchtete die Fackel, die er entzündet, noch lange in seiner Heimat.

Auf Camoens folgte ein zweites portugiesisches Zeitalter der Portugiesen, ein Zeitalter voll Energie, Glanz und Pracht. Corte-Real, Lucredo, Sa de Menezes waren die schöne Abendröthe des Portugiesischen Dichter-Himmels. Aber mit einem Male brach eine undurchdringliche Finsterniß herein, die länger als ein Jahrhundert über Portugal verbreitet war.

Im Anfang dieser traurigen Periode bemitleideten selbst Portugal's Feinde seinen Verfall, und Philipp II., der diesen Verfall vorbereitet hatte, erschrak darüber, als er den Genius einer Nation erblichen sah. Am Tage seines Einzuges in Lissabon antwortete er denen Portugiesisch, die ihn Kastilianisch anredeten; aber Niemand konnte ihm würdig entgegnen. Camoens war todt; Corte-Real hatte sich in sein Klosterwäldchen Tuteulanum nach Palma zurückgezogen; Duredo widmete den Pflichten seines hohen Amtes vielleicht mehr Zeit, als selbst der Poesie.

Portugal's selbstständige Literatur ging mit diesen Männern zu Grabe. Nicht ohne schmerzliches Bedauern gelangt man zu der Periode des schlechten Geschmacks, in welcher Violante do Ceo glänzte. Ein einziges und zwar weibliches Wesen schrieb damals aus tiefer Brust; es war Mariane d'Alcoforado. Allein sie lebte und starb — in Klostermauern, und Keiner ahnete die Gluthen ihrer echt poetischen Seele. Ueber den Briefen der Mariane d'Alcoforado hat ein unseliges Geschick gewaltet; sie gehören jetzt nur der Französischen Literatur an. Dieses Tuteulanum nach Palma zurückgezogen; Duredo widmete den Pflichten seines hohen Amtes vielleicht mehr Zeit, als selbst der Poesie.

Portugal's selbstständige Literatur ging mit diesen Männern zu Grabe. Nicht ohne schmerzliches Bedauern gelangt man zu der Periode des schlechten Geschmacks, in welcher Violante do Ceo glänzte. Ein einziges und zwar weibliches Wesen schrieb damals aus tiefer Brust; es war Mariane d'Alcoforado. Allein sie lebte und starb — in Klostermauern, und Keiner ahnete die Gluthen ihrer echt poetischen Seele. Ueber den Briefen der Mariane d'Alcoforado hat ein unseliges Geschick gewaltet; sie gehören jetzt nur der Französischen Literatur an. Diese Briefe, die einem Rousseau Thränen entlocken, sind obendrein in einer schlechten Uebersetzung nach Frankreich gekommen. Ein einziger Mann hat das Glück gehabt, sie im Portugiesischen Original zu lesen, und gewiß war dieser Einzige ganz unfähig, ihren Werth zu erfassen, da er sie in solchem Grade entstellt auf die Nachwelt übergehen ließ.

Der Leser wird mir wohl die Aufzählung aller der mittelmäßigen Subjekte erlassen, die sich angestrengt haben, Portugal's Literatur wieder zu heben. Auch dürfte wohl schon der bloße Titel gewisser Bücher aus dieser Periode alle Lust zu einer genaueren Kenntniß niederschlagen. Man hat oft den Versuchungen des Geschmacks gab es doch noch ehrenwerthe Männer in Portugal, deren dogmatischer Unwille unter solchen Umständen wohl Theilnahme erregen konnte; allein wir suchen genialeSchriftsteller, und solche sind gegen Ende des 17ten und am Anfang des 18ten Jahrhunderts in Portugal nicht zu finden. Die beiden Grafen d'Ereeyra verdienen wegen ihrer gründlichen Gelehrsamkeit und ihres verständigen Strebens unserer Hochachtung; allein, was können wir sonst an ihnen rühmen? Ein einziger Portugiese jener Zeit hatte echt poetischen Geist; er redete die Sprache des Camoens mit einer theilweisen Energie, die in einem solchen Jahrhundert überrascht; aber seine begeisterten Lieder wurden ihm dort eingeflößt, wo der Maranäen seine Zitubon durch endose Einöden wälzt. Lassen wir Antonio Vieyra, diesen Vater der Wüste, in Brasiliens Wäldern begraben! Seine Stimme gehört dieser Erde nicht an. Wie Jiob, seufzt er in der Oede; er spricht nur zu den Jahrhunderten und zur Gottheit.

Wie schon bemerkt, gab es während der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts zwar keine große Poeten in Portugal, wohl aber thätige und fleißige Männer, welche die literarische Bewegung Frankreichs begriffen, aber zu ihrem Unglück klug Nachahmer der Franzosen wurden. Diese gewissenhaften Männer riefen die indolenten Geister zu ernsten Studien zurück; sie stifteten eine Akademie der Geschichte; sie fühlten, daß es nothwendig sei, wieder an die vergessenen Quellen zu gehen. Allein das Ergebniß ihrer Bemühungen waren ungeheure kompilatorische Bücher, in denen man höchstens einige nützliche Dokumente findet. Der historische Geist war mit der hohen dichterischen Begeisterung, welche die ältesten Historiker dieser Nation charakterisirt, untergegangen.

Da kam plötzlich jenes grauenvolle Erbeben von 1755, gleichsam der letzte Ruf des Anathema's, das über Portugal gerufen hatte. Der Enkel Racine's, welcher unter den Trümmern des zerstörten Lissabons sein Grab fand, stieß einen Angstruf zum Himmel aus, der den harmonischen Genius seines Großvaters in diese Ruinen zu beschwören schien. Einige hohe begabte Geister erwachten, und eine neue literarische Periode begann für Portugal. Die Poesie trete sich wieder.

Die Zerstörung Lissabons durch jenes Erbeben muß bei allen Ueberlebenden eine Erinnerung zurückgelassen haben, die sie immer mit neuem Entsetzen füllte. Noch fünfzig Jahre später stäubte sich das gedeichte Haar eines Greises, während er uns die gräßliche Katastrophe erzählte. Sein Dichtertalent wurde im Verlaufe der Schilderung immer feuriger, und wir Kinder bebten vor Entsetzen, als führen wir Verbrechen drohende Blitze, als hörten wir das dumpfe Dröhnen, welches dem Todeskampf einer großen Stadt vorangeht. Dieser Greis, es war Francisco Manoel, derselbe, von dem Lamartine gesagt hat: „Du bist ein Dichter und Du weißt!"

Francisco Manoel do Nascimento war 1755 noch ein zarter Knabe; er gehört soll eben so gut dem 18ten als dem 18ten Jahrhundert an; und Portugal hat in den literarischen Ruhm des neueren Portugal gewissermaßen begründet; wir wollen ihm besondere Aufmerksamkeit schenken.

Als Pombal mit seinem gewaltigen Geisteshieb und seiner unbeugsamen Willenskraft die Stadt Lissabon aus ihren Trümmern wieder ins Dasein gerufen hatte, da entstand ein Verein wackerer Männer, die es mit der Literatur eben so machen wollten. Antonio Garçao, Diego de Cruz und Silva Domingo, die Jesuiten Costa und Theotimo Gomez de Carvalho stifteten sie die Societät der Arkadier. Freilich können solche Stiftungen nur durch große Geister eingewieht werden; dennoch diente diesen Männern der Ruhm, daß sie wenigstens der Sprache ihre ursprüngliche Harmonie und elegante Reinheit wiedergaben. Garçao verdeutlichte sogar durch eine vortrefflich geschriebene Komödie das Theater, welches dem alles durcheinander humor Antonio José's ganz preisgegeben war.

Gleich den Zeitgenossen Ferreira's und Sá e Miranda's studirte er die gelehrten Versmaße des Alterthums, und seine Oden erinnerten so lebhaft an die des Horaz, daß man ihn den Horaz der Portugiesen nannte. Dem glühenderen in seinen Formen mehr wechselnden Dinis erwarb seine poetische Kühnheit den Namen Pindar. Verdrießlicherweise gegnügte sich damit, der Würde und dem harmonischen Versbau Racine's nachzustreben. Die echte literarische Kritik der Portugiesen begründete Francisco Dias: sie entstand gerade in dem Zeitalter, das ihrer am meisten bedurfte.

Auch die ehrenwerthen Arkadier mußten viele Drangsale erleiden, wie ihre großen Lehrer in früherer Zeit. Camoens war vielleicht darum gestorben, weil er nicht so viel an Almosen bekam, wie ein gewöhnlicher Bettler; der große Pacheco war Krankenwärter in einem Hospital gewesen; Athanaerque klagte, als er schon am Rande des Grabes stand, über die Länge des Lebens, und José de Castro hatte auf seinem Sterbebette nicht Geld genug, um sich einen letzten Trank bereiten zu lassen. Im 18ten Jahrhundert wurde Antonio Izqé verbannt, weil er das Publikum von Lissabon einen Augenblick zum Lachen gezigt hatte; Garçao wußte sich sein Talent in einem Kerker büßen, worin er sein Leben endete; Tonseca soll vor Elend gestorben seyn; Francisco Manoel rettete sich vielleicht durch seine Seelenstärke vom Scheiterhaufen; allein er litt während seines langen Lebens alle Leiden der Verbannung.

„Das Unglück giebt dem Genie seine Weihe." Dieses Sprüchwort müssen die Portugiesen oft im Munde führen; denn es wischt sich in alle ihre Erinnerungen. Es liegt etwas Romantisches und Erhebendes in der Laubhahn eines jungen Dichters, der seiner Seelenkräfte die Fristung seines Daseyns verdankt. Muß er aber fern von seiner Heimat schmachten, so ist es ein Wunder, wenn die ihm innwohnende Kraft nicht untergeht. Oft besuchte ich Francisco Manoel in seiner kleinen Wohnung zu Choisy, als noch wackere Freunde für ihn sorgten; ich fand ihn weniger glücklich, als ich später in Paris mit ihm zusammentraf; denn damals waren seine alten Freunde theils gestorben, theils abwesend. Immer erkannte ich in ihm den Mann, der sich über zeitliche Noth und schmerzliche Erinnerungen erhaben fühlt, weil er einen Beruf zu erfüllen hat. Er blieb im Exile Dichter und Reformator der Literatur. Die von den Arkadiern begonnene Arbeit nahm er wieder

Digitized by Google

auf; aber seine mächtige Hand zog die Furche so tief, daß die Ankämpfer der harmonischen Schule des 16ten Jahrhunderts bald über die Vollendung des Werkes staunten. Er forschte in der Poesie des 15ten und selbst in der des 14ten Jahrhunderts nach Wörtern, mit denen er die Muttersprache wieder bereichern wollte, und diese Wörter kamen seiner reichen Natur so gut zu statten, daß er der erste Portugiesische Dichter seiner Zeit wurde. Manoel hatte sich eine neue Sprache geschaffen, und die übrigen Neuerer sahen jetzt erst ein, daß sie nur glücklich kopiren konnten.

Wir finden Manoel's Originalität sogar in seinen Uebersetzungen wieder. Wenn er den Portugiesen von La Fontaine's Anmuth und naiver Frische, von Chateaubriand's Gluth und süßer Schwärmerei einen Begriff geben will, so schafft er die Werke dieser Schriftsteller von Neuem. Die bewundernswürdigen Uebersetzungen Manoel's beweisen den des Typus der Originale in Prosa, und sie enthalten sie seinen einzigen jener Gallizismen, welche bei anderen Schriftstellern die schöne Harmonie der Portugiesischen Sprache zerstört haben.

Francisco Manoel hat große ausländische Dichtungen übersetzt, aber keine große Original-Dichtung hinterlassen. Seine poetische Begeisterung ergoß sich in Oden, Episteln, Elegieen und sehr kunstreichen Sonnetten. Er hatte zwar eine Epopöe (Fastos de Portugal) begonnen, aber zu ihrer Vollendung fehlte ihm, wie er selbst sagte, der Genius des Wartelaubes. Unglücklicher Dichter! Die bloße Erinnerung war dir nicht mehr genug: du bedurftest deines majestätischen Tajo, der Orangen-Haine, die ihn beschatten, des ehrwürdigen Thurmes von Belem!

Würde dieses Epos, wenn sein Autor es vollendet hätte, eine Dichtung im Geiste der Dichtschen Fasti geworden sein? Ich glaube es nicht. Die patriotische Begeisterung, welche in Manoel's Oden weht, läßt uns nicht annehmen, daß der Dichter ein sklavischer Nachahmer Ovid's geworden wäre. Seine Seele war stärker, erhabener; und wenn er einen zu einlönigen Gebrauch von der antiken Mythologie machte, so geschah dies weil eher, um seine Sprache damit zu schmücken, als um seine Gedanken davon beherrschen zu lassen.

Wohler aber nun dieser unbestreitbare Hang nach Bildern aus der Griechischen und Römischen Mythologie, der die Portugiesischen Dichter überhaupt charakterisirt? Gewiß haben Boden, Klima und die innige Verwandtschaft der Sprache mit der Lateinischen wesentlichen Antheil daran. Was bei nordischen Völkern als fremder Putzartikel mißfällt, das ist jenen üppigen Regionen des Europäischen Südens weit eher angemessen. Der Portugiese hat zu schon in seiner ersten Entwicklungs-Periode unmittelbar aus den Werken der Römischen Dichter geschöpft; seine Sprache ist in den ersten Jahrhunderten an Ausdruck und Wendungen fast ganz identisch mit der Sprache Roms; die Götter des Heidenthums wurden frühzeitig in dieses schöne Land, das man die Krone Europas genannt hat, herüber gebracht. Eine fabelhafte, aber ohne Zweifel wirkte Tradition läßt Ulysses zu Portugals Gestade kommen. Das Christenthum vermochte zwar den Volksglauben an die Fabelgötter, allein es konnte ihnen Namen und Orte verschließen.

In den Volksliedern der Griechen ist Charon noch jetzt der Fährmann über den stygischen Fluß, und keine Christenseele zürnt bei dem Erschienen dieses alten Dieners der Götter. Eben so war es in Portugal. Man weiß, daß Camoens die Gottheiten der Römer sogar in seinem prophetischen Tempel eines Estandes des Indischen Dreaus wiederfindet, wo er dem christlichen Vaterlande seine künftige Herrlichkeit weissagen läßt. Eerte Real, der glühende und wahrhaft religiöse Dichter, beginnt seine Erzählung von Lionor's Leiden mit einer Anrufung des Erlösers; er will — so sagt er selbst — ein christliches Gedicht schreiben; er ist rings umgeben von den Naturwundern Indiens — und dennoch verschwindet seine religiöse Begeisterung plötzlich bei einer Erinnerung an Rom. Er giebt uns eine wunderherrliche Beschreibung von den Festen an der Malabarischen Küste, aber die gigantischen Gestalten Casanova's, die frischen Dryaden der Wunder Indiens haben nicht Macht genug, um die Gottheiten des Olympus nur auf Augenblicke bei ihm in den Hintergrund zu drängen. Die antike Mythologie ist gleichsam eine zweite Religion des Süd-Europäischen Dichters.

Gewiß wir nun zu demjenigen Portugiesischen Zeitgenossen Manoel's über, der ihm allein die Waage hält, obschon er in der Wahl seiner Lehre dahingestorben ist.

Barbosa Moraes flammte aus Französischem Geschlechte. Kein Dichterleben war unruhiger und unstäter als das seinige. Mit dem Verfasser der Lusiade hatte er das gemein, daß er nach Indien ging und dort unglücklich wurde. Allein die widrigen Schicksale des großen Camoens waren mit den Begebenheiten seines Jahrhunderts verkettet; in seinen Leiden und Leidenschaften lag etwas Großartiges, das seiner ritterlichen Seele wohl anstand. Er konnte ausruhen, als er von einem im Schiffbruch untergegangenen Dichter redete, den alle Welt anerkannte:

A quelle esclo lyra sonorosa
Sera mais afamada que diosa.

(Er, dessen lieblich tönende Zither mehr berühmt als glücklich sein wird.)

In seinen letzten Kämpfen konnte er sagen: ich sterbe, aber mein Vaterland stirbt mit mir. Was wollte aber ein junger Poet des 19ten Jahrhunderts in Goa? Und was sollte er sagen, wenn er nach Lissabon zurückkehrte?

In der alten Hauptstadt des Portugiesischen Indiens fand Boeage nichts als verblichte Erinnerungen, und nach seiner Heimkehr nichts als Noth und Elend. Ein Dichter unseres 19ten Säkulums stirbt zwar nicht leicht mehr im Hospital; es giebt ja heutiges Tages so viele Beschützer, und die Industrie hat so manderdare Fortschritte gemacht! Boeage fand sein letztes Asyl bei einem edelmüthigen Freunde.

Dieser Dichter konnte mit Lamartine sagen: „Ich sang meine Freunde, wie der Mensch athmet.“ Bei ihm würde man vergebens nach Studium und System sich umsehen; die Wissenschaft des Rhythmus und der Sprache hat mit seiner Poesie fast gar nichts zu schaffen, und doch ist sie ihm gelungen. Wenn er von seiner Melancholie und seinen langen Erinnerungen singt, so begreift man, daß ihm seine schöne Harmonie der Worte, jene gewaltige Musik der Sprache mehr zu Gebote steht, als irgend einem seiner Zeitgenossen. Er besitzt, wie er selbst sich ausdrückt, jene mystische Stimme, die über Welten und Zeiten hinaustönt.

Was Boeage vor allen anderen populaire Berühmtheit gab und ihm besonders seinen Lorbeern in Schlaf gewiegt hätte, das waren die plötzlichen Eingebungen seines Genius. Er improvisirte mitten im Lärm eines Kaffehauses, mitten im Tumult eines öffentlichen Platzes, und diese genialen Kinder des Augenblicks beburften nur selten einer Correction. Er deklamirte seine Verse, wie er sie gedichtet hatte, noch unter der Einwirkung des Enthusiasmus, und vor Zuhörern, die mehr zahlreich als gewählt waren. Diese Improvisationen, für Eindrücke empfänglichen Seelen hatten einen Zauber an sich, den noch alle Capitel seines Dichtergestes unterworfen. Boeage war so glücklich, verstanden zu werden: sein Gedanke sollte nicht verloren gehen; tausend Stimmen wiederholten seine Lieder, und man erkannte ihn sogar als Sister einer neuen Seite, deren freie und fesselose Manier mit dem Namen Emanismus bezeichnet wurde.

Der lyrische Theil wundere mich, daß der so reich begabte Boeage seine harmonische Sprache so oft zu den Conceptionen Anderer geliehen hat. War dies ein Fehler des Zeitalters oder des Landes? War es eine Gemüthung der Seele oder ein Fortreißen des Jahrhunderts, welches die Poesie überall suchte, wo es sie zu finden hoffte? So viel ist übrigens sicher, daß die schönsten Verse des Boeage die Verse seiner Uebersetzungen sind.

Der Portugiesische Dichter hat Boeage nie an einer großen Dichtung sich versuchen, obschon er nie vor Schwierigkeiten zurückwich. In seinen Cantaten, seinen Idyllen und Episteln zeigt er oft eine tiefe Empfindsamkeit; aber man muß auch gestehen, daß diese Empfindsamkeit sich oft in träumerische Empfindelei verliert. Auch ist Boeage bei Allem, was er von einem großen Dichter besitzt, ein Mensch, auf dessen Seme das Unglück zu schwer gelastet. Vielleicht hat er wenige Tage vor seinem Tode die rührendsten Gebeimnisse seiner harmonischen Innern offenbart, indem er schauerliche Erinnerungen an das Jammergeschrei einer Mutter knüpfte, die eben ihre Tochter verloren hatte.

Diese Elegie war es, bei deren Lesung Manoel ausrief: „Boeage war ein Dichter!“ In der That, man fragt den sterbenden Schwan nicht, wo er seine Flügel deckerft hat; man hört nur auf seine Stimme.

(Ferd. Denis.)

Bibliographie.

Marasmo politico do Portugal e seus remedios radicaes. (Portugals politische Krankheit und deren Radikal-Mittel.) Den wahren Freunden des Landes gewidmet. 2 Bde. Pr. 1600 Reis.

Cosmorama politico. (Portugiesisches Pfennig-Magazin.)

Memoria geografica e politica das possessões Portuguezas na Africa occidental. (Die Portugiesischen Besitzungen im westlichen Afrika.) In Vorschläge zu ihrer Verbesserung und die Anlage ihres bisherigen Verfalles.

Breve biografia do Miguel Tyranno Usurpador. (Lebensbeschreibung Dom Miguels.) Pr. 40 Rs.

Journal medico-cirurgico e pharmaceutico do Lisboa. (Medizinische Zeitung.) Erstes Heft. Pr. 240 Rs.

Frankreich.

Eine Scene aus der Afrikanischen Küste.

Eine kleine Flotte Portugiesischer, Spanischer und Französischer Sklavenhändler brannte sich im J. 1829 an der Mündung des Flusses Boni, um eine günstige Gelegenheit zu Raubzügen, mit ihren Sklaven-Ladungen den Englischen Kreuzern zu entweichen, welche seit mehreren Monaten die Gegend, wo dieser Handel betrieben wurde, blokirt hielten.

Die Korvette „Sobo“, von einem dem so unerschrockenen als unternehmenden Offizier befehligt, war während einer gewitterschweren Nacht angelangt, um an den Sandbänken des Boni Anker zu werfen und mit Tages-Anbruch, von der Dunkelheit begünstigt, sich den Negerschiffen nähern zu können, die unbewaffnet zu kommen pflegen, um welchen Unternehmen gerade jene erschreckliche Witterung geeignet schien, das Vorhaben der Engländer zu vereitelnden.

Man muß selbst ein solches Unwetter an der Afrikanischen Küste mit angesehen haben, um sich einen Begriff von den impofanten Auftritten machen zu können, welche während dieser fürchterlichen Nacht am Bord der Korvette sich ereigneten. Noch niemals hatte der Donner so heftig von den Gebirgen dieser Gegenden Afer wiederhallt; noch niemals hatten die Blitze feuriger den zuckenden Himmel beleuchtet, und dieser hatte noch niemals auf die von dem heulenden Sturme aufgeregten Wellen so viel Regenströme und Schweifelfünfte ergossen, als in dieser Nacht. Der rauhe Wirbelwind, welcher so häufig in der erstickenden Atmosphäre jener dürren Gegenden zu blasen pflegt, schien sich in den schäumenden Wogen zu verlieren, als wollte er die sonst in tiefste Finsterniß gehüllten Oerter der Wuth dieser aufgeregten Elemente preisgeben.

Die Stille, welche in der Zwischenzeit der Donnerschläge am Bord der Korvette beobachtet wurde, ward nur durch den Ruf des Capitains bisweilen unterbrochen, welcher sich von Zeit zu Zeit erhob und seine ausmerksamen Besatzung die Worte hören ließ: „Die Lauerstange! . . . Bereitet Euch zum Fahren! . . . Ankert! . . . Laßt das Ankertau nach! Ziehet die Segel ein!“

Als diese Befehle ausgeführt waren, gebot der zweite Befehlshaber des „Sobo“ der Mannschaft, welche nicht die Wache hatte, sich auf einige Stunden zur Ruhe zu begeben; dann begab er sich zum Capitain, welcher zu ihm sagte: „Empfehlen Sie den Leuten, gut zu schlafen,

Digitized by Google

wird, allem Anschein nach, sehr heiß seyn, sowohl sie dieser armen Teufel, als für uns."

Der Befehlshaber und seine Offiziere brachten die Nacht damit zu, auf dem Verdecke zu promeniren, ohne, wie es sonst ihre Gewohnheit war, mit einander zu plaudern. Der Regen fiel in Strömen; der Donner hörte nicht auf; aber sie dachten weder an den Regen, der sie durchschwemmte, noch an die feurigen Blitze, die sie auf eine gespenstische Weise beleuchteten.

Zwischen den schwarzen Wolken, mit denen der östliche Horizont noch belastet war, erhob sich endlich die Sonne lebhaft und glänzend, wie gewöhnlich nach solchen Nächten, in welchen das Ungewitter gewüthet und die ganze Atmosphäre in Aufruhr gebracht hat; und durch die Gunst ihrer ersten Strahlen entdeckte der Maßwächter in seinem Korbe, welcher hoch über die Sandbänke, wo die Korvette gestrandet hatte, hinübertrage, in der Nähe, aber ohne Segel, ein Schiff, dessen Takelage und die Form der Hand, am dieses Schiff zu beobachten, und berichteten dem Kommandanten, daß man seinen Menschen am Bord des Dreimasters bemerke, welches, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein starkes Negerschiff seyn müsse.

Der Entschluß des Englischen Capitains war bald gefaßt. „Da es nun", sprach er, „unmöglich seyn wird, mit der Korvette hier fem Sklaven-Fahrer zu nähern, so will ich Klüver, die Kajütte, die uns von ihm trennen, so müssen wir ihn in unseren kleinen Fahrzeugen zwischen den Sandbänken selbst, in deren Mitte er sich vor jedem Angriff sicher hält, überfallen. Man bewaffne sofort fünf Pinnschen; jeder Offizier soll eine davon kommandiren, und ich hoffe, die Eroberung wird uns Genugthuung für die Dreistigkeit dieses Elenden verschaffen."

In einigen Minuten waren die Befehle des Kommandanten vollzogen und die Kanons des „Esbe" zum Kriegen gefüllt, feuerten gegen das Negerschiff, welches etwa zwei Kanonenschüsse weit von der nachgefolgten Korvette grantert hatte.

Während der kleinen Ueberfahrt, welche vor der Attacke erst bewerkstelligt werden mußte, deffirg der Capitain die Barre des Bramsegels, um der Bewegung der fünf Pinnschen mit den Augen zu folgen. Ein wenn den Englischen durch Erschallungen den Capitain alsdald, daß das Anlegen stattgefunden, und er hatte noch die Freude, zu bemerken, daß sich noch kein Mensch auf dem Verdecke sehen ließ, welches doch seine Leute bald erschwingen mußten. Aber im Augenblick des Anlegens verändernte sich die Scene plötzlich. Ganze Massen Maßrosen stürzten wie durch Zaubermacht aus den Lücken des Negerschiffes, richteten sich empor, fielen zurück und öffneten die bereits auf das Werk erschrockenen Engländer, welche nach einem baldvorerstellündigen Widerstande und nach einem eben so langen Blutbade genöthigt waren, sich von den Dreimaster zu entfernen, und noch in ihren kleinen Fahrzeugen wurden sie von den Kanälchen, welche derselbe auf sie regnen ließ, sehr arg mitgenommen. Jedoch dieser unerwartete Schlag, weit entfernt, die Offiziere der Pinnschen zu entmuthigen, entflammte um so mehr ihren Muth, und bald die Ordnung unter ihren Leuten wieder hergestellt war, kehrten sie von Neuem zum Angriffe zurück.

Diese zweite Attacke, schrecklicher noch als die erste, wurde auch von Seiten der Negerschiffs-Equipage mit größerer Hitze aufgenommen. Das Blutbad dauerte eine halbe Stunde und die Pinnschen, ihrer Anführer und ihrer besten Canoniers beraubt, sahen sich endlich gezwungen, von dem fürchterlichen Fahrzeuge abzuhalten, gegen welches ihre tapferste Anstrengung so unglücklichen Muth gehabt hatte.

Wie groß war nicht der Schmerz des Kommandanten, als er den Rest seiner unerschreckenen Mannschaft am Bord der Korvette anlangen sah! Er sah zugleich, wie die Matrosen des stegreichen Negerschiffes wieder in den Schiffsraum zurückkehrten, ohne aus Vorsicht das Verdeck bewachen zu lassen; gleichsam als ob sie bloß ein feierliches Abendgebet abgehalten hätten.

In Folge dieser unglücklichen Expedition war die Englische Korvette gezwungen, sich mit dem kleinen Rest ihrer Mannschaft auf das Schleunigste aus einer Gegend zu entfernen, wo die Zukunft einiger Sklavenschiffe ihr sehr gefährlich werden konnte. Man mußte sich segelfertig machen; aber in welch einer Lage und mit welchen Hülfsmitteln, 20 bis 30 Matrosen, die einzigen, welche noch tüchtig waren, ließen die Segel aufsetzen; aber sie arbeiteten mit so vieler Ordnung und Umsicht, als wenn sie mehrere Hundert Hart gewesen wären, und sahen sich endlich gerettet.

Der Kommandant, ganz der Verzweiflung hingegeben, einen Versuch scheitern zu sehen, von dem er sich so guten Erfolg versprochen, und dessen Ausführung ihm so sehr leicht geschienen hatte, war kaum vermögend, das jetzt der Negerschiffer den „Esbe", welchen er von dieser Entwicklung weit bald noch ein schrecklicher Gedanke hinzu. Das Negerschiff, welches bis jetzt auf seinem Ankerplatze bleiben zu wollen schien, fing an, sich segelfertig zu machen; einige seiner Matrosen waren auf die Raas geworungen, einige hatten die Maste erkletert und eine große blutrothe Flagge erhob sich auf dem Hintertheile an der Spitze des Besanstegels. — Am Bord der Korvette war es nicht mehr zu bezweifeln, daß nun der Negerschiffer den „Esbe", welchen er von Mannschaft entblößt wußte, angreifen wolle. „O!" sagte der Englische Capitain zu seinen Leuten, „der Streich wird zu arg; sie wollen uns erobern; aber, wenn die Korvette nicht mehr kämpfen kann, so kann sie doch springen." „Ja!" antworteten die Englischen Seemänner ihrem unglücklichen Chef, „wir wollen lieber in die Luft fliegen, als die Königliche Flagge diesem Räuber überlassen!" Und ein in der letzten Attacke blessirter Offizier nahm mit der brennenden Lunte an der Pulverkammer Platz, um auf den ersten Befehl des Kommandanten das Pulver zu entzünden, worauf der Letztere ganz ruhig die Annäherung des Dreimasters erwartete.

Er war endlich da, der fiegle Sklavenhändler, zur Seite der Korvette. Welch eine Zusammenkunft zwischen diesen Beiden!... Der Bogen; die andere beinahe verödet, schleppte sich schwierig mit ihren beiden Maßregeln, welche zu hissen ihr nur durch die mühsamste Anstrengung gelungen war.

Kaum noch eine Pistolenschußweite waren sie von einander getrennt. Der Capitain des Negerschiffes befiehlt die hinterste Schiffsvorschanzung, nun sich zum Feuerkommando aufzustellen, und der verzagende Englische Kommandant schickte sich feinerseits an, das Feuer nach Kräften zu beantworten und zu sterben. . . Eine schweigendbietende Pfeife ließ sich vom Bord des Dreimasters hören. — „Der Capitain will sprechen!" — „Wie nennt sich Deine Korvette?" schrie geheimerisch der Sklavenhändler. „Und wie heißt Du Seeräuber?" antwortete der Englische Capitain. — „Mein Name," erwiderte Jener, „warte, Du sollst ihn wissen, wenn Du lesen kannst." Und in denselben Augenblick schoß der Dreimaster eine volle Ladung in die erschütterten Flanken der Korvette, und wandte sich hierauf geschwind, und sich entfernend, ließ er den Englischen Capitain auf seinem schwanken Bruchstücken das gräßlichen weißen Buchstaben unter dem Backbord geschriebene fatale Wort: „Das Fantom" lesen. *)

(Journal de la Marine.)

Bibliographie. Neue Theaterstücke:

La femme qu'on n'aime plus. — Von Fournier.
Frétillon, ou la bonne fille. — Vaudeville in 3 Akten, die in Boyard und Decombeerouffe.
L'infidelité conjugale, ou l'école de médisance. — Lustspiel in 5 Akten von A. Chaveaunnet.
1834 et 1835, ou le Demémagement de l'année. — Von Théaulon ic.
Naissance et mariage. — Von Lafitte und Cormont.
Le tapissier. — Lustspiel in 3 Akten von Anicelet und Decombeerouffe.

China.

Verkehrte Ansichten von Chinesen und Chinesischem.

Der geistreiche Verfasser der Beilagen über Welt-Literatur (Nr. 22—24 des „Magazins") hat in einer Stelle, wo von den Chinesen die Rede ist (S. 91, Sp. 2), einige derjabere Irrthümer mit so lebendigen Farben wieder aufgefrischt, daß wir ein paar widerlegende Randbemerkungen zu dieser Stelle nicht zurückhalten können.

Nicht zufrieden mit einer vernünftigen Motivirung der starren Seitenabgeschlossenheit der Chinesischen Volkes, das die Natur selbst von anderen Nationen Asiatiens absperrt und immer nur mit Halbmilden umlagert hat, denen Chinesische Bildung und Gelehrsamkeit ein noch plus ultra war, — nicht zufrieden damit, dasch man auch nach einem unvernünftigen Motive und entwirft eine grausige Schilderung von der Chinesischen Schrift, die jedes geistige Band, das andere pyramidisch einwirkende Ursachen den Chinesen noch lassen könnten, ohne Gnade zermauern und verpichen muß. Man höre nur Herrn Ebasius selbst: „Der Besitz einer seit langer Zeit her festbestimmten Sprache hat das Chinesische Volk eine Unzahl hieroglyphischer Zeichen zu Buchstaben (!) verwandt."

Wir wissen zu dieser Ansicht keine schicklichere Parallele, als folgende naive Bemerkung, die ein Chinese einem Engländer machte: „Ei! wie armselig muß doch Eure Sprache seyn, daß ihr alle Eure Wörter mit sechsundzwanzig Zeichen ausdrücken könnt!"

Die Chinesen haben niemals weder eigentliche Hieroglyphen, noch viel weniger Buchstaben besessen: ihre ideologische Schrift, die nicht Laute, sondern Begriffe darstellt, war nie das ausschließliche Eigenthum einer privilegirten Kaste (derglechen es überdaupt bei den Chinesen niemals gegeben hat), sondern von jeher Gemeingut der ganzen Nation, wie bei andern Völkern die Sprache ist oder zu einem andern Zwecke verwandt werden, als zur verständlichen Kund war. Wohl aber hat theils das Bedürfniß, theils übertriebene Subtilität im Einschränken der Begriffe, endlich auch ein Streben nach eleganter Abwechselung die Anfangs sehr einzelschränkte Zahl dieser Zeichen außerordentlich vermehrt. Wenigstens drei Viertheile der vorhandenen sind wahre Luxus-Artikel, die keinen neuen Begriff darstellen und keinen alten Begriff näher bestimmen. Die Classe derjenigen nun, welche faßt nur in Wörterbüchern, und die Zahl der wirklich gebräuchlichen Charaktere, alle technischen Ausdrücke mit eingerechnet, beläuft sich nur auf fünf- bis sechstausend.

Der Verf. fährt fort: „Diese Zeichen nun zu verändern, zu verbessern, oder sie zu ändern und umzustellen, ist zum todeswürdigen Verbrechen gemacht." Dies ist ganz ungegründet. Wegen graphischer oder stilistischer Neuerungen wird im Chinesischen Reiche kein Gelehrter und nicht einmal ein Ungelehrter mit dem Tode bestraft. Es giebt, wie schon angedeutet, unter der Masse der Chinesischen Charaktere eine Menge sinngleicher Variauten, die nicht etwa von den Weisen des Alterthums erfunden und sanctionirt, sondern nach und nach entstanden sind, ohne daß Jemand ihrem Aufkommen sich widersetzt hätte, als höchstens die Philologen, die hin und wieder ein Schriftzeichen als unkorrekt verbannen, das ihnen zum Trotze sein erschütchenes Bürgerrecht nach wie vor behauptet. Selbst die handeltreibende Klasse der Provinzen hat sich gewisse, den respektiven Provinzial-Dialekten eigenthümliche Wörter bedeutete Zeichen erfunden, denen man in Büchern nicht begegnet, und noch immer werden neue Charaktere gebildet, obschon wir nicht absehen können, was eine Sprache dadurch gewinnt, die schon längst an Reichthum der dargestellten Begriffe mit der gebildetsten Asiatischen Wortfreache sich messen kann.

*) Das „Fantom" ist ein eben so bekanntes als geheimnißvolles Seeräuberschiff, von dem unter Englischen und Französischen Matrosen, wegen seiner verwegenheiten und oft mit ganz unbegreiflicher Sicherheit ausgeführten kühnen Streiche, die Sage geht, daß es mit dem Teufel im Bunde stehe.

Digitized by Google

Was der Verf. mit dem Umstellen der Schriftzeichen im Gegensatz zum Verändern meint, ist uns nicht klar, und vermutlich ihm selber nicht. Druckt er dabei an rhetorische oder poetische Lizenzen in Versetzung der Wörter (die natürlich auch Verstösse der Zeichen erfordert), so verstehen wir ihn, da er dergleichen, wenn er jemals Chinesisch studieren sollte, weit mehrere finden wird, als ihm angenehm sein dürfte. Will er aber die Chinesischen Charaktere, zu Förderung der Intellizenz, in buchstäblichem Sinne umgestellt wissen, so braucht er ein Chinesisches Buch nur schräg oder verkehrt in die Hand zu nehmen. Auch diese Art von Neuerung wird in China Kaiserlich verboten seyn, der Geschmack daran findet.

Wir lassen den Verfasser weiter reden:

„Die Masse dieser Zeichen macht für die, welche das Ihiom dieses Volkes studiren wollen, eine ungeheure Anstrengung des Gedächtnisses erforderlich; die ganze Intelligenz hat sich hier auf das Gedächtniß konzentrirt."

Wir wollen einmal scherzweise zugeben, es käme beim Studium der Chinesischen Sprache wirklich Alles, oder wenigstens das Meiste, auf's Gedächtniß an, und bisher hätte Unsinns wirklich darauf die Intelligenz. Was würde nun der Verf. zu erwiedern haben, wenn ein Chinese, der von dem Charakter unserer Europäischen Sprachen einige Notiz genommen hätte, ihm ungefähr so entgegnete:

„Ihr beklagt uns, daß wir ein paar tausend Charaktere im Kopfe mit herumtragen müssen, und rechnet es für nichts, daß jede Eurer Sprachen nicht bloß ein Lexicon von zwanzig- bis dreißigtausend Wörtern, sondern außerdem noch die Grammatik mit ihrem Wuste von Flexionen, Regeln und Ausnahmen hat? Schon gegen die simpelste Europäische Sprache empört sich unser Gedächtniß; Euch aber füllt noch nicht einmal die Muttersprache den Kopf zur Genüge; schon in zarter Jugend müßt Ihr damit anfangen, noch zwei andere Sprachen hinunterzuwürgen, von denen jede einen viel größeren Reichthum an Wörtern und grammatischen Beugungen haben soll, als die Muttersprache selbst. Was für Stimmkrämmer ist Gedächtnisse müßt Ihr Europäer seyn, daß man Euch drei Wörterbücher und eben so viele Sprachlehren in den Kopf schieben kann, und welche Elastizität muß Euer Genius besitzen, daß eine solche Riesenwucht ihn nicht zermalmt! Oder sind funfzig- bis sechzigtausend Wörter mit einer angemessenen Zufest grammatischer Regeln sicher zu verdauen, als dreitausend oder selbst tausendfache Schriftzeichen, neben welchen eine mündliche Sprache besteht, die in der komplizirtesten Chinesisch ist, als sie nur gedacht werden könnte; die von Deklination, Conjugation und Allem, was Eure schwerfällige Formenlehre ausmacht, keine Spur zeigt?"

Aber Wörter sind doch wohl viel leichter zu merken, als Schriftzeichen? Dies würden wir herzlich gern zugeben, wenn die Chinesischen Charaktere ein verworrenes Durchwander von Zügen und Schnörkeln wären. Nun aber läßt sich auch die komplizirteste Chinesische Zeichen sehr gut in seine Urbestandtheile auflösen; ja, in dieser Zusammensetzung liegt oft eine sehr glückliche Definition, die den Begriff lebendiger vor die Seele führt, als bloße artikulirte Laute zu ihm vermögen. Das Gedächtniß des Europäers ist nur darum — wenigstens in der ersten Zeit — für die Chinesische Schrift minder empfänglich, weil er sich weniger gewohnt ist, das Material seiner Erudition durch's Auge in die geistige Vorrathskammer zu fördern.

So viel zum Troste derer, denen das Auswendiglernen Beschwerlich scheint. Wir für unseren Theil halten diese Plackerei im Chinesischen für eben so überflüssig und zwecklos, wie in jeder anderen Sprache. Muß man denn die Chinesischen Charaktere im Fluge wegschnappen, oder aus einem Chinesischen, das Chinesen wie wir daran gelegen seyn könnte, sie geistig einzuhorchen? Giebt es etwa keine Chinesische Wörterbücher, in welchen alle Charaktere unter Schriftwurzeln gebracht und in schönster Ordnung disponirt sind? Etwas Bekanntschaft mit den sogenannten Wurzelzeichen und einige Uebung setzen uns bald in den Stand, ein Chinesisches Wörterbuch eben so bequem zu handhaben, wie alphabetische Wörterbücher.

Ja, wir hören es schwierigeren Chinesischen Sprache flämen uns immer noch in frischester Kraft gegenüber, wenn auch der ungeheure Gedächtnißkampf längst durchgekämpft wäre; denn das Gedächtniß ist bloße Munition, nicht kämpfende Mannschaft. Man hat in keiner Sprache so viel Noth, unter den oft sehr verschiedenen Bedeutungen, die ein und dasselbe Wort (resp. Zeichen) in sich vereinigen kann, diejenige herauszufinden, welche in den Zusammenhang paßt, und in keiner anderen Sprache sind die grammatischen Verhältnisse so schwer zu erkennen, wie im Chinesischen. Hier kommt es also nur auf Intelligenz an. Wer — was dem Ausländer nur durch lange Uebung möglich wird — im Verstehen Chinesischer Texte einen sichern Takt erlangt hat, der kann mit weit größerem Rechte Meister genannt werden, als ein Anderer, dem diese Gewandtheit fehlt, hätte auch der Letztere das Material mehr Charaktere im Gedächtniß. Das ist ein Gemeinplatz, eine triviale Wahrheit! Eben wir ist meistens Leser hier aufrufen; aber ist man nicht oft wider Willen genöthigt, an die trivialsten Wahrheiten zu erinnern?

Allein warum haben denn die Chinesen auf eine ideologische Schrift sich verlegt und nicht lieber ein Alphabet erfunden? Antwort: Weil sie recht wohl gefühlt haben, daß ihnen ein Alphabet ihre eigene Muttersprache zum ewigen Mühsel gemacht und alle Art von Literatur schon im Keime erstickt hätte. Der Genius der Chinesischen Sprache empört sich gegen Buchstabenschrift, und wer die Chinesen mit einem Alphabet beschenken wollte, der müßte auch eine ganz andere organisirte mündliche Sprache für sie erfinden. Beweise Belege für diese Behauptung würden hier zu weit führen, und so kommen wir denn wieder auf Herrn Ehasles zurück.

„Man hat die Menschen nach der größeren oder geringeren Anzahl von Zeichen, die sie zu behalten vermögen, klassifizirt; wer 3000 Wörter weiß, ist Mandarin zweiter Klasse; wer 4000 weiß, Mandarin erster Klasse."

Diese mit Zuversicht ausgesprochene Meinung hat umgefähr eben so viel objektive Wahrheit, als die bekannten Notizen Martin Behaim's auf dem Nürnberger Globus. Reser. hat mehr als einen biographischen Artikel über berühmte Gelehrte oder Staats-Beamte des von den Europäern sogenannten Himmlischen Reiches*) gelesen und nirgends den Einen Ausdruck gefunden gebraucht, daß, je nachdem Jemand weiter in seinem Kopfe beherbergt habe. Man lese nur die bekannte Jugendschrift San dsjö king,**) die dem Europäischen Publikum schon seit vielen Jahren in einer Englischen und jetzt auch in einer Russischen Uebersetzung vorliegt, und in welcher dem Schüler sein ganzer Studienplan vorgezeichnet ist. Da fehlt es zwar nicht an Ermahnungen zu Fleiß und Ausdauer im Studium der kanonischen Bücher, der Historien, der Geschichte, der Philosophie, — aber nirgends wird man geschrieben finden: „suche Dir drei, drei oder vier, oder zehntausend Zeichen einzuprägen: dann bist Du ein Mann comme il faut! Dann steht Dir zu den höchsten Aemtern Thor und Thüre offen!"

Resp. hat einen Chinesen aus Macao kennen gelernt, der nie viel mehr als gemeiner Matrose war und also schwerlich jemals daran dachte, ein Staats-Examen zu machen. Dir geringe Schuldbildung, die er als Jüngling genossen, hatte ihn nicht in Stand gesetzt, mehr als nur sehr wenige Charaktere ihm völlig fremd waren, und daß er sogar mehrere Tausend derselben aus dem Gedächtniß niederschreiben konnte. Dieser Mann wurde also in dem China des Herrn Ehasles vielleicht schon ein Mandarin zweiten Ranges geworden seyn! Er selbst war jedoch weit entfernt, sich für einen Gelehrten zu erklären, und verbreitete verabredig, er könne in dem gelobreichen Chinesischen Werke nur sehr wenige Zeichen, so einzig in seiner Art sie seyn, aber es habe ihm die rechte Zusammenfassung! Sehr natürlich! Man lege dem gemeinen Mann in Europa ein tiefes philosophisches oder streng wissenschaftliches Werk seiner Muttersprache vor — gewiß wird er bekannte Wörter genug darin herausfinden; aber sein Geständniß wegen der Zusammenfassung wird ziemlich eben so ausfallen, wie das jenes Chinesen.

Es gibt viel wir bis jetzt von dem Examen der Chinesischen Amts-Bewerber wissen, so zerfällt es, wie bei uns, in ein mündliches und schriftliches. In dem schriftlichen Examen werden den Kandidaten Themata zu Ausarbeitungen gegeben. Diese Themata sind gewöhnlich Aussprüche der kanonischen Bücher oder klassischen Philosophen über Gegenstände der Moral und Politik. Den Werth solcher Aufsätze bestimmt weniger nicht die in denselben zur Schau gelegte Fülle erlernter Schriftzeichen, sondern Korrektheit und Klarheit der Auseinandersetzung und Eleganz des Ausdrucks. ***)

Jeder Chinese, der nicht gerade zum Pöbel gehört, hat auch von seiner geschriebenen Muttersprache so viel Kenntniß, als seine Stellung im bürgerlichen Leben erfordert, und will er diese Kenntniß erweitern, so findet es vielleicht in keinem Lande weniger an Hülfsmitteln zu diesem Zweck. Abgesehn davon, daß man es häufig für die meisten und wohlfeilsten Wörterbücher halten, sind selbst gedruckte Schriftzeichen erklärt, sondern auch alle minder gewöhnliche Bedeutungen der häufig vorkommenden verzeichnet sind. Sollten gleichwohl künstige Statistiker zu dem Resultate kommen, daß es in dem ungeheuer bevölkerten Chinesischen Reiche sogar verhältnißmäßig mehr unwissenden Pöbel giebt, als in irgend einem Europäischen Lande, so wird man dies nicht auch mit einem Brillanten Lesen lassen, als mit dem eigentümlichen Charakter der Chinesischen Schrift.

Bis jetzt haben wir noch unberücksichtigt gelassen, daß es in China sogar verschiedene Schriftarten giebt, †) von denen das sogenannte Tao, in seiner bizarrsten Form, dem Gedächtniß ohne allen Vergleich mehr zu schaffen macht, als die gewöhnliche Schrift. Wir wissen nicht, ob man jemals den Versuch gemacht hat, das Tao unter Wortgeschlechter zu bringen, damit es für Europäer leichter lernbar sey. Sind die Elemente der Zeichen mit wahrhaft jugalloser Freiheit in einander geschlungen, und wir würden es Niemand verdenken, der beim Anblick eines Tao-Textes ausriefe: „dazu gehört übermenschliche unmenschliche Kraft!" Wenn 3000 Zeichen der gewöhnlichen Schrift ein Individuum zum Mandarin zweiten Ranges befördern könnten, so würden ihm schon 300 von den bizarrsten Zeichen des Tao gewiß mit vollem Rechte auf den Mitgenuß erster Ranges Anspruche geben. Aber gerade diese Schrift ist nichts weniger als klassisch, und man wüsde es einem Kandidaten sehr übel nehmen, der seine Probe-Dissertation in derselben abfaßte. Sie dient am häufigsten im Geschäftsleben oder überhaupt in Briefen. Dann und wann findet man auch Vorreden zu Büchern in gemäßigtem Tao geschrieben, das sich bequemer entziffern läßt. ††)

Dr. W. Sch...

*) Bei den Chinesen wird man sich vergebens nach diesem Ehrentitel umsehen. Er verdankt seine Existenz den Briten, die das Kompositum Thiantia, „was unter dem Himmel liegt" durch heavenly empire übersetzen.

**) Eine Notiz über dieselbe findet sich im vorjährigen Magazin.

***) Ueber die Grundlage der Chinesischen Stilistik sehe man besonders Premare's Notitia linguae Sinicae (S. 188 f., und Gonçalves Arti Chinæ (S. 422 ff.).

†) Es versteht sich von selbst, daß wir hier bloß an formelle Verschiedenheit denken.

††) Der Pater Gonçalves, aus dessen sehr gehaltreicher Arte China wir noch öfter zurückkommen werden, hat in dem genannten Buche unter der Ueberschrift „formularios de cartas" (S. 481 ff.) zwölf Chinesische Briefe in ausgesuchter Schrift und in Tao-Charakteren, mit beigefügter Portugiesischer Uebersetzung, mitgetheilt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 31. Berlin, Freitag den 13. März 1835.

Frankreich.

Dupuytren.

Jetzt, wo der Grabhügel Dupuytren's Hülle eben aufgenommen, und die Schwelle seines Nachruhms bildet, dürfte ein Rückblick auf das Leben und Wirken dieses großen Mannes nicht ohne Interesse seyn, wie denn auch fast alle periodischen Blätter dem Todten bereits ihre Huldigungen dargebracht haben, aus denen man indeß, abgesehen von den rein biographischen Notizen, den individuellen Charakter des Verstorbenen schwerlich ganz erkennen dürfte.

Nicht aber den Lobredner Dupuytren's wollen wir hier spielen, denn einen solchen nimmt nur der zweifelhafte, von der Hand der Parteien und vom Winde der Meinungen in einer Stunde errichtete und vernichtete Ruhm in Anspruch; der unseres Todten aber ist bereits durch die Zeit gewehrt und befestigt. Auch alle biographische Einzelnheiten sollen hier, da man sie überall findet, übergangen werden.

Dagegen wünschten wir wohl, uns mit einer gründlichen Würdigung der Arbeiten, wie mit einer richtigen Abschätzung der von diesem großen Meister unserer Kunst geleisteten Dienste zu beschäftigen; dies aber dieße, eine Geschichte der Französischen Chirurgie während der ersten Hälfte des 19ten Jahrhunderts schreiben wollen: eine Aufgabe, die nicht imponirter werden kann.

Selbst das Privatleben des Dahingeschiedenen bietet ein eben so interessantes, als lehrreiches Bild einer bedeutenden moralischen Existenz dar, aus welchem das nachwachsende Geschlecht lernen könnte, um welchen Preis und durch welche Mittel große Namen erworben werden, und wie die glücklichsten, geistigen Anlagen, die reichsten Schätze der Wissenschaft oft nur zu Hülfe-Werkzeugen benutzt werden, um die Menge zu bekeuchen, seinen Nebenmenschen, die Welt zu bauben, die Welt zur Bewunderung hinzureißen; ein Unternehmen, welches nur durch die Beweglichkeit der Leidenschaft und durch die Unbiegsamkeit des Willens mit Erfolg gekrönt werden kann. Mancher hochstrebende Ehrgeiz dürfte sich vielleicht durch die Abwägung der zu bringenden Opfer und des zu hoffenden Resultats zu seinem Besten abschrecken lassen, und so würde diese Biographie auch ihre moralische Seite haben. Allein zu frisch ist noch die Erde, um das Wagniß, ein solches Sitten-Kapitel zu schreiben, zu rechtfertigen, und wir wollen uns daher hier nicht mit Dupuytren als Menschen, den der Tod hinweggerafft, sondern mit ihm als Gelehrten beschäftigen, den er uns nicht hat rauben können.

Diese freiwillige Beschränkung umfaßt immer noch ein unendlich großes Gebiet: den wissenschaftlichen Werth und Einfluß nämlich, den dieser größte Arzt seiner Zeit beseßen und geübt hat.

Dupuytren hat fast nichts geschrieben; zwei oder drei Aufsäße und die noch kurz vor seinem Tode vollendeten „Vorlesungen über die Verletzungen durch Kriegswaffen“ *) bilden seinen ganzen literärischen Nachlaß, der, wenn auch hinreichend, um den Ruhm eines jeden Andern für immer zu befestigen, doch gewiß nie für sich allein den seinigen in dessen ganzer Ausdehnung begründet hätte, und was seine hinterlassenen Papiere betrifft, so wollen wir gestehen, daß wir darin etwas Wichtiges zu finden mehr wünschen als hoffen. Nun begreifen aber in der Wissenschaft gewöhnlich gerade die Schriften die Stufe der Vollkommenheit und des Ruhms ihrer Verfasser, so daß, wenn es auch zu allen Zeiten tüchtige Praktiker und ausgezeichnete Lehrer gegeben, ihr Ruf, wenn sie keine Bücher hinterließen, meist die Generation nicht überlebte, die sie gesehen und gehört hatte. Gewiß aber wird Dupuytren die Zahl dieser großen und doch unbekannten Todten nicht vergrößern, er wird nie ganz vergessen werden. An zu viele wichtige Erfindungen und Entdeckungen ist sein Name geknüpft, und zu oft hat derselbe dreißig Jahre hindurch in der Geschichte der Chirurgie durch seinen Klang alle Melodieen erfüllt; dennoch aber wird auch er nicht so auf die Nachwelt kommen, wie er uns jetzt vorschwebt. Seine vorzüglichsten und gerechten Ansprüche auf die Bewunderung der Zeitgenossen sind in der That nur dem flüchtigen Zeugniß der Erinnerung und der verhallenden Stimme der Ueberlieferung anvertraut: beide aber ermatten leider nur zu schnell.

Namentlich als Praktiker und Lehrer verdiente Dupuytren eine der ersten Stellen unter den Wundärzten unserer Zeit; und gewiß nur sehr wenige können sich ihm in der Anwendung und im Unterricht unserer Kunst gleichstellen. Zwanzig Jahre hat er im Hôtel-Dieu, einem der ersten Institute Europas, unwiderleglicher und öffentlicher Beweise seiner Ueberlegenheit gegeben; und man kann wohl mit Recht behaupten, daß seine darin gehaltene Klinik mehr neue Ideen verbreitet und mehr Meister gebildet hat, als tausend während dieser Zeit erschienene chirurgische Werke. Nie vielleicht haben sich die Vortheile der mündlichen Lehre deutlicher und größer gezeigt, als bei ihm.

Für die Laien, und leider auch für viele Wundärzte, ist die Chirurgie nichts, als die Kunst zu operiren, allein das Genie des Wundarztes liegt wahrlich nicht in seinen Fingerspitzen. Wohl haben die Aerzte Jahrhunderte lang diesen Irrthum sich zu Schulden kommen und die Operationen sogar durch Gehülfen ausführen lassen, um ihrer ärztlichen Würde nichts zu vergeben; heut zu Tage aber stehen die Aerzte und Wundärzte eben so auf gleicher Stufe der Achtung, wie die Medizin und Chirurgie auf gleicher Stufe der Wissenschaftlichkeit. Man giebt jetzt zu, daß es eben so viele, wenn nicht größere Kenntnisse voraussetzt, einen Wasserstein zu erkennen, auszuziehen und den Kranken zu heilen, als ein dreitägiges Fieber richtig zu behandeln, so wie daß jener Beruf eben so edel als dieser ist. Freilich sollte man diese Ansicht für so einleuchtend halten, daß das Gegentheil von vorn herein als abgeschmackt erscheinen müßte; allein der menschliche Geist ist einmal der Art, daß er mehrere Jahrhunderte gebraucht hat, um diese Wahrheit allgemein anzuerkennen.

Die Chirurgie wird gegenwärtig als ein integrirender Theil der Medizin überhaupt betrachtet. Die Natur selbst hat nämlich dadurch, daß sie innere und äußere Krankheiten hervorbringt, auch zwei Klasse der Heilkunst bedingt; in der Praxis aber dreßiren und verschmelzen sich oft gegenseitig die Rollen des Arztes und Wundarztes, wie jene Krankheiten selber.

Wenn wir demnach Dupuytren den ersten Wundarzt unseres Zeitalters nennen, so nehmen wir diesen Namen in seiner größten Ausdehnung. Die Chirurgie hat in unseren Tagen ihre Gebiet so vergrößert, daß sie vielleicht jede andere Kunst und Wissenschaft an Schwierigkeiten übertrifft; und außerdem ist ihre Anwendung so positiv, jeder Irrthum in ihr so augenscheinlich, daß sie den Anmaßungen der Unwissenheit und des Charlatanismus fast gar keinen Spielraum läßt und zur Erlangung eines großen Rufes materielle Beweise nothwendig macht.

Dupuytren war nun in allen einzelnen Zweigen dieser Kunst ein gleich großer Meister. Er hatte einen bewundernswürdigen Scharfblick, eine sichere Hand, unerschütterliche Kaltblütigkeit, und jenes angeborne Genie, welches den Künstler macht; denn wie zum Maler und Dichter, muß man auch zum Arzt und Wundarzt geboren seyn. Zu siebenzehn Jahren war er bereits Prosector an der Fakultät, und von seinen frühesten Kindheit zog ihn ein innerer Drang zu der Laufbahn, welche er mit so viel Glück zurückgelegt hat.

Wie in der Medizin, ist auch in der Chirurgie die Diagnose die schwierigste Aufgabe, denn in ihr enthaltet sich die Kraft des Geistes und die Richtigkeit des Urtheils. Nur scheinbar hat der Wundarzt es mit äußeren Krankheiten zu thun, denn streng genommen, giebt es keine äußeren Krankheiten, so wie es am menschlichen Körper überhaupt nichts Aeußerliches giebt, als etwa die Hautschicht. Die sogenannten chirurgischen Affectionen haben meist ihren Sitz in der Tiefe einer Körperhöhle; aber auch diejenigen, welche unserm leiblichen Auge sich darbieten, müssen durch die Augen unseres Geistes gedeutet und erklärt werden.

Gerade aber in der Diagnostik glänzte Dupuytren vor allen Andern hervor. Wer ihn aus Krankenbette begleitete, wird gewiß die Sicherheit seines Blickes bewundert haben. Er beobachtete allerdings sehr rasch, und die Schnelligkeit seiner Entscheidungen erregte nicht minder Erstaunen, als deren Gründlichkeit. Alle seine Sinne waren in Aufregung, und sein Kranken-Examen war nur kurz und umfaßte nur wenige Fragen. Auch Dupuytren hat sich freilich dem Irrthume des Menschen, dem Irrthum, nicht immer entziehen können, allein er irrte verhältnißmäßig sehr selten. So machte er einmal den Steinschnitt, ohne einen Stein zu finden, kaßirte aber ist Gesellen, Defaut und Roux begegnet, und kann Jedem vorkommen. Wie wiederholen demnach, daß in der Diagnostik Dupuytren keinen Nebenbuhler hatte. Seine klaren, genauen und stets motivirten Annahmen wurden fast immer durch die

*) Für das medizinische Publikum bemerken wir, daß der Herr Geheime-Rath von Gräfe, als ausübender und klinischer Wundarzt Dupuytren's würdigster Nebenbuhler, und mit demselben sein vertrauten Umgang, in Paris durch eine, auf gegenseitige Anerkennung und persönliche Beobachtung gegründete, Freundschaft verbunden, sich dafür interessirt, diese Vorlesungen, gleichsam das wissenschaftliche Testament seines verstorbenen Freundes, den Deutschen Fachgenossen möglichst beherrlich zu machen, indem er den mit der Bearbeitung derselben beschäftigten Herrn Dr. Kalisch durch erlaubte und genaueste Mittheilungen seiner eigenen schriftlichen Ausarbeitung unterstützt und dadurch auf das einzige literarische Denkmal, welches Dupuytren selbst sich gesetzt, das Wetteifrichst seiner Verehrung niederlegt. Diese Vorlesungen werden in Kurzem in der Buchhandlung von Veit et Comp. in Berlin erscheinen.

Digitized by Google

Thatsachen bestätigt. In den zweifelhaftesten und dunkelsten Fällen fand sein, durch die Schwierigkeiten nur noch mehr geschärfter, Blick stets unerwartete Beziehungen, welche Licht verbreiteten und Gewißheit verschafften. Diese glänzende, und durch ihre Resultate unschätzbare Diagnose war bei ihm, wie sie es überhaupt ist, die Frucht jener höchsten menschlichen Fähigkeit, welche wir richtiges Urtheil, in einem höheren Grade gesunden Verstand, und in der höchsten Entwickelung Genie nennen; denn der medizinische Takt ist keinesweges ein Erratum, sondern nur ein schnelles Berechnen.

Von der Sicherheit der Diagnose hängen nun aber allein, um auf den praktischen Theil der Kunst überzugehen, die richtigen Anzeigen des Kurplans ab; und Dupuytren war eben so ausgezeichnet in der Behandlung, als in der Erkennung der Krankheiten. Ohne hier die Verdienste einzeln hervorzuheben, welche er durch Verfeinerung, Vervollkommnung oder Verwollkommnung von Operations-Methoden sich um die Chirurgie erworben, wollen wir nur bemerken, daß er alle ihre Gebiete berührt und überall, wo er Hand angelegt, auch die Spuren seines tiefen und praktischen Geistes hinterlassen hat.

Als Operateur vereinigte er in sich Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart und manuelle Geschicklichkeit: eben so seltene als unentbehrliche Eigenschaften. Nicht, daß er auf manueller Gewandtheit, Leichtigkeit und Leichtigkeit alle seine Kunstgenossen übertraf; vielmehr thaten es ihm hierin mehrere zuvor; allein er hatte eine zwar weniger glänzende, das sür aber beste schwerer zu erlangende Geschicklichkeit, welche darin bestand, das vorgesteckte Ziel nicht auf dem kürzesten, sondern auf dem sichersten Wege zu erreichen. Darin allein lag, nach unserer Meinung, eines seiner größten Verdienste, daß er stets sur Juvenile seiner Wissenschaft, sondern der Gesundheit seiner Operirten sorgte, und daß er niemals den Erfolg aus Unvorsichtigkeit, oder Eitelkeit auf's Spiel setzte. Der Zufall gebört mit zu den Gottheiten der Medizin, und da er oft Wunder thut, so verschafft er auch bisweilen Andere. Niemals aber gab sich Dupuytren dieser blinden, Gottheit hin. Andererseits gehört oft in der Chirurgie mehr Geist dazu, zu warten, als zu handeln; und sehr oft enthielt sich Dupuytren des letzteren. Nicht glänzen, heißen wollte er; nicht zu Operiren, sondern der Gesundheit seiner operirte er; nicht das Mittel, sondern der Zweck lag ihm am Herzen. Ein großes Beispiel hat er hierin seinen Schülern hinterlassen, und dadurch besonders das er seiner Kunst die allgemeine Achtung verschafft.

Darum aber war er nicht etwa minder kühn. Freilich sprechen wir hier nicht von jener Dreistigkeit der rohen Wundärzte, welche sür einen unsicheren Erfolg Alles wagen, um aus Unwissenheit, oder zu weiten weg gar aus Schlechtigkeit, um das Leben des Kranken spielen. Diesen Niedermuth kennt der große Wundarzt nicht; auch seine kühnsten Entschlüsse sind auf vernünftige Beweggründe gestützt, und sein Muth besteht nur darin, den erwagten Folgen zu trotzen und ihre Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, ohne Furcht vor dem Tadel.

Eine wesentliche Eigenschaft der geistigen Hülfsquellen bei Dupuytren in ihrer steten Gegenwart, ohne unvorhergesehene Exignisse plötzlich eintraten. Mit jenem Gleichmuthe begabt, welchen die Organisation, die Gewohnheit und besonders die Wissenschaft verleiht, ließ er sich durch die bemruhigendsten Verwickelungen und durch das Eintreten überraschender Zufälle während einer Operation nicht außer Fassung bringen. Da sah man ihn gegen die Hindernisse sich verschanzen, sie unter Augenblicke aufheben. Die Mittel seiner Erfindung rasch anwenden, den eingeschlagenen Weg plötzlich verändern und die Operation nach einem neuen Plane zu Ende bringen. Wie erstaunte man aber vollends, wenn er dann über das, was er eben in der Eile gethan, einen langen, spitematisch geordneten Vortrag hielt, die Motive seines Handelns so genau auseinander setzte, als ob er darüber lange Zeit vorher nachgedacht, und alle die Mittel angab, die er hätten anwenden können, unter welchen er aber, nach Abwägung aller Vor- und Nachtheile, sie wie nach der Verschiedenheit einer zahllosen Menge praktischer Beispiele, das von ihm gewählte für das zweckmäßigste erachtet habe. Wie erschien die Heilkunst größer und bewunderungswürdiger, als in solchen Augenblicken.

Auch in der Nachbehandlung der Operationen, bei welcher viele Wundärzte dem Grundsatze: die Operation ist vollbracht, das Uebrige wird Gott thun, etwas zu sehr huldigen, ließ Dupuytren niemals eine Nachlässigkeit sich zu Schulden kommen, sondern zeigte vielmehr in dieser so recht eigentlich medizinischen Chirurgie eben so große Sorgfalt, als Meisterschaft.

Ganz denselben Mann finden wir nun in ihm, wenn wir ihn als klinischen Lehrer betrachten. Bei seiner Uebernahme der Lehrstuhle im Hôtel-Dieu lud er ein große Verantwortlichkeit auf sich, denn er ersetzte einen Meister, dessen Berühmtheit weltberühmt gewesen war: Pelletan, dessen Beredsamkeit weltberühmt gewesen war. Aber er zeigte sich bald seiner schweren Aufgabe gewachsen; er brachte die feindlichen Stimmen zum Schweigen, und in Kurzem verdunkelte seine Klinik alle übrige.

Man kann wohl sagen, daß Dupuytren den klinischen Unterricht der Vollkommenheitsstufe ziemlich nahe gebracht, und wie schwer dieser Unterricht sey, sieht man an der Menge von Männern, die dabei scheitern. Jeder gründlich gebildete, literärisch vorbereitete und mit der Sprache vertraute Arzt kann wohl einen Kursus von Vorlesungen halten, da er, wie die Verfasser eines Buches, seinen Stoff zu wählen, einen Plan sich vorzuzeichnen und gehörige Zeit darauf zu verwenden vermag; anders aber verhält es sich mit einer Klinik, wo eine unaufhaltende Improvisation erheischt; nicht das System, nicht der Lehrer ordnet hier voraus die Gegenstände des Vortrages, sondern der Zufall leitet hier Alles und führt die Dinge bunt und unerwartet an uns vorüber. An jedem Krankenbette muß der Lehrer sich erklären, diagnostiziren, die Behandlung vorzeichnen und seine Ansicht begründen; jeder Blick seiner Zuhörer ist eine Frage, die Ihnen sol: zu beantworten, Jedem muß er antworten. Es handelt sich hier wenige um die Wissenschaft, als um die Kunst; weniger um die Krankheiten, als um die Kranken; kurz, das praktische Talent wird hier vor Allem in Anspruch genommen.

Aber eben als Praktiker erster Größe besaß Dupuytren auch die wichtigste Eigenschaft des klinischen Lehrers. Dabei war er unerschöpflich an Beispielen, aus denen er belehrende Unterscheidungs- und Vergleichungspunkte zog. Ohne gerade mit ausgezeichneten Rednern zu sprechen, sprach er mit jener Leichtigkeit und Sicherheit, welche der vollkommene Vertrautheit mit dem Gegenstande gewährt; indeß war sein Vortrag durchaus nicht schmucklos, sondern vielmehr schön verarbeitet und zuweilen sogar so elegant, wie man ihn in Hospitälern selten hört. Abgesehen aber von dieser belehrenden Form, war es der innere Gehalt seiner Worte, der seinen unermeßlichen Ruhm stiftete. Die hunderten liebte seine Klinik; gedrängt war sein Auditorium; aller Sitzbetrachte waren auf diese Klinik gerichtet; hier berrschte über ein Volk von Schülern, hier umgab ihn ein Hofstaat von Meistern; von hier konnte ihn nichts als der Tod entfernen. Bei dieser seiner Berschaft, die, wie man sagt, der Gegenstand seines Ehrgeizes war, ist die Menschlichkeit wahrlich nicht zu kurz gekommen, und es ist ein großes Glück, wenn ein so umfassender Ehrgeiz durch solche Mittel seine Befriedigung suchen muß. Kaum hatte Dupuytren in's Pariser Hotel unentgeltlich vom größten Arzte des Landes behandelt worden, während der Reichthum dies nur durch große Opfer erreichen konnte. Dupuytren hat Millionen erworben, ohne einen einzigen Tag seine Arme-Verpflichtung zu vernachlässigen, und dies ist gewiß beinzunge selten. Nur zwischen großer Leidenschaft und großer Tugend liegt die Lösung dieses Räthsels, welches eines der vielen Geheimnisse bildet, an denen das Leben des Mannes so reich war.

Nur wenige Menschen sind während ihres Lebens so verschieden beurtheilt worden, wie Dupuytren; wenige aber auch so oft verkannt, als er. Was er gelestet, wird Jeder; was er war, vielleicht Keiner. Nur in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, erschien er seinen Zeitgenossen; nur in einer gewissen Entfernung sprach er mit ihnen; nur sehr wenige sind ihm so nahe gekommen, um ihn genauer kennen zu lernen, und von diesen haben die meisten ihre Neugierde theuer bezahlt. Diese spstematische, oder ihm angeborene Zurückgezogenheit hat seinem Namen vielleicht etwas Wunderbares gegeben; denn die von Volke am meisten verehrten Götzen sind nicht die, welche es mit Händen greifen kann, sondern die es nur durch eine Spalte in einem dunkeln Heiligthum erblickt.

Bibliographie.

Abrégé de l'Histoire romaine, depuis la fondation de Rome jusqu'à la chute de l'empire romain en Occident. — Aus dem Englischen von Goldsmith, übersetzt von Brubsel.

Carte polémographique ou géographico-militaire de la France, pour l'intelligence du cours de géographie militaire professé à Saint-Cyr, dressé par Mr. Darmet.

Essai sur l'Etude de l'Histoire en France, au 19e siècle. — Von Antoine de Latour. 6 Fr.

England.

Zur allgemeinen Völker-Statistik.

Nach dem eben erschienenen Werke von Mac Gregor. *)

Der unterstehende ausführliche Titel bezeichnet hinlänglich den Charakter des Werkes, dessen erster Theil eben erschienen ist und das neun Bände umfassen wird. Der Plan ist höchst großartig angelegt, und man kann den Schaß von Wissen, der in diesen ersten Theile enthalten ist, nur eben so nennen. Was in den tabellarischen Ueberschriften für eine Fülle von Stoff geboten ist, glaubt man kaum ohne die Gewähr der eigenen Anschauung; und, nach der vorliegenden Probe zu urtheilen, wird das ganze Werk sür die Wissenschaft der Statistik von unschätzbarem Werthe seyn.

Herr Mac Gregor theilt die zuverlässigsten Quellen bei seinem Material befragt zu haben; amtliche Berichte, Zählungs-Listen aus den einzelnen Provinzen, allgemeine Ueberschriften; dazu die Berechnungen vieler der tüchtigsten Schriftsteller dieses Faches, eines Balbi, Malte-Brun, Hassel, von Malchus, Travany, Crome, Wallenaer; die hierans gewonnene Resultate besteht in einer Fülle wahrhaft überraschender Thatsachen. Es wird sich wohl nicht leicht Jemand für die Lösung Genau-wirkt derselben verbürgen; unbezweifelt aber können sie der Wahrheit sehr nahe, und sie bieten Data, welche für die bedeutendsten Interessen der Gesellschaft von ungemeiner Wichtigkeit sind. Eine näher eingehende Kritik mag einem Statistiker von Fache vorbehalten bleiben. Wir begnügen uns, für den Zweck dieser Blätter einige Auszüge aus dem Werke mitzutheilen.

Nach unserer Berechnung enthält Europa 3,107,316 Englische Quadrat-Meilen **), 223,950,932 Einwohner ***); Asien 12,118,000 geo-

*) The resources and statistics of nations, exhibiting the geographical position and natural resources; the area and population; the political institutions, including the government, revenue, expenditure, the civil, military and naval affairs; the moral statistics, including religion and education; the medical statistics, including the comparative mortality etc., and the economical statistics, including agriculture, manufactures, navigation and trade etc. of all countries. By John Mac Gregor Esq. — Part I. London, 1835.

**) An bebauten Land: 1,573,590 102 Morgen; als: pflügbarem: 901,670,000 Morgen; Wiesen und Weideland: 240,100,340; Weinland: 19,484,880; Gartenland: 5,744,304. Getraide: 1,913,667,301 Scheffel; Wein: 49,949,891 Eimer: 26,417,640 Pfund Zucker und Maulbeere: 31,270 974 Ctn. Kaffee: 1,765,277,200 Schaaf; 42,974,891 Schweine; 6,813,725 Ziegen. Die Morgen, Scheffel und Eimer sind nach Französischem Gemäßverhältnisse, so wie der Uebersetzung von dem Baron von Haldat.

***) Katholiken: 116,554,875. Protestanten: 49,851,605; Griech. Kathol.: 42,348,395; Juden: 1,671,060.

Digitized by Google

graphische Quadrat-Meilen, 413,844,300 Einw.*); Amerika 15,056,796 geogr. Quadrat-Meilen, 46,492,000 Einw.; Afrika 8,517,000 geogr. Quadrat-Meilen.“

In gleicher Weise sind einzelne Länder, ihre Wohlthaten-Quellen, Häfen, Klima, Produkte, ihr Ackerbau, so wie ihre Manufakturen übersichtlich dargestellt. So z. B.: „Rußland hat ungefähr dreißig gute Seehäfen; doch sind zur Winterzeit die meisten derselben für einige Monate verschlossen. Der Hafen von Archangel ist acht Monate jedes Jahr gesperrt. Von hier aus geht, vermittelst der Dwina, die Ausfuhr der Produkte eines sehr ausgedehnten Striches, auf welchem Weizen, Holz und Hafer gewonnen wird, so wie auch hierher die Einfuhr der aus fremden Ländern dargebrachten Waaren stattfindet. Da die Russischen Häfen an der Küste des Weißen Meer für einige Monate durch das Eis gesperrt sind, so würden Kriegs- so wie Kauffahrtei-Schiffe am Aus- und Einlaufen in die heimischen Häfen gänzlich gehindert seyn, wenn ihnen nicht das Schwarze Meer offen stände, durch den letzten Vertrag mit der Pforte. Für die Schiffahrt auf dem Stillen Meere sind die Russischen Häfen an der Küste von Asien und auf der Nordwest-Küste von Amerika außerordentlich vortheilhaft und werden sich in nicht langer Zeit als sehr erfolgreich erweisen. Rußland kann von Persien und Indien zu Lande alle diejenigen Artikel beziehen, welche es außer den Erzeugnissen seiner eigenen Weißungen braucht. Alle die mächtigen Elemente des Ackerbaues, der Fabrication und der innern Macht nennt es sein eigen; aber seine geographische Lage und die Gestaltung seines ungeheuren Länder-Gebietes stehen natürliche Mißstände bereit, welche seine Macht und seinen Einfluß noch immer schwächen werden.“

Ferner von Spanien: „Nach Morean de Jonnes hat die Bevölkerung in den Städten bedeutend abgenommen, — ein sicheres Zeichen des Verfalls, in demselben Verhältnisse mit dem Sinken der Industrie und des Wohlstandes des Königreichs. Drei Viertel der Dörfer existieren nur noch dem Namen nach. Die größeren Städte, so wie die zweiten Ranges, haben gleiches Schicksal erfahren. Segovia hatte im Jahre 1525, 5000 Familien, gegenwärtig nicht mehr als 2000. Toledo hatte 200,000 Einwohner, gegenwärtig nur noch 25,000. Malaga ist von 80,000 auf 50,000 herabgesunken, und von den Dörfern, die ehemals so zahlreich in dieser Umgegend waren, sind nur noch 16 übrig. In der Diöcese von Salamanca gab es ehedem 127 Städte, davon nur noch 13 vorhanden sind, und die sonst so ertragreichen Kornfelder sind schon seit langer Zeit in Weideplätze für Schafe verwandelt. Im siebzehnten Jahrhundert belief sich die Bevölkerung von Sevilla wenigstens auf 300,000, davon 130,000 mit Manufaktur-Arbeiten beschäftigt waren, die Zahl der gegenwärtigen Einwohner beträgt 96,000. Merida hat statt einer ehemaligen 40,000 Einwohner jetzt 5000. Medina del Campo hat nur 6000 statt 30,000, und Valencia hatte nach der Angabe des Escolano im Jahre 1600, 100,000 Häuser und zwischen 300,000 und 600,000 Einwohner; jetzt beläuft sich seine Einwohnerzahl auf 130,000. Vor der Vertreibung der Mauren 1467 hatte Granada 70,000 Häuser und 400,000 Einwohner; darvon waren 60,000 bewaffnet. Es wurde von Festungs-Werken vertheidigt, auf welchen sich 1030 Thürme und zwei ungeheure Kastelle erhoben, deren jedes eine Garnison von 40,000 Mann zu fassen im Stande war. Das ganze Königreich, wovon jene Stadt die Hauptstadt war, war von 30 Meilen breit und 200 lang; trug dessen enthielt es 22 große Städte, und 37 kleinere, und 3,000,000 Einwohner. Jetzt übersteigt die Zahl der Gesammt-Bevölkerung nicht 85,000. Die Stadt Cordova zur Zeit der Mauren-Herrschaft nahm ungefähr acht Lieues von den Ufern des Guadalquivir ein, und enthielt 600 große Moscheen, 3837 kleine Moscheen oder Kapellen, 4300 Minarets oder Thürme, 900 Öffentliche Bäder, 28 Hospitäler, 80,455 Läden, 213,070 Wohnhäuser, 60,300 Paläste. Was jener Bericht immerhin Übertreiben seyn; ihm zufolge war Cordova damals viel ausgedehnter, als London jetzt. Nichts desto weniger können alle diese Angaben dazu dienen, den Glanz und die Blüthe von Cordova zu bezeichnen, und den ungemein raschen Verfall der Macht und des Wohlstandes Spaniens nach Austreibung der Mauren anzudeuten. Der jetzige amtliche Census ergiebt, daß 1511 Städte und Dörfer durchaus unbewohnt und verödet sind.“ — Das ist ein trübseliges Bild von dem innerlichen Übertreiben der Natur zu Macht und Blüthe geschaffen scheint. Im Jahre 1827 ward die Bevölkerung auf 13,953,959 Einw. abgeschätzt, ungefähr 3,000,000 in den Colonieen.

Schließlich theilen wir noch Einiges mit, was wir der Einleitung entnommen und kurz zusammengedrängt haben; es dient zur Erläuterung des Standes der statistischen Wissenschaft in verschiedenen Ländern.

„Die Statistik von Rußland ist weniger bekannt und weniger authentisch, als die irgend einer Europäischen Nation.

Die statistischen Angaben über Holland werden jedes Jahr sorgfältig gesammelt, aber in den Gouvernements-Büreaus niedergelegt, und sind daher schwer zugänglich.

Die Statistik von Preußen ist in bewundernswürdiger Ordnung; weniger in den übrigen Deutschen Staaten.

Die Statistik von Spanien, Portugal und Italien ist ein leeres Blatt.

Von der Statistik Afrikas wissen wir Nichts. Mit Ausnahme weniger Landstriche, und vielleicht auch Aegyptens, ist uns dieser ganze Erdtheil unbekannter, als er den Römern war.

Die geringe Kunde von der Statistik Asiens verdanken wir den gelegentlichen Bemerkungen der Reisenden. Gerade über seine wichtigsten Länder, China und Japan, sind wir durchaus ununterrichtet.

Die vereinigten Staaten und das Britische Amerika sind, wie die civilisirten Länder Europas, uns bekannt.“

*) Nach Balbi; davon Rußlaben von beiden großen Sekten: 47,000,000; Brasilien 20,000,000; Mohammedaner unserer 5,000,000; doch finden hier bedeutende Abweichungen statt, und die Angabe der Gesammt-Bevölkerung ist offenbar falsch.

Bibliographie.

Legends of the north and border minstrelsy. (Sagen und Balladen aus den Englisch-Schottischen Gränz-Provinzen.) 4. 34 Sh.

On preservation from lightning. (Ueber Wetterableitung.) Von Leigh. 1 Sh.

On the Epistle to the hebrews. (Ueber die Epistel an die Hebräer.) Von Lord Mandeville. 16 Sh.

Population returns etc. (Englische Volkszählungen, Kirchen-Eintheilung ꝛc. von 1801 bis 1835.) Von Marshall. 4. 63 Sh.

Collection of statutes relating to the poor. (Sammlung aller auf die Armen sich beziehenden Englischen Gesetze.) Von Prall. 21 Sh.

Philosophy of health. (Philosophie der Gesundheit.) Von Dr. Southerwood Smith. 2 Bd. 14 Sh.

Pantica — oder Sagen aus den frühesten Zeiten. Vom Wm. Howitt. 2 Bde. 21 Sh.

The Exile of Erin, or the sorrows of a bashful Irishman. (Leiden eines schüchternen Irländers.) 2 Bände, in einem Band.

Rußland.

Moskau im Jahre 1612.

Fragment aus den Denkschriften eines Polen, Mastewsky, der sich während der Interregnums in Rußland, zur Zeit des falschen Demetrius, in Moskau befand.

Ich stand mit einem Militair-Posten im Palast des jüngsten Bruders des Zaaren, Alexander Schuisky. Nebenan befand sich der Palast des Bojaren Fedor Golowin. Ich benutzte die Bekanntschaft, die ich in Polen mit der Frau seines verstorbenen Bruders gemacht, um jetzt in seine Nähe zu gelangen. Anfangs verweigerten seine Leute mir den Eingang, der gewöhnlich geschlossen war; als ich aber erklärte, ich brächte Nachrichten von seinem in Litthauen gewesenen Bruder, sand ich die beste Aufnahme. Der Bojar erkundigte sich nach dem Verhältnissen seines verstorbenen Bruders, nach dessen hinterlassenen Kindern u. s. w. Ich antwortete, was mir einfiel, da ich nichts wußte, und gab meine Erfindungen für Wahrheit aus. Von nun an wurden wir die besten Freunde und nannten uns einander „Gevatter“. Diese Gevatterschaft ward mir sehr nützlich: mein neuer Freund lud mich und meine Gefährten oft zu sich zur Tafel und versorgte mich außerdem mit Lebensmitteln und mit Heu und Hafer für meine Pferde. Vorzüglich schätzbar war mir seine Freundschaft bei dem Aufstande der Bewohner Moskau's. Ich meinerseits stand ihm auch bei jeder Gelegenheit bei und lud ihn oft zu mir zur Mittagstafel, die mit Polnischen Gerichten besetzt war, über welche der Bojar, da sie ihm selber nicht bekannt geworden, sein freistädtiges Erstaunen bezeigte. Immer enger ward unser Freundschaftsbund, so daß ich ihn in vertrauensvollen Gespräch hat, mich mit seinem Bruder Demetrius der Moskowiter zu schicken, um zu sehen, ob nicht auch mir gleichen Schutz gegen die Polen hat. Diese Vorsichts-Maßregeln waren aber unnöthig, indem es zu keinem Ausbruche kam.

Ich hatte Gelegenheit, Hochzeiten in vielen angesehenen Moskauischen Familien beizuwohnen. Folgendes sind die dabei herrschenden Gebräuche: in einem Zimmer sitzen die Männer, in einem anderen die Frauen. Nachdem sie lange Zeit eine Menge von Speisen, Getränken, Confituren, und zwar in Schüsseln, die auf beiden Seiten mit Sind und auf Bratpfannen stehen, um sie desto leichter auf Kohlen zu wärmen. Sie werden nicht auf ein Mal serwirt, sondern eine nach der anderen; die während der Zeit eingebrachten Schüsseln werden von den Dienern auf den Händen gehalten. Mußt giebt es des Abends nicht; über unsere Länge hatten man, indem man es nicht für schicklich hält, daß ein anständiger Mensch tanze. Dagegen hat man sogenannte Spaßmacher (Schuti) oder Narren, die es sich angelegen sein lassen, die Anwesenden mit burlesken Sprüngen und mit Gesängen zu unterhalten, die größtentheils sehr schamlos sind. Bisweilen läßt man sich, um sich gleichsam über unsere Sitten lustig zu machen, auf Leyern etwas vorspielen. Dieses Instrument hat Aehnlichkeit mit einer Geige; die Saiten sind von Wegene aber auch sind ein in der Mitte angebrachte Stelle einer Wegene; eine Hand bedeckt das Löchern, welches die Saiten berührt, während die andere auf Tasten spielt, deren ungefähr 10 sich oben am Instrument befinden; jeder durch die Tasten hervorgebrachte Ton steht gegen die Saiten einen Ton niedriger. Man folgt eine andere Unterhaltung. Aus dem entfernteren Zimmer, wo die Damen sitzen, erscheinen einige gut gekleidete Frauenzimmer, „Fräulein“ genannt; es sind die Frauen der Diener. Sie stellen sich an der Thüre, auch welche sie herumkamen, am Ende der Tafel auf, an welcher die Gäste sitzen und suchen sie auf verschiedene Weise zu beinstigen. Zuerst erzählen sie Mährchen mit höchst anständigen Zusätzen und Bemerkungen; dann aber singen sie so zotige und schamlose Lieder, daß man die Ohren zuhalten möchte. Den Russen behagt solche Unterhaltung nur; wohl bekommt es ihnen! Mögen sie bei ihren Belustigungen bleiben, wenn sie keine anderen kennen! Von unseren Tänzen sagen sie: „Welche Freude kann es wohl sein, im Zimmer umherzugehen, zu suchen, wenn man nichts verloren hat, sich wie ein Wahnsinniger zu geberden, und Sprünge zu machen wie ein Seiltänzer? Ein anständiger Mensch muß auf seinem Platz sitzen und sich an den Späßen des „Narren“ ergötzen, nicht aber, um Anderer zu ergötzen, selbst ein Narr werden: das geht nicht.“ Diese Ansicht theilen meiner Meinung nach, daher, auch die von den Männern die Frauen nicht in ihren Zirkel zugelassen werden, so, wenn nicht ein Mal erlaubt wird, sich öffentlich zu zeigen, außer in den Kirchen. Und auch in diesem Falle hat jeder Bojar, der ein Haus in der Residenz besitzt, ganz in der Nähe eine Kirche für seine Frau. Geschieht es ein Mal, daß eine Bojarenfrau an einem Festtage sich in eine große Kirche begiebt, so sieht man sie in einem einsännigen Wagen, der mit Wappen kleiner Seitenthüren völlig verdeckt ist. Diese Seitenthüren haben Fensterchen von durchsichtigem

Digitized by Google

Steinen oder von Ochsenhäuten; die Dame kann Jeden sehen, aber außer dem Ein- und Ausstiegen, von Niemandem gesehen werden. Die vornehmsten Bojarinnen fahren immer mit 2, gewöhnlich weißen, eines vor dem anderen angespannten Pferden, deren jedes von einem Stallknecht am Zügel geführt wird. Die Kutsche der Pferde sind mit breiten hängenden Lederdecken bedeckt; das übrige Geschirr ist bisweilen von rothem Sammet, bisweilen von rothem Leder. Der Wagen selbst ist von einer Dienerschaft umgeben, die nach der Würde und dem Ansehen des Gebieters mehr oder minder zahlreich ist.

Die Gemächer für die Frauen befinden sich im Hintergebäude, und obgleich sie einen Eingang vom Hofe haben, so befindet sich der Schlüssel zu demselben immer bei dem Gemahl, so daß man zu der Frau nur durch sein Zimmer gelangen kann. Von Männern, selbst solchen, die zum Hause gehören, darf Niemand hinein. Auch ist der Hof, der Wohnung der Frauen gegenüber, mit so hohen Pallisaden versehen, daß höchstens nur Vögel über sie hinwegfliegen können. Hier ist auch der Spazierplatz der Damen. Will der Wirth seinem Gast eine besondere Ehre erzeigen, so führt er ihm Frau und Kinder herans: küssen muß man sie, wenn man nicht unhöflich seyn will. Uebrigens schminken sich alle vornehme Damen und würden es für eine Lasterthat und für eine große Schande halten, sich ungeschminkt öffentlich zu zeigen.

Heirathen werden auf eine sehr seltsame Weise geschlossen. Mancher Bräutigam sieht seine Braut nicht früher, als am Hochzeitstage. Will sich Letztere, aus besonderem Wohlwollen, vor diesem Tage sehen lassen, so begiebt sie sich zu diesem Zweck in ein besonderes Zimmer, küßt ihren Zukünftigen, verläßt ihn aber dann sogleich, ohne ein Wort zu sagen.

Will der Bojar ausfahren, so setzt er sich in einen, mit einem stattlichen, gewöhnlich weißen Pferde (das Kumt ebenfalls mit Zobelfellen bedeckt) bespannten Schlitten, begleitet von einem ohne Sattel reitenden Stallknecht. Der Schlitten selbst ist bei den reicheren Bojaren mit weißem, bei den übrigen mit schwarzem Bärenfell ausgeschlagen. Die Vordertheile der Schlitten werden in der Regel, um gegen den Koth zu schützen, so hoch gemacht, daß der im Schlitten Sitzende kaum den Kopf des vor ihm auf dem Pferde reitenden Stallknechtes sehen kann. Eine Menge Diener und Leibdiener begleiten den Bojar; Einige stehen vorn, Andere zu beiden Seiten, und wieder Andere hinten auf den Sohlen des Schlittens, an den sie sich halten. Bei Nacht oder nach Sonnenuntergang trägt ein am Vordertheil des Schlittens stehender Diener eine große Laterne, die Verbrechern gleich, nicht nur um den Weg zu erleuchten, sondern auch wegen persönlicher Sicherheit, da Jeder, der sich Nachts auf den Straßen ohne brennende Laterne sehen läßt, für einen Dieb oder Spion gehalten wird. Wer ohne dieselbe der Nachtwache in die Hände fällt, wird sogleich in irgend ein Gefängniß geschleppt, aus dem man selten wieder herauskommt.

Gerichtshöfe in Moskau. Deren giebt es vielleicht eben so viele, als es Gattungen von Verbrechen giebt. Einer seiner Verwandten, St. Henry Coleridge, hat in den letzten Jahren seines Lebens die Gefängniße, die E. an jedem Tage gefüllt, des Abends aus dem Gedächtnisse in ein Journal niedergeschrieben, das jetzt unter dem Titel „Specimens of the table-talk of S. T. Coleridge" (Coleridge's Tischgespräche) erschienen ist. Wir wollen einige Proben aus dem gristreichen Buche mittheilen und geben hier zunächst Er. Urtheil über unsern Schiller: „Die jungen Deutschen und Engländer," sagte Coleridge, „welche Lord Byron bewundern, gehen Goethe den Vorzug vor Schiller, aber verlasse Euch darauf, Goethe wird nie auf das Deutsche Gemüth — ich meine die Nation, nicht einzelne Individuen — so mächtig einwirken, wie Schiller. Schiller's Genius hatte zwei originelle Phasen: die erste zeigte er in den Räubern, welches Stück zwar mit seinem Shakespeare'schen ausgestrichen werden darf, aber dennoch, als Darstellung des bloßen materiell Erhabenen, eine gewaltige Schöpfung ist. Die Räuber sind eine ganz originelle Dichtung, der das Gepräge von Schiller's Seele tief eingedrückt ist. Nachmals entwuchs der Dichter schnell dem Kreise solcher Compositionen, und trat mit dem großen historischen Drama Wallenstein zuerst in sein wahres Gebiet. Nicht das intensive Drama der Leidenschaft — in dem er nicht Meister war — sondern das ausgebreitete Drama der Geschichte erfüllte seinen mannigfachen Geisteskräften weiten Spielraum. Wallenstein ist das bedeutendste seiner Werke, eine Gattung für sich allein, und Shakespeare's historischen Stücken nicht unähnlich. Jede Scene des Wallenstein gefällt uns auch außer dem Zusammenhang, wie jedes Kapitel im Don Quixote. Später haben Goethe und andere Schriftsteller durch ihre Theorien Schiller's Streitigkeit und Originalität geschadet. In jenen folgenden Dramen erscheinen seine Prinzipien schwankender. Goethe, als Lyriker das höchste geleistet. Von dieser Seite kann er nicht genug gepriesen werden. Ich liebe Wilhelm Meister, die beste seiner prosaischen Schriften. Aber weder Schiller noch Goethe reichen als Prosaiker an Lessing, dessen Schriften die höchste stilistische Vollendung haben."

— Musikalisches aus Nord-Amerika. In New-York erschien seit Januar eine Zeitschrift unter dem Titel „American Musical Journal." Die erste Nummer ist mit dem Bildnisse Händel's geziert. Sie wird sowohl Original-Abhandlungen über verschiedene Zweige der Musik, als auch Auszüge aus den besten Werken über diesen Gegenstand, so wie biographische Notizen über die berühmtesten Komponisten, Artikel über Geschichte, Vertheerungen und Behandlung der Instrumente, eine Uebersicht der vorzüglichsten Erscheinungen im Gebiete der Musik u. s. w. enthalten. Von Musikfreunden werden nur dieyenigen mitgetheilt, welche wahrhaften Werth haben, und die nicht allgemein bekannt sind. Doch werden auch solche aufgenommen, die sich zum Vortrage in geselligen Kreisen eignen. Der Preis ist 4 Dollars jährlich.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

abwechselnd Knute und Thurm, bewirt er sich endlich bessere. Hilft dies Alles nicht, so bleibt er im Thurm, bis er stirbt.

Mit Wissenschaften beschäftigt man sich in Moskau gar nicht; sie sind sogar verboten. Der oben erwähnte Bojar Golowin erzählte mir, daß unter der Regierung des Zaaren Iwan einer ausserer Kaufleute, der die Erlaubniß hatte, mit Waaren nach Rußland zu kommen, einen Ballen mit Kalendern nach Moskau brachte. Als der Zaar es erfuhr, befahl er, diese Bücher zu ihm zu bringen. Den Russen kamen sie sehr gelehrt vor; sogar der Zaar konnte kein Wort verstehen. Aus Furcht alle, das Volk mit solcher Gelehrsamkeit bekannt zu machen, ward befohlen, alle Kalender in's Schloß zu bringen, dem Kaufmann zu zahlen, was er verlange, und die gesährlichen Bücher zu verbrennen. Einen Kalender sah ich selbst, mit Waaren nach Rußland zu kommen, einen Ballen mit Kalendern nach Moskau brachte. Als der Zaar es erfuhr, befahl er, diese Bücher zu ihm zu bringen. Den Russen kamen sie sehr gelehrt vor; sogar der Zaar konnte kein Wort verstehen. Aus Furcht alle, das Volk mit solcher Gelehrsamkeit bekannt zu machen, ward befohlen, alle Kalender in's Schloß zu bringen, dem Kaufmann zu zahlen, was er verlange, und die gef

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 32. Berlin, Montag den 16. März 1835.

England.

Riesen, Giganten und Cyklopen.

Von Leigh Hunt.

Es möchte schwer seyn, irgend ein Volk ausfindig zu machen, in dessen Urgeschichte nicht Riesen und Giganten eine Rolle spielten. Alles, was bedeutungsvoll in seinen Wirkungen war, mußte von Ungeheuern herrühren. Der Hauptsächlichste Nachbar-Völker mußte aus lauter Riesen bestehen. War sich gegen die Götter empörte, mußte ein Gigant seyn, der, — nicht skeptische Abhandlungen, wie heutzutage, sondern Berge über einander thürmte, um die Gottheit zu vernichten. Böse Geister erschienen immer riesenhaft groß. Die Perser hatten für Riese, Teufel und Zauberer nur ein einziges Wort. Ein älteres Wort in der Persischen Sprache, welches ebenfalls Riese bedeutet, bildete den Namen der alten Dynastie der Cajaniden. Zu Königen wurden in der Urzeit große Männer gewählt, weil damals physische Kraft mehr als moralische galt. Agamemnon ragte an Haupt und Schultern über Alle hervor, und seiner Leibes-Länge verdankt er mehr als seinen sonstigen Eigenschaften den Titel „König der Männer." So schildert auch Virgil den Mezentius als einen seine Brüder an Gestalt übertreffenden Mann, als wenn geistige Vorzüge gar nicht ohne Verein mit physischer Ueberlegenheit zu denken wären. Die Alten konnten die moralische Größe oft nicht anders als durch körperliche andeuten und ausdrücken. „Es verdient bemerkt zu werden", sagt Hoole,*) „daß in den Arabischen und Persischen Fabeln ein Riese gewöhnlich ein Neger oder ein unglaublicher Indianer sey und, wie ein Mann, dessen Balladen der Riesen meistens Sarazenen sind." „Wenn die Neger Schriftsteller wären", fügt der genannte Autor scherzend hinzu, „sie würden sicherlich ihre Giganten mit Hörnern, Perrücken und weißer Gesichts-Farbe darstellen."

Daß Menschen von gigantischem Körperbau hier und dort gelebt haben, läßt sich wohl, da Ausnahmen von der Regel doch benutzuge vorkommen, nicht leugnen. Einige sind in der That sehr stark und kräftig, andere schwach und mißgestaltet, wie Kinder, die sich im Wachsen übereilten. Ob Riesen-Bildse existirt haben, ist eine Frage, die noch immer nicht genügend beantwortet wurde. Die Patagonier, die der Admiral Byron sah, hatten in der That eine Leibes-Länge, welche sie zu Riesen machte; allein die Knochen, die man als angeblich großen Bildern der Vorzeit angehörig aufwarf, werden von Einigen dem Mammuth zugeschrieben. Das gehört in die Prosa der Gigantologie. Als poetischen Gestalten kann man den Riesen-Bildern Daseyn nicht streitig machen. In den Englischen Riesen-Büchern werden die transmarinischen Zwingherren als Riesen geschildert, die auf ihren Burgen hausen. Ihre Untergebenen haben im Walde Schlupfwinkel. Auch die Wahrer der alten Jagd-Gesetze hielt das Volk für Wald-Ungeheuer, die Jeden tödteten, der ihnen auch nur ein Kaninchen entwandte.

Die selbstsüchtigen Riesen waren Wesen, die es mit den Göttern aufnahmen. Die Himmels-Stürmer in der Griechischen Mythe, die den Ossa über den Pelion thürmten, hatten eine Menge Hände und Arme, die ihnen zu diesem Geschäfte sehr nothwendig seyn mochten. Typhon, das böse Prinzip, der furchtbare Wind, hatte Drachen-Köpfe, aus deren jedem eine andere Thier-Stimme herausdönte. Enceladus war in die Tiefe der Erde hinabgeschleudert, der Berg Aetna lag über seinem Gesichte und er konnte sich nicht wieder in die Höhe heben; allein er spie Feuer und Rauch, und wenn er seine Glieder rührte, so gab es ein Erdbeben. Otus und Ephialtes wuchsen jeden Monat neun Zoll; in ihrem neunten Lebens-Jahre nahmen sie schon an dem Kampfe gegen die Götter Theil. Dann und wann trat ein Riese der Griechischen Vorwelt mit den Göttern auch wohl in einen höflicheren Verkehr. Als Juno mit den Göttern auch wohl in einen höflicheren Verkehr. Als Juno mit Neptun und der Minerva zum Sturze Jupiters verschwor, kam Briareus in den Himmel und stieß sich feuerschnaubend nieder; allein er blickte doch so schrecklich, daß die Göttinnen nicht wagten, ihm zu nahen.

Oft wurden die Titanen mit den Giganten verwechselt, aber sie sind verschiedene Wesen, wie auch ihr Kampf verschieden war. Jene kämpften gegen den Himmel und den Saturn, diese stritten gegen Jupiter; mithin sind die Titanen auch den übermenschlichen Formen der alten Götter entsprechender, während die Giganten, als spätere Erzeugnisse der Phantasie, in ihrer Gewaltigkeit schon mehr der menschlichen Formation sich annähern, da ja auch die früheren Götter sich vertraulicher mit der Erde machten und im lustigen Umgang mit Menschenkindern dumaner wurden. Jupiter, der Sieger über Alles, kämpft nun auch gegen das Geschlecht der Erzeugten nur noch in einzelnen Attacken, indem er gegen die Töchter der Erde zu Felde zieht und sie sich unterwirft; er blieb immer Sieger.

Die Cyklopen waren eine Abart der Giganten. Sie waren Menschenstreffer und hatten nur ein Auge über der Stirn. Bryant stellt in seinen „Grundsätzen der alten Mythologie" die witzige Hypothese auf, die er jedoch mit ganz ehrbarem Ernst vorträgt, daß die Cyklopen mit ihrem großen Einauge alle Wacht-Thürme gewesen seyen, daß ihre Finger das runde Fenster am alten Gemäuer, und da die Mythe alles Sachliche zu personifiziren pflege, so könne das nicht zu auffallend erscheinen, wenn die Thürme Männer wurden. Leider ist nur dadurch der Appetit der Cyklopen zu Menschen-Fleisch nicht erklärt; die Cyklopen sind nur als die cyklopischen Mauern reduzirt. Eine andere Vermuthung macht die Cyklopen zu Schlacht-Schilden, in deren Mitte ein Loch war, durch welches der Kämpfer seinen Gegner erspähte. Auch diese Erklärung der Einäugigen hilft uns nicht; wir nehmen die Cyklopen als Kobolde der Mythe, wir erklären und reduziren sie nicht. Homer, der die ganze Welt kennt und ihre Wunder schildert, wie sie sind, nicht wie sie sich rationalistisch deuten lassen, stellt die Cyklopen ganz in ihrer Ungeheuerlichkeit dar. Theokrit, der am Hofe eines Ptolomäers Hirten-Gedichte schrieb, wußte die wilden Bauern der Gebirge einigermaßen kultiviren, um sie den „süßen Herren" erträglich zu machen. Er stellte den Polyphem verliebt dar. Wir sind dabei um Galatea bange, denn, wenn der Liebhaber freilich nur Ein Auge auf sie haben konnte, so hatte er doch an anderen Sinnen so viel überflüssige Kraft; daß bei seiner Manipulation zu fürchten steht, er werde die arme Hirten-Magd erdrücken. Selbst der Theokrit-Dichter will das sehr gut durchfühlen und wendet den Riese des Nachts von seinen Bergen herunterstürzt in Sehnsucht und Liebesbarm, dann lachen die Dorf-Mädchen, sie fürchten sich nicht mehr vor ihm, sie haben höchstens Mitleid mit ihm. Will man übrigens im Ernst die Liebes-Klagen des Riesen Polyphem hören, so muß man bei Händel nachsragen und seine Serenade „Acis und Galatea" mit dem Texte von Hoole anstimmen lassen. Händel ist ein Gigant der Musik. Seine Töne schildern die furchtbare Gestalt des Riesen, „brarmt, wie Briarms, mit hundert Händen", und gleichwohl werden sie lieblich wie Kinder-Stimmen, wenn sie die seufzende Klage des ungebrurten Weibes andeuten, das keine Gegenliebe findet. „Ob' ich von meiner Liebe lasse" — in dieser Passage liegt so viel naive Herzlichkeit, daß man den Geist des großen Händel bewundert, der auch bei dem ungeschlachten Riesen der Welt die süßesten Gefühle der menschlichen Brust voraussetzt.

In der alten Geschichte vom „Sindbad" kommt ein Ungeheuer vor, das mit Homer's Polyphem viel Aehnlichkeit hat. Der höchst erfinderische Verfasser der „Bemerkungen zu Tausend und Eine Nacht"*) hält deshalb den Riesen im Ritterbuche für eine Kopie des Neptunischen Sohnes in der Odyssee. Aber auch dieser ist, wie der Autor sagt, kein Original, weil Homer ohne Zweifel alle Orientalische Sagen benutzte, die er von Handelsleuten vom Osten her vernommen haben mußte. Die Griechen selbst hätten eigentlich an ein Riesen-Volk gar nicht geglaubt, mithin vermuthe er, das Volk der Cyklopen, zu dem Ulysses kommt, sey eine Orientalische Idee. Herr Hoole macht sich ein Späßchen! Die Griechen nannten ja den Polyphem einen Sohn Neptun's, mithin verlegten sie die ganze Gestalt in die Mythe. Ein Kaufmann des Homerischen Goliath kann nicht zu denken seyn; jedes Volk hat in seinen Märchen Riesen, die sich ziemlich ähnlich sehen. Die südlichen Nationen gebrauchten sogar das Wort Polyphem, ohne von dem Homerischen Riesen etwas zu wissen. Man hat überhaupt nicht nöthig, auf Virgil, Ovid und die Alten zurückzugehen, um zu erfahren, wie Menschen-Fresser ausgesehen haben. Seinen „Popany" hat jedes Volk, und das alte Lied von ihm: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch", variirt jeder Volksthümlichkeit gemäß.

Im siebenten Buche seines Gedichtes läßt Ariost auch einen Polyphem erscheinen. Er nennt ihn einen „orco", welches Wort, im Zusammenhang mit dem Lateinischen Orkus, die antike Hölle und auch einen Teufelskerl, einen Popany bedeutet, nur nicht dieß im spaßhaften Sinne des Wortes. Ariost's Polyphem hat eine Höhle, Schafe und alle Utensilien der alten Cyklopen. Dagegen hätte sich Ulysses an dem Polyphem des Italiäners anders rächen müssen; er hätte ihm nicht das Auge ausbrennen können mit dem gebörrten Pfahl, denn Ariost's Riese hat gar kein Auge. Der Unglücksfleiß ist in Betreff dieses Organs sehr verwahrlost; er hat statt der Augen zwei runde knöcherne Höhlen. Dagegen ist seine Nase um so reicher ausgestattet von der gütigen Mutter Natur. Er wittert Alles, und riecht so genau, als andere Geschöpfe sehen. Auch sein Mundwerk ist bedeutender als das

*) In seinen „Bemerkungen zu Tausend und Eine Nacht."

Digitized by Google

anderen Wesen organisirt; zwei scharfe Hauer ragen keck hervor, und er giebt in dieser Beziehung dem wilden Eber nichts nach. Ueber seine Brust fließt der Schaum, der seinen Verfolgungs-Eifer andeutet. Er ist so groß, daß die furchtsamen Menschen, die ihn ankommen sehen, glauben, zwischen Erde und Himmel sey nur Ein Ding, nämlich Polyphem.

„In luogo d'occhi, di color di fuogo
Hatto la fronte ha due enorcili d'osso.
Verso sui visi, come vi dico, lungo
Il hito: e par ch'in mostrel sia massa.
Mostra le zanne fuor, come fa il porco:
Ha lungo il naso, e'l sea berzuso e sporco."

Hoole sagt, das seyen Kinderreien, so läpisch habe nie ein Dichter seine Ungeheure dargestellt; wenn sie einmal ein Polyphem seyn sollte, müßte er wie der Gegner des Ulyßes aussehen. Allein unsere Ammen-Mährchen sind nicht zu verachten, obwohl da der Popanz bald so, bald anders erscheint. Auch der Teufel hat bei jedem Volke eine andere Gestalt; gewisse Vorstellungen kommen immer wieder und sind unsterblich, aber verschiedene Attribute sind den verschiedenen Nationen eben so natürlich als nothwendig. Jedes Volk macht sich seine Vorstellungen so gut es kann. Wollte Jemand eine Gigantologie schreiben, und die Riesen aller Nationen mit einander vergleichen, so würde das ein weitläufiges Buch geben. Es verdiente dann bemerkt zu werden, daß Rabelais' gigantischer Gargantua, der es liebte, sich einen Männer-Salat aus drei Individuen zurecht zu machen, den er mit Leichtigkeit verspeiste, ein König war. Man wähnte in alten Zeiten Riesen zu Königen; hieraus hat Rabelais' Satire Bezug.

In Spenser's „Feen-Königin" kommen einige allegorische Personen als Riesen geschildert, besonders „die Verachtung" und „der Stolz". Es verdroß sich, daß hier Alles im pathetischen Ernste ausgeführt wird, während Ariost und Rabelais uns zeigen, wie vom „Furchtbaren zum Spaßhaften um Ein Schritt ist." Spenser's ganzes Gedicht leidet keinen Scherz. Eine Jeanie kann es auch nur in Ariost's Epopöe seyn, wenn der große „Morgante" zum Christen bekehrt wird, und nach vielen frommen Thaten und Bekehrungen als Einsiedler eines Kreuzes stirbt. Die anderen Riesen besiegt „Orlando", weil sie sich nicht bekehren lassen.

Unsere ehrbaren Kritiker brauchen aber, wollen sie sich an dem Humor ärgern, mit dem die Dichter die Giganten und Riesen oft darstellen, gar nicht nach Frankreich und Italien hinüberzugreifen; unsere alten Mährchen erzählen oft scherzhaft genug von den Ungeheuern der Vorzeit. Wer gehen auf den Gedanken, daß Hünenring und Hünenbett diesen Helden mit einem seiner riesigen Gegner, um dies zu bestätigen. Es liegt sogar darin eine tiefe Weisheit, daß der Mensch mächtiger ist, als ein das Maaß der Schönheit und Harmonie überschreitendes Wesen, und der Witz der alten Sagen, der oft bloß in dem launigen Erzählungs-Ton verstehen liegt, versteht diese Weisheit besser, als die gelehrten Kritiker, die überall einen schwerfälligen Ernst hineinschleppen und die Harmlosigkeit des lustigen Mährchens nicht verstehen. Die alten Sagen sind sehr ernst, aber sie lassen sich das nicht merken, wie die verstellten Gelehrten. Ich schließe also meinen Aufsatz mit dem Abschnitt aus dem alten Geschichten-Buche. Folgendes ist die Ueberschrift:

„Wie ein Landmann ihm vom wunderbaren Riesen sagte, und wie er hinging und selbigen todtschlug."

„Da kam ein Bauersmann zu Held Arthur und wußte viel Wesens zu machen von dem großen Riesen, der in der Nähe hauste, viel Volks erschlagen und verspeist hatte und seit sieben Jahren schon von Kinder-Fleisch sich nähete. Das ganze Land leo nun kinderlos, und der Mangel an Kindern-Tiefe sich, trotz der besten Bemühungen der Landleute, nicht ersetzen. Lebtlich habe der Riese auch die Herzogin von Britannien, als sie neben ihrem Manne spazieren tritt, geraubt und in seine Wohnung entführet, die auf dem Berge sey. Fünfhundert Menschen hätten ihm nachgesetzt, als das Weiblein laut um Hülfe schrie; aber die sind des Riesen wage Niemand zu berühren. ...So hat er sie gewiß schon erwürgt, nachdem er sein Gelüst an ihr befriedigt hat. Ihr aber, send Ihr ein rechtmäßiger König, so habet Mitleid mit dem Weiblein und rächet Euer Land." Er sprach der Landmann.

„Ein großes Unheil ist dies", sprach König Arthur. „Mein ganz Reich wollt' ich schier hingeben, wär' ich an Ort und Stelle gewesen, als der Riese die Frau entführete. Du aber, Bursche, führe mich alsobald nach der Wohnung des Ungeheuers, damit das Weiblein gerochen werde, wie sich's gebühret!"

Und Arthur beschlß unsern seiner Edelleuten, Rosse vorzuführen und ihm sein Harnisch anzuthun; sie selbst thaten ein Gleiches. So gingen sie hin, und der Landmann führte sie zu dem Berge, wo das Ungeheuer hauste.

König Arthur hieß die Edelherren am Fuße des Hügels seiner harren und hielt allein auf die Spitze des Berges. Da saß eine wehevolle Wittib händeringend und scheinend neben einem frischen Grabe. Held Arthur aber frug sich heimlich: „Wehwohl wennest Du also?" — Sie aber sagte: „Herr Rittersmann, wollet Ihr weiter reiten, niewig ein Teufel allhier hauset, der Euch vergehret, sobald er Eure Nähe wittert. Hier liegt die Herzogin von Britannien begraben, die der Unmensch todtschlug, ein fein Weiblein sonder Gleichen im ganzen Land, voll guter Sitten und nicht ohne Anmuth."

„Armes Frauchen!" sagte Held Arthur, „ich will sie rächen und das ganze Land. Ich komme vom König Arthur!"

„Den König Arthur achtet das Ungeheuer keinen Deut!" sagte die Wittib. „Brächtet Ihr ihm des Königes Ehegemahl, die Dame Genevra, so würd' ihm das lieb sein, und sein Herz froher schlagen, als schenktet Ihr ihm das halbe Frankreich. Geht dalde fort, guter Rittersmann, der Riese hat fünfzehn Könige schon besiegt, er trägt ein Wammes mit kostbaren Steinen besetzt, die allen Kronen der Welt entnommen sind, und der Preis am Mantel ist von Königsbärten. Denn die Fäcken sinden ihm ihr Haar zum Unbut um Weihnachten herum. Scheut ihn, Herr Ritter, dort hinten sitzt der Riese und speißt zu Abend."

Held Arthur schaute hin und sah einen ungeheuren Mann am Feuer hingekauert. Drei Jungfern drehten seinen Bratspieße und an jedem Spieße stak ein junggeborenes Knäblein, als seyen es Krammetsvögel, zum Abendbrod.

Da schwoll dem Helden Arthur das Herz vor Zorn, und er trat hin und sprach: „Warum thust Du also, Schandbicher? Der Teufel wird Dich braten, wie Du allhier auf Erden gethan mit den Menschenkindern. Du, Bielfraß, sollst aber heute sterben von meiner Hand."

Der Riese nahm seine eiserne Keule und warf sie nach Held Arthur. Sie flog über seinen Kopf hinweg, also jedoch, daß sie ihn der Riese mit sammte. Held Arthur schlug jetzt den Ungeheuer auf den Bauch, daß ihm die Eingeweide wie ein Schlepptau herabhingen. Darob ergrimmt, hieb der Riese auf Held Arthur ein, daß dem die Rippen krachten, obwohl es ihm sonst nichts Böses that. Die drei Jungfern aber liefen die Bratspieße ander, knieeten nieder und beteten: „Herr Jesus, komm herbei und hilf dem Helden!" Beide Kämpfer faßten sich jetzt aber Hand zu Hand, sie umhalsteten sich wie Brüderlein, und lachten und in Lücke. Dann fielen sie zu Boden, und drehten sich wechselweis nach oben und nach unten. Jeder hielt aber am Andern wacker fest. So tuckerten sie eine Weile auf und ab, dann kamen sie an den Ort, wo der Berg abschüssig war. Und siehe da! die Beiden rollten, wie ein länglich Rad oder eine Walze thut, den Hügel abwärts über Stein und Stock.

Es war aber ein Glück für Held Arthur, daß er noch lebendig war, als er unten ankam, und ein zweites Glück war, daß er mitsammen dem Riesen nach jener Seite hinabgekullert, wo die beiden Edelherren standen. Diese kamen herbei, um das Waltzenrad zu sehen und wunderten, das sey eitel Spaß. Wie sie aber den bitterbösen Ernst sahen, stießen sie dem Riesen ein Schwertlein in die Rippen, also daß er bald verschied. Dann gingen sie alsesammt hinauf nach Jungfern und besahen sich die Schätze des Riesen in der Höhle." (N. M. M.)

Bibliographie.

History of the Germanic Empire. (Geschichte des Deutschen Reiches.) Von S. R. Dunham. Zweiter Band.

The Marvelous and the Daventrys. — Erzählungen von der Verfasserin der „Portugiesischen Sagen und Charakterstge." 3 Bände. 31½ Sch.

History of the boroughs and municipal corporations in the United Kingdom. (Geschichte der Wahl-Burgflecken und städtischen Corporationen Großbritanniens.) Von Mercewether und Stevens. 3 Bde. 4 Pfd. 14½ Sch.

Switzerland. (Die Schweiz.) Malerisch und topographisch. Von Bartlett. Lfg. I. 4. 20 Sch.

Frankreich.

Die Frauen im Unglück.

(Aus den Pensées d'un prisonnier, vom Grafen von Peyronnet.)

Es kann bizarr erscheinen, und die Frauen werden es nicht zugeben wollen, wenn ich sage: ein allgemeines Unglück ist immer vortheilhaft für sie; aber ich behaupte es und werde es nicht zurücknehmen.

Bei den Männern bringen solche Zeiten allgemeiner Noth nur Veränderung nur in ihrem äußeren Geschicke hervor; bei den Frauen ebenfalls, aber außerdem zugleich auch im Charakter und sogar auch im Geiste.

Was ist die Ursache hiervon? Weiß ich's? Vielleicht einer ihrer Fehler, der dann plötzlich zu einer Tugend wird; vielleicht ihre Beweglichkeit, die es bewirkt, daß sie die verschiedenartigen Rollen auf diesen regen immer bewegten Theater mit größerem und leichterem Geschick zu ergreifen wissen.

Ihr Herz verwandelt sie in Männer, und ist die Metamorphose einmal geschehen, so gehen sie weiter und schwingen sich höher, als Jene brachten.

Worauf beruht dies? Vielleicht auf der Organisation ihrer physischen Natur, die, weil sie schwächer ist, auch zarter und empfänglicher, fähiger für lebhafte Eindrücke und leichter zu durchdringen und zu ergreifen ist. Vielleicht.

Diese Frauen, die ganz sinnlich, ganz leicht dahin lebend erscheinen im Genusse der bezaubernden Zerstreuungen, von denen man glauben sollte, sie seyen nur für das Glück gemacht, weil sie es schaffen und gewähren, diese nämlichen Frauen scheinen dagegen, wenn das Unglück kommt, sie nichts Anderes gemacht zu seyn. Ihre Seele entfaltet sich in Kraft und Stärke; eine Größe, die, ihnen selber unbewußt, in ihnen lag, tritt hervor, und sie wachsen in gleichem Maaße mit dem Heldenschicksal.

Man sehe sie, wenn die Partei unterliegt, der sie angehören, in den Gräueln des Bürgerkrieges, in politischen oder religiösen Verfolgungen: um wie viel schwächer und geringer wird man in allen diesen Fällen die Hingebung der Männer finden, so groß sie auch seyn mag! Die Frauen geben sich hin, wie sie lieben, mit größerer aufrichtiger Reuheit und heißerem Feuer. Aber die Gelegenheit zur Liebe ist immer eine gefährliche für sie; und die Gelegenheit, sich hinzugeben, sich zu opfern, die sie ewig lockt, ist es noch mehr. Um sich von der ersten festzumachen, giebt es oft edle und hochherzige Gründe; aber um die zweite von sich zu weisen, bleiben nur unedle und niedrige übrig: auch widerstehen sie der einen mehr als der anderen. Und darin liegt ihre höchste Ehre, ihr höchster Ruhm, und mögen ihnen diese köstlichen Gelegenheiten, die sie so trefflich zu ergreifen wissen, nicht vom Glücke erspart werden!

Digitized by Google

Sie lieben mit Aufopferung, und opfern sich auf mit Liebe. Aber im ersteren Falle ist die Liebe rein persönlich und verdient kein großes Lob. Das ist die Liebe, die sich Opfer bringt, in denen sie sich wohlgefällt und die ihr nützen — die aufgeregte Leidenschaft, die sich im Rauschwunde vorübergehender Kälte zu einer nur scheinbar uneigennützigen Entsagung und Selbstverleugnung erhebt, deren Frucht sie sich doch zu sichern weiß und sie für sich pflückt. Im zweiten Falle dagegen ist die Liebe rein wie ihre Quelle. Nur die Wohlgemmheit großer hochherziger Gesinnung ist es, die sie erzeugt. Aus dieser hat sie ihren Keim, ihren Zustand, an dieser die unerschütterliche Basis ihres dauernden Bestandes; es ist der höchste Grad, den die Uneigennützigkeit und der Adel des Herzens erreichen kann. Wer da liebt, will alles das wiederhaben, was er giebt; wer sich aufopfert, will Theil dagegen haben und suchet wieder zurück. Diese Tugend, die so viele andere voraussetzt, Muth und Beharrlichkeit und Standhaftigkeit und völliges Vergessen einer eigenen beschränkten Persönlichkeit, ist unter den vollkommenen die vollkommenste.

Wie gesagt, große Unglücksfälle müssen ihnen zu Hülfe kommen — dann erhebt sich das schwache Geschlecht, dann zeigt es sich als das in Wahrheit edle und starke. Wenn Frommne auch das Ganze? Welche Tugend erschaft nicht darin und welche Vernunft verdirbet es nicht? Und die Frauen wagen noch mehr dabei, verlieren noch mehr darin, als wir.

Wenn sie ein leichtes Leben haben, so füllen sie es nur mit Eitlem aus. Eine Gesellschaft, ein Theater, ein Fest, ein Putz, ein musikalisches Instrument, ein neues leichtsinniges Buch — hergleichen ist es, was sie die Welt nennen, damit sie ihre Zeit todtschlagen. Und was bleibt ihnen sie nach dem Uebrigen? Das Uebrige ist nichts als die Ernstbosses und Nützliches: ist das ihre Sache? Sehen sie sich in gräßigen Anstrengungen erschöpfen, um als Ausdrucke die prächtige Genugthuung zu gewinnen, vor Langerweile zu sterben? Das Vergnügen ist gar nicht so ein leichtes Ding, und sie haben schon damit genug zu thun; es ist ein unerschöpflicher Gegenstand für ihre Sorgen und nimmt ihre ganze Zeit in Anspruch. Sobald, wenn dann das Alter kommt, sagen sie, sie haben gelebt. Und wie? Sie haben gelacht, haben sich spielt, haben sich für schön gehalten und haben sich unendliche Mühe gegeben, es vielfältig zu vernehmen und lange. Ist das Alles? Ja wohl, das ist Alles. Darauf reduzirt sich ihr Leben, darauf läuft es hinaus, das Leben eines geistigen Wesens, dem doch der Hinblick und die Hoffnung auf ein anderes höheres vorschwebt.

So wie aber schlimmer Tage kommen, wird Alles, was sie treiben und thun und wie sie sind, trostlos und vollkommen. Dann sind es nicht mehr die weiblichen entnervenden Gewohnheiten des Weibes, in denen, wenn Gott nicht dein schlägt, ein ganzes Jahrhundert dahin gelebt wird, ohne daß ein einziges Mal aus den Kinderschuhen des gedankenlosen leichtsinnigen Schlendrians herausgetreten würde; dann wird ihr Geist sich mit wichtigen Dingen erfüllen und ihr Herz kühne Entschließungen fassen. Die Gefahr wird verachtet; sie wissen zu bulden, zu leiden, Alles zu entbehren. Dann wächst in ihnen das Erkennen und Wollen, und finden das Denken nicht mehr ermüdend. Ja, wenn man will, Mode wird es dann — allgemeiner Drang und Nacheiferung, aber eine würdige und lobenswerthe anstatt der früheren erbärmlichen. Ein Leben des Geistes und der Größe hebt an, und jene leeren wüsten Zeiten der Thorheit sind vergessen.

Für die, welche diese Bahn nehmen schon zu weit vorgerückt, schon auf der Hälfte des Weges überrascht, ist die Metamorphose freilich schwieriger, und ihre einzige Hülfe besteht in der Güte und Gediegenheit ihres Naturells. Für die Anderen dagegen, die erst anfangen und eben erst vom Ufer stoßen wollen, stellt sich Alles günstiger; ihre Hoffnungen sind frisch, und der Erfolg liegt in Wahrheit in ihrer Hand. Neu noch und unbekannt, nicht an ein glückliches Leben gewöhnt, haben sie nichts zu verlieren und zu verlernen. Es ist keine fertige verfahrte Erziehung zu ändern, keine Seele eingewöhnt und verknöchert, den Geist verderbt hätte. Die bedeutende strenge Gegenwart steht da, die erste und zugleich einzige Erziehung zu ertheilen. Auf's treflichste und reinste kann sie aufgenommen werden, ohne sich von den Erinnerungen einer früheren lasteren und verlockenderen gestört und ihre Fortschritte dadt verleidet zu sehen. Man kann sich im Voraus und ohne zu schwere Anstrengungen auf das Unglück vorbereiten und einüben, was Einem wahrscheinlich zu theilen beschieden. Die allgemeine Losung ist ausgesprochen, der Kampf tobt, und Jeder kann berufen werden.

Wo aber diese Erziehung beginnen wird? Auf allen Punkten zugleich; sogar in jenem Verwogen des Geistes, das, je nach der Anwendung, die man davon macht, das unfruchtbarste oder das fruchtbarste sein kann, das gern als Erziehungen, die mögen ihm zum Schmucken oder es hintanstehen zu nichts nütze; in der Einbildungskraft mit einem Wort, mit ihr zuerst — sie, die thöricht ist, wenn man will; thöricht, wenn man ihr keine Regel und keine Führung giebt, die aber auch zur Scheerin wird, wenn sie vom Geiste Gottes beseelt wird.

Träumet! Träumet immerhin! weil es doch kein Mittel giebt, den Launen des spielenden Geistes die Thüre zu verbarren; träumet von dem Leben, das ihr leben sollt. Träumet nicht von jenen Glücke Umwunden Rauschen und der Eitelkeit glücklicher Zeiten, sondern von dem großen erhabenen Glücke der Ehre, die sich in den Stürmen des Mißgeschicks erwirbt. Sinnet nach, wie man sich in der Erniedrigung wahrhaft adeln kann, welch eine Glorie um die Schmach glänzt, und wie man sich erheben kann, gerade weil man gefallen ist. Ein verbannter Vater, ein Bruder in der Schlacht, ein verunheilter, vielleicht gefangener Gatte, dergleichen sind Gegenstände eurer Gedanken sein. Denket an Rambouillet, an Blaye, an Pincennes und Sainte-Pélagie, an la Penitisser und Saint-Méry. Beseufzet euch mit dieser edlen Gunst der Vorsehung, und wenn es euch gelungen ist, dann sagt mir, ob eure Seele euch nicht besser und klärer erscheint, als vor dieser Probe. An der Stelle der Lust steht der Ruhm; der Tausch ist gut, und man verliert nichts dabei

Aber auch noch andere lichte Wege stehen offen: Gebt mit Muth an das Studium jener heilvollen, heiligen Philosophie, die uns von Gott gegeben worden und die ihn so herrlich offenbart. Wir kennet die Religion, sagt ihr. O nein! Ihr wisset sie auch dann nicht gründlich kennen und zu ganz neuem Endzweck. Sie besaht euch die gute Anwendung eures Reichthums; jetzt muß sie euch die Vortheile der Armuth auseinander setzen; sie hat euch eure irdischen Wünsche und Begierden leiten und zügeln; sie muß euch lehren, daß ihr gar keine mehr haben müßt; sie ermahnte euch, von keinem Dinge einen Mißbrauch zu machen, ihr euch noch lehren, gar nichts zu brauchen. Ihr lernet durch sie Mäßigung, Unabhängigkeit, Verachtung des Todes und Todes, Entsagung, Demuth und Standhaftigkeit von ihr zu lernen. Die Entbülung des besten Theiles ihrer Vorschriften und ihres Rathes ist noch übrig, denn die Glücklichen haben Furcht vor der Religion, die sie verdammt oder beschränkt. Und in dem Maße, daß sie Furcht davor haben, selbst ihnen auch das Verständniß derselben. Die wahre Schule der Religion ist das Unglück.

Ueber auch euer Volk und euer Vaterland genauer kennen zu lernen bemüht euch, um euch enger daran anschließen und mit mehr Ueberzeugung dafür lieben zu können. Wissen wir für's erste nur, woher wir sind und wie Schicksal und Zeit uns zu solchen gemacht haben, wie wir uns finden und sehen.

Die gegenwärtigen Uebel werden euch leichter erscheinen, wenn das Studium der vergangenheit euch mit den Bedingungen derselben gemacht hat, wenn das Leben der Völker und unserer gewesen, die Treiben des Tages wird euch minder widerwärtig und verwerten erscheinen, wenn ihr den Ursprung und die Verkettung desselben, die in frühere Zeiten hinaufreichen, kennt.

Nicht an jene staubige Wissenschaft verweis' ich euch, an jenes dürre Fachwerk von Namen und Daten, welches oft Geschichte genannt wird. Die Unwissenheit ist besser als dies, sie nützt gerade eben so viel und ist nicht so aufgeblüht — nicht aber an das wahrhafte, geistige, inhaltsvolle Wissen, welches das Herz kräftigt, das Gebeimniß der Dinge, die uns umgeben, enthüllt, und oft auch die Uebel zu heilen und zu enden vermag, die über uns kommen, an dies, an den allgemeinen menschlichen Gehalt der Geschichte verweis' ich euch.

Die Frauen haben in den Zeiten des Unglücks eine öffentliche Rolle zu spielen, und es kommt ihnen dann eine Art Amt und Würde im Staate zu. Ihr Vaterland erkennet sie dann auch für das, was sie sind, und erkannt über die ungeheimliche Kraft und Gewalt, die es sie dann plötzlich anerkannt steht. Sie verwögen um so mehr, als man weniger gegen sie vermag. Gegenstände der Nachsicherung und Bewunderung sind sie in diesen Zeiten. Diese Zeiten sind die ihren. In anderen haben sie wenig oder nichts zu thun, nichts als sich ihnen zu lassen — etwas, das von selber kommt und ohne Mühe.

Bibliographie.

Sycophantologie, ou réflexions religioso-politiques. — Vom Abbé Semidei. 6 Fr.

Code de la minorité et de la tutelle. — Handbuch für Vormünder und Curatoren. Von C. Marchand, Richter im Tribunal erster Instanz in Straßburg. 8 Fr.

Le code civil de l'officier. — Von Durat la Salle. 6 Fr.

De la compétence des juges de paix. — Von Henrion de Pansey. 8 Fr.

Questions sur le code civil, avec leurs solutions. — Von M. Masérat. Erster Bd. 3½ Fr.

Essais sur l'Agriculture pratique, sur les Assolemens et sur les Baux à ferme. — Von Amb. Lucy. Erster Band. 7 Fr.

Mémoires d'Agriculture, d'économie rurale et domestique, publiés par la Société royale et centrale d'Agriculture. — Jahr 1833. 6 Fr.

Tableaux des contraventions et des peines en matière de contributions indirectes, etc. Par D. Girard. Edition augmentée par J. B. Fromage. 3½ Fr.

Aegypten.

Strafgesetze der Aegypter.

Mitgetheilt vom Chev. J. J. Rifaut, Mitglied der allgemeinen statistischen Gesellschaft in Paris.

Seiten ist in Aegypten der Fall eines Kindermordes. Wenn eine Mutter ihr neugeborenes Kind tödtet, so sind zwei Zeugen nöthig, um sie vor Gericht ziehen zu können und ihr eine Strafe aufzulegen. Ist sie als schuldig erkannt, so bezahlt sie dem Manne 12,000 Silberdrachmen in einer Summe oder nach und nach. Ist sie unfähig, diese Summe zu bezahlen, so kann sie der Mann in's Gefängniß setzen lassen. Wenn gegen das Weib nur einiger Verdacht obwaltet, und wenn sie dem Zeugen des Verbrechens, dessen man sie beschuldigt, verbaut, so schreitet der Richter zum Eide, den sie auf folgende Art leistet: Das Weib teilt aus der Gerichtsstube, und kommt nach einigen Minuten wiederum zurück, und spricht mit heller Stimme die Worte: „el' agim" sodann tritt sie wiederum aus dem Zimmer, um gleich wieder einzutreten und dieselben Worte zu wiederholen. Die Angeklagte muß auf diese Weise fünfzig Mal hintereinander schwören, worauf sie losgesprochen wird.

Der Ehemann hat das Recht, sein Weib leicht zu schlagen, wenn er verbrecherische Gesinnungen von ihr in Erfahrung bekommt. Wenn er sie auf der That ertappt, und er tödtet sie, so ist er nicht schuldig. Ist der Vater eines gröbtetten Kindes selbst Zeuge gewesen, hat er

Digitized by Google

sein Weib mit dem Messer durchstach und das Kind ermorden sehen, so ist doch seine Angabe allein unzulänglich, und das Weib ist frei, wenn sie obige Eidesformel leistet.

Ein Mädchen wird schwanger und tödtet ihr Kind; um sich von dem begangenen Verbrechen zu reinigen, ist es hinlänglich, daß sie einen männlichen oder weiblichen Pflegen kaufe und ihn befreie; dies ist auch Bedingnis für den Besitzer eines Sklaven, der diesen ermordet.

Nichts ist gewöhnlicher in diesem Lande, als das Abtreiben der Frucht; es giebt daselbst bekannte Weiber von großem Ruf, welche sich gegen eine gewisse Belohnung erbieten, die Frauen zu befreien, welche sie darum um Rath fragen. Dieser alte Gebrauch erschreckt Niemand, und man hört mit erstaunlicher Gleichgültigkeit davon sprechen, daß sich eine Frau die Frucht abtreiben läßt. In den Städten und Dörfern beziehen dann die Kenz, die sich mit diesen barbarischen Geschäfte abgeben, und was sehr zu verlangen ist, selbst Kaffeehäuser wetteifern mit den Eingebornen darin.

Die orientalischen Weiber leben zurückgezogen und abgesondert von den Männern, deren Eifersucht zum Sprüchworte geworden ist. Umgrachtet der Verschnittenen, der Riegel und Schleier, ist doch der Ehebruch nicht unbekannt in diesen Gegenden, und große Mauern sind den unglücklichen Opfern der Liebe bestimmt; wenn ein Mann sein Weib bei der That überrascht, und seine Anzeige durch die Aussage von vier Zeugen erhärten kann, so steinigt man die Ungetreue.

Der Gesetzgeber war indessen nicht immer so streng, und in einigen Fällen bewies er sich als sittiger Beschützer des schönen Geschlechts. Ein Mann war ein, zwei oder vier Jahre abwesend. Bei seiner Rückkehr trifft er sein Weib schwanger und von Kindern umgeben, deren Vater er nicht seyn kann. Er schreit über die Mutter, die er der Untreue beschuldigt, diese aber antwortet kaltblütig, daß sie mit keinem andern Manne Umgang gehabt habe. Der Zwist wird vor Gericht gebracht, und der Richter, nachdem er die Sache ruhig untersucht und mit aller möglichen Aufmerksamkeit beide klagende Theile angehört hat, spricht mit aller Würde: „Kinder können über Jahre im Schooß ihrer Mutter verweilen, nach fünf Jahren ist es aber nicht mehr daßelbe.“ Es ereignete sich, daß Männer ihre Weiber tödteten, weil sie ihre Weiber nach einer langen Abwesenheit schwanger wiedergefunden. Das Gericht verurtheilte sie darauf zum Tode.

Wergiftungen fallen in Aegypten vielfältig vor. Nach vollkommener Beweisführung wird von Ehleuten derjenige Gatte enthauptet, welcher den Andern vergiftete. Jemand, der einer Vergiftung verdächtig ist, wird freigesprochen, wenn die Probe, die er mit dem Gifte machen soll, des Verbrechens ist, lassen man sie beschuldigt. Wenn Jemand einem Andern Gift verschafft, um sich zu tödten, ohne dazu aufgefordert worden zu seyn, wird er mit Peitschenhieben bestraft. Andernfalls aber, wenn die Vergiftung überlegt und den Tod zur Folge gehabt hat, ist der Urheber gezwungen, den Anverwandten des Verstorbenen eine sehr bedeutende Summe zu bezahlen. Auch in der Nachkommen, das Blut wieder zu erkaufen, ist noch in Kraft, besonders bei den Beduinen.

Im Allgemeinen folgt man in der Art, sich zu nähren, den Lehren des Koraus. Die Muselmänner beobachten das Fasten mit Genauigkeit, und diejenigen, welche diesen Gebrauch überschreiten, thun es nur insgeheim. Nach dem Koran soll jeder Muhamedaner, der angeklagt und überführt wird, in der Fastenzeit unerlaubte Speisen genossen zu haben, dreiundzwanzig Stunden als Belohnung bekommen werden, damit man ihn zur Enthaltsamkeit zwingen könne. Im Wiederholungsfalle wird er gegeißelt; auch verurtheilt man zur Geißelung diejenigen, welche Wein trinken und Schweinefleisch essen. Obwohl sich die meisten Muhamedaner aus der buchstäblichen Befolgung dieses Gesetzes eine Gewissenssache, besonders während des Ramadans machen, so straft man doch selten Uebertreter. Die Gesetze des Propheten werden geschmäht, sagen die Ulemas, weil der Großmeister (Mehmet Ali) klüglich bei herkömmlichen Gebräuche verharrt. Wirklich ist auch im gegenwärtigen Zeitraume Alles den Verathungen der Türkischen Ehefe und dem Willen des Paschas unterworfen. Wenn unter den Gesetzgebern Widerspreche entstehen, bei der Berurtheilung eines begangenen Verbrechens, so wird es dem Vice-König referirt, und man wird der Wahrheit gewiß sagen, daß seine Entscheidungen stets unparteiisch sind, einen hohen Geist verrathen, und der Sache des Menschheit günstig sind.

Will man ein Bild der Türkischen Gerechtigkeitspflege haben, so nehme man an, es habe sich durch Vergiftung ein Mord ereignet. Der Schein des Orts zieht alle möglichen Erkundigungen ein; der Verdachte fällt auf zwei, drei dis vier Personen. Wenn die Verhöre, die Drohungen, das Zureden ohne Erfolg angewandt worden sind, so liefert die Peitschenhiebe, und seinen sie auch der Angeklagte dirten mehrmals wiederholten Probe. Sicher sind unter den Verdächtigen auch Unschuldige, die zerschlagen, ja zerstreicht werden; es fällt dies täglich vor; die unschuldig Gemarterten haben keinen Rechtsanspruch, und ziehen sich nur mit dem Troste zurück, daß, dem Himmel sey Dank, der wahre Verbrecher entdeckt ist!

Die Peitsche ist das hauptsächlichste Rechtsmittel, und diese bäht auch das gesammte Volk im ruhigsten Gehorsam. Man findet sie überall, selbst auf den Heerstraßen und auf dem Felde. Mit einer Peitsche leitet ein einziger Mann eine ganze Heerde Araber. Die Peitsche nöthigt den Aegypter, die Abgaben zu zahlen, die Kanäle zu graben, die großen Gebäude aufzuführen ꝛc.

Ein Verträger kommt in das Gewölbe eines Kaufmannes und stiehlt mehr oder minder werthvolle Sachen. In dem Augenblick, wo er entwischen will, wird er ergriffen, vor den Kadi gebracht und verhört. Der Dieb bekauntet, daß die vermeintlich entwandten Gegenstände ihm gehören. „Kannt Ihr es beweisen?“ „„Ja Herr!““ „Bringt Eure Zeugen.“ Der Dieb geht, und kehrt bald mit zwei oder drei Männern zurück, welche schwören, daß die in Frage stehenden Gegenstände demselben gehören. Diese Zeugen sind Bettler, Bagabunden, liederliches Gesindel, die um einen Piaster Alles beschwören. Der Bestohlene führt gleichfalls seine Zeugen vor, und wenn zum Unglück diese nicht durch ihre Achtung im Volke über die Zeugen des Diebes gestellt sind, giebt man dem Diebe die ihm nicht gehörigen Gegenstände zurück.

Ueberall, wo es Gerichtshöfe giebt, finden sich auch falsche Zeugen; dies ist eine Beschäftigung für viele Leute, und die Richter sind ganz genau davon unterrichtet. Sie erzigen manchmal auch nützliche Dienste. Man kommt z. B. in einer Stadt an, und wird einer Betrügerei beschuldigt. Von Niemanden gekannt, und durch die Gewalt in die Handlober der Gesetze gebracht, muß man die auf Betrügerei gesetzte Strafe erdulden. Die falschen Zeugen treten aus dieser Verlegenheit; diese bewohnen bekannte Häuser, halten sich auf den Kaffeehäusern zu bestimmten Zeiten auf, und schwören für 30 bis 40 Soldi (12 bis 16 Sgr.), daß der Angeklagte der ehrlichste Mann von der Welt sey. Dessenungeachtet aber wird, wenn der Streit von der Art ist, daß er zu Aufmerksamkeit des Publikums erregt, die Untersuchung sorgfältig betrieben, und werden die falschen Zeugen überführt, so wartet ihrer auch die festgesetzte Strafe.

Mannigfaltiges.

— Coleridge über Shakespeare. Es ist eine eitle Bemühung, wenn man Shakespeare's Phrasen durch Citate aus den Werken, Beaumont und Fletcher u. s. w. erklären will. Seine Sprache ist ihm ganz eigenthümlich, und die jüngeren Dramatiker ahmten sie nur nach. Shakespeare's Sprache — in Prosa wie in Versen — war das nothwendige Behikel seiner eigenthümlichen Art zu denken, er schrieb nicht im Stile seiner Zeitalters. Namentlich ist sein Blankvers eine ganz neue Schöpfung. Man lese nur Daniel — den bewunderungswürdigen Daniel — in den „Bürgerkriegen“ und „Triumphen Oyneens;“ so finden wir denselben Stil, wie bei den Vorgefühlten Schriftstellern unserer Zeiters; er erscheint uns ganz modern, mit dem Stile Shakespeare's verglichen. — Ich glaube, daß Shakespeare seinen Zeitgenossen um ein Jota verständlicher war, als er unserer Generation ist, einige unbekannte lokale Anspielungen abgerechnet. Wie schon bemerkt, Shakespeare gehört seinem bestimmten Zeitalter an — Alles, was er schuf, kam aus den unergründlichen Tiefen seiner eigenen Seele. Wenn Shakespeare irgend eine gewisse Stufe der Vollendung erstiegen hat in seiner Arbeit zu rasten, und das Werk wohlgefällig zu betrachten. Man begegnet in seinen Dramen ganzen Scenen und Theilen von Scenen, die nur solche triumphirende Ergüsse sind. — Ueberlegene Geistesstärke mit einem schlechten Herzen gepaart, erregt immer das höchste Interesse, und zwar aus dem Grunde, weil wir in einer so heterogenen Paarung das Gräßliche im Menschen mehr als einmal für sich bestehend betrachten können, was minder der Fall ist, wenn der Mensch der Stimme seines Gewissens oder dem Willen eines unendlichen Wesens sich unterordnet. Und hierin liegt der geheime Zauber, den Shakespeare's geniale Tyrannen und Bösewichter für uns haben.

(Coleridge's Table-talk).

— Cobbet und die Paierhändlerinnen. „Man sollte gar nicht glauben“, sagt Cobbet in seinem Weekly Register, „wie weit dahgierig, wuchernde Papierhändlerinnen Englands auswirken hat. Fast in jeder Landstadt, in jedem Dorfe findet Du sie hier, wie sie in Fonds und Actien und in was immer für Papieren spekulieren. Du kannst nicht fünf Minuten neben diesen gewinnsüchtigen Frauen sitzen, ohne daß sie Dir mit ihren flugs-, vier- und dreiprocentigen Staatspapieren, mit ihren Consols, und mit der ausgezeigten oder erdichteten Schuld, mit der Gerechtigkeit einer Klasse und mit der Macht Jedischen Actien den Kopf verdrehen. Einer Tages fragte mich eine Frau um Rath, wie sie ihr Geld am besten anlegen könnte. Sie hatte eine Menge vier- und fünfprocentiger Papiere eingehandelt, und wollte nun gern wissen, ob sie nicht noch bessere Geschäfte zu machen im Stande wäre. Ich bin sonst stets bereit, mit meinem Rathe Jedermann, wo möglich, zu dienen; allein, was die Spekulanten im Weiberrocke betrifft, so hatte mich die Erfahrung gelehrt, daß man den Leuten alle mögliche Ausstand nehmen müsse. Indeß, gedrängt von den stürmischen und ernsten Fragen meiner Freundin, bemühte ich mich, ihr zu zeigen, wie weit sicherer und ehrwürdiger es sey, ein Stück Ackerland oder ein Haus zu besitzen, oder sein Geld gegen hypothekarische Sicherheit auf Landgüter und Häuser anzulegen, als in Papieren, die von heut zu morgen allen Werth verlieren dahten können; ich stieß ihr demnach, als Papiere sofort zu verschlagen, indem ich noch einige Bemerkungen über das Unedle, Unangemessene und Schimpfliche aller wucherlichen Geschäfte hinzufügte, und zugleich an ihre Religion appellirte, der sie in einem hohen Maße zugethan zu seyn das Ansehen haben wollte. Als ich auf diese Weise allen Handel mit Staatspapieren verdammt hatte, rief sie, mit bestimmende, scheinbarlig aus: „„O, Schande über alle Papierhändler!““ Nach einer kurzen Pause, als wir zum Fenster hinausschauten ich einen einige sehr schöne Häuser, die gerade gegenüber standen, sie mit einem Mal, ganz, als hätten wir früher nie über Fonds und Stocks irgend ein Wort gewechselt, mich ernsthaft zu fragen: „„Herr Cobbet, was meinen Sie zu den Columbiern?““ Ich antwortete kein Wort, jenem schmutzigen, gewinnsüchtigen, dahgierigen und kirchenden Wesen, jenem eingefleischten Teufel im Weiberrocke, die sich nicht im Geringsten darum bekümmerte, ob das ganze Dorf, in dem sie wohnte, vor Hunger umkam, wenn sie nur auf irgend eine Weise, sey es auch noch so ungerecht und gemein, Gewinn daraus zog, und einige Pfund jährlich von Neuem erübrigte.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Koch-en-Straße No. 24); in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 33. Berlin, Mittwoch den 18. März 1835.

England.

Die Londoner Zeitungen und ihre Herausgeber.

(Aus Tait's Edinburgh Magazine.)

„Wenn ich nach London zurückkehre", sagte Herr O'Connell in einer Rede, die er im November 1834 zu Dublin hielt, „will ich diesen Zeitungsschreibern die Maske herunterreißen; ich werde der Welt zeigen, was für Leute das sind, die sich anmaßen, sie unter der Hülle des geheimnißvollen Wir zu regieren."

Wohl gesprochen, Herr O'Connell! Die Gerechtigkeit, die Ehre, die Freiheit und der hochherzige Charakter der Englischen Nation erscheinen es, daß diese Leute entlarvt werden. Da die Presse einen so mächtigen Einfluß ausübt, so ist es eine Schmach, daß ihre Moderfölzner mit geschlossenem Visir einhergehen und sich ihren Standpunkt aussuchen können, um die ehrenwerthesten unserer Staatsmänner, die mit offenem Antlitz kämpfen, hinterrücks zu erdolchen. Ein so unritterlicher Krieg kleidet diesen Kämpen, die unaufforderlich mit ihrer Loyalität und Unabhängigkeit prahlen, schlecht genug; es kann nicht länger so bleiben, man muß endlich einmal den Schleier lüften, der diese Namenlosen verhüllt. Wir haben Gelegenheit gehabt, das Preßunal der Londoner Presse genau kennen zu lernen, und wir wollen unsere Entdeckungen der guten Sache zum Besten geben. Sie kommen wie Ihnen, Herr O'Connell, gelüsten wird, thun für Sie und sie Jedermann, was weder Sie noch sonst Jemand ohne unseren Beistand vermocht hätten. Vor allen Dingen möge in der Musterung, die wir über die Zeitungs-Redacteure halten wollen, die gehörige Ordnung verwalten, und so lassen Sie uns denn ihre Schlachtreihen so vorführen, wie sie sich vor den Augen des Publikums enstalten.

Die erste Reihe nehmen die täglich erscheinenden Morgenblätter ein, die zweite die Abendzeitungen, die dritte die endlose Zahl der Wochenblätter.

Aufgemerkt! der Vorhang rollt in die Höhe, und es zeigen sich zuerst die Arbeiter an den Morgenblättern. Die Königin der periodischen Literatur, die allgewaltige Times, eröffnet den Reigen.

Die Times ist ein gewinnschaftliches Unternehmen; das Eigenthum der Gesellschaft, welche darüber gebietet, ist in 24 Actien getheilt, welche zu Lebzeiten des weiland Herrn Walter, Vaters des jetzigen ehrenwerthen Repräsentanten von Berkshire, eine jede für die beschiedene Summe von 100 Pfund Sterling verkauft wurden. Den Anstrengungen dieses talentvollen Mannes, dieses so oft verleumdeten edlen Charakters, dem Fleiß und der geschickten Leitung seines Sohnes gelang es, die Times nach und nach zu dem zuverdientlichen Kredit und dem hohen Ansehen zu erheben, worin sie sich jetzt in der politischen Welt erfreut, so daß ihre Actien gegenwärtig nicht weniger als 12,000 Pfd. Sterling eine jede gelten. Von diesen 24 Actien gehören 16, also 2 Drittel, Herrn Walter selbst; diese bringen ihm eine jährliche Einnahme von 20,000 Pfd., eine Einnahme, die sich nicht etwa vermindert, sondern von Tag zu Tage steigt. Lange Zeit hindurch war Herr Walter nicht blos Haupt-Eigenthümer, sondern auch Redacteur der Times. Damals erhielt er für seine Arbeiten noch eine jährliche Entschädigung von 2000 Pfd.; nachdem er sich aber auf diese Weise ein unerhörtes Vermögen zusammengescharrt, hat er sich von Printing-House-Square zurückgezogen und auf dem Lande niedergelassen, wo er nun wie ein Magnat lebt. Er hat jetzt mit der Redaction und der Leitung der Times gar nichts mehr zu thun. Sein schönes Landgut liegt in der Nähe von Windsor.

Das Hauptgeschäft des Instituts ist gegenwärtig Herr Sterling. Dieser Mann war Capitain, und diente als solcher während des Krieges auf der Halbinsel in der Englischen Armee. Er ist ein guter Bekannter des Herzogs von Wellington, und obgleich er mit den Armeedienst nichts mehr zu schaffen hat, so wohnt er doch doch noch immer zu Knightsbridge, der Kavallerie-Kaserne gegenüber, und geht fortwährend mit Offizieren um. Dieser Herr Sterling ist es, der die Hauptartikel in der Times schreibt; schon seit mehreren Jahren ist Alles, was in diesem Blatte Aufsehen erregt, aus seiner Feder geflossen. Herr Sterling machte sich dem Haupt-Redacteur zuerst durch Einsendung einer Reihe von Briefen mit der Unterschrift „Vetus" bekannt, deren glänzende Gedanken ihm ein festes Gehalt verschafften, welches bis auf 1500 Pfund — diese ungeheure Summe beziehe er jetzt jährlich — gestiegen ist. Uebrigens behämmert sich Herr Sterling nicht im mindesten um die allgemeine Geschäftsführung des Blattes. Die 1500 Pfund empfängt er blos für die Hauptartikel, den er täglich aus seiner Behausung einsendet. Dieser Schriftsteller besitzt das Talent, mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und Schnelle zu arbeiten; in weniger als einer Stunde schreibt er oft eine ganze Spalte zusammen. Gewiß hat seit Swift unsere politische Literatur nichts aufzuweisen, was seinen Artikeln zu vergleichen wäre. Besonders zeichnet sich Herr Sterling durch seinen Stil aus, denn bei seiner Wärme und Leidenschaftlichkeit reißt er sich oft von seinen Grundsätzen, kömmt wieder darauf zurück, läßt sie noch einmal fahren, und so rasch hinter einander, daß die Politik der Times dadurch ein entschiedenes Gepräge der Inkonsequenz erhält. Die Eigenthümer haben dies mehrmals bemerkt, aber es liegt etwas so Kriegerisches in den Sitten, Gewohnheiten und politischen Raisonnements des Herrn Sterling, er ist ein so flotter, so ungeheuer Mann, daß sie sich genöthigt sahen, ihm aus Rücksicht auf das Gewicht seiner Artikel, auf die Lebendigkeit und den Glanz seines Stils, Vieles durchgehen zu lassen. So ernst Herr Sterling die Times mit sich fort, wohin es ihm gefällt. Wenn dieses Blatt jetzt das Ministerium des Herzogs von Wellington unterstützt, so ist dies Herrn Sterling zuzuschreiben, aber deshalb kann man ihm keine eigentliche Bewegglinke Schuld geben; Herr Sterling würde es nie über sich vermögen, für Gold der Herrschaft selbst des mächtigsten Monarchen der Welt zu dienen. Gewiß, er ist nicht der Mann dazu, sich einer Partei als Sklave hinzugeben, oder sich der Macht zu beugen, die er zu zermalmen, welche es wagen sollten, sich gegen seinen despotischen Willen anzulehnen. So hat er aus Wuth darüber, daß es ihm trotz aller seiner Bemühungen nicht gelang, die Armendill zu hintertreiben, dem Kanzler von Saurfall*) mit seiner Feder ohne Erbarmen den Hof geschmissen.

Aus der Feder dieses Mannes mit der eisernen Maske flossen die brutalen Angriffe gegen Herrn O'Connell wegen seiner Wohlthätigkeits-Rente, welches doch eine reine Privatangelegenheit zwischen Letzterem und denjenigen war, die seine Dienste dem Lande erhalten wollten; eben jene Feder schrieb die verächtlichen Aeußerungen gegen den bekannten Kirchen-Reformer Erskarnissen, den ihr gewöhnlich „ein Herr Joseph Hume" titulirt; dieselbe Feder, welche unaufhörlich „ein Herr Joseph Hume" titulirt; dieselbe Feder, welche unaufhörlich „ein Herr Joseph Staatsmann, „den geliebten Rochuck," zu Felde zieht, weil derselbe sich erkühnte, den Willen des Herrn Sterling zu durchkreuzen, und einen Tory von der Repräsentation der Stadt Bath zu verdrängen; eben die Feder, die so freigebig ist mit den Worten: „schmutzige Radikale, Fleischer von Kensington, und Hampden von Brunnwagen." Sogreß ist die Macht dieses Mannes zum Bösen und zum Guten, so vorwegenen Mißbrauch hat er in der letzten Zeit mit seinem Talente getrieben, daß es wohl endlich Zeit ist für das Englische Volk, den Stand und Charaktre desjenigen kennen zu lernen, der sich auf diese Weise anmaßt, von seinem Hause zu Knightsbridge aus Minister zu stürzen, und den Staat zu regieren oder zu verwirren.

Nach Herrn Sterling ist der bedeutendste unter den Redacteuren der Times Herr Barnes, der den Posten eines verantwortlichen Herausgebers bekleidet. Man hat ihm oft mit Unrecht die donnernden Artikel des Herrn Sterling zugeschrieben, während er doch gewöhnlich nur über literarische und Kunst-Gegenstände schreibt. Er ist ein vortrefflicher Sprachkenner, ein Mann von gelehrten Studien und ein unermüdlicher Arbeiter, den man stets auf den Beinen sieht, bei Nacht wie bei Tage. Sein Gehalt beträgt 1000 Pfd. Sterling jährlich, und er ist ganz auch Eigenthümer von einer halben Actie des Unternehmens. Da Herr Barnes die tüchtigsten Geschäfts-Kenntnisse mit der lebhaftesten Regsamkeit verbindet, so leitet er das ungeheure Getriebe zu Printing-House-Square auf eine sehr geschickte Weise. Seine Einsicht leuchtet aus jedem Blatte der Times hervor, er ist es, der die auswärtigen Korrespondenten und die Berichterstatter über die Parlaments-Verhandlungen auswählt, welche Letztere eben so jährlich als nöthig sind, und von denen verantwortlichen Herausgeber übersetzt einen liberalen und verständigen Ehef finden. Uebrigens aber will er bedient seyn, wie er bezahlt; er fordert die unbedingteste Unterwerfung, und, Herrn Sterling ausgenommen, fügt sich Jedermann seinen Befehlen. In der Politik neigt er sich zu Freiheits-Prinzipien hin; er begreift die Würde seines Postens, verschmäht jede Kocknug, die ihn von seinem Ziel ablenken möchte, hat sein Gefühl, von seiner Gewalt Mißbrauch zu machen, und zeigt sich in jeder Beziehung stets überall als ein freimüthiger und ehrenwerther Mann. Plan möchte ihm nur rathen, eine von Printing-House-Square etwas entlegenere Wohnung zu beziehen, damit er genöthigt wäre, sich mehr körperliche Bewegung zu machen, denn seine jetzige unbemeidte Wohlbeleibtheit und seine übermäßigen geistigen Anstrengungen könnten ihm sonst ein frühes Ende zuziehen.

Der sogenannte City-Artikel der Times (der Börsen-Bericht), wird

*) Unter Saurhall ist hier der Wohnsitz des Lord Brougham verstanden, der bekanntlich auch Baron von Saur ist.

Google

von Herrn Alsager redigirt, der in Birchin-Lane wohnt. Herr Alsager empfängt dafür jährlich 600 Pfd. Sterling; aber man muß eingestehen, daß seine Arbeit wohl diese bedeutende Vergütigung verdient. Er kennt den Handel und die Finanzen von Europa aus; dies hat ihn in den Stand gesetzt, seinem Lande in den Spalten der Times wichtige Dienste zu leisten und zugleich sich selbst durch geschickte Speculationen ein beträchtliches Vermögen zu erwerben. Man legt in den kaufmännischen Versammlungen der City großes Gewicht auf seine Ansichten. Sein guter Rath hat den Leuten, die in ihrem Comtoir in Threadneedle-Street*) sitzen und von da aus die Pulsionen des größten Reichs der Erde beherrschen, einen guten Vorschuß gegeben. Wenn in dieser Welt Alles so stände, wie es sollte, so würden Männer, wie Herr Alsager, Kanzler der Schatzkammer werden.

Herr Bacon ist Mitredacteur der Times, dieser hatte wieder Muerad zum Mitarbeiter, welcher, eben so wie Herr Bacon, einen guten und fließenden Stil schrieb, aber vor einigen Wochen mit Tode abgegangen ist. Herr Walter war sein Talent für die Times; er wählte daher auch den günstigen Augenblick, um sich von der Redaction zurückzuziehen. Die Artikel des Herrn Sterling sind häufig dem Lord Brougham zugeschrieben worden, denn man bedient sich aller möglichen Vorsicht, um diesen Herrn Sterling zu verdergen. Ein Redacteur, der an der Times angestellt zu werden wünscht, muß sehr verschwiegen seyn und niemals den Namen des Herrn Sterling nennen; diesen Namen aussprechen, dieße thun ohne Widerrede den Fall. In der ganzen Anordnung kömmt kein Mann dem Herrn Thwaites, und so viel Feinde ihr auch die heftigen Ausfalle des Herrn Sterling erwecken, so ist doch nicht zu zweifeln, daß die Times noch lange die erste Macht der periodischen Presse bleiben wird.

Das zweite Blatt nach der Times ist, sowohl der Zeit als auch dis auf diesen Augenblick dem Rufe nach, die Morning Chronicle. Aber erinnert sich nicht, was dieses Blatt unter der glänzendsten Leitung des verstorbenen Perry war? Noch Niemand hat das Morning Chronicle an Herrn Clements am Strande für 30,000 Pfd. Sterling verkauft, ein gewiß nicht zu hoher Preis, wenn der Käufer nur Kopitalien und Talent genug besessen hätte, um die Speculation in geordnetem Gang zu bringen. Leider erfüllte der neue Eigenthümer keine der zum Erfolg eines so gewagten Unternehmens nöthigen Bedingungen, und sein Papier existirt erhielt kaum beträchtliche Vorschüsse auf das Privilegium des Blattes. Beschränkt auf seinen Hülfsquellen, kannte der Clements die großen Kosten nicht bestreiten, welche die auswärtigen Korrespondenzen, die Berichte über die Parlaments-Verhandlungen, die politischen und gerichtlichen Nachrichten erheischen. So blieb die Chronicle, wie man sie kurzweg zu nennen pflegt, weit hinter den anderen Zeitungen zurück. Nicht nur, daß die auswärtige Korrespondenz stets aus der Times und aus den Journalen vom Tage vorher genommen wurde, sondern man nahm auch zu der ökonomischen Aushülfe seine Zuflucht, daß man sich, um das Blatt zu füllen, zwei Mal so großer Typen bediente, als die gewöhnlichen, und man war mit weißen Zwischenräumen verschwenderisch, Alles, um nur einige Schillinge zu sparen. Dadurch mußte dieses einst so berühmte Blatt ganz in Verfall kommen; auch sahe es in der letzten Zeit nicht über 3000 Exemplare täglich ab. Unter diesen Umständen verkaufte Herr Clements sein Eigenthum an seinen Antheil an der Morning Chronicle für 17,000 Pfd. an die Herren Grote, Banquier, Easthope, Wechsels-Agent, und Joshua Bates, den großen Whig von Birmingham. Aber diese Herren können sich auch nicht rühmen, die schwierigen Geheimnisse des Zeitungs-Handwerks aus dem Grunde zu kennen. Die auswärtige Korrespondenz der Morning Chronicle hat zwar gewonnen; dies Blatt empfängt jetzt die neuesten Nachrichten aus Paris und Madrid; aber die weiten Räume kommen noch immer zum Vorschein, und die Chronicle enthält ein Drittheil weniger Stoff als die Times.

Ueberdies findet sich noch etwas Schlimmeres in ihren Spalten, nämlich die von einigen ihrer Eigenthümer eingeflochtenen Artikel. Ueber den leidigen Baden, sich für einen Journalisten zu halten, weil man eine politische Zeitung gekauft hat! Wie viel Verwürfen ist in jenige Fächer Einfluß, die ihnen sich von allen, verloren gegangen! Wenn sich nun auch Herr Parker in diesen Artikel in das Whigs-Kabinet hineingebracht hätte, wäre er wohl darin für alle die Tausende Pfd. Sterling, die er auf dem Wege des Ehrgeizes hätte vorwerfen müssen, Ersatz gefunden haben? Man giebt heutzutage auf diese Parteifährer nichts mehr, die, anstatt sie die Freiheit der Welt zu lehren, nur darum denken, sich die Bahn zu Ehrenstellen und Aemtern zu öffnen. Herr Parker ein Mann von philosophischem Geist und hohem Talent, sollte allein das Recht haben, in der Chronicle seine tiefen Gedanken über Politik mitzutheilen. Herr Black ist der Sokrates seines Jahrhunderts, und es ist sehr unrecht, daß ihm Schwäher im Namen des öffentlichen Interesses das Wort nehmen. Da die Times auf diese Weise seinen Nebenbuhler zu fürchten hat, so kann sie thun, was sie will. Die Apostasie, der sich dieses Blatt fürglich schuldig machte, wäre für die Chronicle die schönste Gelegenheit gewesen, sich vorzudrängen und an die Spitze der Presse zu treten.

Der Morning Herald hat gar keinen politischen Einfluß, und kann daher mit wenig Worten abgefertigt werden. Er war einmal unter der trefflichen Verwaltung des Herrn Thwaites, zu der Zeit, als die Morning Chronicle zu sinken anfing, etwas beliebt und hatte wenigstens einen ziemlich großen Absatz. Herr Thwaites hatte selber zu Anfange Fehler und dann zu London einen Laden, und fehlerlein stickte er sein ganzes Kapital in diese Zeitungs-Speculation, und zwar bloß, um Geld zu gewinnen. Es kam nun mehr Mannigfaltigkeit in die vermischten Artikel des Herald, sein Format wurde bedeutend vergrößert, und das Talent des Herrn D'Dwyer, der die Polizei-Berichte redigirte, trug viel dazu bei, diesem Blatte einen Ruf zu verschaffen. Es ist angenehm für die Unterhaltung im häuslichen Kreise, aber ohne Bedeutung in der politischen Welt, denn während es einerseits den Grundsatz der Reform im Allgemeinen unterstützt, vertheidigt es andererseits die Loongsüchte Parteien und der Unterthänigkeit des Anglikanischen Kirchen-Eigenthums in Irland; während es die constitutionnelle Sache im Auslande zu begünstigen scheint, befoldet es in Spanien einen Korrespondenten, der im Sinne des Don Carlos schreibt, von dessen siegreichen Legionen spricht und die Ehrsinnos als eine Handvoll kümmerlicher Hungerleider schildert. Diese und tausend andere Widersprüche haben dem Morning-Herald, so sehr er auch seine Unabhängigkeit rühmt, allen politischen Kredit gekostet. Die Zahl seiner Abonnenten ist sehr gering. Herr Walter besitzt ausschließlichen Eigenthum der Mistreß Tarrant, Tochter des Herrn Thwaites, die selbst einen großen Theil der politischen Artikel schreibt. Daher der Name „Großmama", den der sarkastische Herr Barnes dem Herald beigelegt hat.

Die Morning News wurde auf den Trümmern des „Guardian" und des „Public Ledger" gegründet, denen sie auch wohl bald in das Grab folgen wird.

Die Morning Post ist das erklärte Organ der konservativen Partei. Sie war das Eigenthum der Herren Borne, von denen einer im Jahre 1832 an der Cholera starb. Nach diesem Todesfall wurde das Blatt für 24,000 Pfund Sterling an andere Männer von derselben Partei verkauft. Der Absatz der Post ist nicht bekannt, da sie eine in den höheren Gesellschaften gelesene wird, so werden die Anzeigen dem Blatte theuer bezahlt, und es ist einigen Herr Walter redigirt ihre politischen Artikel, die aber durch ihre Heftigkeit und Erbitterung viel von der beabsichtigten Wirkung verlieren.

Mit den Morgenblättern wären wir nun fertig, und es kommt jetzt die Zeitungen an die Reihe, welche vor oder nach Sonnen-Untergang erschienen. Von allen Abendblättern ist seit der Trit, wo die Whigs ans Ruder gelangten, keines gelesen worden, als das unter Herrn Goertons. Er ein biographisches Lexikon und einige andere Werke zusammengestoppelt hat, redigirt. Dieser Herr Goerton ist jetzt seit vier Jahren an dem Globe eine bloße Null, denn die politischen Artikel fließen dem Blatte regelmäßig aus den Büreaux der Lords Palmerston und Melbourne zu. Man nennt dies Blatt auch „Cupide's Album," weil es gewissermaßen von Lord Palmerston, der selbst den Namen Cupido hat, redigirt wird. Wenn Gott Cupido seinen Thron nicht wieder besteigt, so dürfte der Globe . . . doch wir wollen die Zukunft dahingestellt sein lassen.

Der Courier hat gar kein politisches Prinzip, und von allen Blättern ist er fast das schlechteste. Seit einem Jahre wird er von Herrn James Stuart redigirt, einem talentvollen Schottischen Schriftsteller und Verfasser einer malerischen Reise durch die Provinzen Staaten. Dieses Werk erschien vor einigen Jahren in Paris, und Herr Duell mit Sir Alexander Boswell von sich sprechen. Wenn wir die Privat-Angelegenheiten des Herrn Stuart berühren, so geschieht es nur, um das Publikum über das zu enträuschen, was noch kürzlich von dem Einfluß gesagt wurde, den auf dies Blatt sein neuer Redacteur jetzt ausübe. Man verbreitete nämlich das Gerücht, und es wurde anfänglich Schottlands auch geglaubt, Herr James Stuart habe die Redaction des Courier nur übernommen, um dadurch seinem Freunde, dem Bischofe Blomfield zu Londen die Unannehmlichkeiten zu ersparen, die ihm das erwähnte Duell zuzog. Ein so ehrenwerther, so reicher und so angesehener Mann, dirt es, würde sich ohne die vollkommenste Freiheit, zu handeln, wie er wolle, nicht auf die Redaction eines Blattes eingelassen haben; so glaubte man für die gänzliche Unabhängigkeit des Courier in der seines Haupt-Redacteurs eine Gewähr zu finden. Die Schlußfolgerungen mögen in Allgemeinen wahr seyn; wir glauben jedoch erklären zu müssen, daß Herr James Stuart nicht das geringste Vermögen besitzt; alle seine Güter und sein Eigenthum in Schottland hat er zur Zeit des panischen Schreckens in der Handelswelt durch unbesonnene Speculationen verloren. Der Courier warf sich fürzlich dem Herzog von Wellington zu Füßen, Sr. Gnaden ertheilen ihn aber nicht des Aufhebens werth.

Der Sun ist ein Blatt von mittelmäßigem Ruf. Eigenthümer dieses Abendgestirns ist Herr Wilson Lloyd, der sich auch bei den Whigs in Gunst gesetzt und Lumpft tapfer für sie.

Der Standard gehört Herrn Baldwin. Er wird von Herrn Gifford und dem berühmten Maginn redigirt. Dieses Blatt ist ein neuer Beweis, was die bloße Treffsichtheit des Stils vermag; denn so wenig auch die Sache belebt ist, die es vertheidigt, so hat es sich doch einen Platz unter den bedeutenden Blättern verschafft.

Endlich müssen wir auf jenen wichtigen Theil der Londoner Presse, auf die Sonntags-Blätter, noch einen Blick werfen. Die an allen Wochentagen erscheinenden Zeitungen beobachten gewissenhaft die Sabbathsruhe und haben den Sonntag den Speculationen der Wochenblätter überlassen. Hier begegnen wir zuerst dem Koloß dieser Familie, dem Dispatch. Er ist das Eigenthum des Herrn Barnner von Hatton-Garden, der dadurch mehrere Millionen gewonnen hat, denn er sehr bedeutete. Der Haupt-Redacteur ist ein gewisser Herr Williams, der die Anfangs-Artikel und die mit der Unterzeichnung Publicola versehenen Briefe schreibt. Dieser Herr Williams war ehemals Schiffs-Lieutenant. Im Studenst hat er sich die Kenntniß von der empörenden Zucht erworben, die noch kürzlich in der Marine herrschte, und die Erinnerung daran hat seinem Stil eine so furchtbare Energie gegeben. Sein Name war ein Kinderschreck-Gespenst unter dem General Harvar, dem ausgezeichneten Gouverneur des Staats Süd-Carolina, nahe verwandt. Herr Williams hat auch eine Ausgabe von „Thomson's Jahreszeiten" und Milton's „verlorenem Paradies" veranstaltet, und ein Original-Werk unter dem Titel „Erzählungen des alten Jefferson" herausgegeben, ein Buch, welches das Publikum schon zu Ehren eines der edelsten Männer für die menschliche Freiheit kaufen sollte.

Höher als der Dispatch, wenigstens in literarischem Stile, und wenig niedriger, was Festigkeit der Gesinnung anbelangt, steht der

*) Der Straße, wo das Büreau der Ostindischen Compagnie ist, und wo die meisten nach Ostindien handelnden Kaufleute wohnen.

Spectator, der große Goldflummen, jedoch auf eine sehr ehrenvolle Weise, verloren hat. Herr Dod, ein ehemaliger berühmter Stiefelwichs-Händler hat in vielen Beziehungen zum Spectator geschaffen und mit großer Freigebigkeit, ohne Aussicht auf Ersatz, seinen Theil seiner Verwögens hingegeben, um dieses glänzende Blatt zu erhalten. Das einzige Hinderniß, welches dem Siege des Spectators über seine Nebenbuhler im Wege steht, ist, daß er zu viel kostet. Wir würden ihm also rathen, sein großes Format zu verkleinern und seine literarischen, historischen und schönwissenschaftlichen Artikel wegzulassen. Nach einer solchen Umgestaltung könnte der Spectator zu einem gewöhnlichen Preise zerstiert werden, und sein Absatz würde sich gewiß bald monatlich auf 6000 Exemplare belaufen. Sein Redacteur ist ein Schotte, Namens Rinteul.

Dann kömmt die Sunday-Times, ein anzunehmes und harmloses Blatt, das besonders von den Pächtern und Händlern der Provinz viel gelesen wird, und folglich auf keine entschiedene politische Farbe Anspruch macht. Dieses Blatt wurde von Herrn Harvey gestiftet, besitzt lebhaftige Artikel ihm einen wohlverdienten Absatz von 2000 Exemplaren verschaffen. Herr Harvey trat es für 7000 Pfund und für eine jährliche Rente von 400 Pfund, die er jetzt bezieht, an einen Andern ab. Seitdem hat sich der Absatz der Sunday-Times ein wenig vermindert. Der jetzige Redacteur und Hauptzeitschriftsteller dieses dürftigen geschmacklosen Blattes ohne Zweck und Haltung ist Herr Gaspy.

Der John Bull, ein Organ der Ultra-Tory- und Hoch-Kirchen-Partei, greift seine Gegner mit ziemlich unchristlicher Leidenschaftlichkeit an. Bald geistvoll ironisch, bald derb und grob, ist er nie einen Augenblick seiner Heftigkeit untreu geworden. Er hat übrigens einen geistreichen Romanenschreiber zum Haupt-Redacteur, der sich viel darauf zu gute thut, daß er die aristokratischen Sitten zu schilderu verstehe, obgleich er wirklichenlls seine Helden lieber in Schenken einführt, als daß er sie in den Salons auftreten läßt. Dieser Redacteur ist Theodor Hook. Der John Bull wurde anfänglich von der Regierung begünstigt, wenigstens dadurch, daß in den ersten sechs Wochen der Schatz die Kosten des Unternehmens; gegen die Art und Weise seiner Redaction, an welcher mehrere ausgezeichnete Mitglieder der Quarterly-Review, unter Anderen Herr Croker und Herr Lockhart, Theil nahmen, machte diese Unterstützung bald überflüssig. Das Glück, welches dieses Blatt hatte, ist ohne Beispiel; die Gunst der höheren Klassen wiegt all die andere Hilfe auf. Der John Bull ist jetzt ein Eigenthum von großem Werth; er flagte sogar in den bedeutlichen Konkurrenz mit einem anderen sehr satirischen und persönlichen Wochenblatt, dem „Weaver", unter dessen Redacteuren man auch Walter Scott aufzählte, das aber lange vor dem berühmten Dichter mit Tode abging. Die Kränklichkeit des Herrn Theodor Hook hat ihm etwas von seiner Lebendigkeit und folglich auch von seiner Popularität geraubt; dieser hatte nur drei oder vier Zahren einen Anfall von Schlagfluß, in Folge dessen er lange Zeit sehr geschwacht und leidend blieb. Der literarische und politische Theil des John Bull empfanden dies nicht wenig, doch jetzt ist die Gesundheit dieses Schriftstellers wieder hergestellt; in der Zwischenzeit aber mußte er mehrere Balunen realisiren und verkaufte einen Theil der Actien des Blattes für 4000 Pfd. Sterl.

In niedrigeren Regionen der periodischen Presse begegnen wir dem Age und den übrigen Kindern des John Bull. Noch sind der True-Sun, der Morning-Advertiser und der radikale Gegner des John Bull, der Examiner, zu erwähnen, — nicht zu vergessen des einzigen Blattes, welches mit geöffnetem Visier, seinen Namen auf der Stirn, einherzuschreiten wagt, nämlich Cobbett's Grill, ehemals Cobbett's Register genannt.

Bibliographie.

St. Leon. — Drama in 3 Akten. 5 Sh.

Tales for young people. (Erzählungen für die Jugend. Aus Miß Mitford's Amerikanischen Geschichten.) 3 Bchen. 7½ Sh.

Lectures on promoting and preserving health. (Vorlesungen über Gesundheitspflege.) Von Dr. Hodgkin. 4 Sh.

The doctrines of friends. (Religionslehren der Quäker.) Von E. Bates. 2 Sh.

On the conflict between the laws of England and Scotland. (Abweichungen der Englischen von den Schottischen Gesetzen.) Von Prater. 3 Sh.

Scenes and stories. (Erzählungen eines in Schulden steckenden Geistlichen.) 3 Bde. 31½ Sh.

Italien.

Die Französische und die Englische National-Schuld.

Von Adrian Balbi.

In meinem Abrégé de Géographie vom Jahre 1831 suchte ich darzustellen, daß man nach der Summe der Anleihen, die ein Staat gemacht hat, — gesetzt auch, diese Summe wäre genau bekannt — den ganzen Betrauf seiner Schuld noch nicht ermessen könne. Ich machte bei dieser Gelegenheit über die respective National-Schuld Englands und Frankreichs folgende Bemerkung:

„Den 5. Januar 1819 betrug die fundirte Schuld Großbritaniens 1,230,395,367 Pfd. Sterl.; nachdem aber von dieser Summe 389,657,049 Pfd. durch den Tilgungs-Fonds eingelöst waren, blieben nur noch 870,758,518 Pfd. Den 5. Januar 1830 belief sich die fundirte Schuld nur noch auf 771,251,932 Pfd. Diese Angaben, die aus gedruckten parlamentarischen Dokumenten gezogen sind, beweisen uns, daß die Französischen, Deutschen und Amerikanischen Blätter, welche die fundirte Britische National-Schuld noch im Januar 1827 auf 897,098,357 Pfd. — einige sogar auf mehr als 1,240,000,000 — berechnen, in argem Irrthum sind. Auch die Französische Schuld ist nicht so beträchtlich, wie sie in der Bilanz erscheint: man berechnete die Renten derselben (für den 1. Januar 1827) auf 199,599,000 Franken, welche Summe ein nominales Kapital von 4,341,537,000 Fr. voraussetzt; die Renten betrugen aber nur 156,884,600 Franken, die nur auf ein nominales Kapital von 3,411,991,000 Franken schließen lassen. Diese Differenz schreibt sich daher, weil der Tilgungs-Fonds 929,546,000 Franken eingelöst hatte. Die in der Tabelle angenommene Summe ist beträchtlich größer, weil man die schwebende Schuld (delle fluttante) und noch andere Ansätze mit einrechnete."

Wie groß war aber meine Verwunderung, als ich, nach meiner Rückkehr nach Italien, bei Durchsiehung des 4ten Bandes des Precis du Malte-Brun (der 1832 erschien) auf der 263sten Seite bemerkt fand, Großbritaniens National-Schuld betrage die ungeheure Summe von 1,280,000,000 Pfd. Sterl., also über 32 Milliarden Franken!! Und diese Bemerkung wurde niedergeschrieben, nachdem schon offizielle parlamentarische Dokumente bekannt gemacht, ja sogar in ausländischen Journalen wieder abgedruckt waren, denen gemäß die National-Schuld nicht über 754,100,349 Pfd. betrug.

Die Ansicht des Französischen Finanz-Ministers, welche Herr Huot zur Unterstützung seiner irrigen Angabe zitirt, kann gegen die offiziellen, von der Britischen Regierung publizirten Dokumente nicht in Betracht kommen.

Wir haben es als nützlich erachtet, eine genaue tabellarische Vergleichung der fundirten und der schwebenden Schuld beider Monarchien zu geben, um so mehr, da der gedachte Uebersetzer einer vortrefflichen Statistik Frankreichs, die neuerlich in England erschienen ist, in einer ähnlichen, von ihm selbst gezogenen Parallele einen großen Mißgriff begeht. Er giebt nämlich die Englische Schuld so, wie sie gegen Ende des Jahres 1832 und die Französische so, wie sie zu Ende des Jahres 1829 gewesen ist.

Dieser Fehler, der so leicht zu vermeiden war, mag dem Leser als Norm zu Beurtheilung der wesentlichen Fehler dienen, die von Gelehrten und Statistikern begangen werden, so oft sie, ohne lange und emsige Beschäftigung mit diesem schwierigen Gegenstande, statistische Tabellen entwerfen oder verbessern wollen.

Bestand der Französischen National-Schuld zu Anfang des Jahres 1833.

Konsolidirte Schuld	Renten.	Entsprechendes Kapital.
Renten zu 5 pCt. die zum 1. Jan. 1832 Fr.	174,876,383	3,497,527,660
„ zu 5 pCt. — 8. Aug. 1832	7,614,213	152,284,260
„ zu 4½ pCt. — 1. Jan. 1832	1,027,696	22,837,688
„ zu 4 pCt. idem	3,125,210	78,130,250
„ zu 3 pCt. idem	33,455,574	1,181,842,466
Summe	222,098,776	4,932,622,324

Abzüge

Eingelöste Renten bis zum 30. Juni 1832		
zu 5 pCt.	42,676,010	853,520,200
zu 4½ pCt.	43,626	969,244
zu 4 pCt.	194,732	4,868,300
zu 3 pCt.	3,328,985	110,966,166
Summe der eingelösten Renten	46,243,343	970,323,910
Renten, welche im 2ten Semester 1832 aus dem Amortisations-Fonds eingelöst werden sollten, circa	2,356,657	52,000,000
Summe der Abzüge	48,600,000	1,022,323,910
Konsolidirte Schuld, wie sie zu Anfang von 1833 bestand	173,498,776	3,910,298,414

Besondere Anleihen.

Anleihen, gemacht in den J. 1821 und 1822 zum Bau von Kanälen und zu anderen öffentlichen Arbeiten	Fr. 143,105,200	368,105,200
Gegen Caution deponirte Kapitalien	225,000,000	

Schwebende Schuld.

Besitzt vor dem 1. April 1814	73,687,000	
Besitzt nach dem Budget von 1827	32,016,000	169,703,000
„ „ „ von 1830	63,000,000	
Total-Summe der fundirten und der schwebenden Staats-Schuld Frankreichs zu Anfang 1833 in Franken		4,447,106,614

Bestand der Britischen National-Schuld zu Anfang 1833.

Fundirte oder konsolidirte Schuld.	Betrag in Pfd. Sterling. Renten.	Kapital.
Großbritanien.		
An die Compagnie der Südsee	3,662,784	
Alte Interessen an dieselbe	3,497,870	
Neue Interessen idem	2,460,830	
Interessen von 1751 idem	523,100	
Zu 3 pCt. An die Englische Bank	14,686,800	496,195,179
Interessen der Bank v. J. 1726	874,949	
Konsolidirte Interessen	847,458,931	
Reduzirte Interessen	123,029,915	
Interessen, stipulirt i. J. 1818	19,350,901	
Reduzirte Interessen, in demf.	63,453,824	213,418,845
Neue Interessen von 3½ pCt.	137,613,820	
Zu 4 pCt. Interessen, stipulirt im J. 1826		10,706,340
Zu 5 pCt. Neue Interessen		
Total-Summe für Großbritanien		720

Digitized by Google

	Irland.		
Zu 3 pCt.	Konsolidirte Interessen	2,803,780	2,965,842
	Reduzirte Interessen	162,062	
	Interessen von den zurückbehaltenen Besoldungen und Kapital der Besoldungen selbst	14,605,670	27,624,528
Zu 3½ pCt.	Reduzirte Interessen	1,234,309	
	Neue Interessen	11,784,349	
4 pCt.	An die Irländische Bank		1,615,384
Zu 5 pCt.	Neue Interessen	6,661	1,022,045
	An die Irländische Bank	1,015,384	
	Total-Summe für Irland *)		33.227,847

Total Summe der sundirten Schuld des vereinigten Königreichs	734,100,549
Schwebende Schuld in Schatzkammer-Scheinen bei zum 5. Januar 1833	27,278,000
Total-Summe beider Schulden zu Anfang d. J. 1833	781,378,549
Dieselbe Summe in Franken	19,534,463,725

Wir bemerken hier noch, daß wir nicht mit Bestimmtheit wissen, ob in der Schuld des vereinigten Königreichs auch die besonderen Anleihen für Gemeinden, oder Aktiengesellschaften, oder für öffentliche Bauten, und die Kapitale der Cautionen mit eingegriffen sind. Dieses konnten wir aus den offiziellen Berichten der Britischen Regierung nicht entnehmen.

Der von uns gegebenen Tabelle gemäß kann man also annehmen, daß die National-Schuld Großbritaniens und Irlands zwischen dem Vierfachen und Fünffachen der Französischen Schuld ungefähr die Mitte halte, wogegen sie, nach den irrthümlichen Daten des Herrn Huot, mehr als das Siebenfache derselben betragen müßte.

(C. di Milano.)

Bibliographie.

Esperienze ed osservazioni sull'uomo e sugli animali intorno alla virtù del Creosote. (Ueber die Wirkungen des Kreosots auf Menschen wie auf Thiere.) Bem Prof. G. Cornetiani. Pisa. 1½ Lire. (10 Sgr.)

I giovanetti. — Novellen und Gespräche von G. Posta. Como. 2 Lire.

Del commercio sanguigno tra la madre ed il feto. (Vorlesung über den Blut-Umlauf des Fötus.) Pisa. 2 Lire.

Lettere senza lettere — Briefe eines Vaters an seinen studirenden Sohn. (In jedem der 24 Briefe ist der Reihenfolge nach ein Buchstabe des Alphabets ganz vermieden, und dafür einer der Zahl, bei welcher Uebersetzung durch „Briefe ohne Buchstaben" das Wortspiel ganz verloren gehen würde.) Von Pietrasanta. 2 Lire.

Mannigfaltiges.

— Die Sage vom Ursprunge Palibothra's. An einem schönen Tage begaben sich mehrere Jünglinge am Ufer der heiligen Ganga in der Nähe des heutigen Patna in einen nahen Wald, in dessen kühlen dichten Laubgewölben sie die heiße Tageszeit in heiteren Scherzen angenehm verbrachten. Es fiel ihnen ein, sich hier zu verloben, und jeder wählte einen Baum des Waldes. Ein Brahmanensohn nahm einen Patali oder Trompetenbaum (Bignonia suave olens) zu seiner Gespielen. Bei nahender Dämmerung kehrten die Jünglinge heim, nur der Brahmanensohn sagte, er könne seine Braut doch nicht vor der Hochzeitsnacht verlassen. Niedend verließ ihn die andere Gesellschaft. Und so wie es nun immer dunkler wurde, ward der Baum immer lichter, und bei völliger Nacht erglänzte er in wunderbarem Schimmer, und die Rinde sprang auf, und eine reizende Jungfrau trat an der Hand eines Genius aus der Höhlung des Baumes. Der Genius führte die Nymphe des Baumes den Jünglinge als seine Braut zu, und dieser feierte mit ihr im Waldesdunkel seine Hochzeit. Aus dieser nächtlichen Ehe entsprang ein Sohn, welcher der Trompetenbaum-Sohn (Patali-putra) genannt wurde, der ein Herrscher des Landes und Erbauer einer gleichnamigen Stadt (bei den Griechen Palibothra) wurde, deren Trümmer noch jetzt unter gleichem Namen unsern Patna zu finden sind. — Diese Sage verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Professors Kaprolb aus einer Oberasiatischen Reise des Buddha-Priesters Hiüan Thsang aus dem 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Merkwürdig ist, daß schon Strabon XV. p. 702 anführt, daß die Könige der Prasier, deren Hauptstadt Pali-bothra war, den Beinamen Pali-bothros (Trompetenbaum-Sohn) gehabt hätten.

Z — r.

— Welt-Literatur-Zeitung. Wahrhaft erstaunenswerth ist die Schnelligkeit, die ungeheure Beweglichkeit, mit denen der Gedanke heutzutage die weite Welt durchfliegt und seinen Kreislauf um die Erde macht; der Ideen-Verkehr, der allgemeine Gedanken-Austausch hat sich eine Bahnen geschlagen, die nicht blos Volk und Volk, sondern die beiden Pole mit den Aequator, das eine Ende der Welt mit dem andern verbindet. Amerika saugt an den Brüsten Europas, und Europa trinkt neue Begeisterung aus den Urquellen der Literatur des Brahma und des Confuzius; die Meistermerke, die man heut an den Ufern der Seine und der Themse mit Beifall aufnimmt, werden in wenigen Tagen im Triumph zu New-York, zu Rio-Janiro, zu Hobart-Town und zu Calcutta gefeiert. Allein diese Gedanken-Circulation ist so gewaltig und geht mit so reißender Schnelligkeit vor sich, daß es fast scheint, als wäre keins von den Blättern, die sonst selten ermangeln, uns von Allem, was nur mit unserer Civilisation im entfernten Zusammenhange steht, von dem Steigen und Sinken der verschiedenen Staatspapiere, von dem wechselnden Course der verschiedenen Handelsartikel, baargenau in Kenntniß zu setzen, irgendwie im Stande, die gemiß nicht uninteressanten Artikel Französischer, deutscher, englischer Literatur zusammenzufassen. Nirgends finden wir die hierauf bezüglichen Thatsachen zusammengestellt; nur von Zeit zu Zeit räumen ihnen die politischen Zeitungen in ihren langen Spalten mitten unter dem Gewühle der öffentlichen Ereignisse oder unter ihren vermischten Nachrichten, gleichsam aus Erbarmen, ein Plätzchen ein. So erfahren wir aus dem Lancaster Independant (einem Journale von Neu-Süd-Wales), daß uns den Preis-Courant der Buchhandlungen mittheilt, gegenwärtig, daß die Damen Romane und Novellen, gewisse Europäische Schauspielerinnen, unlängst dem Theater zu Hobart-Town angestellt wurden, und daß man ihr Debüt daselbst ganz vortrefflich gefunden; daßselbe Journal meldet uns auch, daß man dort mehrere Stücke Australischen Ursprungs von Neuem einstudirt, so wie auch, daß man sich von dem „Bandit am Rhein" einen großen Erfolg versprach. Wer hätte sich wohl von dieser seltsamen literarischen Ebbe und Fluth, die jenen in Australien lebenden Engländern so gerne träumen lassen! In einer andern Gegend sehen wir die bei den Ebinesen einer Uebersetzung und Bearbeitung des „Penny-Magazine" entgegen, in das auch die in dem Originale befindlichen Holzschnitte und Vignetten mit aufgenommen werden sollen; die Indianischen Eberoleien erfinden Schriftzeichen, und drahten in ihrer Muttersprache die verzüglichsten Werke unserer flüssigen Literatur, die Ukrainer in Kosakanopaver" mehrere wissenschaftliche Werke und der civilisirten Europäischen Welt in Türkischer Sprache bearbeiten lassen, während in Oesterreichischen Blättern die Anzeige von Joseph von Hammer's Uebersetzung der „Rose und Nachtigal," eines der Meisterwerke Fazli's, eines Türkischen Poeten, zu lesen ist. Hier übersetzt Semeiet den „Gulistan" von Sadi in's Französische, und Tasso die Meisterwerke Ali's, eines Indostanischen Dichters, während Andere Schiller's Balladen in's Griechische, Parny's in's Katholische übertrag. (Revue Britannique.)

Sir Martin Frobisher. Vor kurzem hat man in der Kanzlei der Königlichen Schatzkammer von England mehrere Papiere aufgefunden, die manche interessante Notizen über die drei nordwestlichen Reisen Martin Frobisher's in den Jahren 1576, 1577 und 1578, so wie über die Fracht-Ladung, die er aus der „Meta incognita" nach England zurückbrachte, enthielten. Der Bericht rühre von Frobisher selbst, dem Kassirer der Cathay-Compagnie her, auf deren Mitgliederliste sich die Namen der ausgezeichnetsten Personen aus der Regierungszeit Elisabeths befinden. Ihre Königliche Majestät selbst nicht ausgenommen. Mehrere dieser Reiseberichte sind von Randbemerkungen und Erklärungen Martin Frobishers begleitet, die er, wie deutlich zu ersehen, eigenhändig aufgezeichnet. Die Auerüstungskosten der ersten Expedition betiefen sich auf 875 Pfund Sterling, die sich gänzlich verschwenden zu seyn scheinen, wie aus der auf der zweiten Seite des Berichts befindlichen Bemerkung zu entnehmen, wo es heißt: „Und so war diese erste Reise ohne Erfolg geblieben, und von den 875 Pfund die Summe von 800 Pfund verloren gegangen, die Gott wieder erstatten möge." Die Schiffe, die die Seereise machten, waren: der „Gabriel," der „Michael" und eine Pinasse. Sie verließen sämmtlich am 12. Juni 1576 Gravesend, und kehrten 2. September desselben Jahres zurück. Der „Michael" nach Blackwall, so wie der „Gabriel" am 2. Oktober 1577 nach Harwich zurück. — Die Pinasse aber war untergegangen.

(Athenaeum.)

— Persischer Ehrensold. „Ich erinnere mich," erzählt Tavernier, „in Persien einen der Königlichen Stadträger gesehen zu haben, dessen Bartbesen so lang war, daß er ihn bequem um den Nacken herum binden konnte; wegen dieses Vorzuges erhielt er noch einmal so viel Sold als jeder Andere seiner Klasse."

— Treue einer Australischen Wilden. In dem Distrikte Merremdidschi (in Neu-Süd-Wales) lebte ein Weib von den Eingeborenen mit einem deportirten Verbrecher, Namens Tallboy, der auch dort das Räuber-Handwerk trieb. Lange stellte die Polizei diesem Menschen vergebens nach. Sein Weib suchte, und zagte für ihn, während er in den Schlupfwinkel der Berge, sie für sich auszuforschen bare, Alles, was sie an Lebensmitteln auftreiben konnte, brachte sie dem unwohlgen Gegenstand ihrer zärtlichen Liebe, und weder die verschrechenen Belohnungen noch Drohungen konnten sie zu dem Geständniß bewegen, daß sie den Aufenthalt des Räubers kenne, obgleich dieses rohe Scheusal ihre Wohlthaten mit der schlechtesten Behandlung vergalt. Eines Tages gab sie vor, daß ihr der Ort seines Aufenthalts bekannt geworden sey, führte aber die Polizei-Beamten auf einem so großen Umwege dahin, daß Tallboy Zeit gewann, sich ein anderes Asyl zu suchen. Endlich führte ihn seine eigene Unbesonnenheit den Häschern in die Hände, und er büßte für alle seine Frevel auf dem Schafott von Sydney. Die edle Wilde erbat sich vergebens, sein Schicksal zu theilen, und wurde nachmals mit innerem Widerstreben das Weib eines ihrer schwarzen Stammgenossen.

(Bennett's Wanderungs.)

*) Dieser Ansatz stimmt nicht mit dem darüber stehenden einzelnen Posten; er beträgt vielmehr 33.227,799, wodurch eine Differenz von 48 Pfd. entsteht. Leider finden sich ähnliche Unrichtigkeiten, denen in der Regel ein Druckfehler zum Grunde liegt, in sehr vielen geographischen und statistischen Handbüchern.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 34. Berlin, Freitag den 20. März 1835.

Rußland.

Ueber eine neue Ersteigung des Ararat.

Seitdem Herr Parrot im Jahre 1829 den großen Ararat bestiegen, und die Beschreibung dieser, zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Expedition herausgegeben hat, haben sich nicht blos in Rußland, sondern auch in Deutschland und Frankreich mancherlei Zweifel dagegen erhoben wollen, daß er den höchsten Gipfel jenes Berges wirklich erreicht habe. Erst kürzlich haben Petersburger Blätter es noch für nöthig gehalten, das für diese Ersteigung sprechende Zeugniß eines jungen Armenischen Geistlichen, Namens Chatschatur Abowian, abzudrucken, welcher Herrn Parrot auf jener Expedition begleitet hatte. Dieser spricht darin seine Verwunderung darüber aus, daß man solche Zweifel auch im gebildeten Europa habe theilen können, wo man doch kaum Kenntniß habe von dem Aberglauben der Armenier, daß es keinem Sterblichen gestatten sey, den Ort wieder zu betreten, wo Noah's Arche nach dem Verlaufen der Sündfluth sich niedergelassen und daß selbst der heilige Jakob nur ein Brett der heiligen Arche habe erlangen können, um damit das berühmte Gotteshaus, welches seinen Namen trägt, zu begründen. Inzwischen haben doch jene Europäischen Zweifel keinen anderen Grund, als die aus Gruffen selbst zunächst in die Tiflifer Zeitung und von dieser in Petersburger Blätter übergegangenen Angriffe gegen Herrn Parrot, von denen namentlich der des Herrn Chopin der bekannteste ist. Ob Herr Chopin dabei aus reinem Eifer für die Wissenschaft zu Werke ging, muß dahin gestellt bleiben; so viel ist jedoch gewiß, daß die Quellen, aus denen er selbst geschöpft, die unlautersten waren, die es geben konnte, nämlich die Berichte der Gruffer. Diese, denen zunächst daran liegt, den Rimbar der Heiligkeit, mit welchem der ganze Berg umgeben ist, hinwegen zerfallen oder auch nur im Entferntesten gefährdet zu sehen, weil sie davon eine Schmälerung der Einkünfte fürchten, die ihnen oft aus den Wallfahrten der frommen Armenier erwachsen, haben auch noch, was man kaum glauben sollte, eine Art von wissenschaftlichem Neid auf Herrn Parrot. Es rühmt sich nämlich einer der Vorsteher der dem Ararat zunächst gelegenen Dreschast Achurt, Namens Melin, denjenigen hohen Punkt des Ararat, der den Sterblichen noch erstaunt sey, zu betreten, zu dem aber auch selten jemand gelangt, nämlich die zweite Anhöhe des Berges, wirklich erreicht zu haben. Nun ist es namentlich dieser Melin, der nicht zugeben will, daß Herr Parrot einen noch höheren Punkt als er, und mithin auch einen größeren Ruhm erlangt habe. Wie sehr aber dieser Melin auch noch von ganz anderen Triebfedern, als von solcher allerdings noch zu entschuldigenden Ruhmbegierde geleitet werde, wird sogleich aus nachfolgender Darstellung einer neuen Ersteigung des Ararat hervorgehen, die im August des vorigen Jahres ein junger, in Armenien angestellter Russischer Beamter, Namens Autonomoff, theils aus eigener Wißbegierde und theils zur Ehrenrettung des Herrn Parrot unternommen hat. Herr Autonomoff ist eben im Begriffe, die Beschreibung seiner Expedition, so wie diejenigen wissenschaftlichen Beobachtungen, die er anzustellen Gelegenheit gehabt hat, in seiner Muttersprache herauszugeben, und Folgendes ist eine Episode aus dieser Beschreibung.

Nachdem es unserem jungen Reisenden gelungen war, sich gegen ansehnliche Geld-Versprechungen ein paar Armenische Führer zu verschaffen, trat er, trotz der Warnungen aller Bewohner von Achur und namentlich des Vorstehers Melin, sich vor den Schneelawinen, vor Verhüttungen in der höheren Luft-Region und vor anderen göttlichen Heimsuchungen in Acht zu nehmen, am 16. August n. St. die Reise von Achur an und kam noch zu demselben Tage bis in die Nähe der Schneelinie, wo er bei einem Ochsen-Hirten, im Freien kampirend, übernachtete. Wir wollen nunmehr den Herrn Autonomoff in seiner naiven und fast zu naturgetreuen Weise selbst erzählen lassen:

„Am 3. (17.) August 1834 um 6 Uhr, nachdem wir gebetet und Thee getrunken hatten, rüsteten wir uns, um die Schneegefilde des Ararat zu ersteigen, gerade so, als wollten wir eine sie umringende gelegene Festung erstürmen. Die ganze vorhergegangene Nacht hatte ich nicht geschlafen, sondern nur einige Augenblicke lang mich selbst vergessen; ich weiß nicht, war daran der Wind schuld, der zwischen den Felsen tobte, oder war mein Gemüth so unruhig. Dem sey indessen, wie ihm wolle; es gebot allerdings einige Entschlossenheit und Seelenstärke zu dem Unternehmen, das ich vorhatte. Am meisten brunruhigte mich die Besorgniß, daß meine schwache Brust die scharfe Bergluft nicht ertragen würde. Die Nacht war herrlich gewesen; jenseits des beschneiten Berggipfels war der Mond aufgestiegen und schien mich mitleidig anzublicken, wie ich halb zwischen Felsen umherstreb, bald auf meinen Filzmantel mich niederlegte und bald wieder unruhig aufstand; allmälig verschwanden die Sterne einer nach dem andern am Himmel; ich hatte mich, wie es früher oft geschehen war, an ihrem Anblicke stärken wollen, aber vergebens; der Schwerkreis mit seiner gewaltigen Gestalt thronte alle meine Seelenkräfte. Es begann endlich zu dämmern. Gott sey Dank! Auf, meine Führer, auf! — Wir machten uns fertig und stiegen, Gott im Herzen, herzan. Bald erreichten wir die erste Schneelage — sie war nicht hoch, und der von Wasser getränkte Schnee sehr hart; meine Führern Scheu das Steigen auf diese Art gefährlich; sie begannen, Stufen im Schnee auszuhauen; ich aber legte mit unter die Stiefel Eisen mit vier Spitzen, flößte mich auf eine mit einem Haken versehene Stange, und schritt gerade und sehr rasch vorwärts. Die Führer stellten das Aushauen bald wieder ein und schlossen sich mir an. Meine Seele jagte, als ich vor meinen Augen ein unabsehbares, von der Sonne überstrahltes Schneegefilde erblickte, und ein Bergdrige von ganz unermeßlicher Höhe; die Hoffnung auf optischen Betrug vernichtete mich einigermaßen. Anfangs gingen wir schnell, doch bald ward uns das Athmen schwer: nach je zehn Schritten trat immer eine Athmattung ein, so daß wir ein wenig stillstehen mußten. Der Schnee war sehr hart, auch ging es steiler bergan; jetzt mußten wirklich Stufen ausgehauen werden, wenn wir weiter hinauf wollten. — Rezte herbei! Es war schon 8 Uhr, und noch der Gipfel so entfernt, — wir konnten nicht mehr fort. „Nein", dachte ich, „es giebt eine Gränze, die den Sterblicher mit aller Geschicklichkeit nicht überschreiten soll. Ja! die Natur hat ihre Gebrimmisse, in die es kein Mensch wagen darf einzudringen! Noch eine sehr hohe Strecke und zwei Hügel . . . letztere erscheinen von unten noch steiler, als die erstere! . . . Was soll ich thun? Soll ich von der Stelle zurückkehren, von welcher Professor Parrot angeblich zurückgekehrt seyn soll? . . . Was? Ich sollte meinen Zweck nicht erreichen, und war doch in den Gefilden des ewigen Schnees und sah diese kalte Sonne? Uebrigens noch ein Versuch; es geht nicht — ich will mich erholen: — gieb Brod her, Johannes, — wir wollen frühstücken." — Nun, da sind wir ja auf dem Gipfel der zweiten hohen Stelle! Guter Gott! wie majestätisch glänzen diese zwei Eishügel und die äußerste Bergspitze! Wie herrlich muß es auf dieser Spitze oben seyn! Die ganze unten liegende Fläche, mit Sonnenstrahlen übergossen, bietet den Anblick eines Tempels dar mit unzähligen von lichtern glänzenden Altären — aber mein Gemüth ist kalt, niedergeschlagen — die Größe der Natur erdrückt mich! . . .

„Herr", schrie ein Führer, „ein Abgrund, ein Abgrund!" — Es war eine große Eisspalte; wie tief, war nicht zu sehen. Gott, wenn ein falscher Tritt? . . . Nun, was wäre? das Aeußerste aller Gräber — und weiter nichts. . . . „Wo geht das Kreuz?" — „Dort, Herr!" sagte der Führer, mit dem Finger nach Osten zeigend. Nachdem wir Stufen ausgehauen hatten, um sicherer Fuß zu fassen, — überspranzen wir die Spalte; die Führer liefen, leicht auftretend, voran, nach der Seite zu, auf der das Dorf Achur liegt — ich folgte ihnen; das Eis bebte, doch daß hörten Eis und Beben auf; wir kamen noch an mehrere andere Spalten, umgingen sie aber; der Wind wehte aus Süden und drauf mir in einen leeren, von Metallwänden umschlossenen Raum bannte. Dieses Brausen erinnerte mich an eine in dieser Gegend verbreitete Sage von Alexander dem Großen, wie er Gog und Magog in die Höhlen des großen Gebirges jagte, wo Röhren angebracht waren, durch welche der Wind blies, der die in den Höhlen Eingesperrten in Schrecken setzte, so daß sie es nicht wagten, sie zu verlassen, und im Glauben, Alexander lebe noch, bis auf den heutigen Tag noch hier im Dunkeln sitzen. Ich hörte diese Geschichte als Kind, und fürchtete mich nicht wenig, wenn ich daran dachte, daß Gog und Magog, ihre Täuschung gewahr werdend, aus den Höhlen einmal hervorstürzen könnten; auch stellte ich mir das Blasen des Windes in den Röhren gerade so vor, als ich es jetzt auf den Schneefeldern hörte.

„Herr, da seh' ich etwas!" rief einer von den Führern. Auch ich erblickte, einige Fuß aus dem Schnee hervorragend, einen viereckigen, ziemlich starken Pfahl von Tannenholz. Ich lief der obere Theil des vom Professor Parrot aufgestellten Kreuzes. Ich sah schärfer dahin, und sagte zu mir selbst, die Berge anschauend: Was! dort oben wäre die höchste Spitze? Und nur noch zwei kleine und nicht steile Höhen wären zu erklimmen? Ich sehe nach der Uhr: es war bald neun. So früh noch und schon umkehren! Warum machte ich mich denn eigentlich auf den Weg? Wozu so große Anstrengungen und Kosten? — „Führer! Marsch, vorwärts!" — „Ach, Herr, ich kann nicht mehr, ich weiß den Weg nicht, der Schnee ist tief!" — „Nur vorwärts. Der Padischah (nämlich der Kaiser von Rußland) wird Euch belohnen." — „Ach, Herr, es wird nicht gehen."

Digitized by Google

Solchergestalt widersetzten sich meine Führer, die sich höchst ermüdet hingelagert hatten — einer von ihnen litt an Schmerzen im Leibe. Ich selbst aber lebte auf, und hieß weiter, ohne ein Wort zu sprechen. Rasch überschritt ich die Schneeränder; ich blickte hinter mir — und sehe, wie meine Führer, beinahe schon eine Werst von mir entfernt, sich langsam mit nachschleppen. Ich fühlte mich indessen ohne sie leichter und besser; deshalb flog ich, ohne mich zu erholen, immer höher und entschwand ihren Blicken. Vor mir hatte ich nur noch zwei Hügel und keinen Berg mehr. Gütiger Himmel! Hätte ich wirklich jene Höhen erreicht, die unerschöpflich schienen, wie alle Anstrengungen, sie zu ersteigen? Ich wußte es nicht, ich glaubte es. Unter ihnen giebt es aber auch gelehrte Reisende, die mit ernster Miene erzählen: „Noah habe es seines Menschen Fuß unternommen, diese unerstiegbare Höhe zu betreten. Zu verschiedenen Zeiten versuchte man es, die furchtbare Pyramide zu erklimmen, aber immer vergebens; ihre äußere Gestalt, Schnee und Eis, stellen sich als unüberwindliche Hindernisse entgegen; schon die Anstrengung von den Schneegränzen bis zur Spitze ist so groß, daß die Kälte den Muth der Verwegenen tödten würde, der ein solches Unternehmen ausführen wollte."

Wenn man solche Beschreibungen getrost und solche Dinge gehört — kann man dabei wohl ganz gleichgültig den Ararat hinansteigen? ... Von den beiden Hügeln, den südlichen rechts laffend, ging ich gerade auf den nördlichen los. Ich band ein Stück rothes Zeug um ein weißes Tuch an meine Stange, um den Ungang für den Fall zu erleichtern, daß ich mich, wenn auch Jemand vom Dorfe Achur aus bemerken; wie es sich aber später zeigte, hatte mich Niemand erblickt. Mein dort befindlicher Diener antwortete mir hernach auf meine Frage: „Warum sabest Du nicht um 11 Uhr nach dem Berge?" — „Ich habe hingesehen, habe auch einen Menschen gesehen; dann setze ich mich aber immer einen Baum und schlief ein!!" Als ich zu den Hügeln gekommen war, von welche den nördlichen Hügel vom südlichen trennt, gewahrte ich ein erhöhtes, etwas mit Eis übergogenes Schneelager; meinen Augen nicht trauend, fürchtete ich, daß dieses vielleicht die Schranke sey, die den Pfad zum Gipfel wirklich versperrt. — Ich blickte um mich her — nach Süden zu waren die Schneelager niedriger und immer niedriger, und faß ganz unbedeutend — dahin wendete ich meine Schritte. Aber in Folge so verschiedenartiger Gefühle am ganzen Leibe zitternd, trat ich immer langsamer meinen Weg an, setzte Fuß bei jedem Tritt, stützte mich auf meine Stange, und fiel am Fuß der nördlichen Anhöhe nieder. — Ich athmete tief auf vor Freude! — Nachdem ich mich gesammelt hatte, begab ich mich auf den ebenen Abhang der höchsten Spitze — da ist sie! Hoch dicht wie meine rothweiße Fahne empor. Ich blicke um mich her — da sind auch meine Führer — sie eilen mit Jubelgeschrei auf mich zu und küssen mir die Hände. Gott sei Dank! rief ich ihnen zu, auf den Himmel zeigend.

Als das erste Entzücken vorüber war, stiegen wir nach der Seite von Achur wieder hinunter. Vorher aber steckte ich noch meine Stange in den Schnee, warf mich mit meinen Führern auf die Kniee, sprach ein kurzes Dankgebet zum Allmächtigen und rief dann aus allen Kräften: „Hurrah dem Padishah!" Dann schrieb ich einige Worte mit Bleistift; einer der Führer hieb ein Stück Holz von meiner Stange ab und befestigte dasselbe mit jenen Worten, so gut als möglich, im Schnee.

Die höchste Spitze des Berges geht ganz schaef zu und bietet keine Fläche dar; ich sah um mich her: rechts der kleine Ararat, links der südliche Hügel, und vor mir die ganze Ebene vom Ararat bis zum Kaukasus — mitunter den weißen Wolken, die über die Klüften zu stauen schienen, welche es gewagt hatten, sich bis zu ihren Regionen zu erheben; ein dieser Nebel lag auf der ganzen Ebene, von der Basis meines Standpunktes scharf abgeschnitten, wie die Oberfläche des Wassers von der gewöhnlichen Luft; die Berge, welche diesen gewissen Flächenraum begränzten, standen schwarz und finster da, wie Felsen im Meere; nur der Gipfel des Ararat, der sich weiter hinten erhebt, stellt Dessen Bruder. Langsam blickte ich nach Osten und nach Westen hin, ob ich nicht vielleicht das Kaspische oder das Schwarze Meer sehen würde — aber ich sah, wie sich dies leicht denken läßt, weder das eine noch das andere — doch überall waren Berge und Städte, Flüsse, kleine Seen und grünende Felder, freilich in Nebel gehüllt und undeutlich. Der Himmel war dunkel, weder in's Hellblaue, noch in's Dunkelblaue spielend, wohl aber gründlich, und es war mir, als wenn ich ihn berühren könnte. Und die Sonne? schwer wird es, sie zu beschreiben: — sie erschien nicht groß, verbreitete aber, einen feinen, durchsichtigen, blendenden Glanz. Ich konnte frei und ohne Beschwerde Athem holen; übrigens hatte ich um den unteren Theil des Gesichtes bis zur Nase ein Tuch gebunden, das ich jedoch auf einige Augenblicke abnahm, ohne die mindeste Veränderung dadurch zu fühlen. Wie man sagt, soll auf hohen Bergen die innere Luft im Menschen in Folge der dünnen äußeren Luft, rasch nach Außen streben, wodurch an den Poren des Körpers Blut heraus dringt; an mir machte ich diese Erfahrung nicht, auch an meinen Führern, wiewohl sie Gesicht und Hände unbedeckt hatten. Den nördlichen Abhang hinunterkletternd, ruhten wir aus, und stärkten uns durch Nahrungsmittel auf den dazwischen liegenden Hügeln. Sollte nicht hier, dachte ich, zwischen den Hügeln irgendeine Schiff, jene Arche, angehalten haben, die das menschliche Geschlecht vor gänzlichem Untergang bewahrte? Die Hügel schwiegen — ich blickte um mich her — mit Ausnahme unserer Zufluchtsorn war nichts zu sehen. Gegen Mittag begann der Schnee weicher zu werden, und die Sonne schien so warm, wie bei uns in Rußland in den ersten Märztagen. Der Wind war nicht kalt, wohl aber etwas schneidend, so daß wir die Hände, während ich mir ohne Handschuhe ein Tuch umband, die Feuer brannten, doch auch nur an den Stellen, wo der Wind sie ausblies. Wir verließen die Ebene und gelangten zur südlichen Anhöhe. Diese schien mir mit der nördlichen von gleicher Höhe zu sein, weil meine Aussicht von der einen eben so begränzt war als von der anderen. Die südliche Anhöhe bietet einen ziemlich ebenen Platz von ungefähr 30 Quadratschritten dar. Wie es scheint, ist hier ein Krater gewesen, aber auf der nördlichen nicht. Daß der ganze Berg vulkanischen Ursprunge ist, unterliegt keinem Zweifel, wenn man die unteren Felsen betrachtet. Als wir die südliche Anhöhe verließen, sagte einer meiner Führer, der den Professor Parrot begleitet hatte, dieser sey auf derselben Anhöhe gewesen, und habe dort ebenfalls ein kleines Kreuz aufgerichtet. Ich zweifle auch daran nicht im mindesten, obgleich ich, nachdem ich den ganzen Platz umgangen, nichts von einem Kreuze auffinden konnte. Wenn das große Kreuz, das ich selbst aufzurichten gewagt, wie sollte sich das kleine über der Oberfläche erhalten haben? Leicht möglich ist es, daß die Theilnehmer an der Expedition wegen der späten Jahreszeit (sie besliegen den Berg am 9. Oktober n. St.) und der strengen Kälte nicht auf der nördlichen Anhöhe waren, und es auch nicht für nöthig hielten, da sie beide Hügel gleich hoch fanden.

Und so dergestalt hat der ganz einfache alte Mann, der vom Dorfe Achur aus bis zur zweiten Anhöhe gelangt war, das ganze Resultat der gelehrten Expedition, die im Jahre 1929 den Ararat besteg, verwächtig machen wollen. Er verschierte Jedermann und thut es noch jetzt, daß Parrot nur auf der zweiten Anhöhe gewesen sey, und dort beide Kreuze aufgerichtet habe, das kleine nämlich nach der Richtung von Bajazet, und das große nach unserer Stite hin — während der Führer Kiwadschi, ein tüchtiger junger Mensch, mir auf dem Berge begegnete, so wachen suchte, und als wir wir wieder unten angekommen waren, durch den Dollmetscher erklärte, daß 6 Personen die südliche Anhöhe bestiegen hätten, auf der sogenannten zweiten Anhöhe aber 9 gewesen wären, und daß das kleine Kreuz da aufgerichtet worden sey, wo ich meine Ruesmessung vornahm.*)

Da sieht man also, wovon das Aechtheit einiger Forscher oft abhängt. Strahan Melin gelang es, Jedermann so weit zu berücken, daß jetzt nicht ein einziger Mensch in Gussen den Worten des weltberühmten Professors Glauben beimißt; selbst Herr Chopin hat, darauf gestützt, die Unmöglichkeit, den Berg völlig zu ersteigen, dargethan gesucht, und dabei versichert, der Professor habe ihn nicht mit dem Barometer, sondern trigonometrisch ausgemessen! Wer aber die zweite Anhöhe erreichte, wo sich das große Kreuz befindet, wird sagen, daß es ganz unbegreiflich gewesen sein würde, diesen Punkt zu bleiben, ohne einen Versuch zu wagen, weiter zu kommen (wenn nicht etwa die Witterung hinderlich war) — und wachte man den Versuch, so konnte man auch schon nicht anders, als ganz hinaufsteigen. Bei meiner Besteigung hatte ich zwar meine besonderen Zwecke, indessen, nachdem ich mehreremal in den Tiflifer Blättern Chopin's Artikel und Parrot's Widerlegungen gelesen hatte, entstand in mir der heiße Wunsch, diesen Streit selbst zu entscheiden, zu welchem Zwecke ich denn auch aufgetragen, war, daß ich durch die Erzählungen aller in der Umgegend des Ararats lebenden Beamten zur Erfüllung desselben aufgemuntert ward. Ich konnte es mir gar nicht denken, wie es möglich sein sollte, daß der würdige Professor im Angesicht der ganzen gelehrten und gebildeten Welt eine feine Ehre so sehr trompeterartiger Behauptung würde aufgestellt haben. Indessen gestehe ich, daß ich, als ich durch Armenien reiste, wo ich Gelegenheit hatte, mit verschiedenen Leuten zu sprechen, in meiner früheren Ueberzeugung selbst etwas zu schwanken begann. Als ich aber war, verloren sich meine Zweifel, und mit ihnen schwand auch der kleinmüthige Entschluß, weiter umzukehren, ohne meinen Zweck ganz erreicht zu haben. Die Gerechtigkeitsliebe Melin's und aller Dorf-Aeltesten von Achur stelle ich der Verurtheilung jedes Unparteiischen anheim.

Dem Berge, d. h. von der Schnee-Region, kehrten wir zu un'erem Nachtlager in zwei Stunden zurück: der Schnee ward weicher, ohne jedoch sehr nachzugeben, und wir kamen hinab durch die bloße Schwere unserer Körper. — Nach einer Erholung von zwei Stunden ging es von den Felsen, die unser Nachtlager gewesen waren, weiter hinunter. Unser Oberführer, der uns hier verwartet, lief uns mit Freudens-Geschrei entgegen, und wir kamen der Hütte im Gesicht um zwei vor zu Mittag. Alles. Was wir an überflüssigen Kleidungsstücken an uns hatten, luden wir einem Ochsen auf. Das Geben hatte von hier aus keine große Schwierigkeiten mehr: — nur noch zwei steile Felsen mußten wir hinunter — wir gerade aus, der Ochse auf einem Umwege. Um 8 Uhr erreichten wir die Hirtenhütten, wo wir eigentlich übernachten sollten. Aber meiner Ermüdung ungeachtet, ging ich nach Achur. In einem gebadet und mich der Hitze im Gesicht und an den Händen geladet, langte ich um 10 Uhr Abends in Achur an. Die ganze Nacht hindurch konnte ich meine Augenschmerzen nicht los werden; **) die Augenlieder schwollen an: ich konnte nicht sehen und mußte die Augen verbinden; um die Nase herum bildeten sich Geschwülse; das Gesicht brannte wie Feuer.

Am 18. August übrigens versammelten sich um 8 Uhr alle Dorf-Aeltesten, Melin an der Spitze, bei mir. Nach den gewöhnlichen Höflichkeits-Bezeigungen setzten sie sich im Kreise um mich her. Zuerst sagte ich: habt Ihr mich auf den Berge gesehen? Alle verneinten es. Darauf erzählte ich ihnen die näheren Umstände meiner Besteigung des Berges und daß sie, die Führer zu befragen, was sie sagen könnten.

Stimmen die Aussagen der Führer mit den meinigen überein? Ja, erwiderten sie. Ich bat sie, mir zu sagen, ob sie schon lange in der Armenisch und meine Führer sprechen kein Russisch? — Ja. — Folglich konnten wir uns mit einander nicht heredet haben? — Ganz richtig. — Wir sprachen also die Wahrheit? — Das wissen wir nicht. — Nun, so stellt wenigstens ein Zeugniß aus, daß die Aussagen der Führer mit

*) In der Tiflisschen Zeitung von 1829 Nr. 42 heißt es wörtlich, daß der Professor Parrot mit 8 Personen den Berg erstiegen habe, und daß 3 derselben auf Grundlage auf der zweiten Anhöhe stehen geblieben wären; — der Hauptpunkt also, daß 6 Personen bis nach oben gelangten, ist richtig.

**) Ich hatte nämlich in Achur meine Brille vergessen und war also gezwungen, ohne irgend ein Schutzmittel für die Augen den Berg zu besteigen.

Digitized by Google

der Aufsage des Beamten übereinstimmen, der den Berg besieg. — Die Dorf-Aeltesten, in der Meinung, ein solches Papier wäre mir höchst nöthig und müsste mir grossen Gewinn bringen, weigerten sich auf entschiedene Weise; sie bestanden darauf, dass es nicht möglich sey, den Berg zu ersteigen, dass sie den Fährern keinen Glauben schenken könnten und schliessen mit dem Anerbieten, wenn ich darauf warten wollte, Expresse auf den Berg zu senden und mein Zeichen holen zu lassen! . . . Ich sagte darauf zu Melin, dem alten Dorf-Aeltesten: „Du, mein Wüthiger, versprachst mir ja, nach mir auf dem Berge zu sehen!“ — Ja, das that ich, ich glaubte aber nicht, dass Sie gestern hinauf gelangen würden; brute wollte ich es thun. Mit diesen Worten entschwand er auf immer meinen Augen; Eigennutz, nur Eigennutz ist über der einzige Hebel. — Gegen eine tüchtige Angabl von Silber-Rubeln waren wohl die gewünschten Zeugnisse zu erlangen gewesen.

Frankreich.

Der unsichtbare Capitain.

Es war so eben wieder eine Kanone gelöst worden von einem Kaperschiff aus Buenos-Ayres, das seit einigen Tagen angekommen war, man wusste nicht recht woher, und auf der Rhede Anker geworfen hatte. Seit achtundvierzig Stunden rief es seine Mannschaft an Bord; es wollte am andern Morgen in See; wohin, wusste man noch nicht.

Dies Schiff, das seit seiner Ankunft sich mich und andere Neugierige der Insel steter Gegenstand der Beobachtung gewesen, war eine gross Brigg von achtzehn Kanonen, auf's beste bemannt und ausgerüstet, und beschlagt, wie es hiess, von einem jungen tapferen Franzosen südlichen Seemann, den man nicht anders, als mit dem ziemlich seltsamen Namen des unsichtbaren Capitains bezeichnete. Auch der Name des Schiffes war nicht minder eigenthümlich, als der seines Beschlabers; es hiess: der Nachtvogel!

Weiter! dachte ich — eine glückliche Idee fuhr mir durch den Kopf, wenn der unsichtbare Capitain sich willig finden liesse, noch einen Schuft mehr an Bord zu nehmen, recht einen Dienst könnt' er mir erweisen! Es ginge ganz bequem und wäre ein Leichtes für ihn, den Patron hier aus der Kolonie mitzunehmen, den ich mit auf den Hals geladen, und der am Ende wohl noch ganz froh seyn würde, kriegt' er Dienste und guten Lohn. Ich probir's und suche den Capitain auf; es kommt auf den Versuch an, vielleicht erfüllt er meinen Wunsch.

Ich fragte den Ersten, der mir in den Weg kam, nach der Wohnung des Capitains. Sein Name hatte seit den wenigen Tagen, dass er vor Anker lag, in der Stadt schon eine solche Popularität erlangt, dass die Neger ein Lied auf ihn und seine Thaten gemacht hatten, ohne von seinen Waffenthaten wohl mehr zu wissen, als von seiner Person. So erfuhr ich denn gar leicht seine Wohnung.

Der Unsichtbare hatte sein Absteige-Quartier in einem der hübschesten Häuser des Platzes Victoire genommen; er hatte das Haus für die Zeit, dass er bei der Insel vor Anker lag, für sich allein gemiethet.

Vor der Thür fand ich zwei sehr schöne Pferde, gesattelt, die ihre Reiter zu erwarten schienen; ein kleiner Neger, der sehr fein als Gingischer Jokei gekleidet war, führte sie langsam am Zaume auf und ab.

Einen schlanken Mann — so viel ich sehen konnte, von dem eleganten Aeussern eines vornehmen Kavalliers, die Reitpeitsche in der Hand — hatte ich ebenfalls aus der Ferne erblickt; er hatte einen Blick auf die beiden Renner gewendet, der den Herrn zu verrathen schien, und war dann in das Haus zurückgegangen, noch eh' ich nah genug herankommen konnte, sein Gesicht genauer zu sehen.

Ich fragte ein grosses farbiges Mädchen, das auf der Thürschwelle stand, nach dem unsichtbaren Capitain . . .

Ich geht er nicht spazieren?“ erwiderte sie mir.

„Wer fragt nach mir?“ rief aus dem Grunde der Allee eine Stimme, deren Schall auf mich einen ganz merkwürdigen Eindruck hervorbrachte.

„Es ist ein Herr, der den Herrn Capitain zu sprechen wünscht!“ rief das Mädchen.

„Ich komme gleich; führ' ihn in den Saal.“

Ich trat also in den Saal ein, den Capitain zu erwarten; denn er war es selber, dessen Stimme ich so eben vernommen. Eh er kam, blieb mir Zeit genug, mich ein wenig im Zimmer umzusehen. Jalousieen mit Chinesischer Malerei verhinderten das Eindringen der Sonnenstrahlen durch vier breite Fenster und liessen den frischen Morgenwind durch ihre leichten geblümten Stäbchen hindurchstreichen. Zwei Ottomanen und Lederdivans überzogen, sehr hübsche Sessel, Spiegel und ein Pianoforte machten das Ameublement des Empfangzimmers aus.

Als der Capitain hereintrat, erkannte ich in ihm, trotz des gelben Halbdunkels, in das die Jalousieen das Zimmer versetzten, den Mann, den ich vorhin aus der Ferne, nach seinen Reitpferden sehend, erblickt hatte. Er begrüsste mich freundlich, und entschuldigte sich in gewählten Ausdrücken und mit feiner Manier, dass er mich so lange habe warten lassen. „Lassen Sie sich gefälligst nieder, mein Herr! — Was verschaft mir das Vergnügen Ihres Besuches! . . . Merilla! Merilla!“

„Was befehlen der Herr Capitain?“ fragte hereintretend das grosse schöne Mädchen.

„Sieh' die Jalousieen auf der Gartenseite ein wenig auf — dort ist die Sonne weg. Man kann sich draussen erkennen in den kleinen Gemach. — Mein Herr! ich bin jetzt ganz zu Ihren Diensten, wollen Sie . . . aber, um's Himmelswillen!“ rief er plötzlich, sich unterbrechend, aus, nachdem die Jalousieen aufgezogen waren und er meine Züge gesehen hatte, „haben wir nicht schon das Vergnügen gehabt, uns zu kennen?“

„In der That, wir kommt es auch so vor!“ erwiderte ich ihm mit gleichem Erstaunen, indem ich sein Gesicht genauer prüfend betrachtete.

„Ja wohl; so wahr ich lebe! Du bist's! Mein alter braver Schulkamerad — wir haben genug tolle Streiche zusammen gemacht. Das Herz täuscht sich nie bei dergleichen! Du bist's . . . komm' in meine Arme!“

„Was, es wäre möglich? Aber ja, Du bist's! Mein lieber alter Freund! An mein Herz!“

Nach dieser Erkennungs-Scene folgten nun tausend freundschaftliche Erörterungen, Fragen und Mittheilungen. Mein alter Freund Raimont, denn dies war sein Name, der er auf dem Lyceum führte, fragte mich alsbald, was ich in Guadeloupe machte. Ich theilte ihm in kurzen Worten mein bisheriges Leben mit; wir warfen Einer in des Anderen Anschauen versunken. Die Reihe, zu erzählen, war an ihm, und ich war um so mehr auf's angenehmste gespannt, von ihm zu hören, als seine erwartete, so höchst einige wunderliche Abenteuer zum Besten geben, von denen ein Leben, wie das seinige, so reich seyn musste. Bevor er indessen meine Neugier befriedigte, rief er wieder nach dem Mädchen; sie kam.

„Merilla, der Herr frühstückt und speist bei mir; richte Dich danach ein. Willkam soll meine Pferde abstatten; ich reite heut nicht — und ihn für Niemand zu sprechen.“

Das Mädchen ging hinaus. Mein Freund nahm das Gespräch sogleich wieder auf und begann seine Erzählung, wie folgt:

„Du wirst Dich erinnern, dass ich auf dem Lyceum ein guter Schüler war, gehorsam und ziemlich fleissig, aber von einem phantastischem Charakter, mehr geneigt zu gefährlichen Streichen und Bergnügungen, als zu friedlichen Spielen und trägen Gebolungen. Meine Aeltern bestimmten mich zum Gelehrtenstand; ich aber, um dem Wunsch meiner Familie nicht zu sehr zuwider zu handeln, und doch auch meinem eigenen Sinne zu genügen, wurde Seemann. Das Erlernen des Handwerks, das den Meisten fast immer so schwer wird, wurde mir ziemlich leicht, weil ich viel guten Willen mitbrachte und das Ganze nach meinem Sinn war. Als der Krieg zu Ende ging, war ich schon Unter-Lieutenant, und der Friede fand oder überraschte mich vielmehr als Kaper-Capitain, mit einundzwanzig Jahren.

Ich hatte mir etwas Geld erworben in meinem Gewerbe; die Neigung aber zu einem gewissen Luxus, die ich immer, selbst auch bei Ausübung meiner rohen Professen, gehabt habe, erlaubte mir nicht, lange unbeschäftigt zu bleiben. Der Kauffahrer-Dienst bot mir wohl eine Carrière dar, die ich mit Gemächlichkeit hätte durchmachen können; wenn man aber einmal das Kreuzerleben gekostet hat, so kommen Einem solche Dienste vor, wie diejenen zu nächtlern und trocken und langweilig vor. Ich sah ganz wohl ein, dass Europa bloss mit zu Liebe einen Krieg anfangen werde; ich forschte nach, ob nicht in irgend einem Winkel der Welt zwei Nationen mit einander im Seekrieg begriffen wären, und erfuhr bald, dass die aufgestandenen Spanischen Kolonieen der Klagge ihres Mutterlandes, wo sie ihr in den Meeren begegneten, noch einzeine Scharmützel machten.

Ich konnte somit getreuer Spanischer Unterthan oder Spanischer Kolonist und Empörer werden. Ich hatte die Wahl. Die Revolte gefiel mir besser als die Treue. Es hätte vielleicht noch äusserdem, um den aufgestandenen Kolonisten mehr mit einer Marine gedient werden können, als mir der Eid in der Wahl, wenn es mir darauf fiel. Ich wurde also Bürger von Buenos-Ayres, ohne irgend einem Menschen etwas davon zu sagen und ohne selbst, wie ich glaube, die Nation davon in Kenntniss zu setzen, zu deren Unterthan und gehorsamen Diener mich zu machen ich mir eingebildet hatte.

Uebrigens muss ich hinzufügen, dass die Empfehlung, die ich mitbrachte, sehr vielmehr die mich mir brachte, als ich in La Plata ankam, ganz geeignet war, mir die Erlaubniss der Naturalisation als Argentinischer Bürger ohne weitere Förmlichkeit zu gewinnen.

Ich kam nämlich zu Buenos-Ayres mit einer Goelette von vierzehn Kanonen an, die ich in Bayonne hatte erbauen laffen, nachdem mir gelungen, alle meine Freunde, die Geld besassen und ihre Fonds bei sonderer Boch placiren mochten, für meine Unternehmung zu interessiren. Die Goelette war bis jetzt über meine Erwartungen glücklich in ihre Erwarten der Aktionaire, die mir die Leitung des Geschäfts anvertraut. Ich habe mich mit den Spaniern, und aus Verseben vielleicht gar auch mit einem Paar andren seefahrenden Nationen, mit stetem Glücke herumgeschlagen. Ich kann beinah sagen, dass ich seit drei Jahren nun in seidenen Strümpfen und Pantoffeln umherziege, denn das Meer ist nur immer noch mit Blumen, Wohlgerüchen und Geist für mich bedeckt gewesen. Das Land übrigens hat mich mit seinen Frauen und Rosen nie in wirkliche Erschlaffung einzuwiegen vermocht, und ich habe, vermöge einer glücklichen Harmonie, meine Neigungen für Luxus und ausgesuchte Freuden mit der Thätigkeit und nothwendigen Ordnung meines Gewerbes noch immer zu vereinigen gewusst. Gegenwärtig habe ich, wie Du siehst, das Kommando über den schönsten Kreuzer der Republik und ich kann sagen hinzufügen, über die ganze Marine von Buenos-Ayres, denn sie besteht nur aus meinem einen Schiffe. Ich mache, was ich will; lege an, wo ich mich wohl befinde, fahre ab, wenn es mir gut scheint, segele, wohin mir's einkommt und habe zu all' diesem den guten Humor und die gesunde Philosophie, mich für glücklich zu halten und mit meinem Leben zufrieden zu seyn.“

(Schluss folgt.)

Bibliographie.

Astronomie des demoiselles. — Nach dem Englischen des J. Ferguffon, von Lautrin. 3 Fr.

Les femmes, leur condition et leur influence dans l'ordre social, chez les differens peuples anciens et modernes. — Vorgetragen vom Grafen von Ségur; fortgesetzt bis zum Jahr 1824 von H. R. Theil III.

Digitized by Google

Moralité de la vendition de Joseph, à quarante-neuf personnages. In 4. Ex caractères gothiques. 36 Fr.

Nouvelle Méthode d'enseignement. Grammaire française, par Armand Lilman. 6 Fr.

La Flandre agricole et manufacturière. — Von Numa und Edouard Gras. Th. 1.

Spanien.

Ein Amtsbewerber im heutigen Spanien.

(Aus der Revista Española.)

Ich war der glücklichste Sterbliche, ohne jemals zu wissen, was Stellenjägerei heißt. Unabhängig, isolirt, zufrieden und ohne Ehrgeiz, verstrich mein Leben in jener heitern Ruhe, deren Privatleute immer zu genießen pflegen. Allein die Cholera und noch hundert mitwirkende Ursachen — meiner unbedeutenden Verdienste, die ich als entretenido*) mir erwarb, zu geschweigen — setzten mir plötzlich die Grille in den Kopf, als Stellenjäger aufzutreten. Die Gelegenheit war sehr günstig; es gab viele unbesetzte Stellen; man kannte meine politische Meinung, und wußte, daß ich Manches für den Staat gethan hatte.

Derjenige, welcher mich rekommandirte, war niemand Geringeres, als eine Person, die an drei oder vier Wochentagen mit dem Duque-Secretario**) an derselben Tafel speiste; und dieser Herr empfing mich mit offenen Armen. Er tadelte meine Bescheidenheit, die mich abgehalten habe, eine Direktor-Stelle zu begehren, in der ich Schätze gesammelt und eine Menge Klienten erworben hätte; er hieß mich, ein Memorial mit doppelter Kopie aufsetzen, für den Fall, daß in den zwei oder drei Tagen, die Seiner Exzellenz zum Expediren der Sache nöthig waren, ein gewanderter Stellenjäger als ich sich einschleichen könnte. Unter dem Schatten so kräftiger Protektion begann ich meine Jagd.

Damit nun die wohlgemeinten Absichten Seiner Exzellenz nicht fehlschlügen, suchte ich mittels Seiner Secretair Hochwürden Bekanntschaft anzuknüpfen; allein eben an diesem sollte meine Geduld ihren Prüfstein finden. Mochte ich des Morgens, des Mittags, um drei Uhr, um fünf Uhr oder am Abend mich einstellen: zu keiner Zeit ließ der Herr Secretair sich sehen. In seinem Hause verleugnete man ihn; auf dem Bureau erhielt ich keinen Zutritt, und bestimmte Audienz-Tage hatte er nicht angesetzt. Die Bedienten Seiner Señoria, die schon aus weiter Ferne die Stellenjäger witterten, hielten barmherzig mir von der Verleugnung ihres Herrn. Endlich, an einem Tage, wo ja meinem Glück ein Dienstmädchen die Thür öffnete, erfuhr ich, daß der Señor zu Hause sey. Allein auch das fruchtete nicht: Seine Unschuldsarbeit verwiesen mich an einen ihren Schreiber oder Kammergehülfen, welcher seinen Herrn vielmal deshalb entschuldigte, daß er sich nicht sehen ließ. Ich mußte mich für's Erste damit begnügen, diesen Mexkur mein Gesuch, meine Empfehlung von Seiner Exzellenz, meine Verwunderung darüber mitzutheilen, daß man auf eine Sekretairs-Person mehr Gehör noch Audienz gebe. Den ganzen Inhalt meiner Relation sollte er, wie sich von selbst verstehet, der Señoria mittheilen.

Mehrere Tage verstrichen und ich erfuhr kein Resultat. Jetzt trieb mich die Sehnsucht, den Herrn Secretair persönlich zu sprechen, an die Pforte der Kanzlei, wo ich aufpaßte, wie ein Luchs. Sobald ich den flattirenden Kornblumer und Kammerherrn Tilburg Seiner Señoria erblickte, nahm ich den Hut in die Hand, verneigte mich tief, und schnitt alle herkömmliche Grimassen. „Ich hat, flehte, wurde zudringlich, aber vergebens. Man bedeutete mir, ich möchte zu dem Beamten (Oficial) gehen, der mein Gesuch anzubringen habe. — „Wer ist denn dieser Herr?“ — „„Er ist mir jetzt nicht gegenwärtig.““ — „Und wann sind seine Sprechstunden?“ — „„Die sind jetzt suspendirt, wegen der Cholera.““ — „Wie? soll ich denn auf Empfindung meiner Bewerbung erfahren?“ — „„Morgen wird man einen Zettel anschlagen, auf welchem die Zeiten der Audienz u. s. w. bemerkt sind.““

Ich tröstete mich mit diesem Schimmer von Hoffnung, und wirklich verkündete des andern Tages ein kleiner Zettel, zu welchen Zeiten die Herren Oficiales Gehör geben wollten. Derjenige, an den ich gewiesen war, hatte die Mittwoche dafür angesetzt; da ich diesen Herrn aber nicht kannte, und nicht von aller Empfindung entblößt war, die ihn treten wollte, so erkundigte ich mich nach seiner Wohnung, seinen Gewohnheiten und Freundschaften, und endlich gelang es mir, diejenige Person zu ergattern, welche auf seine Entschließungen am kräftigsten einwirken konnte.

Mit so vielen Empfehlungen und mit dem feierlichen Versprechen Seiner Exzellenz ausgerüstet, glaubte ich, mein Glück schon gesichert zu haben. In der ersten Audienz erfuhr ich, daß Seine Señoria sollte expedirt werden; in der zweiten, sie werde eben expedirt. In der dritten Audienz sagte man mir, sie sey allbereits Ihrer Majestät vorgelegt; in der vierten aber sagte man — gar nichts, weil der Herr Oficial erkrankt war. Ein Jeder, der zwei Monate lang vergebens prätendirt oder supplizirt hat, wird sich von meiner Stimmung einen Begriff machen können.

Die Krankheit meines Oficials verlängerte sich; der Herr Secretair ließ sich vor Niemand sehen, und Seine Exzellenz der Herzog-Staats-Secretair warren nach ihrem Landsitz abgereist. Schon sah ich mir jeden Zugang versperrt, als endlich ein neuer Oficial an die Stelle des Erkrankten trat. Diesem Herrn war ich nicht empfohlen, und eben darum glaubte er sich nicht verbunden, mir schöne und glatte Worte zu geben. Er sagte mir schon in der ersten Audienz rund heraus, es sey keine Stelle vakant. „Bitte um Entschuldigung, Ew. Señoria, in diesem und jenem Zweige der Verwaltung sind so und so viele gestorben; noch in voriger Woche hat man eine bedeutende Anzahl verabschiedet, Einige als Ueberzählige, Andere als Erstlados u. s. w. u. s. w.“ — „„Es ist keine Stelle vakant, sag' ich Ihnen!““ Hier nickte er mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß ich entlassen sey.

Ein anderer als ich, würde jetzt in eben der Ordnung wieder rückwärts gegangen seyn, bis er von Seiner Exzellenz selbst erfahren hätte, wie und auf welche Weise man ihn den Schauen Streich gespielt; allein der Gedanke, daß ich noch Ausdauer, daß ich ein Künstler, Stellen zu erlangen, sey und daß dieser Beruf, wie jeder andere, seine Lehrzeit habe, hielt mich davon zurück. Ich trat wieder in meinen unfruchtbaren bisherigen Wirkungskreis, und tröstete mich mit der Hoffnung, daß man meine Ehre meiner Dienste eingedenk seyn und mich bald und destmöglichst versorgen werde. Aber ein Chef in Madrid ist ein ganz anderes Wesen, als ich damals noch glaubte; er erhält und stürzt, giebt und nimmt wieder, je nachdem seine Kapricen ihn antreiben; in Spanien ist dieses Prinzip ein Gesetz, dessen Entschließungen unantastbar, dessen Worte Orakelsprüche sind. Er ist ein König unter seinen Subalternen, die seinen Geschmack lobpreisen, seine Mängel verhehlen und seine Irrthümer verehren. Die Worte repräsentative Verfassung, Petitions-Recht, Sicherheit der Personen, rationale Freiheit und Bürgerrechte — Worte, die das Joch der Regierung Christinens sind — sie nähren den nationellen Enthusiasmus; allein in Spanien ist dieses Prinzip seit jüngsten Zeiten geweckt; aber der Genuß aller dieser Prärogative ist nur denen vorbehalten, die in absoluter Unabhängigkeit ohne Amt und ohne irgend eine politische Verbindung leben.

„Recht gut, mein Freund; aber es muß doch Autorität, Gehorsam, Subordination geben?“ Ich habe nichts dawider, nur glaube ich, daß die Autorität nicht autorisirt ist, irgend Einen ihrer Untergebenen ohne Glimpf zu behandeln, oder ihn wegen kahl des Lebens zu scheren, wenn er mit Zug und Recht etwas Wolle mehr verlangen kann.

Mein bisheriges Amt, das ich als unfruchtbar bezeichnet habe, fing doch endlich an, ein paar kärgliche Früchte abzuwerfen; aber selbst dieser Genuß wurde mir versalzen. So lange das leidige Interesse nicht in's Mittel kommt, sind die Menschen gar liebreich und dienstwillig gegeneinander; wird aber dem Interesse der einen Partei nur ein Haar gekrümmt, so ist auch der Federn-Schmuck hinabgeworfen und von Stund an giebt es nichts als Kabbel und Schikane.

So lange mein Amt mir nichts eintrug, war Niemand so unchristlich, mir es neiden zu wollen. Wer Mitleid verdient, den bewundert keiner seiner Nächsten; Alles ist Freundschaft und herzliche Eintracht. Aber zu meinem Unglück fing das Glück endlich an, mir ein wenig zu lächeln, und alsbald entdeckt man Flecken genug an mir. Der Eine wollte wissen, ich hätte diese kleinen Emolumente nicht so flechtig erlangt; der Andere zieh mich beschränkter Einsichten; ein Dritter suchte dies hervor, ein Vierter jenes. Das Resultat ihrer gemeinschaftlichen Bemühungen war endlich — mein Abschied.

Mannigfaltiges.

— Coleridge über die Amerikaner. Die mögliche Bestimmung der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, eine Nation von hundert Millionen freier Menschen zu werden, die, von dem Atlantischen bis zum stillen Ocean sich ausbreitend, unter Alfred's Gesetzen lebten und Shakespeare's Sprache redeten — ist ein großer Gedanke. Warum sollten wir nicht wünschen, daß er ins Leben trete? Amerika wäre dann Englands, durch ein Gemisch Mißtrauen betrachtet! Wie sehr muß man doch die hämische Feindseligkeit beklagen, mit welcher einige vorgebildete Engländer Reisende die Amerikaner behandeln! Diese hassen uns — das ist außerzweifelt — aber sie hassen wie Brüder; die Meinung, welche ein Engländer von ihnen hegt, ist ihnen zehn Mal mehr werth, als die irgend eines anderen Erdbewohners. Captain Hall's Buch ist ganz gewiß sehr unterhaltend und lehrreich; aber nach meinem Gefühl urtheilt er doch öfters ungerechtlich und kleinlich. Und sind nicht die meisten verjenigen Dinge, über die er mit solcher Bitterkeit spricht, bloße nationale Schwachheiten, wie sie jedes Volk aufzuweisen hat?

— Coleridge über Don Quixote. Wenn ein Mensch seine Ideen für wirkliche Personen und wirkliche Dinge hält, so ist er verrückt. Don Quixote hat den Gebrauch seiner Vernunft nicht verloren; er ist vielmehr ein Mann von so reicher Phantasie und so überlegenem Geiste, daß die Tyrannie der Welt über äußern Sinne nicht achtet, so oft sie den Ergebungen seiner subjektiven Reflexionen widerstreben. Sancho dagegen repräsentirt den flachen gesunden Menschen-Verstand. Wie sehr verehret er seinen Herrn, selbst wenn er über ihn grollt!

(Coleridge's Table-talk.)

— Die Britische Nationalschuld. Was für Unheil kommt denn eigentlich — im Großen betrachtet — durch die Nationalschuld über England? Ich habe auf diese Frage noch nie eine klare und befriedigende Antwort erhalten. Man versuft sich auf die Interessen, die zu bezahlen sind; allein verschwindet denn dieses Geld nur eine Minute lang aus den Taschen des Volkes? Da könnte man mit eben dem Rechte sagen, daß der Mensch durch den Blutumlauf geschwächt werde. Freilich kann die Art der Besteuerung oder der Eintreibung einzelne solche Uebel und Plackereien erzeugen; nur begreife ich nicht, wie man dazu kommt, der Nation als eine Last anzurechnen, was die Nation sich selbst und nur sich selbst schuldig ist. Die Interessen der Nationalschuld sind in der That nichts mehr, als eine Summe Geldes, die der Staat alljährlich zur Förderung der Industrie ausbebt.

(Coleridge's Table-talk.)

*) Entretenido ist ein Beamter, der in Hoffnung auf weitere Beförderung unentgeltlich arbeitet.

**) Minister-Staats-Secretair, mit dem Titel Herzog.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 35. Berlin, Montag den 23. März 1835.

England.

Die Poesie des Familienlebens in Großbritanien.

Ein Englischer Reisender unterbricht sich eines Tages mit einem Reader, der ihn in seinem Zelte mitten unter seiner zahlreichen Familie, unter seinen Frauen, Kindern, Sklaven und Stammes-Verwandten als Gast empfing, über den Nutzen der Poesie. „Es war", erzählt der Reisende, „ein ehrwürdiger Greis, der sich mit Gelassigkeit und Energie auszudrücken verstand, dessen ganzes Aeußere einen Poeten verrieth, dessen Blick aber durch den häufigen Gebrauch des Opiums etwas getrübt war und ihn so bei Ansehen einer Pferderace gab. Ich hatte mehrere Tage in der patriarchalischen Familie zugebracht, und da ich mit dem Stammherrn ziemlich vertraut geworden war, fragte er mich nun, ob es in meinem Vaterlande Poeten gäbe? Als ich dies bejahte, rieb er sich die Stirn und die Brust und rief aus: „„Allah sey gepriesen! Der Regen und der Thau fällt allen Völkern; auch die „grünen Inseln" in Europa entbehren der himmlischen Wohlthaten nicht. Aber sage mir, Fremder, was können nur Eure Poeten besitzen in einem Lande, wo es keine Kamele, wo es weder fliegende Sandvögel, noch große Palmbäume, noch Gazellen giebt? Bei Euch müssen die Dichter eben so trocken und dürr seyn, wie hier die große Wüste.""

„Ich versuchte es", fährt der Reisende fort, „dem Araber einen Begriff von unserer vaterländischen Poesie beizubringen: zu dem Zwecke übersetzte ich ihm das „Kawin-Feuer" von Cotton in's Arabische. Allein dies vortreffliche Gedicht machte auf ihn nicht den geringsten Eindruck: als ich damit zu Ende war, fuhr er mit gymnastischer Miene mit der Hand über den Bart und sprach dabei folgenden Arabischen Spruch: „„Wird dem Ebenholz nicht vor, daß es schwarz sey, dem Neger nicht, daß er krauses Haar habe, noch table den Fremden, daß er nicht die Gebräuche kenne, die Dir bekannt sind.""" Dies sollte offenbar in Beziehung auf mich so viel heißen, als: „Die Verse, die Du mir da eben repetirt hast, klingen zwar wohlklingend, allein ich stehe viel zu hoch, als daß ich Dir darum liegend einen Tadel sagen sollte."

„Kurz darauf, nachdem er dieses gesprochen und seine Pfeife bei Seite gesetzt, begann der alte Scheik mir feinerseits mit geschlossenen Augen liegend ein Gedicht von Amrialkais zu recitiren; es bestand aus funfzig oder sechzig Strophen, in denen aber nichts Anderes als die Beschreibung eines Kamels enthalten war. Es war dessen Flucht durch die Wüste, dessen gewaltiger Flug, schneller als das Rauschen des Windes, seine wunderbare Geschwindigkeit, sein Muth und seine Geduld, die der Dichter besingen. Das ganze Interesse knüpfte sich an den Renner. Nicht ein Gedanke, der unserem Jeeungange zugehört, nicht ein Gefühl, das in einem Europäischen Herzen irgend einen Anklang gefunden hätte. Das Wiehern des Kamels, sein gewaltiger Blick, der Glanz seines Nasenfells, die Farbe seines Haares, seine Naturtreue und Reinigung, alles dies hatte der Arabischen Dichter begeistert, der in jener Steppe eine neue Eigenschaft seines Lieblings-Thieres zu rühmen und zu vergrößern hat. Und diese Poesie ist dem wilden Araber das Höchste. Größe, Begeisterung, Energie, Alles findet er in seiner rohen Einöde in Begleitung seines ihm zum zweiten Ich gewordenen Renners. In seinen Augen erschien das „Kawin-Feuer" von Cotton als eine alte Weiber-Mähre, eben so wie ich in seiner Poesie nichts als den Ausdruck eines ungestümen Wollens zu finden glaubte."

Diese so einfache Erzählung ist nicht ohne Bedeutung für die Kritik. Es ist nichts so lächerlich, als wenn wir in unseren kritischen Literatur-Kompendien denselben Maßstab, nach welchem Homer beurtheilt wird, nicht nur an Virgil und Tacitus, die doch in einem ganz anderen Lande, zu einer ganz anderen Zeit geboren, sondern auch an den Ebräischen Dichter und den Tacitischen Geschichtschreiber anzulegen finden. Batteux schimpft gar weidlich auf den großen Homer, daß er sich darauf eingelassen, die Schilderung einer Küche zu entwerfen. Wenn Patrelus den Brustpieß einer Hammelkeule dreht, so erscheint das unserem Kritiker als eine Absurdität. In eben derselben Weise deutheilt er den Pindar. Wenn die Engländer von Racine sprechen, so erscheinen sie nicht minder lächerlich als die Franzosen, die von Milton reden. Allein die Poesie ist nichts als ein Thau, der aus den Düften des Erdreichs sich entwickelt, himmelwärts emporsteigt, dort in Regen sich umwandelt und endlich wieder zu Boden fällt. Den ersten Stoff aller poetischen Begeisterung bilden nothwendig die Leidenschaften und Gefühle, Ideen unmittelbar aus dem Leben, aus der umgebenden Naturwelt gegriffen. Die Poesie ist localisirt, aber ihr Boden ist materiell; nur in der Weise der Gestaltung, in der Art, wie die Metamorphose vor sich geht, die aus der Jurassen eines wilden Volksbaumes eine Jliade und aus den Kämpfen einer rohen Räuberhorde eine Belagerung von Troja macht, nur hierin liegt das wahre Geheimniß der Poesie. Ausserdem ist sie überall anzutreffen: an dem Feuerheerd des eisigen Nordländers nicht minder, als unter dem Schatten des Dattelbaumes in den heißen Gegenden des Südens.

Was Montesquieu für die Kritik der Politik gethan, hat noch Niemand für die literarische Kritik versucht. Die Gesetzgebung überall auf eine und dieselbe Basis begründen wollen, ist ihm lächerlich erschienen, und er hat gezeigt, wie man an den verschiedenen Orten auf das verschiedene Klima, auf die besondere Sprache und die abweichenden Sitten Rücksicht nehmen müsse. Was die Kritik der Literatur betrifft, so hat sie ihren Montesquieu noch nicht gefunden. Es ist noch Niemand dazu auf gekommen, die Gegenstände der Anstalligung zu ihren wahren ursprünglichen Quelle zurückzuführen. Alles, was Lessing, Herder, Wolfstetten und die Frau von Staël gelegentlich darüber gesagt, ist zu hypothetisch und vag; noch hat man keine sichere Theorie begründet. Selbst Schlegel, der den Katholizismus und das monarchische Prinzip über Alles setzt, hat nur danach gestrebt, eine einzige Thatsache zu beweisen: nämlich den Vorzug der Länder, die unter einer Alleiu-Herrschaft stehen. Er hat sich wenig um die historische Wahrheit seiner Systeme bekümmert; gleich Bossuet in Frankreich und Bellarmin in Italien hat er die Thatsachen nach seiner eigenen Laune gestaltet und modifizirt. Nach Schlegel und seiner Schule giebt es keine andere Poesie in England, als die Shakespeare's, und auch dieser große Mann hätte in seinen Augen gewiß noch weit mehr gegolten, wenn er dem Katholizismus zugethan gewesen wäre. (*)? Addison wies bei ihm sie nichts geachtet, Pope er keinen der Schriftsteller unter der Königin Anna einen Rang anweist, auch ist jede einfache, auf die Familie gegründete sentimentale Poesie von seiner Liste gestrichen. Selbst gegen Shakespeare hat er noch einen Vorwurf im Hinterhalt, so wie er einen gegen Dante hat. Shakespeare ist ihm zu unparteiisch, Dante zu Gibellinisch gesinnt. Ueberhaupt hat die Fessel des Systems Schlegel's Einfluß im Ganzen gelähmt, jenes Mannes, den sonst die Natur mit den höchsten kritischen Talenten ausgerüstet hatte.

Wir finden in England eine eigenthümliche, auf das Familienleben basirte Poesie, die sich aber erst entwickeln konnte, nachdem die bürgerlichen Rechte genug geschützt waren, um den Engländern den Werth ihres Daheims recht fühlen zu lassen. In der Alt-Englischen Zeit war die Poesie rein christlich und mönchisch. Auch unter der Regierung der Normänner war das Gefühl des häuslichen Glücks noch nicht recht empfunden worden. Ehaucer, der erste merkwürdige Schriftsteller unter den Engländern, der das Gepräge seines Landes sowohl als seiner Zeit an sich trägt, beobachtet die Menschen genau, sammt ihren Lächerlichkeiten; allein er besingt nicht die Freuden der Familie. Chaucer ist ein Trouvère, ein glücklicher Nachahmer der Trouvères in der Picardie, aber von tieferem Geiste als sie, nicht minder heiter, und vorzüglich bewundernswerth durch die plastre Reichhaltigkeit und Naivetät, seiner Gebrauch Reisen in Italien, Centurien in Spanien und da Fontaine in Frankreich entdeckt. Allein dies ist noch nicht die Familien Poesie, die wir hier meinen, zu deren Entwickelung es noch eines besonderen Grades der Civilisation bedurfte. Dazu war noch der nordische Protestantismus erforderlich, der alle Privat-Tugenden über die öffentlichen Tugenden erhob: ein patriarchalischer Calvinismus, der im Briefe der Bibel der Hebräer den Vater zum Hohepriester seiner Familie macht. Außerdem mußte noch die besondere politische Lage hinzukommen, jene leidende schmerzliche Lage des ungleichen Kampfes und der dereischen Resignation, damit nicht die bloßen rein bürgerlichen Beziehungen den Geistesschwung hemmten. Alle diese Bedingungen sind in England und in Schottland zusammengetroffen. Von den tiefsten und ebelsten Begeisterungen der Muse in diesen Ländern gebören mehrere dieser Gattung der Familien-Poesie an. Selbst die geistreichen und genialischen Werke Milton's tragen die lieblichen und innigen Farben davon. Was hingegen diejenigen Englischen Dichter betrifft, die der einfachen Schilderung des Familien-Lebens gänzlich entsagt, wie zum Beispiel Pope und der Pindar'sche Cowley, so haben sie auch, trotz des momentanen Erfolges ihrer Schriften, dem gerechten Tadel ihrer Landsleute wegen ihrer Freiligkeit und Kälte nicht entgehen können.

Das Englische Volk ist ernst gesonnen, nachdem es durch mancherlei harte Proben gegangen. Ehemals nannte man das Land Merry England (das fröhliche England). Gegenwärtig klingt dies Epitheton wie ein Spottname, wie ein Epigramm. Es ist der Ernst des Protestantismus, seine Philosophie, seine strengen Beobachtungen, seine Moralität, die den leichtsinnigen Mutbwillen zerstreuen und die Ge-

(*) Der Englische Verf. hat hier wahrscheinlich A. W. von Schlegel mit seinem Bruder Friedrich verwechselt.

Digitized by Google

mäßiger erstarrt. Ernstere Tugenden, aber auch ernstere Laster traten an die Stelle des schalkhaften lachenden Katholizismus. Bald brach der Bürgerkrieg aus, weniger ein Krieg zwischen den Freiheiten des Volks und den Prärogativen der Krone, als zwischen zwischen dem Bedürfniß, zu denken und zu zweifeln einerseits, und zu glauben und zu gehorchen andererseits. „Man ging überall mehr in sich selbst ein, man konzentrirte sich in Familienbanden, man bezog sich mit Innigkeit auf das eigene Haus und kümmerte sich weniger um die äußerlichen Verhältnisse. Allein in den ersten Tagen des Kampfes war die Aufregung, die gemeinsame Erschütterung noch zu groß, als daß die Poesie irgendwie hätte Fuß greifen können." Einzig Dichter, wie zum Beispiel Herrick, und mehrere Dramaturgen, als Fritzenossen Shakespeare's, versuchten es zwar, das Familienleben, seine Gefühle und Empfindungen zu zeichnen; allein es gelang nur unvollkommen; es zeigte sich nichts Gehaltvolles in ihrem Talente, nichts Kräftiges in ihrem Pinsel.

In einem noch höheren Grade und in noch innigeren Verhältnissen waren die Puritaner zu ihre häuslich Erfindung. Je ihre Familie gekehrt, als der Katholizismus der letzten Epoche ihnen zeigte, wie sie sich als unabhängig von aller Autorität, als eigene Könige in ihrer kleinen Sphäre zu betrachten hatten. Allein der lange Kampf, der sich bald entsponnen, ließ der Poesie wenig Raum, besonders jener Poesie, die in sich gekehrt, abstehend von der Welt, der allgemeinen Natur und der Philosophie, sich selbst in dem Zirkel der eigenen Familie zum Gegenstande hat. Erst unter der Regierung Wilhelm's III., nachdem alle Wogen des Bürgerkrieges sich beruhigt und unersetzliche Verluste erlitten hatte, ist da war es möglich, daß die Gemüther sich wieder beschwichtigten, und konnte man auch selbst durch die blutigen Revolutionen und grausamen Bürgerkriege nicht dahin gelangen, den Fanatismus ganz zu ersticken, so war er doch zum wenigsten verträglicher und gefälliger geworden. Allmälig hatte jede Partei, jede Rasse, selbst diejenigen, die früher ihr Interesse des Thrones, sowohl als der Religion zum Hauptinteresse standen, eigenen Repräsentanten und Organe, fey es in den Kammern oder in der literarischen und politischen Welt, gefunden. Unter Karl II. und Jakob II. war es den Dissenters, als den Parias der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft, trotz ihrer mühseligen Kämpfe, nicht möglich gewesen, irgend einen festen Standpunkt zu erlangen und sicher neben den übrigen Bürgern einherzuwandeln. Erst unter dem König Wilhelm bereitete der Gesetz der Verjährung, durch welchen Parteiverfolgungen, plötzlich die Grundlage der verschiedenen Parteien, und Alles beruhigte sich. Dieser Gesetz des verjährenden Puritanismus leite fort seit 1688 bis auf unsere Zeit. In ihm hat man den Ursprung des Ernstes zu suchen, der die Englische Civilisation durchdringt, jener moralische Ton, den man bei den elegantesten und anmuthigen Schriftstellern unter der Königin Anna und ihren Nachfolgern antrifft, wie zum Beispiel bei Addisen und Goldsmith. Addisen, von seinen Zeitgenossen der Virgil des Spectator genannt, ward zum Moral-Perdiger in den Salons, und er erschuf für seine Weltleute eine neue Moral im versüßten Maßstabe. Richardson, ein Kasuist, brachte seine Lehren in die Romanform. Kurz, von allen Seiten sing man an, in den Kreis der Familie einzudringen; man begeisterte sich am eigenen Heerde und belang seine Haus-Penaten.

Es ist merkwürdig, zu sehen, wie die übrigen Künste den gleichen Schritt mit der Literatur hielten. Zur Zeit, wo Wilhelm III. den Thron von England bestieg, waren die Italiänische Malerschule, die Niederländische eines Michel Angelo's, eines Raphael's und eines Tizian's bei Seite gesetzt worden; Alles, was die Kunst bis dahin Großes, Originelles und Schönes erzeugt, war damals nicht in den Werkstätten der Künstler, nicht unter den Treppen der Gegenwart, sondern allein in den Museen, als Ueberreste aus der Vergangenheit, angesehen. Damals hervorgerufene neue Künstler, einem Salvator Rosa, Maratte, die durch nachgeahmte Zeichnungen und Künsteleien eine neue Aera in der Kunst zu begründen glaubten. In Italien herrschte Pietro von Cortone, dessen flüchtiger Pinsel die Personen auf die Leinwand gleichsam hinwarf; Andere knieten zwar vor der Statue Michel Angelo's und Leonardo da Vinci's nieder, allein es mangelte ihnen an eigener Schöpferkraft, an Originalität.

Aber die große Malerschule der damaligen Zeit, die Schule, die damals allein fruchtbar war im Fache der Gemälde und in den plastischen Künsten, gehörte dem Lande an, das der Prinz von Oranien eben verlassen hatte, um den Englischen Thron einzunehmen, einem Lande, das die Wege jenes kaltblütigen, klaren, hohen und bescheidenen Geistes war, jenes übel berüchtigten und schlecht gekannten Mannes, der alle großen Gedanken Julius Cäsar's in sich trug, ohne den Ehrgeiz, den Geist und die Kühnheit des Römischen Imperators zu haben. Diese holländische Malerei, hervorgegangen aus einem Zustande ziemlich hoher Kultur, aber bestimmt für den Handel und die Industrie und ohne großen Aufwand von Begeisterung und Eleganz, hat sie nicht die größte Aehnlichkeit mit der bürgerlichen Literatur, von der wir eben sprechen? Die Holländische Schule, die um das Jahr 1688 blühte, verdreitete sich ziemlich in Großbritannien. Wo sie ein Publikum fand, das zur Bewunderung desselben Geschmackes, desselben Genres von Talent schon anderseitig vorbereitet war. Die inneren Gemächer von A. van Ostade, die Blumen und die Seestücke von van Huysum und Cuyper, die kleinen Frauen, die durch ein schönes Fenster von Quadersteinen herausstehen und einen Fisch an der Sonne ausbängen, dessen Schuppen wie Gold funkeln; alles dies, alle diese einfachen, häuslichen und Familienstücke, die den Ruhm eines Mieris und Poeterburgs begründet, was sind sie andere, als eine besondere Anwendung des Kunst-Prinzips, nach dem die Familien-Dichter, die Dichter des häuslichen Lebens, gearbeitet haben? Die Einen wie die Andern haben, die weite Welt und ihre Ideale vergessend, ihr Genie in einem Speisesaal, in einem kleinen dunklen Keller oder in einer Küche getrennt zu machen gewußt, sie waren es, die Licht und Ammuth über die Dinge verbreiteten. Eben so finden wir bei Woodsworth den Zauber der Dichtere über den Kadaver eines armen Esels ausgegossen, der am Gestade liegend schon seit todt gehalten wird, während er allmälig wieder zu sich kommt und sich erhebt. Diese Poesie der Einfachheit darf aber nicht weggeworfen werden, sie kann sich vielmehr erheben auf den höchsten Gipfeln der geistigen Schöpfungen Platz greifen. Es muß, wie zum Beispiel bei Klarisse Harlowe, der Geist der Moralität und der Familie das Werk beleben und idealisiren. Denn was die Detail-Poesie eines Davin's oder die Detail-Malerei strebsiger Maler betrifft, die ihr Leben damit hindrachten, daß sie die Blätter einer Blume zählten und genau bestimmten, so ist dies verwerflicher, als wenn sie damit verglichen zu werden.

Kaum hat der Stadthalter von Holland den Thron der Stuart's in Besitz genommen, als man ihn in völliger Harmonie mit dem Volke erblickt; sein kaltblütiger und berechnender, aber wohlwollender und moralischer Charakter erfaßt auf's Innigste den nützlichsten und zweckmäßigsten Theil der neuen Institutionen und Sitten. Die holländische Genauigkeit und Verschlagenheit verbindet sich mit dem Ernst des Englischen und Puritanischen Geist zu Bewegung. Einige Jahren von Trompeten ertönen ebenfalls daran; allein sie sind die Saiten der innigen Poesie der Häuslichkeit nicht berührt. Bei allen diesen Dichtern bleibt noch etwas Scholastisches und Erlerntes zurück. Die häusliche Poesie, so zu sagen, die Poesie des Kamin-Feuers, beginnt mit Goldsmith, setzt sich fort in Cowper, wird pathetisch und ernst mit Crabbe und wird endlich sich endlich mit Wordsworth. Mit diesem letzteren Schriftsteller scheint die Familien-Poesie ihre höchste Stufe erreicht zu haben; der Politik nimmt gegenwärtig alle Interessen in Beschlag, und seit dem Tode Byron's und Scott's ist die Englische Muse in allen Gattungen zu steril gewesen, als daß man noch Nachfolger Crabbe's und Wordsworth's hatte erwarten dürfen. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der unsichtbare Kapitain.

(Schluß.)

„Aber wie ist denn das, mein liebster Kamerad — Dein Leben, das mir als eine ununterbrochene Kette wilder Abenteuer erschien, wäre in den Schranken so einfacher und natürlicher Ereignisse eingeschlossen?"

„Warum nicht? Ja wohl, mein Freund! Du mußt nicht glauben, daß ein Kaper immer jetzt Alles mit Haut und Haar verschlinge, was ihm in den Weg kommt. Welch' eine unbeschreibliche Freude hast Du mir eben gemacht, daß Du mich bei meinem wahren Namen genannt hast. Wie lange hab ich diesen Namen, in dem alle die süßen Erinnerungen meiner Kindheit ruhen, nicht gehört!"

„Ja ja! Man kennt Dich hier nur unter dem Namen des unsichtbaren Kapitains. Aber erklärt mir nun, da wir gerade auf dies Kapitel gekommen sind, was hat es mit dieser seltsamen räthselhaften Benennung für eine Bewandniß?"

„Warum spottest, Albernheiten, mein Freund! ein Hirngespinnst im Volk; eine abergläubische Fratze. Aber Du kannst doch in irgend einer Angelegenheit zu mir — was war's?"

„Nachher. Du mußt mir erst erzählen, wie so Du der unsichtbare Kapitain geworden."

„Weil die Menschen sich dem Absurden am liebsten hingeben und mich lieber für ein außerordentliches Wesen halten, als sich ein ganz gewöhnliches Ereigniß auf die natürlichste Art erklären mögen. Die Menschen! O über ihre Schwachheit! Meinetwegen — wenn Du durchaus darauf bestehst, so wollen wir die wunderliche, hundert Mal vorgetragene Geschichte noch ein Mal vortragen. Du wirst darauf lernen, was es heißt, die Neigung der schönen Damen auf sich zu ziehen. Du kennst ja meine Verbindung mit dem Dey von Algier, die Du selbst gestiftet hast. Du weißt, daß ich mich, um mich dem Dey zu nähern, in Algier als Renegat niederließ, daß ich mich beschnitten ließ, daß ich mich mit Haut und Haar dem Islam ergab. Du weißt, daß ich mich in Algier mit einer Tochter des Dey verheirathete, daß ich mich mit ihr nach Konstantine begab, daß ich mich dort mit ihr entzweite, daß ich mich mit ihr versöhnte, daß ich mich mit ihr wieder entzweite, daß ich mich mit ihr wieder

was giebt's?" rief ich, aus meinem Zimmer hervorstetend, wo ich mich so lange verborgen gehalten, daß Alle in ihrer höchsten Angst in der tiefen Nacht plötzlich meine Stimme vernahmen. „Ihr verlangt nach mir, bin ich denn etwa nicht bei euch?"

Diese Worte im donnernden Tone und in einem solchen Moment gesprochen, brachten auf meine Sämmtlichen Matrosen einen Eindruck hervor, der nicht zu beschreiben ist. Es war ihnen, als sey ich aus den flammenden Wolken zu ihnen herabgefahren, ihnen im Sturm begreiflich bro- . . . „Wo ist er hergekommen? Wie hat er gelacht?" fragten sie sich unter einander, anfangs voller Freude, dann voll Erstaunen, zuletzt mit einer Art überglaubischer Furcht. Mein Lieutenant wagte kaum seinen Augen zu trauen, meine Offiziere staunten mich wie ein Wunder an. Ich erheitte während des Orkans die nöthigen Befehle; mein Manöver glückte, das Schiff wurde gerettet, und als ich nach einem oder zwei Monaten Umherirrungen nach Barcelona-Nueva, mit Spanischer Beute gleichfalls beladen, zurückkehrte, ließ sich meine ganze Mannschaft Nichts angelegentlicher sein, als meine Unsichtbarkeit auszuposaunen, die sich auf Nichts anderes gründete, als auf mein plötzliches Erscheinen an Bord, während jenes Sturmes bei Sankt Katharina. Daher scheuchen sich alle die Fabeln und romanhaften Geschichten, die man auf Rechnung Deines Freundes in die Welt geschickt.

Anfangs machte mir's Spaß, meine Leute mit ihrem Erstaunen ein wenig zum Besten zu haben, und ich verschwieg ihnen eine Zeitlang das Gebeimniß. Sie aber machten aus dem Scherz Ernst, und als ich ihnen das Wunder erklären wollte, war es zu spät.

Ein Unglück kommt, wie du weißt, nie allein; und der Zufall fügte sonderbar genug noch ein anderes Motiv zu jenem ersten hinzu, welches mich schon zu einem außerordentlichen Menschen gestempelt hatte. In einer Nacht, als ich Jagd machte auf ein ander Schiff, brach ebenfalls ein heftiges Ungewitter ein; eine Woge stürzt mit solcher Gewalt über das Verdeck, daß sie Alles darauf niederlegt und losreißt, und mich selber mit fünf oder sechs meiner Leute in die Flinth schleudert, die sämmtlich ertranken. Glücklicher oder geschickter als die armen Teufel, ergriff ich, anstatt dem Meere in den Rachen zu fallen, eins von den Leitauen des Steuerruders, und kletterte mit Gottes Hülfe am Hinterbord empor auf's Verdeck, wo die Woge eben das Unglück mit die Seinigen angerichtet hatte. Meine Leute schrieen: „Der Capitain ist im Wasser! rettet den Capitain! und jeder andere an meiner Stelle würde ihnen vielleicht sogleich entgegengerufen haben: „Da bin ich." Ich aber, viel ruhiger und philosophischer, stieg ganz still in mein Zimmer hinab, legte mich zu Bett und schlief ein, während mein Lieutenant das Boot aussetzen ließ, und in den wüthenden Wogen Nachforschungen nach mir anstellte.

Am folgenden Morgen, als meine Offiziere und Matrosen noch in voller Bestürzung, so gut es gehtt den Schaden der Nacht in Ordnung zu bringen suchten, stieg ich herauf, erschien frisch und munter auf meinem Posten am Hinterkastell, frage nach dem Schaden, den der Wasserstoß angerichtet, und gebe kaltblütig meine Befehle.

Der Anblick einer Gestalt hätte keine größere Wirkung auf meine Leute hervorbringen können, als wenn ich aus dem Verstorbene sich Dir. Ich glaube, Gott bezeih mir's! sie hätten mir am liebsten meine Kleider in Stücke zerrissen und Reliquien daraus gemacht, hätt' ich mich nur dazu verstehen wollen, mich zum Heiligen herzugeben. Seitdem, wie Du wohl begreifen wirst, war es nun etwas Unerlaßliches, um meinen Pakt mit dem Teufel zu glauben. Ich wiede wohl oder übel ein übernatürliches Wesen, eine Art von Wasser-Dämon, ob ein freiwilliger oder verbannter, weiß ich nicht. So ist das Heidenthum meiner Freunde und Kameraden auf Kosten der gesunden Vernunft und seiner Wirklichkeit ein unsichtbares Capitain geworden — der übrigens bei jeder Gelegenheit, wo er etwas vermag, Die zu dienen erbötig ist.

Bei alle dem hab ich mich über die Metamorphose, die man mit mir vorgenommen, nicht zu sehr zu beklagen. Diese albernen Geschichten haben mir wenigstens den Dienst erwiesen, daß mich die Matrosen, so lange wir mit Indien Handel trieben, mit Ehrfurcht behandelten bis zum Himmels oder des Antichrists betrachten. Du kannst Die gar seine Vorstellung machen von dem fanatischen Respekt, mit dem sie sich mir nahen, von mir reden, mit dem sie meine kleinsten Befehle vollziehen. Kein Capitain ist je mit mehr Anmehr-sicht und Autorität auf dem Meere herumgesegelt, als ich. Geh ich an's Land, so ist es das höchste Fest ihrer Ehrgeizes, mich begleiten zu dürfen, und ihn ich zu Tische, so sind sie so stolz darauf, mich zu bedienen, daß sie sich gegenseitig überbieten. Es wäre mir ein Leichtes, mit einem Wort meine ganze Mannschaft dazu zu vermögen, in einen feurigen Ofen zu springen, ein Wink, ein Blick von mir, und meine hundertundfünfzig Narren würden sich nicht bedenken, ein großes Kriegsschiff zu entern, alle der festen Ueberzeugung, daß ihnen mit mir weder Stürme, noch Feuer, noch Gefechte etwas anhaben können, und daß ich nur die Hand ausgustrecken brauche, um sie sich Todt oder zu machen. Doch lassen zuviel von diesen Possen. — Was führte Dich zu mir? Du wolltest etwas von mir? Was ist es? Sprich! Beauchi Du Geld? Mein Secretair soll Dir geben. Oder hast Du Dich etwa über eine Ungerechtigkeit zu beklagen? Sprich nur! Pulver und Waffen stehe ich immer bei mir, und dann will ich Dir in eigner Person beistehen, überglücklich, einem alten Jugendfreund in etwas dienen zu können.

(Ed. Corbière.)

Italien.

Ein Frühstück zu Aquapendente.

Fragment aus einer noch ungedruckten Italiänischen Reise.

Wer Aquapendente nicht gesehen hat, kennt das Elend nur dem Namen nach. Aquapendente ist ein in völliger Fäulniß begriffener Flecken auf dem Kamm der Appenninen. Es ist die Hauptstadt des Jammers und der Noth. Feuchter Schimmel bedeckt alles Mauerwerk, flatternde Lumpen hängen aus allen Luken heraus, durchsichtige Schatten, die man für menschliche Wesen halten soll, schleichen über den lehmigen Boden der Gassen hin, eine dicke Atmosphäre, ein Spitalgeruch, ein Hauch wie von Schwindsüchtigen, eine Modersuft, kurz, alle Miasmen der Hungersnoth und der Krankheit umgeben den Reisenden in diesem Orte des lebendigen Todes. Man findet nur Trost in einer der herrlichen Landschaften, welche die Natur in ihren Appeninen-Museum zur Schau gestellt hat. Der Blick schweift eines herum, so weit der Gesichtskreis reicht, über Hügelwellen hin, über Hügelwellen, Gebirgsmassen, über Wälder, die an den Wolken zu hängen scheinen, über blinkende Wasserfälle und Sturzbäche mit natürlichen Brücken. Dies Alles aber verschafft dem verhungerten Flecken nicht eine Unze Brod.

Aquapendente ist mit schwachen Mauern befestigt — eine sehr unnütze Vorsicht gegen eine Belagerung, denn Niemand in der Welt denkt daran, sich solch eine elende Eroberung zu verschaffen. Am Thore forderte der Reisenden ein Gespenst von Zollbeamte eine grobgedruckten Paß ab, nicht als ob er sich nun den Paß stimmerte, denn ganz Aquapendente könnte sich versammeln, es würde ihm doch nicht gelingen, eine Phrase davon zu entziffern, oder es handelt sich um ein fiskalisches Recht, und dem muß Genüge geschehen; dieses ewige Zollcurichten ist freilich eine unangenehme, aber weiter keine drückende Sache; die Obrigkeiten sind es sogar dem Reisenden oft anhiem, die Summe nach seinem Belieben zu bestimmen. Der Beamte von Aquapendente verbrente zwei Paoli für seine beiden Freunde und mich; wie gaben dem Beamten ein Fünf-Paolistück und baten ihn, uns drei Paoli wieder herauszugeben. Da lag aber die Schwierigkeit. Die Kasse des Fiskus war ausgetrocknet; wir waren die einzigen Reisenden, welche die Straße über Viterbo eingeschlagen hatten; alle Englische Karavanen, die zum Osterfeste nach Rom zogen, hatten ihren Weg über Perugia genommen. Es ist dieser Weg nur ein tragischer Beweis für das Sprichwort, daß jeglich zugetragen hatte; eine Englische Familie war in die Gegend von Koniglione von drei Straßenräubern angefallen worden, zum großen Leidwesen aller Gastwirthe, Zollbeamten und Bettler auf der Straße von Viterbo. Der Oberschreiber von Aquapendente nahm unser Fünf-Paolistück und bat uns, ihm zum Ober-Steuer-Einnehmer zu folgen. Dieser Beamte, welcher sich eben so sehr durch seine Beinkleider mit Schnallen und seidene Strümpfe, Alles von hohem Alter, eine gewaltsame Perücke und einen Zopf, fein Aeußeres war schwindsüchtig, aber jovial. Nachdem uns der Ober-Steuer-Einnehmer mit seinen Komplimenten bepudert hatte, sagte er uns, daß er kein Geld zum Herausgeben habe, doch wolle er in der Nachbarschaft welches zu bekommen suchen. Wir folgten ihm in die wohlbedachten Hertel von Aquapendente, wir klopften an die Thüren mehrer Häuser, ohne Gehör zu finden, endlich an unserer Spitze hielt das Männ-Phänomen in die Höhe und sonzigtete laut schreiend das Wort baratare (wechseln) durch alle Zeiten hindurch, die Steuerpflichtigen wichen stutzig vor dem monströsen Geldstück zurück und gaben durch wiederholtes Kopfschütteln ihre Weigerung zu erkennen. Zwölf Notabeln mußten erst um dieses Börsengeschäftes willen zusammenkommen werden, und das Fünf-Paolistück wurde auf Actien gewechselt.

Wir fragten nach einem Gasthofe; das war aber ein unbekanntes Wort in Aquapendente; als wir indeß durch die Stadt gingen, erblickten wie eine Art von Thür mit groben, unburchsichtigen Glasschieben, darüber ein Schild mit der Aufschrift: Caffe di buon gusto. Wir traten ein in das Kaffehaus zum guten Geschmack. Unser Fuhrmann verschwere mir, es sey ganz vortrefflich. Der Saal hatte zu Zeit im Daudeau; weit Leuchterstöcke, einen Handteller im Umfang, schmückten die Ecken. Zwei Fashionables in frisch ertauenten Lumpen tranken eine unbekannte Flüssigkeit; sie standen dabei vor einem Leuchterstock, denn man hatte den Luxus von Sesseln und Bänken verbannt. Die Jugend von Aquapendente drängte sich draußen gegen die Fensterscheiben und schaute mit gierigen Blicken auf ihre beiden glücklichen Landsleute, die ihren Kaffeeco so verschwenderisch in den kopfigen Kaffeebaus schütteten.

Der Wirth bot uns zum Frühstück gebratenes Kleid angezogen; dies Kleidungsstück bestand aus tausend Flicken; seine Halsbinde hing in Fetzen auf die liebrige Weste herab; seine Beinkleider liefen Stelett-Formen durchblicken; aber sein schwarzes Haar, seine Italiänische Nase, sein großer Mund, das Muskelspiel auf seinen Wangen zeigten mehr innere Heiterkeit, als unter dem Hut seines Kardinals hervorstrebt. „Was könnt Ihr uns zum Frühstück geben?" sagte ich zu ihm. Mit einem breiten und schalkhaften Lächeln sah er mir ein verzweifeltes niente von seinen Lippen zuflüstern. „Wie? Ihr habt gar nichts in diesem Kaffeehause, dem ersten und letzten von Aquapendente! Ihr habt nicht ein Mal Kaffee!" „„Kaffe wohl"", erwiederte er, „„aber ich habe keinen Zucker, mein Vorrath ist mir ausgegangen, ich erwarte erst neuen von Viterbo." „Habt Ihr Chokolade?" „„Zu dienen, aber rahe."" „Eh, so habt ihr sie kochen." „„Sogleich, wenn Signore Excellenzen einen kleinen Augenblick (momentino) warten wollen.""

Der Wirth lüftete einen schweren Vorhang, der eine Thür verbeng und trat seine Familie herbei, um ihm zu helfen; es handelte sich darum, drei Tassen Chokolade zu bereiten; sein Laboratorium war ein großer; sein jungfräulicher Ofen schien das Feuer nicht zu kennen. Wie nun aber Feuer anmachen? Ich glaubte anfangs, man würde sich der Schlösmittels der Wilden bedienen und trockenes Holz gegen einander reiben, um so eine Flamme zu erzeugen; aber wir sie ein, daß wir ein Reisefeuerzeug bei uns hatten; beim Anblick desselben jubelte der Wirth, und in einem Nu knisterte die Flamme auf dem Heerde.

Die beiden Fashionables gaben Zeichen von Ungeduld von sich. Unsere Gegenwart genirte sie; hin und wieder warfen sie einen bewundernden und düsterern Blick auf den Vorhang vor der Thür; endlich bewegte sich dieser Vorhang, und ich sah sie vor Stolz, Freude und erfüllter Hoffnung erbeben; sie mußerten schnell ihre Lumpen, ihr Haar und ihren Backenbart, und eine Frau trat in den Saal; es war die Wirthin des Kaffehauses zum guten Geschmack.

Digitized by Google

Alle Gesichter vor den Fenstern draußen glänzten vor Entzücken; ein staunendes Gemurmel lief durch die Gruppen der jungen Leute. Die junge Dame, die ihrem Manne bei dem Chokoladetrocken Hülfe leisten wollte, machte mehrere Verbeugungen gegen die Gesellschaft; die beiden Fastionables verneigten sich tief, und ein flüchtiges Lächeln tändlicher Verschämtheit flatterte zwischen ihren dicken, schwarzen Backenbärten hin. Die Penelope von Aquapendente war aufallend häßlich; ein ungeheurer Kamm schwebte über ihrem verwirrten Haar, und ihren dicken, fetten Händen, ihren entsetzlichen Händen, ihren erdfarbenen und zerknitterten Kleide glich sie einer dem Seabituch entschlüpften armen Seele. Der Wirth des Kaffeehauses hatte die Miene eines glücklichen und bevorzugten Gatten; er erlaubte sich, gleichsam um seine ehelichen Rechte zu zeigen, einige Vertraulichkeiten gegen seine Frau, wobei die ganze bewundernde Jugend von Aquapendente ein Schauer überlief. Die beiden Fastionables verbissen ihren Aerger und wendeten sich um, um so viel ehelisches Glück nicht zu sehen, das grausamer Weise zur Beerweisung einer ganzen Stadt hier öffentlich zur Schau gestellt wurde. In diesem Wirrwarr von Intriguen schien unsere Chokolade ganz vergessen zu werden; wir beklagten uns laut darüber, aber die junge Frau entschuldigte sich mit so süßer Zierlichkeit, mit so viel Bewegungen von Kopf, Hals und Armen wegen dieser Langsamkeit, daß wir nachgaben und warten mußten. Der momentane Aerger war eine Stunde. Als endlich die drei Tassen Chokolade fertig waren, dachte man erst daran, daß es an Tassen fehle; die Dame wußte sich aber Rath und half mit Gläsern aus. Nun war die Chokolade eingegossen; aber man hatte kein Brod; der Gemahl wollte sich aufopfern und zum Bäcker laufen, doch ein Gedanke hielt ihn zurück; seine Frau mitten in diesem allgemeinen Parroxismus von Aquapendente zu allein zu lassen! wollte niemand; aber seine Frau schicken, hieß, sie der Gefahr aussetzen, auf der Stelle verschlungen zu werden, und doch mußten wir Brod haben. Bei dem hundert Mal wiederholten Wort pane bob sich der Vorhang der nach innen führenden Thür, und wir sahen aus dem Dunkel die weiße Gestalt eines kleinen zehnjährigen Mädchens hervortauchen, ein menschliches Gerippe in seiner kleinsten Dimension. Ein zerlumptes Hemd bedeckte das arme Kind; der Hunger hatte ihre Figur ausgehöhlt, ihr Auge verlöscht. Die Mutter wachte eine wüthende Geberde, und der Vorhang fiel wieder über die Erscheinung zurück.

Wir hatten unseren Beturino auf die Entdeckung von Brod ausgeschickt; glücklicher Weise war es ein Sonntag, an welchem Tage man in einigen Häusern von Aquapendente etwas gemischt, und das Brod langte an. Jeder von uns nahm einen Leuchterstich in Bereitschaft und begann zu frühstücken. Diese Lichter, die Dunkelheit des Hintergrundes heran; jedes Thürfenster war mit drei Gesichtern besetzt, und ihre verdienbeten Augen warfen Flammenblicke auf unser üppiges Mahl, auf die rothen Kragen unserer Mäntel, auf die beiden glücklichen Fashionables, die sich als unsere Tischgenossen beschleten, und besonders auf die angebetete Frau, die an diesem Tage des Triumphs und Glückes noch verführerischer war. Der Wirth und seine Frauen, die sahen besonders glücklich die Hände vor dem Bilde seiner Madonna, als ob er ihr in einem kurzen inbrünstigen Gebet für einen in den Annalen des Kaffeehauses zum guten Geschmack unerhörten Segen danken wollte. Von der Madonna wandte er sich an seine Frau und ließ auch ihr einen Theil seiner feurigen Dankgefühle zufließen; dann, von Rührung und Entzücken fast durchnäßt, verschwendete er die wohlwollendsten Blicke an die flammende Menge vor der Thür, und es schien, als ob er sie wegen seines Glücks um Verzeihung bitten wollte. Endlich versank er in liebliche Träumereien; eine herrliche Zukunft that sich vor ihm auf; er hörte unter Frühstück auf allen nach Rom führenden Straßen wiederhallen; er sah sein Kaffeehaus von Reisenden berstärmt, sein Schild mit zwei Göttinnen des Ruhms geschmückt, seine Frau mit Kleinodien bedeckt, wie eine Madonna. Vielleicht gar an einen reisenden Kaufmann aus Paris verheirathet, sein Haus mit dem Besuch eines Kardinals beehrt, kurz, alle geistliche und zeitliche Wonne in Folge unserer drei Tassen Chokolade in seine Gaststube einkehren.

Nun kam ein feierlicher Augenblick; wir verlangten unsere Rechnung. Unser Wirth nahm eine gravitätische Miene an, that, als sammle er sich, um einen wichtigen Ueberschlag zu machen, und dann, sich mit aller seiner Kühnheit waffnend, setzte er 12 Bajocchi (ungefähr 1½ Sgr., für den Mann. Die Frau, erschrecken über die Verwegenheit ihres Gemahls, wurde blaß und schlug die Augen nieder; die beiden Fashionables empörten sich murrend über die ungeheure Unverschämtheit des Wirths; ihre telegraphischen Zeichen deuteten der draußen versammelten Menge durch die Fenster an, daß der eiserschlichte Ehemann den Reisenden die Haut abziehe; ein Aufruhr war im Begriff, unter der Jugend von Aquapendente zu unseren Gunsten auszubrechen. Der Wirth aber verlor sein Muth nicht, und er blieb bei seinen 12 Bajocchi. Da konnte die Dame sich nicht länger halten; blasser noch, als sonst, faut sie zusammen; die beiden Stammgäste warfen dem Wirth einen niederschmetternden Blick zu und stellten sich hinter uns, um uns in dem Streit, den sie für unvermeidlich hielten, tapfer beizustehen. Wir zahlten die 12 Bajocchi, und noch eben so viel für den Ausfechter; da ein solcher nicht vorhanden war, so bot die ganze Summe dem Wirth anheim.

Welcher Triumph für den Mann! Sein Aberglaube hatte uns ergründet und begriffen. Seine Frau erhob sich mit strahlendem Auge und huldigte der Weisheit ihres Gatten. Die beiden Fashionables, durch diese glückliche Katastrophe geschlagen, gegen sich zurück. Die Menge kannte von fern den blanken Schatz an, den der Wirth auf seinem Comtoir flimmern ließ. Als wir dinanirten, entblößten sich alle Köpfe, alle Rücken beugten sich, alle Hände faßten nach dem Wagenteil unserer vor dem Kaffeehause stehenden Kutsche. Aus allen Gassen strömten neue Ankömmlinge auf den Platz herbei, um die Reisenden, die 12 Bajocchi zu feiern; die Blätter zeigten uns ihren kleinen Um das Fest vollkommen zu machen, ließen wir aus dem Fenster einige zwanzig Stücke kleiner Münze unter das Volk regnen; der Enthusiasmus auf den höchsten Gipfel; Beifallgeklatsch, man wollte die Pferde auspannen und die Kutsche fortziehen; wir mußten mit unter einer Salve Italiänischer Freudenbezeugungen. Trunkenheit schwamm in allen Blicken; man streute Palmen unseren Weg; ein Improvisator verfolgte uns lange Zeit mit seinen Versen, worin ich mit Gott Plutus verglichen wurde, und nicht eher endigten wir dieser Tyrannei der Dankbarkeit, bis wir in den Hafen kamen, der nach St. Lorenzo „dem Verfallenen" (rovinato) heißt. Die Weinane, den man allen Fleden auf dieser Straße geben kann.

(F. P.)

Mannigfaltiges.

— Ein Denkmal für Schöll. Dem verstorbenen Literarhistoriker Schöll, den eben so gut Deutschland als Frankreich für sich in Anspruch nehmen kann, dem Deutschen Verfasser der in Französischer Sprache geschriebenen Werke über die Griechische und Römische Literatur, über die Geschichte der Europäischen Staaten, über die Friedens-Verträge und die Europäischen Revolutionen, soll in Straßburg ein Denkmal errichtet werden. Nun hat zwar Schöll seine akademische Bildung allerdings in Straßburg genossen und seine bewundernswürdige schriftstellerische Thätigkeit eben so in Frankreich selbst, als in der Syrate dieses Landes entwickelt, insbesondere aber hat er doch, seinem seiner, Geburt (Flassan-Saarbelle) als der ganzen Richtung seiner umfassenden Geistesstärkeit nach, ein Deutscher. Erscheinungen, wie die seinige, die, bei ihrem gediegensten Wachsthum auf zweierlei Boden, wider an Kraft und Haltung, noch an Eigenthümlichkeit verlieren, gehören seinlich zu den seltenen, aber eben darum sollten auch wie den Denkmälern Anderer an einem Raume nicht fehlen können, den Frankreich zum für sich allein in Anspruch nehmen möchte. Eine Idee, die jüngst in gestiftete Gesellschaft unter dem Namen: „Société d'encouragement pour les lettres et les beaux arts" hat es sich zunächst auch zum Zwecke gesetzt, die Städte Frankreichs zur Errichtung von Denkmalen anzufeuern, die sie ihren berühmten Männern setzen sollen. Bereits ist es ihr mit einem solchen für Frankreichs größten Maler, Poussin, gelungen, und Sie geht nun damit um, die Stadt Straßburg zu einem ähnlichen Monumente für Schöll zu bewegen. Was als Schöll nicht bloß ein Sohn der Universität, sondern auch ein Sohn der Stadt Straßburg gewesen wäre! Inzwischen bleibt doch ein Streben, das der genannten Gesellschaft, immer ein ehrenwerthes, und auch das Deutsche Nationalitätsgefühl könnte allenfalls darin eine Beschwichtigung finden, daß Straßburg seinem Boden nach immer noch Deutsch gebieben, und daß es dort darum Niemand auch Noch, Dichter und Schriftsteller als Landsleute betrachten dürfen, wenn ihnen auch Straßburg Französische Denkmale gesetzt hat. Mitten unter diesen, in der protestantischen Thomas-Kirche, wo auch das Mausoleum des tapfern Marschalls von Sachsen sich befindet, soll, nach dem Entwurfe des Herrn Pihan de la Forest, *) das Denkmal Schöll's ebenfalls sich erheben, und wie dürfen wohl nächstens einem ausführlichen Bericht von Straßburg der eben genannten Gesellschaft entgegensehen.

— Alt-Calabar. Die Eingeborenen dieser Gegend haben in Folge ihres beständigen Verkehrs mit Europäern bereits eine gewisse Stufe der Kultur erreicht; indeß lassen sie doch von ihren alten Gewohnheiten und Aberglauben keineswegs ganz ab. Wenn Jemand unter ihnen krank ist, schlachten sie allerlei Geflügel und Kleinvieh, und binden basselbe der Hausthür gegenüber an Pfeiler an, um dadurch die giftigen Getränke zu verführen; stirbt der Kranke, so tödten sie andere Tage darauf einander eine ganze Reihe seiner Verwandten, je nach dem Range, den der Dahingeschiedene bekleidet. Darauf tanzen sie den Trommelschlag, Schellengeklingel und allgeir unsittenden Instrumentalmusik zu Grabe und trinken Mem-bee, das ist eine Säure, die aus der Rinden des Baumbus ausschwitzt. Eine Kafte unter ihnen, die Ekpomen genannt, haben noch ganz besondere Ceremonien für Krankheit und Todesfälle, die sich höchst seltsam und possierlich ausnehmen. Die Ekpo-Kafte ist die Beschwörung eingeführt; sie haben Polizeimissen und enthalten sich gewisser als verboten geltenden Speisen; aber sie haben keinen besonderen gemeinschaftlichen Gottesdienst, — sind große Diebe und wahre Verräther. — Die Nahrung der Eingebornen besteht überhaupt in Affen, Antilopen, Rothwild, wilden Schweinen, Ziegen und Schafen, und in einer Art von kleinen Affen, die sie aber mit meilen. Ich verspeist es einmal. Einige in der Gegend zu überreden, daß sie sich vor Thieren bedienen möchten, allein sie sagten, sie sind faul dazu, um sich darauf einzulassen; Pferde sieht man hier gar nicht. Mehrere Schiffsgenarten zeigten sich an dem Kabeltau unseres Schiffes und auf den Verdeck, wo sie getödtet wurden. Man findet hier Eidexen in allen Farben und in großem Ueberfluße, auch das Chamäleon ist nimmer hier anzutreffen. Die Eingebornen können sich von den Wirkungen des Schießpulvers noch keinen rechten Begriff machen. — Wir haben gegenwärtig die regnichte Jahreszeit, die hier vom Juni bis Oktober anhält; dann folgt die Dunstzeit bis Ende Januar; hierauf tritt die heiße Jahreszeit ein, während welcher mitunter, besonders im April und Mai, die Tornados (Wirbelwinde) wüthen. Diese Jahreszeit ist für die Eingebornen die ungesundeste, für uns Europäer ist es die Durchzeit.

(F. P.)

*) In seinem „Versuche über das Leben und die Werke Fr. Schöll's

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllbl. Post-Aemtern.

№ 36. Berlin, Mittwoch den 25. März 1835.

Nord-Amerika.

A Tour on the Prairies. (Eine Wanderung durch die Savannen des westlichen Nord-Amerika's.) Von Washington Irving.*)

Ueber den Plan dieses Werkes sagt uns der berühmte Verfasser in seiner Vorrede Folgendes:

„Es ist meine Absicht, die gehäuften Notizen, welche mein Reise-Tagebuch enthält, so wie die zufälligen Gedanken, die sich mir dabei aufdrangen, je nachdem die Umstände es erlauben, dem Publikum vorzulegen. Man hat mir überdies sehr zugeredet, die Beschreibung meiner Expedition nach dem fernen Westen drucken zu lassen. Ich erfülle einen Theil meines Versprechens, indem ich sie's Erste meine Wanderung durch die Büffel-Wiesen (Buffalo-Prairies) mittheile. Es ist dies eine schlichte Erzählung von Thatsachen, die auf keine großen Effekte Anspruch macht. Findet das leidende Publikum Geschmack daran, so werde ich vielleicht in Versuchung kommen, diesen Reisebildern noch andere nachzuschicken."

Herr Irving hatte sich einer Gesellschaft angeschlossen, die einen Bevollmächtigten an die Indianische Gränze begleitete.

„In den oft gerühmten Regionen des fernen Westens — erzählt der Verf. —, wohrere hundert (Engl.) Meilen jenseit des Mississippi, befindet sich eine ungeheure Oede Strecke, auf der man weder die Spuren der Wohnung des Weißen, noch die Zelte eines Indianers erblickt. Sie besteht aus großen Ebenen, die hin und wieder mit Wald bewachsen sind, und von dem Arkansas, dem Grande-Canadian, dem Red-River und ihren Nebenflüssen bewässert werden."

„In dieser üppigen grün bekleideten Wüste schweifen das Elenthier, der Büffel und das wilde Pferd im Vollgenuß ihrer Freiheit herum. Sie ist das gränzenlose Jagd-Revier der Indianischen Stämme des fernen Westens. Dorthin ziehen die Osagen, die Kriks, die Delawaren und andere Stämme, welche dem Gebiete der Weißen benachbart leben. Dort halten auch die Pawnis's, die Comantschen und andere wilde noch ungebändigte Stämme ihren Tummelplatz. Keiner errichtet sich hier eine Wohnstätte für die Dauer. Die jagenden Indianer bauen sich für die Zeit ihrer Jagd Hütten aus Baumzweigen, mit Thierfellen gedeckt, und verlassen sie gewöhnliche Nachdarschaft wieder, sobald sie einen sichtigen Wechsel Wildpret aufgefunden haben. Diese Expeditionen haben immer einen kriegerischen Charakter; die Jäger sind stets mit Waffen zum Angriff und zur Vertheidigung versehen, und müssen unaufhörlich auf ihrer Hut seyn. So oft ein solcher Jäger-Trupp einem anderen Trupp begegnet, der zu einem feindlichen Stamme gehört, giebt es Kampf auf Tod und Leben. Ihre Jager werden öfter überrumpelt, und mancher einzeln herumschweifende Jäger wird von auflauernden Feinden getödtet oder gefangen. Hin und wieder sieht man in irgend einem tiefen Hohlgrunde, oder auf Plätzen, wo Indianische Lager gestanden haben, viele Menschenschädel und mehrende Gebeine liegen, die schrecklichen Wahrzeichen solcher Kämpfe."

Wir lassen jetzt einige Schilderungen folgen, die der Verf. von Indianischen Stämmen entwirft.

— — — „Wir sahen eine Gruppe Osagen, lauter prächtige Kerle. Sie trugen keinen Schmuck; ihre Häupter waren unbedeckt, ihr Haar kurz abgeschnitt, mit Ausnahme eines kriegerischen Büschels auf dem Wirbel, von welchem ein langes Skalpirmesser hinten herabhing. Sie hatten schöne Römische Gesichtszüge und eine breite gewölbte Brust. Rumpf und Arme der Meisten waren unbedeckt, und so erschienen sie mit wie ebelgeformte bronzene Statuen. Die Osagen sind der schönste Indianer-Stamm, den ich im Westen gesehen habe. Sie kleiden sich noch in ihre schicksche Nationaltracht und ihre Gesichtszüge haben den Luxus keinen Eingang. Mit diesen Osagen kontrastirte eine schön gekleidete Horde von Kriks. Die Kriks haben auf den ersten Anblick viel Orientalisches. Sie kleiden sich in bunte Jagdhemden aus Kattun, die vermittelst breiter, mit Buckeln gezierter Gürtel um die Hüften befestigt sind; außerdem tragen sie eine Art Beinkleider oder lange Einfassungen von rothem Rehleder, mit gestickten Kniebändern und Troddeln. Ihre Mokkassin's sind sehr geschmackvoll, und um das Haupt winden sie gar geschmackvoll bunte Tücher von leuchtenden Farben, die sich fast wie Turbane ausnehmen." — —

*) Eine Deutsche Uebersetzung dieses so eben in New-York und London gleichzeitig erschienenen neuen Werkes des berühmten Amerikaners wird dieser Tage wenigen Wochen in der Buchhandlung der Herren Veit und Comp. in Berlin herauskommen.

„In der Hoffnung, das Lager der herumstreifenden Indianer noch vor einbrechender Nacht zu erreichen, wanderten wir weiter, bis es Zwielicht wurde, und machten am Rande eines Hohlgrundes Halt. Die Indianer biwouakirten unter Bäumen, tief im Hohlgrunde, während wir unser Lager auf einer felsigen Anhöhe bei einem Waldstrom aufschlugen. Die Nacht brach sehr finster herein, und es hatte allen Anschein, daß wir Regen bekommen würden. Die Lager der Indianer brannten hell in der Tiefe, und warfen dunkle Licht-Reflexe auf die wilden Gruppen, welche, rings um dieselben gelagert, ihre Speisen zubereiteten, aßen und tranken. Einige Osagen aus dem Dorfe, das wir eben passirt hatten, kamen und setzten sich an unser Feuer. Sie spielten die ruhigen Beobachter, und glichen jetzt um so mehr bronzenen Bildsäulen. Wir reichten ihnen Speise und Kaffee, welches Getränk den Indianern eben so willkommen ist, als den meisten übrigen Erdbewohnern. Als sie ihr Abendessen eingenommen hatten, streckten sie sich, der Länge nach, neben dem Feuer am Boden aus, und begannen in tiefen Nasen-Tönen einen Gesang, zu welchem sie auf ihrer breiten Brust den Takt schlugen. Jede Strophe ihres Liedes endigte mit dem abrupten Ausruf hah! (ähnlich dem Oh! in Schottischen Volksliedern) der wie ein Schluchzen herauskam. Der Inhalt dieses Gesanges bezog sich — wie unser Dolmetscher versicherte — auf unsere Person, unsere Bewaffnung und Alles, was sie von unseren Absichten wußten. Besonders hatte die Lebendigkeit und der Unternehmungs-Geist des jungen Grafen in unserer Gesellschaft ihre Phantasie angeregt, und sie schienen über ihn und sein Verhältniß zu den Indianischen Schönen. Diese Art von Improvisir-Kunst wird bei allen Indianischen Stämmen gefunden. Sie bestingen, mit wenigen und einfachen Modulationen der Stimme, alle ihre Abenteuer, im Kriege wie auf der Jagd, und mischen gelegentlich einigen derben Humor mit eine grosse trockene Satire in ihre Lieder. Mit Witz und Laune schienen die Indianer sich überhaupt viel besser ausgestattet zu seyn, als man gewöhnlich annimmt; und meistens habe ich gefunden, daß ihre Bild, wie es namentlich unsere Dichter auffassen, der Wirklichkeit gar nicht entspricht. Man beschreibt sie als wortkarg, unbeugsam, keiner Thräne und keines Lächelns fähig. Wortkarg sind sie allerdings, d. h. in Gesellschaft von Weißen, gegen die sie Mißtrauen hegen und deren Sprache ihnen fremd ist; aber ein Weißer spricht in ähnlichen Verhältnissen eben so wenig. Im Kreise seiner Landsleute ist der Indianer ein gewaltiger Schwätzer, und die Hälfte des Tages vergeht bei ihnen unter Plaudern und der Erzählung kurzweiliger Anekdoten. Auch sind sie geschickte Mimen und Handwörterbücher, bei welcher Gelegenheit sie sich sehr gern auf Unkosten der Weißen lustig machen. Sie beobachten gern im Stillen, und werfen einander bedeutungsvolle Blicke zu, so oft ihnen etwas Besonderes auffällt; allein ihre Anmerkungen verlauten sie bis zu der Zeit, wo sie sie allein sind. Dann erst wird derbitelt, gewitzelt und nachgeschwätzt."

— — — „Diesen Abend unterhielten sich die alten Weidmänner von dem Stamm der Delawaren, von deren Lagern wir an demselben Tage Einen passirt hatten. Man erzählte sich mehrere Anekdoten, die ihre kriegerische Tapferkeit und ihre Geschicklichkeit im Jagen bekundeten. Sie sind Todfeinde der Osagen, mit welchen sie ihren verzweifelten Muth großen Respekt haben, obgleich sie ihn sonderbar genug zu motiviren wissen. „„Schaut nur — so sprachen sie — die Delawaren an; sie haben kurze Beine, können nicht laufen, müssen also stehen und immer fechten."" Der Delaware hat in der That viel kürzere Gliedmaßen als der gigantische Osage. An der Verwegenheit des Ersteren mag übrigens der Glaube großen Antheil haben, daß ein Schutzgeist, in Form eines großen Adlers, hoch in den Wolken über ihnen schwebe. So oft dieser Schutzgeist den Delawaren besonders hold ist, kommt er in die niederen Regionen herab, und wird in weißem Gewölke sichtbar. Alsdann giebt es eine gesegnete Aerndte und Jagdbeute in Ueberfluß. Der Donner ist seine Stimme, wenn er zürnt, und Blitze sprühen aus seinen Augen. Die Delawaren opfern diesem Genius, der von Zeit zu Zeit als ein Zeichen seines Wohlgefallens eine Schwungfeder auf die Erde fallen läßt. Solche Federn machen den, welcher sie trägt, unsichtbar und unverwundbar. Eines Tages, — erzählten die Indianern — wurde ein Trupp von ihnen umzingelt und beinahe aufgerieben. Der Rest flüchtete sich auf einen jener isolirten, tegelförmigen Hügel, die wie künstliche Erdwälle in den Ebenen herumstehen. Hier opferte der beinahe zur Verzweiflung getriebene Häuptling sein Pferd dem schützenden Genius der Delawaren. Da schoß urplötzlich ein ungeheurer Adler aus dem Wolken, packte das Opfer mit seinen Krallen, schwang sich dann wieder in die Höhe und ließ eine Feder aus seinen Fittigen behende schweben. Der Häuptling nahm die Feder hocherfreut vom Boden auf, befestigte sie an seine Stirn, trat an die Spitze seines kleinen Haufens

und schlug sich, ein großes Blutbad anrichtend, durch den weit übertegenen Feind, ohne daß nur einer von seinen Leuten verwundet wurde."

„Die Indianer fagen, daß ihre Jäger dann und wann verschiedene Donnerteile finden, aus denen sie sich Pfeile und Lanzenspitzen machen. Ein so bewaffneter Krieger gilt für unüberwindlich. Wenn dieses während der Schlacht ein Gewitter giebt, so kann der Donner ihn mit sich fortnehmen, und er ist alsdann auf immer spurlos verschwunden. Ein Krieger vom Stamme Konza, der auf einer Savanne jagte, wurde von einem Gewitter überrascht und der Donner streckte ihn desinnungslos zu Boden. Als er sich wieder erholte, sah er einen Donnerkeil am Boden liegen und ein Pferd, welches daneben stand. Er ergriff den Donnerkeil und schwang sich auf das Pferd; allein dieses, welches war der Wetterstrahl, welcher ihn sofort über Wälder, Ströme und Wüsten dahintrug, bis er am Fuße der Felsenberge, (Rocky Mountains) bestimmungslos niederstürzte. Erst nach einer Wanderung von mehreren Monaten kam er wieder zu den Seinen. Ein anderer Krieger, der ebenfalls einen Donnerkeil und ein schönes Mokassin fanden am Boden liegen sah, legte das Mokassin an, ward aber augenblicklich in das Land der Geister entrückt, von wo er nimmer wiederkehrte. — Diese und ähnliche Sagen der Indianer haben ein romantisches Interesse, wenn man sie aus dem Munde halbwilder Erzähler in einer stürmischen Nacht und schauerlichen Landschaft vernimmt."

Wir beschließen unsere Auszüge mit der Beschreibung einer Bienen-Jagd, welche Art von Beluftigung man nur in den Wäldern Nord-Amerika's haben kann.

„In den schönen Wälder, wo wir kampirten, war Ueberfluß an Honig-Bäumen, d. h. Bäumen, deren hohle Stämme wilden Bienen zum Aufenthalt dienten. Es ist erstaunlich, in welchen ungeheuern Schwärmen dieses Insekt sich binnen wenigen Jahren im Westen Nord-Amerika's verbreitet hat. Die Indianer betrachten die Bienen als die Vorläufer der weißen Männer, wie der Büffel die rothen Indianer ankündigt und sagen, je weiter die Biene vorrücke, desto weiter müsse der Büffel sich zurückziehen. Wirklich sind die Bienen die Begleiter der Civilisation, wo sie einige alte Pflanzen jener Gegenden wollen sich sogar des Namens noch erinnern, in welchem die Honigbiene zuerst den Mississippi überschritt. Jetzt schwärmen sie Myriadenweise in den majestätischen Wäldern der Einöde herum. Diese schönen Gegenden könnten fast buchstäblich mit Land werden, „wo Milch und Honig fließt;" denn die unabsehbaren fetten Triften der Prairien sind für zahllose Viehherden berechnet, und die Menge süßer Wiesenblumen macht sie für die nektarsaugende Biene zu einem wahren Paradiese."

„Wir waren noch nicht lange gelagert, als ein Theil der Gesellschaft nach einem Honigbaum aufbrach. Ich war neugierig, den Spaß mit anzusehen, und folgte ihnen dahin mit vielem Vergnügen. Den Trupp leitete ein erfahrener Bienenjäger, ein langer hagerer Kerl in feldhgerfertigtem Kleide, das ihm lose um die Glieder hing, und mit einem Strohhute auf dem Kopfe, der einen Bienenkorbe nicht unähnlich war. Der Nächste hinter ihm trug eine lange Büchse auf der Schulter, und ein halbes Dutzend anderer Begleiter war theils mit Aexten, theils mit Büchsen bewehrt, denn Keiner wagt sich ohne Feuergewehr weit über das Lager hinaus. Bald kamen wir zu einem offenen Platz am Eingang des Waldes. Hier wachte unser Führer Halt, und schlich heran einem niedrigen Gebüsche zu, auf welchem ein schöner Honigscheine bemerkte. Dieser, der der Führer für die wilden Bienen, von denen wehrere das Stück umsummten und in die Zellen krochen. Hatten sie sich mit Honig angefüllt, so summten sie wieder empor, und flogen dann in grader Linie fast pfeilschnell davon. Die Jäger gaben genau darauf acht, was für eine Richtung sie einschlugen, und folgten ihnen eilig über Wurzeln und liegende Baumstämme hinweg, und die Augen unverwandt gen Himmel gerichtet. Endlich entdeckte man ihr Nest, den hohlen Stamm einer verdorrten Eiche, der erst ein paar Klafter dicke herumsummten, und dann in ein hoch schlüpften, das wohl 60 Fuß über dem Boden war. Zwei Bienenjäger nahmen jetzt ihre Aexte zur Hand, und hieben aus Leibeskräften gegen den Baum, um ihn zu fällen. Die Klänge der Axt schienen das ewige Schlafen drohen in seiner Ruhe nicht zu stören. Endlich stürzte der Baum mit fürchterlichem Krachen, wobei er von oben bis unten zerbarst, und alle Zaire, aufgescheuchte Schätze unseren Blicken enthüllte. Einer der Jäger, der sich ein Netz umgeworfen hatte, um vor dem Stachel der Bienen sicher zu seyn, kam sogleich heran, aber die Bienen leisteten keinen Widerstand, sie schienen von der Katastrophe wie betäubt, und krochen planlos unter den Trümmern ihrer Habe herum. Jetzt näherte sich die ganze Gesellschaft mit Löffeln und Tagdwerkzeug, um Beute zu machen. Einige Honigscheiben waren von altem Datum und dunkelbrauner Farbe; andere klebrigen sehr schön weiß, und noch andere hellen Gelbes fast ganz rein. Die noch unbeschädigten Honigscheiben wurden in die Lagerkessel gelegt, die zerbrochenen aber auf der Stelle und mit gewaltiger Gier verzehrt. Aber nicht die Bienenjäger allein zogen von dem Untergang des kleinen Staates Vortheil; eine Menge Bienen aus benachbarten Republiken kamen eilig herbei, um durch den Ruin ihrer Brüder sich zu bereichern. Sie waren dabei nicht weniger geschäftig als die Wrackplünderer, wenn ihnen ein gestrandetes Schiff in die Hände fällt. Die armen ursprünglichen Eigenthümer wollten von dem Nektar nicht einmal kosten, der um sie herum floß; sie krochen unschlüssig dahin vorwärts bald rückwärts, und erinnerten mich lebhaft an einen armen Teufel, der hoffnungslos vor sich hinpfeifend mit beiden Händen in den Hosentaschen, um die Trümmer seines niedergebrannten Hauses schlich. Wer mich aber die Bestürzung derjenigen Mitglieder dieser kleinen bankrott gewordenen Republik, die während der Katastrophe abwesend waren, und nun mit Blöthensaft beladen zurückkehrten! Anfangs kreisten sie an der Stelle, wo der Baum gestanden hatte, in der Luft umher, als wollten sie ihn suchen. Dann ließen sie sich dicht gedrängt auf dem dürren Aste eines Nachbarbaumes nieder, und schienen von da aus wehklagend auf die Ruinen herabzuschehn."

„Wir verließen endlich den Ort, obgleich noch viel Honig in dem Stamme zurückblieb, an welchem die Aexten und Waschbären sich gütlich thun dürften. Der Wie ist in solchem Grade auf Honig erpicht, daß er wohl Tage lang an dem Stamm eines Honigbaumes saß, bis die Oeffnung groß genug ist, um eine seiner Tatzen durchzulassen. Dann langt er den Honig sammt den Bienen heraus und tafelt gar köstlich."

England.

Die Poesie des Familienlebens in Großbritannien.

(Fortsetzung.)

In Schottland, wo das Familienleben besonders in Achtung steht, hatte man diese Gattung der Poesie, von der wir reden, längst mit Erfolg angebaut. Zur Seite der historischen Balladen der Schotten finden sich mehr als ein Gedicht, der die Gefühle der Mutter und Schwester, des Vaters und Sohnes verherrlicht. Der vollkommenste und der Zeit nach der jüngste unter diesen Poeten ist Robert Burns, der in gleicher Weise für das Land- und Hirtenleben, als für die Elegie und Satire begeistert ist. Das „Kamin-Feuer des Landmanns" in den „Sonnabend Abend im Dorfe," von Burns, ist ein vortreffliches Gemälde, eine Ode, eine Hymne und eine Idylle zugleich. Gleich Goldsmith, schildert auch Burns die Tugenden der Landleute, gelitzed zu machen gesucht, indem er einen magischen Zauber über die einfache glühende Leidenschaft ausgoß. Er malt die junge Bäuerin, wie sie errötet, indem sie den Bräutigam bei ihrem Vater erblickt, er besingt den alten Holzhauer, wie er mit den greisen Fingern in seiner alten abgenutzten Bibel blättert; die Lieblings-Kuh, die in einem benachbarten Stalle ihr Tagesfutter friedlich wiederkäuet; jeden Gewinkel, jede Vertiefung, jedes kleine Interesse aus den täglichen Ereignissen in der Familie; das Glück des Sonnabends, der einen Tag der Ruhe verkündet und den Ruhetag selber, die periodische Rückkehr dieses gesegneten Tages, wo der Landmann seine Pflügen vergißt, die Arme übereinander kreuzt, und weder an den Acker noch an die Kernkte denkt.

Das Schottische Leben enthält zu reiche Quellen der Poesie, als daß ein Talent wie Burns sie nicht geschickt hätte benutzen sollen. Selbst in der künstlich Sprache der Gelehrten hat Burns Gedichte verfaßt, die ganz naiv gefühlt, die Seitsamkeit ihrer Sitten darzustellen. Weit schwieriger aber war es, in der Englischen Civilsteg, die von Burns so ganz prosaisch ist, einige interessante Momente zu diesem Behuf aufzufinden. Dies hat Goldsmith versucht in seinem „verlassenen Dorfe," wo er eine Kolonie armer Englischer Landleute schildert, die in Folge der vorgeschrittenen Civilisation und der Ueberbildung des heimischen Bodens zum Auswandern genöthigt sind. Ein ganz neues, einjedenfalls ungeheures Gebiet für eine politische, philosophische, moralische Elegie und ländliches Gemälde zu gleicher Zeit. Das Interesse ist lebendig und einfach, und der Dichter streift an das Grandiose, während er sich im Gebiete des Naiven hält. Hätte Goldsmith mehr Zeit und Muße auf den Anbau dieses Feldes gewendet, es würde ihm kein anderer Englischer Dichter den Vorrang abgewonnen haben. Allein wir besitzen von ihm nur diese skolirte Probe, als ein bewundernswerthes Fragment. Es begreiflich war ihm zu unbefriedigt, sich einem Werke ganz zu widmen, das Goldsmith allerlei gelehrte Studien, Philologie, Geschichte und Kritik, Alles mit bedeutendem Erfolge, mit Originalität, aber meist in so grillenhafter und phantastischer Weise getrieben, daß sein Ruhm dadurch verdunkelt werden mußte. Seine Intelligenz hat sich zu vielfach, auf zu verschiedenen Punkten zerstritten.

Daggen finden wir in dem Misanthropen Cowper den wahren Dichter des Häuslichen in England. Cowper's Vater des innern Lebens der Familie und ihrer Tugenden. Er war der Erste, der eine Schule auf diesem Felde begründete; er war der Vater Wordsworth's und Crabbe's. Man erwarte aber nicht von ihm die populaire Begeisterung des bäuerischen Burns. Bei dem Letzteren blickt überall der Haß gegen die vornehmen Herren, die Folge Eindildung des Landmanns, sein natürlicher Widerwille gegen seine Herren und gegen die Prediger, die ihn stets verwirren und kurz durch. Cowper dagegen, der Einsiedler, weiß nichts von dem Stolze Burns. Nicht die Einfeldlichen auf dem Berge, noch die mit Stoppeln bedeckte Hütte, sondern das bürgerliche Kamin-Feuer liefert ihm den Stoff zu seiner Poesie. Eine außerordentliche Schüchternheit trieb Cowper dazu an, sein Leben in der Verborgenheit zuzubringen, nicht wegen Mangel an Lebenslust, wie Rousseau, sondern wegen Furcht vor den Urheln, die die Menschen ihm zuzügen pflegten. Er sah oft ich, sagt er selbst, wie Andere, ohne sich „den Fuß auf die Straße setzte, schien es mir, als wenn die Weltbegebenden Böses gegen mich im Sinne führten und mich laut verhöhnten. Meine eigenen Fehler, dieses mir mit Bewußt war, erschienen mir stets so fürchterlich, daß ich glaubte, Jedermann müsse sie mir vom Gesichte absehen und mich auf der Stelle verdammen. Redete man mich nur einmal an, so glaubte ich, es schon immer mit gefährlichen Feinden zu thun zu haben. Wollte ich einmal ein Vergnügen besuchen, so vermied ich es sorgfältig, bei Tage hinzugehen, sondern nur bei Nacht im Stillen verstigte ich mich dahin, und wählte mir dort immer den einsamsten dunkelsten Winkel im Zimmer aus. Kurz, überall erblickte ich Verschwerde, die mit nach dem Leben trachteten."

In solcher Gemüthsstimmung verbrachte der Dichter seine Jugendjahre, die Blüthe seines Lebens. In den Augenblicke, wo sein Verstand fast reife und sein Auge heller sah, befand er sich in der Mitte einer liebreichen, gutmüthigen Familie. Hier empfand er zum ersten mal die Freuden des häuslichen Lebens und fühlte sich glücklich. Er war 30 Jahr alt; eine Frau, die ihm mit uneigennütziger Hingebung pflegte, erfreut zugleich die Anlagen seines Geistes, und theilte ihm ihre Ansicht

en darüber mit. Er beseigte ihren Rath und ward Dichter. Was hätte er nun beginnen sollen, etwa die Salons der vornehmen Herren, die er nie anders als unter Angst und Zittern gesehen, oder den Krieg des Heroen, der er kaum begriffen, oder endlich die brennenden, verzehrenden Leidenschaften, die er nie empfunden? Nein, er fand sein ganzes Glück im Schooße der Familie, am Kamin-Feuer, in den friedlichen und sanften Bürgerwegenden, in der stillen geräuschlosen Hingebung und wechselseitigen Entsagung. Diesen Stunden schrieb er seine ersten einsamen Spaziergängen in den fruchtbaren Gefilden der Grafschaft Lambridge. Ihm war jede Rückerinnerung an den menschlichen Stolz und seine thörichte Einbildung schmerzhaft und bitter. Dagegen hatten selbst die unbedeutendsten Verhältnisse eines stillen eingezogenen Lebens das größte Interesse für ihn. In einer solchen Lage konnte der mit Benie begabte Mann nur Meisterwerke auf unserem Felde liefern.

Sobald er verständlicher von allen Dichtern geworden ist, es scheint das Resultat einer Wette zu seyn. In der That hatte ihn eine Wohlthäterin und Pflegerin ein Gedicht in reimlosen feinen Versen aufgegeben, zu dessen Ausgangspunkt sie ihm das „Sopha" vorschlug. Auch beginnt der folgsame Poet wirklich sein Gedicht mit einer Geschichts-Erzählung der Schemel, Bänke, Lehnstühle und Chaisen, deren Erfindung dem weisslichen Sopha vorausgegangen. Von der Ruhe geht er auf und kommt endlich zur Thätigkeit, er verläßt das gepolsterte Sopha, um einen Spaziergang auf's Land zu machen, und vergißt darüber gänzlich den Gegenstand des Luxus, auf den man seine Muse hingewiesen. Der einsame Spaziergang erweckt in ihm alle Empfindungen des nachdenkenden Wanderers; eine neue sastische Kraft belebt und erquickt seinen Geist und Körper; er weidet sich an der Schönheit der Landschaften, vor denen er vorüberzieht, und endlich in philosophische Betrachtungen darüber sinnend, verliert er sich in unbefangenes Spiel. Er vergleicht das Leben des civilisirten Bürgers mit dem eines Wilden; er beschreibt die Gefühle, die ein armer Insulaner aus Haiti empfinden mußte, den Reisende nach Europa mitnachten. Er wiegt auf philosophisch-religiöser Waagschale die verschiedenen Eindrücke ab, die Stadt und Land auf den menschlichen Geist ausüben, und endlich schließt er mit dem Ausrufe: „Gott war es, der das und geschaffen, aber der Mensch hat sich eine Stadt erbaut."

Wenn die Freuden des Sommers und des Herbstes Cowper zum Natur-Dichter machen, und ihm demnach eine auffallende Aehnlichkeit mit Thompson und anderen ländlichen Dichtern geben, so nimmt er mit dem Eintritt des Winters wiederum einen ganz eigenthümlichen Charakter an, da erscheint er recht als der eigentliche Dichter des Kamin-Feuers. Es hat mich leicht ein anderer Autor drei Gesänge, jeder Gesang aus zwölf Versen bestehend, über den Winter geschrieben. Aber für unseren Dichter ist der Winter das Signal der Familienfeste, es ist die Jahreszeit, die Jung und Alt um das Kamin-Feuer herum versammelt; die langen Abende stellen sich ein, wo die Besprüche vertraulicher, und die Unterhaltungen munterer und scherzhafter werden. Die Hülfte des Gedichts: „das Tagewerk," besteht aus einer Schilderung seiner Bücher, die Cowper sich verschrieb, die Abende unterhaltung im Winter," der fünfte: „eine Morgen-Promenade im Winter," und endlich der sechste Gesang hat die Ueberschrift: „eine Abend-Promenade im Winter." Ueber dies Gedicht hat unser Autor die originellsten Schönheiten im reichen Maaße ausgegossen, so wie sie ihm aus dem Herzen geflossen sind. Man höre ihn nur gelegentlich bei der Ankunft der Post in seinem Dorfe:

„Horch! Der Bogen rollt über die Dorfstraße hin; das Horn des Postillons erschallt durch die Lüfte. Da kommt er, der Ueberbringer der Neuigkeiten, der Bote einer stürmisch bewegten Welt, er kommt heran mit fruchtem Haar, mit kohlpechschten Stiefeln, in seinem Mäntzel die Nachrichten aus allen entfernten Ländern der Erde. Was kümmert ihn das sobare Bändel, das er auf seinem Rücken trägt? Ihn ist nur darum zu thun, es an den Ort seiner Bestimmung gelangen zu lassen und auch den Augenblick zu sehen, wo man kommt, es mit Freuden in Empfang nimmt, sast auf die Tafel des Gastwirths nieder und eilt davon, froh im Herzen, die Nase nach dem Winde zugewandt; er pfeift sein gewöhnliches Lied und geht immer weiter vorwärts, unbekümmert ob der Schmerzen oder Freuden, die er auf seinem Wege ausstreut. In seinem Mantelsack giebt's Feuersbrünste, Hochzeiten, Geburten, Todte, Feigende und sinkende Fonds; Liebesbriefe, barte Verweise, ärztliche Verordnungen, Knotsche Verpreisungen; aber alles dies rührt unseren Verschworen eben so wenig, als sein Pferd, dessen gleichgültiger Trott das Echo des Hügels trifft."

Bald sehen wir den Dichter wieder im Hause behaglich der Ruhe genießen:

„Der Tag ist zu Ende; schwert das Feuer an, riegelt die Fensterladen zu und lasset die Vorhänge herab; das Sopha hergerückt an die wärmende Flamme; so wollen wir froh miteinander scherzen, während der rauchende Dampf dem Gefäße entsteigt, das den köstlichen Trank beruht. Hier greifet nach den Tassen: bald wird fröhliche Heiterkeit, nicht zu vergleichen mit dem Rausche des Trunkenen, unsere traulichen Gespräche würzen."

So heraus sich der Dichter im häuslichen Glücke, indem er oft die erhabensten Gedanken in leichtfließende, einfache, aber edle und einnehmende Verse bringt. Nächst Cowper trat bald ein anderer Dichter von noch originellerem aber minder umfassendem Geiste auf diesem Felde auf. Es war der Dichter Georg Crabbe. Auch er hatte gleich Cowper mit vielen Widerwärtigkeiten und Unglück zu kämpfen gehabt; auch er hatte lange Zeit in der Einsamkeit zugebracht und sich die großen Städte als die Wohnstätte der Leidenschaften und Trübsale. Während aber Cowper in seinen Gesängen etwas Beruhigendes, allgemein Tröstendes bietet, erschwert Crabbe das Herz des Lesers, betrübt und beunruhigt es. Cowper hatte nur eingebildete Unglück erlitten und sein religiöses Gemüth gewährte ihm dafür eine reiche Quelle des herzerquickenden Trostes. Crabbe hingegen hat das Herbe und Bittere des Lebens in seiner nackten Schreckllichkeit empfunden, er hat Hunger und Durst, Mangel und Noth selbst erfahren. Und dies bittere Geschick seiner Jugendzeit konnte er selbst im Alter, in den Tagen seines Glücks und der Ruhe nicht vergessen; nie vermochte er den Menschen die Weise zu verzeihen, in der sein Genius früh verkannt worden.

Alle poetischen Schöpfungen Crabbe's tragen das Gepräge dieser Bitterkeit; er zeigt die Welt in ihren untersten Klassen, in ihren elitesten Aleinlichkeiten, in ihren unedlen Grundanlagen und schändlichen Gemeinheiten. Nicht die Urgerniße und Jämmerlichkeiten der Pubstube oder der Salons, sondern das Unglück in der Werkstätte des Künstlers, in der Studentkammer des Bürgers, in dem Stalle und in dem Keller ist der Gegenstand seiner Muse, und man muß erstaunen über die Kaltblütigkeit, mit der er sein unerbittliches Urtheil fällt. Er greift Alles an, was ihm in den Weg kommt, sey es auf der Straße oder im Gasthause, was sich ihm über den in Kreter; hier spürt er einen Bettler, der ihn hintergangen, dort einen rohen Landmann, der auf seinem Klepper reitet, eine alte Frau, die ein Zigeunerleben führt, die betrügt und stiehlt und scheinbeilig ist. Crabbe idealisirt seine Personen nicht in der Art, wie es Cowper in seinem schönen Fragmente gethan, das „die Bettlerin auf der Heiden" betitelt ist, sondern er stellt sie hin, wie sie ihm erscheinen, wie er sie findet, in ihrer nahrem Rohheit und Nacktheit; nur streut er oft empfine witzige Einfälle und ironische Bemerkungen in seine Erzählungen ein.

Eine wichtige Rolle in dem Leben unseres Dichters spielte ein junges vortreffliches Mädchen, Namens Simy. Ehe er Miß Elmy kennen gelernt, war Crabbe eine Null, und nachdem er sie verloren hatte, fant ebenfalls wieder sein Muth und sein Talent. Nur während seiner Bekanntschaft und seiner ehelichen Verbindung mit ihr konnte er eine beneidenswerthe Gewalt, einen Geisteskreis und Heiterkeit, die ihn in schwierigen und bedenklichen Augenblicken nie verließ. Crabbe sollte zuerst Apotheker werden, dann Chirurg; zu diesem Behufe reiste er nach London ab mit seiner Wäsche und seinen Bändel. Miß Elmy, die sich auf eine so heldenmüthige Weise dem jungen Abenteurer angeboten, hatte ihm ein Empfehlungsschreiben an einen nicht sehr bemittelten Seidenwaaren-Händler mitgegeben und dies war auch die einzige Stütze Crabbe's in London, der sich hier immer glücklich schätzte, wenn er des Sonntags an der Hammelkeule bei der fruzalen Familie Theil nehmen konnte, wo man an den Wochentagen niemals Fleisch auf den Tisch zu bringen pflegte. Als Crabbe die ersten Produkte seiner Muse herausgeben wollte, wurden sie von den Buchhändlern nicht angenommen; seine Briefe blieben unbeantwortet. Er konnte sogar seine Wäsche verkaufen, um sich Brod dafür zu kaufen. Seine Lage hatte so pfiffabiel den Charakter, Nicht ein Schilling befand sich mehr in seiner Tasche; nur ein einziger zerrissener Rock deckte noch dazu, seine Blöße nothdürftig zu decken. In dieser traurigen Lage, wozu noch die trüben Bilder einer ganzen Schaar anderer Poeten, die der Hunger, der schrecklichste Hunger ins Grab gesenkt, wie Budgell, Savage, Chatterton und Dermod hinzutraten, in dieser schrecklichen Lage schrieb unser Dichter die herzzerreißenden Worte in seinem Tagebuche: „Meine Liebe, mein Herz und mein Kopf bedürfen jetzt Deiner!"

Der große Burke, der Demosthenes seiner Zeit, war es, der sich unseres Dichters, welcher sich in der Noth an ihn gewandt, liebreich annahm. Burke hatte selbst in seiner Jugend den Schmerz des verlassenen Unglücks empfunden und interessirte sich um so mehr für den jungen Dichter, als er dessen Genius sogleich entdeckt und erkannt hatte; er berief ihn zu sich, half ihm seine Schriften verbessern, stellte ihn seinen Freunden vor, trocknete die Thränen seines Stolzes und seiner Verzweiflung und versuchte alles, um ihn in seine Existenz begründen half und seine Ruhe geschert. Dies that der große Mann mitten in jenen politischen Stürmen, mitten unter den wüthenden, federbarten Kämpfen der verschiedenen Parteien jener Zeit. Unser junger Dichter ward Kapellan beim Herzog von Rutland; auch in dieser Stellung verließ ihn noch manchen Schmerz, manchen Seufzer zu verschlucken. Als ein Anhänger der Prinzipien Burke's konnte er sich den Ansichten der Tories nicht anschmiegen, die im Schlosse von Belvoir herrschten. Bald aber folgte eine bessere Zeit der Ruhe und der Unabhängigkeit für ihn. Er vermählte sich mit seiner innig Geliebten, gab Bresse heraus, die ganz England bewunderte, ward der Freund Walter Scott's und brachte den Rest seiner Tage in friedlicher Muße zu. Aber allen seinen Mühen, seiner Kraft, seinen Gaben und Energie hatte er seine jungen Geliebten zu verdanken, die nach einigen Jahren an einem Brustübel starb. Er verwinte sie lange Zeit und von dem Augenblicke an, wo er sie verlor, war sein Genius von ihm gewichen. Nach dem Tode seiner Frau sindet man bei ihm weder die Frische des Talents noch die Originalität seines Charakters wieder.. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Illustrations of british birds. (Abbildungen Britischer Vögel.) Von H. L. Meyer. Erste Abthg. 5 Platten. 10½ Sh.

An essay on chemical attraction. (Ueber chemische Anziehungskraft.) Von G. S. Hume. 5 Sh.

Practical compendium of the diseases of the skin. (Ueber Haut-Krankheiten.) Von Dr. J. Green. 12 Sh.

The british wine-maker and domestic brewer. (Der Britische Wein-Fabrikant und Brauer.) Von W. H. Roberts. 5 Sh.

The crown glass cutter. (Der Kronglasschneider.) Ein Handbuch für Glaser; von W. Cooper. 10½ Sh.

Schweden.

Der Tod Gustav Adolf's.

In Nr. 119 des „Magazins" vom Jahr 1834 sind aus Schwedischen Quellen neue Nachrichten über den Tod Gustav Adolf's

auf dem Schlachtfelde zu Lützen mitgetheilt worden. Diese traurige Begebenheit war regelrecht dem ersten Tage an in ein mystisches Dunkel gehüllt, und die Leidenschaftlichkeit, welche sich bisher immer in die Erzählung gemischt hat, konnte nur dazu beitragen, die Thatsachen zu verwirren. Um so willkommener wird unseren Lesern, die sich für Geschichte interessiren, der nachstehende Auszug aus einem Briefe sein, welchen „Sabina, geb. Pfalzgrafin, Fürstin zu Würtemberg, von dem Schlosse zu Höhst den 14. Jänner 1633“ an den „Fürsten und Herrn, Friedrich Casimir, Pfalzgrafen bei Rhein zu Neuburg“ hat. Die Pfalzgräfin Sabina befand sich in der Umgebung der Königin, als diese die Nachricht erhielt, daß ihr Gemahl gebliehen sey. Nachdem sie von dem traurigen Zustande der Königin eine ergreifende Schilderung gemacht, fährt sie fort:

„Die Beschreibung der unglückseligen, theuer erwobrenen Wahrheit werden Ew. Liebden nunmehr auch haben und wissen, daß Se. Königl. Maj. die letzte Nacht im Feld oft selber bei den Wachen herumgegangen, denselben fleißig zu sein befohlen, dann wieder in die Kutschen sich zur Ruhe legen wollen, doch wachsam gebliehen, im Wagen auf die Kniee gefallen, zu Gott mit höchster Andacht eifrig gebetet, auch folgenden Morgen, als sich der Feind in voller Bataglia gezeigt, Gott Leib und Seele befohlen und gebeten, Gott wolle alle seine Feinde stillegen, wie er Ihne ihm den Sieg durch die wenigsten verliehen; dann auf sich et die Herzhaftigkeit von Sachsen und seiner Regimenter gesetzt, sie thun wollten? so haben Alle es in Sr. Maj. Willen gestellt, mit Erbieten: derofselben zu folgen in Allem, was Se. Maj. thun würden. Sind hierauf Ihro Majestät gleich an den Feind der Erste mit geritten, erkannt worden und in den linken Arm mit einer Kugel geschossen worden, daß die Röhren an beiden Orten herausgegangen, wo der Arm gesunken. Als solches Se. Maj. gesehen, haben Sie gesagt: nun möchten Sie nicht mehr leben, sondern alsbald hierinnen, so geschehen, zum Zechten eifrig ermahnt. Und sey zu gleicher Zeit ein trüber Nebel augegangen, darin eine Compagnie vom Feind auf den Seiten herkommen, den König umringt und die Eine Se. Maj. eine Kugel durch beide Backen und durch den Mund geschossen, so aber nicht tödtlich gewesen; der Andere sagend: „dies ist der Rechte!“ eine Kugel durch den Rücken zur Brust hinausgeschossen, daß von Sr. Maj. das Gehirn häufig zwei Ellen weit gesprungen. Im Stichen sind diese letztern Worte gehört worden: Gott, nimm meine Seele und tröste meine linke Gemahlin. Sr. Maj. Leibpferd ist zu der Königlichen Armee gelaufen, an dem sind die Pistolen gelöst gewest, auch bei dem König liegend sein Degen blutig bis an das Heft noch gefunden worden, der Körper zwar ausgezogen vom Feind, jedoch an Sr. Maj. alle Gliedmaßen unverrückt geblieben und bei Oeffnung und Einbalsamirung des Leichnams sich alle innerlichen Theile sein Herzog Ernst Bernhard selbst besehen und erzählet) gesund, das Herz sehr groß und frisch befunden, daß Se. Maj. menschlichen Gedanken nach hundert Jahr leben können und diese mehr zu beklagen, daß dieser tapfere Held schon verwesen soll, dessen Hülf und Trost wir allerseits von Gott zu bitten sonsten gehabt, aber nun gedenken müssen, Gott habe Sr. Maj. christlich erwiesenen Eifer, Kampf und Treue nicht zeitlich, sondern ewig vergolten und dasselbe triumiren wollen.“ — Es wird nun weiter berichtet, wie die Königin den Leichnam ihres Gemahls nach Spandau und Wolgast begleitet habe. Des Herzogs Albrecht von Lauenburg geschieht in dem Briefe nicht die entfernteste Erwähnung.

(Aus der Original-Handschrift mitgetheilt von F. F.)

Bibliographie.

Skaldestycken. (Gedichte.) Von Erik Gustaf Geijer. [Schichte der Muse des berühmten Geschichtschreibers.] Upsala. IV. u. 182 S.

Skrifter af P. D. A. Atterbom. (Atterbom's vermischte Schriften.) Erster Band. Auch unter dem Titel: „Studien zur Geschichte der Philosophie.“ — Upsala.

Svantdia. — Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. Vierter Band. — Upsala.

Mannigfaltiges.

— Die Baumwollen-Fabrication in England. Seitdem die Fabrication der Baumwollen-Waaren in England einen so hohen Schwung genommen, ist man von vielen Seiten bemüht, die Geschichte der Fortschritte dieses wichtigen Zweiges der Industrie zu entwerfen. Wie entlehnen dem mühsamen Forschungen und Untersuchungen der Herren Aikin und Baines folgende nicht uninteressante Notizen. Nach der Ansicht des Herrn Aikin waren es die Venetianer und Genuesen, die im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die ersten Baumwollenwaaren nach England brachten. Damals aber ward die Baumwolle noch zu nichts anderem, als zu Lampendochten benutzt. Erst im Jahre 1430 kamen einige Weber in den Grafschaften Ebester und Lancaster auf den Gedanken, sich derselben auch zur Fabrication dichter Stoffe nach Art der Flamändischen Barchente zu bedienen. Da der erste Versuch vortrefflich ausgefallen war, so unternahmen es bald mehrere Schiffsreeder von Bristol und London, nach der Levante abzugehen, um daselbst ganze Frachten von Baumwolle einzunehmen. Heinrich VIII. und Eduard VI. begünstigten besonders diesen Zweig der Industrie und schon im Jahre 1632 waren Baumwollen-Spinnereien und Webereien in ganz England verbreitet; auch die Akerleute beschäftigten sich mit diesem Erwerbszweige während der Zeit, wo die Feldarbeiten ruhten. Unter der Regierung Georg's III. waren gegen 40,000 Personen in England diesem Erwerbs-Zweige zugewandt und der Betrag der verarbeiteten Stoffe ward auf 600,000 Pfund Sterling (4 Millionen Thaler) abgeschätzt. 1739 versorgten die Englischen Baumwollen-Manufakturen nicht nur ganz England, sondern auch alle seine Kolonieen so wie die meisten anderen Europäischen Nationen mit ihren Fabrikaten. Allein erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat die Fabrication der Baumwollen-Waaren in England einen bedeutenden Schwung erhalten, und vorzüglich waren es die Verbesserungen und Entdeckungen Hargreave's, Arkwright's, Wyatt's, Crompton's u. s. w., die Englands Industrie von Fortschritten zu Fortschritten geleitet, so daß gegenwärtig keine andere in Europe mit ihr verglichen werden kann. Betrachten wir die Resultate dieser gewerblichen Fortschritte, so finden wir, daß im Jahre 1701 in England nicht mehr als 1,986,000 Pfd. rohe Baumwolle eingeführt wurde; 1764 belief sich die Zahl auf 3,870,000 und endlich 1833 war sie bis auf 263,726,000 Pfd. gestiegen. Der Werth der Baumwollen-Waaren, die aus England ausgeführt wurden, betrug im Jahre 1701 gegen 23,350 Pfd. Sterling, 1764 belief sich die Zahl auf 200,350 Pfd; dagegen im Jahre 1833 war sie auf 18,486,400 Pfd. (126 Millionen Thaler) gestiegen. Diese ungeheuren Fortschritte der Baumwollen-Fabrication in England erschienen noch um so bedeutender, je nachdem man sie mit den übrigen Gewerbs-Zweigen, etwa mit der Wollen-Fabrication in Vergleich stellt. Der Werth der Wollen-Fabrikate, die aus England ausgeführt wurden, betrug nämlich im Jahre 1833 gegen das achtzehnten Jahrhunderts gegen 2 Millionen Pfd. Sterling und im Jahre 1833 belief sich derselbe auf 6½ Millionen Pfd. Während sich also die Ausfuhr der Wollen-Fabrikate nur verdreifacht hat, hat sich die der Baumwollen-Waaren in derselben Zeit verhundertfacht; auch wird heutzutage in den Englischen Fabriken mehr als die Hälfte des ganzen Baumwollen-Ertrages verarbeitet, den man in der ganzen uns bekannten Welt aufzusuchen vermochte. Vergleicht man England für sich mit einander, so findet sich, daß in den Vereinigten Staaten 175,000,000, in Indien 30,000,000, in Brasilien 12,000,000, auf den Antillen und der Insel Bourbon 3,000,000 und in Aegypten und der Levante 10,000,000 in Allem 230,000,000 Kilogramme roher Baumwolle produzirt wird; dagegen beträgt die Consumtion in Großbritannien 150,000,000, in Frankreich 40,000,000, in den Vereinigten Staaten 18,000,000, in China 15,000,000 und in der Schweiz, in Sachsen, Preußen und Belgien 17,000,000, also im Ganzen 240,000,000 Kil. Im Jahre 1832 wurden in Großbritannien 247 Millionen Pfd. Baumwolle versponnen, wovon 72 Millionen in Spulen und Gebinden, und 61 Millionen in Geweben ausgeführt wurden; das Uebrige wurde im Lande zu verschiedenen Stoffen verwandt und verbraucht. Nach einer Ueberschlags-Berechnung von Mac-Culloch beträgt der Total-Werth der verschiedenen Baumwollen-Manufakturen in England gegenwärtig gegen neun Pfd. Sterling (23⅜ Millionen Thaler); jährlich kommen von dieser Summe 7 Millionen Pfd. als den Betrag für den Einkauf der rohen Baumwollen und 21 Millionen Pfd. als das Arbeitslohn der 900,000 in den Fabriken angestellten Arbeiter ab, so bleiben für die Verwaltungs-Kosten, für die Unterhaltung der Maschinen, für die Reparatur der Gebäude und endlich für den einen Gewinn der Unternehmer zusammen noch 6 Millionen Pfd. Sterling übrig. Was den Zustand, in welchem sich die Arbeiter befinden, betrifft, so haben viele Leute geglaubt, daß die Beschäftigung in den Baumwollen-Fabriken einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Arbeiter habe. Man kann jedoch dagegen die Resultate einer Untersuchung anführen, die man vor kurzem zu Stockport und Manchester angestellt hat. Es wurden nämlich im Ganzen 837 Spinner, die seit zwölfundzwanzig Jahren und zehn Monaten in Baumwollen-Fabriken beschäftigt waren, genau untersucht, und es ergab sich, daß im Durchschnitt 74 von 100 Personen im blühendsten Gesundheits-Zustande, 20½ ziemlich wohl und nur 5½ etwas unwohl sich befanden.

— Das Leben in Neapel. Neapel ist diejenige Stadt, die dem Reisenden Alles und noch mehr bietet, als er je von ihr erwarten kann; sie ist das Venedig des Mittelländischen Meeres, angelassen lustig und froh, und wiederum philosophisch ernst wie ihre Schwester am Adriatischen Meere; überaus mild und geräuschvoll und thätig bald zugleich; hier mit Blumen bestreut, und dort mit Kalk und Schutt bedeckt; sie hat, wie keine so schön, Sonne und Schatten, ganze Straßen mit Palästen, und wiederum ganze Straßen von Gräbern; hier losgerissene abhängige Gebirgsgruppen, und dort Inseln mit köstlichen Apfelsinen und vergoldeten Citronenbäumen. Wenn man in Neapel unglücklich ist, so ist man immer noch so glücklich, als man es irgendwo, sonst in der Welt nur sein kann; wer aber in Neapel glücklich ist, der ist noch mehr als glücklich, ja er ist ein Gegenstand des Neides der Götter. Es war an einem Tage, wo Mutter Natur bei besonders guter Laune eine der herrlichsten und vollkommensten Landschaften hervorzubringen beschloß; da erschuf sie jene wellenförmigen sanften Hügelreihen, jenen anmuthigen Meerbusen, auf welchen azurblauem Spiegel sie die schönsten mit Blumen und Palmbäumen bedeckten Inseln umherschwimmen ließ; jene amphitheatralisch sich erhebenden Küstengebäude, jene reichen Gewinde des üppig rankenden Weinstocks, jene Citronenhaine und Orangen mit durchsichtigem Schatten; die gütige Natur war es, die Alles dies, die Neapel, Misenum, Sorrento, den Pausilippe und Ischia erschuf. Aber irgend ein Dämon war neidisch darauf, und er ihürmte dicht vor der üppigen gelegenen Stadt den ewig drohenden donnernden Vesuv auf, als eine philosophische Mitgift der reizenden Landschaft. Dieser Vulkan ist das Symbol aller Italiänischen Weisheit, er ist es, der von jeher dem Lande mit Hoeaz jurufet: „Pflücket ein jeder den Tag wie die Blume; die Blume ist von kurzer Dauer, genießet sie, da sie noch frisch ist; Sterblicke, nähret das Leben, auch das Leben hat nur wenige Tage; scheuet und kälter muß sie heute, denn am morgenden Tage müßet ihr über den Styx.“ (Méry. — R. d. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 37. Berlin, Freitag den 27. März 1835.

Frankreich.

Die diesjährige Pariser Kunst-Ausstellung und der Zustand der Malerei in Frankreich.

In einer anonymen Kritik über die Pariser Kunst-Ausstellung von 1765 liest man: „Ich kenne Jemand, der die Geduld gehabt hat, alle ausgestellte Kunstwerke zu zählen. Er fand 229 größere und kleinere Gemälde, 88 Zeichnungen, 27 Kupferstiche, 3 Gruppen, 10 Statuen, 18 Büsten, 4 Basreliefs, 1 Medaillon, 1 Vase und 45 Medaillen, in Ganzen 426 Stücke.“ Seit dieser Ausstellung sind 70 Jahre verflossen, und der Katalog der diesjährigen enthält 2535 Nummern, wobei die 600 bis 700 Arbeiten, welche von der Jury zurückgewiesen wurden, nicht mitinbegriffen sind. Besonders seit dem Kriege, der sich zwischen den sogenannten Klassikern und Romantikern entspann, hat sich die Zahl der Künstler und ihrer Werke in stets wachsendem Verhältniß vermehrt. Die Verwielfältigung des Geschmackes und der Schulen hat die nothwendige Folge gehabt, daß man die große Straße verließ und tausend und abermal tausend die dahin vorwärtsdrängte oder unbekannte Nebenwege einschlug. Es ist wahr, daß auf diese Weise sehr viele Talente ein Mittel gefunden und die Gelegenheit ergriffen haben, sich zu entwickeln, aber es ist auch zu besorgen, daß dieser Umstand, der zur Verschiedenheit des individuellen Ausganges der Künstler beiträgt, binnen kurzem, wenn es nicht schon geschehen ist, zum Schaden und Verfall der Kunst führen dürfte. Diese Fluth von leicht hingeworfenen Gemälden, die Haufen von improvisirten Bildwerken, sind eine schlimme Vorbedeutung, und bei solcher Nachlässigkeit in der Adrbeit der Künstler und solchem Ueberfluß von jährlich an's Licht geförderten Werken muß unausbleiblich das Talent geschwächt und der Geschmack des Publikums abgestumpft werden.

Die Ausstellung von 1835 bietet uns 222 Kunstwerke mehr dar als die des vorigen Jahres. In allen Gattungen haben sich die Leistungen vermehrt, ausgenommen in der Bildnerei, worin wir 34 Werke weniger finden. Dieser letzte Unterschied ist nicht sehr bedeutend, und es dürfte daraus schwerlich eine Folgerung zu ziehen seyn. Sei 1832 hat sich die Gesammtzahl der ausgestellten Werke wenig verändert, woraus man schließen muß, daß alle Französische Künstler zusammen dem Publikum jährlich wenig mehr als 2000 Erzeugnisse zu liefern im Stande sind. Als die Ausstellungen noch nicht so häufig waren, belief sich die Zahl der eingesandten Werke zuweilen auf 3000; dies scheint zu beweisen, daß die kurze Zeit, welche den Künstlern jetzt zu ihren Arbeiten übrig bleibt, der Hauptursache dieser quantitativen Abnahme ist. Nach der Juli-Revolution nämlich forderte die große Mehrheit der Künstler jährliche Ausstellungen, und ihr Gesuch wurde ihnen bewilligt. Dies jährliche Rendezvous, welches man ihnen gewährte, und bei dem ihnen die Sorge für ihren Ruf nicht zu selten gestattet, gleicht gewissermaßen einem Befehle. Sie müssen sich, gern oder ungern, einfinden, wenn sie nicht zwei oder drei Jahre vergessen bleiben wollen, was freilich in diesen Jahrhunderte, und namentlich in Frankreich, eine zu harte Prüfung wäre. Nur Männer von bewährtem Ruf können sich derselben unterziehen, und diese tyrannische Verpflichtung hat gewiß nicht wenig Einfluß auf das relative Verdienst der eingesendeten Werke. Die ernstesten Talente wenden sich von ihrer Bahn ab und streben nur nach augenblicklichem Gewinn; die Nothwendigkeit, schnell etwas zu Stande zu bringen, hindert an sorgfältigen Studien, läßt die Ideen nicht reifen und erstickt alle große Entwürfe in ihrem Keim. Um desto schlimmer, wird man sagen, für die Künstler, die nicht warten können, ja aber auch desto schlimmer für die Kunst, die aus allgemeinen Ursachen schon genug krank und nun in dieser schlimmen Mißlagung der Künstler zu Hast und Uebereilung neuen Grund zum Verfall findet. Ein Stück Leinwand von vier Quadratfuß ist leichter ausgefüllt, als eine von funfzehn, und alle große Dimensionen, die Epoche machten, bedecken, mit wenigen Ausnahmen, auch große Flächen von Leinwand oder Mauer, so die Leiche zu Delphi, die Psyche zu Athen, das Campo-Santo zu Pisa, die Logen des Vatikan und die Sixtinische Kapelle. Kleine Stücke Leinwand erzeugen unvermeidlich auch kleinlichen Geschmack und führen immer mehr zur Vorliebe für niedrige Gattungen. Nicht jede Art ist gut, trotz Voltaire's Ausspruch. Die Holländische und Flamändische Schule verstanden es vortrefflich, Seide und Möbel zu malen, das Innere von Gebäuden, Villen und Landhäusern auszuschmücken, uns Scenen aus dem gemeinen Leben mit einer nie wieder erreichten Vollkommenheit darzustellen, sie waren ausgezeichnet in der technischen Ausführung, im Zauber der Illusion und in der Behandlung des Helldunkels, wer aber wird jemals diese Flämische Kunst mit der Griechischen, oder mit der wiedergebornen Italiänischen vergleichen wollen?

Die Historienmalerei, mit Recht die große genannt, diese Malerei, deren Gegenstände und Bedingungen man unmöglich genau bestimmen kann, von der uns aber durch große Vorbilder eine genügende Vorstellung gegeben ist, die unter den plastischen Künsten die Idee des Wahren, Schönen und Großen, kurz, die Poesie selbst verwirklicht, diese Malerei, welche sich durch keine philosophische Analyse drosseln und nur durch den Gegensatz dessen, was sie nicht ist, begreifen läßt, war jenen Schulen ganz fremd. In Frankreich machten uns Poussin und Lesueur damit bekannt. David wollte sie wieder auferwecken, aber er streifte daran vorbei, oder er blieb dahinter zurück. Jetzt wird uns von Zeit zu Zeit, aber nur selten und gleichsam ausnahmsweise, durch ein und das andere Werk, ein schwaches Bild davon gegeben, im Allgemeinen jedoch kann man sagen, daß die jetzige Generation der Künstler mit den Publikums seinen Begriff davon. Man sucht danach, aber auf so verschiedenen Wegen, daß man nothwendig irre geben muß; es fehlen die Veranlassungen, und ohne Zweifel auch das Genie dazu, auf welchem doch die Kunst, diese unbedingte Gottheit, von der man nichts als den Namen weiß, allein beruht.

Man nöthige also den Künstlern nicht Bedingungen auf, die sie nur vom Ziel ableiten müssen. Das Schaffen drängt sich in ihnen zum Ausdruck, und wenn es dem Arbeiten des Verstandes hindern, die Entwickelung besonderer Talente dämmen, die Künstler wider Willen auf die Bahn des Trivialen und Mechanischen treiben, sie in Handwerker und ihre Werkstätten in Fabriken verwandeln und aus der Kunst am Ende das machen, was sie in England ist, einen Industriezweig.

Ein anderer Uebelstand dieser häufigen Wiederkehr der Ausstellungen ist die unglückliche Bewegtheit, welche dadurch in die Grundsätze des Geschmacks und in die Köpfe der Künstler kömmt; man beklagt sich mit Recht über die Regellosigkeit und den Mangel an Einheit in diesem bunten Gewirr von Gemälden, aber der Zeitgeist ist nicht allein hieran Schuld, man könnte sich eher wundern, daß die vielerlei Bestrebungen und neuen Versuche, welche unseren jungen Künstlern jedes Jahr vor die Augen kommen, nicht noch größere Ausschweifungen zur Folge haben. An Meisterwerken fehlt es gewöhnlich; die Kritik hat nur unter Mittelmäßigem zu wählen, und dieses rein relative Urtheil erhebt oft Werke sehr hoch, die in jeder anderen Gesellschaft einen ziemlich niedrigen Platz erhalten würden. Die Werke werden dann die Göhen des Tages, sie begeistern einen Rus, sind der Gegenstand einer ausschließlichen Aufmerksamkeit und werden zuletzt eine wichtige Autorität. Der noch unentschiedene Künstler läßt sich von der allgemeinen Stimme hinreißen; er hat einen Meister, ein Beispiel gefunden und arbeitet im Laufe des Jahres danach. Im folgendern Jahre geht es wieder eben so; der alte Ghe ist aus der Mode gekommen und macht einem anderen Platz, den man auf dessen Verderbtal setzt, nicht ohne ihm neue Opfer zu bringen. Bei diesem beständigen Wechsel von Einbrechen und Neuen ist es nicht zu verwundern, wenn die Künstler den Kopf verlieren und nicht mehr wissen, woran sie sich halten sollen.

Sehr viel Schuld hieran hat jedoch auch die Kritik, sie wird leider oft zu sehr von den Künstlern gehört und übt zu großen Einfluß auf sie aus. Noch zu keiner Zeit war die Kunst so abhängig von der Literatur als in dieser Augenblick. Die neuere Französische Malerschule ist mehr in allen Stücken nach der literarischen Schule gemodelt, welche die romantische heißt. Frankreichs Maler behandeln die Geschichte so, wie Victor Hugo sie dichtet, und wie Alexander Dumas sie erzählt, und richten sich in ihrer Praxis nach den Ideen, die man in den Vorreden ihrer Meister findet. Victor Hugo ist es, der den Kultus des Häßlichen und die Monomonie des Mittelalters fortgepflanzt hat. Nichts gleicht einem jener historischen Gemälde so sehr, als einer Scene aus unseren Melodramen: man möchte glauben, daß die Schaufpieler der Porte St. Martin dazu gekessen hätten. Es fehlt weder an Verzerrungen noch an Jammergeschrei, weder an Blut noch an Convulsionen, weder an Schauderhaftem noch Obscönem, so viel die Mitglieder der Jury nur irgend ertragen konnten. Wie das jetzige Drama, so entstehen auch diese historischen Gemälde einen großen Luxus von Decorationen und Scenerie, eine Ind ins Kleinliche gehende Genauigkeit des Kostüms und aller materiellen Eingelnheiten; aber all' dieses Schaumwerk und äußere Bezierath soll nur die Armuth der Erfindung, den Mangel an Gedanken und die Ohnmacht des Künstlers verbergen, der mit seinem ungeheuren Aufwand von Mitteln doch keinen Erfolg erreicht und bei all seinem Streben nach der vollständigsten Wahrheit nur zum Falschen und Uebertriebenen gelangt. Eine einzige lebenswerthe Stelle

Digitized by Google

hat übrigens dieses System, es hat Geschmack und Gefühl für Kolorit erzeugt, aber leider auf Kosten der Form.

Wenn man den Charakter der jetzigen Französischen Maler bestimmen wollte, so könnte man sie in Bezgleich mit denen der vorhergehenden Epoche vor Allem als Farbenkünstler bezeichnen. Was ist aber die Farbe, wenn sie auf nichts beruht? Ein mehr oder weniger geistreiches Spiel der Hand und nichts weiter. Bei den großen Malern, die man vorzugsweise unter den Koloristen versteht, war die Farbe niemals das Einzige; indeß darf man für einen Künstler, der seine Studien, um sich durch ihr Kolorit berühmt gemacht haben, fast stets in Zeiten des Verfalls auftraten und nur den zweiten Rang in der Kunst-Geschichte einnehmen.

In dem verderblichen Einfluß der von der dramatischen Literatur angebenden Verbilder muß man, wie schon gesagt, die verworrenen Urtheile und verkehrten Predigten der Kritik hinzufügen. Es scheint ein sehr schlimmer Irrthum für einen Künstler, wenn er seine Individualität hier nicht zu bebaupten, weil er sich nicht in den Schranken seiner Mittel und seines Berufes zu halten im Stande ist.

Von den widersprechenden Beurtheilungen nach allen Richtungen hin und her gezogen, muß er ganz irre werden und bald nicht mehr wissen, was er von seinen und anderen Werken glauben soll. Sein Urtheil verwirrt sich und mit dem Urtheil auch der Geschmack. Selbst natürlicher Talent, wenn er welches besitzt, kann in falscher oder schwankender Anwendung vergeudet und oft gradezu ganz verloren. In der Theorie verfällt er in Gleichgültigkeit, und in der Praxis begnügt er sich damit, durch die Mittel, die in der Welt Glück machen, nach Erfolg zu streben, indem er in Manier und Grundsätzen nach den Launen der Mode wechselt. Selten leisten Einer diesen Bestechungen und erschlaffenden Einfluß Widerstand, und man kann leicht bemerken, daß unter denjenigen Französischen Künstlern, die diesem Einfluß entzogen sind, die meisten ihre künstlerische Bildung in Rom erlangt haben, fern von dem Streit des Tages und allein im Anschauen der schönen Natur und der großen Kunstwerke versunken. Wir brauchen hier nur Ingres, Granet und Leopold Robert zu nennen.

Der Zustand der Kunst bietet in Frankreich ein merkwürdiges und ziemlich seltsames Schauspiel dar; ein widersprechendes Thätigkeit im Vorwärtsringen, ein sehr lebhaftes Geschmack im Publikum, die glänzendste Civilisation, die reichste intellectuelle Bildung und bei alle dem eine Art von gänzlicher Ohnmacht, welche diese Elemente zur Vervollkommnung neutralisirt. Indem die Kunst populairer geworden ist, d. h. indem sie sich unter den tausend vom Industriegeist an die Hand gegebenen Formen überall hin verbreitet, scheint sie an innerer Größe zu verlieren, was sie an Ausdehnung gewinnt. Für alle Künsten der Oberfläche, die wissenschaften Bedürfniß geworden, ist sie fast in der Reihe der nützlichen Dinge herabgeliegen und folgt allen Wechselfällen ihrer neuen Lage; sie verfeinert sich immer mehr, je mehr sie sich zergliedert.

Dies Resultat ist vor Allem in England schon seit langer Zeit zu bemerken. Die künstlerischen Erzeugnisse folgen in diesem Lande denselben Gesetzen, wie die der Industrie, und die meisten Künstler sind wahre Handwerker geworden; sie zeichnen auf Holz, auf Stein, auf Stunde, und werken eben so gut für die Quantität wie für die Qualität ihrer Arbeit bezahlt. Alles in den Englischen Werken, in der Malerei, Kupferstecherkunst und Lithographie wird von dem industriellen Einfluß fortgerissen. Man sieht, daß die Setzwage der Mechanik dadüber hingegangen ist, so sehr gleichen sich alle diese Werke durch übereinstimmende Ausführung. Man kann dies an den Vignetten und Kupferstichen aller Art erkennen, welche zu Tausenden erscheinen. Neben einer feinen forgfältigen und geschickten Ausführung, worin man immer die wunderbare Arbeit des Grabstichels anstaunt, bemerkt man zugleich einen gänzlichen Mangel von Forschrichten, Originalität und Freiheit. Die Kunst verschwindet hier, und es bleibt nur das Handwerk übrig. Die Englischen Kupferstecher haben ein gewisses feststehendes Verfahren, wenn sie ein Meer, einen Himmel, eine Landschaft oder irgend einen Gegenstand stechen, welche ins Unendliche sich verlieren. Mag dieser Himmel mag der von Neapel oder von London, diese Landschaft mag eine Schottische Gebirgsschlucht oder die Römische Campagna sein, das kümmert sie wenig; sie stechen ihre Contouren mit einer genauen und nutzlichen Berührtheit, worans immer doch einen gewissen pikanten Effekt, durch das mannigfaltige Spiel der Lichter und Schatten, durch den sammetartigen Farbenhauch des Ganzen, ein für das Auge angenehmes Bild entsteht, während jedoch, was Kunst und Wahrheit betrifft, nichts Werthvolleres zu denken ist. Die Englische Kunst bietet in ihren meisten Fächern im Allgemeinen diesen Charakter dar.

Ist es in Frankreich auch schon so weit gekommen? Noch nicht ganz; aber diese Wuth nach Pittoreskem mag nur noch eine Weile dauern, und ein handwerksmäßiges Bildermachen wird an die Stelle echter Künstlerarbeit treten. Uebrigens hat sich die Mode der Künstler um so leichter auf fremde Wege fortreißen, als er der künstlichtigkeit ist. In unseren Tagen gewinnt Einer, der Vignetten Dutzendweise fabrizirt, mehr, als Ingres und Granet, ja, es finden sich wohl Leute, die ihn verstehen, er habe eine Revolution in der Kunst der Büchervorzierung hervorgebracht, und welche es ihm danken, daß er sein Genie zu so kleinlichen Dingen gemißbraucht hat. Wenn nicht noch die Arbeiten, die die Regierung in neuer Zeit in Gang setzte, obgleich sie selbst oft schlecht verstand werden, den Geschmack an großen Aufgaben lebendig erhielten und den Künstlern noch zuweilen das hohe Ziel der Kunst wieder in Erinnerung brächten, so würden sie alle im Strudel der Industrie untergehen.

Die letzte Pariser Ausstellung hatte die Hoffnungen ein wenig belebt; sie hatte Werke von hohem Verdienst aufzuweisen. Ingres, Granet, Delaroche, Decamps, Alligny und einige andere anerkannte Künstler traten fein dort zusammen. Zwei nach ganz verschiedenen Grundsätzen gedachte und ausgeführte Werke, aber beide in mehreren Rücksichten sehr werthwürdig, verzanlaßten eine Art von geistiger Gährung. Man glaubte, ein fernes Licht zu sehen, welches die irre Kunst leiten und die schwankenden Principien der Schule feststellen würde. Die Hoffnung wurde getäuscht; die diesjährige Ausstellung zeigt keine Spur von einem solchen Umschwunge. Die tüchtigeren Meister und die bedeutenderen Talente sind fast alle ausgeblieben. Ingres ist nach Rom gegangen, um die dortige Schule zu leiten, statt einen zweiten Homerischen Plafond zu schaffen, was eine bessere Belehrung gewesen wäre. Auch Robert lebt in Italien, und ein Gemälde, das er versprochen hat, ist nicht angekündigt. Delaroche, ganz mit seinen Studien beschäftigt, hat nur ein kleines Gemälde eingesandt, das einem Anderen, nur nicht ihm, viel Ehre einlegen würde. Granet hat ein herrliches Kunstwerk beendigt, ein würdiges Seitenstück zu seinem Tode Poussin's; aber aus Gründen, die schwerlich zu billigen sein möchten, glaubt er, es dem Publikum noch vorenthalten zu müssen. Decamps hat in Florenz damit zu thun, sich gegen die Wolizei der Regierung von Toskana zu vertheidigen. Alligny macht schöne Studien in Sardinien, behält sie aber in seinen Mappen. An ihrer Stelle traf man mit Erstaunen auf einen Meister, der seit langen Jahren verschollen war und nun plötzlich wieder erwacht, um in diesem ganz mit Romantik und Mittelalter überschwemmten Saal ein riesenhaftes Gemälde im reinsten klassischen Stil aufzustellen, Hortulee, wie er den Diomedes erwägt, jenen König der Bracirer, der sie den Fremden seinen Pferden zur Speise vorwarf. Dicht unter Alkmenen's Sohn trifft man die Francesca di Rimini von Scheffer, mit Dante, seiner Hölle und seinen Schatten. Wie war es möglich, daß diese beiden Gemälde diese in einer und derselben Zeit entstanden? Dieses Scheffer'sche Werk ist ausdrucksvoll, rührend und gedankenreich, und es dürfte ihm der Preis zuerkannt werden.

Horace Vernet hat zwei Gemälder von mittlerer Größe geliefert. Das eine, der die Einnahme von Smala zum Vorwurf hat, das andere Rebekka, der Abrahams Knecht zu trinken reicht. In beiden Compositionen findet man die geistvolle Anmuth und geschickte Pinselführung wieder, welche diesen Künstler auszeichnen. Die Französischen Soldaten mit der derbfarbigen Fahne und die Muselmännischen Reiterten von Bona, welche diese Fahne stihl auf den Mauern aufstecken, bilden eine zugleich militairische und komische Scene, die Niemand besser als Horace Vernet hätte wiedergeben können. Rebekka und der Knecht ist eine um so originellere Gruppe, als der Künstler wahrscheinlich in Afrika ähnliche Scenen zu sehen Gelegenheit hatte und so diesen Gegenstand einen neuen Reiz verleihen konnte. Nur die Vegetation und der Himmel scheinen für Afrika fast zu bart und von zu kaltem Kolorit. Schmidt hat eine Scene aus der Erstürmung und Plünderung Roms i. J. 1527 durch die Kaiserlichen Truppen zum Gegenstander seiner Darstellung gewählt. Vor Allem müssen wir ihrer kranken Lochter, zu der ein trunkener Soldat hereintaumelt, während die Mutter, bleich vor Schreck, ihr Kind vor seiner Brutalität verbirgt und zu vertheidigen im Begriff ist, worüber der Trunkenbold in ein wildes Gelächter ausbricht. Die Composition ist äußerst einfach gehalten, nur fehlt es ihr vielleicht an Klarheit, aber der Kopf des jungen Mädchens, die vom Fieber und Schreck zugleich erbebt, ist bewunderungswürdig und entfaltet ganz das schöne Talent des Künstlers.

Im Ganzen jedoch ist, wie bereits gesagt, die diesjährige Ausstellung nur schwach, dies fühlt man allgemein; zu der Schwachheit aber kommen noch Verirrungen und falsche Richtungen, die noch weit schlimmer sind. Man trifft auf kein Gemälde, welches so groß und erhaben wäre, daß es auf den ersten Anblick sich einnähme und zur Bewunderung hinriße. Das mittelmäßige Talent scheint sich von Tag zu Tage immer mehr in der Französischen Kunst einzunisten, so wie der kleinen Grundbesitzer in Frankreich immer mehr werden, und man möchte in dieser doppelten Richtung der Zeit fast ein unvermeidliches Verhängniß sehen, wodurch Talente und Glücksgüter gleich gemacht werden sollen.

(F. P.)

Bibliographie.

Philosophie du budget. — Von Ebelstand du Meril. Th. I. Tableau historique de l'état et du progrès de la littérature française, depuis 1789. — Von J. de Ebenier. 6 Fr.

Troisièmes melanges. — Vom Abbé de la Mennais. 7½ Fr.

Annuaire historique, critique, généalogique et héraldique de l'ancienne noblesse de France. — Von de Saint Allais. Erster Jahrgang. 1835. 7½ Fr.

Histoire générale du moyen âge. — Von E. D. Detmichels. Th. I. 7½ Fr.

Description historique et scientifique de la Haute-Auvergne. — Von J. B. Bouillet. 16 Fr.

Londres. Voyage à cette capitale et ses environs. — Von Albert Montémont. 6 Fr.

Promenades dans la Suisse occidentale et le Valais. — Von M. A. R. Töpfer. 7 Fr.

Recherches historiques et statistiques sur la Corse. — Von F. Robiquet. Nebst einem Atlas von 37 Blättern und 3 Karten. 28 Fr.

England.

Die Poesie des Familienlebens in Großbritanien.

(Schluß.)

Man glaube nicht, bei Crabbe seien bereits Mysticismus, jene sanften, ungezwungenen und zarten Farben Cowper's wiederzufinden. Anstatt den Leser hinzureißen, wie dies bei Letzterem der Fall ist, flößt er vielmehr zurück; er sympathisirt mit Niemandem und spielt gewissermaßen nur die Rolle einer Geschichtserin, die uns alles erzählt, was sich bei den Nachbarn zuträgt. Indeß enthält dies Geschwätz immer doch etwas Wahres, selbst in der einfachen Aufzählung der eingekauften Töpfe, der zerbrochenen Fensterscheiben, der grotesken, falschen dort als

Digitized by Google

bernen Phyfiognomieen liegt etwas fo Naives, daß man dem Dichter, trotz eines gewiffen Widerwillens, dennoch der Wahrheit zu Liebe feine unge-theilte Aufmerkfamkeit nicht verfagen kann. Denn man bemerkt gar bald, daß Crabbe keineswegs die Abficht hat, eine lächerliche Begierde zu befriedigen, um etwa den Lefer wo möglich ftaunen zu machen. Crabbe verfährt vielmehr hierbei ganz unbewußt, indem er dem, was die Natur ihm eingiebt, mit Liebe folgt. Ihn fprichts Alles, wo er es in der Wirklichkeit findet, und fo nimmt er es ftill in fein Gedächtniß auf, gerade fo wie der Naturalien-Händler den Kiefel neben dem Malachit in feiner Sammlung aufbewahrt. Bemerkenswerth iſt, daß die Gemälde Crabbe's nie auf die Lacunen und Freuden der Liebe oder auf die bereitchen Aufopferungen der Freundſchaft ſich erſtrecken. Die Träumereien eines armen alten Narren im Irrenhaufe intereſſiren ihn mehr, als die Gemüthsbewegungen einer jungen Mädchens.

Wie geſagt oder finden Bände Crabbe's bieten einen höchſt merkwürdige Lektüre dar. Lieſt man zufällig drei Seiten in einem Bande, ſo bemundert man den Mann, der das gemeine Leben, wie es in der Wirklichkeit iſt, mit ſo vielem Schaefſinn gezeichnet; aber hat man reſt zwölf Seiten beendet, ſo fühlt man ſich auf ein Mal ſchrecklich ermüdet. Es wird uns ſchwer, weiter fortzuſchreiten; die herben Wahrheiten des irdiſchen Treibens haben uns zu Boden mit Laſt und wir müſſen uns daraus, uns an etwas Geiſtigerem, Himmliſcherem und Idealerem zu erholen. Crabbe hat, wie es ſcheint, die Aufgabe gelöſt: Alles auch noch ſo Proſaiſche, wo möglich in den Kreis der Poeſie hineinzuziehen. Uebrigens hatte ſich der Dichter nicht ſeiner Muſe allein abhängig hingegeben, ſondern er trieb nebenbei noch botaniſche und mineralogiſche Studien. Man ſah ihn oft auf den Heerſtraßen Steine zerſchlagen, um ſie zu beobachten; wie die Wälder einer Blume ſorgfältig unterſuchen und dann in ſeine Schreibtafel Verſe einſchreiben, die er ſo eben ausgedacht hatte.

Endlich Wordsworth, der Letzte aus dieſer intereſſanten Familie von Schriftſtellern, hat ſich durch ſeine idealen Zeichnungen und ſeine hohe Dichtungsgabe noch mehr über Cowper und Crabbe emporgeſchwungen. Auch er verſchmähte es geringfügigſtem, gemeinſten Gegenſtände nicht, ſondern anerkannte ſie als Poeſie, aber er wußte ſie auch mit einer gewiſſen Glorie zu umgeben, indem er ihnen eine ideatere Bedeutung einimpft. Ein gewandter Metaphyſiker, hat er ſich vielleicht nur dadurch geſchadet, daß er eine neue Theorie begründete, der er ſich zu ernſt anſchmiegte. Sein herrliches Talent iſt dadurch zweifeln erſtarrt und erkaltet, indeß hatte nichts vermocht, es ganz zu erſtarren, nicht einmal Verſtandeskälte und der Hang zur Theorie, auch nicht die Sonderbarkeit des Gegenſtandes, das ſeine Compoſitionen unterſcheidend genommen. Uebrigens liegt in der Gemeinheit, die man ihm vorwirft, weder Härte noch Mißanthropie. Mit mehr Recht könnte man ihm etwas Geſuchtes und Erkünſteltes zum Vorwurf machen. Denn ſelbſt in ſeiner Einfachheit liegt immer etwas Zuſammengeſetztes und Voraus-berechnetes. In ſeinen naivſten Produktionen zeigt ſich ein Haſchen nach metaliſchen Scherzen, nach myſtiſchen Andeutungen, einer Manier, den hohen Gedankenſchwung des Autors verräth. Auch giebt ſich bei ihm eine große Abneigung für das Dramatiſche in der modernen Poeſie kund. Und eben der Widerwille, den ihm die Machwerke und der Erfolg eines Maturin's, der Miſſes Radcliffe und ſelbſt Lord Byron's Produktionen einflößten, hatte ihn zu der Idee verleitet, eine literariſche Revolution zu vornehmen und ſeiner Poeſie jenen Charakter der Ruhe zu ſichern. „Ich glaube", ſagt er in einer ſeiner Vorreden, „daß der menſchliche Geiſt wohl nicht immer aufgeregt werden dürfte. Denn je mehr der Geiſt für delikate Eindrücke empfänglich iſt, deſto höher ſteigt immer ſeine Kraft und Lebendigkeit; in dem Maaße hingegen, in dem ſein Gefühl ſich abſtumpft, je mehr er der beſonderen Reizmittel, des Theater-Effekts und gewaltſamer Aufregungen bedarf, deſto tiefer ſinkt er herab, indem er dadurch ſeine beſten Kräfte, das Geiſtige ſeiner innerem Beotrefflichkeit, verluſtig gehen muß. Und es wäre gewiß, beſonders heutzutage, wo alle Welt nach Uebertreibung und Ueberſpannung haſcht, ein nicht geringes Verdienſt, wenn man dieſem ſo verderblichen Getriebe ſehr bald eine andere Wendung gäbe. Nach der Erreichung dieſes Zieles bin habe ich mit allen meinen Kräften geſtrebt. Ich habe in meinen Gedichten ſehr wenig Perſonifikationen, ſehr wenig Symbole und Allegorieen, überhaupt wenig figürliche Wendungen und Redensarten benutzt. Ich habe die Poeſie mehr in den Gedanken, als in den Formen geſucht, und ſollten nun auch mehrere meiner Werke proſaiſch klingen, ſo dürfte man daran weiter keinen zu großen Anſtoß nehmen. Denn was iſt im Grunde der Dichter mehr, als jeder andere Menſch? Ohne Zweifel muß er mit einer größeren Energie, mit einer lebhafteren Empfindlichkeit, mit größerem Enthuſiasmus und einer tieferen Zärtlichkeit ausgeſtattet ſeyn. Er muß die menſchliche Natur beſſer kennen; ſeine Seele muß mehr umfaſſen. Er ſtudirt mit mehr Glück ſeine eigenen Empfindungen und Leidenſchaften, und ſucht deren Wiederhall in der Welt um ſich her auf; findet er ihn nicht, ſo erſchafft er ihn ſelbſt aus eigenem Antriebe. Bei dem Allen aber ſehe ich nicht ein, daß irgend ein triftiger Grund daſür vorhanden iſt, daß der Dichter übertrieben, kalt, unfaßlich und empfindungslos ſey, ſo oft mehr ein Menſch, der ſich für Alles, was er ſieht und was er hört, im höchſten Grade empfänglich iſt, ein Menſch, für den das Leben einen Reichthum von Schätzen und Genüſſen enthält, die Anderen weiſt verborgen bleiben; von dieſen Schätzen nun nimmt der Dichter die ſchönſten heraus, ſo wie er von den Genüſſen die zarteſten hervorſucht, um ſie den übrigen Weltbürgern darzubieten. Die Poeſie iſt nur die bereite, geſtaltvolle Sprache für die geheime Seele, die das innerſte Weſen der Natur aller Dinge iſt. Uebrigens findet ſie, die Unterblichte, ſich überall. Nur wird ſie nicht immer von Jedermann bemerkt; aber diejenigen, denen Gott ein helleres Auge verliehen, werden ſie nirgends verminſen. Wollte man mich etwa dagegen anführen, weil ich ſie da geſucht, wo ſie bisher noch kein Anderer geſehen, ſo kann ich darauf nur erwidern, daß ich nicht durch bloße leere Theorieen den Beweis einer Allgegenwart des poetiſchen Geiſtes in den irdiſchen, wenn auch noch ſo geringfügigen Dingen, zu führen geſucht, ſondern durch Beiſpiele und vorliegende Muſterbilder ſie dargelegt habe."

In der That findet ſich nicht leicht etwas Einfacheres, als die poetiſchen Schöpfungen Wordsworth's. Der Dichter verſucht, die Charakter-Schilderung eines Kindes von drei Jahren zu entwerfen; er weiß uns hier für eine Schmetterlings-Jagd zu intereſſiren; bald begegnet er dreien oder vier kleinen Knäbchen, die an einem Graben ſitzen und ſich in die ſchäumenden Waſſerwellen ſtürzen; dort erblicken wir ein Sperlingsneſt; ein Bauerhäuschen; die Mutter eines Matroſen, die vergeblich auf die Rückkehr ihres Sohnes harrt; ein junger Liebt; eine arme Wahnwitzige; eine Bäuerin am Spinnrade vor ihrer Hütte; eine Katze, die mit abgefallenen Baumblättern ſpielt; Eichenzweige im Herbſte; Landleute, die Rüſte abhauen; eine Betterſchaar vor einer Herberge; das ſind die Gegenſtände der Begeiſterung Wordsworth's. Sein großes Gedicht, der Streifzug, iſt in derſelben Gente abgefaßt; es beſteht aus einer Reihe von Gemälden und Betrachtungen, die alle aus dem Leben gegriffen ſind, und es gelingt dem Dichter mitten in dieſer Einfachheit, die nur zuweilen affektirt ſcheint, uns oft wider unſeren Willen hinzureißen. Wir ſind überrascht bei dem erhabenen Gedankenſpiel mit Vergleich mit der ätherſchweren Geringfügigkeit des Gegenſtandes. Haydn vergleicht nicht unpaſſend dieſen originellen Stil mit den Gipfeln der Alpen, auf denen der Reiſende eine kleine iſolirt ſtehende Blume mit Vergnügen beſchaut, indem ſie ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, trotz der Erhabenheit des Schauſpiels der ihn umgebenden Natur. Betrachten wir einmal den Peter Bell. Peter Bell iſt ein herumziehender Zinn- und Zaunzeug-Händler, von dem wir zuerſt hören, wie die meiſten Romane des Auslandes Englands. Auf ſeiner Reiſe begegnet er einem Eſel, der ohne Führer umherirrt, an den Ufern eines Fluſſes, den der Dichter mit vieler Genauigkeit beſchreibt. Wer mag wohl der Herr des Eſels ſeyn? Peter Bell ſucht ihn neugierig in der ganzen Umgegend auf; endlich entdeckt er einige Spuren, die ihm wahrſcheinlich machen, daß Jener ertrunken ſey, und er findet auch wirklich bald darauf einen Leichnam auf der Oberfläche des Waſſers umherſchwimmen. Der Verſtorbene iſt, wie bereits in der Abſicht, um ſich an dem Schmerz zu weiden, dieſe Nachricht der Familie des Verſtorbenen zu überbringen, und läßt ſich zu dieſem Behufe von dem Eſel den Weg zeigen. Das Thier, vermöge ſeines Inſtinkts, leitet ihn richtig nach Hauſe, und Peter Bell ſteht ſich auf einmal in die Mitte der Familie verſetzt, die vergeblich die Rückkehr ihres Vaters erwartet. Aber die auffallende Aehnlichkeit in dem Innerſten, die friedliche Luft, die in der ganzen Hütte weht, der tiefe Schmerz der Familie, alles dies hat das Gemüth des rohen Peter Bell plötzlich gerührt und bewegt; das Unglück, die Lage der Familie hat ihn erſchüttert und erweicht. Dieſe Situation, das Einfache und Natürliche derſelben, hat der Dichter mit beſonderem Talente aufzufaſſen gewußt, und es iſt ihm auch in der That gelungen, uns in der tiefſten Peter Bell's in Staunen zu verſetzen und mit der gewaltig fortzureißen.

(Repository of Knowledge.)

Bibliographie.

Topography of Thebes and general view of Egypt. (Anſichten von Theben, ſo wie von Aegypten überhaupt.) Bemerkungen über das Nilthal, über die alten und die neueren Aegypter ꝛc. Von J. G. Wilkinſon.

The works of Will. Cowper. (Cowper's Werke nebſt ſeinem Leben von W. Hayley, und einer Auswahl ſeines Briefwechſels.) Von Grimſhawe. Erſter Band.

A summary of the history of the law of usury. (Die Engliſchen Geſetze gegen den Wucher.) Von J. B. Kelly.

Fragments from the history of John Bull. (Bruchſtücke aus der Geſchichte John Bull's.) Edinburg. (Bruchſtücke aus dieſen Bruchſtücken — wird wohl bereits in den erſten Monaten des erſten Jahrgangs dieſer Zeitſchrift nach Blackwood's Edinburgh Magazine mitgetheilt.)

The german tresor. (Anleitung zum Ueberſetzen aus dem Engliſchen ins Deutſche.) Von F. de Porquet.

The system of painting in dry colours. (Die Malerei mit trockenen Farben, nach der alten Griechiſchen Methode.) Von W. Kingſton. 2½ Sh.

Stories about the history of Poland. (Erzählungen aus der Geſchichte von Polen.) Von R. Carver. 2 Sh.

Puritan farm. (Alte Sitten in einer heutigen puritaniſchen Familie.) 1½ Sh.

Rußland.

Eine Ruſſiſche Volksſage.

Skize aus der Biographie meiner Großmutter.

Welche Wunder gab es vor alten Zeiten! Das Ruſſiſche Volk glaubte, daß ein unreines Weſen Alle nach Willkür regiere: daß Wolfsteufel, Hexen und Kobolde rechtſchaffene Leute nicht leben ließen. Ich bin noch nicht alt, und habe doch mit meinen eigenen Ohren von weit verſtorbenen Großmutter gehört, wie ſie einen ganzen Tag bei dem Monumente Peters des Großen vorbeigingen, ohne auf die Jakuts-Bäcker gelangen zu können: der Böſe war im Spiele! Die Kinderwärterin, das Stubenmädchen, ich und die alte Junafer Mahme, Katharina Hipolitowna, hörten mit der größten Aufmerkſamkeit der Erzählung meiner Großmutter zu, und wir ſahen uns alle Augenblicke um, — ob uns nicht irgend ein Teufel aufpacte. Entſetzlich!

„Ja meine Täubchen!" ſagte die Großmutter, „Ihr rübetet an alle Wunder glauben, wenn ihr das geſehen hättet, was ich mit mei-

Digitized by Google

nen eigenen Augen sah. Bei uns im Dorfe, in Rachowka, ging einst ein Bauer auf die Jagd, und kam nicht wieder. Man suchte und suchte; das ganze Dorf durchstreifte sich im Walde, vergebens; als wäre der Bauer gar nicht gewesen — jede Spur war verloren! Wie nun? Am dritten Tage fand man ihn im Walde, wohl eine Werst vom Dorfe entfernt. Doch was glaubt ihr wohl — wo man ihn fand? Im Walde stand eine hohe, sehr hohe Fichte. In ihren höchsten Wipfel hatte wahrscheinlich der Waldteufel, Gott sey bei uns! den Bauer eingeklemmt und ihn am Gipfelzopf festgeflochten; denn ihr müßt wissen, daß man ihm kaum lebend von da herunter gebracht. Was wurde nun aus dem armen Schein? Er lebte noch ein Jahr, und starb im folgenden, an demselben Tage. Gott sey seiner armen Seele gnädig."

Meine Großmutter Maremjana Wassiljewna war einst an einen Senator verheirathet, wohnte bei dem Smolnischen Kloster, und am Vorabend eines jeden Festes kam sie gewöhnlich zu Fuß nach Pulkowo-Dorf, um uns auf einige Tage zu besuchen. Damals dauchte mich sie sehr gern ihren großen Beutel, den sie stat eines Ridicule bei sich führte. Wie die früheren Taschen, und die großen Beutel, so haben auch die jetzigen Ridicules in der Welt ihre moralische Bedeutung: ihr verborgener Inhalt verräth uns das Alter, den Stand, die Leidenschaften und den Charakter eines Frauenzimmers; und es ist daher eine große Verwegenheit, einen verstohlenen Blick in dieselben zu werfen: ja, fast schimmert ist es, alle fremde Briefe zu erbrechen. Aber ein Frauenzimmer kennen lernen will, der muß stets einen ihr Ridicule unterfuchen. Wenn, ungeachtet der zahllosen Menge geschriebener und gedruckter Briefe von und über Frauen, das weibliche Herz noch immer ein Räthsel bleibt, so liegt der Grund darin, daß die Herren Philosophen nie in ein Ridicule blicken, — selbst nicht in das ihrer Gemahlinnen!

Ein dauerhaftes Schmutztuch, fein und dauerhaft, ein Paar Bilderchen des Heil. der Gelogene, verschiedene Menge Kleinigkeiten, die jedoch alle ihre bestimmten, nur der Besitzerin bekannten Zwecke haben, und mit ihren Gedanken, Gefühlen und Erinnerungen eng verbunden sind. Hier ist ein Zettel ohne Adresse und ohne Unterschrift, hier ein zerbrochenes Stück Konfekt, dort eine zu einem kleinen Röllchen zusammengerollte Devise, die nicht selten in schlecht gereimten Zärtlichkeits-Phrasen, oder in ziemlich schlüpfrigen Calembourgs eine ganze Liebesgeschichte, oder den Schlüssel zu einem höchst wichtigen Geheimnisse enthält; eine zerknitterte Fünfrubel-Banknote, bereit, irgend eine kleine Liebhaberei zu befriedigen, eine Probe von einem Zeuge, woraus unwiderstehlich ein Kleid angefertigt werden muß u. s. w. Wie aber, wenn sich unter diesem U. s. w. ein buntes, künstlich zusammengelegtes und sorgfältig eingeschlagenes Papier verborgen hätte, mit der Ueberschrift: — Colon. Fina. Mariä! . . . Welche Leichtigkeit!

Alle Ridicule sind diesen jedoch nicht ähnlich, und sie verdienen oft einen ganz andern Ideenkreis und andere Gewohnheiten. In vielen findet man eine angefangene Arbeit, irgend ein neues Stickmuster, die Adresse einer wohlfeilen Schneiderin, ein Recept, um Flecke auszumachen, eine Marke gegen ein in die Färberei geschicktes Kleid und dergleichen. Alles hervorgehoben, und alle Ridicule zu untersuchen, verdienen die ernste Bekanntschaft eines Artisten, und wir müssen in dem großen Beutel meiner Großmutter zurückkehren, weil man sich ohne denselben von ihr selbst keinen richtigen Begriff machen kann.

Jener große Beutel meiner Großmutter war unvergleichlich reichhaltiger, und für die Moral-Philosophie wichtiger. Aus demselben ragten, durch einen zusammengerollten Strumpf, mit einen ungeheuren Knäuel Zwirn, lange Stricknadeln hervor. Ein Papier mit unorthographischen Ueberschrift, unsicher den der Feuer und Wasser schützen, „Traum der hochheiligen Mutter Gottes." Neben demselben lagen die Brille, eine runde Tabacks-Dose von Papier maché mit einem kleinen silbernen Herzchen, eine Nadelbüchse von Elfenbein, ein Fingerhut, einige Groschen, stählerne und kupferne Knöpfchen, ein Endchen Wachslicht, von Zwirnsfäden durchschnitten, zwei oder drei Stückchen Zucker, die aus Oekonomie nach dem Kaffeetrinken bei Freundinnen aufbewahrt wurden, eine halbe Muskat-Nuß, die mit einer Kartoffelreibe, Brot und kleine Schüsseln, und noch eine Menge Kleinigkeiten, deren ich mich nicht mehr erinnere. In den Ecken des Beutels befand sich eine nicht geringe Quantität Staub und Zwiebackskrumen, vermengt mit krummen Stecknadeln, Kaffeebohnen, Zeugproben und kleinen Nägelchen. Das ist das Bild von meiner Großmutter!

Sie war gewöhnlich in einem Kleinen Schwanen Ueberrock aus Taffet gekleidet und hatte auf dem Kopf eine weiße, steif gestärkte Haube mit breitem Besatz. Mit welcher Ungeduld erwartete sich sie am Sonnabend, am Erzählungen von Wundern und Kobolden von ihr zu hören. In ihrem Gedächtnisse und in ihrem großen Beutel waren so viele Zauber-Geschichten und so viel Abergläube enthalten, daß sie für jeden Tag im Jahre eine lange Geschichte zu erzählen wußte, die sie stets für reine Wahrheit ausgab.

„Morgen ist ein großer Feiertag", sagte sie, „morgen ist Kreuz-Erhöhung! Morgen versammeln sich die Schlangen für den Winter in einer Höhle. Gott bewahre Jeden vor dem Gedanken, in den Wald zu gehen: sie beißen ihn gewiß zu Tode."

Die Kinderwärterin, das Stubenmädchen, ich und die alte Jungfer Mukume, Katharina Hippolitowna, umringten sogleich die Großmutter, um ihre Vorlesung über Russische Naturgeschichte zu hören; wir spitzten unsere acht aufmerksamen Ohren und öffneten die vier neugierigen Näuler. Die Großmama nahm ihren Strickstrumpf aus dem Beutel, setzte sich zur Arbeit und fuhr fort:

„Ja, meine Täubchen! Alle Leute haben mir erzählt, daß einst eine wahrscheinlich abreme Bauerfrau nicht auf vernünftigen Rath hörte, und am Tage der Kreuz-Erhöhung in den Wald nach Preiselbeeren ging. Sie strich und irrte im Walde umher und kam endlich, Gott weiß, wohin! Die Nacht brach ein; es ward stockfinster. Immer glaubte sie noch, sich aus dem Walde herausfinden zu können; doch plötzlich stürzte sie in eine tiefe Grube. Gott schütze sie, daß sie nicht Hals und Beine brach! In der Grube aber lagen zwei große, große Schlangen. Eine derselben warf sich auf die Frau: und so hätte sie ihren Tod gefunden; doch die Schlangen-Königin nahm sich ihrer an, umschlang sie und drückte sie in eine Ecke. In der Mitte der Grube lag ein weißer Stein, von dem sich ein Schein verbreitete, der die ganze Grube erleuchtete. Unsere Bauerfrau sah deutlich im Winkel, daß Nacht versammelten sich alle Schlangen aus dem Walde und krochen in die Grube. Am anderen Tage näherte sich die Schlangen-Königin dem Steine und beleckte ihn; dann faßte sie die Bauerfrau am Rocke, schleppte sie zum Steine hin und ließ sie auch daran lecken. Und was glaubt ihr wohl? Plötzlich wurde die Frau fast! Die Schlangen leben alle auch nur darum. Sie leben hinaus, um Spitzruten in der Grube bis zum heiligen Georgen-Tage, der im Frühjahr auf den 23. April fällt — in der That feine Kleinigkeit! — vom September an waren über sieben Monate verstoffen. Am Tage des heiligen Georg stellte sich eine Schlange aufrecht hin, und an derselben wanden sich alle Schlangen aus der Grube hinauf und zerstreuten sich im Walde. Die Schlangen-Königin aber bat der Bauerfrau auch hinaus, und befahl einer großen Schlange, sie auf die Straße zu bringen. Diese kroch voran, und die Frau folgte ihr, brach aber unterwegs Zweige ab, um später den Wiederaufenthalt der Schlangen wiederfinden zu können. Als sie zur Straße gelangt waren, hielt die Schlange an, blickte auf die Frau, wand sich zu einem Knäuel zusammen, — und schnellte mit dem Schwanze so gegen die Frau, daß sie das Bewußtsein verlor! Bauern fanden sie halbtodt auf der Erde liegen, brachten sie nach Hause, besprengten sie mit Wasser, und erholten sich, nachdem sich ihnen mehrere ausgeschlossen hatten, in den Wald zurück.

Den abgebrochenen Zweigen folgend, fanden sie den Winter-Aufenthalt der Schlangen, füllten die Grube mit Reisholz, goßen Thee hinein und zündeten das Ganze an. Zwölf Tage, meine Täubchen, stöhnte die Erde und es ersoigten Erdbeben! Denn die zwei großen Schlangen verbrannten dort!" Ihre Frau aber überfiel von der Zeit an ein so heftiges Zittern, daß sie noch einigen Tagen in ihrem Geiste zugab. Das hat man davon, wenn man Altern Leuten nicht folgt!"

„Allerdings muß man ihnen folgen!" sagte mit leiser Stimme meine Wärterin, auf welche diese Erzählung den meisten Eindruck gemacht hatte.

Schon viele Jahr sind es, daß meine achtbarr Großmutter verschied. Ich hätte ihre Wunder-Geschichten ganz und gar aus dem Gedächtnisse verloren, und würde sie leichter, so in meinen alten Tagen, erklären Zeit die Leute scheinbar aufgeboten haben, dem abgeschmackten Geschmack der Vorzeit Glauben zu schenken. Nie würde ich wieder an obige Erzählung gedacht haben, wenn nicht unlängst ein Zufall dieselbe meinem Geiste wieder vorgeführt hätte. Im August des Jahres 1833 verreiste ich, um einen meiner gewesenen Regiments-Kameraden zu besuchen, der mit seinem Bataillon in einem Dorfe, dreißig Meilen von St. Petersburg, Rand. Hier hörte ich zu meinem Erstaunen abermals die Geschichte von den Winter-Aufenthalte der Schlangen aus dem Munde einer Wirthin. Sie schwor darauf, daß Alles wahr sey, und versicherte, die Begebenheit mit einer Bauerfrau habe sich in ihren Dorfe ereignet, und zwar erst im verflossenen Jahre. Der Dorf-Aeltester bekräftigte amtlich dieses merkwürdige naturhistorische Faktum.

Am Tage der Kreuz-Erhöhung geb' ich nie in den Wald nach Preiselbeeren.

(L. A. Ch.)

Bibliographie.

Geschichte der Verschwörung Pugatschoff's, von A. Puschkin. 2 Thle. Die Regierung des Zaars Fedor Alexjewitsch; und Geschichte der ersten Verschwörung der Streltzen. Von W. Berg. 2 Bände. Die Waffenfälle des Angara-Stroms. Eine Sibirische Erzählung Von R. Sch.

Mannigfaltiges.

— Finnische Literatur. In Helsingfors sind im vorigen Jahre erschienen: eine Finnische Uebersetzung der Oden Anakreons und der Sappho, von Erich Alex. Ingmann; eine Finnische Uebersetzung des „Goldmacherdorfes," eines Lettischen Volksbuches, und das erste Finnische Trauerspiel, eine lokalisirte Nachahmung des Macbeth, bearbeitet: Kuningiina Nurbe Kurwaus, von Fr. Lagerwall. Der Provinzial-Arzt Dr. Lönrot zu Kajana hat auf Kosten des Kaiserl. Russischen Gouvernement, eine große Sammlung alter Finnischer Gesänge veranstaltet, die er jetzt ordnet, und welche die Finnische Literatur-Gesellschaft in Helsingfors herausgeben wird.

— Winter-Konzerte in St. Petersburg. An Konzerten ist St. Petersburg in diesem Jahre so reich wie gewöhnlich, denn die Silbervurlei besitzen eine ganz unergründliche Anziehungskraft für ausübende Künstler. Alle Tage der großen Fasten sind besetzt, und leidenschaftliche Dilettanten können jeden Abend, von harmonischen Tönen gelüstigt — einschlummern. Leider aber sind sich, wie es mit allen irdischen Dingen der Fall ist, die Konzert-Abende nicht alle gleich. Es giebt Personen voll Talent, deren Spiel man freilich gern hört; da es aber Gebrauch ist, nie weniger als zehn Nummern auf dem Konzert-Repertoir zu haben, so wird man oft neben zwei erträglichen Musikstücken wenigstens vier zum Ueberdruß wiederholte Italiänische Arien von angegrifenen Stimmen und oben so viele langweilige Konzerte von traurigen Instrumentalstümpern mit anhören. (C. 11)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr. vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz sowie im Auslande bei dem Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 38. Berlin, Montag den 30. März 1835.

England.

Die Musik der Engländer im Jahre 1834.

Daß die Engländer kein musikalisches Volk seyen, ist durch häufige Wiederholung fast sprichwörtlich geworden. Man bedenkt, wenn man diesen Ausspruch thut, gar nicht, welches schwere, darte Urtheil damit gefällt ist! Auf Shakespeare's Folgerung, daß der Mann, der nicht Musik hat in sich selber, den nicht der Einklang holder Töne rührt, zu Verrath, Tücke und Argliſt aufgelegt, sein Herz so schwarz wie der Tartarus sey, will ich nicht einmal hinweisen, als hielte ich dies für so ausschließlich richtig und ausgemacht, daß dagegen nicht protestirt werden könne. Allein, selbſt wenn wir die Musik nicht als Integrirt der harmonischen Elemente des Lebens, sondern nur als einzelne Kunst betrachten, so fragt sich doch immer, was dewerst den harten Ausspruch, daß dem Engländer das musikalische Talent nicht angeboren sey? Was hat sich um Angabe der Gründe nur wenig bekümmert. Man schöpft den Beweis von der Oberflächlichkeit der Erscheinungen. Man sagt, die Gewinnsucht führe die großen musikalischen Genies des Festlandes nach der Insel, und von unserer Seite sey es der Reiz der Neugier, ein wunderbares Individuum in Ausübung seiner Kunſtfertigkeit — gleichviel, welcher! — zu sehen, was uns in seine Konzerte führe. Dazu kommt, daß man behauptet, wie hätten wohl Sammlungen von Schottischen, Irländischen und Walliſchen Volksliedern, von denen übrigens, wie man verſichert, auch ein gut Theil den Ursprung vom Festlande nicht verleugnen könne; über Englische National- und Nationals-Melodieen seyen nie zusammengestellt, weil es keine gebe. Wieſe man den Leuten jedoch das Daseyn solcher durchaus Englischen Volksmelodie nach, so würden sie denselben die Originalität doch streitig machen und den Einfluß ausländischer National-Gesänge auf die unsrigen hervorzuheben suchen. Die Kirchen-Musiken eines Purcell, Giddons, Croft und Anderer führt man auf gleichen Ursprung zurück. Der Enthusiasmus, der unter den Engländern die Händel herrſcht, wird der religiösen Stimmung des Volkes und der Begünſtigung zugeſchrieben, die dem Künſtler von Seiten des Königs zu Theil wurde. Seine Oratorien, heißt es, gefielen damals in so hohem Maße, weil die Theater geſchlossen waren. Daß der Sinn für die Italiäniſche Oper in England lebendig iſt, hält man bloß für Hang zum Ausländiſchen, und wenn die Deutſche Theater-Gesellſchaft ihre Vorſtellungen giebt, und nicht bloß die höheren, ſondern auch die mittleren und ſelbſt die unteren Klaſſen der Gesellſchaft ſich nach dem Hauſe drängen, ſo heißt es, dies geſchehe der Neugier wegen! Daß die letzte Deutſche Opern-Geſellſchaft, weil ihre Leiſtungen den früheren nicht entſprachen, wenig Zuſpruch hatte, nimmt man für ein Zeichen, daß der Reiz der Neuheit bereits aufgehört habe. Ein Cyclus von Konzerten werde nur durch Königliche Unterſtützung zu Stande gebracht; die „philharmoniſchen“ ſeyen Sache einer ausſchließlichen Ariſtokraten-Geſellſchaft, und die „Wohlthätigkeits-Konzerte“ mit ihrem allgemeinen Beifall bewieſen wenig oder gar nicht, daß die Engliſche Nation Muſik höre der Muſik ſelber willen. Im Theater, heißt es ferner, würden nur unmüße Balladen und Bravour-Arien beklatſcht; der „Freiſchütz“ habe des Teufels und der Wolfsſchlucht wegen gefallen; „Oberon“ habe die Kaſſe nicht oben ſehr gefüllt; „Ryer und Semira“ wurde nicht doch angeſchlagen; der Beifall, den die „Stummen“ erlangt, komme auf Rechnung der Feuerwerke; die „Sommernächte“ ſey beſucht worden, um die Malibran zu ſehen; in Paganini's Konzerte ſey man gegangen, nicht um die Wunder der Tonkunſt anzuſtaunen, ſondern um das Spiel auf der einen Saite anzugaffen, — kurz, wenn die Engländer Muſik hörten, ſo geſchähe es um anderer Intereſſen, nicht um der Muſik willen!

Unſere Landsleute haben ſich ſo oft das Talent zur Muſik abgeſprochen, bis ſie's glaubten, und die Macht des Vorurtheils war ſtark genug, um Manchen von der Beſchäftigung mit dieſer Kunſt abzuſchrecken, ja, ihn ſogar die harmloſe Freude über die Leiſtungen Anderer zu verderben. Gefällt uns etwas nicht, ſo iſt der nächſte Schritt, den wir thun, es zu haſſen oder zu verachten. So kam es denn in der That ſo weit, daß man glaubte, nur Ausländer könnten und dürften Konzerte geben und Opern aufführen; nur Armen-Verſtehern und Waiſenhaus-Vätern gezieme es, muſikaliſche Feſte zu veranſtalten, deren Glanz und Pomp die Leute vom-Lande verblenden und die auch die ganze Summe der müßigen Faſhionables anziehen, um eine Langeweile ihrer Lebensweiſe mit einer anderen zu vertauſchen.

Bei all' dieſen müßigen Anſtänden, welche die Beförderung des Sinnes für Muſik gar ſehr beeinträchtigen, kann man gleichwohl den Forſchritt der Engländer in dieſer Kunſt während des Jahres 1834 nicht anders als höchſt bedeutend nennen. Das genannte Jahr beginnt eine neue Epoche in der Geſchichte unſerer muſikaliſchen Studien. Es iſt in dieſem kurzen Zeitraum mehr für Muſik in London geſchehen, als vielleicht in zwanzig Jahren vorher.

Drei Engliſche Opern wurden von Engliſchen Muſikern komponirt, von Britiſchen Sängern aufgeführt und von einem Britiſchen Publikum mit einem Enthuſiasmus aufgenommen, der hinreichend bewies, wie groß der Eifer unter uns iſt, heimiſche Talente zu bewillkommnen und aufzumuntern. Das große Muſik-Feſt in der Weſtminſter-Abtei erlebte vier Wiederholungen, und in Exeter-Hall wurde ein anderes Feſt gefeiert, zu welchem eine Anzahl von 700 Perſonen mitwirkte, deren größerer Theil aus Dilettanten beſtand. Iſt es möglich bei einem Volke, dem der Sinn für Muſik ganz verſagt iſt? Der Eintritts-Preis in Exeter-Hall war ſo hoch, daß die minder vermögenden Klaſſen nicht Theil nehmen konnten, ſonſt bin ich überzeugt, daß man, bei Herabſetzung des Preiſes auf einen Schilling oder eine halbe Krone, einen Monat lang Tag für Tag die Vorſtellung hätte wiederholen können. Dazu kommt noch die Stiftung der muſikaliſchen Geſellſchaft, welche für die in ganz England zerſtreuten Muſik-Liebhaber und Künſtler einen Vereinigungs-Punkt bilden wird. Endlich darf die Herausgabe großer muſikaliſcher Compoſitionen nicht unberückſichtigt bleiben, welcher hauptſächlich die Abſicht zum Grunde liegt, die großen Werke berühmter Künſtler auch dem größeren Publikum durch mäßige Preiſe zugänglich zu machen. Das Alles iſt das Werk eines einzigen Jahres!

Daß wir in muſikaliſcher Hinſicht eben ſo ſehr hinter anderen Nationen zurück ſind, als wir es in den mechaniſchen Künſten und in den Unternehmungen des Handels übertreffen, leidet keinen Zweifel. Und zugegeben, daß ſich in unſerem Publikum die Liebe zur Muſik regt, wie dies ſich nach den angedeuteten Erſcheinungen innerhalb eines einzigen Jahres nicht in Abrede ſtellen läßt, ſo fragt ſich doch, ob dieſe Neigung zur Muſik ſchon zum geläuterten und gebildeten Geſchmack geworden iſt, was ich gar ſehr bezweifeln möchte. John Bull ergötzt ſich an der Muſik, er wiegt ſich in die Melodieen, ſobald dieſe laut werden, ſein Herz fühlt ſich komfortabel, und er weiß nichts, was ihn mit mehr Rührung zu erfüllen vermöchte, als muſikaliſche Rhythmen; allein erſtbil ihm noch alle Bildung, er hört eine alte Ballade und Händel'ſchen Chöre mit gleichem Wohlgefallen, ſein Ohr iſt noch nicht fein genug, den gebrauchten Reiz, den ein Kunſtwerk genießt, von gewöhnlicher Künſtelleingen zu unterſcheiden. Wir haben uns noch zu wenig mit der Theorie der Muſik beſchäftigt, wir geben uns noch zu wenig Rechenſchaft von dem Genuſſe, den uns die Tonkunſt gewährt. Es geſchieht ſchon ein ſehr gebildetes Ohr dazu, aus aufgelöſten Diſſonanzen die Harmonie herauszuhören, ſo wie es nicht leicht iſt, aus dem Widerſtreite der Kräfte und Elemente der Natur die Eintracht herauszufühlen, die über alle Extreme, alle ſchaefe Gegenſätze im Kampf der Weſen hindurchgreift und das ganze Daſeyn zu einem organiſchen Kunſtwerk voll aufgelöſter Diſſonanzen macht. Dazu kommt, daß John Bull keinen Fortſchritt will in ſeinem Amüſement. Was ihn einmal ergötzt hat, daran hält er mit einer Liebe feſt, die faſt an's Närriſche grängt. So bleibt er bei einzelnen Muſik-Stücken ſtehen, die nur dem größeren Ohr ſchmeicheln; er macht keine Schule des Geſchmacks durch. Der Charakter der Schwerfälligkeit, die unſerer Natur inwohnt, ſchließt aber die Möglichkeit nicht aus, daß wir doch endlich, wenn gleich langſam, von der Stelle kommen und fortrücken. Man ſey nur emſig von allen Seiten her bemüht, das Heil zu verkünden; man laſſe ſich nicht abſchrecken durch den Widerſpruch derer, die beim Alten beharren und alles Neuere verkehren. Das Alte lebt ſich allmälig in ſich ſelbſt aus, und das Neue iſt ſtegend, falls es intenſiver Kraft und Beruf zum Leben in ſich trägt.

Die Engliſchen Opern, die heutzutage unter uns am bekannteſten ſind, die von Arne, Shield und Storace, können, im Vergleich mit den Werken der Deutſchen und Italiäner, kaum für dramatiſche Muſik ausgegeben werden. Nur allmälig machen wir uns mit den Muſter-Stücken des Auslandes bekannt; aber ſelbſt Beethoven und Spohr werden nur ſehr theilweiſe zugänglich. Das iſt ſo langſam, mit ſolcher ſchwerer Tedaglichkeit geſchieht, daß ſind unſere ausübenden Künſtler bei weitem mehr Schuld als das Publikum. Unſer nationelles Vorurtheil will ſich immer noch mit dem alten Stolz gegen das Ausland regen. Nur Händel, weil wie ihn zu den unſrigen zählten, iſt uns ganz bekannt. Aber auch in Hinſicht auf ihn macht ſich eine Pedanterie geltend, die allen Fortſchritt in der Kunſt erſchwert. Unſere Muſiker haben ſich allerdings mit dem Gothiſchen Charakter der Händel'ſchen Compoſitionen vertraut gemacht, dieſer muſikaliſche Stil ſagt unſerer Volksthümlichkeit unbedingt zu, und es kann in keinem Lande Händel mehr

Digitized by Google

gefeiert werden, als in England. Wir sind mit dem Typus der Händel'schen Oratorien so vertraut, daß es uns sogar schwer wird, seinen „Israel in Aegypten", wo sich ein anderer Geist der Musik entfaltet, zu genießen und begreifen. So bleiben unsere Musiker, die das festgenannte Tonstück herabsetzen möchten, nicht bloß bei Händel stehen, sondern dahin sich auch innerhalb der Kreise dieses großen Künstlers noch einen engeren Kreis gezogen, aus dem sie nicht herauszutreten vermögen. Statt also an dem gefeierten Schöpfer der großartigsten Kirchen-Musiken zu lernen, daß er selbst eine andere Bahn einzuschlagen Wiene machen konnte, obwohl seine Eigenthümlichkeit es nicht zuließ, wollen sie Neuerungen, wie weiter vorgegangen wir unseren Gesichtskreis und können nicht aus den Augen blicken. Der ältere Cramer, der Va er der jetzt lebenden Veteranen, der die Musik-Feste in der Westminster-Abtei dirigiert, nannte Mozart's wunderbar schöne Quartette „sehr gute Exercitien", aber „überschwänglische und unausstehbare Tonstücke." Martlman weigerte sich, Mozart'sche Musik zu singen, bloß aus Pietät für Händel. Dergleichen Züge, die unsere Künstler bezeichnen, kommen noch heutzutage vor. Es ist eine bigotte Pedanterie, die an's Unglaubliche gränzt.

Es verdient, indem wir hier einen Blick auf den Zustand der Musik in England werfen, erwähnt zu werden, daß die erste Mozart'sche Oper, die hier gehört wurde, von einer Anzahl Dilettanten, mit Unterstützung einiger Musiker vom Fache, in der Kron- und Anker-Taverne vor ungefähr zwanzig Jahren aufgeführt wurde. Es dauerte auch eine Weile, ehe ein Werk von Mozart in der Italiänischen Oper in Szene ging. Die Unternehmer wagten es nicht, weil sie das Mißfallen des Publikums fürchteten und, von verminderten Kassichten, wie das nicht anders möglich ist, geleitet, sich nicht in Mißkredit setzen mochten. Die philharmonische Gesellschaft hatte dagegen die Mittel, das Schönste und Trefflichste, das der Kontinent erzeugt, zur Ausführung zu bringen, ohne sich in ihren Absichten durch den Zweifel und Tadel, an den sie gewohnt, dem man Anfangs zu begegnen hatte, stören zu lassen. Nur so ist es möglich, das Publikum zu bilden. Man muß ihm etwas zumuthen, und mit Consequenz eine ihm ganz neue Welt eröffnen, in die er sich allmälig hineingewöhnt. Die Leute müssen sehen, daß man mit Festigkeit seinen Plan verfolgt, dann werden sie aus dem Ernst und der Andauer auf die Wichtigkeit mehr, als leichter zu hier Vorgüglichen, wenn gleich das Neue unter den Erscheinungen der musikalischen Welt des Auslandes weniger als das Alte Berücksichtigung erhielt.

Es sehlte in England noch immer ein Kreis, vor dem junge Künstler ihre Erstlings-Werke, falls dieselben Beachtung verdienten, produzieren könnten, und welchem auch der Beteran seine Compositionen zur ersten Prüfung mittheilte. Diesen, und die Lücke zu ihr nunmehr gestiftet — ist eine musikalische Gesellschaft," deren Mitglieder nur ausübende Künstler sind. Sie kann für eine Bildungs- und Prüfungs-Schule gelten, in welcher neue Britische Compositionen ihre erste Aufführung erleben. Außerdem werden ältere anerkannt meisterhafte Werke wieder an's Licht gezogen und der Vergessenheit entrissen. So hat die Pietät für das Alte ihren Wirkungskreis, und die Ausmunterung jugendlicher Talente kann nur Überreich sein, und die Liebe zur Kunst regt zu erhalten. Beides wird mit einem Eifer betrieben, der in der Angelegenheit eine Nationalsache verblickt. Hierin liegt der Vorzug, den die Gesellschaft hat, aber auch ihr Mangel. Der Kreis der Mitglieder ist nämlich Ausländern verschlossen, und Männer, wie Moscheles, Ceorelli und F. Cramer, die seit Jahren unserem Lande angehören, können nicht aufgenommen werden, weil sie nicht in England geboren sind. Mißverstand ist die Zahl der Mitglieder, die von 300 bis 350 erweitert ist, sehr willkürlich angesetzt. Man hat viele zur Exekution der Musikstücke nöthige Subjekte als Mitglieder aufgenommen, die nichts als die technische Fertigkeit in ihrer Kunst besitzen, und von der angegebenen Menge sind kaum 200, welche nähern Antheil nehmen an der Tendenz der Gesellschaft. Dies scheinen mir die beiden Uebelstände zu sein, welche das Gedeihen des Instituts hindern. Man sollte in Personations-Linie aufstehen, minder pedantisch sein mit der ausschließenden Nationalität, und wenn Männer, wie die drei obgedachten, nicht als vollständig naturalisirt angesehen werden dürfen, doch wenigstens sich bemühen, sie als Ehren-Mitglieder in einen Kreis zu ziehen, für den ihre Mitwirkung von bedeutendem Erfolge sein müßte. Spohr, Hofmeister, Auber u. A. werden gewiß in London zum Besuche kommen, der ausschließlich Britischen Gesellschaft ignoriert, als sey die Sprache, die man innerhalb dieses Kreises redet, eine für Ausländer unverständliche. Sollte man nicht einsehen, daß die Musik die universelle Sprache der Menschheit ist? Wir verbrüdern uns in der Politik, und sollten der Meinung sein, daß die Kunst weniger als materielle Staats-Interessen zu einer Allgemeinheit dringen sey, nach der unsere Zeit in so vieler Hinsicht strebt?

Bei dem Mangel an guten Sängern ist die Instrumental-Musik auch in dieser Gesellschaft vorherrschend. Von den Stücken, die hier zur Ausführung gebracht wurden, verdient Mariaxen's Symphonie, mit welcher das erste Konzert der Britischen Gesellschaft eröffnet wurde, eine besondere Erwähnung. Erfindung und Stil ist in dieser Composition eben so meisterhaft, als die Kenntniß der Mittel, die dem Künstler zu Gebote steht, durchwegungewiesig zu nennen ist. Kenner und Liebhaber der Kunst waren gleich sehr entzückt, und es bleibt ein Räthsel, wie die philharmonische Gesellschaft dies Werk zweimal abweisen und ein ziemlich ungraziöses Urtheil darüber fällen konnte. Trefflich war auch das Piano'forte-Konzert von Bennett, einem Zögling der Königlichen Akademie und Schüler F. Cramer's. Eine Ouvertüre von Lutton, der für militairische Musik-Chöre viel komponirt hat, gedörte, nebst einer Symphonie von Lucas, einem akademischen Zögling, zu den interessantesten der bisherigen Leistungen der Britischen Gesellschaft.

Gleichzeitig mit der Stiftung dieser Gesellschaft wurde das Englische Opernhaus eröffnet. Noch bis zum Jahre 1834 hielt man es Theater für die Englische Oper für ein Lustschloß; man glaubte, es sei unmöglich, daß unser Landsleute einen dramatischen Text komponiren könnten; man meinte, es würde unerhört und nicht anzuhören sein, wenn man nicht wirklich Englischen Text in Musik gesetzt wäre. Die Gründung eines National-Opernhauses schien Vielen lächerlich, und gab ihnen Stoff zum Spotte. Die Furcht lag auch nicht so fern, auf dieser National-Bühne nur Opern in ausländischer Sprache vernehmen zu müssen; man äußerte, dieser ausschließlich der Englischen Musik gewidmete Tempel würde den alten Stab hrstätigen, das loses a non luceudo benennt werde. Trotzdem haben wir nun die Aufführung einer Reihe von nationalen Opern erlebt. Während des letzten Jahres wurden Arne's „Artaxerxes," Storace's „Belagerung von Belgrad," Shield's „das Schloß in Andalusien," Braham's „Teufelsbesitz," und einige andere in Szene gesetzt. Bei allen Mängeln, welche diese Erstlings-Stücke unserer nationellen dramatischen Musik haben mögen, — sie liegen dem Kenner offen genug zu Tage — steht gleichwohl zu hoffen, daß sich aus dem kleinen Anfang ein größerer Fortgang entwickeln wird. (N. M. Z.)

Frankreich.

Zur Geschichte des Kostüms.

In der Kunst, wie auf dem Theater, versteht man unter Kostüm nicht nur die Kleider, sondern auch die Waffen, die Möbel, überhaupt Alles dasjenige, was in einem Gemälde Zuthat und Beiwerk heißt; eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die sämmtlich unter einander in Uebereinstimmung sein müssen und vermittelst deren man das Jahrhundert, in dem das Vorgestellte sich ereignet, so wie den Geist, den Geschmack, die Sitten und Gewohnheiten des Landes oder Volkes, welches uns einen Gemälde, einem Skulpturwerk oder einem Drama entgegen treten soll, anschaulich gemacht wird.

Die alten Künstler pflegten auf diese charakteristische Eigenthümlichkeit des Kostüms keine Sorgfalt zu verwenden und kleideten zum Beispiel in ihren Kompositionen die Griechischen Soldaten und die Israelitischen Propheten in die Tracht ihrer Zeitgenossen. So hat z. B. Paul Veronese, der im sechzehnten Jahrhundert malte, auf seinem Gemälde der Hochzeit von Kanaan die Juden in Mosaik gekleidet, einen indischen Stoff, den man zu seiner Zeit viel in Venedig traf. Andere haben ihren Gestalten häufig Kleider nach eigener Erfindung gegeben, die sich allerdings ganz von der Mode ihres Zeitalters entfernten, aber sich dabei doch nicht der Tracht der alten Völker näherten. Preußen und Er Sueur lehrten die Maler diesen falschen Weg verlassen. Besonders zeichnete sich der Erstere durch die Vollendung, mit der er in seinen Bildern die Sitten der Israeliten, eines Volkes, über welches es doch so schwierig ist, das Genauere in dieser Hinsicht aufzufinden, da das Hervorderungen von Bildern in ihrer Religion verpönt war, wieder zu geben verstand. Ein Jahrhundert später gab sich Wien besonders viel Mühe, die Kostüme der Griechen mit Genauigkeit darzustellen; nach ihm noch strenger in der Beobachtung des Kostüms war David und gegenwärtig verwenden alle Maler die sorgfältigste Sorgfalt auf dies Studium, und zwar so sehr, daß es schon in's Uebertriebene ausartet.

Einer vollständigt Abhandlung über die Kostüme würde zweifelsohne ein sehr nützliches und interessantes Werk sein; wir müssen uns, der Beschränktheit unseres Raumes gemäß, mit einzelnen Andeutungen begnügen.

Als die ersten Christen zusammentraten, ihre Mysterien zu begehen, trugen sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, keine eigenthümlich auszeichneten Kleider; die Priester und Bischöfe kleideten, die aus den Alten gewählt wurden, behielten ihr Leben lang die Tracht bei, die sie in ihrer Jugend getragen hatten. Ihre Nachfolger, um dieselbe Oberstheit einzuführen, hüteten sich, irgend etwas an der Tracht zu ändern, in der sie Gläubige waren, als sie die Würde der Priester und heiligen Amt verrichtete; von da scheint sich's her, daß noch heutzutage die Kirchenkleider unserer Geistlichen denen ähnlich sehen, die die Griechischen Kaiser nach Einführung des Christenthums trugen. Dieselbe Beständigkeit finden wir in den Kleidungen der Mönchsorden: ihre Verschiedenheit besteht sich nur auf die Zeit oder das Land, in denen der Orden gestiftet. Die Kapuziner-Mönche sind Bekleidung für die Tracht der grauen Schwestern anführen, die von uns stets und überall in derselben Tracht begegnen, die die Frauen aus dem Volke zu der Zeit trugen, wo der Stifter, der heilige Vincenz von Paula, König Ludwig's XIII. Beichtvater, lebte.

Die Waffen, die ebenfalls einen Theil des Kostüms ausmachen, wurden ins Unendliche verschiedlich. Indem man einerseits Angriffs-Waffen suchte man solche wieder zu finden, die schon erwähnter Maßverhältniß von Gefahr durch Erfindung von Vertheidigungs-Waffen auszugleichen. Die Metalle wurden mit Erfolg angewandt und zu Schwerdtern und Spießen, Helmen und Schilden verarbeitet. Es sorgen sogar Bekleidungen auf, die den ganzen Leib des Soldaten bedeckten und da sie aus mehreren übereinander gezogenen Ringen (Cuirs) gemacht waren, so erhielten sie den Namen Küraße. Am ihnen war größere Festigkeit zu geben, so bediente man sie mit metallenen Bändern, und verfertigte sie endlich ganz und gar aus Eisen. Diese Gebrauch wurde seit dem eilften Jahrhundert ziemlich allgemein und blieb bis in's sechzehnte; denn wenn auch die Küraße gegen Pfeile und Hieb- und Stichwaffen schützten, so reichten sie gegen

Digitized by Google

die Kugeln nicht mehr aus, und man schaffte sie seitdem nach und nach ab. Um dieselbe Zeit war es auch, daß der Adel, um den Ruhm und Glanz seiner Häuser immer vor Augen zu haben und zur Schau zu tragen, die Farben seiner Wappen zum förmlichen, künstlich daraus auf seine Kleider heften ließ. Die Frauen machten bald diese sonderbare Mode mit, und die, welche aus großen Häusern stammten, ließen es sich sehr angelegen sehen, ihren Rock der Länge nach in zwei Felder abzutheilen, das eine enthielt das Wappen des Mannes, das andere das der Frau. Diese Art Kleider kamen übrigens bald nur noch bei festlichen und feierlichen Gelegenheiten zum Vorschein; nur die Beamten und Offiziere der Fürsten, später dann selbst die Bürgermeister, trugen sie gewöhnlich auf ihren Leibern. Das ist der Ursprung der Livreen, die gegenwärtig um so seltsamer erscheinen, als sie oft verunstaltet und sogar fast ganz abgeschafft worden sind; wenigstens sind sie nicht mehr in allgemeinem Gebrauch.

Wenn wir Europa verlassen und einen Blick auf den Orient werfen, so finden wir seine Länder in einem Zustand von Stabilität, die für uns, deren Moden so oft wechseln, etwas völlig Unbegreifliches darstellt. Die wenigen vorhandenen Monumente zeigen uns die Türken, die Indier, die Chinesen in denselben Kleidern und Waffen, die sie gegenwärtig tragen, ohne die geringste Modification während mehrerer Jahrhunderte. Wenn man einzelne Neuerungen an ihren Waffen wahrnimmt, so sind sie von uns geborgt und ihnen durch die Nothwendigkeit einer zweckmäßigeren Vertheidigung gegen uns aufgedrungen worden.

Als der Krieg aufgehört hatte, die wichtigsten Motive und Rücksichten für die Befleidung an die Hand zu geben, waren es die Künste des Friedens, die ungeheure Veränderungen in den Kostümen hervorbrachten. Die Hofleute Franz des Ersten, Karl's des Fünften und Heinrich's des Achten beachten den Luxus an die Tagesordnung, und die Höfe von Rom und Florenz übertrafen sie hierin noch. An die Stelle der wollenen Gewebe traten prachtige seidene Stoffe; Sammet, Atlas und Stickerei wurden durchgängig von allen Personen getragen, die nicht zur unteren Volksklasse gehörten.

Die Fortschritte der Civilisation hätten die Völker abhalten sollen, sich gegenseitig zu bekriegen; aber der Ehrgeiz der Fürsten und Machthaber führte den Krieg nur zu häufig herbei. Jeder Ausführer betrachtete die räumlichen Räder, welche die Schaar, die unter seinem Kommando stand, verrichtete, als eine persönliche Ehre und nahm sie für sich in Anspruch. Man sah sich nach einem Mittel um, seine Leute mitten im Handgemenge der Schlacht herausnehmen, und versiet auf mehrere wenig kostbare: der Eine zum Beispiel befahl seinem Regiment, eine schwarze, rothe oder gelbe Feder auf die Hüte zu stecken; ein Anderer, um ein dauerhafteres Zeichen zu haben, kam darauf, daß seine Leute, ohne ihre Kleider zu zerreißen, die zu Paaren auf ihren bisherigen Rock zu verändern, nur eine Jacke oder ein Wamms von gleicher Farbe, die gewöhnlich die seines Wappens war, darüberziehen sollten; noch Andere ließen ihre Schaaren Wandeliere über den Rock hängen, die dazu dienten, den Säbel zu tragen; dies wurde dann mit einer Boete versehen, deren Farbe ebenfalls die des Wappens der Ausführer war. Dies ist der Ursprung der Uniformen, deren regelmäßige Einführung wir aber doch erst gegen Ende der Regierung Heinrich's des Vierzehnten finden.

Hatte sich Franz des Ersten Zeitalter durch die Eleganz der Kleidungen und die Schönheit der Stoffe, aus denen sie verfertigt waren, ausgezeichnet, so that die Zeit Heinrich's des Dritten den Anblick einer kindischen Koketterie dar, welche die Folge der weibischen Sitten seines Hofes war. Breite gesaltete Halskragen wurden auf gleicher Weise von beiden Geschlechtern getragen; während aber die Frauen die ganze Form ihrer Brust und ihrer Schultern sehen ließen, wurde es Mode, die Formen anderer Theile des Körpers zu verstecken, und von da fing man an, den Rock von unter der Taille an und um dieselbe herum zu steifen und aufzuraffiren.

Während der Regierung Heinrich's des Vierten führten Sully's Sparsamkeit und die strengen Sitten der Kalvinisten eine größere Einfachheit in den Kleidungen herbei, in der Regel war schwarze Farbe vorherrschend. Große Veränderungen traten unter der Regierung Ludwig's des Dreizehnten ein: man behielt den langen Mantel und die Weste oder das Wamms bei, das man juste au corps nannte; aber an die Stelle der Beinkleider von Triot und der gebauschten Hosen, die nur den halben Schenkel bedeckten, kamen Tuchbeinkleider von lebhaften Farben, die bis zur Knieform herabgingen. Das Barett von Zeug machte einem großen runden Filzhut Platz, der in der Regel mit einigen Federn geschmückt war; auch ließ man nun die Haare wachsen, die man seit lange sehr kurz getragen hatte.

Der hof Ludwig's des Vierzehnten sah noch größere Veränderungen: der kleine Mantel wurde abgeschafft und das Kleid mit Aermeln dafür angenommen, welches man surtout nannte, weil man es in Wahrheit über alle andern Kleider trug. Es war ein langer Rock, der den ganzen Leib und die Schenkel bis zu den Knieen herab einschließen; dessenungeachtet trug man aber doch noch zuweilen einen sehr langen Mantel, in den man sich ganz und gar einwickeln konnte. Die Geistlichen trugen ihn beständig, und bei feierlichen Gelegenheiten hatte er eine Schleppe. Auch die Magistrats- und Gerichts-Personen trugen ihn, doch kürzer. Die Frauen fuhren fort, seidene brochirte Stoffe zu tragen. Die Kleider der Männer waren dieselben von Sammet, und in der Regel von farbigem Tuch; um ihnen ein reicheres Ansehen zu geben, besetzte man sie mit mehr oder minder breiten Goldtressen. Der Hut, der noch immer die runde Form hatte, wurde mit einer Menge Federn beladen; nur Strauffedern wurden hierzu gebraucht, während man unter den vorhergehenden Regierungen sehr häufig Hahnenfedern getragen hatte. Auch die Haare kamen in Mode, im Anfang des Jahrhunderts durchaus in feiner natürlichen Fülle erschienen zu sein, so ward es nun allgemeine Mode, es mehr hervortreten zu lassen, und man stülpte sich deshalb ungeheure Perücken auf, die unseren Augen sehr lächerlich vorkommen, von welcher Mode man indeß Beispiele bei den alten Aegyptern und bei einigen wilden Insel-Völkern des großen Oceans wiederfinden.

Es ist merkwürdig, daß, während die Kostüme der großen Männer so beträchtlichen Veränderungen erlagen, die Tracht der Frauen dagegen immer dieselbe zu sein schien: sie bestand aus einem langen Rock mit Leibchen und Aermeln — das war Alles; doch entwickelte diese Stetigkeit der allgemeinen Form zahllose Variationen, und es war ihr aufgehoben, Wilden zu gewinnen, die unserem ungeübten Sinne gegenwärtig kaum mehr wahrnehmbar sind und ohne Zweifel damals dem großen Publikum weit wahrer für die der Mode unterworfenen Personen.

Neue Veränderungen traten unter der Regierung Ludwig's des Fünfzehnten ein: die Form der Kleidung wurde nur wenig verändert; man nahm wieder seidene brochirte Stoffe; die Sammete sogar wurden mit Stickereien von bunter Seide, oder auch wohl von Gold, Silber und Flittern verseben. Die Tuchkleider mit Tressen blieben indessen noch den Bürgerstande die herrschenden; erst in der Revolution 1789 wurden sie beinahe ganz abgeschafft. Die Männer legten die Perücken ab, aber indem man nun das eigene Haar wieder hervorpahm, frisirte man es in Steifen, festen, knappen Formen, schmierte Puder und Pommade hinein, und diese Mode dauerte fast 80 Jahre; dann wurde der runde Hut, den man unter den beiden vorhergehenden Regierungen mit gekleidet trug, zurückgeschlagenen Krempe getragen hatte, um ein beträchtliches verkleinert und die Krempe wurde von drei Seiten in die Höhe geschlagen, wodurch er die nördliche Form annahm, die er jetzt hat. Die Frauen nahmen den Puder und die Pommade an; ihre Frisur war eben so steif, wie die der Männer; sie tengen ein leichtes Mützchen, das mit einem Paar sehr kurzen und steifen Bandschleifen verziert war.

Die gestickten seidenen Stoffe, aus denen man die Kleidungen verfertigte, wurden zu dieser Zeit in großblumigten Mustern gearbeitet; um zu verhindern, daß sich die Stickereien nicht in den Falten, die ein Stoff natürlich schlägt, verbrechen und verdrückten, ließ man die Schöße der Kleider, und die Frauen kamen auf den Einfall, Fischbeinreifen, die buchi einen leichten Ueberzug verbunden waren, unter ihren Röcken anbringen zu lassen. Diese Maschine erhielt die Namen bouffant, panier, tournure, ja man wagte sogar, ihr den Namen cul zu geben. Diese Reifröcke, die anfangs nur zu dem Zweck gemacht waren, das Kleid steif und glatt in vielen Falten zu befestigen, gewannen bald einen solchen Umfang, daß man sie bald wie drei Fuß breite Tonnen sah. Die junge Marie Antoinette sah dieser eben so lächerlichen als häßlichen Kleidung wenigstens für den Morgen entsagen wollte, hielt man sich höchlich über diese Unanständigkeit auf. Die Kleider der Männer waren auch nicht mehr so weit als früher; die Rockschöße waren beträchtlich schmäler geworden und steten sich auch hinten zu ab; die der Westen waren beinahe nicht mehr sichtbar und die Aermel verkürzten sich.

Ob man im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in Frankreich und den nördlichen Ländern verschiedene Kleider, im Rücksicht auf den Wechsel der Jahreszeiten hatte, danach wird gegenwärtig nicht mehr viel gefragt; aber wir wissen sehr genau, daß seit Ludwig's des Vierzehnten Regierung die Etikette, die Alles ordnete und strenge, diesen Unterschied in dieser Hinsicht eingeführt hatte, kaum die Hofleute und selbst die Prinzen und Prinzessinnen die gestammte seinere Welt nicht entgehen durften. Die Stoffe waren nach den Jahreszeiten angeordnet: im Winter Sammet, Atlas, Satin und Tuch; im Sommer Taffetz; im Frühjahr und im Herbst leichte Tuche, silesaie genannt, Camelots, durchbrochene, gerissene Sammete, überhaupt seidene Zeuge, die minder leicht als Tuch und nicht so schwer und starr als der damalige Atlas waren. Selbst die Spitzen wechselten nach den Jahreszeiten; die Englischen Striche waren zwar kein wärmerer Putz, als die Brabanter Spitzen, doch dursten die ersteren nach den Festen von Longchamps nicht mehr zum Vorschein kommen, während die Spitzen den ganzen Sommer lang die Mützen schmückten. Diese Gebräuche wurden noch nichts Auffallendes gezeigt haben, wenn sie nach Verhältniß der Kälte oder Wärme gerade in Anwendung gekommen wären, aber die Etikette hatte den bestimmten Tag, an welchem zum ersten Mal angelegt, Am Tage Allerheiligen wurde das Pelzwerk abgelegt, und Ostern, obgleich eines von den wandelbaren Festen, war der Tag, wo man die Mussen ablegte, und es war nicht erlaubt, sie wieder vorzunehmen, wenn auch wieder Schnee kam. Eine andere, ebenfalls so fest und unwiderruflich bestimmte Zeit war am Hof für die Damen das vierzigste Jahr, weil sie dann nicht mehr ohne einen Kopfputz von schwarzen Spitzen erscheinen durften, eine Art Schleier oder Strich, der über die Mütze ging und unter dem Kinn zusammengeknüpft wuede.

Die Revolution von 1789 brachte all' diesen Etikettewust ab; mit ihr hörten auch die, für die verschiedenen Stände der Gesellschaft angenommenen Unterscheidungszeichen auf; die Männer legten ihre Degen, die Parlaments-Räthe, die Amts-Vögte, die Advokaten ihre Roben und ihre langen Mäntel ab; jeder Kopfstützen schien gefangen zu gehen, ihre lange Soutane aufzugeben. Mit Aufhebung der Klöster verschwanden auf gleiche Weise sämmtliche Mönchskleider. Sogar die Uniformen erlitten große Veränderungen. Die ganze Infanterie, die weiß gekleidet war mit Aufschlägen und Rabatten von verschiedenen Farben, bekam blaue Kleider, ohne weitere farbige Abzeichen; nur der Knopf, mit der Nummer des Regiments, war das einzige Abzeichen in der ganzen Infanterie.

Die Prinzipien der Gleichheit, die mit so leidenschaftlicher Gesamtheit proklamirt wurden, führten eine große Einfachheit in den Kleidungen herbei. Die Männer trugen einen Tuchrock ohne Stickerei und ohne Tressen; einzelne auch eine Weste mit Schößen, carmagnole genannt, und weite Beinkleider, gewöhnlich von derselben Farbe wie die Weste; als Schutz gegen die Kälte wurde ein weiter langer Mantel, knapp an den Hals schließend, eingeführt. Er war von grünem, braunem, wollenem, langhaarigem Zeuge, mit einem Pfffchdeckel von blauer, rother oder schwarzer Wolle; Einzelne, die eleganter gehen wollten, trugen, anstatt

Digitized by Google

statt des Plüsches, Sammet in Carmoisin oder Schwarz. Der Kopfputz erlitt eine große Veränderung: Puder und Frisur wurden abgeschafft; das Haar kurz abgeschnitten; der runde Hut blieb, denn die rothe Mütze kam nie in allgemeinen Gebrauch; man sah sie nur in einzelnen Verbindungen und Gesellschaften, wie sie auch nicht von Allen getragen wurde. Auch die Fußbekleidung wurde einer bedeutenden Veränderung unterworfen: man trug keine seidenen Strümpfe mehr, die goldenen und silbernen Schnallen verschwanden von den Schuhen und dieselben wachsten meistentheils den Stiefeln Platz.

Auch die Frauen hatten den Puder abgeschafft; sie ließen sich dieweilen das Haar ganz kurz abschneiden, oder mehr oder minder unter ein einfaches rundes Mützchen einflechten, das bei Einigen mit einer sehr kleinen Spitze verziert war, oder mit einem einfachen Band umschlungen; Einige trugen auch nur ein Tuch nach Savoyardenweise. Nach der Schreckenszeit gewann dieser Kopfputz eine gewisse Eleganz; das Haar in größeren oder kleineren Locken wurde von einem Kamm zusammengehalten, und die Lücken, die aufangs nur von Linnen oder Musselin gewrlen waren, wurden nun von Linon und sogar von schartachrothem Krepp, von Silberstickerein gestickt, getragen. Mit Brauchen noch erst zu sagen, daß man kein Kleid von Sammet oder Atlas mehr sah; die Seide kam nur noch in der Gestalt von Halbtaffet vor und auch dieser Stoff wurde selten getragen. Die Kleider waren gewöhnlich von bedruckem Linnenzeug, von cotonnade, einem Stoffe, der zur Hälfte aus Seide zur Hälfte aus Baumwolle bestand. Zum größten Staat trug man ein weißes Kleid von Krepzal oder, wenn es auf's Höchste kam, von Musselin, aber ohne alle Stickerei.

Die Ruhe führte nach und nach Eleganz, ja sogar hier und da Reichthum in den Anzügen der Damen zurück; der Leib der Kleider wurde ungemein lang getragen, die Brust ganz entblößt; dagegen wurden die Aermel noch mehr nach unten zu als nach oben verlängert, so daß sie oft eine Schleppe von mehreren Fuß Länge hatten. Der Maler David zeichnete Kostüme für die verschiedenen Stände der Gesellschaft; Alles ging in Tuch gekleidet, nur die sluf Direktoren ausgenommen, die Atlas trugen. Die Aufschläge der Aermel wurden häufig mit schwarzem oder grünem Sammet besetzt und nach Belieben länger oder kürzer zurückgeschlagen; später wurden sie unmäßig vergrößert; auch ließen sich einzelne Elegants das Haar wachsen und zu einem Zopf zusammenflechten, der mit einem kleinen Kamm in die Höhe gesteckt und cadenette genannt wurde.

Die Moden, die auf diese Zeit folgten, sind zu bekannt, als daß wir sie hier näher berühren sollten, doch wollen wir, bevor wir diesen Artikel schließen, einige Zeilen dem Theater-Kostüm widmen. Ohne zu weit zurück zu gehen, führen wir nur an, daß unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. die Schauspieler im Kunstspiel in denselben Kleidern auf der Bühne erschienen, wie im gewöhnlichen Leben; daß bei der Tragödie dagegen ihr Kostüm in keiner Hinsicht der Wirklichkeit ähnlich sah. In der Oper hat das Kostüm der mythologischen Personen den Anblick eines widerlichen bizarren Mischmasches dar, worin es schwer halten möchte, einen Sinn und Verstand zu finden. Die Mode in ihrer ganzen Unbeständigkeit übte einen Einfluß auf diese imaginairen Kostüme aus, und man sah unter Ludwig XV. die Nymphen und Sylphen die Farben in Reifröcke und Bouffanten von Gaze und mit Bändern besetzt auf der Bühne tanzen. Lekain und Mademoiselle Clairon wollten eine Reform im Theater-Kostüm einführen, doch beschränkte sich die ganze Verbesserung, die ihnen gelang, darauf, daß die Reifröcke der Actreiren und die Federhüte der Schauspieler abgeschafft und Morgenländischen an die Tagesordnung kam, bald eine Türkische Kleidung, bald ein Zigeuner als Mantel umgeworfen, kam auch die Französische Tracht des sechzehnten Jahrhunderts für Stücke aus dem Mittelthum. Diese Verbesserungen stehen noch gar weit hinter denen zurück, die Talma um die Zeit von 1791 bewirkte. Die Tragödie Karl IX., die damals auf dem Théâtre-Français aufgeführt wurde, ist die erste, in der man das Kostüm mit strenger Genauigkeit befolgte. Diese Neuerung fand beim Publikum einen großen Beifall, daß sie sich bald auf andere Stücke erstreckte. Die Schauspieler und auch die Schauspielerinnen erschienen auf der Bühne in Kleidern und Kopfputz, in denen die Griechen und Römer vorstemmen getren nachgeahmt waren. Die Tragödie: Virginia von La Harpe, die Griechen von Ebénier wurden im streng genauesten Kostüm gespielt. Auch in Ebénier's Tragödie Heinrich VIII., und im Macbeth und im Othello von Ducis wurde die Reform gelend gemacht. Nachdem dieselbe allen Beifall gefunden in Paris und in den Provinzen angenommen; doch erstreckte sich freilich dieser Sinn nicht auf das gesammte Beiwerk und bildete sich nicht vollkommen aus; so sieht man auf dem Théâtre-Français noch gegenwärtig die Semiramis in einem Palaste mit Korinthischer Architektur spielen, und die Bäumen desselben von Amerikanischen Pflanzen wimmeln. Die Decoration des Throones ist von verschiedenen Geschmack, und gleicht dem, was man vor funfzig Jahren einen Baldachin à la turque nannte. Auf vielen Theatern haben die Hauptschauspieler ein ihren Rollen ziemlich angemessenes Kostüm, aber die Beschränktheit der Geldmittel einerseits, und die Unwissenheit der Personen, die der Direction dieses Theils des Theaters vorstehen, andererseits, verschulden nur zu häufig höchst lächerliche Verstöße gegen Ort und Zeit. Es ist gar nichts Seltsames, daß man in einem Mysterienspiele ein Hauptrolle in Kostüms sieht, die an die Zeiten Karls VII. erinnern, während die Krieger, die sie begleitigen, wie Soldaten aus der Zeit Heinrichs IV. gekleidet sind. Die Ehöre der Sängerinnen oder Tänzerinnen sind ebenfalls nicht richtiger kostümirt; während einige Französisch gehen, erscheinen andere in Schweizerischer Tracht, oder tragen wohl gar ein Leibchen aus einer, und einen Anfsatz aus einer andern Zeit. Herr Duponchel, der kürzlich in's Opernetheater berufen worden, hat auf diesem eine neue Reform in's Werk gesetzt, nach der sich die getreue Beobachtung des Kostüms nicht nur auf die Anzüge und Frisuren erstreckt, sondern auch mit gleicher Genauigkeit auf Möbel und alles übrige Beiwerk ausgedehnt worden ist. Es wäre wohl zu wünschen, daß diese Beispiele von den übrigen Theatern befolgt würde; doch ist zu fürchten, daß bei Rücksichten der Sparsamkeit dem Fortschritte dieser Verbesserungen, wo denen man so gute Wirkung in „Robert der Teufel“ und der „Jüdin“ gesehen hat, hemmend entgegentreten werden.

Nur die Bemerkung mag hier Platz finden, daß, wenn das Princip der Mode heißt: Alles ist gut, wenn es nur neu ist, die Kühn und der gute Geschmack dann allerdings sich leicht mit ihr richten können. Auch hat man häufig sich gefreut, wie sie die Künstler in solchen Fällen, wo ihnen die Mode Lächerlichkeiten und Bizarrerieen darbot, ihrem Einfluß zu entziehen wußten. Als statt der Mäntel die Kleider mit Aermeln, als die kleinen dreieckigen Hüte erschienen, versuchten die Künstler, ein gewisses allgemeines Kostüm für die Portraits einzuführen, das sich dem idealischen Geschmacke näherte. Auch haben sich solche Motive als entschieden für die Wahl der Gegenstände bewiesen. Noch vor seit beinahe hundert Jahren soll immer aus der Griechischen Geschichte entnommen worden, weil hier die Künstler Gelegenheit fanden, nackte Partieen darzustellen, oder wenigstens doch die Gestalten geschmackvoll und schön zu bekleiden.

Gegenwärtig stellt man Scenen aus allen Zeitaltern und Ländern dar, undeklammert, ob das Kostüm mehr oder minder schön ist; man hält sich vornehmlich nur an das streng Historische.

(Dictionnaire de la Conversation)

Bibliographie. Neue Romane:

Alix ou les Deux Frères. — Von der Marquise C. von C. 2 Bde.
Aloise, ou le Testament de Robert. Par l'auteur de Charette et de Jules. — 2 Bde. 7½ Fr.
Georges, ou Un entire Mille. — Von Eh. Muret. 7½ Fr.
Joasine, ou la Fille du prêtre. Roman posthume. — Von L. Durange. 5 Bdchen. 15 Fr.
La Révolte de Lyon en 1834, ou la Fille du Prolétaire. — 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— John Quincy Adams. Dieser Amerikanische Staatsmann, der in den Jahren 1801 und 1802 Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin war, in welcher Zeit er seine bekannten Briefe über Schlesien schrieb, der späterhin in gleicher Eigenschaft nach St. Petersburg und London geschickt wurde, der von dem General Jackson, von 1825 bis 1828, die höchste Würde in seinem Vaterlande bekleidete, und der sich neuerdings durch seine lebhafte Theilnahme an den Debatten über die Streitigkeiten zwischen den Nord-Amerikanischen Freistaaten und Frankreich hervorgethan hat, wird von einem Genfer Reisenden folgendermaßen geschildert: „Herr L. ist ein Mann von höchst reifem Temperament, sehr annahend, und eben so klarsehend als beschlussend. In seiner Stellung als Kongreß-Mitglied geht er mit seinem Parteiführer zu Rathe. Er ist ein entschiedener Gegner der jetzigen Verwaltung und benimmt sich doch oft so, daß er ihr in die Hände arbeitet und ihre Zwecke fördert. Ueberhaupt ist er stets der Kämpe und Vertheidiger der vollziehenden Gewalt, und bei Fragen, welche sich auf die Prärogativen des Präsidenten beziehen, pflegt er gegen die Partei aufzutreten, mit der er sonst gewöhnlich übereinstimmt. Das ganze Benehmen der Herrn Adams im Kongreß zeigt, daß er ein unruhiger und unzufriedener Geist ist. Ungeachtet seines hohen Alters und der augenscheinlichen Abnahme seiner Körperkräfte wird er doch immer noch von Ehrgeiz belebt. Da er einmal Präsident der Vereinigten Staaten war, so scheint er zu glauben, daß ihm um deswillen ein ungewöhnlicher Grad von Hochachtung gebühre. Die große Masse des Amerikanischen Volks kennt zwar seine Talente und Kenntnisse, aber den Vollgeist im Kongreß wird ihm ungemein viel Aufmerksamkeit bewiesen, weil er auch das Gesichtet der Nation gelenkt hat. Seine geistigen Fähigkeiten sind noch in voller Kraft. Alle, die ihn näher kennen, versichern, sein Geist sey nie so elastisch gewesen, als jetzt. Bei all seinen excentrischen Eigenschaften ist er auch in der That ein sehr nützliches Mitglied des Repräsentanten-Hauses. Sein ganzes Leben hindurch war er ein regsamer Geschäftsmann, und das ist er auch noch. Niemand ist mehr auf seinem Posten, und da ihn sein Gedächtniß nicht verläßt, so ist er oft im Stande, über Gegenstände der Gesetzgebung Erläuterungen mitzutheilen, die sonst unberücksichtigt geblieben wären. In allen Angelegenheiten, die sich auf die Verhältnisse der Vereinigten Staaten zum Auslande beziehen, ist er so freylich als irgend ein lebendes Individuum bewandert. Er hat sein ganzes Leben im Dienste seines Vaterlandes zugebracht und auswärts zugebracht. Seine Erfahrungen würden ihm einen geheimen Einfluß verschaffen, wenn er in seinem Benehmen nicht so unentschieden und regellos wäre. Man hört ihm mit großer Ehrerbietung und mit vielem Vertrauen zu, wenn es sich um Thatsachen handelt. Es gilt für einen streng rechtlichen und ehrenwerthen Mann, der aber beständig nach dem Antrieb des Augenblicks handelt. So übt er, trotz all seiner Talente und Kenntnisse, weniger Einfluß auf die Entscheidungen des Kongresses aus, als man mit Recht glauben sollte.,,

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe baldgefälligst zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Payn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährig, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 39. Berlin, Mittwoch den 1. April 1835.

Belgien.

Belgiens öffentliche Charaktere.

(Aus der Revue des deux mondes.)

Es ist hier nicht die Absicht, die Ursachen aufzusuchen, welche die Scheidung Belgiens von Holland herbeigeführt haben. Jeder Kundige konnte leicht vorhersehen, daß jene Vereinigung zweier Völker verschiedenen Glaubens auf die Länge nicht Stand halten würde. Nach fünfzehnjährigen schweren Geburtswehen kam eine Revolution zur Welt; mochte dieses Ereigniß mehr oder weniger tief begründet seyn, immer bleibt es für die Zukunft von großer Bedeutung. Ein neuer Planet ist an dem gewitterschwangern Himmel der Europäischen Politik aufgegangen; ein Belgisches Königreich ist ins Leben getreten.

Sey es aber Unwissenheit oder böser Wille, genug, fast alle Publizisten leugnen hartnäckig die Wichtigkeit dieser Schöpfung. Kaum gezeichnen, wie man die Inseln des kleinen Staates auf der politischen Karte zu verzeichnen, wie man die Inseln verzeichnet, die ein Pulkan mitten im Ocean emporsteigen läßt. Ein Land, dessen erfinderischer Gewerbfleiß noch jetzt Großbritannien als Muster dient; ein Land, dessen Kunstreez im Fabrikwesen Staaten, die achtmal größer sind, lebhafte Besorgnisse einflößt; ein Land, das 120,000 Soldaten stellen kann; ein solches Land, sage ich, sollte auf der Europäischen Wagschale doch etwas mehr Gewicht haben. Ein umfassendes Studium dieses Landes wäre langwierig, und ganze Bände wären nöthig, um Belgien in jeder Beziehung zu erforschen. Ich will in diesem Artikel nur verschiedene Punkte auffreffen, die meinen Gegenstand unmittelbar berühren, d. h., die zur Kenntniß der vornehmsten Personen des politischen Drama's, dessen Schauplatz Belgien seit 1830 geworden ist, Etwas beitragen. Fast alle diese Männer sind von neuem Datum, und von ihrem frühern Wirken hat nur wenig verlautet. Es existirt nicht einmal ein Buch, in welchem der Antheil gewürdigt wäre, den jeder desselben seit vier Jahren an den Staatsgeschäften hat. Eine Lebensbeschreibung der politischen Männer Belgiens ist also ein Aktenstück, welches der Geschichte unserer Zeit fehlt: es ist eine Lücke, die ich jetzt auszufüllen versuche.

Man glaube nicht, daß Belgiens Parteien darüber mit einander streiten, ob diese oder jene Dynastie regieren soll. Die berühmte Union der Katholiken und der Liberalen glich jenen Indischen Waffen, welche aus zwei Degen in derselben Scheide bestehen. Jedes der beiden Prinzipien, die, zusammen kämpfend, den Sieg erfochten, hat den seligen gegeben, mit dem das Duell beginnt nun von Neuem. Wer von beidem wird das Feld behaupten, die Liberalen oder die Katholiken? Dies ist die Frage des Augenblicks. Später wird es in dem ewig gährenden Lande noch andere Kämpfe geben, Kämpfe der Kommunen gegen die Prinzipien der verfassungsmäßigen Einheit, d. h. gegen die Königswürde. Allein diese gehören der Zukunft an. Die erste sehr markirte Schicht, welche auf dem Boden des öffentlichen Meinung in Belgien ruht, besteht aus einem Amalgam jener zwei streitenden Prinzipien, des Liberalismus und des Katholizismus. Gräbt man aber tiefer, so zerfällt jede dieser zwei Abtheilungen wieder in zwei andere Kategorieen, und jede dieser Kategorieen bildet eine politische Partei, die ihre Standarte, ihre Soldaten, ihr Feldgeschrei hat. Die Kammer der Belgischen Repräsentanten, welche der öffentlichen Meinung ihre Sprache leihen soll, besteht demnach aus folgenden vier Klassen: 1) einer katholisch-aristokratischen Partei; 2) einer katholischen oppositionellen Partei; 3) einer liberalen verfassungsmäßigen, und 4) einer liberalen Oppositions-Partei.

Die katholischen Aristokraten haben sich mit einem kleinen Theile der Liberalen verbündet, und ihre Vereinigung bildet die parlamentarische Mehrheit, durch welche Leopold's Regierung aufrecht erhalten wird. Diese Majorität umfaßt drei Fünftheile der Kammer. Die Opposition hat von zweihundert Stimmen nur achtzehn ganz für sich. Wir werden jetzt die Männer, welche jeder dieser vier Parteien — sowohl in den beiden Kammern als außer den parlamentarischen Verhandlungen — angehören, eine Musterung passiren lassen. Dabei beschränken wir uns jedoch ganz auf Biographisches und Anekdotisches.

I. Katholisch-aristokratische Partei.

Diejenigen, welche in der revolutionnairen Bewegung Belgiens den geistlichen Einfluß erkannten, mochten nicht wenig darüber staunen, als dieses Volk, das an Messen und Prozessionen so großen Geschmack findet, durch die Stimme eines Kongresses einen protestantischen Fürsten auf seinen Thron rief; und mußte diese Verwunderung nicht steigen, als man den neuen schismatischen Thron durch eine katholische Majestät geschützt sah? Aber die Aristokraten der katholischen Partei schätzten das Umstürzgeist des populairen Elementes, und urtheilten deshalb auf den ersten Blick, daß man diesen zärtlichen Sprößling des monarchischen Baumes um jeden Preis beschützen müsse, damit er eines Tages die goldnen Früchte trüge, die sie sich davon versprachen. Die neue Regierung, von ihrer Seite, entsagte zwar nicht dem Glauben der Väter, wie Heinrich IV. von Frankreich, wohl aber verbrüderte sie sich aristokratisch mit der Flamändischen Orthodoxie, die ihr voll Treue herzugetet entgegen kam.

Die katholischen Aristokraten, welche jetzt in der Person ihrer vornehmsten Chefs die Gewalt in Händen haben, und denen nichts so sehr am Herzen liegt, als Bekämpfung des demokratischen Elementes, liegern mit einer kleinern katholischen Partei in lebhaftem Streite. Diese Partei möchte die Freiheit mit den Lehren des Evangeliums vereinigen, und zählt mehrere junge Ebbe's, die Talent und glühende Beredsamkeit ausziechnet, unter ihren Mitgliedern. Allein ihr Gebiet liegt fast ganz außerhalb der Repräsentanten-Kammer, und so werden diese ihrer Anstrengungen vereitelt.

Man hüte sich jedoch, aus dem Gesagten abzunehmen, daß die katholische Partei in Belgien unumschränkt walte. Wenn die beiden Flandern, wenn Limburg, Antwerpen, ein Theil von Brabant und Hennegau Männer in die Kammer schicken, die dem katholischen Prinzip ergeben sind, so ernennen Brüssel, Namur, Lüttich, und das Luxemburgische dagegen liberale Deputirte. Was vornehmlich dazu beiträgt, den Ersteren die Majorität zu sichern, ist die Art und Weise, wie die Wahlen geschehen. Man hat das indirekte Votum, wie es im alten Königreich der Niederlande bestand, mit dem direkten, in konstitutionellen Ländern gebräuchlichen Votum kombinirt, und ist auf diese Weise zu einer ungenauen Repräsentation gekommen. Unter der alten Regierung z. B. geschah die Wahl durch die Provinzialstände, welche Deputirte des Adels von Stadt und Land wählten. Die Städte wurden besonders repräsentirt. Der Wahl-Census bestehen stand zu dem der Land-Gemeinden in keiner Beziehung, und da die Grenzlinien nach Kantonen votirten, so blieb der Census eines Kantons von dem des benachbarten Kantons unabhängig. Die Quota gestalteten sich demnach so, daß bei jeder Wahl eine hinreichende Anzahl von Wählern sich einfand, und daß ein zu großer Concurs vermieden wurde. So konnte sich der Census einer großen Stadt auf 400, und der eines Dorfes nur auf 25 Franken belaufen. In den neuen Wahl-Gesetz hat man diese Verschiedenheit des Census beibehalten und die Wahl durch Zusammentunft aller Wähler eines Distriktes direkt gemacht. Die Belgischen Gesetzgeber haben dieses falsche Prinzip aus dem Beschlusse der provisorischen Regierung geschöpft, welcher die Wahlen auf dem Kongresse leitete.

Besonders in Flandern bemeistert sich die katholische Partei der Wahlen und zwar vermöge des Einflusses, den sie auf die Landbewohner ausübt. Diese ergebenen und blinden Sota bilden eine kompakte und unerschütterliche Mehrheit, an welcher das Votum der Städte scheitert.

Ist der Tag der Wahlen gekommen, so setzen die vornehmsten Orte aus allen vier Weltgegenden kleine Trupps von Bauern in ihre Thore strömen. Jedem Haufen geht ein Mann im Chorrock voran, mit strahlender Stirn und einem Stabe in der Hand. Es sind dies die Dörfer, welche mit ihren Pfarrherren an der Spitze zum Votiren kommen. Ist man in die Versammlungs-Säle gelangt, so stellt der Pfarrer seine Beichtkinder in Reihe und Glied, wie ein Sergeant seine Rekruten. Dann wiederholt er die Rnede von gestern Abend, und vertheilt Karten unter sie, auf welchen der Name der zu wählenden Kandidaten steht.

Bei Gelegenheit der letzten Wahlen versuchten es einige Liberale, diese rohen Kräfte mit List auf ihre Seite zu bringen. Demzufolge stellten sie sich am frühen Morgen an die Thore der Stadt, und erwarteten die Ankunft der Bauern. Als diese gegen Mittag eingezogen, stahlen sich die konstitutionnellen Wühle, in katholischer Schafsfelle gekleidet, verrätherischer Weise mitten in die schuldlosen Heerden. Sie stellten sich als votirten sie auch für den Kandidaten der Pfarrer, schafften aber die katholische Karte geschickt auf Seite, und substituirten eine andere ähnliche Karte, welche den Namen des Kandidaten der Gegenpartei trug. Allein das Manöver blieb erfolglos. Die vornehmsten Namen, denen man an der Spitze der katholischen Partei begegnet, sind die der Herrn von Bommel, Bischofs von Lüttich, und des Herrn Sterz, Erzbischofs von Mecheln. Beide nehmen zwar allerdings keinen thätigen und eingestandenen Antheil an den Regierungs-Geschäften; allein man betrachtet sie als die Seele der Synode. Die anderen gesit-

Digitized by Google

lichen Würdenträger übertrugen ihre Willensmeinung auf die kleinsten Zweige des Klerus; und durch diese verschiedenen Kanäle bringen die Befehle der Gnade und der heiligen apostolischen Lehre zu allen Klassen der Bevölkerung.

Graf Felix von Mérode, Staats-Minister ohne Portefeuille, ist durch seinen Einfluß in das Conseil gebracht worden, um dasselbe auf rechtem Wege zu erhalten, während die wohlbekannte Freundschaft, welche Herrn de Theux, Minister des Innern, mit dem geistlichen Souverain von Mechelin (Herrn v. Stez) verbindet, den Chef der Kirche als Garantie für die Leitung und Handhabung der Geschäfte giebt. Der Erstere kann als Repräsentant der geistlichen Macht bei der weltlichen angesehen werden, der Letztere als ein Fetisheur, der die Pläne in's Werk setzt. Von den Vorfahren des Herrn v. Stez haben wir sonst nichts zu sagen, als daß er ein Sohn eines Pachters des Herrn Baron von Hoogvorst ist.

Was Herrn van Bommel, Bischof von Lüttich, betrifft, so hat dieser in der kurzen Carrière, die er bis jetzt durchlaufen, mehr Takt und Feinheit gezeigt, als nöthig sind, um einen Diplomaten beräumt zu machen. Er ist ein Mann von gebildetem Geiste, von liebenswürdigem Charakter und noch im kräftigsten Mannesalter. Sein Nefferes erinnert an die Zeit, in welcher die Fürsten der Kirche unter dem bischöflichen Eherbemde den moschusduftenden Puderstreif des beglückigten Courmachers gegen zuvorkommenen ließen. Einige seiner Getreuen glauben sogar, daß er ihren Frauen gefährlich sey; so viel Gehör verschafft sich die Mobisanze in jenen kleinen Provinzialhöfchen.

Der Abbé van Bommel hatte vor der belgischen Revolution ein kleines Seminarium beim Haag. Eines Tages aber wurde sein Haus auf Befehl der Holländischen Regierung geschlossen, und zwar unter dem Vorwand, daß keiner öffentlichen Unterricht ertheilen dürfe, wenn er nicht selbst, dem aufgestellten Reglement gemäß, unterrichtet sey. Dieser Schlag, der alle seine Hoffnungen vernichtete, trieb ihn in die Reihen der Opposition, und er schrieb mehrere Broschüren in der Tendenz der öffentlichen Meinung, die damals noch einer künftige dem Katholicität unter der klugen Maske der Anonymität in Sicherheit brachte.

Diesen Broschüren zum Trotz machte die Holländische Regierung den Herrn van Bommel 1829 zum Bischof von Lüttich, und vielleicht hat dieser veränderte Wirkungskreis an seiner plötzlichen inneren Umgestaltung wesentlichen Antheil gehabt. Nach seiner Beförderung predigte dieser harmlichtige Kämpfer der Freiheit das Unterwerfen in seiner Diöcese das göttliche Recht und den positiven Gehorsam. Die Revolution von 1830 hemmte die Beredtsamkeit des Herrn Bischofs in ihrem Fluge. Es mußte wiederum, auf einer Höhe von unwiderstehen Argumenten eingeschifft, den schäumenden Wasserfall passiren, der die gestürzte Macht von der emporbrausenden trennte; er ging trockenen Fußes durch ein stürmisches Meer. Trotz der zahlosen Schwierigkeiten, die seine Holländische Nationalität und noch mehr seine früheren politischen Grundsätze ihm entgegenstellten, fand er doch Gnade vor der Revolution, als König Leopold den Thron bestieg. Er steht jetzt mit dem Erzbischof von Mechelin an der Spitze einer allmächtigen Partei.

Die ariistokratischen Katholiken, welche den Bischof von Lüttich und den Herrn von Stez als ihre geistlichen und geistigen Oberhäupter anerkennen, gründen ihre Hoffnungen vornehmlich auf drei Familien, Herrn Mane, Merambaux und Rothen Rikken in den Repräsentanten. Diesen den entschiedensten Einfluß übt. Es sind dies die Mérode, die Rodiano und die Wilain XIIII. Diese Familien kann man als den Brennpunkt der katholischen Aristokratie betrachten. Sie gehörten zu den eingefleischtesten Feinden der Holländischen Regierung; aber nach errungenem Sieg gaben sich die meisten Glieder derselben nicht mehr die Mühe, ihre Abneigung gegen das Prinzip, durch welches sie triumphirt hatten, zu verheimlichen.

Ueber die eigentlichen Grundsätze des Staats-Ministers, Grafen Felix von Mérode, ist man jedoch verschiedener Meinung. Dieser Herr bekennt sich öffentlich in allen Stücken zur Sache der Freiheit; allein die Stellung, die er bei seiner Partei einnimmt, und seine vertraute Freundschaft mit dem Erzbischof von Mechelin lassen uns an seiner politischen Aufrichtigkeit zweifeln. Als Protestant ist er sehr eifersüchtig würdig, und seine Gegner stimmen darin überein, daß seine feiner Handlungen jemals von persönlichem Interesse geleitet war. Man schätzt ihn so hoch, daß er im Jahre 1830 sogar als Kandidat der Königswürde in Vorschlag kam. Der alte Stamm seiner Hauses, dessen Stammbalter den Titel eines Fürsten von Rubempré führt, ließ dieses Projekt, welches seine Kühnheit für den ausgedacht hatten, vielleicht weniger lächerlich erscheinen. Als die Krone Belgiens auf einen Anderen überging, begnügte sich Mérode mit dem Portefeuille eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, und wurde nachmals interimistischer Kriegs-Minister. (Gegenwärtig sitzt er als Minister ohne Portefeuille im Staatsrath. Seine beiden Brüder zeigten noch weniger Ehrgeiz: der ältere nahm bloß einen Sitz im Senate ein, der jüngere setzte sich auf eine schlichte Bank in den Repräsentanten-Kammer. Wollte Gott, alle eifrigen Katholiken hätten ihre Geringschätzung irdischen Güter so weit getrieben!

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Correspondence inédite de Mme. Campan avec la Reine Hortense. (Briefwechsel der Madame Campan mit der Königin Hortensia.) Paris, 1835.

Bevor wir etwas Näheres über die kürzlich erschienenen Briefe der Madame Campan sagen, scheint es zweckmäßig, einen Blick auf das lange und ehrenvolle Leben der Verfasserin zu werfen. Es ist allgemein bekannt, daß diese Dame mit dem unterordentlichsten Verfolge zwei große Französische Unterrichts-Institute geleitet; aber die Meisten wissen nicht, daß sie noch in vielen anderen Beziehungen die gezwungenste Anspruche hatte auf die Achtung und Schätzung ihrer Mitbürger, und daß ihr Verdienst als Erzieherin vielleicht noch von dem als Schriftstellerin, das ihr im hohen Grade eigen ist, übertroffen werden möchte. Wenn von irgend Jemand, so konnte man von ihr in vielfältigster Hinsicht sagen: „Ihr Beispiel ist immer die beste Lehre."

Madame Campan (Henriette Genêt), Tochter des Herrn Genêt, ersten Secretairs im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, ward am 6. Oktober 1752 geboren. Sie erhielt eine sorgfältige Erziehung; Goldoni unterrichtete sie im Italiänischen; Albanese gab ihr Singstunden; mit Milton und Shakespeare machte sie sich durch sorgfältige Lektüre vertraut, und mehrere Mitglieder der Académie française, Duclos, Marmontel, Thomas unterwiesen sie im Vortrage der schönsten Scenen aus ihren Tragödien. Kaum fünfzehn Jahr alt, wurde sie zur Vorleserin bei einer der Töchter Ludwig's XV., Prinzessin Victoire, ernannt, und kurze Zeit darauf trat sie auf den Wunsch der Dauphine, Marie Antoinette, als Kammerfrau in die Dienste derselben. Die Fürstin verbrieb daselbst die mit Herrn Campan, der eine angenehme, sehr vortheilhafte Stelle am Hofe bekleidete; sie ward um Zeit lang mit allen Glückseligkeiten verschwenderisch überschüttet, und man versichert, sie habe eine jährliche Revenue von 115,000 Livres genossen; indeß, als die Revolution hereinbrach, theilte sie seit den ersten Tagen derselben alle Bedrängnisse und Gefahren der Königin, ihrer Beschützerin, wich in keinem Trübsal und Leiden zeuer unglücklichsten Zeit von ihrer Seite, und vermochte es erst nach der Gefangensetzung der Königin über sich, nachdem all' ihr Bestreben, dies Loos mit Marie Antoinette zu theilen, vergeblich gewesen war, auf dem Lande (in Val von Ehdereuse) einen Zufluchtsort gegen die Stürme der Revolution für sich zu suchen.

In dieser Abgeschiedenheit beschäftigte sie sich mit der Erziehung ihrer Nichten, und hier war es, wo sie ihr seltenes Talent für die Leitung der Jugend abermals bewies, welches sich hier zu entwickeln begann. Kurze Zeit nach Robespierre's Sturz, als die ganzes Vermögen nur noch in einer kleinen Anzahl von 500 Franken bestand, unternahm sie mit glücklicher Dreistigkeit zu Saint-Germain-en-Laye eine Pensions-Anstalt für Mädchen, und allen Hindernissen zum Trotz, die die Roh und Eifersucht in den Weg legten, um ihr Unternehmen im Beginn zu ersticken, wußte sie sich das Vertrauen der Familien-Mütter zu erwerben. Auch Frau von Beauharnais vertraute damals ihre Tochter und ihre Nichte (Josephine und Fanny Beauharnais) der Madame Campan an, und es schreibt sich von jener Zeit her die bedeutende, in Europäischer Hinsicht, der der Pensions-Anstalt zu St. Germain zu Theil ward.

Wie wollen hier nicht alle die jungen Damen von hervorragendem Beedienst aufzählen, die sich bei ihrem Austritt aus diesem Hause mit Männern ersten Ranges, mit regierenden Herren, Fürsten, berühmten Generalen, ausgezeichneten Schriftstellern und dergleichen verbanden. Was sie selber betrifft, so war die Madame Campan nichts weniger als ehrgeizig. Aber der Kaiser Napoleon stellte sie an die Spitze des Instituts für die Töchter der Ehrenlegion, und erwies ihr dadurch wirklich einen schlechten Dienst. Sie leitete dies Institut mit aller der Geschicklichkeit, die ihr eigen war, aber ohne irgend einen der Vortheile zu gewinnen, die sie wieder zu einem Theile ihres ehemaligen Vermögens hätten verhelfen können; und nur gar das verbitterte Exerzes des Kaiserlichen Thrones mißfällig, als sie Kammer über Geschäfte gekommen hatte, wurde Madame Campan aus dem Hause von Ecouen, dessen Glanz und glückliches Gedeihen allein ihr Werk gewesen war, so zu sagen hinausgeschleudert.

Das Sprüchwort sagt nur allzu wahr, daß ein Unglück nie allein kommt:

. . . . „Verum illud verb'um
Aliquid mali esse propter vicinum malum."

Madame Campan erfuhr dies sehr bald und auf sehr traurige Weise. Ihre Schwester, Madame Auguié, hatte sich den Tod gegeben; ihr Stiefbruder, Jeser Neuffeau, war als Opfer der Schreckens-Regierung gefallen; ein schrecklicher Unglücksfall hatte ihr im Jahre 1811 ihre Nichte, Madame de Broc, an's Herz gelegt, die mit der innigsten Liebe drang, zu erhalten; ihr Neffe, der Admiral Rep, wurde, trotz all' seiner Kühnheit der Politik zum Opfer gebeacht; und nach allen diesen Leiden hatte die unglückliche Frau, die nur noch für ihren Sohn lebte, einen jungen Mann, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, noch den Schmerz, diesen Sohn zu überleben; endlich, nachdem sie sich einer der schwierigsten Operationen mit Muth unterzogen hatte, sah sie mit noch größerem Muthe ihrem eigenen Tode gefaßten Auges entgegen.

Bisher hatten wir in ihr nur eine Frau von der reinsten Tugend und, im eigentlichsten Sinne des Wortes, das Muster von einer Erzieherin gesehen, die ein besseres Loos verdient; gegenwärtig aber haben wir sie noch von einer Schriftstellerin, von einer Frau, deren gesunder Sinn und ungemein mannigfaltige Kenntnisse sich von aller Prätension frei erweisen.

Die Memoiren, die nach ihrem Tode von Herrn Barrière geordnet und herausgegeben wurden, gebören zu den lichtvollsten und mit schlußreichsten Werken über den Hof Ludwig's XV., über den so unglücklichen Ludwig XVI. und die Hauptbegebenheiten der Revolution bis zu den Zeitpunkt, wo die Sieger des 10. Augusts die Republik proklamirten. Sie enthalten eine Menge eigenthümlicher Umstände und merkwürdiger Thatsachen, die ohne sie Vergessen wären; ihre Erzählung ist immer unbefangen gehalten wären, und es herrscht in ihnen von Anfang bis zu Ende ein so echter ungekünstelter Ausdruck von Wahrheit, Gerechtigkeit und Mäßigung, daß das alleinige Zeugniß dieser Frau und das Urtheil, welches sie über die ersten Personen des Revolutionsdramas fällt, von den besten Historikern unserer Zeit benutzt und häufig citirt worden ist. Uebrigens sind diese Memoiren ohne Prätension, elegant und flott geschrieben, und nehmen das gespannte Interesse der Leser in hohem Grade in Anspruch.

In anderer Beziehung können Familien-Mütter, und besonders Er-

Digitized by Google

zieherinnen, sich gar nicht genug mit den trefflichen Grundsätzen vertraut machen, die Madame Campan in ihrer: Abhandlung über die Erziehung, in ihrem Rath an junge Mädchen, in ihrer Abhandlung über den Charakter und auch in ihren kleinen Lustspielen, die sie für ihre jungen Pensionairinnen geschrieben, niedergelegt und entwickelt hat.

Man erstaunt, wenn man diese Werke liest, über die ungemeine Sorgfalt und den durchdringenden Scharfsinn, mit denen die Verfasserin Gemüth und Geist der jungen Mädchen bei aller Mannigfaltigkeit, Beweglichkeit, und bei allem oft so geheimnißvollen Wesen beobachtet, bis in die feinsten Details leitet hat. Dieser wichtige Gegenstand konnte gar nicht besser gefaßt und behandelt werden, und keine Frau — oder es müßten die unglückseligsten Verhältnisse eintreten —, die nach den Grundsätzen der Madame Campan erzogen ist, wird die Erfüllung ihrer heiligen Pflichten als Gattin und Mutter in der Welt verfehlen.

Die bisher ungedruckte Korrespondenz dieser Dame mit der Tochter der Kaiserin Josephine bietet zum wenigsten ein eben so großes Interesse dar, als ihre Memoiren. Der erste Brief ist vom 11. November 1797, der letzte vom 17. Februar 1822 — also ein Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren, und während dieser Zeit, welche außerordentlichen Wechsel im Schicksal des Zöglings, mit dem Madame Campan diese vertraute Korrespondenz führt!

Es ist es sehr schön für Madame Bonaparte, an die unsere berühmte Lehrerin eine Anzahl Briefe richtet, in denen schon eine durchaus mütterliche Freundschaft athmet. Später hält sie es für ihre Pflicht, dieser Schülerin, deren Stiefvater zum ersten Konsul der Republik ernannt worden war, liebreichen ehrenden Rath zu ertheilen. Dann gezwungen, nach und nach neue Formeln und Ausdrucksweisen anzuwenden, in der Korrespondenz mit einer Kaiserlichen Hoheit, mit einer Königin von der sie erhält sie sich doch nicht desto weniger das Recht voe, ihrer Schülerin mit Freimüthigkeit alle Wahrheiten zu sagen, die sie für dieselbe für nützlich hält; sie giebt ihr Regeln des Benehmens, schärft ihr ein, wie sie sich vor dem schmeichlerischen Gesicht der Hofschranzen zu verwahren habe, spricht ihre Wohlthätigkeit, ihre Sanftmuth und ihre Gunsten der unglücklichen Jugend, u. dgl., und gegen das Ende dieser Periode, die in den Annalen Europa als einzig und unvergleichlich daſteht, wird es ihr dann Bedürfniß, ihr Herz in den Busen ihrer Schülerin auszuschütten, und sich mit ihr über ihre gemeinsames Unglück zu trösten. Man kann also in Wahrheit sagen, daß diese Korrespondenz mit der Geschichte des Konsulats, des Kaiserreichs und der Restauration in wesentlicher Verbindung steht.

Es würde zu weit führen, wenn wir uns hier darauf einlassen wollten, Madame Campan und ihre Schülerin die Europa Bahn dieser großen Begebenheiten hinab zu begleiten. Wir heben deshalb nur ein Paar Stellen aus einem oder zwei Briefen, die sich auf den Glückswechsel der Napoleonischen Familie beziehen, heraus.

Indem Madame Campan die höchste Bewunderung für die großen Thaten des Kaisers an den Tag legt, läßt sie sich diese Gelegenheit nicht entgehen, ihrer Schülerin, die nun Fürstin geworden, Lehren der Mäßigung und Bescheidenheit zu geben:

„In welchen Mannes Nähe leben Sie? Welchen glorreichen Namen führen Sie, mein theures Kind! Aber bewahren Sie nichts desto weniger die hohe Einfachheit, die Ihnen eigen ist. Sie kleidet so schön mitten unter der Fülle des Ruhms, und es giebt nichts Abkenteres, als sich von einer solchen Umgebung zu einem gezierten Wesen verführen zu lassen. Sie macht sich durch Ihr Talent geltend, und mäßigt man ihren Glanz durch ein einfaches und bescheidenes Benehmen, so gewinnt man, neben den äußeren Huldigungen, eine Achtung, eine Liebe, ein Interesse, die hundertmal mehr werth sind, als jene, und zur Folge haben, daß alle Welt sie rühmt, ohne auf Ihre Vorzüge und Vortheile eifersüchtig und neidisch zu sein; das sind große Wahrheiten. Wenige freilich üben und pretiren sie, weil es Wenige giebt, die Muth und Kraft besitzen, sie sich vorzuhalten, und weil man dann gelegt hat: Ihr müßt euch würdevoll benehmen. Das Haupt der Regierung muß diese strenge Würde auch im Aeußern zeigen, allerdings; aber für alle Andere, die ihm nahe stehen, liegt die Würde in der Bescheidenheit. Uebrigens haben Sie ja Alles, alle Mittel der Reichthume, aller Glanz der äußern Erscheinung steht Ihnen zu Gebote, und das ist nothwendig und zugleich genügend. Ihre Einbildungskraft beschäftigen Manieren, die affektirten Manieren der ehemaligen Prinzessinnen, ihre Art zu gehen ꝛc. ꝛc., o pfui! pfui! das macht es mich aus, und Sie werden nie in dies platte Gepräude verfallen, wohinter sich die Mittelmäßigkeit verstedt, und das Einzige, wodurch sie noch siedenswürdig sein könnte, die Herzensgüte, auch verschwinden macht.“

Madame Campan's Meinung über den Schutz, den die Großen den Künstlern erstehen sollen, möchte ebenfalls der Aufführung werth sein. Die Lehre ist nicht minder an die Gattin des ersten Konsuls, als an die von Ludwig Bonaparte gerichtet:

„Fürchten Sie die Künstler, geben Sie schonend mit ihnen um, ich meine, machen Sie dies Ihrer Mama bemerklich, auf die Ihr größter Einfluß Ihnen in vollster Ausdehnung den wohlthätigen Einfluß einer Freundin gönnt, was nicht die Sitte ja nicht, daß ich der meiner Liebe für die Künste gegen die Fehler der Künstler blind bin; ich bin es wahrlich nicht. Ich weiß wohl, daß es keine eitleren, flotzeren Wesen giebt; daß sie durchaus mit den höchstgestellten Personen auf einer Linie stehen wollen; aber die Geschichte aller Jahrhunderte hat diesen Anspruch unterstützt und zum Gesetz erhoben. — Sie werden keinen großen Fürsten, keinen großen Eroberer in der Geschichte begegnen, neben dessen Namen sich nicht die Namen großer Künstler seiner Zeit finden werden. Alexander, Perikles gehen mit Apelles, Zeuxis, Phidias. Nie werden Auguſt oder Cäsar ohne Virgil und Horaz genannt. Franz I. besitzt Leonardo da Vinci. Der Glanz von Ludwig's XIV. Namen empfängt seine Strahlen von den Namen Racine's, Boileau's, Lebrun's, Lesueur's, Perrault's und Anderer. Auf solchen Beispielen beruhen ihre Ansprüche; sie sind alt und ehrwürdig, und doch will ich sie in Ihren Augen nur des Interesses wegen gelten machen, welches mir in Bezug auf Sie und in Bezug auf den ersten Konsul vorschwebt. Denn die Fürsten, die diese Beschreibungen eingiebt haben, haben sich guter Dienste von ihnen zu erfreuen gehabt. Sie allein tragen den Ruhm des Namens in die Ferne. Die Feder, der Meißel, der Pinsel, das sind die Plätze, die den vollen Lohn der Zukunft ertheilen, denn große Herzen so sehnig wünschen. Ich habe Ihnen hundert Mal gesagt, daß Ludwig XV. und Marie Antoinette, die letzten unter den Monarchischen alten unserer Monarchien, zur politische Fehler begangen hatten, daß ihr Privatleben durchaus liebenswürdig war, wie Alle erfahren haben, die in ihre Nähe gekommen sind. Ein großer Fehler der Königin war, daß sie nur der Musik huldigte und förderte; den Schutz angedeihen ließ, weil sie sie liebte, und den Moden, weil sie den Putz genn hatte. Malerei, Poesie, bildende Künste, vaterländischer Gewerbfleiß und Kunstfleiß, das Alles schien gar nicht sie sie da zu sein. Ich habe vielleicht unter allen Fürsten am herzhaftesten davon zu ihr gesprochen. Sie hatte eines Tages in ihren intimen Gemächern eine Dame empfangen, die ihr von den galanten Abenteuern einer Fürstin erzählte, und sie sprach gegen mich ihren Widerwillen gegen diese Frau aus, die so ihren Neigungen und Leidenschaften hingegeben sei. Sie hatte Recht, allerdings; aber ich war so frei, zu zu sagen, daß alle diese galanten Abenteuer nur Kammerfrauen-Geschichten bleiben würden, und sie Stoff zu Witzen, die großen Ruſmacher, die Geschichtschreiber, Philosophen und Künstler in in der Interesse zu ziehen, und daß sie (Marie Antoinette) dagegen, deren Privatleben die Achtung aller derer verdienten, die sie hinlänglich kannten, in Folge ihrer Mißschätzung geistiger Größen, der Schmähung und dem Spott der Libertisten verfallen und daß keine Kämpfer ersten Ranges auftreten, ihren Namen auf den Schild zu heben und der Nachwelt überliefern würden, in der er einer Stelle so würdig war. Was wäre das Großes, Madame, setzte ich hinzu, wenn sie wirkliche Tugenden zu feiern hätten? die bedürfen freilich ihrer Verherrlichung nicht. — Außerdem gebe ich Ihnen noch zu bedenken, daß im gegenwärtigen Moment fast sämmtliche Künstler ersten Ranges Häupter der Partei gewesen sind, die Bonaparte unterdrückt, um einen Zustand der Ordnung und der Harmonie zu schaffen, den gleichmäßigen und wünschenswerthen einer guten Regierung herzustellen; und wenn vernünftigerweise nicht zu raiden wäre, ihnen zu schmeicheln, als ein Mittel, welches die Gränzen wahrer Würde überschreite, so gebietet doch die Vernunft zum wenigsten, sie nicht zu vernachlässigen, besonders in dem Moment, wo man ihnen eben zu Folge gerechtiger Gründe das Asyl genommen hat, das ihnen Ludwig XIV. gegeben hatte.“[*])

Außer solchen Lehren finden wir eine Menge von merkwürdigen Anekdoten, politischen und literarischen Urtheilen, pikanten heitern Erzählungen, die eine angenehme Mannigfaltigkeit in die Korrespondenz bringen. Die Gesetze der Vernunft und des Geschmackes sind die durchgängig herrschenden in derselben. Der Stil könnte etwas mehr Präcision haben; man merkt es, daß diese Briefe schnell hingeschrieben und so abgetrunk sind, wie sie sich darauf aus der Feder gestossen; so allerdings nicht immer der glücklichste Ausdruck für den Gedanken gefunden; man muß aber erwägen, daß die Verfasserin nie an die Publication derselben gedacht. Uebrigens ist ihre Schreibart auf gleiche Weise von sentimentaler Empfase und trivialer Vertraulichkeit fern, und ihre Phantasie bietet die eine Fülle der treffendsten Bilder dar.

Ihre Ueberzeugung von Gott und Religion sind besonders reizend, und sie erinnert in vieler Hinsicht, ohne auch nur im geringsten nachzuahmen, an die Marquise von Lambert, nur mit dem Unterschied, daß ihre Rathschläge, an ein gekröntes Haupt und in einer Zeit gerichtet, die an außerordentlichen Begebenheiten vor allen früheren reich zu nennen ist, ein allgemeines Interesse einflößen, das sich lediglich auf das Benehmen, die sich nur auf das Leben eines Privatmannes beziehen.

Ueber die Sucht, als Schriftsteller aufzutreten.

Schwache Sterbliche, wie wir einmal sind, werden wir alle mit liegend einer Wunderlichkeit, einer Sucht, sei es welche es wolle, geboren. Voelweiser, unser liebenswürdiger Minister, hatte eine Sucht nach kleinen Pferdchen, Hoffmann, dieser geistreiche Novellist, hatte die Sucht, das Journal der Débats noch keinen Strich gesunden hat, an dreißig Stück Tabaks-Dosen, die sämmtlich mit Tabak gefüllt waren und auf allen Möbeln in allen Winkeln seines Zimmers herumstanden; so trägt Herr Lessing keine andere als gelbe Westen und Herr Duyin keine andere Schuhe als mit Backen. Von diesen natürlichen oder künstlichen Wunderlichkeiten, sind einzelne nun ursprünglich, andere wieder scheerlich und bizarr; aber es giebt auch welche, die so ganz ernsthafter und wohlangewiesener Natur sind und auf unsere Wohlfahrt, unser Geschick, unsere ganze Existenz einen gar mächtigen Einfluß üben. In diese Klasse gehört unter Andern die Wuth, mit der gewisse Geister sich für die Bühne, für die Literatur berufen glauben, obwohl ihnen grade die ersten Erfordernisse dieses von der Natur ertheilt sind. Wir werden ein ander Mal auf die Sucht derjenigen zu sprechen kommen, und wollen heut nur von der Wuth als Schriftsteller sprechen.

Man müßte ein zweiter Charles Dupin sein, um ein genaues Register aller Leute zu entwerfen, die von der Begierde brennen, sich drucken zu lassen; es gehörte eine namenlose Geduld und der Kopf eines Mathematikers dazu, wenn man so die ganze literarische Leiter herabsteigen wollte von Lamartine und Victor Hugo bis zum Ehe-

[*]) Im Aus-zu-Entwurf des Lovre hatte der ex-Konsul die Wohnung Ludwig's XIV. gewünscht, die mehr-re Maler und Bildhauer der Akademie in diesem Schloß inne hatten.

Digitized by Google

dalier de Fonvielle, von Scribe und Alexander Dumas bis zu Bienvnet; man könnte eher die Sterne der Milchstraße zu zählen unternehmen, als diese Reihe von Schriftstellern. Alles das ist auf die Literatur abgesehen; Jedermann will Literat werden. So muß denn auch eingestanden werden, daß man seit zehn Jahren so viel erbärmliche und lächerliches Zeug im Druck hat erscheinen sehen, so viel langweilige Bücher hat lesen, so viel monotones Einerlei hat vernehmen müssen, daß man allerdings mehr als bescheiden sein muß, wenn man nicht glauben sollte, man könne das allenfalls auch; die Literatur ist zu einer Bant geworden, zu einem nothwendigen Erfindungsmittel, nicht entweder seinen Verstand oder sein Geld zu fahlen, oder Gläubiger zu betrügen. Auch ist eine vollständige Revolution in den wesentlichen Eigenschaften, den den Schriftsteller machen, vorgegangen. Ehemals gehörten zu einem Schriftsteller lange und umfassende Studien, mannigfache, ausgebreitete, tiefe Kenntnisse, Bildung im strengsten Sinne des Wortes, ein Talent, welches Erfahrung und Wissenschaft gereift und heutzutage reicht eine gehörige Portion Eigenliebe dazu hin, um das Fieber in die Hand und schreib!"

Auch ist es gar nicht zu verwundern, daß die Zahl der Schriftsteller in so ungeheurem Maaße gewachsen ist; was ist angenehmer, als ein Stand, der gar keinen Fond erfordert, nicht einmal von Geist. Wie prächtig duckt sich's da unter! Es erinnert uns dies an die kostbare Antwort, die die Gazette des Tribunaux unlängst mittheilte von einem, der als Wagenknecht und Lastträger im Verdacht auf die Fragen, was sein Handwerk wäre und wodon er lebe, erwiederte: Ich habe die Absicht, Vaudevilles zu schreiben.

Andererseits ist dieser Erwerbszweig, der mit so leichter Mühe auszubeuten ist, zu gleicher Zeit so verführerisch, so anlockend, daß man leicht begreift, wie die Sucht und die Wuth, sich derselben zu bemächtigen, so rasch und weit um sich gegriffen hat. Es thut so wohl, sich zum Gegenstand des allgemeinen Gespräches zu machen, sich mit einem Mann von Talent zu erweisen, sich einen Namen zu machen. Auch ist kein ungeschickter Ladendiener zu finden, der nicht sein Drittel oder Viertel zu einem noch nicht aufgeführten Vaudeville geschrieben; kein unfähiger Deputirter, der nicht seine Intrigue erfonnen, kein alter unbandbarer Past von Frankreich, der nicht ebenfalls auch seine Broschüre hätte schreiben wollen. Man muß sich hinter den Coulissen unserer Bühnen umgesehen und in den Directions-Büchern gelesen haben, um die Anzahl von Werken für glaublich zu halten, die diese allgemeine literarische Wuth in die Welt gesetzt hat. Es ist ein Schwindel, der eine Menge von Geistern, die für ein anderes Geschäft mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet waren, ergriffen, ihnen den Kopf verdreht, sie in eine Bahn geworfen, für die sie nicht geschaffen waren, und ihnen so völlig ihre Zukunft und ihr Lebensglück verrichtet hat.

Ich habe einen dieser unglücklichen jungen Leute, die die Schriftstellerei ins Verderben gestürzt hat, gekannt: man höre seine Geschichte; sie kann wenigstens zum warnenden Beispiele dienen. — Sein Vater, ein achtbarer Mann, Notar auf dem Lande, in einem kleinen Wirkungskreise, unbekannt aber glücklich, hatte nur dieses einzige Kind; alle seine Träume von Glück, alle seine ehrgeizigen Ideen von einer holteren Zukunft concentrirten sich auf seinen ihnen Alphonse; sein einziger Wunsch, sein einziges Verlangen war, seinen geliebten Sohn das fünfundzwanzigste Jahr erreichen zu sehen, um ihm dann seine Praxis abzutreten — der gute Vater: er suchte ihm eine junge reiche Frau aus, die Tochter des Herrn Maire, warum nicht? Alphonse versprach, ein bildscher, geschneider Bursch zu werden, er mußte Königlicher Notar werden, es ging gar nicht anders; Mademoiselle Valentine war eine Partie von 25,000 Franken; nirgends eine Stimmung für den ernsten Beruf, die schönste Carrière stand ihm offen; auf dem Fleck würde er zum Mitglied des Municipal-Rathes ernannt worden sein . . . zu, vielleicht einmal zum Maire — einfach und naiv, wie er war, stand der gute Notar selber erschreckt vor den Plänen seines Ehrgeizes still, hegte und pflegte indessen nichts desto weniger tagtäglich seinen Traum, und malte sich seine Lufschlösschen in immer freundlicher und freundlicher aus. Der kleine Alphonse entsprach den Wünschen seines Vaters vollkommen, machte gute Fortschritte in seiner Pension, hatte seinen zweiten Preis im Griechisch-Uebersetzen errungen — man denke sich die Freude des Alten! Ein Notar, der Griechisch verstand, was sollte dem wohl noch in den Weg gelegt werden?.. Bald war die Schulzeit Alphonsens um, und er wurde bestimmt, auf ein Jahr nach Paris zu gehen, um die Rechte zu studiren; zu einer sorgfältigen Erziehung gehörte noch dies Letzte.

So langte er denn in Paris gegen Ende des Jahres 1827 an. Da die Studien doch nicht seine ganze Zeit in Anspruch nehmen konnten, so gab man ihn zu einem Sachwalter hin, mit dem der wackere Notar ehemals in Verbindung gestanden. Die Aufführung des jungen Juristen war zwei Monate lang musterhaft; bald aber gerieth er in ein näheres Verhältniß zu einem Wirthschafter, der wiederum mit einem Novellenschreiber, Folletz, unterdrücken Angedenkens liirt war.

Der literatus gab ihnen anfangs Theater-Billets, sprach ihnen dann bei einem Diner von einem Vaudeville, in dem er einige Couplets gemacht habe und das so eben von Madame Saqui angenommen worden sey, und durch dergleichen fing nach und nach die Phantasie des armen Alphonse Feuer; auch er hatte ein Paar Liedchen gemacht, ein Paar Couplets gereimt; auch er fühlte die Kraft in sich, das Sechstel eines Vaudevilles zu fabriziren; überdies war es so angenehm, sein freies Entree bei Madame Saqui zu haben, hinter die Coulissen zu treten, mit den Schauspielern umzugehen, mit den Actricen zu schwatzen, die ihm bisher wie Gottheiten erschienen waren, denen er sich niemals nähern zu dürfen geglaubt hatte — und dann gedachte er weiter und weiter, fühlte Talent genug in sich, sich bis zum Bobino und den Gebrüdern Sevestre aufzuschwingen. Was soll ich mehr sagen? Die Acten wurden ihm so trocken, er kriegte vor dem ihn einen solchen Ekel, das Leben in der Provinz war so monoton und so glücklich, und das Drama erschien ihm als eine einfache Leiter, in der er ihen schnell emporsteigen müsse. Bald war er seine Studien bei Seite, und kümmerte sich um seine Professoren und ihre trockenen Unterrichtsstunden im genialischen Uebermuth nicht weiter.

Sein trostloser Vater kam an, aber es war zu spät; der allgemeine Taumel hatte den armen Alphonse durch und durch ergriffen; er wollte durchaus ein Schriftsteller seyn, und es sollte nun einmal auf keine Karre: kommen, er hatte es so festgesetzt. Zu seinem Unglücke war er sehr schnell gedruckt; ein Nährbiel, das er verfaßt, erschien im Corsaire; ein Ehrgeiz kannte nun keine Gränzen mehr, alle Rettungsmittel waren vergebens. Umsonst griff sein armer Vater, nachdem er die eindringlichsten Bitten und Ermahnungen an ihn verschwendet, zu einem Mittel, welches er gleich anfangs hätte ergreifen sollen, und entzog dem Sohn die mäßige Unterstützung, die er nach Kräften seines kleinen Vermögens ihm bisher zufließen lassen . . . Was half es? Sogleich hielt sich Alphonse für einen Gilbert oder Chatterton. Die Krankheit war in ihrem letzten Stadium; sie war chronisch und unheilbar geworden.

Der arme Vater starb aus Kummer darüber; die paar tausend Francs, die er seinem Sohn hinterließ, wurden in einigen Monaten verzehrt.

Gegenwärtig, um das Letzte zu sagen, ist der Unglückliche, der an vollkommener Notar hätte seyn können, ein Schriftsteller, der seinen Sou in der Tasche hat; aber er hält sich für glücklich; lassen wir ihn in seinem Wahn. (La Justice.)

Bibliographie.

Des Causes du Malaise qui se fait sentir dans la Société, en France, des agitations qui la troublent, et des moyens d'y remédier. — Vom Baron Bouvier du Molard. 6 Fr.

Principes d'économie politique et de finance etc. — Von Gamil. Recherches historiques sur la Faculté de médecine de Paris, depuis son origine jusqu'à nos jours. — Von J. E. Sabatier. 5 Fr.

Abrégé de l'art vétérinaire. — Nach dem Englischen des White, mit Anmerkungen von Delaguette. 1½ Fr.

Cours complet et simplifié d'agriculture et d'économie rurale et domestique. — Von Emil Dubois. 18 Fr.

Manuel du coutelier. — Von B. Lambrin. 1½ Fr.

Pratique simplifiée du jardinage. — Von L. Dubois. 1½ Fr.

Secrets de la chasse aux oiseaux. — 1½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Das Russische encyklopädische Wörterbuch. Dieses Werk zählt in diesem Augenblick 6335 Unterzeichner, theils in Petersburg, theils außerhalb. Die zum Buchstaben A gehörigen Gegenstände (wenigstens 2500 Artikel) liegen fertig ausgearbeitet, und sechs Bogen sind bereits gedruckt. Die zu den drei folgenden Buchstaben gehörigen Wörter sind geordnet. Die Zusammensetzung und Ausarbeitung der Artikel geht sehr rasch vor sich, ungeachtet mancher unvorhergesehenen Hindernisse, die bei solchen Unternehmungen, namentlich im Anfange, schwer zu vermeiden sind. Das von der Redaction gegebene Versprechen, daß dieses Wörterbuch keine Uebersetzung auswärtiger Wörterbücher dieser Art, sondern ein Russisches Originalwerk seyn soll, erfüllt sich in ganzem Sinne des Worte, und in einem größtern Umfange, als es anfangs möglich war. Die Redaction benutzt und berücksichtigt gehörig auswärtigen Hilfsmittel, traf aber eine strenge Auswahl, und sah sich genöthigt, einen großen Theil derselben unzuarbeiten, um sie den Begriffen und Bedürfnissen des Russischen Publikums zugängig zu machen. Zahlreiche neue Artikel gehören der Geschichte, Geographie, Statistik, Rechtsverfassung und Literatur Rußlands an.

— Amerikanische Anekdoten. Bekanntlich ist ein Hauptbestreben der gesellschaftlichen Vereine in den Vereinigten Staaten die Beförderung der Nüchternheit; man wendet daher unter Anderem, wie die Times berichtet, häufig Gegenmittel gegen die Trunkenheit an. Man betrachtet die Trunkenheit, als ein Uebel, als eine Art von Wahnsinn, und wenn man einen Trunkenbold in seinem Paroxismus antrifft, bringt man ihn ins Spital, legt ihm Blasenpflaster auf, scheert ihm den Kopf kahl, und feuert eine ganze Salve Medizin auf ihn ab; diese Kur thut gewöhnlich die besten Dienste und macht eine Wiederholung unnöthig. — Das erwähnte Blatt erzählt auch folgende Anekdote: „Zwei junge Amerikaner aus angesehenen Familien besuchten kürzlich Virginien. Ein Herr, an den sie Empfehlungsschreiben hatten, nahm sie mit in die Königlichen Marställe, und zeigte ihnen dort unter andern ein kleines nettes Pferd, mit der Bemerkung, daß es dem Herrn Hudson gehöre, der die schnelle Reise nach Rom gemacht, um Sir Robert Peel aufzuwarten. „Bitte er da auf diesem Pferdchen?" fragten die beiden Amerikaner."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 40. Berlin, Freitag den 3. April 1835.

Schweden.

Schwedische Romanen-Literatur.

Ajouras Tintomara.

Das Feld der Romane war vor etwa 30 bis 40 Jahren von den Schweden wenig bearbeitet; ihre Original-Romane beschränkten sich auf einige wenige aus älterer Zeit (wozu auch die jetzt mit Unrecht ganz vergessenen Romane von Piket gehörten), und eine Menge von Uebersetzungen theils Deutscher, theils Französischer und Englischer Machwerke wußte dem lesenden Publikum in Schweden diesen Mangel zu ersetzen. In neuerer Zeit jedoch ist es anders geworden, und es haben auch im Gebiete des Romans die Schweden eine regsame produktive Thätigkeit gezeigt. Waed hier auch manches Mittelmäßige und Schlechte mit zu Tage gefördert, so sind auch der guten Sachen nicht wenige, wie besonders die historischen Romane von Melin, die Romane der Demoiselle Bremer, Sparre's „letzter Freistegler" („den sista Frisegaren") und mehrere andere bewesen.

Zu den gediegeneren neueren Productionen der Schwedischen Romanen-Literatur gehört auch folgendes merkwürdige, seltsam betitelte Werk: „Freie Phantasien, welche, als ein Ganzes betrachtet, von Hrn. Hugo Löwenstjerna bald das Buch der Rose, bald eine herumirrende Hindin genannt wird" („Fria Phantasier, hvilka betraktade såsom ett helt af H. Hugo Lowenstjerna kunnom fallades tämeligen bok, flunkom en irrande hind"). Hiervon erschien vor einigen Monaten der vierte Band noch unter dem besondern Titel: „Der Schmuck der Königin, oder Ajouras Layuli Tintomara: Erzählung von Begebenheiten vor, während und nach dem Mordе Gustaf's III." Roman in 12 Büchern („Drottningens Juvelsmycke, eller Ajouras Layuli Tintomara; berättelse om händelser näst före, under och efter. Gustaf's III. mord"). Diese Erzählung zeichnet sich, so wie die in den frühеren Theilen, auch durch einen interessanten Grundgedanken, durch scharfsinnige Durchführung des Plans, Reichthum der Erfindung, und durch vortreffliche Charakteristirung der einzelnen, meist historischen Personen, aus. Die Hauptperson, Ajouras, ist ein Mädchen, welches, so eben über die Gränze der Kindheit hinaus mit innerem Reichthum und bezaubernder Schönheit begabt, ganz und gar Natur ist, und dabei alle Güte und die Reinheit besitzt, welche Natur und Instinkt, ohne jene andere Beihülfe, schenken können. Durch eine eigenthümliche Stellung in der Gesellschaft, wodurch dies räthselhafte Wesen genöthigt wird, immerfort die Rollen von Weib und Mann zu wechseln, wird sie verführend auf alle diejenigen ein, die in den Kreis ihrer unabsichtlichen Bezauberung gerathen, da sie gegen ihren Willen bald in der einen, bald in der andern Rolle eine Liebe erweckt, die sie selbst wahrnimmt, aber nicht versteht, und daher unerwidert läßt. Was dem Weib, Mädchen verschwebt, ist wohl ein reines Naturbild der Menschen-Reinheit, für welche die gewöhnliche Trennung und die gewöhnliche Wiedervereinigung zwischen männlicher und weiblicher Individualität fremd ist, der Zustand, wo der Mensch, über allen Streit der Bildung und Verbildung erhaben, auf einer höheren Lebensstufe mit denselben reflectionslosen, derselben unerschütterlich harmonischen Seelenstimmung lebt und handelt, wie es, in niedrigerer Weise, die allgemeine Eigenschaft der Thierheit zu seyn scheint. Daher hat aber auch der Verf. sein unschuldsvolles Zauberwesen eine Heidin inmitten eines christlichen Zeitalters und eines christlichen Landes bleiben lassen. Die Umstände, durch welche die Wißkirchheit hierzu motivirt ist, sind mit Scharfsinn ausgedacht, und die Ausswege dazu, welche Gustaf's III. Zeit vor jeder andern darbot, sind so glücklich benutzt, daß die poetische Wahrscheinlichkeit der Personen beinahe an eine historische gränzt. Wir geben hier zur Probe nachstehenden Ausszug aus dem Roman, dessen Heldin Deutsche Leser an Goethe's „Mignon" erinnern dürfte, die unstreitig dem Schwedischen Verfasser auch vorgeschwebt hat.

„Fräulein Rudenstöld und ihre Freundin saßen auf einer der Bänke in der hellen und schönen Kirche auf dem Normalm, welche ein Ueberbleibsel des früheren berühmten St. Klara-Klosters ist, und noch diesen Namen trägt. Die Predigt war aus, und die mächtigen voll-stimmigen Töne der Orgel, durch die geschickten Hände eines ausgezeichneten Organisten hervorgelockt, schwebten in unsichtbaren Engels-Chören im hohen Gewölbe der Kirche, ließen sich auf die Zuhörer nieder und drangen warm in ihre Herzen ein. Ajouras sprach kein Wort. Sie sang auch nicht, denn sie kannte keinen einzigen Psalm, und Fräulein Rudenstöld sang nicht, weil sie es in der Kirche nicht zu thun pflegte. Während des Spieles der Orgel erlaubte sich jedoch das Fräulein, Einen und das Andere über die schöne Predigt des Hr. Asplund zu äußern und über die Bekanntmachungen nachher, die so langweilig gewesen waren. Aber als ihre Nachbarin, ohne zu antworten, fortfuhr, fast unbeweglich mit groß geöffneten Augen vor sich hinzustarren, so wie man vor sich hinblickt, ohne auf etwas Bestimmtes zu sehen, da änderte das Fräulein die Rede. Plötzlich bei einem Tonfalle in der Musik, der eine Kadenz schloß, fuhr Ajouras zusammen, blinkte schnell mit den Augenlidern, und ein leiser Seufzer verrieth, daß sie von einem innеren, betrachtungsvollen, unerklärten Zustande zu ihrer Freundin und sich selbst zurückgekommen sey. Etwas Unbeschreibliches von höchst traurіger Färbung, von beinahe schwarzem Trimt schien in ihren Augen, und mit einem kindischen Blick auf die Freundin äußerte sie: „„Sag' mir, was stellt dies große Gemälde dort vor?""

„„Das Altar-Gemälde? Weißt Du das nicht? Das Altar-Gemälde in Klara ist ja eines der schönsten, die wir besitzen.""

„„Was geschieht denn dort?"" fragte Ajouras.

„Das Fräulein sah zur Seite; sie wußte nicht, daß ihre Nachbarin auf der Bank an Mädchen ohne Taufe, ohne Christenthum war, ohne die geringste Kenntniß in der Religion, eine Heidin, und noch weniger als ein Heide, denn auch dieser hat seine Lehre. Fräulein Rudenstöld glaubte, des Mädchens Frage führe dieß von einer zufälligen Vergeßenheit her, und antwortete, um sie zu erinnern: „„Ja, Du siehst, es ist dies eins der gewöhnlichsten Gegenstände, aber vortrefflich gemalt, und das ist die Sache. Da oben, zwischen den übrigen Personen auf dem Gemälde, merkst Du eine zur Hälfte liegende Figur, welche todt ist, — sieh', welchen Ausdruck der Maler in jeden Zug gelegt hat — es ist der Heiland.""

„„Der Heiland?""

„„Ja, Gottes Sohn, wie Du weißt, oder Gott selbst.""

„„Und er ist todt?"" murmelte Ajouras vor sich hin. „„Ja, ich glaube es, es ist so; es ist göttlich, todt zu seyn!""

„Fräulein Rudenstöld sah ihre Nachbarin mit großen Augen an. „„Du mußt diese Gegenstände nicht mißverstehen"", sagte sie; „„es ist menschlich, zu leben und leben zu wollen. — Doch laßt uns von hier weggehen, Angst beklemmt meine Brust.""

„„Doch nein, hier bleibe ich jetzt, bis meine Angst vergeht. Gehe, Lieblichste, Du sollst von mir hören.""

„Fräulein Rudenstöld entfernte sich von ihr, ging aus der Kirche und über den Kirchhof nach dem östlichen Thore, das zur Ordens-Straße hinausführt."

„Das Mädchen blieb indeß in der Kirche, trat in einen Winkel unter den Treppen des Orgelwerks, sah, ohne bemerkt zu werden, die Leute nach und nach hinauswandern, und hörte zuletzt den Küster und den Kirchenwächter ihren Weg gehen. Als die letzte Kirchenthür zugeschlagen ward, trat Ajouras aus ihrem Verstеck hervor. Abgeschlossen von der ganzen Welt, getrennt von allen Menschen, fand sie sich einsam in einem großen lichten Gebäude, wo die Mittagssonne ihr Gold auf alle Gegenstände ergoß. So unkundig sie in Betreff unserer heiligen Kirchen-Gebräuche und der Bedeutung der Dinge war, die sie um sich her erblickte, so hatte sie doch schon einige Mal früher dem Gottesdienste, als einem Zeitvertreibe, beigewohnt, und dabei ihre Aufmerksamkeit den einen oder andrern Gegenstande zugewandt. Die Personen, mit denen sie in den Gängen und Sälen der Oper gelebt hatte, gingen fast nie zu Gottes Haus, und im Allgemeinen war der Kirchenbesuch in dieser ganzen Zeit nicht sehr gebräuchlich. Was Wunder denn, wenn ein Kind, das keiner Gemeinde Mitglied war und von keinem Priester ein unterweisendes Wort erhalten hatte, verstumme, was selbst die Eingeweihten nicht fleißig beobachteten? — Sie ging die zum Gang der Kirche vor, und wie hatte das früher schreckbare Gefühl der Verlassenheit sie mit solcher Macht wie jetzt ergriffen; denn es war gepaart mit der Ahnung einer großen bevorstehenden Gefahr. Ihre Brust klopfte gewaltsam; sie fühlte unaussprechliche Sehnsucht — aber wonach? — nach ihrem wilden freien Walde, wo sie schnell wie ein Wild umhergesprungen? — oder wohin?"

„Sie trat zum Chore und näherte sich dem Altar-Ringe. „„Hier irgendwo, erinnere ich mich, daß ich einmal — aber es ist lange her und es steht mir ein Schatten blos vor meinem Gedächtnisse — hier sah ich viele Leute auf den Knieen liegen; es muß ihnen zu etwas gedient haben. Wenn ich es auch so machte!"" Sie faltete dabei ihre Hände und kniete vor dem Chore auf das Steinpflaster nieder. Aber was sollte sie nun weiter thun oder sagen? Wozu sollte es Alles seyn? Wohin sollte sie sich wenden?"

„Sie wußte es nicht. Sie sah in ihre Gedanken wie in eine unermeßlich schweigende Heimath nieder. Ach . . . eine Stimme, eine Hülfe . . . wo, wo?"

„Sie sah sich still umher; sie erblickte keinen. Sie war sicher,

Digitized by Google

der schrecklichsten Gefahr zu begegnen, sobald die Thür aufgeschlossen würde, wenn nicht früher Hülfe käme. Sie wandte die Augen hinauf zu der Orgel und stehe in Gedanken zu den symmetrisch stehenden, langen, blankweißen Pfeifen. Aber Zweifel zur Hülfe! Aber sie schwingen sie jetzt. — Sie sah auf zur Kanzel; dort stand Niemand; auf den Bänken saß Niemand. Ihren letzten Freund hatte sie den sich entfernt."

„Sie wandte den Kopf wieder zum Chore hin. Sie erinnerte sich, daß damals, wo sie so Viele hier versammelt gesehen hatte, auch zwei Priester im Innern des Schrankes herumgegangen waren und den Kniestuhl etwas gehoben hatten. Aber Zweifel zur Hülfe! Aber jetzt — jetzt befand sich hier Niemand. Wohl lag sie auf den Knieen mit gefalteten Händen und begehrenden Augen: aber Keiner, Keiner war da, der ihr das Allerinnerste bot: Sie weinte."

„Sie sah durch die hohen Kirchen-Fenster zum klaren Mittagshimmel hinaus; ihre Blicke irrten über den weiten, feinen Umgang umher, der sich marmorglatt nach allen Gegenden erstreckte, aber ihr Auge konnte an nichts haften. Kein Stern schien jetzt, und selbst das Bild der Sonne ward durch die Fenster-Pforten verdeckt, obgleich sie ihre milde goldne Fluth über die Erde strömen ließ. Sie mußte da wieder ihren Blick hineinwenden und er senkte sich zur Erde. Ihre Knie ruhten auf einem Grabstein und sie sah mehrere solche um sich herum. Sie las die auf den Steinen eingegrabenen Namen, welche lauter in Schwarten gebundene Bücher waren. „Wie?" sagte sie innigst vor sich hin, „„ich heiße nicht wie die Andern, meiner Namen sind viele gewesen, geliebene, oft gewechselte. Einen, der mein eigner wäre, bekam ich nicht; o! hätte ich nur einen einzigen, so wie andere Menschen! Mich hat Niemand in seinem Buche aufgezeichnet, nach mir fragt Niemand; Ich habe mit Keinem zu schaffen! — Arme Azucae.""" stöhnte sie leise und vergeß bittere Thränen. Es war kein Anderer, der sie „Arme Azucae" aussprechen, aber es war gleichsam, als wäre es ein inneres, höheres, unsichtbares Etwas gewesen, welches das äußere, niedrigere und sichtbare Wesen belaute. Das Mädchen weinte noch immer. Gott ist todt, dachte sie, aber ich bin ein Mensch, ich muß leben, und sie weinte immer innerlicher und bitterer."

„Unterdeß verstrich die Mittagszeit, und die Stunde des Abendgesanges schlug; die Glocken im Thurme sangen an, ihre dumpfe Feierstimme hören zu lassen, und Schlösser rasselten im Schlosse. Da schreckte das heidnische Mädchen auf, und einer leichten Wolke nicht unähnlich, schwebte sie vom Altare wieder in ihren Versteck, und es schien ihr, als hätte sie sich im Chor der Kirche Freiheiten genommen, zu denen sie kein Recht hätte."

„Jedoch — als die Harmonieen der Orgel mit der mildern Sommerluft in der Kirche zu verschmelzen begannen, stand Azucena lauschend, und sie fühlte plötzlich, wie die Qual aus ihrer Brust verschwand. Sie hielt es nicht mehr für geschehen, die Kirche zu verlassen; sie schlich sich weg, ehe der Abendgesang beendigt war, kam auf den Kirchhof und zur nördlichen Pforte. Kindliches Vergessen! Warum dachte sie nicht jetzt an die Ausgesandten ihres grausamen Verfolgers?"

Bibliographie.

Klassika författare: Svenska diktverken. (Schwedische Klassiker.) 1ster Band. Stjernhelm.

Ungdoms tidsfördrif. (Jugend-Zeitvertreib.) Von Fr. Cederberg. Stockholm. 1 Thl. 16 ß.

Hertha, poetisk Kalender för år 1835. (Poetischer Almanach für 1835.) Lund.

Svenska fornsänger. (Alte Schwedische Gesänge. Eine Sammlung von Kampfliedern, Volksliedern, Spielen und Tänzen, nebst Kinder- und Hirtengesängen.) Herausgegeben von Arvidsson. Stockholm. 1 Thl. 24 ß.

En troendes ord, af La Mennais. (Paroles d'un croyant.) Lund.

Belgien.

Belgiens öffentliche Charaktere.

(Fortsetzung.)

Der Stammhalter der Familie Robiano, Graf Francois, weiland Kammerherr des Königs der Niederlande und jetzt Belgischer Senator, der Einzige unter seinen feindfertigen Kollegen, der manchmal zu opponiren versucht, ist einigermaßen ein Flecken in der reinen katholischen Einheit seines Geschlechts. Er ist ein anmuthiger Erzähler von Anekdoten, und steht bei den Seinigen in dem Rufe, daß er die abscheulichen prosaischen und poetischen Werke der philosophischen Schule des 18ten Jahrhunderts sehr genau kennen habe. Man gibt sie weit, zu behaupten, er wisse ganze Tiraden Voltaire's auswendig, und scheint die Würde des Adels in solchem Grade, daß er mit Pferdern Umgang pflege, die keinen adeligen Blutstropfen in ihren Adern haben.

Man erzählt, daß ein Senator von bürgerlicher Abkunft, der wegen seines durch Industrie erworbenen Vermögens in Belgien berühmt geworden, eines Tages einem Glede hierer erlauchten Familie seine Aufwartung machte. Dieser Senator wurde so unsichtlich behandelt, daß die anwesenden Damen von ihren Sitzen aufstanden, und es für gerathen hielten, den Salon zu verlassen. Ich zitire dieses Faktum nur deshalb, weil eine so energische Probe von Belgischem Adelsstolz kaum auf hinterschlemen oder traditionellem Wege zu uns gelangt ist.

Herr von Robiano d'Ostregnies, Bruder des Obigen, sitzt gleichfalls unter den Mitgliedern des Senates. Obgleich seiner Partei aufrichtiger zugethan, steht er doch in weit geringerem Ansehen, als sein älterer Bruder.

Herr Robiano von Borsbeke zeigt noch größeren politischen Eifer, als seine beiden Brüder. Er ist Einer von denen, die das Belgische Volk am kräftigsten gegen die Holländische Regierung anspornten. Er besitzt einen rechtlichen Charakter, ist streng gegen sich selbst wie gegen Andere, und wacht mit ängstlicher Sorgfalt über die Privilegien des Adels und insbesondere seiner Familie — Privilegien, die ihm aufgehoben sind, deren Titel er aber wie ein geheiligtes Recht behält, das in Zukunft wieder gültig werden kann. Die folgende Anekdote wird ihn treffend charakterisiren. Im vergangenen Jahre wurde dem Grafen Robiano von Borsbeke ein Sohn geboren. Er ging in Begleitung der von ihm selbst gewählten Taufpathen zu dem Pfarrer nach Borsbeke. Dieser befragte den Vater Namen und Charakter des Neugeborenen. „Schreiben Sie Messire zu ihnen!" Der Pfarrer wendete ein, dieser Titel habe ja seine Gültigkeit mehr, und er könne also den Neugebornen nur als Grafen von Robiano in das Kirchenbuch eintragen; aber Herr von Borsbeke bemerkstrirte ihm vor, daß nur der Erstgeborene in seiner Familie den Titel eines Grafen zu führen berechtigt sey, wogegen die jüngeren Söhne seit unvordenklicher Zeit Messire zu heißen pflegten. Der Pfarrer weigerte sich standhaft, hatte nun der Vater zu thun? Eh' er einen solche Verletzung des alten Herkommens duldete, ließ er lieber den jungen Messire gar nicht taufen, und ein anderer Pfarrer, der die historische Ueberlieferung mehr zu ehren wußte, taufte später das hochgeborene Kind ganz nach des Vaters Wunsch.

Herr Robiano von Borsbeke gehörte zur Kammer der Repräsentanten; er mißsagte aber diesem Wenle, als das bekannte encyclische Schreiben des Papstes gegen die demokratischen Prinzipien erschien. Trotz der Antipathie, die jeder vernünftige Mensch gegen solche Lehren fühlen muß, ist es doch unmöglich, denjenigen seine Achtung zu versagen, die sich mit so großer Freimüthigkeit und Loyalität dazu bekennen. Ich für mein Theil bewundere jeden kräftigen Sinn, der über Zeiten, Unglück und Gefahren triumphirt; es ist mir dann, als sähe ich die alten Ritter eines Van Dyk und Velasquez aus ihren verwitterten Rahmen heraustreten, um über die Jahrhunderte zu richten, die sie in's Grab gesenkt haben.

Obschon man auch die Vilain XIIII. den Chef der katholischen Partei zugählt, so stehen diese doch an Kräftigkeit der Ansichten und an Ultraismus den Herren von Robiano weit nach. Die Ersteren sind feiger, schwankender und können glauben darf, einer der ältesten adeligen Geschlechter Flanderns. Sie wollen in gerader Linie von den Grafen von Gent abstammen, deren in der Geschichte der Flandrischen Grafen und Burgundischen Herzoge häufig Erwähnung geschieht. Der Graf Philipp Vilain XIIII. war 1808 Maire von Gent, und Napoleon machte seine Frau, die Baronesse von Feltz, zur Hofdame der Kaiserin Marie Louise. Von 1815 — 1829 war er Mitglied der General-Staaten, in welcher Eigenschaft er hauptsächlich den Finanzen oblag. Nachdem die Holländische Regierung seine Wiederanwählung in Flandern verhindert hatte, ließ er die Revolution, ob aus Furcht oder aus Fahrlässigkeit, ihren Gang gehen. Mehr Hofmann als politischer Kämpfer, spielte er in den stürmischen Tagen der Revolution unter den Insurgenten keine Rolle. Sein verschwundenes Gesicht ging erst dann am patriotischen Himmel wieder auf, als die Gewitterwolken sich verzogen hatten und der Thron der Königlichen Gunst die Sterne des vergessenen Mannes wiedergeschellt hatte.

Sein Sohn dagegen, der Vicomte Charles Vilain XIIII., nahm lebhaften Antheil an dem Kriege, den die Presse mit der Holländischen Regierung führte. Er war es, der die bekannte Petition zu Gunsten der Freiheit des Unterrichts abfaßte. König Leopold rief ihn von den Bänken des Kongresses, auf welchen er Linderung repräsentirte, und schickte ihn als bevollmächtigten Minister nach Wien und den Italiänischen Staaten. Jetzt ist er Gouverneur von Ost-Flandern und gehört zur Kammer der Repräsentanten. Der Vicomte Charles Vilain XIIII. gilt nicht für einen vollkommen überzeugten Katholiken. Er ist weniger Enthusiast, als kalter Berechnungsmensch. Er gehört zu denjenigen, welche glauben, daß das religiöse Element mehr als irgend ein anderes dazu geeignet sey, die Gesellschaft auf moralischem Fundament wieder zu erbauen.

Ich habe gesagt, daß man die eben genannten drei Familien als die Chefs der katholisch-aristokratischen Partei betrachten könne. Dies ist nicht so zu verstehen, als wären sie die einzigen Denker und Autoritäten der Partei: sie sind nur wegen ihres Alters, ihrer Rechtthümer und der vielen Würzten, die sie im Belgischen Boden geschlagen haben, eine Art von Palladium des Rechts, hinter welchem er den Andrang der neuen Ideen zu bekämpfen sucht.

Es wäre außerdem ein schwieriges Unternehmen, wenn man Belgiens Politiker nach ihrem wirklichen Verdienst oder ihrem Einfluß klassifiziren wollte. In Belgien ist dies sogar viel weniger möglich, als in jedem andern Staate; denn hier sind die Parteien noch nicht hinreichend auf feinen Feldern geschieden, um unerkannte Kräfte nach Art der Baedeker, bald in der Nähe, bald aus der Ferne, ohne Taktik, ohne Subordination, ohne einen bestimmten Plan zum Feldzug. Nur Wenige verstehen sich auf schriftliche oder mündliche Debatten; man streitet nicht dialektisch, man zankt und rauft einander. Oft mischen sich die Sekundanten in das Duell der Widerpartheien; oft schließen die Kämpfer plötzlich ein Bündniß und fallen über ihre Sekundanten her. Der Gegenstand des Streites ist nämlich ein äußerst komplizirter, und es handelt sich nicht um die zwei großen Prinzipien, Katholizismus und Liberalismus, schlechthin. Auf der einen Seite hört man den Katholiken, Herrn Dumortier, dem katholischen Minister de Theux zurufen: „Sie haben uns um alle unsere Freiheiten gebracht!" und auf der anderen Seite machen es die Liberalen demselben Herrn Dumortier zum Vorwurf, daß er mit den Ministern für die Theater-Freiheit votirt habe.

Die diplomatische Frage ist die erste, welche die Parteien getheilt hat. Da haben sich auf beiden Seiten, zur Vertheidigung und zur Bekämpfung, Liberale und Katholiken von allen Nüancen eingefunden.

Digitized by Google

Jetzt ist diese Frage einer andern gewichen, der innern religiösen Frage, welche die Zerrissenheit des Unterrichts betrifft. Bald wird es auch Debatten über die Frage hinsichtlich der innern Administration, d. h. über die Central-Verwaltung geben, und alsdann wird man den alten Kommunal- und Provinzial-Geist einem Grade, in welchem er seit dem 16. Jahrhundert ruht, entstehen sehen. Noch später endlich kommt die industrielle und kommerzielle Frage an die Reihe. Alsdann werden die Vorstöße der Handels-Freiheit die Anhänger des Prohibitiv-Systemes in alle Parteien zu Boden schlagen.

Diese Elemente der Zwietracht werden uns noch lange keine bestimmte Klassifikation der Parteien Belgiens erlauben. Diejenige, die sich versucht hatte, scheint mir jedoch für den Augenblick die beste, und einzig mögliche. Kehren wir nun zur Biographie der katholischen Aristokraten zurück.

Herr de Theux, gegenwärtig Minister des Innern, ein wir bereits als Vizefreund des Herren von Stery aufgeführt haben, nimmt eine der bedeutendsten Stellungen für seine Partei ein; denn sein Ministerium begreift den Kultus und öffentlichen Unterricht. Herr de Theux ist mehr Geschäftsmann als Redner; er war vor der Revolution schlichter Gutsbesitzer in der Provinz Lüttich, und hat keine andere Bedeutung als die ihm sein Amt giebt. Unter seinem Einfluß wurde die Ausstattung des monopole universitaire, das Eigenthum der Regierung zufolge, sofortig verschleudert, und diese Thatsache, die von den bedeutendsten Folgen sein wird, kann dem de Theuxschen Ministerium in Zukunft einige Celebrität verschaffen.

Die erste Idee einer freien Universität gehört den Katholiken an. Der Erzbischof von Mecheln verständigte sich zu diesem Zwecke mit den Belgischen Bischöfen, und sie ließen Mandate ergehen, um die Gläubigen zu einer reichlichen Beisteuer zu bestimmen, damit eine Lehranstalt an der freien Universität würden, die man erst jetzt, nachdem die Liberalen in Brüssel ihr Werk nachgeahmt, die katholische Universität nennt. So sind nun beide Lehranstalten in thätige Konkurrenz gekommen, und rüsten sich zum Streite über Belgiens Zukunft. Wird der öffentliche Unterricht bei dieser Zerklüftung gewinnen? Dafür kann Niemand einstehen. So viel ist aber gewiß, daß bei drei Königlichen Universitäten zu Gent, Lüttich und Löwen durch diesen Zwist die vornehmsten Elemente ihres Gedeihens verloren haben. Die beiden freien Universitäten aber sind noch ausser Stande, die Wunde zu heilen, welche die Revolution den Universitäten des Staates überdauert geschlagen hat. Unter dem nichtigen Vorwand, daß der öffentliche Unterricht nur Inländern anvertraut werden dürfe, hat man z. B. in Lüttich zwei sehr verdiente Deutsche Professoren, den Philosophen Bouginé und den Philologen Heinsius aus der Stelle geschieden. Hinter, Professor der Literatur, der Philologe Limburg-Brouwer, und der Mathematiker Van Rees, haben als Holländer ein gleiches Schicksal erfahren. In Löwen sind die Herren Mone, Hottlinc, und mehrere Andere verabschiedet worden.

Die katholische, unter dem direkten Sitz- Patronat des Erzbischofs von Mecheln gestiftete Universität empfing von Seiten des katholischen Klerus einer Institutions-Messe, und einen ordentlichen Glanz in Belgien publizirt wurde. Sie hielt ihre Eröffnungs-Sitzung den 4. November 1834 zu Mecheln, wo der Erzbischof selbst ein feierliches Hochamt hielt. Der Abbé von Ram, durch das Belgische Episkopat zum Rektor der neuen Universität ernannt, bestieg das Katheder und ergoß sich in einer lateinischen Rede, die länger als eine Stunde dauerte, und in welcher er darzuthun strebte, daß die Universität der Wissenschaften, der Wissenschaften und Künste in seiner Art hinderlich seyen. Die Universität ist jetzt in voller Regsamkeit, und der priesterliche Geist, der sie beseelt, gährt allbereits und droht überzuströmen. Die kleine Stadt Mecheln genügt ihrer Herrschbegierde nicht mehr; sie verschlingt die alte Stadt Löwen schon mit den Augen. Herr de Theux, der dem Erzbischof nichts abschlagen kann, hat den Wünschen seiner Glaubensbekenner nachgegeben und versprochen, es ist sichersteres so gut als ausgemacht, daß die Universität Löwen im kommenden Herbst der Sitz der katholischen Propaganden werden wird. Wenn Gott den Projekten dieser heiligen Wiederwecker des Unterrichtswesens das Leben fristet, und Herrn de Theux im ruhigen Besitze seines apostolischen Portefeuille's läßt, so wird aus dem katholisch-ministeriellen Seminar eine ganze Armee von Pfarrer hervorgehen, die aller Wissenschaften Meister sind, und in den Laien die Sorge für alles Irrdische und Himmlische abnehmen.

Die liberale Universität öffnete vierzehn Tage nach der Installirung ihrer Nebenbuhlerin der studirenden Jugend ihre Pforten. Ihr Secretair, vormals Professor an der Pariser Normalschule, Herr Baron, hielt die Eröffnungsrede in dem Gothischen Saale des Brüsseler Stadthauses, dem Schalle vieler tausend Bravos. Er nahm den von der katholischen Partei hingeworfenen Fehdehandschuh im Namen seiner Kollegen unverschrocken auf, und stellte die Bertheile einer sinsten Aufklärung ins Licht, die dem Studium der politischen und Staatswissenschaften geweiht ist, und deren Errichtung die freie Universität schon beschlossen hatte.

Die freie Brüsseler Universität zählt unter unter ihren Stiftern und gelehrten Professoren Männer von Ruf, wie Bouckère, Ahrens, Baron und den berühmten Polen Lelewel. Es ist nun zu fürchten, daß die Opposition an den Brüsseler Subskribenten nämlichen tauben Ohr finden dürfte. Die Partei, welche im gemeinen Leben die liberale genannt wird, ist, wie man weiß, noch nie im vollen Sinne des Wortes liberal gewesen. Schon dadurch einige dieser hochgesinnten Liberalen die Unverschämtheit gehabt, von der neuen Universität zu verlangen, daß sie unentgeltlich lehre, indem sie großmüthig zuversitzen, daß der akademische Lehrer gewöhnlich von Hause nichts besitzt. Das Unjunge und Nüchterige dieser Zumuthung hat auch Herr Baron in seiner Eröffnungsrede hervorgehoben.

Die Katholiken, welche unter Herrn de Theux den Einfluß der Universitäten zu ihrem Vortheil verwendet haben, beherrschen in gleichem Grade die auswärtige Politik durch Herrn von Muelenaere, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der ihrer Sache nicht weniger ergeben ist. Doch müssen wir hinzufügen, daß Herr v. Muelenaere auf einem höhern geistigen Standpunkte steht. Wenn dieser die erwerbschlichtigen Pläne der katholischen Partei unterstützt, so geschieht es nicht aus Bigotterie oder Charakterschwäche, sondern aus politischer Vorsicht, die ihn ein zügelloses Umsichgreifen des revolutionnairen Geistes verhindern läßt. Herr von Muelenaere ist ein gewandter Diplomat, der alle Parteien zu seinem Vortheile gebraucht, und keiner derselben angehört. Jede Handlung seines Lebens trägt jenes Gepräge egoistischer Klugheit, welches die sogenannten Herren in vom nächsten Tage charakterisirt, bekanntlich ein Ebenmaß der systematischen Freiheit. Als der jetzige Königlicher Prokurator zu Brügge (1825) sah Herr von Muelenaere bei den Generalstaaten unter den Mitgliedern der Opposition, mit denen er jedoch selten votirte, wenn das Interesse seiner Provinz nicht direkt in Spiele war. Die Holländische Regierung schöpfte gleichwohl einigen Verdacht gegen ihn, und verhinderte seine Wiederanwählung. Damals lies den in Brüssel zur Muelenaere und Willem Alexander, mit der Inschrift: „Die Gewalt proklamirt sie, und das Volk krönt sie.“ In demselben Augenblick, als Muelenaere diese populaire Huldigung zu Theil ward, begünstigte er, als Königlicher Prokurator, das Edikt vom 11. Dezember, und erklärte unumwunden, man müsse gegen den Unfug der Presse strenge Maßregeln ergreifen. Durch diese kluge Taktik sicherte er sich einen Fuß beim Cabinette. Als Beweis dafür, empörte, zeigte Muelenaere, der noch nicht wußte, welche Partei den Sieg davontragen werde, einen unabwendlichen Abscheu gegen jedes öffentliche Amt, gegen jede Würde, die ihn seiner werthen Obskurität entreißen konnte. Nachdem aber die Holländischen Truppen das Belgische Gebiet völlige geräumt hatten, willigte er ein, Gouverneur von Westflandern zu werden. Sein Widerwille gegen Stellen und Würden nahm in so rascher Progression ab, daß er im Jahr 1833 den Gesandtenposten am Hofe von Berlin annahm, um dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten vorzustehen. Seine dem hat er das Portefeuille abgegeben und wieder angenommen, und noch jetzt ist er Minister. Sein schönstes politisches Werk ist die Diskussion des Vertrages der 24 Artikel, welcher die Bedingungen der Trennung Hollands von Belgien regelte, und deren Annahme von Seiten der Kammer durch die Geschicklichkeit dieses diplomatischen Redners bedeutsgeführt worden ist.

Dieser Staatsmann ist in seinen Manieren eben so einfach als in seinen Gesinnen. Obgleich im Besitz eines großen Vermögens, lebt er doch als Flamändischer Bürger, macht seine Reisen zu Fuß, und spielt mit mehreren seiner Kollegen in einer kleinen Restauration. Im Jahre 1832 wohnte er bei einem Apotheker, dessen Laden man passiren mußte, um zu dem Herrn Minister zu gelangen. Erst im gegenwärtigen Jahre hat er sich entschlossen, die von der Kammer bewilligten Repräsentationsgelder anzunehmen. Wie dahin dann er selbst, um dem Gesetze, daß er nicht repräsentiren wolle, abzuhelfen. Die Belgischen Zeitschriften haben unzählige Anekdoten von seinem Geize aufgetischt. Von diesen Anekdoten theilen wir folgende als Probe mit. Der Minister folgte dem Leichenzuge eines seiner Verwandten in Brügge. Er saß in einer Miethskutsche, und sein Bedienter, der ehrerbietig hinter auf stand, sah sich genöthigt mit Gefahr seines Lebens sich mit Händen und Füssen schimmern. Noch ehe der Zug den Kirchhof erreicht hatte, mußte sich der Himmel, und es begann in dichten Tropfen zu regnen. Alsbald nöthigte die Excellenz Ihren Bedienten, den eine solche Ehre ganz beschämt machte, an Ihrer Seite im Wagen Platz zu nehmen, und zwar so lange, bis das Unwetter die lestbare Unsorm nicht mehr bedrohte.

Herr von Muelenaere steht in der besondern Gunst des Königs Leopold, der ihn, wenn er mit ihm korrespondirt, nur schlechthin seinen theuren Freund nennt. Als Leopold seine Hochzeit feierte, beschrieb er ihm noch am Tage der Feier in einem aus Compiegne datirten Briefe die Details derselben.

Ein großes Interesse knüpft sich an den Namen Muelenaere und Raikem, den Präsidenten der Repräsentanten-Kammer; dennoch werde ich von Jenem sofort auf Diesen übergehen. Herr Raikem verdient in dem katholisch-aristokratischen Heere wegen seines Gesetzes in Betreff der Gerichts-Kompetenzstreitigkeiten, das seiner Partei Centrair und Magazine verschafft hat, eine ausgezeichnete Stelle. Trotz dieses unverzeihlichen Dienstes, den er ihnen geleistet, haben die Katholiken indessen doch recht Vertrauen auf die Gesinnungen des Herrn Raikem, als auf sein Talent. Herr Raikem, sonst Advokat in Lüttich, geruhte, wie so viele Andere, sobald die Revolution ausgebrochen war, eines der ersten Aemter in seiner Provinz zu übernehmen. Er ließ sich die Robe eines General-Prokurators um die Schultern werfen, und wurde nun, der Reihe nach, Vice-Präsident des Nationalen Kongresses, Justiz-Minister und Präsident der Repräsentanten-Kammer. Herr Raikem ist ein fury abdrechender Redner ohne Eleganz; doch fehlt es ihm nicht an einer gewissen Klarheit. Er wird zuweilen so populair, wie sein Kollege, Herr von Staffart, der Präsident des Senates, der vor einer Zagen in voller Versammlung der Kammer sagte: „Meine Herren! Der ehrenwerthe Herr N. N. wird heute nicht erscheinen, weil seine Frau krank und sein Söhnchen verschnupft ist.“

Der eben genannte Herr von Staffart eilte nach den Septembertagen von der Französischen Gränze, wo er bis dahin gelauert hatte, herbei, um die Functionen eines Gouverneurs von Namur zu übernehmen. Herr von Staffart war der Holländischen Regierung aus doppeltem Grunde verdächtig; denn außer dem, daß er zu den thätigen Mitgliedern der Opposition gehörte, hatte er auch unter Napoleon die Stelle eines Präfekten im Haag bekleidet, und diesem Posten so prächtigen Vorgetragen, daß die Bürger vom Haag mehrmals nahe daran waren, ihn in Stücke zu zerreissen. Herr von Staffart hat jedoch auch zuweilen eine Anwandlung von Bonhomie, wie der Schabadabam des Herrn Scribe. Er ergötzt sich in Prosa und in Versen über „jenes Tyrannbild, das man Größe nennt.“ Napoleon, die Verbündeten, der

Digitized by Google

Prinz von Oranien und die Revolution haben abwechselnd seinen literarischen Weihrauch zu riechen bekommen.

Herr von Staffart wird übrigens jetzt gewiß viel besser mit seinen Senatoren fertig, als jemals mit seinen Versen; unter den 32 Ehrenkämmern, denen er als Präsident vorsteht, befinden sich kaum drei Wiedersenatige; alle Andere sind wie kalfaterte Schiffe, die mitten in der Rhede vor Anker liegen und schlummern: so oft man im Talekwerk ein Pfeifen vernimmt, kommt es von Außen her. Vierzig Jahre und tausend Gulden Contribution, das Patent mit eindegriffen, machen den Belgischen Pair. Vor kurzem begann ein Mitglied sein Geschwätz die Todesstrafe mit folgenden Worten: „Entschuldigen Sie, wenn mein Schnupfen mich daran hindert, meine Ideen mit Klarheit auszudrücken."

Der Präsident der Repräsentanten-Kammer muß das Steuerruder mit festerer Hand führen, als der Präsident des Senats. Auch wird er in seinem Berufe kräftiger unterstützt, und zwar nicht bloß von Seiten der Mitglieder, die wir schon genannt, sondern auch von Seiten derer, die in ihrer Sphäre Geltung und Einfluß haben.

Zunächst kommen die Gebrüder Rodenbach, die Kosaken der Partei, die man voranschickt, um das Terrain der Verhandlungen auszuwittern. Der Eine, Konstantin Rodenbach, vormals praktischer Arzt, ist Commissair des Distriktes Mecheln geworden. Der Andere, Alexander Rodenbach, hat schon im zehnten Lebensjahr sein Gesicht verloren; dessenungeachtet nimmt er, mit seltenem Scharfsblick, an den Verhandlungen der Kammer thätigen Antheil, indem er nicht bloß Generalsagen, sondern auch Diskussionen mit staunigem Ernste bis in die winzigsten Details verfolgt. Die Rodenbach's haben noch einen dritten Bruder, der nicht zur Kammer gehört: es ist der Oberst Peter Rodenbach, ehemals Second-Lieutenant unter dem Kaiserreich, den man 1830 aus einer Desillation hervorholte, um ihm die Würde eines militairischen Kommandanten von Brüssel zu übertragen. Diese Familie hat sich wegen ihres leidenschaftlichen Hasses der Holländischen Regierung bekannt gemacht. Der blinde Alexander ließ die ersten Petitionen in Flandern unterschreiben, und sein Bruder Konstantin wurde gleichsam vorgeschoben, um den Wunsch einer ewigen Ausschließung des Hauses Oranien zuerst vor dem Kongreß auszusprechen, ein gefährlicher Auftrag, dessen er sich mit der Kaltblütigkeit eines Baschkiren, der die schöne Stadt Moskau in Flammen sieht, entledigte. Den Obersten Rodenbach macht die öffentliche Meinung für die Plünderungen verantwortlich, die am 6. und 7. April 1834 in Brüssel vorfielen. Ein kleines Journal hatte das damalige Betragen des Kommandanten sehr gut mit den Worten charakterisirt; „Der Oberst Rode-en-bas- (der unten herumstreicht) pendant-qu'on-pille-en-haut (während man oben plündert)." So viel ist aber sicher, daß in jenem Tumultr der Zehler an Jedermann und doch auch wieder an Niemand lag. Die Behörden hatten Furcht, und die Truppen standen der Emeute mit geschultertem Gewehr gegenüber, so daß in April 1834 in Brüssel vorfielen. Ein kleines Journal hatte das damalige Betragen des Kommandanten sehr gut mit den Worten charakterisirt; „Der Oberst Rode-en-bas- (der unten herumstreicht) pendant-qu'on-pille-en-haut (während man oben plündert)." So viel ist aber sicher, daß in jenem Tumultr der Zehler an Jedermann und doch auch wieder an Niemand lag. Die Behörden hatten Furcht, und die Truppen standen der Emeute mit geschultertem Gewehr gegenüber, so daß in April 1834 in Brüssel vorfielen.

Zu der verlorenen Mannschaft *) des geistlichen Heeres kann man auch Herrn Desmet rechnen, der scherzweise der Bilderstürmer genannt wird, weil die Karrikaturen das Privilegium haben, seine Wuth zu reizen, und weil er sie in den Kaffeehäusern zerreißt, so oft einige Missgriffe der katholischen Partei daraus zerrissen sind.

In dem schlagfertigen Heere der katholischen Reaktionäre hält der Abbé de Foere, Deputirter von Flandern, das Banner des Herrn Muelenaere, seines Freundes und Oberlehnsherrn. Der Abbé de Foere ist ein kurzer stämmiger Mann von ungefähr 50 Jahren, und besitzt im Gebiete der Staatshaushaltkunde tüchtige Kenntnisse. Wenn die Frage wegen der Handels-Freiheit erstlich erst ist, so wird man ihn als Kämpen des Prohibitiv-Systems auftreten sehen. Unter der Holländischen Regierung wurde er als Journalist der Opposition verurtheilt; obgleich nun ein Kind der Presse von 1830, verleugnet er jetzt doch seine Mutter.

Ihm zunächst kommen Herr Liedts, ebenfalls Deputirter von Flandern; Herr von Sécus, Sohn des Senators, und Herr Adolf Dechamps, der jüngste Katholik der Kammer, Berufsstiftler und Redner zugleich, die apes altera der Katholizismus auf der Tribune, ein junger Mann von 26 Jahren, der anfangs die Widersprechende Rolle des Abbé de Lamennais übernahm, und dem Papste gar keine weltliche Macht zugestehen wollte, jetzt aber in der monarchischen Partei ein weiteres Feld für seinen jugendlichen Ehrgeiz sucht.

Bevor wir die aristokratischen Katholiken verlassen, müssen wir noch eines Mannes gedenken, der in den ersten Zeiten der Revolution seine Rolle spielte, und noch immer, obgleich er jetzt auf einem weniger glänzenden Posten steht, einen stillen, aber wesentlichen Einfluß übt. Herr von Gerlache, nunmehriger Präsident des Cassationshofes, thut der katholischen Partei immer noch kräftigen Vorschub. Er strickt im Verborgenen einige Maschen an dem großen apostolischen Netze, welches die neue Belgische Congregation dereinst über das ganze Land ausbreiten wird. (Fortsetzung folgt.)

England.

Die Englische Bühne in Ostindien.

(Aus dem Reise- Tagebuch eines Engländers.)

. . . . Bei uns in England hat ein ausgezeichneter Schauspieler, wenn sein Lebenswandel untadelhaft ist, in den ersten Zirkeln Zutritt. Die Englisch-Indische Gesellschaft aber wird durch so subtile Fäden zusammengehalten, das Gewebe der Etikette ist dort so fein gesponnen, daß ges fast unmöglich sein dürfte, über die Stellung eines Schauspielers in den gesellschaftlichen Zirkeln der Präsidentschaft etwas Bestimmtes zu sagen. Sagt man Leuten von irgend einer Klasse, sie seyen nicht ehrenwerth, so bemühen sie sich auch nicht ferner, es zu werden; sind Wirthshäuser und Tabagiren, statt ihnen an verschenen Tafeln Sitz und Stimme zu gönnen, so wird ihr Talent bald nur den gemeinen Haufen erzötzen. Viele Schauspieler würden freilich an solchen Orten sich behaglicher fühlen, als in den Salons der hohen Beamten. Unser Kean fand in der sogenannten „Kohlenhöhle" am Strand unendlich mehr Beifallzeigung, als an der prächtigen Tafel jenes bekannten Westindischen Kaufmanns, dessen Gattin und Töchter ihn mit ihrem Gerstreich über Shakespeare zu Tode peinigten.

Nun zu den Actricen insbesondere! Was sollen diese unter den Englisch-Indischen Ladies für eine Rolle spielen? Eine große Künstlerin, die einem dichtgedrängten Publikum täglich Thränen entlockt, oder durch den Zauber ihres Gesanges die Hörer fortreißt, wird sich durch den Klang, durch die laute Heradstellung ihrer großen Wirthin nicht demüthigen lassen. Freilich kommen solche Charakter und Lebensweise der Schauspielerin sehr in Betracht; gleichwohl kann man, wo so viele Heienen beitheiligt sind, eine ganze Iliade von Kabbalgereien weissagen können. Welch' ein endloses Gewebe von Klatscherei und standalösen Anekdoten, wenn die Lady selbst nicht ein Mirakel von Zurückhaltung ist, — wenn sie in den Kabinetsmuss des weiblichen Lebenlaufs nur Einen Artikel übersieht? Die unbedeutendste Tatsiolaität wird durch weibliche Diskussionen aufgebauscht. Freilich kommen solche Charakter und Lebensweise der Schauspielerin sehr in Betracht; gleichwohl kann man, wo so viele Heienen betheiligt sind, eine ganze Iliade von Kabbalgereien weissagen können. Welch' ein endloses Gewebe von Klatscherei und standalösen Anekdoten, wenn die Lady selbst nicht ein Mirakel von Zurückhaltung ist, — wenn sie in den Kabinetsmuss des weiblichen Lebenlaufs nur Einen Artikel übersieht? Die unbedeutendste Tatsiolaität wird durch weibliche Diskussionen aufgebauscht. Freilich kommen solche Charakter und Lebensweise der Schauspielerin sehr in Betracht; gleichwohl kann man, wo so viele Heienen betheiligt sind, eine ganze Iliade von Kabbalgereien weissagen können.

Unter den gegenwärtigen Umständen kann die Englische Bühne in Ostindien natürlich nur als ein Liebhaber-Theater angesehen werden. Was für Zuschauern sind nicht allemal nöthig, bevor dieses oder jenes Drama auf Liebhaber-Theatern — profitirt wird? Was erstaunt und verblüffend muß nicht Alles, um diese oder jene Bühne zu bauen! Was für lustige Zänkereien um die Haupt-Rollen! Die Garderoben-Anekdoten des Theaters in Madras würden Stoff zu einem sehr unterhaltenden Buche geben. Es war vielleicht das hübscheste Sommer-Theater, das man jemals erbaut hat. Von seinem uniberssellen Geraume — es diente zugleich als Casino, Freimaurer-Loge und Parisamt — war Alles in Flammen und Funken. Die interessantste Periode seiner Geschichte ist jetzt vorüber: die Reduction der Gehalte beim Civil- und Militairstande, und noch andere Ursachen mehr, haben den Indo-Briten auch diesen harmlosen Genuß versäuren. Karl Kowarth, der arbiter elegantiarum der Kolonie, war Direktor des Theaters zu Madras, und bezog in dieser Eigenschaft ein anständiges Gehalt. Er ertrutirte seine Truppen wechentheils aus jungen Militair-Personen, und bereitete die zartgefoermtesten seiner Cirkeln zu Theater-Damen.

Aber unser Oberst Elisha Trapaud (Sr. Majestät Schade, daß wir in diesem Augenblick nicht Scarron's Pinsel zu Gebote stehn, um den guten Trapaud zu malen, den man bei seinen Lebzeiten beehrter Weise „Oberst Crapaud" (Kröte) nannte! Er besaß die ganze theatralische Reizbarkeit eines Nagetiers und man kann von seiner Eitelkeit schmeichelte, so zutschieß er sich, jedweden Rolle zu übernehmen, wie wenig auch seine Person — sein wahres Pasquill auf den Menschen sagt — geeignet sein mochte. Bei Allem dem war er ein braver Schauspieler; man mußte zwar über ihn lachen, so oft er nur die Bühne betrat; allein er nahm dies für die Wirkung irgend eines komischen Einfalls, und freute sich von ganzem Herzen. Einst beredete ihn Jemand, eine Komödie zu schreiben, und zum Unglück machte er sich in allem Ernste daran. Ein solches Gewebe von Abgeschmacktheiten war noch nie in dem Gehirn eines Bühnendichters ausgebrütet worden; dennoch bildete er sich viel darauf ein, und gab sich bei der Vorstellung alle erdenkliche Mühe. Die übrigen Schauspieler thaten ihr Möglichtes; denn Trapaud war nie so harmloser und drolliger Mensch, daß Keiner ihn hätte kränken mögen.

Zu dieser Komödie, die er den „Kaufmann von Smyrna" betitelte, schrieb Herr Trapaud einen Prolog. Frau Oberst Kowarth gern oder ungern deklamirten mußte. Der Prolog wurde mit rauschendem Beifall aufgenommen. Während der Vorstellung gerajt aber ein Schauspieler seine Rolle, und ein Anderer extemporirte eigenen Unsinn, so daß der arme Autor in schäumende Wuth gerieth. Als der Vorhang gefallen war, rief man den Verfasser heraus, und warf einen mit Blumen durchflochtenen Kranz auf die Bühne. Nach einigem affektirten Sträuben ließ es Trapaud geschehen, daß zwei Schauspieler ihn bekrönten. Zu diesem Zweck mußte erst die dicke Perücke von dem dicken Kopfe des Männleins herunter; allein der Kranz bestand aus Blättern von einer dornigen Hecke, welche die kahlen Stellen seines Kopfes blutig kratzten. Trapaud verließ die Bühne unter Flüchen und Verwünschungen.

Nie wurde ich die Russführung des Macbeth vergessen, bei welcher ein Sohn der Söhne des verstorbenen Verfassers des „Richters in Bath," weil es an Schauspielerinnen fehlte, die Rolle der Lady Macbeth übernommen hatte. Jedermann weiß, wie schnell in heißen Klimaten der Bart wächst. Auster's Bart, der von der schwärzesten Farbe war, hatte im Verlaufe des Stückes so großer Fortschritte gemacht, daß der Lady während der Pause zwischen dem vierten und fünften Akt sich rasiren mußte. Die schwäle Luft hinter den Coulissen abdingte aber Herren Auster, mit seinem ganzen Rasir-Apparate auf die kühlere Bühne zu gehen. Da machte sich Einer den boshaften Spaß, und klingelte. Der Vorhang rollte auf, und zeigte der schönen Welt den Madras zu ihrem nicht geringen Erstaunen die Lady Macbeth bei einer so höchst unweiblichen Toilettenarbeit. Man denke sich das Zetergeschrei und wiehernde Gelächter des Publikums! (Asiat. Journ.)

*) Kaisas perdus. So heißen bekanntlich die Ersten beim Sturmlaufen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 41. Berlin, Montag den 6. April 1835.

Frankreich.

Wie man dem Patois in Frankreich den Garaus gemacht.

Eine phantastische Erzählung, von Charles Nodier.

Eine Neuigkeit, eine von den außerordentlichsten, die jemals einem civilisirten Volke angekündigt worden! — Diese Neuigkeit betrifft keine Sonnenfinsterniß, nicht den Ausbruch eines Vulkans, nicht eine Sündfluth, die hereinbricht, nicht das plötzliche Auftauchen einer neuen Welt, wie das von Columbus herausbeschworne Amerika, nicht den Untergang eines verschwundenen Volkes, wie die Atlantis des Platon. — Nein! es giebt etwas ganz Anderes! Die Vernichtung einer Sprache, des im Worte der Menschen fleischgewordenen Geistes, jener höheren gottentstammten Erkenntniß, die den Menschen von den übrigen Geschöpfen unterschreibt, — jenes unsterblichen Hauches, der Euch die Sprache gegeben, — erstickt den Restant, Wailly, Lyonnet, unter Vorbehalt der allerhöchsten Zustimmung der Universität.

Nur noch eine kurze Frist — und es giebt kein Patois mehr in Frankreich! Fünfundzwanzig Millionen Franzosen werden ohne Weiteres ihres väterlichen angeborenen Idioms beraubt, um zu sprechen, wie ich und Ihr! — Ihr sagt: Was kommt denn darauf an? — Nun, das hat man von der Bildung!

Nein, — es giebt kein Patois mehr! Diese naturwahre sanfte Sprache, die wir von unseren Müttern, von unseren Ammen, von unseren ersten Freunden überkommen, deren Verlust wir schon betrauert, als ihre Unreinschheit in unseren Schulen gerügt ward durch den höhnischen Purismus unserer Pedanten; diese lieblich anmuthige Idiom, das mit seichem Witz die Lücken der Rede auszufüllen verstand, und das zu allen Zeiten ein geistreiches Wort bot, wo die Quellen unserer Wörterbücher versiegt waren, — dieses Patois ist nicht mehr!

Aber — sagt Ihr — wer hat denn in der Sprache diese einzige, seitdem es Sprachen giebt, unerhörte Revolution hervorgebracht? War es ein neuer Tyrann, noch erfindungsreicher und mächtiger als Chilperich? War es Thot oder Thnutates, Hermes oder Trismegistus? War es ein Palamedes oder Kadmus? Es war doch nicht etwa ein zweiter Leibniz oder Bacon? — Nichts von dem Allen!

Die Autorität, welche dieses Werk der Unmöglichkeit in wenigen Federstrichen eines Protokolls auszuführen beschlossen, ist das Comité des Bezirkes von Cahors. Cahors ist eine Stadt in Frankreich, sonst Hauptstadt von Quercy, Hauptsitz der Präfektur des Departements des Lot, mit einem Gerichtshofe erster Instanz, mit elf- bis zwölftausend Einwohnern, ungefähr unter dem vierundvierzigsten Grade der Breite gelegen. Von jeher berühmt wegen seiner Tuch- und Ratin-Fabriken, wegen seines Branntweins und Nußöle, zeichnet es sich noch besonders aus durch die Trüffeln, die es produzirt, und seine dunklen Weine, die sehr geschätzt sind und von Bordeaux aus nach England und Holland verführt werden. Endlich hat diese Stadt noch das Glück, der Geburtsort des Papstes Johann's XXII., des göttlichen Dichters Clement Marot und der Mitglieder des Comité des Bezirks von Cahors zu seyn.

Das Licht ist uns heutzutage von Süden her aufgegangen, und das ist auch der Grund, warum man in Frankreich so allgemein darin übereingekommen, keine anderes Französisch zu sprechen, als das zu Cahors gesprochene, — ich meine nicht im Hausgebrauche des gemeinen Volkes und der Landleute — um diese scheren sich die bürgerlichen Aristokraten wenig — sondern in den amtlichen Zuschriften des Bezirks-Comités.

Hätt' ich in diesem Augenblick nur etwas Erhellicheres zu erzählen, es wäre mir sehr lieb. Indeß muß man so stirlich nehmen.

Ich will in diesem Augenblick nur etwas Erhellicheres zu erzählen, es wäre mir sehr lieb. Indeß muß man so stirlich nehmen.

Hätt' ich

erst das Bezirks-Comité von Cahors bekannt gemacht? Sie sind nicht systematisch geordnet, nicht mit dem größten Reichthume der Gelehrsamkeit und des Geschmacks ausgestattet, jene trefflichen Arbeiten Haypouards, welche die Bewunderung des ganzen gelehrten Europa ausmachen? und wegen des Mangels einer systematisch geordneten Grammatik wird das Patois des Departements des Lot, wie ein Landstreicher ohne Paß, vor das Corrections-Tribunal der Behörden geschleppt? — Gäbe uns nur der Himmel eine solche!

Wie? Die mittäglichen Dialekte (und gehen wir nur noch weiter! denn wir dürfen die Rechte dieses himmlischen Idioms nicht verkürzen, wie sehr auch das Bezirks-Comité von Cahors es verleugnet, um es in die Acht zu thun), — nein! das Patois von ganz Frankreich hat keine bedeutende Leistung aufzuweisen?

Wie? Montpellier mag allzugeizig mit seinen Erinnerungen haushalten, um den Herren von Cahors jemals etwas von den gelungensten Partieen des Rabelais verlauten zu lassen! Die Akademie des jeux floraux von Toulouse hat ihren Einfluß wohl nicht mirksam genug aus, um bis nach dem Departement des Lot den Ruf des Clemenza Isaure und seiner lieblichen Languedescher Ruhe verbreiten zu können, dieser herrlichen Dichtungen, die ganz von Hagerosen und Amaranthen durchduftet sind? Wie? So viele reizende Scenen des Evaeus, Regnard, Dancourt, Marivaux, Molière, des großen Molière, sollen verurtheilt seyn, in's Unendliche die geschraubten Auslegungen der Grammatiker über sich ergehen zu lassen, wie in Hinsicht im Plautus und des Plautus, — bloß weil es dem Bezirks-Comité von Cahors gefällt, unser ursprüngliches Französisch, unsere Muttersprache eben so zu behandeln, wie die Römer als Halbbarbaren das Karthagiuenserische behandeln? Kommt es euch nicht so vor, daß in der Idee, das Patois zu unterdrücken, etwas Komisches liegt, das zum Lachen reizt, aber auch etwas, was zum Weinen auffordert?

So sehet denn, welchem Unglück ihr auf so wunderbare Weise entronnen seyd. Wenn das Bezirks-Comité von Cahors die Oderaufsicht über die ersten wissenschaftlichen Bestrebungen des alten Griechenlands geführt hätte zur Zeit des Pisistratus oder Perikles (das ist aber nur so eine Annahme!); wenn es sie in jener Zeit so draufsichtig hätte — das Bezirks-Comité von Cahors, — wie dem zu Tage in Frankreich; wenn es unterschiedene Mahle, wie dem Preußischen Minister Stein, wie es ihnen die unsrigen vertilgen will durch eine willkürliche Verfügung, abgefaßt bei verschlossenen Thüren, unterzeichnet: Das Bezirks-Comité von Athenai, noch tiefer unten die Worte: Gegeben in unserem Absonderungs-, der Rektor der Universität! — Ich zittre, ich schaudere am ganzen Leibe, zu sagen, was dann erfolgt wäre! . . . . . Wir würden heute nicht wissen, wer wir sind, wir wären gewesen ist. . . . . .

Wie? Der gewöhnliche Gebrauch des Patois ist von den besten Geistern als eine der hauptsächlichsten Ursachen der literarischen Ueberlegenheit der nördlichen Provinzen Frankreichs über die des Südens bezeichnet worden? . . . .

Das laß ich mir gefallen. Das ist eine von den Wendungen der feinen Urbanität, worin der Süden vollkommen Meister ist, um es dem Norden voranzuthun, und ich stir mein klein Theil nördlicher Eitelkeit bin ihm dankbar verbunden. Indeß weiß ich sehr wohl, eine Höflichkeit ist der anderen werth, und ich werde mich diesen Augenblick noch besser dessinnen, indem ich Rabelais, Montaigne und Montesquieus wieder vornehme.

Aber das Bezirks-Comité von Cahors wird sich zufällig übergeugt haben, daß es in Frankreich außer dem Patois von Languedoc keines giebt, und daß der Norden nicht das Unglück gehabt hat, Patois zu sprechen, wie der Süden; denn das wird wohl die logische Konsequenz jener ungehemmten Erwägung seyn. — Soll man die Herren davon unterrichten, oder es ihnen in's Gedächtniß zurückrufen, daß das Patois die Sprache des Landes (pays) sey; daß auch wir im Norden, ein Patois haben, wie die Leute von Cahors; daß de Lafontaine mit Vergnügen und La Meunaye mit Geist gesprochen; daß das Patois, so geringhaltig an Anmuth und an Kraft gegen das, was so wohlfeil ausgeboten wird, mindestens eben so viel Anmuth und Kraft besitze, als die Munizipal-Sprache jener Herren? Die Weisheit, in dem Patois einer Hemmung des wissenschaftlichen Fortschrittes zu erkennen, ist mehr boshaft so geek nicht, um die Schriftsteller des Nordens so hoch über Rabelais, Montaigne und Montesquieu zu erheben.

Was wirklich ausgezeichnete Geister behauptet haben, ist, daß bei einem größeren Einflusse der Langue d'Oc das von uns gesprochene Französisch vielleicht größere Eleganz, größeren Wohlaut und größeren Reichthum gewonnen haben würde; daß wir unsere Narine, Molière, Fenelon nichts desto weniger besäßen, nur noch um einige Reize reicher, und daß unser zauber und Kummer Dialekt ihnen versagt hat. Das ist die Meinung aller derjenigen, die sich auf den Mechanismus des Wortes und des Ausdrucks verstehen, mit Ausnahme natürlich des Bezirks-Comités von Cahors. Nun denkt Euch einmal, wenn es möglich ist, etwas noch schwerer Fabbares, als jenen Beschluß! Wenn nämlich das Bezirks-Comité von Cahors, welchem noch die Wahl offen stand, sich hätte beikommen lassen, von Staats- und Amtswegen den Gebrauch des gewöhnlichen Französischen in dem ganzen Gebiete von 362 □ Linien, welche es mit seinem Lichte erhellt, zu Gunsten seiner Diplome und Universitäts-Privilegien, zu unterdrücken; dann hätt' es eine tausendmal mehr patriotische, tausendmal mehr verdienstliche und vernunftige Handlung ausgeübt. Ich möchte sie noch nicht rathen.

Nein, meine Herren! ich kann's Euch auf Ehre versichern, Ihr werdet das Patois nicht austilgen, Ihr werdet keine Sprache austilgen! Die Sprachen sterben, wenn über Stunde gekommen, wie die Könige, wie die Dynastieen, wie die Nationen, wie die Welten und die Sonnen, wie die Bezirks-Comités; des Pfisistratus Macht aber reicht da nicht hin. Gott hat gewollt, daß die Einen sprechen Schiboleth, und die Andern Sibboleth, und noch niemals hat sich ein Bezirks-Comité erhoben, das sie von dieser Unterscheidung zurückgebracht hätte. Man wird noch lange nach Euch die Sprache von Oc reden, die Euch zuwider ist, das Baskische und Bas-Breton, was noch viel eigenthümlicher Sprachen sind, — ich weiß nicht, ob Ihr das schon wisset, meine Herren! — und den Vortheil haben, sehr gut geordnete Grammatiken zu besitzen. Und damit wird man auch noch ganz andere Sprachen sprechen, die von feiner Universität festgestellt worden sind, und die Ihr nicht minder und nicht mehr verstehen werdet, als die Sprachen der Vergangenheit. Und dann wird man nicht mehr sprechen von Universitäten und Rektoren und Bezirks-Comités.

Nein, meine Herren! keine Sprache stirbt den Tod von Rechts- und Gesetzeswegen, von einem Decrum gemäßigt, gekneidet, erstickt durch ein Verdammungs-Urtheil, das auf dem Schreibepulte eines Pedanten geschmiert wird. Niemals wird ein rector magnificus, zwischen zwei Petzellen sitzend, ihr den Weg zur Ewigkeit weisen, im Namen des Königs und der Justiz! Die Sprachen sind von einem zähen Leben. Man kann sie nicht tödten. Lassen Sie uns also das Patois, wenn ich bitten darf, meine Herren von Cahors! Lassen Sie es uns aus Gefälligkeit! Es will Ihnen durchaus nichts bisochen entschädigen für das schöne Französisch, wie man es heutzutage macht!

Bibliographie.

Cours sur le tracé et la construction des batteries de toute espèce. — Extrait de l'ouvrage publié par le comité d'artillerie. — 3½ Fr.

Observations critiques sur l'organisation nouvelle de l'artillerie. — Vom General Duchand. 2 Fr.

Minéralogie industrielle, ou exposition de la nature, des propriétés, du gisement etc. — Von Peloux. 3 Fr.

Pathologie canine, ou traité de maladies des chiens. — Von Delabère-Blaine. Nach dem Englischen, mit Anmerkungen von Delaguette. 6 Fr.

Phytographie médicale. Histoire des substances héroiques et des poisons tirés du règne végétal. — Von J. Requez.

Recherches sur les effets de la saignée dans quelques maladies inflammatoires et sur l'action de l'émétisme et des vésicatoires dans la pneumonie. — Von P. C. L. Louis. 2½ Fr.

Traité des maladies des bestiaux. — Von B. Delaguette. 3½ Fr.

Homme sans coeur. — Von Bonnelier.

Un Mariage sans mari Marie. Par Auguste Lafontaine et Mme. Schopenhauer; traduit de l'allemand par M. Sackau. 4 Bdchen. 12 Fr.

Belgien.

Belgiens öffentliche Charaktere.

(Fortsetzung.)

II. Katholische Oppositions-Partei.

Ich habe die Männer namhaft gemacht, auf welchen in diesen Augenblick die Hoffnungen der katholischen Aristokraten ruhen, d. h. derjenigen Partei, welche die absolute Monarchie auf der Basis des geistlichen Supremates erbauen möchte. Eine andere katholische Partei aber kämpft im Bunde mit den liberalen Ideen gegen dieses Streben nach Reaction. Diese Partei stellt zwar das religiöse Element an die Spitze des Umschwunges der Ideen; allein sie will keine Priester-Privilegien: sie verlangt universelle Zustimmung, und der Alten Nationalität. Sie schwimmt mitten im Strome des republikanischen Elementes und braucht nur noch einen Schritt zu thun, um auf das Terrain des Abbé de Lamennais zu gelangen. Hören wir nur Herrn Bartels, einen der eifrigsten Redakteren des ehemaligen Catholique des Pays-Bas, wie er sich in seinem merkwürdigen Buche über Flandern und die Belgische Revolution ausspricht.

„Eine gründliche Diskussion des Päpstlichen encyklischen Schreibens würde eine besondere Abhandlung erfordern; ich will hier das unbegreifliche Manifest des Oberhaupts der Kirche gegen die Freiheit der Kirche selbst nur aus politischem Standpunkt betrachten und unterschreiben, und auch nur den geringsten Einfluß auf das Betragen der Belgischen Katholiken als Bürger ausgeübt hat. Wenn die Herren Charles Bilain XIIII. und Muelenaere zu einer sehr willkürlichen Verwaltung sich bekennen, so war es augenscheinlich nicht das Päpstliche Handschreiben, das ihre Ueberzeugung modifizirt hat; denn wir glauben nicht, daß diese unglückselige Conception schon bei sicht erblickt hatte, als der Erstere für das Adreiten der Provinz die ihn erwählt, an die Holländer votirte, oder als der Letztere den Edikt vom 11. Dezember 1829 anbing." . . .

In einem einzigen Paragraphen sehen wir also zwei der einflußreichsten katholischen Aristokraten und sogar den Papst selbst von einem Katholiken angegriffen, der nicht minder orthodox ist, als sie selber, und gleichwohl einer diametrisch entgegengesetzten politischen Ihee huldigt. Kurz darauf nachher sagt Herr Bartels Folgendes:

„Herr Charles Bilain XIIII. ist am Vorabend des vierten Jahrestages einer unter dem Geschrei „Freiheit und Gerechtigkeit" ausgeführten Revolution Gouverneur von Gent geworden! Diese isolirte Thatsache charakterisirt eine ganze Situation. — Also haben wir den Despotismus nur abgesetzt, nicht zerschmettert. Edulo!" . . . .

Diese Worte sind voll von dem glühendsten Eifer der Opposition eine Vorstellung geben. Man darf sie ungescheut die katholische demokratische Partei nennen, obgleich keines ihrer Mitglieder den Grundsätzen des Abbé de Lamennais mit Einschluß des republikanischen Prinzips huldigt. Diese religiöse Opposition hat keine andere Repräsentanten im Parlamente, als die Herren Dubus und Dumortier. Beide Deputirte von Tournay (Dornik), von denen der Erste Vice-Präsident der Kammer und der Zweite Quästor ist. Auch kann man diese beiden Herren nicht unbedingt auf die Liste der demokratischen Redner bringen,

ihre Oppositionen war immer mehr gegen die Person der Minister als gegen ein bestimmtes Prinzip gerichtet. Es ist ein Rest von jenem Sauerteig des Hasses, der unter Herrn Lebeau's Ministerium so wacker gegoren hatte. Herr de Theux, Minister des Innern, und der Eylidevale, Herr Ernst, gegenwärtig Justiz-Minister, haben zwar noch dann und wann Ursache, sich darüber zu bedauern; aber den Herren Muelenaere und Felix von Merode gegenüber wirken Dubus und Dumortier nicht dieselbe Gewaltthätigkeit sich erlauben. Eine gehegte Familien-Sympathie, welche die edle Laune des Augenblicks nicht verbärgen kann, hält sie davon zurück. So oft die reine katholische Frage ins Spiel kommt, wird der Dubus Rath der Partei, und Herr Dumortier sein Redner par excellence. Zeigt aber das monarchische Prinzip nur den kleinen Finger, so verwandelt sich Dumortier in einen Volkstribunen, und verlangt dem Könige sogar das Recht, die Provinzial-Conseils aufzulösen. Sprechen die Redner des Ministeriums von diplomatischen Konzessionen, so erhebt sich Herr Dumortier und donnert heraus: „So lange eine Brabantische Flagge von einem Belgischen Glockenthurm herabweht, werde ich an der Unabhängigkeit des Landes nicht verzweifeln!“ Dumortier ist ein Redner voll Leidenschaft, aber in Stil und Ideen sehr unglich. Die Höflichkeiten der Tribüne sind ihm ganz fremd, und er treibt die Persönlichkeit gern bis zur Injurie.

Die am weitesten vorgeschobene Schildwache dieser Partei ist der Abbé de Haerne, ein junger Geistlicher von 30 Jahren, der im Kongress für die Republik stimmte, und bei den letzten Wahlen durch die Katholiken selbst auf die Liste kam. Ihm zunächst mag man den Abbé de Foere setzen, welcher als Redner an dem Ministerium von Hell einen Abriß der Belgischen Geschichte schrieb, welchen die Gesdarmen als revolutionnair vernichteten. Endlich sey auch des Abbé Helsen gedacht, eine Art von Abbé Chatel, der die Messe in Flamändischer Sprache liest, und gegen das Cölibat der Priester Beschwerden schreibt. Das Volk von Brüssel, welches in derlei Dingen keinen Spaß versteht, hat ihm seine geringe Sympathie durch Einwerfen seiner Fenster bekundet, während der Erzbischof von Mecheln sich damit begnügte, ein Rundschreiben an die Prediger seiner Diöcese zu schicken, worin er sie zu Gebeten um göttliche Erleuchtung des schismatischen Predigers ermahnt.

III. Republikanische Partei.

Das republikanische Prinzip hat in Belgien noch nicht viele Proselyten gemacht. Wir haben schon bemerkt, daß es in der Repräsentanten-Kammer nur drei Organe zählt; auch ist es seinen Anhängern noch nicht eingefallen, an die Möglichkeit einer direkten Installation zu glauben. Erst durch die Vereinigung Belgiens mit Frankreich hoffen sie, uns einen gemeinschaftlichen Grund zu republikanischer Verfassung zu verschaffen; ihre Ansichten sind demnach nichts weniger als national.

Der Klub der Rue de la Bergère, welcher in den ersten Monaten der Revolution in Brüssel so großes Aufsehen erregte, wurde, so zu sagen, von dem Volke selbst geschlossen, weil man den Leuten beigebracht hatte, dieser Klub sey ein Filiale der Saint-Simonisten. Seip Präsident, Herr de Potter, hatte selbst so viele Zeit übrig, daß er auch der einzige flüchtige Minister wurde. Seine Klubgen, eine insbesondere Herr Gendebien, ihm sehr dienst nahmen. Der Letztere, den man als die merkwürdigste Person des republikanischen Triumvirates, das gegenwärtig in der Kammer sitzt, betrachten kann, hatte übrigens noch einen anderen Groll auf Herrn de Potter. Er wußte, daß der Präsident jenes Klubs gerade Wages nach der Diktatur strebte, und daß seine Sachen besonderen Minister die Herren Tielemans und Leebrouffart waren.

In den Sitzungen der provisorischen Regierung, deren Mitglieder über den Fuß der Gleichheit diskutirten, war Herr de Potter immer der Erste, welcher unterzeichnete, und zwar dem Texte so nahe, als möglich. Herr Gendebien suchte dann seine Signatur noch höher zu rücken, als wollte er die Aufmerksamkeit darauf verschrauben, daß die Haupt seines Kollegen manchmal zu trüben scheinen.

Auf diesen Punkte geschlagen, versuchte Herr de Potter sein Glück nun damit, daß er am frühesten in den Versammlungen erschien. So konnte er sich des Sessels der Präsidentschaft bemächtigen, der von Rechtswegen Einem angehörte. Mit dieser kleinen und ziemlich harmlosen Usurpation nahm es nun folgende Bewandtniß: Herr de Potter eines Abends zur gewohnten Stunde ankam, fand er Herrern Gendebien bereits auf dem Präsidentsitz. Er verstand die Lection, und ließ von Stund' an seine Diktator-Pläne fahren. Gegenwärtig ist Herr de Potter von der politischen Schaubühne ganz abgetreten, wogegen Herr Gendebien fast ganz allein die republikanischen Meinungen vertritt. Sein Thema ist übrigens immer dasselbe, noch schwerig, noch mannigfaltig; er hält an zwei oder drei Axiomen fest, die er seinen Widersachern mit seltenem Ungestüm an den Kopf wirft. Sein Zwickamyl mit Herrn Charles Rogier hat Celebrität genug erlangt; aus einer Entfernung von 40 Schritt auf seinen Gegner zuschreitend, schoß er dem ehrenwerthen Redner eine Kugel in den Mund: eine sonderbare Manier, ihm zum Schweigen zu bringen!

Die beiden Abstanten des Herrn Gendebien sind die Herren von Robaulx und Séron. Diese Drei bilden das ganze republikanische Armee-Corps. Robaulx steht Herrn Gendebien an Autorität wie an Talenten nach. Er ist ein ehemaliger Advokat aus Lüttich, ein weitschweifiger, karb- und formloser Redner. Vor der Revolution war er liberaler Unionist, und jetzt hat die katholische Partei seinen grimmigsten Feind, als ihn. Herr Séron, Repräsentant von Philippeville, zeichnet sich besonders darin aus, daß er das einzige Mitglied der Kammer ist, welches einen dreieckigen Hut, einen Zopf und Stiefeln à la Suwarow trägt.

IV. Liberale Oppositions-Partei.

Unter den zwanzig Mitgliedern, welche die liberale Minorität in der Repräsentanten-Kammer zählten mag, verdienen die nachstehenden besondere Aufmerksamkeit: es sind die Herren Henri v. Brouckere, Fallon, Jullien, Fleuffu, Corbisier, Meeus und Rouppe. Der Letztgenannte, gegenwärtig Bürgermeister von Brüssel, bekleidete dieses Amt schon, als Bonaparte noch erster Konsul war. Die Unabhängigkeit seines Charakters und die Liberalität seiner Verwaltungs-Ideen erwarben ihm die Ehre, bei Bonaparte verdächtig zu werden. Im Belgien seiner Einstimmen zu entdecken, schließt er den harmlosen Absprechter eines Engels in Gestalt eines Lieutenant. Dieser seltsamen Veränderung seines Wirkungskreises zufolge machte Herr Rouppe mehrere Feldzüge mit, ohne die Interessen der Stadt in seinem Municipal-Sessel ferner wahrnehmen zu können. Die Holländische Regierung übertrug ihm kein öffentliches Amt; erst nach den Septembertagen trat er wieder in seine alte Stellung.

Die Herren Meeus und Corbisier glänzen besonders da, wo es sich um finanzielle, oder um Gegenstände des Gewerbfleißes handelt; allein der Letztere wagt es selten, öffentlich zu reden, und gewöhnlich ersetzt ihn sein Kollege Fleuffu auf der Tribüne. Obgleich Herr Fleuffu der Wahl des Königs Leopold sich widersetzt hatte, wählte ihn der Kongreß doch zum Mitglieder der nach London abgeschickten Deputation. Er ist von allen Mitgliedern beider Kammern kaufzinige, in dessen Reden die meiste gesunde Vernunft herrscht.

Herr Jullien, ein seit dreißig Jahren in Belgien naturalisirter Franzose, der lange Zeit in Verlage das Amt eines Advokaten rühmlich verwaltete, ist der Scharmützler seiner Partei. Er setzt Alles an einen Sarkasmus, dessen Zielscheibe gewöhnlich die Priester sind. Er ist das gerade Widerspiel des ruhigen und abgemessenen Herrn Fallon, dessen Worum im Allgemeinen durchsichtig und leicht zu verstehen ist.

Herrn Fallon gegenüber wollen wir Herrn Henri v. Brouckere stellen, einen jungen Mann voll Energie und den eleganstesten Redner der Kammer. Dieser Herr votirte für Leopold, und war einer der Commissaire, die nach London geschickt wurden, um ihn zur Annahme der Krone zu bewegen. Er beklammte den Vertrag der 18 Artikel, welcher Belgien die Neutralisirung Luxemburgs auferlegt, Herrn Pirmez-Durant er ist. Diesem Umstande zum Trotz hinterstieß der katholische Parteil 1832 seine Wahl in demselben Arrondissement. Brüssel rächte ihn nachmals, und seitdem ist er einer der kräftigsten Streiter der katholischen Partei geblieben. Ihm gebührt die Ehre, daß er zuerst auf Abschaffung der Todesstrafe und Revision des Kodex der Strafen antrug.

Herr Charles v. Brouckere, Bruder des Vorigen, lebt fest in gänzlicher Zurückgezogenheit von der politischen Welt. Gleichwohl hat er in den letzten vier Jahren an allen Streitfragen, die in Belgien verschoben wurden, lebhaften Antheil genommen. Er war abwechselnd Finanz-Minister, Minister des Innern und Kriegs-Minister, als der gerathigste Ehrgeiz noch unter der Tafel des Gouvernements kaurte, in fünf Fächern, eine Holländische Bombe könnte in die Flaschen und Schüsseln fahren.

Als Herr Cogben die Finanzen eines leeren Schatzes nicht mehr verwalten wollte, suchte man Herrn Charles von Brouckere auf; als die Niederlage bei Löwen die Schwäche der Belgischen Armee und ihre klägliche Organisation dargethan hatte, drang man in Herrn von Brouckere, das Kriegs-Departementchef in Herrn Kriegs-Portefeuille zu übernehmen. In Augenblicken der Gefahr immer gefaßt und an Gegen des Triumphes immer abgewiesen, hat Herr von Brouckere diejenigen nie auf sich warten lassen, die im Namen der Belgischen Freiheit an sein Herz oder an seinen Arm appellirten.

Obgleich Herr Charles von Brouckere auf dem Kongreß gegen die Wahl des Prinzen von Sachsen-Koburg gestimmt und den Ministerrath verlassen hatte, um in die Reihen der Opposition zu treten, wurde er doch vom König Leopold am 3. August 1831 zur Verwaltung des Innern berufen; denn eben hatte General Chassé den Waffenstillstand aufgekündigt, und die Holländer fielen in das neue Gebiet des Belgischen Königs. Die Augenblicke waren kostbar und die Generale — verblüfft. Herr Charles von Brouckere aber verstand sich gleich in den Augenblick, und der König hat ganz gut daran gethan, seine Schultern legte und ihm einschärfte, er möge Alles anstreten, damit unverzüglich die Hauptstadt sicher bliebe.

Brouckere eilte sofort ins Kriegs-Ministerium, wo er, kraft seiner Vollmacht, Herrn de Failly den Befehl gab, unverzüglich zu der Armee an der Scheide abzureisen, während Herr Gobiet, General des Genie-Corps, unaufhaltsam abging, um die beiden Flüsse zwischen Antwerpen und Mecheln zu decken. Der König ging den 4. nach Antwerpen ab. Herr von Brouckere, der Minister des Innern, zog seine alte Uniform eines Artillerie-Obersten an und begleitete ihn als Adjutant. Unterdeß erhielt man im Hauptquartier die Nachricht von der Niederlage des Generals Daine, und nun wurde Brouckere beauftragt, das mit der Provinz Lüttich Behufs Armee-Corps nach Löwen zurückzuführen. Binnen 24 Stunden hatte der neue Minister des Innern seine Truppen wieder organisirt und mit Waffen und Kleidung versehen. Als er an der Spitze von 10,000 Mann Löwen erreichte, war die Capitulation bereits unterzeichnet.

Nach Brüssel zurückgekehrt, ließ Herr von Brouckere, den jubelnden Sitten seiner Freunde gemäß, sich bewegen, das Portefeuille des Krieges zu übernehmen. Dieses Portefeuille war eine Zentnerlast, die kein Anderer auf sich laden wollte. Nicht bloß die Armee mußte neu organisirt werden, auch dem Ehrgeiz einer Menge Individuen waren Fesseln anzulegen. Der neue Minister sammelte und equipirte in wenigen Monaten ein schlagfertiges Heer von 80,000 Mann. Zum Lohn dafür, daß er seine Ruhe geopfert und durch Arbeiten und Nachtwachen seine Gesundheit zerrüttet hatte, beschuldigte man ihn, er habe die Gelder des Staates vergeuden lassen.

Herr Charles von Brouckere ist jetzt Direktor der Münze und hält sich von Staatsgeschäften fern. Nachdem er die höchsten Aemter bekleidet, und Belgien die wesentlichsten Dienste geleistet hatte, war sein Schicksal das jedes edleren Menschen, der mit reinem Gewissen

Digitized by Google

in Hof- und Staats-Intriguen geräth. An Jahren noch jung, weiß er schon, was so viele Andere erst im Greisenalter erfahren. Wird er sich seine Erfahrung zu Nutze machen? Nein, er wird sie vergessen, wenn er eines Tages, wie ein von seinem Zorne geheilter Achilles, den Angstruf des ewigen Bakterlandes hören sollte, das bei seinen Kindern um Hülfe flieht. (Schluß folgt.)

Rußland.

Eine Novelle vom Balkan.

I. Das Bivouac.

Brüder, laßt uns Freunde sein
Hier am Feuer, unter Hütten,
Und wenn wacker wir gestritten,
Abends aus beim Trinken fern'n.
Dawidoff.

Gesunken war die Sonne hinter dem Emine-Dag, der majestätisch aus der malerischen Bergkette des Balkans emporragt; die Silb-Nacht trat plötzlich mit Dunkelheit und Kälte an die Stelle des lichtvollen und schwülen Tages; der Halbmond beschien mit mattem Glanze seine Lieblings-Gegend, und in Perlen verbreitete sich der Thau über den duftenden Teppich des üppigen Thales. Nach und nach verstärkten die Wachtfeuer des Russischen Lagers; die ausgestellten Schildwachen wechselten durch ihre gegenseitigen Zurufe Beweiser der Lebendigkeit, doch ein erquickender Schlaf wehte mit trägem Flügelschlage süße Träume über die Häupter der ermüdeten Krieger.

Unter der Zahl derjenigen Truppen, die in dieser Nacht zur Abwehr eines möglichen Ausfalls aus der Festung Schumla gerüstet sein mußten, war auch die 19te Compagnie der reitenden Artillerie vor dem Hauptquartier aufgestellt. Es rauchten hie in die Erde gesteckten Lunten; neben dem Geschütz schlummerten die Kanoniere; die angespannten Pferde zitterten und schnaubten vor Kälte; einige Schritte hinter der Geschütz-Linie lagen um ein Wachtfeuer herum, in Mäntel gehüllt, die Offiziere der Compagnie; ein kupferner, von Rauch geschwärzter Theekessel, der unzertrennliche Gefährte der Krieger, zischte über den Kohlen, und Tabakdampf umkreiste die gebräunten Gesichter. —

„Fedka! Fedka! Verdammter Siebenschläfer! Wo sind die Gläser?“ rief der Unter-Lieutenant Sch*** seinem Burschen zu. „Du wirst noch einmal während der Schlacht einschlafen.“

„Wißt Ihr was, ich werde einschenken“, sagte der Fürst Tsch***; „es ist ordentlich schwerhaft, die deisere Stimme des Theekessels zu hören, der gewiß glaubt, daß wir ihn vergessen haben.“

„Schenk' ein, Bruder! und vergiß nicht, in mein Glas Husarensahne zu gießen“, bemerkte der Fähnrich D***.

„Die Husaren-Sahne ist doch eine schöne Sache; ohne sie wären wir wohl in diesen Türkischen Nächten zu Grunde gegangen. Man mag sagen, was man will, der Rum wirkt doch mehr, als Flanell; sagt einmal den darin erfahrenen Unter-Lieutenant.“

„Lache nur, lache nur; wenn Dich aber friert, so kommst Du doch zu mir.“

„Ich versuchte es einmal, aber zum Unglück kam ich zu spät; zuweilen glaube ich wahrhaftig, daß Deine Feldflasche Dir an den Mund angewachsen sey.“

„Arbeit wäre es nicht, dann würde gewiß kein Tropfen verloren gehen.“

„Es geht auch so keiner verloren.“

„O, im Gegentheil! Denn als bei der Kulemtschinskischen Affaire unsere Compagnie kommandirt ward und er nach alter Gewohnheit von seiner unzertrennlichen Feldflasche Abschied nehmen wollte, ließ er sie in der Eile fallen, — und der wohlthätige Rum tränkte die Türkische Erde. Während der ganzen Nacht konnte er, trotz des feindlichen Feuers, dieses Unglück nicht vergessen.“

„Da irrst Du Dich, mein Bruder! Wenn meine selige Feldflasche mir die Gedanken zerstreut hätte, so würde es mir nicht so gelungen seyn, den Türkischen Pulverwagen in die Luft zu sprengen und so unter dem fliehenden Feinde so große Verwirrung hervorzubringen.“

„Halt Du nicht gar die ganze Schlacht gewonnen?“

„Du kommst immer mit Deinen ungereimten Späßen, Fürst!“

„Nun — Du bist der Rechte! Wo sollte man wohl scherzen, wenn es nicht im Kriege wäre? Uebrigens soll es das letzte Mal seyn, daß ich mit einem Spaß mit Dir erlaube.“

„Ich bin nicht böse, sondern bemerkte Dir das nur im Vorbeigehen“, antwortete der Unter-Lieutenant Sch***, dem Fürsten die Hand reichend.

„Wollen Sie sich uns nicht anschließen?“ fragte D***, sich gegen einen nicht längst in die Compagnie getretenen Offizier wendend, der, in Gedanken vertieft, seitwärts saß. „Es ist Zeit, daß wir uns näher kennen lernen.“

„Mündschen Sie nicht ein Glas Punsch?“ unterbrach ihn der Unter-Lieutenant. „Kalte Gedanken müssen diesem Balsam weichen; ich sag' es Ihnen aus eigener Erfahrung.“

„Ich danke recht sehr“, antwortete der Lieutenant H***, indem er zwischen den Offizieren Platz nahm; „ich trinke keinen Punsch. Verzeihen Sie meinen unwillkürlichen Seufzern, — es überfällt mich öfters.“

„Wissen Sie, Herr Lieutenant, daß Ihre Ankunft beim Heere für uns ein Räthsel ist?“

„Warum das?“

„Deswegen, weil an Ihrer Stelle sich nicht viele entschließen dürften, das üppige und lustige Leben der Hauptstadt mit dem armseligen Bivouac, ohne ganz besondere Ursachen, zu vertauschen; um sowenige, da das Vaterland nicht in Gefahr ist und nicht alle seiner Söhne bedarf.“

„Sie haben es errathen. Noch vor drei Wochen hat mich nicht ein, aus einem Kammerjunker ein Artillerist zu werden“, sagte lächelnd Fürst H***.

„Halten Sie uns nicht für unbescheiden; seyn Sie überzeugt, daß wir nicht aus bloßer Neugierde wissen möchten, welche Umstände Sie hierher geführt. Das Schicksal bestimmte Sie, Mühen und Gefahren mit uns zu theilen; theilen Sie auch Ihren Kummer mit Ihren Gefährten, die Sie zu verstehen wissen werden.“

„Sehr gern. Sie sind meinem Wunsche zuvorgekommen; im Kriege ist das Reden erfrischt, und ich wäre nicht gern gestorben, ohne Ihnen eine Erinnerung an mich zurückgelassen zu haben.“ (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Englische Schauspielerinnen. Mrs. Siddons war nie immer unter den Schauspielerinnen das, was Shakespeare unter den Dramatikern war: Beide ließen keinen Vergleich mit irgend einem Andern in ihrer Sphäre zu. Mrs. Bracegirdle ward in meinem Knabenalter von den alten Schauspielern noch gepriesen. Ich kannte auch Mrs. Canning, die Mutter des berühmten Staatsmannes, die, obgleich sie ein oder zwei Mal unter Garrick als Zuse auftrat, doch nicht im Stande war, die Rolle der Maria in der „Räuberhöhle“ auch nur mittelmäßig auszuführen. Dagegen war Mrs. Robinson von Natur zur Schauspielerin geboren, und sie würde groß geworden seyn, wäre sie nicht so schön gewesen. Ich erinnere mich auch noch der George Ann Bellamy; sie besaß eine große thränenreiche Kraft, allein sie war schon zu alt, als ich sie auftreten sah. In den Jahren von 1784 — 1786 traten Mrs. Wells, Mrs. Mountain, Miß Farren, Mrs. Crouch, Mrs. Esten und Mrs. Billington zu der Gattung der Lady-Tage, gefeiert, vor denen zwei, nämlich Mrs. Mountain und Miß Farren, ganz besonders hervorragten. Was endlich unsere Englischen Schauspielerinnen seit der Zeit anbetrifft, so haben sie sich in der Komödie schrecklich verschlimmert; in der Tragödie sind sie ungefähr in statu quo stehen geblieben; nur in dem häuslichen Pathos oder, wenn wir's so nennen dürfen, in der Tragödie des einfachen niederen Familienlebens hat man seit vierzig Jahren unverhörte erstaunliche Fortschritte gemacht.

— Mrs. Astley. Diese Englische Schauspielerin, die Frau des alten Gentlemans, genannt der junge Astley, hatte ein so üppiges Haar, daß ihr dasselbe, wenn sie aufreckt stand, bis zu den Füßen herabreichte und als eine Art von Hülle diente. Sie war ungemein stolz und eingebildet auf dieses ihr sischartiges Lockenhaar; nachdem sie einmal durch einen Zufall beinahe den einen Backenbart geschissen sie, fortan nicht anders als mit einer Perücke aufzutreten; um den Zweck zu pflegte sie ihre ungebeute Haarmasse zusammen um den Kopf zu winden, indem sie darüber die Perücke aufsetzte; durch diese Operation hatte ihr Kopf eine solche Gestalt gewonnen, daß sich derselbe zu ihrer ganzen Figur ungefähr so verhielt, wie der Kopf des Waffischen zu dem übrigen Theile seines Körpers. Als nun Mrs. Astley in Junker, mit einem solchen Effekt die Schauspielerin auf der Bühne auftrat, zumal da sie in den meisten Stücken die Rolle der Heldinnen zu übernehmen pflegte.

— Zerstreutheit. Von dem alten Schauspieler Thornton weiß man gar manche possierliche und drollige Handlung der Zerstreutheit, die er übrigens nie affektirte. Wenn er ausgehen wollte, pflegte er alle seine reinen Hemden, einer über das andere, anzuziehen, nachdem er die beschmutzten, die er schon längere Zeit getragen, anszuziehen vergessen hatte. Wenn er sich rasirte, traf es sich nicht selten, daß er mit einem Male in der Mitte aufhörte und mit halb eingeseiftem Bart auf die Straße hinausging. Gewöhnlich zog er sich von den Strümpfen einen über den anderen an Einem Beine an, und wunderte sich dann höchlich, wo zum Henker sein zweiter Strumpf geblieben wäre. Einst Tages lief er sich in einem Weinhause einen Hühnern Wein geben, der denn mit einem Schieber versehen war; nachdem er einmal sein Weinglas gefüllt, zog man den Schieber des Hahnens, den man absichtlich über ein nur wenig in die Augen fallendes leeres Gefäß gesetzt hatte, fort, und sonach war die Flüssigkeit in das Gefäß ausgelaufen. Nach einigen Minuten, als unser Thornton sein Glas wieder füllen wollte, bemerkte er, daß der Hahnen der Leer sey; er wandte sich an den Kellner, und verlangte neuem einschenken; nachdem er demnächst wiederum zwei Gläser gefüllt, ward derselbe Streich wiederholt, und als Thornton den Hahnen zum zweiten Mal leer sah, fing er an, sich an der Nase zu ziehen, und rieb sich die Augen, ungefähr so, als wenn er selbst darüber im Zweifel gewesen wäre, ob er ein wenig geschlummert oder nicht; er ließ dann gleich zum dritten Male Wein einschenken und trank drei Hahnen, ohne Zweifel in dem Wahne, daß er sie alle selbst geleert habe. Wir wollen noch folgende Anekdote von unserm Zerstreuten geben, die wir dem Seitlinger Richter und Anderen zu verdanken haben, die im Jahre 1800 mit ihm zusammen im Dover sich befanden. Mrs. Thornton hatte eine kleine Reise über den Kanal unternommen; unterdessen begab sich Herr Thornton, der in Dover zurückgeblieben war, nach der Post, um sich daselbst zu erkundigen, ob etwas ein Brief für ihn eingegangen wäre. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich folgendes Gespräch: — Thornton: „Keine Briefe für mich, Sir?“ Der Post-Beamte: „Wie heißen Sie, Sir?“ Thornton: „Mein Name .... ach, theurer Herr, bei den weitläuftigen Geschäften, ich kann mich nicht darauf besinnen.“ Hier kam gerade Richer die Straße entlang und grüßte ihn freundlich, indem er ihn anredete: „Wie geht's, mein Herr Thornton?“ „Vielen Dank, Sir,“ erwiderte unser Zerstreuter, „Sie haben mir gerade das Wort gesagt, das mir fehlte.“ Sogleich wandte er sich an den Post-Beamten und erhielt seine Briefe. (N. M. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Königlich. Post-Aemtern.

№ 42. Berlin, Mittwoch den 8. April 1835.

Griechenland.

Demetrio Triandofolo.

Machte man sonst einen Spaziergang durch die Straßen Stambuls, so trat hier oder dort eine Scene aus „Tausend und eine Nacht" vor unseren Augen ins Leben. Schiffte man durch den babylonischen Archipel, so konnte man gewiß sein, einem lebenden Anastasius zu begegnen. Ein Zeitraum von wenigen Jahren hat dies gar sehr geändert. Der noch vor kurzem in seiner ganzen Erscheinung so glänzend auftretende Osmane ist nur noch ein Schatten seiner selber, das orthodoxe Orientalische ist gestärkt, wir sehen in dem jetzigen Zwitterding von Altem und Modernem. Auch der Grieche imponirt nicht mehr wie selber. Als er einen despotischen Herrn an dem Osmanen hatte, zeigte er einen gewissen verstecketen Trotz in seinem Wesen, der sich nur hinter einer berechneten Schlauheit verbarg. Jetzt legt er sein Kostüm ab, und ist weder Franke noch Rajah. Sein Charakter tritt nackter ans Tageslicht, der Reiz des Geheimnisses ist verschwunden. Das ganze Land wiederspiegelt sich, neue Städte steigen aus der ehrwürdigen Asche der zerstörten auf, Wüsten werden kultivirt, der Mensch giebt sich seinem Fatum nicht mehr lässig hin, Alles arbeitet und müht sich ab: — für den Reisenden hat Griechenland vor der Hand an Reiz verloren, davon abgesehen, daß jede rasche Uebergangsstufe in der Kultur einem Volkes seinen erfreulichen Anblick gewährt.

Während des langen Krieges war Syra eine Art neutraler Punkt für alle Parteien. Von Gräuel und Verwüstung rings umgeben, hing die kleine Stadt dieser Insel, wie ein Vogelnest geschützt, auf der Spitze eines hohen Felsens. Sie war seit lange der Sitz eines katholischen Bischofs gewesen, und erfreute sich seit undenklichen Zeiten unter dem Schutze der Könige von Frankreich größerer Privilegien, als die benachbarten Inselstädte. Zu ling, um durch das Gefühl der Sicherheit sich einschläfern zu lassen, hatten die Spioten ihre kleine Stadt auf dem höchsten Punkte der Berge erbaut, von dem Landungs-Platze entfernt genug, um bei einem unerwarteten Besuche von Seiten der Herrscher ihre Weiber und Schätze zu sichern. Zugleich lebten sie bei der hohen Lage über Stadt in einem gesunden Klima. Heiter und betriebsam, überflügten sie bei einem nicht allzu weit ausgedehnten Spielraum in ihrem Handel und Wandel niemals eine gewisse Gränze des Wohlstandes, und ohne Streben nach übermäßigen Reichthümern hielt man sie für vollkommen glückliche Menschen, ihre Insel galt für einen Sitz der Zufriedenheit. Seit der Verwüstung des Krieges hat der Wohlstand abgenommen. Seltsam genug war die Kriegszeit gerade die Zeit der Blüthe für Syra. Der Handel der Insulaner mit Waffen und Kriegern war damals sehr bedeutend; diese Friedens-Insel war der Ort, aus dem alle Parteien die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zogen.

Um den Zustand der Spioten beneidenswerth glücklich zu machen, kam noch der Umstand hinzu, daß, während in Konstantinopel, Smyrna, Syrien und Aegypten die Pest wüthete, Syra allein wie ein paradiesisches Gärtchen von aller Kalamität unangefochten blieb. Es war natürlich, daß auch die Fremden, die den Archipel besuchten, hier zusammenströmten, und sich in der Bucht von Syra ein Rendezvous zu geben pflegten. Ein wunderbares Schauspiel eröffnete sich dem Reisenden, wenn er dort landete. Man muß Calais betreten, oder in Neapel am Ufer sich nach einem Lohnkutscher umgesehen haben, um für die kommunitarische Scene, die sich dem Aufkömmling darbot, einen Vergleichungspunkt zu finden. Syra war, wie gesagt, für Jeden, der nach der Levante oder nach dem Orient überhaupt zu reisen hatte, eine unumgängliche Station. Man traf hier Fahrzeuge nach allen Hauptstädten der Türkischen, Russischen und Spanischen Küsten. So unschwärmten denn gleich Hunderte von Schiffern den Ankömmling mit dem tobenden Zuruf: „Nach Taganrog? nach Odessa? nach Smyrna?" Ehe man sich nicht bestimmt erklärte und seinen Mann wählte, hörte der stürmische Lärm nicht auf.

So war es, als ich in der Bucht landete. Meine Bestimmung ging nach Konstantinopel, allein ich war entschlossen, einige Tage auf der Insel zu verweilen, und hatte nun Koth, ein Obdach zu finden. Endlich verschaffte ich mir ein Stübchen, das eben groß genug war, um eine Matratze hineinbreiten. Hunger und Langeweile trieben mich bald in das dortige Kaffeehaus. Es war um die Mittagsstunde. Im innern Raum der Bude stand eine Reihe von Tischen und Bänken, das rothe Material der Geräthe würde in einer Bauern-Schenke passen; der an Ort und Stelle als dort gewesen seyn, wo die Reisenden aller Nationen zusammenströmten. An der Wand waren zwei oder drei Bretter befestigt, auf denen ein halb Dutzend Flaschen voll „véritable Rhum de Jamaique" und „Rosoglio sopraſino" standen. Ich mochte diese Etiketten nicht prüfen, am Lage oder Wahrheit zu finden. Sonst war es im Raum recht leidlich. Die Wirthin schenkte aus einem kupfernen Kessel fleißig ein, der Wirth stand an einem Kohlenfeuer und drehte einen Beafspieß, an dem einige viereckige Stücke Ziegen- und Hammelfleisch steckten. Auf den Tischen standen Kübel voll Reis und Del. Man denke sich vierzig bis fünfzig Gäste an den langen Tafeln, jetzt in einem andern Orientalischen Kostüm, dazwischen eine Menge Franken in einem schlichten Pariser Frack oder in Uebercöcken, alle essend, trinkend, oder rauchend, mit Karten, Würfeln oder Domino beschäftigt, — und das Gemälde ist fertig. Das bunte Gemisch von hundert verschiedenen Sprachen, die hier im Gewühl der Redenden laut werden, darf nicht vergessen werden.

Es war unmöglich, mit Geld und guten Worten ein Schiff, das nach den Dardanellen ging, aufzutreiben; somit war ich schon genöthigt, noch länger, als ich gewollt, auf der Insel zu bleiben. Das Kaffehaus besuchte ich fleißig genug, um den bunten Scenen, die sich hier entwickelten, von meinem Platz im Winkel, den ich zu wählen pflegte, zuzuschauen. Eines Tages entspann sich unter den anwesenden Griechen ein hartnäckiges Wortgefecht, das in einen wirklichen Kampf überging. Dergleichen als Zuschauer zu erleben, war stets und in allen Ländern für mich von hohsthster Wichtigkeit. Ich sah ich denn in meinem Winkel und sah zu, wie sich Griechen dabei geberdeten.

Natürlich begann man auch hier erst mit Neckereien. Man lachte, höhnte, drohte. Was der Gegenstand des tobenden Gespräches war, konnte ich nicht verstehen. Allein drei oder vier Schiffer von benachbarten Inseln und zwei Straßchioten (aus Straschia, einem Distrikt auf der Insel Candia), die sich in der Kleidung durch den schwarzen Turban vor den andern auszeichneten, waren die Zielscheibe des Hasses. Einer der Eingebornen schlug endlich mit dem unteren Ende seiner Türken-Pfeife dem einen Straschioten auf den Mund, indem er ihm Stillschweigen gebot. Einige Tropfen Blut spritzten aus dem Munde des Geschlagenen. Da schäumten die Straschioten auf, ihre Gesichter glühten wie der Scharlach ihrer Schärpen. Sie suchten ihre Blicken zu decken, ergriffen Bänke und Tische und warfen sie in den dichten Schwarm der jubilirenden Feinde. Nun war Alles in Aufruhr, die Handschaar blitzten in der Luft und es flelen Hiebe, denen Ströme Blutes folgten. Zu den beiden Kandioten hatten sich noch andere gesellt, und sich auf Vertheidigung beschränkend, machten sie ihren Gegnern, die stürmisch auf sie eindrangen, viel zu schaffen. Ich sprang auf den Tisch, um die nöthige Partiellosigkeit im Getümmel zu behaupten und auf einer gewissen Ueberschau den Kampf zuzuschauen. Ein Entschluß war mir nicht zu denken; die Thür war von einem Haufen Männer besetzt. Die Katastrophe nahte ihrem Ende, indem ein langgewachsener Spezjiot mit seinem ungeheuren Arm einen der Kandioten zu Boden schlug. Die Genossen desselben unterlagen nun auch nach und nach, und der stegende Spezjiot schleppte sein Opfer an der Schärpe zur Thür hinaus an den Strand. Lärmend folgte ihm der ganze Schwarm. Erst nachher erfuhr ich die Ursache der Streites; man hatte die Kandioten wegen Verrätherei in Verdacht.

Unter solchen Umständen war der Besuch der Bude keineswegs immer erfreulich. Allein was soll ein Engländer machen? Dem Innern eines Ballons ist Luft nicht unähnlicher, als einem Engländer die Füllung des Magens, er hat vor allem nervum einen Schauder. Demnach blieb keine Wahl, die Bude war der Zufluchtsort meines Hungers.

Einige Tage darauf traf ich mit dem langen Spezjioten dort wieder zusammen. Ich wünschte mir eigentlich, um mit Sir John Falstaff zu reden, seine entfernteste Bekanntschaft, allein es suchte die meinige, und der Mann hatte bei aller Wildheit seines Wesens doch zugleich etwas Bonhomie und einen frischen Humor, der sür ihn einnahm. Er war beinahe zwölf Fuß zählen, sein Gesicht — ich erinnere mich an den Farneschen Hertules, als an den Apoll zu Belvedere. Ein unruhig blitzendes Auge unter einer hohen, schön gewölbten Stirn konnte Anzwohn erwecken. Für der sonnverbrannten Gesichts-Farbe stand eine Reihe glänzend weißer Zähne in grellem Kontrast. Sein Anzug war verworren schön, nachlässig wählerisch. Der Janina-Shawl saß ihm etwas schräg auf dem Kopfe, an seinem prächtigen Leib-Gurt hing ein kostbarer Tabaks-Beutel von Purpur und Gold, seine Pfeife hatte nur die Hälfte der gewöhnlichen Länge, seine Waffen waren reich mit Silber beschlagen. Er imponirte mir nicht wenig, als er sich freundlich zu mir wandte und sein altjonisches: „Ich verse mich Dir zu Füßen" ausſprach. „Euer Diener," war meine Antwort. „Kommst Du von Stambul oder aus Frankenland?" fragte der Grieche. Ich bejahte das letztere. Er

Digitized by Google

nun, was giebt's Neues? wer wird unser König? Barba Janni (Onkel Johann, die gewöhnliche Benennung Capo d'Istria's) ist ein ruinirter Mann. Kommt Du in Leopolds oder in des Nemours Namen? Wird der neue König etwa Guineen mitbringen? (Dies betonte er sehr stark.) Was sagen die Leute in Europa von Griechenland?"

„Sehr wenig!" war meine Antwort, und während er an seiner Pfeife rauchte, sagte ich ihm, soviel ich wußte, über die andern Fragen Bescheid, ohne freilich der Griechischen Neugier in allen Stücken zu genügen. Der Mann sagte darauf, er sey der Capitain Demetrio Triandofolo von der Insel Spezzia, er wolle nach dem Schwarzen Meere segeln, um Pulver zu holen, und wenn ich diesen Weg einschlagen wolle, so setzen Capitain Demetrracki und sein Schiffsvolk meine Sklaven. Ich machte ihm eine ausweichende Antwort, gab ihm meine Freude zu erkennen, einen der berühmtesten Capitaine in ihm kennen gelernt zu haben und wand mich bald von ihm los. (Schluß folgt.)

Belgien.

Belgiens öffentliche Charaktere.

(Schluß.)

V. Partei der Regierung.

Bis jetzt haben wir die Staatsmänner kennen gelernt, die ihre Leidenschaft um das neue Belgische Königthum im Kreise herumtreibt: wir haben sie Alle um seine Gunst buhlen sehen, wie die Paladine der alten Zeit um die Liebe einer Herzenskame einander wund und todt schlugen. Es bleibt uns jetzt noch übrig, die Männer zu charakterisiren, die sich ohne alle Nebengedanken absolutistischer oder liberaler Art um die Regierung gruppiren.

Auch diese Männer verdanken der Revolution ihr Daseyn. Der Thron Leopold's ist auch ihr Werk, und die constitutionnelle repräsentative Monarchie ihr letztes Wort. Auf sie stützt sich die Hoffnung der Dynastie; sie sind gleichsam das Fundament, welches dem Königthum immer seine sicherste Basis liefern. Sie sind aktiv oder haben schriftliche Kenntniß verwaltet. Ohne vorgängige Unterweisung in den schwierigen Fächern der Verwaltung und der Diplomatie, wurden sie plötzlich in eine unbekannte Welt versetzt, wo nur ihre Einsicht und Vernunft ihnen als Führer dienen konnten.

Ehe wir diese Herren, die an Jahren alle noch jung sind, unsern Lesern der Reihe nach vorführen, können wir nicht umhin, bei den seltsamen Schicksalen des Barons Coppter ein wenig zu verweilen, eines Mannes, der fünf Monate lang die Königliche Gewalt

end der Plünderungen vom 6. und 7. April zeigte, gab ihm den letzten Stoß. Die Herrn Ernst und d'Puart hatten das Portefeuille schon empfangen, als Lebeau noch immer nicht wußte, was man gegen ihn angettelte.

Wie sehr man auch gegen Herrn Lebeau's politisches System gestimmt sein mag, immer verdienen seine Rednertalente und die edle Uneigennützigkeit, in der er stets bewiesen hat, gebührende Anerkennung. Während der zehn Monate seines ministeriellen Wirkens wollte er die Besoldung, auf die er ein Recht hatte, nicht annehmen, und beschränkte sich auf die 3000 Gulden, die sein Posten als Rath beim Gerichtshofe von Lüttich ihm abwarf. Der größte Vorwurf, den man ihm zur Last legen kann, ist eine Regung von Eitelkeit, der er zu oft sich hingegeben hat, und die um so strenger zu rügen, als sie mit der einen Staatsmanne nothwendigen Vorsicht ganz unvereinbaglich ist. So hatten seine unzeitig ausgesprochenen Worte: „Wir werden Polen retten und Luxemburg wird unsre sein," mit vollem Rechte die stärkere Gegenbewerkung des Herrn Gendebien hervorgerufen: „Sie haben Polen nicht gerettet, und Luxemburg ist nicht unser."

Herr Lebeau ist gegenwärtig Gouverneur der Provinz Namur und Mitglied der Repräsentanten-Kammer. Obgleich von der Regierung schwer gekränkt, stimmt er doch bei den meisten Gelegenheiten für das Ministerium, und bildet mit den Herren Rothomb, Devaux und Charles Rogier ein monarchisches Justemilieu zwischen den Katholiken und den Liberalen.

Eine der rühmlichsten Handlungen des Herrn Rothomb war seine Vertheidigung Lebeau's vor der Kammer, als ihn Gendebien angeklagt hatte. In dieser Rede verbreitete er sich mit glühender Begeisterung über die politischen Dienste seines Freundes, und es gelang ihm, eine Versammlung mit sich fortzureißen, die ihm Beifall zollte, wie einem Redner, der sich selbst übertroffen hat. Herr Rothomb zählt noch nicht dreißig Jahre, und man kann heute behaupten, daß er der Staatsmann sein wird, der Belgien verkörpert werden wird. Mit der frischen Kraft und Thätigkeit eines jungen Mannes vereinigt er die Klugheit und den Scharfsinn eines Greises. Seine Beredtsamkeit ist keine Zungenbeschereі: Stil und Ideen haben echten Gehalt; sie sind logisch und wissenschaftlich, zwei Eigenschaften, ohne die kein Redner denkbar ist. Rothomb's historisch-politischer Versuch über die Belgische Revolution, welcher 1833 erschien, hat in wenigen als einem Jahr die dritte Auflage erlebt: es ist das trefflichste, geschickteste und elegantest geschriebene Buch, das die dürren Materien der Diplomatie jemals aus Licht fördern konnten. Nach wenigen Jahren wird Herr Rothomb gewiß die Direction des Belgischen Kabinets erhalten, wenigstens in Betreff der auswärtigen Angelegenheiten. Die Anlagen der katholischen Aristokratie werden zwar gegen diese Beförderung eines Bürgerlichen etwas ankämpfen; aber das Licht der Herren Ernst und d'Puart kann Belgiens Finsternisse nicht lange mehr aufhellen.

Den Herren Lebeau und Rothomb zunächst nennen wir die Herren Rogier, Van de Weyer und Lehon. Diese alle sind aus der liberalen Presse hervorgegangen, um die ersten Stellen der Regierung einzunehmen. Charles Rogier, Mitarbeiter Lebeau's und Devaux's an dem Journale Mathieu Laensberg und an dem Politique, ist nach einander Mitglied der provisorischen Regierung, Gouverneur von Namur werden (1831), und Minister des Innern (1832) gewesen. Seinen Gouverneurs-Posten erhielt er wieder, nachdem er (im August 1834) von dem Ministerium zurücktreten war. Van de Weyer, einer der Redacteure des Courrier des Pays-bas, führte unter Chodiev's Receptschaft das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten und der Marine. Er begleitete den König Leopold zu seiner Hochzeit nach Compiegne, wo ihm von Seiten des Königs der Empfang von Herrn der Ehrenlegion zu Theil ward. Gleichzeitig machten ihn die Belgischen Kammern zum Ritter des revolutionnairen eisernen Kreuzes. So gelangte der vormalige Redacteur des Couriers von einer Ehrenstufe auf die andere, und endlich schickte man ihn als Gesandten nach London, weil er des Englischen sehr mächtig sein soll. Ich weiß nicht, ob Herr Lehon aus einem ähnlichen Grunde als Gesandter nach Paris abgeschickt worden ist.

Alph. Royer.

Russland.

Eine Novelle vom Baikan.

(Schluß.)

II. Sie haben den Muth verloren.

Ist's ein Engel etwa? — Nicht so ganz!
Ein Mädchen? — Etwas Besseres noch — ein Mädchen!
Russisches Lied.

„Der Hof," erzählte Lieutenant H***, „hatte sich nach Pawlowsk begeben, und die vornehme Welt Petersburgs war ihm gefolgt. In dieser glücklichen Zeit waren Vergnügungen meine wichtigste Beschäftigung. Meine Stellung in der vornehmen Welt verlieh mir den Zutritt in den geschlossensten Zirkel liebenswürdiger schöner Damen, ohne daß ich keinen Begriff von den Freuden des Lebens hatte; mein Herz war frei, ich betete Alle an, ohne eine Einzige vorzugsweise zu lieben; meiner Meinung nach waren die Frauenzimmer zur Verschönerung des Lebens geschaffen, und ob ich gleich wußte, daß sie uns daßelbe auch schwer machen können, so fiel mir dieser trübe Gedanke doch nur selten ein. Meine Tante, die Gräfin ***, trug mir auf, bei Gelegenheit des Namenstages ihrer Mutter in ihrem Garten ein Fest zu veranstalten. Ich werde es Ihnen nicht beschreiben, sondern nur bemerken, daß nach dem Feuerwerke, den den übrigen Belustigungen die Gäste in einen andern Theil des Gartens eingeladen wurden, wo in einem hellerleuchteten und mit Blumen geschmückten Pavillon einige junge Leute, unter denen auch ich mich befand, sich anschickten, ein Fest-Gedicht zu Ehren der Gefeierten abzusingen. Gleich beim Anfange des Gesanges ward ich, als mein Blick auf die Gruppe der Damen fiel, von der ungewöhnlichen Schönheit eines mir unbekannten Mädchens ergriffen. Mein Herz zerfloß in eine mir bis jetzt fremd gebliebene Aufwallung, als ich mich trieben von den langen Wimpern beschattenden blauen Augen, diese leichte ätherische Sylphiden-Gestalt erblickte; eine schmachtende Blässe verlieh ihr noch mehr Reize .... sie schien mir kein irdisches Wesen! Ich vergaß mich, und wenn mein aufmerksamer Nachbar, meine Zerstreuung bemerkend, mich nicht erinnert hätte, so würde die Eleganie vergebens auf mein Festgedicht gewartet haben. Nach Beendigung der Musik begaben wir uns Alle in den für einen Ball arrangirten Speisesaal, wo gedankenvoll und fröhlich der Ball gegen drei Uhr Morgens endigte. Hier erfuhr ich den Namen der Unbekannten: es war Fräulein R***, die nicht längst das Smolnitsche Kloster verlaßen hatte, und zum ersten Male in Gesellschaft erschien. Es verstieht sich, daß ich jenen Abend nur mit der aus dem Kloster Entlaßenen beschäftigt war, und daß ich im Verlauf eines schwonatlichen Aufenthaltes in Pawlowsk keine Gelegenheit versäumte, sie zu sehen. Obgleich alle meine Bemühungen, mich ihr bemerklich zu machen, ohne Erfolg blieben, so hielt ich mich dennoch nicht abschrecken, indem ich ihr Kälte der Schüchternheit eines unerfahrenen jungen Mädchens, das man gegen unser Einen möglichst einzunehmen gesucht, zuschrieb; sie verstand es, meiner Meinung nach, noch nicht, die auf richtige Stimme des Herzens von den schmeichelhaften Redensarten des feinen Tons zu unterscheiden, mit denen sie von allen Seiten überschüttet ward. Sie schien spröde ich, um mich dessen zu überzeugen, zeigte sich mein Irrthum. Der Hof kehrte nach Petersburg zurück; ich lernte das Fräulein R*** näher kennen, und meine Leidenschaft für sie nahm täglich zu, so wie ihre unüberwindliche Gleichgültigkeit gegen mich."

„Es bemächtigte sich meiner eine mir bis jetzt unbekannte, drückende, unerträgliche Unruhe. Zwei ganze Wochen hindurch lebte ich wie ein Einsiedler, und vermied jeden Besuch, weil ich befürgt war, ein oft mich überfallendes Mißlaunen an meinen Bekannten zu lesen. Meine Abneigung, oder vielmehr meine Furcht, Menschen zu begegnen, ging so weit, daß ich zusammensuhr, wenn mein Diener in die Stube trat; die aufgeregte Einbildungskraft vermochte nichts Zusammenhängendes hervor zu bringen, in meinem Kopfe war Alles in Verwirrung. In diesem Zustande wäre ich von Sinnen gekommen, wenn nicht der rettende Gedanke Krieg, plötzlich in mir erwacht wäre. Als unter den zusammenhängenden Gedanken dieser Zustand mir plötzlich vor die Seele trat, als ich es nur einmal ausgesprochen hatte — so faßte ich mich; meines Kleinmuthes mich schämend, erinnerte ich mich, daß es auch für Hoffnungslose eine würdige Laufbahn gebe, auf welcher die Schläge des Schicksals unbeachtend erschinnen. Nicht Ehrbegierde lockte mich, — sondern der Ruhm, rein und hehr wie die Poesie, hochherzig, wie der Tod der Tapfern."

„Ich ging mich wieder in der vornehmen Welt, und traf in dem Hause einer meiner Bekannten das Fräulein R***. Ich fand sie damals noch schöner, und sie blickte, wie es schien, sey es nun, daß mein Blick gewordenes Geschick, und die Spuren des Herzens-Kummers ihr weibliches Mitleids-Gefühl erge gemacht, nicht mehr mit jener vernichtenden Gleichgültigkeit auf mich, — Wir haben Sie lange nicht gesehen, sagte sie mir in höflichem Tone. — Ich glaubte, daß Sie meine Abwesenheit nicht bemerken würden, erwiderte ich ihr bitter. — Sie irren sich; alle Ihre Bekannten nahmen lebhaften Antheil an Ihrer Krankheit. Ich hörte, daß Sie Anstalten treafen, zur Armee abzugehen? — Ja! ich wollte! .... Ich bin jedoch bereit, von meinem Vorhaben abzustehen: es scheint mir, daß ich jetzt etwas ..... glücklicher sey. — Der Ausdruck ihres Gesichtes veränderte sich: ich saß folglich ein, daß mir meine Antwort Ihrer Eitelkeit geschmeichelt hatte; doch nie hätte ich das errathen, womit das Gespräch sich endigte!"

„Ich," sagte sie, „an Ihrer Stelle würde es nicht thun: auf meine Meinung kommt zwar nichts an, doch wächtig ist die der Welt .... Sie wollten nach der Türkei. Alle wissen es: man kann daher denken, ja, sogar sagen .... Sie haben den Muth verloren."

„Nicht verstehen kann ich es Ihnen, in welche Hölle mich diese fünf fürchterlichen Worte hineinstürzten. Wenn Sinnbildsworten! Meine Züge drückten deutlich das aus, was in mir vorging; sie erschrak .... Meine Knies wankten; ich stand vor ihr, wie ein zum Tode Verurtheilter. Ihr, mir unerträglicher Spott drang tief in meine Seele, und vernichtete grausam die kaum mir lächelnde Hoffnung. — Sie haben den Muth verloren! Sie fühlen mit mir den ganzen schweren Unheil dieser lieblosigsprüches. Kälte, Ungerechtigkeit, ja, selbst Verachtung lag in ihm .... Und wenn ich — dann, daß sie einziger, reiner Liebe würdig hielt, darum, daß ich es wagte, Gegenliebe zu hoffen .... Sie haben den Muth verloren! — Ich rannte fast nach Hause."

„Am nächsten Morgen hielt ich darum an, als Offizier bei der reitenden Artillerie angestellt zu werden. Die Kranzniße eines Kammerjunkers und Diplomaten vom Militairwesen konnten natürlich nur sehr beschränkt sein: ich hatte in dem Gasthofe zur Stadt London ein = t. Ich bezeichnetes Zimmer bezogen; meine bisher Zahl bestimmte ich die Compagnie, in die ich eingetreten wünschte. Dann beschloß ich mir einen Ring mit der Inschrift: „Sie haben den Muth verloren!"

H*** zog den Ring vom Finger, und reichte ihn den Offizieren. Als er von Allen im Kreise besehen worden, blickte H*** ihn selbst mit einem Lächeln an, — doch mit einem Lächeln, das zuweilen einen schmerzlichen Eindruck macht, als eine Thräne.

„Einige Tage darauf," fuhr er fort, „trug ich die Uniform meiner Compagnie. Ich wünschte ihr durchaus noch einmal zu begegnen; nicht um ihr Vorwürfe zu machen, nein, die Neigung meines Herzens zog mich zu ihr hin, und diese, wie Sie wißen, stimmt nicht immer mit unserer Eigenliebe überein."

„Ich sah sie. O, wie hatte sich mein Schicksal seit der Zeit verändert, als ich sie zum erstenmal im Garten mit einem Blumenkranze auf dem halblanden Köpfchen sah."

Digitized by Google

„Sie als Weib hätte triumphiren können: ein einziges Wort von ihr vereinderte die ganze Zukunft eines Mannes; jedoch ihre Bestklagung, als wir uns trafen, benahm mir das traurige Recht, über sie unwillig zu seyn. Ich wollte gleichfalls, ich wollte heute schreinen, doch vergebliche Mühe! Die Frau von Hause hat mich am Ende der Soirée, zum letzten Male noch etwas zu singen; ich setzte mich an den Flügel, und man unruhigte mich. Hier ist die Romanze, die ich den Abend zuvor gedichtet:

Könnt' ich die Macht vergessen deines Worts,
Das so vernicht den jugendlichen Busen,
Und Deines himmelblauen Auges Blick,
Die Freude und den Kummer meiner Liebe?
Könnt' ich es wohl?

Vergessen ich den spöttischen Verweis,
Dem zum Verderben ich vielleicht gefolget?
Vernehmen wird Du bald, was ich beschloss! . . .
Daß ich für Dich hin in der Schlacht gefallen,
Vergibt Du bald!

„Natürlich hatte ich nie mit solchem Ausdrucke gesungen: statt schmeichelhafter Komplimente, die man in Gesellschaften auch dem mittelmäßigsten Sänger zollt, schwiegen Alle. Die Frau vom Hause reichte mir mit Abneigung die Hand. Ich fand auf, bückte auf Fräulein R***, und ging unbemerkt aus dem Saale. Die ersten Morgenstunden des nächsten Tages fanden mich bereits auf der Landstraße." — — Es begann bell zu werden.

„Wo ist der Befehlshaber der Batterie?" fragte ein Adjutant, indem er an den Kreis der Offiziere heranspeengte.

„Hier, in diesem Zelte," antworteten einer von ihnen.

Der Adjutant sprang vom Pferde, warf die Zügel einem Kanonier zu, und ging eilenden Schrittes ins Zelt. Nach einer Minute kam er aus demselben wieder heraus in Begleitung des Hauptmanns B***, der mit einer Stimme, die den Donner eines fünfstündigen Mörserfeuers zu übertönen im Stande war, kommandirte: „Zu Pferde! . . . Aufgesessen! Rechts ab zu einem Geschütz; die Pulverwagen hinter das Geschütz! . . . im Trabe . . . Marsch."

III. Schade um ihn!

La vie est une épigramme, dont la mort est la pointe. Cantel.

Die Türken machten einen heftigen Angriff auf unsere rechte Flanke, zu deren Verstärkung die Husaren-Brigade und eine Compagnie der reitenden Artillerie verlangt wurden. Es entstanden sich ein heftiges Gefecht. Die Feinde kämpften verzweifelt. Jedoch die glücklichen Attaquen der Husaren, und die verheerende Wirkung unserer Artillerie brachten sie endlich zur Flucht.

Die letzte Türkische Granate zerplatzte unter der reitenden Artillerie, und tödlich verwundet fiel der Lieutenant H***, der gerade ein Geschütz richtete, zu Boden. Mehrere Offiziere stürzten herbei. Seine Züge verkündeten sein nahes Ende.

„Die letzte Bitte an Sie," sagte er mit verblichender Stimme, sich an den Fürsten Tsch*** wendend, „von den Lippen des sterbenden Geführten muß sie Ihnen gebeiligt seyn. Ziehen Sie mir den verhängnißvollen Ring vom Finger, händigen Sie ihn der ein, deren Bild ich mit in's Grab nehme . . . . Sagen Sie ihr . . . ."

Man trug den Entseelten auf einer Pforte fort, senkte ihn in eine in der Eile gegrabene Grube, betete für die Seele des Gefallenen, warf die Grube zu, und sausend flog die Abschiedskugel nach Schumlas Mauern hin.

„Schade um ihn," sagte der Unter-Lieutenat Sch***, indem er den Fuß in den Steigbügel setzte, „der Verstorbene war doch ein braver Junge, wenn er auch keinen Rum trank."

IV. Der Friede.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie laut passieret,
Dem bricht das Herz entzwei.
Deutsches Lied.

Der zu Adrianopel unterzeichnete Friede machte dem zwijährigen Kriege ein Ende. Wir freuten uns dieser Nachricht, die uns Erholung versprach und alle die Phantasie-Bilder erweckte, die nur der Gedanke an das Vaterland erzeugen kann. An die Stelle der Unterredungen über Gefechte, unruhige Nächte, über die Pest, über das spitze Konstantinopel, dem unsere Avantgarde ernstlich mit ihren Säbeln gedroht hatte, traten nun Gespräche über diejenigen, welche dem Herzen nahe standen. Der Eine umarmte in Gedanken seine junge Gattin und seine liebenswürdigen Kinder; ein Anderer nährte sorgfältig neue Bänder an die durch Blut erworbenen Kreuze, um damit der bejahrten Mutter eine Freude zu machen; aber bei Vielen pochte das Herz in lauten Schlägen schon bei dem bloßen Gedanken an gewisse schwarze oder blaue Augen.

Der Fürst Tsch*** hatte es dem hitzigen Türkischen Fieber zu verdanken, daß er einer der Ersten war, die Urlaub nach Rußland erbielten, wo er, trotz der unterbrochenen Verstierungs-Kreise der durch seine Ankunft höchst erfreuten Verwandten und Freunde, oft an den letzten Willen des bahlngeschiedenen Geführten dachte. Er eilte daher, nachdem die Lust seines Gebuttsortes ihm die vorigen Kräfte wieder verliehen, nach Petersburg.

Die Verwandten des verstorbenen F*** nahmen ihn freudig auf, und bald wurden ihm durch die Vermittelung derselben die Säle der Vornehmen Petersburgs geöffnet. Dieß benutzend, verstaunte er keinen Abend, in der Hoffnung, das Fräulein R*** zu treffen: doch er täuschte sich lange in seiner Erwartung.

Beim ***schen Gesandten war Ball.

Bis spät in die Nacht dauerte das ununterbrochene Rollen der Wagen vor der hell erleuchteten Auffahrt. Diener in buntfarbigen Livreen blickten sich unter den Säulen des geräumigen Vorzimmers, und die von oben bis unten von Orangen- und Myrthenbäumen besetzte Marmortreppe bot durch die Menge der Ankommenden ein buntes Schauspiel dar. Lockende Töne eines raschen Walzers schallten durch die lange Reihe der reich geschmückten Gemächer denen entgegen, die sich verspätet hatten. Kavaliere eilten hin und her; Damen blieben im Vorbeigehen vor den Spiegeln stehen, um den prangenden Kermel, oder die etwas gesenkte Locke in Ordnung zu bringen.

Der Ball war voll. Der blendende Glanz der tausend Lichter, die rauschende Musik, die Pracht der Anzüge, die duftende Atmosphäre der Blumen und der Damen — Alles zusammen bildete eine gewisse bezaubernde Harmonie, die unwillkürlich sich der Sinne bemächtigte.

Mehrere Quadrillen gestalteten sich zu gleicher Zeit; bei dem gegebenen Zeichen verstummte die Musik, und die Paare begannen, sich zu versammeln.

„Wer ist das mit dem Vergißmeinnicht-Kranze auf dem Kopfe?" fragte der Fürst Tsch*** seine Dame.

„Man sieht, daß Sie nicht längst in Petersburg sind", antwortete sie; „denn sonst würde ich Ihnen diese Frage als einen großen Verstoß anrechnen. Es ist die Gräfin ***, geborene R***."

„Das Fräulein R***? . . . Die aus dem Kloster? Ist sie schon lange verheirathet?!"

„Nicht lange. Aber Sie scheinen sich sehr für sie zu interessiren!"

„Ja! das thue ich. Und um Sie in dieser Meinung zu bestärken, werden Sie mir erlauben, noch eine Frage zu thun: Ist sie glücklich?"

„Sie können die Antwort auf ihrem schönen Gesichte lesen; dieses Lächeln, diese feurigen freudigen Augen sprechen laut genug dafür."

„Wer ist aber in Gesellschaft nicht heiter, und welches Frauenzimmer lächelt nicht?"

„Ich will nicht streiten; bemerke Ihnen jedoch", sagte sie lächelnd hinzu, „daß das unvortheilhafte Urtheil, das Sie über uns Frauenzimmer gefällt, sich auf die junge Gräfin nicht beziehen kann: sie verabredet ihren Gemahl, der ihrer durchaus würdig ist." — Die Musik ertönte von neuem, und die Quadrillen begannen.

Der Fürst Tsch*** folgte maschinenmäßig den Uebrigen, indem er durch traurige Erinnerungen weit von der leichten Menge fortgerissen ward. Die glänzende Zeit, die ihn begeistert, die reizenden Damen, die der Saal in Fülle darbot, die Töne der hinreissenden Musik — Alles verschwand gleichsam vor seinen Augen, die Schöne ausgenommen, die lächelnd vor ihm vorbeiflog. Die wunderbare Einbildungskraft verband die heiteren Erscheinungen mit dem traurigen Gegensatz. Seine Gedanken führten ihn aus dem geräuschvollen Saale an ein einsames und verlassenes Feld; neben einer sorglosen und reizenden Dame sah er einen blutigen Leichnam der Dienstbefliessenheit; zu gleicher Zeit hörte er die letzten Worte des Sterbenden — und das lebhafte Reden der glücklichen Gräfin! Sein Herz war gepreßt . . . .

Man tanzte noch lange. Der Fürst Tsch*** kehrte bald nach Hause zurück, und während er sich zur Abreise anschickte, dachte er noch an den Ball. Auf den Ring blickend, der an seinem Finger geblieben war, sagte er mit einem Seufzer: „Vergiß mir, Freund! Du bist mein heiliges Gelübde nicht erfüllt; doch dein Schicksal wird mir nicht gleichgültig bleiben! Ich bin dir einen anderen Ring, mit dem der Deinige sich nicht verträgt . . . . Sie hat Dich nie geliebt!"

„Eure Erlaucht, die Pferde sind angespannt!"

Fürst Golizin.

Mannigfaltiges.

— Raumer's Briefe aus Paris. Gegen unseren Landsmann, Herrn Professor Friedr. von Raumer, sind die Engländer einmal recht artig gewesen. Kaum hat er nämlich den Fuß auf Englischen Boden gesetzt — wohin er vor wenigen Wochen eine wissenschaftliche Reise angetreten hat — so kommt man ihm auch gleich mit einer eben fertig gewordenen Englischen Uebersetzung seiner Briefe aus Paris — und zwar nicht der Theater-Briefe, sondern der historischen Aktenstücke — unter dem Titel: History of the sixteenth and seventeenth century, illustrated by original documents; 2 vol. enigegen. Es scheint dies gleichsam eine Art von Gastgeschenk zu seyn, durch welches man dem Ankommenden den Wunsch zu erkennen giebt, daß seine Forschungen in Englischen Bibliotheken eben so fruchtbringend seyn mögen, als die in Französischen. Wir unserseits können in diesen Wunsch nur einstimmen.

— Corneille's Armuth. Es ist öfter schon von der Noth und dem Elende gesprochen worden, mit welchen der große Corneille während seines Aufenthalts in Paris (Rue d'Argenteuil) zu kämpfen hatte. Nachstehendes, von Französischen Blättern jetzt mitgetheilte Originalschreiben aus dem J. 1679 — Corneille war also damals 73 Jahr alt — giebt den Beweis, daß man in dieser Beziehung nichts übertrieben hat:

„J'ay veu hyer M. Corneille, notre parent et amy, il se porte assez bien pour son aage. Il ma pryé de vous faire ses amitiez. Nous sommes sortys ensemble après le disner, et, en passant par la rue de la Parchemінerie, il est entré dans une boutique, pour faire raccomoder sa chaussure qui estoit décousue. Il s'est assis sur une planche et moy auprès de luy; et, lorsque l'ouvrier eust refaict, il luy a donné trois pièces qu'il avait dans sa poche. Lorsque nous fusmes rentrez, je luy ai offert ma bourse, mais il n'a point voulu la recevoir ni la partager. J'ai pleuré qu'un si grand génie fust réduit à cet excès de misère."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 43. Berlin, Freitag den 10. April 1835.

England.

Die jährlichen Zusammenkünfte der Britischen Gelehrten.

(Nach der Edinburgh-Review.)

Die politischen Gährungen, welche das Ende des 18. Jahrhunderts bezeichneten, waren von verschiedenem freundlichem Bewegungen begleitet, die einen friedlicheren Charakter hatten. Die großen Vereine gelehrter und literarischer Männer, welche in unserer Zeit bestehen, sind aus jenen freundlichen Bewegungen hervorgegangen, und Deutschland, das Land der echten geistigen Freiheit und des kühnen Forschergeistes, hat die Bahn gebrochen. Die erste Versammlung Deutscher Naturforscher, welche 1822 in Leipzig stattfand, war freilich nur sehr klein; aber der unscheinbare Schneeball ist jetzt schon zu gigantischen Lawine geworden.

In England erhoben sich vier ausgezeichnete Forscher, Sir Humphry Davy, Sir John Herschel, Herr Babbage und Sir David Brewster, um die Wissenschaften von ihrem allmäligen Verfall zu erretten. Sie spürten den Ursachen dieses Verfalles nach, und gaben Mittel an die Hand, wie man denselben steuern könnte. Einige Individuen, denen die Wissenschaft nur als Deckle irdischen Wohlbehagens etwas galt, und einige Andere, die von Eitelkeit und Ignoranz sich leiten ließen, arbeiteten dem edlen und kühnen Beginnen dieser Männer nach besten Kräften entgegen. Eine dritte Klasse, die allbereits im Besitze akademischer Würden war, wollte von einem für die Wissenschaften zu begründenden National-Institute nichts hören, obgleich man die herrlichen Früchte kennt, die solche Institute anderwärts getragen haben. Sie bildeten sich ein, der wissenschaftliche Denker werde, gleich dem Puritaner, durch weltliche Auszeichnungen verunehrt; die Wissenschaft, meinten sie, müsse, wie die Tugend, ihren Lohn in sich selbst finden!

Diese Controverse gab den gelehrten Gesellschaften Großbritaniens ihr Daseyn. Das Publikum hatte rasch genug theil und gerecht entschieden. Sir David Brewster war es namentlich, der in dieser Beziehung eine kräftige Aufforderung an das Publikum ergehen ließ. Einige Monate nach der Publication seines Aufrufs (im Oktober 1830), welcher in ganz Großbritannien viel Sensation erregte, kam der Vorschlag auf den Gedanken, die Freunde und Pfleger der Wissenschaft aus allen drei Reichen zu einer Versammlung nach York zu entbieten. Er wählte diese Stadt vorzugsweise, weil sie der centralste Vereinigungspunkt für die drei Reiche schien, und weil sie zugleich eine philosophische Societät besaß, in deren Lokal die Zusammenkünfte stattfinden konnten.

Den 26. September 1831 fanden sich demgemäß 200 gelehrte Männer in York ein. Viel hatte ihr persönlicher Eifer für die Wissenschaften sie angetrieben, theils waren sie Mitgeordnete verschiedener philosophischer Vereine, besonders aus Nord-England. Die Universitäten blieben neutral, um die steigende Fluth des Mißtrauens zu beobachten, vielleicht auch um sie zu dämmen. Nur Oxford schickte einen Repräsentanten, den glühenden und liberalen Forscher Daubeny.

Den 18 Juni 1832 kam man in Oxford zusammen. Obgleich damals das reformirte Parlament seine Sitzungen hielt, so bedurfte doch viele Mitglieder des Unterhauses und viele vom Adel die Stiftungen mit ihrer Gegenwart. Die ungeheuren Säle dieser an Palästen so reichen Stadt öffneten Gelehrten von jedem Bekenntniß ihre Portale, und von vier Philosophen, welche das Ehrendiplom der juristischen Doktorwürde erhielten, war auch nicht Einer Mitglied der Englischen Kirche — ein Faktum, das in der Geschichte dieser Universität unvergeßlich bleiben wird. Viel Interessantes wurde in den Sitzungen der Gesellschaft vorgelesen und manches schöne Instrument vorgezeigt; aber das Bedeutendste waren wohl mehrere Berichte über den gegenwärtigen Standpunkt der verschiedenen wissenschaftlichen Fächer. Die Zahl der versammelten Mitglieder belief sich auf ungefähr 700.

Der dritte Britische Gelehrten-Kongreß versammelte sich den 18. Juni 1833 zu Cambridge. Auf dieser ehrwürdigen Universität, die lange Zeit und mit vollem Recht an der Spitze der Universitäten Europas stand, wurde den Mitgliedern die gastfreieste Aufnahme zu Theil, und die ausgezeichnetsten Mitglieder überhäufte man mit Ehrenbezeugungen. Mehr als 900 Gelehrte waren in Cambridge versammelt und zu dem wissenschaftlichen Gebiete des Kongresses kam jetzt ein neues Feld, die Statistik.

Den 8ten September 1834 erfolgte die vierte Zusammenkunft der Britischen Naturforscher, und zwar in Edinburg. Die große Entfernung dieser Stadt von der wissenschaftlichen Verbürgung Großbritaniens hatte dem Gelingen keine Hindernisse entgegengesetzt. Auch Schottlands Hauptstadt behauptete von Seiten der Gastfreundschaft ihren alten Ruhm. Neben den strengwissenschaftlichen Vorlesungen wurden jeden Abend populaire Vorträge für die gebildete Welt Edinburgs gehalten, an denen auch sehr viele Damen Theil nahmen.

Zu den ausgezeichneten Individuen, die dem Edinburger Kongreß beiwohnten, gehörten mehrere derjenigen Mitglieder des letzten Ministeriums, die in engerer Beziehung zu Schottland standen. Lord Brougham, der auf Sir David Brewster's Antrag unter die Mitglieder aufgenommen wurde, entzückte die ungeheure Versammlung in der letzten allgemeinen Sitzung durch seine mächtige und hinreissende Beredtsamkeit. Unter den ausländischen Gelehrten, die an dieser diesten Zusammenkunft Theil nahmen, befanden sich Herr Arago, Professor Moll, Herr Treviranus und Herr Agassiz.

Nachdem wir das Historische der Britischen Gelehrten-Association kurz berührt haben, geben wir nun zu ihren vornehmsten Zwecken über.

Der Vice-Präsident der philosophischen Societät zu York, Herr Harcourt, entwarf den Plan zu einem permanenten Vereine der Gelehrten, in welchem er sich über die Zwecke des Vereins in folgender Art ausspricht: „Der Verein beabsichtigt keine Eingriffe in andere Institutionen. Er will den wissenschaftlichen Forschungen einen kräftigeren Impuls und eine mehr systematische Richtung geben — den geistigen Verkehr unter den Britischen Gelehrten und mit dem Auslande fördern — die Wissenschaft zum Gegenstande allgemeinerer Aufmerksamkeit machen, und alle öffentlichen Hindernisse beseitigen, die ihrer Fortschritte hemmen könnten."

In diesem Plane wird demnach als faktisch angenommen, daß die Richtung der wissenschaftlichen Untersuchungen nicht systematisch genug sey. Herr Harcourt sagt über diesen Punkt noch Folgendes: „Es müssen bestimmte Gränzen gezogen werden, in denen die wissenschaftliche Forschung sich bewegt; — den einzelnen Gelehrten muß angezeigt werden, was für Untersuchungen in ihren respectiven Fächern am wünschenswerthesten sind; — man muß Probleme lösen, Data feststellen und Jedem eine bestimmte Aufgabe zutheilen."

Ohne jetzt unterfuchen zu wollen, ob ein Verein, der jedes Jahr nur eine Woche lang seine Zusammenkünfte hält, solche Zwecke, wie die obengenannten, zu realisiren sähig seyn dürfte, bemerken wir nur, daß unsere drei Metropolitan-Societäten und hundert Provinzial-Gesellschaften durch eine Parlaments-Akte aufgehoben werden müßten, wenn sie alle diese hohen Pflichten unerfüllt ließen. Herr Babbage und seine Freunde haben diese Gesellschaften niemals so strafbarer Nachlässigkeit bezüchtigt, und ihre Hülfsmittel nie so gering angeschlagen. Herr Harcourt selbst sagt von der Königlichen Societät, „sie habe anfänglich ein Gleiches bewerkt." Sind nun diese Vorsätze ausführbar, so muß man noch jetzt daran arbeiten, sie auszuführen; werden sie aber schwärmerisch und chimärisch befunden, so wird auch kein anderer Verein sie ins Daseyn rufen können.

Zu der etwas dunklen Aeußerung, daß man die öffentlichen Hindernisse beseitigen müsse, giebt Herr Harcourt selbst einen befriedigenden Kommentar, indem er zunächst auseinandersetzt, wie theuer den Erfindern ihre Patente zu stehen kommen, und dann auf die schlechte Versorgung der Gelehrten überhaupt eingeht.

Betrachten wir nun, wie der Gelehrten-Kongreß in Verfolgung seiner Zwecke zu Werke gegangen ist, und ob einige dieser Pläne wohldispirt oder aufgegeben worden sind.

Einer der vornehmsten Zwecke des Kongresses, das Licht der Britischen Wissenschaft in den Brennpunkt einer jährlichen Versammlung zu konzentriren, ist herrlich erreicht worden. Diese Zusammenkünfte der Gelehrten sind ein heiliges Band-Feuer der Wissenschaft, das emig fortlodern und auch endlich einer widerstrebenden Regierung jene Großmuth entringen wird, die andere Regierungen den Denkern ihrer Staaten aus freien Stücken bewiesen haben. Nur diejenigen, welche glücklich genug waren, bei solch einem philosophischen Bankett Mitgäste zu seyn, können darüber urtheilen, wie sehr ein lebendiger Geist, ein für edlen Eifer empfänglliches Gemüth dadurch begeistert wird. Am Einen Tische mit den Dalton's, den Arago's, den Faraday's, Brown's und Airy's über Gegenstände der abstrakten Wissenschaft oder der Naturforschung diskutiren zu dürfen, ist ein unschätzbarer Gewinn. Aber auch abgesehen von diesem elektrischen Zueinanderwirken verwandter Geister, so gewährt eine Zusammenkunft ausgezeichneter Menschen noch andere direktere und wesentlichere Vortheile. Wir haben in diesen Sitzungen stundenlang den Details schwieriger Forschungen unser Ohr geliehen; wir haben schöne Instrumente und Apparate geprüft; — von neuen Methoden der Beobachtung Kenntniß genommen — lehrreiche und glänzende Experimente mit angesehen.

Aber andere hochwichtige Zwecke des Gelehrten-Vereins sind uns

Digitized by Google

berücksichtigt geblieben. So hat man der Frage wegen des Patentgesetzes keine Aufmerksamkeit gewidmet, und obgleich die Herren Babbage, Owen und Gill, sowohl in Dyson als in Cambridge, die Versammlungen der Versammlung auf den Vortheil, den der nautischen Arschneiten lenkten, so ist doch auch in dieser Sache kein Schritt gethan worden.

Es bleibt uns noch von einem Zwecke des Vereins zu reden übrig, den wir bereits angedeutet: er will nämlich den wissenschaftlichen Bestrebungen eine systematische Richtung geben. Wenn die wissenschaftlichen Bestrebungen, auf welche man hier anspielt, den höchsten Departements des physikalischen Wissens angehören, so ist es klar, daß, um so chimärisch sie vermessen, welche große intellektuelle Befähigkeit dadurch dürfte es wohl wagen, solche Bestrebungen zu originelle Talent ergeben zu lassen — oder, wenn ein solcher Weiser existirt, wird er wohl seine Kräfte im kleinen Dienst der Wissenschaft verbrauchen? Wenn der Britische Gelehrten-Verein Sir John Herschel aufforderte, zu untersuchen, auf was für Weise die hypothetischen Äther in gasigen Körpern unter den wechselnden Einflüssen der Hitze, der Elektrizität, chemischer Affinität, Cohäsion und Hindurchlassen, so würde er um dieser Aufgabe willen das, was ihn eben beschäftigte, schwerlich bei Seite legen, und daßselbe ist auf jeden anderen Schöpfer in seiner respektiven Wissenschaft anwendbar. Man gönne dem wahren Genie Muße und Raum, und bald wird es den Punkt, von wo seine Forschungen ausgehen, selbst entdecken.

Vorerst aber muß man aber unter wissenschaftlichen Bestrebungen nur spezielle Experimente und Beobachtungen örtlicher Art, — denkt man dabei an Flut-Berechnungen, an ständliche Temperatur-Beobachtungen u. s. w., dann sind die Absichten des Vereins der Wissenschaft sehr förderlich. Allein diesem Zwecke haben auch andere Gesellschaften mit Erfolg nachgestrebt.

Der Plan, die Forschungen auf wissenschaftlichem Gebiete durch Abfassung von Berichten*) und Empfehlung von Gegenständen wissenschaftlicher Untersuchung in rechtem Gleise zu erhalten, ist verständig genug; wir begreifen aber nicht, warum gerade dieser Umstand den Britischen Verein permanentes machen soll, als den Deutschen. Auch der Deutsche Gelehrten-Verein wirkt ermuthigend und anleitend zugleich, und unsere Leser werden in Johnston's Bericht über die Versammlung der Naturforscher in Hamburg finden, daß diese Versammlung einen Brief an den König von England, und einen zweiten an die Ostindische Compagnie schrieb, in welchen beiden sie um Förderung der botanischen Untersuchungen in Hindostan angehalten. Der Deutsche Gelehrten-Kongreß hat also an dem Werke des Britischen mitgearbeitet, indem er die schlummernde Energie Englands zu wecken suchte. Es wird ein großer Triumph für unsere Britischen Inseln sein, wenn wir einst sagen können fremde Potentaten ermuthigen dürfen, den Forschergeist in ihren Staaten zu begünstigen!

Der Deutsche Gelehrten-Verein ist eine regelmäßige Gesellschaft, die ihre sämmtlichen Verhandlungen registrirt. Bei seiner Gründung wurden Gesetze gegeben, die in den ersten zehn Jahren seines Bestehens volle Gültigkeit haben sollten. Jetzt besteht er schon zehn Jahre, und wir sehen nicht ein, warum er nicht noch zehnmehrere dauern sollte. Aber auch zugegeben, seine Tage wären gezählt: wie kann er durch Etwas permanent werden, das selbst nicht permanent ist? Die Berichte und Empfehlungen des Britischen Vereins sind der einzige vergängliche Theil seines Plans und müssen früher oder später ihre Endschaft erreichen. In den ersten drei Jahren seines Bestehens sind achtzehn Berichte publizirt worden, und jetzt wird sich die Zahl derselben wohl auf 31 belaufen. Wenn nun binnen drei Jahren 31 Berichte erschienen sind, so wird man in 21 Jahren 217 dergleichen haben. Die Total-Summe der zur Untersuchung empfohlenen Gegenstände beträgt jetzt schon 118; und schreitet diese Summe in eben dem Maße vorwärts, so wird bald ein dickes Register über die Faulheit der Gelehrten in unseren Händen sein. Manche sind es gewiß nicht an Impuls und Anregung. Jeder wissenschaftliche Mann in den drei Reichen wird, gleich einem wohlgeschlossen Nadelstern, an welchen Ecken stimmlirt werden, damit er Probleme über Probleme löse, und noch ehe zwanzig Jahre um sind, wird jeder Stern seinen Wächter, jedes Felsenstück seinen Historiker, jedes Kräutlein seinen Pfleger haben.

(Schluß folgt.)

Griechenland.

Demetrio Triandoloso.

(Schluß.)

Inzwischen verging ein Tag nach dem anderen, und es bot sich mir keine Aussicht dar, ein Schiff zu finden. Ich fing an, dem Gedanken Raum zu geben, daß der Demetrracchi, obschon er einen seiner Landsleute im Streit erschlagen, für mich doch kein Gegenstand der Zurcht sey. Ich besuchte den Britischen Konsul und Herrn La Z., einen Franzosen. Beide fragte ich um ihren Rath dieserhalb. Der Letztere war fünfzehn Jahre vorher mit einigen Summen Geldes und einer noch größeren Summe Freiheits-Gedanken nach Griechenland gegangen, hatte seinen Beutel und seinen Kopf seit der Zeit geleert, und obschon er auf die Griechen nicht gut zu sprechen war, hatte er als Franzose, trotz seiner geschwätzten Hoffnung, doch Humor genug, um über sein und des von ihm geliebten Volkes Schicksal mit Heiterkeit zu sprechen. Er kannte den Demetrio Triandoloso, und versicherte mir, derselbe sey nicht schlechter, als hundert andere seiner Landsleute. Die Griechen seyen wie die Araber der Wüste; wer das Beob mit ihnen gebrodelt, habe nichts von ihnen zu fürchten. Ich möchte ihm und seiner Mannschaft, eh' ich mit ihnen an Bord ginge, ein Mittagemahl in dem Kaffeehause geben, um mich ihrer Gewogenheit zu versichern. „C'est ça", sagte der Franzose und bat sich selbst dabei zu Gaste. Es geschah, wie er vorgeschlagen, und am nächsten Morgen ging ich an Bord der kleinen Schooner.

Mit Tages-Anbruch sahen wir nach einer vielfach getreuten Fahrt endlich die Dardanellen-Schlösser vor uns. Es war aber unmöglich, die Straße zu passiren, der Wind war contrair. Europäische Schiffe pflegen unter diesen Umständen die Trojanische Küste zu suchen, um den günstigen Wind abzuwarten. Mein Spezzioter fuhr nach Imbro, und gegen die Spitze des Landungs-Platzes, wo ich mit dem Spezzioter meine Ruhe Fuße Lust, die Russische aufzustehen, aber die Farben waren ihm zuwider; auch die Oesterreichische mochte er nicht; selbst die Rhde der Gesahr konnte die Laune des Mannes und seine Idiosyncrasie nicht einschüchtern. Endlich segelten wir mit tricolorer Flagge durch die Dardanellen; einige Schüsse, die wie zufällig uns um die Ohren sausten, konnten der Verschwiegenheit Fahne schwerlich gelten. Als wir Cerbes und Abydos aus den Augen verloren hatten, schöpften wir freieren Athem. Das Marmor-Meer breitete sich mit seinem runden Becken vor mir aus. Da kam ein Tartar mit schwellenden Segeln uns in die Flanke. Seine Batterie fing an zu spielen, der Wind war uns im Nu abgeschnitten, wir schienen verloren. Der Spezzioter ließ die großen Segel streichen und zog das Schlußsegel. Segel auf. Er strang auf den obersten Theil des Berdeck und machte dem feindlichen Schiffe die Zeichen der Reverenz, nachdem er seinen Artilleristen strengen Befehl gegeben, scharf zu laden. Der Tartar schwamm langsam heran; wir drückten uns behutsam um ihn herum, bis der Wind anfing, unser Schiff wieder zu bestreichen. Da flog unser Mars-Segel plötzlich auf und mit vollen Backen blies ein heftiger Luftzug in den weiten Bauch desselben. Wir gaben eine Salve und flogen davon. Der Seräsker hatte sich täuschen lassen; seine Augen trafen uns nicht und wir hatten bald einen bedeutenden Vorsprung gewonnen. Demetracchi dankte mit lautem Freudengeschrei seinem Schutzpatron, dem St. Nicolo, und obwohl der Heilige mich Ketzer gewiß nicht um meinetwillen gerettet hatte, erhob ich doch auch zu ihm Worte des Gebetes. Als wir den Thurm des Leander hinter uns hatten, ward ein Boot segelfertig gemacht, um mich an die Küste zu bringen. Der Spezzioter lief in den Bosporus ein.

Es waren einige Monate verflossen. Meine Geschäfte führten mich nach der Hauptstadt Griechenlands; ich hatte schon den Gedanken aufgegeben, den großen Spezzioten wiederzusehen. Napoli di Romania, in dessen Straßen, noch vor kurzem die Stille des Grabes geherrscht hatte, weil der Hauch der Krankheit alle Wesen inficirte, alles leben erfüllte, alle Negotiante Europa's in Allarm, ja Allarm! Kommerzlosigkeit des dunkelsten Verkehres. Der Präsident berief zum ersten Male den Senat der Nation. Illuminationen, Feste und Bälle wurden zu dieser Veranlassung angeordnet. Das bisshinwiderde orientalische Leben wurde plötzlich mit den Formen occidentalischer Lustigkeit aufgerüttelt. Es war eine kommandirte Fröhlichkeit, eine befohlene Heiterkeit in diesen Kasmatten zu Napoli di Romania. Freilich hatte sich auch in Stambol denselben Kontrast wahrgenommen, als ich Madame l'Ambassadrice mit Sr. Eminenz dem Kislar Aga das ὁ das eine Contretanz aufführen sah!

Es war an einem schönen Oktober-Abend, als ein länglicher, kunstaufgetakelter Schooner in den Hafen zu Napoli di Romania einlief. Der Commandeur stieg an's Land: — war Demetracchi. Dieser Mann, der Minuteelf, Kaffeehäuser besuchte, spielte um die Lippe des schönen Mannes, trug seiner bewölkten Stirn, sich in Falten zu sammengog. Ueber die Ursache seines Besuches raunte man sich Verschiedenes in die Ohren. Er stand beim Präsidenten seit lange in Ungunst. Seine ganze Familie trat der Regierung, dem Russischen Interesse feindlich zu sein, und auf einem seiner Kreuzzüge hatte Demetrio Triandoloso die Gesetze gegen der Kapern zu seinem Vortheile ausgelegt und eine Brigg aus Malta mit allem Gütern seine Prise erklärt. Gleichwohl maskirte der Präsident seine Gesinnung gegen den Spezzioten, und lud ihn freundlichst ein, an den Festlichkeiten zu Napoli di Romania Theil zu nehmen; er hatte zugleich den Vorwand gefunden, wegen der Marine Griechenlands seinen Rath zu vernehmen. Anders schien Lord Hydra sein Schlachtgroßer mich hören zu können. Der Brenner auf Spezzia beschwerte den Capitano, der Einladung nicht zu folgen. „Noch hat Keiner gewagt, den Stein vor meine Thür zu werfen!" sagte Demetracchi, und verließ zu böser Stunde sein Haus. Erst als er an's Land stieg und die vielen Russen und Jonier in den Straßen Napoli's sah, wandelte ihn eine Besorgniß an, dem listigen Staatsmann entgegenzutreten. Er meldete sich zum Lever; nichts überraschte die Vertrautesten, mit welcher man ihn empfing. Mit wenigen Worten war der Gegenstand der Unterredung in die Marine erledigt und Demetracchi wurde mit derselben Huld entlassen, nachdem er noch seinen Wunsch geäußert, bald nach Spezzia zurückzukehren.

Trotzdem sand man Mittel und Verwand, seine Abreise zu verzögern. Der Spezzioter zeigte sich öffentlich mit der ihm eigenen Heiterkeit. Endlich ward ihm die Zeit zu lang, er ließ seinen Schooner bereit machen, der Wind war günstig. Er besuchte noch einmal den Platz „der drei Mächte", we sich die Spaziergänger in Nauplia zu versammeln pflegen; er rauchte seine Pfeife und fragte nach Neuigkeiten. Da erschien ein Bote der Regierung, und forderte ihn auf zu einem Gespräche mit dem Herrn. Demetracchi folgte, und der Kommandant des Platzes, vor den er geführt ward, nahm ihm die Waffen ab. Der

*) Es sind deren bereits zwei erschienen, betitelt: Report of the First and second Meetings of the British Association etc. (London, 1833), und Report of the third meeting (London, 1834.).

Digitized by Google

Sprzzjot war Gefangener; er hatte kaum Zeit, zum heiligen Nicolo für Mrib und Kinder zu flehen. Sein Schooner hatte in demselben Augenblick, als das Gerücht von seiner Gefangennschaft durch die Stadt lief, den Anker gelichtet und das Weite gesucht.

Die Feste des Palamedes, hinter deren Wälle der Kommandant mit einer Schaar seiner Tattikos den Spezzioten führte, liegt mit der Stirn und Brust nach der See hinaus. Von dieser Seite ist der Zugang unwahrlich, und auch von der Stadt her scheint sie unerobert; denn der Aufstieg ist viel zu verschlungenen Weg, auf den man eine halbe Stunde mindestens zu verwenden hat, führt nach der steilen Höhe des Schlosses. Die Aussicht von oben ist herrlich. Man übersieht das Argolische Gefilde, vom alten Mycenä bis nach Corinth, während eine malerische Hügelreihe den Golf umschließt.

Die Besetzung erdrückte, das Gefängniß des Spezzioten ein Zeit lang zu meiden. Gleichwohl ergab sich Sakd eine Gelegenheit mit mich, den interessanten Mann zu besuchen. Ich schloß mich einer Gesellschaft an, welche die Feste besuch. Demetrrachi ging auf dem innern Hofraum fort umher; seine Pfeife, die stete Begleiterin der Türken und Griechen, brannte, als befände er sich im Schoße häuslicher Geselligkeit. Noch eine Stunde vor der Vollstreckung des Todes-Urtheils verlangt der Grieche nach seiner Pfeife, um noch einige Züge zu thun, ehe seine Lippe dieselbe weiß. Bei andern Völkern würde das sie Pantomime gestern; bei Griechen ist sie Ausdruck von Kaltblütigkeit. So darmlos rauchte auch Demetrrachi seine Pfeife; er schien heitre und wohlgemuth, nur das Haar hatte er sich zum Zeichen der Trauer wachsen lassen. Unter den schlecht gekleideten, bald modernisirten Soldaten, die ihn bewachten, stand er wie ein gestürzter König da, in edler Haltung, seiner Würde sich bewußt.

Monde verstrichen indeß. Der Präsident ward immer strenger in seinen Verhaftungen, der Griechen sich immer auf der Citadelle des Palamedes. Das Osterfest nahte, das in Griechenland mit ganz besonderem Pomp gefeiert wird. Auch auf der Citadelle machte man Vorbereitungen dazu, denn von der herrschenden Sitte darf auch die Unglücklichen in den Kerkern nicht ausgeschlossen werden. Ein Mönch, der sich als Papa Staffi produzirte, und einem Kloster in Anatolien entsprang zu sein vorgab, mißbete sich bei dem Kommandanten der Feste, das Fürchterliche zum Kunstwerk für den Gefangenen zu vollenden. Er stimmte seine Stimme, und sang, zur Probe gleichsam, mit lauter Kehle das Kyrie Eleison an. Man dachte nichts Arges, und ging auf den Vorschlag des Mönchs ein, da ein Geistlicher unbloß war, um den Gefangenen das Osterlamm zuzubereiten. So war denn Papa Staffi oben auf der Citadelle. Am Ostre-Sonntag faßte eine Gesellschaft Franken den Entschluß, den Festen zu besteigen. Ich brauche kaum zu sagen, daß auch ich mit der Partie für den Besuchstag zu voller Lebens voller Wonne. Der Papa Staffi war die Seele von Allem, seine Gegenwart sanctionirte die Fröhlichkeit, die unter den Gefangenen herrschte. Die Tattikos stimmten in den Jubel mit ein. Die Pfeifen dampften, schöne Effenzen würzten die Luft, von den Klängen der Mandoline hallten die Mauern der alten Feste wieder. Seit den Tagen der Perikianer, sagten die Griechen, wären sie nicht so lustig gewesen. Ich war der letzten, welche den Kerker verließen. Als ich von Demetrrachi Abschied nahm, flüsterte er mir ins Ohr: „Barba Janni wird niemals durch den Kanal von Spezzia segeln!" Ich hatte auf die Worte nicht sonderlich geachtet; aber am andern Morgen war ganz Nauplia in Aufruhr, der stolze Sprzzjot war entwicht. Auch Papa-Staffi war nicht zu finden; der alte Schlaukopf war von der Partei Demetrrachi's gewesen. Ein Seidat lag gebunden in einem Winkel, und schwur, niemals wieder einen Sprzzioten bewachen zu wollen. Auf der Seefeite der Festen fand man Fetzen eines Priester-Gewandes. Es blieb kaum ein Zweifel, daß Papa Staffi und der Sprzzjot die Klippen am Gestade überstiegen und hinabgeklettert waren. „Was hatte Baeba Janni nur im Sinne?" sagte ein alter Kanarier. „Weder Sultan Selim, noch Mahmud konnten die Männer von Hydra oder Sprzzja zähmen, und Barba Janni soll das! Capitain Demetrrachi ist sicher auf seiner Insel, der alte „Krata" (Schwefe) von Papa Staffi war einer von seinen Schiffs-Gesellen."

Die Worte, die mir der Sprzzjot zugeflüstert hatte, gingen aber nicht in Erfüllung. Capo d'Istria schiffte bald darauf durch den Kanal von Sprzzja, freilich nicht ohne eine Russische Fregatte als Bedeckung. (U. S. J.)

Frankreich.

Kleine Widerwärtigkeiten von Paris.

Von Jules Janin.

Die gute Stadt Paris hat ihre unschuldigen kleinen Freuden die Hülle und Fülle; aber man glaube ja nicht, daß sie nicht auch ihre kleinen Widerwärtigkeiten hat! Wo gäbe es eine ungetrübte Lust, wo wäre das Vaterland des vollkommenen Glückes auf dieser Welt. Paris hat seine Freuden wie seine Schmerzen, sein Leid und seine Lust, und jedes bedingt das andere, und beide stehen in einem Verhältnisse gegenseitiger Voeaussetzung und Vermittelung. So bietet Paris gleich die große Unannehmlichkeit dar, daß es sehr früh am Tage auf den Beinen ist, wenn man anderswo noch ruhig im Bette liegt. Niemand wird bestreiten werden in Paris früher munter, als die Intelligenz; es giebt keinen Sterblichen auf der Welt, der eher aufstände, als der Weinhändler; der Weinhändler ist es, der seinen Laden zuletzt schließt und ihn zuerst wieder aufmacht; er ist es, der die Werkleute in der Halle und den großen Fleischerbuden an ihre respektiven Karren anschirrt; bei dem Weinhändler geht die Hoffnung des Tages auf; sein Laden ist der Abfahrtspunkt zu der großen Reise von zwölf Stunden, welche die kleineren Werkleute täglich duech die Straßen machen. Diese ganze Schaar beginnt ihren Tag beim Weinhändler; still kommen sie heran; man sollte glauben, sie Christen rufen Christen zu sehen, die ihr Morgengebet verrichten; ach! es ist auch ein Gebet; es sind die armen Tagelöhner, die ihre Arbeit vor sich haben, so lang der Tag ist, und in der Morgenstille, ehe sie daran gehen, ihren petit vin blanc trinken.

Und kaum ist diese erste Libation vollbracht, so geht der Lärm los. Alles setzt sich in Bewegung und schreit aus vollem Halse sein „Wer kauft?", daß die Fenster zittern.

Der Wasserträger schreit sein Wasser, der Lohnkutscher sein Lodrlachen aus. Wie dem Schaf ist's vorbei. Der Pariser muß früh aufstehen und sieht auch wirklich früh auf. Hat er ein Amt, Morgens wenig geschlafen, so wird er in der folgenden Nacht schlafen. Es ist er denn aus dem Bette heraus. Um in Paris lange schlafen zu können, muß man ein eigenes Haus haben, das noch dazu ganz besonders gelegen sein muß, zwischen Hof und Garten, in einem ruhigen Viertel, muß eine sehr hohe Stelle bekleiden, sehr jung oder sehr reich sepn; um in Paris aus, bis schlafen zu können, muß man auf gleiche Weise außer dem Bereich seiner kleinen Freuden und Widerwärtigkeiten leben. Aber gerade diese sind der Gegenstand unserer heutigen Unterhaltung.

Wir reden nur von den bescheidenen, kleinen, unschuldigen Freuden des zurückgezogenen Pariserz, der weise genug ist, von dem Landleben ein Grauen zu empfinden und die Provinz sie nichts anderes als ein großes Dorf anzusehen. Aus dem Bett ist er also heraus, mein Pariser; er hat Schlafen mit seine Möglichkeit: Lärm auf der Straße, Lärm über seinem Kopfe, Lärm auf seiner Treppe, vor seiner Thür, Lärm in seinen eigenen vier Wänden. Denn das ist eine von den Haupt-Faktäten in Paris, daß man hier gar nicht allein leben kann; man mag wollen oder nicht, man findet sich als Mitglied einer zahlloser Familie, deren Leid und Freude man theilen muß. Wer in Paris lebt, wird von diesen Details berührt. Kaum ist man aufgestanden, und das Bedürfniß des Frühstücks kommt, das Bedürfniß des Rauchens, des Trinkens, so fängt über dem Kopfe, Lärm auf seiner Treppe, vor seiner Thür, Lärm in seinen eigenen vier Wänden. Denn das ist eine von den Haupt-Faktäten in Paris, daß man hier gar nicht allein leben kann; man mag wollen oder nicht, man findet sich als Mitglied einer zahllosen Familie, deren Leid und Freude man theilen muß. Wer in Paris lebt, wird von diesen Details berührt. Kaum ist man aufgestanden, und das Bedürfniß des Frühstücks kommt, das Bedürfniß des Rauchens, des Trinkens, so fängt über dem Kopfe, Lärm auf seiner Treppe, vor seiner Thür, Lärm in seinen eigenen vier Wänden. Denn das ist eine von den Haupt-Faktäten in Paris, daß man hier gar nicht allein leben kann; man mag wollen oder nicht, man findet sich als Mitglied einer zahllosen Familie, deren Leid und Freude man theilen muß. Wer in Paris lebt, wird von diesen Details berührt. Kaum ist man aufgestanden, und das Bedürfniß des Frühstücks kommt, das Bedürfniß des Rauchens, des Trinkens, so fängt

Der Bäckerjunge schreit sein Wasser, der Lohnkutscherdiger seine Lodrlachen aus. Mit dem Schlaf ist's vorbei. Der Pariser muß früh aufstehen und sieht auch wirklich früh auf. Hat er ein Amt, Morgens wenig geschlafen, so wird er in der folgenden Nacht schlafen. Es ist er denn aus dem Bette heraus. Um in Paris lange schlafen zu können, muß man ein eigenes Haus haben, das noch dazu ganz besonders gelegen sein muß, zwischen Hof und Garten, in einem ruhigen Viertel, muß eine sehr hohe Stelle bekleiden, sehr jung oder sehr reich sepn; um in Paris aus, bis schlafen zu können, muß man auf gleiche Weise außer dem Bereich seiner kleinen Freuden und Widerwärtigkeiten leben. Aber gerade diese sind der Gegenstand unserer heutigen Unterhaltung.

Wir reden nur von den bescheidenen, kleinen, unschuldigen Freuden des zurückgezogenen Pariserz, der weise genug ist, von dem Landleben ein Grauen zu empfinden und die Provinz sie nichts anderes als ein großes Dorf anzusehen. Aus dem Bett ist er also heraus, mein Pariser; er hat Schlafen mit seine Möglichkeit: Lärm auf der Straße, Lärm über seinem Kopfe, Lärm auf seiner Treppe, vor seiner Thür, Lärm in seinen eigenen vier Wänden. Denn das ist eine von den Haupt-Faktäten in Paris, daß man hier gar nicht allein leben kann; man mag wollen oder nicht, man findet sich als Mitglied einer zahllosen Familie, deren Leid und Freude man theilen muß. Wer in Paris lebt, wird von diesen Details berührt. Kaum ist man aufgestanden, und das Bedürfniß des Frühstücks kommt, das Bedürfniß des Rauchens, des Trinkens, so fängt über dem Kopfe, Lärm auf seiner Treppe, vor seiner Thür, Lärm in seinen eigenen vier Wänden. Denn das ist eine von den Haupt-Faktäten in Paris, daß man hier gar nicht allein leben kann; man mag wollen oder nicht, man findet sich als Mitglied einer zahllosen Familie, deren Leid und Freude man theilen muß. Wer in Paris lebt, wird von diesen Details berührt. Kaum ist man aufgestanden, und das Bedürfniß des Frühstücks kommt, das Bedürfniß des Rauchens, des Trinkens, so fängt über dem Kopfe, Lärm auf seiner Treppe, vor seiner Thür, Lärm in seinen eigenen vier Wänden. Denn das ist eine von den Haupt-Faktäten in Paris, daß man hier gar nicht allein leben kann; man mag wollen oder nicht, man findet sich als Mitglied einer zahllosen Familie, deren Leid und Freude man theilen muß. Wer in Paris lebt, wird von diesen Details berührt. Kaum ist man aufgestanden, und das Bedürfniß des Frühstücks kommt, das Bedürfniß des Rauchens, des Trinkens, so fängt

über dem Kopfe, Lärm auf seiner Treppe, vor seiner Thür, Lärm in seinen eigenen vier Wänden. Denn das ist eine von den Haupt-Faktäten in Paris, daß man hier gar nicht allein leben kann; man mag wollen oder nicht, man findet sich als Mitglied einer zahllosen Familie, deren Leid und Freude man theilen muß. Wer in Paris lebt, wird von diesen Details berührt. Kaum ist man aufgestanden, und das Bedürfniß des Frühstücks kommt, das Bedürfniß des Rauchens, des Trinkens, so fängt über dem Kopfe, Lärm auf seiner Treppe, vor seiner Thür, Lärm in seinen eigenen vier Wänden. Denn das ist eine von den Haupt-Faktäten in Paris, daß man hier gar nicht allein leben kann; man mag wollen oder nicht, man findet sich als Mitglied einer zahllosen Familie, deren Leid und Freude man theilen muß. Wer in Paris lebt, wird von diesen Details berührt. Kaum ist man aufgestanden, und das Bedürfniß des Frühstücks kommt, das Bedürfniß des Rauchens, des Trinkens, so fängt

über dem Kopfe, Lärm auf seiner Treppe, vor seiner Thür, Lärm in seinen eigenen vier Wänden. Denn das ist eine von den Haupt-Faktäten in Paris, daß man hier gar nicht allein leben kann; man mag wollen oder nicht, man findet sich als Mitglied einer zahllosen Familie, deren Leid und Freude man theilen muß. Wer in Paris lebt, wird von diesen Details berührt. Kaum ist man aufgestanden, und das Bedürfniß des Frühstücks kommt, das Bedürfniß des Rauchens, des Trinkens, so fängt über dem Kopfe, Lärm auf seiner Treppe, vor seiner Thür, Lärm in seinen eigenen vier Wänden. Denn das ist eine von den Haupt-Faktäten in Paris, daß man hier gar nicht allein leben kann; man mag wollen oder nicht, man findet sich als Mitglied einer zahllosen Familie, deren Leid und Freude man theilen muß. Wer in Paris lebt, wird von diesen Details berührt. Kaum ist man aufgestanden, und das Bedürfniß des Frühstücks kommt, das Bedürfniß des Rauchens, des Trinkens, so fängt

über dem Kopfe, Lärm auf seiner Treppe, vor seiner Thür, Lärm in seinen eigenen vier Wänden. Denn das ist eine von den Haupt-Faktäten in Paris, daß man hier gar nicht allein leben kann; man mag wollen oder nicht, man findet sich als Mitglied einer zahllosen Familie, deren Leid und Freude man theilen muß. Wer in Paris lebt, wird von diesen Details berührt. Kaum ist man aufgestanden, und das Bedürfniß des Frühstücks kommt, das Bedürfniß des Rauchens, des Trinkens, so fängt über dem Kopfe, Lärm auf seiner Treppe, vor seiner Thür, Lärm in seinen eigenen vier Wänden. Denn das ist eine von den Haupt-Faktäten in Paris, daß man hier gar nicht allein leben kann; man mag wollen oder nicht, man findet sich als Mitglied einer zahllosen Familie, deren Leid und Freude man theilen muß. Wer in Paris lebt, wird von diesen Details berührt. Kaum ist man aufgestanden, und das Bedürfniß des Frühstücks kommt, das Bedürfniß des Rauchens, des Trinkens, so fängt

über dem Kopfe, Lärm auf seiner Treppe, vor seiner Thür, Lärm in seinen eigenen vier Wänden. Denn das ist eine von den Haupt-Faktäten in Paris, daß man hier gar nicht allein leben kann; man mag wollen oder nicht, man findet sich als Mitglied einer zahllosen Familie, deren Leid und Freude man theilen muß. Wer in Paris lebt, wird von diesen Details berührt. Kaum ist man aufgestanden, und das Bedürfniß des Frühstücks kommt, das Bedürfniß des Rauchens, des Trinkens, so fängt über dem Kopfe, Lärm auf seiner Treppe, vor seiner Thür, Lärm in seinen eigenen vier Wänden. Denn das ist eine von den Haupt-Faktäten in Paris, daß man hier gar nicht allein leben kann; man mag wollen oder nicht, man findet sich als Mitglied einer zahllosen Familie, deren Leid und Freude man theilen muß. Wer in Paris lebt, wird von diesen Details berührt. Kaum ist man aufgestanden, und das Bedürfniß des Frühstücks kommt, das Bedürfniß des Rauchens, des Trinkens, so fängt

Digitized by Google

Nichts berühren und verfärmen; sie betrachten Alles, was nur vorhanden ist, vom Wallfisch-Gerippe bis auf den neuerdings aus Afrika angekommenen Lowarden. Sie spazieren im Garten umher, lesen mit großer Genauigkeit die Etiketten, die an den mehgimischen Gewächsen hängen. Wenn sie dann Alles gehörig gesehen und beschaffelt, ein unschuldiges Bären Martin, von dem sie Einem erstaunliche Geschichten erzählen, ihren Briefen hingeworfen haben, so wandelt sie die Lust an, das Hospital de la Pitié zu besuchen, welches ganz nahe gelegen ist. Sie müssen Alles sehen. Man sagt ihnen, man kenne Niemand im Hospital — was hilft's! Die Provinzialität weiß sie Alles Rath und hat sich für alle Fälle versehen. „Jeden Tag, wo er kommt, wünscht ihren Vorsitzer." sagen sie, „Sie haben uns ja so merkwürdige Thiere gezeigt, wir wollen Ihnen dagegen die Kranken zeigen." Und aus ihrem Poetenfelle, neben ihrem Patent als Capitain von der National-Garde und ihrem Passe, ziehen sie einen Brief hervor vom Maire ihres Orts, der sie an einen Kollegen im Hospital empfiehlt, und in einem Postscriptum devotionen noch besonders ausnehmen macht auf die interessante Physiognomie der Wärterinnen, die sie dem Herrn Doctor vorstellen. Die Provinzialität, dies unselige Blatt verhilft uns also zum Eintritt in das Hospital, diesen Trauerort der Qualen und Schmerzen. Da kommt der Mensch hin, um zu leiden und zu sterben. Alles ist Stille dort und Seufzen und Stöhnen. Weich ein schrecklicher Gegensatz, sich aus diesen Leiden ein Schauspiel zu machen! Dabei merke man wohl, daß der Provinzialität in ihrer Unschuld nicht einfällt ein Hospital hat, in Paris, das ist freilich etwas Anderes. So durchlaufen sie denn diese langen Säle von la Pitié, wo in jeder Stunde ein Mensch stiebt; geben in die Küchen, wo sie über den ungeheuren Umfang des Feuerheerdes außer sich gerathen, ja, verfagen sich nicht einmal den Anblick des blutigen Amphitheaters, wo die Section noch ihre greulichen Spuren zurückgelassen hat. Alle diese Dinge, die mit widerwärtig anzusehen sind, betrachtet der Provinzialität mit kaltem Blute, ja, segar Mademoiselle Josephine nimmt sie in Augenschein, denn sie will nicht, daß man sagen solle, daß sie, die Han d'Islande gelesen hat, ohne aus ihrer Fassung zu kommen, wo zwei oder drei anatomirten Leibern zurückgeblieben sey. So vergeht dieser Tag für unseren Parisier, der noch ganz glücklich ist, wenn nicht irgend einer die Ungeschicklichkeit begeht, der seinen Provinzialismus von seinen Irrenhäusern zu sprechen, denn soviel würde er auch dort noch mit ihnen hin müssen, und er hat schon so viel Gereuelhaftes eingenommen, daß sein Gemüth auf acht Tage mit Trauer und Betrübniß versorgt ist.

Von allen Pariser Widerwärtigkeiten ist die Einkehr der Provinzialisten die größte. Der Provinzialität zwingt uns, zu sehen, was man nicht sehen will. Wie er sich zu Hause schlägt und bringt es so ist er hier unruhig, immer noch mit den Füßen und Beinen; alle seine Regsamkeit und Rührigkeit bedingt sich in diese Tage zusammen, die er in Paris ist. Keine Erholung, kein Halt — nichts, immer vorwärts! Heut ist es das Panthron, das in Augenschein genommen wird, von Jean Jacques Rousseau's Grabmal an — einem Denkmal von weißem Holze, das man zu Jeantreiche Schande verfaulen läßt — bis an die Kuppel, wie so oft mit ihren Kreuzen und Bannern und Fahnen gewechselt hat — das Panthron, diese große Lüge, diese ungeheure Seltenheit, diese Ruhmesstätte, das eine Unmöglichkeit ist unter einem wandelbaren Ihn und herschwankenden Volke, das eine Beute der Revolutionen ist, das Panthron, von dem der Provinzialität nichts sieht, als die Steine. Man lasse ihm seinen Willen. Vom Panthron wirft er uns grabesmüd noch der Polizeikammer führen; er rennt den neuen Saal ganz genau, und beschreibt ihn uns. In der Pairskammer weiß er fragen: „Wo sind die Pairs?" wie er im Jardin des Plantes gefragt hat: „Wo sind die wilden Thiere?" Und wenn man ihm antwortet: „Die Pairs sind heut nicht zu sehen," so wird er sich gewiß vornehmen, wiederzukommen, wenn Alles im Luxemburg versammelt ist. So wie er aus dem Luxemburg hinaustritt, eilt er ihm unter die Füßen in den Odeons und sagt: „Ich habe, daß ein so schönes Theater geschlossen ist!" und „So war es nicht, als Picard noch lebte." Zu gleicher Zeit giebt er sein Bademeum hervor, und ruft aus: „Teufel! und ich habe Notre-Dame vergessen!" Bei diesen Worten erblaßt Mademoiselle Josephine und beginnt zu zittern, Claude Frollo fällt ihr ein und der Glöckner Quasimodo. Du unglücklicher Parisier! Nachdem sie Alles gesehen, Panthron entkommen, muß er auch noch die Thürme von Notre-Dame hinaufklettern. Sie fetzen und klettern, machen Halt und steigen von Neuem, und suchen an den Mauern das Griechische Wort, das die „Nothwendigkeit" bedeutet, und das Sujet zum Romau des Herrn Hugo geliefert hat — endlich nach langem Steigen kommen sie oben an, ziehen ein Messer aus der Tasche und kratzen ihre Namen ein: Pierre Bigonnet mit seiner Frau aus Tarbes und seinen beiden Söhnen, Eigenthümer, wahlfähiger Wähler; anno 1835.

Von dem Thurm von Notre-Dame nach la Morgue ist eine Kleinigkeit. Es geht in la Morgue hinein, wo statt der weggeraubten Leichen die Lumpen der Todten aufs scheußlichste umhergestreut liegen. Aber wohin gehen sie nicht? Alles ist ihnen recht! Das Palais Royal und das Schloß der Tuilerieen, die Akademie der Wissenschaften und die Akademie Francaise, das Louvre und die Wasser zu Versailles, das Aegyptische Museum und das Panorama, die Modehändlerinnen und der Laden von Bécu-Dodat. „Führen Sie uns," schreien sie Einem zu, „wir müssen die Tagloni und die Mars sehen. — Wollen wir eine Flasche Bier trinken im Café des aveugles? — Die schöne Limonaden-Verkäuferin soll jetzt schon ziemlich bei Jahren seyn? Und der Wilde, ist es gelungen, ihn zu civilisiren?" Und tausend andere Fragen von derselben Art. O Gott! So gefesselt an die widerliche Neugier Deiner Landsleute, unglückseliger Pariser, einer herrlichen Schußschuld blickst Du wohl hin im Geiste nach einer stillen Hütte in irgend einem lieblichen Thale, am Fuß eines Berges, auf dem die einsamen, immergrünen Tannen zauchzen. Ich wäre nicht zu Ende kommen, wenn ich Alles das aufzählen wollte, was der Pariser verpflichtet ist, in einem Jahre wider seinen Willen, lediglich Andern zu gefallen, zu sehen: so muß er, um nur eins anzuführen, alle zehn Jahre einmal in die Katakomben hinuntersteigen, muß alle sechs Monat die Wachsfiguren sehen; außerdem ist er Jahr aus Jahr ein mit albernen Kommissionen beläßigt — zum Beispiel einen Dauernähter im Palais Royal zu kaufen, oder auf die sämmtlichen Werke des Herrn Scribe zu subscribiren u. s. w. u. s. w. Auch Niemanden ist der Intendant und Beklemte seiner Provinz, die ihn unaufhörlich in Athem hält, so daß er sich am Ende wohl zu der Frage an sich selber genöthigt sieht, ob er nicht viel besser thäte, auf die so ihrer erkauften Vorzüge des Pariser Lebens zu verzichten, und ganz einfach ein Provinzialist zu werden.

Das sind die großen unter den kleinen Widerwärtigkeiten des Pariser Lebens; allein auch in allen mitten unter seinen Nachbarn; an ihren Elend und ihren Leiden Theil zu nehmen, ohne daß sie sich darum kümmern, und zu wissen, daß sie andererseits zu den innersten Gehimnissen unserer Existenz den Schlüssel haben können, sobald sie wollen; unter der Aufsicht seiner Portiers zu leben, immer diesen unerbittlichen Regus vor sich zu sehen, der besser als wir selber weiß, was wir thun, besser als wir selber weiß, wann wir ausgehen, wann wir in der Seele unserer eintretenden Freundes liest, nicht minder als in dem verflegelten Briefe, der an uns ankommt; nue bis zu einer bestimmten Stunde täglich zu schlafen; unendlichem Ueberlauf aus den Provinzen ausgesetzt zu seyn, die Einem kaum drei Monate von allen zwölfen in Ruhe lassen. Das sind die eigentlichen, die echten Widerwärtigkeiten. Von der Steuer rede ich gar nicht, die Elend ist überall dasselbe; man sag nun in Paris oder in der Provinz zahlen; rede gar nicht, hier in der Seele unserer eintretenden Freundes liest, nicht minder als in dem verflegelten Briefe, die Pein jedes Dasseins, es mag sich so günstiger Verhältnisse zu erfreuen haben, als es wolle, die geheime Verzweiflung, die in allen Herzen wohnt, die ewige Drohung, die uns bis in die süßesten und ruhigsten Augenblicke verfolgt — ist ein Unglück, welches unter die allertraurigsten, allergräßlichsten und schrecklichsten gerechnet werden sollte.

Nirgends giebt noch eine Menge seiner Unannehmlichkeiten in Paris, die man in einer vollständigen Geschichte dieses Gegenstandes nicht sämlich übergehen darf. So zum Beispiel!

Man geht beim schönsten Wetter aus, und kommt in einem Platzregen nach Hause; so unbeständig ist die Witterung in Paris.

Das Wetter ist so schön, daß man sich mitten im Monat Mai gedrängt und beengt, die Polsten sollen eben kommen; mit einemmal wird man einen Polymanteel umwedmen.

Man hat ein neues Kleid an, ein Kabriolet bespritzt Einen von oben bis unten.

Man will eine Prise Tabac nehmen, und die Dose ist Einem aus der Tasche gestohlen.

Man geht in's Theater, um ein angekündigtes Stück und einen beliebten Schauspieler zu sehen; dies Stück ist abgeändert.

Man kauft einen schönen Apfel und muß ihn erst braten, wenn man ihn genießen will.

Das Mittagessen kostet nur fünf und zwanzig Sous, aber die folgenden acht Tage hat man für ärztliche Hülfe fünf und zwanzig Franken zu bezahlen.

Man geht spazieren, geräth in eine Emeute und befindet sich plötzlich zwischen zwei Feuern.

Man ist Mitglied der Jury und verurtheilt einen Menschen zu den Galeeren; man kommt nach Hause, und findet keine Ruhe mehr und keinen Schlaf, nicht mehr den süßen Schlaf, das Leben jedes Tages, wie Macbeth sagt.

Auch so giebt es noch tausend andere Aergerlichkeiten und Beschwerlichkeiten für alle Stunden des Tages, mit keinem Aufzählung man einen dicken Band anfüllen könnte. Doch was thute? Ist man nicht, wie aller dieser Widerwärtigkeiten das seriefte, unaddzingste, liebkichstmöglich von allen geschäftenen und auch zu erschaffenden Wesen, ist man nicht ein echter Parisier? Wenn Paris nicht dieser große Mischmasch, wo es frei von allen Auflagen, allen Zwange lebig wäre, wenn die Provinz nicht so nach Paris sänge, wenn es keine Mengierigen gäbe, die man in Paris beumsführen müßte, wenn man keine Romane kaufen dürfte, keine Kabriolets aus dem Wege zu gehen, keine Gauner zu arretiren, keine Spitzbuben zu vernetheilen, sich vor keinem Portier in Acht zu nehmen, keine National-Garde durchzumachen brauchte, so wäre Paris nicht nur das Elbosado auf dieser Erde, sondern sogar das Paradies auf Erden; so gäbe es hier und kein anderes Paradies als im Himmel, und nur da findet man jene Widerwärtigkeiten nicht wieder, keine Visitiertem, keine Geschwornen, keine Diebe und keine National-Garde.

Bibliographie.

- Traité de physique appliquée aux arts et métiers, et principalement à la construction des fourneaux, des calorifères à air et à vapeur, etc. — Von J. J. Guillond. 3½ Fr.
- Traité élémentaire de Géologie, Minéralogie, et Géognosie, suivi d'une Statistique minéralogique des départemens, par ordre alphabétique. — Von G. Barrael. 3 Fr.
- De la Truffe. Traité complet de ce tubercule, contenant sa description et son histoire naturelle la plus détaillée, son exploitation commercial et ses rapports dans le monde culinaire. — Von Poyniet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 44. Berlin, Montag den 13. April 1835.

Belgien.

Die Fürstin von Chimay (Madame Tallien). *)

Ich habe die Fürstin von Chimay genau gekannt und zwei Jahre mit ihr auf ziemlich vertrautem Fuße verlebt. Ich war damals sehr jung; sie war es nicht mehr, hatte aber von ihrer Jugend das heiße Verlangen, zu gefallen, bewahrt, das eine Frau, die an unzählige Triumphe gewöhnt ist, auch den Verwüstungen der Jahre zum Trotz bis ans Ende ihres Lebens behält. Das erste Mal, als ich sie sah, feuyrirte mich ihre Schönheit, und noch mehr jene Anmuth und Koketterie des ganzen Wesens, die sie gegen diejenigen spielen ließ, die sie an sich ziehen und fesseln wollte. Sie bediente sich dieser Künste gegen mich — gegen mich! weil sie meiner bedurfte; gegen mich, die, jung wie ich war, sie schon liebte, weil ich sie für unglücklich hielt! .. Sie wandte alle Mittel der Verführung an, um mir zu gefallen — den sanften Strahlenglanz ihres Auges, den schmeichelnden Zauber ihrer Stimme, die Feinheit ihres süßesten Lächelns, die antiken Haltungen ihres herrlichen Kopfes, mit einem Wort, die ganze Poesie ihrer reizenden Gestalt, die auf gleiche Weise an eine Königin, an eine Schauspielerin und eine galante Frau erinnerte — eine pikante anmuthige seltsame Mischung, die im ersten Moment imponirte und unbedingt fesselte, später hingegen an Kraft und Wirksamkeit verlor, wenn der erste volle blendende Eindruck vorüber war.

Sie glich Mademoiselle Mars und suchte diese Aehnlichkeit vollständig zu machen, indem sie die angenehme Stimme derselben mit Glück nachahmte. Das Musikalische ihres Tons, so voll lieblicher Kraft und weicher Süßigkeit für Momente, erinnerte mich oft auf's Aeußerraschendste an sie. Die Fürstin suchte über meine Aeußerungen in Bezug auf diese Aehnlichkeit geschmeichelt, und sie war in der That bisweilen von einer interessanten Ueberreinstimmung und Wahrheit. Dann gefiel sie sich darin, mir von ihren dramatischen Triumphen zu erzählen aus jener Zeit, als sie auf ihrem Theater in Chimay die Rollen der großen Künstlerin, unter anderen die der Madame de Clairville in der Wette, spielte. Ich glaube sehr gern, daß ihr der Beifall, den sie gefunden, mit vollem Rechte zu Theil geworden. Denn ihre feste Gewohnheit, sich deutlich auszudrücken, machte sie von jeder Art hemmender Schüchternheit frei; die Berechnung der Erfolge war ihrem Geiste angeboren, und sie beherrschte mit sicherem Bewußtsein alle ihre Mittel dazu.

Sie kannte auch den Reiz des verweilenden Blickes und die unwiderstehliche Gewalt eines Lächelns. Sie war in der müssigen Kunst ganz besonders zu Hause und verstand es auf dem Grunde, ihrem Gesichte den Ausdruck zu geben, der dem Beifallsruf des Momentes gerade angemessen war; doch bemerkte man mit einem wenig Takt und Beobachtungsgabe bald, daß an der ungemeinen Beweglichkeit desselben die Kunst mehr Antheil hatte, als die Natur. Ihr Auge war nicht von Natur gütig, ihr Lächeln nicht von Natur liebenswürdig; man entdeckte in beiden etwas Gemachtes. Ihr schwarzes, lebhaftes, Spanisches Auge zeigte nicht immer jene Wahrheit, wenn man auf sie Rechnung gab, ohne daß sie es bemerkte; und ihre Lippen, auf denen, trotz der weichen Falte, der leicht gekniffene Zug Einem nicht entging, bildeten für den feinen Beobachter immer einen Mund, hinter dem ein verachtendes Mißwollen lauerte, einen Mund, der eben so gut einer bösen Frau als einer reizenden Odaliske gehören konnte.

Ich habe manche Stunde mit ihr allein zugebracht, des Abends, entweder bei ihr oder bei mir zu Hause, wo sie mir dann Fragmente aus ihrem Leben erzählte. Sie erzählte mit Gefühl und Geist — besser und hundert Mal interessanter, als ein gut und elegant geschriebener historischer Roman. Sie verband in ihrer Erzählung die Poesie des Blickes und der Geberdung; das Dramatische der Stimme und der Thränen mit dem Drama und der Poesie der interessantesten Begebenheiten — die rührendsten Situationen, die unerwartetsten und schreckenvollsten Vorfälle und Ereignisse nahmen mir in diesen Stunden aufs lebendigste vor Augen. — Die Erinnerung an diese Abende, die wir so mit einander verbrachten, wo sie mir ganz allein dieses merkwürdige Schauspiel gab, wird nie aus meiner Seele verschwinden; mir ist, als hätt' ich sie gestern vernommen, jetzt, wo sie nicht mehr ist, wo ich sie nicht mehr sehen werde, wie sie mit Thränen die Blätter ihrer Vergangenheit vor mir aufschlug und mit denen sie verlosch, und mit ihren Zähren die brennenden Zeilen verpflückte, die sie mir seinen zartes Alter nicht geschrieben waren. Ich verschlang ihre langen Erzählungen mit der ganzen Begierde eines unerfahrenen zarten Gemüthes. Ich sah wohl, daß sie viel gelitten, viel gelitten hatte, und suchte mir die rauhe Strenge der Welt gegen sie nicht zu denken.

Sie bewies mir eine durchaus mütterliche Zuneigung. Mit willigem Glauben gab ich mich ihren Neigungen hin; später, als ich gewahr wurde, wie sie diese zärtliche Wirksamkeit, dieselben Beweisdemonstrationen an viele Andere verschwendete, die mir wenig ähnlich waren, fing ich zu zweifeln an und zog mich leise von ihr zurück.

Der Zufall führte mich fast zu gleicher Zeit mit ihr nach Brüssel. Es ist bekannt, daß sie ihr glänzendes Haus in der rue de Babylon zu Paris verkaufte und sich in Belgien niederließ; den Winter verlebte sie in Brüssel und den Sommer auf ihrem prächtigen Landsitz zu Chimay.

Der Fürst von Chimay, Mitglied der ersten Kammer der Generalstaaten und Kammerherr des Königs Wilhelm, ging allein an den Hof; seiner Frau war der Zutritt hier untersagt. Eine so hohe Ungnade, ein solcher Stempel von Schmach, vor aller Welt der Stirn dieser ehrgeizigen Frau aufgedrückt, verbreiteten sie in die bitterste Verzweiflung. Ihr Stolz als Fürstin, Gattin und Mutter litt auf gleiche Weise auf's allerbestigste unter dieser Schmach, deren Ursache unglücklicherweise für Niemanden ein Geheimniß war. Tagtäglich, zu stündlich, seufzte sie unter dieser Folter; was sie nur konnte, that sie der Welt zu Gefallen, um von dieser Pein erlöst zu werden; sie ließ nichts unversucht, klopfte an alle Thüren; umsonst! die des Hofes blieb ihr verschlossen. Mehrere vornehme Damen eben dieses Hofes, die von sich selber wohl von den Vortheilen nachsichtiger Milde hätten sagen können, kabalirten gegen die arme Fürstin und widersetzten sich mit ziemlich unchristlicher Erbitterung ihrer Zulassung in einen Zirkel, in den sie Zier und Rang ihres Gemahls von Rechtswegen betrieben.

Ich habe die Fürstin von Chimay beständig traurig gefunden, diese nämlichen Damen, über die sie sich am meisten zu beklagen hatte, zu entschuldigen oder zu vertheidigen. Nie entschlüpfte ihr ein bitteres Wort, ein Spott über sie. Sie litt das Mögliche von ihrem Hasse, ihrer Wuth, sie zu demüthigen; aber wenn sie darüber seufzte, so geschah es ohne Bitterkeit, mit englischer Geduld und der Resignation einer durchaus überlegenen Natur.

Ich war viel aufgebrachter, als sie, über die Schmach, mit der man sie überhäufte; sie sah das Interesse, welches mir ihre schiefe peinliche Stellung einflößte, sah, mit wie schmeichelhafter Anspielung ich am Niederländischen Hofe aufgenommen war, und lag mir deshalb unaufhörlich an, bei Ihrer Majestät der Königin und vor Allem dem Prinzen von Oranien, den sie sich zumeist wußte, zu ihren Gunsten zu sprechen. — Obgleich mich diese Schritte bei meiner übergroßen Schüchternheit unendlich viel Ueberwindung kosteten, so betrachte ich mich doch nicht, sie zu thun, za, ich wiederbolte mein Anliegen bei dem Prinzen sogar mehrere Male, der meinen Einspruch gegen die Verfolgungen der Fürstin mit großer Fremdlichkeit anhörte, mir die liebenswürdigsten Dinge über mein Plaidoyer, wie er es nannte, sagte und immer mit den Worten schloß: „Mein lieber Herr, ich versichre gar nichts mehr, als Ihnen gewähren zu können, was Sie wünschen, weil Ihnen so viel daran zu liegen scheint. Die Fürstin von Chimay hat an Ihnen den besten Advokaten unter der Sonne; sie ist eine reizende, höchst ausgezeichnete Frau, sehr liebenswürdig auch sehr unglücklich; aber ich kann sie nicht bei mir sehen; meine Frau würde es nie zugeben, und Sie begreifen, daß sie es nicht zugeben kann, weil der König an sie alle Mal nichts dann schön will, sie an den Hof zu lassen." — Dann mußte ich ehrerbietig schweigen und konnte nichts mehr erwidern. — Die Fürstin, immer voll Ungeduld, das Resultat meiner fruchtlosen Versuche zu vernehmen, hörte mir mit Rührung zu, als ich ihr die Antwort des Prinzen überbrachte, und dankte mir, wie wenn mir der glücklichste Erfolg zu Theil geworden wäre.

Die Fürstin in derselben Angelegenheit mehrere Mal zu den Prinzen von Oranien. Ich habe nie den Entwürfen Sr. Königl. Hoheit gesehen, aber sie sagte mir, sie seyen voller Zartgefühl und ehrerbietiger Schonung. Dies nahm mich nicht Wunder. Ich kannte das edle große Herz des Prinzen, und Niemand hätte einen Gegenstand von dieser Natur dieser zu behandeln, solche schwierige Antwort besser zu geben verstanden, als er. Der Stil des Prinzen ist von seltener Eleganz und Reinheit; er schreibt ganz hinreißend, und seine Briefe sind kleine Meisterstücke von innerem Zusammenhange und Klarheit, — das beste Naturell spricht sich in ungekünstelter Schönheit darin aus.

Die Fürstin suchte unter den täglichen Zerstreuungen im vertrauten Kreise ihre fortwährende Erniedrigung zu vergessen. Einzelne Frauen,

*) Diese interessanten, bisher noch ungedruckten Dokumente über die Fürstin Chimay sind aus den „Memoiren über König Wilhelm's Hof, von einer Belgischen Dame" entlehnt.

dreister oder, ehrlich gesagt, besser als andere, gingen in ihr, der Verachtung, nicht des Hofes, sondern jener am Hofe stummstörenden Damen zum Trotz. Fast alle ausgezeichnete Fremde und die Mitglieder des diplomatischen Corps machten in den Soiréen der Fürstin über die das Bernhammungsbedürfniß ausgesprochen war, finden. Es wurde oft Musik gemacht. Der Fürst, selber ein ausgezeichneter Musiker, einer der besten Schüler Baillot's, machte sich ein Vergnügen daraus, jeden talentvollen Künstler, der sich ihm vorstellen ließ, bei sich zu sehen. Er spielte in den Konzerten, die er gab, selber mit, und oft waren diese musikalischen Versammlungen höchst bedeutend. Fürstin machte mit der feinsten Grazie die Honneurs in ihrem Hause. Ich muß meinem Charakter und Geschmacke hätte es lieber gehabt, und es würde für ihre Stellung passender gewesen seyn, wenn sie etwas minder jene lächelnde liebliche Anmuth, und dagegen ein wenig mehr von jener edlen kalten Würde gezeigt hätte, die eine Frau stets so wohl kleidet, wenn sie zugleich Takt genug besitzt, nicht monoton darin zu werden und sie zum Typus ihres Wesens machen zu wollen. Ein Bewehmen, das gegen Jedermann auf gleiche Weise schmeichelnd und zuvorkommend war, machte mich oft ungeduldig und war mir oft zuwider. Mehr Stolz, mehr Trockenheit und Zurückhaltung wäre mir viel lieber gewesen. Es lag immer zu viel Bittendes in ihrem Ausdruck.

Den musikalischen Soiréen folgten bald Spielpartien. Die Fürstin hatte von ihrer Mutter, der Frau von Cabarus, eine Leidenschaft geerbt, der sie sich in den letzten Jahren ihres Lebens schrankenlos hingab. Sie war Spielerin!... Spielerin in der vollen Bedeutung und Ausdehnung des Wortes. — Sie spielte und wollte nichts weiter, als spielen. Eine gröne Decke, ein Spieltisch hatte einen unwiderstehlichen Reiz für sie; man hat mir es gesagt. Ich selber habe sie daran sitzen sehen. Das hatte mich ihr vollends entfremdet.

Es ist mir lieber, daß der Hang zu ihrer kleinen Staffelei gestehen habe bei ihrer Miniatur-Malerei, für die sie ein so meerwürdiges Talent hatte. — Sie war eine Schülerin von Isabey und portraitirte mit einer Vollendung, wie sie bei Dilettanten eigentlich nicht angetroffen wird.

Aus der Zeit ihres Glanzes her hatte sie einen ungeheuren Hang für eine verschwenderische Toilette, überhaupt für Ausgaben aller Art behalten. Ihr Anzug war immer auserlesen, von einer äußerst sostdaren Eleganz. Auch auf dem Lande trug sie nur Stoffe, die mit großen Kosten aus Paris gesandt waren, und die dankwirt einer Kiste mit Modesachen in Chimay war für sie und die junge Fürstin Luise, ihre Tochter, ein Ereignis von der höchsten Wichtigkeit. Diese Damen rivalisirten in Koketterie und kleinen weiblichen Sorgen, und man kann sich gar keine Verstellung machen, wie freilich für ein Gegenstand von solcher Uebertuendheit beschäftigte und einander.

Ich will den Schleier nicht aufheben, den eine natürliche Discretion gebietet, über dem Innern der Häuser ruhen zu lassen, in denen man freundschaftlich aufgenommen worden. — Das häusliche Leben der Fürstin war, wie das dieser Anderen, nicht glücklich...

Es ist unmöglich, die Gastfreundschaft der prosaterigsee und zugleich liebenswürdigere Weise zu üben, als es der Fürst und die Fürstin auf ihrem prächtigen Landsitz zu Chimay thaten. Die feinste Urbanität wachte die Honneurs. Es war das echte vornehme Leben mit Allem, was es an Eleganz und Behaglichkeit in sich schließt. Doch der dies für die Fürstin und ihre Tochter immer keinen souterrichten Steif der Erziehung dar und genügte ihnen sehr wenig. Beide waren weitaus lich für die große Welt, die sie nur aus der Ferne, in den sie sich vor Allem gern bewegt hätten; der bürgerliche, beschränkte Gesellschafts-Zirkel einer kleinen ländlichen Stadt wie Chimay und die Huldigungen ihrer guten Bewohner konnten ehrgeizigen Wünschen, wie Beide sie im Herzen trugen, nichts genug thun. In diesem Unglück kam nun noch hinzu, daß ökonomische Gründe sie nöthigten, mehrere Winter lang in Zurückgezogenheit in Chimay zu verweilen. Sie sind nicht nach einem großen Schauplatz, nach Glanz und Ehre schmachteten, sich mit einem Dasepn begnügen mußten, das noch immer beneidenswerth genug war, um die stolzesten Träume vieler Anderen zu übertreffen.

Die Memoiren der Fürstin würden ein höchst interessantes Buch geben, und es wäre wohl zu wünschen, daß sie die Materialien dazu sicherlich hinterlassen hat, dazu bringe Niemand sich selber dazu beitragen, genau so, wie sie mir dieselben in unseren vertraulichen Unterhaltungen erzählt hat. Von ihrer Todesangst könnt' ich berichten, die sie in den Revolutions-Gefängnissen ausgestanden, von dem Entsetzen, das sie ergriff, als sie Nachts auf dem faulen Stroh eines ungefunden Kerkers bald nackt in elenden Lumpen lag, tiefes Dunkel um sie her, und sich plötzlich angesichts von schauderlichen Thieren, die nagenden Zähne in ihren Beinen fühlte — unterzeitig von der Ratte, wenn die Narben dieser Bisse noch darauf zu sehen. Man brufe sich dies schöne Wesen so leidend, im Dunkel eines Kerkers, im Kampf mit diesen Bestien, von denen sie weder die Stärke noch die Zahl wissen konnte, und sage dann, ob eine größere Strafe und Qual zu finden ist.

Eines Tages, als eine Metzelei in den Gefängnissen stattgefunden hatte, schrieb sie an Roderspierre, sie sieht einem Traume nicht sehr ähnlich, den ich diese Nacht gehabt. Robespierre war todt, und alle Kerker thaten sich auf." Kurze Zeit nach diesen Briefe und diesem Traume war Robespierre wirklich todt und sie frei.

An einem anderen Tage, als sie mit mehreren Gefangenen aus dem ersten Kerker nach einem zweiten transportirt ward, konnte der Karren, auf dem sie zusammengepackt lagen, durch das Gedränge in der Straße nicht hindurch und hielt oft mit dem Fuhrwagen, der die Brennholzen nach der Guillotine fuhr. Auf diesem Karren befand sich mitten unter jenen Unglücklichen ein junges Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren, von seltener Schönheit, die im Munde eine Reihe Perlen hielt, die minder schön und minder frisch war, als sie. Hände und Arme waren ihr auf den Rücken gebunden, so daß sie sich nicht bewegen konnte. Sie sah Madame Tallien mit feuchtem Blicke an, der voll war von der ganzen Poesie der Resignation und des Unglücks, dann ihre großen blauen Augen zum Himmel erhebend, sahen sie ihn ihr als den Ort ihres nächsten Bestimmtseins bezeichnen zu wollen. Es war ihr gleich innig offenbar gewesen, daß diese Frau, ein unglückliches Schlachtopfer wie sie, heiße Theilnahme und zärtliches Mitleid für ihr Schicksal empfand; ohne mit einander zu reden, hatten sich diese beiden Seelen verstanden: eine plötzliche heilige Fremdschaft loderte auf zwischen ihnen am Gradesrand, auf der Schwelle der Ewigkeit, um zu verblühen, noch ehe sie ihr Dasepn gerettet, wie zwei Blumen tauschten ihre Blicke ernste erhabene Geheimnisse mit einander, eine Umarmung himmlischen Trostes ging von Herz zu Herz — keine Geberde, kein Wort hätte ihr Gefühl so tief, so innreichend zu offenbaren vermocht: Trauer und Verbrüderung und Hoffnung und ewiges Erinnern lag in dieser stummen Vereinigung zweier anbetungswürdiger Wesen, die einander begegneten, um sich zu lieben und dann nie mehr zu sehen! ... Wie dumpfen sich diese beiden Seelen durch die elenden Karren in Bewegung — ein Witz des Lebewohls flog aus den Strophzaugen des Mädchens.

Der Karren mit den Verurtheilten rollte dicht an dem der Gefangenen vorüber; das Mädchen zog ihre Rosenknospe mit den Lippen in den Mund und blies sie mit aller Kraft ihres Odems Madame Tallien zu, die sie mit heiliger Freude auffing, wie das Bewußtsein eines Märtyrers. Sie wollte ihre Armut nach der Unglücklichen ausstrecken, aber der Karren rollte dahin; Alles war gesagt.

England.

Die jährlichen Zusammenkünfte der Britischen Gelehrten.

(Schluß.)

Das System des Berichtstattens ist in der That nur eine Art von Bäckermacherei, die wir jedoch in Gottes Namen dulden wollten, wenn man sie nur Leuten übertrüge, die eben zu nichts Besserem taugten. Aber Männern wie Peacock, Ehallis, Whewell und Christian solche Rapporte zu übertragen, zeugt von unwisser Leitung des echten Talentes.

Die Berichte, von denen wir jetzt reden, umfassen einen Achtbeile des ersten Bandes der Verhandlungen; das letzte Achtheil ist mit den Verhandlungen der einzelnen Sectionen angefüllt, lauter Abkürzungen von Artikeln, die größten Theils schon publizirt waren. Diese Abkürzungen umfassen 115 Seiten oder beinahe ein Viertheil des zweiten Bandes. Sie sind, unseres Erachtens, der Britischen Association ganz unwürdig. Wenn die Berichte den Schluß der Wissenschaften durchlaufen haben, so müssen die Verhandlungen der Vereine entweder ganz aufhören oder ein Magazin magerer Abkürzungen werden.

Aber gesetzt auch, die Berichte würden in deßmöglicher Form abgefaßt, so daß sie eine wertvolle Geschichte der Wissenschaft bis auf den heutigen Tag enthielten: ein solches Werk ist und bleibt nichts mehr als eine Encyclopädie, während die Verhandlungen der Sectionen nichts mehr sind als ein wissenschaftliches Journal. Wie kann aber eine verstümmelte Encyclopädie oder ein Journal aus Fragmenten einem Verein von Gelehrten Charakter oder Stabilität geben?

Als die Association noch im Entstehen war, fehlte es nicht an tauenden Einwendungen gegen ihre Nützlichkeit, von denen aber nur etwa drei sich behauptet haben und Widerlegung verdienen.

Zunächst wendet man ein, es stehe große Versammlung müsse doch wohl mehr ein impofantes Schaugepränge, als ein wahrhaft nützliches und wirkendes Institut seyn; es grabe allerdreite viele Secretäten, in welchen die Gelehrten sich persönlich antegen könnten, und zum raschesten geistigen Austausch sey die periodische Presse schon hinreichend. Freilich ist die Association ein sehr imposantes Schaugepränge; aber um zu diesem letzteren Attribute zu kann sie ihre großen Zwecke zur Reife bringen. Eine Zusammenkunft vieler Personen, die Achtung, ihr persönlicher Charakter, ihr Reichthum und Rang ansehen geben, kann viel Größeres leisten, als die Bewährungen einzelner Individuen. Der Glanz einer zahlreichen Versammlung ist gleichsam der nervige Arm des intellectuellen Riesen, den er ausstreckt, um sich Speise zu holen, um seine Kräfte zu erschmettern und seine Herrschaft auszubreiten. Die Art und Weise, wie solcher Glanz erlangt wird, ist gleichgültig der Allmacht und der Würde des wissenschaftlichen Geistes, und es regt sich ein lokaler Sinn für Entdeckungen und Erfindungen. Der zweite Theil des Einwurfes findet schon im ersten Theil seine Beantwortung. Indem man einräumt, daß die Association kein wirklicher Verein ist, gesteht man auch zu, daß die besehenden Gesellschaften hinreichend sind, um die gewöhnliche wissenschaftliche Arbeit zu thun. Allein die Association sollte auch nie ein wirklicher Verein werden, und zwar aus dem oben angeführten Grunde. Wie kann ein Comité, das den Vormittag in Sectionen, den Abend in öffentlichen Zusammenkünften zubringt, Muße oder Abkleation genug finden, um den wissenschaftlichen Bestrebungen eine „systematische Richtung" zu geben? Es ist dies rein unmöglich. Die ganze Leitung ist in den Händen einer der zweite Secretäre der Sectionen. Deren Bewegungen durch eine geringe Anzahl sich einmischender Personen, die sich die vornehmsten Hebel der großen Maschine angeeignet seyn möchten, gehindert und bisweilen auch gehemmt werden. Die Arbeit dieses Instituts wird also nur von wenigen leitenden Personen gethan, und diese wenigen sind, unseres Wissens, eben seine Individuen, die in großem Ruse stehen, oder besonders tiefe Forschungen anstellen.

Der zweite vornehmste Einwurf, den man gemacht hat, ist der, daß solche Vereine keine und seichte Marktschreier in Ruf bringen und der Würde des echten Gelehrten schaden, indem eine Oeffentlichkeit von dieser Art mit seinem gewohnten stillen Wirken nicht verträglich sey. Aber dieser Einwurf kann gegen alle öffentlichen Zusammenkünfte gerichtet werden, und in menschlichen Einrichtungen muß man das Uebel oft um des Guten willen dulden. In Oxford und Cambridge erregte

die Sucht Einzelner, die ihr oratorisches Talent geltend machen wollen, große Mißbilligung; allein die verbesserte Einrichtung der Versammlung in Edinburg steuerte den Excessen dieser Art schon merklich.

Der dritte Einwurf gegen die Association ist der, daß sie Kabalen und Eifersüchteleien erzeuge. Allein es existirt wohl keine gesellschaftliche Verbindung, in welcher die Elemente der menschlichen Natur nicht zuweilen auf unangenehmer Art sich einmischen sollten. Bis jetzt wissen wir zwar von keinen wirklichen Kabalen unter den Mitgliedern der Association; aber der Keim ist allerdings vorhanden. Sobald das Kontingent von Cambridge hinzukam, schienen einige Mitglieder darauf hinaus zu arbeiten, daß man sie als die Reformatoren und neuen Schöpfer des Instituts verehre. Zuerst gab sich dieser Plan in der Rede des Dr. Buckland zu erkennen, und er das Amt eines Präsidenten des Vereins ernannt. Nach einmüthiger Versammlungsansicht betrifft (sagt er), so sind selbige durch meinen Freund, den Vice-Präsidenten (Herrn Harcourt), den ich den Stifter der Association nennen möchte, mit Beredsamkeit und philosophischem Geiste auseinandergesetzt." Herr Harcourt, der das Irrige des Ausdrucks „Stifter der Association" recht gut fühlte, nahm die erste Gelegenheit wahr, um demselben öffentlich zu widersprechen. Bei dem großen Gastmahl, das an demselben Tage gegeben wurde, sagte er, als man seine Gesundheit ausbrachte: „Der glänzende Erfolg dieser Zusammenkunft muß ohne Zweifel denen Herren sehr willkommen seyn, welche den Plan zunächst entwarfen — Herrn David Brewster, der die Idee dazu angab und also mit vollem Rechte der Stifter der Association genannt zu werden verdient — denen Individuen, die ihn unterstützten, und der Gesellschaft, die den Plan zur Ausführung brachte." Herr Harcourt sagte noch hinzu, „wenn den vielen schönen Experimenten, die Herr David Brewster gemacht habe, fey dieses das kühnste und erfolgreichste gewesen."

Die Harmonie, welche den Britischen Gelehrten-Verein bis jetzt charakterisirt hat, wird hoffentlich durch so unwürdige Versuche nicht gestört werden. Ein Kongreß wissenschaftlicher Forscher ist nicht die Sphäre der Schmeichelei; seine Wahrung ist nicht das gaxatige Element, welches die Wärter einsperren, sondern die edle subskanzielle Saft, welcher durch die Wurzel in den Stamm dringt.

Bei diesen Beobachtungen über den Britischen Verein beseelte uns der lebhafte Wunsch, ihn von seinen Mängeln befreit zu wissen. Seine Leitung darf nur freisinnigen Männern anvertraut werden, die kein Sektengeist beherrscht, und deren Privat-Interesse mit dem allgemeinen Interesse zusammenfällt. Wird dieses Prinzip nicht befolgt, so sind die Pläne der Association bloße Projekte einzelner Individuen, die sie dem General-Comité vorlegen, wenn es durch Geschäfte abgezogen wird oder augenblicklich wenige Mitglieder zählt. Diese werden dann in einer öffentlichen Sitzung ohne Diskussion verlesen und erhalten, als Dekrete der Britischen Gesammt-Weisheit, unverwerkt Gesetzeskraft. (Edinburgh Review.)

Bibliographie.

Arboretum Britanniœum. (Britische Dendrologie.) Von T. C. London. Erste Abtheilung.

The mayor of Wind-Gap and Canvassing. — So heißen zwei kürzlich erschienene Irländische Novellen von John Banim's, dessen Autorname ein ganzes Geschlecht in sich begreift, indem er seine Romane immer als von der Familie O'Hara (By the O'Hara Family) ausgehend bezeichnet. Banim galt eine Zeit lang in der literarischen Welt für todt; ja die Times erzählte sogar einmal umständlich, wie der beliebte Schriftsteller vor Armuth und Elend umgekommen sey, und da er lange nichts von sich hören ließ, so glaubte man hier und da auch wirklich, daß er gestorben sey. Es zeigt sich indessen jetzt, daß er nur krank, und zwar körperlich krank gewesen; denn daß seine geistigen Kräfte nicht abgenommen haben, geht aus den eben erschienenen Novellen, die wiederum sein Lieblings-Thema, Irländische Zustände, behandeln, zur Genüge hervor.

Frankreich.

Jacquard und seine Webstühle.

Vor 30 Jahren waren noch die Seidenweber zu Lyon eine elende und verdorbene Menschenklasse. Man erkannte sie leicht an ihrer angerordten Kleidertracht, an dreieckigen Hute, an den Chinesischen Strümpfen und am Sammtrock. Was sie aber zu einer besonderen Gattung der Lyoner Bevölkerung machte, das waren nicht sowohl ihre sonderbaren Gewohnheiten und Kleiderschnitte, als hauptsächlich der leidende Ausdruck ihres ganzen Wesens. An ihren hagerren und entstellten Formen, an ihren gedehnten Worten und an ihren blassen und verzagenden Physiognomieen konnte man es bald wahrnehmen, daß die Arbeit ihre Lebensgeister zerstöre. Sie beklagten sich selten und lebnten sich niemals auf; aber dieser arbeitsame Theil der Bevölkerung erlag fast alljährlich heimlich und klaglos dem Gebrauche seiner Werkzeuge, gerieth immer mehr in Verfall und verschlimmerte sich täglich.

Man brauchte nur einen Blick auf ihre Werkstätten zu werfen, um den ganzen Umfang ihres Elends zu entdecken. Die ganze Familie arbeitete in einem Nestr, in welches das Tageslicht nur durch Papierschleichen eindrang. Die Reichwirker, das heißt diejenigen, welche Blumen-Guirlanden in Gold und Silber wirkten, befanden hiezu eines kostspieligen Mechanismus, welcher, da er mit vielen verwickelten Schnuren und Gewichten umgeben war, nur sehr schwierig geleitet werden konnte. Diese Fabrication war überem Stillstande ausgesetzt, während dessen der Arbeiter oft genöthigt war, um die dadurch entstandene schmale Kost leichter zu ertragen, sich, im eigentlichsten Sinne des Wortes, seinen Bauch mit einem ledernen Gurte zusammenzuziehen. An den Arbeitsstagen wurden sie unglaublich ermüdet; denn sie mußten den Körper so gewaltsam verrenken, daß er mit Schweiß übergossen war, und sie konnten sich auch nur wenig Schlaf vergönnen. Der Arbeiter, welcher mit Weben beschäftigt war, saß auf einem hohen Schemel und mußte die Beine bald rechts, bald links vorschieben, um den Faden der Aette die Richtung zu geben, welche die vielfältigen Muster des Stoffes erforderten. Es war auch noch ein Arbeiter, so bisweilen waren mehrere nöthig, um die Schnüre und Gewichte in Bewegung zu setzen; und hierzu wurden gewöhnlich die Kinder, und vorzüglich die jungen Mädchen, Schlingenzieherinnen genannt, gebraucht. Diese kennten ihr Handwerk nur in einer so gezwungenen Körperstellung betreiben, daß ihr Gliederbau dadurch entstellt, das Wachsthum gehemmt und sogar der Lebens-Akt verkürzt wurde.

Alles dieses hat sich seitdem in Lyon bedeutend verändert; der Stand der Arbeiter ist, möchte man sagen, eben so ein ganz anderer geworden, wie der Nutzen, den ihnen ihr Kunstfleiß trägt. Die Arbeit ernährt sie zwar noch immer, aber sie tödtet sie wenigstens nicht. Jene Race von Kretins ist eine mannhafte Bevölkerung geworden. In den sogenannten Zuschuß-Sälen, in den Schulen und in den Werkstätten giebt es eine Menge lustiger und pausbäckiger Jungen, mit der lebhaftesten Gesichtsfarbe. Die erwachsenen Männer sind nicht sehr belebt, aber sie scheinen gemeiniglich gesund und munter zu seyn. Am Sonntage, wenn die Menge der Arbeiter in der Schenke feiert, ist leicht der Forscherist eines gewissen Wohlstandes zu erkennen. Unverwerkt liegen sie die scheue Melancholie ab, die sonst der eigenthümliche Charakterzug ihrer Profession gewesen war, und eine Art kriegerischen Muthes ist dafür bei ihnen wahrzunehmen. Zwei hinter einandrr in Lyon flattgefundene blutige Revolten haben Zeugen davon.

Der Urheber dieser Fortschritte, Joseph Marie Jacquard, ward in Lyon den 7. Juli 1752 geboren. Sein Vater, Jean Charles Jacquard, war Werkmeister in goldenen, silbernen und seidenen Zeugen; seine Mutter, Antoinette Rive, war eine Musterstickerin, und sein Großvater, Jean Charles Jacquard, war Steinschneider in Cauzon. Diese Geschicklichkeit zeigt zur Genüge, daß Jacquard sich ohne alle andere Unterstützung, als Lebhaftigkeit des Charakters, zu dem Range einer Wohlthäters seiner Vaterstadt erhoben hat.

Das Leben Jacquard's war sorgenvoll und unruhig. Seine ersten Jahre verstrichen in der Werkstatt eines Buchbinders. Wider den Gebrauch der Lyoner Familien, hatte dieser junge Mann, obgleich Sohn eines Werkmeisters, doch nie das Handwerk seines Vaters ergreifen mögen. Der Buchbinder-Profession zog ihn auch nicht klar an, und wir finden ihn später verheirathet und zum Behufe seiner Familie, und zwar in demselben Hause, welches ihm seine Aeltern hinterlassen hatten. Dieses Haus wurde bei der Belagerung von Lyon im J. 1793 abgebrannt, und als die Konvents-Prokonsuln die Einwohner, welche die Kartätschen verschont hatten, dezimirten, sah sich Jacquard unter der Zahl der Verbannten.

Bald darauf fand jedoch Jacquard selbst unter denjenigen, welche ihn proskribirt hatten, mehrere Gönner. Er kam nach Lyon zurück und unterzog sich daselbst dem Studium der Mechanik, zu welcher ihn ein innerer Trieb hinzog. Hier folgt nunmehr die Geschichte seiner Entdeckungen, so wie er sie vor 28 Jahren der Handels-Kammer zu Lyon vorgetragen, und wie sie der Dr. Bowring erzählt, aus dessen Bericht wir die zu Folgende entlehnt haben.

Vor dem Frieden von Amiens hatte die Königliche Societät zu London einen bedeutenden Preis für den Erfinder eines Mechanismus ausgesetzt, welcher bei der Garnspinnerei anwendbar wäre. Ein Auszug dieser Preisaufgabe, in einem Französischen Journal übersetzt, fiel in einer Gesellschaft von Freunden unserm Jacquard in die Augen. In diesem Augenblicke faßte er sogleich seinen Beruf, und nach einigen fruchtlosen Versuchen war der Maschine zu Stande gekommen. Jacquard fabrizirte einen Faden daraus und steckte ihn in die Tasche, bevor aber die Sache wieder. Als er jedoch mit einem Freunde zusammentraf, welcher jene Preisaufgabe auch verlesen gehört hatte, warf er den Faden auf den Tisch und rief: „Hier ist die Schwierigkeit gehoben!" Es war ihm genug an dem Gelingen seines Vorhabens, und er kümmerte sich weiter um nichts, weder um die anderweitigen Resultate seiner Erfindung, noch um die verheißene Belohnung.

Einige Zeit darauf wurde Jacquard zu seiner größten Ueberraschung vor den Präfekten gefordert. „Ich habe von Ihrer Geschicklichkeit in der Mechanik sprechen hören", sagte dieser. Jacquard begriff diese Anrede nicht und war um Entschuldigungen verlegen, denn der Faden war ihm schon aus dem Gedächtnik gekommen, so wie die Maschine, auf der er ihn gesponnen hatte. Seine Verwunderung aber verdoppelte sich, als der Präfekt seinen Namen hersagte und hinzufügte: „Ich habe den Befehl vom ersten Konsul, Ihre Maschine nach Paris zu schicken."

In wenigen Tagen war die Maschine zurechtgemacht und vervollkommnet vor den Augen des Präfekten, und zwar mit einem nur zur Hälfte gewirkten Faden, so daß er selbst die Maschen, welche am Fuße der Stange geschlagen waren, zählen und noch eine neue Masche dem Gewirke hinzufügen konnte. Verwundert darüber, rief der Präfekt: „Das ist ja ein Wunder! Ich habe wohl Wunder mit hören." Das Resultat lief in der That sich nicht lange erwarten. Jacquard wurde wieder zum Präfekten beschieden, und der Empfang war nicht sehr beruhigend für ihn. „Sie müssen sogleich, Herr Jacquard, auf Befehl des ersten Konsuls nach Paris reisen." — „„Nach Paris, mein Herr, ist das möglich? was habe ich denn gethan? Wie kann ich meine Geschäfte verlassen?"" — — „Sie müssen nicht nur nach Paris reisen, sondern jetzt in diesem Augenblick sogar." — Es war nicht Zeit, zu widersprechen; ein Wagen wartete schon auf den Mechaniker und führte ihn schnell, unter der Begleitung eines Gendarmen, der ihn nicht aus den Augen verlieren durfte, nach der Hauptstadt ab.

Jacquard war noch nie in Paris gewesen; man führte ihn ins Konservatorium, und die ersten Personen, die er daselbst

Geschichte bekam, waren Napoleon und Carnot. Carnot sagte etwas heftig zu ihm: „Sind Sie derjenige, der das machen zu können behauptet, was Gott selber nicht machen könnte, einen Menschen in einer angeschaunten Schnur?“ Jacquard blieb ganz verblüfft da, sowohl über die Gegenwart des ersten Konsuls, als über die Heftigkeit des Ministers; er konnte kein einziges Wort hervorbringen. Aber Napoleon, mit der den großen Geistern so eigenen Geradheit, beruhigte ihn und verschenkte ihm seines Schutzes, und sprach ihm Mut ein, seine Versuche fortzusetzen. Dieses war der Ursprung von Jacquard's Glück und Ruhm.

Er ward im Konservatorium zugestellt; man besahl ihm, eine Maschine zur Spinnerei von Garnen zu erbauen, und er baute sie. Es war ihm bisher nie verstattet gewesen, die Geheimnisse der Mechanik genauer kennen zu lernen durch das Studium aus Büchern oder durch die Anschauung von Kunstwerken mit seinen Kennerangen; aber hier, inmitten aller bewundernswürdigen Kunstschätze, konnte er sie erfassen. Bald sollte er auch das einzige Exemplar, welches die ganze Webekunst beherrscht, entdecken; ein prachtvoller Shawl, für Josephine gewirkt, auf einem mehr als zwanzigtausend Franken kostenden Webestuhle, gab ihm die Idee, für diese Luxuswerke einen einfacheren und minder kostspieligen Mechanismus zu erfinden; und eine lang vergessene Maschine des Vaucanson war für ihn der Strahl, an welchem sich seine Erfindungskraft entzündete.

Eine Maschine, welche den Namen Jacquard führt, erschient 1801 auf der Kunstausstellung. Der erste Konsul belohnte diese wunderbare Entdeckung mit einer jährlichen Pension von 6000 Fr.; denn er hatte vorausgesehen, welch eine Veränderung diese Maschine in der Industrie bewirken würde. Die Jury bezeugte sich weniger hellsehend: „Dem Jacquard, Erfinder eines Mechanismus, welcher Eines Arbeiter bei der Verfertigung von bestickten Bronche übertrifft, machen Sie einen ehrenvolle Medaille bewilligt;“ dieses sind die eigenen Worte des Berichts.

In Paris herrschte Gleichgültigkeit gegen den Erfinder; in Lyon aber verfolgte man ihn. Denn als Jacquard seine Maschine einführen wollte, rotteten sich die Arbeiter wider ihn zusammen. Von allen Seiten zeigte man ihn als einen Feind des Volkes an, und als einen Mann, welcher ganze Familien um ihr Brot bringen wolle. Drei Mal war sein Leben bedroht, und dieser blinde Haß stieg zu einer solchen Erbitterung, daß die Gewerkvorsteher kein anderes Mittel sahen, als das neue Werkzeug öffentlich zu zerstören. Es wurde auf dem Platze des Terraux, unter dem größten Beifall der Zuschauer, in Stücke zerschlagen. Nach den eigenen Worten Jacquards heißt es: „Und das Eisen wurde als altes Eisen, und das Holz als Brennholz verkauft.“

Die Rechtsschutzlist solche Verwüstungen. Die Maschine Jacquard erlebigte in der That einen Arbeiter bei der Anfertigung der Moder-Stoffe, aber die thörichten Menschen begriffen nicht, daß der Arbeiter, der das Rädenwerk seiner Maschinen vereinfacht, nur um so viel mehr anfertigen und gewerben kann.

Er gab der Industrie Frankreichs das Mittel an, wodurch es in der Fabrikation von Luxusstoffen die Superiorität über alle seine Konkurrenten erlangt hat. Schon gewinnt die spaconnirte Weberei, nachdem Lyon das Monopol der einfachen Weberei durch die Konkurrenz des Auslandes verloren hat, eine größere Ausdehnung. Im Jahr 1788 zählte Lyon auf 14,782 Stühle nicht mehr als deren 240 in spaconnirten Zeugen; im Jahre 1801, zur Zeit der Jacquard'schen Erfindung, zählte es schon 2800 solcher Stühle auf 7000 einfache, auf welche es schon herabgesunken war; 1812 waren diese Stühle schon bis auf 10,200 gestiegen; und 1825, nach der entschiedenen Einführung der Jacquard-Maschinen, waren sie bis zu 30,200 herangewachsen. Gegenwärtig zählt Lyon nebst dessen Weichbilde 32,000 Stühle, worunter mehr als ein Drittel der vollkommensten und künstlichsten Maschinerieen begriffen sind. Die Bevölkerung, welche diese alle beschäftigen, bildet ein Ganzes von 60,000 Personen in 7000 Werkstätten.

Aber die Wichtigkeit dieser Erfindung beschränkt sich nicht auf Lyon allein; die Jacquard'sche Maschine ist heutzutage schon überall zu finden und wird eben so gut zu meliteten Zeugen in Seide und Wolle, und Seide und Baumwolle, als auch zu Stoffen in Seide mit Gold und Silber benutzt. Paris zählt eine große Anzahl derselben; und die Ausländer verstehen es nun auch, sie zu behandeln. Manchester allein zählt 3000 Jacquard's.

Jetzt ist die Maschine des Lyoner Arbeiters bei allen großen Fabriken im Gange. Sein Name, Anfangs nur mit Ingrimm ausgesprochen, ist in ganz Europa popular geworden. Aber dieser Ruhm ist erst spät entstanden, und Jacquard mußte mit einer seinem Genie gleich großen Bescheidlichkeit Hegabt sein. Während zwanzig Jahre hat er gegen Neid und Unverstand mühsam zu ringen gehabt. Im Jahr 1813 waren die neuen Maschinen noch nicht von der Französischen Industrie adoptirt, und jetzo Jahre später Englands sie mit Beifall ein. Der erste großartige Versuch wurde von zwei unsichtigen Fabrikanten, den Herren Depouilly und Schirmer, gemacht. Sie hatten am ersten die große Wichtigkeit dieser Entdeckung begriffen, und sie trotzten den Hindernissen und der Gefahr, um sie in Thätigkeit zu setzen. Die Geschichte hat bis her die Namen dieser thätigen Fabrikanten auch nicht den Mechanikus Breton, so wie den Fabrikanten Gutbiat vergessen, welche Namen die öffentliche Erkenntlichkeit dem Namen Jacquard beigesellt hat.

Die Fabrikanten, die ihnen sichter nachahmten, als die Hindernisse alle schon gehoben waren, gelangten leicht zu Reichthum. „Sie sind reich geworden“, sagte einst Jacquard, „und ich bin in meinem mittelmäßigen Glücke verblieben; aber ich heklage mich nicht darüber, es genügt mir daran, meinen Mitbürgern nützlich gewesen zu sein.“ — „Ihre Vaterstadt“, sagte einmal eine fremde hohe Person zu ihm, „ist in Anschung Ihrer nicht sehr großmüthig gewesen.“ — „Ach, es ist wohl genug geschehen“, erwiederte er, „ich habe nicht einmal so viel verlangt und hätte auch nicht mehr angenommen.“

Die Uneigennützigkeit Jacquard's ist nur mit der Rechtlichkeit und Gerabheit seines Herzens zu vergleichen. Er erhielt mehrere Erfindungspatente, deren Benutzung er vernachlässigte; die Ausländer machten ihm glänzende Anerbietungen, und er schlug sie ohne Gepränge standhaft ab; wenig auf leichte Glücksgüter bedacht, verpflichtete er sich bei dem Municipalrathe in Lyon, gegen eine mäßige Pension „seine ganze Zeit und alle seine Arbeiten nur dem Dienste der Stadt zu widmen, und sie alle Verbesserungen, die er an seinen Erfindungen machen werde, gemeinen zu lassen.“ Im Jahre 1819 nach der Kunstausstellung erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion, eine Auszeichnung, auf die er wohl stolz war, die er aber nicht erbeten hatte.

Gegen das Ende seines Lebens hatte sich Jacquard in ein kleines Häuschen zu Oullins, eine Meile von Lyon, zurückgezogen. Hier war es, wo berühmte Reisende, Gelehrte und Staatsmänner ihn aufsuchten und sich über die mäßige Lebensweise eines Mannes verwunderten, dessen Namen in ganz Europa erscholl. Jacquard fühlte sich durch diese Besuche geehrt, aber er wurde nicht stolz. Der Ruhm war ihm ein so mühevolles Wesen, und er hatte ihn erst so spät und nach so vielen Bitterkeiten kennen gelernt, daß er wohl ein Recht hatte, ihn nur als eine Gabe des Mitleids zu betrachten.

Jacquard entschlief in dieser friedsamen Wohnung am 7. August 1834 um 1 Uhr Morgens. Des andern Tages begleiteten einige Freunde, eine kleine Anzahl seiner Bewunderer, seine Hülle auf den Kirchhof zu Oullins. Am 26. August eröffnete der Gewerks-Vorstand von Lyon durch ein Geschenk von 200 Fr. eine Subscription, um dem Andenken Jacquard's ein Denkmal zu errichten. Nach Verlauf dreier Monate und ungeachtet dieser ungünstigen Publizität hat die spontane Summe, welche unterzeichnet worden, noch nicht 9000 Fr. übersteigen, 9000 Fr. in diesen großen Manufaktur-Distrikten, welche jedes Jahr für 120 Millionen Produkte ausführen! Man soll nicht mehr zur Beschönigung des populairen Egoismus sagen, daß man die großen Männer wenigstens nach ihrem Tode ehrt! Jacquard hat in seinem Vaterlande nur Verfolgung, Gleichgültigkeit und Vergessenheit gefunden. Das Ausland hat uns erst seinen Namen geliehrt, und Ihr werdet sehen, daß es sich auch damit beeilen wird, ihm ein Gedenkmal zu errichten! (L. F.)

Bibliographie.

Brighton. Scènes détachées d'un voyage en Angleterre. — Vom Grafen de Lagarde. 8½ Fr.

Le club de Valois, présidé par le duc d'Orléans; son influence sur la révolution française de 1789 et celles qui lui ont succédé, jusqu'à nos jours. — Von Blanbin.

Lettres sur les Etats-Unis d'Amérique, écrites en 1832 et 1833, et adressées à M. le comte d'Mahony. — Von J. W. B. de * * *. 2 Bde. 10 Fr.

Mémoires et correspondances inédites du général Dumouriez. — 2 Bde. 15 Fr.

Quinze années d'un proscrit. — Vom General Baudonceur. 4 Bde. 30 Fr.

Uranographie de la jeunesse. — Von A. Percault-Maynaud.

Mannigfaltiges.

— Afrikanische Titel des Bei's von Tunis und des Königs von Frankreich. In dem letzten Traktate zwischen Tunis und Frankreich, der unter Karl X. abgeschlossen ward, nannte sich der Bei: „Wir, Fürst der Völker und edelster Theil der Großen, aus Königlichem Blut entsprossen, strahlend von Glückszeichen und Tugenden, die zum Himmel reichen: Hussein Pascha Bei, Gebieter des Königreichs Afrika.“ Der Französische General-Konsul, der seinen König nicht verbunden haben wollte, gab dem Karl X. folgende Weltitel: „Das Wunder aller Zeiten, der Messias, die Gloria der Nationen, welche Jesum anbeten, der erlauchte Sprößling aus Königlichem Blute, die Krone der Monarchen, der leuchtende Gegenstand der Bewunderung für seine Heere und Besitze — Karl, der Zahl nach der Zehnte, Kaiser von Frankreich und König von Navarra.“

— Bruder Jonathan. Bekanntlich ist von den Regierungen Großbritaniens und der Vereinigten Staaten eine gemischte Kommission ernannt worden, um die Gränzlinie zwischen diesen Festländern und den Britisch-Nord-Amerikanischen Besitzungen zu bestimmen. Die Amerikanischen Kommissairen machten den Vorschlag, daß die Breitengrade ganz geometrisch, vom Mittelpunkt der Erde aus, nicht, wie gewöhnlich, vom Pol nach dem Aequator, berechnet werden möchten, indem sie vorgaben, daß ersteres eine bei weitem wissenschaftlichere und genauere Methode, letzteres dagegen nur ein oberflächliches Verfahren sey. Ein Bordoner Blatt, das Mechanick Magazine, macht zu folgender Bemerkung: „Das Resultat dieses Vorschlages würde gewesen sein, daß den Vereinigten Staaten ein Strich Landes zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere von durchschnittlich 14 Englischen Meilen Breite zugefallen wäre, worauf sie nach der gewöhnlichen Berechnungsart keinen Anspruch haben. Dr. Watson, dem die Britischen Kommissairen den wissenschaftlichen Theil ihres Geschäfts übertragen, durchschaute augenblicklich den unsinnigen Plan unsres Bruders Jonathan und erbielt dadurch seiner eigenen Regierung jene beträchtliche Strecke Landes.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 45. Berlin, Mittwoch den 15. April 1835.

Ostindien.

Geschichte Rundschit Sing's, Fürsten von Lahore.

Das Werk des Herrn Prinsep über die Sik's und das Leben von Rundschit Sing*) hat gerade in dem gegenwärtigen Augenblick besondere Ansprüche auf die Aufmerksamkeit des Publikums. Die Sike der Sik's ist durch Sir John Malcolm's Abriß und aus anderen Schriften ziemlich bekannt; allein nirgends findet man eine authentische Darstellung über die jetzige Lage jenes Volkes, über die Ursachen seines Steigens seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, so wie die politische Geschichte des regierenden Herrn von Penjschab. Durch das Ableben Rundschit's, das nicht mehr fern seyn kann, werden die Verbindungen zwischen dem Britischen-Indien und dem Gebiete der beschäftigten Sike unfehlbar fester werden, so daß eine Kenntniß jener Verhältnisse, sowohl für England, als für Europa überhaupt, von einiger Wichtigkeit ist. Die vornehmste Quelle zu den gegebenen Mittheilungen ist ein schätzbarer Bericht des Kapitain Murray, der fünfzehn Jahre lang als politischer Agent die Verbindung mit den Häuptern der Sik's auf der Britischen Seite des Sutlebsch erhielt. Dieser Bericht, ein Ergebniß fleißiger Forschungen während seines Aufenthaltes unter jenem Volke, enthält unter Anderm eine Darstellung von dem Steigen und den Schicksalen Rundschit Sing's, geschöpft aus Berichterstattungen und mündlicher Belehrung einsichtsvoller Personen, die unter ihm gedient, so wie den Aufsätzen der eingeborenen Akare. Murray verhinderte der Tod an der Ausarbeitung dieses umfangreichen Berichts, und Herr Prinsep unternahm es nun, das Ganze zu redigiren, wobei ihm der Bericht des Kapitain Wade und die Beiträge eines eingeborenen Agenten der Britischen Regierung noch zu Statten kamen.

Die Geschichte der Sike hat bis zu dem Tode Maha Sing's, des Vaters von Rundschit Sing (A. 1792), wenig Interesse. Der Vorfahr dieses Häuptlings ist Tschurut Sing, welcher an der Spitze einer der zwölf Misuls oder Verbindungen stand, welche den Kriegsstand der Sik's ausmachten; dieser Tschurut Sing hatte sich von einem gewöhnlichen Darvi oder Räuber die zu der Würde eines Sirdars des Misuls von Sookun Tschut emporgeschwungen. In einem Gefecht gegen die Mauschaft einen Gebirgs-Radschas (im J. 1774), wo er als Bundesgenosse hielt, fand er in einem Alter von 45 Jahren seinen Tod durch das Platzen seines Luntenschlosses. Sein ältester Sohn, Maha Sing, damals zehn Jahre alt, folgte ihm als Sirdar und heirathete zwei Jahre nachher die Tochter des Gutschput Sing von Tschind. Schon in seinem vierzehnten Jahre erwarb er sich besonderen Ruhm bei einem, in Gemeinschaft mit Tschei Sing vom Gunnetpur-Misul ausgeführten Angriff auf die Festung Rosiungur, die er eroberte, so daß manche unabhängige Sirdars, bei sich an den Bund oder obersten Misul angeschlossen hatten, auf ihn ihr Bündniß übertrugen. Rundschit ward im J. 1780 geboren. Er bekam als Kind die Blattern, woran er gefährlich darnieder lag, er verlor ein Auge und behielt ein Gesicht voll Narben.

Die Verrichtung des Bhungi-Misul durch ein Heer der Afghanen setzte Maha Sing in den Stand, seinen eigenen Staat aus den Trümmern zu erheben. Obgleich von natürlichem Sinn, entbiet er sich dennoch fälschlich jeder Feindseligkeit, bis seine Kräfte gereift waren. Indessen vermochte er nicht, der Versuchung zu widerstehen, die Unordnung in dem Jummus-Staate sich zu Nutze zu machen, den er verheerte und ausplünderte. Aber diese Expedition mißlief seinem ehemaligen Herrn Tschei-Sing, und als der junge Sirdar, nach seiner Rückkehr von den Bergen, ihm in Umrisser einen Besuch abstattete, nahm er ihn fühl auf. Da nun Maha Sing in der Stellung eines Untergeordneten ihn demüthig fragte, womit er ihn beleidigt habe, jede ihm mögliche Genugthuung anbietend, rief er mit lauter und harter Stimme, er wolle von der pathetischen Unterhaltung dieser Bhogti's (springenden Knaben) nichts mehr hören. Der beleidigte junge Mann bestieg sein Pferd, verließ heimlich die Stadt und beschloß, sich zu rächen. Er verband sich mit Jusa Sing, dem verstorbenen Sirdar des Ramgurhi Misul, der damals sein Mündersein lebte, und fing Feindseligkeiten gegen Tschei Sing an. Mehrere mit vergnügte Vasallen dieses Letzteren stießen zu den beiden Sirdars, welche den Sohn des Tschei Sing schlugen und tödteten und diesen nöthigten, um Frieden zu bitten. Im Jahre 1785 verlobte Maha Sing seinen fünfjährigen Sohn Rundschit mit der Tochter des Gut Boschi, eben desselben Sohnes von Tschei Sing, der in dem Gefechte erschlagen worden war. Theils durch diese Verbindung, theils durch den Einfluß, den die Freundschaft des Jusa, welcher zweier von Oberhäuptern des Ramgurhi Misuls geworden, ihm verschaffte, stieg Maha Sing's Ansehen und übertraf das jedes anderen Häuptlings der Sik's. Er fuhr fort, seine Besitzungen in Frieden zu verwalten, bis ihn im Jahre 1791 die Lust zur Vergrößerung seines Staates verleitete, einen Eroberungszug gegen seinen eigenen Neffen, Sahed Sing, als er Sirdar von Gurscharat wurde, zu unternehmen, um denselben zinspflichtig zu machen. Der Ausgang rief die Bhangi Sike zu Hülfe, die in beträchtlichen Schaaren heranzogen. Maha Sing setzte die Belagerung des Sahed in der Festung Sudrup drei Monate lang fort, als er zu Anfang des Jahres 1792 drdenklich krank wurde. Nun hob man die Belagerung auf, und der kranke Fürst wurde nach seiner Residenz Gutschaoli zurückgebracht, wo er, 27 Jahr alt,*) starb. Er war verzhaft, tätig und klug über seine Jahre und hinterließ unter seiner Nation einen hohen Ruf wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften als Sirdar. In dem Alter von siebzehn Jahren machte er sich von der Ohrenzüchtigkeit seiner Mutter los, und als er bald nachher ein Liebesverhältniß zwischen ihr und einem Brahmen entdeckte, erschlug er sie mit seiner eigenen Hand, ohne daß diese barbarische Handlung die Furien zur Rache und seine Zeitgenossen zum Tadel aufgefordert hätte.

Maha Sing hinterließ nur den einzigen Sohn Rundschit, damals zwölf Jahre alt; seine Mutter wurde Regentin Gunschaten als Sirdar. Zu

machte nach wie vor Eingriffe in die Besitzungen der Nachbarn und unterhielt ihre Streitigkeiten, um Vortheil daraus zu ziehen.

Seine anerkennenden Anmaßungen an den östlichen und südlichen Ufer des Sutledsch beunruhigten die zwischen diesem Flusse und dem Tschumna aufsässigen Stämme der Sits. Sie schickten (1808) nach Delhi und erbaten sich für ihre Besitzungen den Schutz der Englischen Regierung. Umsonst hatte Rundschit versucht, die Häuptlinge von dieser Schritte abzubringen. Der Stand der politischen Angelegenheiten in Europa und im Dikan hatte die Engländer abgehalten, ihre ganze Minne, seine Kriegerfamkeit auf die Lage der Länder im westlichen Indien zu richten und einen Einfluß in den Berathungen von Lahore abzusenden. Rundschit nahm den Abgesandten — den jetzigen Baronet Sir Thomas Metcalfe — kühl in Kasur auf und setzte seine Angriffe auf die andere Seite des Sutledsch fort, worauf Hr. Metcalfe erklären mußte, daß alles Land zwischen dem Tschumna und dem Sutledsch unter Britischem Schutz stände, und Rundschit Alles, was er fürzlich genommen, wieder herauszugeben habe. Um diesem Verlangen Nachdruck zu geben, rückte eine Englische Kriegsmacht an die Gränze, welche, unter Obrist Ochterlony, im Jahre 1809 über den Tschumna setzte. Die Sits zogen sich zurück, so wie die Engländer vorrückten, die auf ihrem Marsche die verschiedenen Dete, welche die feindliche Armee gesehen hatten, einnahmen, bis sie Ludina am Sutledsch erreichten. Sowohl das Lager als die Oberhäuptet nahmen sie freudig an. Rundschit, der bis dahin den Tschumna als die Britische Gränze bezeichnet und erklärt hatte, alle Sik-Häupter zwischen diesen beiden Flüssen seyen ihm, dem Oberhaupte der Nation, lehnspflichtig, wurde jetzt auf die Gefahr aufmerksam, die ihm bereitet wurde, wenn der Schutz sich bis auf die Häuptlinge im Pendschab selbst ausdehnte, und er sich eine Macht, der er im offenen Felde nicht gewachsen war, auf den Hals zöge. Mit Hülfe seines Famanführer, Akeli's genannt, das Lager des Kriegsrathen an, und erbat sich aber von dessen Gebieter geschlagen, obwohl sie nur aus zwei Compagnien eingeborener Fußsoldaten und 16 Reitern bestand. Dies überzeugte Rundschit, daß er es mit Europäisch disciplinirten Truppen nicht aufnehmen könne, und bewog ihn, unter den gegebenen Bedingungen Frieden und Freundschaft zu suchen.

Mittelst Vertrags vom 25. April 1809 entsagte die Britische Regierung jeder Einmischung in das Gebiet und die Unterthanen des Fürsten vorwärts vom Sutledsch, wogegen Rundschit versprach, in seinen Ländern am linken Ufer dieses Flusses nicht mehr Truppen zu halten, als für den inneren Dienst erforderlich sind, und weder sich noch Anderen einen Eingriff in die Besitzungen und Rechte der benachbarten Häuptlinge zu erlauben. Die Distrikionen waren hiermit verbunden, die ferneren Verbindungen mit Rundschit festen in freundschaftlichen Schreiben und gegenseitigen Geschenken. Aber die Britischen Gränzbeamten hatten Befehl, ein wachsames Auge auf seine Schritte zu haben, und im Fall dem Vertrage zuwidergehandelt würde, sofortige Genugthuung zu fordern. Das Einverständniß zwischen beiden Mächten ist seitdem nicht unterbrochen worden.

Nun verfolgte Runschit Seine Eroberungsplane gegen Nachbarn jenseits der Sits, die seinem Ehrgeize offen waren; er nahm durch Sturm die starke Festung Kangra auf den Bergen, erpreßte sich das Dschagir des Bhugbail Sing (im Tschalundhur Duab) und Beziehe des Bhup Sing (von dem Zeiullapur Misul) zu, erpreßte große Summen von dem Oberhaupt von Wisiradab, konfiszirte das Gebiet von Gusschrat und trieb Steuern von den Häuptlingen im Osten des Schjinm ein. Es war im Jahre 1809, wo er seine Armeen auf Britische Weise einzurichten anfing; er bildete regelmäßige Bataillone, die von Deserteuren der Englischen Armee, die er zu Befehlshabern anstellte, eingeübt wurden. Auch seine Artillerie und Kavallerie wurden umgeschaffen. Zu Anfang des gedachten Jahres sloh Schach Schudscha, der durch seinen Bruder Schach Mahmud aus Kabul vertrieben worden, zu Runschit in das Lager von Kirschab und wurde mit besonderer Hochachtung aufgenommen. Unter günstigen Umständen fiel Schach in Multan ein, bemächtigte sich der Stadt, die er vorgeblich für Schudscha verlangte. Aber die Festigkeit des Ortes und der Muth der Einwohner widerstanden den Sits, die weder die Kenntnisse, noch die Materialien zu einer regelmäßigen Belagerung besaßen, und Runschit mußte mit Verlust abziehen. Er wiederholte seine kleineren Angriffe, allein im Februar 1811 hörte er, Schach Mahmud habe mit 12,000 Afghanen den Indus überschritten. Dies bestimmte ihn: jedoch kam es zuvor zu einer Zusammenkunft beider Machthaber, worauf der Schach nach seiner Residenz umkehrte.

Von den zwölf ursprünglichen Misuls oder Föderationen der Sits waren i. J. 1811 fast alle entweder mit dem des Runschit verschmolzen oder ihm unterjocht. Diese Anmaßung gegen die alten Siedars war dem Oberhaupte des Ramgdur Misul, Jhodh Sing, sehr mißfällig, und Runschit sah sich auf seinem Zuge gegen einen andern Misul ihm als Zeichen der Gunst, Geschenke neben setzte er sie ab, indem er mit Freimuth bemerkte, er sey in diesen Zeiten glücklich genug, wenn er den eigenen Turban auf dem Kopf behalten dürfe. Den unglücklichen Schach Schudscha bewog, nachdem er manche Wechselfälle erfahren, seine Frau, sich und sein Vermögen dem Runschit anzuvertrauen; dieser aber mißbrauchte dies, indem er den Betrieben seines großen Diamanten, Koh-himmo oder Lichtglanz genannt. Im Jahr 1812 verlangte Runschit er seinen Sohn und sind zu dieser Feierlichkeit den Obersten Ochterlony ein, den er mit Auszeichnung behandelte; er zeigte ihm die neuen Bataillone und die Festungswerke.

Runschit hatte nun mehrere Armeen im Felde, die in verschiedenen Richtungen beschäftigt waren, während er einen Zug nach dem Tschatundhur Duab machte, um sein Gebiet zu vergrößern und Steuern einzutreiben. Hierauf nahm er die Staaten von Bhimbur und Radschauri in Besitz, mit der Absicht, gelegentlich sich des Kaschmir-Thales zu bemächtigen. Es geschah zu dem nämlichen Zwecke, daß er eine Unterredung mit Futi Ehan, dem Wesir Schach Mahmud's hatte, und ihm den Zugang zu Kaschmir erleichterte, während er zugleich ihm die Festung Attuk nahm. Futi Ehan wurde geschlagen, als er die Wiedereroberung versuchte. Im Jahre 1813 berritete sich Runschit zu dem Zuge nach Kaschmir vor; aber erst im Juni 1814 verfuchte er den Uebergang über die berühmte Bergkette Pundschal, welche das Thal schützt. Die Haupt-Armee, unter Runschit's persönlicher Anführung, rückte über Pumbsch in das Thal ein, und traf bei Toschmwydan Mahmud Ufsim Ehan mit den Truppen von Kaschmir. Die Sits, welche den Paß des Pundschal erstiegen und die Kaschmirer geschlagen hatten, wurden ihrerseits bei Sopin zurückgeworfen, worauf Ufsim Ehan den Runschit angriff und ihn mit Verlust sich zurückzuziehen nöthigte. Der mißliche Ausgang dieser Unternehmung erregte bei den Häuptlingen von Bhimbur und Radschaori das Verlangen, sich unabhängig zu machen. Die Zeit, deren Runschit bedurfte, theils um diese und andere rebellische Häupter zu züchtigen, theils, um die Lücken seiner Heeresmacht auszufüllen, rettete Kaschmir auf einige Jahre von neuen Angriffen.

Seit den ersten Monaten des Jahres 1817 nahm Runschit's Gesundheit und Stärke sichtlich ab. In dem darauf folgenden Jahre sandte er eine Expedition, die sein Sohn Churuk unter dem Beistande des Misar Diwan Chund anführte, gegen Multan, welches diesmal mit Sturm genommen wurde. Die große Beute, welche die Sieger machten, wurde für Staatsgut erklärt. Der verrätherische Wort, den Kunwan, Sohn des Beherrschers von Kabul, an dem Wesir Futi Ehan, dessen Talente das Reich in Ruhe und Ordnung erhalten hatten, versäumte, sachte dort neuen Zwist an. Der Ermordete hatte funfzig Brüder, die sich sämmtlich an der Spitze von Regierungen befanden; einige aus dieser Familie, bekannt unter dem Namen der Barukfi's, sind noch jetzt Oberhäupter von Provinzen, die früher zu Kabul gehört hatten. Runschit beschloß, den Indus zu passiren, und diese Unruhen für sich benutzen zu können. Er fand einen Vorwand in der Abwesenheit Sultheilung Sits durch die muhammedanischen Chutuks, und betrat Peschawur im November 1818. Zwar wich Jar Mohamed Ehan, allein auch R. war kaum über den Indus zurück, als sein Statthalter weggejagt wurde. Durch den Erfolg bei Multan muthig gemacht, und auf die Nachricht, daß Mohamed Ufsim Ehan die besten Truppen aus dem Thale nach Kabul zurückgeführt hatte, berritete sich Runschit im 7. 1819 zu einem zweiten Zuge nach Kaschmir. Er sandte seinen Sohn Diwan Chund, und ein zweites Heer unter Churuk Sing sollte ihn unterstützen. Beide Armeen rückten in das Thal ein, und die Sits besetzten es ohne sonderlichen Widerstand, da die in der Hast ausgehobenen ungeübten Truppen gegen Runschit's an Zahl und Disciplin überlegene Macht nicht Stand halten konnten. Nach einigen nöthigen Anordnungen, und nachdem er den Häuptlinge der Umgegend sich zuzufriedig gemacht, kehrte Runschit, der mit einer Heirath nach Jammu vorgereickt war, nach Lahore zurück, wo er durch den Hochmuth seiner Schwiegermutter, Suda Kunwur, und die Intriguen des Diwans derselben, mit seiner eigenen Gemahlin Verdruß genug hatte.

Im Monat März des Jahres 1822 sandten sich zwei Europäer bei Runschit ein, die bei seiner Armee eine Anstellung suchten: es waren Oberst Allard, der Französischen Armee, Ventura, ein Italiäner, auch Allard, die nach der Schlacht von Waterloo ihre Dienste verließen, Narzar in Persien angestellt waren, von woher sie über Candahar und Kabul nach Lahore gekommen. Der König der Sits war anfänglich mißtrauisch; als er sich aber von der Richtigkeit ihrer Angaben überzeugte, wies er ihnen ansehnliche Gehalte an, daß sie seine Truppen in den Uebungen nach Europäischer Weise unterrichten sollten. Diese Herren erwarben sich bald Runschit's Vertrauen, und sind nachher mit Audienzen (indessondere Herrn Court), die sie, der Folge zu ihnen kamen, in wichtigen Angelegenheiten, zu besonderem Verdrusse der Sirdars, verwendet worden, so daß das Loos jener Offiziere, im Fall von Runschit's Tode, dahinlich sehn kann.

Im Jahre 1823 überschritt Runschit abermals den Indus, und griff den Nauschahur ein Corps von 4000 Muhammedanern an. Wiewohl die ganze Armee des Feindes 23,000 Mann stark, und von religiösen Meinungen entflammt, gegen diese Mannschaft, sonst nur aus Bauern und Bergbewohnern bestand, welche für ihren Glauben stritten, konnten sie nichts wirer sie ausrichten. Die Muselmänner hielten sich den ganzen Tag, durchbrachen endlich die Sike, und zogen sich nach den Gebirgen zurück. Runschit, der in diesem Gefechte beträchtlichen Verlust erlitten, befahl neuerdings Peschawur, und übergab es dem Jar Mohamed, als ein Lehn von Lahore. Von dieser Periode an sind die politischen Ereignisse im Pendschab bekannt. Den Wiederaufstand verfolgte Runschit mit besonderem Interesse. Seiud Achmed, der nachher als Reformator einen Glaubenskrieg gegen die Sits erhob, wurde gedötet, und seit dieser Zeit hatte das Herr der Sits keine Gelegenheit zu kriegerischen Thaten, und Runschit überhaupt sich in seine irgend bedeutende Unternehmung eingelassen. Die Geschichte des Runschit in Herrn Prinsep's Buch reicht übrigens bis zum Jahre 1832.

Frankreich.

Kasimir Delavigne.

Kasimir Delavigne gehört nicht in die zahlreiche Klasse derjenigen Naturen, die, weil sie nicht haben zu sich sagen können: Ich bin ein Dichter! zu sich gesagt haben: Ich will ein Dichter seyn! die, unkundig eines anderen nützlichen und einträglichen Geschäftes, oder untauglich zu dergleichen, sich an den Schweif des unwilligen Pegasus angehängt haben und sich rühmen mit dahin schleppen lassen. Der Verfasser der „Sicilianischen Vesper“ hat mehr als irgend Einer vom Himmel jene geheimnißvolle Gabe empfangen, die von dem alten Herrscher unseres Parnasses als obseiute Bedingung gefordert wird; man kann ohne die mindeste Uebertreibung sagen, daß er schon in der Wiege Verse gelallt habe; und ganz das Gegentheil von jenen Wunderkindern, deren frühreifes Talent nie aus den Windeln kommt und

Digitized by Google

weist ohne geheiligten Forschtrieb und Entwickelung bleibt, hat sein reines Ritter Alles, was seine Kindheit versprochen, auf's Schönste und Beste erfüllt.

Die jahrtreichen Schüler der Anstalt Rainet erinnern sich alle noch dieses Kindes mit breiter Stirn, lebhaften durchdringenden Augen, feiner zarter Seele in einem schwächlichen Körper, das sie Alle in Staunen setzte durch die ursprüngliche Kraft seines Geistes und die Sinnigkeit seiner Antworten, das in allen Aufgaben und Arbeiten den Sieg über die ganze Klasse davontrug, und dessen Sanftmuth und Herzensgüte er bald dahin brachte, daß die Mitschüler ihm seine Ueberlegenheit vergaben; sie erinnern sich seiner noch gar wohl, und wissen noch von den geistreichen und rührenden poetischen Improvisationen zu erzählen, die der junge Kastmir alljährlich am Geburtstagsfeste des Direktors vortrug, und die schon damals den Verfasser der Messeniennes und des Paria zu verständigen schienen.

Kasimir Delavigne hat diesem sich auf der Schule durch eine ungemeine Lieblichkeit und Fernaushebrlichkeit des Charakters und stete Gleichheit der Laune aus; dagegen empörte Alles, was ihm als Ungerechtigkeit oder Tyrannei erschien, seine stolze widerstandkräftige Seele; der geübte Blick des Forschers konnte in diesem guten Kinde schon den Mann erkennen, dessen erst Gesänge die Wildkie und die Tyrannei niederdonnern sollten; dies kam besonders bei einer Gelegenheit zum Vorschein.

Der Direktor des Gymnasiums, ein nachsichtsvoller guter Mann, war leider nicht immer so glücklich, Lehrer zu finden, die seine Milde und seine Geduld besaßen. So war unter Anderen einer an der Schule, der sich durch eine Menge kleiner Bosheiten die Herzen der Zöglinge dergestalt entfremdet hatte, daß sie ihn haßten wie die Sünde. Kasimir überwahm die Auslösung der allgemeinen Rache, und geißelte den verhaßten Pädagogen auf eine ziemlich derbe Weise in einer Satire, die voll Feuer und Bosheit war. Ihrer Mitschüler wollte eine Abschrift von dieser Satire haben, und so kam sie bald genug in die Hände des Direktors. Obwohl ihm sein Zweifel übrig bleiben konnte, wer sie verfaßt — die Dichter sind noch seltener auf der Schule, als in der großen Welt —, so that er doch, als wisse er es nicht, und begnügte sich damit, diejenigen streng zu bestrafen, in deren Händen er das Gedicht fand und die eingeben auf Verse darauf zu sann registrirten.

Kasimir Delavigne war damals zwölf Jahr alt.

Es ist merkwürdig, daß der Mann, der nie einen Einzelnen angegriffen und verwundet hat, und dreist von sich sagen kann: Nie hat Galle meine Feder vergiftet — seine poetische Laufbahn mit einer Satire begonnen mußte.

Kasimir Delavigne hatte eben seine Studien beendet, als ein Ereigniß, welches damals das größte des Jahrhunderts war, seine jugendliche Einbildungskraft aufs lebhafteste ergriff: ich meine die Geburt des Königs von Rom. Alle Dichter der Zeit machten dies glückliche Ereigniß zum Gegenstand feierander verherrlichender Gesänge; Kasimir trat mit einer Dithyrambe in die Schranken, in welcher Pracht des Stils mit Kraft und Anmuth der Gedanken verbunden war; seine Verleit machtete als ganzes Werk mitten unter diesen übrigen hervor, und Jedermann fragte, wer dieser junge bis dahin unbekannte Mann sey, der sich so plötzlich als Meister bekunde. Von diesem Moment an war Kasimir Delavigne's Schicksal entschieden: Frankreich besaß durch ihn einen Dichter mehr.

Drei Jahre später, als die Engländer in unseren Straßen bivouakirten, sang Kasimir Delavigne jene unsterbliche Messenienne von Waterloo, die, man kann es wohl sagen, sein Meisterwerk geblieben ist. Dies Lied des Schmerzes ist nicht allein das Schönste, was der Patriotismus unserer modernen Poesie eingezeben hat; es ist auch ein Akt des Muthes, dessen vielleicht gerade nur ein junger Mensch von zwanzig Jahren fähig seyn konnte. Wer sich den Zustand Frankreichs zu jener Zeit wohl Gedächtniß ruft, wird mir beipflichten. Mehrere Messenienness folgten der ersten, wie diese ergehen sie sich alle in edlen und großherzigen Gesinnungen, und wenn sie nicht einen so allgemeinen Erfolg gewannen, oder besser gesagt, nicht so populair wurden, so liegt der Grund hiervon darin, daß sie bei veränderten Zuständen nicht mehr dieselbe Sympathie vorfanden oder erwecken konnten.

Die Messenienness haben Kasimir Delavigne's Stellung entschieden: er war der Dichter des Waterloofeldes, und mußte beibehalten der unglücklichen Frankreichs, der Dollmetscher und Ausleger aller Leiden und Schmerzen seiner Mitbürger, die Stimme ihrer Wünsche und Hoffnungen. Auch gelangte er in einem Momente zu dieser Popularität, die für den Mann von Genie und Herz so schmeichelhaft ist, und die man in der Regel erst nach einer langen Reihe von mühseligen Anstrengungen gewinnt; die gebildete Jugend vor Allem erwählte ihn zu ihrem Hauptz, und überschüttete ihn in der Kraft seines Lebens mit allen Ehren der Apotheose.

Inzwischen strebte der Geist des jungen Dichters auch nach Erfolgen auf einem anderen Felde; er hatte mit sinnigem Eifer die großen Meister studirt, die die Bühne mit Meisterwerken versehen, von der Zeit der Griechen bis auf unsere Tage, und dies Studium sollte ihm noch andere Früchte tragen, als trockene Gelehrsamkeit. Inzwischen schrieb die Sicilianische Vesper, die auf dem Odeon fast der Wiedereröffnung dieses Theaters im Jahre 1819, dargestellt wurde. Diese Tragödie hatte einen wunderbaren Erfolg: hundert Vorstellungen hinter einander reichten kaum hin, die erste Neugier zu befriedigen. Die jahtreichen Freunde des Verfassers erhoben vielleicht ein wenig zu sehr das Verdienst dieser Arbeit, sie, mit zu ängstlicher Scheue nach den alten klassischen Grundsätzen gearbeitet sein mag, möchte heutzutage weniger aber wird es immer ein höchst bedeutendes Werk bleiben, ausgezeichnet durch eine große Kenntniß aller Mittel der Bühne, durch die sorgfältige Zeichnung der Charaktere und eine untadelhafte Sprache.

Der Stil, die Sprache ist es, worin sich Kasimir Delavigne's Talent am glänzendsten hervorthut; man fordere nicht von ihm die feinen liegenden tiefsinnig überraschenden Verknüpfungen und großartigen Bilder, die uns der Verfasser des Cid darbietet; erwarte nicht von ihm jene leidenschaftlichen Effekte, die unser Herz mit Schrecken erfüllen und uns schaudern machen: er sieht der Anmuth und Reinheit Racine's näher, als der gewaltigen Kraft Corneille's; der Paria ist vielleicht das jenige Werk, welches die glücklichste Aehnlichkeit mit der anmuthigen und farbenreichen Sprache der Athalie hat.

Die Vorzüge und Mängel, die man in Kasimir Delavigne's Tragödien findet, sind auf gleiche Weise in seinen Komödien bemerklich: Anmuth, sinnvolle Zeichnung, eine vortreffliche Sprache, aber wenig Komik und wenig Scherzen machen indeß die Komödien eine Ausnahme ein höchst ausgezeichnetes Werk, ein Werk des Zornes und der Rache, zu dem Kasimir Delavigne durch die Kabalen und Verdrießlichkeiten angetrieb worden war, die ihm die Französischen Schauspieler, denen er seine Sicilianische Vesper zurückt anbot, bereitet hatten.

Kasimir Delavigne war dreißig Jahre alt, als er zum Mitglied der Academie française ernannt wurde. Eine gewaltige Majorität entschied zu seinen Gunsten; nur eine einzige Stimme fehlte ihm: und dies war die, welche die Ansprüche des Herrn Marquis von Valory unterstützte, so oft der unglücklichte Dichter sich um einen Sitz in der Academie bewarb. Fünf oder sechs Kandidaten steigen über Herrn von Valory und jedesmal trat diese eine hartnäckige Stimme für ihn in die Schranken und rettete ihn von der Schmach einer einstimmigen Verwerfung.

Kasimir Delavigne's Leben war die ist Juli-Revolution ein langer Triumph; der stürmische Beifall einer Menge, die ihn vergötterte, erhob jedes seiner Werke auf den Schild, und die furchtsame Kritik wagte kaum mitten unter dem rauschenden Lob, das den Namen des Dichters feierte, ihre Stimme zu erheben. Aber auch die Kehrseite dieser Medaille sollte er erfahren.

Kasimir Delavigne war mit dem Wohlwollen und dem besonderen Schutz des Herzogs von Orleans beehrt worden; dieser Fürst hatte ihm zu einer Zeit sein Haus geöffnet, wo sich der unabhängige Schriftsteller seiner Gunst des Ministeriums zu erfreuen hatte. Als der Herzog von Orleans auf den Thron stieg, glaubte Kasimir Delavigne auch dem Könige die Erkenntlichkeit und Ergebenheit erneuerhin schuldig bleiben zu müssen, die er dem Herzoge schuldig geworden, und da dadurch sich denn Leute gefunden, die es ihm nicht verzeihen mögen, daß er alter Verpflichtungen eingedenk geblieben; über die Pariserinne hat man die Messenienne von Waterloo vergessen, und der alte Bibliothekar des Herzogs von Orleans hat vor den Augen Vieler seine Gnade gefunden als Freund des Königs der Franzosen; als wenn man sich seiner Meinungen nach Belieben entschlagen könnte, so wie man seine äußere Schicksal bessern wechselt, dem man sie zollt! Was würde man von einem Manne sagen, der seinen Freund im Unglück verläßt? Und es zeugt vielleicht heutzutage von eben so viel Tugend (Kasimir Delavigne ist uns ein Beispiel dafür), einem Freunde getreu zu bleiben, der auf den Thron steigt, als sich nicht abzuwenden von einem, der in's Unglück geräth.

James Rouffeau.

Bibliographie.

Traité élémentaire de thérapeutique médicale, suivi d'un formulaire. — Von L. Martinel.

Chants d'amour et de fidelité. — Vom Baron d'Ordre. 7½ Fr.

Joies et larmes poétiques. — Von F. Girault. 5 Fr.

Mémoires authentiques d'une sage-femme. — Von Alexandrine Juillemet. 2 Bde.

Eraste, ou l'ami de la jeunesse. — Vom Abbé Jalaffier. 2 Bde. 10 Fr.

Du catholicisme dans l'éducation, ou l'unique moyen de sauver la science et la société. — Vom Abbé Gaume. 6½ Fr.

Histoire générale de l'église, depuis la prédication des apôtres jusqu'an pontificat de Grégoire XVI. — Erster Bd. 4 Fr.

Afrika.

Der Harem des Bei's von Tunis.

Mitgetheilt von Lady Temple.*)

Wir wurden am Eingang des Palastes von Giuseppino Raffo, dem Bach Kasaf des Bei's, empfangen. Dieser führte uns eine kurze Treppe hinauf, und übergab uns dann einer Christin, die Italiänisch sprach und uns zu einer Thüre geleitete, in welcher Ihre Gnaden die Lilah Kebirah **) selbst zum Empfang ihrer Gäste bereit stand. Sie ergriff mich bei der Hand, und sagte uns in Arabischer Sprache — der einzigen, die sie sprechen konnte — eine Fluth von Komplimenten, welche die Christerstau, eine geborene Toskanerin, verdolmetschte. Hierauf gingen durch einen Hofraum, der mit weißen Marmorplatten gepflastert, mit einem seidenen Himmelszelt überspannt und von Arkaden umgeben war, die auf weißen kannelirten Marmorsäulen ruhten. In jeder der vier Ecken stand ein schöner Springbrunnen, in Form einer Vase, um die Luft an diesem erzhitzlichen Orte zu kühlen. Unter den Arkaden saß eine Anzahl fetter und unbeschäftigter Geschöpfe, die sehr lebhaft schwatzten und mit großer Kaltblütigkeit betrachteten. Hier herrscht keine Etikette; jede der anwesenden Damen blieb, als die Lilah hereintrat, in ihrer halb rücklings gelehnten Stellung, einige Negerinnen ausgenommen, die, nach ihrer größeren Kleidung zu schließen, sehr subordinirt seyn mußten; diese allein erhoben sich, wenn die Lilah vorüberging, und flüsten ihr die Hand von innen und außen.

Die Kleidung der Damen des Harems war sehr reich, aber ohne alles schickende Feine. Dennoch stand sie ihnen nicht übel. Ich glaube, sie thun recht daran, das sie sich in so weite Gewänder hüllen; denn die gewaltige Korpulenz, in der es Alle bringen, weil sie unausgesetzt baden, keine Schnürleiber tragen und keine starke Bewegung haben,

*) In Sir Grenville Temple's Excursions in the Mediterranean Algiers and Tunis. 2 Bände. London, 1835.

**) Favorit-Sultanin.

Digitized by Google

würde ekelerregend seyn, wenn die Kleidung sich dem Körper mehr anschmiegte. Die Lilah selbst, obschon viel wohlbeleibter, als man in Europa für elegant hält, gehörte doch zu den minder Starken. Sie trug Beinkleider aus karmosinrothem Seide, die von den Hüften bis zur Wade weit und faltig waren; von der Wade abwärts schlossen sie knapp an die zum Knöchel, wo sie auf sehr geschmackvolle Weise mit Gold gestickt waren. Die bloßen Füße steckten in rothbar gestickten Pantoffeln, an denen hin und wieder ein Diamant funkelte, und die geräumig genug waren, um vier Zehen zu beherbergen. Wie die Maurische Dame in solchen Pantoffeln gehen kann, ist mir ein unauflösliches Räthsel; dennoch habe ich die Bewohnerinnen des Harems, obgleich sonst ein indolentes Wölkchen, ohne scheinbare Beschwerde herumtrippeln und Tepp auf, Tepp ab steigen sehen. Auch gehört es bei ihnen zum guten Ton, beim Gehen so viel Geräusch zu machen als möglich. Alle tragen eine Art Jacke aus Seide und Gold bis auf die Hüften reichte und ohne Aermel war; nur die Lilah trug ein sehr weites Hemd aus Gaze, und darüber eine Bluse aus blauem Musselin, die nur am Nacken befestigt war. Ihr Haupt schmückte ein um die Schläfe gewundenes und an den Ecken mit Gold gesticktes seidenes Tuch. Ihr Haar hatte sie so glatt als möglich aus der Stirne gekämmt, und es hing an beiden Seiten des Gesichtes so auf's Kinn, wo es scharf abgeschnitten war. Alles umhüllte ein großer Schleier von kokbarer weiß brodirter Gaze.

Ein Kopfputz, wie der eben beschriebene, müßte, wie man glaubt, sehr schlecht kleiden, und dennoch stand er mancher von diesen Damen sehr gut, besonders, wenn sie recht kohlschwarzes Haar hatten, wie dies bei mehreren Maurischen Frauen der Fall war. Die Lilah trug in den Ohren nur noch ein Paar Ringlein von ungemünztem Gold, um den Nacken hingen Ketten in großer Zahl, an welchen kokbare Zierrathen oder Art befestigt waren, und die Arme schmückten Bracelets aus Perlenschnüren. Ihr Gesicht hatte einen recht angenehmen Ausdruck, ohne gerade schön zu seyn, und es that mir sehr leid, als ich später erfuhr, der Bei habe sie begraben, und ein junges Mädchen von 13 Jahren an ihre Stelle gesetzt. Sie führte mich bei der Hand in ein langes Zimmer, das ein geräumiger Durchgang in zwei Hälften theilte. Die eine Hälfte dieses Gemaches war von einem niedrigen Divan umgeben, und an jeder Seite des Einganges, den eine bunte feidene Gardine verhüllte, stand eine schwarze Sklavin, die mit einem großen Fächer die Fliegen abwehrte. Auf einem niedrigen runden Tisch in der vordern Hälfte des Zimmers, den ein feidenes Tischtuch deckte, standen wohl zwanzig bis dreißig Teller mit verschiedenen Gerichten, Kuchen und anderem süßen Gebäck. Einige dieser Leckereien schmeckten gut, vor Allem Pistazien-Kuchen, die Lieblings-Speise der Damen des Harems; was aber den Wohlgeschmack der meisten Leckereien zerstört, ist die Menge von Jasmin, Ambra u. s. w., die des Wohlgeruchs wegen daran hergezupft wird. Leider durften wir kein Gericht ungekostet lassen. Auch Scherbet, ein Getränk, das mit immer kalt geschmeckt hat, ward herumgereicht. Die Lilah fragte mich, ob ich Kinder hätte, und als ich ihr antwortete, ich hätte einen kleinen Sohn, bedauerte sie sehr, daß ich ihn zu Hause gelassen, denn alle Mauren sind in Kinder ganz vernarrt. Nachdem die Mahlzeit eingenommen war, ließ die Lilah alle übrigen Kuchen in einen Korb packen, und wünschte, ich möchte sie für mein Söhnchen mitnehmen. Sie selbst trug ein Söhnlein von zwei Jahren auf dem Arme; es war ein niedliches, kräftiges, aufstehendes Kind, um dessen Nacken Goldketchen und Amulette hingen. Das Auch um sein Köpfchen schmückte eine emaillirte Kette.

Nach aufgehobener Tafel verweilten wir einige Zeit in der andern Abtheilung des Salons, wo die Gattin des ältesten Prinzen, ein schönes Weib mit strahlenden schwarzen Augen, uns begrüßte. Ihr Anzug glich vollkommen dem der Lilah, nur die Mode war den Schwankungen, statt von Gaze, und außerdem prachtvolle, die eine Stäffte blasirende, die andere weiß. Diejenige Abtheilung des Saales, in welcher die Kuchen serviert worden waren, hatte ein bezauberndes Ansehen; die Decke war gewölbt, und in Maurischem Style bemalt und vergoldet; rings im Zimmer standen allerlei Geräthe und Büchsen aus Konstantinopel mit Perlmutter ausgelegt, und über dem Haupt-Eingang war offene Stuckatur-Arbeit mit farbigem Glase eingelegt. Das Zimmer, das wir jetzt betraten, hatte man der an jeder Seite hervorragenden Mauer eine solche Form gegeben, daß sie als ein Gestell für Büchsen aus Perlmutter, kristallene Flaschen, Spiegel u. s. w. dienen konnte. Der Divan war niedrig und sehr bequem, und an allen Wänden hingen prächtige Waffen des Beys, als Jatagans mit Juwelen besetzt, Pistolen, Schwerter u. s. w., die besten gab es nicht. Die Waffe, die man Topus nennt; es ist dies eine kleine Keule aus Gold mit erhobener Arbeit, die besonders am dickern Ende reich mit Diamonten, Smarage den und Rubinen besetzt ist. *) Auch eine Anzahl Uhren machte an den Wänden Parade.

Man reichte uns Chocolade, mit grauem Ambra parfümiert. Dann führte uns die Lilah Tepp auf durch eine ganze Reihe von Salons, die in viele kleine Gemächer abgetheilt waren. In einem Zimmer des obersten Stockwerkes befand sich ein großes zweischläfriges Bett. Als wir die Treppen wieder hinab gingen, — die, beiläufig bemerkt, alle mit glasirten Ziegeln gepflastert sind — passirten wir ein viereckiges Gärtchen in einer überwölbten Gallerie, mit einer Fontaine in der Mitte, worin Goldfischchen sich tummelten. Hier amüsirten sich die Damen des Harems zur Sommerzeit. Die Gallerie war mit Marmor gepflastert, und ruhte auf ungefähr fünfzig weißen Marmorsäulen. Nachdem wir hier eine Weile ausgeruht hatten, vernahmen wir ein Flüstern an der Thür und — herein trat der Bei in höchsteigner Person. Wir erhoben uns Alle, und die Lilah ging ihm entgegen. Er redete uns in ziemlich gutem Italiänisch an, und war sehr freigebig mit Komplimenten. Alle Prinzen begleiteten ihn und hielten sich während seiner kurzen Anwesenheit hinter ihrem Papa. Als er sich wieder entfernt hatte, kehrten wir in den Salon zurück, wo wir zuerst empfangen worden waren, und nahmen daß nachher von unseren gütigen Wirthinnen den Abschied. Die Lilah bat uns sehr angelegentlich, unserem Besuch zu wiederholen, bevor wir Tunis verlassen würden.

Mannigfaltiges.

— Russische Wetter-Prophezeiung für dieses Jahr. Im Allgemeinen klagen wir Bewohner des Nordens, daß die Winter bei uns seit ungefähr 10 Jahren sich von Jahr zu Jahr verschlechtern. Die Kälte hält nicht an, der Schnee schwindet, und im Dezember und Januar finden oft Thauwetter und schlechte Wege statt, was dem Verkehr der Russischen Hauptstädte mit den Städten des Innern außerordentlich schadet; die Lebensmittel werden theuer und verderben, und Geldkrise und Stillstand treten darunter. In ausnehmigen Lebensnöthen und in gehörten Gesellschaften gab es Erklärungen in Menge darüber. Viele schrieben diese Veränderungen dem Treiben des Polarreises, veranlaßt durch Stürme und Strömungen, zu, Andere dem Sonnenflecken u. s. w. Ohne und hierüber in Diskussionen einlassen zu wollen, theilen wir hier nur mit, was alte Leute über diesen Gegenstand sagen. Unter Leuten nämlich, die sich mit Beobachtung des Wetters befassen, findet man häufig Greise, die alle 100 Jahre periodisch wiederkehrende Perioden dieser Witterung wiedererkehre. Daß in der Natur sich viel Periodisches zeige, ist unbestreitbar. Ohne von Tag und Nacht sprechen zu wollen, ist die Veränderung des Winkels, unter welchem die Ekliptik den Aequator durchschneidet, die fast alle 100 Jahre gleichmäßig wiederkehrt, etwas, was und in Erstaunen setzen muß. Der Mechanismus des Weltalls ist genauer, als alle Regulatoren; das Unveränderliche aber von Allem, was wir wissen, ist, daß wir von diesem Mechanismus nur sehr wenig begreifen können. Doch kehren wir zu der Voraussetzung zurück, daß alle 100 Jahre in den nämlichen Gegenden die nämliche Witterung wiederkehre. Wie die Witterung im Jahre 1735 bei uns im Norden war, bezeugt der Professor der Theologie am Katholischen Gymnasium, Pflüger, dessen Druckschriften sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, in folgendem Auszuge im Revalschen Wochenblatte und in der Dorpater Zeitung:

Gegenwärtiges Jahr (1735) zeichnet sich vor allen vorhergegangenen Jahren aus, denn schon im Januar hatten wir nicht einmal einen schlechten Deutschen Winter, und gegen Ende des Februars dachte man an keinen Winter mehr; im März waren bereits alle Felder bestellt, und das Gras wuchs mit Macht. Im April vor dem Georgstage kam es, daß konnte man diesen Getreide schneiden, wenn es nöthig gewesen wäre. Im Mai blühte schon das Winterkorn überall; in der Mitte des Juni schritt man zur Heu-Aernte, die ganz vortrefflich ausfiel. Anfangs Juli wußte man die Getraide-Aernte beginnen. Im August, drei Tage nach St. Laurentius, fing man an, die Gerste zu mähen. Bis zum 25. September war das Wetter wie mitten im Sommer, wobei es jedoch oft regnete. — Es steht nun zu erwarten, ob das Jahr 1835 dem Jahr 1735 gleichen wird; die drei ersten Monate sind wenigstens ihrem 100jährigen Bruder sehr ähnlich gewesen. (C. U.)

— Das Voltigeur-Genie. Der Schaufpieler Ireland war der ausgezeichnetste Springer von Natur, den ich je gekannt, obwohl ich schon manche gesehen, die ihn vermittelst Springbretter und anderer künstlichen Vorrichtungen noch übertrafen. Ich war einmal mit Ireland dispieren gegangen, als er meinen Arm plötzlich losließ, und ehe man sich's versah, indem er kaum einige Schritte angelaufen, war er schon über den Schlagbaum am Thore. Durch sein Springen über die Borse gegenüber dem Surrey-Theater in London, wenn er bald herumkam nach Hause eilte, hatte er zuerst die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen. Er scherzte oft, machte sich gern bei Gelegenheit irgend einen Spaß und war besonders darauf versessen, Jemand einen derben Streich zu spielen. Ein gewöhnlicher Streich von ihm war, daß er, wenn er irgendwo ein Pferd sah, das auf seinen Reiter wartete, auf der Stelle zu dem Thier hintrat, und bei demselben, gleichsam in Gedanken vertieft, eine Weile stehen blieb; sobald er aber den Reiter herbeikommen sah, setzte er, gleich als wäre er in Meriegenheit, wie er Jenem schnell aus dem Wege gehen sollte, mit einem Sprunge über das Pferd hinweg. Als Kunstreiter ist Ireland wol, daß er jedesmal nach einem außerordentlichen Sprunge ganz ruhig weiter ging, gleich als hätte er gar nichts Sonderliches prodnjiert, und so machte er seine Zuschauer oft stutzig, daß sie ihren eigenen Sinnen nicht trauten und selbst bei sich nicht recht sicher waren, ob sie das Kunststück gesehen, oder nicht. Es war bei ihm etwas Leichtes, über einen Wagen und acht Pferde, oder über ein Dutzend Gerenadiere, die das Gewehr präsentiert und die Bajonette gefällt hielten, hinüber zu setzen. Sir Thomas Picton, ein Mann von unerschrockenem Muthe und Tapferkeit, war einmal dazu gekommen, um das Kunststück von Ireland zu sehen, allein als er alle die gewaffneten Männer erblickte, über die der Springer hinweg sollte, fing er an zu zittern, wie Espenlaub; er war nicht im Stande, die hohe That mit anzusehen, schlug vielmehr die Augen nieder und hielte nicht eher wieder auf, als bis man ihm versichert, daß der Sprung schon geschehen. Hierauf sagte er zu den Umstehenden: „Eine Schlacht ist wahrlich ein Nichts, gegen das, was hier geschehen." Ireland war stolz darauf und setzte seine Kunst wacker fort, bis er endlich ein Opfer seiner zu großen Kühnheit wurde. (Records of a Stage Veteran.)

*) Das Topus, eine Türkische National-Waffe, war im goldenen Zeitalter der Türken von Sultanen, und selbst die Sultane zeugen sie in ihrem Gürtel. Bajazet der Wetterstrahl (Bleyerle) soll manchen Feindschädel mit seinem Topus zerschmettert haben. Anm. d. Ueberf.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 46. Berlin, Freitag den 17. April 1835.

Belgien.

Ueber Belgiens Kunst und Künstler.

Von Roger de Beauvoir. *)

Die Kunst-Geschichte geht Hand in Hand mit der Geschichte der Staaten und der Völker. In dieser engen Verschmelzung ist die Darstellung derselben höchst schwierig, und in der modernen Zeit um so schwieriger, als sich hier das Leben der Künstler und also auch ihre Thaten und Werke hinter die Decorationen und Coulissen des öffentlichen Lebens sehr häufig in die Stille und auf ein verensamtes Plätzchen zurückziehen. So gestaltet sich denn oft genug, daß die Kunst-Geschichte ein abstraktes Raisonnement über die Kunst wird, daß wir, statt die plastische Entwickelung des Schönen nachzuweisen, uns damit begnügen, über das Schöne zu reflektiren und zu metaphysiziren. Raisonnement und Reflexion sind dann die unfruchtbaren dürren Parzen, die sich das Recht anmaßen, den Faden der Intelligenz zu halten; unter ihren Händen ist die blühende lebensvolle Gestalt der Kunst gewöhnlich verdorrt und entblättert. Zu den lauten Geschwätz pflegen der Kritiker und in dem scholastischen Ton ihrer Sprache glauben wir noch den gewichtigen Hammer eines Lessing auf dem literarischen Amboß Deutschlands wiedertönen zu hören; allein es sind Phrasefrager, die über die „reine" Kunst sprechen, Athenäums-Männer und Journalisten, die den Laokoon und die Hebe bloß nach den Abdrücken kommentiren, die sie im Museum Richelieu gesehen haben. Wir wollen hier nicht weiter von der Gefahr reden, welche dem Leben der Kunst droht, wenn Theorieen an die Stelle historischer Entwicklung treten. Das Jahrhundert ist alt genug, um zu wissen, daß es eine Geschichte hat, es ist verständig genug, um die Spreu vom Weizen sondern und beurtheilen zu können, ob ein Topf bohl klingt oder einen vollen Ton giebt. Unser Jahrhundert hat sich und seine Studien und seine Stoffe selbst in der Hand. Eine lange Reihe von Erfahrungen liegt hinter uns, deshalb sollten wir wissen, daß wir uns des schrbdesten Anachronismus schuldig machen, wenn wir die Kunst-Geschichte innerhalb der Bibliotheken aufsuchen zu müssen wähnen, da die Geschichte der Kunst weit mehr und deutlicher auf der Scholle, die der Fuß des Künstlers betreten, und auf der Schwelle seines Hauses, das er bewohnte, als auf dem Marmorblock seines Grabhügels geschrieben steht. Die Geschichte der Kunst ist vor allen Dingen die Geschichte der Künstler.

Jene Theologen und Abbés, die über den Griechischen Stil Fastianten, und über Raphael Quartanten schrieben, haben bekanntlich vom Römischen Hofe vollkommenen Ablaß für derlei strafwürdige Beschäftigungen erhalten, das ist ihr Glück. Es ist nicht lange her, daß in Italien wie in Frankreich von Leuten, die hinter den vier Mauern ihrer Bibliothek verkehrt saßen, archäologische Abhandlungen und Theorieen über die Malerei in Menge fabrizirt wurden. Die Anzahl solcher abstrakter Bücher ließ sich gar nicht rubriziren, und die Französische Akademie hatte mehr als einen Secretair nöthig, um alle diese Schriften zu klassifiziren. Es waren meist armselige und traurige Nomenklaturen. Man kommentirte das Schöne nach der Poetik des Horaz oder den sellen todten Prinzipien des Vasari, man schnürte den Begriff zusammen, preßte ihn in akademische Bestimmungen und verschloß ihn vor der freien Lebensluft, in der er sich zweifelsohne entwickelt und sich selbst seine Gesetze gegeben hätte. Die Reisen, die man macht, kommen der Geologie mehr als der Kunst zu gute. Von Zeit zu Zeit taucht höchstens ein vergilbtes und zerknittertes Manuskript aus der Schatzkammer des Alterthums, aus Sirurien oder Toskana in Paris an, und wenn Jemand über das Leben eines modernen Künstlers in Italien der Welt eine Notiz zu geben hatte, so trug sich dieselbe in der Secretair-Mappe irgend einer Gesandtschaft lange genug umher, um eben so wie alte Handschriften zu den todten Papiermassen gelegt zu werden. So stand manches Leben ab, während die stolzen Akademieen sich nur um das Abgestorbene bekümmerten. Man reiste nur, um Todten-Gebeine zu sehen, nicht um die noch lebendigen Menschen in ihrem Thun und Treiben zu beobachten.

Von den Deutschen war während der vorigen Jahrdoutzerte am wenigsten zu erwarten, daß sie des Lebens wegen lebten, ihre Reisen waren meist antiquarische. Selbst der gestoolle Winkelmann durchstrich Italien nur, um das Vermodorte aufzusuchen, und es ist rührend, zu sehen, wie die Deutschen aus den Trümmern der Kunst, über die der Schmutz und höchstens Epheu sich gelagert, sich metaphysisch das Ideal der lebendigen Schönheit hervorkonstruirten. Winkelmann büßte diese Leidenschaft sogar mit dem Tode; er fiel unter den Messerstichen einer mörderischen Hand. Während der Blüthe der Malerei reist kein Mensch nach Italien, um sich den Anblick zu verschaffen, wie ein Künstler lebt, um Künstler zu sehn. Das Leben des Artisten ist nicht etwa gleichgültig für das Reich seiner Ideen, vielmehr ist dies nur der geistige Abdruck von jenem, selbst wenn dasselbe im entschiedensten Widerspruch mit jenem stände und also im Kontraste die ganze Erscheinung des Künstlers ergänzte und erklärte. Erst seit Göthe reist man zu Lehren, als bloß antiquarischen Zwecken nach Italien. Göthe, der seine Mignon die schöne Ballade: „Kennst Du das Land, wo die Zitronen blühn?" singen läßt, gab den Wanderzügen der Reisenden eine andere Wendung. Göthe reiste, um das Leben kennen zu lernen; auf den Trümmern versunkener und verschütteter Bauwerke besann er das Leben der Gegenwart, aber freilich lebte er viel zu spät, um die Blüthe der Kunst zu schauen, und deshalb kann er auch mehr eine bloße Doktrin seiner Anschauungen geben, er kann über die Kunst mehr berichten, als ihr Leben und Dasein schildern. Und der Autor des „Wilhelm Meister" spricht auch lieber über Poesie, Musik und Malerei, als daß er Poeten, Tonkünstler und Maler in ihrem Schaffen, Wirken, Denken und Sinnen darstellt. Lord Byron, der den Beruf in sich fühlte, Italiäner zu werden, that wieder das Gegentheil. Er behandelte die Kunst wie ein großer Herr, er sprach nicht davon. Mag er eine frivole oder eine traurige Stimmung haben, sich schwerlich oder freudig angeregt fühlen, mag er glücklich oder unglücklich sein, immer ist er Epikuräer genug, um der Kunst-Lehre die Rosen Italiens und ihren Duft vorzuziehen; er wohnte in Venedig nicht seiner Maler, sondern seiner Lagunen wegen. Merkwürdig ist der Gegensatz in der Stimmung dieser beiden berühmten Männer. Gegen den Lord betrachtet ist der Patriarch von Weimar fast ein bloß reflektirender Kopf. Byron schreibt in Italien den „Don Juan" und den „Beppo:" Göthe beschrieb die Architektur des Bramante. Die Memoiren Byron's enthalten kein Wort über Rafael, die Reise-Memoiren Göthe's haben den Anschein, als seyen sie zu den Füßen der Jungfrau von Foligno geschrieben. Dabei sollte man nun denken und aus der Natur Göthe's abnehmen, er sey recht eigens dazu berufen gewesen, über das Leben der Maler die besten Notizen zu sammeln und nicht bloß ihre Werke abzuschatten mit universellem Sentiment, sondern die Männer selbst, wie sie inmitten ihrer Kunst-Thätigkeit leibten und lebten, zu schildern. Die Kunst entzückte ihn so, daß er die Künstler darüber vergaß. Er vernachlässigte die Individualitäten, ihm fehlte Hoffmanns unersättliche Begier, dem Künstler in die tiefe Brust zu blicken, wo die geheime Werkstatt seiner Productionen ist; ihm fehlte dieser wunderbare Drang, die dunklen Schattengewölbe der Seele, die Kunst hervorgerufen, aus den Thränen und Herzens-Wunden der Künstler zu deuten, die Pulsationen der Kunst-Geschichte an den Pulsschlägen der Artisten zu fühlen, mit dem weinenden und den tausend Unglücksfällen beladenen Herzen mit zu weinen, an der Trunkenheit der Begeisterten mit trunken zu werden und ganz aufzugehen in das Leben, Denken und Fühlen der Künstler. Der wiedige Patriarch von Weimar hat nicht viel Sinn gehabt für die Leiden eines zerrissenen Gemüthes, das von der Fülle des äußeren Unglücks belastet, von dem Hauche göttlicher Inspirationen belebt wird und so im Drange der Gefahr das Staunenswerthe leistet. Und diese Physiognomieen stolzer und tiefsinniger Meister, wie sie uns Hoffmann darstellt, dieser Ritter Glück, diese Donna Anna, die er schildert, was giebt er hierin anders als eine Kritik der Kunst in Fleisch und Blut, eine Geschichte der Kunst, wie sie sich im Individuum gestaltet, in ihrer ganzen elektrischen Kraft? So bringt uns dieser Magister, Hoffmann, in seinen Darstellungen von Künstler-Gestalten eine echte und wahre Geschichte der Kunst, indem er sie in ihren Werken an einer bestimmten Persönlichkeit zeigt und die Kunst-Productionen als die Schmerzen oder Freuden des Individuums erklärt. Man muß jenen Geniater Reis in Rom mitten unter Bluuenkränzen in der Gesellschaft der Geliebten sehen, man muß wissen, wie er dann verstoßen und verachtet umherirrt, man muß ihn in der Wildniß belauschen, um seinen Haß, seinen Groll, seine Satire — sein ganzes Ich und seine ganze Kunst zu verstehen, denn beides, sein Ich und seine Kunst, sind ganz dieselben Erscheinungen. Eine Biographie Salvator Rosa's ist ein Beitrag zur Kritik der Kunst, und mit Hoffmann schrieb mir dieser Wanderwurf in der Darstellungsweise einer Kunst-Geschichte eingetreten zu seyn.

Hoffmann hat die kalte, schaale, bleiche Kunst-Geschichte, die schon wie ein Leichnam aussieht, weil man abstrakte Reflexionen über die

*) Der Verf. bekennt sich in der Einleitung zu der Ansicht C. T. A. Hoffmann's in der Behandlung der Künstlerleben. Seine geistreiche Auffassung der hier folgenden Skizzen giebt den Beweis, daß er den Deutschen Meister nicht bloß mit Nutzen zu studiren, sondern auch noch hinter sich zu lassen wußte.

Digitized by Google

Kunst lange genug für Kunst-Geschichte hielt, mit Blumen-Duft und Zarben-Schmuck wieder lebendig gemacht, wie Bäsale und Rupsch auf ihrem anatomischen Theater gleiche Wirkungen hervorzubringen. Wenn das Genie eines Künstlers und sein ganze Weise, wie er produzirte, uns ein Räthsel schien, so lag das Geheimniß in jegend einem Ereignisse, seines Lebens verdeckt, und es war eben der große Fehler der früheren Kunst-Kritik, in dem Bilde niemals den Bildner zu sehen und zu suchen, den Maler niemals hinter die Leinwand zu blicken und auf die Beziehungen und Umgebungen seines Lebens nicht zu erforschen. Indem man sich auf die Unfruchtbarkeit trockener Notizen beschränkte und höchstens einige oberflächliche allgemeine Züge über das Leben der Künstler daran hängte, herauszuhe man die Kunst aller Individualität und aller gehrimeren Reize, die sich an die Persönlichkeit der Künstler knüpfen. Man entzog der Kunst-Geschichte die beste Nahrung und verdammte sie zu trauigsten Nüchternheit.

Es ist wenig griechischen bisher, was unsere Kunst-Geschichte in dieser individuellen Auffassung, die ich für dieselbe als unerläßlich betrachte. Es ist unbeschreiblich, mit welcher Geduld und welchem Muthe ich mich waffnen mußte, um das Leben des Mafaccio in dem kleinen Kloster der Armenier zu Neurdig zu studiren. Ich hatte zu diesem Behuf kein anderes Material, als die Erinnerungen des würdigen Priors, eines feinten und unterrichteten Mannes. Die Biographieen der Maler existiren freilich im Munde der Cicerodi, aber wie entstellt durch prahlerische Lügen und schreiende Widersinnigkeiten! Und doch leben die Persönlichkeiten der Italiänischen Künstler noch weit mehr im Andenken und den Erzählungen ihres Volkes, als die Gurgel-Sprache der mundfaulen Nordländer die Erinnerung an die großen Männer der Vorzeit aufzubewahren vermochte. Wenn man die spärlichen Angaben über Maler der früheren Jahrhunderte liest, erlebt es gewiß, daß Jemand sich über sie klagen, daß sie nur auf die Leinwand ihr Leben hinschrieben, ohne ihrem Volke ihren Briefwechsel oder ihre Biographie zu vermachen. Dann fragt man sich unwillig, warum die Höfe und Regierungen, in deren Gunst sie lebten, ihnen nicht in den geschlossenen Kontrakten die Klausel als Verpflichtung stellten, ihr Leben sinft zu schreiben. Wäre das nicht eine schöne, eine große Sache gewesen? Wer heutzutage sechs Dramen in Paris schreibt, erlebt es gewiß, daß Jemand sich über ihn bemacht und seine Biographie liefert, ihn kommentirt und sein Leben mit seinen Schriften parallelisirt, während Jerdäus, Hobbina, Denner, und selbst van Dyk fast vergessen sind und seinen Biographen fanden.

Bei wenigen Briefe, die von diesen Männern erhalten wurden, sind Eigenthum einiger reichen Familien geworden, welche damit geizen und ihre Mittheilung verschweigen. Ist es wahr Philipp, der Königlichen Bibliotheken, dieselben anzukaufen. In dem Briefe einer Maler-in liegt oft das Unglück und der Ruhm seines ganzen Lebens. Nur das Nachstimmen über das Leben der Künstler kann uns, din ich der Meinung, auf die richtigen Theorieen über die Kunst führen. So lange man auf dem alten Wege der Kunst-Historiographie beharrt und auf die Persönlichkeiten der Künstler verzichtet, wird man nichts erreichen. Die kleinen Züge, die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Künstler sind oft die Geschichte der Kunst selbst. Nur durch seine tausend Duretten wird der Nil zum großen Strom. Statt daß man die Briefe des Peter Paul Rubens in einem derbischen Eisenlatein zu Antwerpen verschleudern hält, sollte der Besitzer derselben sie durch den Druck verbreiten, und er würde sich den Dank seiner Zeitgenossen erwerben. Antwerpen, Medicin, Berlin! haben die Geschichte ihrer Denkmäler. Sing zeigt man das Orgelthürmchen Kaels des Künsten, Löwen besitzt das Katheder des Justus Lipsius, warum ist kein Herold da, der uns sagt: dies ist das Haus des van Eyck! Wie sind hier weit davon entfernt, eine Anklage zu erheben, wir bezeichnen nur die Mittel und Wege, um allmälig die Kunst-Geschichte zu individualisiren. Nur mit der höchsten Mühe wandert und forscht man nach den Quellen der Geschichte der Flamändischen Maler, denn Niemand hat sich bisher darum gekümmert, und in Jahrgängen eingefollen, das Leben dieser Künstler zu schreiben. Die Pietät ging nicht so weit, daß man sich um das Geschick dieser Männer, um die Leiden und Freuden ihres Daseyns bekümmerte, aus denen doch alle jene Werke flossen. Wie hätten sie den Schmerz, den sie darstellen, mit so überwältigtem Effekt auf die Leinwand werfen können, hätten sie ihn nicht selbst im Innersten der Seele erlebt? Wie wollen wir im Stande gewesen, den Jubel daechantischer Lust so lebendig zu zeichnen, hätten sie nicht das Echo in ihrem eigenen Gemüthe vernommen? Alles gründet sich auf dasse Thatsachen, und ich gestehe gern mit dem Deutschen Herausgeber des „Phantasus," daß der handgreifliche Körper mir mehr werth ist, als die Theorie, und einige kurze, bestimmte, eingreifende Fakta, wenn sie nur nicht durch die liebertragung entstellt sind, mir mehr zusagen, als lerre Dissertationen voll allgemeiner Anschauungen. Es sind noch, an den alten Ruhm Flanderns beutzutage zu erinnern, der in Belgien eingeschlafen zu seyn scheint. Die Belgische Kunst muß als ein Dokument der Belgischen Nationalität angesehen werden. Einige freiwilsthige Züge zu liefern, um die alten Ebenalten würden aufzuerschen, schrimt mir vor der Hand schon verdienstlich genug.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Denkwürdigkeiten aus Morrison's Leben. *)

Der Vater des Dr. Morrison, James Morrison, ein geborener Schotte, wohnte in Morpeth (Northumberland), war zuerst ein Aeckerbürger, alsdann ein Strickstrumpfmacher, der mehrere Gesellen hielt. Seine Mutter war Sara Nicholson, die Tochter eines Landmannes unweit Morpeth. Am 5. Januar 1782 wurde Robert, der jüngste der Familie — er hatte noch drei Brüder und drei Schwestern zu Morpeth geboren. Um das Jahr 1785 zogen seine Aeltern nach Newcastle, wo er bei seinem Oheim Nicholson, einem achtbaren Schullehrer, lesen und Schreiben lernte, und als Knabe trat er bei seinem Vater in die Lehre. In dem Alter von sechzehn Jahren wurde er, wie er selbst erzählt, ernstlich religiös, und mit dem Neujahrstage 1799 fing er an zu studiren und sich ein Tagebuch zu halten. Bei dem presbyterianischen Christlichen Leiter lernte er die Anfangsgründe der Lateinischen, Griechischen und Hebräischen Sprache und etwas von der Theologie. Er hat es angemerkt, daß er das Lateinische am 19. Juni 1801 begonnen habe. Sein Eifer als Mitglied einer Gesellschaft zur Unterstützung von Armen wurde schon damals von Freunden und Nachbarn bemerkt. Im Jahre 1802 stard sein Mutter, und den 7. Januar 1803 ward er als Student in der Dissenter-Akademie zu Horton aufgenommen, wo er bis zum 28. Mai 1804 blieb. Die Londoner Missionarische Gesellschaft nahm ihn unter ihre Missionaire auf und schickte ihn in das Seminarium in Gosport, wo er unter der Oberaufsicht des David Bogue zu dieser Bestimmung sich ausbildete.

Im Sommer des Jahres 1806 kehrte er nach London zurück. Er hatte China zu dem Schauplatze seiner Missionsarbeiten erwählt und zu diesem Behuf angefangen, sich mit dem Chinesischen bekannt zu machen. Ein junger Chinese, Namens Yong-Sam-Tai, war frin Lehrer; um sich in den Charakteren jener Sprache zu üben, schrieb er seine Chinesische Handschrift der vier Evangelien aus dem Britischen Museum ab, und eine andere der Königl. Akademie. Außerdem erwarb er sich Kenntnisse in der Heilkunde und der Astronomie. Den 31 Januar 1807 schiffte er sich über Amerika nach China ein und errrichet Macao den 4. September. Den Logarte er in der Faktorei der Amerikanischen Gesellschaft, und fing seine Chinesischen Studien sofort an. Sein junger Chinese, Namens Yong-Sam-Tai, war frin Lehrer; um sich in den Charakteren jener Sprache zu üben, schrieb er seine Chinesische Handschrift der vier Evangelien aus dem Britischen Museum ab, und eine andere der Königl. Akademie. Außerdem erwarb er sich Kenntnisse in der Heilkunde und der Astronomie. Den 31 Januar 1807 schiffte er sich über Amerika nach China ein und errrichet Macao den 4. September. Den Logarte er in der Faktorei der Amerikanischen Gesellschaft, und fing seine Chinesischen Studien sofort an. Sein Chinesische Sprachlehre vollendet habe, daß sein Wörterbuch der Chinesischen täglich vorschreite und seine Handschrift des Neuen Testaments zum Druck beaufsertig sey, doch wolle er sie der Presse nicht eher übergeben, als bis er sich gründlicher Kenntniß der Sprache erworben habe.

Den 20. Februar 1809 feierte er seine Hochzeit mit Maria Morton, der achtzehnjährigen Tochter des noch lebenden John Morton, der, aus Dublin gebürtig, Oberwundarzt bei der Irländischen Artillerie ist. Er war nach der Union in Dienstrn des Staates 7 Jahre auf der Insel Cryton, und auf der Rückreise nach England verweilte er mit seiner Familie einige Zeit in Chino:. Er hatte sechs Söhne und sechs Töchter; Maria, sein jüngste Tochter, war den 24. October 1791 geboren und die spätere ihre Aeltern nach Cryton. Die Drei ältesten Söhne, die der Pr. Morrison aufgezogen, und ihre Briefe, die sie ihm von Macao nach Canton geschrieben, charakterisirten sie als eine Frau mit trefflichen Eigenschaften und nicht gewöhnlichen Geistesgaben. Es herrscht in diesen Briefen ein Geist frommer Resignation, ein Ausdruck warmen Wohlwollens, die entschiedenste Liebe zu ihren Gatten und ihren Kindern; es sin eine Frau, die sich selbst vergißt und nur für Andere lebt, so freiwillig sie sich viel mit Lesen, insonderheit: geschichtlicher und theologischer Werke, machte auch zuweilen, wiewohl vergeblich Versuche, sich das Chinesische anzueignen. Bei ihrer Frömmigkeit war sie doch kultsam, ohne Strenhaß und also nicht blos dem Namen nach evangelisch.

Der Tag nach der Hochzeit erhielt er die Ernzige, daß die Supercargen der Ostindischen Compagnie, denen er bei der Ueberfegung ihrer Chinesischen Handelsverordnungen behülflich war, ihm ihren Dank durch Doll mestscher angestellt hatten. Bis dahin war diese Korrespondenz auf eine beschwerliche Weise geführt worden; Portugiesische Geistliche übertrugen die Briefe aus dem Englischen in das Lateinische und hierauf unter dem Beistande von Eingebornen in die Landessprache. Herr Morrison sah in seinem unrein Amir ein sehr wirksames Mittel zur Förderung seiner Missionsgwecke. Er hatte es mit einer Eigenthümlichkeiten der Chinesen zu bindungsich bekannt gemacht und wußte, wie er in seinem Berichte sagt, daß die gewöhnlichen Wege dort nicht zum Ziele führten. „Das Evangelium predigen", in dem sittlichen Sinne dieses Ausdrucks, war in China durchaus unmöglich; allein der literarische Charakter ist nirgends so ausgebildet, als in jenem Lande, so daß die Presse ein mächtiges, aber auch das einzige Mittel werden dürfte, Angriffswaffen gegen das Chinesische Heidenthum zu liefern. Den 4. August 1809 fing seine Thätigkeit in diesem Fache und druckte in Canton nach Chinesischer Manier mit hölzernen Typen die Apostelgeschichte in Chinesischer Sprache. Den 2. April desselben Jahres vollendete er seine Chinesische Grammatik und sandte sie dem General-Gouverneur von Indien, Lord Minto; sie wurde auf Kosten der Compagnie 4. J. 1815 in Serampore gedruckt, mit Typen, die sogens dazu in England verfertigt worden.

Den 29. Februar 1812 starb Maria, die Gattin Morrison als seine Frau haben mit feriegdiger Liebe uns ihren wenigen Mitteln zur Unterstützung seiner bejahrten Aeltern beigetragen. Im Dezember 1811 schrieb Mrs. Morrison an ihren Mann: „Lieber möchten wir unser Haus nicht flandermäßig, wenn wir dadurch verbindert werden, dem Vater jährlich 30 Pfund zu schicken." Um frie Zeit (1811 und 1812) schienen Morrison und seine Frau zum Hinsterben gewidmet jener Zusicherung empfangen zu haben, welche den Unbemittelten von dem Hochstand und der Eitelkeit zu Theil werden. „Diese Unböflichkeit", schreibt Morrison's Frau, „diese Vernachlässigung kann unser Glück weder vermehren noch verringern, muß uns also gleichgültig seyn; wenigstens will ich es zu sepn versuchen, da man nicht immer ungekränkt bleibt, wenn man so oft mit Unaufmerksamkeit behandelt wird. Ich glaube, die Lehre der

*) Nach authentischen, zum Theil eigenhändigen Mittheilungen des kürzlich verstorbenen berühmten Sanskrit-Gelehrten.

Chinesen, Beleidigungen zu ertragen, ist das Beste, was zu thun ist. Sie schließen einfach und gut: Derjenige hat sich zu schämen, der ohne Grund uns kränkt, nicht wir, die es geduldig tragen. Als Christen haben wir eine noch höhere Vorschrift, demüthig und friedlich zu sein."

Im Jahre 1813 beendigte Morrison eine Chinesische Ausgabe des gesammten Neuen Testamente, von welcher er wenige Exemplare als Geschenke an Freunde nach Europa schickte; es erhielten deren namentlich die Bibel-, die Londoner Bekehrungs-Gesellschaft, die Akademie zu Horton. Seitdem sind Auflagen davon in den Jahren 1815, 1819, 1822 und 1827 erschienen und in China verbreitet worden. Um dieselbe Zeit schrieb und druckte er einen Katechismus im Chinesischen, nebst einer Abhandlung von den Lehren des Christenthums, von welcher 15 tausend Exemplare in Umlauf kamen. Zu Anfang des Jahres 1814 scheint er mit dem Vorsatze umgegangen zu sein, seine Stelle in China aufzugeben und nach Java oder Malacca zu gehen. Im April desselben Jahres ward sein Sohn John Robert — gegenwärtig Chinesischer Secretair in Canton — geboren; eine Tochter war das Jahr vorher geboren, und ein Sohn im Jahre 1811, der aber als Kind starb. Im Jahre 1825 befahl das Directorium der Ostindischen Gesellschaft, daß Morrison's Dienste bei der Factorei aufhören sollten, weil er, einem Befehle des Kaisers von China zuwider, seine Uebersetzungen der Schrift in jenem Lande verbreite. Allein Morrison stellte den Supercargo's in einem Schreiben vor, daß er mit der Annahme eines Amtes nie daran gedacht habe, seine Pflichten als Missionair bei Seite zu setzen; dürfe jenes wohl man doch erdenklicher Weise nicht mit dem Verbreiten der Schriften verwechseln. Nur die Furchtsamkeit, welche diese letzteren sich anmaßten, war es, welche die Eifersucht des Chinesischen Volkes erregte und das Kaiserliche Edikt veranlaßte, nicht aber das ruhige Vertheilen theologischer Werke unter ein so sehr literaeisches Volk. Mit dieser Auseinandersetzung war man zufrieden, und seine Dienste wurden beibehalten.

Die Veröffentlichung seines Chinesischen Wörterbuches begann im Jahre 1815. Die erste Nummer erschien den 29. Dezember. Dieses Werk wurde auf einer Presse gedruckt, die zu diesem Zwecke in Macao eingerichtet worden. Es bestand aus drei Theilen. Der erste Theil, das Chinesisch-Englische enthaltend und nach den Wurzeln geordnet, zählt drei Quartbände, jeder von etwa 900 Seiten (aus den Jahren 1815, 1822, 1823). Die Anzeige, welche sich zu Ende des dritten Bandes findet, ist vom 9. April 1822. Der zweite Theil, auf zwei Bänden, die 1819 und 1820 erschienen, bestehend, enthält das Chinesisch-Englische in alphabetischer Ordnung; der dritte, 1822 erschienene Theil liefert das Englisch-Chinesische. Vollendet wurde das Werk den 15. April 1822. Dieses Wörterbuch ist das unvergänglichste Denkmal von Morrison's literarischem Ruhme; er verwandte 13 Jahre seines Lebens darauf. Die Ostindische Compagnie, der es gewidmet ist, hat das Werken, die ansehnliche Summe bezahlen, dergestalt, daß nur hundert Exemplare zum Verkaufe kamen. Die übrigen sind theils verschenkt worden, theils in Indien und China defindliche Missionaire haben diesen Institute, das jedoch nicht länger als bis 1828 bestanden hat, ihre rechte Kenntniß der Sprachen, in denen sie mit den Eingeborenen verkehren, zu verdanken. Auch gab er während seines Aufenthalts in England „Chinesische Miscellanien" heraus, bestehend in Auszügen aus Chinesischen Autoren in der Original-Gestalt, nebst Uebersetzung und Erläuterungen. Diese Schriften liegen Kinder und die Wittwe befinden sich gegenwärtig in England. Als am 1ten Juli 1834 Lord Napier, mit dem Auftrage zur neuen Regulirung der Verhältnisse des Britischen Handels in China, in Macao anlangte, fand er dort den Dr. Morrisen und ernannte ihn, auf Befehl der Regierung, zum Chinesischen Secretair und Dollmetscher. Morrison war damals schon seit einiger Zeit unwohl; dessenungeachtet willigte er ein, den Lord auf der Fahrt nach Canton zu begleiten, und that bei ihm in einem offenen Boote und während eines Platzregens in der Nacht zum 25. Juli auf dem Flusse Canton. Erst den folgenden Tag kam man in Canton an. Seit diesem Tage wurde Morrison ernstlich krank und starb, 52½ Jahr alt, am Abend des 1. August in den Armen seines ältesten Sohnes und Nachfolgers im Amte, John Robert Morrison. Am folgenden Tage wurden seine sterblichen Ueberreste zu Schiffe nach Macao gebracht. Lord Napier und alle Europäer, Amerikaner und Britische Unterthanen in Canton folgten der Leiche von der Wohnung bis an den Fluß. Den 5. wurde sie neben dem Grabe seiner ersten Frau und eines seiner Kinder in die Erde gesenkt. Etwa vierzig angesehene Einwohner der Insel begleiteten den Zug bis zur Begräbniß-Stätte. Die Größe des Verlustes, den die gelehrte Welt erlitten, dürfte man da, wo sie Morrison's Verdienste so lange Jahre nützlich gewirkt hat, tiefer als selbst in Europa empfinden. Gewiß, wenn die Erlernung des Chinesischen leichter und Hunderte von Europäern Lehrer dieser Sprache geworden, wird man mit Verehrung den Namen derjenigen nennen, dem man solches zu verdanken hat, und doch wird es noch lange dauern, ehe eine so gründliche umfassende Kenntniß der Sprache und der Literatur, der Geschichte und des Lebens von China in einem einzigen Individuum sich wiederfinden wird. Die Dienste, die er bei verschiedenen Gelegenheiten der Ostindischen Compagnie geleistet hat, sind von unermeßlichem Werthe. So oft er in Canton zur Berathung zugezogen wurde, war die Befolgung seines Rathes vorbehilflich für die Angelegenheiten der Compagnie. Bei einer Streitsache im Jahre 1821 war er der Einzige in der Factorei, welcher im Stande war, den Anforderungen der Chinesen Verwiesgründe entgegenzustellen, und er that es mit Erfolg. Die schwierigsten Fälle brachte er durch verständliche Mittel zu Stande, und bei manchen Gelegenheiten hätte man Unannehmlichkeiten erspart, wenn man seine Meinung mehr geachtet hätte. Fast alle Beamten der Compagnie in Canton bekamen ihre Kenntniß des Chinesischen.

Daß ein so hervorragendes Talent, mit so vielen Erfolge in literarischen Unternehmungen verbunden, Neider und Widersacher fand, ist unvermeidlich — sie finden deren selbst in England noch auf dem Festland. Volle Anerkennung ward ihm in China und Japan: die Chinesen nannten ihn Le Dotline Ma, und der Japanische Ober-Dollmetscher in Nangasaki, dem die alphabetische Ordnung in Morrison's Wörterbuch sehr gefiel, übersetzte dasselbe im Jahre 1828 ins Japanische. Morrison war der erste Europäer, der Dokumente in Chinesischer Sprache anfertigte, welche von den Behörden in China angenommen wurden; ja, man hielt das erste Aktenstück dieser Art für die Arbeit eines Eingeborenen und suchte den Urheber zu ermitteln, um ihn dafür zu bestrafen, daß er solche Talente zum Dienste von Ausländern verwandt hatte. Aus dieser Unterhaltung ging das eigentliche Sachverhältniß hervor, und Morrison's Charakter als Chinesischer Gelehrter war gegründet. Im Jahre 1829 erregte sich Folgendes: Ein Chinesisches Fahrzeug, mit 14 Ausfluggästen und Waaren am Bord, fuhr die Küste entlang, als die Mehrheit der Mannschaft aufstand und, um sich des Gutes zu bemächtigen, die Reisenden ermordete, bis auf einen, der sich aus Land rettete. Einer der Schiffer, Namens Tii Knug Tschao, hatte keinen Antheil an dem Verbrechen, vielmehr es zu verhindern gesucht; da aber der Uebelthäter den Vorfall angezeigt, ward die ganze Mannschaft, Tii Knug Tschao nicht ausgenommen, festgesetzt und verurtheilt, und zwar auf Grund eines Kaiserlichen Edikts, welches hinterdrein als ungenügend befunden wurde. Alles sprach, was noch zu thun war, ein Mann die Leute hinrichtete, war die Identifizirung derselben. Zu diesem Zwecke wurde der Gerichtshof feierlich eröffnet, und man gestattete auch die Anwesenheit angesehener Fremden. Hierauf wurden die Gefangenen aufgerufen und in Käfigen vorgeführt und sämmtlich von demjenigen, der sich gerettet hatte, als Mitschuldige wieder erkannt, bis auf Tii Knug Tschao, den derselbe, als er zum ersten Käfig herantrat, ergriff und ihm dankte, als dem, welcher mitten im Gemetzel ihm das Leben gerettet habe. Doch that keiner der anwesenden Chinesen einen Schritt, um den Widerruf der gegen den Unschuldigen ergangenen Sentenz zu erwirken; Liang a sa, der Morrison begleitet hatte, konnte sich sein Gehör verschaffen. Da trat Morrison selbst hervor und vertheidigte auf Chinesisch des armen Mannes Sache so beredt und mit so reichsicher Berufung auf Chinesische Gesetzquellen, daß der Richter Tschao freigesprochen und dem Doktor von dem ganzen Gericht hoher Beifall gespendet wurde. Der erlöste Gefangene überreichte, der Landessitte gemäß, seinem Befreier ein förmliches Dankschreiben und legte mit dem Kopfe sich ihm zu Füßen.

Als angestellter Beamter der Ostindischen Compagnie hatte er zu Canton nur eine Wohnung, in der er den Theil des Jahres, in welchem

Digitized by Google

die Handels-Geschäfte betrieben wurden, sich befand; in Macao aber, wo er die größere Hälfte des Jahres zubrachte, ein Haus. Beider bediente er sich als Kapellen, in denen er Gottesdienst hielt und den Sonntag in der Regel viermal predigte, zweimal in Englischer, zweimal in Chinesischer Sprache. Durch diese letzteren Predigten sind einige in Chinesischer Sprache. Durch diese letzteren Predigten sind einige in Chinesischer Sprache. Durch diese letzteren Predigten sind einige

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 47. Berlin, Montag den 20. April 1835.

Rußland.

Die Familie und der Geburtsort Lomonossoff's, des ersten Russischen Dichters.

Die angebornen Neigungen und Fähigkeiten der Menschen zu dieser oder jener Beschäftigung, zu dieser oder jener Leidenschaft gehören in der That zu den größten Geheimnissen der Schöpfung, und bilden die edelsten Unterscheidungs-Merkmale des Menschen von den übrigen Geschöpfen der Natur. Während ein gepfropfter Baum stets gute Früchte trägt, aus schlechtem Samen aber, oder aus unergiebigem Boden, nur unbedeutendes Gewächs und Unkraut emporschießt, findet häufig beim Menschen Geschlechte gerade das Gegentheil statt. Die Geburt eines Genies hängt weder vom Klima, noch von der moralischen oder physischen Beschaffenheit seiner Aeltern ab. Ausgezeichnete Menschen erscheinen unter jedem Verhältnisse, unter gekrönten Häuptern und unter geringen Leuten, an der Küste des Eismeers und unter dem schwülen Himmel des Aequators, eben so, wie Riesen und Athleten von Pygmäen, können Wesen mit allen unvollkommenheiten der Seele und des Körpers von Menschen geboren werden, die in jeder Hinsicht vollkommen sind.

Ich kenne mich jedesmal, wenn ich würdige Nachkommen ausgezeichneter Menschen finde, und deshalb war es mir bei meiner Ankunft in Archangel im Jahre 1828 sehr angenehm, zu hören, daß die Nachkommenschaft Lomonossoff's in gutem Rufe stehe. Es verstieht sich von selbst, daß ich mich beeilte, ihre Bekanntschaft zu machen.

Das Haupt der Familie bis um die Russische Sprache so hoch verdienten Mannes ist seine Mutter, Matrena Jessjewna, ein achtzigjähriges Mütterchen, ungeachtet ihres vorgerückten Jahre ist sie noch sehr rüstig, und erfreut sich noch des Gebrauches aller ihrer Sinne; ihre Augen sind eben so lebhaft, wie ihre Zunge geläufig ist, ihre Muskeln eben so kräftig, als ihr Gang leicht, nur das Gedächtniß hat sich etwas vermindert. Dennoch erinnert sie sich mit Vergnügen an ihr Leben und Treiben bei ihrem Oheim Michailo Wassiljewitsch Lomonossoff in Petersburg, in einem nicht sehr großen steinernen Hause an dem Moika-Kanal,*) wo sie besonders Reizfähigkeit spricht sie von der Gastfreiheit ihres Oheims, wenn auf der breiten Freitreppe der eichene Tisch gedeckt wurde, und der Sohn des Nordens bis spät in die Nacht mit seinen lustigen Landesleuten schmauste, die zu Schiffe aus Archangel kamen, und ihm gewöhnlich zum Geschenk eingemachte Mollebeeren und Häringe mitbrachten.

Ganz dieselbe Bewirthung ward auch den Bewohnern anderer Städte, die bei der ersten Schlittenbahn mit Stockfischen nach Petersburg kamen. Ich muß bemerken, daß Matrena Jessjewna bei diesen Banketts eine nicht unbedeutende Rolle spielte, denn sie hatte, ungeachtet ihrer Jugend, den Keller zu besorgen, und mithin viel zu schaffen und zu laufen. Eben so mußte sie auch in heißen Sommertagen, wenn der Oheim von Büchern und Papieren umgeben, vom Morgen bis zum Abend im Gartenhause schrieb, in den Eiskeller nach Bier gehen, denn ihr Oheim trank es gern, so wie es vom Fasse kam. Nur den Reden des Mütterchens geht hervor, daß unser Dichter es sehr liebte, im Freien zu arbeiten, denn im Sommer kam er fast nicht aus dem Garten, dessen Pflege er selbst übernahm, indem er die Bäume mit seinem Federmesser pfropfte und beschnitt, wie er dies in Deutschland gesehen. Im Garten eben auf der Freitreppe, in seinem Ehrenlichen Schlafrocke sitzend, nahm Lomonossoff nicht nur die Besuche seiner Freunde an, sondern auch die der vornehmsten Leute, die den Ruhm und das Verdienst des Dichters mehr als ihren Stammbaum ehrten; am öftersten unter Allen und am längsten saß bei ihm sein berühmter Mäcen Iwan Iwanowitsch Schuwaloff. — „Gott verleih' diesem guten Herrn die himmlischen Freuden," pflegt das Mütterchen, sich dreimal bekreuzigend, hinzu zu setzen, „wie waren so an seine Sterne und Ordensbänder, an seinen vergoldeten Wagen und seine sechs schwarzen Rosse gewöhnt, daß es uns zuletzt gar nicht mehr auffiel, wenn sein Wagen am Hause hielt, wir brauchten ihm nur zu sagen, wo Michailo Wassiljewitsch zu finden sey, — seine Heiducken ließ er aber vor der Thür stehen. Bisweilen," bemerkte Matrena Jessjewna ferner, „kam mein lieber Oheim so ins Lesen und Schreiben, daß er die ganze Woche hindurch nichts anderes trank und aß, als Märzbier und Butterbrod." Das Nachdenken und der stete rege Zustand seiner Einbildungskraft bewirkten, daß Lomonossoff im Alter sehr zerstreut war. Nicht selten brachte er zur Mittagszeit, statt der Feder, die er nach alter Schlafgewohnheit hinters Ohr zu stecken pflegte, den Löffel, mit dem er aus der heißen Schüssel geschöpft, ans Ohr, oder er bedrunte sich seiner Perrücke als Serviette, indem er sie abnahm, wenn er im Begriff war, eine Kohlsuppe zu essen. Und saß immer geschah es, daß er, statt sich ein vollgeschriebenes Papier mit Sand zu bestreuen, es mit Dinte übergoß. . . . .

Wie sehr auch der glänzende Ruhm ihres Vorfahren auf Matrena Jessjewna zurückstrahlt, so verdient sie doch schon an und für sich, ihres übrigen Lebens wegen, besondere Hochachtung. Sie erschüttert sich mit chirurgischen Hülfeleistungen; und zwar sind sie bei der leidenden Menschheit mit solcher Geschicklichkeit, und mit solcher Leutseligkeit dei, daß ihr Name im nördlichen Theile Rußlands überall gesegnet wird. Bei der ersten Aufforderung eilt sie zu Hülfe, ohne auf Kälte oder schlechte Wege zu achten, und ohne Rücksicht auf ihre Zeit, oder auf den Stand der leidenden Person zu nehmen. Wie viele gebrochene Beine, verrenkte Arme, schwer verletzte Köpfe sind durch die bewundernswerthe Geschicklichkeit der verehrten Frau völlig wiederhergestellt worden, und Leuten, die ein böses Geschick bestimmt zu haben schien ewig gebrechlich und leidend zu bleiben, wurde ihre frühere Wohlgestalt und Gesundheit wiedergeschenkt. Bei alledem thut sie mit ihrer Geschicklichkeit nicht groß, sondern dankt dem Schöpfer für die Gnade, das Werkzeug seiner Barmherzigkeit zu sein. Sie spricht wenig von ihren edlen Thaten; man erfährt sie nur durch fremde mündliche und schriftliche Aeußerungen des Dankes.

Zu beklagen ist es, daß Matrena Jessjewna die Hoffnung hat aufgeben müssen, ihre Kenntniß in der Familie fortzupflanzen, da sie weder ihre eigene, noch ihre Schwieger-Tochter dazu fähig fand. — „Gott gab ihnen nicht den Segen" sagt die ehrwürdige Alte. — Und fürwahr, eine solche Regung dem Nebenmenschen beizustehen, eine so gründliche Kenntniß der menschlichen Aeußern, Leiden, Hülfe, wie sie sie in den Fingern hat, und endlich eine Geistesgegenwart, wie man sie selten bei Frauen antrifft, können nur, als Früchte des göttlichen Segens, und als eine höhere Bestimmung zu diesem Berufe betrachtet werden.

Während die Mutter sich mit dem Einrichten und Heilen gebrochener Glieder eifrig beschäftigt, begründet die würdige Sohn Lapatin seinen Wohlstand und seinen Ruhm — im Zerstören derselben! Er sägt, feilt und schneidet Knochen ohne Barmherzigkeit! — Das klingt entsetzlich. Aber zur Beruhigung vernehme man, daß Herr Lapatin der ausgezeichnetste Drechsler in Archangel ist; er feilt, schneidet und drechselt Elfenbein, Mammuth's- und Wallroß-Zähne mit nicht geringerer Geschicklichkeit, als seine ehrwürdige Mutter die menschlichen Knochen wieder in Ordnung bringt und einrichtet.

Es ist sehr zu bedauern, daß Lapatin kein Zeichner ist, sonst könnte er, wie seinem richtigen Augenmaße, und bei der saubern Arbeit seiner Schnitzwerke sich ausgezeichneten ausländischen Künstlern seines Faches an die Seite stellen. Diese Unkunde im Zeichnen von Seiten Lapatin's und der übrigen Archangelschen Knochen-Drechsler ist ohne Zweifel der Grund, daß diese sonst so einträgliche Kunst jetzt fast ganz in Verfall geathen ist. Nach Redeiten aus Knochen, die in den letzten Jahren noch in Menge zu allen Messen und Jahrmärkten verkauft wurden, findet jetzt gar keine Frage Statt mehr. Ich suchte den Künstlern zu beweisen, daß sich dieses nur aus der allgemeinen Verbreitung eines besseren Geschmackes erklären ließe, während sie in ihren Arbeiten wenig Fortschritte gemacht. Wie lange ist es her, daß in Rußland schlechte Holzschnitte bei Leuten mittlerer Klasse zum Schmucke der Zimmer dienten, und leichte Bretter für Spröße galten! Es wäre interessant, den Ursprung des Drechsler-Handwerks in Archangel zu kennen, auch schon deshalb, weil vor Alters Mammuth's- und Wallroß-Zähne von den Ufern der Petschora und von Nowaja Semlja nach Archangel gebracht wurden.

Matrena Jessjewna versichert, daß ihr Sohn dem berühmten Onkel sehr ähnlich seyn würde, wenn nicht seine kolossale Größe hierbei störend einwirkte. Lapatin ist ein Riese unserer Zeit, und man kann kaum glauben, daß seine großen Finger ein Schnitzwerk zu Stande bringen können, das so fein ist, wie ein gutes, gemustertes Gewebe. Das beste Erzeugniß Lapatin's ist ein Dintefaß mit einem Vorfahren nach einer Zeichnung von Martos.

Endlich war ich auch auf Kue-Ostrow, dem Geburtsorte Lomonossoff's. Ich werde meine Reise von Cholmogor nach diesem in vieler Hinsicht interessanten Orte hier nicht beschreiben; ich bemerke nur, daß ich lange auf den Träumeren des Hauses gesessen, in welchem ein Mensch geboren ward, den die Natur als Pfleger Liebling bezeichnet hatte. Tausend Gedanken, angenehme und leide, drängten sich der meine Seele: vor meinen Augen standen die Scenen der Kindheit des unsterblichen Lomonossoff's, aber durch Kopf und Herz zog sich der

*) Jetzt gehört dieses Haus dem St. Petersburgischen Postamte.

seines ganzen Lebens. Kein Russe, dachte ich, möchte wohl ein so großes Recht auf die Liebe und Dankbarkeit seines Vaterlandes haben, als Lomonossoff. Seine Verdienste, als ausgezeichneter Dichter, als glänzender Redner, als tiefer Denker, als der aufgeklärteste Mann seiner Zeit, erschienen gering und unbedeutend im vergleich, sobald er seine leitenden Veränderung, die er in den Köpfen seiner Mitbürger hervorbrachte, indem er durch seine feine Gelehrsamkeit den Glanz der Gesellschaft von Russländern verdunkelte, welche die sogenannte Russische Akademie bildeten. Ferner wohl einsehend, daß alle menschlichen Kenntnisse ganz nutzlos sind, wenn sie nur das Eigenthum der Gelehrten bleiben, und die Wirkungskreis sich nicht, mit Hülfe der, einem jeden Einzelnen eigenen und lieben Muttersprache, unter Seinesgleichen verbreiten, so übersetzte Lomonossoff den Ruhm, Gelehrter unter Gelehrten zu seyn, auf, und brangen über wissenschaftliche Gegenstände Russisch zu schreiben, und zwar in einer reinen, deutlichen wohllingenden, von ihm selbst entwickelten, ja besser gesagt von ihm erschaffenen Sprache. Und wenn nun die Einführung der Muttersprache im Gottesdienste und in der Gerichtspflege, unter dem Militair, und in dem Privatleben das beste Zeugniß für ein mächtiges und unabhängiges Volk ist, und eine kräftige Stütze seines Wohlergehens, wie sollte man da nicht Lomonossoff einen Wohlthäter seines Vaterlandes nennen? Endlich erlaube man mir noch die Bemerkung, daß ohne dieses Lomonossoffs Verdienste unsere Gelehrten vielleicht auch jetzt noch nicht in ihrer Muttersprache schreiben, und wir es schwerlich glauben würden, daß die Russische Akademie der Wissenschaften aus Russischen Gelehrten bestände.

Nachdem ich mich an der malerischen Lage von Kurs-Stadt ergötzt hatte, begab ich mich, wie Puschkin sagt, von Alltagsdüften getrankt, — durch mittelmäßige herrliche, mit schönem wohlgenährten Vieh bedeckte Wiesen nach Nowmina-Gora, um mit dem Zeitgenossen und Freunde Lomonossoff's, dem hundertjährigen Greise Kolscheff, Bekanntschaft zu machen. Sehr richtig heißt es irgendwo, daß beim ersten Schritte in die Beschauung eines Mährchen man nur auf den Charakter und die Hauptzüge dieses Letzteren schließen könne. Man wird sich daher leicht vorstellen, welche Meinung ich von diesem Landmann in der Gegend von Archangel fassen mußte, als man mich über eine reinliche hölzerne Stiege in einen großen Saal, mit sechs Fenstern auf der einen Seite und, in Stelle von Fenstern, mit eben so vielen Spiegeln auf der anderen Seite führte. Nun den beiden übrigen Wänden hingen Bildnisse der Kaiserlichen Familie, mit Peter dem Großen beginnend, von jemlich guter Arbeit und in goldenen Rahmen. In einer Ecke des Zimmers befanden sich einige Heiligenbilder in silberner Einfassung, in der anderen aber eine Englische Wanduhr in einem Kasten von Nußbaumholz. An der Seite von Kronleuchtern sah man Kronpasse, und die Möbel waren, wenn auch altmodisch, doch reinlich und elegant. Der hem Hause befand sich ein kleines Stückchen mit Gemüse-Garten. Ich wunderte mich daher nicht, als jetzt ein silberhaariger Greis von für angenehmem Aeußeren, sich auf ein Spanisches Rohr mit goldenem Knopf stützend und in einem sammtenen Schlafrock, zu mir hereintrat. Ich freute mich schon im Voraus auf die Unterhaltung mit dem verehrungswürdigen Repräsentanten einer für mich so interessanten Epoche; doch leider! — die Zeit hatte auf Gedächtniß und Zunge des hundertjährigen Greises unwiderrufliche Spuren hinterlassen.

Das letzte Erlebniß der meiner Reise in die Heimath Lomonossoff's war gegen ein sehr geringes Opfer die Erlangung eines Steckes geld geworden, geöffnet wells von Lomonossoff selbst in Russischer, Französischer, Deutscher und Lateinischer Sprache beschriebener Papiere. Die Durchsicht dieser so werthvollen Handschriften war mir auf der ganzen Reise eine unerschöpfliche Quelle der angenehmsten und interessantesten Unterhaltung, und überzeugte mich völlig, daß Verschiedenheit der Beschäftigungen die nothwendige Nahrung des Genius sey. Und hier in diesem kleinen Hefte sieht man die Proben dieser verschiedenartigen Beschäftigungen des großen Mannes, von gelehrten Theorien in den mathematischen und Natur-Wissenschaften an, bis zu wohlklingenden Versen; von Betrachtungen über das Vergnügen, bis zu Projekten verschiedener Art und amtlichen Schriften.

Im Jahre 1828 stellte ich aus diesen Handschriften zur Ansaahme in das Berg-Journal zwei kurze Fragmente mit, welche einen Beweis mehr liefern, daß der unermüdete Lomonossoff, während er sich mit den Wissenschaften beschäftigte, auch dem Gange der Verwaltung in seinem Vaterlande folgte, und seine Gelegenheit vorübergehen ließ, demselben nützlich zu seyn.

Swinjin.

Belgien.

Ueber Belgiens Kunst und Künstler.

(Fortsetzung.)

Am 31. Mai 1630 lag zu Antwerpen ein Mann auf dem Sterbebette. Das Haus des Todtenkahn war ein schönes Gebäude in Römischem Stil, von einem ansehnlichen Aeußern und mitten unter den Spanischen Façaden Antwerpens durch seine eigene Struktur hervorstechend. Wer dies lachende Haus früher gesehen, hätte es jetzt in der mitternächtlichen Stunde schwerlich wieder erkannt. Der Mond verbreitete mit seinem bleichen Schein wie mit einem Leichengewande die Seitenmauern und umfloß mit seinem sanften Glanze das finstere Bild des getreuzigten Heilands, das auf der vorderen Seite nach der Gasse blickte. Die Zugänge waren mit Strohmatten belegt, der Anblick war düster und ängstlich. Einige Fackeln bewegten sich durch den Garten hin und her durch die hohen Bäumen, dicht daneben war der große Platz der Schützengilde. In einer kleinen Rotunde und auf dem Hofe selbst, an dessen Mauern der Dom mit seinen gewölbten Fenstern hieß, verschwinkte sich ein Haufen Männer in Trauergewändern und Filzhüten, die ihre Gestalten überschatteten und unkenntlich machten. Von Zeit zu Zeit schritt eine schöne junge Frau, die eine schwarze Draste mit eine Fackelrone auf dem Mantel trug, durch den Hofraum nach der Rotunde und flattete den Männern Bericht ab über den Zustand des Sterbenden. Bald war die ganze Straße von einem lauten Geschrei erfüllt: der Ritter Paul Peter Rubens war todt!

Am andern Morgen bewegte sich ein prächtiger Zug nach der Kirche des heiligen Jakob. Das Pferd des Gestorbenen, ein stolzes Spanisches Roß, folgte dem Sarge, den die höchsten Magistrats-Personen der Stadt auf ihren Schultern trugen. Die schöne blonde Frau mit der schwarzen Draste, Helene Forman, Rubens Ehweib, blieb weinend in ihrer Wohnung zurück. Die Landleute aus der Herrschaft Steen, deren Schloß bei Mechelen lag, erschienen den Zug, denn sie waren des Lehnsherrn des Verstorbenen. Der Todte wurde, wie man sagt, unbedeckten Hauptes beerdigt, auf dem Gesicht stand noch die Röthe der Todtenschmerzen, die ihm den Tod gegeben, auf der rechten Hand saß der Diamant eines Königs, die Brust bedeckte eine doppelte goldene Kette, an der das Medaillon Karl's des Ersten hing. Seine Zunftschuur, ebenfalls ein Geschenk dieses Fürsten, schlug man auf mehr als zehnmahl Thaler.

Ein Jahr darauf (im Dezember 1641) sah man in London einen ähnlichen Leichenzug, den das beredte Schweigen der Menge umgab. Der Wagen mit dem Wappen der Rubwen, der dem Zuge folgte, wurde von dem Luxus einer schwarzen, mit silbernen Blumen geschmückten Sänfte überstrahlt, welche der Ritter Peter Lely, Endymion Porter und andere Edelleute aus dem Hause der Stuart's trugen. Derjenige, der unter ihnen auf dem Schilderhause hatte ein Gemälde Rembrandt Hintlig, die Stirn war bedeckt, einige seltene Locken lagen um die Schläfe, ein starker Spanischer Schnurrbart kreuzte noch die Wangen. Geistliche von dem Orden der „Black-Friars“ folgten dem Sarge, der in der großen Sankt-Pauls-Kirche beigesetzt wurde. Dies war Antoni van Dyk.

Mit diesen beiden Männern ging die große Malerei zu Grabe. Frankreich hatte auch kurz vorher den schon alten und gichtbrüchigen Poussin mit trauriger Miene der Gewissen des Louvre verlassen sehen, aus der ihn der Neid vertrieb. Poussin kehrte nach Rom zurück, um dort im Geräusch der ländlichen Tänze zu sterben, die er so oft in seinen Gemälden dargestellt hatte. Mit der Flamändischen Kirchen-Malerei war es aus. Mit Rubens' und van Dyk's Tode zerriß die Leinwand der großen Darstellungen, wie der Vorhang im Tempel zerriß, als Christus starb. Das Talent weniger bedeutender Schüler des Rubens' wagte kaum, mit den großen Erinnerungen, die der Meister zurückgelassen, einen Wettkampf einzugehen; eben so wenig suchten die Nachfolger des gewannten Künstlers, an deren Spitze Jordaens zu nennen ist, dem schlechten und verderbten Geschmack, der bald einriß, kräftig zu steuern. Jakob Sudores, der zu Rubens' Pinsel für seine Figuren die feinste Zeichnung gewannte hatte, bemalte Schilder, Jagd- und Blumen-Stücke auf's Tapet. Die Gemälde des kuhen Frans und Peter van Mol, der beiden Duellin. des Peter Thys und so vieler Anderen liefern bei ihren dürftigen Gestalten den warmen und belebten Farben-Schmelz eines van Dyk und Rubens zurückwünschen. Die Genre-Malerei ferner übte über die Kirchen-Stücke, und David Teniers leitete von seinem kleinen Dorfe Perth aus, zwischen Antwerpen und Brüssel gelegen, die Beschauer in die Hütte der Bauern, mit seinem Sieg hervorrief. Mit kleinen Pinselstrichen, mit eleganten Nüancirstäten und gewandten Fingerzeigen öffnete Flamcern seine Kirchen-Malerei. Auf die riesig kraftvollen Fleisch-Töne des Rubens, auf sein Helldunkel voll gigantischer Wirkung folgte die graue Farbe der Rauchkammern und Wirthshäuser; den von der heiligen Taufe beradbeuchten den Glanz der Altar-Lichter verdrängte der fahle Lichtschimmer, der auf einem blaue gefrorenen Kessel in der mit Fischerfrächten und Schinken angefüllten Küche oder auf den zinnernen Krug eines tabakschen Säufers fiel. Der Flamändische Geist, der sich durch van Dyk und Rubens zur Apotheose aufgeschwungen hatte, sank in seine ursprüngliche Apathie und seine angeborene Bauernhaftigkeit zurück. Dieser Geist der Bauernhaftigkeit herrschte nun wieder in Holland und Belgien durch seine Schutz- und Trutz- und Eroberungs-Rechtes. Auch die Gothische Reichsfürst mußte Portenwiese vor der Wissenschaftigkeit der Griechischen Kunst zu reduzieren. Wie war es nun möglich gewesen, daß jene beiden großen Meister, dem Sinn ihres Landes zuwider, der Flamändischen Kunst einen solchen Schwung gaben, so daß sich, bei ganz geschlechter Originalität, ihre Werke denen der Italiänischen Schulen an die Seite stellen ließen? Was war das Geheimniß in dieser Erscheinung? Welches Leben lebten diese Männer, wie nährte sich ihr Geist, welche waren ihre Studien? Dies sind Fragen von der höchsten Bedeutung für die Theorie der Kunst selbst. Auch in den National-Charakter der Flamänder müssen Stoffe vorhanden gewesen seyn, die den Schwung jener Künstler möglich machten und zuließen. Deshalb wäre die Kenntniß der Lebens-Verhältnisse dieser Männer auch für die Geschichte des Volkes von unlengbarer Wichtigkeit.

Zu der Zeit, als Rubens und van Dyk auftraten, überstrahlte die Genetianische Schule alle andere. Durch drei eminente Talente, Tizian, Tintoretto und Veronese, auf ihre Sonnen-Höhe erhoben, reichte ihr Glanz von dem Dogen-Palast bis über's Adriatische Meer und nach Norden bis in das Flachland der Maaß und Schelde. Sie stebt in ihrer Eigenthümlichkeit zwischen der ganz papistischen und christlichen Schule zu Rom und der Spanischen mit ihren eleganten, aber unsichern Formen, mitten inne. Es ist der Mittelpunkt Europa's für Malerei der Venetianischen Schule; alles Griechische und alles übergeistige gotische Gefühl sucht man hier vergeblich; ein Dichter hat sie die Transfiguration der Kunst genannt. Alles, was damals den Pinsel führte, wandte sich überrascht und geblendet zu dieser brillanten Phase der Malerei. Rafael, der Jünglings-Mensch, der so früh endete, hatte am Charakter und seine Flügel am Himmel entfaltet. Was war das schönlichr „coronamento“ für die irrlichtige Malerei in Italien. Selbst die Peter van Bendeig, die auch den sechzigjährigen Tizian fortriß,

steckte mit ihrem gierigen Hauch den Wanderschätzen kein Ziel; es war in der ganzen Welt ein Drang erwacht, den Pilgerstab zu nehmen und nach der Lagunen-Stadt zu wallfahrten, um die Wunder der Kunst mit eigenen Augen anzuschauen. Nach Venedig war eine Sehnsucht erregt, wie früher nach der heiligen Loretto-Kapelle. Die alten Maler liefen sich mit ihren Krücken hintragen. Ihr Auge lebte hier noch einmal auf, vom Zauber einer ungeahnet wunderbaren Kunst erleuchtet. Den Venetianerinnen, die Paul Veronese, Giorgione und Tintorette verherrlicht hatten, stelen die Männer aus Norden und Süden zu Füßen; an diesen weiblichen Naturen erklärte man sich den Flug der Begeisterung, die Gluth der Liebe, das Feuer der Hingebung, das aus den Gemälden jener Meister mit mächtigen Zügen brauschsing. Das war die Zeit des naiven Staunens und der tiefen kindlichen Bewunderung.

In den reichen Landschaften Flanderns war schon viel geschehen damals zum Besten der Kunst. Dem Ersten unter allen Malern dort, van Eyck, hatte man die Oel-Malerei zu verdanken. Dieser, von Biographen häufig Johann von Brüssel genannt, hatte, trotz der neueren Traditionen, die ihm diese Ehre streitig machten, zuerst jene feste und durchsichtig glänzende Masse erfunden, mit welcher man unmerkbar ganz andere Effekte, als sonst, erreichte. Selbst der Firnisse war von Eyck im Besitze dieses Materials. Flandern hatte eine Reihe ganz originneller Maler gehabt, die von Italien ganz unabhängig dastehen, und außer dem Genannten werden die Namen des Lamtin Reisse, van Orley, van Oort, Otho Venius*), Janssens und Benreesans der linsichtbarer nicht entgehen. „Die Aufrettung des Lazarus", ein Gemälde in Lübeck Figuren, das von Hemmelinck für die Kirche des Klosters von Burgund verfertigte, zeigt das ganze Facken-System der werdenden Kunst in Flandern, die etwas von der strengen Festigkeit Albrecht Dürer's und auch etwas von Perugino's hellen Lineamenten ahnen läßt.**) Noch weit mehr als die Anschauungsweise des Deutschen Malers, in biblische Costumpiation versunken, fehlt dieser Flandrischen Kirchen-Malerei der hohe Aufschwung; sie ist zusammengedrückt und flumm und trocken. Der Spanische Katholizismus, die Religion der klugen Progressionen und handgreiflichen Demonstrationen war durch Philipp den Zweiten in Flandern eingeführt und hatte dort unter Albert und Isabelle noch festen Fuß gefaßt. Die Gemälde des Mosaërt und Adrian Thomas Kell gehörten speziell dieser ortodox ceremoniellen Richtung des Katholizismus an. Es war eine gewisse Stupidität, die sich hinter eine fromme Miene verstekte. Rubens sah dies Alles, Rubens war in der Spanischen Schule zum Katholizismus, der

unterscheiden. Ich möchte sagen, es liegt selbst in dem „Ebenhöse mit dem Rohre", den von Dyk malte, der ganze Charakter des Künstlers. Violirt von aller Welt, steht der Heiland da, eine Bitterkeit spricht das Schicksal des Verkanntseyns aus, dazu liegt in seiner Miene eine stolze Enthaltsamkeit, die bei allem Anstieß von Nichtverdient doch mächtig ergreift. Dies bezeichnet von Dyk's Kirchenstücke. Sie kommen neben der rührenden Wirkung, die der Leidende, wie ihn Rubens zeichnet, hervorbrachte, nicht viel Gläubt machen. Und ohne den Hof der Stuart's hätte man Dyk's Leistungen nicht eine andere Richtung des Sinnens, ohne Karl den Ersten wäre sein Genie früh verdrieben. So aber erfüllte er England mit seinem Ruhm, er füllte Windsor, Kensington und Sommerset-House mit seinen Helden-Gestalten voll starker stolzer Haltung. Auch Rubens hatte England besucht, allein er fühlte sich zu sehr als Flamänder, um dort sein Heil zu sehen, dieser Rubens, der seine Heinrich IV. von Frankreich mit einer verhöhnten Bürgermeister-Miene zeichnete. Van Dyk war seiner Heimath in Gesinnung und Richtung ganz entfremdet, er lebte und starb als Engländer, und so durfte ihm denn auch nicht das dürfte Schweigen des Sankt Paul, noch die Königliche Thräne, die auf den kalten Stein seiner Gruft fiel, verzagt werden.

(Schluß folgt.)

Asien.

Georgische Romane. *)

Der erste Rang unter den Romanen der Georgier gebührt dem Tariel, verfaßt von Rustweli, Rustawi war eine Stadt in Kakethi, am Iller des Kur, unweit Tiflis, und hieß früher Arkanfaki oder die Gartenstadt, späterhin erhielt sie den Namen Nagebad. Ju dieser jetzt zerstörten Stadt ist Schenta — ein schon bei den Heiden in Georgien üblich gewesener Name — geboren, den man aber gemeiniglich nach seiner Vaterstadt Rustwel nennt. Er war Finanz-Minister bei der Königin Thamar, die ihn sehr schätzte. Seine Kenntnisse umfaßten alle Fächer, aber als Dichter erwarb er sich den größten Ruhm; sein Tariel, oder der Roman von dem Manne mit dem Tigerfelle, ist ein Meisterstück geworden; auf sein Alter beschäftigte sich Rustwel, als Kreuzklosser zu Jerusalem, wo sich auch sein Grab und an der Mauer der Klosterkirche sein Bildniß findet. Der Fürst Thejmuraj hat ein eigenes Wörterbuch zum Tariel ausgearbeitet. Gleichzeitig mit Rustwel am Hofe der Thamar lebte Moses aus Ehoni (in Nieder-Georgien), der in Alt-Georgischer Sprache den prosaischen Roman Darejchamiani schrieb, der in zwölf Abtheilungen die Thaten des Amiran, des Sohnes von Darejchan, einem berühmten Heerführer aus Bagdad, beschreibt. Secretair bei eben derselben Königin war Schawtel, der zuletzt als Mönch in dem Kloster Genathlia in Imeretthien starb; er ist Verfasser der poetischen Geschichte eines gewissen Abdulmessia, welche als das vollendetste Werk dieser Art in der Georgischen Poesie gerühmt wird, obgleich aber verloren ist. Der Name Schawtel entspringt aus Schawgeschali, einer Provinz in Samtschabe, wo der Verfasser geboren ist. Sadi aus Schiras (seiner Stadt zwischen Atabjit und Kopindja), des Borgenannten Zeitgenosse, verfaßte eine Geschichte, die nach dem Könige und Riesen Dilar Ditariani heißt, und jetzt ebenfalls verloren ist. Aber erhalten hat sich der schöne Roman Wisramiani, von der Liebe der Prinzessin Wis zu dem Prinzen Ramin, dem Neffen des Mobabad, Schachs von Korasm, mit welchem sie vermählt war; die Schilderungen der zärtlichen Liebe sind so mannigfaltig, daß Rustwel den Autor mit Recht den unvermählichen Dichter nennt. Sazaja gehörte zu der Familie Gerbis-Schwili, die noch gegenwärtig in Samerkethi und Imeretthien blüht.

Dem Onana gehört der Roman Waramiani. Die Prinzessin Gulbichan, Tochter des Tschonaschar, Kaisers von Ebina, welche mehr den Willen ihrer Aeltern den zaferen Waram liebt, bemerkt ihrer Mutter in einem Briefe die Gegenwart ihrer Neigung, und heimlich sich auf das Beispiel der galanten Heldinnen der Vorzeit, namentlich auf Joseph und Sulekita, auf Lauai und Leili (aus einem unbekannten Romane), deren Aeltern den Liebhaber zwingen, wie Waram sich in eine Enge zu begeben, endlich auf Nestan-Darejchan und Tbinathin, berühmte Personen aus dem Tariel. Der weise Perser Tchinbin aus Kirman ist der urspränglische Verfasser dieser Erzählung, und Onana, ein Katetischer Minister, übertrug sie in Georgische Verse. Der innere Nachschritt beklagt es sich, daß die Besuche der Leute ihn unaufhörlich beim Schreiben stören. Das Ganze zählt 43 Kapitel und 3032 Verse, und ist am 6. Oktober 1769 in Akrachan vollendet worden, wohin der Verfasser vermuthlich der Familie des Königs Waktang in die Verbannung gefolgt war. — Unbekannt ist der Verfasser des Romans Miriani, der Geschichte der Ebinetischen Prinzessin Miri. In 23 Kapiteln, die in kaum 63 Seiten einnehmen, wird eine reiche aufgeregte Abenteuer mehr flüchtig als beschrieben; wunderbare Begebnisse werden hier in solchem Uebermaße und so schnell dem Leser vorgeführt, daß ihm der Kopf schwindelt. Die Schreibart ist gewöhnlich, schmuckles, voll von Idiotismen. Auch dieses Werk scheint Persischen Ursprunge. — Usup-schalischaniani ist der Titel eines Romans, der vermuthlich nach der Geschichte von Joseph und Sulekita gearbeitet ist.

Verwandt mit Rustwel's Geschichte von dem Manne mit dem Tigerfelle ist ein Roman, der Omair heißt. Tariel und seine Gemahlin erreichten ein hohes Alter, und hinterließen zwei schöne Kinder, einen Sohn und eine Tochter; der Sohn, der nach seinem Großvater Sariban hieß, heirathete die Tochter von Tariel's Freunde Awthandil, und aus dieser Ehe entsprang Omair, der Held des gleichnamigen Romans.

*) Vgl die Nachrichten über Georgische Schriftsteller im „Magazin" Jahrgang 1833 Nr. 225.

Dieser besteht aus 1705 sechsbnsfüßigen Versen und ungefähr der gleichen Anzahl prosaischer Zeilen. Der Verfasser folgt ganz dem Rustwel, der er gleichsam fortzuleben beabsichtigt. Es kommen Zusammenkünfte des Königs von Iwan (Ruschwaran), Turan, Indien (Saridan), und des Griechischen Kaisers vor; auch treten die Könige von Aegypten, Tartistan und der Beherrscher der Meere auf, Schlachtlich bemerken wir noch, daß ein noch jetzender Prinz aus der Familie Tschitschwa machte in Imeretthien eine gutmeine schöne Uebersetzung des Trauerspiels Alzire vor fertigt hat, die sich handschriftlich auf der Königl. Bibliothek in Paris befindet.

Mannigfaltiges.

— Die Kreolen, oder das Leben auf den Antillen. Roman von J. Levillour. *) Die Romanstoffe des alten Kontinents sind ziemlich erschöpft, während es an Gemälden des Lebens in der neuen Welt selbst. Cooper, Washington, Chateaubriand u. A. haben das nördliche und südliche Amerika theilweise zur Anschauung gebracht, an die Antillen hat sich noch keine Feder gewagt. Zwar ist aber die Natur nicht minder wunderbar groß, auf diesem kleinen Terrain flechten Menschen von drei verschiedenen Farben, Weiße, Schwarze und Mulatten auf einander, hier entzündet sich unter dem Strahl der glühenden Sonne daß, beschließt Jeder, der sich nicht in fremden Zustand, hier hat der Dichter reichen Stoff zu leidenschaftlich bewegten Gemälden, die hier nunmehr mächtig und gedeihen, während sie auf Grund und Boden des heutigen Europäischen Salonlebens als Geburten eines affektirenden und überhitzten Gehirns erscheinen. Levillours Heimath ist die Insel Martinique. Er schildert, was er erlebt, die Konflikte seiner Jugendjahre sind nicht erfindlich, sie sind wie er sie faßte, indem er frisch in das ihm zunächst liegende Element eingriff, ein rigoröses Zudringen. Der Roman giebt uns ein treues Bild vom gegenwärtigen Zustand der Antillen. „Seit siebzehn Jahren," sagt der Verfasser, „gehen junge Kreolen nach Europa, um sich auf Schulen und Universitäten die Occidental-Bildung anzueignen. Der wilde rauhe Geist des Naturells wird bei ihnen gemildert, sie erhalten eine Ahnung von Fortschritte des Menschengeschlechts. Sie beschaffen, lehren sie zuletzt um die gewonnenen geistigen Schätze ihren Landsleute zu zum Besitze theilnehmen zu lassen. Sie brachten das Lieder der Auflärung vom alten Kontinent brieder, und die politische Emancipation der farbigen Menschen auf den Antillen ist ein Sieg des Lichtes über die Finsternis. Selbst die Sklaverei der Schwarzen bei uns ist sehr gemildert." — Die Epoche, in die uns Levillour den Roman versetzt, gehört freilich noch dem vorigen Jahrhundert an, es ist die Zeit, die mit dem Ausbruche der Französischen Revolution zusammenfällt. Da war noch der Despotismus der Aristokraten, der Menschenverachtung und Willkür blutig. Es herrschte die Ariskokratie der Farbe. Die Weißen waren allmächtig, sie verachteten die Schwarzen, und diese trugen in ihrer finstern Brust einen tiefen Groll gegen die stolzen Despoten. In diesem Gegensatze hat der Roman sein Interesse. Brielan, ein junger Kreole aus Guadeloupe, lebt seiner Studien wegen in Paris. Hier schließt er mit Estève, der aus Jamaika gebürtig ist, und sich gleicher Kreole wegen in der Hauptstadt Frankreichs aufhält, eine innige Bund der Freundschaft. Die philosophischen Ideen des Jahrhunderts machen sie zu freien Weltbürgern. In einer Stunde der Innigkeit theilt Estève dem Freunde das Geheimniß mit, er sey ein Mestize, kein Kreole, sein Vater sey ein Weißer, aber seine Mutter eine Mulattin gewesen. Brielan erschrickt, gelobt aber Verschwiegenheit, und das Band der Freundschaft bleibt fest nach wie vor. Aber in der Heimath, in die sie zurückkehren, ist die Macht der Vorurtheile: die Weißen sind in zwei verschiedene Geschöpf gespalten, und während Estève sich in den Armen seiner Geliebten, der Schwester seines Freundes, glücklich fühlt, erwacht irgendwo in der Familie der Negerwelbn, Estève gehöre nicht zu ihnen. Er hat mit einem Nebenbuhler zu kämpfen, und sieht in der alten Negeramme die ihn gestillt und die sein Vater von sich trieb, um das Geheimniß von der unedlen Geburt des Sohnes zu bewahren, seine bittrste Feindin. Zwischen Estève und dem Nebenbuhler entspann sich ein verschiedener Maron-Negern verwüsten eben so wie die Stürme der Zadersee die Hütten und Anpflanzungen. Estève erhält Spietraum, seine Geliebte mit Gefahr seines Lebens zu retten. Trotzdem wird sie ihm durch die Macht des Vorurtheils entrissen, als er sie schon die Seinige glaubte. Die alte Negerin hat das Geheimniß aus Rachsucht verrathen. Alles stieht den Unwillen, der voller Verzweiflung die Insel verläßt und nach Frankreich schifft, wo er unter General Dumouriez kämpft, und in den Stürmen des Revolutions-Krieges einen rühmlichen Tod findet.

— Elephanten-Jagd auf Ceylon. Die Bedahs (ein wildes, in den Wäldern von Ceylon lebendes Volk) zeichnen sich durch die besondere Weise aus, wie sie Jagd auf die Elephanten machen. Sie pflegen in großer Masse gegen die Thiere aus und treiben sie beerdenweis einen Hügel aufwärts, wo mehrere Schützen, mit Bogen und mit Pfeilen bewaffnet, sie in der Mitte eingekeilt sind, ihrer Beute ganz sicher und den Feinden nachstehen; sobald nun das Thier sie dem Bein erblickt, schießen sie ihre Pfeile ab und geben sich Mühe, daß sie mit dem Geschoß gerade in die Mitte der Fußsohle treffen; wenn dann das verwundete Thier, vom Schmerz getrieben, heftig auf den Boden aufstampft, so dringt der Pfeil gerade in der Mitte an der Ferse ab, und die Spitze desselben bleibt im Fleische stecken. Sobald nun der mit Schmerzen eingeübte Elefant zu Boden niederfällt, überschütten ihn noch mit einem Regen von Pfeilen und anderen Wurfgeschossen, bis er endlich ganz ermüdet. (Holman's Travels)

*) Vor kurzem zu Paris in zwei Bänden erschienen

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 48. Berlin, Mittwoch den 22. April 1835.

Frankreich.

Méry's Italiänische Reise.

I. Genua.

Der „Sully" fährt von Marseille nach Neapel und legt in drei Italiänischen Häfen an; der „Sully" ist wie eine fliegende Brücke, eine Brücke mit drei Bogen, die von Marseille bis nach dem Besuv reicht. Man kann die ganze Fahrt in seinem Bette liegend machen, wenn man von der Seekrankheit befallen wird, dieser Krankheit, an der Niemand stirbt, die so viel Gutes schafft, und die das treffliche Mittelländische Meer dem Reisenden als ein natürliches Purgativ zuschickt.

Man fährt ab wie zu einem Feste, das Zelt auf dem Verdecke ausgeschlagen, die Spille mit Blumen geschmückt, das Segel im Sonnenstrahl glänzend; es ist, als wäre man auf jenem alten Schiffe, das seine Pyrâus nach Delos ging; man gleitet über ein ruhig stilles Meer dahin, auf jeder Seite eine Kaskade spritzhenden Schaums; alle Gesichter sind heiter, alle Augen nach Süden gerichtet; der Name Italien tönt in Aller Munde; es ist so wahr, daß Keiner sich während der Ueberfahrt zu langweilen fürchtet. Von Marseille nach Genua hat man nur einen Bach zu durchschiffen; es ist die schönste Spazierfahrt von der Welt.

Nie hat ein Pilger, der nach Italien gewallfahrtet, jene glühende Andacht des Künstlers, der sich an alle bedeutende Erinnerungen anschließt, stärker, mächtiger in seiner Brust empfunden, als ich. Es war nicht das Italien der Anderen, welches sich zu jeden mich anschickte: es war mein Italien, das Italien meiner Kindheit, meiner Studien, meiner Träume auf der Schule, das Italien Metastasio's, des Tasso und des Tauss, das Land der Liebe, und das Italien meiner männlichen Aelteren, der Antonine, Sixtus' V., Leo's X., Dante's, Giotto's, Michel Angelo's, Rafael's Italien. An alle diese Namen, alle diese Eindrücke und Erinnerungen hatten sich mir seit meiner frühesten Jugend Bilder und Physiognomieen geknüpft, lokale Farben, die mir durchaus eigen waren, meiner Phantasie urspünglich angehörten, sich in meine Seele festgegraben hatten und von keiner Beschreibung, die ich gelesen, modifizirt worden waren. Wie viele solcher Beschreibungen hatte ich gelesen! wie viele kalte Phrasen, Ausrufungszeichen der Bewunderung, kritische Bemerkungen, wie viele „Italien, wie es wirklich ist", d. h. solche, die auf den prächtigen Marmor-Statuen Flöhe jagen. Unbetrübt von alle diesem ging ich nach Italien. Die Gefühle und Gedanken, die mich begleiteten, hatte ich durch die Geschichte der Kunst empfangen, nicht durch die Berichte der Reisenden. Ich brannte vor Begierde, zu wissen, ob ich die alte Andeutung würde aufgeben, mich für betrogen erkennen müssen von Täuschungen der Kindheit, oder vielmehr für immer mich bestärken müssen in einem Kultus, den ich als meine zweite Religion betrachtete. Am Bordertheil des Schiffes stand ich, wie Aeneas, auf demselben Meere. Schon sauk die Nacht herein, frisch und kühl, wie alle Feldlingsnächte. Ich wußte zu meinem Leidwesen in die Kajüte hinunterzugehen; aber wenn ich Einer dachte, so flog mein Herz vor Freude — denn ich wußte, daß, wenn ich wieder auf's Verdeck hinaufsteigen, ich Italien erblicken würde.

Ich konnte nicht schlafen. Nach einigen Stunden fruchtlosen Versuchs, mich einzuschläfern, stieg ich wieder hinauf und begab mich auf meinen Posten. Die Nacht war sternenhell, prachtvoll; die Küste war so nahe, daß man die Dörfer und die Waldungen der Berge deutlich unterscheiden konnte. Wie ein Vogel flog der „Sully" hoch; in der Luft war ein Wohlgeruch, der nur diesem Meere, dieser Küste, diesem Himmel eigenthümlich ist.

„Wo sind wir?" fragte ich den Capitain Arnaud, der auf dem Verdeck umherspazierte. „Das ist die Küste von Italien", erwiederte er. „Das Dorf dort ist Albenga." Nie hat der Name einer Gegenden meinem Ohre so süß geklungen, wie dieser harmonische Name. Mein ganzes Leben lang werde ich an dieses Albenga denken, wie es klang unter dem Sternenhimmel, in der Stille der Nacht, auf dem ruhigen Meer, im Angesicht der Küsten Italiens. Auf den Ballon aufgelehnt, verfolgte ich lange Zeit durch den Nebel der Nacht den Glockenthurm von Albenga und eine benachbarte Insel, auf der auch ein Thurm steht. Mit der Morgendämmerung tauchte der Berg von Albenga am Horizonte empor; bei der Melodie dieses Namens, in der die Pinien und Citronen-Wälder Italiens flüsternd um meine Seele wehten, ging das Wunderland vor mir auf.

Der „Sully" steuerte auf Genua los; die prächtige Stadt stieg aus dem Meere empor am Fuß der Appennninen; seine ferne Küste schien mit weißen leuchtenden Punkten besäet; bei jedem neuen Weiterziehen des Schiffes wurden diese Punkte größer und größer. Nach einigen Stunden lag die Stadt in ihrer ganzen Herrlichkeit vor uns, ihre Stirn in eine sonnig strahlende Atmosphäre erhoben, ihre Füße badend im Golf von Ligurien. Wir waren noch ziemlich entfernt und konnten doch schon ihre riesenhaften Gebäude, ihren Leuchtthurm, ihre Festungswerke, ihre Klöster, ihre Dome, ihre Glockenthürme, ihre Villen, die über dem Ufer des Meeres auf den Terrassen der Berge schwebten, gehörig unterscheiden. Nichts kann Italien schöner und würdiger ankündigen, als Genua; es ist der marmorne Portikus jener ewigen Gallerie, die im Golf von Tarent ihr Ende hat; es ist die Säulenhalle dieses großen Museums, das seine Bilder, seine Statuen, seine Städte an der Mauer der Appenninen ausstellt und seine Atmosphäre durch den kreuzenden Windeshauch seiner beiden Meere immer lieblich frisch erhält. Als ich in den Hafen hineinfuhr, war es nicht das Andenken an den Ruhm der Dogen, das mich bewegte, ich gestehe es; ihr Reichthum hat mich nie sonderlich interessirt. Ein buntaus wechselter Anblick nahm alle meine Sinne in Anspruch; ich hatte die schönste Decoration vor Augen, wie sie sich die Phantasie erfinnen kann. Es war ein Palast, der die in das Meer hervortrat und dessen schöne Säulenreihe von weißem Marmor sich in der ruhigen Fluth spiegelte. Dies Gebäude schien mir durchaus unbewohnt und verlassen; die Stille gab ihm einen rührenden Ausdruck, denn so gelegen und so schön, für welche Scenen der Freude und des Lebens mußte er der Schauplatz gewesen sein! Und jetzt stand er vor mir wie ein weites Grab, wo der Schatten irgend eines Königs ruhte beim süßen Rauschen der Orangenbäume und dem Geplätscher der Wellen.

„Das ist der Palast Doria", sagte an meiner Seite ein Reisender, der alle Jahr zwei Mal nach Genua in Handels-Angelegenheiten kam, gegen Alles, was ihm zum Ueberfluß gleichgültig war, und sich darauf beschränkte, rechts und links seinen Nachbarn deutlich einzuschärfen: „Gehen Sie zu Michel; man ist da sehr gut aufgehoben, man speist dort, wie man es haben will; oder auch nach dem Hotel de Malte, am Hafen; auch da ist es recht gut; ich für meine Person gehe immer zu Michel: ich habe da schon mein Zimmer. Sie finden da ganz allerliebste Frauszimmer; man speist da Austern um 30 Centimen die Dutzend, Sardinen, verstanden Sie nicht, die Brücke von Cartignan zu sehen; ich habe sie wohl schon hundert Mal gesehen. Stellen Sie sich vor, daß, wenn man darüber geht, man unter seinen Füßen sechsstöckige Häuser erblickt. Das ist das Schönste, was in Genua zu sehen ist."

Man hat die Billiardleiter erfunden, und die gute Menschheit hat von dieser Erfindung viel Wesens gemacht, als wenn zum mindesten in der Regel die Hälfte des menschlichen Geschlechts dadurch beglückt würde. Aber es giebt Blitze, die man nicht ableiten kann, und es hat Dampf des reisenden Künstlers niederfahren bei jedem Schritte, den er that, und oft in den schönsten Momenten seiner Begeisterung und Entzückung. Wie Schade, daß Franklin nicht auch auf eine Hülfe gegen diese Schläge gedacht hat! So oft sich nur ein Gedanke, ein Traum, eine Phantasie aufschwingen will, so kann man auch sicher sein, daß ein bleiernes Wort aus einem ungeschickten Munde darauf plumpt und Alles niederdrückt. Ich hatte ihn gar nicht gefragt, diesen nichtsnutzigen Zerstörer meines Entzückens, ob das der Palast Doria wäre. Dieses poetische Gebäude war in meinen Augen weit, weit mehr, als der Palast Doria: es war mir Alles, — und nun, Nichts mehr! Nun ist es das Wohnhaus eines Schiffs-Capitains, der eine Flotte kommandirt, die eine einzige unserer Briggs buchstäge in Grund bohren würde. (!) Sobald die Illusion einmal zerstört ist, kommt eine Unmöglichkeit, sie wieder hervorzurufen; ein verwünschter Sanitäts-Beamter, ein Kontagionist von Profession, fragt einen, ob man nicht die Cholera hat; ein Garçon aus einem Wirthshause steckt einem eine Karte in die Hand, auf der in Italiänischer Sprache steht: Französische Küche; ein Sardinischer Stadt-Sergeant fordert einem den Paß ab; der Capitain lügt die Reisenden zusammentreten und spielt sie wie Schaafe; man wirft sich in sein Boot, und sein Ruderer ist den Zöllnern sämmtlicher Schiffer, die man nicht mit seiner Wuth drehrt hat, als ob man in zwanzig Köhne zugleich hätte springen können, um ans Land zu kommen. Wo ist Genua hin, die stolze, die prächtige, die Marmorstadt? die Königin Ligurieus, wo ist sie hin? Schmutzige Duaais sehen wir vor uns, häßliche Häuser, ein Thor wie die Thür eines Gefängnisses, eine Douane, die einem die Tasche untersucht. Endlich, nachdem man sich durch die engen, finstern, kothigen Gassen hindurchgewunden hat, tritt man bei Michel ein. Man erhält sein Zimmer; man legt sich ins Fenster und sieht Nichts, Nichts als das Nachbarhaus, an das man besorgen muß mit dem Kopf zu stoßen, so wie man ihn hinausstreckt. Wo in aller Welt ist Genua mit seiner Pracht?

Nach dem Frühstück verläßt man das Hotel, biegt um die Kirche

Digitized by Google

San-Siro, steigt eine mäßige Salita hinauf, von der Genua liegt vor unseren Augen.

Marmor-Gedränge sind in Städte geschlagen worden, um diese wunderbare Straße zu bilden, die nur aus Palästen besteht. Kein Auge ist vorbereitet oder gefaßt auf solchen Anblick, sie schließen sich unwillkürlich, wie wenn man aus dem Dunkeln ins helle Sonnenlicht tritt. Es giebt nichts Zweites in der Welt, was einen so glänzenden Eindruck machte, als diese Doppelreihe von Monumentern, zwischen denen sich ein Pflaster von Granit dahinzieht, und die jener süße duftige Lichtglanz vergoldet, den der Italiänische Himmel mit so verschwenderischer Liebe über die Werke seiner Kinder ergießt. Man sieht sich so leicht vor diesen Wundern in dieser Luft, der Körper scheint auf Strahlen zu schweben und zu schwimmen. Die Durchsichtigkeit der Luft, das Gluthlicht des Tages, der heitere Himmel, der duftige frische Hauch des nahen Meeres, Alles leidet dieser mit Nichts vergleichbaren Straße eine Anmuth, eine Poesie, einen Zauber, die aus Gebiet des Traumes streifen; man verbringt die Stunden in Entzücken vor diesen Hallen, diesen Treppen, die von Löwen vertheidigt werden oder mit Statuen besäumt sind, die triumphirenden in die Lüfte steigen mit ihren Gruppen Marmorsäulen beim Erglühscheine der Springbrunnen, um Schatten vor der Orangen. Fremdergriffen bleibt man auf der Schwelle eines Palastes stehen und schaut hinein in die heilige Dämmerung seines Marmorhofes, in diese stillen Wonnen, wo der Strahl des lebendigen Wassers unter Arkaden von blühenden Citronen-Bäumen springt. Da schwatzen und lachen junge Frauen, die hier diese Bäume, diese Brunnen, diese Gärten geschaffen sind. Frauen mit Blicken voll einer Leidenschaft voll Ueberfluß, nachlässig und lebhaft, wider Fren dieser phantastischen Paläste, und aus ihrem Munde wehen Töne wonniglich, wie das Rauschen eines seidenen Gewandes. Andere wandeln draußen leicht dahin über das glatte glänzende Pflaster. Oft ist es, als ob ein Zug Kastanienbrauner Jungfrauen aus ihren Rahmen getreten wäre, die Strada Balbi zu durchziehen, sie himmelwärts zu tragen. Die Augen weit offen, steht man still am Fuße dieser Palastes Durazzo, der mit seinen Pilasterkanten, die Bogen steigt; vor dem Palaste Doria-Turfi, dessen Stirn mit Gärten gekrönt ist; überall bleibt man stehen, bei jedem Schritte, denn das Wunder, das man eben sieht, ist immer wieder ein anderes neues, gleicht weder dem, das uns beim nächsten Schritte erwartet, noch dem, das uns kurz vorher in Erstaunen gesetzt hat. Man steigt in diesen Palast Serra hinauf, der mit in seinen wahrchenhaften Sälen von Lapis Lazuli und Gold, mit seinen korinthischen Säulen und schwarzen Sphinxen empfängt, dessen hohe Fenster sich auftuen über marmornen Pavillons, wie sie Ariost für den Gemins des Rechtetten Taglioso erfand, und überall in diesen Palästen sind die Zimmer mit jener Welt von Ideen bevölkert, die bei Dan Dyk, Guido Reni, Andrea del Sarto, Berenese, Tizian, Albano, die Caracci auf die Leinwand gezaubert. Die Oede und Stille gewinnen Wohnungen Freiungage den Charakter feierlicher Melancholie; sie sind die Pracht-Dekorationen verrauschter Herrlichkeiten; beim Gesange des Zephire, der in den Orangen der Terrassen sein Lied singt, glaubt man noch die Italiänischen Ehöre jener göttlichen Feste zu hören. Ob! wenn das Leben je seines Namens würdig gewesen ist, so war es damals, als es in der Strada Balbi dahinbrauste, in den Logen des Carmenschen Ganges, mit Frauen, Pracht leuchtung von Frauen, seinen Wohlgerichten von Meer und Hügeln, seinen Königszeigelzug von Künstlern und Dichtern, seiner Neapolitanischen Musik — ach, damals in seinen Siesten süßen Schlummers unter dem Wollustdämon des Südens, mit seinen Dämmerungen, die von Serenaden widerhallten, mit seinen Nächten, die alle voll waren von holden Tranischeiten, alle verschlungen wurden von der Leidenschaft der Liebe, da war es etwas, da verlohnte sich's, zu leben. Wie schön muß damals der Palast Durazzo, wie schön der Abend gewesen sein, als van Dyk das Bild der göttlichen Gräfin Beigneia entfühlte. Wie viel Trunkenheit, welche Wuth, welche Düfte wogten und wallten wohl damals unter seinen beiden gestlagetten Kolonnaden! Sie war zugegen, die Königin dieses Festes, da stand sie unter der Marmorkolonade, als wäre die Venus von Medici von ihrem Piedestal herabgestiegen und hätte sich in Seide und Atlas gehüllt; wie reiche Flammenworte, wie viele heiß gewebte Wünsche mochten da die anbetungswürdige Gräfin umschwärmen. Die Augen der jungen Herrn wandten sich ab von dan Dyk's Bild und starben schmachtend dahin an dem göttlichen Antlitz des Modells, am Elfenbein ihres Halses, an ihren nackten Schultern, an den weichen Falten ihres seidenen Gewandes — dieses Modells, an der Künstler nur unvollkommen nachzubilden vermocht hatte, weil der Schauer der Liebe seine Hand geläbmt. Unter diesem Schwarme, den süße Trunkenheit und energische Leidenschaft einstammte, unter diesen lustigen Porillen wandelten stolzen Ganges alle jene Plebejer, die ihr Genie geadelt hatte, all' jene Schöpfer dieser Paläste: unter: Bolomeo Bianco, Angiolo Falconi, Bernardo Zagago, Alessi, Carlo Fontana, Simone Cantone, Bartolo Ghiro, all' die Baumeister, diese Bildner, die mit ihren großartigen Ideen vor die reichen Nobili hintraten und dann Alles von ihnen empfingen, sie zu realisiren.

(Schluß folgt.)

Belgien.

Ueber Belgiens Kunst und Künstler.

(Schluß.)

So schufen sich jene beiden Flamländer ihr Jahrhundert. Nicht bloß Fürsten und Könige bewußten sich, sie in ihrer Nähe zu sehen, die ganze Welt, alle Stände und Klassen der Gesellschaft waren von einer leidenschaftlichen Liebe zur Kunst entbrannt. Die beiden Maler beherrschten die Gemüther im ganzen nordwestlichen Europa. Nicht bloß die goldenen Ketten, welche die Fürsten, und besonders der Erzherzog Albert, um van Dyk's und Rubens' Nacken hingen, noch allein die Orden, womit England und Spanien sie schmückte und zu Rittern erhob, beweisen die geistige Macht, die sie über ihre Zeitgenossen ausübten. Es herrschte bei allen Corporationen ein fast religiöser Eifer für die Malerei und ihre Meister. In der ältesten Kirche Genua bewahrte man den gerecktarten Arm von Rock's, der Erfinders der Pest-Malerei, wie die Heiligen seines Heiligen saul und dichte sich vor dem geweihten Schranke, der ihn barg, wie vor dem Kruzifix und dem Katafalk der Erzbischöfe. Der Erzherzog Albert fand in späteren Jahren sich noch veranlaßt, auf seine Kosten in Rom die heilige Kreuz-Kirche zu bauen, und beauftragte Rubens mit der Anfertigung von drei Bildern für dieselbe. In die Leidenschaft der Zeit mischte sich natürlich auch die Eitelkeit der Menschen, und Erzherzog Albert ließ sich porträtirt auch den Gemälden anbringen, seinen Fürsten-Mantel um die Schultern. Um Rubens würdig zu danken für seine Meisterstücke, hielt er dessen Erstgeborenen über die Taufe. Die Schützen-Gilde in Antwerpen machte dem Künstler ein Stück Land streitig; er malte ihnen ein Bild, und sie gaben ihre Ansprüche auf. Welcher Eifer die Bürgerschaft beseelte, ergiebt sich aus dem vergeblichen Versuche, den der Herzog von Richelieu im J. 1681 machte, um „die Auferstehung der Todten" von Rubens, das nun auf seiner Durchreise durch Brechen gefallen hatte, an sich zu bringen. Er steigerte sein Gebot von 6 auf 10,000 Gulden und verbrach dem Pfarrer noch 100 Spanische Pistolen, wenn er sich dafür verwenden könne. Dieser brief die Kirchen-Aeltesten, aber sie hielten sich nicht für kompetent in dieser Sache, man mußte alle Mitglieder der Gemeinde befragen, von denen jeder einige Stimmung zu geben hatte. Endlich, als die Künstler sich versammelten, so hatten Tausende einigen Antheil dem Werthe wenigen Pfennige an diesem Bilde, und es war nicht möglich, ihnen den Ruhm zu nehmen, Besitzer des Gemäldes zu sein, für das sie mühsam von ihren Gewerbe einen Abzug erlitten hatten. (Einem der Raths-Herren, der für den vortheilhaften Verkauf berauf stimmte, schrie der Volk entgegen: Batrabas, Barrabas! — Der drohte und schien dem Aufstande nahe.) Gleichwohl obsiegten die Meister selbst nach der überwältigen Summe zu ihren Gunsten. Bei der Wittwe des Rubens fand man einen Katalog über seine Einnahme; auch aus den Quittungen, die er an Kirchen ausstellte, erfährt man die Honorar-Summen, die er zahlte. Für den „heiligen Johann" in Mecheln erhielt Rubens z. B. 1800 Gulden (über 1000 Thaler). Herzog Wolfgang Wilhelm in seinen „Maler-Anekdoten" an, daß van Dyk für ein Porträt zu Pferde in ganzer Gestalt, für einen in ganzer Figur 60 Pfund Sterling durchschnittswesse erhielt. Auch war van Dyk seinerwegen immer gut bei Kasse. Er klagte Karl dem Ersten nicht selten seine Noth, und was Heinrich der Achte ein einziges Mal für Holbein that, geschah am Hofe des Smart sehr häufig; der König gab wiederholt den Befehl, die Schulden seines Künstlers zu decken. Van Dyk war, zigen genug, in England ein ganz anderes Wesen geworden. Der so lange verheimlichte, bedrückende und enthaltsame Mann lebte hier ganz als großer Herr, hielt offene Tafel, Equipage, und es gehörte mit zu der Umwandlung seiner ganzen Richtung, daß er sich als in jeder Weise zu der vornehmen Welt gehörig betrachtete, da ihr sein Denken und Fühlen gewidmet war. Man wollte sogar wissen, daß dieser früher so bescheidene van Dyk große Summen übrig habe, um eine heimliche Geliebte, Namens Margarethe aus Lemarne, die in Genua Hause war, zu verheirathen. Sie war sehr schön, ganz Englänberin von Kopf zu Fuß, und es scheint begreiflich, daß van Dyk, der alles Flamändische abgeschworen hatte, auch seine weiblichen Ideale unter den Insulanerinnen suchte und fand. Der Herzog von Buckingham verheirathete ihn später mit der Gräfin Goerè, Maria von Ruthwen. Der scheinbar arme von Dyk ergab sich schließlich noch der Alchimie. Aus dem Schmelztiegel suchte er zu gewinnen, was ihm das Einkommen durch den Pinsel noch zu wünschen übrig ließ.

So liegt auch in diesem Zuge aus van Dyk's Leben etwas Verstörtes, Unruhiges, Schnsüchtiges, und diesen Charakterzug theilen seine Gemälde, während in Rubens' Bildern die gesättigte Ruhe seines in allen Wünschen verwirklichten, das die Erde bietet, erfüllten und befriedigten Lebens vorherrschend ist. Wenn dem stolzen Herz war noch etwas genug, seine Hoffnung auf den Schmelztiegel zu setzen, uns es ist eine Scene seines Lebens, ihm zu mitternächtlicher Stunde vor der magischen Flamme des Alchimisten-Heerdes, die seine bleiche Wange beleuchten und in die sein begierigs Auge blickt, sehen und harren zu sehen. Als er erkrankte, bot der König dem Arzte, der ihn zu retten vermöchte, 300 Guineen.

Van Dyk starb, und es fand sich bei ihm eine Hinterlassenschaft von 100,000 Reichsthalern. Man wird schwerlich der Meinung Raum geben, van Dyk habe diese Summe nicht seiner Kunst, sondern der Zauberei zu verdanken. Die Zeitgenossen staunten aber nicht wenig, mitten unter den Maler-Apparaten Retorten und magische Geräthschaften zu finden. In einem seiner enttegenen Zimmer war ein verpfeifter Ofen mit seltsamen Verbindungen und Schwefel-Oeffnungen. Die Anzahl von Gemälden, die man bei ihm verfand, war sehr bedeutend. Karl der Erste bekorirte damit drei Schlöffer. In dem Testamente des Künstlers waren seine drei Schwestern, Cornelie, Susanne und Cäcilie, bedacht, welche in einem Kloster der barmherzigen Schwestern zu Antwerpen wohnten.

Von van Dyk hatte in England seinen Ruhm, seinen Fürsten, seinen Hof, seine ganze Welt gefunden. Rubens hatte viel weitere Kreise für sein Wirken gehabt, auch Italien hatte sein Ruhm erfüllt. Italiänische Fürsten bereiterten sich um seine Freundschaft; der Herzog von Mantua trug ihm eine ehrenvolle Botschaft nach dem Spanischen Hofe auf; Isabella wählte ihn zum Vermittler zwischen den Vereinigten Provinzen und Spanien, und Philipp der Vierte stannte nicht wenig, in den Künstler einen gewandten Redner, einen verständigen Diplomaten kennen zu lernen. Der Herzog von Bragaza wünschte ihn zu sehen, und als Rubens mit einem glänzenden Reiter-Gefolge nach Villa-Viciosa auftrack, sandte der beständige Herzog einen Boten zu ihm, mit der Eins

Digitized by Google

schuldigung, er sey auf seinem beschränkten Landbaust nicht sofort im Stande, ihn zu empfangen. Um den Ehemänder für etwanige Kosten, die ihm der kleine Umweg verursacht, zu entschädigen, überschickte der Fürst ihm ein Geschenk von 50 Pistolen; allein der Maler Rubens erwiederte dem Gesandten des nachherigen Königs von Portugal, er dürfe diese Gabe nicht annehmen, da er die für sich und sein Gefolge nöthige Summe von 1000 Pistolen glücklicherweise noch bei sich führe. Dieser feine Buckingham würdige Zug charakterisirt den Flamändischen Maler.

Mit Auszeichnungen und Begabungaller Art versehen, reiste er wie ein Ambassadeur der katholischen Majestät nach London, wo ihn Karl im vollen Staats-Rath empfing. Rubens malte den König von England als Sankt Georg zu Pferde, die Frau, die derselbe dem Drachen entreißt, hatte die Züge der Königin, und Karl schlug ihn vor seinem Parlament zum Ritter und sagte seinen Worten ein neues Feld mit einem goldenen Löwen hinzu. Das Haus des Malers in Antwerpen war ein Palast, der Werth der darin aufgestellten Bilder überstieg noch bei weitem die Kostbarkeiten seines Hausgeräthe. Für die Gemälde-Sammlung, die Rubens hier aufbewahrte, und die aus eigenen Werken bestand, bot der Herzog von Buckingham die Summe von 60,000 Gulden (120,000 Livres) lange Zeit vergeblich, bis es seinem gewandten Unterhändler gelang, den Sälen seines Herrn den größten Theil dieser Schätze zu verspricen. Auf dem Landschlosse Steen, bei Mecheln, lebte Rubens wie ein Fürst, der sich oft seine Schlösser zu sich, um große Jagden anzustellen. Man besteigt prächtige Rosse; der Meister ritt einen Andalusier, seine Frau ein Spanisches Mauthier, das mit silbernem Schmuckwerk reich beschlagen war. So lebte dieser Flamändische Maler-König, der seine Zeit beherrschte. Man mußte zugleich an seiner Bildung eine seltene Universalität bewundern. In Madrid, in London, am Hofe der Maria von Medicis wußte er sich geschmackvoll in den Sprachen des Landes auszudrücken; man rühmte ihm nach, daß er sieben Sprachen verstanden habe. Seine Latinität soll ausgezeichnet gewesen seyn; er machte gute Lateinische Verse, und pflegte, während er den Pinsel führte, sich den Virgil oder den Livius vorlesen zu lassen.

So hatte Belgien durch seine Maler eine Europäische Bedeutsamkeit erlangt. Aus dem üppigen Schoße des kleinen Landes wuchs ein Baum hervor, der seine Zweige weithin erstreckte. An der Originalität seiner Malerei hat Belgien ein Wahrzeichen seiner Nationalität, die sich im Gebiete der Kunst zur Erscheinung brachte und Gestalt gewann, während das Land in politischer Hinsicht bald Burgundisch, bald Spanisch, Oesterreichisch, Französisch und Holländisch war. Jetzt aber, wo die Europäische Constellation Belgien auch eine politische Selbstständigkeit zugestanden hat, dieselbe es um so mehr gutzuhalten und zu erreichen sieht, um auf die Spuren einer Belgischen Nationalität historisch hinzuweisen. Ohne nationalen Charakter, bin ich der Meinung, konnte sich und kann sich nie ein entschieden selbstständiger Typus im Gebiete der Kunst erzeugen.

Im Betreff der Baukunst hat Belgien wohl keine Originalität aufzuweisen; es borgte hier alle Formen von dem Spanischen Katholizismus. Seltsam genug sind die Belgischen Volkslieder auch in einem Zuschnitt gehalten, der an die Spanische Romanze erinnert. Einen Anklang an den Deutschen Volks-Gesang sucht man vergebens in den Flamändischen Liedern, die sich meist vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts datiren. Wir theilen einen derselben in Prosa mit, welches ein Gespräch zweier Liebenden eröffnet.

„Dame.

„Der Tag steigt auf vom Orient, das Licht ergießt sich allerseite. Wo lenk' ich meine Schritte hin, Du Herzgeliebter?

Ritter.

Wenn meine Feinde meine Freunde wären, so führ' ich Dich weit fort aus diesem Lande, Du, meine Hoffnung, meine süße Liebe.

Dame.

Mein tapfrer Ritter voller Muth, wo sehen wir uns wieder?

Ritter.

Unter den grünen Linden-Zweigen, Du, mein Schmuck und meine Hoffnung.

Dame.

Dort will ich ruhen in des Heißgeliebten Armen. Dort will ich ruhen in den Armen meines tapfren Ritters voller Muth.

Ritter.

Dort sollst Du ruhen an meiner Brust, und lag' ich todt selbst unter jenen grünen Linden-Zweigen.

Die Dame eilt davon und sucht am Abend den Lindenbaum. Der Geliebte liegt todt auf dem Rasen.

Dame.

Ist das Dein Muth, Dein Ruhm, Du, der mich tröstete? Was ist mein Theil? Wie viele Trauertage sind hier mein Erbe nun!

Weinend eilt sie zu dem Vater, zu den Brüdern. Alle stehen stumm und starren da, sie stimmert nicht des Ritters Tod. Sie leben sie still zurück zur grünen Linde. Mit ihren blonden Haaren wischt sie fort sein Blut, mit ihren weißen Händen bedeckt sie seine Wunden. Mit seinem Schwert gräbt sie ein Grab und senkt ihn tief hinein. Mit ihrer Stimme singt sie ihm die Seelen-Messe und eilt ins Kloster, um hinter schwarzen Schleiern still zu weinen."

Man kann das Spanische nicht verkennen in Form und Inhalt dieses Volksliedes. An Holland erinnern dagegen die lustigen Kirchweih- oder Kirmeß-Gesänge, die man in Belgien hört. In diesen liebern, die in den Gemälden einer Teniere und Brenghel Gestalt und Kolorit gewonnen haben, ist Holland originell.

Die Musik war in Belgien nicht in gleichem Maaße Volkssache, als die Malerei. Die Glockenspiele auf den Thürmen sind freilich diesem Lande eigen und bezeugen, daß das üppige Flandern auch der Kirchen-Musik zugethan war. Wenn man beim dichten Schein der Laternen auf dem großen Quais in Antwerpen spaziert, oder an den beschneiten Ufern und den schönen Kanälen in Gent und Mecheln auf und abfährt, so umfährt uns diese Lustmusik der Thürme wie ein Sphärengesang, der den Wolken seine räumerischen Klagen mittheilt, und man erlebt eine unverdorbene magische Wintersnacht. Diese Glockenspiele sind obnedies durch Jakob van Eyck in Lateinischen Versen gefeiert. Heinrich von Veldeke zählte deren dreien in Brüssel allein während des Jahres 1641. Die Kirchenmusik wurde in Flandern, wie in jedem reichen katholischen Lande gepflegt. Josquin, ein Belgier, hat als Musiker einen Ruf gehabt, den er jedoch weder dem Hofe Ludwig's des Zwölften, an dem er lebte, verdanken mochte, Philipp der Schöne und Karl der Fünfte beförderten in Belgien diese dermalen herrlichen Künste. Sicher allein im Glanzen war die Musik nur Sache der Klöster und der Kirchen; das Volk sang schwerlich nur für seine Maier, und fühlte in ihnen die Vertreter seiner Eigenthümlichkeit. Gretry ist in Lüttich geboren, allein seine vierzig Opern gehören der Französischen Nation an. Auch seine Memoiren (ou Essai sur la musique) sind Französisch. Er starb zu Ermenonville in Roussseau's Ermitage (1813). Der Ort des Todes ist in der Regel für die Bestimmung eines Menschenlebens beziehungsreicher, als die Stätte der Geburt.

Die Burgundische Bibliothek zu Brüssel besitzt eine Menge vaterländischer Ebronikra, die nur auf den Druck warten, um unter die bedeutenderen Werke dieser Art gezählt zu werden. Philipp Monske und Jehan d'Outremaus sind Ehronikra-Schreiber des ersten Ranges. Von der Belgischen Regierung ist eine Kommission mit der Herausgabe dieser Schätze beschäftigt. Auch Johann van Heelu verdient bekannter zu werden. Er besang in einem Flamändischen Gedichte die Schlacht von Woeringen bei Köln, die der Herzog Johann der Erste von Brabant im J. 1280 gewann. Der Dichter kämpfte selbst in den Reihen der Sieger, zu deren Ehren die unter dem Namen „Lumwegang" bekannt gewordenen Prozessionen veranstaltet wurden, welche Andreas Salaert's Gemälde zum Gegenstand haben.

Man sollte, wenn man über die höchst fragmentarische Literatur Flandern's spricht, füglich auch des Fürsten von Ligne erwähnen. In einer Zeit, wo kleine Serie und kleine Dinge überhaupt großes Aufsehen machen, wo sich kein Kriegsmann des Stickens, kein Hofmann des Schreibens und kein Prinz der Wee-Kunst entschlagen durfte, zog der Fürst von Ligne es vor, seine Briefe zu ediren. Er öffnete mit seinen zarten Manschetten-Fingern, die so weiß war die des Herrn von Buffon waren, den Kanincben und den Hasen, die auf der Wiese spielten, sieht man das Schloß Belvoir liegen, aus dessen Fenstern der achtzehnjährige Fürsten-Jüngling dreimal die Stadt belagert sah. Dort lebe jetzt der Enkel des berühmten Fürsten von Ligne, ein junger, geschmackvoll gebildeter Mann, der die Künste liebt und beschützt. Diese Kunst-Liebe ist ein Vorrecht, das keine Revolution dieser edlen Familie entreißen konnte. Dort sind im Allgemeinen die Grundzüge der Belgischen Eigenthümlichkeit und Richtungsthümlichkeit in Kunst und Wissenschaft. An seiner Malerei hat das Volk die Blüthe seiner Originalität zu suchen, und in einer Zeit, wo Europa die Unabhängigkeit eines Belgischen Staates anerkannt hat, darf es wohl Nutzen seyn, auf die historischen Dokumente einer Belgischen Nationalität im Kunst-Leben hinzuweisen.

(K. d. P.)

Nord-Amerika.

Ein Besuch bei dem Oberst Aaron Burr.

Als ich im letzten Herbst in der Stadt New-York war, bemühte ich mich um eine Zusammenkunft mit dem berühmten Oberst Aaron Burr, der sich wieder dort lebt, nachdem er lange Zeit in Europa gewesen. Ich erlebte zwar, daß er sich fast von aller Welt zurückziehe, doch aber angesehenen Fremden erlaube, ihn zu besuchen, wenn nicht unverschämte Neugier allein sie zu ihm führe.

Dieser Mann hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Er wurde im Staat New-Jersey geboren und ist jetzt 78 Jahr alt. Als achtzehnjähriger Jüngling war Oberst Burr Freiwilliger beim General Montgomery und gegen Quebec zu verbluten, und machte den Marsch von Penobscot nach dem Chaudière-Fluß als Gemeiner mit. Als die Armee am Chaudière anlangte, fand man es für nöthig, den General Montgomery von ihrer Ankunft zu unterrichten. Burr wurde zu dieser Mission ausersehen und legte, als katholischer Geistlicher verkleidet, fast 200 Englische Meilen durch ein feindliches Land zurück. Nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet hatte, war er in die Familie des Generals Montgomery aufgenommen und war einer von dessen Adjutanten, als dieser in dem Sturm gegen Quebec fiel. Im Frühling des Jahres 1776 begab sich Burr nach New-York und blieb kurze Zeit in der Familie des Generals Washington, bis er zum Adjutant des Generals Putnam ernannt wurde. Als sich nach der Schlacht von Long Island die Amerikanischen Truppen aus der Stadt New-York nach Haarlem zurückzogen, war ein starkes Detachement der Brigade des Generals Silliman durch einen Zufall hintennach geblieben und in Gefahr, von den Britischen Streitkräften abgeschnitten zu werden; aber durch die

Digitized by Google

Energie und Unerschrockenheit des Oberst Burr entging es der Gefangenschaft. Er übernahm das Kommando und führte die Zurückgebliebenen mit geringem Verlust dem Haupt-Corps zu.

Im Jahre 1778 wurde Oberst Burr dem Regiment des Obrist Malcolm als Oberlieutenant beigegeben. Dieses Regiment war oft im Kampf und galt für eines der besten in der Amerikanischen Armee. In der Schlacht bei Monmouth in New-Jersey litt Oberst Burr durch die Strapatzen und die Hitze des Tages so sehr, daß er in eine heftige Krankheit verfiel, deren Folgen ihn zwangen nöthigten, um Urlaub einzukommen und sich von der Armee zurückzuziehen.

Die Geschicklichkeit erwähnen die Tapferkeit des Malcolmschen Regiments. Der Oberst-Lieutenant Burr stellte es, wenn es im Gefecht war, dabei gewesen sein. Bei diesen, so wie bei den meisten anderen Gelegenheiten wurde es vom Obrist Burr kommandirt; und doch wird Burr's Name nirgends und niemals in einer Geschichte der Amerikanischen Revolution genannt. Dieser Umstand scheint seine Achtung für die Historiker geschwächt zu haben, wie ich in der Unterredung, welche ich mit ihm hatte, bemerken konnte.

Nach dem Frieden von 1783 verfolgte Herr Burr in der Stadt New-York wieder seinen früheren Beruf als Rechtsgelehrter. Den Ruhm, welchen er an der Barre erlangte, hat Niemand in den Vereinigten Staaten übertroffen, und Wenige sind ihm gleichzekommen. Als Advokat zeichnete er sich durch Klarheit und durch sorgfältige, ja mühsame Ausarbeitung seiner Plaidoyers aus. Er war immer tüchtig gewaffnet, welche er nun angreifend oder vertheidigend. Seine Beredsamkeit war mild und überzeugend, seine Sprache ein und züchtig, ohne Flittern und Prunk. Selten bediente er sich vor den Schranken oder im Senat eines überflüssigen Satzes oder Wortes. In seiner Beweisführung war er gründlich und schlagend, niemals gewein oder anstandswidrig. Hin und wieder, wenn er von seinem Gegner gereizt ward, ließ er sich wohl zu einigen treffenden und beißenden Einfällen verleiten. Er verstand es mit einigen wenigen Worten sich kurz zu fassen, und kannte die Macht der Gedrängtheit im Ausdruck. Niemals sprach er länger als zwei Stunden über einen Gegenstand, und selten länger als eine Stunde. Er hatte sich sehr in seiner Gewalt, war aber von stolzem Sinn und herausforderndem Benehmen.

Als Weltmann hatte er ein äußerst einnehmendes Wesen; er war höflich und verbindlich, aber nie ohne Würde. Er konnte in jeder Hinsicht als ein echter Zögling des Lord Chesterfield gelten. Seine Haltung hatte eine stolzere Freiheit, war aber fern von aller Affectation und Ziererei. Er kleidete sich fast immer in Schwarz und verschmähte den Glanz prahlender Farben. Sein Haushalt war nicht ohne Aufwand, obgleich er sich seine Personen sehr enthaltsam lebte. Stets sah man ihn in Geschäften vertieft, und nur selten nahm er an den gesellschaftlichen Vergnügungen des Tages Theil. Er gehörte zu keinem Verein, ja er weigerte sich sogar, Mitglied der Cincinnati-Gesellschaft zu werden, die von den Offizieren der Revolutions-Armee gebildet wurde.

Oberst Burr ward mehrmals in die Gesetzgebung des Staats New-York gewählt. Er war Mitglied des Konvents, der die Verfassung entwarf, General-Staats-Prokurator und Richter am Ober-Tribunal. Sechs Jahre lang war er Mitglied des Senats der Vereinigten Staaten und vier Jahr Vice-Präsident. Als Oberst bezieht er den halben Sold, und mit einigen anderen Einkünften hat er jährlich 4—500 Guineen zu verzehren.

Während er den Posten eines Vice-Präsidenten der Vereinigten Staaten bekleidete, wurde er in ein Duell mit dem General Hamilton verwickelt, mit dem er in politischen Zwist kam, und hatte das Unglück, seinen Gegner zu tödten. Dies machte ihm viele Unannehmlichkeiten, besonders da er der herausfordernde Theil gewesen war. Durch viele Bemühungen wußte er endlich die Verwandten des Erschossenen zu beschwichtigen und kaufte sich mit Geld von weiteren Verfolgungen los. Nach Ablauf seiner Amtsdauer begab er sich nach dem Staate Tennessee, wo er Besitzungen hatte. Dort soll er auf den Gedanken gekommen seyn, die westlichen Staaten von Mexiko loszureißen, und eine Allianz, in Verbindung mit Mexiko, welches zu diesem Zweck gewonnen werden sollte, einen neuen Staaten-Verein zu bilden. Wenigstens wurde er vor dem Präsidenten Jefferson dieses Vorhabens angeklagt und als Hochverräther am 2. März 1807 in der Grafschaft Tombigbee verhaftet. Man beachte ihn nach Richmond in Virginien, wo ihm der Prozeß gemacht werden sollte. Er wurde jedoch nach einiger Zeit, nachdem er eine bedeutende Bürgschaft gestellt hatte, wieder auf freien Fuß gesetzt und entfernte sich aus Amerika. Mehrere Jahre verlebte er auf Reisen in England, Schweden und Frankreich, bis es ihm endlich wieder vergönnt ward, in sein Vaterland zurückzukehren, wo er nun in stiller Abgeschiedenheit seine Tage zubringt.

Als ich das erste Mal die Zimmer dieses Mannes betrat, verwunderte ich mich sehr über die Plattheit und Unfauberkeit, welche darin herrschte. Sein Anzug sah eben so unordentlich aus. Er empfing mich kalt und förmlich, aber nicht unhöflich. Als ich mich ihm näherte, erhob er sich mit einiger Mühe von seinem Lehnstuhl. Nach den gewöhnlichen Ceremonien lud er mich ein, Platz zu nehmen. Er richtete einige allgemeine Fragen an mich und machte ein paar alltägliche Bemerkungen, sonst war er im Ganzen sehr still und zurückhaltend. Das ich nicht erwartet hatte. Ich wurde durch sein Benehmen erbittert, eingeschüchtert; seine durchdringenden, aber niedergeschlagen schwarzen Augen schienen jede Bewegung meines Gesichts zu bewachen. Er ist weit unter mittlerem Wuchs, abgezehrt und schwach. Vor anderthalb Jahren wurde er vom Schlage getroffen, der seine Beine von den Knieen an bis zu den Extremitäten lähmte. Er geht nur wenig, und auch das nicht ohne Anstrengung. Mein Besuch dauerte nicht über 20 Minuten, und ich war eigentlich unbefriedigt. Als ich mich empfehlen wollte, erschien er mir plötzlich als ein ganz anderer Mann. Jeder Zug in seinem Antlitz war verändert. Ein freundliches Lächeln schien um seinen Mund zu spielen. Er fragte, wie lange ich noch in der Stadt zu bleiben gedächte, und ohne mich gerade aufzufordern, war es doch, als wollte er andeuten, daß es ihm nicht unangenehm seyn würde, mich noch einmal zu sehen. Ich erwiederte, daß ich mit seiner Erlaubniß ihm vor meiner Abreise noch einen Besuch abstatten wolete. Es schien ihm lieb zu seyn, und er bat mich, Wort zu halten.

Ich besuchte den Oberst Burr ein zweites Mal und wurde mit der größten Herzlichkeit empfangen. In wenig Minuten fand ich mich wie zu Hause und wie in der Gesellschaft einiger alten, vertrauten Freunde. Seine Bemerkungen waren oft scherzhaft, aber immer wohlerwogen. Nur schien er jeden Punkt, der zu einem Gefpräch über ihn selbst hätte führen können, sorgfältig zu vermeiden. Er sprach mit Freimüthigkeit über die Regierungs-Mißgriffe, enthielt sich aber aller persönlichen Anspielungen. Den von einigen Staaten den Union gemachten Vorschlag mit dem allgemeinen Wahlrecht hielt er für höchst unglücklich und in seinen Folgen ganz anders wirkend, als Freundung und Vertheidiger desselben es erwartet hatten. Im Lauf der Unterhaltung kamen wir auch auf die Geschichte Napoleons, und es wurde einige Mal Talleyrand's dabei erwähnt. Ueber den Letzteren äußerte er sich sehr mißfällig, und erzählte einige Privat-Anekdoten, die dazu beigetragen haben mochten, sein Gemüth mit Unwillen gegen diesen Diplomaten zu erfüllen.

Von Geschichte, besonders aber von der Geschichte großer Staatsmänner und Feldherren, wollte Oberst Burr, wie ich schon bemerkt habe, nicht viel wissen. Er behauptete, daß die Historiker stets für die eine oder die andere Seite Partei nähmen, und daß man auf ihre Angaben nicht dauen könne, außer wo es sich um Daten oder irgend ein großes Ereignis, wie eine Schlacht und dergleichen, handle; auf ihre Details aber könne man sich nie verlassen.

Sein Gedächtniß, die Lebhaftigkeit seiner Burr scheint noch ganz frisch und sein Geist in seiner vollen Kraft zu seyn, so ausgezeichnet auch sein Körper ist. Er hat eine bezaubernde Gabe der Unterhaltung, und man mag das Gespräch lenken, worauf man will, so ist er immer orientirt und zeigt, daß er die Sache eben so gut, wo nicht besser kennt, als der, welcher sie aufs Tapet gebracht hat. Ich bemerkte, daß er an den Nerven litt, und dies führte uns auf eine Unterredung über die Diät. Er sagte mir, daß er sich des Genusses von Thee und Kaffee ganz enthalte, und daß er sehr gute Folgen von dieser Enthaltsamkeit verspüre. Auch animalische Kost nimmt er nur wenig zu sich. Seine Hauptnahrung besteht aus leichten Suppen, Vegetabilien, Milch und Reis. Mein leidet er sehr mit Maaß und westens nur Französischen von nicht starker Qualität.

Diesmal dauerte mein Besuch bei dem Oberst fast zwei Stunden. Als ich von ihm Abschied nahm, sagte er zu mir: „Wenn Sie etwas Näheres über meine Person zu erfahren wünschen, so wäre ich Ihnen empfehlen, sich an meinen Freund, Herrn D., zu wenden, mit dem ich seit 40 Jahren in vertraulichen Verhältnissen stehe; er kennt alle Begebenheiten meines Lebens, namentlich die, welche in diesen Zeitraum fallen, und er wird Ihnen gern dienen, wenn Sie etwas begierig sind, Einiges davon zu hören."

Ich hatte darauf eine lange und sehr interessante Unterredung mit Herrn D. und fand ihn im Ganzen offen und gefällig; er erzählte mir von den Schicksalen des Oberst Burr, was ich oben mitgetheilt habe, nur über den eigentlichen Plan, den der Oberst während seines Aufenthalts im Westen entwarfen, sicher, was einen Fragen auszuweichen zu wollen. Er antwortete mir, daß darüber schwerlich etwas Näheres verlautbaren werden dürfte, wenn es aber je geschähe, so könnten solche Aufschlüsse nur von ihm (Herrn D.) ausgehen; er sügte hinzu, daß jenem hochbegabten, aber unglücklichen Manne großes Unrecht widerfahren sey. Da ich merkte, daß es ihm unangenehm war, diesen Punkt weiter auszuführen, so empfahl ich mich ihm und dankte verbindlichst für seine freundlichen Mittheilungen.

Ein Genfee Reisender.

Mannigfaltiges.

— Musikalisches Genie. Eine Pariser Zeitschrift giebt folgenden Bericht über das musikalische Talent einer alten, seitdem verblodenen Frau in den Schweizern, die von Jugend auf in der Salpetriere (einem Irrenhaus in Paris) gewesen. Eine junge Schauspielerin von einem der kleinern Theater in Paris, die das Haus aufzunommen worden, hatte sich eingebildet, daß sie eine gewisse Rolle zu spielen habe, und sang und tanzte und rezitirte abwechselnd. Als nun die alte Frau eines Tages die Schauspielerin singen hörte, schlug sie sogleich den Takt dazu mit bewundernswürdiger Präcision und schien dabei höchlich ergötzt zu seyn. Sobald sie eine Arie hörte, hatte sie sie mit erstem Augenblicke gleich aufgefaßt, und so oft sie sang, wenn man sie dazu aufforderte, dieselbe, obgleich sie die Worte nicht kannte, doch nach der Melodie genau wiedergegeben. Was noch merkwürdiger war, als Jemand ein Lied in ihrer Gegenwart sang, das er eben aus dem Stegreif komponirt hatte, faßte sie dasselbe eben so schnell auf und wiederbeite es auf der Stelle. Ein anderes Mal, als sie ein Salet auf dem Pianoforte spielen hörte, war sie von dem Zauber der Musik ganz hingerissen, und man bemerkte, daß sie bei den verzüglichern Paffagen ganz besonders ihr Wohlgefallen bezeige, gleich als besäße sie die Kenntniß und den Geschmack des vollkommensten Musikers. Wie man sagt, hat der Kopf dieser merkwürdigen Frau die Phrenologsisten nicht wenig in Verwirrung gebracht; denn als sie ihn geöffnet, fanden sie nicht nur nicht, wie sie bestimmt vorausgesetzt, ein stark ausgebildetes musikalisches Organ in demselben, sondern bemerkten zu ihrem Erstaunen, daß er gar keines hatte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Verblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), wo der Preis, so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 49. Berlin, Freitag den 24. April 1835.

England.

Selbstbekenntnisse Shakespeare's.

Zweiter Artikel.*)

Es ist noch fast immer das Loos der Dichter gewesen, für eine oder die andere Zeit ihres Lebens die selbsttäuschende Rolle Marionetten durchzumachen. Sie bilden ihre Galatren, und hauchen ihnen für ihre Sehnsucht und Wünsche Seele ein; glücklich genug, wenn sie darin am Ende nicht etwas Schlimmeres noch, als einen bloßen Stein erkennen!

Ich muß auch den Namen Shakespeare's in die Liste derjenigen eintragen, die von so unseliger hellseher Prin gelitten. Die Geschichte ist unvollendet, und wird Manchen flutzig machen; aber es ist eine Geschichte, die erzählt werden muß, selbst vor den allerzartesten Ohren. Wir können wohl einem Gebilde der Phantasie den Zugang zu unserem Herzen und Gemüth verfagen, aber die Wahrheit lassen wir uns nimmer entwinden. Die Wahrheit, einmal verloren oder absichtlich zurückgestoßen, läßt eine unausfüllbare Lücke zurück.

Shakespeare, wie ich bereits gesagt, verließ Stratford im Jahre 1586. Er ließ seine Frau, drei Kinder, seinen Vater, eine Schwester und einen Bruder, Namens Edmond, zurück. Doch, wie es scheint, hat sich dieser sehr bald bestimmen lassen, sein Glück ebenfalls in London zu versuchen; denn wir finden ihn hier als Schauspieler um das Jahr 1603; und es ist gewiß, daß am letzten Tage des Jahres 1607 William Shakespeare seinen Bruder hat beerdigen lassen, „Edmond Shakespeare, den Schauspieler", in der Kirche von St. Saviour in Southwark. So findet sich's nämlich in dem Kirchenbuche daselbst eingetragen. Die Frau des Dichters war zu der Zeit, da er Stratford verließ, dreißig Jahr alt. Sie hatte ihm eben Zwillinge geboren, die zweite und letzte Frucht ihrer Ehe. Anna Hathaway hatte, nachdem ihr Mann Stratford gegen London vertauscht, keine Kinder mehr, obgleich er alljährlich den Ort besuchte. Ich will diesen Umstand keineswegs geltend machen, als ließe er auf ein völlig ausgesprochenes Mißverhältniß zwischen Beiden schließen; denn im Gegentheil bin ich geneigt, zu glauben, daß sie bis an's Ende in freundlichem Vernehmen geblieben. Ich glaube sogar, daß die bekannte Einschaltung in seinem Testamente: „Item, vermache ich meiner Frau mein zweitbestes Bett und Geräthschaften", — welche man schon oft als einen Ausdruck von Kälte oder Verachtung gegen sie angeführt, auf etwas ganz Anderes hinauslaufe. Es darf nämlich in Bezug auf dieses scheinbar ärmliche Legat nicht außer Acht gelassen werden, daß Anna Hathaway beim Tode ihres Vaters, eines angesehenen Yeoman von Shottery (einem Dorfe in der Nähe von Stratford), reichlich war bedacht worden. Von diesem Gesichtspunkte aus kann ich mir Shakespeare's so liebevolle Fürsorge bei dem Vermächtnisse an seine Enkelin, Susanna, und an seine geliebte Tochter Judith, welche Letztere ihm nur noch ihrener werden mußte, da ihr Zwillingsbruder von frühem Tode weggerafft worden, ganz genügend erklären, ohne den leisesten Verdacht irgend eines Mißverhältnisses oder der Erkaltung gegen seine Frau, selbst wenn er derselben gar keine Erwähnung im Testamente gethan. Wie aber die Sachen wirklich lagen, seh' ich in jener Einschaltung gerade einen besonderen Beweis für das Gegentheil, — einen unverkünstlichen, und zwar unverdienten Selbstvorwurf, — eine Mahnung an sich selbst in einem Falle, wo er sich eben nicht anzumahnen nöthig hatte. Und warum spricht denn Herr Malone so bissig auf das „zweitbeste Bett" an? Wie kommt er doch darauf, dies als ein Zeugniß von Verachtung und Geringschätzung hervorzuheben — als sey es Shakespeare's Wunsch gewesen, der Mutter seiner Kinder das Liebesandenken aus seinem Besitzstande zu hinterlassen? — Ich möchte den Leser lieber dahin verweisen, mit wir diesen scheinbaren Vorwurf als ein Zeichen der Zärtlichkeit und liebevollen Angedenkens zu betrachten. Vielleicht knüpfen sich an dies „zweitbeste Bett" ihnerer Erinnerungen, als an das erstbeste.

Nirgends in Shakespeare's Leben tritt uns Erkaltung oder Gleichgültigkeit gegen alle Verbindungen entgegen, wir sehr auch diese durch Zeit oder Umstände zu Verlust oder verloren haben mochten. Er ließ seinen Geburtsort nicht unbesucht; alle Jahre pflegte er einmal in seine Vaterstadt zu kommen, wie Rudern sagt; und es steht fest, daß er, „als er sein Tagewerk ruhig vollbracht", sich eine unabhängige Stellung und zugleich einen unsterblichen Namen errungen hatte, nach Stratford sich zurückzuziehen, — um beide ungestört zu genießen, und das Leben, wie er es begonnen, zu enden — an den sanft murmelnden Wellen des Avon.

Ich hebe diese Einzelnheiten und diese Familien-Verhältnisse aus einem dem Leser hoffentlich bald einleuchtenden Grunde hervor. Ist er so weit mit mir einverstanden, so wird er auch wohl nicht anstehen, die Einschränkung gelten zu lassen, die ich machen will. Die Wendungen, welche ein Herz, wie Shakespeare's, nimmt, müssen mit seinen zarten Tastsinn versetzt werden. Vorausgesetzt, daß er mit Anna Hathaway in vertraulicher Beziehung gestanden. — Leichter es dennoch ein, daß ihre Liebe nicht von der Art seyn konnte, seiner Phantasie, die eben erst in ihrer vollen Gewalt aufgewacht war, Sehnsucht und Verlangen einflößen zu können. Er war noch ein Jüngling, als er sie heirathete, sie schon eine Frau. Damals hatte seine Sinnlichkeit vor seiner Phantasie den Vorsprung; so mußte alles eine Zeit kommen, wo diese an die Stelle jener trat, und seinen Willen nöthigte, gegen sich selbst Partei zu nehmen; wo diese Phantasie Leidenschaften in ihm aufregte, die er, wie er ihnen auch immer fein sehn mochte, doch wohl nicht gern würde aufgegeben haben, und die, wie sehr auch seine Ruhe unterzugraben und seine Unternehmungen ödend, nicht minder ihrem seinem Herzen blieben, als die Hoffnung und die Freude, welche sie daraus vertrieben hatten, um der Sorge und dem Ferdrüben den Platz einzuräumen. Da Anna Hathaway ihm an der Thüre ihres Hauses zu Stratford, als er daffelbe zum ersten Male verließ, um sich in den Strom des Lebens zu stürzen, Lebewohl sagte, mußte sie wohl fühlen, daß Umstände manchen Wechsel in ihre Beziehung zu einander bringen würden; daß die Gefühle, die sie für ihn hegte, kaum eine vollkommene Sympathie von seiner Seite hoffen durften; daß ihr Freudenteaum — wenn sie anders Freude je empfunden — zu Ende war, und daß sie nur in jenem Augenblicke auf eine freiwillige Trennung hätte antragen können, wie Ifabella in ihren Worten an Brachiano:

„Herr, laß mich nur einen Kuß von Euch noch leihen —
Es ist das letzte Zeichen meiner Liebe!" —

Es ist unwahrscheinlich, daß sie ihm je angeboten, ihm nach London zu folgen, und es ist gewiß, daß sie nie dahin gekommen ist. Sie blieb in ihrer Heimath, und tröstete sich mit ihren Kindern, damit begnügt, wie wir wohl voraussetzen dürfen, in ihrem kleinen Besitz zu genießen, und von der Erfüllung der Hoffnungen, wie sie ihr wohl ahnungsvoll schon im Gemüthe aufgedämmert waren, ruhig das Beste für ihre Lage zu erwarten, und sich mittlerweile vorbereitend, ihm bei seiner Rückkunft ganz anders als früher entgegenzutreten, aber ihm doch mit herzlichkeit und wie einem Freunde zu begegnen.

Wir haben bereits Shakespeare nach London begleitet. Wir haben bereits die Herrlichkeit gesehen, die ihm dort ward, und die liebenswürdige Anspruchslosigkeit, mit welcher er sie trug; wir sind ihm auf die Scene des Globe gefolgt, haben mit ihm in der Merwaid gesessen, und auch einen Blick in die Einsamkeit seiner Wohnung geworfen. — Haben sich nun jene Beobachtungen, wie wir sie in das Gemüth Anna Hathaway's hineingetragen, wirklich erfüllt? Das wollen wir jetzt zeigen.

— Ich folge ihm jetzt in die geheimsten Winkel seines Lebens, durch alle Tiefen seines Geistes spür' ich ihm nach; jeden Schlag seines Herzens, der noch jetzt sichtbar und hörbar, zähl ich. Er, den man nur als den Maler der Leidenschaften aller Völker und Menschen kennt, er soll jetzt seine eigenen darstellen; er, dessen Geist über der Welt stand, mit seinem Zauberblick in alle Tiefen schaurnd, denn alle Pforten und Thoren des Menschenherzens offenbar waren, — der mit einem einzigen Worte das dunkle Schaffen des menschlichen Herzens an den lichten Tag brachte — er soll selbst in seinem Privatleben sich uns darstellen und erscheinen, „von Ohmacht überwältigt", von der Macht individueller Gefühle und Leidenschaften, hilflos unter ihrer Herrschaft, schwach und ohne Kraft wie Einer von uns; lasset uns ihn aber nicht drohend weniger lieben, sondern nur desto mehr. Wenn der mit allen durch alle die Kämpfe hindurchgegangen, welche zu dessen der Mensch einmal berufen scheint, so darf er uns darum nicht als ein minder mächtiger Meister erschienen, oder als ein minder breisamer Lehrer; er hat dann nur ein noch höheres Recht errungen, uns zu seinen ewigen Lehren zu führen, und zu der großen Welt seiner unvergänglichen Gedanken, und durch sie in den Hafen, in dem wir so gern bleiben möchten, dies Mittelgebiet zwischen Gefühl und Einsicht, den hohen Bereich der Humanität!

Shakespeare war auch nicht lang in London, als er bereits verurtheilt war, mit unruhiger Feder sich Gebeimnisse zu offenbaren, wie in folgenden Versen:

Two loves I have, of comfort and despair,
Which, like two spirits, do suggest me still;

*) Siehe Nr. 20 des Magazins.

Digitized by Google

The better angel is a man right fair,
The worser spirit a woman coloured ill. *)

Diese hellen Stunden und die mit ihnen zusammenhängenden Umstände will ich jetzt beschreiben. Vor Allem hab ich zu erinnern, daß die Quelle meiner Belehrung die Sonnette Shakespeare's sind. Die mitzutheilenden Einzelnheiten sind alle aus einer genauen Betrachtung und sorgsamen wiederholten Lektüre der Shakespeare'schen Sonnette geflossen. Ich habe sie nicht aus Gerathewohl aufgeschlagen, und eine mal hier, ein andermal da gelesen, wie es der Zufall fügte; — so oft ich in dieser Weise las, entfinn' ich mich, sie immer unbefriedigt und ungewiß, ohne eine bestimmte Ansicht von ihrem Inhalte und ihrer Absicht wieder bei Seite gelegt zu haben. In dieser Art muß sie auch wohl Dr. Hazlitt betrachtet haben, da dieser sinnsinnigste der Kritiker in einem seiner meisterhaften Werke, die gewiß so lange dauern werden, als die unsterblichen Gegenstände ihrer Betrachtung sie gewinnen laßen, — äußert, er habe in Bezug auf den eigentlich letzten Zweck in den Gedichten weder Hand noch Fuß finden können. Auch dem Verfasser dieses Aufsatzes ist es nicht anders ergangen, bevor er wiederholentlich den ganzen Band von Anfang zu Ende durchgelesen, und die heillose verkehrte Ordnung, oder vielmehr Unordnung, entdeckt hatte, in welcher sie der Drucker durch einander gewerfen. Die Umstände, die bei dieser Verdrehtstellung obwalteten, deren wir bereits im Frühern Erwähnung gethan, erklären dies hinlänglich, und nach dem, was wir oben über die Ansleger in Rücksicht auf die Sonnette gesagt, ist es nicht mehr nöthig, daß wir die Ursachen von ihrer Unvollständigkeit erklären. Wenn der Beweis, den ich geliefert, daß nämlich die Kommentatoren nicht einmal dasjenige gelesen, worüber sie ihre kritischen Ansprüche verschwenden laßen, gut nicht vorhanden wäre, so würde schon ihre einfache Behauptung, daß die ersten hundertfünfundzwanzig Sonnette sämmtlich an einen Mann gerichtet sind, den' schlagendsten Beweis liefern. Ein Freund von mir hat sogar behauptet, daß diese Herren bei ihrer Behandlung der Shakespeare'schen Sonnette eine ganz besondere Absicht gehabt, — nämlich die, den Leser, so gut sie nur immer konnten, von der Untersuchung und Lektüre derselben abzuschrecken. Vielleicht ist diese Ansicht ganz richtig; denn so wenig ich begreifen kann, wie eine Untersuchung solcher Betrunnitte, wie die Shakespeare'schen, abgewehrt werden soll, so leicht kann ich mich in die Kommentatoren hineindenken, warum sie dies gemeint. Vorurtheilsvolles Wissen ist gefährlicher, als gänzliches Nichtwissen, und es ist besser, daß erstores ganz und gar ein Mysterium bleibe, als daß es nur halb durchdrungen werde. Dazu kommen die Verschiedenheiten der gemüthlichen Verfassung der Menschen. Während der nachdächtige Leser Weisheit und Leutseligkeit aus der Erinnerung an leidenschaftliche Ergebnisse lernt, schreit die Narrheit und die Heuchelei: „Hier bersteckten wir uns!"

Indem wir diese Liebhabern Shakespeare's darstellen, müssen wir darauf bringen, daß der Leser die Eigenthümlichkeit seines Charakters stets im Auge behalte. Wir dürfen bereits zu zeichnen versucht und haben dies nur noch einmal die einsame Stellung in's Gedächtniß zurückzurufen, in der er sich befand, die ihn mit Nichts in Beziehung setzte, daß er sich keines großen Zeitgenossen als innigen Freundes zu erfreuen hatte. Welch ein Mangel für ihn! Denket ihn euch, die Brust von so herrlichen Bildern geschwellt, wie sein Horatio, und dabei muß er sein alltägliches Leben verbringen, ohne daß ein Schatten ihrer Schönheit darauf fällt, ihn zu freuen oder zu ermuthigen! Dauerte dieser Zustand fort, so mußte ihm das Leben unerträglich werden! Ein Mann von Genie, dem das Selbstbewußtsein und die Uebung seiner Kraft zugleich auch das äußerste Selbstgefühl seines Allvermögens und seiner Leistungen gegeben, wird kaum das Bedürfniß fühlen, oder es auch nur für möglich erachten, einen Theil seines Herzens auf die Zuneigung zu einem anderen zu wenden; aber Shakespeare, deßen Geist allumfaßend war, deßen Schöpfungen so mannigfach sind, als die Geschöpfe der Welt, der durch all' die Fülle unerkannter Sphären hindurchdringt, der die tiefinnerlichsten Regungen des Gemüthes abschattet, — der mußte es als schicksalsvolle, unentsiehbare Nothwendigkeit fühlen, sein Herz an die Wesen der wirklichen Welt zu knüpfen, und so seine individuellen Empfindungen und Geschäfte, die wir all' seiner Macht über die Welt doch gefangen bieten, zu befriedigen; bei allen gesitigen Triumphen, zu denen sie beitrugen, wollten sie sich doch einladen und fanden keinen Ausweg.

Daher mußte er vor Allem nach einem Freunde umherschauen. Es liegt ein wunderbares Zeugniß für sein sanftes Herz und seinen feinen Sinn ab, daß er für seinen Freundschafts-Drang einen Jüngling erfaß, an welchem, da er ihn zuerst erblickte, ihm Alles unbekannt war, seine Tugend ausgenommen und seine äußere Schönheit, — die Gewähr seiner inneren. An diesen Jüngling ist ein großer Theil der in Rede stehenden Sonnette gerichtet. Das ist die Liebe, „durch die er beglückt ist."

(Schluß folgt.)

*) Zwei Mienen hab' ich, ihn deglückt und darbe,
Die treuen Geist, zwei Geistern gleich, mir an;
Mein böser Geist, ein Weib von schlechter Farbe;
Mein guter Engel, gar ein schöner Mann!

Uebersetzung von Ad. Wagner (im Leben Shakespeare's).

Frankreich.

Méry's Italiänische Reise.

(Schluß.)

Das goldne Zeitalter schien von den Apenninen wieder dread gestiegen zu seyn; es war aber nicht mehr das beschränkte Glück, das Hirtenleben Latiums; es war das goldne Zeitalter im siebenten Gewande, die Haare mit Edelsteinen und Perlen durchflochten, im Füße auf dem Mosaik, die Stirn in Wohlgerüchen; die schwelgende Jugend, mild von ihren Nächten, flieg hernieder von der Doppel-Terraße des Palaßes Mari, um sich zu erfrischen, zu stärken an Palestrinas andächtigen Gesängen in der nahen Kirche dell' Annunziazione; dort fand sie andere Feste wieder, andere Düfte, andere Bilder; eine Wonne, eine Wollust, die keine Sprache beschreibt, stieg empor in dem Dampfe der Weihrauchs, in dem Gesange der Jungfrauen, aufwärts an den Schaften dieser leichten Säulen von rothem Granit, die in zwei Reihen laufen und Raum gebend einander gegenüber stehen, aber nicht gleichsam, wie vom großen Wiße des Corregio. Die Strada Balbi schlüßte die ganze Flora ihrer edlen Frauen und Mädchen vor die Altäre von San-Siro hin, an den Tagen der großen kirchlichen Feste aber in den Hallen von San Lorenzo, des gottbischen Domes, der ganz von weißem und schwarzem Marmor aufgeführt ist; Gott war nicht neidisch auf die Paläste Genuas, seine Tempel waren noch viel schöner, als seine Paläste. In den Hallen seiner Sommerschlößer steckten die Damen ihre Füße ihres Hauses auf dem erleuchteten Riesenberge aus und von allen benachbarten Villen strömte man herbei, die frische liebliche Luft der See zu genießen unter den Weinlauben der Dogen, unter den Säulen, die sich in den Wellen des Golfs baden. Man kam dorthin von der Villa Spinola, deren prangende Fresken bekannt sind; von der Villa Pallavicini, die über Genua weit ein Vogel überfliegt, von der Villa Franseni, diesem luftigen Gebäude, leicht und wohlstoffelt wie ein Liebesgedanke; von der Villa Bangelo, diesem Palaß aus der Strada Balbi, unter die Schatten der Berge wie von Gisterndänen hinaufgetragen; von der Villa Ducazzo, so anmuthig durch ihre Lage über dem Thal von Lerdino; von der Villa Scoglietto, die auf ihren schönen Terraßen unter dem frischen Dauche ihrer Kastanien und Wälder in süßen Schlummer gewiegt wird. Das waren Plätze damals noch der Liebe, der Freundschaft und Gastfreundlichkeit, zu denen die glücklichen Gäste ihre menschliche Natur nur in dem heißen Fieberdrange empfanden, der sie der Luft entgegen trieb. Nie hat das Antlitz der Frauen, nie haben die weißen Schultern vom Atlas umfaßt, nie die Stimmen der Musik von Italiänischen Lippen, alle Sinne fühlter, freier entfeßelt, als an jenen göttlichen Festen, jenen Festen unter den Lauben der Doria, am Fuße der Apprninen am Gestade jener Meeres, das mit seinen letzten Wellen die weiße Marmorkolonnaden beſpült.

Die Sonne sank; ich machte mich auf den Weg, aus der Stadt hinaus, hin nach dem Meer-Palaſt. Das Thor war offen, ich trat ein; ich durchschritt die ihren Korridore, wo Perino del Vaga die Wasserthaten des Hauses Doria in Fresko gemalt. Unbemalt Oede und Stille! Niemand begegnete mir in einem dieser verlaßnen Säle, nur im Schlößer, wo der Wanderer allein umherwandelt und die leblosen Statuen von den Wänden auf ihn niederstehen. Die Zimmer waren im Geschmack des sechzehnten Jahrhunderts möblirt — schwere schwarze Lederstühle, hohe Venetianische Spiegel aus sechs Stücken, große Marmor-Kamine, Tapeten mit Portraits in Rembrandt's Manier; es war gerade, als ob so eben eine Dogen-Familie von diesen Lehnstühlen aufgestanden wäre, oder eine Dame ihre Fenstern Licht in diese Säle von einer Wasserfahrt zurückerwartet. Ich machte mir mein Alleinessen zu Nutz, setzte mich der Reihe nach auf sämmtliche Sessel nieder, öffnete ein Fenster, das die Aussicht auf den Golf hatte, nahm die Portraits herunter, um sie nach Gefallen in der Nähe zu betrachten; ich wandelte vor den Kaminen auf und ab, sang Carlone's Statuen die Barcarole aus der Oper Tancred vor, trug mich, als wär' ich der Herr vom Hause, nahm Geberde und Stellung der Dogen an, und das Alles ganz unverwöhnt; Niemand ließ sich sehen. Wenn ich in Genua lebte, so würde ich meine Wohnung im Palaß Doria aufschlagen, damit er doch endlich wieder zu einem Bewohner käme.

Ich stieg in den Garten hinunter: dieselbe Oede, dieselbe Stille; eines der schönsten Bilder, die ich in meinem Leben gesehen, bei sich meinem Augen hat. Es giebt nichts Reizenderes, als die Terraße des Palaßes Doria. Man macht aus allen Ländern Europa's, die im Bouvet hangen, ein einziges Bild, und man hat die Skizze zu diesem wunderbaren Gemälde. Erst der Palaß selbst, Alles aus Marmor verschwenderisch aufgeführt, Säulen, Treppen, Portiken — der Garten mit schattigen Gitronen- und Orangen-Alleen, oder langen duftigen Weinlauben, die die breiten Straßen des Hauses auf ihren unentschlüßigen Lauf sind und weich auffangen; links die prangende Stadt Genua mit ihren Bergen, die eben so bevölkert sind, wie ihre Straßen; an der äußersten Spitze erblickt man auf einer Anhöhe den Dom der Kirche von Carignan, dieser Sankt Peterskirche im Kleinen; ihre Kuppel krönt würdig der heilige Sebastian von Puget, schön wie eine Antike. Vor uns das Meer, das wahre, wirkliche, das Mittelländische Meer, die große Straße nach Neapel und Sicilien, bewegt und ruhig zugleich, es hat eine Stimme, eine Seele, eine Melodie, so strömt es in den Hafen ein, jene Wogen neigend und beugend vor dem Leuchtthurm, als wenn es den kolossalen Beschützer der Schiffe begrüßen wollte.

Ich stand versunken im Anblick dieſes Gemäldes, als eine Stimme hinter mir einige Worte murmelte; ich wandte mich um und gewahrte eine alte Frau, die, gegen einen Pfeiler gelehnt, an der Kante stand, ihre Fischer, in Lumpen gekleidet, schlief auf einem Steine. „Was macht Ihr da, arme Frau?" redete ich sie an. — „Ach!" antwortete sie mit lächelnd, „ich trinke die Sonne!" — „Ihr arbeitet also nicht, um Euren Unterhalt zu finden?" — „Nein, mein Herr, ich lebe von Almosen; für heute ist mein Tagewerk zu Ende und ich ruhe aus." — „Und was morgen?" — „Morgen wird mir die heilige Jungfrau eben so viel an der Pforte der Kirche della Konsolazione geben." — „So habt Ihr also immer Euer täglich Brod?" — „Immer." — „Ihr seid also glücklich?" — „Ja." — „Und wer hat Euch erlaubt, hier hereinzukommen?" — „Niemand, es ist offen für Jeden."

Das junge Mädchen erwachte; sie strich sich die prachtvollen schwarzen Haare aus der Stirn, die über ihre Schultern herabfielen, und sieh mich ein Antlitz von hinreißender Schönheit sehen. Wenn ein Freund und Reisegefährte mir in diesen Augenblick zu wir; wenn ich

Digitized by Google

mich nicht auf das Zeugniß dieses Augenzeugen berufen könnte, so möchte ich gegenwärtig versuchen seyn zu glauben, die Begegnung dieses armen und schönen Mädchens sey nur eine Vision gewesen, ein Traumbild, das die Phantasie dem Wanderer vorzaubert. Ach! es war die reine baare Wirklichkeit! Der seltsamste Zufall von der Welt hatte hier eine sinnvolle Allegorie in leibhafter Gestalt vor mein Auge gestellt: das Schönste und Süßeste unter der Sonne — in Lumpen gehüllt . . . Genua!

II. Livorno. — Das Arnothal.

Wenn es in Italien kein Livorno gäbe, so müßte man eines erbauen. Es ist die neutralste fremde Stadt, wo man wieder ruhig Athem schöpfen und sich erholen kann — sie ist mit einem Foyer des Theaters vergleichbar, in den man sich im Zwischenakte eines regreifenden Heberhaufen Dramas begiebt, um wieder auf einige Momente in's wirkliche Leben zurückzukehren; Livorno, wie alle andern Handelsstädte, hat nichts aufzuweisen, als gerade Straßen und eine thätige Bevölkerung, ein Comtoir-Geschleicht. Es ist eine ganz charmante Stadt, in der unsere menschliche Eigenliebe von Nichts, von gar Nichts getränkt wird; man hat dort nicht nöthig, vor Monumenten still zu stehen, die uns in ihrer Bedeutsamkeit vernichten, oder zu erröthen um seines Namens willen vor glorreichen, von der Bewunderung der Jahrhunderte gefeierten Namen. Die große Straße ist ganz fortlaufende Linie; rege Werfe, wo Jeder seine Geschäfte macht, vom stolzen Millionair, den man am Gefolge seiner Klienten erkennt, bis zum armseligen Hausirer herunter, der seinen Kram unterm Arm trägt. Alle Sprachen der Welt brummen und schwirren in dieser Straße durch einander; man hat hier nicht mehr Ursach, sich in Italien zu glauben, als in irgend einem anderen Lande. Aber man nähere sich dem großen Platze, wo das Gewühl des Haufens aufhört. Auf Toskanischem Grunde stehen die Statuen in's Ehr, bei denen unser Herz vor Freuden laut zu schlagen beginnt. Sämmtliche Kutscher der Calessini, so wie sie den Fremden in Einem erkennen, schreien Einem im Chore entgegen: Pisa, Pisa! Firenze, Firenze! Die beiden herrlichen Städte sind ganz in der Nähe. Man wird sich nicht leicht entschließen können, in Livorno zu schlafen, sobald man erfährt, daß ein leichter Calessino uns in wenigen Stunden durch eine Reihe von Englischen Gärten nach Florenz bringt.

Also nach Florenz! Die Pferde stürmen hin wie der Wind, als spornte sie die Sehnsucht zu ihren Brüdern von Johann von Bologna auf dem Platz des alten Palastes. Der Weg ist ganz entzückend, Florenz durchaus würdig; dieser anmuthige Name steht aller Orten geschrieben und eingeprägt auf denselben, und es hätte nicht erst der Meilensteine bedurft, ihn dem Reisenden zu verkünden. Die Landschaft ist ganz Englisch, wie auch Florenz selbst. Ueberall Landhäuser zwischen Pappel und Eiche, Rebe und Ulme in Tönen voller Melodie, wie die Daktylen des Dichters; die Dörfer sind lieblich und süß für das Auge, lieblich und süß für die Lippen ihre Namen: Biacello, Pian di Pisa, Caschina, Ponto d'Era, Empoli. Ein weicher Lichtduft weht um diese ländlichen Sitze; kleine Flüßchen bewässern sie, sanfte Hügel krämpfen sie mit Schatten mit Blumen, mit Gott hat Ihnen auch diese süße Ruhe gegönnt und diesen schönen Gärten, in denen sie liegen und die ebenals der Bürgerkrieg verwüstete. Die Zinken der Spanier haben nicht mehr wieder an den Mauern von Pian di Pisa; jetzt kommt kein Dichter wie Dante nach Ponto d'Era, seinen Olivenzweig in der Hand, sich zwischen die Pfauen und Florentiner zu werfen und ihnen zuzurufen: „Wohin eilt Ihr, Bürger?“ — Friede ist in Pisa, Friede ist in Florenz. Die beiden Nebenbuhlerinnen halten sich umarmt und pflegschlägt einem der Fremde, wenn man diesen Namen nennen hört. Man kommt an dem Kloster San-Romano vorbei, dessen Marmor-Façade zwischen großen Eichen hervorleuchtet, die den glücklichen Franziskanern kühlen Schatten spenden; man kommt nach Empoli, läuft nach dem prachtvollen Springbrunnen hin, dem Brunnen eines deutschen Dichters! Wie viele Municipalräths-Versammlungen müssen es bei uns bedürfen, um den reichen Städten Frankreichs einen ähnlichen zu geben! Empoli ist die Pforte des Arnothales.

Alsbald hat sich in Versen ergossen, dies Thal und die jungen Mädchen zu besingen, die es bewohnen. Ich verzichte ihm seinen Missgalle; die Dichter haben dieweilen Recht. Von Sterben im Arnothale weiß ich nichts, aber das man lebt, das hab' ich erfahren. Nie hat die Natur auf Erden so viele Gegenstände einer Leidenschaft in's Herz Sorgfalt verwandt, nie sind so reizenden Gemälde ihre Lichteffekte, ihre durchsichtigen Tinten, ihre goldverbrämten Horizonte, ihre Farben flügel, die sich in sanften Wellenlinien in der Bläue des weiten Himmels dahinziehen, zu einem schönen Ganzen vereint. Der Arno fließt durch das Thal; er ist ruhig, wie ein Bassin, das sich in unendliche Ferne erstreckt. Pinienwaldungen vom röthlichen Stein scheinen von allen Abhängen herniederzuklettern und sich in seiner Fluth zu ertränken. Kühler Duft von Myrthen und Lorbeer, Cypressen und Oliven, Kräuter und Blumen, Alles athmet Liebe und Leben, ihre Reize preisgegeben. Der Verfall nahm zu, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erklärte der Jesuit Antonio de Souza, daß Goa von einer Kaiserlichen Hauptstadt zur bloßen Hauptstadt eines elenden Gebietes zusammengeschrumpft sey. Wegen der Malaria hatten mehrere reiche Einwohner sich auf ihre Güter in den Provinzen zurückgezogen und der Ort war bald verödet. Als im Jahre 1737 und 1739 wüthende Seuchen diese Verödung beinahe gänzlich vernichtet worden. Die Mahratten thaten einen Einfall in die Provinzen von Goa, nahmen Salsette und Bassin bei Bombay, und hätten, wären die Briten nicht gewesen, die Portugiesen wohl ganz aus Hindostan gejagt. Indessen wurde i. J. 1759 ein Frieden zwischen dem Vice-König von Goa und dem Peischwa geschlossen, und seitdem hatten die Portugiesen keine Veranlassung, Krieg zu führen.

Die Stadt zählt dessen ungeachtet immer mehr; allein die Provinzen haben sich nach jenem Friedensschlusse, und das Dorf Pangi stieg durch den Umstand, daß es der Aufenthalt des Vice-Königs wurde. Jetzt ist Pangi die Neue Stadt von Goa, liegt drittehalb Stunden Weges näher

Strohgeflechte zu arbeiten scheinen. Ich wüßte nichts Reizenderes, die Landschaft zu beleben. Wenn man die Schwestern dieser jungen Mädchen von Empoli finden will, so muß man in's schönere Lage Theffalliens und der Arkadischen Schäfer zurückgehen, wo die Götter selber sich ihre Gebieterinnen aus den ländlichen Familien des Peneus und Eurotas wählten; — zu Zabeln muß man seine Zuflucht nehmen, um etwas zu haben, was man der Wirklichkeit von Empoli an die Seite stellen kann.

Solcher Art ist der Weg, der nach Florenz führt und nirgends anders wohin führen kann; ein lieblicher von Hügeln umfangner Thal, Villen in Baldamfluten, die den Reisenden mit ihren grünen Jalousiten anlächeln, der klare ruhige Strom, junge Mädchen, wie lebendige Blumen umhergeflreut auf den langen Wiesen des Arno, eine himmlische Landschaft, belebt durch ferne Gesänge, durch das Geläute der Glocken aus der Luft, durch die Töne der ertönenden Mandolinen; Reichthum auf der Erde, Heiterkeit am Himmel reiner Azur, so weit das Auge reicht. Florenz tritt hervor. Man stellt auf einen Schritt hinaus; blaue Berge umgürten den weiten Horizont, bilden gleichsam die Krone von Florenz. Die Häuser der Stadt sind nur erst sehr undeutlich zu sehen, aber die Thürme, die Dome, die Kuppeln erheben sich über die Bäume der Gärten, und verkündigen dem Fremden schon von fern die Stadt der großen Gebäude, die Königin und Mutter der schönen Künste. Noch einige Buchschläge der Pferde und man bläst am Fallgatter des Thurmes des Michel Angelo. Begrüßt das goldene Schild im rothen Felde das über dem Stadtthor prangt; es ist das Wappen der Medicäer.

Ostindien.

Goa.

Von Goa, einst der blühenden Hauptstadt des Portugiesischen Indiens, zeigt einsam und verfallen, ruhmlos und mit Gras bewachsen, findet sich die erste Nachricht bei dem Persischen Autor Ferischta, vom Jahre 1374, zu welcher Zeit es ein Seehafen war, der den Königen von Anagundi oder Bischanagger gehörte. Damals waren fast nur Hindus in Goa wohnhaft. Muhlis-Schah, ein Abessinischer Sklave, welcher Mahomed des Zweiten, des 13ten Bahaminischen Kaisers von Decean, nahm die Insel im Jahre 1469, und sie verblieb den Muselmännern, bis der große Portugiesische Seeheld, Alphonso de Albuquerque, ihre Eroberung im Jahre 1510 unternahm. Am 7. Februar des genannten Jahres lief er mit seiner Flotte in die Rhede ein, überraschte die Besatzung und machte sich zum Herrn der Stadt. Zwar wurden die Portugiesen nachher von Adilschah, dem Nachfolger Muhlis, angegriffen, zum Rückzuge nach den Schiffen gezwungen; aber Albuquerque eroberte am 25. November 1510 den Ort zum zweiten Mal, und da dieser Tag im Römischen Kalender der heiligen Katharina (auf Alexandrien) gewidmet ist, so ward diese die Schutzpatronin der Stadt, die seitdem den Portugiesen verblieben und die Hauptstadt ihrer Besitzungen in Ostindien geworden ist. Albuquerque ließ die Festungswerke ausbessern, und verschönerte die Stadt durch die Aufführung von Palästen und Kirchen. Goa blühte bis zum Jahre 1570, zu welcher Periode es den Gipfel von Macht und Glanz erreichte. In dem genannten Jahre wurde die Stadt von einem gefährlichen Ansteckenden Uebel heimgesucht, woran viele Einwohner starben, und das nächstfolgende Jahr erlitt es eine schwere Belagerung von Ali, dem Iten Könige von Bischapur, der jedoch den Rückzug antreten mußte. Denselben hatte Goa, außer den Vorstädten, einen Umfang von drittehalb Stunden, und einen Flächeninhalt von dem neunten Theile einer Deutschen Quadratmeile, besaß sehr schöne Gebäude, von denen der Palast von Albuquerque, obwohl in Trümmern, allein sich noch erhalten hat. Sein Basar und seine Kaufmannsladen waren berühmt, und die Bevölkerung betrug 200.000 Seelen, worin drei Theile Christen und ein Theil Hindus und Muselmänner waren. Man zählte damals sechzehn Klöster, von welchen zwei den Jesuiten gehörten, aber kein einziges Nonnenkloster, so schwer wurde es den Mädchen zu Goa, der Liebe zu entsagen.

Im Jahre 1603 blokirten die Holländer mit einer Flotte den Ort, mußten aber bald abziehen. Allein seit dieser Zeit begann die Macht der Portugiesen im Osten zu sinken; die Holländer fingen an, sich des Ostindischen Handels zu bemächtigen, wurden Herren in den Meeren welchen sie wollten. Unaufhaltsam sah Goa sinken nicht sehr merklich; als aber die Portugiesen i. J. 1643 wiederum blokirt wurden und Ceylon und Malacca verloren, war ihr Loos gefallen, und niemals konnten sie sich von diesen Schlägen erholen. Tavernier erzählt, daß zwischen seinem ersten und zweiten Besuche, 1642 und 1648, eine so große Veränderung stattgefunden hatte, daß die damals reich gewesen, bei seiner zweiten Reise zum Bettelstande herabgesunken waren, daß Viele hungern hatten, um nur zu leben, ihre Reize preisgegeben. Der Verfall nahm zu, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erklärte der Jesuit Antonio de Souza, daß Goa von einer Kaiserlichen Hauptstadt zur bloßen Hauptstadt eines elenden Gebietes zusammengeschrumpft sey. Wegen der Malaria hatten mehrere reiche Einwohner sich auf ihre Güter in den Provinzen zurückgezogen und der Ort war bald verödet. Als im Jahre 1737 und 1739 wüthende Seuchen diese Verödung beinahe gänzlich vernichtet worden. Die Mahratten thaten einen Einfall in die Provinzen von Goa, nahmen Salsette und Bassin bei Bombay, und hätten, wären die Briten nicht gewesen, die Portugiesen wohl ganz aus Hindostan gejagt. Indessen wurde i. J. 1759 ein Frieden zwischen dem Vice-König von Goa und dem Peischwa geschlossen, und seitdem hatten die Portugiesen keine Veranlassung, Krieg zu führen.

Die Stadt zählt dessen ungeachtet immer mehr; allein die Provinzen haben sich nach jenem Friedensschlusse, und das Dorf Pangi stieg durch den Umstand, daß es der Aufenthalt des Vice-Königs wurde. Jetzt ist Pangi die Neue Stadt von Goa, liegt drittehalb Stunden Weges näher

Digitized by Google

zur Kirche, als die Stadt Goa, die gewöhnlich Alt-Goa heißt, und gegenwärtig ganz verlassen ist, bis auf die wenigen Personen, die zu den religiösen Gebäuden gehören, welche die ältesten Leute, die ich gesprochen habe, sich nicht erinnern, in einem heftigern Zustande gesehen zu haben, als derjenige ist, worin sie sich jetzt befinden. Der Palast des Vice-Königs hat kein Dach; der Bogen von Albuquerque drohet den Einsturz; die Hospitäler, die Kasernen und das Zollhaus liegen in Trümmern; die Straßen sind durch Schutthaufen unzugänglich und der Ansenthalt der Schakals. Mehrere Kirchen sind ganz verlassen, andere verfallen beinahe; das prächtige Kloster St. Rocca ist ein unglaublicher Trümmerhaufen. Nur wenige religiöse Gebäude haben Vorzüglichsorgen der Zeit widerstanden, und die Glocke von mehr als einem Thurme verbreitet noch ihre tönenden Klänge. Am besten erhalten ist das Dominikaner-Kloster nebst Kirche, mit seinen 700 Fuß langen Gallerien, seinen tausend Bildnissen und seltsam überwölbter Kanzel; ferner die Kathedral-Kirche, in welcher täglich Gottesdienst ist, und bei der mehr als dreißig Priester angestellt sind; die Kirche und das Kloster der Augustiner, so wie die Kirche und das Kloster Bom-Jesus, einst das Jndische Hauptzeughaus der Jesuiten. Außerdem befinden sich in gutem Stande ein Franziskaner-Kloster, die Kirche der Cajetaner, ehemals die Vice-Königliche Kapelle, die nach dem Modell der Peterskirche in Rom gebaut ist, das Nonnenkloster bei heiligen Monika und das Seminarhaus. Unmittelbar diesem gegenüber stand ehemals das Gebäude der Jnquisition, von deren Thaten ich schaudererregende Geschichten hörte; jetzt ist es verdientermaßen ein Schutthaufen. Wenige elende Hütten stehen an einzelnen Stellen, aber die ganze Bevölkerung, einschließlich der Geistlichen und ihre Diener, beträgt auf dem Raume, den einst die alte Stadt einnahm, nur einige Hundert.

An der Kirche des heiligen Cajetan ist die reine Zeichnung und die korrekte Ausführung bemerkenswerth. An der Dominikaner- und der Kathedral-Kirche die Größe der Raumverhältnisse, an der Augustiner-Kirche die Pracht im Jnnern. Aber die meiste Wirkung auf das Gemüth macht die Kirche Bom-Jesus, wofelbst die Ueberreste des heiligen Xaver in einem Schranke von Erz und Silber ruhen, der auf einem Fußgestelle von Jtaliänischem Marmor, an welchem in Bronze die Pilgerfahrten des Heiligen dargestellt sind, errichtet ist. Aber durch im Jahre 1552 auf der Jnsel Sanzian an der Küste von China. Man brachte seine Leiche nach Malacca, von wo sie 1554 mit großer Feierlichkeit nach Goa abgeführt und in dem Paulis-Kollegium beigesetzt wurde. Dort soll sie mehrere Jahre, vollkommen gut erhalten, dem Anschauen der Besucher ausgestellt gewesen sein. Jm Jahre 1584 wurde sie nach ihrem gegenwärtigen Ruheplatze in der Bom-Jesus-Kirche gebracht, und von Zeit zu Zeit ausgestellt, das letzte Mal aber Jahre 1782. Da verschloß man die in jenem schönen Schrank mit drei Schlüsseln, von denen der Erzbischof einen, und einen der Senat bewahrt, der dritte ist in Lissabon. Jn dieser Kirche ruhen viele von den wegen Heldenmuthes oder Glaubenseifers berühmten Vice-Königen, Erzbischöfen und Offizieren; sie sind alle unterhalb des Pflasters eingesargt, und eine einfache marmorne oder eherne Platte verkündet, wer darunter ruht.

Wenn ein neuer Gouverneur ankommt, so begiebt er sich in großem Staate in die genannte Kirche, und überreicht dem Heiligen einen Stab, wofür er von dem Erzbischofe einen andern erhält. Dies nennt man von dem Heiligen das Amt erhalten. Der Körper der heiligen Paulina befindet sich, nach dem Volksglauben, gleichfalls dort in wohlerhaltenem Zustande, und soll es bleiben, bis die Welt untergeht; aber vermuthlich fabrizirt und das Ganze eine Vorspiegelung der Mönche. Jn dem Klima von Goa kann kein menschlicher Körper Jahrhunderte unverwest bleiben. Unter den tausend Gemälden, mit denen die Wände und die Altäre der Kirchen bedeckt sind, verdienen nur wenige bemerkt zu werden; die meisten sind wahre Scheußlichkeiten. Besser jedoch sind die, welche die sieben Altäre der Cajetaner-Kirche zieren; hiernnter sind einige Jtaliänische und die schönsten von Goa. Die Wölbungen sind überwasser sind aus Jtaliänischem Alabaster und überaus schön. Am reichsten verziert ist die Kathedrale, in welcher bei feierlichen Gelegenheiten der Erzbischof den Gottesdienst verseht. Das Aeußere dieses Gebäudes ist einfach, aber es hat etwa 200 Fuß in der Länge und 80 in der Breite, zwei Reihe von Kapellen an jeder Seite ungerechnet, und wird durch zwei Reihen Pfeiler in drei Schiffe getheilt; die beiden ersten, die mit dem Schiffe einen rechten Winkel bilden, sind 130 Fuß lang, 50 breit. Der Chor ist bloß um einige Stufen erhöht, und etwa 45 Fuß breit, das mittlere Schiff 50 Fuß hoch und wird durch Fenster aus der gewölbten Decke erleuchtet. Die Sitzeinfügel sind etwas niedriger. Jn dieser Kirche zählt man nicht weniger als fünfzehn Altäre, der mittlere Altar nimmt das ganze Ende des Chors ein; die Decke ist schön gewölbet, und unter den Gemälden in den neun Nischen prangt in der Mitte die heilige Katharine, wie sie ihren eigenen Vater, einen Türken, erschlägt, weil er ihre Hinrichtung befohlen hatte; die Heldin schwenkt noch das blutige Messer, während der Todte zu ihren Füßen liegt.

Gegenwärtig ist Pangi der Sitz der Regierung; es liegt an den niedrigen Klippen des Ufers. Einige Gebäude, vermuthet das Regierungsgebäude, nehmen sich von dem Wasser her hübsch aus, allein der größte Theil der Einwohner haustet in elenden Hütten, die von Gebüsch mit Kokusnußbäumen bald verdecket werden. Es giebt auf der Jnsel weder gebahnte Wege für den Transport, noch Pferde, Esel oder Kameele; die Waaren werden in Kubli's oder Böten fortgeschafft, die es nach allen Richtungen fahren, und deren Ruderknechte bei dem Rudern auf eine gräuliche Weise schreien. Pangi hat ungefähr neuntausend Einwohner.

Westlich von Goa ist die hübsche Vorstadt von St. Peter oder Pannelly mit etwa anderthalb tausend Seelen, und zwischen ihr und Pangi liegt an dem Ufer des Stromes das hübsche Dorf Ribunder mit einer sehr großer Bevölkerung. Hier restiderten die meisten wohlhabenden Portugiesen, auch befindet sich daselbst der oberste Gerichtshof der Kolonie. Dieses Dorf ist mit Pangi durch eine sehr schöne Straße verbunden, die theils massiv, theils auf Bogen ruhend, über einen Morast und einen Strom geht, der sich hier in den Hauptstuß ergießt, und wohl das schönste Werk dieser Art ist, das man in Jndien findet. Goa, St. Peter, Ribunder und Pangi liegen sämmtlich an dem südlichen Ufer; eine halbe Stunde westlich von Pangi ist die offene Bucht, wo der Fluß in die See einmündet, von Aguad begrenzt. Dieses erhebt sich die Festung Reis mit ihren Reihen starrender Kanonen; die Brandung an der Rhede ist ziemlich stark und zu Zeiten unsahrbar. Eine starke Stunde weiterhin liegen die beiden Vorgebirge, welche den Eingang der Bucht bilden; nördlich die Festung Aguad, südlich das Kloster der Franziskaner zu Cabo, in welchem ein wunderer alter Mönch wohnt. Neben dem Kloster befindet sich die Kaserne und Hospitäler, welche von den Engländern erbaut und von ihren Truppen, bis 1815, bewohnt wurden. Die Aussicht von dem Kloster aus ist prächtig. Unmittelbar der Nordseite gegenüber, an der äußersten westlichen Spitze, jenseits der Bucht, liegt Aguad mit seinen herausfordernden Batterien und von Kanonen starrend, die von dem Meer an der Küste und bis zu dem Gipfel des Hügels reichen. Das Ganze überstiegt ein steiles felsiges Ufer, aus dem eine Stunde Weges weit, kein ruhet ausdann auf der die Rhede beherrschenden Festung Reis. Weiterhin liegt das in den Bäumen halbverstecke Pangi, neben welchen der breite Fluß sich in anmuthigen Windungen schlängelt, bis man ihn in der Ferne verliert, während im Hintergrunde die westlichen Gats, als ferne Gebirge, den Gesichtskreis begränzen. Unterhalb Pangi bis an den Fuß der äußersten Felsen, die hinein sich erstrecken, ist der ganze sandige Bucht, an der sich die Brandung mit Gewalt bricht. Das Ganze bietet eine Angahl von Böten und Fischernachen, auch wohl Kauffahrteischiffe und eine Fregatte. Selten ist wohl eine Bucht schöner gezeichnet, als diese, und Tavernier sagt, daß ihr nur der Hafen von Konstantinopel den Rang abgewinne. Wendet man sich nach der Südseite, so steht in geringer Entfernung das kühne Vorgebirge Mirmugao mit seiner befestigten Spitze vor dem Eingange der Bucht, deren Jnsel schwarzen Seemanntergang als den von dem Kloster zu Cabo aus, habe ich nie in Jndien gesehen.

Die Herrschaft Goa besteht aus den beiden Provinzen Salsette und Bardes, und etwa 6 Jnseln, auf deren einer Pangi erbauet ist; die bedeutendsten Orte in den-Provinzen sind Margaon (in Salsette) und Mapuza (in Bardes), jeder mit etwa tausend Einwohnern. Ein gesundersten und fruchtbarsten ist Salsette, und die Jnsel Goa ist in beider Hinsicht am ungünstigsten ausgestattet. Die gesammte Bevölkerung mag sich auf eine halbe Million belaufen, von welcher ungefähr zwei Drittheile Christen sind. Manche Theile dieses Gebietes sind gut angebauet, und die Einfuhrte, die man auf neun Lak Rupiey schätzt, besteht die Ausgaben und gewähren noch einen Ueberschuß von zwei Lak. Die meist kurze das Tabak-Rohr, das Zuckerrohr und Jndigo. Gegenwärtig ist der Handel der Provinz unbeträchtlich, seit nur auf Küstenschiffahrt beschränkt; die Waarenläden bieten nichts besonders dar, und der Markt, bis auf Fische, Gestügel und Reis, ist elend. Doch sind nur Suttn, Gänse, Truthühne und dergl. billig, Ochsenfleisch aber ist selten und schlecht, Hammelfleisch aber gar nicht zu haben.

Aus der Zeit der heiligen Xaver werden und die Einwohner von Goa, namentlich das weibliche Geschlecht, in den Mittheilungen ihrer eigenen Landsleute, als höchst sinnlich und verderben geschildert. Ein Jahrhundert später entwarf Tavernier ein trauriges Gemälde von den Lastern der höheren Stände, und noch in neuerer Zeit ist über ihre Unsittlichkeit geklagt worden. Jch fand zwar bei den niederen Klassen viel Gastfreundschaft, allein das Betragen der höheren erschien mir gelmäßig und sittlich. Aber ihre Lebensweise ist abgeschmackt verfie haben keine öffentlichen Spazierorte, kein Schauspiel, keine öffentliche und wenig Privat-Gesellschaften, und die einzige Gelegenheit, bei welcher man sich trifft, bieten die religiösen Feierlichkeiten. Nichts aber übertrifft die verderbene Zügellosigkeit der Europäischen Soldateska in Goa; sie sind schmutzig, unverschämt, alles Lasters voll, und an manchen Abenden von Pangi mag sich schwerlich keiner auf die Straße, da er von diesen Kerlen gemißhandelt, beraubt, wenn nicht gar ermordet werden müßte. Viele dieser Soldaten sind Menschen, die man ihrer Verbrechen wegen aus Portugal entfernt hat, und seltsam genug wird kein wirksames Mittel ergriffen, um den schrecklichen Unordnungen dieser Menschenklasse Einhalt zu thun. Aber Portugiesische Soldaten und Matrosen sind leider gleich ohne Zucht. Die Schildwachen rauchen auf ihrem Posten Cigarren und grüßen nicht einmal ihre eigenen Offiziere, die vorübergehen.

Es giebt in der Kolonie wenig reiche Leute. Wenige haben mehr als 200 Rupien monatliches Einkommen, und nicht drei haben 1000. Der Gouverneur bezieht jährlich 20 tausend Rupien (ungefähr 13,300 Thlr). Nächst ihm kommt der Erzbischof, welcher Primas von Jndien und Ehrenling ist, und ein Einkommen von tausend Rupien hat. Der Oberbefehlshaber, ein Portugiesischer Feldmarschall, bekommt 7 tausend, der General-Secretair nur 1200 Rupien jährlich; die anderen Gehalte sind verhältnißmäßig schlecht. Die meisten Bewohner kleiden sich nach Europäischer Weise, der Turban ist dort so selten, als ein Hut in Madras. Selten trifft man einen Goanesen, der Hindostanisch oder eine andere Morgenländische Sprache versteht; die niederen Stände reden ein mit Ceylanesisch gemischtes verderbenes Portugiesisch, die höheren die reine Portugiesische Sprache, und Einige dieser letzteren verstehen auch Französisch, obwohl Wenige nur es sprechen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 50. Berlin, Montag den 27. April 1835.

Griechenland.

Einiges über Griechenland.

(Aus dem so eben erschienenen ersten Bande von Lamartine's Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient.)

Lakonien. — Das Griechische Meer. — Nauplion. — Hydra. — Aegina. — Athen und seine Alterthümer.

August 1832.

Die hohen Küsten Lakoniens liegen einige Kanonenschüsse vor uns. Ein angenehmer Wind führt uns an ihnen vorüber; in majestätischer Ruhe schweben sie an uns vorbei. Meine Blicke suchen diese klassischen Formen der Gebirge Griechenlands zu erfassen, um die Erinnerungen zu beleben und festzuhalten; sie entrollen sich vor mir, wie Wogen von Stein und Erde; sie erheben sich, senken sich, gruppiren sich vor meinen Blicken, wie vor dem Geiste Ossian's die Wolken seines Nebellandes. Eine — zwei Stunden beschäftigte ich mich schweigend damit, alle diese Berge und die wohlklingenden Namen dieses Landes des Todes vor meinen Augen und Ohren vorübergehen zu lassen. Die Gebirge, in denen der Eurotas entspringt, erstrecken ihre abgerundeten Gipfel in die Lüfte; die Strahlen der Sonne vergolden sie mit ihrem Glanze, wie die Spitzen eines Domes; sie erleuchten die lagernden Wolken auf ihnen, daß ihre Gipfel durchsichtig werden, wie die Luft selbst, die sie umhüllt und durch welche man sie kaum unterscheiden kann; man wähnt sie Schatten, daß man mitten hindurch den Glanz einer anderen Sonne sähe, die schon untergegangen sey, oder den Widerschein einer fernen Feuersbrunst.

Einer von diesen Bergen erschient vor uns in der Gestalt eines umgestürzten Halbmondes; er scheint in der Mitte ausgehöhlt zu seyn, um dem Sterne des Tages einen lustigen Pfad anzuweisen, wo er in dem goldenen Dunste, der zu ihm emporsteigt, hinschwingen könne. Die nähesten Gebirgsketten, die Sonne steht bereits darüber hat, färben sich in rothes Violet oder in lichteres Lila; sie schwimmen in einer eben so reichen Atmosphäre, wie die Palette eines Malers. Noch nähere Abhöhen, die schon der Schatten des Abends bedeckt, schreinen mit dunkeln Waldungen bekleidet zu seyn, während die, an denen wir vorüberschiffen und die die Wege beherrschen, bereits in Nacht getaucht sind, wo das Auge Nichts unterscheidet, als einige Buchten, in die sich die Wogen dieses Meeres flüchten, und vorspringende Vorgebirge, deren steile Spitzen Städte und Festungen, so wie Napoli di Malvasia, bekrönen. Diese Berge, wenn man sie von dem Verdecke eines Fahrzeugs und zu solcher Tagesstunde sieht, wo sie die Nacht mit ihren dunkeln Schleiern umkleidet, sind vielleicht die schönsten Erdgestalten, die meine Augen je gesehen haben; und dabei schwimmt das Schiff, sanft sich neigend, über das Meer dahin, das es mit schmeichelnden Bewegungen umwogt; die Luft ist so mild und wohlriechend, daß man bei jedem Stoße des Abendwindes in so süßen Tönen. Lange Zeit und von allen Seiten habe ich die Römischen und Sabinischen Gebirge gesehen; aber die Griechischen übertreffen sie an Mannigfaltigkeit der Gestalten, an Majestät der äußeren Formen, an blendendem Glanz der Tinten; — man müßte ein Buch schreiben, um das Gemälde zu schildern, das ein einziger Blick umfaßt; aber um sie in ihrer höchsten Schönheit zu sehen, muß man sie bei sinkendem Abende sehen; dann erblickt man sie, wie in ihrer Jugend, mit Wäldern und grünen Wiesen, mit ländlichen Hütten, mit Heerden und Hirten bedeckt; die Schatten verhüllen sie, und sie haben dann kein anderes Gewand, gleich wie auch die Geschichte der Menschen, die sie einst berühmt gemacht haben, der Nebel der Vergangenheit und des Zaubers der Entfernung bedarf, um uns anzuziehen und unsere Gedanken an sich zu locken; nichts darf man am hellen lichten Tage im Glanze der Gegenwart sehen; in dieser traurigen Welt der Gegenwart ist nur das Ideale schön, und die Täuschung ist in allen Dingen ein Element des Schönen, nur nicht bei der Tugend und der Liebe.

Einige Lieues hinter dem Kap Malia (auch S. Angelo) wird das Meer wieder schöner. Leichte Griechische Fahrzeuge, ohne Deck und mit Segeln, schießen an uns in den tiefen Wogenfurchen vorüber; sie sind mit Frauen und Kindern angefüllt, die nach Hydra wollen, um dort ihre Körbe mit Melonen und Weintrauben zu verkaufen. Der leiseste Wind neigt sie so auf die Seite, daß das Meer ihre Segel badet, und sie haben Nichts, um sich gegen die Wellen zu schützen, als eine, einige Fuß hoch an dem tiefliegenden Bord ausgespannte Leinwand; oft sind sie uns durch die Wogen verdeckt; dann kommen sie wieder, wie ein leichtes Stück Holz, zum Vorschein. Welch ein Leben! und doch ist es das Leben fast aller Griechen! Ihr Element ist das Meer; sie spielen damit, wie die Kinder unserer Dörfer auf den Abhängen der Berge; die Bestimmung des Landes selbst ist von der Natur vorgezeichnet: es ist das Meer!

Diesen Morgen wohnte ich einer Sitzung der Griechischen National-Versammlung bei. Der Sitzungs-Saal ist ein hölzerner Schuppen; die Wände und das Dach sind aus schlecht zusammengefügten Fichtenbretern gezimmert; die Deputirten thron auf erhabenen Bänken um eine Tenne von Sand herum, und sprechen von ihren Plätzen. Wir setzten uns, um sie ankommen zu sehen, auf einen Steinhaufen an der Thüre. Sie kamen nach und nach zu Pferde an, jeder, nach seiner Wichtigkeit und seinem Ansehen als Häuptling, von einer größeren oder kleineren Anzahl Soldaten begleitet; so wie sie abgestiegen waren, vereinigten sich die Palikaren in einiger Entfernung auf der den Saal umgebenden Ebene in einzelnen Gruppen. Diese Ebene gewährte das Bild eines Lagers oder einer Karawane.

Der Anblick der Deputirten ist kriegerisch und stolz; sie reden ohne Verwirrung, ohne Unterbrechung, mit bewegter, aber fester Stimme, gemessen und angenehm. Es sind nicht mehr jene wilden Gestalten, die in den Straßen von Nauplion stolz einhergehen; es sind die Häupter eines Helden-Volkes, die noch die Flinte und den Säbel in den Händen halten, mit denen sie ihre Freiheit gesochten haben, und die nun die Mittel berathen, um den Triumph ihrer Freiheit zu sichern. Ihre Versammlung ist ein Kriegsrath.

Nichts ist einfacher und zugleich erhebender, als das Schauspiel dieser bewaffneten Nation, wie sie auf den Trümmern des Vaterlandes, in einem Brettverschlage in freiem Felde, berathschlagt, während die Soldaten vor der Thüre des Sitzungs-Saales ihre Waffen putzen und die Rosse, ungebändigt wiehernd, nach den genobtten Gebirgs-Pfaden sich zurücksehnen. Es giebt unter diesen Häuptlingen Köpfe von bewundernswürdiger Schönheit, voll Geist und heldenmüthiger Kraft; es sind die Bewohner der Gebirge. Die handeltreibenden Griechen von den Inseln sind dagegen an ihren weichlicheren Zügen und an dem Ausdrucke der Berschlagenheit in ihren Physiognomieen leicht zu erkennen. Der Handel und der Müßiggang ihrer Städte haben ihren Geschicren den Adel und die Energie genommen, um ihnen dafür die Züge gewöhnlicher Gewandtheit und List, die sie bezeichnen, einzudrücken.

Nachdem wir eine Zeit lang mit den Wellen gekämpft hatten, warfen wir im Angesichte eines reizenden Hügels der Insel Hydra, der den Namen der Gärten von Hydra trägt, Anker. Es war ein Tag der Ruhe auf einem immer bewegten Meere. Wir stiegen ans Land. Die schönste Gegend, die wir noch in Griechenland gesehen hatten, umgab uns: hohe Berge beherrschen die Landschaft; an ihren gerundeten Abhängen haben sie noch einige in lichtem Grün schimmernde Strecken; in sanften Biegungen senken sie sich dann immer mehr herab und verbergen endlich ihren Fuß in Delpflanzungen; weiterhin erstrecken sie sich in weicheren Abhängen bis an den Kanal von Hydra, der an ihnen wie ein breiter Fluß, nicht wie ein Meer, dahin zu fließen scheint. Dort rudt das Auge auf einem oder zwei Landhäusern, die mit Gärten und Baumpflanzungen umgeben sind; bedeute Felder, Gruppen von Kastanienbäumen und grünen Eichen, Heerden, und einige Griechische Bauern, die im Felde arbeiten, beleben das Gemälde vor unseren Augen.

Die Stadt Hydra, welche die ganze kleine Insel dieses Namens bedeckt (?), glänzt von der anderen Seite des Kanals, weiß, in lichter Gestalt, wie ein erst gestern behauener Felsen, dem Blicken entgegen. Die Insel selbst bietet keine Oberfläche dar, sondern Berge, Nichts ist Stein und Felsen; die Stadt bedeckt Alles (?); die Gebäude erheben sich über einander und bilden so jenen Zufluchtsort der Freiheit und des Handels, der Thätigkeit und des Reichthums der Griechen unter der Herrschaft der Türken. Man kann in der That die zu- oder abnehmende Civilisation einer Nation nach der Lage ihrer Städte und Dörfer bemessen; wenn Sicherheit und Unabhängigkeit zunimmt, dann steigen die Städte von den Bergen zu den Ebenen herab, während sie, wenn die Tyrannei und die Gesetzlosigkeit um sich greift, auf die Berge hinaufsteigen oder auf die Klippen sich flüchten. Im Mittelalter waren die Städte in Italien, am Rhein, in Frankreich Adlernester auf den Spitzen unzugänglicher Felsen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

England.

Selbstbekenntnisse Shakespeare's.

(Schluß.)

Es ist die Mitgabe des Genies, daß es allen Gegenständen, welche es seinem Umgange würdigt, Leben giebt, im Guten oder Bösen. Jener Jüngling, dessen Namen wir nicht kennen, und den wir nicht einmal errathen können, ist dennoch unsterblich:

„Gainst death and all oblivious enmity,
Shall you pace forth", —

heißt es in einem der an ihn gerichteten Sonnette; und es ist so geschehen! Er war der Freund Shakespeare's, und muß mit dem Namen Shakespeare's die alle Zeiten durchziehen. Jede Regung in dem Herzen des Dichters schlitzte er vor diesem Jünglinge aus; die gedrängtesten und tiefgeschöpften Empfindungen, die bis zur Eigenliebe gesteigert, aber immer mit unerreichter Zartheit, Milde, Reinheit und Liebe ausgedrückt. Da er sich ihn aus der Welt erlesen hatte, theilte er ihm auch Alles mit, was er fühlte, — dachte, — litt. Das war das Kissen, auf welchem sein Geist ausruhte, — das der Gegenstand, um den er sich klammerte, daß er ihn in der Wirklichkeit mit der Schönheit und Holdseligkeit der Welt verbinde. Durch dies reinste Medium betrachtete er die Lebensstufe, die sich vor ihm bewegten, und er fühlte eine von ihnen sich in Liebe und Zuneigung vereint, in leibhafter gegenwärtiger Erscheinung — ohne Verkämmerung und Scham. Was sein großes Herz ihm bot, legte er hier nieder; hier so Manches, was in ihm vergeblich unter seinen Mitschauspielern und den übrigen Schriftstellern schmachten mußte, hier so Manches, was er nur einem treuen Herzen anvertrauen mochte, und Manches, was in seiner Innigkeit und Zartheit nur dem gleichgroßen Ben Johnson oder in dem jüngeliosen Genius und den noch jügellosern Leidenschaften des Marlowe würdigen Platz gefunden hätte! Es kann nichts Schöneres und Edleres gedacht werden, als diese Verbindung Shakespeare's mit seinem Jüngling! Der Leser wird mir beistimmen, wenn ich erst die Gestaltnisse und Gedanken, die er bei ihm niederzelegt, darstelle. In allen zeigt sich der reinste Ausfluß seiner menschlichen und sittlichen Natur, und zwar in ihren edelsten Weihen. Wenn man dies erkennt und fühlt, so kann man nur mit Widerwillen und Scham einen Verdacht betrachten, der ein oder zweimal in Bezug hierauf ist geäußert worden, und den Charakter Shakespeare's unwürdig befleckt; aber es ist ein Trost, daß dieser Verdacht von Personen ausgegangen, die nicht mehr, als die unschuldigen Worte gelesen haben, und welche die Sitten jener Zeit so sehr mißkannten, als sie begierig waren, um ihre ausgelassenen, ja verwilderten Sitten in ihren dichten Weihrauch nicht finden konnten. Wer solche Ausdrücke in Shakespeare's Sonnetten, wie: „süße Liebe;" — „meine Liebe," — „herr meiner Liebe" nach den Sitten unserer Zeit in Rücksicht auf Männerfreundschaft beurtheilen wollte, — der müßte freilich die Stücke Shakespeare's nach Aristoteles Gesetzen beurtheilen. Der Vorwurf, so wie die Gemüthsart, aus welcher er hervorging, verdient eben so wenig eine Berücksichtigung, als der gegen Theodorus Beza geltend gemachte, auf den auch Voltaire topfschlitzelnd hindeutet, — weil er in ähnlicher Weise in seinen Versen an Candide scherzte. Man denke nur an die Worte der Porzia;

— „This Antonio
Being the bosom lover of my lord;")* —

man denke an Menenius in dem Römischen Stücke:

I tell thee, fellow,
Thy general is my lover."

In allen Briefen aus jener Zeit wird man diese Ausdrücke ganz gewöhnlich und in Masse finden. So ist der gelehrte und geistgesalbte Ben Johnson ein „zärtlicher Liebhaber" von Dr. Donne; und Deayton schreibt an Drummond, er möchte ihm doch anzeigen, daß Hr. Davies (Joseph Davies) in Liebe zu ihm lebe! — Doch ist es überflüssig, noch ein Wort über diesen Punkt hinzuzufügen. Noch vor dem Schlusse dieses Blattes soll der Leser eine Ueberzeugung gewonnen haben, gegen die alle solche falsche Vermuthungen Nichts gelten. Und bei wem auch — unter denjenigen nämlich, die mit der hervorstechenden Eigenthümlichkeit von Shakespeare's Genius vertraut sind, kann dergleichen auch nur einen Augenblick lang Eindruck machen? Wie hat er sich von der in seiner Zeit so verbreiteten Ungezogenheit des Ausdrucks frei erhalten! Man lese Beaumont und Fletcher, und lese Shakespeare! Man betrachte die Frauen des Einen, und dagegen die des Andern! — Wenn er auch wohl dann und wann das Zartgefühl beleidigt, so verirrt er niemals in Gemeinheit; er zeigt seine sinnliche Phantasie nur auf, nirgends wendet er das Schlechte zu schlechten Zwecken an. Mit Shakespeare schleicht nirgends das Laster im Zwielicht. Alles bei ihm ist lauterer Offenheit.

Und eben so verhält es sich mit den Sonnetten! Jede Empfindung, die er in denselben äußert, ist der tiefsten Wahrheit entquollen. Die Sprache, in welcher sie sich ausdrechen, hat man hyperbolisch genannt; aber die Sitten der Zeit sei Seite gesetzt, so ist in ihnen nichts Hyperbolisches. In dem Ausdrucke seiner individuellen Empfindungen zeigt Shakespeare so, wie es von einem Manne von dieser Glutd der Phantasie erwartet werden darf, jenen unruhigen, unbefriedigten, aber feinen Sinn für Schönheit, der sich bei dem bloßen Fühlen nicht beruhigen kann, — der sich gegen jede Fessel auflehnt, und Bilder verwandter Schönheit mit Lieblichkeit anreihet, und in der Begeisterung, die ihm jene einflößt, prägt er seine Anschauungen in einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Gestalten und Bildern aus. Aber durch alle hindurch zieht sich ein Faden, — die Einheit der Leidenschaft und der Wahrheit.

Die ersten vier Zahre dieser merkwürdigen Freundschaft scheinen ungetrübt verflrichen zu sein. Ich übergehe diese hier, so wie die Weise des Schauens und Hörerlichen, welche durch sie in's Leben gerufen ward. Es muß dies in der Darstellung der persönlichen und sittlichen Empfindungen Shakespeare's ein selbstständiges Kapitel bilden; da wird es Aufgabe sein, zu zeigen, mit welcher Feinheit Shakespeare jenen Jüngling zu sich emporgehoben, wie er ihn immer gegenwärtig im Herzen trug, — gleichsam als Mittler seiner sterblichen und unsterblichen Gedanken, der von beiden die Zeichen an sich trug, und beide verschmolz. Jetzt ist es mir darum zu thun, so möglich in einem Zuge den Leser das Stück Leben zu zeigen, das aus diesen Gestalten uns anspricht, — seinen Lauf, so weit wir können, zu verfolgen, — die Geschichte jener beiden Männer darzustellen, — wie sie einander durchkreuzt, und wie sie das Leben und die Empfindungen des Schöpfers des Hamlet bestimmten.

Die erste Aeußerung über eine eingetretene Störung in dem gleichmäßigen Flusse der Freundschaft, des Verkehrens und der Ergebung zwischen Shakespeare und seinem jungen Freunde lesen wir im 40sten Sonnet der Sammlung. Nachdem er einige jugendliche Galanterien berührt, die seinen jungen Freund verblendet, und die der großherzige menschlich fühlende Dichter nur leise bestreift, fährt er so fort:

Ah me! but yet thou mightst, my sweet, forbear,
And chide thy beauty and thy straying youth,
Who lead thee in their riot even there
Where thou art forced to break a two-fold truth.

Und wohin hatten sie ihn geführt? — zu der Liebe der Geliebten seines Freundes, in den Besitz derjenigen, die der Gegenstand der poetischen Leidenschaft Shakespeare's war!

Ich habe jetzt die Spuren dieser Frau durch die Konfessionen Shakespeare's zu verfolgen; sie nimmt darin eine bedeutende Stelle ein. Man kann ihrer Geschichte von der ersten Anknüpfung eines Bezuges zwischen ihr und Shakespeare durch alle Gradationen bis zu dem unbenschaftlichen Verkehr und ihrem endlichen traurigen Ende nachgehen. Sie ist das Weib „von schlechter Farbe", wovon wir oben in einem Sonnette Erwähnung gethan, — sie, die den Dichter zur Verzweiflung treibt.

Ich habe den Anfang der Leidenschaft Shakespeare's für sie zu erzählen, — die Leere, die sie in seiner Phantasie ausfüllte, als sein junger Freund sich der ledigen Zuneigung seines Herzens bemächtigte; ich habe auch ihr Ende, das traurige Ende zu beschreiben, in Folge deßen der Dichter sie eine Zeit lang war:

„frantic mad with ever more unrest."

Und was war das für eine Zeit, die dem Ende voranging? Selbst in seinen arglosen Zeiten quält ihn ihr schwarzes Auge mit seinem seltsamen Ausdruck, — dann geräth plötzlich sein Freund in ihre Schlingen, — die Gerüchte über sie, die wie schwarze dichte Wolken ihn umziehen, während ihn die Zauber noch gefangen hält, — die endliche Einsicht in ihre verworfene Natur, die Selbstentschädigung der Sünde, die sie ihr ist gewähren, und der er aber nicht entrinnen kann, — und die eigenthümliche Selbstentschuldigung, die den Grund seines Irrthums über sie aufsprechen soll; wie doch „kann der Liebe Blick ungetrübt schauen, der so von Wachen und Thränen geschwächt ist?" —

Es ist gewiß, wie sich im weiteren Verlaufe der Darstellung zeigen soll, daß im Beginne seiner Bejahung zu dieser Frau Shakespeare seinen Grund hatte, sie anders, als gut und treulos zu sehen. Sie überrascht ist er, wie er erst das Gegentheil gewahrt, daß er sein Denken und Sprechen, wie es wirklich war, mit dem vergleicht, zu dem er endlich seine Zuflucht nehmen mußte; und bezeichnet jenes als die Aeußerungen eines Wahnsinnigen:

„At random from the truth vainly expressed:"

denn, fügt er bitter hinzu:

„I have sworn thee fair, and thought thee bright
Who art as black as hell, as dark as night."*

Und ist dies etwa überraschend? Konnte es bei einem Manne, wie Shakespeare, anders sein? In der ewigen Thätigkeit und Aufgeregtheit seiner rastlosen Phantasie mußte dieser sein Interesse für gewisse Gegenstände sich nach dem Eindrucke Reigern, den sie auf ihn machen konnten, als nach der Freude, die ihm aus ihnen erwuchs. Der feine Metaphysiker wird bemerken, daß wir lieber bei Objekten, die unsere Gefühle erregen und aufregen, verweilen, als bei denen von bloß angenehmer Art. Daß kommt noch, daß Poesie und Poeten ihre eigengeschaffenen Welten und Wesen haben, und in ihnen so lange schweigen, die eine magere nüchterne Wirklichkeit sie aus ihrem Wonnetraum aufstört. Ihre Augen werden dann die Narren ihrer übrigen Zähigkeiten. Auch hört dann noch nicht die Täuschung auf. „Die Poesie", wie Bacon sagt, „zeigt die Dinge in einem Lichte, das den Wünschen des Herzens zusagt." — (N. M. M.)

Bibliographie.

Goethe's Faust. — In Englische Reime gebracht von Robert Talbot. 8 Sh. (Es ist dies die sechste Englische Uebersetzung von Goethe's Faust.)

Sketches of the life etc. (Skizzen aus dem Leben des Oberarzts von Lucca.) 5 Sh.

Literary fables. (Die Fabeln des Priarte.) Aus dem Spanischen von Richard Andrews. 3½ Sh.

The rational of political representation. (Das Vernunftgemäße der politischen Vertretung.) 10½ Sh.

Lodore. — Vom Verf. des „Frankenstein". 3 Bde. 31½ Sh.

Tales of the wars of Montrose. (Kriegsgeschichten.) Von Strickland Schäfer. 3 Bde. 31½ Sh.

Lord Durhams political career. (Lord Durham's politische Laufbahn.) Von Reid. 4½ Sh.

*) — „Dieser Antonio
Der der Herzliebste mit meines Herrn." —

*) Schön, schwor ich, seist Du, habe herrlich Dich gedacht.
Die schwarz ist, wie die Höll', und dunkel wie die Nacht.

Frankreich.

Das Französische Lustspiel und seine nothwendige Reform.

Von Gustave Planche.

Es giebt gegenwärtig keine Komödie in Frankreich. Die neuere Umgestaltung des Dramas durch Hugo, Dumas und de Vigny hat sich bis jetzt um das Lustspiel noch gar nicht bekümmert, und wie es scheint, denkt auch jetzt keiner von den drei Herren mit Ernst daran. Seitdem der Verfasser des Cid von Andalusien mit seiner Diktatorstimme die Verschmelzung der Komödie mit der Tragödie zum Drama proklamirt, hält sich die größere Zahl der Uebrigen überzeugt, daß man die heftige Leidenschaft und das Komisch-Lächerliche nicht mehr getrennt erscheinen lassen dürfte, sondern daß beide auf der Bühne mehr einander abwechseln müssen, daß man keine der verschiedenen Seiten aus dem wirklichen Leben, einen Theil des menschlichen Unglücks unberührt lassen dürfe, kurz daß die dramatische Art Shakespeare's und Schiller's auf immer die des Sophokles und Molière verdrängen müsse. Ist dies aber in der That der Fall? Wir glauben es kaum. Mag man auch noch so sehr sich darin gefallen, daß man alle die bunten und mannigfachen Ansichten des Lebens mit einem einzigen Blicke überschauen, daß man auf denselben Beschlüssen zu gleicher Zeit Lachen und Weinen bemerken, daß man auf den Lippen eines und desselben Mannes Schluchzen und bitteren Hohn ertönen will, alles dies ist leicht zu begreifen und es ist den poetischen Ideen so natürlich, als ungewissen; allein trotz dieser neueren Evolution des Geistes, trotz der vor unseren Augen eben sich entwickelnden Thatsache, ist doch das Verdammungsurtheil der Komödie noch keineswegs gefällt und ausgesprochen. Freilich können weder Molière noch Beaumarchais benutzungs von Neuem auftreten, das geben wir gern zu; aber zwischen der unparteiischen Analyse des siebzehnten und der leidenschaftlichen Satire des achtzehnten Jahrhunderts giebt es sicherlich noch Raum genug für ein anderes in der Zukunft noch zu erwartendes Lustspiel. Wären auch die allgemeinen Typen des Lächerlichen für ein oder zwei Jahrhunderte erschöpft, sind auch die Pamphlete heutzutage schon in Verfall gerathen, dies kann uns nicht in Erstaunen setzen. Aber noch bleibt ein ganzes Gebiet neu zu erfinden übrig; es ist das Gebiet der politischen Komödie.

Unter welchen Bedingungen aber, fragt man, wird sich diese neuere Komödie realisiren können? Nach was für Sujets wird sie ungestraft greifen dürfen? Wird der Dichter, auf den wir hoffen sollen, mit gleichem Glück über die Vergangenheit wie über die Gegenwart sich ausbreiten können? Und wird man nicht für diese neue Komödie auch ganz neue bristirliche Formen erfinden müssen? Werden auch die Regierungen die politische Komödie so gleichgültig aufsuchten und ohne Groll ihrem Grundsatze neuen Zeiten so ruhig ins Angesicht schauen?

Wir sind der Meinung, daß die politische Komödie aus zwei Elementen zusammengesetzt sein müsse, aus dem historischen und dem gleichzeitigen; beide sind von gleich großem Werthe und von gleicher Wichtigkeit. Heutzutage kann man nicht überall die Rolle des Aristophanes spielen. Unsere Cleone dürfen nicht mit so leichtfertigem Humor auftreten, wie die Cleone zu Athen. Dasür giebt es Gesetze und Strafen, die Ernst zu jähmen wissen. Die Vergangenheit ist dem Dichter noch frei, ein unermeßlicher, fruchtbarer Zeld für das Genie, das hier Niemanden persönlich beleidigen darf. Man betrete nur einmal diesen ungefährlichen Boden, man dane ihn an mit kräftiger Hand und gebüm Auge und bald wird die Garde gereizt seyn, ehe man's noch erwartet.

Aber wir dürfen es uns nicht verhehlen, die historische Komödie ist ihre zahlreichen Schwierigkeiten. Während sie frei von allen persönlichen Vorurtheilen, während sie sicher ist, keine eifersüchtige oder zürnische Eitelkeit zu beleidigen, hat sie noch gegen die Unwissenheit und Vergessenheit einen harten Kampf zu bestehen. Um Ludwig XII. und Franz I. ein Lachen zu entlocken, um die lustigen und spaßhaften Anspielungen in ein lebhaftes und verständliches Gespräch zu übersetzen, muß dasselbe mehr als gewöhnlicher Bildung und Poesie. Es ist nicht genug, daß man das Alles genau kennt, man muß auch zu rechter Zeit Gebrauch davon zu machen wissen; und um die Späße des Hofadjutors und der Frau von Longueville aus dem Grabe hervorreißen, müssen wir ihnen auch Worte zu leihen verstehen, die sie an die Menge richten und womit sie die Verdegierigen befriedigen dürften. Es ist gewiß, daß die historische Komödie ein weit schwierigeres Unternehmen von wird, als das historische Drama, wenigstens wie letzteres uns heutzutage geboten wird. Kaum reicht die Kenntniß der Localität hin, um die Lust Pavia oder Mignan eingeschlummerten Lächerlichkeiten wieder aufzuwecken. Es ist ein unerläßliches und hauptsächliches Studium, die Erforschung des Privat- und des öffentlichen Lebens aus dem Jahrhundert, das man aus dem Grabe auferstehen lassen will. Unser Dichter wird Chambord, Fontainebleau und Versailles eben so wohl und eben so genau kennen müssen, wie Brantome, Busso und St. Simon.

Wollte man aber nach einem mühsamen Studium, nachdem man sich mit allen Gewohnheiten und Gebräuchen der verschiedenen Personen bekannt gemacht, wollte man, sage ich, nach einem solchen Studium die alte Form von Molière oder Beaumarchais erwählen, so dürfte man nicht etwa hoffen, daß aus dem so gegossenen und zubereiteten Metall eine vollkommene rathmwürdige Statue hervorgehen werde. Keineswegs, denn jene Form ist schon verbraucht, und sie hält keinen neuen Guß mehr aus.

Wenn überhaupt die Nachahmung überall eine fruchtlose Arbeit bleibt, so ist die partielle Nachahmung gewiß nur lächerlich; sollten die historischen Personen gezwungen werden, den Charakter eines Alceste oder eines Arnolphe's, Elmire's oder Celimene's anzunehmen, so wäre das ein rein unsinniges Projekt, das kaum eine Erörterung verdiente. Die literarische Form ist das für den Gedanken, was die Waffenmeistung für den Krieger ist; um den Haubert, um das Panzerhemd und den doppelgriffigen Degen zu tragen, dazu ist gewiß ein ganz anderer Mann erforderlich, als um den Degen unseren Tage zu führen. In einer Strophe von Molière, um ungewungen und ohne Anstrengung eine lange sprudrecichte Periode aus dem „Misanthrop" oder der „Frauenschule" zu rezitiren, muß man nicht die Herren der Fronde oder die Courtisanen Richelieu's auferstehen wollen.

Wenn der Molièresche Alexandriner unvergänglichte Schönheiten bietet, so kann uns das noch nicht bestimmen, den historischen Leben und der Wirklichkeit einen Stil aufzudringen, der unseren ganz anderen Zweck erfunden worden. Denn bei Molière beherrscht, wie man weiß, der Gedanke den Charakter, und der Charakter die Handlung; wenn nun seine Personen sinnig sprechen, so flimmert er sich wenig darum, ob auch die Handlung angemessen, lebhaft und wahrscheinlich sey. Dem Dichter genügt es, wenn seine Personen reden, und wenn sie mit jedem Worte neue Offenbarungen verkünden; sie bilden ein lebendiges Gemälde und lebendige Charakterzeichnung. Etwas Anderer ist es mit der auf die Historie gegründeten Komödie.

Welche Form wird die historische Komödie annehmen? So viel ist gewiß, weder die Molière's noch Beaumarchais'. Weiter aber läßt sich auch nichts vorhersagen und darüber im Voraus bestimmen; nur das können wir behaupten, daß sie, welcher Gestalt sie auch sein wird, aus der neuen Komödie selbst, so wie zu ihrem eigenen ausschließlichen Gebrauche hervorstehen wird, gleich der Rinde um den plötzlich hervorsprießenden Baum.

Geben wir nun zur anderen Seite der politischen Komödie, zu der aus der Gegenwart und ihren Charakteren entnommenen Komödie über, so treten uns hier ganz andere Schwierigkeiten, andere Erfordernisse und Bedingnisse in den Weg; unter allen nur deutlichen Regierungsweisen, bei allen auch noch so liberalen Institutionen würde es immer gefährlich seyn, wenn man die politische Komödie in's Leben hervorrufen wollte. Auch in loyalste und großmüthigste Macht wird, ohne jemals den Spott beschneiden, ohne der Ironie Stillschweigen auflegen, ohne den Ausdruck des Publikums und seiner Gedanken verstümmeln zu wollen, doch nie darein willigen, daß man die Komödie die zur Satire gegen den Gang der öffentlichen Geschäfte ausarten lasse.

Die Satire hat ohne Zweifel schon an und für sich ihre Gefahren, sie ist im Stande, Männer zu Grunde zu richten, ehe noch ihre Zeit gekommen, so wie Projekte zu vernichten, die noch im Keime verborgen liegen; indeß weiß man sich doch gegen dergleichen Angriffe immer besser zu vertheidigen, als durch die Flucht. Und was ist ein Confiscirten des Spottes anders als Flucht; will man sich auf eine rechtliche Weise gegen die Satire vertheidigen, so muß man ihre Klügen und gerechtesten Angriffe zuerst widerlegen, man muß sich selbst in Person mit ihnen ringen, und ihrer Stöße abzuwehren oder auch durch eine Anzahl würdiger Hülfsgenossen sie zu betäumben suchen, aber nicht ergittern vor dem blinkenden Schwerdte, und vermag man auch nicht selbst so feine und gestählte Waffen anzuwenden, wie sein Gegner, so steht einem dann immer noch ein ehrenvoller und verständiger Rückzug offen.

Allein wenn der Staatsmann auch über die Satire sich hinwegsetzen muß, so darf er ihr doch keineswegs den Zugang zur Bühne gestatten; denn der Einfluß, den eine dramatische Vorstellung auf die Menge ausübt, ist so gewaltig, so hinreißend und überraschend, daß der Minister, der einmal in der Maske eines Komödianten auf dem Theater vor dem Publikum erschiene, sich sortan nicht mehr vor den Kammern zeigen dürfte; vergeblich würde er über das öffentliche Gelächter hinwegsehen wollen, das ihn dann überall verfolgte; vergeblich würde er selbst die sonst in anderen Fällen so sichere Waffe, einen verachtungsvollen Blick, gegen die Menge richten; auch wäre hier seine großmüthige Entsagung nichts als ein wahrer Selbstmord. Zum wenigsten müßte denn eine gewaltzige Censur einlenken, und ein Veto da, wo das Wort, vor einer Menge von zweitausend Zuhörern ausgesprochen, den gerechten Ehrgeiz oder den aufrichtigen Willen ohne Rettung zu Grunde richten würde. Es ist sicherlich für einen Minister nicht billig, rechtmäßige Verbindungen anzuerkennen. Sobald man aber einmal das Land selbst als Richter entscheiden ließe, sobald es einmal selber das beleidigende Wort vernommen, in diesem Falle hätte man sich nicht mehr darüber zu beklagen, und der Dichter dürfte dann von aller Verantwortung frei seyn. Uebrigens gehört die Entscheidung hierüber lediglich dem Gesetze, einem Gesetze, das man in Frankreich schon seit vier Jahren verbietet, das aber noch jetzt nicht zugehoben worden ist.

Die Satire gegen Walpole seine erwiesene Anklage erheben können, als wegen der Censur, so hätte man ihn immer noch mit dem Beinamen des Gerechten bedenken müssen. Denn der versöhnliche Spott Fielding's hatte ihn dem Gelächter und dem Hohne Englands preisgegeben. Als der Minister die neuen Wolken aus dem Theaterzettel streichen ließ, da verdroß es die Menge, die sich dadurch auf einmal ihrer lustigen Spaßgeben beraubt sah; die vernünftigeren Männer lasugten Komödie des Aristophanes Mäßregel keineswegs als einen Akt der Gerechtigkeit aufnehmen.

Noch aber blieb die Satire, nachdem man sie vom Theater verwiesen, herrschend in den Journalen und Pamphleten. Um ohne die Hülfe einer Travestie, ohne handgreiflichen und auffälligen Karikaturen, ohne die Nachahmung der Stimme und der Geberden noch Stoff zum Lachen zu finden, dazu bedurfte es schon eines ganz anderen Talents, das freilich nur Wenige in sich fühlt war. Aber dies Talent erfand auch bald der Mittel, um sich geltend zu machen, und der Kanzler, der den Ausdruck erhalten, die Theater-Manuskripte zu lesen und noch Beliebten zu streichen, versuchte es nicht, dem Genie den Mund zu verstopfen. Und so ihrer Kraft allein überlassen, hatte die Satire noch einen ziemlich schönen Spielraum für sich gefunden.

Wenn nun aber die politische Satire schon wegen ihrer Gefahr billig angegriffen werden muß, so ist sie außerdem noch auf der S

Digitized by Google

mit einer ganz besonderen Monotonie und einer allzu schnell eintretenden Uebersättigung behaftet. Indem die politische Komödie mit Personen und Namen auftritt, wird sie zu leicht, zu geringhaltig, und sinkt zu Gewinnsüchten herab, die sie weder zu erheben, noch zu veredeln vermag. Bald gewährt sie keine Zerstreuung, keine Erholung mehr für den Kenner, sondern wird zur ewigen Wiederholerin ihrer selbst und zur unnützen Erweckerin von Leidenschaften, die in den Kämpfen der Tribune und der Presse schon längst ausgetobt haben.

Die unvermeidliche Dürftigkeit der persönlichen Komödie ist übrigens nur eine Folge eines weit allgemeineren und erhabeneren Gesetzes: nämlich, daß die bloße Wirklichkeit für die darstellenden Künste niemals genügt. Molière hatte keineswegs etwa die Marquis und die Prinzessinnen von Versailles und Paris kopirt, eben so wenig wie Phidias die Kentaurenfrauen von seinem Parthenon-Fries die in den Kämpfen der Reichsherrschaft und den Willen von Rom kopirt hat. Wenn aber die Satire in ihrer lyrischen Gestalt sich mit allen Schätzen der Poesie ausrüstet, wenn sie die Kraft mit der Grazie und Majestät mit Energie zu verbinden weiß, so verarmt sie doch unsehlbar, sobald sie durch den Mund des Schauspielers geht. Hier erspart sich von vorn herein der Dichter das Denken, indem ihm ganz andere leichtere Hülfsmittel zu Gebote stehen; denn er weiß sehr wohl, daß ein lebendiger Blick, irgend eine Wendung der Geberde aus der Natur gegriffen, weit lauter sprechen, als ein noch so schönes poetisches Bild oder eine Anspielung. Wozu sollte er auch noch den Gedanken in Symbole, so rein wie die Strophen eines Pindar's, oder so gewaltig wie der Zorn Juvenal's, hüllen? Das Kostüm, die Etagen und die Geschicklichkeit des Schauspielers stehen ihm ja schon für Alles.

Soll demnach die politische Komödie wirklich interessant und erfreulich seyn, so muß sie für eine neue Form erfunden werden. Auch wird sich der Dichter leicht die Gränzen zu stecken wissen, in denen er sich zu dem Gewalt frei bewegen darf. Indem er auf alle Persönlichkeiten verzichtet, wird er in den Ereignissen, wie sie vor seinen Augen aufgehen, unter den Menschen, die sich um ihn her bewegen, Fabeln und Lebensrollen genug auffinden, die allgemeine Aufmerksamkeit und Beachtung verdienen. Nur freilich wird es dem Komiker nie gestattet seyn, auf eine Unsterblichkeit Anspräche zu machen, wie sie dem Künstler zu Theil wird, der sich der ausschließlichen Auffassung ernster Leidenschaften zuwendet. Denn der Stoff des Lächerlichen ist in seinem Wechsel begriffen; er vergeht, ehe man sich's versieht, und wird nach wenigen Generationen der größeren Menge oft ganz unverständlich, während die Leidenschaft, die innere Bewegung, des Gemüthes auch nach zwanzig Jahrhunderten der Vergangenheit uns eben so lebhaft ergreift und frisch berührt, wie am ersten Tage.

Seit der Konstituante bis zur Konserenz von London sind in unserer Welt gar viele politische Komödien gespielt worden, und es hat der begabte Dichter kaum noch nöthig, sich etwa an den Moniteur zu halten, um selbst die Geheimen Räthe zu kennen, die in Europa jetzt überall populair zu werden. Was der Komanschreiber für seine persönlichen Leiden und Gefühle, oder für die Schmerzen, deren Zeuge er gewesen, unternimmt, das kann der Dichter für das Lächerliche bei den Hochgedornen, für die Schlauheiten der Gesandtschaften und für die Mystificationen der Völker thun. Es ist sicherlich nicht nothwendig, daß er die Geschwätze von Triaon oder von dem Pavillon Marsan mit anhöre, eben so wenig, wie man im Roman eine Beichte von seinen Nierderagen oder den Ränken der verlornen Geliebten giebt. Und wenn man in den Roman, in eine Erzählung von tausend Seiten, die für das Publikum bestimmt sind, zwei oder drei Kapitel von einer besondern Aufsehen erregenden Person, die eine wirkliche Rolle in der Welt gespielt, mit einwebt, so giebt man das als eine leicht zu entschuldigende Licenz, die man ganz ausschließlich Scherzen, gern zu, das doch die Erfindung keineswegs ausschließt; verfährt man nun in gleicher Weise mit der politischen Komödie, so wird der Dichter halb ähnliche Hülfsequellen auffinden, und gleichen Erfolges sich zu erfreuen haben.

Unser Dichter müßte aber nicht bloß die Ereignisse auffassen, wie sie sind und wie sie sich in der Wirklichkeit zugetragen haben, sondern er müßte auch den verwandtschaftlichen Keim einer Zukunft zu erforschen suchen, die sich immer unmöglich gemacht worden, er müßte den heftigen Kampf der Absichten und Wünsche darstellen, die in Verzweiflung geworfen, und in Nichts hinabgesunken sind.

Und man sage nicht etwa, wie man es wohl schon oft wiederholt hat, daß die periodische Presse die Komödie ersetzt. Die Presse ist etwas Alltägliches, Unversöhnliches und Unfreiwilliges, das mit der Poesie gar nichts zu schaffen hat. Die Poesie ist zur Feier, zum Fest bestimmt, wie der des Marmors von der Statue. Was das Tagesgespräch hervorbringt, ist kaum der vierteilig zugehauene Block; erst der Meißel in der Meisters Hand vermag den Rhythm daran zu bringen.

Was wir von der Erfindung des Stoffes behauptet haben, gilt in gleichem Maße von der Erfindung der Charaktere. Wenn der betregene Liebhaber, die enttäuschte Ehefrau sich mit unsichtbaren Erfindungen trösten, wenn sie neue glückliche Phantasien ergrogen hat, um sich selbst zu zerstreuen, sollte es da nicht auch dem Betrachter des leidenschaftlichen Ehrgeizes und der politischen Mißgeschicke gestattet seyn, sich noch Belieben in der Phantasie ein geistreiches Fest zuzubereiten, wo das Lächerliche, als eine Gestalt der Unsobse's und der Bandins der Tribune, aufgerichtet würde? Und müßte nicht der Dichter, indem er alle die greulichsten Gedanken, alle die possenreißerischen Hoffnungen, die mit jedem Tage aufgehen und wiederum am Ende des Tages untergehen, müßte er nicht, indem er alle diese Lächerlichkeiten über ein Haupt bringt und auf ein Gestell ausmalt, gar bald die Gipfel des komischen Ideals zu erklimmen vermögen?

Was nun das Weitere betrifft, so ergiebt sich bei der Uebergang von der Erfindung des Sujets und der Charaktere zur Erfindung der Handlung und der Situationen als ein ganz natürlicher und nothwendiger. Wenn die historische Komödie sich nicht an die verjährte Form aus alten Zeiten anschmiegen darf, so verlangt die gleichzeitige Komödie noch um so gebieterischer eine Handlung und einen Dialog von gleicher Wahrheit. Was dem sechzehnten Jahrhundert noch dem Musterbilde der beiden so sorgfältig studirten und kommentirten Antiken zusagte, das kann unmöglich noch dem heutigen Frankreich von 1835 gefallen. Dazu haben wir schon zu viel Genien von ganz anderer Art kennen gelernt, als daß wir noch gegenwärtig an Plautus und Terenz hangen sollten. Und können wir auch heutzutage jenen beiden Meistern des Römischen Theaters unsere Achtung nicht versagen, so können wir doch nicht so weit, daß wir sie noch nachzuahmen brauchten. Sie gewähren unserer Lesebegierde noch jetzt eine köstliche Erholung und spenden dem Geiste gar manche kräftige Lehre; allein als das anerkennenswerthe Musterbild, als die einzig und allein zu befolgende Vorschrift können wir sie unmöglich mehr anerkennen.

Sollte man etwa, wider unser Erwarten, in den hier ausgesprochenen Behauptungen und Restrictionen eine Geringschätzung und Verleugnung alles dessen finden wollen, was Frankreich um und her heutzutage hervorbringt, so werden wir uns nicht die Mühe nehmen, uns deshalb zu vertheidigen. Gegen eine Anklage der Art würde es schon das Beste seyn, zu schweigen. Oder sind etwa zufällig der Ehrgeizige und die Prinzessin Aurélie politische Komödien? Gehören die Herren Eugène Scribe und Kasimir Delavigne der Familie des Kristophanes an? Man verzeihe uns, wenn wir es nicht glauben können; wir sind nicht Diejenigen, die bei Hofe in die Schule gegangen.

Mannigfaltiges.

— Zustand der Bevölkerung von Frankreich. Von den 32 Millionen, die in Frankreich leben, befinden sich fünf Millionen in einem Zustande der drückendsten Armuth; 130,000 durchstreifen das Land in beständigen Raub- und Plünderungszügen und gegen 30,000 werden alljährlich aufgegangen und bestraft. Die Kosten für die Sicherheit der Straßen, Städte und dergleichen betragen nicht weniger als 6 Millionen Franken jährlich. Der Werth des alljährlich gestohlenen Eigenthums beläuft sich auf ungefähr 2 Millionen Franken. Gegen 150,000 Individuen sind beständig in den Civil- und Militair-Gefängnissen eingesperrt, oder stecken als Verbrecher in den Bagnio's, Pflegehäusern und ähnlichen Anstalten. Ungefähr 60,000 Kinder sind von ihren Aeltern ausgesetzt und verlassen, und haben keine andere Heimath, als die Wälder oder die Höhlen der Schleichhändler u. s. w., wohin sie sich in ihrer Noth zurückziehen und meist vor Elend umkommen. Drei Millionen Individuen giebt es, die nicht wissen, wie sie über einen Monat hinaus ihre Existenzmittel werden sichern können. Hierzu kommen noch 12 — 15,000, die aus den Gefängnissen entlassen sind. Man hat berechnet, daß in Frankreich von der Regierung, von Privatleuten, Hospitälern, Charitten und anderen Anstalten zusammengenommen jährlich an 50 Millionen Franken für Hülfsbedürftige und solche Leute hergegeben werden, die alter-Existenzmittel beraubt sind. Von den 32 Millionen Einwohnern können ferner 15 Millionen weder lesen noch schreiben, 17 — 18 Millionen ungefähr sind beides zu verrichten im Stande; dagegen zählt man unter der ganzen Masse der Bevölkerung nur 300,000, die völlig unterrichtet und ausgebildet sind und unter denen sich auch Leute von hohem Berufe und seltener Auszeichnung befinden.

(The London and Paris Observer.)

— Leb der Visiten-Karten. Die Visiten-Karten sind eine der glücklichsten Erfindungen der Neuzeit. Sie ersparen uns viele Zeit und schützen uns vor lästigen Besuchen, die uns sowohl als Andere annuyiren würden. Wie froh sind wir nicht, wenn wir, von einem Spaziergange zurückkommend, die Karte eines uns bekannten lästigen Besuchers auf dem Tische finden. „Wie glücklich", rufen wir da aus, „daß wir nicht zu Hause waren!" Vor alten Zeiten, als man in der Kultur noch nicht so weit vorgeschritten war, zu den Zeiten der Goden und Wandalen, kam es wenn zwei Personen einen Brief gegen einander hatten, immer am Ende zu einem offenen Bruche zwischen ihnen. In unseren gebildeten Tagen macht sich die Sache viel besser. Wir verabscheuen und hassen uns auch gegenseitig, so gut es nur immer angeht; aber zu gleicher Zeit bemühen wir uns ängstlich um das äußere Aufsehen der Freundschaft; und dazu bedarf's auch weiter nichts, als daß wir uns ein Mal im Monat unsere Visiten-Karten gegenseitig zusenden. Und wenn wir uns auch in der That nicht ausstehen können, so thun wir, als wenn wir stets die besten Freunde wären, indem wir uns nach dem gegenseitigen Wohlbefinden erkundigen, ohne jedoch die Antwort darauf erst abzuwarten, und dann empfehlen wir uns bald auf die geschmeidigste Weise, indem wir uns ein „Gott erhalte Sie!" oder „auf Wiedersehen!" zurufen. Haben wir einen Bekannten, der uns zuwider ist, mit dem wir aber doch nicht gern brechen möchten, so wissen wir uns vermittelst der Visiten-Karten eben so bequem aus jeden Verlegenheit zu helfen. Wir dürfen dieß aufpassen, bis der uns verhaßte Freund einmal ausgegangen; darauf verfügen wir uns eilig auf der Stelle in seine Wohnung. Hier erkundigen wir uns mit ernster Miene bei der Dienerschaft, ob der Herr zu Hause sey — worauf wir denn die Antwort im Voraus recht gut wissen — dann hinterlassen wir unsere Komplimente, unser Bedauern und vor Allem eine Karte. Und auf diese Weise kommen wir bald in den Ruf, ein wohlerzogene und aufmerksame Leute, ohne daß wir je etwas Anderes dazu gethan, als daß wir unsere Visiten-Karten zur gehörigen Zeit abgegeben haben.

(Metropolitan.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 51. Berlin, Mittwoch den 29. April 1835.

England.

Lord Stanley.

Unter allen Staatsmännern, welche gegenwärtig auf Englands politischem Schauplatz eine Rolle spielen, ist vielleicht keiner, dessen Stellung eben so wichtig als merkwürdig wäre, wie die des Lord Stanley. Er war bekanntlich Mitglied des Ministeriums des Grafen Grey und verließ dies Ministerium in dem Augenblick, wo er glaubte, daß dasselbe das Ziel überschreite, um bestimmtern Angelegenheiten zu gehören zu werden. Von dem Tage an, wo dieser Lord zurücktrat, fand das Kabinet, zu welchem er gehört hatte, von Stunde zu Stunde in seinem Ansehen dem Unterhause gegenüber und in seiner Popularität außerhalb des Hauses. Alles schien darauf hinzuweisen, daß Lord Stanley ein neuer Parteiführer werden, und daß sich große Interessen und ein zahlreicher Anhang um ihn sammeln würden; auch hatte Sir Robert Peel, als er an's Ruder gelangte, nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich der Mitwirkung eines durch seine Lage und durch seine Talente so ausgezeichneten Mannes zu versichern. Die ehrenwerthesten Beweggründe hielten Lord Stanley ab, in den Vorschlag des neuen Ministers einzuwilligen. Hiermit war sein Standpunkt im Unterhause festgestellt; er wurde das Haupt einer leidenschaftslosen und unabhängigen Partei, der nur das Wohl des Landes vor Augen hatte und bald der Regierung, bald der Opposition die Majorität zu verschaffen suchte, je nachdem es ihm die wohlverstandenen Interessen Englands zu erheischen schienen. Wie kam es nun, daß dieser Zweck gleich bei der ersten Gelegenheit, bei der Wahl des Sprechers, vereitelt wurde? Nicht etwa, daß Lord Stanley nicht auf seinem Posten gewesen wäre, nein, aber Lord Stanley's Partei hielt ihren Zähren im Stich. Nachdem sie die zu gewaltsamen Maaßregeln des Melbourneschen Ministeriums mit Muth und Ausdauer bekämpft hatte, verließ diese Partei ihre natürliche Zahne, um sich unter das Panier von Männern zu reihen, die noch ungeführer sind, als Lord Melbourne es war! Der Grund dieses seltsamen Ereignisses wird sich erst mit der Zeit aufhellen. Einstweilen werden einige nähere Mittheilungen über das Leben, den Charakter und das Talent Lord Stanley's gewiß allgemeines Interesse erregen.

Lord Stanley ist der älteste Sohn und Erbe des Grafen von Derby; seine Großmutter war die berühmte Schauspielerin Miß Farren. Als er noch schlechtweg Herr Stanley war, debütirte er am 30. März 1824 im Unterhause mit einer Rede über die Bill in Betreff der Gasbeleuchtung der Stadt Manchester. Sir James Mackintosh, der gleich nach ihm das Wort nahm, bemerkte, daß er die eben gehaltene Rede mit dem größten Vergnügen gehört, weil er daraus die gereifte Hoffnung schöpfe, daß der Talent, welches das ehrenwerthe Mitglied bei Vertheidigung der Lokal-Interessen einer Stadt entfaltet habe, künftig mit derselben Gluth und Wirksamkeit auf die Behauptung der Rechte und allgemeinen Interessen seines Vaterlandes verwendet zu sehen. Niemand, sagte er dinzu, könne mit größerer Genugthuung als er, das Auftreten neuer Talente im Unterhause gewahren, wodurch der Glanz desselben vermehrt und sein Einfluß erweitert werde; vorzüglich sich aber ganz besonders freue, sey sein Gedanke, daß im vorliegenden Falle diese Talente gebraucht worden seyen, um Grundsätze zu vertheidigen, die er in seinem tiefsten Innern stets als die vortheilhaftesten für das Land betrachtet habe.

Am 6. Mai desselben Jahres hielt Herr Stanley seine zweite Rede, welche nicht nur damals die Aufmerksamkeit auf ihn zog, sondern auch noch heutzutage nichts ohne Bedeutung ist. Herr Hume hatte im Unterhause vorgeschlagen, man möchte erklären, daß es angemessen wäre, zu untersuchen, ob die Kirche in Irland in ihrem jetzigen Zustande nicht in ungleichem Verhältniß zu den Diensten stände, die sie zu leisten berufen sey, sowohl mit Hinsicht auf die Zahl der dabei angestellten Personen, als mit Hinsicht auf die ihr zugewiesenen Einkünfte. Nicht ohne einiges Erstaunen sah das Unterhaus den Repräsentanten einer der Mißgriffe gegenüber, die adeligen Familie sich erheben, um Herrn Hume zu antworten, und die Verwunderung stieg, als man aus Herrn Stanley's Munde folgende Worte hörte:

„Es ist nur zu bekannt, wie sehr man sich seit einigen Jahren bemüht hat, sowohl durch die Presse, als auf dem noch gefährlicheren Wege der persönlichen Einflüsterungen, die herrschende Kirche in Unzunft zu bringen. Man hat ihre Einkünfte mit einer durch Nichts zu rechtfertigenden Strenge berechnet, während die persönlichen Untugenden und die individuellen Fehler einzelner Mitglieder der Geistlichkeit mit boshafter Scheelsucht an's Tageslicht hervorgezogen wurden, um die ganze Körperschaft, zu der sie gehören, verhaßt zu machen. Ich trage kein Bedenken, zu behaupten, daß die Kirche den kühnsten Bemühungen ihrer Verleumder hätte trotzen können, wenn nur halb so viel Mühe, als man sich gegeben hat, sie in Verruf zu bringen, dazu angewandt worden wäre, das Publikum mit den Tugenden bekannt zu machen, welche die meisten ihrer Diener ohne Prunk in der Erfüllung ihrer heiligen Pflichten an den Tag legen. Ich will nicht sagen, daß nicht Umstände kommen könnten, unter denen es erlaubt wäre, die Güter der Kirche anzurühren, aber ich behaupte, daß diese Umstände, wenn sie sich darbieten, auch das Grundeigenthum, das sie öffentlichen Kapitalien und die Handelsfonds angezogen gestatten würden. Nun sind aber jetzt solche Umstände nicht vorhanden, und Nichts kündigt an, daß sie so bald eintreten dürften. Man hat behauptet, die Anglikanische Kirche sey den Irländern mit Gewalt aufgedrungen worden; freilich wußte ein abergläubisches unwissendes Volk, das mit allen Tugenden auch alle Laster der Wilden verbindet, eine neue Religion, die ihm von seinen Siegern aufgedrungen schien, mit ersterschüttigem Auge in seinen Schooß einführen seien. Heutzutage aber ist die protestantische Kirche in Irland gesetzlich begründet, und welchen Vortheil man sich auch von dem nur zur Berathung vorliegenden Antrag versprecht, man mag ihn als eine verschwinde oder als eine finanzielle Maßregel betrachten, so sehe ich doch keine Gefahr bevorstehen, die uns ermächtigen könnte, in die Rechte und Besitzthümer der herrschenden Kirche einzugreifen." Wenn die Gesichte, welche die Irländischen Katholiken gegen die herrschende Kirche hegen, von leidenschaftlicher Uebertreibung stroßen, so ist es an uns, zu beweisen, daß die Gesetzgebung diese Kirche nicht im Stich läßt, daß ihre natürlichen Beschützer weder zu schwach noch zu gleichgültig sind, um sie aufrecht zu erhalten, und daß ihre Reichthümer wenigstens unter ihren Freunden keine Besorgnisse erregen, wenn sie auch für ihre Feinde ein Gegenstand der Eifersucht sind. Dank dem Himmel, der Tag ist noch nicht gekommen, wo ihre Feinde nichts zu thun haben werden, als sich über sie hinwegstürzen und ihre Beute unter dem Vorwande in Anspruch zu nehmen, daß Irland der Unterstützung bedürfe; der Tag ist noch nicht erschienen, wo sie sich unter der Maske der Duldung die unduldsamste aller Unterdrückungen werden erlauben können. So sehr ich auch ein Freund der Toleranz bin, so glaube ich doch nicht, daß sie so weit gehen darf, wo sie als eine Religion zu begünstigen; vor Allem aber wünsche ich, jede Maßregel vermieden zu sehen, die den einen Theil entmuthigen, und in den andern einer sich erhebenden neuen Macht das Uebergewicht verschaffen könnte." Im weiteren Verlauf dieses Vortrages suchte der Redner durch Zahlen darzuthun, daß die Reichthümer der protestantischen Geistlichkeit in Irland bei Weitem nicht so beträchtlich seyen, als man glaube.

Dies war der erste politische Akt des Herrn Stanley, der damals 26 Jahre zählte. Während diese Rede von der Kirchenpartei mit Beifall aufgenommen wurde, verursachte sie Mißvergnügen unter der Partei, welcher der Redner durch erbliche Bande verknüpft war. Sir Francis Burdett antwortete ihm in strengem Ton, und die Minorität, in welcher Herr Hume mit seinem Vorschlage blieb, war ziemlich bedeutend. Es war für die damalige Zeit etwas Seltenes, daß dieses Mitglied 97 seiner Kollegen genügt fand, mit ihm zu stimmen.

Nicht lange nach dieser Rede machte Herr Stanley mit den Herren Labouchere und Denison eine Reise nach Amerika. Als er nach England zurückkehrte, wurde er zwar wieder Parlaments-Mitglied, nahm aber keinen sehr lebhaften Antheil an den Debatten und zog die öffentliche Aufmerksamkeit nur wenig auf sich. Er nahm eine Stelle im Kolonial-Amt an, in der er sich durch seinen Eifer, durch sein Talent und durch jenes Selbstvertrauen auszeichnete, welches später seine ministerielle Laufbahn in Irland so auffallend charakterisirte. Er machte von Zeit zu Zeit Reisen nach diesem Königreich, wo seine Familie Güter besitzt, und er ließ sich daselbst sogar ein Wohnhaus bauen, um den Armen Beschäftigung zu geben, für die er stets das lebhafteste Mitleid zeigte. Während seines Aufenthalts in Irland führte er immer ein einfames und sehr arbeitsames Leben. Er ließ sich in keine Verbindungen mit den benachbarten Gutsbesitzern ein und man galt unter ihnen auch als eine Art Sonderling. Stets allein, pflegte er lange Promenaden zu Fuß zu machen, einen Stock in der Hand und einen umgekrämpten Hut in die Augen gedrückt. In dieser Weise legte er oft sechs Meilen an einem Morgen zurück, stets dem Lauf der Gewässer folgend; auch hatte er den Beinamen „der verkehrte Englische Gentleman" erhalten.

Als Graf Grey ans Ruder gelangte, wurde Herr Stanley dazu auserseben, den Lord Anglesey bei der Verwaltung von Irland zu unterstützen. Hierdurch genöthigt, sich einer neuen Wahl zu unterwerfen, hatte er Herrn Hume zum Mitbewerber und wurde zu seinem großen Aerger von diesem besiegt. Man behauptet, seine Niederlage sey die

Google

Folge gewisser Befehle gewesen, die er hinsichtlich der Schenken ertheilt hatte, wo die Wähler nicht die gute Bewirthung fanden, die sie bei ähnlichen Gelegenheiten gewohnt waren. Das Volk war auch böse auf ihn, weil er sich geweigert hatte, zu den Pferderennen zu unterzeichnen, unter dem Vorwande, daß eine solche Subscription nicht zu seinen Parlamentspflichten gehöre. Dies sind alle die nichtigen Interessen, an denen demnunage das Schicksal der Reiche hängt!

Herr Stanley begab sich nun nach Irland, wo Sir Henry Hardinge ungerachtet des Hasses, in den er durch seine Proclamation mit der katholischen Partei gerathen war, sich durch sein edles und freimüthiges Benehmen, durch sein Wohlwollen und seine Herzlichkeit alle Gemüther gewonnen hatte. Der Vergleich war nicht vortheilhaft für den neuen Secretair. Der Einwohner von Dublin erklammten, in ihm einen Mann zu finden, der noch jünger auszusehen, als er war, und dessen Benehmen sich eine mehr als gewöhnliche Nachlässigkeit mit einer rohen Ungezwungenheit verband, die sich weder mit den guten Sitten, noch mit der Art und Weise seiner Amtsgenossen vereinigen ließen. Wenn ein Engländer nach Irland kömmt, um dort ein Amt zu bekleiden, umgiebt ihn auf der Stelle ein Haufen von Club-Rednern, von Staatsmännern des Nachmittags, denen jeder sich eilt, ein seiner Speiseseiren, eine Art von Adelkalkur für Irlands Uebel zu besitzen. Sie verstehen nicht, ihre Mittel bei jeder Gelegenheit vor den Augen aller Mitglieder einer neuen Verwaltung auszukramen. Herr Stanley mußte eben so wie alle seine Vorgänger diese Feuerprobe bestehen; anstatt aber jene Ratschläge höflich anzuhören, gab er stets durch einen oft bitteren Scherz augenblicklich zu verstehen, daß er auf den Rath eben so wenig Werth lege, als auf die, welche ihn ertheilten.

Er hatte zwar nicht die Absicht, zu beleidigen, aber sein Benehmen war immer übel berechnet, besonders in Irland, und nur glänzende Erfolge im Parlament konnten einen solchen Fehler wieder gut machen. Der Eindruck, den Herrn Stanley's Erscheinen in Irlands gesellschaftlichen Kreisen machte, war mehrs wenigre als günstig, während er als Staatsmann mit Herrn O'Connell in Kollision gerieth. Dieser bezichtete ihn mit dem Spottnamen „Roman Minister", weshalb er auf die Gemüthsruhe der Irländischen Wähler aufreizend wirke. Die Wuth der Armen ihren Lehrlingen zuzuwerfen. Man machte sich auch lustig über die fast Spanische Menge seiner Namen, Edward Geoffrey Smith Stanley. Er feinerseits erfreut all diesen Spott nicht nur mit Geduld, sondern sogar mit einer gewissen Verachtung. Er wußte, daß die Stunde der Vergeltung für ihn schon kommen würde; man verschiert selbst, er habe gesagt, daß das ehrenwerthe Mitglied für Waterford einen Ton schon anderen müßte, wenn er erst im Unterhause auftreten wäre. In der That, bei seinem ersten parlamentarischen Zusammentreffen mit Herrn O'Connell entfaltete Herr Stanley so viel Feinheit, Geschicklichkeit und Unerschrockenheit; er wußte sich unter dem Mantel jener geschlissenen Formen, welche das Hauptverdienst der sarirschen Redeart sammlen im Unterhause auszmachen, seiner Heftigkeit so wohl zu bedienen, daß sein Gegner ihn fürchten lernte, und daß man von ihm nicht mehr das Wort „Armen-Verhöre" und nicht mehr die anderen verdächtigen Benennungen hörte, welche die Zunge des Volkstribun auf den Secretair für Irland gehäuft hatte. Herr Stanley gab eine neue Probe seines Talents in der Erwiederung auf eine Rede Sir Robert Peel's und galt eine Zeit lang für den geschicktesten Redner der ministeriellen Partei. Seine Fortschritte waren auffallend schnell; nicht als ob seine Fähigkeiten sich in größeren Fälle entwickelt hätten, sie gewann täglich mehr Vertrauen auf seine eigenen Kräfte. Wer sein Heft Haltung, wenn er das Wort ergreift, und wem es nicht schwell gelingt, sich zu sammeln, der wird niemals auf eine öffentliche Versammlung einen Eindruck machen. Man zeigte Herr Stanley von Anfang an, daß er die größte Kaltblütigkeit besitze und vollkommen Herr über sich sey; und doch bemerkt man an ihm, was seltlam erscheinen könnte, eine leydafte Aufregung, während sein Gegner spricht; er scheint dann einer spöttischen Wuth zu, die Mißfallen erregt; er wendet sich zu den Mitgliedern, die neben ihm sitzt, mit Zischeln und Lachen; er schüttelt den Kopf und giebt die größte Ungeduld bei allen Argumenten kund, die ihm das Gepräge der Sophistik, Unwissenheit oder Abgeschmacktheit zu tragen scheinen. Es ist ihm unmöglich, sich einen Augenblick auf seiner Bank ruhig zu verhalten; er wirft sich hinterüber, schlägt die Füße über's Kreuz, neigt den Kopf auf seine wie zum Gebet gefalteten Hände; dann fährt er plötzlich in die Höhe und scheint aufspringen zu wollen, um seinen Unwillen durch parlamentarische Pantomime will der Opposition nicht schmecken. Sobald er sich aber einmal erhoben hat, um das Wort zu nehmen, ist mit einem Mal jener gereizte, nervöse Zustand, der jedoch nicht erkünstelt war, ganz verschwunden. Mit klarem, vernehmlichem, zuweilen etwas zu scharfem Ton, mit einer überraschenden Leichtigkeit im Ausdruck, mit einer Artigkeit und Höflichkeit, die vorzüglich zu seinem Zweck paßten, bemächtigt er sich aller Argumente der andern Debatten, denen sich sein Gegner bediente, und läßt keinen Punkt unbeantwortet. Wenn er nicht verneinen kann, giebt er Erklärungen; wenn er nicht zu widerlegen im Stande ist, setzt er in Verwirrung; aber niemals fehlt es ihm dabei an Energie, sobald er nur eine Möglichkeit der Entgegnung vor Augen sieht. Seine Geberden sind natürlich, überredend und prunklos; seine Stellung ist edel und hat nicht das Theatralische, was man Sir Robert Peel vorwirft. Wenn er seinen Gegner geschlagen hat, gefällt er sich in seinem Sieg.

Nachdem auf diese Weise die Beredsamkeit Lord Stanley's in ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit geschildert worden, wird man vielleicht fragen, ob er wirklich ein großer Redner sey; um diese Frage zu entscheiden, müssen auch seine Fehler oder vielmehr die ihm mangelnden Eigenschaften angedeutet werden. Er wendet sich nur an die Vernunft und spricht fast niemals zum Herzen, auch, wenn er es versucht, mit geringem Erfolg. Strenge hält bei der Sache bleiben, die er vertheidigt, überzeugt er sich seinen allgemeinen Betrachtungen, und nichts läßt glauben, daß er über die großen Interessen der Gesellschaft nachgedacht habe. Nie spricht Lord Stanley aus weitreichenden Gesichtspunkten; nie gehen erhabene Aeußerungen aus seinem Munde hervor; kein hochbegrüßer Ausruf entschlüpft ihm; in seinen Augen glänzt nie das Feuer einer moralischen Begeisterung. Seine Sprache ist zwar streng grammatisch, aber nicht recht, nicht farbig, nicht geschmückt durch gewählte Ausdrücke oder glänzende Einbildungskraft. Der einzige Vorzug, gegen Sprachreinheit, den man ihm jemals vorgeworfen hat, war der, daß er sich des fälschen Partijpizmus talented (mit Talent begabt) bediente. Sir Robert Peel schrieb dies seinen Amerikanischen Verbindungen zu und beschwor ihn mit allem Eifer eines Zöglings der Oxforder Universität, dieses Wort nicht mehr zu gebrauchen.

Es ist nun noch übrig, von Lord Stanley als Staatsmann zu sprechen, und in dieser Beziehung lassen sich nur Vermuthungen hegen. Sein erstes Auftreten war ein Fehler. Im Jahre 1807 war ein Gesetz durchgegangen, kraft dessen jener Irländer die Waffen angeben mußte, die er besaß, und wodurch den Magistratsversonen die Befugniß ertheilt wurde, zu jeder Zeit Haussuchungen anstellen zu dürfen, um zu ermitteln, ob das Gesetz auch streng befolgt werde, und um die Uebertreter das erste Mal zu einer Geldstrafe von 10 Pfund Sterling oder zu zwölfmonatlicher Gefängniß zu verurtheilen und diese Strafe bei Rückfällen zu steigern. Die Bill wurde mehrmals erneuert, und als sie wieder auf dem Punkt war, außer Kraft zu treten, verlangte Lord Stanley, daß sie von neuem aufgerischt werde; anstatt der Geld- oder leichteren Gefängnißstrafen aber, welche das alte Gesetz in Uebertretungsfällen festsetzte, schlug er vor, die Schuldigen auf sieben Jahre nach Botany-Bay zu deportiren. Die Berlebung dieser Klausel wurde anfangs mit allgemeinem Erstaunen aufgenommen; aber bald erhoben sich Erklärungen von Seiten der Irländischen Mitglieder folgten. Lord Stanley wandte sich mit einer halb ärgerlichen, halb erstaunten Miene um, und Herr O'Connell erhob einen surchtbaren Lärm über dieses tyrannische Amendement. Das Unterhaus vertagte sich, und am folgenden Abend kündigte Lord Stanley an, daß er auf die Klausel, die zu seiner großen Verwunderung solches Mißfallen erregt habe, Verzicht leiste. Das Mißverständniß bei dieser Sache war, daß, wie man erst später entdeckte, nicht ein einziger Minister, nicht ein einziger Beamter von jenem Plan das Geringste gewußt hatte, daß kein Mitglied des Kabinets darüber um Rath gefragt worden war.

Wenige Tage nachher gab Lord Stanley einen zweiten Beweis von Unkenntniß. Herr O'Connell hatte um die Erlaubniß nachgesucht, dem Unterhause eine Bill zur Verbesserung der Rechtspflege in Irland vorlegen zu dürfen, und diese da, derselbe Herr Stanley, der gerichtliche Verfolgungen gegen Herrn O'Connell eingeleitet, und seine Bill mit einer Klausel vorgeschlagen hatte, gegen die sich alle Irländische Mitglieder empörten, derselbe Mann nahm das Wort, um seine Zufriedenheit darüber auszusprechen, daß Herr O'Connell eine so wichtige Aufgabe übernommen, bei welcher er ihn bat, sich der Unterstützung des General-Prokurators zu bedienen.

Während der übrigen Zeit, so lange Lord Stanley noch amtliche Functionen verlab, zeigte er nur redliche Absichten und legte Probeb von einem ehrenwerthen Charakter ab. Sein Austritt im Monat Mai 1834 war ein schwerer Schlag für das Kabinet des Grafen Grey und das erste Symptom der Auflösung desselben. Lord Stanley hat jetzt eine sehr schöne Rolle zu spielen; es fragt sich nur, ob er im Stande seyn wird, sich auf der Höhe seiner gegenwärtigen Stellung zu erhalten.

(New Monthly Magazine.)

Griechenland.

Einiges über Griechenland.

(Schluß.)

Zu unserer Rechten lag die Insel Regina. Ihre dunkeln und freien Abhänge senkt sie in einer Entfernung herab, die sich in den Meereswen hinaus erstreckt und mit einigen Cypressen, Weinstöcken und Feigenbäumen bepflanzt ist; an ihrem Ende liegt die Stadt, weniger auffallend gebaut, als die wenigen Städte, die wir bisher von Griechenland gesehen haben, — mit dem, in der Mitte der Stadt liegenden, von Capodistrias erbauten Lyceum, mit seinem Museum u. s. w. Aber ich habe keine Lust, es zu besuchen; ich bin der Mysteen müde, jener Lehrmeister der Klugheit, mit den neuen Gesichtern und den ganz gangen Bestimmung gerüsteten Fragmenten einer vergangenen Zeit, mit dem Stande von Marmor, der ohne Leben ist. — Ich stieg allein aus Land und brachte dort zwei angenehme Stunden in einem Garten von Cypressen und Orangenbäumen zu, den Gergio Bei von Hydra gehört. Als ich zu dem Schiffe zurückkehrte, sank ich das Verdeck über und über mit Haufen von Melonen, mit Körben voll Weintrauben und Früchten und Farben, mit denen manche Insel uns versah, so wie mit Feigen aus Attika und allen Binsen, die nur die Jahreszeit und das Klima zu spenden vermögen, bedeckt. Es war nämlich der Gouverneur der Insel, Nikolaos Stupbos, der durch meinen Griechischen Piloten von meiner Fahrt durch den Golf vernommen hatte, da gewesen, um mir seinen Besuch zu machen, und hatte mich mit diesen Gaben seines Landes beschenkt, da er in meinem Namen den eines Griechenlandes erkannt hatte. Ich hatte seine Absicht für den Wind angefündigt. Indeß wollte ich ihm zuvorkommen und nahm eine Barke, mit der ich nach Regina fuhr, um dem Gouverneur meinen Dank abzustatten; wir begegneten uns auf dem Meere und kehrten zusammen nach meinem Schiffe zurück. Es war ein ausgezeichneter Mann von großreicher Unterhaltung. Wir sprachen von Griechenland, von seiner Gegenwart und seiner Zukunft, mit Schmerz bemerkte ich, daß der religiöse Sinn in Griechenland fast ganz erloschen ist; in dem wissende Gleichgültigkeit wird verachtet; der Hauptlegrift ist zu wenig innigenhaft, um ein Volk wieder zu erwecken, und so kann ich für dasselbe nur fürchten, es wird bei der ersten Erschütterung in Europa von

Digitized by Google

neuem in Unordnung und Unruhe geraihen; denn es ist hier, wie in Italien: Menschen von ausserordentlichem Geist und Mund, hervorragende Individualitäten, oder kein gemeinschaftliches Band; Griechen, und keine Nation!

Der Sturm legte sich, das Meer wurde ganz still, und wir schwammen so sechs Stunden ohne Bewegung auf dem durchsichtigen Meere und in den farbigen Düften des Meerdusens von Athen umher. Die Akropolis und der Parthenon erhoben sich, gleich einem Altare, vor unseren Blicken, — umgeben von den Pentelikos, dem Himettos und dem Anchesmos; und in der That! Athen ist ein Altar der Götter, das schönste Piedestal, auf welchem die vergangenen Jahrhunderte die Statue der Humanität aufstellen konnten. Aber heutzutage ist der Anblick düster, traurig, öde, trostlos, wie eine Last, die das Herz erdrückt; nichts Lebendiges, Anmuthiges, Belebtes; eine erschöpfte Natur, die Gott allein verjüngen könnte; denn Freiheit reicht dazu nicht aus. Fehr Mauer und Schutthaufen liegt auf diesen schönen Bergen, auf welchen von alten Tempeltrümmern glänzenden Vorgebirgen, auf diesen nackten und steinigten Ebenen, die nur schöne Namen noch haben, der Wahlspruch: gewesen! Apokalyptisches Land, das irgend ein Fluch des Himmels, irgend ein grosses Wort des Propheten getroffen zu haben scheint; Jerusalem der Nationen, wo nicht einmal Gräber mehr sind, — das ist der Eindruck, den Athen macht, und den alle die Küsten von Attika, den Inseln und dem Peloponnes hervorbringen.

Wir waren im Piraeus gelandet. Eine Viertelstunde lang ist die Ebene, obgleich der Boden leicht und fruchtbar ist, dennoch nackt und unbebaut. Die Türken hatten während des Krieges viele von den Oelbäumen, die sich bis aus Meer erstreckten, verbrannt, und noch kommen wir einige von den Flammen geschwärzte Stämme erkennen. Dann kommt man in ein Defilee von Felsen, die Felsgestalten, die diesen dreifachen Hügel von Athen wie mit einem grauen Gürtel umgiebt. Wir folgten dem noch sichtbaren Grunde der langen Mauer, die, von Themistokles erbaut, die Stadt mit dem Piraeus verband. (Nach den neuesten Nachrichten sind die Steine dieser Mauer zu einem gepflasterten Wege zwischen jenem Hafen und der Stadt Athen benutzt worden.) Endlich gelangten wir an die hohen Mauern und schwarzen Felsen, die dem Parthenon und den Propyläen gleichen. Kleiner Felsen, in dem Maaße, in welchem wir uns ihm nähern, nicht größer, sondern vielmehr kleiner zu werden. Der Eindruck dieses Gebäudes, des schönsten, das nach dem Urtheile aller Jahrhunderte die Hand des Menschen auf der Erde errichtet hat, entspricht, wenn man es von dieser Seite sieht, in Nichts dem, was man erwartet, und die pomphaften Worte der Reisenden, Maler oder Dichter, fallen schwerzlich auf das Herz, wenn man zum ersten Male den Blick auf diese Wunder der Phantasie sindet. Er ist nicht vergoldet, glänzt nicht durch die verstärkten Strahlen der Griechischen Sonne; er schwebt nicht in den Lüften, wie eine lustige Insel mit einem Denkmale des Gottes; er glänzt nicht von weitem auf Meer und Land, wie ein Leuchtthurm, der es verkündet, daß hier Athen sey, wo der Mensch sein Genie erschöpft und die Zukunft heranzuforschen habe. Nichts von diesem Allen. Ueber Dörnen, Gesträuch und Steine alter Mauern, in den Zwischenräumen dieser Mauern in unregelmäßiger Gestalt sich erhebend. Diese Flecken sind marmorne Trümmer der Monumente, welche einst die Akropolis vor der Wiederherstellung durch Perikles und Phidias schmückten, und die Mauern selbst, die hier und da wieder durch andere Mauern geflickt werden, teagen einen viereckigen Byzantinischen Thurm und Venetianische Schießscharten. Sie umgeben einen breiten Raum, welcher fast alle heilige Denkmäler Athens umschließt. An dem einen Ende, von der Seite des Aegeischen Meeres, stellt sich der Parthenon oder der Minerven-Tempel dar. Von dunkeln Säulen umgeben, ist auch er hin und wieder mit glänzenden weißen Flecken gezeichnet, die theils von den Kanonen der Türken, theils von dem Hammer der Bilderstürmer verursacht werden sind. Seine Gestalt ist ein länglliches Viereck; aber er scheint für seine Lage etwas zu niedrig und klein zu seyn. Auch er sagt nicht: das bin ich, das ist Athen, ich kann nicht anders, als Athen seyn. Man muß den Führer nach ihm fragen, und dann noch zweifelt man, ob er es sey. — Durch ein kleines finsteres Thor kommt man endlich nach Athen. Das erste Denkmal, das der Betrachtung werth ist, ist der Tempel des olympischen Jupiters, dessen prächtige Säulen sich allein auf einer leeren ebenen Fläche, zur Rechten des alten Athens, als ein wüstiger Portikus der Stadt der Trümmer, erheben. Ueber zerbrochene Mauern, an eingestürzten Häusern, von Trümmer aller Art gelangten wir nach einer Viertelstunde in das Haus unseres Konsular-Agenten in Athen. —

In Gesellschaft des Herrn Grepins, des Oesterreichischen Konsuls in Athen, der seit langer Zeit hier gewohnt und die Alterthümer der Stadt studirt hat, begann ich am Abende, dieselbe zu besuchen. Es war ein schöner reiner Abend; die glühende Sonne senkte sich, gehüllt in violetten Glanz, auf jenen schönen dunkelblauen Vorgebirgen, die den Piraeus umkreisen, und erhellte mit seinen letzten Strahlen die Mauern der Akropolis. Herabtretend nach dem tiefen Thale, das den Theseus-Tempel, den Pnyx, den Areopag und den Hügel der Nymphen beschattet, entdeckten wir den weiteren Umfang der neuen Stadt zu unserer Linken, in Allem dem ähnlich, was wir anderswo schon gesehen hatten. Ein verwerfener Haufen eingeflickter Hütten, hier und da noch aufrecht stehender Mauern, eingestürzte Dächer, verwüsteter Gärten und Höfe, große Steinmassen, die den Weg verbrerten und oft unter den Füßen fortzurollen drohten, dies Alles, die Spuren neuester Verwüstung und ein traurige trübes Ruinen an sich tragend, ohne allen Reiz, den sonst Trümmer zu haben pflegen, dies war der Anblick, der sich uns darbot. Dabei keine Vegetation, mit Ausnahme von drei oder vier Palmenbäumen, und nur wenig Häuser, die in moderner Gestalt von einigen Europäern oder Griechen aus Konstantinopel erbaut worden waren; äußerdem Wohnungen, wie in den Dörfern Frankreichs oder Englands, mit Dächern ohne allen Geschmack, mit vielen und engen Fenstern, ohne allen Schmuck, — Alles gleichsam nur gebaut für eine neue Zerstörung, nicht für kommende Geschlechter. Mitten aus diesem Chaos ragten hier einige Mauern eines Stadiums oder einige schwarze Säulen des Bogens Hadrians und der Agora, dort der Thurm der Winde und die Laterne des Demosthenes hervor; sie zogen wohl den Blick auf sich, aber sie fesselten ihn nicht. Vor uns erhob sich der ganz freistehende Theseus-Tempel, der schönste nach dem Parthenon und der Zeit des heidnischen Griechenlands. Vandalismus, Barbarei ließ mich kalt und gleichgültig, wie sehr auch mein Gemüth ergriffen zu werden suchte und meine Augen bewundern wollten; es war vergeblich. Ich empfand nur das, was man beim Anblick eines fehlerlosen Werkes fühlt: eine negative Freude, nicht aber einen wirklichen mächtigen Eindruck, ein neues, inniges, unwillkürliches Hergnügen. Dieser Tempel ist zu klein; er ist ein erhabenes Spielwerk der Kunst, nicht aber ein Monument für die Götter, die Menschen, Nationen und Jahrhunderte. Er dient durchaus nicht den Ruf, den er gefunden, er drückt Nichts von dem aus, was er sagen soll, er ist zwar schön, aber es ist eine kalte todte Schönheit; ich bewundere ihn, aber ich gehe von ihm, ohne Sehnsucht, ihn wiederzusehen.

Ueber einen dunkeln Hügel mit Disteln und röthlichen Steinen gelangt man zum Pnyx, wo sich das Athenienstsche Volk versammelte. Ungeheure Steinblöcke, von denen manche zwei bis dreizehn Fuß hoch sind, liegen über einander und trugen einst die Sitze für die Athener. Noch höher, in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten, steht man einen großen viereckigen Block mit ungehauenen Stufen, der jedenfalls zur Tribune für den Redner diente, welcher von hier aus das Volk, die Stadt, das Meer beherrschte. Hier sprach Demosthenes zu den Athenern, die ihn verstanden; sie hörer ihre Gesetzgebung aus den Worten ihrer Weisen; hier sprach sich nicht, wie heute, die Verschiedenheit der Erziehung und der Ausklärung, die in unseren Zeiten die Völker treibt, zu zerstören, aber nicht veranlaßt, etwas Schönes und Dauerndes zu erbauen. Die Athenienser waren ein Volk von auserlesenen Menschen; es hatte die Leidenschaften eines Volkes, aber nicht seine Unwissenheit; es hatte Irrthümer, aber es machte keine Dummheiten. Das ist jetzt anders, und darum schreit in unseren Tagen jeder Demokrate, die Freiheit verbreitend, will sie nicht, daß

Friesen und alten Säulen erhaut, endigen sie an einigen Stellen in Zinnen der Venetianer. Dieser Felsen gleicht einem prächtigen Fußgestelle, das die Götter selbst errichtet haben, um darauf ihre Altäre zu stellen. Der edene Gipfel besitzet ist nur fünfhundert Fuß lang und dreihundert Fuß breit. Er beherrscht alle übrige Anhöhen in und um Athen, die Thäler des Penteliko, den Lauf des Ilyssos, die Ebene des Pireaeus und die ganze Kette der Thäler und Berge, die sich bis nach Korinth erstreckt, endlich das Meer mit den Inseln Salamis und Aegina, auf deren letzter die Gipfel der Tempels des Panhellenischen Zeus noch ferner entglänzen.*) Dieser Anblick ist auch jetzt noch schön und bewunderungswürdig, obgleich alle jene Anhöhen kahl sind und alle glänzende Bronze den zurückgeworfenen Schein der Sonne Attika's zuerückstrahlen. Aber wie ganz anders muß jener Blick gewesen seyn, den einst Plato über dies Alles in jenen Zeiten regen Bolkslebens und der Herrlichkeit der Kunst weesen konnte! Kaum vermag man, sich dies Bild dis in die kleinsten Details vorzustellen. —

Man muß den Parthenon wieder anschauen. Auch ist das etwas Leichtes; denn er hat nur sein Fries verloren, und die inneren Abtheilungen sind verschwunden. Die Äußeren, von Phidias bearbeiteten Mauern, die Säulen oder die Trümmer der Säulen sind noch vorhanden. Der Parthenon war ganz von weißem Pentelischen Marmor erbaut, der in dem nahen Penteliko gebrochen wurde. Er bestand in einem länglichen Viereck und war mit einem Peristyle von sechsundvierzig dorischen Säulen umgeben. Jede Säule hat an ihrem Fuße sechs Fuß im Durchmesser, und ist vierundereißig Fuß hoch. An jeder Seite des Tempels war oder ist ein Portikus von sechs Säulen. Das ganze Gebäude war zweihundertachtundzwanzig Fuß lang und hundertundzwei Fuß breit; die Höhe betrug siebzig Fuß. Er bot dem Auge nur die prachtige Einfachheit seiner architektonischen Linien dar; er selbst war ein einziger, zu Marmor gewordener Gedanke, der mit Einem Blicke begriffen werden konnte, wie der eines Gottes im Allgemeinen. Man wußte sich ihm nähern, um den Reichthum des Stoffes und die unnachahmliche Vollendung des Schmuckes und der Einzelnheiten wahrzunehmen. Nur einige Säulen fehlen, die in ganzen kostlichen Stücken auf den Boden oder auf benachbarte Tempel gestürzt sind; andere lehnen sich an einander; wieder andere sind von der Mauer der Akropolis herabgestürzt und liegen in großen zerbrochenen Stücken über einander, als ob sie von den Baumeister zurückgelassen worden wären. An den Seiten sind sie von der Zeit, im Laufe der Jahrhunderte vergelbet worden; die Brüche sind weiß wie das Elfenbein, das erst gestern bearbeitet worden ist. Sie bilden von dieser Seite des Tempels ein wogendes Chaos von Marmor, der in allen Gestalten und von allen Farben in der sonderbarsten und doch prachtigsten Unordnung über einander geworfen und aufgeschichtet ist; man glaubt in der That, von weitem den Schaum ungeheurer Wogen zu sehen, die sich an den Felsen im Meere brechen. Der Blick verliert sich, sich loszureißen; man sieht sie, man folgt ihnen, man verwundert sie und beklagt sie mit einem Gefühle, das man für Wesen empfinden würde, die noch die Empfindung des Lebens haben. Es ist dies der erhabenste Eindruck von Trümmern, den Menschen nur jemals hervorzubringen im Stande waren, weil es die Trümmer des Schönsten sind, was sie gebildet haben. Wenn man unter das Peristyl treten tritt, wenn man durch seine Mauern gehen, das Gebäude werde eben erst vollendet; die inneren Mauern sind so gut erhalten, die Oberfläche des Marmors so glänzend und glatt, die Säulen so gerade, die erhaltenen Theile des Tempels so wunderbar unberührt, daß Alles so eben aus den Händen der Arbeiter hervorgegangen zu seyn scheint; nur der von Licht strahlende Himmel ist das einzige Dach des Parthenons, und durch zerrissene Mauren hindurch fällt der Blick auf den weiten Horizont von Attika. Der ganze Boden zwischen ist mit Fragmenten der Skulptur oder mit Architekturstücken bedeckt, welche die Hand zu erwarten scheinen, die sie an ihre Stelle in den auf sie harrenden Tempel bringe. Ueberall stößt der Fuß an Musterwerke Griechischer Kunst; man sammelt sie und wirft sie wieder weg, um interessantere zu suchen, die man endlich diese ganze unnütze Mühe aufgiebt; denn Alles sind zertrümmerte Meisterwerke. Die Schritte treten auf Stand von Marmor, und verschwinden; hier und da wird dieselbe gültigkeit und verflucht nach und nach in die Betrachtung des Ganzen, das uns umgiebt, und in die tausend Gedanken, die sich aus jedem Bruchstücke erzeugen. Diese Gedanken sind von der nämlichen Art, wie die Umgebungen selbst; sie sind ernst, wie diese Ruinen vergangener Zeiten, aber auch heiter, wie der Himmel über uns, getaucht in den klaren und reinen Glanz des Lichts, erhaben, wie die Akropolis selbst, — Gedanken der Entfernung und religiösen Andacht, wie dieses Centmal eines göttlichen Gedankens, das Gott durch Trümmer vor sich stehen ließ, um göttlichern Gedanken Platz zu machen. Hier fühle ich keine Traurigkeit: die Seele ist frei, obgleich nachdenkend; mein Geist umfaßt die Ordnung des göttlichen Willens und der menschlichen Schicksale; er bewundert, daß es dem Menschen gegönnt ist, sich in der Kunst so hoch zu erheben; er bracesst, daß Gott spätere diese wunderbare Form eines vollkommenen Gedankens verschwinden habe, daß die Einheit Gottes, endlich von Sokrates in diesen Gegenden selbst erkannt, den Boden des Lebens allen den Religionen entzogen habe, die die Einbildung früherer Zeiten geboren hatte, daß diese Tempel sich auf ihre Götter gestützt haben: der Gedanke Eines Gottes, gefaßt in den menschlichen Geist, gilt mehr, als die maemonten Wohnungen, wo man nur seinen Schatten anbetete. Diese Gedanke bedarf keines Tempels von Menschenhand; die gesammte Natur ist der Tempel, in dem sie anbetet. Zu dem Grade, zu welchem sich die Religionen vergeistigen, verschwinden die Tempel; das Christenthum selbst, das dem Gottlichen Tempel erbaute, um ihn mit seinem Hauche zu beleben, läßt seine kirchlichen Dom sich und nach in Trümmer fallen. Die Tausende von Statuen seiner Halbgötter stiegen allmälig von den Kalbedralen; auch das Christenthum gestaltet sich anders, und seine Tempel werden einfacher, je mehr es sich selbst von dem sinnlen Aberglauben der Vergangenheit losmacht und nur dem großen Gedanken von Gott zuwendet, den die Vernunft erkennt und die Tugend anbetet!

A. de Lamartine.

Portugal.

Gil Vicente.

Der erste Dramatiker der Portugiesen war, so viel man weiß, Gil Vicente, der im Jahre 1357 zu Evora starb. Dieser Mann scheint ein sehr hohes Alter erreicht zu haben. Er lebte am Hofe Emanuel's und Johann João's III., die ihm Beide ihre besondere Gunst schenkten. Der letztere Monarch und seine Familie machten sich in ihren Jugendjahren den angenehmen Zeitvertreib, Einiges aus den Dramen des Gil Vicente selbst aufzuführen.

Es ist kein Wunder, daß dieser Dichter in seinem Zeitalter sehr berühmt war: sein popularer Stil paßte zu den Ideen und dem Geschmacke des Publikums, welches damals zum ersten Male mit dramatischer Erscheinung, daß Gil Vicente in Feld der Dichtkunst, welches die Portugiesen damals noch gar nicht betreten hatten, mit so vielem Glücke anbauen konnte. Am meisten muß und jedoch der seltsame Umstand Wunder nehmen: Die Werke dieses Urvaters der Portugiesischen Dramatiker sind so äußerst selten geworden, daß man die jetzt nur ein Exemplar derselben kennt, welches auf der öffentlichen Bibliothek von Lissabon sich befindet. Zwischen dieser Stadt und Portugal hat Philologen und Schriftsteller Gil Vicente immer den Poetugiesischen Plautus genannt. Der berühmte Antonio Ribeiro de los Santos, den man für den geländlichsten Kenner der Portugiesischen Speache erklärt hat, geht in seinem Enthusiasmus für Gil Vicente so weit, daß er irgendwo behauptet, dieser Dichter stehe dem Franzosen Molière an Talent durchaus nicht nach; eine lächerliche Uebertreibung, die ein Molière bereitsschon mit Gil Vicente in Rom verglichen hat. Die Werke dieses Dichters wurden im Jahre 1562 durch seinen Sohn aus Licht gestellert. Sie zerfallen in Autos, Komödien, Tragi-Komödien und Farcen.

Die Autos sind eine abenteuerliche Mischung christlich-religiöser und mythologischer Elemente: Engel und Götter des Olymps, Heilige und Teufel, Salomon und Kassandra finden sich hier auf barocke Weis zusammengepaart. Die übrigen Stücke des Gil Vicente unterscheidet nur wenig von den Autos, und allegorische Personen in denselben auftreten. Das ganze Mittelalter besitzet solche Mischung der Versification und bin und wieder in guten satirischen Einfällen, die jedoch zum Theil einen unsandern oder barlekinmäßigen Anstrich haben.*)

Während Gil Vicente in seinen Stücken dem Geschmack des großen Haufens huldigte, verfuchten zwei gelehrte Männer, Sá de Miranda und Ferreira, ein klassisches Theater zu begründen. Ihre in Prosa geschriebenen Komödien wurden von den Literaten damaliger Zeit sehr gut aufgenommen, besonders von dem berühmten Kardinal Adrian Hereice, der sie in seinem Palaste aufführen ließ. Ferreira schrieb seinen „Castro", die erste reine Tragödie auf Portugiesischem Boden, dem Stoff größtentheils aus der Lise lugrimosa des Paters Bermendo, eines Galizischen Dichters, entlehnt war.**) Das letztere Stück hat große Vorzüge vor dem Drama Ferreira's; es ist aber hier nicht unser Zweck, die Mängel der ersten Tragödien der Portugiesen zu analysiren; wir haben bloß auf den Ursprung der beamten dramatischen Poesie in jenen Theile der Pyrenäischen Halbinsel aufmerksam machen wollen.

*) Nach den neuesten Untersuchungen, z. B. in der aus der Insel Korfu erscheinenden *Ionenig Archäologia*, 1834. Heft 1, ist der Tempel nicht dem Panhellenischen Zeus, sondern der Athene gewidmet gewesen.

Mannigfaltiges.

— Plum-Pudding. Dies Englische Wort bedeutet buchstäblich so viel als Pflaumen- oder Rosinen-Klos. Die Engländer sind den jeder auf der Welt durch ihren Hang zu diesem Plum-Pudding, auf ihre Roastbref und auf ihre Constitution. Heutzutage beklagt man sich in England oft darüber, daß zwei von diesen Vorzügen der Englischen Nation allmälig außer Gebrauch kommen und verschwinden. Das Eine nämlich, die alte Constitution wird bald der Reform ganz weichen müssen, und was das Andere, den Plum-Pudding betrift, so braucht man nur einmal die heutigen Kochbücher und Küchenzettel nachzulesen, und sie mit den Beschreibung des Plum-Puddings zu vergleichen, die sie der Feanzösische Ehevalier d'Arvieux macht, der im Jahre 1658 auf einem Schiffe, das vierzig Kanonen hielt, eine Reise nach England unternommen. „Ihr Pudding", sagt er von den Engländern, „war abscheulich. Derselbe besteht aus einge Pastete, die aus großzumm Zwieback oder feinem Mehl, aus Speck, kleinen Rosinen, Salz und Pfeffer zubereitet, dann in eine Serviette oder in einen Feuerschtmuff eingewickelt und so in einem Topfe in Fleisch-Bouillon gekocht wird; wenn der Pudding genug gekocht, so wird er aus der Serviette herausgezogen, auf eine Schüssel gelegt, und sodann stadt man noch altern Käse darauf, weburch er einen fast unerträglichen Geruch erhält. Fügten sie den Käse nicht hinzu", sagt unser Berichterstatter, „so würde die Sache an und für sich noch gut nicht so übel schmecken."

(Echo Britannique.)

*) Ueber Gil Vicente vergleiche man auch den dritten Band des Magazins, S. 238.

**) Ueber Ferreira und seinen Castro vergleiche man den zweiten Band des Magazins, S. 566.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 52. Berlin, Freitag den 1. Mai 1835.

Frankreich.

Crébillon der Jüngere.

Von Jules Janin.

Wenn je ein Name in Vergessenheit gekommen ist, so ist es der des jüngeren Crébillon. Schriftsteller einer Epoche und besonders einer Moral, die tief gesunken war und in argen Verfalle lag, ist er unter den Trümmern des Boudoirs verschüttet worden, mit einem Male und verschollen.

Es gehört mit zu Crébillon's Unglück, daß er das Kostüm seiner Zeit dergestalt angenommen, daß er nicht ohne dasselbe zu betrachten ist; und dies Unglück wird um so größer, als dies Kostüm gerade eines von denen ist, worin Hof und Stadt sich mit höchster Zügellosigkeit zweien Dingen hingaben, die nicht den Tag überdauern: dem Laster ohne Leidenschaft und dem Leichtsinn ohne Gegengewicht.

Und so erscheint das Unternehmen ziemlich bedenklich, in literarischer Beziehung auf jenen Sittenzustand zurückzukommen, der in den Stürmen der Revolution untergegangen ist; ja, es kann vielleicht als ein klägliches Bemühen erscheinen, so viele blutige Trümmer wegzuräumen, um unter diesen Trümmern kleine Marquisinnen in ihrem Morgen-Negligée und das Wetzgesäubter junger Gräfinnen herausspähen und wieder an's Tageslicht zu ziehen. Fürwahr, es gehört ein Muth dazu! Mitten durch die ganze gesetzgebende Versammlung hindurchzureiten, um an den Hof des Königs Tanjai zu kommen, Mirabeau zur Seite liegen zu lassen, um Herrn Clitandre in näheren Augenschein zu nehmen, Marie Antoinette und Madame Roland vorbeizugehen, um das Tuch der Mademoiselle Eléaisle vom Boden aufzuheben! Und doch habe ich den Versuch unternommen, ich Kalbreister! Nun! Und wer kann etwas dagegen haben? Jeder ist Herr seiner Launen und wählt sich nach Gefallen seinen Helden.

Begeben wir uns denn an die Geschichte dieser kleinen lasterhaften gesellschaftlichen Welt des 18ten Jahrhunderts. Steigen wir in die Portechaise oder in's vis-à-vis, wie Angola oder irgend ein anderer Held der Zeit, und eilen zu einer schönen Marquise zum Souper oder zu Celiane zum Gastlasch. Kommt, nehmt euren zingarischen Mantel um, beurlaubt euren Kammerdiener bis zwei Uhr Morgens; kommt, die Frau vom Hause wartet eurer im Pudermantel, kommt, und wenn ihr gefallen wollt, so reißt ihre guten Freundinnen in bester Form herunter und thut schön mit ihrem Schoßhündchen.

O weh! ich merke, ihr seyd ernst und schwerfällig; aber freilich, was ist da zu verwundern! seyd ihr doch schon zwanzig Jahr alt. Ihr werdet nicht Schritt halten mit uns andern Greisen aus den guten alten Zeiten; ihr würdet es nie wagen, euch mit den Schoarwächtern herumzuschlagen, oder mit einer Strickleiter auf einen Balkon hinaufzusteigen; — würdet es nie über euch gewinnen, Spitzen-Manschetten zu tragen; ihr haltet an eurem schwarzen Rocke und eurem guten Rufe fest, seyd ein constitutionneller Ehemann und verschwärmt die einlachenden Kerzen des kleinen Hauses und kuppirt nicht mit. Armer junger Mann! — Doch sagen wir nun auch einigermaßen zu seiner Entschuldigung, daß die Schuld nicht ganz an ihm liegt. Seit Crebillon dem Jüngern haben sich die Frauen gewaltig geändert! Sie haben die Männer aus ihren Schlafgemächern verbannt, haben die Thüre des Boudoirs zumauern lassen — des Morgens keine lange Toiletten mehr, keine choisen longues mehr für Mittag und Abend. Wenn sich die Lose in der Oper noch erhalten hat, mehr aus Zufall, so gehen die Frauen nur hinein, um zu hören, nur um zu hören; dann gehen sie ruhig wieder nach Haus, wie sie gekommen sind, und um Mitternacht liegt Alles in tiefem Schlaf. Einer solchen Lebensweise gegenüber, möcht' ich in der That daran verzweifeln, dem lieben Leser von Crebillon dem Jüngern einen Begriff zu machen. — Denn das Verdienst dieses Schriftstellers ist eine Art von Verdienst, das sich dem Verständnisse aller unserer modernen Neigungen, Leidenschaften und Interessen entzieht. Sein Stil gehört keiner Schule an; seine Sprache ist eine ganz absonderliche; seine Welt ist eine Welt, die einen Tag gelebt hat; eine Welt des Luxus, des Schlummers, des Geschwätzes, leidenschaftig, verweichlicht, eine Welt kleiner Abbés und Schoßhündchen, kleiner Marquis und kleiner Herzensgebieterinnen, betrügter Ehemänner und Laquais von sechs Fuß Höhe — eine unbekannte Insel, eine Lagune, ein Zirkus, wenn man will, auf dem Sammet der Listen Jahrhunderts. In literarischer Beziehung darüber zu sprechen, möchte für mich sehr mißlich seyn; für eine historische Beschreibung fehlen die Daten, und was den biographischen Gesichtspunkt betrifft, so weiß ich von Crebillon dem Jüngern nicht mehr, als unsere Kinder vielleicht von mir wissen mögen, der ich die Ehre habe, mich in diesem Augenblick mit dem lieben Leser zu unterhalten.

Ich will thun, was ich vermag, sagen, was ich weiß. Ich werde von Haus zu Haus, von Sopha zu Sopha gehen, von Gräfinnen zu Herzoginnen u. s. w. Fontenelle und Lamotte, die Erben des 17ten Jahrhunderts, wie Alexander's Generale die Erben seiner Universalmonarchie waren, hatten sich durch Crebillon, den Verfasser des Rhadamiste, noch verstärkt. Es gehört nicht mit zu meinem Geschäfte, von diesem eigenthümlichen Geiste zu sprechen, der den Rhadamiste erfand und einen Catilina verfaßt hat, den ich herrlich finde, trotz Le Harpe. Dieser Mann, dieser Verfasser des Rhadamiste, der arm starb, ein Edelmann, Censor zu einer Zeit, wo die Stelle des Censors eine Stelle wie eine andere war, dieser gab unserm Claude Prosper Jolyot de Crébillon das Leben. Dieses Kind, das sein ganzes Leben lang von Ambra und Seide und Frauen gesprochen hat, kam zur Welt, wuchs auf und bildete sich aus in einer dicken Atmosphäre von Tabak, auf einem Boden, als Sklav der Katzen, alten Hunde und Raben seines Vaters.

Dieses Kind, das sein ganzes Leben lang Crébillon der Sohn hieß, hörte schon in der Wiege die tragische Muse des Hauses der Atriden, sah seinen edlen Vater das Gift in dem Kelch der Tragödie bereiten und mit dem Dolche in den blutigen Eingeweiden wüthen; war gegenwärtig bei allen diesen schrecklichen Künsten, Leid an Leid mit Meisenamen, wie man damals noch die Muse der Tragödie nannte. Der Vater erzählte ihm von allen diesen Greueln, bereitete in seiner Gegenwart, während sie spazieren gingen, während sie aßen, die allerschärfsten Gifte. Jolyot de Crébillon, mein guter Leser, war ein tüchtiger Mann, der sich hoch verstieg in seinen Träumen, sich gewöhnlich abmühte und quälte, der wie ein Bardar schrieb und wie Aeschylus dachte, der schmutzig und eingeräuchert war, und der so eingeräuchert und schmierig war, daß er, sich auf der Ottomane der Frau von Pompadour umherwälzte, die seine getreue Freundin war aus Liebe zum Griechischen; er war auch ein Träumer, ein unerschüttlich leidenschaftlicher Liebhaber dicker Romane; er las sie und las sie immer wieder, und wenn es ihm an Romanen fehlte, so ergötzte er sich damit, sich selber welche zu machen, und zwar sehr lange und sehr blutige; dies ist vielleicht die Ursach, warum sein Sohn sehr heitere und sehr kurze gemacht hat.

So wuchs der Sohn auf ganz allein mitten unter den Ergüssen der Phantasie seines Vaters. Zu jener Zeit war ein tragischer Dichter ein so seltsames Ding, daß man sich vor ihm fürchtete: Crébillon der Sohn, daran ist kein Zweifel, hatte Furcht vor seinem Vater. Zu jeder anderen Zeit, funfzig Jahre früher, würde er Schäferspiele geschrieben haben. Unter der regierenden Maitresse schrieb er Erzählungen, kleine sehr hübsche phasbatie Erzählungen, galante Fernegeschichten, Petitsmaitres-Geschichten vom schwachen Sultan, ohne sich vor der Bastille zu fürchten, denn er wußte, daß Ludwig XV. ein Mann von Geist war. Und kaum waren diese kleinen Wächlein verfaßt, so lagen sie auch schon auf den Toiletten der Schönen und in der Antichambre der Poten; man las es, wie es geschrieben war, unglaublig leicht hin. Die entnervten Gemüther jenes Jahrhunderts erholten sich auf diesen weichen blumigen Rasen des Lasters von den niederdonnernden elektrischen Schlägen, die ihnen durch die Heloise oder durch die Neune bedgracht worden, diesen seltsamen Gegengiften, die für sich selber wohl auf ein noch verderbteres Volk als Gifte hätten wirken können! —

Wie kamen diese kleinen Geschichtchen, in denen eine mehr als Orientalische Verweichlichung waltet, in Frankreich auf? Durch eine Erzählung Voltaire's, durch seinen Candide, und besonders durch eine Stelle desselben, nämlich die, wo Candide einer schönen Dame das Strumpfband bindet; diese Stelle machte damals auf alle Frauen einen solchen Eindruck, daß Alle Lust bekamen, sich das Strumpfband binden zu lassen, und dies ist auch der Grund, weshalb man in allen Büchern und auf allen Kupferstichen jener Zeit immer Frauen abgebildet findet, die ihr Strumpfband verloren, und Männer, die damit beschäftigt sind, es wieder umzubinden, und sich eben nicht sehr damit übereilen.

Armselige Beschäftigung, durch die König Ludwig XV. die schönste Monarchie des Erdkreises verloren hat!

Crébillon der Jüngere, der fruchtbarste Darsteller dieses gesellschaftlichen Zustandes, hat uns mehrere Romane hinterlassen ohne seinen Namen, aus dem Haag datirt, aus Amsterdam, aus London, aus Mastricht, aus allen Hauptstädten der verbotenen Literatur. Auch herrscht über Anzahl und Titel dieser Romane eine ziemliche Ungewißheit.

Einige schreiben ihm die Lettres de Ninon de Lenclos zu — unseres Bedünkens indeß ohne irgend einen triftigen Grund.

Digitized by Google

Man kann Crebillon's Romane in zwei scharf von einander geschiedene Klassen theilen, in die eigentlichen Romane und die Gravelures. In die Zahl der eigentlichen Romane müssen die heureux orphelins gerechnet werden. Es ist hier eine Geschichte wie alle, die wir Romane nennen. Was ich seine Gravelures nenne, ist ein neuer Machwerk von interessanter Natur. Le Hasard du coin du feu zum Beispiel ist von den ersten Blättern an wie ein Molièrisches Lustspiel geschrieben. Diese Geschichte giebt ein Bild von jenem müßigen, faulen Schwätzer- und Gourmand-Leben, welches die schöne Welt damals in Paris führte, nachdem sie Morgens ihre Cour in Versailles gemacht.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Der dramatische Autor in Spanien.

(Aus der Revista Española.)

In dem Zeitalter des Iriarte und Moratin, des Comella und des Abreu Cladera, als die verschiedenen literarischen Factionen aus Wuth Läden und Schaufpielhäusern mit den Waffen des Witzes und Spottes gegen einander kämpften: da war die erste Vorstellung eines Drama's das bedeutendste Ereigniß in Spanien. Die guten Madrider, denen die Wörter Freiheit und Unfreiheit noch nicht zu Ohren gekommen oder schon aus dem Gedächtniß entschwunden waren, machten damals zu politischen Dingen nur dann Gesicht, wenn der König sagte in den Mäschen des Pardo, oder strapazirte Maulthiere an den Wagen, die hang der Gunst; am Hofe intriguirte man ungefähr so wie jetzt, wenn auch mit etwas mehr Scheinheiligkeit; die Minister beförderten ihre Angehörigen und die ihrer Maitressen, und der Mittelstand ging seinen Geschäften nach. Damals war eine Aufstellung etwas Schweres, ein gemachtes Glück; und das ehrenwerthe, das dreschie Volk drängte sich zu politischen Gesprächen, zum Kannengießer.

Das Publikum ist unterdeß fröhlichen Humors. „Potz Wetter! der Vorhang fällt und steigt zu in einem Athemzug!“ — „Bravo! da haben sie einen Stuhl zusammgeklappt.“ — „Schauen Sie nur den Kerl von der Stirn! Was mag nur das Weiße heißen, das an ihm schimmert?“ — „Potz Element! in dem Salon sind Bäume gewachsen.“ — „Hat er ihn wirklich umgebracht?“ — „Den Souffleur soll der T.. holen!“ — „Nun, die jetzt haben wir noch nichts Gewaltiges gesehen — aber schöne Serie sind's, das muß wahr seyn!“

Da tritt mit einem Male die junge Gräfin M. R. in ihre Loge und schlägt die Thüre hinter sich zu, damit sie ungestörter auf ihre Person Acht werde: die Modehexen strecken sich aus und biegen sich vorwärts. Ein dumpfer Lärm entsteht im Publikum.

Im sinsten Akte wird die schwellende Fluth immer lauter: beim letzten Dolchstich aber reißt sie alle Dämme nieder, und von allen Seiten erschallt ein unmäßiges Gelächter. Die Freunde des Autors verheidigen das Terrain; aber der Vorhang fällt, und das Stück wird mit Pfeifen und Trommeln zu Grabe getragen.

Ich weiß nicht, woher dem Menschen sein Hang zur Schadenfreude kommt; allein ich glaube bemerkt zu haben, daß das Publikum immer in der vergnügtesten Laune nach Hause geht, wenn ein Stück ausgepfiffen worden ist. Der Autor, anfänglich sehr bekürzt, tröstet sich bald damit, daß seine Nation für Stücke dieser Art noch nicht reif sey. Auch den Intriguen Uebelwollender wird der schlechten Darstellung darf er einen Theil des schlechten Erfolges zuschreiben, und so hindert ihn nichts daran, sich schon am nächsten Tage überall mit gutem Gewissen sehen zu lassen.

Seine Freunde dort man in seiner Abwesenheit also reden. „Ich sagte es ja; diese Stück konnte nicht gefallen; allein wer sagt so etwas dem Autor in's Gesicht? Wer bringt der Katze die Schelle um? — Ich bemerkte ihm wohl, er möchte die Scene mit dem Vater doch weglassen! Alt abkürzen; allein er versteht sich darauf, sie unverändert zu lassen.“

Bei Allem dem habe ich beobachtet, daß literarische Freunde sehr edelmüthig zu handeln pflegen: gefällt das Stück, so sind sie es, die auf kleine Mängel aufmerksam machen, und alsdann passiren sie für unpartheiische Männer; wird das Stück aber ausgezischt, so entschuldigen und bedauern sie nach Kräften; sie wissen, daß ihr Lob nach solchen durchdringen pfeift. Im ersteren Falle sagen sie: „es ist ein gutes Stück; wie sollte man das leugnen? Es hat nur diesen Fehler, und jenen, und .... nichts Irdisches kann ja vollkommen seyn.“ Im anderen Falle sagen sie: „das Stück ist nicht schlecht, allein es ist nicht für Jedermann; es enthält außerordentlich tiefe Gedanken; vor Allem aber sind die Verse sehr zierlich.“

Türkei.

Skizzen aus Konstantinopel im Jahre 1834.

Die Baltadschis des Serai bilden, gleich den Bostandschis, theils die Garde und theils die Hausbedienten des Sultans. Vormals waren sie, wie es auch ihr Name anzeigt, die Holzhauer des Serails, und es war ihr einziges Geschäft, das Holz, das zu den Küchen und Bädern des Harems gebraucht wurde, klein zu machen. Ihre Anzahl ist dann vermehrt worden, und sie haben eine militairische Organisation erhalten, so wie alle Sklaven, die im Palaste beschäftigt sind.

Wahrscheinlich wollte der Sultan sich hier von Vorgarde für ihre eigene Person entfernt und sich der Armee des Reiche anvertraut haben. Sie haben bloß von den Palast-Dienern sich bewachen lassen, von denen jedes Corps den Namen der Profession führte, die es betrieb. Und die Person des Herrschers ist darum nicht minder in Sicherheit gewesen.

Das Serai wird von 10,000 Mann bewacht, welche in Wahrheit nicht in Stande wären, einem einzigen Bataillon Europäer zu widerstehen, die aber doch hinreichen, der Bevölkerung Konstantinopels Respekt und Furcht einzuflößen, deren Augen noch nicht mit den fremden Figuren und Kostümen des sogenannten Innern sich bekreundet haben. In der That, der geringste Trotzbote des Palastes, wenn er durch die Straßen geht, aber sich in einem der vielen Kaike von Stambul nach Pera oder Scutari übersetzen läßt, afferirt den Ton und den Trieb eines Wesens, das behandelt die niedere Klasse mit Stolz und bleibt weilen sogar mit Verachtung; es spricht gebieterisch und verschafft sich durch Zeichen Gehorsam.

Eine Sache von Bedeutung ist es, wenn ein Offizier des Serais seiner Würde so viel vergiebt, sich unter das Stadtvolk zu mischen. Er verläßt nie das Thor des Innern, ohne von 25 bis 30 Domestiken begleitet zu seyn; und er trifft gar nicht nöthig, seinen Leuten zu befehlen, ihm zu folgen. So ist er von Spießträgern umgeben, welche, wächst sein Gefolge aus denn es weiß es ein Jeder, wer ihn exkortiren und scheinnig seinen Fußtapfen zu folgen hat. Es schein, daß die Strahlen des Ruhms und des Reichthums, die ihn umgeben, auch auf die ihm folgende Dienerschaft einen Abglanz werfen. In Europa lieben es wohl unsere Lakaien auch, bisweilen den Herrn zu spielen, aber dann tragen sie Sorge, ihre Livree zu verbergen, und sie legen die Livree ab, welche sie kennbar macht. In Konstantinopel sind in Gegentheil die Diener stolz auf ihre Bedienung, sie tragen bedeutsthig die Zeichen ihres Standes, und ein Bostandschi würde seine Peitsche um keinen Preis mit der Muskete des Lewinni (eines Türkischen Infanteristen, nach Europäischer Art exerziert) vertauschen.

Die Baltadschis sind nicht so zahlreich als die Bostandschis; sie haben, so wie diese, ihre Unter-Abtheilung, bekannt unter dem Namen Sakadlas-baltadschis. Die Mannschaft dieses Corps ist dem Ersteren zugetheilt; sie zeichnet sich jedoch durch Haarlocken aus, welche ihnen zu beiden Seiten des Gesichts herunterhangen, so wie man sie 1800 in Frankreich getragen und mit dem Namen Dundreodren belegt hat. Diese Haarlocke heißt auf Türkisch Sulufka; daher der Name Sulufkas-Baltadschis.

Die Pritz sind die Leibgarde und dazu bestimmt, den Großherrn zu begleiten, wenn er an öffentlichen Orten erscheint. Sie tragen Bärte, und sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, die sie mit ungemeiner Geschicklichkeit zu schießen verstehen. Diese Garden tragen eine unmäßig hohe Mütze in Form eines Kastens; von der Spitze dieses Kastens erheben sich noch drei sehr hohe weiße Federn, welche aber zu den Seiten des Helms herunterhangen und so getragen werden, daß die Seite, welche zur Rechten des Sultans geht, sie zur Linken, und die entgegengesetzte Reihe zur Rechten hat. So geht der Kaiser in der Mitte dieser Federreihen und kann kaum gesehen werden.

Das Corps der Bostandschis, welche ursprünglich nur Gärtner waren (Bostan heißt in der Türkei ein Garten), steht unter dem unmittelbaren Befehl des Bostandschi-Baschi, einem Generals-Offizier nach dem Seliktar Aga. Dieser Offizier hat angemeine Vorrechte; er ist mit der Polizei-Aufsicht beauftragt, sowohl der des Palastes, als der von Konstantinopel, der Umgegend und besonders des Kanals, von dem an der Mündung des Schwarzen Meeres erbauten festen Schlosse Zanaeki bis Gallipoli, nahe den Dardanellen. Er ist auch Gouverneur von Konstantinopel und hält dort einen Lieutenant mit einer Garnison Bostandschis. Er hat ferner das Polizeigericht, oder Urfi-Offizier, mit der Ehre, das Steuerruder des Großherrlichen Kanots zu halten, außer in dem Falle, daß eine Feuersbrunst entsteht, wo er mit seinen Leuten nach der Brandstelle sich hindegeben muß; er wird dann augenblicklich durch den Chaffeki Aga ersetzt. Dieser Letztere ist der Chef der Bostandschis Chaffeki, einer anderen Gattung Bostandschis, welche weit weniger zahlreich sind, und oft nur Bestigungen geringerer Auszeichnung gebraucht werden.

Hier ist der Ort, den Leser damit bekannt zu machen, daß der Sultan verbunden ist, sich bei jeder Feuersbrunst innerhalb oder außerhalb der Stadt mit seinen Leuten zum Feuer hin zu begeben. Er wagt es nicht, sich diesem Gebrauche zu widersetzen, aus Furcht, sich den Tadel und die Verwünschungen des Volkes zuzuziehen. Sowohl im Sommer als im Winter, am Mittag wie um Mitternacht, wird dem Sultan Mahmud jeder Feuerstrom angezeigt werden, und es stehen immer gesattelte und aufgezäumte Pferde, so wie demannte Kähne bereit, um ihn ungesäumt überall hinzubringen. Denn da die Feuerausbrüche in der Hauptstadt das gewöhnliche Zeichen der Unzufriedenheit der Einwohner sind, so würde es diese Unzufriedenheit noch vermehren, und vielleicht eine Gährung, wo nicht gar einen Aufruhr hervorbringen, wenn der Sultan sich weigerte, jene schreckliche Aufklärung zu vernehmen, der wenn er Bedenken trüge, sich selbst an Ort und Stelle zu begeben, den das Volk dann anerstehen hat, ihm seine sonderbare Wirthschaft vorzulegen.

Außer den Pagen giebt es am Hofe der Ottomanischen Fürsten eine andere Sorte, von Bedienten, welche bizchanni dilkiz (Stumme) heißen. Diese Stumme, welche nach dem Vorzug haben, zugleich taub zu seyn, sind ungefähr 40 an der Zahl. Die Nacht bringen sie in dem Gebäude der Pagen zu, und am Tage halten sie sich vor der Moschee der Zisch Oglans auf, wo sie die Zeichensprache gründlich erlernen. Unter diesen 40 Dilzi unterscheiden sich 8 bis 10 der Aeltesten durch den Namen der Favoriten; sie werden in der Ebas Odassi (Kammer des Herrn) zugelassen und können dazu, den Sultan zu bekustigen, indem sie die Stelle der Hofnarren vertreten. Er läßt sie bisweilen einen gegen den anderen kämpfen, oder in einen Wasserkrug, welcher in der Ecke des Palast-Hofes angebracht ist, werfen, wo sie dem Gelächter der Pagen und der vertrauten Palast-Offiziere ausgesetzt sind.

Vormals waren die Stummen mit der Vollziehung der Todes-Urtheile beauftragt; sie rissen oft nach einem Orte, 200 Stunden von der Hauptstadt, und erschienen unversehens vor dem Pascha oder dem Prinzen, dessen Kopf der Großherr verlangte.

Vor alten Zeiten war die Untergebenheit gegen den Sultan so groß, daß der Unglückliche die Chaiti scherif (erhabene Schrift), welche sein Todes-Urtheil enthielt, mit allem Respekt küßte und seinen Kopf mit einer Gleichgiltigkeit der seidenen Schnur, die der Stumme in Händen hielt, darbot, welche den deutlichsten Beweis von dem damaligen und jetzigen noch fest hergebrachten Glauben der Muselmänner ließ, daß derjenige, welcher durch die Hand oder auf Befehl des Sultans stirbt, auf die gewisse Vernichtung aller seiner Sünden rechnen könne.

Diese blinde Unterwerfung hat aber seit mehreren Jahren einer Widerseitzlichkeit Platz gemacht, welche die Ueberbringer solcher Aufträge abgeschreckt hat. Man weiß, daß die Kiupidschi-Baschis, welche die Befehle zu dieser gräßlichen Execution abgeholt haben, schon oft mit ihrem Kopfe das Vertrauen büßen mußten, welches sie zu diesen Todesfirman hatten. Dschejran, Ex-Pascha von St. Jean d'Acre, ließ die Kupidschis vor sich kommen, und als ihm der Chaiti scherif vorgelegt war, schoß er den Einen der Boten mit dem Pistol nieder, ließ ihm den Kopf abhauen, in einen ledernen Sack sammt dem Firman einnähen und sandte ihn nach Stambul an den Großherrn zurück.

Abhängig von diesen Stummen, giebt es auch einen Dutzend Giubschis, Zwerge, welche mit Innen zusammen wohnen und gleichermaßen zum Amusement des Sultans dienen. Es ist ein Reft Asiatischen Prunkes, und eine nutzlose Mode, die man bisweilen auch an Europäischen Höfen eingeführt gefunden, die sich aber zur Ehre der Menschheit hier nicht naturasisirt hat.

Die Stummen und die Zwerge begleiten den Sultan bei seinen Ausgängen. Die Zwerge gehen zu zwei den Pagen einher; bei solchen Gelegenheiten besteht ihr einziges Amt darin, sich bis zur Erde zu bücken und mit einem Kissen auf ihrem Rücken dem Großherrn als Fußschemel zu dienen, um aufs Pferd zu steigen.

Digitized by Google

Hat ein solcher Zwerg auch das Glück, stumm und taub zur Welt gekommen zu seyn, und daß man ihn darauf noch zum Verschnitten gemacht hat, so wird er unendlich mehr geachtet, als wenn Kunst und Natur vereint das vollkommenste Geschöpf auf Erden hervorgebracht hätten.

Hassan Pascha, der Groß-Admiral, hatte dem Sultan Abdul Hamid einen solchen stummen Zwerg zum Geschenke gemacht, welcher mit allen diesen Eigenschaften noch die vertrackte, daß er einäugig, einarmig und auch hinkend war. Das war ein Wunderwerk und die seltenste alter Unvollkommenheiten; auch hatte er mehr Zulauf in Konstantinopel als zu Paris die Hottentotten-Venus und der große unvergleichliche Kannibale, welcher nur von Kiefelsteinen lebte.

Beim Türkischen Heere bemerkt man viele Verschiedenheiten in der Uniform der Regimenter; einige tragen runde Tuch-Jacken ohne Klappen, andere haben Kragen und Aufschläge und Klappen von rothem Tuche; Blau ist die Nationalfarbe der Armee. Mit Ausnahme der sehr alten Offiziere trägt das Militair keine Bärte. Im Ganzen haben die Soldaten ein düsteres Aussehen.

Der Unterschied der Grade wird vermittelst metallener Sterne, verschieden an Größe und Werth, angezeigt, die sie an der linken Seite der Brust anhängen. Die Korporale und Sergeanten tragen Sterne aus Bronze, die Lieutenants und Capitains aus Gold und emaillirt, die der Majore sind von demselben Metalle, nur etwas größer, und die Obersten haben Sterne von Diamanten an goldenen Ketten an der linken Schulter herabhangen.

Man wundert sich sehr, daß es der Sultan wagt, zu gewissen Jahrezeiten den Sold der neugeschaffenen Truppen zu vermindern, da deren treue Anhänglichkeit doch seine einzige Sicherheit ist. Seit der Einführung der Reformen, wurde der Sold des Soldaten auf 40 Piaster (3½ Thlr.) monatlich erhöht, jedoch nach und nach bis auf 30 Piaster wieder reduzirt; was für einen an Tabackrauchen und Kaffeetrinken gewöhnten Türken eine sehr kleine Besoldung ist. Der Sold des Infanteristen übersteigt nicht 1½ Sgr. täglich, und Unzufriedenheit herrscht darum auch in der ganzen Armee. Man hat schon verschiedene Komplotte entdeckt, in denen auch Offiziere mit verwickelt waren. Das Ziel der Conspirationen ging dahin, die Form der Verwaltung zu verändern; und Alles läßt voraussehen, daß, sobald sich der Aufruhrgeist den verschiedenen Divisionen mittheilt, er eben so fürend und gefährlich seyn wird, als der der alten Janitscharen.

Der Militairrock ist jetzt das Kostüm der Mode. Alle Welt kopirt den Kaiser; man trägt den Bart gerade so lang wie der seinige und das Fez (Mütze, welche die Stirn bedeckt und bis an die Augen reicht) auf dieselbe Art, wie er. Das Aussehen der Truppen ist zufriedenstellend, jedoch bedarf ihre Einquirirung noch der Vervollkommnung. Die Infanterie besteht größtentheils aus jungen Leuten, in schönen Kasernen wohnend. Die Rekruten kommen großentheils aus Asien; man giebt ihnen nur alte Waffen. Die Garden des Palastes allein haben neue Gewehre, und ihre Kanonen und Bajonnette sind vorzüglich. Einige Regimenter haben Musik-Corps; dasjenige der Preis ist sehr zahlreich und ziemlich unterrichtet, aber ihre Instrumente sind von schlechter Beschaffenheit.

Das System der Türkischen Manöver ist dem der Französischen ganz gleich. Verschiedene Offiziere der Armee sind Franzosen. Herr Galant organisirt die Infanterie, und Herr Kelesso, Sardinischer Unterthan, ist mit der Instruction der Kavallerie beauftragt. Dieser Letztere ist der Günstling des Sultans. Man sagt, er sey ein Mann von großem Verdienste, und er genießt die allgemeine Achtung. Jedoch ist die Lage eines Europäischen Offiziers in Türkischen Diensten ganz und gar nicht beneidenswerth. Im Anfange hatte man vor diesen Offizieren weder Achtung noch Respekt. Sie hatten das Recht nicht, Degen zu tragen, und sie mußten viele Demüthigungen und Kränkungen erdulden.

Konstantinopel bietet wirklich jetzt einen neuen Anblick dar. Die Hauptstraßen sind sehr reinlich, neue Bazars sind erbaut und die alten reparirt worden. Eine thätige Polizei bewacht die ganze Stadt, und man sieht nicht mehr jene Haufen von Schutt und Unreinigkeiten, welche vormals die öffentlichen Plätze verstellten. Die engen Zugänge und der hingeschleifte formlose Häuserhaufen, hat den geräumigen Straßen, die nach der Schnur gezogen und zu beiden Seiten mit eleganten nach übereinstimmendem Systeme erbauten Läden besetzt sind, Platz gemacht. Dieses so schnell verschönerte Viertel bietet jetzt einen lachenden Anblick und einen gesunden Aufenthalt dar.

Unter den Dingen, welche dem Europäer hier auffallen, verwundert ihn nichts so sehr, als die Stille, die in der Hauptstadt herrscht. Man hört weder das Gerassel der Wagen und Karren, noch das Fluchen ihrer Führer, denn es giebt hier keine andere Wagen, als die angefirnißten kleinen Kutschen, Arabahs genannt, in welchen die Damen, die freie Luft zu genießen, ausfahren, und welche von Büffelochsen in langsamem Schritte gezogen werden. Die einzige Lärm, welcher den Tag über stattfindet, ist der durch die Brod-, Kerkäufer, Früchte-, Konfituren- und Sorbet-Händler bei ihrem Umherziehen verursachte Aufruf zum Kaufe, und das Geklaffe der die Vorübergehenden störenden Hunde. Diese letztern sind eine ganz unförmliche und ausgezartete Gattung; sie haben eine braunrothe Farbe, eine dem Fuchse ähnliche Schnauze, kurze Ohren und ein ausgehungertes Aussehen. Sie bleiben stets in den Straßen liegen und erheben sich nicht eher von ihrer Stelle, als bis man sie schlägt.

Der Kontrast zwischen Konstantinopel und einer Europäischen Stadt ist noch auffallender bei Nacht. Um zehn Uhr Abends ist keine menschliche Stimme mehr zu hören und keine menschliche Gestalt mehr auf der Straße zu erblicken. Mit Ausnahme der Patrouillen und einer zahllosen Menge von Bullenbeißern, welche in Zwischenräumen ein solches Gebeul erheben, daß nur der daran gewöhnte Einwohner dabei schlafen kann.

Im Monate Ramasan, der Fastenzeit der Türken, ändert sich die Scene gänzlich. Am Tage gehen die reichen Leute ihren Geschäften nach, oder sie bleiben auch in vollkommener Unthätigkeit. Es ist allen Muselmännern, mit Ausnahme der Reisenden, der Kinder und der Kranken, verboten, vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne zu essen oder zu trinken, Taback zu rauchen oder zu schnupfen. Auf ihren Divan hingestreckt, oder vor ihrer Hausthüre ohne die ihnen so theure Pfeife im Munde, und um mit den Fäßlein der Körner ihres Monkrangs beschäftigt, scheinen die Gläubigen des Propheten die unglücklichsten aller Menschenkinder zu seyn.

Da die Türkischen Monate nach dem Monde gezählt werden, so durchläuft der Ramasan in einem Zeitraume von 33 Jahren alle Jahreszeiten, und wenn er gerade im Sommer trifft, so leiden die arbeitenden Klassen außerordentlich an Hunger und Durst. Aufgemergelte Schiffer fallen dann oft bei ihren Rudern in Ohnmacht; aber nirgends sieht man sie den Versuche unterliegen, das strenge Fasten zu unterbrechen.

In dieser heiligen Zeit erwartet alle Welt voll Ungeduld den Sonnen-Untergang, welcher durch Kanonenschüsse angekündigt wird. Man sollte glauben, daß bei diesem Signale die erste Handlung jener hungrigen Menge die sey, sich zu sättigen; aber nein, der Armere nimmt sein Pfeifchen wieder, und mit dem Feuer in der andern Hand, den ersehnten Augenblick erwartend; denn jedes andere Bedürfniß ist dem Vergnügen untergeordnet, den Tabackesrauch einzuathmen. Die Nächte werden dann mit religiösen Uebungen und Beinstigungen hingebracht. Alle Moscheen stehen offen und alle Kaffeehäuser mit Muselmännern angefüllt, welche Tabak rauchen, Sorbet trinken und den Gesängen einiger Bettler lauschen, die mit einem Gesicht von kupferartiger Farbe, mit ausbrutzkenden Augen und mit schwarzen lockigen Haaren, als frohe Kinder der Nacht unbesorgt und leicht nur von einem Tage zum andern leben, mit zufriedenem Geist und leerem Beutel; die aber jederzeit Verse herzusagen, Geschichten zu erzählen und Liebeslieder vorzutragen wissen, sobald sie Hörer finden, die baßin bezahlen wollen.

Der Beiram, welcher dem Ramasan folgt und drei Tage dauert, ist eine dem Vergnügen gewidmete Zeit. Alle diejenigen, welche Ausgaben machen können, bekleiden sich neu, man empfängt und giebt Besuche, und man überläßt sich an den angenehmsten Oertern ganz der Freude. Siebzig Tage darauf fällt das Fest des Kurban beiram, wo man Ochsen und Schafe zum Opfer Lesten, um Propheten und Gott zu opfern. Seine Dauer ist vier Tage, welche zugleich Freudentage sind. Während dieser Tage bleiben alle Läden verschlossen und alle Geschäfte ausgesetzt.

Männer, deren langer Aufenthalt in Konstantinopel sie in den Stand gesetzt hat, die Lage der Türkei besser beurtheilen zu können, behaupten, daß die letzten Reformen und Verbesserungen nur dazu dienen werden, seinen Verfall zu beschleunigen. Sie sagen, daß durch die Einführung der Janitscharen-Disciplin der Schlendrian der Armee und durch die Einführung der Europäischen Kleidungen der Sultan die Herstellung einer unbeschränkten Macht deabsichtigt habe; aber man sieht auch ein, daß die Staats-Einkünfte dem nicht gewachsen, daß neue Steuern den Verkehr immer mehr erschweren, und daß Sultan Mahmud täglich seinen Ministern und Günstlingen neue Monopole auf solche Artikel verleihen muß, welche zum nothwendigen Verbrauche der Unterthanen gehören. Man behauptet auch, daß aller National-Geist in der Türkei für immer erloschen sey, und die religiösen Gefühle, vormals so mächtig bei den Muhammedanern, nunmehr kaum noch gekannt werden. Kurz, man schreibt, daß, im Falle einer fremden Invasion, das Volk einen stillen Zuschauer des Kampfes abgeben und sich nicht mehr wie vormals zur Vertheidigung des Herrschers und des Glaubens allgemein bewaffnen werde.

(A. Pichard.)

Mannigfaltiges.

— Tibetanisches Wörterbuch. Der gelehrte und in seinen Forschungen unermüdliche Ungar, Herr Csoma von Körös, hat der Asiatischen Gesellschaft zu London ein Exemplar seines langerwarteten Tibetanischen Wörterbuchs zugeschickt. Die Sprache der Tibetaner ist an Worten reicher, aber an Begriffen ungleich ärmer, als das Chinesische, mit dem sie übrigens viele Eigenthümlichkeiten gemein hat. Die Tibetaner bedienen sich einer aus dem Indischen Devanagari entlehnten Schriftschrift, und ihre Literatur beschränkt sich fast ganz auf sogenannte Uebersetzungen Indischer Werke, vorzüglich Buddhistischen Inhalts. Von vielen dieser Werke sind die Sanskrit'schen Originale verloren gegangen; aber aus den Tibetanischen Uebersetzungen sind wieder die Mongolischen, Mandschuischen und Chinesischen gestossen. Der Verfasser, welcher durch Indien nach Tibet gereist ist, preist sich glücklich, daß ihm seine Kenntniß der Tibetanischen die Pforte zur Sanskrit-Literatur geöffnet hat. Meint er damit den Buddhistischen Theil derselben, so wollen wir's gelten lassen; sonst aber lautet dies ungefähr so, als ob Einer über England nach Frankreich reiste, um aus den vorhandenen Französischen Uebersetzungen Englischer Werke die Englische Literatur kennen zu lernen. Und wer hat bis jetzt den Buddhistischen Theil der Sanskrit-Literatur für den bedeutendsten ausgegeben?

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 53. Berlin, Montag den 4. Mai 1835.

Schweden.

Geijer's Erinnerungen an England und Deutschland.

Professor J. G. Geijer in Upsala, Schwedens erster jetzt lebender Geschichtsforscher, welcher mit der Herausgabe eines größeren Geschichtswerkes über Schweden beschäftigt ist, wovon jedoch, wegen des ausgedehnten Planes, bis jetzt nur der erste Theil erschienen konnte, hat unlängst das Publikum mit einer weniger anspruchsvollen, aber deshalb nicht minder geistreichen Arbeit beschenkt, welche sehr viel Interesse erweckt hat. Es sind dies Skizzen und Betrachtungen, welche der vor einigen Jahren gemachten Reise durch England, Frankreich und Deutschland, welche er Minnen; utdrag ur bref och dagböcker (Erinnerungen; Auszüge aus Briefen und Tagebüchern) nennt.*)

In einem Briefe aus England an einen Freund in Schweden schreibt er Folgendes über Englische Höflichkeit: — „Ich habe heute Lust, Dir einige Worte über Englische Höflichkeit zu sagen. Es giebt eine natürliche und eine erworbene; erstere ist die Höflichkeit des Herzens, entsteht aus Wohlwollen, braucht nicht erlernt zu werden und ist gerade und offen, obgleich dieselbe nicht immer mit den angenommenen Formen übereinstimmt. Sie verbindet die Menschen näher mit einander und hat erst das gesellige Leben möglich gemacht. Da aber dieses Leben sich immer mehr entwickelt, entsteht auch ein nothwendiges Bedürfniß, sich auf eine gute Art von Leuten los zu machen, ohne sie zu beleidigen, und man macht daher aus der Höflichkeit eine Kunst; sie ist eine Art Scheidemünze im allgemeinen Leben, welche man mit sich führt, um nicht zu viel oder gar nichts zu geben. In England ist die gewöhnliche Höflichkeit im hohen Grade defensiv; Englische Sitte umgiebt Jeden, wie ein Ring, in welchen er gebannt ist. Mein Platz in einer Gesellschaft, meine Rede, meine Antwort, mein Schweigen, mit einem Wort das, was mir zu ihun beliebt, insofern es nicht Andere beleidigt, ist hier eben so genau bestimmt, wie jede andere Sache, und kein Mensch wundert sich darüber, ich mag nun sprechen oder schweigen. Daher der Englische Ausdruck für Knigweil: sich selbst genießen (to enjoy one's self), so langweilig dieser Genuß auch denjenigen vorkommen mag, für welche das Geselligkeits-Leben Leben in der Gesellschaft ist. — Die allgemeine Anrede beim gegenseitigen Zusammentreffen in diesen Englischen Zirkeln ist: „„Wie befinden Sie sich?““ und hier ist unsichtbar Alles, was ich zu sagen brauche, um hier sie einen ziemlich höflichen Mann gehalten zu werden. Wei Frauenzimmern habe ich keinen anderen Unterschied bemerkt, als daß ihnen, wie es den Anschein hat, diese Frage zu kurz vorkömmt, und sie wiederholen dieselbe daher sechs, sieben Mal hinter einander in einem Athem. Will man etwas ausführlicher seyn, so erinnert man sich an die Tageszeit; man sagt dann: „„Wie befinden Sie sich heute Morgen?“ — wie befinden Sie sich, wie befanden Sie sich heute Abend — heute Nacht?““ (wenn Nacht sagt man, besonders wenn es dunkel wird; man sagt: Ich werde heute Nacht ins Schauspiel gehen — werde da oder dort heute Nacht soupiren). — Solche Fragen hört man hier, sobald man sich trifft, ist nur mit dem einzigen Zusatze: „„Es freut mich, Sie zu sehen.““ — Die körperlichen Verbeugungen sind eben so einfach; nur vor Damen bückt man sich und nimmt den Hut ab, sonst vor Niemand. Männer grüßen einander durch Kopfnicken, durch eine Bewegung mit der Hand oder durch einen Händedruck. Das Handgeben wird hier mehr als an anderen Orten heilig gehalten. Wenn man seinem Feinde die Hand giebt, so gilt es als ein Zeichen der Versöhnung, welches sehr beachtet wird. Selbst die Worte in eben erwähnter einzigen Frage haben ihre Bedeutung. „„How do you do?““ bedeutet eigentlich: „„Wie geht es mit ihren Geschäften?““ Auf diese Weise fragt ein Handelsvolk, eine Nation, welche einen Menschen charakterisirt mit: „„How much is he worth?““ wie viel ist er werth? nämlich wie viele Einkünfte hat er? Im Französischen, welches Hofsprache ist oder war, sagt man: „„Comment vous portez Vous?“ d. h. wie tragen Sie sich? wie führen Sie sich? und kann man dann noch immer wohlfeilen, lächeln; obgleich man sich schlecht befindet, bei aller Armuth reich scheinen, vergnügt seyn bei der tödtlichsten Langeweile — oder höflich gegen mich seyn, obgleich man mich zum Henker wünschte.“

„Uebrigens hat diese unsichtbarste Englische Höflichkeit ihre bäshe Seite. Bei näherer Bekanntschaft verschwindet das Steife derselben; sie vereinigt dann in mancher Hinsicht sogar eine gewisse Feinheit und Milde. Good-nature, Wohlwollen, Treuherzigkeit, sind diejenigen Eigenschaften, welche ein wahrer Engländer am meisten im menschlichen Charakter schätzt. Da man hier wirklich weniger Affectation und wehr Selbstständigkeit, als an vielen anderen Orten trifft, so sind jene Eigenschaften hier selten nur allein Schwächen. Im Allgemeinen herrscht eine gewisse Menschlichkeit in den Sitten der Mittelklasse, welche jede Charakter-Eigenschaft achten und alle lobenswerthe menschliche Gefühle schonen lehrt. Dieselbe äußert sich auch auf eine rein menschliche Art, ohne Hinsicht auf Standesverschiedenheit. Mit welcher Zärtlichkeit sagte nicht meine Wirthin von ihrem Dienstmädchen, welche aus Kummer schwermüthig geworden war: sie stirbt, daß ihr Herz gebrochen (a broken heart), einer der vielen bedeutungsvollen Ausdrücke für Gefühle und Leiden, woran das Englische so reich ist. — Es ist eine Sprache voller Gefühl, deshalb gebraucht man hier auch das Wort kindness, Wohlwollen, Zärtlichkeit im höheren Sinne für Höflichkeit (politeness). Aus diesem Grunde gehört auch das, was man Malice nennt, nicht zum Englischen Ton — eben so wenig wie das aus Malice und Koketterie zusammengesetzte Geschwätz, welches man zwischen Herren und Damen Gourmandism nennt, und das eigentlich auf Verödung des weiblichen Geschlechts zugeschnitt ist.“*)

„Ich spreche hier immer nur von dem Ton, der im Allgemeinen in der Mittelklasse herrscht. Sehr oft habe ich auf meinen kleinen Ausflüchten Gelegenheit gehabt, die Achtung wahrzunehmen, mit welcher ein Engländer, selbst der ungebildetste, im Allgemeinen das weibliche Geschlecht behandelt. Dieselbe äußert sich auch durch Gefreckheit aber Unanpiumente, sondern durch Verweisung äußerer Ehrerbietung gegen der Dienste, die z. B. einer Dame den nächsten Platz, dem Herrn zu überlassen, - derselben bei schlechtem Wetter einen Platz im Wagen anzubieten, wenn auch dadurch für die Fahrenden Unbequemlichkeit verursacht würde u. s. w. Diese Aufmerksamkeit wird dem weiblichen Geschlecht durchaus bewiesen, und zwar ohne nähere Bekanntschaft und fast ohne Rücksicht auf den Stand. Die geringste persönliche Thätlichkeit, ein Kuß z. B. gegen die Unterschichten hin, welche niedrigen Geschlechtes, welche Londons Straßen und Gassen durchschwärmen, ist gerade das bald gestraft, weil jede Mannsperson sich verpflichtet hält, die Partei eines gemißhandelten Frauenzimmers zu nehmen.“

„Gentleman ist ein Wort, welches alle Eigenschaften Englischer Bildung einschließt, und daher schwer zu übersetzen. Es ist ein Charakter, und zwar der höchste. In dem Parlament, welches dem sogenannten langen Parlamente vorhergieng, verfocht Karl I. dem Unterhause auf sein „Gentleman-Wort, daß es ungeeignet die Diskussion festsetzen solle, wenn es nur Subsidien voriee.“ — Johnson erklärt Gentleman als einen Mann von Familie, obgleich nicht vom hohen Adel (a man of birth though not noble), der durch seinen Rang oder Stand über der Menge steht (raised above the vulgar by his character or post). In dieser Definition ist wieder Mehreres selbst so Englisch, daß es einer Erklärung bedarf: nämlich noble, nobleman wird einzig und allein vom höheren Adel gesagt; hierdurch hat character hier eine eigene Bedeutung. Dies Wort bezeichnet nicht allein den inneren Werth, sondern auch dessen Ausdruck im Aeußern, in der Umgebung, Meinung, im Ansehen — alles dieses ist der character eines Mannes. Ein Gentleman ist nicht nur eine Person mit Vermögen und einer Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, welche ihm Unabhängigkeit und einen gewissen Lebenston in seiner Art zu leben, verschaffen, sondern dieser Titel bezeichnet auch eine gute Erziehung, Selbstständigkeit und Freisinnigkeit in Sitten und Denkart, mit einem Wort alle jene Vorzüge, welche eine höhere Bildung mit sich führt. Reichthum und Rang geben nicht, sondern verstärken nur diesen Titel. Man sagt von einem reichen und vornehmen, aber ungebildeten Mann: He is not a gentleman. Ein Muster von guter Lebensart besitzt der vollendet gentleman. Unter den Klassen in der bürgerlichen Gesellschaft stempeln nur diejenigen zum Gentleman, welche Erziehung und Bildung erfordern; man gebührt dann zu jener Klasse, obgleich man persönlich davon eine Ausnahme seyn kann, und eben so umgekehrt. Der Kaufmann, — the merchant — z. B. gehört durch sein Geschäft zu dieser Klasse. Der Krämer — the tradesman — wird nicht dazu gerechnet; jedoch können Erziehung und Sitten in beiden Fällen Abweichungen von dieser Regel gestatten. Im Allgemeinen ist nur derjenige Mann, was Gentleman nicht ist, als was es ist. Es ist z. B. nicht ein Mann, der immer die Wahrheit redet, sondern ein Mann, der sich nicht zu einer Unwahrheit erniedrigt, — nicht ein Mann, der immer seine Ueberzeugung ausspricht, sondern ein Mann, der sie niemals verleugnet. Du weißt nicht, ob er ein treuer Freund, aber Du kannst erwarten, daß er ein edelmüthiger Feind ist; — ja, Edelmuth in Feindschaft ist vorzugsweise gentlemanly, das, was wir ritterlich nennen

*) Vgl. Nr. 98 des Magazins vom J. 1834, wo sich bereits einige Auszüge aus dieser Schrift befinden.

*) Gourmandism nennt man die Sucht, Alles, was Gutes gesagt wird, zu verdrehen und zu verkehren, um Gelegenheit zu Bosheiten zu finden.

Digitized by Google

würden. Uebrigens kenne ich keine Sprache, in welcher das Wort männlich (manly) eine so schöne Bedeutung hat wie im Englischen. Es umfaßt nicht allein Tapferkeit, sondern Alles, was offen, anständig und wohlwollend ist, z. B. einen Fehler bekennen, ist auf Englisch männlich. Die Bedeutung dieses Wortes macht dem Englischen Charakter Ehre." . . . . . .

In einem Schreiben aus Deutschland sagt Professor Geiser Folgendes über den Schwedenstein und die Lützner Schlacht: „Den 6. September (1825) um 12 Uhr Mittags reiste ich mit dem Postwagen nach Leipzig, wo ich den andern Tag um 7 Uhr Morgens ankam. Ein Führer nahm mich sogleich in einem anderen Fuhrwerk auf dem Wege nach Lützen, welches ungefähr eine Schwedische Meile von Leipzig liegt, um meine Andacht beim Schwedenstein, wo Gustaf Adolph fiel, zu verrichten. — Dies ist ein gewöhnlicher, nicht sehr großer Granitstein, gerade dort gelegen, wo der alte und neue Weg nach Lützen sich scheiden. Er steht jetzt auf einer in Kreuzform gelegten Unterlage von gehauenen Steinen; auf einem dieser letzteren liest man folgende Inschrift: Gustaf Adolph, König von Schweden, fiel hier im Kampfe für Geistesfreiheit den 7. November 1632. — Nach der Erzählung eines alten Soldaten, welchen ich beim Steine antraf, ist diese Unterlage durch die Fürsorge eines Schwedischen Offiziers, nach der Schlacht von Leipzig, 1813, gelegt worden. Steinbäume und Pappeln umgeben ihn. Derselbe Soldat sagte mir auch, daß ein Herr von Leipzig zweimal jährlich den Stein besuche und er davon immer 8 Groschen erhalte. Dieser Herr habe ihm auch die Muthmaßung gemacht, daß ein Gesellschaft in Leipzig hier ein Monument zu errichten gedenke und dazu einen Beitrag von Schweden wünsche. Ich weiß nicht — mir scheint der alte Stein, durch die Erinnerungen mehrerer Generationen geheiligt, jetzt das beste Monument zu seyn; — möge Schweden sich darob bedenken!"

„Der vom Soldaten erwähnte Schwedische Offizier war, wie ich später erfuhr, der seither in Schwedischen, jetzt in Preußischen Diensten stehende General von H. . . g. — Auf dem Felde steht man noch Erdwälle der sogenannten Schweden-Schanze, welche von den Schweden erobert wurde. Ich stand auf der Landstraße an jenen Gräben, über welche Gustaf Adolph an der Spitze der Smäländischen Kavallerie sprengte, um die schon einmal eroberte, aber wieder verlorene Kaiserliche Batterie zu nehmen, welche nun zum dritten Mal der Gegenstand der grabverschiedenen Kämpfen wurde. Seitwärts waren die Gräben noch und der König nahm seinen Hut ab, um Gott für diesen Vortheil zu danken; oder seine Kurzsichtigkeit führte ihn zweien heranspringenden feindlichen Kavallerie-Regimentern zu nahe. Er kam ins Handgemenge, steurte seine Pistolen ab; sein Pferd bekam in den Hals, er selbst in den Arm einen Schuß. Herzog Franz von Lauenburg, bernach sächsisch als Mörder bezeichnet, sagt in einer eigenhändigen Aufzeichnung, daß der König in seinen Armen erschossen worden. — Wollen jetzo fasste den König um den Leib, um ihn auf dem Pferde aufrecht zu halten, als der Kaiserliche Oberst-Lieutenant Falkenberg heransprengte und dem König durch den Rücken schoß, so daß er vom Pferde fiel. Hierauf wurden sowohl der Herzog als alle Andere des Gefolges vom Könige getrennt, außer sein Deutscher Page Leubelfingen, ein 18jähriger Jüngling, welcher tergebleich ihn vom Boden aufzuheben suchte. Bäuerens treuer Reitknecht Mieffinger, ein Kaiserliche Reiter, der Page und Andere wunderten den Pagen, da er ihnen nicht eingestehen wollte, wer sein Herr sey, und gaben dem Könige, ohne ihn zu kennen, den Pistolenschuß durch die Schläfe, welcher sein Leben endete. Der todte Körper wurde, von mehreren Degenstichen durchbohrt, gemißhandelt und geplündert, nach dem Siege unter mehreren Haufen Todten, mit dem Gesicht nach dem Boden gekehrt, aufgefunden. Dies geschah nicht beim Schwedenstein, sondern auf der andern Seite des Weges, nahe bei jenem. Vormals stand ein Magdenbaum auf dieser Stelle; es ist auf einem grünen Kehrrein; die Leute nennen ihn den Schwedenrein und zeigen die Stelle."

„Von hier begab ich mich nach dem auf der anderen Seite Leipzigs ganz nahe der Stadt gelegenen Schlachtfelde, wo Gustaf Adolph am 7. September 1631 und Torstenssohn am 22. Oktober 1642 siegten, und wo Napoleon am 18. Oktober 1813 selbst, nicht ohne Erinnerungen! — Blut durch Blut verstöhnt! — In einer Windmühle, wo ich einen Ueberblick über das Feld suchte, mischte der Müller abwechselnde Alles und Neues in seinen Erzählungen; — es war bunte auch gerade der 7. September. — Gustaf Adolph's Schlachtfeld liegt den Breitenfeld, nordwestlich von Leipzig. Die Leute behaupten, daß man noch jetzo Gräber seit jener Zeit sieht; — ich sah keine. Der Taumelwald beim Dorfe Lindenthal, wo Tilly beinahe den Torstenssohn vom Schwedischen Hauptmann, der lange Fritz genannt, bekommen hätte, steht noch. Zwischen der Poetswitzer Windmühle und dem Dorfe gleichen Namens brach Banner's Reiterei gegen Pappenheim's hervor, während der König den Kern des feindlichen Heeres angriff. Der Feind stand mit seinem linken Flügel bei Widderitsch, sein rechter war bis Göhrelitz vorgedrungen, Schwedens Alliirte, die Sachsen, vor sich zurücktreibend, die Leipziger Straße entlang gegen sich zum Feuergutgezogenstreiter und der König zum Entsatz bedrängt, nachdem auch die Pappenheimer durch Banner's Reiterei geschlagen und auf dem Wege nach Halle verfolgt worden. Bei Widderitsch machte ebenfalls Torstenssohn den zum Siege führenden Hauptanfall. Nicht weit vom Dorfe Klein-Widderitsch ist noch das Gehölz, wo in Gustaf Adolph's Leipziger Schlacht fünf Regimenter Wallonen, eben so wie Napoleon's alte Garde bei Waterloo, sich lieber niedermetzeln ließen, als sich ergeben wollten, und mit ihren Leichen den Boden bedeckten. Ich sah das Feld von der Windmühle bei Klein-Widderitsch; — hier hat mir Podelwitz gerade gegenüber, vor welchem Dorfe die Schwedische Armee aufgestellt war, auf der einen Seite sich die Görselwitz unter Horn's und rechts gegen Breitenfeld unter Banner's Befehlen ausdehnend; gerade vor sich rechts steht man das kleine Gehölsch, wo Abends 6 Uhr der letzte entscheidende Kampf gekämpft wurde, worauf die Siegenden Schaaren auf der Dübener Straße nach Leipzig hineinströmten." . . . .

Frankreich.

Crébillon der Jüngere.

(Schluß.)

Zu Paris war es, wo die Lügellosigkeit jener Zeit in vollster Unumschränktheit thronte. Dort war man von aller Aufsicht und Zucht frei und noch mehr als in Paris auf dem Lande. Man muß die Confessionen von J. J. Rousseau und die Briefe aus jener Zeit aufschlagen, um zu erfahren, welches Leben man in Montmorency führte, und was zu den Füßen der Dame, die hier gebot, Alles herbei strömte, von der allgemeinen Lust herangezogen und gestellt. Dieses in seinen Momenten, die es nur kurzem erst herausgegeben worden, und denen man lange mit Aufmerksamkeit genug geschenkt hat, erzählt einer reizenden Frau von den seichsten Zeitvertreiben auf dem Lande, von den lebhaften Declamationen der guten Frau d'Uline, von den Streichen, die dem kleinen Abbé ohne Ende gespielt werden, von jenen merkwürdigen Ueberlaufungen des Magens, jenem langen Schlafen, jener Katzenmusik auf dem Spinet, jener unermüdlichen Opposition gegen Regierung und Kirche. Nun! Diese Details über das Landleben finden wie fast Wort für Wort in einem sehr hübschen Romane von Crébillon, la nuit et le moment betitelt, wieder.

Wer hätte es glauben sollen, daß wir von den Romanen der Tafelrunde oder auch nur von den Romanen Calprenedes oder des Fräuleins von Scudéri zu diesen Conversationen im Hausbleide, von jenen wenigen Leidenschaften zu diesen flüchtigen Ergötzungen des Tages kommen würden.

Ich nenne es sich hier um eine gewöhnliche Leidenschaft handelte, um eine Freiheit, wie sie wohl in der Regel vorkommt, und um Schilderungen der Leidenschaft, wie wir sie gewohnt sind, so würde ich mich wohl hüten, von dem Allen zu sprechen. So oft eine echte wahrhafte Leidenschaft auftritt, wirkliche Liebe in ihren einzigen Empfindungen uns vorliegt, so ist es nicht die Sache der Kritik, Ausdrücke zu kontrolliren, die empfunden und nicht erklärt seyn wollen, oder ein Drama in seine Einzelnheiten aufzulösen, das gerne verschleiert, ohne nach irgend eines Menschen Sinn zu fragen, seinem Ziele zueilt. Aber hier, wenn ich hier diese Obseönitäten, die noch obseöner werden durch den dünnen Schleier, der sie halb verhüllen soll, zergliederte, so geschieht es, um mich mit meinem Leser gegen diese kaltblütige Lasterhaftigkeit, für die es gar keine Entschuldigung mehr giebt, zu empören, diese Lasterhaftigkeit, die eine Zeit lang die Lust und die Erholung des achtzehnten Jahrhunderts war — und in der That, wenn diese Leidenschaft nicht Schaft und ohne Ende, die selbst das Laster noch verdorben haben; so geschieht es, um mit glühendem Eisen diese eleganten Marcuse zu brandmarken, diese achtzehnjährigen Greise, die sich eben so unnatürlich bewiesen, den Namen ihrer Väter zu tragen, als mit ihnen zu wetteifern im Ruhm und in der Liebe; geschieht es, um zu zeigen, welch ein Unterschied und Abstand zum Heil der Staaten zwischen einer Frau von ernster und strenger Tugend, wie die Frau des Präsidenten oder der Frau von Montespan und der hübschen Bubterin, welche die letzten Jahre Ludwigs XV. zu vergnügen anerstehen war. Der Unterschied mag auf den ersten Blick gar nicht so groß seyn; beidemal ein König als Geliebter und eine Königliche Maitresse, aber welch ein Unterschied; großer Gott! Der Erstere liebt mit Leidenschaft Frauen, die seiner würdig waren, und findet Nareine, seine Liebe zu verbrechlichen; Ihre Gemahlin ist liebenswürdig und königlich. Die Französische Nation steigt von der Stufe ihrer Würde herab; teuflend, abscheulich stürmt sie dahin, von einer Ausschweifung zur andern, löst sich in Unzucht und Unsinn auf; ihr zu Gefallen lassen sich die edelsten Geister zu frechen Recheiten herab, die sich für Männer von Ehre und gutem Geschmacke kaum wagen zugestehen. Voltaire zog die Jungfrau von Orleans, das edle Mädchen, in den Staub, in einem Gedichte, in dem er sein ganzes Genie und all seinen Witz aufbot. Und auch der größte Menschenkenner selber, dieser hohe Mann der Tugend, dies große Genie, dieser unterschiedliche Philosoph, der so viel von unserer so wenig verstandenen Geschichte verstanden hat, auch er fand sein Gefallen daran, Fadheiten wie le temple de Gnide und andere zu schreiben, in denen nackte Amors umherkantanzen, und ewige gestaltete Freuden. Ihener genug hat die Französische Nation diese Verirrungen, der sie ergeben, gebüßen müssen, diese politische Macht zum Theil zerstört und aufgelöst vom Laster. Als die Zeit erfüllt war, da dann die Maraine von Essai für Damion eine theiste Rolle spielen sollte, und als das verfaßte Königthum Mirabeau um Hülfe anrief, da brach Mirabeau zusammen — das Laster hatte das Mark seines Lebens verzehrt — in dem Momente, wo er das Königthum retten wollte. — Es ist keine große Nation möglich mit kleinen Menschen, wie es keine große Männer giebt, die groß genug wären, um den Kampf gegen die kleinen Pamphlete zu bestehen, was auch Beaumarchais sagen mag.

So breist auch Crébillon in der Beschreibung der Laster dieser Epoche ist, so hat er doch nicht eine einzige ihrer Vorzüge und wirklichen Schönheiten zu ersinnen vermocht. Von allen den Frauen, die sich in jener frivolen Welt-bewegten und lachend dahinstanten, während

Digitized by Google

diese Monarchie, die so ganz sie die Frauen gemacht war und ihnen nie wieder so geboten werden wird, zusammenbrach, hat Crébillon nur die vorworfenften gesehen. Die sittenlosen Frauen haben ihn ausschließlich beschäftigt, die kenschen und ehrbaren sind ihm gänzlich entgangen. Wenn man ihn liest, selbst wenn man J. J. Rousseau liest, Voltaire, Diderot, Alle zusammen, so wird man verlockt, zu sagen, daß das ganze XVIII. Jahrhundert ein Jahrhundert der Huhlerinnen war. Es ist traurig genug, daß die Frauen mehr zu beschimpfen und zu verurtheilen, als diese Männer gethan haben, ohne es zu wollen. Doch sind wir belehrt worden, daß es unter den Frauen jener Zeit große und erhabene Tugenden gab! Als sie zum Tode gingen, diese Frauen, als die Schafottenzeit über sie kam und sie ergriff mitten unter ihrem Prunk und ihrer irdischen Größe, als sie jüchtig hinknieten, Gefühl für Schicklichkeit und Anstand bis zum letzten Moment beobachtend, ihr Kleid sorgsam zurecht zogen und bis in's Weiße des Auges erröthenten, ihren unbedeckten Hals dem Henker zu zeigen! Wie Alles mit einander und von einem Tage zum andern so viel Heldenmuth an die Stelle so verderbter Sitten treten können? wie hätten sich plötzlich so viel Tugenden durch so viel Laster hindurch Bahn brechen können? wie, wenn der alte Adel Frankreichs so durch und durch entartet gewesen wäre, wie er in den Romanen und Dramen dargestellt wird, wie hätte dieser Adel, uns besonders seine Frauen, mit einemmale, ohne irgend eine vorhergehende Anstrengung, auf der Höhe seines alten Ruhmes zeigen können? Nein, nein, nein! das wäre nicht möglich gewesen, nun und nimmermehr möglich gewesen! Das Laster war nicht so allgemein, wie man es vorstellt. Die zügellosen Heldinnen jener Romane waren nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel: die darin vorgeführte Lasterhaftigkeit ist zu nackt und plump, als daß sie mehr als einzelnen Individuen zugehört hätte, als jene Darstellungen wirklich wahr, wie Jahre lang und seine sittigen Leser wähnen immer noch als hinreichende Buße für die Zeiten Ludwigs XV. und ihre verführerischen Beudoirs gelten können.

Ein einziges Mal und in einem Buche, welches ein schönes Nähte werden können, wenn die Fehler, die wir überall in Crébillon's Schriften finden, nicht auch hierin hervorstechend wären — hat Crébillon versucht, uns eine junge Person aus der ehemaligen Gesellschaft vorzuführen. Fein, bündig, reizend, geistreich, Hetter, voll Adel, Erbin eines großen Namens und eines großen Vermögens, Mädchen aus dem Hause Lusignan hundert, die liebenswürdige Gestalt der Mademoiselle de Tiboulle, ein Name, den ich nie vergessen habe, so groß ist der reizende Kontrast, den die, welche ihn führt, gegen alle Gestalten der übrigen Romane macht. Sie ist nicht die alleinige Heldin des Buches; eine andere Hauptgestalt steht ihr zur Seite, der der Mademoiselle de Lursay; die eine repräsentirt die Vertretungen des Herzens, die Andere die des Verstandes. Beide sind liebenswürdig, aber Mademoiselle de Tiboulle noch mehr als Mademoiselle de Lursay.

Wenn man mich fragte, welches der vernünftigste und bündigste Roman von Crébillon ist, so würde ich unbedenklich antworten: Les Egaremens du coeur et de l'esprit.

Es ist seltlich wahr, daß Niemand darauf kommen wird, diese müßige Frage an mich zu thun, der Mangs von Romanen wegen, die gegenwärtig kursiren. Wenn die alten lesen, wenn jeder Tag neue bringt! Schon genug, daß man sich entschlossen hat, für einen Moment mit mit auf die Liebschaften zurückzukommen, die nicht mehr sind, Vollenden wir also, um diese Sache ein für allemal abzuthun, unser galantes Unternehmen und durchstöbern unsere Boudoirs bis auf den letzten Winkel.

In der Zeit, als Crébillon schrieb, war es Mode in Frankreich, das heißt in Paris, denn Paris war Frankreich, — für das alte Griechenland zu schwärmen. Voltaire hatte uns mit den Athenienserin verglichen; es gab keinen jungen Hofmann, der sich nicht für einen Alcibiades hielt und seine Geliebte für eine Aspasia. Nie hat einer Zeit von so geringem griehrten Wissen einen so großen Mißbrauch von dem Griechischen Alterthum gemacht, wie diese. Nichts Reizenderes, Hinreißenderes in der Welt, Niemand kannte es noch, als jene Alt-Attische Gesellschaft, in der die Heiären die Haudelnden spielten, die Königinnen der Politik, der Poesie und der Freude waren und alles Geringere den anderen Frauen überließen. So war denn Aspasia einen Moment eben so sehr an der Mode, als Frau von Pompadour selber. Alcibiades trat mit dem Herzog von Richelieu in die Schranken. Eine große Ehre für den Alcibiades.

Man kennt den ernsten Eudoxum des Griechischen Alterthums, unter die im würdigen und edlen Geschichtspunkt aufgefaßt, beobachten wir die Lettres athéniennes Crébillon's. In einem Shakespearschen Stücke kommt ein Herzog von Athen vor. Dieser Herzog von Athen ist in dem angeführten Romane Alcibiades. Auch dieser Roman ist einer in Briefen; Alcibiades, der zwanzig Jahre lang der Typus eines feinen Pariserr war, Alcibiades, aus dem unsere vornehmen Damen allermindestens einen Halbgott gemacht hätten, tritt hier in Rede und Alcibiades, nach der neuesten Mode auf. Wahrhaftig! es verlohnte sich der Mühe, mein junger Held, deinem Hunde den schönen Schwanz abzuschlagen.

Crébillon erzählt an einer Stelle eine Geschichte, die seinen Roman sehr gut würde beschlossen haben: Cleon geht über den Markt, das Volk ist versammelt, um über Frieden oder Krieg zu berathen. „Athenienser", sagt er, „wir stehen uns heut eigentlich über die Angelegenheiten des Staates einander gegenüber, aber ich hatte mich daran gedacht, daß ich drei einigen Freunden ein Diner gebe; des Essen ist fertig, der Wein schon aus dem Keller gebolt und steht im Eis; mein Essen und und mein Wein können nicht warten; verschieden wir also die ernsten Geschäfte auf morgen."

Und die ganze Versammlung klatschte ihm Beifall!

Ludwig XV. hätte nicht besser sprechen, und Frankreich hat sich gerade so benommen. Armes Frankreich!

Und hiermit genug. Crébillon der Jüngere hat noch andere Bücher geschrieben, über die ich nichts sagen mag, minder aus Scheu vor dem Leser, als weil es durchaus unnütz erscheint. Wir wollen nicht den letzten Schleier hinwegziehen, der diese gesammte Literatur verhüllt; sie ist eine verführerzeugenne Mode, die gegenwärtig zu Ende ist, eine Literatur, die glücklicher Weise im Grabe liegt und dieser Früchte getragen hat!

Wir wollen also nichts vom Sopha sagen, ein eben so schlechtes Buch wie ein anderes, welches betitelt ist: Ah! quel Conte! Der Sopha ist ein sehr bekanntes geräumtes Buch. Von allen Romanen Crébillon's ist dieser derjenige, von dem man am meisten spricht, ohne ihn eigentlich gelesen zu haben, eben so wenig wie die übrigen. Ah! quel Conte! ist ein Roman in zwei Bänden, den ich dem Sopha in vieler Hinsicht vorziehe. Die Erzählung ist lebendig, bewegt, geistreich. Der Held des Buches ist ein schwacher Sultan; der mit seinen Frauen schwatzt, ein Held der fast zum Bedauernswerthen, der Geschichten und Ruhe über Alles liebt, und von dem sich Ludwig XV. keineswegs beleidigt fand, so viel Geist drin er als König.

Was aber hier noch gesagt werden muß, um unseren Autor vor noch strengerem Tadel, als dem von uns über ihn ausgesprochenen, zu verwahren, ist dies, daß die Zügellosigkeit seiner Bücher die Schuld seiner Zeit und nicht die seine ist. Die Romane von Crébillon dem Jüngeren sind die Frucht jener üppigen Epoche, wo Alles, wenn man übersieht, was in jener Zeit an schmutzigen Büchern verfertigt und verschlungen worden, so stehen einem die Haare zu Berge! Die Sprache, der Geschmack, die Sitten, der öffentliche Geist, die Ehrfurcht und der Gehorsam der Jugend, Herz und Gemüth der Nation sind zu jener Zeit in Prosa und in Versen, in Romanen und in Kupferstichen auf alle nur erdenkliche Weise, durch alle Kunstgriffe und Hilfsmittel, die der Schamlosigkeit des Lasters zu Gebote stehen, auf's Unbarmherzigste beschimpft und mit Füßen getreten worden. Die trefflichsten Geister machten sich zu jener Zeit ein Spiel, ein förmliches Vergnügen aus der Immoralität. Es saßen zu jener Zeit Männer in der Bastille, Männer von großem Namen, großer Kraft und Geistesgewalt, dabei in der elendesten Lage — bald nackt, den brennendsten Leidenschaften hingegeben mit förderlichen Mitteln, die in der Pein ihrer Gefangenschaft arbeiteten; trotzdem schrieben solche schändliche Bücher. Diese Bücher wurden an der Buchhändler vom Polizei-Lieutenant selber verkauft, der den Beifall des Verfassers zukommen ließ. Napoleon selber hielt in Biedere einen berüchtigten Marquis jener Zeit (den Marquis von Sade) die an seinen Tod eingeherrt. — Die Geschichte dieser Bücher würde sehr lang sein und keines Interesses würdig; es wäre ein Akt dazu erforderlich, den ich nicht habe, und eine Kenntniß, die den Besitzer schamroth machen müßte. Meinem Gefühle nach haben wir schon mit Voltaire übergenug, die von Beförderern, wie Helvetius, Diderot, Montesquieu, J. J. Rousseau, berrühren. Diese sind das beste Mittel, sich vom Leben anderer, die ähnliche Titel führen, abgehalten zu finden. Und wenn man sie gelesen hat, so wird man gern über sie schweigen, schweigen über diese Auswüchse der Literatur, die man wohl oder übel, überall wiederfindet, bei allen Völkern und zu allen Zeiten, bei den Römern, bei den Griechen. In einer Epoche der Bestialität wie Rom im Zustand der Kindheit oder der Verderbniß, ungebunden die Sprache der Sinne zu reden!

Glücklicherweise ist diese Art Literatur von kurzer Dauer. Ist das Volk im Zustand der Kindheit, so ceist das Kind zum Manne heran und zum Familienvater, und denkt nicht mehr an die wilden Tugenden seiner Jugend. Oder ist das Volk verfault, so sterben sie, so sinkt der Greis dahin in Trümmer und Staub zusammen. Frankreich ist in eine seinen kleinen Büchelchen zusammengesunken, mehr noch, weit mehr noch und rascher und sicherer, als unter den Abhandlungen seiner Philosophen.

Doch kam ein Tag, wo die entartete Literatur in Frankreich eine seltsame, höchst eigenthümliche Lehre erhielt. Lange Zeit hatte man mit den alten Sitten ein Spiel getrieben, sie von allen Seiten angegriffen, die Keuschheit der Frauen, die Tugend der jungen Mädchen, die Gottesfurcht der Männer; da trat ein Schriftsteller auf, mit bitterem Zorn und furchtbarer Energie ausgerüstet, und trieb dieser gesammten Schand-Literatur die Art an die Wurzel; Schrecken und Abscheu vor dem allgemeinen Verderben zu erregen, war seine Absicht, der Lasterhaftigkeit einer Zeit den Spiegel vorzuhalten; es schrieb er die Liaisons dangereuses. Welch ein Buch! Welcher Schrecken! Welche Wahrheitsfülle in dieser Frau! Welche Unwissenheit in dem jungen Mädchen! Der gefährliche kalte Wüstling! Die schwache Mutter! Welch eine Welt! Welch ein Luxus! Welche Verachtung alles Maakes und aller Sitte! — Der süscherlichste Kommentar zu allen jenen schlüpfrigen Erzählungen, jenen kleinen halbverbüßten Romanen, allen jenen sentimentalen Schilderungen! Ein entsetzenvolles Gelächter! Ich weiß nicht, was die Menschen jener Zeit gethan hätten, wenn sie sich vermocht hätten, sich in diesem Spiegel zu betrachten und zu erkennen. Aber dieser Blick war ihnen versagt, sie standen schon am schwindelnden Rande des Abgrunds und stürzten hinab in Massen über einander; Thron und Altar und vornehme Herren, Regierung und Glauben, die Herzogin und die Tänzerin! Die gesammte alte Welt, die Welt in Spitzen und gestickten Kleidern — die große, die feine, die ohne Perlen dahinlebte — reich und glänzend auf allen Wegen und jeder Welt, die nur für die Künste, für die Liebe, für die Macht, für den Ruhm, für die Frauen gelebeen war, diese ganze Welt war in einem Tage dahin und todt, todt auf ewig!

Um zu vollenden, was ich noch über Crébillon den Jüngern zu sagen habe, so muß ich hinzufügen, daß dieser Mann, trotz der Leichtsinnigkeit seiner Schriften, in seinem wirklichen Leben von strengen Sitten und untadelhaftem Wandel war. Die Art, wie er sich gegen seinen Vater bis zu dem letzten Lebens-Momenten bezeigen wollte, ist ungemein rührend und schön. Als des Greises hohe Gestalt von Alter und Kummer

Digitized by Google

gebraut war, da ward der Arm seines Sohnes seine Stütze. Nicht eine Stunde verließ ihn der Sohn, der ihm in doppelter Beziehung in gleich hohem Maaße regieren war, dem Vater, dem er Liebte, und dem Dichter, den er bewunderte. Crébillon führte seinen Vater zur Frau von Pompadour. Als der edle Greis eintrat, befand sich Frau von Pompadour im Bette; sie hatte Migraine, das liebe Leiden, das sie an die Tagesordnung gebracht hatte. Sie winkte Crébillon, näher zu kommen. Sie war gerührt, ihn so vor sich zu sehen, vor Schwäche zitternd, arm, den berühmten Mann, dessen Haupt und Schläfe doch so reichlich umwunden waren von Palmen und Lorbeern, den damals der ganze Dichterhalten wurden, obwohl Frankreich später damit freigebig genug gewordenn. Da ließ sie ihn niedersitzen auf ihr Bett, die reizende Frau; sie sagte ihm schmeichelhafte Worte, die sie mit so süßer Stimme und einem so liebenswürdigen Lächeln zu sagen wußte! Der Greis war außer sich und weinte vor Freude. Plötzlich tritt der König ein. Crébillon, am ganzen Leibe zitternd, erhebt sich: „O, mein Gott! Madame!“ ruft er aus, „wir sind verloren! Der König hat mich auf Ihrem Bette stehen gesehen!“ —

Crébillon der Vater genoß eine Pension von tausend Thalern, und seine Werke hatten die Ehre, in der Druckerei des Louvre gedruckt zu werden. Was den Sohn betrifft, so wurde ihm ein Glück zu Theil, das er sich wohl nicht hatte träumen lassen, selbst in seinen Romanen nicht. Er war gerade allen Sorgen um die Nothwendigkeiten des Lebens, die dem literarischen Leben jener Zeit so viel Reiz verliehen, hingegeben, als ihn eines Morgens eine junge Engländerin zu sich bitten läßt; es war eine junge, hübsche, reiche Person von guter Familie, die von den Egaremens du coeur et de l'esprit zu leidenschaftlicher Verwunderung sich Crébillon hingerissen worden war. Sie gab ihm ihre Hand mit allen ihren Glückgütern, und als das Jahr 93 brannten, war Crébillon so glücklich, seine Frau, sein Vermögen und sich selber zu retten.

Wundert euch über die ungleiche Laune des Schicksals und sagt uns den Grund davon, wenn ihr könnt, liebe Leser! Ein züchtiges Englisches Mädchen kommt nach Frankreich, lebendig in der Absicht, dem frivolen Verfasser einiger zügellosen Romane ihre Hand zu bieten, und zu derselben Zeit findet einer der gewaltigsten Geister Frankreichs, das männliche Herz und die feurigste Seele, zum Meister in der Sprache der Leidenschaft, J. J. Rousseau, nachdem er von fünf oder sechs Frauen, die sich Laffen zu Gegenständen ihrer Zärtlichkeit ausgefucht hatten, verschmäht worden war, zur Gefährtin seines edlen Lebens nur eine gemeine Magd, die ihn zu Tode ärgerte und, als er todt war, sich einen Stallknecht heirathete

Jules Janin.

Bibliographie.

De la liberté commerciale et de la réforme de nos lois de douane. — Von A. J. Eberdette.

Bibliothèque militaire. — Von Liskenne und Sauvan.

Flore française. — Von A. Mutel. 3 Bde. 24 Fr.

Australien.

Neu-Süd-Wales.

Nach den neuesten Berichten beläuft sich die Zahl der Bewohner dieser Kolonie, die man gewöhnlich noch mit dem Namen Botany-Bay bezeichnet, auf 65,000. Davon kommen 30,000 auf die Deportirten. Die übrigen 45,000 Individuen laffen sich deutem in drei Klaffen abtheilen. Zur ersten Klaffe gehören die freien Einwanderer; sie sind eben so zahlreich, als jede der beiden übrigen Klaffen, und bilden im Allgemeinen den friedlichsten und anfgeklärtesten Theil der Bevölkerung. Zur zweiten Klaffe rechnen wir die Eingeborenen, die von Europäischen Aeltern erzeugt sind; diese Klaffe steht in ersterem an Intelligenz und Ordnungsliebe nach. Endlich drittens kommen die Freigelaffenen, daß heißt die Deportirten, deren Strafzeit schon vorüber ist, so wie diejenigen, welche mit Rücksicht auf ihr gutes Betragen vor der Zeit begnadigt worden sind. Wenn auch die Erfahrung schon öfters bewiesen, daß die Verbrecher selbst nach ihrer Freilaffung immer noch etwas von ihrem früheren rohearakter beibehielten, so hat man doch die Hoffnung nicht aufzugeben, die sie in Gewerbe treiben, oder etwas Eigenthum erworben hatten, oder überhaupt auf irgend eine Weise bei dem Wohlstande der Kolonie betheiligt wurden, sich allmälig mit der übrigen freien Bevölkerung völlig zu identifiziren und sich die öffentliche Achtung wieder zu erwerben gewußt haben. Sydney, als die Hauptstadt der Kolonie, ist bezuglich schon eine bedeutende Stadt. Man findet daselbst mehrere Manufakturen und Fabriken, die es nicht bloß für Gegenstände zur Befriedigung der nöthigsten Bedürfnisse, sondern auch noch manche Mode- und Luxus-Artikel liefern. Die Zahl der Einwohner beläuft sich gegenwärtig auf 17,000. Alle Donnerstag wird in der Stadt ein Markt gehalten, wo die verschiedenen Erzeugnisse des Bodens und der Industrie zum Verkauf gebracht werden. Im äußersten Süden der Stadt ist auch ein Viehmarkt eröffnet worden; entlich findet man noch einen dritten Marktplatz nicht weit vom Hafen, wo man allerlei Europäisches Geflügel, mehrere Sorten von den auserlesensten Fischen, alle Küchenkräuter und die Früchte der gemäßigten Klimate, wie zum Beispiel Kartoffeln, Melonen, Aepfel, Birnen, Pfirsichen, Aprikosen, Pomeranzen, Citronen, Weintrauben, Feigen, Kirschen und Johannisbeeren, endlich Eier und Milchwerk in Ueberfluß hat; auch sind die Preise aller dieser Gegenstände sehr mäßig. Durch die große Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die zum Verkauf gebracht werden, und die zahlreiche Menge der Käufer und Besucher des Marktes gewährt derselbe einen recht interessanten lebhaften Anblick. In kurzer Zeit haben sich in der Stadt bedeutende Handels-Etablissements gebildet; auch sind mehrere Hospitäler, öffentliche Schulen und verschiedene Kirchen für die anglikanischen, die katholische und die katholische Konfession mit großer Schnelligkeit ausgeführt worden. Einen der bedeutendsten Handelszweige der Kolonie bildet in diesem Augenblick der Wallfisch- und Pottfischfang; gegen funfzig Schiffe von verschiedenem Tonnen-Gehalte laufen jährlich von Sydney aus, um längs der Küsten von Neu-Holland, in der Nähe der Freundschafts-Inseln und an der südlichen Küste von Neu-Seeland zu fischen. Die Kaufleute von Sydney haben in einigen ihrer eigenen Niederlaffungen, wo sie das Fett des Wallfisches schmelzen laffen. Uebrigens besuchen die auf den Wallfischfang ausgehenden Schiffe von Sydney auch die ganze Meeresfläche des großen westlichen Oceans, von dem Port Jackson bis zum Japanischen Meere hin, und werden die bei dem Fischfange erforderlichen Instrumente in Sydney selbst angefertigt. Als ein sehr wichtiges Produkt von Neu-Süd-Wales ist die Schaafwolle anzuführen; dieselbe wird hinsichtlich ihrer Feinheit der Sächsischen Wolle gleich geachtet. Im Jahre 1834 belief sich die Quantität der von Sydney nach London ausgeführten Wolle auf 14,948 Ballen, von denen neulich etwas nach Frankreich gebracht worden. Schon seit langer Zeit werden zu Sydney Zeitungen ausgegeben, die täglich erscheinen, und vor kurzem sind daselbst auch mehrere wissenschaftliche Journale und Almanache, der zugleich einen Abreß-Kalender der ganzen Kolonie enthält, begründet worden. Die Buchdruckerpresse hat sich besonders das Ziel gesteckt, die Abneigung und den Widerwillen der Klaffe der freien Eingewanderten gegen die Deportirten und Freigelaffenen einigermaßen zu bekämpfen, und man kann nicht leugnen, daß dieses löbliche Streben schon von manchem Erfolge gekrönt worden.

Mannigfaltiges.

— Die Ehen in Frankreich und in England. Vergleicht man die Ehen, wie sie in England geschloffen zu werden pflegen, mit denen in Frankreich, so bietet sich uns die auffallendste Verschiedenheit dar. Während die jungen Leute in der einen Seite des Kanals Alles von einer fast übermäßigen Freiheit zu erfreuen haben, sind die Demoiselles auf der andern Seite derselben im höchsten Grade eingeschränkt in dieser Beziehung. Die Französischen Damen kommen sehr selten dazu, über die Wahl ihres zukünftigen Gemahls selbst zu bestimmen; und geschieht dies auch einmal, so sind sie doch immer an die Einwilligung ihrer Aeltern und Vormünder streng gebunden, da das Gesetz ausdrücklich die Eingehung der Ehe davon abhängig macht. Uber selbst bei einem Alter von fünfundzwanzig Jahren drei dem männlichen, und einundzwanzig Jahren drei dem weiblichen Geschlechte, wo nach dem Code Napoleon auch wider den Willen der Aeltern eine Ehe einzugehen gestattet ist, hat man doch solche förmlichkeiten und prozeßualische Handlungen vorgeschrieben, daß die beschiedene junge Dame sich niemals denselben unterziehen dürfte; nur wenige werden, wie das Gesetz es verlangt, durch Akte, die von Notarien oder einen Notarien und zwei Zeugen gegen den Willen ihrer Aeltern feierlich protestiren und so sich drei Monate hindurch dem öffentlichen Gerede preis geben. Von Entsühnungen, wie man sie in England so häufig findet, und wie sie daselbst unter dem Namen „trips to Gretna-green“ so bekannt sind, weiß man in Frankreich gar nichts, indem die jungen Damen wegen der Strenge des Gesetzes gar wohl auf der Hut sein müssen, um nicht den öffentlichen Anstand zu verletzen. Aus allem diesen geht hervor, daß in Frankreich nie eine Ehe zu Stande kommt, wofern nicht die Aeltern vorher ihre ausdrückliche Einwilligung dazu gegeben haben. Sollte aber diese unbeschränkte Macht, die das Französische Gesetz in die Hände der Aeltern gelegt, nicht zu manchem Mißbrauch und mancher Unbill führen?

(Le Mariage en France, par A. Lefebvre.)

— Die Derwische in Konstantinopel. Der Stifter dieses merkwürdigen Ordens war der große mystische Dichter Schelaleddin Rumi, aus dessen Arabischem Titel Mewlana (unser Herr) der Name Mewlewi entstanden ist. Zu Balch, der Hauptstadt von Chorasan, geboren und selbst aus fürstlichem Geblüte stammend, lebte er am Hofe des größten der Seldschukischen Sultane, Alaeddin Keikobad, zu Konieh (Iconium), welches noch heutzutage der Sitz der von Dschelaleddin abstammenden Derwische ist. Wer in diesen Mönchs-Orden aufgenommen seyn will, der muß allem irdischen und sinnlichen Tand entsagen und einem Noviziate von 1001 Tagen sich unterwerfen, während welcher Zeit er die niedrigsten Klosterdienste verrichtet. Erst nach Ablauf der 1001 Tage erhält er gleichen Rang mit den übrigen Mönchen und nimmt von der Zeit an allen ihren religiösen Gebräuchen Antheil. Die Mewlewi stellen zweimal wöchentlich — am Dienstag und Freitag — in ihrem Oratorium (Tekie) öffentliche Uebungen an. Ihr berühmter Wirbeltanz ist von dem Stifter selbst erfunden, der in seinen Werken verschiedene Erklärungen desselben giebt, von welchen folgende die vernehmsten sind: „Indem man einen Kreis beschreibt, kehrt man sich nach allen Seiten, um überall Gott zu suchen, den man überall findet, weil Gott allgegenwärtig ist. Rücksichtlich der Stete Veränderung der Stellung unsere Abdraction von den Göttern dieser Welt, bei deren keinem wir verweilen dürfen.“ — Die Mewlewi haben, wie uns schon mancher Artikel der Türkischen Zeitung belehrte, mehrere Klöster in Konstantinopel. Das vornehmste befindet sich in der Vorstadt Pera. Das Oratorium desselben steht, von dem Kloster separirt, auf dem Todtenacker des Ordens. Dieser Todtenacker beherbergt auch das Monument des berühmten Renegaten Bevnevead, der auf der Türkischen Inschrift den Namen Ahmed führt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 54. Berlin, Mittwoch den 6. Mai 1835.

Süd-Amerika.

Der Diktator Francia.

Von diesem merkwürdigen Manne ist in Europa so wenig bekannt, daß wir, obgleich wir schon früher Manches über ihn und sein Land mitgetheilt, doch gern den nachfolgenden Bericht eines Mannes aufnehmen, den seine vielfachen Beziehungen zu dem Diktator zu interessanten und wichtigen Eröffnungen über denselben befähigen. Der Charakter, so wie das Verwaltungs-System Francia's erscheinen in demselben in wunder günstigem Lichte, als in früher bekannt gewordenen Berichten. Zum Theil mag dies auf Rechnung der Verfolgungen und Unbilden zu setzen seyn, welche der Berichterstatter von Seiten des „Despoten von Paraguay" zu dulden gehabt; von der anderen Seite aber sind diese selbst als ergänzende Beiträge und Aktenstücke zur Charakteristik Francia's anzusehen.

Als nach dem Siege über die Truppen von Buenos-Ayres der Spanische Gouverneur Velasco abgesetzt worden, errichtete man eine Junta, aus den beiden Militair-Anführern Yngres und Cavallero, die bei der Action zugegen gewesen waren, und einem Dr. Francia bestehend, — welche die Angelegenheiten der noch jungen Republik leiten sollte.

Dieser Dr. Francia hat sich durch seine Tyrannei berüchtigt gemacht. Er hat mit so frevlem, unerhörtlichem Gemüthe jede Art von Grausamkeit, nicht gegen seine Untergebenen allein, sondern auch gegen Europäer ausgeübt, daß er, der in Europa noch wenig Gekannte, bekannt zu werden verdient als ein Monstrum von Härte in unseren Tagen vorgeschrittener Humanität und Bildung. Er würde in den schrecklichsten Zeiten des Römischen Kaiserreichs sich den schrecklichsten der Römischen Kaiser haben an die Seite stellen dürfen; so erfindungsreich und raffinirt hat seine Grausamkeit. Im Herausfinden von Motiven für seine Grausamkeit, in der unbeugsamen Härte seiner Maßregeln, in der Ausübung seiner Tyrannei, die, zu kleinlich, um groß genannt zu werden, doch viel zu barbarisch ist, um nicht als monströs bezeichnet zu seyn, hat er durch Mordthaten, Confestationen und Verbastungen sich eine höchst bedeutsame Stelle in den Annalen gesetzloser Verderbtheit errungen.

Dieser ungewöhnliche Mann erhielt seine Erziehung zu Cordova, dem Salamanca von Süd-Amerika. Er ist ein Mann von argslistiger finsterer Art, und von derselben angeborner Haltung. Durch Fleiß, und trotz der Scheelsucht der Kirche, hat er sich, außer den auf der Universität herkömmlichen Fakultäts-Wissenschaften, eine mittelmäßige Kenntniß der Algebra und eine noch oberflächlichere der Geometrie und des Griechischen erworben. Es war jedoch ausgemacht, daß er in beiden Fächern wohl unterrichtet sey; auch war in seiner ganzen Kollegenschaft kein Einziger, der ihm das Gegentheil hätte beweisen können. Nachdem er seinen Kursus gemacht, kehrte er nach Paraguay zurück, wo er bald als Advokat eine ansehnliche Praxis erlangte. — Ein strikes Fasten an der einmal von der vorliegenden Sache gefaßten Ansicht, — ein mehr als gewöhnlicher Scharfsinn, so wie die Kenntniß seines Fachs, — große Erfahrung und ein daraus hervorleuchtendes Uebergewicht über die Schwäche seiner Landsleute, — dazu der ihn umgebende Nimbus wegen seiner mysteriösen Beriauthheit mit den geheimen Wissenschaften, — Alles dies erregte von ihm eine hohe Meinung. Mit Buchstaben-Zauberbinden und multiplizirten ju können, — eine Sprache zu lesen, deren Charakteire sogar unbekannt waren, — Winkel zu messen und Höhen zu bestimmen mit der Messscheibe, — und die Kometen Trabanten vermöge eines Teleskops zu zeigen, — das waren Künste, die so gewiß jedem Einwohner von Paraguay, außer dem Dr. Francia selbst, unbekannt waren, als der Universität, die ihn erzogen hatte, eine bedeutsch geschriebene kritische Dissertation über das hochwichtige, tiefverdiente und sublime Gebrimmiß des Digamma.

Diese Ueberlegenheit des Dr. Francia in seiner Profession steigerte sich noch, als er Mitglied des Verwaltungs-Ausschusses ward. Bald versuchte er es, den militairischen Einfluß seiner beiden Kollegen durch seine juristischen Kunstmiffe und seine wachsende Popularität zu zerstören. Er stichelte, spöttelte und kommandirte, bis endlich die anderen Mitglieder der Junta seines Uebermuthes müde wurden. Er seinerseits hatte wiederum auch seine Lust, länger ihrer Unwissenheit und Anmaßung zuzusehen. In einem Anfalle von Verdruß und Mißbehagen auf seiner und zur größten Befriedigung der anderen Seite zog er sich in seine Privat-Verhältnisse zurück, nach seinem kleinen Landhause, etwa sechs Meilen von der Stadt.

Hier war es, wo er allmälig und erfolgreich, obschon ganz im Stillen, seinen Einfluß unter dem Volke auszubreiten begann, — durch schmeichelndes Benehmen gegen die niederen Klassen, — durch scheinbare Resignation auf alle Gewalt, auf deren mißbräuchliche Ausübung er dagegen desto schärfer hinbeurete, — und durch affektirte eifrige Hingebung für die Studien, denen er, wie er wohl wußte, so viel von der blinden und immer steigenden Anhänglichkeit, deren er genoß, zu verdanken hatte.

Ich hatte um jene Zeit Gelegenheit, ihm auf dem Lande sehr nahe zu leben, und da ich fines Abends in die Nähe seines Hauses gekommen, bat er mich mit der damals in allen Spanischen Besitzungen gelaufenen Gastfreundlichkeit in das Haus. Die Hütte hatte ein niedriges Strohdach; rings um dieselbe lief ein bedeckter Gang, der vor der Thüre Schatten gewährte, und, da er Mauern und Fenster gegen die Strahlen der Sonne schützte, nicht bloß die niedrige Wohnung kühl erhielt, sondern auch über die ländlichen Zimmer ein liebliches Halbdunkel verbreitete. Das Häuschen lag am Fuße eines kleinen Hügels, der bis zum Gipfel schön mit Bäumen bewachsen war. Wenige Palmen breiteten ihr anmuthiges Laubwerk über den Rasen des räumigen Grasplatzes vor demselben. Eine große Zuckerrohr- und Baumwoll-Pflanzung auf der einen Seite des Hauses, und ein dichter dunkler Orangen-Hain, der einer Menge Papageyen Futter und Schatten bot, auf der anderen, nahmen zur Hälfte das kleine Thal ein, in welchem die niedrige, doch romantische Wohnung dessen lag, der einst Diktator und Tyrann von Paraguay werden sollte.

Die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten eben das friedliche kleine Thal, und tauchten die baumreichen Anhöhen, von denen es umschlossen lag, in die lieblichen Farben der Dämmerung. Die Papageyen setzten sich auf ihre Stangen, um zu schlafen, und die Fasanen nahmen an den schönen Gebüschen entlang ihren Abendschmaus zu sich.

Es lag in der ganzen Szenerie der Reiz tropischer Lieblichkeit und eine Stille, die, wie man denken sollte, der abgeschlossenen, zurückgezogenen Art des Dr. Francia zusagen, seinen Charakter — namentlich in Verbindung mit seinen Studien und der anmuthigen Einsamkeit und Abgeschiedenheit des Ortes — wenigstens einigermaßen hätte sanfter stimmen sollen; aber der wilde Ehrgeiz lag, gleich einem lauernden Unglücks, in seiner Brust, und wartete nur auf die Gelegenheit, aus seinem Hinterhalt hervorzukommen, um das Land mit Blut zu bedecken, und Verwüstung und Verderben überall zu verbreiten.

Er ging in dem Vorhause auf und ab, in einen weiten schlachtenen Mantel nach Spanischer Weise gehüllt, und schlürfte durch eine Röhre aus einer kleinen Calabaste einen Aufguß der Yerba oder des Paraguay-Thees. Seine Figur war lang und mager, seine Farbe gebräunt, seine Miene und Haltung schriftartig streng und ernst, obgleich sie sich bei dem Empfange eines Gastes, in dem er einen Ausländer sah, zu dem Ausdruck würdevoller Galanterie milderte.

Nach der ersten Begrüßung hatte ich Muße, dieses scharfsichtige, strenge, durchdringende Gesicht zu beobachten. Sein dunkles schwarzes Haar war forglam von der großen Stirn gestrichen, und fiel reich auf die Schultern nieder. Der seine forschende Blick seines schwarzen Auges ward durch eine graufe leichte, fast schiefe Art des Betrachtens gemildert. Er sprach in sehr allgemeinen Phrasen über den Zustand des Landes, sagte, daß er nur sich selbst habe, und bot sein Haus und seine Dienste in den gewöhnlichen Höflichkeits-Formein, wie sie im Lande kursirten, an.

Kurz, nach dieser Periode kam er zur höchsten Macht, nachdem er alle seine Pläne und alle seine verschlagenen Maßregeln in's Werk gesetzt, durch welche diese Macht dauernd, unbeschränkt, grausam und durchaus seiner Rechenschaft pflichtig werden sollte.

Um die Zeit, da Dr. Francia wieder an der Verwaltung Theil nahm, schickte Buenos-Ayres einen Deputirten nach Paraguay in der vernünftigen und natürlichen Erwartung, daß dieses, — ohne die gezwungene Anerkennung einer Abhängigkeit von jenem Staate, — Maßregeln ergreifen werde, die ein freundschaftliches politisches Verhältniß zwischen beiden Ländern, namentlich in kommerzieller Rücksicht, begründen sollten. Der von Buenos-Ayres gethane Antrag einer Allianz war durch die wechselseitige Stellung der beiden Staaten zu einander so natürlich bedingt, daß Jeder eine rasche Erledigung der Angelegenheit durch Stipulationen, die mit den Interessen beider Staaten im Einklange standen, entgegen sehen mußte. Die Sache schlug jedoch anders aus.

Dr. Francia hatte vorweg beschlossen, sich nicht mit Buenos-Ayres, so wie überhaupt mit keinem Staate, Großbritannien ausgenommen, in Verbindungen einzulassen. Die Verbindung mit England sollte ganz in derselben Weise und unter denselben Bedingungen stattfinden, wie zwischen China und England. Zu Neembucu, 240 Meilen von A

Digitized by Google

sumption, der Hauptstadt von Paraguay, war ein Nebenhaben angelegt worden, wohin seine merkantilischen Verbündeten, die Engländer, ihre Manufakturen bringen durften, unter der Bedingung jedoch, daß sie ihn zu gleicher Zeit mit Waffen und Munition versorgten. Er beschloß ferner, sich seiner Collegen zu entledigen, und that so, als wenn er, bevor er dem Deputirten von Buenos-Ayres Beschied geben könne, den großen Kongreß zusammenberufen müßte, der aus Repräsentanten bestand, die mit der kleinlichsten und ängstlichsten Aufsicht aus dem Volke gewählt worden. Zu diesem Behufe erließ er Befehle, so daß drei Monate auf die bloße Zusammensetzung des Kongresses vergingen. Die Zwischenzeit benutzte er sehr geschickt dazu, die, zwischen seinen Landsleuten und Buenos-Ayres natürlich bestehende Feindschaft zu nähren und zu steigern, — die Offiziere der Truppen von Paraguay in sein Interesse zu ziehen, — sich persönlich und genau mit den Deputirten, die in die Stadt kamen, bekannt zu machen, — und eines Jeden Sie tellett nach Wünschen zu bestechen, — verrätherische Briefe, unbekannte Verfasser, Verschwörungen von Schuß und Beförderung in Bezug auf die respektive Volksklasse, der er angehörte. Durch eine Verzögerung nach der anderen, wußte er die Zusammenberufung des Kongresses zwei Monate über die für seine Sitzungen bestimmte Zeit hinzuhalten, — nachdem sich bereits alle Deputirten in Assumption eingefunden. Durch diesen Plan gewann er nicht nur Gelegenheit, seinen Anhang zu verstärken, die zu ihm Uebergetretenen vollends zu gewinnen und die noch Schwankenden für sich zu entscheiden,' sondern brachte die armen Deputirten in solche Mißlichkeiten und Unkosten, daß sie sich durch seine Einführungen bestimmen ließen, auf einen endlichen Abschluß ihrer Geschäfte gleich den ersten Tag des Kongresses zu bestehen.

So übergaben sie sich und das Land, — an Händen und Füßen gebunden, — dem Manne, der die Macht, mit welcher er von ihnen bekleidet worden, verwandte, ihren Beruf zu vernichten, — ihren Ueberhau zu zerstören, — die niedrigen Volksklassen zu Sklaven zu machen — und einen jeden Mann im Lande, an dem nur eine Spur von Einfluß, Wohlhabenheit oder Kenntnissen sich zeigte, zu mißhandeln oder gefangen zu nehmen.

Man würde kein Ende finden, die niedrigen, gemeinen, aber gut berechneten und wohlgeordneten Maßregeln aufzuzählen, deren sich Francia jetzt bedient, um sein Ziel vollkommen zu erreichen. Seine erste Sorge war, jeder Muskete und jede derselben Büchse aufsammeln zu lassen und in seine unmittelbare Aufsicht zu nehmen. Die Zahl der Wachen (Quarteieros, wie sie heißen, weil sie sich in Quartieren oder einer Art Baracken befanden) wurde vergrößert, und jeder Offizier, als der Capitains-Rang abgeschafft; der Diktator selbst war Colonel, General, Zahlmeister und Quartiermeister und erster Schneider im Regiment. Keine Mühe ward anders, als von ihm eigenhändig verabfolgt; Grenadierhüte und Uniform-Tressen wurden nicht blos von ihm ausgetheilt, sondern auch angepaßt, eingefaßt und vertheilt durch ihn selbst. Er verkehrte persönlich mit allen Leuten des Regiments, häkelschritte, schmeichelte, liebkoste, bezahlte sie selbst. Dabei wußte er den Geist beständiger, eifersüchtiger Rivalität und der Bewerbung um seine Gunst unter ihnen zu erregen. Er brannte sein Leutestglatts-System bei dem Regiment, führte es ein bei der Artillerie, Cavallerie, Fregatten, Kähnischs und Lieutenants hinunter, bis es bei dem Capitain seine Gunschaft erreichte. Die höhere Stellung, die dieser einnahm, erschien durch die natürliche Verehrung und Ergebenheit, die jedermann in der Gemeinde gegen den Diktator hegte und äußerte, je nach der von demselben erfahrenen Begünstigung, — in einer gewissen Unterordnung. Gegen dieses, dem Subalterenoffiziere geltattete Selbstgefühl reagirte der Diktator wieder durch den entgegengesetzten Grundsatz gegen die Befehle des Capitains, die er von Soldaten und Offizieren forderte. So sah sich der Capitain, ohne den vom Diktator angelegten Plan zu durchschauen, im Besitz des wirklichen Kommando's, ohne allen moralischen Einfluß; und wiederum fühlte der Soldat, ohne zu wissen, wie so? daß, ob er gleich dem Capitain und seinen übrigen Vorgesetzten zu gehorchen habe, — in sofern dies eine Bedingung war, bei dem Diktator in Gunst zu kommen, — wenig der Capitain dem Soldaten anderes Gutes oder Nachtheiliges zu Schulden kommen ließen, der Diktator leicht auf ihn, den Soldaten, — fallen konnte, und ihn an die Stelle jener setzen. So bildete die eifersüchtige Wachsamkeit eines jeden höheren Offiziers auf den ihm zunächst untergeordneten ein Beaufsichtigungs-System in Rücksicht auf das Betragen, und es konnte nicht fehlen, daß von jedem Mißverhalten dem Diktator Bericht erstattet wurde. Die Hoffnung einer Rangerhöhung, wie sie der Diktator den Subaltern-Offizieren und den Gemeinen immer vorspiegelte, erbeitt diese einerseits in den Kreise ihrer Pflichten; so wie sie andererseits jeden Versteß gegen die Subordination von Seiten der höheren Offiziere gleich in's Hauptquartier meldeten. — Eben so wurde auch ein esprit de corps nicht blos begünstigt, sondern sogar eingeschärft, selbst dem niedrigsten Soldaten, da er angehalten wurde, sich als bedeutsamer zu betrachten, denn jeden Bürgerlichen. Durch diese Aufgeblasenheit der Subaltern-Offiziere und der Diktator nicht blos jede unangenehme Stimmung, die sich bei seinem Zuchtsystem nur zu leicht in dem Einzelnen hervorbrängen konnte, niederzudalten und auszugleichen, sondern auch seine Schreckensregierung auf das festeste zu begründen, und jede Spur bürgerlicher Freiheit unter dem Volke zu vertilgen. Er hatte beschlossen, jeden Geist, der kühn genug wäre, seine Macht in Zweifel zu ziehen, welche nicht blos an sich unumschränkt, sondern auch in der Bedeutung ihrer Grausamkeit unberechnungsfähig sein sollte, — in gänzliche, schwelgende Unterwürfigkeit zu verwandeln. Er sann immerfort neue Mittel aus, ein ohnedies schon so niedriges Volk, wie die Paraguayten bereits in ihrer politischen Verworfenheit waren, noch nichtswürdiger, noch knechtischer, noch unmissender zu machen.

Niemand konnte über die Straße gehen, ohne von dem ersten besten Soldaten, dem er begegnete, absichtlich gestoßen zu werden; dieser zwang Jeden, den Hut vor ihm abzunehmen, lachte ihn aus, neckte ihn und forderte Geld. Kein Haus war gegen ihre Insolenzlichkeit geschützt, Niemand konnte sich der Anstrengung ihrer Lasterhaftigkeit entziehen. Gelegentlich schalt sie wohl Francia einmal aus, aber mehr, um sie in unumschränkte Macht des Diktators selbst über den militairischen Uebermuth, den er selbst genährt, fühlen zu lassen, als um diejenigen, welche von jener Zügellosigkeit gelitten, zu bezüglichen oder sich Popularität zu gewinnen.

Sein nächster Schritt war, jeden, sowohl merkantilischen als bürgerlichen Vorsteher, mit jedem Orte außerhalb der Grenzen von Paraguay abzuscheiden; keine Seele durfte in die Provinz kommen oder sie verlassen; kein Ballen Waare durfte ausgeschifft werden; eine ganze Kirchhofsstille lastete auf dem Lande. Rüthige Fahrzeuge bieben den Fluß nicht mehr, noch auch gab es Handel; die ausfuhrbaren Produkte des Landes wurden in den Magazinen aufgespeichert; Tabak ward nicht mehr gebaut, dem Niemand suchte welchen; die Herde konnte nicht mehr vermehrt werden, und wurde daher selbst eingeschränkt; die Zuckerbauer stellte ein Handwerk ein; Tausende von rüstigen, arbeitsamen Menschen fielen ohne Arbeit und Beschäftigung der Gemeinde zur Last. Armuth brach über das Land nach seiner Länge und Breite herein. Einundzwanzig Jahre sind verflossen, seitdem Francia das Land von seinem natürlichen Verkehr mit andern Ländern abgeschnitten, und nicht nur hat während dieser Zeit das rüstige und wohlthätige Zusammenleben erstarben müssen, sondern Schäfer, Löffer und Elend, eine sklavische Abgestorbenheit und Apathie hat sich aller Bewohner bemächtigt. Die Länder, welche sie früher versorgt, namentlich mit Zucker, Thee und Tabak, haben sich inzwischen des Gebrauchs dieser Produkte entwöhnt, oder sich anderswoher ihren Bedarf verschafft, so daß das Elend nicht blos für die Gegenwart eingetreten, sondern auch die für die Zukunft dauern wird, da es große Mühe und Anstrengung kostet, bandels-Artikel zu ihrer früheren Bedeutsamkeit zu erheben; und einzig wie den Feuerschrift in Anschlag, — ganz unter einer ordentlichen vernünftigen Verwaltung sicher erfolgt wäre, so ist der Rückschritt, den Dr. Francia's Tyrannei verbrigeführt, so wie der Umfang der politischen Verbrechen, für die er verantwortlich ist, gleich furchtbar und unberechendar.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ueber den jetzigen Zustand der Oper in Paris.

Von Fétis.

Vor ungefähr sieben oder acht Jahren kam man auf den Gedanken, die Oper, welche damals auf Kosten der Civil-Liste unterhalten wurde, in Privat-Entrepris zu geben, weil in der Verwaltung jeden die größte Nachläßigkeit und Unordnung eingerissen war. Ich schrieb bei dieser Gelegenheit einen langen Artikel für die „Revue musicale", in welchem ich die Folgen einer solchen Maßregel untersuchte, sowohl für den Fall, daß der Unternehmer sich zu Grunde richten, als für den bei weitem schwierigeren, daß er Vortheile einärnten sollte.

Den letzteren Fall angenommen, wies ich die Schwierigkeit nach, für die Direktion einer Bühne, wie die Pariser Musik und Tanz, Vervollkommnung ihrer Ausführung die Grundlagen zum Gelingen seines Unternehmens zu suchen genezigt seyen möchte. Ich sah es kommen, daß man mit der Bühne eine Umgestaltung vornehmen, materielle Mittel an die Stelle der Kunst setzen und dem Publikum prächtige Decorationen, glänzende Kostüme, und was man Alles unter der Scenerie begreift, als Hauptgegenstände seines Vergnügens darbieten würde. Dann es ist leichter, sagte ich, bei einer Spekulation eine gewisse Fähigkeit dafür zu finden, den Eindruck dieser Nebensachen auf die Massen zu beurtheilen, als reelle Kenntnisse, um den Werth einer Partitur, das Verdienst eines Sängers zu würdigen, und vor Allem den festen Willen, unablässig für die Verbesserung des öffentlichen Geschmacks und für die Erhaltung und Ergänzung des ihm anvertrauten Künstler-Personals zu sorgen.

Der Unternehmer, sagte ich hinzu, wird die Hülfsquellen, welche er vorfindet, nicht nur benutzen, sondern auch mißbrauchen, denn seine ganze Zukunft wird für ihn innerhalb des Termins seiner Pachtzeit liegen. Vielleicht möchte es ihm sogar, falls sich in ihm noch Eigenliebe mit Gelbsucht verbindet, nicht ganz unangenehm seyn, wenn nach ihm sein Entrepreneur mehr fortkommen könnte. Es wird ihm, sobald er sich sein Glück geschaffen hat, ein süßer Gedanke seyn, daß sein Nachfolger von denen, die Alles nicht nach den Forderungen, als nach den Ansichten zu beurtheilen geneigt sind, bedauert werden möchte.

Ich folgerte daraus, daß es angemessener sey, die Oper, nachdem man sie durch die Wahl eines einsichtsvollen Intendanten verbessert, auf Rechnung des Staats verwalten zu lassen, weil es dem Staat darum zu thun seyn müsse, ein solches Institut zu erhalten und fortwährend zu verbessern.

Ich sagte noch, was in meinem Artikel für die damalige Centur Anstößiges war; ich weiß nicht, ob vielleicht ein Censor auf die Königliche musikalische Akademie Absichten hatte, genug, der Artikel wurde unterdrückt. Uebrigens gab man den gehegten Gedanken auf, und die Oper blieb, wie früher, der Civil-Liste übertragen.

Einige Jahre später erhielt Herr Véron von der Juli-Revolution das Zugeständniß, mit dem man damals zurückgehalten hatte. Man weiß, wie Glücklich er gewesen ist, aber man hat vielleicht nicht über die Grundsätze nachgedacht, die ihn geleitet, über die Mittel, die er angewendet, über die Verdrießlichkeiten, die ihm begünstigt, und endlich über die Folgen des Systems, welches er befolgt hat. Diese Punkte will ich hier untersuchen, um meine Leser in den Stand zu setzen, den jetzigen Zustand der Oper und ihre Zukunft zu beurtheilen.

Herr Véron ist ein Mann von Geist, der schon vor der Uebernahme der Oper Proben von seinem Talent zu geschäftlicher Benutzung dem Entrepriser gegeben hatte. Er ist ein Geschäftsmann im vollen Sinne

Digitized by Google

des Worts, von kaltem und ruhigem Charakter, das Verlockungen der Einbildungskraft nicht zugänglich, und ein außerordentlicher Kenner des positiven Werths der Dinge und des relativen Werths der Menschen, wenn er auch nicht immer sagt, wie er darüber denkt. Ehe er an die Spitze seiner neuen Verwaltung trat, hatte er wohl eingesehen, daß er einiger Vorbildung dazu bedürfe, denn die dahin war die Musik seinen Beschäftigungen ganz fern geblieben; selbst das Innere eines Theaters war ihm wenig bekannt. Bei seinem Verstande und seinem kräftigen Willen konnte er jedoch über die Grundbedingungen seines Glücks nicht lange in Unwissenheit bleiben; er fing also an zu studiren, indem er es sich angelegen seyn ließ, dies zuerst in der Eigenschaft eines Regierungs-Agenten zu thun, und die Geschäftsführung nicht eher auf seine Rechnung übernahm, als bis er sie vollkommen kannte und seiner Sache sicher war.

Jeder Empörkömmling flößt Mißtrauen ein in Betreff seiner künftigen Handlungen; der Regierung traf also Vorsichtsmaßregeln gegen Herrn Véron; sie suchte sich auf eine Art und Weise zu verwahren, die man wohl zu streng und bart hätte finden können; er aber, bei seiner Geschäfts- und Weltkenntniß, erschrack darüber nicht. Viel Vorsichtsmaßregeln wurden ihm auferlegt, viel Hindernisse ungahen ihn; eine Kommission war damit beauftragt, über Ausführung des Kontrafts zu wachen; sie hielt ihre Sitzungen in dem Verwaltungs-Lokal der Oper selbst und beobachtete die geringsten Bewegungen des neuen Direktors mit scharfem Auge. Jeder Andere, außer Herrn Véron, wäre über all diesen Zwang erschrocken; doch er wußte recht gut, daß Männer von Welt sehr bald einer Geschäfts müde werden würden, das zuweilen peinlich, unbequem, ihren Gewohnheiten und Beschäftigungen fremd ist, und daß er nur einen unverabredlichen Interesse zu leiten, auf seinem Posten nicht wich und wankte. Es kam so, wie er es vorhergesehen hatte; unvermerkt wurden die Mitglieder der Kommission der Sache überdrüssig; sie zerstreuten sich, und ich weiß nicht, ob es ihnen noch manchmal in langen Zwischenräumen einfällt, sich wieder zu versammeln; wenigstens spricht man in der Oper nicht mehr davon.

Die Geschicklichkeit des Herrn Véron bestand nicht allein darin, daß er sich aus einem Zustande bemüthiger Abhängigkeit zu unumschränkter Gewalt emporschwang; sie zeigte sich noch weit mehr in seinen Verhältnissen zum Publikum. Der schlaue Direktor begriff sehr wohl den Einfluß, den die Presse in unserer Zeit ausübt, und drohente sich derselben mit seltener Gewandtheit, um dem Theater der Straße Lepelletier den Zudrang wieder zu verschaffen, den es verloren hatte. Seine Neigungen zu neuen Kreationen erkannte er sehr richtig, und zögerte gegen seinen Erfolg zu bieten. Sie machten es sich zur Pflicht, seine Anstrengungen, seine Aufbauer, seine Neuerungen darzuthun; sie erregten die öffentliche Neugier zu seinen Gunsten und führten ihm wie an der Hand die Zuschauer zu.

Die Umstände waren ihm überdies günstig. Die Juli-Revolution hatte eine beklagende Ordnung der Dinge mit Gewalt zerstümmert, alle Meinungen gestalten und auf diese Weise die Unbeständigkeit in den Salons erschwert. Man mußte sich irgendwohin flüchten, und man ging also ins Schauspiel, um sich den politischen Wirren zu entziehen. Die Zeitungen wiederholten täglich, man müsse die Oper besuchen, um sich von dem Lärm der Börse und von den parlamentarischen Erörterungen zu zerstreuen; und man folgte dem Rath.

Als das Publikum erst den Weg in das Theater gefunden hatte, war es die Sache des Direktors, ihm diesen Weg nie aus den Gedanken zu bringen und hierin nun verdient Herr Véron unsere ganze Bewunderung. Mit welcher Kunst wußte er lange Zeit hindurch einen Anschlaggettel so einzurichten, daß derselbe die Neugier rege machen mußte und oft hinreißender war, als die Vorstellung selbst. Hatte in einem neuen Stück eine Scene mißfallen, so kündigte am folgenden Tage der Theaterzettel in goldbohen Buchstaben an, daß man, um sich von dem Geschmack des Publikums zu überzeugen, eine unterbrochen habe. Jedoch, sagte sich Herr Véron mit vielem Takt, Jedermann hat nicht der ersten Vorstellung des Werks beiwohnen können, und wenn man es der Meinung der ersten Richter schuldig ist, sich ihrem Urtheil zu unterwerfen, so ist man auch der Neugier der Anderen schuldig, ihnen das zu zeigen, was sie noch nicht kennen; auch einer Anzahl von Vorstellungen beobachtzigte also der verstürzende Zeitel die Beobader der Neugierden, daß sie nicht mehr zu befriedigen sey. Durch solche zarte und unaufhörlich abwechselnde Aufmerksamkeiten wußte der Unternehmer der musikalischen Akademie sein Publik zu vermehren und sich den Zulauf, den er für sein Theater gewonnen hatte, zu erhalten. Dieser Zulauf war seit ungefähr 4 Jahren so groß, daß die Einnahme sich oft für Vorstellungen, die nur aus einigen sonst ohne Erfolg gegebenen Opern- Scenen und irgend einem kleinen Ballet bestanden, auf 9- bis 10,000 Fr. belief, so daß sie in der That keines geringen Talents, um zu solchen Resultaten zu gelangen und den öffentlichen Geschmack so zu bezaubern.

Noch war nicht lange Zeit seit Herrn Véron's Eintritt in die Verwaltung der Oper vergangen, als er einsah, welche Vortheile es ihm bringen würde, wenn er die Bestimmung des Theaters, welches er zu leiten hatte, verändern könnte. Er hatte zwar, da er die gewaltige Anstrengung kannte, welche es kostete, sich dahin, seit dem Tage seiner Ankunft eine Sprache zu ihnen geredet, die ihrer Eigenliebe öfters aus schmeichelh wußte; aber schon hatte er sich gesagt, daß verdienstvolle Komponisten selten seyen, und daß man, um gute Werke von ihnen zu erhalten, unaufhörlich erneuerte Opfer bringen müsse; daß ausgezeichnete Sänger in noch viel geringerer Anzahl vorhanden, und daß es also übrig sey, sie sehr theuer zu bezahlen; endlich, daß manche Summe zu erübrigen seyn würde, wenn es möglich wäre, sich mit Hülfe des Decorateurs und Theatertechnikers den Forderungen und Launen aller jener Künstler zu entziehen. Von dem Augenblick an war der Plan des Herrn Véron auch entworfen; er bestand darin, den Pomp der Vorstellungen zu vergrößern und die Verbreitung der Musik herabzuwürdigen. Da erbieit der Cirque-Olympique, der bis dahin keine Konkurrenz zu bestehen hatte, plötzlich einen furchtbaren Nebenbuhler in der Königlichen musikalischen Akademie.

Der erste einigermaßen wichtige Schritt, den Herr Véron in seiner neuen Laufbahn that, war die Art und Weise, wie er die Oper Robert der Teufel in Scene setzte. Dieses Werk war schon fertig, ehe er die Leitung der Oper übernahm, und die vorige Verwaltung hatte schon darüber mit dem Komponisten unterhandelt. Herr Véron betrachtete die Verpflichtung, diese Oper auf die Bühne zu bringen, als eine drückende Last und ließ in seinen Kontrakt die Klausel einfügen, daß ihm die Regierung eine Entschädigung von 50,000 Fr. für die Kosten zahlen solle, welche die Scenerie verursachen würde. Ich weiß nicht, ob die Kammern viel mehr als jene Summe für Verzierungen bewilligt haben, auch sey, Robert der Teufel war keine so nachtheilige Acquisition für Herrn Véron, als er zu sprechen schien; zu wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, so war es dieses Werk, mit dem das Glück der großen Oper begann.

Mit noch weit größerer Pracht wurde die Vorstellung, eine Mischgattung von Ballet und Oper, die auf das Werk Pleyerbeer's folgte, in Scene gesetzt. Das System des Herrn Véron wußte sich in diesem Stück um so mehr entwickeln, als es sich um einen Versuch handelte, ohne einen einzigen der ersten Gesangs- und Tanz-Künstler dennoch eine gute Einnahme davonzutragen. Der Erfolg war nicht von der Art, wie man gehofft hatte, und die Direktor sah sich genöthigt, seine Reformpläne zu vertagen, aber er entsagte ihnen nicht.

Alle Ausgaben, die nicht das Material zum Zweck hatten, so viel als möglich zu vermindern, um sich desto freier den glänzenden Ausgaben zu können, dies war eine unvermeidliche Folge des neuen Systems. Es wurde denn zuerst das Gehalt der Mitglieder des Orchesters heruntergesetzt; so verschwand Perrot, der letzt ausgezeichnete Tänzer, vom Opernitheater; so wird, wie verlautet, Madame Damoreau im Laufe des Sommers diese Bühne verlassen; und läßt sich irgend ein junger hoffnungsvoller Tenor blicken, so dürfte Nourrit ihr folgen. Dabei ist wohl zu bemerken, daß Herr Véron sich dies Alles sorgfältig seyn läßt, zu prüfen, ob auch ein Theil seines Publikums mit seinen Ideen sympathisirt, und daß er sich nicht eher entschließt, diese letzteren auszuführen, als bis er des Beifalls sicher zu seyn glaubt. Jetzt zum Beispiel zeigt ein großer Theil des Parterre's bei weitem weniger Geschmack, als früher, an dem Talent Nourrit's, Levasseur's und der Madame Damoreau, während es leidenschaftlich für die schönen Aufstungen und die herrlichen Effekte in der Idria des Einfluß ausübt.

Ich sah in den letzten Tagen des Januar eine Vorstellung der Oper „Robert der Teufel", in welcher Madame Damoreau nach langer Abwesenheit wieder auftrat. Die Sängerin war bewunderungswürdig, sowohl durch der neuen Züge, welche sie in ihrer Rolle entwickelte, als auch durch die Vollendung, womit sie dieselbe ausführte. Niemals hatte Levasseur kräftiger gesungen, Nourrit nie lebendiger gespielt. Aber der Theil des Publikums, von dem ich spreche, schien sich nicht an diesen rein Vergnügen zu finden. Zwar schallte lebhafter und wiederholter Beifall aus dem Orchester, dem Amphitheater, den Logen und den Balkons, dessenungeachtet aber war es doch nicht zu verkennen, daß einr Anzahl der Zuschauer die Ideen und Ansichten des Direktors der Oper theilte.

Der Plan, dem Material das Uebergewicht zu geben, entwickelte sich in einigen Ballete, in Gustav und besonders in der Idria mit einem früher nie gekannten Glanz. In letzterem Werk namentlich wurden alle Gränzen überschritten. Der Zudrang zu diesem Prachtstück ist ungeheuer, und Herrn Véron's Erwartungen gehen bei jeder Vorstellung immer mehr in Erfüllung. Freilich thut auf dies blendende Gepränge der Musik großen Schaden, denn die Zuschauer, deren Augen zu sehr beschäftigt sind, können ihr nur wenig Aufmerksamkeit widmen, aber sie ist ihnen schon gesagt, daß die Musik von Herrn Véron nur als Nebensache bei den Vorstellungen betrachtet wird, und sie ist auch hier in der That nichts anderes, denn wenn man diese Kunst nicht zum Hauptzweck macht, so hat sie nur geringen Werth. Wir Kunstgenossen und der edlere Theil der Gesellschaft, der für die Schönheiten der Musik empfänglich ist, weil der beständige Umgang damit seinr Organe vervollkommnet hat, wir bedauern, daß an die Stelle der Erzeugung, die uns so viel Genuß gewährt, eine leere Augenweide tritt, die man uns wohl, was er that, als er es hier eine mit der anderen vertauschte. Er wußte, daß der Oper die dahin ein Publikum gefehlt habe, welches sich im Sommer nicht auf's Land begiebt, ein gutes bürgerliches Publikum, welches an einem schönen Schauspiel mehr Geschmack findet, als an der süßen Wonne einer meisterhaften Partitur; für dieses Publikum hat er gearbeitet, und dies ist der Schlüssel zu seinem Verfahren.

Während die Unternehmer des Theatre-Italien durch die vielen trefflichen Sänger, welche sie zusammengebracht, und durch die vollendete Ausführung der Musik dir ganze gesellschaftliche Aristokratie bei sich versammelten, wandte sich der Direktor der Oper an eine andere zahlreichere und der Größe seines Saales angemessenere Klasse von Zuschauern. Daher die Veränderung, welche seit zwei Jahren in dem Publikum dieses Theaters vorgegangen ist. Wer einige Zeit den Vorstellungen der Oper nicht beigewohnt hat und sie jetzt einmal wieder besucht, wird betroffen seyn über den ganz verschiedenen Anblick, welchen das Haus in der Straße Lepelletier gegen ehemals darbietet. Genug, dir Königliche musikalische Akademie in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist nichts als Franconi im höheren Stil. Darin glänzt das kaufmännische Genie des Herrn Véron, ein Genie, welches man ihm nicht absprechen kann, ohne ungerecht gegen ihn zu seyn.

Bibliographie.

Flore française, destinée aux herborisations. — Von F. Mutel. Th. I. 8 Fr.

Digitized by Google

De l'Instruction intermédiaire et de son état dans le midi de l'Allemagne. — Première partie: Berne, Hoswyl, Zurich, Bavière. — Von Saint-Marc-Girardin.

Mélanges d'économie sociale, de littérature et de morale. — Von Lapponneraye. (Wird aus zwei Bänden bestehen.)

Origine de tous les cultes, ou Religion universelle. — Von Dupuis. Mit neuen Zusätzen herausgegeben von P. R. Auguis. 3 Bde.

Philosophie de révélations, adressée à M. le professeur Lerminier. — Von H. Ehabo de Navarre. 3 Fr.

Les Soirées d'un pensionnat, ou Contes à nos jeunes anies. — Von Madame C. Colbrant-Michenean. 6 Fr.

Le Consulat et l'Empire, ou histoire de la France et de Napoléon Bonaparte. De 1799 à 1815. — Von A. C. Thibeaudeau. Th. I. und IV. 10 Fr. (Das Ganze wird aus 10 Bden bestehen.)

Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. — Von Lamarck. Herausgegeben von Deshayes und Milne Edwards. Erster Bd.

Rußland.

Das Erdbeben.

Ein Russisches Landschafts-Bild.*)

„Herr Ehorunschki (Kosaken-Fähnrich)", sagte Nadeschda, „lassen Sie uns den Gletscher besteigen, und zwar so hoch wir können; ich glaube, daß die Aussicht dort ganz herrlich seyn muß."

„Gut", erwiederte der Ehorunschki, „wir wollen es thun; ich bin selbst neugierig. Du, Frau, bleibst hier; ich mit unserer Tochter und mit Nadeschda Iwanowna beginnen den Berg, Schulenga Wilikitui und zwei Buräten begleiten uns; — um Thee kommen wir wieder. Was ist es jetzt an der Zeit? (Der Ehorunschki sieht nach der Uhr.) Es ist 2 Uhr; um 4 sind wir zurück, halte dann nur den Thee bereit. Wilikitui, nimm den Kutue (eine lederne Flasche) mit; die Hitze ist jetzt groß, und wir steigen immer bergan. Auch muß die Tinte mitgenommen werden; man kann nicht wissen, wozu es gut ist."

Alles Obige gelangten bereits in den Berg hinunter, ihn zu ersteigen, sich stellweise an Gras und Gesträuch haltend. Eine halbe Stunde lang ging es immer vorwärts; der Wald ward immer dünner und fast bei jedem Schritt fließ man auf nackte Steine. „Halt!" schrie der hinter Allen gehende Ehorunschki. „Ich bin müde! Nadeschda Iwanowna! Tochter! Halter an! Die Reitern wahrhaftig wie die Ziegen." Die Mädchen standen still.

„Ach, Mütterchen!" rief die Tochter des Ehorunschki, „kommen Sie doch her, hier ist ein flacher Felsen, auf dem Sie gut ausruhen können. O, wie schön ist hier die Aussicht! Sehen Sie nur, hier ist das Dorf und die Festung." — „Nun, meinetwegen, Euch zu Gefallen will ich noch bis dahin steigen; aber weiter auch keinen Schritt. Bei mir hat die Glocke schon 50 geschlagen — Euch Müdsänge kann ich nicht einholen."

Der Ehorunschki tietterte zu den Mädchen hinauf und legte sich auf den Stein nieder. — „Wilikitui, reiche mir den Kutur — mich plagt der Durst ganz gewaltig. Nein, wie es scheint, soll ich nicht ganz hinauf auf den Gletscher; ich habe zu spät daran gedacht!"

Den Blicken der Wanderer bot sich ein hinreißendes Gemälde dar. In der Ferne erhoben sich die Schneegipfel der Gletscher Urguba und Anguerl, schimmernd in den bunten Farben der untergehenden Sonne: unten zog sich ein liebliches, von Bächen und Quellen erfrischtes Thal hinz rechts sah man die blauen Wogen des Irtut, der sich bald hinter Bäumen verstectte, bald an offenen Stellen des Waldes sich wieder blicken ließ. Buräten-Jurten und weidende Heerden erschienen wie kleine, theils belebte, theils unbewegliche Haufen. Gerade zu ihren Füßen sahen die Wanderer eine mit Sten bedeckte und, wie abschüssig, von einem Walde umgängte Ebene. Die Stelle des Gemäldes, welche das lieblichste Gemälde dieses Paradieses zu seyn schien, war ein enger Theil dichte man in einen tiefen Abgrund, aus dessen Boden dunkele Fichten ihre Wipfel erhoben. Ueber diesem Abgrund schwebte ein sehr großes, weit hinausspringendes Felsstück, auf welchem der Ehorunschki lag und die Mädchen standen. Lange schwiegen die Wanderer, im Anblick der sie umeingenden Naturschönheiten verloren. Mitten in dieser mystischen feierlichen Stille ließ sich von ferne im Westen ein dumpfes Getöse hören, als ob mehrere Donnerschläge die Erde gespalten hätten. Unmittelbar darauf folgte ein Krachen, aber auch nicht das mindeste Wölkchen war zu sehen, und vollkommene Ruhe herrschte in der ganzen Atmosphäre. Mit unglaublicher Geschwindigkeit näherte sich das immer furchtbarer werdende Getöse. Plötzlich erbebte der Berg; es zitterten die Fichten; es rauschten die Lerchenhäume, und von des Berges Spitze stürzte Steine und Erde herunter. Die Wanderer sielen zu Boden, wie von einem unsichtbaren Schlage getroffen. Einer hielt sich am andern Grase fest, ein Anderer an einem Stein, ein Dritter an Strauchwerk; wie ein Sturmwind fuhr das schreckbare Getöse vorüber, und ließ sich schon weit weg im Osten und immer schwächer hören. Die Erderschütterung hörte auf und eine tiefe Stille trat ein, als wäre nichts vorgefallen.

„Ich! Ich!" riefen Buräten und Kosaken. — „Großer Gott!" seufzte Nadeschda, „was war das?" — „Kinder!" sagte der Ehorunschki, „das war ein Erdbeben." — „Aber glauben Sie denn," fiel Nadeschda ihm ins Wort, „ich wüßte nicht, was ein Erdbeben sey! Das war etwas Anderes. Ein Schall, ein Getöse, ein Krachen. Nur ist, als hätte mich Jemand an die Brust gestoßen. — Nein, das war kein Erdbeben, das war etwas Anderes."

„Wie es scheint", erwiederte der Ehorunschki, „sind Ihr während eines Erdbebens nie auf Bergen gewesen, wo es ganz anders erschüttert, als auf flachem Lande. Wißt Ihr denn etwas nicht, daß bei uns in einem Erdbeben oft die Glocken auf dem Thurme läuten. Uebrigens werden wir gut daran thun, schneller hinabzusteigen, eine Erderschütterung folgt sich nie mit Einem Stoße, und der zweite pflegt in der Regel stärker als der erste zu seyn." — Der Ehorunschki hatte seine Rede noch nicht beendigt, als sich plötzlich wieder ein Getöse hören ließ, aber viel heftiger als früher. Felsbrocken schwankte der Berg und von oben stürzten Erde und Felsstücke hinunter.

„Nehmt Euch in Acht!" rief der Kosak, — „Kinder! Kinder! Tretet an die Seite, an die Seite", schrie der Ehorunschki.

Plötzlich ergriff, vom Schwanken des Berges auf seinem Rade gerissen, Felsstück hatte das Gleichgewicht verloren, und rollte einen Abhang entlang, gerade auf die Wanderer zu. Anfangs bewegte es sich langsam, durch große Steinmassen aufgehalten, die am Berge sichsten; jemehr aber das Gefeg der Schwere auf ihn einwirkte, um rascher ward sein Sturz; schon rollte es nicht mehr, sondern sprang, wie eine zurückgeprallte Kugel um sich selbst drehend, durch die Luft. Seine Sprünge wurden immer ausgedehnter, und seine Berührungen immer verderbender. Dicke Lerchenbäume und Fichten brachen unter seiner Last; tiefe Löcher schlug es in die Erde, zertrümmerte Steine, und riß Granitblöcke los, die eine Staubsäule gen Himmel sandte, ihm tosend nachfolgten.

„Ai! Ai!" schrieen die Mädchen, und sprangen rasch zur Seite. Mit beständendem Sausen flog der demselben Berwichter ihnen vorüber und mit seiner ganzen Schwere auf einen Buräten, der neben dem Mädchen stand; darauf wurden die Sprünge kürzer, bis das Felsstück endlich unter einer dicken Staubwolke auf welchen Boden weiter rollte. Nur dann und wann merkte man an Nachhall, der jedoch immer schwächer ward, daß es den Fuß des Berges noch nicht erreicht hatte.

„Ach, guter Gott!" rief der Ehorunschki aus, „unser unglücklicher Sohn schrie! erschlagen zu seyn." — „Leider ja!" antworten die Kosak. „Ich stand nahe genug ihm."

Alle eilten zum erschlagenen Buräten hin. Der Unglückliche lag auf dem Rücken. Sein Kopf war so platt gedrückt, daß er einen Stücke Fleisch glich, der Unterleib war aufgerissen, die rechte Hand unversehrt, aber die linke steckte tief in der Erde, die über seine Schultern hängende Jinne war zu einem Klumpen zusammengeronnen; die zerrissenen Kleidungsstücke zeigten Binsstecke, das eine Bein war ganz nicht da, und hatte wahrscheinlich einem aus der Haut des Erschlagenen geschnittenen Riemen.

„Der Unglückliche!" rief Nadeschda, „gleicht er wohl einen Menschen." — „Warum unglücklich?" fragte Schulenga Wilikitui, er starb herrlich; nicht einen einzigen Schmerzenslaut gab er von sich, in einem Nu dauchte er seine Seele aus."

„Du lieber Gott!" rief der Ehorunschki plötzlich; „das! barbare Felsstück flöge hinunter, und dort befindet sich mein Weib! Wer weiß, was ihr wiederfahren ist!"

„Laß uns laufen, Mütterchen", sagte des Ehorunschki Tochter, ergriff seine Hand und zog ihn mit sich fort. Doch bald merkten sie, daß man Berg ab nicht laufen könne; Beide stelen hin und rollten in Folge ihrer eigenen Körperschwere hinunter. Glücklicherweise war der Bergabhang hier nicht steil und mit Gras bedeckt; es gelang ihnen, unverletzt auf die Beine zu kommen, ohne auf der gefährlichen Reise beschädigt worden zu seyn."

„Laust doch nicht so schnell!" schrie ihnen Schulenga Wilikitui zu, „was einmal geschehen ist, könnt Ihr doch nicht mehr ändern. Wer ist barmherzig! Meiner Meinung nach muß das Felsstück weit von unserer Behausung entfernt seyn; es rollte nicht mit großer Geschwindigkeit."

Und in der That, kaum hatte der Ehorunschki den Fuß des Berges erreicht, als seine Frau ihm am Bach entgegen kam. „Gott sey Dank!" rief sie aus: „Ihr lebt und seyd gesund! Nun, das war einmal ein Erdbeben! Ich gestehe, ein solches ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen. Welches Getöse, welches Krachen, welcher Lärm! Ich saß im Zimmer, und glaubte, daß über 100 Felsstücke vom Berge auf unser Häuschen niederstürzten. Nun das war ein Zustand! Ja wahrhaftig die ganze Giersicher stürzte über uns ein."

„Ihr! Kubun!" (Junge) rief Schulenga Wilikitui einem Burjaten zu, „bereite das Abendessen; ich bin müde und hungrig; es ist wirklich kein Spaß, ein Paar Werste so Berg an zu steigen und demselben wieder herabzukommen."

*) Aus einem größeren Werke: „die Angaraischen Wasserfälle" betitelt.

Bibliographie.

Atlas des Russischen Reiches, mit Bewilligung des Militair-topographischen Depots von Sawenkoff, enthaltend 64 Karten.

Nradeskten, von Gogol.

Der geheimnißvolle Mönch, oder einige Züge aus dem Leben Peter des Großen. Historischer Roman.

Ueber die Unzuverlässigkeit der alten Russischen Geschichte und über die falschen Ansichten in Betreff des Alterthums der Russischen Chroniken.

Boris Godunoff, Trauerspiel in 3 Akten, von M. Lobanoff.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wochentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 55. Berlin, Freitag den 8. Mai 1835.

Frankreich.

Lustiger glorreich beendigter Prozeß, oder das Journal im Jahre 1745.

Von J. Janin.

Unsere berühmten Erzähler geben sich gewaltige Mühe, neue Geschichten zu erfinden. Sie haben Boccaccio entthront, die Königin Margarethe von Navarra abgesetzt und La Fontaine als unmoralisch verurtheilt; sie haben eine Art Erzählungen erfunden, die, namentlich was den Ausdruck betrifft, sorgfältiger verbüllt erscheint, in denen sich das Laster hinter einem Spitzengewebe verbirgt und unter nebuloſem romanhaften Schleier das Abſcheulichſte in die Welt eingeschwärzt wird. In den moralischen Erzählungen unserer Jahrhunderte spielen nur Frauen, die beständig in Ohnmacht fallen, schwindsüchtige Wonnen, die vor Liebe verschmachten und sterben, melancholische Schönheiten von sechshundtreinig bis vierzig Jahren, die unter der Bürde des wirklichen Lebens erliegen. Ganz zur Ehre der Frauen werden in diesen Erzählungen die Männer als wahre Ungeheuer dargestellt: gemüthlos, herzlos, mit Witz und Verstand nur in Bezug auf ihr eigenes Interesse ausgerüstet, ihre Leidenschaften in sich selbst verschließend, wie der Geizige sein Geld in seinen eisernen Kasten verschließt; die Männer sind die verkleckten Ungeheuer, die Frauen die verkannten Engel. So daß sich im Grunde die Arbeit des Romanschreibers heutzutage darauf beschränkt: ein neues Verbrechen für die Männer und eine neue Vollkommenheit für die Frau aufzufinden; das ist die Sache, darum bandelt sich's.

Was mich betrifft, so halte ich's lieber mit Boccaccio! Männer und Weiber, Alles verkehrt in seinem Werk seit und essen mit einander, und man sieht immer gleich, wie und was! Ueberall echte frische Leidenschaft, Liebe, wie sie La Fontaine, Frauen, wie sie Molière vorstand. Da sprudeln die Quellen, die das keusche leicht erröthende siebzehnte Jahrhundert erfreut, die noch dem achtzehnten, trotz seiner Verderbniß, lange Zeit Freude und Lust und Ueppig gespendet; welch Fest, das Fest des siebzehnten Jahres der gesammten Menschheit, das Jugendfest, eine Welt der Poesie! Verlobte sich's wohl, fragen wir uns alle, diese schöne Welt voll holder freier Liebeserklärungen und süßer raschentstammter Zärtlichkeiten, diese Rendezvous, die auf sich nie umsonst warten ließen, diese rauschenden Atlas-Gewänder, diese Binnenkänze auf allen Häusern, diese Schlafzimmer, die als Gesellschafts-Säle, diese Straßen, die als Sprechzimmer dienten — verlobte sich's, beim Himmel! das Alles aufzugeben, um eine Welt der Convention zu erfinden, die über ihr Laster erröthet, ihre Leidenschaft scheu verbirgt, die, anstatt sich in ein reizendes leichtes Morgen-Negligee zu werfen, sich stolz in ihren neuen Hülle in den traurigen ehrbaren Tugendmantel, dies trübselige Gewand der moralischen Welt, das nichts ist, rein Balkleid und auch kein Leichentuch?

Auf diese Reflexionen kam ich, als ich den Mercure de France aus dem achtzehnten Jahrhundert durchlief. Der Mercure de France ist die Revue de Paris jener Zeit. Man findet die ganze Poesie und Literatur jener schönen Epoche darin; ich meine die Tages-Poesie und die Unterhaltungs-Literatur; besonders trifft man darin, wie in der Revue de Paris, viel Novellen an, viel moralische Erzählungen, viele Geschichten, die sämmtlich, wie unsere Novellen und Geschichten, den unschuldigen Anspruch machen, die Sitten jenes Jahrhunderts darzustellen. Die meisten dieser Geschichten aus dem Mercure de France sind noch gegenwärtig unterhaltend und interessant; ja, sie sind vielleicht noch um so viel interessanter geworden, nachdem die Zeit und mehrere Revolutionen darüber hingestürmt sind und ihren Hauch und ihren Staub auf diese flüchtigen Werke des Tages geworfen haben. Man stelle sich einen Journal-Artikel vor, wie er ist und bedeuten will, eine literarische Blume, einen Journal-Artikel, diesen Athemzug von einer Sekunde, diesen kleinen Schrei im weiten Raume des Universums, diesen Tropfen im Ocean, diesen Rosmarinzweig in einem Orangewald, diese Flageolett-Note in einem Rossinischen Orchester, dieses Nichts in der Welt — und dann stelle man sich vor, in welchem Zustande er sein muß, wenn man ihn zufällig wiederfindet, nachdem ein Jahrhundert mit zerbrechendem Arm, eine Revolution mit ihrer Axt und der Gewalt darüber hingegangen ist! O, was sind wir klein und unbedeutend und mittelmäßig! O, wie Nichts, wie gar Nichts sind wir anderen großen Journalisten! Tretet näher, rückt euch, nehmt eure schärfsten Gläser! seht ihr, was ich hier auf der Spitze meines Zeigefingers hatte, das Bischen Staub, das euer Odem verdüstert kann, seht ihr es wohl, das kaum bemerkbare Atom Historie? Nun denn! den hat ab, meine Herren, und auf die Kniee nieder, ihr Sklaven! dem dieser Staub, dies Atom, dieses Nichts — ist ein ganzes Journal des achtzehnten Jahrhunderts, hat die Aufmerksamkeit Frankreichs acht Tage lang auf sich gezogen! Und welch' eines Frankreichs, großer Gott! Ludwig XV. auf dem einen Gipfel, Voltaire auf dem anderen, und zwischen ihnen Montesquieu, Diderot, Jean Jacques Rousseau und die Encyklopädie! Die eine Schale der Waage hatte bald genug über die andere den Sieg davongetragen. Mit leichter Mühe schnellte Voltaire Ludwig XV. in die Höhe, und mit Ludwig XV. eine Monarchie von vierzehn Jahrhunderten. Nun wohl! in derselben Schale, wo Voltaire's mächtiger Geist ganz allein wog, lag auch, neben Voltaire, dies kleine Nichts, dieser schwache Staub, dieser armselige Journal-Artikel, den ihr hier auf der Spitze meines Zeigefingers seht. O Eitelkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen. Aber, meine Herren! Wer von Ihnen könnte mir vielleicht dagegen sagen, was man seit 1830 mit dem Journal-Artikel gemacht hat, der in einem großen Sturme von einer Stunde das ganze Haus, die ganze Familie, die ganze Vergangenheit, die ganze Gegenwart und, ich fürchte sehr dafür, die ganze Zukunft jenes alten Hauses Bourbon, das Voltaire von seiner Höhe herabgeschleudert, entwurzelt und zertrümmert hat?

Die Schale, auf der das Haus Bourbon schwebte, bedurfte dieses mal keines Voltaire und keiner Encyklopädie zum Gegengewicht; anstatt der Encyklopädie und Voltaire's wurden sinnlumnzig unter den Augen des Königlichen Prokurators gerufene Leute in die Waagschale geworfen, und die ganze alte Monarchie flog so in alle Lüfte, daß wir sie in der weiten Nebelferne des Unglücks kaum noch zu erkennen im Stande sind.

Möge dann das Geschichtchen, welches ich aus dem Journal des achtzehnten Jahrhunderts hervorgezogen, hier seinen bescheidenen Platz finden; es wird, wie wir hoffen, zugleich zeigen, wie sich von der periodischen Literatur, wie jene große Epoche sie nahm und verstand, eine Vorstellung zu geben.

Zur Sache also! Bei einer Provinzialstadt, die der Sitz eines Präsidiums, einer Landvogtei und eines Oberforstamts war, lag auch ein Wald, ein schöner wohlgesichteter Wald, mit großen alten Bäumen und schönen Alleen — mit einem Wort, die Zierde und die Lust dieser Provinzialstadt; er war ihr Wallfaal, ihr Opernhaus, das Festlokal jedes Tages, der allgemeine Spazierort, wohin Alles kam, wo sich Alles regte, was in besagter Stadt mit einander rivalisirte und wetteiferte; dort sah man den Reichsten und die Pompadours des Ortes, dortbin kamen die Poeten, um ihre Verse zu recitiren und die Kätzlet aus dem Mercure zu raiſonniren. Und so hatten sich denn auch eines Tages über der Landvogt, der Präsident, der Oberforstmeister und noch ein Stiftsherr, alle vier große Dichter, zusammen gefunden. Unter einer alten Eiche, die ihnen als Versammlungsort diente, hatten sie einander getroffen; es war im Frühling: milder und lieblicher als gewöhnlich wehete der Zephyr, dichter war das schattige Laub und der Rasen grüner, und der Himmel war tiefblau und rings mit Klarheit und Glanz übergossen. Es war einer jener Momente, die für die Poesie gemacht sind und für die Liebe — und schon wollten unsere Dichter dem Frühling, der Natur, der Liebe, dem Zephyr und dem Glück den Tribut ihrer Lieder bringen, als der stille Wald, der bis dahin geschwiegen hatte wie ein schlafender Zuhörer, plötzlich von freudigem Geschrei wiederhallte: es waren die Damen aus der Stadt, die, dem Beispiele ihrer Männer folgend, ebenfalls ihren Weg nach dem Walde genommen hatten; es war die Präsidentin, die Frau Landvöthin, die Frau Ober- und die Frau Unter-Steuer-Einnehmerin, es war die ganze kleine armselige Stadt mit ihrem Geschwätz und Geklätsch, mit ihrer Neugierde und Medisance, mit ihrem kleinen Luxus und ihren kleinen Intriguen; derselbe Wald, wie er der verschwiegene Vertraute der Verse jener Herren war, war denn auch der Vertraute der kleinen Intriguen jener Damen; aber der packte Alles ins dunkelen Schatten für alle Geheimnisse und verschwiegenheit für alle Verse. Er ist seitdem niedergehauen worden, dieser Wald, und weder die Dichter noch die Frauen haben für Schmittlinge und Kobleer von diesen geheimnißvollen Bäumen gesorgt.

Diese Damen, eitel wie Herzoginnen und arm wie ehrliche Bürgersfrauen, was sie auch waren, hatten die Gewohnheit, in diesem heiligen Boulognes der Provinz spazieren zu gehen, ohne daß Jemand wußte, wo ihnen, so gut es gehen mochte, die reichen Equipagen der großen Straße von Versailles nach. Freilich waren die Wagen alt und klein, freilich waren auch die Pferde klein und häßlich, es waren Dorfwagen mit Ackerpferden bespannt, aber was half's! gefahren mußte es einmal seyn, und so waren sie schön, und gut, und modern. Es war ein Gegenstand des Wetteifers unter diesen Damen, welche sich bei dieser Equipage herausputzen sollte, und diese armen kleinen Klepper damit heraus

Digitized by Google

Der Diktator Francia.

(Schluß.)

Nachdem er so sehr Beziehung außerhalb des Landes vernichtet, wandte sich der Diktator dahin, Alles innerhalb desselben in Schweigen zu versetzen. Unter den nichtigsten Vorwänden, und bald ohne allen Vorwand, spürte und kundschaftete er Alles aus und richtete eine förmliche politische Inquisition ein, die sich auf die Thaten, die Worte, ja sogar die Blicke der um ihn Gegenstehenden angestrengten Leute des Landes wandte. Ein Mann ward eingezogen, weil er einen Brief nach Buenos-Ayres geschrieben, ein anderer, weil er einen von daher empfangen hatte. Einmal war es schon ein Verbrechen, mit den ersten Mitgliedern des Gouvernements gesprochen zu haben, ein anderes Mal, bedauert zu haben, daß der Handel des Landes zu Grunde gehe. So ward Einer nach dem Andern aufgehoben und bald darauf erschossen; es gehörte unter die Fremde und Einheimische zu den gewöhnlichen Schicksal, weil sie es gewagt hatten, den frühen Tod dessen, der vor ihnen gelitten, zu bedauern. Zuletzt ward es sogar Verbrechen, sich nach dem Schicksale eines Langeverhafteten zu erkundigen. Ein wackerer junger Mann, Andrez Gomez, der mehrere Jahre in meinen Diensten als Agent gestanden, ward aus dem einfachen Grunde, daß er besser unterrichtet und freisinniger als seine Landsleute war, und weil er Verbindungen und Korrespondenzen außerhalb des Landes hatte, aus den Armen seiner Mutter und Schwester gerissen, ins Gefängniß geworfen, in dem Borraume desselben angekettet, — ohne alle Verbindung mit einem menschlichen Wesen, den Kerkermeister ausgenommen, gelassen, ja ohne die Mittel, sich zu rechtfertigen, — bis sich endlich die Verzweiflung seiner bemächtigte und er in stummen Wahnsinn verfiel, — ein Opfer Solcher, die sich unbegränzten, despotischen Machtgelüsten hingaben. Ein Grab seine Verfolgung brauner Männer — derjenigen, welche noch ein bischen Achtung einflößen konnten — so weit, daß es nicht eine einzige anständige Familie giebt, die nicht den Verlust des Vaters, Bruders, Ehemanns betrauerte, — kurz desjenigen, auf den sie als auf ihre größte Zierde blickte. Jede Spur von Unterscheidungs- oder Forschungsgeist war verpönt, und der arme Padre Maiz, welchen der Spanische Bischof in eine Dorfpfarre zu setzen gezwungen hatte, weil er nämlich einen Himmels-Globus verfertigt hatte, wurde jetzt in einen Kerker geworfen, weil er gesagt, daß in einem Lande, wie Paraguay, die „Vox populi" eine „Vox diaboli" sey.

Wenn der Diktator ausreitet, schickt er gewöhnlich zwei Wochen etwa hundert Schritte weit voraus. Sobald die Einwohner diese vor dem Hause sehen, so wissen sie, daß der Herr Dictador selbst zu erscheinen sey. Sie haben nun weit offen zu lassen haben; letzterem Zeit muß der Hausgenossenbauer sich auf die Straße stellen. Dies muß nämlich geschehen, um dem Verdachte zu entgehen, als wolle Jemand hinter der halboffenen Thüre auf den Diktator zielen; in Wahrheit aber scheint es mir eins von den vielen Zeichen zu seyn, durch welche der Diktator einem jeden seiner Unterthanen unwiderleglich darthun will, daß Diktator Francia allein Herr und Meister sey. Niemand in ganz Paraguay weiß so gut, als der Diktator selbst, daß Verschwörung und Aufruhr unmöglich sey. Er hat jeden Arm entwerdt und jeden Beruf, der verwägend wäre, dem Arme den Impuls zu geben, auf sein kaltes Herz zu zielen, auf das Werkzeug ersticht.

Nichts ist bewiesender für die durchdringende Despotie, mit welcher Francia sie von ihm Unterschieden in sklavische Furcht zu versetzen gewußt, als der Umstand, daß, ob deren gleich 300,000 Stück, seine regulaier Miliz doch nur aus 3000 Mann besteht. *)

Dieses System von Disciplin, baßet auf die zwei bewegenden Kräfte der menschlichen Natur, Furcht und Hoffnung, wie er es unter seinen Garden eingeführt, drhnte er über die ganze Gemeine aus. Er entledigte sich aller Mitwirkung in den Verwaltungsgeschäften, — bezeigte sich unzugänglich, ließ ganz unentschieden, wo auch nur dem gemeinsten Manne verrichtet werden konnten. Er war sein eigner Finanzminister, Kriegs-Secretair und Zoll-Einnehmer. Kein Kommandant des kleinsten Städtchens durfte seinen Trommler und Pfeifer ohne die ausdrückliche Ordre des Diktators bezahlen. Er war die Achse, um die sich jedes Stück der Staatsmaschine drehte, — das Centrum, dahin alle Angelegenheiten gravitirten, und der Punkt, von dem das Kleinste, wie das Größeste ausströmte. Dabei that er immer, als suchte er Gebäuden und Geschäftsführer, und der gemeinste Mann, der um ihn zu thun hatte, durfte der Hoffnung Raum geben, sein Minister oder Gehrimschreiber zu werden. Aber wie die Hoffnungen, steigerte sich auch in gleichem Maaße die Furcht seiner Umgebungen, daß sie plötzlich, statt einer Stelle in der Verwaltung, sich in einem Gefängnisse oder auf dem Blutgerüste sehen möchten.

*) In den letzten Nummern des New Monthly Magazine wird in einem Artikel über Dr. Francia die Existenz in Paraguay auf 300,000 angegeben; da sind aber die herumstehenden und noch andere Indianerstämme auf dem westlichen Ufer des Paraguan-Stromes oder Great Chaco eingeschlossen und wird von denen, welche genau in Francia's Reich leben, keinesweges aber unter seiner Herrschaft sich befinden. Der Rand bildet die große Barriere zwischen ihnen und dem Theile der Provinz, der auf seiner Ostseite liegt. Die Morasse und Sümpfe des Great Chaco bilden ein nicht zu überwindendes Hinderniß für jeden Versuch eines Angriffs.

**) Die eben genannten Indianer sind die Guarani-Indianer, ursprünglich auf der Ostseite des Flusses gelegen, von den Jesuiten in kleine Gemeinden vereinigt, die jetzt zum großen Theil sich mit den Abkömmlingen der Spanier vermischt haben.

Die Miliz von Paraguan wird in Mrs. Porter's Bericht auf 20,000 angegeben, um das Jahr 1812 wechste sie sich auf die Hälfte dieser Zahl belaufen; aber seitdem Francia alle Schießgewehre einsammeln, die in dem Lande zerstreut waren oder sich in den Händen der herumschweifenden Soldaten befanden, ist der Dienst ausgehoben, ja sogar die Musterung eingestellt worden. Jetzt können sie durchaus als kein Corps betrachtet werden. Francia war selbst einerseits durch sie geworden und that entweder Schritte, alle ihre Macht zu paralysiren und die an jedem Aufstande gegen ihn hindern.

Digitized by Google

Bibliographie.

École italienne. Guide des amateurs de peinture, ou Histoire et procès-verbaux des auteurs, des collections générales et particulières, des magasins et des ventes. — Von P. M. Gault de Saint-Germain. 2½ Fr.

Journal historique de la troisième division de l'armée d'Espagne. — Vom General Aug. Petiet. 3 Fr.

Théorie analytique du système du monde. — Von G. v. Pontecoulant. 3ter Bd. 12 Fr.

Traité de composition élementaire des accords. — Von Daviliers. 4 Fr.

La Fille de Robert Macaire. — Komisches Melodrama in 2 Akten von Mallian und Barthélemy. 1½ Fr.

Le Fils de Triboulet. — Vaudeville von Cogniart und Burat. 1½ Fr.

Clenarvon, ou les Puritains de Londres. — Drama in 5 Akten von F. Malleville. 3 Fr.

Le Libéré. Tableau dramatique en cinq parties et en vers. — Von Delaville de Mirmont. 5 Fr.

La Nonne sanglante. — Drama in 5 Akten von A. Bourgeois und J. Mallian. 3½ Fr.

Er ließ einmal einen Mann festnehmen, für den ein Anderer, in entschiedener Gunst beim Dictator stehend, Fürbitte zu thun wagte. „Herr", sagte der Dictator, „ich habe Sie zu meinem Freunde gemacht, nicht weil Sie's verdienen, sondern weil ich wollte. Jetzt wollen Sie mit Vorschriften machen und widersetzen sich meinem Ausspruche, da Sie sich zu Gunsten eines von mir Verurtheilten verwenden. Sie sind also negativ ein Anwalt seiner Sache und unterstützen seine Ansichten. Gehen Sie dahin, wo er ist!" — Und ohne ein weiteres Wort schickte er ihn in ein einsames Gefängniß, dem benachbart, worin der Andere, für den er sich so unbesonnen und erfolglos verwandt hatte, gefangen war.

Ein Lieutenant, der sich viel auf des Dictators Zuneigung zu Gute that, war seinem Capitain ungehorsam und begründete dies dadurch, daß er beim Dictator beliebter wäre, als der Capitain selbst. Dies hörte der Dictator und sagte dem Lieutenant kein Wort, ordnete aber eine Musterung der Quartiere und Wachen an. Diese fand statt; er trat als Inspicient mit ihr ohne Reihe und Glied und sie folgender Anrede: „Ich fand Euch als einen Bettler und habe Euch zum Officier gemacht; ich finde Euch jetzt als einen übelgesitteten Officier und mache Euch wieder zu einem gutgesitteten Bettler." — Bei diesen Worten hatte er bereits den Officier seiner Uniform entkleidet, ihm einen Bettler-Anzug anlegen und ihn von dem Regiment ausstrommeln lassen.

Im Jahre 1814 begegnete mir selbst Etwas, das wohl geeignet ist, den Charakter, so wie das politzeiliche Verfahren Dr. Francia's kennen zu lernen, weshalb ich es hier mittheilen will.

Bevor er sich als den grausamen Tyrannen gezeigt, als der er nachher erschien, war ich in vertrauter persönlicher Freundschaft mit ihm; und ich kann manche Anwehmlichkeit, wie ich sie manche Belehrung über Süd-Amerikanische Zustände mir ihm seinem Munde verdanke, als der einzige Fremde im Lande war, so hatte Dr. Francia darauf gerechnet, sich durch mich mit allem Bedarf an Kriegs-Vorräthen, ohne einen Versuch von Buenos-Ayres, den Durchgang nach Paraguay zu hindern, versorgen zu können; und er setzte voraus, daß, falls ein solcher Versuch gemacht werden sollte, unsere (Englischen) Schiffs-Bauleute auf der Werfte ihn nicht halten würden. Damals war Paraguay mit den Provinzen, am Plata-Flusse in guten Vertheidigungs-Zustande. Als ich Paraguay verließ, jedoch mit der Absicht, in kurzer Zeit wiederzukommen, beauftragte mich Dr. Francia, ihm, wo möglich, einige Säbel und Musketen mitzubringen.

Ich verlud diese mit Einwilligung der Regierung von Buenos-Ayres auf mein eigenes Schiff und schiffte den Plata hinauf, — jetzt zum dritten Male, daß ich nach Paraguay segelte. Dort hatte ich einen Bruder zurückgelassen, meine Geschäfte während meiner Abwesenheit zu besorgen. Eines Abends schiffte ich in einem Boote aus, um Fasanen zu schießen, die sich auf den Ufern des Stromes in Masse vorfinden. Der Schooner lag an einem Baume vor Anker, da der Wind nicht stark genug war, uns stromaufwärts zu treiben, und das mühsame Geschäft, das Fahrzeug an Stricken fortzuziehen, für diesen Tag eingestellt werden mußte.

Wie war ich, als ich zurückkam, erstaunt und entsetzt, da ich sah, daß sich ein Trupp Soldaten des Schiffes bemächtigt hatte. Ein Sergeant, offenbar der Commandeur des Trupps, rief mir zu, Halt zu machen, und schickte sein Boot nach dem meinigen aus, mit einer grimmigen zerlumpten Mannschaft bewaffnet. Sie banden mir die Hände auf den Rücken und schleppten mich in diesem kläglichen Zustande an Bord meines Schiffes, wo hier sich die Wild in Verwirrung. Ich konnte weder eine Erklärung des begangenen Unrechts, noch auch eine Auskunft über die Autorität, die dies Verfahren veranlaßt, erhalten. Indeß fand ich meine Kajüte gänzlich drunterschabt, einige der Soldaten derauscht, einen mit meiner Uhr, einen anderen mit einem Kleide, einen dritten mit einem Paar Stiefeln. Meine ganze Garderobe war bereits unter diese Pfiffiker vertheilt, und das Silberzeug, das ich wenige Stunden zuvor als ein sicheres von Buenos-Ayres mitgebracht verkauft, war buchstäblich in eine Diebes- und Räuberbeute verwandelt. Sie zogen mir alle meine Kleidungsstücke aus und ließen mir statt meines Anzuges einen ihrer schlechtesten Soldatenröcke und eine alte Soldatenmütze. Nachdem sie mich mit ihren Schwertern geschlagen und mit gezückten Säbeln und geladenen Pistolen mir das Leben zu nehmen gedroht, schleppten sie mich, mit Riemen gebunden, wie ich war, in den Kielraum des Fahrzeugs. Da lag ich in Schanden und Finsternis die ganze Nacht. Ich konnte weiter Nichts hören, als das Gejauchze und Geschrei dieses Spitzbubenpacks; dann und wann schrie mir Einer oder der Andere durch die Bretter-Luken zu: „Preparese a morir!" (Mach' Dich gefaßt, zu sterben!)

Endlich brach der Morgen an. Alle Winkel des Schiffes wurden durchsucht, Packen aufgebrochen und aufgebrochen unter Flüchen und Verwünschungen und feindlichen Blicken. Die Musketen und Säbel wurden gefunden. Die Leute aber waren der festen Meinung, daß sich auch Geld finden müsse, welches ich also, da sie keines fanden, versteckt haben sollte. Sie landeten und schleppten mich ins Gehölz; ich konnte ihnen kein Geld geben, denn sie hatten Alles genommen. Sie banden mich an einen Baum; ihr Sergeant ließ sie aufmarschiren und kommandirte, ihre Flinten anzulegen und zu geben. In denselben Augenblick legte sich einer aus der Bande, ein knotiger schwarzer Indianer, ins Mittel. Er nahm ein Recht in Anspruch auf eine ihm gebührende Gunst, und diese bestand zu meiner nicht geringen Freude darin, daß mir das Leben geschenkt werden sollte. So geschah's. Ich ward wieder in den Kielraum meines Schiffes geworfen. Das Schiff voll lichtete die Anker, und in schneller Fahrt ging es stromabwärts in einer von unserer bisherigen Reise entgegengesetzten Richtung; Wind und Sturm begünstigten die Fahrt. — Jetzt erfuhr ich, daß die Leute, welche sich meines Schiffes sowohl als meines Eigenthums und meiner Person bemächtigt hatten, zu den Soldaten des berüchtigten Hauptlings Artigas gehörten, und daß sie von einem Orte, Namens Borada de Santa Fe, abgeschickt waren, mit dem ausdrücklichen Befehl, das Schiff zu nehmen. Einer der Schiffer, der auf der Bluterie dient gebliebeu, hatte wahrscheinlich dem Kommandanten eröffnet, daß in dem Schiffe Waffen seyen, und dieser hatte ohne weiteres seine Bande ausgeschickt, die mich ohne die Dazwischenkunft meines Indianers todtgeschlagen hätte. Als wir den Strom hinunter segelten und meine rohen Kumpane mein still ergebenes Verhalten sahen, milderten sie etwas ihre Strenge und gaben mir zuweilen ein Glas von meinem eigenen Wein. Einer sagte mir, daß ihnen eine Depesche in die Hand, und da sie ihre Verbindung zweier Pfeifen zu einem Instrument, das verunbert waren, bestanden sie darauf, daß ich ihnen ein Stückchen spielte. Du wirst es mir glauben, geneigter Leser, daß ich nicht eben in der Gemüthsfassung war, an Musik Freude zu haben. Indeß war ich ihren wiederholten Aufforderungen, die sich bald in geschärfte Befehle verwandelten, nachzugeben genöthigt. „Toca la flauta," sagte der Sergeant; „Vamos, hombre, toca la flauta." Sage meinen Indianischen Kameraden, sie sollen tanzen, da ich spiele. Ich wünschte keinem fester Pfeifen, unter ähnlichen Umständen, als die meinigen waren, die Pfeife spielen zu müssen. Indeß wird der Verlauf dieser Erzählung zeigen, daß ich noch härtere Dinge zu thun gezwungen war.

Als wir la Barada erreicht, ward ich ausgeschifft unter einem Freudenfeuer von Musketenschüssen, zur Verherrlichung des erfochtenen Sieges und der Tapferkeit der Soldaten, die so unerschrocken sich bei einem so gefährlichen Fange bewommen; sie wurden Helden hinauf gefeiert, über den der Weg nach Paßen und Paß geht. Die Nacht schwärmten in dem oben beschriebenen jammervollen Anzuge ward ich durch ein mir fremdes Land geschleppt, ohne die geringste Wahrscheinlichkeit, daß meine Freunde in Buenos-Ayres eine Kunde von meinem Zustande erhalten würden. Wir waren durch eine Entfernung von 320 Meilen getrennt, auf dieser weiten Strecke lagen nur zwei oder drei Städte und Lehmhütten, je fünf Meilen von einander, wofelbst die Pferde gewechselt wurden.

In diesem kritischen Augenblicke, da sich Verzweiflung meiner ganz bemächtigte, dzgegne ich, indem ich aus der Stadt komme, einem rothhaarigen Engländer, Namens Manuel, der einmal in meinen Diensten gewesen. Ich hatte, da man mich an ihm vorüberführte, noch Zeit genug, ihm um Gotteswillen zu bitten, daß er, was er gesehen, meinen Freunden sagen, und was er noch weiter von meiner Verhaftung würde erfahren können. Fünf Minuten darauf ward ich in das öffentliche Gefängniß gebracht. Es befand in einem großen Raume, ohne alles Geräth und Möbel, wenn man nicht ein Dutzend Köpfe von Ochsen, welche eben so vielen Gefangenen als Sitze dienten, also nennen will. Ich wurde von den rohen Insassen dieses Beinhauses mit einem furchtbaren Lachen, aus Verwillkommnung und Gelächter gemischt, empfangen. Ihr teuflisches Durchdringen vertreiben, so unfläßig und durchdringend, mahnte mich an Dante's Hölle oder Milton's Pandämonium, in das ich mit versetzt schien. Es war schon gegen Abend; und die einzelnen Lichtblicke von der glimmenden Asche eines ausgebrannten Feuers in der Mitte des Kerkers, an welchem jene halbnackten, schwarzen Pfiffikaner ihre Mahlzeit bereitet hatten, erhöhten das Grausenvolle ihres Anblicks, und der Scene rings umher. In den Ursprungsländern von Süd-Amerika finden sich Verbrecher aller Art; am häufigsten sind jedoch die Mörder. Hier trägt ein jeder gemeine Mann sein Messer im Gürtel, das bei den tollen Orgien in Wachholderschnaps-Läden oder polperias die temperentestte Aufsträgal-Zustand in Streitigkeiten abzieht.

Wenn man an einem Kirchhofe in einer größeren Stadt vorüberzieht, so erschrickt Einen oft plötzlich der Anblick einer so Erschrockenen, der auf Kirche und Kirchhof still ist, um das Mysterium der Todten zu erregen, daß sie zu seinen Begräbnis-Unkosten beisteuern; so wird hier sogar der Mord eine Duelle des Gewinnes für die Kirche!

Mit dieser Klasse von Gefangenen sollte ich also jetzt zusammen leben. Sie drangen darauf, daß ich sie mit einer Flasche Branntwein bewirthete, weil es ein unverbrüchliches Gesetz wäre, daß eines jeden neuen Aufgenommenen Gesundheit auf seine eigenen Kosten getrunken werden müsse. Sie saßen noch hinzu, daß, falls ich nicht vor der Kunkunft eines neuen Kollegen schon erschossen wäre, ich an dem Genusse dieses wohlbekannten und sanctionirten Gesetzes Theil haben sollte. Geld hatte ich nicht, da man mir auch nicht ein Quartillo gelassen; um daher den allerhöchsten Brauch nicht zu verletzen, zogen sie meine alten Schuhe und meine Mütze ab, gaben diese für „aguardiente" (den Spiritus des Landes) in Tausch, tranken mir zu und reichten mich, ihnen Bescheid zu thun, und die Erste das abscheuliche Gefäß herum, in einem Ochsenhorn von Hand zu Hand gereicht.

Diese zweite verbesserte Auflage des „toca la flauta" behagte mir so wenig, wie die erste. Ich erspare dem Leser das Detail von Mißverwirgtheiten und Elend, das mich zu Boden drückte. Mein einziger Trost war der Schlaf; er ward mir in dem kalten nordigen Raume des Gefängnisses, unter einem Haufen von Gefangenen und Schmutz der Gefangenen. Neun lange Tage und noch längere Nächte brachte ich so hin. Von meiner Hinrichtung sprachen die übrigen Gefangenen als von einer aufgemachten Sache. Täglich gingen sie in ihren Ketten auf ihre Arbeiten aus, und dann berichteten sie mir darüber als etwas, das ganz sicher sey.

Zum Glimals ward ich unter Bedeckung in das Haus des Gouverneurs gebracht, über dessen Verbrechen, die man muthmaßlich bei mir voraussetzte, befragt, und einmal war es mir gewiß, daß ich zum Tode abgeführt würde.

Nun denke sich Einer das Gefühl, mit dem ich eines Abends —

Digitized by Google

dem nannten nach meiner Gefangensetzung — Seine Excellenz, den Gouverneur eintreten sah, der mir mit gnädiger Herablassung die Kunde eröffnete, daß er vom General Artigas die Ordre bekommen, mich in Freiheit zu setzen. Nichts gleicht der Freude, mit der ich die Kerkerthüren sich öffnen sah, denen ich entgehen sollte. Der Boden brannte unter meinen Füßen. Ich lief in das Haus eines Landsmannes von mir — Mr. Rightingale — und fand dort Trost, freundliche Aufnahme und Ruhe. Ich ließ mir den Bart abscheeren, erhielt ordentliche Kleider statt meiner Lumpen, ein erquickliches Mahl wurde mir vorgesetzt, und ich trank Wein, „um des Menschen Herz zu erfreuen", vor mir in einem Glase perlen — hatt jenes kleidsamen Getränks in dem Ochsenhorn! Durch meinen Freund Rightingale erfuhr ich, daß mein Schutzengel, der rothhaarige Manuel, in der unglaublich kurzen Frist von zwei Tagen und zwei Nächten nach Buenos-Ayres geritten, — eine Entfernung von 320 Meilen!

Er hatte sich, kurz nachdem er mir begegnet, aufgemacht. Alle die näheren Umstände meiner Befreiung waren ihm in der Stadt la Barada mitgetheilt worden, und er hatte sich hierauf zu meinem Freunde, Mr. Thorouughbood, begeben. Dieser war damals wegen seiner ungewöhnlichen Größe und seiner Geschäfte mit Paraguay überall wohlgekannt; jenem Umstande verdankte er den Namen des „Paraguay Giganteu", wesse er denn auch bei Rubreen Don Tomas (dies war nämlich sein Sermame) y mecha (der unterthänige Thomas) hieß. Dieser legte meinem Schutzengel den Namen Don Jesseo Perey bei, vor welchem Beherrscher der Fregatte „Hotspur" und sämmtlicher Fahrzeuge Sr. Maj. des Königs auf dem Plata. — Dieser Plann, rasch entschlossen, aber auch ruhig überlegt, wie ein Schiffsmann und Diplomat, war gleich im Klaren über das, was zu thun war. Er hatte ein dürftiges kleines Schiff, das er nach dem Modelle seiner Fregatte gebaut und die „kleine Hotspur" nannte. Dieses Fahrzeug schickte er an den General Artigas, unter dem Kommando seines sehr kaperen Engländers Seemanns, damals Lieutenant. — Dieser überbrachte dem Alles vermögenden General Artigas die Depeschen des Capitain Percy. Sie bestanden in der einfachen Resolution, daß ich in Freiheit gesetzt und all' mein Eigenthum mir wiedererstattet würde, — da ich nachweislich kein Landesgesetz übertreten hatte; — widrigenfalls sollte er ohne Weiteres durch Beschlagnahme alles Gutes einer Artigas' Flagge Respect fallen nehmen. Dieses kühne und besonnene Verfahren that seine Wirkung. Sofort wurde an den Gouverneur von la Barada der Befehl zu meiner Freilassung erlheilt, und in Folge desselben verließ ich meinen Kerker. — Dabei beruhigte sich Capitain Percy noch nicht. Gleichzeitig mit seiner Yacht, an Artigas schickte er noch einen Courier, der damals unter dem Namen Bob Bradrall wohlbekannt war, an den Gouverneur der Stadt mit dem Befehle zu meiner vorläufigen Entlassung bis auf weitere Ordre von dem „allerhöchsten Protektor der freien Provinzen des Plata", wie Artigas titulirt wurde.

Der Kommandant und Gouverneur von la Barada hatten den Tag vorher von General Artigas selbst, in Folge der Eröffnung des Capitains Percy durch die stille Hofpost, die Weisung zu meiner Freilassung erhalten. Der Courier kam erst, nachdem ich in Freiheit gesetzt war.

Nach wenigen Tagen erhielt ich mein Eigenthum wieder, so wie mein Schiff, das gänzlich ausgeplündert war. Ich trat meine Reise nach Paraguay an, besuchte meine Freunde in Buenos-Ayres, dankte dem Capitain Percy für seine wirksame Vermittelung und begab mich dann zu General Artigas, wo meine Verwendung zur Wiedererstattung des mir gestohlenen Eigenthums — das in 3000 Dollars bestand, die gewandten Schreibgewohnte angedeihen — leider erfolglos blieb. Endlich trat ich nach Paraguay, in der Hoffnung, von Dr. Francia mit offenen Armen empfangen zu werden. Wie meinen Erwartungen entsprochen wurde, soll ein zweiter Artikel zeigen. Ueberhaupt habe ich diese ganze Episode nur eingeschaltet, weil durch sie ein tieferer Einblick in Dr. Francia's Charakter möglich wird.

Ein Reisender.

(N. M. M.)

Portugal.

Werke des Gil Vicente.

In Nr. 81 des Magazins wird in einem Artikel über diesen berühmten Portugiesischen Dramatiker der Umstand als besonders merkwürdig hervorgehoben, daß, trotz seiner großen Popularität, seine Werke (Lissabon, 1562) so selten geworden, daß nur Ein Exemplar davon bekannt, und zwar auf der Königl. Bibliothek in Lissabon. Wenn wir nun auch die Angabe, daß ein solches Exemplar auf der dortigen Bibliothek, als gewiß richtig anerkennen, so müssen wir doch die immer etwas gewagte Behauptung, als sey dies ein unicum, und die zugleich darin liegende Annahme, als sey diese Ausgabe der Werke die einzig erschienene, in Abrede stellen. Der Verfasser jenes Netiz, wahrscheinlich ein Ausländer*), übersah zunächst das in Deutschland so bekannte Werk von Bouterwek (Prof. in Göttingen): Geschichte der Poesie und Beredsamkeit ꝛc.; hier würde er, Bd. A (Portugies.) S. 91, in dem Artikel Vicente, wo von jener Ausgabe die Rede ist, die Anmerkung gefunden haben, die sich, zugleich zur Charakteristik derselben, so viel ueblig mit Bouterwek's eigenen Worten herstehen: „Die Göttingische Universitäts-Bibliothek besitzt diese alte Ausgabe. Der Text der Schauspiele ist mit gothischen, die Einleitung vor jedem Stücke aber mit modernen lateinischen Lettern gedruckt. Und so, wie in den Schauspielen selbst die Portugiesische und Spanische Sprache bunt durch einander fallen, so sind auch jene Einleitungen zuweilen Spanisch, die meisten aber Portugiesisch geschrieben." Diese Ausgabe hat denn auch vor allen Machate in seiner Bibliotheca Lusitana, jener Hauptquelle für die Portugiesische Literatur, desgleichen den Auszug daraus: Summario etc.; ferner Diese (Prof. in Göttingen) zu Velasquez, und den auch Bouterwek sich bezieht; Buchen in dem Artikel Vicente der Biographie universelle, endlich Ebert in seinem bibliographischen Lexikon; nicht nach Brunet, der vielmehr den Vicente nach Ebert erst in seine Nouvelles Recherches aufgenommen, sondern nach dem Katalog der Lissaboner Akademie. Den vollständigen Titel dieser zur Bücherei des älteren Portugiesischen Literatur höchst wichtigen, aber sehr seltenen und mir nicht zur Hand seyenden Bücher-Verzeichnisses stehe bei Ebert unter Catalogo.) Sie erschien nach dem Tode des Vicente, besorgt von seinem jüngsten Sohne Luis Vicente, unter dem Titel: Compilaçaõ de todas las obras de Gil Vicente. Lisboa, 1562. fol. In der detaillirten Angabe derselben finden sich solche Varietäten, daß wir auffehen, ihn unbedenklich unter die Zahl der Werke aufzunehmen, die por Andre Lobato. 1586. 4. consta de 281 folhas"; so daß bei so genauer Angabe das Erscheinen einer solchen Ausgabe kaum bezweifelt werden darf. Nach Machate wiederum desgl. das Summario, Diese, Buchon und Ebert; wobei es freilich auffällt, daß die Lissabener Akademie, welche in ihrem Catalogo nur die im Lande am meisten geschätzten Ausgaben aufführt, nach Ebert nur die Ausgabe von 1562 citirt und jene frühere, bessere unberücksichtigt läßt. Ebert selbst, in der Absicht, den Werth der Vicente spricht übrigens unter den angeführten Autoritäten nur Buchon. Man könne, sagte er, um keinen Preis die vollständigen Werke haben; man kenne nur einige Exemplare in einigen großen Bibliotheken; er nenne dann die Göttinger (dies also die Ausgabe von 1562), die der Universität Coimbra und zwei öffentliche Bibliotheken Lissabons (la bibliotheque des nobles et une bibliotheque publique de Lisbonne), er selbst habe sich in der Absicht, den Werth des Vicente spricht übrigens unter den angeführten Autoritäten nur Buchon. Man könne, sagte er, um keinen Preis die vollständigen Werke haben; man kenne nur einige Exemplare in einigen großen Bibliotheken; er nenne dann die Göttinger (dies also die Ausgabe von 1562), die der Universität Coimbra und zwei öffentliche Bibliotheken Lissabons (la bibliotheque des nobles et une bibliotheque publique de Lisbonne), er selbst habe sich in der Absicht, den Werth des Vicente beurtheilen zu können, um einen so ausgezeichneten Dichter von gänzlicher Vernichtung zu retten, eine Abschrift nach einem der Exemplare der Lissabener öffentlichen Bibliotheken machen lassen. Leider aber hat er in diesen übrigens auch nutzbringenden Angaben, da er doch eben das Erscheinen zweier Ausgaben annimmt, deren nähere Bezeichnung unterlassen. — So hätten wir denn dem, der den Vicente etwas lesen möchte, wenigstens zwei Exemplare seiner vollständigen Werke (Ausgabe 1562) in Lissabon und Göttingen und eine Abschrift derselben in Paris bei Herrn Buchon nachzuweisen und übergehen deshalb die Ausgaben einzelner Stücke desselben, bei deren Verzeichnung man auf ähnliche Schwierigkeiten stößt, die ihre Lösung nur in Portugal selbst finden möchten. Jedenfalls gehören die Werke des Vicente, die vollständigen wie die einzelnen, überall zu den größten bibliographischen Seltenheiten.

Berlin. Sydel.

Mannigfaltiges.

— Zur Charakteristik von Richard Löwenherz. Während seiner Gefangenschaft pflegte König Richard I. von England oft gegen seine eigenen Königlichen Patente kespektwidrig zu verfahren. In einem an den damaligen Justitiar gerichteten Schreiben beschwert er sich, daß seinen Namen unregelmäßigen Instrumenten, welche es auch von einem Boten vorgezeigt werden, der direkt von ihm käme, Folge zu leisten, wenn es ihm nicht zu Nutzen und Ehre gereiche. Richard wurde von Supplikanten und Querulanten belagert, und um sich von ihrer Zudringlichkeit zu befreien, scheint er die Ausflucht ergriffen zu haben, das, was man von ihm verlangte, mit einem gedrimmen Verhalt zu bewilligen und jedes Versprechen oder Zugeständniß wieder zu annulliren, wenn es sich mit seinen Willen nicht in seinem Vortheil nicht vertrug, dasselbe zu halten. Dadurch ist es in der Folge sehr schwer geworden, zu ermitteln, ob dieses oder jenes Instrument von Richard auch wirklich in der Absicht ausgefertigt worden, daß es beobachtet werden solle. Die Unsicherheit in Betreff der Urkunden aus seiner Regierungszeit wird noch dadurch vermehrt, daß, wie man weiß, sehr häufig falsche Königliche Briefe in seinem Namen von seinen Brüdern geschmiedet wurden. (Palgrave.)

— Englische Sonderbarkeiten. Nach dem Tode des Grafen von Scarborough wurde sein reiches Lage vergebens nach seinem Testament gesucht; ein alter Diener zeigte endlich den gehrimen Ort an, wo es verborgen war, mit dem Bemerken, daß Sr. Herrlichkeit ihm vor einiger Zeit mitgetheilt, wo es zu finden sey, aber zugleich anbefohlen, es solle, wenn er ihn überlebe, nicht eher als drei Tage nach seinem Tode davon Nachricht geben und die Leute so lange auf der Hay lassen. Dieser Auftrag wurde von dem Alten buchstäblich erfüllt. In dem Testament fand man 1000 Pfund Sterling eingeschlossen. Ein alter Mantelsack wurde von den Personen, welche das Inventarium der Papiere und Kostbarkeiten aufnahmen, als nicht mehr zu brauchen fortgeworfen; ein Bedienter aber meinte, man würde doch besser thun, ihn zu öffnen, und siehe da, es fand sich, daß er ein Packet Obligationen zum Werthe von 18,000 Pfund enthielt.

(Nottingham Review.)

*) Die Notiz war der Revista Española entlehnt. D. R.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 56. Berlin, Montag den 11. Mai 1835.

Türkei.

Skizzen aus Konstantinopel im Jahre 1834.

II.

Alle Reisebeschreiber, die uns von Konstantinopel unterhalten — und ich spreche nicht bloß von denjenigen, welche wirklich die Reise von Paris, London, Wien und Berlin zu den Ufern des Bosporus gemacht haben, sondern auch von denen, welche sie gemacht zu haben vorgeben —, kurz alle Reisebeschreiber, die uns, so zu sagen, eine vollkommene Erzählung liefern wollten, haben sich für verbunden gehalten, das Serai und den Harem zu beschreiben. Diese Nothwendigkeit, die sie sich selbst auftegten, ist in der Folge eine condition sine qua non einer Reise in der Türkei geworden und hat manchen honetten Reisenden in einen Abgrund von Fehlern, Unsinn und Widersinn gestürzt, aus welchem er nicht wieder mit unverletzter Ehre herauskommen konnte.

Ein uns bekannt gewordener neuerer Reisender, der wahrscheinlich ein solches Mißgeschick befürchtete, hat Sorge dafür getragen, seinen Lesern damit zuvorzukommen, daß er erklärte, er habe es gar nicht nothwendig gefunden, vom Harem und vom Serai zu sprechen. Unser Verfasser hat aber, wie es scheint, unrecht gehabt, so geringen Werth auf alle diese Details zu legen; denn sobald sie nur gewissenhaft berichtet und authentisch sind, und sobald sie nicht bloß um der Mode willen, zum Nachtheil der Wahrheit, ihre Stelle einnehmen, werden sie sicher auch dankbar aufgenommen und mit Interesse gelesen werden.

Zum Beweise will ich hier einige Bruchstücke der Art anführen.

Der Harem.

Der Harem enthält die besonderen Gebäude für die sieben Chadums (rechtmäßige Frauen des Großsultans). Diese sieben Frauen sind durch erste, zweite, dritte u. s. w. ausgezeichnet. Sie haben ihr besonderes Haus und ihre Sklavinnen, so daß man, vorausgesetzt, daß eine jede von ihnen wenigstens deren 100 bis 200 besitzt, im ganzen Harem ungefähr 13—1400 Frauen findet, welche alle zur Disposition des Sultans stehen, der das Recht hat, bei seinen Besuchen, die er seinen Chadums macht, diejenige zu sich zu bescheiden, die er eben dieser Ehre würdig hält.

Jene sieben Frauen leben getrennt von einander, sehen sich fast niemals und kennen sich kaum. Sie haben ihre Gärten, ihre Sommerhäuser und ihre Bäder, jede ganz abgesondert von der andern. Der sieben respektirt und pünktlich, ohne weitere Berücksichtigung, vollzogen; sie ist für die Ruhe im Harem verantwortlich und empfängt alle ihre Functionen betreffende Mittheilungen unmittelbar vom Großherrn selbst.

Die Reisebeschreiber haben betrieben, daß der Sultan diejenigen sein Schnupftuch zuwirft, die er sich eben erwählt hat; dies ist aber unwahr, und nur folgender Gebrauch ist es, welcher Veranlassung zu diesem Gerüchte gegeben haben kann. Alle Morgenländer haben allgemein die Gewohnheit, sowohl ihren Freunden, als denen, die ihnen Besuche machen, und denen sie eine Ehre erzeigen wollen, Musselintücher, mit Seide, Silber und Gold gestickt, als Geschenke anzubieten; und so ist es auch bei der Gewohnheit beim Sultan, so wie bei den anderen Besitzern eines Harems, derjenigen, die sie sich für diesen Tag erwählt, durch die Intendantin ein solches Geschenk einhändigen zu lassen, und dieses besteht gewöhnlich in einem Behschah (das Stück Musselin, welches als Hülle dient), worin die Nachtkleidungen, seine Hemden, Beinkleider mit gestickten Gurte und gestickte Tücher eingewickelt sind. Die Kehajah Chadum, welche ihr das Geschenk überbringt, führt die Odaliske, die der Sultan mit seinem Gunst beehrt, ins Bad und bekleidet sie mit den ihr überschickten Sachen. — Dieses nun hat schlecht unterrichtete Reisende glauben gemacht, daß der Großherr den Frauen Tücher zuwerfe.

Der Odaliske, welche dem Herrscher zugefallen werden soll, wird ein Fest gegeben und von allen ihren Gefährtinnen geschmeichelt; sie bringt den Tag im Bade zu, wo sie von Kopf bis Fuß parfümirt wird; dann wird sie beim Großherrn eingeführt, welcher sie jedoch sehr oft, ohne mit ihr zu sprechen, zurückschickt, weil die Laune, welche ihn das Mädchen verlangen ließ, schon während des Tages wieder einer andern Laune Platz gemacht hat. Die Lage einer solchen Odaliske wird dann sehr beträubend; sie ist dem Spotte und den Stichteleien ihrer Gefährtinnen preis gegeben, die sie damit necken, daß sie nicht einmal fähig war, den Sultan auf 24 Stunden zu fesseln.

Die Kehajah Chadum korrespondirt außerhalb des Harems zur Besorgung ihres Hausbedarfs mit dem Kislar Aga (Chef der schwarzen Eunuchen). Dieser Aga, welcher eine wichtige Person im Reiche ist, spielt besonders im Serai (Palast) eine sehr bedeutende Rolle. Er begleitet allein den Sultan bis an die Thüre des Harems, in welches er wie eintreten darf, außer in das Erdgeschoß, eine Art von Sprachzimmer, wo er mit der Kehajah Chadun Rücksprache nimmt wegen der Dienste im Innern des Harems und wegen der Berichte, welche jeden Mal des Tages von dem Harem in die Zimmer des Großherrn gesandt werden müssen.

Schwarze und weiße Eunuchen.

Die äußeren Thore des Harems, oder vielmehr die Wohnungen der sieben Frauen des Sultans, werden von 300 schwarzen Eunuchen bewacht, welche in der ersten Linie um die Mauern des Palastes aufgestellt sind.

Diese schwarzen Eunuchen sind eigentlich nicht viel mehr als bloße Thiere. Sie haben nicht die geringsten Kenntnisse und noch viel weniger Bildung. Sie leben unter sich wie die Schweine in ihrem Mistlager und sind so verwildert, daß sie, wenn sie einmal das Serai verlassen, um zu promeniren, mit den Sitten Konstantinopels eben so unbekannt sind, als es die Lappländer und Samojeden eben sind.

Sie allein haben das Recht, in die an das Serai stoßenden Gärten einzudringen. Wenn der Monarch darin umherspaziert, läßt er seine Pagen und die weißen Eunuchen draußen, und nur vom Kislar Aga und seinen Schwarzen wird er begleitet. Wenn es noch einige Gärtner oder Arbeiter in den Lauben giebt, so erschallt der Ruf: „Helvet!“ und bei diesem schrecklichen und heiligen Worte muß Alles seine Arbeit verlassen und das Thor zu gewinnen suchen. Wehe demjenigen, der noch angetroffen wird, nachdem sich die Frauen in den Alleen zerstreut haben! ein gemisser Tod wird der Preis dieser Fahrlässigkeit oder Verwegenheit. Niemand würde ihn retten können; die Schwarzen hätten ihn schon umgebracht, bevor noch Bericht darüber erstattet und Einspruch dagegen gemacht werden könnte, und dieses wird so genau vollbracht, daß die blutrieselnden Barbaren selbst in den Thoren von Stambul das Innere des Serais noch bewachen und jederzeit bereit sind, alle diejenigen niederzuhäbeln, die sich nicht geschwind genug nach dem Rufe des Helvet entfernt haben.

Nach den schwarzen Eunuchen kommen die weißen. Sie sind beinahe eben so zahlreich und eben so wild als jene. Sie stehen unter dem Befehl des Kapu Aghasi (Pforten-Aufsehers). Dieß ist derjenige Eunuchen verstehen in der zweiten Linie den äußern Dienst des Harems. Wenn sie minder verwildert sind als die Schwarzen, so kann die Ursache nur dem Umstande beigemessen werden, daß sie öfters und nähere Gemeinschaft mit den Wachen im Innern des Palastes pflegen. Ihr Aufführen genießt auch einer großen Achtung; aber seine Vorzüge, sein Kredit und seine Würde stehen denen des Kislar Aga bei weitem nach, welcher als ein hoher Diffizier des Kaisers betrachtet wird, während man jenen nur als den höchsten Hausbedienten ansieht.

Kammer-Pagen.

Es ist eine politische Maxime der Türken, daß der Fürst von solchen Personen bedient werde, die er erhoben kann, ohne den Neid zu erregen, und emiedrigen darf ohne Gefahr. So bestehen sie meistentheils alle Pagen aus jungen Leuten von niederen Familien und aus verschiedenen Gegenden des Reichs gewählt, hauptsächlich aus Asien. Sie werden erst in die Lehr-Anstalt der Ischeglans (Kammer-Knaben) von den Paschas und Agas oder anderen Privatleuten, welche dem Sultan ein Geschenk damit machen wollen, und die dabei auf den Nutzen spekuliren, der ihnen hereinst durch diese Kammern erwachsen kann, wenn sie in den höheren Würden gelangen, zum Unterricht geschickt. In der That bewahren diese jungen Leute, obgleich sie schon als Kinder den Händen ihrer ersten Herren entnommen werden, doch eine fromme dankbare Rückerinnerung an diejenigen, die sie erzogen und an die Quelle der Gnade, des Glücks und der Ehre gebracht haben.

Das Serai der Ischeglans ist in Pera, Konstantinopel gegenüber, gelegen; es ist die Wohnung, in welcher die Pagen des Großherrn gebildet werden. In diesem Kollegium erhalten sie ihre erste Erziehung.

Digitized by Google.

das heißt mit den geringsten Worten, man lehrt sie, unterwürfig und ehrerbietig seyn, den Kopf gebückt und die Hände kreuzweise über die Brust gelegt tragen und beständig schweigsam seyn.

Sobald die Jüchsjährigen Knaben verlassen, kommen sie in den Palast und werden in einer der vier Pagen-Kammern angestellt unter der Direction des Chefs der weißen Eunuchen, welcher zugleich Kunstrichter ihrer Studien, Aufseher ihrer Spiele und Leiter ihrer Uebungen ist.

Von diesen vier Kammern hat jede ihren eigenen Namen. Die erste, Chas Odassy (Kammer des Herrn), ist aus 40 Pagen zusammengesetzt; es sind diejenigen, welche dem Herrscher am nächsten kommen, welche ihn überall hin begleiten, in die Moschee, in den Divan, auf die Promenade und auf andere Lustpartieen, und welche genau darauf achten müssen, keine von den Frauen des Harems anzuschauen. Sie ziehen sich zurück, sobald der Sultan den Harem betritt, und warten an den Thüren der letzten Zimmer des Innern.

Die zweite Kammer, Chas Odassy ist viel zahlreicher; sie ist das Laboratorium der Gewürze, der Konfituren, der Zuckerwerke und der vorzüglichsten Getränke, welche ausschließlich nur für den Sultan und seine Odalisken bestimmt sind.

Die dritte Kammer heißt Seresko Odassy (Kriegersaal), weil die Pagen darin sich nur mit kriegerischen Uebungen beschäftigen. Einige lernen mit Bogen und Pfeil (sind aber gewöhnlich erst) auch mit Pistolen nach dem Ziele schießen, den Wurfspieß (Dschern) und große Steine nach einem Punkte schleudern und mit Säbel und Lanze fechten; und Andere sind mit der Besorgung und Erhaltung der Waffen und der Equipage des Kaisers beauftragt; man lehrt sie auch, in Gold und Silber auf Leder sticken, in welcher Kunst sie es so weit gebracht haben, daß die besten Europäischen Arbeiten dieser Art den übrigen nicht gleichkommen. Der Großherr ist gewöhnlich diese dritte Kammer am meisten, weshalb sie auch die bedeutendste ist.

An gewissen Tagen des Jahres fliegen die Pagen zu Pferde und führen im inneren Raume des Serai das Bild eines kleines Krieges, unter den Augen des Sultans, mit vieler Zweitigkeit aus. Der Beifall, welchen sie dabei von den gegenwärtigen Großwürdenträgern erhalten, regt ihren Eifer sehr auf, daß nur selten eine solche Uebung ohne Blutvergießt abläuft.

Diese Manöver, welche sie öfters wiederholen, machen sie muthig und geschickt zum Kriege. Diejenigen, welche von ihren Studien vielen Nutzen gezogen haben, werden von dem Sultan, welcher sie selbst examiniet, dadurch belohnt, daß er sie unter seine 40 Pagen aufnimmt. Alsdann vertauschen sie ihren Zuckerhut gegen einen seidenen mit Silber und Gold gestickten Kaftan, und ihr Gehalt wird auf 10 Para (ein Para ist ungefähr 1 Sou) täglich vermehrt. Aus der Kammer der 40 werden zugleich die größten Hof-Beamten gezogen, deren Titel und Würden sich folgendermaßen ordnen:

1) der Selihtar Aga, welcher den Säbel des Padischa trägt;
2) der Tschodadar Aga, welcher dessen Mantel trägt;
3) der Kybyslitar Aga, welcher einer Art von goldener Kafferkanne trägt, die das Trink- und Waschwasser des Sultans enthält;
4) der Rikiabtar Aga, welcher den Steigbügel hält;
5) der Dilbentar Aga, welcher den Kaiserlichen Turban faltet;
6) der Kemizar Aga, Aufseher über Wäsche und Garderobe;
7) der Tschorentgir Aga Baschi, der Oberr-Intendant des Hotels;
8) der Zaghardschi Baschi, der Intendant der Jagdhunde;
9) der Turnadschi Baschi, erster Forst-Intendant;
10) der Berber Baschi, erster Barbierherr;
11) der Muhasebedschi Baschi, General-Contrelleur der Ausgaben;
12) der Teskeredschi Baschi, erster Secretair des Großherrn.

Außer diesen 12 Würdenträgern Des Serai zählt man noch den Doghandschi Baschi (Chef der Falkonierei) und den Hamamdschi Baschi (Unterhalter der Kaiserlichen Bäder).

Die Pagen der vierten und letzten Kammer sind ausschließlich damit beauftragt, die Rechnungen über alle Schätze zu führen, welche im Palaste aufgehäuft werden. Denn es herrscht der Gebrauch, daß ein jeder Sultan während seiner Regierung eine Schatzkammer (Chasnat) anlegt. Am Schlusse des Jahres nimmt der Chef der schwarzen Eunuchen ein Inventarium aller der Schätze, (ein Werk enthält ungefähr 200 Thaler) auf, welche aufgeschlossen worden sind; dann legt er sie in einen Koffer, und der Großherr selbst erscheint in Galla und legt sein Siegel an die Koffer. Nach dem Tode eines jeden Padischahs bleibt die Kammer des Chasne verschlossen und wird mit dem Siegel des Großherrn und denen der anderen Groß-Dignitäre des Serai versiegelt, und man setzt in der Höhe über der Thüre die Inschrift mit goldenen Buchstaben: „Hier ist der Schatz des und des Monarchen.“ Je mehr Schätze der Regent angehäuft hat, als um so glänzender und glücklicher wird seine Regierung betrachtet; und der Leser wird sich am Besten einen Begriff von der Bedeutung dieser Schätze machen können, wenn er erfährt, daß es als das das größte Elend des Landes angesehen wird, wenn ein Sultan die Chasnes seiner Vorgänger angreifen muß. Bei den Türken ist es Sitte, daß auch die Frauen des Harems bedeutige Schätze zu betrachten; er kann und darf nur im äußersten Falle benutzt werden, das heißt, wenn das Reich mit dem Untergange bedroht oder von anderen außerordentlichen Uebeln heimgesucht wird.

Die Pagen der Schatzkammer sind zugleich mit Verwaltung der Bijouterieen und Diamanten des Großherrn beauftragt; sie sind es, welche die Rechnung über alle Gegenstände führen, die aus dem Tresor entnommen werden. Sie haben außer dem Rikiar Aga auch noch den Chasnadar Baschi zum Chef, welcher die von dem Großherrn angewiesenen Fonds auszahlt. Diese Fonds sind nur dazu bestimmt, die Ausgaben des Hofes zu bestreiten, und dieser Schatz, so wie dessen Schatzmeister, haben mit dem Chasne des Staates unter der Direction des Defterdar-Effendi (Großschatzmeister des Reichs) nicht die geringste Gemeinschaft.

Der Kaiserliche Steigbügel.

Vier Haupt-Stallmeister bilden das Corps, welches man den Kaiserlichen Steigbügel nennt. Erst kommt der Baschaul-Embrochor (Ober-Stallmeister), dann der Kutschuck-Embrochor (Klein-Stallmeister), welche alle andere Stallmeister des Padischahs unter ihren Befehlen haben. Sie sind es auch, welche bei dem Feste: der Lanze ins Grüne“, welches von allen Rennern des Sultans abgehalten wird, den Vorritt haben. Dieses Fest wird sehr feierlich begangen; die öffentlichen Beamten, die Kaiserlichen Offiziere und die ganze Nobleße wohnen im größten Gala dem Auszuge der Pferde bei, welche in Ceremonie durch die Straßen von Konstantinopel auf die runden gelegenen Wiesen geführt werden. Hier werden 14 Tag und Nacht von Bulgarischen Rennern bewacht, welche ausschließlich aus Muselmen zu diesen Festlichkeiten herbeikommen müssen. Die Dörfer dieser Leibeigenen sind steuerfrei und genießen noch anderer Freiheiten, welche sie reichlich für diesen angreiflichen Dienst entschädigen.

Der Großherr wohnt ebenfalls dieser Ceremonie bei; und wenn die Pferde im Gange und unter dem Palaste sind, nimmt er, um sie noch einmal zu sehen, hinter den Jalousieen des Saal-Kiosk, einen an der Mauer des Palastes angebauten Pavillons, Platz, in dem Innern der Stadt, und an der Seite des Yeolot humajun (das edle Thor) oder das Thor der Verwaltung, aus welchem die Europäer das Beiwort: „Die hohe Pforte“ gemacht haben, um die Ottomanische Regierung zu bezeichnen.

Der dritte Stallmeister Capitschiler Baschi ist eine Art von Ceremonienmeister; er verläßt nie die Person des Sultans, eben so wie die anderen Offiziere des Kaiserlichen Steigbügels, sobald er aus dem Serai tritt.

Dieser Kaiserliche Steigbügel hat jetzt gar keine Bedeutung mehr; es ist ein sehr unvollkommenes Bild von der despotischen Form der alten Verwaltung der Begründer des Türkischen Reichs, bevor sie noch auf den Trümmern des Konstantinischen Thrones gesessen. Damals bestand der Kaiser seinen anderen Palast, als sein Zelt, seinen anderen Hof, als sein Militairgefolge, und seinen anderen Pomp, als die Trophäen und die Beute der Besiegten, die er sich vorantragen ließ.

Die Reclamationen und die Bittschriften der Unterthanen wurden zu den Füßen des auf seinem Pferde stehenden Monarchen vorangetragen; es war also sein Steigbügel, welchen die Bittenden um Gnade und Gerechtigkeit anflehten. Die Ordres für die Armee, die Ernennungen der Fürsten und ihre Richterssprüche wurden gleichermeise zu Pferde ertheilt; und diesem zu Pferde ertheilten Gebrauch der Steigbügelberrichtigt ist der Name des Kaiserlichen Steigbügels in dem Innern des Palastes noch geblieben worden. In den ministeriellen Akten, in den Diplomen der Amdassadeure und den Fermanen der Verwaltung findet sich diese Benennung auch noch immer, und selbst die Noten der Stellvertreter der Europäischen Höfe, welche sie der Pforte übergeben, sind an den Kaiserlichen Steigbügel adressirt.

Das Serai.

Das Serai ist ungeheuer groß, doch hat es nicht drei Stunden und noch weniger sieben im Umfange, mit gewisse Reisebeschreiber so tollkühn sind, zu behaupten haben, die nur die Freiheit sehen wollten, gleichviel, ob sie Wahrheit oder Lügen ergäblten. Die Mauern, mit welchen es umgeben ist, sind von einer solchen Höhe, daß sie Niemand überblicken kann. Der innere Raum enthält Moscheen (Meziids), geräumige Gärten und Wohnungen, in denen 13,000 Menschen recht bequem logiren können. In gegenwärtigen Augenblicke enthält dieses große Gebäude mit Inbegriff seiner Garde und seiner Hausbedienten nicht über 10,000 Seelen.

Der Anblick des Palastes von der Meeresseite ist erfreulich, oder man darf den Fuß nicht aus Land setzen und länge der Mauern hingehen. Denn die im Sonnenstrahle erglänzenden Dome, die vergoldeten Kuppeln, welche ihre Strahlengarben in das Ferne ausgeströmen scheinen, die dochausschießenden Minarets, die ammuthigen Cypressen und die schattigen Alleen, welche sich in dem klaren Gebäude verlieren — Alles verschwindet dann gänzlich. Bei dem Anblicke dieser dicken Mauern wird man von trüben Gedanken beklömmt; unwillkürlich sieht man sich vom Schreck erstarrt, besonders wenn man vor dem Hauptthore des Palastes vorübergeht und die frisch abgehauenen und noch rauchenden Köpfe wahrnimmt, deren noch warmes Blut unter den Tritten des Vorübergehenden fortfließt. (A. Pichard.)

Frankreich.

Lustiger glorreich beendigter Prozeß, oder das Journal im Jahre 1745.

(Fortsetzung.)

Sobald Madame Saint-Aymar nach Hause gekommen war, ganz voll von dieser neuen freudigen Hoffnung, hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als an ihre Tante nach Paris zu schreiben; sie sich selber vorstelle sie ein Kleid von rosa Taffet nach der neuesten Mode, und sie die Pferde Büschel und Daaseln in Grün und Weiß, höchst passende Farben, ihre eigene Schönheit im rosa Kleide in's hellste Licht zu setzen.

Der Brief geht ab, und alle Wünsche und alle Sehnsucht der Saint-Aymar begleiten ihn; zum Himmel schaut sie empor und droht an ihr rosa Kleid und ihre weiß und grünen Geschirre. Mehr als eine Frau Präsidentin träumte und schwärmte mittlerweile von Geschirren. —

„Wann werden wir denn unsere Geschirre bekommen?“ sagte sie eines Tages zu ihrer lieben Freundin Saint-Aymar.

„Nächsten Sonntag“, erwiederte diese. — „Und von welcher Farbe werden sie seyn?“ fragte lebhaft Madame Dupuy. — „Weiß und grün“, gab die Saint-Aymar stolz zur Antwort. — „Weiß und grün!“ wie-

berholte die Präsidentin. „Und geschah das mit meiner Einwilligung, Madame? Wie? Wissen Sie, ob ich ein rosa Kleid habe, das zu dieser weiß und grünen Geschirrung paßt? Und wenn man zufällig das Kleid, welches ich mit derselben Gelegenheit erwarte, ein blaues ist, oder von einem dunkleren Grün als die Geschirre, was soll ich denn mit diesen weiß und grünen Geschirren machen? Nein, nein, Madame, wenn es so ist, so hoffen Sie nicht, daß mein Theil bezahlen werde ja diesen weiß und grünen Geschirren." — „Was ihre ich?" rief die Saint-Aymar, „wie Madame? Sie wollen eine Verfeindung, die Sie gemacht, nicht bezahlen? Sie — die sie selbst ermuthigt zu werden. — „O, meine Damen!" rief eine gemeinsame Freundin, „was machen Sie? Wer weiß, od nicht das Kleid der Madame Darcy vielleicht ein rothes ist, wie das der Madame Saint-Aymar? Warten Sie doch zu Geduld ab, bis Kleid und Geschirre ankommen; es wird dann noch Zeit genug sein, sich zu streiten." Und wirklich beschwichtigte dieser weise Rath für eine Zeitlang die erbitterten Gemüther der Damen.

Dieselbe Ursache hatte den beiden Pförtnern ein wahres Fest gemacht, als seitdem sie sich von diesem Bürgerkriege bedroht sahen. Schon war die ganze Stadt schwindlich in zwei Feldlager getheilt, aber der Präsident schwebte hoch in seinen Wolken und hielt langen Zwiesprach mit seiner Muse: musa, mihi causas memora! und der Landrath schwärmte auf seinen Fluren umher und wandelte mit seinem Palämon und seiner Daphnis unter Blumen; ruhig setzten sie ihre Spaziergänge fort, ohne sich durch einfallen zu lassen, die Damen von ihren Frauen und deren preiswürdigen Rosse wissen eine ganze Stadt auf dem Punkte stand, Rub' und Frieden und Schlaf einzubüßen.

Endlich kamen die Geschirre und die Kleider an; man läuft herbei, man öffnet die Kisten, man schaut hinein. Madame Darcy hatte ihre Ahnung nicht betrogen. Die drei Kisten wurden zu gleicher Zeit bei der Frau Präsidentin mit Blumen begrüßt. Die Kisten wurden geöffnet. Was den Anblick noch und noch erfreuender machte, war, daß jeder Kleid und ein vollständiger Anzug, rosa und weiß, nach der letzten Mode der Tuilerieen und des Palais-royal. Es war das Kleid der Madame Saint-Aymar; ein glückliches Lächeln flog bei dem ersten Anblick über ihre Wangen, und die Frau Präsidentin konnte nur mit Mühe einen Seufzer des Neides und Schmerzes unterdrücken.

Es herrscht wurde die Kiste mit den Geschirren geöffnet — die Geschirre auf den Fuchsen aufgebreitet; sie waren grün und weiß und paßten zu dem rosa und weißen Kleide ganz vortrefflich. Es war offenbar, daß beides für einander berechnet und gearbeitet war. So wußte sich denn die Saint-Aymar vor Freude kaum zu lassen und die Präsidentin wollte vor Aerger umkommen.

Endlich kommt die Reihe an Madame Darcy. Die letzte Kiste ist für sie, ihr Kleid liegt darin. Aber die Kiste will nicht aufgehen; es ist, als widerstrebte sie förmlich, ihren Inhalt zu offenbaren; nur mit der größten Mühe wird sie erbrochen. Rings herrschte die tiefste Stille, jede Dame hielt den Athem an — Heiliger Gott! was kommt zum Vorschein? ein blaues Kleid mit schwefelgelbem und weißem Besatz! Entsetzen! Kaum hatte es die Präsidentin hervorgezogen, so fiel es ihr auch vor Schrecken wieder aus der Hand. „Wir sind zu Rande, Madame!" schrie sie mit einem Blick auf die Aymar einen wüthenden Blick; ich bin nicht gewillt. Ihnen zur Folie Ihrer kleinen Reize zu dienen; nehmen Sie Ihre grünen Geschirre hin, aber ich werde sie wahrhaftig nicht mit bezahlen."

„Madame! Madame!" entgegnete die Saint-Aymar blaß vor Zorn, „bedenken Sie, was Sie sagen, und mäßigen Sie Ihren anmaßenden Ton!"

Und mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, ach mit tiefbetrübter Seele! denn in Wahrheit, wie sollte sie ihren Mann dahin bringen, die Geschirre für sie allein zu bezahlen, da es bei seinen beschränkten Geldmitteln schon schon schwer genug werden mußte, auch nur die Hälfte des Preises herzuschießen.

Um ihre Verlegenheit auf's höchste zu steigern, schrieb ihr die Tante, daß sie für Kleid und Geschirre einen Wechsel nach zwei Tagen Sicht auf sie ziehen würde. Was war zu machen? Bezahlt mußte werden! Was aber kann eine anständige Frau in der Provinz, die kein Geld hat, thun, um ein Paar weiß und grüne Geschirre und ein rosa Taffet-Kleid zu bezahlen?

Von solchen Schmerzen war die arme Saint-Aymar gepeinigt, als plötzlich die beiden Kammerjungfern der Präsidentin in die Zimmer traten, die solchen Geschirren auf den Fuchsen bewundern mich sich schnell entfernten. Diese neue Unverschämtheit brachte die Saint-Aymar so auf, daß sie von diesem Momente an auf nichts anderes mehr dachte, als auf Rache.

Aber wie sich rächen? Jene Frau zwingen, ihr Theil zu bezahlen! Und wie? Ihr den Huissier auf den Hals schicken und sie pfänden lassen! Wo aber einen Huissier auftreiben, der Dreistigkeit genug besäße, die Frau eines Präsidenten zu pfänden? Und sollte auch ein solcher sich finden, wie ihn selber bezahlen und womit? Die arme Frau wußte nicht, wie sie aus allen diesen Verlegenheiten herauskommen sollte; es war in der That, um den Verstand zu verlieren.

Nur Geld! Nur Geld! Dann war sie auch übergangt, daß sich ein Huissier finden werde. Da fiel ihr plötzlich ein, daß sie ja noch in der Stadt eine alte Couſine wohnen hatte, eine geizige Verschwörerin, jünfisch und mürrisch, die aber die einzige Person in der Welt war, die ihr so viel Geld vorschießen konnte, als zur Bezahlung eines Huissiers erforderlich war; diese Verwandte hieß Mademoiselle du Berger. Zu ihr begab sich denn also unsere bisherige Saint-Aymar und kam allein und mit wankenden Schritten bei der alten Jungfer an.

Die Alte liebte ihren Gott und ihr Geld; daß war aber auch ihre Liebe zu ihren Nächsten im Allgemeinen und zu den hübschen Frauen insbesondere ziemlich schwach. Sie blieb da bei den Schmerzen ihrer liebenswürdigen Couſine und der Erzählung des traurigen Vorfalls völlig unempfindlich. Nur als die Saint-Aymar mit Thränen in den Augen, ihre gefalteten Hände zu ihr emporbebend, sie flehentlich bat, ihr so viel Geld zu leihen, daß sie sich einen Huissier aus Paris kommen lassen, da gewann die Sache einen andern Anschein in ihren Augen. Mademoiselle du Berger hatte niemals Geld, wenn von Verleihen die Rede war, für Niemand; aber um einen Huissier aus Paris kommen zu lassen, die Frau Präsidentin zitiren zu lassen, zu einem so göttlichen, so einzigen Skandal, da hatte sie Geld; sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihre Schatulle zu öffnen, nahm hundert Franken heraus und lieh sie der schon verzweifelnden Saint-Aymar. Diese gab ihr einen Wechsel darüber, drückte das Geld an ihr Herz — denn dieses Geld, es war ihre Rache, es war der Himmel für sie!

Eben wollte die schöne Saint-Aymar sich heurlauben, als ein Postdiedeister eintrat, und Mademoiselle du Berger einen Brief, den Mercure de France und eine Kiste überbrachte. Der Brief war für sie selbst, der Mercure de France für den Präsidenten, und die Kiste enthielt eine Ausstattung, die Mademoiselle du Berger mit einer andern Gelegenheit nach einer benachbarten Stadt an eine junge Dame ihrer Bekanntschaft schicken sollte. Mademoiselle du Berger eröffnete den Brief, Madame Saint-Aymar die Kiste: Trost und Stärkung wehte ihr daraus entgegen. Die Sachen waren wunderschön, ganz besonders reizend aber war ein rosa Taffetkleid, dessen grün und weiße Garnirung den Farben der Geschirre vollkommen ähnlich sah und sie auf's lieblichste an ihre Schärfe erinnerte. „Ohne jetzt gar wie mein rothes Kleid," sagte sie zu der Berger. Aber Mademoiselle du Berger hörte nicht auf ihre Couſine, sah das rothe Kleid nicht an, las sogar nicht einmal mehr ihren Brief, denn sie war mit etwas Anderem, Wichtigerem beschäftigt. Sie las den neuen Mercure, und als Frau von Witz und Geist, für die sie doch gelten wollte, hatte sie alsbald die Charade vorgenommen.

Wir wir alle wissen, war die Charade das literarische Hauptvergnügen jener Zeit; sie war der Ruhm, die Ehre und das Glück des Mercure. Es gab Viertel in Paris und Provinzialstädte, in denen sich die geschriftstellen Köpfe einen ganzen Monat lang abquälten. das Wort eines Räthsels, einer Charade oder eines Logogryphen zu finden. Sobald das Räthsel gerathen oder auch nur erst die Spur desselben gefunden war, so wurde Mercure de France in Aller in Kenntniß zu setzen, der dann im folgenden Monat der erstaunten Welt den Namen des glücklichen Oedipus kund that. Mademoiselle du Berger war nun gerade nicht, was man einen schönen Geist nennt, auch nicht einmal in der Provinz — doch die zur Charade hatte sich ihr Geist emporgeschwungen; sie war im Rathen ziemlich geübt, ja, verfaßte selber Charaden, und es hatte sogar eine im Mercure unter ihrem Namen — von Mademoiselle Adelaide du Berger, die in Versailles — gedruckt gestanden; obwohl wir zur Steuer der Wahrheit sagen müssen, daß der Stiftsherr, Monsieur Binrent, der eigentliche Verfasser besagter Charade war, deren beste Verse ihm angehörten, und von der er nur den Ruhm seiner Freundin, Mademoiselle Adelaide Abgegonde du Berger, überlassen hatte, als ein Mann, der sich über Beifallsbezeugungen dieser Art erhaben fühlte.

Seit einem Tage glorreichen Angedenkens, hatte Mademoiselle du Berger ihren drei Leidenschaften: für den lieben Gott, das gepfägte Geld und das Medisiren, noch eine vierte und letzte hinzugefügt, nämlich die für die Charade; Räthsel und Logogryph als Kinder derselben Familie mit inbegriffen. Charaden zu rathen, Logogryphen zu verfassen, eine ganze Stadt mit ihrem Witz in nichtiches Erstaunen zu setzen, dies war sie Mademoiselle du Berger der Gipfel des reigendste Zeitvertreib; womit sie sich aber ganz besonders viel wußte, und was sie übergläcklich machte, war, wenn sie allmenatlich dem Herrn Abbé seinen Mercure de France zustellen und ihm dabei mit diebischenem und doch stolzem Tone sagen konnte: „Suchen Sie das Wort, Herr Abbé, ich hab's-schon, ich!"

Diesmal war es der Logogryph des Monats Mai, der so ungetheilt die Aufmerksamkeit der Mademoiselle du Berger auf sich zog, und wir müssen gestehen, daß er wohl danach angethan war, einen noch scharfsinnigeren Kopf in Verlegenheit zu setzen. Hier ist er:

Logogriphe.

Cultivée autrefois par des peuples fameux,
De leurs travaux j'ai consacré la gloire,
Et sans le secours de l'histoire,
Je les fais vivre encore dans mes derniers nerveux.
De douze membres composée,
Il est pour me trouver une méthode aisée.
12 et 6 vous feront qui par moi,
Quand je suis belle femelle;
Mais de dix de mes parts quelquefois l'ignorance
Me fagotte et plaisamment
Que, bête loin d'être un ornement,
Je perds toute mes illusions.
Mon premier quart a versé bien du sang.
1, 3, 6, 7, 10, 2, souvent au plus haut rang,
Et souvent au plus bas étage:
Je ce perds ni ne gagne à de tels changemens.
Lecteur, reprends mon tout, et de trois démons
Il saura s'offrir l'assemblage.

9, 5 et 3 je sais bon à quitter;
5, 8, 9, et 7 donnent de quoi flatter
Des humains la pauvre cervelle.
3, 4, 1, 6, je fais une guerre cruelle
A 2, 3, 4, 5 et 6.
Du corps humain je possède une partie.
8, 3, 1, 2 et 7 paye cher sa folie.
8, 5, 3, 7, je suis de grande utilité
Aux hoedoirs de sa Majesté.
Je compte par milliers les auteurs de mon être:
A me chercher, lecteur, je t'adderai peut-être.
2, 10, 3, 4 et 7 m'ont servi de berceau.
Je me change en 3, 9, 8, 7.
7, 3, 1, 2 et 6, au regard d'un diotrait.
3, 2 et 5, je porte l'opportune,
Quoique souvent souvent accueillie avec fort coeteste.
Cherchez de Roux ad eane danger

Digitized by Google

Ou ne peut guère voyager;
Cherchez ni meuble ni menage,
Une admirable invention,
Qui vous fait voyager chez toute nation,
Une province et ville de Hollande,
Un plat exer à la gent gourmande,
Une marchise dans les eaux,
Qui fait trembler tous les bateaux,
Une charge spirituelle
Ou l'on porte bas la dentelle,
Un coquillage, un bon poisson,
L'endroit d'ou l'on vous fait leçon,
Une voiture sans portières,
Et la cagne pais des notaires,
Une fille qui sans retour
Par la mer est chassée, et il a neur a son tour
S'unisit avec une vitesse extrême;
Un arbre aux plantes si rares;
Un pays de Fées, un peuple méritant,
Ce qu'il a tout pas qu'en notre coupe,
L'ordinaire porter d'une ingenieur troupe,
Une voiture, connaite un conducteur,
Un mot qui vous fait mal au cœur,
Un portrait fidèle, deux notes de musique;
Mais il me semble aussi que par trop je m'explique;
Et si je n'arrêtais mon histoire ici,
Bientôt je vous dirais mon sous.

Man kann sich vorstellen, was Mademoiselle du Berger bei Lesung dieses schrecklichen Logogryphen empfand. Dunkel ward's vor ihren grauen Augen, ihre blassen Wangen wurden noch blässer, ihr gemisserer Mund schnitt eine fürchterliche Grimasse; die Unglückliche mußte sich's gestehen, daß dieser Logogryph über ihre Kräfte ging, und sie ward stumm und niedergeschlagen von dem zärtsehlasten Blatte. „Aber auch", durchfuhr es sie plötzlich, „welch ein Ruhm für mich — wenn ich die Auflösung fände."

Die junge schöne Saint-Aymar war nicht so tief in Betrachtung des rosa Kleides versunken, daß sie nicht die heftige Aufregung dahte bemerken sollen, die ihre Cousine ergriff, und diese gab sich auch keine Mühe, die Ursache ihrer Verwirrung und Beklemmung zu verbergen.

„Ja, liebe Cousine", brach sie aus, „es ist so! ich bin um meinen Ruhm; nicht ein einziges Wort von diesem Logogryphen hab' ich heraustreigt. O! was wird der Abbé sagen! Ach, was bin ich zu bedauern. Meine arme Saint-Aymar!"

Madame Saint-Aymar, bei ihrem guten Gemüthe und der Verdientlichkeit, die sie den Cousinen zu äußerlegt hatte, tröstete sie, so gut sie konnte. „Wissen Sie was", sagte sie zu ihr, „leihen Sie mir diesen Logogryphen; binnen zwei Tagen hab' ich ihn vielleicht errathen und bringe Ihnen das Wort dann im Moment, so bald ich's gefunden." Die liebenswürdige Frau hatte dies einzig in der Absicht gesagt, um dem betrübten Herzen der Cousine einigen Trost zu geben, denn noch nie in ihrem Leben hatte sie ein Räthsel gerathen, ausgenommen auf die Liebe Folgendes ausgenommen:

Jeune, des en naissant,
Je vais toujours rapetissant,
Et je finis par être imperceptible.

Diese neue Hoffnung, so schwach sie auch war, richtete den gesunkenen Muth der armen du Berger doch wieder einigermaßen auf. Sie konnte der Saint-Aymar leidenschaftliche Neigung zu gefallen, aber wußte auch, daß sie sehr wenig Anspräche auf den Ruhm eines schönen Geistes machte und ihr gern einen Logogryphen zum Opfer bringen würde, ohne sich gegen Andere damit zu rühmen, wie der Abbé bei ähnlicher Gelegenheit gethan hatte. — „Cousine! beste Cousine!" rief die du Berger aus, sich, daß sie die Sache gebeim und zeigen Sie den Mercure du Niemand", antwortete leider sagen, er sey noch gar nicht angekommen. — O liebste Cousine! wenn Sie nach zwei Tagen kämen und mir die Auflösung dieses Logogryphen brächten, Sie wissen, wie lieb ich Sie habe — und hierbei drückte sie die Aymar an's Herz, daß der Armen fast der Athem ausging, — so könnten Sie Alles in der Welt von mir verlangen, meine gute, meine theure — ja ich glaube sogar, die alte Jungfer sägte auch dinzu, meine „hübsche — Saint-Aymar."

(Schluß folgt.)

Polen.

Polnische Geographie vom Reiche der Poesie.

Das Reich der Poesie ist sehr groß und jetzt weltentheile mit Kindern bevölkert. Es gränzt gegen Abend an die Verehrsamkeit, gegen Morgen an die Materei und Plastik, gegen Mittag an die Musik, gegen Mitternacht an das Meer der Wissenschaften. Gleich vielen anderen Reichen zerfällt es in das obere und untere Land. Im ersten wohnen Leute, die durch ihr Ansehen imponiren, deren Sprache, gegen die Sprache der anderen Provinzen des Reichs gehalten, wie das Samogitische gegen das Polnische klingt. Es sind Heldrn von Professionen; ein Kampf mit Riesen ist für sie eine Kleinigkeit. Die Schönheit ihrer Frauen, Materei und Plastik, gegen Mittag an die Musik, gegen Mitternacht an das Meer der Wissenschaften. Gleich dem Glanz der Sonne. Ihre Rosse, deren Pferde haben sie nicht, übertreffen den Sturmwind an Schnelligkeit, und die Wipfel ihrer Bäume reichen an das Himmelsgewölbe.

Die Hauptstadt dieser Provinz heißt die Epopöe. Sie soll größer seyn, als weiland Ninive; nur so viel ist gewiß, daß viele Reisende sich vergebens bemüht haben, ihren Umfang zu messen. Sie liegt auf sanftgeigem und zur Bearbeitung nicht sehr geeignetem Boden. Die Einwohner dieser Stadt sind in Anschung der Wahrheit nicht besonders gewissenhaft und gleichen in diesem Zuge ihres Charakters den Bewohnern des ganzen Reichs. Sie bieten den Reisenden ihre fabelhaften Geschichten dar, denen sie übrigens eine gewichtige und anziehende Gestalt zu geben wissen. Was jedoch den unangenehmsten Eindruck in dieser Stadt macht, ist, daß man bei jedem Schritt auf Zweikämpfe und Todtschlägereien trifft, so daß man bald genöthigt ist, sich in die Wortkarg der Romanzen zu flüchten. Hier wohnen die allerschönsten und moralisch vollkommensten Wesen; fortwährende Festlichkeiten unterhalten sie, und selten verläßt sie ein Reisender, ohne vorher auf fünf Hochzeiten getanzt zu haben. Hinter der Stadt liegen Trümmer von Schlössern, in denen Raubritter und Banditen ihren Sitz haben.

In der Ferne erblickt man hohe, von Abgründen umgebene Berge; es ist dies das Gebirge der Tragödie, durch die Anstichten herrlicher Ruinen verschönert. Tiefe Trauer erfüllt einen Jeden, der sich ihnen nähert, denn ihre Bewohner sind grausam und diutgierig; selbst die Weiber klatschen bei dem Anblick von Verzifungen und Mordthaten in die Hände.

Früher war in dieser Provinz ein prächtiger Palast berühmt, die Oper genannt, den ein Italiänischer Zauberer aufgeführt hatte; bald aber änderte sich der Geschmack, und die späteren Bewohner desselben nannten ihn die komische Oper.

Unweit dieses Schlosses erhebt sich eine alte Stadt, die Komödie. Hier herrscht im Allgemeinen ein Geschmack an Bildern der Natur; nur schade, daß zuweilen geschlechte Gegenstände mit genommen werden; denn Jeder lacht über die Thorheiten seines Nachbars und kümmert sich desto weniger um seine eigenen; bei alledem wird jedoch auch hier grosentheils auf Sittlichkeit gehalten.

Zwischen dem oberen und unteren Lande des Reichs der Poesie zieht sich eine weite Provinz hin, der Verstand genannt, in welcher weder Zauber noch Schlösser zu sehen sind, sondern der Boden fruchtbar und der zerstreute Adel ein wohlhabendes Land. Dessen Erzeugnisse für die ersten Bedürfnisse seiner Bewohner hinreichen; seine jetzige Armuth scheint zum Theil daher zu rühren, daß die Wege nach dieser Provinz außerordentlich eng und wenig betreten sind, und daß man selten einen Führer dahin findet. Auf den Gränzen dieses Gebiets, die man die witzigen Einfälle nennt, wohnt ein leichtsinniges Völchen, das gern nach Kleinigkeiten hascht und im Schoß des Muthwillens sein Leben vergeudet, ohne auf die Ermahnungen der Nachbarn zu hören.

Die Hauptstadt des unteren Landes heißt die Elegie. Dies ist ein gefährliches Gebiet, rings von Felsen, Höhlen und Wältern umgeben, denen die Einwohner die Seufzer ihrer Liebe anvertrauen, aber mit der Bitte, daß sie um Gottes willen das Geheimniß nicht verrathen sollen.

Zwei Ströme, der Reim und die Versunft, fließen durch das große Reich der Poesie. Der letztere entspringt in der Provinz Verstand, und es besucht daher seinen Jemand seine Quelle. Der erstere aber hat seinen Ursprung in dem Gebirge, welches die Phantasie theilt, und ein Jeder schöpft daraus, so viel er kann.

Auf der unterwärtlichen Seite dieses Reichs, unfern der Gestade des Oceans, liegt die Insel Satire, die ebenfalls zum Reiche der Poesie gehört. Das Wasser um dieselbe herum ist sehr salzig, und dieser Umstand macht die derbe Laune ihrer Bewohner erklärlich. In der Römerzeit war Juvenal der Beherrscher dieser Insel, und sein Andenken hat sich bei einigen der Einwohner noch bis auf unsere Tage erhalten. Die Reisenden besuchen die Monumente der berühmtesten Männer, welche diese Insel in neuerer Zeit unter ihre Beherrschung zählte: Bellean's, Krassizi's, Naruschewitsch's und vieler Anderen.

Einige Autoren, von dem Wunsche geleitet, das allgemeine Beste zu befördern, baben sogenannte Wegweiser in das Reich der Poesie geschrieben, obgleich keiner von ihnen allen jemals selbst dort gewesen ist. (Swiatowid.)

Bibliographie.

Kawaler Mohalski. (Der Malteser-Ritter.) Zwei Theile. Krakau.

Opis chorób właściwych osobom wszelkiego stanu. (Beschreibung der den Personen aller Stände eigenthümlichen Krankheiten.) Aus dem Französischen des Dr. Patessier, mit Abkürzungen, von Silvester Pietkowski, Dr. der Medizin. Warschau.

Nazywanie spostrzeżenia nad mineralnemi waralitiami, koni etc. (Neueste Beobachtungen über die Krankheiten, namentlich die epidemischen, der Pferde, des Rindviehes, der Schafe und Schweine und über ihre Heilart, aus den neuesten Werken gesammelt.) Von J. N. Kurowski. Warschau.

Poezye M. Goslawskiego. (Gedichte von M. Goslawski.) Warschau.

Historya języka Łacińskiego w Polszcze. (Geschichte der Lateinischen Sprache in Polen.) Von Karl Mechrzynski, Dr. der Philosophie.

Mannigfaltiges.

— Literarische Notabilitäten unter den Tories und Whigs. William Howitt zählt im „Tait's Magazin" die Namen der berühmtesten und beliebtesten Englischen Schriftsteller der neueren Zeit auf, und indem er dieselben, nach ihren politischen Gesinnungen, in Tories und Whigs sondert, findet er, daß das literarische Uebergewicht bei weitem auf Seiten der letzteren Partei ist. Es befinden sich nämlich unter 99 Namen nur 7 Tories: Walter Scott, Southey, Wordsworth, Coleridge, Wilson; De Quincey und Lockhart; die übrigen 92 sind Whige: Burns, Cowper, Byron, Shelley, Campbell, Moore, Rogers, Crabbe, Godwin, Bentham, Hazlitt, Jeffrey, Mackintosh, Sadge, Lander, Montgomery Hall of Leicester, Leigh Hunt, Elliott, Bulwer, Barry Cornwall, Thomas Carlisle und Charles Lamb.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern, Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 57. Berlin, Mittwoch den 13. Mai 1835.

England.

London, Paris, Brüssel und Haag.

Von einem Engländer.

Der Mensch, indem er der Gegenwart überdrüssig ist, hofft gar zu gern und zu rasch von der Zukunft das, was sie ihm nicht gewährt. Ich hatte mir immer von unserer Reform eine so lebhafte Vorstellung gemacht, meine Hoffnungen auf die mit ihr zu gleicher Zeit in die Welt tretenden Fortschritte und Verbesserungen waren so enthusiastisch, daß ich jetzt die entsäuschte Einbildung, meine betrogene Phantasie kaum zu beruhigen vermag. Ich hatte geglaubt, daß England das Wort Reform nur aussprechen dürfe, und alle Dinge um uns her werden von selbst, wie von einem magischen Zauberstabe plötzlich berühret, und alle unsere Wünsche in einem Nu in Erfüllung gegangen seyn; nichts schien mir leichter, als dies.

O, welche Täuschung! Dieses London, das die Reform mit ihrem Lichte aufstellen und erhärten sollte, ist seit dem Tage ihres ersten Erscheinens nur noch düsterer und langweiliger geworden, als je. Es giebt hier nichts als politischen Zwist; an Lust und Vergnügen ist gar nicht mehr zu denken. Die alten Englischen Originale sangen an zu verschwinden. Unser Lauderelmann hat das, was an ihm lächerlich war, schon ganz verloren, und der echte Whig von altem Schlage ist kaum noch beim ersten Blick oder am ersten Worte, wie sonst, zu erkennen. Auf allen Gesichtern und Physiognomieen hat sich ein fahler Ernst ausgeprägt, der selbst in unsere Ballsäle sich einzuschleichen gewußt. Pferderennen, Liebes-Intriguen, Ehrenpreise und Wetten-Speculationen, alles dies spielt jetzt nur eine untergeordnete Rolle gegen die neueren Interessen der modernen Welt. An unserer Börse spekulirt man nicht mehr auf Stocks, Prämien oder Wechsel: vielmehr sind der Triumph der Whigs und die Niederlage der Tories oder die Wiedereinsetzung des vorigen Ministeriums die einzigen Gegenstände, die alles Uebrige in Beschlag genommen. Unsere Corporationen reiben sich unaufhörlich an einander; der Krämer hält patriotische Reden an die große Masse, und der alte Adel, der sich dem Siege schon so nahe wähnte, sieht sich mit einem Male von allen Seiten angegriffen und bedrängt, und verzichtet nunmehr auf alle fröhliche Feste, um sich den ernsten Klubb anzuschließen, während Hume, Cobbett und O'Connell auf der andern Seite ihre Reihen in Schlachtordnung bringen. In Folge dieser unaufhörlichen Kämpfe und Reibungen kann es gar nicht fehlen, daß man den Vergnügungen und Lustbarkeiten am Ende ganz entsagt; auch liegen die Theater in England schon seit längerer Zeit darnieder, und die Englische Literatur ist, wenn auch nicht in Verfall, so doch in Stockung gerathen.

Ich versuchte es, mich aus dem Kreise dieser fieberhaften Bewegungen und politischen Wirren Londons herauszureißen. In Paris schien mir anfangs die allgemeine Lebhaftigkeit und das bunte Treiben der verschiedenen Parteien und Interessen ein noch aufgeregteres Schauspiel darzubieten. Allein nur zu bald gewahrte ich meinen Irrthum. Denn was zeigte sich mir im Hintergrunde aller dieser Theorieen der Beweglichkeit, was waren die Hebel dieser so geräuschvollen und lärmenden Declamationen? Nichts als Eigennutz und niedriges Interesse. Bei den Politikern Frankreichs handelt es sich darum, hier einen Namen zu erhöhen und dort einen herabzusetzen, ein Portefeuille auszuwechseln oder auszuschlagen. Alle Streitfragen und wichtige Debatten lassen sich hier immer auf einige wenige Eigennamen reduziren. In den Kammern inquirirt und diskutirt man ohne Ende, lediglich, um die Waffen zu ermüden. Der wahre König von Paris ist in meinen Augen das Vergnügen. Die ernste schwermüthige Maske, die Du dort erblickst, verbirgt nichts Anderes, als die jüngstleidigen Genüsse; überall, wo Du nur hinblickst, verkehrt man sich in die rauschendste Sinnlichkeit, mag man sich immerhin fres zu ihr bekennen, oder sie so viel als möglich zu verhüllen suchen; auf jedem Tage steigt der Lärm in noch wüthigere Progretion hinan höher; nur hat man in Paris, sonderbar genug, das Leben in zwei mit einander ganz kontrastirende Hälften getheilt; den einen Theil, nämlich acht Monate im Jahre, bringt man auf dem Lande in einfacher philosophischer Zurückgezogenheit und Sparsamkeit zu; aber die übrigen vier Monate verlebt man in geräuschvollem Jubel, in Saus und Braus, indem man Assemblieen auf Assemblieen und Bälle auf Bälle folgen läßt. Das Englische Leben in den Jahren von 1815 bis 1820 war dies ein Abglanz der bei der Pariser vornehmen Welt noch heutzutage bestehenden Lagesordnung. Nur die Geschäftslente und die Krämer von Paris sind es, die beständig in der Stadt bleiben, wo ihre Interessen sie beschäftigen, und diese Klasse allein ist es auch, welche die Residenz in der schönen Jahrezeit noch belebt.

Die Hauptstadt Frankreichs macht nicht wenig Geräusch mit ihrer Politik, mit ihrer Deputirten-Kammer, mit den großen Weltbegebenheiten, die sie in Bewegung bringt, und den Parteien, die dort den Wärgerkrieg beginnen, gerade so wie England mit seinen artistischen und litterarischen Unternehmungen, seinen großartigen feierlichen Moden und glänzenden Bällen. Beides ist indessen nichts als eine Lüge. Denn der Ernst ist es, der in England herrscht, so wie das des Vergnügen allein Paris beherrscht. Das Ernstseyn und Wichtigthun, das ich in Paris gesehen, war das Behältniß, das ich zu ausfüllen. Paris würde gern vierzig seiner politischen Redner für einen Tanzlache und zweihundert Ministers für Mademoiselle Grisi hingeben. Die Bonmots des Herrn Dupin, die Epigramme des Herrn von Talleyrand und die Boutaden des Herrn Thiers amüsiren die Französische Hauptstadt weit mehr, als das politische Benehmen aller dieser ausgezeichneten Männer; denn hier ist es vor Allem darum zu thun, zu wissen, ob die neue Oper von Bellini besser oder schlechter ausgefallen ist, als sein Pirat. Man braucht nur zwei Tage dazu, um dem Geheimniß der Pariser Welt und seiner wichtigen Geschäfte auf die Spur zu kommen. Der einzige Feind, den man hier zu vertreiben sich dereitet, ist die Langeweile; man würde eine Bürgerkrone demjenigen verehren, der sich lächerlich genug zu machen wüßte, um Paris länger als vierzehn Tage zu belustigen. Alle Arbeiten der Gelehrten von Frankreich, das Geschrei seiner Rhetoren, das Genie seiner Künstler und die unendlichen Wettkämpfe seiner Journalisten, Alles ist auf das eine Ziel des Amüsements hingerichtet. Als ich den Grund alles dieses Treibens erforscht, als ich das Leben der Pariser Welt genauglam durchschaut hatte, begab ich mich nach dem Ministerium des Auswärtigen, ließ meinen Paß sistiren und reiste ab.

Leb wohl Paris! Du Stadt des Vergnügens, die du, trotz aller deiner Polizeistionen, doch dem Ehrgeiz, der Intrigue, der Wissenschaft, der Politik und dem Reichthum immer nur den zweiten Rang angewiesen hast! Was ist dein wahres Streben, dein ernstes Ziel und dein geheimer Gedanke? Nichts anderes als die Sinnenlust, das Vergnügen. Vergeblich drängt sich die Politik dir auf mit ihrer gerunzelten Stirn, mit ihren dürren oder schwallenden Worten; vergeblich bemüht du dich, in ein ernstes Kostüm dich zu hüllen; du bist und bleibst ein ausgelaßes wollüstiges Weib, magst du dich auch in den Mantel des Philosophen hüllen oder hinter der Maske des Einsiedlers zu verbergen suchen. Ich hatte seche Wochen in diesem ewig stürmenden Rausche zugebracht und wohl erkannt, daß Niemand hier das denkt, was er sagt, noch auch an das denkt, was er sagen will. Trotzdem hatte ich mich in dieser Hauptstadt der Lust gar wohl befunden; mit Hülfe des Knochen de Cancale, des Italiänischen Theaters, der Konzerte des Konservatoriums, der Promenaden im Boulevgner Gehölz und einiger anderen nicht reit zu erwähnenden Zerstreuungsmittel hatte ich nicht ohne Vergnügen bemerkt, daß das Wesen, dem man hier Alles aufopfert, und das von den Philosophen das Ich genannt wird, in Paris ganz glücklich und in voller Blüthe besteht.

Indeß rief mich meine Neugier wieder fort von hier, und ich hatte ein Land zu bereisen, das zu denen gehört, die am öftersten beschrieben worden sind; es war ein bekannter Weg, die große Heerstraße aller Europäischen Reisenden. Ich reise gern da, wo schon viele vor mir gereist sind. Abgestimmen würde mich weniger interessiren, als der Hyde-Park zu London. Es macht Vergnügen, die Einbrücke, die ein bekannter Gegenstand auf uns macht, mit denen eines Neuen, eines Unbekannten zu vergleichen; einen neuen Dichter lieset man gern, wo einer von diesen Reisenden einen Riesen gesehen, erblicken wir vielleicht einen Zwerg. Dort der kleine Kanal, den das Auge kaum entdeckt, wird unter der Feder irgend einer jener Blaustrümpfe in England zum Nil oder zur Donau. Auf dieser großen Heerstraße hat der Belgier seinen Widerwitz ausgeschlafen, der Holländer seine Pfeife gerauchi, der Parisier sein politisirt und der aus der Auvergne sein Lamm gegessen. Ein Engländer muß nothwendig geschimpft haben, während er zu reisen getrümmt. Wer in fremden Gegenden reist, hat freilich nachher steine Spiel, er darf und muß oft lügen wie ein Poet, und seine Leser sind gezwungen, ihm überall blindlings zu folgen. Wir, mein ihrerer Leser, wollen lieber die der Welt bereits gelänfige, allgemein bekannte Straße mit einander passiren. Wir begehen uns leichten Schrittes dahin in Gesellschaft einer kleinen verpuppten und hübschen bejahrten Frau mit kleinen Füßchen und einigen Schuhren weiter mit einem vierzigjährigen Militair mit einem höheren Beine und einem hübschen kleinen Mädchen, das zu den Füßen seiner Mutter auf einem Schemel Platz genommen. In Frankreich

Digitized by Google

kommt das Kitter später und die Kindheit vergeht schneller, als anderswo. Ein Mädchen von sechs Jahren ist oft schon eine kleine Kokette, und ein alter Dilettant ist noch ein junger Enthusiast. Sonderbares Land, dessen Civilisation seinen Bäumen gleicht, deren Wipfel noch grün ist, während Stamm und Zweige schon abgestorben sind. Unsere Alexandrine, so sieht das kleine Mädchen, war ein recht hübsches Püppchen. Sie sprach wie die Vögeln, wie Thiere mit überschlauem Gemandtheit, und ihre Mutter fand diese frühzeitige Reife ganz schamant! Es ist merkwürdig, den Hof des Königlichen Post-Amtes zu sehen in dem Augenblicke, wo zur Abreise aufgebrochen wird. Die Peitsche des Postillons erschallt, die Schellen um den Nacken der Pferde erklingen. Abschiedsgrüße, Empfehlungen und Händedrücke durchtreuzen sich auf allen Seiten, und man durchlässt die Diligence alle Nebengäßchen und Ecken, wo Thiere mit Menschen sich überschlagen, sich überall hin und durchschlängelt tausend Kreuzwege, gleich der Schlange im Korallen-Labyrinthe, die auf freien Weg zu kommen desnäht ist.

Wir befinden uns bald zu La Villette, der Kanal ist überall mit Barken besetzt; ein ungeheurer Verkehr verbreitet sich über alle Baumgänge; es ist heute Sonntag, der sterilste Tag, der in Frankreich so hässer, aber so fröhlich in Frankreich ist. Jede erfundige mich, warum heute die Straßen von Paris so öde, dagegen die Vorstädte alle von der Menge so angefüllt seyen; der Wein, sagte man mir hierauf, von dem der Lirre sür sechs oder acht Sous verkaufe wird, labet an dem feierlichen Tage die Handwerker von Paris zur gemeinschaftlichen Belustigung in die Schenken ein. Ich bewunderte die Fruchtbarkeit der Einfachheit und die Genügsamkeit des Geistes, die sich hierin offenbaren und die mich mit einem gewissen beschiedenen Wohlgefallen anöhrten. Auch begannen sie bald von ihrer Seite vertraulicher und scherzhafte Gespräche anzuknüpfen, bei denen mir die Zeit schnell verstrich. Wenn der Engländer auf seine solideren Tugenden und nützlicheren Eigenschaften vielleicht stolz seyn darf, so muß man die Höflichkeit, die Gefälligkeit im Umgange, diese feine Münze, deren das Leben so sehr bedarf, und die immer in Courie bleibt, wenn sie falsch ist, diese Münze, sage ich, muß man nirgends anders, als bei den Franzosen suchen.

Wir waren schon fern von Paris; mehr als Eine Stadt war unseren Blicken vorübergegangen, indem werde ich hier weder von Saint-Quentin noch von dem großen unterirdischen Kanal, den Napoleon daselbst graben ließ, noch von Cambrai und der ziemlich mittelmäßigen Statue sprechen, die der Bildhauer Cortot dem Andenken Fenelon's errichtet, dem Erhabensten Geiste und der rechtschaffensten Seele, die Frankreich je hervorgebracht. Hier ist Douai, hier ist es, wo ich meine bisherigen Reisegefährten gegen einen jener Cacegoner Schwätzer vertausche, die mit allen Unannehmlichkeiten der modernen Civilisation noch das Unglück der Ignoranz verbinden. Die Plaisanterien und die Paradoxen sind gelungen, durch Fragen unterbrochen, auf die keine Antwort erwartet wurde, absurde Exclamationen, abgedroschene Mährchen, längst aus der Mode gekommene Wortspiele, alles dies betäubte meine Ohren so sehr, daß ich mich genöthigt sah, meinem lästigen Erzähler den Rücken zuzuwenden und den Kopf zum Kutschenschlage hinauszustecken. Allein der Cacegoner ließ sich dadurch nicht einschüchtern; es bedurfte für ihn eines Schlachtopfers, und so stürzte er auch feinerseits dem Kutschenschlag und begann ein neues Gespräch mit dem Postillon anzuknüpfen, der aber glücklicherweise seine Pfeife fortrauchte, ohne Jenem ein Wort zu antworten.

Endlich kommen wir in Bräffel an; man spreche von dieser Stadt, auf welche Weise man wolle, immer kann man sicher seyn, Recht zu haben; es ist eine in der Mitte liegende Stadt, die Stadt aller Farben, ein Resser von Frankreich und zugleich ein Schatten von Deutschland. Du findest hier Italien mit seinen Künsten, Holland mit seinem Privatleben und selbst England in seinen zahlreichen Ausschandterern, den Bankerottirern der drei vereinigten Reiche. Es darf nicht Wunder nehmen, daß man zu Brüssel die schönsten Equipagen von der Welt anstreffen, in jener Stadt, die weniger eine Hauptstadt als ein Rendezvous aller Nationen ist. Der Charakter von Brüssel ist der, gar keinen Charakter zu haben. Man lobe oder tadle, man beschimpfe oder erhebe die Bevölkerung und die Sitten dieser Stadt bis in den Himmel, man bezeichne die Brüsseler als Oekonomen, Künstler, Verschwender, leichtsinnige, bescheidene oder luxuriöse Leute; immer hat man Recht. Es ist leicht, das Charakteristische der vorzüglichsten Städte Europa's hervorzuheben. London ist die Stadt der Kaufleute; Amsterdam ist eine Seestadt; Venedig war ehemals der Despotismus ergeben; Paris liebt das Vergnügen des Augenblicks; Wien ist die Bürgerstadt; Rom ist die Hauptstadt der Ceremonien; Brüssel endlich lebt nur von der Nachahmung; es ist die Stadt des Nachdrucks par excellence.

Wollte man den Haupt-Charakterzug von Brüssel angeben, so würden wir sagen, daß die Stadt von Französischer Sitte und Französischem Einfluß speziell beherrscht wird; allein außerdem ist hier noch gar vieles Andere anzutreffen. Die Engländer besuchen diese Stadt besonders, der rohe Kaufmannsgeist hat hier seine Wohnung aufgeschlagen; das Alterthum und das Mittelalter haben hier Spuren zurückgelassen; die Spanische und die Französische Herrschaft sind noch sichtbar geblieben; die nationale Unabhängigkeit hat von Alters her einige Wurzeln geschlagen; die häuslichen Tugenden und die Eigenschaften eines guten Wirthschafters sind hier nicht selten; die Künstler von Europa gehen sich hier Rendez-Vous. Was Brüssel noch fehlte, das waren Ruinen, moderne Trümmerhaufen und eine Revolution in kleinen Maaßstabe; alles dies ist in Brüssel demnächst vorhanden. Kommt Du im Monat September nach der Stadt, so findest Du sie öde und verlassen. Aber im April wird es lebhaft, polterich, geräuschvoll und gewühlvoll in Brüssel, wie in der Nähe des Pall-Mall und des Palais Royal.

Die Physiognomie Brüssels ist nicht ohne Reize; man glaubt sich auf dem Universal-Kreuzwege des reisenden Europa zu befinden; man überlässt sich hier einer gewissen Sitten- und Gedanken-Freiheit, man fühlt sich frei von den Fesseln des gesetzgeberischen Herkommens, in einem Lande, wo Alles Herkommen ist. Du begiebst Dich nach dem großen Platze und bleibst vor dem Stadthause stehen, dort erblickst Du Gebäude, deren Stil einen Epochen und allen Völkern angehört. Hier geht der Engländer mit ernster Miene vor Die vorüber; der dickbäuchige Deutsche, der pausbäckige Flamänder und der schwächtige Franzose unterhalten sich hier mit den Kanstieuten unter den kleinen spitzzulaufenden Zelten; unterdessen betrachtest Du die angränzenden Paläste. Die Eleganz und der Reichthum des Mittelalters haben dort diesen Hauptthurm à jour trodirt, mit seinen kleinen Glöckchen, die in regelmäßiger Entfernung von einander mit dem Zauberstabe sich emporstehen und in üppiger Fülle gleichsam eines aus dem anderen hervorwachsen. Durch diese bewundernswürdigen regelmäßigen Zwischenräume dringt das Tageslicht hindurch, während das Ganze auf drei Reihen von Arkaden und Fenstern ruht, die, zum Theil bogenförmig, zum Theil viereckig, die großen Säle des Stadthauses beleuchten, wo so viele blutige Kämpfe gegeben und so viele Konspirationen angezettelt worden. In der Nähe dieses Monuments, das an die Zeiten der Größe Burgund erinnert, befindet sich ein kleines Haus, das uns Madrid in's Gedächtniß ruft: es hat seinen Balkon und seine Gitterfenster. Es ist wahrscheinlich, daß man daselbe zur Zeit des Herzogs von Alba erbaut hat. Die äußerste Etage länft in eine fantastische Krümmung aus, die unser Geschmack zwar nicht gutheißen kann, die aber an die kapriziösen Schnörkel erinnert, mit denen die Arabische Baukunst ihre Bogenwerke ziert. Noch höher thun sich verfeyen Dächer die cannelirten Säulen nach Italien, mitten unter die phantastischen Schöpfungen Beromino's, der seine Architekturen gerade so wie der Pasteten-Bäcker seine Pasteten zusammenstachelte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

History and present condition of the Barbary States. (Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Barbarestten-Staaten.) Von Russell. [Bildet auch einen Band der Edinburgh Cabinet Library.] 5 Sh.

The captive. (Der Gefangene.) Roman. 3 Bde. 31½ Sh.

My life. (Erzählungen aus meinem Leben.) Von Berf. der Stories of Waterloo. 3 Bde. 31½ Sh.

Rough leaves from a journal. (Blätter aus einem Tagebuche, geführt in Spanien und Portugal im Jahre 1832.) Von Oberst-Lieutenant Badcock. 12 Sh.

The gipsy. (Der Zigeuner.) Roman vom Berf. des „Richelieu". 3 Bde. 31½ Sh.

The wife. (Die Frau.) Von Mistreß Norton. 3 Bde. 31½ Sh.

Frankreich.

Lustiger glorreich beendigter Prozeß, oder das Journal im Jahre 1745.

(Schluß.)

Madame Saint-Aymar, bald erdrückt von Zärtlichkeiten, empfaßl sich der Cousine, die hundert Franken in der rechten, den Mercure de France in der linken Tasche. Kaum war sie aus dem Hause, so dachte sie saft nicht mehr an den Mercure, aber desto mehr an ihre Rache. So schnell es sich nur thun ließ, ward ein Hnissier angenommen und der Frau Präsidentin über den Hals geschickt. Der Huissier, ein geschickter Mann in seinem Fache, wählte die Zeit, wo die Frau Präsidentin bei Tische war, die gerichtliche Beschadung abzugeben; dann zog er in der größten Schnelligkeit wieder nach Paris ab. Eine gerichtliche Vorladung an die Frau eines Präsidenten! und welch eine Vorladung! — in den abscheulichsten Ausdrücken abgefaßt. Die Frau Präsidentin wollte bei Lesung derselben fast aus der Haut fahren; sie schrie, sie lamentirte, sie rief den Himmel zu ihrem Rächer an. Der Präsident selber einmal über das andere: „Verdugen Sie sich, meine Liebe!" es half nichts, Alles war umsonst. Die Saint-Aymar triumphirte in ihrem Herzen.

Die ganze Stadt, die den Streit mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt hatte, sprach von nichts Anderem, ja, man vergaß sogar den Mercure de France darüber und den schönen Wald in seinem Frühlingsschmucke. Den zunächst betheiligten Personen wurde Alles daraus klagen, dies widerwärtige Verhältniß so bald als möglich wieder ins Gleiche zu bringen. Der Präsident, der Saint-Aymar in seiner Eigenschaft als Dichter herzlich lieb hatte, ließ ihn zu einer Unterredung unter der alten Ulme bitten; eben dahin wurden auch die beiden andern Parten geladen, um als Richter und Schiedsmänner in dieser großen Sache zu fungiren. Und so sah sich denn der alte Baum, der vertraute Horer so vieler kühnen Verse, in einen Art von Tribunal verwandelt, dessen hier Mitglieder, nachdem sie sich glücklich zusammengefunden, so verloren in ihren Träumen und Reimen, kamen nun langsamen Schrittes, feierlich, mit finsterer Richtermiene heran. Der Präsident, der sich zuerst eingefunden hatte, begrüßte seine Kollegen mit schweigender Verneigung und trug ihnen dann den traurigen Zwist zwischen seiner Frau und Madame Saint-Aymar vor; er theilte ihnen die gerichtliche Vorladung mit und sprach über den Prozeß, der sich daraus knüpfte. Hierauf ward das Wort einem Jeden gegeben, der seine Sache im höchsten Grade betrübend sey, daß er weder dem Präsidenten noch der Frau Präsidentin zu nahe treten wolle, bei alle dem aber die Bezahlung der weißen und grünen Geschirre doch nicht ganz allein übernehmen könne. Alles das, was der Landrath äußerte, erdrieb die volste Beistimmung der Richter.

Der Abbé, somit eben der juristischen Seite des Mittel, den gordischen Knoten dieser verdrießlichen Kollisten zu lösen. „Mein Ver-

schlag", sprach er, „ist dieser: die Frau Präsidentin zu verunreinigen, ihren Theil zu den Geschirren zu bezahlen, weil sie dieselben besteckt hat, dagegen aber die Frau Landräthin, weil sie die Frau Präsidentin bei der Wahl besagter Geschirre nicht zu Rathe gezogen, zu verurtheilen, einen Tausch in Betreff des Kleides mit derselben einzugehen, ihr das rosa Kleid zu geben und das blaue dafür zurückzunehmen. So würde der Frau Präsidentin jeder Vorwand einer fernern Weigerung, die Geschirre zu bezahlen, benommen werden und beide Damen hoffentlich sich zufriedengestellt finden.

Dieser Vorschlag wurde vom Präsidenten mit Vergnügen angenommen, denn auf diese Weise geschah seiner Frau volles Genüge, ihrn so vom Landrath, der so nur die Hälfte der Kosten zu tragen brauchte. Auch der Ober-Forstmeister gab seinen Beifall, und der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Bei alle dem war nun doch der Vortheil auf Seiten der Präsidentin — denn ihren Geiz brachte sie gern zum Opfer, wenn nur ihre Nebenbuhlerin gedemüthigt wurde. Und das war sie ja! War doch das rosa Kleid jetzt in ihren Händen! Wie aber wurde der armen Saint-Aymar zu Muthe, als sie aus dem Munde ihres eigenen Mannes vernehmen mußte, daß sie das schöne Kleid, welches so vortrefflich zu ihm Geschirren paßte, vergeben solle. So war sie denn besiegt von ihrer Nebenbuhlerin und mußte ihr weichen — sollte sich zu dem abscheulichen blauen Kleid mit dem schweifeigelben Besatz bequemen und in diesem Anzuge in der Stadt und im Walde erscheinen. Die Aermste! es war ihr, als müßte ihr das Herz brechen; sie hatte die Augen voll Thränen. — „Um Gotteswillen! liebe Frau, was ist Dir, was hast Du?" rief Saint-Aymar aus.

Ihre Thränen versiegten und seine beiden Hände ergreifend, erwiderte sie: „Ach, mein Herr! Sie thun mir ein großes Herzeleid an; Sie nehmen mir meine Ehre! Wie kann es Ihr Ernst sepn, daß ich das blaue Kleid dieser Präsidentin nehmen und ihr mein schönes rosa Taffetkleid abtreten soll? Ich weiß Alles, was Sie mir sagen können, daß ich zu arm bin, daß Sie zu arm sind, um allein die Kosten für die neue Geschirre zu tragen oder ein anderes Kleid zu kaufen; und dies sie Alles: Uebermorgen ist Sonntag, der Tag der Promenade, es ist keine Zeit mehr, wir ein anderes rosa Kleid kommen zu lassen, und wenn ich auch Geld hätte, eines zu bezahlen; wenn ich nicht auf der Promenade erscheine, so fährt die Präsidentin allein, in meinem Kleide und mit meinen Geschirrn! Also sprechen Sie mir nicht von Trost, kein Wort — oder eines, ein einziges, das Ihnen nichts kosten soll und mich zur glücklichsten aller Frauen machen kann." Und zugleich zog sie den Mercure de France aus der Tasche. „O, ans Barmherzigkeit", fuhr sie fort, „aus Barmherzigkeit, rathen Sie mir das Wort dieses Logogryphs. Es handelt sich um mein Lebensglück; sagen Sie mir morgen früh das Wort, und ich bin gerettet; aber vor allen Dingen halten Sie es geheim, hören Sie, ja ganz geheim!" Und somit ging die Schöne nach ihrem Zimmer und ließ den Gemahl stehen, der nicht wußte, wie er beschwören.

Der Mercure, den er in der Hand hielt, überzeugte ihn, daß er nicht träume. Das Logogryph war aufgeschlagen, ein breiter Kniff bezeichnete das Blatt. Saint-Aymar hatte eine ziemliche Gewandtheit in Auflösung schwieriger Räthsel, das war allerdings der Fall; aber diesmal schien alles Bemühen vergebens; er mochte das Räthsel so oft durchlesen, als er wollte, es wollte nicht von der Stelle, der Sinn blieb ihm verschlossen. — Die Stunden flogen vorüber; er hatte nur noch vierundzwanzig Stunden Zeit, seine Frau auf diese billige Art von einem so großen Schmerze zu befreien.

Seine zärtliche Liebe gab ihm einen verzweifelten Entschluß ein. Er beschloß, das ganze Dictionnaire der Akademie vom ersten Buchstaben des Alphabets an Wort für Wort durchzugehen. Es mußte doch sonderbar zugehen, dachte er, wenn sich unter allen Wörtern der Sprache nicht das Wort meines Logogryphs herausfinden sollte. Bei jedem neuen Worte, zu dem er kam, wiederholte er sich dann die Verse des Logogryphs:

Cultivée autrefois par de peuples fameux,
De leurs travaux j'ai consacré le plaire.

„Pah!" rief er aus, „ich weiß ja schon, daß es ein Femininum ist." — Dies erleichterte ihm seine Arbeit um die Hälfte; sämmtliche Masculina überging er.

Er saß die ganze Nacht bei seiner Arbeit, und wandte all' seinen Geist und Witz, all' seine Denkkraft auf. Nie in seinem Leben hatte er mit mehr Feuer gesucht und nachgeschlagen, nicht einmal seine Reime in Richelet's Dictionnaire. Aber schon brach der Tag an und ward sein frühes Licht auf das bald schlaflose Lager der Seinigen, und je heller es draußen wurde, desto dunkler erschien dem trostlosen Forscher das Räthsel. Was wäre aus ihm geworden, wenn sich nicht ein glücklicher Zufall seiner erbarmt hätte? „So wahr ich lebe, das Wort fängt sich mit einem A an!"

Als er es endlich gefunden hatte, da wollte er kaum seinem Glücke trauen. Zuletzt endlich, als er das verhängnißvolle Wort nun zusammene gelegt, aus einander gelegt und wieder zusammengesetzt hatte, konnte er sich nicht halten, er stieß einen lauten Schrei aus, Seine arme Frau vernahm ihn, und vor Schrecken am ganzen Leibe zitternd; so wie sie aus dem Bett gesprungen, kam sie herbeigelaufen. Ich hab's gefunden, schrie er ihr entgegen, sein Dictionnaire zuklappend — und sie, ohne ihm antworten zu können, warf sich in seine Arme. Die bedrängten vollen Herzen, die gepreßten Herzen machten sich ein Schluchzen und Thränen Luft — o laßt sie fließen, es sind die Thränen der Wonne und das Schluchzen des Glückes.

Welch ein Wechsel! der Tag, der so traurig zu werden gedroht, war mit einemmale ein Tag der Freude. Kaum war die Saint-Aymar aufgestanden, so schickte sie auch schon in aller Eil ihr rosa Kleid an ihre Nebenbuhlerin und erbrieft dagegen das fatale blaue mit dem schweifeigelben Besatz. Aber von den Besuchen des vergangenen Abends war keine Spur mehr auf ihrer Stirn. Mit heiterm Antlitz begab sich unsere Schöne zur den Berger, die eine sehr schlechte Nacht gehabt hatte; sie hatte vor den verzweifelten Worten:

Cultivée autrefois par de peuples fameux,

kein Auge zugethan und doch nichts herausgekriegt; die innere Pein ließ sie noch ein zehn Jahr älter und häßlicher erscheinen, als sie war, man denke! aber als sie ihre Cousine eintreten sah, schön, ruhig, lächelnd, da scheint sie halb außer sich: „Sie haben es gerathen, theure Cousine! Sie haben das unseliche Wort" — vor Unruh' und Haß versagt ihr die Stimme. Die Saint-Aymar versuchte gleichfalls einfach und ruhig: „Ich weiß es", liebe Cousine — in einem Tone, als käme ihr dergleichen alle Tage vor; sie sah, wie das arme Herz der du Berger zwischen Freude und Furcht getheilt war, und trat nun offen und ohne Scheu mit ihrem Wunsche hervor.

„Beste Cousine!" begann sie, „gestern auf dieser selben Stelle, indem Sie mich umarmten, versprachen Sie mir, Sie wollten mir nichts abschlagen, wenn ich Ihnen das Wort des Logogryphen brächte; nun denn, ich bringe es Ihnen; Sie sollen es ganz allein wissen, und Niemand in der Welt soll etwas davon erfahren. Morgen am Sonntag, bei der Präsidentin, wenn Alles versammelt ist und sich über das Räthsel den Kopf zerbricht, können Sie es hören; ich habe sogar zwei Verse gemacht, die Sie an die Redaction des Mercure einsenden können als Anzeige, daß Sie sein Logogryph errathen haben. Nun denn! dies Alles gehört Ihnen, ist unbedingt das Ihrige, wenn Sie mir jenes rosa Kleid, welches Sie noch nicht abgesandt haben, wie ich sehe, gegen das hübsche blaue, das ich hier mitbringe, vertauschen wollen. Seien Sie, liebste Cousine, das blaue Kleid ist ganz neu, wie es aus Paris gekommen, es wird die junge Dame zum Entzücken kleiden; wenn das rothe auch vielleicht mehr paßt, so bedarf ihre Schönheit dessen wohl nicht."

Die Cousine erwiderte nichts, aber ein gewisses Blitzen ihres Auges sagte der schönen Saint-Aymar genug; augenblicklich nahm sie das ersehnte Kleid in Beschlag und legte das ihrige an die Stelle desselben. Sie war so glücklich, so froh, daß sie davonlaufen wollte, ohne sich bei der du Berger zu bedanken und ohne ihr das Wort des Logogryphs mitzutheilen; die du Berger hielt sie fest und rief mit funkelnden Augen: „Und das Wort des Logogryphs?" — es war eine Wuth, der man ihre Jungen gesaugt hat.

„Hier ist es", erwiderte die Saint-Aymar: „Ar-chi-tec-tu-re!" Sie warf den Mercure auf den Tisch, nahm ihr Kleid unter den Arm und flog, außer sich vor Glück und Lust, davon; noch wußte sie nicht, wie sie es anhalten sollte, den nächsten Tag zu erwarten.

Auch Mademoiselle du Berger stand einige Momente stumm vor Wuth und wußte sich nicht in ihr Glück zu finden; sie rannte ihren Ohren. „Ja", rief sie endlich aus, „das ist es: Architecture, das enthält Alles: art, architecte, arc, acteur, are, terre, eau, tie, titre, chat, rat, rate, leare, eire, cachet, écart, ci, rue, cric, trictrac, archer, Cythère, liner, cruche, carte, ire, chère, Utrecht, hare, arche, eue, chute, recbute, état, Autriche, huître, truite, chaire, charrette, acte, archi, recteur, crèche, cuir, tact, et, chair, trait, écriture, heure, race, Thrace, Turc, arbre, tarte, écher, tache, tart, hâte, carie, trace, char, charretier, achat, tartre, ut, re."

Gab es in der ganzen Stadt noch eine so glückliche Frau, wie Madame Saint-Aymar, so war es sicherlich Mademoiselle du Berger.

Endlich war es Sonntag; die Messe sängt an; die Sonne steigt höher; man setzt sich zu Tisch, es schlägt zwölf, es schlägt Eins; endlich kommt die Stunde der Vesper. Alles in der Stadt beginnt, sich nun in Bewegung zu setzen; alle Equipagen fahren vor; es scheint, als solle die Promenade glänzender werden als je. Und Jedermann fragt sich: „Was wird die arme Saint-Aymar anfangen? Wird sie das blaue Kleid der Präsidentin anziehen? Wird sie sagen lassen, sie sey unpaß?" — Jemandem kommt die Präsidentin an, im rothen Kleide, die Pferde mit den gelben und weißen Geschirren. Jedermann bewundert die Harmonie der Equipage und des Anzugs der Dame, und alle Frauen klagen laut: „Ach, die arme Saint-Aymar!" Aber, Erstaunen über alles Erstaunen! in dem Augenblick, wo man abfahren will, erscheint die hübsche Saint-Aymar und setzt sich in ihren Wagen ein, neben die Präsidentin; und nicht, wie sie die ganze Stadt erwartet hatte, in einem blauen und schweifgelben Kleide, sondern in einem neuen und weißen, aber ein weich einem Rosa, in welch einem Weiß! und nun so stolz, so triumphirend. So heiter, so leidlast, so glücklich, daß ihre schöne Nebenbuhlerin völlig, aber auch völlig in den Schatten trat. Man giebt das Zeichen, die Promenade beginnt; die Geschirre machen einen Effekt, der sich nicht beschreiben läßt. Die Präsidentin wußte sich vor Zorn und Aerger kaum zu lassen. — Die Saint-Aymar gräbt recht und links, sie war in der Liebenswürdigkeit selbst, sagte gegen ihre Rivalin — es war eine wahre Lust, zu sehen, wie sie das liebliche Köpfchen bald hier-, bald dorthin neigte; eine grün und weiße Feder prangte darin: ein höchst geschmackvoller Putz, der Madame Darcy ganz fehlte.

Der Abend kam; die Stunde des Triumphes für Mademoiselle du Berger rückte heran; die ganze Stadt erstaunte über ihre Geschicklichkeit, daß sie das schwierigste aller Logogryphe gerathen, und bewunderte sogar auch hochlich jene Verse, die sie ganz allein für den Mercure de France verfaßt hatte, und die er bisher immer noch auf's unverzeihlichste verfäumt hat, der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Le mot de votre énigme est architecture;
J'eus à le deviner beaucoup de tablature.

Das Lösungswort des Räthsels ist Architektur;
Mit großer Müh' und Noth kam ich ihm auf die Spur.

Als sich Saint-Aymar wieder in seinem Zimmer befand, rief er sich die Hände und sagte: „Hätt' ich doch nie gedacht, daß es ein so nützlich Ding wäre, Logogryphen zu rathen."

So war das Jahrhundert des achtzehnten Jahrhundert beschaffen, einer

Digitized by Google

Epoche, die die sechzig Bände Voltaire's, drei bis vier Theile der Encyclopädie und Buffon's Naturgeschichte hervorgebracht und Rousseau und Diderot, die beerdsam, leidenschaftlich, philosophisch und revolutionair gewesen, Alles verlangen hat — nur Einer nicht; man beklage sie, die arme — nur Eines nicht, nämlich ein Journal zu schreiben.

J. Janin.

Griechenland.

Die Kravarioten in Griechenland.

In einem Französischen Journal befand sich neulich folgende, an und für sich nicht uninteressante, besonders aber auch insofern lehrreiche Mittheilung, als sie ein Beweis ist, wie wenig man die heutigen Bewohner Griechenlands nach einem Maßstabe messen und dabei gleichsam über Einen Leisten schlagen dürfe. In dieser Beziehung hat Fallmerayer mit seiner bekannten Hypothese Recht, als sie auf die unzähligen Durchzüge und Einwanderungen Fremdlinge in Griechenland seit dem vierten Jahrhundert n. Chr. gründet; aber die Hypothese selbst begründet er dadurch nicht, daß nämlich alle Griechische Nationalität in Folge jener Durchzüge und Einwanderungen vernichtet worden und untergegangen sey. Die Annahme, daß diesem alles seyn könne und satt seyn müsse, liegt freilich nach den bisher historischen Ueberlieferungen und Berichten so nahe, daß aber gleichwohl schlechthin diese Ueberlieferungen die Annahme einer Erhaltung der Griechischen Nationalität in einzelnen Gebirgsstrichen und auf den Inseln Griechenlands keineswegs aus, und die Wahrnehmungen der Gegenwart rechtfertigen auch diese Annahme auf mancherlei Weise. Wenn der Beweis, vom Gegentheile her entnommen, für diese Annahme spreche, so redet auch das Folgende diesem Beweise das Wort.

„Warum bin ich nun gezwungen, — also lautet diese Mittheilung — neben ehleren Charakteren unter den Bewohnern des heutigen Griechenlands auch von den Sitten der Kravarioten zu reden? und wohrr soll ich die Farben nehmen, um ihre Gemeinheit und Feigheit zu malen? Die Kravarioten, deren Name schon eine Beleidigung ist, wie der der Sklavenkrim für die nördlichen Kreter (Σκλάβοι, im alten Griechenland), denen Ihre gelegt sind, bewohnen diejenigen Gegenden, wie die Attolier; aber sie unterscheiden sich von diesen auf eine so auffallende Weise, daß man sie als eine andere Menschenart ansehen könnte. Arm in Folge des Bodens, den sie bewohnen, hätten sie sollen tapfer seyn, wie andere Bergbewohner in Griechenland; aber statt dessen werden die Kravarioten von Kindheit an zur Bettelei erzogen, die sür sie eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums ist. Glücklich schien sich unter ihnen diejenigen Familien, welche verwachsene und verstümmelte Kinder haben; sie betrauern das als eine Gunst der Vorsehung, was anter uns den Aeltern so viele Thränen kostet, die der Himmel in ihren Kindern beschert. Ein Blinder gilt Jenen als ein Geschenk Gottes; ein Einhändiger, ein Lahmer, ein mit der Englischen Krankheit behafteter wird als ein wahrer Schatz angesehen. Aber da nicht alle Familien solche Vorzüge besitzen, obgleich man deshalb ist, die Kinder zu verstümmeln, oder ihre Glieder zu verrenken, so weiß man sich, in Ermangelung solcher Fehler der Gestalt, andere Gebrechen vorübergehender Art anzuzüchten. Die Kravarioten versetzen es, sich mit Kuphorbium den schwarzen Staar anzudichten; Andere üben sich, um verstümmelt zu scheinen; Alle aber wissen sich mit Wunden und Schwielen aller Art zu bedecken, und die Aeltern geben ihnen auf den höchsten Grad der Bosheit gelehrigen. So verwachsen, entstellt und elenderegend, verlassen die Kravarioten jedes Jahr in ganzen Haufen ihre Berge und zerstreuen sich dann nach allen Richtungen hin, um die Almosen zu rauben, die das Mitleid nur der wahren Bedürftigkeit spenden soll. Konstantinopel, Smyrnien, die Inseln des Archipels, der Peloponnes und selbst Griechenland sind die Banden von lästigen Bettlern eben so regelmäßig kommen, als die Schwalbenzeit und andere Insekten, welche das Land verwüsten. Bedeckt mit Lumpen, sindet man sie an den Thoren großer Städte, an den Häfen und in der Nähe der Kaffeehäuser. Ich habe sie auf den Inseln von Korfu und Sta. Maura kreischen hören; und man kann nicht zweifeln, daß sie auch nach Europa selbst sich wagen würden, wenn nicht die Sanitätsgesetze sie von diesen zurückreißen. Unter der Türkischen Herrschaft, welche von Allen Andern zu leiden hatte, mußten die Kravarioten manchen Anschwungen und Anspröchen angezeigt. Die Türken lauerten ihnen, wenn sie ausgegen oder wenn sie zurückkehrten, auf, um auf jegend eine Weise sie zu beunschagen und um sie offen zu beranben; an Brücken und an Zöllen mußten sie eine Art von Durch- und Uebergangszoll erlegen, und die Primaten von Kravari zahlten dem Pascha von Janina eine jährliche Abgabe, wofür er, als Oberherrscher der Straßen und Wege, ihre Besitzthümer beschützte. Trotz dieser Abgaben von ihrem schändlichen Erwerbe, ist es doch geschehen, daß die Kravarioten, und besonders die Ansässen ihrer Bettlerhaufen, wenn sie nun einige Jahre umhergezogen waren, sich so viel erworben und erspart hatten, daß sie später ein ruhiges und selbst angenehmes Leben führen konnten! Es hat auch nicht an Beispielen gefehlt, daß Einzelne, in Folge der Verbesserung ihrer verschlechterten Kameraden, wahrhaft reich geworden waren, so daß man an einzelnen Orten des Gebietes Kapitalisten von fast zweihunderttausend Piaster antraf. Auch fand man in manchen Häusern jener herumgekommenen Bettler eine Art von Luxus; andere führten den Titel Archonten, nachdem sie lange Zeit sür Tanzmeister und Spaßen gegolten hatten, und nahmen einen herrschsüchtigen Ton gegen die an, welche das Unglück oder eigene Verwerfenheit zu ihren Sklaven machte."

„Indem ich über die Ursachen der sittlichen Ansartung der Kravarioten nachdenke, finde ich besondere Gesichtszüge an ihnen, welche sie von den Ketoliern und den Griechen überhaupt unterscheiden. Wäre es nicht möglich, daß mitten unter den Revolutionen, welche diese Gegend hindurchzieht, daß die Eingeborenen des Dorfes vergessen durch dasselben geschwächt worden, daß sie ihren Urtypus gänzlich verloren, indem sie sich mit fremden Horden verschmolzen? Wäre es nicht erlaubt, zu glauben, daß dieser Stamm von Bettlern die Nachkommenschaft irgend einer Kolonie von Zigeunern sey, welche zu einer nicht mehr zu bestimmenden Zeit das Christenthum annahmen? — Die braune Gesichtsfarbe, ihre großen krausen Haare, ihr mageres Aussehen, die Lebhaftigkeit ihrer Augen, ihre natürliche Neigung zu einem wandernden Leben, die Gleichgültigkeit gegen Berachtung, die sie trifft, ihre gemeinen Neigungen, ihre Liebe zum Luxus, wenn sie reich geworden sind, — diese charakteristischen Eigenheiten der Kravarioten lassen mich zwar Vermuthung aussprechen. Wie unter den Zigeunern findet man auch bei ihnen manche schöne Frau und eine Pupsucht unter dem weiblichen Geschlechte der Kravarioten im Allgemeinen. Indeß muß zu Gunsten dieser bemerkt werden, daß sie nicht den schändlichen Aberglauben der Zigeuner theilen; ihre Gebräuche sind christlicher Art, und niemals hat man sie ihren Hunger mit den Resten krankgewesener und gefallener Thiere sättigen sehen. Wenn den Kravarioten von ihren Nachbarn Gemeinheit und Feigheit vorgeworfen wird, so ist dieses nur zu wahr, und ich muß gestehen, daß in dieser Hinsicht und in Bezug ihrer unedlen Sitten die Kravarioten eine ganz ungriechische Volkerschaft bilden."

Mannigfaltiges.

— Gregor XVI. Bei großen Festlichkeiten zieht sich der Papst auf einem zwölf Männern getragenen, um ihn herum reihen sich die Kardinäle und die vornehmsten Civil- und Militair-Beamten, und das Ganze ist von einer überaus imposanten Wirkung. Im Uebrigen zeigt sich der Papst in der größten Einfachheit; Gregor XVI., der jetzt regiert, hat noch ganz die einfachen, ja strengen Gewohnheiten beibehalten, die er im Orden der Camaldulenser, dem er angehört, angenommen hatte. Seine Höflichkeit ist eben so groß wie seine Güte und Gutmüthigkeit; nie schlägt er einen Audienz, um die ein Fremder bittet, ab; oft empfängt er stehend und weiß sehr gut die ihm Vorgestellten in eine behagliche Stimmung zu versetzen.

(Haußez, Voyage d'un Exilé.)

— San Marino. Die unbemerktteste und doch dauerndste aller Republiken, San Marino, zeigt noch ganz dieselbe Bauart, die ein Maurer im vierten Jahrhundert ihr gab. Von Aufständen, Verbannungen, Anarchien, ist in dieser Republik niemals die Rede; ihre Armee ist eine Nationalgarde, ihre Hauptstadt ein Dorf, ihre Burg ein paar nackte Felsen; zwei oder drei Dörfer, welche denselben umgeben, bilden den ganzen Umfang ihres Gebietes. Man streitet sich in San Marino, aber man verbannt sich nicht; ein Jeder glaubt dort zu herrschen, obgleich auch hier, wie überall, einige geschickteren und stärkere Personen zuweilen die Wacht an sich reißen. Die Leute müssen dort übrigens eben so viel Steuern bezahlen, wie in andern Staaten, und die Lage der Einzelnen ist von der in anderen Ländern nicht verschieden.

(Haußez, Voyage d'un Exilé.)

— Kenn, Bischof von Bath. Als Karl II. und sein Hof nach Winchester zogen, begleitete man das Haus des Doktors Kenn als einen passenden Aufenthaltsort für die Mistreß Nell Gwynne, die Geliebte des Königs; allein der Doktor Kenn erklärte sogleich, daß er sie die Maitresse seine Wohnung habe. Als man dem Könige die abschlägige Antwort des Doktors der Theologie überbrachte, sagte er: „Je nun! der Doktor Kenn ist ein Mann, der sich nach den Leuten nach seiner Meinung umsehen." Aber die Hof-Geistlichen waren über das seltsame Benehmen des Doktors Kenn sehr entrüstet, und sie beschlossen, denselben nie zu einem Bischofs-Sitze gelangen zu lassen. Als nun einige Monate darauf das Bisthum Bath neu zu besetzen war, schlug der Minister einige von den frommen Geistlichen vor, die jüngst ihren Unwillen gegen den unbußfertigen geistlichen Bruder laut zu erkennen gegeben. Aber der König erkundigte sich nach den Namen des tugendhaften Doktors von Winchester, welcher der Nell Gwynne sein Haus zu öffnen verweigert, und als man ihm den Doktor Kenn nannte, sagte er: „Gut, diesen ernennen ich hiermit zum Bischof von Bath; ich hatte mir gleich vorgenommen, ihn den ersten vakanten Bischofs-Stuhl einzuräumen, und wäre es auch der von Canterbury gewesen." Derselbe Bischof Kenn that jeden Morgen das Gelübde, sich an dem heutigen Tage nicht zu verheirathen. Sein Freund Ebevry, der ihn immer des Morgens zur Frühstückszeit zu besuchen pflegte, fragte ihn oft danach, ob er diesen Morgen schon sein Gelübde ausgesprochen; darauf erwiederte Jener immer: „Mein Freund, Du fragst nach etwas, was schon längst geschehen!"

(Omnium.)

— Polksbildung auf den Azoren. Capitain Boid erzählt, ein irländischer Beamter habe es nach seiner Ankunft auf den Azorischen Inseln für nöthig erachtet, so schnell möglich mit dem Werk der Reform und Verbesserung daselbst zu beginnen; er habe daher eine Verordnung zu diesem Zwecke erlassen und dieselbe in verschiedenen Theilen der Hauptstadt anschlagen lassen; einer seiner Kollegen aber, der besser mit dem Charakter seiner Landsleute bekannt gewesen, habe, als er dies gesehen, zu ihm gesagt: „Mit dieser Art der Mittheilung werden Sie wenig ausrichten; Sie hätten die Proclamation eben so gut Hebräisch oder Arabisch abfassen können, denn sie haben nur zwei Frauen und einen Mann auf der Insel, der lesen können."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 58. Berlin, Freitag den 15. Mai 1835.

Spanien.

Bartolomé de Las Casas.

(Nach Quintana's Biographieen berühmter Spanier.)

Bartholomé de Las Casas wurde zum Jahr 1474 zu Sevilla geboren. Er entstammte einer Französischen Familie, die sich seit Sevilla's Eroberung dort niedergelassen hatte und zur Belohnung für ihre Kriegsthatsse gegen die Mauren von Ferdinand dem Katholischen mit Ländereien beschenkt worden war. Auf der Universität Salamanca, wo der junge Las Casas studirte, hatte er einen Indianischen Knaben, den ihm sein Vater — einer von Columbus' Gefährten auf dessen zweiter Reise — aus Amerika mitgebracht — als Sclaven bei sich. Der künftige eifrige Vertheidiger der Indianischen Freiheit fing also damit an, daß er über einen Sclaven von Indianischer Race gebot. Diese knabenhafte Prahlerei dauerte aber nicht lange, denn die Königin Isabella ließ ein Edikt ergehen, kraft dessen alle nach Spanien transportirte Indianer bei Todesstrafe in Freiheit gesetzt und auf Kosten ihrer Herren in ihr Vaterland zurückgebracht werden sollten.*)

Als Las Casas seine Studien vollendet hatte und Licentiat geworden war, begleitete er den Comendador Ovando nach Hispaniola. Acht Jahre später empfing er die Priesterweihe, und bald darauf nahm ihn Diego Velasquez mit nach Cuba, wo er den Indianern das Christenthum predigte und daneben über Gelegenheit hatte, die Exzesse der blutdürstigen und räuberischen Eroberer (conquistadores), wie sie selbst sich nannten, zu bekämpfen. Die Indianer, welche sahen, wie sehr der junge Priester ihre Sache sich angelegen seyn ließ, und in welcher Ehrfurcht er bei seinen Landesleuten stand, gehorchten ihm bald mehr als allen Uebrigen.

Der folgende Zug kann uns einen Begriff davon geben, wie unmenschlich die Spanier in Cuba hausten. Sie waren auf ihren Streifpartieen durch die Insel in den Distrikt Camaguel gekommen. Eines Tages machte der Trupp, der er ein Dorf, Namens Caonao, verbrannte, bei einem Bache Halt, um dessen Ufer Indianische Schleifsteine lagen. Hier wetzten Alle ihre Schwerter, als wüßten sie schon vorher, welchen verhängnißvollen Gebrauch sie bald davon machen würden. Dann zogen sie in das Dorf ein; die Indianer begrüßten den Europäischen Räubertrupp mit ihrer gewohnten Gastfreundschaft, reichten ihnen Früchte und kauerten sich dann am Boden nieder, um ihre so fremdartig aussehenden Gäste genauchlich zu beschauen und jede Bewegung der Pferde zu beobachten. Als Alle versammelt waren, gaben sich Einige ein Zeichen, und in welcher Ordnung sie sich angriffen, ihre Lanzen einlegten, und in einem Augenblicke, ehe noch die Indianer sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, Alles, was sich nicht durch die Flucht rettete, niedergeritten und niedergestochen hatten. Nur Wenige entkamen in die Wälder, und unter diesen befand sich auch ein Cacique, Namens Hatuey, der mit 300 Mann sich nach Jamaika flüchtete, wo er einen Aufstand gegen die Spanier erregte, der aber unterdrückt wurde. Hatuey ward gefangen genommen und zum Feuertode verurtheilt. Als er an den Pfahl gebunden war, an welchem er verbrannt werden sollte, sagte ihm ein Franziskaner-Mönch, der ihn zum Christenthum bekehren wollte, daß, wenn er sich taufen ließe, er in den Himmel kommen würde, wo er Gott und viele Engel finden würde. Hatuey fragte, ob auch Spanier dort wären, und als der Mönch ihm antwortete, daß es viele gute Spanier dort gäbe, sagte er, daß er nicht dahin kommen wolle, sondern lieber in die Hölle gehen wolle, um nicht mit Spaniern zusammen zu kommen, die so grausam wären.

Las Casas war jedoch nicht der Einzige, der die Rechte der Indianer in Schutz nahm. Sämmtliche Dominikaner — in Europa die grausamsten Verfolger aller Ketzer und Ungläubigen — hatten in Amerika diese menschlichen Grundsätze angenommen, während die Franziskaner — vielleicht aus bloßer Rivalität — steif und fest behaupteten, die außerordentliche Unwissenheit und geistige Trägheit der Ureinwohner machten die Sclaverei zur nothwendigen Bedingung ihrer künftigen Civilisation.

Im Jahre 1515 kam Las Casas zum ersten Male wieder nach Spanien, um die Sache seiner unglücklichen Opfer Europäischer Raubsucht zu vertheidigen; und im folgenden Jahre, nach Ferdinand's Tode, fand er in Kardinal Ximenez, der damals Regent war, einen Staatsmann, der den Gegenstand aus höherem Standpunkt zu betrachten vermochte. Der Kardinal ernannte Las Casas förmlich zum Protektor der Indianer und übertrug ihm die Entwerfung eines Verwaltungs-Plans, welcher die Freiheit und gute Behandlung der Indianer mit den vernünftigen Interessen der Kolonisten versöhnen sollte.

Der Plan wurde vorgelegt und gebilligt. Ehe man aus der Geschichte erzählt, daß man die Einführung des neuen Systems dreien Hieronymitischen Mönchen übertrug, die mit Amerika und den Geschäften der Welt gleich unbekannt waren, so glauben wir nur von einer großen Abgeschmacktheit zu lesen, die einem beschränkten Kloster-Bruder besser anstand als dem Staatsmanne Cisneros.

Der Orden der Hieronymiten wollte auch wirklich im Anfang dieses Amt von sich weisen; allein der Kardinal ließ ihre Entschuldigungen nicht gelten, und endlich wurden Bruder Luis de Figueroa, Bruder Bernardino Manzanedo und Bruder Alonso de San Domingo zu Statthaltern von Westindien ernannt.

Was uns aber sehr Wunder nehmen muß, ist der Umstand, daß diese drei Mönche des in sie gesetzten Vertrauens sich vollkommen würdig zeigten; sie entwickelten die Talente wahrhaft großer Staatsmänner. Ihre Korrespondenz mit der Regierung während der langen Zeit ihrer Gunst ist noch vorhanden, und man kannt über die weise Mäßigung und Geschicklichkeit, mit der sie zu Werke gingen, über die vielen und trefflichen Reformen, die sie vorschlugen. Bis dahin war die neue Welt noch von Keinem so weise und unbefleckten regiert worden. Die Grundsätze, denen die Nachfolger des Cisneros folgten, entboten jedoch die drei ehrwürdigen Mönche ihres Amtes, und sie kehrten mit unbefleckten Gewissen in ihre Zellen zurück.

Allein unserem glühenden Protektor der Indianer wollte es nie einleuchten, daß zu Abschaffung von Mißbräuchen Klugheit und Mäßigung erforderlich sind, wenn das Heilmittel nicht schlimmer werden soll, als die Krankheit selbst. Mit dem langsamen Wirken der Hieronymiten unzufrieden, kehrte er nach Spanien zurück, um entschiedenere Maßregeln zu erwirken. Karl V. war seinen Alamänischen Rathgebern bereits ihn günstig an, und noch jetzt bewahren die Spanischen Archive ein Bruchstück seines neuen Planes zum Besten der Indianer.

In diesem Plane machte er mehrere Vorschläge, wie man das Schicksal jenes Volkes erleichtern und sein gänzliches Aussterben verhindern könne. Man möge, sagte er, Kastilianische Bauern nach Indien schicken, damit sie dieselben bevölkerten und anbauten; auch könnte man wohl den Spanischen Ansiedlern die freie Einfuhr von Negern

*) „Wer", sprach Isabella, „hat dem Columbus die Erlaubniß gegeben, meine Vasallen als Sclaven zu verhandeln?"

Digitized by Google

erlauben, welches kräftige Volk den harten Arbeiten in den Zucker-Plantagen und Bergwerken besser gewachsen sey, als die schwachen Amerikaner. Diesen letzteren Vorschlag verdammt aber Las Casas selbst in seiner spätern Geschichte, worin er bittere Reue darüber ausspricht, „weil", so sagt er, „von den Negern daselbe gilt, was von den Indianern." Er beklagt überhaupt an mehr als einer Stelle die Leiden und die schlechte Behandlung der Neger.

Den ersten Vorschlag, einige Neger kaufen zu lassen, Las Casas, zu schlicht und bieder, als daß er jemals schönen Worten mißtrauen konnte, ließ von seinem Agenten sich täuschen. Dieser stach, ohne des Vaters Wissen, mit den geworbenen Bauern in die See und führte sie nach Hispaniola, wo man jenem Projekte des Las Casas eifrig entgegen arbeitete. Als daher der Letztere auf jener Insel ankam, fand er die Bauern nach allen Richtungen zerstreut und nicht einen als Ackersmann.

Las Casas verzweifelte jetzt gänzlich daran, in den Kolonieen etwas ausrichten zu können, und wollte demgemäß eine eigene Kolonie gründen. Nach langen Unterhandlungen mit der Regierung wurde zuletzt Folgendes beschlossen:

„Las Casas verpflichtete sich, binnen zwei Jahren einen Strich von ungefähr 1000 Leguas an der Küste Terrafirma's zu unterwerfen und anzubauen; die Königliche Schatzkammer sollte von den Contributionen der Indianer in den ersten drei Jahren 15,000 Ducaten bekommen, welche Summe im Verlaufe von 10 Jahren sinnfweise bis auf 60,000 erhöht werden sollte. Er erbat sich, jenem Lande alle die Einzelnen zurückzustellen, welche die Spanier als Sklaven fortgeschleppt hatten, und ihnen einige Indianer aus Hispaniola als Begleiter mitzugeben. Diese sollte er Katholiken machen und eine Anzahl Dominikaner und Franziskaner mit sich nehmen; die Indianer sollten als Dollmetscher dienen, die Bauern das Land bevölkern und anbauen, die Mönche die Einzelnen bekehren. Endlich gedachte Las Casas, eine Elite von fünfzig Kolonisten zu bilden, die gleich ihm selber, nach Art der Ritter von Calatrava, weiße Kleidung mit rothem Kreuz tragen sollten. In dieser Kleidung, dachte er, würden sie den Eingebornen als eine von den Spanischen Unterdrückern verschiedene Menschengattung erscheinen. Für diese Elite verlangte er diese Privilegien, worunter auch das Recht, Panzer und goldene Sporen zu tragen."

(Schluß folgt.)

England.

London, Paris, Brüssel und Haag.

(Schluß.)

In topographischer Hinsicht bietet Brüssel dieselbe Mannigfaltigkeit oder vielmehr denselben Kontrast dar. Der obere Theil der Stadt ist gesund und warm, der niedere hingegen feucht und kalt. Im Mittelpunkte des höchsten Theils der Stadt liegt der Park mit den anstoßenden Gebäuten und Palästen, bewohnt von der Aristokratie der modernen Welt, von den Banquiers der Diplomatie und den ausgezeichneten Fremden oder vielmehr den reichen Reisenden. Steigt man nun den Abhang des Hügels ein wenig hinab, so befindet man sich im Centrum der handeltreibenden Welt; hier sieht man diejenigen Straßen, die Saint-Honoré und Strand so ähnlich sind. Ganz unten an diesem Berge, auf dessen Rücken Brüssel zu stehen scheint, erblickt Du die alte Flamändische Stadt, die Stadt mit den alten Gebäuchen, wo man ein souderbares freschendes Patois spricht, wo das Französische sammt der neueren Civilisation verabscheut wird und wo die Kleiderracht selbst etwas von ihrer ursprünglichen Einfachheit und Raubheit beibehalten hat. Endlich im Süd-Westen der Stadt begegnet Du einer Kolonie von Lätticher und Namüreisern, Wallonen, getauft und auf ihr Interesse bedachten Leuten, die Wallonisch sprechen. In den ungesundesten und enteegensten Quartieren trifft Du auch noch den armen Theil der Israelitischen Bevölkerung der Stadt an. Versuche es nun einmal, lieber Leser, Dir eine Gesammt-Vorstellung aus diesen so verschiedenartigen bunten Racen herauszubilden; versuche, wenn Du's kannst, alle ihre mannigfachen Physiognomieen zu entwerfen, oder dirfe Babylonische Sprachverwirrung auf ein Mahl zurückzubringen. Du wirdest hiermit gerade so viel leisten, als Einer, der es versuchen wollte, diese mannigfachen Glocken und Glockenstühle, die Dome, Thürme und Pyramiden, die Du in dem Panorama von Brüssel erblickt, auf eine Regel und ein System der Architektur zurückzuführen.

Nun betrachte man einmal Brüssel in Hinsicht seiner Moral. Welche sinlame Konkurrenz! Brüssel ist eben so wohl die moralischste als die unmoralischste aller Hauptstädte in Europa. Kaum kommst Du in die Stadt hinein, so eilen Männer in Blousen auf Dich zu als Miethlinge der Unkeuschheit, die Die Anerbietungen machen, welche Dich empören; begiebst Du Dich hierauf aber in irgend ein Wirthshaus, so mußt Du erstaunen, welcher Ausstand, welche Zurückhaltung und selbst Sprödigkeit hier herrschend sind. Du bade in Brüssel einen Gastwirth gefehlen, der sich weigerte, zwei Damen aus Paris in sein Haus aufzunehmen, weil er ihre Tugend für verdächtig hielt. Wenige Augenblicke nachher aber, als ich auf dem großen Platze spazieren ging, mußte ich zu meinem höchsten Erstaunen Zeuge der verwerflichsten Frechheiten und Zudringlichkeiten seyn. In den meisten Häusern der Brüsseler Bürger ist überall von nichts Anderem, als von Ordnung, Sparsamkeit, der puritanischen Einfachheit, Knauserei und den entgegengesetzten Häuslichen Tugenden die Rede. Geht Du dagegen wiederum in Paris ein wenig spazieren, so erblickst Du eine ganze Masse von Damen, die in ihre Falbles (schwarzseidene Mäntel) dicht über den Kopf tief eingehüllt sind, und nun frage Dich einmal, was jene Frauen in halbem oder ganzem Inkognito weit über zu thun haben.

Seit den Juli-Tagen hat die zweideutige Physiognomie von Brüssel nicht weiter als einen gewissen oberflächlichen revolutionnairen Anstrich bekommen. Sonst ist überall dieselbe Mischung, dieselbe Verwirrung in Sprache und Ideen herrschend geblieben. Ein Lexikabiner nennt sich in Brüssel Repositoire des Arts, ein Französirtes Englisches Wort, das weder Englisch noch Französisch ist. Ueberall findet sich dasselbe Chaos in der Bevölkerung und in dem seemdartigen Patois wieder, überall dieselbe Verschmelzung aller Stiele und Systeme in der Architektur; zwei enge, krumm zugehende Gäßchen münden sich bei in eine rechtwinklige gerade Straße, hier ist ein Monument von Mittelalter her, von zwei Häusern aus dem neunzehnten Jahrhundert eingeschlossen. Andererseits stehst Du hier die großen Kamaschen der Flamändischen Landpächter mitten unter den modernen Stiefeln der Englischen Dandys, zwischen den glänzenden Waarenlagern der Juweliere, der Bijouteries und Modehändler befinden sich hier weite der Zwischenräume, verlassene Hausen und unbewohnte Quartiere; selbst in der Mitte des gedrängtesten Theiles der Stadt stößt man auf einsame melancholische düstere Quartiere; endlich findest Du Schuutbauten, niedergebauene Bäume und zertrümmerte Gitterfenster neben einem Palaste mit Stuckatur-Arbeit.

Die Tugenden der Brüsseler sind von derselben Art; es ist schwer, sie zu charakterisiren; die Bürger von Brüssel gehen zwar Abends, aber sie bringen niemals Opfer dar. Man kann sichen unter Verschwendung nach Ehrsichtsun zu Verwurfe machen; aber es hält auch schwer, ihnen großmüthige Eigenschaften anzudichten. Sie erlauben Dir gern, ihre Gemälde-Gallerie zu bewundern, aber das ist auch Alles. Man weiß gar wohl, daß die kaufmännische Erziehung nicht eben dazu geeignet ist, große Anlagen des Geistes zu entwickeln; auch bestehen die Kardinal-Tugenden in den Augen eines echten Beamtenes, eines Kaufmannes, eines alten Offiziers, eines Flamändischen Landwirthes, Klugheit, Politik und Verschwiegenheit. Ich erinnere mich, als ich in Brüssel war, mehrere Kaufleute zwei Stunden lang über diese wunderbare Eigenschaften sprechen gehört zu haben. Man hielt sich an die Ziadern so eigenthümlichen Phrasen: „Es ist doch eine herrliche Sache", sagte der Eine, „um die Klugheit, wissen Sie wohl? Es ist eine wunderbare Eigenschaft, nicht wahr?" Im Allgemeinen ist es leicht zu bemerken, daß alle Phrasen eines Flamändischen gewöhnlich mit einem Fragezeiche schließen, denn er bedarf stets der Bestätigung seines Mitbürgers, indem er zu seiner eigenen Persönlichkeit zu wenig Zutrauen hat.

Was endlich die Literatur betrifft, so läßt sich leicht errathen, daß sie in einem Lande, das auf der einen Seite von Deutschland und auf der anderen von Frankreich südlich und westlich eingefchlossen ist, und das nicht einmal, wie Holland, den geringen Vortheil hat, eine Seemacht zu seyn, daß sie in einem solchen Lande, sage ich, wohl nicht gut gedeihen kann. Denn wenn Schottland, trotz seiner abhängigen Lage, noch seine eigene energische Literatur besitzt, so ist dies nur deshalb der Fall, weil das Land von anderen isolirt und alle Nationen in der Welt zugänglich ist, um, wie Brüssel, zum allgemeinen Rendezvous-Platze zu dienen. Die Literatur kann nur in einer Region eine große Fremzösischen Journalisten, und im Allgemeinen lebt das Land nur von den Trümmern des Französischen Verkehrs. Ein Buch, das dem Französischen Buchhändler 30 Prozent bringt, wirft dem Belgischen Nachdrucker leicht 100 Prozent ab. Würde Belgien nicht durch die Französische Presse mit allerlei demokratischen Ideen und Gesinnungen, mit ihren Katalogieen und Soubliemen versorgt werden, so würde es um die Intelligenz in diesem Lande schlimm aussehen. Es würde ihm dann nichts mehr übrig bleiben, als seine Industrie, aufrecht erhalten durch den großen Geist der Ordnung und, wie man hinzufügen muß, durch die Redlichkeit eines großen Theiles seiner Kaufleute.

Als wir im Haag ankamen, sagte mir ein Führer: „Sehen Sie wohl! Diese Hauptstadt hier ist leine." Augenscheinlich, was Wohlstand in den Wohnungen betrifft, ist der Mittelmaß der Regierung, nicht aber des Volkes, das ist der Haag in Holland; weder so noch rühmt, wie das eines unermeßlichen Handel treibende Amsterdam, noch wie Rotterdam mit seinem gewerblichen Leben und Leben wegen seiner wissenschaftlichen Kultur. Haag ist eine artistokratische Oase in einem Lande der Demokratie; es herrscht eine gewisse Behaglichkeit und verwöhnte Gleichgültigkeit in der Stadt, die fein der Belgischen Aroisinen nur einen sehr leichten Anflug von Eleganz besitzen, ganz zu verbannen. Der Handel beschränkt sich den guten Geschmack und die Eleganz nur in untergeordneter Weise, und so hat sich diese Stadt, die weder eine See-, noch eine Fabrikstadt ist, leichter einer Civilisation des Anstandes und der Höflichkeit überlassen.

Die Städte in der Umgebung des Haag, die herrlichen, eglench auf flachem Boden gelegenen Landschaften, die nach der Stadt hinführen, gewähren, wenn nicht einen großen, doch einen Anblick, würdig der Regierung der Wevderman's und der Potter's. Gegenwärtig ist Haag von Fremden überschwemmt; von allen Geschäften, die man denkzunage unternehmen kann, ist vielleicht (mit Ausnahme der Directen des Pariser Opernhauses) das gewinnreichste das eines Gastwirths in den Niederlanden. Trotz seiner schgitzuvollen Umwohnen und seiner beschönen Geschichte, hat der Haag von seinen Bataviern doch nur den secundairen Titel einer Residenz erhalten. Den Rang und die Ehre einer Hauptstadt wollte man nur einer gewerbfreisigen Stadt zuerkennen. Indeß starben hier doch Barneveit und de Witt; hier beschließt sich der Staal, wo die alten Generalstaaten ihre Sitzungen hielten; hier ist die Westfälte, wo der Protestantismus seine Waffen schmiedete; hier, zwischen den Mauern und Wällen, fand die Freiheit ein Asylrecht; hier, wo die Theorieen Descartes' und das Kabinet Pascal's sein Alyl mehr zu gewähren im Stande waren.

Das berühmte Gebäude heim Haag, der Bostant genannt, ist eine der reizendsten Einsiedeleien, die wir kennen. Es ist ein köstliches Vergnügen, wenn die Sonne ihre brennenden Strahlen über die Holländischen Moore ausbreitet, hier unter den unermeßlichen massiven Baumhallen spazieren zu gehen, die ein fast unburchdringliches Gewölbe und die schönsten Schwiddogen von Laub über Deinem Haupte bilden. Hier

Digitized by Google

pflegt man öffentliche Konzerte zu geben, und das Vergnügen und die Gleichheit, mit der die Niederländer sich hier in den zwar getrennten, aber braunen Steigen, in den kleinen reinlichen und einsamen Alleen ergehen, scheint zu beweisen, daß dieselben weit mehr Lebensfreude in ihrem Gemüthe besitzen, als sich in ihrer häuslichen Lebensweise und in ihrer Europäischen Stellung kundgiebt. Wenn Du den Boskant besuchst, mußt Du nicht unterlassen, in das „Haus im Busch" zu gehen, in einen Pallast, mit dem sich kein Europäischer Fürst vergnügen, der aber seinen Privatmann als ein prachtvolles Wohngebäude dennen dürfte. Hier pflegte sich Ludwig Bonaparte zurückzuziehen, wenn er sich von den Regierungs- und Verwaltungs-Geschäften erholen wollte. In dem Innern dieses Palastes befinden sich einige der merkwürdigsten Treppen der Holländischen Herrschaft, große Säle, mit Geschnitzen von den Kaisern von Japan und Indien ausgeschmückt.

Ich verwandte einen Theil des Vormittags mit den glänzenden Farben, die nur der Perspektive ermangeln; ferner jene Porzellan- und Seiden-Arbeiten aus dem Reiche der Mitte, mit denen es die Europäische Industrie fast überbietet. Wellington und der Kaiser Alexander haben in eben denselben Sälen gespeist, die Rubens und Jordaens mit allem Zauber ihres Pinsels ausgeschmückt haben. Indessen, wenn es nicht gerade an den Handstaage ist, wo die große Schwüle die Hitze bis hinterdeck, die dichten schlüen Schatten im Boskant aufzusuchen, so würde Dir doch die ungeheure Feuchtigkeit, die sie um sich her verbreiten, bald deschwerlich finden und Dich sofort nach der Stadt zurückbegehren. Wenn es gerade Audienztag ist, so gehst Du geradezu nach dem Königlichen Palaste. Der König Wilhelm ist leicht zugänglich und einer der populairsten Monarchen von Europa. Der Eindruck der Audienz-Säale wird Dir gar manches Interessante darbieten. Du siehst die Livreen der Herren, Teachten, die Dir durch die alten Friesen, jene Urvölker der modernen Freiheit, erinnern. Ein Genre-Maler, der einer solchen Audienz beiwohnte, würde hierbei gewiß die schönsten Materialien zu einem trefflichen Gemälde auffinden. Dort steht Du zwei Fischerleute vom Lande, die ohne Zweifel von den Ufern des Zuyderzee herkommen, und die Deine ganze Aufmerksamkeit verdienen. Die Steifheit des Maintes sind feuerfarbene; seine Schuhe sind unförmlich doch; eine lange karrirte Weste mit silbernen Knöpfen wird von einem violetten Wamms und kurzen, aber sehr weiten und in großen Falten liegenden Beinkleidern begränzt. Der Hut unseres alten Friesen macht sich durch eine breiten Ränder bemerklich genug; ihm zur Seite steht seine zwar Frau), in allen Beziehungen seiner würdig. Auch sie trägt große Strümpfe mit gelben Pantoffeln. Ihre blaue Jacke das Kleid, das sie trägt, hat den Holländischen Schnitt (von dem als Unterrock getten) sieht ihr dicht an, bis an die Hüften hinab; dann erweitert es sich auf einmal, es bekommt eine außerordentliche Ausdehnung und endigt in der Mitte an den Waden. Die Mütze der originellen vrow ist ein gigantisches Gebäude; auf ihrer Stirn glänzt eine große goldene Platte, die passender Weise das Diadem der Semiramis schmücken könnte. Um sie her steht Du Diplomaten in Französische Uniformen gekleidet; ferner Männer in Bauern-Kleidern; Bürger von Groningen und Remmer; dann gute Holländer von altem Schlage, echte Protestanten bis an das Innerste ihres Gemüthes und getleidet wie die Zeitgenossen Barneveldt's und Ruyter's: die Meisten sind reich und bereit, nicht etwa um eine Unterstützung oder um ein Amt anzuhalten, sondern ihre eigen ren Kapitalien dem Könige vorzuschießen, im Fall er deselben bedürfte.

Und dieser König ißt sich auch einerseits auf die gutmüthigste und freundlichste Weise zu allen denen herab, die sich mit ihren Bitten in ihn wenden. Ich habe eines Tages einen Müller aus der Provinz Limburg gesehen, der von seltsamer Figur, weder Franzose, noch holländer, noch Belgier, noch Deutscher, sondern etwas ganz Absonderliches in seiner Art war; dieser Müller überreichte dem Könige eine Bittschrift wegen der Reibaues einer Mühle. Der König nahm das Papier, den dicken Brief, entgegen und las es in seiner Bereksamkeit ganz unerschöpflich, und indem er sich gegen den Fußboden verneigte, versuchte er es auf die umständlichste und drolligste Weise, den Reuankrchen zu überzeugen: „Sie seben wohl, Sire", sagt er, „der Teich ist hier, dort unten der Stall und noch etwas weiter der Ziegelofen. Nun folgin wir Sie Majestät noch ein wenig weiter. Wollten sie die Mühle drt gegen Osten hin richten, so wäre es ein großer Vortheil u. s. w. u. s. w." Der König hierbei ein wenig lächelte, sieh ihm seinen topographischen Plan aufbreiten und gewährte ihm dieses eine Bitte. Ich beneidete keineswegs den Monarchen, der sich solchen lästigen Audienzen hingeben mußte. Wie viele abfurde, impertinente und lächerliche Bitten mit Beschwerden kommen hier nicht vor, die geeignet wären, einen heiligen zu ermüden und einen Stoiker aus er Fassung zu bringen!

Du darfst wollen, daß den Holländern Gerechtigkeit widerfahren lassen; ihre Ideen und ihre Sitten ermangeln keineswegs der Poesie. Ich liebe diese öffentlichen von allen Seiten mit Bäumen besetzten Plätze, iese Kanäle, die an denselben vorüber führen, und diese ganze Mischung von sieltzenden Gewässer, grünem Laube und anmuthigen Häusern. Denn on und Paris haben ein Hässliches Aussehen, weil es ihnen einerseits an aubwerk mangelt, und andererseits an Bäumen und Anpflanzungen, ie Aber einander gebaut sind. Die Häuser im Haag dagegen sind m Allgemeinen zwar klein, aber so sauber, so anmuthig und lachend, auf der Reisende Lust bekommt, eines von ihnen selber zu bewohnen. Ein sehr großes Haus ist immer etwas Mißliches. In einem solchen müssen meist mehrere Familien wie in einem Bienenkorbe mit einander zusammen leben, die sich gegenseitig bemerken und sich einander lästig werden. Wie angenehm ist dagegen ein kleines für eine Familie eingerichtetes Haus, wo uns keine Nachbaren stören dürfen; ein kleiner Garten, eine kleine Laube, wie wohlthuend für das Gefühl der Häuslichkeit, der Bequemlichkeit und Behaglichkeit, für das Gefühl, das den Holländern mit ire Engländern so ganz gemein ist. Was das Grandiose anbelangt, so muß man das billigerweise nicht in einem Lande suchen wollen, wo nichts eine ungewöhnliche Höhe erreicht. Man kann, nachdem man diese so hübsche, saubere und anmuthige Stadt durchlaufen, sich keineswegs darüber wundern, daß man hier in den Wästen nichts als Genrebilder, Portraits, das Innere eines Hauses, Küchen nebst Geräthen und Bildpreis-Stücken findet. Die Holländische Kunst hat sich auch niemals bis zum Ideal emporgeschwungen. (New Political Weekly Journal.)

Frankreich.

Victor Hugo's neues Drama „Angelo, der Tyrann von Padua."*)

Im Jahre 1833 belehrte Victor Hugo in der Vorrede zu der „Lucretia Borgia" seine Leser, daß die Literatur auf die gesellschaftlichen Verhältnisse einwirke, und daß jedes literarische Werk eine Handlung sey, die auf die Gesellschaft dieses oder jenes sittlichen Einfluß ausübe. „Das Theater", sagte er, „hat in unseren Tagen eine gewaltige Bedeutung, und mit dem Fortschreiten der Civilisation wird auch seine Wichtigkeit noch immer mehr steigen. Das Theater ist eine Tribune und eine Kanzel; es spricht laut und mächtig zu der Menge. Der Verfasser dieses Drama's weiß sehr wohl, welche ernste und große Sache das Theater ist. Er weiß, daß das Drama, ohne die unparteiischen Gesetze der Kunst zu übertreten, Forderungen der Nation, der Gesellschaft, der Menschheit zu befriedigen hat. Wenn er jeden Abend jene einschreckvolle und hochgebildete Menge, welche Paris zum Mittelpunkt aller Feierlichkeit macht, vor einem Verhange versammelt sieht, der sich vor seinen Gedanken, den Gedanken eines unbedeutenden Dichters, im nächsten Augenblick in die Höhe heben soll, dann kömmt er sich so gering vor bei all dieser Erwartung und Neugier, er fühlt, daß sein Talent Pflichten ist, und daß es doch hier Alles leisen soll; er fragt sich dann gewiffenhaft und streng über die philosophische Tendenz seines Werkes, denn er ist sich seiner Verantwortlichkeit bewußt, und er will nicht, daß ihn jene Menge eines Tages über das, was er sie gelehrt, zur Rechenschaft ziehe. Auch dem Dichter ist eine Sendung anvertraut. Die Menge darf das Theater nicht verlassen, ohne eine ernste und sehr sittliche Lehre mit sich hinwegzunehmen. Und so hofft auch der Verfasser mit diesem Stücke, auf der Bühne immer nur — wenigstens so lange unsere jetzigen ernsthaften Zeiten dauern — belehrende und frommende Wahrheiten zu entwickeln."

Dies waren buchstäblich die Worte Victor Hugo's; sie sind am 12. Februar 1833 geschrieben, damit die Nachwelt nicht im Zweifel über seine Denkart bleibe. Es liegt gewiß manches Gute und Wahre in dieser sittlichen Lehre und Norm, aber in dem Augenblicke, wo man den Verfasser über den philosophischen Gehalt seines neuen Drama's befragen wollte, wenn er nun Rede stehen sollte und sagen, wo die belehrenden und frommenden Wahrheiten seyen, die er uns verheißen hat, was würde er antworten können?

In seinem Angelo ist nichts Philosophisches zu finden, nichts, was belehrte und frommte, ja, noch mehr, dies Drama scheint gar kein Ziel vor Augen zu haben, und wenn es nicht ist, was Victor Hugo im Jahre 1833 schrieb, daß ein Schauspiel sich stets auf einen sittlichen Gedanken müsse zurückführen lassen, so möchte man wohl fragen, wo in dem „Tyrann von Padua" irgend eine solche Tendenz hindurchblickt?

Angelo ist ein neues Beispiel von dem unvermeidlichen Widerspruch, der sich unausbleiblich zwischen den Theorien und den Werken der dramatischen Neurer Frankreichs kundgiebt. Dies Drama beweist noch einmal, daß jenes System, das, wie man sich einbildet, zur Natur zurückführen soll, uns gerade immer mehr davon entfernt. In Padua hat man eben so wenig wie zu Venedig oder an irgend einem andern Orte jemals solche Menschen und solche Sitten gesehen. Hätte sich aber auch die kalte Grausamkeit, welche man uns malt, noch irgendwo anders, als in der Einbildungskraft des Dichters, einmal vorgefunden, so wäre er doch nur eine von den Ausnahmen, welche die Regel bestätigen, nachahmen soll. Das sind keine Leidenschaften des Herzens, sondern Krankheiten des Gehirns, deren Anblick die Phantasie verletzt, das Gefühl empört und wie ein Alp auf den Nerven lastet, statt die süßen Schauer der tragischen Rührung zu erregen. Das sind nicht mehr Menschen unserer Gattung, deren Unglück oder Freude unser Mitgefühl weckt, sondern Geschöpfe einer anderen Welt, die anders denken und handeln als wir, und die für die wir keine Beispiele haben können, weil es uns unmöglich ist, den eben so einfachen als tiefen Gedanken jenes Römischen Autors auf sie anzuwenden: Homo sum ... einen Gedanken, der das ganze Geheimniß der dramatischen Kunst und aller schönen Künste in sich schließt.

Angelo ist ein Podesta, der von Venedig nach Padua geschickt worden, um diese letztere Stadt im Namen der Republik von St. Markus zu regieren. Padua seufzt unter dem Druck dieser mißhandten Beamten, der die Vollmacht hat, as auf's fürchterlichste zu wranniftren, und dem seine Republik nicht erlaubt, gut und mild zu seyn. „Ich bin über Padua", sagt er selbst, „wie ein Tiger über dem Lamm." Aber so wie Padua unter ihm, so zittert er unter Venedig, dessen Spione einen Jeden umgeben, der im Dienste dieser Republik steht, deren unsichtbare Henker mit Netz und Dolch, Todesstrick, Gift-Essenz voll und bewaffnet, überall bei der Hand sind, wo die Republik Jemanden in Verdacht hat.

Dem prächtigen Gemälde, welches der Podesta von der Venetianischen Regierung entwirft, ist nicht Mangel an Wahrheit vorzuwerfen, wiewohl die schwarzen Farben darin etwas zu sehr gehäuft sind; es athmet wahre Poesie und zeigt die Kraft des Pinsels in herrlichen Zügen, aber es ist nicht am rechten Orte; es ist der Buntpulverpoesie des Horaz, glänzende funkelnde Farben, aber wozu, wenn sie nicht an ihrer Stelle sind! Man sollte nach dieser Exposition glauben, daß man die Politik der Sbirren, Angeber und geheimen Hinrichtungen des Raths

*) Zum erstenmale aufgeführt auf dem Theater Francais am 28. April 1835.

der Zehne entwickelt sehen würde, und was kommt, ist nur das Privatverderbnüss eines Einzelnen, der sich seines Titels als Spion der Republik bedient, um eine frige Rache auszuüben.

Angelo, der Podesta, verfolgt eine herrliche Schauspielerin, Tiebe, die ihn nicht liebt, und von der er nichts erlangen kann, ohne Unterlaß mit seinen Bewerbungen. Dabei ist er eifersüchtig auf seine Frau, als ob er wirklich in sie verliebt wäre. Er hat jedoch Katharina, aus der erlauchten Familie der Bragadini, nur deshalb geheirathet, um die ungeheure Berschte auszusüllen, die er durch die Verwaltung großer Aemter in seinem Vermögen angerichtet hat. Er verabscheut Katharina und hält sie seit sechs Monaten in strengem Gewahrsam, in einem Zimmer, dem äußre Luft er nur auf Jrländische Weise hast, ist er auch über ihre Treue in dunklem Argwohn. Sein Verdacht ist nicht ganz ohne Grund; seit sieben Jahren wird Katharina von heißer Leidenschaft für einen Mann verzehrt, den man ihr unter dem Namen Rodolfo kennt, der jedoch unter seiner Hülle einen der letzten Sprößlinge der Cyzilini verbirgt, die vor zweihundert Jahren über Padua gebietet. Wenn man den Worten Katharinas glauben darf, so trübt diese zügellose Leidenschaft bei ihr die Reinheit ihrer ehelichen Treue nicht im mindesten; ehe ihr Gemahl sie gefangen hielt, gab sie ihrem Geliebten allnächtliche Rendezvous in einer abgelegenen Hütte; sie verschwendete alle Beitheuerungen einer wahnsinnigen Liebe gegen ihn; sie sucht ihn, sobald sie ihn erblickt, mit wollüstigen Koketterie zu fesseln; aber sie liebt ihren Rodolfo in allen Ehren und in allen Treuen; ihre Tugend leidet darunter nicht im mindesten. Angelo muß sehr zufrieden damit sehn, und Rodolfo erklärt sie für eine keusche Heilige. Ist dieser Angelo nicht ein seltsamer Narr, daß er sich Eifersucht in den Kopf setzt und seine Frau um so geringen Grundes willen einsperrt?

Rodolfo wird zu gleicher Zeit von Liebe, die ihn für ihren Bruder ausgiebt, leidenschaftlich angebetet. Der Name und die Wohnung jener Katharina, für die er seit sieben Jahren glüht, und mit der er so viele Zusammenkünfte gehabt hat (eine Unwahrscheinlichkeit, die man rügen müßte, wenn nicht der Verlauf der ganzen Handlung eben so unwahrscheinlich wäre), sind ihm unbekannt, und er glaubt, sie verloren zu haben, seitdem der Podesta sie unter Schloß und Riegel hält. Um nun seinen Schmerz zu betäuben, knüpft er mit Tiebe einen Liebeshandel an, der für ihn ohne Bedeutung ist, aber über das Schicksal der Aetrice entscheidet.

Man sieht, daß es schwer ist, sich für irgend eine dieser Verwicklungen zu interessiren. Wie soll man an die Tugend dieser Katharina glauben, die ihrem Gatten so treu ist und doch zugleich so zärtlich gegen ihren Liebhaber? Wie an die tragische Liebe dieses Rodolfo, der seine Zerstreuung hinter den Coulissen sucht?

Aber wenn der Dichter ein Vergnügen daran zu finden scheint, mit der Theilnahme zu spielen, die er doch wohl bei dem Zuschauer erregen will, so reizt er dagegen die Neugier mit nicht gewöhnlichem Talent.

Eine Person in dem Stück ist der Hebel der ganzen Intrigue. Dmodei ist von dem Senior irgend eines Kapitels an Liebe abgeschickt, um ihr zwei Fläschchen zu überbringen, von denen das eine seines Gift, das andere einen starken Schlaftrunk enthält; eine Galanterie von sonderbarer Art, ein geistliches Geschenk, dessen Beweggrund man nicht errathen kann. Tiebe giebt diesen Dmodei vor dem besorgten Angelo für einen Gimpel aus, der an Allem zweifle und sich um Jedermann kümmere. Aber der Bösewicht war nur eine Maske, mit welcher dieser Dmodei sich bedeckt hatte, und der Neugierige ist gewaltig hat, dahinter zu gelangen. Er wendet sich zuerst an Rodolfo, dessen ganze Geschichte er kennt; er verspricht, ihm den Namen Katharina's zu nennen, ja noch mehr, ihn in der nächsten Nacht in das Gemach zu führen, wo sie eingesperrt sitzt. Zu Tiebe sagt er, Rodolfo spotte ihrer Liebe, und verspricht ihr, sie in derselben Nacht an einen Ort zu geleiten, wo sie den Ungetreuen in den Armen ihrer Nebenbuhlerin überraschen könne.

Dmodei ist ein Bravetlanischer Schurke, der gewagt hat, Katharinen seine Liebe zu gestehen, die sie mit Abscheu zurückgewiesen, und der nun, von ihr verschmäht, sie, sammt dem Liebhaber, den sie ihm vorgezogen, in's Verderben stürzen will. Dazu bedurfte es wahrlich nicht der ganzen Politik Venedigs und all' der Phantasmagorie des Raths der Zehne. Kaum ist Rodolfo in Katharina's Zimmer getreten, als auch Tiebe durch eine geheime Thür hereineilt; ihr Liebhaber, bleibt nur noch so viel Zeit, sich in ein Betzimmer ohne Ausgang zu flüchten. Tiebe weiß gewiß, daß ein Mann hier ist; sie möchte nur noch gern daran zweifeln, daß es ihr Geliebter sey. Diese Situation ist außerordentlich dramatisch; nur vergißt, durch welche seltsame Mittel man dahin gelangt ist, so mächtig reißt sie hin; die Scene, in welcher die Schauspielerin und die große Dame sich einander gegenüber stehen, ist ganz dazu geeignet, das wunderbare Talent Victor Hugo's in das hellste Licht zu stellen. Tiebe fordert vergebens, daß die Thür des Betzimmers geöffnet werde; auf's Aeußerste gebracht, will sie eine gewaltsame Katastrophe herbeiführen und ihre Nebenbuhlerin verderben; sie ruft laut schreiend den Podesta herbei; aber da ändert sich plötzlich ihr Entschluß, und sie bittet nur noch um die Rettung der Frau, die sie einen Augenblick vorher hatte zermalmen mögen.

Ein kleines Kruzifix ist es, welches dieses Wunder thut, ein Kruzifix, von dem uns der Autor schon früher erzählt hat, und durch welches Tiebe erfährt, daß Katharina einst ihrer Mutter, einer armen Bäuteklämgerin, die gehängt werden sollte, das Leben gerettet. Sie sagt nun zum Podesta, daß sie nur deshalb hierher gekommen sey, seine Ruhe zu stören, um ihn von einem gegen ihn angezettelten Mordplan, dem sie auf die Spur gekommen, zu benachrichtigen, und sie setzt auf diese Weise Katharina in den Stand, ihren Liebhaber, wer er auch sepn möge, zu retten.

Tiebe's Ehemann ist jedoch nur von halbem Erfolg; der Liebhaber rettet sich, aber man hat Dmodei in einer abgelegenen Straße erdolcht und einen von Rodolfo an Katharina gerichteten Brief in seiner Tasche gefunden. Angelo wartet nicht, bis er den Liebhaber aufspindet, sondern durchsuchet auf der Stelle sier das Schlafzal seiner Frau. In einer Stunde sollen seine Mordknechte sie tödten; vorher aber hat er den Dechanten von St. Antonio anbefohlen, ein prächtiges Todten-Amt anzuordnen, die Trauer-Gebänge mit dem Wappen der Bragadini's zu schmücken und die Seelenmesse für eine Todte, deren Leichnam man ihm bald senden werde, lesen zu lassen. Hierauf führet er einen Geistlichen zu Katharinen, um sie beichten zu lassen.

Unterdessen hat er die Schauspielerin zu sich beschieden; er glaubt, sie werde vielleicht die Scheissfäge des red dei Dmodei gefundenen Billets kennen. Die unglückliche Tiebe erkennt sie nur zu gut, aber sie hütet sich wohl, etwas zu entdecken. Sie will sterben, aber den retten, welchen sie liebt, und der sie so grausam verrathen hat. Sie überredet den Podesta, das Gepränge zu vermeiden, mit dem er seine Rache ausführen und die Todesfurcht umgeben will; er giebt zu, daß es besser sey, Katharina ganz im Stillen zu ersticken; aber wie dies möglich machen! Er hat kein Gift; das Gift ist selten in Padua, wie es scheint. Da bietet ihm Tiebe das von dem Senior erhaltene Fläschchen an. Der Podesta nimmt es mit Dank, und ungrachtet aller unnatürlichen und unwahren Züge kömmt man noch eine Scene von tragischer Wirkung, nämlich das, wo die unglückliche Verurtheilte, sich gegen den Tod sträubend, bald flehend, bald verwünschend sich an ihren Gatten und an die Schauspielerin wendet, die sie für seine Mitverschworne hält, wo sie krampfhaft die todtdringende Phiole ergreift und davor zurückschaudert, sich zu den Füßen ihres Mannes und seiner Geliebten wirft, oder, dem Ruschein nach, bei einem von Beiden Erbarmen zu finden, bis sie endlich das Gift Tiebe's Hand hinunterstürzt, da Katharina weiß nicht, weshalb, verschont, daß es nur ein entschlafender Schlaftrunk ist. Augenblicklich erstarrt, sinkt Katharina zu Boden, und Angelo, der sie todt glaubt, befiehlt zweien Männern, die in den Gewölben des Palastes ein Grab gegraben haben, den Leichnam dorthin zu bringen und den Grabstein zu verstegeln. Er beaustragt Tiebe, die die Vollziehung seiner Befehle zu sorgen. Ein sonderbarer Auftrag für die Primadonna von Padua!

Am folgenden Morgen liegt eine Leiche auf dem mit goldenen Draperieen behängten Bette der Schauspielerin; diese empfängt von den beiden Todtengräbern die Gewißheit, daß der Stein auf dem Grabe verstegelt ist, und daß in der Meinung der ganzen Welt Katharina für immer in dem Gewölbe des Todes schlaft. Da kommt Rodolfo, der von einer Dienerin Katharinen's erfahren, daß Tiebe das Gift für seine Geliebte hergegeben. Nach den blutigsten Verwürfen, wogegen Tiebe sich zu rechtfertigen verschmäht, vergönnt er ihr eine Viertelstunde Frist, um sich zum Tode vorzubereiten. Angelo hat seine Gattin wenigstens eine ganze Stunde Zeit gelassen. So wie die Minutenzunde abgelaufen ist, stößt Rodolfo seinen Dolch in Tiebe's Herz, und in dem Augenblick, wo sie sterbend hinsinkt, öffnen sich die Todtengruft, die Leiche erhebt sich, in ihr langes weißes Todtengewand und mit zerstreutem Haar; es ist Katharina, die sich in die Arme Rodolfo's wirft. „Und durch wen bist Du gerettet?“ ruft dieser in hörmaaß der Wonne und des Erstaunens. „„Durch mich und sür Dich!““, sagt Tiebe, ihren Geist ausbauchend.

Das soll nun aus unseren beiden Liebenden werden? Bermuthlich werden sie in die Pabstlichen Staaten fliehen, die nur drei Stunden Weges entfernt sind. Was ist aus Angelo geworden, von dem in diesem letzten Akte gar nicht mehr die Rede ist? Das weiß man nicht; man hörte erst wieder von ihm, als er nach dem Schluß des Stücks in der Person Beaumarlet's ganz lustig hervortrat, um den Namen Victor Hugo's unter allgemeinem Applaus zu nennen. Beaumarlet erschien noch einmal, Tiebe und Katharina führend, die mit großem Ingestüm Beaumarlet's Liebkosungen und Umfaugen empfangen wurden.

Die Kritik ist kalt und darf sich nicht zum Echo eines entzückten Parterre's machen; sie muß, unparteiisch und streng, ungeachtet des sormährenden Beifalls, das Verdicust dieses Dichterwerks aus einem unbefangenen Gesichtspunkte beurtheilen und sagen, daß sich darin schöne Scenen, herrliche Einzelheiten, Züge tiefer Empfindung und Leidenschaft und poetische Prachtstellen in einem sicherlich erfundenen Stoff und unter unwahrscheinlichen Gräueln verlieren, die eher Widerwillen und Ekel, als Schrecken und Mitleid erregen. Nichtsdestoweniger wird das Publikum gerade durch den barocken Inhalt, so wie durch die schönen Decorationen, besonders aber durch das Spiel der Dlle. Mars und der Mad. Dorval, angezogen, und wenn dies Werk auch den Ruf des Dichters nicht erhöht, so wird es doch ein gutes Kassenstück sein. (C. F.)

Bibliographie. Neue Romane:

Guiscriff. Scènes de la terreur dans une paroisse bretonne. Jane Grey. Episode de l'histoire d'Angleterre. — Von Rich. Brot. 2 Bde. 15 Fr.

Lucien Spalma. — Von J. R. David. 2 Bde. 15 Fr.

Mademoiselle de Valville. — Von Madame Laure Bernard. 7½ Fr.

Passion et fanatisme. — Von Eugène Bresson. 7½ Fr.

Le Père Goriot. Histoire parisienne, publiée par M. de Balzac. — 2 Bde. 15 Fr.

Rosario. Histoire espagnole, faisant suite à Lorenzo et aux Solitaires d'Isola-Doma. Par le même auteur C. T. D. — 3 Bde.

Souvenirs de servitude militaire. — Von Alfred de Bigny. 8 Fr.

Le Testament de Polichinelle. — Von Amédée de Bast. 4 Bdchen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. 1½ Thlr. vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 59. Berlin, Montag den 18. Mai 1835.

England.

Literarische und historische Denkmäler in England.

(Von Lady Morgan.)

England, welches die drei größten Dichter der neueren Zeit hervorgebracht hat, ist auffallend arm an poetischem Nationalgefühl, dieser edlen Eigenschaft, die man von Eigenliebe wohl unterschieden muß, denn es ist nur das Gefühl der Ehrfurcht für Oerter, an die sich das Andenken an die großen Geister eines Volks knüpft, ein Gefühl, das jeden Stein, jeden Strauch heilig achtet, der an Ereignisse erinnert, welche die Größe der Nation befördern halfen.

Nur wenige Denkmäler giebt es in England, die, als Zeugen der Vergangenheit, dem Volke das flüchtige Dasein seiner großen Männer erhaben sind ins Gedächtniß zurückrufen, und an denen noch die Spuren ihrer glänzenden und einflußreichen Wirksamkeit haften. Shakespeare, Milton und Byron, die leuchtenden Sterne in der Milchstraße ihrer Zeit, zeugen für diese Behauptung. Vernachlässigt, verfolgt oder verunglimpft, so lange sie lebten, verkündigt nach ihrem Tode kein Denkstein, daß sie einst auf Erden gewandelt; kein Mausoleum, das ihre Asche in sich schließe, erhebt sich unter dem verwitterten Dache des Poutheons der Nation. Shakespeare wird zu Stratford begraben; Milton in der St. Aegidien-Kirche in Cripplegate — und selbst der Stein, der die gebeiligte Stelle bezeichnete, ist fortgenommen und nicht wieder ersetzt worden*) —; Byron's Asche wurde, an den Thälern der Westminster-Abtei vorüber, nach der Pfarrkirche eines abgelegenen Dorfes getragen; ja, es gab eine Zeit, wo der Dechant und das Kapitel von Westminster fen Namen des gottbegeisterten Verfassers des verlorenen Paradieses als eine Entheiligung für den Schrein Königlicher und geistlicher Größe betrachteten. Dr. Spratt erklärte es für ihr verabscheuungswürdig, daß man deuselben, wenn auch nur nebenbei, auf den Mauern eines der Frömmigkeit geweihten Gebäudes irsen wollte.**) In einem anderen Jahrhundert verweigerten eben dieselben Autoritäten dem einem Byron eine Inschrift in jenem „Winkel", wo Englands Dichter in einem engen Raum zusammengedrängt liegen, überhaupt von den Monumenten charakterloser Frauen und gewöhnlicher Männer.***) Shakespeare verdankte die Aufzeichnung seines Ruhmes einem Schauspieler, wie er selbst es war; er verdankte eben diesen Schauspieler auch die hohen Ehrenbezeigungen, die seinem Andenken gezollt wurden. Was aber haben Englands Gelehrte, was haben seine Denkenden" Männer gethan, um die Wohnstätte desjenigen zu erhalten, der Englands literarischen Ruf zu einer Höhe ohne gleichen erhoben hat? Was ist für das Haus zu Stratford geschehen, das, wie die Kapelle von St. Loretto, in Marmor gefaßt und mit den Votivtafeln der ganzen gebildeten Welt geschmückt werden sollte? Wenn dies Haus noch steht, wenn noch derselbe Kaminwinkel vorhanden ist, an dessen Herd das frische duftende Waldhuhn in „Wie es euch gefällt", Falkaff's lustiger Humor, Hamlet's Philosophie, Macbeth's Leidenschaft und Romeo's Liebe gedacht und gedichtet wurden, wenn verdankt man die Erhaltung dieses heiligen Raumes? Einer armen Frau, deren schmutzige Pflege es überlassen worden, und die ihr kümmerliches Leben von den Almosen der Fremden fristet, die als Pilger zu dem Mekka des Englischen Genius wallfahrten, um dort die Huldigungen zu spenden, mit denen das Vaterland so karg ist.

Und wo findet man Milton's Wohnhaus? In die Stätte, wo er eine glorreiche „Vertheidigung des Englischen Volkes" schrieb, wo er seine Abhandlung über „die besten Mittel, die Kirche von Mißbräuchen zu reinigen" verfaßte, dem Englischen Volke, ist sie den Englischen Kirchen-Reformern unbekannt? Zieht keine die Ehrfurcht der Nation bezeugende Inschrift ihre Mauern? Erhebt sich keine Säule in ihren Gärten? Hat kein literarisches Institut sie angekauft und bewahrt, als ein Denkmal der großen bewegten Zeiten, an die sie erinnert? Liegt sie da, unbeachtet und unbesucht von den „griechen Schoßkindern der Nation", die nach Weimar strömen, um an Goethe's Sarkophage zu opfern, die jeden Winkel Deutschlands durchschauen, um literarische Reliquien aufzuspüren und in den überfüllten Magazinen und Annalen den Dunstkreis zu schildern, in welchem sich kränkelnde Empfindler und träumerische Philosophie= unbeherrscht haben?

Es war nicht immer so. Selbst in der finstersten Stunde von Milton's unglücklichem Schicksal, als die unermüdliche Rache seiner Feinde nach seinem Blute dürstete und seine furchtsamen, undankbaren und knechtischen Landsleute ihn im Stich ließen, selbst da war sein Haus ein Wallfahrtsort für alle Freunde, denen er immer noch als der Hauptzeugenstand der Richtung und Beerdung in England galt. Hatte unter Cromwell's Herrschaft der Lateinische Staats-Secretair mit dem Protektor die Huldigungen der vom Kontinent ankommenden Fremden getheilt, so stoßmten in der Stunde seiner Gefahr und Verlassenheit die Notabilitäten aller Länder in sein verödetes Haus in Bread-Street, welches sie mit fast religiöser Ehrfurcht betraechteten.

Im Jahre 1652, als Milton's Genius, Ruhm und Glück den höchsten Gipfel erreicht hatten, bezog er eine Wohnung in Petty-France (Klein-Frankreich), die er bis zur Restauration innehatte. „Es war ein schönes Haus", sagt der beste seiner Biographen, „das an das Hotel des Lord Scudamore und an den St. James-Park stieß." Es war auch ein Garten dabei, ganz nach dem Geschmack eines Dichters, sind Alles, worauf der Blick fiel, war poetisch und pittoresk; denn das Gebäude stand in dem alten Gebiet der Abtei von Westminster und genäßte die Aussicht auf die Thürme der Gerichtshöfe der Andern. In diesem Hause schrieb Milton jene Entgegnung auf die Schrift, in welcher Salmasius die absolute Gewalt vertheidigte. Hier entwarf und vollendete er auch die auf Wenigen, unter vielen anderen Erzeugnissen seines reichen und fruchtbaren Geistes, das berühmteste von allen seinen Gedichten, sein „verlorenes Paradies". Dieses Haus steht noch, aber es wird von Niemand in Ehren gehalten, außer von ein paar Leuten aus der niedersten Klasse, die in seiner Nähe ihr kleines Gewerbe treiben, aus der Klasse, die sich selbst bilden muß, aus der Klasse, die sich um das Grab des Dichters drängte, als es im Jahre 1792 geöffnet wurde, und „als von allen Ecken und Enden viel Volk herbeiströmte, um seine Gebeine zu sehen, und ein Jeder sich glücklich schätzte, der ein Theilchen von den heiligen Ueberresten bekommen konnte."*)

Dieses Haus, in welchem Milton so viele seiner Bücher und Werke geschrieben,**) in dessen Gärten er so manchen edlen Fremden empfangen, ist jetzt kein Gartenhaus mehr wie damals, als er nach der Restauration aus demselben floh, um einem schimpflichen Tode zu entgehen. Es ist jetzt in den Kreis gewöhnlicher Gewerbe und alltäglicher Geschäfte eingeschlossen. ***) Der Vorsaal ist in einen Laden und in einen Durchgang getheilt, und Miethsleute hängen an den morschen Fenstern. Eine einstmals geräumigen Stiegen sind in eine steile enge Treppe zusammengeschrumpft und nur wenig ist im Innern noch so

*) Gesammen in Milton's Leben.

**) Andrew Marvell macht die Adresse an Milton folgendergestalt: „An meinen geehrten Freund Jno. Milton, Secretair für die auswärtigen Angelegenheiten, in seinem Hause in Petty-France zu Westminster."

***) Es ist das Haus Nr. 9 in York-Street in Westminster. Die Verfasserin dieses Artikels hat es vor kurzem besucht. Als wir aus in einem Gemüsegarten Leben nach Milton's Haus erkundigten, wurde die Eigenthümerin sogleich, was wir meinten, und wies uns nach der nächsten Thüre neben dem Laden des Leichen-Kostümiers. Dieser, ein artiger junger Mann, war auch gleich so bereitwillig und schilderte die Lokalitäten mit solcher Deutlichkeit, daß man wohl sah, wie sehr er das hohe Talent zu würdigen wußte, welches dieses Gebäude seine Berühmtheit auch in der Nachwelt verdankt. Er selbst sei in seiner Verwahrung desselben, so verlieh er angenblicklich seine Arbeit und führte uns durch alle Zimmer. Nachdem er uns unermüdet alles Merkwürdige gezeigt hatte, was darin zu sehen war, führte er uns in sein Haus zurück, um uns noch da aus einem Fenster auf den nach dem Garten hinabgehende Seite des Gebäudes zu verschaffen, wenn Milton's Garten war mit seinen Bäumen, seinen Spalierreihen und seinen Gemüsebeeten. Im Vorbeigehen sei es hier noch vermischte Anschrift, welche besagt, daß „der John Milton, der Poet und Schriftsteller, gestorben." Der Inquilinen sind sieben, es sind diese Nachrichten, noch sehr vorsichtig damit gewesen seien, seine Gäste darauf aufmerksam zu machen, wenn er sich nicht erst versichert hatte, daß sie selbst keinen besonderen Geschmack an der Poesie hätten, und daß sie ihnen durch erkünstelte Entzückungen und den verschiedenen Enthusiasmus der Schüler der modernen Dichterschule, die sich mit Gewalt in einen begeisterten Zustand zu versetzen suchte, um sich die poetischen Gedanken zu preßt, schon vielfältig verleidet worden sei. So oben hat Herr Franklin, ein gefälliger Künstler, eine Zeichnung von Milton's Hause vollendet, die er nachstens in einer Kupferstichsuite herausgeben will. Das Innere des Hauses war Herr Hazlitt.

(Anmerkungen der Verfasserin.)

Digitized by Google

wie es im siebzehnten Jahrhundert war, außer einer Säulenhalle, neben deren gewölbtem Kamin Milton im Winter geschrieben haben soll, wenn ihm seine Dichterader am glücklichsten floß, und an dessen hohen Fenstern, die nach seinem Garten führten, er die Wiederkehr seines geliebten Frühlings belauscht haben mag.

Wenn aber das Haus des blinden Staats-Secretairs so vernachlässigt ist, wo soll man da den Wohnort des Dichters mehrerer Weltgegenden finden? Wer zeigt uns das Haus des Italiänischen Schwärmers, des Kämpen für Griechenland? Es gab freilich eine Zeit, wo Byron's Haus nicht unbekannt war, wo die Modewelt wie eine arme Suppliskantin harrend an seiner Schwelle stand und um Einlaß bat, wo der Lord, der mürrischen Thürsteher spottend, sich den Weg hindurch bahnte, wo Thoren es muschwärmten und Engel sich nicht schenten, die üppigen Säle des modernen Alcibiades zu betreten. Als aber der freie mürthige Verächter alles eitlen Tandes mit der Scheinheiligkeit offen brach, da sprachen unsere Tartüffe's den Bannfluch der galanten Mesralität über ihren armen jungen Dichter aus, und er wurde allein gelassen an seinem verödeten Heerde. Sein Haus wurde vermietet und verpachtet wie einer, auf dem die gelbe Fahne der Pest weht; und als sein unstetedicher Gedeter sich ennäuscht und empört aus dem Lande entfernte, über welches er solchen Glanz verbreitet hatte, da wäre die väterliche Abtei unseres Childe Harold von gieriger gelbgieiger Hand abgetragen und zerstört worden, hätte sich nicht Privatgastfreundung und Schutzfreundschaft ins Mittel gelegt."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

A prospect of the West-Indian archipelago. (Der Westindische Archipelagus.) Von Cap. Dunbar. 7½ Sh.

Cyclopaedia of practical medicine. (Encyclopädie der praktischen Medizin.) Bd. IV. 40 Sh.

Reminiscences, whimsical and ridiculous, by a travelling artist. (Unterhaltende Erinnerungen eines reisenden Künstlers.) 1 Sh.

Trip to Epsom and Ascot races. (Die Pferderennen von Epsom und Ascot.) Von Ernstsinnt stizzirt. 1 Sh.

Geology in 1835. — Von John Laurance. 4 Sh.

The songs of England and Scotland. (Englische und Schottische Lieder.) Erster Bd. 7 Sh.

Treatise on the geography and classification of animals. (Die Thierwelt, geographisch dargestellt.) Von W. Swainson. 6 Sh.

Compendium of the literary history of Italy. (Kompendium der Literaturgeschichte von Italien.) Von Barbacoui. 4½ Sh.

Treatise on the criminal law. (Ueber das Kriminalrecht.) Erster Band. Von Gabbett. 42 Sh.

Spanien.

Bartolomé de Las Casas.

(Schluß.)

Hinsichtlich der nöthigen Neger-Sklaven erklärte sich die Regierung in den genannten Kontrakte, wie folgt:

„Sobald einige von den Dörfern, die Ihr auf Terra firma zu erbauen Euch verpflichtet, erbaut und im Stande seyn werden, soll es Euch, Bartolomé de Las Casas, und Jedem der besagten funfzig Männer verstattet seyn, aus diesen unseren Staaten drei Negersklaven zu seinem Dienste zu nehmen: der eine soll Hälfte sollen Männer, die andere Frauen seyn. Wenn dann auch die drei Städte erbaut sind und eine große Anzahl Christen auf besagter Terra firma sich befinden, so mag es Euch, Las Casas, und Jedem der besagten funfzig Männer freistehen, noch sieben Neger-Sklaven mehr einzuführen, und zu diesem Zweck stellen Euch alle nothwendige Lizenzen ertheilt werden, jedoch ohne Benachtheiligung des Patentes des Statthalters von Brasa zur Importation von 4000 Stücken nach Westindien und Terra firma."

Diesen Plan bekämpften Las Casas' Feinde schon in der Geburt; einer seiner lebhaftesten Widersacher, der Bischof von Darien, war eben nach Spanien zurückgekehrt. Dieser setzte es durch, daß die Sache noch einmal dem Staatsrath vorgelegt wurde. Der König selbst präsidirte: Admiral Diego Colombo, der Sohn des Entdeckers, und ein Franziskaner-Mönch, ein Schutzbefohlener des Las Casas, waren mit vorgeladen.

Nachdem der König seinen Platz auf dem Thron eingenommen hatte, ließen sich Herr von Chièvres, der Admiral, der Bischof von Darien und ein gewisser Licenciado Aguirre auf niedrigeren Sitzen zu seiner Rechten nieder. Zur Linken des Königs saßen der Groß-Kanzler, der Bischof von Badajoz und einige andere Räthe; Seiner Majestät gegenüber Standen, an eine Wand gelehnt, Las Casas und der Franziskaner. Nach einer kurzen Eingangs-Pause erhoben sich Chièvres und der Groß-Kanzler, stiegen den Thron hinan, knieten nieder und hielten in dieser Position eine kurze flüsternde Unterhaltung mit dem Könige; dann gingen sie wieder an ihre Plätze, worauf der Kanzler den Bischof von Darien also anredete: „Ehrwürdiger Prälat, habt Ihr in Betreff der Indianer etwas zu melden, so befehlt Euch Seine Majestät, zu sprechen."

Der Bischof erhob sich, machte, wie die Sitte es damaliger Zeit es erheischte, ein Mal um's andere seine Verbeugungen, trat vor den Thron, kniete nieder und sprach:

„Ehrwürdiger Prälat, habt Ihr in Betreff Westindiens zu sagen habe, so von solcher Wichtigkeit und seiner Natur nach so geheim, daß es nur vor Seine Majestät und den Staatsrath gebracht werden darf, diejenigen Personen, die nicht Mitglieder des Staatsraths seyen, zu entlassen."

Dieses Gesuch wurde mehr als Ein Mal wiederholt, indem der Bischof augenscheinlich mit Las Casas und dem Franziskaner zu kollidiren sich scheute. Endlich aber nöthigte ihn der Kanzler, zu sprechen, worauf er Alles erzählte, was er auf Terra firma leiden und mit ansehen müssen. Dann fuhr er fort: „Was die Indianer betrifft, so sind sie, nach meiner Beobachtung wie nach dem, was ich vom Hörensagen weiß, geborene Sklaven und wie so sehr in ihr Gold vernarrt, daß man sie nur mit großer List und Mühe bewegen kann, sich davon zu trennen u. s. w." Als die lange Rede des Bischofs zu Ende war, konstituirten die beiden Minister wieder mit dem Könige, worauf der Groß-Kanzler den Las Casas aufrief. Dieser drückte sich ehrerbietig und begann:

„Erhabener und großmüthigster König! Ich bin einer der Aeltesten von denen, die sich jetzt in Westindien aufhalten; ich bin viele Jahre lang gewesen und habe Alles, was geschehen ist, mit einer der Geschäftsstellen war mein seliger Vater."

Nach einer deklamatorischen Tirade über die schlechte Behandlung der Eingeborenen fuhr er also fort:

„Indem ich Eurer Majestät von diesen Dingen Nachricht gebe, erweise ich Hochdenselben den größten Dienst, den ein Vasall seinem Fürsten je erweisen konnte, denn niemals erwachten bei Hofe irgend welche mit einer Beisohnung wollen, denn fürwahr, mein vornehmster Zweck ist nicht, Eurer Majestät zu dienen. Aller Ehrsucht vor so einem großen Monarchen unbeschadet, sage ich aufrichtig, daß ich nicht nach Westindien gegangen wäre, außer um Gott zu verherrlichen. . . . . Zu Beglaubigung dessen entsage ich im Beraus aller und jeder geistlichen Belohnung, die Euer Majestät mir gutdenken könnten. . . . . Die christliche Religion allen Völkern der Erde gleich angemessen; sie verleiht Keinem seine Freiheit oder seinen natürlichen Herrn und macht Keinen zum Sklaven, unter dem Vorwand, daß er ein geborener Sklave sey, wie der ehrwürdige Prälat anzunehmen scheint. Darum wird es Eurer Majestät wohl anstehen, mit Antritt Ihrer Herrschaft so ungeheure und gräßliche Tyrannei aus diesen Landen zu tilgen, damit Gott Ihnen Ihre Regierung lange Jahre gesegnet und glorreich."

Nach Las Casas wurde der Franziskaner zum Sprechen aufgefordert. Dieser sagte, während seines Aufenthalts in Hispaniola sey er zweimal beauftragt worden, die Eingebornen zu zählen, und es habe sich bei dieser Zählung ausgewiesen, daß in wenigen Jahren viele Tausende umgekommen seyen. Endlich erhielt auch der Admiral das Wort. Er bekräftigte, was seine Väter gesagt hatten, und setzte hinzu: „Ohne schon Gesagtes in Betreff des Verfahren Euer Majestät in unbarmherzigen Schaden kommt, so ist mein Schade doch noch größer. Eure Majestät würde nach allen diesen Verlusten noch ein großer König seyn; wie aber würde ganz und gar nichts übrig. — Ich kam nach Spanien, um den höchststeigen König hierzu zu benachrichtigen, und hoffe jetzt zu Eurer Majestät, Höchstwelche ich wegen des großen Rebels, das ich erleiden muß, anflehe, mir Gehör zu schenken und Hülfe angedeihen zu lassen."

Als der Admiral schwieg, erhob sich der Bischof von Darien und bat um Erlaubniß, zu sprechen. Die beiden Minister konsultirten mit dem Könige, und der Kanzler sagte: „Ehrwürdiger Bischof, Seine Majestät wollen, daß Ihr, wenn Ihr noch Etwas zu erinnern habt, es schriftlich thun möget." Hiermit wurde die Sitzung geschlossen.

Der Erfolg war den Wünschen unseres Las Casas günstig: der Distrikt, den man ihm anwies, begriff einen Küstenstrich von 270 Leguas zwischen Paria und Santa Maria. Landeinwärts war seine Gränze gesteckt. Als aber Las Casas dort ankam, fand er auch die Gemüther dieser Indianer gegen die Spanier empört. Es war damals die schon erwähnte Verwüstung aufgekommen, daß man die Küsten bisweilen Jahrelang durch gestedlene Küstenbewohner ersetzte, und besonders dann der dem Las Casas angewiesene Küstenstrich über solchen Menschenraub zu klagen.

Las Casas ließ sich nicht abschrecken. Im Verein mit den Franziskanern, die schon früher auf Terra firma ein Kloster errichtet hatten, wählte er einen schicklichen Platz zur Niederlassung und baute sie sein Kommissions-Verwalter ein Magazin, das an den Küsten stieß. Dann schritt er zum Bau einer Festung an der Mündung des Flusses und schickte überallhin Emissäre, um die Eingebornen durch Geschenke und Versprechungen zu gewinnen. Allein der Festungsbau wurde durch die Ansiedler der benachbarten Insel Cubagua, die seinen Ingenieur wegzulocken, unterbrochen. Noch mehr: diese sahen und übergiftigten Menschen nahmen, so oft sie die Küsten besuchten, die Gelegenheit wahr, um die wenigen zutgesinnten Indianer zu verderben. Daneben setzten sie, zu Las Casas' großem Verdrusse, das abscheuliche Gewerbe des Menschenstehlens fort.

Las Casas segelte nach Hispaniola, um den Schutz des Admirals zu ersuchen. Seine jugendliche Kolonie verkraute er der Obhut eines gewissen Francisco de Soto, von der Strenge und Unbestechlichkeit desselben vollkommen überzeugt, hoffte er, die übrigen vorzugsweise und alle ihre Gebäude und Pflanzungen, das Franziskaner-Kloster eingeschlossen, zerstörten. Diesen Fleden sollten sich über die Verfertigung der Pläne, die Las Casas' großem Lieblingsplane, dem menschenfreundlichen Projektion nachzet zur Verzweiflung. Eine Zeit lang gab er die Sache völlig auf, ging in ein Dominikaner-Kloster, that daselbst die Mönchs-Gelübde und blieb sieben Jahre in seiner einsamen Zelle. Hier wurde die Idee in ihm rege, eine allgemeine Geschichte Westindiens zu schreiben, bei welcher er die authentischsten Werke damaliger Zeit, vor Allem aber die Manuskripte des Columbus zum Grunde legte. Dieses Bücherwerk Wert wurde im Jahr 1527 begonnen und mit vieler Unterbrechung bis 1561 fortgesetzt.

Der gute Pater hat in diesem Werke, wie in seinen übrigen Schriften, auf das Material weit mehr Fleiß verwendet, als auf den Stil.

*) Oberst Hildman, der liebste Schultamerad Lord Byron's, hat auf Newstead-Abtei ein Denkmal (Statt) seinem Geschmacks und literarischen Einsicht gemacht und dadurch wahrlich selbst Pietät gegen den verdienten verstorbenen Eigenthümer verletzt. (Anmerkung der Verfasserin.)

Alles ist sehr unbehülflich geschrieben, und das Meiste, trotz seines hohen Werthes, noch ungedruckt. Eine Auswahl aus den Schriften des Las Casas hat der verstorbene Don Juan Llorente — der Geschichtschreiber der Inquisition — während seines Aufenthalts in Paris drucken lassen.

Nach seinen Jahren wurde Las Casas aus seiner Zelle gerufen und empfing verschiedene Aufträge. Sie oft man erbittete Indianische Stämme befanstigen, oder noch freie Indianer vor ihrer Unterjochung bekehren wollte, schickte man Las Casas zu ihnen. So kam er unter andren Orten auch nach Tuzulutlan.

Tuzulutlan war der einzige noch unabhängige Distrikt in der Statthalterschaft Guatemala, Es war dies eine rauhe Gebirgs-Gegend, mit vielen Waldströmen, Seen und Sümpfen, deren rauhe und wilde Bewohner das Spanische Joch nicht dulden wollten. Drei Mal hatten die Spanier in diesen Distrikt Einfälle gemacht, und drei Mal waren sie so unsanft zurückgewiesen worden, daß Keiner mehr Lust fühlte, dies fen schrecklichen Boden zu betreten.

Dieses wilde Volk nun wollte Las Casas ohne Gewalt der Waffen, bloß durch die göttliche Kraft der Lehre und Predigt, dem Könige von Spanien unterwürfig machen. Er bedingte sich dabei nur zweierlei aus: 1) Sollten diese Indianer keinem Spanier als Leibeigene zugewiesen werden und, gleich den anderen Vasallen des Königs, nur so viel an Tribut erlegen, als ihre Armuth erlaubte. 2) Sollten in einem Zeitraume von fünf Jahren keine andere Spanier, als Mönche, die Provinz betreten. Diese Bedingungen waren so billig, und es war so wenig dabei zu wagen, daß Alonzo Fuß Mienza, damals Statthalter von Guatemala, ihnen gern seine Zustimmung gab.

Die Methode, deren sich Las Casas und die übrigen Dominikaner bedienten, war in der That sehr originell. Sie verfaßten in der Landessprache von Guatemala eine Art Gedicht, das die vornehmsten Lehren der christlichen Religion enthielt. Dieses Gedicht, setzten sie in Musik und lehrten es Kaziken und Andere, welche vier gasche Indianer, die den Distrikt Tuzulutlan als Handelsleute besuchten. Man gab ihnen sonst nur noch einigen Europäischen Tand zu Geschenken mit. Auf ihrem Wege kamen sie zunächst durch die ebenfalls noch unterbetten Landschaften Zacapula und Duiché.

Nachdem sie dem Kaziken von Zacapula ihre Geschenke überreicht und ihn auf sein Weib sich günstig gemacht hatten, breiteten sie vor den versammelten Weibern ihre Waaren aus, und machten sie durch abgemachten Geschäften erhalten sich die Verkäufer ein musikalisches Instrument, dessen Töne sie mit Hülfe von Kastagnetten noch mehr belebten, und sangen dann zu dieser Begleitung ihr religiöses Lied. Die eigenthümliche Weise des Liedes und die wunderbaren Dinge, welche es verkündigte, spannten der Indianer Aufmerksamkeit auf's Höchste. Das größte Interesse jedoch erregte es, daß, wer von den Sängern verlangte, sie möchten ihm erklären, was er nicht verstanden hatte. Diese antworteten, sie wüßten nicht mehr davon, als was sie gesungen hätten, und nur die Väter, welche das Werk lehrten, seyen fähig, jedes Ding zu erklären. „Was sind das für Väter?“ fragte der Kazike. Da beschrieben ihm denn die vier Kaufleute die Kleidung der Dominikaner-Mönche, so wie den Ort, wo die übrigen Spanier sehr abwich, und ihre Gebräuche, die noch abweichender waren, da sie weder Gold, noch Federn, noch Kakao u. s. w. suchten.

Der Kazike sehnte sich, diese guten und friedlichen Spanier zu sehen. Als die Kaufleute abreisten, schickte er seinen eigenen Bruder mit, der den Vätern Geschenke bringen und sie einladen sollte. Die Dominikaner empfingen ihn freundlich, und auf seiner Rückkehr begleitete ihn einer von ihnen, der Pater Luis Cancer, welcher die ehrerbietigste Aufnahme fand und in kurzer Zeit unter den Bewohnern von Zacapula das Christenthum einführte.

Den bekehrten Kaziken dieser Landschaft bereiteten die Dominikaner, seine zerstreut wohnenden Unterthanen in eine kleine Stadt zu vereinigen, wo sie eine Kirche bauten und eine Art von Kloster errichteten. Las Casas selbst aber wurde von seinem Freunde, dem Bischof von Guatemala, abberufen und nach Spanien geschickt, wo er noch mehr Missionäre anwerben sollte.

Hier fand Las Casas Gelegenheit, die Minister Karl's V. bei der Abfassung eines Gesetz-Codex sie Amerika, der 1542 erschien, mit seinem Rathe zu unterstützen. In seinem großen Vertrauen aber machte ihn der Kaiser zum Bischof von Chiapa, einer Provinz, die er wohl zu beschützen, in den Augen seiner Feinde als interessirt zu erscheinen, aus wichtigen Gründen nicht ablehnen durfte.

Als der neue Prälat und seine Dominikaner in Hispaniola landeten, war der Ruf von dem Amerikanischen Codex, dessen Abfassung man ihm allein zuschrieb, ihm bereits vorangegangen. Man empfing ihn und seine Begleiter mit allen Zeichen von Haß und Verachtung; aber Las Casas, der keine leidische Rücksichten gelten ließ, verkündigte der Audiencia unverholen die Gesetze zum Besten der Indianer und bestand auf Freilassung aller derjenigen Sklaven, die man innerhalb der Gränzen seiner Gerichtsbarkeit weggenommen hatte. Das hieß Oel in die Flamme gießen, zumal da die Richter, denen die Sklaverei der Indianer beträchtlichen Gewinn abwarf, ganz besonders dabei interessirt waren, die neuen Gesetze zu umgehen.

Las Casas, dem es auf Hispaniola immer unbeimlicher wurde, miethete sich ein Schiff, und fuhr mit seinen Gefährten nach Yucatan, von wo er auf dem Flusse Tabasco weiter nach Chiapa reiste. Zu Campeche wurde er nicht besser aufgenommen als auf Hispaniola, weil er den Spaniern gleich von vorn herein ihren Lebenswandel vorwarf, sie ermahnte, ihre Sklaven frei zu lassen, und ihnen mit den neuen Gesetzen drohte. Man verfolgte ihn allen Ernstes und drohte seinen Zehnten, so daß er in große Verlegenheit kam, wie er den Schiffs-Kapitain, der ihn hierher gebracht, befriedigen sollte. Nach vielen Widerwärtigkeiten erreichte er Ende Mai die Chiapa, die Hauptstadt seines Bisthums, im Februar 1545.

Schon auf dem Wege dahin wurde er mit Beweisen von Ehrfurcht und Zuneigung überhäuft, und die Bewohner von Ciudad Real wußten kaum, was sie ihm Alles zu Gute thun sollten. Diese Harmonie konnte aber nur so lange Stich halten, bis die trügerischen Hoffnungen beider Theile verschwunden waren. Als der Bischof sich übergenug hatte, daß weder seine Privat-Ermahnungen, noch seine öffentlichen Reden etwas wirkten, wußte er sich mit seiner geistlichen Gewalt und verfuhr gegen denen die Sakramente, welche dem abscheulichen Sklavenhandel nicht entsagen wollten.

Jetzt gab es offenen Krieg zwischen dem Bischof und seiner Heerde, und es folgten gar unanständige Scenen. Der Klerus machte mit den Laien gemeinschaftliche Sache, und der Prälat hatte keinen anderen Helfer als seine Diener Ordensbrüder, die ihn sogar gegen einen eigener Dechant hörte seinem Befehle zum Trotz, Beichte und ertheilte Absolution. Der Bischof lud den Dechanten zu Tische, um ihm unter vier Augen einen Verweis zu geben. Der Dechant nahm die Einladung an, erschien aber nicht. Als man nach Tische zu ihm schickte, stellte er sich unwohl und legte sich ins Bett. Las Casas sah sich endlich genöthigt, ihm Gefängnißstrafe zuzuerkennen. Der Dechant folgte zwar dem Gerichtsdiener und den Gefängnißwärtern, die ihn arretirt hatten, ohne Widerstreben, allein auf der Straße schrie er laut um Hülfe und verspradh dafür allgemeine Absolution. Ein Alkalde entzündete die Gemüther des großen Haufens durch den muthigen Ausruf: „In Namen des Königs und der Gerechtigkeit!“ Die ganze Stadt kam in Aufstand; Einige bestreiten den Dechanten, Andere besetzten die Pforte des Dominikaner-Klosters und die Mönche thaten nichts zu Hülfe Einem, und die Uebrigen stürmten unter dem Gebräll: „In des Königs Namen!“ den bischöflichen Palast. Die Bedienten in den äußeren Gemächern suchten sie zur Ruhe zu bringen; der Bischof aber, welcher den Lärm hörte, kam heraus und wollte sie anreden. Ein zufällig anwesender Dominikaner stürzte ihn voll Besorgniß auf ein Zimmer zurück. Die Rädelsführer folgten ihm nach und drohten ihm mit dem augenblicklichen Tode. Er hörte sie mit größter Seelenruhe an und entgegnete ihnen mit so schlagenden Gründen, daß sie sich voll Verblüffung und Verwirrung zurückzogen.

Die Dominikaner drangen jetzt in Las Casas, diesen Schauplatz des Aufruhrs und der Gefahr zu verlassen. Er antwortete: „Wohin soll ich gehen? Wie kann ich in meinem Amte für die Freiheit jener armen Geschöpfe sicher sterben? Bär' es meine eigene Sache, ich würde sie gern aufgeben; allein es ist die Sache meiner Heerde, — eines Theils meiner Heerde, der schändlich unterdrückten Indianer. Hier muß ich bleiben; dies ist meine Kirche; ich kann sie nicht verlassen. Nehmen sie mir das Leben, so möge mein Blut diesen Boden befruchten, damit eine Aernde der Gerechtigkeit und Menschenliebe aufgehe.“

Als er eines Tages in dieser Weise mit seinen Ordensbrüdern sich unterhielt, berichtete man ihm, ein Mann sey angefallen worden — es war derselbe Mann, der ihn mit dem Tode bedroht hatte. Der Bischof eilte ihm zu Hülfe und sorgte für den nothwendigen Verband, während die Mönche das Blut stillten. Er hatte bereits nach einem Wundarzt geschickt, diesen Sorge er seinen schlechten Feind mit so zärtlichen Eifer unterstützt, als wär' er sein Bruder. Diese Gründer genas wieder und wurde fortan ein treuer Anhänger des Bischofs.

Das war aber nur die Bekehrung eines Einzelnen, und die Verfolgungen dauerten fort. Man verweigerte den Dominikanern auf die Länge jedes Almosen und verwies sie deshalb an die Indianer, mit dem Bemerken, daß Christen keiner Missionaire bedürften.

Las Casas sah wohl ein, daß er gegen solche Feinde er den Posten nicht verlassen, den man ihm wider seinen Willen anvertraut hatte. Er entschloß sich gleichwohl, nach Gracias a Dios zu reisen und um den Beistand eines Richters zu flehen, der ihm auch gewährt wurde, obschon seine ehemaligen Freunde, der Präsident und der Bischof, gegen ihn erkalten waren. Seine Rückkehr wurde die Losung zu neuen tumultuarischen Auftritten, und schließlich verließ er Ciudad Real auf immer. Er kehrte nach Spanien zurück, wo er die Rechte der Indianer mündlich und schriftlich zu vertheidigen fortfuhr und im Jahre 1550 der bischöflichen Würde entsagte. Von der Zeit an zog er sich in ein Dominikaner-Kloster nach Valladolid zurück.

Hier widmete Las Casas einen Theil seiner Zeit den strengen religiösen Uebungen der Orden, in welchen er es dem glühendsten Novizen gleichthat. Das Uebrige abforderten die Angelegenheiten seiner Amerikaner und seine bänderreiche Geschichte.

Als der Gränz-Gerichtshof (Audiencia de los confines) von Gracias´a Dios nach Panama verlegt wurde und die Beschwerden Guatimala's zu den Ohren des Ex-Bischofs gelangten, verzog der neunzigjährige Las Casas sein Alter und seine Gebrechen und begab sich ohne Verzug nach Madrid. Hier erwirkten seine Verstellungen und sein Einfluß unmittelbar den Befehl, daß obgenannter Gerichtshof wieder nach Gracias a Dios kommen sollte.

Bald nach diesem frohen Erfolgnik erkrankte der edle Greis in seinem Kloster Atocha und endete in den letzten Tagen des Juli 1566. Er soll ein Alter von 92 Jahren erreicht haben.

Ostindien.

Gesundheits-Stationen auf dem Himalaja.

Die Bestimmung hoch gelegener Landstrecken in verschiedenen Theilen Indiens und die Errichtung von Häusern, in welchen Europäer, deren Gesundheit durch die außerordentliche Hitze der Ebene gelitten hat, alle Vortheile eines klimatischen Wechsels genießen können, sind zwei ganz neue Momente in dem Leben der Indo-Briten. Drei Stationen auf dem Himalaja — Simla, Landour und Mussouri — werden von Europäern aller Klassen, die zur Bengalischen Präsidentschaft gehören, stark besucht. Den letzteren wohnten Ort hat man zu einem sehr

Digitized by Google

nannten Sanitarium, d. h. zu einem Aufenthalt für genesende Britische Soldaten während der heißen Monate, eingerichtet. Die Gelindung eines Depots für solche Invaliden, deren Constitution durch Ausschweifungen oder langen Dienst gelitten, hat den Erwartungen nicht ganz entsprechen wollen; ist die Gesundheit einmal untergraben, so kann nur eine Reise nach Europa und ein verlängerter Aufenthalt in einem kalten Lande von einigem Nutzen seyn; und da man in diesen gebirgigen Regionen gegen die strenge Winterkälte noch keine Vorkehrungen getroffen hat, so sind die jetzt nur wenige Personen im Stande, aus einem Wechsel des Klimas wesentlichen Nutzen zu ziehen. Kaum betritt der Reconvalescent die Ebenen wieder, so erneuert sich auch die alte Plage, und die Regierung hat eben deshalb ernstlich daran gedacht, das Project aufzugeben, insofern es nämlich invalide Soldaten betrifft, die man mit geringerem Nutzen nach Europa schicken kann.

Es ist wahrscheinlich, daß die Britischen Truppen dem Ungemach, welches die verzehrende Gluth der tropischen Sonne erzeugt, bald nicht mehr, wie bisher, ausgesetzt seyn werden; man hat nämlich den Plan, sämmtliche Europäische Soldaten in das Gebirge zu bringen; dieser Plan läßt sich nicht unmittelbar ins Werk setzen, aber Zeit, Arbeit und Ausdauer werden die Schwierigkeiten überwinden. Wie jetzt hiesert der angebaute Theil jenes Landes nur eben so viel, als zu den Bedürfnissen der Bewohner hinreicht; die Thäler, in welchen man ohne Mühe Wasser haben kann, sind außerordentlich enge, und die Seiten der Berge so abschüssig, daß sie keinen Anbau zulassen, ausgenommen vermittelst Terrassen, die sehr mühselig anzulegen und durch massive Mauern unterstützt werden müssen. Diese sind aber einander entgegen den Terrassen gewährten einen eigenen Anblick, besonders wenn die prächtigen Blumen, die einige Gipfel schmücken, in voller Blüthe stehen. Die gelbe und rothe Bhattu sind besonders schön und wachsen erstaunlich hoch; an günstigen Stellen erreichen die Stämme jehn Fuß. Die Aernte ist im Allgemeinen sehr reich, und man kennt sich über den wachsenden Wohlstand einer Landschaft, die vor dreißig Jahren noch eine terra incognita war.

Von den drei Europäischen Stationen, die im Gebirge angelegt worden, scheint Simla die beliebteste zu seyn. Viele Indo-Briten haben hier Häuser erbaut, die sie während des heißen Wetters entweder selbst bewohnen oder gegen mäßigen Zins an Fremde vermiethen. Architektonische Schönheit ist noch nicht viel berücksichtigt; aber den Bau der Häuser haben tägliche Augenreize geleitet, und sie sind dauerhaft genug, um den Winterstürmen Trotz zu bieten.

Die Eingebornen dieser Gegend kultiviren die jetzt nur Pfirsiche und Aprikosen, die ihrem Vieh als Futter dienen, aber hauptsächlich wegen des Oels in ihren Kernen geschätzt sind. Dieses Oel wird vermöge eines ganz einfachen Prozesses gewonnen; es ist sehr klar und gefriert nicht leicht. Die Wallnüsse sind vortrefflich; man verschickt sie weit, und giebt ihnen ihre ursprüngliche Frische dadurch wieder, daß man sie sammt der Schale in kochendes Wasser legt. Die Weintraube findet sich nur in der Gebirgs-Region jenseit des Setlebsch, Rhabarber und Ingwer wachsen hier wild und in großem Ueberfluß; auch giebt es ungeheure Quantitäten köstlichen Honigs, den die Bienen hauptsächlich aus dem Jasmin saugen. Ein Schaf oder Ziegen, für deren Verpflegung noch nichts geschehen ist, werden nicht sehr geschätzt, und der Genuß des Rindfleisches ist aus religiösen Gründen verboten; man kann es nur gepökelt einschmuggeln.

Die Fasanen, die Adler und Habichte sind hier von besonderer Schönheit. Tiger findet man noch in der Nähe der Schnee-Region, allein es giebt hier nur wenige in Vergleich mit den Tschitah's und Leoparden. Das Wildpret ist sehr zahlreich; aber die Menge der Affen und Bären gränzt an das Unglaubliche. Man hat auch nicht daran gedacht, den Verwüstungen und Plünderungen dieser Thiere Einhalt zu thun, weil die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens noch nicht ausgegangen sind.

Die Eingebornen dieser Berge, ein harmloser, in seiner Unwissenheit glücklicher Menschenschlag, haben weder große Tugenden, noch große Laster; ihr gebäßigster Fehler ist eine elenderegende Unreinlichkeit. Sie waschen sich nur selten und wechseln nicht eher mit ihrer Kleidung, als bis sie im buchstäblichen Sinne des Wortes vom Leibe gefallen ist. Kein Indo-Brite kann sich entschließen, einen Eingebornen als Bedienten in's Haus zu nehmen, und jede Familie, die nach Simla reist, schleppt ihre Hindostanische Dienerschaft mit. Die Gebirgs-Bewohner sollen durch den Einfluß der Civilisation von ihrer ursprünglichen Schlichtheit und Nüchternheit viel verloren haben; allein man darf hoffen, daß ihre intellectuelle Bereblung diese Nachtheile wieder ausmiegen werde.

Die zerstreuten Bungalow's von Simla stehen auf schwindligten Höhen und schauen auf Thäler herab, die mit dunklem Nadelholz bekleidet sind. Die Hütten der Eingebornen haben oft mit den Sennenhütten der Schweiz große Aehnlichkeit. Die Steafen sind sehr abschüssig und eng, und ungeachtet sich gar nicht für Fuhrwerke, von denen bis jetzt noch keines in diese Alpen-Landschaft sich verirrt hat.

Es ist unmöglich, die Schönheit dieser Landschaft würdig zu schildern und die wohlthätigen Wirkungen zu beschreiben, welche ihre reine kalte Luft auf den rechtschaffen Bewohner der Ebenen äußert. Die Europäische Vegetation erhöht noch den Zauber, welchen die Natur über diese Einöde ausgegossen hat: Gänseblümchen und Schlüsselblumen emailliren den Boden; das reiche Rhododendron mischt sich mit der Eiche und Tanne, und die wilde Rose, deren Gewinde über jeden Ast sich hinziehen, erweckt bei denen, die ihr Schicksal in ein fremdes Land verwies, lebhafte Erinnerungen an die Heimath. Die ungewohnte Luft, schöne Aussichten zu genießen, ist jedoch öfter von schlimmen Folgen gewesen; man erzählt sich viel von großen Gefahren, und die Abschüssigkeit der Wege hat manchen Unglücksfall veranlaßt. Auch die Hängebrücken von Seilen aus geflochtenem Grase, die über Abgründe führen, sind eine gefährliche Passage und nicht Jeder geht ungestraft darüber hinweg.

Bei aller Schönheit der Landschaft und bei aller Zerstreuung, die Häuser, Straßen und Brückenbau gewähren, fühlt doch mancher neue Bewohner dieser Gebirgs-Landschaft die peinliche Langeweile, die er oft mit desperaten Mitteln zu vertreiben sucht. Ganze Gesellschaften junger Männer versammeln sich auf den höchsten Punkten, mit Hacken und Brecheisen versehen, brechen Felsstücke los und lassen sie den Abhang hinabrollen. Das donnernde, weit wiederhallende Getöse und die Verwüstungen, die eine solche Steinmasse auf ihrem Wege anrichtet, gewähren große Unterhaltigung. Manchmal werden Belohnungen ausgesetzt, wenn sich ein Reiter Abhängen herunterquälen. hat einem anderen Zeitvertreib sein Dasyn gegeben. Man setzt sich in ein flaches rundes Becken aus Erz, und rutscht in demselben mit einer Schnelligkeit herab, die das von plus ultra physischen Genusses seyn soll. Pikuit's und Kunstflug in die Umgebungen sind ein geistigeres Vergnügen; auf den letzteren werden die Reisenden immer mit großer Freundlichkeit und Aufmerksamkeit behandelt: Könnte man nur von den Besuchern immer ein Gleiches rühmen! Die Erkenntlichkeit, welche die Eingebornen für ihre Befreiung von den Ghorka's gegen die Briten fühlen, muß in der That sehr groß seyn, um sie alle Lauren und Grobheiten ihrer edlen Herrscher geduldig ertragen zu lassen.

Die Stationen Mesfouri und Landohr liegen nur drei Engl. Meilen von einander; die Lage der letzteren ist 7400 Fuß über der Meeresfläche. Hier erreicht das Rhododendron die Höhe eines Waldbaums, und aus seinem Holze macht man Balken zum Häuserbau. Die Kirsche, Birne, Himbeere und Berberize sind in Ueberfluß vorhanden, und selbst in der Englischen Heimath kann man auf dem Lande den Kord- und Weißdorn nicht häufiger antreffen. Die Vereinigung der tropischen und Europäischen Vegetation macht das Landwerk des Himalaya zu dem schönsten und interessantesten, das man nur irgend sehen kann. Ueberall stößt der Reisende auf Erinnerungen an seine Heimath, die ihm sein Exil versüßen.

Landohr und Mesfouri nehmen, gleich Simla, jeden Tag an Größe zu, und vermuthlich werden alle bewohnbaren Theile dieser Strecke des Himalaya in wenigen Jahren mit Europäischen Häusern bedeckt seyn. Die in Verbindung mit Würzungen einer wortigen Kultur auf die Gesundheit können nur selten recht gewürdigt werden, da die Wiederherstellung einer zerrütteten Constitution viel längere Zeit erfordert, als Personen, die aus einem Luftwechsel augenblicklichen Vortheil ziehen, anzunehmen geneigt sind. Auch kann das Klima nicht in allen Fällen von wohlthätigem Einfluße seyn; verschiedene körperliche Beschwerden werden sogar durch die Mittel, die sie heilen sollen, nur noch vergrößert. Es fallen heftige Regenzüsse; aber sie lassen keine Feuchtigkeit zurück, wie in den Ebenen. An den Abhängen der Berge bilden sich niemals Pfützen, und sobald der Regen aufgehört hat, wird die Luft wieder trocken. Dagegen herrscht während der Regenzeit oft eine schneidende Kälte, von der Menschen und Thiere viel leiden müssen. Schaft und Fieberhitz, die man aus den Ebenen mitbringt, sterben in großer Anzahl; man darf aber gewerthlich hoffen, daß diesen und anderen Mißlichkeiten bald abgeholfen seyn werde. (A. J.)

Mannigfaltiges.

— Algier, wie es jetzt ist. Algier gewinnt von Tage zu Tage immer mehr ein Europäisches Ansehen. Man sieht heutzutage in der Stadt eben so viel Hüte als Turbane; Cigarren haben die langen Türkischen Pfeifen verdrängt und die Mauischen Bazars machten den mit Glasfenstern versehenen Französischen Kaufläden Platz. Gegen fünfzig Kaufleute haben hier ihre Comtoirs etablirt und eine bedeutende Zahl von Handwerkern und Handelsleuten, darunter eine Menge Modenhändler, Putzkrämerinnen und Putzmacherinnen, sind in der Stadt oder treiben. Elf große Kaffeehäuser mit Billards, vier große Wirthshäuser (die, beiläufig gesagt, noch sehr mittelmäßig sind), drei Restaurationen, hundert Speisehäuser, zwei Lese-Kabinette, ein Zirkus, ein Kosmorama u. s. w., Alles dies findet sich bereits im Gange, und auch Kabriolets und Omnibus werden bald die Fahrten von Bab hazun nach Mustafa Wascha und von Bab el Oued nach der Stadt machen. Alles wird Dasyn regelmäßig machen. Die Kasbah in Algier bildet fast eine kleine Stadt für sich, in der der Palast des Dey's steht vielen andern Gebäuden und Gärten sich befindet. Der Palast hat durch die Angriffe der Französischen Soldaten viel gelitten; diese trifft nämlich dem ersten Eindringen alles Pfaster auf, so wie die glasurten Ziegeln von den Wänden in den Zimmern herab und richteten allerlei Verheerungen an, indem sie in ihrem Ungestüm überall nach Schätzen suchten. Indeß verschönern und immer noch der marmorne Estrich, die gewölbten Gallerieen, mit den in phantastischen, aber leichten und anmuthigen Formen ausgeführten Marmorsäulen, welche die freien Plätze rings umgeben, so wie die eleganten Springbrunnen, die frische Kühlung um sich her verbreiten, und endlich die glänzenden Gitterfenster ist die Mitte, die uns der Weg nach der Kasbah gemacht hat. Einen durchaus europäischen Anblick gewährt das Wachthaus am Thore, mit den Schkmeren, Bananen und Wein-Gewinden, die es überall umgeben, so wie die ganz eigenthümliche Mischung Französischer Uniformen und Mauischer Trachten, die wir dort erblicken; ferner die Weinschenke, in einer dichtbeschatteten Weinlaube, unter welcher die Soldaten in verschiedenen Gruppen sitzen und Karten spielen, mit einigen reizenden dürftigen Frauszimmern scherzen und trinken, oder das Trompetenspiel, den eben so regelmäßig als verschieden andere Streiche ausführen. (Temple, Excursions in the Mediterranean.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. — Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern, Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 60. Berlin, Mittwoch den 20. Mai 1835.

Frankreich.

Der alte Pont du Gard.

Ein Französisches Landschaftsbild.

Die Landleute von Nimes haben einen wetterverkündenden Spruch, der unfehlbarer als die Kalendermacher ist: „Quand lou marino gouflo et que tremountano lou taillan de soupo que lou bouillon manquera pas.“ Marino ist der Geschlechtsname, mit welchem sie alle aus dem Mittag wehende Winde bezeichnen. Wenn er von Afrika bläst, so ist er heiß und beständig; entsteht er auf dem Meere, in geringer Entfernung von den Küsten, so führt er plötzliche kleine Regenschauer herbei, die man in diesem Lande malicialos nennt; und kommt er aus Westen über die Moräste von Aiguemortes, die Austrocknenden Sümpfe, so ist die Luft mit feinen Dünsten geschwängert und die Atmosphäre ohne Elastizität: es ist ein Todeshauch, ein Samum der Wüsten, den man hier caoumasse nennt.

In dem Augenblick, wo wir in Remoulins ankamen, blies gerade der Marino sehr heftig. Es wäre Grund genug gewesen, weniger entschlossene Reisende, als wir, muthlos zu machen; aber, zehn Mal hatten wir in unserem Leben die Wendekreise überschritten; hatten so oft den Wetterstrahlen und den Stürmen auf dem Ocean Schwarze Trotz geboten, auf welchem der Vorbote eines Sturmes schon der Sturm selbst ist, und waren die Leute nicht, vor so Unbedeutendem zu erschrecken. Wir ritten also, trotz des heftigen Marino und seiner plumpen und heißen Stöße, auf dem Wege nach Pont du Gard fort. Wir sogen an den Ufern des Gardon hin. Hinter uns lag das Dorf Remoulins, dessen Häuser in einer dichten Baumgruppe zusammenlagen; zwei Hauptstraßen durchschneiden es beinahe rechtwinklig, und in der Mitte des Platzes erhebt sich eine hohe Kletterstange, welche die Patrioten des Landes einen Freiheitsbaum nennen. Aber welch' eine reizend schöne Landschaft bietet sich mir jetzt dar, am Rande der Hängebeete, welche Remoulins mit dem jenseitigen Ufer des Gardon verbindet. Die Gewässer des Flusses, von Kieselsteinen eingerngt, scheinen Jegerlich über dieses Hinderniß, von dem sie sich nur mühsam befreien können; sie rauschen und schäumen und bilden einen Wasserfall. In dem zwischen diesem Sturze und dem Flusse befindlichen Raume steht eine Mühle, eine Art von Oker-Fabrik, mit ihren langen Pohlzeigen und ihrem unbedeckten großen schwarzen Rade, welches gegen den hellen Grund des Gebäudes sehr absticht. Hier in dieser Landschaft müßt Ihr verweilen, wollt Ihr die Umgebung des alten klassischen Pont du Gard recht bereisen. Es sind wahre Kontraste, und sie scheinen nur darum Einen Namen zu haben, um so geringer die Entfernung gegeneinander ist zu sein, damit sie einen um so tieferen Eindruck machen. Die Natur bildet hier zwei Gegensätze. Die erste Landschaft ist eine Idylle; sie gleicht den liedlichsten Ansichten Italiens, die, wenn wir sie nur ein Mal gesehen haben, sich so oft von selbst in unserem Gedächtniß wiederholen, wie gewisse schöne Melodieen, die wir unwillkürlich wiederholen, wenn wir sie im Mai gehört haben. Schauet her! Das hier ist ein klares Wasser, welches geräuschvoll herabstürzt; das hier ist eine Mühle, deren großes Rad sich nur langsam dreht; das sind die Reste von Ölbäumen und auf denen die gebleichte Wäsche im Winde flattert; hier ist ein Binsenbusch, der gebückt aus dem Flusse trinkt; hier oben am Himmel schwebt in Reihen, der mit schnellem Fluge die Moräste der Rhone wieder zu gewinnen sucht, und hier ein Fischreiher, wie er den Fluß mit seinen flügeln streift und dann sich sein Nest im Heidekraut am hohen Ufer baut. Wahrlich, man müßte hier den Pinsel eines Claudius zu führen verstehen, eines Stanfield, dessen Bäume so grün, und dessen Wasser so hell und schäumend sind, wenn sie sich an den Steinen und an den Mühlrädern brechen.

Jetzt betrachtet dieses Terrain, wie es fortschreitend seine Natur und seine Ansichten wechselt. Auf beiden Seiten der Straße ist nichts als Sand. Diesen Sand führen die Gewässer des kleinen Flüßchen herbei, das Ihr hier so ruhig vorüberfließen sieht, das aber, wenn heftiger ein Donnerwetter auf der Spitze der Cevennen losbricht, aus einem Ufern tritt, sein Bett überfleigt und sich unerwartet schnell ausbreitet. Sein aufgetürmtes Wasser wälzt sich dann wie ein Meer todend dahin; es bringt, entwurzelt und reißt alle Bäume mit sich fort, und wenn unglücklicherweise ein abgesonderter Stall oder eine einzelne Hütte einen Lauf verhindert, so dringt der Schlamm und der Sand, die es mit sich führt, in das Innere und steigt so hoch hinauf, daß die Familie in der Hütte im Schlafe erstickt.

So wenig Kunstsinn man auch besitzen mag, findet man sich doch ebhaft bewegt, wenn man sich dem antiken Pont du Gard nähret, und diese Bewegung ist eine poetische. Die Windungen des Weges, den wir passirten, erlaubten uns keinen vorgreifenden und fortschreitenden Anblick, die so oft den Eindruck eines Monuments zu schwächen pflegt. Unsere Herzen schlugen immer mehr vor Ungeduld, je weiter wir vorrückten. Endlich, nach manchen Verrechnungen, wendeten wir uns um eine Krümmung des Weges, und, siehe da! wir standen vor ihm — vor dem Kolos, den die Halbgötter Roms auf den Erde geworfen hatten, um über Unsterblichkeit zu weiten. Man darf sich mit dem Urtheile nicht übereilen; denn je mehr man sich ihm nähert, je größer und herrlicher stellt er sich dar. Der Boden, der ihn umgiebt, besteht aus einem seltenen Gemisch von Wasalt, bohen Grase, Flintensteinen, jungen Pflanzen, Birken, Eichen und Granit; ein Gemisch von Allem, was die Landschaft in malerischer Aufstellung nur darzubieten vermag.

Gewiß war der Mann, dessen Genie ein solches Meisterstück hervorbrachte, welches blos ein Baumeister; er hatte auch die Hilfsmittel erkannt, welche die zufällige Beschaffenheit des Bodens und der Landschaft seiner Schöpfung darboten, und er wußte sich bei seinen weiten Beobachtungen ohne Zweifel gebilket haben, einen anderen Ort als gerade diesen zu erwählen, und sein Monument um eine Strecke weiter vorwärts oder weiter rückwärts aufzustellen, wo diese wilde Harmonie sich nirgends ganz so gefunden hätte als eben hier. Ein auf dem höchsten Gestimse bei 150 Fuß hohen Bogen stehender Menschen hätte nirgends als gerade hier so vollkommen die Entwickelung dieses ausgebreiteten Natur-Schauspieles überblicken können.

Ich kann den Eindruck, welchen der Pont du Gard auf mich hervorgebracht, mit nichts Anderem vergleichen, als mit dem des Coliseums von Rom. Denn die beiden Monumente mit ihrem erhabenen Tone und ihrer architektonischen Physiognomie gehören einer und derselben Gattung an.

Das Wetter trug besonders sehr viel zu dem tiefen Eindruck bei, den dieses Schauspiel auf mich machte. Die Farbe des Horizonts bildete einen für das Gemälde geeigneten Hintergrund. Der Himmel war umwölkt und leidte, nicht ein einziger Sonnenstrahl drang hindurch, graue schieferartige Wolken, die man mit der Hand hatte berühren können, zogen rasch wie die Wellen eines stürmischen Meeres vorüber, und es verschwand in dem Ganzen dieses engen Raumes jeder Ton der Verbrerung und Verstörung, die man in einigen Gemälden des Salvator Rosa wahrnimmt. Der Wind blies so gewaltsam, daß ich mich wunderte, daß die Brücke mit ihrem eisernen, wie eine Kante überall durchlöcherten Bauwerke, nicht in Fetzen zerriß. Und doch hatte dieses so zerbrechlich scheinende Machwerk die zerstörende Kraft vieler Jahrhunderte überdauert. Hingewerfen über den Strome der Zeit, schien sich das eine Joch dieser Brücke auf die beiseitige Ufer zu lehnen, während ihr letztes sich vielleicht in einer Zukunft verlieren wird, deren Entfernung nicht zu berechnen ist.

Als ich von meinem ersten Staunen mich erholt hatte und meinen Blick senkte, da wurde meine Aufmerksamkeit auf eine Karavane gefesselt, welche unterhalb der Brücke einbezog. Diese neue Erscheinung fügte dem malerischen Charakter dieser Landschaft noch einen schönen Bestandtheil hinzu, ja, es war ihr letzter. Ich bemerkte keiner langen Zeit, um zu erkennen, daß ich hier eine Truppe Zigeuner vor mir hatte. Sie zogen vorüber. Die Männer, zu Fuße gehend, führten Esel, einige Frauen saßen auf einem Karren von zwei Maulthieren gezogen und mit schlechten Stricken bespannt, und zerlumpte Kinder liefen nebenher. Nachdem sie die Brücke passirt waren, gab ein Greis mit grauem Barte das Zeichen zum Haltmachen. Am rechten Ufer des Gardons am Fuße eines steilen und senkrechten Berges, den man erklettern muß, wenn man die Römische Wasserleitung erlangen will, befindet sich ein desouders merkwürdig; sie zeignet sich sämlich zu einer Gasthlude und zur Aufnahme zahlreicher Karavanen; es giebt zwanzig Meilen in der Runde keinen Nagdaubern und keinen Banditen, den diese Höhle nicht bekannt wäre. Der Wagen hielt an; die Maulthiere wurden losgespannt und weideten bald auf den Grase. Die Frauen waren abgestiegen, und die jüngeren setzten sich auf die Erde und tränkten ihre Kinder. Ihr Kostüm bestand in einem schwarzen Mieder und einem rothen Rock, was einigermaßen an das ursprüngliche Kostüm erinnert, von welchem Cervantes spricht; nur sind die Kleidungsstücke der heutigen Zigeuner schmutzig und abgetragen, selten abstechend von den eigenthümlichen Figuren, Gesichtern, Zügen, wie sie selten in der Mitte einer anderen Menschenklasse angetroffen werden. Es ist in der That schwierig, irgend wo anders eine so feine Nase, so schwarze und schön gespaltene Augen, und eine so muntere und verständige Phys-

Digitized by Google

flegnomie zu finden, als bei diesen Frauen. Einer meiner Begleiter, ein Maler von seltenem Talent, konnte sich nicht genug an diesen schönen Modellen ergötzen, die ihm der Zufall herbei geführt; „wie schön, wie herrlich!“ wiederholte er entzückt und sprang der Freuden ausser sich umher. Hier fanden sich für ihn die prächtigsten Studien seiner Kunst vereinigt, und er beschloß, sich nicht eher zu entfernen, als bis er seinen Karton damit bereichert. Es war wirklich eine reiche Mannigfaltigkeit von Trachten und Gruppen. Bei den Schönen besitzen die zarten und dreisamen jungen Frauen Standen die bedeuten und muthmaßen Männer; sie waren in Jacken von den lebhaftesten Farben und in weiten Pantalons, die mit einem reichen Gurte befestigt waren, gekleidet, und mit nackten Füßen. Ihre schwarzen Haare, beinahe so geflochten, wie die der ungarischen Husaren, hingen bis zum Gürte herunter und ihr Gang war frei und ungezwungen. Dann zeigten sich einige alte Frauen, mit Schellinischer Gestalten. Bäschel von spitzengrauer Farbe bedeckten ihren verdorrten gelben Hals, ihre Backenknochen bildeten Vorsprünge und spitze Winkel, ihre Augen waren hohl, und ihre weißen unregelmäßigen Zähne verliehen ihrem Anblick etwas Hexenartiges. Dieses war Alles, was ihnen von ihrer Jugend übrig geblieben war, in welcher sie ganz so schön gewesen waren, als die Frauen, deren Formen wir so eben bewundert haben.

Mittlerweile daß sich die Kinder damit beschäftigten, trockenes Holz und dürre Kräuter aufzusuchen, um ein Feuer zu entzünden, trafen die Frauen alle Vorbereitungen zu der Mahlzeit der Truppe, und bald loderte die Flamme auf. Wir hatten uns ihrem Lager genähert. Als wir sie mit der Zudringlichkeit des Mahles beschäftigt sahen, nahmen wir unsere Mäntegelm, um seine der dabei vorkommenden Scenen auf den Augen zu verlieren. Ein ehrn Barbenaufsatz angeführter Kessel wurde auf einen Dreifuß von Kalkstreinen gestellt. Die älteste Frau, Ihrete einen langen und schmutzig blutigen Sack, stectte ihren dürren und knochigen Arm hinein, und zog nach einander die Ueberbleibsel der Mahlzeit vom vorigen Tage heraus. Unbekannte und bekannte ekelhafte Fleischarten; Knochen von einer ungewöhnlichen Gestalt, an welchen einige Fetzen rothes Fleisch hingen; einige Reste von Gemüsekräutern und Kartoffelschalen; und kaum Brocken und einige zusammengefunden sie müssen — Alles dieses wurde durcheinander in ein Gefäß gethan, um welches sich die Truppe versammelte. Als die Herren-Köcherei beendigt war, setzten sie sich zum Mahle hin. Die Stellungen, die sie bei dem Essen einnahmen, waren sehr mannigfach; einige Männer saßen auf der Erde; andere waren halbliegend auf den Ellenbogen gestützt; und die Frauen hatten ihre Kinder auf ihren Schooße und kauten ihnen die Speisen vor, so wie die Mägel ihre Jungen füttern. Dieser Augenblick schien unserem jungen Begleiter sehr günstig, seine Kunst zu benutzen. Er naherte sein Gestelle der Versammlung, wo es so große Anebeute für sein Magazin gab; und nachdem er Einiges von ihnen, die er zu Modellen nehmen wollte, ihre Bewegungsfestigkeit, mit einigen Silberstücken, die sie mit Gift ergriffen, bezahlt hatte, fing er an, sie mit großem Fleiße abzuzeichnen.

Jedermann weiß, mit welcher wunderbaren Leichtigkeit mein Freund C.. seine Kunst betreibt, und daß ihm seine übermäßentliche Schnelligkeit immer Eintrag thut. Seine bebenden Finger brachen bald die Züge und die Gestalten der Zigeuner, den Himmel, die Erde und die ganze Gegend auf die Leinwand; Kunst, Poesie und Lokalwahrheit waren darauf vereinigt; nur da es so schnell gemacht war, daß es verfehlte, so wuchs sein Werk sichtbarlich heran. Da ergriff einige dieser Leute die Neugier, den Zweck des Dienstes kennen zu lernen, welchen sie dem Künstler leisteten, und den er ihnen so reichlich belohnte. Als sie die Zeichnung erblickten, blieben sie bewegungslos stehen, und von dem wunderbarsten Gefühl ergriffen, traten die Ersten ihre Kameraden mit lauter Stimme herbei; Alle verließen ihre Plätze und eilten herzu, und schrieen laut auf vor Freuden und schlugen sich in die Seite; sogar sie da ihre Gestalten wieder erkannten. Einige trennten in die Höhe, andere wälzten sich auf der Erde, und schienen den Erfinder dieses Wunderwerkes als ein übermenschliches Wesen zu betrachten. Da sie ihre Freude nur nicht mündlich auszudrücken wußten, so schlossen Alle, sogar die Greise und Kinder, einen Kreis, reichten einander die Hände, und sangen im uns herum, was man glauben will, eine seltsame Scene; es war ein Herentanz, wovon sein schwindelnder Bewegschleier auch der abgestumpfteste Geist erschüttert werden wäre; kurz wir sahen eine ganz andere Welt.

Wir fahen zugleich den Ort, so wie ich ihn beschrieben habe; die eiserne Brücke mit ihren rußschwarzen und schraugenden Farben, deren beide äußeren Enden sich auf zwei kolossal Kägel stützen, welche zwei Bergketten verbinden; diesen verfornadten Abgrund, worin unsere Göttin der Vegetation zurück wieß, die seinen Laufe folgt diese Pappeln und Thränenweiden, deren Zweige der Wind bewegt und deren verstebrte Blätter so abstreift; diese dunklen den Horizont bedeckenden Wolken; und dann im Winkel des Gemäldes diese verrufenen Zigeuner in den lebendigsten Farben gekleidet, in der Runde tanzend; das war wahrlich eine phantastische Umgebung. Regelschiefrwerke nöthigten uns das fortschreitende Gewitter zu beobachten, als unsere Adreise zu denken.

Als wir uns entfernten, drang der Mond, wie das Auge eines himmlischen Beschauers dieser schönen Scenen, zwischen den engen Räumen des Gewölkes hindurch und flößte zweideutig mit seinen blassen Strahlen die Landschaft auf. Das von den Zigeunern angezündete Feuer war noch nicht erloschen, und wir sahen es noch roth und lebendig. Eine tiefe Stille war dem Toben der Elemente gefolgt; die Klüfte der Berge und das Gewirge der Bäume waren verstummt, und man konnte jedes Zirpen der Grillen hören und das Rauschen einer fernen Gardons-Welle unterscheiden, welche sich an den hervorspringenden Klippen brach.

Dies war der Augenblick, wo mein individueller Eindruck aufs höchste gesteigert wurde. Mein Blick zog sich traurig von dem Gemälde zurück, und als wir die Krümmung des Weges die Wirklichkeit entzogen hatte, verschloß ich meine Augen, und vereinigte alles Gesehene in meinem Innern, um wenigstens das Bild davon zu behalten, und alle Elemente dieser einzelnen Schönheiten in meinem Gedächtniß zu sammeln.

Am dritten Tage hörten wir in Nimes, daß auf dem Wege von Pont Saint Esprit nach Remoulins ein Kind geraubt worden sey, und daß man eine Zigeunerbande, welche man nach den Morästen von Camargue ziehen sah, dieses Verbrechens beschuldige. Ich sah meinen Reisegefährten an und er mich. Und in der Uebereinstimmung unserer Gefühle und unserer Vermuthungen erinnerten wir uns unwillkürlich der uns so ganz unbekannten Wahrheit, die wir am Pont du Card hatten aufgeben sehen. — „Mein Theurer,“ sagte mein Freund, der Maler, „ich möchte meine Hand im Feuer verbrennen.“ (J. d. P.)

Bibliographie.

Encyclopédie des enfans, ou Abrégé de toutes les Sciences à l'usage de ceux des deux sexes; cinquième édition, avec les continuations et ameliorations, dont elle était susceptible, ornée d'une mappemonde et de 11 planches représentant 114 figures gravées par Tardieu. — 3 Bde. 10 Fr.

Annuaire chronologique universel pour 1834. — Herausgegeben von Charles Cauchois. 6½ Fr.

La Belgique et la Révolution de juillet. — Von Ch. L. de Beecourt. 7½ Fr.

Bibliothèque universelle des voyages effectués par mer ou par terre, dans les diverses parties du monde, depuis les premières découvertes jusqu'à nos jours, etc. — Von Albert Montemont. Th. XXXVII. 2½ Fr.

Histoires contemporaines. — Von der Herzogin von Abrantès. 2 Bde. 15 Fr.

England.

Literarische und historische Denkmäler in England.

(Schluß.)

Wenn auf diese Weise das „Denkmahl“ Volk Europa's das Andenken seiner großen Dichter in ihren eigenen Werken ehrt, dessen aufbewahrt glaubt und es dem glänzendem Blicke Fremder Augenmerk überläßt, ein literarischen Genius durch Heiligthaltung ihrer Wohnstätten zu ehren, so zeigt es eine eben solche Gleichgültigkeit auch gegen seine materiellen Wohlthäter. Wo sieht man an dem Volke benachten Orten Standbilder der Philosophen und Staatsmänner sich erheben, deren England das Licht seiner wissenschaftlichen Aufklärung und der Verbesserung seines gesellschaftlichen Zustandes verdankt? Keine Statue von Newton, Bacon, Shakspeare, Milton, Locke, Hobbes, Jeremias in der finstern. Wüste der unwissenheit aufstehen, und die strahlenden Vorbilder in der Reserve der menschlichen Einsicht waren; umgeben solche Statuen, die ihren geistigen Ausdruck dem staunenden Volke zeigen, um es zu bewundern und seine Gefühle zu veredeln. Unter den vielen Standbildern von bandesten Rittern in Prelichen und Rüstungen, Kommandeuren in der See und an den reichen Ufern der Strafen und Plätze, Vorkämpfen der Hauptstadt angefüllt sind, schmuckt nirgends eine geistige Schönheit in Stein hervor, die der Kunst als Studium dienen, dem Patriotismus ein glänzendes Beispiel vorhalten und den Gedanken des niedrigsten Beschauers einen hohen glorreichen Flug geben könnte. Lenon besitzt zwar, wie Alexey, seinen Platza bei dem Gran Duca, die Statue, „welche die Welt enthält“, erhebt sich noch auf einer hohen Säule, und die Errichtung des Volks zu dem Andenken zu nehmen; aber an das Staatsrecht im Hyde-Park knüpfen sich freie große Gedanken. Wenn selbst unter diesen Parks-Lieblingen, wenn unter diesen Bildern der Macht und der Herrschaft, wenn die öffentlichen Plätze der Hauptstadt bedeckt sind, hier und da auch ein dem Patriotismus und der Tugend gewidmes Monument die Blicke des Vorübergehenden auf sich ziehen, so kann man doch gewiß sagen, daß dasselbe nicht mit allgemeiner Zustimmung und selbst von Seite errichtet ist, sondern das Zusammenwirken der Privatfreundschaft es gesetzt haben. Zog vorzeiten seine Statue dem Herzoge von Bedford.

Dieselbe Mangel an Sinn und Begeisterung für Nationalität, den man in England mit Recht auf literarischen und wissenschaftlich merkwürdige Orte findet, zeigt sich auch in der Vergessenheit, welche sher seine alten Gebäude und Plätze gefunden ist. Von Crosby-Hall und der Stern-Kammer *) bis zu dem alten finsteren Mantel in Leicester-Square ist Alles vergessen oder vernachlässigt, vom Zahn der Zeit benagt oder von elendsloser Speculationswuth zerstört. Der Anfall von literarischem Eifer und antiquarischer Thätigkeit, der plötzlich die neuere Zeit einmal ergriff, ging nicht so weit, um das nöthige Geld zur Restauration des Gebäudes aufzubringen, in welchem Richard III. der jungen Prinzen Mörder feinen ersten Betrieb sein Verbrechen mit einigen von Shakespeare's herrlichsten Stellen noch mehr an Werth gewann. Die Ufer der Themse glichen bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts einer Venetianischen Lagune. Da erhoben sich in Gebäude herrlichkeit die Patrizischen Wohnhäuser der Howards, der Grimmers, der Surreys, der Cecils und der Walliers, aus denen unter mannigfachen Säulenbahlen Fürsten und Minister heraustraten und in die ungeheuren Warken fliegen und von Schaaren stattlich uniformirter Schiffer

*) Die Stern-Kammer, welche unter den Stuart's der Schauplatz von ungerechtesten Urtheilen war, die jemals die Justizpflege nicht schlimmer aufrufen hat, befand sich in dem alten Gothischen Gebäude, welches noch jetzt unter den Westmin-ster-Hall steht.

(Anmerk. der Herausgeber.)

nach den Hof-Versammlungen zu Westminster und Whitehall geruhrt wurden. Nur ein einziges dieser glänzenden Herrenhäuser steht noch, ein historisches Monument längst veralteter Sitten und dahingeschwundener Lehnsherrlichkeit, die nie wieder in's Leben treten werden, wie wohl sie zu ihrer Zeit ein nothwendiges Element waren.

Alle jene pittoresken und mittelalterlichen Gebäude von ihren Eigenthümern verlassen und niedergerissen wurden, um bequemeren Wohnhäusern Platz zu machen, gelüftet es nicht aus Sehnsucht nach freier Himmelsluft und nach weiteren Räumen, noch auch um schönere Muster architektonischer Schönheit und Bequemlichkeit zur allgemeinen Nachahmung aufzustellen. Das war der Grund der Veränderung nicht. Vielmehr zwangen die engen und verpesteten Straßen, die schlechten Lüftgänge, diese Häuser, die man folgten, auf's deutlichste den Verfall aller Künstlichen Art. Der Styl — halbchinesischen und Deutschen — der hing wie ein Nebel über dem Geschmack der Nation. Der schwerfällige, aber glänzende Styl der früheren Jahrhunderte wurde aufgegeben, und die Hauptstadt breitete sich nach dem Vorbild von Holland und Hannover über ihre westlichen Umgebungen aus. Ein Strom von Phlegma überschwemmte und ertränkte das Blut der Abkömmlinge jener kühnen Normännischen Barone und verdunkelte den Glanz des zwar tüchtig versunkenen, aber doch mächtigen und ritterlichen Hofes der Tudor's.

Eine Aehnliche Luft reflektirte die Künste in England, die sich von diesem Einfluß selbst jetzt nur langsam zu erholen anfangen. Englands damalige Dichtkunst leuchtet aus Dodsley's Sammlung hervor, seine Malerei aus den aufgestellten Bildern und untergeschämten Armen eines Jervis, und seine Architektur war eine beständige Wiederholung unförmlicher Fenster und Holländischer Giebel, streng dem Muster der Grossen Seestraße in Amsterdam und den Fenstern in Hogarth's Zeichnungen des Haag nachgebildet. Zu Schwanz und Pfeife paffen steifich nicht die großartigen mit Goldtapeten bekleideten Säle im Geschmack Ludwig's XIV.; auch braucht man zu solchen Genüssen nicht die Gothischen Gallerien älterer Zeiten; die Patrone der Künste, die, wie Einer von ihnen selbst erklärte, „Bretter und Bastik" hatten, und denen im Shakespeare nichts über den Lord-Mayor in Richard III. ging, trugen durch ihren Einfluß und ihr Beispiel wenig dazu bei, die ideale Größe des Englischen Geistes zu beglaubigen; und die Englischen Künstschulen unter den ersten Georg's vermochten weder den großartigen Stil der Feudal-Zeit wieder zu erwecken, noch stelen sie darauf, die brauene Eleganz in ihre Arbeiten zu bringen, welche heutiges Tages der zunehmenden Bildung des Volks so augenehm ist. „Ich glaube", sagt Horace Walpole in der Mitte des achzehnten Jahrhunderts, „wir werden wieder zu den Hoch- und Tudor-Häusern zurückkehren; auf die idealle Größe ist verschwunden, und der Adel hat sich in Käfige eingezwängt, die ein Speise-Zimmer, ein fünftens Hinter-Zimmer mit Einem Auge in einem Winkel und ein Schlafgemach haben." Dies ist eine treue und humoristische Beschreibung der kleinen Häuschen in der Gegend von Cavendish- und Hannover-Square, so wie von jenem konstruirten Platz, wo das Gaslicht für eine Neuerung gilt und Del nach constitutionellen Grundsätzen riecht.

Ich stand in stummer Haltung vor Bacon's Monument in der alten kunsten St. Michaels-Kirche in Herrsbire, ich betrachtete sein verfallenes Berulam-Hause neben dem Palast von Gerhambury, das er so geliebt hatte, und wanderte unter den Trümmern der Abtei von St. Albans, als mir, von den an mir vorüberziehenden Eindrücken hervorgerufen, alle diese Gedanken sich aufdrangen und mich zu der Ueberzeugung führten, daß unter den Triebfedern der geistigen und politischen Reform auch die Erweckung eines poetischen Nationalsinns, nicht nur in dem Volke, sondern auch in den höheren Klassen, mit Glück angewandt werden könnte, um einen edlen und gesunden Geschmack wieder zu beleben, der, auf die Künste zurückwirkend, den sittlichen Charakter der Nation erheben und jene Neigung zum Frivolen, Albernen und Gleißnerischen, die man der jetzigen Literatur zum Vorwurf macht, verdrängen würde.

(Athenaeum.)

Bibliographie.

Treatise on the law of bonds. (Ueber das Wechselrecht.) Von E. J. Hutchen. 8 Sh.

Defence of the doctrine of immediate revelation. (Vertheidigung der Lehre von der unmittelbaren Offenbarung.) Von Hancock. 2 Sh.

Memoirs of a trait in the character of George the Third. (Ueber einen Charakterzug Georg's III.) Von Herrin. 7½ Sh.

Election laws in Ireland. (Die Wahlgesetze in Irland.) Von E. Wolmnur. 7½ Sh.

Picturesque scenery on the river Mouse. (Malerische Darstellungen der Maas.) 4. 63 Sh.

Villamore. — Ein Gedicht. 12 Sh.

Türkei.

Skizzen aus Konstantinopel im Jahre 1834. *)

III.

Die Marine.

Es besteht eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den Osmanlis und den alten Römern sowohl hinsichtlich der Schnelligkeit und Menge ihrer Eroberungen, als auch der Größe ihrer Unternehmungen und ihrer unerschütterlichen Geduld und unermüdlichen Thätigkeit. Eben so wie sich die Römer durch die drohende Macht der Karthagineser genöthigt sahen, Schiffe zu erbauen, um ihnen die Oberherrschaft auf den Meeren streitig zu machen, so haben auch die Türken sich durch die Siege der Venetier genöthigt, eine Flotte anzuschaffen, um ihr Uebergewicht im Mittelländischen Meere zu behaupten.

Die ersten Versuche der Ottomanen zur See fanden auf engen Flüssen statt, und die erste Ueberschiffung, die sie bewirkten, war die des Hellesponts.

Seit der Erbauung dieser verhältnißlichen Fahrzeuge bis zu dem Zeitpunkte, wo sich die Türkische Marine furchtbar zu machen begann, das heißt, seit Orkan (Jahr 758 der Hedschra — 1356 n. Chr.) bis zu Bajazet (904 der Hedschra — 1498 n. Chr.), vollbrachten die Nachkommen der Wilden, welche ihre Asiatische Steppen verließen, um sich wie ein Strom über das friedliche Europa herzuschießen, große und unermüdliche Thaten.

Im Jahre 1452 ließ Balta Oglu Soliman Bey, Admiral Mahomed's II., mehrere hundert Kriegs-Fahrzeuge hinter der Festung Rumili, unweit vom Bosporus gelegen, erbauen, und als sie fertig waren, auf sämtlichen Wallen der Deutsche Meile weit den ins Meer schießen, und zwar im Angesichte der Feinde, welche über diese Kühnheit erstaunten, mit der er sogar aus dem Schooße der Erde die Schiffe hervorrief, um sie zu bekämpfen.

Die Ottomanen hatten auch die Eroberung der Festungen Modon, Koron und Navarin im Jahre 1501 ihrer Marine zu verdanken. Es ist eben so wenig zu bezweifeln, daß ohne Beistand dieser Schiffe Sevilla's Regierung nicht erobert worden. Sein Nachfolger, Soliman I., durch 700 Segel unterstützt, bemächtigte sich am 27. Dezember 1522 der Stadt und der Citadelle von Rhodus. Unter der Regierung dieses Kaisers war es auch, wo sich der berühmte Barbarossa, der Jean Bart der Türkischen Marine, mit Ruhm bedeckte, indem er mehrere Gefechte gegen die von dem Genueser Andreas Doria befehligten Venetianer bestand.

Piriees und Sidi Ali Kapudan, welche zu eben derselben Zeit lebten, können mit Recht der Anderen und der Cook der Türken genannt werden. Der Erste ist der Verfertiger der Bahrije, eines aus mehreren See-Karten bestehenden Atlas. Der Zweite hat mehrere Werke über die Marine und eine Erzählung von seiner Reise-Erfahrung von Suez nach Indien, so wie einen Bericht über seine Reise von Konstantinopel nach Persien geschrieben.

Nicht allein Mohammed II. den Thron befestigt, schaffte er an der Stelle der leichten Galleonen, deren sich seine Vorgänger bedient hatten, große Linienschiffe nach Art der Christlichen an.

Im Jahre 1654 wurde die Ottomanische Flotte vor dem Eingange der Dardanellen durch die Venetianische Flotte völlig vernichtet, so wie es zuvor bei dem Treffen von Levanto geschehen war. Sie wurde zwar bald wieder reklamirt, aber während der Kriege mit den Russen und Oesterreichern ist sie wieder durch Mangel, da ihr die feine Luft fehlte, sie täglich wiederherzustellen, die die letzten Friedensjahren zwischen dem Großherren und Rußland ausbrachen. So war den Türken unmöglich, wegen Mangel an Schiffen, die Einnahme von Varna zu verhindern; gewiß ist, daß sie ohne diesen Mangel noch lange ihren Widersachern einen Sieg streitig gemacht haben würden, welcher für diese einen so entschiedenen Erfolg hatte.

Die Wissenschaft der Türkischen Arsenale und der Flotte ist in Bezug auf Schiffbau gänzlich unbekannt, und die Türken sind in Bezug auf Seewesen und in Rücksicht der Seekunst getheilt; zu der ersten Klasse gehören die Capitains, die Lieutenants, die Kalfateren und die Zimmerleute; zu der zweiten gehören die Beys, die Haupt-Chefs u. s. w. Die ganze Türkische Schiffs-Mannschaft hat man früher auf zehntausend Mann angeschlagen.

Seit einiger Zeit sind die am Bord der Flotte beobachteten Gebräuche theils gemindert und theils ganz abgeschafft worden. Hassan Pascha hat überall Reformen eingeführt, welche, außer einigen Murren, das sie erregten, nur die besten Resultate hervorgebracht haben.

Vor dem Jahre 1698 bestand die Türkische Schiffsmacht nur in Galeeren (Tschendiri) oder in Galleonen (Kalioni). Die Galeeren waren nach der Anzahl ihrer Ruderbänke, die sie enthielten, benannt: 1) Kirlata, von 10 bis 17 Ruderbänken; 2) Perlende, von 17 bis 19; 3) Kelendere, von 19 bis 24; 4) Kadirga, von 24 bis 26; 5) Baschtarda, von 26 bis 30; 6) Maona, eine Galeere von sehr großem Umfange, die aber, wenn sie wie ein Kriegsschiff ein Verdeck hatte, Kaeki hieß. Die Galleonen waren vormals von Renegaten bemannt; die letzteren, deren man sich bediente, hatten Engländer erbaut.

Gegenwärtig hat die Türkische Marine aufgehört, von dieser Gattung von Schiffen Gebrauch zu machen; sie besitzt, gleich denen der Europäischen Mächte, Fregatten, Korvetten und Linienschiffe von 2 und 3 Verdecken (Kerwens, Firkatum, Hikbarli, Uschbanbarli).

Die Sakoteren sind eine Art flacher Fahrzeuge; die Kielangischli sind Kutter oder Avise-Schiffe, und die Tschaiten sind Schaluppen und Kanonierbötte.

Im Jahre 1806 bestand die Flotte aus 20 Linienschiffen, 15 Fregatten und 12 leichten Fahrzeugen, die zusammen 2156 Kanonen und 4000 Offiziere führten.

Im Anfange eines jeden Herbstes kehren die Schiffe nach dem Hafen von Konstantinopel zurück und werden abgetakelt. Die Matrosen (Lewantie) werden dann bis zum nächsten Frühling entlassen. Diese Menschen wanderiren ihre Zeit auf dem Meere und dem Flusse mit erstaunenswürdiger Geschicklichkeit, so daß sie nur an den Gondeliers zu Venedig ihre Ueberschlüsse finden.

Unter der Regierung Selim's III. gründete das Gouvernement eine Schule zum Unterricht für die Jugend, welche sich dem Seedienste, den mathematischen Wissenschaften und dem Schiffbau widmen wollte.

Die zu öffentlichen Arbeiten verurtheilten Verbrecher werden dies-

*) Herr A. Pichard, der diese Notizen nach einem Türkischen Werke (Turkey in 1834) bearbeitet hat, beginnt sich nicht damit, viele orientalische Wörter ganz unrichtig zu schreiben, er geht am Ende so weit, und übersetzt bowell hamajun (erhabene Donnaire oder erhabene Verwaltung) durch edles Thor!!! Das echt Türkische Wort für Thor oder Thüre ist kapa (kapu); im hohern Style bedient man sich aber dieser des Persischen der und Thüre bedeutenden Bab, wie z. B. in den Zusammensetzungen seri sedet (Thor der Glückseligkeit), den soeben (Thor der Verwaltung) und bâb hamajun oder bâb ali (erhabenes Thor). Man hätte leicht, da die hier erwähnten Ausdrücke dem Deutschen „hohe Pforte" zum Grunde liegen.

Digitized by Google

weilen am Bord der Staatsschiffe als Matrosen verwendet. Der Grad eines Topdschi (Kanonier) darf nur Türken anvertraut werden, und er ist auch bei der Marine sehr geachtet.

Der Kapudan Pascha (Groß-Admiral) muß ein Pascha von drei Roßschweifen oder mit der Würde bekleidet seyn. Ihm ist der Oberbefehl über die Flotte, die Arsenäle und alle Inseln des Schwarzen Meeres übertragen, so wie über den Archipel und die Küsten der Barbarei. Unter seinen Befehlen stehen der Capudan Bey (erster Admiral), der Patrona Bey (Vice-Admiral) und der Riala Bey (dritter Admiral). Die Schiffs-Capitaine werden Kapudanen oder nachrücklicher Amelas Derja (Fürsten des Meeres) genannt. Dieser Titel schützt sie jedoch keineswegs vor der willkürlichen Bastonade des Admirals, dessen Befehlen sie völlig unterworfen sind.

Die Schiffer, auf welchen sich die Beys befinden, sind, außer der National-Flagge der Halbmond und zwei Sterne auf rothem Felde), noch mit der einem Jeden derselben ertheilten eigenen Flagge beehrt. Die des Groß-Admirals führt einen silbernen Degen mit zwei Klingen; die des Vice-Admirals zwei silberne Kanonen, beides auf azurblauem Felde; und die des dritten Admirals drei silberne Kanonenkugeln auf rothem Felde. Der Kapudan Pascha allein hat das Recht, sich der Großherrlichen Tagra (einer Schutzschrift, von der man nur in feierlichen Briefen oder bei der Ausfertigung der Fürsten-Titel Gebrauch macht) zu bedienen.

Die Armee.

Bei dem Ausbruche des Krieges mit Aegypten im Jahr 1832 beliefen sich des Sultans Streitkräfte auf 300,000 Krieger, wovon aber nicht mehr als 50,000 regulairer Truppen auf den Beinen waren, und zwar:

Infanterie.		
4 Regimenter Garde	10,000 Mann	
20 Linien-Regimenter	24,000 „	
Garnison-Bataillone in den Provinzen	12,000 „	Summa 46,000
Kavallerie.		
3 Garde-Regimenter	1,500 Mann	
2 Linien-Regimenter	1,000 „	„ 2,500
Artillerie.		
Kaiserliche Artillerie	300 Mann	
Linien-Artillerie	1,200 „	„ 1,500
	Summa	50,000

Die irregulairen Truppen bestanden in 170,000 bewaffneten Soldaten, so bestierzt und disciplinirt, wie die ganze Armee vor der Einführung der Reform, die ihr eine neue Regsamkeit gegeben hat. Von diesen 170,000 Mann gehörten 120,000 der Infanterie und Artillerie, und 50,000 der Kavallerie an.

Die gegenwärtige Ersammtzahl aller Soldaten der hohen Pforte besteht demnach aus 220,000 Kriegern. Der wichtigere Theil der regulairen Corps tauwirt in Kouftantinopel und den Umgegenden, während die irregulairen kolonnenweise an den Gränzen vertheilt sind. Die Armee besitzt zwei Haupt-Exercierwerfter, und diese sind Franzosen.

Konstantinopel.

Es würde der außerordentlichsten und fruchtbarsten Einbildungskraft unmöglich seyn, sich von allen den widersprechenden Gegenständen einen Begriff zu machen, die sich zusammen Blicken darstellen, wenn wir Konstantinopel und seine Umgebungen einige Stunden durchsuhren. Das Aeußerste von Pracht und Elend, die Majestät der Natur noch durch die Kunst erhöhrt, im Widerspruche mit der wildesten und phantastischen Laune: diese zu zeichnen, würde auch den gebildetsten Pinsel erschöpfen.

Die Straßen der aufgebenden Sonne beleuchtet die beschneiten Spitzen des Olymps, die zauberischen Ufer des Marmora Meeres, das unterthänlichste Etablemein und die Stadt Scutari; vor Euch die hohen Marmor-Dome von Sankt Sophia; die verschiedenen Dächer des Serai, welche auf den Massen eines ewigen Grünes hervorglänzen; die langen Begräbnäge der ehemaligen Wasserleitungen, und die pyramidenförmigen Minarets der Moschéen. Dieses wunderbare Panorama stürzt Euch in ein Meer von Entzücken; aber, bald endet Eure Wonne. Die rohe Kehrlichtinne eines Kaimak verkaufenden Türken vor Eurer Thür zieht Eure Aufmerksamkeit jetzt auf die schmutzigen mit Koth überfüllten engen Gäßchen von Pera und auf die elenden Hütten Wohnungen, in denen nur Unglück und Krankheiten zuhause sind.

Gehet Ihr an's Land spazieren, so findet Ihr es von Lavendel und anderen wohlriechenden Blumen durchräuchert; aber inmitten dieser Promenade schreckt Euch ein abscheulicher Anblick, der die ganze Breite des Weges einnimmt, plötzlich zurück. Es ist ein sterbendes Pferd, dem eine Heerde hungriger Hunde die noch zuckenden Eingeweide aus dem Leibe reißt.

Gehet ein wenig vorwärts, blicket unter diesen Akazienbaum und auf seinen empfindungslosen Herrn; es ist ein Türke mit schneeweißen Haaren, der an einem Brunnen seine Waschung hält, welcher dieser frommen Uebung gewidmet ist.

Beim Nachhausetgehen kostet Ihr auf einr zahlreiche Gesellschaft; sie begiebt sich mit langsamem Schritt auf den entlegensten Begräbnißplatz, um dort die Leiche einer jungen Griechin beizusetzen, deren bleiche Farbe gegen das frische Roth des ihr Stirne umwindenden Rosenkranzes auffallend abstickt.

Intem Ihr in die Stadt eintretet, sehet Ihr Euch von einer lärmenden Menge umgeben, welche sich zu einem Erfrischungshause hindrängt, aus dessen Innern das Toben der Gäste, unterstützt mit einer kreischenden Musik, hervordringt.

Kaum sind Ihr diesem Getränge entkommen, so werdet Ihr mehrere Neugierige gewahr, welche von dem Schauspiele vor einem Bäckladen angezogen werden; der Kaimakan hat seine Runde gemacht; das Brod hatte nicht das erforderliche Gewicht, und der Schuldige erlitt hier die Strafe seines Vergehens.

Einen Augenblick darauf künden die Muezins, von der Höhe der Minarets herab, die Stunde des Gebetes an, und alsbald stürzen die frommen Muselmänner in die Moscheen.

In dem benachbarten Kaffeehause lauren Türkische Soldaten. Labackrauchend und faselnd haben sie die Augen fest auf die Schachbretter gerichtet, während sie zu den ausgelassenen Erzählungen eines Derwischs die Ohren spitzen. Die Menge, welche auf einander stürmt in die engen Gassen umtreibt, scheint aus den widersprechendsten Elementen zusammengesetzt: es sind Einige mit ihren grünen Turbanen. Juden, Armenier, auch verschiedene Franken, gemischt mit Griechen, Armenier, Perseen und Nibanesern. Diese verworrenen Knäuels müde, sehnt Ihr endlich den Schatten der Nacht herannahen, Ihr suchet Eure Wohnung zu erreichen, und sagt uns gute Nacht.

Bibliographie.

Die neuste Nummer der Türkischen Zeitung berichtet, daß ein Tobal Efendi's Handbuch der mathematischen Wissenschaften (Medschmuai ulumi rijasijeh) der vierte Band erschienen und in der Kaiserlichen Druckerei zu haben ist.

Mannigfaltiges.

— **Surate.** Surate ist diejenige Stadt in Indien, wo man die Sitten und Gebräuche dieses weitläuftigen, von so mannigfachen Racen bewohnten Landes am besten studiren kann. Hier trifft man alle Sekten, alle Kasten an; mit jedem Schritte stößt man an eine alte Schmuckes entbehrende muselmännische Moschee, erblickt man ein hindu'sche Pagode, die mit etwas mehr Pomp ausgestattet ist, den phantastischsten Reich Seiram, den Tempel der Feuergotter der Ghebern, den glanzvollen Pleched der Perser, wo sie bei der auch ihre Schul-Anstalt zur Bildung der Jugend besitzen. Unter den Bekennern des Christenthums bemerkt man Protestanten, Katholiken und Armenier, welche Letztern seit undenklichen Zeiten aus der Nähe des Ararat hierher gekommen sind, um sich in den fruchtbarsten Gegenden von Hindostan anzusiedeln. Surate, welches, wie man sagt, vor vierzig Jahren 400,000 Seelen zählte, hat gegenwärtig nicht mehr als ungefähr hundert Tausend Einwohner. Die Mauern, die sie umzingeln, sind sehr hoch, aber ebenso wie die zwölf Thore, die den Namen der Städte und vornehmsten Orte führen, zu denen man durch dieselben gelangt. Mitten unter dem allgemeinen Verfall aber, den die Stadt seit längerer Zeit erlitten, kann man nicht umhin, den Geist der Toleranz zu bewundern, der hier, wie in mehreren andern großen Städten Asiens, beutzutage herrschend ist; die verschiedensten Kulte und Religionen trechen sich hier friedlich die Hand, jeder kann sich mit seinem Gotte unterhalten, durch die mannigfachsten Pflanzen und Blumen in bunter Harmonie ausgeschmückt wird. Der Hindu bereitet sich hier gemeinschaftlich mit dem Muselmann, das Tabul zu feiern, welches das Neujahrsfest des Islams, zum Andenken an den Tod des Sohnes Ali's, ist, und andererseits beeifert sich der fromme Muselmann wiederum, um mit den Hindus rothe Erde in der Luft zu werfen, wenn die Letzteren das Fest ihres neuen Jahres feierlich begehen.

— **Reiterleben in Chili.** Die erstaunliche Anzahl von Pferden, womit dieses Land überschwemmt ist, hat die niederen Stände insgesammt ganz zu Arabischen Beduinen gemacht. Selbst der Aermste besitzt sein Pferd, denn man kann ein solches Thier für die geringe Summe von 5 bis 6 Dollars kaufen, und Niemand geht nur eine Straße entlang zu Fuß. Da die Chilier stets zu Pferde sind, so ist ihnen eine Reise von 2 — 300 Meilen nicht bemerkenswerth. Ihre Ritte werden auf der Zeit völlig gebogen, weil sie sich beinahestwährend im Sattel befinden, der aus mehreren hungerfarbenen Schaaffellen besteht, die mit Riemen auf den Rücken des Pferdes befestigt werden und einen weichen Sitz gewähren. Die Steigbügel sind meist aus Holz geardeitet und mit einem plumpen Schnitzwerk verziert. Die Deffnung ist gerade so groß, daß die Zehen hineingehen. Sie sieben sehr große Sporen, deren Rädchen oft einen Dollar an Umfang gleichkommen. Jeder Reiter ist mit einer Lasso versehen, welches ein schmaler, aus einem einzigen Stück Fell geschnittener Lederstreifen ist, dessen eines Ende fie an den Sattelriemen knüpfen, während sie das andere, wenn sie in den Fall kommen, ihn zu brauchen, um die linke Hand wickeln und mit der Rechten die daran befindliche Schlinge halten. Wollen sie den Riem nach einem Thier oder einem Menschen werfen, so drehen sie ihn zwei bis drei Mal über ihrem Kopf herum und lassen ihn dann fahren. Selten, ja niemals verfehlen junge Leute dabei ihr Ziel; sie sind so geschickt im Gebrauch dieser wahrhaft furchtbaren Waffe, daß sie ein Thier im Laufe am Beine fangen, und die Pferde scheinen die Geschicklichkeit ihrer Herren zu theilen, denn wenn ein starkes Thier mit dem Lasso gefangen ist, so stemmen sie sich gegen den Riemen, um dem Zerren und Ziehen des Thieres zu widerstehen. Wenn die Einwohner ihre Feinde angreifen oder sich gegenseitig bekämpfen, warten sie die Gelegenheit ab, ihren Gegnern im Reiten die Schlinge um den Hals zu werfen und reiten dann schnell davon, indem sie ihr unglückliches Schlachtopfer so lange über Berg und Thal mit fortschleifen, bis es sein Leben ausgeathmet hat.

(New-York Evening Post.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Kronen-Straße Nr. 24); in der Provinz in wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 61. Berlin, Freitag den 22. Mai 1835.

Frankreich.

Réponse de Lucien Bonaparte etc. (Erwiederung des Fürsten von Canino, Lucian Bonaparte, auf die Denkwürdigkeiten des General Lamarque.) London, 1835.

Unter obigem Titel ist eine Broschüre von 83 Seiten erschienen, die nicht geringes Interesse erregt, da sie aus der Feder eines der merkwürdigsten Männer herrührt. Der Bruder Napoleon's widerspricht darin auf das entschiedenste und unzweideutigste der Behauptung Lamarque's, daß er (Lucian Bonaparte) nach der Schlacht bei Waterloo zur Abdankung gerathen, indem er vielmehr vorschlecht, er habe den Rath ertheilt, daß man die expektativen Akte aufhöre. Dies ist jedoch die rein persönliche Seite der Schrift; bei weitem größeren Werth hat sie durch die allgemeineren Ansichten, welche der Fürst von Canino über mehrere historisch wichtige Ereignisse und Umstände jener denkwürdigen Zeit äußert. Einige Auszüge aus seinen Bemerkungen werden zeigen, daß dies Buch mit vielem Geist geschrieben ist.

„Ich hatte oft", sagt der Verfasser, „eine ganz andere Meinung, als Napoleon, und schonte mich nie, sie zu vertheidigen; aber die Zeit, die Alles ins Gleiche bringt, belehrt mich immer mehr, daß man einen Koloß aus der Ferne betrachten muß, um ihn richtig zu beurtheilen, und daß die wichtigsten Fragen der Politik ihre Gestalt sehr verändern, wenn man sie in der heißen Glut der Jugend und wenn man sie in der Ruhe des reifen Alters untersucht. Da ich nur um der Wahrheit willen schreibe, so werde ich mich nicht bemühen, alles das, was ich vor dreißig Jahren sprach, mit dem was ich jetzt denke, in gewaltsame Uebereinstimmung zu bringen; sondern ich stelle meine Ansichten hin, wie sie damals waren, und wie sie jetzt sind. Wenn die herbe Lehre der Erfahrung einige derselben geändert hat, warum es verhehlen? Und welcher Staatsmann könnte darüber erstaunen?"

Ueber die Jakobiner und Revolutionnairs äußert sich der Verfasser folgendermaßen:

„Lamarque hat sehr Recht, daß es die Jakobiner waren, die der Kaiser am meisten fürchtete. Ganz gewiß, er fürchtete sie, aber nur die Vaterlands halber. Er wußte, daß der Fanatismus dieser bedeutenden und thatkräftigen Männer um so furchtbarer war, da er aus einer festen Ueberzeugung entsprang. Aber was können Freiheit, Tugend, Philosophie, Religion den Menschen nützen, wenn sie mit Blut und Koth besudelt sind. Kann und soll Minerva von der Welt unter der Maske der Eumeniden erkannt werden? Was ist das traurige Resultat der Jakobinischen Demokratie anders, als einen politischen Körper verstümmeln, um ihn in Bewegung zu setzen, ihn verbrennen, um ihn zu erhellen, ihn umzubringen, um ihn aufrecht zu erhalten? Verdankte nicht dieses System furchtbarer Gewalt seine Hydrahäupter ihren Fall, die gewissermaßen nur das gerecht hat, wodurch sie geboren wurde, indem ihrem Gedächtniß aller Haß und aller Abscheu gegen die antiexpublikanische Schreckens-Regierung eingeimpft ist? Ja leider, diese Regierung traurigen Andenkens hat die constitutionnelle Reform Europa's um ein halbes Jahrhundert aufgehalten. Die Bezwingung dieser Hydra war der schönste Sieg, den Napoleon bewerkstelligt hat, seinen Namen verunehren, wenn man jemals einen Vorwurf mit dieser Faction schließen und sie in ihren Irrthümern bestärken wollte. O, möchten doch alle aufgeklärte und edeldenkende Geister unter Frankreich's Jugend, möchten alle Verehrer der großen Göttin sich oft wiederholen, daß es dem Despotismus dienen heißt, wenn man die Kerkern und Verbrüder des Schreckens wieder ausgräbt. Die Namen Robespierre's, Marat's, St. Just's erwecken selbst die vorsichtigsten Menschenfreunde mit Riesenschritten wieder zur Finsternniß der Vergangenheit zurückreißen. Das Herz jedes Menschen und Bürgers muß sich vor solchen heillosen Aufforderungen verschließen. Sie müssen unaufhörlich mit einstimmiger Mißbilligung und allgemeiner Entrüstung zurückgewiesen werden, denn sie sind, wenn auch manchmal gut gemeint, doch immer die tödtlichsten Feinde der gesellschaftlichen Fortschritte. Alle diejenigen, welche sich für die Unthaten gegenwärtig sind, welche die vorige Generation in Frankreich befleckten, müssen sie den künftigen Geschlechtern ins Gedächtniß zurückrufen, wenn diese in ihrer unsinnigen Schwärmerei sie vergessen und nur spekulativen Ideen nachhängen, was auch die Männer von 1793 thaten, während sie eine Welt von Schlachtopfern hinwürgten. Was daß das Institut der Geschworenen, als man auf den blutigen Stufen der öffentlichen Gerichtsstätte täglich Urtheile fällte und vollstreckte! Was hassen liberale Ideen, als ein und derselbe Karren die drei Generationen der Malesherbes auf das Schaffot brachte; als Greise, Kinder und Frauen im Lande der Franken keine einzige Stütze mehr fanden, an die sie sich lehnen konnten, keinen Mund, der so fühn war, sie zu beklagen; als Könige und Königinnen, Große, Gelehrte, Künstler, Krieger und Männer des Volkes, einer wie der andere unter der Schel des großen Moloch fielen! Dies Alles haben wir gesehen und müssen unseren Kindern zurufen, daß nichts schlimmer ist, als die Raserei des demagogischen Fanatismus, nichts, selbst nicht der Despotismus des Orients."

Von Fouché sagt der Fürst:

„Vor Allem die Wahrheit und Gerechtigkeit gegen Jedermann. Fouché wird hier einer Unrechts angeklagt, welches er sich nicht zu Schulden kommen ließ. Aber unter dem Konsulat, unter dieser Regierung, die allein dem 18ten Brumaire angehört (denn die diktatorische Monarchie, welche ihm folgte, darf ihm eben so wenig angerechnet werden, als die Anarchie, die ihm vorangegangen war), unter dem Konsulat also, dessen Grundeinseitigkeit vielleicht der schlimmste Fehler der Französischen Revolution war, machten sich die Intrigen des Ministers Fouché freilich nur zu sehr geltend; durch seine Pläne verstrickten und geschickten Manöver wurde der Konsul von übertriebenem und auf sehr verschmitzte Weise glaublich gemachtem Verdacht durchaus und unaufhörlich aus der geraden Bahn herausgerissen, die ihm sein Vaterland und sein Bürgerberuf vorzeichneten. Fouché war großentheils an den Zerwürfnissen in unserer Familie Schuld. Ihm allein schreibe ich sie mein Theil den ganzen Schwall von Verleumdungen zu, mit denen man meinen Namen in allen jenen verächtlichen Schriften überschüttet hat, die ich zwar nicht beachtete, die aber nichtsdestoweniger dazu beitrugen, mich meinem Bruder zu entfremden. Fouché war der größte Unheilstifter in den letzten Tagen der Republik, und Niemand hat mehr als er dazu mitgewirkt, das Konsulat zu monarchisiren. Er hoffte dadurch sein persönliches Ansehen besser befestigen und seinen Nebenbuhlern den Rang ablaufen zu können — das einzige und unverdünnbare Ziel seines gemeinen Ehrgeizes."

Sièyes, Cambacérès und Lucian selbst wünschten Napoleon's Konsulat lebenslänglich zu machen und auf diese Weise die Revolution fest zu begründen; und der Fürst meint, wenn Bonaparte bei seiner Rückkehr von Elba nur nichts weiter hätte seyn wollen, als Konsul, so würde seine Macht auf sicheren Füßen gestanden haben. Er weist den Gedanken mit Verachtung zurück, daß er (Lucian) danach gestrebt hätte, Regent von Frankreich zu werden, und daß er deshalb darum bemüht gewesen wäre, die Anerkennung Napoleon's II. durchzusetzen. In dieser Hinsicht bezieht er sich vielmehr auf seine damaligen Weigerungen, die ihm angedeutenen Ehrenze anzunehmen, und sagt:

„Es war von meiner Seite keineswegs ein so großes Verdienst dabei, daß ich meine häuslichen Neigungen der Macht vorzog, als meine Freunde vielleicht glauben möchten; ich erklärte es ganz aufrichtig, daß ich dabei gar kein Verdienst habe, denn indem ich so handelte, gehorchte ich nur ein Geschenk ab, das mir in der politischen Lage, in welcher uns das Konsulat gelassen hatte, höchst traurig und unheilvoll schien. Von meiner Kindheit an hatte ich mich daran gewöhnt, das Gleichgewicht der Englischen Regierung als die einzige monarchische Form anzusehen, die sich mit der öffentlichen Freiheit vertrage; Frucht des Abscheues der Französischen Revolution, konnte es mir nicht unbekannt bleiben, daß die Antipathie der Französischen Nation sich gegen die aristokratische Gewalt richte. Nun konnte ich aber nie begreifen, wie es möglich sey, noch von einem konstitutionnellen Königthum zu träumen, wenn man die vermittelnde Gewalt proskribirt hätte. Ohne Patriziat konnte ich mir nie und kann ich mir auch jetzt noch nicht eine gemäßigte Monarchie denken; ich glaubte immer und glaube noch, daß Frankreich, wenn es sich nicht eine einem erblichen durch Bermögen und Stellung unabhängigen Patriziat verschönen wolle, eine Freiheit nach Art der Englischen nicht besitzen dürfe und sich dann nur auf einer republikanischen Grundlage konstituiren könne."

Der Verfasser vertheidigt das Benehmen seines Bruders, als derselbe sich von Waterloo nach Paris begab, so wie alle spätere Handlungen desselben, bei welchen ihn, wie Lucian erklärt, nur seine feste Entschlußkeit geleitet habe, das Land nicht in einen Bürgerkrieg zu stürzen, denn trotz den Kammern hätte er Macht genug gehabt, dies zu thun und allen seinen Feinden kräftigen Widerstand zu leisten.

Indem der Fürst von Amerika spricht, sagt er, daß selbst dort eine reine Demokratie ein bloßes Hirngespinst sey, und fährt fort:

„Also hat die reine Demokratie sich nicht einmal in einem neuen Lande befestigen können; wie kann man dahin in einer gealterten Gesellschaft davon träumen? Es ist wohl nichts als eine philosophische Chimäre unserer Zeit, ein Utopien, das voe dem geringsten ernstlichen Nachdenken verschwindet. Da nun die reine Demokratie unmöglich ist

und der Despotismus eines Einzigen oder Mehrerer Niemanden mehr verletzt, so ergiebt sich daraus, daß für aufgeklärte Menschen keine andere Regierung wünschenswerth ist, als eine Regierung des Gleichgewichts, in welcher der Einfluß der Grund-Eigenthümer, auf die feste Basis des Besitzes begründet, von dem Einfluß der allgemeinen Wahlen aufgewogen wird, so daß das Gesetz den geringsten Proletarier eben so schützt wie den reichsten Gutsbesitzer. Diese Ausgleichung zwischen dem Einfluß der Grund-Eigenthümer und dem der niedergesetzten Volksklassen ist gerecht, weil er von einer überall deselbenden Thatsache geboten wird, von der Vereinigung zum gemeinsamen Interesse der Personen und Güter aller Einzelnen."

Die Art und Weise, wie dem Fürsten von Napoleon die Krone von Toskana angeboten wurde, erzählt er folgendergestalt:

„Ich sagte ihm, ob Joseph, welchem Napoleon auch anvertrauen wolle, die inneren Angelegenheiten desselben nach meinem Gutdünken leiten könne, indem ich blos die auswärtigen in ihrem ganzen Umfange seiner Oberaufsicht überlasse. „„Ich verstehe Sie,"" antwortete er mir, „„und will Ihnen eben so freimüthig entgegnen, als Sie mich fragen; im Innern wie nach Außen hin müssen alle Meinungen meinem Willen folgen. Sie möchten zu Florenz gern den Medici spielen; das geht aber nicht, und Sie werden an meiner Stelle so handeln, wie ich handle. Frankreichs Wohlfahrt ist es, worauf Alles abzwecken muß; Conscriptionen, Gesetze, Steuern, Alles in Ihrem Staat muß auf das größere Ziel, auf das Interesse meiner Krone berechnet seyn; ist es nicht klar, daß ich somit gegen meine Pflicht und gegen meinen Vortheil handeln würde, wenn ich Sie Ihrem Lauf ruhig und glücklich machen ließe, den Franzosen, die durch dieses Land reisten, die Lust ankommen, dort zu bleiben?"" Dies waren Napoleon's Worte, und ich gestand gern, daß er mich nicht nach meiner Weise regieren lassen könne, doch müsse er mich auch entschuldigen, wenn ich in diesem Falle das Privatleben vorzöge. „„Gut"", antwortete er, „„so werden Sie mir wenigstens nichts mehr vorzuwerfen haben.""

Von der Verfasser von Lafayette sagt, ist bemerkenswerth:

„Lafayette gab im Jahre 1830, wie Napoleon in den hundert Tagen, dem Scepter vor den Zagen den Vorzug, weil er glaubte, daß das Scepter für das allgemeine Beste nützlicher sey. Aber indem der Kaiser sein Werk der Stimme des Französischen Volks unterwarf, benahm er sich als Republikaner; Lafayette, der sein Werk nicht von dem Volke bestätigen ließ, handelte als Aristokrat. Doch kein Ton von mir der Wunsch, die Absichten von Washington's Freunde in den Schatten zu stellen! Ich werde sie stets ehren; und so unsetig mir auch zuweilen sein Einfluß erschien, so wurde meine Bewunderung für seinen Charakter doch dadurch niemals geschmälert."

Der Verfasser schließt seine Schrift mit folgendem Worten:

„Napoleon bekämpfte seine Neigungen, um die Ruhe und Größe der Einigen dieser Wohlthäter Frankreichs, dem einzigen Ziel seines Lebens. Ungeachtet meines Rathes in den hundert Tagen, dankte Napoleon ab, und er that Recht daran, weil er sich nur als den obersten Beamten des Französischen Volks betrachtete."

Für die Kenntniß der hier behandelten Epoche der Französischen Geschichte ist diese Broschüre von der größten Wichtigkeit, und was die Thatsachen betrifft, so ist der Verfasser gewiß einer der besten Gewährsmänner.

England.

Shakespeare Ireland.

Der Mann, welcher in England unter dem zweideutigen Namen Shakespeare Ireland so lange bekannt war, hat vor kurzem in aller Stille das Zeitliche gesegnet. Dieser Mann hatte seinen kläglichen und in gewissem Betracht originellen Beruf einzig und allein seinem Handlung zum Opfer gebracht, die seine Laufbahn, welche damit begann, auf Lebenszeit besleckte. Seine Anlagen, die der Gesellschaft sehr nützlich hätten werden können, erhielten durch den Druck der Umstände eine falsche Richtung, und die barbarische Welt, die sich's als Tugend anrechnet, gegen die Verirrungen der Einzelnen recht intolerant zu seyn, hat ihm sein Vergehen nie verzeihen mögen.

In dem Wunsch, literarischen Verirrungen hat wohl nichts größere Epoche gemacht, als die Versuche der Fälschung Shakespearescher Werke. Als der junge Ireland zuerst auf den Gedanken kam, die Handschrift Shakespeare's nachzuahmen, hatte er keinen Begriff von den gewichtigen Folgen eines Betruges dieser Art. Wenn man seinem eigenen Geständniß glauben darf, so war es die Ehrfurcht seines Vaters vor Shakespeare's Namen, die jene unglückselige Idee in ihm erweckte. Der junge Mann, welcher damals die Rechte studirte, wollte seinem Vater mit einer vorgeblichen Reliquie des großen Dichters eine ganz besondere Freude machen; er setzte sich daher an's Werk und fabrizirte Etwas, das für ein hinterlassenes Manuskript Shakespeare's passiren sollte. In den Archiven des Temple*) fand sich ein altes zu seinem Zweck dienliches Pergament, welches seine Dinte mit Staub und Feuchtigkeit sich nun, dem, was er niederschrieb, in jeder Hinsicht ein altertümliches Gepräge zu geben. Auf diese Weise entstand eine Pfandverschreibung im Stil Jakob's I. mit Shakespeare's eigenhändiger Unterschrift. Dies merkwürdige Aktenstück veranlaßte eine Menge gelehrter Untersuchungen; das Haus des alten Ireland war täglich mit Neugierigen angefüllt, und die ersten Literaten des Tages demüthen sich mit wahrem Feuereifer, noch andere Reliquien des großen Mannes zu entdecken. Dieser unverhoffte glückliche Erfolg seines ersten Versuches verleitete den leichtsinnigen Jüngling zu einer ganzen Reihe von Fälschungen; zunächst erfann er eine wehr romantische als wahrscheinliche Erzählung von der Art und Weise, wie er in den Besitz des kostbaren Dokuments gekommen sey; er wollte es nämlich in der Polterkammer eines wohlhabenden Gentleman gefunden haben, der ihm die Erlaubniß ertheilt, unter seinen alten Papieren herumzustöbern, dem er aber feierlichst habe geloben müssen, seinen Namen nicht bekannt zu machen, da er ein Mann von zurückgezogener Lebensweise sey und wohl ahnen könne, welche Sensation der Name Shakespeare's machen werde. Auch diese Lüge wurde ihm geglaubt; der junge Ireland stieg von jetzt an seine Rolle immer öffentlicher, und bald mischte sich auch die Eitelkeit hinein. Er zeigte nach größerer Befriedigung seiner Eigenliebe, als eine bloße Nachahmung der Handschrift Shakespeare's ihm gewähren konnte, und wollte es nun mit dem Genius selbst so machen. Shakespeare's religiöse Ansichten waren immer ein sehr strittiger Gegenstand der junge Ireland faßte den kühnen Plan, die Frage zu entscheiden, und siehe da! plötzlich kam ein „Glaubensbekenntniß William Shakespeare's" zum Vorschein, ein gar merkwürdiges Aktenstück, dessen bloße Erfindung von Seiten eines siebzehnjährigen Jünglings schon merkwürdig genug war.*) Der Enthusiasmus, womit man diese neue Entdeckung aufnahm, sprotte ihn immer mehr an. Das nächste Produkt seines erfinderischen Geistes war ein Liebesbrief Anna Hathaway's an Shakespeare, der eine Locke von ihrem Haar enthielt. Wäre der junge Ireland den dieser dritten Betrügerei stehen geblieben, vielleicht würde sein Geheimniß mit ihm zu Grabe gegangen seyn; aber ein dreimaliges Gelingen machte ihn tollkühn. Er rubte nicht eher, als bis er auch Tragödien unter Shakespeare's Namen fabrizirt hatte, deren Existenz bis zu seiner vorjährigen Beichte erhielten.

Der weitere Verlauf der Geschichte ist ziemlich bekannt. Malone und John Philip Kemble gehörten zu den Unglaubigen und entschlossen sich, den Betrug zu entlarven. Das angeblich Shakespeare'sche Stück „Vortigern" wurde 1799, unter Sheridan's Direction, auf dem Theater Drury-Lane aufgeführt, und Kemble, der die vornehmste Rolle spielte, bewirkte auf folgende Art, daß es durchfiel. Als er zu dem Verse gekommen war:

„Und ist das hehre Blendwerk nun vorüber"

legte er in seine Mienen und Gebehrden einen Ausdruck, der jeden Zuschauer merken ließ, daß er nicht mit dem Poeten die edle irdische Geist, sondern den Pfuscher Shakespeare'scher Tragödien im Sinne hatte. Das Publikum war außerdem schon durch geschriebene Einblare Malone's vorbereitet, und die Tragödie ging geräuschlos zu Grabe. Jetzt erschienen Pamphlete über Pamphlete, und es entspann sich ein so ungeheurer Federkrieg, daß der Autor die Fassung verlor. Man beschuldigte den alten Ireland des gegen Betrugs, weil sein Sohn eben noch gar zu jung war. Dies bekümmerte endlich den Ergrauten, sein Gewissen zu belasten; er mußte aber in Folge dieses Bekenntnisses das väterliche Haus auf ewig meiden, und die schimpflich gerauschten Kunstrichter verfolgten ihn seitdem ohne Rast und Ruh'. Noch vor seinem zwanzigsten Lebensjahr hat sich der junge Ireland wie ein Geächteter in die Welt hinausgestoßen.

Sein Leben war voll wechselnder Schicksale: die berüchtigten Erstlinge seines Geistes hatten ihm den Beinamen des zweiten Chatterton erworben.**) Zum Erfatz für sein verwirktes väterliches Erbtheil erfreuten sich ihm dann und wann glänzende Aussichten. So wurde er einmal Kommandant eines Forts an der Küste, in welchem man die Französischen Gefangenen während des Krieges verwahrte. Hier schenkte ihm die junge Wittwe eines Marine-Offiziers das reiner Bewunderung seines Genius Hand und Herz. In der Folge ging er nach Frankreich, wo er ein paar Jusammenkünfte mit Napoleon hatte, die seinen Charakter als Britischer Unterthan verdächtig machten. Sein übriges Leben war dem literarischen Freihndienste der Mittelmäßigkeit gewidmet, die bei Buchhändlern von niederem Range für die tägliches Brod arbeitet. Auch diese hat Verdorne an mehrere Werke an's Licht, von denen keines seinen ursprünglichen Zweck übersteigt.

Betrachten wir den inneren Werth der von Ireland geschmiedeten Pseudo-Shakespeare'schen Stücke, so ist uns ihr glänzender Erfolg eines der schwierigsten Räthsel. Freilich geht unser jetziges Urtheil von der historischen Gewißheit über den Ursprung jener Tragödien aus, und jede Art von Illusion ist also unmöglich; aber auch zugegeben, daß mehrere Stücke von einander wirklich Shakespeare'schen Geist besäßen, eine Zeit lang verblüffen können; immer bleibt es schwer begreiflich, wie ein Parr, ein Sheridan und Warton in die Falle gehen und die Echtheit dieser Dramen auch nur für möglich halten konnten. Die Dietion ist von der des Shakespeare ganz verschieden, Ausgenommen hier und dort, wo aber vollkommene Identität als bloße Reminiszenz sich nachweisen läßt; die Versifikation, die Shakespeare so bieten sein einzigen Versuch jener verstehen Gesetze, die uns Shakespeare's ersheinend rauher Oberfläche hervorschimmern. Endlich wird wohl Niemand bezweifeln, daß Shakespeare's überschwenglische Phantasie und tiefe Philosophie in keinem Werke der Jreland'schen Tragödien sich wiederfinden.

Jreland war ein Mann von schönem geistigem Bedürfniß; sein geistvolles blitzendes Auge verkündete einen schöpferischen Geist, aber seine Fähigkeiten verstümmelten sich, wenn er die Feder zur Hand nahm. In der Unterhaltung war er oft entwusiastisch angeregt und entwickelte dann eine glänzende Beredsamkeit. Wären Jreland's Geistesträfte sorgfältig ausgebildet worden, und hätten die Verirrungen seiner Jugend nicht lebenslang auf ihm gelastet, er würde vielleicht eine Zierde der

*) Des dem Rechts-Studium gewidmeten Gebäudes in London.

*) Von diesem Bekenntniß sagte Dr. Warton mit wahrer Begeisterung: „Wir haben viel schöne Dinge in unserem Kirchendienst, und unsere Litanei ist reich an Schönheiten, aber der Mann hier hat uns alle übertroffen." Dr. Parr theilte diese Meinung unbedingt. Auf die Frage, wodurch denn diese Herren Ireland nachmals verfolgten, sie sie auf das Resultat kamen, daß er sie nicht nur betrogen, sondern ihre geistigen Blößen aufgedeckt hatte?

**) Vgl. über diesen Pr. 93 des Magazins v. J. 1834.

Englischen Literatur geworden seyn. Das Leben dieses Mannes ist ein trauriges Beispiel von Verkümmerung ungewöhnlicher geistiger Anlagen. (Atlas.)

Bibliographie.

On naval signals. (Ueber Schiffs-Signale.) Von Phillips. 9 Sh.
Flora and Thalia. — Dramatische Mimenlese. 10½ Sh.
History of the British Colonies. (Martin's Geschichte der Britischen Kolonien.) 4) Theil. Afrika und Australien. 21 Sh.
Journal of a visit etc. (Tagebuch aus Konstantinopel und einigen Griechischen Inseln, vom J. 1833.) Von J. Auldjo. Mit Holzschnitten von G. Cruikshank. 10½ Sh.
The history and principles of banking. (Geschichte des Bankwesens.) Von W. Gilbart. Zweite Ausg. 9 Sh.
The life of Sir Will. Jones. (Sir Wm. Jones' Leben.) Von Lord Teignmouth. Mit Anmerkungen von Wilks. 2 Bde. 10½ Sh.
Dissertations on the Eumenides. (Dittfeid Müller's Erklärungen zu den Eumeniden des Aeschylus.) Aus dem Deutschen übersetzt. Mit dem Griech. Text. 9½ Sh.

Rußland.

Epistel über das Russische Journalwesen.

Von Th. Bulgarin.

An die Redaktoren sämmtlicher Russischen Zeitschriften.

Verehrte Herren! Obgleich ich nicht aus dem Kabinet des Gouverneurs getommen bin, so weiß ich doch, daß es bei vielen Geschäftsleuten in Residenzen Mode geht, die unter oder neben den Tischen stehen, und in welche, wie es sich gebührt, Briefe von kleinen Leuten unseres Schlages hinein gerathen. Vielleicht gelangt auch dieses mein Schreiben in jenen berühmten Korb und gesellt sich zu einer Klage über unregelmäßiges Zutragen der Zeitschriften, zu Eestlinge-Versuchen in Versen und in Prosa (den Redactionen zugesendet auf den Wunsch mehrerer Freunde), zu Bitten an die Redaction, eine Schrift mit der Grammatik in Uebereinstimmung zu bringen, mit welcher der Verfasser aus Mangel an Zeit sich nicht hatte bekannt machen können; zu sentimentalen Beschreibungen von ländlichen und Provinzial-Festen; zu satirischen Ausfällen auf die Nachbarn, zu anonymen Lobeserhebungen der Werke befreundeter Verfasser und eben so anonymen Tadel eigensinniger Schriftsteller, u. s. w.; wenn aber eine glückliche Gemüthsstimmung Ihrerseits, oder ein großer Mangel an Stoff, nur eine Spalte Ihrer Zeitschrift zu füllen, mein Schreiben vor dem verhängnißvollen Korbe bewahret, so werden Sie, in sothanem Fall bestimmt wissen wollen, wer ich bin. Hierauf habe ich die Ehre, Ihnen vorläufig zu bemerken, daß ich eine Null (0) bin, aber eine für Sie höchstwichtige Null, weil ich nicht vor der Ziffer (01), sondern hinter der Ziffer (10) stehe und Zehner, Hunderte und Tausende bilden kann: ich, das heißt, die Null; bin das, was eine Speiche am Rade ist. Mit einer Speiche weniger kann ein Rad gebeauelt werden, aber ohne Speichen ist es schon kein Rad mehr; ohne Räder kann die theuerste Equipage nicht über das Pflaster fahren, wie ohne Abonnenten keine Zeitschrift bestehen kann, wenn sie wohl auch etwas verfrühet kann, aber wenn man sich selbst allein eine Zeitschrift herausgeben wollte, so wäre das eben so lächerlich, als ließe man es sich einfallen, auf den Wunsch mehrerer Freunde und für diese Freunde seine Schriften für eigene Rechnung herauszugeben, oder einen Schmuckbrief im Livilrocke zu tragen, wenn man nicht Militair war, u. s. w. Meine Wichtigkeit erkennen Sie durch Ihre Zeitschrift und dadurch an, daß Sie mich täglich damit behelligen; dafür danke ich Ihnen und verzeihe Ihnen Vieles, weil ich überzeugt bin, daß Sie mich (den Sie nicht kennen) allen Ihren Freunden vorziehen, denen Sie Ihre schriftstellerischen Arbeiten unentgeltlich zusenden müssen. Auf das Letztere mache ich übrigens keine Ansprüche, weil ich geschenkte Bücher niemals lese, so wie ich auch auf geschenkten Pferden niemals reite.

Da ich die Absicht habe, mich mit Ihnen zu verständigen, müßte ich eigentlich gleich zum Werke schreiten, da ich aber weiß, daß Viele von Ihnen, um Lücken auszufüllen, sich gern etwas breit machen, und daß die Dicke und Schwere einer Zeitschrift zu ihren Vorzügen gehört, so bin ich entschlossen, Ihnen vorher meine Geschichte zu erzählen. Die Geschichte eines Abonnenten auf Russische Zeitschriften ist fast das Nämliche, was eine Geschichte der Russischen Zeitschriften selbst ist.

Meine Erziehung war die Erziehung eines großen Theils der bemittelten Edelleute des vorigen Jahrhunderts. Man lehrte mich tanzen, Verbeugungen machen, die 4 Spezies der Arithmetik, ziemlich richtig Lesen und Russisch und Französisch unrichtig schreiben; ich mußte aus der Geschichte und Geographie einige hundert Zahlen und Eigennamen answendig lernen und ward zum Dienst eingeschrieben. Viel fehlte, als ich noch ein Kürassier war, meinem Vater gekommen war, sauber feindliche Säbel über meinem Haupte, und da die Zeit meine Aeltern starben und ich als einziger Erbe eines nicht unbeträchtlichen Vermögens nachblieb, so nahm ich meinen Abschied und lebte im Sommer auf dem Lande, im Winter in Moskau. — Damals ward Russisch wenig geschrieben und noch weniger gelesen, die plötzlich Karamsin auftrat. Ich machte in Gesellschaften seine Bekanntschaft, er gewann mich durch seine ungekünstelte Liebenswürdigkeit so sehr, daß ich wenig Jahre nach unserer Untergehörer auf seine Anrieda, auf das Moskauische Journal und später auf den Europäischen Boten. Weil man sich in Gesellschaften viel über diese Zeitschriften unterhielt, namentlich die Damen sich sehr für sie interessirten, so entschloß ich mich, in müßigen Stunden Bruchstücke derselben zu lesen und wurde bald ein leidenschaftlicher Leser.

Aus den von Karamsin herausgegebenen Zeitschriften zog ich folgende Vortheile: 1) Ich fühlte das Unzureichende und Mißhelligende der vaterländischen Russischen Sprache. 2) Ich lernte Vieles, 3) Indem ich mit den Weltangelegenheiten bekannt ward, kam mir die Lust an, die Geschichte, Geographie und Statistik anderer Staaten kennen zu lernen. 4) Wurde mir die Ausübung werth und theuer, und ich überzeugte mich, daß ohne sie ein Volk weder groß, noch glücklich, noch mächtig werden könne. 5) Entdeckt ich mich des Kartenspiels, des Trinkens und Schwadronirens, wozu ich einige Neigung verspüre, der ich mich auch gewiß überlassen hätte, wenn mein Geist unbeschäftigt geblieben wäre. 6) Lernte ich ein gutes Buch einer schlechten oder unwissenden Gesellschaft vorziehen und dadurch Zeit, Geld, Ehre und Gesundheit sparen. Für so große mir durch Karamsin's Zeitschriften erwiesene Dienste that ich das das Gelübde, mein ganzes Leben hindurch auf alle in Rußland erscheinende Zeitschriften zu abonniren, ohne freilich deren große Vermehrung und Ungeheuerung vorauszusehen. Aber einige meiner Ihnen, meine geehrten Herren, haben mich für meine Unübertreiblichkeit nächtig bestraft.

Ich sage es Ihnen ehrlich, daß mir das Geld nicht leid thut, nicht weil ich viel Geld habe und seinen Werth nicht kenne, sondern weil ich es gelernt habe, für Bücher und Zeitschriften das Geld zu verwenden, das ich vor meinem Gelübde für Karten, Wein, unnütze Einkäufe u. s. w. ausgegeben hatte. Ueberdem, wenn ich Karten spielen, unnütze Dinge kaufen, oder irgend einen rothwangigen Jüngling mit Champagner berauschen möchte, nehme ich das Geld aus der rechten Tasche, zähle nach, wie viel ich hatte durchbringen wollen, und stecke es in die linke Tasche, als ob meine Wünsche erfüllt worden wären. Auf diese Weise spare ich nun im Jahre 300 bis 1000 Rubel, die ich dazu verwende, um zur Ausbildung meines Vaterlandes beizutragen, in der Hoffnung, daß Erfahrung, Belehrung, ja sogar der Nutzen schlechter Bücher und Zeitschriften zum Vorschreiten der Aufklärung beitragt, indem es eine Menge Drucker und Fabrikanten ernährt und Wetteifer unter den Schriftstellern erregt, von denen, wie es in allen Dingen der Fall ist, die guten den schlechten und mittelmäßigen folgen. Ich wundere mich in der That, wie es Leuten, die sich Russische Pasteten nennen, möglich sein kann, 200 oder 300 Rubel für Zeitschriften und Bücher auszugeben, während sie für ein überflüssiges Pferd 1000, für einen Hund 500 Rubel zahlen, Whist zu 100 Rubel den Robber spielen und es sich zur Ehre schätzen, Säufer und Fresser abzuführen. Ich wage es entschieden zu behaupten, daß, wenn man in Rußland für Bücher und Zeitschriften nur den zwanzigsten Theil von dem beragben wollte, was Karten und Champagner kosten, wir in allen Dingen schon drei Jahrhunderte weiter sein würden, ja, gänge in Fabrik-Erzeugnissen, und Bitten wir so viele Leser, als es unter wohlhabenden Leuten Bücherleser giebt, so würden wir jetzt so viele gute Schriftsteller besitzen, als wir deren schlechte haben. Alles dieses sage ich nicht, um Sie, meine Herren Journalisten, zu gewinnen, sondern im Gegentheil, um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht Ihnen, sondern dem allgemeinen Besten ein Opfer bringe, indem ich den Sie nur als leichte und Wärme-Leiter betrachte. Sie verdienen Lob an sich selbst, als Leiter der populairen Lehre und schlechte Wärme- und Licht-Leiter gleich, und unter Ihnen sich nicht alle gleich sind. Da ich mich aber an Sie alle zusammen wende, so kann hier von keinem Einzelnen die Rede seyn; ich spreche von Sachen und nicht von Personen.

Karamsin, der unserem Stil umgestaltete und der Russischen Journalistik ihre allgemeine Europäische Form gab, fand eine Masse von Nachahmern und nur sehr wenige Nachfolger. Ein Mensch von Talent kann und soll einem guten Beispiele folgen — nachahmen aber ist nur die Sache talentloser oder geistesschwacher Menschen. Das Nachahmen ist was Kindern und Affen erlaubt, denen man aber auch auf die Finger oder auf die Pfoten klopft, wenn sie sich dieß nachahmen über andere Gegenstände schreiben. Karamsin kannte das Russische und schlechte Wärme- und Licht-Leiter gleich, und unter Ihnen sich nicht alle gleich sind. Da ich mich aber an Sie alle zusammen wende, so kann hier von keinem Einzelnen die Rede seyn; ich spreche von Sachen und nicht von Personen.

Karamsin, der unserem Stil umgestaltete und der Russischen Journalistik ihre allgemeine Europäische Form gab, fand eine Masse von Nachahmern und nur sehr wenige Nachfolger. Ein Mensch von Talent kann und soll einem guten Beispiele folgen — nachahmen aber ist nur die Sache talentloser oder geistesschwacher Menschen. Das Nachahmen ist was Kindern und Affen erlaubt, denen man aber auch auf die Finger oder auf die Pfoten klopft, wenn sie sich dieß nachahmen über andere Gegenstände schreiben. Karamsin kannte das Russische und schlechte Wärme- und Licht-Leiter gleich, und unter Ihnen sich nicht alle gleich sind. Da ich mich aber an Sie alle zusammen wende, so kann hier von keinem Einzelnen die Rede seyn; ich spreche von Sachen und nicht von Personen.

Karamsin, der unserem Stil umgestaltete und der Russischen Journalistik ihre allgemeine Europäische Form gab, fand eine Masse von Nachahmern und nur sehr wenige Nachfolger. Ein Mensch von Talent kann und soll einem guten Beispiele folgen — nachahmen aber ist nur die Sache talentloser oder geistesschwacher Menschen. Das Nachahmen ist was Kindern und Affen erlaubt, denen man aber auch auf die Finger oder auf die Pfoten klopft, wenn sie sich dieß nachahmen über andere Gegenstände schreiben. Karamsin kannte das Russische und schlechte Wärme- und Licht-Leiter gleich, und unter Ihnen sich nicht alle gleich sind. Da ich mich aber an Sie alle zusammen wende, so kann hier von keinem Einzelnen die Rede seyn; ich spreche von Sachen und nicht von Personen.

Digitized by Google

Moskau, das gute friedliche Moskau, wo Karamsin die Russische Journalistik gründete und ausbildete, Moskau ward zum Sitz dieses Tribunals auserwählt. Die Literatur erlitt eine Erschütterung, und, wie es bei jedem Erdbeben oder bei jeder Umwälzung in der Natur der Fall ist — die Blumen tauchten ihre Häupter in trübes Wasser, es erschienen Strauchwerk und Schrift-Fabrikanten; den Abgründen entstiegen Kuteilin und Ziffertin *), erhoben ihre Stimmen über ganz Rußland und betäubten unsere Ohren mit großen Europäischen Namen. Zum Maßstabe nahmen sie Niebuhr, Schelling, Byron, Walter Scott und begannen, Alles nach diesem Maßstabe zu messen. Ueberall errichteten sie Telegraphen zur schnellsten Mittheilung von Mängeln, die sich Schriftsteller zu Schulden kommen ließen, führten aber keine Verbesserung ein zur Mittheilung ihrer Schönheiten und des Nutzens, den sie brachten. Auf fremde Mängel sahen sie durch Teleskope, auf fremde Schönheiten durch Brettlerunzugläser. Auch Petersburg setzten sie in Bewegung und überschütteten mein Kabinet mit Büchern und fliegenden Blättern, die sich in ihrer eigenen Galle verzehrten, und von allem diesem Geschrei und Lärmen blieb nichts übrig, bis ein leerer Nachhall. Die nachahmenden Herren Journalisten, die gehofft hatten, Literatur, Journalistik und Leser unter ihr Joch zu beugen, hatten zwar einige schwache Geister, die keine eigene Meinung besaßen, schwankend gemacht, aber der von ihnen hervorgeführte Sturm fuhr über Wälder und Moräste, ohne bewohnte Orte zu berühren.

Wie Nullen stellen uns nicht hinter ihre Arabische Ziffer, sondern verstecken uns vor derselben. Da es nun aber in der Natur nicht zwei Dinge gibt, die vollkommen einander ähnlich sind, so findet auch unter uns Nullen ein Unterschied statt. Es gibt unter uns unbewegliche Nullen, die man fangen kann, wie Murmeltihere; auch giebt es Nullen, die nach der Lockpeife schnappen, wie Birkhühner. Solcher Nullen findet man zwar nur wenige, aber dennoch hin und wieder! Diese bilden gewissermaßen die Landwehr der Russischen Journalisten-Tribunale der nachahmenden Herren Journalisten und fordern mit lauter Stimme von den Beurtheilten Folgendes: 1) Daß neu erscheinende Abendheiten in der Zeitschrift als verständig erschienen. 2) Daß langweilige Theaterstücke interessant seyn sollen. 3) Da unter den politischen Neuigkeiten das Schrecklichste am meisten gefällt und man der Kriege in Spanien und in Süd-Amerika schon überdrüssig ist, auch die Griechen ihnen ins Gesicht sein Interesse bieten, so soll der Journalist durchaus gehalten seyn, täglich neue und frische Schrecken aufzusuchen, damit der Abonnent jeden Postlag einen Vorrath von schrecklichen Erzählungen besitze und den nächsten Postlag mit neuen Schrecken sehnsuchtsvoll erwarte. 4) Daß man in jeder lächerlich gemachten Person, oder in jedem Widerwicht, den die Abanasie in ihrer Erzählung gegen den Kritiker zusammenbraut, unbedingt seinen Nachbar erkenne, und in jeder edlen Seele sich selbst, wenn auch nur an den Umrissen des Gesichts oder an der Farbe der Haare. 5) Daß jeder belanute Schriftsteller, deffen Werke gern gekauft werden, gebörig durchgehechelt werde, weil er es wagt, von seiner Liebeit zu leben, und nicht von Winkelzügen, Ränken, Schikanen und Erpressungen. 6) Daß die Kritik nicht ermüden dürfe, bis sie Beifall werde, was Jedem insbesondere gefällt, ohne Rücksicht auf den verschiedenen Geschmack und auf den Grad der Bildung dieser Personen, welche die Masse der Leser bilden. 7) Daß man niemals eine Anstalt lobe, die einem Leser allein gehört, indem das Loben, z. B. einer Tuchfabrik, die dem Abonnenten N. N. gehört, der Fabrik einen zweiten Abonnenten, Herrn W. W., schaffen könnte. 8) Daß kein guter Monument das Recht habe, das allgemeine Zeug von sich in die Zeitschrift einrücken zu lassen. 9) Daß man Alles lobe, was der Abonnent zum Einrücken sendet. 10) Daß man niemals von einer gelegneten Aernte spreche, weil es nachtheilig auf die Kornpreise wirken könnte. 11) Daß man nur von dem Reichthum und von den Tugenden solcher Abonnenten spreche, die Kredit brauchen, dagegen von todten Reichen nicht erwähne, damit man sie nicht mit Aufforderungen zum Pränumeriren, zum Subskribiren, zu Beiträgen für wohlthätige Zwecke u. s. w. belästige. Wer alle diese Bedingungen erfüllt, dem verspreche ich einen ausgezeichneten Lesezirkel. Die nachahmenden Zeitschriften haben zwar versprochen, nach Vernichtung der übrigen, namentlich der Petersburgischen, allen möglichen Unsinnchen Anzeige zu leisten — ihr Wort ist die beabsichtigte Vernichtung nicht gelungen ist und sie im Kampf ermatteten, so konnten sie bis jetzt ihren Versprechen nicht nachkommen.

Ich hätte wohl noch Manches schreiben mögen, es fehlt mir aber an Zeit. — In meinen alten Tagen habe ich angefangen, Englisch zu lernen, weil eine Petersburgische Zeitschrift versichert, daß in ganz Europa nur allerunser Zeug geschrieben werde, daß auf dem festen Lande einige Literaten den Verstand verloren hätten, andere närrisch und wieder andere total verrückt geworden wären, und daß ohne die Englische Literatur die Menschen in Europa kindisch und stumm werden müßten. Wiewohl ich in Ihrer Zeitschrift noch keine Uebersetzung aus dem Englischen gelesen habe, um mich von den so großen Vorzügen der Englischen Literatur vor der Literatur anderer schon seit langer Zeit aufgeklärten Nationen zu übergeugen, so schreit ich doch, aus Furcht, kindisch zu werden, zur Erlernung der Englischen Sprache. In der Aussprache machte ich bedeutende Fortschritte. Schon gurgele ich gehörig, und neulich noch, als ich in meinem Kabinet Verse laut ablas, glaubte meine Frau, ein Puter wäre hineingeflogen. Ich fürchte nur, daß man nach einiger Zeit behaupten dürfte, es lange keine Literatur etwas, außer der Chinesischen!

Die Null nach der Zahl (10).

*) Komische Personen in einem sehr beliebten Russischen Original-Lustspiel: Srodorostlaw, und Schreer eines einfältigen Mutterssohnchens, Namens Mitrofanuschka.

Bibliographie.

Russisch-Französisches Wörterbuch von Philipp Reiff. Erster Theil. A—O.

Deutsch-Russisches Wörterbuch; herausgegeben von einer Gesellschaft von Freunden beider Sprachen. 2 Theile.

Französisch-Russisches Wörterbuch für die technische Terminologie, namentlich zum Bergfache gehöriger Wissenschaften. Nach den neuesten Nomenklaturen zusammengestellt von Jermeeff.

Scenen auf dem Meere. Von N. Dawidoff.

Geschichte von Japan, von Gorloff. 2 Theile mit einer Karte.

Forst- Kultur von Pereligin.

Mannigfaltiges.

— Capitain Roß. Der so eben in London erschienene erste Band der Reisebeschreibung des Capitain Roß hat die Zweifel über den Umfang und die Wichtigkeit seiner Entdeckungen zur Gewißheit erhoben. Schon früher haben Englische Kritiker auf den seltsamen Umstand aufmerksam gemacht, daß Capitain Roß zu einer Zeit, wo ihn unmöglich die Nachricht von dem Tode Georg's IV. und der Thronbesteigung Wilhelm's IV. schon bekannt seyn konnte, im Namen des Letzteren ein Land in Besitz genommen und dasselbe „King William's Land" genannt habe. Jetzt geht die Literary Gazette gar so weit, anzunehmen, daß der magnetische Pol, den Capitain Roß aufgefunden, insofern eine besonders wichtige Entdeckung sey, als es derjenige Magnet sür ihn gewesen, durch den er so viel edle Metalle als möglich an sich zu ziehen wisse. Es werden nun die verschiedenen Charakterisiren namhaft gemacht, durch welche der wirkliche Capitain nicht klug in England, sondern auch auf dem Kontinent als Märene und Fremde der Wirklichkeit zu Verschiedenen Malen aufmerksam auf die Wahrheit in Menge gemacht; es wird versichert, daß in dem 740 Quart-Seiten starken ersten Band des Reiseberkes nichts stehe, was nicht schon bekannt sey, daß die neuen Beobachtungen des Capitains sich auf wenige Blätter zusammenfassen ließen, und daß der Reisebeschreiber besonders viel Talent in der Herabsetzung seiner Vorgänger und in der Herabwürdigung seiner eigenen Leistungen besessen habe. „Wir haben nur noch hinzuzufügen", heißt es am Schlusse, „daß die Entscheidung, ob es einen magnetischen Pol oder deren mehrere giebt, ob derselbe fest oder wandelbar ist, außerhalb der Sphäre des Capitains Roß liegt, und daß außer einigen treffenden Darstellungen der Scenerie und photolabenfarbener Bolten — wir bestehen zu Stande gebracht wurden, kraucht wohl kaum gesagt zu werden, daß der bekannten fein Zeichner ist, den Maler Harding dazu gebrauchte, seinen vermittelt eines Instruments verfertigten Skizzen eine künstlerische Form zu geben — der übrige hier nicht näher von uns berührte Theil seines Buches leeres Stroh und Leder ist."

Marlos. Der im vorigen Monat verstorbene Russische Bildhauer Martos, dessen Geburtsjahr nicht mit Bestimmtheit angezeben ist, ward im Jahre 1764 unter die Zöglinge der Akademie der Künste aufgenommen. Im Jahre 1773 reiste er ins Ausland, um sich als Bildhauer, namentlich in Rom, zu vervollkommnen, wo er unter der Leitung Battoni's und Raphael Mengs' sich eifrig seiner Kunst hingab. Bei seiner Rückkehr, 1779, ward er in Petersburg bei der Akademie der Künste angestellt; 1799 wurde er Rektor-Adjunkt, und 1814 Rektor derselben. Später ward er Ehren-Mitglied der Universität Wilna, wirkliches Mitglied der Antwerpener Akademie der Künste, Ehren-Mitglied der Kaiserlich Russischen Akademie, und endlich wurde er, 1831, den emeritirten Rektoren der Akademie der Künste zugezählt.

— Ursprung der Zehnten in England. Das historische Dokument, wermittelst dessen der Kirche in England die Erhebung der Zehnten gestattet wurde, lautet 1799 wurde in Nekter-Adjunkt, und 1814 Rektor derselben. Später ward er Ehren-Mitglied der Universität Wilna, wirkliches Mitglied der Antwerpener Akademie der Künste, Ehren-Mitglied der Kaiserlich Russischen Akademie, und endlich wurde er, 1831, den emeritirten Rektoren der Akademie der Künste zugezählt.

— Ursprung der Zehnten in England. Das historische Dokument, vermittelst dessen der Kirche in England die Erhebung der Zehnten gestattet wurde, lautet 1799 wurde in Nekter-Adjunkt, und 1814 Rektor derselben. Später ward er Ehren-Mitglied der Universität Wilna, wirkliches Mitglied der Antwerpener Akademie der Künste, Ehren-Mitglied der Kaiserlich Russischen Akademie, und endlich wurde er, 1831, den emeritirten Rektoren der Akademie der Künste zugezählt.

— Ursprung der Zehnten in England. Das historische Dokument, vermittelst dessen der Kirche in England die Erhebung der Zehnten gestattet wurde, lautet folgendermaßen: „Ich Ethelwolf, von Gottes Gnaden König der Angelsachsen u. s. w., habe, auf das Gutachten sämmtlicher Bischöfe, der Grafen und aller ausgezeichneten Personen in meinen Staaten, zum Heil meiner Seele, zum Besten meines Volkes und zur Beglückung meines Reichs beschlossen und beschlieste, daß der zehnte Theil von Ländereien in unserem ganzen Reiche der Kirche und den Dienern der Religion zu Gute komme; sie mögen sich im Genusse desselben aller Privilegien als freie Grundbesitzer erfreuen, ohne den Abgaben unterworfen zu seyn, die sonst auf den Lehnsgütern aller Laienbrüder lasten. Diese vordenannte Verordnung haben wir zu Ehren Jesus Christus Unseres Herrn, zu Ehren der gebenedeiten Jungfrau und aller Heiligen getroffen, so wie aus Ehrerbietigkeit gegen den Pabst und in der Absicht, daß Gott, der Allmächtige, Uns und Unseren Nachkommen seinen Segen ertheile. — Gegeben zu Wilton, im Jahre des Herrn 854, am Oktersfeste."

(Litterary Gazette.)

— Verschiedene Arten der Trauer. In Europa trauert man allgemein schwarz, weil diese Farbe die Finsternis repräsentirt, welcher der Tod, als ein Verdunkelung des Lebens, ähnlich ist. In China bedient man sich der weißen Farbe, weil man hofft, daß der Todte im Himmel, dem Orte der Reinheit, ist. In Aegypten ist es die gelbe Farbe, weil die Blumen und Blätter bei ihrem Abwelken diese Farbe annehmen. In Aethiopien ist die braune Farbe üblich, weil sie die Farbe der Erde bezeichnet, aus der wir entstanden sind, und zu der wir zurückkehren. In einigen Theilen der Türkei ist blau die Farbe der Trauer, weil es die Farbe des Himmels ist, welchen die Todten kommen; in anderen dagegen purpur und violet, weil beide eine Mischung von schwarz und blau sind, und ersteres Schwarz, letzteres Hoffnung bedeutet. Man sieht also, daß alle Farben, der Reihe nach, sür traurig gelten können.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 62. Berlin, Montag den 25. Mai 1835.

England.

The Student. (Der Student.) Eine Sammlung vermischter Schriften. Von Edward Lytton Bulwer. 2 Bände in Duodez. London, 1835.

Der schöpferische Genius hat das Große, daß er nicht nur für sich denkt, sondern auch Anderen Stoff in Fülle zum Denken liefert. Seine Werke sind nicht nur einer Frucht, die er einärndtet, sondern auch eine neue Saat, die er ausstreut. Dies gilt unter den sichersichen Erzeugnissen Englands in jetziger Zeit besonders von den Schriften des geistreichen Verfassers von Eugene Aram. Aber wie hinreissend schön auch die meisten früheren Werke Edward Lytton Bulwer's sind, so trägt doch keines so sehr das Gepräge des originellen Denkers, als die so eben unter dem Titel „der Student" von ihm herausgegebene Sammlung vermischter Schriften. Ihr Inhalt verbreitet neues Licht über die mannigfaltigen darin beleuchteten Gegenstände. Es ist eine Art von Tagebuch eines Geistes, der seine Stunden damit zubringt, aus den lebhaftesten Eindrücken die nützlichsten Betrachtungen herzuleiten. Diese Schriften sind zwar meist schon bekannt, indem sie früher in verschiedenen Blättern und Journalen zerstreut erschienen; doch gewiß wird Jeder bei neuer Durchsicht derselben finden, daß er erst jetzt, in dieser geordneten Zusammenstellung derselben, ihre ganze Schönheit und Mannigfaltigkeit zu würdigen im Stande ist. Wie herrlich und hoch vor verschieden sind die Erzählungen „Monos und Daimonos" und „das Verhaftsrecht"; die eine wild, romantisch und bewegt; die andere aus der Wirklichkeit gegriffen, fein gewebt und klugheit mit Wahrheit verbindend. Wie treffisch sind einige der Abhandlungen, besonders die „über treulose Liebe", „über die Wolkenmuth in Menschen und Büchern" und „über die Verzänglichkeit der Jugend". Die „Unterhaltungen" fliessen wie eine Melodie der Sphärenharfen und erheben dersten Mystik dahin, und wenn man auch die darin ausgesprochenen Ansichten nicht immer theilen kann, so sind sie doch stets in erzierender Form dargelegt.

Folgendes ist ein Auszug aus der Skizze: **Der Genfer See mit seinen Erinnerungen**, die namentlich Deutschen Lesern noch nun sein dieser. Es wird uns hier der ländliche Schweizer-Kulenthalt Byron's und Voltaire's geschildert, was uns zu interessanten Vergleichen Anlaß geben kann, da wir in einigen Tagen eine Probe aus Washington Irving's Schilderung der Englischen Landsitze Walter Scott's und Byron's zu geben gedenken.

„Den Morgen nach meiner Ankunft im Gasthofe, der in einer kleinen Entfernung von Genf am Ufer des Sees liegt, fuhr ich nach dem Hause hinüber, welches einst Byron bewohnte, und das jetzt ziemlich gerade gegenüber liegt. Der Tag war ruhig, aber düster; der See saß ohne allen Wellenschlag. Am entgegengesetzten Ufer angekommen, stieg man eine etwas rauhe und steile Anhöhe zu einem kleinen Dörfchen hinan, und sobald man um die Ecke herumbiegt, steht man vor den Pforten eines Hauses, an dessen linke Seite sich ein Weinberg erhebt, in dem dawals die vollen Trauben in ihrer schönsten Reife hingen. Innerhalb des Thores stehen drei oder vier Bäume von jeder Seite aufgereiht, die einen freundlichen Eingang in den kleinen Hofraum bilden, zu dem man über ein paar Stufen hinabsteigt. Wo der innere Thür befindet sich ein eob gearbeiteter Brunnen; dieser war jetzt versiegt — das Wasser hatte aufgehört, zu rinnen. An beiden Seiten ist ein kleiner Garten vom Hofe abgewegt, und neben der Thür sind Sitze von rohem Stein. Durch eine kleine Vorhalle gelangt man in einen Raum, der in drei Gemächer abgetheilt ist. Das Hauptzimmer ist quadratisch, den länglich runden Form, mit geschnitzem Holzwerk des täfelt; die Fenster gewähren auf den Sitten die herrlichsten Blicke über Genf, den See und seine gegenüberliegenden Ufer. Sie öffnen sich auf eine steinerne Terrasse. Wie oft mag er auf dieser Terrasse „mit unverwandtem Auge der untergehenden Sonne nachgeblickt" haben! Hier gerade war er in der schönsten Reise seines Genius, in der interessantesten seiner inneren Lebens. Er hatte die Bücher hinter sich, die ihn von seinem Vaterlande trennte, aber die Brücke war noch nicht abgebrochen. Der weichliche Süden hatte ihn noch nicht entnervt. Seine Schweigerei war noch geistig, seine Sinnlichkeit noch gesund; sein Gemüth hatte seine jugendliche Kraft und Frische noch nicht verloren; es war für ihn noch mehr eine Zeit der Hoffnung als des Wirkens, und die Welt träumte noch mehr von dem, was er werden würde, als von dem, was er geworden. Seine Werke, die Pariser Ausgabe lagen auf dem Tisch. Er selbst war überall! Neben diesem Zimmer ist ein kleineres Kabinet, sehr einfach und gewöhnlich möblirt. An der einen Seite, in einem Winkel, steht ein Bett, — an der anderen führt eine Thür in das Putzzimmer. Hier, so sagte man mir, pflegte er gewöhnlich zu schreiben. Und was für Werke! „Manfred," und die köstlichsten Stanzen aus dem dritten Gesange „Childe Harold's" fallen uns sogleich ein. Wir steigen nun die Treppe hinauf und kommen durch einen Gang, an dessen Ende sich ein Fenster befindet, aus dem man eine prächtige Aussicht über den See hat. In dem Gange hängen einige merkwürdige, aber schlechte Portraits, darunter Frau L., Diana von Poitiers und Julius Scaliger. Jetzt tritt man ins Schlafgemach. Es kann nichts Heimlicheres geben, als die Möbel, die man hier sieht. Das Bett steht in einem Winkel, und in einer anderen Ecke ein altes Bureau aus Nußbaumholz, wo man über einigen Fächern noch die Aufschrift erblickt: „Briefe von Lady B—". Sein Phantasieleben verschwindet vor diesen einfachen Worten, und alle Widerwärtigkeiten, alle Täuschungen seines wirklichen häuslichen Lebens treten uns traurig vor die Seele. Wir gedenken der neun gerichtlichen Verfolgungen in Einem Jahre — der Kränkungen, der Ergüsse, der Entfremdung, des Geklatsches und der Lästerungen der Welt und der „grimmerern Hausgeister". Mögen die Menschen moralisiren, so viel sie wollen, aber Mißgeschick erzeugt Fehler und söhnt damit aus."

„Am folgenden Tage drängte es mich, die Empfindungen in mir zu verscheuchen, in die mich der Anblick von Byron's Villa, die ich aus dem Garten meiner Wohnung sehen konnte, unwillkürlich versetzte, und ich trat eine zwar minder interessante Pilgerreise, aber noch einem weit beschwerlichern und dürftlicheren Ziele unvergänglichen Heiligthum. Was Byron für eine kurze Zeit war, das war Voltaire für ein halbes Jahrhundert: eine Macht für sich allein, der Polarstern der Civilisation, der Diktator der geistigen Republik. Er war Einer von den Wenigen, die durch Gedanken eben so viel ausrichteten, wie Andere durch Handlungen. Aber bei nächst den großen Religions-Reformatoren einen höheren Einfluß auf den Gemüther des Menschen und die Geschicke der Nationen ausgeübt? Zwar nicht nach der gewöhnlichen Ansicht, wonach er und seine Kollegen an der Revolution Ursach gewesen seyn sollen; die Ursachen waren da, wenn auch kein Philosoph in der Zeit geleht hätte; aber es konzentrirte sie und brachte die Frucht zur Reife. Ob zu Wohl oder Wehe, muß die Zeit noch lehren; nur so viel können wir sagen, daß das Uebel nicht aus Philosophie, sondern aus Leidenschaft entsprang. Ein Arzt, der das Verbandenseyn einer Krankheit erkennt und beweist, ist darum nicht zu tadeln, wenn nach seinem Tode ein Anderer verkehrte Mittel dagegen anwendet. Ein Unglück jedoch ist es für die menschlichen Dinge, daß Weise zwar die Zukunft eines alten Systems aus Licht bringen, Unkenntnisse aber das neue aufbauen."

„Der Empfangs-Saal ist ein kleines Gemach, die Möbel sind noch dieselben — eben die gestickten eichenen Stühle — eben die rothgeblümten Sammet-Tapeten. Die gänzliche Gleichgültigkeit des großen Schriftstellers gegen das Schöne zeigt sich in den elenden Subjekten an den Wänden, die einem Englischen Dichter Nervenschauer verursacht hätten, wenn sein Blick bei jeder Wendung auf sie gefallen wäre — und ein ungeheurer Ofen, der im Zimmer steht, ein barbarisches Machwerk, eitel bezaubert und mit prächtigem Plunder bezogen, ist den seltsamen Erfindung. Dieses Möbel trägt Voltaire's Büste. In demselben Gemach befindet sich auch das berühmte Gemälde, zu welchem er, wie die Sage geht, den Entwurf gemacht haben soll. Voltaire ist hier dargestellt, wie er dem Apoll seine Heuriade überreicht, während seine Feinde in den Höllen-Abgrund verstürzen und der Neid zu seinen Füßen erstickt. Ein merkwürdiger Beweis von der Beschränktheit des Verdienstes und von seiner Duldung! So gibt es also eine Hölle für die, welche nicht an Voltaire glauben! Man muß aber eine solche Zeichnung nicht im buchstäblichen Sinne nehmen. Voltaire war ein eingebildeter Mensch, aber auch ein vollendetes Weltmann. Gewiß hat er selbst über das ganze Ding eben so gelacht, wie irgend ein Anderer. Gewiß sagte der alte Herr, wenn er es seinen Gästen zeigte, mit dem Finger auf die Dose schnellend und mit einer unbeschreiblich höhnischen Miene einen so ernsten Witz über sich selbst, als ihm je ein grober Witzling nur erfinden konnte. Wie mag sein ganzes Gesicht gelacht haben, wenn er dem Schmeichler einen Feind nach dem anderen zeigte. Wie ausgelassen mag er über ihren Verdammungs-Zustand geschertzt haben! In der That, es war eine jener knabenhaft muthwilligen Karikaturen, die in übertrieben sind, um boshaft zu erscheinen, von der Art, die dis zum letzten Augenblick Voltaire's großer automatischer Lebenskraft eigen war. Er hat mit der herzlichsten Spaß, sie er sich mit sich selbst machte, um seine Feinde hinterher schleppen zu können. Voltaire kannte die Macht des Lächerlichen zu gut, als daß er,

Digitized by Google

wie einfältige Werkzeuge glauben, sich deutlich in Ernste hätte in ein lächerliches Licht setzen sollen. Das Schlafgewand, welches an dem Saal stößt, enthält Friedrichs des Großen, Madame Duchatelets und sein eigenes Portrait. Die beiden letzten erschienen im Stich vor seiner Ausgabe der Beaumarchais'schen Werke. Hier ist auch die Wase, in welcher sein Herz sich befindet, mit der Inschrift: „Wenn Geist ist überall, mein Herz hier." „Wie schwint", sagte mein Begleiter, wehr witzig als gerecht, „daß sein Geist besser war als sein Herz, und ich weiß daher nicht, ob Ferney auf den Vorzug, den er ihm gab, einen besonderen Werth zu legen hat. Le Kain's Portrait hängt über seinem Bette; Voltaire war der Mann, der einen Schauspieler zu würdigen verstand; er selbst war ja der Shakespeare des künstlichen Verstandes. Ein Umstand beweist recht deutlich gegen wen Voltaire's Spott gerichtet war. Ferney, voran ein Freund von Natur's Scenen an einem solchen Ort gedacht haben würde, wäre doch wohl gewesen, die Fenster seiner Lieblings-Zimmer nach den schönsten Gegenden dieser reizenden Landschaft hin ordnen zu lassen. Aber Voltaire's Fenster sind absichtlich alle nach der entgegengesetzten Seite hin gewendet! Man sieht aus ihnen weiter den herrlichen See noch die gewaltigen Alpen, obgleich dies sehr leicht zu bewerkstelligen war, denn man verbirgt sie, wie man in den Garten tritt. Aber der See und die Alpen waren Dinge, welche Voltaire niemals zu schildern oder zu betrachten für nöthig hielt. Auf dem Lande lebend, war er doch echt eigentlich der Dichter der Städte, und selbst seine tiefe Erforschung der Menschen war nur auf künstlich gebildete Charaktere gerichtet — auf der Menschen Geschmack, ihre Irrthümer und ihre Schwächen, nicht auf die Tiefen ihrer Leidenschaften. Wenn es niemals tiefe Gemüths-Bewegungen, niemals rege und glühende Phantasieen gegeben hätte, dann freilich wäre Voltaire der größte Maler der Menschheit gewesen. Wenn man nun das Haus verläßt und ein paar Stufen hinabsteigt, hat man einen engen Weg vor sich, zu dem einige Pappeln führen. Man tritt in einen grünen Laubengang und würde von den dichten Hecken zu beiden Seiten ganz eingeschlossen sein, wenn nicht hin und wieder die Oeffnungen wären, wo die Zweige geschnitten wären, durch die man hier und da einen Blick auf die majestätische Landschaft rings herum gewinnt. Auf diese Art also liebte Voltaire, die Natur zu beschauen, durch kleine Fenster in einer künstlichen Hecke! Und ohne die Hecke wäre die Landschaft so überlich gewesen! Dies war der Morgens Voltaire's Lieblings-Spaziergang, den äußersten Ende die steht man auf, auf welchen ein gerader Gang (und wann wird trotz aller seiner Mängel Frankreich seines Gleichen aufzuweisen haben!) auszuruhen und zu denken pflegte. Ich sehe ihn, wie er da sitzt in seinem kamosinnen Rock mit goldenen Tressen, die Strümpfe hoch über die Knie gezogen, das Kinn auf sein langes Rohr gestützt, das helle buechdringende Auge (mit Unrecht scheidt man ihm manchmal finstere Augen zu) nicht auf den Boden oder in die Höhe, sondern gerade vor sich hin gerichtet. So schildert ihn der alte Wärter, der sich seiner noch erinnern will. Ich sehe ihn, wie er seine letzte Reise nach Paris im Geiste beschloß, die ein literarisches Siegerleben mit dem herrlichsten Triumph krönte, der jemals einem Schriftsteller zu Theil wurde, und die ihm zugleich durch das Gift seines eigenen Körpers den Tod brachte. Niemals wurde ein Weg zum Grabe von so glänzenden Rubmen umkränzt; aber dieselben Fackeln, welche den Triumphzug erhellten, zündeten auch den Scheiterhaufen an. Es war wie die letzte Scene eines melodramatischen Prachtstückes; der Haupt-Effect, der die Zuschauer am meisten verblendete, war auch das Zeichen zum Fallen des Vorhanges!" Der alte Gärtner, der über die hundert hinaus ist, versichert, daß er Voltaire's Person noch ganz deutlich erinnere; ich fragte ihn genau nach Allem und war überrascht, zu hören, daß Voltaire selbst im Alter, trotz seiner gebückten Haltung, bedeutend über Mittelgröße gewesen sey. Der Gärtner sprach aber noch lieber von seiner Kleidung als von seiner Person; Voltaire war sehr stolz auf seine volle Perrücke und gelicte Wesse, noch stolzer auf die vergoldete Kutsche und auf seine vier Pferde. Er liebte den Prunk; nichts in seiner Umgebung war einfach. Und war auch freilich nicht das Zeitalter der schlichten und anspruchslosen Lebensweise!"

Frankreich.

Napoleon's Selbstgeständnisse, namentlich über seine Jugend. *)

Ich bin als Franzose geboren. Korsika war schon vor meiner Geburt mit Frankreich vereinigt. Auch glaube ich für den Ruhm und das Glück desselben genug gethan zu haben, um auf das Recht Französischer Nationalität Anspruch machen zu können. Ich habe im Interesse Frankreichs gehandelt, auch, indem ich vorzog, vom Throne zu fliegen, statt in einen schimpflichen Frieden zu willigen. Ein Anderer würde dies Letztere gethan und zugleich mit seinem persönlichen Vortheil die gemeinsame Schmach auf sich genommen haben. Da ich indeß den Sieg mir unteren erkannte, zog ich mich zurück, mein eine andere Stimme, als der elende Vortheil, in mir sprach; und wenigstens wird mich Niemand anklagen, Frankreich erniedrigt zu haben, indem ich es in meinem eigenen Interesse zentebet hätte. Eine Abdankung ist eine große Handlung, wenn es nicht die Folge des Ueberdruffes oder der Schwäche, sondern das Opfer für die Majestät des Landes und Volkes ist.

*) Auf den Memoires de Napoleon Bonaparte, Paris, 1834, die angeblich nur nach eigenhändigen Mittheilungen Napoleon's verfaßt sind, wie er sie vor dem 15. Bendemiaire, während der Ueberfahrt von Aegypten und später in einzelnen freien Stunden niedergeschrieben und dann in Elba vervollständigt haben soll. Das Manuskript selbst — so wird versichert — gerieth 1815 in die Hände der Bourbonen, aber die Ereignisse von 1830 brachten es wieder an's Licht der Oeffentlichkeit. Der Herausgeber der Memoiren will die darin enthaltenen Mittheilungen nur der Form nach zu einem Ganzen verarbeitet haben; das Wesentliche derselben soll Napoleon selbst angeordnet. — Wir unterrichten's indessen lebendig sehr viele neue und sehr sligrirte Curiosität, denn als einen werthvollen Beitrag zu Napoleon's Charakteristik mit.

Was ich gethan habe, würde ich auch jetzt thun; unter allen Umständen wied mich Frankreich mir gleich finden. Ich besinde mich gegenwärtig im Angesichte der Vergangenheit und der Zukunft, ausgeeicht den Verleumdungen des Hasses und der Zeigheit. Treulose Menschen verdammen mich, Schmeichler lassen mich nur ihre eigene Unwürdigkeit empfinden. Mein politisches Leben beschreiben, heißt ihnen antworten, heißt sie stegreich widerlegen, wie entfernt ich auch bin, alle meine politischen Handlungen und meine Kriegsthaten ins Gedächtnig zurückzurufen. Die Geschichte meiner Kriege ist für sich allein ein besonderes Werk, zu welchen Bearbeitung ich die Mitwirkung der auswärtigen Generale anrufe, welche unter meinen Befehlen gekämpft haben. Gegenwärtig will ich nur sprechen von den Menschen, von den ersten Beamten, den Monarchen einer großen Nation schildern; ich will mich darstellen, wie ich zu verschiedenen Zeiten gewesen; ich will mit Unpartheilichkeit und stronger Freimüthigkeit erzählen, was ich unternommen habe, die unbekannten Ursachen meiner Handlungen offen darlegen und diejenigen vor das Gericht der Geschichte ziehen, die daran Theil genommen oder sie mir gerathen haben. Der Tag der Gerechtigkeit naht; es ist der Tag, zu der Wahrheit, der Ruh, die Gemüthsruhe anführen werden, von meinem Unglück Vortheil zu ziehen. Meine Erklärungen werden lang sein, denn ich habe Vieles zu sagen; wenig Menschen haben in so kurzer Zeit so lange gelebt als ich.

Ich werde Alles sagen; weder der Unbank der Großen, noch der der Privatpersonen soll mich daran hindern; aber nie werde ich mich zu Beleidigungen erniedrigen. Wie ich diesweilen gezwungen, mich zu verstellen, so werde ich soll auch meine Verschwiegenheit bewahren, wo wäre sie es, so würde man mich nicht verstehen. Die Verderbnig der bürgerlichen Gesellschaft ist so groß, daß Viele meine Klagen sonderbar finden und mich ohne Scham fragen werden, ob sie mich etwa hätten sich selbst vorziehen sollen; ich habe so Viele gesehen, die ich als Menschen nicht achten kann, daß, wenn auch die Ausnahmen die Regel nicht aufheben, sie doch noch viel weniger sie die Regel sprechen.

Ich habe Fehler begangen, ich will sie nicht verhehlen vor; diejenigen sind die wahrhaft Strafbaren, die mich nicht davor gewarnt und zur rechten Zeit unterrichtet haben; denn ich vernahm seit meiner Erhebung zur Macht fast nichts als Schmeicheleien, und stets suchte man meinen Wünschen zuvorzukommen. Nie konnte ich unter meinen Umgebungen ein Gesicht reißen, denn Jeder zeigte es in schamloser Entsetzung vor mir zur Erde, wenn schien ich gegen mich verstimmt zu haben, um mich mit der Macht und in der Leidenschaften; ich hatte wenig Freunde, aber ich habe deren gehabt, und es sind nur auch Freunde geblieben; manche waren mir ganz ergeben, und ich habe Enthusiasten gehabt, die für mich kämpfen werden. Ich verdiente die Einen wie die Andreen, denn ich wußte zu lieben.

Ich liebe meine Verwandten, und ich habe es ihnen bewiesen, selbst Fremde, die sich zunächst gegen mich gezeigt haben; ich liebe meine Waffengefährten, die Gefährten meines Ruhms, und sie haben an meiner Größe ihr gutes Theil gehabt. Ich liebe Frankreich; ich glaube, es reich beschenkt zu haben, indem ich ihm Frieden, Gesetze und Lorbeern gab, wie deren alle frühere Jahrhunderte ihm nicht in gleichem Maße gegeben hatten. Ich strebte stets danach, das Gewonnene zu behaupten; ich habe auf Männer, die ohne von den zerstreuten Trümmern etwas zu entlehnen, aus dem Chaos neben sich neue Institutionen nach dem Bedürfnisse der Gegenwart; ich ermuthigte die Künste, ehrte die Wissenschaften, erneuerte die Altäre, unterwarf der Macht meines Willens die stolze, eitle und thörichte Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, welche die bürgerliche Gesellschaft verdorben, die Prinzen abgewendet und die Keime von Republik, seiner ohnmächtigen und tollen Phantäre, erzeugt hatte, die Alle verderben wird, wenige thöricht genug sind, in ihr ein wahrhaftes Gut zu erblicken. Diese Ideen hatten den Glauben an Gott vernichtet; aber die Strenge meines häuslichen Lebens, mein Beispiel, meine Thätigkeit bewirkten Frankreichs Wiedergeburt. Durch mich ward Frankreich monarchisch; denn ich erdrückte das Ungeheuer der Anarchie, das es verschlungen hatte, und es war die Wohlfahrt Aller, die ich damit sesordete.

Die Einflüsse der Staats halte ich nicht vergessen; ich war gleich weit entfernt von strafbarer Verschwendungssucht, wie von schimpflicher Sparsamkeit; meinen Privatschatz erschöpfte ich, ohne mich durch den Gedanken an meine Zukunft zu beunruhigen: was bedarf ich auch des Goldes? und was meine Erdschaft betrifft, so genügt mein Name, um sie reicher zu machen, als die des mächtigsten Potentaten.

Meine politische Laufbahn scheint vollendet zu seyn; ich selbst weiche dem Anfang meiner Zukunft, wie wenigen Menschen zu Theil geworden ist. Ich stehe bereits auf dem Gebiete der Nachwelt, wenngleich ich selbst noch lebe; ich höre die Urtheile der Menschen; die wüthendsten Leidenschaften sind entfesselt, aber mich bedünkt, das der Enthusiasmus und die Dankbarkeit noch lauter sprechen. Jeder Anklage gegen mich setze ich einen Sieg oder eine große politische Handlung entgegen. Die Wahrheit dringt durch, und sie ist ehrenvoll für mich.

Aus seiner Kinderzeit erzählt nun der Held unserer Memoiren Folgendes: „Ich erinnere mich noch, unter den mancherlei Märchen, womit mich meine Wärterin einzuschläfern suchte, daß sie mir einen Mach, da ich durchaus nicht einschlafen konnte und sie nicht in Ruhe ließ, zu mir sagte: „„Napoleon, sey ruhig und still! Du bist das Königreich Korsika geben, wenn Du groß bist."" — „Und Frankreich?" sagte ich. — „„Auch Frankreich dazu."" — „Und die ganze Welt?" — „„Auch diese sollst Du haben; aber nun sey still und verlange nicht mehr, denn sonst mußtest Du Gott den Vater selbst entthronen wollen."" — Ich war von diesem Gespräche so ergriffen, daß, als ich meine Augen schloß, ich noch immer für mich wiederholte: „Ich werde König von Korsika, von Frankreich und von der Welt seyn, so hat mir Saveria (das war der Name der Wärterin) versprochen;" aber ich will

Nichts mehr verlangen, denn sonst müßte ich Gott den Vater selbst entthronen wollen." — Damit steht Folgendes in Verbindung, was dort ebenfalls erzählt wird. „Ich war außerordentlich wißbegierig; ich wollte die Ursachen der Naturwunder, die mich umgaben, und den Zustand des Landes kennen lernen. Meine Fragen setzten meinen Großonkel Lucian oft in Erstaunen, der sich übrigens darin geflel, in mir ein künftiges Licht der Kirche zu sehen. „„Er wird's!"", sagte er, „„Arcidiakonus werden, dieser kleine Napoleon; vielleicht auch Bischof und Kardinal."" Und dann, sich unterbrechend, fragte er mich: „„Willst Du Papst werden?"" — „„Nein, aber König von Korsika und Frankreich."" — „„Nun!"" antwortete dann Lucian mit Lächeln, „„das ist immer etwas.""

Von seinem Aufenthalte in der Militair-Schule zu Brienne erzählt der Verf. der Memoiren: „Eines Tages gab man mir den Plutarch von Amyot; ich verschlang ihn, und seitdem war er meine tägliche Lektüre. Ihr schöpfte darauf das mächtige Verlangen, daß auch mein Leben einst beschrieben werden möchte. Daraus entwickelten sich meine ersten thatgeistigen Gedanken; ich begriff zu gleicher Zeit, daß es, um sie zu verwirklichen, vor Allem der angestrengtesten Thätigkeit bedürfe; daß das Glück nur selten die Menschen aufsucht, daß es vielmehr nur diesen obliege, nach ihm zu laufen; endlich, daß es, um für das Glück, wenn man es erreicht hat, die Verzeihung der Menschen zu erlangen, großer Tugenden bedürfe."

„Was sich mir damals weniger bestimmt zeigte, kann ich freilich heutzutage besser schildern; aber ich weiß deutlich, daß die Geschichte der großen Feldherren des Alterthums mich mit dem Gefühle der Nacheiferung erfüllte. Alexander, Hannibal und Cäsar waren meine Lieblinge. Namentlich der Zweite schien mir um so mehr Bewunderung zu verdienen, als er sein eigener Schöpfer war, als er sich selbst seine Stillkunst gebildet und seinem Vaterlande, sogar wider dessen Willen und ohne es jemals zu verrathen, unschätzbare Dienste geleistet. Aus gleichem Antreffe folgte ich ihm in sein Unglück, als ich ihn auf seinen Siegen begleitete; weit entfernt, zu denken, daß auch ich, nachdem ich einst Europa würde in Erstaunen gesetzt und beherrscht haben, von einem Blutstrahle getroffen dahinsinken würde, den ich hätte vorhersehen sollen. Aber ich habe es nicht gethan, weil ich auf Frankreich zählte und es von der Rastwindigkeit überzeugt glaubte, sich um mich zu vereinen. Ich hab mein Vertrauen getäuscht; möge es diese Täuschung nie zu bereuen haben!"

„Hannibal war denn also mein besonders bevorzugter Günstling; Alexander unterbrieb mich durch seine abenteuerlichen Züge, und in Cäsar studirte ich die vereinten großen Eigenschaften eines geschickten Feldherrn und eines klugen Staatsmannes."

Im Jahre 1785 wurde Napoleon Second-Lieutenant im Artillerie-Regiment La Fère und ging mit demselben nach Valence in Garnison. Hier lernte er unter Anderem eine Familie du Colombier kennen; erfüllte ihn die Frau du Colombier mit Achtung für ihren Geist und Charakter, so zog ihn die Tochter auf andere Art nicht wenig an. „Wie glücklich", sagt er, „hätte ich mich damals gepriesen, wenn ich sie zur Frau erhalten hätte. Ich liebte sie, wie ich später Frankreich und den Ruhm liebte; aber was ich damals, um mich mit einer reichen Fränkirn erhalten zu können? Nichts, als ein armer Subaltern-Offizier! Sie selbst war in jeder Hinsicht reizend; sie besaß Anmuth, Bildung, Geist, Sittenreinheit, Kraft des Urtheils, alles Alles, was einem jungen Unter-Lieutenant den Kopf verdrehen konnte. Dabei war in dem Gefühle, welches sie mir einflößte, etwas Schüchternheit und Respektigkeit, wie ich es nachher bei keiner Frau wieder empfunden habe."

„Da Herz und Geist mir stöhnt, als ich im J. 1793 da ich von der Italiänischen Armee zurückkehrte, zum ersten Male wieder nach Valence kam. Wie oft hatte ich während meiner ersten Feldzüge an Fräulein du Colombier gedacht! wie flotz war ich, mit den Generals-Epauletten vor ihr nach so wenigen Jahren erscheinen zu können! Aber ich fand sie verheirathet. Da sie mir Nichts versprechen hatte, so durfte ich mich auch nicht beklagen. Ich habe nie aufgehört, mich für sie zu interessiren; nach der Wiederkehr des Kaiserreichs erkundigte ich sie, nur der Ersten, zur Palast-Dame der Kaiserin. Mit großem Vergnügen sah ich sie wieder; aber es war einer der peinlichsten Momente meines Lebens, als ich, auf dem Throne sitzend, den sie mit mir hätte theilen können, zu meinen Füßen ihren Eid der Treue entgegennahm. Sie war eine gute, wackere Frau und noch recht hübsch; allein nie machte ich den geringsten Versuch, ihr zu gefallen; denn ich hatte einen Theil der Achtung für sie beibehalten, die sie mir früher eingeflößt hatte, und sie Nichts in der Welt wollte ich aufdrehen, eine Frau zu achten, deren Herz ich noch jetzt glaube einmal gerührt zu haben."

Nachdem bereits die Auswanderungen begonnen hatten und der Graf Artois mit dem Prinzen Condé in Turin einen Einfall in das südöstliche Frankreich vorbereiteten, wurden die Offiziere des Regiments, bei dem Napoleon stand, und welches in Auxonne in Garnison lag, um ihre Meinung befragt: ob sie, auf den Fall, daß die Prinzen in Frankreich einrängen, sich für sie erklären würden. Jeder Offizier gab seine Erklärung hierauf nach seiner Art. „Die meinige", sagt Napoleon in diesen Memoiren, „war ganz offen die: die Prinzen mögen sich hüten, daß sie nicht in meine Hände fallen; wenn sie in Gefolge der Fremden den Bürgerkrieg nach Frankreich bringen, und jener Fall tritt ein, so lasse ich sie auf dem ersten besten Felde erschießen. Und das würde ich auch gethan haben", fügt er hinzu, „wie ich glaube, daß Niemand, der mich kennt, daran zweifeln wird. Stets habe ich das Unglück geachtet; aber niemals habe ich die Untreue gegen das Vaterland gutdrissen wollen. Jeder Franzose, der wider Frankreich kämpft, ist ein Verräther und verdient den Tod."

Mirabeau, den Napoleon in der National-Versammlung hörte, nennt er einen großen Mann von schlechter Lebensart, einen politischen Abenteurer, der zuerst den Höflingen die Macht der Rede zeigte, denen fruchtbaren Herd, vor den sich die Großen zu hüten haben, weil, selbst wenn sie die Vernunft auf ihrer Seite haben, die Menge dennoch immer diejenigen, die ihren Leidenschaften schmeicheln, denen vorziehen wird, welche sie niederdrücken. „Es schmerzt mich, in Bezug auf ihn, daß ich gezwungen bin, einen Mann zu bewundern, den ich nicht achten kann."

Seltsam ist folgende Bemerkung: „Die Menschen von besonderer Körpergröße ermangeln oft der moralischen Eigenschaften; man gängelt sie im Allgemeinen wie Kinder; die Ausnahmen hiervon sind selten, aber ich selbst habe keine auffallendere gekannt, als die, welche Kleber machte."

„Am Tage des 20. Juni 1792", heißt es an einer anderen Stelle, „war ich auf der Wasserterrasse in der Nähe des Königlichen Schlosses, um der vorbereiteten Katastrophe auf daselbe und auf den König nahe zu seyn. — Ein Volkshaufen tig mich mit fort; ich stieg in das Schloß, um mich nicht verdächtig zu machen. Ich war in dem Saale mit dem Könige, als ihm ein Mensch eine rothe Mütze anbot; der König nahm sie und — verunreinigte damit sein Haupt, indem er sie sich aufsetzte. Ich würde mich dagegen in dem gleichen Falle mit der Krone geschmückt haben, und gewiß! sie wäre nicht entwürdigt worden."

„Die Königin hätte die Katastrophe des 10. Aug. 1792 voraussehen sollen", sagt Napoleon von diesem Tage, an dem er ebenfalls auf Urlaub in Paris war; „aber sie hatte Nichts dagegen gethan. Als nun der Augenblick der Entscheidung gekommen war, zeigte sich die große Feste der Maria Theresia in ihr; sie ergriff eine Pistole, gab sie dem Könige, mit der Aufforderung, sich derselben zu bedienen, den Degen zu ziehen, sich zu vertheidigen. Man hat mir versichert, daß der König ihr geantwortet habe: „Sie werden uns verderben, Madame, nicht hier ist der Ort, wo ich zu handeln habe; es wird ein Tag kommen . . ." Aber dieser Tag kam niemals. — Ich war an diesem Tage bis in den Saal der Reitbahn gedrungen; ich war Zeuge der unwürdigen Art, wie man den König behandelte: ich war begierig, dem Ende einer Monarchie beizuwohnen, die zerfiele oder in Ruinen, was das Schicksal mir vorbehielt; ich begriff, als nun der König die National-Versammlung verließ, daß es mit der Monarchie in Frankreich zu Ende sey, und daß der Thron nur dem fehlen würde, der sich seiner bemächtigte. Es kam mir nicht in den Sinn, daß ich ihn eines Tages einnehmen könnte; aber ich freute mich, da Ludwig XVI. ihn nun einmal verlieren sollte, daß er nun für denjenigen offen seyn sollte, der sich seiner am würdigsten machen würde. Nur kurz war Zeit vergönnt, und ich bereitete mich vor, mich eines Tages darauf zu setzen. Von dem Augenblicke an, da ich zum Kommando der Italiänischen Armee berufen wurde, sah ich ein, daß nur die Zeit mich zwischen mir und dem Throne sey."

Bibliographie.

Du Mont Saint-Michel au péril de la mer, dans son état actuel, physique et social. — Von Victor de Mauthuy. 8 Fr.

Nouveau Tableau de Paris au XIXe siècle. T. V et VI (et dernier). — 15 Fr.

Les Six d'Orléans. Essai historique sur la branche cadette de la maison de Bourbon. — 4 Fr.

Recueil d'expériences sur les mortiers de construction, suivi d'observations sur la manière d'opérer dans les recherches de ce genre. Par H. A. Soleirot, capitaine du génie. — 7½ Fr.

Répertoire universel du commerce et de la navigation. — Von Masseau. Th. III. 14 Fr.

Cours de chimie élémentaire. — Von A. Bourchardat. Zweite Abthg. Organische Chemie. 9 Fr.

Süd-Amerika.

Der Diktator Francia.

Zweiter Artikel.*)

Das Schiff, auf welchem ich in Gesangenschaft gerathen war, hieß die „Zagleste." Gleich nach meiner Befreiung ließ ich daffelbe von Asuncion abfegeln und nach der Hauptstadt von Paraguay, dem unfreundlichen Bestimmungsorte unserer Reise, zusteuern. In dem Reispacket, das wir zu Buenos-Ayres an Bord genommen, hatte sich unter vielen anderen Kaufmannsschen und Privatschreiben eins von Don Nicolas Herrera, dem damaligen Staats-Secretair von Buenos-Ayres, an den Dr. Francia befunden. Dieser Herrera war ein Jahr vorher als Gesandter von Buenos-Ayres in Paraguay gewesen, um zwischen beiden Republiken einen Handels-Traktat abzuschließen, der aber nicht zu Stande gekommen ist.

Während des Aufenthalts dieses Diplomaten zu Assuncion hatte ich oft Gelegenheit, ihn in meiner Behausung zu sehen. Denn alle Eingeborenen, sie wie diejenigen, die mit dem Dr. Francia nur in irgend einer Verbindung standen, hatte jede Art von Zusammenkunft mit dem Fremden auf's Aengstlichste vermieden, so daß dieser fast von aller Gesellschaft ausgeschlossen war. Nur mir, als einem Ausländer, hatte der Dr. Francia die Erlaubniß, so oft es mir beliebte, mit Herrera zusammen zu kommen, mit den Worten ertheilt: „Ich bin überzeugt, daß Sie sich in die Politik unseres Landes nicht einmischen, und da es zu beklagen wäre, daß ein Mann von solcher Verschlagenheit, wie Herrera,

*) Als Fortsetzung des ersten Artikels in Nr. 54 des „Magazin."

Digitized by Google

gemüthigt seyn sollte, den ganzen Tag über zu schweigen, indem er Niemanden hätte, mit dem er reden könnte, so mag es Ihnen vergönnt seyn, sich in der Gesellschaft jenes „elenden Charlatans“ nach Ihrem Belieben zu amüsiren.“

Der Diktator hatte mir nur vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem er mir zutraute, daß ich mich in seine Politik nicht einmischen würde. Ich war zu sehr für mein eigenes Leben und mein im Lande befindliches Vermögen besorgt, um mich irgendwie in politische Händel einzulassen. Und so viel ich auch immer über seine wrannischen Maßregeln und die deutlichen Zeichen des hereinbrechenden Sturmes selber nachgedacht, so enthielt ich mich doch auf's gewissenhafteste jedes Einschreitens in die politische Atmosphäre des Landes, über die hier überall der Horizont sich zusammenzog und ein nahes Ungewitter zu verkünden schien. Was aber Herrera betraf, so gestand ihm von Seiten des Diktators keinerlei Recht, um mich irgendwie in politische Händel einzulassen. Und so viel ich auch immer über seine wrannischen Maßregeln und die deutlichen Zeichen des here

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 63. Berlin, Mittwoch den 27. Mai 1835.

Nord-Amerika.

Abbotsford and Newstead-Abbey. (Abbotsford und Newstead-Abtei.) Als zweiter Band des unter dem gemeinsamen Titel Miscellanies erschienenen Wanderbuches.*) Von Washington Irving. New-York und London, 1835.

Ein anziehender Stoff erhält neuen Reiz für das Publikum, wenn die Feder eines beliebten Schriftstellers ihn bearbeitet; und so darf man gewiß nur Scott und Byron als den Gegenstand und Washington Irving als den Verfasser des vorliegenden Buchs nennen, um dasselbe jedem Leser zu empfehlen.

Es enthält die Erinnerungen an einen Besuch, den der Verfasser vor fast zwanzig Jahren, nämlich 1816, dem großen Autokfanten in Abbotsford abstattete, als dieser noch in bescheidener Zurückgezogenheit lebte und sich noch nicht das Herrenhaus erbaut hatte, welches er später bewohnte; so wie die Erinnerungen an einen neuern Aufenthalt zu Newstead, als diese Abtei nicht mehr ihrem edlen Erbauer gehörte, sondern bereits in den Besitz des Oberst Wildman übergegangen war.

Die Schilderung Walter Scott's in seinem häuslichen Kreise ist voller Anmuth und Schönheit. Washington Irving wurde auf's herzlichste von ihm empfangen und blieb mehrere Tage dort. Hören wir ihn selbst:

„Scott sprach viel von den Plänen, die er mit Abbotsford vorhatte. Es wäre ein Glück für ihn gewesen, hätte er sich mit seiner köstlichen, von Wein unwankten Hütte begnügen können, und mit der einfachen, aber freuden und gastfreundlichen Lebensweise, in der ich ihn zur Zeit meines Besuches fand. Das ungeheure Gebäude zu Abbotsford und der gewaltige Aufwand an Dienerschaft, Gefolge, Gästen und adelichem Prunk, zu dem es ihn nöthigte, jehrte seinen Geldbeutel aus, machte ihm Sorge und Mühe und wälzte eine Last auf seinen Geist, die ihn zuletzt zermalmte. Damals jedoch lag noch Alles in weiter Ferne, in matten Umrissen angedeutet, und Scott fand Vergnügen daran, sich seinen künftigen Wohnort gleich einem der Phantasie-Gebilde seiner Romane auszumalen. Es sey eines von seinen Lustschlößern, pflegte er zu sagen, das er in festen Stein und Mörtel verwandle. Um den Platz, erzählte er, lagen mancherlei Bruchstücke von den Trümmern der Melrose-Abtei, und diese wollte er seiner Wohnung einverleiben. Er hatte bereits aus solchen Materialien eine Art von Gothischer Blende über eine Quelle gebaut und einen kleinen steinernen Becher darauf gestellt."

„Ich muß hier eines sonderbaren Umstandes erwähnen, der mir damals noch nicht bekannt war; Scott war nämlich mit seinen eigenen Schriften äußerst zurückhaltend gegen seine Kinder, und es war ihm sogar unangenehm, wenn sie seine romantischen Dichtungen lasen. Ich erfuhr dies einige Zeit nachher aus einer Stelle in einem seiner Briefe an mich, wo er eines Geschenkes gedachte, das ich bei meiner Rückkehr nach England einer der jungen Damen mit der Amerikanischen Miniatur-Ausgabe seiner Gedichte gemacht hatte. „„In meiner Eile"", schreibt er, „„habe ich vergessen, Ihnen in Sophiens Namen für die freundliche Aufmerksamkeit zu danken, die Sie ihr mit dem Amerikanischen Bändchen erwiesen haben. Ich weiß nicht recht, ob ich auch meinen Dank hinzufügen darf; denn Sie haben sie mit mehr Theobeiten ihres Papa's bekannt gemacht, als sie somst erfahren hätte, weil ich stets eifrig besorgt war, ihnen in ihren frühen Jugendjahren nie etwas von diesen Dingen zu Gesicht kommen zu lassen.""

„Am einem schaurigen Tage war Scott von seinem treuen Diener begleitet, der seinen Mantel trug. Dieser Mensch, der George hieß, wie ich glaube, verdient besondere Erwähnung. Sophie Scott pflegte ihn ihres Vaters Großwesir zu nennen, und eines Abends, als sie am Arm ihres Vaters hing, schilderte sie höchst launig die Verabredungen, die er und George gewöhnlich über Landwirthschafts-Angelegenheiten zusammen hielten. George war sehr jahr in seinen Ansichten, und er und Scott hetten manchmal vor der Thür des Hauses über irgend etwas, das auf dem Gute zu verrichten war, lange Debatten mit einander, bis der Letztere am Ende ganz ermüdet seine Behauptungen fahren ließ und mit dem Ausruf „„Gut, gut, George, so mach, was Du willst"", das Feld räumte. Nach einer Weile aber pflegte dann George sich an der Thür des Sprechzimmers blicken zu lassen und zu sagen: „„Ich habe mir die Sache überlegt und denke, ich werde im Ganzen doch Ew. Edlen Rath befolgen."" Scott lachte herzlich über diese Erzählung. Es sey mit ihm und George, wie mit einem alten Laird und einem Lieblingsdiener, dem er so lange nachgegeben hatte, bis es gar nicht mehr zum Ertragen war. „„Das geht nicht"", schrie der alte Herr in einem Anfall von Zorn, „„wir können nicht länger zusammen leben, wir müssen uns trennen."" — „„Na, wo Teufel, wollen Ew. Edlen denn hin?"" antwortete der Andere."

„Scott's Unterhaltung war offen, herzlich, pittoresk und dramatisch. Ein kräftiger, fluger und gesunder Sinn strahlte stets hindurch, wie in allen seinen Schriften, wurde aber fortwährend von gefühlvollen, phantasiereichen und humoristischen Zügen belebt und verschönert. Ich habe dem regiebigen Fluß seiner Gedanken, die sich so oft in sein Gespräch mischten, bei weitem nicht die gehörende Gerechtigkeit angethan, denn von so ferner Zeit ist mir wenig im Gedächtniß geblieben, außer treffenden Einfällen und kleinen wunderlichen, aber charakteristischen Anekdoten. Er schien auch in der That während der ganzen Zeit meines Besuches in einer äußerst munteren Laune, und seine Bemerkungen und Geschichten neigten sich mehr zum Komischen als zum Ernsten hin. Man sagte mir jedoch, so pflege er im gesellschaftlichen Umgang gewöhnlich gestimmt zu seyn. Er liebte einen Spaß oder lustigen Schrez und konnte recht von Herzen lachen. Niemals sprach Scott, um sich zu zeigen und zu glänzen, sondern immer aus innerem Drange seines Geistes, aus reichem Gedächtniß und aus lebhafter Phantasie. Er hatte eine angeborene Gabe zum Erzählen, und seine Erzählungen und Schilderungen waren ohne Prunk, aber außerordentlich malerisch. Er wußte Einem die ganze Szene wie ein Gemälde vor Augen zu führen, er gab den Dialog in der ihm angemessenen Mundart und mit allen eigenthümlichkeiten von Ton und Geberde — und in Charakter seiner Personen mit dem Geist und Glück, wie in seinen Schriften. Auch erinnerten mich seine Unterhaltungen bestädig an seine Romane, und es war mir, als hätte er in der Zeit meines Aufenthalts bei ihm so viel geschrochen, um ganze Bände damit zu füllen, die gewiß nicht köstlicher hätten gefüllt werden können. Er war aber ein eben so guter Zuhörer als Erzähler, würdigte Alles, was Andere sagten, so wichtig auch ihr Rang und ihre Unfähigkeit seyn mochten, und folgte mit lebhafter Aufmerksamkeit jedem Punkt ihres Gespräche. Er zeigte nie die geringste Anmaßung, sondern war vollkommen bescheiden und anspruchslos, indem er mit ganzer Seele auf jede Sache, auf jedes Vergnügen, oder, ich hätte fast gesagt, auf jede Thorheit einging, wie sie sich Stunde und die Gesellschaft gab. Niemandes Beschäftigungen, Niemandes Gedanken und Meinungen, Niemandes Geschmack und Neigungen schienen ihm zu gering. Er machte sich so ganz zum Gesellen derer, mit denen er gerade zusammen war, daß sie eine Zeit lang seine gewaltige Ueberlegenheit vergaßen und erst, wenn Alles vorüber war, sich erinnerten und wunderten, daß es Scott gewesen, mit dem sie auf so vertraulichem Fuß gestanden, und in dessen Gesellschaft sie sich so völlig hatten gehen lassen. Es war eine Freude, den wohlwollenden Ton zu hören, in welchem er von allen seinen literarischen Zeitgenossen sprach, wie er die Schönheiten in ihren Werken hervorhob und ihre Verdienste nachwies, und wie er dabei auch denjenigen Richtung bezeigte, mit denen man ihm wohl in Literatur und Politik in Streit glauben konnte. Jeffrey hatte, so hieß es, in einer seiner Recensionen an seinem Geister gespott, und doch sprach Scott von ihm, sowohl als Autor wie als Mensch, mit großem und warmem Lobe. Sein Humor war in seiner Unterhaltung, wie in allen seinen Werken, immer genial und frei von allem Stechenden. Er hatte ein feines Gefühl für Fehler und Schwächen, aber er betrachtete die arme menschliche Natur mit nachsichtigem Auge, des Guten und Schönen sich erfreuend, das Mangelhafte duldend und das Schlechte bedauernd. Diese wohlwollende Gesinnung ist es, welche Scott's Humor so allen seinen Werken einen solchen Anstrich von Gutmüthigkeit giebt. Er spielte mit den Schwächen und Jrrthümern seiner Menschen und stellte sie von tausend wunderlichen und charakteristischen Seiten dar; aber seine natürliche Güte und Menschenfreundlichkeit milderte die Schärfe seines Witzes und ließ ihn nie zum Satiriker werden. Ich erinnere mich, nie einen solchen feinen Zug im Gespräch mit ihm bemerkt zu haben, eben so wenig wie in seinen Werken. Ich habe hier einen flüchtigen Umriß von Scott's Charakter gegeben, wie ich ihn im Privatleben, nicht nur während meines hier erzählten Besuchs, sondern auch bei wiederholtem Zusammentreffen mit ihm in spätern Jahren gesehen. Ueber seinen Charakter und seine Verdienste in der Welt kann Jedermann urtheilen. Seine Werke hatten sich ein Vierteljahrhundert hindurch mit den Gedanken und Geschäftsjungen der civilisirten Welt verschmolzen und haben einen Lesercheis den Einfluß über das Zeitalter ausgeübt, in welchem er lebte. Wann

*) S. Nr. 36 des Magazins von d. J. Eine vollständige Uebersetzung auch dieses zweiten Bandes erscheint in der Buchhandlung der Herren Weil u. Comp. in Berlin.

Digitized by Google

aber bat je ein Mensch einen heilsameren und wohlthätigeren Einfluß ausgeübt? Wer findet nicht, wenn er auf einen großen Theil seines Lebens zurückblickt, Scott's Genius als den Schöpfer seiner Freuden, der ihm manche Sorge verscheuchte, manchen einsamen Kummer linderte. Wer bewahrt nicht noch immer seine Werke als einen Schatz des reinsten Vergnügens auf, als eine Rüst-Kammer, zu welcher er in der Zeit der Noth seine Zuflucht nehmen und dort Waffen finden kann, um die Leiden und Beschwerden des Lebens niederzukämpfen. Ich wenigstens habe in Zeiten der Entmuthigung, wenn Alles rings um mich freudenlos war, die Aufmunterung eines neuen Werkes aus seiner Feder stets als einen reichen Schatz wahren und sichren Vergnügens mit Begierde und Dank geschmacket, wo ein Wanderer in der Wüste nach einer erfrischenden Quelle, in welcher er Trost und Erquickung zu finden überzeugt ist. Wenn ich bedenke, wie viele der besseren Stunden meines vergangenen Lebens ich ihm zu verdanken habe, und wie mir noch jetzt oftmals seine Werke alle Lust der Welt entbehrlich machen, so sage ich das Gestirn, welches mein Loos in seine Lage geworfen, auf daß ich von der Ergüssen seines Genius erfreut und erheitert würde. Ich hatte es für eine der wenigen unzweifelhaften Freuden, welche literarischer Ruhmbegierde verschafft hat, daß sie mich zu gastlichem Verkehr mit einem solchen Manne erhob; und als Tribut meiner Dankbarkeit für seine Freundschaft und meiner Verehrung für sein Andenken setze ich diesen einfachen Stein auf seinen Grabhügel, auf dem gewiß bald ein von schwigteren Händen errichtetes Denkmal in die Wolken emporsteigen wird."

Irving's eigene Empfindungen, als er zum erstenmal die idyllischen Landschaften der Schottischen Grenzgebiete, sind in einem Brief geschildert, der seines Geistes und Gemüthes würdig ist.

„Wir streiften in all den Gegenden umher", sagt er, „die schon lange vorher, ehe Scott den reichen Mantel seiner Poesie über sie ausbreitete, in Schottischen Gesangen gefeiert worden und durch die dulcische Muse klassische Berühmtheit erlangten. Welch ein wonniges Entzücken empfand ich, als mein Auge zum erstenmal bei einem Spaziergang bekannten Scenen der Grenzballaden sah; wie fuhr über die grauen Hügel am Tweed hervorragen, und welche sanfte Rührung ergriffe meine Brust, welche Erinnerungen wurden in meinem Innern erweckt, beim Anblick des Ettrick-Thals, des Gala-Flüßchens und der Yarrow-Bäche! Jede neue Wendung rief irgend ein altes Lied, irgend einen fast vergessenen Runnen-Gesang, der mich in meiner Kindheit in Schlaf gewiegt hatte, wieder in mein Gedächtniß zurück, und mit ihnen zugleich die Züge und Stimmen derer, von welchen ich sie gehört hatte, und die nun nicht mehr waren. Schottland ist recht eigentlich ein Land des Gesanges, und gerade diese Melodieen, die uns in den Tagen unserer Kindheit ins Ohr klangen, und an die sich das Andenken geliebter abgeschiedener Personen knüpft, verleihen den Schottischen Landschaften einen so süßen Zauber."

Mit Scott sang einige Jakobitische Lieder, und der Verfasser sagt von ihnen:

„Diese Gesänge liebte Scott ungemein, trotz seiner Loyalität, denn der unglückliche Ebenalter war stets der Held seiner Dichtungen, so wie er von manchen anderen ehrenvollen Anhängern des Hauses Hanover jetzt, wo die Stuartsche Linie alle ihre Schrecken verloren hat, bewundert und geliebt worden ist. Scott erwähnte, als er von diesen Gegenstände sprach, eines merkwürdigen Umstandes, nämlich, daß er unter den ihm von der Regierung zur Ansicht mitgetheilten Schriften des Ebenalters eine aus dem Jahre 1778 datirte, an Karl gerichtete Denkschrift gefunden, worin einige seiner Anhänger in Amerika ihm den Vorschlag machen, seine Fahne in den inneren Niederlassungen aufzupflanzen. Ich bedauere, daß ich mich damals bei Scott nicht näher danach erkundigte; das Original-Dokument befindet sich aber wahrscheinlich noch unter den Papieren des Präsidenten, die im Besitze der Englischen Regierung sind."

Scott's Urtheil über den Dichter Campbell ist so bemerkenswerth, daß es hier mitgetheilt zu werden verdient:

„Das Gespräch wandte sich hier auf Campbell's Gedicht „Gertrud von Wyoming", als ein Beispiel von dem poetischen Stoffe, den die Amerikanische Natur darbiete. Scott sprach darüber auf die freisinnige Art, in der ich ihn stets über die Schriften seiner Zeitgenossen sich äußern hörte. Er zitirte mehrere Stellen daraus mit großem Vergnügen. „Wie schade ist es", sagte er, „daß Campbell nicht mehr sich über schreibt und seinem Genius nicht wollen Lauf läßt. Seine Schwingen würden ihn bis an den Himmel tragen; hin und wieder entfaltet er sie einmal ganz, giebt sie aber bald wieder ein und kauert sich wieder auf seiner Stange zusammen, als ob er den Flug scheute. Er kennt seine eigene Stärke nicht, oder will ihr nicht trauen. Selbst wenn er etwas gut gemacht, hat er noch Bedenklichkeiten. So ließ er mehrere schöne Stellen aus seinem „Lechial" weg, die ich ihn dazu brachte, sie wieder einzuschalten." Hier zitirte Scott verschiedene dieser Stellen mit wunderbarem Gedächtniß. „Wie groß ist der Gedanke", sagte er, „über die prophetischen Schreiten über Schatten schon voraus."

Es ist ein edler Gedanke und edel ausgedrückt. Dann auch jenes herrliche kleine Gedicht „Hohenlinden", von dem er nicht mehr viel zu halten schien, als er es geschrieben hatte, indem er einiges darin als „verteufelte Trommel- und Trompeten-Verse" bezeichnete. Ich wenigstens, es mag vorgutragen, und ich glaubte, den Beifall, den ich ihm dafür bezeige, treu dazu bei, daß er es drucken ließ. Kurzum, Campbell ist, möchte man sagen, sein eigener Poppaus. Der glänzende Erfolg seiner ersten Leistungen hat allen seinen spätteren Arbeiten Schaden gethan. Er fürchtet sich vor dem Schatten, der seinem eigenen Ruhme voran schreitet."

Eine merkwürdige Sonderbarkeit ist noch anzuführen, da sie zwischen beiden, in jeder Hinsicht so unähnlichen Dichtern, Scott und Byron, einen seltsamen Berührungspunkt bildet. Die Schilderung derselben kann als der letzte Aufzug aus der ersten Abtheilung des vorliegenden Buches zur Anknüpfung an die zweite dienen.

„Ehe ich mich von den Trümmern der Abtei entferne", sagt der Verfasser, „will ich noch eines Gegenstandes erwähnen, der einen Beweis von Scott's Humor liefert. Dieser Gegenstand ist ein Menschen-Schädel, der wahrscheinlich vor Zeiten einem jener lustigen Mönche angehörte, denen die Gränzbewohner in der alten Ballade so ehrenvoll gedachten:

Die Mönche von Melrose bereiteten wohl
Recht vortrefflich ihren Fasten-Kohl;
Sie brauchten nimmer Salz zu dem Kraut,
Ihre Nachbarn sorgten schon dafür.

Scott hatte diesen Schädel reinigen und polieren lassen und ihn, seinem Brauch gemäß, auf einen Schrank gestellt, von wo er mit gar grausig entzogen grinsete. Den abergläubischen Hausmägden jagte er nicht wenig Schrecken und Entsetzen ein, und Scott machte sich oft einen Spaß mit ihrer Furcht. Zuweilen, wenn es eine Kleider wechselte, ließ er sein Gesicht mit einer Turban um den Schädel gewickelt hinaus, und seines der Mädchen sagte, es fortzunehmen. Sie kannten sich nicht genug darüber wundern und den Kopf zerbrechen, wie der Herr ein so gräuliches Vergnügen an einem alten grinsenden Schädel finden könne."

Hieran erübt sich nun sehr passend folgende Geschichte, die dem Verfasser zu Newstead von einer alter Dienerin, Nanny Smith, erzählt worden ist.

„Einstmals, sagte sie, kam Lord Byron auf den Gedanken, es müsse in der Abtei in alten Zeiten von den Mönchen eine Masse Geldes vergraben worden seyn, und er hatte nicht eher Ruhe, als bis das Pflaster in den Kreuzgängen aufgerissen war. Nun gruben sie und gruben, fanden aber nichts als steinerne Särge voller Gebeine. Einige von den Schädeln wurden gereinigt und in seinem Zimmer aufgestellt. Wenn ich nun zum Fenster hinaus sah, sagte sie, so konnte ich Byron zusammensehen und einen Blick auf die Schädel warf, schienen sie mich alle anzugrinsen, was zwar Schädel wohl immer thun, doch muß ich sagen, daß ich zu bedauern sah, wenn ich das Zimmer hinter mir hatte."

Obgleich der Mann nicht mehr da war, dessen Geist einst in Newstead gebenrscht hatte, so gewahrt Irving doch einige frohe Stunden bei dem gastfreundlichen, neuen Eigenthümer der Abtei, der so viel als möglich darin weilen, was an Byron erinnern konnte. Der Arbeitsplatz der obengenannten Nanny Smith gehören zu den interessantesten. Sie erzählte von ihrem vorigen Herrn unter Anderem:

„Er pflegte sich auf verschiedene Weise in Schweiß zu bringen; manchmal lag er lange Zeit in einem warmen Bade, manchmal stieg er in Ueberröcke gehüllt und gepackt im Bett die Hügel hinan, eine schwere Sache für den armen jungen Herrn, stigte Nanny hinzu, da er doch so lahm war. Er aß wenig und unregelmäßig, und trieb Gerechte, vor denen Nanny großen Abscheu zu haben schien, besonders Pilaw, Macaroni und leichte Puddings. Sie widersprach dem Gerücht von den ausschweifenden Leben, welches er in der Abtei geführt, und von den Liebschaften, die er von London dorthin mitgebracht haben sollte. Einen großen Theil seiner Zeit, sagte sie, pflegte er auf dem Sopha liegend und lesend zuzubringen. Manchmal hatte er junge Herren von seiner Bekanntschaft bei sich, und sie führten dann wohl manchen tollen Streich aus, doch nichts, was junge Leute nicht ohne Harm thun dürften. Einmal freilich, fügte sie hinzu, war ein schöner Knabe als Page bei ihm, in welchem die Hausmädchen durchaus ein Weib sehen wollten; ich sie mein Theil weiß nichts davon. Der Arme! Er war so lahm, er konnte nicht viel mit Männern ausgehen, und das einzige Vergnügen, das ihm blieb, war, ein wenig mit Mädchen zu scherzen. Seine Dienerinnen aber waren sehr eifersüchtig, eine von ihnen besonders nahm die Sache sehr übel. Sie hieß Lucy, war ein großer Liebling von Lord Byron, hatte sich vieler Aufmerksamkeiten von ihm zu erfreuen und sing nun an, sich hoher Dinge in den Kopf zu setzen. Sie ließ sich von einem Schneidenden weismachen, dem sie dafür heimige Pfennige gab. Er sagte ihr, sie sollte ihren Kopf hoch tragen und nach oben sehen, denn es stände ihr Größer bester. Nun, seyen Damen pflegen sich das arme Ding ein, daß sie wenigstens eine Lady und Herrin der Abtei werden würde, und verspeach mir, daß sie meine gute Freundin bleiben wolle, wenn ihr dies Glück widerfahre. Ach! Lucy gelangte nie zu dem schönen Loose, von dem sie träumte, doch ist es ihr immer noch besser gegangen, als ich erwartete, sie ist jetzt verheirathet und hat ein Wirthshaus zu Mansfield."

Auch die Nachrichten, die dem Verfasser eine andree alte Dienerin des Hauses Annesley Hall über die Liebe und Treulosigkeit mittheilte, die dem Dichter bekanntlich so viel Leid und Trauer verursachte, sind von großem Interesse:

„Er pflegte (sagte sie, von Byron sprechend) zu Pferde herüberzukommen und oft drei Tage hinter einander hier zu bleiben. Er schlief dann in dem blauen Zimmer, dort, wo jetzt Mrs. Wenlock ist. Er sah gar jede in meine junge Gebieterin verliebt; er ging gewöhnlich im Garten und auf den Terrassen mit ihr spazieren und schien selbst dem Boden gut zu seyn, den ihre Füße betraten. Er nannte sie immer „seinen glänzenden Morgenstern von Annesley." „Ich schilte wohl den schönen Klang dieses poetischen Ausdrucks." „„Du scheinst Dich Lord Byron's gern zu erinnern"", sagte ich. „„Ach, Sie wissen sollte ich nicht! Er war immer gar zu freundlich gegen mich, wenn ich ihn sah." „„Ja! die Leute sagen, es sey Schade, daß aus ihm und meiner jungen Herrin nicht ein Paar geworden. Ihre Mutter hätte es gern gesehen. Er war stets ein willkommener Gast, und Manche meinen wohl, es wäre gut für ihn gewesen, wenn er sie bekommen hätte; aber es sollte nicht seyn! Er bezog die Universität, und da sah Herr Musters das junge Fräulein, und so gingen die Dinge ihren Gang." Eine gute Seele führte uns nun in ein Zimmer, in welchem Miß Chaworth am liebsten zu sitzen pflegte; unter den Fenstern desselben ist ein kleiner

Digitized by Google

Blumengarten, an dem sie großes Vergnügen fand. In diesem Zimmer saß gewöhnlich auch Byron und hörte ihr zu, wenn sie spielte und sang. Seine Blicke hingen dann mit der ganzen Leidenschaft eines liebekranken Jünglings, ja fast mit schmerzlicher Hingebung an ihrem Antlitz. Er selbst giebt uns eine schwermüthige Schilderung von seiner stummen Anbetung:

Für ihn war außer ihr kein Seyn, kein Athmen,
Entzückt und schweigend lauschet er ihren Worten,
Sie war ihm seine Stimme, war sein Auge,
Denn ihrem Tone folgte seines; Mies sah er
In ihres Auges Farben; er gehorte
Sich selbst nicht mehr; sie war allein sein Leben,
Der Ocean selber seines Denkens Grenze;
Das ganz sich drin verlor; ein Ton, ein Hauch
Von ihr — gleich ende, klutbete sein Blut,
Jetzt roth, nun blaß die Wangen, — und sein Herz,
Es wußte nicht, wober sein Leiden kam.

Ein kleines Wälisches Lied, unter dem Titel „Mary Ann" bekannt, hat er sich immer und immer wieder von ihr aus; es schien ihm ganz mit ihr verwachsen, weil es ihren Namen führte, und er konnte es nicht oft genug hören. Das Zimmer hatte, wie alle andern Theile des Hauses, ein trauriges und vernachlässigtes Ansehen; die Blumenbeete unter dem Fenster, die einst unter Mary Chaworth's pflegender Hand so herrlich prangten, waren von Unkraut überwuchert."

Die Empfindungen, welche bei einem Besuch der romantischen Parlieren des Sherwood-Forstes in dem Verfasser erwachen, sind sehr schön ausgedrückt, und das Buch schließt mit einer merkwürdigen Erzählung von einer „kleinen weißen Dame", die das Gebiet von Newstead-Abbi mehrere Jahre lang heimsuchte und endlich durch einen Zufall in Nottingham geödtet wurde. Sie war eine unglückliche Taubstumme, aber von entbusiastischer Verehrung für Byron's Poesie erfüllt, dessen Liebkingsplätze sie besuchte und besang; auch ihn selbst feierte sie in Versen, von denen Irving einige mittheilt. Es ist eine phantastische und seltsame Geschichte, und ihr trauriger Ausgang giebt ihr eine fast tragische Weihe.

Süd-Amerika.

Der Diktator Francia.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen begab ich mich in Begleitung meines Bruders auch dem Palaste des Diktators. Nachdem wir uns angemeldet, wurden wir unter einer Bedeckung von zwei Mann von seiner Leibwache und einem Sergtanten vorgelassen.

Der Diktator hatte eine Miene und Stellung angenommen, die mehr als gewöhnlichen Ernst und Strenge verkündete. Ich stand vor ihm unbeweglich da, ohne auch nur ein Wort zu äußern. Hierauf adte entwickelte sich folgendes Gespräch, das ich hier wörtlich mittheile, zwischen Francia und mir.

„Wie wagen Sie es, mein Herr", sagte er zu mir, „vor mir zu erscheinen, nachdem ich Ihrem Bruder Befehl gegeben, Ihre Ankunft in der Provinz bei Gefahr Ihres Lebens zu verhindern?"

„„Señor"", erwiderte ich, „„ich wagte es, vor Ihnen zu erscheinen, weil ich so weit davon entfernt bin, Ew. Excellenz auch nur im Geringsten beleidigt zu haben, daß ich vielmehr mein eigenes Leben auf's Spiel gesetzt, um Ihnen Nachricht zu ertheilen; ich wagte es, vor Ihnen zu erscheinen, weil ich, anstatt eine solche despotische und unwürdige Anklage zu erwarten, vielmehr auf Trost und Belehrung für das, was ich gelitten, gefaßt seyn mußte.""

„Aber der Brief, mein Herr — der Brief! Warum forderten Sie die Regierung von Buenos-Ayres auf, einen solchen Brief zu schreiben? Warum autorisirten Sie dieselbe dazu, solche Dinge scheußlich an mich zu bringen?"

„„Señor"", entgegnete ich, „„ich habe die dortige Regierung weder dazu aufgefordert, noch autorisirt. Wenn Sw. Excellenz nur bedenken wollten, daß ich nichts mehr, als ein simpler Privatmann bin, so würden Sie die Ungereimtheit einer solchen Beschuldigung wohl begreifen. Wir, wenn Ew. Excellenz, nachdem Sie über irgend etwas beschlossen, Verrathes an die Regierung von Buenos-Ayres geschrieben und derselben angezeigt hätten, daß der Ueberbringer nähere Auskunft über den Zustand Ihres Landes zu ertheilen im Stande sey; wie, wenn die dortige Regierung, etwa weil sie Ihre Depesche für abgeschmackt hielte, den Ueberbringer nun auffaßte und ihn zu erschießen drohte, weil er den Dr. Francia zu einem solchen Briefe aufgefordert und autorisirt? Nein, Señor, Sie werden mich unter einem solchen Verwande nicht erschießen lassen, weil es mir mein Hauptaschlen, weshalb ich heute selbst vor Ihnen erscheine, zu zeigen, daß ich eine solche Deutung für nichts als diktatorischen Wind halte. Wollten Sie sich auch das Ansehen geben, als legten Sie auf die Englische Allianz weiter kein Gewicht, so werden Sie doch — wäre es auch nur durch die Verwendung des Capitains Percy für meine Person und mein Eigenthum zu La Prada — wissen, daß derselbe haben, daß man keinen Britischen Unterthan durch den Dr. Francia erschießen lassen werde, ohne strenge Ahndung dafür zu nehmen?""

„Welche Impertinenz!" Sc wagt man es, vor mir, dem lebenslänglichen und allerdöchsten Diktator der Republik zu sprechen?"

„„Ja, Señor"", versetzte ich, „„ich wage es nicht nur, so vor Ihnen zu sprechen, sondern ich füge noch hinzu, daß Sie einer der despotischsten Tyrannen sind, wenn Sie gegen mich sich benehmen, ein verrätherischer und unhandlarer Feind sind.""

„Entfernen Sie sich, mein Herr; und lassen Sie sich nach vierundzwanzig Stunden noch in Assuncion sehen, so werden Sie auf der Stelle aufgehängt, ohne daß selbst Ihr Bruder hinzukommen dürfte, um Ihr voreiliges Geschick zu bewenen."

Das war ein argumentum ad hominem, unterstützt durch die kräftigen Arme der Leibwachen, die mich auf der Stelle packten und vom Diktator hinwegschleppten. Mein armer Bruder, der während meiner kurzen Audienz bei Francia hinter mir gestanden und mich fortwährend, aber vergeblich, zur Mäßigung ermahnt hatte, war nunmehr froh, daß ich noch so mit dem Leben davongekommen. Unstreitig hatte ich es auch nur meiner kühnen Sprache zu verdanken, daß der Diktator mir seinen ersten Urtheil, von dem er sonst nie abzugehen pflegte, für diesmal abänderte und das Todes-Urtheil in Verbannung umwandelte. Ich überließ alle Vorbereitungen zu meiner Abreise, zu der ich vierundzwanzig Stunden Zeit hatte, meinem Bruder und machte mich auf, um meine Freunde und Bekannten in der Stadt noch einmal zu besuchen.

Allein wir verändert fand ich Alles hier. Die Angnade des Diktators hatte mich überall gebenswartet. Jede Thür war mir verschlossen, und jedes Auge wandte sich ab, um meinem Blicke auszuweichen. Da, wo mich selber die Gastfreundschaft mit offenen Armen empfangen hatte, flog man auf einmal verlegenheit vor meiner Erscheinung zurück; die Freundschaft, die vordem zur herzlichen Begrüßung mir die Hand gedrückt, wich scheu vor mir aus, um nicht einmal meinem Blicke zu begegnen. So hatte die Furcht des Diktators alle Gemüther erstarrt und alle Herzen in sich verschlossen, die früher warm mit entgegengeschlagen und sich inmiglich vor mir ausgeschüttet hatten.

Doch es ist nicht meine Absicht, hier die Geschichte meiner Persönlichkeit weiter zu verfolgen, insofern sie nicht in Beziehung auf den Dr. Francia, dessen Verwaltung und über seinen Charakter Licht verbreitet, und so will ich denn nur noch Einiges von dem mittheilen, was sich theils vor, theils nach meiner Verbannung in Paraguay ereignet, und wovon ich entweder durch eigene Beobachtung oder durch den Bericht mir mir den kompetentesten Berichterstattern und aus den sichersten Quellen Kenntniß genommen.

Der General Velasco, dessen wie schon in einem früheren Artikel kurze Erwähnung gethan, war ein Mann von äußerst liebenswürdigem und einnehmendem Charakter. Von einer alten angesehenen Familie in Spanien abstammend, hatte er sich lange Zeit als Spanischer Gouverneur von Paraguay unter den Vice-Königen von Buenos-Ayres behauptet. Bei seiner hohen Stellung, bei seinem militärischen scharfen Blicke hatte er in seiner ganzen Haltung etwas, das den Charakter der Humanität, der Leutseligkeit und Freundlichkeit deutlich bezeichnete. Sein ehrwürdiges Aeußeres, seine grauen Locken und die Erinnerung an seine beschiedene, humane und unparteiische Verwaltung hatten ihm die Liebe und die Achtung aller derer erworben, die ihn kannten. Als er in Folge der Revolution von Paraguay seinen Amtes enthalten und durch Nie aus den beiden Gouvernements Negros und Candlers und den sichersten Quellen Kenntniß genommen.

Der General Velasco, dessen wie schon in einem früheren Artikel kurze Erwähnung gethan, war ein Mann von äußerst liebenswürdigem und einnehmendem Charakter. Von einer alten angesehenen Familie in Spanien abstammend, hatte er sich lange Zeit als Spanischer Gouverneur von Paraguay unter den Vice-Königen von Buenos-Ayres behauptet. Bei seiner hohen Stellung, bei seinem militärischen scharfen Blicke hatte er in seiner ganzen Haltung etwas, das den Charakter der Humanität, der Leutseligkeit und Freundlichkeit deutlich bezeichnete. Sein ehrwürdiges Aeußeres, seine grauen Locken und die Erinnerung an seine beschiedene, humane und unparteiische Verwaltung hatten ihm die Liebe und die Achtung aller derer erworben, die ihn kannten. Als er in Folge der Revolution von Paraguay seinen Amtes enthalten und durch Nie aus den beiden Gouvernements Negros und Candlers und den sichersten Quellen Kenntniß genommen.

Der General Velasco, dessen wie schon in einem früheren Artikel kurze Erwähnung gethan, war ein Mann von äußerst liebenswürdigem und einnehmendem Charakter. Von einer alten angesehenen Familie in Spanien abstammend, hatte er sich lange Zeit als Spanischer Gouverneur von Paraguay unter den Vice-Königen von Buenos-Ayres behauptet. Bei seiner hohen Stellung, bei seinem militärischen scharfen Blicke hatte er in seiner ganzen Haltung etwas, das den Charakter der Humanität, der Leutseligkeit und Freundlichkeit deutlich bezeichnete. Sein ehrwürdiges Aeußeres, seine grauen Locken und die Erinnerung an seine beschiedene, humane und unparteiische Verwaltung hatten ihm die Liebe und die Achtung aller derer erworben, die ihn kannten. Als er in Folge der Revolution von Paraguay seinen Amtes enthalten und durch Nie aus den beiden Gouvernements Negros und Candlers und den sichersten Quellen Kenntniß genommen.

Der General Velasco, dessen wie schon in einem früheren Artikel kurze Erwähnung gethan, war ein Mann von äußerst liebenswürdigem und einnehmendem Charakter. Von einer alten angesehenen Familie in Spanien abstammend, hatte er sich lange Zeit als Spanischer Gouverneur von Paraguay unter den Vice-Königen von Buenos-Ayres behauptet. Bei seiner hohen Stellung, bei seinem militärischen scharfen Blicke hatte er in seiner ganzen Haltung etwas, das den Charakter der Humanität, der Leutseligkeit und Freundlichkeit deutlich bezeichnete. Sein ehrwürdiges Aeußeres, seine grauen Locken und die Erinnerung an seine beschiedene, humane und unparteiische Verwaltung hatten ihm die Liebe und die Achtung aller derer erworben, die ihn kannten. Als er in Folge der Revolution von Paraguay seinen Amtes enthalten und durch Nie aus den beiden Gouvernements Negros und Candlers und den sichersten Quellen Kenntniß genommen.

Digitized by Google

vor ihren Prälaten niederknieen, und daß mir, da jetzt alle Religionen in Paraguay geduldet werden, jene Laudes-Ceremonie erlassen werden müsse. Der Bischof bernhigte sich hierbei und unterbeicht sich mit mir einige Zeit, und ich, als ein Ketzer in seinen Augen, hatte Ursache, mit seinem Betragen zufrieden zu sein.

Er war ein ehrwürdiger Mann, von freundlichem, mildem Ansehen und gehörte dem Franziskaner Orden an. Francia setzte ihm unaufgefordert mit seinen Drohungen und Einschüchterungen zu, und nicht zufrieden damit, daß er seine Kirchengewalt gänzlich untergrub, beschimpfte und quälte er ihn noch in solchem Maße und überhäufte ihn so mit Verdrießlichkeiten, daß der arme Bischof darüber endlich ganz und gar den Verstand verlor. Er schmachtete einige Jahre im Zustande der Melancholie und starb endlich im äußersten Elende, in Noth und Jammer. Er fand sich kein Mensch, der ihm die Augen geschlossen hätte; noch wollte man ihm ein besonderes Grab einräumen. Auf einer Schleife wurde er nach dem öffentlichen Begräbnißplatze hingeschleppt, wo man ihn in eine tiefe Grube hineinwarf, in Gemeinschaft mit den nackten Unglücklichen, die im Gefängnisse gestorben, oder auf Befehl des Diktators hingerichtet worden waren.

Mit wollen hier nur noch eine bereits in Europa bekannt gewordene Grausamkeit des Diktators beleuchten, die derselbe an dem berühmten Botaniker Bonpland verübt — an jenem Bonpland, der bekanntlich Alexander von Humboldt auf seiner wissenschaftlichen Reise nach Mexiko begleitete. Der berühmte Naturforscher, welcher eine Untersuchungs-Reise den Paraguay-Strom hinauf unternahm, entdeckte in einem Theile der Missions-Bezirke einige schöne Waldungen von Yerba oder Paraguay-Thee. Da die Ausfuhr dieses Produkts von Paraguay in Folge des merkantilischen Sperrungs-Systems des Diktators unterlagt worden war, so gründete Bonpland mit den Indianern, die in jenen Gegenden sich ansiedelten, eine besondere Kolonie, um die Yerba ihrer einzusammeln und zuzubereiten.

Hierüber war aber die Eifersucht Francia's rege geworden. Derselbe rüstete sogleich eine kleine Militairmacht aus und sandte sie gegen die junge Kolonie des Botanikers ab, die dann alsbald vernichtet wurde, nachdem Bonpland selbst als Gefangener nach Paraguay abgeführt worden. Die Frau und die Tochter dieses Naturforschers waren zu der Zeit in Buenos-Ayres gestorben. Nachdem Ersterer vergeblich alle Mittel versucht und alle Wege eingeschlagen, um die Freilassung ihres Gatten von Francia zu erlangen, ging sie endlich nach Europa, um die Vermittelung des Französischen Hofes für den unglücklichen Gefangenen in Anspruch zu nehmen. Folgender Brief, den ich von Lima aus von meinem Bruder erhielt, welcher daselbst Madame Bonpland nach ihrer Rückkehr von Europa sah, giebt einen kurzen Bericht über den unermüdlichen und energischen Eifer dieser liebenswürdigen und tugendhaften Frau.

„Lima, den 27. Juni 1827. Mein lieber John! Madame Bonpland ist vor einigen Tagen hier angekommen, und ich habe eine lange Unterredung mit ihr gehabt. Sie beabsichtigt das gefahrvolle Unternehmen, sich zu ihrem Gatten nach Paraguay zu verfügen, und es ist unmöglich, nicht mit dem innigsten Interesse an ihrem Schicksale Theil zu nehmen. Ungefähr vor einem Jahre erhielt Madame Bonpland Rio Janeiro, um mit ihrer Tochter nach Frankreich zurück zu kehren, wo sie bei der Regierung um die Reklamirung Bonpland's, als eines Französischen Unterthans, anhielt. Der Französische Minister wollte den Diktator anfangs nur einfach „Dr. Francia" titulisren, und Madame Bonpland hatte drei Monate lang damit zu arbeiten, ehe sie ihm den Titel: „Seine Excellenz, Diktator von Paraguay" auswirkte. Endlich war es ihr gelungen, und zwar unter dem feierlichen Versprechen, daß sie die Depesche entweder eigenhändig überseen oder dieselbe an den König von Frankreich wieder zurück bringen würde; denn Seine Majestät besorgte, daß der Stil der Adresse als eine Anerkennung der Regierung des Diktators angesehen werden könnte. Madame Bonpland versieht hierauf die Depesche mit unterschiedenen Schreiben von dem Minister Canning, der ebenfalls den Diktator um die Person Bonpland's ersuchte, und sodann kehrte sie nach Rio Janeiro zurück. Hier aber erfuhr sie zu ihrem Leidwesen, daß sie sich in der Hoffnung getäuscht, auf der Straße von Matagrosso nach Paraguay zu gelangen. Sie hatte vorläufig schon eine Korrespondenz mit General Sucre eingeleitet, der ihr seine Hülfe anbot, im Falle es nöthig sein sollte. Als sie das Innere von Peru passirte. Sie reiste sie denn von Rio Janeiro nach Valparaiso ab, und kam endlich vor kurzem hier in Lima an. Sie hatte unterdessen auch von der Regierung von Chili Empfehlungsschreiben an Francia zu Gunsten ihres Gatten erhalten. Gegenwärtig wartet sie hier noch auf den General La Mar (den Präsidenten von Peru), um auch von ihm zu demselben Zwecke Briefe mitzunehmen. Von hier will sie zunächst nach Arica und von da nach La Paz, an letzterem Orte hofft sie entweder unmittelbar Nachrichten von Francia einzuziehen, oder daselbst eine Militair-Eskorte vom General Sucre zu erhalten, mit welcher sie das Land gerade durchkreuzen würde, um nach Paraguay zu gelangen. Das Unternehmen ist so kühn, als man sich nur denken kann, besonders für eine Frau allein, ohne alle männliche Begleitung. Leider ist aber nur zu sehr zu befürchten, daß der wilde, phlegmatische und kaltblütige Francia, der jedes zarteren Gefühls unfähig ist, selbst beim Anblick des ehrsten weiblichen Heroismus, wie der der Madame Bonpland, ungerührt bleiben wird. Dein u. s. w.

William."

Man darf nur einen Blick auf die Karte werfen, um über das Unternehmen zu stutzen, das von jener Frau ausgeführt worden. Von der Zeit an, wo sie zum erstenmal Buenos-Ayres verlassen, bis zu ihrem letzten Bestimmungsorte hatte sie nicht weniger als 21,500 Meilen zurückgelegt.

Endlich hatte sie denn die Hauptstadt von Paraguay erreicht, — sie hatte Audienz beim Diktator — sie fiel ihm zu seinen Füßen und legte ihm alle ihre Empfehlungs-Schreiben vor; — sie bat, drang, weinte und flehte; — allein hier war Alles vergebens. Unsensi sich ein Ehrenmensch von der Wange der zarten, gefühlvollen Frau; verkennen waren alle ihre inständigsten Bitten. Hätte sie ihre Worte an den harten Fels oder an den heulenden Wind gerichtet, sie wären nicht vergeblicher gewesen. Francia's Herz war härter als Stein und Eisen als der grimmigste Windschauer. Er verweigerte es nicht nur, Bonpland frei zu lassen, sondern erlaubte auch nicht einmal der Frau dessen Leben, ihn zu sehen. Es mußte sie unverrichteter Sache nach einem so ungastlichen Lande, wie Paraguay ist, wieder trostlos abziehen. Sie begab sich nach Chili, wo sie eine Schule eröffnete, um ihr Leben kümmerlich und nothdürftig zu fristen.

Unterdessen ist Bonpland, einige Jahre nach dem oben angegebenen Datum des Briefes von Lima, in Folge einer von dem Französischen Konsul von Buenos-Ayres an Francia gerichteten Requisition, die, wie ich glaube, die Wirkung hatte, den Diktator einigermaßen zu erzürnen *), wieder in Freiheit gesetzt worden, mit der Erlaubniß, Paraguay nach Belieben zu verlassen. Ueber das fernere Schicksal Bonpland's und seiner Frau ist mir bis jetzt nichts bekannt geworden. (N. M. M.)

Frankreich.

Franzosen und Gallier.

Zu den vielen überspannten Ideen, welche die Revolution von 1789 in Frankreich erzeugte, gehört auch die, daß man den Namen „Franzosen" ablegen und zu der ältesten Benennung „Gallier" zurückkehren müsse. Nachstehender, bei dem Direktorium von Paris in dieser Beziehung eingereichter Antrag, dessen Französisches Original die Revue Retrospective mittheilt, giebt zugleich ein Pröbchen von der Denkweise und von dem Stile jenes nach allen Richtungen hin extravaganten Zeitraums der Französischen Geschichte.

„An die Bürger Verwalter des Direktoriums des Departements von Paris."

„Bürger Verwalter!

„Wie lange werden Ihr noch Leiden, daß mit den niederträchtigen Namen Franzosen **) tragen? Alles, was der Abscheu an Schändlichkeit, die Abgeschmacktheit Verwunderungswürdiges und die Gemeinheit Schamloses besitzt, scheint mir noch hinter unserer Sucht, uns mit diesem Namen zu zieren, zurückzubleiben. Was! Eine Räuberbande beraubt uns unserer Güter, unterwirft uns ihren Gesetzen, zwingt uns zur Sklaverei und hat vierzehn Jahrhunderte lang nichts Anderes zu thun, als uns alle dem Leben nöthigen Hülfsquellen zu verstopfen und uns mit Beschimpfungen zu überhäufen, und nun, da wir endlich unser Kette brechen und sie das Brudeer-Verhältniß von sich weisen, besitzen wir noch die unermeßliche Gemeinheit, uns so wie sie nennen zu wollen! Sind wir denn etwa ihnen unreinen Diebe entsprossen? Daß Gott verhüte, Bürger! Wir sind von reinem Blute der Gallier. — Wunderbar, ja wohl als wunderbar ist es! Paris, eine Pflanzschule von Gelehrten, Paris hat die Revolution gemacht, und nicht ein einziger dieser Gelehrten hat es doch bis jetzt der Mühe werth gehalten, uns über unseren Ursprung zu unterrichten, so sehr wir auch begierig sein möchten, ihn zu kennen!"

„Sind wir denn wirklich so verschieden darin, und mit Räubern gleichgestellt zu sehen? Oder hätten die Verbrechen der Franzosen darum so viel Anziehendes für uns, weil sie ihr Schandbeispielen gegen uns selbst begingen? Klüher als jene Gelehrten, obgleich ich nicht so viele Hülfsmittel besitze, läßt mich das Interesse für das Vaterland den Mangel daran vergessen, und ich bin es, der jetzt den ersten Streich führt, um unseren Brüdern die Augen zu öffnen. Ich habe dem National-Konvent die heiligende Reise überreicht und sage noch ein Schreiben an meine Mitbürger hinzu. Ich habe in beiden Aktenstücken die Wahrheit ohne Scheuung ausgesprochen, ich habe sie ihnen zu hören, dazu ist jetzt keine Zeit mehr. Habe ich mich auch schlecht ausgedrückt, so habe ich mir nichts daraus, denn die Wahrheit, unter welcher Gestalt sie auch auftreten mag, hat das Recht, gehört zu werden und bei denjenigen Unterstützung zu finden, denen daran liegen muß, daß sie erkannt werde."

„Ihr seid es, Bürger Verwalter, bei denen ich diese Unterstützung suche. Weil Ihr zugleich, daß sie Variier die Revolution nur beschadet haben sollen, um mit ihrem Munde unseren größten, unseren einzigen Feinden, während vierzehn Jahrhunderte, den Frohnern unserer Beherrschen und unseren Unterdrückern eine Ehre zu erweisen? Nein, gewiß nicht! Ihr werdet ihnen sagen, daß sie nicht jener abscheulichen Race angehören, welche sich zu allen Zeiten nur durch ihre Verbrechen, besonders gegen uns, ausgezeichnet hat, und Ihr werdet mit mir dahin stehen, zu bei dem National-Konvent darauf anzutragen, daß er uns den Namen Gallier wiedergiebt. Euch kommt es zu, damit den Anfang zu machen. Die andern Departements, denen ich ein Exemplar meiner kleinen Schrift übersende, werden unbezweifelt sehr bald Eurem Beispiele folgen."

„In dieser Hoffnung verharre ich, Bürger Verwalter, Euer Euch zugethaner Mitbürger

Ducalle."

*) Man hatte ihm nämlich Angst gemacht, daß Französische Schiffe in den Platastrom einzulaufen sinnen, um jede ungerechte Verletzung der Freiheit und der Güter Französischer Unterthanen zu rächen.

**) Français. Der antikanzonische Gallier hat eigentlich den Namen „Kraniten" gemeint, scheint aber in seinem Eifer ganz übersehen zu haben, daß zwischen Français und Francs noch ein Unterschied zu machen ist.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 64. Berlin, Freitag den 29. Mai 1835.

England.

Charakteristiken, von Charles Lamb.*)

I. Mein erster Abend im Schauspiel.

Am nördlichen Ende von Cross-Court erhebt sich noch jetzt ein Portal, das einen höheren Aufwurf auf Architektur macht, als die anderen Pforten und Thüren in seiner Nähe, obgleich es gegenwärtig selbst nur zur simplen Thür einer Druckerei dient. Von der Bedeutsamkeit dieses alten Eingangs weiß der Leser, wenn er jung ist, nichts, aber nicht, daß es die Thür des Parterre des alten Drury-, des Drury Lane'schen, und zugleich Alles ist, was von aller jener Herrlichkeit übrig geblieben. Nie gehe ich hindurch, ohne ein vierzig Jahre von meinen Schultern zu schütteln und mich in jenen Abend zurück zu versetzen, wo ich hindurch ging, um zum ersten Mal ein Schauspiel zu sehen.

Es hatte Nachmittag angefangen zu regnen, und es ward beschlossen, in's Theater zu gehen (meine Aeltern und ich), wenn der Regen aufhören würde. Mein Herz schlug, während ich am Fenster stand und ängstlich auf den Lauf der Wolken und die Pfützen in den Straßen Acht gab; drum wurden die erst ruhig und minder bewegt, so mußte es auch bald schön Wetter werden, das hatte man mir beigebracht. Ach, wie sehnsüchtig sah ich danach aus. Ich erinnere mich noch meiner Freude, als die letzten Tropfen fielen, und wie ich tief, es anzumelden.

Wir hatten Freibillets, die mein Pathe F. uns geschickt hatte. Er trieb einen Oelhandel (jetzt Davies) an der Ecke von Feather-Stone-Building, Holborn. F. war ein Mann von großer Figur, ernst und pomphaft in seinen Reden und voll von Anspielchen, die über seinen Stand hinausgingen. Er war damals häufig mit dem Schauspieler John Palmer zusammen, dessen Haltung und Gang nachzuahmen er sich viel Mühe gab; doch ist es sehr wahrscheinlich, daß John vielmehr die Manieren meines Paten beobachtete und studirte. Er war auch mit Sheridan bekannt, der ihn öfters besuchte. • Es war sein Haus, in Holborn, wohin der junge Wensley seine erste Frau, die schöne Maria Linley, die er auf einer Pension zu Bath entführt hatte, brachte. Meine Aeltern waren gerade da sie saßen an einem viereckigen Tischen, als er Abends mit seinem liebsichen Raube ankam. Bei solchen Bekanntschaften wird man es wohl glaublich finden, daß mein Pathe, so oft er uns Lust hatte, sich damals ein Freibillet zum Drury-Lane Theater ausbitten konnte. Und in Wahrheit, ich habe ihn sagen hören, daß diese Freibillets, kleine Zettel von Brinsley's Hand, die einzige Remuneration gewesen, die er für Erleuchtung des Orchesters und der verschiedenen Korridors des Theaters, die er mehrere Jahre lang besorgt, erhalten habe; indessen, er war mit dieser Art Bezahlung vollkommen zufrieden: die Ehre der nächsten Bekanntschaft mit Sheridan, er bildete sich's wenigstens ein, galt meinem Vathen mehr, als Geld.

F. war der noblste aller Oelhändler; ein gewisser seiner Anstand verließ ihn nie; die einfachsten Dinge oder Vorfälle wußte er in eine eierreinliche Ausdrucksweise zu fassen; fast beständig hatte er zwei Lateinische Worte im Munde (und wie klingt das Latein, das von den Lippen eines Oelhändlers fließt!). Meine Studien haben mich später in den Stand gesetzt, diese beiden Worte zu korrigiren — richtig ausgesprochen würden sie: vice versa lauten; oder wenn ich sie heut im Seneca oder Varro lese, oder wie daraus vorspreche, sie würden doch nicht solchen imponirenden Eindruck auf mich machen, wie in meiner Kinderzeit, als sie die abenteuerliche Aussprache meines Oheims zu einfolgen Worten zusammenzog und eine Art Englisch daraus machte, wie: verse verse. Durch seine stolzen Manieren und mit Hülfe dieser verrätsimmelten Spüben gelangte er, ach! (es war wenig genug) zu den eminentesten Ehren, die das Kirchspiel St. Andrew ertheilen konnte.

Er ist todt! und ich war wenigstens dieses Zeichen von Erkenntlichkeit seinem Andenken schuldig, einerseits für die ersten Theater-Billets (kleine wunderbare Talismane!), wertheste und auf den ersten Anblick unscheinbare Dingerchen, die mir aber mehr als die Paradiese des Orients aufschlossen! Für's andere setzte mich sein Testament in Besitz des einzigen Grundeigenthums, das ich mein genannt in diesem Leben, — bei dem bübschen Dorfe Puckeridge gelegen, durch welches die große Heerstraße geht, in der Graffschaft Hertford. Als ich damals hineriste, um es in Besitz zu nehmen, und nun den Fuß auf meinen eigenen Grund und Boden setzte, schienen die gewichtigen Manieren des Testators auf mich übergehen zu wollen; gestieß' ich nur meine Stiefeln, ich vergrößerte meine Schritte, um mein Territorium von dreiviertel Morgen, mit seinem braunem Häuschen in der Mitte, zu durchmessen, voll von Geschäfte, das ein Englischer Grundbesitzer empfindet, der zu sich sagen kann, daß zwischen Himmel und Erde, wo er seine Füße hinsetzt, Alles ihm gehört. Das Gut ist in flügere Hände übergegangen, und es würde nichts Geringeres als ein Acker-Gesetz dazu erforderlich seyn, es mir gegenwärtig wiederzuschaffen.

Zu jener Zeit gab es Freibillets zum Parterre. Verwünscht sey der Direktor, der Zeind des comfort, der sie abschaffte. Wie gingen also auf ein solches Billet hinein. Ich erinnere mich noch, wie wir in Menge uns drängten vor der Thür stehen mußten, nicht vor der, die noch jetzt übrig ist, sondern in einem Raume zwischen dieser und einer anderen inneren. O, wann werde ich wieder so warten! um mich der das Ausschreiten der Nonparells, die unausbleibliche Zugabe bei einem Theaterbesuch in damaliger Zeit. Eben so erinnere ich mich des saftbenadlen Geschreies der damaligen Fruchthändlerinnen des Theaters: „Suchen Sie sich was aus, Apfelsinen, Nonparells, Billets!“

Als wir nun aber in's Innere gelangten, als ich den grünen Vorhang sah, der für meine Phantasie einen ganzen Himmel verdeckte, der mit aufgehen sollte, ach, wie schlug da mein Herz, wie war ich athemlos vor Erwartung! Ich hatte schon etwas Arbuliches gesehen, auf dem Kupferstich von Rowe, der Shakespeare's Treibus und Cressida darstellt, die Scene im Zelt mit dem Diomed — und so oft ich das Blatt sehe, werden die Empfindungen jenes Abends in meiner Seele wieder wach. Die Logen, voll von verschönen Damen in eleganter Toilette, sprangen damals über dem Parterre hervor, und die Pilaster, die bis auf den Boden gingen, waren mit einer glänzenden Masse, ich weiß nicht genau, was für eine, überzogen — wie kam es wie Zuckerkandi vor — aber nicht wie gewöhnlicher gemeiner, sondern wie ein Zuckerkandi von ganz besonderer Art, aus einer ganz anderen Welt, herrlich und göttlich.

Endlich wurden die Lampen im Orchester angezündet, „diese lieblichen Narren!“ Die Klingel auf dem Theater ertönte zum ersten Mal. Noch zum zweiten Mal mußte sie erschallen; aber meine Erwartung war zu mächtig gespannt. Ich schloß die Augen zu in einer Art von Resignation und verbarg meinen Kopf in meiner Mutter Schooß. Da ertönte die Glocke zum zweiten Male, der Vorhang ging auf. Ich war erst sechs Jahr alt, und man spielte den Retourers.

Ich hatte schon ein Bischen in die Universalgeschichte hineingenackt, in den alten Theil, und es war der Persische Hof, der hier vor meinen Augen stand; es war also ein Gemälde der Vergangenheit, das sich vor mir abrollen sollte; ich nahm kein sonderliches Interesse am Gang der Handlung, von deren Sinn ich natürlich wenig verstand; aber ich hörte von Susi Darius und war mitten im Persischen Zauber; alle meine Sinne waren in den des Gesichts untergegangen. Prächtige Kostüme, Gärten, Palläste, Prinzessinnen gingen an mir vorüber, ich sah keine Schauspieler; ich war für den Moment in Persepolis, und das Idol des Feuers, der Gegenstand der ertzigsten Anbetung der Perser, hatte mich fast zu seinem Dienst bekehrt; in meiner Extase sah ich in diesen symbolischen Vorstellungen etwas mehr als das materielle Feuer. Für mich war Alles Zauberei und Traum; — nur in meinen Träumen habe ich später ähnliche Lust empfunden. Nach dem Retourers gab man Arlequin's Einfall, und ich erinnere mich noch ganz deutlich, die Verwandlung der Magistrats-Personen in erwähnlige alte Mütterchen erschien mir als ein ernsthaftes Beispiel bitterlicher Ironie. Ich glaubte an den Schneider, der seinen eigenen Kopf in der Hand trug, eben so fest und unbefangen, wie an die Legende der heiligen Dionys. Das zweite Mal, da ich in's Theater kam, sah ich die Lady of the Manor. Mit Ausnahme einzelner Aeußerlichkeiten, haben sich nur noch ein Paar schwache Spuren davon in meinem Gedächtnisse erhalten. Hierauf wurde eine Pantomime: das Gespenst des Lun gegeben, ein satirischer Spaß, wie ich mir einbilde, gegen Reich, der kurz darauf starb. Aber in meinen damaligen Ideen (wie hätte ich in meiner kindischen Unbigkeit etwas für satirisch halten sollen) schien mir Lun einem eben so fernen Alterthum anzugehören, wie Lud, der Stammvater der Arlequin's; ich sah den alten Arlequin aus seinem stummen Grabe erstehen, in seinem phantastischen Lederkunststuhl, alle seine bunten Läppchen verbläst, wie die Erscheinung eines verdichtenen Regenbogens. So, dachte ich, sind die Arlequin's nach ihrem Tode.

Meist breiter Besuch im Schauspiel fand nur darauf statt. Man spielte „den Lauf der Welt“, und ich nahm auf meiner Bank mit aller Gravität eines Richters Platz; ich erinnere mich noch sehr gut, daß die Bagenes und die Affectation der guten Lady Wildfeer den Effekt einer tragischen und feierlichen Leidenschaft auf mich machten.

*) Aus den Essays des kürzlich verstorbenen, wegen seiner geistvollen Aussprüche viel geschätzten Schriftstellers.

Digitized by Google

Hierauf folgte Robinson Kruſoe; Kruſoe, Freitag und der Papagei waren für mich eben ſo authentiſch wie die Geſchichte. Die Poſſen der Clowns und Pantalons ſind ganz aus meinem Kopfe verſchwunden. Ich fühlte eben ſo wenig Trieb in mir, darüber zu lachen, zu jener Zeit, als über die gothiſchen und grotesken Köpfe (die ich damals nur in religiöſem Sinne betrachtete) mit ihren ſeinerzeit Grimaſſen an den Mauern unſerer alten ennden Templer-Kirche.

Ich ſah dieſe Vorſtellungen in dem Theater-Jahre 1781 — 1782; ich ging in's ſiebente Jahr. Nach einem Verlauf von ſechs bis ſieben Jahren (auf der Schule war nämlich jeder Beſuch des Schauſpiels ſtreng unterſagt) betrat ich von neuem die Schwelle eines Theaters; aber jener alte Abend, wo ich Artaxerxes geſehen, war immer in meinem Kopfe. Ich erwartete, dieſelben Empfindungen durch daſſelbe Schauſpiel hervorgebracht zu ſehen; ach! es iſt ein geringerer Unterſchied zwiſchen unſeren ſechzigter und ſechzehner Jahren, als zwiſchen unſerm ſechzehnten und unſerm ſechſten iſt.

Was hatte ich während dieſer Zeit nicht verloren? In jener erſten Epoche wußte ich Nichts, verſtand ich Nichts, unterſchied ich Nichts: ich fühlte Alles, liebte Alles, bewunderte Alles:

„Ich war entzückt von nichts, ohne warum."

Ich hatte den Tempel als ein frommer Gläubiger verlaſſen und betrat ihn wieder als ein kaltſonniender Kritiker. Die nämlichen Gegenſtände in ihrem äußern Daſeyn waren noch vorhanden, aber ihre Bedeutſamkeit und die Zaubermacht der erſten Geſtalt war dahin. Der grüne Vorhang war kein Schleier mehr, der zwei Welten trennte, und wenn er aufrollte, die Nacht der Vergangenheit durchwetterte erhellte nicht die Schatten der Könige und Staatsſchreiber, er war nichts weiter, als ein groß Stück gelbes Zeug, das für einen Augenblick die Zuſchauer von anderen Perſonen trennte, die Menſchen waren, wie ſie, und eine flüchtige Rolle ſpielen ſollten. Die Lampen über dem Orcheſter ſtiegen durch einen gemeinen plumpen Mechanismus empor; das erſte und zweite Signal war ein bloßes Zeichen der Klingel von der Hand des Souffleurs, und die Klingel, die mir ehemals wie eine übernatürliche Stimme erſchienen war. Die Schauſpieler waren nichts als geſchminkte Männer und Frauen. Auf ſie warf ich die Schuld, während der Fehler an mir lag und der Veränderung, die ſo viele Jahrhunderte, ſechs ſchnelle Jahre, in mir hervorgebracht hatten. Vielleicht war es zu meinem Glücke, daß das Stück dieſes kahlen trocknen Abends nur eine unbedeutende Komödie war. Ich gewann Zeit, mich von meinen unverſtändigen Hoffnungen loszumachen und Aufgriffe auf Erwartungen zu läutern. Sie hätten mir vielleicht ſonſt das erſte Entzücken trüben können, das ich empfand, als ich kurz darauf Miß Siddons zum erſtenmale in der Rolle der Iſabella ſah. Vergleichung und Erinnerung verſanken vor der Gewalt des gegenwärtigen Reizes, und das Theater wurde wieder in anderer Beziehung der köſtlichſte aller Genüſſe für mich.

Frankreich.

Ueber den Urſprung der Zigeuner. *)

Die erſte Schwierigkeit, mit der der Forſcher, der die Wiege der Zigeuner aufzuſuchen bemüht iſt, zu kämpfen hat, iſt die Verwierung, die in den eigenen Erzählungen der Letzteren herrſcht. Diejenigen Zigeuner, welche in Frankreich um das Jahr 1427 erſchienen, gaben ſich für Aegypter aus; man nannte ſie auch in Deutſchland oder Afrika kamen; man glaubte, ſie ſeyen aus Böhmen gekommen, wegen mehrerer Slaviſcher Wörter in ihrer Sprache und der Aehnlichkeit ihrer Tracht mit der der Böhmen — dabei denn auch ihr Franzöſiſcher Name Bohémiens. Zehn Jahre ſollten hatten ſie ſich über die Küſten der Nordſee ausgebreitet, hatten Bayern überſchwemmt und waren in den Kanton Graubünden eingedrungen, damals nannten ſie ſich Cartaziens. In Italien gaben ſie ſich für Moldauiſchen Urſprungs aus, nur nicht in Rom, wo ſie immer für Kopbten gelten wollten. In Spanien benutzten ſie den großen Ruf, in dem die Orientalen als Magier ſtanden, und nannten ſich Zeugitanos, womit die Deutſche Benennung „Zigeuner" zuſammenhängt. Höchſt wahrſcheinlich haben die Spanier aus dieſem Namen, der früher mit dem Worte Egipciano konfundirt ward, ihr Gitano gemacht, eine Benennung, die der Verfaſſer des neuerlichen Romans angenommen.

Die Völker Europas haben ihrerſeits nicht wenig dazu beigetragen, die Räthſelhaftigkeit, die über dieſen ſeltſamen Männern und eigenthümlichen Frauen ſchwebt, noch dunkler zu machen, dieſen Menſchen, die in ihrer Barbarei ſo viele Kunde der Dinge beſaßen, daß ſie die Zukunft vorherſagten, ſo wachſam waren in ihrer Mittheilung, daß ſie zu nehmen „das Auge des Adlers, die Liſt des Fuchſes und die Schnelligkeit der Schwalbe" erforderlich waren. Die Diplomatie beſchränkte ſich damals noch auf ein abenteuerliches Spionieren und gebeime Korreſpondenzen, und ſomit taugte keiner beſſer dazu, als die Kauſleute. Von gleichem Durſt nach Gold getrieben, wie dieſe, zeichneten ſich die Gitanos durch zwei treffliche Eigenſchaften, die ſenen abgingen, noch ganz beſonders aus: durch Zuverläſſigkeit und Geſchwindigkeit. Wenn ſie aus dem Kabinet eines Fürſten herausſtraten und den Lohn für ihre Dienſte in der Hand hatten, lehrten ſie in den Wald zu ihrer großen Bande zurück, für die die Rückkehr eines der Ihrigen immer ein Feſt war. Betteln, betrügen, ſtehlen, das war ihr Leben, ihr Glück. Alle Verſuche, die man gemacht hat, ſie in die Städte zu ziehen und dahin zu bringen, ihr wildes, müßiges, elendes Leben aufzugeben, ſind geſcheitert. Wurden ſie auch einem Dorfe verjagt, ſo ſtoben ſie in einen andern; hatten ſie keine Bäume mehr, die Lumpen aufzuhängen, die ihnen zu Zelten dienten, ſo zogen ſie in's Gebirge. Nie haben ſie ihre Wohnthätte geliebt, nie ihre Verfolger gehaßt; ihre einzige Leidenſchaft iſt die Liebe zur perſönlichen Freiheit. Ueberall, wo ſie frei waren, waren ſie glücklich. Zu ſein, um ihrer Freiheit und Unabhängigkeit mit Gewalt zu behaupten, wurde ihr Sinn nicht durch Ketten und Bande gebrochen, und ſie verachteten den Tod mit Heldenmuth, ſobald er nur Unterwerfung brachte. Die Strafen unter ihnen, die ſelbſt ihre Feinde ſchickt von der Jugend ihres Stammes, und die Jungen nahmen eben ſo wenig, auch nicht im mindeſten, Wohlthaten oder Gunſt der Alten in Anſpruch. Eine abſolute Gleichheit bildete die Baſis ihrer Moral. Jedes Mal war der Familienvater (und der ganze Stamm machte nur eine Familie aus) das Oberhaupt, das alle Glieder mit einer religiöſen Unterwürfigkeit reſpektirten. Die Entehrung ihrer Weiber ſahen ſie mit Gleichgültigkeit an, wenn nur dieſe ſelbſt Beweiſe von ihrer Zärtlichkeit und Gunſt empfingen; hatten ſie ſich aber über Kälte und Sprödigkeit zu beklagen und hatten eine neue Leidenſchaft als Grund dieſer Zurückhaltung in Verdacht, dann wehe dem glücklichen Nebenbuhler, wenn er kein Zigeuner war! Die Rache des eiferſüchtigen Zigeuners verſchlte nie ihr Ziel; ohne Muth zu offenem Kampf, kannten die Gitanos alle Mittel, ihren Feind zu ermüden und zu ermüden, ohne ihre eigene Perſon in Gefahr zu ſetzen. Ohne feſte Wohnung, ohne andere Liebe zu ihrgend Heimath, zogen ſie überall durch, wie Stürme, ohne etwas hinter ſich zu laſſen, als abgehauene Baumzweige in den Wäldern und wüſte Feuerſtellen in den Dörfern.

Solcher Kontraſt zu allem Gewöhnlichen und Bekannten, das geheimnißvolle Leben und das ſchauerliche Weſen dieſer Bagabunden mußten die Einbildungskraft der unwiſſenden Leute auf die Einbildungskraft der Bewohner unſerer Landſchaften ausüben, zu einer Zeit, wo Alles mit religiöſem Ernſte an die Macht des Teufels und die Kunſt der Zauberei glaubte. Jedes Land hatte ſeine Erzählungen und Kommentare zu den Traditionen über die Zigeuner, die denn ihrerſeits nicht verſehlten, hievon gehörigen Vortheil zu ziehen. Hier glaubte man an die Kraft ihrer Magier, an einem andern Orte betrachtete man ſie als Geſtaltwechſler; an Einem ſahen ſie als Wahrſager an, Andere beſchuldigten wieder, ſie hätten gar keinen religiöſen Glauben. Diejenigen, dirt es, die ihnen gaſtliche Aufnahme verweigern, fallen in öfte Krankheiten; das Haus aber, wo man ſie aufnimmt, wird feſt gegen den Blitz. Gab man ihnen etwas, ſo zog das Gelbſtück, das ihre Hand berührte, alle übrige, die noch in derſelben Börſe waren, nach ſich; gab man ihnen nichts, ſo verwandelte ſich das Gold deſſen, der die Gabe verweigert, als bald in Sand oder in ſonſt etwas Schlechtes, ſein Vieh ſtarb, ſeine treue Familie, und der Feuerkönig ſchickte ihm böſe Geiſter, die ihn raſtlos peinigten und plagten. Von ſolcher Art war der herrſchende Aberglaube, und hieraus erklärt ſich, wie die Menge, ſo ſehr ſie auch die Zigeuner haßte, dennoch zu ihnen hingezogen ward und ihren Wahrſprüchen horchte, und der Adel, der die leichten Sitten und die verführeriſche Anmuth der Zigeunerinnen gern mochte, immer geneigt war, ihren Freiſtatt und Schutz gegen die Strenge der Behörden zuzugeſtehen.

Vor der Kritik der neueren Zeiten erſchient nun freilich das als alberne Fabel, was den Geiſtern jener dunkleren Jahrhunderte ſie authentiſche Erzählung gegolten. Für uns beſteht die Zauberei der Zigeuner in nichts Anderem, als in der Unwiſſenheit Europas im fünfzehnten Jahrhundert, ſeinen Aberglauben im Geſchehenen und ſeinen Vorurtheilen in der folgenden Zeit. Gegenwärtig würde man nur noch darüber lachen, wenn ein Hiſtoriker die Juden als Urſache der Peſt, welche Deutſchland im Jahre 1348 verwüſtete, darſtellen wollte und drucken ließe: „Die Iſraeliten, nachdem ſie der Rache des platten Landes entflohen waren, hatten ſich in die Wälder oder in die Höhlen und Geſchlupfen der Gebirge geflüchtet und ſeyen auf dieſen Schlupfwinkeln mit Weibern und Kindern, in Banden und ungeheuren Horden unter dem Namen Zigeuner ſpäter wieder hervorgebrochen, die denachbarten Gegenden durchſtreifend und ſich in die Dörfer einſchwärzend." Und doch giebt einer der beſten Schriftſteller des ſiebzehnten Jahrhunderts den Urſprung der Zigeuner auf dieſe Weiſe an. Er vergißt gänzlich, daß die Juden, weil man ſie überall ihrer Reichthümer wegen geplündert, verfolgt, verbrannt, ermordet hat, gerade deshalb immer den edlen Muth gezeigt haben, Juden zu bleiben. Erſt ſpät, erſt unter uns fangen ſie an, von ihren alten Satzungen abzulaſſen und ſich dem höhern Lichte zuzuwenden. Sollte es ſich erfüllen, daß ſie mit Haß und Verachtung überſchüttet werden mußten, um den Gott Iſraels nicht zu vergeſſen?

Was man übrigens an den Juden Tadelnswerthes und Fehlerhaftes hat finden mögen, nie hat man ihnen den Vorwurf der Faulheit machen können, jener ſchmählichen Trägheit, welche die Zigeuner charakteriſirt. Selbſt die Sadducäer, die in Küſten lebten und nur an das zeitliche Glück dachten, vernachläſſigten weder die Induſtrie, noch den Handel, um dieſelbe zu den Mitteln zu gelangen, ſich jenes zu verſchaffen. Ausſerdem waren die Juden die geſchickteſten und thätigſten Leute, die eifrigſten Forſcher in ganz Europa; es iſt wahr, ſie beſchäftigten ſich mit der Magie, mit kabbaliſtiſchen und aſtrologiſchen Studien und anderem wilden und phantaſtiſchen Zeuge; aber dieſe Wiſſenſchaften machten damals das Hauptfeld geiſtiger Thätigkeit aus; die Juden hielten ſie hoch, wie Albertus magnus, wie Cardanus, wie Agrippa ſie hoch gehalten. Die Erfindung der Bechſel, die man ihnen nicht abdisputiren kann, ſpricht ebenfalls ſie unſer Meinung. Die Juden, es iſt wahr, ſtellten, das Horoſkop, aber es war der Einfluß der Sterne auf alle ſublunariſche Weſen, was die Beſo-

*) Eine von Juan Moran verfaßte Vorrede zu dem Roman: Die Gitanos (Zigeuner), von Camille Leonadier.

Digitized by Google

ihrer Wahrnehmungen ausmachte, und es ist bis zu dieser wissenschaftlichen Ästrologie weit hin von dem gedankenlosen Prophezeien auf gut Glück aus den Linien der Hand, den Runzeln der Stirn und der Farbe des Haars. Gleicherweise bietet die jüdische Geschichtsdeutung keine sonderliche Aehnlichkeit mit der der Zigeuner dar; Farbe und Zigur dieser beiden Stämme können Annährungen enthalten, die sprzifische Verschiedenheit wird aber dadurch keineswegs aufgehoben.

Diejenigen, die uns den Zigeunern eine Kolonie von Sudra machen, kommen noch weiter von ihrem wirklichen Ursprung ab. Der Aehnlichkeiten, die bei Vergleichung der Zigeuner mit den Sudras in Anwendung gebracht werden, sind durchaus nicht so viele, als der Unähnlichkeiten, die beide von einander scheiden. Beginnen wir mit Vergleichung ihrer Körperlichkeit. Die Sudras sind alle von kleiner Gestalt, und ihr Teint ist kupferfarbig, sie haben hervorstehende Kinnbacken und spitzes Kinn, ihr Mund ist groß, die Lippen aufgeworfen, ihr Haar von der Schwärze des Ebenholzes, glänzend und kraus, nicht glatt anliegend auf dem Schädel. Der Zigeuner dagegen hat eine viel mannigfaltigere Gestalt; seine Farbe ist olivengelblich, seine Wangen leicht gewölbt, sein Haar glatt und von glänzendem Schwarz. Die Sudra hat wenig oder gar keinen, der Zigeuner dagegen einen dichten und starken Bart; die Augen des ersteren sprühen in's Rothe, die des letzteren in's Gelbe, jener hat eine schwache zwitschernder Stimme, dieser ein volles scharfes Organ.

Gehen wir zum Geistigen über. Die Trägheit des Indiers ist etwas ganz anderes als die Faulheit der Zigeuner. Die Sudras lieben die Wiege ihrer Heimath, kleben an der Scholle. Die Zigeuner bleiben nie lange an einem Orte, gewöhnt oder verfolgt, gleichviel, umherzuschweifen ist ihnen Bedürfniß. Bieder, der Sudras wie der Zigeuner Weiber gehen sich nur wenig her, sind scheu und verzagt. Wo die Unterdrückung und der Fanatismus triumphiren, folgt der Abscheu auf den Aberglauben, und die Verworfenheit auf die Verzweiflung. So sind die Zigeuner zu dem Zustand von Degradation herabgesunken, in dem sie gegenwärtig untergehen; um sie darein zu stürzen, was die Weise hinreichend, in der man sie in Europa und in den Asiatischen Provinzen, wohin sie sich flüchteten, behandelte, mögen die Ursachen übrigens gewesen seyn, von welcher Art sie wollen, die sie dazu zwangen, ihr Vaterland zu verlassen.

Auch die Behauptung, daß die Zigeuner aus Afrika stammen, ist unhaltbar. Es ist allerdings wahr, daß, als sie sich in Europa zeigten, sie sich sie Aegypter ausgaben; dieser Name ist ihnen in England und Italien geblieben und, wenn Cotano von Egipciano herkommt, auch in Spanien. Im Jahre 1427 kamen sie nach Paris. „Zwölf Penanciers oder Büßer, Christen aus Unter-Aegypten, von den Sarazenen verjagt, begaben sich nach Rom. Sie bekleideten sich, Papst, der ihnen als Buße auferlegte, sieben Jahre lang umherzuziehen.“ Diese kleine Schaar wurde von einem Oberhaupt beherrscht, dem man den pomphaften Titel Herzog gab, und unter dem ein zweiter Befehlshaber, ein Graf, stand. Die Kinderen, die ihnen ihre Mütter; alle aber gingen in prächtigen Waffenschmuck und hatten ein Gefolge von zwanzig Personen bei sich. Pasquier fügt hinzu, daß sie schwarze kranse Haare gehabt und silberne Ringe in den Ohren getragen hätten. Obgleich ihre Frauen häßlich und unfauber waren, so wurde doch niemals ihr Haus von jungen vornehmen Herren und vom Pöbel leer. Sie tanzten, sangen, prophezeiten, und wenn sich eine Gelegenheit zum Stehlen darbot, so verschmähten sie der lustigen Pilgrime sie nichts Talent zu dieser Art des Erwerbes war ungemein groß und, allem Anschein nach, höchst glücklich ausgebildet. Der Zulauf wuchs mit jedem Tage, und der Skandal wurde endlich so ernsthaft, daß der Erzbischof beim Könige den Befehl auswirkte, die Aegyptischen Christen aus Paris zu verbannen, und diejenigen, die sich bei ihren Raths erholt hatten, exkommunizirte.

Solche Züge erinnern uns freilich an die Aegyptischen Frauen, die die Männer anlocken, ihnen ihre Reize preisgeben und sie dann oft völlig ausplündern. Man kann noch hinzufügen, daß die Aegypter von jeher feig, Nichtsthuer, Säufer und Freunde des Schlafs gewesen sind, daß sie die übrige Welt verachten und eine ausserordentliche Vorliebe für die Esel und den Tabak haben; aber weiter geht denn auch die Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Zigeunern nicht, die Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen ausgenommen.

Die Araber ähnlin ihnen noch weniger. Bei einer ziemlich kleinen Gestalt und einem mageren Körper haben jene ein eisernes Temperament; in ihrem sonnverbrannten Gesicht, ihren schwagen lebhaften Augen, ihrer geistreichen Physiognomie spiegelt man nichts von dem Verschmitzten und Niederträchtigen, das in den Gesichtern der Zigeuner ausgeprägt liegt. Die Araber sprechen, der Zigeuner viel; sie reime macht keine Geberden, bei dem Anderen wird man schwindlig vor allen Verrenkungen und Grimassen, mit denen er seine Worte begleitet. Bei dem Einen ist die Beredsamkeit, die Poesie, die Erzählung zuhause, bei dem Anderen die Verschlagenheit in jeder Gestalt, der Kaltblut, die Possen. Der Sohn der Wüste ist hochherzig und tapfer, er verschleudert seine Freiheit; der Gast, mit dem er Salz und Brod getheilt, ist ihm heilig, und seinen Vortheil opfert er seinem Ruhme auf. Unfähig jeder edlen Regung, steht es dem Paria des Occidents am Muth, sein Leben zu vertheidigen; er kennt weder Treue, noch Glauben, noch Dankbarkeit, ist stets zum Mord bereit und wagt nie einen offenen Kampf.

Bei so vielen Widersprüchen erscheint es fast unmöglich, sich eine klare Idee von dem Ursprung der Zigeuner bilden zu können. Wir glauben, daß man leichter dazu gelangen würde, diese Rasse aufzufinden, wenn man den Charakter, die Sitten und Gewohnheiten dieses Stammes mit Charakter, Sitten und Gewohnheiten der Horden, die man in der Asiatischen Türkei, zwischen Russland und Persien, antrifft, vergleichen wollte. Es möchte freilich vergeblich seyn, die Züge, welche die Physiognomie der Zigeuner bilden, bei einer dieser umherstreifenden wilden Nationen vereinigt zu suchen; aber wenn man sie stetig und genau beobachtet und mit Sorgfalt erzählt und zusammenstellt, was von Traditionen sie verbunden ist, so dürfte man wohl mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß unsre die ersten Zigeuner nicht eine Horde gewesen sind, wie die Kueden, die Tschekessen, die Baschkiren oder die Kurillen, sie doch zum wenigsten mit den Stämmen leben, die sich nicht dem Joche der Timur-Lank unterwerfen wollten.

Was sogleich in die Augen springt, so wenig man auch von den Sitten der Zigeuner und der nomadischen Gebirgsstämme der Tartarei kennt, das sind die geistigen Beziehungen, die beide mit einander verbinden. Ihre Religion beschränkt sich auf einzelne abergläubische Bestimmungen, die ohne Halt und Zusammenhang neben einander stehen. Von einem Gedanken, einer Vorstellung, die über das Dasein hinausreicht, ist bei ihnen keine Spur; sie leben, ohne ein Bewußtseyn darüber zu haben. Einen großen Theil des Tages über in ihren Höhlen begraben, die sie noch schmutziger machen, durch den Rauch, sehen sie einen schönen Himmel, die Wiederkehr des Frühlings und selbst den Farbenduft und die Klarheit ihrer schönen Morgen mit Gleichgiltigkeit an. Sinnenlust macht ihr ganzes Glück aus. Die Liebe ist ihnen nichts als eine fleischliche Begierde. In den Gegenständen ihrer Nahrung gehen sie ohne die mindeste Wahl zu Rathe; Alles ist gut, Alles ihren verderbten Hunger recht. Ekel und Etikette üben einen großen Einfluß auf sie aus; es genügt ihnen nicht, ihre Kleider zu lumpen und mit Tierrathen zu verseben, sie durchstechen sich auch die Ohren und tragen große Gehänge darin. Die Moral dieser viehischen Menschen ist in einer eben so schlechten Verfassung, wie ihre Religion. Der Diebstahl ist in ihren Augen etwas ganz Ehrenwerthes, vorausgesetzt, daß er mit Geschicklichkeit und Schnabrie verübt wird. Ein Mädchen darf sich nicht eher verheirathen, als bis sie eine Probe von ihrem Talente dazu und ihrer Fertigkeit abgelegt hat. Die Mord wird nichts als ein Verbrechen betrachtet, es sey denn, daß er an einem Stammes-Genossen begangen werden; dann steht es den Verwandten des Erschlagenen frei, zu vergeben oder ihn zu rächen; aber der Mörder kann sich eine lange Frist erkaufen und lebt während derselben in völliger Sicherheit unter dem Bruder oder Sohne des von ihm Ermordeten. Die Frauen haben sich mehr Achtung unter ihnen, als sie ihnen Ehre, die einer besonderen Neigung hingegeben, doch darf dieß niemals die übrigen Männer vom Genuß ihrer Rechte ausschließen oder ihnen nur hinderlich darin seyn wollen. Wenn sie sich der Freude hingeben, so hat es den Anschein, als überließen sie sich den wildesten Ausschweifungen des Schmerzes; wogegen ihre Art und Weise, ihre Todten zu beweinen, oft mehr der Fröhlichkeit eines Festes, als einem Ausdrucke der Betrübniß und der Trauer ähnlich ist. Ihre Todten nehmen sie in die Unterredlichkeit, sagen aber, daß Abends, wenn Alles schläft und die Mondesscheibe voll ist, die Schatten der Verstorbenen sie zu besuchen kommen und ihnen die Gebahren, die ihnen drohen, voraussagen.

So sind die umherschweifenden Horden beschaffen, die jetzt noch häufig in der Nähe von Kasan erscheinen, die Bergbahlen am Kaspischen Meere durchstreifen, die Wälder durchziehen und den feigerischen Stämmen der Baschkiren, Kirgisen und anderer Barbaren folgen, indenen sie eben so verachtet werden, wie von den Europäern, aber auch gefürchtet wegen ihrer Zauberreien und ihrem Verkehre mit den Geistern.

Dies Gemälde ist zugleich das Bild der Zigeuner. Mit Leichtigkeit lassen sich aus unserer Hypothese ihre Sitten entwickeln, die Aberglauben verstehen, ihr Zige verfolgen. Man wird sich dann nicht mehr über die Härte und Strenge wundern, mit der man sie immer und überall verfolgt hat.

Die Fürsten Italiens verbannten sie aus ihren Staaten, eben so die Deutschen Fürsten aus den ihrigen.

Im Jahre 1516 wurden sie aus Frankreich vertrieben, oder zu den Galeeren verurtheilt. Im Jahre 1682 erging unter Ludwig XIV. an die Marschälle und Polizei der Befehl, nicht nur die Zigeuner oder Aegypter selbst, sondern auch die Weiber und Kinder dieser Vagabonden, deren sie habhaft werden könnten, aufzuhehen.

Die Araber verfolgen die Scheramis wie wilde Thiere.

Die Reichsstände von Ungarn erließen mehrere Defrete auf Ausrottung des Pharaoh-Neyes oder des Volkes des Pharao.

Die Cortes von Castilien drangen auf Vollstreckung der Gesetze, die sie gegen diese Gesellschaft aufschleßen und ihnen alles Gewerbe bei Todesstrafe verboten.

Und bei allen diesen Verfolgungen, die die unglücklichen Zigeuner trafen, hat sich nie eine Stimme zu ihren Gunsten erhoben; wie wilde Thiere wurden sie gejagt, ohne Erbarmen zu Tode gehetzt, nur Verwünschungen und Flüche folgten ihnen nach, und noch jetzt sind sie allen Nationen ein Greuel.

Nur zwei Fürsten hat es gegeben, die ihnen die Pforten der menschlichen Gesellschaft aufgethan: Maria Theresia von Oesterreich und Karl III. von Spanien; die Zigeuner aber, ihrem Charakter getreu, haben die Sicherheit, deren sie genießen konnten, der gefahrvollen Unabhängigkeit aufgeopfert, die nun einmal das Glück ihres Lebens ausmacht.

Ueberführt von der Vergeblichkeit seiner schützenden Maßregeln, ergriff der strenge Karl III. das entgegengesetzte System; er stellte ihnen die Alternative, entweder ein festes Gewerbe zu ergreifen, sich zu einem Handwerk zu bestimmen, oder aus Spanien auszuwandern und im Betretungsfall der strengsten Strafen zu gewärtigen.

Diese Epoche ist es, die Herr Leynadière für seinen Roman gewählt hat.

Digitized by Google

Bibliographie. Neue Romane:

Anselme. — Von Ph. Busoni. 2 Bde. 15 Fr.

Un Homme sans coeur. — Von Hippolyte Bonnelier. 2 Bde. 15 Fr.

Lucian Spalina. — Von J. N. David. 2 Bde. 15 Fr.

Maladies du siècle. — Von Edouard Alex. 7½ Fr.

Mémoires d'un jeune cavalier. Par James, auteur de Richelieu. Traduit de l'anglais, par A. J. B. Defaucompret. — 2 Bde. 15 Fr.

Le nouveau Candide. — Von Louis Lavater. Erste Abtheilung: Rom. 6½ Fr.

Sanche Orrillo, prince de Vinan, ou les Moeurs en Espagne. — Von Baignoux. 2 Bde. 15 Fr.

Isabel de Bavière. — Von Alexandre Dumas. 2 Bde. 15 Fr.

Les Trois Aa. Par Spindler et W. Blumenhagen. Deutsch traduit de l'allemand par Ch. Le Dhny. — 2 Bde. 15 Fr.

Ostindien.

Les Aventures de Kamrup, par Tabein-Uddin. (Die Abenteuer des Kamrup.) Aus dem Hindostanischen in's Französische übersetzt von Garcin de Tassy. — Paris, 1835.

Selbst diejenigen, welche es nicht zugeben wollen, daß alle menschliche Wissenschaft göttlicher Offenbarung entstammt sey, müssen dennoch eingestehen, daß ein großer Theil dieser Wissenschaft wenigstens auf Ueberlieferung beruhe. In dem Grade, als sich der Kreis historischer Forschungen erweiterte, hat man die Zahl autochthonischer Civilisationen sich vermindern sehen. Für die Stämme, welche man bisher für ursprünglich gehalten, entdeckt man mit jedem Tage Wurzeln, bald in dem Lande selbst, bald in anderen Gegenden. So haben Rom und Griechenland, dieses Calpe und Abyla der modernen Welt, erst ihre Ausfuhr auf eine prächtigere Weit zurückgeführt; dann gingen sie höher hinauf nach Aegypten. In unsern Tagen schmankt der Blick unsgewiß zwischen der assyrischen und Indischen Welt, und wir haben keine Bürgschaft dafür, daß dort die letzte Gränze sey, das non plus ultra der Ueberlieferung.

Zur Ehre der Orientalisten sey es gesagt — sie sind es, denen wir diese Entwirrung des alten Chaos zu verdanken haben; sie allein haben es vermocht, den Faden der Geschichte, der unter den Händen der frühen nur mit der Kenntniß der beiden klassischen Sprachen ausgerüsteten Gelehrten gerissen war, wieder aufzuknüpfen. Staatsumwälzungen, Völkerzüge, Entdeckungen zur Unterjochung der materiellen Welt, moralische, politische, religiöse Gesetzbücher, Mythen und Sagen — alles dieses, in die alte Nacht der Zeiten hinaufreichend, führt nach Asien. Dort haben die neueren Sprachen, wie in Europa, und noch mehr als in Europa, ihre Heimath gefunden; sie haben sich als Töchter uralter Sprachen erkannt, und es ist die Wissenschaft bereits verjüngt gewesen, ihre Wurzeln und einen großen Theil ihrer grammatischen Formation auf ihren Ursprung zurückzuführen.

Unter diesen Sprachen des südlichen Asiens ist eine der interessantesten, vermöge der politischen Rolle, die sie bereits gespielt hat, und welche sie noch lange zu spielen berufen scheint, die, welcher das oben angezeigte Buch angehört. Das Hindostanische, welches in dem größeren Theile der Indo-Britischen Besitzungen gesprochen wird, bietet in seinen Schichtlagen eine merkwürdige Analogie mit dem Englischen selbst dar. Das Englische hatte sich von dem alten Sächsischen Stamme abgelöst, als die Eroberung Wilhelm's es mit dem Französischen überschwemmte. Das Indische, eine demotische Untersart des Sanskrit, erleidet eine Persische Färbung während der wiederholten Einfälle der muhamedanischen Eroberer seit dem Wagenreiche Mahmud des Gasnier-Schach. Das Persische behauptete sich als Hofsprache; es ward an festlichen Tagen bei Hofe gesprochen, aber in der Stadt und auf dem Lande vermischte es sich innig mit dem Hindustischen, so daß sich eine neue Sprache bildete, die endlich ihre Schriftsteller in Prosa und Versen aufzuweisen hatte. Ganz eben so ist die Geschichte des Englischen. Heutzutage sprechen die entarteten Spedzlinge des Timur, die dem Namen nach in Delhi herrschen, Hindostanisch, wie die alten Plantagenetten der Kaiser, ihrer Ahnen, und wie die Abkömmlinge der Hindus, welche sie unterjochten. Sieger und Besiegte haben sich vermischt, und ihre ursprünglichen Unterschiede sind vor der Uebermacht eines neuen Erobers verdlichen. Dieser, menschlicher gesinnt oder geschickter, hat ihnen weder seine Sprache noch seine Gesetze aufgedrungen. Er vertraut ganz ruhig der Zuneigung, die sich in der Zeit früh eine unsichtige feine Bildung erwirbt, die durch ihre Künste für die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Daseins, durch ihre Gerechtigkeit und militairische Zucht für die Sicherheit sorgt. Mit gleichem Vertrauen wird es nicht nöthig seyn, sie zu zwingen, in unsere Tempel einzugehen; es genügt, die Thür offen gelassen zu haben. Indeß wird die uralte Asiatische Organisation mit ihren Kasten und ihren autediluvianischen Ueberlieferungen längere Zeit, als sonst irgend etwas, unsere Formen Europäischer Civilisation Widerstand leisten. Sie wird sich kräftig verbauen gegen unsere armen schlichten Sprachen und gegen unsere Literaturen mit ihren Plagiaten! — Ja wohl, Plagiaten! — Denn wo giebt es einen Sittenspruch, eine dramatische Verwickelung, einen bildlichen Ausdruck, eine Fabel, eine Geschichte, die nicht ihre Analogie, ihr Urbild im Orient fände, dort, wo vor dreitausend Jahren ein König bereits klagte, daß es nichts Neues gebe unter der Sonne! Aesop, Phädrus, La Fontaine haben Bidpay bestohlen. Die Puranas haben die Möglichkeit zur Erfindung neuer epischer Sujets vernichtet. Eine neuerdings erschienene Grammatik des Bulgar-Arabischen hat eine anmuthige Anekdote im Urtext und in Uebersetzung mitgetheilt, die sich angeblich unter der Regierung des Chalifen Mothahad mit einem Witzling, Ebn-Elmaghaji, zugetragen hat. Das ist aber Wort für Wort die Geschichte des Evlalio, womit uns vor einigen Jahren unsere Theater entzückt haben. Der Hirt auch, welcher, nachdem er Ministers geworden, die Kleidung seines früheren Standes seinen Kindern bewahrt, findet sich in der Erzählung von einem gewissen Ajaz, einem Sklaven des Gaznewiden Mahmud. Nachdem er Wesir geworden, verschreibt Ajaz alle Tage sein Gebet in den Bettelfleidern, die er früher getragen hatte. In einer Anmerkung hat uns Herr Garcin de Tassy diese Geschichte, anmuthig erzählt, mitgetheilt.

Wenn der hier von uns angezeigte Roman von Kamrup keine orchestralische Kompostion um so weniger ist, als Tabeinuddin bringt, so wird es dagegen in demselben das Verdiid eines Werkes erblicken, das im Arabischen Orient von nicht geringerer Bedeutung ist; ich meine die Geschichte Sindbads des Seglers. Der Held desselben, Kamrup, in Liebe entbrannt zu einer Prinzessin, die ihm im Traum erschienen, verläßt Kouba, sein Vaterland und schifft sich nach Ceylon ein mit einem Maler, einem Pundit, einem Arzte und mehreren anderen Jugendfreunden. Ein Schiffbruch zerstümmert ihre Fahrzeug, zerstreut die Freunde, die sich fest erst wieder zusammenfinden, als Abenteuer zu bestehen haben, in denen das Wunderbare keinesweges gespart ist. Außer seinen natürlichen Fähigkeiten besitzt Jeder von ihnen noch einen Talisman, durch dessen Mitwirkung es endlich dem Kamrup gelingt, in die Nähe der Prinzessin Kala zu kommen, ihre Liebe zu gewinnen und sie endlich nach vielen Widerwärtigkeiten zu heirathen. Um dieses Ziel zu erreichen, bedient sich Kamrup des Steins der Weisen, den ihm ein Derwisch geschenkt, er macht Gold und verschret ein Heer, womit er seinen zukünftigen Schwiegervater in seiner Hauptstadt belagert. Die Moral der Geschichte leuchtet ein und ist tröstlich genug:

„Gott giebt allen denjenigen getreiblichen Erfolg, welche gedulbig, wie Kamrup, die Mühsale ertragen, die die Liebe in ihrem Gefolge hat."

Die Motive des Romans sind zuweilen sehr stark nach der Kindheit der Kunst. Die Intrigue ist frostig, und die Zaubergeschraunt der Dämonen oder Genien der Indischen Mythologie macht sie oft noch fertiger. Der Stil, ohne gerade von Bildern überladen zu seyn, wird doch oft durch seinen einbönigen Schmuck lästig. Allein solche Fehler, wie die gerügten, sind fast lodesnvereth zu einer Zeit und in einem Lande wie Frankreich, wo die Literatur, auf den Spuren der Naturkünstel einher wandelnd, sonst nichts erreicht hat, als Unsinnliches, Bizarres, Geschmackloses. Es ist ohne die Originalität der Europäischen Erfindungen in Abrede gestellt werden; allein dies bedarf theilweise einer Berichtigung; hier ist nämlich ein Punkt, wo wir wahrhaft originell sind. Wir haben Werke, in denen die Leidenschaft viel toller rast, in denen die Intrigue viel mehr quälende Unzehuld erregt, in denen der Stil viel mehr sprüht und Funken giebt und die Bilder viel phantastischer und überspannter sind, als in den Büchern, welche die Kinderjahre der orientalischen Literatur zu Tage gefördert.

Ganz verfenkt in die Beschäftigung mit den alten oder fernen Sprachen, waren unsere Gelehrten so glücklich, dieser Mode keinen Tribut darzubringen. Eingeschlossen in die Exegese, wie in eine Heils-Arche, haben sie ihren besseren Sinn und ihren richtigen Geschmack über diese Sinkfluth hinaus bewahrt. Einige gelehrte Gesellschaften bilden gegenwärtig eine Art von Einsiedlei, in welcher sich die Sprache von Persepolis rein bewahrt; sie sind die Heiligthümer, aus welchen die mit wieder hervorgehen und Frankreich erobern wird. Hier hat auch Herr Garcin de Tassy das Gebeimniß gefunden, seinen Text treu wiederzuspiegeln in einer klaren, schönen Französischen Uebersetzung. Seine Anmerkungen, voll von Gelehrsamkeit, geben den durch sie erläuterten Partien einen unendlich hohen Werth. Das Hindostanische, ein tellurisches Denkmal für die mittelalterige Geschichte, ist wie für die neuere Geschichte von Asien, ist jetzt die nützlichste Sprache für den Reisenden, den der Handel oder die Wissenschaft nach Indien rust.

Der Original-Text des Tabein-Uddin wird ohnfalls in kurzem erscheinen und uns die Mittel an die Hand geben, die Treue der Uebersetzung zu benethelien. Die Englische Societät zur Verbreitung orientalischer Schriften, von der Thätigkeit des Uebersetzers durch früher Leistungen überzeugt, hat die Herausgabe des Kamrup mit ihrer Unterstützung bedeckt.

(M. L.)

Mannigfaltiges.

— **Der Schädel-Thurm.** Man zeigte uns in Tunis ein überaus merkwürdiges Gebäude, genannt Burjer Rubs, das ist, wie der Name es schon bezeichnet, ein Thurm, der aus lauter Menschen-Schädeln aufgeführt ist, die in regelmäßigen Reihen auf dem untergelegten Bein-Schichten der dazu gehörenden Körper ruhen. Dieser merkwürdige Thurm steht dicht am Meere, in einer kleinen Entfernung von dem Fort Burjes Sudd, und hat gegenwärtig zwanzig Fuß Höhe und an der Basis zehn Fuß im Durchmesser. Man weiß aber nach eben so einem Kegel zu, er ist hiernach leicht zu berechnen, wie viel Menschenköpfe dazu gehörten, um den Thurm zu vollenden; ja, es schrint sogar keinen Zweifel zu unterliegen, daß derselbe, wie auch die Singebornen behaupten, vormals noch weit umfangreicher und höher gewesen, als jetzt. Uebrigens hat sich über den Ursprung desselben gar nichts mehr erhalten, außer der Sage, daß die Schädel von Christen herrühren. — Der Thurm wird von Zeit zu Zeit, um ihn gegen Wind und Wetter zu schützen, mit Mörtel überkrichen; doch, als ich ihn sah, war ein großer Theil der Bekleidung abgefallen und so deten die nackten Schädel einen schauerlich-gespenstischen Anblick dar.

(Temple, Excursions in the Mediterranean.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt auf der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 65. Berlin, Montag den 1. Juni 1835.

Italien.

Mérý's Italiänische Reise.

II. Ein Sonntag in Florenz. — Die Villa Catalani. — Das Stammbuch einer Königin. *)

Der Sonntag ist in der That ein schöner Tag in Florenz; die träge Stadt gewinnt ihn in stiller ruhiger Lust, in ungestörter, gründlich durchempfundener Glückseligkeit. So oft ich mich nach Toskana zurückversetze, untertauche in diese holden Erinnerungen, so scheint es mir immer, als brächte sich Florenz für seine Sonntage eine ganz besondere eigenthümliche Sonne auf, ein lieblicheres Licht, einen Strom von tieferem Azur, lockendere süßere Schatten in den Alleen der Cascini. Ueberall ist der Sonntag der Tag süßen Volk, wo es umherwandert, seiner Lust und Muße in freien Tanz läßt, sich in Familie voll und toll lärmt und schwärmt, und die Plagen der ganzen Woche zu vergessen sucht; aber in Florenz geht das Volk wirklich spazieren und zeigt in seiner ganzen Weise einen Charakter bürgerlichen Wohlstandes, würdigen Behagens und guten Tons. Es ist ohne Zweifel die einzige Stadt in der Welt, wo man keine Spur von der Zerrissenheit an der Alleinung des Volkes gewahr wird. Man kann auf den glücklichen Zustand schließen, in dem sich die Volksmasse in der Stadt befindet, wenn man hört, daß die Bäuerinnen Federhüte und die Bauern seltene Handschuhe tragen! Ich glaube, es giebt keinen zweiten Ort in der Welt, wo das Landvolk Handschuhe trägt. Die Cascini sind mir lieber als unsere Tuilerieen. Die Tuilerieen sehen aus, als wollten sie einen in den stolzen Schutz ihrer Schatten nehmen, wie die Eiche in der Fabel; man fühlt sich verdrückt, kleine Leute zu werden, wenn man auf den gleichsam Zustand schließen, in dem sich die Volksmasse in der Stadt befindet, wenn man hört, daß die Bäuerinnen Federhüte und die Bauern seltene Handschuhe tragen! Ich glaube, es giebt keinen zweiten Ort in der Welt, wo das Landvolk Handschuhe trägt. Die Cascini sind mir lieber als unsere Tuilerieen. Die Tuilerieen sehen aus, als wollten sie einen in den stolzen Schutz ihrer Schatten nehmen, wie die Eiche in der Fabel; man fühlt sich verdrückt, kleine Leute zu werden, wenn man auf den glücklichen

Arabesken schlingen sich über alle Wände, wie ein Traum des Glückes; die Citronenbäume durchrusten die Korridors, die Wohlgerüche des Gartens steigen in alle Gemächer empor. Man glaubt sich in eines jener Schlösser versetzt, welche die Maler auf ihren Leinwand erkünsten, gleichsam um sich zu trösten, daß sie dergleichen nicht in der Wirklichkeit finden; und als Rahmen zu dieser Villa nun die Landschaft von Florenz! Von allen Balkons überschaut man diese sichte in Azur schwimmende Ebene, mit blauen Bergen gekrönt, von den Schneichtwellen des Arno gebadet. Auch Florenz die schöne Stadt steht man, unter den Hügeln der Villa Strozzi und vom San Miniato; sie erscheint hingestreckt am Ufer des Arno mit ihren Domen und den beiden schlanken Thürmen, wie eine Frau, die in süßer Trägheit ihre Arme in die Höhe reckt, bevor sie der Schlaf übermannt.

Ein reiches Frühstück wartete unserer in einem reizenden Saale, der an die Orangerie stößt. Der Priester, welcher die Messe gelesen hatte, war ebenfalls eingeladen; er kam sich zu entschuldigen, daß er sich nicht mit uns zu Tisch setzen könne; Madame Catalani wandte die unmöglichsten Mittel an, um den Priester durch Schmeicheln, Schmollen nichts abschlagen kann, aber der Priester blieb lächelnd bei seiner Weigerung. Nichts als eine Tasse Chokolade wollte er annehmen, die man ihm in einem Neben-Zimmer servirte. Dieser Strupel erschien mir an einem Greise gar schön und verdienstlich. Bei Tische sprach man viel über Musik, und besonders von den Frauensängern in Italien noch vorhandenen Dorn. Man sprach von Robert dem Teufel, der noch nicht die Ehre in Florenz gegeben zu werden, und die Exotica und die Pastorale erregten einen Sturm des Entzückens, der über alle Beschreibung ist; man war vollkommen außer sich; bei der ersten Aufführung wurden diese Meisterwerke sogleich verstanden, erfaßt, verschlungen. Dasselbe Publikum ging Abends in das Theater la Pergola, sich von Donizetti, dem Maestro der Zeit, entzücken zu lassen. Ich sage, ob die Oper Robert der Teufel hier nie zur Aufführung kommen werde. Die Truppe würde sie ehne Zweifel sehr gut geben; es war ein Französischer Tenorist dabei, Dupré, mit einer köstlichen Stimme, ein sehr guter Bassist, dessen Namen ich vergessen habe, und zwei talentvolle Sängerinnen, Madame Prestani und Madame Dessere. Man gab mir zur Antwort, daß Robert sür immer vom dortigen Theater ausgeschlossen bleiben würde, wegen des Akts mit den Nonnen, wegen der Messe und Priester, und der Taufe des Prinzen — es ist erstaunlich, sagte ich ihnen, daß diese kleinen Schwierigkeiten nicht schon beseitigt worden sind, da man doch schon so lange nach Robert Verlangt: es ist gar nicht durchaus nothwendig, sich an das Französische Textbuch zu halten; vermittelst einiger Variationen, die am eigentlichen Thesen der Musik nichts verändern würden, könnte man einen geringen und anstößigen Akt Robert mit leichter Mühe herstellen; anstatt der Nonnen könnte die ersten besten andern Spukgestalten; wo liegt die Nothwendigkeit, daß diese Phantome ein Kreuz auf der Brust tragen und vor dem Grabe der heiligen Rosalie tanzen? Was den sünften Akt betrifft, so ist leicht zu sehen, daß die Kirche von Palermo nur eine Nebenrolle spielt, mehr des Effekts wegen und als Decoration da ist, wie der Wasen in der Stummen. Die Oper verliert wenig oder gar nichts, wenn die ganze Kirche wegbleibt. Für echte Liebhaber der Musik verschwindet der äußere Spektakel ohnehin doch vor der Kunst. Sobald ich nach Paris zurückkomme, will ich Herrn Meyerbeere sagen, ob er meine Idee billigt, und wenn er es thut, so will ich selbst einen ortsbogen Text besorgen, und man mag die ausgewogten Geisterste durch irgend andere, die gerade bei der Hand sind, etwa aus dem Schlosse Udolfo's, zwischen Sienna und Volterra erfinden.

Das Frühstück endigte nach den Vorschriften der alten Philosophie. In diesem Saale, der so lachend, so voller Duft, so ganz voll Toskanischer Anmuth und Lieblichkeit war, inmitten dieser Orangen-Gärten, wo das Leben so mächtig ist, wo alle Wonnen des Florentinischen Frühlings unsern Körper mit Unsterblichkeit zu durchdringen scheinen, ertönte plötzlich, kontrastirend genug, ein Trauerlied, ein Grabgesang, und versetzte uns Alle in eine tödtlich melancholische Stimmung. Madame Catalani hatte das Dies irae der Englischen Kirche angestimmt, diese düstere Hymne, die mit einem Cypressenzweig auf den Marmor eines Grabes geschrieben zu sein scheint. Die langgehaltenen Töne des Englischen Hornes begleiten diesen Gesang. Nie kam eine Ueberraschung unerwarteter; die erfinderische und schöpferische in Freude und Entzücken ist sie, die Tragikerin der Villa Catalani! Ein unerlesenes Frühstück, vorher die Litanei der heiligen Jungfrau und dann das Dies irae! Ich zum Dessert floß der Wein der Liebe, der Champagner! Hier an den Ufern des Arno, die Becher voll von den Weinen Frankreichs, zwischen den Frauen aus Florenz und denen aus Paris sitzend, tönten wir trunken hingerissen die Verse unserer Requiems. Der laue Wind säuselte durch die Orangen der Terrasse; der Mittag senkte sich dernieder mit seinen Sonnenstrahlen, seinen Italienischen Dahinschmachtungen ein sanftes Licht spielte auf den Scheiben; wie auf Teichinen in Tibur, als Horaz zu Sertius sagte: „Laß uns Myrthen und Rosen pflücken! die Kälte des Todes verdeckt uns lange Hoffnung: Laß uns glücklich sein!“

Dieser ganze Tag war nur ein langes Konzert; die Tage zu Florenz, belebten nur eine Musik und wähnen die zum frühen Morgen. Das Piano wurde geöffnet; die Gesellschaft nahm auf den Divans des Salon Platz. Madame Duvivier, die Tochter der Madame Catalani, stellte eine der schönsten Contra-Stimmen, die Italien gebört hat; sie sang die Duette mit ihrer Mutter; man sang Norma, die Donna del Lago, die Semiramide durch. Der glänzende kunstgebildete Salon von Paris wurde am Piano der Villa von Madame Gaëtan Murat, der Tochter des Herrn von Méneval, der ein Freund des Kaisers war, würdig repräsentirt. Acten Augenblick kamen neue Besucher aus Florenz; das Gerassel der Wagen, das Stampfen der Pferde auf dem Pflaster des Hofes, die pomphaften Anmeldungen großer Namen aus der Toskanischen Aristokratie, nichts war im Stande, eine Unterbrechung im Gesange zu verursachen oder den begeisterten Eifer nur für einen Augenblick zu schwächen. Die Dame des Hauses war Norma oder Semiramis, wir waren zu Baduen oder im Walde der Irmansäule, Niemand stammelte Worte ohne Sinn; Jeder war in seinen Part, in die Schöne Leidenschaft der Kunst in ihren ganzen göttlichen Ehrbegriff, wie ich sie so oft gerühmt habe; es war keine Gefälligkeit einer Künstlerin oder Sängerin, kein Bestreben, dem Schlafe oder der Langeweile durch eine Zustucht zum Gesange zu entgehen, kein erzwungenes und erkünstelltes Vergnügen; durch kein Programm waren die bevorstehenden Genüsse angemeint; kein widerwärtiges Applaudiren, kein Kokettiren und Geschätz; Alles war Feuer und Seele und Leidenschaft, Cavatine, Cantilene, Polonaise, Duo, Trio, Romanze; eine Partie verschlang die andere, das Piano ließ der Stimme keine Rast, und die Stimme keine dem Piano. — So wird in der Villa Catalani Musik gemacht.

Nicht auf Thabor wolle' ich mein Zelt aufschlagen, sondern hier, hier in dieser frischen Oase, in der Ebene des Arno. Die harmonischen Melodien klingt noch in meinen Ohren, und noch jetzt, da ich diese Erinnerungen niederschreibe, ist es mir, als ob ich meine mit meine Nachbarn, das Mittelländische Meer, melodische Töne jenes Florentinischen Sonntags durchbet. Der Mittagsschlaf im Frühling hat mir nie einen holderen Traum beschert, als jener unvergeßliche Tag des wirklichen Lebens; die thörichte Phantasie, die nach der innersten Poesie des Glückes sucht und sie nie in dem Genüssmet der Sinne findet, schafft sie sich selber in einer Traumwelt, in welcher Gestalten, reizend wie Wirklichkeit, Formen in Licht und Luft, und niederfallen von Musik und Gesängen und dem Geplätscher der Springbrunnen und den Stimmen der Frauen; der Traum wird zur Wirklichkeit, aber nur einen Tag lang; das Glück dauert nicht — die heiße Erscheinung verschwindet wie das Dunstgebild der Wüste; rings umgiebt uns wieder der nackte dürre Sand, und das bittere Gefühl der Vernichtigkeit, in der wir zu athmen verdammt sind, überschwemmt wieder unser ganzes Herz.

Dieser Tag zum wenigsten sollte vollkommen schön sein; ich bone ihn in einer Villa begonnen, wo die Majestät des Talentes ihre Krone niedergelegt hat, und ich beschloß ihn in einem Palaste, wo eine andere Majestät erloschen, in einem Hause des Exils — das verhängnißvolle gleichteitige Schicksal des größten neueren Namens. Die Schwester Napoleons, die Wittwe des Königs von Neapel, hatte mich der Ehre gewürdigt, mich zu Portici, einem Lustorte, der ihr von gastlicher Palast, diese Stätte der Verbannung! Die Etikette fragt den nicht erst nach der politischen Meinung des Reisenden; wenn er die Schwelle betritt, braucht er nur zu sagen: Ich bin ein Franzose; und die Thüre thut sich ihm auf und man giebt ihm ein Fest. Die Welt ist exemplarisch im Salon der Gräfin von Lipona; Königreich, Kaiserreich oder Republik, jeder Stand schickt ihr seine Gesandten, und es umgiebt sie ein hof, wie ein reinerer, höherer Untertheil, als das gewöhnliche bunte und zusammenlaufende; weder Titel noch Stellung hat sie mehr zu vergeben, die Schwester des Kaisers; nicht um dergleichen kommt man jetzt zu ihr, sondern um sie zu sehen, zu bewundern, sie zu hören, sich von ihr entzücken zu lassen, denn wie besaß eine Frau mehr Anmuth und bezaubernde Liebkosterei der Rede. Gott hatte sie geschaffen, sie auf ein Thron der Villa Reale hinzustellen, vor diesem Neapolitanischen Meere, das darumwollig ist wie ihre Stimme. Wenn auf sie sind der Jahre und das Unglück mit ihrem lastenden Gewicht gekommen, ohne daß der blendende Glanz ihrer Jugend unter den Thränen erlöschen wäre. Welch eine Familie! Es soll ein Fremder zum ersten Mal in seinem Leben in diesen Salon, wo die schönsten Frauen von Florenz versammelt sind, eintreten, um man soll ihn sragen, welche er sür die schönste Dame halte — er wird sich gewiß nicht erst besinnen und sogleich die rechte nennen. Es ist immer, als wenn die beiden großen Namen, die sie führt, in Steadenschein ihre Stirn umleuchteten.

Alle Abend wird gesungen im Salon der Gräfin von Lipona; die Musik ist ihr Bedürfniß und sie liebt sie mit Leidenschaft; alle Bonparte's sind Freunde der Kunst; es hat vielleicht noch nie eine gebildete Familie so unlimitirtkeit dem wahren Geschmack für die schönen Künste bewiesen. Madame Catalani kommt oft mit ihrer Tochter, sich an das Piano dieses Salons zu setzen. Die ausgezeichneten Dilettanten des Florenz machen sich die Freude, sich dort hören zu lassen. Alle neuen Compositionen kommen dort ganz frisch an, und es fehlt nie an Künstlern, die sie sogleich vom Blatte auf's vortrefflichste auszuführen wissen. An jenem Abend überreichte mir die Gräfin von Lipona, während gesungen wurde, die Stammbuch-Blätter, die ich mir von einigen Werken. Nach einem Tage, der nichts als Poesie und Genuß war, in Begierwesen hier erhabenen Frau, hätte ich erröthen müssen, wenn ich den andern Tag Nähe abwarten wollen, um mich begeistert zu fühlen. Ich schlug das Stammbuch auf, und unter den Tönen einer Cavatine schrieb ich auf einen Gueriden des Konzert-Saales ein Gedicht: „Die Verdammten in Florenz“, nieder.

Möchten sich meine Verse der edlen Verbannten vergeleten hatt, hat ich sie, selber nun mit Sujet, Titel und Maaß eines anderen Gedichtes zu bestimmen, welches ich dann auf der Stelle absolvirt. „Sehr gern“, erwiederte sie mir mit ihrer Königlichen Grazie; „hier Ihr Sujet: ich führe zwei Namen, auf die ich stolz bin, ich bin die Schwester Napoleon's und Murat's Frau; der Titel Ihres Gedichtes soll sein: Bonaparte und Murat.“

Ich schrieb ein Lied unter *), las sie der Schwester Napoleon's,

*) Beides, sowohl das Stammbuchs-Gedicht als diese Norma, die wieder in einen der nächsten Briefe der Revue de Paris mitgetheilt.

Digitized by Google

der Wittwe Murat's her, und hatte das Glück, Thränen über ihr edles Antlitz fließen zu sehen; es war das einzige Mal, daß ich mich glücklich schätzte, ein Paar Verse improvisiren zu können. Ein zweiter Tag, wie dieser, wird mir nie erscheinen.

Bibliographie.

Analisi della sensibilità, delle sue leggi e delle sue diverse modificazioni. (Ueber das Wesen der Sinnlichkeit, in moralischer und politischer Hinsicht.) Von Francesco Lomenace. Lugano. 2 Lir. 60 C.

Articoli varii di statistica ed economia. (Statistische und staatswirthschaftliche Betrachtungen.) Von Melchiorre Gioja. 3 Bde. Lugano. 15 Lir.

Ballate. (Balladen.) Von Luigi Carrer. Venedig. 5 Lir. 22 C.

Beatrice di Tenda. — Lyrische Tragödie in 2 Akten. Mailand. 86 C.

Bergamo. — Notizen über diese Stadt, gesammelt von E. Zucchi netti. 1 Lir. 30 C.

Gli anni del noviziato di Alfredo Meiste. (Wilhelm Meister's Lehrjahre.) Mailand. Erster Bd. 2 Lir. 61 C.

Farmacopea universale. — 22stes Heft Colocynthis — Cuprum. Pr. jedes Heftes 87 C. Venedig.

England.

Charakterstiken, von Charles Lamb.

II. Während der Genesung.

Ein Leiden, hart genug, das in der Gestalt eines nervösen Fiebers mich seit einigen Wochen an mein Zimmer gefesselt und mich nur langsam verläßt, macht mich unfähig, über irgend einen anderen Gegenstand zu reflektiren, als über meine Krankheit. Bemerket also nichts Gesundes, liebe Leser, in diesen Blättern, sondern betrachtet die Träumereien eines Kranken habe ich Euch zu bieten.

Ja, die ganze Existenz des Kranken ist ein Traum! Und ist es nicht ein prächtiger Traum für einen Menschen, das Bett hüten zu müssen, die Vorhänge um sich herum zu ziehen, die Fensterladen vor der Sonne zuzuschließen, sich dem süßigen Vergessen aller Werke und Arbeiten, die das Geklirr belachen, hinzugehen, unempfindlich zu seyn gegen alle Geschäfte des Lebens, die Pulsschläge einer Aerzte ausgenommen?

Wenn es eine königliche Einsamkeit giebt, so ist es das Bett des Kranken. Wie er herrscht darin! wie ungehindert er seinen Launen nachgiebt dann! Mit welcher Herrscher-Willkür er mit seinem Kopfkissen umspringt, wie er es sich zurecht zupft, wie er es schüttelt, wie er es um und um dreht, kleiner macht, es klopft, glatt streicht und zusammenballt, nach dem tausendfachen Bedürfniß, nach der immer wechselnden Laune seines bewegten Hirne.

Mit seiner Lage und Position wechselt er öfter, als ein Politiker; jetzt liegt er der Länge nach ausgestreckt, nach wieder zusammengewickelt wie ein Knäuel, schief, in der Luft, mit Kopf und Füßen in der Diagonale des Bettes, und Viertmal so breit über sich, daß er manche mühsig sey, daß er den Mantel nach dem Winde trage. Er ist immer schränkt im Umkreise seiner vier Bettpfosten.

Wie die Krankheit das Interesse des Menschen an sich selber erhöht! Er ist sich der ausschließliche Gegenstand. Unbedingter absoluter Egoismus ist ihm als einzige Pflicht vorgezeichnet. Er hat nur Einen Gedanken: Wie er wieder gesund werden wird. Um alles andere, was innerhalb oder außerhalb des Hauses vorgeht, kümmert er sich nicht — Alles ist ihm gleichgültig, wenn er nur nicht die Thüren in ihren Angeln knarren hört.

Noch vor wenigen Tagen interessirte er sich lebhaft für den Gang eines Progresses, von dem das Wohl und Weh seines besten Freundes abhing. Man konnte ihn sehen, wie er im Interesse dieses Mannes alle stündig Viertel der Stadt durchlief, die Zeugen aus ihrer Trägheit aufzurütteln, den Eifer der Advokaten anzuspornen. Gestern sollte die Sache endlich entschieden werden. Und nun ist er so gleichgültig dagegen, als wenn die ganze Geschichte in Peking vorgefallen wäre. Vielleicht merkt er aus dem Gesichte, welches durch das ganze Haus geht, ohne für sein Ohr bestimmt zu seyn, wie die Dinge stehen, welch eine tödtliche Wendung sie genommen haben mit dem Freunde einmal ist. Aber das Wort Freund, das Wort ruinirt wirken nicht anders auf ihn ein, als die Worte irgend einer gleichgültigen Gewächses; er soll nur einen Gedanken haben: Wie er wieder gesund werden kann?

Welch eine Welt von Sorgen liegt in diesem Alles verschlingenden Gedanken!

Er hat den Hanesch der Krankheit angelegt, hat sich in die schwielenvolle Haut des Leidens gehüllt, all' sein Mitgefühl hält er wie einen köstlichen Wein unter Schloß und Riegel, nur für seinen eigenen Bedarf.

Er liegt da, flagend und seufzend über sich selbst; Rührung empfindet er nur um sich selber; der Gedanke seines Leidens wühlt in seinen Eingeweiden; er schämt sich nicht, über sein Weh, über die Schmerzen, zu heulen er verweilt ist, Thränen zu vergießen.

Vergebens geht er im Stillen mit sich zu Rathe, wie er sich was zu Gute thun soll; er sinnt und studirt auf alle möglliche kleine Kunstgriffe und Hülfen, wie er sich eine Erleichterung verschaffen könne.

Er nimmt so viel Theil an sich selber, als er nur irgend im Stande ist, und theilt sich, vermöge einer sehr verzeihlichen Fiktion, in eben so viel Individuen ein, als er leidende und dem Schmerz gefolterte Glieder an seinem Leibe hat. Bienenlein sinnt er über seine eigene Person, wie über einen fremden Gegenstand, nach, über seinen armen kranken Kopf und den dumpfen stumpfen Schmerz, den er die ganze Nacht über ausgehalten, als wäre ihm ein Nagel in den Schädel eingedrohet worden; oder er betrachtet mit Jammer seine langen abgemagerten Finger; für alle Theile seines Körpers empfindet er Mitleiden, und sein Bett ist eine wahre Schule der Humanität und des guten Herzens.

Er verlangt keine Zuschauer bei seiner Tragödie; aber die Gestalt der alten Wärterin hat er gern, die ihm seine Pension und sonstige Herzklärung bereitet. Was ihm an Thun, welche Geschäftigkeit, die Freiheit, alle Lasten seines Fiebers vor ihr anzuklönnen, wie vor dem Pfosten seines Bettes.

Für die Angelegenheiten der Welt ist er todt; er begreift gar nicht, was die Sterblichen beschäftigen kann; nur ein flüchtiger Schimmer von alle dem durchfährt seinen Kopf, wenn der Doktor seinen täglichen Besuch macht, und selbst aus den Falten dieses geschäftigen Gesichts erräth er nicht die große Zahl der Kranken, welche durchsuchen, wie er; in seiner Einöldung ist er allein der Kranke. Was stümmert's ihn, zu welchem anderen Krankenbett der gute Doktor hineilt, so wie er zur Thür hinaus ist, und sein Goldstück sorgsam eingewickelt hat, aus Furcht, etwas davon abzureiben.*) Nein, er denkt nur an die regelmäßige Wiederkehr derselben Erscheinung am anderen Tage um dieselbe Stunde.

Nichts von dem, was im Hause gesprochen wird, berührt ihn. Ein schwaches Gemurmel giebt ihm Kunde von dem Leben, das sich außerhalb seiner Bettvorhänge bewegt, ohne daß er Lust hat, davon Notiz zu nehmen. Er will nichts wissen, will an nichts denken. Die Domestiken, welche die feine Treppe mit kleinen Schritten auf und nieder steigen und auf Socken zu gehen scheinen, halten ein Ohr angestrengt nach, nur soviel, daß er in seinem Traume von dunklen Muthmaßungen schwebend bleibt. Alles Genauere, Bestimmtere würde eine Last für ihn seyn; nur leise Eindrücke unbestimmter Muthmaßungen sind Alles, was er vertragen kann.

Schwach schlägt er seine Augen auf beim dumpfen Klange des Klöpfel an der Thür, der mit einem Tuch umwickelt ist, und er schließt sie wieder zu, ohne nur zu fragen: Wer ist das? Er fühlt sich wohl im Allgemeinen, genug von dem Gedanken gesichert, daß er es ist, nach dem man sich erkundigt, aber nach dem Namen des Besuchers fragt er nicht, der ist ihm gleichgültig. In der allgemeinen Stille und dem feierlichen Schweigen des ganzen Hauses liegt er auf einem Paradebett und genießt seiner Souverainetät.

Kraft seiner ihm beigelegten Würde ist er schlechterdings unfähig, Etwas zu thun, Königliche Vorrechte ausüben. Man begleicht nur die stillen Leute der Domestiken, den schweigenden Eifer, mit dem sie ihre Dienste verrichten, wie ein Wink der Augen schon hinreichend ist, sie in Thätigkeit zu setzen; man vergleicht das mit ihrem geschlossen Benehmen, mit ihrem Kommen und Gehen ohne alle Umstände, mit ihrem Thüreinwerfen ꝛc., sobald es mit dem Kranken nur ein wenig besser geht — und man wird was Recht geben, daß vom Bett, oder vielmehr vom Thron des Kranken die ganze Lebenslust des Reconvalescenten ein Verlust der Würde ist, ein Fall, der an Schmach einer Absetzung gleichkommt.

Die Genesung erbuzirt Alles wieder auf den gewöhnlichen unfruchtlichen Zustand! Wie vergeblichen ist die Bekennung, die der Leidende noch vor wenigen Stunden in seinen und seiner Familie Augen einnahm.

Der Schauplatz seines Königthums, sein Krankenzimmer, oder selber gesagt sein Krankenkämmerchen, wo er noch vollkommen Herr ist über Alles seinen despotischen Launen unterworfen war, ist plötzlich in ein ganz ordinaires Schlafzimmer verwandelt. Sogar die auf die Symmetrie des Bettes erstreckt sich die Nivellirung zu allgemeiner Bedeutungslosigkeit — alle Tage wird es gemacht. Welch ein Unterschied gegen die gesuchte Gestalt, den wogenartigen ozeanischen Anblick, den es noch kurz zuvor darbot; wo man, wenn es gemacht werden sollte, den Kranken mit allen seinen Qualen und Schmerzen in die Höhe heben und ihn zwingen mußte, sich den Forderungen einer übertriebenen Reinlichkeit zu unterziehen; wo er dann wieder hineingelegt wurde, drei bis vier Tage darin Ruhe hatte, bis sein Lager wieder in einen Chaos geworden war und jede Falte von neuem ein bösartiges Zeugniß abgab. Alles das ist durch eine verächtliche Leichtigkeit, mit wenig getauscht, dort sich umgedreht in seiner Pein oder auf irgend eine Art sonst sich eine Erleichterung zu verschaffen gesucht.

Es ist vorbei; die mysteriösen Stutzer lassen sich nicht mehr bören, das Gerüsch und Rechten, das um so viel schrecklicher erschient, als wir nicht wissen, aus welchem Abgrund verborgener Leiden es hervorbrechen mag; die Lauten vom Gift der Hydra sind getilgt, das Gespräch der Krankheit ist gelöst und Philelitei wieder ein gemeinschaftlicher Mensch geworden.

Höchstens, daß noch einige Spuren des Krankheits-Traumes zum Vorschein kommen, so oft der Arzt seinen Besuch erneuert. Aber, wie ist der Doktor selbst verändert! Ist er es denn noch? dieser Zutrager von Neuigkeiten, dieser Plauderer, der gar nicht aufhören will, dieser Anekdoten-Erzähler, der von Allem spricht, nur nicht von Medizinischem? Ist es denn noch der nämliche Mann, der noch ganz kürzlich zwischen den Kranken und seine grausame Feindin wie ein heiliger Abgeordneter der Natur, mit der Macht der Heilkraft ausgerüstet, trat? Pfui! und nun wie ein altes Waschweib!

Mit dem Doktor muß man Allem Lebewohl sagen, was der Krankheit einen pompösen Anstrich giebt. Adieu der Reiz, der in dem Stillschweigen des ganzen Hauses lag; Adieu die Rube, die in den inneren Zimmern wie in einer Wüste herrschte. Alles ist verschwunden! Die stummen Dienstleistungen, jene unaufhörlich ängstlich fragenden Blicke, die noch ängstlichere Sorge des Kranken um sich selbst, die Beseitigung aller Gedanken der äußeren Welt, der Mensch, der nur sich zu seinem Gegenstande, und sein Selbst zum Universum sie sich gemacht hat.

Auf diesen stillschweigen Ueber der Besinnlosigkeit kann mich die zurückkehrende Woge der Krankheit gelassen, aber noch nicht mich weit von dem festen Lande der Gesundheit, als Ihre Aufforderung, mein

*) In England wird jeder Besuch des Arztes noch an demselben Tage, wo er gemacht ist, bezahlt.

Digitized by Google

wortber Redacteur, an mich gelangte, in der Sie mich um einen Artikel ersuchen. In articulo mortis, dachte ich bei mir selber; aber dieser Witz, so schlecht er war, ist mir doch von Nutzen gewesen. Ihre Aufforderung, so wenig sie anfange zur rechten Zeit zu kommen schien, wandte mich wenigstens wieder den kleinen Geschäften und Angelegenheiten des Lebens zu, die ich aus dem Gesicht verloren hatte; Sie haben mich endlich einer Sphäre der Thätigkeit wiedergegeben, haben mich gerade zur rechten Zeit aus diesem hohlen Traume des Egoismus gerissen, aus diesem dumpfen Krankheitszustande, in dem ich tief versunken lag, aller Magazine und Monarchieen der Welt, aller ihrer Gesetze und Literaturen vergessend. Die Hypochondrie weicht, und aus dem monströsen Zustand von Eigenliebe und Selbstsucht, zu dem die Krankheit unser Wesen aufschwellt, sehen Sie mich schon auf meine natürlichen Maße zurückgebracht, die mich wenig für mich selbern und in jeder Hinsicht eine weise Beschränkung für die Hauptbedingung meines Glückes ansehen lassen.

Bibliographie.

Bolford Regie. (Kleinstädtische Sittenschilderungen.) Von Miß Milford. 3 Bde. 3½ Gb.

Journal of a residence in China. (Tagebuch eines Aufenthalts in China und in den benachbarten Ländern in den Jahren 1830—33.) Von David Abel. 6 Sh.

Memoirs of Lord Bolingbroke. (Denkwürdigkeiten von Lord Bolingbroke und seiner Zeit.) Von G. W. Cooke. 2 Bde. 28 Sh.

Hydraulik. — Beschreibung der Wasser-Werke in London. Von W. Matthews. 18 Sh.

Faust Papers. (Bemerkungen über Goethe's Faust und die Englischen Uebersetzungen desselben.) Von Dr. Keller. 3½ Sh.

A therapeutic arrangement and Syllabus of Materia Medica. (Handbuch der Materia medica.) Von Dr. J. Johnston. 3½ Sh.

Frankreich.

Zur Biographie Charles Nodier's.

Charles Nodier ward im Jahre 1783 zu Besançon geboren. Sein Vater war ein ausgezeichneter Justiz-Beamter jener Stadt. Der junge Nodier kam sehr früh nach Paris, wo er sich durch einige Romane bekannt machte, die einen Anflug von Schwermuth hatten, weil Interesse weten und ihren Verfasser empfahlen. Als der erste Konsul Bonaparte eben den Kaisertitel annehmen wollte, wagte es Nodier, den gewaltigen Emporkömmling in einer Ode, betitelt „la Napoléone", satirisch anzugreifen. Dieses lyrische Gedicht ist eins der unerheblichsten, das die Französische Literatur aufzuweisen hat. Der Verfasser hatte sich aus Klugheit nicht genannt; als er aber erfuhr, das man den Buchdrucker auf die Polizei vorgeladen, erklärte er sich als Verfasser des verfänglichen Machwerks, und zeigte dem Minister an, daß er die ganze Verantwortlichkeit auf sich nehmen werde. Des anderen Tages wurde er festgenommen und in Saints-Pelagie eingesperrt. Nach langer Haft sollte er als Exulant nach Besançon; aber schon in Troyes wurde er auf neue Verdachtsgründe arretirt. Er entrann dieser Haft glücklich und floh über Besançon weiter. Mehrere Monate später glaubte man ihn im Einverständniß mit einigen exaltirten Menschen, die einen Komplottes gegen Napoleon angeklagt waren, den sie auffangen wollten, als er über den Jura reiste, um sich in Mailand die eiserne Krone von Italien aufzusetzen. Nodier suchte ein Asyl im Departement des Jura, wo er mehrere Jahre zubrachte, und anscheinend nur mit dem Studium der Naturgeschichte beschäftigt war. In seinem stillen Aufenthalte, flüchtete er nach der Schweiz, wo er die Besetzung eines Kupferstich-Illuministen und Korrektors für Buchdrucker trieb. Um diese Zeit bestimmte ihn der Tod einer Dame, die er zärtlich liebte, in das Kloster der Trappisten zu gehen. Nachdem der Französische Commissair seine Kunstreisung erlangt hatte, sichtete er, obgleich gesährlich krank, und trat eine Zeit lang, sein Brod erbettelnd, in den Gebirgen herum. Dieser tägliche Kampf mit Elend, Strapazen und Krankheiten zwang ihn endlich, einen Corps Italiänischer Musikanten sich anzuschließen, mit denen er nach Frankreich zurückkehrte, und an deren Arbeiten er bis zur Auflösung seines Arrest-Befehls Theil nahm.

Seine Fremdschaft mit Herrn Renjoux, Unter-Präfekten des Dôle-Departements, erwarb ihm die Erlaubniß, einen Kursus der schönen Wissenschaften zu eröffnen. Dieser Kursus erblieb in kurzem die Sanktion der Universität, und Nodier wurde zwei Mal nach einander zu Lehrstühlen der Rhetorik berufen; allein die Regierung wollte diese Ernennungen nicht ratifiziren.

Von neuem unstät und flüchtig, fand der junge Professor zu Amiens, bei einer Englischen Dame, Lady Marie Hamilton, gastfreie Aufnahme; aber sein unruhiges Temperament trieb ihn aus diesem Asyle fort; er wanderte durch einen Theil Europens und begab sich zu einem Freunde, der ihn nach Laibach einlud. Nodier wurde Bibliothekar dieser Stadt und zugleich Redacteur des „Illyrischen Telegraphen". Die Wiederherstellung der Illyrischen Provinzen durch die Oesterreicher nöthigte ihn, nach Paris zurückzukehren, wo ihm seine literarischen Arbeiten eine ehrenvolle und unabhängige Existenz sicherten. Um jene Zeit wurde Nodier unter die Mitarbeiter am Journal des Débats aufgenommen. Im Jahre 1814 gehörte er zu denjenigen Schriftstellern, die sich am kräftigsten zu Gunsten der Restauration verwehmen ließen. Als der Polizei-Minister während der Hundert Tage ihm Anträge machte, antwortete Nodier mit einem sehr energischen Artikel, betitelt: „Bonaparte am 4. Mai", welcher in den Nain jaune eingerückt und in verschiedenen Departements nachgedruckt wurde. Ueber den Erfolg dieser Schrift unruhig und Fouché's Absichten scheuend, zog sich Nodier zu einem Freunde zurück, und betrat Paris nicht eher wieder, als bis der König wieder eingezogen war. Seine Treue wurde mit einem Adelsbriefe belohnt; nachmals ernannte man ihn zum Mitgliede der Ehrenlegion, und 1824 zum Konservator der Bibliothek des Arsenals. 1833 wurde er Mitglied der Akademie.

Obgleich Herr Nodier in seiner Jugend ein herumirrendes Leben führte, hat er doch immer den regsten Sinn für Literatur und Wissenschaft gezeigt, und über sehr verschiedene Materien viele Schriften zu Tage gefördert, die seine ausgebreiteten und mannigfachen Kenntnisse bewährten. Jetzt lebt er von der großen Welt abgeschieden im Schooße seiner liebenswürdigen Familie und im Kreise einiger Freunde, die sein herrliches Talent, seinen edlen Charakter zu schätzen wissen. Nodier's vollkommene Harmlosigkeit, die ihm den Beinamen des Guten par excellence erworben hat, macht es seinen Menschen möglich, sein Feind zu sein, und die Feder dieses geistreichen Mannes, die so oft Werthvolles leistete, hat in der That noch keinem Menschen ein Leid angethan.

(F. P.)

Bibliographie.

Extrait d'une série de recherches sur quelques unes des révolutions de la surface du globe. — Von L. Elie de Beaumont. 1½ Fr.

Genera des insectes, ou Exposition détaillée de tous les caractères propres à chacun des genres de cette classe d'animaux. — Von E. Guerin und A. Percheron. Erste Lfg. 6 Fr.

Élémens généraux de l'art de guérir, ou Abrégé de médecine théorique et pratique, d'après l'observation — Von J. Jgn. Bolu-Grillet.

Histoire médicale de l'armée d'orient. — Von R. des Genettes. 6 Fr.

Observations de médecine pratique sur le choléra-morbus de Paris en 1832 et 1833. — Von J. Berthelot. 5 Fr.

Mannigfaltiges.

— Meteorologische Feste. Die Süd-Afrikanische literarische und philosophische Gesellschaft auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung hat, mit Anathen des Sir John Herschel, ein stehendes meteorologisches Comité zur Sammlung und Berechnung von Beobachtungen ernannt und folgenden Beschluß gefaßt: „An vier bestimmten Tagen im Jahre — am 21. März, 21. Juni, 21. September und 21. Dezember (wenn nicht einer dieser Tage auf einen Sonntag trifft, in welchem Falle dann der 22. gewählt wird) wollen wir ständische Beobachtungen des Barometers, Thermometers, trockenen und feuchten Thermometers (Hygrometer) und der Windrichtung, des Windes, der Witterung u. s. w. am Anfange jeder Stunde mittlerer Zeit des Ortes anstellen und 36 Stunden lang, nämlich von 6 Uhr Morgens am 21. bis 6 Uhr Abends am 22., fortsetzen. Auf diese Weise ist mit Sicherheit eine vierundzwanzigstündige Reihe korrespondirender oder wenigstens zu interpolirender Beobachtungen für alle Längen zu erhalten." Sir John Herschel hat eine Beschrift über diesen Gegenstand geschrieben und bemerkt dabei, „wo möglich in England und an anderen Oertern, zu Lande und zur See, die Meteorologen zu bewegen, diese vier Tage als meteorologische Festtage zu betrachten, wo Jedermann auf seinem Posten sein muß."

— Merkwürdige astronomische Theorie. Wir geben Nachstehendes auf die Autorität des berühmten Französischen Astronomen Arago: Nimm man eine Reihe von Zahlenwerthen, die mit 0 beginnt, und worin, vom zweiten an, jeder folgende das Doppelte des vorhergehenden ist, horizontal neben einander schreibt, nämlich:

0.	3.	6.	12.	24.	48.	96.	192.

und dann zu jedem dieser Werthe 4 addirt, so erhält man eine Reihe, welche die relative Entfernung der Planeten von der Sonne angiebt:

4.	7.	10.	16.	28.	52.	100.	196.

Merkur. Venus. Erde. Mars. . Jupiter. Saturn. Uranus.

Bezeichnet 10 die Entfernung der Erde, so ist 4 der Abstand des Merkur, 7 der der Venus, 16 der des Mars, 52 der des Jupiter, 100 der des Saturn, und 196 der des Uranus. Dies Gesetz kannte man bis auf 100 schon vor der Entdeckung des Uranus, und da bei Auffindung dieses Planeten seine Entfernung von der Sonne diesem Gesetze entsprach, so war dies ein großer Beweis für die Richtigkeit desselben. Es ist indeß zu bemerken, daß zwischen dem Mars und Jupiter, wo zwar nahe dem Abstande von der Sonne, der dem Zahlenwerthe von 28 entspricht, eine Lücke ist, die zuerst durch die Auffindung des Planeten Ceres, und später der drei anderen Planeten, Pallas, Juno, Vesta, ausgefüllt worden. Die Bahnen dieser vier kleinen Planeten liegen einander so nahe, daß die Astronomen glauben, sie möchten nur Fragmente eines größeren Planeten seyn, der durch eine innere Explosion oder durch den Stoß eines Kometen in mehrere Stücke zersprengt wurde.

— Gold-Literatur. In New-York erscheint jetzt in einer Reihe von Heften eine genaue Beschreibung der Gold-Region der Vereinigten Staaten. Jedes Heft wird von einer Charte des Distrikts, worin die Goldmine liegt, begleitet sein. Das erste Heft wird die Gold-Region von Nord-Karolina nebst einem aus den Verhandlungen der geologischen Gesellschaft von Pennsylvanien entlehnten Aufsatz über die Gold-Region der Vereinigten Staaten von James Dickson enthalten. Das zweite Heft wird die Staaten Virginien und Maryland, und das dritte Pennsylvanien, New-Jersey und New-York umfassen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 66. Berlin, Mittwoch den 3. Juni 1835.

England.

Second Voyage of Discovery to the Arctic Regions etc. (Capitain Roß zweite Entdeckungsreise nach dem Nordpol.) London, 1835.*)

Der in dem vorliegenden Werke beschriebene letzte Versuch, eine nordwestliche Durchfahrt aufzufinden, ist, wie wohl zu bemerken, das Unternehmen eines Privatmannes gewesen. Denn die Britische Regierung war der vielen Expeditionen, die alle nach einander ohne Erfolg abliefen, endlich müde geworden. Hielt man sich aber auch längst davon überzeugt, daß jedes weitere Nachforschen in den Arktischen Regionen, selbst wenn man einmal eine Durchfahrt durch das Polar-Meer entdeckte, doch von keinen erheblichen Folgen für den Handel sein würde, so nahm man nichtsdestoweniger nur mit Bedauern wahr, daß die durch das öffentliche Interesse angeregte Frage nun für immer ungelöst bleiben sollte. Mehr als drei Jahrhunderte hatte der Gegenstand die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch genommen; zahllose Versuche waren von verschiedenen Seiten und besonders von England aus gemacht worden, dessen unternehmende, gewandte und kühne Reisende seit mehreren Jahren hier viel auf dem Wege der Entdeckung gethan, wenn auch alle diese Entdeckungen meist nur auf negative Resultate führten. Bei alle dem gaben Viele die Hoffnung nicht auf, daß man durch die Prinz-Regent-Einfahrt endlich auch eine Durchfahrt auffinden könnte. Es hieß nämlich, daß an dem äußersten Punkte, den das Schiff „Fury" vor einigen Jahren erreicht, das Meer von Eis frei sey, so wie an dem gegenüberliegenden Punkte, dem Kap Turnagain, welches von der Weingeistflasche aus besucht worden; diese beiden Punkte aber lagen nur einige hundert Meilen von einander ab. Hierauf nun bauend, beschloß der Capitain Roß, sein Glück noch einmal zu versuchen, um entweder die Straße, wenn es eine solche gäbe, zu passiren, oder ein für alle Mal zu beweisen, daß eine solche nicht vorhanden sey.

Ein reicher Bürger in London, Herr Felix Booth, hatte es übernommen, alle Kosten zu der Expedition beizusteuern. Demnächst wurde, da Capitain Roß der Meinung war, daß die Fahrt vermittelst eines Dampfschiffes am besten gelingen müßte, ein solches angeschafft; man versah dasselbe mit neuen Patent-Maschinen, und nachdem man alle nöthigen Vorbereitungen getroffen, verließ die „Victory" (so hieß das Dampfschiff), in Begleitung eines Transportschiffes, das Proviant für die Reise bis zur Prinz-Regent-Einfahrt mitnehmen sollte, am 23. Mai 1829 die Themse. Es hatten sich ungünstige Vorbedeutungen gleich bei der Abreise gezeigt; schon in den ersten Tagen überzeugte man sich von der Untauglichkeit der Dampfmaschinen, die man zuletzt ganz aus dem Schiffe über Bord warf; zu gleicher Zeit brach eine Meuterei unter der Mannschaft auf dem Transportschiffe aus, indem sie sich weigerte, die Reise fortzusetzen.

Trotz dieser und noch manchet anderen entmuthigenden Umstände aber ließ sich Capitain Roß durch nichts in einen Augenblick aus der Fassung bringen, und nachdem er lange mit ungestümen Wetter zu kämpfen gehabt, erreichte er die Davis-Straße in den ersten Tagen des Juli und kam am 23sten desselben Monats in der Dänischen Kolonie Holsteinburg an, wo er sich einer herzlichen Aufnahme zu erfreuen hatte. Nachdem er daselbst einige Reparaturen vorgenommen und sich aus den Träumern eines Wallfischfahrers mit mehreren wohlmeinenden Dingen versehen hatte, brach er am 26sten wieder auf. Am 30sten wurde zuerst Eis gesehen, und am 6. August liefen sie in den Lancaster-Sund ein.

Sie fuhren nun den Sund entlang und steuerten nach der Prinz-Regent-Einfahrt zu. Am 12. August erreichten sie die Stelle, in deren Nähe die „Fury" vor wenigen Jahren gescheitert war.

„Die Victory", erzählt Capitain Roß, „war in einen guten Eishafen hineingelaufen, innerhalb einer Viertelmeile von der Stelle, wo die „Fury" ihren Transport ans Land gesetzt wir waren begierig, den Ort zu untersuchen, und um neun Uhr begab ich mich in Begleitung des Commandeurs Roß (Neffe des Cap. Roß), des Herrn Thom und unseres Wundarztes dahin. Wir fanden die Küste mit Kohlen übersäet, und es war kein geringes Interesse, mit dem wir nach dem einzigen Zelte zueilten, das sich allein noch ganz erhalten hatte, nämlich nach dem Speisezelte der Offiziere des Schiffes „Fury". Wir bemerkten indeß deutliche Spuren, daß Bären hier häufige Besuche abgestattet. In der Nähe der Thür fanden wir eine Reisetasche, in der der Commandeur Roß damals sein Notizenbuch nebst einigen Spezies von Vögeln zurückgelassen, indeß war nichts mehr von dem Allen zu erblicken, da die Tasche zerrissen und kein Fragment von dem Inhalte in derselben zurückgeblieben war. Auch die Seiten des Gezeltes waren an manchen Stellen aufgerissen; übrigens war es im Ganzen gut erhalten."

„Da, wo die Speisen und Getränke aufbewahrt wurden, fanden wir Alles unversehrt. Obgleich vier Jahre hindurch allem Ungestüm der Witterung ausgesetzt, hatten sie doch nicht im mindesten gelitten, und was die Bären anbetraf, so wurden sie durch die feste Verpackung der Materialien davon abgehalten, den Inhalt zu berechen. Hätten sie nur gewußt, was hier war, so würden sie uns sicherlich nicht viel Vorrath übrig gelassen haben. Als wir die aufgefundenen Artikel näher untersuchten, ergab sich, daß nichts gefroren sey, auch schien uns der Geschmack der verschiedenen Speisen durchaus nichts verloren zu haben. Dies gereichte uns in der That zu keiner geringen Freude, denn es war nicht eine Befriedigung übermüthiger Begierden, sondern unserer nöthigsten Bedürfnisse und die Aussicht auf unsere weiteren Erfolge, die uns bei der Fund gewährte. Der Wein, die Spirituosen, der Zucker, das Brod, das feine Mehl und die Cocosnüsse, Alles war in gleich gutem Zustande, mit Ausnahme eines Theils der letzteren, die in den Provisionsfässern aufbewahrt worden. Die Limonaden und gesalzenen Früchte hatten nicht gelitten, und selbst die Segel, die in guter Ordnung zusammengelegt waren, besanden sich nicht nur trocken, sondern schienen kaum jemals naß geworden zu seyn."

„Wir begaben uns nun zu dem Orte, wo die „Fury" zurückgelassen ward, indeß war keine Spur von ihrem Rumpfe mehr zu sehen. Es wurden verschiedene Meinungen darüber geäußert, und jede derselben hatte gleiche Berechtigung, Glauben zu verdienen. Nur im Allgemeinen konnten wir, da wir oft wahrgenommen, was die losbrechenden Eismassen an jener Küste vermochten, mit Wahrscheinlichkeit annehmen, was mit einzeln nicht zu erklären wußten. Das Schiff war entweder im Ganzen fortgerissen oder in unendlich kleine einzelne Stücke zerrissen worden, die mit dem übrigen Treibholz in jenen Gewässern umherschwammen. Wenigstens war nicht Spur davon mehr übrig, wir erblickten die zehn Meilen, die wir an der Küste entlang südlich von jener Stelle vorbeipassirten, nicht die geringsten Anzeichen von dergleichen Ueberresten und eben dies war der Fall, als wir uns zwei Meilen nordwärts wandten, um die Gegend näher zu untersuchen."

„Wir begaben uns demnächst wieder an Bord zurück und trafen hier Anstalten, um eine hinreichende Masse von den aufgefundenen Lebensmitteln einzuschiffen, so daß wir auf zwei Jahre und drei Monate vollkommen versorgt wären. Herr Thom, der nun mit einem Gehülfen und einigen Handlangern am Bord zurückblieb, hatte eine Liste entworfen von Allem, was wir besonders nöthig bedurften. Die übrige Mannschaft lag im Büren an der Küste bereit, um Alles aufzuladen und zu verstauen, was aufgefunden würde; und der Provisionsmeister mit dem Schiffs-Aerzte sollten Alles aussuchen und untersuchirten helfen, was am besten erhalten wäre."

„Wir setzten unsere Verladungen an diesem Tage (14. August) fort, indem wir noch zehn Tonnen Kohlen einnahmen, und nachdem die Mannschaft etwas ausgeruht hatte, denselben wir uns, alle unsere Vorräthe und den Proviant noch vor Tischzeit an Bord zu bringen. Wir fanden die Meteore-Kreuzkange an „Fury," und unser Schiffs-Zimmermann benutzte sie zu einer neuen Querstange, als Ersatz für die, welche wir verloren hatten. Auch entdeckten wir einige Anker und Anker-Taue, so wie verderen Geräth zum Gebrauch für unseren Hochbootsmann und Zimmermann. Die Licht-Schachteln der „Fury", die wir ebenfalls auffanden, mußten entweder von Hermeliness oder von Mäusen besucht worden seyn, denn eine derselben war gänzlich von ihr übrigen zum Theil aufgefressen. Die Ketten-Kabel und die kleinen Kanonen waren mehr oder weniger mit kleinen Steinchen, wie sie an der Küste herum lagen, überdeckt, und abgesehen davon, daß sie ein wenig verrostet waren, fanden wir sie in demselben Zustande wieder, wie sie hier zurückgelassen wurden. Der Pulver-Vorrath, der von dem übrigen Theil der aufgefundenen Artikel getrennt lag, fand sich ohne alle Beherdung unter freiem Himmel, denn die wasserliche Beschreibung, die man darüber ausgetheilt, war in Lumpen gefallen, nur die Patent-Schachteln hatten das Schießpulver selbst noch vollkommen trocken erhalten."

— Ueber die Schwierigkeiten, die sich unseren Reisenden jetzt entgegenstellten, über ihre Anstrengungen und Hoffnungen, über ihre Un-

*) Wir haben zwar in Nr. 51 nach der Literary Gazette einige ironische Bemerkungen in Bezug auf diese Reise mitgetheilt, dürfen jedoch das Werk selbst, das gleichwohl eine ausgezeichnete Stelle unter den neueren Erscheinungen der Englischen Literatur einnimmt, nicht ohne ausführlichen Bericht vorübergehen lassen.

Digitized by Google

glücksfälle und ihre kritische Lage bei einer ähnlichen Gelegenheit, berichtet der Capitain Folgendes:

„Die auf einmal hereinbrechende reißende Fluth trieb uns aus unserem Zufluchtsorte hinweg; wir getrieben an eine Stelle, wo wir kaum drei Fuß weit von Felsen entfernt waren, die unter dem Wasser verborgen lagen. Wir hielten uns für gut, den Platz zu umsahren und so in ruhigeres Wasser hineinzusteuern; demnächst dingirten wir nach allen Kräften, um in eine kleine Bucht einzulaufen, die hinter jener Stelle uns Sicherheit zu versprechen schien. Allein unglücklicherweise ergab es sich, daß wir an einen Strudel dingerieten; wir waren zu wiederholten Malen, mehr als eine Stunde um und um getrieben worden, und fahren uns dann gewaltsig, den Platz zu verlassen, und das Weite zu suchen. Wir blieben uns natürlich nichts weiter übrig, als uns an einer Eswaffe fest zu halten, die in der Mitte der Strömung entlang schwamm, indem wir so der Gefahr zu entgehen hofften, wieder in den Strudel hinein getrieben zu werden. Unser Eisberg schwamm immer weiter westwärts, so daß wir einen heftigen Sturm entgegen getrieben wurden. Indeß nahm die Fluth in dem Maaße ab, je weiter wir vorwärts drangen, und da die kleineren Eismassen, die mit uns trieben, uns nicht mehr so gewaltig fortrissen, so warfen wir bald im Stande, noch vor Mittag die Segel aufzuspannen und es gelang uns, in's freie Wasser hinein zu kommen."

„Die Gefahr jedoch war noch nicht vorüber; da wir noch immer beschärchten mußten, von der nächsten Fluth wieder zurückgetrieben zu werden, wenn es uns nicht gelänge, vorher in Sicherheit einzulaufen. Der Wind war uns gerade entgegen und auf unser Segel, auf unser elendes Fahrzeug durften wir nun eben nicht viel verlassen; es waren

Freimaurern. So wahr mit der große Baumeister des Universums helfe!

Man führt ihn nach Abend zurück im Tempel, und die Binde fällt von seinen Augen.

Alle diese Spuren der Aegyptischen Weihe, die man in der Aufnahme des Lehrlings antrifft, fallen weg bei der Beförderungs-Ceremonie zum Gesellen und Meister.

Die Symbole, die der Kandidat im zweiten Grade der Freimaurerei anlegt, werden uns von dem Sinn und Zweck dieses Grades hinlänglich in Kenntniß setzen.

Auf seiner ersten Reise ist der Kandidat mit einem Hammer und einem Meißel versehen; der Hammer, das Sinnbild der Arbeit und der Kraft, mit der Alles ins Werk gerichtet wird, der Meißel, das Emblem der Skulptur und der schönen Künste.

Auf der zweiten Reise trägt er einen Kompaß und ein Richtscheit — Bilder der Wolkommenheit in Allem.

Auf der dritten trägt er ein Richtscheit und ein Beechtfest, die materielle, moralische und intellektuelle Kraft anzudeuten.

Auf der vierten trägt er wieder ein Richtscheit und das aus ein Winkelmaaß — das Wertzeug, ohne welches das Gebäude weder Regelmäßigkeit noch Festigkeit gewinnt.

Auf der fünften endlich trägt der Neophyt gar kein Symbol; man nimmt an, daß er dann alle Kenntnisse besitzt, durch die der Mensch frei und unabhängig wird.

Das Symbol des ersten Grades ist, wie wir gesehen haben, das Dreieck oder Delta, welches die Einheit, das Unendliche, Gott vorstellt. Die fünf symbolischen Instrumente des zweiten resumiren sich in ein einziges, den fünfeckigen Stern, der die Mannigfaltigkeit vorstellt.

In der Meisterlehre sind am Tage einer Aufnahme alle Geschirre mit Trauer und Verstlindniß bedeckt. Der Tempel ist schwarz ausgeschlagen. Eine einzige Lampe wird darin gebracht und beleuchtet mit ungewissem Schimmer die Versammlung. Alle Meister sind schwarz angezogen, die Hüte auf den Köpfen, alle das Schwerdt in der Hand. Alles dies deutet sich auf die Erwedung Hirams, des Erbauers des Salomonischen Tempels.

In der Mitte des Tempels erblickt man einen Sarg; symbolische Reifen haben Aufgethunden; der Kandidat ist dreimal von den Kopf geschlagen worden. Hierauf wird folgende Vorgehendeit vorgetragen: Salomo, der Sohn Davids, da er beschlossen hatte, Gott einen würdigen Tempel aufzurichten, machte einen Vertrag mit Heram II., König von Tyrus, welcher sich verpflichtete, ihm eine große Anzahl guter Arbeiter unter Führung ausgezeichneter Baumeister zu senden, und ihn mit Cedern vom Libanon als Bauholz für den Tempel zu versehen. Der geschickteste unter den Baumeistern hieß Hiram; er war von Mutterseite aus dem Stamme Naphtali. Hiram hatte die verabredete Arbeit die Ordnung in den Arbeiten des Tempels eingeführt; er wollte Alle nach ihren Verdiensten belohnen, und hatte sie deshalb in drei Klassen getheilt, die der Lehrlinge, der Gesellen und der Meister. Jede dieser Klassen hatte ein besonderes Erkennungswort. Mittlerweile entwarfen drei ehrgeizige und neidische Gesellen den Plan, das Wort des Meisters zu erlangen. Eines Tages, nachdem die Arbeiter hinausgegangen waren, gingen sie, der eine gegen Abend, der zweite gegen Mitternacht, der dritte gegen Morgen. Als Hiram nun an die Thür gegen Abend, kam um hinauszugehen, verlangte der erste Gesell das Wort des Meisters; Hiram schlug es ihm ab, weil er es nicht verdiente. Da der Gesell ihn durch keine Drohung zur Erfüllung seines Wunsches bewegen konnte, versetzte ihm dieser einen Schlag mit einer Walze vor den Kopf. Hiram lief zur Thür nach Norden, aber dort fand er den zweiten, der ebenfalls auch eben so vergeblich das Wort des Meisters von ihm verlangte, und ihm mit einem Hammer einen Schlag auf die Schulter gab, daß er zurücktaumelte. Er rafft alle seine Kräfte zusammen, um zu entkommen; doch ward ihm sein Untergang klar, als der dritte Gesell an der Thür gegen Morgen erschien und ihm mit einem Hebebaum die Brust zerschmetterte. Die Mörder trugen den Leichnam auf einen nahen Berg, wo sie ihn verscharrten und ihn Platz mit einem Akazienzweig bezeichneten. Salomon suchte seinen Meister auf, Hiram aufzusuchen; drei gingen durch die Thür gegen Abend, drei durch die gegen Norden und drei durch die nach Morgen. Sechs Tage waren verflossen, ohne daß sie irgend eine Spur ihres Meisters gefunden hatten; am siebenten wollte sich einer von ihnen, den die Müdigkeit überwannte, niederlegen, und um es sich bequemer zu machen, stützte er sich mit der Hand auf den Akazienzweig, den die Mörder in den Boden gesteckt hatten; widerstandslos ging der heraus und blieb ihm in der Hand. Die frisch zugeschorrte Erde erregte seinen Verdacht; alle drei fingen an, die Erde aufzuwühlen.... Und so wurde der Leichnam des würdigen Meisters Hiram gefunden.

Die Meinungen über die Bedeutung dieser Legende sind getheilt. Einige sehen darin die Sonne und ihren Lauf durch die Zeichen des Zodiakus; andere Hawen in Allegorie die Verschwörung Absalon's gegen seinen Vater David darstellen wollen.

Was uns glaublich scheint, ist, daß der weise König Salomo, der die geheimen Weihen fortpflanzte und organisirte, ihnen unter diesem Bilde, in welchem er sie an die Erbauung seines Tempels knüpfte, eine materielle und populairere Form zu geben versucht hat und folglich auf diese Weise als Gründer der Freimaurerei zu betrachten ist.

II. Fortbildung der Freimaurerei.

Die Geschichte des Ordens zu geben, ist fast eine Unmöglichkeit; nur hie und da tauchen einzelne Thatsachen auf, die uns über seine Entwickelung sparsames Licht verleihen.

Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts erschient eine Brüderschaft von Maurern in Großbritannien. Ihre Fortschritte breiten sich gleichmäßig mit denen des Christenthums aus. Die Einwanderer in England rühren von ihr her, um das Jahr 926 erbaut. Der Prinz Edwin, der Bruder des Königs Athelstan, ist Großmeister der Brüderschaft. Nach und nach verliert die Verbrüderung ihre ursprüngliche Gestalt. Die Großen und der Adel bewerben sich um die Ehre, aufgenommen zu werden. Von seinen alten Geschäften bleibt nichts übrig als die Simbilder.

Mittlerweile stiftete im Anfang des 12ten Jahrhunderts Hugo von Payen in Frankreich einen Ritter-Orden, mit Einweihungen und Mysterien, in Bezug auf die Kreuzzüge im Orient. Dieser Orden, der der Templer, aus gebildeten und kühnen Männern bestehend, gewinnt schnellen Wachsthum und verbindet sich mit der Freimaurerei in England. Bald wird er so furchtbar, daß ein König auf seinem Throne vor ihm zittert, und seine Reichthümer sind überdies so groß, daß sie die Gier des Fürsten reizen. Nach hundertjährigem Bestehen wird der Tempelherren-Orden, nachdem er zur höchsten Stufe des Glücks und zugleich seines innern Verfalls gelangt, im Jahre 1311 von Philipp dem Schönen aufgehoben und der Großmeister Jakob Molay verbrannt, auf dem Rost, der gegenwärtig die Statue Heinrichs IV. auf dem Pont-Neuf einnimmt.

Die Freimaurerei wächst in England und breitet sich dort immer weiter aus bis zu dem Zeitpunkte, wo sie zu uns herübergebracht wird, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Seit dem Jahre 1725 kamen einige Große vom Französischen Hofe in's Geheim zu bestimmten Zeiten, bei einem Restaurateur in der rue des Boucheries zusammen; diese geheimen Zusammenkünften führte der, welcher sie gestiftet hatte, Lord Derwent-Waters; einer der Englischen Exulanten, die ihre Anhänglichkeit an das Haus Stuart gezwungen hatte, eine Zuflucht in unserem Lande zu suchen.

Bald genug kamen seltsame Gerüchte über diese Versammlungen in's Publikum, daß nur wenigen Auserwählten der Zutritt dazu offen stände, daß man sich einer besondern Sprache und eigenthümlicher Zeichen bediene, und daß dort geheimnißvolle und grauenhafte Ceremonien vorgenommen würden. Und im Jahre 1737 ergingen die ersten Ordonnanzen vom Chatelet gegen die Freimaurer.

Auf diese Weise wurde die Freimaurerei in Frankreich eingeführt. Keine von allen Mitteln, die einen Erfolg bewirken können, fehlt ihr, auch nicht die Verfolgung. Die Ordonnanzen des Chatelet machten die Freimaurerei zur Mode.

König Ludwig XV. mochte immerhin ganz laut den Herren, die für Freimaurer galten, sein Mißfallen bezeigen; er mochte sie auf ihre Güter verbannen, es half ihm Nichts, er richtete nichts damit gegen die Freimaurerei aus; er verbot dem Herzog von Antin, das Großmeisterthum des Ordens anzunehmen, und der Herzog, dieser große und so kluge Schmeichler, gehorchte dem Könige nicht.

Im Jahre 1743 wählte der Graf von Clermont, Prinz von Geblüt, den zum Großmeister eines Ordens, zu dem Ritter Stellvertreter den Banquier Baure, der eine Unzahl von Graden einführte und einen schändlichen Handel damit trieb. Im folgenden Jahre bewilligte Karl Eduard Stuart den Maurern von Arras aus Erkenntlichkeit für die Dienste, die sie ihm erwiesen hatten, eine Institutions-Bulle als Landesloge, unter dem Namen des „Jacobitischen Schottlands" und vertraute die Leitung derselben mehreren Notabeln der Stadt, unter anderen den Herren Le Leyman und de Bonneval. Er ernannte sich zum Protektor.

Unterdessen nahm die Sucht nach Titeln und Graden im Orden immer mehr und mehr zu. An die Stelle des Banquier Baure kam der Tanzlehrer Lacorne, und diese Ernennung führte fünfundzwanzig Jahre innerer Beewirrungen und Stürme herbei, in Folge deren die große Loge sich zu einer obersten Körperschaft umbildete, „Großer Orient" genannt, in welche die Meister durch Wahl gelangen.

Im Jahre 1776 wurde der Herzog von Chartres, späterer Herzog von Orleans, dann Philippe-Egalité, zum Großmeister ernannt; in dieser Zeit wurde die Neugier so groß, daß Männer und Frauen alles Mögliche anwandten, um hinter die Geheimnisse des Ordens zu kommen. Die Frauen suchten die Aufnahme eifrig nach. Sogenannte Adoptions-Logen bildeten sich und die Herzogin von Bourbon wurde Großmeisterin derselben.

Zu Ende des Jahres 1789 wandten sich die Blicke, dem dem Schauspiel der neuen Welt, die an's Licht trat, zu mächtig gefesselt, von der Freimaurerei ab; das Interesse daßir und der Glanz derselben erlosch immer mehr und mehr bis zum Jahre 1793, wo der Großmeister öffentlich aus der Verbindung heraustrat. Seiner tüchtigsten Mitglieder durch die Guillotine beraubt, beugte der Orden sein Haupt unter die Verschsalt des Schreckens und erstand nur erst auf Napoleon's Stimme wieder aus seiner Lethargie, als dieser Kaiser das erstarrte Frankreich mit seinem Zauberstabe in's Leben rief.

Napoleon bedölkerte die Logen mit seinen Generalen und gab ihnen seinen Bruder Joseph zum Großmeister. Unter der Restauration verstanden sich die ausgezeichnetsten Advokaten gar wohl auf den Nutzen, den sie aus dem Bande der Verbrüderung für ihr Talent gewinnen konnten.

Gegenwärtig schreint der Freimaurer-Orden in Frankreich ein wenig in den Hintergrund gedrängt durch die Soldaten und durch die Redner.

III. Drei Abenteurer.

Es war ganz unbermeidlich, daß die Freimaurerei und ihre geheimnißvolle Hülle von klugen Weltleuten für Privatzwecke auf Kosten der Leichtgläubigkeit ihrer Brüder gebraucht werden mußte. Drei bekannte Männer des vorigen Jahrhunderts machten einen solchen Gebrauch davon und mit dem entschiedensten Glücke.

Der Erste ist der Graf von Saint-Germain, ein unsterblicher Mann, ein Intrigant ersten Ranges, der sich Königen zu seinen Betrügereien anschuchte, Haufen Geldes von ihnen erhielt, um ihnen ein wenig

*) Maximillian von Robespierre, der Sohn des hier genannten, war ebenfalls Freimaurer.

Digitized by Google

Gold zu fabriziren, auf den Geiz des Menschen und nicht auf seine Freigebigkeit und Großmuth hin spekulirte und so sein Glück gründete.

Der folgende ist der schöne Venetianer Johann Jakob Casanova, abwechselnd Geistlicher, Soldat, Gaukler, Spieler, Diplomat. Die Nacht vorher läuft er in Lumpen gehüllt durch die Straßen und plündert die Leute aus, und den Abend darauf stößt er im Casino, in Sammt gekleidet, mit Spitzen und Diamanten geschmückt, gewinnt das Geld und liebkosirt mit den schönen Damen; morgen sieht er Voltaire und Frau von Pompadour, und macht die höfische Erfindung der Lotterie, um Ludwig XV. Geld zu verschaffen; ein Mann zu Allem und der That, zu Allem bereit, zum Soldaten wie zum Staatsmann, dem wenig zu einem Manne von Genie fehlte, und der nur durch die Fehler und die Schuld seines Jahrhunderts ein bloßer Glücksritter blieb, und seinen Verstand zu Knüffen und Ränken gebrauchte, um der alten Marquise d'Urfé Dolen und Ringe abzunehmen.

Die dritte Stelle nimmt ein Mann ein, der sich in Paris Graf Cagliostro, in Venedig Marquis Pellegrini, und in Palermo, wo er im Jahre 1745 geboren war, Giuseppe Balsamo nannte. Cagliostro durchzog Europa mit einem großen Gefolge und einer zahlreichen Umgebung von Läufern, Lakaien und Kammerdienern in prächtigen Livreen. Der Fuß, auf dem er lebte, war ganz der eines Fürsten; er wohnte in Palästen, hatte die bestbesetzte Tafel und ging in den kostbarsten Kleidern einher. Er schmeichelt, im Besitz aller großen Geheimnisse der Natur zu sein, verkündete aber den Leuten: Gold zu machen, das Leben zu verlängern und zum Gewinn in der Lotterie zu verhelfen.

Um seine Bestrebungen ungestraft verüben zu können, hielt er sich nur immer kurze Zeit in jeder Stadt auf, heilte die Kranken mit großer Uneigennützigkeit und vertheilte reichliche Almosen. Das mysteriöse Leben, so wie die hohen Titel und der Roman, den er sich zu seinem Zwecke ersonnen, leisteten ihm vortreffliche Dienste. Als er anfing, sich seiner selbst deutlich zu werden, so erzählt er, war er zu Medina, dies Achacat und wurde von drei Eunuchen bedient. Eine geheimnißvolle Person, Altotas genannt, lehrte ihm die Botanik, die Medizin und die orientalischen Hauptsprachen, und entdeckte ihm in seinem zwölften Jahre das Geheimniß seiner Geburt; er war der Sohn der Prinzessin von Trapezunt. —

Aber trotz alles seines Witzes und seiner Unterschämtheit blieb Cagliostro nur ein untergeordneter Intrigant, die er unter die Freimaurer in England aufgenommen wurde. Da dagegen er sogleich den ganzen Vortheil, den er von der Verbindung ziehen konnte; er kam auf den Gedanken, einen besonderen Ritus zu gründen, zu dem er die Elemente in den Pyramiden Aegyptens erhalten zu haben behauptete. Er entlehnte dem Manuskript eines gewissen Georg Cofton den Plan zu seiner Aegyptischen Maurerei, die aus einzelnen Brocken der Ebemie und Kabbala erbaut war.

Der angebliche Zweck dieser Maurerei war, ihre Anhänger zur Vollkommenheit zu führen durch zwei Mittel: durch die physische und durch die moralische Wiedergeburt. Durch die erstere sollte man die jugendliche Gestalt vollkommen wiedergewinnen, durch die zweite die ursprüngliche Unschuld, die durch die Sünde verloren gegangen. Alles dies, wenn man den Verheißungen des Groß-Cophta Lorenz hatte sich Cagliostro ernannt) glaubte, erlangte man durch Visionen und Ertasten; man rief die Geister herauf und pflog Unterhaltungen mit den Engeln.

Der Groß-Cophta oder sein Repräsentant hatte nur Gewalt durch die Mittelsperson eines Knaben oder einer jungen Mädchens, des Unmündigen oder der Taube, welche Kinder der reinsten Unschuld sein sollten. Diese waren es, die, nachdem sie die Weihe erhalten hatten, der Engel herabriefen, deren man bedurfte, und in einer Wasserstasche die Animoet lasen auf alle Fragen, die man an sie richtete. Die Gränzen dieses Artikels gestatten uns nicht, die für die physische Wiedergeburt des Mannes oder der Frau nothwendigen Formalitäten zu erzählen.

Wie dem auch sey, die Aegyptische Maurerei erhob ihren Sitter plötzlich auf den höchsten Gipfel der Anziehung in Frankreich; die Bewunderung für Cagliostro steigerte sich bis zum Fanatismus. Sein und seiner Frau Bild trug man auf allen Ringen, Tabaksdosen; es wurden Medaillen auf ihn geschlagen; seine Büste wurde in Marmor, in Bronze gegossen, und ein Mal las man in goldenen Buchstaben die Inschrift darunter: „Der göttliche Cagliostro“.

Die vornehmsten und bedeutendsten Personen ließen sich in die Mutterloge zu Paris aufnehmen, wo Phantasmagorie und Optik eine große Rolle spielten. Der neue Ritus war eine festdare Zerstreuung. Die Alten, welche in jener Epoche vor Ueberdruß und Langeweile verschmachteten, trefflich zu statten kam.

Unterdessen stand der Groß-Cophta, ungeachtet aller seiner Rapports mit dem Himmel, in jener Art in gar vielfachen Verbindungen und Beziehungen zu Weltlichen und Irrlichern. Ernsthaft kompromittirt in der Halsband-Geschichte der Königin Marie Antoinette, wurde er mit dem Kardinal von Rohan, seinem Protektor, in die Bastille gesetzt. Es war, als ob ganz Paris mit ihm eingesperrt wäre. Als er wieder auf freien Fuß gesetzt wurde, war die Frende allgemein, aber kurz. Ein Königlicher Befehl gebot ihm, Paris in vierundzwanzig Stunden und das Königreich in drei Wochen zu verlassen.

Als er sich in Boulogne nach England einschiffte, wurde er von mehr als 5000 Personen begleitet, die Alle um seinen Segen baten.

Nach seiner Verbannung aus Frankreich durchzog Cagliostro mehrere Gegenden Europas und gründete Logen nach seinem Ritus. Als nun aber die Französische Revolution losbrach, wurden die Geister von diesen Posten durch die Macht der Wirklichkeit abgezogen. Cagliostro kam in eine fast eben so tiefe Vergessenheit, als sein Ruf noch kurz vorher groß und allverbreitet gewesen war. Aus Trident vom Fürst-Bischof weggewiesen, war er so ungeschickt, sich nach Rom zu flüchten, und verwegen genug, den Personen in seine Aegyptische Loge aufzunehmen, die wurde sehr bald auf Befehl der Inquisition mit seiner Frau arretirt, wegen Zauberei, Ketzerei, Apostasie für toll erklärt und später zum Tode verurtheilt.

Pius VI. milderte seine Strafe zu ewiger Haft. Er wurde in die Engelsburg geführt, wollte aber hier einen Priester zu gewinnen, unter dessen Kutte es ihm gelang, sich zu retten. Im Jahre 1797, als die Franzosen nach Rom kamen, war er todt. Das Gerücht sagte, die Inquisition habe ihn in der Stille aus dem Wege räumen lassen.

* * *

So mangelhaft und oberflächlich diese Arbeit auch seyn mag, so scheint sie uns doch geeignet, dem wohlwollenden Leser einigermaßen eine Vorstellung von dem, was Freimaurerei heißt, beizubringen zu können. Die Freimaurerei ist vor Allem eine Verbrüderung, die auf die Prinzipien der Religion, der Wissenschaft und der Politik gegründet ist. Deswegen hat sie sich so lang erhalten gegen alle Stürme und Wechsel des Schicksals.

Gegenwärtig scheint sie von ihrer Wichtigkeit und Bedeutsamkeit verloren zu haben. Ihre Aufgabe ist fast erfüllt, jetzt, wo die ausgleichende Macht der allgemeinen Bildung die bevorrechtet in der Welt geworbenen ist. Die religiöse Lehrung ist von Allen zum Glaubenssatz; frei und offen wandeln die Wissenschaften einher und verbergen sich nicht mehr in den Tempeln; die gesellschaftlichen Unterscheidungen und Sonderungen werden immer schwächer, und fallen immer mehr und mehr in ein einfaches mittleres Niveau zusammen.

Doch glauben wir, daß die Freimaurerei sich noch lange aufrecht erhalten wird, mit ein Monument, und daß ihr noch einem thätenvollen reichen Leben für Alter das schöne Geschäft übrig bleiben wird, die Menschen durch ein Band des Wohlthuns, der Milde und der Barmherzigkeit zu vereinigen.

Edmond Leclerc.

Italien.

Storia della Letteratura Italiana. (Geschichte der Italiänischen Literatur. Zweite Ausgab., vermehrt mit einer Literaturgeschichte der ersten 32 Jahre des 19ten Jahrhunderts.) Von Giuseppe Maffei. 4 Bde. Mailand, 1834.

Das vorliegende Werk erhebt sich keineswegs zu einem philosophisch-historischen Ueberblick der Italiänischen Literatur, wie er den intellektuellen Forderungen unseres Jahrhunderts angemessen wäre, aber seine zweckmäßige Einrichtung und die klassischen des Verfassers im Allgemeinen, machen es zu einem sehr brauchbaren Buche für die lernbegierige Jugend Italiens. Das Werk zerfällt in fünf Bücher: im ersten Buche handelt der Verfasser vom Ursprung der Italiänischen Sprache und von dem Grade der Vollendung, welchen sie im 14ten Jahrhundert durch Dante und Petrarca erreichte; das Zweite umfaßt die Literatur-Geschichte des 15ten Jahrhunderts, in welchem die Liebe zur Wissenschaft sich ausbreitete, und die denkenden Köpfe mit ihren Forschungen in vergangene Zeiten sich versenkten, bis Lorenzo von Medici die schönen Geister seiner Epoche zur Pflege der nationalen Literatur aufmunterte. Damals dichtete Politziano seine allerliebsten Stanzen, und Pulci und Bojarde steuerten den Saamen des romantischen Epos, das im folgenden Jahrhundert so üppig wucherte. Im dritten Buche werden die literarischen Schätze des 16ten Jahrhunderts zur Schau gestellt. Das vierte Buch beschäftigt sich über die Italiänische Literatur im 17ten, welches, nächst dem 14ten, für Italien das lehrreichste Jahrhundert war, weil damals neben so vielen Pflegern eines falschen und schwülstigen Geschmacks, der nur in Toskana nicht treiben wollte, auch manche tiefe und gewaltige Denker sein Haupt erhob. Das fünfte Buch endlich ist dem 18ten Jahrhundert gewidmet, in welchem Künste, Literatur und Philosophie, zu brüderlicher Eintracht verbündet, so reiche und allgemein bekannte Früchte trugen.

Die jetzige zweite Ausgabe hat der Verf., wie schon der Titel verkündet, mit sehr wichtigen Zugaben bereichert, deren Gegenstand alle die berühmten Italiäner sind, welche im gegenwärtigen Jahrhundert Literatur und Wissenschaft mit Erfolg angebaut haben.

In der Einrichtung des Werkes folgt der Verf. dem Franzosen Ginguenè. Nachdem er eine kurze Biographie der Verfasser mitgetheilt, spricht er mit größerer Ausführlichkeit über ihren Werth und giebt von den bedeutendsten derselben eine Analyse. Jeder Artikel zerfällt demnach in zwei Theile, einen biographischen und einen kritischen, in welchem letzteren der Verfasser von dem Urtheil der berühmtesten Kritiker sich leiten läßt.

Bibliographie.

Flora Comense. — Nach dem Linnäischen System, von Professer Giuf. Comolli. Erster Bd. Como. 4 Lir. 24 C.

Sulle forze mediecatrici della natura. (Ueber die Heilkräfte der Natur.) Von Prof. Giac. Tommasini. Bologna. 1 Lir. 8 C.

Manuale di grammatica tedesca. (Handbuch der Deutschen Sprache.) Von Linde de Bartolomeis. Turin. 2 Lir 50 C.

Manuale di storia antica. (Handbuch der alten Geschichte bis zur Geburt Christi.) Von M. A. Marchi. Mailand. 1 Lir. 74 C.

Novelle varie piemontese. (Piemontesische Novellen.) Von Marco Nicolosini. 2 Bde. Turin. 4 Lir.

Patologia del cavallo. (Das Pferd im gesunden und im kranken Zustande.) Von Prof. Lessona. Turin. 3 Lir. 50 C.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt für Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 67. Berlin, Freitag den 5. Juni 1835.

China.

Ueber die Bevölkerung von China.

(Aus dem Canton-Register.)

Das Römische Reich soll unter den Antoninen, mit Einschluß der Provinzen und der unterjochten Nationen, etwa 120 Millionen Einwohner gehabt haben. Die Ausdehnung seines Gebiets war völlig der des eigentlichen China gleich, und obgleich einige Provinzen erst lange Zeit den Barbaren entrissen und daher keineswegs gut kultivirt waren, so sind doch die alten Befestigungen der Römer in Europa, Asien und Afrika, wenn nicht stärker, doch wenigstens eben so stark bevölkert gewesen, wie China. Wieder entstellt nun der Unterschied von 120 und 361 Millionen? Schwerlegerei und blutige Kriege mögen allerdings wohl die Bevölkerung verringert, können sie aber doch nicht so bedeutend reducirt haben. Wir können in unserer bescheidenen Sphäre keine Zweifel hegen über die Genauigkeit der Kaiserlichen Bevölkerungs-Listen, und müssen annehmen, daß die Angaben nach einem authentischen, der Wahrheit so nahe als möglich kommenden Census gemacht worden sind, aber wir wollen offen einige Schwierigkeiten aufführen, die vielleicht weisere Leute, als wir, zu heben im Stande seyn werden.

In Sching kiang oder Kiai tung giebt die Kaiserliche Statistik 942,003 Bewohner an; nun haben wir einige Distrikte dieses Gebietes selbst besucht, und zugegeben, daß auch wir uns noch irren können, glauben wir doch die Zahl der Einwohner wenigstens auf das Vierfache schätzen zu dürfen. In Ki rin sollen nur 307,761 Bewohner seyn. Wir wissen, daß dieses Land äußerst dünn bevölkert ist, aber diese Angabe würde nur 11 Einwohner auf 1 Geviertmeile Land-Fläche geben, was, wegen des fortdauernden Einwanderns der Chinesen, unglaublich ist. In Thsitschar sind nur 2398 Familien angegeben, was bei den zahlreichen Stämmen, die über dies ausgedehnte Land verbreitet sind, weit unter der Wahrheit seyn muß. Vielleicht sind nur diejenigen, welche Tribut zahlen und in der Miliz dienen, unter dieser Zahl verstanden. Wie wollen jetzt nicht den Census von Kolo nor und von Ele, worauf dieselben Bemerkungen anzuwenden sind, untersuchen, sondern nur bemerken, daß der zahlreiche Mongolische Stamm nicht in den 361 Millionen mit einbegriffen ist.

So weit wir gesehen haben, ist der Census geringer, als die wirkliche Zahl, aber in einigen Provinzen ist es umgekehrt. Wir sind indeß zu vorsichtig, um Meinungen in die Welt hinein zu senden, die vielleicht gegen Thatsachen streiten, so daß wir lieber die amtliche Uebersicht der Größe und Bevölkerung jeder Provinz mittheilen.

Pi tschih li, Größe 58,949 (Engl.) D. M., 27,990,874 Einw.; also auf jede D. M. 473 Ew.

Schen tung, Größe 65,104 D. M., 28,958,764 Einw.; also auf jede D. M. 515 Ew.

Kiang nan (die beiden Provinzen Kiang su und Ganghwei). Größe 92,961 D. M., 72,011,560 Ew.; also auf jede D. M. 774 Ew.

Schan si, Größe 55,268 D. M., 14,004,210 Ew.; also auf jede D. M. 253 Ew.

Ho nan, Größe 65,104 D. M., 23,037,171 Ew.; also auf jede D. M. 354 Ew.

Kiang si, Größe 721,176 D. M., 30,426,999 Ew.; also auf jede D. M. 421 Ew.

Fe kien, Größe 53,480 D. M., 14,777,410 Ew.; also 276 Ew. auf jede D. M.

Tschi kiang, Größe 39,150 D. M., 36,256,784 Ew.; also 671 Ew. auf jede D. M.

Hu pi und Hu nan, Größe 144,770 D. M., 46,022,605 Ew.; also auf jede D. M. 317 Ew.

Schen si und Kan su, Größe 134,008 D. M., 25,420,381 Ew.; also auf jede D. M. 164 Ew.

Yun tschuen, Größe 166,800 D. M., 21,435,678 Ew.; also auf jede D. M. 128 Ew.

Kuang tung, Größe 79,456 D. M., 19,174,030 Ew.; also 241 Ew. auf jede D. M.

Kuang si, Größe 78,250 D. M., 7,317,895 Ew.; also 93 Ew. auf jede D. M.

Yün nan, Größe 107,869 D. M., 5,361,320 Ew.; also 51 Ew. auf jede D. M.

Kuei tschu, Größe 64,554 D. M., 5,288,219 Ew.; also 82 Ew. auf jede D. M.

Wir fragen die Statistiker, ob 774 Menschen auf einer Engl. D. M. leben können, welches die dreifache Bevölkerung Englands ist, wo nur 225 Menschen auf demselben Raume sich befinden. Ist jedoch der Census von Ganghwei und Kiang su genau, so sind wir übergeugt, daß auf der ganzen Erde kein Land so dicht bevölkert ist, oder eine größere Anzahl Menschen auf demselben Raume zu fassen vermag. Kiang su ist überdies reich an Seen und hat beträchtliche Sümpfe, die natürlich nicht des Anbaues fähig sind. Der höchste Fleiß kann den Landbauer ernähren, aber er kann von seinem saueren Erwerb nichts ersparen, und beschwungachtet müssen sowohl Ganghwei als Kiang su bedeutend zur Erhaltung des Kaiserlichen Hofes beitragen. Schan su und Tschi kiang sind gebirgige Provinzen, mit vielen dürren Landstrichen und unfruchtbaren Ebenen; dennoch leben, nach dem Kaiserlichen Census, in ersterer Provinz 515 und in letzterer 671 Einwohner auf einer Engl. D. M.

Wir gehen zu, daß die Chinesen ein höchst frugales Volk sind, und nicht bald so viel Land zu ihrem Unterhalt gebrauchen, wie die Europäer zu einem behaglichen Leben bedürfen; können aber 617 menschliche Wesen auf einem so kleinen Raume Subsistenzmittel finden? Wenn die Kaiserliche Statistik von Kiang su und Ganghwei richtig ist, so wird sie offenbar die Theorie von Malthus über den Haufen. Pi tschih li ist ein dürres Land, hat aber dennoch 473 Einwohner auf jeder Engl. D. M.

Wir können auch nicht einsehen, weshalb Yün nan weniger Bewohner haben sollte, als Kuei tschu, die unfruchtbarste aller Provinzen, oder weshalb Kuang tung und Ho nan, die beide eine dichte Bevölkerung haben, nicht eben so stark auf die D. M. bevölkert seyn sollten, wie Tschi kiang, während erstere Provinz nur ein Drittel, letztere nur halb so viel Bewohner zählt.

Wir schreiben dies nicht, um die obigen Angaben, die wir dem Chinese Repository entlehnten, verdächtig zu machen, sondern wir wünschen unsere Zweifel zu unserer eigenen Beruhigung gelöst zu sehen. Wir glauben nur, daß im Allgemeinen die Summe von 361 Millionen Einwohnern nicht zuviel ist für das Ebinesische Reich. Die Chinesen sind offenbar das fruchtbarste Volk der Erde. Statt, wie die Römer, andere Nationen zu unterjochen, nahmen sie durch die nunmehrige Stärke ihrer Bevölkerung Besitz von den Ländern, kolonisirten sie und breiteten sich aus, bis Gebirge und Wüsten ihrem weiteren Fortschritten ein Ziel setzten. Eine Nation, wie die Chinesische, die bei ihrer großen Zahl von denselben Gesetzen regiert wird, und dem System ihrer Vorfahren stets ergeben bleibt, eignet sich mehr dazu, einem Fürsten unterworfen zu bleiben, als die heterogenen Völkerschaften, welche die Herrschaft der Römer anerkannten. Der besondere Charakter des Individuen, welcher sie, ohne Zweifel zu einem von allen andern Nationen verschiedenen Volke macht, hat viel zu der Gleichheit der Gesinnung beigetragen, die sie veranlaßte, die Fremden zu hassen und sich unter den Schutz ihrer eingebornen Führer zu begeben.

Ist China immer so bevölkert gewesen, wie jetzt? Kann eine Nation sich immerfort vermehren, ohne endlich alle ihre Hülfsquellen zu erschöpfen? Diese Fragen müssen wir aufwerfen, um zu einem gehaltenen Resultate zu kommen. Die aufwachsende Generation ist jetzt so bedeutend, daß sie den Mandarinen Furcht einflößt. Völlig überzeugt indeß, daß die Bevölkerung immer gleichen Schritt hält mit den Subsistenz-Mitteln, und daß sie, bei übermäßiger Vermehrung, in der Auswanderung einen Ausweg findet, hoffen wir, daß das drohende Uebel von diesem Reiche abgewendet bleiben werde. Die Mandschuren dürfen noch ein weites Feld für Chinesische Kolonisation; auch finden sie unangebautes Land an der westlichen Gränze, und sie könnten selbst Kolonien nach der Westküste Amerika's senden. Es ist jedoch unzweifelhaft, daß diese große Menschenmasse einer bedeutenden Krisis sehr nahe ist. Die Welt hat sich verändert, ohne daß sie Theil an diesen Veränderungen genommen hätten, aber sie werden endlich genöthigt seyn, dem von Westen her gegebenen Impuls nachzugeben. Wenn Europa durch soll Barbaren der Wüste das Aufsehen des Landes ändern konnte, sollte der aufgeklärte Unternehmungs-Geist, welcher jetzt Europa durchdringt, bei seiner Annäherung an die Chinesische Gränze unwirksam bleiben? Es sollte uns leid thun, wenn so viele Millionen Menschen in den Zustand revolutionairer Gährung gerathen sollten, denn die Folgen würden furchtbar seyn. Wenn sie indeß nicht mit der Welt fortschreiten, so müssen sie früher oder später ein Opfer ihres Starrsinnes werden.

Unterrichtete Chinesen werden wahrscheinlich, wenn sie dies lesen, sich auf einen Ausspruch ihrer Weisen berufen, aber die Dinge ihren natürlichen Gang gehen lassen, während sie mit allen ihren Landsleuten auf dem betretenen Wege beharren. Dies ist auch die Maxime der Regierung. Nichts bewegt sie, als die Nothwendigkeit. Die Zeit eilt

Digitized by Google

vorüber mit ihren Ummiaks, aber sie beachten dieses flüchtigen Gesähren nicht, bis es zu spät ist, mit ihm Schritt zu halten.

England

Cap. Roß Entdeckungsreise nach dem Nordpol.

(Fortsetzung.)

Am 9. Januar zeigten sich Leute in der Nachbarschaft, die man von dem Observatorium aus beobachten konnte.

„Sogleich", erzählt der Capitain, „wandte ich mich nach der bezeichneten Stelle hin und erblickte bald vier Eskimos in der Nähe eines Eisberges, nicht weit vom Lande und ungefähr eine Meile vom Schiffe entfernt. Als sie mich zuerst gewahrten, zogen sie sich ein wenig zurück; hierauf, da ich näher auf sie zuging, kam die ganze Partie aus ihrem Schlupfwinkel hervor und bildete eine Reihe von zehn Mann in der Front und vier Mann in der Tiefe, unterdessen wurde ein Mann, wie es schien, von den Andern in einem Schlitten gezogen. Ich ließ sogleich den Commandeur Roß mit einigen von unserer Mannschaft herbeikommen, die sich in einiger Entfernung hinter ihm halten sollten. Hierauf ging ich allein weiter vor und bemerkte, daß jeder der Fremdlinge mit einem Messer und einem Speere bewaffnet war, aber ohne Pfeil und Bogen."

Sie begrüßten mit der, bei jenen Polar-Stämmen gewöhnlichen Begrüßungsformel, Tima, tima, worauf sie sogleich dieselben Worte erwiederten, indem der Mann im Schlitten an die Spitze der Mannschaft trat. Meine Begleiter kamen nun auch alle herbei, wir warfen unsere Feuergewehre weg unter dem Ausrufe: Aja, Tima; denn das war die herkömmliche Weise unter jenen Völkern, ihre freundschaftlichen Gesinnungen gegen einander zu bekunden. Sie warfen nun ihrerseits auch ihre Messer und Speere nach allen Richtungen in das Eis, erwiederten jauchzend das friedeverheißende Aja, und breiteten ihre Arme aus, um zu zeigen, daß sie gar keine Waffen mehr bei sich hätten. Da sie indeß ihre Stellungen nicht verließen, so drangen wir näher hinzutreten und unarmen diejenigen, die in der Vorderreihe standen, indem wir ihre Kleidung berührten und dieselbe Freundschafts-Ceremonie an uns vornehmen ließen. Dies schien große Vergnügen bei ihnen hervorzubringen, wie sie es durch lautes Lachen, Händedrücken und allerlei seltsame Gesten zu erkennen gaben, und wir hatten uns nunmehr ihres vollkommenen Zutrauens zu erfreuen."

„Die Erfahrung und die Sprachkenntnisse des Commandeurs Roß leisteten uns hier große Dienste; als jene erfuhren, daß wir „Kablunar" (Europäer) wären, erzählten sie uns, daß sie zum Stamme der „Innuiten" gehörten. Ihre Zahl belief sich auf hundertdreißig. Der älteste von ihnen, Namens Illitta, war fünfundsechzig Jahre alt, sechs andere waren zwischen vierzig und funfzig, und zwanzig von ihnen zwischen vierzig und zwanzig Jahre alt, der Rest bestand aus vier Knaben. Zwei von der Zahl waren lahm und wurden nebst dem alten Manne von den übrigen in Schlitten gezogen; der eine von ihnen war nämlich durch einen Bären seiner Füße beraubt worden, und der andern hatte einen Schenkel gebrochen oder verwundet. Sie waren alle wohlgekleidet, vorzüglich in schöne Thierhäute; die Obergewänder, die den Körper ganz umgaben, erichten vorn von dem Kinn bis in die Mitte der Schenkel herab und waren mit einer Kappe versehen, die über den Kopf zu schlagen ging, während die Worten bis zur Wade herabhingen. Die Aermel gingen bis über die Finger, und von den beiden Zipfeln, worauf die Kleidung endigt, war das innere mit den Haaren nach Innen, und das äußere mit den Haaren nach Außen gekehrt. Sie hatten zwei Paar Stiefel an, die beide mit der haarenen Seite nach Innen gekehrt waren, und über denselben trugen sie weite Ueberhosen von Thierhäuten bis zu den Knöcheln herab; einige von ihnen aber trugen noch Schuhe über den Stiefeln, und hatten Seehundshäute hart vor denselben zu stehen."

„Mit dieser unmäßigen Masse von Kleidungsstücken erbielten sie ein weit stärkeres Ansehen, als sie in der That hatten. Alle trugen Speere, welche Spazierstöcken nicht unähnlich waren, mit einer Kugel von Holz oder Elfenbein an dem einen und einer Spitze von Horn an dem anderen Ende. Als wir ihre Wurfspieße untersuchten, fanden wir, daß sie aus kleinen Stückchen Holz oder aus Thierknochen sehr nett zusammengefügt waren. Ihre Messer waren von verschiedener Größe, von Rennthier, ohne Spitze und Schneide, und bildeten so eine ganz ungefährliche Waffe; indeß bemerkten wir bald, daß Jeder auswerem ein mit Eisen zugespitztes und eben so mit einer eisernen Schneide versehenes Messer von dem Nacken herabhingen hatte. Eines von ihnen war aus der Klinge eines Englischen Taschenmessers gemacht worden, wie wir es noch an dem Nacken des Englischen Werkschmiedes, das darauf ausgeprägt war, erkannten. — Dieser Umstand lieferte uns einen Beweis, daß diese Stämme mit solchen verkehrten, bei denen schon Europäer gewesen, oder daß sie selber schon einmal mit Europäern verkehrt hatten."

„Drei von den Leuten gingen mit uns nach der Kajüte, wo sie bald überall Zeichen der Bewunderung von sich gaben. Die Kupferstiche, die wir von seltneren Reisen mitgenommen hatten, die ihre Landsleute darstellten, machten ihnen besonders große Freude, indem sie gleich erkannten, daß ihr eigener Stamm darauf abgebildet sey. Das meiste Erstaunen aber äußerten sie über unsere Spiegel, in denen sie ihre ganze Gestalt erblickten. Nicht weniger waren sie erstaunt über unsere Lampen und Leuchters; indeß gaben sie niemals ein Verlangen zu erkennen, eines von den bemerkenten Dingen selbst zu besitzen, sondern sie nahmen nur an, was man ihnen gab, und zwar mit deutlichen Zeichen des Dankgefühls. An unseren Gerichten konnten sie keinen Geschmack finden; nur Einer, der etwas bei uns genoß, schien dies gewissermaßen aus Höflichkeit zu thun, und sagte, es schmecke ihm gut; jedoch zeigte es sich, als der Commandeur Roß ihn näher ausforschte, daß er nicht die Wahrheit gesagt, und die Uebrigen warfen, nachdem sie die Erlaubniß dazu bekommen, das, was sie von den Speisen genommen hatten, wieder weg. Als wir ihnen aber Del hineichten, tranken sie dasselbe mit vielem Vergnügen und äußerten ihr Wohlgefallen darüber. So seltsam stieht der Geschmack dieser Polar-Stämme, die von der Natur an ihre eigenen Nahrungsmittel gewiesen sind, den dem unsrigen ab! Das ganze Zusammentreffen war für uns vom höchsten Interesse und gereichte uns zur besonderen Freude, da wir schon alle Hoffnungen auf Begegnisse mit den Eingebornen aufgegeben hatten; und doch hatten sie gerade von ihren Berichten über die Beschaffenheit des Landes die besten Erfolge für unsere weiteren Expeditionen und Unternehmungen erwarten."

— Am nächsten Tage besuchte der Capitain das in der Nähe befindliche Dorf der Eskimos.

„Das Dorf bestand aus zwölf Schneehütten, die auf dem Boden einer kleinen Bucht an der Küste aufgeführt waren, ungefähr zwei und eine halbe Meile von unserem Schiffe entfernt. Sie waren eine ungeheure Häufe und waren ohne Ordnung neben einander zusammengestellt. Zu jeder Hütte gehörte ein langer gekrümmter Anbau mit einem Eingange, an dessen Thüe die Frauen mit den weiblichen Kindern und Knaben saßen. Wir wurden bald eingeladen, sie zu besuchen; nachdem wir einige Geschenke von Glasperlen und Nadeln unter sie vertheilt, verschwand die Schüchternheit, die sie bei unserem ersten Erscheinen gezeigt hatten, sehr bald."

„Die Eingänge, immer lang und im Allgemeinen krumm, führten zum Hauptzimmer, das, wenn es für eine Familie eingerichtet war, in Gestalt einer Rotunde, zehn Fuß im Durchmesser hatte, und wenn es von zwei Familien bewohnt wurde, eine Dualsorm von funfzehn Fuß Länge und zehn Fuß Breite hatte. Gegenüber dem Thorweg befand sich eine Schneebank, die ungefähr um ein Drittel von der Breite der bedeckten Fläche einnahm, ungefähr drei und einen halben Fuß hoch, nach eben zu flach und mit mehreren Fellen überdeckt war; dies bildete das allgemeine Bett oder die Schlafstelle für die ganze Familie. An dem Ende derselben saß die Hausfrau gegenüber der Lampe, die, von Moos und Oel, wie das hier gewöhnlich ist, unterhalten, eine hinreichende Flamme gab, um sowohl Licht als Hitze reichlich um sich her zu verbreiten, so daß es im Zimmer ziemlich behaglich war. Ueber der Lampe befand sich die steinerne Kochschüssel mit dem Fleische von Rennthier und Seekälbern und Oel; überhaupt schien hier kein Mangel an dergleichen Lebensmitteln zu herrschen. Uebrigens lag Alles, Kleidungsstücke, Werkzeug und Nahrungsmittel, bunt durch einander auf einem Haufen aufgeschürmt, und man konnte leicht sehen, daß die Ordnungsliebe eben nicht zu den Tugenden dieser Leute gehörte."

„Die Hütten, die, wie wir sahen, aus Schnee erbaut sind, werden durch ein dreites, in Dualform geschnittenes Stück Eises, das ungefähr in der Mitte an der östlichen Seite des Daches angebracht ist, erleuchtet. Wir bemerkten später, was uns zuerst wegen des geringen unzureichenden Lichtes entgangen war, daß sich in der Mitte eines jeden Einganges ein Vorzimmer befand, das als eine Stelle für die Hunde eingerichtet war. Es ist entdeckt worden, daß die äußere Oeffnung dieser Hütten zu jeder Zeit von einer Stelle zur andern gerückt werden konnte, so daß man dieselbe immer auf der dem Winde nicht ausgesetzten Seite zu erhalten wußte. Die Hütten, die wir besuchten, waren kurz vorher erst aufgeführt worden und kaum noch einen Tag alt; die architektonischen Vorkehrungen in jenen Gegenden schienen demnach nicht eben viel Zeit zu erfordern. Die Vorräthe von Seekälbern und von Rennthierfleisch für den Winter erwahrten sie während des Sommers in den Schneegruben, um es dann in der kalten Jahreszeit wieder auszugraben."

„Die Frauen waren nicht eben schön, aber sie standen wenigstens ihren Männern nicht nach; auch waren sie nicht minder artig in ihrem Benehmen, als diese. Sie schienen alle in einem Alter von dreißehn Jahren verheirathet zu seyn; auch waren in jedem Hause nicht eher mehr Frauen als eben so viele, den denen auch Männer, ob sie alle zu einer Wirthschaft gehörten oder nicht; aber wie es schien, sungirten immer einige junge Frauen in einem Hause neben einer alten. Klein von Statur, waren sie weniger sauber und nett gekleidet, als ihre Männer; besonders befand sich ihr Haar in einem unordentlichen verworrenen Zustande. Ihre Geschicklichkeit waren freundlich und ihre Manieren gut, ihre Männer, wie es schien, sehr zärtlich gegen ihre Mädchen von dreizehn Jahren, das jüngste schön war. Sie waren alle mehr oder weniger tättowirt, vorzüglich an der Stirn und an beiden Seiten am Munde und am Kinn; es waren aber nur Linien und keine besondere Figuren wahrzunehmen, so wie man es auch bei den nordwestlichen Eskimo's von Amerika, nach den Beschreibungen verschiedener Reisenden, findet."

— Wenn von den Eingebornen, der, wie wir erwähnt, ein Bein verloren hatte, erzählt Capitain Roß noch Folgendes:

„Ich ließ den Lahmen, dem ich ein hölzernes Bein verfertigen hatte, nach der Kajüte bringen, und unser Zimmermann hatte ihm dasselbe angepaßt. Es war nun eine Wonne, zu sehen, wie der auf dieser Weise dargestellte Eskimo, vor Freude außer sich, in der Kajüte herumsprang. — Wir fanden hier auch Gelegenheit, einen der einzigen Menschen an Brustschmerzen leiden zu lassen, das Fläschchen Medizin, das er von unserem Wundarzte empfangen hatte, ding unter anderem Schmuckwerk von seinem Nacken herab. Es schien gar nicht geöffnet worden zu seyn, und wurde von ihm wahrscheinlich für ein Zaubermittel gehalten. Aus Dankbarkeit schritt derselbe, als er unsrem Doktor an Zahnschmerzen und einer aufgeschwollenen Backe leiden sah, sogleich zu seiner ihm bekannten Heilmethode dieses Uebels, indem er die Wange drei Mal berührte und eben so oft dem Patienten in's Gesicht blies. Und dies hat, sonderbar genug, auch gleich seine Wirkung gethan."

— Am 20. Januar zeigte sich die Sonne wieder zuerst nach einer

Abwesenheit von funfzig Tagen. Um diese Zeit wurde es unseren Reisenden klar, daß ihre neue Bekanntschaft nicht eben so unriegenmäßig war, als sie sich anfangs einbildeten.

„Ein Vergrößerungsglas", erzählt der Capitain, „war seit einigen Tagen aus unserer Kajüte verschwunden, und ich hatte Grund, den Diebstahl in Verdacht zu halten; denn so oft ich seit einiger Zeit zu ihm in seine Wohnung kam, war immer bei ihm die Lampe plötzlich ausgegangen. Noch mehr aber ward ich in meiner Muthmaßung bestärkt, als er mich bei meinem letzten Besuche in dem Dorfe gar nicht in sein Haus einlassen wollte. Ich sagte ihm hierauf, daß seine geschwollene Backe (die er den uns heilen lassen wollte) unmittelbar durch das Zauber-Glas hervorgebracht worden sey, und daß dasselbe zurückgegeben werden müsse. Demunerachtet stand er sogleich im Begriffen zu, und versprach, das Gesuchte aus seinem Garten hinzuzubringen, nachdem ich ihm noch versichert, daß, im Falle er es nicht thäte, ihm die zweite Backe eben so aufschwellen würde. Er hielt auch Wort, und am andern Tage brachte er das Glas und noch dazu einen Hammer mit, der ehemahls verschwunden war; auch bekannte er uns, daß unsere Lichtscheere sich in den Händen einer eingeborenen Frau befände, mit welcher einem von meinen Briefumschlägen, das einen ihrer Ohren aufgeschnitten hatte. Der Schrecken jenes Mannes war so groß, daß er mir noch einen Haken und eine Harpunenspitze zurückbrachte, die ich ihm im Wege des Tausches für einen Bogen überlassen hatte, und ich ließ mich auch, um ihn in seinem Schreckenswahne zu erhalten, sogleich zu einem Nachtauschte bewegen."

„Wie tauften den Eingebornen, die uns besuchten, Mehreres ab, ließen sie aber nicht mehr zu uns an Bord kommen. Man brachte uns nunmehr von allen Seiten die Dinge wieder, die man uns entwendet hatte, unter denen wir nur ein Tafelmesser seit längerer Zeit vermißten. Die Veranlassung zu allgemeinen Reue und Besserung war, wie wir bemerkten, dem schweren Geschütz zuzuschreiben, mit dem wir eines Tages zur Probe an der Küste feuerten. Als einer von ihnen den Sommaudeur Rost fragte, was denn die Kanonen zu bedeuten hätten, erwiederte er ihm, daß dieselben alle Diebe augenblicklich, ohne Ausnahme, was es auch nur immer wäre, aus dem Schiffe entwendet. Sogleich wurde eine allgemeine Versammlung im Dorfe gehalten, und man beschloß, uns Alles bis auf das Geringste wiederzuerstatten."

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Sierra Leone — oder die befreiten Afrikaner. Briefe einer jungen Dame in den Jahren 1833 — 34. 8 Ver.

Memoirs of J. Selden. (Selden und der politische Kampf seiner Zeit.) Von G. W. Johnson. 12 Sh.

Popular botany. (Populaire Botanik.) Von J. Main. 4½ Sh.

Harry Calverley. — Roman vom Verf. des Ceeil Hyde. 3 Bde. 31½ Sh.

Italy. (Italien und seine Literatur.) Von E. Herbert. 10 Sh.

Frankreich.

Etretat und der Heringsfang.

Etretat ist ein kleiner Flecken, sechs Stunden von Havre entfernt, dessen Austern sehr berühmt sind. Neun Austernbänke sind daselbst sehr tief in einen Felsen gehauen. Der Abhang über ihnen ist Marmor, aus welche ehedem den Unterwohnern mehr als eine Million gefostet aber sie ganz zu Grunde gerichtet haben. Es sind jetzt schon zehn Jahre, daß keine einzige Auster aus Etretat kommt, und doch verkauft man noch heute in Paris Austern von Etretat.

Dieser Flecken besteht aus niedrigen Häuschen und Hütten, welche einer Verbesserung von 1200 Gebäuden einen unsichtbaren Zufluchtsort erwähren. In einem engen Thale zwischen zwei Bergen haben sich diese Menschen ihre Wohnungen erbaut, und die Felsen, an denen das Meer sich bricht, setzen demselben einen 250 Fuß hohen Damm entgegen. Die Schlucht, in der die Wohnungen erbaut sind, liegt viel tiefer, als das Meer zur Zeit der Fluth. Man muß die sorglose Ruhe der Einwohner bewundern, welche selber vorhersagen, daß Etretat eines Tages in den Meeresmagen verschlungen werde. Der Kiel, welchen das Meer anpflügt, wenn der Wind aus Norden bläst, den es aber eben so schnell wieder fortreißt, sobald der Wind von der Landseite kommt, bildet einen beweglichen Wall, den die Einwohner scherzweise ihre Schaukel nennen.

Seit einiger Zeit hat das Meer dort mehrere Reste von sehr starken Mauern aufgedeckt, wodurch die allgemein verbreitete Meinung bestätigt wird, daß ein viel weiter seewärts gelegen gewesener Flecken vormals von den Wellen verschlungen worden sey. Seit vor 20 Jahren erbob sich das Meer um 6 Fuß in Etretat, und vor einigen Jahren blieb es darin 5 Stunden lang stehen und nahm bei seinem Rückzuge einige Häuser mit hinweg. Und trotz dieser die Zukunft so sehr bedrohenden Erfahrungen, läßt sich doch kein Mensch bewegen, sein Haus auf dem Abhange der beiden Hügel zu erbauen, sondern sie stehen alle eine Ausnahme in den Schlunde, wo es nur eines starken Windstoßes bedarf, um den Meere einen neuen Raum zu geben.

Zu beiden Seiten bilden die Uferfelsen, welche vorgedachtermaßen Kathedralen ähnlich sehen, ausgedehnte Bogenwölbungen, unter welchen man zur Ebbezeit auf dem Bette promeniret, welches das Meer vor einer Stunde noch inne gehabt hat. Bei solchen Promenaden muß man nothwendiger Weise von der Stunde der Fluth genau unterrichtet seyn, und darf nicht auf dem Wege zaudern. Dieser Vorsicht haben wir es auch zu verdanken, daß wir uns von der Wahrheit der von Walter Scott beschriebenen Ebbe und Fluth zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche überzeugen konnten.

Es knüpfen sich auch noch einige spaßhafte historische Erinnerungen an Etretat. Zur Zeit der Französischen Revolution kam zum ersten Mal ein großer Stein zum Vorschein, den man noch heute während der Ebbezeit sieht; die Küstenbewohner hielten ihn für ein Englisches Fahrzeug, welches zu landen versuchte, und brachten einen Theil der Nacht damit hin, ein Gewehrfeuer darauf zu richten. Es war eben einer der hartnäckigsten Schützen, welcher uns den Stein zeigte.

Am dieselbe Zeit kam ein Priester, der den Revolutions-Eid geleistet, dessen Namen wir jedoch verschweigen, weil er noch jetzt Pfarrer einer benachbarten Gemeinde ist, in seinem Priester-Anzuge, und ruhet dem Meere, im Namen Gottes und des National-Konvents, nicht höher zu steigen. Eine Welle, welche furchtlos das Obergewand des Priesters benetzte, nöthigte ihn indessen zu einem schnellen Rückzuge.

Wer kurzem haben wir in einem Pariser Blatte die Geschichte eines Matrosen aus der Kaiserzeit gelesen, welcher, weil er sich weigerte, Soldat zu werden, eine erbarmungslose Belagerung gegen drei Compagnieren Soldaten aushielt, die abgeschickt waren, ihn tod oder lebendig zu ergreifen. Man hat uns in Etretat das Hoch gezeigt, in welchem Remain seine schöne Vertheidigung geleistet.

Die Kirche zu Etretat ist von Gothischer Bauart, und würde sehr schön seyn, wenn man ihr nicht einige Schuppen angebaut, und einige blaue und rothangestrichene Bilder von sehr schlechtem Geschmacke, welche Heilige vorstellen sollen, gegeben hätte. Sie muß sehr zahlreich besucht werden, da man noch einen Anbang dazu erbaut hat.

Das Land giebt seine Subsistenzmittel aus zwei Quellen: der Fischerei und der Kattun-Fabrication. Das Senderbarste hierbei ist, daß dieselben Seeleute, welche von einer Fischjagereeise, und hauptsächlich vom Häringsfange, welcher gewöhnlich mit dem Anfange des Winters stattfindet, heimkehren, und sogerich Stürme und Wogen bekämpft haben, sogleich ihre Fischerkleider ausziehen und sich hinter den Webestuhl setzen.

Auf dem Meere müssen sie Muth, Kühnheit, Kraft, Gegenwart des Geistes und Todesverachtung beßizen, und was noch mehr ist, Leiden aller Art ertragen: mit einem Worte, alle edlen Eigenschaften haben, die nur ein Mensch besitzen kann. Ist jedoch die Fischerei beendigt, werden eben diese thatkräftigen Menschen wieder weiter, als ein Weberstuhlrennen, und so kommt es, daß sie machen, wieder ein Räderwerk wenigstens eben so gut zu Stande bringen. Nun, das Weben wird ihnen auch herzlich schwer.

So wie die Jahreszeit des Fischfanges erscheint, verlassen sie fröhlich die friedliche und gefahrlose Arbeit der Heimath, um wieder zu Meer und Wind und Hagel, und vielleicht zum Tode zurückzukehren. Denn beinahe in jedem Jahre verliert Etretat mehrere Menschen zu Wasser, und des Sonntags, bei der Messe, sieht man immer eine Anzahl Frauen und Kinder in Schwarz gekleidet.

Das ist eine Trauer, welche die Einbildungskraft erschüttert. Sie erweckt nicht, wie bei uns, den Gedanken an einen Tod, welcher das Ende eines vollbrachten Lebens gewesen ist; das ist ein gewaltsamer Tod, der hier sein Bild zeichnet, der hässete aller Todesfälle, inmitten der schäumenden und brüllenden Wellen, der pfeifenden Winde, der krachenden Segel, der verstummen Wüste und der zerschlitzten Fahrzeuge, deren Ueberreste sich zerstreut umhertreiben; es ist ein Tod nach einem langen, muthigen und verzweifelten Kampfe. Es ist nicht mehr der Mensch, welcher am Abend seines Lebens entschläft, und ruhig die Augen so schließt, wie er sie alle Abende zum Schlafen geschlossen hat; es ist ein betender, ein lästernder und ein wüthender Mensch, der im Meere untergeht, indem er seine Faust, seine Kleider anruft, im Angesichte des Himmels, an das eine Welle ihn hinaufreißt und dessen Feinder mit den Nägeln erklammert, während ihn eine zweite Welle gewaltsam wieder mit sich fortreißt. Der Ertrinkende stirbt steif und entstellt vor Wuth und Leiden. Seine Augen treten aus ihren Höhlen, seine Nägel sind losgerissen und sein Kopf ist blutig.

Man muß das Fahrzeug abreisen gesehen haben und dann nach langer Zeit zurückkehren: das Fahrzeug ist verloren. Verloren! Da erhält das Wort erst seine ganze Kraft. Verloren! Das Meer hat sich aufgethan und wieder geschlossen über sie alle; über alle die Menschen, denen Ihr die Hände gedrückt, mit denen Ihr die Gläser angestoßen habt, und deren frohe Stimmen zum letztenmale an Euer Ohren schlugen, als sie das Zeichen zur Abfahrt gaben. Da erinnert Ihr Euch wieder des Klagens dieser Stimmen, wie sie herzzerreißend in den Wirbeln verloren wurden, als sich die stillen Wogen über ihren Häuptern schlossen. Eine solche Trauer benagt die Seele! Während der Zeit, da die Seelente auf dem Fischfange sind, giebt es nur Frauen und Kinder an diesem Orte. Am Sonntage ist die Kirche angefüllt, die Gebete sind inbrünstig und Alles singt; und obgleich die Lateinisch singen, was sie gar nicht verstehen, so ist doch der Ton ihrer Stimmen sehr rührend, weil die Gebete wahre und aufrichtige sind. Auf dem Meere verliert der Mensch das Vertrauen in sich selbst; bei einem ruhigen Wetter erdreicht ihn der Anblick der endelosen Ferne, und bei stürmischer See ist das größte Schiff den Wogen nicht schwerer als ein Strohhalm. Hier muß er eine Stütze, eine Hoffnung, einen Glauben, hier muß er einen Gott haben!

Wenn der Wind in der Stadt etwas heftig bläst, so nehmt Ihr einen Mantel um, habt vielleicht eine rothe Nase und blaue Lippen; das größte Unglück, das hiesige erdreichen kann, daß Ihr vielleicht im Juni noch keine reifen Birnen habt. Hier aber scheint es, als schreie der Wind und seufze; hier sitzt der Wind bei Nacht den Schlaf, und Frauen und Kinder zittern ihn, um zu beten. Da ist man glücklich, einen Gott zu haben: denkt ihn Euch taub, denkt ihn Euch ohnmächtig und denkt ihn Euch feindlich; es bleibt doch immer ein Gott, zu dem man beten kann, und das Gebet ist, gleich den Thränen, eine Linderung für den Menschen bei einem erdreichenden Schmerze.

Die Schiffer sind nun abgereist, und befinden sich in der Gegend von Dieppe, 15 Meilen von Etretat. Von ihrem Fischfange hängt die gute und böse Zeit der nächsten Zukunft ab. Die Neuigkeiten aus Dieppe machen in Etretat eben so vielen Eindruck, wie die an der Pariser Börse, denn in wenigen Stunden erbeben sie das Glück, oder schlagen

Digitized by Google

es nieder; heißt es: der Fischfang geht schlecht, dann weigert sich der Bäcker, sein Brod auf Borg zu verkaufen; heißt es aber: der Fischfang geht gut, dann steht Alles den Frauen der Abwesenden zu Dienste. Die Post trifft dann alle Tage ein; man versammelt sich, man ergählt sich Neuigkeiten, theilt sich die Vermuthungen mit, und spricht von keinem andern Dingen; als: der Wind ist gut, diese Nacht werden uns sere Leute wohl fischen; oder: Die See ist unruhig, heute können sie nichts unternehmen.

Die Vertheilung des Gewinnes unter die Fischer geschieht folgendermaßen. Der Ertrag des Fischfangs eines jeden Fahrzeuges wird in 16 bis 17 Theile geschieden; der Eigenthümer des Fahrzeuges erhält zwei Theile; jeder Mann von der Equipage, die auf jedem Schiffe sich befindet, erhält einen Theil, der Schiffsjunge einen halben, und jeder Mann, der acht Netze auf dem Schiffe besitzt, hat außerdem noch Anspruch auf einen Antheil.

Noch mehr; die Wittwen der Seeleute, welche die Netze ihrer verstorbenen Männer besitzen, legen dieselben auf die Fahrzeuge und das giebt ihnen das Recht auf einen Antheil. Haben sie auf den Schiffen von Ertrag seinen Platz mehr, so vermiethen, sie dieselben, oder sie die Netze den Kommissarien dieser Fischlist, welche ihnen nachher eine genaue Berechnung über ihren Antheil abtegen. Das ist doch eine hübsche Einrichtung!

Der schöne Tag geht jetzt zur Neige. Wir stehen am Strande; zur Linken des Horizonts die schon hinterm Gewölbe verstreckte Sonne, deren Purpurstrahlen einen langen röthlichen Glanz über das Meer hin bis zu uns verbreiten. Der entgegengesetzte Theil, der vom Meere aus zur Rechten, steigt der noch diaffe Mond zwischen den beiden Anhöhen empor, und wirft gleichermeise seine bläulichen Strahlen über Land und Meer. Der ganze südliche und westliche Theil ist von der Sonne erhellt, und der östliche und nördliche vom Monde. Das Meer steigt; man hört nichts, als das Geräusch der Wellen, welche weißlich werden und sich brechen, und das gleich dem Kettengeller knirschende Gerassel der Strandsteine, welche jede Woge im Herabsinken mit sich forttreißt.

Jetzt läßt sich ein ferner Hörnerschall vernehmen, und Alles in Ertetat ist in voller Bewegung und verläßt Handwerk und Haushalt. Die Schiffe kommen! Das ode Gestade ist alsbald von Frauen und Kindern, mit Hacken und Stricken bestattet, ganz bedeckt. Das Nesichen Tag verklattet ihnen noch einen weißen Stern auf blauer Flage mahrzunehmen; ein Ruf erdönt von den Küsten und hallt in den Klüften wieder: „Pierre Maillark!“ Nun fangen die Frauen und Kinder an, vorzuarbeiten; man macht die Spillen zurecht und die Ankerseile, um das Fahrzeug zu drehen, und man umarmt sich, lacht und weint und lärmt.

Aber der Wind ist contrair, das Fahrzeug zieht seine Segel ein, kennt es wird vom Meere hin und her geworfen. Auf Augenblicke verschwindet es sich zwischen zwei Wellen, und man sieht nichts mehr davon als die Spitzen der Maste. Zwischen dem Momente, wo sie nur noch eine Schußweite vom Lande entfernt sind, bis zu dem, wo der erste Matrose seinen Fuß an das Ufer setzt, vergeht dann eine halbe Stunde. Endlich erreicht das Fahrzeug den Strand, man wirft ihm ein Tau zu, und ein Mann springt über Bord, das Wasser geht ihm süber die Schultern und die Wellen treiben ihn alle Augenblick zurück, endlich hat er das Tau befestigt, und Alles springt an's Land. Aber dieses ist noch nicht der Augenblick zur Umarmung; es vergehen noch drei Viertelstunden, bevor der Fischer seine Frau und Kinder sieht. Die Frauen ziehen an den Schiffsseilen, und die Männer unterstützen das Fahrzeug, damit es schnurgerade sich hinein schiebe; die Kinder legen starke Bretter an den Riff. Die Arbeit dieser Art ist nicht gering; vor einem Jahre brach die Ouerstange an einem solchen Seile, und eine Frau wurde getödtet.

Jetzt ist der letzte Sonnenstrahl verschwunden und der Mond feinerseits herausgestiegen, aber immer noch in Gewölk gehüllt. Im Dunkel drüben erscheint ein Feuer im Vorderheil eines Fahrzeuges. Bei diesem Anblicke erhebt sich ein neues Geschrei: „Jean Cousin!“ denn jedes Fahrzeug hat ein besonderes Signal. Das Feuer kommt näher und man macht die Seile und Taue zurecht.

Jetzt lassen sich neuerdings vier Hornstöße in vier gleichen Zwischenräumen hören, und ein lauter Schrei erschallt. Denn in dem vorderstes Fahrzeuge, welches sich jetzt in schwarzen Umrissen aus dem vom Monde erhellten Horizont kräftig entwickelt, erkennt man wieder das Signal eines Gliedes dieser Fischergeschichte: „Louis Cousin!“ In dem dahinter folgenden Schiffe mit eingezogenem Segeln erkennt man an seinem kreuzförmigen Feuer-Signale den „Toussaint Malfret.“ Auf einem anderen wieder gaben prasselnde Funken das Signal, und von einer entgegengesetzten Seite des Strandes erschallt es: „Pierre Matin!“ — Alle 16 Schiffe sind angelangt und nur noch 2 sollen erst um Mitternacht eintreffen; der Lärm und das Getöse an Ufer überkäubt das Rauschen der Wellen und das Toben des Windes.

Alle Fahrzeuge sind nun gewendet und geordnet; und jetzt erst treten die Fischer, nach einer zweimonatlichen Abwesenheit, mit Frauen und Kindern in ihre Behausungen ein.

Der Fang war dieses Jahr nicht gut gerathen. Schon seit 1814 gestieg derselbe an den Französischen Küsten nicht mehr so gut wie vormals. Die Seeleute meinten der Fremde, wenn sie ergählten, wie man dajmal die See saft ganz mit weißen glänzenden Schuppen bedeckt gesehen, und wie man die Möwen, welche die Schiffe umschwärmten, mit Stockschlägen forttreiben mußte. Im vorigen Jahre war der Fang jedoch noch ziemlich gut. Dieses Jahr aber waren die Bänke, welche die Küsten umgeben, mit gelben Blumen bedeckt; dieses ist aber nur ein Zeichen zum guten Makarellenfange, welcher auch wirklich wohl gerathen war; es hatte sich zwar auch das gewöhnliche Vorzeichen zum guten Häringsfang eingestellt, denn man hatte im Herbste sehr viele Flügen bemerkt, allein dieses Vorzeichen hatte zum ersten Mal gelogen.

Uebernorgen werden sie sich wieder an's Weberhandwerk machen; denn morgen ist Sonntag, und alle Welt geht zur Kirche. Man singt, es sey ein Prediger aus Rouen ausnehmlich hierzu angelangt; wenn ich aber Pfarrer in Etretat wäre, so würde ich es sehr ungern sehen, daß ein anderer Priester gerade in demjenigen Augenblicke zu meinen Kirchkindern spreche, in welchem sie so sehr des Trostes und der Ermuthigung bedürfen.

Der Sonntag erschien, und wir erwarteten mit Ungeduld die Rede des Priesters aus Rouen.

Er hat weißes Haar und eine strenge klangreiche Stimme. Alles mußte ihn begeistern und Alles ihm Gelegenheit geben, seine Zuhörer zu rühren. Es blies ja so lange ein Sturm, der so oft die Weiber in der Nacht zum Gebete für ihre Männer erweckt hatte; diese sind nun nach einer zweimonatlichen Abwesenheit wieder mit den Ihrigen vereinigt, und doch waren sie nicht ein Einziger von ihnen ist während dieser Reise umgekommen; jetzt kommen sie zur Kirche, um Gott dafür zu danken und ihn zugleich zu bitten, daß er ihre Arbeit segnen und ihren Kindern das tägliche Brod geben möchte, weil der Fischfang so sehr schlecht gewesen war und sie den ganzen Winter mit der Armuth zu kämpfen haben werden. Hier hätte der Prediger nur diese schöne und rührende Worte anknüpfen können; der bloße Anblick der Kirche, der Klang ihrer Glocken, der Duft, welchen sie ausathmete, die bekannten Gesichter, welche erhöhten unser Gefühl, und ein einziges trostreiches Wort hätte viele Thränen des Schmerzes und der Hoffnung allen Augen entlockt; aber der Prediger bestieg die Kanzel, und schimpfte gewaltig auf die Fischer, daß sie Christus gekreuzigt und ihn noch täglich durch ihre Sünden kreuzigten!!!

(F. d. P.)

Mannigfaltiges.

— Der Miniatur-Modellirer Sangiovanni. Dieser Italiänische Künstler, der sich eine Zeit lang in Amerika aufgehalten hat, lebt jetzt in London, wo er bereits in Thon eine Menge der schönsten und in jeder Hinsicht vollendetsten Figuren modellirt hat. Der Thon, den er zu diesen Arbeiten benutzt, kömmt von Primrose-Hill her, wo er bei der Anlegung einer Eisenbahn ausgegraben wird. Die erste, von dem Künstler ausgeführten Figuren sind meist Italiänische Banditen, bald im Augenblick des Angriffs, bald von ihren Thaten ausruhend, bald an den Wunden, die sie in ihrem gefährlichen Gewerbe empfangen haben, ihr Leben ausathmend. Nach dem Urtheil Englischer Blätter lasse sich nichts Greifvolleres und Naturgetreueres denken, als die Stellungen, worin diese Räuber dargestellt sind. Sie sollen den romantischen Gestalten auf Salvator Rosa's Gemälden und an die Figuren in Mortimer's schönen Kupferstichen erinnern, auch an Korrektheit der anatomischen Verhältnisse, so wie des Charakteres und Kostüms, nichts zu wünschen übrig lassen. Herr Sangiovanni hat auch mehrere Neu-Griechen modellirt, und es ist ihm ganz besonders gelungen, den Charakter dieses Volkes, ohne Uebertreibung wiederzugeben und ihren Unterschied von den Italiänern sehr treffend auszudrücken. Außerdem modellirt er alle möglichs Thiere, Alpenhunde, Italiänische Bullenbeißer, Wölfe, Löwen und dergleichen, die sich alle durch eben so edlen Geschmack, korrekte Zeichnung und sorgfältige Ausführung auszeichnen. Durch die Hitze werden diese Figuren so hart wie Stein und gleichen an Schwere und Dauerhaftigkeit den Vasen aus terra coltaj an Geschmack und Eleganz werden sie jedoch von Keinem übertroffen. Durch die Vorspiellungen Britten. Sie füllten drehbar einen Baum, höhlten ihn aus, umgaben ihn mit eisernen Reifen, und da es ein Neunpfünder sehr voll sollte, so linden sie ihn mit neun Pfund Pulver. Aber nun entstand die Schwierigkeit, wer die Ehre haben sollte, ihn abzufeuern. Sie gruben endlich ein Loch in die Erde, das tief genug war, um einen Mann aufzunehmen. Dieser stellte sich hinein, und der Kanonier, der besonders gut ist, wenn er zwei oder drei Jahre lang aufbewahrt wird; allein bei den Tuneſen, die ihn gar zu gern trinken, hält er kaum drei Wochen oder höchstens einen Monat aus, nachdem man ihn einmal geteltert hat. Um zu zeigen, wie starke Trinker die Mohren sind, darf ich nur zwei Beispiele anführen, die sich während meiner dortigen Anwesenheit zugetragen haben. Der Kadi von Zerbey trank einen Abend zur Abendmahlzeit ganz allein drei Flaschen Rum aus, und wurde hinterher ihn nicht, gleich darauf wieder auszugehen. Ein anderes Mal hatte einer von den Bedienten des Rasch-Mamluk in einer Stunde eine halbe Kanne, das heißt ungefähr zweiundzwanzig Flaschen Wein ausgetrunken; kurz nachher hat er noch, daß man ihm etwas Rum geben möchte.

(Temple, Excursions in the Mediterranean.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 68. Berlin, Montag den 8. Juni 1835.

Nord-Amerika.

Die Poesie der Nord-Amerikaner.

(Nach der Edinburgh-Review.)

Eine nationale Literatur, und besonders eine poetische, erfordert zu ihrem Gedeihen ganze Jahrhunderte: sie ist das jüngste Kind der müßigen Stunden einer Nation — das Ergebniß einer langen und bunten Reihe alter Erinnerungen. Für Amerika ist diese Periode noch nicht gekommen; auch klirrt sie wohl dort mit ihren Erschienen viel länger zögern, als in manchem andern Lande. In allen echt Praktischen und unmittelbar Gemeinnützigen — in wissenschaftlichen Entdeckungen, in Verbesserung der Gesetzgebung, in statistischen Studien — wird Bruder Jonathan mit Kraft und Glück vorwärts schreiten; ob aber auch in weniger materiellen Dingen — in Philosophie, klassischer Literatur, Poesie — dies unterliegt noch manchem Zweifel. Freilich muß man Nordwendige dem Angenehmen vorgehen; aber der durchgreifend merkantilische Sinn des Amerikaners und seine stete Beschäftigung mit Politik sind mit der beschaulichen Muße nicht vereinbar, die ein höheres literarisches Streben erheischt. Gewiß wird auch Amerika mit der Zeit großer literarischer Geister zu Tage fördern; allein dies kann nicht plötzlich geschehen; denn nur stufenweise Entwickelung trägt die Bürgschaft ihrer Dauer in sich, erst nach Jahrhunderten werden die Bäschen im Tempel der Amerikanischen Fama ausgestellt sein, obgleich mehrere derselben schon jetzt würdige Insassen haben.

Es ist wirklich beklagenswerth, daß die parteiliebenden Britischen Beurtheiler der literarischen Leistungen Amerika's bei ihren Brüdern jenseits des Meeres in den Verdacht niedriger Eifersucht gekommen sind. Hat Amerika noch soviele ein originelles Selbstgewerk an's Licht gebracht, das in dem Mutterlande seine enthusiastischen Bewunderer gefunden hätte? Also ist Washington Irving's lieblicher Humor tiefer empfunden oder wärmer anerkannt worden als in England? Man wird uns entgegnen, der Verfasser des „Skizzenbuches" habe seine Popularität der Vorliebe zu verdanken, die er für England zeigt; und allerdings haben wir Briten seine schmeichelnden Bilder unseres geselligen Lebens mit angenehmer Ueberraschung betrachtet; aber gesetzt auch, Irving's Muse hätte nie einen freundlichen Blick auf Alt-England geworfen, sein Ruhm würde dadurch in unseren Augen um nichts geschmälert; immer wüßten wir die unübertreffliche Anmuth seines Rip van Winkle, und seiner Sage vom eingeschlafenen Alten zu schätzen.

Wir zweifeln sehr daran, ob die gewaltigen Schöpfungen Brown's in Amerika so recht nach Verdienst geschätzt werden, ehe das Britische Publikum ihren ganzen geheimnißvollen Zauber empfunden und in den Verfasser des „Edgar Huntley," „Arthur Mervyn," und „Wieland" einen Genius erkannt hat, verwandt mit dem, welcher die Leiden St. Leon's und die Seelenkämpfe Falkland's geschildert. Wo hat man das wahrhaft Originelle und Treffliche in Cooper's Novellen genügend bewundert, als in England? Ihm ist die Herrschaft über die Meere einmüthig zugestanden worden; auch in der schauerlichen Wüste, unter den wilden Indianern und baldwilden Pflanzern, erkennen wir ihn als Herrn und Gebieter. Aber Alles dies kommt uns an der unleugbaren Thatsache keinen Zweifel lassen, daß derselbe Mann, der in seinem Kreise ein mächtiger Zauberer war, zu einem ganz gewöhnlichen Menschen herabsank, sobald er darüber hinausschritt, und seinen Fuß in das civilisirte Leben setzte. Oder sollen wir das Kindische mancher Begebenheiten an der Küste, das Langweilige in dieser Serne und den melodramatischen Bombast in jener darum genießbar finden, weil der Verfasser unserer Phantasie mächtig ergreift, als er sein Jahrzeug unter dem Heulen des Sturmes und den Brüllen der Wogen durch Felsenriffe und über Sandbänke steuerte; Man lese nur seine späteren Romane, in denen er das Interesse auf Erinnerungen aus der Vergangenheit basirt und stärkere Leidenschaften malen will — „wie z. B. den Bravo," die „Heidenmauer," den „Lenker" — und man wird bei aller sonstigen Vorliebe für Cooper zugeben müssen, daß dieser Schriftsteller nur in Einem Element wahrhaft heimisch ist, in dem Elemente mit gleicher Anmuth und Sicherheit sich bewegt. Gewiß darf Amerika auf seinen Cooper stolz seyn, bedarf es aber dabei, ihn seinem großen Vorbild im Osten an die Seite zu stellen, so wird Europa noch lange dagegen protestiren.

Irving, Brown, Cooper, bilden ein würdiges Triumvirat auf dem Parnasse Amerika's; aber diese Drei sind auch die einzigen Männer von Genie, die jener Parnaß aufzuweisen hat; in den Arne's, Adam's Wurmsämen's, Madison's, Jay's, erkennet wir, so weit uns zu schauen vergönnt ist, nur treffliche Talente; und ireen wir in diesem Punkte, so tröstet uns die Ueberzeugung, daß ganz Europa nicht anders von ihnen denkt.

In der Einleitung zu einer so eben in Dublin erschienenen Blumenlese aus Amerikanischen Dichtern *) bemerkt der Herausgeber Folgendes: „Wir haben im Allgemeinen solche Gedichte gewählt, die vermöge ihrer beschreibenden Kraft am Besten geeignet waren, uns die Neue Welt von Außen und Innen kennen zu lehren. Man wird hier den Charakter der Amerikaner treuer gezeichnet finden, als in irgend einer Reisebeschreibung." Eine offenbare Selbsttäuschung! Wir unserem Theils möchten vielmehr behaupten, daß diese Gedichte einen auffallend Britischen Charakter haben; die moralischen Einflüsse einer von der Englischen abweichenden Verfassung, einer von der Englischen abweichenden Natur und Lebensweise auf Gedanken und Empfindungen der Amerikaner sind bis jetzt so unbedeutend gewesen, daß man in der That darüber erstaunen muß. Einige pittoreske Natur-Schilderungen abgerechnet, ist Alles eben so gut Britisch als Amerikanisch. Viele unserer Landsleute — und mit ihnen auch der Herausgeber — schienen erwartet zu haben, die Poesie eines Landes, wo Städte und Wüsten, Heerstraßen und einsame Waldesgründe, — mit ihren Heerden, die mit einer Hürde bedürfen" —, wo Civilisation und Wildheit innander so dicht begränzen — müsse etwas ganz Besonderes und von der des alten seubalen Europa sehr verschieden seyn. Wie kommt man aber schon jetzt zu solchen Anforderungen, da dem Amerikaner noch jeder historische Hintergrund fehlt? Seine Geschichten sind ja von sehr jungem Datum, und das Großartige der ihn umgebenden Natur ist an und für sich selbst unwirksam; die schönste beschreibende Poesie verliert dann Zauber und wird langweilig, wenn sie bei den Einzelnheiten der äußeren Natur stehen bleibt. Will der Dichter begeistern und hinreißen, so muß er Helden und Dulder auf sein Gemälde bringen, Erinnerungen an große Sterbliche, die schon im Zwielichte entfernterer Jahrhunderte erscheinen. In unserem England zieht schon mehr als hundertjähriger Staub auf den Kressen und Reliefecken aus dem Zeitalter der Königin Anna, und dennoch wär es viel gewagt, wenn einer die Festzüge Marlborough's schon jetzt in einer Epopöe feiern wollte. Noch weniger ist es bis jetzt möglich, die Brigadiers von Bunkers-Hill oder Saratoga mit epischer oder tragischer Würde zu bekleiden, oder irgend eine glückliche Kreuzfahrt des Commodore Roger poetisch zu verklären. Will also der Amerikanische Dichter ein Epos oder Drama schreiben, so muß er in der „holzen alten Welt jenseits des Oceans" das Material suchen, das Amerika ihm verweigert.

Mit der lyrischen Poesie, dem Ausdruck individueller Gefühle, ist es nicht ganz so. Dennoch bemerkt man auch hier mit Verwunderung, wie sehr das Studium Englischer Muster gewirkt hat. Der Unterschied zwischen Geist und Charakter unserer Literatur und der unserer nächsten Nachbarn auf dem Kontinente ist tausendfach größer, als der, welcher zwischen den Literaturen Alt- und Neu-Englands obwaltet.

Obgleich nun diejenigen Leser sich wohl täuschen dürften, die in der ebenerwähnten Blumenlese etwas recht auffallend Nationales zu finden hoffen, so wird doch ein für wahre Dichtkunst empfängliches Publikum dieses Buch nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. Zwar möchten wir keinen von den vierzig Poeten, aus deren Werken die Blumenlese zusammengetragen ist, unbedenklich einen großen Dichter nennen, aber Vielen unter ihnen gebührt das Lob eines zarten tiefen Gefühls und einer fruchtbaren Phantasie, bei Mehreren findet, man selbst erhabene Stellen. So viel ergiebt sich jedoch aus Allem, daß noch kein großer Dichter in Amerika erstanden ist; denn ein solcher thut sich in seinen fürgeltenden Produkten eben so wohl kund, als in seinen längsten. Unseren Bürgen erkennen wir auch im „Komus" und „Allegro" wieder, und Shakespeare's leichtestes Lied, wie z. B. „Blase, du Wintersturm", übt uns gleich einen Zauber.

Bevor also an Amerika's Dichterhimmel eine Sonne aufgeht, wollen wir uns das sanfte Licht kleinerer Sterne wohlgemuth bieten. Allerdings besteht aber große Anzahl mehr als ihr Schein; doch verbreiten sie zusammenwirkend einen merklichen Glanz über den poetischen Horizont Amerika's.

Wenn der Unterschied zwischen Dichter und Dichter mehr in der Ausführung liegt, als in der Art, wie er seinen Gegenstand erfaßt, so ist es rein unmöglich, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Dichter zu charakteristiren, ohne ihre Gedichte selbst vorzulegen. Die gedankenreiche Schwermuth eines Bryant, und die wilde Glut und Energie eines Dana verträgen allerdings zwar eine unterscheidende Charakteristik, wie sollen wir aber z. B. den Ersteren von Percival und Brainard un-

*) Selections from the American poets.

Digitized by Google

terscheiden? Dies wäre eine hochinteressante Untersuchung. Möge der fleißige Leser, von dem in jener Ausmahl dargebotenen Material durchrieselt, seine Galerie Amerikanischer Dichter nach Gefallen sich auswalten.

England.

Cap. Roß Entdeckungsreise nach dem Nordpol.

(Fortsetzung.)

— Wir wollen nunmehr die wichtigsten Resultate hier zusammenfassen, die sich aus der letzten, im vorliegenden Werke beschriebenen Nordwest-Expedition ergeben haben.

„Das Kap Isabella erhebt sich in Felsen, oft abschüssigen Abhängen ungefähr fünfhundert Fuß hoch über die Meeresfläche und besteht aus grauem Granit, auf welchem an unbetreten Stellen eine im Verhältniß zu jenem Klima üppige Vegetation bemerkbar ist. Spuren von Hasenfährten, Hasen und Füchsen waren die einzigen Anzeichen des animalischen Lebens, das hier gefunden wird."

„Nach den Berichten der Eskimo's hatte ich erwartet, hinter dem Kap einen schmalen Weg in die Einfahrt zu sehen, die sie Ivsterusch-puk nannten. Anstatt dessen aber dehnt das Land, auf welchem ich mich befand, nach immer seine westliche Richtung bei, während die gegenüberliegende Küste nach Norden zurückzutreten schien. Ich schloß hieraus, daß die von den Eingebornen erwähnte Einfahrt auf der gegenüberliegenden Seite sich befinden müßte, wo mehrere kleine Inseln den nördlichen Theil die gegen Südwesten hin einschlossen. Unter diesen Umständen hielt ich es für das Beste, diese Küste entlang zu fahren, bis zum Eingange in jene Einfahrt, deren Gränze durch das hügelige Eis des Oceans bezeichnet sein würde. Die nöthigen Beobachtungen für das Kap waren bereits gemacht, als ich wegen meines Gefährten zurückkehren, hatte ich keine Ursache, meinen Kompaß fallen zu lassen, so daß er zerbrach, und ich war demnach verhindert, weitere Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel hier anzustellen."

„Nachdem wir einige neue Anordnungen in Betreff unserer Fahrten getroffen, brachen wir um sechs Uhr des Abends auf. Wir fuhren die Küste entlang, die ungefähr zehn Meilen weit in west-nordwestlicher Richtung sortlief und dann mehr nördlich sich hinzog; es war nöthig, alle Buchten und die einfachsten näher zu untersuchen, denn wie die Eingebornen es bezeichneten, sollte der Eingang zu der aufgefuchten Bucht nur klein seyn."

„Nach einer ermüdenden Reise von zwanzig Meilen hielten wir um vier Uhr des Morgens an; wir waren vor mehreren mit Steinen bedeckten Kanots vorbeigefahren, so wie vor mehreren von den Eskimo's aufgehäuften vorbergenen Vorräthen, die wir auch nicht in Gefangenschaft verletzten. Die gesammte Entdeckung von Seesalz, Krabben und Schaltthieren diente dazu, uns noch mehr in dem Glauben zu bestätigen, daß wir uns an den Küsten des Oceans und nicht an den Ufern eines Landsees befänden. Denn es waren in der That Einige unter uns, die aus dem Umstande, daß an der Küste keine Spuren von Meeresfluth zu bemerken waren, schlossen, daß die große vor uns liegende Eisfläche ein See sey."

„Wir setzten unsere Reise fort, und nachdem wir fünf bis sechs Meilen nord-nordöstlich gefahren, erreichten wir das Ende der Einfahrt, wo wir die Mündung eines Flusses entdeckten. Aus der Zahl der Kanoes, die wir hier am westlichen Ufer fanden, konnten wir schließen, daß hier eine Haupt-Fischerstation für die Eskimo's sey. Da das Wetter sehr schön war, so beschloß ich einen ungefähr sechs Fuß hohen Hügel, wo ich eine aussichtsreiche Aussicht von dem Oberland, die noch östlich durch eine an Kalkfelsen reiche Gegend sührte, während die Granitbildung eine nordwestliche Richtung nahmen."

„Ein frischer Wind machte es kälter, als uns angenehm war, obgleich das Thermometer nach über 0° stand. Regenzüge und Reif verhinderten uns, auszubrechen, bis acht Uhr des Abends, wo wir unsere Fahrt längs der Küste fortsetzten, die sich bald nordwestlich wandte; und kurz darauf wurde ich durch den Anblick der See, die mit Eisbergen bedeckt war, überzeugt, daß wir endlich die von den Eskimo's bezeichnete Straße Iv-ter-rusch-puk erreicht hätten."

„Ich beschloß demnächst, an die gegenüberliegende Küste hinanzufahren, und da wir einen schönen Strich glatten Eises fanden, so brachen wir vor Mitternacht auf. Auf unserem Wege stießen wir auf einen Eisbügel, der dreißig Fuß hoch war und den wir nur mit großer Mühe überfliegen konnten, indem es mit Gepäck beladen. Nachdem wir jenseits angekommen waren, unser Gepäck hinübergetragen und vermittelst der vorn einen Weg für den Schlitten über denselben zu bahnen. Mit dieser Arbeit hatten wir mehr als eine Stunde zugebracht; hierauf bemerkten wir nach Süd-Westen zu einige Inseln, die uns der Eisberg vorher verborgen hatte. Nachdem wir mehrere Baken passirt hatten, waren wir durch eintretendes Nebelwetter genöthigt, an der östlichen Küste eines größeren Eilandes um fünf Uhr des Morgens am 23. Mai Halt zu machen, nachdem wir gegen sechzehn Meilen zurückgelegt. Dieser Tag, als der Jahrestag unserer Abreise von England, ward durch eine besondere Mahlzeit von gefrorenem Rostbeef und, was bei uns jetzt etwas Rares war, mit einem Glase Grog gefeiert."

„Zur bestimmten Zeit brachen wir wieder auf; das holperige Eis machte unsern Weg äußerst beschwerlich; hierzu kam noch ein dicker Nebel und Reif, der zu mehrmaligem Aufstehen nöthigte, so daß wir fast unfähig wurden, unter ihrem Gewichte und ihrer Steifheit uns von der Stelle zu bewegen. Die Mannschaft war im Ganzen so erschöpft, daß wir selbst nur mit großer Noth um sechs Uhr des Morgens, als wir Halt machten, ein Lager aufzurichten im Stande waren."

„Am nächsten Tage machten unsere Reisenden einen Marsch von zwanzig Meilen. Das Land neigte sich west-nordwestlich und nachdem es eine ausgedehnte Einfahrt durchschnitt, breitete es sich mehr nordwestlich aus."

„Ich begann hier," sagt der Commandeur Roß, „indem ich alle die Einschnitte der Küste beobachtete, die wir passirten, halb zu zweifeln, was wir denn eigentlich vor uns hätten. Die Frage, war ob wir wirklich um ein Kontinent herum zogen, oder ob Alles dies unregelmäßige Land nur eine Kette von Inseln sey. Wer in den arktischen Regionen noch unbekannt ist, der mag nur bedenken, daß hier Alles Eis, Alles ein blendendes Weiß sey, wo die Oberfläche des Meeres selbst hügelig und selbst ausläuft, während das Land im Gegentheil oft sehr flach wird; kurz wo weder Wasser noch Land zu sehen und beides an Gestalt und Farbe von einander sich nicht unterscheidet; hier ist es nicht immer so leicht, als es beim ersten Blicke scheinen mag, eine sonst so einfache Frage mit Gewißheit zu entscheiden."

„Wären wir sicher gewesen, daß wir uns auf dem Kontinent befanden, so hätten wir einen großen Theil unserer Vorräthe irgendwo in Verwahrung zurückgelassen und um leichter und schneller weiter vorrücken können. Im Falle es aber bloß eine Kette von Inseln war, würde diese Maßregel zu unserem größten Nachtheil oder Verderb gewesen sein; unsere völligen Verzweiflung gereicht haben, wenn wir nachher, wie es sich voraussehen ließ, den Landweg an der Küste einschlugen. Es kam uns endlich nichts übrig, als das Sicherste zu ergreifen und unsere beschwerliche Ladung, obgleich sie uns so ungemein aufhielt und uns so lästig wurde, wieder mit zu nehmen."

„Unsere Reise ward durch gänzlich untauglich gewordene durch die unausgesetzte angebenene Arbeit, die ihnen auferlegt war, und wir konnten ihnen auch nicht einmal gelegentlich eine Rast von einem oder zwei Tagen gönnen, da wir das schöne Wetter nicht verloren gehen lassen durften, dessen Ende wir schon heranrücken sahen. Denn der Sommer macht in jenen Klimaten das Reisen eben so beschwerlich als der rauhe Winter. Nicht etwa, als wenn die Hitze weniger erträglich wäre, als die Kälte, sondern wohl die auch drückende genug ist, aber die Oberfläche des gefrornen Bodens wird dann so weich und feucht, daß man fast nicht mehr darauf fortkommen kann, und es ist dann unmöglich, zu Lande oder zu Wasser, oder vielmehr durch das, was Beides oder keins von Beiden ist, einen Weg fortzusetzen."

„Da das Wetter schön war, so konnten wir nunmehr die Küste unterscheiden, die sich noch immer nordwestlich hinzog. Ich war begierig, von ihr aus unsere Reise noch auf ein, oder zwei Tage fortzusetzen, indem ich hoffte, daß wir dann Kap Parragain-Spitz zu umgehen und hätten wir diese erreicht, so wäre das ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit für uns gewesen, da wir dann den ganzen Küstenstrich zurückgelegt und hier wenigstens nichts für künftige Forscher zu thun übrig gelassen hätten. Für dies Unternehmen war es aber nöthig, daß wir unsere tägigen Rationen sogleich reduzirten. Ich theilte daher meine Absichten dem Vice-Capitain Abernethy mit, der mir sagte, daß die Mannschaft meines Fahrzeugs mit großem Vertrauen auf mich sehe, und daß sie nur auf eine Gelegenheit gewartet, um mir ihren gemeinschaftlichen Wunsch durch ihn auszudrücken. Meine Freude über dies großartige Benehmen meiner Mannschaft war unbeschreiblich, und sogleich wurden die nöthigen Reductionen angeordnet."

„So brachen wir denn um acht Uhr des Abends auf, und nachdem wir einige kleine Seen passirt hatten; erreichten wir das Meer um 11 Uhr. Wir gingen sodann an der Küste in nordwestlicher Richtung bis Mitternacht fort, nachdem wir einige Zeit durch dicke Nebel empfindlich gequält worden, aber endlich erreichten wir um zwei Uhr am achtundzwanzigsten Mai eine Spitze, die eine Seite einer ausgedehnten Bucht bildete. Diese wand von uns nach dem Dr. Richardson benannt, und da sie eine passende Stelle für ein Depot bildete, indem wir jedenfalls über dieselbe zurückkehren mußten, so beschlossen wir, hier uns einen Theil unserer Ladung zu entledigen."

„Wir ließen alles zurück, was wir nur einigermaßen entbehren konnten und nahmen Proviant auf drei Tage in unseren Schlitten mit; um drei Uhr des Morgens brachen wir auf, durchreisten den Richardson's-Bay und hielten um sechs Uhr an. Um sechs Uhr des Abends reisten wir wieder ab und die Mitternacht fanden wir das Land nach Nordwesten zu geneigt, alsdann erreichten wir eine Spitze, die wir noch dem Vorgebirge unserer gegenüber liegenden Kap Felix nannten und hinter deren Rücken eine Menge hügeliger Eises aufgethürmt ist. Die Spitze ist das südwestliche Kap des Golfs von Boothia, eine Benennung, die wir ebenfalls jenem edelmüthigen Manne zu Ehren wählten, dessen Name einst bei der Nachwelt unter der Reihe derjenigen glänzen wird, die durch ihren Charakter und ihr großartiges Benehmen den Stand der Britischen Kaufmannschaft zu verherrlichen wußten."

„Das Land neigte sich hier südwestlich, während die weite Ausdehnung des Oceans vor unseren Augen uns übergenzte, daß wir endlich die nördlichste Spitze dieses Theils des Kontinents erreicht, von welchem ich bereits die Hoffnung gehabt, daß es sich nach dem Kap Turnagain hin erstrecke."

„Indem wir nun von hier südwestwärts bis zwei Uhr des Morgens weiter zogen, kamen wir an den nördlichen Punkt einer Bucht an, die wir durchkreuzten, bis wir nach zwei Stunden großer Anstrengungen, bei dem vielen hügeligen Eise, endlich die südliche Spitze derselben erreichten. Von hier aus neigte sich die Küste immer mehr südwestlich, bis wir um sechs Uhr nach einer erwähnenden Tagereise von zwanzig (Engl.) Meilen endlich Halt machten. Die geographische Breite war hier 69° 46' 30" und die Länge 94° 32' 49"."

„Der Gedanke, daß wir bereits den nördlichsten Punkt dieses Theils des Kontinents umtreift hätten, und daß die Küste von hier aus in der erwähnten Richtung sich fortzöge, — dieser Gedanke konnte nicht verfehlen, uns die größte Genugthuung zu gewähren. Die große Ausdehnung der See, die wir vom Kap Felix aus frei von allem Land erblickten, verstärkte uns noch mehr in der Erwartung, das nächste Mal, da wir nun bereits die Gegend rings umher kannten, endlich die nördliche Küste von Amerika ganz zu überdicken, besonders da wir kaum

unsere Anordnungen hinsichtlich deſſen, was noch zu thun und zu leiſten war, genau berechnen konnten.

„In der Abſicht nun, mich der Thatſachen, wie ſie ſich uns hier ergaben, um ſo mehr zu vergewiſſern, und mich durch die verſchiedenen Einſchnitte der Küſte nicht täuſchen zu laſſen, widmete ich den Tag einer genaueren Unterſuchung der Verhältniſſe. Man kann ſich leicht denken, mit welchem Schmerz und Leidweſen wir nun die Notwendigkeit einſahen, uns von dem Punkte, deſſen weitere Verfolgung uns bereits ſo glänzenden Erfolg unſerer Expedition mit Sicherheit ſchien, nunmehr auf einmal wieder zurück zu ziehen. Unſere Entfernung vom Kap Turnagain war jetzt nicht größer, als der Raum, den wir bereits zurückgelegt hatten, und hätten uns nur noch einige Tage zu Gebote geſtanden, ſo wären wir im Stande geweſen, alles auf einmal zu vollenden, was noch zu leiſten blieb, und ſo hätten wir in Triumph nach der „Victory“ und ſogleich nach England mit den gewünſchten Berichten unſerer langen und beſchwerlichen Unternehmungen zurückkehren können.“

„Allein dieſe Tage ſtanden nicht in unſerer Gewalt, denn es mangelte uns an Mitteln für unſere Exiſtenz. Wir hatten von unſerem Schiffe aus Lebensmittel auf einundzwanzig Tage mitgenommen, und ſchon war weit mehr als die Hälfte davon, trotz der Reductionen, die wir bereits vorgenommen, verzehrt. Es blieb uns demnach nichts übrig, als uns unſerem Schickſale zu ergeben, und ſo beſchloſſen wir, nachdem wir noch einen Tag verwendet gehabt, wieder zu unſerem Schiffe umzukehren. Unſer fürzeſte Rückweg war auf zweihundert (Engl.) Meilen angeſchlagen, und ſelbſt bei den eingeſchränkteſten Rationen konnten wir auf nicht mehr, als auf noch zehn Tage Lebensmittel rechnen.“

„Da wehrere von uns in Folge ihrer Anſtrengungen an den Füßen litten, ſo benutzte ich die Gelegenheit, ihnen hier einen Raſttag zu geben, und verließ mit Bedauern um acht Uhr des Morgens unſere Station, um auf weitere Forſchungen auszugehen. Ohne Gepäcke zogen wir leicht hin in ſüdweſtlicher Richtung bis Mitternacht, wo wir von einem Siobrege von vierzig Fuß Höhe aus eine Landſpitze erblickten, die ungefähr fünfzehn Meilen ſüdweſtlich fortlief, und die nur mit der Gegend, in der wir uns befanden, zuſammenzuhangen ſchien. Der ganze Strich bietet eine ausgedehnte Bucht, die von einer großen Maſſe kompakten Eiſes beſetzt war. Eine kleine Unterſuchung veranlaßte uns, auf nahmen Verzicht von dem Lande, ſo weit wie es überſehen konnten, während wir den Ort, wo wir uns befanden, Victory-Point nannten, und dies ſollte, wie es ſich in der Folge erwies, das „non plus ultra“ unſerer gegenwärtigen Expedition ſeyn.“

„Bei Victory-Point richteten wir einen Steinhaufen von ſechs Fuß Höhe auf und verſchloſſen in denſelben ein Fläſchchen, das einen kurzen Bericht der Ereigniſſe unſerer Reiſe von der Zeit an, wo wir von England abreiſten, enthielt. Dies thaten wir, um dem allgemeinen Gebrauche zu genügen und der Sitte gemäß zu handeln, obgleich wir, wie ich frei geſtehen muß, damals nicht im Entfernteſten die Hoffnung hatten, daß unſer kleines Denkmal je einem Europäer zu Geſichte kommen dürfte, im Fall es auch nicht in die Hände der Eskimos fallen ſollte. Damals wußten wir ſogar noch nicht, daß unſer alter und treuer Freund, Cap. Back, in gleicher Reiſe unternehmen würde, um uns, die Todtgeglaubten, aufzuſuchen. Es iſt alſo wohl möglich, daß er bei ſeinen gegenwärtigen Forſchungen ſtillich vom Kap Turnagain das Denkzeichen und den Beweis unſeres eigenen „Turnagain“ (Rückwieder) auffinde, und wir können uns aus eigener Erfahrung die Freude leicht denken, welche ihm die Auffindung einer Freundes- und Vaterlands-Spur dieſer Art gewähren würde. Sie ſey ihm Wahrheit gegönnt, dieſe ſchwebt als ein ſtets erneuernder Gedanke, das vielleicht zu vollenden, was uns nur zum Theil gelungen iſt. Wahrlich, es ſollte uns dies eben ſo freuen, als hätten wir ſelbſt die lange fortgeſetzte gefahrvolle Arbeit zu Ende gebracht.“

„Es war am 30. Mai um ein Uhr nach Mitternacht, als wir dieſem äußerſten und letzten Punkte unſerer Reiſe den Rücken kehrten.“

(Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

Was ſichert in Paris den Erfolg der Theaterſtücke?

Man ſtürzt ſich jetzt in das literariſche Leben, wie man ſich vor der Revolution in den geiſtlichen Stand, wir man ſich unter dem Kaiſerreiche in die Kriegsdienſte begab. Warum auch? man denkt eben ſo wenig an die Leiden eines ſolchen Novizials und an ſeine Fortwährenden Unruhen, wie man an die Langeweile in den Seminaren und an die Kanonenkugeln auf dem Schlachtfelde dachte. Man träumt von Victor Hugo's Palmen, von Janin's Wünſchelrute und von Kaſimir Delavigne's Popularität, ſo wie man vom Marſchallsſtab und von der Biſchofsmütze träumte, ohne zu bedenken, daß der Weg, den man betritt, mit Unglücklichen beſäet iſt, die vergeblich ein Zufluchtsſtil und Stand anſtrebten. So traurig auch dieſer Anblick iſt, ſo entmuthigt er doch Niemanden; denn auch die armen Abbé's, die ihr ganzes Leben lang für 600 Livre Honorar Unterricht ertheilten, und die verſtümmelten Korporale, denen es nicht wenig Mühe koſtete, zu der großen und ſeltenen Gunſt des Invalidenhauſes zu gelangen, ſchrecken Niemanden ab, die Tonſur zu nehmen oder ſich anwerben zu laſſen. Die Einen wiederholten ſich ganz leiſe, was ſonſt ein geſtörter Bauvoville:

Gar Mancher, zum Marſchall von Frankreich erkiert,
Zog aus, auf den Rücken das Bündel geſchnürt . . .

Den Andern ſpiegelte ihre Phantaſie beſtändig Siege von Fürſten- den Sauberen, vor, der ſeine Stirn mit der ſibiriſchen Tiara ſchmückte

O, wenn man den Lauf beginnt, da ſteht es aus, als würde man mit wenig Schritten am Ziele ſeyn; der Thurm ſcheint ſo nahe! Aber der Weg wird immer länger, immer weiter; er ſchwillt an, er will gar nicht enden, und oftmals muß der Reiſende, der ſeinen Kräften zu viel zugemuthet hat, anhalten und die Nacht ohne Obdach, ohne Nahrung zubringen, in zerfetzten Kleidern, mit wunden Füßen und zu ſchwach, um noch einen Schritt weiter zu thun. Dann ſieht er mit Schrecken hinter ſich; er vermißt ſeine Einbildung und ſeine Theorien, denn er hat nur Abgründe und kahle Felſen gefunden, wo er nichts als grüne Raſenplätze, erquickenden Schatten und ſpiegelklare Bäche erwartete. Aber nun iſt es zu ſpät; er muß unter Thränen und endloſen Qualen in dieſer Wüſte bleiben. Das iſt das Glück des literariſchen Lebens.

Beſtändige junge Schriftſteller bäte nicht bei ſeinen Arbeiten in ſüßeren Enzückungen — nicht von den mächtigen und manchmal genius-reichen Leuen eines Journaliſten, nicht von dem ſtaunenswerthen und koſtbaren Erfolg des Roman-Dichters — ſondern von Glanz des Theaters, von einer zahlreichen Verſammlung, von andächtigen Zuhörern getrunken, von der Recitation ſeiner Verſe durch die Dorval oder die Mars, von einem enthuſiaſtiſchen Publikum, das ſich, als wäre es ein einziges Ganze, einmüthig erheben, Beifall klatſchen und den Namen des Dichters forderte würde, von den Freunden, die ihn umgeben, von den Frauen, die Thränen vergießen und Blumenſtrauß auf die Bühne werfen, und wie dann Alle auf den Autor zeigen und ſagen würden: Sehr, das iſt er!

Ach! der arme Träumer denkt nicht an die Schwierigkeit, ſeinem Stück eine Aufnahme zu verſchaffen, nicht an die Plackereien, nicht an den Eigenſinn der Proben, nicht an Herrn Porcher und nicht an die Möglichkeit, daß ſein Werk durchfiele.

So will ich denn dire Alles den jungen Leuten erzählen, die ein Drama beendigt haben, um ſie mit dem geheimnißvollen Leben bekannt machen, das für ſich ſo ſchön denken, und das ihnen noch ganz fremd iſt.

Wir wollen mit einander gehen, aber das Stück ja nicht etwa dem Theater franzoſis andieten, denn das Theater franzaiſ nimmt nur Werke von bekannten Verfaſſern an, von denen ſchon einmal irgend ein Drama Glück gemacht hat, ſo daß einige Bürgſchaft für den Erfolg vorhanden iſt. Niemals läßt es ſich mit einem jungen unbekannten Talent ein; aber wenn ſich ein Autor erſt bewährt hat, ſo wird er auch alle Forderungen bei ihm durchſetzen können.

An Herrn Harel muß man ſich wenden. Mehr ein Mann von Geſchmack, als ein geſchickter Direktor, und oft, wo nicht immer, mit jener Unentſchloſſenheit im Handeln begriffen, die man Bürgel ſo treffend ſchildert: duris urgens in rebus egestas. Er verſchmäht Niemanden und läßt es ſich ruhig gefallen, wenn man ihm das Stück vorleſen will. Merkt er aber ſchon beim erſten Akt, daß es für ſein Theater nicht paßt, ſo ſteht er auf und entfernt ſich auf einige Augenblicke, wie er ſagt, um einmal nach der heutigen Probe ſeiner Schauſpieler zu ſehen.

Der Autor kommt dann aber nicht wieder zurück, und ein ſehr höfliches Billet benachrichtigt den Verfaſſer, daß Herr Harel ſich leider genöthigt ſehe, plötzlich einen wichtigen Geſchäftsgang abzumachen. Er verſprecht übrigens, nächſtens einen Tag zu beſtimmen, wo man mit der Vorleſung vorfahren wolle; doch braucht wohl nicht erſt geſagt zu werden, daß dieſer Tag niemals erſcheint.

Sind die nun einem ſolchen Unglück entgangen, iſt Ihr Drama im Theater der Porte St. Martin angenommen, hat man die Rollen ausgeſchrieben und der mit dieſem Geſchäft beauftragte Theaterſchreiber Ihnen ſchon für ſeine Arbeit eine kleine Denkſchrift, Verteuil unterzeichnet und 95 Francs betragend, eingereicht, iſt dann das Stück vor den zu dieſem Zweck verſammelten Schauſpielern vorgeleſen und haben die Rollen vertheilt worden, ſo kömmt es zur erſten Probe, die mit Vorleſungen der Abſchnitten zugebracht wird, und wobei jeder Schauſpieler ſeine Rolle nachſäßig mit ſchleppender Stimme abliest.

Am folgenden Tage wird das Heft in der Hand, von neuem probirt, und nach Verlauf von zwölf bis vierzehn Tagen ſind die Rollen auswendig gelernt oder ſollen es wenigſtens ſeyn.

Um bis dahin zu gelangen, hat man das ganze, mit ſolcher Liebe gedichtete Drama zerſtaun und wiederzaum müſſen; man hat die Bemerkungen des Kritikers der Schauſpieler und des Autors vernommen, man hat an einem ſtr ſo vollendet und harmoniſch gefahrenen Gangen ſortwährend feilen, abkürzen oder verlängern müſſen. Dieſe gewiſſenhaft einſtudirte Scene verzögert den Gang des Stücks, alſo braus damit; jene andere macht ſeine Wirkung, alſo etwas ſtärker aufgetragen; hier iſt eine ſchöne Schilderung, aber ſie erkältet die Handlung, alſo fortgeſtrichen! Oh muß der arme Autor, wenn er auch anfangs ſich gesträubt, am Ende ganz verwirrt, aufgeregt und ſchwach, die Klaſſen ſtrecken, ſich regeden und beſchneiden, zuſetzen, abkürzen, wie man es will, bindlings, ohne zu wiſſen, was er thut, bis er zuletzt in den umgeworfenen Tiraden, die er ſeit vier Tagen immer wieder vor ſeinen Augen ertönen hört, ſein eigenes Werk nicht mehr erkennt. Endlich wird mit größerer Sorgfalt zur Probe geſchritten; der Autor hört zum ſein-Stück nicht mehr von Theater aus, wo er bisher unter dem kleinen Souffleur-Kaſten ſtand, der von einem blaßen Licht mit knapper Noth erleuchtet war. Jetzt werden nur noch die Perſonen des Dramas auf das Theater zugelaſſen; der Autor und der Direktor befinden ſich im Orcheſter. Nun fängt der arme junge Mann allmälig an, ſich wieder ein wenig in ſein Werk zu finden und ſich des tiefen Widerwillens, den es ihm erregte, zu entſchlagen; nun vermag er, die Intenſivnen der Schauſpieler zu beurtheilen, die jetzt nicht mehr ſtammeln, ſondern laut und deutlich ſprechen, und er weiß es, einige Anmerkungen an ſie zu richten, die, man muß es geſtehen, ſtets gut aufgenommen werden.

Schonen Sie jetzt auf jenen dicken, etwas hinkenden und grim-

Digitized by Google

lich behaglich blickenden Mann, den die Schauspieler und Schauspielerinnen freundlich zunicken, mit dem sich der Direktor vertraulich unterhält, und der, nachlässig auf den Bänken des Parterre ausgestreckt, dem Drama aufmerksam zuhört. Er legt große Wichtigkeit darauf und ertheilt jenen oder denen Personen, die ihn umgeben, und die man bei der gänzlichen Dunkelheit des Saales nicht unterscheiden kann, seine Instruktionen. Schon seit dem Beginn der Proben des Stückes hat der Verfasser ihn nun sich herum schreiben und sich gegen ihn zwar wie eine untergeordnete Person benehmen sehen, aber doch wie eine solche, die sehr wohl mehr Nutzen bringen kann, als sie erst kennt, auf die, als eine nützliche und selbst unentbehrliche Person, Rücksicht nehmen wird. Betrachten Sie ihn noch einmal, junger Mann, und überlegen Sie ihn nicht, denn er ist ein Richelieu, ohne den Ihr Königthum, armer Ludwig XIII., sehr in Gefahr kommen könnte! Behandeln Sie ihn also nicht verächtlich, begrüßen Sie den Mann und reichen Sie ihm sogar die Hand. Dumas nennt ihn „mein Freund", Victor Hugo begegnet ihm mit Auszeichnung, und Herr von Epagny nimmt den Hut vor ihm ab.

Dieser Mann ist Herr Porcher, der ein Geschäft daraus macht, für den Erfolg der Theaterstücke zu sorgen.

Einige Stunden nun vor dem Beginn der Vorstellung, wenn Sie durch die dunklen Windungen der Schauspieler-Treppe, mit pochendem Herzen und den Blick von innerer Bewegung getrübt, die das Theater getragen, werden sie zwischen der schmerzlichsten Demüthigung und dem tiefsinnigsten Ernst zu wählen haben. Sie werden sehen, wie Herr Porcher ohne alles Geräusch und mit bescheidener Miene von der Straße auf das Theater, vom Theater in den Saal einen langen geheimnißvollen Zug von zweideutig blickenden, beschäftigen, beeilschuldigen und mit wichtigen Fünften begabten Individuen dereinstigt, die ganz vortrefflich dazu geeignet scheinen, als eine Macht für sich allein gegen einen ganzen Haufen anzukämpfen.

Fragen Sie Herrn Porcher nicht, wozu diese Leute, denn er würde Ihnen nur mit einem süßen verschmitzten Lächeln antworten. Wollen Sie es wissen, so schauen Sie durch den Vorhang in den leeren, dem und matt erleuchteten Saal. Herr Porcher stellt seine Leute im Parterre auf; diese hier im Centrum, jene dort in den Ecken, die anderen nach dem Amphitheater hin. Er geht zu jedem und wiederholt ihnen seine Befehle; dann, wie ein General im Augenblick, wo die Schlacht geliefert werden soll, wie David's Leonidas drei auf dem Gemälde des Thermopylen-Kampfes, kehrt er auf seinen Platz im Centrum zurück, reibt sich das Bein und setzt sich in Bereitschaft, das Signal zum Angriff zu geben.

Der Saal rebellt sich, die Thüren gehen auf, das Publikum stürzt wie eine tobende Ueberschwemmung durch alle Eingänge des Saales herein, die Logenthüren werden schaarierend auf- und zugeworfen, die dreifachen Reihen werden mit Zischlauten erfüllt und bilden zuletzt mit dem Parterre zusammen ein Meer von Köpfen, unter denen, wie eine Arche des Heils, Herrn Porcher's ruhige und gewaltige Stirn hervorragt.

Die Musik des Orchesters ertönt; Herr Poecher hat sich mit scharfem Blick nach allen Seiten umgeschaut; Jeder ist auf seinen Posten, Auge und Ohr gespannt und die Hände frei. Nun sind gute Aussichten da, und wenn der Autor dem Herrn Porcher noch ein wenig zu Hülfe kommt, so muß Alles herrlich ablaufen.

Der Vorhang geht in die Höhe, und auf die allgemeine Aufregung folgt bald tiefe Ruhe und feierliches Schweigen.

Haben Sie jemals ein Duell zwischen zwei Gegnern gesehen, welche beide in die Geheimnisse der Fechtkunst eingeweiht sind? Sie drängen sich nicht, sie stürzen sich nicht auf einander, sondern mit unverwandtem Auge schauen sie zugleich auf den Gegner und auf die Spitze ihrer Degen und lauern, bis eine unbedachte Bewegung Letzteren irgend einen Theil an seinem Körper bloßgiebt und einen stegreichen Stoß andringen läßt. So auch Herr Porcher; er applaudirt nicht ungestüm und gleich beim ersten Anlauf; und wenn das Publikum nicht die Initiative ergreift, pflegen sogar seine Leute sich selten vor dem Schluß des ersten Akts laut zu machen, aber auch dann nur mit Mäßigung, denn ungezügelter Beifall verstimmt die feinfühlige Natur des Autors und verwirrt ihn; nun lässt man Herrn Porcher den Strich nicht, vermeidet ihn aber so viel als möglich, weil er nur demjenigen schaden kann, welchen Geschick der Mächtige in seinen Händen hat.

Wenn sich im zweiten Akt einige Aussicht auf Erfolg zeigt, so wagt Herr Porcher ein paar Streiche; lassen sich aber Anzeichen unter den Zuschauern vernehmen, so beschränkt er sich anfangs, wenn sie nicht etwa pfeifen, darauf, die Lebhaftesten durch ein St! zum Schweigen zu bringen; zischen und pfeifen sie aber, so werden stärkere Unterdrückungsmittel angewandt, als: „Still! still doch! schweigen Sie und zischen Sie, wenn der Vorhang gefallen sein wird!" Wenn auch dies nichts hilft, so wird: „Hinaus, hinaus!" geschrieen. Doch kommt es nicht oft zu diesen äußersten Maßregeln, die immer ein Anzeichen sind, daß das Stück durchfallen wird, und die alle goldene Träume des Autors auf's grausamste zerstören müssen.

Kühl die Verhältnisse, ohne dergleichen traurige Ereignisse ab, so wacht Herr Porcher über den zweiten Akt, nimmt den dritten in seinen Schutz, stürmt im vierten und trägt im fünften den Sieg davon.

Will es aber mit dem Stück nicht vorwärts, so kämpft sich Herr Poecher doch ruhig und geduldig durch Zischen und Lachen hindurch, ertönt das gellende Toben des einbrechenden Sturms durch donnernden Applaus, richtet sich auf seiner Bank halb in die Höhe und verlangt den Namen des Verfassers, ohne sich ihre machen zu lassen, ohne einen Zoll breit von seinem Terrain aufzugeben und ohne sich im geringsten an die Protestationen des Publikums und an sein energisch wiederholtes: „Nein, nein!" zu kehren.

Nach dem Stück, wenn der Erfolg bestehen nur zweifelhaft war, tröstet Herr Porcher den Autor und nimmt ihn zum Zeugen, daß seine Leute ihre Schuldigkeit ganz gethan haben. Im Fall eines vollständigen Sieges nähert er sich ihm bescheiden, lächelnd und mit leuchtendem Gesicht und sagt, nicht etwa: „Sind Sie zufrieden?" denn ein Zweifel ist gar nicht möglich, sondern: „Sie müssen zufrieden sein; wir haben einen glänzenden Sieg für Sie erfochten, nicht wahr?" Dann klopft ihm Herr Harel auf die Achsel und nennt ihn seinen theuren Porcher, und der Autor muß ihm oft verhundertmal die Hand drücken.

Die Rolle, welche Herr Porcher spielt, beschränkt sich nicht hierauf allein. Herr Porcher kauft den Autoren ihre Billets ab, und seine Leute sind es, von denen man sie an der Theaterthür wohlfeiler als im Büreau erhalten kann, wenn das Stück nicht besonderes Glück macht, die sie aber noch theurer, als im Büreau, verkaufen, wenn der Zudrang so groß ist, daß man nur mit Mühe ein Billet bekommen kann. Das sind die sogenannten Autor-Billets.

Anfangs waren dies die Billets, welche der Direktor dem Verfasser für diesen Freunde gab. Seide kam zuerst auf den Einfall, sich täglich für eine bestimmte Summe solche Billets auflegen zu lassen, die er dann ganz offen verkaufte, was die anderen Theater-Dichter nur im Geheimen gewagt hatten. Bald folgte man allgemein seinem Beispiel, und jetzt machen die Billets eine Klausel in den Kontrakten zwischen den Direktoren und Theater-Dichtern aus. Folgendes ist der Tarif des Theaters der Porte St. Martin:

In den drei ersten Vorstellungen:
200 Fr. für ein Stück von 5 oder 4 Akten.
150 Fr. für ein Stück von 3 Akten.
100 Fr. für ein Stück von 2 Akten.
50 Fr. für ein Stück von einem Akt.

In den übrigen Vorstellungen:
48 Fr. für ein Stück von 5 oder 4 Akten.
36 Fr. für ein Stück von 3 Akten.
24 Fr. für ein Stück von 2 Akten.
18 Fr. für ein Stück von einem Akt.

Diese Billets nimmt Herr Porcher jeden Morgen gegen Vorzeigung eines Stempels von Seiten des Autors im Büreau in Empfang und bezahlt Letzteren den halben Preis dafür, 24 Fr. für 48 und so weiter. In Betracht der größeren Kosten, die er bei den ersten drei Vorstellungen hat, erhält er die Billets zu diesen unentgeltlich; dann ist er es, der vermöge des geringeren Preises der Billets das Stück aufrecht hält.

Herr Porcher ist ein ganz verständiger und gebildeter Mann, der in seinen Mußen gar nichts von einem Claqueur hat, wenn es erlaubt ist, dieses Wort zu gebrauchen. Er ist sehr gefällig und hat den jungen Autoren, die sonst die erste Vorstellung ihrer Werke in ängstlicher Sorge hätten abwarten müssen, oft Beruhigte geliefert. Es könnte hier einer der berühmtesten dramatischen Schriftsteller Frankreichs genannt werden, der von Herrn Porcher wie von einem Freunde spricht, und zwar wie von einem vertrauten Freunde, nicht nur im Theaterfoyer, sondern in den Briefwechseln der Privatleben.

Um die Geschichte dieser ersten Ausführung zu vollenden, ist noch hinzuzufügen, daß der Autor am nächsten Morgen eine Anzahl von Blumensträußen erhält, die ihm von den Maschinisten, den Theaterzungen und von Herrn Porcher's Leuten überbracht werden. Es ist üblich, diese Bouquets derjenigen Schauspielerin zuzuschicken, welche die Hauptrolle gespielt hat. Auch den anderen Schauspielerinnen werden Blumen überbracht, und jeder Schauspieler empfängt ein Dankzugungsschreiben. Die darin gebräuchlichen Formeln lassen sich auf die einzige Phrase zurückführen: „Ihnen allein ist der ganze Erfolg des Stücks zu verdanken."

Nun werden es wenigstens die jungen Leute wissen, die, dem wirklichen Leben entrückt, vom Theaterruhm träumen: „Auf dem Theater der Porte St. Martin kann kein Stück gallen, wenn Herr Porcher nicht will; Herrn Porcher's Hand ist es, die den Sieger krönt."

Das Theater français hat den ebenfalls seinen Porcher, so gut wie das Theater der Porte St. Martin und wie alle andere Pariser Theater, von der großen Oper bis zu den Seiltänzern hinab. Bei dem Theatre français heißt der Mann Bacher.

Niemand kann einen solchen Hebel missen, Niemand, selbst Dumas, selbst Victor Hugo, selbst Molière und Corneille nicht; denn es giebt auch an den Tagen, wo Stück von Molière und Corneille gespielt werden, Claqueurs im Theatre français.

Das ist es also, zu Paris in der Nähe besehen, was man aus der Ferne in der Provinz bewundert und den Ruhm der dramatischen Schriftsteller nennt. Henry Berthoud. (Revue de France)

Bibliographie.

Mémoires de Fleury, de la Comédie française: 1757—1820. — 3 Bde. 24½ Fr.

Rome au siècle d'Auguste, ou Voyage d'un gaulois à Rome, à l'époque du règne d'Auguste et pendant une partie du règne de Tibère. — Von L. Ch. Dezobry. 4 Bde. 26 Fr.

Biographie universelle de musiciens et bibliographie générale de la musique. — Von J. Fétis. Erster Theil. 7½ Fr.

Campagnes de Portugal, en 1833 et 1834. Relation des principaux événemens et des opérations militaires de cette guerre. Par un officier français attaché au service de Don Miguel. — 5 Fr.

Suite au Mémoire sur la cataracte, et guérison de cette maladie, sans opération chirurgicale, par la méthode de Lattier de Laroche. Th. II. 6 Fr.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern, Pränumerationspreis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich; 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 69. Berlin, Mittwoch den 10. Juni 1835.

Spanien.

Ein Ausflug nach Spanien im Mai 1835.

Espeleta. — Ainhoa. — Navarra. — Ein Christinos-Posten. — Das Quartier Landibar. — Urdach. — Das Ex-Augustiner-Kloster.

Seitdem die Karlisten-Schaaren ihre Ritter-Zeite in den Wald-Gebirgen Navarra's aufgeschlagen, scheint dies vom Himmel und vom Frühlinge so begünstigte Land ein neues und lebhaftres Interesse in unseren Augen gewonnen zu haben. Für die Einen ist es Furcht, für die Anderen Neugier, für Alle ein gewisses geheimnißvolles Dunkel, welches sie reizt, und dazu kommen noch die kahlen Bergspitzen, das Schweigen der Thäler und die reiche und üppige Vegetation dieses alten Landes. Ein flüchtiger Blick von jener unsterblichen und holprigen Brücke aus, welche Frankreich und Spanien auf der Seite von Ainhoa trennt, reicht hin, um uns alle Schrecken, Genüel und Geheimnisse des Bürgerkrieges begreiflich zu machen. Diese rauschenden Wasserstürze, diese waldigen Schluchten werden von einem beweglichen, bebenden Menschenschlage mit sicher treffender Hand und beharrlichen Leidenschaften in festem Besitz gehalten. Man kann sich leicht denken, wie in einem solchen Lande besondere Provinzial-Rechte starke Wurzeln fassen konnten.

Von dem Wunsch getrieben, im Fluge einen Winkel der Spanisch-Baskischen Provinzen zu durchstreifen und einige Quadratfuß von jenem fruchtbaren und jetzt so aufgeregten Navarra kennen zu lernen, machten wir uns an einem Mai-Morgen auf den Weg. Da alle Hirten-Gedichte der Welt voll sind von Monat Mai, so mögen es die Schäfer von Eugui, denen eine gnädige Besatzung zu trauchten und ein frischeres Grün entgegen zu duften scheint, nicht übel nehmen, wenn ich wie die Espeleta jeder Schilderung meiner Reise erspare. Von Larressora nach Espeleta fuhren oder kabirten wir vielmehr achtzehn Zoll tief im Schmutz, auf einem Wege voll Pfützen und Kieselhaufen, den die Millionen der Arbouin'schen Kunstbe vor kurzem noch vollends zu Grunde gerichtet haben. So oft uns die Stöße unseres Wagens einen Augenblick Ruhe ließen, flogen unsere Blicke auf eine wunderbar gruppirte Landschaft, so grün und so frisch, daß sie auch den kältesten Kopf in idyllische Träumereien wiegen mußte.

Die Stadt Espeleta zeigt sich von weitem wie eingenistet in den Hintergrund eines kleinen Thales, und in einen Gürtel von Bergen eingeschlossen, die man in der Ferne für öde und unbebaut halten könnte. So sehr wir auch seit unbenklichen Zeiten durch Reisen, Geschichten, Fragmente und Abhandlungen über Sitten, die Sprache und die Sitten der Basken belehrt worden sind, so ist es mir doch noch anziehend, diese männlichen Völkerschaften, in deren festem Blick und stolzem Einherschreiten sich das tiefe Gefühl ihrer alten Ueberlegenheit aussprechen scheint, in der Nähe zu sehen. Ich weiß wirklich nicht, ob die Baskische Gastfreundschaft einen Unterschied in den Personen macht, aber ihre Hand ist den Reisenden stets geöffnet, und der herzliche Empfang, den man bei ihnen findet, zeugt von langer Pflege jener in unseren civilisirten Häusern verschmähten oder verloren gegangenen Tugend.

Espeleta ist eine kleine Baskische, das heißt eine starke gewöhnliche Meile von Ainhoa entfernt; schon hier hatten wir einen schroffen Abhang zu erklimmen, auf dessen Gipfel das Auge vier bis fünf Meilen Landes rings herum übersah; da ist Biarritz, dort Bayonne, eine Menge Baskischer Dörfer, das Meer, kurz Alles, was sich die reichste Phantasie nur Majestätisches denken kann. Dann senkt sich die Straße und windet sich, stets abwechselnd und plötzlich, bald in einem Thal, bald am Rande eines Berges hin. Wir befinden uns nun zu Ainhoa, einer nicht so bedeutenden Stadt wie Espeleta. Sie wird von einer langen Straße durchschnitten, in deren Mitte man das Haus des Pfarrers bewundern muß; denn es ist in der That ein kleines Hotel von zierlicher Bauart, das alle benachbarte Häuser verdunkelt. Die Kirche mit ihren breiten hölzernen Chören im Innern enthält nichts Merkwürdiges. In Ustaritz ist es der Rosenstrauch, in Ainhoa die Iris, wodurch jeder Grabhügel des bescheidenen Friedhofs ein mildes und freundliches Ansehen gewinnt. Eine halbe Meile von Ainhoa ist die Gränze; ein Bach (ein Arm der Nivelle), eine alte ungleich gepflasterte Brücke, ein Zoll-Amt, ein Schilderhaus und ein Französischer Wachtposten, und auf der anderen Seite Navarra, der Bürgerkrieg, die bewaffneten Schaaren, die Feuersbrünste, die Verbannungen, der Belagerungs-Zustand, welcher Häuser und Dörfer verödet, die Hirten in die Gebirgs-Schluchten treibt und Schrecken und Elend über dies schöne Land verbreitet. Diesseits von jener Brücke ein friedliches Landleben, jenseits alle Unruhen eines ertarmungslosen Krieges, und doch diesseits und jenseits der Brücke ein Volk von gleicher Tracht, gleicher Sprache und gleicher Religion.

Als wir an der Nivelle hinauf fuhren, trafen wir, einen Flintenschuß von der Gränze entfernt, auf den ersten Christinos-Posten, der aus ungefähr funfzig Chapelgorris unter dem Befehl eines Carabinero-Offiziers bestand. Der Posten lag in einem kleinen einstöckigen Hause, das von einer hölzernen Pallisade umgeben war, aus welcher hin und wieder Zinnen hervorsprangen, und in der sich drei Eingänge befanden, deren einer nach der Nivelle und nach Frankreich hinführte. Es war ein Sonntag, und die Mütter, Schwestern, Frauen oder Geliebten der Chapelgorris hatten sich in dem Wachthause eingefunden; man aß, man trank, und es schien auch an Lustigkeit nicht zu fehlen. Die Chapelgorris haben keine Uniform, oder wenigstens nichts weiter als eine rothe Mütze, eine lederne, aber unpolirte Patrontasche und eine Muskete. Die Einen tragen Jacken, die Anderen Französische Capotröcke, Einige Kamaschen, und Farbe und Stoff der Beinkleider wechseln ins Unendliche. Um die Disziplin scheinen sie sich gar nicht zu kümmern, und man erzählte uns, daß ein Unteroffizier oder Korporal einen Freiwilligen, der in der Sonne ausgestreckt lag und durchaus nicht die Wache beziehen wollte, auf der Stelle todtschießen drohte.

Uebrigens sind dies die einzigen Truppen, die es mit den kleinen Karlisten-Trupps aufnehmen können, welche von Zeit zu Zeit plötzlich einen Handstreich ausführen und dann eben so schnell wieder in die Schluchten, von denen Navarra durchzieht ist, spurlos verschwinden. Die Chapelgorris sind sämmtlich Eingeborene des Landes, und man erkennt unter ihnen noch einige von jenen gebräunten und narbigen Gesichtern, die unter den Befehlen des Ex-Guerrilleros Mina den Unabhängigkeits-Krieg mitmachten.

In einiger Entfernung erblicken wir auf einer Anhöhe das Quartier Landibar, ein großes befestigtes Haus, von etwa hundert Mann Königlichen Garbisten und Chapelgorris besetzt. Morgen schon dient vielleicht Landibar einem Karlistischen Bataillon zum Schutz, und so fehrt es am Ende, nach öfterem Wechsel seiner Herren, wieder an seinen alten Eigenthümer Lanz zurück, der jetzt unter der Gendarmerie des Don Carlos in Dienst steht.

Landibar wird durch einen doppelten Kreis von Pallisaden vertheidigt, deren zwei Zoll breiter Zwischenraum mit Erde gefüllt ist, und von einem vier Fuß breiten Graben, dessen höherne Zugbrücken leicht von einem einzigen Mann aufzegogen werden können. In einem Umkreis von funfzig Toisen um dies befestigte Haus sind alle Bäume und Gesträuche niedergehauen, eine Vorsicht, die in der gegenwärtigen Lande sehr nöthig ist, weil sonst entschlossene Burschen, angesehen bis an den Rand des Grabens vordringen können. In dem Augenblick, wo wir ankamen, drängten sich Gardisten, Chapelgorris, Offiziere und Weiber in buntem Gemisch vor das Hauptthor des Quartiers und machten Front vor etwa zwanzig Maultiertreibern, welche Wein und andere Wundvorräthe herandrachten. Die seltsamen Formen, das sorglose Benehmen und die Unordnung, die unter den Soldaten herrschte, waren ein merkwürdiges Schauspiel für uns. Es hätte nur noch eines Rufs zu den Waffen und eines Karlistischen Bataillons bedarft, um uns ein vollständiges Bild von dem blutigen Drama zu geben, dessen Schauplatz Navarra jetzt ist.

Ein junger Capitain von der Königlichen Garde machte uns in dem befestigten Hause mit vollendeter Grazie die Honneurs; wir besuchten die Kasematten, das in zweiten Stockwerk befindliche Lazareth, ein Behältniß im Erdgeschoß, in welchem sich Wassertonnen und auf den Nothfall, die zur Ausbaltung einer Belagerung unentbehrlichen Munitionen befanden, die inneren Befestigungen, die geheimen Ausgänge und dergleichen mehr, was Alles in der Eil, aber tüchtig genug eingerichtet ist, um einem Angriff ohne schweres Geschütz eine Zeit lang Widerstand zu leisten. Am auffallendsten ist der leichte und unbefangene Ton, der unter den Soldaten über ihre Aufführung herrscht. Sie genießen die Gegenwart, ohne sich um die Zukunft Sorgen zu machen, und doch sind die Aussichten in den Bürgerkriegen so düster und traurig.

Von Landibar bis Urdach, dem Ziel unseres Ausfluges, fährt man ungefähr zwanzig Minuten lang durch eine herrliche Gegend voll Kümmiger Eichen und von so üppiger Vegetation, daß selbst zwischen den Mauerritzen der Häuser und unter dem Gestein Gesträuch hervorkeimen. Urdach ist ein hübsches Dorf, jetzt aber still und verlassen. Es liegt am Rücken eines hohen regelförmigen Berges, dessen ganzer Abhang terrassenförmig bis an den Gipfel hinan mit Eichen bedeckt ist; nur die Spitze ist ein kahler grauer Fels. Das erste Haus, auf welches man in Urdach trifft, steht leer und verödet; über der Hauptthür

ist das Wappen Navarra's abgebildet. Der Eigenthümer dieses Hauses lebt jetzt in Frankreich; er diente dem Don Carlos bei dessen Aufkunft in Spanien zum Führer.

Weiterhin ist die Kirche und das Augustiner-Kloster, dessen Schätze ehedem zum Sprüchwort geworden waren. Der äußere Hof des Klosters war von einer ausgezackten Mauer umgeben, welche die Kartätschen niedergerissen haben. Diese Mauer verschandelte zu sehr, hat die Kirche doch ein schönes Innere, und ihre Sauberkeit zeugt von flißigem Besuche; der Hochaltar macht einen herrlichen Eindruck; die Frauen thieren auf Matten von Binsengeflecht oder schwarzem Zeug. Stühle sieht man nirgends, und die Bänke sind ausschließlich für die Männer bestimmt.

Durch die Gefälligkeit des Superior, Herrn Elisalde, den wir darum hatten ersuchen lassen, wurde es uns erlaubt, das Innere dieses Klosters zu besuchen. Es ist ein schwerfälliges und einfaches Gebäude aus den Zeiten Karl's des Großen. Ein innerer Hof, von zwei über einander gebauten gewölbten Wegzwängen umgeben, lange Hallen, die Träumer eines im Jahre 1792 abgebrannten Flügels, von Epheu und Schlingkraut bedeckt, ein zurückgezogenes, mäßiges und friedliches Leben, viel Toleranz und Höflichkeit, das ist die Physiognomie des Augustiner-Klosters. Der Prior ist Savoyarder, der geläufig und geschmackvoll Französisch spricht, ist ein aufgeklärter und gegen Fremde sehr zuvorkommender Mann, der auf ihre neugierigen und oft unbescheidenen Fragen immer freundliche und genügende Antworten giebt.

Die Ausstattung des Klosters ist schlicht und altertümlich; einige religiöse Gemälde, ein paar Stühle und Tische, das ist Alles, was man darin findet. Die Tracht der Mönche besteht in einer viereckigen Mütze und in einem langen Rock mit getrösteten Aermeln aus weißem gewöhnlichem Zeuge. Herr Elisalde und einer der Aeltesten des Klosters begleiteten uns bis an das äußere Thor, und wir schieden von den guten Vätern voll Dankbarkeit für ihre herzliche Aufnahme.

In den Klostergängen hatten wir drei Kartätschenlagen gefunden, die uns aus dem jüngsten Kriege hergeschleppt scheinen, denn bekanntlich vertheidigte sich hier ein Convoyzug Christinos gegen eine Kartätschen Kolonne, und es wurden nicht wenig Kugeln zwischen den Beiden gewechselt. (F. P.)

Bibliographie.

Juana y Enrique, Reyes de Castilla. (Juana und Enrique, Könige von Castilien.) Historischer Roman von Eslanislao de Cosca Baro.

Diecionario de hacienda. (Oekonomisch-technologisches Wörterbuch, mit besonderer Hinsicht auf Spanien.) Von J. C. Arguelles. Zweiter Band.

El ultimo dia de un reo de muerte. (Der letzte Tag eines zum Tode Verurtheilten.) Nach Victor Hugo, von J. G. de Villalta.

England.

Cap. Roß Entdeckungsreise nach dem Nordpol.

(Fortsetzung.)

— Der Sommer des Jahres 1830 rückte heran, aber er erschien nur langsam und schwach. Der Schnee begann indeß zu schmelzen, Hirsche und Hasen ließen sich gelegentlich sehen, und der Wasservogel eröffnete in beträchtlicher Zahl seinen Zug nach dem Norden; aber noch am 25. Juli bemerkt Capitain Roß: „Wir konnten selbst von dem Gipfel des höchsten Hügels aus noch kein klares Wasser sehen; die ganze Meeresfläche bietet nur eine kompakte Masse von Eis.“ Erst am letzten August, wo kaum noch vier Wochen von jenem matten Sommer übrig waren, hielt man es für gut, das Schiff etwas weiter hinauf zu ziehen, damit es für den Fall des aufbrechenden Eises bereit liege, und vor dem 17. September war man nicht im Stande, wieder einmal unter Segel zu gehen.

„Unser Segel!“ (ruft der Capitain freudig aus), „wie begrüßen kaum, wir es uns auf's neue Mal zu Mutze war, noch wagten wir es anfangs, unserm eigenen Sinnen zu trauen. Nun ein Seemann hat das Gefühl für sein Fahrzeug, das unter ihm tanzend schwebt, das fast nach jeder geringsten Bewegung seiner Hand ergehen und folgsam sich richtet, das gleichsam seinen Willen ablauscht, um ihm möglichst zuvorzukommen; dieses Fahrzeug ist in den Augen des Schiffers ein belebtes Wesen, ein Wesen, das mit seinen eigenen Gefühlen sympathisirt, nicht ein todter Körper oder ein bloßes Spiel der Winde und der Wellen. Nun war aber dies Geschöpf ein ganzes Jahr hindurch unbeweglich gewesen, gleich dem Eise und den Felsen um daselbe herum; es war hülflos, unfolgsam und abgestorben. Aber auf einmal schien es wieder neu ins Leben gerufen; es hörte wieder und befolgte das, was wir von ihm verlangten, und wir, wir selbst sahen uns in Freiheit wieder.“

Nachdem sich unsere Reisenden durch die Berichte der Eingebornen davon überzeugt, daß die Gegend, die sie gesehen und Boothia genannt, in der That zum Kontinent von Amerika gehöre, und nachdem auch der Commandeur Roß auf verschiedenen Erkursionen die Genauigkeit jener Berichte selbst geprüft, wurde nunmehr beschlossen, weiter nördlich eine Durchfahrt zu suchen. Unglinstige Winde verhinderten jedoch bald das weitere Vordringen, und man sah sich wiederum genöthigt, in einen Hafen einzulaufen; am 30. September, an demselben Tage, wo sie ein Jahr vorher ihre Winterherberge eingenommen, waren sie, nach einem ganzen Sommer voll Anstrengung, ungefähr drei Meilen zur See vorwärts gekommen!

„Das ganze Meer“, sagt der Capitain, „war mit Eis bedeckt. Es war nicht länger mehr Gelegenheit, weder zu hoffen, noch zu fürchten, und alle ängstlichen Erwartungen hatten ein Ende erreicht. Der Kampf, dem wir so lange ausgesetzt gewesen, war nunmehr beschwichtigt, indem wir bereits die absoluteste Gewißheit vor uns hatten. Unsere Fesseln waren geschmiedet, und wir hatten nichts mehr zu thun, als unser Gefangniß für den Winter auszurichten, wo wir, mit dem einen Fuße an der Küste und mit dem anderen im Meerer, ruhig und geduldig ausharren mußten.“

Indeß hatte das Erreichen des Winter-Gefängnisses noch seine Schwierigkeiten; es waren alle Anstrengungen erforderlich, um sich einen Weg durch das Eis zu bahnen, und nachdem sie während des ganzen Oktobers angestrengt gearbeitet, waren sie nicht weiter als 850 Fuß vorwärts gekommen! Das Eis war nunmehr so dick, daß sie sich mit der einmal erlangten Stellung begnügen mußten. Und im Ganzen war auch Capitain Roß damit zufrieden, daß sie ihren Siebzehn „um so viel nördlicher“, als das vorige Jahr gefunden hatten.

„Es könnte“, sagt derselbe, „in der That geringfügig erscheinen, wenn wir von zwei, drei Meilen als von einem großen gewonnenen Raume sprechen; allein man bedenke nur, daß wir einen Monat dazu über zubringen mußten, um kaum dreihundert Yards zurücklegen, und daß es für den glücklichen Fall, zur rechten Zeit da zu sein, wo und wann das Eis sich öffnete, auch auf eine einz oder zwei Stunden ankommen konnte, um entweder sogleich in Freiheit zu gelangen, oder noch für einen Winter unter den harten Eisfesseln und Eisbergen eingesperrt zu bleiben; hier waren denn auch zwei Meilen ein Gegenstand, über den wir uns wahrhaft Glück zu wünschen hatten.“

Nunmehr war es nöthig, daß man wieder alle Vorbereitungen für den Winter traf; man umgab das Schiff mit einer Eis- und Schneedecke, um es gegen die Kälte zu schützen, und bedachte dann Alles in der Wirthschaft an, wie es die verhandenen Umstände erforderlich machten. Um zu sehen, von welcher Beschaffenheit das Leben in jenen Regionen sey, dürfen wir nur in das Tagebuch des Capitains Roß vom 14. Dezember einen Blick werfen.

„An diesem, so wie an vielen anderen Tagen“, heißt es, „suchten wir die Spuren von Thieren auf, allein sie blieben immer noch in Gestalt; wir nahmen unser Flinten mit, aber wir hatten keine Gelegenheit, sie loszufeuern; wir lauerten begierig auf die unsichtbare Sonne, daß wir sie zum wenigsten einmal sähen, wo und unter welchen Verhältnissen wir uns befänden, und waren seeh, wenn, ich kann nicht sagen, ein Tag verstrich, denn wir hatten beständig Nacht, — aber wenn wir wenigstens einen unserer Lebenstage damit beendet hatten, daß wir zu Bette gingen.“

— Bei einer anderen Gelegenheit spricht der Capitain von den Eskimos:

„So“, sagt, er, „ist das Klima beschaffen, in dem sedoch auch Menschen leben, und zwar, wie wir nicht wahlen können, zu behaupten, zugleich glücklich leben. Man findet hier, selbst mitten im Sommer, kein Wasser zu trinken, wenn man nicht den Schnee vorerst zerschmilzt, und es ist noch ein Glück, daß der Eskimo den Gebrauch dazu hat, sich das Feuer selbst zu bereiten, sonst würde er neun Monate im Jahre nichts zu trinken haben. Hier bietet uns keine Blume ihren lieblichen Geruch dar, denn es ist gar keine solche zu sehen; aber dem Eskimo erschrint der Geruch seines Thranes nicht minder lieblich und behaglich. Hat er auch kein grünes Kraut und kein Gemüse für seine Suppen, so bient ihm doch sein Oel für Suppe und Gemüse zugleich, und hat es Talglichter bereitet er sich, wenn auch nicht gänzlich ohne Rauch, doch ohne Gestank. Und ist ihm auch nie das ihm ganz unbegreifliche Ding, das wir einen Baumstamm nennen, zu Gesichte gekommen, was schwerer's ihn, da er doch seine Kutschen und Wagen aus den Gräten seiner Fische und seine Stangen aus Knochen zu verfertigen weiß? da er seine Wohnung nicht nur auf dem kalten Boden, sondern selbst auf dem tiefen Schnee aufzuschlagen versteht? Und wenn er auch nicht eben so gut, wie jene Herren und Fürsten der Erde, deren marmorne Paläste, künstlichen der Meinheit, kaum noch dem Material seiner Architektur gleichzusetzen sind? Hierzu kommt, daß unser Eskimo seinen Palast, gleich dem des Aladdin in der Fabel, in einer Stunde aufzurichten und wieder niederzureißen und von neuem aufzubauen oder nach einem anderen Orte, wohin er immer will, zu versetzen im Stande ist. Der Mensch ist doch selten glücklicher, als wenn er sieht, was er auch wir hier die Gestalt und die Natur eines Eskimo aus Boothia an sich tragen: welches anderer Geschöpf auf Erden wäre wohl je im Stande, wie er, Alles zu thun, Alles zu erleiden, Alles zu bereiten und zu Allem sich zu bequemen, und dabei immer noch glücklich zu sein: so glücklich in dem Boothia Zeliz, wie in dem glanzund geräuschvollen Neapel.“

— Am 21. April (1831) erhielten unsere Reisenden wiederum Besuch von einigen Männern ihrer früheren Bekanntschaft, die an einer anderen Stelle in jener Gegend überwintert hatten. Sie erzählten, daß ihr Freund Tiagaoba unter der Zeit gestorben sey; „aber seine Wittwe,“ sagt der Berichterstatter hinzu, „erhielt sogleich wieder einen neuen Ehegatten, weil sie klug Kinder hatte.“

„Kinder sind im Lande nützlich“, fährt der Capitain fort, „sind sie Kinder ein gesundener Schatz, und ein großes Glück, eine Quelle des Lebensunterhalts und der Gemächlichkeit, anstatt der Besorgniß und des Kummers, wie in manchen andern Orten. Zu acht Jahren beginnt hier der junge Mann zu arbeiten, und in wenigen Jahren ist er sodann im Stande, sie eine ganze Haushaltung selbst zu sorgen; und dann liegt es den Kindern, sie mögen leiblicher oder Adoptiv-Kinder sein, welches letztere Verhältniß man hier ebenfalls häufig antrifft, als eine Pflicht ob, ihre alt und schwach gewordenen Aeltern zu ernähren und zu unterstützen; denn“, fügt der Capitain hinzu, „hier im Lande kennt man keine Armen-Taxen, wie in England.“

Bei Gelegenheit der Exkursion, die der Commandeur Roß zur Aufsuchung des magnetischen Pols unternommen, kam er mit einem Eingebornen zusammen, der einen merkwürdigen Schirm bei sich hatte.

Digitized by Google

„Er war", erzählt der Capitain Roß, „von gewöhnlicher Gestalt, aber sanft und äußerst verfeinert. sowohl seine Räder, als die übrigen Theile, und die saubere Arbeit verliehen ihm ein recht hübsches Ansehen. Transeparent, wie er war, schien es ein Schlitten aus Krystall zu sein, während er stark genug war, um die schwere Ladung der Lebensmittel zu tragen, die der Eigenthümer auf demselben aufgethürmt."

Der Weg, der bei dieser Excursion genommen worden, führte quer durch die Halbinsel nach dem schon früher von uns erwähnten Cap Isabella. Der Commandeur Roß hatte seine früheren Forschungen der südlichen Küste fortgesetzt, und er beschloß nunmehr, geleitet durch eine Reihe während des Winters angestellter magnetischer Beobachtungen, seine Aufmerksamkeit der nördlichen Küste zu widmen, in der Hoffnung, daselbst den geheimnißvollen Ort des magnetischen Pols aufzufinden. Wir nehmen die Erzählung von dem Punkte auf, wo der Commandeur sein Nachtlager aufschlug, in der Breite von 69° 34' 45" und in östlichen Länge von 94° 54' 23", woselbst es sich regab, daß die Neigung der Magnetnadel nach Norden auf 89° 41' gestiegen war, und daß die westliche Abweichung derselben 57° betrug.

„Vermittelst dieser Beobachtungen," sagt Roß, „war ich im Stande, beides, die Richtung sowohl, die wir einzuschlagen hatten, als die Entfernung, die zwischen uns und dem aufzusuchenden Gegenstande lag, zu bestimmen. Unsere Reise dauerte demzufolge etwas mehr als vierundzwanzig Tage, und der darauf begründeten Berechnungen bestimmen ließ. Ich habe nicht nöthig, zu bemerken, wie sehr wir uns darüber freuten, daß das Wetter gerade so hell und so günstig war, indem es uns die rechte Spur zeigte und dazu diente, die Muthlosen und Müden unter uns wieder aufzumuntern, da sie nunmehr das Ziel ihrer Anstrengungen bald vor sich hatten."

„Nachdem wir eine Strecke von ungefähr zwölf Meilen zurückgelegt, hielten wir um acht Uhr des Morgens am 13. Mai in einer Breite von 69° 46' 27" und 95° 22' 35" westlicher Länge an. Um halb zehn Uhr des Abends brachen wir wieder auf, allein ich war in Folge eines dichten Nebels und Schneeschauers genöthigt, längs aller Windungen und Einschnitte an der Küste hinzuziehen, indem es nur auf diese Weise möglich war, bei dem ungünstigen Wetter meine Beobachtungen in der Gegend fortzusetzen. Um acht Uhr des Morgens am 21. Mai, nachdem wir endlich dreizehn Meilen zurückgelegt, schlugen wir ein Lager auf."

„Wir befanden uns nunmehr innerhalb vierzehn Meilen von der erwarteten Stelle des magnetischen Pols, und ich war demnach schon so begierig und ängstlich, daß ich nichts mehr thun oder leiden mochte, was unsere Ankunft an der erwünschten Stelle nur einigermaßen verzögerte. Ich befahl daher, den größeren Theil unseres Gepäckes und Proviants zurückzulassen und nichts mehr als die Instrumente mitzunehmen, als was uns durchaus unentbehrlich war, damit wir nicht etwa durch schlechtes Wetter oder andere zufällige Umstände in unserm schleunigsten Erreichung unseres Zieles abgehalten würden."

„Wir schritten hierauf vorwärts, und zwar so schnell, als uns unsere verringerte Last erlaubte; endlich um acht Uhr des Morgens am 1. Juni waren wir an dem Punkte angekommen, wo bestimmte Stelle angekommen. Ich vermag es kaum, die überschwängliche Freude zu beschreiben, die wir empfanden, indem wir uns auf einmal am Ziele unserer so lang gehegten Wunsches sahen; es schien uns nunmehr Alles vollendet zu seyn, was wir aus so weiter Ferne zu sehen und zu unternehmen gekommen waren; es däuchte uns, als wenn unserer mühevollen, beschwerlichen Reise endlich der gebührende Lohn zu Theil geworden, und daß wir nichts mehr zu thun hätten, als zurückzukehren und triumphirend in unsere Heimath einzuziehen."

„Die Gegend, in der jene Stelle sich befindet, ist flacht an der Küste äußerst niedrig, aber ungefähr eine Meile landeinwärts erhebt sie sich hügelförmig auf fünfzig bis sechzig Fuß hoch. Wir hätten wünschen mögen, daß eine so wichtige und interessante Stelle durch irgend ein hervorstechendes Merkmal ausgezeichnet gewesen wäre. Wir bedauerten nicht mit Unrecht, daß wir sie nicht mit Namen belegt, um der von uns entdeckten merkwürdigen Erscheinung als ein würdiger Zeuge zu dienen. Allein die Natur hatte nun einmal kein Monument errichtet, das den Ort bezeichnen konnte, der den Mittelpunkt einer ihrer größten und wunderbarsten Kräfte bildet; und da wir selbst eben auch nicht viel dazu beisteuern im Stande waren, so mußten wir uns schon damit begnügen, die für die Wissenschaft so äußerst wichtige Stelle durch mathematische Zeichen und Zahlen so kenntlich als möglich zu machen."

„Wir waren indeß so glücklich, hier in der Nähe einige Hütten der Eskimos aufzufinden, die noch nicht lange vorher verlassen worden waren. Es wäre für uns gewiß schwer gefallen oder würde gar ein vergeblicher Versuch gewesen seyn, wenn wir Jenen einen Begriff von unserer Freude über die gegliickte Entdeckung hätten machen wollen. Auch war es heller für uns, daß wir sie nicht anwesend fanden, da es uns nun vergönnt war, Besitz von ihren Wohnungen zu nehmen und uns in den Stand zu setzen, unsere weiteren Beobachtungen bequemer zu verrichten; um sechs Uhr Abends schlugen wir auf einer Landspitze ungefähr eine halbe Meile westwärts von jenen verlassenen Schneehütten unser Lager auf."

„Hierauf wurden die nöthigen Beobachtungen unmittelbar begonnen, die wir während dieses und noch während des größten Theils des folgenden Tages fortsetzten. Nachdem die Details dieser wissenschaftlichen Untersuchungen anbelangt, so sind dieselben bereits in den astronomischen Speisesaal zu London mitgetheilt und von denselben in ihren „Transactions", mit denselben werden. Ich habe demnach nicht nöthig, sie hier zu wiederholen, zumal da ich, dem Plane der gegenwärtigen Schrift gemäß, jede die Wissenschaft betreffenden angehende Materie in einen eigenen „Anhang" verwiesen habe."

„Indeß kann ich nicht umhin, unserer Leser schon jetzt im Allgemeinen mit den wichtigsten Ergebnissen unserer Entdeckung bekannt zu machen. Die Stelle, auf der sich unser Observatorium befand, lag dem magnetischen Pol so nahe, als nur unsere beschränkten Mittel es zu bestimmen im Stande waren. Die Neigung der Magnetnadel, wie ich sie selbst beobachtete, betrug 89° 59', so daß nur eine Minute noch fehlte, um eine völlig senkrechte Stellung anzunehmen; daß wir uns aber wirklich in der größten Nähe des Pols, wo nicht an demselben unmittelbar befanden, bewies auch die Bewegung oder vielmehr die totale Bewegungslosigkeit der verschiedenen horizontalen Nadeln, die ich bei mir hatte. Diese wurden von mir auf die delikateste Weise, so daß nicht die geringste Reibung stattfinden konnte, aufgehängt, aber nicht eine dieser Nadeln zeigte die geringste Neigung, um die Lage, in die ich sie einmal gebracht, zu verändern."

„Sobald ich für mein Theil den Gegenstand erschöpft hatte, rief ich auch meine Begleiter herbei, um sie mit den Resultaten unserer gemeinschaftlichen Anstrengungen bekannt zu machen; und hierauf pflanzten wir unter gegenseitigen Glückwünschungen die Britische Flagge auf dem Platze auf, und nahmen in der herkömmlichen Weise Besitz von dem „Magnetischen Nordpol" und den angränzenden Gebieten, unter Namen Großbritanniens und des Königs Wilhelm's IV. Die künstlichen Berge, welche das Gestade bedeckten, lieferten uns Materialien genug zu einem Denkmale, und so errichteten wir vermittelst der selben einen Steinhaufen von ziemlicher Größe auf, unter dem wir eine Flasche vergruben, die einen kurzen Bericht über unsere wichtige Entdeckung enthielt; zu unserem Bedauern aber gingen uns die Mittel ab, eine dem Werthe der Sache angemessenere Urkunde von größerer Beständigkeit aufzustellen, den ein Stürmen der Zeit und den Anfällen der Eskimos Widerstand zu leisten vermocht hätte. Die geographische Breite dieser Stelle ist 70° 5' 17 und die westliche Länge 96° 46' 45"."

— Um die Mitte Juni kehrte der Commandeur Roß mit seinen Begleitern nach dem Schiffe zurück. Es war überflüssig, die langwierigen Einschwierigkeiten jedes Tages und jedes Monats hier aufzählen zu wollen. Capitain Roß erwähnt hierüber Folgendes:

„Wir hatten hier die Leiden der Kälte, die Leiden des Hungers und allerlei andere Leiden und Mühseligkeiten zu übersteheu, und obgleich wir weder umkamen, noch unsere Glieder einbüßten, wie es schon manchen Anderen in diesen Gegenden ergangen ist, so theilten wir doch mit den übrigen diejenigen Leiden, die kleine Unpäßlichkeiten und Ungemächlichkeiten stets hervorbringen, und die sür den Augenblick immer bestehend genug sind, wenn sie auch im Vergleiche zu den Leiden und besonders bei einer Expedition wie bei der unsrigen nicht eben sehr in Anschlag geachtet werden dürfen. Was sollen wir von der vielen Angst und Sorge sagen, von den Schwerzen vereitelter Hoffnungen; und von mehr als von allem diesen, von der unaufhörlichen Bangigkeit und Sehnsucht nach unseren entfernten Freunden und unserem Geburtslande? Wer hat dieses Leiden nicht schon empfunden, und wer könnte es wohl unter mäßigen, als wir, die wir jeden Augenblick befürchten mußten, unsere Freunde und unsere Heimath nie wieder zu sehen? Allein wir hatten noch ein ganz anderes Leiden, das über dies Alles ging, und das selten ganz ausdebte. Wir entwirrten uns über Mangel an regelmäßiger Beschäftigung, an Abwechslung, an Geistesübungen und (warum sollte ich's nicht auch frei heraus sagen?) aus Mangel an Gesellschaft. Heute war's ein Tag, wie gestern, und der gestrige Tag niemals anders als morgen und übermorgen."

Erst am 29. August sahen sich unsere Reisenden wieder aus dem Eisgefängnisse befreit.

„Das Schiff ward nun eine Viertelmeile südwestlich hinglist an eine Stelle, die für den ersten Ausbruch des Eises Vortheil verbrach. Sobald das letztere erfolgt war, gingen wir unter Segel; allein da wir unglücklicher Weise den Befehlswind verloren, so waren wir nicht im Stande, über ein Stück Eis hinauszulaufen, das uns im Wege lag. Nachdem wir dasselbe umsahren, geriethen wir sogleich wieder auf einen großen Eisberg, der Grund gefaßt hatte, so daß sich unser Schiff selbst festsetzte. Indeß boten wir dasselbe bald vermittelst Kabeltauen an die Küste heran; obwohl nun der Kiel des Schiffes nicht beschädigt gefunden ward, so war doch das untere eiserne Steuerruder zerbrochen, und es war für diesen Tag unseren weiteren Vorschritten ein Ende machen mußten."

Am anderen Morgen wurde das Steuerruder wieder ausgebessert, und es wehte ein beharrlicher Westwind mit vielem Schnee. Es war gerade der Wind, wie wir ihn brauchten, und nach vieler Ungewißheit und Aengstlichkeit fühlten wir uns endlich befreit, wiewohl noch nicht ganz frei. Wohl nach vier Uhr Nachmittags des 30. und Donnerstag mit gerolltem Marssegel in den Juseln, zu denen das Eis einen Zugang zu lassen schien. Unglücklicher Weise aber, als wir zwei Drittel des Weges durchgesegelt hatten, erhob sich ein Nordwest-Wind, der uns verhinderte, noch weiter ostwärts zu fahren; hierauf wandte sich der Wind mehr nördlich und trieb das Eis längs der nördlichen Küste herunter. Wir waren demnach genöthigt, gegen den Wind zu segeln, wobei uns unsere neuen Schwerdter gut zu Statten kamen, indem sie uns über das wieder Werdrehen mit den Ruderstangen uns beinahe dicht an der Küste, nachdem wir drei Meilen zurückgelegt hatten.

„Wir hatten denen zwei Buchten und zwei bemerkenswerthe Felsen passirt, als wir auf einmal von einem fürchterlichen Schneewetter überfallen wurden, das uns nöthigte, nach einer kleinen Bucht in der Nähe hinzusteuern, wo ein heftiger Windstoß uns beinahe an die Felsen angetrieben und uns mit einem schrecklichen Wellenwurfe bedrohte."

Auch war denn auch diese Fahrt, wie unsere Reisenden während des dritten Sommers ihrer Expedition gemacht. In wenigen Tagen war gegen Norden nichts als eine ungeheure Eisebene zu sehen, die, bisweilig anschwoll, rund um die westliche Bucht sich hinzog und den zuletzt verlassenen Hafen gänzlich obverrte. „Es war", sagt der Capitain, „als wenn wir gegen den rechten Augenblick noch abgepaßt hätten, um unseren Eisgefängnisse zu entwischen, wodurch wir hierzogen festsitzen sepn. noch weiter vorgedrungen oder nicht. Es war unmöglich, bei einer solchen Masse Eises, bei einem solchen drückenden Winter, der uns gefesselt hielt, irgendwie noch weiter vorschreiten zu

wollen; und wäre auch der Winter selbst etwas gelinder gewesen, so hätte sich dies dennoch keineswegs erwarten lassen. Das Schlimmste aber, was uns noch bevorstand, war das, was wir für die nächste Zukunft voraussahen; es ergab sich sogleich als höchst wahrscheinlich, daß wir unser Schiff nie ganz so bekommen und daß wir genöthigt seyn würden, dasselbe sammt Allem, was darin am Bord war, zu verlassen. Was nun diese vorbedeutungsvolle Vermuthung für eine Wirkung auf unsere Mannschaft hervorgebracht, läßt sich leicht errathen. Als wir zuerst von unserem letzten Hafen aufgebrochen waren, da hatte jedes Mitglied derselben in froher Erwartung schon im Voraus seinen Sold für die drei im Dienste verbrachten Jahre berechnet, so wie auf seine Rückkehr nach England und sein Zusammentreffen mit den alten Freunden und Bekannten daselbst sich auf die mögliche Weise vorbereitet: und nun, wie niedergedrückt und betäubt mußte nicht Alles seyn."

— Nunmehr begann wieder die alte Arbeit der Vorberetzung für den kommenden Winter und endlich der Winter selbst, Alles zu einförmig, als daß es noch der Erwähnung verdiente. Jedoch wollen wir einen Umstand nicht übergehen, der in der That in gastronomischer Hinsicht merkwürdig genug erscheint, daß nämlich unsere Residenten am ersten Weihnachtstage Pudding genossen, die nun seit der „Endeavour" vor acht Jahren zurückgelassen worden, und die, mit etwas Kalbfleisch und Gemüse zusammen gekocht, noch einen so guten Geschmack hatte, als an dem ersten Tage, wo sie zubereitet wurde.

(Schluß folgt.)

Italien.

Lettere inedite d'illustri Italiani etc. (Briefe berühmter Italiäner, die von Andeginnu des 18ten Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten lebten.) Zum ersten Mal herausgegeben und mit Anmerkungen. Mailand, 1835.

Man kennt den Ausspruch des Dichters Tasso, daß von allen Briefsammlungen, die zu seiner Zeit in Italien Glück machten, keine einzige mustergültig sey; selbst die Briefe des launigen Aretino nannte er affektirt, abgeschmackt, albern und voll Anmaßung. Dieses Urtheil war schon damals zu hart und tadelnd; in unseren Tagen aber wird es durch die schätzbaren Muster in dieser Gattung, welche griselle Staatsmänner, Gelehrte und Künstler hinterlassen haben, gründlich widerlegt. Noch können sich die Italiäner zwar keiner anmuthigen Schwätzerin, wie Frau von Sevigné, Verfasserinnen, wie Madame de Staël und Gregne, wie Lady Montague, und keiner so männlich tiefen und zugleich doch weiblich anmuthigen Korrespondentinnin wie Rahel rühmen; wohl aber besitzen sie manchen pikanten und witzigen Pope, manchen heiter satirischen Swift, und auch Voltaire's geistreicher Plutowihle hat bei ihnen Anklänge gefunden. Die von Girolamo Ruscelli gesammelten Fürsten-Briefe (Lettere de' principi), theils von Fürsten, theils an Fürsten geschrieben, theils für Fürsten entworfen, sind ein fettiges Denkmal, viel wahrer und klarer als diejenigen, so man in Giovio, Guicciardino, Roscoe, Siemondi und anderen Geschichtschreibern findet. Briefe, welche von Malerei, Skulptur oder Architektur handeln, haben Bottari und Tiecozzi in reicher Auswahl geliefert; diese Briefe sind Muster von Eleganz, gründlicher gelehrter Bildung und des feinsten Sinnes für das Schöne. Wollen wir lebendige Schilderungen von Reisen, von Sitten und Verfassungen lesen, so gewähren uns die Briefe eines Algarotti, Baintreni, Baretti, Bertola, Spallanzani, Zagnani, Widua volle Befriedigung. Städtische Gewohnheiten und individuelle Charaktere finden wir in den Briefen Roberti's, Borghette's, Lastesio's, Caro's, Zeno's, Gozzi's, Lmini's meisterhaft dargestellt. Galilei, Genovesi, Metastasio, Cesaroni, Cerretti, Parini belehren uns in ihren Briefen darüber, mit welcher edlen Offenheit die gewaltigsten Geister von sich selbst reden. Von Reisen, Erfindungen, Zunehmen lernen wir, wie gefällig auch die strenge Wissenschaft dem echten reinen Briefstil sich anschmiegt. Bembo, Casa und Tolomei haben uns musterhafte Briefe und mit ihnen sehr schätzbare Beiträge zur Kenntniß ihrer respektiven Zeitalter hinterlassen. Petrarca, der unglückliche Torquato, Bonfadio, Grabenigo, Guazanelli, Lorenzi, Perticari, Giordani, können Jedem, der in Länder- und Natur-Schilderungen, in Reflexionen über die Zeit, den Wechsel und in Darstellung des Lebens-Schicksals Talent erwerben will, zur Nachahmung empfohlen werden.

Die sehr verdiente typographische Societät in Mailand hat bereits zu der „Sammlung der Italiänischen Klassiker des 18ten Jahrhunderts" eine Auswahl vertrauter Briefe in zwei Bänden geliefert. Seit jener ersten Publication ist die Societät in den Besitz vieler anderen treffischen Briefe gekommen, die fast alle von den bedeutendsten Italiänern des 18ten Jahrhunderts geschrieben sind. Diese bilden den Inhalt der vorliegenden Sammlung.

Die Herausgeber haben es an nichts fehlen lassen, was ihrer Sammlung den Beifall einer gesunden Kritik erwerben konnte. Dies bewisen die Korrektheit des Druckes und die schönen, sehr verständigen Anmerkungen, welche man in dem Buche zerstreut antrifft.

Wir finden in dieser Sammlung Diskussionen über manche gelehrte Streitfrage, von Allegranza, Della Torretta, Bianchi, Mingarelli. Päter Aufschlüsse giebt uns interessante Beobachtungen, auf seinen Reisen angestellt; Bettinelli konsultirt Beccaria und Pietro Verri über den „Saggio intorno all' entusiasmo nelle arti"*); Cerretti schreibt an Comboni, der ihn um Verse gebeten hatte: „Du hättest Verse von mir begehren sollen, als Ihr Brüder, Du und Paradisi, noch Direktoren waret, als noch etwas Feuer in meinem Busen loderte, als die öffentlichen Angelegenheiten noch in sicherem und loyalem Geleise gingen — mit einem Worte, als wir noch ein Vaterland hatten..... Welche bittere Früchte, mein Theurer, pflücken wir von einem Baume, der unserer Hoffnung so viel Köstliches vorgautelte! Kann man auch nur in weiter Ferne noch Gutes unserer Leiden absehen? Aber die Zukunft läßt wie noch größere Besorgnisse ein, als die Gegenwart: das Schicksal Griechenlands im Zeitalter des Pro-Konsuls Flaminius, das der Italiänischen Städte nach dem Kostnitzer Frieden — die einen Augenblick frei waren, um dann so viele Jahrhunderte in Sklaverei zu schmachten — es schwebt mir immer vor der Seele und versenkt mich in Trauer." Und wer hat diese prophetischen Worte gesprochen? Einer der unbesonnensten und unglücklichsten Parteigänger der revolutionnairen Epoche, die man damals nach Italien verpflanzte, um dies arme Land ungestraft ausfaugen zu können. (R. I.)

Bibliographie.

Raccolta e parallelo delle fabbriche classiche di tutti i tempi, d'ogni popolo e di eissenno stile. (Die klassischen Bauwerke aller Zeiten und Völker.) Nach Durand und Legrand herausgegeben von den Professoren der K. K. Akademie der schönen Künste. Mailand. 2r. jedes Hefte 2 Lir. 61 C.

Quarantia quadri tra i più celebri della scuola veneziana. (Vierzig der berühmtesten Gemälde der Venetianischen Schule.) Steindrücke mit historischen Erläuterungen. **Venedig.** 2r. jedes Hefte mit 2 großen Lithographieen 24 Lir. 36 C.

Regole di calligrafia tedesca. (Regeln der Deutschen Schönschreibekunst.) **Turin.** 1 Lir. 75 C.

Saggio sopra la scienza nuova. (Versuch über Vico's Philosophie der Geschichte.) **Von L. L. von Cagano.** 1 Lir. 75 C.

Del Sansimonismo. (Das Verhältniß des St. Simonismus zur Philosophie und zur katholischen Lehre.) **Von Michele Parma.** Mailand. 1 Lir.

Teatro del Signor Augusto Kotzebue. (Kotzebue's Schauspiele.) **Zweits vollständige Ausgabe.** 24 Bde. **Venedig.**

Poemi di Lord Byron. (Lord Byron's Gedichte.) Uebersetzt von Pietro Isola. 2 Bde. Novi. 4 Lir.

Mannigfaltiges.

— **Pocken-Impfung in London.** Aus dem Bericht des Pocken-Impf-Instituts ergiebt sich, daß in letzten Jahre in London nur 334 Menschen an den Pocken gestorben sind. Dies sind wenigstens 4000 weniger, als vor der Einimpfung fährlich von dieser Krankheit hingerafft wurden, obgleich die Bevölkerung der Hauptstadt damals um mehr als ein Viertel geringer war, als jetzt. Bei dem National-Impfungs-Institut in London gingen 42 Gesuche um Lymphe von der Marine, 34 von der Armee, 53 von auswärtigen Stationen und 107 von Provinzial-Hospitälern ein. Es wurden im vorigen Jahre bei dem Institute 11,571 Arme geimpft und 82,110 Personen mit Lymphe versorgt.

— **Fruchtbarkeit des Getraides.** Wenn man im Februar und März vom Zeide 30 Weizen-Pflanzen in frisch gegrabenes Gartenland so verpflanzt, daß jede Pflanze von der anderen neun Zoll, und die einzelnen Reihen zwölf Zoll von einander entfernt sind, und im März und April mit sünfzig Hafer-Pflanzen eben so verfährt, die Zwischenräume mit einer Hacke bearbeiten und das Unkraut ausjäten läßt, so lange es möglich ist, so wird jede Weizen-Pflanze mehr als 4000 und es 6 bis 16 Stengel treiben, deren jeder eine Aehre trägt. Der Hafer treibt nicht so viel Stengel, giebt aber mehr Körner.

— **Die Baumeister von Tunis.** Als ich mich eines Tages mit den Baumeistern und Ingenieurs von Tunis unterhielt und sie ersuchte, mir einen ihrer Pläne zu zeigen, schienen sie anfangs gar nicht zu verstehen, was denn ein Plan sey. Nachdem ich es ihnen aber deutlich genug bezeichnet, versicherten sie mir, daß sie zwar nicht der Art ieisäen, und in der That entwerfen die Maurer auch niemals einen vorbereitenden Plan zu ihren Gebäuden, sondern fie beginnen den Bau, indem sie von vorn herein eine Mauer von einer gewissen Größe nach dem Augenmaaße aufführen; erst nachdem diese ganz vollendet ist, unternimmt man es, eine andere in gleicher Weise rechtwinkelig anzubauen, und so geht es weiter, die man mit dem Gebäude ganz zu Ende ist. Noch unterschiedlicher ist, wie die Bogen vollendet ist. Noch sah selbst dem blosen Augenmaaße und zwar in der sürgelen Zeit anfertigen. Sie rammen auf dem Streberpfeiler, als das Fundament des Bogens, einen Ziegelstein seit ein; dann wird schnell ein zweiter Ziegelstein vermittelst eines sehr festen Kittes, der aus einer eigenthümlichen Art Gips aus der Nähe von Tunis bereitet wird, auf den ersten angebracht; in demselben Augenblicke wird schon ein dritter in derselben Weise hinzugefügt und so geht es rasch fort, bis der Bogen vollendet ist. Ich sah selbst einmal an, wie ein solcher in weniger als anderthalb Stunden angefertigt ward. Die auf diese Weise zu Stande gekommenen Bogen und Gewölbe sind alle korrekt und schön ausgeführt, und nichts kommt ihrer Festigkeit und Solidität gleich. Zur Aufführung von Mauern bedienen sich die Tunesen eines länglich viereckigen Rahmens, der ungefähr sechem Fuß lang und so breit ist, als die Mauer werden soll; dieser wird auf das Fundament aufgesetzt und mit Mörtel und Steinstücken gefüllt; in wenigen Minuten wird der Rahmen aufgehoben und in gerader Linie zur weiteren Fortsetzung der Arbeit fortgerückt. Der Arbeitslohn, den die Baumeister und ihre Handlanger in Tunis erhalten, ist nicht eben sehr bedeutend; die Ersteren bekommen gewöhnlich achtzehn bis achtundvierzig Karubs (ungefähr 10 bis 27 Sgr.) für den Tag, und die Letzteren vier bis sechs Karubs (2½ bis 4 Sgr.), von denen noch zwei für die täglichen Rationen abgezogen werden.

(Temple, Excursions in the Mediterranean.)

*) „Versuch über den Enthusiasmus in den Künsten."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 70. Berlin, Freitag den 12. Juni 1835.

Frankreich.

Die Generalprobe der Gluckschen Iphigenia in Tauris.

Einen wunderlichen Anblick gewährte Paris am ersten Januar 1779. Es war in der Nacht viel Schnee gefallen, der aber unter den fortwährenden Tritten der Gehenden und Kommenden sehr bald seine ursprüngliche Weiße verloren hatte, und die Straße St. Honoré sah nun aus wie ein langer, tiefiger Graben, in welchem sich, in dichtem Gedränge und doch mit der größten Sorgfalt einander ausweichend, die gewutzten Zuggänger hin und her bewegten, die sich aufgemacht hatten, um ihre Schuldigkeit zu thun und, dem Gebrauche der Zeit gemäß, ihren Gönnern die Neujahrs-Gratulation abzustatten. Die Sitte, bloß Karten zu schicken, war damals noch nicht üblich, und ein Jeder mußte allfährlich Leuten, um die er sich wenig kümmerte, mit denen er es aber um seines Vortheils willen nicht verderben durfte, in Person solche erbrachte Glückwünsche darbringen. Die Hausthüren aller großen Herren waren mit Lieferanten und Amts-Kandidaten belagert, die ihre Namen bei dem Schweizer einschrieben. Den Einen schickte der Mann in seiner glänzenden Livree freundlich zu; es waren diejenigen, die wohlbekleidet, um sich in vorkommenden Fällen, wenn es ihnen von Nutzen sein konnte, Zutritt in das Hotel zu verschaffen, den Lebrenes etwa mit einem Schelmenstreich heimgezahlt hatten. Denen aber, die sich, entweder aus Armuth oder aus Mangel an Erfahrung, damit begnügten, ihren Namen in das Register eintragen, schien seine finstere Miene zu verkündigen, daß für sie der gnädige Herr im Laufe des Jahres selten zu sprechen sein würde. Draußen war indessen Alles in Bewegung; die Postchaisen trenzten sich nach jeder Richtung hin, und wer so glücklich war, daß er der Gefahr entging, von den Kutschenpferden zermalmt zu werden, der mußte sich noch in Acht nehmen, daß er nicht von den Trägern der Sänften zu Boden geworfen wurde, die selbst den Pferden, den Läufern und den ungeheuren Windbunden, die damals dem Wagen jedes anständigen Mannes voran rennen mußten, auszuweichen bemüht waren und daher dicht an den Häusern hinstrichen. Das Spaßhafteste waren die verdutzten Gesichter der Ungläubsvögel, die trotz ihres verfluchigen Ganges von oben bis unten mit Koth, so schwarz und stinkend, wie man ihn nur in Paris findet, bespritzt wurden, und die nun, in ihrem steifen Kostüm, worin sie schon so vertieft ausgesehen hatten, einen noch viel komischeren Aufzug machten.

Besonders groß war das Gewühl in der Umgegend des Palais Royal, wo auch das Opernhaus lag. Mit Staunen sah man vor einem kleinen beschrieenen Hause in der Straße des Bons-Enfans eine Reihe von Sänften halten. Der Schweizer vor Hausthür befand sich an der Thür, um die bedeutendsten Gratulanten zu empfangen; nur ein schlichter Thürhüter stand da, der, über diesen außerordentlichen Zudrang ganz erstaunt, den sich vorstellenden Personen mit dummer plumper Miene zur Antwort gab: „Der Herr Ritter ist nicht zu Hause; wollen Sie sich aber um 3 Uhr wieder bedemühen, so wird er gewiß da sein, denn um diese Stunde pflegt er immer zu essen.“ Die verwunderten Kavaliers lachten ihm ins Gesicht, und die anderen Personen zuckten die Achseln, als ihnen der Thürsteher auf das Verlangen, ihnen die Liste zur Einzeichnung ihrer Namen zu reichen, erwiderte, daß er niemals Papier bei sich gehabt habe, weil er weder lesen noch schreiben könne. Verdrießlich über alle diese Fragen und am meisten über den Eindruck, den seine Antworten machten, hatte sich unser Portier endlich im Hintergrunde seiner Loge zusammengekauert und schmauzte aus jener Zigarr, die sich seinem Freunde, nähmlich, mit ärgerlichem Tone ein „er ist nicht da“ entgegen, welches selbst die Kühnsten zurückschreckte. Nur ein stattlicher junger Mann von höchstens 16 oder 17 Jahren, hohem Wuchs und schlanker, feiner Gestalt begnügte sich mit dieser lakonischen Antwort nicht, sondern wollte wissen, um welche Zeit der Ritter zu Hause sein würde. Der Kerberus noch eingedenk, daß über die Angabe der Stunde, um welche der Herr Ritter gewöhnlich seine Suppe zu essen pflege, entstanden war, hielt der Thürhüter es für klüger, zu antworten, daß er das nicht wisse, und der arme junge Mann zog sich ganz bestürzt zurück. Seit einem Jahr hatte ihm der Wunsch, den Ritter Gluck von Angesicht zu Angesicht zu sehen, keine Ruhe gelassen; diese Sehnsucht war ihm endlich das unverlierbare Ziel aller seiner Gedanken geworden, und er hatte den heldenmüthigen Entschluß gefaßt, den berühmten Komponisten, obgleich dieser ihn nicht kannte, geradeswegs aufzusuchen und ihn um seine Gunst und um Belehrung in der Kunst der Komposition zu ersuchen. Aber mit dem bloßen Plan war es nicht abgethan: er mußte ihn auch ausführen, und schon sehr lange hatte er den Versuch, den er dem Ritter abzustatten gedachte, immer von einem Tag auf den anderen verschoben. Seine natürliche Schüchternheit und die an Enthusiasmus gränzende Bewunderung, welche er für den Verfasser des „Orpheus“ und der „Alceste“ von Kindheit ihn stets daran, seinen Schritt zu thun. Das Herannahen des Neujahrstages abre hatte ihm endlich Muth gemacht; er nahm sich zusammen, wie man zu sagen pflegt, und trgab sich nach der Wohnung des Maestro, vor dem er solche Scheu hatte, und nach dessen Gegenwart ihn doch so sehr verlangte. Schon am Abend vorher hatte er sich auf diese wichtige Unterredung physisch und moralisch vorbereitet, indem er zuerst seine Haarborde musterte, — eine Arbeit, die nicht viel Zeit erforderte — und sich dann eine prächtige Anrede vormurmelte, von der er, als Einleitung zu dem Gespräch, die schönste Wirkung hoffte. „Mein Herr“, wollte er zu ihm sagen, „ich bin ein armer junger Mann, ein enthusiastischer Verehrer Ihres bewunderns-würdigen Talents; ich verbanke meine Bildung den Meisterwerken, mit denen Sie die Französische Bühne bereichert haben, und ich konnte den Verlangen nicht widerstehen, den unsterblichen Schöpfer dieser Werke kennen zu lernen. Vielleicht werden Sie meinen lebhaften Wunsch, mich in einer Kunst zu versuchen, deren Gränzen Sie erweitert haben, als Entschuldigung für meine Verwegenheit hier deinen lassen, wenn ich mich erdreiste, Sie um einigen Rath, um einige Anleitung bei meinen ersten Schritten auf der von mir eingeschlagenen schwierigen Laufbahn zu ersuchen.“ Meiner Treu, sagte mein junger Mann zu sich selbst, diese Worte kommen mir ganz wohl gelegt, und der Ritter Gluck wird nicht verfehlen, mir darauf zu antworten: „Junger Mann, ich liebe solche edle Begeisterung; sie ist ein Vorzeichen von dem glücklichen Erfolg, der Ihrer in der Kunst harrt, die Sie begriffen zu haben scheinen; kommen Sie nur, ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie in die Geheimnisse der Komposition einzuweihen.“ Und ich werde zu ihm gehen, er wird mir Billets zu seinen Opern geben und mich selbst welche komponiren lassen, sie werden mir gelingen, und ich werde bereits ein großer Tonkünstler sein. Von solchen wonnigen Phantasieen wurde unser Kunstjünger am 31. Dezember 1778 in Schlaf gewiegt.

Am folgenden Morgen eilte er, frisiert, pomadiert, gepudert und gepuht, schwebenden Schritts nach der Straße des Bons-Enfans. Wie baten gesehen, wir der Thürsteher ihn mit seinem „er ist nicht da“ und „ich weiß es nicht“ abfertigte, und wie diese Worte unseren armen jungen Mann zu Boden schlugen. Alle seine Hoffnungen sah er vernichtet, und mit schwerem Herzen und gesenktem Haupt trat er den Rückweg nach seiner stillen Wohnung an. Er dachte nicht mehr daran, wie beim Hingehen, sich vor den Kutschen, Sänftenträgern und Fußgängern in Acht zu nehmen, die er alle Augenblicke in ihrer Eil anfuhrte. Die Blicke auf den Boden geheftet, sah er nichts von dem, was um ihn herum vorging, schienderte maschinenmäßig weiter, wurde hierüber und hinüber gedrängt und geschoben, und befand sich oft mitten im Rinnstein, wenn er dicht an den Häusern entlang zu gehen glaubte. Bald aber ward er durch den mehrmals wiederholten Zuruf: „He da! in Acht genommen!“ aus seinen Träumereien gerissen; er wendete den Kopf um und sah sich sich sich unter den Füßen zweier schnaubenden Rosse, die ein dicker Kutscher nicht länger zurückzuhalten vermochte, und die eben im Begriff waren, ihm über den Leib zu gehen. Er will nach vorn hin stehen, aber es ist unmöglich, eine andere Kutsche kommt ihm beinahe in derselben Richtung entgegen; zum Glück erblickt er zu seiner Rechten eine Portechaise, deren Fenster offen ist, und da es ihm an Besinnlichkeit nicht fehlt und der Schreck ihm eine Geschicklichkeit verliehe, deren er sich sonst nie rühmig geglaubt hätte, so stürzt sich unser junger Mann, mit dem Kopf voran, durch die Oeffnung in die Sänfte, klammert sich mit beiden Händen an den Kragen des Inhabers derselben an, zieht seinen übrigen Körper schnell in die enge Maschine nach und setzt seine beschmutzten Füße dem erschmächtigen Eigenthümer dieses so mir nichts dir nichts erstürmten Ruhesitzes auf die in heftigen Beinbewegungen steckenden Kniee. Der Angegriffene schreit laut: „Zu Hülfe! zu Hülfe! ich werde ermordet! ich werde bestohlen!“ Die Träger, dieser Verstärkung ihrer Last nicht gewärtig, lassen die Portechaise auf ihre vier Füße hinplumpen, und die beiden Insassen, die sich starrs zurückbeugen, um nicht mit ihren Köpfen gegen einander zu stoßen, kommen jetzt in eine Stellung, in der sie sich einen Augenblick beschauen können. „Ich du mein Gott, Monsieur Mehul!“ „Mein-steur Berlioz!“ Das gab eine der komischsten Entdeckungs-Scenen. Mehul erzählte dem alten Berlioz, wie er der Gefahr entgangen, zermalmt zu werden, und um seine Aufmerksamkeit von der Unordnung abzulenken, die er zu der glänzenden Toilette des Tänzers angerichtet, wirft er sich ihm an den Hals, nennt ihn seinen Vetterer, versichert ihm, daß er ohne ihn ein Kind des Todes gewesen wäre, und was der-

Digitized by Google

gelchen mehr ist. Der alte Tänzer läßt ihn gewähren, ja, er singt an, sich zu brüsten, und nimmt alle Danksagungen, die der junge Musiker an ihn verschwendet, wohlgefällig entgegen.

„Mein geliebter Freund, ich bin ganz entchantirt, Ihnen das Leben gerettet zu haben und Ihr Beseeler zu sepn; das ist mir noch niemalen begegnet, einem Menschen das Leben zu retten, und ich will Sie vor meinen Freunden präsentiren, welche heute bei mir ein Diner einnehmen werden. Sie geben nach Hause, machen andere Toilette, und ich erwarte Sie Schlag drei Uhr, weil ich heute Abend tanze." Mehul gerieth darüber in die größte Verlegenheit, weil er nur einen einzigen Gala-Rock besitzt, und den hat er schlag drei Uhr seinem Eigenthümer aus. „Nimmermehr, nimmermehr", erwidert Pestels, „ich muß diesen Herren und Damen einen so braven jungen Mann zeigen, dessen Leben ich so glücklich war zu retten, und sie werden enchantirt sepn, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie finden Monsieur Noverre, Monsieur Dauberval, Mademoiselle Guimard, Mademoiselle Hänel, Monsieur Legros, Monsieur Larrivee, Mademoiselle Levasseur und überhaupt alle Personen, welche in der neuen Oper tanzen werden, sehr freundlich, wie bereits gesagt worden wird, und die ganze von Ehrvalier Gluck ist." Als Mehul diesen zunehmenden Namen hört, zaudert er nicht einen Augenblick, die Einladung anzunehmen. Pestels wird ihm schon ein anderes Kleid leihen. Man verspricht den Trägern ein gutes Trinkgeld, und sie machen sich auf den Weg. Mit Mühe schleppen sie die Sänfte fort, in welcher der Gerettete noch immer auf den Kissen seines Lehnstuhls hängt; ihm Glück ist der Weg nicht lang. Pestels wohnt auch in der Nähe des Opernhauses, und man langt ohne Zärtlichkeit in seinem Hause an.

Nachdem der alte Tänzer den jungen Musiker mit einigen Kleidungsstücken versorgt hatte, so gut als er sie besaß, aber immer noch sauberer als die, welche Mehul trug, stellte er ihn allen seinen Kameraden als einen jungen sehr hoffnungsvollen Mann vor, den er in einem Hause, wo er Stunden gab, gefunden hatte, und wo er ihn mit größter Lebensgefahr dem Tode entrissen habe. Mehul läßt ihn eben und vergeßlich noch das Loh, welches Pestels seinem eigenen Mutde zu spenden nicht mußte kann. Die Männer drachten den Tonkünstler nicht sehr, einige von den Damen aber werfen ihm seemdliche Seitenblicke zu, denn er hat ein gewandtes Aeußere und weiß sich in seinen geliehenen Kleidern ganz gut zu drehenn.

Als indeß der größere Theil der Gäste in der heutigen Vorstellung zu spielen hatte, so dauerte das Diner nicht zu lange. Man trennt sich bei guter Zeit; ehe aber Mehul seinen Wirth verläßt, nimmt er ihn bei Seite und sagt zu ihm: „Mein lieber Herr Pestels, Sie können mir einen großen Dienst leisten, ich muß durchaus mit dem Ritter Gluck sprechen; erzeigen Sie mir die Güte, mich ihm vorzustellen." „„Nun, mein lieber Freund, das ist nicht so leicht; Herr Gluck arbeitet noch an seiner Oper und empfängt Niemanden. Erst nach Ostern wird er, nach einem Monat, wenn er in seiner Arbeit weiter vorgerückt seyn wird, wenn ich zu ihm gehen werde, um mir die Musik zu den Tänzen zu holen, versprech ich Ihnen, Sie einmal mitzunehmen."" Mehul ist vor Ferndon außer sich, er ergießt sich in Danksagungen und fällt dem alten Tänzer einmal über das andere um den Hals. Dieser schreibt seine Aufgeklärung nur der Erkenntlichkeit zu, daß er ihm das Leben gerettet, und der junge Musiker eilt, von neuen Hoffnungen und neuen Träumen seines Glückes erfüllt, nach seiner bescheidenen Wohnung zurück.

Von dem Augenblick an ging er bei dem Tänzer, seinem Gönner, aus und ein, war ganz Gefälligkeit für ihn, begleitete seine Proben auf dem Klavier, klatschte ihm Beifall, schmeichelte ihm und erinnerte ihn von Zeit zu Zeit an sein Versprechen. So vergingen zwei Monate. Mehul fing an zu fürchten, daß er niemals zum Ziel seiner Wünsche gelangen würde. Da kam er eines Tages, als er wie gewöhnlich Pestels besuchte, den Tänzer traut in seinem Bett, ganz bleich, entstellt und fieberad. „Ach, Sie sind es, mein junger Freund, wie bin ich erfreut, Sie zu sehen; ach, ich bin ein Mann des Todes. O, wenn Sie wüßten, wie es mir geht." „„Ei, mein Gott was ist denn geschehen?"", versetzte Mehul. „Ach, mein theurer Freund, eine schreckliche Grippe hat mich Ungehemet, hat meinen Untergang geschworen, ich bin entehrt, es will nicht, daß ich in seiner Oper tanzen soll." „„Und warum nicht?"" „Perché? Er hat mir ein abscheuliches, schauderhaftes Ballet komponirt, zum Uhrenzerreißen, und da ich nun um ein hübschteres bitte, sagt er zu mir, ich sey ein Esel! Ich, Pestels! Ich verstände nichts davon, ich müßte nach seiner hübschen Musik tanzen, oder er würde ohne mich fertig werden." „Wie ist denn der schöne Gluck?" „„Ach, er ist ein Gräuel. Zimbeln werden im Orchester ganz allein geschlagen, und Violinen kreischen zum Entsetzen. Sie etwas ist doch nimmermehr hübsch. Und das ist noch nichts, ich wollte heute früh in der Probe damach zu tanzen versuchen, ich hatte mir ein prächtiges Pas ausgedracht, da will der brutale Deutsche mich nicht einmal fortfahren lassen. Mein Pas, sagt er, taugt zu gar nichts für Pestels! Der Mann will, ich soll wie ein Wilder tanzen, ich, der erste Tänzer der Welt; er will, ich soll dem Monsieur Larrivee und dem Monsieur Legros Furcht einjagen, die in Ketten in einem Winkel sitzen und nach dem Divertissement geädtet werden sollen. Das thue ich nimmermehr. Ganz kraut vor Aorn lief ich aus dem Theater fort; aber morgen gehe ich zu ihm, und da will ich ihn schon zwingen, mir ein anderes Ballet zu machen. Ich will Ihnen gedichte Beweise sagen und ihn beweisen, daß man einen Tänzer von meinem Verdienst, von der ganzen Welt nicht seines Gleichen hat, nicht ungestraft respektwidrig behandelt. Ich wünschte, die ganze Welt wäre in seinem Kabinet und hörte mit an, wie ich ihm den Vorzug meiner Kunst vor der seinigen demonstriren werde. Leider aber wird Niemand da seyn, doch ich will es auspolaunen lassen." „„Nun"", unterbrach ihn Mehul, „wenn Sie einen Zeugen wollen, so begleite ich Sie."" „Ach! per Dio! das ist mehr, mein lieber Freund; kommen Sie morgen vor zwölf Uhr, mich abzuholen, und Sie sollen sehen, wie ich den groben Deutschen abtrumpfen will; ich werde mich nicht vor ihm fürchten. Adieu, auf morgen. Ich will beten, daß ich schlafen kann, um wieder zu Kräften zu kommen, denn der Schimpf von heute früh hat mich ganz todt gemacht, ich kann nicht mehr."

Mehul empfahl sich schnell und war am folgenden Mittage wieder da. Pestels hatte jedoch schon vor einer Stunde sein Haus verlassen; der Musiker glaubt, er sey voran gegangen zu Gluck, und eilt nach der Wohnung des Letzteren. Er steigt die Treppe hinauf, klingelt, und eine Magd öffnet ihm. Gluck arbeitet und nimmt Niemand an; Mehul besteht darauf; die Magd weiß ihn wiederholentlich zurück; da erscheint eine Dame von ziemlich wohlbeleibter Statur und von großem sehr anständigen Wuchse. Sie steht nach der Ursache des Wortwechsels. „Madame", versetzt Mehul schüchtern und mit heftig pochendem Herzen, „Herr Pestels hatte mich zu sich bestellt, um ihn zu Herrn Gluck zu begleiten; ich dachte, er sey mit hierher vorausgeeilt, und ich....." „„Und Sie wollen auf ihn warten"", fiel ihm die starke Dame mit einer unverkennbar Deutschen Aussprache ins Wort; „„wenn es weiter nichts ist, mein Herr, so kommen Sie mit mir."" Sie führte ihn durch ein großes schön möbliertes Zimmer, in welchem ein herrliches Portrait der Königin hing. Nachdem er einen Augenblick geschwiegen, wagte Mehul zu sagen: „Und Herr Gluck?" „„Mein Mann"", sagte die Dame. „O, Sie sind Madame Gluck! Ach, Madame, wie dankbar bin ich Ihnen für Ihren gütigen Empfang." Die gute Frau weiß nicht, wodurch sie sich diesen Dank verdient hat; aber ihr ganzes Wesen spricht so viel Wohlwollen, daß solcher Vertrauen ein, daß Mehul ihr alles Alles mittheilt; er erzählt ihr von seinem Enthusiasmus, von der Mühe, die er sich gegeben, um zu Gluck zu gelangen, und wie er sich heute für den glücklichsten Menschen schätze, den Schöpfer so vieler Meisterwerke zu sehen. Die gute Deutsche hört ihm mit Theilnahme zu. Indessen verstreicht die Zeit, Pestels läßt sich nicht blicken, und Mehul merkt, daß die Unterhaltung zu stocken anfängt, denn er hat schon seine ganze Geschichte erzählt, selbst seine Verlegenheit ein, daß Mehul nicht viel Französisch verstehe, daß ihm nicht besonders viel zu sagen. „Mein Gott", ruft er plötzlich mit betroffener Miene, „se wird es doch am Ende heut nicht seyn sollen!" „„Hören Sie"", erwidert Madame Gluck, „„er arbeitet zwar, und in solchen Augenblicken darf ihn Niemand stören. Sie können ihn also nicht sprechen, aber wohl sehen; wenn Ihnen das genug ist."" „Ach, Madame, das ist viel Glück", antwortet der junge Künstler. Madame Gluck öffnet nun leise eine Thür, schiebt den jungen Mann hinein, macht hinter ihm zu und läßt ihn vor einer großen Spanischen Wand zwischen der Thür und Madame Gluck's Forteviano stehen. Wer vermöchte, wenn er es nicht schon einmal selbst gefühlt hat, die Bewegung zu schildern, die in einem jugendlichen, ganz von Kunstliebe erfüllten Herzen vorgeht, wenn es in die Nähe eines genialen Geistes kommt?

(Schluß folgt.)

England.

Cap. Roß Entdeckungsreise nach dem Nordpol.

(Schluß.)

— Aus verschiedenen, im vorliegenden Werke zerstreuten Notizen läßt sich, obgleich dies nicht ausdrücklich bemerkt ist, entnehmen, daß man gar bald sich dazu entschloß, das Schiff zu verlassen. Schon am 12. Oktober heißt es: „Das Loslassen und Stauen an der Küste begann, und es wurde eine Kette zweimal um die Mitte des Fahrzeuges herumgelegt. Es war nämlich unsere Absicht, das Schiff zu senken, oder vielmehr, da es von selbst, in Folge einiger Lecks, sinken mußte, dafür zu sorgen, daß es wieder gehoben werden könnte, im Falle irgend ein anderes Fahrzeug später einmal hierher käme, während es doch sowohl gegen die Winde, Wogen und das Eis, als gegen die Eskimo's gedeckt läge." An einer anderen Stelle gegen das Ende Februars heißt es wieder: „Die Dicke des Eises um das Schiff herum war von der Beschaffenheit, daß sie jede Hoffnung zerstörte, es wieder flott zu machen, selbst wenn wir noch einige Zeit auf demselben aushalten wollten, was jedoch nach unseren Vorräthen an Lebensmitteln und dem Gesundheits-Zustande unserer Mannschaft von selbst unmöglich war."

Zelb im April wurden bereits die Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Man theilte, mit einem Theile des Proviants und den Booten eine Strecke weit vorwärts zu gehen und sie dadurch einstweilen zu verwahren, um sie hernach bei Kräften leichter und schneller wieder ziehen zu können. Uebrigens war das Fortschaffen des Gepäckes über das beiderseitige Eis mit vielen Schwierigkeiten verbunden, so daß die Mannschaft einmal dem Capitain vorschlug, die Böte sämmtlich im Stiche zu lassen, was indeß weiter nicht berücksichtigt wurde. Wir unterlassen Lesern einen Begriff von diesen Beschwerlichkeiten und Mühseligkeiten zu geben, dieselben wir nur Folgendes heraussbeben:

„Wir begannen, trotz der unausgesetzten Winde und des Schneegestöbers, unseren Marsch mit der Frühe des Tages, indem wir unser zweites Boot und den Proviant-Schlitten mitnahmen; nachdem wir hierauf das vorausgeschickte Boot von gestern erreichten, zogen wir noch mit dem Ganzen etwas weiter vorwärts, bis acht Uhr, wo wir uns genöthigt sahen, ein Zelt aufzuschlagen. Unser Fleisch war unterdessen so hart geworden, daß wir dasselbe oft mit einer Säge zerschneiden mußten und es dann auf unseren Blechtellern in Stücken zu theilen, um es in unserer warmgemachten Kokosnuß-Butterlegten: dann bereitete es immer einer ziemlichen Masse von Heizungsmitteln. In kurzer Zeit hatte ein stürmendes Schneegestöber unsere Hütte überzogen und wir sahen uns zu unserem Leidwesen von einer spitzigen in's Meer auslaufenden Felsengruppe eingeschlossen, an der das Eis bis zu einer Höhe von sunfzig Fuß aufgethürmt war."

„In den folgenden Tagen konnten wir wiedermm wegen eines heftigen Windes nicht weiter vorrücken, und wir beschlossen, unsere Böte in Sicherheit zu bringen und wieder zu unserem Schiffe zurückzukehren.

Digitized by Google

Das ganze Resultat unseres Marsches war demnach, daß wir hundertundneunzig Meilen hin und her gelaufen waren, während wir nicht mehr als achtzehn Meilen in gerader Richtung zurückgelegt hatten."

Am 29. Mai wurde endlich das Schiff verlassen; man schlug zuerst die Richtung nach dem Strande der „Fury" ein, in der Hoffnung, daselbst noch Lebensmittel aufzufinden u. s. w.

„Wir hatten nunmehr alles an der Küste in Sicherheit gebracht, was uns im Falle unserer etwanigen Rückkehr von Nutzen seyn, oder doch wenigstens den Eingebornen einmal zu Statten kommen könnte. Demnach wurden die Flaggen gehißt und an den Mast angenagelt; wir traten zuletzt noch auf das Wohl unseres armen Schiffes zum Abschiede, und nachdem ich am Abend die ganze Mannschaft zusammen gerufen hatte, sagte ich selbst ein „Vaterunser", da immer ein passender Schicksal verdient hätte, mein Lebewohl. Es war, als trennten wir uns von einem alten Freunde, und ich konnte nicht die Stelle verlassen, wo das Fahrzeug aufsichtig zu werden anfing, ohne vorher noch eine Skizze von dieser traurigen Einöde zu entwerfen, die uns desto trübseliger und melancholischer erschien, als wir hier die Heimath unserer letzten Jahre einsam und hülflos in unbewegtem Eise erstarrt, verlassen mußten."

— Am 1. Juli kamen unsere Gefährten, die Kranken an, „Furyan, wo sie eine Art von schiefrigem Wohngebäude errichteten und hierauf die Böte der „Fury" anbrachten. Am 1. August brach das Eis auf, die Böte wurden mit Proviant auf zwei Monate ausgerüstet und mit Bettzeug und anderen nothwendigen Dingen versehen, worauf denn die Weiterreise angetreten ward. Sie verfolgten ihren Weg mit verschiedenem Glücke, die sie, erst in der Mitte Septembers, die Verbindung der Schwäne-Straße mit der Prinz-Regent-Straße erreichten; am 21. Juli fanden sie eine zusammenhängende feste Masse Eises, die sie dreie Jahre vergeblich seine Hoffnung zum Durchbrechen mehr übrig ließ; endlich nach vielen Anstrengungen waren sie genöthigt, ihre Böte in der Baffy's Bay ein Sicherheit zu bringen und noch einmal für einen Winter oder vielmehr für noch ein Jahr zu dem Strande der „Fury" zurückzukehren.

Dieser Winter verging ohne besondere Merkwürdigkeiten, gleich wie der zuvorhergehende (im Jahre 1833) durch den Tod der Schiffsjunge merwann. Der Capitain bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Die Unnöthe lichkeit, unsere Körperkräfte regelmäßig zu üben, der Mangel an hinreichender Beschäftigung, die kargen und immer mehr verkürzten Rationen, und endlich die unvermeidliche Niedergeschlagenheit, die dieses traurige, melancholische, einförmige und wüste Schnee- und Eisland hervorbrachte, alles dies vereinigte sich, um unsere Gesundheit im höchsten Grade zu erschüttern. Aber Ebon und Peterie kannten unsere alten Wunden zugen an, wieder aufzubrechen und Schmerzen zu verursachen, und zwei von der Mannschaft hatten mit dem Skorbut so heftig zu kämpfen, daß ihre Wiederherstellung höchst bedenklich erschien."

— Im April begannen wieder die Vorbereitungen für die nächste Reise. Gegen das Ende Juni's war man mit den Zelten und Vorräthen schon einige Meilen Weges vorwärts gekommen. Am 4. Juli endlich war Alles bereit. „Es schien nun", sagt der Capitain Ross, der Rückblick zu seyn, wo wir die traurige Gegend für immer verlassen sollten. Trotzdem waren unsere Hoffnungen noch mit banger Zurcht vermischt; noch mußten wir mit Angst erwarten, daß wir genöthigt werden könnten, noch einmal und zwar zu unserer größten Verlegenheit und Verzweiflung wieder hierher zurückzukehren."

Unterdessen waren drei Leute von der Mannschaft krank geworden, die gar nicht mehr von der Stelle gehen konnten; Andere erholten sich zwar noch im Gange, waren aber nicht im Stande, mit Hand an die zu jiehenden Schlitten zu legen. Am 12ten kamen sie zu jenen Böten in der Baffy's Bay. Hier wurde jener Wechsel der Luft, jeder Niedergeschauer und jede Bewegung des Eises eine Quelle ängstlicher Beklämmerniß. —

„Am 14. August wurde zum ersten Mal ein Wasserspad bemerkt, der nordwärts hinführte. Sogleich, am vier Uhr des Morgens, wurden Alle dazu gebraucht, um das Eis zu bedauen, das die Küste umgerte, und als die Fluthzeit eingetreten war, ließen wir die Böte vom Stapel, schiffen die Lebensmittel und die Kranken ein, und um acht Uhr waren wir unterwegen."

„Es war nun unser Bemühen, zu vergessen, daß wir nun vor einem Jahre in den nämlichen Umständen, an dem nämlichen Orte befanden; wir fühlten, daß die Zeit gekommen war, wo wir alle unsere Anstrengungen verdoppeln mußten, um endlich mit Erfolg getrönt zu werden; wir hofften mit Sicherheit, bald die ganze Straße offen vor uns zu sehen, und mit unserem kleinen leichten Fahrzeuge bei günstigem Winde schnell durch die Bucht hinaus zu segeln und auf unsere Heimath zuzusteuern."

„Wie umfuhren bald die nördliche Spitze der Baffy's Bay, und indem wir eine Wasserstraße fanden, durchkreuzten wir die Elwin's Bay um Mitternacht; am 16ten erreichten wir die Stelle, wo wir am 28. August im vergangenen Jahre unsere Zelte aufzuschlagen hatten. Der ganze Unterschied betrug sich demnach bloß auf zwölf Tage; hätten wir nun diese wenigen Tage umgehalt verstreichen lassen, so würden wir unbedingt genöthigt worden seyn, zu unserem größten Unglücke wieder in unser voriges Winterquartier zurückzukehren."

„Wir fanden hier keinen Durchgang nach Osten, aber die Wasserstraße zog sich noch immer weiter nördlich hin. Je weiter wir vorwärts schritten, desto mehr wuchs das freie Wasser der Breite nach, und um acht Uhr des Abends erreichten wir unsere frühere Stellung am nordöstlichen Vorgebirge von Amerika. Von dem Hügel aus erblickten wir, daß das Eis gegen Norden und Nordosten von der Beschaffenheit war, daß man daselbst leicht passiren konnte; indeß wagten wir uns des Nachts wegen des heftigen Windes nicht hindurch und ruhten uns hier ein wenig aus."

„Um drei Uhr des Morgens schifften wir uns wieder ein, indem wir einen kurzen Bericht von unseren Reise-Begebenheiten an derselben Stelle zurücklieferen, wo wir schon früher einen verborgen hatten. Es war Windstille und wir ruderten fort nach Osten, bis wir zu Mittag durch die einzelnen Zwischenräume einer Eismasse hindurchdrangen, die sich eine Meile nordwärts erstreckte. Ein Südwind, der sich erhob, setzte uns in Stand, dieselbe zu umfahren; hierauf fanden wir das Wasser offen, so daß wir um drei Uhr des Nachmittags die östliche Küste der Straße erreichten. Auf diese Weise hatten wir in wenigen Stunden das ausgeführt, was wir selber durch mehrere Tage vergeblich versucht und was in einem der vergangenen Winter wohl auch keineswegs auszuführen möglich gewesen wäre."

„Gewöhnt an den Anblick des Eises, an seine Raubgier und unbarmherzige Festigkeit, fühlten wir uns jetzt gleichsam von einem Zauberstabe berührt, als wir auf einmal die selbe starre Masse des Oceans, die uns so viele Jahre gefangen hielt, vor uns verschwinden und plötzlich in leichtes flüssiges, schiffbares Wasser umgewandelt sahen. Fast hatten wir vergessen, was das hieße, im freien Meere sich bewegen, und es machte uns Mühe, uns zu überzeugen, daß wir endlich hier als Seeleute in unserem Elemente waren, daß unser Fahrzeug frei auf den Wellen unter uns schwebe und daß es, sobald nur günstige Winde wehen, immer nach unseren Besehlen und Winken sich richtet."

Nachdem einige Tage immer einander fort gearbeitet; hierauf ruhte man an der Küste aus, als auf einmal der Maschwächter am 26sten ein Segel auf dem offenen Meere erblickte.

„Es ward keine Zeit verloren: die Böte wurden losgebunden und man gab zu wiederholten Malen Signale, indem man angefeuchtetes Pulver anzündete; um sechs Uhr vollendeten wir unsere Einschiffung und verließen unseren kleinen Hafen. Unser Bestreben war langwierig, da wir durch die abwechselnden entgegenwehenden Winde genöthigt wurden nach allen Richtungen hin wehenden Lüfte; indeß steuerten wir immer auf das Fahrzeug zu, und wäre dasselbe ruhig liegen geblieben, so hätten wir es auch bald erreicht. Unglücklicherweise aber erhob sich gerade ein starker Wind, worauf das Schiff alle Segel ausspannte, um südostwärts zu fahren; so blieb denn unser Boot, das am meisten vorgeschritten war, hinter seinem zurück, während die zwei anderen Böte immer mehr gen Osten hin steuerten, in der Hoffnung, dasselbe zu durchkreuzen."

„Um zehn Uhr erblickten wir noch ein anderes Fahrzeug gegen Norden, das anfangs auf unsere Böte zu warten schien, und wir dachten schon, daß wir von demselben gesehen wurden. Indeß zeigte es sich bald, daß dies nicht der Fall war, da es schnell alle Segel beisetzte, um weiter zu fliehen. Wir befanden uns jetzt in der Englischen Lage, die wir je gewünscht hatten; wir waren in der Nähe unserer Schiffe, sie hatte gleich fähig gewesen waren, unseren Leiden und Mühen mit einem Mal ein Ende zu machen, und doch sollten wir, wie es schien, zu keinem derselben hingelangen."

„Unterdessen war es nöthig, der Mannschaft Muth zuzusprechen, indem ich ihr von Zeit zu Zeit versicherte, daß wir das Schiff erreichen würden; glücklicher Weise hatte der Südwind sich erhalten, und wir waren so weit vorwärts gekommen, daß wir um elf Uhr dasselbe erblickten, indem es mit allen Segeln rückwärts steuerte, und hierauf unmittelbar ein Boot aus entgegen ausfandte."

„Als es an uns herangekommen war, redete der zweite Steuermann, der dasselbe befehligte, uns an, indem er schon vermuthete, daß wir irgendwie verunglückt und unser Schiff verloren hätten. Nachdem wir ihm bejahten, verlangte ich zu wissen, wie jenes Schiff heiße und brückte zugleich unseren Wunsch aus, von demselben an Bord genommen zu werden. Man antwortete mir, daß es die „Isabella" von Hull sey, die einmal vom Capitain Ross befehligt worden; hierauf versicherte ich, daß ich eben derselbe Mann wäre, von dem hier die Rede sey, und daß meine Leute die Mannschaft der „Victory" wären. Der erstaunte Mann bedeutete mir hierauf in seiner ersten Ueberraschung, daß ich bereits fünf volle Jahren todt sey. Indeß überzeugte ich ihn doch bald, daß das, was er für gewiß angenommen, nur eine vorgefaßte Vermuthung war; da er schon an unserer verwitterten Gestalt, an unseren eingefallenen und ungeschorenen Bärten sehen können, daß wir keine „Spaßmacher oder Betrüger" wären. Hierauf erfolgte denn eine herzliche Begrüßung im wahren Seemanns-Stile, und nach einigen natürlichen Fragen Hüte er hinzu, daß die „Isabella" von Capitain Summerhayes erblickt worden; sodann ging er mit seinem Boote ab, um die Nachricht an Bord zu bringen, nachdem er mir vorher nochmals versichert hatte, daß wir sammtlich schon längst aufgegeben worden wären, nicht bloß von ihm, sondern von ganz England."

„Wir zogen langsam hinter dem Boote her und näherten uns dem Schiffe, worauf der Steuermann an dem Worte über Bord sprang, und in einer Minute befand sich die ganze Mannschaft am Taffelwerke; wir wurden mit freudigem Zuchheirufen begrüßt, als wir innerhalb einer Kabel-Länge angekommen waren, und mein alter, nunmehr ehm Capitain Humphreys befehligtes Schiff nahm mich wieder an Bord, worauf uns Jener im herzlichsten Seemannstone bewillkommnete."

„Wir hätten kaum auf die mitte Bedrängnißweise Rücksprach gemacht, die man uns über zu Theil werden ließ; nicht leicht konnte man einen Haufen Menschen sehen, denen elenderen Aussehen fanden, und ein Jeder von uns erkannte es selbst, daß unser Anblick ziemlich abstoßend seyn müsse. Wenn irgend Armuth und Elend die Hülfe und Stütze des Mitleidigen verdienten, so war gewiß Niemand derselben würdiger, als wir; wenn aber das schenkliche und abschreckende Aussehen des Dürftigen zu oft den Wohlthätigen von dem entfernt hält, so befanden wir uns in dem Zustande, der gewiß abschreckender war, als der manchen herumschweifenden Bettlers in Irland. Schmutzig, mit fett und dunkelfarben Zeiten nicht geschorenen Bärten, in Lumpen von wilden Thieren eingehüllt und abgezehrt bis auf die Knochen, stach unsere Figur und Gestalt gewaltig gegen diejenigen ab, die uns hier von der wohlgekleideten und gutgenährten Mannschaft umgaben."

„Indeß war unter dieser bunten und sinlig gelaunten Menge jeder ernste Gedanke unmöglich, und bald schien wir uns gemeinig, über uns

Digitized by Google

selbst und über die von uns aufgeführte komische Scene zu lachen. Da war auch jener Mann hungrig, ein Jeder wollte daß geschlagen seyn, Alle waren zerlumpt und nußten uns beschreiben weinen; nicht Einer war, der nicht das Bedürfniß gehabt hätte, sich wenigstens die Hände zu waschen, nicht Einer war da, den sein langer Bart nicht entstellt und dem er nicht alles menschliche Ansehen genommen. Hier wollten Alle Alles auf einmal thun; es wurde gewaschen, angekleidet, der Bart geschoren und gesegnet, Alles bunt durch einander, während man zu allem diesem noch unzählige Fragen gegenseitig zu richten hatte: die Ereignisse der „Bietsch", unsere Geschichte, die Pariser Revolution, die Englische Reform, unsere neuesten Europäischen Ereignisse seit vier Jahren. Indeß lief bei uns endlich Alles im Frieden ab. Die Kranken wurden bewirthet, die Matrosen aufgemuntert, und Alles war süß uns gesichten und gelesset, was Menschlichkeit und Mildthätigkeit nur leisten konnten. Endlich brach die Nacht herein und verbreitete Ernst und Ruhe um sich her, und es war wohl nicht Einer unter uns, der nicht tief bewegt mit mit der innerlen Rührung Gott für die wunderbare Wahrung der Nacht auf einem Sessel, und den übrigen meiner Begleiter erging es ebenfalls nicht viel besser. Es war eine Zeit erforderlich, um uns den plötzlichen Wechsel erträglicher zu machen und uns mit den alten Gewohnheiten und der Lebensweise der civilisirten Welt wieder auszusöhnen."

Asien.

Die Frauenbäder im Orient.

(Aus der Voyage en Orient von Alph. von Lamartine.)

Im Orient gehen die Frauen ins Bad, wie bei uns auf den Ball; die Einladungen zu diesen Vergnügungen werden dort vierzehn Tage vorher gemacht. Die Gattin unsers Consular-Kanzlers erbeten von der Frau und Tochter eines Arabischen Häuptlings in Smirna eine solche Einladung, und der Verfasser giebt nun auf den Grund der Beschreibung seiner Gattin folgende Schilderung davon:

„Die Bade-Säle sind öffentlich; aber stets wird den Männern der Eintritt die zu einer bestimmten Stunde untersagt, und selbst ganze Tage lang ist ihnen dieser Eintritt nicht gestattet, wenn es sich von dem Bade sür eine Braut handelt, gleich derjenigen, dem meine Frau und Tochter beiwohnten. Die Säle werden von Oben durch kleine Fenster mit gemaltem Glase schwach erleuchtet. Sie sind mit bunten Marmortafeln, die sehr künstlich geadelrist sind, ausgelegt. Die Wände sind ebenfalls mit Marmor mosaikartig oder mit Mauerischer Arbeit ausgelegt. Sie unterscheiden sich nach den verschiedenen Graden der Hitze; die ersten haben die Temperatur der äußeren Luft, dann werden sie wärmer und immer heißer, bis sie endlich zu dem Dampf des sast kochenden Wassers aus Bassins hervorströmt, und die Luft mit erstickender Hitze erfüllt. Im Allgemeinen befindet sich in der Mitte der Säle kein ausgehöhltes Bassin; nur aus Röhren fällt immerwährend das Wasser in kleiner Quantität auf den marmornen Fußboden. Da dasselbe stets durch Rinnen wieder abläuft, so ist es fortwährend neu und frisch. Denn was man im Orient Bad nennt, ist nicht eine völlige Untertauchung des Körpers, sondern nur eine allmälige, mehr oder weniger warme Besprengung und der Eindruck des Dampfes auf die Haut."

„An jenem Tage waren zweihundert Frauen aus der Stadt (Bayrut) und Umgegend zum Bade eingeladen, und es befanden sich darunter auch mehrere junge Europäerinnen. Eine jede war in ein großes Stück weißer Leinwand gehüllt, welches das schöne Kostüm der Frauen ganz bedeckt, so daß sie Niemand sehen kann, als wer von ihren schwarzen Sklaven oder ihren treuen Dienerinnen begleitet; je nachdem sie ankamen, vereinigten sie sich in Gruppen und ließen sich auf Strohmatten oder Kissen in der Vorhalle nieder. Ihre Dienerinnen nahmen ihnen darauf das Tuch ab, welches sie einhüllte, und nun erschienen sie in aller der reichen und malerischen Pracht ihrer Gewänder und Geschmeide. Das Kostüm ist nach der Farbe des Stoffs und nach der Menge und dem Glanze der Geschmeide verschieden; aber es ist sich gleich nach dem Schnitte der Kleider. Dieses Kostüm besteht in weitfaltigen Beinkleidern von Atlas, die am Gürtel durch ein Gewebe von rother Seide gehalten, und an den Fußknöcheln mit einem goldenen oder silbernen Armbande gebunden werden; in einem goldgestickten, vorn offenen Rock, der unter dem Busen zusammengeknüpft wird und diesen selbst nicht verhüllt, die Aermel sind an der Achsel eng und erweitern sich vom Ellenbogen bis zur Handwurzel, wo sie in einen Trichter sich Hände bedeckt den Nacken. Ueber diesen Kleide tragen sie ein Westchen von glänzendem Sammet, das mit Hermelin oder Marder gefüttert und mit Gold gestickt ist; die Aermel desselben sind ebenfalls offen. Die Haare sind in der Mitte des Kopfes geschieden; ein Theil fällt auf den Hals zurück, und die übrigen sind in Zöpfe geflochten, die, durch schwarzfärbere, die Haare nachahmende Flechten verlängert, bis auf die Füße herabfallen. Kleine Gold- oder Silberschnüre hängen am Ende dieser Flechten und machen, daß sie am Körper herabfallen; außerdem ist der Kopf mit kleinen Perlenschnüren, mit Reihen von Goldmünzen und natürlichen Blumen, in großer Mischung und verschwenderisch geschmückt. Diese Art von bandartigem Putze ist bei den jugendlichen Gestalten den sinnlichen bis zwanzig Jahren von malerischer Wirkung; auch tragen manche Frauen auf der Mitte des Kopfes ein Mützchen von getriebenem Golde, in Gestalt einer umgekehrten Trinkschale, an welchen sich eine große Eichel mit Perlen befindet. Die Füße sind unbedeckt mit Ausnahme gelederner Pantoffeln, welche die Frauen im Gehen nachzuschleppen pflegen. Die Arme sind mit Armbändern von Gold, Silber oder Perlen bedeckt; den Hals schmücken Schnüre von Gold oder Perlen, die auf die offene Brust herabfallen.

Nachdem alle Frauen vereinigt waren, ließ sich eine rauhe Musik vernehmen; Frauen, in ein einfacherothes Gewand gekleidet, stießen schneidende Kehltöne aus, und spielten auf Pfeifen oder spielten die Mandoline, während diese Musik dauerte, ganzen Tag hindurch und gab der Scene fröhlicher Heiterkeit den Charakter wilden Tumults und einer Art von Wahnsinn.

Als die Braut erschien, von ihrer Mutter und ihren jungen Freundinnen gefolgt, und mit einem so prächtigen Kostüme geschmückt, daß ihre Haare, ihr Hals, Nacken und Arme unter einem wogenden Schleier von Goldmünzen, Goldmünzen und Perlen ganz verschwanden, brauchte man sich über die Wuth der Instrumente und Stimmen sie selbst so Stück ihrer Kleider, während auch die anderen Frauen durch ihre Stellen entkleidet wurden. Nun begannen die verschiedenen Ceremonien des Bades. Unter den Tönen der nämlichen Musik und mit denselben Feierlichkeiten und noch auffallenderen Worten begab man sich aus einem Saale in den andern; man nahm die Dampfbäder und die Abwaschungen, — kam sich man wohrscheinde Wasser auf die Frauen niederzuströmen, — man begann die Spiele, — man nahm Theil an verschiedenen Bewegungen und Tänen das Nämliche, was etwa ein Haufen Schüler thut, die man in einen Saal führt, um zu schwimmen, sie besprützen sich nämlich oder tauchten den Kopf in's Wasser, und jedesmal erhebt die Musik lauter und stärker, so oft diese kindischen Bewegungen von Neuem begannen und das Gelächter der Arabischen Mädchen erregten. Endlich wurden die Bade-Zimmer verlassen; die Sklavinnen folgten von Weitem die feuchten Haare ihren Gebieterinnen; sie wurden wieder mit den Hals- und Armbändern, bekleideten sie mit den seidenen Gewändern und den Westchen von Sammet, breiteten Kissen auf den inzwischen abgetrockneten Fußboden, und brachten nunmehr in Kisten und seidenen Beuteln die Esswaaren — Backwerk und Konfitüren aller Art, worin die Türken und Araber Meister sind, — Sorbet und Eis, deren sich die Orientalen zu allen Tagszeiten zur Erquickung bedienen. Nach Pfeifen zum Rauchen wurden für die Gebieterinnen gebracht, und ein wohrierchender Rauch erfüllte den Saal; der Kaffee, der in kleinen Tassen aufgetragen wurde, welche in kleinen, durchsichtigen, mit Gold und Silber gezierten Gefäßen standen, dörte nicht auf die Runde zu machen, und die Unterhaltung belebte sich immer mehr; denn kaum Tänzerinnen, die nach den Tönen der schon erwähnten Musik Aegyptische Tänze aufführten und die langweiligen Bewegungen Arabischer Tanzmädchen. Auf diese Weise ging der Tag unter Vergnügungen, und mit dem Beginn der Nacht begleiteten die Frauen die junge Braut in ihrer Mutter zurück. Eine solche Bade-Festlichkeit zu Eben einer Braut pflegt gewöhnlich einige Tage vor der Hochz eit stattzufinden."

Mannigfaltiges.

— Wieder ein neuer Kopernikus. New-Yorker Blätter enthalten nachstehende Kundmachung: „Freunde und Mitbürger! Der Zweck der gegenwärtigen Mittheilung ist, Euch kurz diejenigen Berichtigungen und Verbesserungen vorzulegen, welche ich mit der Theorie der Erde, von Capitain Symmes, vorgenommen habe, nämlich: Die Erde ist hohl von Pol zu Pol und umschließt alle Planeten, welche sie bilden, was gewöhnlich das Sonnen-System genannt wird. Wir bewohnen die konkave Oberfläche der Erde, von wo aus wir die erwähnten Planeten in ihren bestimmten Bahnen sich bewegen sehen. Die konkave Oberfläche ist auch von einer Rage vernünftiger Wesen bewohnt, und es ist eine kreisförmige Oeffnung an jedem Pol, deren Rand sich etwa unter dem 70ten Grade nördlicher und südlicher Breite befindet.*) Durch diese Oeffnung kann (wie dies auch ohne Zweifel vor der Sündflud der Fall war) ein lebhafter Verkehr von den Bewohnern der inneren und äußeren Oberfläche hergestellt werden. Diese Theorie hat mit der des Capitain Symms nur die Annahme gemein, daß die Erde hohl und an den Polen offen ist. Es bleibt mir nur noch hinzuzufügen, daß ich bereit bin, auf alle Anfragen gelehrter Männer über diesen Gegenstand zu antworten, und dies geschieht nur in der Absicht, zum Gelehrten Gelegenheit zu geben, zu bestimmen, wie weit diese meine neue Entdeckung hinsichtlich der Erklärung des Sonnen-Systems und der Erde, haltbar ist. Ich werde jedoch nur die mit dem Namen des Einsenders versehenen Zuschriften berücksichtigen.

A. P. Brittingham."

— Bevölkerung der Französischen Kolonien. Insel Martinique: 34,498 freie Leute und 79,767 Sklaven, zusammen 114,260 Seelen. Insel Guadeloupe: 25,810 Freie und 99,039 Sklaven, zusammen 124,849 Seelen. Auf Bourbon: 30,651 Freie und 70,458 Sklaven, zusammen 101,109 Seelen. In Französisch Guiana: 4330 Freie und 18,201 Sklaven, zusammen 22,531. Am Senegal: 2970 Freie und 11,351 Sklaven. In Indien: 152,901 Freie, von welchen 151,702 Eingeborne und nur 1199 Europäer; keine Sklaven. Auf St. Pierre und Miquelon: 905 freie Personen.

Total-Summe: Freie Leute . . 232,060
Sklaven . . . 278,786

Zusammen 530,846.

*) Schade, schade, daß Capitain Rok von dieser Entdeckung noch nichts gewußt hat, als er sich an dem dreieckigten Punkte befand. Er hätte die Durchfahrt zu den Bewohnern der Erd-Rinde vielleicht eher ausgefunden, als ihm nun vergebens gesuchte Nordwest-Passage.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 71. Berlin, Montag den 15. Juni 1835.

England.

Coleridge's Tischgespräche. *)

Trotz seines ausgezeichneten Talentes, hat Coleridge doch nie Fragmente als Proben der Stärke und Bedeutsamkeit desselben hinterlassen. Freilich ist es eine wunderbare Kette, eine Kette von Gold und Diamanten, die alle diese zerstreuten Fragmente verbindet. Dieselbe Philosophie zieht sich in allen, der gleiche Gedanken-Fond läßt sich in Allem entdecken. Immer ist es der Kampf eines tiefsinnigen Gemüths gegen die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, das Ueberzeugtheit der innern über die äußere Welt. Immer ist Coleridge's Blick auf die Wahrheit, auf das Gute und Schöne gerichtet, und Keiner hat dem modernen Materialismus und dem Scepticismus unserer Zeit einen stärkern Damm entgegenzusetzen gewußt. Aber die Natur dieses seltsamen Geistes war, wenn wir so sagen dürfen, diskursiv; er hat kein einziges ganzes und vollständiges Werk hinterlassen — kein philosophisches System. Poet, Moralist, Metaphysiker, hat er viel mehr über alle Punkte seines und unseres Gesichtskreises, über alle Materien und Sujets lichtvolle Strahlen verbreitet, als das Ideal einer Intelligenz in eigentlichem Sinne verwirklicht. Er war ein Geist, der eine Bahn, die der Abwechslote nicht undeutlich genannt werden mag, verfolgte und sich dem Ziele, das er sich vorgesetzt, stets näherte, ohne es doch je erreichen zu können.

Sein Gespräch, das so sehr geräumt wird, war, genau genommen, kein Gespräch. Man hätte es richtiger einen Monolog nennen sollen, der durch einzelne Antworten des Mitunterredenden minder unterbrochen, als vielmehr im Gange erhalten wurde. Von einem Hin- und Herstreiten war gar keine Rede, sondern er ertheilte Orakel. Wenn er in einen Salon eintrat, auch in seinen eigenen, so war es, als wenn ein Strmnit aus seiner Klause träte. Verdrießlich vor dem Glanze des Lichts, von der Menge der Menschen, von dem Lärmen und der allgemeinen Bewegung betäubt, so erschien er, seine Augenlider senkten sich, seine Augen schlossen sich zu: freilich nicht aus alberner Schüchternheit, aber die Wirklichkeit des Lebens schien unerwünscht und bemüthigend auf ihn niederzufallen; er bedurfte einiger Augenblicke Ruhe, um sich zu fassen. Dann aber, sobald eine zufällige Bemerkung seine Gedanken anregte, ein Buch, ein Ereigniß, eine Anekdote den Genius der Rede in ihm weckte, sah man sein grauet Auge aufflammen, den Wiederschein der Begeisterung sein Antlitz umleuchten und eine Art von geistiger Angst und Wehen sich auf seinen zusammengezogenen Zügen malen. Der Zauberstab hatte an den Felsen geschlagen, und die heilige Quelle sprudelte hervor. Ein Strom von Beredsamkeit, nicht gewaltsam oder stürmisch, sondern gleichmäßig und durch die Lieblichkeit des Ausdrucks und die Fülle der Einfälle so bedeutend, setzte die Zuhörer in Erstaunen. Die Dandys (es war Mode, Coleridge in dem kleinen Salon auf seiner bescheidenen Villa bei London zu besuchen) drängten sich mit der Miene der Verwunderung, ziemlich ennuirt, um den neuen Propheten. Man mußte es sehen, wie die Leute aus der Provinz die großen dummen Augen aufrissen und sich fragten, wie so der kleine schwarze Mann mit den unordentlichen Haaren das Gespräch ganz allein führe. Literaten oder Gelehrte versuchten bisweilen, den Redner einen Einwurf zu machen; sie wagten sich mit einzelnen Argumenten hervor, derern Trockenheit dann auffallend genug mit Coleridge's Feuer kontrastirte, und deren jedes sogleich vom Strome seiner herrlichen Worte mit fortgerissen wurde. Wenn man auch noch so sehr an ihn gewöhnt war und die Art und Weise seiner Rede genugsam zu kennen glaubte, immer wieder verlor man sich, man mochte wollen oder nicht, in den Verschlingungen des Labyrinthes, das er improvisirte, und worin er sich eben so gern selbst verlor; jede Bemerkung, welche die Freunde, die ihn zuhörten, laut werden ließen, war für ihn nur eine neue Gelegenheit, noch glänzender zu improvisiren, als vorher. Ideen und Bilder drängten sich in und an einander wie die Sterne der Milchstraße. Man fühlte sich durch einen Zauber gefesselt, der sich nicht beschreiben läßt; kaum versah man sich's, so hatte er schon wieder einen neuen Gegenstand vor, und im nächsten Augenblicke war die ganze Sphäre eine andere geworden. Er übte einen solchen Einfluß auf den Zuhörer aus, daß man ihn zu verstehen glaubte, aber vielmehr ihn suchte zu können hoffte, wenn er schon, von seiner Phantasie wie vom Hippogryph des Ariost emportgetragen, in den Wolken verschwunden war und sich in den Regionen des unverständlichsten Mystizismus erging. Man nahm sie höchste, Alles überfliegende Weisheit, was in der That ein tiefer Sinn hatte. Es mag gesagt werden, daß er ihm bisweilen dergegnete, sich selber nicht zu verstehen, und dann gerade waren seine Zuhörer vom höchsten Enthusiasmus ergriffen. Man rieth ihn und her, suchte einen dagen, aber großen Gedanken zu entdecken, der sich etwa im Halbdunkel der seierlichen Worte und der glücklichsten Metaphern blicken ließ. Diese Art von Conversation und das Vergnügen, das ein solcher Redner gewährt, gleichen den muskalischen Wirkungen der Harmonika. Es ist schwer, eine bestimmte Melodie herauszufinden und festzuhalten. Man denkt sogar nicht mehr an das Talent des Spielers. Eine unwiderstehliche magnetische Gewalt bemächtigt sich unserer. Eine Lust, für die es kein Wort giebt, durchdringt uns; Künstler und Kunst verschwinden, und die überwundenen Sinne sinken in Schlaf, eingewiegt von einer übernatürlichen Musik.

Allerdings kam in diesen so bildwerthschen Conversationen eine Fülle von Geist und Witz und treffenden Bemerkungen zum Vorschein. Nie ist Einer mit seinen Gedanken so verschwenderisch umgegangen, nie hat sie Einer mit einer so eigenthümlichen Nachlässigkeit, mit so wegwerfender Fertigkeitgleit umhergestreut und verschleudert. Sein Sohn, ein Mann von Talent und mit der komischen Aber und dem Humor, den der Vater nicht besaß, reichlich ausgestattet, hat uns einige dieser Conversationen gesammelt, deren Aufbewahrung außer Zweifel ist, und auf denen wir hier einzelne besonders interessante Auszüge mittheilen.

Man sprach von dem eccentrischen Wesen Maturin's, des berühmten Verfassers mehrerer wilden Romane, von seinen wüsten Sitten, seiner Leidenschaft fürs Spiel, den Weiu und die Weiber, und man hatte die Frage — ein Problem, das eben nicht oft zum Gegenstande philosophischer Betrachtung gemacht wird — aufgeworfen: Welches die eigenthümliche Natur oder, wenn man will, das wahre Temperament des Genies sey?

„Ich glaube, das erste Symptom des wahren Genies ist die Ruhe mitten in der lebendigen Thätigkeit des Daseyns und dem Wechsel der Erscheinung. Aus Allem, was uns die Zeitgenossen Shakespeare's, Milton's, Taffo's, Bato's dare diese Männer mitgetheilt haben, sehen wir, daß sie wenig Werth auf den Verkehr legten, daß sie zurückgezogen, leger, ihrer innewohnenden Zukunft durchaus sicher waren und in diesem Bewußtseyn lebten. Es waren stille und zarte Charaktere. Die ersten Geister unserer Literatur sind immer bescheiden, still in sich gewesen. Lord Byron macht keine Ausnahme davon, trotz seiner Blasée, die er vornahm; das war ein Scherz, eine Laune von ihm. Bei der Gräfin Guiccioli wußte man ihn stets und in seiner Einfamkeit zu Ravenna. Unser alter Chaucer ist heiter, wie es sich für einen Erzähler guter und angenehmer Geschichten gehört. Die Süße und Lieblichkeit in Shakespeare's Reden war allgemein bekannt; eben so Spencer's melancholische Anmuth. Milton besaß eine Herrschaft über sich, eine Fassung, die er

*) Unter der Rubrik „Manuskriptalitzen" theilten wir bereits aus diesem vor kurzem in England erschienenen geistvollen Buche (Coleridge's Table talk) wenige Auszüge mit, die bei den zahlreichen Lesern den Wunsch erregten, noch Mehreres daraus zu kennen. Indem wir diesem Wunsche nachkommen, wollen wir hier unsererseits noch einige Bemerkungen über Ct's Leben voranschicken. Samuel Taylor Coleridge, einer der bedeutendsten Männer des neuern England, Zeitgenosse und Freund Southey's, Lamb's, Wordsworth's und Byron's, wurde zu Ottery im Jahre 1770 geboren. Sein Vater war der berühmte Doctor Bowyer, und die Freundschaft mit Southey wurde auf der Schule in Hereford geschlossen. Den damaligen Zustand in geistiger Beziehung werde durch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. In seiner Begeisterung für die bürgerliche und religiöse Freiheit, die er damals als unzertrennlich von der demokratischen Regierungsform betrachtete, entwarf er mit Southey und zwei oder drei andern jungen kraftvollen Leuten den Plan nach Amerika zu gehen und dort an den Ufern des Susquehanna eine neue Gesellschaft zu gründen, die sie nach dem Griechen Thomas Pantisokratie, d. h. Gleichheit Aller, leitet werden sollte. Wegen Mangel an Geld wurde jedoch aus der Einschiffung nichts. Im Jahre 1794 ging Coleridge nach Oxford, wo er Sizarius in Sommerstiftung. Hier lernte er Wordsworth kennen und schloß Freundschaft mit ihm. Der Selbstmord des jungen Chatterton regte ihn zu seinem ersten poetischen Versuch an. Im Jahre 1795 gab er einige Pamphlets gegen das Ministerium heraus und gründete ein Journal, der Radikale wächter betitelt. Es machte aber kein Glück. Als Sir Alexander Ball von Gouvernement von Malta ernannt wurde, nahm dieser Coleridge als Secretair mit; nach seiner Rückkunft — er hatte mittlerweile eine Pension von der Regierung erhalten — hielt er öffentliche Vorlesungen über Shakespeare und über Religion, Metaphysik und verwandte Gegenstände vor sehr zahlreichem Auditorium mit Beifall. Sein Ruf als ausgezeichneter Redner hatte von dieser Epoche an sich datirt. Dann erschienen „die Erweckungsbriefe", eine Zeitschrift „Sibyllinischen Blätter", ein religionsphilosophisches Werk, die literarische Biographie, Ansichten und Urtheile, fragmentarischer, der Freund, eine Sammlung von Vorlesungen über Shakespeare und Milton, ein Traktat über Kirche und Staat u. s. w. Auch war er es, der zuerst die Engländer auf die Schätze der Deutschen Literatur aufmerksam machte, und zu diesem Behufe seine Schiller's „Wallenstein" übersetzte. Coleridge's demokratische Gesinnung und Ansichten haben sich nach und nach modifizirt und umgestaltet, und ohne daß er je an den politischen Kampfen Theil genommen hätte, hat er die Prinzipien der Englischen Kirche glänzend vertheidigt und ihre Trefflichkeit anerkannt. Sein kleines Haus war seit 1800 der Versammlungsort der ausgezeichnetsten Menschen aus den drei Königreichen. Er starb, allgemein betrauert, in den letzten Tagen des Februar 1835.

staunlich war. Oh! man soll mir sagen, ob es etwas Erhabeners in der Welt giebt, als Milton's Antlitz. Alt und arm ist er, krank, blind, verleumdet, verspottet und verfolgt — körperlich in ewiger Nacht, von politischen Gefahren bedrängt, und er behält seine Würde und seinen Adel ungetrübt und ungebeugt. Und Chaucer! der alte Chaucer! Welch ein Muster von Freude und Anmuth aus dem seligen Genusse schöpferischer Kraft, zu einer Zeit, wo der Dichter noch nichts weiter war als ein Weltenkind in der Narrenkappe!"

„Aber", fiel Einer ein, „Chaucer's Sprache ist doch sehr veraltet!"

„Veraltet! Mit nichten! Die Ausdrache und folglich der Abdruck muß haben sich seit jener Zeit verändert. Anstatt Ocean zweisylbig auszusprechen (Oschän) sprach man damals Ocea-an, dreisylbig, eben so Nation-ion. Aber der Unterschied war nicht groß. Uebrigens enthält dieses alte Schriftstellen den ganzen Schatz der Germanischen Wurzeln; er ist die wahre eigentliche Quelle unserer Englischen Sprache. Die Lateinismen und Gallicismen, mit denen wir überschwemmt werden, sind nicht in seinen Werken zu finden. Man muß es sehen, welchen Gebrauch er von seinen reihen, mächtigen Materialien macht. Er hatte gar große Elemente zu ordnen und zu gestalten, und nun sehe man, was unter seiner Hand daraus geworden ist. Unsere Schriftsteller schreiben ihren Stil, wie sie ihre Perücken, ihre fertigen Phrasen, unsere analogischen Seitensprünge lassen sich vermittelst jenes Mechanismus mit leichter Mühe zusammenbringen; wir einiger Geschicklichkeit wird diese Mosaik auf eigentümliche Weise variirt; das Kaleidostop oder das Componinm sind darum nicht reicher an Farben oder Tönen. Wenn man dergleichen Werke liest, so ist man zugleich der Mühe des Nachdenkens überhoben; in einer angenehmen Schwebe wie zwischen Schlaf und Wachen ist ein Wohlbehagen, das analogie als zwischen einem Ei und einer Gierschale. Beide erscheinen einander vollkommen ähnlich; nur ein kleiner Unterschied ist vorhanden. Das eine ist voll und die andere leer."

„Sie verdammen also alle Lateinische oder Französische Wörter, die der Gebrauch in die gegenwärtige Englische Sprache eingeführt hat?"

„O keineswegs! Unsere Sprache ist weitreich eine zusammengesetzte. Wir sind ein Inselvolk. Die Ideen und Wörter kommen zu uns heran von allen Punkten des Horizontes her. Eine in sich gleiche, artige ist die Deutsche Sprache. Was sie an Erhabenheit und Einheit gewinnt, verliert sie aber an Mannigfaltigkeit und Reichthum. Die Ueberschwemmungen der Römer, Sachsen und Normannen haben uns eine Menge von Halbsynonymen gegeben, mit seinen und poetischen Nuancen, von denen die großen Geschriftsteller einen bewundernswürdigen Gebrauch machen. Ich will nur ein Beispiel von diesem Reichthum anführen. Unser Germanisches Wort spendthrift bedeutet sein Ersparts verschwenden, von spend verschwenden, hinauswerfen, und thrift, Ersparniß, das auch Gewinn, Glück bedeutet. So liegt in der Bildung dieses Wortes schon die Bedeutung von etwas Hässlichem, es enthält einen Tadel. Das Lateinische Wort prodigus hat nicht denselben Sinn; es bedeutet eine Handlung aus, mit vollen Händen Schätze wegzuwerfen; eine Handlung, die vielmehr löblich als tadelnswerth war bei den Verfassungen des Alterthums, wo drei Viertel der Bevölkerung von der verschwenderischen Freigebigkeit der Patrone lebten. Wenn nun Shakespeare den Ueberfluß und die verschwenderische Fülle mait, womit die Hand des Höchsten das Himmelsgewölbe überstat hat, so bitte er sich wohl, das Germanische Wort zu gebrauchen, sondern er nimmt das Lateinische und spricht: the pomp and prodigality of heaven. So haben unsere Genies von den Sächsischen und Lateinischen Synonymen Gebrauch gemacht. Oft kann man sich wundern, sie neben einander gestellt zu finden, wo es den Schriftstellern gerade auf Mannigfaltigkeit und poetische Fülle ankam. Die einfache, rauhe, feurige Energie der Sächsischen Monosylladen kommt bei Shakespeare an verschiedenen Stellen dicht neben der pompshaften Feierlichkeit der langen Lateinischen Wörter vor:

The multitudinous sea incarnadine
Making the green all red . . . .

Eine Erschlacht hat stattgefunden. Shakespeare sängt mit einer malerischen Beschreibung an, die die Augenerkenntniß auf sich zieht — die Menge der Wogen, das schreckliche Roth, das sie färbt; dann folgen sogenannte Wörter, Ausdrücke aus dem Sächsischen Stamme: das Blut hat die ganze Flüche gerötet. Die grünen Wellen sind roth geworden. Immer, wenn es darauf ankommt, die Phantasie oder das Herz zu erschüttern, sind es die Sächsischen Wörter, aus denen Shakespeare seine Ausdrücke wählt."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Generalprobe der Gluckschen Iphigenia in Tauris.

(Schluß.)

Gluck vollendete den dritten Akt seiner Iphigenia in Tauris und war so eben bei der großen Entwickelungs-Scene kurz vor der Darzwischenkunft der Göttin, als Thoas, durch Iphigenia's Weigerung gereizt, die Priesterin nach dem Opfer selber zum Altare führen will. Gluck suchte sich in diesem Augenblick von der Wirkung der Scene und von der Stellung des Personen und der Gruppen Rechenschaft zu geben; denn er konnte seine Musik, die so scharf gezeichnet und so tief empfunden ist, nicht componiren, wenn er sich nicht die Sänger, welche sie ausführen sollten, lebhaft vor Augen brachte. Mehrmal verrauschte sie unbewegliche Richtung, in welcher der Komponist verharrte, und die ihn nur deßen Rücken sehen ließ. Plötzlich wendet der Tonkünstler sich um, so daß ihn Mehul nun nach Wunsch betrachten konnte. Gluck zählte damals fünfundsechzig Jahre; er war ziemlich groß und gewann durch seine Wohlbeleibtheit an noch gewichtigeres Ansehen. Sein Kopf war schön, obgleich die Pocken tiefe Spuren in seinem Gesicht zurückgelassen hatten; er hatte daher nicht die Schönheit, welche den Forscher zu Ausruf entlockt: „Das muß ein herrlicher Mann gewesen sey!" oder jenes genialen Aeußere, welches auf den ersten Anblick Ehrfurcht einflößt, und das, selbst bei den häßlichsten Gesichtszügen, denkenden Leuten die Aeußerung abnöthigt: „Das ist eine schöne Gestalt!" während diejenigen ein ganz entgegengesetztes Urtheil fällen, die nur auf die Regelmäßigkeit der Züge und des Wuchses sehen, ohne zu beachten, wie sehr durch Geist und große Gedanken das Aeußere von Menschen heben und verschönt wird. Mehul war entzückt von Gluck's Erscheinung. In einen weiten Schlafrock von grünem Changé-Taffet gehüllt, auf den Kopfe eine kleine schwarzsammetne Mütze mit einer schmalen Goldtresse, machte der Deutsche Komponist, in sein Dichten versunken, zwei Gänge durch das Zimmer. Plötzlich hielt er stehen, faßt einen Stuhl und stellt ihn mit den Worten: „Hier der Altar", in die Mitte des Gemaches, kann sich aber nicht entschließen, den Priesterin nebenstellen sollte; ein Sessel muß als Thoas figuriren; die Griechen, die Scythen und das Volk werden durch Lehnstühle repräsentirt. Nun drapirt er sich mit seinem Schlafrock und ruft singend:

So führ' ich selber denn ihn und die Priesterin
Zum blutigen Altare hin.

Dann, an Orestes Platz sich stellend:

Meine Schwester! Wie, zum Altar?

Thoas erwidert:

Ja, zur Strafe bring' ich sie
Als Opfer dar, und . . . .

Jetzt, plötzlich den stürmischen Eintritt des Pylades nachahmend, schießt er mit dem Ausruf:

Nein, Toxaun, nein, nicht Du!

und stürzt sich auf den Sessel-Thoas, um ihm den Todesstreich zu versetzen. Der Thoas-Sessel kann dem gewaltigen Stoß nicht Widerstand leisten und weicht dem heranstürmenden Komponisten, der, durch nichts zurückgehalten, auf die Spanische Wand fällt; hinter welcher der junge Künstler verborgen ist. Dieser stemmt sich zwar mit allen Kräften gegen die auf ihn stürzende Masse, wird aber mit Gewalt auf den Boden geschmettert, ohne daß dem Fall nicht mehr halten, denn er reißt sast, und als er eben nahe daran ist, sich durch Geschrei um Hülfe zu verwandeln, öffnet sich plötzlich eine Thür am anderen Ende des Zimmers, und ein Mann dringt herein, verfolgt von Madame Gluck, die ihm vergebens den Zugang zu versperren sucht. Es ist Bertrix, der in der größten Leidenschaft, erbittert darüber, daß man ihn nicht hereinlassen will, den Komponisten mit gellender Stimme folgendermaßen anfährt: „Nein, ich soll nicht zu Hause gelungen bleiben, ohne daß Jemand weiß, wenn ich Sie ersuchen will, mir ein anderes Ballet zu komponiren, da ich nach der barbarischen Musik nicht tanzen kann, die Sie mir gemacht haben?" „Oho, Du kannst nach dem Ballo da nicht tanzen?" mit Gluck, der sich schnell wieder aufgerafft hat; „„warte, das wollen wir gleich sehen"", und damit packt er den Tänzer am Kragen, zieht ihn mit Gewalt im ganzen Zimmer herum, bringt ihn von Zeit zu Zeit in Positur und läßt ihn dann wieder umherschreiten. Bertrix, der mit zitternder Stimme, „Ich will ja gern tanzen; sehen Sie, o sehen Sie doch . . . ." Und so oft sein gewaltiger Gegner ihn einige Zoll vom Boden aufhebt, bewegen sich seine Füße unwillkürlich zum Tanz und führen zuweilen die tollsten Pas und die verwickeltsten Luftsprünge aus. Endlich fast einer seiner Füße eine Kante der Spanischen Wand, und Niemand sich daran fest; die schwerfällige Maschine schwankt nun Augenblick und stürzt dann auf den Komponisten und den Tänzer, die Beide von ihr umgeworfen werden. Der Letztere erfleht sich einen günstigen Augenblick, schlüpft hervor, kriecht nach der Thür hin, gewinnt die Treppe und springt, ohne sich viel zu bedenken, von vier zu vier Stufen hinab. Als nun Gluck, ganz außerstand von dem ungeordneten Tanz, sein Opfer von neuem ergreifen will, findet er zu seiner Verwunderung an deßen Stelle einen kleinen jungen Mann, ganz blaß und bleich vor Schrecken und Furcht, der sich erkühnen dürfen, sich der Arme vor ihm auf die Kniee und sieht: „Vergebung, Herr Gluck, Vergebung! Ich bin kein Tänzer." „Und was denn?" „Ein armer Künstler, Ihr Verehrer, hierher gekommen, um das Glück zu haben, Ihre Bekanntschaft zu machen." Gluck weiß gar nicht, was er denken soll, als glücklicherweise seine Frau hereintommt, die sich in der Nähe gehalten hatte, weil sie den Ausgang dieser Scene fast vorher sah. Sie erklärt ihren Gatten, wie Alles zusammen. Ein wohlwollendes Lächeln erklärt nun das Antlitz des großen Mannes. Er hatte sein Talent von einem alten entlassenen Tänzer verkannt gefehen, u nd die naive Zutrauung des jungen Künstlers entschädigte ihn für jene Dummheit. Diese Freundlichkeit, dieser Enthusiasmus gefallen ihm; er nimmt sich freund-

Digitized by Google

lich des Kunstjüngers an, versprecht ihm seine Gunst, seinen Rath, seine Lehren und erlaubt ihm, zu jeder Stunde in sein Haus zu kommen. Michul sieht sich auf dem Gipfel seiner Wünsche; so viel Ber-günstigte von einem Manne, der so sehr die Hoffnungsvolle seines Charakters gezeigt hat, rührt ihn bis zu Thränen, und er sagt ihm mit tiefbewegter Stimme den innigsten Dank.

Man kann sich denken, wie fleißig er seinen neuen Lehrer besuchte. Es waren zwar der Unterrichtsstunden nicht so viele, aber er lernte hier in einem Augenblick mehr als drei Andern in vierzehn Tagen. Mehul hatte in dem technischen Theil seiner Kunst schon Achtbares gemacht und brauchte nur noch in den physischen Theil eingeweiht zu werden. Meistens bestand der Unterricht nur in einem gewöhnlichen Gespräch zwischen Lehrer und Schüler, worin jener diesem erklärte, wie er zu dem ihm allein eigenthümlichen Stil gelangt war; wie seine ersten Versuche nur unvollkommen ausfallen konnten, weil es ihm gänzlich an Musikkenntnis fehlte; und wie verderblich es ihm war, als er in Italien seine Werke gerade solchen Beifall ernten sah, um den derentwegen sie seiner Meinung nach eigentlich hätten durchfallen müssen, während die Schönheiten derselben gar nicht verstanden wurden.

Unterdeß schritten die Proben der Jphigenia in Tauris rasch vorwärts; die erste Aufführung war auf den 18. Mai und die General-Probe auf den 17ten angesetzt.

Mehul hatte seinem schüchtern einige Beschäftigte aus diesem Meisterwerk zu hören gegeben, und dieser brannte vor Begierde, es ganz kennen zu lernen, aber er hatte es nie gewagt, seinen Lehrer zu gestehen, wie kümmerlich es ihm ging, obgleich seine Armuth in der That so groß war, daß er nicht einmal so viel erschwingen konnte, um sich ein Theater-Billet zu kaufen. Doch er wurde von Gluck selbst eingeladen, der General-Probe beizuwohnen. „Komm und bole mich ab, Kleiner", sagte dieser zu ihm, „ich will Dich in's Theater mitnehmen." Mehul kam noch vor der bestimmten Stunde, und in einem Fiaker fuhr stolz darauf, mit seinem berühmten Gönner zusammengehen zu können. Als er auf der Straße neben dem Kompositeur einherschritt, spazierten seine Blicke stolz auf den Vorübergehenden umher, wiewohl er von ihnen gar nicht beachtet wurde. „Seht", schien er ihnen sagen zu wollen, „der erste Tonkünstler der Welt führt mich zur Probe seiner Oper und plaudert mit mir wie mit seines Gleichen!" Wie andere war es, als sie im Theater anlangten! Vor dem Eingange sah die Sänger-Elite ihrer Personen, die alle durch ihre ehrfurchtsvollen Begrüßungen die Bewunderung kundgaben, welche sie für Gluck hegten; Mehul glaubte alle diese Komplimente erwiedern zu müssen, die nicht an ihn gerichtet waren. Als sie die Theater-Treppe hinaufstiegen, fiel dem Thürsteher, der sich auch vor dem Schöpfer der Jphigenia verneigt hatte, die unbekannte Person auf, die an ihm vorüberging; und da er, wie alle Theater-Portiers, ein Verbrenn von der beißigsten Art und ein heftiger Gegner des Fremden-Befehle war, so wollte er Mehul im ersten Augenblick zurückhalten. „Monsieur", schrie er ihn an, „hier darf nicht hinaufgegangen werden", und ergriff ihn am Rockschoß. Mehul zitterte und bebte schon vor Furcht, daß ihm dieser derrische Weg würde abgeschnitten werden, aber Gluck wandte sich um und machte der Sache bald ein Ende, indem er dem Thürsteher mit seinem Stocke drohte und ausrief: „Er ist mein Freund." Der Portier zog sich ganz verblüfft zurück, und Mehul kam sich um einen Zoll größer vor, denn Gluck hatte ihn seinen Freund genannt. Warum mußte bloß der leidige Thürhüter des Opernhauses zugegen sein, als ihm dieser glorreiche Titel beigelegt wurde, warum Niemand anders es hören! Auf dem Theater war Gluck sehr bald von Sängern, Autoren und selbst von großen Herren umringt, die damals bei einer großen dramatischen Feier nie fehlten.

Sämmtliche Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, selbst die, welche in dem Stück nicht beschäftigt waren, hatten sich zu dieser Festlichkeit eingefunden. Eine der Damen war von einem zahlreichen Kreise umgeben; es war die berühmte Sophie Arnould, die, obgleich noch jung, im vorigen Jahre das Theater verlassen hatte. Jetzt brängte sich um sie Jeder, um einen ihrer Witze aufzufangen, mit denen sie nicht karg war. Man scherzte damals viel über die Gespalt, der einem der wüthendsten Piccinisten begegnet war. Er hatte an den Fürsten von Andora in Jtalien geschrieben und ihn ersucht, ihm die Partitur derjenigen Oper zu schicken, die in jenem Lande den größten Ruf erlangt hätte, und einige Zeit darauf war ihm Gluck's „Orpheus" zugesandt worden. Man kann sich seine Bestürzung denken, und es fehlte nun nicht an Spott über den armen Narren. Sophie hatte noch nichts gesagt; als sie ihn aber rasch an ihr vorbeistreichen sah, konnte sie sich nicht enthalten, ihn auszurufen. „Wie steht's, mein armer Freund", sagte sie, „wollen wir uns mit der Deutschen Musik ausöhnen? Ist unser Herz noch immer zerrissen?" „O, ganz und gar nicht, Madamoiselle", versetzte der Mann mit Zugrimm, da er sich durch diese öffentliche Erinnerung an seine Mystifikation sehr verletzt fühlte, „der Herr Ritter Gluck hat sich mir gegenüber so benommen, daß ich ihn lieben zu haben, es ist mir den Ohren schon genug." „Ei, das ist ein großes Glück für Sie", erwiederte Sophie, „besonders wenn er es über sich nimmt, Ihnen andere zu verschaffen." Schallendes Gelächter begrüßte diesen Sieb, und Sophie, einmal im Zuge, ließ noch eine Rakete schießen, als ein kleiner Mann, mit geschäftiger Miene und einer großen Rolle Musikalien unter dem Arm, sich durch die Menge einen Persönal Platz zu machen. „Ich bitte, Mademoiselle, lassen Sie uns die Wühne frei, wir können sonst nicht beginnen; sehen Sie doch, Alles ist auf dem Theater und Niemand im Saal." „„Ich freilich, Monsieur Gosse"", antwortete Sophie, „„ich hatte gar nicht daran gedacht; es ist gerade so, als wenn „Sabinus" oder „das ländliche Fest" aufgeführt wird."" Gosse stehte sich auf der Stelle dem Rücken zu, er hatte sein Theil weg, und die Ersahrung zweier seiner Werke, die beide sein Glück gemacht, konnte ihm keine Lust erwecken, das Gespräch fortzusetzen. Er wandte sich also zu den Musikern und sagte: „Nun, Herr Kapellmeister, wir warten auf Sie." „„Wir sind bereit, wenn es Ihnen gefällig ist, Herr Chor-Direktor"", entgegnete Francoeur, der schon lange auf seinem Posten war, „„lassen Sie den Vorhang heraufgehen."" Auf dieses Zeichen stürzte Alles in den Saal, und die Probe begann.

Jphigenia in Tauris ist ein zu bekanntes Meisterwerk, als daß ich hier seine Schönheiten auseinandersetzen brauchte. Wer wäre nicht von den ersten Tönen der Introduction an tief bewegt worden durch das herrliche Gemälde des ruhigen Meeres, worauf plötzlich der Sturm folgt, diesen Schrecken durch den Ausstruf Jphigenia's und der Priesterinnen Dianens noch vermehrt werden?

Die Instrumentirung dieser Stücke ist uns, ungeachtet einiger durchsichtigen Stellen, noch jetzt voll und kräftig erscheint, war für die damalige Zeit das nun plus ultra der Ueberfüllung. Ein einfacher Posaunen-Akkord reichte damals hin, um Schauder und Beben zu erregen. Dies Instrument war erst seit kurzem von Gluck und Deutschland eingeführt worden und wurde fast nur gebraucht, um das Erscheinen der Dämonieden und unterirdischen Gottheiten anzukündigen. Heutzutage bedienen wir uns besselben, um Zorn, Begeisterung, und Jedermann weiß, wie verschwenderisch in Mozard's Orchester damit umgegangen wird.

Die Probe that eine merkwürdige Wirkung: die großen Herren warteten darauf, daß ihnen die Künstler und Kunstrichter, in deren Mitte sie sich befanden, das Zeichen zum Applaudiren geben würden; aber der Eindruck, welchen das Werk auf sie übte, war so tief, daß es zum Ausbruch lauter Beifallsbezeigungen hatte kommen können, ohne Bewunderung. Entzücken gaben sich nur bin und wieder durch einen Anruf des Staunens und der Rührung kund, der den Zuschauern unwillkürlich entlockt wurde. Diese Art des Beifalls ist übrigens mehr werth, als das so allzäglich gewordene Händeklatschen.

Gluck war entzückt, aber er hatte nur zerstreut auf die sanften Komplimente, womit man ihn überhäufte, hingehört; sie schienen ihn er sich bei der Hand ergriffen; es war Mehul, der ihm ebenfalls seine Glückwünsche darbringen wollte. Aber die Freude und die Verehrung erstickten seine Stimme, er war ganz verstommen und konnte nur die drei Worte hervorbringen: „Mein theurer Lehrer!" und zwei große Thränen fielen aus seinen Augen auf die Hand des großen Mannes. Mehul Gluck war gerührter, er drückte seinen Zögling herzlich an sich und sagte: „Adieu, lieber Sohn, ich sehe Dich in einer Stunde bei mir, oder Du mit mir." Dann wandte er sich, fast verschämt und um seine Bewegung zu verbergen, schnell zu einem dicken, ganz mit Gold bedeckten Herrn um, der ihn einen Augenblick beläßigt hatte, und sagte zu ihm: „Herr Herzog, ich kann nicht dafür, wenn kein Platz mehr zu haben ist; ich habe nur noch einen einzigen für meine Frau übrig, und ich glaube nicht, daß sie ihn an Sie wird abtreten wollen." Der dicke Herzog fand die Offenbrigkeit der deutschen Leute nicht höflich, sah als Hofmann konnte er gegen den Ritter, den Günstling der Königin und den Abgott des Tages, seinen Aerger nicht auslassen; er mußte sich also damit begnügen, dem Tondichter eine Verbeugung zu machen und sich ziemlich verwirrt zu entfernen. Aber der arme Mehul hatte nicht ein einziges Wort von der Antwort seines Lehrers verloren. Er wußte nicht, ob er sich freuen sollte oder betrübt sein zu haben! „Ich werde also die erste Aufführung dieses Meisterwerks nicht sehen können!" Plötzlich fiel ihm ein Gedante ein, er steht sich um, ob er nicht beobachtet wird; Niemand gab auf ihn Acht; er kehrt also in den Saal zurück, kreuert auf die erste beste Treppe los, die sich ihm darbietet, steigt hinauf und steigt so fchnell, daß er sich nach einigen Minuten, ganz außer Athem, auf dem Amphitheater im vierten Range befindet, an einem Ort, wo dunkel als irgend einer, und mit tausend versteckten Winkeln, in denen er sich verbergen kann; er duckt sich in eine Ecke zusammen und fängt wie unsinnig an zu lachen. „Meiner Treu", sagt er, „es war mein Glück, daß ich die abschlägige Antwort mit anhörte, die der dicke Herzog bekam, sonst hätte ich gerade sowegs morgen Gluck um ein Billet gebeten; er hätte mir keins geben können, und ich wäre dem Wirt nichts schuldig geblieben. So bin ich ruhig die Nacht und morgen den Tag über hier zubringen; dann bin ich, wenn die Thüren geöffnet werden, schon auf meinem Posten und erhalte den besten Platz, das ist wahrhaftig trefflich ausgedacht." Bezaubert von seiner Kriegslist, begann unser junger Mann, sich im Geist alle Schönheiten des eben gehörten Werks zu wiederholen, und versprach sich für den folgenden Tag, wenn er diese Musik zum zweitenmal hören und besser würde verstehen können, ein noch weit größeres Vergnügen. Indeß schien ihm freilich die Zeit doch etwas zu lang. In dichter Finsternis gehüllt, konnte er nur an seinem Magen die Stunden merken, die für seine Sehnsucht so langsam verstrichen; er hatte seit seinem bescheidenen Morgen-Jmbiß nichts zu sich genommen, und nach seiner Rechnung glaubte er schon die Nacht, in halbwachem Zustande verbracht, hinter sich zu haben, als der ersehnte Augenblick kam, wo die Thüren sich hatte kaum angefangen. Glücklicher Weise kam ihm der Schlaf zu Hülfe; er legte sich zwischen zwei Bänken auf die Erde, weil er wahrscheinlich, hätte er es versucht, sich oben hinaufzuklegen, von einem so schmalen Lager herunterzurollen fürchtete. Ungeachtet der Härte des Fußbodens schlief er sehr bald ein. Sein Schlaf war aber sehr unruhig, denn sein Geist war von dem, was er gehört hatte, zu sehr aufgeregt; auch wurde die ängstliche Leere seines Magens, und so mancherlei Jdeen, die seltsamsten Träume. Mehr als einmal fuhr er plötzlich aus dem Schlaf auf, fühlte sich aber an den Boden wie angenagelt, eine unüberwindliche Macht hinderte ihn, sich zu erheben, und er schloß schnell wieder die Augen, um den gespenstigen Bildern zu entfliehen, die ihn verfolgten. So schlief er mehrere Male wieder ein, bis sich endlich ein leichterer Schlaf auf seine Augenlieder senkte. Da drangen neue Traumgesichte auf ihn ein. Er glaubte sich todt; Furien kamen, ihn zu peinigen; er hörte, wie Orest, die Schlangen um sich zischen; ihre flammenden Fackeln versengten ihm die Augen; ihre kralligen Nägel zerfleischten ihm das Gesicht; eine fleischerliche

Digitized by Google

Musik ihnen vorgeführt vor den Ohren. An diesem schauderhaften Anblick zu erstellen, machte er eine Bewegung und erwachte. Aber er fühlte nicht die Erleichterung, die man gewöhnlich fühlt, wenn man sich nach einem bösen Traum ruhig in seinem Bette liegend findet und sich gänzlich preist, daß Alles nur ein Traum war. Sein Körper war zwar noch, sein Geist aber noch in Schlaf gebannt; er strengte sich an, um sich aufzurichten, aber sein Arm warf auf ein Hinderniß über seinem Kopf; die schrecklichste Angst quälte ihn; es war eine Fortsetzung seines Traumes, er glaubte sich begraben. Mit der aber für den Nickel seiner Sorgen fand, war nichts als die Bank, unter der er sich im Schlaf gewälzt hatte.

Durch neue Bewährungen, sich loszumachen, gelang es ihm endlich, aus seiner Lage herauszukommen; aber sein Schrecken sollte sich noch steigern; er schreitet über andere Bänke hinweg, die ihm als eben so viele Gräber vorkommen, über welche er hinüber muß; mit einem Male thut sich ein unermeßlicher Abgrund vor ihm auf. Er glaubt jedoch ein Geräusch zu hören, das ihm wirklich ersticht tief unter ihm, wie im Hintergrunde des Schlundes, ein heller Punkt; jetzt hört er auf einer schlechten Geige einige Takte aus einem alten Liede spielen, welches ihn oft eingewiegt hatte, und große weiße Gestalten kommen langsam vorgeschritten: noch und noch nähern sie sich einander, gruppiren sich, fassen sich an der Hand und führen einen Tanz auf, der ihm um so mehr wie ein höllischer Reigen vorkommt, als seine Augen sich ganz deutlich auf Art von Schwanzriemen sich unterschieden, der alle ihre Bewegungen zu leiten schrint. Die Gespenster gehorchen ihm auf das geringste Zeichen und wiederholen jede Geberde, die sie ihn machen sehen. Ein kalter Schweiß überläuft den armen Mehul; das bischen Bewußtsein, das ihm geblieben war, verliert sich vollends, sein Kopf schwindelt, er wendet sich weg, um diesem furchtbaren Anblick zu entfliehen; er findet die Gräber wieder, in denen einen er noch vor wenigen Augenblicken eingefargt lag; sie sind geöffnet und unterschieden, er übersindet alle Hindernisse, seine Augen haben sich an die Finsternis gewöhnt, er langt an einer endlosen Treppe an und glaubt, obgleich er immer vier Stufen zugleich nimmt, nie hinunterkommen zu können; doch schreitet er immer weiter vorwärts; bei jedem neuen Tritt schient sich die Beschaffenheit des Bodens unter ihm zu verändern; endlich sieht er einen Thürriegel, und ein röthlicher Licht schimmern, er glaubt sich im Abgrund der Hölle und wird nur noch fester in seiner Ueberzeugung, als er sich von den weißen Dämonen umringt findet, die er von fern erblickt hatte. Als die Gespenster seiner ansichtig werden, stoßen sie ein lautes Geschrei aus und weichen erschreckt zurück; der schwarze Teufel aber kömmt auf ihn zu. Mehul will der Sache ein Ende machen und rückt auch feinerseits gegen den Dämon vor; der aber stieht voll Wuth, kehrt der Mehul seine langen Hörner in den Leib und sticht Vertrauen einflößend. Der Satan, der sein Haar bedeckte, war ihm auch auf's Gesicht gefallen und hatte es, durch den ihm von der Stirn stießenden Schweiß eingeweicht, mit einer häßlichen Maske überzogen; man denke sich dazu seine erschlafften Züge, sein verdrehtes Auge, seinen unordentlichen Anzug, und man wird sich den Schrecken vorstellen können, den er dem schwarzen Teufel einjagen mußte, der aus vollem Halse schrie: „O mein Himmel, das ist Mehul selbst!“ Als Mehul diese Stimme hörte, verschwand der Somnambulismus, in dem er sich befunden hatte, fast gänzlich, sein Gedächtnis kehrte zurück, er fand sich wieder auf dem Operntheater, an die Stelle der Gespenster seiner Phantasie traten Zigeunerin, die ein Ballet probirten, und in dem schwarzen Teufel erkannte er seinen Herrn Bestrie, der seinen Feen die Tänze einstudirte. Der Schrecken, den er den Andern einflößte, gerieth ihm selbst Wunder, und es gelingt ihm endlich, den Tänzer zu fassen, der ihn kaum erkennt. Er erzählt ihm nun seinen Plan, daß er bis auf den Abend hier habe warten wollen, um bei der Vorstellung zugegen zu sein, aber er gesteht auch, daß er sich zu viel zugemuthet, da er seit 24 Stunden nichts genossen, und daß er sich fast krank befinde; Bestrie lacht herzlich über dies Abenteuer. Bald sieht sich Mehul von dem ganzen Corps de Ballet umgeben, er muß seine Erzählung wiederholen, durch den verworrenen Anblick seiner Toilette und seiner ganzen Person noch an Komik gewinnt und oft von schallendem Gelächter unterbrochen wird. Plötzlich erscheint Gluck, und als er Mehul mitten in dieser Gruppe erblickt, fragt er ihn: „Aber, lieber Sohn, wißt Du denn heute Abend meine Oper nicht sehen?“ Warum hat Du Die Dein Billet nicht geholt?“ „„Mester Herr Gluck, ich hörte Sie gestern zu einem Herzoge sagen, Sie hätten keines mehr.““ „Ja wohl, für Herzoge hab ich keines, aber für einen Musikus, für meinen Freund ist schon noch eines da; hier hast Du es.“ Mehul ist vor Freude ganz außer sich; er macht sich hurtig davon, läuft nach Hause, um vor allen Dingen zu frühstücken, denn das thut ihm am meisten Noth und dann den Schaden auszubessern, den der Staub des Amphitheaters und der Schmutz, mit dem es bedeckt war, an seinem schönen schwarzen Rock, seiner seidigen Staatskleide, angerichtet hatte. Hierauf eilt er in die Oper und gelangt durch das dichte Gedränge noch zu einem der besten Plätze, nicht auf dem Amphitheater des vierten Ranges, sondern mitten im Parterre.

Hier kann meine Geschichte füglich schließen, denn Jedermann weiß, wie außerordentlich der Erfolg der Iphigenie in Tauris war; die Königin, der Graf von Artois, die Prinzen, kurz alle hohe und vornehme Personen des Hofes, wohnten dieser Vorstellung bei. Sie war ein Triumph für Gluck, und er wollte mit diesem Meisterwerk von Frankreich Abschied nehmen, ließ sich jedoch durch dringende Bitten bewegen, noch eine kleine Oper: „Echo und Narzis“, zu schreiben, in welcher sich der letzende Ober befindet: „Gott von Paphos und von Gnidos“. Dann kehrte er nach Wien zurück. Ehe er aber abreiste, hatte er seinen Schüler noch tüchtig vorgenommen und ihn drei Opern zu seiner Beschreibung komponiren lassen. Nach der Abreise seines Lehrers komponirte Mehul ein Werk, welches er in der großen Oper nicht gern zur Aufführung bringen vermochte. Durch unendliche Verzögerungen ermüdet, schrieb er „Euphrosyne und Conradin“, und dies Stück wurde in der komischen Oper aufgeführt. Es war sein erstes Debüt, und von da an schritt er von Erfolg zu Erfolge.

Im Jahre 1808, als Mehul auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, wollte er seine Heimath einmal wiedersehen. Die Unwohnheit eines beschäftigten Mannes war ihm zur zweiten Natur geworden, und er vergaß sein Vaterland; der Wiedersehen wollte ihm seine frühen schönen Jugendjahre vergegenwärtigen, als er Aufführung eines seiner Meisterwerke. Er ließ daher dem Schauspiel-Director anzeigen, daß an einem bestimmten Tage eines von Mehul's Werken gegeben werden sollte, dem der Autor in Person beiwohnen würde. Die Berliegenheit des Directors war nicht gering, da nur eine Schauspielerin-Truppe zu seiner Verfügung stand. Er bedte jedoch von den Hindernissen nicht zurück, und man sieht, wie er sich aus der Affaire half. Als der große Tag erschienen war, sah man an allen Ecken der Stadt lange Zettel folgenden Inhalts angeschlagen: „Theater des Divertissements. Heute, zur Feier der Anwesenheit unseres berühmten Landsmannes, Herrn Mehul, der seit einigen Tagen in unseren Mauern weilt, zum ersten Male: Je voulez le besser, komische Oper in zwei Akten von Boniffy und Mehul. Notabene. Im Interesse des Stückes hat man die Mitglieder des Corps de Ballet in Anspruch genommen, sieher vorgestellen.“ Das Publikum versehlte nicht, sich einzufinden, und Mehul wurde mit großem Pomp in die Loge des Herrn Bürgermeisters geführt und mit begreiflichem Applaus empfangen. Man spielte denn das Stück „Je voulez le besser“ ohne Musik, und so oft Boniffy's Prosa der Versammlung Beifall entlockte, wußte Mehul aufstehen und sich verbeugen, um seinen Mitbürgern für die Art und Weise zu danken, wie sie seine Künstler aus ihrer Mittelstadt zu ehren wußten.

Ich für mein Theil kann versichern, daß ich einen Komponisten, der, wenn eine Composition von ihm aufgeführt wurde, wohl bätte wünschen mögen, daß es ihm wie Mehul ginge, und daß seine Musik, als den Gang der Handlung aufhaltend, fortgelassen würde. (Gazette musicale.)

Bibliographie.

De l'établissement des Français dans la régence d'Alger, et des moyens d'en assurer la prospérité, suivi d'un grand nombre de pièces justificatives. — Von Genty de Bussy. 2 Bde. 20 Fr.

Essai d'une instruction sur le passage des rivières et la construction des ponts militaires, à l'usage des troupes de toutes armes. — Herausgegeben von E. M. Haillot. 3½ Fr.

Essai sur l'organisation défensive de la France. — Von General Guillaume de Vaudoncourt. 4 Fr.

Géodésie ou traité de la figure de la terre et de ses parties. Von L. B. Francoeur. 7½ Fr.

Distribution méthodique de la famille des graminées. — Von E. G. Kunth. Erste Lfg. 12 Fr.

Formulaire anglais, contenant les formules de la pharmacopée de Londres etc. — Von Prudhomme. 5 Fr.

Traité de pharmacologie. — Von P. L. Colleteau.

Recherches et Observations sur la crésoote. — Von J. B. Fremanger.

Mannigfaltiges.

— Canning als Dichter. Das poetische Talent dieses Staatsmannes war zwar einem übrigen Talenten tief untergeordnet; für einen minder begabten Sterblichen wär es jedoch eine Anerkennung gewesen. Seine Verse haben immer noch große Vorzüge vor denen Cicero's, Burke's und Bacon's, und obgleich ein früher Umgang mit Sheridan nicht ohne Einfluß auf den Charakter seiner Poesie war, so schätzte er doch ein vertrauter Verkehr mit klassischen Mustern vor den falschen Schimmer, der seinen außerordentlichen Manne anhaftete.

(Gentleman's Magazine.)

— Logirs-Häuser in London. Die allgemeinen Logir-Häuser (lodging houses) sind für Personen aller Stände bestimmt, deren gesetzt, daß sie die erforderliche Summe Geldes aufbringen können. Jedes ansehnliche Dorf im Königreiche hat ein solches Haus, unter dem Titel beggar's house (Bettler-Haus), und in jeder Stadt findet man mehr oder weniger dergleichen. In London giebt es tausende von dieser Art. Bei den armen Leuten, die in einem Zimmer oder Keller, mit zwei oder drei zerbrechlichen Betten auf dem Flure, die zu dem wohlhabenden Eigenthümer mit seinen zehn oder zwanzig Häusern und zwei oder dreihundert Betten. Dort kann der Wanderer für einen Penny, zwei Pence, drei Pence, vier Pence und sechs Pence die Nacht in Betten aus Eisen, Holz, oder Stroh, auch in Hangematten Obdach finden. In diesen sehr einträglichen Gewerbe gehört nur ein geringes Kapital: ein altes, baufälliges Haus, in welchem der Wind durch die Ritzen pfeift, wurmstichige Bettstellen und die gröbsten Bettlächer mit einigen Bänken sind Alles, was der Reisende verlangen kann. Das Vorzimmer ist gewöhnlich eine Art Viktualien-Laden, mit Speck, Butter, Käse, Brot, Kaffee, Thee, Zucker, Tabak, Kartoffeln, frischen und gesalzenen Häringen, eingeschmuggelten Liqueurs und Schmalzler versehen. Alle diese Artikel sind von sehr mittelmäßiger Qualität; sie werden jedoch zu sehr profitablen Preisen und in so winzigen Quantitäten an die Gäste abgelassen. An Kredit ist nicht zu denken, es müßte denn der Gast ein genauer Bekannter sein; und oft muß Letzterer seines Rockes, ja sogar seines Hemdes sich entledigen, bevor man ihm ein Nachtquartier oder einen Bissen Speise zugesteht. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr. Ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 72. Berlin, Mittwoch den 17. Juni 1835.

Türkei.

Sultan Mahmud.

Dargestellt von einem Offiziere der Nord-Amerikanischen Flotte.

Da der Sultan sich an jedem Donnerstag mit Vogelschießen zu belustigen pflegt, so hielten wir dies für eine günstige Gelegenheit, Sr. Hoheit wenigstens aus der Ferne zu sehen, wenn eine größere Annäherung uns nicht gestattet werden sollte, wozu wir indeß auch noch nicht alle Hoffnung aufgaben. Wir verfügten uns demnach bei guter Zeit nach dem Orte, wo man ihn erwartete, und harrten geduldig seiner Ankunft. Seine Pferde, zwei sanfte Thiere, standen völlig gesattelt, im Schatten schöner Ulmen und Feigenbäume in der Nähe eines kleinen, dem Sultan gehörenden Kiosks, das er in der heißen Jahreszeit zuweilen zu besuchen pflegt, und das in Rosen und blühendes Gesträuch ganz eingehüllt ist.

Wir warteten ziemlich lange und betrachteten die Pferde genau. Die Sättel und das Zaumzeug waren prachtvoll und ganz in Europäischem Stil; die Steigbügel von massivem Golde, sind, wie man uns sagte, das Geschenk Europäischer Fürsten. Endlich entstand eine Bewegung unter den Dienern, welche die Landung des Sultans an einer von uns entfernten Stelle ankündigte; jene eilten schnell an den Ort, wo er im Begriff war, auszusteigen.

Die Pferde des Sultans hätten wilde und zierliche Araber seyn müssen, und der romantische Reisende würde sie auch gern so beschrieben und seine Leser durch ein glattliches Bild angenehm unterhalten haben. Aber dem war nicht also. Das eine Pferd war klein und dunkelfarbig mit einem unverhältnißmäßig dicken Leibe und so fett, daß es kaum gehen konnte. Es hatte einen leichten kurzen Trab und war, wenigstens für heute, das Lieblings-Pferd des Sultans. Das andere Pferd war ein schönes milchfarbenes Thier und schien Arabischen Ursprungs zu seyn. Allein obgleich es noch reicher geschmückt war, so hatte es doch nicht die Ehre, seinen Herrn zu tragen, sondern wurde ihm nachgeführt.

Als der Sultan bei einem Palast auf dem großen Felde, wo die Schießübungen stattfinden sollten, angekommen war, machte er Halt, um Erfrischungen zu nehmen. Es war sehr heiß, doch willkommte ein frischer Wind vom Bosporus her die Hitze. Wir hielten uns in achtungsvoller Entfernung vom Palast, um die Bewegungen Sr. Hoheit zu beobachten, als in dem Augenblick, wo er den Palast, in welchem er die Erfrischungen genommen, verließ, um sich auf das Feld zu begeben, zu unserem großen Erstaunen Dinner mit Kaffee und in Eis gefrorener Limonade erschienen, welche sie auf einen über das Gras ausgebreiteten Teppich vor uns hin stellten und uns präsentirten. Das Feld war hügelig und mit Hunderten von kleinen Marmorsäulen bedeckt, welche die verschiedenen Stellen bezeichnen, wo die Sultane in früheren Zeiten sich durch wunderbare Wegeschnelligkeit ausgezeichnet. Der Sultan verweilte nicht über eine halbe Stunde in dem Palast und nahm seine Stellung auf einer Anhöhe ein, wo der Wind günstig und alle Vorbereitungen zu der Belustigung getroffen waren. Er hatte etwa dreißig Begleiter.

Wir genossen die uns dargebotenen Erfrischungen mit großem Vergnügen, da die Türkische Höflichkeit in Erzeigung der Gastfreundschaft unverstellt und durchaus frei ist von dem, was man im Französischen empressé nennt.

Wenn der Türke einen Fremden bewirthet, so betrachtet er dies als eine heilige Pflicht, die ihm durch seine Religion geboten wird, und es fällt ihm nicht ein, daß er damit eine Gunst erzeigt oder eine Belohnung dafür erhalten werde, ausgenommen die von dem Propheten verheißene. Ein Sprüchwort im Orient sagt: wenn Dir ein Türke eine Olive schenkt, so bringt er Dir auch sogleich einen Krug, um das Oel hinein zu thun; ein anderes Sprüchwort sagt: ein Türke bedankt sich niemals, und ein Grieche wird nie sagen, er habe genug.

Wir wurden bald noch mehr erfreut durch eine Vorschau des Sultans, welcher uns anzeigen ließ, daß er nach dem Wegeschießen uns mit seinem Besuche beehren wolle. Er hatte auf einem Sessel Platz genommen, und es gingen öfter reitende Boten nach dem Palast und zurück in gestrecktem Galopp. Zehn oder zwölf Diener wurden nach der Richtung abgesandt, in der die Pfeile abgeschossen wurden. Sie trugen weiße Turbane in den Händen, die sie, sobald sie den Pfeil erblickten, unter lautem Geschrei hin und her schwenkten. Jeder Pfeil wurde gefunden, aber man hat häufig Beispiele, daß Menschen auf diese Weise verwundet und sogar getödtet worden sind.

Der Bogen ist dem Scythischen ähnlich, mit einer starken Feder; der Pfeil hat etwa eine Länge von sunfzehn Zoll, ist mit Federn besetzt und mit einer Spitze von Knochen oder Elfenbein versehen.

Einige Jüdischer schossen zuerst. Die Pfeile gingen etwa 1000 Fuß weit, einige 1500 Fuß und etwas darüber hinaus. Endlich schoß auch der Sultan, und wir waren erstaunt, zu sehen, wie weit er alle Uebrigen übertraf! Da der Wind und alle andere Umstände günstig waren, so schoß er den Pfeil weiter, als irgend einer seiner Vorgänger. Man wird vielleicht glauben, ich übertreibe, wenn ich sage, daß die Entfernung, bis zu welcher er schoß, eine halbe Englische Meile (etwa 2500 Fuß) betrug, allein ich versichere, daß die Strecke von mehreren Anwesenden gemessen und aufgezeichnet worden ist.

Nachdem die Belustigung beendigt war, rief der Sultan im Schritt und zuweilen in einem leichten Trabe nach dem Orte, wo der entfernteste Pfeil in der Erde steckte, und ließ uns auch dorthin einladen. Wir beeilten uns, begierig, einen so mächtigen Fürsten in der Nähe zu sehen, dessen Religion, Sitten und Gewohnheiten wir nur so unvollkommen aus Beschreibungen kannten. Er sah ernst, aber ohne Affektirung von Würde, auf seinem Pferde und verneigte sich freundlich bei unseren Begrüßungen. Er schien stolz auf seinen Erfolg zu seyn und sagte, er habe weiter geschossen, als irgend einer von ihm, und daß, wenn der Wind stärker gewesen wäre, der Pfeil noch weiter würde gegangen seyn. Dies ließ sich nicht leugnen, und der Kommodore Porter erwiderte mit ernstlichem komischen Humor, daß hieran nicht im Geringsten zu zweifeln sey.

Er war eine Amerikanische Dame zugegen, die sowohl durch ihre Bildung und ihren Geschmack, als durch ihren edlen Charakter und ihre Liebenswürdigkeit ausgezeichnet ist. Mahmud schien sie zu bewundern und war eben so zufrieden mit diesem Zusammentreffen, als wir selbst. Er verweilte zehn bis sunfzehn Minuten, machte hin und wieder Bemerkungen und schenkte uns, als er nach Konstantinopel zurückkehrte, einen schönen Bogen.

Mahmud ist jetzt 51 Jahre alt, etwas fünf Fuß zehn Zoll hoch, stark gebaut, aber nicht beleibt. Er hat das Gesicht eines Franzosen, namentlich das Kinn, welches ziemlich lang ist, aber einwärts gebeugt. Seine Mutter war eine Französin, die sein Vater von dem Dey von Algier zum Geschenk erhalten hatte. Seine Augen sind groß und dunkel, seine Züge regelmäßig, und er würde in jedem Lande für einen schönen Mann gelten.

Er trug eine rothe Tuchmütze mit einer dunten herabhangenden blauseidenen Troddel (jetzt fast die allgemeine Kopfbedeckung der Türken statt des Turbans), eine himmelblaue runde Tuchjacke, dunkelblaue Pantalons von Europäischem Schnitt, mit einem rothen Streifen an der Seite, Stiefel, Sporen, einen Ring von anscheinend nicht großem Werthe und ein Schwerdt an der Seite. Den Hals trug er, wie alle Türken, unbedeckt. Sein Bart war etwa zwei Zoll lang, sehr schwarz und glatt gekämmt.

Die Beamten, welche er bei sich hatte, waren sehr wohlbeleibt und konnten keine Beschwerden ertragen. Wenn sie eine Engl. Viertelmeile schnell gegangen waren, so vermochten sie kaum zu athmen. Wurde einer derselben vom Sultan verlangt, so lief er, als ob es sein Leben gelte. Ein großer dicker Mann zog seine Schuhe aus und lief aus allen Kräften herzauf, herzab, bis er zu dem Sultan kam, wo er sich niederwarf, sich Staub auf den Kopf streute und dann mit der Hand, worin jedoch kein Staub war, auch nach dem Munde fuhr. Diesen großen Eifer, den Befehlen des Sultans nachzukommen, habe ich auch bei dem Militair bemerkt. Ich sah, daß ein Offizier, der wegtheilen den Rang eines Obersten hatte und einen Reiterstab an seiner Seite trug, als er zu dem Sultan gerufen wurde, mit solcher Schnelligkeit davon lief, als ob das Seraj im Feuer stände, und nicht eher anhielt, als bis er in die Nähe des Sultans gekommen war. Auch Ramif Pascha, ein kenntnißreicher junger Offizier, der in Paris erzogen wurde, und den man, sowohl seinem äußeren Ansehen nach, als wegen seiner Aussprache des Französischen, für einen Franzosen halten könnte, sprang, bei einer Anrede des Sultans, die Arme über die Brust und sagte mit zitternder Stimme: „Ramif ist dein Sklave!“

Wir kehrten über den schönen Bosporus nach Kabi-Kiu, dem alten Chalcedon, zurück, nicht wenig erfreut, das Oberhaupt eines früher kriegerischen Volkes und den unerschrockenen Bernichter der Janitscharen so nahe gesehen zu haben.

Da der folgende Tag ein Freitag, also ein Festtag der Türken war, so fand auf der Asiatischen Seite in einer alten Moschee, weil der Sultan bei dem Gottesdienst zugegen war, ein Kest Statt. Die beste Definition von Kest ist, wie ich glaube, „festliche Versammlung“. Die Türkischen Frauen haben dann die Erlaubniß, auszugehen, in dem schön-

Digitized by Google

nen schattigen Gehölz, welches die Moschee umgiebt, zu verweilen, Felsche und Singemachtes zu genießen, aber sie lästern das heilige Gebäude nicht betreten. Was würde aus der christlichen Welt werden, wenn die Frauen von den Kirchen ausgeschlossen wären? Der Gedanke ist zu entsetzlich, um ihn nur einen Augenblick zu verfolgen. Es schreint jedoch jener Uebelstand durch einige andere Gebräuche kompensirt zu werden. So thut z. B. bei Verheirathungen die Mutter des Mädchens den ersten Schritt! Wie viel besser ist dies, als bei uns, wo die diplomatischen Mütter durch zu große Bedenklichkeit, Klugheit, Hartnäckigkeit und durch die Begierde, ihren Töchtern gute Partieen zu verschaffen, dieselben gar nicht an den Mann bringen und manchem gutes herzigen Jüngling zu einem Leben verleiden!

Kehren wir indeß zu der Moschee zurück. Hier war die Schwester Mahmud's, eine alte Sultana, deren Gesicht noch Spuren von Schönheit zeigte, nebst drei jungen sehr schönen Damen, die nicht verschleiert waren und nur ein schmales weißes Tuch um die Stirn trugen. Sie kümmerten sich nicht darum, daß wir sie bewunderten, und wir betrachteten ihre Schönheit ungestört, ohne den geringsten Anstoß dadurch zu geben. Sie saßen in einer Equipage Arabs, einer Türkischen Kutsche, die wir in unserer gemeinen Sprache einen Ochsen-Karren nennen. Es ist dies ein leichter Wagen mit einem Plan, der von zwei kleinen, munteren, mäuserfarbenen Ochsen gezogen wurde, die mit Netzen und Bändern phantastisch aufgeputzt waren. Ich habe niemals ein Pferd vor einem Türkischen Fuhrwerke gesehen.

Mit Einschluß der Slawinnen, waren wohl über zweihundert Frauen in dem Schatten hier versammelt. Eine alte Frau hatte ein schönes Lieblingskind, das sie, das kaum sechs Jahre alt war, mit Perlen und Edelsteinen überhäuft hatte. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr zu sagen, daß ihre Liebe für das Kind sie verleite, es zu gefährden. Sie antwortete mir, daß sie es nicht anders wünsche, daß sie es lieber sterben sehen, als es ohne Schmuck wissen wolle. Ich bewunderte diese Antwort, die mir ganz Türkisch vorkam.

Ich bemerkte, daß die Frauen, welche Kinder hatten, sich um diese weniger bekümmerten, als die, welche keine hatten. Diese letzteren schienen mir ihre Zuneigung auf alle Kinder zu verwenden, die sie sahen, und sie liebkosten sie mit einer Zärtlichkeit, die mich sehr rührte. Ich sah eine junge Frau, die ein Kind von ungefähr zwei Jahren auf ihrem Schooße hielt, es küssen, es an ihr Herz drücken, es mit Liebkosungen überhäufen, und dann, wenn sie es ihrer Mutter zurückgab, es wieder zurückverlangen, um es von neuem zu küssen.

Ich habe niemals so viele Kinder gesehen, als in dieser Moschee. Sie waren alle sehr schön, und ihre Mütter schienen sich ihrer Schönheit bewußt zu sein. Ich sah eine Mutter, die ihr Kind mit Gewalt zu mir brachte, damit ich es küssen sollte. Ich that es, um ihr Vergnügen zu machen, und ich gestehe, daß ich es mit Vergnügen that, denn es war ein sehr schönes Kind.

Ich habe bemerkt, daß die Türkischen Damen, wenn sie ihre Kinder küssen, sie nicht auf den Mund, sondern auf die Stirn küssen, und daß sie sie nicht auf die Wangen küssen, wie wir es thun. Ich habe sie auch ihre Kinder nicht auf die Augen küssen sehen, wie es die Europäischen Damen thun, und ich glaube, daß sie es aus Furcht vermeiden, ihnen die Augenwimpern zu verletzen, welche sehr lang sind, und ihnen ein sehr angenehmes Ansehen geben

irren. Walter Scott dagegen sieht keine Ruine, keinen alten Thurm, keinen Berg, kein Inselchen, ohne daß nicht der umgierige und geschäftige Schwarm seiner reichen Erinnerungen in volle Bewegung geriethe."

„Dieser große Mann," fuhr Coleridge nach einer kleinen Pause fort, „ist der einzige, der sein Genie zu erhalten gewußt, trotz dem daß er aus der Literatur ein Handwerk und eine Waare gemacht hat. Für die Nachkommen unter uns ist diese Nothwendigkeit das Grab des Talents. Glauben Sie mir, meine Freunde, suchen Sie eine bürgerliche Beschäftigung, was es für eine sey, in der Sie Ihre Zeit und Ihre Kräfte auf eine regelmäßige und gleichförmige Weise zu verwenden haben. Diese Beschäftigung muß feste vorgeschriebenen Regeln unterworfen seyn und nicht von Ihrer Laune abhangen — ein Tagewerk in bestimmten Stunden. Ist es gethan, so werden Sie Ihr Glück darin finden, die übrige Zeit nach Ihrem Gefallen benutzen zu können; und diese Zeit, so unbeträchtlich sie auf den ersten Anblick erscheinen mag, wird Ihnen bessere Resultate und gediegenere Früchte geben, als Monate angestrengter Arbeit vermocht hätten. Diese literarischen Stunden werden dann Momente der Freude für Sie seyn. Der Mensch, der nur Literat ist, seine Subsistenz nur auf einen stets unsichern Gewinn und einen Ruf begründet, der immer auf der unstäten Woge der Meinung hin und herschwankt, ist der unglücklichste der Menschen; der kein Unsicherheit, in der er lebt, die Anfange auf seinen Geist als Attymittel wirkt, wirkt zuletzt als ein förmliches Gift. Mit einem Worte, nicht der literarische Ruhm sey das einzige Zeichen in Ihrem Wappenschilde; nur ein Schmuck und eine Zierde desselben möge er seyn. Ich betrachte es als ein Symptom der gesellschaftlichen Degradation, wenn eine Masse Literaten sich als ein isolirter Stand der Gesammtheit gegenüberstellt und etwas als ein Ganzes treibt, was eigentlich gar keins ist. Alles, was da gemeinsame Bank zerreißt und sich als besondere Klasse konstituiren will, ist höchst gefährlich. Das Coelibat der Geistlichkeit hat den Sitten des südlichen Europens den Todesstoß versetzt. Auch sogar noch heutzutage kommt es vor, daß die aufgeklärtesten Menschen aus gewissen Gegenden einen Anstoß daran nehmen, wenn sich ein Geistlicher verheirathet. Warum die Ehe so verächtlich machen? Ich wollte sie zu Ehren bringen, ich, wenn ich Geistgeber wäre!"

— „Aber reduciren Sie denn die Ehe für Nichts," fragte ein Staats-Oekonom, „daß zufällige unsicherste Verbindungen und das übermäßige Wachsen der Bevölkerung hierdurch begünstigt werden möchten?"

— „Mit Nichten!" versetzte Coleridge. „Verschonen Sie mich mit Malthus' abscheulichen Theorien. Sie beruhen auf einem monströsen Sophisma. Allein, was der Mensch Theures und Werthes und Köstlicheres besitzt, forschen sie Hohn, und Schmutzigen kennen sie nur der Selbstsucht, der Habgierigkeit, allen den niedrigen und unedlen Leidenschaften unserer Natur. Ehrsten, Philosophen, Bürger, Politiker sollten sich vereint bewaffnen, und gegen diese wüthende Lehre vereint darauf losgehen. O! wäre ich Rabelais oder Swift, welche Fluth von Ironie wollte ich ausströmen, diese verrückte Absurdität auf alle Weise lächerlich zu machen! Swift würde diesen Gegenstand auf's brauchbarste verwirklichen, und Rabelais würde, wie er ein Rabelais auf trockener Erde: anima Rabelaisii habitans in sicco, — die Malthusianer in ihrem Elemente behandeln. Ich bin nicht ihre Sache. Alles, was Satire, Ironie, Bitterkeit ist, ist ihnen ein Gräuel; ihre Schwachheit wendet sich mit Schrecken ab von dieser ewigen Walten des Genius. Aber das Zarte und Anmuthige, die Freudeiten des Herzens, die Subtilitäten des Geistes und des Witzes, das entgeht ihnen nie. Ich habe viele Frauen kennen gelernt, die das Gute an sich selber und um seiner selbst willen lieben, ohne Hoffnung auf Lohn, ohne Furcht vor Strafe, ohne thätsächliche Absicht. Das Gute scheint ihnen mit dem Schönen nahe verwandt; in dieser Hinsicht sind sie unserem Geschlechte, das sich immer nur an das Nützliche hält, überlegen, und stehen höher als wir. Aber sehr wenig Frauen sind mit vorgekommen, die die Wahrheit um ihre für sich selber geliebt hätten. Sie wissen sie an Anderen zu schätzen, und halten sie diesen gegenüber sehr hoch, aus Furcht, sonst betrogen zu werden; aber sie haben sie die Wahrheit nicht lieben gelernt, als Wahrheit, als Gegenstand, dem immer Achtung, die aus hingiebt zu den Gegenständen unserer Wahl. Sie lügen oft, weil sie schwach sind; sie belügen sich selbst in ihren Leidenschaften. Oft, wenn sie zu lieben glauben, ist es nur ein unser Irrthum, in dem sie sich befinden; sie wünschen, geliebt zu seyn, weiter ist es nichts. Ich habe drei von einer Frau, die eine kompetente Stimme hat bei einem Urtheil über die weibliche Natur; ihr Rang als Herzogin, und ihr Reichthum, der Intrigen, die sie stets um sich her hatte, der Beobachtung günstiger war, als irgend einer. ... „Die Wünsche der Frauen"", sagte sie mir. „„sind nicht so, wie die Männer sich's denken; sie wünschen immer und vor allem, daß die Männer sie wünschen.""

Das Gespräch war in Folge dieser minder ernsten Materien allgemeiner geworden. Mehrere Personen nahmen daran Theil, unter anderen Caplist, der unzweifelhaft ein großes Talent besitzt, für die Frauen, vermöge ihres leidenschaftlichen Charakters, zu aller anderen Art von Beobachtung unfähig wären, als zu der der Leidenschaften. Dann kamen einzelne Anekdoten zur Sprache und Wilke's Liebes-Intriguen an die Reihe. Das Gespräch wurde politisch, und ich wunderte mich nicht wenig, Coleridge mehrere sonderbare Meinungen äußern zu hören. Einer der Mitsprechenden hatte den in der letzten Zeit so häufig zu Markte gebrachten Gemeinplatz wiederholt: Daß ganz Europa sich der Demokratie zuneigte.

„Nein, nichts, gar nichts glaub ich davon", rief Coleridge, „und selbst der Aufschwung meiner innersten Ueberzeugung auch ein absurdes Paradoxon gehalten werden, mir scheint das Schicksal Europa's in einer grade entgegengesetzten Bahn begriffen zu seyn. Die reine Monarchie ist das Ziel, dem Europa unaufhaltsam zueilt. Man lächle nicht hierüber. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, uns're Kinder würden ein Orientalisches Joch tragen. Nein; aber der Volkswille wird, statt der Bevorrechtung sich selbst frei und offen auszusprechen zu dürfen, zum Organ und sichtbaren Symbol das Individuum erhalten, das die Einheit der Gesellschaft darstellt, einen König. Bald genug wird man jener Bastard-Repräsentativ-Regierung überdrüssig werden, von der uns Belgien, Frankreich und England die traurigen Gestalten darbieten. Alle tüchtigen und vernünftigen Menschen werden eine Regierungsform von sich schütteln, die roh und unbeholfen so fügig ist, daß sie jeden Despoten die ganze Repräsentation wird an sich greifen haben, so wird man erkennen, wie recht die Alten hatten, wenn sie die Vermischung der drei socialen Elemente, der Aristokratie, der Demokratie, und der vollziehenden Gewalt, für etwas Unmögliches oder doch höchst Undauerhaftes hielten. Man sehe nur einmal, wie unser Unterhaus herunter gekommen ist; wie es sich in Kliques wenigt, nach Allem seine Würde ausstreift und Nichts zu Wege bringt, den Leidenschaften des Pöbels schmeichelt und Alles, was edel, groß, wahrhaft national ist, unter die Füße tritt. Das sind die Anfänge der Despotismus, dahin führt dergleichen. Wissen Sie, welches Mittels Pitt sich bedient hat, um England zu zwingen, ihm in seinem Kampfe gegen Frankreich beizustehen? Die Umriehe der Londoner Klubbs, eingelne demokratische Elemente, Gährungsstoffes des Aufruhrs, welche losbrechen sollten, benutzte er zu seinen Vortheil. Diese gebrauchte er zum Popanz. Er stellte das Gespenst der Revolution als in der Ferne verbrannt dar. Das Eigenthum erhob sich mit einer Stimmlichkeit, als wäre es eine Person. Es sah nicht, daß seine Feinde sehr gering an Zahl waren; es hatte Zurcht bekommen und griff zu den Waffen. Nichts ist so wild und furchtbar, wie der Egoismus und das Interesse, wenn sie in Schrecken gesetzt werden. Für, Pitt's Gegner, anstatt seiner List auf die Spur zu kommen und sie zu vereiteln, ging in die Falle. Er verfolgte dieselbe Methode, derselbe Irrthum. Und so ist es England bis zur letztenwollten Stunde gegangen. Mit einer hohen Ehrfurcht für die Demokratie des Christenthums war in seiner Gesinnung eine ganz eigenthümliche Berachtung gegen alle neueren Grundsätze verbunden.

„Es ist nicht erwiesen", sagte er, „daß die Maschinen, „indem sie die Produkte vervielfältigen, den Preis der Gegenstände ermäßigen. Ohne Zweifel, wenn wir annehmen die Einzelnen in der Gesellschaft verlieren werden, aber die ersten Bedürfnisse des Lebens behalten nach wie vor denselben Werth und dieselbe Taxe. Man müßte einen Unterschied machen zwischen Natur-Produkten und Kunst-Produkten (arte facta). Wenn unserer Schuhe und unserer Stiefmütze uns auch weniger kosten möchten, als sonst-(was nicht erwiesen ist), so werden doch Ochs und Hammel nicht gerade so theurer verkauft werden. Nun sind es unleugbar die reichen Klassen der Gesellschaft, die den größten Theil der baaren Gegenstände konsumiren; diese Klassen sind es also, die, wenn eine Verminderung des Preises eintritt, den Hauptnutzen davon ziehen, und nicht die Aermeren. Alle zum Lebensunterhalt durchaus nothwendigen Dinge sind verhältnißmäßig eben so theuer, als sonst; was haben wir also gewonnen?"

„Wenn die gegenwärtige Philosophie zu arretiren, zu ablehnend und widerspenstig gegen die Erfahrung ist, so scheinen mir unser Staatsmänner dagegen zu beharrlich, dem Tage und seinen vergänglichen Bedürfnis zu leben. Sie dahrn keine Prinzipien. Kein fest angenommenes System regelt ihre Schritte. Sie leben von zufälligem Vortheil, wie die Glücksritter, die am Abend nicht wissen, wie sie es anfangen werden, die Subsistenzmittel für den folgenden Tag herbeizuschaffen. Um sich zu erhalten, wissen ihre Reden in stetem Widerspruche mit der Verfahrungsweise ihrer Sprecher seyn. Der Minister, der heute spricht, ist eine ihre Idee hat, ein gefährlicher Mann ohne Zweifel, den aber nur das Festhalten an dieser Idee so mächtig macht, ist O'Connell. Man sehe, welchen Vortheil er daraus zieht, und wie sich seine Stellung nach Maaßgabe seines Verharrens auf seinen ursprünglichen politischen Grundsätzen immer mehr verstärkt und befestigt. Seine parlamentarische Carriere ist ein wahrer Triumph. Er stützt sich auf eine feste und selbst in der Nähe gesehen sehr starken Phalanx; er hat Gläubige an sich selber. Wäre er auch hundertmal minder geschickt, als er es in Wahrheit ist, er würde dennoch Sieger bleiben."

— Es war eine der interessantesten psychologischen Studien, Coleridge, wie die Sibylle, singen zu sehen mit begeisterten Eingebungen, über die er nicht Herr werden konnte, und die er vergebens in klare Form und bestimmte Gestalt zu bannen versuchte. Sein Lieblingsthema waren unsterbliche Gegenstände, die in der Tiefe der Seele wohnen und jenseits der Metaphysik gehören; die Theorie der Träume und Geschichte, die des thierischen Magnetismus, überhaupt alle Fragen, die gleichsam auf der Gränze beider Welten schweben. Am liebsten unterhielt er sich mit solchen, die gleich ihm abstenderliche und eigenthümliche Ansichten hegten. Er liebte die Swedenborgianer und diskutirte gern mit Ihnen; ein Talmudist war ein Fund für ihn. Das die Positive des Lebens beschäftigte ihn wenig. Sogar leben in der poetischen Region und fand das Mittel, den praktischen Jakobinismus seiner Jugend mit dem metaphysischen Torysmus, dessen Gepräge seine letzten Werke tragen, auf eine eigenthümliche Weise zu vereinigen. Er steht vor uns als ein ausgezeichneter, höchst bedeutender Mann, dessen schwächste Werke immer noch von Gedanken sprühen und aus der frischen Quelle der Originalität sprudeln; dessen beste Schriften Fragmente sind; der nichts Allzugründliches gethan und wieder nichts Vollständiges, nichts Ganzes hinterlassen hat der einen großen Rufes genossen, ohne

Google

denselben durch Meisterwerke zu rechtfertigen und ohne denselben unwürdig zu sein; ein Philosoph, der auf sein Zeitalter Einfluß geübt und seinen Schüler gebabt hat; ein Theolog, ohne die Formeln einer bestimmten Lehre; ein Dichter, ohne einen besondern, ihn von allen Anderen unterscheidenden Stil; ein Gelehrter, der seinen Pfad durch kein Monument bezeichnet hat; ein bewundernswürdiger Seher, der in Träumen geleht und doch nie die Achtung, die der öffentlichen und der häuslichen Sittlichkeit gebührt, vergessen hat. Seinen eigenen Neigungen zufolge, wollte er einen Roman schreiben, so fesselnd, daß nicht in der That und im Raume, sondern außer und gleichsam neben Zeit und Raum leben sollte. Er hat an sich selber die Existenz dieses übernatürlichen Wesens halb und halb verwirklicht.

Ueber Ursprung, Gestaltung und Fortschritt der Englischen Sprache.

Durch welche Variationen und successives Entfernen vom Ursprunge sich das Gälische, das Celtische, die Dänische und Sächsische Sprache modificirt und mit einander vermischt haben, und wie aus diesen ihren Umwandlungen, Modificationen und ihrer verschiedentlichen Vermischung mit der emancipirten Römischen Sprache die gegenwärtige Englische sich entwickelt hat, — diese gehörig zu beantworten, ist so schwer, daß schon mehrere Sprachforscher daran gescheitert sind, und auch mit wahrscheinlich nicht im Stande sein werden, etwas Genügendes vorzubringen. Aber den richtigen Weg anzugeben, der zu ihrer Lösung führt, wollen wir doch wenigstens versuchen.

Man betrachtet gewöhnlich das Angelsächsische als das alte ursprüngliche Englisch. Nach der Meinung einiger gelehrten Sprachforschen ist das moderne Englisch eine bloße Tochter der Angelsächsischen Seine Sprache; Andere dagegen suchen den Ursprung unseres gegenwärtigen Idioms bei den Teutonen und Dänen. Es ist sehr schwierig, beutzutage die Art und Weise richtig abzuschätzen, wie das Dänische und Sächsische in England Einfluß geübt; da sie Dialekte einer und derselben Sprache waren, so erscheint es unmöglich, einen bestimmten Charakter, eine eigenthümliche Kunst für den Einfluß einer jeden insbesondere aufzufinden. Der große Stamm, zu dem diese sämmtlichen Sprachen des Nordens gehören, der Teutonisch-Hindugermanische, bängt, wie die Untersuchungen der neueren Gelehrten zeigen, mit einer alten Wanderung der Indischen Kasten zusammen, die sich über die nördliche Hemisphäre verbreiteten; wegen dieses gemeinsamen Ursprungs werden die besonderen Gestalten dieser Sprache immer mit einander vermischt bleiben.

Der Kulturhalt der Römer in Großbritannien war von geringerem Einfluß auf die Besiegten, als man meinen sollte, weil die Unglaichheit der Civilisation zwischen beiden zu groß war. So blieben die Völker streng gesondert. Höchstens waren es einzelne Ausdrücke, die sich erhielten; der größte Theil der Lateinischen Wörter, die gegenwärtig in der Englischen Sprache existiren, gehört einer neueren Epoche an. Im Jahre 449, vierzig Jahre, nachdem die Römer Großbritannien verlassen hatten, lud Vortigern, König des südlichen Theils der Insel, die Sachsen aus dem Nordwesten Deutschlands ein, sich mit ihm zu verbinden, um so den Pikten und Kaledoniern die Spitze bieten zu können, die seit dem Abgange der Römer seine Staaten unaufhörlich beunruhigten. Diese Sachsen drängten auch die Pikten aus dem Norden von Britannien hinaus; neue Sachsen, von Jüten, Dänen und Angles begleitet, kamen nach und vereinigten sich mit den ersten. Mit der Zeit vermehrten sich diese Einwanderungen, setzten sich fest und wuchsen zu Völkern heran, deren Sprache sich mit den alten Idiomen des Landes vermischte, und diese entweder veränderte oder völlig außer Gebrauch brachte.

Die Dänen setzten sich nördlich von der Themse fest, und es wurde dort das sogenannte reine Dänisch gesprochen. Die Sachsen nahmen ihre Wohnsitze südlich dieses Stromes, und dort wurde das reine Sächsisch gesprochen. Nach der Vereinigung der sieben Königreiche, die im Jahre 828 stattfand, ward das Sächsische die herrschende Sprache in ganz England, weil die regierenden Könige sämmtlich Sachsen waren; so wurde das reine Dänisch, welches das eigentliche echte Englisch für die Völker im Norden der Themse war, nach und nach aus der gewöhnlichen Sprache verdrängt. Andere Dänen, die in der Folge nach England kamen und dort Fuß faßten, brachten ihre Sprache wieder mit; diese war aber nicht mehr das alte Dänisch der Englisch, sondern ein neues Dänisch, ein Gemisch aus den Sprachen mehrerer Dänemark benachbarter Nationen. Dies neuere Dänisch breitete sich vorzüglich in Northumberland, Merrien und Estangeln aus, Provinzen, deren sich die Dänen im Jahre 1016 unter Anführung Kanut's des Großen bemächtigt hatten. Obgleich dieser Fürst (der im Jahre 1036 starb) seine Gesetze, um sich den Engländern gefällig zu zeigen, in Sächsischer Mundart publiciren ließ, so erhielt sich doch das Englische bei den Völkern des Nordens. Und da es auch während der Regierung Kanut's und seiner beiden Söhne die Sprache des Hofes war, so wurde es auch den Westsachsen nothwendig, die sogar mehrere Wörter und Ausdrücke daraus in ihre eigene Sprache aufnahmen. Als aber Eduard der Bekenner auf den Thron stieg (im Jahre 1042), wurde das Sächsische wieder die Hofsprache. So sahen sich die Bewohner des Nordens gezwungen, es zu lernen, ungefähr wie die Gascogner vor noch nicht zweihundert Jahren genöthigt wurden, das Französische zu lernen. Unter Eduard's Regierung (von 1042 bis 1064) fand auch die Normannische Sprache in England Eingang. Da Eduard von einer Normannischen Mutter, Emma, stammte, und sich lange in der Normandie aufgehalten hatte, so sprach er besonders gern Normännisch; auch trug die große Zahl Normannen, die er nach England zog und dort in Aemter und Würden einsetzte, viel dazu bei, den Gebrauch dieser Sprache, die sich bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts erhielt, einzuführen und zu verbreiten.

Als Herzog Wilhelm von der Normandie, den Eduard zu seinem Nachfolger auf dem Thron ernannt, England erobert hatte (im Jahre 1066) und sich in Besitz des Thrones sah, beschloß er, seine eigene Sprache in seinen neuen Staaten zur Landessprache zu machen; und nur die Gesetze ließ er in Normännisch-Französisch abfassen, sondern errichtete in allen Flecken Schulen, in denen die neue Sprache gelehrt wurde, und machte es allen Vätern, unter Androhung schwerer Strafen zur Pflicht, ihre Kinder hineinzuschicken. Doch behaupten einige Geschichtschreiber, daß er, allen angewandten Zwangsmitteln zum Trotz seine Absicht, so wie er gewünscht, dennoch nicht erreicht habe. „Die Normannen, die er mit sich gebracht", so versichern sie, „waren nur eine geringe Anzahl im Vergleich mit dem übrigen Volke. Mehrere hohe Normannen lernten sogar Englisch, anstatt die Engländer zu zwingen, das Normännische zu erlernen." Wie dem auch sey, das Normännisch-Französische wurde die Hofsprache, verdrängte aber eben so wenig die Angelsächsisch-Dänisch-Teutonischen Dialekt, die Sprache des Volks, wie das Lateinische, das ihn sechs Jahrhunderte früher auch nicht ganz hatte verdrängen können. Nur da ein gewisser Unterschied zwischen Normannen und Engländern war, als zwischen Römern und Engländern gewesen, so zog die Vermischung dieser Civilisationen auf eine durchgreifendere Weise von Statten, und folglich auch die der beiden Sprachen.

Nach Eduard III. wurde die Normannische Sprache nicht ferner begünstigt, und der alte Strom der Angelsächsischen Sprache nahm auf's neue von seinem Bette Besitz; von der Zeit an, wo die Monarchie zu einem, wenn auch nicht völlig friedlichen, doch wenigstens zu einem dauernden Zustand gelangte, entwickelte sich die Sprache ungestört, bis zur Regierung Elisabeth's, wo die Civilisation in kommerzieller und industrieller Hinsicht die ersten Blüthen trieb, und das Licht der Bildung nach allen Punkten hin seine Strahlen versandte. Die Morgenröthe der Englischen Sprache, so wie sie jetzt existirt, begann erst in vierzehnten Jahrhundert in den Schriften John Gower's, der für den Barde der Englischen Poesie gilt, das Licht der Welt zu erblicken. Seine der Verse geschrieben. Geoffrey Chaucer, bekannter als Gower mit sein Zeitgenosse, schrieb etwas später als er; auch unterschiedet sich seine Sprache in etwas von der Gower's. Der berühmte Reisende John Mandeville oder Maudeville, der in demselben Jahrhundert schrieb, ist eines der ersten Muster der Englischen Prosa. Die Einführung einzelner Lateinischer Wörter und Wendungen, die in seinen Schriften vorkommen, machte ihn zu einem der Väter der Schrift der Englischen Sprache betrachtete. Wenn wir zurückgehen in Hinsicht des Sechsten Zeiten (von 1422 bis 1461), so finden wir, daß das damalige Englische nur wenig verschieden ist von dem unter Heinrich VII. (von 1509 bis 1557.) Die Pflanzerspiele, die aus Heinrich's VI. Zeit datiren, sind mit vieler Kraft und Präcision geschrieben. Die Werke Fortescue's, der unter den Regierungen Heinrich's VI, und Eduard's IV. seinen Nachdenken lebte, sind klar, kräftig, fließend und gegenwärtig der gesammten Lesewelt empfohlen werden. Zu Thomas Morus Zeit war die Bildung der Sprache fast vollendet; Skelton, der gekrönte Dichter Heinrich's VIII., schrieb um dieselbe Zeit. Der Graf von Surrey ist der correcteste und berühmteste Autor unter dieser Regierung; und in Barclay's, der um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts blühte, sie wie in des Doktor Wilson's Schriften, sind mit noch wenige kleine Spuren der alten Sprache zu finden.

Unter der glänzenden Regierung der Elisabeth (von 1559 bis 1603) gewinnt die Englische Sprache so viel Fülle, Kraft und Melodie, daß wenn wir gerecht seyn wollen, wir sagen müssen, keiner der gegenwärtigen Schriftsteller habe die Autoren jener Zeit erreicht, was die beurtheilen Eleganz gewonnen haben, haben sie an Kraft verloren. Die Werke Bacons, der Poesie, von Sidney, gilt für das vortrefflichste Muster Englischer Prosa. Hooker, der gelehrte Verfasser der „Ecclesiastical Polity" und anderer große Werke aus jener Zeit, werden stets mit neuem Vergnügen gelesen und bewundert werden. Eine schöne Probe von der herrlichen Prosa unter der folgenden Regierungszeit ist die Uebersetzung der Bibel u. a. m.

Heutzutage zeigen sich sämmtliche Sprachen Europas in einer allgemeinen Vermischung hin; man würde vergebens nach einer lebenden Sprache suchen, die allen Variationen, allen Revolutionen der Zeit widerstanden hat, sich in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten hätte. Die politischen und parlamentarischen Friedrichs, die der Britischen Verfassung angehören, sind schon in den alltäglichen Gebrauch um die Westerschicker der Franzosen übergegangen, und die Engländer haben dagegen von ihnen den größten Theil der Ausdrücke des feineren gesellschaftlichen Lebens entlehnt. Die Italiänische Sprache macht gegenwärtig Anstalt, sich nach dem Typus der Germanischen Sprachen zu modeln, und findet sich auch in ihrer unterschiedlichen Reinheit nicht mehr. Die politischen Flämme aller unserer Europäischen Sprachen, der Teutonische und der Griechische oder Lateinische, fangen an, sich mit einander zu verzweigen und in einander überzugehen.

Bibliographie.

The poor laws as they were and as they are. (Die Armengesetze sonst und jetzt.) Von Walton. 4 Sh.

Bubbles in Northumberland. (Anseklage in Northumberland.) Bei S. Oliver. 9½ Sh.

Songs of the prophets. (Gesänge der Propheten.) 3½ Sh.

Men and manners in Britain. (Ein Nord-Amerikaner über England und Englische Sitten.) Von Grant Thorburn. 2 Sh.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern, Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 73. Berlin, Freitag den 19. Juni 1835.

Asien.

Einige neue Details über Lokalsitten und Sitten der Beduinen.*)

„Den Morgen des folgenden Tages wandten wir dazu an, das Dorf (Sadsad) zu durchstreifen, das ungefähr zweihundert Häuser und fünf Moscheedächer zählt.

In der Mitte des Dorfes erhebt sich ein alter Thurm von erstaunlicher Höhe; er schreibt sich von der Gründung einer Kolonie her, deren Geschichte uns der Scheik erzählte. Seine Erbauer stammten aus Tripoli in Syrien, wo ihre Kirche noch steht. In der-blüheudsten Zeit des Griechischen Kaiserreichs verannssitten die Griechen voll Uebermuth und Raubgier die unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Völker. Sie brachte unter Anderem der Statthalter von Tripoli die Einwohner durch Beschimpfungen und Grausamkeiten aller Art auf's Aeußerste; aber zu gering an Zahl und doch nicht mehr im Stande, das drückende Joch zu ertragen, verbanden sich diese ingesammt, dreihundert Familien stark, packten Alles zusammen, was sie an Kostbarkeiten mitnehmen konnten, und zogen ganz in der Stille plötzlich in der Nacht davon. Sie gingen nach Homs und schlugen jedesmal den Weg in die Wüste von Bagdad ein, als sie von den griechischen Truppen, die der Statthalter zu ihrer Verfolgung nachgesandt hatte, erreicht wurden. Sie bestanden ein barbarisches und blutiges Gefecht, waren aber zu schwach an Zahl, um den Sieg zu erringen. Da sie nun um keinen Preis auf's neue unter die Tyrannei der Griechen zurückweilten, so unterhandelten sie und erlangten die Erlaubniß, auf dem Platze, wo das Gefecht vorgefallen, ein Dorf erbauen zu dürfen, vorschichten sich aber zu einem festen Tribut an den Statthalter von Tripoli. So gründeten sie denn hier ihre neue Heimath am Eingange der Wüste, und nannten ihr Dorf Sadsad (Hindernis). — Das ist Alles, was die Syrische Kronik Bemerkenswerthes enthält.

Eines Tages hatten wir erfahren, daß vier Stunden vom Dorfe eine bedeutende und sehr alte Ruine läge, in der sich ein natürliches Dampfbad befände; dies Wunder hatte unsere Neugier rege gemacht, und Herr Forcarie, der Arzt unserer Karawane, wollte, daß den Scheik uns eine Estrete zu geben. Nachdem wir vier Stunden nach Südost zurückgeritzt hatten, gelangten wir zu einer großen Ruine, in der nur noch ein einziges bewohnbares Zimmer vorhanden ist. Die Architektur ist einfach, aber die Steine sind von erstaunlicher Größe. Als wir in dies Zimmer eintraten, bemerkten wir eine Oeffnung von zwei Fuß im Quadrat, aus der ein dicker Dampf hervorquoll; wir warfen ein Schnupftuch hinein, das nach anderthalb Minuten, genau nach der Uhr, sieg es wieder heraus und fiel zu unseren Füßen nieder. Wir setzten diesen Versuch mit einem Hund fort, welches nach Verlauf von zehn Minuten eben so wieder zum Vorschein kam, wie das Schnupftuch. Unsere Führer verschworen uns, daß ein Nachlaß von zehn Pfund Gewicht auf gleiche Weise herausgewiesen wäre.

Wir entkleideten uns und stellten uns um die Oeffnung herum; in kurzer Zeit waren wir von einem starken Schweiß bedeckt, der über unsere Körper herabrieselte; aber der Geruch dieses Dampfes war so unerträglich, daß wir nicht lange darin ausdauten konnten. Nach einer halben Stunde zogen wir unsere Kleider wieder an und empfanden ein Wohlbefinden, für das ich kein Wort habe. Man sagte uns, daß dieser Dampf in der That überaus gesund sey, und daß eine große Anzahl von Kranken hier ihre Heilung fänden; als wir ins Dorf zurückgekommen, setzten wir mit großem Appetit, und nie habe ich köstlicher geschlafen, als in jener Nacht.

Unserer Rolle gemäß — wir hatten uns für Kaufleute ausgegeben — öffneten wir einige Tage nach unserer Ankunft unsere Ballen auf dem Platze in der Mitte des Dorfs vor dem Hause des Scheik; ich verkaufte an die Frauen einzelne Gegenstände, die mir Silbergeld bezahlt wurden. Die Müssigen verkammelten sich um uns und plauderten und schwatzten mit uns; einer, noch ein ganz junger Bursch, Namens Hessaiseun el Kratis, bat mir das Geld einnehmen und meine Rechnungen mit den Frauen und Kindern machen; er zeigte den größten Eifer für meinen Vortheil. Eines Tages, als er mich allein fand, fragte er mich, ob ich wohl im Stande wäre, ein Geheimniß zu bewahren. — „Nimm Dich in Acht", setzte er hinzu, „es ist ein großes Geheimniß, das kein Mensch von Dir erfahren darf, auch nicht einmal Dein Gefährte." Nachdem ich ihm mein Ehrenwort gegeben, was bei mir zu behalten, vertraute er mir, daß eine Stunde vom Dorfe eine Höhle wäre, in der sich ein großer Krug voll Zechinen befände; er gab mir ein solches Goldstück mit der Aeußerung, er könne keinen Gebrauch davon machen, da diese Münze nur in Palmyra gälte. — „Aber Du", fuhr er fort, „der von einer Stadt zur andern reist, kannst sie leicht umsetzen; Du hast tausend Mittel, die ich nicht habe, von diesem Schatze Vortheil zu ziehen; Alles will ich Dir nun zwar nicht geben, übertasse es aber Deiner Großmuth, die Theilung zu machen; Du kommst mit mir, ich zeige Dir den Ort, wir dringen das Gold nach und nach in Sicherheit, und Du giebst mir mein Theil in rouranter Münze." Da ich den Zechino als Beweis in der Hand hielt, so glaubte ich an die Wahrheit dieses Berichts und verabredete mit ihm, daß wir uns am folgenden Tage am frühen Morgen außerhalb des Dorfes treffen wollten.

Kaum fing es an zu tagen, so war ich auch schon auf den Füßen und aus dem Hause hinaus. Kurz vor dem Dorfe fand ich Hessaiseun, der mich schon erwartete; er war mit einer Flinte, einem Säbel und Pistolen bewaffnet. Ich meines Theils hatte nur eine lange Pfeife als einzige Waffe; wir gehen ungefähr eine Stunde; mit welcher Unruhe suchten meine Augen nach der Höhle; endlich erblick ich sie; wir treten hinein; ich sehe mich nach allen Seiten nach dem Kruge um, finde aber nicht. „Wo ist denn der Krug?" frage ich. Hessaiseun erblickt. „Da ich Dich denn hier habe", schreit er mir zu, „so wisse, daß Deine letzte Stunde geschlagen hat. Du wärest schon nicht mehr am Leben, wenn ich nicht gesürchtet hätte, Deine Kleider mit Blut zu beschmutzen. Ehe Du stirbst, entkleide Dich und gieb Deinen Geldbeutel heraus; ich weiß, Du trägst ihn bei Dir; es sind mehr als zwölftausend Piaster darin, ich habe sie selbst gezählt; Du hast sie für Waaren eingenommen, die Du verkauft hast. Mach nicht lange Umstände. Du stirbst das Todesloch nicht wieder."

„Laß mir das Leben", sieht ich ihn an, „ich will Dir mehr geben, als in diesem Beutel ist, und nie entdecken, was hier vorgegangen ist, das schwör ich Dir." — „Nichts da!" versetzte er, „diese Höhle ist Dein Grab; ich kann Dir nicht das Leben lassen, ohne das meine auf's Spiel zu setzen."

Ich schwor ihm tausendmal zu, daß ich schweigen wolle; schlug vor, ihm einen Wechsel zu schreiben über die Summe, die er selber bestimmen solle; er war durch nichts von seinem schändlichen Vorhaben abzubringen. Endlich, ärgerlich über meinen Widerstand, lehnt er seine Waffen gegen die Mauer, und stürzt gleich einem wüthenden Löwen auf mich los, mich erst anzuspünden und dann zu ermorden. Ich sehe ihn von neuem an: „Was hab ich Dir zu Leide gethan? Denkst Du denn nicht an einen Tag der Vergeltung und der Strafe? Daß Gott Rechenschaft fordert für unschuldig vergossenes Blut?" Sein Ohr blieb taub, sein Herz verschlossen!... Da denk' ich an meinen Bruder, meine Verwandte, meine Freunde, Alles, was mir theuer ist, steht vor meinen Augen, nur den Schöpfer allein sieht ich in meiner Verzweiflung um Schutz an. O Gott! Beschützer der Unschuld steh mir bei! Gieb mir Kraft, zu widerstehen! Mein Mörder, ungeduldig, reißt mir meine Kleider vom Leibe. Obgleich er viel größer war als ich, so giebt doch Gott mir Kraft, und wohl eine halbe Stunde lang ringen wir mit einander; das Blut strömte nur so von meinem Gesicht; meine Kleider hingen in Fetzen an meinem Leibe. Als der Nichtswürdige mich in diesem Zustande sah, faßte er den Entschluß, mich zu erwürgen; er hebt die Arme, mir die Kehle zuzudrücken; ich benutze den freien Moment, der mir diese Bewegung verschafft, und verfese ihm mit beiden Fäusten einen heftigen Stoß vor den Magen; er taumelt zurück, ich ergreife seine Waffen, bin mit einem Satze aus der Höhle und laufe nun aus Leibeskräften, was ich kann. Kaum glaubte ich selber an meine Rettung, bald dörr' ich was hinter mir brausen. Es war mein Feind. Er rief mich bei Namen, und that mich im freundlichsten Tone, ihn zu erwarten. Da ich alle Waffen hatte, so fürchtete ich mich nicht, einen Ausgenblick still zu stehen, drehte mich nach ihm um und schrie ihn an: „Nichtswürdiger, was willst Du? Du hast mich heimlich ermorden wollen, und sollst dem Stricke nicht entgehen." Er verschwor sich hoch und theuer, daß die ganze Geschichte nur ein Spaß gewesen sey von seiner Seite; daß er nur meinen Muth habe auf die Probe stellen und sehen wollen, wie ich mich vertheidigen würde. — „Aber", setze er hinzu, „ich sehe, Du bist noch ein Kind, daß Du die Sache für Ernst nimmst." — Ich erwiderte, indem ich auf ihn anschlug, daß ich Feuer geben würde, so wie er nur noch einen Schritt vorginge. Da er mich so entschlossen sah, sieh er der Wüste zu und ich nahm den Weg nach dem Dorfe zurück. — Mittlerweile waren Scheik Ibrahim und der fremme Rawsal schon in Sorge um mich gewesen, besonders der Erstere, da ich mich in der Regel nicht zu entfernen pflegte, ohne ihr

*) Auf dem so eben erschienenen vierten Bande der Orientalischen Reise von Lamartine. Der Erzähler dieser Episode ist nicht L. selbst.

Digitized by Google

davon in Krantnis zu setzen; er hatte zwei Stunden lang gewartet und war dann zum Schein gegangen, der, seine Absorgnis theilend, das ganze Dorf aufgeboten und nach mir aufgesucht hatte. Endlich erdicht mich Rawsal und rief aus: „Da ist er!“ Selim sagt ihm, er irre sich. Ich komme näher — jene zweifeln noch, ob sie ihren Augen trauen sollen, ob ich es wirklich bin. Herr Laccaris läuft mir entgegen und umarmt mich mit Thränen; sprachlos bleib ich in seinen Armen liegen; man führt mich in die Wohnung Rawsak's, wäscht mir meine Wunden aus und legt mich auf's Bett. Endlich gewann ich die Kraft, mein Abenteuer zu erzählen. Selim sandte Steine zur Verfolgung des Mörders aus und schickte gleich seinen schwarzen Henker mit, ihn zu erdrosseln, so wie sie ihn trafen; aber sie kamen unverrichteter Sache zurück, und wir erfuhren bald darauf, daß er in die Dienste des Pascha von Damaskus getreten sey. Er ließ sich nie wieder in Corfutan sehen.

(Schluß folgt.)

Englund.

Vom Glück der übeln Laune.

Verstehen wir uns recht, lieber Leser! ich sage nicht, daß die, welche um einen Menschen von übler Laune sein müssen, ihre Tage anmuthig und preiswürdig finden sollen. Nein! Dem tückischen sind die stäten Elemente ärgerlicher Capricen und finsterer Grillen peinigenden zu seyn, ungerechtem Tadel, unbegründetem Verdacht zur Zielscheibe zu dienen, mit albernen Hypothesen, häßlichen Spitznamen, verlebendem und verderbtem Zeuge aller Art überhäuft zu werden; diese Fluth ruhig anzubalten; zu sehen, wie der Unzufriedene immer düsterer und unerträglicher wird, eine je flüchtere Dose von Geduld man ihm entgegensetzt; vergebens Sanftmuth, Heftigkeit, Gelübde und Gelöbte der Versuhnung, Schmeichelung und Drohung zu versuchen, und Alles ohne Erfolg — das ist ein unsägliches Geschäft, alleedings, eine Lage, die ich nur meinen Feinden wünsche. Alle Beerheile dieses gehören nur dem, der übeler Laune ist. Wenn die Welt scheint: Das ist eine unglückliche Gemüthsart! — so ist die Welt nicht klug. Unglücklich für die Andern, das läßt sich mir gallen! Aber diese Gemüthsart, unglücklich für die Freunde und Bekannten des scheinbar Gepagten, ist die beglückendste in der Welt für den, der sie besitzt.

Beklage mir keiner den Mann der übeln Laune; er ist der König der Gesellschaft; was man ihm einreißen will, das ist seine Macht, seine Waffe.

Ich rede nicht von dem Cholerischen, von dem Heftigen, Ausbrausenden, der sich stoßweise den Regungen und Ausbrüchen seines Unwillens hingiebt; er ist nicht würdig, die wahrhaft Königliche Stelle einzunehmen, von der ich spreche. Ich verlange eine beständige empfindlich gereizte Verdrießlichkeit, der es Bedürfnis wird, zu schreien und zu schmälen, laut aufzubrüllen vor Zorn, ein ununterbrochenes Mißtrauen, eine düstere aegwöhnische Kengstlichkeit, einen innren Grimm, eine Erbitterung, die nie wicht, Tag und gut, einen steten Humor von verletzen Sinne und der ganzen Natur, dessen Worte, wie meisten Menschen können keinen Anspruch machen auf diese hohe Würde. Höchstens dringen sie es bis zu düsteren grauen Wochen und Monden. Dann klagen sie, fühlen Beängstigungen, fahren bei jeder Kleinigkeit erschrocken zusammen, werden aegwöhnisch — haben den Spleen. Die blauen Teufel tanzen um ihren Kopf und krönen sie mit Migräne und beständigem Weh.

Ich kann aus Erfahrung davon sprechen; es ist eine höchst angenehme Situation, eine ganz vortreffliche Weise zu existiren. Es sind noch nicht drei Tage her, daß ich mich in der Gewalt eines sehr übeln Humors befand. Nun din ich gebeilt — und bedaure fast, daß ich's bin! Klein, ihr Tage, düsteren Phantasieen geweiht, Tage, deren Traurigkeit voller Reize war, wo ich das Glück genoß, mich als Opfer betrachten und vor dem Bilde meiner Eitelkeiten knieen niederwerfen zu können! So lange der Anfall währte, fand ich mich so behaglich, so bequäge, so zufrieden mit mir selbst. Verzeihe man mir's! Ich sollte mich schämen, dies Geständnis zu machen, aber ich kann nicht unwahr seyn; — es ist mir nicht lieb, daß ich geheilt bin.

Man hat die Freuden der Einbildungskraft, die Freuden der Hoffnung, die Freuden der Erinnerung geschrieben; ich wollte, man schriebe die Freuden des übeln Humors. Fernes ist hier nicht genug: Wonne, Wollust nach der rechte Weet. Ich erfahre denn, wie schmerzlich es ist, eines Gegenstandes der Unzufriedenheit und des Unwillens, den man für erschwindig hielt, beraubt zu seyn. Claudius Wagstaff, mein alter Freund, hatte mich vergessen, vernachlässigt, mir seine Achtung, die mir doch gebührte, entzogen, mich ungeachtet Briefe in seiner Meinung herabgesetzt; ich war dessen gewiß. Mein düsterer Roman hatte sich auf dieser Basis auf. Ich hatte alle meine Ideen schon gestromen, alle meine Ideen waren fertig, und mein misanthropisches System hatte sich schon zu gehöriger Stärke und Größe entwickelt. Dies Gebäude ist nun unter meinen Füßen zusammengestürzt. Wovon soll ich mich nun halten? wo soll ich nun einen Vorwand hernehmen, die Welt zu fliehen und zu verwünschen? — eine so herrliche, eine so angenehme Beschäftigung, an die mein Geist ein solches Feld reger Beschäftigung eröffnet! Wenn Wagstaff unschuldig ist, so muß irgend ein anderer meiner Freunde der Schuldige seyn. Einen muß ich haben, und die ich den finde, so lange mag er wenigstens das Fie gelten — es ist doch immer ein kleiner Trost.

Will man wissen, was sie ein Gedanke es ist, der einen Misanthropen in seinen eigenen Augen am meisten hebt und ausbildet? Die Ueberzeugung ist es, daß er nicht nach seinen Verdiensten behandelt wird. Dieser Gedanke verschafft einen wahrhaft schwelgerischen Genuß von Stolz, einen Kitzel der Eitelkeit, dem Nichts gleichkommt. Die Seele badet sich in einem schmlich begeisterten, bis zum Unsinn gesteigerten Gefühl von Eigenliebe. Von allen Prätensionen ist die, sich als Opfer zu betrachten, die einzige eigentlich wollüstige. Man ist unglücklich mit Genie, man leidet schmerzlich das Glück, mitten in einer verderbten Welt isolirt dazustehen, und schaudernweis kommen alle stolzen Schwächen unserer Natur, und zu vorrestlen.

Der gesobe Geschmack begnügt sich mit der Schmeichelei. Pfui darüber! Das ist die schlechteste Nahrung der Eigenliebe. Nur die gemeine Eitelkeit ist damit zufrieden. Mit ein wenig Geist hat man gleich den Schmeichler in Verdacht der Lüge oder des Interesses, und der feinste Beifall ist verdächtig. Glücklich der, der seinen Freund im Verdacht der Ungerechtigkeit oder Unfreue hat! Dies ist der erste, der auch nur der erste Grad der geheimen Freuden, von denen ich rede. Glücklich, tausend Mal glücklich der, dem der süße Glaube beschert wird, die ganze Welt sey gegen ihn verschworen! Vergessen wir hierbei alle die niedrigen gemeinen Seelen, und wenden uns jenen seinesgnäsitern zu, die deshalb sind, diese seltsame Wunderwerke in den Tiefen aufzusuchen, die sich verborgen halten, um ihre Bewunderung von Bewerth nie unausspreschliche hohe Wonne, die unerlesene Genugthuung, von der ich rede, abzuringen. Jean Jacquet Rousseau kannte sie. Sein Leben ist im Suchen nach ihr dahingeschwunden, und sein ganzes Genie hat dat er für sie aufgewandt. Wenn ich dem Leser Alles, was ich über diese Stimmung weiß, offenbaren wollte, wenn ich ihm die volle Wahrheit sagen, alle die kleinen Bosheitsgriffen ihm vorergählen wollte, die mir meine leyte Anfall beschert hat, alle Welt würde wünschen, übeln Humors zu seyn. Ein Schmähwort würde bald für eine Gunst, eine Ohrfeige allgemein für ein Geschenk gelten. Die treulosen Freunde würden einem die liebsten seyn, und Nichts würde man vom Himmel hrüßer für sich erflehen, als Mißgunst, Undank und Beleidigung.

Ich gestehe, man muß ein eigenthümliches Studium aus dem übeln Humor machen, um nur einigen Reiz desselben zu begreifen. Seine Anfänge sind sehr bitter gemischt, aber es ist eine Wunde, die sich bald in eine Quelle von Genissen verkehrt. Honig und Zucker quillt unter dieser bitteren Schale. Zum Beispiel — ihr begegnet einem Freunde auf der Straße; er giebt einem Dritten, den ihr für euren Feind haltet, den Arm. Ist aber auch der Verdacht gegen diesen Dritten gerecht? Es mag, mir nicht lange sich aufhalten mit solchen Gedanken. Ihr habt keinen Grund erhalten: das ist's alleis, worüber nachzudenken ist. Vielleicht hat euer Freund ein kurzes Gesicht. Ohne Zweifel wär es an euch gewesen, ihn zu grüßen. Weg mit diesen unnützen Reflexionen! Geht nach Hause und denkt daran, daß es für einen Adepten in der Wissenschaft des übeln Humors und des Mißvergnügens nichts Undeutendes, Nichts, was leicht zu nehmen wäre, giebt. Hegt diesen Schatz und bleibt darüber, daß er Frichte trägt — diesen stolzen Kram, der euch selbst wichtig macht! Was ist's alleis, worüber nachzudenken ist. Vielleicht hat euer Freund ein kurzes Gesicht. Ohne Zweifel wär es an euch gewesen, ihn zu grüßen. Weg mit diesen unnützen Reflexionen! Geht nach Hause und denkt daran, daß es für einen Adepten in der Wissenschaft des übeln Humors und des Mißvergnügens nichts Undeutendes, Nichts, was leicht zu nehmen wäre, giebt. Hegt diesen Schatz und bleibt darüber, daß er Frichte trägt — diesen stolzen Kram, der euch selbst wichtig macht! Was ist's alleis, worüber man nachdenken kann, und worüber ihn nicht unterweges; verschließt ihn sorgsam in euer Kabinet. Geht nicht nach, wenn euch etwa eine trügerische Regung eures Innern beschwatzen wollte, all' diese Gedanken seyen Chimären, hohle Träume; hegt und pflegt eure Phantome mit aller Sorgfalt, wie ihr's nur könnt, euer Glück hängt davon ab. Euer Freund hat euch verrathschlägt; es ist eine Verleidigung erster Art, und um so mehr, da er euren Feind unter dem Arm geführt. Alle Welt kennt euch gegen euch unrecht. Eine Masse anderer kleiner Umstände, die vorbergegangen sind und auf die ihr früher nicht genug geachtet, setzen es außer allem Zweifel. Nun erinnert ihr euch jetzo einzelnes; sie wachsen an Bedeutung unter euren Händen; ihr gebt ihnen Sinn und Erklärung. Einzeln wäre keiner von grosem Belange, aber zusammen machen sie ein schweres Gewicht in eurer Beschuldigung aus. Der letzte Schimpf setzt allen seitherigen die Krone auf. Ihr seid verrathen, ihr seid beschimpft, seid unglücklich — im höchsten Grade.

Aber wo ist nun das Vergnügen, von dem ich rede? werdet ihr fragen. Nur einen Augenblick Geduld! diese ganze bittere Vorbereitung löst sich in Freude und Genuß auf.

Die Scene beginnt sich: geht Acht.

Ihr eilt regrecht auf die gute Dienste ins Gedächtnis, die ihr einem Freunde erwiesen habt; alle, die ihr ihm erwiesen gewollt, alle, die ihr ihm in Zukunft noch einmal erweisen hättet. Das macht zusammen ein Ganzes, was ungeheuer ist. Ihr stellt euch vor, was ihr ihm gewesen und was ihr ihm noch geworden wäret. Ihr sagt zu euch selber: „Damals hab ich ihn verdeidigt; großmüthig, ereignäthig hab ich mich gegen ihn benommen, sein literarisches Ruhm ist mir theurer gewesen als mein eigenes. Ich glaube, ich hätte mich für ihn geschlagen; ich kann es dreist so annehmen, als hätte ich's wirklich gethan. Noch jetzt ist mein Herz voll Zärtlichkeit für den Undankbaren: es ist gefühlvoll und weich, dies Herz, es ist hochgesinnt, es ist edel; ich fühle, wie bereit es wäre, ihm zu verzeihen. Nach so großen Beleidigungen ist diese Verzeihung etwas Erhabenes, und stellt mich wahrhaft hoch in meiner eigenen Achtung. Er kommt wieder! ich will ihn die Arme öffnen wie dem verlornen Sohn! Ach, ich vergieße bittre Thränen über seine Verirrung und seine Treulosigkeit.“

Nun, was sagt ihr dazu? ich bitt' euch! Liegt darin nicht ein Trostes-Balsam-der auserlesensten Art? Wenn euch das nicht entzückt, nicht Seele und Gemüth mit Lust und Wonne erfüllt, so seyd ihr kein Mensch! Ihr habt nun eine vortreffliche Position gewonnen; haltet den errungenen Vortheil fest. Der üble Humor hat sich für's Erste in stolzes Genügen verwandelt. Nun gehen wie weiter, treiben ihn bis zur Misanthropie: ihr werdet sehen, wohin dieser Weg euch noch führen wird; nur laßt euch durch keinen albernen Skrupel aufhalten, daß euch die ersehnte Frucht nicht verloren gehe. Es wäre in der That unverzeihlich nach einem so guten Anfang. Die Spanier haben ein vortreffliches Sprichwort: „Wach einen Knoten, wenn du gerade bast.“

Ihr sinnet ein wenig nach, brütet ihn e eurem Unwillen, wie eine Henne über ihrem Ei, und erbebet auch so aus der niederen Sphäre eines blos unzufriedenen Menschen zur Würde Lord Wren's. Nun kommen die Verwünschungen, die Fluch, Hymne und Dithyramde. Die

Digitized by Google

erste schwache Funke des üblen Humors entflammt sich zur wilden Feuersbrunst. Immer vorwärts — immer weiter vorwärts! Nur nicht angehalten! Alle eure Freunde sind treulos. Giebt es Freunde? Giebt es ein Herz, auf das man sich verlassen kann? So spricht und geht Schritt vor Schritt weiter, wiederholt euch Alles, was die Philosophen über die Unbeständigkeit der menschlichen Freundschaft geschrieben haben, die schwankender ist als die Welle, und flüchtiger ist als die Luft. Zuletzt ergiebt sich's, daß Ehre, Treue, Aufrichtigkeit und Hingebung sich in eine Seele geflüchtet, in ein Dasyn konzentrirt haben. Dies Dasyn, diese Seele — die eure ist's! Welch ein Resultat! Seyd ihr nicht glücklich, so unglücklich gewesen zu seyn? Welch eine tröstliche Beschäftigung, euch so zu sagen in euch selber zu spiegeln, und eurer Lob aus allen Winkeln der ganzen Welt zusammenzuhichten! Byron's Poesie und Rousseau's Prosa haben von nichts Anderem gelebt.

Ihr seyd aber nicht am Ziele. Finstere Nacht liegt um euch her, eine Einöde umgiebt euch. Aber welcher freundliche helle Stern schimmert dort am Horizont und leuchtet und blinkt fort und fort mit zauberischem Glanz? Die Eigenliebe ist's, die holde! Ihr Strahl würde euch leiten und wärmen, und würdet ihr in die tiefsten Geschicke hinabgeführt und die stete rollende Verzweiflung mit Tatzenklauen an. Muth, kühner Schiffer, der die Luft durchsegelt, noch ist erst die Hälfte der Bahn zurückgelegt, die zum Gipfel des üblen Humors führt. Ihr habt euch beklagt, daß es keine Freundschaft gäbe; seht zu, ob es Geerchtigkeit giebt. Nein! nur ein Asyl hat sie, sich zu schirmen, das Heiligthum eures Herzens. Bewundert das kalliste unendliche Fernenstreben dieser konzentrischen Kreise, die sich immer mehr erweitern, gleich jenen, wie der Wurf eines Steins in einen tiefen Wasserspiegel verbreitend. Ihr verlangt keine Theilnahme mehr, keine Erweigung; Gerechtigkeit ist Alles, was ihr wollt — und man verweigert sie euch. Die Welt ist ein steiniges Arabien, eine Wüste, und mitten drinnen ihr, grünend und blühend, eine schöne Palme. Kein Vergleich ist poetisch genug, den Grad der Größe und Schönheit auszudrücken, den ihr in eurer eigenen Einbildung erreicht.

Sich von Momente zu Moment größer, und die Welt verhältnißmäßig immer kleiner und erbärmlicher werden zu sehen, zu ihrenen auf den Trümmern der Moralität des menschlichen Geschlechts, sich auf Kosten der Gesellschaft, die man verachtet, vergöttern, als höchsten Richter über Alles, an die Seite Gottes sich zu setzen — ist das ein Vergnügen? ich frage euch Alle, ist das nicht der höchste Genuß des Stolzes, die vollkommenste Befriedigung der Eitelkeit, das große Mysterium des wahrhaften Glückes?

Fast alle Sprossen dieser Leiter war ich schon emporgestiegen und nahe daran, die letzte zu erreichen — da kommt ein unerwartetes Ereignis, und entreißt mir die Frucht und den Preis meiner Arbeit. Vom üblen Humor war ich schon zum finstern Umwillen, vom Unwillen zur Melancholie, von der Melancholie zur Misanthropie gelangt; schon hatte ich meine Verbindungen abgebrochen, Koth in meine Hände gereßt und wollte eben zur wilden Raferei übergehen — da klopft's, und wer tritt herein? mein Freund Wagstaff, begleitet von dem Andern, den ich als das Haupt der Verschwörung, die mich, wie ich gesehen, zum Opfer auserkohren, betrachtet hatte. Und diese Grausamen zerstörten nun mit einem Hauch das Gebäude meines üblen Humore, dieses herrliche Gebäude! Auch der tiefste Zweifel war mir Nemesis genommen. Alle Weiber hatten sich tödtig zu meinen Gunsten verwandt. Adieu, du Pflegerin der Gesundheit, Freundin der Einsamkeit, Mutter der Phantaste, geliebte üble Laune, Adieu! Ich mußte lächeln, muß die Welt nehmen, wie sie ist. Meine Freunde demerkten meine Verlegenheit, wenigstens kam es mir so vor; aber mein Stolz ließ es nicht zu, ihnen meine gebeime Schwachheit zu gestehen. Als sie weg waren, ergriff ich die Feder und widmete diesem Panegyrikus der üblen Laune die Momente, die ich der angenehmen Stimmung selber und ihren Erquickungen nicht mehr schenken durfte. (Frazers Magazine.)

Frankreich.

Mein erstes Wiedersehen der Vaterstadt.

Von Charles Nodier.

Ich zählte erst 15 Jahre, als ich meine Vaterstadt verließ, und war doch ersreut und sehr stolz darauf, bald die große Hauptstadt von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Mein Inneres war bewegt, und das Herz pochte mir vor Verlangen nach dieser Gelegten, gleich einem Knaben, welcher zum ersten Male das Einsiedlen des Theatervorhangs erwartet. Noch nicht von Ehrgeiz angetrieben, dachte ich wenig an die Zukunft, die sich mir nun entbüllen sollte, aber kaum 20 Schritt von meiner Vaterstadt entfernt, hatte ich schon alles darin vergessen: Verwandte, Freunde, Kameraden, Lehrer und Promenadenz ja sogar das Grab meines Vaters, welches sich vor Jahre vorher vor meinen Augen geschlossen hatte. Ich glaubte mich schon in die weite Welt hinausgeschleudert, als ich nur erst eine Meile auf der Landstraße vorgerückt war. Obgleich ich noch nicht im Geringsten wußte, was ich, nach Paris versetzt, dort werden sollte, maaßte ich mir doch schon eine Ueberlegenheit über alle meine bisherigen Mitbürger an, welche zur Eingeschlossenheit in jener kleinen Stadt verdammt waren. Und dieses Gefühl nahm mit jedem Wegweiser, welchem mich der Postillon vorüberführte, immer mehr zu.

Seitdem waren nunmehr wiederum zehn Jahre verflossen, während welcher ich mehrere Küchen gekostet und mehrere Länder besucht hatte. Fünf Jahre davon war ich nur wenig glücklich, drei Jahre ungemein über meine Bestimmung und die letzten zwei Jahre so zufrieden gewesen, wie es einem Menschen möglich ist, der Alles angewendet hat, um zu einem Ziele zu gelangen, wo er seine Arbeit mit Ehren und einigem Nutzen betreiben kann. So weit hatte ich es gebracht, als es mir einfiel, meine Vaterstadt wieder zu sehen.

Hinter den ersten Bergen, welche die Gränzen zwischen dem Departement der Rude und dem Departement der Cote d'or bilden, liegt eine kleine Stadt, welche vormals den Herzogen von Burgund zum Aufenthalt diente und wo die ritterliche Anzahl einer stolzen Schlossfee über einem Gottesacker thront und bei der vielen Generationen zu spotten scheint, die sich fortwährend wieder mit der Erde vereinigen, während seine Spitze noch immer nicht aufgehört hat, dem Himmel zu drohen. Noch immer lebt das Lehnsrecht in diesem alten Monumente, und der Name Karl's des Kühnen stummt Einem noch immer in den Ohren, wenn man es weiß, daß dieser Fürst vielleicht hier das ehrgeizige Projekt entworfen, mit welchem er den alten Ludwig XI. so sehr erschreckt hat.

Hier sind auch noch die Alterthümer von Chatillon an der Seine und einige Ueberbleibsel der geborstenen Wälle, an denen der Epheu mit seinen tausendarmigen Wurzeln die alten Steine umklammert, sich kühn über die Ruinen ausbreitet und sie der gänzlichen Zerstörung zu entreißen sucht. Alles um sie her ist entartet und verändert; nur sie allein sind unwandelbar; sie verspotten von einer Jahrhunderte zu dauern, wenn nur keine menschliche Hand die erfrorene Feuchtigkeit darauf legt und kein unbesoldeter Administrator einem Baulustigen den Rath ertheilt, sich den Ertrag des Niederreißens zuzueignen.

Die Stadt ist in zwei Theile getheilt, wovon der eine auf dem Berge, und der andere in der Ebene liegt. Von gewissen Punkten aus glaubt man, eine ungeheure gigantische Statue auf einem Marmorblock vor sich zu haben, deren Haupt die ersten Strahlen der Morgensonne hier in Ehren und die freien Landstädter, dort die Armuth und die Leibeigenschaft; und auf beiden Seiten Haß und Eifersucht, Empörung und Kampf, Sieg und Gegenwehr. So stand es mit Chatillon während der Jahrhunderten. Ich mag nicht erst von den beiden Invasionen der Engländer im 16. Jahrhundert sprechen; auch nicht von den Verheerungen, Einäscherungen und der zuvorkommenden Pest, welche an und für sich allein schon Ursache genug zu einer unterthänigen Ergebung dieser beiden Städte darbieten können. Ich beschränke mich in die Gränzen eines Journals und lasse die Geschichte meiner Vaterstadt lieber bei Seite, um meine werthe Persönlichkeit ein wenig hervortreten zu lassen.

Beinahe eine halbe Meile von der Stadt erblickte ich durch das an der Vorderseite des Post-Wagens angebrachte Loch, welches man Coupe nennt, den Thurm, oder vielmehr die Reste des Thurmes der Herzoge von Burgund, welche mir Thränen in die Augen trieben und meinen Augen entrollten meinen Augen. Meine frohe Kindheit trat wieder lebendig vor mich hin, und in meiner Begeisterung sprang ich von dem Coupe auf meinen einst gepolstert gewesenen Wagensitz, die Ungebuld meines Nachbars nicht beachtend, welcher darüber wie eine Weberspule brummte. Ich streckte meine Hände zum Wagen hinaus, als ob ich die Preische des Postillons hätte erfassen wollen. Ein jeder Fremde, der mich mit Verbindungen und bis ans Pferdehaar die Straße schon menschenleer hätte, würde mich entweder für einen Lehrling der Thierarznei-Schule zu Alfort gehalten haben; der eben die mechanische Muskelbewegung unserer Bicepshalen beobachtete, oder für einen lebensfotten Menschen, den es jetzt eingefallen war, sich vom Wagen zu stürzen. „Werden wir bald da seyn?“ fragte ich mit gepreßter Stimme den Postillon. — „Wir sind schon da!“ erwiderte er, und wir fuhren in Chatillon ein. Es war um 8 Uhr Abends und noch die Straße schon menschenleer. Sie lag zwischen zwei Häuserreihen, die wie zwei parallel laufende Linien sich ohne Ende auszudehnen schienen, wie eingepackt. Der Wagen hielt, und wir stiegen aus. Einige Figuren, welche mich den erhabensten Theil ihres Gesichtswinkels, oder, um mich minder poetisch auszudrücken, die Nasenspitze sehen ließen, brachten die Wirkung in mir hervor, die phantastische Erscheinungen gewöhnlich in unserer müßigen Einbildungskraft hervorzubringen pflegen, welche indessen, weil sie weder stark, noch charakteristisch genug sind, aus ihrer Einbildkeit doch nicht getört wird. Es war nicht die Ansbahme, die ich erwartet hatte, und die ich von dem guten Manen, welchen meine Aeltern an diesem Orte zurückgelassen, zu erwarten ein gültiges Recht besaß. Dem sey aber wie ihm wolle, ich nahm meinen Mantelsack und logirte mich im Wirthshause ein.

Mit einer unausprechlichen Lust von Freude, von Neugier, von Bedauern und Verlangen, von Neigung und Zurückhaltung empfindet man nicht bei dem Wiedersehen seiner Vaterstadt noch einer zehnjährigen Trennung! Unser dem Bergnügen, das wir empfinden, wenn wir in den Gesichtern der Menschen die Unruhe erblicken, uns wieder zu erkennen, behalten wir auch kaum kaltes Blut genug, uns ihnen mitzutheilen, und die ersten Worte, die wir hervorbringen, scheinen einem bedrängten Zustande entlassen zu seyn, der an Einfalt grenzt. Man verschleiert sich zuerst in sein Zimmer, und während man Vorbereitungen zur Toilette trifft, läßt man unterm Rasirmesser die tausend Projekte vorüberziehen, die man auf der Reise entworfen hat. Man denkt an einen Freund, der bei unserer Wiedererkennung Veranlassung finden wird, die hier zugebrachten zehn Jahre zu verwünschen, und an das junge Mädchen, welches man einst auf seinen Knieen gewiegt hat, wie es jetzt so hoch seyn wird, dasjenige zu besitzen, was jenem armen jungen Freunde fehlt. Man macht sich ein Fest daraus, sich eine ganz neue Generation, und besonders die des schönen Geschlechts, zu denken, die man zwei Lustra vorher noch den Händen der dienstfertigen Gouvernante übergeben sah, welche so streng über die Grundsätze der Pflegebefohlenen gewacht, und besonders in dem unerbittlich war, was

Digitized by Google

auf die unschuldigste Verführung der kleinen Knaben mit den kleinen Mädchen Bezug hatte. Wenn es nun gar sich trifft, daß jene charmanten Geschöpfe die Vorstellung noch übertreffen, die wir uns von ihnen gemacht; wenn Ihr die Eine schön, majestätisch, voller Adel und Natürlichkeit findet; keineswegs erstaunt, in Euer neues Angesicht zu blicken, läßt sie sich vielmehr zu einer gewissen Vertraulichkeit zu Euch herab, ohne sich doch dabei dem mütterlichen Auge entziehen zu wollen; und dort eine Andere, die, mehr anmuthig als schön, dabei freundlich, lebhaft und etwas kokett, sich gar nicht weigert, Blicke mit Euch zu wechseln, in der Ueberzeugung, ihr Herz dennoch zu bewahren; wenn sich dieses Alles, sage ich, so trifft, dann sage ich auch, nehmt Euer Herz in Acht, ziehet Euch in die engsten Gränzen der Vorsicht zurück, verbarrikadirt Euch darin und bleibet daselbst fest, daß die Mächte eines alten Jugendgefährten die beste Gelegenheit sür ein Mädchen ist, sich einen Liebhaber zu erwerben. So, lieber Leser, habe ich zu Werke gehen müssen; und doch stehe ich nicht dafür, daß dieses große Bollwerk nicht mehr als einmal über den Haufen geslürzt worden wäre, so oft ich in zwei schöne schwarze Augen blickte, wenn ich nicht sogleich unterlassen hatte, auch das schöne Gesichtchen, dem diese schönen Augen angehörten, zu betrachten.

Endlich! ging für heute zu Bette, mit dem Schmerz belastet, die Stadt durchstrichen und wieder ins Wirthshaus zurückgekehrt zu seyn, ohne mein Inkognito unterbrochen gesehen zu haben. Am Morgen des zweiten Tages befand ich mich in der Lage eines aus der menschlichen Gesellschaft gestoßenen Menschen, der sich so weit zurückgesetzt fühlt, daß er nicht mehr den Muth hat, seine Wiedereinsnahme zu hoffen. Ich hatte aber ihren Widerstand, ich fand gute Mittel gegen wahre Freunde zu siegen. Die mich mit voller Herzlichkeit und innigem Freundschaftsergusse empfingen, auf welche ich noch jetzt stolz bin, so daß ich mir im ersten Augenblick Vorwürfe darüber machte, mich für so unbedeutend gehalten zu haben, um eine gleichgültige Aufnahme zu erwarten; ja, ich bilrete mich gar fehr, Jemanden meine so sehr von aller Eitelkeit entfernt gewesene Verwunderung mitzutheilen.

Nach den ersten Tagen der Wiedervereinigung, der Alles heißt, nachdem es ausgemacht war, daß mein Skrupel ein Unding gewesen, überließ ich mich dem Vergnügen der Beobachtung. Ich betrachtete mein väterliches Haus, aber ich blieb auf der Schwelle stehen; der Tod hatte die Gebieter daraus vertrieben und ihre Familie zerstreut. Ein Fremder bewohnte das Zimmer, wo ich den ersten menschlichen Laut, und mein Vater den letzten vernehmen ließ. Der schmerzliche Abfovon war noch da; der Komin, an dem wir uns gewärmet, der das Haus

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Rthlr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohldbl. Post-Aemtern.

№ 74. Berlin, Montag den 22. Juni 1835.

Spanien.

Don Carlos (Karl's V.) heimliche Abreise von London.

Von August St. Sylvain*).

Als Karl V. in Folge der Quadrupel-Allianz Spora verließ, um sich nach England zu begeben, sah er in dem Schutz, den die Britische Regierung ihm gewährte, nur ein Mittel, in seine Staaten zurückzugelangen, wo ihn in Navarra's Gebirgen ein kleines Heer treuer Unterthanen erwartete. Dieser Gedanke allein, der nicht einen Augenblick von ihm wich, konnte ihn bewegen, sich aus Portugal zu entfernen und die Gränzen seines Königreichs einige Tage aus dem Gesicht zu verlieren. Kaum war er daher in Portsmouth angekommen, als er sich auch unaufhörlich mit seiner Rückkehr nach Spanien beschäftigte.

Dieser Fürst hatte mich in die sehr kleine Zahl ergebener Personen einzuschränken gewußt, denen er seine Pläne vertraute, und mich dazu auserseben, ihn zu begleiten. Während seines Aufenthalts zu Portsmouth übertrug er mir die Sorge für die Vorbereitungen zu seiner Abreise. Ich begab mich auf seinen Befehl mehrere Male nach London, um dort die nöthigen Anstalten zu treffen. Das Wichtigste und Schwierigste von Allem war, uns Päße zu verschaffen. Ich besprach mich über diesen Gegenstand mit Herrn B***, Banquier zu London, dessen Hingebung für die legitimistische Sache und dessen Geschäftskenntniß mir von großem Nutzen waren.

Nachdem wir lange darüber berathschlagt hatten, welche Art von Päßen wir am schicklichsten wählen sollten, beschlossen wir endlich, den König und die Person, die ihn begleiten würde, für Pfänzer der Insel St. Trinidad gelten zu lassen und die Päße für Beide unter diesem Titel auszuwirken. Wir wählten deshalb gerade jene Insel, weil die meisten Bewohner derselben, da sie einst den Spaniern gehörte, diese Sprache noch reden und alle die Spanischen Worte, die dem Könige etwa auf der Reise, die wir vorhatten, entschlüpfen möchten, keinen Verdacht erwecken konnten.

Unsere Päße wurden uns auf die Namen Alphons Sotz und Thomas Saubot ausgestellt, der Erstere Kaufmann, der Andere Gutsbesitzer von St. Trinidad. Beide Korrespondenten des Herrn B***. Herr Thomas Saubot, der sich damals in London befand, gab mir seinen Paß, dessen Signalement glücklicher Weise ganz trefflich auf mich anwendbar war; den andern Paß ließ einer meiner Freunde sich ausfertigen; aber keiner von Beiden argwöhnte den Gebrauch, den ich davon machen wollte.

Die Päße waren also verschafft, und ich sammelte nun alle mögliche Bücher und Broschüren, die in irgend einem Bezug zu der Insel Trinidad standen, so viel ich deren auftreiben konnte; ich erkundigte mich angelegentlichst nach den Namen der bedeutendsten Einwohner dieser Kolonie und nach dem, was zuletzt in den Englischen Häfen von dort angelangt war, um jede etwanige Frage in dieser Beziehung beantworten zu können. Dann schickte ich, um dem mißtrauischen Auge des Fürsten Talleyrand zu entgehen, einen Paß, der mir vor sechs Monaten unter meinem wahren Namen in Frankreich ausgestellt worden war, zum Visiren auf die Gesandtschaft und ließ ihn zwei Tage dort, damit man gehörige Zeit behielte, ihn zu beachten. Meinen Wünschen gemäß wurde der Paß nach Hamburg visirt; ich hatte zu allen im Hause Karl's V. angestellten Personen laut geäußert, daß ich nach jener Stadt abreisen wolle, und auch bei allen meinen Freunden dieselbe Vorsichtsmaßregel getroffen.

Ueberall brengte ich aus, ich sey mit einer nicht unwichtigen Mission nach dem nördlichen Deutschland beauftragt. Eine solche Reise schien ganz natürlich, da ich wußte, daß zwei Fahrzeuge mit Spanischen Offizieren an Bord, die sich nicht mit uns zugleich hatten einschiffen können, zu Hamburg erwartet wurden. Es war sehr einfach, daß ich dorthin ginge, um sie zu empfangen; auch vertrauten mir mehrere Personen mit vollem Glauben Briefe und Aufträge an. Herr von Talleyrand wurde aufs schönste von mir angeführt; er zeigte seinen Agenten in Hamburg meine Ankunft im Voraus an und ertheilte mir sogar die Ehre, daß er einen besondern Emissar dorthin sandte, um meine Schritte zu bewachen. Diesmal aber ward die alte diplomatische Schlauheit des Botschafters geräuscht; ich hatte den Ruhm, Herrn von Talleyrand zu mystifiziren.

Zu größerer Vorsicht verschaffte ich mir noch zwei andere Päße und meldete dem Könige dann, daß Alles zu unserer Abreise vorbereitet sey. Diese Abreise sollte schon in den ersten Tagen nach unserer Landung in England stattfinden; aber das Schwierigste war noch nicht überwunden, und ich hatte noch viele Hindernisse zu besiegen, namentlich in den Umgebungen des Königs.

Der Bischof von Leon war von allen Personen, die den Fürsten umgaben, der Einzige, der seinen Entschluß billigte, doch wollte auch er die Verantwortlichkeit dafür nicht übernehmen. Alle Anderen, gleich sie die Rückkehr Karl's V. in seine Staaten nothwendig fanden, widersetzten sich doch der Reise durch Frankreich aus allen Kräften; der Seeweg schien ihnen minder gewagt; und ich hatte dütte über die Ansichten und Möglichkeiten, welche die von mir vorgeschlagenen Mittel darboten, lebhafte Erörterungen zu bestehen.

Die Zeitungen hatten der Regierung Christinens schon einen Wink gegeben, indem sie meldeten, daß Don Carlos unverzüglich in einem der Häfen von Biscaya erwartet würde; man hatte mehrere Englische Offiziere die Meeresküste an verschiedenen Stellen der Küsten von Guipuzcoa und Biscaya untersuchen sehen; die Englischen, Französischen und Spanischen Kreuzer bewachten die Gestade mit der größten Sorgfalt. Meiner Ansicht nach war also eine Landung faft unmöglich oder wurde wenigstens, angenommen, daß sie zu bewerkstelligen gewesen wäre, alle feindliche Streitkräfte und Hülfsquellen nach jener Richtung hin lenken, so daß der König die Kinsicht hatte, so wie er den Spanischen Boden betrate, entweder getödtet zu werden oder in die Gewalt der Christinos zu gerathen. Ueberdies wurde das Fahrzeug, welches den König aufnehmen sollte, da es angekauft worden war, um Waffen und Munitionen für Don Miguel zu befördern, von Spähern blicken wurde; auch hätte man 1,500,000 Franken zu seiner Ausrüstung bedurft. Woher dies Geld nehmen? Die Zeit drängte uns; der König wünschte sich, meinem Rath zu folgen; er that sehr wohl daran, diesen Entschluß zu fassen, denn die Person, welche das Fahrzeug, das dazu bestimmt war, ihn nach Spanien zu bringen, ausrüsten sollte, hat noch nicht damit zu Stande kommen können.

Mit Festigkeit hat man einen schweren Kampf; in Augenblicken der Gefahr glaubt Jeder seine Ergebenheit dadurch zu bewesen, daß er alle mögliche Weisegründe zu Tage bringt, und man wird durch sie nur bedindert, statt Hülfe bei ihnen zu finden.

Es kostete mir nicht wenig Mühe, den Leuten begreiflich zu machen, daß uns die Landreise höchstens der Gefahr aussetze, von der Französischen Polizei verhaftet zu werden, und daß dem Könige in diesem Falle nichts Schlimmeres begegnen könne, als über die Gränze zurückgebracht zu werden. Uebrigens war ich überzeugt, über alle Lücke bereits gefaßt zu haben.

Alle unsere Rastpunkte waren genau bestimmt; ich hatte alle Häuser aufgezeichnet, in denen wir auf dem Wege von London nach Bayonne ausruhen könnten, und obgleich ich aus Furcht vor Indiscretion Niemanden von unserem Verhaben benachrichtigt hatte, so war ich doch der Aufnahme und Ergebenheit gewiß, die wir finden würden. Den Weg kannte ich vortrefflich, und ich konnte dafür stehen, daß nichts uns aufhalten würde; von allem mußte ich die Leute erst zu überzeugen suchen, die es für ihre Pflicht hielten, tausend Bedenklichkeiten gegen meinen Reiseplan zu erheben. Ich kann jetzt sagen, daß Alles so gekommen ist, wie ich es vorher gedacht, und daß ich in dem Wege, den ich schon vor der Abreise von Portugal für Sr. Majestät entworfen hatte, nichts zu ändern brauchte.

Ich drang darauf, daß unsere Reise nicht aufgeschoben werden sollte; es wäre thöricht gewesen, wenn man der Polizei erst hätte Zeit lassen wollen, den erlauchten Reisenden mit ihren Netzen zu umstricken. Es glückte mir, auch noch diesen Sieg zu erringen. Der König gab meinen Gründen nach und setzte seine Abreise auf den ersten Juli fest.

Es wurde ausgemacht, daß die Königliche Familie ihre Wohnung in London nehmen sollte. Sie verließ Portsmouth am 22. Juni und bezog Gloucester-Lodge, das einst von Canning bewohnt wurde; dieser freundliche Ort liegt ungefähr zwei Englische Meilen vom Hyde-Park, auf der Seite von Piccadilly. Wer den Einfluß kennt, den Canning's Prinzipien auf das Geschick Spaniens ausübten, dem wird es ein seltsames Zusammentreffen scheinen, daß König Karl V., als er auszog, um sein Königreich zu erobern, von demselben Ort aufbrach, wo derjenige von Englands Ministern starb, der am meisten zu den Revolutionen in seinem Königreich beigetragen hat.

Der König benutzte die wenigen Tage, die ihm in London übrig blieben, um Alles in Augenschein zu nehmen, was diese Stadt Sehens-

*) Aus dem in Paris erscheinenden legitimistischen Blatte „la Mode", das als Quelle dieser Mittheilungen die Memoiren des Herrn St. Sylvain nennt.

Digitized by Google

würdiges enthält. Ich übergab ihm sodann die Verhaltungsregeln, welche die Personen seines Hauses im Augenblick unserer Ankunftes, so wie während unserer Reise, beobachten sollten. Folgendes ist der Inhalt derselben:

Der König sollte sich am ersten Juli mit Herrn Agnares, ehemaligem Attaché der Sardinischen Gesandschaft, um sechs Uhr, zu welcher Stunde er gewöhnlich spazieren zu gehen pflegte, nach dem ersten, eine Englische Meile von seinem Wohnort gelegenen Platz begeben und dort einen Wagen nehmen, um nach Westcheck-Street in Cavendish-Sonare zu fahren. In einem Hause dieser Straße erwartete ich ihn, dort sollte er sich den Schnurrbart abnehmen und das Haar färben lassen. Es war verabredet, daß man mit einbrechender Nacht zu Gloesster-Lodge fagen sollte, der König sey von seinem Spaziergange mit heftigen Kopfschmerzen zurückgekehrt, habe sich zu Bett legen müssen. Der Arzt des Don Carlos, der nie von seiner Seite hatte weichen wollen, und der Kammerherr des Königs, ein treuer Alter, auf den dessen Verschwiegenheit man rechnen konnte, sollten in das Geheimniß gezogen werden. Der Medikus sollte, nachdem er dem Kranken einen Besuch gemacht, ein Rezept verschreiben, welches in einer benachbarten Apotheke bereitet und worin Senfsäder und Zugpflaster verordnet werden sollten.

Die Königin, die Prinzessin von Beira und der Bischof von Leon sollten täglich mehrere Stunden am Bett des erkrankten Kranken zubringen. Der Bischof von Leon sollte ausdrücklich zu diesem Zwecke von London, wo er wohnte, nach Gloesster-Lodge gebolt werden, um immer in der Nähe des Königs zu seyn, wenn derselbe seines Beistandes bedürfte. Jedem Andern sollte der Zutritt in das Zimmer des Königs verwehrt seyn, selbst seinen Kindern; ihnen sollte gesagt werden, ihr erkrankter Vater könne sie wegen zu heftiger Schmerzen nicht empfangen. Zwei Tage jeweils nach der Entfernung wurde ich mich mit dieser Reise den Prinzen von Asturien mitgetheilt, und er begleite den lebhaftesten Schmerz darüber, daß er seinen Vater nicht habe begleiten können. Selbst der Kammerherr, der vermöge seiner Amtespflichten das Recht hatte, zu jeder Stunde in das Zimmer des Königs zu kommen, wußte weder von dem Plane, noch von der Abwesenheit seines Gebieters.

Wenn die Abreise des Königs von London bekannt geworden wäre, sollten zwei seiner Kammerherren in einer vierspännigen Postkutsche nach Kullworth fahren, und man sollte durch die Zeitungen bekannt machen lassen, Don Carlos habe sich zu einem Besuch nach seinem ehemaligen Wohnort Karl's X. begeben, weil er sich später mit seiner Familie dort anzusiedeln gedenke. Ich lieh der Königin alle diese Verhaltungsregeln schriftlich zurück, und sie vereprach mir, sich danach zu richten.

Diese vielen Einzelnheiten werden vielleicht kleinlich erscheinen, aber ich wollte nun einmal alle Mittel anzeigen, welche angewandt, alle Maßregeln, welche ergriffen wurden, um die Reise des Fürsten zu sichern; man wird bei einem so wichtigen Gegenstande die große Menge der Details verzeihen.

Endlich, am 1. Juli um 10 Uhr Morgens, kam der König mit mir über die letzten Schritte zu unserer Abreise überein. „Sire ich bin vertieft, flüste ich ihm die Hand und sagte: „Sire, dies ist die letzte Haldigung, die ich Ew. Majestät darbringe; jetzt ist es nöthig, daß Sie mir bis zu Ihrer Rückkehr in Ihre Staaten gehorchen; dort angelangt, nehmen wir ein Jeder wieder unseren Rang ein." Der König antwortete mir mit seiner gewöhnlichen Huld, daß er sehr gern in diesen Tausch willige. Ich nahm sodann von allen Personen des Hofes Abschied und ließ sie bei dem Glocester, daß ich nach Hamburg ginge.

Um 6 Uhr Abends ich mich an dem verabredeten Ort in Welbeck-Street, wo eine halbe Stunde später der König erscheinen sollte; um halb 7 Uhr war er noch nicht da, und ich fing an, unruhig zu werden. Diese Verspätung war jedoch ganz natürlich. Mußte der König nicht, ehe er abreiste, eine Krone niederlegen, eine Krone, von der man sich nur mit vielen Thränen und Schmerzen trennt, seine Vater-Krone? Er sollte sich aus den Armen einer Familie reißen, die er niemals verlassen hatte, aus den Armen einer verehrten Gattin und seiner Kinder, ohne zu wissen, ob er sie jemals wiedersehen würde! Sein Vater- und Gattenherz mußte bluten, als er seine Königespflichten erfüllte. Er sagte seinen Kindern das letzte Lebewohl; der Abschied von der Königin sollte es auf ewig seyn!

Der König erschien um halb 8 Uhr in Begleitung des Herrn Aj.... Ich ging ihm entgegen, wurde aber bei seinem Anblick so bewegt, daß er es bemerkte und mir sagte: „Sie schienen Furcht zu haben."

„„Nein, Sire.““ „Sie haben Furcht, sage ich Ihnen", versetzte er lebhaft, „Sie sind bewegt." „„Ja, Sire, ich bin es, aber aus Entbusiasmus. Ich bewundere die Energie, womit Sie sich zu einem Schritt entschlossen haben, der so große Folgen haben muß.““ Ich stellte ihm sodann Herrn B. und dessen Gattin vor, die Beide das Vertrauen, welches der König auf sie gesetzt hatte, im höchsten Grade verdienten.

Man scheint man sagen, daß der König unkenntlich zu machen, daß er 32 Jahre alt sey, daß er sich durch seinen Schnurrbart der Scheere preis, ein schmerzliches Opfer für einen Cassilianer. Die liebenswürdige B. hatte es übernommen, sein Haar zu färben; ihre Hingebung wollte ein so wichtiges Geheimniß nicht fremden Händen anvertrauen. Sie verlieg ihr Geschäft mit ängstlicher Genauigkeit, als sie das Haar des Königs zum ersten Male berührte, sagte sie mit schelmischer Rührung zu ihm: „Mir wichtige nun in einer Revolutionsgegend befinden, Sire, daß ich es wage, die Hand an ein Königliches Haupt zu legen." „„Mnth, Madame!"" antwortete der König mit freundlicher Herablassung; und um sie dreister zu machen, fragte er launig, ob nicht auch Puder da wäre, um sein Haar zu bleichen. „„Die Zeiten"", sagte er hinzu, „„in denen wir leben, könnten uns seeilich des Mittel oft erfordern.""

Unter allen diesen Zurüstungen war ich weggegangen, um die letzten Anstalten zu treffen; zu dem Eigenthümer des Hauses, welches ich bewohnte, sagte ich, da ich morgen sehr zeitig mit dem Hamburger Packetboot abreisen wolle, so hätte ich mich entschlossen, am Bord zu schlafen, um des Morgens gleich zur Stelle zu seyn. Dies geschah auch, und kannte keinen Verdacht erregen; ich ergriff diese Vorsichtsmaßregel aber, weil am Abend vorher ein Franzose zu mir gekommen war und sich erboten hatte, mich auf meinen Reisen zu begleiten. Die Sache schien mir verdächtig, und obgleich ich nicht unter meinem eigentlichen Namen in diesem Hause lebte, so fürchtete ich doch, jener Mensch möchte ein Spion des Fürsten Talleyrand seyn.

Als ich zum Könige zurückkehrte, fand ich den Bischof von Leon, Herrn Aj... und den Secretair des Bischofs bei ihm. Der Letztere war so eben von Glocester-Lodge angekommen, wohin wir ihn gebracht hatten, um das Siegel des Königs zu holen, welches vergessen worden war. Der Secretair des Bischofs benachrichtigte uns, daß man in dieser Nacht sey, die sie den Kranken vorgeschriebenen Mittel zu bereiten. Diese Nachricht beunruhigte den König sehr, der in der besten Gesundheit und Munterkeit sich anschicke, zur See zu gehen.

Ich erfuhr, daß während meiner Abwesenheit der Bischof von Leon von den Besorgnissen der Gegner unseres Planes bestürmt, die ihn die Gefahren, welche dem Könige auf dieser abenteuerlichen Reise bevorstünden, höchst übertrieben darstellten, einen Augenblick an dem Erfolg des Unternehmens gezweifelt und es für seine Pflicht gehalten habe, einen Versuch, ihn davon abzubringen, um sich zu verschern, als der Gesundheit des Königs unersetzlich sey. Er warf sich dacht über zu seinen Füßen und beschwor ihn, seine Abreise zu verschieben. „Nein", erwiderte der König, „ich fühle dies (indem er auf sein Herz zeigte) ein Etwas, welches mir sagt, daß dies Unternehmen glücken wird; und dann Gott es beschlüsse, so geben Sie mir Ihren Segen." Der König kniete nieder, und der würdige Bischof flehte die Segnungen des Himmels auf sein Königliches Haupt herab.

Die Trennungsstunde schlug; der Abschied des Königs von dem Bischof von Leon und den ihn umgebenden Personen bot einen rührenden Anblick dar. Es war Mitternacht, als wir das Schiff bestiegen; um halb acht Uhr Morgens waren wir zu Brighton, und eine Stunde darauf steuerten wir nach Dieppe hinüber.

Asien.

Einige neue Details über Lokalitäten und Sitten der Beduinen.

(Schluß.)

Kurze Zeit darauf kam die Nachricht, daß die Beduinen auf Damora heranzögen. Es ließen sich sogar schon welche vom Lereiau bemerken. Eines Tages kam Einer an, ein gewisser Selame el Safar. Wir waren gerade bei Selim, als er dereintrat; es wurde Kaffee gebracht, und eben wollten wir trinken, als Einwohner aus den Dörfern zum Schein kamen und den Fremden verklagten, er habe vor acht Jahren an dem und dem Orte ihren Verwandten getödtet, und sie verlangten nun Genugthuung für jenen Frevel. Hassan leugnete die ganze Sache und fragte sie, ob sie Zeugen hätten. „Nein," erwiderten die Kläger, „aber man hat Dich ganz allein jenes Verges kommen sehen, und kurz darauf haben wir unsern Verwandten dort todt gefunden. Wie wissen, daß ihr euch Beide haßet, und darum ist es außer Zweifel, daß Du sein Mörder bist." — Hassan blieb bei seinem Leugnen. Der Scheik, der die Beduinen fürchtete und deshalb immer schonte, mit ihnen verkehrte, nahm, da keine positive Beweise gegen den Angeklagten vorhanden waren, sein Gebet, Salz und sprach: „Schwöre bei dem, der auch dies Holz geschaffen hat, daß Du seinen Verwandten nicht getödtet hast." — Hassan nahm das Holz, sah es einige Minuten lang an und schlug die Augen nieder; dann, sein Haupt wieder erhebend gegen seine Ankläger, sagte er: „Ich will nicht zwei Verbrechen auf der Seele haben, Mord und falschen Eid vor Gott. Ich habe euren Verwandten getödtet; was wollt ihr als Buße für sein Blut?"

Der Scheik, seiner Pflicht gegen die Beduinen gemäß, nahm noch der vollen Strenge des Gesetzes verfahren mochte, und alle gerechtigte Personen sich für Beilegung der Sache interessirten, so kam man überein, daß Hassan den Verwandten des Getödteten drei hundert Piaster bezahlen sollte. *) Er hatte die Summe nicht bei sich, versprach aber, sie in wenigen Tagen zu bringen, und da man Schwierigkeiten machte, ihn ohne Pfand ziehen zu lassen, so entgegnete er: „Ich überlasse Euch Einen, ich euch nicht gehen, aber der mag für mich bürgen." Den Namen sich nicht nennen wollten. So zog er denn davon, und nach vier Tagen kam er zurück und brachte fünfzehn Dumma mit, deren jeder mehr als zwanzig Piaster werth war. Dieser Zug von Treue und Großmuth erfüllte uns mit Bewunderung und Erstaunen zugleich.

Wir äußerten einmal gegen Hassan, daß wir gern nach Palmyra möchten, um unsere übrigen Waaren zu verkaufen, und aber vor der Gefahren des Weges halber nicht wagten. Er erbot sich, uns zu geleiten, und legte bei dem Scheik eine schriftliche Bürgschaft nieder, in der er sich für Alles, was uns Feindseliges zustoßen würde, verantwortlich machte. Ueberzeugt, daß er ein Mann von Ehre sey, nahmen wir sein Anerbieten an.

Der Frühling war gekommen. Die Wüste, sonst verdorrt und öde, hatte sich plötzlich mit einem Teppich von Grün und Blumen überzogen. Dies zauberische Schauspiel berühmte uns, unsere Abreise zu beschleunigen. Wir deponirten einen Theil unserer Waaren bei dem Mousuf, um nicht zu sehr die Aufmerksamkeit und Habsucht der uns etwa begegnenden Araber zu erregen. Mansal wünschte nach Damora zurückzukehren; Herr Lascaris entließ ihn gerne und auch belohnt. Nachdem wir

*) Nach den Arabischen Gesetzen wird der Mord mit Geld gesühnt. Die Summe wird durch die Umstände bestimmt.

Digitized by Google

die nöthigen Mouktes mit ihren Kameelen gemiethet, Abschied von den Bewohnern von Corietan genommen und uns mit Wasser und Mundvorrath auf zwei Tage versehen hatten, reisten wir am folgenden Morgen gang in der Frühe ab, von einem Empfehlungsschreiben des Scheifs Selim an den Scheik von Palmyra, Namens Hagiai el Druf, begleitet.

Nach einem zehnstündigen Marsche, immer in der Richtung nach Osten, hielten wir bei einem tiefen Brunnen, Thorme an, der sehr hoch und massiv gebaut war und Caffee el Ourdaan hieß, auf dem Gebiet el Dawb. Dieser Thurm, in der Zeit des Griechischen Kaiserreiche erbaut, diente zur Vormauer gegen die Perser, die oft einbrachen und die Bewohner des Landes wegführten. Diese alte Burg in der Wüste hat ihren Namen bis auf unsere Tage behalten. Nachdem wir die Kameelstuten getwungen, die einer guten Zeit angehörten, Wasser zu ziehen, und verbrachten die Nacht in unserem kleinen Thurm, wo wir nicht von der Kälte zu leiden hatten. Am Morgen, als wir uns zur Weiterreise anschicken, wurde Herr Lascaris, der, an die Bewegungen der Kameele noch nicht recht gewohnt, ohne die gehörige Vorsicht auf seines aufgestiegen war, von diesem, als es sich rasch in die Höhe hob, zur Erde geworfen. Wir sprangen herzu, und er schien sich den Fuß verrenkt zu haben; da er aber seinen Unfall nicht machen wollte, so leisteten wir ihm Hülfe, so gut es ging, hoben ihn auf sein Thier und setzten unsere Reise fort. Wir hatten zwei Stunden gemacht, als wir aus der Ferne eine Staubwolke auf uns heran sich erheben sahen und bald auch sechs bewaffnete Reiter unterscheiden konnten. Kaum hatte Hassan sie erblickt, so that er sein Wams von sich, ergriff seine Lanze und flog ihnen entgegen, uns zuschreiend, wir sollten zurückbleiben. Bei ihnen angelangt, sagte er ihnen, daß wir Kaufleute wären und nach Palmyra wollten, und daß sie sich in Acht nehmen sollten mit seinem ganzen Dorfe verpflichtet habe, uns sicher hin zu geleiten. Aber die Beduinen, vom Stamm el Hassime, sagten, ohne auf seine Worte zu achten, auf uns zu; Hassan wirft sich ihnen in den Weg, und der Kampf beginnt. Unser Vertheidiger war wegen seiner Tapferkeit berühmt; aber auch seine Feinde waren nicht minder tapfer. Wohl eine halbe Stunde lang hielt er ihren Angriffen Stand; endlich, durch einen Lanzenstich in Schenkel verwundet, sah er sich zu uns zurück und sprach dabei davauf vom Pferde. Die Beduinen schicken sich an, uns auszuplündern, da ruft sie Hassan, an der Ecke liegend, während das Blut aus seiner Wunde rieselt, folgendergestalt an: „Was thut ihr, o meine Freunde? wollt ihr denn das Recht der Araber, Sitte und Brauch der Beduinen mit Füßen treten? Die, welche ihr beraubt, sind meine Gäste, sie haben mein Wort, ich habe mich für Alles, was ihnen Feindliches begegnen möchte, verbürgt. Ich bitte euch, ihr wollt sie plündern! Heißt das wie Ehrenmänner handeln?“ — „Was um daß du dich anbrüchig gemacht, Ebrsiten nach Palmyra zu geleiten?“ entgegneten sie ihm; „weißt du nicht, daß Mebanna el Fadel (der Scheik ihres Stammes) das Oberhaupt dieses Landes ist? Warum daß du dir nicht seine Erlaubnis eingeholt?“ — „Ich weiß es wohl,“ versetzte Hassan, „aber diese Kaufleute waren eilig und von der Zeit gedrängt; Mebanna befindet sich noch weit von hier. Ich habe mein Wort gegeben, sie haben mir vertraut; sie kennen unsere Gebräuche und Gesetze, die unwandelbaren. Ist es euer würdig, sie zu verletzen: diese Kaufleute zu berauben und mich hier so verwundet schmählich liegen zu lassen?“

Auf diese Worte standen die Beduinen von ihrer Gewaltthätigkeit ab und erwiderten: „Alles, was du sagst, ist wahr und gerecht; und da sich's so verhält, so verlangen wir von deinen Schätzungen nichts weiter, als was sie uns aus freiem Willen geben wollen.“ Wir boten ihnen sogleich zwei Machlas, einen Pelz und hundert Piaster an. Sie waren damit zufrieden und ließen uns unsere Reise ungehindert fortsetzen.

Am Eingange eines Bergpasses endlich erblickten wir das geräumige Palmyra. Dieser Paß von einer viertelstunde Länge bildet einen Zugang zur Stadt; die Straße verbreitet sich eine Strecken länger sehr alter Wall. Zur Linken erblickt man ein altes Schloß, Le Lar ebn Maan gebeißen und von den Türken vor Erfindung des Pulvers erbaut. Dieser Ebn Maän, Statthalter von Damast zur Zeit der Kalyphen, hatte dies Schloß als Schutzwehr gegen die Einfälle der Perser in Syrien aufgeführt. Wir kamen dann zu einem weiten Platz, der Wadri el Cabur (Thal der Gräber) heißt. Die Grabmäler, die ihn bedecken, erscheinen von weitem wie Häuser. Als wir ankamen, fanden wir, daß Fischen hineingehangen und die Todten darin beigesetzt waren. Jede Nische war mit einem Stein verschlossen und darauf das Bildniß dessen, der sie inne hat, gezeichnet. Die Thüre haben drei bis vier Stockwerke, die durch eine steinerne Treppe mit einander verbunden sind, welche in der Regel sehr wohl erhalten ist. Von da traten wir in einen weiten Hof ein, der von den Todten bevölkert war, und den sie das Schloß nennen. In der Nähe befinden sich hier die Ruinen des Sonnen-Tempels. Zweihundert Familien wohnen in diesen Ruinen.

Eines Tages sahen wir auf einem Platze viel Volks damit beschäftigt, um eine sehr schöne Granitsäule Holz aufzuschichten. Man sagte uns, es geschähe dies, um sie zu verbrennen, oder vielmehr, um sie auszuglühen und so das Blei der Fugen und Klammern zu gewinnen. Voll Unwillens wandte sich Scheik Ibrahim zu mir und rief aus: „Was würden die Gründer von Palmyra wohl sagen, wenn sie es sähen, wie diese Barbaren ihr Werk zerstümmern? Da mich der Zufall hierher führt, so will ich diesem Akt des Vandalismus steuern.“ Er erkundigte sich, wie hoch man das Blei, das man auszuschmelzen hoffe, anschlage? Fünfzig Piaster wurden gefordert; er zahlte sie aus, und die Säule war unser. Sie ist vom schönsten Granit, roth, und blau und weiß gefrieselt; sie hat zweiundachtzig Fuß Höhe und zehn im Umfang. Da die Leute unser Interesse für sie kennen gelernt haben, so haben sie uns einen merkwürdigen Ort an, anderthalb Stunden Weges entfernt, wo in den alten Zeiten die Säulen behauen wurden, und wo sich noch sehr schöne Fragmente finden. Drei Araber führten uns für zehn Piaster hin. Der Weg ist mit den schönsten Ruinen besät, die, wie ich vorauszusetzen darf, wohl schon von anderen Reisenden beschrieben sind. Was vor uns vielleicht noch nicht von Europäern in Augenschein genommen worden, ist eine Höhle, in der eine sehr schöne Säule von weißem Marmor völlig ausgearbeitet und eine andere, die nur erst zur Hälfte fertig war, liegen. Man kennt jetzt, in Zeit, die so große Herrlichkeiten vernichtet, seq hier um ihre zerstörende Macht betrogen; es habe an ihr gefehlt, die eine aufzustellen und die andere zu vollenden.

Die Einwohner von Palmyra treiben gar keinen Ackerbau; ihre Hauptbeschäftigung ist die Ausbeutung einer Saline, deren Produkte sie nach Damastus und Homs versenden. Sie machen auch viel Soda; die Pflanze, aus der sie gewonnen wird, ist in wuchernden Ueberfluße vorhanden; man verbrennt sie und verfährt mit der Asche ebenfalls in zwei beiden Städte, wo dann Seife daraus gemacht wird. Bisweilen wird sie sogar nach Tripoli in Syrien verschickt, woselbst zahlreiche Seif-Fabriken sind, und von wo aus sie nach dem Archipel geht.

Man ergählte uns eines Tages von einer äußerst merkwürdigen Höhle, deren enger und finsterer Eingang aber bemahe unzugänglich wäre; täglich drei Stunden von Palmyra entfernt; wir hatten Lust, sie zu besuchen, aber unsere Abenteurer mit Beschäftigen schien sich vor meinem Gesuchmiß, als daß wir die Wanderung ohne eine gehörige sichere Begleitung hätten antreten mögen; wir ersuchten deshalb den Scheik Ragial, uns durch sichere Leute begleiten zu lassen. Erstaunt über unser Verbehen, sagte er zu uns: „Ihr seid sehr neugierig; was habt ihr an dieser Höhle? Anstatt euch mit eurem Handel zu beschäftigen, verbringt ihr eure Zeit mit solchen Torheiten; solche Kaufleute, wie ihr seid, habe ich noch nie gesehen. Nur mit wenig Geld werdet ihr gewinnt immer“, erwiederte ich ihm, „wenn er sieht, was die Natur Schönes geschaffen hat.“ Der Scheik gab uns sechs wohlbewaffnete Leute mit; ich versah mich mit einem Knäuel Bindfaden, einem großen Nagel und Fackeln, und wir machten uns bei guter Zeit auf den Weg. Nach einem zweistündigen Marsche kamen wir am Fuß eines Berges an; ein großer hoch, der man uns zeigte, bildete den Eingang der Höhle; ich hielt meinen Nagel an einer hervorragenden Stelle fest und das Ende des Bindfadens daran fest, nahm den Knäuel in die Hand und folgte nun Scheik Ibrahim und den Führern, welche die Fackeln trugen. Wir gingen bald rechts, bald links, stiegen hinauf und hinab; zugleich erweiterte sich die Höhle dergestalt, daß ein ganzes Heer Kuartier darin finden könnte. Wir fanden viel Alaun; das Gewölbe und die Wände des Felsen waren mit Schwefel bedeckt, und der Boden selbst war mit Schwefel-Stücken bedeckt, die wir aus der Erde zu Tage und von einem fauren Geschmack war; Scheik Ibrahim nahm eine Hand voll in seinem Schnupftuch mit. Es finden sich in der Grotte eine Menge kleinerer Höhlungen, die mit dem Meißel hineingehauen sind, und aus denen in früheren Zeiten Metalle herausgefördert worden. Unsere Führer erzählten uns, daß sich schon mehrere Personen in der Höhle verirrt hätten und darin umgekommen wären. Einmal hatte ein Mann sich zu weit hinein gewagt; sein Nagel zersprang, er brach, und er einen Weg gewährte; er warf mit Steinen nach ihm, sagte ihm in die Flucht, verfolgte ihn und gelangte so in's Freie. Da mein Pack Bindfaden zu Ende ging, so mochten wir nicht weiter vordringen und kehrten wieder, wie wir gekommen waren, zurück. Der Reiz der Neugier mußte uns den Weg sehr erleichtert haben, denn wir hatten eine ungeheure Strecke, im Eingang wieder zu gewinnen. So wie wir hinaus kamen, fielen wir über unser Frühstück her, das man uns bereitet hatte, gleich auf den Rückweg nach Palmyra. Der Scheik erwartete uns schon und fragte uns, was wir auf unserer Reise gesehen hätten? „Wir haben erkannt“, gab ich ihm zur Antwort, „daß die Alten viel geschickter gewesen sind als wir; denn man sieht aus ihren Arbeiten, daß sie mit Leichtigkeit ein- und ausgegangen, und wir haben nur mit großer Mühe wieder hinausfinden können.“

Der Araber im Allgemeinen und die Beduinen besonders ehren es als ein Band unverletzlicher Treue an, wenn man mit einem gegessen, ja nur Brod mit einem getheilt hat. Wir luden also den Scheik mit seinem ganzen Gefolge zu Gast; wir ließen einen Hammel schlachten, und unser Mahl, ganz nach Weise der Beduinen bereitet, schmeckte ihnen vortrefflich! Zum Nachtisch setzten wir ihnen Zeigen, getrocknete Rosinen, Mandeln und Nüsse vor, für sie große Leckerbissen. Nach Tische kam man uns diesen Abend noch einen Besuch ab, und wir hatten mit dem Scheik unser Abenteuer mit den sechs Reitern von seinem Stamme. Er wollte sie bestrafen und uns unsere Effekten und unser Geld zurückerstatten lassen. Wir beschworen ihn aber inständig, sie zu verschonen, und versicherten, daß uns an dem, was wir gegeben, gar wenig gelegen sey. Wir wollten den anderen Morgen abreisen, aber er bat uns, noch die Ankunft seines Vaters abzuwarten, der mit seinem Stamme acht Tagereisen von hier entfernt wohnte, er versprach uns eine Eskorte und Kameele für unsere Waaren, und zu mehrerer Sicherheit auch noch Geleits-Briefe von seinem Vater.

Zwei Tage darauf kam in Palmyra ein Beduine vom Stamme El Haffuné an, Namens Bani, und ein paar Stunden später trafen sieben andere vom Stamme El Daffir ein, der mit dem ersteren im Krieg ist. So wie die Sieben erkannt, daß einer ihrer Feinde in der Stadt sey, beschlossen sie, ihn augenblicks Rache zu nehmen, und ihn zu tödten. Bani, hiervon benachrichtigt, kam zu uns, band seine Stute an unsere Thür an und bat uns, ihm ein Stück Zeug zu leihen; wir hatten dergleichen, unsere Waaren darin einzuschlagen. Ich brachte ihm ein Stück. Er steckte es eine halbe Stunde lang in Wasser und legte es dann ganz naß auf den Rücken seiner Stute und den Sattel darauf. Nach zwei Stunden hatte sie eine sehr starke Diarrhoe, die den ganzen Abend anhielt, und am folgenden Tage schien aufgeräumt sie nichts mehr an Leibe zu haben. Nun nahm Bani den Zeug herunter, stellte ihn ins Wasser zurück, gab seinem Thier einen tüchtigen Hieb und ritt davon.

Gegen vier Uhr Nachmittags sahen wir die Beduinen vom Stamme

Digitized by Google

Et Dassie ohne Beute zurückkommen. Es fragte sie Einer, was sie mit Bani's Pferd gemacht hätten, und sie erzählten, wie folgt:

„Denkt euch, wie es uns gegangen ist. Wir wollten Ragial, da er dem Mebanna zinspflichtig ist, nicht beleidigen und Randen deshalb davon ab, unseren Feind innerhalb der Stadt anzugreifen; wir hätten ihm in einem engen Wege auflauern können, aber wir waren Sieben gegen Einen; somit beschlossen wir, ihn auf offenem Felde zu erwarten. Wie sehen ihn kommen und sprengen auf ihn zu; so wie er sich in unserer Mitte befindet, stößt er einen lauten Schrei aus und ruft seiner Stute zu: Jah Hamza! beut ist die Reihe an dir! — und jagt davon wie der Wind. Bis zu seinem Stamm hin haben wir ihn verfolgt, ohne ihn erreichen zu können, und wissen jetzt nicht, was wir dem Scheich Staunen sagen sollen über die Schnelligkeit seines Pferdes, das einem Vogel gleich, der die Luft mit seinen Schwingen durchschneidet." — Ich erzählte ihnen hierauf die Geschichte von dem Fily, die sie sehr in Verwunderung setzte, da sie, wie sie sagten, gar keinen Begriff hätten von solcher Zauberei.

Die Beduinen hören nach der Abendmahlzeit gern Geschichten. Wir theilen eine mit, die uns der Emir erzählte; sie schildert die ungemeine Liebe, die sie zu ihren Pferden haben, und wie viel sie sich auf die vorzüglichen Eigenschaften derselben zu Gute thun, auf eine höchst charakteristische Weise.

Ein Mann, in seinem Stamme Giabal gebietend, hatte eine sehr berühmte Stute. Hassad-Pascha, der damalige Wesir von Damaskus, ließ ihm zu wiederholten Malen alle nur erdenkliche Anerbietungen machen für dies Pferd, aber vergebens; denn ein Beduine liebt sein Pferd wie seine Frau. Der Pascha nahm seine Zuflucht zu Drohungen; aber auch diese blieben ohne Erfolg. Da trat eines Tages ein anderer Beduine, Namens Giafar, vor ihn hin und sagte ihn, was er ihm geben wolle, wenn er dem Giabal ihr Stute entführte? — „Ich will dir deinen Hafersack mit Gold füllen", erwiderte Hassad, der das Widersinnige seiner Absichten auf das Pferd als einen Schimpf betrachtete. Das Ding wurde rathsam; Giafar bestieg daher seine Stute des Nachts am Fuße mit einem eisernen Ringe fest, dessen Kette in sein Zelt ging und dort um einen Keil geschlungen war, der unter dem Fily, worauf er selber und seine Frau schliefen, in der Erde steckte. Um Mitternacht kriecht Giafar in das Zelt hinein, schleicht sich zwischen Giabal und seine Frau ein und hört gelind bald den Einen, bald die Andere ein wenig zur Seite; der Mann glaubt, es sey von der Frau, und die Frau vom Manne gestoßen, und Beide machen Platz. — Nun schneidet Giafar mit einem scharfen Messer ein Loch in den Fily, zieht den Keil heraus, macht die Stute los, steigt auf, und Giabal's Lanze ergreifend, giebt er ihm einen leichten Stoß damit und ruft: „Ich bin es, Giafar, bee mit deiner schönen Stute davongeht; ich sage es dir bei Zeiten." Und er jagt davon, Giabal springt aus seinem Zelte, schreit die Reiter zusammen, nimmt seines Bruders Pferd, und so verfolgen sie Giafar vie: Stunden lang. Die Stute, die Giabal's Bruder gehörte, war von demselben Blute wie die seine, obgleich minder gut. Die anderen Reiter alle überholend, war er schon daran, Giafar zu erreichen, als er ihm zuschreit: „Kneip' dir das rechte Ohr und gieb ihr einen Stoß mit dem Zügel!" — Giafar thun's und fliegt davon wie das Wetter. Alles Verfolgen wird vergeblich; der Raum, der sie trennt, ist schon zu groß. Da Anderen machen sich Vorwürfe, daß er selber den Verlust seines Pferdes verschuldet habe"); er aber erwiedert: „Ich will es lieber verlieren, als ihm seinen Ruhm schmälern. Soll man im Stamme Mould-Ali sagen, daß eine andere Stute die meinige besiegt habe? Es bleibt mir wenigstens die Genugthuung, zu sagen, daß keine andere sie hat einholen können."

Mit diesem Troste kehrte er nach Hause zurück, und Giafar erbeit den Lohn seiner Geschicklichkeit.

Ein Anderer erzählte uns, daß im Stamme Negeide eine eben so berühmte Stute gewesen sey, wie die Giabal's, und daß ein Beduine von einem anderen Stamme, Namens Daher, vor Verlangen, sie zu besitzen, ganz närrisch geworden wäre. Nachdem er seine Kameele und sein ganzes Vermögen vergeblich für sie geboten, kommt er auf den Einfall, sich das Gesicht mit Krätzersalz zu bestreichen, sich in Lumpen zu hüllen, Hals und Beine sich wie ein kranker Bettler zu verbinden, und in diesem Aufzuge erwartet er Nader, den Herrn des Pferdes, in einem Wege, wo er weiß, daß Jener vorbei muß. Als er kommt, wimmert er: „Ich bin ein armer Fremdling; seit drei Tagen kann ich hier nicht von der Stelle, um meine Nahrung zu suchen. Ich bin dem Tode nah; bist mir! Gott wird dir's lohnen!"

Der Beduine schlägt ihm vor, er wolle ihn auf sein Pferd nehmen und nach Hause bringen; aber der Schurke verseht: „Ich kann nicht auf, meine Kraft ist hin." Der Andere, voller Mitleid, steigt ab, führt sein Pferd herab und läßt Jenen mit vieler Mühr darauf. Sobald Daher im Sattel sitzt, giebt er dem Pferde einen Stoß mit dem Zügel und sprengt davon, mit den Worten: „Ich bin's, Daher, der sie dir nimmt und entführt."

Der Herr der Stute schreit ihm nach, er solle nur ein Wort hören. Sicher vor Verfolgung, wendet er sich um und hält in einiger Entfernung still, denn Nader war mit seiner Lanze bewaffnet. Nader sagt zu ihm: „Du hast mir meine Stute geraubt. Da es Gottes Wille ist, so wünsche ich dir Glück; aber ich beschwöre dich, Niemanden zu sagen, wie du dazu gekommen bist." — „Und warum das?" versetzt Daher. — „Weil ein Anderer wirklich krank seyn und dann leicht ohne Hülfe bleiben könnte. Du würdest Ursach seyn, daß Niemand mehr einer Handlung der Barmherzigkeit thun würde, aus Furcht, betrogen zu werden, wie ich."

Erschüttert von diesen Worten, bedachte sich Daher einen Moment, stieg herab vom Pferde und gab es seinem Eigenthümer wieder, ihn umarmend. Dieser nahm ihn mit in sein Zelt. Drei Tage blieben sie bei einander und wurden Brüder.

*) Jeder Beduine gewöhnt sein Pferd an ein Zeichen, auf das es seine ganze Schnelligkeit entwickelt. Er bedient sich desselben nur im dringenden Nothfall und würde das Geheimniß nicht einmal seinem Sohne unverstraut.

Frankreich.

Eintheilung des Menschen.

Von Ph. Dufour.*)

Eine unleugbare Wahrheit, die aus dem Studium des Menschen und der Kenntniß seiner Functionen entspringt, ist die, daß der Mensch sich auf zweifache Weise seines Daseyns erfreut, einmal nämlich, wie es ihm mit allen lebenden Wesen gemein ist, in der Weise seines thierischen Daseyns; dann aber in der, welche ihm eigenthümlich ist und ihn wesentlich zum Menschen macht — ich meine das geistige Leben, welches er allein unter allen besitzt, oder bestimmter ausgesprochen, die Intelligenz an und für sich. Diese Unterscheidung ist wahrhaft und genau; denn es ist offenbar, daß die wichtigsten Functionen des thierischen Lebens, die Verdauung, der Umlauf des Bluts, die Respiration, die Ernährung und die Absonderungen, in ihrer Regelmäßigkeit und Vollständigkeit von Statten gehen, unabhängig von der Gewalt des geistigen Princips; daß, wenigstens die Respiration, einige Minuten lang, ganz und hauptsächlich die willkürliche Bewegung, der Herrschaft seines Willens unterworfen seyn können, dies nur eine Dauer von einigen Minuten für die Functionen der Lunge oder von einigen Augenblicken für gewisse absonderude Organe erreicht; und was die Bewegung betrifft, so ist es, obgleich sie das unumgänglich nothwendige Mittel ist, dessen sich der Geist zur Vollführung seiner Zwecke bedient, nicht minder wahr, daß die Functionen der Muskeln für die Gesammtheit derer, welche das animalische Leben konstituiren, nothwendig sind, und daß die Muskeln ohne Beweglichkeit demselben Princip verdanken, welches alle Erscheinungen des Organismus regiert.

Jedermann weiß, daß die Intelligenz in ihrer Thätigkeit die größte Energie entwickelt, angeachtet der Schwäche, ja selbst des krankhaften Zustandes des Gesäßsystems, der Verdauungswerkzeuge, oder eines der wichtigsten Organe, welche den Organismus ausmachen. Alle Zustände der Körper schaden bei gewissen Personen weder der Schnelligkeit noch der Schärfe des Gedankens, und ihr Geist hat ein stetes Uebergewicht über ihren Organismus.

Hieraus folgt deutlich, bestimmt, unwiderleglich, daß der Mensch zwei verschiedene Weisen des Daseyns in sich schließt; die eine als ein Wesen der Sinnlichkeit und der Bewegung, mit seinem Antheil an Thiereigen; die andere, als einziges und alleiniges Wesen mit dem Vorrecht des Geistes ausgestattet, was ihm ausschließlich und durchaus eigenthümlich gehört — widerlegt vollkommen und beseitigt als irrig Bichat's Eintheilung des Lebens, in organisches und animalisches, das erste in Assimilation und Ausonderung bestehend, und im Umkreis der organischen Molecules der nahen Körper zu sich selbst, zum lebenden Wesen; das zweite den Menschen zum Bewohner der Erde und Thiere nicht als Pflanze, schließt sich endlich der schönen, den Sensualismus so siegreich widerlegenden Definition des Herrn von Bonald ab: „Der Mensch ist eine Intelligenz, welcher die Organe dienen."

Bibliographie.

Mémoires et dissertations sur les antiquités nationales et étrangères; publiés par la société royale des Antiquaires de France. — Neue Reihefolge. Bd. I.

Mannigfaltiges.

— Das Aprikosen-Oel der Chinesen. Die Aprikose ist in der Chinesischen Provinz Pe tschi li eine sehr gewöhnliche Frucht. In den Bergen bei Peking nächst eine wilde Abrikosen-Art, die feinen angenehmen Geschmack hat, deren Kerne aber ein vortreffliches Brenn-Oel geben, das auch an Speisen wohlschmeckend ist. Man wacht dieses Oel dadurch; daß man es zuvor abkocht und klein gebackten Teig hineinwirft. Die Chinesen fügen auch wohl ein wenig guten Essig hinzu, nehmen den Topf dann gleich vom Feuer weg und legen einen Deckel darauf. Das Oel wird dadurch nur um desto besser.

Der Herr der Stute schreit ihm nach, er solle nur ein Wort hören. Sicher vor Verfolgung, wendet er sich um und hält in einiger Entfernung still, denn Nadee war mit seiner Lanze bewaffnet. Nadee sagt zu ihm: „Du hast mir meine Stute geraubt. Da es Gottes Wille ist, so wünsche ich dir Glück; aber ich beschwöre dich, Niemanden zu sagen, wie du dazu gekommen bist." — „Und warum das?" versetzt Daher. — „Weil ein Anderer wirklich krank seyn und dann leicht ohne Hülfe bleiben könnte. Du würdest Ursach seyn, daß Niemand mehr einer Handlung der Barmherzigkeit thun würde, aus Furcht, betrogen zu werden, wie ich."

Erschüttert von diesen Worten, bedachte sich Daher einen Moment, stieg herab vom Pferde und gab es seinem Eigenthümer wieder, ihn umarmend. Dieser nahm ihn mit in sein Zelt. Drei Tage blieben sie bei einander und wurden Brüder.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

*) Aus dessen im vorigen Jahre erschienenen Essai sur l'étude de l'homme. Wir geben dieses Kapitel als Einleitung und denken, später noch auf das Buch zurückzukommen.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 75. Berlin, Mittwoch den 24. Juni 1835.

Frankreich.

Das Hauptquartier Napoleon's.

(Von Alexis Plater Wolowski, Stabs-Offizier im Hauptquartier des Kaisers während der Jahre 1812 und 1813.*)

Napoleon's Leben war ganz der Politik und dem Kriegswesen gewidmet; wer sein Privatleben außerhalb des Kabinets und des Lagers beschreiben wollte, würde in großer Verlegenheit seyn, denn die Staats- und Militair-Geschäfte nehmen neun Zehntel davon hinweg. In's Hauptquartier mußte man kommen, wenn man den Mann kennen lernen wollte; dort hätte man keine Geberde, keinen Blick, kein Wort von dem verloren, der Europa fünfzehn Jahre lang regiltrirt machte; dort hätte man ihn ganz beurtheilen und würdigen können. Ich will es versuchen, eine Skizze von diesem berühmten Hauptquartier des Kaisers zu entwerfen, von dem man so viel gesprochen hat und noch so lange sprechen wird, und worauf ich besonders im weiteren Verlauf dieser echten Anekdoten-Sammlung noch öfter werde zurückkommen müssen.

Mit Vergnügen werde ich stets diesen an Erinnerungen und Begebenheiten jeder Art so reichen Gegenstand wieder aufnehmen; denn das Hauptquartier war das eigentliche Element, in dem sich Napoleon bewegte, und auch, man darf es sagen, sein liebster Aufenthalt.

Den ermüdendsten Dienst im Hauptquartier hatten wohl die Ordonnanz-Offiziere; doch war dieser Dienst sich sehr ehrenvoll und sehr gesucht, und junge Offiziere aus den ersten Familien Frankreichs, die durch glänzende Bildung, schöne Gestalten, militairischen Eifer vor Anderen hervorragten, wurden dazu auserlesen.

Es waren immer wenigstens acht solcher diensthabenden Offiziere um den Kaiser; an Schlachttagen beschäftigte er sie alle ohne Unterschied. Sobald er sagte: „Ein Ordonnanz-Offizier!“ kam der ihm zunächst befindliche mit entblößtem Haupt an ihn heran, empfing mündlich seine Befehle und mußte sie durch alle Hindernisse hindurch den Waffenfeuer überbringen, die sie gerichtet waren. Zuweilen wurden sie auch als Courierе mit Befehlen an Festungs-Kommandanten oder Corps-Commandanten abgeschickt; in diesem Fall mußten sie so lange dort bleiben, bis die Sache, wenn es eine Entscheidung galt, beendigt war; dann kehrten sie zum Kaiser zurück, um ihm von dem Erfolg zu benachrichtigen.

Die Ordonnanz-Offiziere wurden auch aufgesandt, um mit einem flüchtigen Ueberblick Pläne von denachbarten Gegenden aufzunehmen, die man kennen mußte, sey es, um die feichten Stellen der zu passirenden Flüsse aufzufinden, sey es, um zu wissen, an welchen Stellen und wie viel Verschanzungen dort aufzuwerfen seyen.

Wenn Napoleon sich in einer Stadt aufhielt, wohnte Berthier, der Chef des Generalstabes, stets in einem Hause mit ihm. Der Oberstallmeister durfte auch nie von seiner Person entfernt seyn. Der Hofmarschall oder ein Fourier eilten voran, um alle nöthige Anstalten vor der Ankunft des Kaisers zu treffen; sie besteten dann in dem Dienstzeale eine Liste an, auf welcher die Wohnungen für alle Personen seines Gefolges angezeigt waren.

Ein anderer Fourier wurde vorausgeschickt, um sich den erforderlichen Mundvorrath für die Tische, die er zu bestellen hatte, zu verschaffen. Diese Lieferungen wurden in Nacht gegeben, und überall, wo man Halt machte, wurden alle Lebensmittel baar bezahlt, auch ehe sie verzehrt waren. Einige Marschälle machten es nicht so, sondern ließen sich Alles auf dem Wege der Requisition liefern.

Vierzehn Wagen transportirten alle diese Vorräthe, so wie das Gepäck des Kaiserlichen Gefolges; und wenn der schlechte Zustand der Wege es diesen Wagen unmöglich machte, zusammen an dem Ort anzulangen, wo man Rast machen wollte, so sahen die ersten Haus-Beamten sich oft genöthigt, mit Waffer vorlieb zu nehmen, wenn sie nicht etwa den schlechten Landwein vorzogen. Was die Speisen betrifft, so sorgte man so viel als möglich dafür, daß immer eine für die Bedürfnisse hinreichende Quantität vorhanden war; selbst es aber einmal darauf, wie es wohl zuweilen kam, so mußten eben diese Beamten Hunger leiden, denn Brod war fast immer am seltensten zu haben, nur Kartoffeln trieb man wohl zu Pferd noch auf.

An den Orten, wo man sich mit einigen Vorräthen versorgen konnte, füllte man schnell die Kästen, mit denen die dem Hauptquartier folgenden Maulthiere beladen waren, um im Bivouak verproviantirt zu seyn.

Dann wurden sogleich an dem von dem Kaiser auszuwählenden und bezeichneten Ort fünf Zelte aufgespannt. Diese Zelte bestanden aus blau und weißgestreiftem Zwillich, der mit Stricken und Ringen an eiserne, in der Erde steckende Haken befestigt war.

Zwei von den Zelten hingen mit einander zusammen; das eine diente dem Kaiser zum Schlafgemach, das andere war zugleich sein Kabinet und sein Empfangs-Zimmer; in dem dritten Zelte speisten und schliefen die hohen Offiziere und Beamten; das vierte war für die Subalternen bestimmt, und das fünfte diente dem Generalstabe zur Wohnung und zum Arbeits-Kabinet; dort war eigentlich der Sitz des Hauptquartieres versammelt. Diejenigen, welche in dem dritten oder vierten Zelt keinen Platz finden konnten oder durch die Beschaffenheit ihrer Functionen davon ausgeschlossen wurden, blieben die Nacht über bei den Wachtfeuern, um die stets ein Theil der alten Garde gelagert war.

Napoleon erschien nie größer und bewundernswürdiger, als wenn er sich unter seinen Truppen befand; da ging ihm das Herz auf; und wenn man ihm von seiner alten Garde sprach, vergaß er alle Mühseligkeiten. Man hat ihm oft vorgeworfen, er habe vielleicht zu wenig geschont, besonders in der unglücklichen Schlacht bei Waterloo; aber wer die Linie, nach die junge Garde, noch die alte gingen jemals einer Gefahr entgegen, ohne daß er selbst sich an ihrer Spitze befand. Alle seine Soldaten betrete ihn an; er liebte sie alle; keiner kann inniger an ihm gehangen haben, als er an ihnen. Will man Beispiele? Im Lager von Lodau, im Jahre 1809, am Tage vor der Schlacht bei Wagram, hatte Napoleon sehr zeitig sein Zelt verlassen, und indem er in der Gegend umher spazierte, verweilte er einen Augenblick vor einer Gruppe von Garde-Jägern zu Fuß, die eben beim Frühstücken waren. „Nun, ihr alten Herren“, sagte er zu ihnen, „wie schmeckt euch der Wein?“ — „O, Fürchten Sie nichts“, antwortete ein Unteroffizier, „er wird uns nicht heraufsteigen; hier ist der Keller.““ Damit zeigte der Unteroffizier auf die Donau hin, die einige Schritte weiter vorbeifloß. — Napoleon, der am Abend vorher befohlen hatte, daß am folgenden Morgen jedem Soldaten eine Flasche Wein verabreicht werden sollte, ist sehr erstaunt, zu sehen, daß man die Leute kurz hält, in dem Augenblick, wo sie eine entscheidende Schlacht liefern sollen. Er erkundigt sich bei Berthier nach der Ursache dieser Vergeßlichkeit und erfährt, daß ein Magazinier (Herr Rigeur) und zwei Subaltern-Beamte (die Herren Lefebvre und Lambert) 20,000 zur Vertheilung bestimmte Flaschen Wein für ihre Rechnung verkauft hätten, indem sie gedacht, 20,000 Rationen Branntwein an deren Statt würden wohl dieselben Dienste thun. Die drei Schuldigen werden auf der Stelle verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Der Prozeß wird sogleich instruirt, sie werden überführt und zum Tode verurtheilt. Ich glaube, der Kaiser hätte sie erschießen lassen, wenn nicht alle Obersten der Garde für sie gebeten hätten. Napoleon wollte das Urtheil durchaus vollzogen wissen, „denn“, sagte er, „es sind Diebe, ihre Handlung war prämeditirt, und es bedarf eines Exempels.“

Zu Essen waren die Lebensmittel erschöpft. Seit acht Tagen schon speiste es an Brod und trocknen Hülsenfrüchten, und der Soldat nährte sich, so gut er konnte. Am Abend vor dem ersten Angriff machte der Kaiser wie gewöhnlich seine Runde, um Alles selbst in Augenschein zu nehmen. Bei dem ersten Bivouak angelangt, findet er die ganze Mannschaft desselben eingeschlafen auf dem Boden liegen. Da er Kartoffeln am Feuer erblickt, kömmt ihm die Lust an, eine davon zu essen, und er will sie eben mit der Spitze seines Degens aus den Kohlen aufspießen, da erwacht einer der Soldaten, und ohne den Kopf aufzurichten oder seine Lage zu verändern, wendet er sich an den, der seinen Kameraden einen Theil ihres Abendbrots rauben will, mit den Worten: „Heda, du Knirps, du schämst dich nicht, uns unsere Kartoffeln aufzuspießen?“ „„Kamerad!““, erwidert der Kaiser, „„mich hungert, so daß du es mir wohl verzeihen kannst.““ „„Nun, mag es seyn, nimm meinetwillen eine oder auch ein Paar, wenn du so großen Appetit hast, aber nicht mehr, und dann auf der Stelle fort!“ Da der Kaiser sich aber eben nicht schnell fortmachte, so springt der Soldat auf, und es entspinnt sich ein Wortwechsel, der vielleicht in Thätlichkeiten übergegangen wäre, wenn der Kaiser es nicht für räthlich gehalten hätte, sich zu erkennen zu geben.

Wer vermöchte die Verblüffung und den Schauerz des Soldaten zu schildern! Er hatte die Hand gegen seinen Kaiser erhoben! Er wirft sich ihm zu Füßen, kauft sich vor Verzweiflung das Haar aus, und obgleich Napoleon alles Mögliche anbietet, um ihn zu trösten, indem er ihm aufzustehen befiehlt, schreit dieser doch immer fort: „Man erschieße mich, man erschieße mich, ich bin ein verruchter Mensch!“

„„Se stehe doch auf, ich beantrage dich““, sagte der Kaiser zu ihm, „„ich war es ja, der Unrecht that; ich vergaß mich, und du bist

*) Aus dessen „Napoleon, oder Sammlung von Anekdoten der großen Armee.“

Digitized by Google

ganz ohne Schuld.““ — Der Kaiser zog früher Erkundigungen über diesen Soldaten ein, und da er hörte, daß er ein guter Mensch sey, dem es auch an Bildung nicht fehle, so machte er ihn bei der nächsten Beförderung zum Lieutenant.

Es würde schwer seyn, die Wirkung zu schildern, welche dergleichen Handlungen in der Armee hervorbrachten. Sie bildeten die beständige Unterhaltung der Soldaten unter einander und waren eine unglaubliche Aufmunterung für sie. Der erfreute sich gewiß einer aufrichtigen Hochachtung unter seines Gleichen, von dem es hieß: „Der Kaiser hat mit ihm gesprochen.“ (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Monumens du l'Egypte et de la Nubie, d'après les dessins de Champollion le jeune. — Th. I. (Das Ganze, aus 4 Theilen bestehend, wird 300 Fr. kosten.)

La Syrie, l'Egypte, la Palestine et la Judée, considérées sous leur aspect historique, archéologique, descriptif et pittoresque. Par M. le baron Taylor et L. Reybaud. Erste Lfg. 1½ Fr.

Voyage de l'embouchure de l'Indus à Lahor etc. Par Burnes; traduit par Eyries. — 3 Bde. 30 Fr.

Choix des plus belles fleurs et des plus beaux fruits. — Von P. J. Redouté. Erste Lfg. 24 Fr.

Romans historiques bretons. Deuxième livraison, Budic-Mar, marine quatorzième siècle. Von E. Menard. 2 Bde. 15 Fr.

Branches de Bruyère. Chroniques bretonnes. Von Mad. Pacel. 4. Bde. 12 Fr.

La lampe de fer. Von Michel Masson (Raymond). 2 Bde. 14 Fr.

Spanien.

Die Besetzung von Madrid durch die Engländer.

(Aus dem „Tagebuche eines Britischen Subaltern-Offiziers.“)

. . . . Die Ordnung in unserem Heere ward hergestellt, die Franzosen waren in ihre früheren Stellungen zurückgeschlagen, und in wenigen als zwei Stunden hatten wir die Anhöhen erreicht, die Madrid beherrschen. Begierig stürmten unsere Soldaten die Hügel hinan, um die ihr unzählige Menge der Kirchthürme und Dome zu überschauen, insoweit es der dicke Nebel für jetzt gestattete, und die Freude und das Entzücken des Britischen Kriegers beim Anblicke der Stadt waren nun so dringend, daß sie alle von Willen und Strapazen zu neuen gestärkt, uns aufs Neue Muthes verschaffen. Von jedem Stimmen erschallte es auf einmal in demselben Augenblicke: „Madrid! Madrid!“ Der Enthusiasmus unserer Armee ward noch mehr gesteigert durch die Tausende von Spaniern, die aus der Stadt uns entgegen gekommen waren, um unserem Einzuge selbst beizuwohnen. Meistentheil waren die Straßen, die zur Hauptstadt führten, mit Volksmassen aus allen Ständen überdeckt, die alle von Eifer des Patriotismus beseelt zu seyn schienen, und es hielt schwer, in diesem Gedränge unserem Marsch in der Ordnung noch weiter fortzusetzen, wie wir bisher gewohnt waren. Je näher wir an die Stadt herankamen, desto größer ward die Schwierigkeit, weiter vorzurücken, indem der Volkshaufe sich hinten unter unsere Reihen mischte und Hand in Hand mit unseren Soldaten fortzog. Von allen Seiten wurde Wein angeboten und unterreichte auch angenommen, obwohl nicht in dem Maaße, als die Spanier es wünschten, denn unsere Soldaten waren zu gut disziplinirt und kannten die Wichtigkeit ihrer gegenwärtigen Stellung, von der ihre Achtung bei dem Volke und selbst in ihren eigenen Augen abhing, zu sehr, um sich nur irgend eine Ausschweifung oder Unmäßigkeit zu erlauben. Nirgends zeigte sich hier Trunkenheit oder auch nur die geringste Unordnung, und die strenge Subordination und der Respekt unserer Soldaten gegen ihre Offiziere, die sich alle betrinken waren, machte sie Mir gegen die unbisziplinirten Französischen Truppen ab, die zum Theil aus halbnackten Gesindel bestanden, daß die Britische Armee mit Recht auf alle die Achtung und herzliche Aufnahme von Seiten der Einwohner Anspräche machen konnte, wie sie nur seiten in dem Maaße einem feindlichen einrückenden Heere zu Theil wurde.

Endlich zogen wir in den Theil der Stadt ein, in dessen Nähe der Königliche Palast sich befindet; allein die Hindernisse, die sich hier unserem Zuge entgegen stellten, wurden immer größer. Nichts verwechte den Volkshaufen abzuhalten, der aus ganz Madrid zusammengelaufen war, um sich unter unsere Schaaren einzudrängen. Die Offiziere wurden beinahe von den Pferden herabgerissen, um die Frauen zu umarmen, die ihnen mit Erdbeerstrauß entgegen gekommen waren, und mehrere von jenen verloren auch bald — wo nicht ihre Herzen, doch ihre Sitze und Sättel. Alt und jung, häßlich oder schön, Alles theilte hier dasselbe Schicksal. Ein alter Freund von mir, von ziemlich plattem Ansehen, ward aus meiner Nähe von einem halben Dutzend schöner Kastilianerinnen fortgeschleppt, die ihn fast zu Tode küßten. Als er sich wieder erholt hatte, wandte er sich zu mir und sagte: „Diese Madrider Frauen hier müssen doch höllisch verwarrt in das Küssen seyn, da sie einen so häßlichen Gesellen, wie ich bin, damit bedenken zu Tode gewartet!“ Indessen erreichten wir bald das Kloster St. Domingo in der Nähe der Plaza Mayor, das sitt unsere Quartiere bestimmt war, und so rannten wir uns auf einige Zeit von den Volkeschaaren, die uns mit so vielem Jubel empfangen hatten. Die Soldaten richteten hier ihre Kasserne ein, während die Offiziere in den Häusern in der Nähe einquartiert wurden, um sich der Gastfreundschaft der Bewohner zu erfreuen.

Kaum war der Abend herangekommen, als jedes Haus in der Stadt beleuchtet ward. Die ungeheuren Wachsterzen und Fackeln, die auf den Balkons aufgepflanzt waren, verbreiteten einen solchen Glanz um sich her und erleuchteten die Stadt dermaßen, daß hier Nacht in Tag verwandelt zu seyn schien, und die ganze Bevölkerung von Madrid war auch überall auf den Straßen umher angetroffen. Nichts hinderte die begeisterte Theilnahme des Spanischen Volkes für die Seinen, und obgleich noch 2300 Französische Soldaten das ehemalige Festungsschloß Buen Retiro besetzt hielten, wo ihnen Bomben und Kanonen genug zu Gebote standen, um die Stadt über den Haufen zu schießen, war doch die Furcht überall so lebhaft, als wenn innerhalb dreier Meilen kein Feind zu sehen gewesen wäre. Die Illuminationen dauerten drei Nächte hindurch, während welcher nicht die geringste Störung oder Unruhe vorfiel.

Am Morgen des 13. August wurde, da der kommandirende General das Fort La Chine nicht aufgeben wollte, Befehl ertheilt, dasselbe mit Sturm einzunehmen. Die beiden oder die „tumultuirte Division“, wie die unsrige genannt wurde, ward von dem Marquis Wellington zu dem Behufe auserwählt. Um acht Uhr des Morgens standen die Grenadiertheilen schon in Bereitschaft, und die von Sir Edward Paknham so beliebte Division defilirte unter der Mauer der botanischen Gärten. Es war unserer Artillerie gelungen, einige Breschen in die Mauer zu schießen, und das Feuer im Innern der Gärten verkündete bald den Angriff unserer Vorpostlen. Dunchtausende von jedem Range, Alter und Geschlecht betrachten die Straßen, die Häuser und die Hausgeräthe um zu sehen, was vorgefallen. Und kaum war der erste Kanonenschuß auf unseres Angriffes abgefeuert, als die ungeheure Menge der Zuschauer auf allen Seiten auf einmal in einen Freudenruf ausbrach, dessen Enthusiasmus kaum zu beschreiben ist. Unsere Soldaten erwiderten den allgemeinen Jubelruf, und es verginnen einige Minuten, ehe man bei uns irgend ein Kommando der Beschehaber vernehmen konnte. Auch nur eine wenig oder gar nicht laut kommandirt — es war nicht nöthig. Das Fort sollte mit dem Bajonnet in die Hand erstürmt werden, um das war Alles, was den Soldaten zu sagen war. Als die Truppen sich in Bewegung setzten, ertönte noch einmal ein allgemeiner Ruf der Begeisterung von Seiten der Spanier, von denen einige sich mit an unsere Reihen anschlossen. Die Bivas erschallten fortwährend so fürchterlich, daß man nicht im Stande war, ein lautes Wort zu hören, und unsere Truppen waren mit ihren Gedanken dermaßen über sich, daß die blich vorgetrommen, ehe sie das „Halt!“ des Commandeurs vernahmen; auch wurden in Folge dieses Tumults mehrere von unseren alten erprobten Soldaten getödtet und verwundet, obgleich der Französische General alsbald die weiße Fahne zum Zeichen der Unterwerfung aufsteckte, und zwar in dem Augenblick, als er unsere dritte Division gegen Buen Retiro vorrücken sah.

Die Einnahme dieses Forts war für uns von der höchsten Wichtigkeit. Es fanden sich in demselben eine große Menge von Vorräthen, 189 Kanonen sammt allem nöthigen Artilleriezeuge. Eben so waren bei eine große Menge von Pulver und Kugeln, Montirungsstücken und 20,000 Gewehren aufgefunden worden. Die Französische Besatzung, bestehend aus drei Tausend ausgedienten Soldaten, wad zu Gefangenen gemacht und nach Lissabon abgeschickt, und das Fort ward an die Staatsregierung für Abfeuerung der vielfachen Freudenschüsse übergeben.

Als Anhänger des Königs Joseph schrieen über den Französischen Gouverneur, weil derselbe nicht das Fort bis auf den letzten Augenblick vertheidigt, und, um ihrem Argumente desto mehr Gewicht zu geben, fügten sie hinzu, daß ihm eine hinreichende Zahl von Kanonen in Buen Retiro zu Gebote gestanden, vermittelst deren er Madrid hätte in Trümmer verwandeln können.

Zum Glück für den Gouverneur damit gedroht, im Falle man ihn in der Nothwendigkeit dazu versetzte. Allein was hätte auch ein Handvoll Soldaten, so tapfer sie immer seyn mochten, in einem Platz von solcher Ausdehnung, zu dessen Besatzung kaum zwölftausend Mann hingereicht — gegen eine Kriegsmacht von fünfzehn Tausend Mann ausrichten können, die sich auf ihrem ganzen Zuge von den Felsmauern von Lissabon aus bis zu den Höhen von Salamanca all zu Siegen Wellesleyerten? Auch in der Stadt über den Haufen geschossen worden — zu welchem Zwecke hätte dies gestührt? Hätte nicht der General, der sich einer so übermüthigen Handlung schuldig gemacht, selbst wenn er mit dem Leben davon gekommen wäre, verdient, von seinem eigenen Souverain, dessen Hauptstadt er eingeäschert, zum Tode verurtheilt zu werden, und wäre er gar in die Hände der Spanier gefallen, so würde er der grausamsten Rache zum Opfer gefallen seyn? Kein Mensch weiß das besser als Marschall Soult selbst. Und der einzige Fehler, den er begangen, war, daß er sich nicht schon eher ergeben, da das Volk von Madrid höchst entrüstet war über die Verheerungen, die beim Ausklärmen unserer Truppen in den botanischen Gärten angerichtet wurden, so daß es noch einer starken Britischen Eskortedurfte, um den Gouverneur und seine Soldaten gegen die Wuth der empörten Menge zu schützen, die ihn Rache in den Fenster selbst umgebracht hätte. Der General hat auch in seinem Falle mehr thun können, als daß er wenigstens den Schein annahm, sich zu vertheidigen. Denn der Fehler, daß er mit seiner Garnison zu Madrid zurückgeblieben, lastete nicht auf ihm, sondern vielmehr auf dem König Joseph, der den Tausend gut eingeübte Soldaten nicht hätte so hingehen sollen, und ebenfalls auf General Sarrazin, den ich sonst als kompetenten Richter in dergleichen Dingen anerkenne, Durcht, wenn er den Gouverneur der Feigheit beschuldigt, weil er seinen Posten nicht bis aufs Aeußerste vertheidigte.

Damit nun endeten sich zeit unsere Kriegs-Operationen, und wir hatten gehörige Muße, um die Stadt Madrid in Augenschein zu nehmen und die Gastfreundschaft ihrer Bewohner, soweit sie uns ihre Aufmerksamkeit zuwendeten, zu benutzen.

Madrid liegt in einer sandigen, unfruchtbaren Ebene; die Abfeder, welche die Stadt umgeben, erstrecken sich bis dicht an die Stadtmauer hin, von der sie eingeschlossen wird, und der kleine Fluß, der sich um dieselbe herumschlängelt, ist im Sommer so seicht, daß er kaum die wenigen Bäder an seinen Ufern hinreichend mit Wasser versorgt; indeß gewährt die an den großen Park anstoßende Stadtseite, so wie

Digitized by Google

das Königliche kunstschöne Casa del Campo eine ziemlich häßliche Aussicht, und da der Park, welcher Ueberfluß an Wild aller Art hat, den Britischen Offizieren geöffnet ward, so hatten wir Gelegenheit genug, uns zu zerstreuen, wenn wir dieselbe nur benutzen wollten. Die Straßen, von denen die vorzüglichsten im Ganzen sauber gehalten werden, sind ziemlich geräumig und breit; unter allen aber zeichnet sich die große Straße Puerta del Sol (Sonnenthor) aus. Der Raum erstreckt an die Geschaftsbreite der Stadt vor einigen Jahrhunderten, wo an jener Stelle ein Thor sich befunden; nach und nach wurde das Gebiet erweitert, so daß der Platz gegenwärtig den Mittelpunkt der Residenz bildet, anstatt den Ausgang der Stadt zu bezeichnen. Ungefähr ein halbes Dutzend Straßen münden in die Puerta del Sol und überstehen hierher gleichsam ihre Verschlüsse an die Hauptmauer des Waffenplatz. Wo die Börse gehalten und alle hiesigen Geschäfte betrieben werden, und wo man nur hingehen darf, um über alle Tagesereignisse, über die Course der Staats-Papiere und Waaren und über alle anderen Neuigkeiten von Interesse genügende Auskunft zu erhalten; denn hier erscheint während der Tages Alles, was in Madrid sich nur regt und bewegt. Die Kaufleute, die Händler, die Höker, die Kohlenbrüder, die Lungen mit Schwadze und die Bäckerin mit Waffertragen, die unaufhörlich ihr „Quien quiere agua?“ ausschreien, kurz, Alle versammeln sich hier, als an dem Focus, wo Alles zu sehen und Alles zu vernehmen ist.

Nächst der Puerta del Sol verdient der Prado, oder der öffentliche Spaziergang von Madrid, erwähnt zu werden. Während in jenem das Wolksgewühl des Vormittags zusammenkehrt, findet man sich hier nie vor Einfall des Abends ein, und dann ist hier die ganze Stadt sich gelegt und nachdem die Siesta vorüber ist, beginnt es hier bald rege zu werden. Um sieben Uhr ist faß Alles zum Ersticken voll und Gruppen von Sängern mit Guitarren über den Schultern tragen dazu bei, die Scene zu beleben. Auf jeder Seite des Spaziergangs sind Tische angebracht, an denen die Menge gruppenweise versammelt ist, aber Niemen sieht man hier mit Frauen an einem und demselben Tische sitzen; man könnte leicht auf den Gedanken kommen, daß die Spanischen Männer die Gesellschaft des schönern Geschlechts absichtlich vermeiden, um sich den Tagesgesprächen und Ereignissen mehr hinzugeben, als dem fröhlichen Jubel des Prado. Es wird viel von der Eifersucht der Spanier gesprochen, und im Allgemeinen ist man auch von dem Vorurtheil befangen, daß das Spanische ein besonders eifersüchtiges Volk sey, allein ich habe dies nie so gefunden. Im Gegentheil, in Madrid kann eine verheirathete Frau in jedes Haus, wo es ihr beliebt, eintreten, oder mit wem und wohin sie nur immer will, frei ausgehen. Wären aber einst die Sitten der Nation wirklich so gewesen, wie wir sie in manchen alten Spanischen Romanen und Dramen beschrieben finden, so müßten wir gestehen, daß kein Volk je eine so gänzliche und radikale Umgestaltung seiner ehemaligen Gewohnheiten erfahren hat, als das Spanische.

Bei einigen Gelegenheiten erbeiteten meine Landsleute Beweise der Gastfreundschaft von Seiten des Volkes, indeß teaten diese Fälle doch nur selten ein; denn die Spanier sind von Natur scheu und zurückhaltend, und was unsere Offiziere betrifft, so verfuchten sie es keineswegs auf irgend eine Weise, dieser Zurückhaltung etwa entgegen zu kommen, und in Folge dessen kam auch, nach einem Aufenthalte von sast drei Monaten in der Hauptstadt von Spanien, die Einwohner des Landes sehr wenig kennen. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß die Französischen Offiziere während ihres Aufenthaltes in Madrid, im Verhältniß von Fünf zu Eins, mehr Eroberungen machten, als meine Landsleute! Und doch schien im Grunde der Britische Offizier noch mehrere Vortheile vor dem Französischen zu haben; denn der Letztere zeichnet sich ohne Widerrede schon durch seine Figur und Gestalt vor dem Letzteren aus, und dann sind auch seine Glücksumstände immer verhältnißmäßig von zehn Mal besserer Beschaffenheit, als die des Franzosen; allein trotz allem diesen gewinnt und erobert der Franzose durch seine Manieren, indem er sich überall, selbst in die Launen der fremden Nation zu finden weiß, während dagegen der Engländer alles Fremdartige verachtet, und, anstatt sich irgend zu bequemen, dem Letzteren selbstklärig, nicht bloß vornehm die des Aneländers betächelt, sondern es auch in einem sehr hohen Grade zeigt, wie er alle diejenigen verachtet, denen er begegnet, sobald es nicht Leute von seiner eigenen Nation sind. Welch ein fatales Vorurtheil und wie nachtheilig für das Englische Volk!

Die Britische Armee unter Lord Wellington hat sich in Portugal und Spanien gewiffermaßen unsterblich gemacht. Beide Nationen wissen und wußten es stets recht gut, wie überlegen unser Waffengewalt sey — allein trotzdem, daß die Britische Armee beide Länder emanzipirt hat, verstand sie es doch keineswegs, sich die Freundschaft der Bewohner zu gewinnen und zu erhalten.

Während wir noch in Madrid verweilten, waren wechere Divisionen unserer Armee gegen Burgos vorgerückt, das von einer ansehnlichen Garnison unter dem Kommando eines sehr erfahrenen und verständigen Generals, Namens Dubreton, dreist gehalten wurde. Die Mittel, die Lord Wellington gegen ihn zu Gebote standen, waren keineswegs von der Art, daß seine Uebergabe bald zu erwarten war, obwohl uns schon früher die beiden Belagerungen von Rodrigo und Badajoz gelungen waren; indeß ward, da es nun einmal auf den Ausgang der Sache so sehr ankam, Alles sehr sorgfältig in's Werk gesetzt. Weitläufigkeiten hinsichtlich des Uebrigen nun noch zu Madrid, indem wir die Theater besuchten, an den üppigen Gemüsen des Hotels El Fonte d'Oro Theil nahmen, indem wir die Gastfreundschaft des gutmüthigen Bürgers in Anspruch nahmen und den fröhlichen, aber lärmenden und geräuschvollen Scenen in der Calle de Baimos beiwohnten; auf diese Weise brachten wir die Zeit so angenehm zu, als es uns bei dem geringen Solde, der uns damals zufiel, irgendwie verstattet war; denn wir hatten Pfeife, der Vorräthe an dauerm Gelde, das wir in Lissabon im Ueberfluß hatten, wegen Mangels an Zugnitz herbeizuschaffen. Demnach waren wir mit dem Solde schon fünf Monate im Rückstande, und hätten uns die Kriegs-Commissäre und Zahlmeister nicht ausgeholfen, die unsere Anweisungen (ein Piaster zu sieben Schillingen!) zu Gelde machten, so wäre mancher von uns in schwere Verlegenheit gerathen. Diejenigen nun, die, vermittelst jenes ungeheuren Diskontes, Geld zu erlangen im Stande waren, standen sehr Jeder täglich einen Piaster für die Mittagsmahlzeit und eine Bouteille Wein. Unser Zahlmeister Rogers zahlte wöchentlich unsere Rechnungen aus, und obgleich wir's Alle hier etwas theuer fanden, so beschwerte sich doch für jetzt Niemand darüber, indem wir es bei den Gelahren, die wir hier jeden Augenblick zu gewärtigen hatten, immer noch vorziehen durften, eine gute Mahlzeit zu halten, so lange uns dieselbe zu gewinnen war.

Um diese Zeit nahm ein Ereigniß, das bald stattfinden sollte, die Aufmerksamkeit von ganz Madrid in Anspruch und erregte auch bei unserer Armee keine geringe Theilnahme. Es war die Einrichtung eines Spanischen Priesters, Namens Diego Lopez. Dieser unglückliche Mann hatte einige Zeit vor seiner Verhaftung im Solde des Königs Joseph gestanden; er machte den Spion, und gab Jenem unaufhörlich Nachricht von Allem, was bei seinen Landsleuten vorging. Die Polizei-Agenten, nachdem sie ihm auf die Spur gekommen waren, bewachten ihn überall, wohin er sich nur wandte. Auf einige Tage war er in seiner Wohnung in der Calle de Barrio Nuevo ganz verschwunden; indeß stellten die Polizei-Diener in dieser Zeit keine weiteren Nachforschungen an, indem sie mit zu behuksam verfuhren, um sich einen vorzeitigen Schritt in den Verdacht des Abwesenden stellen zu mögen; aber für den Fall seiner Rückkehr wurden die sorgfältigsten Maßregeln um der äußersten Wachsamkeit vorbereitet. Endlich trat der Augenblick ein. Es war Mitternacht, als Lopez am Schlagbaume des Toledoer Thores angekommen war, wo ein Polizei-Agent die Wache hielt. Nachdem man nur wenige Fragen an ihn gerichtet, erhielt er die Erlaubniß, weiter zu gehen, und sogleich folgte ihm der Agent, dem es nicht schwer ward, sich dicht hinter ihm zu verbergen und der langsam Lopez zu machen; aber für den einen Fall seiner Rückkehr waren

verunglückt bin. Meine Herren, ich habe nun das Meinige gethan.“ Hierauf verneigte er sich gegen die Gerichts-Versammlung und nahm wieder seinen frühern Platz ein.

Während dieser kurzen, aber eindrucksvollen Rede herrschte eine tiefe Stille in der Gerichts-Versammlung, so wie unter allen Anwesenden im Saale. Als dieselbe aber zu Ende war, gab sich eine allgemeine Theilnahme der Bewunderung und des Mitleids kund, ja, es befanden sich hier Mehrere, die, wenn sie es nur hätten wagen dürfen, ihre Gefühle auf eine lebhaftigere Weise zu äußern geschienen hätten; allein die starke Militair-Wache war vollkommen hinreichend, die obwaltende Ordnung zu erhalten, und es fanden auch hier noch mehrere Verhaftungen statt. Als die Ruhe ganz hergestellt war, führte der Chef der Polizei unter einer starken Bedeckung den Delinquenten in sein Gefängniß zurück, und der Präsident des Gerichtshofes wandte sich nun an die Mitglieder des Gerichts, um ihren Meinung über die Strafe, die Lopez verdient, zu vernehmen. Sie waren alle einstimmig — sie konnte auch in der That bei der Klarheit und Unwidersprechlichkeit der Sache nur Eine Meinung sich ergeben, und so war es um das Leben des armen Mannes geschehen. Das Urtheil ward ausgesprochen; an dem folgenden Tage um zwei Uhr sollte er auf der Plaza Major, auf dem großen Marktplatze, als an dem dazu gelegentesten Orte, den Tod mit dem Strange erleiden.

Diese Sentenz war bald in ganz Madrid bekannt geworden, und trotzdem, daß das Individuum ein Priester war und einer Nation angehörte, die vor allen anderen wegen ihrer Bigotterie bekannt ist, trotz diesem Allem erregte die Katastrophe nicht etwa das Mitleiden, sondern es verbreitete sich vielmehr ein allgemeiner Jubel unter dem niederen Volke, das mit der äußersten Ungeduld jede Stunde zählte, bis der Augenblick gekommen war, wo seine Wünsche befriedigt werden sollten.

Man hielt es für nothwendig, daß die Englischen Wachen in der Nähe der Plaza verstärkt würden, und da die vom 88sten Regiment bezogene Kaserne dicht an demselben lag, so erhielt ich, als der nächste zum Dienst bestimmte Subaltern-Offizier, Befehl, dreißig Mann zur Wache bereit zu halten, um darüber zu wachen, daß keine Unruhen während der Nacht ausbrächen. Es war fünf Uhr Nachmittags, als ich auf der Plaza ankam. Es hatten sich hier bereits Leute aus allen Volksklassen eingefunden; Einige aus Neugierde, um zu sehen, ob und was für Vorbereitungen zur Execution des morgenden Tages getroffen würden; Andere handelten und feilschten um Sitze an den Fenstern der Kaufläden oder auf den Gerüsten der Marktbuden; noch Andere verließen hier eine Art von Programm über die Verbrechen u. s. w., deren sich Lopez schuldig gemacht, und endlich erblickte man hier eine nicht geringe Anzahl von Bettlern, die „Spitäler für Arme“ (hospitales de pobres) das Mitleid der Anwesenden in Anspruch nahmen; und Manche, die nicht den vierten Theil eines Reals hingegeben hätten, wenn es darauf angekommen wäre, den unglücklichen Lopez vom Tode zu retten, traten eifrig hinzu und thaten ihre milde Hand auf, um sich für künftige Zeiten in der kommenden Welt einen Gotteslohn zu erkaufen.

Die Nacht lief ruhig ab, und die Stille war durch nichts unterbrochen, als durch die Ankunft der Landleute mit ihren Vorräthen an Fischen, Früchten und Gemüsen auf dem Marktplatze, auf demselben, wo an dem folgenden Tage die Execution stattfinden sollte. Erst um zwei Uhr Morgens verließ sich das Wachtdamm, um mich ein wenig zur Ruhe zu begeben; vorher aber kehrte ich noch einmal zu der Plaza zurück. Hier waren die Arbeiter bei Zurichtung und der Befestigung des Schaffots beschäftigt, umgeben von einer Menge von Bauern, die eben erst von Lande angekommen waren. Die Angst und der Schrecken, die sich auf dem Gesichtern und in den Mienen der Letzteren ausgeprägt hatten, als man ihnen gesagt, daß ein Padre hier strangulirt werden sollte, schienen seltsam ab mit dem wilden Uebermuthe, den das Volk von Madrid über dasselbe Ereigniß an den Tag gelegt, und so sehr ich selbst von der Gerechtigkeit des Urtheils, das über den Delinquenten verhängt ward, überzeugt war, konnte ich doch nicht umhin, die natürliche Einfalt zu bewundern, mit der das Landvolk seinen schmerzlichen Gefühlen über das zu erwartende schreckliche Schauspiel Luft machte.

Um zehn Uhr eilte das Spanische Militair nach dem Platze, und das Gerüst ward von einer stark dreifachen Wache eingeschlossen. Eine ungeheure Menge strömte allerdort hin, um die Stelle hin, um sich den Platz zu nehmen, die für den Tag vorher gemiethet, und wo sie die Hinrichtung am Besten überschauen konnte. Alle Geschäfte waren eingestellt, und man schien überall an nichts Anderes mehr zu denken, als an die bevorstehende Execution. Gegen Mittag waren der Markt, die Läden und Buden und alle Häuser auf dem Platze zum Ersticken angefüllt, und auf allen Straßen, die von dem Gefängnisse nach der Plaza führten, wogte die Menge aus allen Volksklassen. Endlich kündigte der laute Jubel in den Gassen die Ankunft der Delinquenten, und je mehr man sich dem Hinrichtungsplatze näherte, desto größer und stürmischer ward der Tumult, der gleich einem Strome in seinem Laufe immer mehr anwuchs, bis er sich zuletzt in die Plaza Major mündete. Hier ward das Geschrei so betäubend, daß man für einige Augenblicke weder ein Wort zu sprechen noch zu hören vermochte. Auf einmal erblickte man das Haupt des Zuges, und eine Todtenstille trat plötzlich an die Stelle des gräuschvollsten Tumultes. Die Soldaten schlossen einen Kreis; es ertönte das Kommando: „Los armas a l'ombro,“ und die ganze Menge innerhalb der Plaza durchsie mit Aufmerksamkeit auf.

Der Delinquent Lopez war zu Pferde in schwarzem Anzuge, in einen weiten Mantel gehüllt, der seine Schultern bedeckte, und begleitet von zwei Priestern, die, ebenfalls zu Pferde, auf beiden Seiten neben ihm hergingen. Er hatte einen Hut auf von ungeheurer Größe, der vorn aufgeklappt war. In seinem Aeußeren zeigte er dieselbe Festigkeit, dieselbe Fassung und Ruhe, wie früher bei den Verhören. Am Fuße des Schafots angekommen, stieg er gelassen ab, und ward nach raschen flüchtigen Blick zuerst auf die versammelte Menge und dann auf den Strang; hierauf stieg er die steigende Treppe hinan, die zu demselben führte. Die beiden Priester folgten ihm, sprachen aber, seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß, nicht zu ihm. Sodann nahm er ohne die geringste Verwirrung seinen Hut und Mantel ab und trat vor den Nachrichter hin, zu dem er auch einige Worte sagte. Er kniete hierauf, das Volk anzureden, allein der Offizier an der Spitze der Spanischen Militairs wollte es nicht zugeben. Er verneigte sich in gehorsamer Ergebung, und ließ sich sogleich auf dem Stuhle unter dem Strange nieder. Die ruhige, aber feste Haltung des Mannes, eine unterscheidende Wunde von aller Weibischen entfernte Entschlossenheit, alles das war hinreichend, um jede unanständige und unwürdige Regung bei rechten Patriotismus zu unterdrücken; aber das Anlegen des schrecklichen Halsbandes schien Gefühle zu erwecken und eine Sympathie zu erregen, die wenige Augenblicke vorher hier nirgends vorhanden waren. Die Frauen, die zu ihrer eigenen Schande noch vor einigen Minuten bei der Ankunft des Priesters, ihre Schimpfsilben zum Zeichen ihres Jubels in die Höhe geworfen, dieselben Frauen sah man jetzt, von der Natur überwältigt, ihre Augen vor den schrecklichen Scenen abwenden, und die Thränen abwischen, die ihnen von den Wangen flossen.

Alles war in Bereitschaft. Die Ceremonie dauerte nur einige Minuten; als der neben Lopez stehende Priester mit seinem Gebet zu Ende war, beugte er sich und küßte den Unglücklichen auf die Wange. Hierauf machte er das Buch zu; der Mann hinter ihm bedeckte das Gesicht des Schlachtopfers mit dem Tuche; sodann drehte der Scharfrichter die Schraube an, und Lopez war todt.

Die Soldaten räumten den Marktplatz, die Menge zerstreute sich, und um sechs Uhr des Abends waren nicht mehr als zwanzig Personen in der Nähe des Schafots zu sehen, auf welchem der hingerichtete Priester noch gebunden ding. Endlich ward der Leichnam in einen Karren geworfen, das Gerüst abgeführt, und die Stelle, die noch kurz vorher der Schauplatz des Schreckens war, trug keine Spur mehr von dem, was hier vorgefallen.

Einen Tag nach dieser Hinrichtung ward öffentlich bekannt gemacht, daß die Plaza de los Toros, die seit mehreren Jahren geschlossen gewesen, zu Ehren der Britischen Armee geöffnet werden solle, und es wurden alsbald Stiergefechte anfgeführt, die an Größe und Pracht alle früheren übertrafen. (U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Kriminal-Berichte aus London. Aus den vor kurzem im Druck erschienenen Berichten über die Zahl der Verhaftungen und Anklagen in London während des Jahres 1834 ergiebt sich, daß 31,269 Personen verhaftet worden. Davon sind 14,490 von den Magistrats-Personen entlassen, 26,302 summarisch verurtheilt oder gegen Bürgschaft freigelassen, 3468 zum Verhör gebracht. 2565 überführt und verurtheilt, 551 freigesprochen, 329 nicht gerichtlich verfolgt worden und 21 Fälle waren nicht näher zu ermitteln. Die größte Zahl der Verbrechen fällt in die der Taschendiebe, nämlich 929, wovon 819 entlassen und 86 überführt und verurtheilt worden. 26 wurden des Mordes angeklagt, jedoch nur 11 gerichtlich verfolgt, davon 9 überführt, und 8 für schwerliche Todtschläger erklärt, so daß nur eine Hinrichtung erfolgte. Wegen Trunkenheit sind nicht weniger als 19,779 verhaftet, wovon 16,941 ohne Strafe entlassen und 8835 summarisch verurtheilt worden. Nur einer Vergleichung dieses Berichtes mit denen der drei früheren Jahre ergiebt sich, daß vom Jahre 1831 bis Ende 1834 die Zahl der Verhaftungen sich um 8356 vermindert hat, die Zahl der Verhöre um 343 und der Ueberführungen um 4459 vermehrt hat. Die Vergleichung der einzelnen auf einander folgenden Jahre bietet keine erheblichen Unterschiede dar; die Zunahme in einem Jahre wird durch die Abnahme in dem folgenden wieder kompensirt.

— Das Rindvieh in China. In der Provinz Canton haben die Ochsen zwischen den Schultern einen Höcker; um Peking aber sieht man keine Buckelochsen. In Peking und einem großen Theile des übrigen China's werden die Ochsen oft wie Pferde gestattet und geritten. Wegen seiner Nützlichkeit zum Ackerbau ist es verboten, den Ochsen zu schlachten; doch dürfen man zu Hunderten der vielen Mahomedaner, die es in China giebt, ein Auge zu. Die Mahommedaner dürfen nämlich kein Schweinefleisch essen, und das Schwein ist eben die vornehmste animalische Speise der Chinesen. Kaiser Khanghi sagte einst Europäische Missionaire, warum es denn in Europa mehr Ochsen gäbe, als in China? Man antwortete ihm, dies käme daher, weil man dort viele Schlachthäuse. „Wie so das?“ entgegnete der Kaiser etwas betroffen. „Weil“, bemerkten die Patres, „in Europa viele Ochsen geschlachtet werden, so zieht man auch eine große Menge derselben, während in China eben nur so viele aufgezogen werden, als zum Ackerbau hinreichen.“ Und Seine Majestät war vollkommen befriedigt.

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, daßelbe zeitig zu erneuern, damit in der Versendung des Blattes keine Unterbrechung eintrete.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Spr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 76. Berlin, Freitag den 26. Juni 1835.

Norwegen.

Die erste Verkündigung des Christenthums in Norwegen.

Von Snorre Sturlason erzählt in der Heimskringla. [1])

Von dem Isländischen.

Wie König Hakon [2]) das Christenthum hält und verkündet.

König Hakon war ein guter Christ, da er nach Norwegen kam; aber weil alles Land heidnisch und viel Opferns darin war und viele angesehene Männer, deren Hülfe und Freundschaft er nicht entbehren zu dürfen glaubte, so faßte er den Rath, mit dem Christenthum heimlich zu fahren; die Sonntags- und Freitags-Fasten und die Haupt-Festtage hielt er. Er gab auch das Gesetz, daß man das Julfest zur Zeit des Weihnachtsfestes der Christen halten sollte [3]), und ein Jeglicher sollte eine Drittheil Tonne starkes Bier haben, oder sonst mit Geld gestraft werden, und feiern, so lange die Julzeit währte. Früher aber hatte die Julzeit mit der Habichtsnacht [4]), das war die Mittwinternacht, begonnen, und drei Nächte [5]) hindurch war Jul gehalten worden. Er gedachte so, wenn er sich erst im Lande festgesetzt und das ganze Land sich seiner Herrschaft unterworfen hätte, mit der Verkündigung des Christenthums vorwärts zu gehen.

Zuerst that er nichts weiter, als daß er diejenigen, die ihm die Liebsten waren, beredete, Christen zu werden, und durch sein freundliches Wesen kam er so weit, daß recht Viele sich taufen ließen und Einige abliefen vom Opfern. Meistentheils saß er in Thrandheim, weil da die größte Stärke des Landes war. Aber als König Hakon glaubte, durch einige mächtige Männer so viel Stärke zu haben, das Christenthum durchzusetzen, da sandte er nach England nach einem Bischofe und anderen gelehrten Männern. Und als diese nach Norwegen kamen, da that König Hakon kund, daß er das Christenthum im ganzen Lande verkündigen lassen wolle. Aber die Bauern und Raumdaler verschoben ihre Erklärung auf die der Thrändler. König Hakon ließ einige Kirchen weihen, und setzte Priester dahin. Als er aber nach Thrandheim kam, da berahmte er ein Thing für die Bonden (Freisassen) und verkündigte ihnen das Christenthum. Sie antworten so, daß sie diese Sache bis zum Frostething [6]) verschieben wollten; da würden Männer aus allen Bezirken kommen, die zu Thrändelage gehörten; da wollten sie über diese wichtige Sache Rede und Antwort geben.

Von den Opfern.

Sigurd, Jarl von Hladen, war der größte Opferer, so auch Hakon, sein Sohn. Jarl Sigurd hielt sämmtliche Opfer-Mahlzeiten ab im Namen des Königs da in Thrändelage. [7]) Es war alter Brauch, wenn Opfer gehalten werden sollte, daß alle Bonden da, wo das Opferhaus war, zusammenkommen und so viel Lebensmittel mitbringen mußten, als sie gebrauchten, so lange die Opfer-Mahlzeit dauerte. Bei diesem Mahl mußten Alle insgesammt starkes Bier haben; es wurde auch Vieh aller Art geschlachtet, so auch Pferde. Alles Blut aber, das davon kam, das hieß Haut, und die Gefäße, worin das Blut stand, Hautboller. Die Hauteblöcke [8]) aber waren so gemacht als Gaußtze; mit diesen mußten alle Stäbbe insgesammt und auch die Wände des Opferhauses außen und innen bestrichen, und auch die Menschen mußten mit Opferblut besprengt werden. Das geschlachtete Fleisch aber wurde zu den Mahlzeiten gekocht. Das Feuer mußte mitten auf dem Erich im Opferhause sein, und die Kessel hingen darüber, und die vollen Becher mußte man über das Feuer tragen. [9]) Aber der, so die Mahlzeit ausrichtete und Häuptling war, der mußte den vollen Becher und die gesammte Opferspeise weihen. Zuerst wurde der Odinsbecher getrunken auf Sieg und Reich des Königs; darauf der Njordsbecher und Freysbecher auf gutes Jahr und Frieden. Manche waren auch gewohnt, demnächst den Bragebecher zu trinken. Man trank auch Becher seiner Verwandten, solcher, die preiswerthe Männer gewesen waren, und das wurde Gedächtniß (Minne) genannt. Jarl Sigurd war der allerfreigebigste Mann; er that Etwas, was ihm viel Ruhm brachte, er gab eine Opfer-Mahlzeit zu Hladen und ganz und gar auf eigene Kosten. Dessen gedenkt Kormak Ogmundsson im Sigurdsdrapa [10]):

Niemand brauchet zu bringen
Becher oder die Schale,
Hin zum Syrds Thaufes,
Des Gutaufchten von den Göttern. [11])
Keiner weiß franken
Den Wachter des Opferhauſes;
Reichlich giebt er den Gaſtes
Gabe, der freigebe Krieger.

König Hakon kam zum Frostething, und eine große Zahl von Bonden war gekommen. Und als das Thing gesetzt war, sprach König Hakon. Er bedt damit an: es sey sein Gebet und Begehr an alle Freisassen und Pachter, Hohe und Niedere, und an alle insgesammt, Junge und Alte, Wohlhabende und Dürftige, Weiber und Männer, daß Jedermann sich taufen lassen und an den einigen Gott Christum, Maria Sohn, glauben, und alle Opfer und Heidengötter abschaffen, jedweden siebenten Tag heilig halten, alle Arbeiten nachlassen, und jedweden siebenten Tag fasten solle. Als nun der König dieses öffentlich vor das Volk gebracht hatte, da entstand sofort großes Gemurmel, und die Bonden murrten darüber, daß der König ihnen die Arbeit und so auch den Glauben nehmen wolle, und sagten: dabei könne das Land nicht bestehen werden. Die Adelsleute und Sklaven aber meinten: sie könnten nicht arbeiten, wenn sie nichts zu essen bekämen; sagten auch: es sey ein angeborner Fehler König Hakons und seines Vaters und ihrer Verwandten, daß sie zu karge Kost gäben, obgleich sie freigebig mit Geld wären. Nebstdem von Mehlbrei in Gaulardal stand auf, und antwortete auf den Antrag des Königs und sagte: „Wir Bonden glauben, König Hakon", spricht er, „daß, wie Du hier in Thrandheim das erste Thing hieltest, und wir Dich zum König annahmen, und wir Dir unsere Freigüter empfingen, daß wir den Hammer in die Hand bekommen hätten. Nun aber wissen wir nicht, welches von beiden wahr ist, ob wir Freiheit empfangen haben, oder ob Du uns auf's neue zu Sklaven machen willst mit wunderlichen Greßmannen, daß wir unseren Glauben verlassen sollen, den unsere Väter vor uns gehabt haben und alle Vorfahren, zuerst im Beginnalter und jetzt im Hügelalter, [12]) und sie sind doch viel herrlicher gewesen als wir, und dieser Glaube hat uns doch genützt. Wir haben auch auf Dich so viel Vertrauen gesetzt, daß wir Dich mit uns über alle Gesetze im Lande und das Landrecht haben zu Rathe gehen lassen. Jetzt ist das unser Wille und die einstimmige Meinung der Bonden, die Gesetze zu halten, welche Du uns hier auf dem Frostething giebst, und wozu wir Ja gesagt haben. Wir Alle wollen Dir folgen und Dich für unseren König halten, so lange einer von uns Bonden lebt, die wir jetzt hier auf dem Thing sind, so lange Du, König, Maaß darin hältst, und nur das allein, was gehören will, was wir Dir zugesteben mögen, und was für uns nicht unthunlich ist. Willst Du aber diese Sache mit so vielem Eifer treiben, daß Du mit Macht und Gewalt es mit uns aufnehmen willst, so haben wir Bonden unseren Schluß gefaßt, uns sämmtlich von Dir zu trennen und uns einen andern Häuptling zu nehmen, der uns das zugesteht, daß wir frei den Glauben behalten können, der nach unserem Sinn ist. Unter diesen beiden Dingen mußt Du nun wählen, König, bevor das Thing schließt." Zu dieser Erklärung machten die Bonden großen Lärm und sagten: sie wollen es bei dem lassen, wie eben gesagt worden. Als man aber zu Worte kommen konnte, da sprich Jarl Sigurd: „Es ist der Wille König Hakons, Ihr Bonden, daß zuzugestehen, was Ihr fordert, und durch nichts die Freundschaft mit Euch somals zu trennen." Die Bonden sagten, ihr Wille sey, daß der König ihnen auf ein gutes Jahr und Frieden opfere, da wir sein Gebot gehört haben. Da stillte sich das Gemurmel, und sie schlossen das Thing. Hierauf sprach Jarl Sigurd zum Könige und bat ihn, den Bonden all ihr Begehren nicht ganz abzuschlagen; er sagt: es könne nicht anders gehen; er müsse den

1) Herr Konsistorialrath Mohnike, der Uebersetzer der Fritthiofs-Saga, dem wir dieses interessante Bruchstück verdanken, ist mit der vollständigen Uebertragung der für die Kenntniß der Skandinavischen Geschichte so wichtigen Heimskringla beschäftigt, und der erste Band derselben wird bald nach Johannis im Verlage der Lösser'schen Buchhandlung in Stralsund erscheinen. D. Sr.

2) Hakon der Gute, König in Norwegen, von 937 bis 963. Er war in England am Hofe König Athelstan's erzogen und dort ein Christ geworden.

3) Vorher heißt Jul, Jol.

4) Nach Andern, die Schlachtnacht, von der Menge der geschlachteten Opferthiere. Einige erklären es durch die letzte Nacht. Sie fiel auf den 25. Dezember.

5) Der Isländer zählt die Tageszeiten nach Nächten, so wie die Jahreszeiten nach Wintern.

6) So genannt von dem Orte in Thrandheim, wo es gehalten wurde.

7) Provinz Thrandheim, Drontheim. Thrandheim — sprich Thraundheim.

8) Hauteimer.

9) So daß der Trogende sie über das Feuer hinhielt.

10) Drapa, Gedicht zu Ehren eines Verstorbenen.

11) M. s. die prosaische Edda. Bragi-Rödur. Kap. 2. Dem Alesen Thiasse wurde die geraubte Idunn von Loke heimlich wieder entrissen, und wie Thiasse in Adlersgestalt dem Loke nachsetzte, fand er vor den Mauern Asgards Gefäße.

12) Brennalter, wie die Todten verbrannt wurden, Hügelalter, nachdem sie begraben und ihnen Gedächtnißsteine errichtet wurden. Snorre spricht hierüber in dem Vorworte zu seinem Buche.

Digitized by Google

Bonden in Etwas nachgeben. „Dieses ist", spricht er, „wie Du, König, ja selbst gebört haben mußt, Wille und Begehren der Hauptlinge und zugleich des ganzen Volks. Wir werden, König, hierin schon einmal guten Rath finden." Und hierüber wenden der König und der Jarl einig.

Die Bonden zwingen Haken, zu opfern.

Im Herbst darauf gegen den Winter war Opfermahl zu Hladen, und der König kam dahin. Er soll früher stets die Weise gehabt haben, daß er, wenn er irgendwo war, wo man opferte, mit wenigen Mannen in einem kleinen Hause saß. Aber die Bonden sprachen darüber, daß er nicht auf seinem Hochsitze säße, wenn das Volk sich am meisten ergötze. Der Jarl rieth ihm, es jetzt nicht so zu machen.

So geschah denn, daß der König auf seinem Hochsitze saß. Und als der erste Becher voll geschenkt war, da nahm Jarl Sigurd das Wort und weihete den Trunk dem Odin und trank und reichte das Horn dem Könige. Der König nahm es an und machte ein großes Kreuz darüber. Da sagte Kaar von Griting: „Warum thut der König dieses? Will er nicht opfern?" Jarl Sigurd antwortete: „Der König macht es so, wie Alle es machen, die ihrer Kraft und Stärke vertrauen, und weiht seinen Becher dem Thor; er machte das Zeichen des Hammers darüber, bevor er trank." Da war es stille diesen Abend. Tages darauf, wie man zu Tische ging, drangen die Bonden in den König, sagten, er solle Pferdefleisch essen. Der König wollte das für seinen Preis. Da baten sie ihn, die Suppe zu trinken; auch das wollte er nicht. Da baten sie ihn, Schmalz zu essen — auch das wollte er nicht. Und es war nahe daran, daß sie ihn anpfiffen. Jarl Sigurd suchte sie zu besänftigen, bat sie, still zu sein. Den König aber bat er, sich mit offenem Munde über den Hafen des Kessels zu legen, aus welchem der Dunstm von dem Pferdefleisch aufstieg, und der Haken war mit Fett beschmiert. Da ging der König hin, schlug ein Linnentuch um den Kesselhaken und legte sich mit offenem Munde darüber und ging sodann zum Hochsitz; und beide Theile waren nicht sonderlich zufrieden.

Opfermahl zu Märe.

Den folgenden Winter wurde die Julmahlzeit für den König zu Mare angerichtet. Und wie es gegen die Julzeit kam, so traten acht Häuptlinge unter sich zusammen, welche in ganz Thrändelage am meisten auf die Opfer hielten. Wer derselben waren aus dem äußern Thrand hier: Kaar von Geiting, Asbjörn von Medalbut, Thorberg von Warnes, Sem von Lioen. Und von Innthrand: Vigfus von Jarlsberg, Karfe von Staf aus Meedal, Thrand Hake von Eggia, Thorer Stegg von Hasabä auf Inderö. Diese acht Häuptlinge verbanden sich in der Art, daß die vier Außenthränder den Ehrisstenthum in Norwegen vertilgen, die vier Innthränder aber den König zum Opfern zwingen sollten. Die Außenthränder fuhren mit vier Schiffen südlich nach Märe, und schlugen da drei Priester todt und verbrannten drei Kirchen — sodann zogen sie weiter heim. Als aber König Haken und Jarl Sigurd mit ihren Hofleuten in Märe ankamen, so waren die Bonden daselbst in großer Menge angekommen. Gleich in den ersten Tagen des Mahles bestürmten die Bonden den König und begehren, er solle opfern; und legten ihm schlimme Bezichtigungen vor. Jarl Sigurd war der Vermittler zwischen ihnen, und es kam dahin, daß König Haken einige Rissen Pferde-Leber aß, auch trank er alle Verdächtnis-Becher, welche bei Sem von ihm eingeschenkt, ohne Krenz. Nach der Mahlzeit geschlossen war, da fuhren der König und der Jarl sogleich fort nach Hladen.

Der König war sehr verdrießlich und rüstete sich, sogleich mit all seiner Mannschaft aus Thrandheim zu ziehen, und sagte: er würde ein andermal zahlreicher nach Thrandheim kommen und den Bonden die Feindschaft vergelten, die sie gegen ihn verübt hätten. Jarl Sigurd bat den König, den Thrändern dieses nicht anzurechnen; er sagt: er werde dem Könige treuen Rathschaften; sein eigenes Volk im Lande zu bedrohen und zu bekriegen, da wo die größte Stärke des Landes sey, wie in Thrandheim. Der König war dazumal so zornig, daß er auf diese Worte nicht hörte. Er zog fort aus Thrandheim und südwärts nach Mare, und blieb den Winter über da bis in den Frühling. Aber da es Sommer wurde, zog er sein Heer zusammen. Und die Rede ging, er werde mit diesem Heere gegen die Thrändre rücken.

Straßsund, im Junius 1835. Dr. Mohnike.

Frankreich.

Das Hauptquartier Napoleon's.

(Schluß.)

Erwartete Napoleon Nachrichten von seinen Generalen, glaubte er, daß irgendwo ein Gefecht stattgefunden haben könnte, so schien er sehr aufgeregt und ungeduldig. Mitten in der Nacht stand er dann oft zwei bis drei Mal auf und ließ mehrere von denjenigen wecken, die gewöhnlich in seinem Kabinet arbeiteten. Ueberhaupt pflegte er fast täglich gegen drei oder vier Uhr Morgens aufzustehen; dasür ging er aber auch beinahe immer um zehn Uhr Abends schlafen, wenn nichts Außerordentliches vorfiel. Sein Feldbett wurde ihm überall hin auf einem Maultthier nachgetragen. Wenn er eine Nacht im Bivouak zubgebracht oder eine große Strecke Weges zu einem Tage zurückgelegt hatte, ließ er sich Abends dies Bett am ersten besten Orte unter einem Baume aufstellen und schlief dann in freier Luft so tief, wie er es nur in seinem behaglichen Schlafgemach zu St. Cloud oder in den Tuillerien gekonnt hätte.

Wenn die Feindseligkeiten eine Weile ruhten und er einige Rast hatte, ließ er sich in der zunächst liegenden Stadt nieder und richtete seine Lebensweise dort etwas regelmäßiger ein; doch entsagte er darum nicht seiner Gewohnheit, wenigstens eine; doch zwei Stunden während der Nacht zu arbeiten; dann legte er sich wieder zu Bett und stand auf, um sich von neuem an seine Arbeit zu setzen, bis gegen sechs Uhr früh seine Marschälle und Generale kamen, um seine Befehle einzuholen. Sie fanden ihn dann gewöhnlich in dem Zimmer, welches ihm zum Kabinet diente, auf und ab gehen, in einem Schlafrock von weißem Molton, in grünen Saffian-Pantoffeln und ein buntes Ostindisches Tuch in Gestalt eines Turbans um das Haupt gewunden. Hierauf brachten ihm Constant oder Rustan bei Tagesanbruch eine halbe Tasse sehr starken Kaffee oder, in Ermangelung dessen, eine Tasse Lindenblüthen-Thee mit viel Zucker und etwas Rhum; oft nahm er vorher noch ein Bad.

Im Hauptquartier sorgte der Ober-Stallmeister mit unbeschreiblichem Eifer für alle Bedürfnisse des Kaisers. Dies Geschäft war zwar in jeder Beziehung ehrenvoll, aber auch eben so peinlich und schwierig, doch der Herzog von Vicenza entledigte sich desselben mit unvergleichlicher Sorgfalt und Pünktlichkeit. Eine unermüdliche Thätigkeit war die Haupteigenschaft dieses Mannes, und ungeachtet der zahlreichen Aufträge und der Masse von Geschäften, mit denen er belastet war, wußte er stets so viel Zeit zu gewinnen, um sich auch um die geringfügigsten Dinge zu bekümmern, durch die irgend eine Ersparniß der Verwaltung des Kaiserlichen Haushalts bewerkstelligt werden konnte, wobei er jedoch stets danach strebte, einen gewissen Luxus und Ueberfluß in diesem Hauswesen zu erhalten, den der Kaiser bei sich selbst nicht haßte, obgleich er ihn bei Anderen immer tadelte.

Herr von Caulaincourt besaß, so wie sein Herr, das Talent, mit wenig Worten viel zu sagen. Er beschäftigte nur einen einzigen Secretair, und wenn er auch den größten Theil der Nacht hindurch mit dem Kaiser gearbeitet hatte, so war er doch am anderen Morgen im Stande, wieder der Erste auf seinem Posten zu seyn. Sein Secretair mußte natürlich diesem Beispiel folgen und frühzeitig auf den Beinen seyn; er sagte daher einmal in vollem Ernst, Herr von Caulaincourt müsse wohl am Abend schon aufstehen, daß er so früh bereits angekleidet wäre.

Am Thätigsten hatte jedoch Napoleon immer den Ober-Feldmarschall Duroc. In Betreff von Caulaincourt's Bemühungen lag etwas Kaltes und Abgemessenes, was den Kaiser peinigte; wiewohl der Ober-Stallmeister — einige alte Soldaten der Garde ausgenommen, welche die Feldzüge in Italien und Aegypten mitgemacht hatten — der Einzige war, der nicht ohne eine gewisse Dreistigkeit mit dem Kaiser sprach und ihm selbst Sachen nicht vorbehimlichte, die jeder Andere, aus Furcht, in Ungnade zu fallen, ihm nimmermehr zu sagen gewagt hätte. Aber in dieser Gewohnheit, etwas herb die Wahrheit zu sagen, vereinigte er, wenn er wollte, die ausgesuchteste Höflichkeit und die feinsten Sitten; Herr von Caulaincourt würde unter Ludwig XIV. der vollendetste Hofmann gewesen seyn, dem nur Herr von Narbonne den Ruhm der schönen Sprache und des ausgezeichneten Benehmens hätte streitig machen können. Er wurde von den Offizieren sehr geliebt, weil er sich gern zum Mittelsmann anbot, wenn einer derselben eine Gunst vom Kaiser erlangen wollte. Da dieser Letztere, welcher sich unter seinen Gefährten hatte, schätzte ihn nicht weniger, denn er war vor Allem gerecht, wenn er auch zuweilen aufbrauste und in der Hitze in Worte ausbrach, die mit seinem gewöhnlichen Ton und mit der glänzenden Erziehung, die er erhalten hatte, nicht übereinstimmten. Hier eine Probe davon.

Eines Tages, als der Kaiser Post von Paris nach Fontainebleau fuhr, fand er, daß zu langsam ging, und wintte den dienstthuenden Wagen heran, der hinter dem Jardin'schen Reisewagen folgte. Der Wagen hielt sich, entblößt das Haupt und beugt sich gegen den Wagen. „Höre, reite vor und sage zu Jardin (ersterm Verreiter der Kaiserlichen Stallungen), man soll schneller fahren, viel schneller, verstehst Du?" — Herr von Caulaincourt, der in seiner Eigenschaft als Ober-Stallmeister dem Kaiser vorausfuhr, hört diesen Befehl, und ohne zu warten, bis der Wagen ihm beiseite, was geschehen sollte, dort er sich mit dem halben Körper aus dem Wagenschlage, um den Befehl an den Postillon, die den Befehl ebenfalls vernommen hatten, denn der Kaiser hatte sehr laut gesprochen, uns sagt: „Der erste Dummkopf, der anders zu fahren anfängt, den soll sich vorstehen, wenn wir ankommen." Man sahe also im bisherigen Trabe weiter. Der Kaiser rief auf dem Wege, den man übrigens in weniger als vier Stunden zurücklegte, einmal über das andere: „Das ist ja doch ganz todt! Ich werde in Ewigkeit nicht ankommen!" Herr von Caulaincourt, als er sich von Neuem vorbeugte

er an demselben Morgen mit Depeschen nach Paris abgefertigt hatte. Er traf ihn, gab sogleich den Befehl, ihn anzuhalten, und ließ das Brief-Felleisen desselben in seinen Wagen bringen. Da kein Schlüssel da war, um es zu öffnen, bediente sich der Kaiser fast dreyßehen Minuten, wie der Monarch von Macedonien, um den Gordischen Knoten zu lösen. Er öffnete das Felleisen mit der Degenspitze, schonte keine Siegel und durchsah alle Depeschen, die ihm unter die Hand kamen. Unter der Zahl der Pakete befand sich auch eines, welches an den General-Post-Direktor Grafen von Lavalette gerichtet war. Es enthielt mehrere Briefe an hohe Personen des Reiches. Napoleon steckte sie alle wieder in das Paket und schrieb mit Bleistift darauf: „Ich wundere mich nicht, wenn die Posten im vorigen Jahre nicht mehr eingebracht haben, da der General-Postmeister selbst Contrebande macht.“ Als er unterzeichnet hatte, packte er alle Depeschen wieder in das Felleisen ein, ließ es so gut als möglich zumähen und gab es dem Courier zurück, mit dem Befehl, daß er seinen Weg fortsetzen solle, was der Kaiser seinerseits ebenfalls that.

Gewöhnlich speiste der Herzog von Wagram allein mit dem Kaiser, wenn nicht Murat oder der Vice-König von Italien gegenwärtig waren. War Berthier unpäßlich, so wurde er durch den Ober-Stallmeister vertreten. Die Mahlzeit bestand nie aus mehr als einem Gange; es wurden nämlich alle Gerichte, von der Suppe bis zum Nachtisch, zu gleicher Zeit aufgetragen. Bekanntlich aß der Kaiser wenig und war besonders im Trinken sehr mäßig. Berthier schenkte ihm ein; der Mameluck Rustan und Constant, der erste Kammerdiener, servirten ihm die Speisen; der dienstthuende Page reichte die Teller herum und nahm sie fort; ein Hofmarschall draußichtigte den ganzen Dienst und verrichtete also die Geschäfte eines Haushofmeisters und Vorschneiders.

Während der Mahlzeit, welche im Hauptquartier immer lange dauerte, genoß nach dem Kaiser selbst der Herzog von Wagram, Chef des Generalstabes der Armee, die größten Vorrechte. Ungeachtet seines schon vorgerückten Alters und seines podagristischen Leidens, besaß er noch eine außerordentliche Thätigkeit. Er war stets sehr einfach gekleidet und trug einen kleinen Hut, von derselben Form wie sein Gebieter, mit dem er dabei, besonders wenn er im Wagen saß, zuweilen verwechselt wurde. Er ritt immer, und zwar ein sehr gutes, feuriges Pferd. Seinen Titel als Ober-Jägermeister führte er mit Recht, da er die Jagd leidenschaftlich liebte; diese Liebhaberei ging bei ihm so weit, daß er, wenn ein Vogel über seinen Kopf hinflog, die Flügel seines Pferdes fallen ließ und mit seinen Armen die Bewegungen machte, wie ein Jäger, wenn er seine Büchse abschießt. Diese Leidenschaft soll den Ober-Jägermeister einst verleitet haben, sich mit dem Kaiser, der damals zu Fontainebleau war, auf die Jagd zu begeben, ohne daß ihm Ihre Majestät bekommen konnte, wenn Napoleon ihn nicht so geliebt hätte.

Es war am Abend einer Jagd angeordnet worden. Berthier kommt am folgenden Morgen früh zum Kaiser, und dieser fragt ihn, was für Wetter ist. „Schlechtes Wetter, Sire.“ „„Und die Jagd, wie wird es damit gehen?““ versetzte Napoleon. „„Sehr schlecht, Sire, denn die Hunde werden keine Witterung haben.““ „„So muß man die Jagd aufschieben.““ „„Aber sehr ungern, Sire.““ „„Nun morgen Sire.““ Und die Befehle wurden sogleich zurückgenommen. Um eilf Uhr begiebt sich der Kaiser zu seiner Gemahlin, um mit ihr zu frühstücken. Es war herrlicher Sonnenschein. Beide kommen überein, in offenem Wagen mit Berthier eine Spazierfahrt durch den Forst zu machen. Der Kaiser schickt nach Letzterem und hört, er sey nach Gros-Bois auf die Jagd gegangen. Dies herrliche Landgut, welches sechs Meilen von Paris liegt, gehörte dem Fürsten und ist noch jetzt das Eigenthum der verwittweten Fürstin von Wagram. Napoleon lachte über den Streich, den ihm Berthier gespielt hatte, nahm sich aber vor, seinen Ober-Jägermeister mehr zu beobachten, und sich nicht mehr auf solche Art hintergehen zu lassen.

Murat war, ungeachtet seines prächtigen Kostüms, das mit der schlichten Tracht seines Schwagers wenig harmonirte, der bedeutendste General der Kavallerie in der großen Armee. Sein durchdringender Blick, sein Talent, die Stellungen und Streitkräfte der Feinde zu beurtheilen, seine kalte Unerschrockenheit in der Gefahr, seine kriegerische Haltung, sein hoher Wuchs, sein ritterliches Benehmen, Alles, bis auf die schönen und kräftigen Reitzähne, die er zu reiten pflegte, trug dazu bei, ihm das Ansehen eines Helden zu geben. An der Spitze seiner Reitergeschwader trotzte er jeglicher Gefahr und stürzte sich lustig, ohne um sich zu sehen, mitten in die feindlichen Bataillone.

Die Freimüthigkeit Murat's, sein rathschlagender Ton und seine stets ruhige Miene ateten manchmal fast in Sorglosigkeit aus. Die Genauigkeit, womit er alle seine Aufträge ausführte, gefiel dem Kaiser, der zuweilen an seiner Unterhaltung großes Vergnügen zu finden schien. Der gute Humor des Königs von Neapel verleugnete sich niemals, selbst nicht in den dringlichen und mörderischen Kämpfen; er hatte immer einen Scherz in Bereitschaft und ließ selten eine Gelegenheit vorübergehen, wo er einen Witz anbringen konnte, wenn er auch noch so schlecht war. Sein Schwager sollte ihm auch bloß in militairischer Hinsicht unbedingte Achtung. Sobald politischer Angelegenheiten zu verhandeln wären, wenterte Napoleon sich an den Herzog von Bassano, an Berthier, an Caulaincourt oder sonst Jemanden, und Murat zog sich sogleich zurück; man sah deutlich, daß er selbst sich in solcht Gespräche nicht mischen wollte oder vielmehr nicht konnte.

In der Schlacht und auf dem Marsche bildete der Kaiser zu Murat, den er stets zu seiner Linken hatte, wir gesagt, einen schreienden Contrast. Wir mußte auch Napoleon mit seinem auffallenden dreieckigen Hütchen, seinem grauen oder blauen Uebercock, seiner kleinen Figur, seinem starken Leibe, seinem blonnen und schlichten Haar, und seiner schlechten Haltung zu Pferde neben seinem Schwager sich ausnehmen, der durch sein edles Ansehen, durch sein glänzendes Kostüm, durch das reiche Geschirr seines Rosses, durch seine Gestalt, sein schönes Auge und seinen starken Bart alle Blicke auf sich zog! Sein schwarzes natürlich gelocktes Haar fiel in langen Ringeln auf den Kragen seiner reichen Polnischen Kurtka herab, die um die enge Taille und an den anliegenden Aermeln über der Schulter nach Art des alten Spanischen Kostüms geschlitzt war. An einem breiten goldgestickten und mit Edelsteinen besetzten Gürtel hing ein leichter Säbel mit schmaler und in Orientalischer Form gekrümmter Klinge. Der Griff dieses Säbels, sowie auch der Schaft der Pistolen, die in mit Türkisen verziert. Murat trug gewöhnlich dicht anschließende purpurne Beinkleider, deren Räthr durch breite Silberstickerei verdeckt waren, und Stiefelchen von gelbem Leder oder gar von Nanking, an deren Absätzen kleine goldene Sporen befestigt waren. Der Glanz dieses Kostüms wurde durch eine grünsammetne Polnische Mütze mit einer diamantenen Aigrette noch erhöht, über der eine lange Straußfeder wallte. Der Mantel, entweder ungarisches oder Polnisches Geschnitt, war prächtige himmelblauer oder purpurne und goldgestickte Schabrack oder ein kothbares Tigerfell bedeckte den ganzen Rücken desselben. Wenn es kalt war, trug Murat über diesem glänzenden Kostüm einen weiten dunkelgrünen sammetnen Zobelpelz mit goldenen Litzen. Die Diener seiner Stallknechte, Pagen und Bedienten war schariachrothy und himmelblau, mit silbernen Tressen und Stickereien.

So sehr auch der Kaiser selbst sie seine Person das Einfache liebte, so gern sah er sich doch von einem glänzenden Gefolge umgebrn. Sein Generalstab war hoch besoldet; seine Adjutanten, seine Ordonnanz-Offizirer und Pagen empfingen nach Verdienung jedes Feldzuges reiche Gratificationen; auch waren die meisten der Letzteren so kokett, wie Mode-Damen. Der Kaiser selbst rügte dies nicht selten, denn er verabscheute alles, was Aufsehen erregte und Geschwätz machte.

Sobald das Hauptquartier eingerichtet war, ließ Napoleon immer einen Geistlichen aus der Umgegend herbeirufen, der Messe lesen mußte, welcher dann der größte Theil seines Stabes und Hauses beiwohnte.

Bibliographie.

Commentaire sur le Yacna, l'un des livres religieux des Parses. — Von E. Burnouf. Th. I. Zweite Abthg. 4.

Essai sur la langue française. Théorie du genre des noms. — Von Braconnier.

Sur l'homme et le développement de ses facultés, ou essai de physique sociale. — Von M. Quetelet. 2 Bde. 15 Fr.

L'art de l'essayeur. — Von Ebaudet. 8 Fr.

Des routes et des chemins en France et des moyens de les améliorer. — Von Saulnier.

Études sur la législation militaire. — Von P. Legrand.

England.

Die Wissenschaft, eine Quelle des reinsten Genusses.

Von Lord Brougham.*)

Daß wissenschaftliche Forschungen einen positiven Genuß gewähren, der von jeder Rücksicht auf die etwanigen praktischen Vortheile, zu denen sie verhelfen können, unabhängig ist, unterliegt keinem Zweifel. So wiederum der Beweis des geometrischen Lehrsatzes, daß das Quadrat der Hypotenuse **) der Summe der Quadrate der beiden Katheten vollkommen gleich ist, oder die Entdeckung der Verschiedenheit, worin wir auch kaum abweten, daß die Kunst, ein Schiff durch die unsichren Meereswogen zu lenken, vornehmlich auf diesen Lehrsatz sich gründet. Eben so erfreut es uns, wenn wir zur Betrachtung der viel allgemeinern Wahrheit uns erheben, von welcher die Entdeckung des Pythagoras (der 47ste Satz im ersten Buche des Euklid) nur eine besondere Anwendung ist, und die überdaupt auf alle gleichartige Dreiecke, ja selbst auf Dreiecke und Flächen, welche aus den Seiten der rechtwinkligen Dreiecks beschrieben werden, Anwendung findet; obgleich dieser allgemeine Satz weder in der Schiffahrt noch in irgend einer andren praktischen Kunst von unmittelbarem Nutzen ist.

Unsere Freude über die Entdeckung, daß der Druck der Luft und die Entstehung eines luftleeren Raumes eben sowohl das Quecksilber im Barometer steigen machen, als sie der Stubenfliege die Fähigkeit geben, an der Decke eines Zimmers herum zu kriechen — diese Freude ist ebenfalls von jedem praktischen Nutzen ganz unabhängig. Eine andere erhabene Wahrheit in der Wissenschaft, deren Betrachtung schon an und für sich hohen Genuß gewährt, ist die, daß eine gleiche physische Kraft den Stein an die Erde fallen läßt und die Planeten in ihren Bahnen hält; eine Handvoll Sand, die den Wasserspiegel eines

*) Aus dessen so eben erschienenem „Betrachtungen über die Natur-Theologie.“ (A discourse on natural theology).

**) Nicht Hypothenuse, welcher orthographischer Fehler sich durch Schindelein erhartet hat.

Digitized by Google

Augenblick kräftseit, wirkt nach demselben Gesetze, das seit unbenklichen Zeitalteren die Himmelskörper in ihren Bahnen lenkt. Ich wiederhole es, wir empfinden einen positiven Genuß, wenn wir Thatsachen und Beweise verallgemeinern — wenn wir die wunderbaren Resultate erwägen, die einer kleinen Zahl sehr einfacher Prinzipien entstammen — wenn dieselben Kräfte oder Triebfedern in den verschiedensten Situationen und mit ungeahneten Wirkungen uns wieder erscheinen — wenn wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß anscheinend ungleichartige Wahrheiten und Thatsachen im Grunde gleichartig sind, oder die Limit entdecken, welche daß scheinbare Nebeneinander fordert. Ein anderer uns interessirter Genuß erwächst uns daraus, wenn wir erfahren, daß jene Wahrheiten zugleich einer wohlthätigen Anwendung fähig sind, gesetzt auch, wir wünschten von einer solchen Wohlthat niemals Gebrauch zu machen. Das Vergnügen, welches wir bei Betrachtung einer physikalischen Wahrheit empfinden, erhöht noch einen Zuwachs, sobald wir entdecken, daß die Erfindung irgend eines bei einer scheinlichen chirurgischen Operation angewandten Instrumentes auf diese Wahrheit sich gründet. In der That, das Generalisiren — die Entdeckung entfernter Analogieen oder verborgener Aehnlichkeiten — bildet in jedem Zweige der geistigen Thätigkeit, von der tiefsinnigsten mathematischen Untersuchung bis zu dem leichtfüßigsten Witze, eine der genußreichsten Beschäftigungen. Eine vollkommene Gleichheit oder ein anderes nahes Verhältniß scheinbar ungleicher Figuren zu entdecken, ist der größte Triumph des Geometrikers. Ihren von der verschiedensten Art einander näher zu rücken und in übereraschender, doch, wenn sie plötzlich hervorstreten, unbegreiflicher Connexion zu zeigen, ist die wahre Definition des Witzes.

Wenn die bloße Speculation einer wissenschaftlichen Wahrheit eine Quelle reinen Genusses ist, so giebt es noch ein anderes Vergnügen, eben so fern von aller Beziehung auf praktische Vortheile, das wir empfinden, so oft wir dem Staunen gleich einer großartigen Entdeckung nachgehen. Wir können uns versichern, daß wir genauer in Indutive die Newton zu der Entdeckung führte, daß Weiß die Vereinigung aller Farben ist, Schritt für Schritt gefolgt sind; wenn wir ihn begleitet haben auf der Bahn seiner tiefen Forschungen, von der Erfindung eines neuen Kalkuls, als Werkzeuges der Untersuchung, durch unzählige originelle geometrische Lemmas, bis zu der entsiehen Demonstration, daß die Kraft der Gravitation den Kometen von der Tangente seiner elliptischen Bahn ablenkt, um sie zurückzuführen, wenn sie sich zu weit von ihrem uns überzeugt, daß die wunderbaren Ergebnisse vollkommen begründet sind — weil wir das Bewußtseyn haben, daß der Mensch fähig ist, in die Geheimnisse der Natur so tief einzudringen — endlich, weil wir selbst im Stande gewesen, ein so nützsames Geschäft glücklich durchzuführen.

Alles bisher Gesagte findet bei dem Studium der Natur-Theologie seine volle Anwendung. Es ist erfreulich, zu erkennen, daß zwei so auseinander liegende anscheinende Gegenstände Flügel und Federn, ihrer Eigenthümlichkeiten einander außerordentlich nahe stehen, oder daß so unähnliche Erscheinungen, wie die Bewegung des Mondes und das Fallen eines Apfels vom Baume, nur verschiedene Formen derselben Thatsache sind. Es ist genußreich, zu entdecken, daß der Glühwurm seinen Leuchtstimmer aus gleichem Grunde empfangen hat, wie die Nachtigall ihren Gesang — damit die Geschöpfe sich gegenseitig anziehen und die Gattung fortgepflanzt werde. Es ist eine sehr angenehme Betrachtung, allenthalben in der Natur Plan und Ordnung zu gewahren — in den scheinbar zufälligsten Dingen nützliche Eigenschaften zu entdecken — die volle Ueberzeugung zu erlangen, daß alle scheinbare Unordnung Harmonie, aller Zufall weiser Plan, daß nichts umsonst geschaffen ist. Selbst Dinge, die wir in unserer Unwissenheit als unwichtig übersehen oder als Uebel beklagen, füllen uns nachmals mit Freude und Zufriedenheit, wenn wir in Erfahrung gebracht, daß sie den wichtigsten und wohlthätigsten Zwecken dienen. So finden wir, daß die Entzündung einer Wunde eine Anstrengung der Natur ist, um neues Fleisch zu erzeugen und die Heilung zu bewirken; die Angeln der Valven in den Venen und Arterien sind die Werkzeuge, wodurch das Blut in Kreislauf kommt; und so ist es mit unzähligen andern Einrichtungen der thierischen Oekonomie. Eine Menge Entdeckungen in der Physiologie der Thiere und Pflanzen verdanken ihren Ursprung der bloßen Ermittelung einer Struktur, die zur Kenntniß einer wichtigen Wahrheit führte. Wir können hier kein besseres Beispiel anführen, als die wohlbekannte Anekdote von Harvey, welche Boyle erzählt. In seiner Abhandlung über die ersten Ursachen der Dinge schreibt er Folgendes: „Ich fragte unseren berühmten Harvey in der einzigen Unterredung, die ich mit ihm hatte, was für Beobachtungen ihn wohl zu seinem Schlusse geführt hätten, daß unser Blut einen Kreislauf durch den Körper mache. Er antwortete mir: „„Als ich bemerkte, daß die Valven in unseren Venen so gerichtet sind, daß sie dem Blute freien Zugang zum Herzen verstatten und zugleich einen anderen Ausweg abschneiden: da kam ich auf den Gedanken, eine solche Menge Valven könne nicht ohne Zweck vorhanden seyn. Die Valven verhindern augenscheinlich das Blut daran, durch die Venen zu den Gliedern überzugehen: es muß also den Arterien zuströmen, und durch die Venen, deren Valven ihm auf diesem Wege den Eingang erlauben, zurückkehren.““

Selbst die mechanischen Künste haben von der Oekonomie der organischen Natur gelernt. Jene Valven der Venen — die hohlen Knochen der Vögel — die Höhlungen der Gelenke: Alles dies hat Ihren angeregt, die zur Erfindung einiger unserer nützlichsten Maschinen führten. Auch kann aus dieser Anwendung der Naturkunde kein Mißbrauch erwachsen, so lange wir ihm nur einen untergeordneten Rang als Anreger zugestehen und nicht dulden, daß es unser alleiniger Führer werde oder ein Substitut für jene Induction, auf die wir uns allein verlassen können, sobald wir Schlüsse ziehen wollen. In diesem Punkte haben die Alten große Fehlgriffe gethan.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Bibliographie.

Efforts by an invalid. (Eines Veteranen letzte Worte.) Von John Gall. 3 Sh.

Architectural notes on german churches. (Architektonische Bemerkungen über Deutsche Kirchen.) Von Whewell. 10½ Sh.

Sketches from life. (Skizzen nach dem Leben.) Von einem Arzte. 7 Sh.

The belgic revolution. (Die Belgische Revolution von 1830.) Von Charles White. 2 Bde. 24 Sh.

The life of Munge Park. (Munge Park's Leben.) 2½ Sh.

The rambler in North-America. (Streifzüge in Nord-Amerika.) Von E. J. Latrobe. 2 Bde. 16 Sh.

Mannigfaltiges.

— Frankreichs und Englands Lederhandel. Dieser Industrie-Zweig wird gewöhnlich nicht für so wichtig gehalten, als er in der That ist, da der Werth derselben doch in England 12 Millionen Pfund Sterling beträgt. Nachdem im Jahre 1820 die Leder-Zölle aufgehoben worden, kam dieser Handel ausschließlich in Flor, und im Jahre 1834 konnte man den Werth der Einfuhr der für dies Gewerbe erforderlichen rohen Stoffe auf 16 Millionen Pfund Sterling anschlagen. Die Lohgerberei oder Zubereitung der rohen Häute hat in Folge neuer chemischer Erfindungen in England große Fortschritte gemacht. Frankreich ist hinter dieser fortschreitenden Bewegung nicht zurückgeblieben, und das zu Pont-Audemer, Chartres, Nemans und Blois gegerbte Leder steht in seiner Güte den besten Englischen Leder gleich. Zu Paris ist die Lohgerberei nicht so vollkommen, woran mehrere Umstände schuld sind: vorzüglich die starke Nachfrage nach diesem Fabrikate, welche die Fabrikanten nöthigt, bei ihrer Arbeit zu rasch zu Werke zu gehen; und dann die Beschaffenheit der beizenden Substanzen, deren man sich hier gewöhnlich bedient; man braucht nämlich Stoffe dazu, welche die Gerberei beschleunigen, aber dadurch auch ein beträchtliches Einschrumpfen des Leders bewirken. In der Anfertigung der eleganten Fußbekleidungen behauptet jedoch Paris immer den Vorrang: die feinere Welt von Amerika und der Englische Adel bezieben diesen Artikel aus der Hauptstadt Frankreichs. Vor einigen Jahren schätzte Herr Sad die Zahl der in Frankreich fabrizirten Schuhe auf 100 Millionen Paar und den Lohn der in diesem Gewerbe beschäftigten Arbeiter auf 200 Millionen Franken, eine ungeheure Summe, wenn man bedenkt, daß jedes Paar neuen Werth von 5 andern Materials hinzuerhält. In England beläuft sich der Ertrag dieser Art von Handarbeit auf nicht mehr als 8 Millionen Pfund oder 200 Millionen Franken, worin sich 264,300 Arbeiter theilen. Die Französischen Sattler stehen auch im Auslande in großem Ruf; in ganz Süd-Amerika wird fast kein Sattel verkauft, der nicht in Paris verfertigt wäre. Dieser einzige Gewerbszweig nimmt in der Französischen Ausfuhr mehr als 20 Millionen Fr. ein. Seitdem sich einige Englische Fabrikanten in Pont-Audemer angesiedelt, hat auch das Lackiren des Leders große Fortschritte in Frankreich gemacht. Das in Frankreich lackirte Leder ist sogar geschmeidiger, als das Englische, und wird in den südlichen Landern Amerika's zur Fußbekleidung weit mehr gesucht. Frankreich hat auch dem Orient seine Saffian-Fabrication genommen; man kann jetzt nichts Schöneres und Besseres sehen, als das Französische Fabrikat verfertigten Saffian. Unter allen Zweigen dieser Industrie ist jedoch die Verfertigung derjenige, welcher in Frankreich am meisten vorgeschritten und die Englische bei weitem übertroffen hat. Man kann den Werth der in Frankreich fabrizirten Handschuhe auf 30 Millionen Fr. schätzen. Grenoble war vor zwölf oder funfzehn Jahren noch die einzige Stadt, wo die Handschuh-Fabrication im Großen betrieben wurde; jetzt wird es mit Paris, Chaumen, Limoges und mehreren Städten des Nordens wetteifern. Die Fabriken von Lunéville beschäftigen allein 10,000 Arbeiter. Bemdome verfertigt ausschließlich die gewöhnlichen Handschuhe, Rennes die dirschledernen und Niort die Kastor-Handschuhe. Frankreich führt jährlich 1,500,000 Paar Handschuhe nach England aus, obgleich Woodstock, London, Yeovil, Ludow und Leominster bedeutende Quantitäten fabriziren. Worcester liefert jährlich 300,000 Paar Kalbleder-Handschuhe und 3,600,000 Paar Schaf- und Ziegenleder, deren Werth sich auf 375,000 Pfd. Sterling beläuft. Außerdem werden in Nottingham und Leicester eine große Menge baumwollener Handschuhe verfertigt. (Journ. d. connais. util.)

— Ein toller Elephant. Die Madras Gazette erzählt Folgendes: „Ein zu dem Tscheepak-Palast gehörender Elephant bekam plötzlich einen Anfall von Tollwuth, brach los, ergriff den ersten Menschen, der ihm in den Weg kam, mit seinem Rüssel, schwang ihn mit furchtbarer Gewalt über seinen Kopf und schleuderte ihn dann auf die Erde, und stieß den lebloses Körper fortwährend gegen den Boden, bis er endlich, nachdem seine Wuth gegen dies eine Opfer erschöpft war, die Leiche verließ. Er machte dann auf Andere Jagd, die es wagten, sich ihm zu nähern, doch waren sie so glücklich, zu entkommen. Er warf darauf zwei andere Elephanten zu Boden, die abgeschickt waren, ihn zu bändigen. Die Thore des Palastes wurden sogleich geschlossen, und die Wärter versuchten, ihn durch Liebkosungen zu besänftigen. Er ging langsam von ihnen weg, bis sie den Muth hatten, ihm zu folgen, dann wandte er sich plötzlich um und stürzte mit der größten Schnelligkeit auf sie los. Dies wiederholte er mehrere Male, und ein Soldat ging daher zu dem Rajaah, um zu fragen, was hierbei zu thun sey. Die Wachen erhielten hierauf Befehl, auf den Elephanten zu schießen, und erst, nachdem er zwanzig Wunden hatte, gelang es, ihn zu fangen. Er befindet sich jetzt in sicherem Gewahrsam."

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 77. Berlin, Montag den 29. Juni 1835.

Frankreich.

Die Tuilerieen.

Von Paul Bermond.

Das eigentliche Paris in Paris ist der Garten der Tuilerieen. Das Palais-Royal hat aus der Mode kommen können und sehen, wie das Leben, das es erfüllte, den Boulevards zuströmte; hiers und dorthin mag die Mode, „diese unbeständige Göttin", wie ein Akademiker sagen wollte, sich in ihren Launen ergehen, dort aufgehen, was sie gestern ergriffen, sie mag zum Bereich ihrer Tyrannei alle unsere Vergnügungen, all' unsere Leidenschaften, alle unsere Schauspiele, Monumente und Promenaden rechnen; Eines giebt es, was ihrem Gesetz nicht unterworfen ist, was über ihrer Bewegtlichen, stets wechselnden Phantasie sicher und unantastbar steht, und das ist der Garten der Tuilerieen.

Paris kann vergrößert und verschönert werden; der Luxus, die feine Welt, die Aristokratie können mit beiden Beinen über die Seine setzen und in dem Faubourg Saint-Germain nach Neu-Athen ziehen, und von der Chaussee d'Antin nach dem Faubourg Saint-Honoré: die Tuilerieen werden nie etwas verlieren bei allen diesen Revolutionen.

Ich rede nicht vom Schlosse; was kümmert mich das Schloß; vom Garten aus gesehen, finde ich, macht es sogar einen störenden Eindruck. Es ist ein Gebäude ohne Anmuth und schöne Verhältnisse, übermäßig lang, von einem düsteren Grau, ungleichmäßig und geschmacklos. Und doch giebt es junge Künstler und Kunstbeflissene, die es so, wie es ist, in ihrem Herzen tragen und sich in Scheiben und Rauchrungezeichen gar nicht erfassigen können, wenn die Leiter des Maurers an seine Façade gelegt wird und die Kelle über seine alten Steine fährt. Jeder Hammerschlag, den die ehrwürdigen Mauern erleiden, hallt schmerzlich in ihrem antiquarischen Eingeweide wieder. Indessen, mag man die sauerstitische Verehrung, der sich beschäftigen an unsere alten Denkmäler kundgibt, aus welchen allgemeinen Gründen man will, für löblich und zweckmäßig erklären, nimmer wird sie in Bezug auf die Tuilerieen durch den Gegenstand gerechtfertigt werden. In seiner ersten Anlage hätte das Gebäude für ein recht hübsches kleines Schloß gelten können; aber wie lang ist es schon her, daß man es über sein Maaß hinausgetrieben und unförmlich gemacht und entstellt hat. Doch kein Wort mehr hierüber; Jeder mag die Augen aufmachen und selber sehen. Wir haben vom Garten zu sprechen.

Dieser Garten ist in der That ein National-Eigenthum, und nicht durch das Recht des Krieges mit der Revolutionen, zum Lohn, daß wir einige Male die Waffen ergriffen; er gehört uns vermöge friedlichen und gesetzmäßigen Anspruchs, kraft des Code civil und nach dem Recht der Verjährung: es ist unser Garten, unser Alles, die wir keinen Garten haben, oft ein Spott, es zu unserem demüthigen Pflanzeren mit zu gehören. Der Garten der Tuilerieen gehört jedem Bürger, der einen Hut auf dem Kopfe trägt und sein Packet unterm Arme.

Ehemals und noch unter der Regierung Ludwig's XVIII., bei seinen Lebzeiten le Désiré genannt, stellte das Palais-Royal Paris im Kleinen vor. Gegenwärtig, wenn man eine vollständige Idee von Paris haben, ganz Paris innerhalb einiger Stunden vor sich vorbeidefiliren sehen will, mag man einen Tag im Garten der Tuilerieen zubringen.

Mit jeder Stunde des Tages gewinnt dieser Garten ein neues Ansehen; jede Stunde erneuert sich das Publikum, und immer wieder sind die Kommenten in Tracht, Manieren und Physiognomie von den Gehenden verschieden.

Ein schöner Morgen in den Tuilerieen, wenn die Bäume in ihrem Laube prangen, ist etwas ganz Köstliches. Diese dunkeln und dann wieder diese lichten Alleen, dieser Blumenflor, dieser Duft überall, diese Fülle und diese Ruhe haben etwas Verführerisches und Erweckendes für die Phantasie, machen sie lebendig und lüdn. Und so haben denn auch die Tuilerieen des Morgens einen ästhetischen Anstrich; eine künstlerische und literarische Luft durchweht sie. Der junge Mann dort, der, die Hände auf dem Rücken, den Blick der sich ihm gerichtet, abgewandten Schritts unter den Wölbungen der Kastanien wandelt, ist ein Dichter; über ihn nicht in seinem Sinnen. — Jene Dame, in einen großen Shawl eingehüllt, mit einem Hute, der aus der Mode ist und noch obenein verschossen, ist eine Schriftstellerin; unglaublich schwankenden Schritts geht sie einher, blaß, ihre Augen gerötet; sie trägt kein Schnürleib, das Schnürleib ist der Begeisterung hinderlich; sie hat keine Handschuhe an und kennt sich an den Nägeln: es ist eine Schriftstellerin. Wenn wir ihr einen Moment folgen wollen, so können wir den Dintenfleck an ihren fingern entdecken, der uns verräth, wer sie ist, und sehen, wie sie in ihrem Körbchen wühlen und die noch feuchten Korrektur-Bogen, die ihr der Buchhändler zugeschickt, herauslangen wird. Um zu lesen, wird sie ihre Augen mit der Brille bewaffnen, um ihre Ideen in Fluß zu bringen, aus einer großen Tabaksdose eine Prise nach der anderen nehmen. Wir sehen zu Genüge, daß es eine Schriftstellerin ist. Dies Geschlecht ist heutzutage sehr zahlreich geworden. Dichter und Schriftstellerinn also, wie gesagt, spazieren unterm Schatten der Bäume. Auf der Seite der Petits-Provence giebt sich die dramatische Literatur ihr Rendezvous; dort finden sich die Bureaukraten des Vaudeville zusammen; auf und nieder wandelnd, machen sie hier ihre gemeinschaftlichen Arbeiten. Die erhöhten Partieen des Gartens, die Terrassen, die den Anblick auf die Champs-Elysées und die Seine gewahren, sind von den Künstlern unserer Theater in Anspruch genommen. Talma kam dorthin, seine Rollen zu studiren; unsere dramatischen Veteranen spazieren noch heut dort umher, und zwei Sterne des Theatre des Variétés, Brunet und Tiercelin, treffen gar oft dort zusammen.

Die Orangerie-Allee wird des Morgens nicht besucht; die Terrasse länge dem kleinen Königlichen Garten bildet eine förmliche Straße; hier ist keine Spur von literarischem Treiben; keinen Schriftstellerinnen begegnet man hier, aber dafür desto öfter sehr hübschen und blühenden Frauen, in einem eleganten Morgen-Negligee. Unter der Restauration kam keine Frau mit Haarwickeln in die Tuilerieen hinein; es herrschte eine strenge Etikette, und der Schweizer, der am Gitter Wache stand, war unerbittlich in diesem Punkte. Heutzutage ist der Schweizer auf die minder schreckliche Gestalt eines Sodaten aus der Linie reduzirt, und dieser wird wieder temperirt durch einen National-Gardisten, das civile Element des militairischen Wachtpostens. Der National-Gardist, der eine Frau, eine Schwester, eine Tochter hat, und den Baude aller Art an das schöne Geschlecht fesseln, läßt die Haarwickeln ungehindert vorbei. Ueberall ist das Verbot auch förmlich aufgehoben worden, eine natürliche Folge der veränderten Ordnung der Dinge. Die Damen, die so unverfehrt ihren Weg durch die Tuilerieen nehmen, haben gewöhnlich in's Bad. Herr Bigier, der seit 1830 Ansehen und Mang am Hofe gewonnen, hat von der Juli-Revolution nur Eins verlangt, nämlich: alle Unfestirten durch die Tuilerieen passiren zu lassen, die bei der Wache eine Bade-Marke vorzeigen. Herr von Montalivet hat dieser liberalen Maasregel die gesinnungtüchtige Anerkennung gezollt — allen Unfestirten ohne weitere Legitimation den Durchgang gestattet, und das um so geneigter und bereitwilliger, als der Garten der Tuilerieen zwischen dem Neapel, den man der Majestät schuldig ist, und der Unebenheitigkeit der Haarwickeln sondrend zwischen inne liegt.

Je höher die Sonne steht, desto mehr verjehen sich die Künste und die Literatur aus dem Garten der Tuilerieen und überlassen ihn den lustwandelnden Politikern, die in seinem Schatten und in seiner Kühle den Europäischen Horizont zu flurlichen kommen. Diesen Morgen kann man hier eine beträchtliche Anzahl unserer Repräsentanten sehen; viele sorglos, nachlässig, satt, gehen vorüber, die Zähne stochernd, auf den Gesetzgebersbänken die eingenommene Mahlzeit zu verdauen. Andere, die das Wort zu führen an der Reihe sind, gehen langsamen Schrittes, versammeln die Elemente ihrer Beredsamkeit, erwägen noch einmal bedächtig die Logik ihrer Gründe, lesen den freien Vortrag noch einmal durch, den sie halten wollen. Um dieselbe Stunde kommen nun auch die Bonnen und die Kinder. Die Petite-Provence ist es nicht ausschließlich, wo sich diese frohe spielende Schaar versammelt. Die Petite-Provence hat ihren Ruhm, was den Sonnenschein, die Bonnen und die alten Soldaten anbelangt, verloren; die ehemaligen Boltigeurs kommen nicht mehr, zeichnen nicht mehr die strategischen Linien in jenen Sand, in den so oft, wie die Kreuzfahrer, ihr Stock eines Invaliden den Plan der Schlacht von Fontenoy eingegraben. Das Gejarm und Gelache der Kinder verbreitet sich nun durch den ganzen Garten, der sich von nun an mit Reifen und Bällen und dem ganzen Spiel-Arsenal der Jugend erfüllt und ganz davon in Beschlag genommen wird. Die Tuilerieen werden der Tummelplatz der Fröhlichkeit und jugendlichen Ausgelassenheit; man wird förmlich gezaust und all dem Jubel, der in der Luft um köstliches hinreißendes Wegungen, um diese Zeit durch den Garten zu wandeln.

Von drei bis vier Uhr gewinnen die Tuilerieen ein neues Ansehen; dies ist die Stunde, wo sich die schöne Welt einfindet. An dem Gitter nach der Straße Rivoli hinaus halten zahlreiche Equipagen; auf der Terrasse des Feuillans im Winter, und in den unteren Alleen im Sommer, wogt ein Schwarm von eleganten Spaziergängern hin und her. Unsere galanten Schönen tragen dort die neuesten Moden zur Schau, die Herbauischen Hüte, die Pradeslichen und Gagelinschen Stoffe; um sie herum schwärmen die Elegants, denen ihre Kasse nicht erlaubt,

Digitized by Google

sich bis zum Bois de Boulogne zu erstrecken, alle Stutzer, die weder Wagen noch Pferde haben, die Infanterie der Dandy-Welt. Diejenigen unter ihnen, die jährlich zweimal, bei der Fahrt nach Longchamps und am Mardi-gras, einen Philister reiten, sind an ihren langen Sporen erkenntlich und der Reitpeitsche von Werdier, die sie mit unendlicher Grazie zu tragen wissen.

Gegen fünf Uhr ist die Sitzung der Kammer aus, und dann bewegen sich durch die müssiggängerische Welt einzelne ernsthafte Repräsentanten-Gestalten. Die Deputirten spazieren in einzelnen Gruppen umher, die hier die Sitzung fortsetzen und die unterbrochene Diskussion wieder aufnehmen und weiter führen. Die Berühmtesten unter ihnen werden dem Neugierigen von dienstfertigen Ciceronis mit sehr lautem selbstzufriedenem Ton gewiesen: „Das ist Herr Odilon-Barrot! Herr Berryer! Herr von Lamartine!" Die Celebritäten des Centrums sind leicht erkennlich nach den Porträts der Caricaturen und des Charivari. Einzelnen hat die Lithographie eine gewaltige Popularität gegeben, unter Anderen dem züchtigen Censor des „Antonis," der jedesmal, wenn er aus der Kammer, von der er Vice-Präsident ist, kommt, die Alleen der Tuilerieen en vrai Jaconde durchstreift, bis der Angeblich herantritt, wo er sich nach dem Domino-Klubb begiebt.

Die Spaziergänge, die vom pavillon de l'Horloge erbört, kehrt den Garten der Tuilerieen fast ganz leer; aber gegen Sieben in der schönen Jahrezeit finden sich die Spaziergänger wieder ein; und zwar ist es ein durchaus neues Publikum, welches sich nun einstellt; es sind die Leute, die den Tag über beschäftigt sind und am Abend frische Luft schöpfen wollen.

Abends, nachdem abwechselnd die Poesie, die Journale, die Kinder-Spiele, die Mode in dem Garten der Tuilerieen geherrscht, kehrt die Musik darin ein. In den Annalen der Harmonie steht er glorreich eingeschrieben durch das erste jener ungeheuren Konzerte, wie Paris noch keines gehört hatte, das zur Feier der Juli-Tage darin gegeben wurde. Auf dieses Konzert sind andere gefolgt in kleineren und passenderen Verhältnissen, — die Militair-Musik, die tagtäglich vor dem Schlosse ausgeführt wird und die Scharen der dilettanti versammelt. Man sängt an, diese Serenade „Concert de Spartacus" zu nennen, von der bekannten Statue her, in deren Nähe sie exekutirt wird.

Sobald es finster geworden, wird man von der Schloßwache, die in himmelblauer Montur, größtentheils mit dem croix d'honneur geschmückt, den Garten durchstreift, höflichst ersucht — die Höflichkeit erhält durch einen Korporal und vier Mann ihren Nachdruck, — sich zu entfernen. Dann muß man also aus dem Garten hinaus, kann aber am anderen Tage wiederkommen.

So hat man, wenn man einen Tag in den Tuilerieen zugebracht, die Literaten, die Politiker, die Deputirten, die Kinder, die Dandys, die Schönen, die Dilettanti, die Armee und die Pariser National-Garde gesehen. Und heißt das nicht ganz Paris?

Außer den Genannten wird in der Garten der Tuilerieen noch außerdem zu jeder Stunde des Tages von Neugierigen und anderen Spaziergängern, die sich nicht unter die angegebenen Kategorieen bringen lassen, besucht. Da kommen die Liebhaber des Gartenbaus, die Rentiers, die die kleinen Vögel und die Goldfische mit Brod füttern, und eine Unzahl anderer Originale. Die zahlreichen Statuen, die den Garten zieren, sind ein beständiger Gegenstand des Interesses; vor einigen alten Meistern werden sicher die Künstler betrachtend still; die feine Welt schenkt ihre Aufmerksamkeit nur den neuen Werken, die jungen Mädchen betrachten mit flüchtigen Blicken den Apoll und Meleager, die Frauen, schon dreister, beschauen den Farnesischen Herkules, und die Bewohner der Petite-Provence stehen am großen Bassin und bewundern die Statuen der vier Flüsse, den Nil mit seinen Krokodilen, die Tiber, den Rhein, und die Rhone, auf deren Knieen die Sonne sitzt, die hier in Gestalt einer jungen gar sanften anmuthig lächelnden Frau dargestellt ist.

Wer den Garten der Tuilerieen im vollen Glanze seiner Poesie sehen will, muß sich hüten, ihn an einem Sonntage zu besuchen. Denn dann geht Alles drunter und drüber, und ein vollkommen revolutionnairer Zustand tritt ein. Die Literatur und die Politik mögen sich hinein, wie sie wollen, die Deputirten hat das Land zu suchen, die Kinder fürchten, sich im Getümmel zu verlieren, und die Mode hat Angst, zerquetscht zu werden. Alles, was sich sonst hier regelt, macht an diesem Tage der arbeitenden Klasse Platz. Die ganze Straße Saint-Denis findet sich dann mit majestätischen Schritten ein, alle Comptoir-Gehülfen und Ladendiener führen dann ihre Sonntagskleider hier spazieren. Das Beste, was man dann sehen kann, ist der Pariser Bürger mit zufriedener gutmüthiger Miene, in sassanienbraunem Rock und verlegenen Pantalons, ihm zur Seite seine Frau, mächtig aufgeputzt, ein Ansehen von fünfundvierzig Jahren, etwas kupferig, auch ein Bärtchen dazu, und eine Guirlande von frischen Rosen ins Haar gewunden — ihr Knäblein in einem Artilleristen-Habit, die Töchter eine wie die andere gekleidet, drei Kopf heraus, die Augen niedergeschlagen, sinnlich zum Entzücken. Die Tuilerieen sind an diesem Tage für Granville und Pigalle gemacht.

Und nicht nur der Garten der Tuilerieen ist es, der am Sonntag diese Metamorphose zu erleiden hat; überall herrschen dann die Saturnalien, auf den Boulevards, im Bois de Boulogne, auf den Kaffeehäusern, in den Theatern — der Sonntag ist in Paris ein Tag, wo Jeder, der einen delikaten Geschmack und schwache Nerven hat, in seinen vier Pfählen bleiben muß.

Bibliographie.

De la Pensée. — Von Touffaint. 7 Fr.

Le Duc-Roi, ou les Insurgés brionnais. Histoire normande de 1124. — Von A. Guimeth.

Flavien, ou de Rome au désert. — Von M. A Guiraud. 3 Bde.

Jean Grey. Episode de l'histoire d'Angleterre. — Von A. Brot. 4 Bdchen. 12 Fr.

Jeune et Vieille. — Von Madame Lapa. 2 Bde. 15 Fr.

Luiz de Souza. — Von F. Denis. 2 Bde. 15 Fr.

Mlle. de Valville. — Von Madame Laure Bernard. 7½ Fr.

Magasin des Fées, ou Contes des Fées, de Perrault, etc. —

La Renaudie, ou la Conjuration d'Amboise. Chronique de 1560. — Von A. Moreau. 2 Bde. 13 Fr.

Nord-Amerika.

Cincinnati und die heutigen Nord-Amerikaner.

Cincinnati ist durch Mistreß Trollope berühmt geworden, deren aristokratisches Gefühl sich gegen den Handel mit Pöbelhaftigkeit empörte, der dort in großer Ausdehnung getrieben wird. Auf die Wort haben viele Leute geglaubt, die Einwohner von Cincinnati seyen sämmtlich Schweinehändler und ihre Stadt ein Schlachthaus. Cincinnati ist aber in Wahrheit eine große und schöne Stadt, die in einer jener Biegungen, welche der „ungern entstiehende" Ohio beschreibt, eine ganz bezaubernde Lage hat. Es scheint, als hätten die Gebirge, welche diesen majestätischen Strom auf seinem ganzen Lauf begränzen, hier etwas zurückweichen wollen, um ein hohes und ebenes Plateau am Ufer frei zu lassen, dem sie von allen Seiten als Mauern dienen, so daß der Ohio nicht flatt Gräben dient, damit die Menschen eine vor den furchtbaren Ueberschwemmungen des Flusses geschützte Stadt daselbst erbauen können. Das Anwachsen des Ohio ist ungeheuer. Im Februar 1832 stieg er 68 Fuß über das Niveau des niedrigen Wasserstandes. Mehrere Tage lang fuhr man damals in einigen Straßen von Cincinnati auf Dampfschiffen. Die Geologen, die an die Freundschaft der mythologischen Drachen nicht glauben, werden ganz einfach sagen, daß dieses Plateau eine Folge der Ausbdbhung sey, die in den Zeiten der Sündfluth in dem Gebirgsstock durch den Andrang der Gewässer eines jetzt sehr friedlichen Flusses, des Licking, bewirkt worden, der von den Höhen Kentucky's herabstömmt und Cincinnati gegenüber in den Ohio fällt. Wie dem auch seyn mag, es gab an dem ganzen Strome entlang keinen einzigen Punkt, der sich so sehr zu einer Stadt geeignet hätte.

In architektonischer Hinsicht hat Cincinnati fast dieselbe Physiognomie, wie die neuen Viertel der Englischen Städte; meistens Häuser von Mauerziegeln, gewöhnlich zwei Stock hoch, mit spiegelklaren Fensterscheiben, ein jedes für eine einzige Familie eingerichtet und nach der Schnur die schön gepflasterten und 66 Englische Fuß oder 20 Mètres breiten Straßen einfang gebaut. Hier und da mit die Einförmigkeit hiefer Bauart durch Reihen von Bäumen unterbrochen. Dies sind entweder Häuser aus Quaderstein; äußerst geschmackvoll, wahre kleine Paläste mit einem vorstehenden Portikus, welche die Aristokratie von Mistreß Trollope's Schweinehändlern bewohnt; oder kleine mit Gärten und Terrassen umgebene Behausungen, oder auch die Gemeinde-Schulen, in denen Mädchen und Knaben gemeinschaftlich unter der gleichzeitigen Leitung von zwei Lehrern und einer Lehrerin im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Geographie unterrichtet werden.

Diese Schulen werden vermittelst einer den Französischen Zusatz-Centimen entsprechenden Steuer erhalten. Der gemeinsame Unterricht wird hier der Methode des gegenseitigen Unterrichts vorgezogen. Sie befinden sich in großen im Quadrat gebauten Häusern, auf welchen mit goldenen Buchstaben der Name des Stadtviertels angebracht ist. Nach dem amtlichen Bericht der Administratoren des Kassiefers vom 30. Juli 1833 zählte Cincinnati damals 6000 Kinder von 6 bis 16 Jahren, wobei 230 farbige Kinder nicht mit eingerechnet sind, für die eine besondere Schule eingerichtet ist. Ungefähr 2300 Kinder besuchten die Gemeinde-Schulen und 1700 die Privat-Schulen. Die Zahl der Gemeinde-Schulen beläuft sich auf 18, die Zahl der Lehrer auf 12, der Unterlehrer auf 3, der Lehrerinnen auf 6 und der Unter-Lehrerinnen auf 7. Die Lehrer erhalten 400 Dollars, die Unterlehrer 250, die Lehrinnen 216 und die Unter-Lehrerinnen 168. Diese Gehalte werden allgemein für zu gering betrachtet.

Auf anderen Punkten der Stadt erblickt man kleine, enge, einfache Kirchen, ohne Skulpturwerk und Malerei, ohne farbige Fensterscheiben und ohne gothische Bogen, aber auch versehen mit dicken Teppichen behängt und mit vortrefflichen Orgelwerken. Alle Arten unter den Gläubigen bei dem langen und eintönigen Sonntags-Gottesdienst nicht frieren. Cincinnati hat, wie alle Städte in den Vereinigten Staaten, eine Menge von Kirchen; man findet deren dort für alle Sekten, von den Bischöflichen, die den Rechtthum des Landes unter ihrem Panier haben, bis zu den Baptisten und Methodisten, zu denen die Arbeiter und Neger gehören. Es giebt auch eine ziemlich Anzahl Katholiken in Cincinnati. Dies sind Irländische oder Deutsche Ausgewanderte; mehrere arme Leute. Ihr dörte von dem Bischof von Cincinnati, daß sich unter der Bevölkerung des Staates Ohio, die 1,200,000 Seelen beträgt, ungefähr 20,000 Katholiken befänden.

Wieder an anderen Punkten stößt man auf einen gewaltig großen Gasthof, den man von außen für eine Königliche Residenz halten könnte, worin man aber, wie sich versichern kann, keine Fürstliche Bedienung findet; oder auf ein Museum, welches, wie alle Amerikanische Museen, ein Privat-Unternehmen ist und gewisse hergebrachte Gegenstände in sich schließt, nämlich einige Crystallisationen, ein paar Mammuthknochen, woran die Vereinigten Staaten sehr reich sind, eine Aegyptische Mumie, Kleidungsstücke und Rüstungen von Indianern, ein halber Dutzend Wachsfiguren, worunter gewöhnlich Washington, der General Jackson und die Indianer-Häuptlinge Tekumseh und der Schwarze Falke zu finden sind; dann eine Statue Napoleon's, entweder zu Fuß oder zu Pferde, ein Französischer Küraß aus der Schlacht bei Waterloo, eine Sammlung von Portraits allgemein berühmter Amerikaner, wozu auch Lafayette gerechnet wird, und einiger Stadt-Notabilitäten, eine Sammlung ausgestopfter Vögel, in Weingeist aufbewahrte Schlangen und namentlich eine große lebendige Boa Constrictor oder Anaconda. Eines der Museen Cincinnati's zeichnet sich jedoch durch mehr-

Digitized by Google

würdige Indianische Alterthümer aus, die theils aus den ungeheuren Höhlen in Kentucky, theils aus den sehr zahlreichen Grabhügeln an den Ufern des Ohio herrühren. Mehrere solcher Hügel sind man an dem Ort selbst, wo Cincinnati sich erhebt.

Eben dies Museum besitzt auch eine Merkwürdigkeit, die ich sonst nirgends angetroffen habe, nämlich eine Darstellung der Hölle, mit bezu Beschauung die jungen Mädchen von Cincinnati ihre Gemüther auferzögen, weil sie in ihrem Müssiggehen und Lustigen, aber kaltem und mattem Leben Lehre dazu zu finden Gelegenheit finden. Man verschmitzt ihnen hier die Qualen und das Angstgeschrei der Verdammten durch Figuren mit Uhrwerken; man zeigt ihnen einen ausgesoffenen Bären, der vor Wuth brüllt und mit den Klauen klappert, und eine papierne Riesenschlange, die sich bald mit langsamer Majestät, bald mit drohender Heftigkeit zusammen- und auseinanderwickelt. Dieses wunderliche Schauspiel, das Werken und den Einwohnern abwechselnd zur Lust und zum kleinen phantasmagorischen Künsten, einigen Tamtamschlägen und einigen Erschütterungen begleitet ist, die den Anwesenden durch ein Paar hinter den Coulissen verborgene Elektrisir-Maschinen dargebracht werden, scheint die Nerven der jungen Cincinnatier, besonders aber der Cincinnatierinnen, in einen wonnigen Schauer zu versetzen, und es ist für das Museum die Hauptquelle seiner Einnahmen.

Zu Werken und in Cincinnati sehr beschieden placiert, in diesem Augenblick aber geht man mit dem Plan um, ein prächtiges Gebäude, ihres großen Reichthums würdig, zu errichten, in welchem ihre Bureaus vereinigt werden sollen. Die Gießereien, worin die Dampfmaschinen verfertigt, die Werfte, auf welchen die Dampfböte gezimmert werden, die geräuschvollen, ungeheuren und lästigen Gewerbe haben ihre Werkstätten an den äußersten Enden der Stadt oder in der angränzenden Ortschaft Fulton, jenseits des Dörfern Covington und Newport, die am anderen Ufer im Staate Kentucky liegen, oder gar im freien Felde. Was das viele Schlachten von Schweinen, ungefähr 150,000 Stück jährlich, und die damit zusammenhängende Zubereitung des Schmeers und Speckes anbetrifft, so wird die Stadt dadurch weder beschmutzt noch verpestet, denn dies Alles geschieht außerhalb derselben an den Ufern eines kleinen Baches (deer creek), der in der Nähe von „der Wüstige" (bloody run) erhalten hat, weil sein Wasser im Sommer von jenem fortwährenden Blutbade ganz gerötet ist, oder an den Ufern der Wassins eines von Cincinnati nach Dayton im Innern des Staates gehenden Kanals, den man noch hundert Meilen weite, bis zum Erie-See, fortleiten will. Cincinnati hat übrigens weder nach Englischer Art verstanzte Quarees, noch Plätze, noch Alleen, noch Springbrunnen, wie sie Philadelphia besitzen soll, und wie es hier zu Lande „die Wunschöneren in eigentlichen Sinne des Wortes kommen kann, muß man erst noch warten, bis den Einwohnern Geschmack bekommt; bis jetzt denken sie nur noch an das Nützliche. Freilich erfordert jede Verbesserung eine Erhöhung der Steuern, und in den Vereinigten Staaten läßt sich die Bevölkerung dazu nicht sehr bereit finden. Eben dieser Widerwille gegen Auflagen ist auch der Grund, daß Cincinnati noch keine öffentliche Beleuchtungs-Anstalten kennt.

Seit ungefähr zwanzig Jahren besitzt Cincinnati ein Wasserleitungs-System (waterworks). Gegen eine jährliche Abgabe von 8 bis 12 Dollars (11 bis 16½ Thlr.) für eine Familie erhält ein Jeder einen Antheil Wasser, der sie seinen Verbrauch mehr als hinreichend ist. Eine am Ufer des Flusses angebrachte Dampfmaschine treibt das Wasser 300 Fuß in einen Behälter, der sich auf einem Hügel, welcher 180 Fuß hoch ist, befindet. Von da fällt es durch gegossene eiserne Röhren in alle Stadtviertel herab. Die Lage des Behälters ist so hoch, daß das Wasser in jedem Hause von selbst bis zum Giebel hinaufsteigt. An den Trottoire entlang sind von Strecke zu Strecke Brunnen angelegt, die dazu dienen, bei Feuersbrünsten die Spritzen und Eimer mit Wasser zu füllen, und die nur bei solchen traurigen Gelegenheiten öffnen. Die neuen Städte in den Vereinigten Staaten sind meistentheils mit hydraulischen Anstalten versehen. Unter den alten besitzt Philadelphia eine ganz vortreffliche, die der Stadt in Folge vieler unglücklichen Versuche sehr theuer zu stehen kam. Sie kostet mindestens 15 Millionen. Der Wasserverbrauch zu Philadelphia wird von dem Schuylkill geliefert, der die Stadt in Südwesten begränzt. Ein in dem Fluß angebrachter Wasserfall setzt die Pumpen in Bewegung, welche die Behälter füllen. Diese Anstalt zu Fairmount, reich an Rädern, Pumpen und Behälter umfaßt, ist mit vielem Geschmack und sehr wenigen Kosten eingerichtet und verziert, macht aber einen sehr anmuthigen Eindruck, obgleich die Verzierungen eigentlich aus weiter nichts als einigen Rasenplätzen, hölzernen Balustraden und einem Paar schlechter Statuen bestehen. In diesem Augenblick ist auch die Rede davon, zu Boston eine Wasserleitung einzurichten, welche jedoch gegen Millionen kosten soll, weil man das Wasser dazu sehr weit wird herleiten müssen. New-York, welches dieses Mangel ebenfalls sehr schwer fühlt, will ein Gleiches thun, und das Unternehmen wird dort aus gleichem Grunde auf 25 Millionen geschätzt. Die Wasserleitung von Cincinnati kostet kaum 800,000 Franken, obgleich sie dreimal umgeändert wurde. Im Allgemeinen werden in den Vereinigten Staaten diese Anstalten als städtische Sache betrachtet, in Cincinnati jedoch gehört die Verwaltung einer Privat-Gesellschaft, und das Wasser wird daher hier theurer bezahlt, als in Pittsburg und in Philadelphia. An letzteren Orten beträgt die Wassersteuer für eine gewöhnliche Familie 5 bis 6 Dollars jährlich, also nur 9 Centimen auf den Tag. Die Stadt Cincinnati hat dreimal mit jener Gesellschaft unterhandelt und dreimal einen vortheilhaften Kaufpreis zurückgewiesen. Das erstemal bot man ihr die Uebernahme der Anstalt für 175,000 Franken an, das zweitemal für 360,000, das drittemal forderte man schon 670,000, und sie wird am Ende 1 bis 2 Millionen dafür zahlen müssen. In diesem Geschäft, so wie hinsichtlich der Beleuchtung, hat die Weigerung der Stadt ihren Hauptgrund in der Schwierigkeit, neue Abgaben einzuführen.

Wenn man von der Wasserseite anlangt, gewährt Cincinnati einen imposanten Anblick. Noch bezeichnender nimmt es sich aus, wenn man es von dem Gipfel eines der umliegenden Hügel betrachtet. Man übersieht dann den sich langsam dahin schlängelnden Ohio und den Licking, der sich in einem rechten Winkel hineinstürzt, die Dampfschiffe, mit denen der Hafen gefüllt ist, das Basin des Kanals, mit dem daran stoßenden Magazin, die zehn Schleusen, die es mit dem Fluß in Verbindung setzen, die weißen Seidenmühlen von Newport und Covington mit ihren hohen Schornsteinen, das Depot der Bundes-Armee, auf welchem am äußersten Ende eine Maste die geflente Flagge weht, und die Spitzen der schlanken hölzernen Glockenthürme. Von allen Seiten ist der Blick durch einen Gürtel von Bergen und Hügeln begränzt, deren Abhänge noch von der gewaltigen Vegetation der Urwälder bedeckt sind. Dieses reiche Gemälde wird bin und wieder von einigen Landhäusern unterbrochen, die mit Colonaden und Säulenhallen sind, zu denen der Marmor und Granit Material geliefert haben. Man kann wohl sagen, daß die Bevölkerung, die sich in diesem Panorama umherbewegt, im Schooße des Ueberflusses lebt, daß sie fleißig, sparsam, mäßig und lernbegierig ist, und daß, wenn ihr, mit sehr wenigen Ausnahmen, die feineren Vergnügungen und die eigentlichen Genüsse der köstlichen Civilisation unserer Europäischen Hauptstädte fremd sind, sie dafür auch deren Laster, Zerstreuungen und Thorheiten nicht kennt. Auf den ersten Blick glaubt man nicht, daß zwischen dem rechten und linken Ufer des Stromes ein großer Unterschied ist. Es scheint, aus der Ferne gesehen, als ob der glückliche Zustand Cincinnati's sich auch auf das andere Ufer erstrecke. Das ist aber eine Täuschung. Auf dem rechten Ufer, nämlich im Staate Ohio, giebt es nur freie Neger; gegenüber ist die Sklaverei zu Hause. Man kann hundert und abermal hundert Meilen auf dem Fluß hinabfahren, so wird man nicht zur Rechten die Freiheit, zur Linken die Sklaverei sehen, obgleich es immer derselbe Boden ist, den die Arbeit des weißen Mannes überall auf gleiche Weise urbar machen und bebauen könnte. Kommt man in den Mississippi hinein, so findet man Gleichheit zwischen beiden Ufern, auf beiden Seiten Sklaverei; ein blinder Schlendrian oder vielmehr eine verzweifelnde Ohnmacht von Seiten der Regierenden und ein bekümmernder Egoismus von Seiten der Regierten haben diese Pest auf einem Boden einreißen lassen, wo keine Nothwendigkeit dazu vorhanden war. Wer kann sagen, wann und wie und mit welchen Schwierigkeiten sie zu beben sein wird?

Ehe ich meine Bemerkungen über Cincinnati schließe, will ich noch meines Zusammentreffens mit einem merkwürdigen Individuum erwähnen. Ich hatte an der Wirths-Tafel einen Mann den mittleren Wuchs, mit einem Gesicht, das Ruhe und Festigkeit und ungewöhnlichen Ernst bemerkt, der noch das lebhafte Aeußere und munitere Benehmen eines Jünglings hatte. Seine breiteren und elastischen Gesichtszüge, die Anmuth seines Betragens und eine gewisse Herrschermiene, die alles seinem schlichten Anzuge hervorleuchtete, hatten meine Aufmerksamkeit erregt. Man sagte mir, es sey der General Harrison, Registrator des Staatsgerichts von Cincinnati. „Ist dies der General Harrison von Tippecanoe und von der Themse?" — „Derselbe, der ehemalige Ober-Befehlshaber der Armee, der Besieger des Indianer-Häuptlings Tekumseh und des Englischen Generals Proctor, der Rächer unserer Niederlagen bei Detroit und am Rostnenfluße, der ehemalige Gouverneur des Gebietes Indiana, der ehemalige Senator des Kongresses der Vereinigten Staaten, und der ehemalige Gesandte unserer Nation bei einer der südlichen Republiken. — Er ist es." Dieses seines Namens ergraute, er hat zwanzig Jahre seines Lebens in jenen wilden Kriegen gegen die Indianer zugebracht, wo drei größeren Gefahren weniger Muthm einzuräuben war, als bei Rivoli und Austerlitz. Jetzt leben Sie ihn arm, mit den Sorgen für eine zahlreiche Familie beladen und, obgleich er noch in voller Kraft ist, von der Regierung der Union hintangesetzt, weil er es wagt, unabhängig zu denken. Da er hier der Opposition der Präsidentschaft bildet, so kann sein Freunde, um ihm aufzuhelfen, übereim, den Registrator des bei Sitzgerichtes, der ein Sachsonst war, abzusetzen und dem General, gleichsam als Pension, diese ziemlich einträgliche Stelle zu geben. Seine Freunde in den östlichen Staaten wollen ihn zum Präsidenten der Vereinigten Staaten machen, wir hier haben ihn einstweilen zum Khuarius an einem kleinen Gericht befördert." Nach einer Pause sagte mein Tischgenosse hinzu: „Sie können an eben dieser Tafel schreckliche Ketzereien hören, wenn unseren Kandidaten für die Präsidentschaft sehen, der dessere Aussichten als der General Harrison zu haben scheint. Dort bedient Herr Maclean, Richter am Ober-Tribunal der Vereinigten Staaten.""

Die Beispiele solcher Zurücksetzung von Männern, deren Laufbahn die ehernovolste war, sind in den Vereinigten Staaten nicht selten. So sah ich zu New-York den berühmten Gallatin, der man am Ende mit sehr kurzem Dank absetzigte, nachdem er vierzig Jahre als Gesetzgeber, als Minister im Inlande, als Unterhändler im Auslande gedient und an Allem, was die Bundes-Regierung Gutes und Weises gethan, thätigen Antheil genommen, und der seine mühselige Laufbahn in Mangel und Noth beschlossen hätte, wenn seine Freunde nicht darauf bedacht gewesen wären, ihm eine Stelle als Präsident der New-Yorker Banken zuzudieten. Es ist bekannt, wie Kümmerlich der Präsident Jefferson seine letzten Tage hindrachte, und wie er sich genöthigt sah, die Legislatur um Bezinnen um Erlaubniß zu bitten, seine Güter durch eine Lotterie ausspielen zu dürfen, während der Präsident Monroe, noch ärmer als jener, nachdem er sein während der Präsident Monroe, noch ärmer als jener, nachdem er sein während der Präsident Monroe, noch ärmer als jener, nachdem er sein

Haut erleidet, allgemein berühmt und dieserhalb zum populairen Bilde der Veränderlichkeit und der Wankelmüthe geworden. Wenn wir den alten Autoren glauben dürfen, so besitzt es die wunderbare Kraft, die Farben aller mit ihm in Berührung kommenden Gegenstände nach einander anzunehmen; aber die Naturforscher haben seit lange schon die Geschichte dieses kleinen Thierchens von allen damit verbunden gewesenen Fabeln gereinigt. Indessen, wenn man ihm auch die Fähigkeit abspricht, die Farben die ins Unendliche wechseln zu können, so muß man ihm doch zugestehen, daß seine Haut merkwürdige Veränderungen erleidet, und daß sie bald vollkommen weiß, bald schwarz, bald auch beinahe schwarz ist, je nachdem das Thierchen schläft oder wacht, ruhig oder durch irgend eine Widerwärtigkeit aufgeregt ist.

Dieses sonderbare Phänomen war wohl geeignet, die Neugier zu erregen, und viele Zoologen haben sich darum auch angestrengt, die Ursache dieser Erscheinung zu entdecken. Wir verdanken ihnen eine große Zahl Hypothesen, bald mehr, bald minder wahrscheinlich; aber sie haben ihre Meinungen weder auf physiologische Beobachtungen noch auf anatomische Untersuchungen basirt, und folglich tragen ihre Resultate keineswegs den Charakter einer erschöpfenden Genauigkeit.

Nach Hasselquist rühren jene Veränderungen von einer Art von Krankheit, oder, bestimmter, von einer gewissen Gelbsucht her, welcher dieses Thierchen unterworfen ist, besonders wenn man es zur Wurth reizt.

In neuerer Zeit hat ein Autor das Phänomen dadurch erklärt, daß er das Blut des Chamäleons als vielerlei bestimmt, während die Gefäße der Blutadern und die Haut selbst gelb sind, so daß die Hautfarbe in dem Grade wechselt, in welchem das Blut zu- und abfließt.

Cuvier betrachtet den Farbenwechsel als eine Wirkung der enormen Ausdehnung der Lungen dieser Thiere und meint, daß in dem Maaße, wie diese Organe von Luft erfüllt oder geleert sind, sie das Ganze des Körpers mehr oder minder durchsichtig machen, indem sie eine größere oder kleinere Quantität Bluts in die Hautdecke treiben und diese Flüssigkeit selbst mehr oder minder glänzend färben.

Es giebt auch noch andere Naturforscher, welche alle diese Veränderungen der Respiration beimessen und auf unterschiedene Weise die Einwirkung der Lungenausdehnung auf die Haut erklären. Die Hautdecke der Chamäleons ist, wie man weiß, mit einer großen Anzahl kleiner schuppigen Körnchen überzogen, welche ihr den Anschein einer Zebra-Haut geben; man sagt auch, daß diese Körnchen eine gelbliche Farbe haben, während das Innere der Haut dunkelroth ist, so daß, wenn das Häutchen zusammengezogen ist, man nur die Körnchen allein sehen kann; wird es aber durch das Ausdehnen der Lungen ausgedehnt, kann man ferner sich die Körnchen von einander und lassen die natürliche Farbe der Haut hervortreten, wodurch denn die wechselnden Farben dieses Thieres entstehen.

Herr Spittal, dem wir einige interessante Beobachtungen über diesen Farbenwechsel verdanken, behauptet sie als mit dem Zustande der Lungen verbunden; und Herr Geoffroy, welcher die Wissenschaft durch die Untersuchungen der Structur und der Zungenbewegungen dieses sonderbaren Thieres bereichert hat, betrachtet jenes Phänomen als eine Folge der Mischvollung in den Hautgefäßen. Endlich könnte man auch fragen, ob diese Mannigfaltigkeit der Farben nicht von der besonderen Natur des Oberhautchens herrühre, welches, indem es seiner einige Modificationen erleidet, auf das Licht in verschiedener Weise wirken und hinter einander alle Strahlen zurückwerfen könnte, wie sehr dünne Metallplatten eine Reihe von Farben hervorbringen, je nachdem ihre Stärke vermehrt oder vermindert wird.

Wenn man nun alle diese Erklärungen prüft, so wird man bald einsehen, daß sie nur als reine Hypothesen zu beachten sind. Mir aber schien diese merkwürdige Erscheinung eine vollkommenere Erklärung zu verdienen, und ich habe mir daher mit vieler Sorgfalt und Beharrlichkeit zu Anfang gemacht, welche Herr Savart mir dargeboten hat, um neuerdings diesen Farbenwechsel zu untersuchen und die Ursachen jenes sonderbaren Phänomens zu ergründen.

Im Juni 1833 erhielt Herr Savart zwei Chamäleons aus Algier, welche er bis Ende Octobers am Leben erhielt. Eines dieser Thiere, welches wir mit Nr. 1 bezeichnen wollen, war durchsichtig von einer grauen ins Purpur spielenden Farbe; aber während der Nacht, wenn es eingeschlafen war, schien es weißgrau zu seyn. Bisweilen zeigten sich an den Seiten schmutzig gelbe Flecke, und ein andermal erschienen auf verschiedenen Theilen seines Leibes andere Flecke, welche theils oder dunkelviolett waren. Endlich, einige Tage vor seinem Tode, nahm es eine gelbe Farbe an und bedeckte sich mit einer Menge kleiner schwarzer Punkte, die sich fusionweise ansekondten, fortlaufende Flecke bildeten und beinahe die ganze Körperfläche bedeckten.

Das Chamäleon Nr. 2 war gewöhnlich von dunkelbraunlichgrauer Farbe, welche der schwarzen nahe kam. Wenn es tief eingeschlafen war, dann nahm es, wie das erstere, die bleiche Farbe des Bläulichen an; während des Tages beobachtete man an den Seiten falsigrüne Flecke, während der übrige Körper dunkelfleckigen war. Wenn man es nahe bei einem Fenster placirte, wo es die Hoffnung, zu entweichen, ergriff, verbreitete sich eine gelbgrüne Farbe über den ganzen Körper. Als es endlich krank wurde, da erschienen einige gelbliche Flecke, es bekleidet oder die zu seinem Tode die Hauptfarbe, nämlich bläulichgrün, die ihm gewöhnlich eigen war.

Nr. 2 verschiedte leichter die Farbe als Nr. 1, aber bei dem einen wie bei dem anderen gingen die Veränderungen nur stufenweise von Statten. Mit dotten immer mehr eingeleben, daß sie ganz unabhängig von der stärkeren oder schwächeren Ausdehnung des Körpers waren. Die Chamäleons bliesen sich zuweilen ungeheuer auf, ohne dabei einen Farbenwechsel zu bekunden; und in anderen Augenblicken traten wieder die Variationen schnell ein, ohne daß ihnen eine Veränderung in der Ausdehnung vorangegangen war.

Es ergiebt sonach denn die unmittelbare Beobachtung alle die Hypothesen, mit deren Hülfe die Naturforscher den Farbenwechsel des Chamäleons aus der Ausdehnung der Lungen herzuleiten sich bemüht haben. Bis dahin aber hatte diese Beobachtung immer noch keine reelle Ursache dieses Phänomens an's Licht gebracht. Ich nahm daher, um einen klaren Einblick zu erlangen, meine Zuflucht zur Anatomie.

Ich unterstelle nach dem Tode des Chamäleons. Ich machte ich einen Theil der Haut los, auf welcher sich die verschiedenen rothen und dunkelen Farben, so wie auch ein breiter gelblichgrauer Fleck befanden, und brachte dieses Bruchstück vermittelst eines stark vergrößernden Glases zur Untersuchung.

Die Oberfläche dieser Haut ist, wie man weiß, mit einer unendlichen Zahl von kleinen runden Wärzchen bedeckt, zwischen denen man noch um vieles feinere Körnchen erblickt. Wir haben auch schon bemerkt, daß einige Naturforscher den Farbenwechsel des Chamäleons dem Umstande beigemessen haben, daß die kleinen Wärzchen gelb, die übrige Haut aber anderer Farbe ist, und darum auch, wenn die Haut sich zusammenzieht, die gelbe Farbe der Wärzchen allein sichtbar bleibt, hingegen bei der Ausdehnung derselben die Körnchen sich zerstreuen und die untere Hautfläche erscheinen lassen.

Aber die Wirklichkeit von dieser Hypothese geradezu entgegen; denn sowohl an den dunkelsten Stellen des Leibes, als an den hellsten, war es genau unter den Wärzchen, wo die Lebtalfarbe, es mochte eine seyn, welche es wollte, sich verschiedentlich veränderte.

An den Hauptstreifen, welche von dunkelroter Farbe waren, konnte man sich, mit Hülfe des Mikroskops, leicht überzeugen, daß die den bedeckenden Theilen eigene gelbgraue Farbe durch ihre Durchsichtigkeit nur; aber die Haut war wie überspreyt mit einer unendlichen Zahl kleiner purpurrother Punkte, bald mehr, bald minder dunkel, und jede Warze schien mit einem Netze bedeckt; dem undewaffneten Auge aber schienen diese Punkte die ganze Oberfläche zu bedecken. Zwischen einigen dieser Warzen nahm man auch Punkte von derselben Farbe wahr, aber sie waren um Vieles leichter und blässer. Endlich erschien diese Farbe auf der inneren Oberfläche der Haut wenigst dunkelroth und beständig.

Die nicht purpurrothen Hauptheile zeigten auf der äußeren Oberfläche nur eine gelbgraue Farbe, mehr ausgedrückt auf den Wärzchen der Haut, als in den Zwischenräumen, welche sie trennten. An einigen Orten, die Flanken entlang und auf dem unteren Theil des Leibes, war diese Farbe weißlicher, als überall anderswo; während sie in den höheren Theilen des Rückens sich dem reinen Gelb näherte.

Wie die Haut ausgebreitet, so daß sich die Wärzchen, mit denen sie überfällt war, zerstreuten, so fand gar kein Farbenwechsel statt; wenn man aber die innere Oberfläche untersuchte, fand man überall dieselbe violettrothe, in's Schwarze spielende Farbe, welche von Innen und Außen sichtbar war. So schien es denn, daß überall in der Oberhaut des Thieres zwei gänzlich verschiedene Schichten existirten; eine von grauer Farbe, welche nach den verschiedenen Theilen, an denen man sie beobachtete, bald gelber, bald weißer war, und eine andere von violettrother oder schwärzlicher Farbe. Die Mannigfaltigkeit der Farben, welche man an diesem Thierchen bemerkt, entsteht also dadurch, daß bisweilen die letztere dieser Schichten auf der Oberfläche, durch das Oberhäutchen hindurch, bald mehr, bald minder mit der ersteren vermengt, sichtbar ist, was bisweilen unter dieser gänzlich verdeckt bleibt.

Durch die Feststellung dieser Thatsache wurde es nun wahrscheinlich, daß die Erscheinung der Purpurflecke von verschiedener Größe, welche drei den lebenden Thierchen hin und wieder wahrgenommen werden, nur von der veränderten Stellung der Schichten oder inneren Häutchen abhing.

Die Vergleichung des zweiten Chamäleons bestätigte das, was ich so eben gesagt habe. Wir fanden zwei komplett unterschiedene Schichten darin; die eine äußere war gelb oder weiß, nach Maßgabe der Theile, welche wir gerade unterschieden; die innere war von den betreffenden Theilen, in's Schwarze spielender Farbe. Es ist unzweifelhaft, daß die Vermischung dieser beiden Farben und die Verbreitung der einen über die andere die Mannigfaltigkeit erzeugten, welche wir bei dem Leben dieses Thierchens wahrgenommen.

(Milne Edwards. — Edinb. Phil. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Shakespearcana. Der Shakespeare-Klub zu Stratford am Avon hat eine Subscription eröffnet, um das Monument des großen Dichters in der Stratforder Kirche wiederherzustellen und das Innere des Raumes, der das Grab Shakespeare's und die Gräber mehrerer Glieder seiner Familie enthält, auszubessern. Wenn die Subscription noch mehr einzutragen sollte, als zu diesen Zwecken erforderlich seyn würde, so will man den Ueberschuß zu anderen mit dem Andenken Shakespeare's in Verbindung stehenden Gegenständen verwenden. Unter den Mitunterzeichnern der Lord-Kanzlers Ellenmere, die im Verein Lord Francis Egerton's sind, hat man kürzlich einige wichtige Entdeckungen gemacht, die über Shakespeare's Leben und Verhältnisse näheres Aufschlüsse geben.

(Morning Chronicle.)

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit in der Versendung des Blattes keine Unterbrechung eintrete.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Achter Band,

Juli bis Dezember

1835.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Spanien.

Juli: Der Spanische Komponist Gomis (86).

August: Die Jagden in Estremadura (94). Spanisches Urtheil zu Gunsten der Stiergefechte (97). Bilder aus dem Madrider Volksleben (104). Bibliographische Mittheilungen.

September: Eine Reise in Spanien, in Begleitung der Armee der Königin, im September 1834 (105). Der verfehlte Stoß. Historische Original-Novelle von Don José Garcia de Villalta (110). Die Revolution von Aranjuez. Nach der Schilderung des Grafen Toreno (111). Estremadura und seine Bewohner (113). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Die Basken (118). Dichter und Maler im siebzehnten Jahrhundert. Von José Bermudez de Castro (124). Der Kriegsschauplatz in Spanien. Die Baskischen Provinzen und Navarra (129). Bibliographische Mittheilungen.

November: Geister, Sitten, Charakter und Lebensweise der Basken und Navarresen (135). Die Kathedrale von Evedora (143). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Das numismatische Kabinet in Madrid (150).

Frankreich.

Juli: Zur Statistik von Frankreich (82). Gluck, Sacchini und die heutige Opernmusik in Paris (86). Zur Geschichte des Anagramms. Vom Bibliophilen P. L. Jacob (87). Die Zwangsheirath, von Molière (89). Bibliographische Mittheilungen.

August: Ueber die Devisen in der Heraldik (92). Die Wohnungen einiger Pariser Schriftsteller (93). George Sand (100). Jupiter: eine Abhandlung über diesen Beiz, seinen Kultus und die ihn darstellenden Monumente. Von Emeric David (103). Meine Reise nach Brundusium. Ein Schreiben Jules Janin's an den Herausgeber der Revue de Paris (104). Bibliographische Mittheilungen.

September: Meine Reise nach Brundusium. Von Jules Janin. [Fortsetzung und Schluß] (105). Saint-Martin (110). Almaria. Ein Roman vom Grafen J. v. Reffiguier (112). Necker und die Frau von Staël, bei Gelegenheit eines Besuches des Herrn Prüel. Von der Herzogin von Abrantes (113). Das Haus der Bonaparte's in Ajaccio (116). Ein Jahr aus dem Leben Paul Louis Courier's. Anfenthalt zu Toulouse 1796—97 (117). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Ungedruckte Briefe von Paul Louis Courier (118). Paris von der Wasserseite (120). Geheime Korrespondenz der Königin Marie Antoinette (129). Don Juan d'Autria, oder der Beruf, den Casimir Delavigne (130). Einige Notizen zur neueren Geschichte von Frankreich (130). Bibliographische Mittheilungen.

November: Don Juan d'Autria, von Casimir Delavigne. [Schluß] (131). Die Aufsuchung der „Lilloise" (133). Das Theater in Marseille (134). Saint Paul, der Pseudo-Graf (135). Das Alter, in welchem die Patrizierinnen sich verheirathen (137). Denkwürdigkeiten des Schauspielers Fleury (138). War Voltaire impfsatisch? (139). Zur Geschichte des Zweikampfes (140). Die physische Erziehung der Mädchen. Von Dr. Bureaud-Riofrey (141). Dupin's Ansichten von der Gesetzgebung über den Zweikampf (143). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Der Verfasser des Liedes „Charmante Gabrielle" (144). Ueber den gegenwärtigen Zustand des Protestantismus in Frankreich (145). Zur Literatur des Schachspiels (149). Fleuron, Vater und Sohn. Journalist und Volksredner (153). Bibliographische Mittheilungen.

Schweiz.

Juli: Spießbürgers und Schulmeisters Ansichten vom Fortschritt (80). Tableau der Lebensdauer bei Betreibung der verschiedenen Gewerbe in Genf, von 1776 bis 1830 (91). Bibliographische Mittheilungen.

Italien.

Juli: Gian-Domenico Romagnosi. Eine biographische Skizze (81). Merry's Italiänische Reise. III. Pisa (84). Ein Ball bei Madame Catalani (88). Ein Konzert beim Fürsten von Monfort (89). Bibliographische Mittheilungen.

August: Vico's Leben und Werke (103). Bibliographische Mittheilungen.

September: Farjasse's Besteigung des Aetna (108). Merry's Italiänische Reise. IV. Siena (112). Radicofani. — Rom (113). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Aphorismen über Geist und Gemüth (122). Balsamo, Stiftsirr von Castri Blaz (123). Die Denkmäler von Ravenna (124). Historische Scenen aus dem Italiänischen Mittelalter (126). Bibliographische Mittheilungen.

November: Giovanni Rossini als Dramatiker und Lyriker (132). Das Florianische Kaffeehaus in Venedig (135). Johanna die Erste, Königin von Neapel. Eine Geschichte aus dem 14ten Jahrhundert. Von Giacinto Battaglia (139). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Italiänisches Capriccio über die Kleidermacherkunst (149). Acht Tage in den Gebirgen zwischen Rom und Neapel (151). Manfred von Sizilien. Nach neueren Italiänischen Darstellungen (154). Bibliographische Mittheilungen.

England.

Juli: Edward Lytton Bulwer (78). Der diesjährige Komet (79). Die Bewegung unserer Sonne durch den Weltraum (81). Moor Park zu Shakespeare's Leben (82). Der Lord-Mayor von London (83). Fisch-Schmäuse (83). Kurze. Eine literarisch-kritische Phantasie (84). Der diesjährige Komet. Zweiter Artikel (85). Geschichte von Irland. Von Thomas Moore. Erster Band. London, 1835 (87). Ueberblick des Englischen Romans (88). Mephistopheles über das Englische Zeitungswesen (90). Charles Lamb über Shakespeare's Charakter (91). Bibliographische Mittheilungen.

August: Zur Naturgeschichte des Hundes (92). Die Londoner Klubs (93). Die finanzielle Lage der Literaten im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, und Shakespeare's Insbesondere (94). Die Schottischen Seen (95). Der Gerstenbau in Großbritannien (96). Mein ehrenwerther Freund Bob (98). Das Todtenschiff (99). Das Erdbeben Unterhaus im Jahre 1835. Ueber einen Irländer] (101). Mistress Hemans (104). Bibliographische Mittheilungen.

September: Sonntags-Vergnügungen der Londoner Mittelklasse in den heißen Sommertagen (106). Die philharmonische Gesellschaft in London (108). Von dem Mißgeschick, gedruckt zu werden. Von Charles Lamb's vermischten Schriften (109). Shakespeare und Sein Theater im Jahre 1835. Von einem Franzosen beurtheilt (122). Lord Byron und Werulam (124). Bibliographische Mittheilungen.

November: Die Eroberung von Floridа, unter Fernando de Soto. Von Theodor Irving (131). Das Zeitungswesen in England (133). Die Mißgriffe der Genialen (134). Mein erstes Bühnenauftreten (137). Flamsteed, Halley und Sir Isaak Newton. Eine auffallende englische Ehrenerklärung (138). Lord Byron's Unterhaltungen mit einem Amerikaner. Von dem Letzteren aus der Erinnerung niedergeschrieben (139). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Scenen der Englischen Kühe. Die Schlemmerschule. — Ein Schiffbruch. — Ein Gefecht mit Schmugglern (146). Preßbandwesen und die Englische Marine. Von Victor Hennequin (148). Biographische und kritische Geschichte der Mimik von den frühesten Zeiten

ten bis auf die Gegenwart (151). Lord Byron's Unterhaltungen mit einem Amerikaner. Zweiter Artikel (152). Die Taxe auf die Wissenschaft in England (155). Zur vergleichenden Sprachkunde (156). Bibliographische Mittheilungen.

Holland.

Juli: Physiognomie der bedeutendsten Städte Hollands. Von Roger de Beauvoir (86).

August: Das Dorf der Millionaire (92). Holländische Peste (92). Bibliographische Mittheilungen.

Belgien.

Dezember: Das Frauen-Irrenhaus in Gent (150).

Dänemark.

September: Altnordische Literatur. Jahresbericht über die Arbeiten der Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen. 1834—1835 (109).

Schweden.

August: Wieselgren's Literatur-Geschichte (102). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Die Frage über verantwortliche Minister in Schweden (121). Altnordische Erinnerungen. Auch unter dem Titel: „Die Nordbewohner in Ausweg." Historische Untersuchungen von Cronholm (130). Bibliographische Mittheilungen.

Norwegen.

Juli: Breton's Skizzen von Norwegen (89).

November: Delabordaye's Reise nach Norwegen (142).

Dezember: Delabordaye's Reise nach Norwegen. [Schluß] (144).

Island.

Juli: Islands Entdeckung und erste Anbauung. Von N. M. Petersen (81).

Oktober: Barrow's Reise nach Island (128).

Polen.

Juli: Periodische Literatur in Warschau (91).

Rußland.

Juli: Die Feldmarschälle Kamenskoy und Wittgenstein (83). Die Russische Literatur im Anfang des Jahres 1834. Von N. T. Gretsch. Ein Buch in Paris lebenden Russen (90).

August: Der Kinder. (Eine wahre Geschichte aus unserer Zeit) (93). Moskau und St. Petersburg. Eine Parallele (96). Eine neue Art von Bären-Pelz (100). Biographische Mittheilungen.

September: Scenen aus dem Leben der Tscherschenzen. Von einem Augenzeugen (108). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Das Kaiserliche Institut für adelige Damen zu St. Petersburg (122). Prinz Johann von Dänemark in Rußland (125). Bibliographische Mittheilungen.

November: Reise einer Russischen Fliege durch die Speisesäle und Kabinette verschiedener Länder und Völker. In Briefen an ihren Freund Bücherwurm, herausgegeben von Th. Bulgarin. I. Aufenthalt in St. Petersburg (131). II. Ankunft im Auslande (132). Der Hof des Kaisers Peter II. und der Kaiserin Anna. Bruchstück aus den Memoiren des Herzogs von Liria (136). Die Grotte oder Godene Odda (140). Ein Sommer in Reval. Skizzirt von Th. Bulgarin (143).

Dezember: Russische Conversation. Vom Baron Brambeus (148). Petersburger Sitten. Die Kleinkram-Läden (156). Bibliographische Mittheilungen.

Griechenland.

August: Zur Charakteristik von Joannis Capodistrias (101).

Oktober: Ein Besuch in der Grotte von Antiparos (118).

Türkei.

Dezember: Ein Hagelwetter auf dem Bosporus. Aus dem Tagebuche eines Amerikaners (152).

Syrien.

September: Beirut. Von Jules Anic (105).

Armenien.

Juli: Trümmer einer Armenischen Königsstadt. Nach Armenischen Berichten (78).

Ostindien.

September: Die Indischen Spahi's (112).

November: Die Jagd in Indien (143).

Dezember: Kalender der Hindus (146). Schah Schudschah der Ex-König von Kabul (148). Die Königin Begum Somru und ihre Residenz (151). Europäische Greise in Indien (156).

China.

Juli: Ueber die Kultur des Thees (88).

August: Die Intriguen eines Kammermädchens. Chinesisches Schauspiel, übersetzt von Bazin d. A. (98).

September: Die katholischen Missionen in China und Tunkin. Von Ch. de Constant (110).

Dezember: Der Missionair Karl Gützlaff als Chinesischer Schriftsteller (149).

Asien.

Juli: Ein Tag in Syrien. Aus den Papieren eines Russischen Reisenden (80).

September: Vermischte Uebersetzungen aus Orientalischen Sprachen (107).

Dezember: Neueste Reise durch Syrien. Von Pere Monto (153). Zur Etymologie des Schachspiels (154).

Aegypten.

August: Alexandrien und die Griechische Flotte. 1827 (95).

September: Tagebuch Abdurrahman Gabarti's, während der Besetzung Aegyptens von Seiten der Franzosen. Aus dem Arabischen übersetzt von A. Caussin (109).

Afrika.

August: Mittheilungen eines Deutschen aus Süd-Afrika (98).

Oktober: Die Inseln des Grünen Vorgebirges. I. Bonavista (119). Thomas Campbell's Briefe aus Algier. Erster Brief (127). Zweiter Brief (128).

November: Die Inseln des Grünen Vorgebirges. Zweiter Artikel. Abenteuer auf der Rückreise nach Bonavista (137). Ein Diner bei dem Gouverneur (137).

Dezember: Thomas Campbell's Briefe aus Algier. Dritter Brief (144). Vierter Brief (147). Fünfter Brief (155).

Nord-Amerika.

Juli: Rigorismus der Nord-Amerikaner (79). Die Monsiure. Eine Erzählung von Cooper (88). Bibliographische Mittheilungen

August: Die Literatur der Vereinigten Staaten. Von dem Amerikanischen Geistlichen Timothy Flint (93). Bibliographische Mittheilungen.

September: Die Literatur der Vereinigten Staaten. Von dem Amerikanischen Geistlichen Timothy Flint. Zweiter Artikel (107). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Die Literatur der Vereinigten Staaten. Dritter Artikel (125). Burel, der Amerikanische Räuber-Hauptmann (128). Amerikanische Skizzen. Von John T. Irving (129).

Dezember: Amerika's geistige Verbindungen zu England (145). Ein dramatischer Entwurf Lord Byron's. Von Washington Irving (147).

Mexiko.

August: In Mexiko vor dem Jahre 1571 gedruckte Bücher (97).

September: Ein Reisebericht über Veracruz (114).

Süd-Amerika.

Juli: Paraguay, das Land und sein Charakter (78).

September: Die Erdbeben in den Anden (115).

Westindien.

Oktober: Eine Neujahrsfeier auf Jamaika (120).

Digitized by Google

Brasilien.

August: Herr Douville, der Erforscher unbekannter Regionen (99).

Deutsche Literatur im Auslande.

November: Revue du Nord (133). Die junge Literatur (133). Etudes sur Goethe (133). Au-delà du Rhin (133). Bettina und Rahel. Ruskin (133). Deutsche Architektur in England (133). Drei große Schriftstellerinnen (136). Emancipation der Frauen (136). Plisch. Jameson (136). Wolfgang Menzel und sein Englischer Kritiker (136).

Mannigfaltiges.

Juli: Lamartine in Malta und die Engländer. — Alte Astronomie. — Verschiedenheit des Geruchs-Sinnes. — Die Westpreußische Schildwache. — Die Entstehung Cincinnati's. — Spindler in England. — Flora von China. — Neue Kartoffel-Art. — Mais-Papier. — Dichtigkeit der Körper in verschiedenen Tiefen. — Zoologisches. — Jüdische Schauspieler in Jamaika. — Reinlichkeit der Eskimos. — Ein noch ungedruckter Brief von Anna Boleyn. — Spar-Banken in Frankreich. — Ehemisches. — Gediegenes Gold. — Kautschuck. — Brief-Tauben. — Fossile Menschenknochen. — Megalosaurus in England. — Das leere Schauspielhaus zu Gloucester. — Charakterzug eines Russen. — Zweideutige Prophetien. — Der wißliebende Kardinal. — Ein noch ungedruckter Brief der Frau von Staël an Herrn de Lacretelle den Jüngeren.

August: Türkische Metzeleien. — Zustand des Elementar-Unterrichts in England. — Ein von einem Walfische zertrümmertes Schiff. — Die Englischen Zeitungs-Anzeigen. — Russisches Bienuig-Magazin. — Zustand der Musik in England. — Ottomanische Literatur. — Das Chinesische Seminar zu Neapel. — Das Alexandrinische Bibel-Manuskript. — Napoleon und Picault-Lebrun. — Dienerschaft in Ostindien. — Eine Antike. — Das Gas in der Hauswirthschaft angewandt. — Gummi Elasticum. — Französische Uebersetzung von Raumer's Hohenstaufen. — Griechische Monumente. — Die Post in Indien. — God save the King. — Schottische Ansichten über die Franzosen. — Der Erfinder auf Botany Bay. — Die Stimme des Sprechtes.

September: Die Seiden-Fabrication in Frankreich. — Die Taucher von Navarin. — Der Weinhändler Woodhouse in Sicilien. — Ein von Menschen bewohnter Baum in Süd-Afrika. — Weinbau in Ostindien. — Beabsichtigte Verschönerungen von Paris. — Alt-Englische Freigebigkeit. — Der Apollo-Garten in Madrid. — Coleridge über Malerei. — Musikalisches Genie der Hottentotten. — Die Tulpenwurzeln. — Ein Zug aus dem Leben des Marschalls Mortier. — Claude und Teniers. — Ein Springquell von Stewasser. — Coleridge über Mastik. — Kalbrenner's neuer Schüler. — Ursprung der Cloaquen. — Die Französische Aussprache. — Eine zahme Hyäne. — Der Hafen von London. — Karten von Teneriffa. — Coleridge über Rubens. — Wie die Kaffern Ochsen schlachten. — Chinesen und Orang-Utangs auf der Insel Borneo. — Napoleon und das Spanische Volk. — Türkische Metzeleien. — Die Stadt Callabaugh am Indus. — Das Federvieh in Ostindien. — Vorschläge zu Verbesserungen in der Englischen Sprache. — Wie ein Engländer Französisch sprechen lernt. — Ein neues Nahrungsmittel. — Der Mistaster R. — Cordova.

Oktober: Die Sonne in den arktischen Regionen. — Die moderne Susanna. — Der Englische Haus-Dämon. — Chinesische Stadt-Uhren. — Ein See-Ungeheuer in der Bai von Bengalen. — Radikalkur. — Die Templer und Freimaurer. — Mac Donnel, der große Schachspieler. — Consumtion des Braunteweins in London. — Die Universität Upsala. — Zur Geschichte des großen Geschützes. — Der Eschendamm. — Niebuhr, dargestellt von Franz Lieber. — Seelente in den Vereinigten Staaten. — Joice Heth, die Amme Washington's. — Ein ökonomischer Seelenhirt. — Ein neues Werk von Mariejowski. — Die Stadt Agra in Ostindien. — Warum kann der Affe nicht sprechen? — Eine zahme Otter. — Seidenprobe in Frankreich. — Heirathen in Indien. — Bolivar.

November: Abenteuer eines Pferde-Liebhabers. — Die Diät der Londoner Bürger. — Ein geheimnißvoller Kriminalfall. — Neue Expedition in das Innere Neu-Hollands. — North American Review. — Entdeckung einer alten Kirche in Cornwallis. — Coxen's Reise ins Innere von Neu-Holland. — Elektrisches Licht. — Alterthümer auf den Inseln der Südsee. — Gold in Kanada. — Altenstücke zur Englischen Geschichte. — Die sich wiegenden Amerikaner. — Disciplin der Soldaten Ibrahim's. — Der Bei von Konstantine. — Der blinde Reisende Holman. — Der Hochländer als Soldat. — St. Jean d'Acre. — Antwort eines Indiers auf eine Herausforderung. — Anthropophagen in Indien. — Eine Heirathe-Lotterie. — Indisches Seesalz. — Die seidene Schnur.

Dezember: Geldwerth der Literatur. — Schiffbauholz. — Victor Jacquemont und die Indier. — Einflüsse des Englischen Maschinenwesens auf Ostindien. — Der Maltese auf dem Lande. — Englisches Schulwesen. — Die Indischen Tänzerinnen. — Die Orgel der Kathedrale zu York. — Ehrfurcht der Hindus vor dem Sauskrit. — Der Drache bei den Ost-Asiaten. — Die heiligen Stiere in Indien. — Brahmanen-Guten. — Eine neue Handelsstraße in den Vereinigten Staaten. — Eis und Feuer. — Gegenseitige Begräbnungen der Beduinen. — Die Farben des Herbstes. — Neuentdeckte Spuren von La Pérouse. — Mittlere Dauer des thierischen Lebens. — Polnische Literatur. — Das Manna in der Wüste. — Der Schäfer von Ettrick. — Der Hagestolz. — Baren von Hügel. — Das Lager der Beduinen.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 78. Berlin, Mittwoch den 1. Juli 1835.

England.

Edward Lytton Bulwer.*)

Sollte man gegenwärtig in England einen Schriftsteller aufweisen, der die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts repräsentirt, so ist es Edward Lytton Bulwer. Aufgeklärten in dem Geist der allgemeinen Reform, als Mitglied des Parlaments, ein eleganter und frivoler Schriftsteller, ein geistreicher Romanen-Dichter, gewandt in der Benutzung des Augenblicks, um seinen Namen über die Oberfläche der Medewelt zu erheben und ihn glänzend zu machen, wußte er von den beiden Generationen sich loszureißen, die ihm vorangegangen. Bulwer hält sich eben so wenig an die Addison's und Johnson's, als an die Southey's und Byron's. Er ist es, der gegenwärtig in England die Herrschaft der Literaten mit Gewalt herausbeschwört. An die Stelle der vorjährigen Praxis will er die neue Theorie auf den Thron erheben. In den meisten Romanen zuletzt erschienenen Werke eifert er nach Kräften gegen jenen matten, geistlosen Erfahrungsstein, der bis zur Zeit die öffentlichen Angelegenheiten in seinem Vaterlande geleitet, sowie gegen dessen Moral und häusliche Sitten. Er bespöttelt jenes Genie des Positiven und Mechanischen, das doch seine handeltreibenden und gewerbsfleißigen Nation so natürlich ist; endlich aber nimmt er für seine literarische Weise eine Stellung in Anspruch, die weit einflußreicher, weit energischer und erhabener sein soll, als je.

Es ist immer vorbedeutungsvoll und weist auf eine innere Krankheit hin, wenn sich bei irgend einem Volke ein Verzichten auf die Gegenwart, eine Unzufriedenheit mit dem, was besteht, und ein wildes Sichhinstürzen in entfernte, lustige Spekulationen kund giebt, wenn es anfängt, das Ideale aufzusuchen und sein Heil in die sogenannte Philosophie zu setzen, kurz, wenn die Gesellschaft und Literatur im besondern bezweifelten, ihre natürlichen Universalien gegen die Leiden und Ungemächlichkeiten der großen Menge anzupreisen. Der Staatsmann, die Magistratspersonen und der Politiker schaudern zurück vor dem Drange solcher Ereignisse, sie ergittern und erbleichen im Angesichte der Begebenheiten, die sich vorzubereiten scheinen; bekannt mit dem Wesen und dem gewöhnlichen Gange der Geschäfte, lassen sie sich weniger täuschen, geben sich nicht leicht dem Glauben an ein fernes Utopien preis, und selbst das schönste System ist immer in ihren Augen ein Gegenstand des Schreckens. Der Literat hingegen sträubet nichts, er schwebt stets im Reiche seiner glänzenden und leichtfertigen Hoffnungen und er hat zu lange in der Sphäre idealer Regionen gelebt, um zu begreifen, wie leicht und schnell die Dinge in der Wirklichkeit erschüttert werden und die glänzendsten Spekulationen sich verflüchtigen. Darum erscheint zu Anfange einer jeden großen Revolution, so lange die Krisis droht und es noch nicht zum Ausbruche gekommen ist, auf allen Seiten und in allen Ecken die Masse der Literatoren, jene empirischen Aerzte mit ihren stets fertigen Heilmitteln, im vollen Vertrauen auf die Gewißheit ihrer Kriome und Lebrsätze.

Wer wüßte nicht, wie es in Frankreich zur Zeit des Ausbruchs der Revolution betragangen. Da sah man eine Menge von Schriftstellern und Philosophen, die, ganz ähnlich dem Herrn Bulwer, der geblendeten Menge ein Eldorado vorspiegelten. Und das war gerade ihre gute Zeit, die Epoche ihres Ruhmes und ihrer Macht, wo sie in die öffentlichen Versammlungen zur Berathung zugelassen worden. Da sah man Mercier, Thomas Payne, Raynal auf den Bänken der Legislatoren, wo sie leider nur eine ziemlich untergeordnete und traurige Rolle spielten, und wo ihre stets schwankende unentschlossenheit, die Ungewißheit und Schwankheit ihrer Meinungen und Reden gar bald bemerken, daß ein Talent zum Schreiben noch keineswegs eine Garantie für politisches Talent gewähre.

Die Rhetorik behauptete damals einen großen Einfluß. Die Robespierre's und die Marat's erhielten sich nur durch ihre Theorieen, durch ihre dogmatischen Kriome und hochtrabenden Spekulationen; man admirte der Republik Sallust's nach; man blickte sich nach Thucydides und Demosthenes; die Kunst, zu sprechen, oder vielmehr mit einer gewissen äußern Eleganz und diendenden Leichtigkeit Nichts zu sagen, diese Kunst bemächtigte sich alles Ruhmes und drachte den Gang der politischen Maschine in Verwirrung. Der Sophismus herrschte sowohl bei den Jakobinern als im Konvent; und es bedurfte mehrerer Jahre, um zu erkennen, daß diese ganze schöne Sprache nicht vermöge, das Gesbäude der Republik zu beschirmen, daß man das Wohl der Französischen Nation schrecklich kompromittirt, und endlich, daß man nicht im Stande sey, mit den großen Worten allein ein Land zu erretten oder irgendwie neu zu beleben.

Herr Bulwer spielt im Englischen Parlament ungefähr dieselbe Rolle, die Mercier und Marmontel zu Anfange der Französischen Revolution spielten. Und gerade so, wie Jene, hält auch er in seiner gutmüthigen Weise seine Tedaneereien für Projekte und seine sentimentalen Ehimären für Politik. O, arme trügerische Poesie, die du in der Geschichte der Völker fast dieselbe Stelle einnimmst, die der abenteuerliche Roman und die platonische Liebe in der Geschichte eines jungen Mädchens behaupten! Gleich Marmontel und Mercier, gleich Lemvet und mehreren Andern, hat auch Bulwer seinen ersten Ruf frivolen Romanen zu verdanken. Und eben so, wie diese, steht er die Folgen der stürmischen Bewegung nicht voraus, die er zu verbreiten mag.

Bulwer's Talent wird durch den Charakter der Neuheit, der Eleganz und eines den Franzosen so ähnlichen Witzes bezeichnet, zu denen man das Musterbild der seinen Vorgängern vergeblich suchen würde. Mit ihm beginnt eine neue Epoche und eine neue Literatur in England. Sein glänzender Styl, das leichte Gewebe seines Planes, das wenig Gegebenheit in den Situationen, das Zierende und Widerliche an seinen Obelgen, erinnern weder an Tom Jones, noch an Richardson. Unser Autor scheint vielmehr für Lesage und Crebillon den Jüngeren begeistert zu seyn. Seine Charaktere sind wie in Wasserfarben aufgetragen, ohne Solidität, ohne Kraft und Tiefe, wiewohl man gestehen muß, daß ihnen Bulwer ein geistreiches, leichtes, oft graziöses und lebendiges Gewand umzuhüllen weiß. Geboren zu einer Zeit, wo die vorgeschrittene Literatur in Journalistik und Zeitungsstil ausgeartet, faßt der Romandichter alle seine einzelnen Kapitel wie eine Reihefolge von mehreren Artikeln oder Abhandlungen ab, die jede für sich ein glänzendes Ganzes bilden; diese Gallerie soll nun amüsiren, diese Laterna magica erglänzt vor Deinen Augen, und Du läßt Dich hier vorn dem Rollwalsch herumstreifender Banditen, dort von dem Echo des Modes-Tons und noch weiter durch die Details der Toilette oder das Drama des Assisen-Gerichts hetzhören; dies genügt. Die ganze Literatur besteht heutzutage, wenn man so sagen darf, aus einem rein mechanischen Fabrikwesen; es wird hier ein Buch fabrizirt, es mag gut oder schlecht seyn, wenn es nur die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zieht, wenn es nur gelesen und gekauft wird, so ist der Verfasser immer damit zufrieden. Offenbar ist dies ein Zeichen des Verfalls, die äußerste Form einer von ihrer Höhe herabstürzenden Literatur. Denn das echte Genie wird sich nie dazu hingeben, eine Menge glänzender Bruchstücke an einen Faden anzureihen, damit das Ganze als ein Halsband oder sonst ein besonderer Schmuck diene. Alle große Romandichter sind stets von einem vorherrschenden Hauptgedanken, von einem Ideale und einer gehrimen inneren Bewegung ausgezangen, die das Ganze wie aus einem Gusse hervorgestrieben. Cervantes setzt den Heroismus dem Interesse, das poetische Leben dem materiellen und das Ideal der Wirklichkeit entgegen. Er hat ein Vergeistlichen von dem Hinsterben des Spiritualismus, und lebend in der unglücklichen Epoche, die die katholische Welt von dem um sich greifenden Skeptizismus scheidet, bemächtigt er sich beider Erscheinungen, um sie dem Publikum vorzuführen. Rabelais, zwar nicht so groß und weniger moralisch, bietet dreifachen Gesichtspunkt und dieselbe Idee dar. Richardson, ist das Organ des Protestantismus. Fielding, dessen Feind, bekämpft die Scheinheiligkeit der Puritaner. Sogegen bietet Bulwer's Intelligenz nichts dar, was jener Kraft oder Tiefe irgendwie sich näherte; sie greift gerade so wie ein Kind nach dem Spielzeuge, nach allen Gemälden, Bildern und Ideen, ohne zu wählen oder zu ordnen; Alles, was dazliegt, das genügt ihr.

Ausgezeichnet ist dieser fragmentarische und zusammenhangslose Charakter fast allen modernen Romanschreibern eigenthümlich. Das Band, welches ihre Gedanken zusammenhält und verbindet, ermangelt der Kraft, und vergeblich sieht man sich bei ihnen nach einem Alles anziehenden und in sich konzentrirenden Mittelpunkte um. Freilich läßt sich dieser

*) Nachdem wir schon öfters in diesen Blättern Gelegenheit gehabt, die einzelnen Werke des Englischen Roman-Dichters einer Beurtheilung zu unterwerfen, lassen wir hier eine über die sämmtlichen Leistungen des Schriftstellers sich erstreckende und schärfere wie kritische Skizze folgen. Bulwer stammt aus einer sehr alten Familie in der Grafschaft Norfolk, wo er im Jahre 1803 geboren wurde. Da er 1826 seinen Vater verlor, so erhielt er die erste Erziehung unter der Augen seiner Mutter, die er nach der Universität Cambridge abging, wo sein Gedicht über die Bildhauerkunst den ersten Preis in der Poesie davontrug. Seine literarische Carriere begann Bulwer mit einem Gedichte über die Blumen, dem bald mehrere andere folgten, unter denen O'Neill oder der Rebell besonders hervorzuheben ist. Falkland war das erste prosaische Werk, dem Bulwer seinen schriftstellerischen Ruf verdankt, indem auch jener Versuch bald durch den Roman Pelham, der 1828 erschien, verdunkelt. Das letzte Werk hat dem Autor seine erste Popularität verschafft und ihm eine der ersten Stellen unter den Roman-Dichtern der neueren Zeit errungen.

Digitized by Google

Mangel durch das Uebergewicht, das die periodischen Blätter: brutzutage erlangt, hinreichend erklären. Die Gewohnheit, Alles sogleich niederzuschreiben, wie es der Augenblick eingiebt, raubt der Menge der modernen Talente jene Energie, die erforderlich wäre, um einen Plan, ein Ganzes, ein Enfemble zu Stande zu bringen. In keinem der von Bulwer bis jetzt herausgegebenen Romane läßt sich eine bestimmte rein philosophische Idee auffinden, in keinem erblicken wir das Bestreben, der Welt, oder wenigstens dem Leser, irgend eine kräftige Lehre zu geben, noch giebt sich das Bedürfniß irgendwie zu erkennen, die Resultate eines an sich unbezweifelten Gedankens mitzutheilen.

Fast alle jüngeren Romanschreiber des heutigen Tages haben denselben Fehler gemein. Sie hüpfen und springen einher, indem sie Possen und Witze reißen, gleichsam als wenn sie nur zerstreuen, um dadurch zu leben, als wenn die Zeit ihnen mangelte, als wenn sie dem so ermüdeten und vielfach ennuyirten Publikum nicht das Opfer einiger Stunden des ernsten Nachdenkens bringen könnten. Walter Scott ist der letzte Romanschreiber, der noch gedacht, die er geschrieben. Gegenwärtig besitzt England James, Bulwer, Thomas Hood, Theodore Hook, Gleig, Normande, Ainsleie, Mrs. Gore, Mrs. Norton, Miß Landon und noch mehrere Andere. Aber bei allen diesen Schriftstellern findet sich ein und dasselbe System, ein und dasselbe Machwerk, nur ragt Bulwer noch über alle seine Kollegen durch seine leichtlichen, durch seine Charakter-Zeichnungen und Gemälde hervor. Sonst erzählen sich die Einen an der falschen Autodiegraphie, indem sie bei ihren oft unmotivirten Digressionen der Charaktere des Romans zum Theil in Vergessenheit gerathen lassen, um die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln wissen; Andere, wie d'Israeli, vermischen alle Gattungen buntt durch einander, das Komische mit dem Populairen und den epischen Schwung mit dem Burlesken. Eine ziemlich zahlreiche Truppe von aristokratischen Erzählern gefällt sich darin, die leichten Modeblumen aufzulesen, die zierlichen Boudoirs und Duftlöcher detaillirt zu schildern, indem sie sich auch nicht im Geringsten darum kümmert, daß ihr Roman dadurch zu einem bloßen Aktenstück zu Schwanze gewesen, nach einer Existenz von drei Monaten schon gänzlich in Vergessenheit gerathen. Alle diese verschiedenen Arten von Schriften, so wie die des Herrn Bulwer, des Meisters der Schule und ihres allgemeinen Musterbildes, könnten insgesammt den hier folgenden Titel führen: „Fragmente und Scenen ohne Zusammenhang, vereinigt unter dem Gange der Zeit."

Gerade so, wie gegenwärtig Herr Bulwer, traten um das Jahr 1789 Louvet und Choderlos de Laclos in Frankreich mit ihren Schriften auf, die eben so wenig geschaffen sind zu unwürdig der bedeutungsvollen Bewegung ihrer Zeit waren. Eben so wie Herr Bulwer, waren die Girondisten elegante Radikalen; Männer mit weitschweifenden Theorien und unausführbaren Spekulationen, angethane und berufne Physiognomien, in ihrer Wegwerfung für das Materielle fähig zu den größten heroischen und leidenschaftlichen Unternehmungen, aber bestimmt, unter den Rädern des gigantischen Wagens umzukommen, den sie selber in Bewegung gesetzt. Als Advokaten, Schriftsteller, Männer des Salons und geistreiche Schwätzer haben sie stets auf die Ueberlegenheit ihrer Intelligenz, auf die glänzende Geschwindigkeit ihrer Feder und auf den harmonischen Klang ihrer Worte gerechnet. Sie waren zum großen Theil in den monarchischen Sitten und Gewohnheiten aufgezogen worden, deren Feinheit und Reiz sie an sich trugen. Sie versüßten liebliche Verse und kleine Romane. Aber zu allen diesen oberflächlichen und gebildeten Beschäftigungen gesellt sich ein glühender Enthusiasmus von derselben Gattung wie sast von derselben Art, als zu welchem die Freunde des Herrn Bulwer sich heutiges Tages bekennen.

Es ist in die Augen fallend und kann Niemanden entgehen, welche augenscheinliche Aehnlichkeit zwischen den Romandichtern, die gegenwärtig in England in der Mode und zugleich Mitglieder des Britischen Parlamentes sind, und jenen Mode-Romantikern Aufsindet, die Mitglieder der Constituante waren. Die Einen wie die Anderen sind populair in ihren Theorieen, aber unpopulair in ihren Gewohnheiten und Sitten. Es sind Sybariten, die von einer Republik träumen; Aristokraten, die nichts einsehen, daß eine Demokratie allen ihren literarischen Rang auf einmal absorbiren würde; als Söhne der höheren Klassen, die sie vernichten wollen, erschienen sie gewissermaßen mit sich selbst im Widerspruch, und dies bizarre logische Vergehen konnte ihnen am Ende selbst noch theuer zu stehen kommen. Wer erkennt nicht das Elegante, Oberflächliche und fast ganz Aristokratische in „Pelham", „Devereux", „Eugene Aram" und in dem „verlorenen Sohne"? In Pelham, Devereux selbst war es möglich nach dem schulmeisterlichen Ton und der dogmatischen Sprache, welche sonst die wahrhaft radikalen Schriftsteller bezeichnet; vergeblich sucht man hier die Sprache eines Godwin's, dessen Wort die Englische Gesellschaft wie ein eiserner Hammer eine alte Mauer erschüttert; nein, hier findet Du nichts als Feinheit und Bildung, leise oberflächliche Witze, muntere Scherze, poetische Scenen in einem glänzenden Rahmen gefaßt, poetische und literarische Anspielungen, die weder scharf als tief und eindringlich sind, und endlich alle Charaktere und Formen des Salon-Talents und des gewandten Schöngeistes.

Das letzte Werk des Herrn Bulwer, der Student, besteht aus einer Sammlung von Bruchstücken, die schon früher in mehreren Reviews, die der Autor der Reihe nach dirigirt, eingerückt sind. Es ist dies eine Form, der seinen so eigenthümlichen Geist völlig zusagt, indem er kaum im Stande wäre, irgendwie einmal zu irgendeinem Zusammenfassenden und ein Ganzes hervorzubringen. Die letzten Tage von Pompeji, ein ganz ausgezeichnetes Werk, bewegt ebenfalls die angedeutete Unfähigkeit des Verfassers; es enthält viele glänzende Stücke und hier und da zerstreute glückliche Beschreibungen; allein der Plan ist mangelhaft, und es ist dem Autor nicht gelungen, die alte, unter der Asche und der Lava des Vesuvs untergegangene Welt neu zu beleben. Der Herausgeber des in Nord-Amerika erscheinenden Monthly Magazine, Herr Fairfield, hat bei Gelegenheit dieses Werkes folgende ganz merkwürdige Reclamation erlassen: „Ich habe", sagt er, „dem Herrn Bulwer eine Kopie meines Gedichtes unter dem Titel: Die letzte Nacht von Pompeji, zustellen lassen. Derselbe hat, ohne seiner Quelle auch nur im Geringsten Erwähnung zu thun, den ganzen Plan, alle Ereignisse und die ganze Reihe der dramatischen Begebenheiten seines Romans ab ovo usque ad mala daraus Gedichte entlehnt, es sey denn, daß er an der Zeit sind an den Personen einiges abgeändert. Was den letzteren Punkt betrifft, so verdient er nur Tadel, denn die Personen handelten nicht anders, als unter dem Einfluß der Begebenheiten, die dazu ersunden worden, um sie mit harmonischer Einheit auf die Scene zu bringen. Der Englische Schriftsteller hätte seine Schönheiten ihm und seinen Amerikanischen Musterbildern die gehörende Unterkennung zu Theil werden lassen sollen, die der Britischen Republik wohl besser zugesagt hätte."

Die Aktenstücke liegen uns nicht vor Augen, und wir können uns demnach in keinem Fall zu Schiedsrichtern in der Sache aufwerfen. Aber so viel ist gewiß, daß die Kraft unseres Bulwer nicht eben in der Erfindungsgabe besteht. Auch „Eugene Aram" ist nichts als die gewöhnliche Anekdote eines Kriminal-Prozesses, von dem die Tribunale vielfeitig wiederhallen. Die schönsten Seiten und die kräftigsten Situationen des Romans finden sich in den Journalen jener Zeit alle vor. Und eben so gehen die übrigen Werke Bulwer's zum größten Theil von bekannten Thatsachen aus, gleich als wenn seine Einbildungskraft immer noch eines besonderen Anhaltspunktes von Außen bedürfte.

In seiner parlamentarischen Carriere hat sich Bulwer, wir wir bereits angedeutet, hauptsächlich darin gefallen, die Rechte und Privilegien der Literatoren zu reklamiren und geltend zu machen; allein er hat dabei vergessen, daß der Literat, wenn er nützlich sein will, keine besondere Klasse, keine Kaste und keine Corporation bilden darf; daß Alles, was denkt und seine Gedanken der Welt mitzutheilen versteht, der Literatur angehört, und daß es für sich eine Literatur ist, daß endlich die Gesellschaft dem Schriftsteller seine Thüren und seinen Schutz gewähren kann, als daß sie ihm die Schranken öffnet und seinen Gedanken freien Lauf läßt. Aber das Schreiben zu seinem Handwerke macht, verdient darum nicht etwa mehr Achtung, als jeder andere Bürger. Denn wenn auch seine Bahn einer größeren Gefahr unterliegt, so ist sie doch auch schöner, und wird ihr stets an und für sich selbst eine höhere Belohnung zu Theil.

Da, wo man dem Denker von Profession und dem Schriftsteller einen besonderen Rang angewiesen, haben sich immer die deutlichsten Spuren des Verfalls kund gegeben. Als Cervantes, Rabelais, Montaigne und Shakespeare ihre Meisterwerke verfaßten, da mangelte es der Menschheit keineswegs an Genie; aber man besetzte sich nicht, ein besonderes Heer oder eine besondere Klasse aus sich hervorgehen zu sommeln. Hingegen zur Zeit des Sinkens des Römischen Reiches, wer war da gedrängter, als ein Sophist? Wer gewöhnte Anerzeichnung, als er? Alle die großen Aemter des Palastes waren damals mit Rhetoren besetzt: man erinnerte sich daran, daß viele Leute von Genie der Welt von jeher große Dienste geleistet, ohne dafür gerade bezahlt zu seyn, und so wollte man endlich eine Schuld abtragen, die man gegen das Genie eingegangen zu seyn schien. Die Schriftsteller bildeten zu der Zeit den vornehmsten Rang. Allein was war die Folge davon? Anna Comnena machte sich eine Ehre daraus, die Annalen ihrer Epoche zu schreiben; aber diese ganz literarische Civilisation, zu was führte sie? Was war das letzte und höchste Resultat davon?

Die parlamentarischen Bemühungen Bulwer's sind eng verschwistert mit den Absgen, die derselbe Schriftsteller in seinem Buche: England und die Engländer kund werden ließ; Absgen, die sich zu den bittersten Vorwürfen erheben, und die den Englischen Handelsgeist, die philosophische Schwäche, die Liebe zu Gemeinplätzen und die zu geringe Beachtung der spekulativen Theorieen zum Gegenstande haben. Allein wie! sollte etwa Großbritannien sein Glück und seinen Ruhm, den es lediglich seiner ganz positiven Tendenz zu verdanken hat, aufgeben, sollte es einen Umstand, diese Bahn verfassen, die ihm bisher so günstig gewesen? Oder sind etwa diese bittern Lügen, die

Süd-Amerika.

Paraguay, das Land und sein Charakter.

Nachdem wir in einigen früheren Artikeln mehrere Ausschlüsse über den Charakter des Dr. Francia und seine Regierung zu geben versucht, dürfte es nicht uninteressant erscheinen, nunmehr einen kurzen Bericht über die Beschaffenheit des von ihm beherrschten, in Europa noch so wenig bekannten Landes, und die Sitten seiner Bewohner mitzutheilen.

Es ist kaum möglich, wofern man das Land nicht selbst gesehen, sich einen entsprechenden Begriff von dem Großartigen, Erhabenen und Ungeheuren zu machen, das einige Natur-Merkwürdigkeiten Süd-Amerikas charakterisirt.

Wer sich Gebirgsketten der Anden bereist, wird plötzlich von einem tiefen feierlichen Staunen ergriffen, indem er sich auf einmal von jenen, dem Auge ganz ungewöhnlich erscheinenden Gebirgsmassen eingeschlossen sieht, die mit ihren fürchterlichen Gipfeln weit in die Wolken hineinreichen, oder indem er beginnt, die steilen und abschüssigen Abhänge ohne Ende hinanzuklimmen, zu deren Ersteigung es der mühsamsten und beschwerlichsten Tagereisen bedarf. Könnte irgend Jemand, der in jene tiefen und dunklen Hohlwege eintritt, der den Zugang zu dem Gebirge eröffnen, könnte Jemand hier gefühllos vorübergehen, ohne von dem Gedanken der Hoheit und Majestät eines über Alle erhabenen Wesens tief durchdrungen zu seyn — wahrlich, er verdiente nicht, unter die Zahl der denkenden Menschen gerechnet zu werden. Denn hier erscheint die Natur in ihren erhabensten Formen, in ihrer größten Ausdehnung und wunderbarsten Schöpferkraft. Alles überseitigend, was die menschliche Phantasie nur ersinnen kann.

Was den Plata-Strom betrifft, so ist demselben zwar nicht jener Charakter des Ungeheuren und Schauerlichen aufgedrückt, den die Anden zu sich tragen, aber immer würde er edel und majestätisch erscheinen, selbst wenn er jedes anderweitigen Schmuckes und besonderer Zierde entbehrte. Nun gehe man aber den Fluß aufwärts und betrachte ihn an der Quelle, die mehr als zweitausend (Engl.) Meilen von der Mündung entfernt ist. Dann sehe man den Strom in seiner ganzen Pracht, wo er fast nirgends weniger als eine oder anderthalb, ja oft selbst drei Meilen in der Breite sich erstreckt, und an vielen Stellen mit den schönsten ausgedehntesten Eilanden bedeckt ist. Das Ufer zu beiden Seiten des Flusses verliert sich zuweilen ganz aus dem Auge, das hier oft den üppigsten wogenden Wäldern mit den herrlichsten Baumstämmen, abwechselnd mit immergrünen Sträuchern, begegnet, die in grotesken wilden Gruppen aus dem Silberspiegel der Gewässer emporstarren, von denen sie ringe umgeben sind.

Wenn man etwa einen halben Tag auf dem Strome umhergefahren und diese großartigen Naturerscheinungen betrachtet hat, gelangt man wiederum an das Gestade des Flusses, der seit an beiden Ufern reich mit Waldungen überdeckt ist. Inweilen sieht man sich in der Mitte des Stromes auf der einen Seite von hohen abschüssigen Felsen eingeschlossen, während auf der andern eines jener weiten Marschländer sich ausbreitet, die man die große Chaco-Landschaft nennt. Der ganze Lauf dieses majestätischen Stromes, von dem See Xacayes an, aus dem er entspringt, bis zur Mündung desselben, ist durchaus schiffbar, selbst für Fahrzeuge, die eine fortwährende Tiefe von acht bis neun Fuß erfordern. Es wird einmal zu Ansiedlungen am Paraguaysluß ein Schiff von dreihundert Tonnen erbaut, das ohne das geringste Hinderniß funfzehnhundert Meilen den Strom hinab, bis in den Ocean hinein, fuhr.

Der Plata-Strom wird anfänglich Paraguay genannt, so lange, bis er sich bei Corrientes, etwa neunhundert Meilen von der Quelle ab, mit einem Nebenflusse verbindet, der beim Hineinergießen breiter als der Hauptstrom selbst erscheint, und Uruguay heißt, bilden ein glanzvolles und majestätisches Wasserbett, das den Namen Parana führt. Nachdem hierauf der Strom ohne Unterbrechung auf tausend Meilen fortläuft, ergießt er sein klares und gesundes Gewässer in den Plata, wie der Fluß etwas oberhalb Buenos-Ayres genannt wird. Von hier an wird er immer tiefer und weiter, bis er, nur hier und da von Sandbänken und Untiefen unterbrochen, nach einem Laufe von ungefähr noch zweihundert Meilen, endlich in seiner Breite von fast sechshundert Meilen in das Atlantische Meer ausfließt. Zu Buenos-Ayres läßt sich schon die Ebbe und Fluth des Meeres an dem Flusse sichtbar unterscheiden, und das Gewässer des Plata erhält, nachdem es mit dem des Oceans geschwängert ist, in einer Entfernung von hundert Meilen von demselben auch einen salzigen Geschmack.

Die Art und Weise, wie die Einwohnern, wenn die Strömung heftig und die Ufer mit Wald bedeckt sind, stromaufwärts fahren, ist besonders merkwürdig. Die Paraguayschen Matrosen ziehen sich ganz nackt aus, und stürzen sich ins Wasser, indem sie ein Tau in den Mund nehmen. Dasselbe wird von einem derselben in einiger Entfernung oberhalb des Schiffes an einen Baum angebunden, während die übrigen am Bord das Andringen desselben und gegen den Strom fortziehen. Unterdessen, während das Schiff von der Stelle fortkommt, wo der erste Matrose das Tau befestigt, hat schon ein anderer auf dieselbe Weise ein anderes Seil weiter hinauf fest gebunden, so daß das Fahrzeug, ohne allen Verzug, hinter einander fortgeschleppt und gezogen wird. Auf eben die beschriebene Art verfahren sie bei einer Windstille, wo kein zugängliches Land in der Nähe zu finden ist; dann schwimmen und arbeiten sie oft Stunden lang hinter einander, ohne zu rasten, bis sie nach einem langen und ermüdenden Wege und nach unermeßlichen Anstrengungen in dem Hafen angekommen sind, den sie zum Ziel ihrer Reise gemacht haben.

Wir müssen es bewundern und bemitleiden zugleich, wenn wir sehen, mit welcher Geduld und Beharrlichkeit diese Leute alle die Mühen und Strapazen ohne Murren ertragen. Die ungeheure Anstrengung ihrer Arbeit und die geringe Belohnung und die einfache rohe Kost, mit der sie sich begnügen, Alles dies würde selbst in den Augen eines Londoner Kohlenträger nicht nur Erstaunen erregen, sondern vielleicht sogar eine gewisse Art von Verachtung erzeugen, indem der Letztere, ohne halb so viel zu arbeiten, gleichwohl viermal mehr Tagelohn erhält, als der Matrose von Paraguay.

Obgleich ein Paraguay-Boot oft drei Monate lang unterwegs zubringt, ehe es von Buenos-Ayres stromaufwärts bis zur Hauptstadt von Paraguay gelangt, so erhalten doch die Leute wenige von den Matrosen etwas mehr, als zwei oder drei Pfund für die ganze Reise, und manche unter ihnen dienen bloß für die einfache Kost. Diese besteht nämlich aus Rindfleisch, das in Streifen geschnitten und an der Sonne getrocknet wird. Sie bekommen nie Brod und oft nicht einmal Salz dazu. Auch wird ihnen nie etwas Branntwein oder Wein verabreicht.

Bei dem Boote, steht man diese Leute, wie sie um das Feuer herum sitzen, das sie an der Küste angezündet, um die trockenes, daraus uns unschmackhaftes Mahl zu rösten, so schlimm es auch immer mit ihren Kleidungsstücken bestellt und so groß auch die Anstrengung gewesen seyn mag, die sie während des Tages zu erdulden gehabt, so ist doch immer auf ihren Gesichtern nichts als Heiterkeit und Zufriedenheit zu lesen. Ich habe oft an dem Ufer des Platastromes das munterer Feuer gesehen, das ein Dutzend junger, abenteuren Vorspaunnern beleuchtete und das uns zeigte, wie sie über den Scherz eines ihrer Gefährten in ein fröhliches Gelächter ausbrachen, oder wie sie im engen Kreise dicht an einander gedrängt mit heiterer Zufriedenheit ihre Aufmerksamkeit einer vaterländischen Geschichte zuwandten, die ein begabter Sprecher aus ihrer Mitte ihnen vortrug. Endlich nachdem sie ihr frugales und selbst schales Mahl, das aber durch den munteren Scherz und die frohe Unterhaltung gewürzt ward, verzehrt, nachdem sie die ermüdete Natur zur Ruhe einlud, bereiten sie sich zum Schlafe vor. Man streckte sich hin um die Glut des Feuers herum, und hüllte sich in die Ponchos, und so unter dem Schutze der Aeste und Bäume und unter der Decke des freien Himmels, fanden sie bald die süße Ruhe, die so oft diejenigen sieht, die Alles aufbieten, um sie verdrießlichen und vergeblich die künstlichsten Vorbereitungen treffen, um sie herbeizuführen.

Es giebt sich bei den Eingebornen von Paraguay eine große Hinneigung für ihren Stamm und ihre Familie, sowie eine gewaltige Liebe zu ihrem Vaterlande kund. Wenn sie im Auslande (wie sie auch Buenos-Ayres als solches betrachten) einander begegnen, so sind sie nicht nur unzertrennlich, sondern selbst unermüdlich in ihrem zuvorkommenden Benehmen und in ihren Gefälligkeiten gegen einander. Hier kannst Du auch Arbeiter und andere Leute für einen weit geringeren Lohn, als gewöhnlich gezahlt wird, erhalten, wenn Du ihnen nur versprichst, daß sie in Gesellschaft „mit ihren Landsleuten" zusammen arbeiten werden. Auch wird Du selten Jemand unter ihnen, oder vielmehr Du wirst Niemanden finden, der, wenn es ihm irgendwie möglich ist, in seine Heimath zurückzukehren, sich je anderwärts Paraguay niederlassen würde.

Das eigentliche Paraguay ist ganz verschieden von der Provinz Buenos-Ayres, mit welchem Namen man gewöhnlich das Gebiet begreift, Paraguay bildete ehemals einen Theil des Vice-Königreichs Buenos-Ayres, und zwar den reichsten, nordwestlichen und volkreichsten Theil desselben. Es war als ein Bisthum eingerichtet und wurde als Gebiet, dem des Vice-Königs selbst gleich geschätzt.

Betritt man das Land zum ersten Mal, so fühlt man sich am angenehmsten überrascht beim Anblick der herrlichen Baum-Alleen, die an hier überall entgegen zu kommen scheinen; überall befindet man sich hier in freundlichen und fruchtbaren Landesstrichen, die entweder angebaut oder von Natur mit der reichsten Weide bedeckt sind. Du hast hier die schönste Abwechselung von Hügel und Thal. Die Seen breiten ihre herrlichen Silberspiegel in den Thälern vor Dir aus, und die Wälder erdleuchten hier nicht, wie anderwärts, in dunklen Farben, sondern sind mit Tabak bestellt sind; während Gruppen von Palmbäumen die Hügel umschanzen oder die glänzendsten Alleen in der Ebene bilden.

Will man aber Paraguay in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit erblicken, so ist es nöthig, daß man sich auf einen jener Hügel begebe, in der Nähe des großen Stromes, der sich durch die ganze Provinz hinschlängelt und dann überschaue man die fruchtbare, breite und hellglänzende Wasserwaffe, die mit Barken besuchte, welche sie belebt und die zu gleicher Zeit die handelsbeflissenen, emsigen Barken mit ausgebreiteten Segeln auf ihrem Rücken trägt, um sie von dem einen Punkte über blühenden, herrlichen Ufern nach einem andern zu versetzen.

(Schluß folgt.)

Armenien.

Trümmer einer Armenischen Königsstadt.

(Nach Armenischen Berichten.)

Mitten unter den zahlosen Trümmern der riesenhaften Königsstadt Ani*) haben sich noch viele Paläste und Kirchen unversehrt erhalten. Unter den letzteren verdient besonders die große, aus rothem Marmor vom König Gagik I. an dem Flusse Achurean erbaute, erwähnt zu werden.**) Neuere Reisende, welche die Ruinen von Ani selbst untersuch-

*) Vergl. No. 129—30 des Magazins v. J. 1834.

**) Der Name dieses Königs ist in den Festen erhalten, und man findet sich noch ein Kreuz mit der Aufschrift: Pahayan Thagavoraß, d. i. „Wächter der Könige."

http://stores.ebay.com

Mannigfaltiges.

ten, zählten unter den noch erhaltenen Gebäuden, außer vielen großen Palästen und kleineren Kirchen, an 40 geweihte, aus Marmor aufgeführte Kirchen. Viele Thore zeigen sich noch hier und da mit untervermauten Pfosten und Thürmen. Unter dem einen derselben befindet sich ein unterirdischer Gang, eine Art Tunnel, welcher bis an das jenseitige Ufer des Achuriean führt.

Außerhalb der Mauer ist eine schöne Kirche, von einem reichen Hirten erbaut, welcher auch zugleich die Einkünfte der Priester bestimmt haben soll. Alles dies wird durch Säulen-Inschriften bestätigt, welche zwei gelehrte Priester von Etschmiadsin eigenhändig abgeschrieben haben.

Wiewohl nun in der Nähe von Ani weder Haus noch Dorf ist, so giebt es doch einige weiter entfernt einzelne Flecken, und an vielen Orten schöne Kirchen und große Klöster.

In demselben Distrikte liegt das Kloster Eboschawanth, stark befestigt und groß. Die Kirche trägt den Namen Grigor's des Erleuchters und ist nach Einigen von dem Beherrscher Armeniens, Johannes Schahanschah, erbaut; auf einer Säule steht die Jahrszahl 1030. Es zeigt sich daselbst ein bewundernswürdiges Rathhaus, groß, steinern, mit Säulstuhwerk. Dieselbe hat drei Kuppeln und ist nach innen zu in drei Theile getheilt. Der letzte Theil war der Ort des Schwurs; denn dort versammelten sich zu den Zeiten der Bagratiden die Großen, um sich gemeinschaftlich zu berathen. Nur wenig davon entfernt ist ein Glockenthurm, von wo aus mit der Glocke das Zeichen gegeben wurde, wenn sich die Räthe versammeln sollten. — Man findet dort auch die wiegenähnlichen Gräber der Könige, gebaut aus röthlichen Steinen mit Wölbungen.

Das Johannwanath (d. h. Kloster des Johannes) ist in dem Dorfe Karbi und soll von Grigor Photistes und dem Könige Trodat d. Gr. gemeinschaftlich erbaut worden seyn. Es liegen darin die Reliquien von Johannes dem Täufer; daher auch der Name des Klosters, welches zum Sommer-Aufenthalt gedient haben soll. Die Kirche hat vier Portale, an deren westlichem ein Kreuz errichtet ist, „das Kreuz des Erleuchters" genannt, von dem man behauptet, daß es die Größe der Statur Grigor's habe. — Dies Kloster ward zu den Zeiten der Bagratiden sehr verschönert. Schahanschah und nach ihm Andere der bedeutendsten Fürsten und Patriarchen ließen viele Bauten aufführen und verwehrten die Einkünfte desselben, wie dies aus den vielen Inschriften deutlich hervorgeht.

Nicht weit davon, an der Ostseite, ist Beschk Kilisa, d. h. Fünfkirchen, ganz von Steinen erbaut und groß, an dem Passe eines abschüssigen Berges, von allen Seiten uneinnehmbar. Die Kuppel davon reicht bis an die Spitze desselben. Dort ist ein verborgener Weg, welcher auf einen von allen Seiten unersteiglichen Berg führt. Hier unn war das große Kloster aus den Trümmern von Ani erbaut. — Gleich diesem zeigen sich in jenen Gegenden noch bis auf den heutigen Tag unzählige Ruinen großer Gebäude mit Säulen-Inschriften, welche zu beiden Seiten Priester kopirt haben. Dies, Namens Eboschamur und Johann, erzählen, daß sie im Jahre 1814 den 17. Mai die Stadt Ani betraten und daselbst zuerst eine Kirche gewahrten, welche von außen, gleich einer großen Kathedrale, auf drei Erdöhungen gestellt und von innen mit zwölf Fenstern und eben so vielen Altären geschmückt ist. Sie wurde, einer Inschrift zufolge, von dem Maryan (d. h. Statthalter, eigentlich Gränzwächter) Abulabordi, dem Sohne des Fürsten Grigor, im J. 1036 zu Ehren der Erlöserin gebaut.

Nicht weit von dem Königlichen Palaste steht eine große Kathedrale, auf deren Klufsteine die Denkschrift der Erbauung sehr deutlich gedruckt ist; an verschiedenen Stellen waren auch Griechische Inschriften, welche aber die beiden Priester wegen des heftigen Windes nicht lesen konnten.

Die Marmorkirche, welche noch in der Provinz Schirak am Ufer des Flusses von Kaee (Kars-su) steht, hat an allen vier Seiten außerhalb Inschriften, welche sich auf ihre Erbauung, Verschönerung und Wiederherstellung beziehen. Nach einer Inschrift über dem Portale der Südseite hat ihr Bau im Jahre 988 aus Kosten des Fürsten Vahram begonnen.

Eine kurze Inschrift vom Jahre 991 an der Kirche des heiligen Kreuzes zu Halbat, welche an der nördlichen Mauer nahe dem Dache angebracht ist, zeigt an, daß Eembat und Guegen, Könige von Armenien, dieselbe haben erbauen lassen. Außerdem hat dieselbe aber noch an den verschiedenen Seiten, so wie auch an dem Glockenthurme auf der Ostseite der Kirche, verschiedene Inschriften. Nördlich von dieser steht eine große prächtige Kirche, Hamajasp genannt, weil sie, einer Inschrift zufolge, im Jahre 1237 von einem gewissen Hamajasp erbaut worden ist. Vor dem Glockenthurme der Kirche des heil. Kreuzes sieht man Gräber mit und ohne Inschriften. Unter denselben ist auch ein marmornes aber unbeschriebenes Grabmal, von dem man sagt, daß es die Gebeine des Baebapet Johannes Pluz oder Erzinkensis (berühmter Schriftsteller aus dem Anfang des 14ten Jahrhunderts, starb 1326) enthalte. In der westlichen großen Säulenhalle sind alle Gräber von Kaiserlichen Bardaneis, Königen, Königinnen und Fürsten, auf welche bloß die Namen ohne Jahrszahl angegeben sind, wie: Königin Thomas, Rusudan, König Kyrile, König Abas, Emie Grigor ꝛc. ꝛc. Auch andere Gräber finden sich hier theils ohne alle Inschriften, theils mit verwitterten Inschriften; viele aber auch sind unter den Gebäuden versteckt.

Es sind auch in andern Distrikten der Provinz Schirak noch prächtige Kirchen erhalten, welche von dem ehemaligen Reichthume der Armenier wie von dem Adel ihrer Gesinnung zeugen und jetzt, nachdem sie durch die Uneinigkeit der Bewohner verändert sind, gleich den andern gesprengten Gebäuden, Räubern und wilden Thieren zu Schlupfwinkeln dienen.

— Lamartine in Malta und die Engländer. Da Beide sind in moralischer und politischer Hinsicht eine große Nation; aber in sind im Allgemeinen nicht geselig. Treten sie aus dem Schooß ihre und süßer Vertraulichkeit der Familie heraus, so ist es nicht der Genuß, nicht das Bedürfniß nach Mittheilung, was sie dabei leitet; es ist nur die Gewohnheit, nur die Eitelkeit. Die Eitelkeit ist die die Seele aller Englischen Gesellschaften; sie bewirkt jene steife Kälte in äußern Umgange; sie ist es gewesen, die alle jene Unterschiede nach Rang, Titel, Würden und an Reichthümern bedrängefährt hat, wodurch die Menschen sich auszeichnen, und in deren Folge man gänzlich von dem Aeußerlichen absieht, weil Alles nur auf den Namen, das Kleid, die gesellschaftliche Form ankommt. — Nichts ist in den Lebensweisen anders! Ich möchte es glauben, nach dem, was ich selbst in Malta gesehen habe. Kaum waren wir (Lamartine machte seine Reise nach dem Oriente mit seiner Gattin und Tochter) auf der Insel angelangt, so empfingen wir die unzeigenmäßigsten und herzlichsten Beweise der Achtwerthschätzung und Wohlwollen, und unser ganzer Aufenthalt daselbst war für uns eine beständige Gastfreundschaft. Der Gouverneur Frederic Maitland und seine Gemahlin, Familie, sind vielleicht, Overall, die vor uns genothzahte edle Einfachheit Englischer Großmuth. Sie, die Gattin, mit anmuthige Beschedenheit der hochgestellten Frauen ihres Landes zu präsentiren. Auch andere ausgezeichnete Englische Familien in Malta empfingen uns nicht als Reisende, sondern als Freunde. Wir sahen sie acht Tage hindurch, und vielleicht sehen wir sie nie wieder; aber ihre herzliche Freundlichkeit hat auf uns einen Eindruck gemacht, der unser Inneres durchdringt. Malta wurde für uns die Heimat der Gastfreundschaft; man läßt in diesen Klüften, die in der einen Meere angehören, welche würdig ist, einen hohen Rang in der Civilisation einzunehmen, auf einen gewissen Anstrich von Ritterlichkeit und Gastfreundschaft, der an die früheren Besitzer erinnert. Mag man auch die Engländer nicht lieben, so ist es doch unmöglich, sie nicht zu achten.

(Lamartine, Voyage en Orient.)

— Alte Astronomie. Herr Paravey sucht darzuthun, daß die Trabanten des Jupiter den Chinesen schon vor längerer Zeit bekannt waren und auf ihren Himmels-Karten abgebildet wurden, und daß die Bewohner Chinas sich seit den ältesten Zeiten der Fernröhre bedient hätten.

— Verschiedenheit des Geruchs-Sinnes. Turner sagt die Blume der Iris persica 50 Personen vor, von denen 41 sie für angenehm riechend, 8 sie wenig riechend, 1 sie geruchlos und 1 sie stinkend erklärten. Unter 30 Personen fanden 23 die Anemone nemorosa angenehm riechend und 7 ohne allen Geruch. Die Geruchs-Organe dieser Letzteren waren gewiß nicht zu beneiden.

— Die Wespen-Schildwache. Man hat es bei uns wird der bezweifeln wollen, daß die Wespen, wenn sie sich an Honig in ihrem Nester zur Ruhe begeben, an den Eingang desselben eine Wache ausstellen. Ich kann indeß auf das Bestimmteste versichern, daß sich in den Sommer-Monaten nach 10 Uhr Abends niemals das Nest irgend einer Species ohne eine solche Wache gehörig bestellt sey. Während man es der wachehaltenden Wespe eine Laterne, so scheint sie dadurch nicht beunruhigt zu werden, stößt man indeß neben ihr auf den Boden, so verschwindet sie augenblicklich auf einige Minuten, und die Bewohner machen sogleich einen Ausfall. Ich bemächtigte mich immer erst der, stets geschlechtslosen Wache, ehe ich das Nest zu nehmen versuche. Eine beträchtliche Anzahl Wespen scheint bei warmem Wetter in der Nacht auf der Außenseite des Baum-Nestes, allein die Wache steht in Nähe des Einganges desselben. Die in der Erde befindlichen Nester haben zwei Oeffnungen, einen Eingang und einen Ausgang. Das Baum-Nest hat gewöhnlich nur eine Oeffnung und zwar nahe am Boden, bei großen Kolonien wird indeß oft noch eine zweite hinzugefügt, in welchem Falle dann an jede eine Wache gestellt wird. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß wenn am Tage der Eingang verstopft wird, die Hunderte von Wespen, welche beständig heimkehren, nicht das Nest angreifen, so lange sie sehen, sobald indeß eine aus dem Neste herauskommt, fällt sie sogleich über ihn her, jedoch nicht mit der Wuth der gemeinen Biene. Ich habe oft am Tage die Wespen in einem Neste mit einer Mischung von Schwefel und Pulver erstickt und sie sogleich ausgegraben, während Hunderte um mich her schwärmten, ohne daß sich von ihnen gelegentlich einer stechen ließ. Wenn man eine geräumliche Quart-Flasche, die halb mit Wasser angefüllt ist, an die Oeffnung des Nestes, in der Erde steht, und den Boden wieder gerade macht, so daß die Mündung der Flasche so genau als möglich die Stelle des früheren Einganges einnimmt, so werden alle Wespen, welche zu der Zeit, als das Nest herausgenommen wurde, abwesend waren, während des Tages in die Flasche hinein kriechen, und so habe ich am folgenden Morgen 500 — 1500 Wespen auf diese Weise gefangen. Es ist interessant, zu sehen, wie die jungen Wespen, wenn ihre Verwandlung vollbracht ist, sich ihren Weg durch die Bedeckung der Zellen bahnen. Sie setzen dies mehrere Tage fort, nachdem das Nest herausgenommen ist, namentlich, wenn man es an einen warmen Ort stellt.

(L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 79. Berlin, Freitag den 3. Juli 1835.

England.

Der diesjährige Komet.

(Aus der Edinburgh Review.)

Der merkwürdigste von allen den zahlreichen Kometen, die unser Sonnensystem kreuzen, wird, nachdem er binnen drei Vierteljahren eines Jahrhunderts unermeßliche Räume durchwessen, in wenigen Monaten einmal wieder am Firmamente flammen. Alle Erforschungen der Astronomen über diesen seltenen Gast sind bereits in wissenschaftlichen Werken niedergelegt, und wir beeilen uns, den wesentlichen Inhalt derselben in eine auch dem größeren Publikum verständliche Sprache zu übersetzen.

Das Sonnensystem, welchem unser Planet angehört, besteht, wie Jedermann weiß, aus einer Anzahl kleinerer Weltkörper, die in fast kreisrunden Bahnen um einen gemeinsamen Mittelpunkt, den kolossalen Sonnen-Globus, sich bewegen. Diese Bahnen oder Geleise liegen so ziemlich auf derselben Fläche: d. h. wenn man sich die Erde auf einer vollkommenen Fläche kreisend denkt, die noch jenseit ihrer Bahn sich fortsetzt, so kommen die anderen Planeten an keinem Punkte ihrer Bahn um ein Bedeutendes über oder unter diese Fläche zu stehen. Ein Beobachter auf unserer Erde behält jeden anderen Planeten beinahe auf seinem ganzen Kreislauf im Auge. Anderndem hat auch jeder Planet seine unterscheidenden Merkmale: man weiß, daß sie sphärische Körper von verschiedener Größe sind; und die Oberfläche einiger derselben hat ihre eigenthümliche Lichts und Schattengebung, die sie in jedem Falle unterscheiden läßt. Die Sonne ist das gemeinschaftliche Centrum der Attraction, das physische Band, welches diese Planeten-Familie verknüpft, und sie vor einem planetosen Herumirren in den unermeßlichen Raume schützt. Jeder Planet hat auf seiner runden Bahn dieselbe Tendenz, das Centrum zu fliehen, die ein Stein hat, den man aus einer Schleuder wirft. Warum gehen aber die Planeten dieser natürlichen Tendenz nicht nach? Was giebt ihnen die Fähigkeit, derselben zu widerstehen? Auf diese Frage kann Niemand eine befriedigende Antwort geben; da jedoch die Thatsache unläugbar ist, so muß auch irgend ein physischer Prinzip existiren, in welchem die Mittel eines solchen Widerstandes liegen. Obgleich wir aber die Natur oder den ersten Grund dieser Kraft nicht kennen, so sind wir doch mit den Gesetzen vertraut, nach welchen sie wirkt: auf dem Gleichgewicht beider entgegengesetzten physischen Prinzipe beruht die Stabilität unseres Sonnensystems.

Außer den genannten Himmelskörpern giebt es aber eine noch zahlreichere Klasse Dunst-Massen, die dem wackersten Forscher so lange räthselhaft blieben, bis der große Newton mit seinem unsterblichen „Prinzipien" auftrat. Ungleich den Planeten, zeigen uns die Kometen keine der oben erwähnten charakteristischen Eigenthümlichkeiten, die ihre Identität feststellen könnte: keiner von ihnen giebt sich ganz bestriedigende als ein sphärischer Körper, oder überhaupt als Körper von irgend einer bestimmten Form zu erkennen. Es ist eine ausgemachte Sache, daß viele derselben bloße Dunst-Massen sind; andere umgiebt ihr Dunstkreis so dicht, daß man unmöglich darüber entscheiden kann, ob sie einen festen Kern haben. Selbst die Dunst-Masse ist großen Veränderungen unterworfen: man hat sie binnen wenigen Tagen um das Hundertfache sich vergrößern oder verkleinern sehen.

Wenn die Kometen, gleich den Planeten, in beinahe kreisrunder Bahn um die Sonne rollten, so könnte man sie auf jedem Punkte ihrer Bahn beobachten, und ihre Identität wäre somit leicht festzustellt. Aber die Bahnen der Kometen sind ganz andere. Man sieht diese Himmelskörper plötzlich und unerwartet aus irgend einer Weltgegend am Firmamente erscheinen, Anfangs eilen sie beinahe schnurgerade vorwärts, und richten ihren Lauf gewöhnlich nach einem Punkte, der nicht weit von der Sonne abliegt. Sobald sie der Sonne nahe kommen, krümmt sich ihre Bahn mehr und mehr, und die entstehende Curve ist diesem Himmelskörper zugehört. Sind sie bis zur größten Sonnen-Nähe gelangt, so beginnen sie den Rückweg, und nun geht die Curve allmählig wieder in eine gerade Linie über. Endlich verlassen sie unser Planeten-System, indem sie einer ganz anderen Himmels-Regien zueilen, als woher sie gekommen.

Wir haben bemerkt, daß kein Planet um ein Bedeutendes höher oder tiefer als die Fläche der Ekliptik wandle. Mit den Kometen ist es ganz anders: diese folgen in den genannten Punkte keinem bestimmten Gesetze. Einige rollen beinahe auf gleicher Fläche, wie die Planeten; andere durchschneiden die Planeten-Bahn in mehr oder weniger schräger Richtung, und noch andere sogar senkrecht. Alle Planeten laufen in gleicher Richtung um die Sonne; auch dieses Gesetz ist den Kometen fremd.

Von dem Standpunkte der bloßen Beobachtung hätten wir nun zwischen zwei Hypothesen die Wahl: entweder ist der Komet zum erstenmal in unser System eingetreten und, nachdem er die Sonne schnell umkreist, in einer anderen Richtung abgezogen, um nie wiederzukehren — oder er bewegt sich in einer ungeheuren aber bestimmten Bahn, und wird uns erst in der unmittelbaren Nähe der Sonne sichtbar. Aus der letzteren Voraussetzung würde folgen, daß ein und derselbe Komet zu bestimmten Zeiten wiederkehrte, und ungefähr denselben Weg um die Sonne machte. Finden wir nun, daß irgend ein Komet nach Ablauf einer gewissen Periode denselben Weg nimmt, den ein früher beobachteter eingeschlagen, so läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß es ein und derselbe Komet sey.

Gesetzt nun, es würde der Lauf eines Kometen, so lange er sichtbar ist, auf das Genaueste beobachtet und verzeichnet, so wäre uns zwar nur ein sehr kleines Fragment seiner Bahn bekannt, aber mit Hülfe der geometrischen Prinzipien könnten wir das Uebrige ergänzen. Zeichnet man z. B. von einem großen Kreise nur einen kleinen Bogen auf das Papier, so wird Jeder, der sich auf Geometrie versteht, den Kreis vervollständigen können, wenn man ihm gleich das Centrum oder die Länge des Halbmessers nicht angiebt. Eben so ist es mit unseren Cometen. Newton hat bewiesen, daß jeder Körper, der unter dem anziehenden Einfluß der Sonne in unserem Systeme sich bewegt, irgend eine von denjenigen Curven beschreiben muß, die man Kegelschnitte nennt; und daß die Curve so gestellt sein muß, daß der Mittelpunkt der Sonne in demjenigen Punkte stehe, der die Foki heißt. Nun giebt es aber drei Arten von Kegelschnitte. Der eine ist die Ellipse, eine Curve von voller Form, so daß ein auf derselben sich bewegender Punkt bei jedem Umschwung denselben Lauf wiederholt; die anderen heißen Parabel und Hyperbel. Sie bestehen aus zwei Aesten, die von ihrem Berührungszpunkt in zwei verschiedenen Richtungen divergiren, und diese Richtungen weiter verfolgen, ohne sich jemals wieder zu vereinigen. Wenn ein Himmelskörper (wie dies nach dem Gesetze der Gravitation gefolgert kann) auf dem einen Ast einer solchen Curve in unser System gelangte, so würde er, nachdem er die Sonne umkreist auf dem andern Aste herausstreten, um nie wiederzukehren. Hieraus erhellt also, daß jede von beiden Hypothesen mit dem Gesetze der Gravitation sich vertrügen, und es ist wohl denkbar, daß einige Kometen elliptische, und andere parabolische oder hyperbelsche Bahnen haben. Man wird vielleicht fragen, warum denn die Planetenbahnen als Zirkel betrachtet werden, da sie doch eigentlich Kegelschnitte, mit der Sonne im Fokus, seyn sollen. Freilich sind auch die Planetenbahnen nicht ganz kreisrund, aber das Elliptische an ihnen ist so gering, daß man sich erst nach genauer Ausmessung davon überzeugen kann. Auch besindet sich der Mittelpunkt der Sonne in ihrem Fokus, und nicht in ihrem Mittelpunkt; aber die Entfernung des Fokus vom Mittelpunkt ist, mit der Größe der ganzen Bahn verglichen, nur sehr unbedeutend.

Beim Erscheinen eines Kometen hieret sich nun dem Astronomen zunächst die Frage dar, ob derselbe Komet schon früher einmal erschienen sey? Um diese Frage zu beantworten, muß er die Bahn des Kometen genau ermitteln. Ist sie eine Ellipse, so wird der Komet jedenfalls wiederkehren, und die Zeit seiner Rückkehr ergiebt sich aus der Größe der Ellipse; ist sie aber eine Parabel oder Hyperbel, so kann man mit aller der Sicherheit behaupten, daß der Komet noch nie in unserem Systeme gewesen sey und niemals dahin zurückkehren werde.

Der Lösung dieses Problemes tritt aber eine Schwierigkeit von ganz eigener Art entgegen. Dasjenige Stück von der Bahn eines Kometen, welches uns allein sichtbar ist, kann nämlich eben so gut auf eine Ellipse, als auf eine Parabel oder Hyperbel schließen lassen. Defenungeachtet ist in dem beobachteten Laufe der Kometen ein gewisser Grad von Bestimmtheit, so daß wir jeden anderen Kometen, der sich, während er sichtbar ist, beinahe auf derselben Bahn bewegt, wieder zu erkennen im Stande sind. Ergiebt es sich also, daß ein Komet, nach Ablauf einer bestimmten Zeit, die nämliche Bahn nimmt, so ist dies höchst wahrscheinlich derselbe Komet, welcher in unser System zurückkehrt, nachdem er den unsichtbaren Theil seiner Bahn durchlaufen.

Ist es uns gelungen, die Bahn zweier Kometen zu identificiren, so können wir mit einiger Wahrscheinlichkeit auch deren einer nächsten Erscheinung vorherbestimmen. Ein und derselbe Komet muß nothwendig in gleichen Zeiträumen sein Perihelium (Sonnennähe) wieder erreichen.

Solche Betrachtungen mochten sich wohl darbieten, als man zuerst daran dachte, die Identität früherer Kometen festzuhalten und die Zeit ihrer künftigen Wiederkehr zu berechnen. Die Principia Newton's, welche zu einer neuen astronomischen Wissenschaft den Grund legten,

Digitized by Google

waren bald nach der Hälfte des 17ten Jahrhunderts erschienen, und Halley, Newton's Freund und Zeitgenosse, richtete seine Aufmerksamkeit auf die physikalischen Untersuchungen, die jener außerordentliche Mann angeregt. Es gelang ihm, einen Kometen, der sich im Jahre 1682 beobachten ließ, mit Kometen, die früher erschienen waren, zu identifiziren, und er fand, daß diese Himmelskörper in Zeiträumen von 75 — 76 Jahren wiederkehrte. Diese Beobachtung hat sich seitdem vollkommen bestätigt, und der Komet hat den Beinamen des Hallyschen bekommen. Wir werden dem Leser nun die Geschichte dieses berühmten Kometen vorlegen.

Zum Schrecken, welchen die Erscheinung von Kometen im Alterthum verbreitete, war es groß, daß man sie nicht ohne Uebertreibung schildern konnte, und eben dieser Umstand erschwert die Identifizirung der Meisten. Vor dem 15ten Jahrhundert unserer Aera kann uns fast nur die Epoche der reflektirten Erscheinungen als Führerin dienen, und, von dieser geleitet, dürfen wir mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die erste geschichtlich aufgezeichnete Erscheinung des Hallyschen im Jahre 130 vor Christi Geburt erfolgte. Man hielt diesen Kometen nachmals für den Vorboten der Geburt des Mithridates. Sein Licht soll noch stärker gewesen seyn, als das Sonnenlicht, und seine Größe so gewaltig, daß sein Schweif über ein Viertheil des Firmamentes sich erstreckte. Er war 24 Tage lang sichtbar.

Im Jahre 323 erschien ein Komet in dem Sternbilde der Jungfrau. Ein anderer zeigte sich 75 Jahre später (399), und so viel beträgt eben die Umlaufs-Periode des Hallyschen Kometen.

Der Zwischenraum, welcher zwischen das Geburtsjahr des Mithridat und das Jahr 323 fällt, beträgt 453 Jahre, die sechs Perioden von 75½ Jahren gleichkommen. Die Erscheinung des Kometen im Jahre 399 war von außerordentlichen Umständen begleitet. In dem Theatrum Cometarum von Lubinietzki wird er ein „cometa prodigiosae magnitudinis, horribilis aspectu, comam ad terram usque diu tinentem vinus" genannt. Die nächste beurkundete Erscheinung eines Kometen, welche mit der berechneten Periode übereinstimmt, fällt in das Jahr der Einnahme Roms durch Totila (550), nach Ablauf von 151 Jahren oder zwei Perioden von 75½ Jahren. Eine Wiederkehr muß also in der Zwischenzeit nicht aufgezeichnet worden seyn. Die nächste mit der berechneten Periode übereinkommende Erscheinung des Kometen fand im Jahre 920 Statt, also 380 später, in welchen Zeitraum fünf unbemerkte Erscheinungen fallen müssen. Die Geschichte gedenkt einer neuen Erscheinung im Jahre 1005 (also 75 Jahre später), worauf wieder drei Erscheinungen unbemerkt bleiben, bis der Komet 1230 wiederkehrte.

Für die Identität dieser Kometen mit dem Hallyschen spricht freilich nur die Gleichheit der Zeiten, so weit sie nämlich historisch ermittelt werden kann. Dies Zugeständ kann aber nicht genügend seyn, sobald man bedenkt, wie viele Kometen noch außerdem erschienen, und wie weit man davon entfernt war, über ihre respektiven Bahnen Beobachtungen anzustellen.

Im Jahre 1305, in welchem Halley's Komet wieder zu erwarten stand, wird auch wirklich eines ungeheuren Kometen gedacht, dem eine verheerende Seuche auf dem Fuße gefolgt sey. Eben so 1380.

Jetzt kommen wir zu der ersten Erscheinung, bei der man astronomische Beobachtungen anstellte, die genau genug waren, um künftige Forscher in den Stand zu setzen, die Bahn des Kometen zu ermitteln; der Komet von 1456 war der erste, dessen Identität mit dem Halleyschen sich vollkommen begründen ließ. Er soll von unerhörter Größe und mit einem Schweife von 60 Grad Länge versehen gewesen seyn. Der Einfluß, den man seiner Erscheinung zuschrieb, macht es wahrscheinlich, daß auch dieser Bericht übertrieben ist. Man betrachtete ihn als den himmlischen Verboten der schnellen Erfolge Sultan Muhammed's II., der Konstantinopel eingenommen und die ganze Christenheit in Schrecken gesetzt hatte.

Die nächste Wiederkehr fällt in das Jahr 1531. Pierre Appian, der zuerst beobachtete, daß die Schweife der Kometen gewöhnlich von der Sonne abgekehrt sind, prüfte diesen Kometen, und schrieb viele Beobachtungen nieder, die, obgleich sehr unvollkommen, doch Halley in den Stand setzten, diesen Kometen mit demjenigen zu identifiziren, den er selbst 1682 beobachtet hatte.

Bei seiner nächsten Wiederkehr (1607) wurde der Komet von dem berühmten Kepler beobachtet. Dieser Astronom sah ihn zuerst am Abend des 26. Septembers, als er eben aus einer Gesellschaft nach Hause kehrte. Er glich einem Stern erster Größe und schien ihm ohne Schweif zu seyn; aber die Freunde, die Kepler begleiteten, hatten ein schärferes Gesicht und bemerkten den Schweif. Am folgenden Morgen, gegen drei Uhr, war der Schweif deutlich sichtbar geworden und hatte eine bedeutende Länge erreicht. Zwei Tage früher beobachtete Longomontanus den Kometen auch; er schien ihm aber nicht wie Venus Planet zu leuchten, nur von bleichrem und trüberem Lichte; der Schweif war noch heller als der Kopf, und dichter als die Schweife gewöhnlicher Kometen.

Die nächste Erscheinung, welche Halley selbst beobachtete, erfolgte, wie schon bemerkt, im Jahre 1682, kurz vor der Publication der Newton'schen Prinzipien. Ein Komet von ungemeiner Größe war 1680 erschienen, und hatte ganz Europa dermaßen erschreckt, daß der Gegenstand unserer Betrachtung, obgleich von ungewöhnlichen astronomischen Mitteln, bei dem größeren Publikum verhältnißmäßig nur geringes Interesse erregte. In dem Zeitraume von 1607 — 82 hatte aber die praktische Astronomie große Fortschritte gemacht, die Instrumente waren sehr vervollkommnet, und zahlreiche Observatorien errichtet worden, die unter der Leitung der ausgezeichnetsten Astronomen Europa's standen. Der Komet von 1682 wurde in Paris von Lahire, Picard und Cassini; in Danzig von Hevelius; in Padua von Montenari, und in England von Halley und Flamsteed beobachtet.

Im Jahre 1686 publizirte Newton das schon mehrmals erwähnte Werk, in welchem er seine allgemeinen Prinzipe für physikalische Untersuchungen auf den Kometen von 1680 anwandte. Er lehrte, wie man vermittelst geometrischer Construction den sichtbaren Theil der Bahn eines solchen Himmelskörpers bestimmen könne, und forderte die Astronomen auf, diese Prinzipien an den verschiedenen Kometen anzuwenden, um so zu entdecken, ob einige dieser Kometen vielleicht in verschiedenen Epochen erschienen seyen, und ob man also ihre Wiederkehr voraussehen könne.

So gewagt diese Hypothese damals noch erscheinen mochte, so wurde sie doch sehr bald zur Wahrheit. Halley unternahm das Geschäft, zu ergründen, ob einige von den bis auf seine Zeit erschienenen Kometen in Zusammenhang stünden. Er nahm Zahlen 1700 bis 1759 sechzehn 425 Kometen-Erscheinungen aufgezeichnet; allein astronomische Beobachtungen über diese Himmelskörper datirten sich aus einer noch früheren Zeit als 1300, und Halley konnte daher nur die Bahnen von 24 Kometen berechnen. Er that dies mit ungemeiner Sorgfalt; er entdeckte die Punkte, in welchen jeder dieser Kometen die Ekliptik der Erdbahn durchkreuzte, so wie den Ort, in welchen ihre respektiven Bahn zur Erdbahn bildete. Auch berechnete er ihren nächsten Abstand von der Sonne und die Stelle, welche der Komet im nächsten Abstande einnahm.

Bei Vergleichung der respektiven Bahnen fand nun Halley, daß ein Komet, der 1661 erschienen war, mit einem anderen, der sich 1532 gezeigt hatte, beinahe auf gleicher Bahn wandelte. Nehmen wir nun an, es seyen diese nur zwei Erscheinungen desselben Kometen gewesen, so würde daraus folgen, daß die Periode dieses Kometen 129 Jahre betrüge. Wäre diese Konjektur begründet, so müßte der Komet um's Jahr 1790 wieder erschienen seyn. Es wollte aber nun diese Zeit kein Komet sich zeigen, der eine ähnliche Bahn wandelte.

In seiner zweiten Conjectur war Halley glücklicher; auch rufte diese auf einer sicheren Grundlage. Er fand, daß die Bahnen der Kometen von 1531, 1607, und 1682 fast genau identisch waren, und schloß demnächst, daß es ein und derselbe Komet gewesen seyn müsse, der in diesem Zeitraume dreimal wiedergekehrt sey, und dessen Periode also 75½ Jahr betrüge.

Das geehrte Publikum damaliger Zeit war auf solche Anklärungen gen so wenig vorbereitet, daß Halley selbst seine Ansicht zuerst nur als Muthmaßung hinwarf; aber daß entdeckte er, daß noch drei andere Kometen wenigstens in der Zeit mit der Periode, die mit 129 Jahren angewiesen hatte, übereinkamen, nämlich die von 1305, 1380 und 1456. Jetzt erst kündigte er seine Entdeckung als das Resultat combinirter Beobachtungen und Berechnungen an, das nicht weniger Glauben verdiene, als jedes andere begründete physische Gesetz.

Bei allem dem konnte ein peinlicher Skeptiker noch an zwei Umständen Anstoß nehmen. Erstlich waren die Intervalle zwischen jener angenommenen Wiederkehr des Kometen zum Perihelium nicht vollkommen gleich; zweitens war auch die Neigung der Bahn des Kometen zur Erdbahn in jedem Falle nicht genau dieselbe. Aber Halley bemerkte höchst scharfsinnig, man könne naturgemäß annehmen, daß dieselben Ursachen, welche den Lauf der Planeten störten, auch auf die Kometen einwirken müßten; und daß der Einfluß dieser Ursachen bei den Kometen wegen ihrer großen Entfernung von der Sonne noch weit stärker seyn müsse. Man wußte schon durch Beobachtung, daß die Attractions-Kraft des Jupiter den Saturn, nach Maßgabe ihrer gegenseitigen Stellung, bald langsamer und bald schneller kreisen läßt; eine ähnliche Attractions-Kraft konnte mit ähnlichem Erfolg auf den Kometen wirken und die Zeit seines Umlaufs etwas verkürzen oder verlängern. Auch die Variationen in der Neigung der Bahn des Kometen gegen die Ekliptik ließen sich durch einen ähnlichen Einfluß erklären. Noch weiter, er bemerkte, der Komet sey zwischen 1607 und 1682 so dicht bei dem Jupiter vorbei gekommen, daß seine Schnelligkeit durch den Einfluß dieses Planeten vermehrt, und folglich seine damalige Umlaufs-Periode verkürzt werden sey. Da nun diese Periode 75 Jahr betragen habe, so könne die folgende wohl 76 Jahr oder etwas darüber betragen; alles dieses man der nächsten Erscheinung erst zu Ende des Jahres 1758. oder zu Anfang 1759 entgegen sehen. Der unvollkommene Zustand der Mathematik in jener Zeit machte es Halley unmöglich, auch diese Berberrerkündigung der Welt zu demonstriren.

Die Theorie der Gravitation, welche in Halley's Zeitalter noch in ihrer Kindheit war, hatte noch vor der Periode, in welcher seine Wissenschaft sich erfüllte, Riesenschritte gethan. Diese Theorie sagt auch die Differential- und Integral-Rechnung ihr Daseyn. Einer ihrer einfachsten Lehrsätze war, daß, wenn ein Planet die Sonne in Ellipse beschreibt, dieser Planet — weil seine Masse, mit der des Sonnenkörpers verglichen, zu gering — in einer Ellipse sich bewegen muß, deren Foins von dem Mittelpunkt der Sonne eingenommen wird. Erhält aber noch ein zweiter Planet in dem Systeme Zutritt, so kann die elliptische Form ihrer Bahnen nur dann bestehen, wenn beide Planeten keine Attractions-Kraft gegen einander üben, und wenn kein physikalischer Einfluß existirt, der die Attraction der Sonne aufzuheben vermag. Allein die Gesetze der universalen Gravitation gründen sich auf das Prinzip, daß jeder Körper in der Natur jeden anderen Körper anziehen und von ihm angezogen werden muß. Der elliptische Charakter der Bahn eines Planeten wird demnach zerstört, sobald ein neuer Planet hinzutritt. Man bedenke jedoch, daß in diesem Falle jeder der beiden Planeten, mit der Sonne verglichen, nur unbedeutend Ellipsen von geringer Größe, und die Stärke der Attraction von der Größe des anziehenden Körpers abhängt, so muß die Intensität der solarischen Attraction eines jeden Planeten dem verhältnißmäßig schwachen Einfluß, den ihre winzigen Massen gegenseitig üben, ungeheuer überlegen seyn. Die Tendenz der solarischen Attraction, den Bahnen der Planeten die elliptische Form aufzudrücken, muß also in der Hauptsache vorwiegen; da jedoch auch die gegenseitige Attraction dieser Körper nicht ganz unwirksam seyn kann, so wird ihre im Ganzen elliptisch bleibende Bahn gewissen kleinen Störungen unterworfen seyn, die eben von der gegenseitigen Attraction herrühren. Das Problem, die Natur und den Belauf dieser Störungen zu ent-

Digitized by Google

decken, heißt „das Problem der drei Körper", und ist von höchster Wichtigkeit in der Sternkunde; es umfaßt die Wirkungen der gegenseitigen Gravitation aller Planeten unseres Sonnen-Systems.

Clairaut unternahm es, dieses Problem auf den Kometen von 1682 anzuwenden, indem er die Wirkungen berechnen wollte, welche die Anziehungskraft der verschiedenen Planeten unseres Systems auf diesen Himmelskörper ausüben konnte. Auf diese Weise sollte Halley's Konjektur zu einer ganz bestimmten astronomischen Berechnung, und das Prinzip der allgemeinen Gravitation über allen Zweifel gesetzt werden.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

A residence and tour in the United States. (Reise in den Vereinigten Staaten.) Von Hodg. 2 Bde. 30 Sh.

Biographical dictionary. (Biographisches Wörterbuch.) Von Bellchamber. 4 Bde. 16 Sh.

Ernest Campbell. — Historischer Roman. 3 Bde. 31½ Sh.

Observations on the heart. (Beobachtungen über das Herz.) Von Jeffray. 7½ Sh.

Sketches of Bermuda. (Skizzen von Bermuda.) Von Susette Lloyd. 10½ Sh.

Algiers and the Barbary States. (Algier und die Barbareskenstaaten.) Von B. P. Lord. 2 Bde. 21 Sh.

Peel's speeches during his administration. (Sir Rob. Peel's Reden während seiner Verwaltung.) 7 Sh.

Peter Bayasiere. — Eine katholische Geschichte. 26 Sh.

Villiers. — Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. 3 Bde. 30 Sh.

The principles of hydrostatics. (Grundsätze der Hydrostatik.) 9 Sh.

Süd-Amerika.

Paraguay, das Land und sein Charakter.

(Schluß.)

Die männlichen Bewohner von Paraguay bilden eine sehr schöne und kräftige Volks-Race. Ehe noch Francia's Terrorismus das Land paralysirte, wurden Jene bei der Schiffahrt auf dem Flusse, zur Bebauung des Bodens, zur Zudereitung der bekannten Yerba und endlich auch zum Fällen der Forstbäume viel benutzt, an denen die Provinz Ueberfluß hat, und die man auf Flössen nach Buenos-Ayres anzuführen pflegte.

Die niedrigeren Klassen unter den Frauen sind sehr betriebsam und fast unwandelbar häßlich. Manche unter ihnen beweisen sich sehr erfinderisch in der Weberei. Sie liefern Baumwollenzeuge, die mit dem Indischen Krepp zu vergleichen sind, und Spitzen, die selbst die bekannten Brüsseler übertreffen. Diese Frauen, bei denen die ausländischen Moden noch keinen Eingang gefunden, kleiden sich zum Theil wegen der Hitze des Klimas und zum Theil aus Liebe zur Einfachheit, in ganz einfache baumwollene Gewänder aus den weißen Stoffen, die sie sich selbst anfertigen. Die Röcke gehen ihnen bis zu den Knöcheln herab und sind mit einem Gurte von Band an dem Leibchen versehen.

Wenn sie ausgehen, so haben sie um das Hinterhaupt zu beiden Seiten der Schultern eine Schärpe herabhängen, die zuweilen noch um das Kinn geknyft und mit einem einfachen, aber niedlichen Schaume verseben ist. Sie tragen weder Strümpfe noch Strümpfe, aber ihre kleinen schönen Füßchen sind sauber gewaschen, und da der Boden meistens von schmutzigem Sande unterbrochen, überall mit einer herrlichen Decke von Grün überzogen und nach allen Richtungen hin von Quellen, Bächen und Flüßchen durchfurcht wird, so erscheint das Paraguaysche Frauenzimmer auf dem Lande immer in der größten Sauberkeit und Frische, in gleichem Maße wie städtische Damen Verlen ausmachen, und es gibt fast keine unter ihnen, die, wenn sie ihren Wasserkrug aus der klaren frischen Quelle vollschöpft, oder auf den Schultern nach ihrer kleinen niedlichen Behausung zurückträgt, nicht mit einer Redeckt am Brunnen zu vergleichen wäre.

Die Bevölkerung des Landes wird auf 300,000 Individuen geschätzt. Darunter aber sind auch mehrere herumgiehende Indianer-Stämme mit begriffen, welche meist in der Gegend Chare, an dem westlichen Ufer des Stromes, leben und Assuncion nur gelegentlich besuchen. Man kann von ihnen eigentlich nicht sagen, daß sie unter irgend einer Regierung stehen, es sey denn unter der Botmäßigkeit ihrer eigenen kleinen Häuptlinge.

Diejenigen Indianer, die, in keiner geringen Zahl, von den ersten Spanischen Eroberern Besitz von dem Paraguay vorgefunden werden, nannten sich die Guaranis. Nachdem sie unterworfen wurden, bekannten sie sich, hauptsächlich auf Veranlassung und durch die Bemühungen der Jesuiten, in vielen kleinen Ortschaften in der ganzen Provinz an. Jedes Dorf hatte seinen Priester oder Padre, der die Bewohner in den Prinzipien der Römisch-katholischen Religion unterrichtete. Aber zur Verwaltung und Ausgleichung ihrer Municipal-Angelegenheiten, die freilich nur von sehr beschränkter und passiver Natur waren, wurde ihnen gestattet, einen Mann aus ihrer Mitte zu wählen, der den Titel eines Alkalden oder Friedensrichters führte. Auf diese Ausgleichung waren sie nicht wenig stolz. Wenn man sie dagegen in irgend einem Fall mit den Spaniern, die in ihr Land eingefallen, auf gleichen Fuß setzte, so erschien dies immer in den Augen der eingebornen Indianer als eine Art von Erniedrigung, als ein Herabsteigen von einer höheren Stufe zu einer geringeren, und diese Gesinnung haben sie stets in Worten und Handlungen zu erkennen gegeben, die sonst alle Achtung verdienen.

Im Ganzen trugen die Indianer in Paraguay wenig zum Westen und zur Unterstützung der Gesammtheit bei. Wenn sie von ihren Arbeiten und Feldprodukten etwas erübrigt haben, so gehen sie eilends hin, um einer Faidel für die Jungfrau Maria oder ein Stück Brokat für irgend einen Schutzheiligen einzukaufen. Und das Uebrige wird bei Zeiten von dem Pader weggeschwatzt oder auf irgend eine indirektere Weise zum Gebrauch der Kirche verwendet. Die Indianer sind leidenschaftlich dernarrt in jede Mummerei der Prozessionen und Andetung der Heiligen, und ihr abergläubischer Gehrendienst, wozu die katholische Religion in jenen Gegenden herabgewürdigt wird, vertheilt sich auf ziemlich gleiche Weise unter ihre Priester und alle diejenigen Personen, die irgend eine offizielle Rolle bei der Regierung spielen.

Wir haben bisher von der einen Klasse der Bewohner von Paraguay, nämlich von den Guaranis gesprochen. Nächst diesen aber ist das Landvolk zu betrachten, das von den alten Spaniern abstammt und das, wenn es sich auch nicht von der Vermischung mit Indianischem Blute ganz frei erhalten, doch im Laufe der Zeit die Sparen desselben ganz vermischt hat. Der eine Theil dieses Landvolks dient abwechselnd als Tagelöhner, Kuffiser und Zuhereiter der Yerba, so wie als Boothauer und Fährmann auf dem Flusse. Es ist im Ganzen ein kräftiger, hübscher und ehrlicher Menschenschlag. Der andere Theil dieser Volksklasse ist nicht minder schön. Es sind im Allgemeinen die Besitzer der kleinen Grundstücke, welche sie sammt den dabei befindlichen Hütten, die von ihnen nur oft ausgebessert und zuweilen ganz von neuem aufgebaut werden, von ihren Vorfahren im dritten oder vierten Grade als Erbtheil erhalten haben.

An diese letztere Klasse reiht sich der geöhrte Landbesitzer an. Auf seinem Landgute gewinnt er Zuckerrohr, Tabak, Mandioca, Baumwolle, die süße Batate, und faft jede Art von Gemüse und allerlei tropische Früchte. Außer diesem Ackerlande in der Nähe der Stadt besitzt er oft noch in einer gewissen Entfernung von derselben eine Gras- oder Viehweide. Dazu hat er verhältnißmäßig sein bequemes Haus in der Mitte einer schönen Landschaft, die herrlich bewässert, durchaus fruchtbar und von der Natur gesegnet ist. Er lebt schlicht und einfach, aber in großem Ueberflusse, in wahrhaft origineller Unwissenheit, wobei er aber nicht ermangelt, viele Gastfreundschaft auszuüben. Selten mischt er sich in Dinge, die den Staat angehen, und ist damit zufrieden, daß er einen Rang unter der vornehmeren Klasse der Kaufleute einnimmt. Zu diesen beiden erwähnten Abtheilungen der Bewohner von Paraguay kommen noch, nächst den Kaufleuten, die Kleinhändler, die Beamten, die Rechtsgelehrten, die Priester, Mechaniker und eine große gemischte Menge von Negern und Mulatten. Man weiß hier, wie überhaupt in Süd-Amerika, wenig von öffentlichem Unterricht, doch herrscht überall eine große natürliche Einfachheit und selbst eine feinere Sitte unter den höheren Klassen, besonders unter den Frauen, vor.

Diese Lage von Paraguay war, bis auf Francia's Regierungszeit, verhältnißmäßig sehr einen Süd-Amerikanischen Staat, sehr groß. Von der Yerba wurden jährlich acht Millionen Pfund und vom Taback eine Million ausgeführt; außerdem wurden unzählige Massen von Holz auf dem Flusse in's Ausland verflößt und bedeutende Quantitäten von Baumwolle, Zucker, Mandioca, irdenes Geschirr, Spirituosen, verschiedenes Zuckerwerk und Cigarren in die Ferne verschifft. Die Einfuhr enthielt hauptsächlich in feinen Manufakturen, die in dem Klima, das der Weizen in dem Lande selbst gedeihen könnte); ferner in Penchos, das ist eine Art großer wollener Mäntel, die von den Eingebornen getragen werden, und in allerlei Britischen Manufaktur-Waaren.

Die Art, wie die Yerba oder der Paraguay-Thee eingesammelt und zubereitet wird, verdient bekannt zu werden. Man verschafft sich zuerst eine hinlängliche Zahl von Arbeitern, zehn bis zwanzig oder mehr. Hierauf versieht man dieselben mit Ponchos zum Ausbreiten, ferner mit Messern, Aexten, Brannteisen, Tabak und anderen Bedürfnissen, und sodann begiebt man sich selbst an ihre Spitze, um in die unermeßlichen, faft undurchdringlichen Wälder, in denen der Yerda-Strauch (ein ziemlich großer Wallstrauch) wächst, einzudringen. Bevor man noch tief in den Wald hineingeht, ist es nöthig, daß man sich mit einer hinlänglichen Zahl von Lastthieren versieht, die für die ganze Zeit der Einsammlung der Yerba als Nahrung dienen müssen. Es sind dies die einzigen Thiere, die Kraft genug besitzen, um in die Wälder mit einzudringen und hier einige Zeit auszuhalten, wo ihnen die Dornen des Gestrüpps unaufhörlich in das Fleisch eindringen, und allerlei Insekten, Mücken und Mustikos sie Tag und Nacht peinigen und quälen.

Ist man endlich an der Stelle des Waldes angekommen, wo das Fällen beginnen soll, so richtet der Yerda-Einsammler sammt seiner Schaar eine Hütte aus Baumzweigen auf, die mit Lehm an einander geklebt und nur ein wenig mit Stroh überdeckt werden. Und von dieser Hütte aus, als von dem Mittelpunkte ihrer gemeinschaftlichen Operationen, zerstreuen sich die Yerda-Sammler mit ihren Aexten, Messern und Ponchos nach allen Richtungen hin in den Wald, indem sie meistentheils zu zweien und zu dreien mit einander arbeiten.

Man beginnt damit, daß man solche kleine Zweige von dem Strauche abhaut, auf welchen die meisten Blätter und jungen Schößlinge sitzen. Diese werden sodann gehörig beschnitten und in die Ponchos gelegt oder mit Riemen zusammengebunden, und so zwei Mal des Tages in das Hauptlanzier beschert, wohin sich die Yerda-Sammler zu bestimmten Zeiten verfügen, um Tag für Tag und Nacht für Nacht an sprechen. Die Zeit zu den beiden Malzeiten bestimmt sich nach den senkrechten Strahlen der Mittags-Sonne und nach dem sich ausbreitenden Schatten am Abend. Auf diese Weise wird die Arbeit mehrere Wochen, und selbst Monate lang, Tag für Tag, hinter einander betrieben. Wenn eine hinreichende Masse von Yerda-Zweigen und Blättern eingesammelt und auch Stiere genug geschlachtet sind, deren Häute man als Säcke zur Einballirung des Yerba benutzt, so wird ein hohes Gerüst aufgerichtet und mit Zweigen von dem Theebaume auf eine solche Weise bedeckt, daß die Flamme des Feuers, das man unten anzündet, zu ihnen hinaufreicht und sie etwas sengt. Der Boden unter dem Gerüste wird wohl behauen, so daß er völlig hart und fest ist. Sodann wird die Asche von dem Feuer weggeschafft, die gebörten Aeste und

Digitized by Google

Blätter werden herumtergenommen und auf den Platz hingelegt, wo das Feuer angezündet war, und nachdem sie von der Hitze genug gedörrt und spröde gemacht worden sind, werden sie nunmehr fast in Pulver verwandelt, indem man sie mit Stöcken gehörig durchstoßt. Hierauf werden die Reste der Stiele in zwei Theile zerschnitten, eingeweicht und sorgfältig zusammengebäht, so daß der Sack oder der Ballen beinahe eine Quadratform erhält. Die Mündung des Sackes wird offen gelassen, der Thee durch dieselbe hineingeworfen und so fest zusammengepackt und mit hölzernen Schlägeln hinuntergetrieben, daß, wenn die Mündung zugenäht und die Stiefelle vollkommen trocken geworden sind, der ganze Ballen die Härte und die Konsistenz eines Steines hat. Es heißt von Personen zu den verschiedenen Zeiten des Tages und in der Nacht getrunken.

Wenn diese Yerba-Sammler aus den Wäldern zurückkehren, so ist immer ihre erste Sorge, sich einen reichlich mit Silber besetzten Pferdezaum und Sporen und Steigbügel von demselben Metall zu verschaffen. Hierauf miethen sie sich ein nettes schlankes Pferd, und nachdem sie daßelbe mit einem reichen Sattel und allerlei Flitterstaat versehen, besteigen sie dasselbige paarig, mit denselben unter zu paaren, sich bei ihren Freunden in aller Pracht sehen zu lassen, und sodann das wenige Geld zu verspielen, das sie erübrigt haben; und nach allem dem begeben sie sich endlich wieder in den Yerba-Wald zurück, um von neuem sechs oder acht Monate hindurch wie die Sklaven zu arbeiten.

Es ist etwas sehr Gewöhnliches, einen Mann in Paraguay zu sehen, der auf die eben beschriebene Weise mit Pferdegeschirr von der glänzendsten Art versehen ist, ohne weder Schuh noch Strümpfe zu haben; gekleidet in eine Jacke, die so zerlumpt ist, daß man auf den ersten Blick schließen muß, der Reiter habe alle Kosten an Schuhen, Strümpfen und anderweitiger Bekleidung lediglich zu dem Zwecke ausgespart, um sich dafür eine reiche und kostbare Schabracke für sein Pferd anzuschaffen.

Das ist das Bild eines Stutzers von Süd-Amerika. Und wo sonst in der Welt wäre wohl dieser falsche und peadlerische Prunk nicht in gleichem Maaße anzutreffen? Wie er auch in seinem Aeußeren immer beschaffen ist, er mag zu Assuncion ein Pferd besteigen oder zu London in phantastischen Flitterwerk sich hüllen — immer bleibt der wesentliche Charakter ein und derselbe. Ohne Klassisch auf Beständigkeit und unbekannt mit der wahren Behaglichkeit des Lebens, ist der Stutzer überall bereit, jede Bequemlichkeit und selbst alle nothwendigen Bedürfnisse aufzuopfern, um nur dem äußeren Scheine zu fröhnen. Wenn ich irgendwo einen Menschen sehe, der in seiner stutzerhaften Einfalt zuerst alles aufgebrachte Vermögen auf die grillenhafteste Weise verschwendet und dann auf einmal sich zurückzieht, um sich wieder einzuschränken, so denke ich immer an meinen paradirenden Yerba-Mann von Paraguay, der sich den neunen in den Wald begiebt, um Thee einzusammeln.

(N. M. M.)

Nord-Amerika.

Rigorismus der Nord-Amerikaner.

Ueberall in den Vereinigten Staaten, da, wo die Sklaverei nicht zu Hause ist, und einige große Küsten-Städte ausgenommen, wird über unbeschäftigte Personen eine sehr strenge Aufsicht geführt, und auch Leute, die sich wirklich dem Müßiggange ergeben könnten, sehen sich gezwungen, der allgemeinen Regel zu folgen und wenigstens die zu dem Alter zu arbeiten, wo die Kinder dem Menschen unerläßlich ist. Die öffentliche Meinung ist ernst, darauf bedacht, Alles zu entfernen, was zu Vergnügungssucht führen, Geschmack am Nichtsthun erwecken und Zerstreuungen, wenn sie auch noch so unschuldig wären, den Eingang bahnen könnte.

Philanthropische und religiöse Vereine, unter verschiedenen Namen gestiftet, lassen es sich angelegen sein, die Edikte der öffentlichen Meinung in Kraft zu setzen. Sie halten, wie Schildwachen, auf strenge Beobachtung der Langeweile des Sonntags, auf Unterdrückung der Trunkenheit und auf Ausrottung der Spielsucht, die bei einem so geldgierigen Volke, wenn sie erst um sich griffe, schreckliche Verheerungen anrichten könnte. Diese Vereine und Gesellschaften verfolgen ihre Aufgabe mit mehr als Britischer Bebarrlichkeit und oftmals mit einem puritanischen Fanatismus.

Als John Quincy Adams Präsident war, ließ er in seiner Wohnung ein Billard aufstellen. Dies Billard diente den politischen Gegnern des Herrn Adams zu einer Waffe gegen ihn; in solchem Verruf steht in diesem Lande Alles, was Spiel heißt, wenn auch diese Härte oft mehr Ziererei, als wahrer Ernst sein mag. Man schrie, es sey der abscheulichste Skandal, und führte unter den gegen die Wiedererwählung des Herrn Adams zum Präsidenten gekrönt gemachten Punkten wirklich auch jenes Billards mit auf. Herr Adams, dessen Privat-Zugenden seiner tiefen Einsicht gleichkommen, war den damaligen Oppositions-Zeitungen ein Lehrer der Unsittlichkeit, weil er ein Billard in seinen Zimmern hatte, und ohne Zweifel mußte der General Jackson, als er in White-House (so heißt die Amts-Wohnung des Präsidenten) an die Stelle des Herrn Adams trat, dieses anstößige Möbel bestens schaffen lassen. Anderwärts würde ein solcher Rigorismus eine Frömmelei, Intoleranz und Geistestzwang angesehen werden. Hier unterwirft man sich ihm ohne Murren und findet sich wenig dadurch beläßigt, oder fühlt sich auch nicht merken.

Der Amerikaner vermag die anhaltendste Arbeit zu ertragen, er fühlt gar nicht das Bedürfniß, sich zu zerstreuen und zu belustigen. Sich des Sonntags in aller Stille sammeln zu können, scheint ihm eine bessere Erholung, als die Freuden und Festlichkeiten, durch die sich unser Sonntag auszeichnet; ja, man kann sagen, daß ihm der Sinn für Vergnügungen ganz abgeht. Alle seine Fähigkeiten sind ausschließlich und mit merkwürdiger Spannung auf den Erwerb gerichtet; diejenigen Eigenschaften, ohne welche aller Genuß freundeloser ist, und deren Mangel das Vergnügen selbst zur mühseligen Pflicht machen, sind ihm gänzlich. So, Arbeit gegen Arbeit gehalten, zieht er die, welche ihn reichert, der vor, die zu Grunde richtet. Eine solche Organisation ist für ein auf den Erwerb angewiesenes Volk unschätzbar. Ohne dies Arbeitsfieber, ohne diese beständige Richtung des Geistes auf nützliche Unternehmungen und Spekulationen, ohne diese Gleichgültigkeit gegen Vergnügungen, ohne diese politischen und religiösen Gedanken, die seine Leidenschaften und seinen Sinn für das sandigen Landstrich längs der Küsten des Atlantischen Meeres beschränkt. Diese heiße und ausschließliche Berliebe für das Geschäftsleben läßt einem Europäer freilich die Physiognomie der Bevölkerung der Vereinigten Staaten wie in einem grauen Grundi erscheinen, und daher kommt es, daß die Amerikaner unseren Reisenden selten große Theilnahme abgewinnen; dagegen sind sie aber sicher, sich die Sympathieen der zahlreichen Maschinenmenschen zu verdienen, die sie mit solcher Energie ein gelobtes Land vorbereiten.

(M. Chevalier.)

Bibliographie.

The romantic historian, a series of lights and shadows elucidating American Annals. (Lichts und Schattenseiten der Amerikanischen Geschichte.) Philadelphia.

Sketches. (Skizzen.) Von Mrs. Sigourney. Boston.

The Kentuckians in New-York. (Abenteuer dreier Südländer.) Von einem Virginier. New-York.

The united worlds. (Die vereinigten Welten.) Ein Epos in 37 Büchern, von Mark Drinkwater. New-York.

History of the Israelites. (Geschichte der Israeliten.) Von Dr. Archibald Alexander. Philadelphia.

England and America. (Der gesellige und der politische Zustand Englands und Nord-Amerikas.) New-York.

Mental culture, or the means of developing the human faculties. (Die Mittel zur Entwickelung der geistigen Fähigkeiten des Menschen.) Von J. L. Lovison. Boston.

Mannigfaltiges.

— Die Entstehung Cincinnati's. Diese Stadt wurde vor ungefähr vierzig Jahren gegründet und hat seit etwa zwanzig Jahren einen so schnellen Aufschwung genommen, daß sie jetzt mit den dazu gehörigen Vorstädten und Dörfern beinahe 40,000 Einwohner zählt. Man findet hier alle Nationen, namentlich sehr viele Deutsche und Irländer und auch eine Anzahl Elsasser. Oft genug hört man auf den Straßen das harte Französisch, welches an den Ufern des Rheins gesprochen wird. Der eigentliche Kern der Bevölkerung aber, der den Gang den Ton giebt, stammt aus dem Nordosten der Amerikanischen Union her. Die Fortschritte Cincinnati's werden noch überraschender, wenn man bedenkt, daß diese Stadt sich ganz aus eigenen Mitteln empor gehoben hat. Andere aus dem Steigreif entsprungene Städte der Vereinigten Staaten wurden von Bostoner Actien-Gesellschaften gegründet, die, wenn sie ihre Kapitalien beisammen hatten, Arbeiter kommen ließen und zu ihnen sagten: „Baut uns eine Stadt.“ Cincinnati aber ist faß ohne fremde Dazwischenkunft nur von seinen eigenen Einwohnern erbaut und nach und nach verschönert worden, und diese Einwohner waren noch dazu ganz arm dort angekommen. Sie hatten indessen, statt jedes anderen Vermögens, in ihren neuen Wohnsitz jenen munteren und unermüdlichen Fleiß, jenen Sinn für Ordnung und Sparsamkeit mitgebracht, der den Meisten unter ihnen auf dem Boden Neu-Englands schon mit der Muttermilch eingeflößt wurde, und dem die Anderen, noch im Besitze solcher, mit ertäglicher Arbeit nachstehenden, Mittel wuchs sagen, daß sie Franklin zum Vatron ihrer Stadt und die Weisheit des guten alten Richard zu ihrem Gesetzbuche und Evangelium gemacht haben.

(M. Chevalier.)

— Spindler in England. Lord Albert Conyngham, in Berlin, wo er längere Zeit bei der Englischen Gesandtschaft attachirt gewesen, noch in guten Andenken, hat so eben eine Uebersetzung von Spindler's Roman „der natürliche Sohn“ in 3 Bänden erscheinen lassen. Nach den in Englischen Blättern daraus mitgetheilten Proben, liefert die Uebersetzung ein treffliches Zeugniß von des Lords Vertrautheit in unserer Muttersprache sowohl als in der feinigen, und es ist nur zu bedauern, daß er gerade an einem der schlechtesten Romane des nur zu fruchtbaren Deutschen Novellisten sein Talent verschwendet hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung. In allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 80. Berlin, Montag den 6. Juli 1835.

Schweiz.

Spießbürgers und Schulmeisters Ansichten vom Fortschritt.

(Aus der Genfer Bibliothèque Universelle.)

Der Fortschritt, der Glaube an Fortschritt, der Fanatismus dafür, das ist der charakteristische Zug unserer Zeit, der sie so herrlich und so arm, so groß und so elend, so bewundernswürdig und so unerträglich macht. Fortschritt und Cholera, Cholera und Fortschritt, beides Plagen, die unsere Vocalitern nicht kannten.

Der Fortschritt ist der Wind, der von allen Seiten zugleich über die Ebene daherweht, daß sich die Wipfel der Bäume bewegen, der Staub sich aufwirbelt, das Schiff rauschend hin und her schwankt und das Gras müde werden möchte; der durch die Fenster pfeift und den Wanderer bis in sein Bett, wo er Ruhe zu finden hoffte, verfolgt.

Der Fortschritt, mehr als irgend Etwas, ist dies unruhige Fieber, dieser brennende Durst, diese stete eiserne Erregung, die alle Klassen der Gesellschaft durchaderten und ihr wilder Rub, noch Rast, noch Glück gönnt. Wie man das Uebel zu behandeln habe, das weiß man nicht. Die Aerzte sind durchaus uneinig unter einander; die einen sagen, es sey der normale Zustand, die anderen, es sey der krankhafte; die einen entscheiden sich für das Kontagion, die anderen dagegen. Und inzwischen geht die Cholera, der Fortschritt will ich sagen, unaufgehalten seinen Weg.

Was mich betrifft, so bin ich der Meinung, daß, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, aus der eigentlichen Sache ein Mißbrauch gemacht worden, daß sie über das Maaß ihrer Bestimmtheit und Wahrheit in's Maaßlose und Widersinnige hinübergetrieben worden. Denn wer wollte das Faktischer der Sache leugnen? Der gesellschaftliche Fortschritt hat sich mit eben solcher Schnelligkeit in's Werk gesetzt, als in einem Umfange, der ungeheuer genannt werden muß und in der Geschichte nicht seines gleichen hat; in einem Augenblick gewinnt er eine neue weitere Entwickelung, unter tausend Formen, in tausend Dingen. Nichts wird gemacht wie vor dreißig Jahren, wie vor zwanzig, wie vor zehn Jahren; Alles wird besser gemacht, schneller, zum Wohlfeil und Gewinn einer größeren Anzahl von Menschen. Das ist faktisch. Aber diesen Wandern gegenüber vertieft sich Joseph Homo sein bischen Kopf, wird förmlich närrisch und geht über alle Bahnen. Der Dünkel entfaltet ihm, und der Geist geht mit ihm durch. Er sieht nichts als Fortschritte, überall, in der Sonne und im Monde, auf den Sandwichs-Inseln und in den Haartouren, in Amerika und im Sauerkohl. Nur dies Eine existirt für ihn, nur Fortschritt, und er verlangt ihn überall und sogleich, in der Religion und im Backofen, in der Moral und den falschen Waaren, in der Politik und in den Theater-Gläsern. Das ist der Mißbrauch.

Hierin, sagt er, ist ein Fortschritt geschehen; folglich in Allem. Jeder Fortschritt, fährt er fort, ist eine Neuerung, also ist jede Neuerung ein Fortschritt. In dieser Weise raisonnirt er; vom Bedingten geht er zum Absoluten, vom Wahren zum Vorurtheil und vom Vorurtheil zu tausend Albernheiten über.

Aber die Grundabtheilbeit, die Muster- und Mutter-Sottise aller übrigen, ist der Sinn, in welchem Joseph den Fortschritt betrachtet, nämlich nicht nur als ein Mittel, sondern als den Zweck selbst, als das einzige Ziel des Glücks. So verfolgt er es denn unaufhörlich, ohne es zu erreichen, denn hinter jedem Fortschritt erscheint immer wieder ein neuer; so genießt er nie: jeder Genuß wird als ein mangelhafter aufgewiesen und widerlegt; so verachtet er die Vergangenheit, die Etwas, verschwindet die Gegenwart, die Wirklichkeit, erwartet die Zukunft, die ihm immer voran eilt — und befindet sich auf diese Weise schlechter als je, obgleich Alles besser ist als je. Das ist es, was uns alle Tage vorkommt. Ueberall Mißbehagen mitten in der Vervollkommnung. Ueberall wird das Heut vom Morgen im Voraus verdorben; das Bessere, das nicht erreicht wird, verkümmert das Gute, das man in Händen hat. Kein Bestand, keine Sicherheit, keine Ruhe — zu verweilen, anzubauen auf irgend einem Punkte, ist ein unmöglich. Der Fortschritt ist hinter Einem, schwingt seine lange Peitsche und haut auf die Heerde los; Marsch! Marsch! — Was? Immer vorwärts? Nie Halt machen? — Marsch! — Dieser schattige Platz gefällt mir, er ist so einladend... — Weiter hin kommt ein besserer; Marsch! — Endlich sind wir da, wir haben ihn erreicht. — Marsch!

Ich muß gestehen, für mich und mehrere meiner Bekannten ist der Fortschritt ein wahrer Schrecken und Greuel; er ist unser ärgster Feind, würdet unseren Lahren Lasten über Lasten auf, hat uns unsere Stimmungen verbittert, unsere Wohnungen verdorben; von vorn und von hinten und von der Seite kommt er Einem an, und schwabt und eckt in's Zeug hinein, und ist von einer Unerträglichkeit und Ueberlästigkeit, daß es kaum auszuhalten ist. Nur Sonntags können wir uns vor ihm retten; da machen wir unsere Läden zu und gehen nach Savoyen, um unter den Kastanienbäumen von Sallenche und den Nußbäumen von Evian der langentbehrten Ruhr zu genießen. Da läßt uns der Feetschritt in Frieden; da ist keine Spur von ihm; und doch, wer weiß, was kommen kann!

In der Politik hört der fieberhafte Zustand gar nicht auf. „Alles muß umgeschaffen werden, noch ist Nichts gethan!“ ruft er aus. „Die Revolution von dreiundneunzig, dummes Zeug! gar Nichts! Die Revolution, die uns bevorsteht, das ist die wahre, das ist die Sache; und ist sie gemacht, rasch eine neue! Diese letzten funfzig Jahre im Schritt zurückgelegt — Bagatelle! Der Galopp, zu dem wir gegenwärtig den Anlauf nehmen, das ist die Sache. Der Sporn, den wir unseren Rossen im Juli gegeben haben, Bagatelle!“.... Welch' eine Raserei! Alles das, um uns frei zu machen. O, Freiheit, weich' ein barter Meister bist du! Hat es je einen Sultan gegeben, der ein größerer Despot war! Der Türkische Sklave kann ruhig seine Pfeife rauchen in seinem Kiosk; wie freien Menschen werden athemlos auf einem staubigen endlosen Wege dahingetrieben — wohin? — Ach, Sonntags, wenn wir unsere Läden geschlossen haben, ich und meine Bekannten, dann gehen wir auch und rauchen unsere Cigarre in Savoyen unterm Schatten der grünen Landes. Man hält sich dann für einen Türken; es ist wirklich köstlich!

In der Literatur ist wieder der Fortschritt los, auch da schwingt er seine Geißel, treibt und drängt vorwärts, stachelt an, ist dem Volk stets auf den Hacken, und Alles stürzt wie Hammel auf und über einander. In acht Tagen ist ein neues Drama von einem noch neueren übertrumpft, in vierundzwanzig Stunden debet ein Roman den anderen in den Grund. Der hat Häßliches gemacht, ich will Scheußliches bringen; der hat Schauderliches gebracht, ich will Menschröes produziren; der hat Menschröes gemacht, ich will ... es ist nichts mehr da; dis auf den Grund ist der Sack ausgeleert. Also umgekrempt! Wie angenehm für das Publikum, das man auf diese Weise unterbildet!

In der Industrie ist der Fortschritt eben so fieberhaft, eben so wild und hastig, und noch viel widerwärtiger und schädlicher. Nichts läßt er an seinem Orte, kehrt und fegt Alles vor sich her, daß die Stücke fliegen; er gräbt, pflastert, macht Kanäle, kehrt Alles um und um; er macht die freie Landstraße zur Schmiede, aus den Chausseen Dampfwagen-Maschinen, aus Menschen Kohlenbrenner oder Actienaies, einen Hasnien närrischer Fabrikeure, die faben wollen, nichts als fahren, und die euch fahren werden, zweifelt nicht daran. Ich aber will nicht gefahren sein, ich! ich will nicht!... Und deshalb Neige ich in den Anmpfwagen, und doch setze ich mich auf den Kessel zu dem ich will lieber in der Maschine sein, als mich von ihr zermalmen lassen. Sonntags, wenn wir unsere Läden geschlossen haben, fahren wir auch spazieren, aber das ist denn auch ein Vergnügen. Der Kutscher hält auf's Kommando an; das Pferd trinkt am Brunnen und wir im Wirthshaus. Unser Kessel ist der Topf am Feuer, unser Dampf der Hafer; der Zucht nimmt zwei Pfeifen zu sich, und wie ein Gläschen über den Durst, und nun zu, Kutscher! Wirft man in den Garben, es ist auch kein Unglück, der Wagen bleibt liegen, das Pferd steht still, und bald ist Alles wieder auf dem Platz und im Gleise. Da ist kein ewiges Gerumpe, kein Kessel, der, wenn er springt, uns gesunken in die Luft schleudert, kein Dampfwagen, der uns in seiner Dummheit, eh wir's uns versehen, über den Leib fährt.

Und diese Wuth, zu produziren, zu fabriziren, Alles zu vervollkommnen, wenn selbst ... und diese Kapitalien, die nur Proletarien erzeugen, und diese Produkte, die den Verbrauch gar nicht steigern ... denn der Fortschritt, merkt das wohl, will, daß produzirt, daß gewerbsleit und verändert, daß vervollkommnet werde; aber damit ist er gar nicht zufrieden. Was produzirt ist, produzirt er wieder, was verändert ist, verändert er sogleich auf's neue, und so wie etwas zur Vollkommenheit gebracht ist, so ist es auch schon wieder veraltet. Wie? Wieder richtet sich dabei zu Grunde; das geht ihn nichts an. Er ist ohne Mitleid, ihm schlägt kein Herz im Busen. Tausende von Thoren bringt er an den Bettelstab, und andere Tausende stehen schon weder da, die die Arme nach ihm ausstrecken! Mein Onkel hat's erfahren. Mein Onkel erfand die chemischen Feuerzeuge. Ein großer Fortschritt der Zeit! Früher kannte man nichts als Stahl und Stein. Himmel! welchen Beifall fanden seine Feuerzeuge; man sprach davon in der Akademie der Wissenschaften, an allen Straßenecken standen die Bekanntmachungen, alle Journale waren voll davon; die Anerkennung war so allgemein,

Digitized by Google

daß die Dienstmädchen nicht anders mehr Feuer machen wollten, als mit chemischen Feuerzeugen. Bald waren sie in ganz Frankreich, bald in ganz Europa im Gebrauch, und mein Onkel spekulirte schon auf die Länder jenseits des Oceans, als ein Zweifler auftritt, der ein Fläschchen wegpustet, seinen Phosphor mit seinem Sand mengt, seinen Sand auf Papier streicht; man brauchte das Streichzündholz nur herumzuhalten . . . und mein Onkel war aus dem Sattel gehoben; er blieb mit seinen chemischen Feuerzeugen liegen, wir haben die übrigen noch gerettet. Der Kanzler war nun ebenfalls auf dem Wege zum Millionair, als plötzlich auch schon ein Dritter da ist. Der versteckte Phos in einer Vase, es lebe durch nur einen Druck! und eine niedliche kleine blaue Flamme sprang hervor! . . Da war denn wieder der Zweite mit seinem Sand aus dem Sattel gehoben. Auch der Dritte lachte nun schon, die Millionen in der Tasche zu haben, als man die Feuerstahl-Meister erfand, die weder auf den Feuerstein und den gewöhnlichen Stahl zurückführten. Ich habe eins, Sonntag nehme ich's mit nach Savoyen, und stelle ich's vergebens so finden wir sicherlich andere.

Dies ist der Forschheit, der uns erstickt, der uns langweilt, ruinirt, betrügt und neckt, daß man aus der Haut fahren möchte. Ich wollte mir noch Alles gefallen lassen, wenn man nur ruhig und ungestochten für sich bliben und sich vor seinen Anfällen verwahren könnte, aber nein, er dringt in alle Häuser und durchstößert sie vom ersten bis in's fünfte Stockwerk hinauf.

Ich bin Schulmeister, lebe in einer Stadt, die, ganz von Allem zurückgezogen, versteckt mich, hinter ein paar alten staubigen Schwarten, alte Fremde, aus denen ich selbst als Kind gelernt habe . . . Umsonst! Der Forschheit hat mich doch herausgefunden, hat doch an meine Thür geklopft, sich Eingang zu verschaffen gewußt, und stört mich nun stündlich des Tages aus meiner Ruhe auf.

Der Eine will, daß ich ihm neu seinen Dintenpulver abnehme; anders als mit Dintenpulver wird gar nicht mehr geschrieben, die flüssige Dinte ist zu mißerabel — und dabei sieht er mit einem wahrhaft beledigenden Blicke auf mein altes liebes Schreibzeug.

Ein Anderer kommt mit mir seinen Stahlfedern. — „Ich danke, ich schreibe lieber mit Gänsefedern." — Aber die vervollkommneten Stahlfedern! — „Ich danke, ich schreibe lieber mit Gänsefedern."

Aber mit einer besonders komponirten Dinte! — „Ich schreibe lieber mit Gänsefedern und!" Von Herrn Parry? — „Was geht mich Herr Parry an; ich bleibe bei meinen alten Gänsefielen." Und im Stillen denk' ich: Schurke! Niederträchtigstes Produkt der Civilisation! abscheuliches Werkzeug des Forschheits, dieser Landplage; Landplage selber!

Ein Dritter hat die ganze Weltgeschichte auf ein Blatt gebracht, die Geschichte, die Römische, die Griechische, in farbigen Zeilen und Streifen, verstandte Rathsel mit Daten und nominibus propriis gespielt, daß man sich für immer alle Geschichte verleiden könnte. . . Ein Anderer kommt mit der Stenographie — ein Anderer mit der Liebochromie; wieder ein Anderer mit der Mnemonik, ich und die Meinigen sollen drau und meine Schüler und meine Magd und mein Ochs und mein Pferd. — Sonntag! Sonntag! Ich Gott, welche Wonne wird es seyn, nach Savoyen aufzupacken.

Wer's ich denn noch einen finden, der so denkt wie ich, dem der Forschheit nicht den Kopf verdreht hat, der darauf zu schimpfen wagt wie ich, und ich alhern und dumm zu finden, wie ich? Ach, kommt meine Freund! . . Nichts als dies Eine, zieht mich zu euch hin; kommt, wir wollen zusammen leben; die Wissenschaft, wahre Wächter, auch sie, ich will mich selbst; kommt, wir gehen zusammen nach Savoyen, doer noch etwas Ruhe zu finden, eh' wir sterben! — Friedlich aus der Quelle der Natur zu trinken, und nicht aus dem wilden brausenden Becher des Forschritte, den die Charlatans anpreisen, aus dem alle Welt trinkt, ein so bitterer Kelch es auch ist, weil man ihr einmal eingredet hat, das sei das Elixir des Lebens.

(Schluß folgt.)

England.

Der diesjährige Komet.

(Schluß.)

Es ist schwer, dem wirdet kundigen Leser auch nur einen schwachen Begriff von dieser Riesen-Arbeit zu geben, bei welcher Clairaut, ein ausgezeichneter Mathematiker, von den praktischen Astronomen Lalande und der gelehrten Madame Lapaute unterstützt wurde. Schon die Berechnung des Einflusses eines Kometen auf den anderen ist ein zumlich komplizirtes und schwieriges Problem, gleichwohl reicht eine allgemeine Computation zu seiner Lösung schon hin. Diese relative Einfachheit der Berechnung gründet sich ganz darauf, daß die Planeten-Bahnen, obgleich elliptisch, von der Zirkel-Form nur wenig und auch von der Richtung der Ellipse nie um ein Bedeutendes abweichen. Ganz anders verhält sich's aber mit den Kometen-Bahnen, die in beson Grade egentrisch sind, und in allen erdenklichen Winkeln die Ekliptik schneiden. Es kann also die Berechnung der Störungen, welche die Würkung der Planeten in der Kometen-Bahn verwerbringt, nicht mit einer allgemeinen Formel auf die ganze Bahn ausgedehnt werden; diese erfordert vielmehr eine ungeheure Menge von Separat-Berechnungen, und jedes kleine Stückchen macht hier eben so viel zu schaffen, wie die ganze Kreisbahn eines Planeten! Begreiflich darf man den Kometen nur auf einem sehr kleinen Theil seines Laufs wie einen Planeten behandeln; schon das nächste Stück erfordert eine neue Berechnung, die von einer verschiedenen Zahlen-Reihe ausgeht. Erwägen wir nun, daß die Periode des Halleyschen Kometen ungefähr 75 Jahre ausmacht, und daß jedes Stück seiner Bahn, in zwei auf einander folgenden Perioden eine besondere Berechnung erfordert, so können wir uns von der Thätigkeit Lalandes und Madame Lepaute's eine Vorstellung machen. „Sechs Monate lang (so berichtet Lalande) waren wir vom Morgen bis zum Abend, manchmal sogar während der Mahlzeit, über unseren Berechnungen. In Folge dieser Anstrengungen wurde ich auf Lebenszeit krankisch. — Dhne den wackeren Beistand der Madame Lepaute hätten wir diese ungeheure Arbeit nimmermehr unternehmen können.

Als diese fleißigen Berechnungen endlich zu Stande gebracht waren, überreichte Clairaut (den 14. November 1758) der Akademie sein erstes Memoire. In diesem Memoire hatte er die Bahn des Kometen bei seiner früheren Erscheinung zu zum Grunde gelegt, wie sie durch Kassini's Beobachtungen bestimmt war. Nachdem er diese Bahn berichtigt angestellt, als man den Kometen noch wenig wissenschaftlicher Aufmerksamkeit schenkte; auch mochte der Beobachter schon deshalb weniger genau verfahren, weil er den künftigen Werth seines Kalkuls nicht hoch anschlug. Bei seiner Berechnung der Würkungen, welche die Attraction Jupiter's und Saturn's in seinen zwei letzten Umläufen auf den Kometen übte, ging er davon aus, daß die respektive Masse beider Planeten die nämliche sei, wie man damals annahm, und daß auch die aber seitdem ergeben, daß die Schätzung beider Massen, besonders der des Saturnus, nicht korrekt war. Ausserdem kannte man damals den Planeten Herschel (Uranus) noch nicht, und so blieb sein Einfluß auf den Kometen natürlich unberücksichtigt. Auch brachte Clairaut die Würkung unserer Erde nicht in Anschlag. In seinem ersten Memoire setzte er die Nutzzeit des Kometen im Perihelium auf den 18. April 1759 fest; allein er bemerkte zu gleicher Zeit, die Unvollkommenheit einiger Berechnungs-Methoden, zu denen er genöthigt gewesen, sey so groß, daß er sich wohl um einen ganzen Monat geirrt haben könne. Nachdem er seine Berechnungen noch einmal vorgenommen hatte, verständigte er der Akademie, daß der Komet schon am 4. April sein Perihelium erreichen werde.

Wir müssen hier noch eines sehr interessanten Umstandes gedenken, der diese schöne astronomische Prophezeiung begleitete. Clairaut behauptete nämlich, es könne, ganz unabhängig den Irrungen im Kalkül, noch manche unbekannte Ursache den von ihm angezogten Termin verrücken; dahin gehöre die wahrscheinliche Existenz eines noch unentdeckten Planeten unseres Systems, der jenseit der Bahn des Saturnus um die Sonne kreise. Schon zwanzig Jahre früher wurde diese Vermuthung durch die Entdeckung des Uranus zur Gewißheit erhoben!

Als das Jahr 1759 herannahte, legten sich die Astronomen, wie Voltaire sagt, gar nicht mehr zu Bette. Die Ehre der ersten Beobachtung des Fremdlings war jedoch keinen Gelehrten von Rang, keinem Mitglied einer Akademie vorbehalten.

Ein Weinhandler, Andre 1758 sah ihn zuerst ein Bauer aus der Gegend von Dresden, seines Namens Georg Palitzsch, „ein Bauer," wie Herschel sagt, „von Stand, oder ein Astronom von Beruf." Er besaß ein Teleskop von acht Zuß, mit dem er seine Entdeckung machte. Des folgenden Tages theilte er sie einem Dr. Hoffmann mit, der unverzüglich mit ihm nach seiner Bauerstelle ging und an den Abenden des 24 27. und 29. Dezembers den Kometen mit einiger Astronom bemerkte ihn unmittelbar nachher; allein dieser Mann war, wie Pennevoulant sagt, auf seine Entdeckung so eifersüchtig, wie ein Liebhaber auf seine Geliebte, oder ein Geizhals auf seinen Geldschatz. Er weilte sie mit Niemanden theilen und machte sich den egoistischen Spaß, dem Kometen Tag für Tag in seinem Gleise zu folgen, während seine Kollegen durch ganz Europa sich strapazirten und in den Himmels gegenden vergebens herumgurkten. Deßhalb, ein französischer Astronom, mit sein Assistent Messier, der wegen des unermüdeten Eifers, womit er den Kometen nachjagte, von Ludwig XV. den Beinamen furet des comètes (Kometen-Jltis) erhielt, hatten dem Halleyschen Kometen achtzehn Monate lang mit fast unverwandtem Auge aufgelauert. Deliste berechnete eine Ephemeride und entwarf eine Karte seines muthmaßlichen Laufs an Himmel, die Messier dann mit seinen Spiegelbrille richtig zu liiten. Diese Karte war aber unrichtig und lenkte Messier's Aufmerksamkeit nach einer Gegend am Firmamente, die der Komet nicht passirte. Deßwegen gelang es ihm, den ersehnten Gast am 21. Januar 1759 zu dreiviertelmmen. Seine Freude war um so größer, da er nicht wußte, daß man ihm schon zuvorgekommen war.*) Von jetzt an wurde der Komet noch an verschiedenen anderen Orten, in Bologneze, Brüssel, Lissabon, Cadix ꝛc. ꝛc. gesehen.

Aus der Beobachtung seines Laufes ergab sich, daß er seine größte Sonnennähe am 13. März, also nur 23 Tage vor der vorhergesagten Bestimmung Clairaut's, erreichte. Der Komet erschien bei dieser Gelegenheit sehr rund, mit einem schimmernden Kern, der von seiner Dunsthülle weich zu unterscheiden war. Von einem Schweife konnte man noch nichts bemerken. Am 14. März des Morgens stellte sich derselbe ein den Strahlen der Sonne; am Morgen des 1. April wurde er wieder gesehen. An diesem Tage beobachtete ihn Messier, der mit Hülfe seines Teleskops den Schweif zu unterscheiden glaubte. Von denselbea Astronomen wurde er den 3., 15. und 17. Mai beobachtet. Lalande war nicht so glücklich, eine Spur von dem Schweife zu entdecken.

Der Halleysche Komet war im Jahre 1759 viel weniger groß und glänzend erschienen, als früher; man kann aber aus diesem Umstande

*) La Harpe erzählt in seiner Correspondance Littéraire (Paris, 1960) folgende interessante Anekdote von Messier. Dieser Mann brachte sein ganzes Leben auf Kometenjagd zu. Er war ein passionirter Mensch, einer von jenigen Capricen. Einst hatte er schon längere Zeit einem Kometen nachgesehen, als seine Frau plötzlich erkrankte und bald nachher starb. Die Aerzte der Kranken hatte ihn von seinem Observatorium entfernt, und Montagne von Limoges war unterdeß so glücklich, den Kometen von ihm zu entdecken. Messier gebrehrte sich darüber wie ein Verzweifelter. Seine Freund versuchte ihn, um seine Trostgründe wegen des Hinscheidens der Madame Messier anzubringen; der Astronom aber, welcher nur an den Kometen dachte, rief freudig dazwischen: „Ach Herr, ihr habt mir gerettet. Ohne sie, hätte der Montagne den dreiviertens wegschapren müssen!" Dabei stützen sich seine Augen mit Thränen.

noch nicht auf wirkliche Verminderung seiner Masse schließen. Im Jahre 1759 wurde er unter den ungünstigsten Umständen gesehen — er war fast immer durch die Wirkung des Zwielichts verdunkelt und hatte außerdem die ungünstigste Stellung für den Europäischen Beobachter. In der südlichen Hemisphäre war er zu Pondichery von Pater Coeur-Doux und auf der Insel Bourbon von La Caille unter günstigeren Umständen beobachtet worden; diese beiden Sternkundigen stimmen darin überein, daß der Schweif selbst dem unbewaffneten Auge sichtbar gewesen und eine Länge von 10 bis 47 Graden erreicht habe.

Auf seinem Rückweg von der Sonne wurde der Komet noch bis in die Mitte des Aprils beobachtet, um welche Zeit seine südliche Stellung bewirkte, daß er erst nach der Sonne aufging. Man konnte ihn demnach am Morgen nicht mehr sehen. Vermuthlich einer fernern Veränderung seiner Stellung kam er den 29sten wieder nach Sonnenuntergang zum Vorschein. In diesem Tage erschien er Messier wie ein Stern erster Größe. Aber jetzt entstand eine neue Schwierigkeit — das Licht des Mondes war so stark, daß es die Wirkung des Kometen in dreifachem Grade schwächte. Der Körper verschwand im Anfang des Juni ganz und gar.

Der Komet hatte jetzt unter weit günstigeren Umständen, als jemals, einen neuen Lauf begonnen. Eine Periode von 76 Jahren dieselbe ihn wohl im gegenwärtigen Jahre 1835 uns wiederbringen. Aber im Verlauf dieser 76 Jahre hat die Wissenschaft der Analyse, besonders in ihrer Anwendung auf physikalische Astronomie, wunderbare Fortschritte gethan. Die Methoden der Untersuchung haben sich vereinfacht, sind allgemeiner und ausführbarer geworden, und die mechanische Wissenschaft, in der weitesten Bedeutung des Wortes, umfaßt jetzt mit ihren Formeln die komplizirtesten Bewegungen und die winzigsten Wirkungen der gegenseitigen Einflüsse der verschiedenen Glieder unseres Planeten-Systems. Diese Formeln zeigen dem Auge des Mathematikers alle Evolutionen jener Körper in vergangener Zeit und alle Revolutionen, denen sie in Zukunft ausgesetzt seyn werden. Im Jahre 1778 setzte die Französische Akademie der Wissenschaften einen hohen Preis auf genaue Bestimmung der Wiederkehr von Kometen und der Störungen, die sie durch die Planeten in ihrer Bahn erfahren. Diese Preis-Aufgabe veranlaßte das berühmte Memoire Lagrange's, ein Muster für alle künftige Forschungen solcher Art. Lagrange's Untersuchungen hatten jedoch nur einen ganz allgemeinen Charakter, und es war eine besondere Anwendung derselben auf den Hallerschen Kometen wünschenswerth, den einzigen, dessen periodische Wiederkehr man ermittelt hatte. Im Jahre 1826 löste Herr von Pontecoulant dieses Problem und bestimmte die Wiederkehr des Hallerschen Kometen zum Perihelium auf den Morgen des 14. November 1835. Zwei andere Astronomen, die Herren Damoiseau und Lubbock, rechneten indeß nur berechnete, der Erstere den 4. November, der Letztere den 31. Oktober als Termin des Perihelions.

Der Erfolg wird lehren, welcher Kalkül der richtige war, und ob nicht jeder dieser Herren sich verrechnet hat. Bei so kolossalen Berechnungen müssen viele kleine Quantitäten nothwendig übersehen werden; außerdem ist die Masse des Uranus noch nicht genau bekannt, also auch die Wirkung, welche selbst auf den Kometen nicht mit vollkommener Sicherheit zu erwarten; endlich sind diese Berechnungen unter der wahrscheinlich falschen Voraussetzung angestellt, daß die Planeten in einem völlig kosmischen Raume sich bewegen und somit auf ihrer Bahn keinen Widerstand finden. Davon im zweiten Artikel.

Wie dem auch sey, jedenfalls sprint es eine ziemlich ausgemachte Sache, daß der Komet schon gegen Ende des kommenden August dem zu Anfang Septembers in ganz Europa sichtbar seyn werde. Höchst wahrscheinlich wird man ihn mit unbewaffnetem Auge sehen können; er wird sich wie ein Stern erster Größe ausnehmen, aber von matterem Glanze als ein Planet, und in einen bleichen Nebel gehüllt seyn. In der Nacht des dritten Oktobers erscheint er um Mitternacht im Osten, etwa 30 Grad über dem Horizont. Zwischen dieser Stunde und Sonnen-Aufgang steigt er immer Firmament hinan und durchschneidet die Mittags-Linie beinahe im Zenith von London. In der Nacht des 7ten nähert er sich dem Großen Bären, und vom 7ten — 11ten geht er durch die 7 Sterne dieser Constellation.

Gegen Ende Novembers wird der Komet in den Strahlen der Sonne verschwunden und erst gegen Ende Dezembers wieder zum Vorschein kommen. Auf jeden Fall bleibt er aber dann nicht lange mehr sichtbar.

Die ganze Länge der Bahn des Halleyschen Kometen beträgt ungefähr das 35fache des Abstandes der Erde von der Sonne, und ihre größte Breite das Zehnfache. In seiner größten Sonnen-Nähe wirken Licht und Wärme auf den Kometen viermal stärker, als auf die Erde; in seiner größten Entfernung aber 1200 Mal schwächer.*)

Bibliographie.

A treatise on headache, their various causes, prevention and cure. (Ueber Kopfweh und dessen verschiedene Behandlung.) Von Dr. G. Hume.

A manual of the sects and heresies. (Die Sekten der christlichen Kirche in frühester Zeit.) 3 Sh.

Asien.

Ein Tag in Syrien.

Aus den Papieren eines Russischen Reisenden.

Welch herrlicher Morgen! Welch furchtbarer Morgen!

Ich sah, zu einer und derselben Zeit, die Natur in ihrer größten Majestät, und den Menschen in seiner größten Abscheulichkeit.

Meine Reise ging von Dschefsir nach Deir-el-Komar. Während der ganzen Nacht zogen wir auf schmalen Pfaden längs steilen dunkeln Abgründen einher, aus deren Tiefen das dumpfe Echo strömender Wasser empordrang. Ueberall erhoben sich über unseren Häuptern schwarz-Granitmassen, deren Umfang die Nacht verdunkelte. Ein düsterer Nebelschleier hing über ihre Spitzen und ließ nicht einen einzigen Stern durchblicken. Furcht und Kühnheit sind in solchen Augenblicken gleich unnütz; die Einbildungskraft stellt sich leicht die Gefahren vor, die jeden unserer Schritte umringen, wenn der Reisende sich mit einer Fliege vergleicht, die auf einer senkrechten Mauer umherwandelt; das Auge aber nimmt nicht Theil an der Gefahr, weshalb man ihr Vorhandenseyn mit den Schreckbildern eines schweren Traumes vergleichen könnte. Man kann sich nur auf die Erfahrung seines Maulthieres verlassen; hier hört der Mensch auf, er selbst zu seyn, und wird vollkommen eins mit dem Thier, das er besteigen; er überträgt demselben seine Gedanken und seinen Willen, und existirt fast nur durch dasselbe. Nicht wagend, irgend eine Bewegung zu machen oder das Thier zu leiten, ist er traglos und duechaus in der Gewalt seines Trägers. O, ihr Maulesel und Esel! Wenn ihr wüßtet, wie sich in solchen Augenblicken der Mensch vor euch erniedrigt! Der weise und edle Mohr würde zum niedrigsten Schmeichler seines Esels werden, damit es diesem nur gefällig sey, vorsichtig eine steile, an einem tiefen Abgrunde sich hinziehende Höhe hinabzutreten. Hast du aber den großen Mann auf die Erde gebracht, so hüte dich, o Esel Plato's, den edlen Philosophen zu ärgern! So wie die Gefahr vorüber ist, so wirft du die Ueberbrachte mittelst eines Verbindens über den dringen fühlen und einen Begriff von unserer Dankbarkeit erhalten.

Auf den Höhen begann es, Tag zu werden. Wir schlugen den besten Weg ein; er zog sich an den Abhängen des El-Muchadschdschar hin, eines der höchsten Berge von Kesrevan. Ich ritt voraus, hinter mir kam ein Maulthier mit Gepäck, mein Führer, ein Druse, auf einem Esel, einherschreitend, dachte an nichts, als seinen Rücken und seine Füße; der Berg schien mir sein Ende nehmen zu wollen, und ich war, um so ungedrungener, da jedesmal, wenn wir am Ziel zu seyn glaubten, ein neuer Felsen oder eine neue Kluft uns nöthigte, einen großen gefahrvollen Umweg zu machen. Endlich hatten wir Alles besiegt. Vor mir eröffnete sich das großartigste Schauspiel mit den bezauberndsten theatralischen Abänderungen. So lange ich längs der Nordseite des Berges einherschritt, dachte ich an nichts, als an die Gefahr, die entgegengesetzten Seite der Morgen schon in seinem vollen Glanze leuchten könne. Auf der südlichen Bergeck angelangt, sah ich plötzlich — von einer Seite die Sonne, hinter den kufterneinen Höhen mit breiten, scharf bezeichneten Strahlen, majestätisch emporsteigend — von der andern das Mittelländische Meer, einer Decke von rosenrothem Seidenzeuge gleich, ausgebreitet über einen unermeßlichen Flächenraum, und leicht überspült von zitternden wie Seide glänzenden Wellen. Tief den Bergen, über mir und über dem Meer war die Luft durchsichtig, wie Quellwasser. Die krystallene Helle des Himmels, seine blaue Farbe nimmer wechselnd mit dem weißen Glanze des Tages, bezauberte das Auge. Und in dieser unermeßlichen Halbkugel eines reinen Aethers schwebte in der Ferne, wie ein reiner kleiner Wolkenstreifen, eine schwarze kugelige Wolke, einem Rauchstreifen gleich, den ein Dampfboot bei Windstille der Luft hinterläßt. Sie war einem dunklen Schatten auf das unter ihr liegende Wasser und zeichnete auf dessen rosenfarbener Oberfläche eine unregelmäßige, einem grossen Dintenfleckem gleichende Figur. Wer durch ein Fernglas auf der goldenen Sonnenscheibe einen schwarzen Fleck sah, der dem Auge bisweilen wie eine ungeheure Spinne erscheint, der kann sich leicht ein Bild dieser Wolke machen, die vom Meer durch den leichten rothlichen Schimmer des jungen Tages geschieden war. Ich konnte mich nicht satt sehen an diesem bezaubernden Schauspiel, als es sich plötzlich veränderte. Das Meer verfinsterte sich, das Innere der Wolke gerieth in Bewegung, ohne daß sich jedoch ihr Umfang vergrößerte. Man sah, daß auf dem Meere sich ein Wind erhob, obgleich rund um uns her, auf den Bergen, die Luft ruhig, die Wolken unbewegt blieben. Bald befanden uns gerade in gleicher Höhe mit der Wolke, so daß mein Auge ihre Spitze übersah, — und zugleich durch den Luftraum blicken konnte, der sie vom Meer abschnitt. Nach diesem schmalen Zwischenraum zu schließen, und nach den scharfen Umrissen der Wolke, ließ sich annehmen, daß ihr Standpunkt in der Atmosphäre von unserem Auge wenigstens drei große Meilen entfernt war. Bald sah man sie von dem Winde getrieben, einen Strahlen von oben und unten auf sich treffen, ohne daß unser Ohr auch nur die mindeste elektrische Erschütterung vernahme. Plötzlich fuhr ein von lautem Donnerschlage begleiteter Blitz zwischen der Wolke und dem Meere hin, das schnell in tiefes Dunkel versank. Lange wartete ich auf den Wiederhall, aber höre nichts. Inzwischen folgten andere Donnerschläge nach verschiedenen Richtungen hin, und oft schien Alles ein Feuer-Meer zu seyn. Diese ganze Dramatik von Finsternis und Feuer schien nicht mehr als einen Raum von etwa 500 Quadratfuß einzunehmen: das heulte Sonnenlicht und der reinste Himmel umgränzten von allen Seiten den Kampf der Elemente, gleichsam um uns ein belustigendes physikalisches Experiment zu zeigen. Wir standen und bewunderten die majestätische Phantasmagorie der Natur; sie wirkte sogar auf meinen sonst sehr gefühllosen Druser, der, als sie beendigt war, unwillkürlich ausrief: Schön — Herrlich!

Noch stand ich in Bewunderung verloren vor dem so eben beendigten Schauspiel, als schon wieder ein anderer, noch ungewöhnlicherer Gegenstand meiner Leidenschaft zum Bewundern neue Nahrung gab.

Meine Blicke vom Meere wendend, nachdem die Wolke demselben die ihm entzogenen Wasserdünste mit einer Zugabe von Feuer zurückgegeben und, besser geworden, sich vertheilt hatte, gewahrte ich einen nicht hohen, einige Werst entfernt vor mir liegenden Berg; er stand mitten in einer sich bewegenden Masse, die sich, mit Hülfe des Fernrohrs, als eine Volks-Versammlung auswies. So viele Menschen zu so früher Tagezeit! Dieser Umstand setzte mich in Erstaunen. Beim

*) Ein zweiter Artikel folgt nachstens.

El-Muhabbebchar, auf dem wir standen, war jener Berg durch ein tiefes Thal mit einem kleinen, hinter Felsen verdeckten Dorf getrennt. Innerhalb des Thales, am Abhange des Berges, lag ein Maroniten-Kloster, eines der 340 Klöster, mit denen dieses Gebirge bedeckt ist. Etwas höher als das Kloster bildete der Bergrücken eine nackte abschüssige Ebene, die sich weit nach Westen hinzog und zuletzt in den übrigen Höhen verlor. Auf dieser Ebene drängte sich, 2 oder 3 Werst vom Kloster entfernt, das Volk auf einen Punkt zusammen. Im Süden bemerkte man Bewegung, und auch allen Pferden, die das Gepäck trugen, ritten und gingen Leute von allen Seiten her. Mein Deute versicherte mir, daß es gewiß eine kriegerische Zusammenkunft sey; ich konnte aber nicht mit ihm übereinstimmen, weil ich durchaus keine Waffen bemerkte, wohl aber eine Menge Weiber und Maroniten-Mönche. Die Entfernung erlaubte keine deutliche Ansicht von dem, was dort vorging, und wir verließen unseren Platz, über meine Neugierde verwehrte, und mein Fernrohr war faſt beſtändig auf den interessanten Punkt gerichtet. Wie stiegen dergab, und glücklicher Weise führte der Weg in das Thal. - Je mehr wir in eine Linie mit dem kleinen Berge kamen, desto deutlicher ward die Bewegung der Menschenmasse; viele von derselben getrennte Gruppen standen ruhig auf hervorspringenden Anhöhen um auf Steinen; einige tanzten wie toll hin und her. Um vor Anderen bemerkte ich einen Mönch in katholischem Priester-Gewande, mit einem großen Kreuz in den Händen; hinter ihm bildete eine Menge von Männern und Frauen einen großen Halbkreis, in welchem er die Hauptperson zu ſeyn schien. Eine Zeit lang glaubte ich, es ſey eine Beerdigung; indessen bot der Platz gar keine Zeichen von einem Grabesacker dar, und ich setzte mithin voraus, daß man sich zu irgend einer anderen christlichen Feier versammelt habe. Plötzlich geriethen Alle in Bewegung. Viele liefen nach verschiedenen Richtungen hin, drückten sich in einiger Entfernung zur Erde, hoben etwas auf und liefen dann eben so schnell wieder zurück.

Ich fragte meinen Druſen, was dies bedeute, und erhielt von ihm ganz unerwarteter Weise zur Antwort, daß die Maroniten — Hunde, Zauberer seyen; daß sie sich mit der schwarzen Kunst erhalten, vermittelst welcher sie sogar die Flöhen und das ganze Bergvieh beherrschen, und daß das, was wir one uns sähen, wahrscheinlich irgend eine ihrer Teufeleien wäre. Sein Ausfall gegen die Maroniten machte meine Heiterkeit ege. Da die Druſen ſeit ſelten ihre Meinung über einen Stamm sagen, der einen politischen Körper mit ihnen bildet, wiewohl sie ihn der Religion wegen und aus Staatsdringlicher Eifersucht anfeinden, so beschlüpfte mich der Wunsch meinen Führer in Bezug auf die Maroniten. Der Druſe konnte nicht Worte genug finden, um seinen Zorn gegen „diese Unreinen" auszudrücken, und ließ ihn durch kräftige Hiebe auf sein mit meinen Effekten beladenes Maultier aus, wobei er verschierte, daß dieses, obgleich ein Vieh, doch gescheidter und besser wäre, als ein Maronit. Ich lachte laut auf; der Druſe schwur doch um Ihnen, er rede die Wahrheit. Wir hatten bereits eine Menschenmasse beregessen, die noch so eben unſere Aufmerksamkeit erregt hatte, als uns ein junger Bauer entgegenkam, der vier mit Mehl beladene Esel vor sich her trieb. Der Weg war gerade wieder sehr schmal geworden, und wir besanden uns in großer Verlegenheit, wie wir einander glücklich vorbeikommen sollten.

„Was geschieht dort auf dem Berge?" — „Wo? Dort? . . . Man steinigt dort." — „Was spricht Du, Menſch, von Steinigen? Wen steinigt man? Wofür?" — „Ein Paar Liebende! Ein Mädchen und ihrem Geliebten!"

Ein Schauder ergriff mich. Ich wollte noch genauer ausfragen, aber mein Druſe, der ſich von seinem Ausfall gegen die Maroniten noch nicht erholt und an gewissen Zeichen in dem jungen Bauern einen ihrer Stammverwandten erkannt hatte, nickte mir, als wollen Kräften ein treffen Esel losjuhauen. Er teied ſie aus dem Wege und, auf ihren Herrn schimpfend, nöthigte er einen derselben auf einen gefährlichen Abhang hin. Der Bauer verließ mich und stürzte auf den Druſen zu. Es begann ein Kampf, in welchem jedoch mein Führer, ein Bergbewohner von kräftigem Wuchs, behender und dreitschultig, ein entschiedenes Uebergewicht über den jungen Maroniten gewann. Nun auf meine Bitte ließ er seinen auf den Esel stürzenden Gegner los, der mit an die Kehle gefaßt hatte und zu erwürgen drohte. Die Esel mit ihrem Mehl und unſere Maultiere bildeten auf dem Wege eine vereinte Gruppe. Meine Stellung zwischen denselben war nichts weniger als angenehm. Endlich kamen wie indessen noch ziemlich gut aus einander und setzten unſere Reise fort: die Thiere schritten ruhig auf engegenen gefegten Straßen dahin; ihre Herren aber blickten noch oft zurück und überschüttten ſich mit Schimpf-Reden.

Wie sehr mich auch dieses unvorhergesehene Ereigniß, bei welchem ein feindlicher Esel meinen Fuß verletzte, beschäftigt hatte, dachte ich doch nur an das Schicksal der Unglücklichen, denen ein so furchtbarer Tod wartete. Ich richtete mein Fernrohr dahin, — und nur der Gedanke an ihre Leiden, an die unmenschlichkeit ihrer Verfolger, an den barbarischen Gebrauch, die Steine unbeeibt durch Blut aufrecht erhalten zu wollen, lenkte meinen Blick von diesem schreckhaften Schauspiel ab. Meine Brust ward beklemmt; ich konnte nicht mehr dahin sehen. . . .

So befolgen die Menschen die erhabene Lehre ihres Erlösers auf derselben Stelle, die vielleicht Sein göttlicher Fuß betrat! Aus weſſen Händen floß der erste Stein auf die Häupter der Verbrecher? Gewiß nicht aus den Händen eines Menschen, der selbſt frei von Sünden war! Wer wollte, bei solchen Thatsachen, noch von dem Nutzen der Geschichte, von ihren Belehrungen sprechen!

Nach einer Stunde erreichten wir eine von herrlichen Bäumen beschattete Hütte (Duffan), in welcher ein alter Araber den Wanderern den Kaffee, Gurken und Scherbet mit Schnee verkaufte. Einige Maultiel hatten ſich im Schatten zwischen Gepäck hingelagert; mehrere auf der Erde im Kreise ſitzende und Tabak rauchende Druſen und Maroniten unterhielten ſich kaltblütig von der Neuigkeit des Tages, — von der Hinrichtung der treubrecherischen Liebenden. Der Herr des Duffans, auch mit einer Pfeife im Munde, präſidirte in dieser Versammlung und leitete die Beurtheilungen. Die ernſte Wichtigkeit seines Amtlizes ausſprach vollkommen seinem Titel eines amtlichen Zeitungsschreibers, den er ſich selbſt beigelegt hatte. Er theilte allen Ankommenden die Kunde der Sache, und ſobald einer der Gäſte eines Umſtandes erwähnte, der mit seinem Text nicht übereinſtimmte, unterbrach er ihn ſogleich mit den Worten: „Ha, Mensch! Was schwatzest Du? Habe ich es Dir so erzählt?" — „Wie hast Du es ihm erzählt, o Duffandſchi?" fragte ich ihn, mich dem Kreise nähernd.

„Ah! . . . Sind Sie's, Herr? Sey mir Dir, o, Herr! . . . Setze Dich hierher auf diese Matte. Beſtellt Du etwas? Kleines, bringe dem Herrn eine Taſſe Kaffee! . . . Von wober beliebt Du zu kommen? Dich erwartend ſtarben wie beinahe vor Ungeduld. Steopf Dir eine Pfeife, machte es Dir bequem; dann werde ich Die die ganze Geschichte erzählen. Gut! Ju Schu-eie, — kennſt Du Schu-eie? — lebte ein junges Mädchen, Namens Gallusna (Helena). Ihr Vater ſaſſ ein Tabaks-Feld, das ihm von Schech-Mansur vergrtommen ward. Er ſtarb aus Kummer, vielleicht aus Hunger. Seine Tochter, 12 Jahr alt und ſehr hübſch, — mit großen Augen, ſteifſt Du, wie meine Faust, — blieb als Waise nach. Gut! Bald darauf lernte ſie einen jungen Menſchen kennen aus dem Dorfe, das Du hier im Thale liegen ſiehſt. Er hieß Ebabd. Seine Mutter war eine Zauberin und übrigte ihm wahrscheinlich ihre Künſte mit, denn am Tage war er immer hier, und Nachts in Schwarzbedenke mit die Entfernung! Ein Paar Tdäler! . . . Er verkittete aber auf dem Teufel ſelbſt. Gut! . . . Ich ſelbſt ſah ein paarmal etwas Großes, Schwarzes, ſo groß wie ein Dache mit einem ſehr langen Schwanz, Nachts hier über den Berg, gerade nach Schu-eie hinziehen. Er war verliebt in Galluna, — und ſie in ihn: was konnte man anders von einem Weibe, das doch nur eine Schlange iſt, erwarten! Gut! . . . Und da ihr die ſchwarze Kunſt auch bekannt war, ſo ſchufen ſie ſich einen Kindlein an."

„Der Segen Gottes über Dich, o, Duffandſchi!" rief ich lächelnd aus. „Waren denn dazu Zauberkünſte nöthig?"

„Was? Du glaubſt mir nicht?" rief der Alte mit Heftigkeit aus, und ſuchte mit aller Gewalt die Richtigkeit ſeiner Erzählung darzuthun, und zwar mit einer Weitläuftigkeit, daß ich zuletzt nicht mehr auf ſein Worte hörte. Unterdeſſen gingen Sonnen-Untergang, traf ich in einem anderen Duffan mehrere vermünſtige Maroniten, die der Hinrichtung beigewohnt hatten und nach Hause zurückkehrten. Dieſe gaben mir eine viel einfachere Schilderung von der Sache. Galluna war in der That eine ohne Aufſicht lebende Waise gewesen; leider konnte ſie dem zärtlichen Liebhaber nicht widerſtehen. Er, aus ſeiner Mutter, einer Baſe von Gallusna, Mutter, seine Verwandten. Die Letzteberklärt wandte allerlei Mittel an, das Verhältniß der jungen Leute aufzuhalten, und ſperrte ſie zuletzt in ein Gefängniß, in welchem ſie 14 Jahr lang ſchmachteten. Wieder feierlichen, vereinigten ſie ſich auch wieder. Der junge Menſch erklärte, daß ihn nichts in der Welt dazu bringen ſolle, Derjenigen zu entſagen, der er Liebe bis zum Grade geſchworen habe, und daß er, wenn man ihn abermals verfolgen ſollte, nach Saida gehen, und dort unter dem Schutze des Paſchas leben würde. Diese Drohungen führten das Verderben beider Liebenden herbei. Fanatiker beſtanden darauf, daß ſie die Strafe des Ehebruchs erleiden müßten. Man grub ſie bis zur Brust in die Erde ein, und der verſammelte, in tiefſten Aberglauben verſunkene Pöbel, zerſchmetterte ihre Häupter mit ſteinigte ſie zu Tode. Oſſip Morosoff. (b. A. Z.)

Mannigfaltiges.

— Flora von Ebina. Nach einer Mittheilung de Candolle's an die Akademie der moralischen und politischen Wiſſenſchaften in Paris iſt das vollſtändigſte botaniſche Werk über China das von dem Doctor Bunge, der ſich bei der Ruſſiſchen Geſandtſchaft in Peking befand. Er hat in Nord-China 420 Pflanzen entdeckt, wovon 59 in Peking und deſſen Umgegend angebaut werden. Von dieſen ſtammen einige, wie die Barietäten der Orange, Camellia, Chrysanthemum, Rosen u. ſ. w. aus Japan und Süd-China; mehrere kommen aus Europäiſchen Gärten. Nach Bunge aller dieſer bleiben 361 einheimiſche Species, wovon 90 zugleich in Europa und China vorkommen, 136 aber völlig neu ſind. Eine dieſer letzteren, die leicht auch bei uns angebaut werden könnte, iſt eine wilde Kaſtanie mit vierblättrigen Blüthen, die lange Büſchel bilden; eben ſo Citrus microcarpa, deren Frucht kaum größer iſt als eine Kaſtanie.

— Neue Kartoffel-Art. Doktor Wetherill in New-York ſoll eine neue Kartoffel-Spezies entdeckt haben, deren Blüthe der von Solanum montanum ähnlich iſt und die in unſerem Klima leicht gedeihen würde. (L. P.)

— Mais-Papier. Ein Arzt zu St. Omer, Namens Pallas, hat der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris eine neue Art Papier überſandt, welches aus dem Marke des Mais, nachdem der Zuckerſtoff aus demſelben extrahirt worden, bereitet wird. Es braucht nicht geleimt zu werden, da die ſchleimige Beſchaffenheit der Pflanze ihm hinreichende Feſtigkeit giebt. Bei dem immer fühlbarer werdenden Mangel an Lumpen (nämlich linnenen) dürfte unſerer ſchreibſeligen Zeit dieſes Surrogat ſehr erwünſcht kommen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 81. Berlin, Mittwoch den 8. Juli 1835.

Island.

Islands Entdeckung und erste Anbauung.

Von N. M. Petersen,

Registrator im Geheimen Archiv zu Kopenhagen.*)

Island zeichnet sich, wie bekannt ist, weder durch reiche Natur, noch blühende Schönheit, aber desto mehr durch wundervolle Natur-Erscheinungen und historische Wichtigkeit aus. Liegend doch gegen Nordosten, in seinen höchsten Punkten bedeckt von ewigen Schneegebirgen und Jökeln, ruht es auf unterirdischen Höhlen, die von einem ewigen Feuer durchströmt werden. Es war vor Alters das Vaterland der nordischen Helden und Skalden; es bewahrte die Quellen der nordischen Geschichte und der nordischen Sprache; und es gab diese nach einer langen Reihe von Jahren dem Lande Skandinavien wieder zurück. Aber längst ist seine frühere Herrlichkeit verschwunden; rauh, kalt, schwach bevölkert und wenig bebaut, muß es seine Ehre aus verschwundenen Zeiten holen; das Gefühl und die Phantasie, welche bei diesen weilen, stellen es in einem Zauberlichte dar, dem die Wirklichkeit auf keine Weise entspricht; nur in dieser Hinsicht wird es für die Gegenwart und für unbekannte Zeiten einer der merkwürdigsten Theile Skandinaviens sein und bleiben, wichtig eines historischen Baustaffeines, auf welchem sein Ruhm verzeichnet steht.

I. Aelteste Nachrichten über Island.

Sofern man den alten Isländischen Geschichtschreibern selbst Glauben beimessen darf, kommt die erste historische Nachricht über Island bei Beda dem Ehrwürdigen vor, der im Jahr 735 starb. Beda spricht nämlich von einer Insel, Thule (Thyle, Thile), welche Tagesbahnen zur See nördlich von Britland liegend, so hoch gegen Norden, daß es im Winter nicht Tag wird, und im Sommer, wenn der Tag am längsten ist, nicht Nacht. Diese Beschreibung haben die alten Isländischen Geschichtschreiber selbst auf ihre Insel angewandt; „viele kundige Männer", sagen sie, „haben dafür gehalten, daß dieses Thule Island sey, denn an vielen Stellen des Landes scheint die Sonne zu der Jahreszeit, wenn der Tag am längsten ist, des Nachts, und zu der Zeit, wenn die Nacht am längsten ist, steht man an vielen Stellen des Tages die Sonne nicht."**)

Bei genauerer Betrachtung von Beda's Schrift, welche die Isländischen Geschichtschreiber andeutlich nennen (aldasæbók) wird man sich jedoch bald überzeugen, daß er Thule nur nach Berichten von Pytheas von Marseille, Solinus und Plinius nennt, ohne dabei ausdrücklich Island, als ein damals entdecktes und wohlbekanntes Land, vor Augen zu haben. Er sagt nämlich nie wird durch das bei Beda vorkommende Thule,***) wie die Isländischen Geschichtschreiber wollen, Island verstanden werden kann und muß, gründet sich auf eine Untersuchung, welche von vielen Gelehrten zu verschiedenen Zeiten darüber angestellt worden ist, welches Land im Norden das bei den alten Schriftstellern des Süden und späterhin die Saxo und anderen Schriftstellern des Mittelalters vorkommende Thule sich bezeichne.

Im Allgemeinen ist man bei dem Resultate stehen geblieben, daß das Thule der Alten, das nach der Beleitung des Mories****) jetzo äußerste Land gegen Norden bezeichnen kann, von den Shetlands- Inseln

*) Der als Skandinavischer Sprach- und Alterthums-Forscher nicht blos in seinem Vaterlande Dänemark bekannte Verfasser hat diese Abhandlung am 12. Februar 1829 in der Königlich Dänischen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde vor. Sie eröffnet das zweite Heft des ersten Bandes der von dieser Gesellschaft herausgegebenen Zeitschrift: Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed (Kopenhagen, 1833), und ist eigentlich der Anfang einer Geschichte von Island, mit deren Ausarbeitung der Verfasser sich beschäftigt. Hierauf beruhet sich auch der größte Theil der Einleitung, von welcher hier nur der erste Abschnitt geliefert wird, indem der folgende im Allgemeinen den Plan und die Darstellung betrifft, welche man Verfasser bei der von ihm angekündigten Geschichte des berühmten Eilandes beobachten wird.

**) Landnamaq, Vorrede. Olaf Trygvas Saga, Kap. 110. Joennanna Segaa I. 223. Die Worte von Beda's Textschrift stimmt mit anderen Berichten überein; Jedoch hat 735 oder 736 —

***) Die ohne Zweifel gemeinte Stelle bei Beda steht in seiner Schrift de natura rerum et ratione temporum (Colon. 1537 Fol.) Nachdem er von den sechs Monate langen Tagen und eben so langen Nächten in den Ländern am Pol gesprochen hat, schreibt er: Sed quod Ultra Britanniam Thyle Pytheas Massiliensis scribit, sex dierum navigatione in septentrionem a Britannia distante, sed notandum, quod de Thyle aliter scripsit Solinus: Thyle, inquit, sidima, in qua nostrive solstitio, aeie de cancri sidere fusciente transitum, nox nulla: — bromali solstitio perinde nullus dies. Quod Plinius quoque in libro septimo suo praetermisit: Ultima, inquiunt, omnium quae memoranter Thyle, in qua solstitio nullas esse noctes indicavimus, quod aliquanto sole transmittit, nullasque contra per brumam dies: hoc quidem sensis mendibus fieri arbitrantur.

****) Islandsk Hist. Bd. I. Deutsch Ausg. Maat, äußerste Gränze. Andere leiten das Wort von final, weil in der Sprache der Isländer dem Nord bezeichnen soll. Werlauf: Ueber der Bekanntschaft der Skandinavier mit der nordlichen Halbinsel in den Schriften der Skandinavischen litter. Gesellschaft für 1814, S. 43. Anm. (Dänisch).

*) Gibbon's Ausgabe von Camden's Britannia. Th. 2. S. 1482 u. f. w. Throdhoerr: Beitrag zur Erklärung von Ptolomäus Nachrichten über die nordischen Länder in den Schriften der Skandin. litter. Gesellsch. B. III. S. 205. (Dänisch). Wedel Simonsen: Uebersicht über die Perioden der Nationalgeschichte. Th. 1. S. 23.

**) Forster's Entdeckungen in Norden, S. 33.

***) Die Richtigkeit der hier angenommenen Platze leuchtet Jedem, der nicht voraus eingenommen ist, durch das Einfache und Natürliche der Erklärung ein. Saxo nennt ganze Provinzen Städte; es ist hier auch nicht das erstemal, daß er die alten Isländischen, aber überhaupt alle Nordischen Naturkräfte falsch und barbarisch übersetzt hat. Torfäus, der sonst dasselbe Lob (Series, S. 317—319). Saxo's Thule könne nichts anderes als Island heißen, hat richtig bemerkt (Hist. Norv. B. 1. S. 368), daß Saxo's Fala (Fair's) Klüfte in Norwegen (s. Geister Kingsmen nimmt dieses Fala für Halla Saxo Reise Halder Th. 1. S. 542: Deutsche Ueber. S. 450) daß für Halloping (Sven für Sval, B. 13. S. 247), deshes in Gudbrands- und erklärt martialisch man sich, aber dadurch wird der gänzlich Ordnung bei Saxo gestört. Eine ausführlichere Entwickelung, die hier nicht an ihrer Stelle gewesen sein würde, darf ich hoffentlich anderwärts geben. Der Dänische Geschichtschreiber gemachte Vorwurf, daß er das Wort Fala bei Saxo auch auf Falun deute, trifft ihn nicht, denn Geiser sagt ausdrücklich: Falun ist die Deutung dieses Wortes; und der Dichter Esaias Tegner nun ungeirrt sen: „dreitlet uttydd på den så mycket senare fadan Zahlun innebär en orimlighet." Er sagt noch hinzu: Forlans Hist. Norv. I. 368 leie auch Fjafir in Norwegen. Mohnike.

****) Im Nördlichen Sunde bei Tönsberg.

†) Man vergl. P. E. Müller: Ueber Saxo's Quellen in den obil. und hist. Schriften der Gesellschaft der Skandinavischen Th. 2 S. 216 u. f. w. (Dänisch) und Jon Magnusen's Einleitung zu Saxo's Mythologien in Lod Edda. T. III. S. 576 —

††) Insula Thyle — aune Island appellatur. Adam. Brem. de situ Daniae (ed. Mader) Hamb. 1706—157

†††) Ebendaselbst S. 157—159.

Digitized by Google

Schrift des Irländischen Mönches Dicuil, der im Jahre 825 schrieb. Er spricht von diesem Thule als von einer unbewohnten Insel, die jedoch zu seinen Lebzeiten, etwa im Jahr 795, von einigen Mönchen besucht worden war, mit denen er selbst gesprochen habe, und die sich einmal vom ersten Februar bis zum ersten August daselbst aufgehalten hätten. Diese Mönche widerlegten die alte Vorstellung, die man mit Thule verband, daß man rund um dasselbe ein stets zugefrorenes Meer fände, berichteten aber, daß eine Tagereise weiter nach Norden das Meer wirklich mit Eis belegt wäre. Die Länge des Tages und der Nacht betreffend, fanden sie, daß die Sonne zur Zeit des Sommersolstitiums, und einige Tage vor und nachher, so wenig den Himmel verließe, daß man, so wie am Abend, also auch am Morgen die Verrichtungen vornehmen könne, daß aber daselbst keineswegs, wie Einige gelagt hätten, von der Frühlings- bis zur Herbst-Nachtgleiche beständig Tag, und umgekehrt von dieser bis zu jener beständig Nacht sey. Schon hundert Jahre vor dieser Zeit zogen Mönche von Irland, wahrscheinlich auf Erde zum Einsiedlerleben, nach vielen in dem nördlichen Theile der Irländischen Meeres gelegenen Inseln. Dicuil nennt unter anderen einige solcher Inseln, zu denen man von den Nord- Britannischen mit günstigem Winde in zwölen Tagen kommen könne, und welche gleichfalls zu seiner Zeit unbewohnt waren; die Einsiedler, die sie besuchten, mußten sie wegen der Normannischen Seeräuber verlassen. *) Da von diesen Inseln unter anderen gesagt wird, daß sie viele Schafe (Faar) hätten, so ist es höchst wahrscheinlich, daß diese von Dicuil erwähnten Inseln die Färöer (Færöerne) sind, die auch in den Irländischen Einsiedler oder andere Christen zuerst hierher gekommen, so kann es nicht so seltsam erscheinen, wenn auch einzelne durch diesen oder jenen Zufall, wie Dicuil's eben erwähnter Bericht anzudeuten scheint, nach Island kamen. Dicuil kannte, nachdem er der Färöern gedacht hatte, unter Thule Mainland oder eine andere bedeutende Insel nördlich von Britannien nicht verstehen, und wußte weniger eine von den Färöern selbst, da er gleich darauf von dieser Inselgruppe sagt, daß Thule also auf kein anderes Land, als auf Irland; auch dieses paßten nach dem Berichtegrade von 64 bis 65 Grad nur die Umstände, die er von der Tageslänge anführt. **)

Diese Vermuthung wird auf eine höchst treffende Weise durch die alten Irländischen Nachrichten von einem Volke bestärkt, das auf der Insel gewohnt haben soll, ehe die Normannischen Seeräuber sie. Es hielten sich, so erzählten sie, Männer daselbst auf, welche die Nordmänner Papas nannten, die Christen waren, und die den Westen über das Meer gekommen sehn sollten; es wurden nach ihnen irische Bücher, Glocken (bjöllur), Krummstäbe (baglar) und andere Dinge solcher Art gefunden, woraus man schließen konnte, daß sie Westmänner (von Irland oder Britannien) wären. ***) Diese Dinge fand man östlich in Papa und in Papyli Pay, Papyli und Papeyjar sind Benennungen, die den Hornsfjord in Skaptefelsssyssel, ja Papas daran auch noch südlicher gewohnt, da wo nachher Kirkebø (Kirkjubær) angelegt wurde. Es wird auch, fügen die Irländischen Berichte hinzu, in Englischen Wörtern erzählt, daß einmal Verkehr zwischen den Ländern gewesen sey****). Daß die gedachten christlichen Sachen, wie Zassen meint†),

*) Da Dicuil's Schrift (Dicuili liber de mensura orbis terræ ed. Walkenaer, Paris, 1807. 8.) mit Recht sehr selten geworden ist, den Herausgeber ausgenommen, so hielten sich, so erzählten sie, Männer daselbst auf, welche die Nordmänner Papas nannten, die Christen waren, und die den Westen über das Meer gekommen sehn sollten; es wurden nach ihnen irische Bücher, Glocken (bjöllur), Krummstäbe (baglar) und andere Dinge solcher Art gefunden, woraus man schließen konnte, daß sie Westmänner (von Irland oder Britannien) wären. ***) Diese Dinge fand man östlich in Papa und in Papyli Pay, Papyli und Papeyjar sind Benennungen, die den Hornsfjord in Skaptefelsssyssel, ja Papas daran auch noch südlicher gewohnt, da wo nachher Kirkebø (Kirkjubær) angelegt wurde. Es wird auch, fügen die Irländischen Berichte hinzu, in Englischen Wörtern erzählt, daß einmal Verkehr zwischen den Ländern gewesen sey****). Daß die gedachten christlichen Sachen, wie Zassen meint†),

*) Da Dicuil's Schrift (Dicuili liber de mensura orbis terræ ed. Walkenaer, Paris, 1807. 8.) mit Recht sehr selten geworden ist, den Herausgeber ausgenommen, so hielten sich, so erzählten sie, Männer daselbst auf, welche die Nordmänner Papas nannten, die Christen waren, und die den Westen über das Meer gekommen sehn sollten; es wurden nach ihnen irische Bücher, Glocken (bjöllur), Krummstäbe (baglar) und andere Dinge solcher Art gefunden, woraus man schließen konnte, daß sie Westmänner (von Irland oder Britannien) wären. ***) Diese Dinge fand man östlich in Papa und in Papyli Pay, Papyli und Papeyjar sind Benennungen, die den Hornsfjord in Skaptefelsssyssel, ja Papas daran auch noch südlicher gewohnt, da wo nachher Kirkebø (Kirkjubær) angelegt wurde. Es wird auch, fügen die Irländischen Berichte hinzu, in Englischen Wörtern erzählt, daß einmal Verkehr zwischen den Ländern gewesen sey****). Daß die gedachten christlichen Sachen, wie Zassen meint†),

*) Da Dicuil's Schrift (Dicuili liber de mensura orbis terræ ed. Walkenaer, Paris, 1807. 8.) mit Recht sehr selten geworden ist, den Herausgeber ausgenommen, so hielten sich, so erzählten sie, Männer daselbst auf, welche die Nordmänner Papas nannten, die Christen waren, und die den Westen über das Meer gekommen sehn sollten; es wurden nach ihnen irische Bücher, Glocken (bjöllur), Krummstäbe (baglar) und andere Dinge solcher Art gefunden, woraus man schließen konnte, daß sie Westmänner (von Irland oder Britannien) wären. ***) Diese Dinge fand man östlich in Papa und in Papyli Pay, Papyli und Papeyjar sind Benennungen, die den Hornsfjord in Skaptefelsssyssel, ja Papas daran auch noch südlicher gewohnt, da wo nachher Kirkebø (Kirkjubær) angelegt wurde. Es wird auch, fügen die Irländischen Berichte hinzu, in Englischen Wörtern erzählt, daß einmal Verkehr zwischen den Ländern gewesen sey****). Daß die gedachten christlichen Sachen, wie Zassen meint†),

von einer oder der andern Normannischen Wikingsgesellschaft dort zurückgelassen seyen, die sie vorher auf Island geraubt hätten, und die nachher auf Island aus Land geflogen, entdeckt sucht allein alles historischen Beweises, sondern ist auch an sich selbst wenig wahrscheinlich. Was sollte die Britten bewegen, Bücher der Irländischen Einsiedler mit sich zu führen, um sie zuletzt auf einer den Irländischen Einsiedlern ganz unbekannten Insel zurückzulassen? Dagegen wird die Isländische Erzählung, daß diese Sachen einmal dort gefunden, durch Dicuil's Nachrichten vortrefflich bestätigt, denn diese wissen nach, woher jene Sachen dorthin gekommen. Der Name Papas, den die Nordländer den ersten Bewohnern dieses Landes beilegten, und der sich gleichfalls in den Ortsnamen Papö und Pappie erhalten hat, findet sich auch wieder auf den Shetlands-Inseln, Papa Westra und Papa Stronsa, womit die von den Irländern ihnen beigelegten Namen Papey, Papyli und Papuley übereinstimmen.*) Ohne Zweifel haben diese Inseln, die durch die Verehrung der Heiligen bekannt sind, ihren Namen von den Mönchen (Papae) erhalten, die sich daselbst aufgehalten hatten; und man kann also die Verbreitung derselben von den Orkaden aus über die Shetlandsinseln und Färöer bis nach Island verfolgen**). Wenn Dicuil die Mönche von den Färöern weggehen läßt wegen der Wikingszüge der Normannen, so stimmt dieses auch ganz wohl mit andern Nachrichten überein, denn die Züge der Normannen nach Irland begannen um das Jahr 795 und wurden späterhin wiederholt in den Jahren 798, 807, 815 und 835***); auf dem Wege nach dieser Insel haben sie höchst wahrscheinlich die Färöern besucht. Endlich läßt, um hierüber keinen Zweifel zu lassen, die auf der jetzt genannten Inselgruppe gefundene Sachen, sich sehr natürlich daher erklären, daß sie ursprünglich von denen Mönchen nach diesen Inseln mit binübergebracht wurden und nachher, ein Jahrhundert hindurch sich selbst überlassen, sich außerordentlich vermehren mußten.****)

Durch das Obengesagte ist es demnach erwiesen, daß Island von Irländischen Mönchen, etwa 65 Jahre bevor es zum ersten Mal von Nordländern aufgefunden wurde, bewohnt worden ist, welches nicht bloß aus den in's Jahr 860 hinaufgesetzt werden kann.

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Spießbürgers und Schulmeisters Anstichten vom Forstchrist.

(Schluß.)

Kommt mir! Auch wir weeden unsern Forstchrist für uns haben, wenn es dessen bedarf, unseren langsamen ruhigen Forstchrist — wenn das Gieeblatt nur zu treiben anfangt, das Weinlaub sich ausrankt um unsere Fenster, wenn der Garten sich in Blüthenschnee kleidet . . Jetzo leider werden diese sinnlosen Schändthaten, wenn sie sich unter dem lauen Hauche des Frühlings verjüngen, unser Auge erfreuen und laben; diese ländlichen Sorgen weeden unsere stille Muße würzen und uns Stoff genug dadrieten zur Unterhaltung. . . Ruhe und Sicherheit und gleiche Gewohnheit, dies süße Ding, und behagliche Thätheit, dies noch viel süßere, weeden über unseren Tagen schweben; nicht auf seine Naturkraft wird uns der Forstchrist anschauen, nicht dieß Hauptsächlich Gott werden wir zu wägen haben, und das Bessere wird uns nicht unaufbrüchig das Gute verkümmern; die Unruhe, das Mißbehagen, das Fieber, das aufreibende Fieber der Verwollkommnung wird nicht unseren Frieden stören, und wenn wir endlich aus dem Leben scheiden müssen, so werden wir doch wenigstens sagen können: wir haben gelebt. . .

Ein schöner Traum, Nachbar, aber ach, ein Traum! Verwirklichen läßt sich das nicht. Wir können es auch gar nicht. Ihr habt einen Laden, ich meine Schule — und dann wirklich, man sagt doch allgemein, man solle sich in diesem Thale, unter diesen Rosen von Jericho, wenn man so allein sitzt in seinem Baumgarten, nach Verlauf von acht Tagen doch einmahren; am Ende des Sommers verkauft man ihn wieder; am Ende des Jahres kommt man wieder zurück, vom Landleben gesättigt, obseit sogar an seinem Leben! Ach, das ist ein Traum, den niemahr darum nicht diese Träume! sieben wir nicht bereit in die nächtige Wirklichkeit, die böse Welt, die unserem Greifte immer offen steht! Verlangen wir sie nicht mit unseren Augen zu sehen, mit unseren Händen zu berühren, diese reizende Sterbliche, die unser Traum uns so schön, so rein, so ganz Gefühl, so zärtlich unseren Herzen vereint vorführte. Warten wir's nun wenigstens noch ab und fassen uns zunächst in Geduld. Der Abend des Lebens ist, wie man sagt, für solche Pläne geeigneter. Begnügen wir uns unterdessen, Nachbar, alle Sonntag nach Savoyen zu gehen!

Doch schlagt den guten Weg ein, ich bitte euch. Nach Sallenche wollt ihr! Sallenche liegt hinter Thonon nach der Bergen zu: wenn ihr ein Paar Zwölfzehngschlet seht, auf jedem die Nationen eines alten Geschlechts . . . Im nächsten Zeit Ihr Brüder, die Gottlos mit einander Krieg führeten; jetzt, wo sie längst vermodert sind, läßt sich im Mittermacht noch eine weiße Frau sehen; sie irrt klagend auf den Trümmern der Mauern umher und kommt oft am Fuß des Thurmes zum Vorschein, wo sie dann auf einem Felszacken sitzt und nach der Ebene hinzuwandt mit den Armen gestikulirt, während ihr Mann im Winde flattert.

Zu diesen Hügeln nun führen zwei Wege, der eine für die Forstschrittsmänner, der andere für uns, Nachbar. Der erstere ist ein Stück der Simplonstraße, überall gleich breit, ohne Schatten, denn den kann

*) Orkneyinga-saga. S. 74. 78. 116. 374.

**) Trompeter Haraldi Vormali haec terra (Orcbades) fuit inhabitata et cultabandus nationibus nullibet Petti et Papae, quae duae nationes fuerunt destructae radicitus ac penitus per Norregeavos. Orknеyinga-saga. Append. S. 389—393. G. M. Arndt erklärt sich gegen diese Ansicht über die Papae. Nordmännern. S. 94. M.

***) Suhm, Geschichte von Dänemark, Th. 1, S. 582. Torfoeus in den oben angeführten Beiträgen S. 135.

****) Torfoeus' S. 136.

Digitized by Google

der Forschheit nicht leiden, dabei grad' wie eine grade Linie, mit bedauernen Kiefelsteinen eingelegt, und statt mit Dörfern zur reizenden Abwechselung mit Douanen und Poststätten ausgestattet. Wenn nur noch Seitenbahnen könnten angebracht und Dampfwagen eingeführt werden, so würde diese Straße das Mißgliche an Pittoreskem, das Pittoreske der Langeweile, unserer Zeit und des Fortschritts überhaupt aufzuweisen haben. Die Uhr in der Hand, könnte man mit dem Schlage acht von Genf abreisen und mit dem Schlage neun in Thonon sein; es sind sechs Meilen in einer Stunde! Die Uhr in der Hand würde man in drei Minuten selbstklecken — die Eier wären im Nu im Dampf weich gesotten; die Uhr in der Hand würde man in sieben Minuten die Ruinen besehen, die man eigentlich schon aus dem Reisefaschenbuch kennt; dann würde man wieder auf den Dampfwagen steigen, und noch vor Elf, ehe Zeit in der Hand, in Ouxf sein! Jesus, entgeht über die Wunderfahrt, die man gemacht. Es ist wahr, der Forschheit ist ein bewunderenswerthes Ding! er beschleunigt und vervielfältigt die Freuden des Lebens, und verdoppelt und vertreifacht den Werth des Daseyns, daß es nur so eine Art hat! O du lieber Himmel!

Wenden wir uns dem anderen Wege zu, Nachbar, dem unseren. Bonaparte zu seiner Zeit sah ihn nicht und ließ ihn unangefochten; und da durch den Wiener Kongreß wieder an seinen alten Herrscherhaus zurückkam, so ist er auch unangefochten geblieben. Die alten Landstraßen bleiben, wie sie waren, werden nicht verbessert, aber behalten ihren Schatten, bleiben naß und holprecht, aber wild, friedlich, reizend für Jeden, der kein Dampfwunsch ist. Mit jeder Wendung wechselt die Aussicht; der Weg, bald aufsteigend, dann sich wieder sanft absenkend, bisweilen auch sich abflächend, ist mehr Bild als Straße. Die Wiener Kongreß-Herren haben ihn geschlossen und eingerammt, sprudeln lebendig und frisch, murmeln neben dem Wege her, kommen bis ins Wagengeleise, nehmen den Wanderer die Sohlen, und rieseln dann durch das erste beste Loch wieder davon, den Wiesen zu. Von diesen reinen Wasser, Nachbar, trinke Ihr, trinkt Euer Vieh; der Bäuerin sagt Ihr über den frischen Geschmack des Wassers eine Artigkeit, und während sie ihre Schuh ruhen läßt, um Euch mit Muße zu betrachten, setzt Ihr langsam behaglich Euer friedliche Reise fort.

So ist unser Weg, Nachbar. Er geht an Voiron vorbei, am Thurm von Laugin, Gegenden, die voll von jener süßen Stille, jenen träumerischen Reizen sind, in denen sich alle Sinne erfrischen und das Herz sich labt und verjüngt. Dann kommen die Ruinen von la Rochette, ein derrischer Ruhepunkt und lustig der Lethe. Von da hat Ihr nur noch zwei Stunden Weges; wenn Ihr aus den Schatten des Gehölzes hinaustretet, seht Ihr die lachenden Ebenen von Chablais vor Euch liegen, seine ruhigen Buchten, seine Borgdörfer und das weite Becken des Genfer Sees und die fernen Alter der Schweiz.

Das ist der Weg, Nachbar, den Ihr nehmen müßt. Eure Ube laßt in Gottes Namen zu Hause, im Dorfe eben ist eine Sonnen-Uhr, bei den Häusern der reichen Landleute; und dann, Ihr Wanderen nicht um so flüer und reizender, wenn uns nichts an ihren Verlauf mahnt? Für den Dampfmenschen, ja freilich, da gilt der umgekehrte Fall, denn sein Vergnügen ist nicht, zu schauen und zu genießen, sondern nur, schneller dahinzurollen als sein Großvater, schneller, als er selber gestern, schneller, als man jemals dahingerollt ist; das ist's, was ihn reizt, was ihn begeistert, nicht die schönen Gegenden sind es. Während Ihr die Stunden unter der lieblichen Bewegung und Uebung Eurer Glieder, Eurer Gedanken, Eurer Empfindungen vergeßt, mißt, kalkulirt, zählt er, die Augen auf den Zeiger geheftet, die Minuten, die Sekunden ... sich!

Doch um auf den Forschheit zurückzukommen. Sagt mir, mischt er sich denn eben so in Eure Angelegenheiten, pocht an Euren Laden und drückt die Nase in Euren Kram, wie in unsere Leben und Werken? Uns hat er auf eine merkwürdige Weise heimsuchig und gemein; der Hundesott hat eine förmliche Allianz mit den Familienvätern geschlossen und oft genug über uns Leute vom Fach triumphirt; denn wer kann gegen ihn aufkommen? Alles überschreit er mit seiner großen Stimme. Uns will er meistern, ich bin' Euch um Alles in der Welt, uns! Er! der ein geschickter Schmied ist, ganz geschickt im Ausfegen von Kaminen, ein Meister im Dampfwagen und Omnibus, mit einem Wort, durchaus ein Praktikus, aber was den Geist betrifft, dornicht, dumm von Gedanken, will sich in Dinge mischen, die zur Intelligenz gehören, die sich nicht unter die Kategorie von Eisenbahnen, Actien, Coupons, Feuerzeugen, Revolutionen oder Kanälen bringen lassen, ja nicht einmal unter die Kategorie der Pfennige-Literatur, des Voltaire in einem Bande; auch nicht unter die der falschen Tovate, des Paragon-Kaffee, der Zuckerfabrikate, der Literatur, des Dramas à la Shakespeare, des monströsen Romans, der weißen Chokolade!... Der weißen Chokolade! Nachbar, o, das ist der höchste Gipfel des Forschfritts; denkt auch nur, ist es möglich, weiter zu gehen? Was schwarz war seit Jahrhunderten, das Euch weiß zu machen ...! Ja ich begreif' es wohl, wie die Augen des Forschheitmenschen bei diesen Anblick vor Freude funkeln müssen, wie er die Nasenfücher weit aufblasen und auf seinen großen Gesichtern mitleidiger Verachtung herabsehen muß, der sie schwarz trank, dumm schwarz! .. Und nun seht, wie ein Forschritt sogleich einen anderen herbeiführt: in der Posse warten uns schon Herr Auguste Barbier mit blaurn Wein auf.*)

Doch, Nachbar, keine Witze auf Kosten der Wahrheit und Geschichte! Ich will ihnen Auguste Barbier seinen blauen Wein hingehen lassen, ich will ihn trinken, diesen blauen Wein, ja ich will ihn sogar gut finden, wenn er mir von einem Dichter seines Schlages angeboten wird und an einer Tafel, die so reich besetzt ist wie die seinige. Aber nun blickt um Euch her! Seht ihr nicht diese Masse von Dichtern, die schon lauern und passen auf diesen blauen Wein, wie die Hadichte? Schießt aus dem, womit sie uns schon bedient haben, auf das, was wir nächstens werden trinken und hinterschlucken müssen! Seyd ihr nicht schon gefaßt auf die grünen Wangen der erblichenden Jungfrau, apfelgrün, grasgrün, aschgrün? .. auf den rothen See, den braunen Himmel? .. Ich für meine Person bin auf Alles gefaßt.

Wie gesagt, er hat seine Welt in unseren geistigen Kram gestellt; hat wissen wollen, was in unseren Collegiis getrieben wird, hat sich unsere Instrumente zeigen lassen. Was war daran zu sehen? sie nun ein wenig alt und ein wenig gebraucht; da sagten der Herr: „Das taugt nichts mehr, weg damit." — Wo aber andere herbekommen; wollten Sie etwa ...? — „Nur erst weg damit." Und man warf sie weg; man wirft noch immerzu weg, und des Wegwerfens wird sobald kein Ende seyn, denn die Familien-Väter haben sich's einmal zum Geschäft gemacht. Der Forschritt hat sie überzeugt, daß die Zeit der Expeditionen, des Schnellfertigen, des Praktischen, des Intuitiven, des Oekonomischen, des Universellen, des Pittoresken, der Pfennigs-Methoden, der Naturgeschichte in Bildern, der Physik in Kunstfiguren, der Geschichte in bunten Streifen, der Grammatik in Tableaux, der Zeichnenkunst im Durchzeichnen, der Musik auf der schwarzen Tafel gekommen sey. Und man, um so schnell als möglich mit diesem Ziel zu gelangen, weg mit dem Griechischen, weg mit dem Lateinischen, weg mit Allem, was mich positiv ist, was nur den Geist, die Phantasie, den Geschmack, Herz und Gemüth bildet; an die Stelle von all' diesem das Deutsche, das Deutsche vor Allem und sie Alles; Englisch, wenn man will, Italiänisch, wenn man kann, meinetwegen Arabesch, nur kein Latein; das Latein macht den Forschritt wüthend, wie die rothe Farbe den Stier. Stoßt Euch vor, Ihr Männer der Forschheit, dem Werth meines Zimmer auf die Straße. Eure Gewehrpfeifen, Euren Rhinkat, Euren Pfeffer; die Zeiten der Kinderpappe sind gekommen. Was würdet Ihr darauf antworten? wie würdet Ihr das finden? Doch wohl nützlich und abgeschmackt, nicht wahr? Und nun denkt Euch, wie uns zu Muth gewesen seyn muß, als der Forschheit bei uns seine Pappe einzurühren begann.

Das Hauptsache liegt eigentlich darin, daß der Forschheit nicht weiter sieht, als seine Nase reicht; daraus zieht er all' seine Kraft und all' seinen Vortheil; denn wie alle Leute, die nicht über ihre Nase hinausgehen, ist er eigensinnig und hatsstarrig; man kann Vernunft reden, so viel man will, von seiner flotzigen Stirn prallt Alles ab; und das giebt ihm gerade ein gewisses Ansehen von Kraft, was die Leute gern haben. Während wir Gelehrten es zweifeln und schwanken, ist er nie unentschieden, geht immer vorwärts; das ist sein einziges Geschäft, sein einziger Gedanke; und der Unfundige, der ihn so sieht in dieser schrecklichen Gewaltigkeit, wird überblendet und mit fortgerissen.

Wie alle Leute, Nachbar, die nicht über ihre Nase hinausgehen, zeigt und lockt ihn vor Allem die Neuheit; er wird die weiße Chokolade besser finden, darauf verlaßt Euch, und wenn sie auch noch so abscheulich schmeckt; was uns ihn so gut wie Alle macht, ist sein und bekannt ist, schlecht; er ist immer für das Neue. Das aber ist der allgemeine Hang von jeher gewesen, und so kommt seine Pappe in die Mode.

Ferner, Nachbar, wie alle Leute, die nicht über ihre Nase hinausgehen, begreift er nur das Nächste, Unmittelbare; nach dem Neuen kommt der ihn das Positive, was eine alle Unschweife mit einem Sprunge in und bei der Sache ist. Alles Indirekte, Vermittelnde, alle verbindende Zwischenglieder, die oft das Wesentliche und wahrhaft Nützliche ausmachen, wirft er beiseit.

Wenn er nicht so geartet wäre, der Forschritt, glaubt Ihr wohl, Nachbar, daß er gegen wärde, wie er es thut: Das Latein den Gelehrten! Gewiß nicht. Aber hier, wie überall und aus denselben Grund, verkennt er das eigentliche Prinzip, auf dem die erste Bildung ruhen soll und einzig ruhen kann; das Latein ist ein Werkzeug, ein geistiges Fähigkeiten. Für das Kind ist das, nach der Moral, die Hauptsache, und alles Uebrige nur Nebenwerk. Zu den erprobten Hilfsmitteln, diese Ausbildung zu verschaffen, gehörte nun unter Anderem auch das Latein, eine in sich geschlossene feetige Wissenschaft, den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Elemente mit der Vollkommenheit der Verbindung; bei Allem, was aufgenommen, und nicht nur den Gelehrten, galt einige Kenntniß hiervon als etwas Schätzenswerthes und Würdiges. Ein Uhrmacher ist freilich Uhrmacher, so gut wie der andere, Kaufmann ist Kaufmann und Handwerker Handwerker; aber worin liegt denn der Unterschied des einen vom anderen, der sich doch nicht wegleugnen läßt? worin anders, als in einer Ueberlegenheit, wovon auch vielleicht nicht zu Krumlitzen, doch zu geistiger Ausbildung; an Forschritt, an Fortgang, an Umfang und Ausdehnung? Und das Latein, wer bedarfe es? und worauf entspringt dieses Ueberzeugtseyn mehr, als eben aus jenen ernsthaften mühseligen Studien, die so geringe nut sind, Alles, was wir von Fähigkeiten in uns tragen, zu bilden und zu entwickeln, wenn auch der große Haufen nichts darin sieht, als eine todte Sprache? Aber auf dergleichen hört der Forschritt nicht. Er sagt zu den Familienvätern: Das Latein für die Gelehrten! und diese sehr leichten den Familienvätern ein. Für den Handelsstand die Kalligraphie; für das Bonzwier-Geschäft die Zahlen; für die Künste das Zeichnen mit dem Lineal; für Alles das Deutsche, weil das Deutsche'... Weil das Deutsche, wiederholen die Familienväter, und diese Ihre leuchtet ihnen wieder ein. Weniger Zeit und weniger Geld, und diese Ihre leuchtet ihnen noch viel mehr ein.

Und was ist das Resultat von alle diesem, Nachbar? Das der Forschritt auf diese Weise die gesellschaftliche Gleichheit in ihren unsreften Keimen zerstört, Alles, was der geistigen Emanzipation der Massen förderlich seyn könnte, untergräbt, für den besten, eifrigsten, thätigsten und einzigen Freund der Emanzipation und Gleichheit gilt, und wir, die wir in Wahrheit darauf hinarbeiten, Aristokraten heißen und Perrücken.

Denn nochmals, Nachbar, wie alle Leute, die nicht über ihre Nase

*) ... C'est enfin la fille de taverne
La fille buvant du vin bleu, etc ...
A. Barbier, Jambe VII.

Digitized by Google

hinaussehen, liebt der Fortschritt vor Allem das Schnelle, das Abgekürzte, das Leichte; Alles, was diesen Prädikaten genügt, ist ihm willkommen, wie Frühlingswetter. Damit verderbt und zerstört er alle Methoden, das heißt alle guten, deren Zweck nicht die Leichtigkeit, sondern die Anwendbarkeit und der sichere Nutzen ist. Von solchen will er aber nichts wissen. Ihm ist der Mensch kein Gewächs, das nur in einem bestimmten Boden, unter gewissen Bedingungen, mit Hülfe der Jahreszeiten, durch Luft, Licht, Regen und Sonne gedeiht; sondern ein Baum, der im Moment reife Früchte tragen soll.

So geht's aus, Nachbar. So abschenklich spielt der Fortschritt uns und unserer Schuldlosigkeit mit. Und wir müssen noch den Hut vor ihm abziehen. Er ist ein Feldherr, mit hunderttausend Mann vor sich und hunderttausend hinter sich. Alle, die nicht gern nachdenken, hat er für sich; alle Spartaemen, alle Hastigen, Alle, die sich über die Anderen moquiren, Alle, die gern weite Ellenbogen trinken, Alle, die kein Latein wissen, Alle, die das Latein erwünscht, aber erwünscht hat, oder auch zu wünschen könnte, alle Radikalen, die die Emancipation der Völker durch Verbreitung der Aufklärung wollen, alle Ultras, die die Verknechtung des Volks durch Unwissenheit wollen; Alle, die von Schnell- und Kurz-Methoden leben, von unterrissen und bildlich anschaulichen, von Dienstreputzer, von Stahlfedern, von Mnemonik, von Stenographie und, weiß der Teufel, von was noch! Ja, und auch Viele, Nachbar, ohne Ende zu nahe zu treten, die Zimmet verkaufen. Es ist ein Unterschied zwischen Zimmet und Zimmet.

Wenn ich Euch aber erst erzählen sollte, was er mit der Erziehung in religiöser, moralischer und gesellschaftlicher Beziehung anstellt! . . . . doch Das auf ein ander Mal; Sonntag.

England.

Die Bewegung unserer Sonne durch den Weltraum.

Ein interessanter Artikel über diesen Gegenstand wurde neulich von Herrn Bird in einer wissenschaftlichen Gesellschaft zu London vorgelesen. Nachdem er bemerkt, daß Herschel der Erste gewesen sei, der die Bewegung unserer Sonne durch den Weltraum und die Richtung ihres Laufes nach dem Sternbilde des Herkules entdeckt habe, fügte er hinzu, es habe seines Wissens noch kein Astronom darüber entschieden, ob diese Bewegung in gerader oder krummer Linie vor sich gehe; doch sei ihm das Letztere viel wahrscheinlicher. Um nun die mit einer solchen Bewegung zusammenhängenden Phänomene anschaulich zu machen, stelle er eine geometrische Figur auf, wonach jeder Fixstern eine kleine Curve am Himmel beschreiben würde, deren Form und Ausdehnung nach der Entfernung des Sterns und nach der Form der Sonnenbahn sich richten müßten. Denken wir uns, sagt der Verfasser, einen Stern in dem Zeichen des Steinbocks, in dessen Nähe die Constellation Herkules sich befindet, so wird die Distanz eines solchen Sternes vom Nordpol, während die Sonne in jener Richtung vorausschreitet, immer geringer werden. Sobald jedoch die Sonne den äußersten Punkt in seiner Direction erreicht hat und nun den Zeichen des Widders sich zuwendet, wird auch die Distanz des Sternes vom Nordpol in eben dem Maaße größer werden. Der Stern hat aber zugleich eine retrograde Bewegung in gerader Aufenssion; das Maximum seiner Distanz vom Nordpol findet statt, wenn die Sonne im Zeichen des Krebses ankommt, um welche Zeit der Stern wieder im Steinbock erscheint, und das Maximum seiner geraden Aufenssion gegen den Widder beobachtet man, wenn die Sonne ins Zeichen der Waage tritt. Aus diesen Phänomen schließt nun Herr B., daß die Sonne in einer krummen Linie durch den Raum sich bewege, und bezieht sich auf die Tabellen der eigenen Bewegung der Fixsterne (von Dr. Mackeyne), aus welchen hervorgeht, daß die meisten in der Rardaschaft des Steinbocks glänzenden Sterne ihre Distanz vom Nordpol verminderten, während die Sterne in der Nähe des Krebses dieselbe Distanz vergrößern. Diese Erscheinungen vertragen sich vollkommen mit der Annahme eines Kreislaufes und verdienen die Beachtung der Astronomen um so mehr, als ein bestimmteres Ergebniß in Zukunft auf die Parallaxe der Fixsterne sehr viel Licht werfen kann.

Ein solches auf Beobachtungen gegründetes Ergebniß scheint freilich noch sehr fern zu liegen; indessen darf man doch schon jetzt nicht mehr daran zweifeln, daß die Sonne mit ihren sämmtlichen Vasallen im Weltraume fortrückt. So hat demnach jeder Planet eine dreifache, und jeder Trabant eines Planeten eine vierfache Bewegung; unsere Erde z. B. kreist zu gleicher Zeit um sich selbst und um die Sonne; unser Mond kreist um sich selbst, um die Erde, und mit der Erde um die Sonne, beide aber im Gefolge des Sonnen-Globus im irgend eine Central-Sonne im unermeßlichen Weltall. (L. G.)

Bibliographie.

The life and times of William III. (Das Leben und die Zeit Wilhelm's III.) Von A. Trevor. Erster Bd. 12 Sh.

Philosophy of manufactures. (Theorie des Fabrikwesens.) Von Ure. 16 Sh.

The Empress. (Die Kaiserin.) Roman. 2 Bde. 21 Sh.

A twelvemonth's residence in the West-Indies. (Ein Jahr in Westindien.) Von Dr. R. R. Madden. 2 Bde. 21 Sh.

On Elisabethan architecture. (Die Baukunst zur Zeit der Elisabeth.) 7 Sh.

An excursion to the monasteries of Alcobaça and Batalha. (Die Klöster Alcobaça und Batalha in Portugal.) Von W. Beckford.

On unbelief. (Ueber Unglauben.) Von Wilis. 7 Sh.

The noble deeds of woman. (Edle Handlungen von Frauen.) 7½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Dichtigkeit der Körper in verschiedenen Tiefen. Professor Leslie bemerkt, daß die bis auf den fünften Theil ihres Volumens komprimirte Luft ihre Elastizität um das Fünffache vermehrt. Wenn die Contraction nach diesem Verhältnisse fortginge, so würde die Luft in der Tiefe von 34 Engl. Meilen, durch ihr eigenes Gewicht, die Dichtigkeit des Wassers erlangen. Das Wasser hätte in der Tiefe von 93 Engl. Meilen das Doppelte seiner gewöhnlichen Dichtigkeit und in der Tiefe von 362 Engl. Meilen die Dichtigkeit des Quecksilbers. Stäbe man daher bis zum Mittelpunkt der Erde hinab (über 850 geograph. Meilen), so würde die Condensirung gewöhnlicher Substanzen alle Vorstellung übersteigen. Nach Dalton würden um das Centrum der Erde Stahl bis zu einem Viertel und Steine bis zu einem Achtel ihres Volumens komprimirt werden. Die Gesetze der Kompressibn setzt Körper über eine gewisse Gränze hinaus sind uns jedoch noch unbekannt, obgleich die Körper, nach den Versuchen von Perkins, einer größeren Zusammendrückbarkeit fähig sind, als man gewöhnlich glaubt.

(Mrs. Somerville.)

— Zoologisches. Herr de But hat ein neues Genus von Strand-Vögeln aufgestellt, das in Neu-Holland vorkommt und von ihm Leptorhynchus genannt wird. (Athenaeum.)

— Ästhetische Schauspieler in Jamaika. In Jamaika, und namentlich in der Hauptstadt Kingston, leben mehr Neger, als in irgend einer andern Britischen Kolonie. Viele sind angesehene Plantagen-Besitzer, und da ihnen seit einigen Jahren gleiche bürgerliche Rechte mit den christlichen Unterthanen verliehen worden sind, so besinden sich auch bereits Mehrere im Besitze von Gemeinde-Aemtern und Einer oder Zwei sogar in der gesetzgebenden Versammlung. Einen seltsamen Eindruck machen jedoch die Darstellungen der Schauspieler-Gesellschaft in Kingston, die fast aus lauter Juden zusammengesetzt ist. Es läßt sich vielleicht nichts Komischeres denken, als ein Shakespeare'sches Trauerspiel, von diesen Histrionen dargestellt. Ich' habe „Romeo und Julie" gesehen, und zwar den Empfindsamsten aller Liebenden von einem jüdischen Leinwandhändler und Capulet's Tochter von des Leinwandhändlers dünnstimmigem Ladendiener. — Damen besinden sich nämlich in der Gesellschaft gar nicht, — und man muß man sich einmal die romantische Liebes-Scene auf dem Garten-Balkon aus — die Arche Noh's mit nicht die Nachtigall!" Am Sonnabend Abend ist das Theater gewöhnlich am besuchtesten, denn dann besinden sich die schwarzäugigen, blühenden und glühenden Töchter Zion's in den Logen-Reihen, und mancher gute Ehrist geht dann in's Parterre, um die unglaubige Aussicht in den Logen zu genießen. Ganz besonderes Aufsehen hat kürzlich ein Gastdarstellen erregt, der sich für den Nachkommen der guten Mamm, ein verderbener Stilton-Kleidenhändler, hatte eine unglückliche Leidenschaft für die dramatische Kunst gefaßt und trieb am Ende den Ernst der Melodramen, in denen er zu spielen pflegte, so weit, daß er selber Gift, wirkliches Gift nahm. Unglücklicher oder vielmehr glücklicher Weise war das Gift jedoch nicht wirksam genug; der Melodramen-Held ward wieder hergestellt und ist noch jetzt die Zierde des corps dramatique der Bühne von Kingston.

(Madden's Twelvemonth's residence in the West-Indies.)

— Reinlichkeit der Eskimos. Capitain Roß erzählt Folgendes: „Unter den Eskimos war ein Mann, der, obgleich er von Natur ein menschliches Angesicht empfangen haben mochte, dasselbe so entstellt und mit Blut und Thran beschmiert hatte, daß kein Zug zu erkennen war. Sein Gesicht glich dem eines Bogres, der zwei Stunden damit zugebracht hat, sein Aussehen zu verändern. Als ihm zu verstehen gegeben wurde, daß man ihm gewisse Mittel verabreichen wolle, worauf er sein Gesicht von dem Schmutze, der es bedecke, reinigen könne, rief er: „nakka! nakka!" (nein! nein!) und streckte seine Hände nach dem Provianmeister aus, indem er rief: „allupa! allupa!" (leck ab! leck ab!) Dieser schüttelte jedoch mit dem Kopfe und sagte ebensalls: „nakka! nakka!" welches den Wilden in Erstaunen zu setzen schien, und da er sah, daß der Provianmeister seine gütige Einladung nicht annehmen wolle, so fing er an, sich die Hände zu lecken, wie Katzen und Hunde sich die Pfoten, und leckte sie sodann. Nun entstand aber die große Frage, auf welche Weise das Gesicht rein geleckt werden sollte? Er selbst konnte die Operation nicht vollziehen, daher wandte er sich an seine Frau, rief: „Allupa! allupa!" und diese machte, ohne Zögerung oder Widerwillen, höchst zärtlich und gütig mit der Zunge den Anfang, und wobei eine Katze noch ein Bär können ihre Jungen mit größerer Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit lecken. Allmälig erhielt das Gesicht sein natürliches Aussehen, und in einer Viertelstunde war nicht eine Spur von Blut und Thran mehr vorhanden. Die Operation war so meisterhaft vollendet, daß das ganze Weib offenbar eine Kunstverständige in dieser Art von Leckerei sein mußte. Aus spätteren Beobachtungen ergab sich, daß bei diesem unzivilisirten Volke auf diese Weise jeder seine eigenen Hände reinigt, das Gesicht aber von Anderen reinigen läßt. Während dieser eigenthümlichen Scene zwischen Mervak und seiner geborsamen und dienstwilligen Ehefrau ereignete sich etwas nicht weniger Auffallendes mit ihren Kindern und den Körpern der Seehunde, denen so eben das Fell abgezogen und an denen das Blut noch rein und frisch war. Die todten Körper lagen auf dem Verdeck, um sie die Hunde zerschnitten zu werden, als die Kinder, angelockt durch den einladenden Anblick des Blutes, sich neben die Thiere niederkauerten und mit ihrer natürlichen Gierigkeit das Blut derselben ableckten, und kein Hund kann seinen Teller reiner lecken, als diese menschlichen Thiere die Körper der Seehunde."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich; 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 82. Berlin, Freitag den 10. Juli 1835.

England.

Neue Data zu Shakespeare's Leben *)

Das Leben des größten Briten, der jemals auf Erden gewandelt, ist bis auf den heutigen Tag in solch ein dichtes Dunkel gehüllt, daß auch der geringste Lichtstrahl, welcher in dieses Dunkel fällt, der Menschheit willkommen seyn muß. Der in archäologischen Forschungen unermüdliche Herausgeber des in der Anmerkung genannten Werkchens, Hr. Payne Collier, verschert uns, daß die interessantesten unter den Thatsachen, welche es enthält, aus den Manuskripten Lord Ellesmere's, weiland Groß-Siegelbewahrers der Königin Elisabeth, und Lord-Kanzlers Jakob's I., gezogen sind. Von diesen Manuskripten, die in Bridgewater-House aufbewahrt werden, ist ein großer Theil bis jetzt unentdeckt geblieben. In einem äußerlich sehr wenig versprechenden Pack Urkunden aus der genannten Sammlung fand nun Herr Payne die meisten der noch unbekannten Data, welche das vorliegende Sendschreiben enthält.

Wir wollen die wesentlichsten Ergebnisse der dankenswerthen Bemühungen des Herrn Payne mit seinen eigenen Worten darlegen.

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß Shakespeare eher als sieben oder acht Jahre nach dem J. 1579 der Schauspieler-Truppe des James Burbage sich anschloß: er kam zu diesem Zwecke höchst wahrscheinlich im Jahre 1586 oder 1587 nach London, und schrieb selbst als Umarbeiter alter Schauspiele erst um das Jahr 1590 oder 1591 für die Bühne. Die älteste Urkunde, in welcher Shakespeare bis jetzt unter den Schauspielern am Blackfriars-Theater mit aufgeführt worden, ist vom Jahre 1596. Sie enthält eine Petition an den Staatsrath, die ich zuerst in meiner „Geschichte der dramatischen Poesie" mit abdrucken ließ; allein die Manuskripte von Bridgewater-House setzen mich nun in den Stand, nicht bloß den Namen Shakespeare's, sondern auch die Namen aller übrigen Mitglieder, aus denen die Gesellschaft sieben Jahre früher und nur zwei oder drei Jahre nach Shakespeare's ersten Erscheinen in der Hauptstadt zusammengesetzt war, dem Leser mitzutheilen. Unser großer Dramatiker hatte im November des Jahres 1589 fünfzehn Kollegen, von denen elf in der Liste ihm vorangehen. Die Ordnung der Namen ist folgende: „„James Burbage, Richard Burbage, John Lanebam, Thomas Greene, Robert Wilson, John Taylor, Anthony Wadeson, Thomas Pope, George Peele, Augustine Phillips, Nicolas Towley, William Shakespeare, William Kempe, William Johnson, Baptist Goodall, Robert Armyn.""' Diese Reihe scheint mir die ursprüngliche Sage, daß Shakespeare vor dem Antritt seiner dramatischen Laufbahn an der Pforte des Theaters den Vornehmen ihre Pferde gehalten habe, genugsam zu widerlegen. Wäre dies der Fall gewesen, so würde er schwerlich schon im Jahre 1589 wirklicher Schauspieler gewesen seyn, wie aus dem hier dreifolgenden Dokumente unleugbar hervorgeht. (Dieses in veraltetem Englisch abgefaßte Aktenstück lautet in Deutscher Uebersetzung:)

„„Euren Herrschkeiten sey hiermit kund gethan, daß Ihrer Majestät arme Schauspieler: James Burbage u. s. w. (s. kurz vorher), sämmtlich an dem Blackfriar's-Theater angestellt, niemals dieserhalb Ursach zu Mißvergnügen gegeben haben, daß sie von Staat und Religion etwas Ungebührliches oder lüderlichen Zuschauern Genehmes in ihre Stücke aufgenommen hätten, wie denn auch eine Beschwerde von solcher Art nie gegen einen unter ihnen lautbar geworden. Wesswegen sie in aller Demuth dessen sich getrösten, daß Eure Herrlichkeiten ihre fernere gute Aufführung dergestalt schätzen werden, wie denn besagte Schauspieler allerwege fertig und bereit sind, jeglichem Befehl, den Ew. Herrlichkeiten Wesshalt in solchem Falle sich erforderlich hält, gehorsamst zu willfahren u. s. w.""

„Ein kurzer Rückblick auf die Zeitumstände wird uns lehren, wodurch diese Eingabe nothwendig gemacht wurde. Mehrere Schauspieler-Gesellschaften der Hauptstadt hatten sich die Freiheit genommen, in Dramen, welche mit Beziehung auf die Controverse Martin-Marprelate geschrieben waren, religiöse und politische Dinge auf die Bühne zu bringen. Demzufolge gab Lord Burghley zu Anfang des Novembers 1589 dem Lord-Mayor die Weisung, daß er untersuchen solle, was für Schauspieler-Truppen in diesem Punkt gesündigt hätten; und den 12. November wurde diese Inquisitorial-Ordre Personen anvertraut. Bei dieser Gelegenheit hielten es denn die Schauspieler der Königin in Blackfriars für räthlich, vorstehende Eingabe an den Staatsrath zu machen."

Im Jahre 1596 steht Shakespeare schon als fünfter Mann auf einer Liste, die nur acht Schauspieler als das Personal des genannten Theaters aufführt; und im Jahre 1603 ist er der zweite auf dem neuen Patente, das König Jakob bei seiner Thronbesteigung bewilligte."

Die Corporation der Stadt London machte, wie es scheint, auf eine Gerichtsbarkeit in dem Revière Blackfriars Anspruche. Sie strebte unter Anderem dahin, die Schauspieler von dort zu vertreiben, und dies veranlaßte eine merkwürdige Controverse.

Alle es der ehrenwerthen Corporation nicht gelingen wollte, die Schauspieler von Rechtswegen auszutreiben, nahm sie, wie es scheint, zu Gelbmitteln ihre Zuflucht. Man findet unter den Papieren des Lord Ellesmere eine detaillirte Angabe des Einkommens aller vornehmsten Mitglieder unserer Truppe, worunter auch Shakespeare. Sie datirt sich von 1608, und wurde ohne Zweifel darum aufgezeichnet, damit man genau bestimmen konnte, wie viel die Corporation den Schauspielern für ihren Abzug von Blackfriars zu bezahlen hatte. Wir lernen aus dieser Notiz, daß Shakespeare's Eigenthum an dem Blackfriars-Theater, mit Einschluß der Garderobe und anderen Zubehörs, auf mehr als 1400 Pfund, also zwischen 6000 und 7000 Pfund in heutigem Gelde, geschätzt wurde. Burbage war noch wohlhabender, indem er das sogenannte Leben (Fee) des Theaters besaß. Wirklich hatte er oder sein Vater die Baustelle sowohl als das Gebäude angekauft. Zunächst möge nun eine buchstäbliche Kopie der Berechnung folgen.

Das Papier hat die Ueberschrift: „Zu Anschedung des Theaters in Blackfriars."

„„Imprimis. Richard Burbidge besitzt das See, und ist zugleich Theilhaber. Sein Vermögen schätzt er auf 1000 Pfd., und seine vier Antheile berechnet er auf 933 Pfd. 6 Sh. 8 D. . . 1933 Pfd. 6 Sh. 8 D.

Item. Laz. Fletcher besitzt drei Antheile, die er auf 1000 Pfd. berechnet, b. h. auf 75jährige Zinsen für jeden Antheil, oder 33 Pfd. 6 Sh. 8 D. Jahr um Jahr : . . . . . 700 — — — —

Item. W. Shakespeare fordert für Garderobe und Zubehör desselben Theaters 500 Pfd., und für seine vier Antheile an Gleiches wie seine Kollegen Burbidge und Fletcher, nämlich 933 Pfd. 6 Sh. 8 D. . . . . 1433 — 6 — 8 —

Item. Hemings und Condell, Jeder zwei Antheile . . . . . 933 — 6 — 8 —

Item. Joseph Taylor, 1½ Antheil . . . . . 350 — — — —

Item. Lowing, desgleichen 1½ Antheil . . . 350 — — — —

Item. Vier andere Schauspieler, mit einem halben Antheil Jeder . . . . . 466 — 13 — 4 —

Summa totalis 6166 Pfd. 13 Sh. 4 D.

Dazu verlangen die gemeldeten Leute der Gesellschaft eine Vergütigung für ihren großen Verlust, und desgleichen die Wittwen und Waisen von Schauspielern, welchen die Theilhaber in verschiedenen Raten und Proportionen Unterhalt geben, also daß der Lord-Mayor und die Bürgerschaft im Ganzen wenigstens 7000 Pfd. werden vergüten müssen.""'

Dies Dokument kann und nicht anders als sehr schätzbar seyn, wenn wir erwägen, wie äußerst wenig man bis jetzt von den pecuniairen Umständen des Dichter-Fürsten gewußt hat. Selbst über die Einkünfte der damaligen Theater im Allgemeinen war noch nichts Zuverlässiges bekannt. Hier haben wir nun den augenscheinlichen Beweis, daß wenigstens am Blackfriars-Theater das Einkommen in zwanzig, und nicht (wie Malone behauptet) in vierzig Antheile zerfiel. Wenn nun jeder Antheil im Durchschnitt 33 Pfd. 6 Sh. 6 D. als jährliche Zinsen trug, so mußten Shakespeare's vier Antheile 133 Pfd. 6 Sh. 8 D. tragen. Zu dieser Summe müssen wir noch jährliche Interessen für die Benutzung der ihm allein angehörenden Garderobe Summe Zubehör, und endlich auch die Honorare rechnen, die Shakespeare für jedes neue oder umgearbeitete Stück empfing. Das Honorar für eine neue dramatische Production war aber damals von 12 die 25 Pfd.; und obgleich Shakespeare die meisten seiner größten Werke im Jahre 1608 schon geliefert hatte, so glaube ich doch nicht zu viel anzunehmen, wenn ich sein damaliges Einkommen auf ungefähr 300 Pfd. (c. h. beinahe 1500 Pfd. heutigen Geldes) taxire."

Wir schließen mit Anführung eines anderen sehr interessanten Dokuments, das H. S. (vermuthlich die Signatur des Lord Southampton) zur Unterschrift hat. Es ist die Kopie eines Briefes an Lord Ellesmere,

*) New facts regarding the life of Shakespeare. — Ein Sendschreiben an Thomas Amyot, Schatzmeister der archäologischen Gesellschaft, von J. Payne Collier. London, 1835.

Digitized by Google

in welchem die Uebereinger, Burbage und Shakespeare, gleichsam als Schauwalter ihrer bedrängten Kollegen, dessen empfohlen werden. Die Charakteristik Beider lautet wie folgt:

„Diese Ueberdringer sind zwei von den Chefs der Gesellschaft; der Eine, mit Namen Richard Burbage, hat den Ruf unseres Englischen Rostins; er weiß die Handlung dem Worte und das Wort der Handlung anzupassen, daß es Stammen erregt. Durch seine Industrie und gute Aufführung ist er in den Besitz des Blackfriars-Theater gekommen, wo man seit beinahe 30 Jahren, um welche Zeit das Schauspielhaus durch seinen Vater erbaut worden, dramatische Stücke aufführt. Der Andere ist ein Mann, der nur keinen Titel weniger Gunst verdient, und mein speizeller Freund; noch vor kurzem Actuar von guter Reputation in der Gesellschaft, jetzt ein Theilhaber in derselben und Verfasser einiger unserer besten Englischen Stücke, die, gleichwie Euer Lordschaft bekannt, der Königin Elisabeth so ausgezeichnet behagten, das mals, als die Gesellschaft bei Hofe zu Weihnachten und Fastnacht vor Ihrer Majestät spielen mußte. Desgleichen hat Seine Allergnädigste Majestät, König Jakob, seinem Hochdiestelbe zur Krone gelangt, Ihre Königliche Gunst auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten auf die Gesellschaft ausgedehnt. Dieser Andere nun heißt William Shakespeare, und hält den Rang unter Ihrer Gnaden, so schier und derselben Staat. Beide sind von gar preiswerdigen Eigenschaften, obwohl es Euerer Lordschaft Würde und Weisheit nicht zukommt, an die Orte sich zu verfügen, wo sie das Ohr des Publici zu ergötzen gewohnt. Ihr vertrauensvolles Anliegen besteht nun darin, daß man sie in ihrem Amt und Gewerbe, welches ihnen selbst, ihren Weibern sammt Kindern (Beide sind verheirathet und von guter Reputation), und ebenmäßig den Mitmen und Waisen Einiger ihrer verstorbenen Kollegen den Ernehrungsverhalt giebt, mit Nichts mehr entziehen möge."

Ein Dokument, wie dieses, reicht schon hin, um das Interesse der ganzen dramatischen und literarischen Welt zu erregen!

Island.

Islands Entdeckung und erste Anbauung.

(Schluß.)

2. Die ersten Schiffsfahrten der Nordländer nach Island.

Nach Sämmund's des Weisen oder Gelehrten (Frode) Erzählung war der erste Nordländer, der Island besuchte, der Wiking Nadodd von den Färöen, der auf einer Fahrt von Norwegen nach Färö, oder umgekehrt, weit weg in's Meer nach Westen getrieben wurde, wo er ein großes Land fand. Er stieg an's Land und ging mit seinen Schiffsgenossen auf einen hohen Berg, und sie sahen weit umher, ob sie Rauch oder irgend ein anderes Zeichen, daß die Insel bewohnt sey, wahrnehmen könnten, aber sie sahen nichts. Im Herbst gingen sie nach den Färöen zurück; aber wie sie vom Lande abstießen, fiel ein mächtiger Schnee auf die Berge; sie nannten dahre das Land Schneeland (Snowland). In Dor, wo sie gelandet hatten, erhielt späterhin den Namen Reidarfjäll (Reidarfjall) und liegt auf der Ostseite bei Reidarfjord in Mittel-Mulesyssel.*)

Die Zeit, da diese Entdeckung geschah, wird nach einem bestimmten Jahre von den Alten nicht angegeben, sondern man muß sie durch Vergleichung der Angaben über die folgenden Reisen ausfindig machen. Dieshalb wird sie in der chronologischen Tabelle vor dem ersten Theil von Snorre's Heimkringla in das Jahr 861 gelegt.

Etwa drei Jahre (nachher (864) wurde Gardar Svafarson, von Geburt ein Schwede, der aber Landgüter in Seeland besaß, nach den Süderöen westlich von Schottland gejagt. Wie er durch den Petlandsfjord, zwischen Schottland und den Orkneys, segelte, trieb der Sturm aus Südost ihn westwärts hinaus in's Meer. Er landete endlich auf Island bei dem östlichen Vorgebirge (Austhorn), auf der Gränze von Mule- und Skaptafellssyssel, wo ein guter Hafen war. Gardar entdeckte zuerst, daß das Land eine Insel war, denn er segelte um daselbe herum. Auf dieser Schifffahrt kam er zu einer Bucht auf der Nordseite, Skaftande (Skálfandi, im Thingöer-Syssel); hier führte er einige Häuser auf, um den Winter über da zu bleiben, und nannte hiernach den Platz Haufswmit, Húsavik. Da er im Frühjahr weiter zog, wurde ein Mann, mit Namen Naafare, in einem Boote, nebst einem Sklaven und einer jungen Sklavin von ihm verschleppt; dieser dante sich in Rauchfarwik an; Gardar aber segelte nach Norwegen und rühmte das Land sehr. Von nun an nannte man es Gardarsholm (Gardarsholmr). **)

Der Erste, der nach ihm aufzog, um Gardarsholm zu suchen, war der Wiking Flote Wilgerdsson. Er fuhr im Jahr 868 ab aus einem Hafen, Smjörsund, in Roaland in Norwegen, nachdem er ein großes Opfer angestellt hatte, um den Göttern den Raben vorfliegen zu gewinnen, welche ihm den Weg zeigen sollten; denn zuzumal, so sagen die alten Nachrichten selbst, hatten die Seefahrer im Norden noch keinen Leitstern oder Kompaß. ***) An dem Orte, wo das Opfer gehalten war, auf der Gränze von Hordeland und Roaland, errichtete Flote eine Warte, welche auch hernach den Namen Flokswarte (Flóka-vardi) behalten hat; jetzt bekannt unter dem Namen Rovaern. Flote segelte zuerst nach Hjaltland, darauf nach den Färöen, und hierauf bezog er sich weiter auf seiner Entdeckungsfahrt mit seinen drei Raben. Als er den ersten derselben fliegen ließ, flog er zurück nach dem Lande, das sie verlassen hatten; der andere flog hoch in die Luft, nahm aber seine Zuflucht wieder zu dem Schiffe; der dritte flog endlich fort vom Schiffe, nach der Gegend hin, wo sie hernach Land fanden. Da sie nun um Reykjenäs (Reykjanes) auf der Südwestseite des Landes segelten und in die Bucht hinaufkamen, so daß sie Surfseltsand (Swafelines) sehen konnten, sagte Faxa, ein Süderöischer Mann, der bei ihnen an Bord war: es müsse hier ein Fluß sein, das sie gefunden hätten, da große Gewässer in's Meer ausströmten. Ein großer Strom mit einem breiten Ausfanse wurde nach ihm Faxa's Mündung (Faxás) genannt, so wie auch die ganze Bucht den Namen Faxa's Bucht (Faxafjörd) behalten hat. Flote setzte seine Fahrt weiter westlich über die breite Bucht (Breidafjörd) fort und landete bei Waffersjord (Vatnsfjörd) am Barderstrand (Vatnsstrond). Die ganze Bucht war sehr fischreich, so daß sie der Fischerei wegen sein Boot dargen und all ihr Vieh im Winter fand. Der Frühling war sehr kalt; da dieser kam, ging Flote landeinwärts gegen Norden, und sahe über die Berge (Fjellen) eine Bucht, die voll Treibeis war; die später sogenannte Eisbucht, Jesfjord; er nannte das Land nun Eisland (Island). Noch lange nachher will man an dem Ort, wo diese Entdecker sich niedergelassen haben, Ueberbleibsel von ihren Wohnungen und ihren Schiffsspalte gesehen haben. Da sie im Sommer heimkehren wollten, konnten sie vor Unwetter nicht bei Reykjenäs vorbeikommen; ein Boot, in welchem einer von ihnen mit Namen Herjolf war, wurde von ihnen verschlagen. Flote legte an in Havnefjord (Hafnarfjörd), kam aber hernach wieder mit Herjolf zusammen. Sie segelten nun zurück nach Norwegen, und wie man sie dort nach der Beschaffenheit des Landes fragte, da sagte Flote viel Böses davon, Herjolf aber Gutes da-von, aber noch ein Dritter ihrer Stadbrüder, mit Namen Thorolf, erzählte, daß Butter von jedem Haim träufle; man nannte ihn deshalb Thorolf Butter, Thorolf Smör. *)

*) Landnama Th. 1, Kap. 1. Olaf Trygqweisons Saga Kap. 113. Formanna Sqaur 1, 234—235. Sögubrot hinter der Knytlinga Saga Kap. 6. Fellden Weltes 11. 411 ff. Torfaei Hist. Norv. P. 11. S. 93. Thormogaea S. 6. Spec. hol. hist. S. 1.

*) Landnama Th. 1, Kap. 1. Olaf Trygqweisons Saga Kap. 114. Formanna Sqaur 1, 235; Aumbrala Th. 3. Kap. 2. 1 Sqaurrot hinter der Knytlinga Kap. 7 ff. Torfaei Hist. Norv. P. 2. S. 9. Thormogaea, S. 10. Spec. hol. hist. S. 1.

**) Eyrbyggia, ein Stein, der dient, den Weg zu zeigen, von dem Islandischen Verb, ein Weg

3. Island wird bebaut.

Die nächste Veranlassung zu Islands Bebauung gaben Harald Haarfager's Eroberungen in Norwegen. Es unterwarf sich eine Provinz nach der anderen und unterjochte alle kleine Könige; alle angesehene Männer mußten sich ihm unterwerfen oder das Land räumen; einige Kleine ließ er auch tödmen oder tödten. Er eignete sich alle Fengüter (odel) zu und jedem Landstrich, er mochte angebaut seyn oder nicht; selbst Seen und Gewässer betrachtete er als sein Eigenthum, und alle Besitzer (Forsätzen) mußten ihm zinspflichtig werden, so wie diejenigen, welche Wälder anbenutzten, wie Salzsieder und Jäger waren. **) In jeder Provinz setzte er einen Jarl, der den dritten Theil des Schosses und der Schuld bekam; aber diese hob er so sehr, daß jeder seiner Jarle mächtiger ward, als die vorigen Könige. ***) Diese Veränderung war für viele reiche und mächtige Normänner unerträglich, die, gewohnt an Freiheit, diese allem Anderen vorzogen. Sie verließen ihr Eigenthum, und gegen theils nach Schottland, theils Hellingland, der schon angefangen hatten, bebaut zu werden, theils nach den Färöen, Hjitland und anderen Inseln im Westmeer, die ihnen gute Lustenbalsteine in Winter darboten, von wo sie im Sommer nach Norwegen segelten und an den Küsten raubten. ****) Von der größten Wichtigkeit für alle folgende Geschichten im Norden wurden aber die Auswanderungen nach Island.

Björnulf und Hroald, Söhne von Hromund Gripson, zogen eines Todtschlages wegen von Thelemarken, und ließen sich in Dalsfjord in Fialesfolk nieder. Björnulf's Sohn, Dorn, ließ zwei Kinder nach, Ingolf und Helga; Hroald's Enkel hieß Leif. Die Brüder Ingolf und Leif waren Pflegebrüder. Drei Brüder, Söhne von Atle Jarl dem Schlanken (hin mjove) auf Gaular, zogen mit den oben genannten beiden Brüdern des Sommers auf Wikingszüge, Ingolf und Atle kamen sich in Unfrieden, der im nächsten Frühjahr zum Kampf wurde; der eine von Atle's Söhnen fiel, der andere floh; um den Tod des Bruders zu rächen, erneuerte er im nächsten Jahr den Kampf, blieb aber in der Schlacht. Nun war nur der dritte Bruder übrig, der bisher seinen Theil an dem Streite genommen hatte; die Pflicht, seine Brüder zu rächen, rief auch ihn, aber auch nennen bei den Nordländern gebräuchlichen Ordnung überstiegen seine Wünsche, Leif, das selbst die Entscheidung in der Sache. Er konnte sie wegen des ersten seiner Brüder von dem Todtschlage los'sprechen; aber wegen des Todtschlages des anderen, der seines Bruders Tod nur hatte rächen wollen, erklärte er sie für landflüchtig aus Fjerdafylke. Ingolf und Leif beschlossen nun, die Vaterland zu verlassen, nach Einigen doch weniger aus Furcht vor Atle's Sohn, als vor Harald Haarfager. Sie rüsteten ein großes Schiff aus, und segelten fort, das Land zu finden, das Raunefiok besucht hatte. Sie landeten hier auf der Ostküste in Mittfjord, dem südlichen, im Jahr 870 †), blieben aber diesmal nur einen Winter über daselbst, und kehrten hierauf nach Norwegen zurück. ††)

*) Landnama Th. 1, Kap. 2. Olaf Trygqweisons Saga Kap. 115. Formanna Sqaur 1, 235. 1 Sqaurrot hinter der Knytlinga Kap. 8. Formanna Sqaur 11. 412 ff. Torfaei Hist. Norv. und die oben angeführten Schriften.

**) Eigla Kap. 1. Olaf Trygqw. Saga Kap. 2.

***) Heimskringla. Harald Haarfagers Saga Kap. 5

****) Eyrbyggi Kap. 20. Thormogaea S. 17.

†) „In dem Jahre, in welchem Aranar, Jadrok's Sohn, Jvar Sömund den Heiligen, König von England, tödten ließ, und das war 870 nach Christi Geburt." Alkamannasaga. Kap. 1.

††) Landnama, Th. 1 Kap. 3—4. Alkamannasaga Kap. 2—3. Olaf Trygqwäonssaga Kap. 116. *) Torfaei Hist. Norv.

Leif jog nun auf Wikingsfahrten im Westen; im Island kam er eines Tages zu einem großen Erdhaufe, worin es ganz finster war; er wurde jedoch den Schein eines Schwertes gewahr, und einen dabei stehenden Mann, der sich dahin geflüchtet hatte. Leif erschlug den Mann und nahm das Schwert; und hiervon bekam er den Namen Hjörleif (Schwertleif.) Er beerbte weit herum auf Island, und führte außer vielen andern Heerfahrten 10 (oder 12) Sklaven fort, von denen einer Dudbak hieß. Endlich kehrte er zurück zu seinem Fosterbruder (Kampfbruder, Stalkbruder) Ingolf nach Norwegen, der unterdeß Alles zu einer neuen Reise nach Island in Stand gesetzt hatte. Im Winter stellte Ingolf in eben dieser Absicht ein großes Opfer an, und das Orakel (Drött) wies ihn nach Island; Hjörleif hingegen wollte nicht opfern. Beider Verwandte begleiten sie, jeder mit seinem Schiffe, im Jahr 874 zusammen nach Island; aber sie sie so nahe gekommen waren, daß sie das Land sehen konnten, wurden sie von einander getrennt. Als Ingolf das Land sah, warf er seine Hochsitz-Pfeiler*) über Bord, und that das Gelübde, sich dort anzusiedeln, wo diese an's Land trieben. Der Platz, wo er zuerst landete, erhielt hernach den Namen Ingolfsfiöddur (Ingólfsfjöddi) oder Ingolfs Vorgebirge, und liegt auf der südöstlichen Seite des Landes in Skaptafellssyssel. Hjörleif aber wurde nach Westen getrieben; da sie Wassermangel auf ihrem Schiffe bekamen, verkauften sie Irländische Sklave, den er bei sich hatte, darauf, Mehl und Butter zusammen zu kneten, welches, wie sie sagten, den Durst bezwang; da aber bald nachher Regen kam, fingen sie ihn mit ihren Segeln und Zelten auf, und warfen die bereitete Mischung (munnbak), die zu schmunzeln anfing, über Bord; der Irl wollte sie trieb, erhielt in der Folge den Namen Munnbaks-Irl. Hjörleif kam an's Land, und Hjörleisfiöddr (Hjörleifsfjöddr, Hjörleifs Vorgebirge) und ließ zwei Wohnungen aufrichten. Im nächsten Frühjahr wollte er säen, und ließ die Sklaven, obgleich er einen Ochsen hatte, den Pflug ziehen. Da beredete sich Dudbak mit den anderen Sklaven, daß sie den Ochsen todt schlagen und sagen wollten, ein Bär habe ihn getödtet; wenn aber Hjörleif mit seinen Knechten den Bären aufsuchen, so wollten sie sie überfallen und erschlagen. Nachdem sie diesen bösen Anschlag ausgeführt hatten, flüchteten sie auf dem Schiffsboote mit den Frauen der Erschlagenen und einem Theil der Güter nach einigen Inseln hinüber, die im Süden des Landes lagen. Mittlerweile hatte Ingolf zwei seiner Sklaven ausgeschickt, um seine Hochsitz-Pfeiler zu suchen; sie kamen nach Hjörleifshöfdi, fanden Hjörleifs Leichnam und lebten mit dieser Nachricht zu Ingolf zurück. Dieser ritt dorthin, und als er den Leichnam seines Verwandten sahe, brach er aus: „Schlimm ist es diesem braven Manne ergangen, daß elende Sklaven ihn haben erschlagen sollen; aber so geht es einem Jeden, der nicht opfern will.“ Als die Erschlagenen begraben und ihr Gut in Verwahrung genommen war, ging Ingolf auf das Vorgebirge, und wie er die südwestlichen Inseln sah, fiel ihm ein, daß die Sklaven dahin geflüchtet sein möchten, weil sie den weg wußten. Er fuhrdahin, und fand sie alle todt. Die Inseln erhielten den Namen Westmänner-Inseln (Westmannaeyjar) von den Sklaven, die Westmänner (Irländer) waren. Die Weiber der Ermordeten nahm Ingolf-mit zurück nach Hjörleifshöfde, wo er den Winter über blieb; aber im nächsten Sommer zog er längs der Küste nach Westen und brachte den dritten Winter unterhalb Ingolfsfiöll (Ingólfsfjall) in Ölvesinga-Hreppr zu, wo er Ingolfshvol baute. In diesem Jahr fanden die Sklaven seine Hochsitz-Pfeiler bei Arnarhvoll unterhalb auf der Haide (oder in Guldbringesyssel.) Im nächsten Frühjahr zog Ingolf über die Haide und schlug seine Wohnung dort auf, wo die Hochsitz-Pfeiler an's Land getrieben waren; er wohnte auf dem Hofe Reykiavik (Reykjavík), wo seine Hochsitz-Pfeiler noch lange gezeigt wurden. Er nahm hierauf den ganzen Landstrich zwischen Ölvusa (Ölfusá) und Hvalfiord (Hvalfjörd), so weit Segelbaar Wasser kam ab, und alle Landtheile, oder mit anderen Worten Kjosar-Guldbringe und den westlichen Theil von Arnäs-Syssel in Besitz. Dem einen seiner Sklaven gab er die Freiheit, und dieser siedelte sich in seinem Landstrich an; der andere klagte darüber, daß sie durch so viele gute Bezirke gezogen seyen, um auf einer Landstelle sich anzubauen, und flüchtete mit einer Sklavin nach Skoutsnäs (Skútsnäs) **). Ingolf wurde, als der erste, der sich in diesem Theile des Landes niederließ, der namhafteste aller neuen Ansiedler.***) Seine erste eigentliche Niederlassung geschah, wie wir gesehen haben, in Faresfiord, fast an demselben Orte, wo noch jetzt der wichtigste Handelsplatz des Landes ist.

*) Hvndreissitur oder seldsúlur, so hießen die Pfeiler, welche bei dem Hochsitz oder dem Sitz des Hausherrn standen; auf dem obern Theil derselben war gewöhnlich das Haupt des Gottes ausgeschnitten, in dem man besonderes Vertrauen hatte, meistentheils Thor oder Odin.

**) Landnama Th. 1. Kap. 5—8. Olaf Tryggvasons Saga Kap. 136—117. cf. Torfaei Hist. Norv. P. 11, S 100—102. Chrymogaea S. D. Spec. 14. hist. S. 5.

***) Landnama Th. 1. Kap. 9.

Italien.

Gian-Domenico Romagnosi.

Eine biographische Skize.

Dieser gelehrte und geistvolle Italiäner, dessen vor kurzem zu Mailand erfolgtes Ableben alle seine Landsleute mit Trauer erfüllte, wurde den 13. Dezember 1761 in Salso-Maggiore, einem Dorfe bei Piacenza, geboren. Seine Aeltern, Bernardino Romagnosi und Marianna Trompelli, waren Beide aus patrizischem Geschlechte. Der Vater, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der ansehnliche Staats-Aemter bekleidete, gab ihm in seinen ersten Jahren eine strenge Erziehung, die den Knaben oft verdrießlich stimmte. Im Jahre 1775 kam Gian-Domenico auf das Kollegium Alberoni zu Piacenza, wo er besonders den Natur-Wissenschaften oblag. Sein eigentlicher Beruf blieb ihm jedoch so lange verborgen, bis ein Zufall ihm Bonnet's „Analytischen Versuch über die Kräfte der Seele“ in die Hand spielte. Er studirte diese Schrift mit solchem Enthusiasmus, daß er Spekse und Nachtruhe darüber vergaß; sie gab seinem Geiste jene eminent logische Richtung, vermöge welcher er alle Wissenschaften, die den Menschen als Individuum und sozialen Wesen zum Gegenstande haben, einander coordiniren lernte. Seine Kameraden, über die Kraft seines Raisonnements erstaunt, nannten ihn unter sich den kleinen Beccaria. Als er 1781 das Kollegium verließ, begann er das Studium der Rechte und erhielt 1786 in Parma die juristische Doktorwürde.

Nun jetzt an verwendete er seine seltenen Geistesgaben nur auf selbstständige Forschungen. Damals waren die Streitgkriten Beccaria's und Filangeri's über die Kriminal-Gesetzgebung und namentlich über die Zweckmäßigkeit der Todesstrafe noch neu; eben so die Toskanischen Reformen. Man vermißte aber durchgängig eine freie, rationale Behandlung des Rechts. Romagnosi fühlte diesen Mangel und die Nothwendigkeit vormaltender Prinzipien; er ging dis auf die ältesten sozialen Verhältnisse zurück, und bewies, daß der gesellige Akt de la nature ein Delirium sey, während der rohen sozialen Zustand also das echte, normale Verhältniß darstellte, zu welchem der Mensch durch natürliche Impulse geleitet werde. In der höchsten Nothwendigkeit einer bürgerlichen Gesellschaft entdeckte er den wahren Keim des Strafrechtes, und er schrieb demnächst sein großes Werk: „Ueber die Entstehung des Rechtes, zu strafen,“ in welchem er die Wissenschaft wieder aufrichtete, und jenen sinnlosen Kriminal-Kram seiner Zeit stürzte.

Beccaria und Filangeri fanden in den Gesetzen über Verbrechen und Strafen klägliche Verwirrung; sie wurden tief davon bewegt, und hatten, allen Vorurtheilen ihres Zeitalters zum Trotze, den Muth, im Angesicht der Menschheit ihre Stimme zu erheben. Diese energische Klage drang zum Herzen der Fürsten, und die Humanität und Gerechtigkeit wurden menschlicher. Ohne solche Vorgänger hätte man freilich Romagnosi das große Werk nicht anvertrauen können, aber ihrer Romagnosi fehlte der Gesetzgebung zu ihrem Fortgang die wahre Garantie einer logischen Strenge. Unser Philosoph war kaum 25 Jahre alt, als er dieses Werk schrieb; aber sein Genius war seiner Reife schon nah: er hatte das ganze soziale System geschaffen, und die Kleine alles besser, was er später entwickelte, mit hineingelegt. Dieses Werk wurde von der Universität Göttingen als Preisschrift gekrönt, und war schon damal in's Deutsche übersetzt, ehe das größere Publikum in Italien seinen ganzen Werth erfaßte. Erst seit dreißig Jahren schenken ihm unsere Rechtsbeflissenen gebührende Aufmerksamkeit.

Um das Jahr 1791 wurde Romagnosi als Prätor (welches Amt die bürgerliche und gerichtliche Verwaltung in sich schließt) nach Trient berufen. Hier herrschte hier ein Mißbrauch im Gebrauch von Waffen, den man unterdrücken wollte, zu welchem Zwecke man eine dreijährige Gefängniß-Strafe vorschlug. Romagnosi erklärte eine solche Strafe für unangemessen; er fand in den Statuten des Landes eine kleine Geldstrafe für dieses Vergehen, und behauptete, diese reiche schon hin. Man lachte anfänglich, aber die stündliche Wiederholung der kleinen Buße wurde den Einwohnern bald unerträglich, und nach und nach legte Niemand mehr Waffen nieder. Nur wenigen Bürgern schien es zu viel, wenn sie 1 Kreuzer für jedes Messer bezahlen sollten, das sie bei sich hatten. Romagnosi wurde drei Jahre lang in diesem Amte bestätigt, und als er es, kraft des Statuts, im Jahre 1793 niederlegen mußte, ernannte ihn Pietro Virgilio, Fürst-Bischof von Trient, zum Hofrath. In den Diplome, das er bei dieser Gelegenheit erhielt, wird er als ein durch Genie, Gelehrsamkeit und vielseitige Bildung ausgezeichneter Mann gepriesen, der zugleich bei seinen Mitbürgern mit Weisheit und Beredsamkeit vorleuchten soll.

Als Romagnosi Privatmann war, blieb er, fern von den Revolutionen, die im übrigen Italien schon gärteten, in seinem gastfreien Trient. Hier schlichtete er jeden Jahre hindurch die Händel seiner Mitbürger, deren Zuneigung er sich in solchem Grade erwarb, daß in der Folge ein Trientser seinen Sohn nach der Lombardei schickte, ohne ihm bezüglich Geiste an ihren alten Magistratsherrn aufzutragen. Als der Kampfen der Cisalpinischen Republik gegen Trient zusammenzogen, trieb Romagnosi, die Wrücke über die Etsch abzubrechen und zwei Stücke schweres Geschütztes zur Vertheidigung des Ufers aufzupflanzen. Man befolgte seinen Rath, und die Feinde, welche glaubten, die Stadt könne sich vertheidigen, ließen sich auf Unterhandlungen ein. So wurde Trient gerettet.

In jenen Jahren beschäftigte sich Romagnosi neben dem Studium der bürgerlichen Gesetzgebungen auch mit den Naturwissenschaften. Seit 1802 stellte er Experimente an, die ihn zur Entdeckung der elektromagnetischen Phänomene führten, eine Entdeckung, welche die Leipziger Zeitung dem 3. August jenes Jahres ankündigte und der wackere Physiker Libro bestätigte. Volta und die meisten übrigen Italiänischen Physiker nahmen von Romagnosi's Beobachtungen keine Notiz, und die Ehre der ersten Entdeckung wurde uns in den letzten Jahren durch den Oersteder'schen Versuch streitig. Romagnosi hatte in dieser Hinsicht das Schicksal Sarpi's, der die Circulation des Blutes zuerst entdeckte.

Digitized by Google

Vielleicht würde die Experimental-Physik unsern großen Denker sorthin ganz in Anspruch genommen haben; allein noch in demselben Jahre erhielt er einen Ruf als Lehrer des Staats-Rechts an der Universität Pavia, und dieses neue stets schwierige Fach erwies sich der sozialen Wissenschaft wieder, deren Fortschritten sein Fach so wesentlich in seiner (1905 gedruckten) „Einleitung in das öffentliche Recht" von neuem andante. Er riß in diesem Werke Alles nieder, was Andere ungeschickt erbaut hatten, und führte sämmtliche Gesetze, welche die komplizirten Verhältnisse der menschlichen Gesellschaften regeln, auf eine unabweichbare Nothwendigkeit zurück.

Der Französische Strafen-Kodex hatte viele Mängel, und man wünschte einen neuen. Romagnosi wurde 1806 nach Mailand berufen, um das Projekt realisiren zu helfen; dieses blieb jedoch immer ein Desideratum. Dann übertrug man ihm das wichtigere Geschäft, den Kodex des Kriminal-Verfahrens zu organisiren. Bei dieser Gelegenheit kämpfte er mit vielem Glück dem Ministerium entgegen, welches auf das Recht, Geheimbriefe (lettres de cachet) zu erlassen, Anspruch machte. Der neue Kodex erschien 1807, und wurde sogar von den hochmüthigen Franzosen als ein Meisterwerk gerühmt; alle Nächter und Advokaten nahmen ihn an, obschon nur Wenige wußten, daß er von Romagnosi war.

Nach Vollendung dieser Arbeit las er ein Jahr lang zu Pavia über Civilrecht, und später in den Spezial-Schulen von Mailand über Gesetzgebung. In dem letzteren Kollegium demonstrirte er das Gleichgewicht aller Kräfte des Staates, wie er dies auch in seiner Übersetzung zum Staats-Rechte gethan. Seine Zeit schrieb er sein juristisches Journal, das den Beamten und Rechtskundigen als Leitstern diente. Diese Beschäftigungen und sein praktisches Amt als Rath am Justiz-Ministerium ließen ihm zu seinem Hauptwerke nur wenig Muße übrig. Als daher im Jahre 1817 die Spezial-Schulen eingezogen wurden, wendete er in Mailand, wo er sich seit 1816 naturalisirt hatte, alle seine Geistesthätigkeit auf die Staats-Wissenschaft in ihrem innern Zusammen. Um dieses Gebiet auch dem bloßen Rubrikum zugänglich zu machen, wurde er Mitarbeiter an der Bibliotecа Italiana und an der Antologia di Firenze; besonders aber hielt er in den „Statistischen Annalen" die Zügel der öffentlichen Meinung über Staats-Ökonomie. Hier beleuchtete und berichtigte er die Lehrsätze der Smith'schen Schule; hier bewies er, daß die Staats-Ökonomie an die Jurisprudenz geknüpft werden müsse. Er erhob die Statistik (bis dahin ein bloßes Anhängsel von Abafachen) zum Range einer Wissenschaft, und entwickelte dabei so neue Ansichten, daß selbst Gioja in seinen letzten Tagen darüber staunte. Von Sicilien bis zu den Alpen huldigt jetzt Alles den Prinzipien Romagnosi's, die schon ergiebige Früchte getragen haben.

Romagnosi war in seinen Leistungen auf staatsrechtlichen Gebiete von Vico's Prinzipien ausgegangen; und diese Wissenschaft wieder aufzufinden, wurde er ein Geschöpf Gottes in ihrem ganzen Umfange, Umfassen und Umfinden. Er that dies und schrieb sein Werk: „Ueber den Charakter und die Faktoren der Staaten-Kultur." Der Gedanke, dieses Werk nicht mehr vollenden zu können, war das Einzige, was seine letzten Lebenstage trübte.

Romagnosi war ein gründlicher Kenner der Physik und Geologie. In einer Unterhaltung mit Libri nannte er die Werke die Denkmäler der Natur: ein Gedanke, in welchem Cuvier's ganzes System über die Revolutionen des Globus verschlossen liegt. Mit Leidenschaft kultivirte er die Mathematik, deren tiefste Tiefen ihm zugänglich waren. Er wollte auch in diesem Gebiete große Neuerungen vornehmen; er disputirte mit Mathematikern und es kam zu keiner Verständigung; er ließ zwei Bände drucken, und eben so viele blieben Manuskript. Noch jetzt glaubt Jedermann, es sey komisch genug gewesen, — viel ist sicher, daß Romagnosi, so oft er über einen mathematischen Gegenstand schrieb, allein Irrthümer entrückt war, und an nichts Anderes mehr denken konnte. Man mußte ihm während seiner kurzen Nachtruhe alle Papiere wegnehmen, und andere Bücher auf den Tisch legen; dann erwachte er, und beschäftigte sich nicht mehr darum. Er behauptete, den Pythagoräischen Algorithmus aufgefunden zu haben: wir wollen nichts entscheiden; ein „Entscheidung des peinlichen Rechtes" gab noch vor 20 Jahren für ein ganz unverständliches Buch; jetzt wird es allgemein studirt und verstanden.

Neben seinem tiefen staatsrechtlichen Wissen war Romagnosi auch im bürgerlichen Recht ein wahres Orakel; das beweisen er in seinem Werke „Ueber die Leitung der Gewässer" und in vielen Berathungen mit den größten Juristen seiner Zeit. Während die Advokaten oft um eine Frage herumschlichen, konnte Er in den Geist derselben, ja sie unter einem ganz neuen Gesichtspunkt und täuschte sich selten. Die Advokaten konsultirten ihn am liebsten heimlich, entweder aus Stolz, oder damit er nicht erführe, was ihre Klienteleen ihnen eindrachten.

Allein Romagnosi war nichts weniger als gelehrig; nachdem er sein väterliches Vermögen eingebüßt hatte, dachte er nicht mehr daran, sich ein neues zu erwerben. Sein geringes Bedürfniß war er mit Wenigem zufrieden, und wollte von literarischer Unterstützung nichts wissen. Er würde jedoch nicht selten in peinliche Verlegenheit gekommen seyn, hätte nicht eine unsichtbare Hand ihm Vieles zufließen lassen, wovon er glaubte, es sey der Ertrag seiner literarischen Arbeiten. Dieser Freund, dessen Name wohl verdient, daß er auf die Nachwelt übergehe, war mit einigen vertrauten Schülern Zeuge des sanften Endes unseres Weisen. Romagnosi vermachte dem Französischen National-Institute die große Medaille, die ihm seine Bewunderer 1833 übersendet hatten. Der einzige Schatz, den er der Welt hinterließen, sind seine Manuskripte.

Die Nachricht von seinem Tode, welcher den 8. Juni erfolgte, wurde mit tiefster Betrübniß aufgenommen. Eine Menge Personen strömte zu seinem Leichenbegängniß, und bei dieser Gelegenheit sah man etwas noch nie Gesehenes. Während alles auf die Priester wartete, welche den Todten einsegnen sollten, erbot sich Jemand mit lauter Stimme, zu einem Monumente Beiträge zu sammeln. Sogleich wurde Papier und Dinte gebracht und auf die Bahre niedergelegt. In wenigen Minuten waren über dem Haupte des unvergeßlichen Mannes beinahe 300 Unterschriften gesammelt! Man zeihe uns nicht mehr der Unbankbarkeit gegen unsere großen Geister — uns, die wir Beccaria, Volta und Romagnosi zu gleicher Zeit Monumente errichten!

Romagnosi war von hohem Wuchs und einnehmender Gestalt; er hatte eine breite Brust, eine mächtige gedankenreiche Stirn, kleine tiefe Augen, eine feine fanfte Nase, freundliche Züge. In der Unterhaltung war er beredt, geistreich, immer originell; von Sitten mäßig und nüchtern. Seine Güte war eben so unbegränzt als sein Wissen. In seinen Schriften finden wir die Lösung der schwierigsten Kattistischen Probleme, die Gründe aller sozialen Einrichtungen, den Saamen der edelsten Civilisation. Unsere Literatur hat nur drei Denker von gleicher Tiefe: Machiavelli, Vico und Romagnosi; die Zeit wird darüber entscheiden, welcher der Rüstigsten gewesen sey.

Es sind nun zwei Jahre her, daß Romagnosi Folgendes an einen seiner Freunde schrieb: „Ich lebe jetzt ohne Hoffnungen und ohne Besorgnisse, und wünsche nur, daß man die Worte des heiligen Paulus auf mein Grab schreiben möge: cursum consummavi, fidem servavi." Wenn die Nachwelt erfahren wird, daß er so lebte und starb, so wird sie vielleicht auch darüber entscheiden, welcher von jenen großen Männern der beste Mensch gewesen sey. (Desdendente Sacchi.)

Bibliographie.

Argentina e Silfredo. — Novelle von A. N. — Turin.
Arnaldo della Rosa. — Historische Erzählung vom Lieutenant P. Galateri. Turin.
Del bello nella pittura e nella scultura. (Vom Schönen in der Malerei und Skulptur.) Vom Prof. Luigi Zandomeneghi. Padua. 1 Lir. 75 C.
Bice del Balzo. — Drama in fünf Akten. Mailand. 1½ Lir.
Biografia degli Italiani illustri. (Lebensbeschreibungen berühmter Italiäner des achtzehnten Jahrhunderts.) Herausgegeben vom Prof. Emilio de Tipaldo.
Cenni sull' origine e sull uso della conservazione dei cadaveri umani. (Ueber den Ursprung und den Gebrauch der Einbalsamirung menschlicher Leichname.) Von Rocco Solina. Palermo.
Cenno fisiologico chimico sulla decolorazione delle foglie in autunno, e della loro caduta. (Physiologisch-chemischer Versuch über die Entfärbung der Blätter im Herbste und über deren Abfall.) Von Antonio Giordano. Turin.
Compendio della storia Romana. (Goldsmith's Römische Geschichte.) Aus dem Englischen. Mailand. 1½ Lire.
Costumi de' secoli XIII, XIV e XV. (Trachten des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts.) Nach dem Französischen, von E. Zarbetti. Erster Bd. Mailand.

Mannigfaltiges.

— Ein noch ungedruckter Brief von Anna Boleyn. Ein Englischer Geschichtsfreund ist im Besitze eines eigenhändig geschriebenen Briefes der Anna Boleyn, welchen sie vor ihrer Verheirathung mit Heinrich VIII. an eine ihrer Freundinnen geschrieben hat. Dieser Brief ist schon merkwürdig durch das Semikolon, welches er von den Englischen Sitten aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts entweist. Er lautet folgendermaßen: „Meine theure Marie! Es ist bereits ein Monat, daß ich hier in London bin. Ich könnte nicht sagen, daß ich es hier sehr angenehm gefunden. Wir sind sehr wenig morgenlich und stehen selten vor zehn Uhr auf; wir legen uns auch sehr früh schlafen, so daß ich nicht vor zehn Uhr Abends zu Bette komme. Ich habe hier merkwürdig fatt, und kann mich nicht daran gewöhnen, Abends spät schlafen, wenn ich nicht der vielen schönen Sachen wegen, die man mir täglich giebt, noch hier bliebe. Meine herrliche Mutter hat mir gestern bei einem Kaufmann auf der Cheapside drei neue Schmissen gekauft, zu denen die Elle 6 Pence kostet; und ich soll noch auf dem Ball des Mylord Norfolk ein Paar Zeugschuhe erhalten, welche drei Schilling kosten. Das unordentliche Leben, welches ich hier führe, hat mir meinen ganzen Appetit verdorben. Sie wissen, daß ich auf dem Lande sehr leicht ein Pfund Speck und eine Kanne gutes Bier frühstücken konnte; aber hier in London habe ich Mühe, die Hälfte hinunter zu bringen. Ich gestehe jedoch, daß ich nach diesem mit Ungeduld die Stunde der Mahlzeit erwarte, die sich in den vornehmen Häusern bis zum Mittage hinzieht. Gestern Abend habe ich bei Mylord Leicester main chunge gespeist. Lord Surrey war auch dort, und sang uns ein Lied seiner eigenen Komposition auf die Leichen des Lord Rivaer. Man dünkt sie sehr schön, und mein Bruder sagte mir ins Ohr, daß die schöne Geraldine, denn so heißt die Geliebte des Lord Surrey, die schönste Frau ihrer Zeit sey. Ich wäre sehr erfreut, sie zu sehen, denn man verschert, daß sie auch so gut als schön ist. Ich bitte Sie, für meinen Hühnerhof während meiner Abwesenheit Sorge zu tragen. Die armen Kleinen! Ich habe sie immer mit eigener Hand gefüttert. Wenn Margarethe mit dem Stricken meiner rothwollenen Faust abgeschrieben fertig ist, soll sie mir sie mit der ersten Gelegenheit herschicken. Adieu, meine liebe Marie! Ich bin im Begriff, zur Messe zu gehen, wo Sie eben solchen Antheil an meinen Gebeten haben sollen, als Sie bereits besitzen an dem Herzen Ihrer Anna Boleyn."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 83. Berlin, Montag den 13. Juli 1835.

Rußland.

Die Feldmarschälle Kamenskty und Bagrathion.
Bilder aus dem Russischen Militair-Leben.

Am 4. Juli 1806 ward ich vom Rittmeister im Weiß-Russischen Husaren-Regimente (jetzt Prinz von Oranien) als Lieutenant zum Leib-Garde-Husaren-Regiment versetzt. Ende Septembers kam ich nach Petersburg, und begab mich sogleich nach Pawlowsk, wo die Eskadron stand, welcher ich zugetheilt war. Der Commandeur der Eskadron war längst mein Freund und einer der Urheber meiner Versetzung zur Garde. In unserm Regimente waren überhaupt mehr Freundschaft als Dienst, mehr Worte als Thätigkeit, mehr Champagner als Kummer an der Tages-Ordnung . . . Immer lustig und toll im Sturm!

In meinem jetzigen Alter dürfte ich vielleicht mein Geschick preisen und nichts weiter wünschen; doch damals war ich 22 Jahre alt, voller Ehrgeiz und Lebensfülle und Feind aller Unthätigkeit.

Meine Stellung zu meinen Kameraden war überdies wahrhaft unerträglich. Ich hatte die Garde verlassen, ohne einen Schritt gethan zu haben, war zwei Jahre bei einem Regimente gewesen, welches in dieser Zeit nicht aktiv war, und stand nun wieder bei derselben Garde, welche so eben von Austerlitz zurückkam. Ich war ein Pflichtarm — sie rach nach Pulver. Wenn ich von meinem Eifer und guten Willen sprach — so zeigte man mir Wunden, die ich stets beneidete, oder Orden, welche mir damals so kostend erschienen, und mehr als ein Mal verfällte mir ein mitrrischer Seufzer über mein Geschick bei Becher der Freude.

Plötzlich erscholl die Nachricht von der Schlacht bei Jena, und schnell verbreitete sich das Gerücht, daß unsere Armee den Preußischen Bundesgenossen zu Hülfe eilen würde. Der Feldmarschall Graf Kamenskty wurde vom Lande zur Führung der Armee einberufen. Ich lebte wieder auf. Wie ein Rasender durchlief ich die Hauptstadt, und forschte nach Mitteln und Wegen, um dem Feldherrn als Adjutant oder irgend einem Regimente, welches über die Gränze marschirte, zugetheilt zu werden. Alle meine Bemühungen waren vergebens. Ich fand nicht allein keine Gönner, sondern nicht einmal einen Menschen, dem ich mein Herz ausschütten konnte. Ueberall erhielt ich als Antwort der poetischen Gefühle, welche meine Seele, meine Augen und meine Worte belebten, die prosaische Antwort: „Das macht Ihnen Ehre!“ — Erbarmen! Kein Lob erbitte ich; ich flehe um Hülfe! Laß mich nicht im Nichtsthun untergehen! — Doch mit dem kalten Bescheide: „Er wissen, daß man Freiwärtig keine Volontaire zur Armee schickt“, endigten alle meine Versuche bei den vielvermögenden Leuten.

Unterdessen stürmten Kolonnen von Bätern, Müttern, Onkeln und Tanten, gleichsam wie Napoleon's Heer, auf Nr. 9 im Nordischen Hotel ein, wo der Feldmarschall wohnte. Ein Jeder bat für sein eigen Blut, allen Bitten wurde gewillfahrt — und zu meinem größten Aerger mußte ich sehen, wie ein großer Theil meiner Bekannten und Freunde zur Armee abreiste. Die Verzweiflung brachte mich endlich zu einem Entschlusse: Am 16. November gegen 4 Uhr Morgens zog ich meine Uniform an, bestieg die Droschke und fuhr direkt zum Feldmarschall selbst. Ich wählte diese Stunde, um nicht einer neuen Kolonne von Verwandten zu begegnen, welche sich doch mit Tages-Anbruch zum erneuten Sturme jedenfalls anschickte. Ueberdies liebt der Sonderling das Wunderbare, und der Ueberfall, welchen der junge, ohne Konnexionen noch Protectionen dienende Lieutenant mitten in der Nacht auf den betagten, aber lebhaften, hitzigen und störrischen Feldmarschall wagte, mochte allerdings nicht nach den gewöhnlichen Regeln der Sitte und Lebens-Klugheit seyn.

Im Hofe und im Hotel war Alles noch in tiefem Schlafe, und Nr. 9, zu welchem eine steile, enge und schlecht beleuchtete Treppe führte, lag in der dritten Etage. Vor dem Eingange befanden sich ein kleiner Korridor, von einer Laterne schwach erleuchtet. Die Luft war kalt. An der Thür von Nr. 9 angelangt, wickelte ich mich in den Mantel und lehnte mich an die Wand, in Erwartung, daß irgend Jemand aus dem Zimmer treten würde, mit dem ich gemeinschaftlich in das Vorzimmer dringen könne, welches von dem dumpfen Schnarchen eines rüstigen Dieners des Feldmarschalls erdröhnte.

Die erste Gluth meiner Keckheit ließ jedoch nach, als ich, meine Lage näher betrachtend, einen Blick auf den von der bereits erlöschenden Laterne matt beleuchteten Korridor warf, und unter so unverkennbaren Anzeichen der Gefahr die Stunde, welche ich zur feierlichen Vorstellung bei einer so hohen Person gewählt hatte, so wie den fast allen Greisen nach dem Schlummer eigenthümlichen Eigensinn bedachte, zu welchem hier noch die dem Feldmarschall Grafen Kamenskty eigene zügellose Heftigkeit hinzukam. Ohne jedoch diesen Gedanken weiter Raum zu geben, warf ich den Mantel leicht um die Schultern, indem ich mir das Ansehen eines Abdallino oder Fra Diavolo gab, und beschloß, die Auflösung dieser Komödie in der Uniform zu erwarten.

Plötzlich höre ich die Thür öffnen, und ein kleiner, munterer, lebhafter Greis im Schlafrock, den Kopf mit einem weißen Tuche umwunden, einen unangebrannten Leuchtstumpf in der Hand, steht vor mir. Es war der Feldmarschall selbst. — Mein Gewehr verdrend, blieb er stehen. — „Wer seyn Ihr?“ fragte er mich. — Ich nannte meinen Namen. — „Zu wem wollt Ihr?“ — „Zu Eurer Erlaucht!“ — Er faßte mich scharf in's Auge, ging den Korridor entlang bis zur Laterne, zündete sein Lichtchen an und sagte hierauf, zurückkehrend bei mir angelangt: „Treten Sie näher.“ — Ich folgte ihm; er ging schweigend mit dem Lichte vor mir her. An der Thür des Schlafzimmers wollte ich aus Ehrfurcht stehen bleiben, des weiteren spöttelnden Winkes gewärtig. Dies bemerkend, sagte jedoch der Feldmarschall in ziemlich freundlichem Tone: „Nein, nein! Treten Sie nur ein!“ Ich trat in das Schlafzimmer. — Nachdem er das Licht auf einen Leuchter gesteckt hatte, welcher auf einem Tischchen neben dem Bette stand, fragte er mich: „Was ist Ihr Begehren?“ — Ich sprach ihm meinen Wunsch aus, den Krieg mitzumachen. Er dehnte sich, ging mit schnellen Schritten auf und nieder und begann nach einer langen Pause mit halb wütender Stimme: „Was ist das für eine Anaal! Jeder Gelbschnabel bestürmt mich, ihn zur Armee zu schicken, obgleich ich selbst noch nicht dazu bestimmt bin! — Man hat mich schon mit diesen Bitten zu Tode gemartert! — Wer sind Sie denn eigentlich?“ — Ich wiederholte meinen Namen.

„Was für ein Davidoff?“ — Ich nannte den Namen meines Vaters. — Plötzlich wurde er milder, erinnerte sich der Freundschaft meines Vaters und auch meines Oheims, sing an, mehrere meiner Verwandten zu nennen, und ging hierbei fast bis auf den Stamm-Vater der Davidoff's zurück. Hierauf trat er näher auf mich zu und sagte mit einem gutmüthigen Lächeln: „Er will mich bedünken, daß Du einmal unsterblich aus der Garde herausgekommen. Weshalb? Sage mir die reine Wahrheit, wie Du Sie Deinen verstorbenen Vater gesagt haben würdest.“ — Ich erzählte ihm jenes Ereignis mit aller Offenheit meines Alters und Charakters. Er hörte aufmerksam, bisweilen lächelnd, bisweilen die Stirn runzelnd, meiner Erzählung zu, während ich wie ein Falke über die Stellen hinwegschoß, bei denen ich seine Augenbrauen in Bewegung gerathen sah, um mich desto länger da aufzuhalten, wo ich ein Lächeln vorauszah, wie ich gerndet hatte, sagte er, mir die Hand schüttelnd: „Gut, lieber Davidoff! Einer noch werde ich Dich mir ausbitten, ich werde Alles erzählen, wie Du mitten in der Nacht — bat man je so etwas gehört! — in der Nacht in mein Zimmer gedrungen bist, wie ich Dich — verzeih mir! — für einen übelgesinnten Menschen gehalten. — In der That, ich glaubte, Du wolltest mich erschießen! Die Wahrheit zu gestehen, ich habe nie den Tod gefürchtet, und fürchte ihn jetzt in meinen Jahren noch weniger; aber ich gestehe, Du fahrst einen verdächtigen Menschen sehr dringlich.“ — Ich entschuldigte mich, daß ich gewagt hätte, ihn zu so ungewöhnlicher Stunde zu belästigen. — „Nein, nein“, erwiderte er lebhaft, „im Gegentheil, das ist mir angenehm, ich liebe so etwas, dies beweist außerordentlichen Eifer, das ist Geist und Herz! . . . ich kenne das und schätze es.“

So kehrte ich denn, vom Feldmarschall entlassen, voller Hoffnung auf günstigen Erfolg, nach Hause zurück. Mein Herz strömte über vor Freude, mein Kopf schwindelte, ich sah mich schon im Geiste eine Eskadron, ein Regiment kommandiren, ein wichtiges Geschäft entscheiden, und warf mich mit dem Gedanken, der Ueberwinder Napoleon's zu werden, auf das Bett, wo ich jedoch, durch die geistige Anstrengung verhindert, bald Ruhe schliefen konnte.

Am anderen Morgen sprach man schon in der Garde und in der ganzen Stadt von einem Parteigänger-Streiche gegen den Feldmarschall; von Letzterem aber hörte ich nichts. Den nächsten Morgen darauf suhr ich früh um 9 Uhr zu ihm, um endlich mein Schicksal zu ersahren. Ich trat in das mit Beamten angefüllte Zimmer und blieb am Eingange stehen. Die Stunde der Entscheidung schlug. Der Feldmarschall trat heraus, um seinen Morgen zu bestigen, ward mich gewahr, stürzte auf mich los, umarmte mich und sagte mir, mich beiseite ziehend: „Ich habe Deinetwegen gesprochen, lieber Davidoff! Ich habe Dich sogar mir zum Adjutanten erbeten, allein man hat es mir unter dem Vorwande abgeschlagen, daß es Dir nöthig sey, noch einige Zeit in Reih' und Glied zu dienen. Ich gestehe Dir, daß ich jetzt keine

Digitized by Google

Möglichkeit sehe, Dich dahin zu bringen, wohin Deine Wünsche Dich treiben. Suche nun selbst die Wege dazu auf, und sey überzeugt, daß ich, auf welchem Wege Du auch zu Deinem Ziele gelangen mögest, Dich immer mit Freuden aufnehmen und Dir Gelegenheit zur Auszeichnung verschaffen werde."

Mit diesen Worten verschwand er und ließ mich wie angewurzelt stehen; als aber die Schaar der Ausermählten hinter ihm her und an mir vorüber zog, blickte ich ihr nach, zuckte die Achseln, und lachte, wie wohl der Satan zuweilen lacht.

Ich würde mich in der Erzählung eines für Andere so wenig anziehenden Ereignisses nicht so weitläufig anlassen, obgleich daſselbe mir in der Erinnerung an den ersten Echec in meiner Carriere ergötzlich bleibt, wenn dieses Ereigniß nicht einen Mann an das Licht stellte, welcher leider von unserer Generation fast vergessen, von der neuen gar nicht gekannt ist, wiewohl derselbe im Laufe einer fünfzigjährigen, dem Vaterlande gewidmeten Dienstzeit allgemein geachtet war, und sogar die Auszeichnung hatte, daß selbst Suwaroff ihn zu den besten Soldaten seiner Zeit zählte und er als der einzige Nebenbuhler jenes Helden galt.

(Schluß folgt.)

England.

Der Lord-Mayor von London.

Man hat oft gesagt und wird noch oft wiederholen, daß England das Land der Kenteasie und der Widersprüche sey. Bei welchem Volke zeigt sich eine stärkere Sucht nach Neuerungen und dem Gemeinwohl förderlichen Verbesserungen? In seiner materiellen Existenz giebt es täglich neue Erfindungen und neue Methoden, wie in seiner moralischen neue philosophische Systeme und neue religiöse Meinungen. Allein welches Volk hängt zu gleicher Zeit mehr gefühlvoll an den Gebräuchen, an alten Sitten und Gewohnheiten? Die Revolution von 1688 machte in England keine tabula rasa wie die Revolution von 1789 in Frankreich; man reklamirte vielmehr alte Freiheiten und selbst alte Privilegien. So war es eine der ersten Handlungen des ersten Parlamentes Wilhelm's III., daß man der Stadt London die Gerechtsame und Stipulationen garantirte, welche die Stuart's nicht immer respektirt hatten. Jakob II. selbst war alle jene alten Gebräuche und alle Feierlichkeit, daß er seinen Thron erschütterte, als er die Rechte der ersten Municipal-Magistratur angriff.

Seit 1688 sind die Gerechtsamen der Stadt London unangetastet geblieben, und der Lord-Mayor wallet noch eben so unumschränkt, wie in Alfred's Zeitalter; jedes Jahr erneuern die Corporationen mit altertümlichem Pomp die wichtige Ceremonie seiner Wahl und Installirung; jedes Jahr stellt man alle jene alten Gebräuche und alle Feierlichkeit städtischer Vorrechte wieder erschienen, ohne daß jemals ein Neuerer gegen diese alljährige Wiedererweckung des mittelalterlichen Geistes in die Schranken tritt. Die Menge strömt voll Entzücken herbei; man begrüßt mit Ehrfurcht den hochbegläubten Gewerbsmann, der in Gothischem Kostüm und vergoldetem Wagen, von einem bizarren Gefolge begleitet, die königliche Freiheit repräsentirt. Die Schaulust wäre für den Pariser Bürger mit Barrieren und Polizeisoldaten als militairische Aufsicht, und dennoch sich seit der Kaiser-Herrschaft mit den zwölf Feactionen der alten Pariser Plairie in vielen Stücken.

Der Lord-Mayor vor 1688.

Die Charge des Lord-Mayor's von London datirt sich aus dem 13ten Jahrhundert. Im Jahre 1202 geschieht seiner zuerst Erwähnung in einem Edikte des Königs Johann, das auf Begehren der Bürgerschaft die Zunft der Weber aus London verbannte. Seine wahre Bestätigung erhielt aber der Lord-Mayor erst durch die berühmte, von demselben Monarchen notterzwungene Charte von 1215, kraft welcher die Bürger das Recht erhielten, alle Jahr einen Bürgermeister zu wählen, und ihn so lange in Amt und Würden zu lassen, als ihnen gut dünkte.

Der erste Lord-Mayor, Henry Fitz-Alwyn, blieb dreiundzwanzig Jahr in seinem Amte. Diese lange Ausübung der Municipal-Gewalt machte es ihm leichter, sich mit den Bedürfnissen der Stadt in Einklang zu bringen. Thomas Pilkington, der dieses allgemeine Vertrauen in der Revolution von 1688 und noch ein Jahr später fühlte, erwarb sich großes Verdienst, indem er die Factionen und die ungeregelten Leidenschaften des Volkes zügelte.

Jeder Kandidat zu diesem Amte muß seriez Mitglied einer der zwölf vornehmsten Körperschaften der Stadt seyn und die Funktionen eines Sheriff bereits bekleidet haben; daher das populaire Sprichwort: „Du willst Bürgermeister seyn, bevor e Sheriff gewesen", womit man einen Mann bezeichnet, der weit hinter seinen Anspellchen zurückbleibt. Außerdem muß der Kandidat zur Zeit der Wahlen in einem der Londoner Stadtwierted das Amt eines Alderman verwalten. Diese Gradation der Würden giebt ihm das Zeugniß, daß er Vermögen und Fähigkeiten genug besitzt.

Die Wahl des Lord-Mayors findet in Guildhall statt. Dort versammeln sich am Michaelis-Tage die Innungen unter dem Präsidium der Sheriffs. Alle diejenigen Aldermen, die Sheriffs gewesen sind, werden der Reihe nach zur Kandidatur vorgeschlagen, und zwar nach der Anciennetät. Die Innungen geben ihr Votum durch Aufheben der Hand.

Die Wahl des Lord-Mayors bedarf jedoch einer Bestätigung von Seiten des Königs oder des Lord-Kanzlers. Gleichwohl hat man kein Beispiel eines Königlichen Veto seit der Revolution; demungeachtet ist diese Bestätigung nur noch eine leere Förmlichkeit. Der also ernannte Lord-Mayor leistet den Eid der Treue am 8. November im Beisein der in Guildhall vereinigten Bürger; am folgenden Tage wird er durch die Barone des Kanzleigerichts zu Westminster definitiv installirt, und empfängt den Titel „sehr ehrenwerther Lord", welcher Titel noch auf der Zeit Eduard's III. datirt.

Der Lord-Mayor ist Londons erster Bürger. Im Jahre 1501 wurde von den Königlichen Advokaten zu Elv-House ein großes Gastmahl gegeben. Als bei dieser Gelegenheit der erste Lord des Schatzes Hasborn, Baron Ruthyen, dem Lord-Mayor bei Tische nicht selbst abtreten wollte, zog dieser sich auf der Stelle zurück, und die folgten die Aldermen und Sheriffs, denen der steife Lord-Mayor seit seine Kosten ein glänzendes Gastmahl gab. Der Vertrag des Lord-Mayors gründet sich auf seine absolute Unabhängigkeit; jene Veränderung in der Verfassung kann seine Gewalt entkräften, seine Rechte schmälern. Sobald der König das Zeitliche gesegnet hat, nimmt er im Gehrimen-Rathe die erste Stelle ein, und seine Autorität kommt sogleich nach der jenigen des zweghältigen Gerichtes, als die ein neun Zeitung am Ruder sitzt.

Als Bürgermeister der Stadt London ist der Lord-Mayor der höchste Schiedsmann, ohne dessen Zustimmung kein Beschluß der Corporationen Gültigkeit hat. Er ist beständiger Coroner, erster Richter in allen Tribunalen und Kommissionen, Präsident bei der Wahl der Parlamentsmitglieder; endlich ist er noch, in Verbindung auf die militairische Gewalt, mit derselben Macht bekleidet, welche die Lord-Lieutenants in den Grafschaften ausüben. Die Pracht seines Kostüms ist seiner hohen Würde angemessen. Als gewöhnliche Insignien trägt er beständig eine doppelte goldene Halskette oder ein kostbares mit Edelsteinen besetztes Halsband. Bei feierlichen Gelegenheiten ist er in eine Robe aus karmoisinfarbem Sammet gekleidet, die der Robe des Lord-Kanzlers gleicht, ein goldgesticktes Käppchen, zur Winterzeit eine Robe von feinem Scharlach, mit einer Kapuze von Sammet, und im Sommer eine dergleichen von blauem Seidenzeug, beide reichlich gefüttert. Bei allen festlichen Zügen trägt man einen Degen und ein Scepter aus Gold oder Silber vor ihm her. Dieser Ausschmuck kann sich sonst nur noch die Erzbischöflichte Stadt York erhoben. Geht der Lord-Mayor zu Fuße, so trägt ein Page die Schleppe seiner langen Robe, fährt er aus, so schickt er seine livrirten in einem mit goldenen Stücken, Reliefs und symbolischen Malereien gezierten Wagen, der von vier prächtig aufgezäumten Pferden gezogen wird.

Die Person des Lord-Mayors war ursprünglich heilig und unverletzlich: ihn beleidigen, war ein Majestäts-Verbrechen, auf das die Todesstrafe stand. So wurden im Jahre 1399 Thomas Hansart und „Johann der Wanner", weil sie in einer Emeute den Lord-Mayor und den Ehrenfest offene Widerlichkeit bewiesen hatten, zum Tode verurtheilt, und in Cheapside geköpft. Diese strenge Akt erhitterte jedoch die Gemüther, und die Aufregung dauerte noch lange. Endlich erließ Eduard III. nach seiner Rückkehr aus Frankreich in einem Wetallmandat schreiben, daß der Lord-Mayor, als erste Magistratsperson von London, hinfüro wegen seiner Handlung belangt werden solle. Das hob den Lord-Mayors eine unumschränkte Gewalt zugestehen, die auch heute noch in voller Kraft besteht. Man sieht indessen die Verehrung dieses hohen Beamten so weit, daß im Jahre 1479 ein gewisser Richard Pyfield eine Geldbuße von 50 Pfund Sterling zahlen mußte, weil er zu dicht neben seiner Herrlichkeit niedergekniet hatte. Dies geschah nämlich bei Gelegenheit eines öffentlichen Gebetes um Abwendung der damals in London wüthenden Pest.

Ein Kapellan, ein Neunmeister, ein Degenträger, ein Jäger, mehrere Boteschreiber, die Spielleute, Thürsteher und noch viele andere Offizianten verschiedener Grade, bilden das Gefolge des Lord-Mayors. In den ältesten Zeiten hatte er auch seinen Hofpoeten und Narren, die ihn bei großen Feierlichkeiten immer begleiteten. Auf der Liste dieser alten Lauretaten findet man auch den Namen des berühmten Burg-Ben, der trotz seiner Verdienste, derbes Mißgeschick erdulden mußte. In einem Briefe, der bis auf uns gekommen, beklagt er die Härte der Corporation, die ihm seine Pension von 24 Pfd. Sterling entzogen hatte mit der er, wie er sich ausdrückt, die Kosten seines Senfes und Holzpfeffelfiges bestritt. Diese armen beleidigten Poeten wurden nicht allzugeschmäthig behandelt: viel Ehre und wenig Geld mußte ihre Dienste lohn. Von den Lord-Mayor's zu Zeit bis 1630 belam der Laureat des Königs alljährlich 100 Blatt Silber und keinen Deut mehr.

Vor dem 13ten Jahrhundert pflegte der Lord-Mayor durch die Stadt nach Westminster sich zu begeben, um seinen Amts-Eid im Beisein des Königs abzulegen, im Jahre 1453 aber führte John Norman die feierliche Wasserfahrt der Lord-Mayors ein. Diese Wasserfahrt war das Emblem ihrer Souverainetät auf der Themse, gleich der Ceremonie des Bucentainschen Bogen, wenn sie mit dem Meere sich vermählten. Die Fahrzeuge auf der Themse zählten sich von dieser Ausschmückung so geschmeichelt, daß sie für Sir Johann Norman's Lemporintritt, dessen sämmtliche Steoben mit folgendem Reimlein schlossen:

Beheiat deinen Kahn, o Norman!
Gleiche dem zu deiner Lemman

Lemman bezeichnet (vermuthlich im Alt-Britischen) eine Schöne oder Mätresse.

Im Jahre 1501 brachte Sir John Shaw die silberne Stile weiter auf, und die Lord-Mayors fuhren von der Zeit ungefähr zwei Jahrhunderte lang in Staats-Kutschen und mit berittenem Gefolge nach Westminster. Seit der Regierung der Königin Anna sind aber die Wasserfahrten wieder in Gunst gekommen.

Die Volks-Belustigungen an einem solchen Tage gewähren ein bizarres Schauspiel. Bei Gelegenheit der zweiten Ernennung des Sir Thomas Pilkington (1684) war eine ganze Menagerie in angebrannten Käfichen rings um die Square's und längs der Straßen von Londen aufgestellt. Jeder Käfig war eine neue Arche Noah's, die eine Menge der verschiedensten Thiere beherbergte: Bären, Panther, Leoparder, Wölfe, Raubvögel — Alles brüllte, heulte, kreischte und krächzte drei

Digitized by Google

auf entsetzliche Weise durch einander. Dann warf man aus den Fenstern der Häuser Hunde, Katzen, Kaninchen und Flöhe in den Volkshaufen. Einer schleuderte diese Thiere dem Anderen in's Gesicht, oder zerschmetterte sie mit barbarischer Freude an den Mauern. Die Zongleurs, die Schiffer, die Pfeifer und Tambourbiter bliesen mit ihrem Lärm nicht zurück. Ganze Banden von Musikern schwenkten ihn mit ihr, und spielten ihre Symphonieen vor den Käfichen der wilden Thiere, die zuerst einen Augenblick verstummten, aber bald mit ihrem höllischen Accompagnement einfielen. Unterdeß drängten sich wohl tausend berittene Kavaliere und eine lange Suite eleganter Kalechen durch das Getümmel; in den Wirthshäusern begannen die Bachanale, und als der Tag zur Neige ging, hatte die Trunkenheit ihr höchstes Stadium erreicht. Diese tollen Orgien kosteten jedoch kein Menschenleben, und man sah nur von Thier-Klauen zerkratzte Gesichter. Daß aber Thiere und besonders Thiere mit Pelzen bei diesem Fest eine so große Rolle spielten, kam daher, weil Sir Thomas Pilkington Mitglied der Kürschner-Zunft war, und man mit dieser Ceremonie der genannten Zunft eine Ehre bezeugen wollte.

Der Lord-Mayor seit 1688.

Man würde sich jedoch von den alten Londoner Volks-Festen eine unrichtige Vorstellung machen, wenn man glaubte, daß es bei allen so barbarisch hergegangen wäre. Die verschiedenen auf dergleichen Feste bezüglichen Programme, welche noch in den Archiven aufbewahrt werden, schildern uns auch Feste, bei denen Luxus und Sinn für das Schöne Hand in Hand gingen.

Ein solches Fest begleitete die Inauguration des Sir John Shorter, welche noch in das Jahr 1687 fällt. Die Ceremonien dieses Festes waren von verschiedener Art. Die Eine, deren Kosten von der Zunft des Lord-Mayors bestritten wurden, war der kaufmännischen Marine gewidmet. Man hatte nämlich ein Schiff von 145 Fuß Länge und 45 Fuß Höhe, aus hellem Kiefernholz, zimmern lassen. Dieses Schiff wurde so ausgerüstet und geschmückt, als käme es mit einer reichen Ladung Baubelj (dem vornehmsten Handels-Artikel Seiner Herrlichkeit) von den Küsten Norwegens. Ein Gerüst auf einem der großen Plätze in London, diente dem stattlichen Schiffe als Unterlage.

An Bord sah man einen Capitain und seinen Lieutenant, zwei Kanoniere, einen Equipagen-Meister und eine Anzahl Matrosen. Jeder war auf seinem Posten geschäftig, und Sir Thomas mußte vollständig gewesen, wenn das Meer nicht speibelt hätte. Nach einigen Manövres stellten sich die Matrosen in ihrer saubern Kleidung aus buntgestreiftem Zeuge auf dem Verdeck in Reihe und Glied. Der Capitain stand sichtbar gefleidet auf dem Schnabel des Schiffes, und harrte mit seinen Offizieren der Ankunft des Lord-Mayors. Als der Letztere erschien, bliesen die Trompeter eine Fanfare; die ganze Equipage salutirte, und der Capitain las eine Rede vor, in welcher der Mayor unter allgemeinem Jubel mit einigen Phrasen des Dankes beantwortete.

Ein anderes nicht weniger interessantes Schaugepränge veranstalteten die Gold-Arbeiter. Diese hatten eine ungeheuere offne Werkstatt erbauen lassen, in welcher Alles, was zu ihrem Handwerk gehörte, vereinigt war. Verschiedene Gemächer zur Rechten und Linken enthielten die Werkzeuge, Hämmer, Schmelz-Tiegel, Ambosse ꝛc., alle Werkzeuge der Zunft. In der Mitte erhob sich eine Estrade, mit einem von Gold und Purpur schimmernden Sessel, auf welchem der heilige Dunstan, der Patron der Goldschmiede, figurirte. Er war in eine Rede aus feinem Battist gekleidet, über der er noch einen aus Gold und Seide gewebten Ehrrock trug. Sein Haupt bedeckte eine goldne mit Juwelen besetzte Mütze; in der linken hielt er einen goldnen Krummstab, und in der Rechten eine Kneipzange, die Goldschmiede sie gebrauchen. Hinter dem Heiligen waren vermöge eines sonderbaren Anachronismus, Orpheus und Amphion (zwei Stadt-Musiker) aufgepflanzt, die auf einer Griechischen Lyra einige Weisen spielten. Am Vordertheil der Estrade präsentirten sich der Groß-Sultan sammt dem Ehane der Tataren, welche Beide, von der süßen Harmonie überwältigt, dem heiligen Dunstan zu huldigen kamen. Zu den Füßen des Letzteren war eine Geldschmiede angebracht, deren Blasebalg ein Arbeiter bewegte. Alle übrigen Arbeiter in der kolossalen Werkstatt schmelzten die Metalle, hämmerten, façonnirten, emaillirten, polirten; ein Meister-Probirer kontrollirte das Gold und Silber. Sogar Bergknappen fehlten nicht, die durch ihre Bewegungen die Arbeiten in den Schachten darstellten.

Als der Lord-Mayor der Estrade zuschritt, erhob sich St. Dunstan von seinem Sitze, und reichte ihm im Namen der Innung mit feierlichem Pathos an.

Ein ganzes Jahrhundert lang waren diese Feierlichkeiten abgekommen, als der Gemeinde-Rath sie im Jahre 1760, zur Belustigung des Volkes und des Hofes, wieder in Aufnahme bringen wollte; aber man hatte keinen Sinn mehr dafür, und so blieb es bei diesem letzten Versuche.

Die Inauguration des Lord-Mayors giebt noch jetzt zu schönen Feierlichkeiten Veranlassung, denen es zwar an der mythologischen und burlesken Zugabe fehlt, die aber darum nicht minder für die ganze Bevölkerung vom höchsten Interesse sind. Um die Mittagszeit des festlichen Tages begeben sich der neuerwählte Lord-Mayor, sein Vorgänger, die Aldermen, die Sheriffs und andern Civil-Beamten in die St. Parochial-Kirche St. Lorenz, wo sie dem Gottesdienst beiwohnen, und dann zu Wagen von Guildhall an die Ufer der Themse. Eine elegante Zugabelche fördert die ehrwürdige Gesellschaft in eine geräumige, kostbar geschmückte Barke. Der Zugboden dieser Barke ist mit kostbaren Teppichen bekleidet, und ein transparentes, mit Gold bestanztes Sonnendach über denselben Pfählen ausgespannt; der Lord-Mayor und seine Exterie lassen sich auf einem Divan und sitzbreiten Lehnsessel nieder; die Nationalfarben und das Wappen der Stadt schimmern auf Flaggen und Banderollen an der Spitze des Mastes, der in der Mitte emporstrebt, und an den vier Ecken des Zeltes neigen sich Fahnen und Ornitammen dem Wasser zu. Alle Gewerke Londons nehmen besondere Barken ein, und eröffnen den Zug in langen Reihen, begleitet von den besten Musik-Corps der Londoner Garnison. Die Menge und die Ordnung dieser Barken, die taktmäßige Bewegung der Ruder, die Mannigfaltigkeit der Farben und Fahnentücher, die seltsamen Anzüge aller Fahrleute der Themse, die in kleinen Kähnen hinterherfahren und mit ihrem fröhlichen Gesang den Fanfaren und Symphonieen der Orchester antworten; das Gewimmel des Volks: Alles existirt an einem solchen Tage, und man wird unwillkürlich von dem allgemeinen Jubel mit fortgerissen. Im Augenblick von Westminster erfolgte ein Kanonenschuß, worauf man sich in das Innere der alten Abtei begiebt. Auf die Ceremonie des Schwures verkürzt, so schreitet der Zug wieder feierlich dem Landungsplatze zu; man steigt wieder in die Barke, und die kleine bürgerliche Flotille fährt bis zur Blackfriars-Brücke. Dort wird der Lord-Mayor mit seiner Exterie von den Waffenschmieden in Empfang genommen, und mehrere Eheste zu Pferde in glänzender Rüstung eröffnen den Zug nach Guildhall. Die andern Gewerke folgen den Vorigen prozessionsmäßig zu Fuße, und der Lord-Mayor, die Aldermen und Sheriffs, nebst einem ehrfolge von Civil-Beamten in Gala, schließen den Zug in prachtvollen Kutschen, mit reich aufgezäumten Pferden bespannt.

In Guildhall wird auf Kosten des Lord-Mayors und der Sheriffs ein herrliches Gastmahl gegeben; einer der Prinzen vom Geblüte (dies weilen der König selbst), die Staatsminister, die fremden Gesandten, die ausgezeichneten Personen vom Hofe, vom Parlamente und vom Gerichtshofe nehmen dieses Gastmahl mit ihrer Gegenwart. Den Beschluß macht ein großer Ball unter dem Vorsitze der Frau des Lord-Mayors.

Außer den Vergnügungen des Tanzes und der Musik bestand ehemals noch die Sitte, daß der Narr des Lord-Mayors die Gesellschaft mit seinen drolligen Streichen belustigte. Seine Rolle machte ihn unter Umständen ein wunderliches Experiment zur Pflicht. Wegen Mitternacht schlepppte man eine große und tiefe Terrine in den Saal, die bis an den Rand mit Milchrahm und Schneeballen aus Eisen gefüllt war. Dann erschien der Narr in tausendfarbiger und mit unzähligen Bändern besetzter Jacke aus Lattit, nahm einen Anlauf, als wollte er über die Terrine wegsetzen, ließ sich aber mitten hineinplumpen, so daß die ganze Gesellschaft mit Rahm und Eisen besprizt wurde. Auf diese Weise pflegte Carr, nach Shakespeare in „End' gut, Alles gut," die Anspielung, nämlich da, wo er Lafeu zu Parolles sagen läßt: „Ihr wolltet Euch blindlings hineinstürzen, gestiefelt und gespornt, wie der Narr, der in die Sahne springt."

Während nun der Hof, die Minister, die Behörden, die Noblesse und der höhere Bürgerstand bei dem großen Bankette sitzen, vereinigen sich alle Gewerke in ihren resp. Hallen, und das Ende eines jeden Festes verschwindet in Trunkenheit. Die Kosten der Installations des Lord-Mayors unter Georg III. beliefen sich für seinen Theil auf 6898, und für die Antheile der Corporationen auf 10,000 Pfund.

Guildhall.

Die natürliche Residenz des Lord-Mayors sollte Guildhall seyn; aber man hat ihm an einem Ende der London-Brücke ein großes monumentales Hotel (Mansion-House) errichtet. Hier thront er, und hört die Klagen der Bürger an. Schöne Gemächer, eine Reihe kostbar dekorirter Salons und zwei Gallerieen sind den Dineés und Bällen gewidmet, die er von Zeit zu Zeit giebt; die großen Feste der Stadt werden aber gewöhnlich in Guildhall gefeiert.

Das alte Guildhall wurde in der Feuersbrunst von 1666 mit eingeäschert; nur die dicken Mauern und das vornehmste Zimmerwerk, dessen Holz so hart war, daß es nur an der Oberfläche brannte, blieben stehen. An den Bau des neuen Guildhall hat man erst 1814 die letzte Hand gelegt.

Beim Eintritt in den großen Saal, der 53 Fuß lang und 62 Fuß breit ist, fühlt man sich von Ehrfurcht und Bewunderung ergriffen. Prächtige Fenster mit bemalten Scheiben verbreiten hier ein Art Dämmerlicht. Der Saal kann bis an 7000 Personen fassen. Die mit schönen Malereien geschmückte Decke ruht an jeder Seite auf einer Reihe von Säulen, zwischen denen abwechselnd Statuen und Gemälde der Magistrate und anderer hochverdienter Personen prangen. Lord Chatam, Pitt und Nelson haben hier schöne Monumente.

Zuß Ende, der Guildhall gegenüber, überrascht der Anblick zweier Statuen von 15 Fuß Höhe, die Gog und Magog heißen. Diese beiden Kolosse haben so große Aehnlichkeit mit einander, daß man sie leicht für Zwillingsbrüder halten könnte; beide tragen lange Bärte, lange herabhangende Gürtel, Sandalen als Fußbekleidung, eine Lanze in der Hand und ein Schwert an der Seite. Beide sind mit einer Art Panzerhemd angethan und mit gelber, grüner und blauer Farbe überpinselt. Der einzige in die Augen fallende Unterschied zwischen Gog und Magog ist der, daß ersterer darin, daß er seine Augen und Köcher auf den Schultern trägt, während der Andere seine Linke auf einen Schild stützt, den ein Adler mit ausgespannten Flügeln auf goldenem Felde ziert.

Wer waren nun diese großen oder langen Helden? Warum sind ihre Statuen in Guildhall aufgestellt? Ueber diese Punkte herrscht große Verschiedenheit der Meinungen. Der Verfasser eines sehr pikanten Büchleins, betitelt: „Londoner Hiftorien" der zwischen den Riesen von Guildhall, an authentischen Dokumenten gezogen", belehrt uns darüber, daß die eine Statue den Corinäus, einen Riesen von Trojanischem Stamme, den Urenkel des Aeneas, darstellt, der mit Brutus zu Britannien landete und die ungeschlachten Eingebornen überwältigte; die andere aber den lebten der Britischen Riesen, die so große Stimmungen zwischen Gallien haben.

Nach dem Verfasser von „Londoner Hiftorien", so erzählt dieser Hiftoriter, „trieb Brutus den Jahrestag seiner Landung in Britannien zu feiern. Eine Schaar von alten riesigen Ureinwohnern überrumpelte ihn eines

Digitized by Google

Tages bei einem solchen Feste; die Trojanischen Krieger aber leisteten verzweifelten Widerstand, und alle Riesen wurden erschlagen, mit Ausnahme des Gog-Magog, welcher der erschreckliche unter Allen war und dessen Länge zwölf Ellen betrug. Diesen Gog-Magog ergriff man lebendig, und brachte ihn vor Corinäus, der seine Kräfte an ihm erproben wollte. Der alte Britische Riese hob den Corinäus zuerst in die Luft und ließ ihn wieder fallen, so daß er drei Rippen zerbrach; Corinäus aber raffte sich zusammen, packte seinen Gegner mit verdoppelter Kraft, lud ihn auf seine Schultern und schleppte ihn bis auf den Gipfel des benachbarten Berges, von wo er ihn hinuntinge über die scharfen Felsenklämme in's Meer stürzte. Der Ort wurde seitdem Lan-Gog-Magog, d. h. der Riesensprung, genannnt. Dieses Ereignis fällt in die Zeit, als Elias Doberpriester von Judäa war."

Ein anderer Schriftsteller giebt Folgendes als Ursache an, warum die beiden Colossalen Statuen in Guildhall aufgestellt worden sind: „Corinäus und Gog-Magog waren zwei tapfere, mit ungeheuren Kräften begabte Riesen, welche die Ehre und Freiheit ihres Vaterlandes wacker vertheidigten, und die Stadt London wollte durch Aufstellung ihrer Bildsäulen in Guildhall symbolisch andeuten, daß sie ihre Rechte, Freiheiten und Privilegien mit Riesenkraft und riesiger Unerschrockenheit zu vertheidigen gedenke."

Die Riesen in Guildhall waren anfänglich aus Holz gezimmert, und mußten deshalb in der Feuersbrunst von 1666 mit verbrennen. Man errichtete ihnen aber bald neue und zwar steinerne Bildsäulen. Diese erhwürdigen Kolosse, weiland eine Art Palladium von London, sind jetzt nur noch Popanze, mit welchen man die Kinder einschüchtert oder in Schlaf wiegt. (Reminiscences of the british Aetropolis.)

Affen-Schwänke.

(Aus Mistreß Lee's Stories of Strange Lands.)

Auf ihrer Rückreise nach England hatte Mrs. Lee Gelegenheit, über einen der Affen, welche an Bord des Schiffes waren, folgende Beobachtungen anzustellen.

„Der König unserer Affen war der häßlichste von der ganzen Gesellschaft, hatte aber doch so viel Menschenähnliches, wie ich es noch nie bemerkt habe: ich meine nicht in Ansehung seiner Gestalt, sondern, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in intellektueller Hinsicht. Er schien mir nämlich so zu denken und zu handeln, als könnte er die Resultate vorhersehen, und war in muthwilligen Streichen erfindrischer und mehr irgend ein anderer Schalkhafte. Wie machten ganz plötzliche Bekanntschaft, die für mich sehr unangenehm war, weil ich eine närrische Andringung gegen diese Thiere noch nicht überwunden hatte. Es herrschte gerade die vollkommenste Windstille, das-Rad war angebunden, und Alle, mich allein ausgenommen, hatten sich unter das Verdeck begeben. Ich saß mit einem Buche in einem Winkel, der mir gegen die tropische Sonne Schutz gewährte, als mir plötzlich Mal Ernst auf meine Schulter sprang. Ein zierlicher Schwanz, der sich um meinen Nacken krümmte, kündigte mir an, daß Monsieur Jack mein Angreifer war. Im ersten Schrecken wollte ich ihn wegprügeln, was mir wohl übel bekommen wäre; ich besann mich aber gleich eines Besseren, und blieb ganz ruhig sitzen. Monsieur Jack drehte sich bald so, daß sein Gesicht dem meinigen gegenüber kam, und fletzte mir in die Augen. Ich betrachtete ihn freundlich anzuteden, worauf er sich grinsend und mit den Zähnen klappernd auf meine Knier niederließ und meine Hände genau betrachtete. Dann wollte er mir die Ringe von den Fingern ziehen, und schickte sich eben an, mit den Zähnen nachzubeißen. Indessen gab ich ihm ein Stück Zwieback, das zufällig neben mir lag, und bereitete ihm mit einem Tuche ein Bettchen, auf dem er sanft einschlief. Von diesem Augenblick waren wir recht gute Freunde.

Die Beschäftigung, welche Jack (sein Name Simia Diana) mit und Ihren verschaffte, machte viele seiner Unarten wieder gut. Er wurde oft in einen leeren Hühnerkorb eingesperrt; weil aber diese Strafe nichts über ihn vermochte, so suchte ich sie immer abzuwenden. Er merkte sich dies so gut, daß er, so oft er Böses gethan hatte, in meinen Schuh sich begab. Viel größeren Eindruck machte es auf Jack, wenn man ihn in die Nähe der Papageien brachte. Wenn es alle Mal nach seinem Fleische zu gelüsten schien. Bei solchen Gelegenheiten trug ich ihn, am Schweife gefaßt, vor den Käfig; allein er wußte dies alle Mal vorher, und stellte sich dann mausstodt; die Augen waren fest geschlossen, und jedes Glied so steif, als wäre kein Leben darin. Trug ich ihn zurück, so öffnete er ein Auge zur Hälfte, um zu sehen, wohin der Weg ginge; sobald er aber den Käfig erblickte, schloß er es gleich wieder. Er stellerte oft in die Zuckerpantoffeln und fiahl den Matrosen ihre Messer, Schnupftücher, Nachtmützen und andere Dinge. Alle diese Gegenstände flogen über Bord. Auch wenn Zwieback gereichet wurde, war er gleich bei der Hand, ihn fortzuschleppen, und oft regalirte er die Papageyen damit. Er zerbiß alsdann den Zwieback in kleine Stückchen, die er den Papageyen einzeln und mit großer Gravität überreichte. Zu anderen Zeiten aber macht er den Käfige um, stach die Zucker weg und zupfte den Vögeln ihre Schwänze aus. Auf solche Art ließ tete er einmal eine sehr schöne grüne Taube, die dem Proviantmeister angehörte. Für diese Unthat wurde er gepeitscht und drei Tage eingesperrt. Eine halbe Stunde nach seiner Befreiung aus der Haft sah ich ihn, die zwei blaudächigen Affen auf seinem Rücken reagend, über das Verdeck kriechen. Hatte er einmal Lust, anzureiten, so patte er den Schweinen auf, wenn sie ihrem Stall verließen, sprang ihnen auf den Rücken, und dachte sich mit den Nägeln ein, damit er nicht herunterfiele; je schneller die Schweine dann liefen und jemehr sie Zeter schrieen, desto größer war seine Lust. Am meisten aber peinigte er die anderen Affen. Die kleinsten bewiesen ihm viel Unterthänigkeit, und kamen, so oft er sie lockte, mit demüthig hängendem Haupte herbei. Ich sah ihn einen dieser harmlosen Affchen über Bord werfen; das war eine kleine Ding schwamm uns eine Zeit lang nach, aber das Schiff flogte zu schnell, daß es nicht möglich war, es mit Hülfe eines Strickes zu retten. Einst hatten die Matrosen während einer Windstille die Aufgeweide des Schiffes angestrichen und waren dann zu Tische gegangen. Ihre Farbentöpfe und Pinsel hatten sie auf dem Verdeck gelassen, wo außer dem Steuermann, dem Affen Jack und meiner Person Niemand zurück blieb. Jack winkte einen schwarzen Affen zu sich, faßte ihn dann im Nacken, nahm einen tüchtigen Pinsel voll weißer Farbe und bestrmmte ihn über und über. Der Steuermann und ich brachen in ein lautes Gelächter aus, worüber Jack erschrack, den Affen losließ, und schnell den Hauptmast hinaufkletterte. Von diesem Affe aus rekognoszirte er mit vorsichtig, was unten vorging. Das arme übersinterte Affchen begann, sich abzulecken, aber sein Proviantmeister kam bald herbei, und reinigte es mit Terpentin. Es war schlechterdings unmöglich, den Spitzbuben Jack zu erwischen, wenn er sich erst in die Höhe geflüchtet hatte, und zwang ihn ja der Hunger, wieder herab zu kommen, so paßte er auf eine Gelegenheit, und sprang von einem der Taue in meinen Schooß, wo er seines Schutzes gewiß war. So entkam er mit einem bloßen Verweise, den er postterlich beschämt anhörte."

Frankreich.

Zur Statistik von Frankreich.

Nach der neuesten Zählung der Französischen Bevölkerung von Jahre 1831, deren Resultate in den Memoiren der Académie des scienees morales et politiques (Jahrgang 1834) durch Herrn Bilermé bekannt gemacht worden, ergeben sich folgende Verhältnisse: Gesammtzahl 32,560,934 Köpfe. Hierin enthalten:

	Männlichen Geschlechts:	Weiblichen Geschlechts:
Unverheirathete Männer	8,864,173	
Unverheirathete Frauen		9,068,112
Verheirathete Männer	6,046,967	
Verheirathete Frauen		6,054,385
Wittwer	722,354	
Wittwen		1,301,948
Aktive Militairs	302,995	
	15,936,489.	16,624,445.

Es ist zu bedauern, daß die Zählung nicht so gemacht worden ist, daß die Individuen nach Alter und Beschäftigungsart klassifizirt worden könnten. Hoffentlich wird die Zählung von 1836 den Wünschen der Statistiker hierin nachkommen und beweisen, daß die Verwaltung nicht hinter den Fortschritten der Wissenschaft zurückbleiben mag.

Herr Villermé bemerkt, daß also nach den oben angegebenen Verhältnissen im Jahre 1831 in Frankreich 23 Individuen männlichen Geschlechts überhaupt auf 24 weiblichen Geschlechts kamen; 43 unverheirathete Männer jedes Alters auf 44 unverheirathete Frauenzimmer, eben, die Armee mit begriffen und angenommen, daß sie aus Soldaten bestehe, 93 unverheirathete Männer auf 92 unverheirathete Frauenzimmer, endlich ein Wittwer auf zwei Wittwen.

Die kleine Differenz zwischen den verheiratheten Männern und den verheiratheten Frauen hat ihren Grund in der kleinen Anzahl der verheiratheten Militairs, die, wie es scheint, nicht in die Klasse der verheiratheten Männer mit aufgenommen sind; dann in den Reisen, die drei Männern häufiger vorkommen, und vielleicht auch in den Irrungen, die bei jeder Zählung unvermeidlich sind.

Die unverheiratheten Männer- und Frauenspersonen zusammengenommen machen 551 Tausendstel der ganzen Bevölkerung aus, und die Armee mit inbegriffen, 560 Tausendstel. Alle Verheirathetru geben 372 und die Wittwer und Wittwen 68 Tausendstel. Die Armee deiset sich auf den 55sten Theil der männlichen Bevölkerung.

Bibliographie.

Etudes sur la législation militaire etc. — Von P. Legrand. 3 Fr.

Les Animaux célebres. Anecdotes historiques etc. — Von J. Antoine de St. Gervais. 2 Bde. 5 Fr.

Bulletin clinique, suivi d'une revue analytique des sciences médicales; publié par MM. Piorry, Lhéritier etc. — Jährlich 5 Fr.

Essai sur les propheties d'Isaïe. — Gedicht vom Vicomte de Prevost d'Exav.

Album pittoresque et historique des Pyrénées. — Von M. Fourcade. 7½ Fr.

Les antiquités d'Athènes et autres monumens de la Grèce. — 8 Fr.

Tom Jones. Histoire d'un enfant trouvé. Traduction nouvelle, par Defauconpret. — Theil I. 3 Fr.

Traité encyclopédique de l'art du tailleur. — Von Barbe.

Mannigfaltiges.

— Spar-Banken in Frankreich. Diese Spar-Banken haben im Monat Mai 1,905,000 Franken in den Schatz deponirt; nämlich die Bank von Paris 950,000 Fr. und die Banken der verschiedenen Departements 955,000 Fr. Die im denselben Monat zurückgenommenen Summen betragen aine 22,900 Fr. Am 31. Mai hatten die Spar-Banken ein Kapital von 48,058,000 Fr. im Schatze.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 84. Berlin, Mittwoch den 15. Juli 1835.

Italien.

Mérry's Italiänische Reise.

III. Pisa. — Ein Ball bei Madame Smith. — Ein Konzert beim Fürsten von Montfort.

Pisa kommt mir vor, als wäre es ehemals eine Vorstadt von Livorno gewesen, eine Vorstadt, in der Glanz und Zeitdruck, die Musen und die Künste ihren Sitz aufgeschlagen hatten, die des Lärms der Werfte und des Meers, des ganzen prosaischen Getreides von Tausch und Handel und Gewerbe überdrüssig und satt, sich in die Einsamkeit geflüchtet, und ihren Dom, ihren Glockenthurm, ihren Taufstein, ihren geweihten Kirchhof dahin mitgenommen hätte. Pisa erscheint als eine Stadt, die, des Geräusches der Welt überdrüssig, sich auf's Land zurückgezogen. Pisa ist der Einsiedler unter den Städten; sie hat viel Lärm in der Geschichte gemacht, hat Handel und Wandel getrieben mit allen Nationen, hat die Kette eines Hafens angeschmiedet an die Grundfeiler ihrer Wälle, Wettermen gegeben wie Olympia und, das Kreuz auf der Stirn, gekämpft für Christus und sein Grab. Die Städte, die so gelebt haben, zeigen überall, wo man sich hinwendet in ihnen, breite Narben. Pisa grünt noch, ist noch jung und stark; es hat seine gefallenen Kinder und seine Trümmer begraben in seinen Schoos; Alles, was im Sonnenschein an ihr glänzt und strahlt, hat etwas Melancholisches, Allerdings, aber ist stark, einsächtig, und für die Dauer gegründet. Man möchte sagen, seine Monumente seyen von Erz und Bronze, wie die Thüren seiner Tempel; nichts, was den Einsturz droht, erblicken wir, nichts Verfallendes; nur die Daten sind alt geworden; man übersehe die Daten und man glaubt sich in einer Stadt, die den Abend vorher erst fertig geworden und ihre Bevölkerung erwartet.

Die Bewohner verderben die Städte der Poesie und der Kunst; gerade in der Einsamkeit, die Oede ist's, die Pisa so wohl kleidet, man lasse das Volk von Livorno in seine Thore hereinströmen, und seine Schönheit wird dahin seyn. An interessantesten ist diese Stadt Mittags, wann sich kein lebendes Wesen in den Straßen, auf den Quais, auf den Brücken des Arno blicken läßt; es ist ein Schauspiel der eigenthümlichsten Art, als der einzige Bewohner in einer so großen Stadt zu erscheinen. Alle diese Paläste vor sich, die an beiden Ufern des Flusses emporsteigen, zur Rechten und zur Linken, wenn man über die Marmor-Brücke geht, und diese ganze prachtvolle Monumenten-Reihe durchaus lautlos, leblos unter dem stillen Himmel. Nachdem man über die Brücke hindurchgegangen ist, kommt man in eine Straße, wo man einige Regung und Lebendigkeit antrifft; einige offene Läden warten auf Käufer, man gewahrt hie und da Schilder, die mit kleinen dünnen Buchstaben den Verkauf einzelner Verbrauchs-Artikel und Victualien anzeigen. Wenn man weiter in die Stadt hinein geht, so umfängt Einen auf's neue die Stille und Oede; mehrere Viertel erinnern an das düstere Ansehen von Aix in der Provence, besonders die Piazza del Cavalieri, mit ihrer Statue, ihrem concav gebauten Palast und ihrem hohen Gras über dem Pflaster. Andere Straßen, still und einsam, bereiten uns gleichsam vor auf die Enthüllung eines Geheimnisses, auf ein mächtiges Erstaunen, das uns bevorsteht; denn in seinem fernsten entlegensten Winkel hat Pisa seine Schätze aufgethürmt: den berühmten Glockenthurm, den Dom, das Battisterie, den Campo-Sante. An diese herrlichen Monumente schlägt nun das widerwärtige Gelärme des Werktags; auf einem schönen grünen Platze, über einem reichen Flor von Wiesenblumen erheben sie sich. Es giebt nichts Rührenderes, als diesen Verein katholischer Gebäude; das ganze Leben des Christen ist darin ausgesprochen: der Glockenthurm scheint sich über die Stadt hinzuneigen und den Neophyten zu rufen, das Battisterio empfängt ihn und macht ihn zum Christen, die Kirche thut sich auf, ihn zu weihen und zu heiligen, der Campo-Sante ihn in's Grab zu senken. Was für Gedanken in diesen Steinen!

Ich bekenne, daß mir's auch nicht einmal eingefallen, die Höhe der Tour-e Torta zu messen, oder Gründe und Beweise herauszubrechen, daß der Thurm schief, und in dieser schiefen Richtung erbaut worden, oder daß er sie erst später, in Folge einer unterirdischen Revolution, erhalten habe. Ich bekümmere mich im Allgemeinen sehr wenig um die Höhe und das Neuterich-Geschichtliche der Monumente; sind sie mir bekannt, so erwächst meinen Empfindungen, meiner innern Anschauung und Erbebung auch weiter kein Vortheil daraus, und kenne ich sie nicht, so werde ich mir wahrhaftig nicht die Mühe geben, mich an Ort und Stelle durch einen Cicerone darüber unterrichten zu lassen. Uebrigens, wie ich es einmal bin, daß nichts Historisches durchaus wahr ist, und ohne alle Beimischung von Erstellertem und Verfälschtem, befinde ich mich am wohlsten in dem Labesimmten, Geheimnißvollen, das über so vielen Trümmern schwebt. Die köstlichsten Monumente in der Welt sind für mich die auf der Oster-Insel; mit diesen wenigstens hat die Phantasie freies Spiel; der Reisende bekennt uns offenherzig, daß man nicht weiß, woher sie rühren, noch welche Hand sie gebaut.

Der Thurm von Pisa ist, wie ich glaube, das bekannteste unter allen Europäischen Denkmälern; es existiren so viele Abbildungen davon, und sie sind meistens so wohl gerathen, daß man, wenn man zum ersten Male in Pisa ist, den Thurm nur wiedererkennen glaubt. Der Dom ist eine von den wundervollen Kirchen, wie nur Italien sie uns zeigen kann; eine Fülle hohen Reichthums ist darin aufgehäuft, in eine prachtvolle Gemälde-Gallerie getheilt wie ein, die in Marmor, Gold, Bronze, Mosaik und Porphyr eingerahmt-ist. Was man auch gegen diesen Luxus, diese verschwenderische Pracht äußeren Schmuckes sagen mag, die oft innerlich armseliger ist, als die prunklose Einfachheit, so kann man doch, nicht umhin, ihr seine gerechte Bewunderung im vollsten Maaße zu zollen. Das Battisterio kontrastirt mit der Kirche — es ist ein Sinn, ein Gedanke, den die Nackheit seiner majestätischen Massen ausdrücken soll: es ist das Haus des Neophyten, und soll als solches keinen Schmuck, keinen Glanz haben. Die Kanzel ist prachtvoll; sie ruht auf sieben mit Sinnbildern verzierten Säulen, deren Basen Thier-Ungeheuer, wie sie in der Apokalypse dargestellt sind, bilden. Auf einem Pfeiler liest man den Namen des Baumeisters, Deoti Salvi; er ist es, der diesen bewundernswürdigen Gebäuden Seele, Farbe und Charakter eingehauchen gewußt hat. Wenn man sie von allen Seiten betrachten so sollte man es für den Dom einer ungeheuern Kaiserstadt halten. — Die Kirche selbst ist versunken, und nur der Dom stehen geblieben auf dem grünen Rasen.

Dann tritt man in den Campo-Santo ein; auf der ganzen Erde giebt es keinen rührenderen Fleck als diesen. Alle Poesie des Todes, der Vergänglichkeit, der Unsterblichkeit haucht der Campo-Santo aus. Er ist der echte, der wahrhaft christliche Kirchhof. Das Herz fühlt sich hier nicht gedrückt und gepreßt von jener niederwerfenden Trostlosigkeit, die auf den Gräbern des Menschen zu lasten pflegt; eine süße und religiöse Melancholie durchzieht uns durch diese Gänge und läßt uns ohne Schauder an den Tod denken. Hier wirft die Erde keine Gebeine aus, hier treiben nicht die Würmer ihr Wesen; diese wunderbare Erde bewahrt die Körper vor dem Zahn der Würmer, in ein prächtiges Leichentuch von Rasen und Blumen hüllt sie sich ein, umschränkt sich mit einem anmuthigen Kreuzgewölben von weißem Marmor; es ist die Erde, die auf den Galeerrn des Kreuzzugs von Jerusalem herübergebracht worden, sie hat die Leiber der alten Pisanischen Ritter in ihren geweihten Schoß aufgenommen, ist das Bett der Ruhe für die Tapferen, die in Gott starben, das Siegel auf ihren Lippen und die Hüften gegittet. Wie sie es ist, das Rauschen des Grases, dies Geflüster, das hereinweht in die offenen Gallerieen. Man könnte es einen Psalm nennen, den die Schatten sängen, eine Grabeshymne in einer Sprache, die wir erst nach dem Tode verstehen. Weil wir nichts wissen von den Geheimnissen des Grabes und uns in Tröstungen einwiegen, die wir von materiellen sinnlichen Dingen hernehmen, so dünkt uns, es müsse sich in der Nachbarschaft des Campo-Santo leichter sterben lassen, als sonst wo in der Welt. Auf dem Campo-Santo ist der Tod lebendig, mors viva! wie ein Alter gesagt hat. Dort ist die Erde denen, die sie deckt, wirklich leicht. Wenn noch ein Gedanke von Leben, irgend ein Zunken von Besseelung um unsere kalten Reste schwebt (was Gott allein bekannt ist), nun, so hat der Campo-Santo unsäglich viel Liebliches und Erleichterndes für einen solchen Schatten, der seinen Körper überdauert. Nicht, daß es den Lebenden gefallen soll, hat der Genius der Religion und der Kunst dies Gräber-Kloster geschmückt; die Künstler sind einer Inspiration gefolgt, die ihnen aus der Höhe kam — die großen Künstler haben immer irgend eine himmlische Mission, die sie dinklings ausführen. Hier waren sie vielleicht angewiesen, ein Fegefeuer der Buße zu verschönen durch Bilder, was die Künstler Rührendstes und Schauderndstes, was den Geist in die Gefilde zu führen, die noch im Grade auf die spät Stunde der Erlösung harren; denn für sie offenbar ist dieser wunderbare Bau geschaffen worden. Für sie hat der Griechische Marmor die Gestalt des christlichen Kreuzgewölbes angenommen; für sie hat Cimabue die Malerei erfunden, die göttliche Kunst, die das Leben und den Tod tröstet. Er kam von Konstantinopel, der Florentinische Künstler, und entwarf das erste Freskobild der Campo-Santo und schrieb das Lieblichste dieser gewaltigen Bücher, in das neue jenes Blatt ein Fetzer der Bibel ist. Nach ihm kam ein Schäfer, in Lumpenlieben gekleidet, ein Kind des Arno, der Messias der Italiänischen Kunst, Giotto, „dessen Hand so kunstge-

Digitized by Google

schickt und dessen Antlitz so schön war"*); er goß die Flammen seiner ersten Begeisterung hin über die gigantischen Wände des heiligen Klosters. Cimabue's, seines Lehrers, Pinsel wurde kräftig und mächtig in seiner Hand, und wie das Scepter einer glorreichen Dynastie, hinterließ er ihn den Brüdern Gaddi, dem Orgagna, den Simone Memmi, dem Spinello von Arezzo, dem Benozzo Gozzoli, dem Buffamalco als Vermächtniß, die Alle, das Evangelium in der Hand, kamen, und auf den Mauern all die göttlichen Parabeln, all Mysterien des Glaubens und alle Offenbarungen verkörperten, die Gott dem Menschen durch den Mund derer, die in seinem Namen sprachen, gemacht hat. Der wilde Himmel von Pisa übernahm es, Licht und Schatten richtig zu vertheilen, er war der würdige Gebilde aller dieser großen Künstler. Liebliche Tinten, goldig und Blut, ergossen sich nun über die Kreuzgewölbe und die stillen Gänge. So sollte der Campo-Santo sein; eine solche Begräbnißstätte sollte den Heimgekehrten Schutz vor Krieg, die sie für das heilige Grab gestritten hatten, zu Theil werden. Die Religion ist die Schwester der Kunst; sie ist ihr stets zu Hülfe gekommen und hat sie am mächtigsten gefördert. Als die Kirche zu Byzanz unterging, sandte die Religion Cimabue nach dem Campo-Santo; als der Thron Lusignan's zerbrach, berief sie ihren mächtigen Kongreß von Künstlern zu sammen um die Gräber der Italiänischen Kreuzritter, und die dankbare Kunst hat die Religion für die Siege Mahomed's II. und Saladin's gerächt.

Pisa ist eine Stadt, die man nicht zum zweiten Male besuchen sollte; ich wenigstens werde nie wieder dahingehen: ich würde fürchten, Erinnerungen, die ich mit nichts Anderem, was ich gesehen, vergleichen kann, zu entweihen, die Blume des ersten göttlichen Eindrucks zu entweihen, und durch die genaue Alltäglichkeit der Gewohnheit entzaubert zu werden. Der Künstler muß einen Schritt in den Campo-Santo durchwandern, und dann weit weg ziehen, fern von diesem feierlichen Gefilde zu leben, wenn es ihm einmal nicht beschieden ist, dort zu sterben. Die flüchtige Erscheinung bleibt dann in der Erinnerung und herrscht darin als der mächtigste Traum. Auf dieser Lichtstelle, wo vier Gottes-Gebäude als ein großer verschwiegener Gedanke stehen, fällt Alles weg, was sonst bei Monumenten eine Menge Fragen stellen — das seine Studien mehr zu machen, keine historischen Lücken auszufüllen, und alle Interessen profaner Wissenschaft schweigen: sehen muß man, empfinden und wieder gehen. Ruinen halten den Wanderer lange auf und rufen ihn zurück, wenn er sie schon hinter sich zu haben glaubt: es giebt immer was Neues zu lesen in den Trümmern; jeder Stein eines Denkmals ist voll von Gedanken, die noch nicht publizirt sind, die der Künstler sammelt, um sie nach dem seinem Talente eigenen Maße, aber hier, vor dem Dome von Pisa, ist von Ruinen, von Verfall keine Rede: Alles ist Marmorsteen und fest wie Diamant; der Kitt liegt noch in den Spalten der mächtigen Lagen, als wär' er eben erst aufgetragen worden; der Meereswind hat sich nicht gefaßt an den Marmor-Pfeilern, an den Thoren von Bronze, die voll frommer Geschichten, sinnbildlicher Thiere, Blattwerk und Engel sind; mit einer Wild-Fülle man es sich bis ganz spätartige Gedrängtheit. In den Zwischenräumen dieser Säulen-Reihe spiralförmig in die Höhe windet sich zur Spitze. Um mich herum kein Lärm, kein verwerrenes Gemurmel der Menschen. Stille und Einsamkeit, wie in der Wüste. Denn das Volk ist zurückgewichen aus Ehrfurcht; das Italiänische Volk ist so leicht, um unter diesen ernsten Monumenten dauern zu können. Die schwarzen Zinnen der alten Mauern von Pisa sind verschwunden über. Die Koloffe des Kathedralbaues steigen in die Wolken empor, und machen die Menschen und ihre Wohnungen klein und nichtig. Immer werde ich sie so wieder sehen, wie ich sie sah, als sie plötzlich erhaben vor meinen Augen standen. Eine durchsichtige Atmosphäre hüllte sie ein wie ein Schleier von Azur und Gold; die wogende Graesfur spielte und säuselte um ihren Fuß, wie die lieblichen Wellen eines Italiänischen Sees. Auf der Schwelle des Campo-Santo saß ein kleines blondes Mädchen, das zwei Ziegen mit Gras fütterte; sie sang ein Tostanisches Lied mit einer melancholischen Stimme, und ein Greis, auf seinen Stab gelehnt, hörte ihr zu.

In Italien ist das Leben voll und reich, kein Hinschmachten der Zeit, keine Langeweile; jede Stunde des Tages kann man dort anstehen gegen irgend etwas, das eine Stunde Leben werth ist. Das ist es, was diesen schönen Lande einen Reiz verleiht, der Europa vergeblich anderswo suchen würde. Dort haben die Entschlüssungen der Reise sehr einen so verschiedenartigen Charakter, daß nie eine Einförmigkeit in der Fremde zu befürchten ist: Morgens auf dem Campo-Santo; Abends auf dem Ball.

In einem Calessino fuhr ich nach Livorny zurück, das ich am Morgen verlassen hatte; noch immer sah ich im Geiste das Museum des Campo-Santo, dachte an jenes Leben des heiligen Ermites, des Schutzpatrons von Pisa, das in Simone Memmi's Fresken so köstlich dargestellt ist, an Spinello's Heiligen, an Hiobs Leiden, die Meisterwerke des großen Giotto, an die Erschaffung der Welt von Buffamelco, an die Portraits der Medici, die Benozzo Gozzoli kunstvoller Weise an die Stockwerke des Babylonischen Thurmes aufgehängt; und den Triumph des Todes, Andrea Orgagna's wunderbare Schöpfung, an das Opfer Abrahams, das Werk des Maleers Poro vor dessen Genie man den Schimpf des entehrenden Beinamens, den er führt, vergißt. Ich war noch ganz geblendet von der Fülle dieser erhabenen fremmen Bilder aus der Bibel des Campo-Santo, als ich bei Madame Smith, einer reichen Engländerin, die der gesammten Florentinischen schönen Welt einen Ball gab, eintrat.

Das Piano spielte die Contre-Tänze von Paris; Europa hatte das Personal zu den Quatrillen hergegeben; Rußland, Deutschland, England, Polen tanzten nach den Melodieen des Pré aux clercs, in einem und demselben Salon. Die Mehrzahl der Damen auf diesem Ball bestand aus Engländerinnen. So ist es durchgängig in Italien. Unsere Insularischen Nachbarn siehen in dem Rufe, ihre Häuslichkeit ganz besonders zu lieben und sich am allerwohlsten in ihren vier Pfählen zu befinden, sie haben sogar ein apartes Wort für diese leidenschaftliche Neigung erfunden, aber man begegnet ihnen aller Orten in der Welt, nur nicht in ihrer Heimath. Ich begnüge mich, durch den glanzenden Salon hindurch zu schreiten, in welchem Europa tanzte, von seinen Frauen und Sprachen repräsentirt, aber gleichmäßig gekleidet nach den Modeen von Paris. Nur eine Erscheinung war dieser Welt fremd, vorübergehend wie ein flüchtiger Traum. In Florenz geht man an einem Abend in zwanzig Soieen: es ist so Brauch. An diesem Tage war auch Konzert beim Fürsten von Monfort, einem anderen denkwürdigen Verbannten. Ich ritte in den Palast des vielgeliebten Bruders des Kaisers.

Die Nacht war harmonisch und heiter; ihre liebliche Kühle einathmend, stand ich einige Momente auf dem Platze vor dem festlich hellerleuchteten Paiaste still. Die breiten Quadern des Vorhofs hallten wider unter den rollenden Rädern und dem Hufschlag der Pferde. Gegenüber sah ich einen stillen melancholischen Garten, reich an Schatten und beschaulicher Sammlung. Der Gedanke Exil stand in diesem Garten in schwermüthig düsteren Lettern geschrieben. Der Kaiserliche Palast hatte auf einige Stunden seine düsteren Erinnerungen, seine brennenden Schmerzen zurückgedrängt, scheinbar von sich gethan, sich ein wenig Lärmen und Freude zu bereiten, und die göttliche Musik zu Hülfe gerufen, zu erheitertem Trost seiner eben Verbannten.

Immer, wo es auch sey, ist das Exil bitter. Wenn der Verbannte reist, so nimmt er seinen Kerker mit sich, wenn er Halt macht, so steht es ihm auf Luft, frei Athem holen zu können; der weiteste Horizont preßt ihm die Brust ein wie ein engen Band; das ferne Vaterland, ein Phantom, das den Verbannten unaufhörlich verfolgt und ihn in Melancholie versenkt. Was trägt es ihm ein, daß es unbandbar ist, dies Vaterland? Der Gedanke ersetzt es ihm nicht. Es hat Sehnsüchteen, die er auf keinem Thron der Welt wiederfindet. Rom hatte den Coriolan verbannt; die Geschichte erzählt, daß der Durst nach Rache den unversöhnlichen Feldherrn unter die Mauern Roms zurückführte; die Geschichte ist im Irrthum, die hat unwahrscheinliche Schlüsse: das Verbannten war es, die Coriolan zum Verbrecher, scheindar zum Feind seines Vaterlandes machte. Ein einziger Weg nur stand ihm offen: die Waffen zu ergreifen. Seine Mutter Veturia hätte es ihnen können, zu ihm hinanzugehen und Gnade zu erflehen für Rom; Coriolan kam nicht, seine Vaterstadt zu zerstören, sie zu sein Herz zu drücken kam er. Was gab es, das nicht dem Verbannten erlaubt zu sein schiene, der in den Schooß seines Vaterlandes zurück verlangt?

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Libro di novelle. (Buch der Novellen.) Von Luigi Cibrario. Turin.

Monografia delle morte repentina (Ueber plötzliche Todesarten.) Preisschrift des K. K. Instituts im Lombardisch-Venetianischen Königreiche, von Dr. Napoleone Sormani. Mailand. 2 B. 6 L.

Notizie statistiche della città di Palermo. (Statistische Notizen über die Stadt Palermo.) Gesammelt in den Jahren 1832 und 1833, von F. Cacioppo. Palermo.

Cento canzoneine. (Hundert Lieder in Anakreontischen Maße.) Vom Prof. Ant. Scoppetta. 2 Teile.

Elogio di Francesco Barone di Verulamio. (Lobe von Verulam.) Vom Abate Dr. Zandanella. Padua.

Rußland.

Die Feldmarschälle Kamensky und Bagrathion.

(Schluß.)

— Mein Urtheil sichen gefällt, und das Schicksal entschieden angeneigt, mich durch sein Lächeln nun zu beloben.

Doch was geschieht? Ein Courier dringt plötzlich die Nachricht von des Feldmarschalls Krankheit, so wie von dessen Abreise von der Armee. Zwei Tage später erscheint der Courier — Graf Wolkonsky — mit Benningsen's Bericht von dem Siege bei Pultusk, und der Kaiser ernennt den Fürsten Peter Iwanowitsch Bagrathion zum Commandeur der Avant-Garde bei der aktiven Armee, deren Kommando er dem General Benningsen anvertraut.

Wer konnte jetzt wohl an die Kriegslust eines armen Husaren-Lieutenants denken, der mit der Peitsche nach der Mandge ging, oder im Kreise der Kameraden bei der Bowle soß? — Der Feldmarschall, oder Pultusk, Benningsen oder Bagrathion? — Den Ersteren beschäftigt man meinerwegen abschlägtlich, zu einer Zeit, als man ihm nichts abschlug; Benningsen dünte nicht einmal meine Existenz; Pultusk kannte ich nur durch die Karte, und Bagrathion war ich nur en passant bekannt geworden: „Guten Tag! Guten Weg!" — Das war Alles! — Und doch flog ich schon am 3. Januar 1807 auf der Feuer-

*) Cui quum teneta manus, vam fuit et faciea — Giotto's Grabschrift

Troika*) zur Armee, Bagrathion folgend, zu dessen Avantanten ich ernannt war. Wie werde ich die Freude vergessen, mit welcher ich das erste Mal in meinem Leben die Gränze unseres Reiches überschritt! Wie war mir Alles so neu, so ungewöhnlich. Man trennt sich natürlich über reinliche hübsche Städchen und Dörfer, gute Wege und über das bunte Land des Herbstes.

Meine erfreuten nicht nur die spartanen Deutschen mit ihren Späßen über Napoleon, obgleich dessen Invasion sie oben nicht zum Spaß in Schrecken setzte, sondern auch ihre Bierspitze, ihr Butterbrod und die groben Postillone, die so höflich mit den Pferden umgehen! — Alles ergötzte mich. Ich sahe über Augustowo, Lyk, Adein, Guttstadt und traf am 15. Januar Morgens 9 Uhr in Liebstadt in dem Augenblick ein, als das Haupt-Quartier und die Haupt-Armee nach Mohrungen aufbrachen, wo Eugen Iwanowitsch Markoff, welcher einen Theil der Avanta-Garde des Armee kommandirte, am 13ten den Bernadotte angegriffen worden war.

Da ich in Petersburg und unterwegs mehrere Pakete unter Adresse des kommandirenden Generals erhalten hatte, so wurde mir jetzt die Ehre, demselben vorgestellt zu werden und ihm die Sachen persönlich einhändigen zu dürfen, wobei es mir angenehm war, in des Feldherrn Zimmer einen Wenge meiner Petersburger Freunde und Bekannten zu treffen, welche sämmtlich mich umringten und mich über in der Hauptstadt zurückgelassenen Freunden und Lieben fragten. Vielen unserer jungen Herren war der Krieg schon sehr lästig, welcher in so kauher Jahreszeit, ohne entschiedenen Erfolg und unter Mängeln jeder Art, sorgsführt wurde; viele seufzten dahre nach dem üppigen Leben der Hauptstadt und schilderten mir verschiedene mich erwartende Mühseligkeiten mit spöttlen Farben. Ich erwiderte ihnen, daß ich schon früher gewußt habe, wohin ich ginge, dahin nämlich, wo gefechten, nicht dahin, wo gefüht würde, und daß ich überzeugt sey und es auch bleiben werde, daß der Krieg eine heiße Suppe — und keine Steriad-Bouillon**) sey. In der That dachte ich auch damals gar nicht an Beschwerden und Gefahren, so unbegränzt waren meine Hoffnungen, so gänzlich neu war mir meine Stellung, so fest wichten die ganz neuen Gefühle meine Seele. Mit einem Worte, ich hatte von meiner Kindheit an nur von Krieg geträumt, war ehrgeizig bis zum Excess und zählte erst zweiundzwanzig Jahre.

Da ich mit Extra-Post angekommen war, so fehlte es mir an Reitpferden, um mit den Truppen marschiren zu können. Einer meiner Freunde überließ mir dahre sie den Marsch nach Mohrungen eines seiner Hand-Pferde, und so rückten wir aus. Ich ritt mit dem Pawlograd'schen Husaren-Regiment, welches Eskot zum Generale. Mir ist es noch lieb, und machte unterwegs die Bekanntschaft von mehreren Offizieren, unter denen unter Anderen der Fürst Waratajeff, Assen und Stephan Chvapowitzky sich befanden. Damals ahnte ich jedoch noch nicht, daß ich mit dem Letzteren im denkwürdigen Jahre 1812 als Partisan dienen und bei den blutigen Festspielen des vaterländischen Krieges den Bruderbund schließen würde.

Ich vermag nicht zu beschreiben, mit welchem Entzücken, mit welcher Wonne ich auf Alles blickte, was sich meinen Augen darbot. Abtheilungen von Infanterie, Kavallerie und Artillerie, zum Marsche bereit, verweilten noch auf den Anhöhen, als schon lange Streifen schwarzer Kolonnen über die schneebedeckten Hügel und Thäler dahin zogen. Das Rasseln der Kanonen-Räder, die Fusstritte der Kavallerie, das Summen und Murren der Truppen, welche sich an die Kälte im Schneewatete, die nach verschiedenen Richtungen sprengenden Adjutanten, die Generale mit ihren Gefolgen, die große Nachlässigkeit und Unsanderheit im Anzuge der Soldaten, welche seit zwei Monaten nicht unter Dach und Fach gewesen, von den Biwouaks und Gefechten ganz schwarz geräuchert waren, und mit langen Eis-Bärten, buschichtsfernen Mützen und zerrissenen Mänteln daher zogen — all' diese wolterwordene Berunstaltung, diesichen so verschiedenen Beschwerden und Gefahren, all' dies Unerklärliche elektrisirte und erhob meine Seele — ich befand mich ja endlich in meinem Elemente.

Aber wie verschiedenen Eindrücken sind die Gefühle und Gedanken der Menschen doch unterworfen! In diesem Augenblicke zeigte sich mir das Kriegs-Handwerk von der anziehendsten Seite, und kurz darauf, einige Werste weiter, erschien es mir in seiner ganzen nackten Widerlichkeit.

Wir kamen bei dem Dorfe Georgenthal auf das Feld, wo zwei Tage vorher Markoff gefechten hatte. Das Dorf war zum Theile von unseren Truppen, welche bestimmt waren, die Nacht in dem Orte zu bleiben, zu Biwouakfeuer benutzt. Wenige Einwohner standen vor dem Dorfe in schweigender Niedergeschlagenheit, ohne Thränen, ohne Murren, ohne Stimmung, die sie mich immer betrübender ist, als Weinklagen und Rachen. Als unerfahrener Soldat, als bisher geglaubt, daß die Verpflegung der Truppen stets nur durch besondere Beamte besorgt würde, welche von den Einwohnern die unumgänglich nothwendigen Mundvorräthe in großen Massen einkaufsten, und der Armee diese unentbehrlichen Bedürfnisse durch bezahlte, von den Land-Einwohnern gemiethete Fuhren zuführten, daß die Biwouak-Hütten und Kochfeuer nicht aus den Gründen der örtlichen Umstände, sondern aus Bequemlichkeit von Bäumen geschaffen würden, welche die Art erst vom Stamme hauen mußte; ich war überzeugt, daß die Bewohner einer Gegend, die der Schauplatz kriegerischer Aktionen würde, überhaupt seinem Unheile, seiner Zerstörung ausgesetzt, sondern nur ruhige Zuschauer der Begebenheiten wären, wie es die Einwohner von Krasnoe-Selo bei den Manövren der Garde sind. Wie groß war daher meine Verwunderung beim Anblick des Gegentheils! — Bald überzeugte ich mich von dem Unglücke und dem Elende, welches der Krieg, derjenigen durch von Leuten verursacht, die in demselben nicht etwa, wie wir Soldaten, Ruhm oder Ehre, sondern vielmehr gar nichts erwerben, und dagegen ihrer letzten Habe, ihres letzten Stück Brodes, ja nicht nur des Lebens, sondern auch der Ehre ihrer Frauen und Töchter beraubt werden, und elend, verlassen von Allem, was ihnen werth und heilig ist, auf den rauchenden Trümmern ihrer Heimath sterben.

Auf jenem Felde von Georgenthal erschütterte aber noch ein anderes Schauspiel meine Seele.

Wie Leichname, so sehr sich schon entwähnte, das Schlachtfeld von Mohrungen, und — wie einer unserer geschätzesten Prosaiker sagt: „Schon schzt das Feld, schon starrt das Blut", denn schrecklich war der Anblick. —

Tausende lagen auf dem Schnee, zerschmetterte Leichname mit geöffneten, trüben Augen, welche noch den Himmel zu blicken schienen, obgleich sie weder Himmel noch Erde mehr sahen. Sie lagen umher, mit von grausamer Hand zerrissenen Kleidern, und der heitere Wintertag warf einen blaulichen Schein auf diese frischen Trümmer der Menschheit, welche noch unlängst Leidenschaften bewegten, die mit Hoffnungen spielten und lebhafte Wünsche mit feuriger Jugendkraft nährten.

Aus Neugierde besah ich das Schlachtfeld näher und ritt zuerst nach der von uns, hierauf nach der von dem Feinde innegehabten Stellung. Als ich die Todtenweis zahlreichen Leichnamssten konnte man noch deutlich erkennen, wo das Feuer und der Kampf heftigst, und wo weniger heftig unserer Avant-Garde, welche damals der Oberst Alexei Petrowitsch Jermoloff befehligte, hatte besonderes vernichtend, im vollen Sinne des Wortes, auf die Kolonnen der Infanterie, so wie auf die Linien der Kavallerie des Feindes gewirkt: denn ganze Haufen der ersteren und ganze Reihen der letzteren lagen so, wie sie in der Schlacht-Linie gestanden hatten, durch Kugeln und Kartätschen niedergeschmettert, am Boden.

Anfangs machte dieses Feld des Todes, diese durch blanke und Feuer-Waffen verunstalteten und zerstörten Gesichter und Leichname keinen besonderen Eindruck auf mich; aber nach Maßgabe, als ich meiner Phantasie den Zügel schießen ließ, gewann ich — nicht ohne Scham gestehe ich es — in einen solchen Grad von Unruhe, ohne Ursache gefagt, in regsiß mich ein so heftiges Grauen, daß ich, in Wohnungen angekommen, lange nicht die Augen schließen konnte, ohne in den Gedanken an jene Zerstörung und Verunstaltung fortwährend aufschaudeete.

Hätte die Vernunft nun den geeinglten Einfluß auf meine Einbildungskraft geäußert, so würde ich bald eingesehen haben, daß ein solcher Tod nicht nur nicht schrecklich, sondern sogar beneidenswerth, daß, je schöner der Mann, desto kürzer das letzte Grauen, daß ich, es endlich für den Todten ganz gleichgültig sey, ob er den Lebendigen durch seine Verstümmelung, die er längst nicht mehr fühlt, noch Entsetzen und Schauder errege oder nicht. Gott Lob! mit Anbruch des folgenden Tages erfolgte auch meine vernunftgemäße Genesung. Nachdem mein Verstand wieder die Oberhand gewonnen hatte, lachte ich selbst über mich, und so viel ich mich erinnere, ist späterhin im Laufe meiner langjährigen Kriegszeit meine Phantasie nie wieder in einen ähnlichen Paroxismus verfallen.

Den 16. Januar ritt ich am frühen Morgen, nachdem ich mir ein Reit-Pferd gekauft hatte, in Begleitung eines Kosaken zum Fürsten Bagrathion, welcher bereits den Oder-Befehl über die Avant-Garden unter Markoff, Barclay de Tolly und Bagowout übernommen hatte. Die Abtheilungen der Letzteren sind des Letzteren befanden sich damals noch bei dem Dorfe Biedenwalde, an der Straße von Liebmühl nach Deutsch Eylau; die Abtheilung Barclay's war detachirt. Auf meinem Wege ritt ich an der Kavallerie von Keff und Graf Peter Petrowitsch Pahlen bei Groß-Gottewalde, und weiterhin im Osterode Walde an der Division des Grafen Ostermann vorüber, welche in der Nähe des Markt-Sees längs der Straße lagerte. In der Nacht kam ich zu Lutzkoff, dessen Position in Lutzkoff stand, und am folgenden Morgen selbst war ich auf meinem Posten.

Der Fürst wohnte in der schönen großen Stube eines Preußischen Bauern. In seinem Gefolge befanden sich zu jener Zeit: der damalige Oberst des Chevalier-Garde-Regiments, Fürst Trubetzkoi, Graf de Balmaine, Graf Stadowsky, Apfosssimoff, Eichen u. m. A. In kurzer Zeit sah ich auch Markoff. Barclay de Tolly und Bagowout, alle drei waren damals noch General-Majors, und ich erinnere mich, daß Markoff zu jener Zeit nur mit drei Orden dekorirt war; er hatte den St. Georg's- und St. Wladimir-Orden 4ter Klasse und das Sturm-Kreuz für Dschakoff — nichts weiter, doch genug er damals schon den Ruf eines tapfer Sache gewachsenen Generals.

Die Vor-Posten der Avant-Garde kommandirte der Oberst Jueschkoff und die Artillerie der Oberst Alexei Petrowitsch Jermoloff.

Während der 3 Jahre, welche ich als Adjutant des Fürsten Bagrathion verlebte, habe ich denselben in Kriegszeiten, bei Tag und Nacht, wie anders, als völlig angekleidet gesehen. Sein Schlaf war von sehr kurzer Dauer — höchstens 3 bis 4 Stunden mit Einschluß des öfteren Weckens: denn jede Meldung von dem Vor-Posten mußte ihm, sobald die Nachricht von einigem Belange war, jedergeit sogleich abgegeben werden. Er liebte ein Zimmer, in welchem Alles polnisch, aber nur für Andere, nie für ihn. Es deutsche sich stets mit Wenigem und war überhaupt ausserordentlich mäßig. Ich habe nie gesehen, daß er irgendwo Branntwein oder Wein, mit Ausnahme von zwei Spitz-Gläschen Madeira nach der Mahlzeit, getrunken hätte. Seine Kriegstracht bestand in einem Uniformsröcklederrock mit dem Sterne des St. Georgen-Ordens 2ter Klasse, die Burka*) um die Schultern gehangen. An der Seite trug er den polnischen Degen, welchen er unter Suwarow in Italien schon getragen hatte, auf dem Kopfe eine Feldmütze von grauem Tuche und in der Hand einen Kosaken-Knuschuk. Bei der Rauhheit der

*) Ein bei dem Russischen Militair sehr gebräuchlicher Mantel von Filz mit langen Ziegenhaaren.

*) Ein mit drei neben einander gehenden Pferden bespannter Wagen.

**) Steriad ist eine Art von Sülze, und wird in den in Rußland üblichen Fischsuppen verwendet.

Digitized by Google

Jahrezeit wurde während jener Campagne übrigens nicht viel auf die Form gehalten, und so trugen wir sämmtlich, was uns beliebte und am wärmsten hielt.

Dionys Davidoff. (b. A. Z.)

England.

Tiefe.

Eine literarisch-kritische Phantasie.

Die Versuchung, tief seyn zu wollen, ist sehr gefährlich, und es bedarf schon eines starken Geistes oder redlichen Herzens, um ihr zu widerstehen. Niemand will für flach gelten, und gerade die, welche keine Tiefe zeigen können, bieten alle Möglichkeit auf, um ihre Oberflächlichkeit zu verbergen. Nun ist aber nichts so geeignet, die Flachheit zu verstecken, als Schlamm; nur muß der Schlamm hiezu aufgerührt und in beständiger Gährung erhalten werden. Wenn das Auge nicht das Gegentheil zu erkennen vermag, kann eine Pfütze an der Heer-Straße, von einer Stunde Regen gebildet, ist eben so tief gehalten werden wie das Atlantische Meer.

Die Verwechslung, mit Tiefe zu prunken, ist freilich sehr natürlich und leicht zu erklären, da man auf diesem Wege bequem und in kurzer Zeit zu Ruhm gelangt und ein so erworbener Ruhm vollkommen sicher ist, indem Niemand den Betrug zu entdecken und bloßzustellen vermag. Ueberdies, wenn ein Schriftsteller auftritt und das Publikum belehren will, so muß er ein Zeichen von seiner Fähigkeit dazu geben; er macht die Welt glauben, er sey Herr Orakel, und es darf ihm also an ungeheurer Tiefe nicht fehlen. Der wahrhaft Tiefe dagegen wird nie dafür gehalten, und das aus einem sehr einfachen Grunde, nämlich weil derjenige, der eine Sache vollkommen inne hat, sie bis auf den Grund durchschaut und, wenn er sie selbst versteht, sie auch Andern verständlich machen kann, sie müßten denn etwa sehr stumpfsinnig seyn, und das dürfte doch Du nicht, lieber Leser, Du weißt es. Nun sind Du eine Abhandlung lieferst, die weder Schwierigkeiten noch Dunkelheiten enthält, so denkst Du gar nicht an Tiefe und Unergründlichkeit. Eine Sache scheint Dir nur unergründlich, wenn Du ihr nicht bis auf den Grund schauen kannst.

Wer sind denn die tiefsten Schriftsteller? Die Metaphysiker pflegten es zu seyn, aber sie sind fast ganz aus der Mode, sie sind ihrer Sache noch nicht auf den Grund gekommen, und sie werden es auch nimmals, denn ihr Sache hat keinen Grund. Und doch wie tief waren sie, wie ungeheuer, wie unergründlich tief, und ich möchte hinzu fügen, wie verschmitzt tief. Die Scheime wußten wohl, daß sie nichts von der Sache wußten, sie verdeckten also ihre Unwissenheit unter einer Fülle von schönen Worten, die für den Mantel der Weisheit galt.

Es war noch vor wenigen Jahren eine Leidenschaft und eine Mode in Deutschland, die sogenannte Transcendental-Philosophie zu preisen und zu verehren; je unverständlicher sie war, desto mehr bewunderte man sie.[1]) Die Eingeweihten pflegten sich hineingewehten zu sagen: „O die könnt unseren Lehrer nicht verstehen.“ Wahrlich eine traurige Empfehlung für einen Lehrer der Philosophie. Die Metaphysiker sind jetzt etwas aus der Mode, weil ihnen fast Jedermann die Kunst, tief zu seyn, abgelernt hat; mit anderen Worten die Taschenspielerei ist enthüllt, und die Menschen sind es müde, Bücher zu lesen, die nichts als Worte enthalten. Mit tiefen Werk sind die meisten, welche Niemand verstehen kann, ist im höchsten Grade lächerlich, und nicht weniger lächerlich ist es, sich ein Werk zu denken, welches nur ein Paar Auserwählte verstehen können; za, dies letzte ist noch lächerlicher, denn diese wenigen Auserwählten sind aller Wahrscheinlichkeit nach nichts als Prahlhänse und Marktschreier, die etwas zu verstehen vorgeben, was sie nicht verstehen, und was der Verfasser selbst nicht verstehe.

Ich will nicht sagen, daß diese Scheinriesen, von der ich spreche, immer ganz unverständlich ist; ein und wieder zeigt sich ein Schimmer von Sinn, dem das ihn umgebende Dunkel einen geheimnißvollen Anstrich verleiht; es ist wie das Innere einer Kathedrale um Mitternacht, von einem Helleelichten erleuchtet. Wozu schreibt man ein Buch? Um Andern seine Gedanken mitzutheilen. Was nützt es aber, ein Buch zu schreiben, wenn die Gedanken so tief sind, daß die Mittheilung derselben unmöglich ist? Kommt das nicht fast so heraus, wie wenn die Irländer mit finsteren Laternen erleuchten wollen?

Ich kenne wenig Schriftsteller, die, im wahren Sinne des Worts, tiefer sind als Archidiakonus Paley; aber seine Klarheit täuscht uns über seine Tiefe, wie ja auch ein kryßallheller Strom ohne Wellen und Schlamm dem Auge nicht so tief erscheint, als er wirklich ist. Ferlich, manche von Euren dunklen Metaphysikern, der, so verstehen wir eine einfältige Henne über einem Kalk-Ei, unverdrossen über einem Gefäß voll Dunst brütet, wird Euch sagen, Paley sey ein sehr oberflächlicher Schriftsteller und ein schaler Denker, weil er nur Sachen geschrieben hat, die Jedermann verstehen kann.

Ich habe gesagt, die Metaphysiker seyen aus der Mode, ist das aber auch wahr? Vielleicht nicht; denn da Metaphysik die Wissenschaft von übernatürlichen Dingen ist, so kann man Jeden, der in einen Mühlstein weiter als seine Nachbarn hineinzuschauen behauptet, einen Metaphysiker nennen. Unter jeder Klasse wird man Schriftsteller und Redner von dieser Gattung finden. Es mag einer nun Gedichte, Romane oder Reisen schreiben, überall hat er Gelegenheit genug, Tiefe zu zeigen; er darf nur die gewöhnlichen Gedanken mit den ungewöhnlichsten Phrasen ausdrücken, ein Zehntel Tiraden unter neun Zehntel baaren Unsinn mischen, alte Bücher lesen, abgedroschene Einfälle pomphaft vorbringen und Mondschein aus der zweiten Hand verkaufen.

Aber es giebt ebensowohl tiefe Redner, als es tiefe Schriftsteller giebt, und solche tiefe Redner kommen am besten weg, denn man kann sie unmöglich widerlegen. Was geschrieben und gedruckt ist, läßt sich wieder überlesen, abwägen, prüfen und untersuchen; das Gesprochene aber verschwindet und verdunstet, so wie es vorüber ist, und läßt keine klare Vorstellung im Gemüthe des Hörers zurück. Ein tiefer Redner wird sagen, er könne wohl denken, und er könne sprechen, aber er könne nicht schreiben. Natürlich, weil er keinen Stoff zum Schreiben in sich hat; und das Nichts ist im Sprechen und Denken nicht so leicht zu entdecken, wie im Schreiben. Das Geschriebene ist ein Ding, das man bei der Nase nehmen und zum Geständniß bringen kann; das Gesprochene aber ist ein bloßer Geist, ein flüchtiger Schatten, der hier und dort, überall und nirgends ist. Man will es erhaschen, verbrennt aber nur eine Hand voll Luft.

Tief sprechen hat auch noch den Vortheil über tief schreiben, daß Einer dem Sprechen sich sein Auditorium wählen und dasselbe sorgfältig kann, daß sein antimysteriöser Laie seine Orakel in Zweifel zieht. Wem Einer tiefe Schriften in die Welt schickt, so weiß er nicht, wer sie in die Hand bekommen und sein Werk von Schlamm in einen Ringerhut voll Schlamm zusammenpressen kann. Je flacher Jemand ist, um desto mehr stammt er jede Tiefe an; wer nichts versteht, der versteht Alles gleich gut; und wenn Einer fürchtet, daß bei Gegenständen, die Jedermann versteht, seine Unwissenheit an's Licht kommen möchte, so ist sein bestes Rettungs-Mittel, sich in Tiefen zu versenken, und wenn er so ganz außer Ader Gefahr ist, kann kann er vollkommen sicher seyn.

So habe ich ehegaltige Dunmkopfe gekannt, die zu Griechisch und Lateinisch aber anderen allgemein zugänglichen Studien keine Fähigkeit hatten und sich daher zu dem Orientalischen Dunkel ihre Zuflucht nahmen, wo sie es bald dahin brachten, für außerordentliche Kenner des Arabischen, des Sanskrit, des Bengalischen und dergleichen mehr zu gelten. Leute, deren Verstand nicht klar genug war, um sie sicher über die Elementarbegriffe in Euklid's Elementen hinüber zu tragen, kamen auf den Einfall, über Transcendentalismus zu schwatzen und zu räsonniren, und sie spielten so eine ganz leidliche Figure. Noch kenne einen ganz gelehrten Herrn, der nie eine Zeile in Newton's Prinzipien gelesen hat und von Mathematik so viel versteht, wie Sir John Falkoff von Holländischen, und der doch vorzüglich neue Theorien über das Weltall, neue Grundsätze über die Bewegung, Beschaffenheit und den Zweck der Planeten und neue Lehren über die Kometen aufstellt. Bei der Abhandlung solcher Theorien muß bei ihm Jedermann bleiet seine Weisheit halt er sich meistentheils von Mathematikern fern, weil er wohl einsieht, daß ihn auf seinem mystischen Zwielichtsitze ihre Demonstrationen gar manchmal vor den Kopf geflogen haben, wie Knaben Fledermäuse mit ihren Mützen zu Boden schlagen. Der Klug solcher tiefen Geister läßt sich in der That sehr passend mit dem vergleichen, der in einem dichten Nebel herumgeht, sie sind wie Irrwische und wie Nichts, man sieht sie von sich, sie nicht; sie sind schwer, aber wetzt zu kommen, sie flackern auf wie Wetterleuchten; sind Schatten ohne Substanz; man weiß nicht woher, nicht wohin, nicht wozu. Man könnte sie Kometen im System der lebendigen Wesen nennen, die nicht zum System gehören.

Die sicherste Tiefe aber von allen ist das tiefe Denken; schreibt Du tief, so kann Dich Jeder, spricht Du tief, so kann Dich Mancher, aber denkst Du tief, so kann Dich Niemand ergründen. Man könnte sagen, wodurch Einer kund geben soll, daß er tief denkt, wenn er seine Gedanken nicht durch Sprechen oder Schreiben bekannt macht? Das ist sehr leicht; schüttle nur Dein Haupt, wie Lord Burleigh in „Kenilworth“ es thut, und nach einem Paar solcher dunklen Offenbarungen wird Du staunen, mit welcher Bequemlichkeit Du zu dem Ruf eines tiefen Denkers gelangen kannst. (Ath.)

Mannigfaltiges.

— Chemisches. Die Herren Kominet und Stas haben in der Rinde der Weide, des Apfel-, Birn-, Pflaumen- und Kirsch-Baumes eine neue organische Substanz aufgefunden, die sie Obstzuin nennen. Sie ist löslich in heißem, als in kaltem Wasser, sehr löslich in Alkohol und Aether, und löslich, ohne Zersetzung, in Hydrochlor-Säure und konzentrirter Schwefel-Säure. Konzentrirte Salpeter-Säure löst es auf und läßt einen gelben Rückstand.

— Gediegenes Gold. Ein sehr seltenes und merkwürdiges Stück gediegenen Goldes, das in den Bergwerken von Ebogumalde bei La Paz, der Hauptstadt von Bolivien, gefunden worden ist, hat großes Aufsehen unter den Mineralogen in London erregt. Es enthält drei verschiedene Arten von Gold, nämlich 22, 23 und 23½ karätiges, ohne Beimischung irgend eines Erzes, und wiegt nahe an zwei Pfund. Das im Königlichen Museum zu Madrid befindliche Stück Gold von 80 Pfund ist fein gediegenes Gold sondern Golderz. Das aus La Paz gebrachte Stück ist wohl das größte.

— Kautschuck. Obwohl kein Erzeugniß in der Welt wird zu so mannigfachen Zwecken nützlichen Zwecken verwendet, als das Kautschuck oder das elastische Gummi. Doch wurde es noch nicht dazu benutzt, um werthvolle Waaren, wie Seide und dergleichen, auf Schiffen vollkommen gegen Nässe zu schützen, was bisher durch getheerte Leinwand mit unvollständig zu erreichen war. Das Gummi könnte dann, wenn die Waaren herausgenommen sind, immer noch zu anderen Zwecken verbraucht werden. Ein Amerikaner, Namens Charles F. Weiss, will so gar eine Methode entdeckt haben, aus dem Gummi ein schmackhaftes Brod zu bereiten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

[1]) Der Englische Phantasie-Kritiker scheint gewisse neuere Deutsche Werke gelesen zu haben, die vorgeblich in tiefem Boden wurzeln, dem Auge das himmelanstrebenden Geistes nicht folgen können. Wir wollen indessen durch diese Bemerkung gar darauf hinweisen, daß das Ver. Phantasie auch ein wenig under die Verständlichkeit hinausschweife.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 85. Berlin, Freitag den 17. Juli 1835.

England.

Der dreijährige Komet.
Zweiter Artikel.

Bekanntlich ist der Halleysche Komet nicht mehr der einzige, dessen periodische Wiederkehr mit Bestimmtheit berechnet worden. Auch Enke und Biela haben die Wiederkehr der nach ihnen benannten Kometen richtig vorhergesagt; aber die kleinen Bahnen der letzteren und ihre geringe Oblliquität und Excentricität machen sie dem Physiker weniger interessant, als dem Mathematiker und Astronomen.

Bei weitem die meisten Kometen scheinen bloße lockere Dunstmassen zu seyn. Dieser Charakter ist so vorherrschend, daß einige Beobachter gar keine Ausnahme statuiren wollen. Schon Seneca gedenkt der Thatsache, daß man durch die Kometen Sterne gesehen habe. Wilhelm Herschel sah im Jahre 1795 durch das Centrum des Kopfes des Kometen einen Stern von sechster Größe hervorschimmern, und als Sir John Herschel im September 1832 den Bielaschen Kometen beobachtete, bemerkte er, wie dieser Körper zwischen seinem Auge und einer kleinen Gruppe teleskopischer Sternlein von 16ter oder 17ter Größe hindurchging. Diese kleine Constellation nahm einen Raum ein, dessen Breite nicht ein Zwanzigstel der Breite des Mondes ausmachte; demnach konnte man die ganze Gruppe deutlich sehen. Ein noch stärkerer Beweis von der außerordentlichen Durchsichtigkeit des Kometen-Stoffes kann nicht aufgefunden werden. Der unbedeutendste irdische Dunst würde diese Sternengruppe ganz verlöscht haben, und doch blieben sie durch einen kometischen Stoff, dessen Dichtheit, gegen sein Centrum hin, wohl 30,000 Engl. Meilen betragen mochte, deutlich sichtbar. Es ist also klar, daß diese Erscheinung, welche eine eigentliche Natur sey, das hindurchdringende Licht weder absorbiren noch zurückstrahlen kann; sonach wäre ihre Dichtheit, um in populärer Sprache zu reden, unendlich geringer, als die der atmosphärischen Luft.

Dessenungeachtet behauptet Herr Arago, daß einige Kometen einen festen, nur in Nebel gehüllten Kern haben. Diese Meinung stützt er auf den außerordentlich hellen Schein mehrerer Kometen, wie z. B. bei dem, der im J. 43 vor Chr. erschien und von den Römern für eine Metamorphose der Seele Cäsar's gehalten wurde. Man soll jenen Kometen bei hellem Tage gesehen haben. Ein anderer Komet, der 1402 erschien, hatte gleichfalls — wie die Geschichte sagt — ein so starkes Licht, daß die Sonne weder den Kopf, noch selbst den Schweif überstrahlen konnte. Wir wissen auf dieses Zeugniß größeres Gewicht legen, wäre nicht der letzte Theil desselben gar zu unglaublich; denn mag man auch über die Festigkeit des Kerns, gewichtiger Meinungen zu seyn, so kann wenigstens das Betreff des Schweifes kein Zweifel obwalten. Diejenigen Kometen, die mit unserem Planeten-System in engster Verbindung stehen — der Enkesche und Bielasche — erscheinen als bloße Dunstmassen mit sind von solcher Kleinheit und Schwäche, daß man sie oft, selbst von einem Teleskop unterstützt, nur mit Mühe entdecken kann.

Die außerordentliche Dünne und Schwäche der kometischen Substanz, in Vergleich mit den festeren Körpern des Sonnen-Systems ergiebt sich zur Genüge aus der begründeten Thatsache, daß sie auch in der größten Nähe einen Planeten den Lauf des letzteren nicht im geringsten modificiren, während umgekehrt der Planet gar sehr auf den Kometen einwirkt. Im Jahre 1767 kam ein bis dahin unbekannter Komet bei seinem Eintritt in unser System so dicht an dem Planeten Jupiter vorüber, daß die Attraction des letzteren den Kometen ganz aus seiner Bahn herausschleuderte. Die neue Bahn, die er jetzt durchmaß, war, wie sich aus Lexell's Berechnungen ergab, elliptisch, und wäre der Komet in diesem Gleise geblieben, so würde seine Umlaufszeit 5½ Jahr betragen haben. Auf seiner Rückkehr von der Sonne passirte er aber (1779) die Trabanten des Jupiter, die ihn wieder in eine andere Bahn schleuderten, so daß er für immer verschwand. Dieser Umstand, den man sich damals nicht erklären konnte, machte den Astronomen viel zu schaffen; allein das Problem ist seit jener Zeit durch die Methode der Laplace gelöst worden, und man hat ausgemittelt, daß die Periode des Kometen vor dem Jahre 1767 wenigstens 50 Jahr und seine größte Sonnen-Nähe ungefähr das Sechsfache der Entfernung der Erde von der Sonne betragen mußte. In solch' einer Bahn würde der Komet nie sichtbar geworden seyn. Die nächste Störung durch Jupiter ward ihm, wie gesagt, in eine neue Bahn, die seine Umlaufszeit auf 20 Jahre und seine größte Entfernung von der Sonne auf das Vierfache des Abstandes der Erde eingeschränkt hätte. Bei jener Gelegenheit bemerkte man nicht die leiseste Wirkung der Attraction des Kometen auf die Trabanten Jupiter's; und wir können hieraus den Schluß ziehen, daß die Masse des Kometen zu der Masse des kleinsten der Trabanten in unendlich kleinem Verhältniß gestanden haben müsse.

Es ist eine eben so begründete, als interessante Thatsache, daß die periodisch wiederkehrenden Kometen allmälig an Größe abnehmen. Aus dieser Thatsache müssen wir nun schließen, daß die konstituirenden Theile der Kometen gleichsam stufenweise im Raume zerstreut sind; vielleicht verlieren sie durch die Bildung der Schweife, die dem Einfluß der Sonne zuzuschreiben, an Stoff, ohne diesen Verlust durch die Gravitation ihrer Masse ersetzen zu können. Wollen wir aber nicht annehmen, daß alle Kometen hereinfallen müssen, so müssen sie, wenn sie nicht zerstieben, in ihrer Größe abnehmen und Glanz den Kometen überhaupt kaum zuschreiben: wo ein Abnehmen bemerklich ist, da giebt es auch nothwendig ein Zunehmen und ein Maximum.

Wär' es nicht denkbar, daß diese Körper auf ihren ungeheuren Wanderungen durch den Weltraum von kometischem Stoffe sich nährten, also, daß die Verluste einzelner Kometen wieder ersetzt würden? Sollten nicht zwei Kometen, deren Bahnen einander dicht begränzen, nach Umständen zu einem werden können, so daß der größere den kleineren anzöge und mit sich foetirfe? Was den Halleyschen Kometen betrifft, so hat man diesen freilich in seinen fünf letzten Erscheinungen abnehmen und matter werden sehen. Gehen wir aber zu den Erscheinungen von dem Jahre 1456 zurück, so dürfen wir wohl fragen, warum denn derselbe Komet im Jahre 1380 so geringes Aufsehen erregt habe? Sollen wir wirklich zwei Kometen, deren Bahnen einander dicht begränzen, nach Umständen zu einem werden können, so daß der größere den kleineren anzöge und mit sich foetirfe? Was den Halleyschen Kometen betrifft, so hat man diesen freilich in seinen fünf letzten Erscheinungen abnehmen und matter werden sehen. Gehen wir aber zu den Erscheinungen von dem Jahre 1456 zurück, so dürfen wir wohl fragen, warum denn derselbe Komet im Jahre 1380 so geringes Aufsehen erregt habe? Sollen so wird in dem Zeitraum zwischen 399 und 1305, der beinahe ein Jahrtausend begreift, zwar mehrmals der Erscheinung eines Kometen gedacht, welcher mit dem Halleyschen identisch seyn muß, aber es steht nicht geschrieben, daß der Komet von auffallender Größe oder besonderem Glanze gewesen sey, obgleich man in dieser ganzen Periode so abergläubischer Furcht vor den Kometen hatte und so sehr zu Uebertreibungen geneigt war. Sollte man, darauf gestützt, nicht muthmaßen dürfen, daß die Masse eines Kometen bald größer und bald kleiner werden könne?

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß die Bahn des Bielaschen Kometen unsere Erdbahn sehr dicht berührt, und zwar so dicht, daß der Stoff des Kometen, sobald sein Centrum der Erdbahn an nächsten ist, noch über diese Bahn hinausreicht und einen Theil derselben einschließt. Träfe sich's also, daß unsere Erde genau um dieselbe Zeit auf demselben Punkte ihrer Bahn anlänge, so würde sie in die nebliche Atmosphäre des Kometen eingehüllt werden. Da dieser Komet keinen Stern und überhaupt keine festere Substanz hat, so könnte in einem solchen Falle von keinem Zusammenstoßen die Rede seyn, und es würde nur eine Vermischung der Atmosphäre des Kometen mit unserer irdischen Atmosphäre erfolgen. Die außerordentliche leichtigkeit, mit welcher sich diese Vermischung würde, trotz ihrer Nähe, unmöglich eine schädliche Wirkung auf die jährliche oder tägliche Bewegung der Erde äußern; unsere Jahreszeiten und Tage würden also ganz unverändert. Was aber seine Wirkung auf unsere Atmosphäre betrifft, so erlaubt diese kaum eine Konjektur. Wir haben bereits gezeigt, daß der nebliche Stoff des Kometen unendlich dünner seyn müsse, als unsere Atmosphäre; so daß, wenn diese Flüssigkeiten sich vermischen, unsere Erd-Atmosphäre der des Kometen vielleicht in einem Verhältniß wie mehrere Millionen zu Eins überlegen seyn würde. Mit einem einzelnen Theilchen kometischen Stoffes dürften wir also wohl Millionen von Theilchen unserer atmosphärischen Luft einathmen. Unter solchen Umständen ist es kaum wahrscheinlich, daß wir von der Anwesenheit des Kometen-Stoffes überhaupt etwas merken würden.

Aber selbst diese Begegnung der Erde und des Kometen kann unter vielen tausend Fällen kaum in einem Falle stattfinden. Es ist gewiß, daß die Erde in jedem Jahre den bewußten Punkt ihrer Bahn passiren muß; aber der Komet kann den entsprechenden Punkt der seinigen nur alle sieben Jahre passiren. Die Erde legt jeden Tag eine Strecke von 2 Millionen Engl. Meilen zurück, sie könnte folglich nur sehr kurze Zeit im Bereich des Kometen bleiben; aber die Wirkung, auf die wir angewiesen, könnte unmöglich erfolgen, es sey denn, daß diese kurze Periode genau mit demjenigen Momente auf der siebenjährigen Bahn des Kometen zusammenträfe, in welchem der Komet den entsprechenden Punkt passiren müßte. *)

Die Frage wegen der Annäherung der Kometen an die Erdbahn und ihrer möglichen Wirkungen in einem solchen Falle ist von Du Se-

*) Im Jahre 1832 gelangte der Komet am 30. Oktober zu dem genannten Punkte, allein die Erde erreichte den korrespondirenden Punkt ihrer Bahn erst am 30. November, folglich mußte sie am 30. Oktober noch 60 Millionen Engl. Meilen von dem Kometen entfernt gewesen seyn.

Digitized by Google

jour *) sehr gründlich und befriedigend erörtert worden. Er zeigt, daß von allen Kometen, deren Bahnen bis dahin berechnet waren, keiner näher als in einer Entfernung von ungefähr zwei Mond-Abständen an der Erde vorbeigehen könnte, und daß keiner dieser Kometen jemals der Erde näher gekommen ist, als bis auf neun Mondabstände.

Die Besorgnisse, welche uns die unmittelbare Nähe eines Kometen einflößen könnte, würden hochstens mit der Möglichkeit eines bedeutenden Steigens der Gewässer des Oceans, wodurch ansehnliche Landstrecken überflutet werden könnten, zu rechtfertigen seyn. Aber man hat nachgewiesen, daß der Komet näher einer so leichten Attraction fähig, so sindet hier das Gesetz der Fluth Anwendung, vermöge dessen die angulaire Bewegung des anziehenden Körpers in Beziehung auf die Erde ein gewisses Maaß nicht überschreiten darf. Der Mond bewirkt nur darum die Fluth, weil seine angulaire Schnelligkeit um ein Bedeutendes hinter jenem Maximum zurückbleibt. Da Sejour hat bewiesen, daß ein Komet mumöglich länger, als höchstens dreißig Stunden in einer Entfernung von der Erde bleiben könnte, die ein Viertheil der Mondes-Distanz betrüge. Unter solchen Umständen wäre ihm aber das Hervorbringen einer Fluth kein unmöglich. Ein Komet verdürfte wenigstens eine Zeit von eilf Stunden, um auf die Gewässer der Erde zu wirken.

Die ungefähre Anzahl derjenigen Kometen, welche mit unserem System in Verbindung kommen, kann durch solcher Wahrscheinlichkeit ermittelt werden, daß wir auch diesem Punkte einige Aufmerksamkeit schenken müssen.

Die Gesammtzahl der wirklich verschiedenen Kometen, deren Bahnen bis zum Jahre 1832 bestimmt sind, beträgt 137. Um nun zu entdecken, ob Körper dieser Art in gewissen Regionen des Raums mehr vorherrschen, als in anderen, ob sie, gleich den Planeten, auf einem gemeinschaftlichen Gürtel wandeln oder in verschiedenen Richtungen zu einander durch den Weltraum schießen, oder ob gar keine Regelmäßigkeit sind, die Bahnen dieser 137 Körper zu prüfen und zu vergleichen. Nach einer genauen Untersuchung der respektiven Neigung ihrer Bahnen zur Erdbahn ergab sich's, daß z. B. zwischen 80 und 90 Grad funfzehn, zwischen 10 und 20 dreizehn, und zwischen 30 und 40 Grad siebzehn Kometen laufen. Ferner fand man, daß die Punkte, in welchen sie die Gränzen der Erdbahn durchschneiden, in jeder Richtung um die Sonne Distanz gleichmäßig vertheilt sind. Die Punkte, in welchen sie ihr Perihelium erreichen, sind ebenfalls gleichmäßig um die Sonne vertheilt. Ihre geringsten Entfernungen von der Sonne variiren auch in solcher Art, daß man auf ihre gleichmäßige Vertheilung im Raume schließen kann. Nehmen wir z. B. an, daß ein Globus, dessen Centrum die Sonne ist, durch die Bahn des Merkurs geht, und zwar so, daß er den Raum um die Sonne in einer Distanz umschließt, die an jeder Seite der Distanz des Merkurs gleichkommt, so stehen 30 von den beobachteten Kometen, wenn sie ihr Perihelium erreicht haben, innerhalb der Bahn jenes Globus. Zwischen diesem Globus und einem ähnlichen durch die Bahn der Venus rollen 44 Kometen unter gleichen Umständen; zwischen dem letzteren und einem ähnlichen durch die Erdbahn, 34, u. s. w. Jenseit der Bahn des Jupiter ist noch nie ein Komet gesehen worden, und jenseit der Bahn des Merkurs kommen die Kometen durch den Raum zu unterscheiden; daher die verhältnißmäßig geringe Zahl berechneter Kometen, welche der Sonne nur bis dahin sich nähern. Eine Vergleichung der genannten Zahlen mit den Räumen, welche die eingebildeten Globe einschließen, und mit der relativen Leichtigkeit oder Schwierigkeit, Kometen in ihren verschiedenen Situationen zu unterscheiden, führt nun zu der Demonstration, daß, sofern die 137 beobachteten Kometen als Andeutung der allgemeinen Vertheilung der Kometen durch den Raum zu betrachten sind, diese Vertheilung als uniform betrachtet werden müsse; das heißt, die kürzesten Abstände einer gleichen Zahl von Kometen sind in gleichen Theilen des Raums eingeschlossen.

Herr Arago legt diese Konklusion zum Grunde und argumentirt nun in folgender Art weiter: Die Zahl der beobachteten Kometen, die in sichern klüglichen Abständen innerhalb der Bahn der Merkur zu stehen kommen, beträgt dreißig. Nun ist unser entferntester Planet, der Uranus, 49 Mal entfernter von der Sonne als Merkur; folglich würde ein Globus, dessen Centrum die Sonne ist und dessen Oberfläche durch die Bahn des Uranus ginge, einen Raum einschließen, der im Verhältnisse des Cubus von 49 zu 1, oder von 117,649 zu 1 größer wäre, als der Raum eines ähnlichen Globus durch die Bahn der Merkur. Nehmen wir nun die gleichförmige Vertheilung der Kometen an, so folgt, daß sie jenen Kometen, der in seinem größten Abstand innerhalb eines durch die Bahn der Merkur gehenden Globus zu stehen kommt, 117,649 Kometen innerhalb eines ähnlichen durch die Bahn des Uranus gehenden Globus zu stehen kommen. Wenn also der Merkur 30 Kometen einschließt (und wie leicht kann man das Doppelte dieser Zahl annehmen!), so muß der Uranus 3,529,470 Kometen einschließen!

Von dem Lichte der Kometen, die Astronomen seine befriedigende Rechenschaft geben. Hätte man an irgend einem dieser Körper Phasen beobachtet, wie z. B. an dem Monde, so würden sie unbezweifelt für dunkele, von der Sonne erleuchtete Körper zu halten seyn. Eine blobe Dunstmasse kann aber solche Erscheinungen nicht darbieten, und es fragt sich daher nur, ob die Kometen ihr eigenes Licht haben, oder ob das Sonnenlicht von ihnen reflektirt wird, wie von einer Wolke.

Körper von eigenem Lichte haben in allen Entfernungen denselben scheinbaren Glanz. So muß die Sonne den Bewohnern des Uranus eben so hell als uns erscheinen, obgleich sie, von dort aus gesehen, viel kleiner ist. Man betrachte nur die Sonne durch ein Loch, das man mit einer Nadel in ein Kartenblatt gemacht hat, und halte das Blatt etwas vom Auge ab: nur ein kleines Theilchen der Sonnenscheibe wird uns dann sichtbar seyn, aber dieses Theilchen wird eben so hell und blendend scheinen, wie die ganze Scheibe.

Hätten also die Kometen ihr eigenes Licht, so müßten sie auch, wie alle andere selbstleuchtende Körper, in allen Abständen denselben Glanz haben. Sie würden also nicht aus Mangel an Glanz, sondern darum, weil ihnen die erforderliche pifuale Größe mangelte, ausbören, sichtbar zu seyn. Nun aber ließe sich zeigen, daß die Gränze der visualen Größe, welche das Verschwinden eines selbstleuchtenden Körpers bewirken könnte, zu unermeßlich fern liegt, als daß bei dem Kometen der allmälige Verschwindens-Prozeß wenige Hundertel mit seyn könnte. Es muß also nothwendig einer Verminderung der Licht-Quantität zugeschrieben werden, die mit dem Charakter eines Körpers von eigenem Lichte unverträglich ist, wofern wir nicht ein allmäliges Abnehmen der lichtgebenden Materie aus physischen Gründen voraussetzen wollen.

Man kann hiergegen einwenden, daß die Dimensionen der Kometen größer werden, je weiter sie von der Sonne sich entfernen, daß also die Licht-Materie immer weniger kondensirt und folglich immer schwächer erschienen müsse, bis sie endlich gar keine Wirkung mehr auf die Netzhaut äußern könne.

Zur Beantwortung dieses Einwandes hat Arago sowohl die allmälige Vergrößerung der Dimensionen der Kometen auf ihrem Rückwege von der Sonne, als die korrespondirende Abnahme ihres Lichtes genauen Berechnungen unterworfen, deren Resultaten wir mit Vertrauen entgegensehen.

Es wird ohne Zweifel Verwunderung erregen, daß die Dimensionen des Kometen um so größer werden sollen, je weiter er sich von der Sonne entfernt. Dieses Gesetz scheint sogar ohne Ausnahme zu gelten. Man hat verschiedene Hypothesen darüber aufgestellt. Bolz schrieb das Phänomen dem Druck der Sonnen-Atmosphäre auf den Kometen zu; nach dem Grade seiner Atmosphäre, da sie in der Nachbarschaft der Sonne von größerer Dichtheit zu seyn müßte, den Kometen zusammendrücken und seine Dimensionen verringern, wogegen er in größerer Entfernung wieder zu seinem natürlichen Umfang ausschwölle. Allein diese Theorie gründet sich auf zwei falsche Voraussetzungen: einmal soll der Stoff des Kometen ein elastisches Gas seyn, und dann soll die Atmosphäre der Sonne, in der er sich fortbewegt, nicht hindurchdringen können. Um diese Theorie zu beseitigen, müßte man den elastischen Fluidum, welches den Kometen bilden soll, eine eben so elastische Envelooppe geben, als das Fluidum selbst wäre.

Sir John Herschel hat verschiedene Lösungen dieses Problems vorgeschlagen. Der Komet kann nach ihm aus einer Wolke von Theilchen bestehen, die entweder ohne alle Cohäsion, oder doch von so lockerer Cohäsion sind, daß sie der Sonnen-Gravitation nicht zu widerstehen vermögen. Darum bewegen sich diese Theilchen als unabhängige Planeten um die Sonne. Unter einer solchen Voraussetzung läßt es sich mit geometrischen Gründen beweisen, daß dergleichen Partikeln convergiren müssen, sobald sie der Sonne nahe kommen, und folglich einen beschränkteren Raum einnehmen.

Eine andere von Herschel vorgeschlagene Theorie ist folgende. Der nebligе Theil der Kometen, d. h. derjenige Theil, welcher die Sonnenstrahlen reflektirt, hat in der Natur einen Dampfes, wie man ihn z. B. in gewisser Entfernung über einem kochenden Kessel erblickt. Da nun diese Molekulen, während der Komet der Sonne sich nähert, ihre Strahlen absorbiren und erhitzt werden, so muß ein Theil derselben beständig aus dem flüssigen in den gasartigen oder unsichtbaren Zustand übergehen. Da ferner diese Veränderung von Außen anfangen und nach Innen sich verbreiten muß, so ist das Ergebniß einer Verminderung der sichtbaren Masse der Kometen. (Edinb. Review.)

Bibliographie.

Specimens of English dramatic poets, who lived about the time of Shakespeare: (Auswahl dramatischer Dichtungen von Shakespeare's Zeitgenossen). From Charles Lamb. Zweite Ausgabe.

Popular calculations. (Statistische Tabellen.)

Directions for ensuring personal safety during thunder-storms. (Sicherheits-Maßregeln bei heftigem Gewitter.) Von J. Leigh jun.

Fortitude. (Seelenstärke.) Erzählung von Mrs. Hofland.

Mary and Florence or grave and gay. (Ernst und heiter.) Erzählung von A. F. T.

The late Caffre trade. (Der Handel mit den Kaffern.) Eine zurzeit auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gedruckte Schrift. Von E. Emtlivre Ebase.

Italien.

Mérh's Italiänische Reise.

(Schluß.)

Was für mächtige Namen, was für hohe Häupter und Gebieter stolzer Geschicke haben die Dualen der Verbannung empfinden müssen! Es scheint, als ob dies die gemeinsame Bestimmung ist alles dessen, was einmal groß gewesen, populair und angebetet. Alle Fluch, unter denen die Welt gebebt, sind durch den Staub des Exils geschleift worden; alle Stimmen, so die Völker erweckt und denen sie zugejauchzt, sind verklakt auf fremder Erde, ein Vaterland anstehend, das seine Nutzwert mehr sie sie hatte, Rom hat alle große Männer, die es vertheidigt, aus seinen Mauern verjagt, und auch Rom ist exilirt heutzutage, Rom selbst. Alle Verbindung mit der Welt hat es abgebrochen, in sich selber versunken, liegt es da in seiner Ebene, in der weiten wüsten Einöde, ohne Gärten, ohne Kultur, ohne Saat und Aernde. Ehemals war die ganze Welt Roms Vaterland, jetzt ist die Weltstadt in ihren Mauern eingekerkert.

Aber sie ist es, so sehr sich immer die größten Mißgeschicke hinsichtlich

Digitized by Google

*) S. dessen Traité analytique des mouvemens apparens des corps celestes. Paris, 1799—99.

ten; der entthronte König rief ihn, um bei den großen Verbannten, die von allen Völkern erlitt, Trost zu suchen; Rom, das alle seine ruhmvollen Söhne verbannt hat, nimmt alle verbannte Verbannte mit offenen Armen auf; es bewahrt geheime Mittel, den Kummer, den sie mitbringen, zu lindern; es öffnet ihnen seinen großen Religionsschatz erhabener Trösmer, gleich einem Bazar von Heilmitteln; es verspricht die Sprache des Trostes zu reden, und sein hehres Schweigen träufelt mehr Balsam in das Herz, als die betäubende geschwätzige Stimme irgend einer anderen Hauptstadt, wo der Tag lärmend vorüberrauscht und ein Fest das andere jagt, verwüstet.

Der Verbannte, der noch gestern König war, denkt heute, da er auf die Krone sieht, die ihm vom Haupte griffen, an die Königin des Erdreises, und eine neue Seele, die das Unglück leichter trägt, geht in ihm auf. Er tritt in Rom gleichsam wie in das Hospiz hoher Kranken ein, er hat die Wahl zwischen der Zelle und dem Palast, eines wie langcholisch und einsam wie das andere; er findet Patrone des Mitgeschicks in den Gräbern der Heiligen, in den schönen alten Portiken der Märtyrer sind dort versammelt vom Palatinischen Berge bis zum Vatikan; die heidnische Tugend nennt uns an der Spitze ihrer Heiligen Lukrezia oder Virginia, die sleischte Tugend ihre Heroen-Legien, die christliche den ganzen Himmel. Man weiß nicht, was mehr Größe und erhabene Lehren in sich schließt, seine Todtenstadt oder seine Katakomben.

Dort seine jener ehemaligen Schlachten, wie die bei Zama, bei Pharsalus oder Actium, erscholl durch die Erde, ohne erlauchte Trümmer in Aegypten oder in Bithynien oder im Euxinus an's Land zu werfen. In den Häfen des Bosporus oder in den Sümpfen des Maeotis kam ein Schiff an mit dem berühmten Namen irgend eines Verbannten. Dann sprach man davon auf dem Markt, die Barbaren sprachen davon, daß zwei Verbannte um die Herrschaft Asiens gespielt hätten, und daß man den Verbannten zu Ehren aufzuführen müsse. Am Tage, wenn der Schiffer von Ostia traurige und ernste Familien in seinem Nachen anschiffen sieht, in diesem Hafen der alten Stadt, wo alle Pilger voller Ernste ankommen, so spricht er, daß jenseit der Meres der Donner stürzender Throne müsse gehört worden sepn, und daß Rom neue Verbannte aufzunehmen habe, damit sie getröstet würden.

So ward der Schlag von Waterloo eine ganze Familie von Königen und Königinnen; als Pilger nahm sie ihre Zuflucht in Rom; wo sich Rom diesem hehren Wanderzuge aufthat, gab es nicht Fenster genug im Corso, die gebrimmigvollen Wagen vorüberfahren zu sehen; ganz leise wurden die Namen der Reisenden ausgesprochen; mehrere Paläste öffneten ihre Thore, die erlauchten Gäste mit schuldiger ehrfurchtsvoller Verwitwilligkeit aufzunehmen; Rom, die tolerante Stadt, die edle Mutter Konstantin's, gedachte Napoleon's, der die Altäre wieder aufgerichtet hatte; Waterloo hatte ihn seine Laufbahn beendet, wo sich Rom diesem hehren Wanderzuge auftha, gab es nicht Fenster genug im Corso, die gebrimmigvollen Wagen vorüberfahren zu sehen; ganz leise wurden die Namen der Reisenden ausgesprochen; mehrere Paläste öffneten ihre Thore, die erlauchten Gäste mit schuldiger ehrfurchtsvoller Verwitwilligkeit aufzunehmen; Rom, die tolerante Stadt, die edle Mutter Konstantin's, gedachte Napoleon's, der die Altäre wieder aufgerichtet hatte; Waterloo hatte ihn seine Laufbahn beendet, wo sich Rom diesen

mit einer Virtuosität und Vollendung sang, die auf dem ersten Theater der Welt zu glänzen würdig gewesen wäre. Die edle Toskanische Redeweise fließt darin, daß ein Abbé solche Gesänge in einer Soirée vorträgt, nichts Auffallendes — die Künste sind heilig in Florenz, und seine Geistlichkeit ist eine vortreffliche. Den Abend zuvor war ich nach der Kirche Santa Maria Novella gegangen, und da ich mich in die von Draggna gemalte Kapelle aus Scheu nicht hineintrauen konnte, weil die Weiber dieses Ortes ein besonderlicher Geistlicher, der die Ursach meines Bedenkens, das mich in schüchterner Ferne hielt, erriethe, an mich heran und sagte lächelnd zu mir: „Treten Sie näher, mein Herr, und betrachten Sie ohne Scheu unsere schönen Bilder; Sie sind hier so frei, wie zu Hause."

So lebt man in Florenz; von den Scenen aus Dante's Hölle, die Draggna's Pinsel in Gestalten förderte, aus dem Campo-Santo zu Pisa hinweg sah ich mich plötzlich in einen Orgien-Saal entrückt und hörte das komische Duett aus der Italiänerin; Abends vorher den Gesang der Priester von Santa Maria Novella; Tags darauf Rossini's, Bellini's und Donizetti's Reiz. Madame Degli-Antoni, eine schöne Sängerin mit schwarzen Haaren, debütirte, so zu sagen, in einem Französischen Salon zu Florenz, um sich den Anschwung und den Muth zu geben, der den Künstler nach Favart hindrängt, nach seinem Paradiese. Tachinarde, lange Zeit Kumm für das Theater, Legeüse mit feiner hinreißenden Stimme den gastlichen Salon des Fürsten von Montfort: wie wurde ihm Beifall geklatscht, und von wie vielen Händen, die in den Tagen des Kaiserlichen Ruhmes den Degen geschwungen hatten! Und so wurde in die Nacht hineingelebt, und ich erbaschte im Flug ein paar jener Stunden göttlicher Trunkenheit, die sie den Wanderer, der durch das schöne Italien zieht, aufgeboten sind — seiner Sinnen, der wie Wohlgeschmäcke der Seele, Schönheit und die Farbenfülle, der Rubm, die Frauen, die Künste, die Harmonie, Alles, was dem Herzen des Menschen Wonne schafft, alles das sich vereinigt in einem Strahlenkranz, um uns zu lehren, daß es noch Glück giebt auf dieser Erde!

Ich erinnere mich, daß ich nach dieser Soirée, den Kopf voll von Norma, der Sonnambule, dem Pirateu, mit die Augen voll von all den Lichtern, Bildern, Frauen und historischen Gestalten, die wir geschmückten einen verschwenden Farbenreichthum an die vorübergegangen waren, gedenken, hinausgeeilt war in die freie Luft, mit auf dem Platz vor dem alten Schlosse, tief Athem schöpfend, stille Raud. Die Nacht war dunkel. Nur das Geräusch der Wagen vernahm ich, die über die Radpflatten Quadern dahinrollten. Drei Uhr Morgens stand in reiner Zirfer auf der Uhr des alten Schlosses, das sich in den Nachtschimmel erhob wie ein alter Riese, das Wahrzeichen der Gastlichen Florenz, die wir schwuren, und ein Thurm sein Helmdusch. Nichts hätte mir wee's Ange treten können, was weniger mit dem Fest, von dem ich so eben berkam, harmonirt hätte. Das Gebäude wurf seine ungeheuren Schatten über den Platz. Die koloffalen Statuen von Johann von Bologna, Benvenute Cellini, Donatello, Michel Angelo, alle diese Riesen in Marmor oder Erz, düster erleuchtet von dem Schimmer der Sterne — es waren die mächtigen Krieger-Gestalten der Florentiner, die hier beisammen standen, an das Forum und an die Kämpfe des kommenden Tages dachten. Einem Traum war ich entstiegen und versiel in einen anderen; ich betrachte Schlaf, und war wie ein Blinder; umherstarrend und lauschend suchte ich meine Wohnung. Tausend Bilder gingen mich an meinen Augen vorüber. Alles floß in und durch einander in meinem Kopf in wüster Verworrenheit, Dante, der Pförtner, Giotto, Angelico, Michel Angelo, Warschau, die Polnischen Emigrés und der junge Sohn Jerome's, das edle Kind, das den Kopf des Kaisers auf seinen Schultern trägt; dieser Raben zog an mir vorüber unter den Klagetönen Norma's, inmitten einer Doppelreihe von Frauen, die alle mit Italiänischer Grazie geschmückt waren und Namen führten voller Harmonie, wie Glockenklänge der Postuni. Dem schwelgerischen Reiz dieser Zauberbilder hingegeben, lief ich umher in Florenz, dem Zufall anheimgegeben, Stunde auf Stunde und Straße. Als die Dämmerung das Kleid der Domes lichtete, war ich noch weit von meinem profaischen Bett und der Realität eines dürftigen Schlafes; ich saß am Stein des Dante, sasso di Dante, und war noch immer ganz Ohr für das Spiel des Ritters Sampieri, für die Stimme der Perfiani, für die Worte des Fürsten von Montfort, der mir den Waterloo sprach.

Die Sonne ging im Rinaldo-Geschmack hinter dem bruhen Marmorgebirge der Domkirche auf. Die koloffalen Statuen Arnolph's und Brunnelleschi's in ihren Nischen kamen mir vor, wie die Geister der beiden Baumeister; es gebe die Sage, sie stiegen aus ihren Gräbern, um sich an ihrem unsterblichen Gebäude bewundernd zu erladen. Alles Gestein, das Menschenhände dannach aufgeführt, wird wieder niederfallen in den Staub; aber der Dom Arnolph's wird stehen bleiben hoch in der Himmelsluft; dies ist die Kirche, wo der letzte Mensch die letzte Hymne singen wird, eh' er hineingeht gen Jehsphat. Michel Angelo hatte wohl Recht, als er zu Arnolph sagte: „Ich gebe, Dir eine Schwester zu bauen in Rom, die größer sepn wird und nicht schöner." Die Basilika von Sankt Peter hat schon gedacht auf ihren Grundamenten; seine Kuppel hat Risse und wankt schon wie ein Greis; man kann jene Fugen sehen, die man zur Spalte am Dome von Florenz finden wird; er hat noch keine; die Jahrhunderte haben an den Schuppen seines Flammenpanzers nur nach der andern abblöten, aber der Leib dieses Riesen ist fest gegen die Schläge der Zeit. Die Wermüster und Zerstörungen mögen kommen — sie finden in seinen majestätischen Räumen Nichts, was ein Gebäude wohl der Plünderung und den Bonze ansetzt — kein Gold, das einzuschmelzen wäre, keinen edlen Marmor, den die Habgier oder der plumpe Stolz des Eroberers adlösen könnte; nichts als nackter kahler Gestein finden sie und Erden. Von beiden Seiten des Hochaltars steigen die zur Wölbung der Decke gigantische Bogen empor, gleichsam als hätte man sie so aufgeführt, um Gott hindurchbeten zu lassen.

Doch ein Glockenthurm, wie er ihr gebührte, fehlte dieser Kirche; Giotto erhielt den Auftrag, einen zu erbauen. Giotto entwarf seine Zeichnung vorher; er trug eine erhabene Idee in seinem Kopfe, und in Marmor schuf und vollendete er diese Idee, doch empor, himmelan, scheinbar über menschliches Vermögen hinaus. Dieser Thurm Giotto's ist das Wunder Italiens — ein Kleinod von bewunderter Feinheit, mit dem Meißel ausgearbeitet, polirt, strahlend angelegt mit Rubinen, Topasen und Smaragden. (!) Nichts kann dem Ruf der christlichen Glocke widerstehen, die aus diesem Thurm ertönt, der von unten bis oben von buechbrochener Arbeit ist, wo der Klang des Erzes an den Marmor schallt und Florenz den entzückten Namen des Künstlers kundzuthun scheint, der dieses Kunstwerk aus den Nichts erschuf.

Wie in Pisa ist das Baptisterio vor der Kirche gebaut. Diesen dieses Baptisterio sind schön, sagt man, wie die Pforten des Paradieses. Ghiberti hat sie gemacht, wenn es wahr ist, daß sie ein Mensch gemacht und in Bronze zu malen verstanden hat. Das vierte Gebäude fehlt, ein Campo-Santo. Florenz, die Stadt der Feude, hat von ihrer Schwester Pisa dies düstere Stück symbolischer Architektur nicht entlehnen wollen. Sie ist zu jung und zu schön, um an den Tod zu denken. Die Glocke des Mauerwerkturmes, die heiligen Hymnen des Lens, die Gebete des Neophyten im Baptisterio, alles dies harmonirt wunderbar mit den Festlichkeiten und Bällen und Konzerten von Florenz; aber die düsteren Noten des Requiem sind aus ihrem Orchester verbannt; alle Bilder, die das Herz in Trauer versenken, die Anlagegewölbe des Gymnasiums in schwarze Flöre hüllen und den glücklichen Zober des Glas zu den Lippen ziehen, alle solche hält man fern von sich. Florenz ist die Stadt eines ewigen Festes; Alles, was sie erschaffen hat, scheint noch im Lichte der Gegenwart; nichts in ihr spricht von Zerstörung; von ihren alten Monumenten ist kein Körnchen Staub auf das Pflaster ihrer Plätze gefallen; ihre hundertjährigen Statuen haben die stürmischen Zeiten der Bürgerkriege unversehrt überdauert, ohne auch nur ein einziges ihrer ehernen oder marmornen Haare zu verlieren. Auf die Wölfe, welche die Wälle ihrer Paläste bilden, können noch heute die Pfeile ihrer Bürger tatern, ehne daß es zu spüren seyn würde. Sie Florenz die Stadt des glücklichen Gleichmuthes, die wohl auf dem Felde der Freuden und den Genuß abschöpft, Cypressen pflanzt neben ihre Reben, und ihre Stunden eine nach der anderen lieblich wie Blumen kränzt. Zwischen dem Baptisterio und dem Campo-Santo liegt ein reiches Dasein von Glück, Stillem und heiterem Glück, voll und schön wie die Florentinische Ebene. Dies Dasein, ein Gemisch von Pflichten und ästhetischer Lust, liegt zwischen diesen beiden Monumenten höchlicher; aber weder das Baptisterio noch das Campo-Sante flößt Betrachtung gegen die Freuden der Welt und Schrecken vor dem Tode ein. Das neugeborene Kind hört nichts von den strengen Gesetzen der Taufe, und der Sterbende glaubt einzuschlummern. Zu Pisa und in Florenz ist alles nur ein Bild des Lebens; nichts erinnert an den Tod, nicht einmal das Grab.

Bibliographik.

Poesie in dialetto milanese. (Gedichte in Mailändischer Mundart.) Von G. A. Peltigeni. Mailand. 2 B. 61 S.

Saggio di poesie vernacole. (Versuch in Venetianischer Mundart.) Von Marco Pezzante. Venedig. 87 S.

Trattato filosofico sperimentale del soccorsi terapeutici. (Die Theorie aus philosophischem Standpunkte.) Von Dr. G. Giacomini. Parma. 2 B. 25 S.

Storia di Genua, (Ersa's Geschichte von Genua, in 3 Bänden gebracht vom Patrizier de Negro.) Genua.

Sulla vita attuale della Georgia. (Der gegenwärtige Zustand der Chirurgie.) Von Dr. G. de Filippi. Mailand. 87 S.

Lo specchio, che non inganna. (Der wahrhafte Spiegel, eine Theorie und Praxis der Selbstertenntniß.) Von P. G. Paolo Minamenti. Turin.

Semplice verità opposta alle menzogne di Enrico Mulay. (Gegen Mulay's Schrift: „L'Italie sous la domination Autrichienne.") Paris. 3 B. 50 S.

Mannigfaltiges.

— Beiß-Landen. Die sogenannten Beiß- oder Peiß-Landen vollführen ihre außerordentlichen Lustreisen, die von den seidenen Zeiten an Erstaunen erregt haben, ohne Zweifel allein mit Hülfe des Geschirr-Sinnes. Man hat andere Tauben eine weite Strecke von dem Schlage in einen Kasten hinweggeschickt, ihnen sie nichts von den Gegenständen am Wege sehen konnten, und fand, daß sie stets auf dieselbe Weise den Rückweg suchten. Sobald sie nämlich aus dem Kasten herausgelassen waren, flogen sie hin und her, als ob sie sich erst von ihrer Freiheit überzeugen wollten. Dann fingen sie an, in Kreisen um den Ort, wo sie freigelassen worden waren, herumzufliegen, und indem sie bei jedem Umfing den Kreis vergrößerten, flogen sie endlich gerade seitwärts hinweg, bis sie endlich dem Auge verschwanden. Dies setzen sie wahrscheinlich so lange fort, bis sich ihnen ein bekannter Gegenstand darbietet, der sie in den Stand setzt, einen direkten Flug anzutreten. Läßt man dagegen aus einem Luftball, der sich über die Wolken erhoben hat, eine Taube los, so fliegt sie senkrecht hinab, bis sie die Gegenstände auf der Erde unterscheiden kann, worauf sie dann in einer Spiral-Linie herabfliegt, kurz Krümmungen immer zunehmen, erfindet in der Absicht, bekannte Gegenstände zu entdecken und ihren Flug danach einzurichten.

Herausgegeben von der Redaction der All. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Dem Pränumerirt wird dieses Blatt von der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 86. Berlin, Montag den 20. Juli 1835.

Holland.

Physiognomie der bedeutendsten Städte Hollands.

Von Roger de Beauvoir.

Dem ersten Eindrucke nach, darin kommen die meisten Reisenden überein, bietet Holland eine unabweisliche Parallele mit China dar. Wenn wir nicht fürchten dürften, der Unbrederlichkeit gegen Hugo Grotius und den großen Raths-Pensionair Witt beschuldigt zu werden, so möchten wir uns ebenfalls zu jener Ansicht bekennen. Die häufigen Beziehungen und Verbindungen der Holländer mit China, das Bedürfniß wechselseitigen Austausches ihrer Produkte, ihre Sympathie selber in Handel und Gewohnheiten des Lebens, Alles, bis auf ihr mit dem Wasser in gleichem Niveau liegendes Terrain, dessen Physiognomie sich jenen schwimmenden Gärten Nanking's nähert, mußte nothwendig seinen Einfluß auf die äußere Gestaltung dieser Landschaften ausüben. Nur, daß man darüber nicht den ungeheuren Unterschied, der zwischen beiden Völkern in Bezug auf Intelligenz und Westerkungen obwaltet, in den Hintergrund treten lasse! China ist gebieten, was es vor Jahrtausenden war, und hat, so zu sagen, nur die äußere Schale seines Daseins erfaßt. Holland, nachdem es sich alles, selbst seinen Grund und Boden, muthig erringen mußten, ist zwar auch auf den Einfall gekommen, wie China, Alles um sich her zu bemalen: bunt und farbig glänzen seine Fabriken, seine Dämme, seine Schiffe und Kinder; der Liebe zu Gold und Seide, die Tyrus zu Grunde gerichtet, ist mächtig in ihm wie in China — aber mehr auf das Innere gerichtet, oder geiziger als dieses, hat es sich eingeschlossen mit seinen Reichthümern, wie Rembrandt's Bildwnuß. Zu beständigem Kampfe gegen den Ocean verbunden, hat es eingesehen, daß es aufspeichern und sammeln müsse, um zu siegen, und sparen, um aufzubauen. Durch Geschicklichkeit und Geduld ist es dahin gelangt, sich zu einem reichen, mächtigen, gefürchteten Herrn zu machen, der, gewaltig durch große ausmärtige Besitzungen, ehrenfest in strenger undestritterer Wahrheit lebt. Sein Verstörungspunkt mit China liegt in dem Gedanken, in der Eisterkeit, wenn wir so sagen dürfen, nach dem Kostbaren und Nützlichen, die sich oft an ihm hervorgethan hat und noch hervorthut, wie sich öfters an den kräftigsten und derbsten Naturen, aus einem Trieb des Kontrastes, ein Bedürfniß nach Kleinlichem bemerklich macht. So verwundert man sich mit Recht, auf den strengen hohen Zügen seines ehrbaren Antlitzes Schminke zu entdecken, und wenn man seine nervigen Männer sieht, so weiß man kaum, wie man sich die närrische Liebe erklären soll zu den Hütchen, niedlichen, gemalten Häuschen und Joujous. Dieser Neigungspunkt mit Canton tritt noch schärfer hervor, wenn man über Flandern hinauskommt. Flandern, diese schöne Königin im Gothischen Festgewande, wirft uns einen tiefen Trauerblick nach, voll bitteren Vorwurfes, daß wir schieden. Die Provinz Antwerpen, die sich majestätisch zu unserer Rechten erhebt, scheint uns zuzurufen: Bleibt! Und doch stürmt der unbändige Geliger weiter, und läßt die deutschen Monumente des alten Glaubens, die Kirchen und Säulenhallen und Kapellen, die alten Wunder des prächtigen Gent, Ypern und Löwen mit ihren steinernen Blumen und das graue düstere Brüssel mit seinen beiden St. Gudula-Thürmen hinter sich!

Beim ersten Blick, den man auf Holland wirft, muß man selber gestehen, daß die Mißgünstigen, die uns warnen, Recht haben könnten. Man hat zehn scheußerliche Meilen durch wüstes Heideland zu machen, ohne etwas Anderes zu Gesicht zu bekommen, als elende Weiler, rüstige Schenken und miserable große Kasten, die noch dazu Kalecshen heißen. Bis Breda erinnert die Natur des Landes noch an das Beabanstische. Statt einer schwerfälligen Niederländischen Marschaussee, findet man zu seinem Erstaunen blonde jugendliche Gestalten, militairische Douaniers, eine gewandte und thätige Polizei, die den Reisenden nach dem Passiren Zettel bes Prinzen von Oranien fragen und ihm dabei Zigarren anbieten. Freilich ein Biß von Herrn Leclerc *) könnte uns eine üble Nuhnahme bei ihnen verschaffen, da Belgien seine Besugniß hat, diese Gränze zu überschreiten. Was den Holländischen Soldaten betrifft, so kam es mir vor, als sey er im eigentlichsten Sinne des Wortes mit einer besonderen Vorliebe der Natur für alle Quälereien des Kamaschendienstes geschaffen; ich habe auf dem Exerzierplatz im Haag Leute gesehen, die fünf Sekunden lang mit erhobenem Beine standen, unbeweglich und mit einer merkwürdigen Resignation; dabei stützte ihnen der Schweiß nur so von der Stirn, diesen geduldigen Rekruten.

Wir haben im Vorans den großen Monumenten Lebewohl gesagt; sagen wir also einigst, daß sich das schönste Denkmal Gothischer Baukunst und zugleich das einzige, welches Holland schmückt, in Breda befindet. In der Kapelle der heiligen Jungfrau, sonst das Herrenchor von Breda genannt, steht dies ehrwürdige heilige Monument des Nassauischen Geschlechts: Engelbrecht II. mit seiner Gemahlin, Limburge von Baden, von Alabaster, von weißem Marmor. Heinrich, Graf von Nassau, der Neffe des Festgenannten, ließ dies Prachwal erbauen, welches die Tradition, ohne daß man abbilde, aus welchem Grunde, dem Michel Angelo zuschreibt. Die Eleganz und Feinheit, die in den Werke herrscht, widerlegt jene Annahme sogleich. Eher dürfte dieses Meisterwerk aus der Schule des Johann von Bologna seyn. Es ist, wir wiederholen es, das einzige Gothische Denkmal in diesem großen Königreich der Wiesen und Kanäle. In ganz Italien existirt, unseres Bedünkens nach, kein Monument, das edler gedacht und schöner ausgeführt wäre. Was übrigens die Kirche selber betrifft (man nennt sie die alte Kirche), so giebt es gar kein Wort, den düstern Eindruck, den sie macht, gehörend zu schildern. Nackt und kahl, geweißt stehen die Wände da, die Gräber, mit ihren Wappen im Relief, bilden ein schreckliches Pflaster, an vielen Stellen sind die Steine auch umgebrodt worden. Die reizenden Skulpturarbeiten der Kapellen haben äußerst gelitten. Die Statuen der Nassau's, in betender Stellung auf ihren Gräften, ihre breiten Degen an der Seite, haben größtentheils weder ihren Kopf; die Frauen, im langen weißen Spitzenschleier, sind von den Bilderstürmern mehr respektirt worden. Die Arabesken des Chors zeugen ebenfalls von der gewöhnlichen Sorgfeslgkeit der Protestanten, den profanen Schlieftern diese Heiligthums; (!) nie sind sie gewachen oder gereinigt worden, und das will doch wahrhaftig viel sagen in Holland.

Wenn man über die Schwelle dieses Tempels hinaus ist und Breda hinter sich hat, so trifft man keine Statuen mehr an und keine Kapellen — dahre die tiefe Berachtung aller Alterthumsforscher gegen die Gothische und Monumente Hollands. Was man am öftersten sieht, beim Eintritt in die Städte, ist ein viereckiger Thurm, mit einer Uhr mit vier Zifferblättern und einer Zandermühle wie Sanchos; das geht von Ort zu Ort und nimmt zu als nach West-Friesland. Die Façade dieser Thürme ist in der Regel mit alten Stadt-Wappen verziert; darauf die Holländischen Löwen gemalt oder ausgemeißelt, grob und ungeschickt, und immer mit der Devise: „Je maintiendrai."

Fast alle diese Gebäude tragen die Jahrszahl 1660. Die Glockenspiele, womit sie versehen sind, geben eine melancholische Musik und sind keinesweges so lieblich, wie die zu Amsterdam, die tagtäglich die schönsten Sonaten von Leo und Durante spielen. Auch die Kirchen sind in seinem bestimmten Stile als die Stadthäuser; auch die Thürme haben ein etwas interessanteres Ansehen, wenn man sie aus der Ferne mit ihren eisernen Zinnen erblickt und ihren durchbrochenen Wasserkunst auf einem schweren grauen Himmel. Es scheint in der That, als ob die Architektur dieses Landes in Mühlen bestände, so unerschöpflich ist die Mannigfaltigkeit, in der wir diese Gebäude hier antreffen. Es giebt Königliche Mühlen, Mühlen der Kinder, Mühlen des Stadtdieners, Müller-Mühlen und Bürgermeister-Mühlen. Nur das scharfe Gefühl ihrer großen Flügel unterbricht die weite Stille ringsumher, in der man beschließens noch das Geräusch der Treckschuyte*), die zwischen den Wiesen dahingleitet, oder das Gedröll des Windviehs vernimmt. Holland hat sein neues Kleid angethan; das Gras, das seit dem Herbst unter der Eisrinde lag, beginnt, die spitzen Halme über das Wasser zu erheben; die Ebene, die eine Zeit lang am See war, überzieht sich mit neuem sammetnem Grün. Die Treckschuyte gleitet sanft über das Wasser dahin, lieblich und leicht. Nach den Fischern von Dordrecht, mit ihren weißwollenen Hosen, kommen nun schon die Friesinnen mit seinen Spitzen und langen Ohrringen; ihre Geschter blühend in Holländischem Inkarnat, den wir durch Mieri's Pinsel kennen. Diese ganze Landschaft, mit ihren Wiesen und Weiden, ihren seinen Gewächsen des Wassers, wiegt den Reisenden, der mag wollen oder nicht, unwiderstehlich in einen träumerischen Zustand. Für ein Paar Stüber, die er mehr bezahlt, liegt er allein langausgestreckt im Innern des Schiffes und kann behaglich dies große Genrebild bewundern. Besonders am Abend, beim Silbreglanz des Mondes, wirkt diese Natur mit ihrer vollen Gewalt. Es ist ein melancholisches Bild voller Harmonie, das sanft vor unseren Blicken aufsteigt; die Nebel, die über weißen Netze spinnen, der Mond, der aus den Wolken hervortritt und die großen Wasserflächen langsam mit seinem Lichte überzieht, diese Pyramiden von Schilf, die vielen Segel, die schönen Schwäne, die paarweise auf der Ufsel

*) Dem Belgischen Gesandten in Paris

*) Ein Fahrzeug, das stündlich ungefähr eine Deutsche Meile zurücklegt.

umherschiffen. Aus der Ferne verniumt man das Gerolle kleiner Wagen, oder vielleicht unterbricht ein Kind, das mit seinem treu Hunden im Galopp vorbeifährt, mit dem Knall der Peitsche die Monotonie unseres Träumens. Ich mag nicht entscheiden, ob eine Stille die er hat sonderlich angenehm sey, aber so viel ist gewiß, daß Einem darin alle Gedanken vergehen.

Was die Städte betrifft, so ist obne Zweifel gegenwärtig Amsterdam der eigentliche Mittelpunkt des holländischen Handels und Reichthums. Weyning's berühmte Allegorie auf Johann de Witt's Tod paßt ganz vortrefflich auf Amsterdam. Der Kampf eines Schwanes ist darin dargestellt, der gegen einen Hund sieben Stor vertheidigt, auf denen die Namen der Vereinigten Provinzen stehen. Bin Weyning's Zeit war das Belgische Hund ungefähr dieses Kleid mit Stern umgeklitzt, aber über Amsterdam breitet der Schwan noch immer seine wunden blutenden Flügel. Beutend und hegend, sitzt er über dem, was er noch hat von Industrie, Patriotismus und heiligen großen Erinnerungen. Welch eine seltsame Stadt dies Amsterdam! von so viel Größen und Entschlechterungen bewegt, gastlich zu vielen Religionen und Rotten, wenig beschränkt, trotz seiner genialen Mäuner, steifer großen Mauer und Pforten, eine Stadt von ungeheurem Umfang und unbekannt wie eine Indische (!), in der Alles, was Füße hat, nur auf Erwerb gerichtet ist, seinen Geldzweck hat und weislich seine Projekte allen Uebrigen verdeckt — eine Stadt, in der die alten Gewohnheiten und das Bürgerthum Hollands, der wankende Glaube des Evangeliums und das Judenthum neben der Reformation ihre Zufluchtsstätte gefunden — eine friedliche, glückliche Stadt, die mehr als irgend eine heut an ihrem Anker liegt, wie ihr Schiff, und morgen im Sturme des Aufruhrs todt, so unsinnmarsch, wie Venedig düster und traurig ist, wild und rauh wie Rom und reich wie London — eine Stadt, deren Kanonen an allen Ecken der Erde gedonnert haben bis über die Meere der neuen Welt hinaus, und welcher der Name der Stadt des Friedens bleiben wird, so lange die Formen dieser Erde dauern.

Was so viel verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, protestantisch, christlich im weiteren Sinne und jüdisch, wie sollte Amsterdam nicht eine durchaus eigenthümliche und einzige Stadt seyn, ein großer charakteristischer Ausdruck der holländischen Geschichte und gesellschaftlichen Entwickelung? Selbst vor 1806 und seinem Könige Ludwig Napoleon, welche Wechselfälle des Schicksals hat es nicht zu bestehen gehabt, wie gewaltig sich immer gegen sie in den Geschlitzen seiner Existenz und seines Sterns! Mit Recht verherrlichen Bürgergeist publizirt es gegen Ludwig XIV., gegen ihn, der unter allen Königen am leichtesten zu erzürnen war, satirische Pamphlete — und mitten unter seinen Niederlagen findet es Mittel, sich mit einem neuen Meere zu umgeben, wie Leyden und seine Umgebungen; Dämme über Dämme baut es auf, Schiffe über Schiffe lassen vom Stapel, und Rupter, der Tuvenne der Holländischen Flotte, verdammt die Französischen Flotte. Zu dieser Zeit fällt Amsterdam's schönste Periode. Ludwig XIV. muß umkehren und abziehen vor seinen Thoren. Während Boileau die Einnahme der Flandrischen Städte in harten Versen feiernd besingt, rächt der Prinz von Oranien, zweiundzwanzig Jahre alt, jung, rach- und siegentflammt, wie einer seiner Heroen aus Jordaens Wpothesen, Utrecht und Gelbern. Amsterdam steht selbst wie eine mächtiger als je vorher, die eine Mauer und Dichter, seiner Handwerker, alles was ihm angehört, nimmt es wieder auf. Rembrandt und Bergbem zaubern wieder seine Deiche, seine dichten Wälder und seine Flüsse auf die Leinwand. Alles ist in dieser Stadt zu dieser Epoche pomphaft und prachtig. Alles, bis auf die Kaeffen nach Spanischer Bauart, unter deren Last das Pflaster krebst und einsinken möchte, und das neuen die umfangreichen langen Perrücken der Rathsherren und Bürgermeister.

Diese großen Bassins, nach Art der Englischen Docks, weite Speicher, in denen alle Reichthümer des Erdkreises aufgehäuft liegen, von allen Schätzen Japans strömen sie über. Das glänzende Schiff dort ist die Jacht der Stadt, seine Ruder sind vergoldet, rings reicher Zierrath, Purpur und Gold und die Wappen Oraniens — und Abends nun es vollzogfeyerlich zu sehen von Kapitalisten, Malern, Kriegsmännern und Gelehrten — er war der Sprossen im Genuine im Genuine, deren goldglänzende Schaar, die sich anmuthig spiegelte in den frischen Fluthen der Amstel! Louvois und das Edikt von Nantes warfen wieder einige Schatten in diese bitteren ruhigen Tage; Holland sah sich bedroht mit Emigranten, von denen es, wie Deutschland und England, seinen Theil aufnehmen mußte. Seit diese tätigen Protestanten sich in Holland niedergelassen, hat die dortige Amsterdamus Almyelin betommen, und die Stadt ist finster und trübselig geworden. Und sie wird noch lange diesen quäterhaften Anstrich behalten, die ehemals so fröhliche Stadt, die Stadt Rembrandt's, Van Ryn — man bezweine sich nur, es zu glauben. Sie wimmelt von Kirchen und Gotteshäusern. Die Griechischen, janseniftischen, lutherischen Tempel, die anabaptistischen, südlichen und katholischen bilden die verschiedenen Farben ihres Wappens; die Franzistaner, die Augustiner und die Carmeliter führen ihre ihre Kutten spazieren in diesem Amsterdam, das beim diesem Namen der Stolze Unigetus Herschlagen kriegt.

Offenbar hat der Einfluß dieser großen Revolutionen auf dem religiösen Felde gegenwärtig Amsterdam das Gepräge von Trübseligkeit und Oede gegeben; man rechnet darin nur nach Straßen und Kirchen. Für noch giebt es nun tirchens nichts Unerquicklicheres, als die Monumente des reformirten Kultus [1]. Die Kirchen sind kahl und kalt, und wenn die Holländische Sprache im Theater fast lächerlich erscheint durch ihre Weichschwätzigkeit und Schwülstigkeit und die Art, wie die Schauspieler den Mund vollnehmen, so ist sie das noch vielmehr im Munde der Prediger. Diese Herren sprechen nicht, sondern lesen ihren Sermon in einem singenden Ton, der sich von Anfang bis zu Ende gleichbleibt, ab- die Gemeinde entschädigt sich gemeiniglich dadurch, daß Alles einmüthig schläft. Die Damen und Fräuleins, gedeckt oder verstaut hinter schweren kupfernen Gittern, sehen aus wie bewaffnete Schlachten. Der Prediger ist in der Regel ein Mann der dreißig bis vierzig Jahren, schwarz gekleidet wie ein Hutfister, gepudert, mit einem Bischofsringe und Manschetten. Als wir in Amsterdam ankamen (es war an dreißten Tage der Charwoche), dilbeten die Karossen und Wagen ohne Räder, die Stee heißen, fast alle mit langen magern Kleppern, die mit rothen Federbüschen geschmückt waren, bespannt, eine majestätische Reihe von der unweit des Damm gelegenen ehemaligen Parochial-Kirche nach unserer lieben Frauen und Sankt Katharinen, wo die Wache der Bürgerliche, um im Jahre 1578 so schrecklich verwüstet und jetzt die Neue Kirche heißt. Die prächtige Kanzel in diesem Tempel, das Meisterwerk des berühmten Binkenbrink, im hellen Schimmer der Kerzen strahlend, zeig mich mehr an als das Grab des Admiral Ruyter, der am Ende der Kirche in seinen Seemannsuniformen liegt. Zur Feier der Charwoche spielte die große und kleine Orgel. Der holländische Prediger predigte an diesem Tage in Französischer Sprache. Er hatte wahrscheinlich von einer Gouvernante aus der Picardie oder aus Genf Unterricht erhalten, so viel Sprachvorkriges brachte er zu Markte; er sagte n'oser pas statt ne pas pouvoir, und attendre statt sortir; dabei zog er seine Endkonsonanten, daß es nur so eine Art hatte, und das Alles mit einer gewissen feierlichen Salbung und Sittigkeit, aus der ein Aufruhr auf Kanzelredekunst ziemlich unbefangen hervorguckte; die Frauen hörten mit einer Miene zu, als wenn sie nicht verstanden, gar nicht, was er sagte, besonders die Engländerinnen in ihren Strebehüten mit ungeheuren Schleppen. Das blau und rothe Kostüm der Waisenmädchen von Amsterdam und die schönen bunten Röcke einiger Friesischen Bäuerinnen leuchteten allein auf eine wohlthuende Weise aus den schwarzen Gewänge hervor, doch bleiben sich die Waisen und die Bäuerinnen, wie, in Verbindung mit den Nonnen, die Nähe des Meeres, die ältere Menge weiter drinnen konnten wir uns nicht enthalten, mit einer anderen Menge, mit der von Neapel zu vergleichen, die um dieselbe Stunde in Weihrauch und Menge schwelgte. Dort, wußt ich nun wenigstens, sahen die Frauen nicht so reizlos und nüchtern aus, gingen nicht zwei zu zweien hinter einander her wie Preußenairmen — denne Bürgermänn aus Ischia sah ich, ihre Raubenkörbe auf den Köpfen, in schönen Sammet-Jäckchen, die Freude des Lebens in den großen schwarzen Augen, das Tambourin in der Rechten. Hier dagegen, welch ein trostloser Anblick! Als? diese Bäuerinnen, Isländerinnen oder Holländerinnen, geschniegelt nach einem und demselben Gepräge von Steifheit und Unnatur wie Lady Western. Und doch waren welche unter den jüngeren von wahrhaft göttlicher Schönheit, ein Bündel Lilien und Rosen, wie Carmentelle sagte.

Wir fuhren durch diese Quartiere der Stadt. Die Krystergrap, die Prinzengraat, und die Heerengraat, drei Kanals mit schönen Häuserstaat an stillen Häuser-Reihen entlangführend, würden einen Beweis unserer Boulevards sicher höchlichst in Verwunderung setzen. Diese Kanals sind ganz die und einsam, man sieht keinen Menschen an den Fenstern, ein Paar Stee's oder eine Leiche ist das Einzige, das man begegnet. Diese Säuser dieser drei Kanals können als Muster gelten für ein Stück unserer alten Holländischen Architektur. Jedes dieser Holländischen Häuserdan erreicht hat; die Bäume und der dahinfließende Kanal zeigen sich in den großen Fensterscheiben, die glänzenden kupfernen oder vergoldeten Klinken wollen mit dem weißen Handschuh des Gentleman berühren sein. Diese Kanals bewahren noch heutzutage einzelne jener traditionellen Gestalten, die wir seit Molière im Kopfe haben, in seinen Komödien vorbildlichen Exemplaren. Sie erblicken hier um die zwei Stunde Geschäftsmänner aus dem Jahre 1650, mit der Zopf-Perücke, dem Stock mit elfenbeinernem Knopf und im Reck mit Stahlknöpfen, ehrwürdige Gerontes, denen die Holländischen Nessen in Stiefeln nach dem Mode-Journal von 1830 den Hof machen. Eine äußerst seltsame Gestalt ist der Leichenbitter (aanspreker), ein schwarz gekleideter Mann, mit einem Kreppflor am Hute, der langer herunter fällt als eine Nonnenfutte, vorbeitanzen Ludwig XIII. Dies sonderbare Gespenst gleicht zu allen Stunden durch die Stadt: er trägt ein langes weißes Papier, die Letzte-Listen, in die er Alle, Reiche wie Arme, unerbittlich einschreibt. Wen geh' ihn aus dem Wege! sieht ihn nicht gleichgültig oder verächtlich an, morgen vielleicht sehen sahrt ihr vor Schrecken zusammen vor ihm, wenn er kommt und euch die Karte des Herrn N. N. bringt, die letzte Visitkarte des seligen in Gott ruhenden Herrn N. N. Dieser Kanzerist ist bei Allen dabei. An Sommer schmückt sein schwarzer Schatten hier die Aren von Harlem, durch die Blumen und Gärten schlüpft er dahin, und die jungen Mädchen zittern, wenn er, plötzlich um das Schiff des Sees herumbiegend, ihnen entgegenkommt. Zur Winterzeit geht er Sagar über den Zuyder-See mit seinen rothen Pantinen, der in der Höhe geschmückt sind. (Fortsetzung folgt.)

[1] Der Verfasser ist eine in unserer Zeit seltene Erscheinung, nämlich ein Franzose, der ein gutes Kathosik gebieten und dabei einen einseitig reformirten Kultus zurückhält.

Bibliographie.

Willem Berkveld, of de kleine bedelaar. (Der Bettlerknabe.) Gemälde aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, von dem Verf. der „Vier Tage auf Reisen". 2 Bde. Amsterdam.

Nieuwe Nederlandsche Chrestomatie (Muster in Proje und Prosa holländischer Schriftsteller.) Von A. de Kreser. Amsterdam. Een woord tot opwekking van zuijne landt- en geloofsgenooten. (Worte bei meinem Uebertritt zur reformirten Kirche.) Von F. van Duijf. Haag.

Nieuwe keur van nuttige en angenaeme mengelingen. (Neue Auswahl nützlicher und angenehmer Mischellen.) Jahrgang 1835. Amsterdam.

Indibilis, of de Geloofse. (Das Gelübde.) Historischer Roman zur Kenntniß der Sitten der alten Römer. 2 Bde. 7 Fl. 30 C

Digitized by Google

Frankreich.

Gluck, Sacchini und die heutige Opernmusik in Paris.

Wie musikalisch ist doch Paris! Welch' ein Konzert, welche Harmonie von der Barrière du Trone bis zum Triumphbogen der Etoile! Paris hat seine Afrikanischen Orgeln, seine Volks-Gesänge im Unisono, seine klarinettspielenden Jongleurs; Paris hat sein Kaffeehaus der Blinden, wo man Musik für Taube macht; Paris hat seinen Musard, den Vater der Contretänze; Paris hat täglich seine musikalischen Soireen und besitzt mindestens hundertzwanzig Dilettanten! Das ist fast eben so viel, als ganz Frankreich Mähler hat. Auch ist hier die Kunst der Musik gleichzeitig in ihrer Kindheit, in ihrer Reife und in ihrem Verfall zu finden. Dies scheint paradox; aber nur einen Augenblick Geduld, und man wird sich davon überzeugen.

Sieht man einer Linie, die der Straße Montmartre folgt und, an der Stadtmauer entlang, über den Boulevard entlang bis zum Kaffeehause am Thor Montmartre läuft, so wird man in diesem Umkreis eine zahlreiche Klasse von Dilettanten finden, die in der Ton-Welt noch nicht gar lange zu Hause sind. Herrn Auber verdankt man ihre Einbürgerung darin. Als sie eines Tages die Contretänze aus der Stummen hörten, wurden sie gewahr, daß sie Musiker seyen. Seitdem trugen das Ferravieux und Herr Musard*), die sich gegenseitig in Schwung brachten und mit einander den Schwung hielten, Sorge dafür, daß die Zahl der Tonkünstler im Jten, 2ten, 3ten, 6ten, 7ten und 8ten Bezirk wenigstens und dreißigtausend zunahm. Ich möchte nicht, daß man, was ich von Herrn Musard sage, für Spott hielte. Er ist die Gabe, eine Menge von Wesen, die vor seiner Zeit von einem sechsten Sinn, dem musikalischen, nichts ahnten, zur Einweihung in die Kunst vorzubereiten. Er schafft Musiker, wie der Weinhändler Vasagine Leser schafft. Musard ist ein Mann des Fortschritts. Er verdient mit zuweilen von so gewaltiger Bedeutung, daß ich ihn fast einen Staatsmann nennen möchte, und wer weiß, ob Musard nicht in den alten Republiken einen ganz anderen Kommandostab als den des Orchesters gebandhabt und eine ganz andere Musik als die seiner Violinen hätte aufführen lassen. Dem sey wie ihm wolle; Musard verbreitet es wunderbar, seine Zuhörer aus ihrem Nichts emporzuheben und bis zur Kindheit der Kunst zu führen. Gram gestorben ist. Der dritte Theil des Publikums muß an Komponist, er mag nun Opern oder Symphonieen, Septuors oder Quintetts, Trios oder Konzerte schreiben, nur an den Rhythmus und den Umfang der Contretänze denken. Jeder musikalische Gedanke, der das Maximum von acht Takten überschreit, wird ohne Erbarmen als gelehrt, das heißt als langweilige Musik bezeichnet. So gelten Himmel's Konzerte, Mozart's Don Juan und Beethoven's Symphonieen für gelehrte Musik. Alle diese Werke, mit denen Dilettanten herrscht mit all' ihrer Majestät die Familien-Musik. Hier ist es, wo man nach dem Kaffee, ein Mal wie das andere, die Aufforderung an die Tochter des Hauses richten hört: „Nun, meine Liebe, spiele mir ein paar neue Contretänze oder die letzten Variationen von Herz." Dann, meine Freunde, rathe ich Ihnen, stets irgend einen ehrlichen Vorwand, eine vorgefasste Verstellung, ein wichtiges Geschäft bei der Hand zu haben; oder sagen Sie am Ende, was Sie wollen, man werden Sie krank, wenn Sie einer anderen Mittel haben, sich aus dem Staube zu machen.

Aus dem Tien Bezirk wollen wir uns in das Konservatorium versetzen. Da finden wir das schöne Ideal der Musik, die Meisterwerke der Kunst mit aller Macht der Wegweisung auf das energischste und vollendetste aufgestützt. Das Ideal, die Reife und Vollendung der Kunst finden wir auch in der großen Oper. Da ist es, wo sich vor einem ein Publikum dort versammelt ist, welches Wilhelm Tell und Robert den Teufel zu würdigen versteht; wir finden sie in der komischen Oper bei Dampa und der weißen Dame. Wer den Verfall der Kunst sehen will, der begebe sich in die Opera Bussa; da wird er eine Musik hören, die in sämmtlicher Abgeschmacktheit unter qualvollen Anstrengungen zum Vorschein kommt. Hier findet man seinen herabgesetzten Enthusiasmus, seine Referel, die es dem seligsten Hasen unter Cadmus aufkommen, jene Verberrlichung aller ini's der Welt, wovon ich jedoch Rossini auszunehmen bitte; denn ich kenne keinen sester begründeten Ruf, als den seinigen. Wenn er auch in seinen ersten Werken der Italiänischen desinvoltura und Jadheit etwas nachgegeben hat, so verdanken wir dagegen seinen ernsten Studien in Wien und seinem in Paris vervollkommneten Geschmack den Othello und den Wilhelm Tell, die ihres Gleichen suchen.

Aber Rossini hatte eine Menge von schlechten Nachahmern. Der Abwitzmus und das Crescendo, die mehr zur Popularität seiner Werke beigetragen haben, als die unvergänglichen Schönheiten derselben, diese beiden etwas künstlichen Mittel gerieten in die Hände gemeiner Fabrikanten, und die Italiänische Musik entartete in die erbärmlichste Nachahmerei, Albernheit und Subtelei. Bedarf es noch einer Erörterung der Theorie, bei der Musik wie in der Opera Buffa zu Grunde liegt? Eine Phrase von acht Takten, eine weichliche und trivials Melodie, schon völlig zum Contretanz eingerichtet, auf dem Moll-Akkord der oberen Terze auszurudnd, auf dem Septimen-Akkord wieder beginnend und mit der gewöhnlichen Schlußkadenz endigend, das ist es, was Rubini und Tamburini täglich wiederholen. Man nehme den ersten besten Bläser, man lasse ihn bloße Akkorde zur Saiten-Instrumente zusammenblasen; Tamburini mag dann auf diesen Gerüst in auffallenden Rhythmen die erste beste Melodie abfingen, bei jedem Ruhepunkt des Sängers mögen die Blas-Instrumente ein Zwischenspiel von Läufen und Doppelgängen ausführen, am Schluß folge dann ein kleines Crescendo, und man wird eine große dramatische Arie haben, worüber Balton, Logen, Gallerieen und Parterre des Theaters Favart in Verzückung gerathen werden.

Rossini hatte sich die Lage eines echten Künstlers. Man wird begreifen, welche Qual der Verzweiflung ihn ersaffen muß, wenn er sich sagt: „Ich kann ja doch nicht anders, wenn ich nicht vor Hunger sterben will." Die Ausschweifungen des Herrn Berlioz, sein irriges System und den lächerlichen Krieg, den er gegen die Melodie führt, will ich keineswegs entschuldigen. Sehr natürlich aber finde ich den heiligen Zorn, den dem er gegen das Streite, die Lauheit, die flache und gewöhnliche Produktion, das ewige Zusammenstellen voller Akkorde entbrannt ist, und seiner lobenswerthen Absicht, die Kunst durch Erinnerung an alte Muster neu zu beleben, kann man nur Beifall zollen. Gluck, dessen Namen ich endlich nenne, und zu dem ich längst zu gelangen mich sehne, ist der Komponist, in welchem sich die schmelzste Energetion mit der langsamsten und schrsten Ausführung vereinigte. Er hat unbt, wie alle Biographieen behaupten, die Musik erst mit mehr als vierzig Jahren studirt, wenn er dann verbrennt sind seine ersten Werke schrieb, als er schon in ziemlich hohem Alter war. Im Gegentheil, man weiß, daß er sein ganzes Leben lang die Musik studirte. Wir sind so sehr an eine Art von instinktmäßiger Komposition gewöhnt, die weiter nichts beabsichtigt, als uns die Stimmung jedes Augenblicks wiederzugeben, daß wir uns gar nicht vorstellen können, wie ein Komponist im Stande ist, erst lange Jahre mit Denken zuzubringen, ehe er seine Arbeit antritt, indem man verbrennt sind, seine ersten Werke schnell und uns nicht alle Morgen mit den Brocken des vorigen Abends abspeisen will. Wir haben auch so viel Wunderkinder, die mit fünfzehn Jahren schon Männer zu seyn scheinen und mit dreißig Jahren doch nur Knaben sind, daß wir von einem sechzigjährigen Künstler glauben würden, er hätte erst gestern die Schule verlassen. Gluck war übrigens für die Instrumental-Virtuosen nichts weniger als ein Wunder. Er spielte das Klavier nicht besser, als Herold in Syrmthia das Fagott zu spielen, und ich möchte fast glauben, daß wir gerade diesem Umstande die männliche und ernste Schönheit seiner Werke verdanken. Hätte Gluck das Talent besessen, mit solcher Leichtigkeit wie Pierini auf den erbärmlichen Klavieren der damaligen Zeit zu improvisiren, so hätte er sich am Ende von dieser Fingergeläufigkeit hinreißen lassen, in einem solchen Geklimper etwas zu suchen, obgleich darin nie ein Gedanke zu finden ist.

Gluck sah sich dagegen genöthigt, seine Schöpfungen aus sich selbst zu nehmen. Er brachte sie langsam und mit Mühe an's Licht der Welt. Gewöhnlich war er krank, wenn er eine Oper gendigt hatte, und der große geniale Mann pflegte dann auszuruhen: „Da hat mir dies Werk ein Fieber zugezogen, und nun werden die Leute es ein Liederspiel nennen." Er irrte sich; nie ist ein Meister verstanden worden, und nie hat einer eine so große Umwälzung in der Musik hervorgebracht. Man muß nur bedenken, wie es vor ihm mit der Musik stand. Rameau hatte schöne Ebbre komponirt, und hier und da schimmerten auch einige Gedanken hervor, aber sie gingen in einem Wust von Tönen unter, und Rameau ahnte noch nichts von Melodie. Er hatte sein Leben damit zugebracht, durch Schriften und durch eigenes Beispiel ein akademisches Musik-System zu entwickeln, welches der Deplacirung und Unlogizmie in Musik sehr bald verschuldet. Gluck setzte mit noch weiter zurück, umhaun wir Mondonville und Campra, und steigen wir bis zu Lully hinauf, so werden wir mit La Bruyère sagen müssen, die Oper sey das langweiligste aller Schauspiele. Der satirische Verfasser der Charaktere hätte eine bessere Musik zu hören verdient, weil er die Musik seiner Zeit so deutlich verabscheute.

Sagen wir es mit ohne Bedenken, daß Gluck zuerst und vorzüglich die Melodie geschaffen hat. Er hat Jean Jacques's naiven Enthusiasmus und seine bewundernswerthen Broschüren über den Orpheus; Gluck hatte eine neue Sprache erfunden. Freilich sind seine melodischen, reinen und wohlarrenirten Formen, die so start das Gepräge des dramatischen Genius tragen, weit entfernt von dem Rhythmus des Contretanzes und des Galopps; aber gewiß werden alle Freunde der Musik gestehen, daß die Musik, so wie man sie jetzt treibt, immer mehr entartet und daß sie die Kindheit zurückfällt, aus welcher sie keinen anderen Zweck hat, als wir wenn wenn Einen zum Tanzen einladet, um ihm die Verdauung zu erleichtern. Unsere Komponisten werden sich sicher nicht das Fieber zuziehen, wenn sie ihre Operetten zu Tage fördern, um mit Mozart zu sprechen, denn sie arbeiten mit unglaublicher Leichtigkeit, und man wird eines Tages noch hören, daß der Dampf-Mechanicmus zum Komponiren gebraucht worden sey. In einer Zeit, wo die Drchester so reich an Instrumenten und an Virtuosen sind, ist nichts so an Erfindung, als die Mittel, deren sich unsere Tonkünstler bedienen. Man nehme ihrer Musik die melodischen Phrasen, die sich fast alle gleichen, weil sie meistens eine schlechte Nachahmung Rossini's sind, und man wird unter all' diesen armseligen Flittern ein und dasselbe harmonische Skelett finden; überall dieselbe Folge von Akkorden, dieselbe Rhythmus, dieselbe Modulation; stets dieselbe kleine Kreis, in welchem sich unser tausend verschiedenen Gruwaffen immer in den alten Fußstapfen umherbewegt.

Wie viel mehr Mannigfaltigkeit und Mäncierung findet man in den harmonischen Tongebilden, welche Gluck mit den geringen Hilfsmitteln schuf, die ihm damals zu Gebote standen! Jede seiner Arien hat einen anderen Zuschnitt; nicht zwei gleiche Formen sind in seinen Accompagnements anzutreffen. Der Saft seiner Gesänge ist durch lange Fieber und entsetzengden Nachtruhen gereift. Gretry sagte von Gluck:

*) Herr Musard, den Pariser Zeitungen mit dem auf Französisch beinahe ganz gleich ausgesprochenen Mozart nicht zu verwechseln haben, ist der Strauß oder der Lanner der Contre-Tanze von Paris.

Digitized by Google

„Wenn er komponirt, hat er zwei Flaschen Bordeaux-Wein und einen Bayonner Schinken vor sich stehen; ich nehme beim Komponiren Limonade und Eier zu mir.“ Da haben wir den Unterschied der ernsten und komischen Oper.

Alceste und Iphigenie in Tauris hatte ich für Gluck's größte Meisterwerke, und ich möchte der letzteren noch den Vorzug geben; Orpheus muß auf die erste Iphigenie gehören in eine andere Klasse. In Orpheus ist keine solche Kraft entwickelt, wie in der Alceste, und mehrere Partieen der Iphigenie in Aulis sind jetzt etwas veraltet. Armide scheint mir von geringerem Werth, wiewohl sie Schönheiten enthält, wie in den ersten Akt. Doch es ist hier nicht die Absicht, eine genaue Analyse von Gluck's Opern zu geben, sondern es galt nur, die Hauptzüge seines Genius hervorzuheben und unsere modernen Komponisten darauf hinzuweisen, damit sie aus der Betrachtung der ernsten und gewissenhaften Art und Weise, wie dieser große Tondichter arbeitete, einigen Nutzen ziehen möchten.

Sacchini konnte sich Gluck wünschen, daß auch ihm einmal das Verlangen ergriff, das zu seyn, was Gluck sein ganzes Leben hindurch war. Dieser Sohnsucht verdankt er seine Unsterblichkeit. Sacchini hatte fünfzig Opern in Italien geschrieben. In Frankreich komponirte er Oly mpias, Rinald, Edmene und mehrere andere, um die sich Niemand mehr kümmert. Aber er schrieb seinen Oedip, und er wird ewig leben. Ungeachtet seiner flüssigen und anmuthigen Melodieen, oder vielmehr eben dadurch, kommt Oedip dem Glückschen Ideale sehr nahe. Es herrscht in diesem Werk eine Energie, eine natürliche Wärme und Wahrheit, wie nur eine feurige Begeisterung, von angestrengter Arbeit gezügelt, sie erzeugen kann. Alle einzelne Musikstücke des Oedip sind ein jedes für sich von wunderbarer Schönheit. Wenn auch die Aufführung des Ganzen auf dem Theater dem Vorwurf einer gewissen Monotonie nicht entgehen kann, so wird dies Oedip doch darum nicht minder in den Gedächtniß der Musikfreunde fortleben und in allen musikalischen Sammlungen einen bedeutenden Platz einnehmen.

Was war nun eigentlich unser Zweck, indem wir von Gluck und Sacchini sprachen? Etwa, unsere jungen Komponisten anzuspornen, daß sie Glucksche und Sacchinische Musik produziren sollten, wie man in den Schulen Virgilsche Verse macht? Keineswegs. Aber eine Mahnung sollte es für sie sein, ihre Kunst zu achten, und diese Achtung können sie nur durch lange und mühsame Studien bewähren. Dann nur dann können sie ein anderes Ziel als eine Unsterblichkeit von einigen Tagen erreichen. (F. P.)

Bibliographie.

Brillantes époques, traits héroïques et paroles remarquables de l'histoire de France. — 3 Fr.

Etudes littéraires et philosophiques. De la Poésie primitive et de la Poésie tragique des Grecs. — Von Jakob Olivet.

Manuel du Franc-Maçon. — Von Bajot. 2 Bde. 7 Fr.

Mémoires sur l'origine japonaise, arabe et basque de la civilisation des peuplades du plateau de Bogota, dans l'Amérique du sud. — Von de Paravey. 2 Fr.

Spanien.

Der Spanische Komponist Gomis.

In Spanien hat jede Stadt ihren Kapellmeister, ihre Ordenskapelle und ihre zahlreichen und eingebürgten Chöre. Der Kapellmeister komponirt für seine Kathedrale, allein er giebt niemals das heraus, was er komponirt. Seine Musik wird in dem Archiv der Kirche niedergelegt neben derjenigen, die man von seinen Vorgängern seit zwei oder drei Jahrhunderten hier aufbewahrt, um sie, je nach Verdienst, bei Gelegenheit eines feierlichen Festes oder irgend einer einfachen Ceremonie aus dem Staube hervorzuziehen. Diese Musik ist harmonisch, kraftund leidenschaftslich, weit mehr noch als fromm und andächtig. Es steht dem Kapellmeister hier nicht ein Orchester zu Gebote, sondern nur ein Chor mit einigen Baßgeigen und Zagetstöten. Trotzdem führt man hier, vermittelst der Massen von Stimmen, sehr oft selbst ohne alle weitere musikalische Begleitung, Stücke auf, die von einer reichen, mannigfachen und gewaltigen Harmonie erfüllt werden, gerade so, als wenn die verschiedenartigen Charaktere der Instrumente eines unermeßlichen Orchesters vereinigt wären, um Effekte hervorzubringen, von denen man anderswo sich kaum einen Begriff machen kann.

In einer solchen Schule erhielt Gomis seinen ersten Unterricht. Zu sieben Jahren wurde er Chorknabe zu Valencia, in seiner Vaterstadt, und die zu seinem vierzehnten Jahre genoß er den musikalischen Unterricht in der Ordenskapelle daselbst. Alsdann ward er selbst Professor der Musik, und als sein ehemaliger Lehrer starb, hatte er sich bereits den Beifall seiner Mitbürger in einem so hohen Grade erworben, daß man ihm ohne Weiteres, selbst ohne daß er in den Orden eintreten durfte, die vakant gewordene Stelle anvertrauen wollte; allein er hatte andere Neigungen und andere Bestimmungen. In sechsundzwanzig Jahren hatte der arme junge Musiker, obgleich schon seit zwölf Jahren Professor, noch keinen Maravedi (Heller) verdient; von der Kirche erhielt er Kost und Wohnung, und für das Uebrige mußte, obwohl mit Widerwillen, seine Familie sorgen. Er kam auf den Einfall, einige Lieder mit Begleitung für die Guitarre herauszugeben, und Valencia nahm sie mit Entzücken auf und sang sie alle Abende auf allen Balkons und vor allen Fenstern.

Um diese Zeit klatschte ein Capitain bei der Artillerie, der früher in Frankreich als Gefangener gewesen, und der nunmehr mit seinem Regimente in der Stadt garnisonirte, unserem Komponisten einen Versuch ab, um ihm die Kapellmeisterstelle beim Regimente anzubieten. Das war ein Glück für Gomis. Er begann nunmehr, mit allem Eifer militairische Märsche zu komponiren. Diese heilige Marschordnung gefiel ihm aber anfangs einigen Zadel zu. Oft, wenn er einen Dämon jauchzen wollte, entwarf sein Griffel die harmonischen Umrisse einer Madonna, und mitten unter dem Donner der Kanonen erklang zuweilen sein sanftes Hallelujah. Indeß, da die Garnison noch zu keine andere gute Musik gewöhnt war, verehrte sie ihren gegenwärtigen jungen Kapellmeister, und die ganze Stadt lief herbei, um die geistlichen Lieder und Märsche des Artillerie zu hören.

Um das Jahr 1820 erhielt Gomis den Ruf nach Madrid als Musik-Direktor der revolutionairen Nationalgarde. Hier hatten sich die Künstler aller verabscheuetsten militairischen Corps vereinigt, um an der Musik der Nationalgarde mitzuwirken und eine Armee von Instrumenten zu bilden.

Damals hatte sich die beliebteste und schönste Tänzerin von Madrid zur Ruhe versetzt, und Gomis kam auf den Einfall, sie während der Pause des Boleros und des Fandangos auf der Scene singen zu lassen; sie hatte eine sehr schöne Stimme, und der Musiker komponirte für sie die Gesänge eines zwar kleinen monologen Dramen, die in Spanien so beliebt sind. Das war vor dem Teufel zu Sevilla seine erste dramatische Arbeit.

Unterdeß war im Gefolge der Herzogs von Angoulême der Trocadero sammt der Restauration zurückgekommen. Die Restauration betrieb zwar Gomis nicht, allein sie zerstörte alle seine Hoffnungen. Der arme Spanier, der von Räubern ausgeplündert worden war, begab sich auf den Weg nach Frankreich; er kam in Paris an, fast ohne alle Hülfsmittel, und so verlassen, daß seine Stütze nur noch in einem Empfehlungsschreiben bestand, das, sonderbar genug, den Komponisten der gräflichen und militairischen Musik wegen seiner Unterstützung bei der Französischen Regierung und den Künstlern an einen Buchdrucker der Metzin verwies. Indeß war dieser Student der Medizin seine erste wahre Vorsehung.

Man wird nunmehr leicht begreifen, woher die Opern des Herrn Gomis so glänzende Ohren und eine so reiche Instrumentation haben. Dieses Labyrinth der geschmeidigsten Modulationen, die so glücklich ausgeführten und militairischen Musik wegen seiner Unterstützung bei der Französischen Regierung und den Künstlern an einen Buchdrucker der Metzin verwies. Indeß war dieser Student der Medizin seine erste wahre Vorsehung.

Man wird nunmehr leicht begreifen, woher die Opern des Herrn Gomis so glänzende Ohren und eine so reiche Instrumentation haben. Dieses Labyrinth der geschmeidigsten Modulationen, die so glücklich ausgeführten und militairischen Musik wegen seiner Unterstützung bei der Französischen Regierung und den Künstlern an einen Buchdrucker der Metzin verwies. Indeß war dieser Student der Medizin seine erste wahre Vorsehung.

Man wird nunmehr leicht begreifen, woher die Opern des Herrn Gomis so glänzende Ohren und eine so reiche Instrumentation haben. Dieses Labyrinth der geschmeidigsten Modulationen, die so glücklich ausgeführten und militairischen Musik wegen seiner Unterstützung bei der Französischen Regierung und den Künstlern an einen Buchdrucker der Metzin verwies. Indeß war dieser Student der Medizin seine erste wahre Vorsehung.

Man wird nunmehr leicht begreifen, woher die Opern des Herrn Gomis so glänzende Ohren und eine so reiche Instrumentation haben. Dieses Labyrinth der geschmeidigsten Modulationen, die so glücklich ausgeführten und militairischen Musik wegen seiner Unterstützung bei der Französischen Regierung und den Künstlern an einen Buchdrucker der Metzin verwies. Indeß war dieser Student der Medizin seine erste wahre Vorsehung.

Man wird nunmehr leicht begreifen, woher die Opern des Herrn Gomis so glänzende Ohren und eine so reiche Instrumentation haben. Dieses Labyrinth der geschmeidigsten Modulationen, die so glücklich ausgeführten und militairischen Musik wegen seiner Unterstützung bei der Französischen Regierung und den Künstlern an einen Buchdrucker der Metzin verwies. Indeß war dieser Student der Medizin seine erste wahre Vorsehung.

Bekanntlich haben wir von Gomis bis jetzt nicht mehr als drei Opern aufzuweisen: den Teufel zu Sevilla, das Gespenst und den Lastträger. *)

(Revue du Theatre.)

Mannigfaltiges.

— Foffile Menschen-Knochen. Die Entdeckung der foffilen Menschen-Gerippe auf Guadeloupe schien lange Zeit hindurch mehr als alles Andere die Ansicht von dem antediluvianischen Dasyn des Menschen-Geschlechts zu unterstützen. Bei der ersten Nachricht hiervon hatte die Französische Regierung sogleich den Befehl gegeben, ein möglichst vollständiges Gerippe nach Frankreich zu senden. Es wurde jedoch, da die Insel in die Gewalt der Engländer fiel, nach London gebracht. Der Ort, wo die Gerippe liegen, war offenbar ein Begräbnißplatz der Ur-Einwohner der Insel, und die Steinmasse, welche dieselben einschließt, besteht aus Muscheln- und Korallen-Bruchstücken, den in Kalk-Cement zusammengekittet sind. Die Knochen haben keine Veränderung erlitten, als sie, durch Zeit und Wetter, dem Lichte ausgesetzt wurden. Sie haben durchaus nicht das Ansehen fossiler Knochen. Die Natur scheint nicht mehr die Kraft zu haben, dergleichen zu erzeugen. Dies beweist ganz vorzüglich der gänzliche Mangel fossiler Menschen-Knochen. Der Mensch ist, mehr als irgend ein anderes Thier, den verschiedensten Todes-Arten ausgesetzt. Die Körper der Verstorbenen liegen in tiefen Schachten begraben, die der Sintflute zufolge auf dem Boden des Meeres, die Leichen in den Flüssen und die Ueberreste des Menschen werden unter allen Breiten, von den Polen bis zum Aequator, der Erde übergeben, aber nirgends werden sie foffil. Dies dängt daher nicht vom Klima, von der Temperatur und der Beschaffenheit des Bodens ab. Man hat den Grund hiervon in der leichteren Zerstörbarkeit der Menschen-Knochen finden wollen; allein diese Ursache ist nicht zulässlich, denn auf Schlachtfeldern, wo Menschen- und Pferde-Knochen gleichmäßig beerdigt worden sind, werden erstere, abgesehen von den geringeren Dimensionen derselben, nicht früher zerstört, als letztere. Unter den foffilen-Thier-Knochen giebt es einige, die jünger sind als die foffilen Elephanten, und die nur einem Thiere angehört haben können, das nicht größer war, als eine Maus. Es ist daher klar, daß auch foffile Menschen-Knochen sich finden würden, wenn sie die Bedingungen, welche zur Erlangung dieses Zustandes erforderlich sind, unterworfen gewesen wären. (L. P.)

*) Die letztgenannte Oper, deren Text von Scribe, ist so eben auf dem Theater der komischen Oper in Paris mit großem Beifall gegeben worden.

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des siebenten Bandes.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2⅔ Thlr. vierteljährlich. 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 87. Berlin, Mittwoch den 22. Juli 1835.

England.

The history of Ireland. (Geschichte von Irland.) Von Thomas Moore. Erster Band. London, 1835.

Man kann sich kaum einen Begriff von den Schwierigkeiten machen, die dem Verfasser einer authentischen Geschichte von Irland in den Weg treten, wenn man nicht mit den zahlreichen Werken vertraut ist, die über den Gegenstand bereits vorhanden sind und die sonderbarer Weise fast alle darin übereinstimmen, daß sie, anstatt zu beleuchten und aufzuhellen, nur verwirren und verdunkeln. Um von der großen Masse von Versuchen und Betrachtungen über einzelne Punkte der Geschichte Irlands, die seit undenklichen Zeiten, gleichsam nur zur Verwirrung der Chronologie und zur Entstellung historischer Thatsachen, abgefaßt wurden, einen Begriff zu bekommen, darf man nur die Arbeiten eines Ledwich und Keating's, eines O'Flaherty's und gewissermaßen selbst einer Ballancy's lesen, und man wird sich bald überzeugen, daß es, je weiter man mit ihnen vorschreitet, wofern man anders die Geduld dazu hat, nur in desto größere und auffallendere Widersprüche verfällt. Die Vermischung der Wahrheit und der Fabel in der alten Geschichte Irlands ist merkwürdig, nicht nur wegen der Kühnheit, sondern auch wegen der Allgemeinheit, in der sie ihr Platz gegriffen und sich ausgebreitet hat. Die wunderlichsten Begebenheiten sind hier mit den schroffsten Thatsachen so innig verwebt und so künstlich zusammengestellt, daß es selbst dem bedrutlichsten Forscher schwer seyn würde, das anatomische Messer der Kritik aufzusetzen und das Wahre vom Falschen zu scheiden. Steigen wir in die entferntesten Zeiten hinauf, so begegnen wir Traditionen, in der Gestalt von reinen Erdichtungen, die aber dabei eine so ernste und gewichtige Miene angenommen, daß wir, wenn wir ihnen auch allen Glauben versagen, dennoch gewöthigt sind, immer auf dieselben, wo nicht als auf reine Wahrheit, so doch als auf einen Beweis historischer Thatsachen zurückzukommen. Die Fabeln der alten Barden und die Dunkelheiten und Uebertreibungen der nüchternsten Chronikenschreiber erscheinen uns fast gleich unglaublich, und wäre es nicht möglich gewesen, von Außen her Licht zu verbreiten, so hätte die Geschichte von Irland für immer eine unzusammenhängende, unentwirrbare Masse von Legenden bleiben müssen.

Zur Lösung einer so schwierigen und mühsamen Aufgabe war kein Schriftsteller unserer Tage mehr geeignet, als Thomas Moore. Durch seine früheren Studien hatte er sich eine genaue Bekanntschaft mit den Legenden, mit den fabelhaften Heldenthaten der Urbewohner, mit den Wundern und poetischen Traditionen verschafft, mit denen die Annalen des Irländischen Volkes so reichlich ausgeschmückt sind. Und diese Fragmente aus dem Bereiche der mythologischen Dichtungen und der poetischen Begeisterung mußt man nicht so gering anschlagen wollen für den Geschichtschreiber, der in ihnen den Geist des National-Charakters und die Tendenz seines Genius entdeckt. Die Studien, die Moore bei Aufsuchung der Materialien für sein Leben des Capitain Rock*) machen mußte, haben denselben auf einen Standpunkt gestellt, wodurch ihm eine ganz neue Aussicht, ein neues Feld eröffnet wurde. In jenem Werke erforschte er die Quellen des Unglücks und der Zwietracht von Irland, und es ist ihm gelungen, mit Witz und Scharfsinn den ganzen Gegenstand wunderbar zu beleuchten. Nicht minder kommt unserem Historiker seine leidenschaftliche Vorliebe für die Dramatische Literatur zu statten, wie er sie bereits in Lalla Rookh auf eine so hervorstechende Weise bekundet. Hier unter den Zeugnissen der Religion des Budha und der Erinnerungen des alten Hindostans findet der Geschichtsforscher eine Menge von Thatsachen auf, die ihm nicht nur zur Vergewisserung mancher auf anderem Wege nur halb gesicherten Schlüsse dienen, sondern auch selbst neue Kanäle eröffnen und ihn zur Kenntniß dessen führen, was zur Beleuchtung der Irländischen Geschichte von der höchsten Wichtigkeit ist. In allem diesen aber gefällt sich noch die ausgebreitete klassische Gelehrsamkeit Thomas Moore's, und seine eigenthümlichen Verhältnisse und Beziehungen zu Irland; seine außerordentliche Anhänglichkeit für das Land seiner Geburt, seine politische Laufbahn und seine mannigfachen, glänzenden und seltenen literarischen Fähigkeiten, die ihn vor allen Anderen dazu geschickt machten, eine Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben.

Der vorliegende erste Band dieses Werkes, das im ganzen auf drei Bände berechnet ist, beginnt mit dem Ursprunge des Irischen Volkes, den Herr Moore von den Celten herleitet, von deren Sprache das Irische der reinste Dialekt ist, der noch jetzt gesprochen wird, und führt uns bis zum Anfange des achten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung herab. Bei der Abhandlung der früheren Perioden dieser so verwickelten Geschichte bietet sich dem Verfasser viele Gelegenheit dar, die verschiedenen Theorieen einer Prüfung zu unterwerfen, die von mehreren historischen Schriftstellern über manchertei Punkte in Betreff der Alterthümer Irlands, über ihre runden Thürme, über die bekannte Milesische Sage, über ihre Denkmäler und Monumente, über ihre Baal-Feuer, über die Authentizität ihrer Chroniken, die Aehnlichkeit zwischen dem Irischen und dem Phönizischen, die heiligen Gebräuche und Tempel ꝛc. aufgestellt worden: — über alle diese Gegenstände verbreitet sich der Verf. mit ungemeinem Scharfsinn und einer außerordentlichen Gelehrsamkeit. Er hat es nicht an Mühe fehlen lassen, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, und weder von der einen noch von welcher Seite er nur immer Licht schaffen konnte, suchte er es auf, um Vieles aufzuhellen, das bisher durch Pedanterie oder Beredtheit entstellt war. Durch ihn ist dem verjährten Trugschlusse die nüchterne Wahrheit entgegengestellt, die schmeichlerische Tradition ihrer Hülle beraubt und ihrer ursprünglichen Gestalt wiedergegeben, so wie die Gesänge der Barden und der Abergläube, den Jahrhunderte gebrütet, endlich einmal aufgestellt worden, um nicht mehr zur Verkümmerung der Wahrheit oder zur Beschönigung leidet und thörichter Einbildungen zu dienen. Bei Gelegenheit der Aufstellung der sonst so allgemein verbreiteten Milesischen Sage von dem Ursprung der Irländer ergeht es sich, wie die Natur des Dichters gegen den Historiker ankämpft. Es wird dem Ersteren schwer, das einzuräumen, was der Letztere kalt von ihm verlangt.

„Es ist", sagt Moore, „ein betrübendes und unangenehmes Geschäft, für einen Jeden, der von früher Jugend auf mit dem Gedanken vertraut ist, die alten Schicksale seines Vaterlandes nur durch das Medium der Poesie und der Begeisterung zu sehen, nun auf einmal, in Folge der ernsten Mahnung der historischen Wahrheit, nicht nur seine eigenen Täuschungen über den Gegenstand aufzugeben, sondern auch noch selbst dazu beizutragen, Andern, die sonst keinen Beruf dazu fühlten, ihre Lieblings-Träume und Irrthümer schwinden zu machen. Wer sollte sich darüber wundern, daß der Volksglaube in Irland so lange eine Sache gehegt und gepflegt, die dem Nationalstolze so schmeichelhaft war! Ein Volk, das stets gegen die Unguust des Geschicks zu kämpfen hatte, konnte nue mit Wegeisterung die eingebildete Epoche der Milesischen Tage anschauen, wo der Ruhm der Waffen und der Künste und alle Segnungen der Civilisation im Gefolge ihrer heroischen Ahnen von den Küsten von Spanien her ankamen, so daß bisher Niemand, außer den gemeinen Verläumderischen Irlands von der verschiedenen Natur, je daran gedacht, die Authentizität einer Legende in Frage zu ziehen, an der eine ganze Nation eifrig hing und die die teurige Bestimmung hatte, durch das Phantom historischen Ruhmes für den Verlust der wirklichen Unabhängigkeit und der wahren Größe zu trösten. Selbst in unseren Tagen unterliegen die gelehrtesten Geschichtsforscher, die das alte Irland beschreiben, es mit, die Fabel von der Milesischen Bevölkerung mit einzuflechten, und manche unter ihnen haben es sogar versucht, dieselbe zur historischen Wahrheit zu erheben. Allein gerade unter ihren Händen mußte das Trugbild verschwinden, und alle Anstrengungen des Scharfsinns mußten scheitern, indem dasselbe sich in seiner Weise von den für ihre erhobenen Muthierlande gemachten Erfindungen eines Hanibald, Sufferdus, Geoffrey, Monmouth und anderer Nebulichen unterschied, es sey denn, daß es mit etwas mehr Kunst verwebt und von den begeisterten Völke adoptirt wurde, dessen Skepzis es schmeichelte und dessen verletztem Stolze es zum Trofte gereichte."

Der alte Aberglaube der Irländer — ihre Sprache — die Ogham-sche Schrift — die ursprüngliche Bevölkerung des Landes — die Ostianischen Dichtungen — die Heroen und Barden — die Jurisprudenz und die Religion — ihre inneren und auswärtigen Kriege — die Einführung des Christenthums — die Mission St. Patrick's — die Irische Poesie und Musik — der Forschertrieb der Irländischen Missions-Gesellschaften im Auslande — die Nordthumberische Invasion von Irland — das Leben und der Charakter des John Scotus — der Ackerbau, die Künste und die natürlichen Hülfsquellen Irlands — die Gesetze von Brehon — alles dies ist von dem Verfasser sorgfältig behandelt und mit dem größten Fleiße ausgearbeitet, von den Entstellungen und Verkehrtheiten der Ignoranz befreit und zu dem geshörenden Range der historischen Glaubwürdigkeit erhoben worden. *)

Bibliographie.

Historical sketch of the art of sculpture in wood. (Geschichte der Holzschnitzekunst.) Von R. F. Williams. 3 Sh.

*) Cap. Rock ist bekanntlich die allgemeine Bezeichnung für „Irländische Parteigänger."

*) Eine Deutsche Uebersetzung dieses Werkes ist, so viel uns bekannt, ebenfalls schon angekündigt worden.

Digitized by Google

Very little tales. (Ganz kleine Erzählungen.) In lauter einsylbigen Worten von drei oder vier Buchstaben. 2 Sh.

Character of Lord Bacon. (Das Leben und die Werke, so wie der Charakter des Lord Baco von Verulam.) Von T. Martin. 6 Sh.

Practical treatise on spherical trigonometry. (Die sphärische Trigonometrie.) Von D. Byrne. 4½ Sh.

Holland.

Physiognomie der bedeutendsten Städte Hollands.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ein anderes Kostüm, das wenigstens auf mich einen noch trüberen Eindruck gemacht hat, als das des Leichenbitters, ist die Uniform der Zimbeltinker, die Amsterdam auf seine Kosten unterhält. Es besteht in einem kurzen schwarzen Jäckchen mit einem Stück weißer Leinwand und einer gedrehten Nummer darauf. Die Zimbeltinker sind bald schwarz bald roth gekleidet. Ich überlasse es den Polizeutheoretikern, gegen diese schmählichste empörende Nummer zu protestiren, mit der die Stadt diese armen Kinder stempelt, die fast alle eine ernsthafte strenge Miene haben, wie kleine Englische Grooms, denen sie vermöge des Schnitts ihrer Jacken ähneln. Man muß sie sehen an einem schönen Sonntag, wenn sie langsam auf der Prinzengracht spazieren gefahrt werden, die Hände in den Taschen, finsterer und sorgfältiger abgebürstet als Wochentags, mit ihrem rothen, schwarzen und weißen Nichtsthun, das schon in gewissen Ansehn giebt, daß man sie für kleine Holländische Prinzen aus der Zeit Ludwig's XIV. halten könnte, wäre nicht die verwünschte Nummer. Ihr Hospital hat übrigens seine eigene Bäckerei und Apotheke. Die Mädchen mit kleinen weißen Mützchen, langen gelben Haarschnüren und kleinenen Schürzen sehen so einfach und dabei so glücklich aus, daß einem ganz wohl wird, wenn man sie betrachtet; eine unter ihnen, die schön und groß war, machte Lateinische Verse, wie Johannes Secundus. Diese werden bei ihrer Entlassung von der Anstalt ausgestattet, doch ist diese Ausstattung sehr dürftig. Die Meisten gehen in Dienst, was in Holland ein schlimmer Ding ist, als irgendwo sonst in der Welt, weil hier alle grobe und schwere Arbeit, die anderswo den Männern zufällt, von den Frauen verrichtet wird. Auch begegnet man ihnen wohl, zweien zu zweien, langsam der Kanäle, wenn sie zum Arrechter Thor hinauswallen, die Lustjachten zu sehen die hier schöne Bäume der Verstehen. Diese Besuche ist sehr Amsterdam in der That eine sehr zweckmäßige Promenade, wenn man sich von dem verwoorenen Räumen und dem drangenden Getreide seiner belebten Straßen ruhig und angenehm erholen will. Sobald es dunkel wird, erhellen sich zu beiden Seiten der Anstalt alle Fenster und werfen einen strahlenden Schimmer in das Wasser des Kanals; es ist der einzige Ort in der ganzen schönen Stadt, wo sich gegen Abend der dürftige Kranke, ein leidsamliches oder armer Greis in seinem guten schadten Rocke, auf ein Kind oder eine Nichte gestützt, von einem alten Buche begleitet, ruhig ergehen kann. So ging Vondel umher, der Sänger Lucifer's und der Jungfrauen, wenn es dunkel war und alle Glocken Amsterdams wohnstätig wurden, und tauschte dem letzten Verbannten und Gemarterten des Tages; er, der kein Schiff aus Indien kommen sah, ohne an seinen armen Bruder zu denken, für den er Alles verkaufte, die auf seinen Ruhm, und der nur langsam verhungerben ließ in bitterer Armuth, auf daß nicht gesagt werden sollte, die Dichter sterben in Holland anderswo als im Hospital.

Vir Phoebo et Musis gratus Vondelius hic est! *)

Die Anzahl der Hospitäler ist eben so beträchtlich wie die der Kirchen; man kann unmöglich mehr fromme und schöne Stiftungen auf einem Flecke beisammen sehen, als hier. Amsterdam hat ein Hospital für alte Frauen und eins für alte Männer, ein Englisches Hospital, ein Lutherisches, die Reformirten, ein Hospital für arme Wittwen, ein Hospital des heiligen Lazarus, eins für Katholiken, Petri und eins für Bereäcte. Dies häufige und wohlthätige Amsterdam, das mitten in dem lauten, gewühlvollen und reichen als eine eigene Stadt für sich bestieht, hat so auch seine besonderen Gesetze und eigenthümlichen Sitten; Privat-Stiftungen sind nicht in minder großer Zahl vorhanden. Man mag sagen, was man will, die zerstreuteste Phantasie fühlt sich gefesselt durch den hohen Ruhm von Amsterdam; es ist die Stadt der politischen Umwälzungen und der Kirchen. Was Holland Denkwürdiges und Interessantes besitzt, seine Mannigfaltigkeit der Racten und die Reste ihrer Sitten, die es bewahrt, Alles das ist innerhalb der Mauern Amsterdams zu finden.

Die große Synagoge zu Amsterdam ist eine der schönsten. Nur die von Livorno kommt ihr in dieser Hinsicht gleich, ja, dicse ist die interessantere, die ein Künstler sehen kann. Die Niederlassung der Juden in dieser Hauptstadt datirt nach dem Jüdischen Kalender vom Jahre 1395. Es ist ein seltsames Ding um jene Kaufleute, die sich fast zu Königen in einer Kaufmannsstadt wie Amsterdam emporgearbeitet haben; in Italien erscheinen sie als Fremde, die eigentlich nicht hingehören, und werden so behandelt; Florenz und Rom schließt sie in die Gitter ihres Ghetto ein; aber die nämlichen Menschen, die in Italien so heimathlos, so prachtlos, in einem so elenden Zustande leben, habe ich wieder gesehen in Amsterdam, reich und mächtig, als große Kaufherren, im Besitze politischer Rechte, ihre Häuser reihetlist wie Festungen. In Amsterdam gilt ein Jude eben so viel wie ein Katholik, für alle Zeiten des Glaubens ist der Sinn völlig erstorben in dieser Stadt. Der Holländische Jude ist reich und unternehmend; der Italiänische hat nichts als seine von Westen zerfressenen Stoffe, seine Hebräischen Bücher und seine Noth. Ich bin in Amsterdam einer Versammlung von Jüdischen Notabeln gefolgt, die man für einen Senat von Bürgermeistern hätte halten können.

Es giebt noch gute Seelen und Hofdöre im Haag, die da glauben, daß die Juden ihre Todten in Weinessig waschen. Warum nicht noch hinzufetzen, wie ein altes Buch: „Reisen in Italien", daß sie ihren Essig nachher dazu verbrauchen, Gurken einzumachen für die Christen!

Wie sind Amsterdam durchwandert, die Stadt der Kaufen, die alte freie theologische Stadt; klopfen wir nun an die gemalten Thore von Haag an, der Stadt der Etikette.

Der Haag, die Königliche Residenz, hat ganz das Ansehen eines Englischen Hauptstadt. Wenn man Delft passirt hat — eine höchst saubere, mit Kies gepflasterte Stadt, eine Stadt der Kanäle, durch die von Rotterdam her zahllose Diligencen gehen — so erblickt man eine Menge schöner Häuser und prachtvoller hoher Linden. Hier ist es, wo die Equipagen rasseln und die bestornten und betreßten Kammerherren hin und her laufen. Der Haag ist eine ehrwürdige Dame von Stande, die uns in allem Herkömmlichen und Nebischen unterrichten, gründlicher als der Herzog von Sachsen-Gotha uns die Regeln des Anstands in Worte und des extraposition in den Kutschen auseinanderfetzen will. Ein Boden ist der Schauplatz aller Streitigkeiten um den Vorrang gewesen, die ehemals die Gesandten von Frankreich und Spanien mit einander gehabt. Der Graf d'Estrades, der Gesandte Ludwigs XIV. gewann fort von dem Statthalter selber den Vorrang! Treten wir in den großen Saal hinein, wo die Väter der Nation's-Kongreß zu berathschlagen pflegten, wo Barneveld, Grotius, Jeddes de Jong und alle Staatsräthe, denen man dort begegnet, wahre Hoffmann'sche Gestalten zu sein wissen die Namen aller ehemaligen Rathsherren und Autoritäten zu wenden! Wer Empfehlungsschreiben nach dem Haag mitbringt, dem werden wir den guten Rath, sie so schnell als möglich in den Kanal zu werfen; denn das ist die einzige Weise, wahren Nutzen davon zu ziehen. Jeder Empfehlungsbrief wird erst einem gewissen Familien-Rathe vorgelegt und nachdem geprüft, jedes Mitglied der Familie das darüber sein Votum abgegeben. Nach Beschluß von dem Empfehlenden eine Karte zugeschickt, nach sieben Wochen wird er angenommen! das fällt denn gerade auf die Stunde, wo der Gast abreisen will; so viel Zeit brauchen die Holländer, um einen Entschluß zu fassen.

Das Gebäude beim Haag ist eine herrliche Promenade. Wenn die Prachtgebäude dieser Stadt mit ihren gemalten Backsteinen, ihren Fischen, Lagetten und Treppchen, ihren Wimpeln und langen Kaminspitzen als ein Abdruck der Londoner Häuser erscheinen, so kann die Promenade im Gehölsch täglich mit Hyde-Park verglichen werden. Pfauen und Fischte lagern im zarten Grün der Rasenplätze, die so wonnig und frisch sind, daß sie Fielding's Namen zu rufen scheinen. Trägen die Frauen des Schwerninger nicht den Strohhut mit den langen Krempen, was wäre dem Kutscher zurufen: „Piccadilly!" Der herrliche Salon der Reine des Bois, der Japanischer, ist ein ganz Englisches geschient, das der Kaiser von China dem verstorbenen Statthalter geschenkt hat; es herrscht eine wahrhaft Königliche Pracht in diesem Saale. Der Chinesische Saal, in den sich die herrlichen Apotheosen von Jordaens befinden, steht aus wie ein Saal des Vatikan.

Unseren Verlinken nach, ist die interessante Zeit des Haag die der kleinen Kamaleon-Druckschriften in Duodez gewesen, die der Erste entwichen wollte. Wenn die kleinen Marquis unter Ludwig XV. ein Pamphlet oder einen Roman zu Stande gebracht hatten, so gingen sie ab, frische Luft zu genießen, nach dem Haag und kamen dann mit Extrapost zurück, der Triumphe zu ärndten. Die meisten Bücher übrigens waren gar nicht im Haag gedruckt, wenn es auch zehnmal darauf stand. Es bietet, diese friedliche Stadt zum ärgsten Skandenbock machen, wenn man ihr all' die schlechten Romane, die auf den Sophas des achtzehnten Jahrhunderts entstanden und unter ihrer Firma in die Welt geschickt worden, aufbürden wollte. Ganz anders und besser haben sich wir ihr schuldig geworden, verdanken ihr Ruysch und Hudgens.

Gegenwärtig sind die Klubs und die Cafe's die Seele dieser Stadt. Ein Café im Haag (tapery) würde einen Fremden, der Holländischen Kreuzlichteit gegenüber, noch mehr in Verlegenheit bringen, als die Gemmen Nachtschwärmer in Amsterdam. Alles geht hier nach der methodischsten und ernsthaften Ordnung zu. Schöner Arrangement aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., ein starker Tabacksgeruch, ungeheure Pfeifen, die jedem Eintretenden präsentirt werden, das Portrait der Prinzen von Oranien zu Pferde und ein trauriger Papagay in einem großen Käfig, das sind ungefähr die Punkte des Interesses, die von jenen Kaffeehäusern angegeben wären.

Ungeachtet seines äußeren behaglichen Ansehens von Reichthum und Eleganz, gleicht der Haag keinem der Elemente seines Namens (des sogen Pleart.*) Auch im Haag weiß Jeder ganz genau, was beim Nachbar gekocht wird und was er für Freuden-Angelegenheiten hat. In seinen vier Pfählen verschanzt, sein Thun und Treiben unter Schloß und Riegel haltend, hat das Holländische Leben nur eine Freude: die Scham der Fremden, die als Gäste in ihm kommen, zu bekauern und auszubeschaften. Alle diese kleinen Spiegel an den Fensterflügeln der Häuser, vermittelst deren Jeder hinter seinen Vorhängen hervorsieht, was irgendwo draußen oder gegenüber vorgeht, jeden Kuß, der vorkommen oder gegeben worden, jedes kleinen Streit und jede Versöhnungs-Scene. Da ist denn tagtäglich Vorrath und frische Zufuhr von Geklatsch und Geschichtchen.

Mit den Engländern werden in dieser Residenz weniger Umstände gemacht, als anderswo. Ein Geschäftsträger, mit einem Secretair zur Seite, repräsentirt die Englische Nation. Dies nimmt den Fremden um so mehr Wunder, als der Haag, ich wiederhole es, eine durchaus im Englischen Geschmack gebaute Stadt ist; die Hotels sind sämmtlich im Stile der von Clarendon.

Höchst zuwider sind mir die Kohlfelder und Promenaden Scheveningens. Von den Leuten im Haag wird Scheveningen allerdings als

*) Vondel's Epitaphium.

*) Nach welchem Royaume bekanntlich seine Deutschen Kleinstädter nennt dieses Kat.

Digitized by Google

sehr schön angreifenden. Nach Gefallen kann man von diesem nackten Platean sich des Anblicks des Meeres erfreuen, der aber hier keineswegs so schön ist, wie in Dieppe und Boulogne. Die Bade-Anstalten, auf die sich Scheweningen sehr viel einbildet, sind viel zu groß für den Ort.

Man hat sich vielfach über die leichten Sitten der Holländerinnen aufgehalten. Für's erste wäre dagegen allerdings zu bemerken, daß man ihre Geschichte nicht viel anders zu lesen kriegt, als durch die Lasterstein und Gitter in den Küchen. Die Holländischen Frauen werden überaus bewacht wie die der Türken, und aus Verdruß brechen sie dann wohl die Ketten ihres Harems; aber im Allgemeinen wird dergleichen hier ohne Lärm und Aufsehen, ganz ruhig und in der Stille abgemacht.

Mit dem Innern der Familien ist es ein eigen Ding in Holland; um eingeführt zu werden, muß man die Holländischen Anipathieen erst mit Sturm eingenommen haben. Kaum betritt man die Schwelle des Hauses, kaum hat der Doppelspiegel, der draußen am Fenster hängt, dem Wirth Euer Gesicht und Eure Gestalt zugetheilt, so werden auch schon die Töchter von der Großmama in Versteck und Sicherheit gebracht. Die jungen Mädchen Hollands sind, wie die Haarlemer Blumen, beständig unter Glas, bis zu den großen Zehen. Die für Deutschland, Frankreich und England so gewöhnlichen Zehen-Tapfen sind hier eine Seltenheit, und Euer Fuß wird, wenn er sich hervorwagt, wie ein Fremdling angestaunt. Ich habe in den großen Städten Hollands noch keine Tapfen gesehen, als bei den Juden, die sich ihrer auch bedienen, und sie sind ihnen auch sehr gut bekommen. Ich habe noch keine Frau gesehen, die nicht ein Paar Füße gehabt hätte, wie Cinderella's. Die Holländischen Damen haben, wie die Engländerinnen, eine Art Gang, der sich nicht beschreiben läßt, und der nur in Holland gefunden wird. Sie gehen, wie Enten, mit einer Bewegung, die sich nicht beschreiben läßt, und die

Bibliographie.

Leonard en Ferdinand, oder die Wahl eines Ehegatten. Original-Roman, vom Verf. des „George Falkland". 2 Bde. 5 Fl. 60 C.

Tafereel van het leeflal. (Gemälde des Wirklichen.) Von Professor J. G. Sommer. 6 Bde. 24 Fl.

Grundbegriffe der planmäßigen Cultur. (Elemente der Botanik.) Nach dem Engliſchen, von N. B. Millard. Mit Holzſchnitten. 1 Fl. 20 C.

Frankreich.

Zur Geſchichte des Anagramms.

Vom Bibliophilen P. L. Jacob*).

Es war im ſechzehnten Jahrhundert und zu Anfange des ſiebzehnten, wo das Anagramm ſein goldenes Zeitalter hatte; ein berühmter Franzöſiſcher Dichter war der Erfinder, oder vielmehr der Erneuerer deſſelben. Jean Daurat, der ſeinen eigenen Namen, ohne ihn zu anagrammatiſiren, in Auratus latiniſirt, war auf den Einfall gekommen, die Namen ſeiner Zeitgenoſſen, und beſonders ſeiner Freunde und anderer großen Herren, ſo zu kombiniren, daß es irgend etwas Schmeichelhaftes für ſie enthielte; Daurat hatte ſich einen Ruf erworben, und zu Folge deſſen war er zu dem Titel und dem Range eines Königlichen Dichters gelangt. Sein Beiſpiel fand bald Nachahmer, und während der Regierungszeit Karl's IX. und Heinrich's III. war das Anagramm eben ſo allgemein in der Mode, wie das Tragen der Schnurrbärte. Indeß leitete man den Urſprung dieſer bizarren Geiſtesſpiele bis auf Lykophron hinauf, der drei Jahrhunderte vor Chriſtus in dem Namen des Aegyptiſchen Königs Ptolemäus, (Ptolemaios) zwei Griechiſche Wörter auffand, die voller Heil bedeuteten. Seit jener Zeit haben ſich die Orakel zu weilen in Anagrammen ausgedrückt und im fünfzehnten Jahrhundert hat das Haus Lothringen (Lorraine) ſeinen Namen in Alerion (Adler) anagrammatiſirt, um dieſen Vogel in ſein Wappen mit aufnehmen zu dürfen. Rabelais ergötzte ſich in ſeinem Pantagruel an dieſer Verſetzung der Buchſtaben und Wörter, die er contrepeteries nannte. Calvin verſchmähte es nicht, dem famoſen Dichter, den er ſonſt haßte, hierin nachzuahmen, und gab ſeine Inſtitutionen unter dem Namen Alcuin heraus, eben ſo wie Rabelais ſich, vermöge eines Anagramms, Alcofribas Nafier nannte. Indeß waren die Lateiniſchen Epigramme immer mehr geſchätzt, als die Franzöſiſchen, und mehrere von jenen boten in der That ſehr treffende und poſſierliche Bezeichnungen dar. So zum Beiſpiel, rathen Sie, meine Damen, was man in dem Worte mulier, bekanntlich das Lateiniſche Wort für „Frau", wohl fand? Ein Deutſcher Anagrammatiſt, der Chriſtianus in Regensburg, der zwei Bücher de Anagrammatismo geſchrieben hat, entdeckte darin I lemur, das heißt: packe Dich, Geſpenſt!

Ein Geſchrei des Unwillens von Madame G... verbindet mich, hier weiter fortzufahren; die ganze Geſellſchaft fing an zu lachen, nicht ſowohl über das Anagramm, als über die Aufgeregtheit und den Zorn der Madame G..., die ſich in der Injurie, die gegen ihr Geſchlecht im Allgemeinen gerichtet war, perſönlich angegriffen glaubte. Herr B... rieb ſich die Hände, indem er bedauerte, das Lateiniſche nicht zu verſtehen, in welcher Sprache man ſo charmante Dinge auffinde, und ermunterte mich, ihm noch einige ſolche Anagramme zu zitieren, die ich im Gedächtniſſe hätte.

„Verzeihen Sie, meine Damen", fuhr ich hierauf fort, „dem Deutſchen Lateiniſten; was das Franzöſiſche betrifft, ſo erleidet das Wort „femme" keine ſolches Anagramm; ein zweiter Deutſcher, etwas weniger impertinent als der erſte, machte die Entdeckung, daß das Lateiniſche Wort uxor (Gattin), wenn man das x, der Ausſprache gemäß, in c und s ausſchöre, zum orcus, d. h. zur Hölle werden könnte. Indeß kommen wir wieder zu den Franzoſen zurück: Pierre de Ronſard, jener große Lyriker, deſſen Ruf Mälherbes auf unverſöhnliche Weiſe zu Schanden machte, hielt viel auf Anagramme, daß ſein Genie verherrlicht, nämlich Rose de Pindare; in Voltaire, deſſen Name von Gilbert auf ſehr würdigerweiſe in Vol-à-terre parodirt wurde, fand einer der Bewunderer des ausgezeichneten Schriftſtellers: o alte vir! (o, großer Mann!).

— Sie ſehen, meine Damen, ſuhr ich fort, daß man, trotz Colerei, der es wagte, die Anagramme durch Epigramme zu bekämpfen, dem Strome doch nicht Einhalt thun konnte, und Menage, ſelbſt der ernſte Menage, nahm keinen Anſtand, ſich mit allen den „Namens-Verderbern von Verderbern und Hirn" in Collision ſich auszubreiten, auf Eine Linie zu ſtellen. Ich rede nicht von Louis Maiſtat, der einen ganzen Band von Anagrammen zum Lobe des Kardinals Richelieu verfaßt; ich rede nicht vom Pater Louis, jenem Karmelitermönch, der ſeine Geliebte, die heilige Magdalena, in Anagrammen feierte, noch ehe er ſie in barocken Reimen beſang; dieſer gute Karmeliter hatte die Gabe, alle Heiligen des Kalenders, alle Päpſte, Könige und Kaiſer, Königinnen und andere berühmte Menſchen in der Weltgeſchichte in Anagramme aufzulöſen. Ein Anderer hatte den närriſchen Einfall, aus Ergebenheit für die heilige Jungfrau, aus den Worten des Engliſchen Grußes: „Ave, Maria, gratia plena, Dominus tecum", eine Litanei von hundert Anagrammen zu ersinnen; dieſer ſonderbare Devot war blind. Die Kunſt des Anagramms hatte ihre Apoſtel, ihre Märtyrer und ihre Bekehrten. Ein gewiſſer André Puſom hatte durch Verſetzung der Buchſtaben ſeines eigenen Namens ein Urtheil gegen ſich herausgebracht, das mit dem des Balthaſar's zu vergleichen war, nämlich pendu à Riom (gehängt zu Riom)! Der arme Mann verlor darüber ſeine Beſtimmung; er ſühlte ſchon den Strick um ſeinen Hals, und niedergeſchlagen und gebeugt bezieht er ſich nach Riom, fängt da einen Zwiſt an, prügelt ſich, tödtet ſeinen Gegner und endigt mit dem Galgen. Jean Baptiſte Rouſſeau, der ſich bekanntlich ſeines unehrlichen Geburt gerühmt, wollte wenigſtens einen etwas ſonoreren Namen tragen und nannte ſich daher Vernitres; allein einer ſeiner Feinde, Saurin, unterwarf den neuen Namen der Analyſe des Anagramms und brachte heraus: tu te renies (Du verleugneſt Dich)!

Das Anagramm enthielt zuweilen ein Lob, öfter aber eine ſchreckliche Satire. So machte man aus Jean Calvin: le vrai Cain (der wahre Kain!); in Marie Touchet, der Maitreſſe Karl's IX., fand man die Worte: je charme tout (ich ergötze Alles)! aus Marguerite de Valois machte man: Salve, virgo Reverentes

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei dem Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 88. Berlin, Freitag den 24. Juli 1835.

Nord-Amerika.

The Monikins. (Die Monikine.) Eine Erzählung von Cooper. In 3 Bänden. New-York und London, 1835.

„Der Letzte der Mohikaner", einer der vollendetsten Romane, welche die Englische Literatur aufzuweisen hat, wird gewiß jedem Leser sogleich einfallen, wenn er den Titel dieses neuen Werkes von demselben Verfasser zu Gesicht bekommt, und er wird in dem Buche irgend eine ähnliche Schilderung von dem Leben in den unerforschten Wildnissen erwarten. Aber er wird sich bitter getäuscht sehen, wenn er sich eine romantische und romanische Geschichte versprochen; denn die drei Bände sind einem ganz anderen Gegenstand gewidmet. Die schöne Romanenheroin, die sich mit der Hoffnung auf Seemannsleben schmeichelt, wird mit einigen romantischen Wolken fürlieb nehmen müssen.

Die Monikine sind in Hinsicht auf Plan und Zweck den Reisen Gulliver's von Swift nicht unähnlich, stehen aber an Witz und Scharfsinn weit hinter diesen zurück und sind keineswegs so unterhaltend. Der Verfasser scheint dabei den Hauptzweck vor Augen gehabt zu haben, eine verglichende Darstellung der politischen Systeme von Nord-Amerika und England zu liefern, jedoch in eine phantastische Hülle gekleidet, durch welche die unmittelbare Absicht verdeckt und der Autor in den Stand gesetzt wird, sein Thema in regelloser und bin und her schweifender Laune zu behandeln, von dem einen Punkt zum anderen zu fliegen, nach Belieben eine Frage aufzunehmen, wo es ihm gerade einfällt, und sie eben so zu untersuchen oder wieder fahren zu lassen, ohne sich viel um die Entscheidung zu kümmern. Die Basis der Phantasie schließt eine so leichte Form, daß es oft ziemlich schwer ist, die darunter verborgene Satire zu entdecken, und nur weil einige Züge uns klar in die Augen fallen, sind wir im Stande, die übrigen zu errathen. Das Wirkliche ist so bunt unter das Allegorische gemengt, und es ist unser dem, worauf es eigentlich ankommt, so viel unnöthiges Beiwerk da, daß das Lesen des Buches oft einen sehr gemischten und zweifelhaften Genuß gewährt; man weiß nämlich zuweilen nicht recht, ob man eine Erfindungsgabe der Verfasserin oder seinen politischen Scharfsinn bewundert. So viel ist jedoch gewiß, daß die Satire sehr häufig in einen bald so großen Umfang zusammengedrängt und das, was von Fleisch und Blut an der Geschichte ist, die Einleitung nämlich und der Beschluß des Mährchens, zu einem weit besseren Zweck hätte benutzt werden können, als zum Prolog und Epilog einer solchen Allegorie. Die Lächerlichkeit der einleitenden Erzählung fühlen die Leser nur zu sehr, indem sie sich plötzlich auf der Gesellschaft von Männern und Frauen in einen Affen bevölkertes Inselland versetzt sieht. Doch wir müssen näher auseinandersetzen, was der eigentliche Inhalt ist.

Den Gegenstand der Erzählung bildet die Selbstbiographie John Coldenkalb's, des Sohnes eines Fonds-Agioteurs, der, nachdem er ein ungeheures Vermögen zusammengescharrt, mit Tode abgeht, und Alles seinem Erben hinterläßt. Der Besitz dieses gewaltigen Reichthums erregt in den Begriffen des jungen Mannes eine Veränderung, die ihr natürlich ist, wenn sich Jemand von zweideutiger Achtung mit einem Male zu großer Macht erheben sieht. Mit allen Vortheilen einer höheren Schulbildung ausgestattet, sieht er verächtlich auf die ungherzigen Ansichten und schmutzigen Vorurtheile herab, die seinem Vater und dessen Geschäft anklebten. Er kauft sich einen Burgsitzen, stiftet die Baronetswürde und wird zum Parlaments-Mitglieder gewählt. Auch fehlt es seiner Jugendgeschichte in ihrem Verlauf nicht an Humor, an fein Wesen zu läutern und zu veredlen. Die Tochter des Geistlichen, dessen Obhut seine Erziehung anvertraut gewesen war, ein schönes Mädchen mit „himmelklaren schwimmenden Blick" (eine Eigenschaft, in die uns Cooper mit sichtbarer Vorliebe sehr häufig wieder erinnert), ist den gewöhnlichen Eindruck auf sein Herz gemacht. Es würde ganz gut mit Sir John Goldenkalb gestanden haben, wenn er in den ersten Stunden dieses Glückes seine verehrten Herrschaften der Beliebung zu Füßen gelegt hätte; unglücklicherweise aber geht ihm mit seinem Reichthum und seiner veränderten Lage ein neues Licht auf, welches in die gesellschaftlichen Verhältnisse in einer ganz anderen Gestalt erscheinen läßt und ihm eine Kenntniß beibringt, die den ruhigen Fortgang seines Glückes unterbricht. Sein erster Schritt im Staatsleben führt ihn in das System der gesellschaftlichen Theorieen ein, worin unter wohl Bentham's in den Händen der Staats-Oekonomen in unzählige Atome zerfleischte Philosophie gemeint ist. Er träumt nicht mehr von dem Paradies der himmelklaren Augen und der zarten Hände, die zu Weiße die Lilie beschämen, sondern hält es für seine Pflicht, sein Glück in einer weiteren Sphäre, als in der des bloß häuslichen Lebens zu suchen, und seine Gefühle eher zu zertheilen, als auf einen Punkt zu vereinigen. Er kauft daher Actien von allen möglichen Compagnieen, läßt sich auf die mannigfaltigsten Speculationen ein, schwatzt wie unsinnig von allgemeiner Menschenliebe, meistentheils unverständliches Zeug, und geht auf Reisen. Bald aber fühlt er eine Leere in seinen Empfindungen, die ihn verzweifelnd macht; er geht in sich, schreibt nach Hause an die Seine und bittet um die himmelklaren Augen, um als reuiger Liebhaber von ihr wieder in Gnaden aufgenommen zu werden; das hilft ihm aber nicht viel, denn sie versagt ihm mit gezemessenem Ernst jetzt ihre Einwilligung und empfiehlt ihm, seine Zertheilungs-Theorie weiter zu verfolgen, indem sie erklärt, daß sie ihm keineswegs durch Nachgiebigkeit gegen seine Wünsche darin hinderlich sein wolle. Jetzt kommt der Wendepunkt seines Lebens und des Buches. Er trifft in Paris einen Capitain Noah Noye, einen Amerikanischen Robbenfänger. Dieser originelle und seltsame Kauz, dessen Haupt-Eigenschaft in der fonderbaren Gewohnheit besteht, jedes Mal, wenn er über etwas entzückt ist oder sonst wie plötzlich erregt wird, mit den Knöcheln auf den Tisch zu schlagen und „Königl" zu brüllen, wird ein vertrauter Gefährte. Eines Tages begegnen sie Savoyarden auf der Straße, welche vier Affen ihre grotesken Kunststücke machen lassen. Sie Zehn glaubt in diesem Gesicht einen dieser Affen einen Augenblick wahrzunehmen. Mein Kammerdiener war, wie ich merke, im Zimmer gewesen, hatte die Vorgenlust bereingelassen und sich dann, wie gewöhnlich, zurückgezogen, um zu warten, bis ich ihm mit der Klingel das Zeichen geben würde, denn eher wagte er es nicht, wieder zu erscheinen. Ich lag eine Weile in wonniger Ruhe hingegeben, indem ich mich darau ergötze, abwechselnd in ein süßes Delirium zu verfinken und wieder in's Leben und zum wachen Denken zurückzukehren, ein Zustand, von tausend angenehme Phantasieen und Gedankenverkettungen in uns anregt. Die anmuthigen Träumereien, denen ich mich nach und nach hingab, wurden jedoch bald durch leise, murmelnde und, wie mir schien, klagende Stimmen unterbrochen, die sich unweit meines Bettes vernehmen ließen. Ich richtete mich auf, horchte scharf und war nicht wenig erstaunt; denn wo konnten wohl so ungewöhnliche Klänge an diesem Ort und zu dieser Stunde herkommen? Das Gespräch war, so viel ich zu leidenschaftlich war, um es in so leisem Ton geführt, daß ich es gar nicht gehört haben würde, wenn nicht eine so tiefe Stille in dem Hotel geherrscht hätte. Ein und wieder gelangte ein Wort zu meinem Ohr, doch war ich, trotz aller Anstrengung, nicht im Stande, die Sprache zu erkennen. Daß es keines der sonst großen Europäischen Idiome war, das wußte ich, denn diese konnte ich alle sprechen und lesen; einige Laute und Wendungen ließen mich fast glauben, daß etwas Russisches mit der ältesten der beiden klassischen Sprachen darin sey."

„Die Stimmen kamen aus dem Vorsaal, dessen Thür ein wenig offen stand. Ich warf mich in meinen Schlafrock, fuhr mit den Füßen in die Pantoffeln, schlich dann auf den Zehen nach der Oeffnung hin und richtete mein Auge so, daß ich die Personen, die über eifrige Unterredung im anstoßenden Saal noch immer seelsehen, vollkommen sehen und beobachten konnte. All mein Staunen schwand augenblicklich, als ich die vier Affen in einem Winkel des Zimmers zusammen sitzen und in einem sehr lebhaften Gespräch begriffen sah, wobei die zwei ältesten von der Gesellschaft, ein Männchen und ein Weibchen, die Vorsitzerer waren. Selbst von einem Orforder Magister, wiewohl dieß Seite so sprachwörtlich ihrer klassischen Gelehrsamkeit wegen berühmt ist, hab viele Mitglieder derselben weiter gar nichts wissen, als daß sie sich Bemühungen hätte man nicht erwarten können, daß er dem ersten Blicken entscheiden werde, wohin er den Charakter dieser Sprache zu bringen habe, die auch an jenem alten Sitz der Gelahrtheit so wenig kultiviert wird. Obgleich ich nun freilich den echtigen Schlüssel zu der Wunzel des Dialekts der Sprechenden besaß, so war es mir doch durchaus unmöglich, mich auch nur in den allgemeinen Sinn ihres Gespräches hineinzufinden. Da sie aber meine Gäste waren und vielleicht irgend einen Mangel an sonst gewohnten und für ihre Lebensweise unentbehrlichen Bequemlichkeiten empfinden mochten, oder wohl gar noch ernstlichere Beschwerden haben konnten, so hielt ich es für meine Schuldigkeit, den gewöhnlichen gastelschaftlichen Brauch dreifeit zu setzen und ihnen ohne Weiteres auf der Stelle anzubieten, was nur irgend in meinen Kräften

Digitized by Google

stände, ihnen zu verschaffen, selbst auf die Gefahr, sie in Geschäften zu unterbrechen, die sie möglicher Weise sie sich allein abzumachen wünschten. Nachdem ich also die Vorsicht gebraucht hatte, erst einiges Geräusch zu machen, als das beste Mittel, meine Annäherung anzukündigen, öffnete ich leise die Thür und zeigte mich ihnen Wilden."

„Messieurs et mes dames", sagte ich, mit einer begrüßenden Verbeugung, „mille pardons pour cette intrusion peu convenable", — doch, da ich Englisch schreibe, so kann ich wohl meine Anrede und die fernern Unterhaltungen eben so gut in diese Sprache übersetzen, obwohl ich nur ungern auf den Vortheil verzichte, sie buchstäblich und in derselben Mundart wiedergeben, in der sie eigentlich gesprochen und gefilbert wurden."

„Meine Herren und Damen", sagte ich, mit einer grünenden Verbeugung, „ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich mich so unberufen in Ihren vertrauten Kreis eindränge; da ich aber Einiges von Klagen verlauten hörte, die, wie ich sehr fürchte, nur zu wohl begründet seyn möchten, so wagte ich es, als Inhaber dieses Zimmers, mich in diesem Sinne Ihr Wirth, und in Betracht der solchen Stellung, in der Sie sich befinden, mich Ihnen zu nähern, in seiner anderen Absicht, als mit dem Wunsch, daß sie mir alle Ihre Beschwerden anvertrauen möchten, damit dieselben wo möglich abgestellt werden können, sobald die Umstände es mir irgend erlauben."

„Die Fremden waren natürlich über mein unerwartetes Erscheinen und über den Inhalt meiner eben gesprochenen Worte ein wenig betroffen. Ich bemerkte, daß die beiden Damen sogar sichtbar in einige Verlegenheit geriethen, indem die Jüngere mit mädchenhafter Schüchternheit ihren Kopf auf die eine Seite neigte, während die Aeltere, die wie eine Art von Duenna aussah, ihre Augen niederschlug, wiewohl es ihr bester gelang, ihre Fassung und Würde zu behaupten. Der Aeltere der beiden Gentlemen zunderte einen Feuerstahl, nahm sich aber sogleich zusammen, näherte sich mir mit stattlichem Anstande, erwiederte meinen Gruß durch ein überaus graziöses und zierliches Kräuseln seines Schwanzes, und antwortete, wie folgt. Ich könnte hier wohl anführen, daß er das Französische ungefähr so sprach, wie ein Engländer, der lange genug auf dem Kontinent gelebt hat, um sich einzubilden, er könne durch die Provinzen reisen, ohne daß man den Ausländer in ihm erkennen werde. Indessen war sein Accent etwas Russisch und seine Aussprache flößend und wohllönend. Bei den weiblichen Individuen kamen, besonders in den tieferen Tonlagen ihrer Stimmen, mitunter Laute vor, die den sensenden Klängen der Aeolsharfe nicht unähnlich waren. Es war wirklich ein Vergnügen, ihnen zuzuhören; doch ich habe oft Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß in jedem Lande, ein einziges ausgenommen, welches ich ohne Beleidigen nennen könnte, die herrschende Sprache im Munde des zarten Geschlechts neue Reize erhält und dem Ohr oft weit süßer klingt."

„Sie", sagte der Fremde, als er genug mit seinem Schwanze gedreht hatte, „ich würde meinen Gesinnungen und dem Charakter der Monitine überhaupt großes Unrecht thun, wenn ich es verabsäumen wollte, ein wenig von der Dankbarkeit auszudrücken, die ich bei diesem Anlaß fühle. Verlassene, obdachlose, schuldse behandelte Wanderer und Gefangene, wie wir sind, hat das Schicksal endlich einen Strahl des Glückes auf unsere bejammernswerthe Lage fallen lassen, und gleich einem sächsischen Sonnenstrahl scheint durch das Gewölk auf das Gemüth unseres Elends hindurch. Mit ganzem Schwanze, Sir, danke ich Ihnen in meinem Namen sowohl als im Namen dieser trefflichen und höchst weisen Matrone und dieses edlen und jugendlichen Liebespaars. Ja, ehrenwerthes und humanes Wesen von genus homo, species Anglicus, wir Alle bezigen Ihnen unsere schwanzgefühlteste Erkenntlichkeit für Ihre Güte!"

„Hier beugte die ganze Gesellschaft höchst anmuthevoll die besagte Zier über ihre Häupter, indem ein Jeder seine zurücktretende Stirn mit der Spitze seines Schwanzes berührte und mich dergestalt bekomplimentirte. Ich würde in diesem Augenblick gern lehmausend Pfund hingegeben haben, hätte ich ein tüchtiges Kapital in Schwänzen angelegt gehabt, um die Form ihrer höflichkeitsbezeigungen nachzuahmen; oder in meinem kahlen, entblößten und traurigen Zustande sah ich mich genöthigt, mit demüthigem Gefühl mein Haupt ein wenig auf die eine Schulter zu neigen und ihre zierlichen Komplimente mit der gewöhnlichen Englischen Stutzbwang-Verbeugung zu erwidern."

— Wir brauchen dies nicht weiter zu verfolgen. Die Unterredung endigt mit der Festsetzung einer zweiten Zusammenkunft, in welcher gewisse Differenz-Punkte zwischen dem Affen- und Menschengeschlecht förmlich erörtert werden. Protokolle werden entworfen, und es erheben sich ernste Schwierigkeiten, über die, so wie über die von beiden Seiten aufgestellten Argumente, der Leser sich selbst nach Gefallen belehren mag. Das Ende von der Sache ist, daß die ganze Gesellschaft sich in einem vom Kapitain Noah Pere beschligten Fahrzeuge, das „Wallroß" genannt, nach Hochpruna, dem Affenlande, einschifft. Die Durchfahrt durch das Eis unter einem unbeziehenden Breitengrade ist sehr gut geschildert, aber dennoch hört auch alles allgemein menschliche Interesse auf. So wie die Reisenden nach Hochpruna kommen, werden sie alsbald in die Lokal-Politik hineingezogen, und der übrige Theil des Werkes, bis zur Abreise Sir John's nach England, ist eine Art von allegorischer Darstellung, worin die Institutionen Englands und Amerika's gegeneinander in grellem Kontrast einander gegenübergestellt werden. Es ist noch hinzuzufügen, daß Sir John zuletzt von seinen Theorien geheilt wird und sich mit dem „himmelsklaren Augen" vermählt.

Einige Auszüge aus dem allegorischen Theil der Erzählung werden gelaun, in welchem Geist diese Satire geschrieben ist. Die Monitine sind übrigens nichts Anderes als die Affen; der Ausdruck ist eine Verderbung des Wortes monkey. Folgendes ist eine Schilderung des Primas von ganz Hochpruna (England), ein Seitenbild auf die Anglikanische Kirche:

„Der Leser wird sich denken können, mit welcher Neugier ich mich vordrängte, um einen Heiligen zu sehen zu bekommen, der in einem so verfeinerten Gemeinwesen, wie das der großen Monkin-Familie, lebte. Da die Civilisation solche Fortschritte gemacht hatte, daß sie alle Menschheit bis zum Könige und der Königin, fast von Allem, was Kleidung zu nennen ist, ganz entblößte, so wußte ich mir gar nicht vorzustellen, was für einen Mantel der Einfalt die Häupter der Kirche nun und würden aufgefunden haben! Vielleicht hatten sie alles Haar von ihrem Körper geschoren, zum Zeichen der allerreinsten Selbstentsagung, und sich bis auf die Haut nackt gelassen, um durch den klaren Augenschein zu beweisen, was für ein ormes, elendes, unbekümmliches Geschöpf sie fleischlich betrachtet, eigentlich seyen; oder vielleicht krochen sie auf allen Vieren zum Himmel, zum Zeichen ihrer unwürdigkeit, in der Gegenwart des allerreinen Geistes. Ich war sehr aufgeschrieben um zuverschlechtern Stellung zu erscheinen. Aber ach, der Vorstellungen, bei sich mir neuen, zeigten mir nur, wie irrthümlich und falsch die Schlußfolgerungen sind, welche sich, dessen Fassungskraft nicht durch die Finessen einer gebärterten Civilisation erweitert und gemodelt ist! Seine Gnaden, der hochhigmadenreiche Vater in Gott, trug einen Mantel von außerordentlicher Schönheit und Kostbarkeit, dessen Stoff aus zehen zehnten bar sämmtlicher Bürger von Hochpruna bestand, die sich freiwillig gar auf diese Weise herrichten ließen, um dadurch für die Aristokratie Seine allerehmüthigsten Eminenz gebbrig und anständig geforgt zu sehen. Aus solcher Kette und Einschlag gewebter Mantel mußte natürlich sehr groß und weit seyn, und es schien mir auch wirklich, daß der Prälat nicht recht wußte, wo er damit hin sollte, besonders da ihm die Contributionen jährlich eine neue Robe lieferten. Ja war nun begierig, zu sehen, wie er es mit seinem Schwanz gehalten haben würde, denn da ich wußte, daß die Hochprunen sich auf die Kunst verstanden, ihre Schwänze auf vielerlei Art zu thun, so war natürlich, daß ein Heiliger, der bei seiner Demuth ein so feines bemerkliches Gewand trug, zu irgend einem neuen Mittel seine Zuflucht genommen haben müßte, um sich wenigstens in diesem so sehr in die Augen fallenden Punkte zu kasteien. Die weiten Falten des Mantels verdrängen, wie ich sah, nicht nur die Personen, sondern auch die meisten Bewegungen des Erzbischofs; und ich schickte daher, freilich kaum mit Hoffnung auf Erfolg, den Bejagdier ab, um hinter dem höchlichen Gesetze eine Ausgucksöffnung hervorzubringen. Das Resultat war, wiederum meine Erwartungen. Statt eines Schwanzes zu entdecken, oder dies Geschenk der Natur unter seinem Mantel zu verbergen, trug der höchstgadenreiche Prälat nicht weniger als sechs caudas, nämlich seinen eigenen und noch fünf andere dazu, die auf eine feine, von den geistlichen Scharfsinn erfundene Art und Weise, die ich zu erklären nicht vermochte, will, einer an den anderen befestigt waren, wie bei Epitaxia mir dies eine unserer nächsten Unterhaltungen erzählte. Dies lange Geschwänz lief der Prälat hinter sich her, zu Boden legen, als ein einzige Zeichen von Demuth, welches ich, nach meiner schwachen Einsicht, an der Person und dem Wesen dieses erlauchten Muster geistlicher Kasteiung und Erniedrigung entdecken konnte."

Hier noch eine Stelle, in welcher England und Amerika, unter den Namen Hochpruna und Tiefpruna, charakterisirt sind. Sie bezieht sich auf meine weiteren Einleitung; Sir John spricht mit einem Monitin aus Tiefpruna:

„„Sie stimmen doch wohl nur die drei den Wahlen mit, welche das Geld und die Häuser und die liegenden Gründe des Landes besitzen?""

„„Sir, da sind Sie gewaltig im Irrthum; es stimmen Alle, die Ohren und Augen und Nasen und Stutzschwänze und Leben und Besitzungen und Wünsche und Gefühle und Verführnisse haben. Vollkommen hatten wir für eine viel echtere Gewähr politischer Treue, als Besitzthümer.""

„„Das ist in der That eine neue Lehre! aber sie steht in direktem Widerspruch mit dem System der gesellschaftlichen Theilung.""

„„Nach Ihrer Theorie freilich, Sir John, haben Sie vollkommen Recht, aber der Wahrheit nach ganz und gar Unrecht. In Tiefpruna behaupten wir — und behaupten es mit Grund — daß es trieg größere und unverschämtere Täuschung giebt, als vorzugeben, daß eine Repräsentation dieser Dinge, seyen es nun Häuser, Ländereien, Waaren oder Geld, eine Wirksamkeit für eine gute Regierung gewähre. Das Eigenthum wird durch seine Natur beständig immer in irgend einer Weise berührt, und je mehr ein Monitin hat, um so mehr muß er sich versucht fühlen, nur seine eigenen Interessen zu berücksichtigen, wenn es auch auf Kosten aller übrigen geschehen sollte.""

„Aber, Sir, das Interesse des Gemeinwesens besteht ja doch aus allen diesen einzelnen Interessen."

„„Mit Verlaub, Sir John; nicht jenes Interesse, sondern nur das Interesse einer gewissen Klasse besteht daraus. Wenn Ihre Regierung nur zu ihrem eigenen Nutzen eingerigt ist, dann mag Ihr System der gesellschaftlichen Theilung immerhin taugen; wenn aber das allgemeine Wohl der Zweck ist, so haben Sie keine andere Wahl, als die Erhaltung desselben der allgemeinen Aufsicht anzuvertrauen. Darüber, wie Sie an, daß zwei Menschen, da Sie doch ein Mensch und nicht ein Monitin sind, sich an Sittlichkeit, Einsicht, Bürgertugend und Patriotismus vollkommen gleichen, daß aber eine Eine derselben reich ist und der Andere Nichts besitzt, kann lassen Sie eine Kritik in den gelegenheiten ihres gemeinsamen Vaterlandes eintreten und Beide dazu berufen werden, bei einer Frage, die, wie fast alle große Fragen, unvermeidlich irgend einen Einfluß auf das Eigenthum im Allgemeinen haben muß, die Stimmrecht ausübden; welcher von Beiden wird wohl am unpatriotischsten stimmen, der, welcher den Fortbezug seines persönlichen Interesses nicht wird entgehen können, oder der, dem eine solche Versuchung sehr leiten kann?""

Was den sonstigen Inhalt des Buchs anbetrifft, so mag der Leser selbst, wenn es ihm beliebt, sich davon unterrichten. Jedenfalls ist die Satire darin zu sehr aus Breite getogen, es ist des Guten zu viel gethan, und man wird der langen Abhandlungen und der überflüssigen

Digitized by Google

Romisch-Schmeichelnde wilde, ehe man an's Ende gelangt. Uebrigens zeigt sich hier Cooper's Talent in einem neuen Licht, und wenn man auch an dieser Seite desselben keinen Geschmack findet, so wird man doch vielleicht dadurch einen höheren Begriff von seiner Fähigkeit zu ästhetischen Betrachtungen erhalten, als man bisher gehabt haben möchte.

England.

Anfänge des Englischen Romans.

In England war im Frankreich folgen auf die eelsgiösen die Ritterromane; diese waren es, die unter den Regierungen der Heinriche und Eduarde die Englische Nation ergötzten. Die Französischen Romane von Arthur und seinen Rittern waren auch noch unter den Plantagenet's die am meisten begehrten. Zur Zeit Eduard's IV. wurden diese Dichtungen im Englischen in dem Buche Morte Arthure vereinigt eine Compilation der berühmten Französischen Romane der Tafelrunde), und zur selben Zeit übersetzte der unermüdliche Caxton in einer romantischen Form die Geschichte von Troja und der klassischen Helden und bereicherte damit den Druck.

Arthur von Bretagne und Huon von Bordeaux erschienen in einer englischen Bearbeitung, von Lord Berners, einem Herrn am Hofe Heinrich's VIII.; diese Werke, nebst die Morte Arthure, waren die beliebteste Lektüre während der ganzen Regierungszeit der Familie Tudor.

Zur Zeit der Elisabeth wurden die Spanischen Romane vom Amadis und Palmerin übersetzt; außer diesen Uebersetzungen erschienen auch einige Englische Nachahmungen. Dies Topus für dies Genre kann „die berühmte, ergötzliche und höchst kurzweilige Geschichte des glorreich renommirten (renomé) Parismus, Prinzen von Böhmen" angeführt werden. Dies Werk, von Emanuel Ford verfaßt und im Jahre 1598 gedruckt, machte zu seiner Zeit erstaunlich viel Glück; es ist die deutzehnte Ausgabe, in Gothischen Lettren, die mir gegenwärtig vorliegt. Es ist eine Nachahmung der Spanischen Romane, besonders des Palmerin von Oliva.

Der Ornatus und die Artesia, von Emanuel Ford, und die Phädra und Hippolito, von Henry Robreis, die im Jahre 1595 gedruckt wurden, gehören demselben Genre an. Doch war zu dieser Zeit das Interesse für die Ritter-Geschichten bereits im Verblichen, und in allen diesen Productionen ist nur noch ein schwacher Widerschein von den kühnen Heldenthaten und wunderbaren Abenteuern der Lancelot's und Tristan's zu finden. Neue Sitten, neue gesellschaftliche Richtungen hatten sich entwickelt, die geschilderten setzen wollten und die Darstellungen des ferne und abenteuerlichen Mittelalters verdrängen mußten. Auch in England, das später an Originals Genie so reich werden sollte, empfing auch damals noch den Impuls von anderen Europäischen Nationen; zahllose Uebersetzungen und Nachahmungen der Italiänischen Novellen wurden mit Begier verschlungen; die vorzüglichsten, wie das Lustschloß von Paynter, das Heptameron von Whetstone und die sonderwürdigen Geschichten von Geiustone waren die Lieblingslektüre der gebildetsten Klasse der Englischen Leser, wie früher die Erzählungen der Griechischen und Römischen Legenden in den Neubau ihrer Vorfahren eingeflickt hatten. Heut zu Tage mag das Alles kein Mensch mehr lesen; und wir sollt' es auch möglich seyn, den Werken von Fielding und Richardson gegenüber; nur die Geduld des Historikers und des Moralisten, die die Menschheit in allen ihren Phasen und Entwickelungen verfolgen, hält noch aus dabei. Doch müssen wir nicht vergessen, daß Spenser's glänzende Phantasie noch aus den Ritter-Geschichten, wie aus einer Rumpkammer, Stoffe und Farben und charaktere schöpfte, und Shakespeare selbst aus den Italiänischen Dichtungen seine Nahrung saugte für seine Einbildungskraft, die mächtigste und herrlichste unter allen. Wen da rührt vielleicht auch jene eigenthümliche Richtung, die Mischung des Komischen und Tragischen der, die die Englischen dramatischen Dichter durchgehends angenommen haben.

Zur selben Zeit, als die letzten Ritter-Romane und die ersten Nachahmungen der Italiänischen Novellen die Engländer ergötzten, während der Regierung der Elisabeth, kam ein neues Genre des Romans auf, von scheinlich Geschmack und affektirtem Stile; Aehnliches war noch gar nicht da gewesen und wird hoffentlich auch nicht wiederkommen. Das erste Werk dieser Art ist Euphues, von John Lylie aus Kent; sein Geburtsjahr 1553. Früh kam J. Lylie an den Hof und in Gnaden bei der Königin Elisabeth; er bewarb sich um die Stelle des Intendanten der menus plaisirs, wurde aber zuletzt nach langwierigen Harren von Hofe weggeschickt. Während dieser Zwischenzeit schrieb er den Roman Euphues, von dem mehrfach sittlichen angenommen worden, daß er in satirischem Sinne gegen die Phraseologie der Hofdamen unter Elisabeth's Regierung verfaßt worden sey. Euphues war vollkommen ernst und direkt gemeint; sey es nun, daß der Autor einen so schrichten Geschmack hatte, den absurden Stil der damaligen modischen Conversation in seinem Werke anzunehmen, oder, was wahrscheinlicher ist, daß vielmehr die Popularität seiner Bücher den Précieux ridicules Ton und Sprache gegeben habe, in derselben Weise, wie die Romane des Fräuleins von Scudery die Ausdrucksweise und das Bombastische Uebertriebene, womit ihre Helden so freigebig waren, in die Mode brachten.

Lylie's Werk kam um das Jahr 1580 heraus und hat zwei Theile; der erste heißt Euphues, der zweite Euphues in England. Euphues, ein junger vornehmer Athener, durch Schönheit und Geist gleichermeise ausgezeichnet, von feurigem Charakter und heiterer Gesellschaft, kommt an den Hof von Neapel. Dort schließt er Freundschaft mit einem Neapolitanischen Edelmann, der ihn bei seiner Geliebten, Lucilla, einführt. Die Dame nimmt ihn so kalt auf, daß er sich zu der Frage veranlaßt sieht, „ob es Sitte in Italien sey, die Fremden so fremd aufzunehmen?" Trotz der kühlen Aufnahme aber verliebt sich Euphues in Lucilla, und erbittet sich nach dem Abendessen die Erlaubniß von ihr, in ihrer Gegenwart die Frage abhandeln zu dürfen: „Ob die Liebe mehr durch die Schönheit des Geistes, oder durch die des Körpers erweckt werde?" Lucilla wird von Euphues Vorzügen sehr bezaubert, daß sie in Liebe für ihn entbrennt und dem Philautus umgeworben wird. Alle Reden aber, die ihr Euphues in der Folge über die Beständigkeit hält, vermögen nicht, sie abzuhalten, daß sie ihm nicht eben so gut den Abschied giebt, wie ihrem ersten Geliebten. Dies gleiche Schicksal vereinigt beide verschmähte Unglückliche wieder, und Euphues schreibt seine Briefe der Mäßigung an Philantus und alle Liebende. Er lehrt hierauf nach Athen zurück und verfaßt hier eine Abhandlung über die Erziehung, betitelt: Euphues and his Ephebe.

Im zweiten Theil kommt er wieder mit Philautus zusammen und schifft sich mit ihm nach England ein. Dort bringt er merkwürdige Details über Sitten und Regierung des Landes unter Elisabeth zu Papier. Er entwirft zur Belehrung für die Neapolitaner, unter dem Titel: „Siegel Europa's", eine höchst schmeichelhafte Schilderung von England, das er den anderen Nationen als Muster darstellt. Man findet hier, wie zu erwarten, ein eben so übertriebenes als partielisches Gemälde des Lebens; ohne Maß erhebt er die Schönheit, die Talente und besonders die Kenntheit der Königin Elisabeth, so wie die Tugenden der Engländerinnen, „die zum Frühstück einen Wein trinken, wie die Italiänerinnen thun, um mehr Farbe zu bekommen."

Philantus verliebt sich in Faun Camilla; da aber hier seine Neigung nicht erwidert wird, so macht er sich zum Dritten an Lady Flavia, die ihn dann heirathet und in England festhält. Euphues erwählt ein abgeschiedenes beschauliches Leben in einer fernen Wildniß, wohin sich ihm Zuß folgt. Er verläßt seine Freunde und erfreut sich, als Diese, die an ihn kommen möchten, unter seiner Aberße nach dem Gebiege Selersetzen abzusenden, wo wie ihn denn lassen wollen.

Dieser Roman hat drei Hauptfehler, die in allen aus derselben Schule vorherrschen: 1) eine beständige Antithese nicht nur der Ideen, sondern auch der Worte; 2) ein lächerlicher Aufputz von Gelehrsamkeit in fortwährenden Anspielungen und Beziehungen aus der Geschichte und Mythologie; 3) ein unerträglicher Ueberwaust von abgeschmackten Vergleichungen.

Trotz des schlechten Geschmackes und der Affectation, die darin walten, oder vielleicht gerade deshalb, erfreute sich Euphues zu seiner Zeit des größten Beifalls, besonders bei den Damen des Hofes, die fast alle Phrasen daraus auswendig wußten. Blount, der Herausgeber von sechs Komödien Lylie's, erzählt uns, daß fast alle Frauen damals seine Schriften waren; die nicht wie Euphues sprach, wurde am Hofe von Jedermann für über die Achsel angesehen, als wenn sie kein Französisch gesprochen hätte. Ben Johnson läßt Euphues oft von seinen Heldinnen zitiren.

Wie sich nach einer solchen allgemeinen Beliebtheit annehmen läßt, so war es denn auch wirklich; Lylie hatte nicht nur Bewunderer, sondern auch zahlreiche Nachahmer. Der erste war Lodge, der Verfasser der Rosalynde oder Euphues Vermächtniß; dies Buch kam im Jahre 1590 heraus und ist interessant, als die Quelle eines Shakespeare'schen Stückes. Das Stück von Lodge's Roman ist weiter nichts als dem Gamelyn, einer Erzählung von Cofe, Chaucer's Zeitgenossen, entlehnt, die ireihümlich dem Vater der Englischen Poesie, Chaucer selber, bisweilen ist zugeschrieben worden. Gamelyn, der jüngere Sohn Sir John's von Boundis, wird von seinem älteren Bruder seines Erbes beraubt, schmählich behandelt und unter Anderem verrätherischer Weise bald und bald dazu gezwungen, sich mit einem berühmten Kämpfer in einen Zweikampf einzulassen. Der Bruder hofft, ihn so mit guter Art aus der Welt zu schaffen. Die einzige Stütze Gamelyn's in all seinem Mißgeschick ist Adam, der alte Vogt seines Vaters; durch die Hülfe dieses Getreuen gelingt es ihm endlich, des Grausamkeit seines Bruders zu entziehen. Von seinem Wohlthäter begleitet, irrt er umher, und Beide kommen endlich in einen Wald, wo sie unter eine Räuberbande, die eben ihr Mahl verzehrt, geraihen; sie werden vor den Hauptmann geführt — Alles ganz in derselben Weise, wie es Lodge in der Rosalynde von seinem Helden erzählt.

Dasselbe hat nun Rosalynde wieder Shakespeare fast die ganze Intrigue zu seinem: „Wie es euch gefällt" geliefert, und nicht nur die Fabel, sondern auch mehrere der Haupt-Charaktere hat der große Dichter von Lodge entlehnt, und sogar mehrere Ausdrücke, ja, ganze Sätze aus dem Roman wörtlich abgeschrieben. Der Anedruck „mit weinenden Thränen" (Akt II., Scene IV.) und die ganze Beschreibung, die Olivier von seiner Lage in Walde macht, als ihn Roland von der Schlange und der Löwin befreit (Akt IV., Sc. III.), sind aus Lodge's Rosalynde abgeschrieben. In der zweiten Scene des vierten Akts ist das Lied:

„Was kriegt er, der den Hirsch erlegt?"
— Sein lebern Kleid und Horn zer trägt. u. s. w.

folgender Stelle aus Lodge entnommen:

„Was giebts, Jäger? Hast Du einen Hirsch angeschossen und ist er Dir davongelaufen? Laß Dir's nicht leid sein, guter Mann; Du hast nicht viel verloren — Du hättest ja doch nur die Haut und die Hörner gekriegt."

Lodge's Werk enthält auch Verse, die von Geschmack und poetischem Gefühl zeugen; Shakespeare hat sie für den poetischen Theil seines Stücks und für die Gesänge, mit denen es durchwebt ist, benutzt. Die Figuren des Narren, des Amiens und Jacques sind von seiner Erfindung. Auch die Ausführung des Stückes ist sehr verschieden von der des Romans. Shakespeare macht die Sache sehr schnell ab; der Herzog ertrat der ältere Bruder Alleno aus der Hand von Räubern, die sie entführen wollten, um sie dem Könige zu überliefern, verbesserd, durch ein solches Geschenk Gnade zu erlangen und in die dügerliche Gesellschaft wieder aufgenommen zu werden. Shakespeare läßt Celia's (une ein anderer Name für Aliena) Leidenschaft viel unvedeutender entste-

Digitized by Google

hen. Bei ihm ist es nicht die Bequemlichkeit, in den sie sich verliebt, sondern ein Fremder, den sie ehemals am Hofe ihres Vaters gesehen. Endlich wird im Roman der Usurpator nicht durch den Rath eines frommen Eremiten bekehrt, sondern durch die zwölf Pairs von Frankreich getödtet, mit denen sich der dritte Bruder Rosader's verbunden hat.

Auch die Intrigue zu seinem „Wintermährchen" verdankt Shakspeare einem Roman dieser Schule, betitelt: Die kurzweilige Geschichte von Dorastus und Fawnia, von R. Greene, einem durch sein Genie und seine Fruchtbarkeit ausgezeichneten Autor. Man hat eine Zeitlang geglaubt, der Roman sey nach dem Stück gemacht worden; aber Doktor Farmer hat ein Exemplar des Dorastus und der Fawnia aufzufinden, welches im Jahre 1588 gedruckt worden, also vor der Abfassung des Wintermährchens. Der große Dichter hat hier alle Namen verändert; sein Leontes, König von Sicilien, heißt im Roman Regnyhbue, sein Mamillius im Roman Garinter, Hermione heißt Bellaria; Florizel ist Greene's Dorastus und Perdita seine Fawnia. Shakespeare hat nur die Figuren des Antigonus, der Pauline und des Autolycus hinzugefügt. In der eigentlichen Handlung hat er sich buchstäblich an den Roman gehalten. Das Orakel in der zweiten Scene des dritten Akts ist Wort für Wort aus dem Roman abgeschrieben, und eine Menge Stellen sind nur aus der Prosa in Verse übersetzt.

Hiervon, daß er dem Roman so nachgefolgt, ist es auch gekommen, daß der Dichter in die seltsamsten geographischen Irrthümer gerathen ist; er hat aus Böhmen ein am Meere liegendes Land gemacht, schickt Gesandte nach der Insel Delphi u. dgl. Er hat sich zu Unwahrscheinlichkeiten und Verletzungen aller dramatischen Regeln verleiten lassen. Doch macht die reiche Mannigfaltigkeit seiner Charaktere und die energische Wahrheit und Einfachheit, die jede seiner Empfindungen und jedes Wort seiner Sprache befeelt, Alles wieder gut.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

On pulmonary consumption. (Ueber Schwindsucht.) Von Dr. James Clarke.

The philosophy of morals. (Moral-Philosophie.) Von Alex. Smith. 2 Bde. 21 Sh.

Woman as she is, and as she should be. (Die Frau wie sie ist und wie sie seyn sollte.) 2 Bde. 21 Sh.

The young Queen. (Die junge Königin.) Eine Erzählung. 3 Bde. 31½ Sh.

China.

Ueber die Kultur des Thees.

(Nach der Westminster Review.)

Die Thee-Pflanze ist ein buschiger, immer grüner Strauch, der, wenn er seine natürliche Größe erreicht, 8 — 12 Fuß hoch wird. In der Botanik bildet er ein besonderes Genus mit einer einzigen Species. Die Pflanzen, welche einestheils schwarzen und andernntheils grünen Thee liefern, sind nur bleibende Barietäten, die durch lange Kultur entstanden sind. Die Thee-Pflanze wird in China seit undenklichen Zeiten kultivirt. Am besten gedeiht sie von 23° — 30° nördlicher Breite. Gleich dem Wein werden zu ihrem Anbau die Abhänge der Hügel den Ebenen vorgezogen. Sie wird aus Saamen gezogen und giebt in 2 — 3 Jahren die erste Ernte. Die Pflanze wird sorgfältig beschnitten und darauf gesehen, daß sie nicht höher wird als 2 — 3 Fuß. Die Erzeugung eines guten Thees hängt, wie bei dem Wein, von dem Boden, der Lokalität und der Jahreszeit ab, auch variirt die Güte desselben eben so nach der größeren oder geringeren Sorgfalt, womit er gesammelt und zubereitet wird. Jede Pflanze giebt gewöhnlich vier Kernten in jedem Jahre, die an Güte nicht gleich sind. Je jünger die Blätter sind, um so vorzüglicher ist der Geschmack. Die frühzeitige Kernte findet mit dem Anfange des Frühlings, die letzte im August statt.

Der Anbau verschiedener Thees, welcher seinen schönen Geruch eine beträchtliche Zeit beibehält und daher sich zur Ausfuhr eignet, war lange Zeit auf zwei Provinzen, Fo kien, welche schwarzen, und Kiang nan, welche grünen Thee liefert, beschränkt. Seit einigen Jahren ist indeß, wegen des großen Verbrauchs von Thee in Europa und Amerika, die Kultur desselben noch auf drei andere Provinzen ausgedehnt worden. Drei beiden erstgenannten Provinzen jedoch den Vorrang; der schlechteste kommt aus dem Distrikt Woyring in der Provinz Canton.

In China ist der Boden Privat-Eigenthum und in sehr kleine Theile getheilt. Die Theebäume werden von der Familie des Anbauers eingesammelt und im frischen Zustande auf den Markt gebracht, wo sie von einer besonderen Klasse von Handelsleuten gekauft werden. Diese trocknen die Blätter unter einem Dache an der Luft und verkaufen sie an eine vornehmere Klasse von Kaufleuten, welche den Thee nach seiner Qualität sortiren, ihn völlig zubereiten und dann in Kisten verpacken. Der Thee kommt etwa um die Mitte des Oktobers in Canton an, und von dieser Zeit bis Ende Dezembers ist der Handel am lebhaftesten. Die Zahl der Kaufleute, welche mit grünem Thee handeln, beträgt etwa 400; die mit schwarzem Thee handelnden sind weniger zahlreich, aber wohlhabender. Sitz begleiten ihre Kisten, die meistens von Menschen getragen werden, mehrere hundert Meilen weit bis Canton. Zur Ausfuhr sind nicht über zwölf verschiedene Sorten bestimmt, worin etwa acht bis neun schwarz und sechs grün sind. Der Preis variirt von ½ bis 4 Thaler für das Pfund.

Alle Nationen Asiens, östlich von Siam und Cambodscha, sind seit undenklichen Zeiten eifrige Thee-Trinker. Bei den Chinesen ist ohne Unterschied des Geschlechts, des Alters und des Standes der Thee-Kessel vom frühen Morgen bis in die Nacht in beständiger Bewegung. Sie trinken den Thee immer ohne Milch und selten auch ohne Zucker. Nimmt man an, was keinesweges zu viel ist, daß jeder Chinese zweimal so viel trinkt, als jeder Bewohner Großbritanniens, so würde der jährliche Verbrauch in China ½ Million Tonnen betragen.

In Europa begann der Gebrauch des Thees etwa um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, und seit dieser Zeit ist der Verbrauch bis auf nahe 30,000 Tonnen Koh gestiegen. In Großbritannien wird mehr Thee verbraucht, als im ganzen übrigen Europa und in Amerika zusammengenommen.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob China dem immer steigenden Bedürfnisse in der Folge werde genügen können? Dies leidet jedoch keinen Zweifel. Der Anbau des Thees geschieht jetzt, um dem größeren Verbrauch zu genügen, in fünf Provinzen, und kann auf mehrere noch eingerichtet werden. Der Thee wird in bezug auf die jährlichen Ernte bedürfnisse nicht besonders fruchtbar und zum Getraidebau nicht geeignet sind. Hiervon ist in China, ungeachtet der großen Kultur in den Ebenen und Thälern, noch sehr viel unbenutzt.

Der Thee verdankt unstreitig seiner gelinde erregenden Wirkung auf den menschlichen Körper seine so allgemein gewordene Anwendung. Im Geschmack der verschiedenen Sorten herrscht eine eben so große Mannigfaltigkeit, als beim Wein. Die Chinesen, und überhaupt die orientalischen Nationen, bedienen sich fast ausschließlich des schwarzen Thees. Die Engländer verbrauchen auf vier Theile schwarzen einen Theil grünen Thee, und die Amerikaner einen Theil schwarzen auf zwei Theile grünen Thee.

Mannigfaltiges.

— Das leere Schaufpielhaus zu Gloucester. Als im Jahre 1808 Kean und Jack Hughes, um ihre leere Kasse ein wenig aufzufrischen, eine Benefiz-Vorstellung zu geben sich entschlossen, hatte man bereits Alles dies zur Aufführung angeordnet und vorbereitet. Man wollte das zum Wenigsten viel Hoffnung erregende Stück: Love for the Heart's-ake (Ein Pfand gegen Herzweh) aufführen, und Kean selbst den Young Rapid machen. Die Zettel waren alle groß gedruckt und mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt ausgestellet und vertheilt worden. Die Thüren waren bereits geöffnet, die Lampen angezündet und der Vorhang aufgezogen, als man leider bemerkte — daß in der Loge, im Parterre und auf der Gallerie zusammengenommen nicht mehr als zwei Zuschauer sich eingefunden. Man hielt sogleich ein Privat-Konzilium, und es ward beschlossen, in aller Eile die Lichter auszulöschen und nicht mehr Del zu verbrennen, als das Geld in der Kasse betrug. Kean und Hughes erschienen auf der Bühne, Arm in Arm, und empfahlen sich mit einer stummen Verbeugung. Und in dieser Pantomime bestand die ganze Vorstellung für den Abend; nur soll man sich zuletzt noch mit vielen Widerwillen gestattet, die achtzehn Pence, die an der Kasse lagen, den Zuschauern wieder zuzustellen. An diesen Abend kam, wie ein Parlaments-Mitglied sich ausdrücken würde, „ein Haus" zusammen. (Barry Cornwall's Life of Kean.)

— Charakterzug eines Russen. Es lebt gegenwärtig in St. Petersburg ein verabschiedeter Unteroffizier Namens Lewenius Woolf, der, im Gouvernement Saratoff im Dorfe Buturlinka geboren, leibeigener Sclave wurde. Er kam zur Garde-Artillerie und beschäftigte sich damit, Fuhren-Pferde zu verfertigen, eine Beschäftigung, die er selbst dann nicht aufgab, als ihn die Unteroffiziers-Treffen zierten. Er setzte auch, als er nach einem zweiundzwanzigjährigen Dienste den Abschied genommen hatte, dieses Handwerk mit vielem Glücke fort und ward durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit in den Stand gesetzt, sich ein hübsches Haus zu kaufen, wo er mit seiner Familie lebt. Vor nicht langer Zeit begiebt sich Glotoff zum Staatsrath N. M—ff, dem jetzigen Besitzer seines Geburtsortes, erzählt ihm den seiner Herkunft und bittet den Staatsrath, ihn zu sagen, wie viele von seinen Verwandten in jenem Dorfe noch lebten? Er erfährt, daß die Zahl seiner männlichen und weiblichen Verwandten sich auf 28 belaufe; und nun bittet der ausgediente Soldat mit Thränen in den Augen, der Besitzer möge ihm nur auf dem Wege des Kaufes überlassen. Dieser bemerkt zwar, daß dieses kein Recht habe, Leibeigene anzukaufen, doch sey er der Gutmüthigkeit geneigt, wenn er seine Verwandte durchaus unabhängig machen wolle, bezahlen gegen die Kaufsumme seel zu geben. Entzücken blitzt aus den Augen des Veteranen, der nun ein Paket Bank-Assignationen hervorholt und die nöthige Summe zur Loskaufung entrichtet. Damit war jedoch noch nicht Alles abgemacht. Denn am anderen Tage läßt Herr Woolf den Glotoff wieder zu sich kommen und erklärt ihm, daß er seine mit von den durch ihn losgekauften Familien einen Pflegesohn von 14 Jahren habe, den dieselbe wohl auch nicht gern allein in den Tod zurücklassen würde, — worauf Glotoff ohne Bedenken noch 5 Assignationen, 500 Rubel, hinzählt — und daß ferner ein Greis, mit dem einer von seinen Verwandten seit langer Zeit zusammen lebe, da er desselben Enkelin zur Frau habe, nicht mit unter der Zahl begriffen sey. „Wenn man Gutes thut, so muß man es ohne Einschränkung thun", gab Glotoff zur Antwort und zahlte auch für den Greis 500 Rubel aus. Somit hatte derselbe 15,000 Rubel zur Loskaufung seiner Verwandten gespeiset, aber je mehr der gutmüthige Unteroffizier durch die Summen, die er, ohne sich lange zu bedenken, zum Besten seiner Verwandten beraab, in unseren Augen an Reichthum gewinnt, um so mehr verliert wohl der Herr Staatsrath, der mit einiger Berechnung den alten Veteranen auch noch einen fremden Pflegesohn und einen abgelebten Greis bezahlen ließ.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. 1½ Thlr. vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Kön. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohnbl. Post-Aemtern.

№ 89. Berlin, Montag den 27. Juli 1835

Norwegen.

Breton's Skizzen von Norwegen.*)

Das so eben erschienene (in der Anmerkung genannte) Werk des Englischen Lieutenants Breton erinnert auf mehrfache Weise an dasjenige Werk des Verfassers „Streifzüge durch Neu-Süd-Wales;“ **) es vereinigt nämlich in einem gewissen Maße das Angenehme mit dem Nützlichen und Praktischen, indem es eben sowohl als Führer und Wegweiser durch das Land wie durch manche treffende Bemerkung zur Erzählung des Lesers dient. Indeß ist der Gegenstand doch ein ganz verschiedener, und die Vergleichung dürfte schwerlich zu Gunsten Norwegens ausfallen, obwohl sich dem Freunde des Pittoresken hier in den rauhen und wechselnden Zügchen, in den öden Landschaften, auf den Seen und Hügeln gar viel zu bewundern darbietet. Die oft ausgesprochene Bemerkung, daß Norwegen die Skandinavische Schweiz sey, ist falsch, wenn auch das Land eben so gebirgig und wild ist; die Beschaffenheit der Norwegischen Gebirge-Landschaft weicht von der in der Schweiz gänzlich ab; man vermißt an derselben jene majestätische und poetische Größe, die den Schweizerischen Gebirgen so eigenthümlich ist, die Thäler sind weit enger, und der Anblick des ganzen Landes ist wegen seiner geringen Bevölkerung, trotz seiner Unendlichkeit, so monoton, daß es schon einen außerordentlichen Grad von Phantasie erfordert, um die Vergleichungspunkte herausfinden. Es giebt wenig Städte in Norwegen; die Bevölkerung ist zerstreut und von rauhen unverfeinerten Sitten; die Mittel zum Reisen sind schlecht, und niegends ist die Bequemlichkeit des Wanderers gesorgt. Hierzu kommt die strenge Kälte, der anhaltende Schnee, die plötzliche Abwechselung der Witterung und der Jahreszeiten und das allgemeine Mißbehagen, das man in allen obrigkeitlichen Personen gleich empfindet, so daß ein Ausflug nach Norwegen mehr als ein mühseliges Geschäft denn als eine Erholung und Lustreise betrachtet werden muß. Indeß gehört unser Lieutenant Breton zu denjenigen Personen, die Reisen in Beweglichkeit und Thätigkeit setzen wollen, und denen das Reisen, selbst in Norwegen, immer begünstigen macht.

Lieutenant Breton machte zwei Ausflüge von Christiania aus. Seine erste Reise-Linie ging bis nach Drontheim, und von da wieder zurück nach Christiania; hierauf aber schlug er den Weg nach den westlichen Distrikten ein, wobei er jedoch keineswegs ermangelte, verschiedene Exkursionen nach den merkwürdigsten Punkten, die seitwärts und außerhalb seiner Marschroute lagen, zu unternehmen. Wir wollen hier eine einzige charakteristische Stellen aus dem Werke hervortheben, die sie den Leser am meisten interessant seyn dürften.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Mittel zum Reisen in Norwegen alle schecht sind — ein Uebelstand, dem in seiner Weise durch die Anordnungen abgeholfen wird, die an den verschiedenen Post-Stationen getroffen worden, wo, wie in Preußen, besondere Bücher dazu bestimmt sind, daß die Reisenden ihre Klagen und Beschwerden einzutragen kennen. Gewöhnlich bedient man sich dier einer Karriole, einer weirädrigen Halbkutsche, die jedoch nicht für solche Leute eingerichtet ist dier, mit Gepäck reisen. Der Verfasser giebt uns eine Beschreibung derselben, so wie einen kurzen Kommentar über manche andere Arten den Norwegischen Reisewagen.

„Die Karriole“, sagt er, „ist eine Art Chaise, deren Rumpf vorn so lustiegt, daß die Last sich zwischen den Rädern und dem Pferde vertheilt und die ersteren nicht so tief in den lockeren Boden hinabsinken, als es der Fall wäre, wenn die Last auf denselben allein ruhte. Der Reisende sitzt hier, indem er die Beine nicht eben auf die sterilichste Weise ausstrecken hält, während seine Füße auf einem dünnen Querbrette oder dem Boden des Wagens ruhen. Auf schlechten Wege sind ich dies Fuhrwerk immer zweckmäßiger als eine Kutsche ohne Federn. Bei einigen Karriolen ist noch ein Kasten oder Sitz hinten angebracht, der zur größeren Bequemlichkeit dient, dabei aber oft das Nachtheilige mit sich führt, daß ein großer langgestreckter Mann oder Junge, anstatt niederzusitzen, auf denselben herausfitzt und mit seinem schwanzigen Leibe bald in eine zu große Nähe mit Dir geräth, so daß er Dir nicht selten während vor den kleinen Thierchen zusammen läßt, die mit seinem Manne gar wohl vertraut, aber doch darum nicht minder unangenehm sind für Dich sind. Wenn Du Dir keinen eigenen Wagen halten willst, so kannst Du Dir immer in den Postbäuslern einen solchen verschaffen; allein wenn auch manche von den Landwagen bequem genug sind, so haben doch andere ganz das Ansehen von Bierkarren, wie bei uns die Brauer deren sich bedienen. Ein Fuhrwerk, das ich empfehlen möchte, wäre eine Kutsche mit starken Federn, die für zwei Pferde eingerichtet ist, mit einem Sitze, gleich dem einer Chaise, und hinter welchem man das Gepäck anbringen kann, und worüber eine leichte Decke ausgespannt ist, um gegen den Regen zu schützen. Im Winter bedient man sich eines Schlittens, der außerordentlich leicht ist; auf denselben kann der Reisende, wofern nur die Weg gut ist, vermittelst eines mittelmäßigen Pferdes mit großer Schnelligkeit vorwärts kommen; ist man aber an dieses rasche Reiben nicht gewöhnt, so kann man sich immer auf einige Purzelbäume dabei gefaßt machen, die jedoch nur selten, wenn je einmal gefährlich sind. Die Bauern pflegen sich einer gemeinen Art von Schlittschuh zu bedienen, der sind oder sechs bis acht Zoll lang und fünf oder vier Zoll breit und von denen der eine immer etwas länger als der andere ist, um das Fortschreiten sicherer zu machen. Mit diesen laufen sie, gestützt auf einen Stab, der an dem einen Ende platt geschlagen ist, lange Strecken mit ungemeinlicher Schnelligkeit.“

„Hat nun der Leser sich eines von den beschriebenen Fuhrwerken gewählt, so wollen wir uns auf eine der Partieen hin begeben, die dem merkwürdigsten Lande eigenthümlich sind, und wobei wir es gelegentlich für zweckmäßig halten werden, einmal abzusteigen, um eine der einsamen Hütten in der Ferne zu besuchen.

„Nachdem wir den See verlassen, setzten wir, nämlich ich und mein Diener, unseren Weg durch Wälder von Tyrra-Fichten fort, über hohe und felsige Gebirge, zuweilen über Schnee, durch reißende Ströme und tiefe Moräste, aus denen unsere Pferde oft nur mit großer Schwierigkeit sich herausarbeiten, so wie längs der Küsten der Seen, bis wir an eine Stelle kamen, die so verlassen und öde schien, daß ich darüber erstaunte, weil sich's irgend ein Fluß in dem so kommen lassen konnte, hier an einer der traurigsten und schauderhaftesten Stellen. Wir ritten nur auf einige Zeit, sich niederzulassen. Von einer Anhöhe aus, die wir erstiegen, hatten wir Gelegenheit, die genaue Beschaffenheit jener öden Gegend zu beobachten: vor uns lag die Landschaft ausgebreitet, mit mehreren Seen, von endlosen, labyrinthartigen Gebirgsmassen eingeschlossen, deren Gipfel mit Schnee bedeckt oder mit Moos bewachsen und deren Seiten mit Büschen oder Riefern besetzt waren. Diese Gebirge erhoben sich in langen Reihen hinter einander, bis sie sich endlich in der weiten Entfernung verloren, wo das Auge nach die stufenförmigen Schlünde und Abgründe entdeckte. Die kleine Ebene, wo die Finnen ihre Hütten aufgerichtet hatten, war mit einigen zerstreuten Birken besetzt, außerordentlich morastig, und lag am Fuße eines Hügels, wo fast gar keine Begetation, mit Ausnahme des Rennthier-Mooses, fortkommt. Die Stelle schien von allen lebenden Wesen ausser uns verlassen, und als wir uns die Hütte näher betrachteten, bemerkten wir, daß sie deut

schlecht bei ihm fort, und zwar, wie es scheint, gründen sich seine Bemerkungen keineswegs auf Unfreundlichkeit gegen das Land überhaupt. Indeß ist es Zeit, uns in's Gebirge zu begeben. Der Schneehaufen, eine der höchsten der Norwegischen Bergspitzen, erhebt sich 7480 Fuß über das Meer und ist mit ewigem Schnee bedeckt. Er gewährt eine der merkwürdigsten Ansichten des Landes.

„Wer", sagt Lieutenant Bertou, „mit dem, was er bisher in den Alpen und den Karpathen gesehen, nicht zufrieden ist, der wird nicht verstehen, mit welcher Begeisterung sich der Schneehaufanus zu besteigen; die Entfernung kann kaum mehr als vierzehn Meilen betragen, und die Expedition läßt sich in zwölf Stunden abmachen, wobei man noch sechs Stunden zu Pferde zubringt. Giebt man dann, wenn man den Gipfel des Berges erreicht, nicht zu, daß die „grausige Einöde" hier in ihrer größten Ausdehnung und Vollkommenheit zu sehen sey, so weiß ich nicht, wo sie sonst gefunden werden könnte. Ich ließ zu Pferde, in Begleitung des Gastwirthes und meines Dieners, die erstern falls beritten waren; mein Pferd war mit Maulscheiben ausgeschmückt und hatte das Zeil eines langhaarigen Schweines zur Satteldecke auf. Unser Führer watete durch die Wasserfläche, die in Folge des geschmolzenen Schnees und Regens mehr als gewöhnlich tief und reißend gung waren, um manchen Mann davon abzuschrecken, durch dieselben zu reiten, wenn nicht ein sicherer Führer vorangeht. Dann ließ man den ungeheuer Größe klettern, welche das Beste von Strömen bilden, die zu steigen aufgebort, und die nur dazu da zu seyn scheinen, um die Sicherheit des Fußpferds unserer kleinen vierfüßigen Thiere zu prüfen. Endlich waren wir am Fuße des Schneehaufans angekommen. Hier machten wir mit den Thieren Halt und überließen sie ihrer eigenen „Führen oder kommen Phantasie", da es sonst hier weiter nichts für sie gab. Während diese Thiere dort ausruhten, begannen wir selbst unsere unmittelbaren Anstrengungen."

„Wir stiegen drei Stunden von der einzig zugänglichen Seite zu den Berg hinan, und zwar zum Theil zur Erholung unserer Füße über Schnee, von dem mehr auf der Oberfläche lag, als man seit langer Zeit sich erinnern konnte; ich hatte meinen Diener auf der Mitte des Weges zurückgeschickt, indem er bereits erschöpft war und nicht mehr weiter gehen konnte, und endlich befand ich mich auf dem Gipfel und fing an, mich nach den Wundern der weit und breit ausdämmten Stelle umzusehen. Vor Allem sieh mir hier die Gestalt meines Führers in die Augen, der seinen besten blauen Rock angelegt, mit ungewöhnlich langem Saume und einer rothen Kappe à la Figaro; da ich indeß nicht deshalb so hoch gestiegen war, um dessen Anzug zu bewundern, so schweifte ich mit meinen Blicken nach allen Richtungen umher, um so möglich irgend einen Gegenstand von größerem Interesse und Gewicht zu erspähen. Ich bemerkte jedoch weiter nichts, als eine ungeheuer Wildniß von Gebirgen, die den schauerlichsten Anblick gewährten, den man sich nur denken kann. Unregelmäßige Gruppen von unbegrämten Gebirgsketten erhoben sich bis zu einer Knabenhöhe von ungefähr sieben- zig Lengl. Meilen und gaben der schauerlichen Einöde das düsterste melancholische Aussehen, allein die wenigen Meilen, die man von einer Anhöhe der anderen so auffallend ähnlich, daß man immer und überall dasselbe zu sehen glaube, und je unerwarteter man diese so äußerst monotone Einförmigkeit wahrnahm, um so unangenehmer mußte sie erscheinen. Das unmittelbar angränzende flache Land ist mit Felsen oder Steinen besäet und wechselt mit Seen oder Strömen und verdickt-ersichen Morästen, so wie hier und da mit Zwergbäumen ab, die ihre Wipfel nur wenig über den dürren unfruchtbaren Boden emporerheben. Und das ist der so gepriesene Anblick, den im Gangen die Mühe des Aufsteigens nur schlecht belohnt! Die Stille war so gänzlich ununterbrochen, und die Natur schien gleichsam in den behaglichen tiefsten Schlummer so tief versunken zu seyn, daß man dabei fast an nichts Anderes mehr dachte, als was für eine unmerkbare Stelle dieselbe einmal in unserm Zeiler für die Betrachtungen der „Menschheit" abgeben dürfte. Ein weiser Mann aus der alten Zeit machte die treffende Bemerkung, daß der größte Theil unserer Erde von einem undurchdringlichen Ocean überzogen wird, dann den übrigen Einiges mit nackten Gebirgen überdeckt oder unter Sand verschüttet ist, so wie endlich ein Theil von unmittelbrochener Hitze versengt wird und ein anderer unter ewigen Schnee begraben liegt."

Wie bemessen sie den uns vorliegenden Theile, wie man leicht mit uns bemerken wird, das, was demselben allein ein bleibendes Interesse zu ertheilen im Stande gewesen wäre — nämlich den Geist einer lebendigen und regen Phantasie. Skandinavien, das Land des Odin — die Wiege der wunderbarsten mythologischen Schöpfungen und Gestalten — mit seinem geheimnißvollen Mitternächten, seinen unermeßlichen Wäldern, seinen ungeheuren Seen, über welche die alten Geister und Schatten unter der Gestalt von tausend Legenden zu wandeln scheinen, mit seinen ihren Steppen, die überall von die Krieger aus jener wollen, längst verstorbenen Zeit erinnern, welche noch jetzt von ihren Todtentänzen in den feierlichen mitternächtlichen Erscheinungen daselbst eingeladen werden, jenes Land mit seinen mythischen Hügeln, die bis in ihr tiefsten Tiefen von den schrecklichen Gestalten der Traditionen aus Zeitalter zu Zeitalter heraufbeschworen wurden, — dieses Land hat dem angezeichnet — ein solches Land bietet dem dichterischen Gemüth eine unerschöpfliche Fundgrube von Begeisterung und Entzücken dar, die selbst die traurigsten Erscheinungen nicht zu entzaubern vermögen. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der poetischen Schilderungen desselben in seinem Lande, wie sie Steffens in seinem „Malsoun" und in seinen „vier Norwegern" gegeben hat? Ein Land, das, wie der Verf. sagt, der Wehmuth des „letzten Menschen" seyn könnte, und auch mit dem gesteigerten Gefühl angriehen werden, das wir bei dem letzten Menschen voraussetzen. Aber das ist es gerade, was wir in dem Werke des Lieutenants Bertou vermissen, in welchem wie im Ganzen mehr ein Handbuch für Reisende, als ein literarisches Produkt zur Unterhaltung für den gebildeten und poetisch denkenden Leser erdichten können. Indeß werden die zahlreichen Partieen des zwar schlecht gezeichneten, aber in lebhaften Farben entworfenen Kostüme, die sorgfältig abgefaßte Reise-Karte und die geteenen Skizzen wertwürziger Gemen immer noch dazu beitragen, das Buch bei der Menge zu empfehlen, welche in demselben in der That viel Nützliches und Praktisches finden wird.

England.

Anfänge des Englischen Romans.

(Fortsetzung.)

Die schönste aber und bekannteste der Productionen Greene's ist seine Philomela, auch: die Nachtigall der Lady Fitzwater betitelt, einer Lady Fitzwater zu Ehren, der das Werk auch dedicirt ist. Der Verfasser sagt in seiner Dedication: er habe es geschrieben, um für die Frauen ein Zeugniß abzulegen.

Diese reizende Erzählung ist neuerdings wieder abgedruckt worden und ist durchaus hinreichend, wie der Herausgeber richtig bemerkt, das Andenken des Verfassers von den Vorwurfe, daß er sein Talent beständig zum Dienst der Unsittlichkeit herabgewürdigt habe, zu reinigen. Der Charakter der Philomela ist einer solchen Sache gemäß gezeichnet, sie ist mit einer so makellosen Reinheit, mit einer so heiligen Schönheit ausgestattet, daß die Phantasie, die sie gebildet, mehr als einmal von den allergarstigen Neigungen und den rohesten Gefühlen begeistert gewesen seyn muß. Der Stil ist, wenn wir die Wahrheit gestehen dürfen wollen, allerdings durch Affectationen à la Euphues verdorben; aber in der Führung und Entwicklung der Begebenheiten herrscht eine Wahl, ein Takt, ein Maaß, daß man glauben sollte, es gehöre einer anderen Epoche der Kunst an — Beyläge, die um so erheblicher erscheinen, wenn man sie mit der Weitschweifigkeit der Arkadia Sidney's vergleicht, die gerade damals des höchsten Rufes genoß.

Philomela, die Heldin dieser Novelle, ist die Frau eines Edlen von Venedig, des Grafen Philippo von Medicis; sie ist die Bewunderung dieser poetischen Stadt, „nicht ihrer Schönheit wegen, obgleich Zitaten seine schönere Frau aufzuweisen hatte, auch nicht ihrer Reichthums wegen, obschon sie die einzige Tochter des Herzogs von Mailand ist, sondern wegen der Trefflichkeit und Vollkommenheit ihrer Seele, deren Tugend ein Paradies um ihn zu schaffen schien. „Aber aller Reinheit ihrer Sitten und der Unsträflichkeit ihres Wandels ungeachtet, quält sie der Graf mit Eifersucht, dieser unseligen Leidenschaft ganz hingegeben, die dem, der sie hegt, das Herz zernagt, wie der Neid." Es geht so dem unschuldigsten mit sich, als dem Kinde, das nicht einen unter der Bettannschaft seiner Frau finden könne, den sie Andern im Umgange vorzöge." Aber er kann sich auch nicht des geringsten weidenzigen Schmiles, ja, nicht einmal eines Wortes erinnern, aus dem Verdacht zu schöpfen wäre; doch kann denkt er wieder: „der Schein trügt, der Salamander brennt desto mehr, je weiter er entfernt vom Feuer ist", und nach diesen Analogien schließt er: „ist reiner und heiliger der Mund der Frauen ist, desto heftiger ist ihr Herz."

Endlich wendet er sich an einen vertrauten Freund und bittet ihn, „die Tugend seiner Frau auf die Probe zu stellen." Dieser vertraute Freund ist Giovanni Lutesso, der schönste und galanteste Edelmann Venedigs, der ihm denn wirklich verspricht, die Gräfin zu bestürmen und, sobald er sie seinen Wünschen geneigt finde, ihm Alles ohne Weiteres anzuzeichnen.

So kommt nun Lutesso an, seine Rolle auszuspielen. Einst Tages findet er Philomelen allein in ihrem Garten sitzend und unschuldige Liedre zur Laute singend; er ergreift diese Gelegenheit, ihr zu gestehen, daß er liebe, nennt aber noch nicht den Gegenstand seiner Leidenschaft. Aber Philomela tischt ihm eine solche Menge moralischer Maximen auf, Beispiele aus der Mythologie und der römischen Geschichte, daß er bald sieht, daß diese Dinge über die schwachen Kräfte einer Engel, daß er nicht weiter vorzudringen taugt, er sucht seinen Freund auf und giebt ihm die bereitesten Versicherungen von der Treue und Reinheit seiner Frau.

Aber der Eifersüchtige ist damit nicht zufrieden; all' die schönen moralischen Reden sieht er gerade darin begründet, daß Lutesso nicht Philomelen selber als den Gegenstand seiner Leidenschaft genannt habe, und verlangt deshalb, sein Freund solle ihr eine vollständige Erklärung machen. Hierauf schickt ihr Lutesso einen sehr ausführlichen Liebesbrief und ein schlechtes Sonnet dabei. Philomela giebt eine indignirte Antwort, erwidert aber auch das Sonnet, „als Beweis, daß ihr Geist nicht schwächer sey, als ihre Tugend."

Alles dies wird dem Manne getreulich hinterbracht, der aber nun anfängt, Verdacht gegen Lutesso zu fassen. Die Antwort seiner Frau stehe ihm fest, da er aber seine Absichte hat, um weiter in Erfahrung gegen sie aufreizen kann, so dingt er zwei seiner Knechte, den Ehebruch zu bezeugen. Auf Grund dieser Aussage werden Philomela und Lutesso, als des Verbrechens überwiesen, durch einen Spruch des Gerichts aus dem Gebiet von Venedig verbannt.

Philomela schifft sich nach Palermo ein. Während der Fahrt verliebt sich der Capitain in sie, „doch war sie seine Leidenschaft durch die Einfuchs die sie ihm einer Weibsperson gegen sich einzuflößen wußte, in Haß gewandelt." Nach ihrer Ankunft in Palermo führt er sie zu seiner Frau, von der sie auf's gastfreundlichste und liebreichste aufgenommen wird und in diesem stillen Hause ein scheres Glück und die sichere Freistatt findet. Der Friede, der sie umgiebt, bereitet ihr ein besseres Dasein, als sie in ihrem Palast zu Venedig genossen. Nur der Gedanke an ihren grausamen ungerechten Gatten und an die Kränkung und unverdiente Strafe, die Lutesso ihr zugefügt, erfahren, bereiten sie. Doch läßt sie sich angelegen seyn, so viel sie nur immer kann, „auf ihre Wunden den Balsam sanfter Geduld zu legen, und mit ihrem traurigen Schicksal sich in den Schatten ihrer Unschuld zu flüchten."

Lutesso hat sich unterdessen zu Philo nicens Vater, dem Herzog

Digitized by Google

von Mailand, brachen und ihn von den gegen seine Tochter begangenen Freveln in Kenntniß setzte. Sogleich bestieg sich der Herzog nach Venedig und fordert vom Senat Genugthuung. Die Knechte des Grafen gestehen ein, daß sie falsch geschworen. Der Graf, von Gewissensbissen gefoltert, erhebt sich und erklärt: „daß Nichts so gebeim sey, was mit der Zeit nicht an den Tag komme; wie das Oel, obwohl flüssig, das Feuer nicht löscht, so ist auch die Zeit, so lang sie auch sey, kein sicheres Bollwerk für die Sünde.“ Er schließt mit den Worten: „Heut nützt es wenig mehr, daß ich laut und öffentlich mich für den Schuldigen erkläre, da diese Knechte, die ich gedungen, schon die Wahrheit entdeckt haben. Mir bleibt nichts weiter übrig, als zu bereuen, obwohl zu spät, und zu büßen. Doch habe ich gesündigt über alle Buße hinaus und flehe Eure Gerechtigkeit dreifach an, mir keine geringere Strafe zuzuerkennen, als Tod.“

Der Herzog, von Philippo's wahrer Reue gerührt, schenkt ihm das Leben, und Alle machen sich nun in verschiedenen Richtungen auf, die beschimpfte Gattin aufzusuchen. Philippe kommt nach Palermo, und in seiner Verzweiflung, da er seine Frau nicht finden kann, klagt er sich eines Mordes an, der gerade in der Stadt begangen worden. Philomela erfährt, daß ein Venetianer ins Gefängniß geschleppt worden, verlangt ihn zu sehen, und erkennt durch das Gitter ihren Gemahl. Anfangs bemächtigen sich Erbitterung und Unwillen und auch der leise Wunsch nach Rache ihrer Empfindungen, bald aber fühlt sie, „daß der Name Gatte kein leerer Schall ist, daß das Band der Ehe um den innersten Kern des Daseins geschlungen ist und das andere Ende desselben unterm Siegel des Grabes liegt.“

Sie entschnidige ihren Mann bei sich mit folgendem Raisonnement: „Das Böse, das er die gethan, that er nicht, weil er eine Andere, sondern weil er Dich zu sehr liebte; die Eifersucht hat ihn zum wahnsinnigen Beginnen getrieben, und ihre Frevel sind die Frevel der zärtlichsten Liebe.“

Von diesen Empfindungen bewegt, erscheint sie vor dem Gericht an dem Tage, wo ihres Gatten Urtheil gesprochen werden soll, und verschwiegt ihn mit so viel Kraft, Liebe und überzeugender Wahrheit, ihr Leben für das seine bietend, daß dem Richter Philippo's Unschuld einleuchtet und alle anwesenden Sicilianer in lauten Beifall und Jubel ausbrechen. „Philippo erlangt der gemaltigen Bewegung seines Innern; der Drang der Freude und des Schmerzes zugleich drückt ihm das Herz; bald todt wird er hinausgetragen, und nach zwei Stunden verschredet er unter dem Uebermaß seiner Gefühle. Philomela, die ihn so zu gleicher Zeit gerettet und verloren sieht, ist vor Jammer außer sich. Sie kehrt nach Venedig zurück und tritt dort bis an ihren Tod als Philippo's von Medicis Wittwe, durch Nichts gerührt über seinen Verlust, mit solcher Ruhe und Weltklugheit macht sie sie berühmt, daß sie bei ihren Lebzeiten für ein Muster von Bauberzugkeit gilt und nach ihrem Tode mit den größten Ehren feierlichst in der Sankt Markus-Kirche beigesetzt wird.“

Die Entwickelung dieser Geschichte ist offenbar Boccaccio's berühmter Erzählung: Tituo und Gesippus, nachgebildet. Der erste Theil, die Prüfung der Frau durch einen Andern, entspricht der Episode in Don Quixote, wo Don Fernando Camilla durch Weiber auf die Probe stellt. Doch ist nicht anzunehmen, daß Greene und Cervantes Einer den Anderen stellen abzuschreiben haben. Greene war todt, als Don Quixote erschien, und es ist nicht wahrscheinlich, daß Philomela zu Cervantes gelangt sey. Sie hatten Beide wohl eine gemeinsame Quelle, aus der sie schöpften: die Natur und die menschliche Thorheit.

Was der Philomela seine Entstehung verdankt, ist das Lustspiel von Davenport: Die Stadt in der Nachtmütze, wo Lorenzo auch die Tugend seiner Frau Adelmia, der Schwester des Dogen von Benedig, durch seinen Freund Philippo versuchen läßt. Dies Stück wurde im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts geschrieben und erschien in der Sammlung von Dodsley. Der Kommentator meint sittlich, es sey dem Don Quixote entlehnt. Die Beziehung, die es zur Philomela hat, ist viel augenscheinlicher und näher. Auch ist der Stil voll von Euphuismus, und man findet an einzelnen Stellen Greene bis auf seine eigenen Worte.

Lodge und Greene sind die einzigen unter Lyle's Nachahmern, die uns für die Fehler des Stils durch einzelne Züge des Genies und der Erfindung Ersatz zu bieten im Stande sind. Nur dem Namen nach führe ich den Philotimus von Brian Melbrant, 1583 gedruckt, und Malvillia's Leiden von Breton an, Werke, die mit Gothischen Lettern gedruckt und von Bücherliebhabern ihrer Seltenheit wegen geschätzt sind.

Der von Lyle eingeführte Stil blieb nicht sehr lange der herrschende, aber die Manier, die darauf folgte, war eben so wenig empfehlenswerth. Unter der stürmischen Regierung Karl's I. und während der Republik hatte die Englische Nation andere Dinge zu thun, als Romane zu schreiben oder zu lesen. Erst zur Zeit der Restauration erwachte der Beifall, den die unter Jakob I. gedruckte Arkadia fand, den Geschmack für heroisch-romantische oder doch wenigstens alterthümlichen Dichtungen, als die, welche die dahin erschienen waren. Diese Arkadia, von Sir Philip Sidney, dies so viel gelesene und bewunderte Buch, möchte seinen Ruf vielleicht nicht minder dem großen Character und glorreichen Tod des Verfassers als seinem eigenen Verdienste verdanken. Bisweilen wird dieser Roman: die Arkadia der Gräfin von Pembroke genannt, weil ihn der Autor dieser Dame, die er für einen würdigen Gegenstand aller Poesie ansah, gewidmet hatte. Das Werk, dem der Schluß und die letzte Feile fehlt, kam erst nach Sidney's Tode heraus; wir würden es in vollendeterer Gestalt besitzen, wenn, wie Sir W. Temple sagt, dem Verfasser nicht ein für sein Genie und seine Tugenden zu kurzes Leben zugemessen gewesen wäre.

Zu Sidney's Zeit war der alte Ritter-Roman noch nicht ganz aus der Mode; das angeführte Werk trägt die Spuren davon: es ist zur Hälfte im heroischen Genre, doch ist auch viel Komisches mit eingewebt. Die Form ist die der Epopee; die Scene beginnt mitten in der Handlung, und wir werden mittelst Erzählung zum Ursprung der Begebenheiten zurückgeführt.

Basilius, König von Arkadien, schon im vorgerückten Alter, hatte eine junge Prinzessin, Gynecia, Tochter des Königs von Cypern, geheirathet. „Aus dieser Ehe“, erzählt der Verfasser, „entsprangen zwei Töchter, so wunderbar ausgestattet mit allen nur erdenkbaren Gaben, als sollten sie bestimmt seyn, zu zeigen, wie weit die Natur davon entfernt ist, dem weiblichen Geschlecht stiefmütterlich gesinnt zu seyn. Die Aeltere hieß Pamela, die Jüngere Philoclea; was aber ihre Vorzüge und Vollkommenheiten anbelangte, so hätte man nicht sagen können, welche die Aeltere und welche die Jüngere sey. Was mich betrifft, so schien mir, als ich Beide sah, mehr Sanftmuth in Philoclea und mehr Majestät in Pamela zu seyn; in Philoclea's Augen schien nur die Liebe zu scherzen und zu spielen, in Pamela's zu drohen; es kam mir so vor, als wenn Philoclea's Schönheit nur eine sanft einschmeichelnde wäre, aber von der Art, daß ihr kein Herz widerstehen könne — eine Wirkung, die Pamela's Schönheit durch die Gewalt ihres blendenden Eindruckes hervorbrachte. Philoclea schien ihren Werth selber nicht zu kennen, war bescheiden und schüchtern, so daß aller Beifall sie zu Schanden werden mußte, um wenn sie Neigung und hoffende Wünsche erweckte, so wußte sie dieselben zu gleicher Zeit in die Schranken der Achtung und Ehrfurcht zu bannen; Pamela, von großen Gedanken voll, entging dem Stolze nicht, weil sie sich über ihre eigenen Vorzüge in Unwissenheit befand, aber einer ihrer Vorzüge bestand eben darin, daß sie nicht stolz war. Sie besaß die Weisheit, die Seelengröße und den Adel ihrer Mutter, aber, wenn ich nicht irre, zu einem seltenen Character vereinigt.“ (Pag. 10. Londoner Ausgabe.)

Nun fand Basilius, wie viele seiner Mitmenschen, Lust daran, sich selbst zu quälen, ging nach Delphi und befragte das Orakel, und erhielt folgendes Räthsel zur Antwort:

„Deine Tochter, die erste, der Gegenstand Deiner zärtlichen Sorge, wird Dir von einem Prinzen entführt werden und doch nicht verloren seyn. Deine zweite Tochter wird von einem Liebhaber in einer Verkleidung, die der Natur völlig zuwider ist, verführt werden, und doch wird sie seine Neigung namentgmäß erfüllen. Sie werden Beide diejenigen heirathen, die vor Deinem Sarge, wie vor den Schranken eines Gerichts, über die Ursachen Deines Todes verhandeln werden, während Du doch nicht todt seyn wirst. Ein Fremdling wird auf Deinem Throne sitzen. Aber eh' noch alle diese Schläge Dich treffen, wirst Du mit Deiner Frau einen Ehebruch begehen.“

Basilius, von diesem sprechenden Orakel in Schrecken gesetzt, und um alle Gefahr von sich zu thun, sah es nicht in Erfüllung gehe, verläßt den Hof und zieht sich in einen Wald zurück, wo er zwei Hütten hat erbauen lassen, eine für sich, die Königin und ihre jüngste Tochter Philoclea, die andere für Pamela, unter der Aufsicht des Dometas, eines geoben mürrischen Bauern, dessen Frau Milla und dessen Tochter Mopsa als wahre Hexen an Leib und Seele vorgestellt sind. Diese Familie bildet den komischen Theil des Werkes.

Inzwischen die nun in dieser Abgeschiedenheit leben, leiden zwei Prinzen, wie sie nur in Gedichten vorkommen, Pyrocles, des Königs von Macedonien Sohn, und sein Vetter Musidorus, Prinz von Thessalien, an der Küste von Arkadien Schiffbruch. Der Erstere verliebt sich in Philoclea, der Zweite in ihre Schwester. Nach dem gewöhnlichen Geschmack, den die Roman-Prinzen an Verkleidungen zu finden pflegen, und zwar auch dann, wenn ihnen ihre eigene Gestalt in ihren Unternehmungen weit förderlicher gewesen wäre, erscheint Musidor als Schäfer, Pamela Horus, bei Dometas, dem Wächter seiner Gefangenen, Dienst suchend. Pyrocles wirft sich in Amazonentracht, unter dem Namen Zelmane, und wird so von Basilius in sein Asyl aufgenommen. Bald aber wird seine Lage bedenklicher, als anfangs zu vermuthen gewesen; denn einerseits verfolgt ihn Basilius mit Liebes-Anträgen, andererseits die Königin Gynecia mit ihrer Neigung; diese hat nämlich einen etwas schärferen Blick als ihr Gemahl und sucht auf alle Weise zu verhindern, daß Pyrocles nicht einen Augenblick mit Philoclea allein ist.

Ein solcher Held, der seine Geliebte in Frauenkleidern, ohne daß sie einen Mann in dieser Blöße vermuthet, umgiebt, kommt fast in allen Romanen dieser Epoche vor. Die Situation aber, in die Pyrocles durch die Leidenschaft des Königs und der Königin gerath, ist aus dem elften Buche des Amadis von Gallien.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Zwangsheirath, von Molière.

Es war in den raubsten Tagen des schweren Winters von 1664: der Kardinal war todt, die Königin Mutter wurde von den ersten Anfällen einer tödtlichen Krankheit heimgesucht; die Königin war schwanger mit Elisabeth von Frankreich, leidend, und betrübt über die gleichgültige Behandlung, die sie vom Könige erfuhr, der sich damals gerade in zwei ihrer Ehrendamen, die La Motte und die La Vallière, verliebt hatte; eine Seuche verwüstete Paris — und trotz alle dem schwärmte man am Hofe in Lustbarkeiten und Vergnügungen, denn der Hof war jung, der König auch, und man verschmeicht sich kaum im kleinen Theaterlaal des Louvre, Molière's Scherze mit Possen zu genießen.

Molière war zu der Zeit noch Lieblin, der Schützling des Prinzen von Conti, hatte erst seine kleineren minder bedeutenden Stücke geschrieben; Tartüffe, der Geizige, der Bürger als Edelmann und der Menschenfeind gäbeten erst in seinem Kopf, und er war noch nicht das große Genie, das allein einer erbitterten Feindeswelt gegenüberzustehen hatte. Er war der Liebling des Hofes. Doch dürfen

Digitized by Google

wir nicht vergessen, daß er allerdings schon damals die Schule der Männer und die Schule der Frauen, zwei Meisterwerke, die man ihm nur mit großer Ueberwindung verzeihen getonnt, geschrieben hatte.

Am dem Tage nun, von dem wir sprechen wollen, einem der letzten des Januar, ließ Molière die Zwangsheirath versteigen, ein Durcheinander aus Königlichem Schauspiel in dem Sinne, als nur der Hof eingeladen war, dieser Vorstellung beizuwohnen. An den Ecken von Paris waren keine Zettel angeschlagen — keine Journale gab's, das neue Lustspiel des Herrn Molière anzukündigen oder zu preisen. — Molière's Stuben drang nicht über die Thore des Königlichen Schlosses hinaus, der Salen des Hofes war der Schauplatz seines Genius, aber in diesem Kreise war auch die ganze Welt vorhanden. Da waren Turenne, Condé und Boffuet zugegen; Racine dichtete in demselben Jahre und für dasselbe Theater seine Thebaïde; Alles, was es Gebildetes und Geistreiches in Europa gab, (!) befand sich an diesem Orte, um zu hören; der König selber, König Ludwig XIV., trat hier agirend mit in die Schranken.

Begehen wir uns denn nach diesem Schauspielsaal des Louvre, arbeiten uns vorsichtig durch das Volks-Gedränge, durch die neugierige Schaar hindurch, die den Eingang des Louvre umwogt und von den Wachen des Louvre mit derben Hellebardenstößen in Ordnung gehalten werden muß, so oft eine goldene Sänfte, von vier Bedienten in rother oder blauer, grüner oder gelber Livree getragen, Lorraine oder Conti, Rohan oder Guise ankommt. Steigen wir behutsam die Treppe Heinrich's IV., durch die Schweizer und Französischen Garden, mit denen sie zu beiden Seiten besetzt ist, hinan; treten wir durch den Saal Heinrich's III., durch den Saal, wo die Wache der Königin ist, durch diesen dunkeln Gang, steigen ein paar Stufen hinauf, und noch ein paar, öffnen diese kleine Thür und sind beim Könige, oder vielmehr bei Molière.

Die Bühne, eng und niedrig, ist mit Bänken besetzt; auf diesen Bänken sitzen die Favoritste, die alte Hof, der Rest der alten Krieger aus den letzten Kriegen, ehemalige Freudinnen, die man anständig lieber Leute gewordene sind, wie die Königin Mutter in Gegenwart Condé's und Mademoiselle's sagte. Die jüngeren Hofleute drängen sich in ihren Logen, wo sie sich für das Ballet, in welchem sie mit dem Könige tanzen sollen, ankleiden. Monsieur Bigiers, der schöne Tänzer, der jüngst erst auf dem Theater Benetia's gealänzt, und Comminges werden die Soupyons darstellen. Georges, der geschickte Georges, der Dupouchet der Zeit, hat die Kostüme dazu gezeichnet, auch das Kostüm des Kammerd und das der Elfersucht, die Molière's Ballet vorkommen. Der König spielt die Rolle eines der Anbeter der Frau von Sganarelle; er ist in weißen Atlas gekleidet, mit feuerfarbenen Bänderschnuren besetzen, und seine Maske ähnelt mathematischer Weise dem Gesicht Bartes, eines der Liebhaber der Gräfin von Soissons.

Dicht am Theater und Orchester steht der Stuhl Mademoiselle's, gleichsam ihrem Widerwillen gegen die Musik zum Trotz; da sitzt sie, des verstorbenen Monsieur Tochter, in Molière Heinrich's IV., Mademoiselle d'Eu, Mademoiselle de Dombes, Mademoiselle d'Orléans, Mademoiselle de Montpensier, Mademoiselle de Conti, Geschwisterkind mit dem Könige, die ihm der Krieg bereitete, der ihn vom Throne stürzen sollte, die das verschrie, was ihre Nachkommen vollbracht haben, und die, da es ihr nicht gelang, sich zur Königin von Frankreich zu machen, Launen in ihrem Gebieter machte, der sie bekanntlich, wie allgemein bekannt ist, Herr von Lauzun ist an ihrer Seite; er war die auf diesen Tage eingetroffene, so sehr von Paris, Hofe und Königs ihrer gewöhnlichen Residenz abzuhalten, von wo sie erpreß gekommen war, um den König in den Zwischenspielen der Pequelin'schen Komödie tanzen zu sehen. Dies gegen Mademoiselle ergehen genügte Haupt ist das Haupt Turenne's, der sich mit dem Herrn Herzog anzüchtig über den Komiten unterhält, den Gaffindi in diesem Jahre entdeckt und dessen Erschreinung mit Besorgnissen für das Schicksal des jungen Planeten erfüllt. Jener neben Turenne ist Herr von Chanlet, der kommt seiner Herrn Stallmeisterei; dies hübsche, geistreiche und feine Gesicht gehört Mademoiselle de Brie an; Madame d'Aiguillon strahlt in den Edelsteinen ihres verstorbenen Onkels, des Kardinals, aus jener Gruppe von Frauen hervor; auch Madame erblicken wir, mit ihren tausend goldenen Bandschleifen, die in so hohem Grade das Mißfallen der Frau von Sévigné erregen, und hinter ihr einen dicken Mann mit flusterer, aber zufriedener Miene; es ist Colbert, der eben den Finanzrath seinen Neffen zu Ende gebracht hatte. Dicht neben Colbert sehen wir Arlequin. So ist Alles versammelt: Hofleute, Prinzen, Königin, Generale und Beamten, Alles harrt erwartungsvoll — nur die Königin Mutter fehlt noch. Sobald sie erscheint, beginnt das Stück.

Sie tritt ein — zweiundsechzig Jahr alt und immer noch schön; es ist der schöne vielgepriesene Busen Anna's von Oesterreich, es sind ihre schönen Arme, die wir sehen; aber dieser Busen von blendender Weiße, im hübschen Anschein der Jugend, der noch immer das Muster der Maler ist, verbirgt ein schrecklich nagendes Uebel. Der einzigen Monaten sie Anna von Oesterreich die ersten Schmerzen eines Krebsschadens gefühlt, und die Krankheit ist schon zu einem solchen Grade gediehen, daß trotz allen Parfüms, mit denen sie sich umgiebt, trotz ihrem wohlriechenden Fächer, der in beständiger Bewegung ist, trotz allem Reispelt, den ihre Mühe als Mutter des Königs gebietet, der Hof dennoch nicht in ihrer Nähe auszuhalten vermag. Von beiden Seiten weicht Alles vor ihr zurück, und ein Kreis von leeren Sitzen bezeichnet den Ort, wo sie Platz nimmt. Auf einen dieser Sitze läßt sich la Lunde nieder, ihr Mundarzt, der nie von ihrer Seite geht, auf einen anderen Alliot, ein Arzt, der sich aus Bar-le-Duc mit dem festen Vorsprechen eingefunden, sie von ihrem Uebel wiederherzustellen. Sechs Monate darauf starb sie daran.

Die Königlichen Lakaien geben nun durch die Reihen der Bänke und die Tribunen umher und vertheilen das Buch des Ballet du Roi, bei Robert Ballard in Quarte schön gedruckt und in weißen Atlas gebunden. Mit folgendem Satze hebt es an: „Da es nichts in der Welt giebt, was so angenehm ist, wie die Ehe, und Nichts so wie sie Gelegenheit darbietet, die Menschen in lächerliche Situationen zu bringen, so ist es kein Wunder, daß sie zu den meisten Komödien und Ballets, denen diese sind nichts Anderes als stumme Komödien, den Stoff hergeben muß — wie dies denn auch bei gegenwärtiger Vorstellung der Fall ist."

Die Zwangsheirath ist zu gleicher Zeit ein Ballet und eine Komödie. Molière hat einzelne Scenen als Zwischenspiel einschieben — aus leicht erklärlichen Gründen. Der König langweilte sich, der König wollte tanzen, und zwar vor einem Publikum, um den Fräulein La Vallière gefallen. Man sieht, die Liebe und Georges kommen: — „Molière, Neuerrlag nach Italien, wollen wir tanzen und brauchen eine Komödie und ein Ballet — „Georges, zu unserem Tanz brauchen wir Lumpazij Musik, passende Musik und eine ganz Erleuchtung im Schauspielsaal des Louvre." Georges spitzte seinen Bleistift, Molière schmitt sich eine Feder, und am bestimmten Tage waren Beide da, der eine mit einer gründlichen Schmetterei, der andere mit einem Meisterwerk, denn die Zwangsheirath ist in Wahrheit ein Meisterstück von Lustigkeit, Lebendigkeit, geistvollem Sinne und echt philosophischem Geiste geschrieben.

Es ist unsprechlich der Effekt, den dieses Lustspiel, das wir jetzt noch nicht gröber als ein kleines Vaudeville, ja ist es doch ein ziemlich schweres Lustspiel, und Molière liefert darin die lustigste Satire auf die Greise, die, bald schon im Grabe liegend, noch heirathen, auf die Pedanten, die nur in ihren Büchern leben, auf die sittenlosen Mädchen von guter Herkunft, und auf die Kaltblütigkeit der Hofleute in Punkt der Ehre. Man vergesse nicht, daß dies Lustspiel einen Monat nach der Standesen Geschichte der Madame de Navailles und der Herausforderung der Königin auf's Leben, bei wegen Liebes-Abenteuer und den Duellinnen des Schlosses Saint-Germain vom Hof, wegzog und sich sämmtlich, ohne auch einen Widerlegen zu fragen, an ehrliche Leidenschaften in der Provinz verbreitet wurden. Es darf nicht übersehen werden, daß Molière nur immer die Gebrechen angreift, die in den Monaten, wo er schreibt, die herrschenden sind. So heftig auch schon die Lust über mich hergefallen ist, so wiederhole ich es nochmals, daß Molière allein als Opposition seiner Zeit gegenstehend; man wird mir es alsdann zugeben, daß er ein sehr dreister Schüling war und seinen Königen und den Freunden seines Königs oft auf eine sehr abenteuerliche und ungewöhnliche Weise schmeichelte. Loëve Veimar.

Bibliographie.

Expériences sur la fabrication et durée des boucles à vis fer et en bronze. — Aus dem Deutschen des Königl. Preuß. Hauptmann B. Meyer, von Raschdiu de Petersdorf.

Exposition de la foi politique du tiers-parti, etc. Par un ami de la liberté, de Paradre et de l'humanité. — 3 Fr.

De l'influence de la Démocratie sur la liberté, la propriété et le bonheur de la société. Par un Américain, ancien membre du congrès; précédée d'une Introduction, par M. Enbam. — Aus dem Englischen. — 7 Fr.

Coup d'Oeil sur la médecine, envisagée sous le point de vue philosophique. — Von L. E. Auber. 3 Fr.

Le Médecin de maladies secrètes, ou l'Art de guérir soi-même. — Von Dr. Eb. Albert. 1 Fr.

Traité théorique et pratique des maladie de la peau. — Von P. L. Rayer. Nebst 400 Abbildungen. Pr. 88 Fr. — Atlas Abbildungen 23 Fr.

Mannigfaltiges.

— Zweideutige Prophetieen. Thomas Learmouth, gewöhnlich der Reimer genannt, soll zur Regierungszeit des Schottischen Königs Alexander's III. wegen seiner Prophezeiungen und Traumen der Zukunft berühmt gewesen seyn. An dem Tage, an welchem Alexander starb, fragte der Graf von March den Propheten, ob ich an demselben Morgen etwas Außerordentliches zutragen werde? und dieser antwortete: „Morgen will man den beständigen Frieden verneuen, der in Schottland gewährt." Nachdem darauf die Nachricht von dem traurigen Tode eintraf, sagte Thomas: „das war der Sturm, von dem ich sprach." Diese Geschichte wird bei Fordun als eine Probe seines prophetischen Geistes angeführt. Ein anderes Beispiel wird von Wyntown von Tyana bei Philostratus (V B. 43 Kap.) erzählt. Zu der Zeit, unter der Regierung des Kaisers Nero, fand eine Sonnenfinsterniß statt, die von einem heftigen Gewitter-Sturme begleitet war. Bei dieser Gelegenheit sagte Apollonius, indem er seine Augen zum Himmel emporhob: „Es wird sich etwas Großes ereignen und nicht ereignen." Kein Mensch wußte sich den Sinn dieser Prophezeiung zu entrathseln; man deutete sie bald ein Becher, den Nero in den Händen hielt, vom Blitze getroffen und zerschmettert, aber der Kaiser blieb unverletzt. Dion äußerte sich hierauf Apollonius, „war das Merkwürdige, was sich ereignete und nicht ereignet hat." (Dalrymple's Memoirs of Scotland.

— Der vielbeschäftigte Kardinal. Als man den Kardinal Bollap, der in die Werke Rabelais über die Lakaien verwarf war, eines Tages den Vorschlag machte, einen bekannten Gelehrten zu Tische einzuladen, fragte er vor Allem, „ob derselbe auch die Schriften Rabelais gelesen?" Die Antwort war: Nein; denn Jener sey ein Mann von ganz ernstem Schlage. „Wenn dem so ist", erwiderte hierauf der Kardinal, „so mag er mit meiner Dienerschaft zusammen speisen."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) oder 3 Fl. rhein. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 90. Berlin, Mittwoch den 29. Juli 1835.

Rußland.

Die Russische Literatur zu Anfang des Jahres 1834.

Von N. J. Gretsch.

Aus einem in Paris lebenden Russen.

Sie lieben die vaterländische Literatur und beschäftigen sich eifrig mit derselben. Dies habe ich aus dem Französischen Journal ersehen, in welchem Sie eine „Uebersicht der Russischen Literatur“ mitzutheilen versprachen. Ich bin überzeugt, daß Sie Ihren Plan auf eine des Gegenstandes würdige Weise ausführen und zur Aufklärung der Franzosen in Hinsicht der Kenntniß von unserem Vaterlande beitragen werden. Da aber wahrscheinlich nicht alle Russischen Werke zu Ihnen gelangen, so denke ich mir, daß einige Details über den gegenwärtigen Stand unserer literarischen Welt Ihnen nicht ganz unnütz, vielleicht sogar angenehm seyn dürften, und hoffe, daß Sie nicht ermangeln werden, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, indem Sie uns über den Kreis, in welchem Sie bereits mehrere Jahre leben, einige Auskunft ertheilen. Besonders interessant würde es uns seyn, einige Details über die gegenwärtigen Heroen der Französischen Literatur zu erfahren. Schildern Sie uns daher Lamartine, Delavigne, Hugo, Nodier, Dumas, die Herzogin von Abrantes, Jamin, Balsac; demselben Sie den Bibliopolen Jacob und Michel Raimond.

Meinerseits vermag ich freilich nicht, Ihnen einen solchen Ueberfluß an Materialien und Personen darzubieten; doch werden meine Nachrichten gewiß Ihrem Herzen mehr zusagen: denn ich werde von Rußland und von den Russen sprechen. Es ist ein irriger Glaube, daß die Liebe zum Vaterlande (verstehe sich, bei dem erwachsenen Menschen) mit der Entfernung von der Heimath abnehme. Im Gegentheil, die Gegenstände, welche der Raum von uns trennt, wirken auf uns in dem Maaße, als die Zeit vergeht; in der Ferne verschwinden ihre kleinen Mängel, sie erscheinen unserem Verstande und unserer Phantasie in ihrem ganzen Umfange in vollendeter Gestalt, sie machen auf unsere Seele nur einen ganzen, man möchte sagen milden Eindruck, und dieses wohlthuende Gefühl wird in Ihren Augen die Mängel meines Gegenstandes ergänzen.

In der That hat unsere Literatur noch nicht die Stufe erreicht, auf welcher wohl jeder gute Patriot dieselbe zu sehen wünschte. Wir haben noch keine eigene literarische Welt; nur Wenige beschäftigen sich bei uns ausschließlich mit der Literatur, jeden gleichsam für die Literatur. Junge Leute, der Freiheit der Schul-Weisheit und Schul-Pedanterie noch nicht ganz entledigt, versuchen wohl, bei ihrem Eintritte in die Welt, ihre Kräfte, lassen aber, wenn der erste Versuch nicht sogleich glänzenden Erfolg hat, bald den Muth sinken, betagen sich über die Gleichgültigkeit und Geschmacklosigkeit des lesenden Russischen Publikums, und ein großer Theil derselben weiht sich daher dem Dienste, in welchem man einen rascheren Lohn schneller erlangen kann, während ein anderer Theil dieser verwunderten Künstler in die Kehrseite nicht der schreibenden, sondern der redenden Exposition eintritt, welche Alles schmäht, Alles tadelt. Es gehört eine ungewöhnliche Seelenstärke, glühende Leidenschaft für die schönen Wissenschaften, unverbrüchliche Liebe für Kunst und Wissenschaft überhaupt dazu, um sich auf der mit Disteln und Dornen besäeten Laufbahn des Literaten fortzuwinden. Dem Poeten, dem Literaten ist durchaus ein kräftiges Pflichtgefühl vonnöthen, um sich mit dem Lohne, welcher ihm für seine Anspornungen und Leistungen wird, zu begnügen. Tretet mit Eurer Seele, Euren Werken hinaus in die Welt! — sie kennt Euch nicht! — Man sagt Euch zwei, auch drei Artigkeiten, aus denen Ihr bald entnehmt, daß der bald kultivirte Komplimentenschreiber Eure Werke nicht gelesen hat und Euch nur nach Hörensagen lobt. Hört nur die Urtheile und Lobeserhebungen eine Stufe tiefer: man preist Euch bis Gesicht die Stellen Eurer Werke, welche Ihr am wenigsten auf dem Herzen und im Gedächtnisse getragen wähntet; — die Gedanken, die Bilder, die Empfindungen aber, welche Ihr in lichten Momenten höherer Eingebung geschaffen, welche Ihr Euer ganzes Leben hindurch, wie die Muschel die kostbare Perle, mit Euch herum getragen habt — das sind Schätze, über die man hinwegschlüpft, wie über die glatte Außenseite eines lackirten Chinesischen Mosaikrunds! Seiten und unverwandt hört der Russische Poet das Echo seiner Lieder! Aus irgend einem dunklen und entlegenen Winkel erschallt allenfalls ein matter: „Ich verstehe! ich fühle es!“ — und diese einzelne Stimme, zuweilen auch wohl ein Gedante, welchen vielleicht jene Stimme irgendwo laut giebt, das ist Alles, was unser Gefühl, unsere Phantasie und Talente als Nahrung erhalten. Soll man hiernach nicht die Schriftsteller anderer Länder beneiden, deren Werke das ganze Vaterland kennt, denen der Beifall aus den Logen, aus dem Parterre und — sogar aus dem Paradiese entgegen schallt? Wer aber kennt hier die Richtung, welcher die wahre Kritik so wie das wahre Talent folgen sollen? Man muß oder auch zu Gunsten jener gefährlichen Nebenbuhler eingestehen, daß sie ihre Erfolge, ihre Leidenschaft mit schwerer Mühe, langjährigen Studien, unermüdlichem Fleiße, mit Aufopferung ihrer Gesundheit, ja zuweilen sogar ihres Lebens erkaufen. Wir Alle dagegen handeln aus ungefähr so, wie die Klasse unserer Fabrikanten, die mit ihren leichten feigirten Erzeugnissen die Asiatischen Märkte versorgt. Das entsteht und vergeht! Wir haben uns auch mit der Literatur noch nicht ernstlich, thätig, ausdauernd, wie mit einem für das Vaterland wichtigen Gegenstande beschäftigt, sondern bisher mit den schönen Wissenschaften nur wie mit Kregeln gespielt. Doch genug, kommen wir zur Sache selbst.

Erst seit kurzer Zeit brachte die literarische Beschäftigung bei uns wesentliche Vortheile, d. h. Geld, und noch gar nicht lange ist es her, daß ein Buch drucken oder ein Journal herausgeben des Druckers oder Buchhändlers Schuldner werden hieß. Heutzutage bringt doch die ausdauernde Beschäftigung mit einem oder dem anderen Zweige der schönen Wissenschaften und Künste bleibenden und sichern Gewinn, und das ist für das Forschersten der Literatur sehr wichtig. Man beurtheilt bei uns freilich Manches höchst sonderbar! — So hält man es nicht für unanständig oder unerlaubt, sondern gewissermaßen für nubequem, sich des Geldes wegen mit den Künsten oder schönen Wissenschaften zu quälen! Aber wer in der Welt thut etwas umsonst? Der Feldherr, der Minister, der Prälat, der Banquier erhalten Besoldung, Geld für ihre Anstrengungen, einen ehrenvollen und anständigen Sold, wenn derselbe durch wahre Verdienste erworben ist. Besoldung der Feststellung sicherer, den Anstrengungen angemessener Vortheile für eine Literaturbeschäftigung mit den schönen Wissenschaften bildet sich auch bei uns eine besondere Gesellschaft von Gelehrten und Literatoren, die ihr ganzes Leben der Bearbeitung irgend eines für die Menschheit im Allgemeinen oder für das Vaterland insbesondere wichtigen Gegenstandes widmen werden. Nach Maßgabe der wachsenden Liebe zur Lektüre und zu den Wissenschaften, wird auch die Achtung für den Gelehrten und Literaten, so wie für den Menschen und Bürger zunehmen, was wird nicht mehr fragen: „Ist er Kollegien- oder noch Hofrath?“ ic.? oder: „Wie kann man den Wladimir-Orden 4ter Klasse einem Beamten der 14ten Klasse geben, dessen Talente die eines Cammerjunk und Gerard übertreffen?“ — Unsere Regierung thut wirklich alles Mögliche, um den Sinn für Künste und Wissenschaften auf jede Weise zu bilden, zu befestigen und zu heben; wir aber müssen diese wohlwollenden Absichten erkennen und der Ausführung derselben auf halbem Wege entgegenkommen! Sie sehen hier, verehrtester Jakob Nikolajewitsch, unsere Klagen, unsere Wünsche und unsere Hoffnungen. Doch diese Mittheilungen haben Sie von mir nicht verlangt. Sie wollen Rechenschaft von den neuesten Russischen Erzeugnissen, haben und mit Ihrer Erlaubniß werde ich Ihnen, was ich weiß und was ich kann, schreiben. Ich bitte nur, nach dem Obengesagten nicht über die Armuth unseres Vaterlandes an Materialien zu klagen und von mir nicht die Schärfe des Urtheils zu verlangen, an die Sie in dem Pariser Treiben gewöhnt sind. Die Dürftigkeit kann nicht zu große Auswahl bieten! Wenn wir indessen nicht durch die Quantität unserer Produkte den Cours der Russischen Währung an der Europäischen Börse feststellen können, so dürften doch einige derselben durch ihre Qualität den Rothschilden Ihrer Literatur nicht viel nachgeben.

Den Reigen unserer tüchtigsten Poeten führen Krilloff und Puschkin. Nur Schade, daß diesen Repetiteff's Regel: „Schreiben! Schreiben! Schreiben!“ beizubringen unmöglich ist.

Krilloff giebt selten seine neuen Fabeln heraus und nur fünf derselben sind in der Zwoiffe[1]) abgedruckt worden. Krilloff hat, als Mann voll Verstand, so wenig Selbstvertrauen und traut namentlich seinen vorgerückten Jahren nicht mehr genug zu; doch scheint mir diese Aengstlichkeit sehr unnütz. Seines poetischen Talentes gar nicht zu gedenken, muß jeder leicht erkennen, daß die Art seiner Dichtung, weniger als jede andere, dem Einflusse der Jahre unterworfen ist. Phantasie, Gefühl, die lyrische Flamme können mit den Jahren erlöschen, aber Beobachtungs-Geist, Verstand, der Reiz der Erzählung ältern nicht in dem talentvollen Manne.

Puschkin, unser Proteus der schönen Wissenschaften, wunderlich,

[1]) Hermaphr., ein (auch in diesen Blättern zur Zeit besprochenes) im Jahre 1833 in St. Petersburg erschienenes belletristisches Journ., zu welchem mehrere der ausgezeichnetsten Schriftsteller Rußlands Aufsätze geliefert haben, im Genre des Livre des Cent et un.

Digitized by Google

üppig wie die Poesie selbst, hat in diesem Jahre (1834) erst ein Prädiudium, ein Capriccio gespielt. Wir erwarten jetzt die Ouvertüre, etwas Großes, Gehaltvolles, doch noch haben wir nichts gehört, und wiederholen bloß, wie der schon halb verstummte Instrumente seiner Kabelle entzückte Sultan Mustapha: „Wie schön! wie herrlich!“ Auf Puschkin kann man mehr als auf jeden andern das anwenden, was wir von dem Schicksale unserer Poeten gesagt haben. Von ihm wird man sagen: „Er war in der Welt und die Welt hat ihn nicht erkannt!“

Im vorigen Jahre sind zwei Russische Original-Trauerspiele erschienen: Tezenato Kasso von Nikolai Polewoi, Waldjesuwitsch Kukolnik, von dem Verfasser selbst eine dramatische Phantasie genannt, und Wassilij Rusalka und Bathory, ein historisches Drama vom Baron Georg Fedorowitsch Rosen. Beide Produkte, besonders das erstere, müssen die Aufmerksamkeit aller Freunde der Literatur auf sich ziehen.

Tasso, der Mann zweier Welten, groß, erhaben, unsterblich für die geistige Welt, schwach, unbeweinenswerth, wahnwitzig in den Augen der materiellen irdischen Menschen, ist ein dankbarer Vorwurf, für ein Russisches geschaffenes Charakterbild. Unser junger Dichter hat den Charakter und das Schicksal des Sängers des befreiten Jerusalem glücklich aufgefaßt und benutzt, und uns namentlich nicht nur den geschichtlichen Tasso, sondern überhaupt den Poeten, den fremden Gast in unserer Welt dargestellt, indem er denselben mit Personen und Umständen in Verbindung bringt, wie es das Schicksal dem Ausdichter nach absichtlich mit seinem Liebesinge und dem Hofe getrieben hat. Die junge Tragödie hat manche Schönheit; die gelungensten Scenen derselben aber sind: Die Unterredung Tasso's mit seinem Genius im Gefängnisse und später sein Tod. Noch ist dies Trauerspiel nicht in Scene gesetzt worden, doch hat der Autor, meiner Ansicht nach, nichts dabei verloren. Das Ideale, die poetische Erhabenheit des Gegenstandes dieses Drama's, tritt nicht mit der sichtbaren Wirklichkeit, welche das Theater-Publikum verlangt, als Nebenbuhler in die Schranken. Das Buch unserer Bühnen schauer bei der ersten Scene, wo Tasso in dem Hause seiner Schwester für verrückt gehalten wird, sich vor Lachen ausschütten würden, wie wenn in dem „Mezger aus Verstand“*) der verrückte Tschapski auf dem Balle mit Lobeserhebungen überschüttet wird; und so bin ich auch überzeugt, daß für die Scene mit dem Wahnsinnigen nicht verstehen würden, in welcher doch ein so tiefer Sinn liegt.

Das historische Drama Rosen's zeichnet sich durch Verdienste anderer Art aus, indem es ein poetisches Gemälde das Russischen Lebens im 16ten Jahrhundert darstellt. Er hat bewundernswerthe Charaktere jener Zeit gewählt, als: Johann, Bielsky Godunoff, Basthory Samoteló, Kurbsky u. A., schildert dieselben vortrefflich und erdichtete sehr glücklich noch einige Personen (wie z. B. den Zaarewitsch Johann, den so prosaische Geschichte gar nicht kennt), und läßt dieselben, ihrer Stellung gemäß handelnd, an die Scene treten. Die meiste Beachtung in diesem Drama verdient die Sprache der handelnden Personen. Der Verfasser bindet sich nicht an die herzugenden bedingenden Gesetze des Anstandes und der Zartheit im Ausdrucke, sondern wählt Worte, welche, seiner Ansicht nach, deutlicher, kürzer und kräftiger Gedanken und Gefühle aussprechen, regelt dieselben nach der Russischen Volks-Construction, und erreicht dadurch einen ungemeinen Effekt. Man kann sagen, er wälzt die Sprache um — bisweilen war mich ganz glücklich, aber wie wäre dies zu vermeiden, wenn er sie den den Fesseln befreien will, welche der früheren dramatischen Sprache durch die Regeln Boileau's, durch das Beispiel Sumarokoff's und die Ueberbleibsel der Seminare und Kanzleien angelegt worden sind. Ehre und Ruhm dem kühnen Helden, der sich auf die Phalanx der falschen Klassiker wie Arnold Winkelried auf die eherne Mauer der Feinde stürzt! Flieht ihn nach, junge Poeten und vollendet den Sieg der Wahrheit und der Natur über die Lehren der Lüge und den Unsinn. Uebrigens muß man anderer Seits auch zugeben, daß das Drama des W. Rosen als Drama eine strenge Kritik nicht aushalten würde, wenn nicht in demselben mehrere für uns durch ihre geschichtliche Bedeutung wichtige Personen in die Scene geführt, und die Handlung so wie das Anziehende im Stücke für Moskau und Pskow besonders den doppelten Interesse wären.

Das dritte poetische Erzeugniß dieses Jahres ist das rührende Vermächtniß eines zu früh vom Glanze der Welt geschiedenen Talentes. Die Kaiserlich Russische Akademie hat nämlich den poetischen Nachlaß des selber am 19. November 1833 im vollen Jahre schon gestorbenen Fräuleins Elisabeth Kulman drucken lassen. Das Leben und Leiden dieser jungen Dichterin giebt uns ein bewundernswürdiges Bild von dem Kampfe ihrer göttlichen Seelenkraft mit den sie vernichtenden irdischen Lasten. Fräulein Kullmann war fast aller neueren Europäischen, so wie der Lateinischen und Griechischen Sprachen mächtig, und ihre liebste Beschäftigung waren Uebersetzungen der alten Klassiker oder Nachahmungen dieser großen Muster. Ihr Leben in einem Alter so geschieden, wo Andere kaum zu studiren anfangen, zeigte sie der erstaunten Welt, was sie hätte leisten können, wenn es dem Schicksal gefallen hätte, ihr Dasyn auf dieser Erde noch um einige Jahre zur völligen Ausbildung dieses seltenen poetischen Talentes zu verlängern. Das heilige Andenken einer solchen Seele gebietet der Feder jedes Kritikers Ruhe und Schweigen

Im vorigen Jahre sind ferner noch die Poesieen des jungen Dichters Kaschkoff erschienen, in denen eine heftige Gluth der Seele, viel poetisches Element und eine schöne Sprache, aber, meiner Ansicht nach, eine zu große Einförmigkeit der Erfindung nicht zu verkennen sind.

Iwan Iwanowitsch Kostoff, dessen Leben als ein großes Beispiel erscheint, welchen Trost die Beschäftigung mit der Poesie dem Menschen selbst bei den schwersten Verlusten und Leiden gewährt, hat ebenfalls seine bis dahin in verschiedenen Journalen und Almanachen zerstreuten Gedichte in einem besonderen Bande drucken lassen. Die Töne der Lieder dieses Dichters sind nicht künstlichen Rouladen oder brillanten Variationen eines Virtuosen auf einem koketten Instrumente, wohl aber den Klagetönen zu vergleichen, welche der Harmonika oder der Aeolsharfe entlockt werden!

Wir kommen jetzt zu den neueren Werken in Prosa, unter denen, dem inneren Werthe nach, den Russischen Geschichten und Erzählungen von Marlinsky die erste Stelle gebührt; auch gehört der Verfasser denselben entschieden zu unseren vorzüglichsten Prosaikern. Erfindung, Anlage, Erzählung, eben so schlagende als neue Gedanken, so vortreffliche Charakteristiken, gelungene Schilderungen der Natur, rührende und komische Scenen aus dem geselligen Leben, praktischer Verstand, wendendes Gefühl, scharfe Satire und sanfte Beryagtheit des Gemüthes — überdies die strengste Genauigkeit bei Beschreibung von Lokalitäten und Details verschiedener Gegenden, Gesellschaften und Beschäftigungen — dies Alles hier vereint, giebt den Geschichten und Erzählungen Marlinsky's einen hohen Werth. Man wird zwar den Verfasser hinreißend finden, wo die Umstände und Gegenstände in einiger seiner Vergleiche und Beschreibungen vor, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht ha, wo er das Leben in den gewöhnlichen Bissen-Zimmern der großen Welt beschreibt; doch kann man ihm wohl diesen Vorwurf in Bezug auf Amalat Bek, — auf den todten Schleier, — auf die Bilder des See- und Kriegs-Lebens, — auf den Brief an Dokter Erman machen? — Unlängst las ich im Journal des Débats die Rezension einer in Paris gedruckten Uebersetzung der Russischen Erzählungen des Comtesse Rossen, wo man unseren Schriftstellern Mangel an Originalität vorwirft. Was würden aber Eure Anstarchen wohl gesagt haben, wenn für Marlinsky's Geschichten und Erzählungen hätten lesen können? Es versteht sich übrigens doch auch, daß die Uebersetzung dem Originale wenigstens einigermaßen an Werth gleichkommen muß. In jenen Contenus Russes sind z. B. die Worte: Kunaka, podsolnitschik, nagaï unerklärt,“ (Kunjäkin, Kielschank, Kin de cheval apporteur-in den Anzeigen mit der gelehrten Randglosse versehen, daß „fils de chien“ auf Russisch soukine sine hrise, und die Bemerkung hinzugefügt: C'est une appellation fort commune, usitée dans les rapports du maître et des domestiques en Russie. Auf solche Weise übersetzt man uns! und nach solchen Uebersetzungen wird die Russische Literatur, die Russische Bildung beurtheilt! —

Von anderen Schriftstellern, welcher in diesem Jahre das leseude Russische Publikum auf eine angenehme Weise alarmirt, ist der Baron Brambeus. Sie fragen natürlich: „Wen wo haben Sie diesen Baron entnommen?“ — Aus dem Russischen Märchen vom Benetianer Franzel, welches mit folgenden Worten beginnt: „Es war einmal ein König Ludwig, in welchem ein Spanischer König lebte, der Baron Brambeus hieß er.“ — Ja das genügend! Die ersten Versuche des Baron Brambeus wurden in der Nowosselje abgedruckt, und vor kurzem erschienen seine „Phantastischen Reisen“, das geniale Produkt eines nicht gewöhnlichen Verstandes und einer originellen Phantasie. Gedanken, Bilder, Anlage — kurz Alles in diesen Erzählungen überrascht den Leser als etwas Neues und Ungewöhnliches. Schade, daß einzelne Stellen Ausdrücke sprudeln, welche von unserem feuchen, zinzerlichen Geschmacke nicht gebilligt werden können. Als ich vor kurzem einer Dame sagte St. Maure, als man ihn auf die Unanständigkeit einiger in seinen Soirées gelesenen Verse aufmerksam machte. — Was soll man thun! Ausdrücke, welche in Frankreich jedes wohlerzogene Mädchen, ohne zu erröthen, anhören wird, würden bei uns die erfahrenste Wärterfrau in Verlegenheit setzen.

Zu der Roman-Literatur ist von G. Lafstschinkoff's letztem Lehrling der 4te Theil erschienen und die zweite verbesserte Ausgabe gedruckt worden — ein sowohl durch den Inhalt, als durch die darin handelnden Personen anziehendes Buch, nur zu sehr Walter Scott nachgeahmt — den Stil ausgenommen.

Das unsterbliche Gerippe, von G. Weltmann, ist ein glücklicher Versuch, alte Russische Mährchen, Sagen, Traditionen, Gerichte, Volksgebräuche und Aberglauben in Form eines Romans zu benutzen. Der Roman enthält eine vortreffliche Episode, aber im Ganzen hat derselbe weder inneren, noch äußeren Zusammenhang, auch kann der Held des Romans, — früher ein Narr, — dies Interesse nicht eben sehr anregen.

In diesen Tagen hat auch Mazeppa, ein Roman von Th. W. Bulgarin, die Presse verlassen, in welchem sehr anschaulich und lebendig die Klein-Russischen Abenteuer und ihre Händel mit den Lechen und Moskallen geschildert werden.

Kamtschadalka, ein Roman von G. Kalaschnikoff, ist wohl der Beachtung werth, wegen der genauen Schilderung der Sitten und Gebräuche, so wie einiger Begebenheiten in Kamtschatka.

Ferner wird in diesem Jahre noch der Roman „die Familie Cholmetzkoi“ das Licht erblicken. Der Inhalt desselben kommen lernen, so lautet Sie in Paris den aus des Englischen übersetzten Roman „Le pour et le contre“, fügen Sie demselben noch einige National-Scenen hinzu, in denen Karten, Tricks, Rum u. eine Hauptrolle spielen, und Sie haben das, was wir als Russisches Produkt lesen. Uebrigens muß man zugeben, daß der Stil dieser Nachahmung leicht, rein, angenehm ist und die ausländischen Begebenheiten von Verfassen sehr geschickt nach Russischen Schnitt umgearbeitet worden sind.

Unter der Zahl der Geschichten, welche entzweiwyse herauskommen, muß man die Geschichten des Kosaken Luganstv: der Ueberfall und die Zigeunerin, als vorzüglich nennen. Beide sind vortrefflich geschrieben, doch zeichnet sich in letzterer der besondere Charakter der detaillirten Beschreibung der Moldau aus. Cassandra ist ein Dichtere vortreffliches Produkt.

Die Uebersicht der merkwürdigsten Erscheinungen unserer National-

*) Schauspiel von Griboiedoff, 1833.

*) Mischka, rasbojnik, podai swetschek! zu Deutsch: Mischka, Schlinget (oder Schelm), bringe Licht!

Digitized by Google

Literatur werde ich aber mit dem Werke des General-Lieutenant Iwan Mititsch Skobeleff: Geschenk an meine Kameraden oder Briefwechsel Russischer Soldaten, beschließen. Sie dürfen hoffen, gewiß und mit Vergnügen Balzac's Erzählungen des Französischen Soldaten von Napoleon's Leben gelesen? Wir haben jetzt ein ähnliches aber vielmehr noch tieferes Produkt dieser Art in dem vorerwähnten Briefwechsel. Dieses Buch ist keine Kopie oder Nachahmung des sogenannten Soldaten Stiles, sondern geradezu ein wahres Soldaten Gespräch mit allen Traditionen, Sagen, Spielchwörtern, bon mots, und Original-Redensarten des Russischen Kriegers. Außerdem enthält dieser Briefwechsel, unter der Form der Unterhaltung, Belehrung über alle Pflichten des Menschen und insbesondere der Soldaten, so daß das Werk in der That bei uns die erste Volksschrift ist.

(Schluß folgt.)

England.

Anfänge des Englischen Romans.

(Schluß.)

Nach vielen fruchtlosen Versuchen gelingt es Musidor endlich, sich Pamela zu entdecken und sie dahin zu bringen, daß sie mit ihm entweicht. Aber, o Naivetät dieser heroischen Zeiten, kaum haben sie ein Stück Weges gemacht und blasen sich vor Verfolgung sicher glauben, als sie auch schon Sonnette in die Rinden der Bäume schneiden.

Unterdessen bemühen sich König und Königin um Zelmone. Ihrer Werbekommission wäre es bald endlich dem Einen wie der Anderen ein Rendezvous in einer und derselben Grotte um ein und dieselbe Mitternachtsstunde zu. Wie sie voraussehen, erkennt der König die Königin in der Dunkelheit der Grotte und der Nacht nicht, und erfüllt so die letzte räthselhafteste Prophezeiung des Delphischen Orakels. Gynecia hat einen Liebestrank mitgebracht, um sich der leidige Zelmone's in möglichst gestiegertem Maaße zu erfreuen; der König ist durstig, bittet um Trinken, nimmt den Liebestrank, und — end, was so enthält, mit einem Zuge; aber alsbald sinkt er ermüdet und wie ermattet nieder. Mittlerweile giebt sich Zelmone seiner Geliebten als Pyrocles, Prinz von Macedonien, zu erkennen; er beredet sie ebenfalls, mit ihm zu entfliehen; indeß nach diesem Hin- und Herreden über diesen Gegenstand überwältigt beide der Schlaf, so daß der Prinz am Morgen in Philoclea's Zimmer in seiner wahren Prinzlichen Gestalt betroffen wird. Auch Pamela und ihrem Geliebten geht es mit ihrer Flucht nicht besser; sie verlieren in Zeit mit Einschreiben schöner Sonnette, und werden von Soldaten ergriffen und zurückgebracht.

Da der König aus seinem todesähnlichen Zustand nicht erwacht, so klagt sich Gynecia verzweiflungsvoll selber an. Die größte Verwirrung tritt nun in Arkadien ein. Gleichzeitig kommt der König von Macedonien zufällig an die Küste. Philanax, der Protektor von Arkadien, ersucht ihn, das Nachteramt zu dem Prozesse, der eben vorliegt, zu übernehmen, und kommt ihm zu diesem Ende mit dem Königlichen Thron ein, wodurch wieder ein Theil des Orakels in Erfüllung geht. Gynecia wird verurtheilt, lebendig mit dem Körper ihres, wie sie selber gesteht, von ihr vergifteten Gatten verbrannt zu werden; Pyrocles soll ich von der Höhe eines Thurmes herabstürzen und sein Better enthaupten werden; diese Urtheils-Sprüche werden vom König von Macedonien erstattet, obgleich er in den Verurtheilten seinen Sohn und seinen Neffen nicht kennt. Da erscheint sich plötzlich Musidor vor der ganzen Gerichtsversammlung aus seinem Sarge, nachdem die beklemmende Wirkung des Krankes vorübergegangen. Das Orakel ist vollständig erfüllt, und die Liebes-Paare werden vereinigt.

Dies ist ungefähr der Inhalt des Romans. Das Haupt-Interesse des Werks besteht in dem Gewühlten und Schwungreichen der Sprache und der anmuthigen Schäfwerei, die sie an vielen Stellen erreicht. In den Reflexionen, den Geschmacke der Sprache?, sagt der Schlegel'sche Aufsatz (Moralische und politische Dialoge, Pag. 137), giebt es einen zweifachen Punkt, der mehr als jeder andere dem Zweck der Poesie, und der poetischen Prosa, wie man noch hinzusetzen kann, günstig ist. Es ist schwierig, diesen Punkt genau zu begränzen und mit Sicherheit anzugeben. Er liegt in der Mitte zwischen den wilden Versuchen einer ungezügelten Einbildungskraft und der übertriebenen Verfeinerung in Wissen und Kunst. Für einen solchen Punkt mittleren Maaßes für die Englische Sprache sehr günstig ist der Zeitalter der Königin Elisabeth in. Sie war rein, kräftig, die Gegenstände durchdringend und von Affectation frei. In gleicher Zeit waren die grandiosen Bilder, welche die Sprache so eigenthümlich dem dichterischen Gebrauche zubilden, noch nicht durch den prosaischen Geist der Kritiker und modernen Philologen zergezelt."

In dieser Epoche, von welcher der Schlegel spricht, waren die Franzosen Gegenstand der Nachahmung für England, wie später die Franzosen. Sydney's und seiner Zeitgenossen Stil ist voller Emphase und Conceti's, aber auch farbenreich, prachtvoll, gesorgtig in Bau und Bliederung. Man könnte eine große Menge glänzender Beschreibungen aus der Arkadia anführen, wie zum Beispiel die berühmte Stelle im zweiten Buche, wo Musidor einen Renner bändigt. Ein Reitlicher wird einmal folgendergestalt beschrieben: „Es war der weibliche Mensch, glaube ich, der je mit seinem Worten die Luft verdorben hat; seine Augen konnten einen glücklichen Menschen nicht gerade ansehen, seine Ohren nicht das Lob eines Anderen ertragen. Glück machte ihn unglücklich und gute Nachrichten traurig. Mit einem Wort, nur dann war ihm wohl, wenn er Alles um sich her in kläglichem und erbärmlichem Zustande sah." Eine Nachahmung und Erweiterung dieses Charakters ist in der 19ten Nummer des Zuschauers zu finden.

Die Beschreibung der Pamela an Stickrahmen theilen wir als eine Probe der Conceitie, von denen das Werk wimmelt, mit.

„Die Blumen, die sie gearbeitet hatte, waren so natürlich und voller Leben, daß der geschickteste Maler von ihrer Nadel hätte lernen können; hierhin und dorthin lief die gewandte Nadel durch den Canevas, und gleichsam, als thäte es ihr leid, sich von einer solchen Herrin zu entfernen, sich sie so schnell als möglich zu ihr zurück. Es war, als wenn der Canevas voller Augen wäre, sie ungeblickt, und die Wunden, die er von ihr empfing, mit Lust an seinen Busen drückte. Die Kräuter schienen es kaum erwarten zu können, immer neue Seide zu liefern, und wenn sie den Faden zuweilen abriß, so kam einem unwillkürlich der Gedanke, sie bilde für einen Moment mit ihren Lippen die Rose, die ihrer Finger kurz vorher batten aufbilden lassen. Die Lilien schienen ihre Weiße vielmehr der Hand, die sie schuf, als dem Stoff, aus dem sie geschaffen wurden, zu verdanken; die Augen der Meisterin waren die Sonne, in der sie wuchsen, und in den balsamischen Lippen ihres Odems oder auch dann und wann eines unwillkürlichen Seufzers blieben sie kühl und frisch."

Die komische Partie der Arkadia, der Spott über Dametas, über seine Paffion zum Ackerbau und die Dummheit seiner Frau und Tochter, ist durchaus mißlungen zu nennen. Am Schluß jedes Buches tritt eine Schaar von Schäfern auf, die dem Basilius zu Ehren, einigen mit im Chor Gesänge über Liebe und ländliche Gegenstände anstimmen.

So sind die besten Productionen eines Autors beschaffen, den Sir William Temple sich nicht entblödete, vor einer Nation, die schon Shakespeare, Spencer und Milton besaß „als den größten Dichter und das erste Genie der älteren und neueren Zeit" zu bezeichnen. Auch von Waller und Cowley ist von der Arkadia ungemein viel Rühmens gemacht, und sie ist von den ersten dramatischen Dichtern Englands vielfach nachgeahmt und benutzt worden. Milton selbst, der große Poetij mit, daß sie Karl I. in seinem Gefängniß Gesellschaft geleistet habe. Die Eliza, die im Jahre 1661 herauskam, mag, der Affectation wegen, die darin, wie in den Romanen aus der Schule des Euphues, obwohl in einer anderen Weise herrscht, namentlich hier angeführt werden.

Die berühmte Herzogin von Newcastle, auf die Charles Lamb so viel hielt, beschäftigte sich auch mit ähnlichen Compositionen. Aber der einzige Roman in diesem Genre, der einige Berühmtheit erlangte, ist Mrs. Aphra Behn's, von Roger Boyle, Grafen von Orrery im Jahre 1664 herauskam und ganz im Stil der Französischen Romane aus der Schule von La Calprenède und des Fräuleins von Scudéry. Er blieb unvollendet: die allgemeine Stimme sing schon an, sich gegen diese Art Compositionen zu erklären; sie paßten zur steifen Galanterie des Tones am Hofe Ludwig's XIV., aber in England, zur Zeit Karl's II. und seiner freien leichtfertigen glänzenden Hofes war das Bedürfniß ein anderes. Man hatte eine viel leichteres, mehr Derbes und Grundsätzliches, mit einem Wort etwas Menschlicheres. In dieser Zeit fallen die Anfänge des mehr natürlichen Genre, das sich mit der Zeit vervollkommnet und zum eigentlichen Englischen Roman entwickelt hat.

Damals erschien die Atalante von Mistreß Manley, der Pope, unverschämt genug, einen unsterblichen Ruhm versprach.

Ein Roman von Mistreß Behn, die im Jahre 1689 starb, wurden gröstentheils gegen das Ende der Regierung Karl's II. geschrieben. Sir R. Steele sagte von ihr, daß sie die Praxis der Liebe besser verstände, als die Theorie. Ihre Schriften sind dem Einfluß der immoralischen Tendenz, die wir ein Miasma durch die ganze Literatur jener Zeit verbreitet ist, nicht entgangen. Oroonoko ist der interessanteste ihrer Romane, und diesen muß man von den Beschuldigungen, welche die anderen größtentheils treffen, freisprechen. Er liefert ein getreues Bild der Sitten, die die Verfasserin selbst kennen lernte, als sie ihren Vater nach Surinam begleitete, und Southern hat den Plan eines seiner rührendsten Trauerspiele daraus entnommen.

Mistreß Behn wurde von Mistreß Heywood nachgeahmt, die 1696 geboren wurde und 1758 starb. Ihre ersten Romane: die Verirrungen der Liebe, die Klausnerin, der beschimpfte Gatte, in denen sie die schlüpfrigsten Details behandelt und die dramatischsten Intriguen entwickelt, sind Schöpfungen, die sich durch eine Fülle niedrigen Grade und noch mehr wie die vorhergehenden Produktionen; ihre männlichen Charaktere sind anschauerlich bis zum äußersten Grade, und ihre Frauen so wild, wie die Sarazenischen Prinzessinnen in den Ritter-Romanen. Als ein neueres und bedeutenderes Werk von derselben Verfasserin, das, wenn auch nicht ganz von den geraden Pfaden frei, doch einer lobenswerthen Erwähnung würdig ist, nennen wir „die Geschichte der Miß Betsy Thoughtless", die, wie es scheint, Miß Burney's Stil ihrer Evelina vorbereitet hat.

In dem Romane der Mistreß Heywood wird ein junges Mädchen und ihr Eintritt in die große Welt, in London, geschildert. Sie wohnt im Hause und unter der Aufsicht der Lady Mellasin, einer Frau von niederer Herkunft, ordinairen Manieren und schlechten Sitten, deren Mann der Vetwund der Miß Thoughtless ist. Die Heldin hat von der Lady und ihrer Tochter, Miß Flora, einen aufgeblasenen Begriff von Werten, und ist ihnen gefällig und gefährlich. Sie ist von einem Gemüth und edlem guten Herzen, wird sie durch ihre geringe Sorgfalt für den äußeren Schein, durch ihre Unbekanntschaft mit der Welt und ihren tausend Fallstricken in die gefährlichsten und erniedrigendsten Lagen verwickelt. Das Ende aller dieser Unklugheiten ist, daß das Zartgefühl eines Mannes, der sie wahrhaft liebt, dadurch beleidigt und er ihr für immer entfremdet wird.

Evelina befindet sich in einer ähnlichen Lage. Was Master Trueworth, den Liebhaber der Miß Thoughtless, zumeist verdrießt und abstößt, ist, daß er ihr in Gesellschaft der Miß Forward, mit der sie früher in der Pension zusammen gewesen, und von deren gegenwärtiger Verwerflenheit sie nichts ahnt, begegnet. Auf dieselbe Weise wird Lord Orville gegen seine Evelina eingenommen, als er sie in Vauxhall in ähnlicher Gesellschaft findet.

Und nicht nur dem Plan nach ist die Evelina der Betsy Thoughtless nachgebildet, sondern auch diejenigen Beziehungen und Verhältnisse der

Charaktere zu einander finden wir darin wieder. Mylter Tourworth ist Lord Deville, Lady Wellasin ganz und gar Madame Duval u. s. f.

Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wuchs die Anzahl der Englischen Romane in kurzer Zeit erstaunend, und, was das Interessanter ist, auch das Verdienst und der Werth derselben wohnt zu. Die großen Schriftsteller traten nun auf, die den Roman zu Ehren gebracht und ein wahres Studium für die Menschheit daraus gemacht haben. Diese zu analysiren, sind wir überboten; man hat diese unsterblichen Werke genugsam gelesen und wird sie immer weiter lesen, von Richardson bis auf Walter Scott, diese Werke, die wahrlich nicht der kleinste Ruhm Großbritaniens sind.

Mephistopheles über das Englische Zeitungswesen.

Am Morgen nach unserer Ankunft in London (so erzählt der neue Englische Faust)*) war unsere Unterhaltung noch beschränkt und unbedeutend, und wir nahmen daher Brot, nachdem wir unsern Appetit gestillt, zu den Morgen-Zeitungen unsere Zuflucht. Ich durchflog die Blätter und Stautes-Nachrichten in der Morning-Post, dem Orakel der eleganten Welt, und hatte das Glück, unsere Ankunft mit allen Details darin angezeigt zu finden. Mephistopheles ergötzte sich am Herald.

„Es ist doch merkwürdig", sagte ich, als das Frühstücks-Geschirr hinweggenommen war, „welchen Einfluß die öffentlichen Blätter in diesem Lande haben."

„„Gut und gar nicht auffallend"", erwiederte mein Gefährte, „„einige Länder werden von Priestern beherrscht, andere von Soldaten, und England läßt sich von den Zeitungen beherrschen. Wer lesen kann, der liest hier eine Zeitung; die Augebeteten lassen sie sich vorlesen; und da sich wenige Menschen die Mühe geben, selbst zu denken, so sind die öffentliche Presse eine politische Macht aus, die Ihr für außerordentlich haltet, die mir aber ganz natürlich scheint. In London giebt es 55 Zeitungen, wovon 14 täglich und 12 ein oder mehrere Mal in der Woche erscheinen; in den Provinzen erscheinen 193. Schottland hat 46 aufzuweisen, und Irland 75; dies macht zusammen 369, wovon eine jede im Durchschnitt 1000 Exemplare absetzt. Angenommen, daß der Inhalt jedes Exemplars nur 10 Personen bekannt würde, welches eine sehr niedrige Berechnschlagung ist, denn in den vielen Kaffeehäusern und Tavernen sind die Leser fast gar nicht zu zählen; kann werden auch Exemplare von den Zeitungs-Verunsigern zu 5 und 6 viel auf die Stunde an Diesen und Jenen geliehen, und fast jedes Blatt geht unter Privat-Abonnenten und Käufern so lange von Hand zu Hand, bis es ganz zerrissen ist: so bekommen wir eine Summe von ungefähr 3,690,000 Zeitungs-Lesern. Aber das ist noch nicht Alles; die Magazine und Reviews sind ebenfalls politische Journale; sie haben einen eben so zahlreichen Zirkel von Lesern, wie über tägliches oder wöchentliches Kolleget. Dann sind auch die Broschüren und die jur politischen Belehrung in Armen erscheinenden wohlfeilen Bücher mit in Rechnung zu bringen. Kurz, es sind wenigstens 5 Millionen Menschen, die unter dem Einflusse der öffentlichen Presse stehen. Sie ist ein mächtiges Werkzeug, wird aber oft mit wenig Einsicht gehandhabt. Würde sie geschickt geleitet, so könnte ihr Nichts Widerstand leisten. Doch zum Glück für die Regierung steht immer ein großer Theil der Presse unter ihre Kontrolle, die übrigen politischen Blätter kann, da sie sich meist unter sich selbst zanken, sie nicht so gefährlich, als sie es werden könnten. Oft freilich sind die Minister in großer Verlegenheit, was sie thun sollen; die höchste Zügellosigkeit ist erlaubt, und im Besitz dieses Privilegiums fallen die Oppositions-Zeitungen in Ausbrüchen, die in jedem anderen Lande eine Rebellion hervorrufen würden, über die Regierung und ihre Maaßregeln her. Jeder ausgezeichnete Staatsmann wird von denjenigen Zeitungen, von denen politischen Ansichten er abhängt, oder Barmherzigkeit dermaßen mißhandelt, daß seine sämmtliche Leben eines Ministers ist fortwährendem Kritteleien und Angriffen ausgesetzt; seinem entgeht sein Privatleben einer ähnlichen Behandlung; sein Person wird lächerlich gemacht, er selbst verschwärzt, und seine Familie und Freunde dem öffentlichen Spott und Gelächter preisgegeben. Wenn das Jubiläum oder die Regierung einen Prozeß gegen die Pasquillanten eine leitet, so sind ein furchtbares Zetergeschrei erhoben. Jede Blatt im ganzen Königreich stimmt in das Geschrei; Lärm mit ein und erhört, das heilige Bollwerk der Englischen Freiheit, die Unabhängigkeit der Presse, sey in Gefahr. Die Geschworenen wissen sehr wohl, daß sie, wenn durch ihre Verurtheilung die Beleidiger eine schwere Züchtigung träfe, der Gegenstand allgemeiner Schmähungen seyn würden; sie sind daher so nachsichtig als möglich, und in neun Fällen unter zehn lauten ihre Urtheile zu Gunsten der Beklagten. Die Folge davon ist, daß fast bei jedem gerichtlichen Einschreiten der Pasquillant frei ausgeht, die Presse an Einfluß gewinnt und die Geschworenen als rechtliche, furchtlose und unparteiische Engländer bis zum Himmel erhoben werden, was denn natürlich andere Juries ermuntert, in künftigen Fällen ihrem Beispiel zu folgen."

„Ich kann Deine Darstellung nicht als wahr gelten lassen", sagte ich, indem ich die Zeitung wegtegte und nach meinem Meerschaumkopf faß, — denn eine Presse war mir durch Gewohnheit fast unentbehrlich geworden. „Du hast die Sache mit Vorurtheil betrachtet. Die öffentliche Presse in England hat eben so sehr einen hohen moralischen als einen mächtigen politischen Einfluß."

„„Augenscheinlich"", sagte mein Freund, mit dem ihm eigenen Lächeln. „„Lest nur ihre Schilderungen den Verbrechen und Gräueln, ihre Berichte über Prozesse, wo es sich um Schändung, Ehebruch oder Verführung handelt, welche Genauigkeit, welche Wonne, welche Ausregung! Empfinden nicht Jugend und Alter einen sinnlichen Genuß, wenn sie solche Geschichten lesen? Aber freilich, dieser Kitzel hat eine Quelle in der Tugendliebe! und dann sieht Euch nur den Inhalt an mit dem einige der Blätter gefüllt sind, die zur ausschließlichen Erbauung der Sonntagsleser erscheinen und vor oder nach der Kirche gelesen werden sollen. Die Lakaien für den gebeugten Frommen sind über gut den Gemälde von dem Laster in den höheren und den Verbrechen in niedrigen Ständen! Wie muß die Sittlichkeit eines jungen Mädchens befestigt werden, wenn ihrer Phantasie die Geschichte von den Verführungen der Lady der und der zu ihrem Bedienten in den saftigsten Farben ausgemalt wird! Welche Stärkung für eine junge Jugend, wenn sie sortwährend reizende Schilderungen von den erfolgreichen Galanterien geckenhafter Schurken zu lesen bekommt! Wie muß die Achtung und Verehrung der niederen Stände für ihre Oberen wachsen, wenn sie sehen, welch einen sittlichen und für die Welt erspriesslichen Lebenswandel sie Letzteren führen! Und die höheren Klassen müssen natürlich immer mehr an Tugend zunehmen, wenn sie das ganze Beispiel betrachten, das ihnen immersort gegeben wird!"

„Aber von dieser Art erscheinen ja nur höchstens ein paar Blätter, und ich kann nicht umhin, sie für nützlich und heilsam zu halten", sagte ich, indem ich mir die Pfeife stopfte.

„„Sie nützen ihren Eigenthümern"", erwiederte Mephistopheles, „„denn diese moralischen Blätter gefunden sich eines weit größeren Absatzes, als andere von minder prunkendem Charakter. Doch glaube mir, daß ich den Nutzen dieser Schriften gering schätze; mir müssen sie sehr nützlich, schätzenswerth und ersreulich scheinen; und an meiner Anerkennung soll es ihnen nicht fehlen.""

Bibliographie.

Second report on the commercial relations between France and Great Britain. (Zweiter Bericht über die Handels-Verhältnisse zwischen Frankreich und Großbritannien.) Von Dr. Bowring. [Seidenwaaren und Weine.] 12 Sh.

Treatise on draining, embanking &c. (Ueber Trockenlegung, Eindämmung u. von Ländereien.) Von Johnstone. 4. 35 Platten. 21 Sh.

History of Brighton. (Geschichte von Brighton bis auf die neuesten Verschönerungen.) Von John Bevet. 4 Sh.

The tourists companion etc. (Reise von Leeds nach Hull, auf der Eisenbahn und auf Dampfbooten.) Von E. Parsons. 4 Sh.

Stanly. — Erzählung aus dem 13ten Jahrhundert. 3 Bde. 27 Sh.

Lexicon Aegyptiaco-Latinum, ab Henrico Tattam. — Oxford.

Mannigfaltiges.

— Ein noch ungedruckter Brief der Frau von Stoll an Herrn de Lacretelle den Jüngeren. Genf, 7. Dezember 1830. Daß Sie, mein Herr, von allen Klassen der Gesellschaft mit unverbrüchlichem Interesse gelesen werden, ist eine ganz natürliche Folge Ihrer Art und Weise, Geschichte zu schreiben, und ich wenigstens würde sehr bald über die Revolution, so viel auch deren bisher aus's Licht getreten sind, das sich an Wahrheit und Ansehen vergleichen ließe, — Obgleich ich nicht in Allem Ihre Ansicht theile, so wird mir doch die Art, wie Sie die Menschen charakterisiren, stets als des höchsten Lobes würdig erscheinen. Diese Meinung, die ich von Ihrem Talente und den wohlverdienten Erfolge desselben hege, bestimmt mich, Sie zu ersuchen, mir Ihrer besten Erkenntniß und vollsten Gerechtigkeit zu Werke zu gehen, wenn Sie auf meinen Vater zu sprechen kommen; ihm Worte ist tugendhafter gewesen, er ist der Zierden der Republik und ihrer Geschichte sind in Ihrem Werke verzeichnet gewesen, eben in dem innersten Kreise seines Privatlebens zu beobachten. Sprechen Sie darüber mit Herrn Suarz; lesen Sie, was ich in den Manuskripten, die ich ihm ausgegeben, darüber gesagt habe; fragen Sie sich selber, ob ein Mann, der von Allem, was ihn umgab, angebetet wurde, nicht eine große Seele gewesen sein muß. Seine Schriften sind Ihnen ein Zeugniß seines Geistes. Was seine Ansichten und Meinungen betrifft innerhalb der großen Lebprinzipien, zum Vortheil seiner Heimath, und so daß Allen der Ihrige Ruhe und Wohlfahrt gesichert ist, so mögen sie Ihnen Stoff zu neuen Fragen ist, so müssen wir die Entscheidung, was da thun gelassen sollen, der delikaten Einsicht eines Jeden anheimstellen; aber denken Sie daran, daß mein Vater sunfzehn Jahre lang der Abgeordnete seiner Stadt war. Die Sachen an und für sich selber sind es, an die wir uns zu halten haben, wenn wir urtheilen wollen, und einem Geschäftsschreiber vor Allem darf dieser oder jener zufällige Umstand nicht zu Stimmen. Ich sie meinen Theil werde das Leben meines Vaters lesen und, da es außer meiner höchsten Liegt, es drucken zu lassen, alles, was ich denke und empfinde, darin niederlegen; es würde mir unmöglich gehalten. Sie mögen es wissen, daß ich schon einmal in meinem Buche, welches ein Raub der Flammen geworden, damit angefangen, Ihnen zu sprechen; welch ein süßes Gefühl würde mir sein, wenn ich dasselben sinnigsten Dank meiner Seele einem Manne auszusprechen, der gegen meinen Vater gerecht wäre und die Sprache der Zukunft reden — Leben Sie wohl; nicht alle Erinnerungen mag ich Ihnen aufsriebe; noch Sie mit leeren Hoffnungen täuschen; — ich weiß nicht, ob es Sie dieselbe des Grabes wiedersehen werde; aber denken Sie daran, daß Ihre Stimme jenseits desselben gehört wird, und arbeit Sie behutsam um mit Freunden, die dort sind.

(Revue Rétrospective.)

*) In dem so eben erschienenen Mephistopheles in England, or the confessions of a Prime Minister, 3 vol. (Man vergl. den Art. Mannigfaltiges in Nr. 87 des Magazins.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 91. Berlin, Freitag den 31. Juli 1835.

England.

Charles Lamb über Shakespeare's Charaktere.*)

Man hört im gemeinen Leben oft genug sagen, Shakespeare's Stücke seyen so natürlich, daß Jedermann sie verstehen könne. Natürlich sind sie allerdings — sind tief in der Natur begründet, aber auch so tief, daß sie außer dem Bereiche der meisten Verstehlier liegen. Man hört die nämlichen Leute George Barnwell sehr natürlich, und Othello sehr natürlich, und auch Beide sehr tief nennen: der Eine gilt ihnen so viel wie der Andere. Ueber den Ersteren vergißt man Thränen, weil ein ganz gewöhnlicher junger Mensch durch ein sündliches Weib zu einer kleinen Sünde verleitet wird — etwa seinen Dienst verläßt oder was Aehnliches — und in Folge dessen — ei, wie rührend! — ein vorzeitiges Ende nimmt; über den Anderen aber, weil ein schwarzer Ehegemahl, von wüthender Eifersucht fortgerissen, seine unschuldige weiße Gattin mordet. Ich möchte wetten, daß nunmehrunrecht Leser von Hunderten den Mohren eben so gern — ja noch lieber — einem Strick zum Lohne wünschten, als Barnwell. Von dem Seelen-Treibwerk Othello's, das uns so wunderbar erschlossen ist mit allen seinen Kräften und Schwächen, mit seinem heldenmüthigen Vertrauen und echt menschlichen Argwohn, mit dem Todeskampfe seines Hasses, der aus den Tiefen seiner Liebe hervorbricht — von allem diesen gewahren sie nicht mehr, als andere Schauinstlige, die für ihren Penny in das Teleskop zu Leicester-Fields gucken dürfen, von der Topographie des Mondes gewahren. Sie sehen einen Schauspieler, der irgend eine Leidenschaft personifizirt, und erkennen in seinem Spiel die treue Kopie der gewöhnlichen Aeußerungen dieser Leidenschaft; aber sie kennen sie wenigstens, daß er dem Symbole derselben treu bleibt, welches auf gewissen Bühnen statt echter Leidenschaft im Course ist; was aber die inneren Gründe der Leidenschaft und ihre Beziehung zu einer großartigen, heroischen Natur, — den einzig würdigen Gegenstand der Tragödie — betrifft, so halte ich es für ein unmöglich, daß der gewöhnliche Zuschauer durch das dünne Lungenfutter seines Schauspielers davon eine Idee erhalten, daß ein Sturm von der Bühne ihm Athmungen einflößen könne, die er nie gekannt hat.

Wir reden so gern von Shakespeare's wunderbarer Beobachtung des Lebens, während wir fühlen sollten, daß er nicht einem kleinlichen Studium der Alltags-Menschen, die ihn eben so wohl umgaben, als sie uns umgeben, sondern einem eigenen Innern, dieser „Sphäre der Menschheit", wie Bacon sagt, jene titanischen Gestalten verdankte, die ein Jeder ganz erfassen zu können vermeint, weil er ein Stück davon schauen und fassen kann .....

Ich will keinem Schauspieler zu nahe treten; allein derjenige Genuß, den Shakespeare's Stücke auf der Bühne gewähren, scheint mir gar nicht verschieden von dem, welchen das Publikum empfindet, wenn es die Dramen anderer Dichter aufführen sieht. Da nun Shakespeare's dramatische Schöpfungen von denen aller anderen Dichter wesentlich verschieden sind, so muß ich den Schluß ziehen, daß in der scenischen Darstellung Etwas liege, das jenen Unterschied aufhebt. In der That, wer lobt nicht den „Spieler" und Macbeth gleichmäßig als schöne Rollen? Wurde unsere Siddons weniger gepriesen, wenn sie Mrs. Beverley, als wenn sie Lady Macbeth gab? Belvidera, Calista, Isabella, Cordelia, stehen sie in geringerer Gunst, als Imogen, Julie oder Desdemona? Nicht die Künstlerin (wie man zu sagen pflegt) in der einen Rolle so groß wie in der andern? Glänzte nicht Garrick in jeder erdärmlichen Tragödie, die sein Zeitalter hervorbrachte — in den Produkten der Hill's, Murphy's und Brown's — und soll dieser Mann die Ehre haben, der unzertrennliche Begleiter Shakespeare's, oder gar ein ihm verwandter Genius zu heißen?

Die Charaktere Shakespeare's sind weit mehr Gegenstände der Betrachtung, als der Neugier oder desjenigen Interesses, das sich an dramatische Handlungen knüpft. Beim Lesen seiner großen verbrecherischen Charaktere — Macbeth, Richard, und selbst Jago — denken wir weniger an die Verbrechen, die sie begehen, als an die Ehrsucht und den will empfortreibenden Geist, der sie alle moralischer Bande zu sprengen treibt. Barnwell ist ein elender Mörder; sein Nachen paßt zum Strick und der Strick zum Nacken — er ist legitimer Erbe des Galgens; kein Mensch, der Gedanken hat, kann in Barnwell's Fall irgend einen mildernden Umstand erdenken, der ihn des Mitleids würdig machte. Oder, um aus der höheren Tragödie ein Beispiel zu wählen, was ist Glenalvon anders, als ein gemeiner Bösewicht? Können wir bei seinem Auftreten an etwas Anderes denken, als an sein Verbrechen und an die Strafe, die er verdient? Ganz anders ist es mit den entsprechenden Charakteren in Shakespeare, wo die Handlung selbst uns vergleichungsweise so wenig affizirt, daß das Verbrechen vor unseren Augen beinahe zu Nichts einschrumpft, wegegen die Seele in ihrer verkehrten Großartigkeit als das einzig Reale erscheint. Sehen wir aber diese Charaktere auf der Bühne, so sind ihre Handlungen vergleichungsweise Alles, die Impulse aber Nichts. Wenn wir nicht mehr im Buche selbst jene Bilder des Grausens lesen, die Shakespeare seinem Macbeth in den Mund legt, oder jenes schreckbar feierliche Prälndium, womit er die Zeit ausfüllt, ehe die Glocke ihm zur Erwedung Duncan's ruft — wenn wir das vorthrilhafte Feld der Abstraction, die nur beim Lesen möglich ist, verlassen haben und nun einen Mann, der sich zum Morde anschickt, leibhaftig vor uns sehen: so versetzt uns (wenn der Schauspieler so wahr und eindringlich spielt, wie z. B. Kemble) das allzu treue Bild der Wirklichkeit und ein natürliches Schaudern, die Ausführung der That zu verhindern, in eine peinliche unruhevolle Stimmung, die jeden Genuß, den die Worte des Dichters gewähren könnten, zerstört. Lesen wir aber die Scene auf unserem Zimmer, so bekommt uns nicht das Gefühl der unmittelbaren Gegenwart, und die Katastrophe steht mehr als vergangen und unverwendlich der uns. Dann erst können wir den Wollgenuß der Dichtung haben.

Eben so ist es mit Lear. — Ein alter Mann, der, von seinen Töchtern aus dem Hause gestoßen, in einer stürmischen Nacht mit seinem Wanderstabe über die Bühne schlottert, ist ein schmerzlicher unerquicklicher Anblick. Wir möchten ihn unter Obdach bringen, ihm Stärkung reichen — sein anderes Gefühl hat der theatralische Frost jemals in mir erweckt. Aber Shakespeare's Lear kann nicht aufgeführt werden, weil leichter trüge das Wetterwerk der Bühne den Satan Milton's oder eine von Michel Angelo's furchtbar hehren Gestalten. Lear's Größe zeigt sich nicht in körperlichen Dimensionen, sie ist ganz intellektueller Art; die Ausbrüche seiner Leidenschaft sind schreckbar wie ein stammenspeiender Vulkan — es sind Stürme, die den Ocean seiner Seele aufwühlen und alle die reichen Schätze, die er birgt, tief unten erblicken lassen. Wie sollen wir sein Inneres; diese Hülle aus Fleisch und Blut erscheint uns — wie auch ihm selber — zu bedeutungslos, als daß sie Beachtung verdiente. Auf der Bühne sehen wir nur Schwächen und Gebrechen, nur ohnmächtige Wuth; lesen wir ihn aber, so sehen wir hier wirklich mehr, wir sind Lear — wir leben in ihm — es nährt und stärkt uns eine Größe, durch welche die Poesie der Tücher und der Kerker verschwunden gemacht wird. In den Verirrungen seines Verstandes entdecken wir eine gewaltige, nur ungeregelte Kraft des Raisonnements. Wie können Blicke oder Worte jenen erhabenen Vergleich seines Alters mit dem Alter des Himmels selbst treffend darstellen, wenn er dem Himmel Vorwürfe macht, daß er mit dem Frevel seiner Kinder Nachsicht habe, und ihn daran erinnert, daß „er selbst alt sey?" Das Stück ist wirklich über alle Kunst erhaben; dies beweisen schon die Verstümmelungen, die man sich erlaubt hat. Es ist zu hart und steinern — es wußte noch Liebe hinein und ein glückliches Ende — Ende gut, Alles gut! Es ist nicht genug, daß Cordelia eine vortreffliche Tochter sey, sie muß auch verliebt seyn können. Zum Besten Garrick's und seiner Konsortin hat Tate diesem Leviathan seinen Angelhaken in die Nase gesteckt, damit das Ungeheim beweglicher würde und sich besser herumwerfen ließe. Ein glückliches Ende! Als ob das Märtyrerthum, welches Lear bei seinen Lebzeiten bestanden — das lebendige Schinden seiner Gefühle — einen guten Abschied von der Schaubühne des Lebens nicht wünschenswerth und seiner Schicksale einzig würdig machte? Wenn er hienieden noch sortleben und glücklich werden soll — wozu dann alle diese gerauschvolle Vorbereitungen? Warum qualt man uns mit all' dieser unnöthigen Sympathie? Als ob das kindische Vergnügen, seinen Spitter und Kinnbacken zu reden, unser Interesse an ihm verlocken könnte, den geschändeten Sitz wieder einzunehmen? Als ob ihm in seinen Jahren und nach solchen Erlebnissen etwas Anderes übrig bliebe, als der Tod!

*) Aus den Last Essays of Elia.

Bibliographie.

Journal of a residence in the United States. (Die Verreisenden Staaten von Nord-Amerika.) Von E. S. Abdy. 2 Bde. 30 Sh.

Childe Capone's nonage. (Erziehungslehre eines Mönchs.) 3 Sh.

The coquette. — Roman von Mrs. Norton. 2 Bde. 21 Sh.

Cortes — oder Mexiko's Fall. Von Dr. Bird. 3 Bde. 27 Sh.

Letters from France and Switzerland. (Briefe aus Frankreich und der Schweiz.) Von J. Davies. 8½ Sh.

Harold de Buron. — Sentimentalisches Gedicht von Drider. 6 Sh.

Observations etc. (Beobachtungen über Klima, Diät ꝛc. in Frankreich und England.) Von Hjagin. 3½ Sh.
The life of Edmund Kean. (Das Leben des Schauspielers Kean.) Von Barry Cornwall. 2 Bde. 21 Sh.
History, habits and instincts of animals. (Naturgeschichte der Thiere.) Von W. Kirby. 2 Bde. 30 Sh.
Essay on artificial teeth. (Ueber künstliche Zähne.) Von Köcker. 10½ Sh.

Rußland.

Die Russische Literatur zu Anfang des Jahres 1834.

(Schluß.)

In Hinsicht auf die Geschichte müssen drei Werke erwähnt werden:

1) Die Werke des Fürsten Kurbsky, herausgegeben von Golubinskoff.

2) Beurtheilung des Gesetzbuches des Zaar Alexei Michailowitsch von Wl. W. Strojeff.

3) G. Polewoi hat den Alten Theil seiner Geschichte des Russischen Volkes herausgegeben.

Eine kurze Schilderung dieser Werke ist jedoch genügend: entweder muß man dieselben bloß schlechweg nennen oder sich mehrere Seiten lang über sie auslassen, ich wählte daher das erstere und bemerke nur noch, daß fast sämmtliche von mir hier angeführten Werke (mit Ausnahme der Romane: der letzte Lehrling, das unsterbliche Gerippe und die Familie Cholmsky) in St. Petersburg herausgegeben sind.

Das bisher Mitgetheilte bezieht sich auf die äußere literarische Statistik; in Bezug auf das innere Wesen unserer Literatur muß vor allen die in der Sprache vorgegangene Umwälzung erwähnt werden. Die Ausbreitung unserer Literatur über verschiedene Zweige, die Versuche unserer Dichter und Prosaiker auf verschiedenen bis heutzutage noch ungespürten Wegen — dies Alles trägt zur Bereicherung des materiellen und formellen Theiles der Sprache ungemein viel bei. Viele Worte nehmen eine andere als die bisher übliche Bedeutung an, andere werden in einem schärferen oder ausgedehnteren Sinne gebraucht, verschiedene neue Wendungen erhalten das Bürgerrecht, besonders setzen sich in der letzten Zeit durch die nähere Bekanntschaft unserer Schriftsteller mit der Literatur Deutschlands manche Deutsche Phrasen bei uns fest, an die wir schon gewöhnt sind. Es giebt Worte und Ausdrücke, welche förmlich Mode werden, und ohne welche man in der literarischen Welt gar nicht auftreten darf: wie z. B. Durchscheinung, Hauch des Lebens ꝛc. So ist auch unser gelehrter und didaktischer Stil in der Rede höchst beeinflußt, dieser aufgeblasenen, gedrehten, gezwungenen, gereckten und schleppenden Rede, welche weder die Zuhörer noch der Redner selbst ohne Hülfe eines Lexikons und Kommentars verstehen können. Abgerundete zierliche Perioden folgen eine der anderen in sommetrischer Ordnung, wie die bunfarbigen Laternen im Ballette Kiatiug, nur mit dem Unterschiede, daß in jenen Laternen Lichter brennen, in diesen ähnlichen Perioden aber nichts Solides enthalten ist. Ich nenne Niemand, rathe aber einem Jeden, den Inhalt einiger unserer modernen vor einer zahlreichen Versammlung gehaltenen Reden näher zu beleuchten. Was sagt jedoch die Versammlung dazu? Sie langweilt sich, gähnt, rumpelt die Stirn, versteht nichts, schämt sich aber, dies einzugestehen und — ist entzückt und applaudirt, indem sie die Unverständlichkeit nicht dem Dummkopfe von Redner, sondern dem eigenen schwachen Verstande zuschreibt.

Unserer Literatur, unserer Poesie und Prosa stehen jedoch, wenn ich mich nicht täusche, in kurzer Zeit Veränderungen und sogar sehr glänzige bevor. Aus unseren Musensöhnen werden selbstständige Schriftsteller auftreten und unsere Literatur und Geschichte auf eine hohe Stufe bringen. Dieser Gedanke hat mich bewegt und erfreut, als ich im Jahre 1833 in Moskau die Börsäle der dortigen Universität besuchte und in den Vorlesungen P. J. Dawidoff's über gewöhnlich aufständige, wohlerzogene, nach Ausklärung strebende junge Leute, als ich bei M. P. Pogodin die Anstrengungen seiner Schüler der historischen Klasse sah. Und so bin ich überzeugt, daß eine große Bereicherung, Umbildung und Umwälzung unserer Sprache von Moskau, als der Wiege der Russischen Aufklärung, ausgehen wird.

Ich spreche hier nur von der Russischen Literatur im engsten Sinne des Wortes, denn Alles, was sich von dem regen Treiben der Wissenschaften und von der Aufklärung in Rußland überhaupt Rechenschaft ablegen wollen, so würde mich dies zu weit über die Gränzen meines Briefes hinausgeführt haben. In dieser Richtung geht man bei uns mit schnellen Schritten vor. In Kiew ist eine neue Universität gestiftet worden, während die St. Petersburger einen Zuwachs an neuen tüchtigen Professoren erhält und das große pädagogische Institut in kurzem eine bedeutende Anzahl junger, gründlich unterrichtete, ausgezeichnet gebildeter Kandidaten des Lehramtes entlassen wird. Auf der Universität zu Dorpat haben zweiundzwanzig Zöglinge des sogenannten Professoren-Institutes ihren Kursus beendigt und fast sämmtlich den Doktor-Grad errungen, worauf sie zur Vollendung ihrer wissenschaftlichen Ausbildung in fremde Länder geschickt worden, **) um bei ihrer Rückkehr Professoren-Stellen zu erhalten. Das Ministerium des Kultus stiftet mit Anfang des neuen Jahres ein Journal zur Verbreitung der Kenntniß von den in dieser wichtigen Branche der Russischen Regierung getroffenen Anstalten und dadurch erlangten Resultaten herausgeben. Die Universitäten zu Moskau und Dorpat veranlassen die Herausgabe gelehrter Schriften. In St. Petersburg beginnt man den Bau eines Observatoriums, welches mit den vortrefflichsten Instrumenten ausgestattet wird. — Die Erziehung in den militairischen Lehr-Anstalten hebt sich immer mehr und mehr der Volkommenheit. Die Militair-Akademie und die Offizier-Klassen der Marine-, Ingenieur- und Artillerie-Schulen vermehren jährlich die Zahl der wahrhaft gebildeten, gelehrten Offiziere. Die unter dem Finanz-Ministerium stehenden Erziehungs-Anstalten, die gemeinnützigen Journale und Zeitungen bestreben gleichfalls die Verbreitung der reellen so wie der mathematischen Kenntnisse u. dgl. m. Ohne Zweifel aber werden diese Forschungen in den praktischen Kenntnissen auch bald eine günstige Wirkung auf die für die Literatur so höchst schädliche Richtung der Literatur äußern. Selbstverschaften kann man aus aufgeklärten Ländern entlehnen, verpflanzen die vaterländische Sprache aber, die Literatur, die Geschichte, lohnen sie nur durch das Volk selbst auf dem mit den Gebeinen großer Vorkämpfen besäeten Boden bearbeiten, der mit dem Blute und den Thränen vergangener Geschlechter benetzt ist, die durch ihre Anstrengungen, Sorge und Sorgen unsere heutige Größe, unseren Ruhm und unser Wohlergehen vorbereitet haben.

Schließlich werde ich Ihnen noch einige Notizen nicht über die Produkte unserer Literatur, sondern über deren Produzenten mittheilen, indem Sie vielleicht gern wissen möchten, wie sich die Zukunft in uns anläßt.

Die Nestoren unserer St. Petersburger Literatur, A. S. Tischkoff und Graf D. J. Chwostoff, setzen ihre früheren Lieblings-Beschäftigungen mit Eifer fort. Alexander Semenowitsch (Tischkoff) führt mit vieler Anstrengung Untersuchungen über die Stämme der Slaven, und Graf Dimitri Iwanowitsch Chwostoff lüft bei jedem merkwürdigen Ereignisse die Saiten seiner Leyer erklingen.

In Moskau war ich bei Dmitrieff, der, wie ein Weiser die Welt und ihre Thorheiten kennend, weder in höliger Einsamkeit noch in dem Geräusche der Welt, sondern in einem stillen Theile der Stadt, in einem schönen, von einem großen Garten umgebenen Hause lebt. Die Bäste seiner Zimmer sind mit den vortrefflichsten Kupferstichen, große und merkwürdige Männer, wichtige Begebenheiten und Gegenstände darstellend, geziert mit anderen Kunst-Produkten geschmückt. An seinem Tische verlebte ich einige angenehme Athenienssische Stunden in der Gesellschaft von Literaten, von denen er umgeben ist, indem er bis auf den heutigen Tag die leidenschaftliche Liebe zur Literatur frisch erhält, sich mit allen ihren Produkten beschäftigt und sich für alle Erscheinungen im Gebiete derselben auf das lebhafteste interessirt.

J. A. Krylloff genießt vor Allem des Vermittags seiner Autorität als Chef der Bibliothekar der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek, sowie im Englischen Klub zu Mittag und verlebt auch seinen Abend daselbst. Stets ohne sein Zuthun von einem Kreise aller verständigen, gebildeten und klugen Leute dieser verschiedenartigen Gesellschaft umgeben.

W. A. Shukowsky, *) durch die ununterbrochenen Kasteiungen in seinem Berufe ganz erschöpft, war im vorigen Jahre sehr krank, reiste auf den Rath der Aerzte nach dem Süden, brachte den Winter in der Krim zu und kehrte im Anfange des rauhen Nordens in seine schützten Orte zu sich ist gegenwärtig wohlig erholt mit seinen Kräften zurückgelebt. Ich habe mich herzlich gefreut, als ich ihn vor kurzem traf und ihn um mehrere Jahre verjüngt fand. Während der Ruhe im Auslande hat er sich mit der Poesie beschäftigt und wird die Produkte seiner Muße jetzt abdrucken lassen. Hier hat er wirklich eine Zeit, sich ernstlich mit der Literatur zu beschäftigen. Denn bei vielen Wichtigkeit und Heiligkeit seines Berufes stehend, widmet er meistens seine ganze Zeit, seine Kräfte und Gedanken

A. S. Puschkin ist in der zweiten Hälfte des Jahres 1833 nach Orenburg gereist, um daselbst für seine geschichtliche Arbeiten merkwürdige Notizen an Ort und Stelle zu sammeln. In dieser Zeit hat er, wie ich höre, drei größere und einige kleine Gedichte geschrieben.

Fürst P. A. Wjäsemsky, unermüdet in seinem Dienste als Vice-Direktor im Departement des auswärtigen Handels, vernachlässigt darüber nicht die Literatur nicht und sorgenvolg, wie ich höre, eine ausführliche Biographie Wisin's beendigt, auch findet man in verschiedenen Almanachen mehrere seiner kleinen Gedichte.

Fürst A. A. Schachofskoi demüht sich rok Allem mit Eifer und Feuer um das Russische Theater, doch können sich seine eigenen Produkte nicht mit seinen früheren messen. Wenn Sie wollen, so haben auch wir mehr historischen und philosophischen Fonds, doch ist solcher für das Drama gerade nicht erforderlich. Die Wahl und Behandlung des Sujets, die scharfe Zeichnung der Charaktere, die Schnelligkeit der Handlung — können durch nichts ersetzt werden. Er hat einige Geschichten geschrieben, deren Sujets aus dem Russischen Volksleben zur Anfang und in der Mitte des 18ten Jahrhunderts entlehnt sind, und deabsichtigt, dieselben unter dem Titel: Russische Decameron herauszugeben. Ein Unternehmen, dessen baldige Ausführung wir wünschen. Unsere alte Zeit verschwindet nach Maßgabe, als die in derselben verlebten Jahre in die Szene verlassen, und den Kindern dieser nur einige dunkele, durch Klischee und Schlösser verbreitete und verbreitete Sagen zurück. Hätten wir doch Beschreibungen der Zeiten Anna Iwanowna's und Elisabeth Petrowna's! Wir erinnern uns der Erzählungen alter Leute nur wie eines mit der Morgenröthe verschwundenen Traumes. Von den Zeiten Katharina's II. bringt uns Alexander Simenowitsch Schischkoff vieles in Erinnerung und ergänzt mit bejahrender Wahrheit und Genauigkeit. Wer bedauert aber nicht, daß er alle seine Erinnerungen nicht zu Papier gebracht hat, denn seine Schriften würden sodann Materialien für die Geschichte gewesen sein.

M. N. Sagoskin, welcher gegenwärtig das Theater von Moskau

*) Жуковскій. Der Russische Dichter M. läßt sich für die Deutsche Aussprache schwer schreiben und ist am richtigsten wiederzugeben, wenn man ihn wie das Französische J. B. in januin ausspricht.

*) Произведеніе.

**) Имѣть Жизнію.

***) Ein großer Theil dieser Zöglinge hat sich bis vor kurzem in Berlin befunden und ist seitdem wieder nach Rußland zurückgekehrt.

dirigirt, beschäftigt sich fortwährend mit der Dichtung Russischer Romane. In diesen Tagen ist sein neuestes Produkt: „Kolokoff's Grab", erschienen. Seine Romane machen, meiner Ansicht nach, den Drama den Rang streitig, indem sie ein besonderes dramatisches Element besitzen. Unvergleichlich ist die Ruhe, die Schärfe und die Natur in seiner Schilderung des Uebergangs über die mit Eis bedeckte Wolga (in Yuri Miloslawsky), so wie des Gespräches der Sawidowsky'schen Postillione (in Rostlawleff).

Th. W. Bulgarin, welcher fast das ganze Jahr hindurch auf seinem herrlichen Landsitze, Karlowa, in der Nähe von Dorpat, lebt, hat jetzt zwei neue Romane geschrieben: Mazeppa und Tschuchin. Des ersteren habe ich oben schon gedacht, letzteren habe ich noch nicht gesehen. Man spricht noch von anderen neuen Romanen von J. J. Lasch-Strokoff, W. T. Nolkenstein u. M.

In dem Journale „der Sohn des Vaterlandes", Jahrgang 1832, waren Bruchstücke eines neuen von einer Dame geschriebenen Romanes abgedruckt, die durch ihre große Natürlichkeit und ihren eleganten Stil die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Man erwartete die Fortsetzung, doch ist dieselbe nicht erfolgt, indem die Verfasserin, wie man sagt, durch Krankheit gehindert wurde, ihre Vollendung ihrer Arbeit zu entsagen, was nur sehr zu bedauern ist!

Endlich fragen Sie vielleicht noch: womit ich selbst mich beschäftige? Längern Sage ich es, doch kann ich unmöglich schweigen. Das bloße der Redacteurs einer täglichen Zeitung wird zur Alltäglichkeit.*) Ich kann mit Kutekin sagen: „Mein Tag ersteht und vergeht." Ich denke stets: Nun, morgen früh werde ich das und das schreiben, mich versitzen, jenes zu beendigen. Morgen kommt, aber auch die Post ist angekommen, und es heißt: „Beseitige Dom Werdero und Dom Pitzel, angestrengt mit langen Zwischenräumen, aufeinander Sinnes, wiederholte mit einfältiger Gutmüthigkeit Erdichtungen und Lügen." Abgemacht! nun werde ich an mein Werk gehen. — Da tritt der Factor ein: „Das Manuskript reicht nicht aus, haben Sie die Güte, noch ein Stück von unberthalb Verschoet**) zuzugeben." — „Do hast Du einen langen Artikel über die Aufklärung der Türken." — „Dazu wird kein Raum mehr sein, Nicolaus Iwanowitsch! Beseelen Sie nicht, Frankreich etwas zu beschränken?" — „Wie Du willst, nur laß mich in Ruhe." Ich nehme die Feder wieder zur Hand, und — Sechstes Kapitel, da kommt die Biene zur Korrektur, lauter Unsinn! und erst nach Verlauf von zwei Stunden sind die Sünden der halbwüchternen Setzer wieder ausgeglichen! Dies sind keine Erdichtungen, so geht es mit kleinen Variationen jeden Tag. In den momentanen Zwischen-Akten meiner journalistischen Tragikomödie beendige ich einen vor drei Jahren angefangenen Roman und schließlich mich mit der Verbesserung meiner Grammatik, Behufs der neuen Auflage derselben.

Da ich von dem, was ist, und was seyn wird, was wir hoffen und was wir erwarten, gesprochen, so muß ich auch noch desselben gedenken, das war und mit Zurücklassung eines guten Andenkens dahingegangen ist, muß der Russischen Literaten gedenken, die im verflossenen Jahre ihre irdische Laufbahn beendigt haben. Es starben nämlich im Laufe des Jahres die Mitglieder der Russischen Akademie: Nicolaus Iwanowitsch Gnedisch und J. Fürstan. Iwan Iwanowitsch Martinoff am 26. Februar, und Dmitri Nikolajewitsch Semoff am 27. Mai.

Ich weiß nicht, ob Sie mit Gnedisch bekannt waren; aber wenn Sie ihn auch nur einigermaßen kannten, so werden Sie unseren Verlust zu schätzen wissen. Dieser rechtliche, vortreffliche Mann war grundgelehrt, voll poetischen Talentes, mühsamer Schriftsteller, ein treuergebener Sohn des Vaterlandes, und hat in unseren Herzen ein durch keine Zeit verlöschbares Andenken zurückgelassen. Von der Natur mit einer schönen Seele, einer klaren Phantasie und einem Verstande er eben von seiner Jugend an seine Kräfte und Fähigkeiten den Wissenschaften und weihte, angezogen von den unvergänglichen Schönheiten Homer's, ein ganzes Leben der Uebersetzung dieses Vaters der Griechischen Poesie in das Russische auf eine seiner würdige Weise. Er brachte den musikalischen, von Trediakowsky so verunglimpften Hexameter wieder in das Leben und acclimatisirte ihn für den Russischen Versbau. Nachdem er diesen große Werk unter dem Applaus seiner Landsleute beendigt hatte, sammelte und verbesserte er die Gedichte, die in den Journalen seiner wichtigen Arbeit niedergeschrieben hatte, legte so seinem Vaterlande Rechenschaft über sein Leben und Wirken ab und stieg mit der Festigkeit des Weisen und dem Glauben des Christen in die Nacht des Grabes. Unseren Kummer bei dem Verluste dieses ungewöhnlichen Mannes vermag ich Ihnen nicht zu schildern. Sein Geschmack war fein und sinnig, er hatte Tartgefühl für alles Große und Schöne, welches durch die Lektüre und durch das Studium der großen Vorbilder des Alterthums bereichert und geläutert wurde, und war nicht nur ein ausübertrefflicher Schriftsteller, sondern gleichzeitig der strengste und angenehmste Kritiker. Viele unserer Schriftsteller haben seine Urtheile benutzt oder geliebt. Sein Haus war der Tempel der gebildeten vortrefflichen Einfalt und Ruhe, der angenehmsten Geselschaft und des freundschaftlichen Erfahrungen des Geistes und Herzens. Da er mehrere Jahre lang an einer beschwerlichen Krankheit litt, wurde er ungeduldig, mürrisch und wunderlich, aber ein freundschaftliches Gespräch, in der Beurtheilung der Wissenschaften, der Literatur oder der Freundschaft, verschwanden die finsteren Wolken aus seinem Gesichte, sein Blick erheiterte sich, ein freundliches Lächeln spielte um seinen Mund, und die schöne Seele zeigte sich in ihrem vollen Liebreize. Ich sah ihn das letzte Mal vor einem Jahre an unserem gemeinschaftlichen Namenstage. Das Gespräch begann von meiner Seite mit einem herzlichen Glückwünsche und der Frage nach seinem Befinden. Er erbebrieb mir seine Leiden und beklagte sich über die Langsamkeit, mit welcher seine (vermeintliche) Genesung vorschreite. Ich suchte, jedoch nur mit der größten Anstrengung, dem Gespräche eine andere Richtung zu geben, brachte die Rede auf die Literatur, und bald unterhielten wir uns von den neuesten Erscheinungen, den neuen Erwartungen und Hoffnungen. Seinem Wunsche gemäß, erzählte ich ihm die Anlage meines neuen Romanes. Thränahme, Zufriedenheit, Beifall zeigten sich auf seinem Gesichte, und vergessen waren Husten, Krämpfe, schlaflose Nächte und Schmerzentage. Unser Gespräch wurde vom Arzte unterbrochen, der ihn nach dem neumodischen Systeme behandelte; ich ging daher fort, mit dem Versprechen, ihn so bald als möglich wieder zu besuchen. Am folgenden Tage aber hörte ich, daß er einen ungewöhnlich heftigen Anfall seines Uebels gehabt habe, und verordnete meinen Arzt, einen in der vernunftgemäßen und durch Jahrhunderte geprüften Heilmethode gründlich gebildeten Mann, den unglücklichen Märtyrer zu besuchen und seine Leiden zu lindern, aber es war schon zu spät. Seine Lebensfackel verlöschte wenige Wochen darauf. Ich traf ihn kaum noch lebend und hörte nur noch als Zeuge sein letztes Testament zu unterschreiben, in welchem sich sein ganzes Wohlwollen, die ganze Erhabenheit seiner Seele aussprach. Er sicherte darin das Schicksal seines Neffen, des Sohnes einer geliebten Schwester, schenkte seine ausgesuchte Bibliothek dem Gymnasium zu Pultowa, auf welchem er seine Erziehung erhalten hatte, und bestimmte eine namhafte Summe zur Wiederherstellung der Kirche, in welcher er die heilige Taufe empfangen hatte.

Iwan Iwanowitsch Martinoff hat der Literatur und überhaupt der Bildung in Rußland wichtige Dienste geleistet. Er wurde von dem Grafen P. W. Sawodowsky bei der ersten Formation des Ministeriums des Volks-Kultus besonders gebraucht und hat den verschiedenen Theilen desselben in diesem wichtigen Werke. Von seiner frühesten Jugend an bis zum Ende seines Lebens hat er sich mit der Literatur und den Wissenschaften, gab verschiedene Journale heraus (die Muse 1796, den nordischen Boten 1804—1806), übersetzte die Werke Lesagin's und mehrere Griechische Klassiker, gab einige Arbeiten über Botanik heraus und beschäftigte sich in den letzten Jahren seines Lebens mit der Russischen Grammatik.

Dmitri Nikolaitsch Semoff kannten Sie. Er zeichnete sich in unserer Literatur zwar weder durch ein glänzendes schöpferisches Talent noch durch genialer Eigenglitz, aber durch gründliche Kenntnisse und hohe Thätigkeit aus. Er war unbestreitbar einer unserer besten (wenn nicht der beste Uebersetzer) aus den Französischen und Italiänischen Sprachen. Semoff war von unseren Schriftstellern dem Namen und der Sache nach fast der einzige Literat im wahren Sinne des Wortes, das, was Sie in Frankreich einen homme de lettres nennen. Er hat nie gedient und beschäftigte sich nur mit literarischen Arbeiten. Hinsichtsreichere Kenntnisse, nicht durch Geschmack freier Wahl, sondern aus Nothwendigkeit und auf Verlangen Anderer, zogen ihn von eigenen Schöpfungen ab, verpflanzten seine Phantasie, erschütterten seinen Körper, zerstörten seine Gesundheit und führten ihn in der Blüthe der Jahre in das Grab. Sein Verlust ist unserer Literatur sehr fühlbar geworden, da dieselbe an gelehrten und tüchtigen Arbeitern sehr arm ist. Durch die vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens, seine Sanftmuth, seine Gefälligkeit und seine Anhänglichkeit an seine Freunde hat Semoff aber auch in dieser Hinsicht ein sehr gutes Andenken hinterlassen.

N. J. Gretsch. (b. A. u.)

Polen.

Periodische Literatur in Warschau.

In diesem Jahre erschienen in Warschau folgende Zeitungen und Journale:

A. Zeitungen. 1) Die Gesetz-Sammlung; erscheint in Oktav in unbestimmten Zeiträumen und enthält alle Verordnungen der Regierung des Königreichs Polen. 2) Wojewodschafts-Blatt für Mazovien; erscheint in Quart einmal in der Woche und enthält alle die Wojewodschaft Mazovien betreffenden Verordnungen, Vorschriften und Bekanntmachungen der Regierung. Eine jede der übrigen Wojewodschaften hat ein ähnliches Blatt. 3) Die Allgemeine Zeitung (Dziennik Powszechny); erscheint täglich in Bogen-Format und entspricht in Betreff des Inhalts der Petersburger akademischen Zeitung. In ihrem literarischen Theil enthält sie oft interessante Nachrichten von Gegenständen, die sich auf die Literaturen sämmtlicher Slavischen Völkerschaften, besonders aber der Russischen und Polnischen, beziehen. 4) Der Warschauer Courier; erscheint täglich in kleinem Quart. 5) Der Warschauer Zeitung (Gazeta Warszawska); erscheint täglich in Quart. Mit ihr zugleich wird täglich ein literarisches Beiblatt in Oktav ausgegeben, unter dem Titel: 6) die Weltschau (Swiatowid). 7) Der Correspondent; erscheint täglich in Quart. Mit dieser Zeitung werden zweimal in der Woche ebenfalls literarische Beiblätter in Quart ausgegeben, unter dem besonderen Titel: 8) Mannigfaltiges, ein Beiblatt zum Correspondenten. 9) Das Tages-Blatt (Gazeta Codzienna); erscheint täglich in klein Quart. Hierbei wird auch ein literarisches Beiblatt in Quart einmal wöchentlich ausgegeben, unter dem besonderen Titel: 10) Mannigfaltiges. 11) Der Warschauer Korrespondent; erscheint zweimal wöchentlich in Quart in Deutscher Sprache. B. Journale. 12) Das allgemeine Magazin; davon erscheint alle Sonnabende eine Nummer in Groß-Quart mit Holzschnitten. 13) Das Magazin der Moden; erscheint viermal monatlich in groß Quart; jede Nummer mit zwei oder drei kolorirten Modebildern. 14) Das Magazin für Kinder; erscheint wöchentlich zu klein Quart mit Holzschnitten. 15) Das Familien-Museum; erscheint wöchentlich in groß Quart, ebenfalls mit Abbildungen. 16) Das Lese-Kabinet; erscheint wöchentlich in Oktav und enthält Erzählungen und Gedichte. 17) Das Wochen-Blatt für Landwirthschaft und Gewerbe; davon erscheint jede Woche ein Bogen in groß Quart.

*) Herr Staatsrath Gretsch, den wir kürzlich auf einige Tage in Berlin zu haben das Vergnügen hatten, ist bekanntlich Redacteur des in St. Petersburg in Russischer Sprache erscheinenden politisch-literarischen Blattes: „die Nordische Biene."

**) Versroet, ein Russisches Maaß von 1½ Zoll Preuß.

Schweiz.

Tableau der Lebensdauer bei Betreibung der verschiedenen Gewerbe in Genf, von 1776 bis 1830.

Gewerbe.	Hauptsumme der Todesfälle.	Mittlere Lebensdauer. Berechnet nach der Zahl der Todesfälle.	Berechnet nach Abzug der gewaltsamen Todesfälle. Anzahl der gewaltsamen Todesfälle. freiwillig.	zufällig.	Mittlere Lebensdauer.
Ackerbauer	267	54,7	2	16	55,4
Advokaten	12	64,1	—	—	—
Apotheker	19	64,1	1	1	69,2
Wechsel-Agenten	12	61,5	1	1	63,5
Geschäfts-Agenten	7	57,1	—	—	—
Architekten	7	62,1	—	1	68,5
Gasthalter	8	53,4	—	—	—
Waffenschmiede	7	57,2	—	—	—
Fleischer	77	53,0	—	3	53,1
Bäcker	82	49,8	—	4	50,8
Tischner	46	49,2	—	6	51,8
Bürstenbinder	11	50,1	—	—	—
Barbiere	16	47,4	—	1	49,3
Straßenreiniger	6	56,0	—	—	—
Wäscher	11	63,5	—	—	—
Pferdegeschirrmacher	10	60,4	—	1	60,4
Schäfer	9	40,8	—	—	—
Hüter	38	50,9	—	2	51,6
Chirurgen und Gesundheits-Beamte	41	54,0	—	1	54,0
Gitterstäbler	17	64,8	—	—	—
Messerschmiede	10	57,4	—	—	—
Kupferschmiede	20	51,8	1	1	48,6
Zimmerleute	176	55,1	—	12	55,7
Bier- und Weinschenker	120	56,1	2	5	56,3
Schuhmacher	376	54,2	—	5	54,4
Weißgärber	13	61,2	—	—	—
Müller	15	58,4	—	—	—
Fuhrleute	15	55,3	—	—	—
Stellmacher	21	54,7	—	—	—
Holzhauer	99	58,8	—	4	59,4
Zuckerbäcker	28	55,2	—	2	57,1
Köhler	12	55,1	—	—	—
Edelsteinarbeiter	9	73,6	—	—	—
Köche	12	54,1	—	—	—
Dachdecker	26	47,7	—	7	48,5
Weinkleider-Verfertiger	12	63,2	—	—	—
Handelsdiener	38	38,9	1	5	39,4
Kutscher	12	45,0	1	4	60,5
Kartenmacher	7	57,2	—	—	—
Decken-Verfertiger	10	53,0	—	—	—
Bediente (Kammerdiener rc.)	177	45,4	—	7	46,0
Vergolder	15	51,7	1	1	53,5
Der Zeichenkunst Beflissene	24	57,5	—	—	—
Arbeiter in Emaille	75	48,7	2	5	49,7
Schröter	28	53,4	—	2	54,2
Schreiblehrer u. Kanzellisten	46	51,0	—	1	50,5
Tischler	7	42,9	—	—	—
Bureau-Diener	67	61,9	—	2	62,2
Studenten	39	20,3	1	3	20,7
Packer	7	58,3	—	—	—
Rader	7	65,4	—	—	—
Tröbler	17	56,0	—	—	—
Klempner	39	45,6	—	4	47,0
Strumpfverfertiger	38	69,0	1	—	69,1
Huf- und andere Schmiede	63	54,5	—	2	55,1
Rothgießer	47	59,4	1	13	60,4
Uhrfedernmacher	117	54,3	1	1	55,2
Feilenhauer	37	53,6	1	3	54,0
Schwertfeger	10	55,4	—	1	58,5
Uhrzifferblattmacher	15	53,9	—	—	—
Lichtzieher	11	63,9	—	1	63,5
Röhre- und Brunnenmeister	10	50,3	—	1	53,2
Uhrzeigerfertiger	8	56,1	—	—	—
Kupferstecher	179	54,7	—	5	63,5
Zagelschmied	48	52,3	1	2	52,2
Guillocheurs	14	58,2	—	—	—
Gendarmen	17	34,8	2	4	35,2
Krankenwärter und Aufseher	13	53,6	—	—	—
Der Schreiberei Beflissene	15	52,7	1	—	52,8
Uhrmacher	1073	55,3	5	53	55,9
Thürsteher	40	59,1	—	1	59,2
Leinenweber	123	52,1	1	1	52,1
Buchdrucker	41	54,1	—	—	—
Vorsteher von Instituten	7	58,4	—	—	—
Käfer-Bisterer	7	65,9	—	—	—
Gärtner	202	60,1	2	10	61,1
Kunstler u. Bijouteriehändler	138	49,6	2	8	50,3
Edelsteinhändler	29	57,8	—	—	—
Konditoren	16	48,7	—	—	—
Buchhändler	11	55,5	—	1	56,2
Müller	27	42,0	—	3	43,1
Handlanger	177	52,4	—	8	52,1
Kunst-Tischler	143	49,7	1	11	49,1
Uhrgehäusemacher	370	52,2	—	—	—
Bäurer	124	55,2	2	12	55,6
Magistratspersonen	71	69,1	—	—	—
Aerzte	18	66,4	—	—	—
Kohlen-Arbeiter	15	59,1	—	1	59,2
Botenleute	35	57,9	—	1	58,2
Matratzenmacher	20	60,2	—	—	—
Musici	27	61,1	—	—	—
Protestantische Geistliche	52	63,5	—	—	—
Mechaniker	37	50,4	3	1	56,6
Gemüsekrämer	33	57,7	1	1	57,2
Tuchhändler	21	56,7	—	—	—
Eisenwaarenhändler	16	55,9	—	1	57,5
Tabackshändler	11	58,5	1	1	61,4
Holzhändler	10	60,8	—	—	—
Kiesbäudler	8	68,5	—	—	—
Victualienhändler	53	55,7	—	1	55,4
Negotianten	476	62,0	5	15	63,0
Zahnärzte	52	60,0	—	7	59,1
Notarien	15	62,1	—	—	—
Goldschmiede	152	61,6	1	1	61,8
Stallknechte	27	57,2	—	—	—
Lackirer	63	54,3	—	4	45,0
Spiegelschleifer	35	53,7	—	—	—
Perrückenmacher	94	57,5	—	5	57,9
Posamentirer	24	68,1	—	—	—
Steinsetzer	10	58,2	—	1	58,2
Töpfer	14	51,8	—	1	50,3
Professoren	10	66,6	—	—	—
Leichentrager	9	75,0	—	—	—
Sänftenträger	11	53,3	—	—	56,0
Polizeidiener	8	70,0	—	—	—
Pastetenbäcker	13	46,0	—	—	—
Buchbinder	18	50,9	—	1	50,7
Schullehrer	18	64,4	—	—	—
Schornsteinfeger	8	45,0	—	1	43,3
Rentiers	275	65,8	2	2	66,3
Soldaten	338	48,4	—	33	46,6
Schiefter	62	47,3	2	4	49,1
Seiler	29	52,6	—	1	52,1
Bildhauer	6	36,1	—	—	—
Schneider	247	54,2	3	9	54,9
Zahdinder	97	54,2	3	7	54,2
Färber	25	63,4	—	1	63,7
Sägeschmiede	22	52,4	—	2	53,7
Holzdrechsler	26	57,4	—	—	—
Zeugweber	41	60,5	—	—	—
Lohgärber	43	55,2	—	1	54,6
Wächterverleiher	35	58,9	—	3	61,6
Steinschneider	10	54,4	1	2	56,6
Erdarbeiter	6	58,0	—	—	—
Körner	78	51,4	1	3	52,1
Glaser	18	57,2	—	—	—
Korbmacher	9	54,2	—	—	—
Nadelmacher	8	66,7	—	—	—
Winzer	8	54,1	—	1	52,7

(Mémoires de la Société de Physique et d'histoire naturelle de Genève. Tom VII. 1re Partie. 1833.)

Bibliographie.

Bonnivard à Chillon; scènes de l'histoire de Genève, dans les années 1535 et 1536. — Von G. Mallet. Genf. (Es ist dies dasselbe Schloß Chillon, welches Lord Byron in seinem poetisch behandelt hat; Bonnivard war ein Zeitgenosse der Genfer Reformatoren, die in dieser Erzählung eingeflochten werden, und deren Wirksamkeit mit der Geschichte Bonnivard's verwebt ist.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 92. Berlin, Montag den 3. August 1835.

England.

Zur Naturgeschichte des Hundes.

Die Modifikationen der Hundegattung sind so zahlreich und werden schon so lange gekannt, daß es unmöglich ist, heute noch zu entscheiden, welches die ursprüngliche Gattung ist. Buffon hat zwar eine Theorie in dieser Hinsicht aufgestellt, aber die Thatsachen bestätigen sein System keineswegs. Es giebt wenig Länder in der Welt, die nicht im Besitze einer ihnen eigenthümlichen Hundegattung sind. Der Hund der Eskimos wird vor einen Schlitten gespannt, der Schäferhund bewacht die Heerde, der Kettenhund beschützt das Haus, der Bullenbeißer bekämpft den Stier, der Spanische Jagdhund verfolgt die Indianer, und der Hund des St. Bernhards-Berges rettet die dem Erfrieren nahen Reisenden mit Gefahr seines eigenen Lebens.

Die Hunde der Eskimos bieten uns ein merkwürdiges Beispiel von Diensten dar, welche sie dem noch in halber Civilisation lebenden Menschengeschlechte leisten. Die Bewohner an den Ufern der Baffins-Bay und der noch strengeren arktischen Klimate, scheinen die Bestimmung zu haben, für immer in der gesellschaftlichen Lage bleiben zu müssen, in der sie sich jetzt befinden. Ihre Wüsche beschränken sich darauf, die gewöhnlichen Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen. In ihrer sehr kurzen Sommerzeit verfolgen sie die Rennthiere, deren Fleisch ihnen Nahrung und deren Haut ihnen Bekleidung verschafft; und in ihren langen Wintern, wenn sie der Hunger zwingt, aus ihrer Schneehütte zu gehen, um Lebensmittel aufzusuchen, können sie niemals ohne die unsehbare Witterung und den unerschrockenen Muth ihrer Hunde dahin gelangen, die Rennthiere oder der Bären, und sogar der den beschützen Hunde selbst zu erwächtigen, und ohne sie könnten sie nie mit der erforderlichen Schnelligkeit von einem Orte zum anderen kommen. Die Hunde wittern, während sie den Schlitten ziehen, ein Rennthier schon in der Entfernung einer Meile; sie laufen alsdald nach dieser Seite hin, und in wenigen Minuten ist das Thier schon in der Schußweite des Jägers, dessen Auge und Hand niemals das Ziel verfehlen. Diese Hunde zeigen bei der Verfolgung von Bären große Kühnheit, daß es hinreichend ist, den Namen dieses Thieres (nennuk) auszusprechen, um ihre Schnelligkeit zu verdoppeln. Zwei oder drei, von einem Manne geführt, attackiren ohne Zaudern den größten Bären. Bloß vor dem Wolf scheint sich ein instinktmäßiger Schrecken über zu bemeistern, welchen sie durch ein großes und langes Gebrul kundgeben.

Ganz unbezweifelt sind die verschiedenen Hundegattungen dem Menschen eine große Hülfe bei der Urbarmachung des Bodens gewesen. So waren ehemals in Großbritannien die Wölfe, die Bären und die wilden Schweine sehr gemein, und heute sind sie ausgerottet. Dieses Resultat wäre ohne den Beistand der Hunde nie zu erlangen gewesen. Einige und Waffen stellen dies auf positive Weise fest, und auch dem Letzteren war die Kunst, Hunde zu erziehen, das erste Kunststück, das der Mensch erfunden; aber dieses Kunststück wäre erfolglos und ohne Anwendung geblieben, wenn nicht den Hunde selbst das natürliche Verlangen, dem Menschen nützlich zu seyn, eine gewisse Anhänglichkeit an seine Gesellschaft, und das Bedürfniß, seine Freundschaft zu besitzen, angeboren wären. In der That zeigt es sich leicht, daß die Natur eine gegenseitige Anhänglichkeit zwischen dem Menschen und dem Hunde bestimmt habe; und es war also nicht ohne Grund, daß Linné dieser Gattung den Namen Canis familiaris beigelegt hat.

Das Leben der Hunde der Eskimos ist nicht nur mühsam, es ist auch peinvoll. Im Sommer haben sie freilich Ueberfluß an Nahrungsmitteln, welche ihnen die Haut und das Oel der Seerfische gewähren; im Winter aber, wo ihr Herren selbst schmale Pfoten machen müssen, magern die armen Hunde so sehr ab, daß ihnen kaum die Haut über den Knochen bleibt. Sie rennen von einer Hütte in die andere, um zu rauben, was sie finden können, aber sie werden von den Bewohnern ohne Mitleid fortgejagt. Diese Behandlung bietet den auffallendsten Kontrast dar mit derjenigen, welche, nach Homer, die Hunde der ersten Griechen erhalten haben. Unter ihren Tafeln liegend, sammelten sie hier die Ueberreste der ganzen Mahlzeit. Wir lesen im 22sten Buch der Ilias, daß Patroklos neun solcher Thiere in seinem Gefolge hatte, und das zehnte Buch der Odyssee berichtet uns, daß sogar die Fürsten, wenn sie Einer bei dem Anderen zu Mittag speisten, die Reste des Mahles mit nach Hause trugen, um sie ihren Hunden zu geben. Unter diesen Resten befanden sich oft die feinsten und zartesten Stücke von dem Brote, welches sie Apomagdalia nannten, und dessen sich die Alten bedienten, um ihre Finger daran zu reinigen. Ohne Zweifel hat auch die Canaritterin darauf angespielt, wenn sie sagt, die Hunde fressen die Brosamen, welche vom Tische ihres Herrn herabfallen. Uebrigens können Hunde sehr lange Hunger vertragen, ohne große Unbequemlichkeiten dabei zu empfinden. In den Memoiren der Pariser Akademie der Wissenschaften liest man, daß eine Hündin, welche in einem verschlossenen Landhause vergessen worden ist, sich während 40 Tage bloß von der ausgenagten Wolle einer Decke erhalten hat. Man hat Hunde leben sehen, welche in dreißig Tagen keine Nahrung zu sich genommen hatten.

Die Hunde der Eskimos bellen nicht. Diese Eigenschaft haben auch noch einige andere Gattungen von Hunden, aber sehr selten die der gemäßigten Zonen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Schweigsamkeit von einer sehr hohen oder sehr niedern Temperatur herrührt. Sonnini erzählt, daß es in Ober-Aegypten eine Art Hunde giebt, deren Stimme so schwach ist, daß man sie kaum hört. Columbus hat die Bemerkung gemacht, daß die Hunde, welche er nach den Antillen mitnahm, beinahe gänzlich ihre Stimme verloren.

In den Niederlanden bedient man sich seit langer Zeit der Hunde, um die kleinen Wagen mit Gemüse zu Markte zu fahren; und die Fischer von Scheveningen transportiren ihre Fische nach dem Haag in kleinen mit Hunden bespannten Wagen. Auch in London macht man seit einigen Jahren den Versuch, sich der Hunde als Zugvieh zu bedienen; besonders die Bäcker und die Kaldaunenhändler machen am meisten Gebrauch davon.*) Die Neufundländischen Hunde, eine der thätigsten unter diesen ihrer Fähigkeiten merkwürdigsten Gattungen, beschäftigen sich in ihrem Geburtslande mit dem Ziehen der mit Holz beladenen Wagen und Schlitten, so wie sie eine Menge anderer Dienste leisten, die man sonst nur von Pferden fordert. Noch im vorigen Jahrhundert spannte man in Canada nur Hunde vor die Reisewagen. Man kennt auch die Verfolgbarkeit der Neufundländischen Hunde im Schwimmen. Sie ziehen diesen Vortheil von der besonderen Construction ihrer Pfoten, deren Zwischenfinger zu Hülfe mit einer Haut versehen sind. Außerdem macht die angerordte Gewohnheit diese Hunde zum Schwimmen oder vielmehr zum Wassertreten geeignet. Die Beispiele von Menschen, die durch den Muth und die Geschicklichkeit dieser Thiere aus dem Wasser gerettet worden, sind zahllos. Ungefähr alle Hunde können schwimmen, obgleich viele das Wasser nicht lieben, und sich nur mit Widerwillen auf Befehl ihrer Herren hineinstürzen. Die Wullendeißer scheinen am wenigsten zum Schwimmen geeignet zu seyn, wie es die Neufundländischen sogar bei ausgetretem Meere vermögen. Hier ist jedoch eine Thatsache, deren Authentizität verbürgt ist. Es stieß ein Schiff während eines Sturmes auf eine Klippe, und zwar in geringer Entfernung vom Ufer. Am Bord dieses Schiffes befanden sich zwei Neufundländische Hunde und eine Dogge von etwas kleiner Gestalt, aber doch sehr kräftig. Es war ein Boot gelegen, einen Strick ans Land zu schaffen; aber die Brandung gestattete der Schaluppe keine Landung. Man sieht also darauf, daß es einen dieser Hunde ans Neufundland damit gelingen könne; man versuchte es, aber er vermochte nicht, gegen die Wellen zu kämpfen und kam um. Der zweite, welcher ins Meer geschleudert wurde, hatte dasselbe Schicksal; aber die Dogge, obgleich sie nicht an das Schwimmen gewöhnt war, gelangte glücklich ans Land, und trug Alles zur Erhaltung der Besatzung bei.

In dem Verhältnisse, wie die Menschen zu einer höheren Stufe der Civilisation gelangt sind, haben auch die Hausthiere mehr Kultur erhalten, und vorzüglich die Hunde haben ihren Theil an derselben. Ein Englischer Hausbund tritt in eine gefüllte Speisekammer ein, ohne daß er, und hatte er auch den größten Hunger, das Geringste von dem vor ihm ausgebreitet liegenden Mundvorrath berührt; während der Hund der Eskimos im Gegentheil nie außer, der Familie seines Herrn ihre elenden Nahrungsmittel streitig zu machen. Ein gut abgerichteter Jagdhund wird einer menschlichen Wohnung beim Aufspüren des Wildes ruhig vorübergehen, ohne sich von der etwa dort liegenden Leckspeise aufhalten zu lassen, während der Hund des Eskimos zum Aerger seines Herrn oft mit dem Schlitten davon läuft, um ein Rennthier oder einen anderen Hund zu erlisten. Nichts bekundet deutlicher die Macht der Erziehung über den Gehorsam, als der Gehorsam eines Hundes, während den Einflüssen das Essen gebracht wird. Man kann weder den Muth noch die Wildheit dieser Hunde in Zweifel ziehen, denn sie haben nichts Niedriges, nichts Knechtisches in ihren Manieren; sie haben Hunger, wissen, daß man ihnen zu essen bringt, und doch bezeugen sie nicht die mindeste Ungeduld, den geringsten Ungehorsam. Der Diener setzt sich an der Thür nieder, welche den äußeren Stall von dem Eßzimmer trennt. Bei seiner Ankunft hört die ganze Meute ein Freudengeschrei aus; aber er macht ein Zeichen, und Stillschweigen tritt

*) In Berlin sind bekanntlich die sehr zahlreichen Milchwagen faß alle mit rüstigen Hunden bespannt, die auf diese Weise ihr Brod nicht umsonst zu verzehren brauchen.

Digitized by Google

auf der Stelle ein. Er lief jeden Hund bei seinem Namen, und nach seiner Willkür erscheint Jeder einzeln, und wenn sie der auch dreißig Koppel da wären. Wenn dann ein noch neuer Hund ungerufen vortritt, wird er zurückgeschickt, bewährt sich diese Lection und denkt bei einer weitern Veranlassung genau daran. So ist diese Meute durch leichte Züchtigungen zu einem Stand der strengsten Disziplin gelangt, wenn man nämlich diese seltene Beispiel von Gehorsam so nennen darf.

Man liest in Reisebeschreibungen, daß in Kamtschatka während des Sommers, wo die Gewässer in Menge zugegen sind, der Schlitten nicht bedürfen, diese frei umherlaufen, um sich ihre Nahrung zu suchen. Die Hunde halten sich alsdann am Ufer des Meeres oder eines andern Gewässers auf, und vertiefen sich oft bis über den Bauch im Wasser, und so wie sie einen Fisch wahrnehmen, erschnappen sie ihn, ohne auch nur einmal zu fehlen. Im Herbste kehren sie von selbst in die Dörfer zurück, wo jeder seinen Herrn wiederfindet. Der Hunger trägt wahrscheinlich hauptsächlich das Seinige zu dieser Rückkehr bei; aber man kann auch annehmen, daß die Gewohnheit sehr viel dazu thut. Sie wird auch eine Heerde von Kühen zur Weideit hinreichen, so weit auch immer ihr Weideplatz entfernt sein mag, weil sie durch Gewohnheit und durch das Beispiel der anderen Kühe den Zeitpunkt sich gemerkt haben, an dem man sie von der sie drückenden Last befreit. Die Thiere scheinen überhaupt einen ausgezeichneten Instinkt in Bezug auf die Zeit zu haben. Es ist wahrscheinlich die Sonne, nach welcher sich ihre Ordnung regelt, des Morgens die Wohnungen zu verlassen, und Mittags und Abends zu bestimmten Stunden dahin zurückzukehren. Dieses so mag auch die Temperatur der Witterung die Hunde in Kamtschatka an ihr Dorf zurückführen. Aber die Uebung dieser Fähigkeit ist besonders bei den Hunden der civilisirten Länder äußerst merkwürdig. Southey führt in seiner Omniana ein Beispiel von zweien Hunden an, welche eine so genaue Kenntniß der Zeit besaßen, daß sie die Tage in der Woche zu bestimmen wußten. „Mein Großvater", schreibt er, „hatte einen Hund, welcher alle Sonnabend zwei Meilen Weges lief, um sich seine Knochen aus dem Fleischladen zu holen; ich kenne aber ein noch außerordentlicheres wahres Beispiel. Ein Hund, der einem Irländer gehört hatte, und von diesem nach England verkauft wurde, bewarte bei seiner strengen Gewohnheit, alle Freitage zu fasten. Dieses Vermögen, sich auch der unterbrochenen Zeitverhältnisse zu erinnern, besitzt das Pferd ebenfalls. Ich habe ein solches Pferd gekannt und die Zeuge des Thatbestandes gewesen. Es war nämlich daran gewöhnt, alle Woche einmal mit dem Fakter eines Journals eine Tour in der Umgegend zu machen, und es verstehte nirgends bei der Thür des einzelnen Abonnenten still zu stehen, obgleich die Zahl derselben die auf siebzig angewachsen war. Was aber noch mehr Verwunderung verdient, ist dieses: es gab zwei Abonnenten darunter, welche das Journal gemeinschaftlich hielten und zwar so, daß sie abwechselnd das Blatt zuerst empfingen; obgleich nun diese Beiden auch eine Engl. Meile von einander entfernt wohnten, wußte das Pferd doch durch Gewohnheit sehr genau, an welchem von Beiden die Reihe des Empfanges war und es hielt pünktlich den einen Sonntag vor der Thüre des Abonnenten zu Thorpe, und den anderen Sonntag vor der zu Ebertrey still, ohne auch nur einen einzigen Irrthum, während des Verlaufs von mehreren Jahren, zu begehen."

Hier ist auch ein merkwürdiges Beispiel von einem Hunde, welcher einen Begriff von den artikulirten Wörtern der Sprache besaß. Ein von einem Schäferhunde und einer Dachshündin erzeugter Hund, wohnte in dem Pachterhause täglich der Toilette bei, welche seine Herrin mit ihren Kindern vornahm. Als nun eines Tages das jüngste Kind, das vor allen andern geliebt wurde, sagte, daß er den Ueberwurf seiner Schwester holen solle, und das Kind aus übler Laune damit zögerte, da sprach die Mutter: weil Du nicht gehen willst, so soll ihn Mengo holen. Da Mengo nie zum Apportiren abgerichtet war, so beabsichtigte die Pachterin mit dieser Aeußerung nichts weiter, als dem Kinde einen Beweis zu geben; allein der Hund war eben so verständig als gehorsam, er lief eilig in das benachbarte Zimmer und brachte der erklärten Herrin den Ueberwurf für das Kind. Von diesem an Mengo war dies ein starker Beweis seiner Einbildungskraft, und es ist gewiß, daß die Hunde ein gutes Theil davon besitzen. Er hatte ohne Zweifel öfters bemerkt, was bei der Toilette der Kinder vorging, und als er nun seinem Namen aufsprechen hörte, erriethe er gleich, was seine Herrin verlangen könnte. Alle Welt weiß auch, wie sehr die Hunde, wenn sie daran gewöhnt sind, das Ausgehen mit ihren Herren lieben; oftmals erräth der Hund den Weg, welchen sein Herr nehmen wird, und er läuft, aus Furcht, jener werde ihn zu Hause lassen, eine große Strecke voraus. Es läßt sich hieraus leicht auf eine starke Einbildungskraft, wo nicht gar auf ein vernünftiges Nachdenken, schließen.

Man hat oft Gelegenheit, das Scheuen der Pferde vor einer Erscheinung wahrzunehmen, welcher falsche Schrecken aber nur von ihrem fehlerhaften Gesicht herzurühren pflegt. Das gemeine Volk glaubte vormals, daß Hunde und Pferde die Gabe hätten, Geister wahrzunehmen, weil sie sich oft entsetzen, ohne daß wir den Grund davon wahrnehmen können.

Linné hat es als einen charakteristischen Zug der Hunde bezeichnet, daß sie die Gewohnheit haben, die Bettler anzubellen. Wenn man aber den Grund davon sucht, wird man finden, daß ein in Lumpen gehüllter und mit dem größten Elende behafteter Bettler oft ein so gräßliches Ansehen hat, daß ihn der Hund natürlich als einen Räuber ansieht, welcher das Haus seines Herrn zu plündern und auch ihn selbst zu mißhandeln kommt, und er drückt diese Furcht durch sein Bellen aus. Je leichter also ein Hund sich zum Bellen auffordern läßt, um so schüchterer ist er als Hauswächter zu brachten. Ein dem Hausthunde die meiste Furcht erregender Gegenstand ist ein nackter Mensch, weil er daran nicht gewöhnt ist. Man versichert, daß ein solcher Anblick so mächtig auf den Hund wirkt, daß er auch nicht einmal zu bellen wagt. Es sind nun einige Jahre her, zu zu Kilmanock, in der Grafschaft Ayr, eine Lohgerberei komplett ausgeplündert wurde, nachdem der Wächter das Mittel der Nachtheit angewandt hatte, um den Muth des ihn bewachenden prächtigen Neufundländischen Hundes zu zerschlagen. Aus solchen Umständen läßt sich abnehmen, daß der bloße Anblick einer Person, welche sich in solchem Zustande befindet, so wie ihr Angriff zu vertheidigen, als ein ausgeschlossener; aber es scheint ihm in solchen Falle die Erfahrung, die seinem Gedächtnisse zu Hülfe kommt, und die die größere oder geringere Gefahr entdecken soll.

Die Fähigkeiten der Thiere zeigen sich, so wie die Erwägungen der Menschen, auf verschiedene Weise. Der Hund, welcher das Grab seines Herrn bewacht, und den alle Karessen der Landleute nicht davon zu entfernen vermögen, giebt zugleich von seinem Gedächtnisse und seiner Einbildungskraft Proben. Im Jahr 1827 sah man auf dem Kirchhofe von Fleetstreet in London einen Hund, welcher sich zwei Jahre lang wirigerte, den Ort zu verlassen, wo sein Herr begraben lag. Er war sich offenbar der Erinnerschaft, die zwischen ihm und seinem Herrn bestanden hatte, in's Gedächtniß zurück, und hatte hier auch darauf, sie wieder herzustellen zu können. Die Bewohner der Nachbarschaft brachten ihm täglich das Essen, und der Küster erbaute ihm sogar eine kleine Hütte; aber er wollte die Stelle nicht verlassen und starb darauf.

Ein Hund, welcher hinter seinem Herrn zurückgeblieben ist, sucht ihn oft auf einer Querlinie einzuholen. Die Hunde wissen die Entfernungen genau zu berechnen, und wenn sie über einen Graben oder über eine Barriere springen, werden sie sich selten in der Berechnung täuschen. Dieses geht so weit, daß der Britische Naturforscher Bad behauptet, daß die Hunde die Entfernungen mit einer ihnen angeborenen Kenntniß der Trigonometrie berechnen. Doktor Brown meint, daß bei mehreren Thieren der unteren Klassen die Existenz gewisser Vermuthschlüsse eben so unbestreitbar sey, wie die Existenz des Instinkts, welcher damit vermischt ist; und Montaigne, der seine Beobachter, sagt, daß er sich nie erwehren konnte, die Thiere, welche die Minden hatten, von der größten Vernunft zu ergreifen. Wenn man sie nur nehme, wie sie immer pünktlich vor den Thüren still halten, wo ihre Herren ein Allwesen zu erhalten pflegen; wie sie den ihnen begegnenden Wagen geschickt auszuweichen wissen, und wie sie, wenn sie der Weg an einem Graben vorüber führt, oft den unbequemsten Zustrich vorzieht, bloß um ihre Herren so fern als möglich vom Wasser zu halten.

Von der Anhänglichkeit, die zwischen Löwen und Hunden stattfinden, ist schon öfters authentisch erzählt worden; noch merkwürdiger ist aber, was man in den Menagerien des Herrn van Aken vor einigen Jahren in London gesehen hat; nämlich ein Windspiel, das die zärtlichste Anhänglichkeit für einen kranken Tiger durch die möglichste Sorgfalt bekundete.

Wir wollen das Kapitel von den Hunden durch folgende Details beschließen welche durch den Capitain Brown aus den sichersten Quellen zusammengetragen worden sind.

Herr Max Intyre, Wachtmeister-Fabritant, wohnhaft an der Region-Brücke zu Edinburg, besaß einen Hund von der Neufundländischen Gattung. Der Name dieses Hundes war Dandy, und seine Geschicklichkeit und Verstandesfähigkeiten erregten Aller Erstaunen. Er war in der ganzen Nachbarschaft bekannt, und der Autor erklärt, daß er selber Zeuge mehrerer Züge gewesen, die er anführt. Wenn sein Herr sich mit der zahlreichen Gesellschaft in den Saale befand, so brauchte er ihm nur zu sagen: „Dandy, bringe mir meinen Hut!" und der Hund holte auf der Stelle aus der Masse aller anderen Hüte den seinigen heraus und legte ihn zu seines Herrn Füßen nieder. Spiel Karten auf der Erde, und Dandy fand diejenige, welche sein Herr im Besitze gewählt hatte. Er erkannte auch das Zudermesser seines Herrn unter vielen andern. Man gebot ihm, den Kamm seines Herrn den Kamine zu holen, und er brachte ihn, obgleich er zwischen vielen anderen Dingen lag, die gleichfalls seinem Herrn gehörten. Hieburch bewies er doch unumwöglich, daß er den Sinn der Worte begriffen hatte, und nicht bloß dem Winke gefolgt war. Eines Tages ließ einer der anwesenden Herren auch Schilling zur Erde fallen, den er nicht wiederfinden konnte. Mar Intyre, welcher in einer Ecke seinen Hund stehen sah, der kaum zu merken schien, worein hier die Rede war, sagte ihm: „Dandy, suche den Schilling herbei, so werde ich Dir Wasser geben;" sogleich sprang der Hund auf den Tisch, und legte den Schilling hin, den er schon vorher aufgehoben hatte, ohne daß es bemerkt wurde. Alle er eines Abends in einem Zimmer der Mistreß Thomas in Fosh Street allein zurückgeblieben war, lag er eine Zeitlang ganz ruhig als ob er ganz endlich sah, daß Niemand erschien, den er Thür zu öffnen, wurde er ungeduldig, und zog aus allen Kräften an der Klingelschnur. Die Magd erschien, öffnete die Thür, und erklaunte nicht wenig, den Dandy an der Schnur hängen zu sehen. Seit dieser Zeit klingelte er jedes Mal, wenn man es ihm befahl. Noch merkwürdiger aber ist, daß er, wenn er sich zufällig in einem Zimmer befand, in dem keine Klingelschnur war, auf den Tisch sprang, umherschaute, und wenn er eine Glocke fand, auf sie in der Absicht anschlug, um Jemand zu rufen. Als Herr Max Intyre seinen Abschied bei seinen Freunde gefeiert hatte und ein wenig spät nach Hause kam, fand er alle Welt schlafend. Da er nun seinen Stiefelknecht nicht auf der gewöhnlichen Stelle fand, so gebot er dem Dandy, denselben zu suchen. Das treue Thier, welches den Befehl gar wohl begriffen hatte, fing an, an der Kammerthür zu kratzen, bis ihm der Herr sogleich öffnete; und Dandy lief sofort auf einen entfernten Platz des Hauses zu, und kam bald, mit dem Stiefelknecht in der Schnauze, zu seinem Herrn zurück; worauf sich dieser denn erst erinnerte, den Stiefelknecht am Morgen dort unter dem Sopha zurückgelassen zu haben, als er sich desselben in Gegenwart des Hundes bedient hatte.

Mehrere Personen, welche den Dandy kannten, hatten die Gewohnheit, ihm alle Tage einen Penny zu geben, für welchen er sich immer beim Bäcker ein Brödchen holte. Als nun einer dieser Herren eines Tages durch die Straße ging, wurde er von Dandy angehalten, in die

Digitized by Google

Erwartung, seine gewöhnliche Gabe zu empfangen, aber dieser Herr sagte ihm: „Bandy, ich habe heute meine Brustschleife zu Hause gelassen.“ Bandy ging ruhig fort, und als der Herr nach einer Weile zu Hause angekommen war, hörte er ein Gerüusch von der Studenthür, die sogleich von dem Bedienten geöffnet wurde, und kein Anderer war's, als Bandy, der sich seinen Pennp einsorkte. Herr F... gab ihm zum Spaß ein falsches Geldstück, welches, wie natürlich, der Wächter nicht annahm, der dieses dem Bandy wiedergab, worauf er sogleich zu Herrn F... zurückkehrte und zu ihm sprach: als der Bediente fortging, legte er diesem das falsche Geldstück vor die Füße und entfernte sich mit einem verächtlichen Blicke. Obgleich Bandy gewöhnlich sein Geld, so wie er es empfangen, sogleich dem Wächter anlegte, hat er dennoch bewiesen, daß er weit größerer Vorsicht besitze, als manche vernünftige Wesen. Man sah ihn einmal an einem Sonntage, wo er niemals Geld bekam, ein Bröthen nach Hause bringen. Herr Max Antyre verwunderte sich und bat ihn, seine Aufsparkerne, die Bandy zu durchsuchen, um zu entdecken, ob Bandy irgendwo Geld liegen habe. Der Hund lief ungefähr Alles durchsuchen, bis sie sich dem Bette nahete; dann lief er auf sie zu und suchte sie zu entfernen. Doch Herr Max Antyre bemächtigte sich seiner, und während die Magd unter dem Bette kehrte, fuhr der Hund fort, zu springen und zu kämpfen. Endlich stellte sie sieben Pennp, in einen Lachlappen eingebüllt, unter dem Bette hervor. Von diesem Augenblicke an konnte Bandy die Magd nicht mehr leiden, und man bemerkte auch, daß er eine andere Stelle zur Aufbewahrung seines Geldes gewählt hatte. Wenn Herr Max Antyre Gäste bei sich hatte, und er dem Dandy befahl, einen Herrn nach Hause zu begleiten, so exkortirte er den Fremden treu bis an sein Haus, die Entfernung mochte noch so weit seyn, und kam dann eiligst wieder heim. Ein Bruder des Herrn Max Antyre ging eines Tages mit einem seiner Freunde nach dem Garten und ließ seinen Hund nach. Nachdem sie sich gesadet und einige Erfrischungen zu sich genommen hatten, welche letztere sie in der Laube eines öffentlichen Gartens verzehrten, spazierten sie in dem Garten umher, und einer dieser Herren ließ seinen Hut und seine Handschuhe in der Laube zurück. Während dieser Zwischenzeit trat eine andere Gesellschaft in die Laube, und nahm die verlassenen Plätze in Besitz; Dandy eilte sogleich, ohne Jemand zu baden, hinzu, nahm Hut und Handschuh, und brachte sie dem Eigenthümer. Als dieser aber die Bemerkung machte, daß ein Handschuh fehle, lief Dandy mit Blitzesschnelle zurück, stürzte sich mitten in die erschreckene Gesellschaft und holte den Handschuh triumphirend heraus.

Sanderson erzählt: „Es ist ergötzlich, die Hunde des Groß-Mogluns zu sehen, und die Weise, auf welche sie behandelt werden. Dem sie baden, so wie die Pferde von hohem Range, mehrere Beinkleider, und ihre Decken sind reich mit Gold und Silber in Garnen in Schachtich und anderen lebhaften Farben, und ihre Ställe und Lagerstätten werden außerordentlich rein gehalten. So oft der Großherr die Hauptstadt verläßt, um sich zur Armee zu begeben, geschah es mit großer Feierlichkeit und mit einem glänzenden Gefolge, welches hier zu beschreiben, viel zu lang wäre; aber ich erinnere mich besonders einer großen Anzahl von Hunden, die man in Goldstoff und Sammet von Purpur- und Scharlachs Farbe mit reich gestickten Decken vor ihm her führte.

Sir Thomas Roe nahm aus England einige wegen ihres Wuthes ausgezeichneter Jagdhunde nach Indien mit, um dem Groß-Mogul ein Geschenk damit zu machen. Einer dieser Hunde sprang über Bord, um einen Trupp Meerschweinchen zu verfolgen, und ging dabei unter, so daß bei der Ankunft in Indien nur noch zwei übrig waren. Sie führten ein Leben in einem besonderen Wagen nach Agra; einer davon machte sich auf der Reise los, stürzte sich auf einen ungeheuren Elephanten und biß sich fest an seinem Rüssel; es gelang dem Elephanten nur mit vieler Mühe, sich von ihm loszumachen und ihn weit hinweg zu schleudern. Diese Geschichte gefiel dem Mogul gar sehr, und die Hunde gelangten dadurch zu einem nicht minder außerordentlichen Glücke, als das der Katze von Whittington. Aber von ihnen hatte seinen eigenen Palankin, um sich frische Luft zu verschaffen, die Fliegen zu verjagen, und zwei derselben, die ihnen zur Seite gingen und ihnen die Fliegen mit einem Fächer abwehren mußten. Der Mogul ließ sich sogar ein Paar silberne Schalen machen, um, wenn es ihm beliebte, die Hunde selbst füttern zu können.

Während des Krieges befand sich am Bord der „Bellona“ ein Neufundländischer Hund, welcher während des ganzen Gefechtes bei Kopenhagen auf dem Verdecke sich und immer hin und her drehte, bis sein Herr, einem Ende des Schiffes bis an's andere lief, gleichsam als wollte er die Kämpfenden ermuthigen, so daß ihm die ganze Schiffsmannschaft sehr geneigt wurde. Als später das Schiff nach dem Frieden von Amiens abgetakelt wurde, hielten die Matrosen noch einen Abschiedsschmaus am Ufer; Viktor ward in einen Lebnstuhl gesetzt und mit Rosbeef und Plumpudding gestärkert, und sogar die Kostenrechnung auf seinen Namen ausgestellt und quittirt. (Sport-Magazine.)

Holland

Das Dorf der Millionäre. — Holländische Poesie.

In der Nähe von Amsterdam befindet sich ein Dorf, bekannt unter dem Namen des Dorfes der Millionärs. Es ist das Elysium aller alten Wucherer, das goldne Land aller Spekulanten, die das Glück an der Börse von Amsterdam oder in den beiden Indien verfolgen. Ich weiß nicht, für wie viel Tausend Gulden man hier das Bürgerrecht erkauft, oder wie schwer der Geldkasten sein muß, um sich Zugang zu der gewaltigen Aristokratie, zu dieser Welt der Glücklichen und Auserwählten zu verschaffen. Sobald Du aber hier eine schwer bekannte schöne Meriine ankommen siehst, aus der ein Mann von grauen Haaren steigt, mit einem grossen und breiten Portefeuille an der Seite, so kannst Du sicher darauf rechnen, daß die offizielle Chronik des Dorfes der Millionäre bereits Kunde davon erhalten, wer er sey; Du kannst darauf rechnen, daß er von seinen Nachbarn gut aufgenommen wird, indem er seine Ansprüche auf eine gehörige gute Anzahl von Banknoten begründet. Alle diese von den verschiedensten Seiten hier eingetroffenen Nabobs bilden zusammen eine Corporation, die sich den Beobachter manches Merkwürdige und Interessante darbietet. Sie haben alle diesen kleinen Eigenwinkel als eine Art von Mittelstation zwischen den Sorgen dieser Welt und dem Paradies erwählt, das sie einst in jener zu finden hoffen. Ihre Gemmen bestehen, mit wenigen Ausnahmen, in kaufmännischen Kriegs- und Scharmützel ausgefochten. An Abenden, wo sie sich zusammen sind, unterhalten sie sich, wie die Soldaten im Bivouak, von ihren Gefechten, wie sie zum ersten Mal in's Feuer gerathen, indem sie ein Fahrzeug beschadet, oder ihr Geld in Aktien auf einen Kanal angelegt, wie sie bei dem und jenem Bankerott einen Hieb erhalten und wie sie endlich durch einen gewagten Coup wieder vollkommen hergestellt wurden. Eine erzählen Dir von den Tagen des Sieges und von den Tagen der Trauer, von ihren Kroyßern und ihren Winden. Sie berechnen Dir zur Noth jedes Jahr ihres vergangenen Lebens, mit Beifügung des Gewinnes oder des Verlustes, den sie im Ganzen erlitten; alle die einzelnen Ziffern und Zahlen schweben ihnen frisch im Gedächtnisse, und wenn sie endlich dein seine kaufmännische Ilias vollständig entwickelt, wenn Sie Dir von den Zeiten des Glückes sowohl, als von denen der Bankgnsfpollen Katastrophen, von den Windstößen, die sie erschüttert und von den Klippen, die sie Kaffen, zu Wrack gemacht träumert, wenn sie Dir dies Alles erzählt haben, so wird die Geschichte mit einem Triumphzuge beschlossen, mit einer jener großen und prachtvollen Seiten ihres Hauptbuches, wo die Summen berechnet sind, die sie in Banknoten baar liegen haben, während sich auf der anderen Seite gar nichts als Dekret angemerkt findet. Hierbei klatscht dann alle Welt Beifall und der Sprüche und Sprüche nun Wirdlös

Eine der ersten und wichtigsten dieser Ursachen ist die geringe Bevölkerung des Holländischen Gebietes. Die Poesie bedarf der Ermunterung, sie bedarf, um sich selbst im Schwunge zu erhalten, der Huldigungen eines zahlreichen Publikums, einer großen Nation. „Als ich nur Hänisch schrieb", sagt Hebbelschlager mit bitterer Wehmuth, „schrieb ich für nicht mehr als zweihundert Personen!" und um seinen Werken die Popularität zu verschaffen, die sie sich verschaffen mußten, übersetzte er sie in's Deutsche. Der Holländische Dichter kann das Nämliche sagen. Die Niederländische Nation feine geborne Nation, ist Dämmerlicht, und durch den Gebrauch der verschiedenen Sprachen, die in den einzelnen Provinzen sich ausgebreitet, hatte sich die Anzahl derjenigen, auf die der Holländische Schriftsteller als Leser rechnen durfte, noch lange Zeit verringert. In Friesland und Gröningen herrschte der Friesische Dialekt; in Gelderen und Over-Yssel sprach man das Niederdeutsche, in der Weise, wie es in der Umgegend von Köln gesprochen ward, und das Flamändische herrschte in den beiden Flandern, in Brabant und Seeland. So blieb denn nur die Provinz Utrecht und das eigentliche Holland allein für das alte Niederländische übrig, das sich zur National-Sprache ausgebildet. Und diese Sprache bot auch in ihrer Entwickelung gar manche Schwierigkeiten dar; die Dichter waren nicht im Stande, ihr den rechten Glanz zu verleihen, und die Gelehrten verachteten sie; Erasmus, der im sechzehnten Jahrhundert sie seine Muttersprache das hätte thun können, was Luther für die seinige that, Erasmus schrieb Lateinisch, und im siebzehnten Jahrhundert versuchte es sogar ein geachteter Literat, die Holländische Sprache in einer Satire lächerlich zu machen. So hätten wir denn schon zwei bedeutende Motive, die den Holländischen Dichter entmuthigten, nämlich einerseits ein zu kleines Publikum und andererseits eine geringgeschätzte, herabgewürdigte Sprache. Hierzu kommen noch die beständigen Kriege der Herzöge und Grafen, denen die einzelnen Provinzen der Niederlande ehemals unterworfen waren, und die verschiedenen Revolutionen, die Holland erlitten, indem es bald seine eigenen Beherrscher hatte, bald dem Burgundischen Hause angehörte, hierauf an Oesterreich kam und wiederum auf Spanien überging; alle diese auf einander folgenden unendlichen Veränderungen mußten natürlich auf das National-Gefühl der Bewohner eine nachtheilige Wirkung äußern; endlich aber absorbirten die kaufmännischen Speculationen und Unternehmungen, denen sich die Nation frühzeitig mehr als irgend eine andere hingab, so wie ihre Ausflüge und Abenteuer zur See, alle ihre Geistesthätigkeit und Ausmerksamkeit, und ließen ihr wenig Muße, das Feld der schönen Künste und der Literatur anzubauen. (A. Marmier. — Rev. Germanique.)

Bibliographie.

Archives, ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau. Recueil publié avec autorisation de S. M. le Roi, par G. Groen van Prinsterer. — Erster Bd. Leyden. 10½ Fr.

Etat de la civilisation morale et religieuse des Grecs dans les temps heroïques. — Von P. von Limburg-Brouwer. 2 Bde. Gröningen.

De Noormannen in Nederland. (Geschichte der Normännischen Invasionen in den Niederlanden, im 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert.) Nach den Daelen dargestellt von van Bohine.

Handboek van de geschiedenis etc. (Handbuch der Geschichte der neueren Literatur.) Von van Kempen.

Frankreich.

Ueber die Devisen in der Heraldik.

Die Devise drückt einen bestimmten Charakter einer einzelnen Person oder einer Gesammtheit von Individuen entweder durch ein Symbol oder in einigen Worten, oder in Worten, die von einem Symbol begleitet werden, aus. — In der eigentlichen Devise unterscheidet man den Leib und die Seele; der Leib ist das Symbol, das Zeichen; die Seele die erklärende Umschrift.

Die besten Devisen sind diejenigen, in denen das Bild einfach, bestimmt, leicht zu fassen und die Inschrift mit der Person und dem Bilde in einem genauen und lebendigen Zusammenhange steht. Einer der Vorzüge der Devise ist, daß sie der Einbildungskraft etwas zu rathen aufzieht, ohne sie dadurch zu ermüden. — Die Devise ist permanent oder vorübergehenden Umständen, diesen oder jenen flüchtigen Ereignissen gewidmet. So einfach nun und für sich selbst klar jede Devise ist, so hat doch der Pater Ménestrier ein dickes Buch darüber herausgegeben, unter dem pomphaften Titel einer Philosophie der Bilder. Das Beste, was über diesen Gegenstand geschrieben ist, sind die wenigen Zeilen in Marmontel's Elementen der Literatur. — Den Alten war die Devise buchaus nicht unbekannt: der Löwe mit dem Schwert auf dem Siegel des Pompejus bedurfte keines Kommentars. Auch Beispiele aus einer viel ältern Zeit sind vorhanden. Beschluss Tragödie: Die Sieben vor Theben, von Euripides. Phönizierinnen geben uns dieselben an die Hand. Die Aufführer treten bei den Argeischen Emblème auf ihren Schilden. So trägt im Euripides Polynices auf dem seinigen das Bild der Gerechtigkeit, mit der Inschrift: Ich werde dich herstellen. — Das Ritterthum vervollkommnete die Devisen. Sie wurden gewissermaßen eine Erklärung der Grundsätze, eine Regel des Benehmens und Handelns für die, welche sie trugen, und wenn auch der Stolz ihren Bilder und Sprüche bisweilen geistsprechsrischer Prahlerei ziemlich nahe kam, so wurden sie doch durch Tapferkeit und Heroismus so gerechtfertigt und bewährt, daß das Naive und Freimüthige ihrer Anmaßungen bei weitem liebenswürdiger und treffischer erschient, als die heuchlerische Bescheidenheit des gegenwärtigen Geschlechts, das, charakterlos, wie es ist, gern seine magere und siechte Gestalt in das Gewand der Demuth verhüllen möchte. Da sie auf den Turnieren ihre Kräfte maßen, so wurden sie bald ein Gegenstand der Eifersucht, ihre eigentliche Stelle fanden, so wurden sie von dem Genie Emanuel Tesoro die Sprache der Helden genannt. In Frankreich, wo sie durch den Kardinal Mazarin in Buchwandlung kamen, in den Niederlanden, in Spanien, in Italien, brillirten sie in den Turnieren, den Carrousels, bei allen öffentlichen Festen und Begräbniß-Feierlichkeiten. Bisweilen wurden sie den Kämpfern von den Damen ihres Herzens ertheilt, wenn sie in solchen Fällen in's Praktische ihrer Ritterpflichten, so war es gewöhnlich, daß sie vergeblich suchten; man benahm sich einem verliebten Herzen ohne nachdenken, als Andersmann, wenn es sich Dienst des geliebten Gegenstandes über die Gedühr vergrößerte. Manchmal ersann auch die Begeisterung, und öfter die Schmeichelei, ennuthliche Devisen für Fürsten und Könige. Eine solche ist sie Ludwig XIV. die Sonne mit dem etwas räthselhaften Worten: Nec pluribus impar. Die Hofleute nahmen nun der Uebereinstimmung halber analoge Devisen an. — So war zum Beispiel die des Herzogs von Sully ein Vergißmeinnicht, auf den die Sonne sieht, mit den Worten: Ardeo ubi adspicior (ich brenne, wenn man mich ansieht); die des Herzogs von Orleans, des Admirals von Frankreich, der Mond mit der Inschrift: Soli parco, ut imperat undis (er gehorcht der Sonne und gebietet den Wellen). Wenn es nicht die Sonne war, so war es Jupiter, auf den die Devisen anspielten, wie zum Beispiel die Maximilian's von Bethune, Großmeisters der Artillerie: der Adler mit dem Blitz: Ono jussa Jovis ferre gebe, wohin mich Jupiter sendet), und die Devise des Prinzen von Soubise: Aiter post fulmina terror (nach dem Blitz der Schrecken).

Ein Herzog von Alba wählte bei einem Siegesfeste, wo er mit den Fonfeca's, die im Wappen Sterne tragen, um den Preis rannten, folgende ein Wortspiel enthaltende Devise: Al parecer de Falba, s'ascendan las estrellas (beim Erscheinen der Sonne [de l'aube] verbergen sich die Sterne).

Die Söhnen des Herkules mit den Worten plus ultra waren bekanntlich die Devise Karl's V. — Ludwig Martiano erfand sie mit Lust machte ihn dadür zum Kardinal. Als er die Belagerung von Ben im Jahre 1553 aufheben mußte, ward diese Devise das Ziel des Spottes seiner Feinde, die sie in plus citra (nicht weiter rückwärts) verkehrten.

Es kommt häufig vor, daß die Devise gewissermaßen ju einem integrirenden Theile der Wappen wird. Von der Art sind die des englischen Königshauses: Dieu et mon droit (Gott und mein Recht), und die des Hauses Nassau: Je maintiendrai (Ich werde mich halten).

In Folgendem theilen wir einige interessante Devisen historischer Personen mit. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, bei Gelegenheit seiner Verheirathung mit Isabella von Portugal: Aultre n'aura (Keine Andere), Anton von Bergh: Sans varier (Ohne Wandel), David von Bimen: Quand sera-ce? (Wan wird es seyn?), Jean de la Trémouille: Ne m'oubliez (Vergeßt mein nicht). — Die alte Devise dieser Familie war ein Wagenrad mit der Umschrift: Sans sortir de l'ornière (Stets im Geleise). Johann von Billiers, Herr von Isle-Adam: Vy oultre! (Weiterhin!), Peter von Beaufremont: Plus devil que pis (Mehr Teufel als Fresse), der Erzbischof von Cambrai: Que me s'y frotte (Komm' ihm Keiner zu nah), Johann von Luxemburg, Herr von Beauvoir, ein Kamtel, das unter der Last zu Boden sinkt: Nemo ad impossibilie tenetur (Niemand braucht das Unmögliche zu leisten), Philipp von Savoyen, geboren im Jahre 1438, eine Schlange, die bäutet: Paratioe (Wiedergeboren), Heinrich IV. einen Bienenkorb, der die Umgebner bezwingt: Invia virtuti nulla est via (Kein Pfad dem Muth verschlossen), Erasmus, den Gott Terminus: Cedo nulli (Ich weiche Niemandem), der Kardinal Richelieu, einen Ritter, der in der Luft schwebt, und darunter Schlangen, die sich am Boden winden: Non deserit alta (Er weilt nur in den oberen Regionen).

Eine Klasse von Individuen, die von den Devisen immer viel Gebrauch gemacht und noch macht, sind die Buchhändler. Baillet, in seinen Jugemens de savans, führt eine Anzahl derselben an, und man könnte füglich über diesen Gegenstand ein dickes Buch schreiben, das für Bibliographen wohl von Interesse sein dürfte. Auch mißen die Artikel der Akademien in gewissem Grade mehrerenfalls auch ihre Symbole haben. Frau von Genlis, in ihren Memoiren, rühmt sich, die Devisen in die Mode gebracht zu haben. Sie führt unter anderen die der Frau von Saller an, eine Nadel mit den Worten: Ich stehe, aber halte fest. Auch erwähnt sie der peopbetischen Devise Chamfort's, eine Schildkröte, die den Kopf aus der Schale hervorstreckt und von einem Pfeil getroffen wird, mit der Inschrift: Glücklich, wenn sie sich ganz verbergen hätte.

Frau von Genlis schließt mit folgender Reflexion, die wir mit ihr theilen: „Es wäre zu wünschen, daß der Brauch, sich eine Devise zu wählen, allgemein würde. Denn wer sich zu einer Devise bekennt, läßt uns gewissermaßen in sein Inneres blicken und übernimmt eine Art von Verpflichtung."

(De Reiffenberg — Dict. de la Conv.)

Mannigfaltiges.

— Türkische Miscellen. Die neueste Nummer der Türkischen Zeitung Tekwimi Wekaji (vom 3. Juli) erzählt in einem Anhang unter dem Titel „Merkwürdigkeiten" Folgendes: „In dem laufenden gesegneten Jahre ist das Weide-Vieh, Dank dem Reichthum an gutem Futter, ganz besonders fruchtbar geworden. Laut offiziellem Bericht haben zwei Ziegen, die einem Hirten in der Bulgarei gehören, acht Zicklein auf einmal, d. h. jede vier Zicklein, geworfen. Einer meiner uns ein Zeitungsblatt aus Lemnos, daß einem Schafbauer dieser Insel — Medmed mit Namen — ein mit einem Schweif am Rückgrade versehener Sohn geboren worden sey, der zugleich an jeder Hand mit sechs Fingern ausgestattet seyn soll."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den löbl. Postämtern.

№ 93. Berlin, Mittwoch den 5. August 1835.

Nord-Amerika.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

Von dem Amerikanischen Geistlichen Timothy Flint.

Erwägt man, daß das Volk der Vereinigten Staaten nicht nur von demselben Blute entsprossen ist und dieselbe Sprache redet, wie das von England, sondern daß auch die Institutionen und Gesetze beider Länder die größte Aehnlichkeit mit einander haben, so sollte man auf den ersten Blick glauben, daß beide Länder sich in ihrer Literatur kaum von einander unterscheiden können. Untersucht man indeß die Sache genauer, so findet man bald, daß die große Verschiedenheit des Klimas, der individuellen Bestrebungen, der geographischen Lage und der physischen Beschaffenheiten die Amerikanisch-Englische Schriftart bereits mit manchen neuen Worten und Redensarten bereichert, und derselben eine so große Mannigfaltigkeit an biblischen Ausdrücken und besonderen Wendungen verliehen, daß sie ein entschieden eigenthümliches, Amerikanisches Gepräge erhalten hat.

Keine geringe Verwunderung hat es bei uns erregt, als wir wahrnahmen, daß die neueren Englischen Schriftsteller fast einstimmig die Sprache der Vereinigten Staaten als ein Patois darstellen, das sich von dem sehr rein-Englischen entferne, als das Französische der Kreolen auf den Kanadas und in Westindien von dem Französischen zu Paris. Was uns betrifft, so glauben wir, gar nicht daran zweifeln zu dürfen, daß sich die Sprache der höheren und die der niederen Klassen in Neu-England weniger von einander unterschieden, als dies bei irgend einer Nation in der Welt der Fall ist. Die Phrasen-Sammlung, die unter dem Namen des Downing-Dialekts so viel Aufsehen gemacht, hat vielleicht in der That einmal existirt; allein wenn der Englische Reisende jetzt das Land in allen Richtungen durchstreift, in der Erwartung, neue Barbarismen hier als die allgemeine Volkssprache wiedergefunden, so würde er gar sehr erstaunen, denn er würde keine Spur davon mehr antreffen. Die Zeit für solche Sammlungen ist bereits verschwunden. Dasselbe gilt von dem Anglo-Germanischen und dem Anglo-Hibernischen und den mittleren, und von der Vermischung aller dieser mit dem Anglo-Französischen Dialekt in den westlichen und südlichen Staaten von Nordamerika. Dieser Dialekt findet sich gegenwärtig nur noch in entlegenen und unbesuchten Winkeln oder in dem entferntesten Bezirke an der äußersten Gränze. Wo hingegen Theater und Dampfboote einmal Zugang haben, wo diese ihre Lacher und selbstständige Kritiker hin verpflanzen können, da ist jene Sprache längst abgestorben und durch die so äußerst wirksame Geißel des Lächerlichen bereits gänzlich vertrieben worden.

Wenn der Reisende die verschiedenen Schattirungen im Accent, in der Betonung und in der Aussprache auffindet, die die östlichen, westlichen und südlichen Staaten von einander unterscheiden, so wird er andererseits zu gleicher Zeit mit Erstaunen bemerken, mit welcher Genauigkeit und Genauigkeit und grammatischer Correctheit alle Volksklassen sich auszudrücken verstehen, und wie schwierig es demnach sey, uns der so ganz einförmigen Mundart einen Schluß auf die Erziehung und höhere Beschaffenheit der Individuen ziehen zu wollen. Wir haben besonders hervor, wie sehr Alles von dem ganzen Verhältniß an den östlichen Küsten des Atlantischen Meeres abweicht — eine Thatsache, die so bandgreiflich und unzweifelhaft wahr ist, daß man nicht umhin kann, die verkehrten Darstellungen der Englischen Reisenden in Amerika, die in beiden Ländern so viel Gehässiges und Anstoßen erregt haben, nothwendig entweder einer übertriebenen Vorurtheils oder des höchsten Grades von Unfähigkeit zur Auffassung von bergleichen Gegenständen anzuklagen. Wir zweifeln gar nicht daran, daß die erste Bemerkung, die sich dem anfrichtigen, unbefangenen und verständigen Britischen Forscher, der von Passamaquoddy nach dem Sabine-Flusse reist, aufdringen würde, die allgemeine Correctheit und besonders die Einförmigkeit der Ausdrucksweise über ähnliche Gegenstände bei allen Volksklassen seyn dürfte. Freilich würde er in den Reden der herumziehenden Prediger, so wie in den Plaidoyers der Advokaten von mittleren oder vorgerücktem Alter immer einige Spuren von jenen rohen Barbarismen auffinden, die man mit so großer Beredsamkeit in den öffentlichen Blättern anfängt, um sie lächerlich zu machen. Nicht selten wird sein Ohr beleidigt werden durch Verstöße gegen die Grammatik und die ersten Regeln der Orthoepie, Rhetorik und Syntax, die man häufig und sogar bei Männern wahrnimmt, die sonst wohl besser zu sprechen verstehen, die aber, in Folge eines höchst verderbten Geschmacks, damit der Mode einen Tribut zu zollen oder ihrer Erinnerungen an die alten, patriarchalischen Tage zu erwecken glauben, denen man in Amerika eben so gut, wie anderswo, gern den Namen des goldenen Zeitalters beilegt. Es giebt noch jetzt manche wenige, die diese Art von Phraseologie nur deshalb beibehalten, um herablassend, demokratisch und als sympathisirend mit einer Menschenklasse zu erscheinen, die bereits längst verschwunden ist. Was hingegen die jüngeren Kandidaten der Barre und der Kanzel betrifft, so streben sie alle eben sowohl in den sittlichen als in den westlichen Staaten dahin, rein, gewählt und grammatikalisch richtig zu sprechen, und wenn sie ja einmal hierin fehlen, so hat man dies nur der persönlichen Unwissenheit und dem Mangel an ordentlicher Bildung zuzuschreiben.

Fragt man aber, woher diese bewundernswürdige Einförmigkeit, diese unverkennbare allgemeine Correctheit in dem Gebrauch der Englischen Sprache bei einem Volke von gelten, das über eine so unermeßliche Fläche ausgebreitet und in seinen individuellen Bestrebungen, in seinen Verhältnissen und Anlagen so verschieden ist, wie die Krämer von Maine, die Weizen-Bauer in den mittleren Staaten, die Tabacks-Pflanzer in Virginien und Kentucky und die Anbauer der Baumwolle und des Zuckerrohrs im Süden, woher nun diese mannigfachen Schattirungen der Holländischen, Deutschen und Französischen Auswanderer sich gelegen — woher kommt hier die Einförmigkeit der Sprache? Auf diese Frage ist ganz einfach zu antworten, daß die Anglo-Amerikaner ein festgegründetes, unterscheidendes und stets reisendes Volk, und mit einem Temperamente begabt sind, das sie zu einer besonderen Art von Universal-Menschen stempelt. Ihre beständig wiederkehrenden Wahlen, die Rothwendigkeit, mit der jeder junge Mann, in dessen Brust nur ein Funke von Ehrgeiz glimmt, sich stets darauf vorbereiten muß, eine Rede zu halten, wodurch er sich vor Anderen emporthun kann; die Feuerprobe der Kritik, die ihm in Folge der vielen Aspiranten und Mitbewerber nicht erspart wird, die allgemeine Verbreitung öffentlicher Schulen und die häufigen Seminarien von höherer Bedeutung — kurz, das ganze Wesen, das Thun und Treiben des Volkes versetzen den jungen Mann in eine strenge Schule, wo Worte das große Material ausmachen und von ihrem Gebrauche das Glück des Lebens abhängt. Die Wahlen sind in Amerika so häufig und die verschiedenen Stufen im Staats-, sowohl im Civil- als Militairdienste, sind so zahlreich, daß ein Mann, der nur ein wenig Reputation hat, höchst unglücklich seyn müßte, wenn er nicht mehr als ein Mal dazu berufen würde, irgend ein Amt zu bekleiden, das mit einem hochtrabenden und großlingenden Namen versehen ist. Und ein Jeder, der einmal zu einem Amte gewählt wird, sucht sich auch sogleich, wenn nicht schon lange Zeit vorher, alle Gewandheit und Geschicklichkeit zu erwerben, die dasselbe erforderlich macht. Er hält Probe-Reden und schreibt Briefe pro forma, mit Fleiß und großer Sorgfalt. Ein Anglo-Amerikaner beginnt sein Leben damit, daß er Unterricht im Sprechen und Schreiben empfängt; sodann übt er sich selbst, im Freien, in den städtischen Versammlungen, in den verschiedenen Gesellschaften, bei den Wahlen, in den Lyceen und wo es sonst noch Gelegenheit dazu giebt, Reden zu halten und zu deklamiren. Er schwatzt überall, im Wirthshause, auf dem Dampfboote und selbst in der Zurückgezogenheit im häuslichen Zirkel. Er redet, deklamirt und haranguirt durch's ganze Leben, und bis zum Tode; ja, selbst nach demselben werden seine Reden noch herausgegeben.

Als ein Theil dieser allgemeinen Bildungs-Anstalten sind die neueren dings in Mode gekommenen, in den Städten, bedeutenden Flecken und den bevölkerteren Distrikten zur moralischen Ausbildung der Frauen entstandenen wohlthätigen und wissenschaftlichen Gesellschaften zu betrachten. die ihre gedruckten Statuten, ihre eigenen Präsidenten, ihre Secretaire und Comités haben, so daß im Ganzen selten weniger als zwanzig weibliche Personen sich finden, die nun als Officiers gehaltene Berichte abgefaßt, Statuten redigirt, Wahl-Reglements entworfen werden — kurz, es findet hier eine Verwaltungsweise und Verfassung statt, wobei das von Natur hinreißende und Alles überwindende Geschlecht, ohne alle Aufsicht ihrer Männer, Gelegenheit hat, mit diesen in der Anwendung und Ausbildung der Kunst der Beredsamkeit zu wetteifern. Endlich tragen die sunfzehnhundert Zeitschriften, einige hundert Schulen, unter der Benennung colleges, eine große Anzahl von Akademien, Lyceen und anderen literarischen Anstalten, nebst unzähligen lateinischen Primär- und Subscriptions-Schulen dazu bei, daß zum wenigsten die allgemeinen Prinzipien und Elemente der Grammatik, Rhetorik und des Styles sich unter alle Volksklassen auf Gleiche Weise verbreiten.

Noch ein anderer Umstand darf hier nicht übergangen werden, der ebenfalls dazu beiträgt, die Reinheit der Englischen Sprache, wie sie in Amerika gesprochen und geschrieben wird, im Großen zu befördern. Sehr viele Lehrer der höheren Schulen sind von dem ziemlich lobenswerthen Ehrgeize beseelt, sich insterdirch zu machen, was durch Abfassung

Digitized by Google

einer Grammatik bewirkt werden soll, die sie angeblich zum Gebrauch ihrer eigenen Schule herausgeben, wohinter sich aber die schmeichelnde Hoffnung versteckt, selbst die Lindley Murrey's ihres Zeitalters zu verdrängen. Es ist nun natürlich, daß derjenige Lehrer, der seinen unsterblichen Ruhm darauf berechnet, einen neuen Grammatik begründen will, vor Allem darnach streben muß, sich selbst und seine Schüler dahin zu bringen, daß sie als Muster und Gesetze für seine Principien gelten können. Die Zahl der neuen Grammatiken aber, die jährlich aus der Amerikanischen Presse hervorgehen, ist fast unglaublich. Sie bestehen dem größten Theile nach aus Plagiaten, die mehr oder weniger künstlich in neue Formen gekleidet oder mit neuen Prätensionen ausgestattet sind; wo sie aber zu einmal von ihren Englischen Vorbildern abweichen, da verfallen sie auch gleich in unglückliche, meist verfehlte Erfindungen. Bei alle dem haben sie jedoch immer den Nutzen, daß sie einen rüstigen Eifer und ein Bestreben unter den Verfassern der verschiedenen Sprachlehren hervorrufen, der Aufmerksamkeit und Vorzüge vor den anderen darzuthun. Zu diesem Zwecke lassen sie nicht nur ihre Bücher in den Journalen mit großer Emsigkeit recensiren machen und anpreisen, sondern sie halten auch eigene Vorlesungen über ihre Grammatik, indem sie von Stadt zu Stadt und von dem einen Staate in den andern herumziehen. In Amerika macht überhaupt jede neue Erfindung nur dann Glück, wenn sie sich eine bedeutende Partei zu verschaffen gewußt. Und so kommt es denn, daß die Parteigänger einer neuen Grammatik meist mit einer musterhaften Gebuld die langweiligen Untersuchungen mit aushören, die über den Bau der Englischen Sprache angestellt werden, die nicht auf jede Weise die Lehren ihrer abgerichtet und den Bürgern und Bauern einen vollständigen Unterricht in den Elementen der Grammatik ertheilt hat. Außerdem werden aber auch die häufigen Schulprüfungen von den Lehrern als eine Gelegenheit benutzt, die Gönner der Schule und die Aeltern ihrer Zöglinge von der mechanischen Fertigkeit derselben in den grammatikalischen Uebungen zu überzeugen. Die Folge dieser allgemeinen Bedeutung der Sprachkenntnisse ist zunächst dann immer, daß auf einmal jahrtausend Laute schlagen gewechselter Worten, Silbenreihen und Sätzen, die den Gebrauch der Worte eben kennen gelernt haben, in aller Eile den elektrischen Funken ihres Genius in einer von den funfzehnhundert Zeitschriften zu entladen suchen.

Welchen Einfluß diese so ganz universelle Bildungsweise und der immer mehr sich verbreitende Unterricht in den Regeln der Grammatik und den ersten Principien der Rhetorik endlich einmal auf die eigentliche Gegenwart Literatur haben wird, das muß uns die Zukunft lehren. Wir unsererseits haben selten mechanische Fertigkeit in den kleinlichsten Dingen mit wahrem Genie und Gewandtheit im Großen verschwistert gesehen. In einem dichten Walde, wo alle Bäume von einer mäßigen und gleichen Größe sind, gewährt die Ausbreitung und Verschlingung der Zweige eine anfangs zwar angenehme, aber bald platt und flach erscheinende und immer mehr ermüdende Einförmigkeit, in der auch nicht ein Stamm über die Uebrigen hervorragt und sich frei in der Sonne erhebt! So demoralisirt auch die Amerikanischen Institutionen immer sind, und so excentrisch, unabhängig und abweichend man sich die Gewohnheiten und Denkungsweisen der Bewohner meist vorstellen mag, so glauben wir doch, daß gerade die Amerikaner mehr als jedes andere Volk von der Sitte des Tages und dem Beispiel und der Autorität der an der Spitze stehenden Partei, als dem goldenen Kalbe der allgemeinen Verehrung, in seinen Neigungen, Vorurtheil und geleitet werden. Die ganze Gesellschaft scheint gleichsam eine in ihren Blick-Keimen erstarrte Geistes-Mittelmäßigkeit dar, die, von den wenigen Partei-Häuptern der Mode ein für alle Mal sanctionirt, zur angenommenen Richtschnur und zum Ultimatum des Gedankens geworden ist. Wer heutzutage Talent und Neigung in sich fühlt, der muß sich beeumen, das aufgestellte Muster nachzuahmen und sich demselben allmälig zu assimiliren. Tausch aber auch einmal hier und da ein Genie auf, der von der geraden Linie abweichend, sich selbst verschwindet, die Gränze überschreitet, so fallen bald die jebtansend Anderen über ihn her, als über Einen, der sich in die Regionen des Excentrischen und des Wahnsinns verliegen, und die diktatorische Kritik, nachdem sie zuerst den gewöhnlichen Maßstab an ihn gelegt, zieht mit allen ihren Mächten und Gewalten, die der Neid, der hohnlächelnde Spott und. was schlimmer ist als dies Alles, das falsche Lob ihr an die Hand geben, so lange gegen ihn zu Felde, bis sie ihn gelungen, ihn der Flügel zu beschneiden und ihn in die allgemeine Trivialität mit hinunterzuziehen, wo er sich immer gefungen bleiben muß.

Wir werden im Verlaufe dieser Abhandlung einige der glänzendsten Beispiele hervorheben, welche die Literatur der Vereinigten Staaten aufzuweisen hat, als die gefeierten Ausnahmen von den allgemeinen Regeln, als Ausnahmen von der gewaltigen Mittelmäßigkeit der Amerikanischen Lund, wie wir hinzufügen dürfen, zugleich der Englischen Literatur — Beispiele von Schriften, die unter der allgemeinen Schreckensherrschaft gegen die Abweichungen von der allgemeinen Mode nicht dawieder gedrungt werden konnten — als die glänzenden Sterne der Zukunft, die dem Lande zeigen, was es sein könnte und was es sein würde, wenn man sich mehr damit beschäftigte, die Literatur wahrhaft zu befördern und man durch angemessene Mittel die Anstrengungen des Geistes hervorzulocken, zu begünstigen und zu belohnen suchte. Wie die Sache jetzt steht, können immer nur die Erscheinungen einer literarischen Werkes, es mag Prosa oder Poesie, didaktisch, episch oder politisch sein, ein so hohes Gepräge und den Charakter des allgemeinen Models und Maßstabes an sich, daß ein gebildeter Leser kaum die erste Seite lesen darf, um, sobald er nur weiß, von welchem Gegenstande die Rede ist, auf der Stelle alles Uebrige, die ganze Masse der Gemeinplätze, mit ihren Mittelgliedern und Schlußsätzen, so wie die Sophistereien und geschickten Floskeln, von Anfang bis zu Ende von selbst zu errathen und hinzuzudenken. Ja, man ist in Stande, die genauesten Details einer Katastrophe, so pathetisch oder mitunterhaltend die Erzählung (ergleichen die Amerikanische Presse jährlich wenigstens an flusshundert liefert) auch sein mag, noch ehe man sie gelesen, eben so leicht hervorzubringen, als nachher. Wir sind weit entfernt, das Land zu verspotten, im Gegentheil wir lieben es und achten seine Interessen, wenn sind sie redlich darauf bedacht, seinen Ruhm und seine Ehre, das heißt seine literarischen Fortschritte und Anlagen, mit allem Eifer zu fördern. Allein der Amerikanische Publikum ist bereits der wiederholungen und Uebertreibungen ekelhaster Lobpreisungen überdrüssig geworden, und so vermeidet sine großen Schmeicheleien, womit man die literarischen Talente Amerika's beehalb hervorzustreichen, weil es mehr periodische Blätter besitzt, und mehr gedruckte Bücher das Licht der Welt sehen, als irgend ein anderes Land. Der wahrhaft verständige und große Geist aber hat all den Muth, die reine Wahrheit anzuhören, indem er nie wünschen, etwas anderes zu vernehmen. Und solche Leute allein sind es auch, die wir hier schreiben. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Constantinople and its environs. (Konstantinopel und seine Umgungen.) Von einem Amerikaner. 2 Bde. New-York.

The Italian sketch-book. (Italiänisches Skizzenbuch.) Von einem Amerikaner. Philadelphia.

Frankreich.

Die Wohnungen einiger Pariser Schriftsteller.

Die kleinen Details aus dem Privatleben bekannter Schriftsteller haben stets einen großen Reiz, und es wird ihnen in der Regel mit Aufmerksamkeit geschenkt, als vielen wichtigeren Dingen. Denn es macht uns Vergnügen, Vergleichungs-Punkte zwischen der Denk- und der Handlungsweise der begabteren talentvollen Männer, zwischen ihrer Dekorin und ihrem häuslichen Benehmen aufzusinden. Es giebt wenig Schriftsteller zu Paris, von deren Gewandtheit, in bern Privat-Verbindungen, Sonderbarkeiten, Schulden und noch so manchen andern Dingen nicht die ganze Welt unterrichtet wäre, und kaum hat einer ein Journal mit einer neuen Notiz über das Leben irgend einer solchen Person verbreitet, kannst Du sicher darauf rechnen, daß man diese einzigen Notiz eine ganz besondere ungetheilte Aufmerksamkeit widmen wird. Die Anekdoten über die Schriftsteller aus der Zeit Ludwig's XIV. werden noch beutzutage mit lebhafter Abwechslung gelesen; um wie viel mehr interessirt uns also nicht die Welt und die Männer um uns her angeht und was gleichsam unter unseren Augen geschieht.

Der Reiz steigert sich um so höher, je mehr die Frucht gewissermaßen als eine verbotene, nicht frei zu berühren erscheint; denn den Privatleben gehört ein besonderer Respekt, und es darf dem Publikum nicht ganz bloßgestellt werden. Allein wenn sich auch der Schleier, der nach den Gesetzen der Konvenienz das Gemälde umgiebt und verhüllt, nicht gänzlich lüften läßt, so ist es doch genug, um errathen gestattet, hier und da ein Winkelchen zu öffnen und unsere Blicke verlohnenderweise auf irgend eine minder verpönte Stelle und in ihre Nachbarschaft zu werfen.

Wohlan denn! Wenn irgend Etwas über den Charakter eines Künstlers Licht zu verbreiten vermag, so ist es unstreitig seine Wohnung. Jedermann richtet seine Wohnung nach seinen Bedürfnissen und seinem Geschmacke ein; ist es wieder sich nicht gut schreiben und lesen lassen in einem Zimmer, dessen Möbel und dessen ganze äußere Beschaffenheit nicht mit dem besonderen Genre und dem Geiste des Bewohners harmonirten.

Uebrigens wird Jeder, der uns auf unserem Ausfluge begleitet, bald überzeugen, daß, wenn Buffon mit Recht sagen konnte: „Der Stil, das ist der Mann", wir mit eben so gutem Grunde behaupten können: „Wie die Wohnung, so der Mann."

Unser Besuch bei Alexander Dumas gilt heute in der westlichsten Gegend, wo das Conservatoire und die Menus Plaisirs sich befinden, im Quartier im ersten Stocke; man gelangt dahin, indem man eine große und enge Treppe aus den Zeiten Ludwig's XIV. besteigt, und man wird am Eingange von altem Domestiken empfangen, ein Umstand, der immer für die Herzensgüte ihrer Herren spricht. Wenn Du der enge langen Spreiskaal und einem Billard vorbeigekommen bist, so wirst Du sich selten treffen, daß Die nicht der Mutter Delavigne's, Dumas von sanfter und edler Züge, begegnet, oder ein hübscher kleiner Knabe, mit prächtigem blondem Haar, der schnell fortläuft und sich hinter die Beine seines Vaters versteckt, sobald er einen Fremden in Sicht bemerkt. Auch läßt Herr Casimir Delavigne aus Zärtlichkeit für seinen Sohn alles Uebrige im Stich, und ich habe ihn oft eine ernste Unterhaltung gelassen abbrechen sehen, um das Spielzeug seines Kindes in Ordnung zu bringen. Alles ist einfach, Alles ist patriarchalisch in diesem Zirkel. Sichter sind an den Wänden, ein großes Portrait von Ludwig Philipp ist der einzige Schmuck an den Wänden des Zimmers, denn Casimir Delavigne ist dem Könige eben so treu geblieben, als er es dem Herzog von Orleans war. Du findest meist den Herrn Germain Delavigne, seinen Bruder, bei ihm, der, wie ich glaube, in der Regel auch hier speist. So oft die beiden Brüder zusammenkommen, umgeben sie einen zärtlichen Händedruck und ein freundliches Lächeln gegenseitig und hierauf kommt sich der immer heitere, stets artige und liebenswürdige Casimir mit Scherzen und Witz bezahlig, seinen Bruder gleichsam zu haben, welcher ihn auch immer mit seinem Blicke begleitet. Man verläßt hier das Zimmer unter der lebhaftesten Bewegung, bezaubert von der heiligen und reinsten der Poesien, von der Poesie der Häuslichkeit und der Familie.

Wollen wir uns nun zu Herrn Jules Janin begeben, so müssen wir durch den Hof eines Hotels in der Straße Tournon, wo Laboureurs die vordem eine Livree mit goldaufgestickten Barschleifen trugen, einen glänzende Kalesche reinigen und sie in Ordnung bringen. Endlich betrat

nan von einem reichmöblirten Zimmer in das andere bis zum Kabinet, wo er Schriftsteller in seinem Werke arbeitet, umringt von jungen Leuten, die um ihn her lachen und scherzen. Janin läßt sich durch das Geräusch wenig stören, und er setzt dabei seine Arbeit immer fort, wenn er sich auch mitunter durch manchen treffenden Scherz in die Unterhaltung einmischt. Eine Dame (dieselbe, deren kleinen gelben Hundschuh unser Janin dem Herrn Alfard zugeworfen, in Folge jenes berühmten Zwistes über die leichte und schwere Literatur) nimmt zuweilen an dem munteren Geschwätze Theil, oder sucht vielmehr, wenn Herr Janin zu lange schreibt, um das Frühstück einzunehmen, ihn, ohne viele Umstände zu machen, von der Maffe der lästigen Besucher zu befreien, die den berühmten Kritiker zu keiner Zeit verschont lassen. Wir müssen hierbei bemerken, daß unser Janin, der von seinen Freunden und den Neugierigen nur zu oft heimgesucht wird, häufig sich dazu entschließt, in einem kleinen Entresol zu flüchten, der mit seinem größeren Quartier in keinem Zusammenhange steht, und zu dem eine geheime Thür am Fuße der Treppe, unter den gelben Gewänden der Mauer versteckt, hinführt, die nur dem Schlafburschen bekannt ist, der in diesem Verschlage die Nacht, deren er sich in seiner eigentlichen Wohnung nicht leicht erwehren kann. Das Arbeits-Kostüm Janin's besteht in einer grauen Blouse und in einer baumwollenen Mütze.

Von der Straße Tournon gelangt wir uns nach der Straße Cassini Nr. 1. Hier, in einem Hause mit einer etwas zweideutigen Thür, deren Anstehen ein wenig an die bürgerliche Pension des Peters Goriot erinnert, steigt man eine kleine Landsteinerne Treppe zu Herrn Balzac hinauf, und man bekommt sich auf einmal in der Mitte mehrerer enger Piecen, die mit mehr Pracht als Geschmack ausgeschmückt sind; man glaubt, sich etwa bei einem Börsenspieler zu befinden, der möglich durch einen unerwarteten Coup reich geworden, und der sich in einen oben erlangten Wohlstand noch nicht ganz zu finden und einzurichten weiß. Uebrigens wird man leicht das Ganze durchsehen können, da Herr Balzac selbst eine Schilderung seines Zimmers in seinem Mädchen aus dem goldenen Zeitalter entworfen:

„Die Hälfte des Boudoirs verschwand unter einer zarte gestickte Zirkeltücke, e gegen den anderen vollkommen quadratförmigen Theil abstach, in dessen Mitte ein Kamin von weißem Marmor und Gold eingelaßte. Den Eingang bildete eine dem Fenster gegenüber befindliche Seitenthür, die ein reich tapezirter Vorhang umhüllte. Zum Schmucke des Zimmers trug besonders ein echter Türkischer Divan bei, das selbst eine auf dem Fußboden ausgebreitete Matratze, so breit wie ein Bett, ein Divan von türkischem Zeuge im Umfange von weißem Kaschmir mit lauterfarbig geordneten Troddeln in schwarz und hochrother Seide. Die Lehne dieses ungeheuren Divans erhob sich einige Zoll über die zahlreichen Kissen, die durch ihre reichen Zierrathen den Schmuck noch erhöhten. Das Bandeau war mit rothem Zeuge ausgeschlagen, über welchem gestreifter Indischer Musselin ausgespannt war in Form einer Korinthischen Säule, die durch abwechselnd hohle und volle Streifen gebildet war, und die unten in einander verschlungen waren. Unter dem Musselin erschien das Hochroth der Futterstoffe, eine beliebte Farbe, welche die Fenster-Gardinen ebenfalls trugen, die aus Indischem mit Taffet gefütterten Musselin bestanden und mit schwarz gebläumten Seidenen Franzen besetzt waren. Sechs seltsame Armlenchter, jeder mit zwei Wachskerzen versehen, waren in gleichen Zwischenräumen über dem Teppich angebracht, um dem Zimmer zu jeder Stunde des Tages Licht zu geben. Der mittlere Kronleuchter verschwand, war funkelnd weiß, und das Kamin war vergoldet. Der Teppich glich einem Morgenländischen Shawl, er trug die Zeichnungen des Orients an sich und erinnerte an die Dichtungen von Persien, wo er von Sklavenhänden gearbeitet wurde. Die Möbel waren mit weißem Kaschmir bedeckt, erhöht durch schwarze und hochrothe Streifen. Die Pendeluhr, die Kandelaber, Alles bestand aus weißem Marmor und Gold. Ueber den einzigen Stuhl, der hier zu sehen war, lag ein persischer Teppich ausgebreitet. Blumen-Arrangements umhüllten selbst die Arten Rosen, weiße und rothe Blumen und endlich verschiedene Details, die alle der Gegenstand einer besonderen mit Liebe gepflegten Sorgfalt zu sein schienen. Niemals hatte sich der Reichthum auf eine schlechtere Weise dargestellt, um die Eleganz hervorzuheben und Wohlgefallen einzuflößen. Die Strahlen des Teppichs, dessen Farbe, je nachdem man sie von hier oder von dort aus betrachtete, stets wandelte und doch ganz weich, bedurften eines Vorgehäuses, um den Wirkungen des Lichts, das sich in die durchsichtigen Höhren des Musselins ergoß und einen magischen Glanz um sich her verbreitete."

Balzac trägt in seiner Behausung einen Schlafrock von weißem Flanell, der durch einen golddurchwirkten Gurt zusammengehalten wird, im Kopfe mit einer Kappe versehen ist, die sich nach Belieben auf und niederschlagen läßt; ines Kopfhaar giebt dem Beobachter der Zeichnung ganz das Ansehen eines Perpulteten wohl gestalten Mädchens.

Willst Du einen Kontrast zu dem eben entworfenen Bilde, so gehe in die Wohnung des Herrn von Chateaubriand. Hier findest Du eine goldbesetzten Lakaien wie bei Herrn von Balzac, aber wohl einen ernus des Ernstes, einen Luxus stiller und melancholischer Majestät. Hier siehst Du in einem mit Sicherheit feurnirten Zimmer den Mann, der vormals Minister war, den Mann, der in jeder Hinsicht der Glanz einer Epoche ist, denjenigen, welcher der gegenwärtigen Französischen Literatur ihren Impuls gegeben. Man findet gewöhnlich, ermattet und faul sprachlich verflochten, verfällt er die nachfolgende Strafung, die er einmal sich auferlegt, nur um von Zeit zu Zeit einen gewaltigen, feuerspeienden Blick auf seinen Besucher zu werfen, gleich dem eingeschlummerten Besen, der von Zeit zu Zeit durch einen Flammenausbruch die Asche belebt, welche die Oeffnung seines Kraters verschließt. Oft mischt sich in die dahlaut gesprochenen Worte des Dichters das Rauschen der schönen hohen Bäume ein, die vor dem Hotel de Rene stehen, so wie das Gerassel der Wagen, die sich nach der Barriere d'Enfer begeben, und der Gesang der kleinen Vögel, die ihre Nester unter dem Dache desjenigen angelegt, den das Exil, das Unglück und der Ruhm so bitter versucht haben.

Wenden wir uns nun zu dem Verfasser der Marion de Lorme; er sollte, als solcher, eigentlich an Orten wohnen, die der Aufenthalt jener berüchtigten Courtisane waren, so wie wir von dem Autor der Notre Dame erwarten durften, daß er sich mit allerlei Gegenständen aus dem Mittelalter umstellen, und von dem, den man zuweilen mit dem von ihm hinsowegs abgeschlossen Titel eines Königs der jungen Literatur begrüßte, daß er von den Huldigungen seiner Bewunderinnen und von seinen Unterthanen ihm dargereichten Zehnten umgeben sein würde. Kommst Du aber nach der Place Royale und fragst nach der Adresse Victor Hugo's, so wird Dich Jedermann nach einer dunklen, einen Winkel bildenden Arkade hinführen. Hier führt Dich eine große Thür vom Fuße der Treppe in's Parterre, wo Vater kommt Du in die erste Etage, von der ersten Etage in die zweite, und von hier gelangst Du endlich in ein ungeheures Quartier, dessen Plafond sehr hoch ist und dessen Möbel eine etwas inkorrekte Mischung aus dem Mittelalter und unserer modernen Zeit darstellen. Ein mit Bildhauer-Arbeit verfehener Lehnstuhl, über den ein damastener Vorhang ausgebreitet ist; bemalte durchbrochene Arbeiten, ein Kanapee aus den Zeiten Ludwig's XV. und in der Mitte des Poet in einem grünen mit großem Blumenwerk verzierten Schlafrocke, der ihn fast bedeckt mit einer Mütze, welche mit einem Panzerhemde des vierzehnten Jahrhunderts nicht unähnlich sehen. Auf den Wänden des Arbeits-Zimmers des Herrn Hugo, eines Zimmers, das sich in dem entlegensten Theile seiner Wohnung befindet, sind die Zeichnungen von Louis Boulanger, von Celestin Nanteuil und mehreren anderen Künstlern zu sehen, die für den Verfasser des Letzten-Tages eines Verurtheilten eine Bewunderung und Freundschaft an den Tag legten, die sehr gerecht und natürlich zugleich sind. Victor Hugo hat viele Freunde und fanatische Verehrer, die man oft bei ihm antrifft, und unter denen wir Granier de Cassagnac, Louis de Maynard, Theophile Gauthier u. s. w. besonders hervorheben. Die beiden Ersten fangen begierig die Worte des jungen Dichters auf und hüten aus seinen hingeschleuderten Meinungen und Urtheilen die Basis zu ihren politischen Artikeln in den Débats und in der Revue de Paris. — Oft nimmt Madame Victor Hugo mit ihren schönen Kindern neben dem Arbeitstische des Dichter Platz und bildet so eine der reizendsten Gruppen, die man sehen kann.

Wir haben bisher die Wohnungen solcher Schriftsteller gesehen, die gegenseitig in einem gewissen Verhältnisse mit einander standen; wollten wir nunmehr die Anomalieen aufsuchen? Werden wir auch einen Schriftsteller finden in einem Zimmer, das voller weiblicher Koketterie ist, und das selbst mit dem Bouteur der prunkvollsten Schönen wetteifert? Wir werden dergleichen in einem kleinen Zimmer finden, dessen grünen Ueberzock mit kurzem Kragen, an dem kein Fleckchen aufzufinden wäre, das die bewundernswürdige Sauberkeit stört. Seine Physiognomie ist trocken, es liegt in ihr eine gewisse Schwermuth und Misanthropie; man möchte schwören, daß er in einem leidenden Zustande sich befinde . . . In dem Talente dieses Mannes funkelt nichtsdestoweniger etwas von der Form und dem Beobachtungsgeiste eines Molière's, eines Théodore Leclercq.

Aus der ruhigen und friedlichen Straße, in der er wohnt, eilen wir in die Mitte der geräuschvollen Provence-Straße. Hier wohnt Herr Loëve Weimars in einem Köstlichen netten Zimmer, wo nichts weder an die Keilik, noch an den Literaten, weder an Hoffmann, noch an die Oper erinnert; ja, wo sich, dem Anschein nach, nicht einmal ein Bogen Schreibpapier, eine Feder und ein Dintenfaß befindet.

Nun gehe einmal nach der Straße Cumanerie, die unmittelbar über Dich zu fliegen hinauf in ein Zimmer, wo eine so totale Dunkelheit herrscht, daß Du zwei oder drei Minuten warten mußt, ehe Deine Augen sich hier zurecht finden, um die Gegenstände von einander zu unterscheiden; so wenig Licht läßt die Jalouste vor den Gothischen Fenstern eindringen. Eichene Büchergestelle schmücken die Wohnung, eine Sammlung von Opernbüchern, besonders für das Studium der Phraseologie, ist mit ihren unzähligen kleinen Bänden unter die anderen Bücher gemischt, die auf den Gestellen umherliegen. Welchem Schriftsteller weist Du wohl diese Wohnung an? Welches Genre von Gedanken und Arbeiten könnte sich wohl mit einer solchen Nacht verschwistern? Ein kleines Modell eines Seeschiffes wird es Dir bald ohne Zweifel offenbaren. Es ist das Kabinet, in dem Pilt und Plok, Klar Gull und die lustige Degie des Seekamander zur Welt gekommen und niedergeschrieben worden sind; Du befindest Dich bei Eugene Sue.

Du eilst durch die Straßen der Hauptstadt, gelangst, mitten durch jenen engen und schmalen Kanal, der durch sechs- bis siebenstöckige Häuser gebildet wird, und Du laß Die es noch nie in den Sinn kommen lassen, daß hier ganz in der Höhe, auf dem höchsten dieser hohen Häuser, ein Balken sich befinden könnte, der eine unbegränzte Aussicht darbietet, von dem man den Montmartre mit seinen Schießscheiben, seinen Bäumen, seinen Mühlen, seinen Häusern und seinen Spaziergängen überschauen kann. Hinter diesem Balken befindet sich ein Zimmer, das nur wenig breit, gleich dem Corridor eines Malers, erleuchtet wird und das mit vieler Eleganz eine außerordentliche Originalität verbindet. Ein ungeheurer Neufundländischer Hund, der an den phantastischen Gefährten des Zauberers Cornelius erinnert, verfolgt, indem er auf der Schwelle ruht, mit seinem Blicke unaufhörlich seinen Herrn, der, in einem schwarzseidenen Schlafrocke, mit der Pflege der Blumen sehr beschäftigt ist, die auf den Balken ganz bedecken. Siehst Du Dich in dem Zimmer um, so erblickst Du hier eine mit Stoff ausgeschlagene Wiege, die über einer Flinte an der Wand aufgehängt ist; drei Todtenköpfe, das Bildniß einer Frau, dessen Glas zerbrochen ist, Briefe in

*) „Paris Croisé" heißt die letzte im Druck erschienene Erzählung des Schriftstellers, mit dessen Wohnung wir jetzt bekannt werden.

Lava-Arabesken gefaßt und von einem Flor umhüllt; Schmetterlinge, Muschelwerk, Ehinesische Vasen, farbige Gläser, Alles mit Geschmack und besonderer Sorgfalt geordnet. Endlich ist hier noch eine silberne Medaille zur Schau gestellt, die einen edlen und greechten Stolz bekundet, und mit der wir den Umriß dieser poetischen und bizarren Wohnung beschließen dürfen. Du gehst an die Medaille anspruchsvoll und sprichst: „Minister des commerce et des travaux publics. Karr (Alphonse) pour avoir sauvé, au péril de sa vie, un cuirassier du deuxième regiment qui se noyait. Châlons-sur-Marne, 25. juillet 1829. — Decemree en 1833." *)

In der Wohnung des Herrn Henry Berthoud herrscht die Reinlichkeit und die ängstliche wirthschaftliche Ordnung Flanderns. Die Fenster, die Jalousiten und die Gardinen, Alles ist hier so sorgfältig versorgt, daß weder die Hitze noch das Geräusch von außen in das Zimmer eindringen kann. Der Verfasser der Schweizer Bramdrandt's anzieht sich mit Erinnerungen aus seinem Vaterlande und seiner Familie; die ersten Gegenstände, denen der Blick des Besuchtes begegnet, sind die Bildnisse seiner Mutter und seiner Schwester; sodann steht In hier eine Büste Zeuslen's und Zeichnungen von dem Hause, in dem der Berthoud geboren ward, so wie von den Hauptgebäuden Cambrais, seiner Vaterstadt. Prächtige gefaßte Gläser von Gavarni schmücken den Eingang des Zimmers, und Gemälden von Schnetz, Scheffer, Martin, von Grenze, David und Téniers; alles dies zusammengestellt mit den Original-Gemälden, Entwürfen und Aquarellen der drei Bernet, Henri Meunier's, Robert Fleurp's, Granville's, Lepaulle's, Garneray's, Sweback's, Berbeethoven's und noch vieler anderer berühmten Maler.

Verlassen wir nun die Straße Saint-Georges und begeben uns nach der Straße La Rochefoucault Nr. 21 in den zweiten Stock. Wir kommen durch einen kleinen halbdunklen Korridor, der zu einer Thüre führt, die mit der Hauptwohnung in keiner Verbindung steht. Hier sehen wir ein unermeßliches Bureau aus Eichenholz, das mit außerordentlicher Sorgfalt poliet und gesäubert ist; eine kleine Bibliothek, die durch Glasthüren verschlossen ist und die jedes einzelne Werk im elegantesten Einbande präsentirt; ein großes Frauen-Studium in Oel, eine Hirschkuh, deren Weiße mit der des feinsten Eisenbeins wetteifern dürfte, zwei ohne der ganz komfortable Ledersitze, endlich das Portrait eines berühmten Englischen Komikers, Jo Allen in seinen Lieblings-Rollen. Die Möbel des Zimmers, in dessen Mitte ein Mann mit einer lebhaften sarkastischen Physiognomie sitzt und arbeitet. Er studirt eine Rolle ein, er zeichnet oder er schreibt; denn er vereinigt in sich das dreifache Talent eines Schauspielers, eines Zeichners und eines Schriftstellers. Wir begrüßen den Autor des Pruthomme, wir begrüßen Herrn Henri Monnier!

Herr Paul de Kock arbeitet an seinen Romanen in einem höchst einfachen Kabinet, dessen Fenster nach der Straße St. Martin gehen. Von hier aus kann er nach Belieben die zahllosen Originale studiren, die ihm, ohne es selbst zu wissen, die schönsten Muster-Bilder liefern. Während der Saison wandert Herr Paul de Kock nach Romainville, in der Nähe jenes Lieblings-Gehölzes der Grisetten, deren pikante und munitere Schönheit er so gut zu zeichnen versteht. Man muß darüber erstaunen, daß bie in so Wenige Tagen fallenden Bücher des Verfassers der Familie Lupot, die er am meisten zu lesen scheint, Voltaire und Jouy sind.

Alexandre Dumas bewohnte noch vor kurzem ein kostbares Quartier in der Rue Bleue, ein Tigerfell diente ihm als Fußteppich, und bunte Glas-Fenster, die von einem berühmten Maler herrührten, ließen auf die Lagerstätte des Verfassers das Verlangen nur ein die Sinne anregendes Spielen lassen. Gegenwärtig hat Herr Dumas, ohne Zweifel aus bloßer Künstler-Caprice, ein enges Logis in der Passage Saulnier bezogen, das kaum für seine reichen Mobilien Raum hat, welche unbequem zusammengestellt in drei kleinen Pieren vertheilt sind.

Herr von Lamartine wohnt in der Vorstadt St. Germain, wo er einen Luxus zur Schau stellt, der in einer anspruchsvollen Einfachheit besteht und der ganz aristokratischen Natur ist. Steiger auf seinen zweisethaften Adel, als auf sein erhabenes Talent, ergeht sich der Verfasser in seinen Peidat-Verdältnissen oft eine Handlungsweise, die für unsere Zeit nicht mehr paßt. So zum Beispiel, findet sich seine bohe Person selten zu Rendezvous ein, die er selbst verabredet; auch nimmt er sich in einem reichlichen, ja, zu reichlichen Maaße Freiheiten heraus, die man etwa nur bei hundertausend Livres Renten zu entschuldigen geneigt wäre (!).

Die Wohnung des Herrn Frédérik Soulié auf dem Boulevard Montmartre, in dem Winkel der neuen Straße Bivienne, zeichnet sich durch eine würdige und strenge Einfachheit aus.

Scribe anzieht sich auf eine niedliche Weise mit niedlichen Möbeln in den niedlichen Zimmern eines kleinen niedlichen Hotels. Gaillardet wohnt gegenüber der Morgue, vier Stock hoch. Bei Emil Deschamps bemerkt man eine gesuchte Eleganz. Jouy bewohnt ein Kabinet, das ein merkwürdiges Monument von dem Luxus des Kaiserreichs darstellt, und Georges Sand vereinigt in seiner (ihrer) Wohnung so viele einander widersprechende Dinge, daß man sich auf eine ernste Weise zu der Frage veranlaßt findet, welchem von beiden Geschlechtern diejenige Person angehöre, die in einem so bizarr eingerichteten Quartiere sich aufhält. Wir behalten uns vor, ein anderes Mal neue Details zu den eben gelieferten hinzuzufügen und von den häuslichen Einrichtungen noch mehrerer anderer Schriftsteller zu sprechen.

Für jetzt wollen wir nur noch die Bemerkung nicht übergehen, daß das Bureau des Herrn Jouy mit Säulen von Mahagoniholz ausgeschmückt ist, die mit Kapitälen von Kupfer versehen sind; daß eine Statue von Voltaire über demselben angebracht und daß auf der vorderen Seite eine Büste des Generals Foy auf eine pompöse Weise mit einem alten Degengehäut umgürtet ist, das zum Theil aus Leder, zum Theil aus gestrickter Baumwolle besteht.

Endlich das Zimmer des Herrn Alfred de Musset gleicht dem Atelier eines Bildhauer-Lehrlings, so wie nicht minder dem Laden eines Gyps-Händlers; in so reichem Maaße sind hier die Statuen und Gypsmasken aufgestellt. Hierzu denke man sich noch eine fast unbeschreibliche Unordnung, offene Schränke, Kleider und Wäsche überall umher auf den Stühlen zerstreut, und mitten in dieser Wohnung findet Du den Poeten, wie man ihn etwa vor funfzig Jahren auf der Bühne dargestellt. Uebrigens charakterisirt diese Unordnung und Nachlässigkeit in den gewöhnlichen häuslichen Angelegenheiten auf eine merkwürdige Weise den geistreichen und zügellosen Verfasser einer Venetianischen Nacht und den Gesährten Georges Sand's. (Mercure de France.)

England.

Die Londoner Klubs.

Schwelgerei entnervt; sie nähet krankhafte Gelüste, und in jeder Klasse der Gesellschaft, von der höchsten bis zur niedrigsten, sieht man sie eindringen und ihre Verheerungen anrichten. Der Engelne, der in London mit geringen Kosten in einem palastähnlichen Klub-Hause alle Freuden des Lebens genießt, weiß, daß er durch Heirathen seine Lage nicht verbessern kann; sondern im Gegentheil, wenn er einen ganzen Ehemann abgeben will, muß die Welt so nennt, und er auf seine jetzige Unpyikeit verzichten; so bleibt er also, was er ist, bleibt Junggeselle, und sähet fort, sich allein seiner Glückseligkeit zu erfreuen. Der Verheirathete sieht vor den Sorgen und Aengsten des ehelichen Glücks in seinem Klub, und in dem Glanz, von dem er da umgeben ist, vergißt er die Armuth und Noth seines häuslichen Lebens. Sein Weib schmollt, seine Kinder quälen, seine Dienstboten sind impertinent; er aber ist glücklich, denn er findet freundliche Gesellschaft und willkürige Befriedigung. Die Zeit kann kommen ist, wo ein Ehemann den größten Theil seiner Zeit im Genuß dieser selbstsüchten Befriedigung zubringt. Einige schützen zwar edlere Absichten vor, aber der Zweck ist bei Allen derselbe. Wie sehr beim Bestehen dieser Klubs der Geselligkeit blühen muß, fällt in die Augen. Der neu Aufgenommene kommt mit noch sünfhundert anderen in Berührung, das heißt, er kann, wenn er nicht besondere Ansprüche auf ihre Aufmerksamkeit hat, an Jahr lang mit ihnen in einem und demselben Zimmer sprechen, ohne daß sie die geringste Notiz von seiner Gegenwart nehmen. Gehört er zu Crockford's Klub, und ist er etwa sehr reich, so werden ihn die ausgezeichneten Personen, bei denen er eingeführt zu werden wünscht, über Nacht auf die herablassendste Weise von seinem Gelde befreien; trifft er dann am nächsten Tage wieder mit ihnen zusammen, so werden sie ihm mit der vornehmsten Unverschämtheit begegnen. Sollte er unsähig sein, seine Ehre mit Geld oder mit Zutritt in das Klubhaus zu erkaufen, in der Hoffnung, sein literarisches Talent zu fördern, so wird er sich von einer Menge kleiner Schändigkeiten aus jedem Winkel umgeben sehen, die viel zu sehr damit beschäftigt sind, ihre eigene Wichtigkeit zu vergrößern, als daß sie den Verdienstlen eines Nebenbuhlers die geringste Rücksicht bezeigen sollten. Ist er in seinem Leben ein paar hundert Meilen in der Welt herumgekommen, so kann er als Kandidat für den Reise-Klub aufstreten, in dem er eine Menge von Reisenden finden wird, die nur selbst einmal die romantischen Scheiteln ihres eigenen Vaterlandes besucht, aber doch so ungemein Englischen Stolz des Eddbalks durchsorscht haben und so viel Wunderdinge zu erzählen wissen, daß seine schlichte Mittheilung von Thatsachen schwerlich Gehör finden dürfte, wenn es nicht mit eben der Zeremonthigkeit, wie seine neuen Kollegen, von dem Privilegium der Reisenden Gebrauch machen will. Hält er ein Gesüht von Rennpferden, und gelüstet es ihn, mit ganz besonderer Schicklichkeit zu Gunder gerichtet zu werden, so braucht er sich nur als Mitglied in den Klub der Ehren (der Lords-Klub) aufnehmen zu lassen, wo man ihn nach wissenschaftlichen Grundsätzen und auf die feinste Manier in der Kunst unterrichten wird, in wenigen Stunden ein Sachverständiger zu werden. Ist er ein tapferer Offizier, den sein dankbares Vaterland am Adel und am Halbsolde verehren hält, so ist er sür den Klub des Lands- und Seekriegs wohlthar, wo er täglich im Winkel sein Stück Schopsenfleisch mit Kohlsalat genießen kann, während sich rund um ihn her Admirale und Landoffiziere, die nie eine Schlacht gesehen, an allen Delikatessen der Jahreszeit laben. Ist er ein Verfasser schlechter Theaterstücke, die Glück gemacht haben, ein tüchtiger Schmierer geschwätziger Zeitungs-Artikeln, ein jämmerlicher Sänger mit einem ungehenren Gehalt, ein schlechter, aber noch höher besoldeter Schauspieler, oder ein freisinniger Besitzer dramatischer Mittelmäßigkeit, so wird er ohne Zweifel im Garrick-Klub einen Platz finden, wo er in unglaublich kurzer Zeit in alle Geheimnisse der Gemeinheit eingeweiht und mit allen Schlechtigkeiten überschüttet werden kann. Ist er endlich ein Advokat ohne Klienten, ein Bürger ohne Beschäftigung, ein Maler ohne Kunden, ein Apotheker ohne Patienten, ein Buchhändler ohne Talent, ein Bildhauer ohne Originalität, ein gemeiner Fonds-Mäkler, ein Schatzamts-Sekretair mit kleinem Einkommen und großem Dünkel, oder irgend ein Individuum, das etwas Geld zu verthun und ein wenig Achtung zu verlieren hat, so wird er im Clarence-Klub sehr willkommen sein und binnen einer Woche beim Whist ruinirt und mit schlechten Witzen zu Tode gesteichelt werden. (Aephistophiles in England.)

*) Rettungs-Medaille, dem Herrn Alph. Karr, Vers. des Romans Sous les tilleuls, zuerkannt, der im Jahre 1829, mit eigener Lebensgefahr, einen Soldaten aus dem Wasser zog.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslands.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 94. Berlin, Freitag den 7. August 1835.

Spanien.

Die Jagden in Estremadura.

(Aus der Revista Española.)

Die Zeiten, in welchen die Jagd eine Beschäftigung und zugleich eine Erholung unserer Könige und Edlen war, liegen uns schon tief fern; jene Unzahl von Personen, die um der Jagden willen im Palaste angestellt waren, ist verschwunden und hat nur einige Titel zurückgelassen, die heutzutage nicht mehr an ihrer Stelle sind. Die Erfindung des Schießpulvers war ohne Zweifel für die alte Manier, zu jagen, ein gefährlicher Stoß. Wozu noch ferner mit großem Kosten-Aufwand eine Anzahl Falken abrichten und füttern, wenn eine kleine bleierne Kugel in kürzerer Zeit und ohne vergängige Unterweisung denselben Dienst machen kann? Den letzten oder Gnadenstoß aber gaben diesem Zeitvertreibe die Ereignisse, die unsern Königen kaum Zeit ließen, Könige zu sein. Die Königlichen Jagdreviere sind verwachsthigt worden, und ganz neue Sitten haben den alten Platz gemacht; als Substitute für jene gefährliche Lustbarkeit haben Theater, Bälle, Kaffeehäuser, Spiele, Klubs und Zeitschriften Eingang gefunden. In anderen Ländern freilich war alles dies nicht hinreichend, um die Jagdlust zu ertödten. Noch jetzt wetten in England prachtvolle und sehr gut unterhaltene Parke den Sentlemen zu ihren tollen Treibjagden Wildwerk in Ueberfluß, und auch in anderen Gegenden Europa's, wie z. B. Tyrol, giebt es Wildschützen von erstaunenswerther Geschicklichkeit.

In unserem Spanien war Karl IV. der letzte jagdlustige Fürst; die Noblesse, in ihren Sitten immer ein Abglanz des Monarchen, hat einen Zeitvertreib fahren lassen, in welchem sie Niemanden mehr nachahmen konnte. — Kurz, Spanien hat zwar noch Jäger, d. h. jagende Individuen, aber keine wahren Jagden mehr. Nur in einigen oder in anderen Winkel gewisser Provinzen glimmt noch ein Fünkchen der alten Leidenschaft.

Unter diesen Provinzen verdient besonders Estremadura Erwähnung. Estremadura, größtentheils zu Weideplätzen bestimmt, sehr menschenleer, mit viel Eichen, Gestrüpp und Gestrüpp überwachsen, kann einzig in seiner ganzen Ausdehnung ein ungeheures Jagdrevier heißen. Dazu kommt noch, daß der größte Theil seines Erdreichs keiner Kultur bedarf, weshalb ein ansehnlicher Theil der Bewohner kein anderes Gewerbe treibt, als die Weideplätze der Vornehmen zu hüten oder dem Wilde nachzuspüren, wobei denn alles Eigenthumsrecht mit Füßen getreten wird. In keiner Provinz Spaniens steht der Mensch dem rohen Naturzustande näher, als hier, wo Ackerbau, Industrie, Handel, Wissenschaften und Künste zu den unbekannten Dingen gehören. Das Wild versorgt die Bauern mit Speise und Kleidung, und ganze Dörfer sind oft ausschließlich von Jägern bewohnt. Die Lebensweise und selbst die physiognomie dieser Wesen haben viel Eigenthümliches.

Als ich einst in Merida verweilte, lud mich der edle und talentvolle junge Graf *** mit vieler Freundlichkeit ein, in der wildreichsten seiner Besitzungen ein paar Tage mit ihm zuzubringen. Wir kamen auf einen unermeßlichen Weide-Bezirk, der von unserem unermeßlichen Weide-Bezirken wenig unterschieden war; den Boden schmückten alle erdenklichen Blumen und Kräuter von den verschiedensten und lebhaftesten Farben; hin und wieder strebten mächtige Eichen empor, und in den sehr hohen Gebüschen wimmelte es von Wild aller Gattungen: wilde Schweine, Hirsche, Damhirsche, Rehe, Wölfe, Füchse, Hasen, Kaninchen, Edler, Geier, Habichte, Kraniche, Rebhühner, Holztauben, Uhus, Eistern, Kuckucks, Lerchen und eine Menge anderer Vögel — Alles lief, rannte, flog, heulte, schrie, pfiffe und sang durcheinander. Dazu denke man sich im Vorgrunde des Gemäldes eine Heerde Schafe oder Ziegen, die in einem Hügel grasen, ein oder das andere Stück Rindvieh, das herrenlos herumzuirren scheint, irgend eine Stute, mit ihrem Füllen hinterher, irgend ein Maulthier oder Esel, verschiedene Sorten von Schweinen, Schäferhunde, Haus- und Jagdhunde, einen Hühnerstall in der Barracke der Weidehüter, und einen Bach daneben, von klimmenden Fröschen bevölkert — Das nicht eine ganze Schöpfung in Miniatur!

Ungefähr zwei Leguas von hier liegt das Dorf Ornachos, weit der Räumt wegen seiner Orangen, die mit den besten Früchten dieser Art in Valencia, Andalusien und Portugal wetteifern können. Die Bewohner dieses Dorfes sowohl, als der übrigen Dorfschaften rings herum, sind insgesammt Jäger auf eigene Faust; daher es uns nicht verwundern darf, wenn das Wild tagtäglich abnimmt und mit der Zeit ganz verschwindet.

Das Aeußere eines solchen Menschen ist nicht weniger originell, als seine Sprache. Er trägt ein schlechtes gelbliches Hütchen mit niedergeschlagenen Krämpen, das von Staub und Sonne geschwärzt ist, einen Rock aus Fellen, Beinkleider von grobem Zeuge, Kamaschen oder Beinlederne und Leder, statt der Strümpfe ein paar Stücke Fell, die mit Schnüren an den Beinen befestigt sind, einen Ranzen aus Fell, eine Pulver- und Schrotbüchse, beide aus Horn, und endlich eine simple alte und altmodische Flinte, mit langem Laufe und von oben bis unten reparirt, die aber gleichwohl niemals ihr Ziel verfehlt, und die ihr Besitzer um keine Doppelflinte von Delpire's eigener Arbeit vertauschen würde. Der Bart eines Corsario (so heißen diese wilden Jäger im gemeinen Leben) ist lang gewachsen; Bärmgern und Brauen sind durch die Einflüsse der Witterung zerstört; die Hände gleichen den Tatzen eines Raubthieres; das Gesicht ist ohne Leidenschaft, ohne Gefühl oder Ausdruck. Man könnte die Gesichtszüge dieser Wald-Geschöpfe mit den bedeutungslosen Streifen der Baumrinden vergleichen. Frage einen solchen Menschen nicht, ob in Madrid ein König oder eine Königin residire, ob er selbst Karlist oder Liberaler sey? Er wird Dir nur über Wildpret und Hunde Auskunft geben können.

Nach seinem frugalen Frühstück eilt der Corsario, zuweilen mit einer Lockpfeife versehen, gewöhnlich aber von einem Hunde begleitet, aus seiner Hütte. Wie ein neuer Robinson des Berges schweift er auf demselben umher, plündert und fegt ihn aus, und kommt dann wohlgemuth wieder, um die Frucht seines Schweißes von einem ganzen Tage für sieben oder acht Cuartos*) im Dorfe abzusetzen. Er selbst verzehrt seinen Bissen davon, so es nun auf Essi, oder auf Garbanzos prin — aus Gewissensporin? Sehr wahrscheinlich! Es ist, meines Erachtens, nur die ungemessene Eigenliebe des Menschen, die ihm das Würgen der Thiere und das Würgen seiner Mitmenschen in verschiedenem Lichte zeigt. Dessenungeachtet giebt es Thiere, die mehr werth sind, als Menschen, und Menschen, die sich glücklich preisen könnten, wenn sie nicht einen Bessteres wären, als Thiere.

Ein sehr willkommener Gast für die Beamten der benachbarten Stadt ist der Sonntag; noch viel willkommener aber ein Fest, das drei volle Tage währt, wie z. B. Weihnachten und Ostern, weil alsdann die Treibjagd eben so lange dauern kann. An Abend des Somabends werden die Pferde angeschirrt, und die nöthigen Vorräthe verbeigeschafft. Die Nacht verbringt man beim Feuer, unter einer Eiche gruppirt, und leibt dem Vertrage des erfahrensten alten Corsario ein aufmerksames Ohr. Dieser giebt der Gesellschaft seine ganze Jagd-Theorie zum Besten: er beschreibt die Jagd auf Rebhühner als die anmuthigste und ehrenvollste; die Kaninchen-Jagd ist noch ihm auf dem Anstand nützlich, und kann nur am frühen Morgen und in der Abenddämmerung vor sich gehen: in der Brunzeit dieser Thiere ist die Lockpfeife am besten angebracht: die mancha de la tristeza**), die nach Osten liegt, ist das Hauptquartier der Hasen; eine andere große Mancha enthält die meisten Keiler (cochinos für javalées, wilde Schweine); hier kann man ohne eine zahlreiche Meute nicht sagen u. s. w. Der alte Corsario entwirft einen Jagd-Plan für den folgenden Tag, und würzt seine Erzählung zum Schlusse mit einer Unzahl von Jagd-Abenteuern, die er im Verlaufe seines wildbewegten Lebens bestanden.

Sobald der Tag graut, ist die ganze Truppe munter. Die Corsarios fahren, nachdem sie sich bekreuzt, mit ihrem Essel aus Horn und ohne Griff in einen ungeheuren Kessel voll migas ***), und fegen ihn rein bis auf den Grund. Ist dieses widerhaltige Frühstück eingenommen, so eilt man dem Wahlplatze zu — ein Anzeichen allgemeiner Confusion! Keiner fragt um Rath; Jeder giebt den seinigen: Einer verlangt Pulver, der Andere Schrot, und ein Dritter Rebpostn, für den Fall, daß ein Stück Wild zum Vorschein kommt. Endlich wird geladen: die Treibjäger (sojadores) machen, von einem Corsario angeführt, ihre Runde um die Mancha oder das Dickicht, während die Jäger par excellence unter dem Kommando eines anderen verständigen Corsario, in größter Stille ihre Posten an der entgegengesetzten Seite einnehmen. Hier pflanzen sie sich hin, wie Bäume unter Bäumen, und harren verrätherisch ihrer Opfer, die, durch Prügel und Geschrei der Treibjäger aufgescheucht, neue Verderben gerades Weges in den Rachen laufen; denn es bleibt ihnen kein anderer Ausweg, als eben durch die Posten. Hat man die eine Mancha gestöbert, so geht man zur anderen, und dasselbe Manöver wird immer wiederholt. Um die Mitte des Morgens labt sich die Jagd-Gesellschaft an Orangen und thut einen Schluck;

*) Ein Cuarto gilt vier Maravedi's oder Spanische Heller. Acht Cuartos sind nicht völlig zwei Silbergroschen.

**) Wörtlich: Mancha der Traurigkeit. Manchas ist ein isolirtes, mit Waldung und Gestrüpp bewachsenes Stück Land. Die einzelnen Manchas eines großen Jagd-Reviers haben ihre besonderen Namen.

***) Ein Gericht aus Brodkrumen, Oel, Schmalz, Knoblauch und Spanischem Pfeffer.

Digitized by Google

um drei oder vier Uhr geht man unter Obdach und verzehrt mit großem Appetit einen Theil der Beute. Mit dem Wissen im Munde und in der schlechten Sommerluft brechen die Jäger wieder nach den Dickichten auf: man speist zu Nacht, man träumt von Jagden, Menschen und Hunden, und am nächsten Tage wiederholt sich das Gesteige.

Die geübten Schützen treffen allemal tödtlich; die jagdlustigen Neulinge aber werden beim ersten Erscheinen des Wildes verdutzt, und verlieren den günstigen Augenblick; oder sie drosseln sich, und machen, daß augenblicklich Thiere eine andere Richtung einschlagen, oder endlich, sie schießen zu früh, ohne die Zeit und die Distanz, den geraden Flug des Rebhuhns, oder den krummen Flug der Holztaube zu berechnen.

Ist die Treibjagd beendigt, so zählt man die gemachte Beute; die einzelnen Gesellschaften vereinigen sich; man stellt Wetten an über die Zahl der Schwalben, welche jeder Einzelne am folgenden Tage im Orte selbst schießen wird. Die erfahrenen Jäger machen sich über die Neulinge lustig, von denen sich Einer mit Gemsenschüssen, ein anderer mit Fleckfieberin, und Jeder ohne Ausnahme mit größtester Haut nach Hause kehrt. Diesen Herren ist aber die bärteste Prüfung noch vorbehalten: die Neckereien und Sarkasmen der Damen, welche mit Ungeduld ihrer harren, um für die Langeweile Rache zu nehmen, von der sie während der Abwesenheit ihrer Anbeter gequagt worden sind.

Der Spanische Waidmann ist in der Regel unermüdlich, obschon ihm auf die Länge immer ein wenig Unheil zuspürt, er verliert entweder ein Auge oder einen Finger, oder er bricht einen Arm, der kleinen Verletzungen zu geschweigen, die er fast täglich davon trägt, wenn er sich in den Gebüschen durchringt: Sturm und Regen, Sonnenglut und eisiger Frost kämpfen gegen ihn an, und tausend Gefahren umlauern ihn; aber alles dies ist nichts in seinen Augen: er gleicht hierin dem Soldaten und dem Arzte. Der Waidmann genießt eine Art von Seligkeit, die selbst denen, welche sie nicht ganz fassen können, beneidenswerth erscheint. Frei von Sorgsucht und jeder anderen irdischen Leidenschaft, lebt er ganz dem Einen, das seine Welt ist. Alle seine Gedanken sind Jagd-Gedanken: eine heftig zugeschlagene Thüre ist ihm ein Büchsenschuß; einen Kameraden, der sich im Dickicht herumarbeitet, hält er für einen Hirsch, und der Eifer des Hirten, der, von dem Schießen erschreckt, unter den Eichen Zuflucht sucht, hat nicht seines Gleichen. Kannibalismus einstößt und gegen Abend voll Schmutz und Müdigkeit heimkehrt, nachdem es ihm gelungen ist, eines Kaninchens oder eines Strauges Lerchen für Geld und gute Worte habhaft zu werden.

Die Gesellschaft des liebenswürdigen Grafen machte mir während unseres Aufenthalts in diesen unwirthbaren Mancha's vieles Unzemach erträglicher. Nachdem wir eine Reihe von Tagen fast nichts gethan hatten, als harmlose Thiere getödtet, von Abstinenzen und wenig von diesem Frevel meinem Gewissen zur Last fällt — nahm ich von meinen neuen verehrtesten Freunde Abschied, und zwar mit dem festen Vorsatz, meine Kräfte nie wieder an einem Aleiier zu erproben, das, wie alle übrigen Talente, natürlichen Beruf und große Ausdauer verlangt.

Nord-Amerika.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Es ist uns, indem wir den gegenwärtigen Zustand der Amerikanischen Literatur skizziren wollen, fast unmöglich, uns dabei mancherlei vergleichender Geschichtspunkte nicht zu bedienen, und es ist vielleicht auch immer gegen unser eigenes Interesse gerichtet zu sein scheinen. Es stößt besonders einem Amerikaner, der die, bis auf sehr wenige Ausnahmen, in den beleidigendsten Ausdrücken abgefaßten Darstellungen der Engländer über die Literatur seines Vaterlandes vor Augen hat, äußerst schwer, seinen eigenen Unwillen darüber ganz zu unterdrücken, und bei einer Besprechung deßelben Gegenstandes sich über jene zur Aufregung reizenden Aeußerungen nicht selbst einigermaßen laut zu machen. Hätten wir in der That, wie man in England behauptet, keine Literatur, die im Verhältniß zu unserer Volkszahl, zu unserem physischen und politischen Standpunkte, eine Vergleichung mit dem Mutterlande aushalten könnte: welchen Ursachen wäre wohl der geringe Grad unserer Fähigkeiten zuzuschreiben?

Es ist hier der Ort nicht, den fast bis zum Ekel wiederholten Schmähungen einiger ausländischen Schriftsteller zu begegnen, welche behaupten, daß Amerika einen nachtheiligen Einfluß auf die geistige sowohl als die körperliche Beschaffenheit seiner Bewohner ausübe. Alle diese Beschuldigungen, hauptsächlich von den Schriftstellern des Europäischen Kontinentes vorgebracht, entsprangen aus einer zu bandgreiflichen Ignoranz, um noch irgend eine weitere Widerlegung zu verdienen. Wir sind überzeugt, daß die Engländer gegenwärtig im Allgemeinen von diesem Vorurtheile befreit sind. Denn sie sind es mit den Amerikanern selbst in ihren gegenseitigen Bestrebungen nach Gewinn zusammengetreten — sie haben zu oft mit einander gekämpft auf der stürmbewegten Welle, zu oft sich gemessen auf dem flachen Lande — ihre talentvollsten Politiker haben zu oft um den Vorrang in der Diplomatie mit den unsrigen gerungen, um noch irgendwie in solchem Vorurtheile befangen zu bleiben. Auch sicht der wahrhaft Tapfere nie die Vorzüge seines Nebenbuhlers herabzusetzen, und es ist gut nichts Ungewöhnliches, einen Engländer die vollkommene Ebenbürtigkeit der Amerikanischen Organisation, sowohl in physischer als geistiger Hinsicht, im vollen Maaße anerkennen zu hören. Die Anlagen der Engländer sind ohne Zweifel von so glücklicher Beschaffenheit, als die irgend einer Nation in Europa, indem sie in einem hohen Grade die Lebhaftigkeit und ritterliche Gesinnung der Völker des Südens mit der Kraft und Tiefe derer des Nordens in sich verbinden. Wenn aber die Englisch-Amerikanische Organisation je eine bedeutsame Einwirkung durch unser Klima und unsere physischen Eigenthümlichkeiten erlitten, so hätte dies unfehlbar zu einer Annäherung an die Geistes-Eigenthümlichkeiten der südlichen Nationen von Europa führen müssen. Denn man merkt es leicht, daß der Amerikaner weit hitziger, beweglicher, ja sogar gesellschaftlicher in der Rede ist, als der Britte. Freilich mag er wohl auf der anderen Seite soviel an Männlichkeit und Schärfe verloren haben, als er in Ansehung der Lebhaftigkeit und feurigen Einbildung gewonnen. Allein der Zeitraum, in welchem Land und Klima auf die Umbildung seiner Organisation eingewirkt, ist zu kurz und von zu geringer Bedeutung im Vergleich mit dem Einflusse der gleichförmigen Strache, der entsprechenden Lebensweise, der ähnlichen Institutionen und Sitte, um irgend einen markirten Unterschied zwischen dem Amerikanischen und Englischen Charakter und den beiderseitigen Sprachen hervorbringen zu können. Amerika ist gewiß unter den nämlichen begünstigenden Umständen eben so fähig, seine Milton's, Locke's, Newton's, Addison's, Flamsted's Davy's und Byron's zu Tage zu fördern, als England. Wer auch nur unsere Zeitschriften mit Aufmerksamkeit gelesen, der wird gewiß hier und da manchen geistreichen Aufsatz, manche schöne Stellen und herrliche Gedanken, viele Resterionen und selbst in unserem Poeten-Winkel Rose gefunden haben, die nur aus einer edlen und erhabenen Begeisterung entsprungen konnten.

Man muß gestehen, unsere Institutionen sind von der Art, daß sie mehr als die irgend eines anderen Volkes, England selbst nicht ausgenommen, den Geist anregen und entwickeln können. Unsere Gemeindeien, unsere Neigungen sind alle rein demokratisch. Ohne eine geborene Aristokratie, ohne eine privilegirte Geistlichkeit, ohne Kasten und alle sonstigen Beschränkungen der Gesellschaft — erhebt sich ein Jeder, der hier auf eine höhere Stufe gelangt, aus der Mitte des Volkes, und kehrt, nachdem er hohe Ehrenstellen bekleidet, wieder in das Niveau des Volks zurück. Jedermann wird hier der Schmied seines eigenen Glückes sein, wenn dasselbe nicht unangeboren liegen bleiben soll. Der Bau, der Bender, die Familien-Verhältnisse, Alles ist hier und für sich durchangestrengt und muß auf seine eigenen Geschäfte so viel Mühe und Arbeit wenden, daß man kaum noch Zeit und Muße übrig behält, sie seine Angehörigen und Vettern irgendwie zu sorgen oder sie in Schutz zu nehmen. Jeder ist genöthigt, das Steuer seines eigenen Schiffes zu lenken. Alles Glück und jeder Ehre ist hier auf dem Wege der Bewerbung und der Betriebsamkeit zu erlangen, die immer den gesunden Berechnet und der geschickteste und gewandteste Spieler trägt den Preis davon. Bei einer solchen Ordnung der Dinge wird natürlich der Geist gehörig angeregt und seine gehörigsten Kräfte werden hervorgelockt und in Bewegung gesetzt. Unglücklicherweise aber für die Literatur wird der die physische Kraft zuerst und am meisten in Anspruch genommen. Das Streben nach Reichthum, das Wettrennen um politische Ehren und Auszeichnungen, äußerlicher Prunk und Aufwand, — alles dies wirkt hier. Wenige von erlerer Natur erwähnten den geistlichen Stand und auch sie finden in den, denselben im Allgemeinen begleitenden dürftigen Umständen und mit den vielerlei Parochial-Geschäften wenig Muße zum Andau der Literatur, obwohl noch die meisten unserer Schriftsteller zu diesem Stande gehören.

Die Verführung, welche den Menschen für den gesellschaftlichen Zustand geschaffen, erweckt überall in jenen Laute eine verhältnißmäßige Anzahl von Leuten, die dazu geeignet sind, für die Bedürfnisse und Erfordernisse des Geistes Sorge zu tragen. Es ist immer in einer wohlgeordneten Gesellschaft eine gewisse Zahl von Literaturen dazu berufen, den Gedanken zu beleben, den verständigen Sinn zu erwecken und die allgemeine Aufmerksamkeit auf den rein physischen Bestrebungen abzulenken, um sie mit größerer Wahrscheinlichkeit einem höheren, moralischen Zwecke zuzuwenden. Diese Männer von erhabener Natur, bestimmt, die Wahrheit aufzuklären und literarisch zu bearbeiten, was Andere mechanisch zu verrichten haben — diese Männer, geschaffen für das Leben in einer höheren und glänzenderen Welt der Abstraction und herabgesetzt und verachtet von allen denen, die nichts zu schätzen wissen, als was in die Sicherbaren, leiblichen Sinne fällt — diese Männer, sage ich, die ihr inbildes Leben in ruhmwürdiger Trübsinn zubringen, verstehen es, in allen Ländern, wo man ihnen einige Aufmerksamkeit gewährt, bald irgend einen Weg oder Pfad für die Erleuchtung des Geistes aufzufinden und sie werden dann zur Wolke am Tage und zur Feuer-Säule in der Nacht für alle diejenigen, die durch die öde Wüste der rein physischen Existenz zu wandern haben. Ihre Anzahl ist in allen Ländern nur gering und sie kann nie zu hoch steigen, da nur wenige in der Gesellschaft zum Denken geboren sind. Sie sollten überall besonders geschützt und belohnt werden; man sollte sie als Propheten ansehen und verehren. Auch die Vereinigten Staaten bringen ohne Zweifel ihre verhältnißmäßige Anzahl aus dieser Klasse von Männern hervor. Allein wenn diese in die Reihe ihrer intellektuellen Entwickelung erlangt, wenn sie von ihren inneren Berufe angetrieben werden, um sich der zu schauen, und des Feld auszumessen, das sie bearbeiten wollen: was erblicken sie da, welche Hemmnisse, welche Klage finden sie, welche Apathie bei Menschen, die um ihre Sudstleng ringt und mit einem solchen Eifer und mit einer solchen Energie nach Reichthümern und Ehrenstellen strebt, daß ihnen kaum noch Raum für die Beachtung solcher Leute übrig bleibt, die in ihren Augen nur müßige Träumer und unsinnige Schwärmer sind. Wo ließen sich auch in Amerika die Väter oder Mütter finden, die damit zufrieden wären, daß ihre Söhne oder Töchter ein anderes Lebensziel, als das eines Schriftstellers von Beruf ergrübine? Und so freigebig man auch immer mit leeren Worten und eitlen Lobe für den Literaten sepn mag, so hegt doch Niemand den Wunsch, daß ein eigenes Kind je von dieser Begeisterung ergriffen werde. Wer aber

Digitized by Google

einmal von der gewöhnlichen Ansicht abweiche und irgend eine andere Eröffnung für die begabteren, talentvollen Personen bezwecke, der müßte sich wohl darauf gefaßt machen, von seinen Mitbrüdern im Allgemeinen immer mit einer gewissen Art von demüthigendem und herabsetzendem Mitleid betrachtet zu werden.

Trotz dem Allen, trotz dieser allgemein verbreiteten Geringschätzung der Literatur, dringt indeß die mit der wirklichen Natur so eng verwebte Eigenliebe eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Wer nur in Amerika, sey es nun ein Stadt- oder ein Bergbewohner, eine Zeitschrift in die Hände nimmt, der läßt sich auch zuweilen, wo er von keiner höheren Begeisterung angetrieben wird, durch seine Eitelkeit oder durch Neid verführen; er hält sich dann leicht zum Philosophen und Poeten, oder wohl gar zum Gesetzgeber und Staatsmann berufen, und er schickt auf der Stelle an den Herausgeber einen Brief, worin er den Herausgeber einer Zeitung ab, der meist nicht eben viel verständiger und gebildeter ist, als er selbst. Im Allgemeinen werden auch wohl seine Incubrationen gleich angenommen, und zwar zur Erbauung des sie am meisten lesenden Holzfällers und Hüttenbewohners. Allein wehe dem Herausgeber von einem feineren und besseren Geschmacke, der jene Reihen zurücksenden wagte! Die Menschen sind fast immer mehr für das eingenommen, was ihre intellectuellen, als was ihre moralischen Anlagen betrifft. In keinem Lande aber giebt sich eine solche Eitelkeit auf das Talent zu schreiben, kund, als in dem unsrigen. Nirgends dringt die Aristocratie mehr Aufgeregtheit, Haß und Spannung unter der zahllosen Menge der kleineren Kritiker hervor, als hier. Nirgends ist die zartige Amelia oder die schöne Mathilde mit mehr Freude und Wonne erstillt, wenn ihr die Muse ein paar Verse eingehaucht und sie kaum ihre Leistungsfrucht in die Hände einer Zeitung eingeschickt sieht, als hier. Was Wunder nun, daß wir mit unseren hundertttausend Schriftstellern die ersichte aller gegenwärtigen Literaturen bilden!

Doch von allen diesen durch die Eigenliebe angespornten Leuten zieht sich der größere Theil schnell wieder zurück, theils, weil er erfährt, daß die Lorbeern, die er zu erwarten, niemals Geld als Früchte tragen, und daß man, anstatt ihm stets lauten Beifall zujauchzen, ihm oft mit einer ganz anderen Musik in den kritischen Blättern begegnet, und theils endlich, weil er aus den übermäßigen Anstrengungen, die ihm seine Versuche kosten, den Schluß zieht, daß er keineswegs zum Priester Apollo's geschaffen sey. Die Wenigen aber auch, die einen deutlichen Beruf in sich fühlen, jene Klasse von Männern, die von einer starken, dauerhaften und unverbrüchlichen Liebe zu den Musen durchdrungen sind, auch sie können, obgleich sie das Bewußtsein ihrer höheren geistigen Natur über alle Angriffe unsinniger Kritiker erhebt, doch nicht umhin, sich bei keineswegs dem Alles erdrückenden und abschreckenden Gebäuden widerstehen, daß der ganze Volksgeist, das ganze Thun und Treiben der Gesellschaft gegen ihre eigene Bebarrlichkeit feindlich gerichtet ist, und daß dieselbe nicht nur aller Beachtung ermangelt, sondern auch fast ganz unbekannt bleibt. Verfolgung und Armuth werden stets zu neuen Spornen, und erhöhen und beleben die angeborene natürliche Kraft; allein nichts vermag, die ursprünglichen Verschiedenheiten der talentlosen Gleichgültigkeit Widerstand zu leisten. Und daher kommt es auch, daß selbst jene berufenen Schriftsteller sich von ihrer literarischen Bahn zurückschrecken lassen, und sie werden dann fast immer schlechte Geschäftsmänner, nachdem sie ihre wahren Talente vernachlässigt oder ganz aufgegeben haben. Die Literatur-Geschichte jedes Landes weist jedoch nach, daß sich meistens der Vorzug und Ruhm nur solchen Geistern zuwenden, die nicht für Schriftsteller von Profession geschrieben wurden. Das Thun und Treiben der großen Menge, das Steigen und Fallen der verschiedenen Partei-Häupter, alle die demagogischen und Wahl-Umtriebe, können unmöglich die passende Nahrung für jene Männer abgeben, die sie vielmehr nur in einer mäßigen Ruhe und in den von befreundeten und liebschauenden Gemüthern gewunkenen Kränzen finden dürfen. Die Verringerung der Anzahl unter den gegenwärtigen Lage der Dinge keinen Schriftsteller von Profession bestehen. Der ganze öffentliche Geist ist der Erhaltung und dem Bestehen eines solchen Zweiges der Gesellschaft zuwider. Denn in Amerika hat man sowohl für die Diener des Evangeliums als für die Schriftsteller nur eine Formel, die man ihnen beständig zurufe: „Laß sie handeln sich selbst bearbeiten und sich in sich selber finden mögen."

Man hat oft bei uns den Mangel an Literatur damit entschuldigen wollen, daß wir ein noch zu junges, zu armes Volk und zu sehr darauf angewiesen seyen, alle unsere geistigen und körperlichen Kräfte auf die Erlangung unserer Subsistenz und die Beförderung des Wohlstandes zu verwenden, als daß eine solche bei uns gedeihen könnte. Dies würde in der That eine Entschuldigung abgeben, wenn es nur wahr wäre. Allein, wir auch nur einmal die nördlichen und mittleren Atlantischen Staaten bereist, wir die Zahl und den Umfang der Dampfschiffe und der Packetboote auf den zu drei- bis vierhundert Meilen weit sich erstreckenden Kanälen erblickt — wer die zahlreichen Kunststraßen sieht, die immer weiter nach den entferntesten Punkten zu sortlaufen — wer die große Menge unserer stattlich gekleideten und allen möglichen Aufwand machenden Reisenden erblickt, die ihren Sommer auf Lust-Partien von bedeutender Dauer in der Fremde zubringen — wer, um es kurz zu sagen, den Reichthum und Ueberfluß unserer jährlichen Landsitze kennt — wer die Bauten von Boston und New-York und ihre Umgegend gesehen — wer das Girard-College und den Girard-Square in Philadelphia betrachtet — wer alle die öffentlichen Werke, die entweder schon vollendet oder noch im Beschreiten sind — wer den Aufwand und den Luxus in unseren Städten und die Summen kennt, die von Europäischen Theater- und Opern-Helden, welche uns besuchen, mit hinweg genommen werden — wer, sage ich, könnte, nachdem er sich überzeugt, daß unser Land, der Sitz für die ersten und nöthigsten Bedürfnisse längst überboten, in jeder Art von Luxus und Aufwand schwelgt, bei uns noch den Mangel an einer Literatur mit Dürftigkeit und Armuth entschuldigen wollen? Nein, wenn nur unser Geschmack eine höhere und edlere Richtung genommen; wenn in dem ewigen Kreislaufe der demagogischen Terminologie irgend ein anderer Ausdruck als das Wort „Oekonomie" zu Blaßungen, so oft dort über die Lage und den Stand der Literatur berathen wird, populair werden wollte, dann würde es sich auch gar bald zeigen, daß es uns keineswegs an den Mitteln mangelt, die Bestrebungen derselben externlichermeise hervorgerufen sind, die gehörigen zu fördern. Man muß es also lediglich in literarischer Hinsicht abgelt, weder in einem Mangel an Genie, noch in einem Mangel an Schriftstellern, noch auch endlich in Mangel an Wohlstand suchen wollen: es beruht vielmehr lediglich auf dem Grunde unserer eigenen Institutionen und auf unserem Mangel an wahrem Geschmacke.

Wir legen wenig Gewicht auf einen andern Umstand, durch den die Engländer den Mangel an einer schönen und klassischen Literatur bei uns erklären wollen. Wir sind, sagen sie, zu sehr mit den sistirenden Interessen — es hat keine Denkmale, keine Ruinen verwitterter Burgen, keine Trümmer von Gothischen Abteien, keine massiven Ueberreste von Raubschlössern und Vesten der Ritter — und so sehlen ihm denn jene mächtigen Töne in der Stimme der Zeit, jene zauberhaften Erinnerungen an den feudalen Glanz, an die Ritter-Lauenire so wie an jene Mittelglieder zwischen der Vergangenheit und Zukunft. Nun, das geben wir freilich zu, daß ein Land, das kaum ein Jahrhundert bei dürgerlichen Zustande, als ein Volk, betrübt hat, noch keine historischen Erinnerungen und Alterthümer aufzuweisen haben kann. Es ist wohr, daß unsere Dichter und Reisenden keine Gothischen Ruinen oder verfallenen Burgen und Zinnen deßungen oder beschrieben können. Wir können unseren Ursprung nicht von dem edlen Blute der kämpfenden Barone, noch von der Reyotenschaft der Päpste und Kardinäle herleiten. Wir geben es zu, daß unsere Schriftsteller aus diesen Ursachen weit mehr aus der Größe und Frische der Natur, als aus den Ruinen und Erinnerungen der Vorzeit schöpfen müssen. Allein statt derselben haben wir auch einen Niagara, der von dem ersten Augenblicke der Betrachtung an, einen Spyded zu begeistern im Stande wäre; — wir haben unsere großen und sast unendlichen Ströme; — wir haben unsere Seen mit süßem Gewässer, die mit ihrer erhabenen Pracht und Herrlichkeit Küsten bespülen, welche noch keinen menschlichen Namen erhalten und bisher noch unbesucht geblieben sind; — wir haben unsere tausend Landschasten im Norden, im Westen und im Süden — alle so grün, so frisch und lieblich, daß, wenn es irgendwo noch Najaden gäbe, sie gewiß hier zu den Quellen zurückkehren würden, die sie bewässern; — wir haben endlich Wiesen von solcher Ausdehnung, daß, wenn an dem einen Ende die Sonne aus dem mit Gras und Blumen bekränzten Boden hervorsteigt, sie am andern Ende in die Wälder der Wilden sich verliert, die über die unermeßliche grüne Fläche ausgebreitet sind. An den schönsten Stellen dieser unermeßlichen Ebenen befinden sich die unzähligen Dämme, die einsamen Grabhügel jener grabartigen prachtvollen Eimdren, die Ueberreste von Generationen und Rassen, über deren Existenz Niemand zu berichten im Stande ist, und über die sich weder durch Tradition noch durch Geschichtsforschung irgendwie sicher verbreiten läßt.

Selbst wenn man nach unseren Bau- und Kunstwerken fragt, können wir, obwohl ihr Ursprung erst von den letzten dreißig Jahren her datirt, doch nicht ohne Verbiedigung auf die Kanäle in New-York, in Ohio und Pennsylvanien hinweisen, von denen der in dem letzteren Staate, wie wir glauben, länger ist, als irgend einer in der Welt, mit der einzigen Ausnahme des Ehinesischen. Wir berufen uns ferner auf die Werke zu Philadelphia und verweisen auf das Girard-College, als auf ein Gebäude, das, wenn es erst ganz vollendet seyn wird, eben so schön wie das berühmte Parthenon zu Athen und zweimal so groß seyn dürfte; — wir zeigen Euch den Girard-Square in der Mitte der Stadt; — wir weisen hin auf die gehabnten Straßen, auf die Schneekenthürme und Säulen, auf die Städte und prachtvollen Häuser, die sich nach allen Richtungen hin erheben. Wir führen den Beobachter nach dem großen Marmor, auf dessen gewaltigen Strömen er vierhundert Dampfboote erblicken wird; der Weg, den wir nehmen, führt ihn wohr als vierhundert Meilen lange der großen ununterbrochenen Kette des Kanals von Pennsylvanien, der parallel mit den freiwäßrs sich hinziehenden Landstrazen läuft. Wir winden uns mit ihm mehr als hundert Meilen weit durch die herrlichen Juniata-Gebirge, zwischen Seenerien, die zum Herzen reden und es in Bewegung setzen, wenn andern die Natur es zu bewegen vermag, und dies ist der Fall, wenn wir an den Urzeiten herrührenden Natur-Scenen, wo es den Anschein hat, als wenn wir die Ersten wären, die in das Land eindringen, hier haben wir Gelegenheit, den regelmäßigen Parallelismus des künstlich erbauten Kanals zu bewundern. Was aber mehr als dies Alles ist, wir können Euch hier dreißehn Millionen Menschen aufweisen, die bisher gewährt, gekleidet und mit Wohnungen versehen sind, die bisher Ueberfluß und Bequemlichkeit irgend eines anderen Landes, als von einem Ende bis zum andern Ende, ja Wohlstand, Ehre und an Allem, wonach die große Menge immer nur begierig ist, zu übertreffen, indem sie sich, in ihrer Freiheit und Unabhandbarkeit des Gedankens, fesselloß wie der Wind, über ein Land ausbreiten, das sast so groß ist wie ein Welttheil. Der Bürger eines solchen Landes, der die Englische Sprache redet und von einem und demselben Mutter mit den großen Geistern der Britischen Insel entsprossen ist, muß wahrhaftig in Begeisterung und Entzücken gerathen, wenn er hier irgendwo zwischen den Atlantischen Meere und einem See, oder zwischen den Fichtenwäldern von Neu-Schottland und den rohrbekränzten Küsten des Mississippi sich bewegt, voraussetzt, daß er nur seinen Gedanken und ein Herz hat, das für äußere Eindrücke empfänglich und einer höheren Begeisterung fähig ist.

Indeß ist es Zeit, daß wir die allgemeinen und abstrakten Betrachtungen verlassen, um zu den mehr detaillirten und spezellen Punkten überzugehen, die man als wahre Hindernisse sie den Fortschritt der Amerikanischen Literatur anzusehen hat.*)

*) Ein zweiter Artikel folgt nachstens.

Digitized by Google

England.

Die finanzielle Lage der Literaten im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert und Shakespeare's insbesondere.

Man spricht so viel von unseren gesellschaftlichen Fortschritten, und wenn man diesen Ausdruck auf seine eigentliche Bedeutung zurückführen wollte, so würden unsere Philosophen oft mit Staunen gewahren, daß der Fortschritt nur in der Einbildung liegt, und daß die gesellschaftlichen Kräfte zwar eine andere Stellung eingenommen, aber sich nicht vermehrt haben. Gewöhnlich meint man, die Lage der Schriftsteller und Gelehrten sey jetzt vortheilhafter, als sie es jemals gewesen. Man führt das Beyspiel Shakespeare's, Voltaire's und Lord Byron's im Alterthum, Einfluß, den die Literaten auf die Französische Revolution ausgeübt; aber man vergißt, daß im Mittelalter ein durch seine Talente ausgezeichneter Mann wohl Kardinal und Minister wurde. Welcher jetzige Professor hat eine Stellung wie Adalard? Petrarka lebte wie ein Fürst; Bembo besaß Paläste, mit Staaten geschmückt; Joinville und Froissard, die ersten Geschichtsschreiber Frankreichs, genossen beklommen den Wohlstand und Glanz, womit heutzutage nur der höchste Rang im Militairoder Civilstande einen Bürger umgiebt; die Zeit war freilich der Intelligenz feindlich, aber diese setzte sich selbst in ihre Rechte ein und sicherte ihrem Besitzer eine ganz anständige Menge irdischer Genüsse. Chaucer, der Satiriker des vierzehnten Jahrhunderts, war gerade so glücklich als Berenger. Der universelle Erasmus, an den die Fürsten mit solcher Ehrerbietung schrieben, nahm seinen Platz ein, wie Göthe. Von Hindernissen umringt, arm bey ihrer Geburt, aller Hülfe beraubt, wurden diese Männer sammtlich Herren ihres Geschicks. Man weiß nicht auf Tasso's, nicht auf Dante's, Cervantes' und Milton's Unglück hin. Dies Unglück hing nicht mit ihrem Genie, sondern mit ihrem Charakter und mit den Verhältnissen zusammen, unter denen sie lebten. Milton und Dante setzten sich allen politischen Stürmen aus, mischten sich in Verschwörungen, brannten von Zanksucht und Parteihaß; wie konnte es also anders kommen, als daß sie ihre Leidenschaft theuer büßen mußten? Wenn Tasso viel gelitten hat, so war er auch ein stolzer, menschenfeindlicher und verliebter Träumer, wie Jean Jacques Rousseau. Man nehme allen diesen Männern die Genie und lasse ihnen den unglücklichen Charakter, der ihnen von Natur anhaftete, so werden sie bemitleidenswerthen Leuten unterliegen und als Opfer der von ihnen verletzten Gesellschaft fallen.

Es war schon früher erwiesen, daß William Shakespeare, nachdem er an funfzehn Jahre in London zugebracht und sich eine Summe Geldes, die Frucht seiner Meisterwerke und seiner Arbeit, gesammelt, plötzlich die große Stadt verließ, nun nicht mehr dahin zurückzukehren, und daß das Kapital, in dessen Besitz er sich befand, von ihm zum Ankauf eines kleinen Gütchens in seiner Vaterstadt verwendet wurde. Aus amtlichen Aktenstücken wußte man, daß Shakespeare im Jahre 1602 sich 107 Morgen Landes kaufte, die er mit seinem Raum am Neuen Markte vereinigte; daß er im Jahre 1603 noch für die Summe von 60 Pfund Sterling eine Scheune mit Schuppen, Kornboden und Obstgärten nahe bei Stratford an sich brachte, und daß er im Jahre 1605 für die Pachtung der großen und kleinen Zehnten von Stratford 440 Pfund Sterling zahlte; woraus man sehen konnte, daß Shakespeare sein trefflicher Landwirth war, und daß er die Wichtigkeit produktiver Kapitalien wohl kennen zu würdigen wußte. Es war auch bekannt, daß er von der Zeit an, wo er vom öffentlichen Schauplatz abtrat, bis zu seinem Tode in tiefer Einsamkeit lebte, ohne seinen alten Kameraden das Manuskript eines Drama's zu übersenden und ohne sich in irgend eine gewinnsüchtige Spekulation einzulassen. Dies ließ uns natürlich auf einen unabhängigen Vermögens-Zustand schließen. Allein den Forschungen des unermüdlichen Gelehrten wollen nun, ganz England, Payne Collier's, Verfassers einer vortrefflichen Geschichte des Englischen Theaters, war es vorbehalten, uns mit der eigentlichen finanziellen Lage dieses großen Mannes bekannt zu machen, der sich in der That eben so wenig über seine Zeit zu beklagen hatte, wie sich die jetzigen guten Schriftsteller über ihre Zeitgenossen zu beschweren haben. Zwey Paar alter Aktenstücke, die dem Großherzoglichen Archive in Karlsruhe von dem Großkanzler unter Jakob I., Lord Ellesmere, gehört hatten, waren seit der Zeit, wo der Kanzler selbst sie mit seinem Amts-Petschaft versiegelt hatte, nicht wieder geöffnet worden. Lord Francis Egerton gestattete Herrn Collier die Durchsicht dieser alten Dokumente, und sie lieferten ihm die interessantesten Aufschlüsse.*) Hier fanden sich Wirthschriften, welche die Schauspieler-Gesellschaft, zu der Shakespeare gehörte, an den Hof gerichtet hatte; aus ihnen kann man die klimmliche Summe des Bezuges ersehen, den große Dichter genau erhalten. Nach Collier's Berechnung betiefen sich Shakespeare's Einkünfte im Jahre 1608, das heißt zu einer Zeit, wo er fast alle seine Hauptwerke schon geschrieben hatte, auf mindestens 300 Pfund Sterling, welche Summe bei dem damaligen Geldwerth so viel war, wie jetzt 1500 Pfund. Wenige dramatische Schriftsteller, Seride ausgenommen, haben in unseren Tagen ein so schönes Einkommen aufzuweisen.

Shakespeare's Wohlstand, die offenbare Folge seines Talents und seiner Sparsamkeit, scheint sogar die Eifersucht anderer Dichter seiner Zeit erregt zu haben, denn Daniel, der damals durch seine Sonnette so berühmt war, schreibt in einem Briefe, aus welchem Collier mehrere höchst interessante Stellen aushebt, an Lord Ellesmere: „Man will auf die Verwendung einiger Hofleute einem Mann vom Theater die Stelle eines master of the revels (Direktors der Lustbarkeiten) geben, welche Ew. Excellenz mit versprochen haben. Hätte man meinen lieben Freund Drayton dazu gewählt, so würde ich nicht gemurrt haben, denn er hätte diesen Platz gewiß trefflich ausgefüllt; aber nach meiner unterthänigen Ansicht ist es nicht passend, daß ein Mensch ihn einnimmt, dessen Stücke alle Tage in London gespielt werden, der selbst zu der Truppe Ihrer Majestät gehört, der bedeutende Gewinne macht und Eigenthümer eines Theaters ist; es dürfte ihn, ihn wichtigen, amtlichen Schiedsrichter in seiner eigenen Sache zu sehn." Shakespeare erhielt auch wirklich die Stelle nicht: Samuel Daniel wurde dazu ernannt.

Was ergiebt sich aus diesen neuen und unwiderleglichen Beweisen über die Geldmittel des größten Schriftstellers, den England hervorgebracht hat? Was anders, als daß wohl ziemlich zu jeder Zeit der wahre Genius sich seinen Platz erobert und auch der gleichgültigen Mitwelt so viel Ehre und Auszeichnung, Hochachtung, sondern auch Wohlstand und zeitliche Güter abgewonnen hat, wenn nur Ordnung und Sparsamkeit in seinem häuslichen Leben herrschten. Ein Schauspieler wurde im sechzehnten Jahrhundert als der verächtlichste Possenreißer angesehen und nicht viel mehr geachtet, wie heutzutage ein Seiltänzer, der seine Künste auf den öffentlichen Plätzen zeigt. Und doch sehen wir Shakespeare den Freund des Lord Southampton werden, die Gunst der Königin Elisabeth gewinnen und als reichen Eigenthümer in seiner kleinen Vaterstadt Stratford am Avon sterben.

(E. P.)

Bibliographie.

Archbishop Usher's answer to a jesuit. (Erzbischof Usher's Antwort an einen Jesuiten.) Nebst anderen Abhandlungen über Katholizismus. 13½ Sh.

The Empress. (Die Kaiserin.) Novelle von C. Bennett.

On affections of the brain. (Ueber Hirnkrankheiten. Von Phillip. 4 Sh.

Jamaica as it was, as it is and as it may be. (Jamaika sonst, jetzt und wie es seyn könnte.) 5 Sh.

History of the courts of law. (Geschichte der Gerichtshöfe.) Von Aldridge. 5 Sh.

Picture of slavery in the United States. (Das Sklaven-Wesen in den Vereinigten Staaten.) 2 Sh.

Mannigfaltiges.

— Zustand des Elementar-Unterrichts in England. Ungeachtet des großen Impulses, den Lord Brougham dem Volks-Unterricht in Großbritannien gegeben hat, fehlt doch noch sehr viel daran, daß er so verbreitet wäre, wie die wahren Freunde des Landes es wünschen. Man kann die Zahl der Schüler, welche täglich die öffentlichen Schulen Englands, mit Ausnahme der beiden Universitäten und der Sonntags-Schulen, besuchen, auf 1,200,000 schätzen. Nun rechnet man aber auf die Englische Bevölkerung 4 Millionen Kinder unter 15 Jahren. Zieht man von dieser Zahl eine halbe Million noch nicht zweijähriger Kinder ab und eine gleiche Zahl solcher, die in ihren Familien unterrichtet werden, so müßten die öffentlichen Schulen immer noch 2 Millionen Zöglinge zählen. Es ist also klar, daß mehr als die Hälfte der Englischen Jugend nicht den Unterricht, den sie empfangen müßte, in den öffentlichen Schulen findet. Nach dem Bericht des Herrn Rickman zählt man in den 18 reichsten Grafschaften Großbritanniens nur 508,000 Kinder dreierlei Geschlechts, welche die öffentlichen Schulen besuchen, die Sonntags-Schulen aber werden noch von 631,000 Erwachsenen besucht. (Revue Britannique.)

— Ein von einem Wallfisch zertrümmertes Schiff. Es war, wie wir aus authentischen Berichten erfahren, ein Amerikanisches, auf den Wallfischfang ausgebendes Schiff, der „Esser", das in dem Stillen Meere von einem ungeheuren Pottwallfische zertrümmert wurde. Während der größere Theil der Mannschaft auf den Booten damit beschäftigt war, den Wallfische zu erlegen, sahen sie, daß ein Thier, das geblieben waren, einen ungeheuren Wallfisch dicht auf das Schiff loskommen, und als er sehr nahe daran war, schien er unterzutauchen, um dem Schiffe auszuweichen; allein indem er dies that, schlug er mit seinem Rumpfe gegen einen Theil des Kiels an, der sogleich in Stücke zerbrach und auf der Meeresfläche umherschwamm; hierauf sah man den Wallfisch in einer kleinen Entfernung vom Schiffe wieder auftauchen und mit anscheinend großer Wuth auf dasselbe losfahren, indem er an eines der Bugsprietes mit seinem Kopfe anschlug und dasselbe mit der staunender Gewalt zerschmetterte. Das Schiff füllte sich unmittelbar darauf mit Wasser und sank nach einer Seite zu. So war der einzige Zufluchtsort für die armen Leute auf den Booten zerstört, indem sie sich auf mehrere hundert Meilen von dem nächsten Lande entfernt befanden. Sie faßten Muth zurückstehen, fanden sie die Wenigen, die sie am Bord gelassen hatten, wie sie sie verlassen hatten, in der Kajüte geschäftig, da sie kaum noch die Zeit dazu hatten, aus dem umstürzenden Schiffe zu entkommen. Es war nur wenig Vorrath an Lebensmitteln für die Mannschaft mit großer Schwierigkeit aus dem Wrack herbeizuschaffen, und damit sahen sie sich genöthigt, die lange traurige Reise nach der Küste von Peru anzutreten. Nur einem Boote war es geglückt, von einem Fahrzeuge nicht weit von der Küste aufgenommen zu werden; auf demselben befanden sich die einzigen Ueberreste von der verunglückten Mannschaft, drei an der Zahl; alle Uebrigen waren unter den schrecklichsten Qualen des Hungers umgekommen.

(History of the Whale Fishery.)

*) Vergl. den Artikel: „Neue Data zu Shakespeare's Leben", in Nr. 82 des Magazins.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 95. Berlin, Montag den 10. August 1835.

Aegypten.

Alexandrien und die Griechische Flotte. 1827.

Die westliche Küste Aegyptens ist so niedrig, daß, wenn es in einer Entfernung von sechs Meilen von dem Verdeck einer Korvette betrachtet wird, es nur ein grauer Streifen am Horizont zu seyn scheint, dessen Bedeutung wohl der erfahrene Seemann, keinesweges aber das in den Enthüllungen der Geheimnisse des dunkeln Meeres noch ungeübte Auge eines Neulings errathen kann. So wie man aber dem Lande näher kommt, erhebt es sich allmälig, dehnt sich in die Breite und füllt einen Theil des Horizonts aus. Ganz nahe daran bemerkt man zwei Wahlstätten, auf welchen sich Land und Meer zu bekämpfen scheinen. Hier hat das Meer seinen Gegner besiegt und sich in seinem Schooße eine Bai ausgehöhlt, und dort blieb das Land Sieger und schob eine lange Spitze in seines Gegners Gebiet hinaus. Diese beiden Kampfplätze stellen sich dem Auge in den beiden Häfen von Alexandrien dar.

Der neue Hafen ist an der östlichen Seite der Küste, und wird von seinem Damm nur schlecht gegen die Meereswogen geschützt, die ihm der Nordwind oft zuwälzt. Hier kämpft die Küste nicht mehr gegen das Meer; sie ermiedrigt vielmehr ihren Strand und senkt ihre Küste wie aus Demuth vor ihm, so daß es ohne Kampf und Gegenwehr sich hineindrängen kann. Seiten ist hier mehr als ein Handelsschiff zu erblicken, und einige kleine Fahrzeuge, welche diesweilen am Damm anlegen. Die Häuser dahinter, welche die Aussicht hemmen, sind unansehnlich und schlecht, und die ersten Menschen, die man zu Gesichte bekommt, sind einige halbnackte Araber, welche bei einer Schiffsladung Durra oder Wasser-Melonen hingelauert liegen. Kein anderes Geräusch ist zu hören, als das Rauschen des Meeres, und seine andere Bewegung zu sehen, als eben diese. Und dabei eine glühende Sonne mit blendenden Strahlen, die alle Farben in einander vermischen und dem Auge seine Sehkraft zu rauben, so daß man dem ersten Anblick glauben muß, es sey dies ein elendes Dorf mit einer Bucht, wohin nur die vom Sturm verfolgten Schiffe ihre Zuflucht nähmen. Doch hinter diesen elenden Hütten dehnt sich eine unermeßlich große Stadt aus. Hier gelangt man zuerst in das Quartier der Franken, welches groß, belebt und von gefüllten Basars umgeben ist; dann kommt man in das türkische Quartier, welches minder, still und traurig ist; aus diesem tritt man auf einen großen Platz, wo Kaufleute ihre Waaren feil bieten und Bettler in langer Reihe auf kleinen Erdhügeln sitzen, die wie Gräber aussehen. Von diesem Platze führt ein von Soldaten bewachtes Thor weiter; und hier stellt sich dem Auge ein ganz anderes Schauspiel dar. Kanonen, Taue, Waarenballen, Schiffe, die neu erbaut, und Schiffe, die ausgebessert werden, steigende und fallende Segel, und ein ganzer Wald von Mastbäumen, zwischen welchen eine Unzahl von Käufern hin und her gleiten, Alles voller Leben und Thätigkeit; hier rest ist der Ort, wo eigentlich die Hauptstadt Aegyptens anfängt, und ich möchte sagen, hier endet sie auch.

Im Hintergrunde des Hafens, in dem westlichen Theile, liegen das Zeughaus und das Zoll-Amt. So vollkommen auch das erstere die Mittel darbietet, beschädigte Schiffe auszubessern und undrauchbare wieder in Stand zu setzen, so ist es doch unzureichend, die kleinste Flottille daraus zu armiren, und nur einige kleine Fahrzeuge von geringem Umfange können hier erbaut werden. Weiter abwärts sind die Waaren-Niederlagen, und noch weiter unten ist das Schiffswerft, hier sind die Meereswogen niemals aufgeregt; hier arbeiten die Fregattenbauer und zeigen ihre beschädigten Flanken; hier werden sie mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit durch das Feuer und die Eisen der Kalfaterer von ihren Reisewunden geheilt und stehen, mit neuer Kraft ausgerüstet, zu fernerem Unternehmungen da.

Am ganzen Quai entlang liegen die bemannten Schaluppen aller Nationen, um Waarenballen und Kisten ein- und auszuladen. Kommandirende, gebende Lastträger laufen einander, und zwanzig verschiedene Kleidertrachten erscheinen zugleich dem Auge und eben so viele Sprachen ertönen zugleich dem Ohr. Hat man sich nun noch zwischen den auf dem Sande hingelagerten Geschützen, Ankern, Tauwerken und Planken hindurchgewunden, wo man überall den befehlenden Türken und den arbeitsamen Araber erblickt, so kann man von der wahren Physiognomie dieses Quartiers einen Begriff haben. In der Mitte des hingehurten Raumes erhebt sich ein nach allen vier Seiten offener Kiosk, in welchem die Zoll-Beamten ihren Sitz haben. Sie scheinen in ihren Arbeiten ganz vertieft zu seyn; aber es entgeht doch ihrem Scharfblicke nichts, und die Rauchwolken, die ihrem Munde und ihren brennenden Pfeifen entsteigen, verhüllen ihnen auch nicht die geringste Kleinigkeit. Auf dem Quai, in dem Hafen und längs dem ganzen Gestade ist Alles ihrer Kontrolle unterworfen, die eben so streng wie ihr äußerer Anschein ist. Dieser Kiosk ist, wie der Leser bereits bemerkt haben wird, das Zoll-Amt des Pascha.

An der Nordseite des Hafens tritt eine Erdzunge hervor; sie bedeckt sich dann gegen Westen etwas aus, verengt sich bald wieder, und endet in eine Spitze, die von Klippen umgeben ist, welche ihr zum Schutze dienen. Diese wird die Spitze der Feigenbäume genannt und trägt auf ihrem Haupte ein mit furchtbarem Geschütz bekröntes Fort. Im Mittelpunkt liegt der Palast des Mehmed Ali, der von hier aus bald den Blick auf den Hafen ruhen lassen und sich seiner Macht und seines Besitzes erfreuen und bald ihn über das Meer hinaus schweifen lassen kann, welches eben so gränzenlos und unerschöpflich ist, wie die stolzen Pläne seines herrschsüchtigen Herzens. In seinen Festen ist ein Lager für seine Eliten-Garde formirt, welches die ganze Spitze der Halbinsel einnimmt und den Palast von der Stadt trennt. Es ist dies die Citadelle von Alexandrien. An der Westseite dieser Spitze fließt das Meer, und eine Meilen davon dehnt sich ein Bergzug, welches den Seelenten, deren Schaluppen sitzen dort anlegen müssen, um frisches Wasser einzunehmen, sehr bekannt ist. Es wird durch eine deserte kleine Insel verdeckt, die man die Spitze oder die Insel des Marabout nennt. Zwischen dieser Spitze und der der Feigenbäume versperrt kein sichtbarer Gegenstand den Hafen, und man wird leicht zu glauben geneigt, daß das Meer, welches man so ungehindert eintreten und das Becken füllen sieht, auch hier seinen Sieg über das Land davongetragen und seinen Widerstand mehr zu zürnen Ende; allein, indem sich die Wüste hier abspülen und gegen Süden zurückdrängen läßt, weicht sie doch nur allmälig; das Meer hat sich nur über Oberfläche bemeistert; aber aus seinem Grunde erheben sich Steinklippen die unter dem Wasserspiegel, welche die Wogen brechen und ihre Macht hemmen, und die zugleich des Hafens Schanzen und seine Schildwachen sind. Zwischen diesen dunk durch einander hingestreuten Klippen sind nur drei Wege zur Durchfahrt gebaut. Die deserten Felsen, die der Kunst aller Beihülfsmittel hindurch, können es aber dennoch nicht verbinden, daß sich manches Fahrzeug seine Flanken an den Klippen verwundet. Der kleine Durchgang ist nur eine Kanonenschußweite von dem Fort der Feigenbäume, nach der südlichen Richtung, entfernt und sehr eng und gefährlich. Die große Durchfahrt, eine halbe Meile westlich, ist 200 Toisen breit und nimmt ihre Richtung nach Südwest. Die dritte Fahrt ist die breiteste und führt der Spitze von Marabout, der sie fast nahe kommt, vorüber, bis sie sich mit den beiden andern wieder vereinigt und in den Hafen ausläuft.

Am Eingange dieses Hafens, zur Nordseite, geben die fremden Kriegsschiffe vor Anker, und tiefer hinein liegt die Flotte des Paschas und dehnt sich bis zur Küste aus; die ganze südliche Länge der Küste aber, bis nahe an die alten Katakomben, ist mit Kauffahrtei-Schiffen besetzt, welche die Rhede oft so dicht bedecken, daß das Meer unter ihnen beinahe verschwindet.

Ehemals war dieser Hafen ausschließlich von den muselmännischen Schiffen reservirt, und der neue Hafen war der einzige Sicherheitsplatz für die christlichen Schiffe; jetzt aber ist dieser Gebrauch, so wie viele andere politische und religiöse Unterscheidungen im Orient, gänzlich erloschen. Die Europäischen Kriegsschiffe ziehen ungehindert in den alten Hafen ein, so wie die Türken ohne Furcht und Scheu in die Schanzund Schildwachs-Linie der Franken-Hafen kommen. Der Grund zu Ueberrest des alten Gebrauchs vorherrschend, der nämlich, daß kein Handelsschiff in dem alten Hafen ankern darf, bevor es sich einige Zeit in dem neuen Hafen aufgehalten hat. Wahrscheinlich hat Mehmed Ali dieses Gesetz seines Zoll-Amtes wegen beibehalten. Indessen wird der Aufenthalt in dem neuen Hafen so viel als möglich abgekürzt.

Es war am Ende des Monats Mai 1827, als die Französische Korvette „la Victorieuse“ hier anlangte und den Befehl über die Französischen Stationen in Alexandrien übernahm. Der Sommer goß seine Hitze in Strömen aus; die Straßen der Stadt waren brennend und erstickend; die von den weißen Dächern der Häuser abprallenden Sonnenstrahlen blendeten die Augen, und die endose Sandebene mit ihrer kreideweißen Oberfläche erregte Schwindel, sobald man den Blick einige Zeit darauf haften ließ. Die Hitze war in einiger Entfernung vom Ufer so groß, daß sie den südwärts wehenden Wüstenhauch des Meeres despotisch niederschlug und allein herrschend ihren glühenden Scepter über die ganze Gegend schwang. An der That mußte sie sehr groß seyn, da selbst kein Franzose wagte, ihr zu trotzen, obgleich es in einem etwas unehrerbietigen Sprüchworte der mittäglichen Länder heißt: Um Mittag steht

man weiter Niemand auf der Straße, als einen Hund, einen Dieb und einen Franzosen. Ja, obgleich sich ein Maler, ein Naturforscher, ein Archäolog und ein Plüschelliebhaber an unserem Boot befanden, so hatte doch die fürchterliche Hitze ihren Forschergeist so sehr ausgetrocknet, daß sie das Ufer mit einer Feuerzunge vermieden. Aber auf der Mole, am Bord unserer Korvette, da war es ganz anders. Kaum waren die frisch gewaschenen Planken des Verdecks von den erwähnenden Sonnenstrahlen abgetrocknet, als sich ein Zelt von grüner Leinwand über das ganze Schiff ausbreitete, durch welches nur ein abendlicher Schein einzudringen vermochte. Wir verlauschten alles den trautigen Horizont der Wüste mit dem viel kleineren heiteren Horizont der lustig flatternden Zelt-Leinwand, und half stelle sich auch die Ruhe ein, er mit den unübersehbaren Ausdruck „einen Kef machen" belegt. Denn unter dem Worte „Kef" versteht er das dunkle Licht, das durch den Kontrast mit dem blendenden durch die gebrechenen glühenden Sonnenstrahlen draußen dem Auge noch milder erscheint, die frische Kühlung, welche die von der Hitze erweiterten Poren so wohlthuend durchdringt, die leidenschaftende Unbeweglichkeit, die dem Sinnlichen so sehr zum Instinkt geworden ist, daß jede Bewegung, jede Arbeit eine Schmerz verursacht, und endlich das unthätige Leben, versenkt in eine unempfindliche Träumerei, die ihn alles Aeußere vergessen und nur seine innere Behaglichkeit fühlen läßt. Auch um die Korvette herum war Alles in der tiefsten Ruhe, und das schweigsame Leben machte sich nur durch die schnarchenden Athemzüge der Schlafenden oder durch einige unverständliche Worte der lebhaft Träumenden bemerkbar. Durch die Schießpforten nur und durch die Luken in Zeltwand konnte man die auf der Rhede zerstreut liegenden Aegyptischen Schiffe gewahren, die eben so sanft geschaukelt wurden als das unsrige, während der gelinde Wind ihre rothen Flaggen ein wenig bewegte; und wenn ein Schiffchen am Ufer hingleitete, so geschah dieses mit der größten Leichtigkeit, und von dem frischen Wasserwind angetrieben, durchschnitt es das Meer wie ein Vogel die Luft. Diese süßesten Tagesstille waren nur zuweilen von den hohlen Schlägen des hölzernen Hammers unterbrochen, die aus dem Innern des Hafens beim Kalfatern der Fregatten herüber tönten. Von Zeit zu Zeit, wenn der Wind die enge Linie der vor uns stationirten Türkischen Flotte ein wenig lückenhaft machte, konnte man auch einen Winkel der glühenden und leblosen weißen Stadt wahrnehmen, die uns, trotz unserer lustigen Absonderung, daran erinnerte, daß wir in Aegypten seyen. Wie alle diese Jahreszeit waren auch diese Tage, dieselbe Sonne, dieselbe Hitze, derselbe Meereshauch, dieselbe Ruhe am Bord und dieselbe Beschwerde am Lande.

Am 2. Juli, als die Sonne am Horizont sich neigte und ihre Strahlen mehr von der Seite eindrangen, nahm man eben das nun unthätige Zelt hinweg; und dieser Augenblick erweckte das schlafende Leben wieder. Die ausgetrockneten leinenen Matten, welche die Stelle des Daches bemmten, waren gewichen, und das Verdeck unseres Schiffes war nicht mehr ein Kiosk zur Ruhe, sondern ein Observatorium, auf welchem wie neugierig die Veränderungen untersuchten, die sich auf der Rhede zugetragen haben mochten; Veränderungen, die nur dem geübten Auge des Seemannes bemerkbar seyn können, und die dann als Verbrweigleiten zur Unterhaltung dienen. Der Bestimmung, welche sich nach Westen gewendet, der Sonne folgend, die uns gegenüber niedersank. Hier schwamm der Horizont in einem lichtglanze, daß wir ihn nicht anblicken konnten, und die von dem Meere gleichsam durchschnittenen Sonnenstrahlen breiteten einen purpurnen Vorhang vor uns auf, den kein Auge zu durchdringen vermochte. So wie aber die Sonne mehr sank, verminderte sich auch die Dichtheit dieses Vorhanges, wir konnten unseren Blick darauf richten und seine Durchsichtigkeit untersuchen. Lange Zeit hatten wir unsere Augen vergebens angestrengt, doch heute sollte unsere Erwartung nicht getäuscht werden. Wir entdeckten hinter diesem Vorhange einen undurchsichtigen Körper in undeutlicher Gestalt; er vergrößerte sich von Minute zu Minute, und noch andere dunkle Punkte nahmen an seiner Seite Platz. Sie kamen vorwärts, überschritten das feurige Tafeltuch und enthüllten immer deutlicher ihre Umrisse, welche nun immer heller, so wie ihre Massen immer dunkler wurden; ja, die optischen Phänomene näherten sich uns so schnell, daß sie auf dem Wasser zu fliegen schienen. Als endlich die Sonne hinter ihnen war und sie uns als eingerahmte Schattenrisse darstellte, da wurde es uns leicht, ihre Formen und ihre Anzahl zu erkennen. Es waren dreimuthwanig Fahrzeuge, unter welchen sich eins sowohl durch seine Höhe als durch sein Segelwerk vor allen andern auszeichnete. Es war die Französische Flotte!" rief einer unserer Leute in seiner Begeisterung aus. Es hatte nämlich Niemand so wohl, in der Entfernung von 600 Meilen eine Flotte aus der Heimath zu erblicken, die uns Kunde von den Unfrigen bringen kann, daß wir fast alle den Ruf wiederholten: Eine Französische Flotte! Ein augenblickliches Nachdenken reichte zwar hin, diese in uns aufgeleite Hoffnung wieder zu tödten; doch selbst dann noch, als wir sie schon ganz aufgegeben hatten, erfüllte sie unsere Herzen mit so viel Seemanne so eigenthümlichem Wachsamkeit, unsere Blicke auf das sich mit vollem Winde nahenden Geschwader; die Fernröhre wurden sämmtlich nach diesem Punkte gerichtet und die Wahrnehmungen laut mitgetheilt, allein unsere Muthmaßungen durchkreuzten sich.

Indessen blieben die Aegyptischen Seeleute nicht so lange in ihrer gewöhnlich wie wir. Drei Korvetten und zwei Kutter, welche außerhalb des Hafens kreuzten, gaben durch ihr allgemeines Kanonenfeuer bald Kunde von der Entdeckung, welche sie in dem glänzenden Wiederschein des Ostens gemacht hatten. In demselben Augenblicke wurden die Signale auf der ganzen Türkischen Flotte wiederholt, die verschiedenen Flaggen flogen schnell hinauf, und an die Stelle der bis jetzt auf der ganzen Rhede vorherrschend gewesenen tiefen Ruhe trat plötzlich die lebhafte Thätigkeit. Denn die Flotte, welche mit vollen Winde auf Alexandrien zusteuerte, war eine türkische Flotte.

Jetzt konnte man schon deutlicher sehen, daß das Geschwader aus einer Fregatte ersten Ranges und drei Kriegs-Korvetten bestand, an welche sich noch neunzehn elende Linienschalen ähnliche Schiffen angeschlossen hatten, die gar nicht geeignet schienen, die Forts von Alexandrien mit Gefahr zu bedrohen; als sie aber näher gekommen waren und man an der schwefelgelben Farbe ihrer Segel merkte, daß diese Linienschalen nicht anderen als Beamter waren, so wurde der Schrecken der Aegypter allgemein, denn sie fürchteten sich vor Feinden dieser Art, vor denen sie sich nicht zu schützen verstanden, wie vor der Hölle der Ungläubigen. Es war zugleich entschieden, daß die große Fregatte die „Helios", das schönste Schiff, welches jemals die See durchschnitten hatte, und der Linienschiffe dieser Expedition kein Anderer als Lord Cochrane sey, dessen Ruhm in fast sabelhaftem Ansehen bei dem Pascha stand.

Ich glaube ganz gewiß, daß Mehemed Ali die wißbegierigsten Erzählungen kannte, die man in allen Ländern von gewissen Zauberschiffen verbreitet, welche nie erobert werden können, indem sie, wenn sich der Gegner schon freut, sie unter seinen Kanonen zu haben, bald unter den Wasser und bald in der Luft verschwinden; und daß er diese Eigenschaft den Schiffen des Lord Cochrane hinzulegen geneigt war. Denn als wir hier aus Griechenland ankamen, wo wir diesen Weltdieger-Admiral gesehen hatten, als er in Begleitung der Hellenen den Peloponnes und Pascha pflüglich mit seinen neugierigen Fragen nach Neuigkeiten, die er gewöhnlich den Ankommenden vorzulegen pflegte, nachdem der Kommandant der „Victorieuse" zufällig den Namen Cochrane ausgesprochen hatte. Dieser Name schien einen gewaltigen Schrecken in ihm erregt zu haben, und er fand wie derstehen, als er hörte, daß dieser Admiral auf einem Ihm gehörenden Gebäude, die „Helena", den Archipel durchsiehe, so die heute Meinung, daß er den Pascha bereits von dem Besitz Alexandriens erreichte den höchsten Punkt, als unser Kommandant aus Scherz noch Allerlei von den wunderbaren Fahrten dieser Gesetzte hinzusetzte. „Wie aber", fragte der Dollmetscher des Pascha im Namen seines Herrn, „wie aber, wenn Seine Hoheit vier Korvetten gegen die Gesetzte ausschicken, um sie zu nehmen?" „Wier Korvetten!" erwiderte der Kommandant, „wir nennen sie Frühstücken." Da erhrannten Augen des Paschas, und ein sarkastisches Lächeln, unter welchen er gewöhnlich seine innere Wuth zu verstecken sucht, wurde sichtbar. „Aber wie", fuhr der Dollmetscher fort, „wenn man die ganze Flotte auszulaufen ließe?" „O dann", sprach der Kommandant, „wird man sie wohl nehmen können."

Die Griechen waren zu dieser Zeit die einzigen bekannten Feinde des Vicekönigs Ali, welcher durch den Ruhm, den er sich in Kampf gegen sie erwarb, das Vorspiel größerer Eroberungen gab, über die er schon in seinem Innern brütete. Lord Cochrane war der einzige unter den Griechen, den er noch nicht auf die Probe gestellt hatte; weshalb er auch seinen Ruhm, von welchem so mancher Europäische Mund unmäßig übertrieb, als gründeten und wohlverdient betrachtete. Die lustigst der Französischen Matrosen hatte also ganz die hohe Meinung und um vieles gesteigert, und man kann daher leicht erachten, welche Empfindungen die Nachricht in ihm hervorbringen mußte, daß sich hier hochverschmte Heremeister Cochrane jetzt nähere und nur noch wenige Meilen von Alexandrien entfernt sey.

Indessen waren während seiner Abwesenheit schon alle Vorkehrungen getroffen, um den etwanigen Angriff Cochrane's zurückweisen zu können. Und der Chef des Generalstabes, Osman Bey, welcher diese Anstalten betrieb, entwickelte dabei eine bewundernswürdige seltene Kraft, so daß bald der Kampfesfehl am Bord aller Aegyptischen Schiffe erhielt und Alles dazu in Stand gesetzt war. Die Rhede bedeckte sich schnell mit Schalupppen, von denen einige dazu bestimmt waren, Soldaten auf die zugänglichen Punkte zu transportieren; eine weit größere Anzahl aber war dazu bestimmt, Anker auszuwerfen, eine Kette zu bilden, einen Strom von Menschen sich schnell in die Schalupppen fließen zu sehen, die dann mit flüchtigen Ruderern versehen und mit allen Kriegsbedürfnissen beladen, abstießen, die Rhede rasch durchflogen, und an den Klippen der kleinen Einfahrt Posto faßten. Alle diese Vorkehrungen waren noch vor Nacht beendigt, und ich muß gestehen, sie wurden mit vieler Geschicklichkeit, Ordnung und Pünktlichkeit ausgeführt. Bloß ein einziges Individuum fehlte auf seinem Posten, und das war der Kommandant des Forts der Feigenbäume, dem auch das anderen Tages der Kopf abgeschlagen wurde. Indoch wurde dieses Fort durch die Tätigkeit eines Französischen Wundarztes in des Paschas Diensten, den das Ungefähr gerade hingeführt hatte, hinreichend bewaffnet, und er hatte sogar in Dreistigkeit, in diesem kritischen Augenblicke das Kommando dann zu übernehmen. (Fortsetzung folgt.)

England.

Die Schottischen Seen.

Es giebt kein Land, dessen gegenwärtige Beschaffenheit so viel Interesse darbietet, als die von Großbritannien. Im Norden wie im Süden finden sich Kalklager, Schiefergeschiebe, Steinkohlen, Eisen- und Bleigruben in großer Masse vor; die Zinn- und Kupfer-Minen erstrecken sich nach Süd-Westen; der Norden enthält Kupfer- und Bleiglanz-Lager, so wie Glimmer-Felsen, welche Seestreine einschließen, wie sie all trifft man, Mineralquellen. Doch augenscheint der seltsamen Ansichten des Bodens sind die Seen nicht sehr zahlreich. In England sind deren wie in Cumberland und Westmoreland. Die Irländischen Seen mit ihren schlammigen Wasser und morastigen Ufern sind gar nicht werth, mit dieser Benennung bezeichnet zu werden.

Digitized by Google

Schottland allein besitzt eine große Anzahl Seen von großem Umfange mit klaren durchsichtigen Wasser, deren malerische Ufer und gebirgige Einfassung Jahr für Jahre eine Menge von Reisenden herbeilocken. Wir wollen hier die merkwürdigsten dieser Seen vor unseren Blicken vorübergehen lassen.

Der erste derselben ist der nächste an Edinburg, der Loch-Leven. Westlich und nordwestlich vom Loch-Leven ist das anmuthige Thal von Kinroß, mit frischen Pflanzungen, freundlichen Villen und Weideplätzen reich bedeckt. Hier weiden die herrlichen Kühe, deren Milch mit ihrem Ausgewölt den Thee der Bürger der Schottischen Hauptstadt färbt. In Sitten erinnert eine alte Burgruine, das ehemalige Schloß Burleigh, an die längst vergangene Ritterzeit. Aber all diesen fruchtbaren Obstgärten, diesen grünen Rasenplätzen, diesen idyllischen Thal, diesen Teilnehmern, sie selbst den Gipfeln der Lomond und des Benarty, die den Horizont im Norden und Süden begränzen, sieben die Leser des „Abtes“ die Inseln des Sees selbst vor, und besonders die, welche der Stadt Kinroß am nächsten liegt, und die man als den Ort bezeichnet, wo Maria Stuart, ein Name, der dem Schotten stets theuer seyn wird, in Gefangenschaft schmachtete. Der Leven-See hat 11 Meilen im Umkreise, und die Zahl elf kehrt bei einer Beschreibung so oft wieder, daß man behauptet, er verdanke ihr seinen Namen, eine Zusammenziehung aus Eleven; seine Wasser bespülten einst die Festungen von eil auf einander eifersüchtigen Lairds; eilf Bäche oder kleine Flüßchen ergießen sich in denselben; er enthält eilf Arten von Fischen, und eilf verschiedene Gattungen von Vögeln beschuzten seine Inseln.

Der Loch-Lomond heißt der König der Schottischen Seen, entweder wegen seiner Breite, die an mehreren Stellen 8 Englische Meilen, und wegen seiner Länge, die 30 Meilen beträgt, oder wegen der Pracht der ihn umgebenden Landschaften. Dreißig Inseln heben sich aus diesem See empor, und die größten sind herrlich bepflanzt und bebaut. Mächtige Standwuld man auch wählt, um den Loch-Lomond zu verschönern, überall hatten die Besitzer der Ufer Geschmack und Liebhaberlichkeit und Gebadenheit das. Vom Mißerz-Berge aus kann man ihn in seiner weitesten Ausdehnung übersehen, und der Anblick von da ist vielleicht der reichste und buntiste; überdies knüpft sich an jenen Punkt ein literarischer und wissenschaftlicher Reiz, denn wenige Meilen davon wurden drei große Männer Schottlands geboren, Buchanan, der Dichter und Geschichtschreiber, Napier, der Erfinder der Logarithmen, und Smollet, der historischen Schrift Romanschriftsteller. Hier sind sie selbst in Versen und in Prosa gefeiert hat. Man hätte jedoch nur wenig von dem Lomond-See gesehen, wenn man nicht den Ben ersteigen wollte, der nach ihm benannt ist; denn vom Ben-Lomond reicht der Blick über ganz Schottland, so noch weiter. Auf der einen Seite ist Edinburg, auf der anderen Glasgow, die Stadt des edlen Ruhmes der Kaufherren, die Stadt ihres Handels und Gewerbfleißes. Hat sich das Auge mit diesem ungeheuren Panorama vertraut gemacht, so wird es auch die Inseln Bute und Arran entdecken, dann die Küste von Jedland und den Atlantischen Ocean mit seinem unbegränzten Horizont. Näher hat man alle Berge Schottlands, wie die Wogen eines plötzlich versteinerten Meeres, vor seinen Blicken. Zu dieser Aussicht bedarf es natürlich eines reinen Himmels; wenn sich aber Wolken aus dem Norden und Süden zusammenziehen, so steht man sie unter sich dahin fliegen, und wenn ein Sturm heran nahet, anschwillt und ausbricht, so beherrscht man das Schauspiel und schreint selbst die Elemente anzuregen, die unter unseren Füßen kämpfen. Man kann seht den Lomond-See von der Höhle Robin des Rothen bis Greenock in einem eleganten Dampfboot durchfahren, auf dem man alle Bequemlichkeiten des Lebens, wie in einem besser Wirthshof der Hauptstadt, findet.

Der Katrine-See ist minder groß als der Lomond-See, aber eben so pittoresk. An beiden Enden desselben wartet ein Schiffer auf die Reisenden, und wenn man den einen Steward zum Führer hat, so wird man bald die Namen sämmtlicher Orte und Punkte eben so gut wissen, wie Walter Scott, der in einer Note zu seinem „Fräulein vom See“ den Ruf seiner Alten begründete. Dort ist der Ben-Venue, dort Coilantogle-Ford, wo der Hirschsprung weiterhin der Insel Klosterinsel, wenn man auch finden wollte, daß der Dichter den einsamen Aufenthaltsort des alten Douglas und seiner Tochter etwas übertrieben geschildert habe, so wird man doch zugeben, daß er von den Treosachs, jenem engen Schlunde, den man die Thermopylen des alten Schottlands nennen könnte, nicht zu viel gesagt hat. Dort stürzte Fitz-James mit seinem Roß, das vor Mattigkeit unter seinem Reiter sieg.

Einige Meilen vom Katrine-See liegt der Achray-See, der nur eine Meile lang ist. Gegen die beiden vorigen Seen ist dieser nur ein Kind; aber etwas Anmuthigeres läßt sich nicht denken; die dürren Felsen haben dort die reizendste Gestalt. Walter Scott hat ihm den Beinamen „der Liebliche“ gegeben, der ihn trefflich charakterisirt. Man möchte sagen, selbst die Vögel sängen an seinen Ufern melodischer als anderswo. Zwischen diesen Seen und dem Meilen-See, so wie man an das Wunder wie als etwas ganz Natürliches glauben. Dagegen hat der kleine Loch-Ard ein finsteres Ansehen, und er erinnert uns überdies an den traurigen Vorfall, wie die Mac-Gregor's ohne Barmherzigkeit jenen Englischen Spion ersetzten, den Walter Scott in seinem Robin dem Rothen als einen solchen Feigling schildert.

Dann wären noch der Long und der Finn und viele andere Seen zu erwähnen, wollte man sich in eine Reise-Beschreibung einlassen, welcher Natur-Schönheit mit historischen Erinnerungen vereinigt. Wenige Meilen von dem Reise-See entfernt liegt Culloden, wo die letzte Hoffnung der Jakobitischen Partei scheiterte. In einer Strohhütte am Loch-Nesk verbarg sich Karl Eduard' zwei Tage lang nach der großen Schlacht von 1746. Der arme Gebirgs-Bewohner, der den Königlichen Prätendenten beherbergte, starb kurz darauf. Er wurde einige Jahre darauf wegen eines Raub-Diebstahls zu Inverneß gehängt. Ein solcher Diebstahl galt nämlich einst in Schottland nicht für einen Raub, sondern eher für eine Heldenthat, und der arme Kennedy, den überdies der Hunger dazu getrieben hatte, konnte wohl zu seinen Richtern sagen: „Ihr laßt einen Menschen als Dieb hängen, der einen Geächteten, auf dessen Kopf 30,000 Pfund Sterling gesetzt waren, nicht anzuhalten wechte.“

Merklich von Loch-Ness erblickt man die schöne Militair-Straße, durch welche endlich die Ruhe in Schottland erst völlig wieder hergestellt wurde. Von dem Tage an, wo die Linien-Truppen in die Gebirge eindringen konnten, leisteten die patriarchalischen Sitten der Clan-Häuptlinge und die räuberischen Gewohnheiten der alten Adhömmlinge Gael's der Britischen Civilisation nur noch schwachen Widerstand.

Bibliographie.

Autobiography of an Irish traveller. (Lebensbeschreibung eines Irländischen Reisenden.) 3 Bde. 31½ Sh.

Wanderings and adventures in the Interior of Southern Africa. (Wanderungen im südlichen Afrika.) Von Andrew Steedman. 2 Bde. 24 Sh.

Papers on naval architecture. (Ueber Schiffbau.) Vom Commandeur J. Pearse. 5 Sh.

Fructus experientiae — oder Unterhaltungen über die Erziehung der Jugend. 2½ Sh.

The prime minister. (Der Premier-Minister.) Politisch-historisches Gedicht, von einem Pair. 4 Sh.

Frithiofs Saga. — Aus dem Schwedischen übersetzt von W. Strong. 12 Sh.

Rußland.

Der Nucker.

(Eine wahre Geschichte aus unserer Zeit.)

Mirza-Muhamed-Chan, des Chanats von Baku durch Hussseins-Kuli-Chan beraubt, hatte sich mit seiner Gemahlin und einem zehnjährigen Sohne, Abbas-Kuli, auf seine Kudanschen Güter zurückgezogen.

In dem Chanate Kuban herrschte zu jener Zeit Mirza's Zwillingsbruder, Schreck-Ali-Chan, welcher seit langer Zeit schon mit den Russen in Feindschaft lebte, mit Hussein-Kuli-Chan aber ein Freundschaftsbündniß geschlossen hatte, der gleich ihm einen Krieg gegen den damals in Grusien kommandirenden Fürsten Zizijänoff nährte und gemeinschaftlich mit ihm das Verderben des Fürsten unter den Mauern von Baku vorbereitete.

Obgleich Scheick-Ali-Chan die Ergebenheit seiner Vendres Mirza-Muhamed-Chan für die Russische Regierung kannte, so erlaubte er ihm doch, so oft er dessen friedlichen Absichten zuthig in seinem Chanate zu verbleiben, indem er bei dieser Gelegenheit desto leichter seine Schlauen Pläne auf Vernichtung der Nachkommenschaft seines Bruders zu erreichen hoffte.

Seinen zehnjährigen Sohn Abbas-Kuli brachte Mirza-Muhamed-Chan nach Kuda zu dessen Tante Begüm-Bibi, der Frau Scheick-Ali-Chan's, welche selbst kinderlos war, den Knaben wie ihr eigenes Kind liebte und eifrigst für dessen Erziehung sorgte.

Eines Tages aber, als sich die glühende Sonne von Dagbestan hinter die Gipfel des Kaukasus hinabgesenkt hatte, gleichsam erkarrend bei der Berührung mit des Gebirges ewigem Schnee, da strömte eine Masse Volkes dem kleinen Marktplatze von Kuda zu. Einige gingen dahin, um, ihrer Gewohnheit nach, der frischen Abendluft zu genießen, Andere, um von Staat-Neuigkeiten zu schwatzen; der gehörte Theil aber eilte dahin, um — ein sie Neugierige stets anziehendes Schauspiel — die Besteafung eines Verbrechers zu schauen. Der Platz war mit Menschen angefüllt, und bald erschien auch in der Hauptstraße eine beschreiende Prozession — zwei oder drei Männer schleppten einen anderen herbei, um ihm auf Befehl des Chan's die Augen auszustechen. Die Verurtheilte der Strafe, so wie auch der Vollstreiter, waren Nucker en (Diener) Scheick-Ali-Chan's. Sie stürzten ihren Kameraden in die Mitte des Platzes, banden ihn, warfen ihn zur Erde und wälzten einen schweren Balken daran — ein Instrument, welches damals zu jener grausamen Operation gebraucht wurde, um den Unglücklichen zu veranlassen, die Augen zu öffnen, welche er seit zuvörderst, gleichsam, als hoffe er, dadurch sein Gesicht zu retten. Als Letzteren blickte das Beil auf diese Vorbereitungen und auf das Leiden der Nucker. Schon erblickte der Unglückliche fast unter der Schwere des Baltens, der ihm die Kehle zudrückte, und zwei eiserne Haken wurden bereit gehalten, ihn seine Augen zu beranden, als plötzlich das laute Geschrei erschallte: „Kadarda! Kadarda! — Nicht Euch! Nicht Euch!“ Der Volkshaufe theilte sich, und die Vollzieher der Strafe sahen den Neffen des Chan's, Abdas-Kuli, vor sich stehen.

„Was begehrt Ihr mit diesem Menschen?“ fragte er, schnell auf den an der Erde liegenden Nucker zuschlagend. „Auf Befehl des Chan's“, erwiederte einer der drei Knechte, „sollen wir ihn blenden.“ — „Des Gesichts berauben? ihn die Augen ausstechen? Das hat der Chan befohlen? Dummes Zeug! Das kann nicht seyn. Nehmt ihn den Balken ab. Nehmt ihn ab, ich befehle es Euch!“ Die Knechte, der Knabe, mit entschlossenen Worte auf den erstaunten Knechte losstürzend, welche sich zweifelhaft unter einander ansahen, aber der Weisung des Sohnes des Chan von Baku, des Neffen ihres Gebieters, zu widersprechen nicht wagten. Durch sein eigenes Beginnen angefeuert, verzagte hierauf der Knabe die erschrockenen Nucker en, indem er sie mit dem Dolche zu durchbohren drohte, und befahl mit gebieterischer Stimme dem Volke, den Balken wegzuwälzen und den darunter Liegenden loszubinden. Sein Befehl wurde vollzogen. Hierauf nahm er den Befreiten bei der Hand und eilte mit ihm, gefolgt von seinen Führern, unter lautem Beifallszujauchzen des Volkes nach dem Palaste des Chan's zu seiner Tante Begüm-Bibi. Voll Triumphes erzählte er derselben seinen Sieg, nichts

Anderes als ihren Beifall erwartend, doch nicht gering war sein Erstaunen, als ihm mit unverkennbarer Kälte begegnet wurde und er sogar Verweise erhielt.

„Was hast Du gethan, unsinniger Knabe!“ erwiederte ihm Begüm-Bikè. „Weißt Du auch, daß die Befehle des Chan's heilig sind? daß Niemand es wagt, seinen Gebieter zuwider zu handeln? Der Rucker muß sich der von seinem Gebieter ihm zuerkannten Strafe unterwerfen, und Du verdienst daher den vollen Zorn Deines Herrn.“

Der Knabe begriff nun Nichts mehr, bestand daher auf Befreiung des gefangenen Rucker, brach darauf in Thränen aus und drohte endlich, seinen Dolch zu zücken, sich die Brust zu durchbohren, wenn seine Bitten nicht erhört würden. Begüm Bikè, gerührt von der gutmüthigen Heftigkeit ihres Neffen, verbarg demselben ihr Mitgefühl, befahl aber, den Rucker zu verbergen, und verschwerte Abbas-Kuli, sich für den Knecht beim Chan zu verwenden. Dies geschah auch. Das Vergehen des Rucker erwies sich als unbedeutend, und der milder gestimmte Chan begnadigte am folgenden Tage seinen Diener; der junge Befreier aber eilte selbst, vor Freude springend, denselben von dem Erfolge seiner Fürbitte in Kenntniß zu setzen.

„Gott segne Dich!“ jauchzte der Rucker, indem er zu den Füßen des Knaben niederstürzte und den Saum von Abbas-Kuli's Kleidung mit Thränen benetzte.

Der unglückliche Tod des Fürsten Zijüinoff unter den Mauern von Baku ist bekannt — er wurde durch Hussein-Kuli-Chan's Verrath beim Einzuge in die Festung ermordet — doch nicht lange währte der Triumph des Mörders und seines Mitschuldigen, Scheik-Ali-Chan, da bald darauf General Bulgakoff mit einem Truppen-Corps in Baku einrückte, das Chanat unter den Schutz der Russischen Regierung stellte, der verbrecherische Hussein Aga-Chan aber nach Persien floh.

Mirza-Muhamed-Chan begnadigte verliest nun seine entlegenen Kuban'schen Dörfer, begab sich zu dem General Bulgakoff und trat aus Ergebenheit für Rußland, vielleicht auch im Rachegefühl gegen den Räuber seines Thrones oder in der Hoffnung, dadurch wieder in den Besitz seiner Rechte zu gelangen, in die Reihen der Russischen Krieger. In dem Chanate Baku wurde jedoch die Russische Verwaltung installirt und bald darauf nach unbedeutendem Widerstande auf gleiche Weise auch das Chanat Kuban in Besitz genommen, aus welchem Mirza's Bruder, Scheik-Ali-Chan, nach dem nördlichen Daghestan flüchtete. Dem Rußland ergebenen Mirza-Muhamed-Chan wurde damals die Verwaltung des Chanats von Kuban übertragen, von wo er später, nachdem sich auch dort die Russische Regierung mehr befestigt hatte, zu dem ruhigeren Landleben nach seinem unweit der Stadt gelegenen Dorfe Amsar zurückkehrte.

Dort lebte er in der Abgeschiedenheit mit seinen Gemahlin und seinem nun bereits zum Jünglinge heranzuwachsenen Sohne, ohne der früheren Ehren und seines Thrones zu gedenken, indem er nur die Stütze und den Trost seines Alters in seinem Sohne zu finden hoffte, welchem er Ergebenheit für das Russische Gouvernement einflößte, und den er nicht selten der Gnade des großen Kaisers gewürdigt zu sehen träumte.

Die Nachsucht seines freudvollsten Bruders brütete jedoch bereits über seinen Untergang, denn Scheik-Ali-Chan konnte ihm seine Verbindung mit den Russen, so wie seinen Antheil an den Feldzügen gegen Baku und Kuban, nicht verzeihen.

Acht Jahre waren seit dem Tode des Fürsten Zijüinoff verflossen, als Scheik-Ali-Chan, nachdem er Banden von Lesghiern versammelt und unaufhaltsam mit den Russen Krieg geführt, auch mehrere Einfälle in verschiedene Orte Daghestans gemacht hatte, endlich auch eine schickliche Gelegenheit auffand, um seinen Bruder mit seiner ganzen Familie in dem friedlichen Dorfe Amsar zu vernichten.

Einer seiner Mitschuldigen, Namens Tschereks-Beg, sann die Art und die Wege des Landhauses des Chans. Unter dem Schutze einer finstern Nacht schlich sich dieser Verräther mit mehreren Muckern in das Dorf, wo es ihm gelang, einige Fäßchen Pulver unter der Mauer der Wohnung Mirza-Muhamed-Chan's unbemerkt zu vergraben.

Mit Entzücken erfuhr Scheick-Ali-Chan die gelungene Ausführung des von ihm dem Tschereks-Beg ertheilten Auftrages und bestimmte die folgende Nacht zur Vollführung seines scheußlichen Planes, indem er selbst sich zu dem Schauspiele des Untergangs seines Bruders zu weiden wünschte.

Schon brach der Abend des Unglücks-Tages herein. Im Hause Mirza-Muhamed-Chan's war Alles still, Niemand ahnete, daß in einigen Stunden hier nur ein Steinhaufen zum Andenken hinterlistiger Rache, als Zeugniß für die Geschichte eines entsetzlichen Brudermordes, übrig bleiben sollte.

Die Stille des Abends aber veranlaßte Abbas-Kuli, sein Tages-Geschäft aufzugeben, und führte ihn von dem seiner Wohnung umgebenden Garten weit fort. Versunken in Träumen über seine Zukunft, durchstrich er den Wald an den steilen Ufern des Karatschai und blieb nur zuweilen stehen, um sich an dem herrlichen Anblicke der Gebirge zu weiden. Der Wald wurde immer dichter, die Dämmerung nahm zu, und plötzlich eine Stimme auf seinem Gesichtsch „Abbas-Kuli!“ flüsterte. Er blickte um sich und gewahrte meines Wohlthäters zu sehen, seine Kleider zu berühren und das theure Leben dessen zu schützen, der mir das Licht meiner Augen erhalten hat! Abbas-Kuli! ich bin Naki, derselbe Rucker Scheick-Ali-Chan's, den Du, als Knabe, einst von der Strafe errettetest! Du erbietest mir meine Augen, die mich jetzt hierher geleitet haben, um Dich zu retten. Eile nach Hause! unter der Mauer Eures Schlosses sind sechs Fäßchen Pulver vergraben. Die Bande Scheick-Ali-Chan's erwartet nur seine Befehle, und noch zwei Stunden, so ist ein entsetzliches Verbrechen vollbracht! Ich bin entwischt, um mich nach Eurem Hause zu schleichen, das Schicksal aber hat mich zu Dir geführet! —“

Abbas-Kuli umarmte den dankbaren Rucker und schied eiligst von ihm, indem der erstaunte Jüngling voller Angst seine Wohnung erreichte. Bald entdeckte man hier auch das vergrabene Pulver, und sämmtliche Diener Mirza-Muhamed-Chan's so wie die Bewohner seines Dorfes Amsar stellten sich wohldewaffnet zur Bewachung des Hauses um dasselbe auf. Der Versuch Scheick-Ali-Chan's wurde nach Kraft gemustert, und an dem Erfolge selbst die unternommene tragische Bande des Böswichters einem großen Verlust an Todten und Verwundeten. Die Verräther selbst ihrem Anführer entflohen, jedoch ohne sich umzusehen, weit von dem Gebiete von Kuba. Scheick-Ali-Chan starb im Jahre 1825. Der Rucker Naki blieb im Hause des durch ihn geretteten Mirza-Muhamed-Chan und lebt jetzt auf einem benachbarten Dorfe, überhaupt mit Gnadenbezeugungen der dankbaren Familie.

Um der Erzählung dieser Begebenheit aber ist nichts ersonnen. Abbas-Kuli befindet sich schon längst in Russischen Diensten, und wer ihn kennt, gesteht, daß er die Hoffnungen des Vaters in vollem Maße geerechtfertigt hat. Gegenwärtig durchreist er Rußland aus Wißbegierde und in der Absicht, mit der Europäischen Kultur bekannter zu werden. Mirza-Muhamed-Chan und Sophia-Chanum, seine Gemahlin, sind schon doch bejahrt. Sie leben ruhig auf ihrem Landgute in ihrem Dorfe Amsar und harren der Rückkehr des Sohnes. Mit ihnen aber harret dieser Fremde auch die junge Stekné, die einzige Frau Abbas-Kuli's, welche er gegen den ganzen Harem des Persischen Padischah nicht vertauscht und sogar im Kreise Russischer Schönheiten nicht vergißt.

J. Oserzkoffsky. (b. A. Z.)

Bibliographie.

Geschichtliche Uebersicht der Oirater oder Kalmücken, vom 13ten Jahrhundert bis auf die jetzige Zeit. Vom Pater Hyakinth.

Ausführliche Nachrichten von den Wolgaischen Kalmücken, gesammelt von N. Rescheff.

Das eindringe Teufelchen. Russische Erzählung von A. Ja....ff.

Die Herberge. Memoiren des verstorbenen Gorjanoff, herausgegeben von seinem Freunde N. P. Maloff.

Bibliothek der Romane und historischen Denkwürdigkeiten, herausgegeben von dem Buchhändler F. Rothpan. Theil IV., V., VI. und VII.

Mannigfaltiges.

— Die Englischen Zeitungs-Anzeigen. Die ungeheuren Spalten auf den ersten Seiten der Times, des Morning Herald, der Morning Post und anderer Englischen Blätter sind mit einem wunderbaren Gemisch von Täuschung, Betrügerei und Aberwitz angefüllt. Man sehe nur diese Reihe von Ankündigungen. Der Eine wünscht fünftausend Pfund gegen gehörige Sicherheit geliehen zu bekommen, obgleich er kaum 30 Pfunde besitzt. Ein Anderer will ein Pferd verkaufen, für dessen Rittlichkeit er sich verbürgt, und das nur deshalb verändert werden soll, weil der Eigenthümer es nicht mehr braucht. Der letzte Theil des Satzes enthält allein etwas Wahres, denn das Thier kann freilich wohl dem Eigenthümer, noch sonst Jemanden mehr nützen. Ein Dritter preist die Vorzüge einer vegetabilischen Pille an, die alle Krankheiten beseitigt; um hatte er noch hinzufügen sollen, daß sie mit dem Ueberleben des Patienten beseitigt. Ein Anderer will ein Pferd verkaufen, für dessen Rittlichkeit er sich verbürgt, und das nur deshalb verändert werden soll, weil der Eigenthümer es nicht mehr braucht. Der letzte Theil des Satzes enthält allein etwas Wahres, denn das Thier kann freilich wohl dem Eigenthümer, noch sonst Jemanden mehr nützen. Ein Dritter preist die Vorzüge einer vegetabilischen Pille an, die alle Krankheiten beseitigt; um hatte er noch hinzufügen sollen, daß sie mit dem Ueberleben des Patienten beseitigt. Ein Anderer will ein Pferd verkaufen, für dessen Rittlichkeit er sich verbürgt, und das nur deshalb veränderst

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Modern-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 96. Berlin, Mittwoch den 12. August 1835.

Rußland.

Moskau und St. Petersburg.

Eine Parallele.

Moskau hat seine Schönheiten und seine Annehmlichkeiten; sein Klima ist milder, seine Lage schöner, seine Ansichten sind malerischer, seine Promenaden ausgedehnter und seine Bevölkerung ist zahlreicher als die von Petersburg; dagegen kann die letztere Stadt sich besonderer Vorzüge rühmen, die sie vor jener voraus hat. Wenn Moskau origineller ist, so ist Petersburg doch mehr comme il faut. Beide Residenzen sind mit zweien Personen zu vergleichen, von denen die Eine, auf ihren eigenthümlichen pikanten Witz trotzend, sich Alles, auch jede Art von Ausschweifung, erlaubt, die Andere aber sich stets in den Gränzen des Anstandes und des feinen guten Tones hält. Welcher von Beiden würde man wohl den Vorzug geben?

In St. Petersburg ist der Sommer kurz und das Wetter äußerst abwechselnd; allein, was möchte wohl die Freude aufwiegen, die eine Sommernacht in dieser Stadt im Monat Juni gewährt, besonders, wenn Dir Dich etwa auf der kleinen Newa, zwischen Kamenoi Ostrow und dem Landsitze des Grafen Strogonoff, befindest, wo die Natur, in jungfräulicher Schönheit, in sanften und leichten Schlaf gewiegt, ihren Gebieten zu erwarten scheint; wo die Abenddämmerung der jugendlichen Morgensonne zur Verwählung die Hand reicht, und wo die Flüsse, die in undichtgen Stille dem klaren transparenten Spiegel des schönsten Himmels entsteigen, Ihre Gestalt leichter Phantome aus höherer Offinnlicher Geister erscheinen? — Der terrassenförmige Garten Neskutschny's ist gewiß prachtvoll; aber sind nicht die von dem Flusse gebildeten Inseln in St. Petersburg noch weit schöner? Verweile nur ein wenig, sagt Bethemeuert, auf der Brücke, die von der Apotheker-Insel nach Kamenoi Ostrow führt, und dann wende Dich um und erblicke plötzlich darüber, wie sich, irgendwo ein reizenderer Grenäbte zu finden, ein Gemälde, das so viele Naturschönheiten mit so reicher Kunst und verführerischem Luxus verbindet?

Betrachtet man die innere Beschaffenheit beider Städte, so ist's unmöglich, Petersburg den Vorrang streitig zu machen. Seine breiten geradlinigen Straßen bieten dem Reisenden vielleicht nicht so viel Mannigfaltigkeit, so viele pittoreske Ansichten dar als Moskau, aber das sie gewähren sie doch stets weit größere und wirklich Bequemlichkeit. In den Straßen von Moskau hat der Fußgänger mit allerlei Unbequemlichkeiten zu kämpfen, die aus Ziegelsteinen bestehenden Trottoirs sind unegal, werden nicht ordentlich unterhalten und brechen bei jedem einzelnen Thorwege ab. Dagegen in Petersburg kann man auf dem breiten, stets fortlaufenden und immer vollkommen sauber gehaltenen granitnen Trottoir die Stadt nach allen Richtungen, und ohne zu ermüden, in jeder erdenklichen Weise bequem durchwandern. Bei der Regelmäßigkeit und Geradlinigkeit der Straßen ist man auch im Stande, die verschiedenen Stellungen der Sonne ganz genau zu berechnen. In Petersburg weiß ich immer schon im Voraus, daß ich zu der und der Stunde diese und jene Straße im Schatten werde passiren können; zu Moskau ist dies unmöglich, weil die Straßen fast überall in Krümmungen sich hinwinden und in einander verschlungen.

Petersburg hat aber noch seine besondern Vorzüge als Seehafen. Was giebt's wohl für einen schöneren malerischeren Anblick, als den Börsenplatz in der Stadt, beschattet von einem Walde von Maßbäumen und den Flaggen aller Nationen? Genügt das noch nicht und will man das große Meer selbst sehen, nun, so begiebt man sich nach Katharinenhof; das ist nicht einmal so weit, als Dewitschy von Moskau entfernt. Und hier, hier hat man jene unermeßliche Wassermasse vor Augen, die den ganzen Erdball umfließt und die so weit entfernt ist, die einzelnen Kontinente von einander zu trennen, daß sie dieselben vielmehr auf die mannigfaltigsten, von Tage zu Tage sich verbessernden und immer bequemer werdenden Weisen mit einander verbindet. Siehst Du dort den Dreimaster mit vollen ausgespannten Segeln? Man möchte meinen, es sey ein kolossaler Adler, der mit seinen weißen Fittichen die weite Fluth Riegens durchfurcht. Ganz mit derselben Schnelligkeit, obgleich gegen den Wind, eilt ihm ein Fahrzeug entgegen mit platem Kiel, versehen mit einem Schornstein in Form eines Masses, aus dem eine dicke Rauchwolke in die Höhe emporsteigt: es ist ein Dampfschiff, die schönste Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts.

Im Innern der Stadt steht Dir Moskau den Winter-Palast, mit der grauen Säule, die man erst vor kurzem zum Andenken Alexander's errichtet, beinahe gerade gegenüber der ziegelfarbigen Façade des Hotels der Ministerien des Kriegs, der Finanzen und der auswärtigen Angelegenheiten. Das Gebäude ist majestätisch, grandios und voller Harmonie in allen seinen Theilen. Einer meiner Freunde sagte mir einmal, daß bei ihm ein schönes architektonisches Monument die Wirkung einer schönen Symphonie hervorbringe, deren Akkorde gleichsam in Folge eines genußsamen Freyes plötzlich sich verstärkerten.*) Der Anblick dieses Palastes zu Petersburg erinnerte mich oft an die ganz nordische Vergleichung; ich sah denselben gerade zu einer Zeit, als wir eine Kälte von 28 Grad hatten.

Rechts von dem Palaste erblicken wir die von dem herrlichen Boulevard umgebene Admiralität, deren vergoldetes Pfeilwerk als Anegangspunkt für die drei Hauptstraßen St. Petersburgs dient, die in Form eines Fächers sich von denselben entfernen. Endlich kommt Dir zu den aus Granit gebildeten gigantischen Säulen der Isaaks-Kirche, zu der Reitbahn der Garde-Kavallerie, die im Stil des Paethenons von Athen aufgeführt ist, und zu dem neuen Gebäude, das für die allgemeine Synode und den Senat bestimmt ist, mit seinem durch die Mitte gehenden Portal, durch welches man die dahinter liegende Straße und die Flagge sieht, die gegen das Ende auf der neuen Admiralität weht. Endlich befindet Du Dich an den Ufern der Newa, an jenem Flusse, der, seiner Breite nach und mit Rücksicht auf seine ruhigen und klaren Gewässer, eher als ein See anzusehen wäre. Auf dem linken Ufer zieht sich eine lange Reihe von prachtvollen Palästen hin; auf dem rechten steht Du den Kai der Insel Wassilly, wo die Häuser in regelmäßigen Zwischenräumen von einander, gleich Theater-Coulissen, aufgeführt sind.

Meinen wir endlich wieder unsere Parallele auf, so finden wir Moskau reich an historischen Erinnerungen; seine heldenmüthige Vertheidigung gegen die Tartaren, die siegreichen Unternehmungen zur Befreiung vom Joche der Polen, die Thaten der Tapferkeit des Fürsten Posha-ky und des Kaufmanns Minin, zu deren Andenken die Bewohner von Moskau ein schönes Monument in Bronze errichtet, Alles dies erhebt das Gemüth und erregt unser lebhaftes Interesse für alle Hauptstadt der Czaren; allein der eigentliche Nationalstolz findet, wie mir scheint, weit mehr Nahrung zu St. Petersburg. Wenn Moskau an die ritterlichen Tugenden der alten Russen erinnert, so repräsentirt doch Petersburg auf eine wirklich Weise das jüngere Rußland, das aufgeklärte, mächtige und kraftvolle Rußland unserer Tage; Petersburg erscheint als ein prächtiges Monument auf einem fremden Boden, der durch die Gewalt der Russischen Waffen erobert und durch das Genie seiner erhabenen Kaiser für die Nation erhalten wurde.

Die Bevölkerung von Moskau gefällt mir wegen ihrer Originalität, wegen ihres eigenthümlichen Witzes und wegen ihrer Höflichkeit. Wenn Du hier dem gemeinen Manne auf der Straße begegnest und ihn um etwas fragst, so kannst Du sicher seyn, daß er Dir bescheiden und mit Freundlichkeit in Russischer Sprache antwortet, und Du läuft keine Gefahr, das unfreundlichste, rohe Französisch (ey maiska (ich weiß nicht)) zu hören, mit dem man Dich in den Straßen von Petersburg nicht selten abfertigt. Wie es scheint, halten sich in Moskau besonders in den Vorstädten mehr Leute aus den niederen Klassen auf, als in Petersburg; vielleicht auch lassen sie sich nur in ersterer Stadt etwas mehr auf den Straßen und im Freien sehen. Es herrscht daselbst weit weniger Luxus in Kostüm; in Petersburg sieht Du an den Sonn- und Festtagen kein Kammerfähnchen ausgehen, das nicht einen Hut auf dem Kopfe trägt; zu Moskau hingegen begnügt sich daselbst schon mit einem bescheidenen Häubchen. Andererseits machen die Kaufmannsfrauen in letzterer Residenz großen Staat, und zwar zeugt es von gutem Geschmacke, daß sie ihre Nationaltrachten beibehalten, die ihnen gar wohl stehen, während man sich in Petersburg kaum des Lachens erwehren kann, wenn man dort die Frauen und Töchter Russischer Kaufleute nach den neuesten Pariser Moden daherschleichen sieht, die sie weder Geschmack noch Grazie genug besitzen. Zu Moskau steht Du noch die Sarafane**) von Gros de Naples mit goldenen Tressen befetzt, den Kakoschnik***) in Sammet, garnirt mit Edelsteinen, oder in Spitzen mit echten Perlen, und die Duschagreka, ****) mit Zobel besetzt.

Ich lernte in Moskau eine eigenthümliche Sitte kennen, von der man in Petersburg gar nichts weiß. Ich begegnete zufällig einem Leichenbegängnisse; eine Menge von Frauen und jungen Mädchen, in weiße und bunte Gewänder gehüllt, wie zu einem Festtage, folgten einem Sarge, der mit rosenfarbenem Zeuge ausgeschlagen war. Niemand war

*) Schinkel's bekanntes Gleichniß, Architektur sey gefrorne Musik, hat dem Russischen Freunde wahrscheinlich vorgeschwebt.

**) Eine Robe ohne Aermel.

***) Ein Kopfputz in Form eines Diadems.

****) Eine Art Mantel. Der Name bedeutet „Seelenwärmerin."

Digitized by Google

in Trauer gekleidet. Als ich fragte, was dies zu bedeuten hätte, antwortete man mir, es sey die Leiche eines jungen Mädchens, und daß man hier niemals Trauerkleider anlege bei der Beerdigung einer christlichen Jungfrau.

In Petersburg ist nichts auffallender, als der Ehrgeiz nach Rang und Würden, der hier Alles beherrscht. Du darfst nur im Vorbeigehen auf die Gespräche und Unterhaltungen hinhorchen, wie sie hier auf den Straßen und Promenaden an der Tagesordnung sind. „Endlich hat man mir doch den Titel eines Kollegien-Raths verliehen!“ — „Dieser Herr da ist zum Obersten ernannt worden.“ — „Kennst Du den Herrn N. ? er ist Direktor Adjut. bei dem Wirkl. Geheim-Rath.“ u. s. w. u. s. w. Zu Moskau dagegen herrscht die patriarchalische Aristokratie vor, die Aristokratie der Familie. Hier wird Du hören: „Er hat unlängst die Nichte des Fürsten Spiridon Matwegewitsch geheirathet.“ — „Er hat seine Tante Atalina Gregorievna zu Grabe getragen.“ — „Dieser Wassilij Iwanowitsch ist ein zäher Greis, er will nicht sterben; seine Adoptiv-Tochter könnte sein Vermögen wohl gebrauchen, um einen Mann zu bekommen.“ u. s. w. hat man Alles. Ich sogte eines Tages zu meinem Schauspiel meinem Nachbar, wer der alte Herr mit grauen Haaren dort in der Loge sey, der mit mehreren Ehrenzeichen geschmückt wäre. — „Wie“, erhielt ich zur Antwort, „Sie kennen ihn nicht? Er ist ja der Neffe der Fürstin Praskowia Autonowna.“ Der Familien-Name wird bei bekannten Personen niemals mitgenannt, da er sich von selbst versteht.

In Petersburg unterhält man sich viel über Politik, von den Wissenschaften und schönen Künsten; in Moskau hingegen spricht man mehr von häuslichen Dingen, von Pferden und Hunden. Uebrigens versteht man in der letzteren Stadt besser das Leben zu genießen und sich wirklich Vergnügen zu machen. In Petersburg sieht man die meisten Zuschauer im Theater gähnen, sie beklagen sich über Langeweile und würden sich schämen, wenn sie das Aufsehen hätten, als amüsirten sie sich einmal. In Moskau hat man nicht nöthig, erst man sich auf eine ganz ungewöhnliche Weise, man läßt sie Schandthäne nicht aus den Augen, man würde fürchten, auch nur ein Wort von dem Stücke zu verlieren, und ennuyirt man sich ja einmal, so verläßt man auf der Stelle den Saal und sucht das Vergnügen anderswo auf. Auch beschäftigt man sich hier mehr mit der einheimischen Russischen Literatur. Die Verwohner von Moskau haben mehr Nationalsinn als der Petersburger. Wenn einer der letzteren sich Einfallen läßt, auf St. Petersburg zu schmähen, so stimmt bald alle Welt mit ein; in Moskau hingegen, wenn Jemand es wagte, der Vaterstadt irgendwie etwas Schlimmes nachzusagen, so würde er Gefahr laufen, von seinen Mitbürgern gesteinigt zu werden.

Ich spreche nicht von den Moskauer Salons; ich besinde mich gerade zu einer Zeit in der Stadt, wo Alles auf dem Lande ist, aber jenseits ich die Straßen durchwandere, desto mehr habe ich Ursache, hier die so ausgezeichnete Gastfreundschaft von St. Petersburg zu vermissen. Wollen sie sich von dieser letzteren einen Begriff machen, so hören Sie, was dort an der Tagesordnung ist. Ein Polizei-Bedienter schilt einen Dwornik (Portier) aus, vor dessen Hause die Spuren von vorübergegangenen Pferden zu bemerken waren. „Aber, Bälerchen“, erwidert Jener, „ist es denn möglich, daß ich jedem Pferde nachgehe, das hier vorbeikommt?“ — „Ja, Du Esel, und nicht nur den Pferden, sondern auch den Sperlingen mußt Du nachgehen.“

Der paranoiste Weg, den der Kaiser Alexander während der letzten Jahre seiner Regierung in den Hauptstraßen von Petersburg legen ließ und der bis nach Kamenoi Ostrow hinführt, trägt zur Verschönerung der Stadt bedeutend bei, und dürfte eine solche Verzierung nicht leicht anderswo aufzuweisen seyn. Die schrecklichen, genau an einander gereihten und vermittelst eines Pflasters zusammengekitteten Holzblöcke, auf denen die Karossen der Hauptstadt so rasch und geräuschlos dahersahren, sind eine wahrhaft Kaiserliche Erfindung, und zeugen von dem Wohlstande, der in St. Petersburg herrscht.

(Sophie Conrad. — R. d. N.)

Bibliographie.

Skoffjewskis Memoiren. Anfang und Resultat des Moskauischen Krieges während der Regierung des Königs Sigismund III. unter dem Kommando Sr. Gnaden Herrn Stanislaus Skoffjewsky, Woywoden von Kiew, Kron-Feld-Hettmann. Herausgegeben von Paul Muchanoff. Moskau.

Der Sturm von Praga am 24. Oktober 1794. Moskau.

Geschichte von Japan. Moskau.

Darstellung des zu Rußland gehörigen Kaukasischen Gebietes und der mit demselben gränzenden Länder, in geschichtlicher, statistischer, ethnographischer, finanzieller und kommerzieller Hinsicht. Von Platon Suboff. Ater Theil.

Die Vergrößerung des Russischen Reiches, von der Regierung Peter's I. bis zum Tode Alexander's I. Von J. Hagemeister.

Gedichte und Erzählungen, von A. S. Puschkin.

Reisen des Freiherrn Alexander von Humboldt in Amerika, mit geologischen und klimatischen Untersuchungen über Asien. Uebersetzt von J. Neroneff.

Aegypten.

Alexandrien und die Griechische Flotte.

(Fortsetzung.)

Inzwischen rückte die Griechische Division (denn seinen Brandertheil darf ich weder Flotte noch Eskadre nennen) geradezu auf Alexandrien los. Vor ihr her voltigirten eine Zeitlang die Aegyptischen Kreuzer, die aber endlich anlegten und der großen Einfahrt schräglicher Anker warfen. Der letzte von ihnen war ein Kutter; er schien diese Partie nur mit Widerwillen zu ergreifen und manövrirte noch lange mit großer Unterschämtheit nur einer Kanonenschuß weit von der feindlichen Fregatte. Dann aber bedeckte er sich mit allen seinen Segeln, unter deren Zahl und Größe sein kleiner Rumpf, wie der Schmetterling unter seinen Flügeln, gänzlich verschwand, gleitete leicht über das Wasser hin, welches er kaum bewegte, und postirte sich an der Spitze der Aegyptischen kleinen Division, die sich vor dem Eingange des großen Kanals zusammengezogen hatte. Ich habe den Kapitain dieses Kutters, welcher immer auf dem Meere war, nur ein einziges Mal gesehen; aber ich werde mich seiner stets als des schönsten Kopfes und des lüpfusten Seemanns erinnern, dem ich jemals begegnet bin.

Indessen die Sonne gänzlich untergegangen war, besanden sich die Griechen noch ungefähr zwei Meilen von dem Hafen entfernt. Der Seewind trieb sich zwar nach und nach, hielt aber doch noch eine Stunde an, und diese benutzte der Feind, um seine schlechtgebildete Linie besser zu konzentriren.

Da erblickte man drei Fahrzeuge in der offenen See; zwei kamen von Westen und eins von Osten. Von den ersten beiden sahe eins bald mit vollen Segeln in den Hafen ein; es war die Aegyptische Korvette, „Stadt Navarin“ genannt, Westen in Stein erbauet gewesen, welcher von Kanonen kaum und eine Million Piaster am Bord hatte. Das zweite dieser Schiffe war ein Griechischer Brauder, auf welchen die „Stadt Navarin“ schon Jagd machen wollte, als er schnell sich zur Division zurückzog. Das von Osten kommende Fahrzeug war eine Brigg von 18 Kanonen, welche die Aegyptische Flagge führte. Sie mußte sehr dicht an der Spitze der Feigenbäume vorüber segeln, weil sie, auf Kreuzen, in die Griechische Division zu gerathen drohte. Es offen der nicht mehr zu halten wagte, und sie vertraute Lorinne, wie die Seeleute zu sagen pflegen, ihre Ehre den Klippen an. Indem sie nun alle ihre Segel hißte, gelang es ihr, die Spitze von Marabout zu gewinnen, bevor ihr noch die Griechen den Weg abschneiden konnten. Allein, da sie sich hierdurch dem Winde allzusehr preis gegeben hatte, so trieb er sie mit solcher Kraft in den Kanal hinein, daß sie plötzlich stehen blieb und, auf Kreuzen, in die Griechische Division gerieth. Der offene Kapitain der Korvette, welcher sich nicht mehr zu halten wuß

ten durch die Schießpforten hindurch. Uns gegenüber ließen zwei Aegyptische Schiffe sogar eine doppelte Reihe solcher Schießpforten blicken, gleich der doppelten Reihe von Zähnen eines gigantischen Haifisches. Alles dieses war neu und schön, und man konnte die Nacht eine Festnacht nennen.

Im Backbord war es dunkler; die an der großen Durchfahrt der Linker liegenden Schiffe waren nur von geringer Zahl, und ihre Beleuchtung konnte aus der Entfernung die Finsterniß nicht durchdringen. Die Griechischen Schiffe konnte man nur sehr mühsam noch wahrnehmen und ihre Bewegungen nur muthmaßen. Die gestrandete Beiza schoß nicht mehr, und es schien, als habe sie sich in ihren Untergang ergeben. So verstrich eine Viertelstunde der gierigsten Erwartung, während welcher wir mehr nach einer bekannten Richtung hinsahen, als nach einem sichtbaren Punkte. Die besten Augen konnten jetzt auch die Masse von Beamten noch erkennen, die sich allmälig dem Passe von Marabout näherten, so wie die Kriegsschiffe, die ihnen als Reserve folgten. Endlich erglänzte im Abend ein heller Schein, gleich einem starken Blitze. Es geschah dies am Bord eines Brauders, das Feuer theilte sich augenblicklich seiner geschwefelten Takelage mit, und dieses funkelnde Gebäude lag mit feurigen Flügeln, einem Donnerkeile gleich, auf der Aegyptische Beiza zu, die alsbald, von ihres Feindes Feuer verderbenbringt wurde. Doch Brander strandete auch, denn er und die innewohnende Beiza erreichten und mit seinen feurigen Armen umklammern konnte. Wie dieß, stand auch er fest auf dem Sande und flackerte einer großen Fackel gleich, als sollte er den Weg der nachfolgenden Brander erhellen, damit sie um so sicherer ihm folgen könnten. Und wirklich stürzten diese wie ein Bienenschwarm heran, und der zweite, welcher dem Ziele näher als der Erste gekommen war, war auch so glücklich, es zu berühren, und der Schwefel daraus verbreitete die neue Fackel auf, und das neue Feuer ergriff die Aegyptische Beiza, deren Segel und Tauwerk alsbald erblickt wurde. Bald theilten diese die Flamme den Masten mit, die gleich damit umbliefen und sie wie einen Strom über den Schiffsboden anzuzünden schienen, der indem jedoch einen heftigeren Widerstand, als die anderen zockeren Gegenstände, zu leisten vermochte. Schon waren die schwachen Borde der beiden Brander vom Feuer verzehrt, als die Beiza noch unabhadt gegen die brennenden Angriffe, welche rechts, links und von oben auf sie gemacht wurden, Stumpfes, sie nahm sich in der Ferne wie ein schwarzer Körper zwischen zwei glänzenden Bänden aus. Endlich, dieser Feuerebrunst bleichte Anfangs das Meer in einem großen Kreise einige umher; er röthete es aber, als die Flammen höher stiegen. Endlich drangen die Feuerzungen des Brandes doch in die bereits offenen Wunden der Beiza ein, und sie belechten sie so lange, bis sie sich entzündete und die lodernden Wimpel und kleinen Flaggen sich den ihrem gilbenden Leibe trennten, über einander fielen und Freund und Feind um die Wette loderten.

Und plötzlich wurde dieses Schauspiel durch eine erschütternde Kanonade unterbrochen, während flammende Bruchstücke in die Luft geschleudert wurden und bald darauf wieder eine tiefe Stille eintrat. Es war die letzte That dieses erbitterten Kampfes, welcher sich auf die echte Weise eines Seegefechtes am Himmel und unserm Wasser endete.

Die Rhede war nun wieder dunkel und still; Alles war daselbst in scheinbare Ruhe versunken. Im Hintergrunde des Hafens waren die Terrassen von Häusern erleuchtet, und man sah die Küste der Mamelukken, welche dieses Schauspiel von weiten betrachteten. Es war nur ein Wiederschein der schrecklichen Erleuchtung im Westen, eine Scene der Zerstörung und der Ruhe, des Todes und der stillen Beobachtung — ein greller Widerspruch zwischen gleichmäßig ergreifenden Eindrücken.

Außer dem dramatischen und materischen Interesse, bewog uns Seeräuber noch etwas sehr Augiehendes, die Scene, die wir eben geschildert, mit besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten, und zwischen Ihrer unsere geheime Neigung auf eine Weise, die ganz unabhängig von der Neinung war, die wohl Jeder von uns über die zu entscheidende große Frage des Orients haben mochte. Um die Weise zu begreifen, auf welche wir diese Begebenheiten betrachteten, die uns wegen der Nähe des Orts um so wichtiger erschienen, muß man wissen, welche Verstelle die Seeleute für ihren Stand haben, und wie sehr die Theilnahme, welche große ausgezeichnete Männer ihm bezeigen, auf das Urtheil wirkt, welches sie über diesen Stand selbst fällen. Mehmed Ali war ein großer Mann, Mehmed Ali verstand sich auf die Marine, er gab seinen See-Offizieren einen bedeutenden Vorzug vor den Offizieren seiner Land-Macht; er beschäftigte sich mit den Details der Schiffsbau, und sich selbst habe ihn im Arsenal Schiffsteine zusammenrollen und die Qualität derselben sorgfältig untersuchen sehen; er versorgte uns schmucke eine Flotte, als wäre sie seine Geliebte; er hatte seine Ausgabe für sie und bezahlte mit klingendem Golde solche Schiffe, wie die „Stadt Edinburgh", deren Bauart einen Aufgreifenkünstlers war, deren Ausrüstung wir bewunderten, und die das Ansehen hatte, als wäre sie aus Fischbaut gemacht, so wunderbar zierlich war sie gearbeitet. Oft sahen wir ihn die Rhede in einem kleinen mit Sammetstissen belegten Schiffchen durchfahren, begleitet von mehreren Barken, die mit seinen Gaste-Offizieren oder mit seinem Generalstabe angefüllt waren. Er fuhr lange Zeit zwischen seinen Schiffen hin, von denen er mehrere besuchte; und dadurch gab er sich uns als den wirklichen Admiral seiner Flotte kund, was Seeoffiziersherzen in unseren Tage ungemein gilt. Wenn er sich unseren Borde näherte, machte es uns wahrhaftes Vergnügen, ihm die Ehre des Trommelschlages zu erweisen, und wenn wir in einem solchen Augenblicke mit irgend einem Exercitium beschäftigt waren, so führten wir daselbe mit um so größerer Genauigkeit aus, daß um ihm damit unseren Respekt zu bezeigen und seinen Beifall zu verdienen. Er war also unter den großen Männern des Zeitalters der große Mann unserer Herzliebe, und seine Schiff interessirten uns, nicht etwa in Hinsicht, als wären wir Staatslikte, sondern im Hinblicke, nicht Leute, welche gewohnt sind, sich als eben-so viele Theile des großen Ganzen ohne als Seele des Schiffes zu betrachten, welches sie bewohnen. Die so eben in die Luft gesiegene Beiza war darum eben so wenig für uns als für den Pascha selbst ein entreulicher Anblick, und wie wünschten uns nur damit, daß dieser Verlust dem Feinde theuer genug zu stehen kam. Auch Mehmed Ali sagte später selbst, daß die Aufopferung zweier Brander für eine Beiza, in Betracht der Armuth der Griechen neben seinem Reichthum, ohne eine Niederlage als ein Sieg zu nennen wäre.

Es schien indessen, als hätte sie diese Nacht Lord Cochrane seinen Versuch zu einer glänzenden, aber kostspieligen That aufgezeben. Bei der durch die Feuersbrunst emstandenen westlichen Beleuchtung hatten wir die Bewegungen seiner Division genau beobachten können; sie stand in Schlachtlinie, während sie den nächsten Wind nach Norden zu gewinnen suchte und auf solche Weise manövrirte, daß sie sich immer in der Nähe der Küste halten konnte.

Die Nacht, die den nun folgenden Zwischenakt verdeckte, breitete einen dunklen Vorhang darüber, der jedoch eben so interessant war, wie das Gemälde, an welches er erinnerte. Denn in der dicken Finsterniß, welche uns umgab, bewegten und näherten sich mit einem Male die noch brennenden Trümmer der drei vom Feuer verzehrten Fahrzeuge; das Feuer, welches die Brauder von ihrem brennbaren Inhalte und die Beiza von ihren Geschützen befreite, hatte auch alle drei erleichtert, und sie erhoben sich, von dem leichten Hauche des Westwindes getrieben, über die Sandbänke, auf denen sie vorher fest saßen. Ihre Bewegung übrigens war so sehr langsam, daß sie das Auge erwürde, und man hätte schwerlich voeberichen können, wo sie anbalten würden, wenn sie die Aegypter in einem Anfalle der ihrer Nation so eigenthümlichen Sorglosigkeit in die Mitte ihrer Schiffe kommen ließen, ohne sie weg zu jagiren und sie nochmals an der Küste steanden zu lassen. Außer dieser gewissen Gefahr, konnte sich nun keine andere einstellen, welche uns zu einer unbefriedigenden Wach amtete nöthigen. Es konnte ein Griechischer Fahrzeug vielleicht beschaffen, durch einen der Zugänge zu dringen, und ein für die Türkischen Schiffe bestimmtes Schwefelbrand aus Irrthum den unsrigen zuwerfen. Unsere Stellung an der Spitze der Rhede zur Seite des kleinen Einganges ließ uns diese Ueberreitung der Neutralitäts-Regeln mit Grund beschehen, da sie, wenn wir einmal ein Opfer gewesen wären, mit der unzweifelhaften Entschuldigung eines Irrthums verbedingt werden konnte. Darum wurden die ängstlichsten Vorbereitungen gegen diese fatale Möglichkeit getroffen; die Wachtposten wurden überall verdoppelt und auf mehreren Punkten der Schiffe vermehrt; drei Schaluppen wurden bewaffnet, von den besten Lehrlingen besetzt und an Backbord der Korvette geschickt, eins an den vordern Theil des Wasprieres, ein anderes an die Querseite, und das dritte an den Hintertheil des Schiffes, mit der Order, alle kleine Schiffchen, welche versuchen wollten, zwischen ihnen und dem Borde einzudringen, anzugreifen und in Grund zu bohren. Als dieses geschehen war, schickte man die Hälfte der Mannschaft zur Ruhe. Es war acht Uhr, als die Wachtregeln genommen waren, und diese waren so sicher, daß wir uns ohne Furcht dem Schlaf überlassen konnten, dem wir nun eben in die Arme werfen wollten. Jedoch schien mir eine Sache bedenklich. „Wenn die Griechen eine Landung in der Stadt auf dem niedrigen Gestade, welches sich zwischen dem Kap der Feigenbäume und den Leuchtthurme des Hafens befindet, versuchten?" sagte ich einen der gelehrten Lieutenants, der mit unserem Unterricht beauftragt war. „Man würde sie dann mit den Schaluppen verjagen", antwortete er lachend. Dieß schien mir genug, um die Wahrscheinlichkeit meiner unruhigen Voraussetzungen zu vernichten, und da ich noch zwei Stunden vor mir hatte, ehe ich die Wache in einer der an der Korvette postirten Schaluppen übernehmen sollte, so stieg ich in die Batterie hinunter, um mich so hinzulegen, wie es mein Posten an der dritten Kanone, deren Feuerwerker ich war, mir erlaubte. Es war da ein schöner und reizender Anblick; zwanzig Kanonen erleuchteten die Batterie, einer jeden zur Seite des Schlotz aufgehängt, dem sie den Dienst bekanchten sollte. Jede Kanone war gelaben, und hinter ihr standte die angezündete Lunte einen dünnen Rauchfaden in die Luft. Die Menge der Werkzeuge, die ein Seegefecht erfordert, lagen ausgebreitet und in solcher Ordnung da, daß nichts die Harmonie und die Einfachheit störte, welche immer auf Kriegsschiffen zu bemerken sind, und welche das vereinte Eingreifen erleichtern und das Unternehmen einer so verwickelten Maschine begünstigen.

(Schluß folgt.)

England.

Der Gartenbau in Großbritanien.

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß die Briten in diesem Zweige der Oekonomie jeder anderen Nation voranzgeeilt sind. Wir übergehen die unzähligen Privat-Gärten, in welchen die edelsten Südfrüchte, wie Ananas, Weintrauben, Pfirsiche, Melonen u. s. w. ihre zweite Heimath finden, und begnügen uns mit Hinweisung auf den großen Markt in Covent-Garden und auf die Londoner Obst-Läden. Die Menge der Ananas, die man hier in jeder Jahreszeit zum Verkauf ausbietet, ist Staunen erregend, und wie wissen aus guter Quelle, daß die Ananas zu jeder Zeit in London noch sicherer vorgefunden wird, als Selbst in Jamaika oder Kalkutta. Im Januar und Februar kann man frühreife Spargel, junge Kartoffeln, Kohl, Rhabarber-Stängel, Chamvignons und Früh-Gurken haben. Schon im März kommen die Kirschen und Himbeeren zum Vorschein, so wie auch die Schminkbohnen und andere Gemüse. Der April bringt uns die Trauben, die Pfirsische, die Melonen und die ersten Scheeren-Erbsen. Alle frühreife Produkte sind im May schon reichlich vorhanden. Vom Juni bis zum November hat man alle Arten Gemüsefrüchte im größten Ueberfluß. Im Oktober wachsen die Weintrauben, die Feigen, Melonen und verschiedene Pfirsich-Arten; im November und Dezember die Weintrauben, die Winter-

Digitized by Google

Melonen, die Nüsse, Birnen und Pflaumen. Ananas giebt es, wie schon bemerkt, in jeder Zeit des Jahres mehr als hinreichend.

Was die Küchen-Gewächse betrifft, so ist es unmöglich, in irgend einem Lande noch bessere zu finden. Sämmtliche Kohl-Gattungen und eine zahlose Mannigfaltigkeit edbarer Wurzeln füllen unsere Gemüse-Läden im Januar, Februar und März. Die Menge der Rettige, Lattiche, Zwiebeln, Spargel u. s. w., die man im April und Mai auf den Londoner Markt bringt, gränzt an das Unglaubliche; eben so die Menge des Blumenkohls, der Erbsen und Kartoffeln im Juni. Die übrigen Monate liefern uns ausser den Vegetabilien von allgemeinem Verbrauche auch solche, die nur von Ausländern konsumirt werden, als Meerfenchel, Pimpernell, Löwenzahn u. s. w.

Die Londoner Blumengärten wetteifern an Ueppigkeit und Früh-reife ihrer Produkte mit den Obst- und Gemüse-Gärten. In dem Laden eines einzigen Kräuter-Händlers kann man sich mehr denn 500 Arten Kräuter anschaffen, die in der häuslichen Medizin oder in Destillationen gebraucht werden.

Der Ueberfluß aller dieser Erzeugnisse würde an sich wenig bedeuten, wenn er nicht auch Wohlfeilheit der Preise herbeiführte; allein die Preise sind wirklich jedem Beutel angemessen. Der nur etwas bemittelte Handarbeiter kann sich, wenn er es wünscht, mit geringen Kosten einen Nachtisch verschaffen und seinen Salon mit eben so schönen Blumen schmücken, als der erste Lord im Reiche sie besitzt. Siehe da die Ergebnisse des zusammenwirkenden Einflusses unseres Klima's, unserer Industrie und unseres Reichthums!

Dessenungeachtet liegt noch ein weites Feld der Verbesserung und Veredlung vor uns; man könnte mit einfacheren Mitteln zu demselben Resultate gelangen und für 6 Pence liefern, was gegenwärtig 1 Shilling kostet. Neue und vervollkommnete Varietäten der Kräuter, der Bäume und früchtetragenden Sträucher können die Schätze unseres Gartenbaus vermehren, und eben so drakkon ist es, daß die Früchte selbst in jeder Beziehung noch mehr Veredlung zulassen. Wir besitzen nicht ein Zehntheil der herrlichen Früchte, die man in der heißen Zone kennt, und von denen eine große Zahl in Rumphii Hortus Amboynensis, und in Roxburgh's Coromandel beschrieben sind. Dahin gehören z. B. Durior, Mangostan und Manga. Die beiden Erstern sind, nach dem Zeugnisse vieler Reisenden, noch weit köstlicher als selbst die Ananas.

Wenige unserer Pächter verstehen sich so recht auf die Benutzung ihrer Gärten: die nicht produktiven Räume der Hecken könnte man mit großem Vortheil durch Aepfel- oder Birnenbäume und die Hecken selbst, wie z. B. in mehreren Theilen von Oxfordsale, durch Damascener Pflaumenbäume ersetzen, eine sehr nützliche einheimische Frucht, die in Puddings gestillt und zu Wein destillirt wird.

Auch die Hosen Lust-Gärten sind noch einer Verbesserungen fähig; man kann die Arten der Natur-Produkte durch neue jarte Sorten unserem Klima angewöhnen und die gemeinen Varietäten veredeln. Dieser Zweig der Gärtnerkunst hat übrigens seit einem halben Jahrhundert Riesenschritte gethan; man zählt 11,970 Arten von Vegetabilien, die während dieser Zeit in England naturalisirt werden sind; unter Georg III. allein 6756!

Die Physiologie der Pflanzen war in England eine terra incognita, bevor Herr Knight mit seinen gelehrten Abhandlungen und praktischen Anwendungen auftrat. Wie jetzt ist sie indessen der Gärtnerkunst noch immer etwas fremd geblieben. Wir Engländer haben uns in der Praxis immer mehr hervorgethan als in der Theorie; gewöhnt, uns Alles für Geld zu verschaffen, fühlen wir das Bedürfniß nach Wissenschaft nur wenig. Wenn man die Englische Gartnerkunst von diesem Standpunkte betrachtet, so findet man den Typus des National-Charakters darin wieder.

Werfen wir nun einen Blick auf unsere ökonomischen Gesellschaften. Die „Londoner Societät" wurde 1805 gestiftet und ist seit 1809 offiziell. Zufolge der Königlichen Bestätigung, die sie im letztgenannten Jahre erhielt, darf die Gesellschaft jährlich für 1000 Pfund Sterling Grundstücke kaufen, ihre Statuten machen und abändern u. s. w. Diese Gesellschaft hat soll in allen Theilen der Welt Korrespondenz; sie hat Gärtner nach Indien und China geschickt, um Asiatische Pflanzen zu sammeln und lebendig mitzubringen. Sie vertheilt sowohl an Dilettanten als an Gärtner von Fach goldne und silberne Preis-Medaillen. Ungefähr drei Viertheile der Mitglieder bestehen aus Dilettanten und das letzte Viertel bilden die Gärtner.

Die „Edinburgische Gesellschaft" war anfangs (1803) nur ein Verein von Gärtnern in Edinburg; ihre Pläne wurden nachmals großartiger und 1809 trgte sie sich den obigen Titel bei. Zu den Gegenständen ihrer Bestrebung gehören auch Bienenzucht und Fabrication der Englischen Weine. Die Institutionen dieser Gesellschaft und die Prämien, welche sie vertheilt, sind von denen der „London Society" nicht verschieden. Drei Viertheile der Mitglieder bestehen aus praktischen Gärtnern.

(The Gardener's Magazine.)

Bibliographie.

Fudges in England, or a sequel to the fudge family in Paris. (Englische Spiegelfechtereien, ein Seitenstück zu denen in Paris.) Von Th. Beewn dem Jüngeren. 8 Sh.

A tour in Greece and the Levant. (Reise in Griechenland und in der Levante.) Von Rich. Burgeß. 2 Bde. 14 Sh.

Practical treatise on the diseases of the teeth. (Ueber Zahn-Krankheiten.) Von W. Robertson. 7 Sh.

The Roman baths. (Römischer Bäder.) Von Mrs. Sherwood. 1 Sh.

The constitution of society as designed by God. (Die menschliche Gesellschaft, wie Gott sie eingesetzt.) 15 Sh.

Steam voyage etc. (Reise mit dem Dampfboot auf der Donau, nebst Skizzen von Ungarn und der Türkei.) Von J. Dann. 2 Bde. 21 Sh.

What is a Comet, Papa? (Komten-Darstellung für Kinder.) Von Maria Jornin. 1 Sh.

Mannigfaltiges.

— Zustand der Musik in England. Es ist bekanntigend, den Geschmack der Engländer für Musik, wie er sich in diesem Augenblick zeigt, näher zu betrachten. Hier singt eine Sopranistin ganz jämmerlich falsch, und doch wird sie zum Himmel erhoben; dort ist die Bewunderung der Zuhörer um so lauter, je mehr jener junge Tenor sich in verwickelten und unsinnigen Läufen ergeht. Die Art und Weise, wie diese Musik zu Stande gebracht wird, würde dem kleinsten Theater in Deutschland zur Schande gereichen. Mit einer übermäßig theuer bezahlten Gesellschaft versuchen sie doch selten etwas Anderes, als ein halbes Dutzend der abgedroschensten Opern von Rossini und einen oder zweien seiner talentlosesten Nachahmer; und so oft sie diese auch aufführen, so wird es doch selten zu etwas Vollkommenem. Das Orchester, das sich so vieler großer Namen aus der Heimath und dem Auslande rühmt, scheint die Wichtigkeit des Ausdrucks nicht zu begreifen. Woran die Leute gewöhnt sind, das spielen sie mit mechanischer Genauigkeit; fassen sie aber eine von Bezat's Ouvertüren ausführen, so kann man darauf rechnen, daß es von einem Ende zum Andern gefehlt wird, daß man Präcision, Größe, Energie und die gehörige Brachtung von Licht und Schatten, die einen der größten Reize in der Instrumental-Musik ausmacht, ganz und gar vermissen wird. Was den Chor betrifft, so taugt dieser nun vollends nicht das Geringste. Wie kann es aber anders seyn, wenn der Direktor aus Sparsamkeit für ein erbärmliches Gehalt, das noch dazu oft nicht einmal ordentlich ausgezahlt wird, Leute engagirt, die nur wenig, wo überhaupt etwas, von der Musik verstehen? Ueberdies sind alle Kanäle, aus denen dem Publikum diese Genüsse zuströmen, in den Händen von Personen, die sich Komponisten nennen und die seit langer Zeit ein Monopol auf ihre Kunst besitzen, ohne daß sie das mindeste Talent zu einem solchen Beruf haben. Diese haben keine Lust, geschickteren Individuen Platz zu machen, und da die Besseren gewissenhaft unbekannt sind und kein Interesse haben, ihre Fähigkeiten öffentlich zu rechtfertigen, so ist das Publikum verdammt, das allerschlechteste Zeug zu hören. (Hephistophiles in England.)

— Ottomanische Literatur. Folgende Werke haben so eben die Kaiserliche Presse verlassen: Asaz el Bina (Grundlage des Gebäudes), oder ausführliche Erläuterung der Arabischen Grammatik, von Achmed Refschid Efendi, Mutti von Kara Hissar. (15 Piaster.) — Resatih el Derié (Schüsse der Wissenschaft, aus dem Arabischen in das persische Türkische übersetzt von Mohammed Mirad Efendi in Konstantinopel, Chef des Tekke von Murad Hellab. Dies Werk enthält die Elemente der Persischen Sprache zum Gebrauche derjenigen, welche dieselbe, die sehr viel zur Bildung des Türkischen beigetragen hat, erlernen wollen. (3½ Piaster.) — Fenn i Tedjewid (die Kunst der Ausprache), ein Werk, worin die Regeln der Aussprache des Arabischen entwickelt sind, und den Koran richtig lesen zu können, von Hafsan Efendi, Erklärer des Korans bei der Kaiserlichen Suleimanige. (3 Piaster.) (Moniteur Ottoman.)

— Das Chinesische Seminar zu Neapel. In dieses Chinesen-Kollegium werden die Zöglinge, wie sie aus ihrem fernen Vaterlande nach Europa gebracht werden, noch ganz als Kinder aufgenommen. Sie erhalten daselbst sorgfältigen Unterricht in mehreren Sprachen und verschiedenen Wissenschaften. Vor Allem aber werden ihnen die Grundsätze des katholischen Glaubens in die Herzen eingeprägt. In dem lezigsten Jahre hat, sie einst als Missionaire in ihre Heimath zurückzukehren, wo sie unter ihren Landsleuten das Christenthum predigen und ausbreiten sollen. Es trifft sich nur selten, daß Einer oder der Andere von ihnen jemals wieder nach Italien zurückkehrt, um Bericht von seinen Erfolgen und von der Anzahl seiner Bekehrten abzustatten; die meisten fallen, wie man vermuthet, als Opfer des Fanatismus und der Vorurtheile ihres eigenen Volkes, in die Hände der Apostaten, bevor sie das Saale, den man uns zeigte, waren die Wände fast ganz mit Portraits von Zöglingen bedeckt, die man als Missionaire ausgeschickt und die sie die Sache, welche sie vertheidigten, die Leben eingebüßt hatten. Während ihrer ganzen Studienzeit im Seminar ist es den Chinesen nicht erlaubt, aneinander, noch mit irgend Jemand als mit ihren Lehrern oder unter einander Zusammenkünfte zu halten. Bei dieser Beschränkung hat man die Absicht, zu verhüten, daß die Muttersprache verlernen oder die Gelänglichkeit in derselben verlieren, indem sie Einer angewiesen sind, sich hauptsächlich unter einander selbst zu unterhalten. Ihre Kleidung bietet nichts besonders Bemerkenswerthes dar; sie besteht aus einem schwarzen langen Rocke und einer Kappe von derselben Farbe; aber in ihrer Physiognomie und in ihrem ganzen Aeußern giebt sich bald eine fremde ausländische Geburt kund. Sie sind außerordentlich bleich oder eigentlich gelblich gelb, haben hoch hervorstehende Backenknochen, kleine tiefe Augen, gewölbte Augenbranen, platte Nasen und dicke Lippen. Sie zeigten uns mehrere Kunstwerke, die sie selbst verfertigt hatten, unter anderen eine Laterne, die an die Decke des Zimmers aufgehängt war und auf welcher mehrere Figuren abgebildet waren, die durch einen gewissen Mechanismus in Bewegung gesetzt wurden. Die jungen Chinesen verstanden es, sich in mehreren Sprachen geläufig auszudrücken. Als ich ihnen erzählte, daß ich Jerusalem und mehrere andere Plätze im heiligen Lande gesehen, erkundigten sie sich mit vieler Neugier nach den einzelnen Gegenständen, indem sie eine große Menge Fragen in Betreff der Stadt und der Umgegend an mich richteten. (Rae Wilson.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 97. Berlin, Freitag den 14. August 1835.

Mexiko.

In Mexiko vor dem Jahre 1571 gedruckte Bücher.

Mexiko, die auf den Trümmern von Tenochtitlan*) durch Cortez gegründete Stadt und deshalb in den ersten Jahren darauf häufiger noch Tenochtitlan genannt, gilt mit Recht für den Ort, wohin zuerst von allen Ländern Amerikas die Buchdruckerkunst von Europa aus verpflanzt wurde. Das in Mexiko gedruckte erste Buch würde demnach allerdings auch das erste gedruckte Buch Amerikas seyn.

Man hat bekanntlich eine eigene Geschichte dieser Kunst in Amerika von dem thätigen Nord-Amerikanischen Buchdrucker Isaiah Thomas, die im J. 1810 unter dem Titel: History of printing in America, zu Worcester im Staate Massachusetts bei ihm selbst in 2 starken Bänden erschien. Vergebens aber sucht man darin etwas Ausführliches über die Einführung der Buchdruckerkunst in Mexiko und deren erste Produkte; Thomas, so berichtet Cotton (siehe unten), giebt nur an, daß vor dem J. 1569 eine Buchdruckerpresse in Mexiko bestanden, und der erste ihm bekannte Mexikanische Druck ist das Vocabulario des Molina vom J. 1571. — Da wissen wir, in Europa, ja mehr als der Amerikaner; uns vorliegende, lange vor Thomas erschienene literarische Werke geben nicht nur bestimmte Nachricht von der Einführung der Buchdruckerkunst in Mexiko, sondern führen auch zahlreiche Mexikanische Drucke aus einer früheren Zeit auf.

Dennoch ließen sich durch Thomas namhafte Europäische Bibliographen verleiten, — und daran war nächst ihrer Unkunde des Besseren auch die ihnen imponirende Autorität des Amerikanischen Schriftstellers Schuld, den von Europa aus belehren zu können, sie für unmöglich hatten wohnen, und eine gewisse, alle solche zu adeln und der Bibliographie als Wissenschaft nachtheilige Weise unserer Bibliographen der vergleichen typographische Bestimmungen — jenes Werk des Molina bald für das erste bekannte, bald ohne Einschränkung für das erste gedruckte Buch Amerikas überhaupt zu erklären. Von Engländern Horne in seiner: Introduction to the study of bibliography; von Franzosen Brunet, Manuel du libraire; von Deutschen endlich Ebert, im allgemeinen bibliographischen Lexicon, wo es Th. 2. Nr. 14,210. Molina, Vocabulario rc. heißt: „Höchstseltenes und erstes in Amerika gedrucktes Buch.“ Ebert erklärt es also definitiv für das erste daselbst gedruckte Buch.

Die Werke nun, die hier in Betracht kommen, sind, anderer weniger zuverlässiger nicht zu gedenken, die gedruckten Kataloge der Bodleyschen Bibliothek (z. B. der von Hyde herausgegebene, Oxonii, 674. fol.), des Spaniers Antonio Bibliotheca Hispana Nova Edit. auct. 1. 2. Matriti, 1733. 38. fol.) und als das wichtigste des Mexikaners Eguiara in Mexiko selbst erschienene Bibliotheca Mexicana, in Europa nicht unbekannt, aber nicht häufig, die für unser Thema eine reiche Ausbeute liefert und eine noch reichere liefern würde, wenn sie vollendet worden wäre. Den genauen Titel geben wir später.

Ein Engländer, H. Cotton, Verfasser eines typographical Gazetteer. 2. Edit. Oxford, 1831. 8., hat das Verdienst, in demselben zuerst hierauf aufmerksam gemacht zu haben; wenn wir auch übrigens eines Werk, als Ganzes betrachtet, für durchaus verfehlt in der Anlage und mangelhaft in der Ausführung erklären müssen. Längere Zeit an der Bodleyschen Bibliothek angestellt, kennt er die auf ihr sich findenden Mexikanischen Drucke, er kennt den Antonio und konnte endlich Eguiara benutzen. Im Artik. Mexiko, vielleicht dem besten des Buches, giebt er als Ergänzung des Thomas eine kahle Reihe von Mexikanischen Drucken vor und mit dem J. 1571, geschöpft aus den genannten Quellen, zu denen er nicht noch Marsden's Catalogue of dictionaries, vocabularies, grammars and alphabets (London, 1796. 4.) hätte fügen sollen. — Marsden's Angaben sind ohne Kritik in seine Sammlung aufgenommen und ungeprüft, und verdienen eine Berücksichtigung. Auch Antonio und Eguiara sind von Cotton nicht mit der nöthigen Aufmerksamkeit benutzt. Außerdem können wir Herrn Cotton ein neueres, in Mexiko erschienenes literarisches Werk nachweisen, nämlich: José Mariano Beristain de Souza, Biblioteca Hispano-Americana Septentrional. Tom. 1. (wahrscheinlich einzigart, nach den Zunamen der Schriftsteller geordnet.) Mexico, 1816. fol. Wir kennen es nicht aus eigener Ansicht, dürfen es aber hier nicht unerwähnt lassen, da es, so viel später als Eguiara erschienen und obwohl in der Behandlung, wohl neue Data zur ältesten Mexikanischen Bücherkunde, um die es hier zu thun, enthalten könnte. Schein in Europa überhaupt ziemlich unbekannt gelitten zu seyn.

Bis jetzt möchte das Werk des Eguiara noch immer das Vollständigste seyn, was man über Mexiko in bibliographischer Hinsicht hat. Es liegt uns in einem Exemplare der reichen dießigen Königl. Bibliothek*) vor und hat folgenden Titel: Johann. Joseph. de Eguiara et Eguren, Bibliotheca Mexicana s. eruditorum historia virorum, qui in America Boreali nati, vel alibi geniti, in ipsam domicilio aut studiis assiti, quavis lingua scripto aliquid tradiderunt. Tom. I (exhibens Litt. A B C.) Mexici, 1755. Klein Fol. Weitläuftiger spricht sich der Verfasser über den Plan des Buches in 20 Quartseiten aus. Dieser erste und einzige Theil enthält, mit Ausnahme einiger anonymen Artikel, dreißigen Mexikanischen Schriftsteller, deren Vornamen sich mit A B C anfangen, mit oft sehr ausführlichen biographischen Nachrichten, und, so genau es dem Verfasser möglich, bibliographischer Verzeichnung ihrer gedruckten und handschriftlichen Werke. Eguiara benutzte außer seiner eigenen bedeutenden Büchersammlung manche andere Privat- und öffentliche Bibliothek. Es ist übrigens in einem sehr schlechten Latein geschrieben und entspricht natürlich nicht den Anforderungen unserer Zeit an ein solches Werk. Wir gehen im Nachfolgenden das Resultat einer genauen, selbstständigen Durchsicht desselben in der angegebenen Beschränkung.

Hier findet sich auch die schon erwähnte bestimmte Nachricht über Einführung der Buchdruckerkunst in Mexiko. Antonio de Mendoza, der kenntnisliebende erste Vice-König von Neu-Spanien und ein um das Land vielfach verdienter Mann (auch das erste Spital hier ist in Mexiko schlagen), heißt es in dem ihn betreffenden Artikel, brachte bei dem Kaiser Karl V. die Errichtung einer Universität in Mexiko in Antrag. Früher aber schon sorgte er dafür, daß die Buchdruckerkunst aus der Alten nach der Neuen Welt verpflanzt wurde, und schrieb nach Mexiko den ersten Buchdrucker. „Prius vero diserte issimus homo curaverat typographiam in novum hunc orbem ex antiquo deferri, primumque typographum Mexici instituit, cujus formis multi statim libri excudi coeperunt.“ Pag. 221. **) — Sein Name war, wie wir aus den von ihm gedruckten Büchern erfahren, Lateinisch: Joannes Paulus Lombardus oder Brissensis, also ohne Zweifel aus Brescia (Lateinisch Brixia) in Italien gebürtig.

Demnach wäre denn die ungefähre Zeit der Einführung der Buchdruckerkunst in Mexiko und der Name des ersten Buchdruckers gegeben; — aber welches war das erste von ihm gedruckte Buch und somit auch Amerikas? Cotton erklärt dafür die Ordinationes legumque collectio pro conventu juridico Mexicano. Mexici, 1549. fol. Ein solches Werk wird freilich von Eguiara im Artikel Mendoza aufgeführt, aber nicht nach eigener Ansicht, sondern nach Pinto (Antonio de Leon Pinelo, Epitome de la biblioteca oriental, y occidental nautica y geografica, en que se contienen los escritores de las Indias orient. y occident. Madr. 1737. Fol. 4 Th. in 2 Bden. Wie bedauern, es nicht einsehen zu können) und hauptsächlich ohne alle und jede Bemerkung, wodurch es Eguiara für das erste gedruckte Buch Mexikos erklärte. Vielmehr wird an einer Stelle des Eguiara, die Herr Cotton gänzlich übersehen hat, beiläufig eines Mexikanischen Druckes aus dem J. 1540 erwähnt. Auf Seite 328 nämlich ist von dem antiquum Manuale Romanum (ad ministranda sacramenta) die Rede, und wird dann hinzugefügt: „quod postea anno 1540 recensum est Joann. de Zumarraga Episcopi et Archiepiscopi Mexicano (wohl Druckfehler statt Mexicani) jussione.“ Das heißt doch wohl: von diesem antiquum Manuale Romanum veranstaltete der Erzbischof Zumarraga im Jahre 1540 eine Mexikanische Ausgabe. Wir möchten deshalb dieses Manuale, zum Unterschiede von einem vorkommenden zweiten, Manuale Romano-Mexicanum nennen. Dieses Manuale ist der früheste von Eguiara erwähnte Mexikanische Druck. Wir sind aber weit entfernt, es deshalb für das erste gedruckte Buch Amerikas zu erklären, meinen überhaupt, bei dem dermaligen Zustande der Amerikanischen Bibliographie lasse sich ein solches — abgesehen davon, ob das erste Produkt der Presse daselbst überhaupt

*) Andere von obiger abweichende Schreibarten dieses Namens, deren Zahl nicht unbedeutend, sind fehlerhaft. Alex. de Humboldt. Essai politique sur le royaume de la Nouv.-Espagne. 2e Edit. (Paris, 1827.) Tom. 2. 33 Not.

*) Auch einen der bald zu nennenden Mexikanischen Drucke vor 1571, und zwar einen der werthvolleren, besitzt seit kurzem die hiesige Königl. Bibliothek unter den ihr von dem verstorbenen Minister Wilh. von Humboldt vermachten Büchern. Wir haben unsere Gründe, ihn hier nicht näher zu bezeichnen, denken aber besonders darauf zurück zu kommen.

**) Eguiara berichtigt an dieser Stelle außerdem den Gonzalez Davila, der im Theatro eclesiastico de las iglesias de las Indias berichtet, die Buchdruckerkunst sey von Mendoza schon im J. 1532 nach Mexiko gebracht, das heißt zu einer Zeit, wo einer noch gar nicht in Mexiko angekommen. Mendoza kam erst im J. 1535 dort an und wurde im J. 1554 nach Peru versetzt, wo er zwei Jahre darauf starb.

Digitized by Google

ein Buch gewesen — mit einiger Bestimmtheit durchaus nicht nawhsalt machen; nur so viel kann man schon jetzt sagen, daß es nicht vor dem J. 1535 gedruckt sein könne, und dies feststehens das Jahr frey, mit dem die Annalen Amerikanischer oder spezieller Mexikanischer Bibliographie beginnen, d. d. früher als die mehrerer Klöster Europas.

Möge nun das Verzeichniß der von Eguiara erwähnten, mit Einschluß der wenigen, sich nur in der Bodleschen Bibliothek (aus Hyde oder Cotton) und in der Bibliotheca des Antonio sindenden Mexikanischen Drucke vor und bis zum J. 1571 folgen, dem Jahre, in dem das namentlich von Obert sie das erste gedruckte Buch Amerikas erklärte Vocabulario des Molina erschien. Unsichere und ungenaue Angaben blieben dabei unberücksichtigt. Es sind in chronologischer Ordnung:

Nr. 1. **Manuale (Romano-Mexicanum) ad ministrandu sacramenta. Mexici, 1540.**

" 2. **Ordinationes legumque collectio pro conveatu juridico Mexicano. Mex., 1549. fol.**

" 3. **Bondt, Fernandes, Doctrina Christiana en lengua Mixteca. Mexico, 1550. 4.**

" 4. **Alphoes e Veracruce, Recopetilo summularum cum textu Petri Hispani et Aristotelis. Mexici, Joann. Paul. Brisensis. 1554. fol.**

" 5. **Ejusd. dialectica Mexicana cum texto Aristotelis. Mex., Joann. Paul. Brixa. 1554. fol.**

" 6. **Francisc. Cervantes Salazar, Dialogi. Mex., Joann. Paul. Brixa. 1554.**

" 7. **Aedr. de Olmos, Vocabularium Mexicanum. Mex., 1555. 4.**

" 8. **Alons. de Molina, Vocabolario en lengua Castellana y Mexicana. Mexico, 1555. 4.**

" 9. **Constitucciones de el arzobispado y provincia de la muy lenigne y muy leal ciudad de Tenostitlan, Mexico de la nueva España. Mm Enbe: Inprimidas por Juan Pablos Bresciano, con privilegio que esta grande, insigne y muy leal ciudad de México 1556. fol.**

" 10. **Francisc. Murroquin, Doctrina Christiana en lengua Utateca Mex., Jene Pabl. 1556. 4.**

" 11. **Juan Diaz Fralle, Somucio compendioso de las questas de plata y oro, que en los reynos del Piru son excesarias a los mercaderes. Mex., 1556. 4.**

" 12. **Alphoes, a Veracroce, physica Speculatio, cui accedit speculatio super libros de generatione et corruptione, de anima et de coele. Mexici, Joann. Paul. Brixa. 1557. fol.**

" 13. **Ejusd. Speculum coejugiorum. Mex., Joann. Paul. Brixa. 1557. 4.**

" 14. **Bondt. Fernandes, Doctrina Christiana en lengua Mixteca. Mexico, 1564. 4.**

" 15. **Alons. de Molina, Catecismo en lengua Mexicana. Mex., 1564. 4.**

" 16. **Ejusd. Confessionario mayor (en lengua Mexicana. Mex., Anton. de Espinoza. 1565. 4.**

" 17. **Ejusd. Confessionario menor } de Espinoza. 1565. 4.**

" 18. **Bartholom de Ledesma, de septem novae legis sacramentis Samaritico. Mexici, Anton. de Espin. 1566. 4.**

" 19. **Pedro de Feria, Doctrina Christiana en lengua Castellana y Capoteca, Mexico, Pedro Ocharte. 1567 4.**

" 20. **Horae Beatae Mariae Virginis secundum ordinem Fratrum Praedicatorum. Mexici, Petrus Ocharte. 1567. 4 (Mit Holzschnitten.)**

" 21. **Bondt. Fernandes, Doctrina Christiana en lengua Mixteca. Mexico, Pedro de Ocharte. 1568.**

" 22. **Manuale (Mexicanum) ad ministrandu sacramenta. Mexici, Petr. de Ocharte. 1568.**

" 23. **Alons. de Molina, Arte de la lengua Mexicana. Mexico, 1571. 8.**

" 24. **Ejusd. Vocabulario en lengua Castellana y Mexicana. Mex., Anton. de Espinoza. 1571. fol. (Der 2te Theil (Spanisch und Mexikanisch) hat 246, und der 3te Theil (Mexikanisch und Spanisch) 88 Blätter.**

Unsere, von der bei Cotton sich wesentlich unterscheidende Liste enthält also 22 Werke, die vor dem Vocabulario des Molina und eines, welches in demselben Jahre mit ihm gedruckt worden. Neben Joann. Paulus Brixa. oder Lombardus begegnen uns noch zwei andere Buchdrucker. Die Verfasser der Werke gehören den Orden der Franziskaner, Dominikaner und Augustiner an, die von Spanien aus am frühesten einwanderten. Die auf Mexiko sich beziehenden Zeilen kennen erst im J. 1572. Einige dieser Werke möchten freilich eben nur als Inkunabeln der Amerikanisch-Mexikanischen Typographie ein nur äußeres Interesse haben; der größere Theil derselben hat daneben auch wissenschaftlichen Werth; alle sind, wie man leicht denken kann, von der höchsten Seltenheit, nicht allein in Europa, sondern auch in Amerika und in Mexiko selbst. Ohne Zweifel ist interessantesten sind die darunter befindlichen über die Sprache in den Spanischen Kolonien. Das Verständniß den Spaniern aus politischen und religiösen Rücksichten, namentlich in den ersten Jahren ihrer Eroberung, so nothwendig. Es sind Grammatiken, Wörterbücher, Katechismen und andere zur Belehrung und Bekehrung der Eingebornen (Indianer) verfaßte religiöse Schriften.*) Die Römisch-katholische Kirche fand hier in überdiesen Ländern reichen Erfolg für den geringen Verlust, den sie um diese Zeit in Europa durch die Reformation erlitt. Unsere Liste enthält Schriften für das Mexikanische, das Mixteka, Utateka und Zapoteka, die man zum größeren Theile in Adelung's Bibliotheken, fortgesetzt von Vater, wo man dergleichen sucht, nicht findet. Das Mixteka ist daselbst, Th. 3. Abth. 3, nur nach der einzigen Grammatik des de los Reyes beachtet; das Utateka und Zapoteka, Seite 3 und 32, nur beiläufig erwähnt.

Nr. 1. ist bereits oben besprochen; Nr. 22. erschien in Folge des Beschlusses Kap. 67 des Concilii von 1565, ein Manuale deutlicher zu lassen, dessen sich alle Priester gleichmäßig bedienen sollten, und ist von J. Bustamante und J. de Salcedo redigirt, die der Erzbischof Montufar damit beauftragt. Wir haben es, zum Unterschiede von Nr. 1, Man. Mexicanum genannt. Eguiara nennt es: „Librum admodum rarum", und zitirt eine Stelle aus der Vorrede in extenso. — Nr. 3. 14. 21. Verschiedene Ausgaben desselben Werkes. Eguiara kennt nur die Ausgabe von 1568. — Nr. 6. Der Verfasser war der erste Professor der Rhetorik an der Universität Mexiko. Wird von Eguiara nur beiläufig, aber häufig, namentlich der Dialogus „Academia Mexicana", unter Mittheilung langer Stellen daraus, zitirt und ebenfalls „Codex rarissimus" genannt. Die erste Idee der Gründung einer Universität in Mexiko hatte, wie bereits gesagt, Ant. de Mendoza. Eröffnet ward sie im J. 1553 unter dem Vicekönig Luis de Velasco, in der Einrichtung der von Salamanca nachgebildet, unter den ihr eigenthümlichen Lehrstühlen für das Mexikanische und das Mixteka u. s. w. — Olmos schrieb in mehreren Amerikanischen Sprachen. Leider sind die Angaben seiner Werke, wie etwanige Kuriosa der obigen, durchaus ungenügend. Der im Bibliotheca Th. 3. Abth. 3, S. 92 stehende Titel ist jedenfalls unrichtig. — Nr. 8. 15. 16. 17. 23. 24. Werke des Molina, vorzüglich geschätzt unter den zahlreichen Bearbeitern des Mexikanischen. Antonio macht aus Alons. de Molina und Al. de Escalona Citara Schriftsteller und weiß ihre Werke zusammen, gegen die Materialität der Mexikanischen Geschichtschreiber, wie eines Torquemada u. A. Nur Antonio ist hierin der Fehler, in den alten Jöcher übergegangen. Von dem Catecismo und der Arte sah Eguiara nur Mexikanische Ausgaben von 1578 und 1576 in A. — Nr. 8 ist die erste Ausgabe des Vocabulario und möchte nur Spanisch-Mexikanisch sein. Von Nr. 24. der 2ten vermehrten Ausgabe, deren Theile auch mit selbstständigen Titeln ausgegeben zu sein scheinen, sind Exemplare in dem Britischen Museum und in der Bodleschen Bibliothek. Grammatik und Wörterbuch will Ternaux jun. in Paris neu abdrucken lassen. — Nr. 9. Nach Cotton ein Bericht von einer Kirchen-Versammlung; ist aber die offizielle Ausgabe des ersten Mexikanischen Concilii, gehalten in Mexiko selbst 1555 unter dem Erzbischof Alons. de Montufar. Kap. 93 ist ausdrücklich bestimmt, es dem Druck zu übergeben, und die davon gemachte Auflage war bedeutend. Demnach zur Zeit des Eguiara „Liber inventu perrarus". Cardinal Ignatius giebt in seiner Collectio maxima conciliorum omnium Hispaniae et Novi Orbis allein das dritte Mexikanische Concilium, mit folgender Praemonitio, die auch in der sonst sehr verwerthten Ausgabe der Catalani (Tom. VI. p. 78) stehen geblieben ist: „Concilium Mexicanum provinciale I similiter et II citantur in hoc III nunc exhibendo. Verum neutrius eorum exemplaria (beim zweiten sehr natürlich, da es nicht zum Druck erschien), dum adhuc quaesita, nancisci potuimus; ideoque nec licet indicare, quotannis anno, nec quo praeside aut circa quid celebrata fuerint. Ideirco nos hoc Concilium, quamvis revera tertium dici debuisset, tum quod priorum Acta desiderentur, tum etiam quod ultimum sit, absque numero edere duximus." Das zweite Concilium fand im J. 1565 statt, unter demselben Montufar, und wurde nicht gedruckt; das dritte endlich im J. 1585 unter Pedro Moya de Contreras, gedruckt im J. 1622 in Folio in einer Lateinischen Uebersetzung: Concilium Mexici celebratum anno 1585. Mexic., 1622. fol., und hat einen guten Ruf in der katholischen Kirche. Im J. 1769 gab sie Lorenzana, Erzbischof von Mexiko, bekannter durch die Herausgabe der Berichte des Cortez, in zwei Werken, mit Benutzung der Original-Handschriften im Archive der Metropolitan-Kirche, daselbst unter folgenden Titeln heraus: Concilios provinciales I y II, celebrados en la ciudad de Mexico, presidiendo

Alonso de Montúfar, los años de 1555 y 1565. Dalos a luz Franc. Anton. Lorenzana. México, Anton. de Hogal 1769. (Conc. I. p. 35—184. Conc II. p. 185—208.) 4. und Concilium Mexic. provinc. III. celebratum Mexici a. 1585 —. Demum typis mandatum cura et expensis Fr. Ant. a Lorenzana. Mexici, Jos. Anton. de Hogal (1769). 4. Beide im Besitze der diesigen Königl. Bibliothek. — Nr. 10. Das Manuscript befindet sich in der Utateka-Sprache Gedruckten. — Nr. 13. Der Verfasser hieß in Spanien Gutierrez. Ein in der katholisch-theologischen Literatur gezeichnetes Werk, dessen vollständigste Ausgabe Mediolan. 1599. 4. — Nr. 18. Ein Exemplar „dieser seltenen Ausgabe" hatte Eguiara in seiner Bibliothek. Neuerdings bietet der Spanische Buchhändler Salvá ein solches in seinem Katalog Nr. 1. (London, 1826) Pag. 121 für 3 Pf. St. an, mit der Bemerkung, es müsse europäischen Bibliotheken in beiläufiger Verbindung stehen dürften, um das in Verhältniß und für sie nur wenige Wichtige sammeln zu können, was auf jedem Punkte meiner Erde im Druck erschienen ist oder erscheint.

Berlin. Jul. Sybel.

*) Auf Seite 290 seiner Bibliotheken erwähnt Eguiara einer Uebersetzung des Cato in's Mexikanische von Ant. Valeriano, einem Indianer (nicht dem einzigen, der als Schriftsteller genannt wird), Lehrer und Schüler des Torquemada, der sie herausgegeben wollte, und auf Seite 429 einer Bearbeitung des Diccionrios in der Sprache von Yucatan (Maya) durch Benavdin de Valladolid von ungewisser Herkunft.

Aegypten.

Alexandrien und die Griechische Flotte.

(Schluß.)

Um 10 Uhr kehrten die Wachtschiffchen, eins nach dem andern, an Bord zurück; die Besatzungen verstiefelten, und man wechte die Leinwand meine Tour war gekommen, und ich übernahm das Kommando der großen Schaluppe. Wir hatten gleichfalls brachten mich auf meinen Posten am Bootertheile der Korvette. Die Nacht war dunkel, nirgends ein Stern, neben welchem der blaue Himmel durchdringen konnte; und des Himmels Spiegel, das Meer, war also auch schwarz. Ungefähr eine Meile von dem Eingange der Rhede waren die drei verdrannten Schiffe an der Küste gestrandet; sie waren beinahe erloschen, dampften noch und glühten nur wie drei Punkte.

Kaum waren einige Minuten verflossen, nachdem ich Posto gefaßt, als sich in einiger Entfernung ein taktmäßiges Geräusch hören ließ. Es war nicht möglich, zu unterscheiden, ob das Fahrzeug, dessen Ruder so taktmäßig das Meer schlugen, von der hohen See, oder von einem Punkte des Innern herkam. Auf unser erstes Anrufen gab es keine Antwort; als wir aber den Ruf: Oh! Schaitppe! Ph! Oh! zum zweiten

Digitized by Google

en Male wiederholten und ihm mit zwei Raketenschlägen geantwortet hatten, da rief es seinerseits auch Ab! Ob! — „Alarga!“ schrie hierauf mit durchdringender Stimme der Steuermann meiner Schaluppe. Das ungekannte Schiffchen wiederholte „Alarga!“ ohne ohne auf unseren Befehl zu achten, den es doch gehört und verstanden zu haben bewiesen; denn wir bemerkten nicht, daß es seine Richtung änderte, und eine Ruderschlage kamen gerade auf uns zu; Alarga! schrieen wir von Neuem, mit Heftigkeit; noch unser Ruf, wurde uns wie früher zurückgegeben; zu gleicher Zeit sahen wir ein kleines Kanot von vier Rudern getrieben in der Richtung zwischen uns und unserer Korvette, mit reißender Schnelligkeit über das Wasser fliegen. Es schien Maaßregeln genommen zu haben, unserer Wachsamkeit zu trotzen; ich nahm nun auch die meinigen. „Vorwärts“, kommandierte ich, „den Kap auf die Hölle! die Ruder überall!“ und ließ zugleich zwei Matrosen, mit geladenen Büchsen versehen, um auf die baldkommende Rolle abzudrücken, sobald sie in den Bereiche seyn würden; diese aber ließ sich nicht lange machen und mich nicht eine Linie breit von ihrer Route. Wie steuerten jetzt zusammen los, sie in Gewalt zu bekommen; und als wir ihr auf Pistolenschußweite nahe gekommen waren, erneuerten wir unsere Befehle, welche sie uns gleicher Weise wiederholte, während sie immer muthig fortgeelte, um, wie es schien, zwischen uns und unserem Bord durchzuschlüpfen. „Soll gefeuert werden?“ fragten die beiden mit den Büchsen versehenen Matrosen. — „In diesem Augenblicke durchgehe ein Lichtstrahl, welcher aus einer in der Kajüte der Rolle hängenden Laterne kam, eine erhabene Gestalt mit weißem Barte, welche im Hintertheile auf einem Kissen ruhte, und ich erkannte alsbald in ihr den Pascha von Aegypten. Unser letzter Ruderschlag hatte uns an die rechte Seite er Yolle gebracht, so daß die Kugel unseres Bordermannes, unerblaß ihn getroffen haben würde, wenn ich nicht schnell auf die Barre des Steuerruders geklirrt und unsere Schaluppe auf die Seite gewendet hätte, gerade in dem Augenblicke, „Halt!“ zu commandiren. Ich glaube, die Matrosen hatten es auch gemerkt, denn sie manövrirten so geschickt, daß unser Fahrzeug im Umdrehen die Yolle es Paschas unberührt ließ, von welcher ich mich nur zitternd entfernte, or der plötzlichen Wichtigkeit erschrecken, welche meine Rolle hier hatte rlangen können. Der Pascha aber schien gar nicht von der Gefahr enunruhigt zu seyn, in welche die seine Mörder verdeckende Nacht ihn esetzt hatte. Er betrachtete uns genau, und wahrscheinlich hatte er einen Schiffspatron gefragt, von welcher Nation wären, denn er hörte diesen antworten: „Francis!“ — „Tayib, Tayib, Francis!“ Gut, gut, Franzosen!) sprach der Pascha, indem er sich entfernte. Es schien mir, daß er die Großmuth hatte, uns, unserer außerordentlichen Wachsamkeit wegen, zu loben. Aus Furcht vor neuen Gefahren rief ich die hinterwärts kreuzenden Schaluppen an und erklärte ihnen die Ursache meiner Nachsicht gegen die Uebertretung des bestehenden Reglements. Der Pascha verschwand bald, und seine Spur verlor sich zwischen den hinter uns liegenden Schiffen. „Schießen Sie!“ sagte ich hierauf zu dem „Krokodile“, das mit Tages-Anbruch unter Segel ging. Diese treffliche Brigg, eine Augenlust und ein wahrhafter Wasser-Palast, schien en dem Gesichte des Pascha belebt zu seyn; mit jedem Windstoß krümmte ie sich unter der enormen Masse ihrer Segel und sprang zwischen den Fregatten umher, welche, weniger im Meere gestellt, von dem Pascha elbst zu der etwas langsamen Ausfegung befohlen wurden. Er sich iner ungestümen und leichten Flitze, welche ohne Ruhe im Ziele umer kannt und mit eigenthümlich allen Richtungen durchlaufen. Seine Anstrengungen thaten endlich gute Wirkung; die gesammte Aegyptische Flotte überschritt die beiden großen Durchfahrten unter Begünstigung ines schwachen Südwindes, welcher mit jedem Augenblicke ganz abzuleben drohte. Es waren zwölf Fregatten, zwölf Korvetten und mehrere leine Schiffe; die beiden Linien-Schiffe allein blieben noch einigen leinen Fahrzeugen zur Ausbesserung auf der Rhede zurück.

Die Griechen, auf 22 Fregatten und Briggs, hatten sich während der Nacht genähert und waren beinahe bis mitten unter die Klippen; kaum aber hatte die erste muselmännische Korvette ein Signal gegeben, als jene auch schon den Wind hinter sich zu gewinnen suchten und davon jagten.

Die beiden Flotten dehnten sich nun in zwei gleichen Linien aus, von denen die eine vor der anderen herging, ohne daß diese sie erreichen konnte, denn sowohl die Flucht als die Verfolgung ging gleich langsam von Statten, weil beyde durch die Nothwendigkeit den Schritt der Schiffen einigen Vortheil an Schnelligkeit für die einem Brander der Griechen verstatteten, so war doch der Wind so schwach, daß sie von diesem Vortheil keinen Gebrauch machen konnten. Der Zwischenraum der beiden Flotten war nur noch etwas über eine Kanonenschußweite, als eine gänzliche Windstille alle ihre Bewegungen hemmte. Die Türken waren damals in guter Ordnung; aber die Griechische Linie war durchbrochen, und zwei Schiffe, deren Vorsitzung sehr erkünstelt war, blieben hinter den andern zurück. Mehrere Male, während der Nacht, empfand man Luft von Kraft erhebt. Sie wußten bei dieser Ohnmacht dieselbe hervorzurufen, erhoben aber vergebens die Klügel, welche, ganz schlaffen, sie nicht aus der Unbeweglichkeit brachten, in welcher sie sich befanden. Sie zerrissen vermochten. Es war heute vielleicht ein Tag, wo ein „Ref“ sehr nöthig gewesen wäre. Aber es ist unmöglich, zu sagen, daß es an diesem Tage für Niemand weder ein Kef, noch ein Zelt, noch eine frische Luft aufzuhalt gab, und daß uns eine gespannte endlose Aufmerksamkeit auf die Schiffe Beschäftigung festhielte; denn wir waren voller Erwartung neuer Begebenheiten.

Es befand sich jedoch weder starke Kanonenschüsse fallen, noch die großen Schiffe einander zu Leibe gehen, wiewohl das Gefecht darum nicht weniger lebhaft und malerisch erschien, wenn man sich nämlich des letzteren Ausdrucks hinsichtlich einer Szene bedienen darf, bei der die Einbildungskraft viele Details hinzuthat. Es entwickelte nämlich die Türkische Flotte auf einmal eine kleine Armee von Schaluppen, so wie bei der Landmacht oft aus der Mitte eines Bataillons en carré eine Anzahl Tirailleurs hervortreten. Als die Griechen dieses Manövre wahrnahmen, ließen sie ihrerseits eine andere Armee von Barken hervortreten, welche zwar minder zahlreich und weniger mit Verschiffs versehen war, die aber durch die größere Geschicklichkeit ihrer Matrosen der ersteren das Gleichgewicht halten konnte, und diese schickte sich an, den Aegyptiern entgegenzuwirken, denen es nur darum zu thun war, sich an jenen beiden schwerfälligen Brandern zu rächen. Der Kampf dauerte mehrere Stunden, ohne Erfolg. Er glich dem Kampfe zweier Reihen Hasfische. Die lebhafte Kanonade dieser Miniatur-Schiffchen bedeckte den Meeresspiegel mit einem grauen Gewölk, zwischen welchem hindurch man bisweilen die Schaluppen an einander stoßen sah, und dann mußten wir uns das Säbelgefecht hinzudenken. Die Boetheile waren getheilt, und oft hatten die Aegyptischen Schaluppen beinahe einen der verspäteten Brander schon erreicht, da schritten die Griechischen Barken vor, und während ein Theil derselben durch ein verdoppeltes Feuer die Aegypter aufzuhalten suchte, drußte ein anderer Theil die schwierige Masse wieder vorwärts. Doch endlich trat der Vortheil auf die Griechische Seite. Denn die Barken der Fregatte „Hellas“ und der Korvette waren sich augenscheinlich der Linie und nahmen den Gegenstand des Streites, die beiden unglücklichen Fahrzeuge, am Schleppton; die anderen im Kampf begriffenen Barken verließen hierauf den Siegesplatz, der ihnen durch die Nähe der mit überlegenen muselmännischen Flotte leicht gefährdet werden konnte, und das Scharmützel war zu Ende.

Es war um 1 Uhr Nachmittags, als die Stille des Meeres, welche auf einige Stunden durch eine lebhafte Szene unterbrochen worden war, sich mit der Stille der Natur wieder in's Gleichgewicht setzte. Die beiden Flotten stellten ein lebendiges Bild von der Unbeweglichkeit des Geistes und der Thätigkeit der Materie dar. Erst gegen Abend wurde der Seewind ein wenig fühlbarer, und die Griechen, welche weiter auf der hohen See waren, hatten ihn zuerst und gewannen dadurch einen Vorsprung von ungefähr einer Meile vor der Türkischen Flotte; aber diese Meile war bald verloren gewesen, wenn die Jagd darauf nicht mehr Werth unternommen worden wäre. Jeder unserer Leser glaubte, daß der Augenblick zum Schlagen jetzt gekommen sey, und daß uns die Nacht das herrliche Schauspiel eines von Blitzen durchkreuzten und von Feuerebrünsten erleuchteten Horizonts darbieten werde; aber wir hatten mit unserer Französischen Ungeduld nicht berechnet, daß die Nacht und die Brander den Aegyptiern das Bild eines schwarzen feuersprühenden Kraters seyen. Der Wind war günstig zum Wiedereintreiben in den Hafen, und eine halbe Stunde darauf lag die ganze Flotte vor Anker vor Modon.

Ich stelle mir vor, wie der Pascha, der an Unruhe und Verwegenheit ein wahrer Franzose war, mit den Zähnen knirschte und mit der Faust aufschlug, als er seine Hoffnung auf die völlige Vernichtung jenes unverschämten kleinen Geschwaders auf einmal so zerstückt fand. Wir glaubten beinahe, daß er die rückkehrenden Fregatten von dem am Eingange einer der Durchfahrten liegenden „Krokodile“ mit scharfen Kanonenschüssen empfangen lassen würde; allein der Pascha duldete sich wohl, sich von solcher übermüthigen Wuth hinreißen zu lassen, die übrigens in seinem Charakter lag, und die viele seiner Ereleute schon empfunden hatten. Wahrscheinlich hatte er berechnet, daß eigentlich noch nichts verloren war, und diese Entdeckung beruhigte ihn. Denn in der That nährten sich die Griechen neuerdings wieder. Sie steuerten die ganze Nacht um den Hafen herum, wie der Wolf um die Schafsherde; aber die Herde wurde gut bewacht, und kein Versuch, dem der vorigen Nacht ähnlich, konnte gelingen. Alle Zugänge wurden durch eine Linie bewaffneter Schaluppen gleichmäßig vertheidigt, und die Handelsschiffe konnten im Innern der Rhede sich in Ruhe wiegen und ihre Anker schlafen lassen. Der Tages-Anbruch erschien weniger still, als der vorige Morgen. Der Nordwind blies schon frisch, und die Griechen, die dieses noch leidiger wahrnehmen konnten, suchten klugerweise das Weite. Es schien, daß sie eben nichts weiter als noch eine Brandstiftung hatten versuchen wollen, die ihnen jedoch nicht gelang, und allerdings konnte der jetzt herrschende Wind, der ihnen günstig war, ihnen die weite „Seiten“ den Türken Gelegenheit geben, sie in einem offenen Kampfe zu überwinden, dem sie nicht gewachsen waren. So waren denn die beiden Flotten bald wieder auf der Jagd begriffen, eine vor der anderen, in einer Entfernung von fünf Meilen. „Ja will die „Hellas“ lebendig oder todt, und müßter Ihr dabei verbrennen!“ hatte der Pascha zu den sich bei ihm drängenden Capitainen seiner Schiffe gesagt, und er verfolgte den ganzen Tag die beiden Wasserstriche mit seinen Augen; er sah aber nicht, daß sie einander ganz erreichten.

Wenige Stunden vor Sonnen-Untergang stiegen wir an's Land, und mehrere Offiziere der „Victorieuse“ schiffte sich am Damme des Pascha aus und promenirten auf der Spitze der Felsenbäume. Am Abhange zum Meere und am Fuße des Lagers der Garde-Soldaten hatte sich ein großer Haufen neugieriger Leute aller Mundarten, Araber, Türken und Griechen, versammelt, und ich erinnere mich sogar eines Renegaten, welcher Provenzalisch sprach. Die Erzählungen der Begebenheiten, welche sich mit den Verwundungen der noch zu Erwartenden, und, was man schwerlich glauben wird, die politischen Neigungen und Gefühle eweden hier sehr frei ausgedrückt. Bei der Ansicht der Türkischen Flotte, von welcher man nur noch die Bramsegel am Horizont wahrnehmen konnte, wünschte die Griechische Division untergegangen zu seyn schien, triumphirten Einige; die Anderen aber sagten, daß noch nichts verloren sey. Es gab Einige, welche ihre Cochzane fluchten, dessen Expedition mit solchen glänzenden Verheißungen begonnen und nun in einen Rattenschwanz, wie sich die Seeleute in ihrer gemeinen

tech in ihrer Sprache ausdrücken, geendet hätte. Andere jedoch erklärten diese Rüstung als eine Großmuth des Admirals, welcher die Türkische Flotte nur als Köder auf die Europäischen Hundeschiffe, die uns folgten, mit in der Einschränkung zu Grunde gegangen wären, verschont hätte. Diese Erklärung kann, wenn man die Gegenvorstellungen der Befehlshaber der Stationen an die Stelle der Großmuth des Admirals setzt, vielleicht auf eine natürlichere Weise den Schlüssel zu den Bewegungen des Lord Cochrane liefern. Viele andere Ansichten zirkulirten noch unter den Gruppen; aber die Details der Ereignisse, welche neben und um unser Fahrzeug in vergangenen Jahren, zugetragen hatten, waren seiner Verschiedenheit ergötzt. Sie wurde es mir auch unmöglich, eine sichere Ansicht über das Schicksal der Mannschaft der in die Luft gesogenen Brigg zu erlangen. Die Romanischen sagten, der Capitain selber habe Feuer in die Pulverkammer geworfen; Andere, noch größere Freunde des Romantischen, behaupteten, er habe, bevor er diese verzweifelte That ausgeführt, die ganze Equipage an's Land setzen lassen. Die Vorsichtigen behaupteten dagegen, daß sich die ganze Besatzung an's Land gerettet habe, bevor die Brigg noch von den Wandern erreicht worden war. Endlich wurde auch verschert, daß nur 21 Mann von der Besatzung nach Alexandrien gekommen seyen.

Wenige Worte noch werden hinreichen, die Erzählung von dieser Expedition zu beschließen. Die Türkische Flotte machte während dreier Tage vergebens auf die Griechen Jagd. In der dritten Nacht befand sie sich auf der Höhe von Rhodus und verlor eine Meile vom Feinde. Ich habe es schon gesagt, daß die Nacht ein Schreckbild der Türken ist, und wahrscheinlich drückten sie, wie alle furchtsame Menschen, die Augen zu, und dieses benutzte Cochrane und nahm einen verstreckten Lauf.

In einem Morgen kam die ganze Flotte nach Alexandrien zurück; aber erst acht Tage nach ihrer Abfahrt, weil sie eine Windstille aufgehalten hatte. Ich weiß nicht, welches Loos die Befehlshaber der Schiffe getroffen hat; aber das weiß ich, daß ich sie für gezittert habe.

Lord Cochrane nahm zunächst seine Richtung nach Macri, einem vortrefflichen Hafen auf der Nordwestseite von Rhodus, an der Küste von Karamanien. Er verschote daselbst, damit seine Expedition nicht ganz ohne Nutzen sey, eine Landung; er wurde aber zurückgeschlagen und verlor seinen Mann. Kurze Zeit darauf verließ er den Griechischen Dienst. (Albert de Circourt.)

Spanien.

Spanisches Urtheil zu Gunsten der Stiergefechte. *)

„Welche grausame Belustigung!" ruft der Weise, die Augenbrauen zusammenziehend und sein Gesicht in tiefsinnige philanthropische Falten legend. — „Verwünscht seyen diese Stiere!" ächzt ein zimperliches, an moderner Empfindelei kränkelndes Fräulein. — „Welches barbarische Schauspiel!" schreit der kunstgemäß zugeknöpfte Ausländer, der Alles verachtet, was nicht von drüben her kommt. Nichtsdestoweniger besucht der Weise die Stiere, besucht das hochsinnige Fräulein die Stiere, besucht der ausländische Kritikaster die Stiere. **) Was haben denn die so sehr bekrittelten und verabscheuten Stiere für einen Zauber an sich, daß Keiner sie leiden mag und Jeder sie besucht?"

Was giebt es denn eigentlich zu schauen? Ein impesantes und großartiges Schauspiel, eine ganze Reihe bedeutender Intriguen, die unser Interesse immer gespannt erhalten; wiederholte Triumphe der menschlichen Kunst und des menschlichen Muthes, die uns offenbaren, welcher physischen Kraft wir fähig sind; einen Circus, der an die Römer-Zeiten erinnert; ein Gesammel, einen Jubel, eine allgemeine frohe Aufregung, die noch lange heilsam nachwirkt; ein unmenschenes Etwas, das die Kalechen und Gigs herumtreibt, die Menschen lärmend durch einander wogen macht und einer ganzen Stadt neues Leben einhaucht. Die Kämpfenden Stiere gewähren außerdem ein positives Interesse: da ist nichts erdichtet; und wenn der Furcht vor einem unglücklichen Erfolge uns mächtig ergreifen kann, so fühlen wir auch wahre Befriedigung, wenn unsere Besorgniß unbegründet war. Man hat keinen Grund, anzunehmen, daß irgend Jemand mit der Uebergezogung, daß er ein Unglück sehen werde, zum Stiergefechte geht; hielte man einen unglücklichen Erfolg für unvermeidlich, so würden die Schauspiele leer bleiben. Dies beständige der allgemeine Angstruf, sobald ein Kämpfer in dringende Gefahr kommt, und der allgemeine Jubel, wenn ein Stier den glücklich entronnen ist. Wenn man die Herren Kritiker so reden hört, sollte man glauben, wir Spanier besuchten dergleichen Schauspiele vorsätzlich, um uns an einer traurigen Katastrophe zu weiden. Welche Abgeschmacktheit! Die Spanischen Männer und Frauen fühlen sich bei einer solchen Katastrophe schmerzlich ergriffen; aber sie freuen sich über Thaten, die fühnen Muth und Geschicklichkeit verkünden, und vor Allem entzückt sie eigenthümlich der Anblick des Stieres, welcher von zwei diesen Spielen sich manifestirt, an denen gewiß unsere spätesten Enkel noch Geschmack finden werden, so lange kein Eichorien-Wasser statt Hispanischen Blutes in unseren Adern fließt.

Leicht könnten wir in diesem Artikel auf nationale Belustigungen anderer Völker hinweisen, die wohl noch etwas barbarischer seyn dürften, als die verrufenen Stiergefechte. Ich selbst habe in dem gesetzten England ungebetene Wetten darüber anstellen sehen, welcher von zwei Boxern den Anderen am geschicktesten zu Boden schlagen oder ihm das Gesicht mit Fauststreichen zerschmettern werde. Mit welcher Lust und welchem Interesse schaut der Engländer diesen mörderischen Kämpfen zu! Ein Unglücklicher, der von seinem Gegner zu Boden gebort und dahselbst am Boden liegt, verschreibt unter dem lautesten Beifallrufen der Zuschauer! Aber freilich sind dies nur Kämpfe von Menschen gegen Menschen, und da sich's nicht von Stieren handelt, so muß die Sache eo ipso viel unschuldiger seyn. *)

Bei den Stiergefechten ereignen sich Unglücksfälle — o ja! eben so leicht, als ein Matrose vom Bache stürzt und den Hals bricht, eben so leicht, als Jemand mit einer Kutsche durchgehen, so daß die Kutsche eine schiefe Richtung erhält und an einer Straßen-Ecke zertrümmert wird. Soll es nun darum keine Matrose, keine Gerüste, keine Fahrwerke geben? Am geradesten wäre es freilich, wenn wir unseren Körper stets in Bammwolle wickelten, obschon diese und wenigstens vor dem Erstieken nicht retten könnte. Jeder Schritt, sagt das Sprüchwort, hat seine Gefahren.

„Aber hier ist ja nur von öffentlichen Belustigungen die Rede." Sehr wohl! aber giebt es denn außer den Stiergefechten keine gefährliche Belustigung mehr? Man denke nur an die Künste auf dem Schlappseil, an das Stehen auf einem galoppirenden Pferde, an den salto mortale über scharfgespitzte Bajonette, an die sogenannten Russischen Berge (Russichberge) und tausend andere Schauspiele, die sich täglich unseren Blicken darbieten — freilich sind dergleichen Dinge auch in Paris und London Mode; aber Stiergefechte giebt es nur in Spanien: daher die ihre Reputation, in welcher sie stehen.

Doch, was sage ich? War ich doch selbst Zeuge von einem Stiergefecht auf Französischem Boden, das in der That viel Belustigung gewährte! Jeder Stier war vermittelst eines langen und dicken Seiles an seinen Zwinger befestigt, konnte daher nur so weit rennen, als das Seil ihm erlaubte; außerdem hatte man seine Hörner sichtig mit Werg umwickelt und die Picadore (Lanzen-Reiter) mit Riesenlänge. „Der Vorsichtige", sagt das Sprüchwort, „ist so viel werth, als zwei;" demnach muß ein Französischer Picador zwei Spanische aufwiegen.

Die Stiergefechte — ich wiederhole es — sind für uns Spanier eine echt nationale Erheiterung und jüngferlich rein von jeder ausländischen Schlacke. Ueberschwemmt Ihr unser Vaterland mit so vielen Novitäten, in Sitten und Literatur, so laßt uns wenigstens diese Reminiz aus der guten alten Zeit, diese ganz originale Spanischen Nationalität. Wir müssen doch wenigstens in Einem Punkte wir selbst bleiben. Sogar die Berichte über Stiergefechte empfehlen sich durch eine nervige und unverfälschte Sprache, die wir viel besser klingt, als die Prosa unserer hirnverrückten Melodramatiker à la parisienne. Die Phrasen solcher Artikel sind mehr unser Eigenthum, als diejenigen, welche in den Wode-Artikeln gäng und gäbe geworden.

Wieder also mit dem Artikel eines Fremden und seinen Betennern, wägen sie nun Ausländer oder unpatriotische Inländer seyn! Die Stiergefechte sind ein vorzugsweise Spanisches Institut, und dieser Verdienst ist ihr bester Empfehlungs-Brief an die Nachwelt.

(Revista Española.)

Bibliographie.

Consideraciones sobre las causas de la grandeza y decadencia de los romanos. (Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer.) Nach Montesquieu, von F. J. S.

Lucrecia Borgia. — Von Victor Hugo. Ist in dieser Spanischen Uebersetzung auch bereits mehrere Mal mit großem Beifall in Madrid aufgeführt worden.

Tratado sobre la cria y propagacion de las abejas. (Ueber Zucht und Verbreitung der Bienen.) Von Geronimo Ferrer.

El Rey Moro de Toledo. (Der Mauren-König von Toledo.) Novelle. Cordova.

Colleccion de trages nacionales, eclesiasticos, civiles y militares, desde el siglo IV hasta principios del XIX. (Sammlung Spanischer National-Trachten und Kostüme, vom Alten bis zu Anfang des 19ten Jahrhunderts.) Mit Erläuterungen vom Grafen von Clonard.

Mannigfaltiges.

— Das Alexandrinische Bibel-Manuskript. Aus dem Jahresbericht des Britischen Museums ersehen wir die Einnahmen und Ausgaben von 1828 ergiebt sich, daß die Gesammtkosten für den Druck des Facsimile jenes alten Bibel-Codexes, den man das Alexandrinische Manuskript nannte, mit Einschluß der verschiedenen Summen, die an den Drucker, Kupferstecher, Herausgeber, Abschreiber und Büchbinder ausgezahlt wurden, sich auf 9386 Pfund Sterling beliefen. Nach den Berichten an das Parlament von 1833 sind nur drei vollständige Exemplare dieses großen Werkes verkauft worden; 43 Stück wurden verstreut, theils um den Vorschriften des Vertrags-Gesetzes zu genügen, theils als Geschenke und zum Gebrauche für die Bibliothek; und 134 liegen noch zum Verkaufe vorräthig.

*) Die Verdammung dieses grausamen Spieles versteht sich so sehr von selbst, und wird so allgemein ausgesprochen, daß es darum schon nicht uninteressant ist, zu hören, was zu Gunsten desselben vorgebracht worden kann.

**) Man sagt im Spanischen voy a los toros (ich gehe zu den Stieren).

*) Der Spanier vergißt, daß auch das Boxen von der vorgeschrittenen Humanität, in England nicht weniger als im Auslande, längst verpönt ist; wunderlich dürfte sich Jeder nicht leicht ein so gezähmtes Volksspiel dafür finden, wie ihn hier die Stiergefechte gefunden haben.

**) Anspielung auf toro, Stier, und nicht etwa auf Torp.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 98. Berlin, Montag den 17. August 1835.

A f r i k a.

Mittheilungen eines Deutschen aus Süd-Afrika.

Die nachfolgenden brieflichen Mittheilungen von der Kap-Kolonie rühren zwar nicht von einem gelehrten Reisenden her und bieten daher auch keine neue wissenschaftliche Resultate dar; sie kommen jedoch von einem zuverlässigen Landsmanne, der mit vielem Beobachtungs-Talent den guten Willen verbindet, der Wissenschaft mindestens freundsame Dienste zu leisten, die wohl auch nicht von der Hand zu weisen sind. Herr Georg Krebs, der Verf. des vorliegenden Briefes, ist nämlich im vorigen Jahre von hier nach dem Kap gereist, theils um seinen bereits seit 24 Jahren dort ausässigen Bruder zu besuchen, theils aber auch um in Gemeinschaft mit demselben für die Sammlungen des hiesigen zoologischen Museums thätig zu seyn. Ein Hierdurch schon an den Reisenden sich knüpfendes Interesse dürfte für uns noch durch den Umstand besonders erhöht werden, daß der Ort, an welchem dieser Brief geschrieben worden, seinen Namen zu Ehren eines unserer gelehrten Mitbürger, des Herrn Geheimen Raths Lichtenstein, erhalten hat, dessen früherer Aufenthalt in jenem Welttheile, wie er damals schon zu dessen besserer Würdigung beigetragen, auch jetzt noch immer segensreich fortwirkt. Lichtenstein am Baviaansflusse liegt in dem von den Engländern neugegründeten Distrikte (Landdrostei) Somerset, unfern von der Algoa-Bai und dem großen Fish-River, so wie nahe an dem im J. 1819 gegogenen Gränzen des Kaffernlandes. Aber nicht bloß die amtlichen Verhältnisse des Herrn Krebs, sondern auch eine der schönsten Bergpartien in der Nähe derselben, der mount Lichtenstein, fühlet den Namen unseres Mitbürgers, und der Deutschen Wissenschaft ist auf diese Weise ein unvergängliches Denkmal in Afrika gesetzt worden. Leider sind wir für jetzt außer Stande, einige nähere Auskunft über den Mann erhalten zu können, der durch die Wahl seines Namens sein Vaterland und dadurch sich selbst geehrt hat. In dem vorliegenden Briefe seines jüngeren Bruders sind nur zwar in Folge noch anschließlicher Mittheilungen über das Kaplands verbreitet, doch müssen wir uns einstweilen mit einigen flüchtigen Skizzen von seiner Reise dahin, von der Beschaffenheit des Landes bei seiner Ankunft und von dem eben beendigten Kaffernkriege begnügen, welcher letztere allerdings eigenthümlich und grausam genug gestaltet wird, um zu mancherlei freilich traurigen Betrachtungen Stoff zu liefern.

Nachdem Herr Krebs der Mühseligkeiten gedacht, mit welchen er auf seiner Fahrt von Bremen nach der Engl. Insel Wight zu kämpfen gehabt, wo sein Schiff mehrere Wochen lang, des widrigen Windes halber, liegen blieb, fährt er in seinem Reiseberichte folgendermaßen fort:

„Als endlich am 12. Februar 1834 günstiger östlicher Wind eintrat, ging unser Fahrzeug, das Dänische Schiff „Syven", auf welchem sich 29 Passagiere befanden, mit einigen hundert anderen Fahrzeugen von der Rhede bei der Insel Wight unter Segel und bei dem imposanten Kreidefelsen am diesseitigen Ende jenes Eilandes, die Nadeln genannt, in den Englischen Kanal. In der nächsten Nacht trat nochmals ungünstiger Wind ein, in Folge dessen bei dem Arbeiten mit den Segeln ein Tau zerriß, wobei leider der vierte Steuermann und ein Matrose über Bord in's Meer fielen und spurlos verschwanden.

Der folgende Morgen brachte aber wieder günstigen Wind, und mit ihm den entschwand allmälig alles Land den Augen, gleichsam hinter und verschlungen. Nun und wenige Tage darauf, bei Madera, mit seinen hohen und nah' durch Sch- und Sprachrohr, durch verschieden gformte und gefärbte Flaggen, so wie durch schwarze Tafeln, auf denen mit Kreide die gegenseitig berechneten Längen- und Breitengrade verzeichnet waren, kommunizirt wurde. Der Anblick des gleichfalls aus dem Meere sich emporbebenden Landes der Kanarischen Inseln Porto Santo, Madera, Teneriffa mit seinem 12,000 Fuß hohen zuckerhutförmigen Pultau, so wie der Inseln des grünen Vorgebirges; ferner der die Luft erfüllenden und unsere Segel bedeckenden gelbe Staub aus der Wüste Sahara; das Einfluchten verschiedener großen Fische, z. B. des Hay, des Kachelot und anderer aus dem dunkelindigoblauschleierunden und während der Nächte von leuchtenden Insekten sehr erhellten Meerwasser (in der Gegend Madera's und nicht weit vom Kap); der ungefähr 10 Grade mitverhalb beider Wendekreise beginnende und bis auf einige Grade zu beiden Seiten nach dem Aequator konstant wehende Passatwind, und dagegen der periodische Windstille einige Grade auf beiden Seiten und unter der Linie, so daß das Meer hier, wo es unermeßlich tief und höchst salzreich ist, zuweilen ohne alle Wellen einer Spiegelfläche glich, — und nur bei solcher fast unbewegten Luft war die Wärme lästig; — ferner der ausnehmend helle Sternenglanz in den Tropen-Gegenden; das Verschwinden des Schattens, als die Sonne im Zenith stand; die der aus der Heimath gewohnten ganz entgegengesetzte Stellung von Sonne und Mond in der südlichen Himmshöhe; die in der Nähe des Wendekreises des Steinbocks am Firmament Nachts sichtbaren zwei hellen und ein dunkler Nebelflecken, Kapische Wolken genannt; — und endlich die große Zahl der sich um unser Schiff in einer Distanz von 300 geogrophischen Meilen jenseits des Kap's einfindenden und dasselbe täglich umschwärmenden Seevögel; alle diese und noch einige andere den Zeit zu Zeit eintretende Abwechselungen verwachten doch nicht, nach mehreren Wochen ununterbrochenen Wasserfestseyns, die Sehnsucht nach der Terrasirma zurückzuhalten, der zufolge sich denn auch aller Gemüther ein ungemeiner Frohsinn bemächtigte, als am 17. April Nachmittags ein Matrose vom Gipfel des Hauptmastes „Land!" verabrief, von welchem wir um jene Zeit noch ungefähr 17 geographische Meilen fern seyn sollten, welche Distanz das Schiff, bei gelindem Winde und Laviren nach dem Ankerplatz in der Tafel-Bai, bis am nächsten Morgen zurücklegte, so daß um 9 Uhr des 18. April mit dem Fallenlassen eines Ankers daselbst die Reise in 63 Tagen beendigt war.

Der Anblick der äußersten Südspitze Afrika's mit der Form ihrer hohen Meeres-Ufer, des Teufels-, Tafel-, Löwenkopfs- und Löwenmaul-Berges, machte auf uns alle, die diese Felsenformen zum erstenmal sahen, denjenigen Eindruck, von dem gesagt wird, daß er nicht wohl beschrieben werden kann, sondern empfunden werden muß; auch verschierten mehrere Personen, die Süd-Amerika, Ostindien und Neu-Süd-Wales besucht hatten, daß die beim Einnähern des Kaps in ihnen sich regende Sehnsucht empfunden hätten, wenn gleich die Reise nach Indien und Neu-Holland noch länger dauere; und müßte wohl jenes freudige Gefühl, das sich unserer beim Anblicke des Kap bemächtige, von den imponirend hohen Ufern herrühren, dergleichen die genannten Gegenden nicht hätten. In Folge dieser hohen Ufer ist auch die Gesichtstäuschung, wenn man vom Meere in einiger Distanz auf die halbkreisförmige Kette abgenannter 4 Berge und in das Tafel-Thal sieht, sehr groß. Denn die bedeutende Fläche zwischen der Tafel-Bai und den Bergen erscheint nur als ein schmaler Landsaum und die dachlosen Häuser der ziemlich großen Kapstadt darauf als einzelne wüste Steine; nach dieser Ansicht würde Niemand glauben, auf dem so überaus klein erscheinenden Landsteig eine größere Stadt als Potsdam vorzufinden.

Durch die Signale vom Löwenmaul-Berge war den Freunden meines Bruders die Ankunft des Schiffes, auf welchem man mich erwartete, alsbald bekannt geworden; sie holten mich denn auch in halbe Stunde, nachdem wir Anker geworfen, vom Schiffe ab. In der Kapstadt hielt ich mich zwei Monate auf, und dort erhelte ich mich von dem sechsmonatlichen Aufenthalt im Schiffe durch das angenehme Leben, welches mehrere Familien in ihren Stadt- und Landhäusern mir bereiteten.

Wie schon bemerkt, ist die Kapstadt etwas größer als Potsdam, hat breite und gerade, zum Theil auch lange Straßen; diese haben jedoch kein Steinpflaster, weil man das durch Zuhrwerk auf Steinen entstehende Rasseln dier nicht gern hören mag, auch das Fahren und Gehen auf dem flachen und eisenhaltigen Thonboden, dessen von selten fallenden Regen erweichte Stellen gleich wieder fest werden, noch bequemer ist, als selbst auf gutem Steinpflaster. Die gebräuchlich gut und bequem, dem Klima angemessen, gebauten Häuser sind nicht leicht höher als zwei Stock und meistens weiß angestrichen, ersteres, weil der oft heftige Südwestwind, welcher die Cäpstadt beinahe höhere Häuser mehr beschädigen würde, letzteres, auf daß die Mauern der Häuser weniger Wärme anziehen; indessen fängt man schon an, den blendend weißen Pug der Häuser aus Kunchilien-Kalk von der Muschel-Bai, als ein Augen-Gift, durch andere lichte Farben zu verdrängen. Dächer, nach Art unserer Häuser, würden, wenn zur Zeit des vom hohen Tafel-Berge heftig wehenden Südost-Windes eine Feuersbrunst entstände, den Häusern verderblich werden, wogegen die freie Fläche um dem Gebäuden den Genuß darbietet, die Tafel-Bai bequem überblicken und das Ein- und Auslegen der Schiffe beobachten zu können. In den Gärten in der und um die Kapstadt prangen unter andern manche Tropen-Gewächse, weil gegen die halbkreisförmige Gebirgskette fast den ganzen Tag die Sonne scheint und die, besonders am obern Theil des Tafel-Berges, senkrecht stehenden Felsen, gleich einem ungeheuren Treibofen, eine solche Tropen-Wärme im Tafel-Thale erzeugen, daß sie den Bewohnern nur des nahen Meeres wegen erträglich ist.

Ende Juni's verließ ich das Kap und begab mich abermals zu Schiffe nach der Algoa-Bai; diesen Seeweg von etwas mehr denn hundert geographischen Meilen, wobei die östliche Küste, auf der Berge und

Digitized by Google

Thäler abwechselten, uns stets im Angesicht blieb, legte das Schiff in fünf Tagen zurück. Ich landete bei der vor etwa fünfzehn Jahren von den Engländern gegründeten noch kleinen Stadt Elizabeth und fand auch dort bei Freunden meines Bruders eine herzliche Aufnahme. Nach achtzehn Tagen wurde ich von dort durch einen mit zehn Ochsen bespannten Wagen des Bruders nach seinem Wohnorte hierher in der Nähe des Bavians-Flusses abgeholt, und den Weg von vierzig und einigen Deutschen Meilen, über viele Berge und durch Thäler, machten die großen und schönen Thiere unter starker Anstrengung in sieben Tagen mit mir und meinen Begleitern, wobei während der Nächte nach hiesiger Landes-Nothwendigkeit unter freiem Himmel gerubt wurde. Nach Verlauf dieser sieben Tage hatte ich denn die Freude, meinen Bruder nach vierundzwanzigjähriger Trennung begrüßen zu können.

(Schluß folgt.)

England.

Mein ehrenwerther Freund Bob.

Eine öffentliche Schule war es, wo ich die Bekanntschaft meines Freundes Bob Burnady, als eines kleinen Knaben von zehn bis zwölf Jahren, machte. Ich war zwei Jahre älter, als er; und da zwischen unseren Aeltern ein freundschaftliches Verhältniß bestand, so wurde er unter meinen besonderen Schutz gestellt. Als einziger Sohn war er sehr verzogen worden, und bis zu jener Zeit war ihm die Welt nur als ein Paradies, voll von Kuchen und Konfekt, erschienen. Sein Wille war die Vorschrift des ganzen Hauses und seine Mutter täglich nur darauf bedacht, ihm neue Vergnügungen zu verschaffen.

Eine solche Erziehung konnte nur Unwillenheit, Hang zum Müßiggang und alle die Laster, welche daraus entspringen, zur Folge haben. Eine zu kecke Auflehnung gegen den Willen seines Vaters erregte eines Tages dessen Zorn, der junge Taugenichts ward aus dem väterlichen Hause verwiesen und, trotz den Drohungen, Bitten und Thränen-Ausflüssen seiner Mutter, auf der Stelle den Händen von Ehren Doktor Rearpepper übergeben.

Ich hatte mich bald ihm an, und er bezeigte mir seinerseits viel Freundschaft; weil Alles in der Schule neu für ihn war, konnte das arme Kind meiner nicht entrathen; auch wich er weder bei Tage noch bei Nacht von mir; als unzertrennlich Verbundene, sah man uns auf derselben Bank sitzen und an einem Pulte arbeiten.

Es verging kein Tag, ohne daß er einen neuen Possen verübte; das Geld schien ihm die Hände zu verbrennen, und sobald er seine neue Batze bezogen hatte, war sie verschwunden, um seine Kameraden zu bereichern; seine häufigste Gläubigerin war unsere Nachbarin, die dicke Mistreß Puffy, eine Bonbon-Händlerin; er befand sich also oft in Noth und nahm die arge Gewohnheit an, durch allerlei Lug und Trug seine kleinen Vergehungen zu verbergen, anstatt daß er sich in den meisten Fällen durch ein freies und aufrichtiges Bekenntniß weit besser herausgezogen hätte.

Hätte ich ihn nicht aufrichtig geliebt, so wäre meine Geduld bei ihm bald erschöpft worden; mehr als hundert Mal hatte er, mit dem Versprechen dahtiger Wiederersattung, zu meiner Börse seine Zuflucht genommen, aber auch, sobald er mich aus dem Gesichte verloren hatte, die Sache vergessen. Es ist wahr, er sah sehr verlegen aus, wenn er mich nicht bezahlen konnte; seine Schaamröthe und seine Verwirrung bezeugten seine Demüthigung; und schon damals war er aus Herzensgrunde mein ehrenwerther Freund. Zu sechzehn Jahren ging ich von der Schule ab, und der arme Bob vergaß bald meine bittere Thränen. Er sprach kein Wort von den neun Shillingen, die er mir noch schuldig war; aber als ich zu ihm, indem ich ihm die Hand schüttelte, sagte: „Vergessen Sie nicht, mir zu schreiben", vermuthe ich, er erwartete, ich würde hinzusetzen: „Vergessen Sie nicht, Ihrem ersten Briefe das Geld beizulegen." Wie dem auch sey, ich sah ihn während meines Aufenthalts in Oxford nicht wieder. Unser Briefwechsel, der im Anfange ziemlich lebhaft geführt wurde, ging nach und nach auf; und ein ganzer Jahr hindurch hörte ich kein Wort von ihm.

Einen Tages endlich kam ein Päckchen unter meiner Adresse an, dessen Inhalt eine schöne prächtig eingebundene Ausgabe eines meiner Lieblings-Autoren war; auf der ersten Seite stand mein Name und darunter die Worte geschrieben: Von seinem treuen und dankbaren Freunde Bob.

„Ja", dachte ich beim Empfange dieses liebenswürdigen Andenkens, „Bob ist doch immer mein ehrenwerther Freund. Es wäre unschicklich gewesen, nach einem so langen Zeitraume mir einige elende Shillinge wieder zu schicken; er hat gleichwohl seine Schuld nicht vergessen und mehrere Guineen ausgegeben, um sich ihrer auf eine ehrenvolle Art zu entledigen." In einem Briefe, welcher das Buch begleitete, meldete er mir seinen Eintritt in den Dienst und seine Absicht, sich zu seinem Regimente, das sich nach dem Auslande einschiffen sollte, zu verfügen.

Nach meinem Abgange von Orford machte ich eine Reise auf den Kontinent. Bei meiner Rückkehr nach London fand ich meinen Freund Bob unvermuthet in einem Hotel garni. Unser Wiedersehen war sehr zärtlich; allein es glich eher der Begegnung zweier Schuftskinder, die sich in den Ferien wieder finden, als derjenigen von Männern, die in der Welt gelebt und sich in ihr gebildet haben. Wir sprachen von nichts als von unserem Leben auf der Schule, von unseren Spielen, unseren Kinderreien; und so lange als wir, Arm in Arm, durch die Straßen von London schlenderten, lachten wir eben so herzlich, und eben so ausgelassen und sorglos, als wir es nur in den Gärten des Dr. Rearpepper hatten thun können.

Es brauchte keine lange Zeit, um mich zu überzeugen, daß Bob in der That immer noch der alte sey; er führte mich täglich zu einem Possetentbäcker, und, gerade wie bei Mistreß Puffy, rief er beim Hinausgehen: „Sie werden dieses auf meine Rechnung schreiben." Ich sah ihn tausend Thorheiten von Werth kaufen, ohne daß er jemals daran dachte, die Börse aus der Tasche zu ziehen. Da ich wußte, daß er augenblicklich in Verlegenheit sey, so bezahlte ich für ihn Alles; und sein Vertrauen war so groß, daß er mich darüber zu fragen; sind sein Erstaunen so wie seine Dankbarkeit waren gleich stumm. Ich fühlte, wie gerecht meine Erinnerungen wären; zugleich merkte ich, daß nicht Kraft genug besaß, sich zu bessern; mithin hatten meine Rathschläge keine andere Wirkung, als daß unter inniges Verhältniß erhalten und eine nur noch größere Zurückhaltung unter uns sich einschlich.

Aber ich vergaß meine Unzufriedenheit bald, als ich an einem Vormittag, ehe ich noch aufgestanden war, Bob in Eile zu mir kommen sah und er mich unterrichtete, daß sein Regiment nach Indien eingeschifft und er in diesen Tagen London verlassen würde. Er zeigte mir seine Papiere, aus welchen hervorging, daß er sich zur Abreise anschicken müsse.

Wir nahmen mit einander das Frühstück ein, und unten ich die Aufwarter bestürzig neue Rechnungen bringen sah, sagte ich meinem alten Verdacht wieder, blieben mich aber, ihn laut werden zu lassen. Bald nach dem Frühstück nahm er mich beim Arme und zog mich mit sich fort; wir durchwanderten mit einem ungewöhnlichen Schleunigungen mehrere Straßen, als er sich plötzlich und in einer sichtbaren Aufregung heftig gegen mich wandte.

„Hier findet keine Wahl statt", sagte er, „ich muß abreisen." — „Ganz gewiß Bob, wenn Sie nur nicht ins Gefängniß gebracht werden." — „Ins Gefängniß?" versetzte er die Ohren roth, was wollen Sie damit sagen?" — „Verzeihen Sie, lieber Freund", sagte ich, „aber nach der Depesche, die Sie in meinem Beisein gemacht haben, könnte es mir unmöglich, daß Sie so plötzlich und in einer fertig machen. Sie kennen den Zustand meiner Finanzen so gut als ich selbst, Sie wissen, daß ich im buchstäblichen Sinne nichts übrig habe, daß Sie mich jedoch, wo ich so gestellt bin, wie ich mich eben gegen Sie gestellt habe, mögen Sie, wenn ich Ihnen irgend nützlich jetzt kann, immer ohne Umstände über mich verfügen."

Bob drückte stumpfhaft meinen Arm, und ich sah eine Thräne in seinen Augenlieren glänzen, allein, da ich den der Mode setzte, in der genaue Ordnung seiner verwickelten Lage einzugehen, so hielt ich mich seiner alten Gewohnheit, ab und sagte lebhaft: „Ich war kaum fertig einen von Ihnen gewärtig, lieber Freund, und in der That, sie können mir einen wahren Dienst erweisen, wenn Sie Ihren Namen auf eine Rechnung setzen, die mich sehr drückt." — „Ich hoffe", sagte er, „daß es sich um keine große Summe handelt." — „Ja . . . nun . . . größer in Wahrheit, als Ihnen vielleicht recht scheinen wird." — „Nun es sich denn um eine bedeutende Summe handelt, so muß ich Sie nun erinnern, Bob, daß, wenn Sie Ihren Wechsel nicht einlösen, ich an Ihrer Statt ins Gefängniß wandern muß." — „Niemals, niemals", sagte Bob mit einer Wärme und mit einer Freundschaft, welche mich zu überwinden war.

„So sagen Sie mir denn, wie hoch die fragliche Summe sich beläuft." — „Lassen Sie mich zuvörderst Ihnen einige Umstände erklären, die mich nöthigen, mich auf meinem Herzen zu leeren; aber nicht hier, lieber Bob, gehen Sie mir an einen stilleren Ort." Und mit einer sentimentalischen Stille führte er mich nach Park-Lane.

„Was bedeutet dies Alles?" sagte ich endlich. — „Sehen Sie dieses Haus?" versetzte Bob und zeigte mit der Hand auf ein Haus von sehr schönem Ansehen, vor welchem zwei Lakaien in reicher Livree einer sehr feinen Dame in einem Wagen, der mit den vornehmsten Wappen geschmückt war, die Wisitenkarten abnahmen.

„Geheimniß daraus gemacht zu haben", murmelte ich, „aber in welcher Beziehung kann es mit Ihrer Geschichte stehen?" — „Es gehört zum der reichsten Partieurliers in England." — „Das sieht man sehr wohl", antwortete ich. — „Er ist Vater einer Tochter, einer einzigen Tochter", sagte Bob mit Emphase. — „So!" erwiderte ich. — „Seine einzige Erbin", setzte Bob hinzu. — „Ei nun, mein Bester, was haben Sie denn weiter?" — „Es beschämt mich, meinen besten Freunde so lange ein Geheimniß daraus gemacht zu haben", murmelte er, indem er errötheten. — „Was für ein Geheimniß? Was wollen Sie sagen?" — „Aber dieser Geheimniß gehörte nicht mir." — „Welches Geheimniß?" — „Ein reizendes Mädchen!" — „Auf mein Wort", versetzte ich, „Sie würden die Gegend eines Engels erwählen!" — „Ich bete sie an, Herz gewonnen, mein Freund!" sagte er erröthend. — „Das heißt der Erbin?" — „Sie liebt mich!" sagte er leise hinzu.

„Das ist eine wichtige Neuigkeit", rief ich aus. „Nun in diesem Falle haben Sie vor Allem eines armen Teufels, wie ich, gar nicht mehr thig." — „O", erwiderte Bob, „Sie wissen nicht Alles. Sie lieben mich, es ist wahr; sie liebt mich bis zum Wahnsinn, und ich erwarte ihre Liebe ganz. Allein, wie reich auch ihr Vater ist, wenn er hörte, daß ich insolvent bin, so würde er von der Heirath nichts wissen wollen." — „Es ist ein Mann von Vermögen?" sagte ich. — „Mein Grund ist noch ein anderes Hinderniß. Clara wünschte, daß ihr Gemahl wenigstens Hauptmann sey."

Hier mußte ich lächeln.

„Es ist vielleicht eine Schwäche", sagte Bob in einem etwas matten Ton, „aber es ist die einzige, die ich bei ihr entdecken konnte, und mit dieser will ich schonen. Ich sehe keine Aussicht zum Vermögen, als wenn ich nach Indien gehe, und . . ." — „Gut, gut", sagte ich, „ich verstehe — und ich bitte Sie, mir offen und ohne Umschweife zu sagen, was ich für Sie thun kann." — „Ich bitte Sie deshalb", antwortete er flehentlich, „Ihren Namen unter einen Wechsel von 1000 Pfund Steel zu setzen."

„Himmel! welch' eine Summe!" rief ich aus, indem ich einen Schritt zurücksprang. „Allein, nach dem, was Sie mir so eben vorgestellt haben, darf ich nicht länger zögern. Ich der Schuldner sollte — wenn kommen, was da will." — „Ich werde dafür sorgen", versetzte er lebhaft, „verlassen Sie sich auf mein Wort." — „Wenn dem nicht so

Digitized by Google

wäre, mein lieber Bob, bekennen Sie, daß ich dem Gefängnisse nicht entsliehen könnte. Doch genug über diesen traurigen Gegenstand, kehren wir in Ihre Wohnung zurück, um die Sache abzumachen." — „Noch eine Minute!" sagte er, „ich kann mich von diesem theuren Hause nicht trennen." — „Es ist das Behältniß, welches Ihr Kleinod verbirgt." — „Ja! und glauben Sie mir, Sie müssen an meinem Glücke Theil nehmen", erwiederte er mit Wärme, „Sie sehen diese drei Fenster mit den blauseidenen Vorhängen. Sie gehören zu einem köstlichen Zimmer, welches ausschließlich für Sie bestimmt sein wird, sobald ich mich endlich als den Besitzer des Hauses sehen werde. Ich kenne nichts, was so bequartable wäre, als dies Appartement. Die Möbel von dem ausgesuchtesten Geschmack, eine reizende Aussicht auf den Park. Doch kommen Sie, lieber Freund, wir wollen von dem Allen bei Tische reden."

Bei dem Aufstehen vom Tische schien mir Bob von der Rührung, die sich seiner bemächtigt hatte, vollkommen erholt zu sein; und vertraulich und ruhig, wie ich ihn im Augenblicke einer so langen Trennung sah, kannte ich den Verdacht nicht mehr, daß er mehr für die Erbschaft, als für die Erbin entbrannt wäre.

„Ich kann es nicht begreifen, Bob", sagte ich, „wann Sie dieses Verhältniß anknüpfen und das Herz der reichen Erbin gewinnen konnten; denn seit Ihrer Ankunft haben wir ja Einer den Anderen fast nicht verlassen." — „Keine Fragen", antwortete Bob; „erinnern Sie sich, daß das Geheimniß nicht mir gehört." — „Es ist wahr", versetzte ich, und mit einem verdrießten Tone fügte ich hinzu: „Wird ihr dies Geheimniß lange ihrer Neugierde widerstehen?" — „Sobald sie", sagte mein Freund. Und was für ein Haus! ich habe ein so schönes Haus noch nicht gesehen; und vor Allem das Zimmer, welches Ihnen bestimmt ist..... Weil wir gerade davon sprechen", sagte er, sich unterbrechend, „Sie lieben besonders die warmen Bäder? Nicht wahr?" — „Sehr." — „Es befindet sich in diesem Zimmer ein Divan, von blauseidenem Zeug, der, wenn man an eine Feder drückt, sogleich verschwindet, um mir köstlichen Badewasser von weißem Marmor Platz zu machen." — „Das ist herrlich", sagte ich. — „Ja, und man hat nichts vergessen, die drei Hähne....." — „Drei?" sagte ich, ihn unterbrechend; „Sie irren sich, zwei sind ihrer schon genug." — „Nein, nein, drei", erwiederte Bob, „Einer für das warme Wasser....." — „Recht!" — „Einer für das kalte...." — „Gut, dies macht zwei." — „Und einer", sagte Bob, „für das Eau de Cologne!"

Am Abend unterschied ich den Wechsel nicht, und den anderen Morgen schieden wir unter den herzlichsten Versicherungen unseres Schmerzes. Ich sah mich nach der Abreise meines Freundes sehr einsam, und verschiedene Umstände, welche meine Hülfsquellen noch mehr verringerten, trugen dazu bei, mich in eine Mittheilsigkeit zu versetzen, bei der ich, statt aller anderen Erholung, auf den einsamsten Spaziergängen umherirrte.

Ich vernahm allmälig über die gränzenlosen Ausgaben meines Freundes Bob Dinge, welche mich aller Hoffnung beraubten, und nach vier Monaten, d. h. zwei Monate, ehe der Verlust fällig wurde, hatte ich die gegründete Befürchtung, ich könne das Gefängniß nicht entgehen dürfte. Ich verlebte also einige Wochen in einem Zustande der Aufregung und des Leidens, den ich nicht zu schildern vermag.

Eines Tages, als ich traueiger und niedergeschlagener als gewöhnlich war, richtete ich mechanisch meine Schritte nach Park-Lane und auch mich, ohne es zu wissen, vor dem Hause, welches von Bob's zukünftiger Gemahlin bewohnt wurde.

„Ach!" dachte ich, „mein Freund Herr dieses schönen Hauses wäre, so ginge Alles gut für mich; denn er ist ein rechtschaffener und braver Junge. Aber ehe er mich in den Besitz dieses Zimmers mit den blauseidenen Vorhängen und der Badewanne mit den drei Hähnen setzen wird, werde ich Zeit haben, im Gefängniß alt zu werden, und den Schmerz dazu, vielleicht meinen Namen entehrt zu sehen!"

Während ich in dem Augenblick meinen Blick auf den Balcon des zweiten Stockes heftete, bemerkte ich eine Dame, welche mit einem Fernrohr zu begierig hervorhing, als daß sie wandte sich um, und indem sie mich zu erkennen schien, gab sie mir ein Zeichen, mich zu nähern. Ich erkannte in ihr bald eine alte Freundin und sogar eine Verwandte, Namens Mistreß Simmons. „Ich bin erfreut, Sie zu sehen!" rief sie mir; „um mich sind sie gestern in der Stadt, bei unserem trefflichen Freunde Herrn Molesworth. Kommen Sie herein, ich bitte Sie; ich werde mich freuen, Sie mit verzeichnen."

Ich klopfte, von einer außerordentlichen Aufregung ergriffen, an die Thür. Ich sollte endlich dieses Haus sehen, in welches meine Phantasie mich so oft versetzt hatte. Vielleicht wird man mich in dem blauen Zimmer empfangen. Vielleicht.... Jedoch die Erscheinung der Mistreß Simmons machte allen meinen Vermuthungen ein Ende. Sie empfing mich an der Thüre des Saales und stellte mich Herrn Molesworth, einem mit dem Vodazag lezlich verbastelten alten Mann, und seiner einzigen Tochter, einer eingebildeten Person, vor.

Ich verlebte viele glückliche Tage im Schooße dieser Familie. Die junge Dame besonders zog mich um so inniger an, als ich, übergeugt, das Geheimniß ihres Herzens zu kennen, ohne zu schachten, daß man mir ernsthafte Absichten unterlegen würde, ein freundschaftliches Vertrauniß mit ihr anknüpfte; und unsere Vertraulichkeit wurde zum Gegenstande des Scherzes aller unserer Bekannten, bevor ich nur daran dachte, daß sie der geringste Anwandte zwischen uns möglich sei.

Wie groß war aber meine Verwunderung, als eines Tages, und gerade den Vorabend desselben Tages, an dem der unglückliche Wechsel fällig wurde, Mistreß Simmons, mit einem bedeutsamen Blick an mich herantretend, mich fragte, warum ich so traurig erschiene, da Alles so gut für mich ginge?

Ich antwortete ihr auf eine ausweichende Art, weil ich Niemanden die unangenehme Lage, in der ich mich befand, entdecken wollte. „Das Alles hat nichts zu bedeuten", sagte Mistreß Simmons zu mir, „Sie den Sie nur geradezu zum Ziele, mein lieber Vetter, und treten mit einem offenen Anerbieten Ihrer Person hervor. Ihre Familie gehört zu den achtungswerthesten; Sie sind zwar nicht reich; aber werten Sie nicht einmal ein hübsches Vermögen erhalten! Und endlich, um es gerade herauszusagen, sie hat Geld genug für Sie beide." — „Ich bitte Sie, Madame, sagte ich ganz erstaunt und sie unterbrechend, unter der „sie"?" — „Miß Molesworth", sagte Mistreß Simmons, „ich zweifle gar nicht, daß sie eine Neigung für Sie gefaßt hat." — „Sie ieren sich ganz und gar, und ich kann Ihnen sagen...." Hier stammelte ich einige Worte ohne Zusammenhang, indem ich auch erinnerte, daß ich das Recht nun hatte, das Geheimniß meines Freundes Bob zu verrathen. „Ich weiß, was ich sage"; erwiederte Mistreß Simmons; „aber ich höre sie selbst..... Ja wirklich, sie kommt allein zu uns, wird sich auf das einfachste und leichteste entwickeln." Mit diesen Worten ging sie zu einer Thür hinaus, während Miß Molesworth zu einer anderen hereintrat.

„Großer Gott! haben Sie irgend eine schlimme Nachricht erhalten?" sagte sie lebhaft, „Sie sehen so bewegt, so verwirrt aus!" — „Sind wir allein?" sagte ich nach einem Augenblick des Stillschweigens. „Ich muß mich endlich offen erklären." Miß Molesworth schwankte, erröthete, schlug die Augen nieder, und ein unwillkürliches Zittern nöthigte sie, sich, während sie mich hörte, anzulehnen.

„Verhängen Sie sich", nahm ich sogleich das Wort wieder, „ich bin Bob's bester Freund, und ich kenne das Geheimniß ihres Herzens." — „Mein Geheimniß!" rief Miß Molesworth aus. — „Ja, Mademoiselle, ja, ich werde bole es Ihnen, ich bin der vertrauteste Freund Bob's!" — „Bob!" sagte sie in einem Tone der Ueberraschung. „Ja, wir sind Schulkameraden gewesen." — „Und ich bitte Sie", sagte sie, ihre Hand zurückziehend, die ich in der meinigen gehalten hatte, „wer ist Bob, und welche Beziehung kann zwischen uns stattfinden?"

„Sehn Sie offen", sagte ich leise. „Suchen Sie mir nicht zu verbergen, was zwischen Ihnen vorgegangen ist. Denn Bob hat vor seinem Abgange von England seinen Freunden Alles gestanden." — „Gestanden!" rief sie aus. — „Ja, Madame, er gestand mir Ihre Versprechungen, die sie einander gegeben!" — „Mir Molesworth zitterte, ihre Wangen brannten röther als Feuer, sie konnte zuerst kein Wort hervorbringen, hierauf, ihre Augen zu mir erhebend, sagte sie:

„Ich weiß nicht, mein Herr, welchen Ursachen ich Ihr Benehmen beimessen soll; niemals habe ich gegen Jemand eine Neigung gehegt, ich stehe mit Niemanden in einem Verhältnisse.... und ich kenne ein für allemal Verpflichtungen nicht, die von Ihnen Sie zu sprechen. Bis dieses Augenblick hatte ich Sie als einen Freund betrachtet, aber — jetzt...." Sie konnte nicht vollenden, und auf einen Sitz hinfallend, weinte sie bitterlich. Ein Schleier fiel mit einem Male von meinen Augen, wir wurde die unverzeihliche Falschheit Bob's klar, und in demselben Augenblicke faßte ich die vollkommene Ueberzeugung, daß der fatale Wechsel von ihm nicht bezahlt werden würde.

Mistreß Simmons, welche in diesem Augenblicke zurückkehrte, fand uns Beide in einer tiefen Verzweiflung. Miß Molesworth flog auf sie zu und verbarg ihr Gesicht an ihrer Brust.

Eine Viertelstunde war indeß kaum verstrichen, als ich, ohne genau zu wissen, wie es eigentlich zugegangen war, zu ihren Füßen lag, ihr ewige Liebe schwörend und dem Himmel dankend, daß ihr Verhältniß mit meinem Freunde Bob nichts als ein Mährchen war.

Miß Molesworth erwies mich an dem Abend, aber am ihren Augen konnte ich lesen, daß sie meinen Antrag günstig aufnahm. Ich bezog mich also diesen Abend als der glücklichste Sterbliche zu Bette und träumte mich mit meiner Gemahlin in einem von sechs Drachen gezogenen Wagen, welche den verstümmelten Leichnam von Bob Barnaby mit Füßen traten.

Den anderen Morgen war mein erster Gedanke: die Zusammenkunft mit Herrn Molesworth; aber ach! diese glänzende Aussicht ward bald durch den Empfang zu den Schuldscheinen und durch die nur zu große Wahrscheinlichkeit verdunkelt, daß ich vor Sonnen-Untergang weniger in leichtsinnige Gutmüthigkeit im Gefängnisse sitzen müßte. In dieser kritischen Lage durfte ich, als ein Mann von Ehre, dem achtungswürdigen Vater der Miß Molesworth mich nicht vorstellen und es darauf ankommen lassen, daß er den Tag darauf geräthlat würde, hunderteinmal zu Pfand für mich zu zahlen, um mich auf dem Gefängnisse zu befreien. Ich beschloß also, mich nicht vorstellen, bis ich gewiß selbst hatte, sagte ich endlich Bluth und begab mich auf den Weg zu dem Banquier Bob's, um mein Schicksal zu erfahren. Zitternd trat ich ein; und daß verstehnet der Ueberraschung stand ich da, als mir ein Commis höflich sagte, daß Herr Burnaby die Summen für die Bezahlung seines Wechsels eingeschickt hätte.

Zwei Gedanken drangen zugleich auf mich ein. Ich hatte meinen Freund betrogen..... und ich konnte jetzt mit aller Zuversicht mich im Park-Lane zeigen. Ich eilte nach der näheren Umkläne meiner Heirath nicht einlassen: ich erwähne nur dies, daß, nachdem man sich gegenseitig versländigt hatte, die Familie Molesworth die Stadt verließ, um einige Zeit auf einem Gute zu verleben, das sie in Wiltshire besaß. Ich blieb jedoch zurück, um einige Geschäfte, die mich auf einen oder zwei Monate in Anspruch nahmen, zu beendigen.

Ich war allein auf meinem Zimmer, wegen der Abreise der Miß Molesworth ziemlich niedergeschlagen, als die Thüre flarf aufgerissen wurde und Bob vor mir stehen sah. Er schien so glücklich, mich wiederzusehen, daß ich nicht umhin konnte, ihm freundschaftlich entgegen zu kommen: er ergoß sich in Danksagungen über den Dienst, den ich ihm geleistet hätte; und nachdem ich ihm meine Verlegenheit, dann aber meine Freude über seine Pünktlichkeit gestanden hatte, konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen: „Wohlan, Bob, jetzt, da Sie den Grad eines Hauptmanne erlangt haben, darf ich vermuthen, daß Ihre Verheirathung über alle Schwierigkeiten gesiegt haben wird." — „Meine Verheirathung!" sagte er erröthend. — „Ja", versetzte ich, heimlich lachend, „Ihre Heirath mit der reichen Erbin von Park-Lane."

Digitized by Google

„O!“, rief er aus, indem er meine Hand fast krampfhaft drückte, „sprechen Sie mir niemals davon, ich flehe Sie darum.“ — „Und warum, mein Freund?“ — „Ich ist Alles aus“, sagte er aufseufzend. — „Ist es möglich?“ rief ich wiederum aus. — „Ja, ... die Verräther, ein, ... aber ich kann von ihr nicht sprechen, mir wird unwohl. Es sey unter uns darum länger nicht die Rede mehr.“

Ich versprach, Stillschweigen zu beobachten, und eine Zeit lang genossen wir das Vergnügen, einander zu treffen, und erneuerten unsere alte Lebensweise. An einem Morgen kam er in einer wahren Verzückung zu mir; sein Schneider hatte gebroht, ihn arretiren zu lassen, wenn er seine Rechnung nicht bezahle. Ich erbot mich, mit ihm zu reden und einen Aufschub von ihm auszuwirken. „Wenn er mir nur einen Monat Anschub bewilligte!“ — „Ich gehe zu ihm, mein Freund, und werde Alles thun, was in meinen Kräften steht.“

Der Schneider war unerbittlich; doch, sagte er, wenn ich für Herrn Burnaby gut sagen wollte, so würde er gern warten. Ich zögerte einen Augenblick; aber der glückliche Ausgang der Geschichte mit den kaiserlichen Anweisungen Pfund brachte mich zu dem Entschlusse, mich für ihn zu verbürgen, und ich bezahl mich sogleich zu ihm, ihn von dem glücklichen Ausgange meiner Sendung zu benachrichtigen.

Kaum hatte er mich angehört, als er auf einen Stuhl sprang und ausrief: „Sie sind doch nicht so einfältig gewesen, will ich hoffen, sich gegen diesen Lump zu verpflichten?“ — „Ja, ich habe es getban“, antwortete ich.

„Bladam“, sagte Bob, „mögen Sie sich herausziehen, so gut Sie können; ich werde ihn in einem Monate eben so wenig, als heute, zu befriedigen im Stande seyn. Ich hatte Sie um diesen Dienst gar nicht ersucht, und, wie gesagt, Sie werden sich, so gut Sie können, aus einer Verlegenheit ziehen, in welche Sie sich durch Ihre eigene Schuld gestürzt haben.“ — „Mein lieber Bob“, sagte ich, „ich werde es um so weniger können, als ich Ihnen einigen Trost anderer Verbindlichkeiten zu erfüllen habe.“ — Bob bestand auf seiner Rede und verließ mich endlich in einer ziemlich üblen Laune.

Die folgenden Tage, an denen ich viel zu thun hatte, sah ich ihn sehr wenig; und als wir uns wieder trafen, war mein Empfang kalt und gezwungen. Erst den Tag vor dem Ablauf der Verschreibung sing ich an, meiner Wirthschaft wegen, unruhig zu werden. Ich sprach mit Bob, als ich mit ihm zusammen war, sehr ernsthaft über die peinliche Lage, in der ich mich, aus Liebe zu ihm, befand; er seufzte tief auf, wiederholte mir, daß es seine Schuld nicht wäre, und versicherte mit zuletzt, daß er nicht einen Pfennig hatte. Ich beschloß hierauf, den Schneider um eine Verlängerung der Frist von einem Monate anzugehen, und als ich, nicht ohne Verlegenheit, zu ihm in's Zimmer trat, brachte ich meine Bitte mit Bitterkeit vor; aber er antwortete, daß mein ehemaliger Freund seine Rechnung denselben Morgen berichtigt hätte. Ich begab mich sogleich zu Bob, und er empfing mich mit einer so natürlichen Lustigkeit, er war so entzückt von dem schönen Streiche, den er mir gespielt hatte, und sein Gesichter war so fortreissend, daß ich mit einfallen mußte und es um so lieber vielleicht that, als die Stunde der Rache sehr bald schlagen sollte.

Die Familie Bloteswerth kehrte nach einigen Tagen nach London zur Feier der Vermählung zurück, welche den nachsten Tag stattfinden sollte. Bob, überrascht, mich von Geschäften so eingenommen zu finden, fragte mich um die Ursache, und warum ich ihn seit einigen Tagen vernachlässigt hätte.

„Mein lieber Bob“, antwortete ich, „es geschieht um einer Angelegenheit willen, welche bieher ein tiefes Geheimniß gebieben ist; aber ich will länger vor einem Freunde, wie Sie sind, keines haben. Vernehmen Sie es denn ... daß ich mich morgen verheirathe.“ — „Sie verheirathen sich morgen?“ rief Bob außer sich. „Mit wem! Ist sie schön? Ist sie reich?“ — „Ich habe nicht Zeit, auf alle Ihre Fragen zu antworten. Aber ich muß um sechs Uhr mit meiner neuen Familie zu Mittag essen, und ich rathschlage, Sie meiner Braut vorzustellen. Eilen Sie sich machen Sie Ihre Toilette; in einer halben Stunde halte ich mit meinem Wagen vor Ihrer Thüre.“

Als wir zusammen in der Kutsche saßen, sagte Bob: „Wo werden Sie in Zukunft leben?“ — „Die Zeit wird es lehren“, antwortete ich, — „aber wohin führen Sie mich?“ sagte er in dem Augenblicke, wo der Wagen rasch in Park-Lane einlenkte. — „Sie sehen es, wir sind in Park-Lane.“ — „Und Ihre Braut wohnt“ ... stammelte Bob. — „In Park-Lane.“

Bob sagte nichts mehr; er war in augenscheinlicher Verwirrung; und als der Wagen vor der Thüre des Herrn Molesworth hielt, sagte er mit erstickter Stimme: „Ich verdiente diese Lection; ich schäme mich meiner Aufführung; es ist genug, treiben Sie die Sache nicht weiter, kehren wir nach dem Hotel zurück!“ — „Damit wieder mir schlechte getrieben seyn?“ versetzte ich, während der Bediente die Thüre öffnete und den Tritt herabließ. „Was haben Sie vor?“ rief Bob, indem er mich, als ich im Begriff war, die Treppe hinaufzusteigen, am Frack festhielt. — „Kommen Sie“, sagte ich, „Sie werden alle Freunde finden, und Sie werden mir das Zimmer mit den blauen Verhängen, so wie das Bob von Lan de Cologne zeigen.“ — „Sie geben zu weit“, murmelte Bob. „Ich erkenne mein Unrecht, ich habe Sie gekränkt, verzeihen Sie mir; aber kehren wir um, ich bitte Sie, oder man wird uns für verrückt halten.“ — „Vertrauen Sie sich meiner Ehre, mein lieber Bob; folgen Sie mir, und seyn Sie in Zukunft eben so wahr, als ich es mit Ihnen immer, selbst bei diesem letzten Umstande, war.“

Ich drückte ihm die Hand, und indem ich die Treppe weiter hinaufstieg, folgte er mir mehr tobt als lebendig.

Bei der Thür angelangt, stammelte er: „Wenn sie die Geschichte wissen, was müssen sie von mir denken?“ — „Sie wissen nichts“, antwortete ich sogleich, „und sie werden niemals etwas erfahren, was dem guten Ruf meines ehrenwerthen Freundes Bob schaden könnte.“ — „Nie, nie soll ferner eine Lüge aus meinem Munde kommen“, sagte er. Und ich habe allen Grund, zu glauben, daß er bei diesem guten Vorsatze geblieben ist. (New-Monthly-Magazine.)

China.

Tchao Mei Hiang, ou les intrigues d'une soubrette. (T. M. H., oder die Intrigen eines Kammermädchens.) Chinesisches Schauspiel, übersetzt von Bazin d. A.

Das erste Intrigen-Stück, welches bis jetzt aus dem Chinesischen übersetzt worden. Es ist aus dreißehn großen Sammlung entlehnt, wie die übrigen Chinesischen Dramen, die man uns in Ueberssetzungen zugänglich gemacht.

Die Intrigue dieser Intriguen ist sehr einfach. Ein junger Mann, seines Namens Pe min tschong, hat schon in früher Kindheit seinen Vater verloren, der als Feldherr auf dem Felde der Ehre kinübergieng. Der dankbare Fürst hat dem Sohne des Helden seine Tochter Siao man zur Ehe versprochen; er selbst muß das Zeitliche bald segnen, macht aber zuvor seine Gemahlin Dau mit seinem letzten Willen bekannt. Diese Dame hat eine sehr listige junge Sklavin, welche mit ihrer Tochter aufgewachsen und erzogen ist.

Pe min schoong kommt aus einer fernen Provinz, um seine versprochene Braut in Empfang zu nehmen. Der Fürstin gefällt ihrer Tochter, ihn als Bruder zu begrüßen, eine Ehe, auf die er gern verzichten möchte. Man entschuldigt sich, daß man ihm, statt Weines, eine Tasse Thee vorsetzt, und der Jüngling muß sich große Gewalt anthun, um seine Empörung über solche Unschicklichkeit nicht merken zu lassen. So endet das Vorspiel.

In ersten Akte finden wir den jungen Mann in einem der Fürstin gehörigen Pavillon liegt. Er und Siao man fühlen schon eine gegenseitige Liebe, die ihnen Beiden unerklärbar. Fan fu (die Dose) hat das Geheimniß entdeckt und giebt sich nun alle erdenkliche Mühe, die Liebenden zusammenzubringen. Sie schlägt ihrer jungen Gebieterin singend und mit hochpoetischen Worten einen Abend-Spaziergang im Garten vor.

Auf diesem Spaziergang führt Siao man, wie Pe min ihre Reise beschigt. Sein Lied macht ihr solche Freude, daß sie vor seiner Thür eine Börse zurücklässt, auf welche Verse gestickt sind, die dem Jüngling bedeuten, daß man ihn wieder liebt.

Im zweiten Akte ist Pe min vor Sehnsucht nach Siao man krank geworden. Fan fu bietet ihre ganze Schlauheit auf, um den verwünschten Rival-Kobra zu umgehen, der die Liebenden aus einander hält. Die Kunstgriffe, deren sie sich bedient, wärend aber ohne Kommentar ganz unverständlich sind.

Der dritte Akt enthält das Rendezvous, welches durch Dazwischenkunft der Dame Han gestört wird. Die ärgerlichen Reden, die nun gewechselt werden, betreffen fast alle die Verheirung und Verobachtung des Anstandes. Fan fu (die Dose) disputirt Madame Han wieder, kann aber nicht verhindern, daß Pe min fortgeschickt wird, um seine Studien in Peking zu beendigen.

Wen hier die zum Anfang des vierten Aktes verstrichen drei Jahre. Pe min hat unterdeß alle literarische Grade durchgemacht und die erste Rangstufe erstiegen. Der Kaiser will ihm als Ehrenpreis Fräulein Siao man geben, ohne zu wissen, daß Beider Heirath schon längst beschlossen ist. Pe min und Siao man werden respektive davon unterrichtet, daß der Kaiser sie mit Gatten zu versorgen gedenkt, sowanden, da keine Namen genannt sind, in große Verlegenheit. Endlich löst Fan zu alle Schwierigkeiten, und das Stück schließt mit einer Ankündigung aller der Gnaden, die Seine Majestät dem Hause der holden Braut zuzuwenden gedenkt.

Mannigfaltiges.

Napoleon und Pigault-Lebrun. Der ehrengenannte Französische Schriftsteller ist auf den 21. Juli d. J. zu Paris mit Pomp begangen. Bei dieser Gelegenheit, erzählen die Biographen, folgender noch nicht bekannte Anekdote: Man weiß, mit welcher Strenge Napoleon seine Brüder behandelte, wenn sie einmal auf den Thronen, die er ihnen verliehen hatte, sein Lesungswert vergaßen oder nicht blindlings den Andeutungen seines eisernen Willens folgten. Hieronymus besonders war in dieser Beziehung hierl daran, und nicht Ein Courier kam nach Paris nach Kassel, der nicht entweder eine gebieterische Depesche oder wohl gar derbere Vorwürfe, was man eine „Rase“ zu nennen pflegt. Einmal, als der Kaiser darin noch ein wenig weiter als gewöhnlich gegangen war, meinte Pigault-Lebrun, damals Bibliothekar des Königs von Westphalen, welchem Hieronymus die Depesche wies, daß sich Se. Majestät doch nicht so wie ein Kind behandeln lassen, sondern vielmehr mit der einem Souverain zukommenden Würde antworten sollte. „Das ist Alles sehr schön“, erwiderte Hieronymus, bereits ein wenig zitternd, „aber wer soll den Brief schreiben? Ich gewiß nicht. Faffen Sie doch die Antwort ab.“ Pigault geborchte. Der Kaisers Erwiederung darauf wurde durch General Rapp überbracht. Hieronymus öffnete die Depesche und las darin: „Der König, mein Bruder, hat auf Ihren Rath in seinem Schlosse Studen-Arrest, und der Verfasser des Schreibens soll auf drei Monate in's Gefängniß wandern.“ Der Eine wie der Andere erlitt seine Strafe genau nach Vorschrift.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 99. Berlin, Mittwoch den 19. August 1835.

England.

Das Todtenschiff.

Eines Morgens im Monat August 182 — gerieth die Königlich Englische Brigg R — in der engen Straße, welche die schöne Insel Scio vom festen Lande Asiens trennt, in eine Windstille. Da es sehr nahe an der Küste war, so stieg ich auf die große Stenge, von wo aus die Insel sich als ein ununterbrochener Strich grünen Landes zeigte, von dem mit Schieferflücken bedeckten Strande bis zum Gipfel der weinbekränzten Hügel, die sich von einem Ende zum anderen erstrecken. Verwüstung und Verderbung hatten jedoch im vorigen Jahre hier gewüthet. Von meinem Standpunkte auf dem Mast hatte ich die Stadt in der Vogelperspektive vor mir liegen. Ein solches Bild der Verödung hatte ich noch nie gesehen. Die Batterien, die einst ziemlich stark gewesen waren, lagen fast ganz in Trümmern. Die Neigung der Türken zum Zögern hatte sie verbindert, gegen die damals noch schlecht ausgerüsteten und schlecht bemannten Geschwader Griechenlands irgend eine Vertheidigungs-Maaßregel zu ergreifen. Die rothe Flagge, mit dem glänzenden Halbmonde in der Mitte, wehte hier den Bäumen und auf der Spitze von zwei oder drei kleinen bewaffneten Türkischen Fahrzeugen, die in der Bucht vor Anker lagen. Kein menschliches Wesen war sichtbar, und die Stadt schien größtentheils unbewohnt, wenn man nach den zerfallenen Häusern und grasbewachsenen Straßen schließen durfte, deren das Auge in jeder Richtung begegnete. Die Hügel stürzten unter den Schutthaufen der Stadt allmälig empor, und diese bildete einen traurigen Kontrast zu dem üppigen Grün jener Anhöhen.

Es war ein herrlicher Morgen; die Sonne war eben aufgegangen und strahlte mit aller Pracht des östlichen Klimas hernieder; der azurne Himmel spiegelte sich in dem klaren und ruhigen Wasser, das auch nicht von dem leisesten Wellenschlag bewegt war. Während ich so das liebliche Schauspiel vor meinen Augen bewunderte, verfank ich nach und nach in ein Meer von Betrachtungen und achtete nicht auf das Murren meines hungrigen Magens, der von Zeit zu Zeit an das Frühstück mahnte. Wir kreuzten auf klassischem Grunde. Jeder Hafen, den wir auf dieser treffenden Station berührten, bot eine Fülle von Erinnerungen dar; wir hatten Malta besucht und die Inseln der Katypso, „die schwesterlichen Bewohnerinnen des Mittelmeeres“, hatten uns in der Nähe des heiligen Paulus gebadet, an der Stelle, wo dieser große Apostel Schiffbruch litt, wie die Legende erzählt; wir hatten Paxmos unter dem Winde gehabt, welcher einsame Fels noch immer vor allen anderen den meisten Reiz besitzt, denn hier scheint der Liebling unserer Heilands das prophetische Buch der Offenbarungen. Die Stadt, welche jetzt in Trümmern vor mir lag, war eine von denen, die sich um die Ehre streiten, der Geburtsort des Fürsten der Dichter zu seyn. Indem ich meinen Gedanken über alle diese Ereignisse nachhing, wurde plötzlich, durch das Erscheinen eines Segels von eigenthümlicher und seltsamer Art am Eingang der Meerenge, meine Aufmerksamkeit gefesselt. Es bestand so eben eine kleine Landpinke unweithin und schien ein Schooner von geringer Größe zu seyn, aber ohne Kommando; sein Mast schwankte bei jedem Ruck, den es von dem sanften Luftzuge erhielt; sein Lateinsegel war an der größten Unordnung, und das Fahrzeug segelte offenbar auf's Gerathewohl dahin. „Weda!“, rief ich unserm Matrosen im Mastkorbe zu, „seht Ihr da draußen den Schooner? Er schrint ohne Herrn dahin zu treiben!“

„„Wo? Ich ja, ich sehe ihn nun, das Ding sieht wunderlich aus;““ und im nächsten Augenblick wurde das Fahrzeug schon von unserm Verdeck aus signalisirt.

Die Aufmerksamkeit des ganzen Verdecks war jetzt auf das seltsame Schiff gerichtet; die Offiziere betrachteten es durch ihre Fernglöser; die Matrosen mußten sich zwar mit ihren bloßen Augen begnügen, doch das hinderte sie nicht, ihre verschiedenen Meinungen darüber abzugeben, was es wohl für ein Ding seyn möchte. Ich stieg hinab, mischte mich unter die Mannschaft und hörte diese rohen Söhne des Meeres folgendes Gespräch unter einander führen.

„Ich will Euch sagen, Kinder, was es ist“, sagte ein alter Bursche vom Barbier-Kabeli, Namens Benton, „ich glaube, das Fahrzeug da ist von den Piraten ausgeplündert, und ich will verdammt seyn, wenn wir sie nicht so rein ausrotten wie Lauch. Ich wette meinen Sieg für die nächste Woche gegen einen Satz, daß seine ganze Mannschaft über die Planke spazirt ist.“

„„Ich für mein Theil““, sagte ein Bursche von der Zeckstenge, „„ich mag nichts mit ihnen zu thun haben, das ist 'ne Rebell, die 'nen armen Kerl mäße machen kann, das weiß der Teufel. Wir hatten auch mal so 'ne Polake auf 'm Strich, wie ich in Seringapatam war; und als wir 'nen ganzen Tag auf sie Jagd gemacht und endlich mit den schuftigen Kehlabschneidern zusammenstießen, da verloren wir acht Kerls so brav, wie je welche ein Schiffsbeck deinen haben; hängt mich, wenn ich nicht lieber 'ne ganze Nachtwache mit 'ner Fregatte Kaze gegen Raae kämpfen will, als so 'ne wilde Gänsehaz, 'nen Tag oder zwei auf 'nem offnen Boot, um, wenn's gut abgeht, 'ne Rudel Diebe zu packen. Und dann, welche Ehre hat Einer davon, wenn er sie nun auch kriegt, das verfluchte Diebsgesindel? Das verwöchte wohl einen Burschen, der unter Nelson und Collingwood gedient hat, den Dienst ganz zu verlassen, was meint ihr, alter Joe!““

„Ganz dasselbe Junge“, sagte Joe Benton; „wer die alte „Victory“ am 21. Oktober längs der Santisimar Trinidada gesehen, der mochte wohl von Ehre und dergleichen reden; aber“, fügte Joe mit bedeutendem Kopfschütteln hinzu, „unsere Maxime ist nicht mehr das, wie damals, als wir, Ihr und ich, noch junge Burschen waren; jetzt haben wir patentirte Nägel, patentirte Winden, patentirte Gewehrschlösser, und knüpft mich auf, wenn wir nicht bald auch patentirte Capitaine bekommen werden!“

Das fremde Schiff war ungefähr zwei Meilen entfernt und schwamm noch immer wie ohne Kommando dahin; es wurde daher ein Boot abgesetzt, welches ich begleitete, um es einzuholen. Der schöne Morgen und die ruhige See, vom Ruderschlag belebt, machten einen erheiternden Eindruck, aber aller Augen waren augenscheinlich auf den Schooner gerichtet. Joe Benton schien sich nichts weniger als behaglich zu fühlen; das Steuer mit seiner Hand ergreifend, saß er da und brummte etwas von Gespenster-Jagden vor sich hin, und nachdem er eine Zeit lang unruhig auf seinem Sitze hin und her gerückt war, sagte er zu dem Schiffs-Fähnrich: „Ich will Ihnen sagen, was es ist, Mister Murphy; mag es kommen, woher es will, genug, ich habe ganz und gar keine Lust, an Bord des Dings da zu gehen, nein, gar keine.“

„„Warum nicht, Benton, welchen Grund habt Ihr dazu?““

„Ich, hören Sie, Sir, ich habe manche wunderliche Dinge von solchen Seglern gehört, die ohne Mann und Maus umherkreuzen; sie spuken nur herum, Sir, um arme Hünde anzulocken. Haben Sie nie von fliegenden Holländer gehört, oder von Daniel Dow's Doppelsegler? Denn diese Geschichten sind so wahr, Sir, wie die Sonne auf's Wasser scheint.“

„„Ja, von dem fliegenden Holländer habe ich gehört““, sagte der Schiffs-Fähnrich, „„und ich habe auch auf der Station am Kap einige rauhe Stücke verspürt, aber nie das Vergnügen gehabt, ihn selbst zu sehen; und was den Daniel Dow anbetrifft, von dem habe ich noch niemals in meinem Leben gehört.““

„Ich, bei meiner Seele, das müssen Sie hören, Mister Murphy; es war das wunderbarste Ding, von dem Sie je vernommen haben. Sie sahen doch gewiß den alten Rumpf des „Diadem“ im Hamoazer-Hafen bei Plymouth liegen, gerade in der Schußweite vom Nordwinkel? Nun, Daniel Dow war lange Bootsmann darauf gewesen, und er wußte nun mit Sammel Pfleck, dem Kanonier, und mit dem alten Rosendaz, dem Zimmermann, immer noch auf Bord bleiben, wo sie sonst allen Verdrießen des Rumpfs sich herumzutreiben konnten, wenn sie nämlich konnten, denn zwei waren lahm. Sammel aber, der Kanonier, war ein flinkerer und leßtigerer alter Kerl, als die anderen Beiden, und verrichtete alle Dienste, wie z. B. daß er mit dem Jungen im Boote an's Land fuhr, um Lebensmittel zu holen, und es, wenn sie an Bord zurück waren, wieder binten derselbige. Aber sehen Sie, Sir, Daniel Dow war auf einem Auge blind und hatte an seinem Steuerbordbein ein Riff bekommen, weil ihm nämlich auf der Höhe von Estremadura ein Splitter herausgeschossen wurde, und im Nacken hatte er das Wechselfieber, und im Gesicht eine Handvahe wie ein Salamander;*) da knmpelte er nun auf den weiten Verdecken des alten „Diadem“ und in jeder verödeten Kajüte und Vorrathskammer herum, und wenn er sich in Greg übernommen hatte, plaußte er hin auf's Verdeck und rührte keinen Fuß mehr, bis er wieder nüchtern war. Eines Abends lag Daniel wie gewöhnlich am Boden, und es war keine Seele am Bord, außer Rosenbaz der Zimmermann, weil Sammel Pfleck und der Junge am Lande waren; und der war nun etwas durstig; er geht also und will trinken, da sieht er, wen glauben Sie wohl, mit 'ner Laterne über sich stehen, den — o Jesus Maria, heiliger Paul, wer ist der da drü-

*) Joe meint hier nicht jenes Thier, nach welchem der Panker-Capitain in Afrika mit gübrenden Kohlen in einem See von geschwefeltem Bitriol fischte, sondern einen starken eisernen Bolzen mit diesem rundem Knopf, den man glühend macht und zum Räuchern von Salmen oder Signalschüssen gebraucht.

Digitized by Google

den, der ihre's Vollwerk lukt? Schauen Sie nur, Sir, ich will wedden, der ihre's Vollwerk lukt? Schauen Sie nur, Sir, ich will wedden, sie kommt bow, wenn das nicht der Teufel ist!«"

Wir wendeten uns um und wollten den Teufel sehen, der des alten Joe's Geschichte unterbrochen hatte. Ich schaute hin, sah aber Nichts, bis ich nach ein paar Minuten bemerkte, daß ein großer schwarzer Neufundländer seinen Kopf und seine Vorderpfoten über die Galerie des Schiffsganges herabstreckte. Der Abergläubische der Matrosen ist zum Sprüchwort geworden, und ein schwarzer Hund spielt bekanntlich als Famulus des Beelzebub eine bedeutende Rolle in ihren Mährchen; jener Anblick machte daher, in Verbindung mit dem oben Angeführten des Schiffes, einen solchen Eindruck auf die Gemüther des größern Theils unserer Boots-Mannschaft, daß sie sich geradezu weigerten, noch einen Ruderschlag zu thun; erst als Herr Murphy ihnen ernstlich drohte, daß er den Capitain Angriff davon machen werde, fingen sie mit Widerstreben und mit manchem ergnbhnischen Seitenblick wieder an, auf den Schooner loszurudern. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Observations etc. (Bemerkungen über Lord Berugham's Abhandlung von der Natur-Theologie.) Von T. Wallace. 4 Sh.

The school of the hearth. (Der Schule des Herzens.) Gedichte ꝛc. von H. Alford. 2 Bde. 8 Sh.

Experiments on the strength of malleable iron. (Versuche über die Festigkeit des geschmiedeten Eisens.) Von Barlow. 5 Sh.

Treatise on the hebrew language. (Ueber die Hebräische Sprache.) Von Bennet. A. 10 Sh.

On duelling and the laws of honour. Ueber Zweikämpfe und die Gesetze der Ehre.) Von J. C. Blunt. 4½ Sh.

Chronology of Israel and the jews. (Zeitrechnung der Israeliten.) Von Cunningham. 6 Sh.

Sir Arthur Wilmot. — Erzählung aus dem 17ten Jahrhundert. 2 Bde. 21 Sh.

Songs of England and Scotland. (Englische und Schottische Lieder.) Band II. 5 Sh.

Nala and Damayanti. — Aus dem Indischen, von H. H. Milman. 12 Sh.

Ritual of Freemasonry. (Rituale der Freimaurerei.) 7 Sh.

Afrika.

Mittheilungen eines Deutschen aus Süd-Afrika.

(Schluß.)

Die Algoa-Bai bietet bei weitem die Annehmlichkeit der Tafel-Bai nicht dar; denn der schmale sandige Meeresstrand erhebt sich nur zu mit spärlichem Gras bewachsenen, aber sonst baumlosen Hügeln. In einer Kluft dieser Hügel entspringt ein feiner Fluß, Kabouseviere genannt, neben dem die Stadt Port Elizabeth am Strande gegründet ist und jetzt auf den Hügeln erweitert wird. Man hat sich hier niedergelassen, weil die Bai, in der Nähe von den östlichen Gränzen, für die Schifffahrt am sichersten ist; auch liefert dieselbe viele wohlschmeckende Fische und ist ein Depot für den Wallfischfang. Von den Hügeln der Algoa-Bai sieht man eine Kette hoher Berge, unter denen der Winterhoek-Berg am höchsten ist.

Auf dem Wege von der Bai nach dem Dorfe Uitenhage kommen einige Salzteiche, so reichhaltig an gutem weißem Kochsalze, vor, daß eine viel größere Volksmenge, als die Kolonie gegenwärtig besitzt, das mit versorgt werden könnte. Auf der Hälfte des Weges nach Uitenhage (zwei Deutsche Meilen) liegt das von Hottentotten und Bastarden von Hottentottinnen und Europäern bewohnte Missions-Institut Bethelsdorf; die Menschen, ihre Hütten und die Felder sind gleich wenig einladend. Uitenhage mit der umliegenden Landschaft aber ist angenehm und verdient, wegen der vielen Gärten mit Eichen, Orangen-Bäumen und anderen südlichen Prachtgewächsen, mit Recht den ihm beigelegten Kollektiv-Namen „Garten Süd-Afrikas." Durch dies Dorf schlängelt sich ein stets wasserführender Fluß, „Zwartkopsrivier" genannt. Hinter Uitenhage passirten wir nur selten bei Kolonisten-Wohnungen vorüber, die gänzlich vereinzelt inmitten durch einen Buschwald, der sich mehrere Meilen weit und die über den Buschmannsrivier erstreckt. Des Nachts, im Wagen ruhend, konnte ich oft das Heulen von wilden Hunden und Hyänen vernehmen, welche unsere in der Nähe des Wagens weidende Ochsen witterten; diese Thiere fürchten sich aber vor jenen Bestien nicht, so lange ihrer mehrere bei einander sind, und deshalb bleiben sie auch aus Instinkt zusammen. — In mehreren Flüssen, die wir passirten, und zwar selbst in Sonntagsjägern und in großen Fischnetzen, floß kein Wasser, nur an den tiefsten Stellen befand sich einiges, denn es hatte in mehreren Wochen nicht geregnet; dagegen lagen sehr viele Steine in den Flußbetten. Mit Steinen und Thonerde ist dieser Theil von Afrika überhaupt reichlich versehen, dagegen leidet er Mangel an Kalkerde und Sand, und ist der letztere nur gut am Meeresstrande zu haben. Die sich leicht formirende Thonerde erzeugt auch die tiefen Ufer der sonst nur schmalen Flüsse. Auf diesen grasbewachsenen Ufern, wo es an Wasser mangelte, und wo gar kein Schutz gegen die Sonnenstrahlen sich darbot, waren die Gegenden öde, besonders in der jetzigen Winterzeit (ich reiste dort nämlich im Juli); wo aber Wasser und etwas geschützteres Sonnenlicht-Einfluß hatte, da zeigten sich auch grüne Bäume, Sträucher und Gräser, und keine Spur von Winterschlaf in der Pflanzenwelt. Dieses Leben der Vegetabilien war vorzugsweise in der Umgegend des Kacha-Berges angetroffen, wo die Nil-Sinnpflanze oder Akazie, aus deren Stämmen das sogenannte Gummi Arabicum fließt, in Menge mit anderen schönen Bäumen vorkommt. Bei dem Kacha-Berge bedufte es zum Schluß unserer Reise noch des Ueberschreitens eines Rückens desselben, um auf das Territorium meines Bruders zu gelangen, und nach einer Stunde erreichten wir seinen Wohnsitz im Thale, welches Platz derselbe, nach jahrjährigen naturhistorischen Reisen bei nomadischen Leben, acquirirte, und dem er den Namen des Herrn Geheimen Raths Lichtenstein in Berlin beilegte. Das Thal dieses Farms (früher im Besitz eines Englischen Offiziers) ist etwas länger, als eine Deutsche Meile und mehr denn eine halbe breit; die dasselbe umgebenden hohen Berge gehören bis zum Gipfel dazu, und insonderheit macht der Theil an den Gipfeln die Scheidung, wo das Wasser auffängt, herabzulaufen; einer von den umgränzenden höheren Bergen hat einen runden Gipfel und heißt jetzt in der ganzen Gegend Mount-Lichtenstein. Der Flächen-Inhalt des Gutes Lichtenstein beträgt gegen 6000 Morgen oder 12,000 Englische Acres. In der Nähe ist ein großer Wald, „Holzbusch" genannt, aus welchem ein schmaler Bach, der „Buschfontain", ein Haupt-arm des Bavians-Flusses, kommt. Jenes Büchlein macht der Gegend des Territorium einen Feld-Kornets, dann der Länge nach des ins Wenders und ergießt sich darauf in den Bavians-Fluß. Zur Haupt-Wohlfahrt dieser beiden Plätze gehört, daß der kleine Fluß stets Wasser führt und dasselbe mittelst Leitungsgräben über Aecker, Gärten und an den verschiedenen Obst-Pflanzungen, als: Aepfel-, Birnen-, Pflaumen-, Aprikosen-, Feigen-, Mandeln-, Zitronen-, Apfelsinen-, Pfirsichen-, Lauis- und Quitten-Bäumen und Weinstöcken ꝛc. periodisch geführt werden kann, da bei selten hier vorkommenden Regen dasselbe den sehr warmen, im Dezember ziemlich senkrechten Sonnenstrahlen der ausdörrende Thon-boden, ohne durch Wasser feucht und locker gehalten zu werden, nichts von Belang gedeihen ließe.

Der größere Theil des Thales, so wie sämmtliche Berge, werden zu Viehweiden benutzt, und wird das darauf wachsende sogenannte Veld-Gras von Schafen, Hornvieh, Pferden und Eseln gerne und auch gut gefressen; die letztere Thiergattung ist hier von gefälligerer Körperform, als in Deutschland, mit langen und breiten, nach vorn flach überhangenden Ohren; ihre Lebhaftigkeit-Nahrung bilden die kleinen zarten Blätter der bereits genannten Nil-Sinnpflanze oder Akazie. Von diesen Bäumen giebt es hier Millionen, mit theilweise dicken Stämmen, deren Zweige und Blätchen den Ackerleuten zur Mittagszeit erquickenden Schatten darbieten, während das Holz auch vielfältig brauchbares Material in großem Ueberfluß liefert. Der sorgewährende Aufenthalt in freier Luft hat den wohlthätigen Einfluß auf die oben genannten Hausthiere, daß sie munterer, größer und kraftvoller werden, als die Europäischen, die während des Winters im Stall vegetiren; es kommt dazu eine ganz ihrem Instinkt gemäße Weide mit hinreichendem Wasser, und darum sind die Rindvieh-, Schaf- und Ziegen-Heerden hier auf der Besitzung in so besonders schöne Zustände gekommen, daß sie der Landsmann, wenn sämmtliche Thiere zu den Kraalen (Ställen) von der Weide zurückkehren; nicht minder ergötzlich ist auch der Anblick, wenn zwölf, oder, nach Erfordernis, mehr solcher großen und wohlbereiteten Ochsen (schwarze und weiße, braune und weiße, ganz schwarze, ganz weiße, auch ganz braune) einen Wagen ziehen; nur die Pferde hier haben wie der die Gebäude, nach das Ansehen der Europäischen, was wohl der Klage, von der Kälte, zuzuschreiben ist; dennoch dürften die Europäischen Pferde die Strapazen wohl nicht ertragen, bei denen die hiesigen sehr alt werden.

Das Dienst-Personale meines Bruders besteht aus einigen Europäern, übrigens aber aus Hottentotten, Kaffern und Buschmännern. Die Hottentotten tragen schon Kleidung; hingegen die großen und wohlproportionirten Kaffern gehen bei warmer Zeit ganz nackt, so wie die Wilden in jungen Schöpfungen; bei kühler rauher Luft werfen sie einen Thierhaut um den Leib, die gewöhnlich bloß bis zur Mitte der Oberschenkel reicht. Die Männer dieser farbigen Nationen sind Hirten, Ochsentreiber und Ochsenleiter bei Wagen und Pflug. Die häßlichen gelben Weiber der Hottentotten und die zum Theil ansehnlichen, wenngleich mitunter sehr dunkelschwarzen Kaffrinnen treiben zur Zeit wenig und sind eine Last für den Besitzer, einen kargenden. Man lernt unter den hiesigen farbigen und kakulitivirten Nationen große Kontraste kennen; auf der einen Seite den großen und oft mit dem besten Ebenmaß der Glieder, auch gefälliger Gesichtsform, ausgestatteten recht dunkelfarbigen Kaffer, aus wahrscheinlich Arabischem Stamm, an der feuchtbaren Südostküste Afrikas, mit dem bei den Weibern vorherrschenden Geschmack, das kohlschwarze kraus-haar und den Hals mit in Kranzenform aufgereihten bunten Glasperlen geziert; auf der andern Seite, wie bekannt, mit blanken Messing-Knöpfen ziemlich wohlgefällig zu schmücken; auf der anderen Seite den schmutzig-gelben kleinen Hottentotten und Buschmann, mit flacher Nase, breiten Backenknochen und davon hervorragenden hohlen Wangen und aufgewulsteten Lippen: Menschen, die fast für nichts weiter Sinn haben, als Essen und Trinken, Betäubungen durch Tabaks- oder Hanfrauchwaaren, oder noch lieber Branntwein, und Schlafen, und denen es nicht einfällt, für Kleidung zu sorgen, daß ihre fettigen Kleider durch theilweises Verbrennen schneller als durch anderweitige Benutzung unbrauchbar werden. Die eigentliche Heimath dieser Thier-Menschen ist die unfruchtbare Wüstengegend auf der dritten und jenseitigen Landschaft des letzten Dreitheiles vom Oranjefluß bis zu seiner vom Meere verfandeten Mündung.

Hier sey es mir gestattet, auch noch mit wenigen Worten der politischen Ereignisse zu gedenken, welche durch die unerwartete Ankunft der Kaffern am Schlusse des vorigen Jahres eintraten, indem sie mich hier ganz nahe an der Gränze befinde, von welcher der dienstlichste Uebersall zuerst stattfand. Da noch kein Raubzug der Barbaren in früheren Zeiten mit so großer Mannszahl (nach Angabe der verschiedenen aus dem Kaffernlande geflüchteten Missionaire, waren es 30,000 Kaffern) und so vielen Feuerzeugwaffen, als diesesmal, auf die Kolonie unternommen worden ist, so wird die Nachricht darüber in England um so größere Sensation gemacht haben, als man dort die Kaffern, durch den vierjährigen Aufenthalt der Missionaire unter denselben, schon so weit einsichtig sich dachte, daß man annahm, die Kolonie habe von ihnen in Masse hinfort keine Verwahrungen an Vieh mehr zu gewärtigen.

Digitized by Google

Die förmlich klatschsüchtigen Thatsachen haben indessen dargethan, daß ein an Jagd- und Raubzüge gewöhntes wildes Volk anders behandelt werden muß, als wie es seit 14 und mehreren Jahren von den Missionairen geschehen ist; ja, es bleibt unbegreiflich, warum sie mit dem Unterricht in der christlichen Moral nicht überall bei den Häuptlingen, von denen doch die großen Raubzüge den Untergebenen befohlen werden, begonnen haben und nach Civilisirung der Chefs erst zu den gemeinen Kaffern sich wandten. Wenn auch schon seit Jahren in Folge der Einfälle kleiner Trupps Kaffern und des von denselben verübten Raubes an Vieh die Colonisten Zweifel an der Richtigkeit der Aeußerungen des Direktors der Missionsgesellschaft, Dr. Philipp, in der Kapstadt, so wie seines Schwiegersohnes, John Fairbairn, Herausgebers einer Kap-Zeitung, und des fürzlich in England verstorbenen Secretairs der Antisklavery-Society, Thomas Pringle, erregt wurden, so scheinen doch dessenungeachtet diese drei Herren Berichte über die Fortschritte der Civilisation unter den Kaffern in London mehr Vertrauen bei den Behörden gefunden zu haben, als die der Gegenpartei; daher unterließ man denn auch, von Zeit zu Zeit nachzuforschen, ob die Kaffern sich zu feigerischen Unternehmungen rüsteten, und war in neuerer Zeit auch wohl nicht sehr streng bei der Untersuchung der in die Kaffernland gehenden Waaren, auf daß das Verbot nicht übertreten werde, Schießgewehre, Pulver und Blei dahin zu führen.

So geschah denn in der zweiten Hälfte des Dezembers der unvorhergesehene Ueberfall der Barbaren mit ungefähr 1000 Feuergewehren, die selbigen von der Kolonie aus im Tauschhandel überkommen waren, und womit die Kaffern seitdem schon mehre Kolonisten und Englische Soldaten getödtet und mehr oder weniger verwundet haben, als bei sämmtlichen früheren Invasionen.

Hierdenn Nachbar, Feld-Kornet van der Riß, der die Aufsicht über die Kornetschaft der Gegenden des Baviaans-Riviers führt, kam am 22. Dezember die Nachricht und die angränzenden Feld-Kornetschaft Ostries-Rivier, daß Kaffern über die Gränze gekommen, Häuser der Kolonisten in Brand gesteckt, die Bewohner durch Hassig-Tiche ermordet und ihr Vieh fortgetrieben hätten. Diese Nachricht hielten mein Bruder und der obgenannte Feld-Cornet für übertrieben, indessen beschlossen sie doch sich näher nach der wahrscheinlichen Ursache zu Plünderungen steigen von dem Feld-Kornet Ordree zu Pferde nach allen Richtungen, und mit sehr lobenswerther Schnelle kamen nach drei Tagen, am 2. Weihnachtstage, aus den Feld-Kornetschaften Bruintjes Hoogte, Zwartkopsrivier, Larka und Richters-Sneeuwberg, sämmtlich im Distrikte Somerset, eine große Anzahl bewaffneter Kolonisten zu Pferde herbei, um ihren bedrängten Brüdern an der Gränze beizustehen. Ihnen folgten wenige Tage später noch mehrere bewaffnete Männer aus den Feldkornetschaften Bruintjes Hoogte, Tarka und Zwartkopsrivier, die Graaf-Reinetsche Schaar (Grafschaft) dem Oranjefluß, und dem Distrikte „Graaf Reinett." Unterdessen verliefe man hier die zur Ankunft des Bestandes einen sorgenvollen Weihnachten; denn hätten die Kaffern sich in einer ähnlichen Zahl gleich hieher geworfen, wie nach den Gegenden von Grahamsstadt, so konnten sie auf dem benachbarten Platz des Feld-Kornets von der Riß alle Bewohner nebst den übrigen Familien, die dahin aus der Nähe geflüchtet waren, so wie auch hier auf der Feld-Kornetschaft Ostries-Rivier, Vieh genug machen, zumal diese an einem Platze ganz nahe einem schönen Walde und von hohen mit Büschen versehenen Bergen umgeben liegen, vergleichen die Schlupfwinkel der Kaffern sind, von wo aus sie zur Nachtzeit Brand, Mord und Viehraub ausführen; hierzu wählen die Kaffern gewöhnlich die Zeit des abnehmenden Mondes so, daß der Neumond und das Fortführen, besonders des Rindviehes, zwischen 9 und 11 Uhr Abends, möglichst bei durch trübe Luft verursachter Dunkelheit, unternommen wird, um so dem Entdecken der Plünderungen aufgebrochener Wohnungen bequemeren und schnelleren Fortkommen des Viehes, das dabei durch Hassagen-Stiche zum Laufen getrieben wird, zu benutzen.

Am zweiten Tage der Gefahr sind der Feld-Kornet von der Riß nach meinem Bruder ein, zur Nacht mit seiner sämmtlichen Dienerschaft nach des Letzteren Wohnort zu kommen; da hätten Sie einmal das Gewimmel der Menge von Familien mit zahlreichen Kindern zusammengetrieben! in einem Hause seinen sollen, das gar nicht groß und von dem Dache, Schilfgras, abgetragen und zum Angriffe die Kaffern es nicht sollten in Brand stecken können; ingleichen die Menge Wagen und das in einem weiten Kreise zusammengetriebene Rindvieh, die Schafe nebst den Pferden von verschiedenen Besitzern, welche alle, sich nicht heimisch fühlend, unaufhörlich blöckten und wieherten. Indessen hatten die ausgestellten Wachen zu Fuß und zu Pferde während der Nacht keinen der gewöhnlich auf Händen und Füßen herankriechenden Kaffern bemerkt, und so hatte denn manche Frau um das Leben ihres nächsten der Nacht auf der Wache gewesenen Mannes vergeblich ängstliche Sorge getragen.

Am folgenden Tage hielt es der Feld-Kornet für gut, weil meines Bruders Gut ein wenig entfernter vom schon genannten Walde liegt, auch das Thal hier weiter ist, daß sämmtliche Familien sich mit allen Habseligkeiten bei meinem Bruder bis auf Weiteres niederließen, und darauf zogen Alle hierher, ja es kamen noch viele Andere dazu. Nachdem alle Wagen zu einer Burg aufgefahren und die Familien alle darin in meines Bruders Hause Zuflucht hatten, so daß mehrere sich auf ihre Wagen und die freie Luft beschränken mußten, wurden in verschiedenen Umzäunungen Löcher für Schanzkörbe angebracht und kleine Häuschen, um daraus zu schießen, aufgeführt; ferner ward meines Bruders noch vorräthiges Blei zu Kugeln gegossen, und von seinem Pulver wurden Patronen angefertigt. So verflossen die Tage bis zum 26. Dezember gegen Abend, ohne daß ein Anfall von Seiten der Kaffern geschah, als jene, vorgenannten bewaffneten Kolonisten aus den verschiedenen Feld-Kornetschaften eintrafen und sehr freudig von den Frauen bewillkommnet wurden.

Nunmehr konnte eine bessere Ordnung bei dem Anstellen von Wachen während der Nächte eintreten, und Patrouillen konnten am Tage nach dem Walde und nach anderen Gegenden unternommen werden, wobei auch zum öftern durch die in den Wald und das Gebüsch führenden Fußpfaden mehrere Kaffern in Klüften und Schluchten entdeckt wurden; doch konnten Anfangs nur wenige hier in der Nähe schußrecht getödtet und verwundet werden.

Eines Morgens hatte das Kommando nach vor Sonnen-Aufgang eine Rekognoszirung unternommen, bei welcher Gelegenheit es auf einen Trupp Kaffern stieß, welche, so früh dergleichen wohl nicht vermuthend, in der Nähe des Einganges zum Walde beschäftigt waren, einen in mehrere Stücke zerlegten Ochsen am Feuer zu braten; bei Ansicht der bewaffneten Kolonisten entfohen sie jedoch sogleich in den Wald. Die in mehrere Stücke zerschnittene Haut des geschlachteten Ochsen trug zu unserem nicht geringen Erstaunen meines Bruders Zeichen. Die Kaffern hatten, wie sich später ergab, von einem Hausen Rindviehs, das der benachbarte Feld-Kornet und mein Bruder zur Sicherheit weiter landeinwärts hatten treiben lassen, ungefähr dreihundert Stück beim Busch des ersten Rastplatzes den Treibern unbemerkt hinweggeführt, und hiervon gehörten meinem Bruder etwas über 100 Stück Ochsen und Kühe, die sämmtlich verloren worden sind.

Der tägliche Patrouillirens zu Pferde, sowohl in unserer Feld-Kornetschaft als in der nächsten des Ostries-Rivier, welche unter dem Kornet Erasmus stand, hatte die Kaffern indessen ziemlich in Furcht gesetzt, so daß sie sich am Tage im Dickicht der Büsche und Wälder verborgen hielten, und wenn man nur einmal die Waldungen mit den sehr dichten dornigen Büschen hier gesehen hat, so erhält man auch die Ueberzeugung, daß Hunderte sich darin sicher verbergen können, ohne von einer gleichen Zahl Exploratoren entdeckt zu werden; dazu wären die großen sogenannten Mimosen sehr nützlich, deren Erdrauch man aber hier nicht kennt; denn wenn gleich die dichtesten Hunde sich ziemlich gut und auf den Spuren der Kolonistenhunde zur Nachtzeit sehr wachsam sind, auch einem Trupp, der sich dem des Nachts nähert, eben so fördlich sind, als die Hunden und andere Bestien, die sie von den Hürden der Schafe und Ziegen abzuhalten haben, so sind sie doch am Tage, recht zum Theil aus Müdigkeit (denn sie müssen manchmal die ganze Nacht im vollen Kreis' Lage um die Viehhürden die andere schleichenden Hunden durch unaufhörliches Bellen abhalten), auf den Wiesen liegend, ganz ruhig und scheinen nicht leicht einen um diese Zeit kommenden Fremden, zumal einen weißen Menschen, ohne gebellt zu werden, anbellen; so, daß man hat sich überzeugt, daß diese Hunde, nach anderen Gegenden mitgenommen, auch nicht leicht auf Anhetzen ein Thier, das größer ist, als Le selbst, angreifen.

Die nächtlichen Einfälle und der Bivouak der Kaffern auf mehreren Kolonisten-Besitzungen und die an nächsten Morgen darauf verfolgten Spuren, wie oben schon erwähnt, hatten hier und dort in weniger großen Löchern auf die Spuren der Plünder, und so wurden in unserer Nachbarschaft am Zonnyfluße 14 derselben getödtet und noch mehrere verwundet; ferner wurden am Winterberge, unter der Anführung des tapferen Feld-Kommandanten van Wyk, 15 erschossen und daneben eine große Zahl verwundet, die zwar entfohen, von denen aber noch die meisten todes todt gefunden worden sind. Endlich entdeckte man auch am Ende des ersten Tages des Januars die Spuren einer Anzahl Kaffern in einer wohlgien Verschlossen, in deren Nähe zwei Kolonisten Plätze liegen, die mit schönem Rindvieh versehen waren, dessen Verbauung man in einer künftigen Nacht gewärtigen konnte. Dieserhalb machten sich 30 Kolonisten dortihin auf und besetzten von zwei entgegengesetzten Seiten den in der Mitte mit hohen Büschen bewachsenen Berg; der zuerst die Kaffern entdeckende Theil gab dem anderen durch einen Schuß das Zeichen zum Angriff, und während die sich unringt sehenden Kaffern aus den drei von Steinen bedeckten Oeffnungen mit Hassagren auf die Kolonisten unternahmen, schossen diese 22 Wilde nieder und verwundeten mehrere andere, die indeß noch entfliehen konnten. Da dies ganz nahe bei meines Bruders Territorium vorfiel, so ritt ich am anderen Tage mit Begleitung nach jenem Ort, um von den Kaffer-Leichen ein Paar zu erhalten, deren Gerippe ich zu wissenschaftlichen Zwecken präpariren wollte; wir gelangten auch bald zu Pferde bis zum Berge und besiegten denselben zu Fuß, was ich der Januar-Hitze und dem steilen Wege durch dichtes, mit allerlei Widerhaken versehene Büsche sehr vielen Schweiß kostete. Dafür war aber auch in zwei Beziehungen der Lohn nicht gering. Auf der einen Seite bot uns nämlich der felsige Gipfel des Berges mehrere Höhlen dar, in welchen sich Formationen fanden, an denen man die Urwelt sich vergegenwärtigen konnte, und auf der anderen Seite fanden sich, theils in den geräumigen Felsenhöhlen und theils an Baumstämmen hingelehnt, wo sie von den weiteren Kolonisten von jenem Berge hingetrieben worden waren, viele große muskulöse und theilweise mit gesäligter Geschicklichkeit gearbeitete Kaffern. Die Hinabschaffung der von der Hitze sehr angegriffenen und also noch volumindser gewordenen Leichen war aber zur Zeit, nach dem einstimmigen Urtheil der ganzen Gesellschaft, auf dem weiten Wege durch die sehr in einander gewachsenen Büsche bis unten zu dem von uns mitgebrachten Wagen, nicht ausführbar und soll dann versucht werden, wenn erst wilde Pferssüet, Geier, Aasvösen, die Wärme und der Regen alle Weichtheile von den Knochengerüst werden abgelöst haben.

Es mochte das stetige Ansehenden von Patrouillen aus dieser Kornetschaft, so wie der Anblick vieler Wagen, die nächtlichen Wachtfeuer ꝛc. die Kaffern auf den Gipfeln der Berge wohl glauben gemacht haben, daß eine sehr starke Streitmacht auf diesem Platze versammelt wäre, und deshalb hatten sie wohl auch bis dahin keinen Anfall auf uns gewagt; indessen in einer regnichten sehr dunkeln Januar-Nacht waren demnach ein Paar bedeckte Kaffern an die Rindvieh-Hürde meines Bruders auf einer Stelle herangekrochen, wo man keine Wache ausgestellt hatten diese Hürde, die aus großen Mimosen-Aesten bestand, geöffnet, das sämmtliche Rindvieh hinausgelassen und darunter des Bruders freifestete Zugochsen wegtetrieben. Das Kurbeinansen des nicht mit

Digitized by Google

genommenen Biehes machte die nächste Wache aufmerksam, und so wurde, nachdem nach Mitternacht der Mond aufgegangen war, die Spur gleich verfolgt; die Kaffern wurden im Walde sammt dem Vieh eingeholt und ein Theil desselben wieder zurückgebracht.

Ich breche hier den Faden meiner Erzählung ab, um Sie mit dieser im Tinge etwas analogisch verfaßten Darstellung nicht zu sehr zu ermüden, und bemerke nur noch, daß meines Wissens Versuch an Vieh und durch Verwichtungen auf den Platz sehr bedeutend ist, doch haben diejenigen, welche ihre Besitzungen einsah verlassen mußten, noch mehr verloren; Andere, deren Zahl sich auf 8000 Seelen beläuft, sind so arm geworden, daß das Gouvernement sie mit Nahrungsmitteln hat versehen müssen. Der Verlust des Ganzen an abgebrannten Häusern, zerstörten Mobilien, an Korn, das auf dem Felde zum Verkaufen stand, nebst 100,000 Stück Hornvieh, das die Kaffern wegführten, ist, wie Sie hieraus ersehen werden, sehr groß, und hier dieser Schaden wurde in wenigen Wochen auf einem ungefähren Flächenraum von 6—7000 Quadratmeilen verübt. Jetzt sind die Kaffern, die auf wahrscheinlich nur wenige, aus der Kolonie vertrieben, nachdem circa 1000 derselben erschossen worden. Es sind ungefähr 4000 bewaffnete Kolonisten, nebst einer gleichen Zahl Englischer Soldaten, bereits auf der Gränze bei einander und vielleicht jetzt schon in's Land der Räuber eingerückt, um dieselben zu züchtigen, das heißt, um sie zu tödten, mehrfache Männer niederzuschießen und das noch lebende Vieh zurückzubolen. Wie viel demnächst von dem zum Theil fruchtbaren Kaffernlande unserer Kolonie, vielleicht bis Port Natal, einverleibt werden wird, darüber mögen Sie den Beschluß der Englischen Regierung wohl früher erfahren, als wir hier.

Lichtenstein am Bavianasflusse, 6. April 1835."

Brasilien.

Herr Douville, der Erforscher unbekannter Regionen.

Dem Publikum wird es nicht unlieb sepn, wenn wir ihm den weitland gefeierten Reisenden, der die geographischen Gesellschaften von Paris und London so geschickt zu mystifiziren verstand, einmal wieder vorführen. Herr Douville figurirt jetzt in Brasilien und hat ganz kürzlich eine Reise, ihm so genannt, Expedition, wichtiger Entdeckungen und Erlebnisse drucken lassen, die in treuer Uebersetzung hier folgen mag.

„Nach einer Abwesenheit von beinahe zwei Jahren bin ich wieder in Bahia! Bei meinen Wanderungen unter den Wilden bezweckte ich den Nutzen der Wissenschaft und meiner Mitbürger. Das Publikum soll Richter darüber, inwiefern mir dies gelungen. Ich schreibe in einem Lande, wo Jedermann von den wilden Stämmen gehört hat, die ich besucht, obgleich Keiner so glücklich gewesen ist, sie zu beobachten, weil Keiner vor mir unter ihnen gelebt hat. Und doch kann man Sitten und Lebensweise der Wilden nur beobachten, wenn man unter ihnen lebt, vorausgesetzt, daß sie nicht in ihren Wäldern sich verstecken."

„Zum Wanderer gleichsam geboren, bin ich einem unwiderstehlichen Impulse gefolgt, der mich in die unbekanntesten Regionen lockte, ohne Hoffnung auf Lohn oder Belohnung. Mitten in Einöden und Wildnissen, umgeben von Barbaren und Kannibalen umringt, fühle ich das seligste Entzücken; ich meide solche Scenen, die auch Andere gesehaut; ich stehe davor und stelle mich so an die Spitze der Entdecker unbekannter Regionen! Mit einem Muthe, den nichts schrecken, mit einer Ausdauer, die nichts ermüden kann, führe ich alle meine Pläne zum Ziel."

— „Mit einer unfreiwilligen Wonsche, Brasilien nützlich zu werden, habe ich zunächst die Provinz Bahia durchforscht. Nachdem ich durch die Wälder gedrungen, habe die Schiffahrt auf dem Rio Pardo eröffnet, in einem Kanoe stromaufwärts fahrend; habe eine Karte der Gegenden, die ich besuchte, entworfen — die geographische Lage der vornehmsten Punkte durch astronomische Beobachtungen bestimmt — viele Exemplare von Steinen, Blumen (!) und Pflanzen, und eine Sammlung von Vögeln, Säugethieren und Insekten mitgebracht — mit einem Worte, ich habe Alles, was ich besaß, hingeopfert, einzig und allein in der Absicht, meinen Mitmenschen von Nutzen zu seyn!"

„Den 16. August 1833 verließ ich Bahia, und am Morgen des 17ten erreichte ich die Stadt San José, an der Mündung des Rio de Contas. Ich fuhr einige Tage diesen Strom hinan und wanderte hierauf durch die Wälder nach Jiheos, wo ich den 1. September ankam. Einen Monat und vierzehn ganzige Tage lang erforschte ich die Umgegend dieser Stadt, und sondirte und vermaß den Strom Mucuhe. Ich entdeckte einen bedeutenden Strom, den ich Douville-Strom nannte, sendete dann meine naturhistorischen Sammlungen an den Französischen Konsul in Bahia und verließ den 25. Oktober das Land der Civilisation, um die wilden Stämme in den Urwäldern aufzusuchen."

„Den 31. Januar 1834 gelangte ich zur Wohnung des Senhor Bernardo Lopez, die 24 Leguas von der Küste und 8 Leguas vom linken Ufer des Rio Pardo liegt; ich hatte in der Zwischenzeit die Stämme der Cutachos, Patachos, Mongoyos und Gadios besucht. Ich war sehr unwohl, mit einem enormen Geschwulst am Fuße behaftet, und schickte deshalb einen Boten nach Jiheos, um die erforderlichen Medikamente zu erhalten. Den 18. Februar brang ich wieder in die Wälder ein, aber den 27sten kehrte ich, die eigenhändig aufgeschnarrten Gebeine einer Mongoyos-Frau mit mir schleppend, zu Herrn Lopez zurück. Den 10. März vertraute ich alle meine Sammlungen der Obhut des Herrn Lopez und fuhr bis zu der Schlucht von Vareda den Rio Pardo hinan; von da wendete ich mich nordwärts und erreichte die Conquista. Den 9. April setzte ich bei Santa Roza über den Pardo und erreichte nach einer bald südöstlichen, bald nordwestlichen oder südwestlichen Wanderung die Ufer des Jikitinonha. Auf diesem Wege besuchte und beobachtete ich die Stämme Kerequimu und Makachum, die zwischen den beiden Flüssen wohnen. Ich fuhr den Jikitinonha hinab und erreichte den 21sten desselben Monats Belmonte. Den 23sten brach ich wieder auf, um die Mündungen des Rio Pardo zu erforschen, und den 31sten gelangte ich nach Jiheos. Ich fuhr den Jiahbe hinan und verweilte zu Minada, wo ich auf die Mittheilungen des Senhor Antonio Lopez wartete. Den 5. Juli reiste ich nach Canavieras ab; ich traf die nöthigen Verfügungen, um den Rio Pardo stromaufwärts zu fahren, und schiffte mich, von dem Friedensrichter, Senhor Cardozo Marques, durch freundlichen Beistand unterstützt, auf diesem Flusse ein. Den 25. August erreichte ich die Wohnungen der ersten Ansiedler am Pardo. Nach drei beendigten Forschungen drang ich im Binnenlande vor und untersuchte einige der wasserfallen Punkte in der Provinz. Endlich den 21. September schlug ich den Weg nach Bahia ein, woselbst ich den 21. Februar 1835 ankam."

„Der naturforschende Reisende Douville."

Wir sehen dem ausführlichen Berichte über die Cutachos, Patachos u. s. w. mit Verlangen entgegen.

Mannigfaltiges.

— Dienerschaft in Ostindien. Ein Englischer Offizier in Bengalen führt, wenn er sich nicht im aktiven Dienst befindet, ein müßiges und luxuriöses Leben; er hat beinahe über seine ganze Zeit zu gebieten und hält von einer unglaublichen Menge von Bedienten umgeben. Der Autodor führt mit Erstaunen und Unglauben, was man ihm über diesen Gegenstand erzählt; wenn er aber in Kurzem selbst gründlich kennen gelernt hätte, so würde seine Uebertaschung bei der Beschreibung eines Bengalischen Haushaltes sehr geschwächt werden. In Madeas, wo die religiösen Abstände minder schroff beobachtet werden, ist die Dienerschaft auch minder zahlreich und zugleich thätiger. In Madras begnügt sich ein Offizier mit einem Haushalte, der in Bengalen Verwunderung, ja, selbst Verachtung erregen würde. Wenn ein Engländer, der in Kalkutta anlangt, sein Gepäck ausladet, der ihm mit Rath zur Seite stehen kann, so fällt er unvermeidlich einem Sircar mit schmeichelnder Zunge in die Hände, der es übernimmt, ihn mit seiner Dienerschaft zu versorgen, ihm Haussrath einzukaufen und die Aufsicht über sein Haus zu führen. Von dem Geschäftsmotte der Kaste betrachtet, verdienen die Sircars die größte Achtung; aber ihre Unredlichkeit ist sprichwörtlich. Da sie in Folge ihrer Stellung das Englische sehr geläufig sprechen und schreiben, und überdies Takt und Wirkung besitzen, so verstehen sie es, sich als Dollmetscher, Secretair und Mäckler sehr nützlich zu machen. In der That, so lange nicht ein Fremder wenigstens eine oberflächliche Kenntniß der Landessprache sich angeeignet hat, werden ihre, freilich theuer erkauften Dienste ein nothwendiges Uebel. Bon früh bis auf den Abend wird der Sircar Euch die Mittel verschaffen, Euer Haus gemüthlich einrichten mit Domestiken und Möbeln zu versehen. Er verlangt nichts für seine Dienste; allein er erhält eine beträchtliche Gratification von jedem Bedienten, den er stellt, und eine bedeutende Provision von allen Gegenständen, die er verkaufen hilft. Abgesehen davon, sorgt er dafür, daß sein Kommittent das Doppelte des ursprünglichen Preises bezahlt, so daß seine Bemühung ihm unendliche Vortheile bringt. Damit der Leser einigermaßen von der in einem Indischen Hause herrschenden Unordnung sich einen Begriff machte, wollen wir ein Verzeichniß derjenigen Bedienten folgen, welche ein gewöhnlicher Offizier unumgänglich sich anschaffen muß. Es wird dies einen Maßstab abgeben, wie man sich erst das Haus eines Generals zu denken habe. 1) Ein khusama oder Haushofmeister; 2) ein khmutgar oder Tafel-Aufwärter; 3) ein masaulchi, welcher das Tischgeräth aufwäscht und in der Nacht vor den Wagen oder dem Palanquin mit einer Laterne herläuft; 4) ein bahardr oder Koch; 5) ein bhisti, welcher das Wasser frisch zu halten hat; 6) ein berie walla oder Schäfer, ein jeder Aufseher im Innern des Landes, der eine Heerde Schaafe oder Ziegen hat; 7) ein murgi wa la oder Aufseher des Hofes; 8) ein durzi oder Schneider, gewöhnlich mit einem oder einigen Gehilfen; 9) und 10) zwei dobia's oder Bleicher; 11) ein Sirdar-Träger oder Kammerdiener; 12) ein Miate-Träger oder Kammerdiener; (13—17 sind in Kurzem verlorengegangen) 18) ein Pferdeknecht; 19) ein Kamelmann; 24) ein syce oder Reitknecht; 25) ein gosco oder Grasmäher; 26) ein bhistie oder Wasser-Träger; 27) ein malie oder Gärtner; 28) ein claschie oder Diener im Zelte; 29) ein hukah burdar oder ein hukah-Aufseher; 30) ein tachupross oder Briefträger; 31) ein tachokedar oder Nachtwächter, ein unentbehrlicher Diener, weil man bei der übermäßigen Hitze alle Thüren während der Nacht offen läßt; 32) endlich ein master oder Stiefknabe, ein jubinskarnin aus der untersten Klasse, dessen Dienst darin besteht, alle Dinge, welche die übrigen Diener aus Kasten-Pflicht nicht anrühren dürfen, fortzuschaffen. Dies wären alle 32 Bediente für einen unverheiratheten Mann von Stande. Ein Stutzer oder ein verheiratheter Mann brauchte zum wenigsten das Doppelte, und der General braucht dreimal so viel. Der größte Theil dieser Bedienten sind Hindu's, und die übrigen sind Musselmänner. (Weekly Review.)

[*]) Soll v vornehmlich heißen: „Keine Gewissenspein, keine Furcht vor weltlicher Schande hindert mich, alle meine Ideen im Druck herauszugeben."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 100. Berlin, Freitag den 21. August 1835.

Frankreich.

Georges Sand.*)

Fragt Du heutzutage nach den philosophischen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, so wird man Die antworten, daß sie, nachdem sie lange genug niedergerissen haben, endlich selbst-ihresgleis gefallen sind; daß der aus ihrem Schooß hervorgegangene Materialismus nichts mehr als ein Wort ohne Kraft und Stärke ist; daß die Seele ihre Rechte wieder erobert und der Körper endlich seinen gebührlichen untergeordneten Rang eingenommen; daß das religiöse Gefühl wieder erwacht und aus dem Leichentuche, in das man es eingehüllt, hervorgetreten ist; daß der Zweifel selbst nicht mehr eine Negation des Glaubens, sondern nur ein geringes Schwanken im Glauben ist; daß man die Moral wieder in ihre Rechte eingesetzt; daß endlich in dieser großen Reaction, in dem herrlichen Fortschreiten zum Guten, eine ganz neue sociale Zukunft sich offenbart!

Allein im Angesichte dieser schönen und vortrefflichen Bewegung werden beinahe-dreiste und selbst ziemlich energische Protestationen dagegen erhoben, um bei der Menge gewisse besondere Sympathieen hervorzurufen. Diese Protestationen gehen von einer literarischen Schule aus, die den Skepticismus aus der Philosophie in die Kunst verpflanzt und sie durch der Leidenschaft beigemischt hat, ohne daran zu denken, daß sie dadurch ein Familien-Mißwesen mit dem vorigen Jahrhundert eingegangen; sie glaubt, aus dieser jüngsten Vergangenheit heraus zu sein, weil sie auch mit den Farben der Gegenwart ausgeschmückt ist; ihre Fahne trägt die Inschrift der Auferstehung der Gewalt des Geistes; sie giebt sich für spiritualistisch aus, ja sie brüstet sich sogar mit einer Moral, die bis zu einem gewissen Punkte grandios erscheint, gegenüber den kleinlichen Anforeien und dem materiellen Egoismus des politischen Tages-Geschwätzes.

Diese Schule, oder besser, diese Koterie gruppirt sich mit Enthusiasmus um ein Genie, das sie beherrscht, und das sie mit seinem brennenden und leidenschaftlichen Hauche erwärmt: und dieses Genie ist Georges Sand.

Ohne Zweifel können wir nicht zu viel Bewunderung für diesen kühnen Romanenschreiber hegen; nicht zu oft wiederholen, wie sehr sein Talent warm und kräftig und sein Stil beguadend und anziehend ist, wie sehr er durch zahlreiche Aufregungen der Leidenschaft und des Gefühls die Seele zu erschüttern und sie endlich wieder durch den lieblichen Reiz, mit dem er seine Gemälde kolorirt, zu beruhigen weiß. Es wird uns immer an dem richtigen Ausdrucke fehlen, um darzuthun, welches gewaltige Interesse alle seine Schöpfungen belebt, und welchen großen Künstler wir in ihm besitzen. Kaffen wir jedoch alle die pompösen Lobeserhebungen, die man allen Seiten Georges Sand's verschwendet, ganz bei Seite! Wir wollen ihn nicht loben, sondern ihn studiren; wir wollen in seinen Geist eindringen und uns von seiner Mission genaue Rechenschaft ablegen; endlich wollen wir ihn, anstatt ihn mit Enthusiasmus zu bewundern, einer vernünftigen und gesunden Kritik unterwerfen.

Zum Unglück werden wir wohl die Lorbeer-Krone dieses Schriftstellers ein wenig entblättern müssen, eine Krone, die er sich aus lauter Irrthümern zusammengeflochten; wir müssen protestiren gegen seinen exklusivsten und grundlosen Spiritualismus, gegen das unnütze Palliativ einer sie die Sinne geschaffenen Moral; wir müssen darthun, daß Georges Sand sich vergeblich zum Vertheidiger der Rechte des Herzens gegen die Gesellschaft aufwirft, daß er umsonst den Namen Gottes anruft, wenn im Hintergrunde seiner Ideen ist es die Materie, die den Geist beherrscht; im Hintergrunde seines Witzes der Kopf, der das Herz, im Hintergrunde seines Gewissens die Leidenschaft, die die Vernunft, im Hintergrunde seines Lebens die Ueberzeugung, die die Reflexion, und endlich im Hintergrunde seiner Theorieen ist es der Zweifel, der Gott beherrscht.

Bloß Allem erklären wir hier, Niemanden persönlich anzugreifen, außer dem Manne desjenigen, der die Wächter spielt, für die er sich voranmorlich gemacht. Was über diesen Namen, der sey wahr oder falsch, hinausgeht, das ist nicht unsere Pflicht, zu wissen; er allein soll gelobt oder getadelt werden, und wenn es wahr ist, daß man die Leute ins Gesicht eher zu loben geneigt ist, so kann der Tadel dagegen einer Maske nie so kränkend seyn; darum ein für allemal, wenn wir hier gegen irgend Jemand zu Felde ziehen, so betrifft dies nur den Herrn Georges Sand allein und keinen Anderen.

Georges Sand ist doppelt zu beklagen, wegen seines Zweifels und seines Hasses; wegen seines Zweifels gegen den Himmel und wegen seines Hasses gegen das bestehende gesellschaftliche System, ein Haß, der ganz intellectuell, ganz abstrakt und schwanger an lebhaften und bitteren Kränkungen für die Seele ist, die sie selbst in sich nährt. Dieser Zweifel und dieser Haß, mehr oder weniger durch die Eingebungen des Augenblicks und den Wechsel der Gefühlen modifizirt, dringen hervor oder verrathen sich in allen den verschiedenartigen Schriften Georges Sand's. Die Zukunft wird uns darüber belehren, ob dieses doppelschneidige Schwert, das schon jetzt weniger scharf ist, mit der Länge der Zeit vielleicht gänzlich abgestumpft werden kann. Nachdem wir die Wunde bezeichnet, wollen wir die Veranlassungen derselben näher aufsuchen.

Was hat unserem Georges Sand diesen Zweifel eingeimpft? Um dies zu wissen, wäre es nöthig, daß wir die zu seiner ersten Erziehung hinausstiegen, daß wir entdeckten, welchen Einflüssen sie unterworfen oder vielleicht welcher moralischen Vernachlässigung sie preisgegeben war; wir müßten zuerst erfahren, wie diese Seele noch in ihrer Frischheit, in dem Alter, wo man den Glauben ohne weitere Untersuchung an und für sich selbst liebt, die verschiedenen Eindrücke des spottenden Skepticismus Voltaire's, des sentimentalen Epnismus Diderot's eingetragen, und alsdann würde es uns leicht seyn, seine Fortschritte auf dem Wege, der ihn bis zu seinen gegenwärtigen Ideen geleitet, zu verfolgen; — allein wir sind nur im Stande, Konjekturen über diese Erziehung aufzustellen, der es ohne Zweifel an aller christlichen Belehrung gebrach, es sey denn, daß, wie sollen wir es nennen, dieses feurige Wesen des Kindes getrennt hätte, an Gott zu zweifeln oder wenigstens nicht an ihn zu denken, zu einer Zeit, wo die Seele sich so sehr darin gefällt, ihren Glauben in fromme Gebete einzukleiden. Wie hätte sonst wohl ein Herz wie der Zeit erfarren können, das unter dem Einfluße der Liebe und Hoffnung groß geworden wäre?

Die Lösung des Geheimnißes ist folgende: Wenn man in die Welt kommt, so glaubt man, sie völlig aufgebaut zu finden; erst im Laufe der Zeit bemerkt man die Ruinen, mit denen sie überschüttet ist. Unser Georges Sand hat aber die Blumen gleich von vorn herein gesehen, und sein junger, lebhafter und schlecht bewachter Verstand hat das Leben in der Blüthe ohne Glauben und innere Ruhe begonnen. Auf diese Weise haben sich seine inneren Leiden zu einer Zeit erzeugt, wo sein Genie mit stolzer Kraft sich entwickelte. Der Zweifel war das Piedestal, auf welchem die Statue seines Geistes sich erhob; er erschien in seinen Augen als eine Gewalt, und da ihn nichts darüber belehrte, daß vielmehr die Schwäche den Zweifel mit Unehrgeiz und die Stärke den Glauben erzeuge, so versteig er sich in seiner Ueberspannung bald so weit, daß er Gott aus seinem Leben ganz ausstrich, ihn ablengnete und nöthigenfalls selbst zu Felde gegen ihn zog.

Dies ist also seine Rolle: tiefe Sorgloßigkeit und gänzlicher Unglaube. Seine feurige Einbildungskraft beherrte eines nüchtern Lebens und bekonnte Nahrungsmittel, um sich selbst zu ernähren: unser Jahrhundert reicht ihm seinen Spiritualismus dar, den er zu materialisiren und mit Poesie und Ironie zu erfüllen hat.

Die Materie verdrängt den Geist, die fleischliche Sinnenlust den Asceticismus! Erinnern wir uns aller jener auserwählten Gemüther, jener jungen Knospen auf dem ersten Baume des Christenthums; auf welche Weise haben sie sich über die Schwächen des menschlichen Lebens emporgeschwungen? Indem sie ihre Leidenschaften der Pflicht opferten, indem sie Leib und Seele durch das himmliche Feuer geläuterten! Aber wie viele Proben waren dabei zu bestehen, wie viel physi-

*) Von den vielen Charakteristiken und Gesammtdarstellungen lebender oder verstorbener Schriftsteller, die wir bereits Gelegenheit hatten in diesen Blättern mitzutheilen, sonnte vielleicht keine zugleich so als allgemeine Bezeichnung einer ganzen Epoche gelten, wie die nachstehende. Georges Sand ist der Träger und Vertreter des heutigen Franzosischen Romans, wie es Victor Hugo der des Dramas ist. In Georges Sand finden sich, neben allen Schönheiten des wiedererwachten poetischen Bewußtseins, alle Ausschreitungen einer Zeit vereinigt, deren ethische Verirrungen, ein ungeheures fernes Ziel vor Augen habend, chaotisch durch einander wogen. Die isolirten Individuen-Emancipations- und Reaktorations-Versuche, die auch bereits in Deutschland ihre Dutzbeter gefunden haben, die unreifen-poetischen Theorien Georges Sand's, der in den Augen seiner Landsleute um so mehr als ein begeisterter Apostel erscheint und bewundert wird, als seine griechische Bildung in einem schönen, die antiken Lebensformen durch die philosophischen Ideale sich deutet, die dieser Autor sich gestellt hat. Es ist nämlich eine Frau, eine feingebildete Pariserin, nicht minder ihren Salon besuchend und erheiternd, wie die reizende ihrer Landsmannineen, die unter der Maske Georges Sand's eine so mächtige Bewegung der Geister erregt hat. Die nachstehende Darstellung wird wahrlich sehr viel zur richtigeren Erkenntniß dieses Charakters beitragen, der, so originell er auch ist, Deutschen leicht doch auch interessante Punkte der Vergleichung mit zweien Frauen unserer Zeit darbieten wird, die in Deutschland, die eine durch ihren hochbegabten philosophischen Geist und die Andere durch ihr liebenswürdiges Gemüth und Darstellungs-Talent, den monopolistischen Lehr- und Bildungs-Beruf der Männer in beschränkenter Schranken zurückgewiesen haben. J. L.

sche Qualen zu erdulden? Es giebt Augenblicke, wo, gleich dem unerbittlichen Geier des mythischen Prometheus, alle niedrige Eigenschaften auf einmal das Herz bestürmen und dasselbe zermagen; dann ereignet es sich oft, daß die schönsten Gestaltungen ihr Unvermögen bekennen, ja Ehrfurcht selbst vergießt blutige Thränen und weist den Kelch der Bitterkeit zurück.

Sand unterlag fast, ohne zu kämpfen; geschaffen zum Verneinen, schreint er, gleich einem heidnischen Gotte, aus einem wilden Sturme plötzlich hervorgebrochen zu seyn. Wäre er hundert Jahr früher geboren, so hätte er sich vielleicht darauf beschränkt, Gott lachend zu verleugnen; in unsern Zeiten fühlt er in sich eine Seele, er wird begeistert durch sie, er rächt sich durch sie und vernichtet, indem er Leiden über sie; anstatt sich zu verringern und zu verflüchtigen, setzt der Ehrgeiz alle seine Kräfte in Bewegung; er ist zu stolz und lästert im Stolze, aber er erstickt endlich selbst, während er lästert. Das ist der Unterschied zwischen dem Zweifler der Gegenwart und dem des vorigen Jahrhunderts; anstatt, wie damals, mit voller Lust zu zerstören, treibt's ihn jetzt an, zu erbauen; anstatt in ausgelassener Sorglosigkeit ohne Rast zu schweigen, quält und zerrägt ihn unaufhörlich ein heimlicher oder Schauer; anstatt zu lachen, weint er; endlich, vordem wie es Voltaire, jetzt ist es Georges Sand.

Nunmehr wollen wir sehen, wie der Zweifel, entsprungen aus dieser Duelle des ersten Leidens, bald ein zweites, nicht minder lebhaftes, nicht minder bitteres Uebel erschuf, den Haß gegen die gesellschaftlichen Institutionen. Dieser Haß, dieser Eifer hatte seine verschiedenartigen Ursachen, sowohl in dem unsinnigsten der Vorurtheile, als in der Verfassung des Wesens, dessen Leben wir hier zu entwerfen haben. Wie kennen bereits seine kühne Seele, denn der Zweifel ist eine große Kühnheit gegen Gott sowohl, als gegen sich selbst. — Was mußte diese Kühnheit wohl für Gestaltungen einflößen in Beziehung auf die Gesellschaft, auf unsere moderne Welt, auf das Herz von Stein, auf die Hand von Gold? . . .

Von dem Tage an, wo Georges Sand den moralischen Glauben als ein leeres Vorurtheil verwarf, mußte er den socialen Formen den Krieg erklären. Er konnte in dem, was man die bergebrachte Sitte nennt, nur leere Worte, eine Reihefolge von lauter eitlen Dingen sehen; er entdeckte in den wesentlichsten Prinzipien und in den an und für sich mehr Achtung verdienenden Institutionen der menschlichen Gesellschaft nichts, als die Lügen der Schwäche und die Entstellungen der verderbten Menschheit. Und er ward unerbittlig bei seinen Urtheilen, er verdammte, gerieth in Wuth und erhob ein großes Geschrei, ohne zu bedenken, daß selbst im Mißbrauche noch das heilige Prinzip sich aufzuweisen läßt: daß, wenn auch der Richter stirbt, das Gesetz doch ewig lebt! Ein Empörer gegen Gott, ein erklärter Feind der Menschen, ermißt Sand die Gesellschaft mit seinen Klagen und die Vorlesung mit seinem unaufhörlichen Murren.

Gleichsam um die bürgerliche Gesellschaft in ihrer ersten Grundlage zu erschüttern, beginnt er damit, gegen die Ehe aufzutreten; er versucht es ohne Unterlaß, die Verletzungen der ehelichen Pflichten in unglücklichen Ehe-Verhältnissen zu rechtfertigen. Er hat überseben, daß dergleichen Unglück nur eine Folge der menschlichen Fehler, nicht aber der Institution selbst, daß im Gegentheil diese an und für sich heilig, die einzige Möglichkeit der Vereinigung zwischen Mann und Weib, die Basis der Familie und demnach auch die mächtigste Basis der bürgerlichen Gesellschaft sey; daß es besser ist, ihre Grundsetze auf Kosten Einzelner aufrecht zu erhalten, als sie durch die Nachsicht gegen die ganzen Verbrechen zu erschüttern; daß endlich ihr Sturz den Ruin der ganzen socialen Verbindung unter den Menschen herbeiführen würde.

Georges Sand hat die Annalen des Schuldigen nicht begriffen; er hat nicht erkannt, daß die Wechselseitigkeit zwischen Mann und Weib, die Lasten eher Mitleiden, als Haß verdiente; mehr wohlwollendes Bedauern, als Bitterkeit und Verachtung; — er hat es vorgezogen, zu trotzen, unaufhörlich zu ringen und dabei immer noch mehr zu leiden; nicht an die Welt zu glauben, eben so wie er nicht mehr an den Himmel glaubt; die eine wie den anderen zu verleumden und sich, dem ehrgeizigen Genie, eine neue Welt und einen neuen erdichteten Himmel zu erschaffen, wozu seine träumerische Phantasie die Materialien und alle Kosten selbst hergabe.

Das ist Georges Sand, so wie wir ihn aus seinen Schriften kennen gelernt haben; seine Existenz war nichts, als ein beständiger Kampf seines stolzen Geistes gegen alle Gewalten, ein Kampf, der sie ihn nur tiefe Wunden zum Ersatze hatte.

Nachdem er lange Zeit in der Oede herumgeirrt, sucht er nunmehr sich auf eine positivere Laufbahn zu stützen; er sühlt, daß die Leidenschaft allein unfähig ist, die bürgerliche Gesellschaft zu regenerieren, daß die verwirrten Träume über die Seele und den Himmel nicht vermögen, Gott und den Glauben zu ersetzen; daher droht er auch nicht mehr so viel, sondern er seufzt vielmehr.

Wie wollen indeß gestehen, sein Genius hat sehr geschickt den Kampf in allen Decalls aufgehalten; seine kühne Beobachtungsgabe, die eben so fein als speziell ist, hat der Gesellschaft bis auf den tiefsten Grund durchdrungen. Ja, Georges Sand hat ein doppeltes und seltenes Talent der Erfindung und des Kaltsils realisirt; neben der fruchtbaren Inspiration „ der er in Indiana, Lelia, Trenmor und Leoni empfing, faßte ihn gewandter und sicherer Blick im Verborgenen die Züge eines Obersten Delmare, eines Ramière, eines Lansac, einer Marquisin und einer Geißin von Raimbault auf. — Oft auch hat die Feder unseres Autors Erfindungs- und Beobachtungsgabe mit einander verbunden, um das Ideal wahrer zu machen und das Wahre besser zu färben, um zum Beispiel einen Benedict, einen Jacques und einen André hervorzubringen. — Wenn man aus der Gewalt seiner Conceptionen das Genie des Mannes erkennt, so giebt sich andererseits wiederum aus den Annalen der Weltkenntniß und den so fein aus den innersten Falten des Herzens aufgegriffenen Details der Geist einer Frau kund. — Wir haben hiermit in Georges Sand eine Doppel-Natur zu bewundern, die Vereinigung zweier so verschiedener Charaktere, die sich einander auszuschließen scheinen. Gewiß ein seltenes Privilegium, das ihm zuweilen gestattet, den Geist des Mannes in das Gemüth einer Frau zu bilden; eine seltene Eigenschaft, zwei Geschlechter zu gleicher Zeit zu repräsentiren und damit auch zum Spaße über sein eigenes Zweifel zu erregen; eine bizarre Natur, die sich stets und überall bewahrt zeigt, und die man darum nur auf die rechte Weise zu loben weiß, indem das auf den Mann paffende Lob leicht eine Kritik gegen das Weib sehn kann, und wir selbst wären auch in einiger Verlegenheit, wenn wir hier in Georges Sand nur die Frau zu tadeln hätten.

Wie dem aber auch immer seyn mag, wir haben Georges Sand ganz in der Ordnung beurtheilt, wie wir ihn aufgefaßt. Die Beweise dafür lassen wir nunmehr folgen. Sie sind in seinen Schriften enthalten; wir werden ihn hier Schritt vor Schritt unter allen Gestalten aufweisen, die er wechselsweise angenommen, ohne jemals sein Ziel zu verleugnen. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Nouveau Manuel complet d'auscultation et de percussion, ou Application de l'acoustique au diagnostic des maladies. — Von A. Raciborski. 5½ Fr.

Nouvelles Recherches sur la structure de la peau. Par C. Brechet, chef des travaux anatomiques de la Faculté de Médecine de Paris, et Roussel de Vaucème, docteur en médecine.

Philosophie de l'Histoire naturelle, ou Phénomènes de l'organisation animale et végétale. — Von J. J. Virey. 7 fr.

Le Cuisinier de tout le monde, ou la Cuisine sans cuisinier. — Herausgegeben unter Mitwirkung der Redaction der Encyclopédie des connaissances utiles. 1½ Fr.

De l'Économie politique en matière commerciale, et de l'Enquête de 1834. — Von Godard. 2 Fr.

England.

Das Todtenschiff.

(Schluß.)

Wir waren jetzt dem fremden Schiff schon ziemlich nahe, als Jac, der sich unruhig auf dem Raum des Bootes hin und her bewegt, mich einmal anstieß: „Ich will verdammt seyn, Mister Murphy, wenn ich mit dem Ding von Fahrzeug da was zu thun haben mag; es ist nicht geheuer damit, der Segler ist vom Teufel gebaut.“

„„Ich will Ihnen sagen, wie es sich damit verhält, Sir, Mister Murphy!““ sagte Bill Dennis, ein Irländer; „„sind Sie an Bord aus der Grafschaft Kork nun wissen nicht, welches die natürliche Folge davon ist, wenn ein Mann an den Bord eines Schiffes geht, welches von dem Teufel kommandirt wird? O, Muschab Grab! ich habe immer geglaubt, ein Irländer sey bedacht auf seine Ehre, und bei meiner Seele, Sir, welche Ehre ist dabei, sich mit solch' einer alten Kierkuhre einzulassen, da es sich doch treffen kann, daß man kein gutes Abentheur hat, und denn wird blau geschlagen wird, und alle seine Kameraden fahren auf den Rücken bekommt, und die Faust nimmer steht, die so thut.““

„Halten Euer Maul, Dennis, oder ich verseye Euch eins mit den Ruder“, sagte der Zahnrich in einem Ton, der alle weitere Erörterungen abbrach. So ging es denn vorwärts, freilich etwas unbeholfen da sing der Matrose am Bugruder eine Krabbe*), denn indem er mit seinem Blick immer auf das schwarz aussehende Fahrzeug vor sich wie ein Stier; er war jedoch bald wieder frei, und das Boot lag auf einer Wendung auf einmal dem fremden Fahrzeuge dicht zur Seite.

„Folgt mir“, sagte Herr Murphy zu Benton und einigen Andern, „und laßt uns sehen, was darin ist.“

Wäre dem Joe ein Pistol unter der Nase abgebrannt worden, so hätte er nicht so zusammenfahren können, wie über jene Aufforderung; denn wenn er auch in jener anderen Hinsicht ein Uebergeist war, wie er es doch furchtsam wie ein Kätchlein, wenn es es seiner Meinung nach, mit übernatürlichen Wesen aufnehmen sollte.

„Nun, könnt Ihr nicht von der Stelle, Benton?“ sagte der Murphy lachend; „wovor fürchtet Ihr Euch, Mann?“ Dies brachte unsern Joe auf die Beine; er zog ein Pistol aus seinem Gürtel und folgte, indem er sich mehr nach seinem alten „Mordcomer“ als nach dem Fahrzeuge hinwandte, welches ihn so sehr erschreckt hatte.

Ein feierliches Schweigen wurde die wenigen Minuten hindurch beobachtet, die wir zum Hinaufsteigen brauchten, und als wir uns nun auf der Gallerie befanden, sahen wir staunend einander an, denn es Schauder durchriefelte uns bei der Todtenstille, die auf dem ganzen Schiff herrschte; selbst der schwarze Hund war verschwunden; denn als wir Benton wurde noch zehnmal schlimmer zu Muthe, als vorher; das Verdeck war über und über mit Strech und Zeug blutig bedeckt, als ob eine Anzahl von Ballen ausgepackt worden wäre, und hier und da waren schwärzliche Spuren von bloßen Füßen zu sehen.

*) Eine Krabbe fangen ist der technische Ausdruck, wenn einem Matrosen das Ruder so tief unter's Wasser sinkt, daß er es nicht zurück bekommt und sonstlich von dem Sitzel herfallen, der wie ein Hebel gegen seinen Brust zurückings geworfen wird.

Digitized by Google

„Das ist ja Blut", schrie Jor, als er die Fußspuren untersucht hatte, vor Schreck zurückfahrend und nach unserem eigenen Schiff blickend, das jetzt in langen Furchen rasch heranlam; „auf dem Schiff sind Scenäuder gewesen, haben es geplündert und die ganze Mannschaft ermordet!"

Als wir hinunterstiegen, um die Kajüte zu durchforschen, wurden wir am Fuß der Leiter von einem durchwühlten Ballen Seide aufgehalten. Wir schleppten ihn, von der Leiter weg, Herr Murphy stopfte an, und wir horchten in gespannter Erwartung, ob Jemand sich regen würde, aber kein Ton ließ sich hören; nur die Wände knarrten, und die Taue seufzten über unsern Häuptern; wir beschlossen endlich, die Thür gewaltsam zu öffnen. Welch' ein Anblick aber, als wir eindrangen! Ich werde die schaudervolle Scene nie vergessen, und sie steht noch so lebhaft vor meinen Augen, wie damals. Ringsum am Boden in der Kajüte saßen, ein Jeder an einen Stuhl gebunden, die Leichname den neun Männern und zwei Frauen, in einem so verstümmelten Zustande, daß sich schwindelnd umkehrte und auf das Verdeck hinaufrannte, um Luft zu schöpfen. Mein Kopf drehte sich mir herum, eine schrecklichr Uebelkeit befiel mich, meine schwachen Glieder versagten mir ihren Dienst, und ich sank fast ohnmächtig auf der obersten Stufe der Leiter zusammen. Herr Murphy war weiter vorgedrungen, aber sein Fuß glitt aus in dem Blut, welches den Boden ganz bedeckte; er fiel, und seine Hände tiefen an der dicken geronnenen Masse fest. Als er auf der Leiter an mir vorüberstürzte, hatte er mit seinen von der purpurnen Flüssigkeit gefärbten Händen, weißen Beinkleidern und bleichem Gesicht ein gespensterhaftes Ansehen. „Unter Gott", sagte er schaudernd, als er wieder zu sprechen vermochte, „was ist das für ein Anblick!" Ich bin im Gesecht gewesen, wo die Leichen zu Haufenden um mich herum lagen, aber wie sah ich sie so regungslos und kalt, wie hier in diesem Todtenhause!" Ein anderer Theil von der Mannschaft unseres Bootes war mit Booten durch das Loch des Verdecks hinabgefliegen; ein lauter Schrei ertönte jetzt von dort her, ihm folgte ein Pistolenschuß, und Webb und Dennis sprangen, nach Fuß schnappend, aus dem Loche hervor.

„Herr! Ah Ihnen auch die Kehle abgeschnitten?" rief Webb, als er Herrn Murphy in dem oben geschilderten Zustande fand; „da unten sind zwei oder drei arme Kerle, denen sind ihre Kehlen durch und durch geschnitten!"

„Ja, und bei Hofer's Geist, da ist ein Mann, wie Sie wohl nie mit einem Thier getrunken haben", sagte Dennis; der alte Jor hat sich niedergetaut, um ihm Gesellschaft zu leisten; er liegt da und zappelt wie eine Katzenmutter Katze in Krämpfen."

„Sagt, ist er todt, Dennis?"

„Nein, nein, Sir, das nicht, wenn er nicht sich selbst statt des Geistes erschossen hat; aber er ist verteufelt in Aengsten, Sir, denn sehen Sie, Sir, es war so finster, daß wir nun schon gar nichts sehen konnten, außer nur Finsternis, da wir ja gerade seit aus dem hellen Sonnenlicht kamen; da sagt Jor: Heilige Mutter Gottes, wenn hier nicht ein Teufel liegt! und in demselben Augenblick kam ein lautes Gebrüll aus dem Winkel, ach, so laug und so melancholisch, und Jor stieß noch ein zehnmal lauteres aus, feuerte sein Pistol ab und plumpte blu wie ein Bahn; ich machte mich schnell wieder an das Loch, aber meine Augen sahen jetzt drei arme Kerle da liegen, „in schlarlachrothen Blut sich wälzend", wie es in dem alten Liede heißt."

Mit uns waren unterdessen zwei Matrosen, kehrten Herr Murphy und ich zurück, um die Kajüte dieses verwünschten Schiffes genauer zu untersuchen. Mit pochendem Herzen stieg ich die Leiter hinab und betrat das schwimmende Golgatha. Die Männer waren, wie gesagt, an einen Stuhl gebunden; drei oder vier derselben lagen rücklings mit ihren Köpfen, aus deren klaffenden Wunden der Strom ihres Lebens hervorgeschwudet war und ihre Kleider karmoisinroth gefärbt hatte. Die beiden Frauen, die Mutter und Tochter zu sehen schienen, die letztere außerordentlich schön, wie wir noch auf den entstellten Gesichtern erkennen konnten, waren, mit den Rücken gegen einander gebebt, an zwei zusammengekuüpfte Stühle gebunden und mit einem Strick erwürgt, der ihren Hals noch umschlich. Dies war der jammervollste Anblick von allen; das Gesicht der älteren Dame hatte mehrere Wunden, und die hervorstehenden Augäpfel und geschwollenen Zungen von beiden sahen fast noch fürchterlicher aus, als die blutigen Leichname rund um den Tisch. Das Schiff schien ein Piraten-Gefundel gewesen zu sein, wie wir aus mehreren Büchern in dieser Sprache folgerten, die zerstreut umherlagen; es mußte bei Nacht von dem Piraten-Gesindel überfallen worden sein, denn die Leichname waren alle nur bald gekleidet, die der beiden Frauen ausgenommen; die Mörder wußten sie nach beendigtem Blutbade mit kalter Gefühllosigkeit an die Stühle gebunden und wie zum Hohn um den Tisch gesetzt haben. Ohne Zweifel war diese Scheußlichkeit von Griechischen Seeräubern begangen worden, denn in einem Winkel lag eine reichgestickte Mütze von der Form, wie diese Nation sie zu tragen pflegt, und auf dem blutbefleckten Verdeck fanden wir einen Jatagan von künstlicher Arbeit. Unterdessen war unsere Brigg herangekommen, hatte das Zeichen der Zurückrufung aufgehißt, und in wenigen Minuten langten wir an Bord derselben an.

Wir berichteten dem Lieutenant an Bord des englischen Schiffes; der Capitain begleitete uns zurück, um für die Bestattung der Leichname zu sorgen; sie wurden in Stücke der Packleinwand, die wir auf dem Verdecke fanden, eingewickelt und über Bord geworfen. Nach dem Zustande der Leichname zu urtheilen, konnten nicht mehr als zwei Tage seit jener mörderischen Tragödie verflossen sein. Ich löste das Tau von dem Nacken der Frauen und band sie von den Stühlen los, sie blieben aber immer noch sitzen. Ich sah wie aus, daß die Jüngere die Hand der Aelteren fest umklammert hatte, und zwar so fest, daß es einiger Kraft bedurfte, um sie zu trennen. Das Seil hatte tiefe Spuren in dem schneeigen Nacken der jungen Dame zurückgelassen, und ihr langes schwarzes Haar hing aufgelöst über ihr geschwollenes greisterhaftes Antlitz herab; sie schien nicht mehr als achtzehn Jahr alt zu sein, und die andere, die ich für ihre Mutter hielt, hatte auch noch kaum die Jahre erreicht, wo die weibliche Schönheit im Verschwinden ist. Wir breiteten ihr langes Haar über ihre Gesichter, banden sie in der Lage, in welcher sie gestorben waren, mit dem Strick, der ihnen den Tod gegeben hatte, an einander und thaten dasselbe dann mit den Uebrigen.

Einer der Männer hatte eine alte gebeterische Gestalt, er schien zweihundert Jahre zu zählen, hatte schöne Haare und einen langen Bart. Sein Hemdkragen war offen und nur mit einem schwarzen Band umschlungen, aber eben so blutig gefärbt, wie die Kleidung der Anderen. Nichts war mehr vorhanden, woran wir hätten sehen können, wer die Leute waren. Die Räuber hatten ihre Taschen umgekehrt, jeden Schrank und Schubladen so wie den Gitterraum erbrochen und alles Werthvolle mit hinfort genommen. Ich fand in der Kajüte Papiere, konnte aber wegen meiner Unkenntniß noch etwas Griechisch entdecken, woraus man etwas Näheres über das Schiff oder über den Hafen, aus welchem es gekommen, hätte entnehmen können.

Endlich war die widrige Arbeit beendigt. Nachdem wir sie alle paarweise zusammengebunden und in die Leinwand eingehüllt hatten, brachten wir sie auf's Verdeck und versenkten sie über die Gallerte in's Meer. Als Alles verübet war, begab sich der Capitain mit seinem Prozeßmanuskript in das Boot, besah Herrn Murphy, das Fahrzeug nach Malta zu bringen und die Mannschaft unseres Boots am Bord zu behalten, und versprach, ihm Lebensmittel zuzusenden. Dann stach er in Begleitung von zwei Mann mit dem Boot in die See.

Wir kehrten nun zurück, um die Verdecke zu reinigen und die Ordnung auf dem Schiff herzustellen. In zwei Stunden war dies geschehen, und nachdem wir eine Tonne Bier und eine Tonne Salzfleisch, ein kleines Fäßchen Rum, zwei Sack Brod und ein Fäßchen Weinessig an Bord bekommen hatten, wuschen wir die Kajüte mit letzterem aus, um den üblen Geruch zu vertilgen. Der Schooner war schon unter Segel und hatte die Brigg bereits weit hinter sich gelassen, da erinnerten wir uns erst, daß der alte Jor noch in Gesellschaft einiger todten Körper auf dem Vorterkastell liegen müsse, und richtig saßen wir ihn auch dort mit dem Gesicht gegen das Boden gekehrt in krampfhaften Zuckungen. Nachdem wir ihn einige Male tüchtig geschüttelt, erbeilt er sich endlich und kroch auf's Verdeck herauf; als er aber die Brigg in der Ferne sah und merkte, daß das Schiff mit gutem Winde davonsegelte, rannte er wie wahnsinnig umher, bei dem Gedanken, daß er am Bord dieses Fahrzeuges nach Malta sollte.

„Ach, du mein Herr und Gott!" schrie er, „was soll das werden, was sollen wir thun?"

„Grog trinken, was sonst!" sagte Dennis, indem er seinem Freunde eine Kanne Branntwein reichte, denn wir hatten im Vorderkastell ein Fäßchen solchen Getränkes gefunden. Jor that einen langen tiefen Zug und fing schon an, sich etwas in sein Schicksal zu finden, wiewohl er schwer, der Teufel stecke doch in dem Segler und warte nur die Gelegenheit ab, um davonzukommen, und uns Allen die Kehlen abzuschneiden, wenn er es den Anderen gethan, und er wollte versuchen, wenn er ein Auge schlösse, ehe er sicher aus dem Schiff davon wäre. Aber auch dies gab sich, als er den schwachen Wind erblickte, den der Hunger aus seinem Schlupfwinkel hervortrieb, und der nun hinblend und mit dem Schwanze wedelnd auf uns zukam. Jetzt war Jor überzeugt, daß es nicht der Teufel sey; denn er hatte ihn mit seinem Pistol verwundet, und die Angst hatte dem armen Thier noch im Fleische. Herr Murphy zog sie heraus, wosür der Hund dankbar unsere Hände leckte und uns auf alle möglichr Weise seine Erkenntlichkeit zu beweisen suchte.

Der einzige Ruschluß, den wir über den Schooner fanden, war eine Inschrift an dem lebernen Halsbande des Hundes. Auf einer darauf befestigten Metallplatte stand: „Herr d'Altembert aus Eberdourg." Zu vier Tagen waren wir in Malta, und nach kurzer Zeit trafen wir auch wieder mit unserm eigenen Schiff zusammen; ich habe aber nichts Näheres weiter über den Schooner gehört. Der schwarze Hund blieb bei uns und wurde ein großer Liebling der Schiffs-Mannschaft auf der Brigg R—; wir nannten ihn Eberdourg, nach seinem muthmaßlichen Geburtsort, und die Brigg segelte durch die Straße von Gibraltar auf eine neue Kreuzfahrt.

(United Service Journal.)

Bibliographie.

Sentiment and principle, or an old man's legacy. (Aus dem Nachlasse eines Greises.) 2 Bde. 21 Sh.

The modern Duneiad (Die moderne Duncade und Virgil in London.) Zorn Gedichte. 7½ Sh.

Christian union. (Ueber Einigkeit des Christenthums und über deren Nothwendigkeit.) Von dem Geistlichen J. Bowes. 5 Sh.

Rußland.

Eine neue Art von Bären-Pelz.

Russische Blätter enthalten folgende Erzählung des Capitains Thornbull:

„Mit Schrecken denke ich daran, daß ich einst von Fischen fast lebendig gefressen worden wäre. Ich war damals Unter-Steuermann auf einem Grönländischen Schiffe, d. h. auf einem Schiffe, welches gewöhnlich nach Grönland auf den Wallfischfang fuhr. Wir hatten bereits schon drei Monate unser Geschäft getrieben und bereits zwölf Wallfischgesangen. Da wir sahen, daß die Sache ganz Fortgang hatte, so dingten wir unser Schiff mit Eis-Ankern an einen großen Eisberg und schwammen mit demselben nach allen Seiten im Meere umher, wie in einem beweglichen Hafen, indem wir mit den Schaluppen um unser Fahrzeug herumfuhren und Fische fingen, wo es irgend anging. Eines Morgens waren wir an der Küste von Grönland mit einem ungeheuren

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Wallfisch an das Land geflogen und auf ein kleines, ganz mit Eisschollen bedecktes Vorgebirge geklettert, um das Gewippe des Wallfisches in das Meer zu werfen, als ein auf Wache stehender Matrose uns zurief, daß eine große weiße Bärin mit einem jungen Bären auf unseren Berg zuschwämmen, um welchen, etwa eine halbe Meile von uns, die Ueberreste des erschlagenen Fisches noch zuckten.

Da wir nichts zu thun hatten, so gingen wir unserer Leben darauf los, nachdem wir vorher für die Fähe etwas zurecht gemacht hatten, welche sich zu Hunderten um die Wallfisch-Reste sammelten. Das Wetter war ruhig, und bald trafen wir auf die Bärin, welche davonlaufen wollte, doch sich genöthigt sah, umzukehren, da ihr der junge Bär auf dem Eise nicht nachkommen konnte. Um sie aus nicht entwichen zu lassen, schossen wir zuerst den jungen Bären, indem wir hofften, sie würde sey es, daß sie um uns nicht entlaufen würde, bevor sie nicht entweder selbst bald todt sey oder uns vernichtet habe. Ich werde es nie vergessen, wie sie über dem jungen Bären heulte und brüllte, während wir Kugel auf Kugel nach ihr abschossen. Endlich drehte sie sich um, erhob ein so durchdringendes Geschrei, als ich nie gehört habe, und stürzte mit geschlossenen Augen gerade auf uns los. In geschlossenen Gliedern gingen wir ihr entgegen und stießen ihr unsere Spieße in die Brust; sie war jedoch so groß und so stark, daß sie uns alle sorteiß und zwei von uns niederrannte. Zum Glück waren die Anderen stehen geblieben und hatten ihr drei Kugeln in den Leib gejagt, von denen sie niederstürzte. In meinem ganzen Leben habe ich nie ein so ungeheures Thier gesehen; denn ohne Uebertreibung war es wohl noch ein halb Mal so groß, als ein Ochse. Wir wußten nicht, was wir damit machen sollten.

Da der Wind sich nach Norden umsetzte und es stark zu schneien anfing, so beschlossen meine Kameraden, nach dem Schiffe zurückzufehren; ich dachte jedoch, daß das Schneegestöber bald vorübergehen würde, und da ich mir das schöne Fell der Bärin nicht entgehen lassen wollte, so fing ich an, daselbige abzuziehen, indem ich wohl wußte, daß, wenn dies nur einige Stunden verschoben würde, die Fähe, welche vorgab, sich darauf warfen, daß der Wallfisch Fell sey, und abgefressen hatte, war ich bereits so erstarrt vor Kälte, daß ich gern gegangen wäre, aber nun konnte ich nicht mehr. Ich glaubte, erfrieren zu müssen, bis mir endlich noch ein Mittel dagegen einfiel. Ich hatte der Bärin bereits den Bauch aufgeschnitten, ohne jedoch das Fleisch herauszuschneiden; jetzt kremte ich ihn noch weiter auf, weidete ihn aus und brüchte, in den Bauch hineinzukriechen. Ich zog die Oeffnung zusammen, sprang hinein und blieb da bald, daß mir dort ganz warm und behaglich war; denn noch war das Leben nicht ganz entflohen. Der Zufall rettete mich; ich hatte nämlich gehört, daß die Franzosen in der Russischen Campagne dies öfters gethan hätten — indem sie Pferde erstochen und sich im Innern derselben gegen die unerträgliche Kälte geschützt hätten. Zugleich aber kann ich versichern, daß man sich keinen besseren Pelz machen konnte. Ich kaufte einst in Archangel einen nach Russischem Schnitt gearbeiteten Bären-Pelz, welchen ich jetzt noch besitze; doch ist derselbe nicht halb so weich, so warm und wohlthuend, als mein Grönländischer Pelz es war.

In letzterem lag ich wohl schon eine halbe Stunde, als plötzlich Stöße und Tritte mir den Glauben erzeugten, daß Fähe an meiner Herberge zausten. In der That waren es auch Fähe, und zwar, wie ich vermuthe, wohl an hundert, die nach allen Richtungen hin fielen und zerrten. Einige steckten sogar ihre spitzen Schnauzen in die Oeffnung, durch welche ich eingestiegen war. Ich versuchte jedoch, sie in die Fähe zu schneiden und den Unverschämten in die frechen Mäuler zu werfen, sonst würden sie mich auch wohl bald aufgefressen haben. Die Spitzbuben durchnagten jedoch allmälig den dicken Pelz und fingen schon an, das Fleisch zu zerreißen. Im Ganzen fürchtete ich über Fähne nicht sehr, indem ich glaubte, daß ich den verausgabenden Bissen nicht gewachsen sey, doch mehr als Alles beunruhigte mich der Gedanke, daß sie mein Haus auffressen könnten und ich dann vor Kälte umkommen dürfte, oder daß sie anfangen möchten, mir Stücke aus dem Leibe zu reißen und mich so zwingen könnten, unfreiwillig hinauszuspringen. Endlich entstand gar in obrem Theile des Kadavers ein Fenster, so daß mich nur noch die Rippen der Bärin schützten, zwischen denen von Zeit zu Zeit schon weiße Bähne hindurchfuhren, die mich schon an meiner Seelenbundsfell-Jacke zerrten. Ich wollte schon aufstehren, um die Ungethüme zu verscheuchen, als ich plötzlich eine Salve aus fünf oder sechs Gewehren hörte und einige Kugeln in meine Bärin schlugen — glücklicherweise jedoch ohne mich zu treffen. Nun heulte ich aber kläglich aus voller Kehle, worauf das Schießen aufhörte. Meine Kameraden hatten auf die Fähe gezielt, da sie nicht ahnen konnten, daß ich im Bären steckte, doch letzteres ich sagt, Gottlob! unversehrt heraus. Bis das Schneegestöber vorüber gewesen war, hatte man nämlich vom Schiffe aus mich zu suchen beschlossen, und mein Bruder, der gleichzeitig mit mir auf dem Schiffe diente, hatte sich mit den zu Aufsuchung meiner Person aufgeschickten Leuten vereinigt, doch hatten Alle schon die Hoffnung aufgegeben, mich noch unter den Lebenden zu finden, und hätten mich nun fast selbst unter die Todten versetzt.

Ich denke oft an diese Begebenheit, besonders zur Winterszeit, und wenn mir dann zuweilen recht kalt ist, so wünschte ich nur, eine Viertelstunde in meinem Grönländischen Bären-Pelze sitzen zu können."

— Eine Anekdote. Vor kurzem wurde eine höchst kostbare Antike aus der Zeit, wo Ebor die Römische Herrschaft anerkannte, zwischen York und Driffonfoot, in einer an Römischen Alterthümern überhaupt sehr reichen Gegend, ausgegraben. Es ist ein eiserues Handbeil in einem Futteral von Silber oder einer eigenen Metallmischung, von der das Silber den Hauptbestandtheil bildet. Die Form ist beinahe dieselbe, wie die unserer modernen Perspektive, ist zierlich gravirt, und die Nieten daran sind von Erz. An der Spitze befindet sich ein Ring, vermittelt dessen es an dem Gürtel befestigt wurde, indem man es auf diese Weise als einen Schmuck am Leibe trug. Auf der andern Seite befindet sich ein wohlgetroffenes Profil von Flavius Domitian, mit der Inschrift „Flavius Domi", und auf der Kehrseite ist ein Mann zu Pferde abgebildet, das Thier im Trott und der Mann mit einer Peitsche in der Hand, eben im Begriff, wie es scheint, dasselbe vorwärts zu treiben, mit dem Motto „Homo et equus." Flavius Domitius war der zweite Sohn von Flavius Sabinus, welcher von 81 bis nach Chr. regierte, und unter Trajan ermordet wurde; das Siegel ist demnach wahrscheinlich zwischen 1700—1800 Jahr alt, und doch sind die Buchstaben und jedes Ebeilchen des Graviren deutlich und vollkommen erhalten. Diese merkwürdige Conservations-Fähigkeit muß ohne Zweifel der vortrefflichen Arbeit, so wie der Genauigkeit zugeschrieben werden, mit welcher das Siegel in dem Futteral eingeschlossen und von dem umgiebigen anfressenden und kostbarerem Metall, aus den das letztere bestand, geschützt wurde. (York Paper.)

— Das Gas in der Hauswirthschaft angewandt. Die Entdeckungen gehen langsam vorwärts, und so werden erst nach und nach die aus Verbesserungen in der Wissenschaft und aus ihrer Anwendung auf's praktische Leben entspringenden Vortheile in ihrem ganzen Umfange bedeutend. Auch das Gas ist in der letzten Zeit zu manchen Zwecken, wozu man es früher gar nicht geeignet glaubte, mit Erfolg benutzt worden, namentlich zur Heizung von Gebäuden und zu allen möglichen Kochereien, nach dem scharfsinnigen Plan, den Herr Nielens so erfolgreich angefangen hat. Es ist bekannt, welche große Hitze durch die Verbrennung des gewöhnlichen Strafen-Gases erzeugt wird, und Frederic Winsor, der erste Erfinder dieser Erleuchtungsart, wußte sehr wohl, wie anwendbar dasselbe zu allen Heizungsgwecken sey, da er sa in seiner ersten Ankündigung die Bildung einer Gas-Erleuchtungs- und Heizungs-Gesellschaft vorschlug; doch mit Ausnahme des patentirten Koch-Apparates von Herrn Hicks und einiger früheren Versuche von Herrn Malin in Dublin ist wohl von Niemand Gebrauch von der Anwendung des Gases zu anderen Zwecken, als zur Erleuchtung, in einem ausgedehnten Umfange gezeigt worden. Sein Plan, die Gebäude zu heizen, ist ganz neu und höchst verdienstlich. In einem Ofen von der Bauart und Form, wie sie in Deutschland gebräuchlich sind, und mit einer die Hitze gut ausstrahlenden Oberfläche, brennt eine Reihe von Gasflammen, deren Größe und Nahrung dem Durchmesser der Röhren angemessen sey muß. Eine Oeffnung am Boden führt die Verbrennung der nöthige Luft ein, und eine andere an der Decke des Ofens, in Form eines Schornsteins, führt den verbrannten Gasstoff ab. Durch diese einfache und höchst zweckmäßige Einrichtung wird eine große Masse Hitze erzeugt und ausgestrahlt, indem ein Luftbehälter über der Oberfläche der Flamme feinerseits die erhitzte Luft in bedeutender Quantität ausströmt. In der St. Michaelis-Kirche in London, die auf diese Weise geheizt wird, reicht ein Ofen von 25 Fuß im Durchmesser hin, um in allen Theilen des Gebäudes eine Temperatur von 11 Grad Reaumur zu erzeugen. Gefahr ist dabei nicht zu befürchten, denn wenn auch zu einmal zu viel Gas einströmen sollte, so findet es einen leichten Ausweg durch den Schornstein. In obigem Fall wird täglich nicht mehr Gas, als 15 bis 20 Kubikfuß konsumirt, was etwa 3 bis 6 Shilling kostet; dabei ist weiter nichts zu thun, als das Gas Abends anzuzünden und über Nacht brennen zu lassen, und Morgens des Morgens durch die ganze Kirche die behaglichste Temperatur verbreitet findet. Die Einrichtung für die Küche ist eben so einfach und scharfsinnig; die Küche wird nämlich in verschiedene Abtheilungen zum Kochen, Backen, Schmoren, Rösten und dergleichen geschieden, und jeder werden mehrere Gasflammen aus einer gemeinschaftlichen Röhre, um welche herum die verschiedenen Räume angebracht sind, zugetheilt. Da die Hitze bei dieser Art von Feuerung viel gleichmäßiger vertheilt, als bei jeder anderen, so kochen und rösten sich auch natürlich die Speisen dabei viel besser. Unter den mannigfachen Erfindungen und Entdeckungen des Tages ist diese nicht als die unwichtigste anzusehen, besonders da es in manchen Fällen wünschenswerth ist, Hitze zu erzeugen, ohne Rauch hervorzubringen und den schädlichen Wirkungen desselben ausgesetzt zu sein. So hat zum Beispiel der geistreiche Erfinder die Bemerkung gemacht, daß seine Art der Bedampfung den Bildwerk des Gemeinwesens Eisenbahn vorgeschlagen und, indem diese Gewölbe auf diese Weise als Wohnungen benutzt werden können, der Compagnie, die jene Eisenbahn angelegt, einen beträchtlichen Theil ihres Eigenthums, der sonst ganz werthlos geblieben wäre, in ein jinstragendes Kapital umgeschaffen. (N. N. Mag)

— Gummi-Elasticum. Dieser Stoff, der noch vor nicht gar langer Zeit bloß in Buchbinder-Läden verkauft wurde, um Bleistiftstriche damit auszuwischen, wird jetzt täglich zu neuem und wichtigem Gebrauch verwandt. Seiner leichtigkeit und Undurchdringlichkeit wegen ist es seit einigen Jahren zu den verschiedenartigsten Kleidungsstücken benutzt worden, und in Amerika hat man gar kürzlich ein Boot daraus angefertigt, welches nur 20 Pfund wiegt, eine Tonne Last trägt und in ein tragbares Bündel zusammengefaltet werden kann. (N. N. Mag.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 101. Berlin, Montag den 24. August 1835.

England.

Das Englische Unterhaus im Jahre 1835.
(Von einem Irländer.)

Die Räume, in welchen sich das Englische Parlament versammelt, gewähren nicht den theatralischen Anblick wie die Säle, die man in Frankreich, gleichsam zu politischen Schauspielen, für die Verhandlungen der dortigen Repräsentativ-Regierung erbaut hat.

Treten wir ein in das Haus der Gemeinen. Da ist kein Amphitheater für die Damen, da sind keine Logen für die Pairs oder für das diplomatische Corps. Nur an den Seitenwänden ist eine schmale Gallerie vorbehalten, und eine andere geräumigere dem Publikum eröffnet. Uebrigens nichts der geringste Luxus; kein Marmor, keine Statuen, keine Vergoldung. Man kann es wirklich eine Kammer nennen, eine ungeheuer Kammer, länger als breit, ohne Verzierungen und ganz kahl.

Stellen wir uns so, daß unser Blick von der öffentlichen Tribune aus auf den Saal fällt. Aus gegenüber im Hintergrunde ist eine Art von Altan, darüber das Königliche Wappen. Da sitzt auf einem mit grünem Leder beschlagenen Armsessel der Sprecher in schwarzer Robe, grauen Handschuhen und einer gewaltigen Perrücke, deren Flügel ihm bis zum Gürtel herabfallen. Zu seinen Füßen befindet sich ein kleiner Schreib-Tisch, an welchem der erste Kanzlei-Beamte des Hauses sitzt, ein breites Antlitz, das unter der Hufeisen-Form seiner kleinen Stutz-Perrücke unverdunkelt hervorleuchtet, auf beide Arme stützend.

Die Bänke, auf welchen die Mitglieder sitzen, sind im Viereck amphitheatralisch aufgestellt, zur Rechten, zur Linken und vom Sprecher gegenüber. Nur für den Präsidenten ist ein Stuhl da, für die Redner nicht. Man kann sitzen oder stehen, wo man will, und den Hut auf dem Kopfe behalten. Jeder hält seine Rede von dem Platze aus, wo er sich befindet, doch muß er sein Haupt entblößen, sobald er sprechen will. Es wird so angesehen, als ob man nicht die Versammlung, sondern den Sprecher anredet; auch wenden man sich an ihn und sagt: Sir, nicht Gentlemen.

Ich sehe bei den Vertretern des Volkes ein so ganz bürgerliches und ungeniertes Wesen. Es zeigt dies, daß die Gemeinen sich versammeln, um die Geschäfte des Landes zu besorgen, nicht um Komödie zu spielen.

Um drei Uhr tritt der Sprecher in den Saal, vor ihm der Oberste Thürsteher, mit dem Stab auf der Schulter und hinter ihm der Justiz-Beamte des Hauses, in schwarzer Kleidung nach Französischem Schnitt und einen Degen an der Seite. Sobald der Sprecher den Armsessel eingenommen hat, zählt er die anwesenden Mitglieder. Wenn ihrer zu wenig sind, so ist die Sitzung eröffnet. Der Kaplan spricht dann das Gebet, welches die Mitglieder stehend, mit entblößtem Haupt und an Antlitz gegen die Lehne der Bank gekehrt, anhören.

Gewöhnlich werden in den ersten Stunden minder wichtige Arbeiten vorgenommen, man debattirt über Bills von bloßem Lokal- oder Privat-Interesse. Zwischen acht und neun Uhr Abends fangen die Bänke an voll zu werden. Vor Mitternacht ist selten eine bedeutende Anzahl im Hause anwesend. Die wichtigsten Fragen, über die es zu einer entscheidenden Abstimmung kommt, werden gewöhnlich von Mitternacht bis zwei Uhr Morgens verhandelt. Die Engländer sind nun einmal so, sie müssiranen die Flüchtigkeit ihres Geistes zu fehr; sie würden es für gefährlich halten, sich in ernste Geschäfte einzulassen, wenn die Dauer sie nicht erst hinreichend mit Ballast beladen hätte; sie müssen bei Wein und Grog die gehörige Muße gehabt haben, ihre Ansichten und Reden zu Debatten und auszudrücken.

Herr Brougham ging in seiner guten Zeit, als er noch schlechtweg Herr Brougham war, nie eher in's Unterhaus, bevor er nicht zwei oder drei Flaschen Portwein geleert hatte. Aus dem Boden seines Glases schöpfte er damals seine Ruhe, Beredsamkeit und Besonnenheit. Seitdem er aber den Oberhause angehört, welches alle Geschäfte von sich die sechs Uhr abmacht, ist Lord Brougham genöthigt, nüchtern zu sprechen; die Nüchternheit seines Magens macht nun seine Zunge unbändig und seinen Kopf krank.

Diese beständige Dauer der Sitzungen bis in die späte Nacht hinein verbindert das Unterhaus, sich des Sonnabends zu versammeln, denn die Legislatur würde sonst unfehlbar die Gottesfaßheit begehen, einen Theil des Sonntags zu entweihen, und es würde natürlich dem Parlament schlecht anstehen, wenn es allein die puritanischen Gesetze übertreten wollte, die es so streng aufrecht erhält, und die in den vierundzwanzig Stunden des heiligen Tages allgemein den unbedingtesten Müßiggang vorschreiben.

Nun ein paar Worte über die Personal-Statistik des Hauses. Das Unterhaus zählt im Ganzen 471 Mitglieder für England, 29 für Wales, 53 für Schottland und 105 für Irland, zusammen also 658. Bei wichtigen Gelegenheiten fehlen nur sehr wenige der Mitglieder auf ihren Posten. Zu Anfange der jetzigen Session, als es sich um die neue Sprecher-Wahl handelte, waren 622 bei der Abstimmung zugegen. Herr Abercromby, der Unterwähler der Oppositien, siegte mit einer Majorität von nur acht Stimmen über Sir Charles Manners-Sutten, den Kandidaten des damaligen Ministeriums.

Das Haus ist also, wie man sieht, in zwei beinahe gleiche Hälften getheilt, auf der einen Seite das Ministerium und die Reformer, auf der anderen die Konservativen, die jetzige Opposition. Jede dieser großen Sectionen könnte wieder noch in Unter-Abtheilungen geschieden werden. So könnte man die Reformer in Whigs, Radikal-Reformer, reine Radikale und Repealer theilen; diese letzteren sind diejenigen Irländischen Mitglieder, die den Widerruf (repeal) der Union zwischen Irland und England verlangen; die Konservativen in alte Tories und Halb-Konservative. Wenn aber? Es würde keine leichte Sache seyn, diese verschiedenen unsicheren Schattirungen zu sondern; überdies verwischen sie sich täglich, indem sie in einander übergehen und bloß zwei deutlich unterschiedene Farben bilden.

Giebt es nun zunächst wirklich eigentliche Whigs? Bilden die Whigs eine Partei? Keineswegs. Die Verfahren einiger großen Gutsherren, einiger Minister-Lords waren zwar Whigs, sie aber sind es nicht mehr. Um noch ferner die Häupter einer wirklichen politischen Partei zu bleiben, mußten sie sich zum Radikalismus bekehren und sich zu Dolmetschern und Vertheidigern der Wünsche und Bedürfnisse des Volkes machen. Was kann die Folge davon seyn? Whigs und Radikale gingen gezwungen in einander unter. Die Irländischen Katholiken, als sie England so viel freisinnige Zugeständnisse erlangen sahen, machten es wie die reinen Radikalen, sie vertagten ihre äußersten Forderungen; sie hörten auf, den Widerruf der Union zu verlangen. Unter O'Connell's Befehlen marschirten sie hinter den ministeriellen Truppen her und unterstützten dieselben auf solche Weise, daß diese nicht zurückkommen, was auch kommen mögte.

Im Lager der Opposition findet eine ähnliche Verschmelzung statt. Sir Robert Peel hat alle Tories in die gleiche Uniform der Konservativen gesteckt. Selbst das kleine unentschlossene Bataillon Lord Stanley's hat mit seinem Chef in der letzten Zeit die neue Livrée der Vertheidiger der Kirche und des Thrones angelegt. Es ist dem Tiers-parti dieselbe des Kanals nicht besser gegangen als jenseits.

So haben wir denn das jetzige Schlachtfeld vor uns, die Armee der Reformer auf der einen, und die der Konservativen auf der anderen Seite, eine jede einem einzigen Losungsworte gehorchend und nur ein einziges Panier anerkennend; die erstere stärker, kühner, doch vielleicht mit einem zu zahlreichen Generalstabe versehen und mit einer Arrière-Garde, die noch schneller vorwärts marschiren möchte, als das Hauptcorps, die letztere geschlossener, disziplinirter und gehorsamer gegen ihren einzigen Feldherrn. So groß jedoch die Erbitterung von beiden Seiten auch seyn mag, so wird man doch die Tagsfolgenden Parteien in ihren Feindseligkeiten nie von der Sitte ritterlicher Loyalität abweichen sehen. Es ist eine Art von parlamentarischem Völkerrecht in dem Hause in Gebrauch. Die Opposition wird nie die Abwesenheit eines Ministers benutzen, um an seine Kollegen etwa Fragen zu richten, die nicht in ihr Fach gehören. Ein Minister wird eben so wenig jemals eine Bill unvorsichens einbringen; in dieser Beziehung ist die Höflichkeit von beiden Seiten gleich groß. Die Herausforderungen werden ordnungsmäßig aufgewechselt. Es ist der Tag, die Stunde werden festgesetzt; erstlich aber, daß er in dem bezeichneten Augenblick zu erscheinen verbindert sey, so wird die Motion nach seiner Bequemlichkeit entweder beschleunigt oder aufgeschoben. Handelt es sich um eine wichtige Abstimmung, bei der man ein Schwanken der Majorität vorherseht, so wird Niemand, welch' wichtiges Geschäft ihn auch in Anspruch nehmen möchte, seinen Posten verlassen, er müßte denn unter seinen Gegnern ein Mitglied gefunden haben, das sich ebenfalls zu entfernen wünschte. Man kommt dem Übereln, sich beizeitens des Mißstimmens zu enthalten, und diese doppelte Verpflichtung wird als heilig angesehen. Kommt es zum Streit, so giebt es oft ein tüchtiges Handgemenge, doch schlägt man sich stets mit Ehrlmuth und immer Auge in Auge.

Der Lärm der beifälligen oder unzufriedenen Unterbrechungen muß freilich ein fremde Ohr, besonders wenn es an die Abweichungen in der Englischen Aussprache nicht gewöhnt ist, in Staunen und Schrecken versetzen. Es ist wirklich ein unerhörtes, fürchterliches und um so lästigeres Getöse, als man anfange gar nicht weiß, wohin es kommt.

Digitized by Google

Sechshundert Männer lassen da ihren Beifalls-Ruf erschallen oder stoßen ein Geheul wilden Zornes aus, und bleiben dabei mit unbeweglichem Körper sitzen; ihre Züge behalten ihr gewöhnliches ruhiges Phlegma bei. So hat dieser Tumult in der That etwas Phantastisches.

Hört! Hört! ist das Zeichen der Aufstehenden und Aufmunterung. Hört den Redner! Seine Worte treffen den Nagel auf dem Kopf; wir hören ihn, hört ihn.

Hat gesprochen! Hat gesprochen! bezeichnet Ungeduld, Langeweile und Ermüdung. „Sie mißbrauchen unsere Geduld, es ist schon genug der Sache; Sie haben hinlänglich gesprochen!“ Dieser Vorwurf ist haut und gebieterisch; er kömmt nur selten vor.

Zur Ordnung! Zur Ordnung! ist eine Aufforderung an den Sprecher, den Redner zu benachrichtigen, daß er die Gränzen der Ordnung des Hauses überschritten, und ihm einen Verweis zu ertheilen, denn dem Sprecher allein steht das Recht der Strafe zu.

Der Sprecher vereinigt in sich die ganze Gewalt des Hauses, dessen Bevollmächtigter er ist; er hat innerhalb und außerhalb des Hauses souveraine Macht. Sein Amt macht aus ihm einen hohen Herrn. Er hat seinen Pfirsiellen Palast und hält Königliche Levee, bei welchen man nur im Hof-Kostüm erscheinen darf. Sittsam genug! Die Herren der Gemeinen, die in ihrem Unterhause gestiefelt und gespornt, die Reitpeitsche in der Hand und den Hut auf dem Kopf erscheinen dürfen, finden verschlossene Thüren bei ihrem Präsidenten, wenn sie nicht mit Manschetten und in Gallas-Kleidern kommen. Und es ging Herrn Hume schlecht, als er sich kürzlich gegen diese strenge Sitte auflehnte; seine Einwendungen wurden entgegen Hn. Hume betrachtet. Dies rührt daher, weil bei den Engländern die alten Gewohnheiten der Etikette noch eingewurzelter sind, als die politischen Mißbräuche. Sie werden eher, dessen kann man versichert seyn, die Kirche und die Aristokratie reformiren, als die grotesken Perrücken ihrer Magistratur abschaffen.“

Bei uns ruht die eigentliche Souveränität im Unterhause, doch die Parie behält immer noch den ganzen Schein ihrer Oberherrlichkeit bei; sie führt fort, die Gemeinen vor ihre Schranken zu laden; die Mitglieder des Unterhauses erscheinen vor ihr stehend und von ihrem Sprecher geführt, und wenn die stehenden Pairs ihnen die Zustimmung des Königs zu ihren Beschlüssen angezeigt, ziehen jene sich mit höflichen Verbeugungen zurück.

Wie sehr diese ich diesen ceremoniellen Levees unseres Sprechers die anspruchslosen Bälle des Präsidenten der Französischen Deputirten-Kammer vor, der keinem Thürhüter die Insteuction ertheilt, den Leuten in schlichten Fracke den Eintritt zu verwehren. Ich liebe besonders seine numerirten Einladungskarten, die 459 ersten für die Repräsentanten des Volks, dann die 460ste für den Herzog von Orleans, als ersten Pair, und so weiter fort.

Herr Abercrombi, der jetzige Sprecher, hatte sich um die Ehre, der ihm bei der Eröffnung dieser Session durch den ersten Beschluß der Reformer zu Theil wurde, nicht im geringsten beworben. Im Namen des Hauses geehrt, die Privilegien desselben aufrecht zu erhalten, repräsentirt er jedoch mit solcher Würde, als der ihm vorgeschriebene grotesk-Kopfzeug es nur immer gestatter. Es ist ein wahres Glück, daß er gerade buschige, graue Augenbrauen hat, welche nicht übel mit der weißlichen Farbe seiner Präsidenten-Perücke harmoniren. Ungeachtet dieser ungeheuren Mühe, die ihn sein Gesichtchen kostet, kann man Abscheulichkeiten; er zeigt beständig einen sanften und leutseligen Ernst und benimmt sich mit edler Freiheit; er ist gemäßigt in seinen Ausdrücken und hat ein volles und wohlklingendes Organ, wie man es bedarf, wenn man oft genöthigt ist, sich vor einer großen Versammlung hören zu lassen. Uebrigens ist freilich Herr Abercrombi, ein entschiedener Anhänger der Reform, darum, weil er den Präsidentenstuhl angenommen, nicht gerade ein unerbittlicher Gegner seiner radikalen Freunde geworden, und die Konservativen sehnen sich noch immer wieder nach der gemäßigtern Haltung des Sir Manners Sutton zurück, der auf dem Sprechersitze gealtert war und seine Vorliebe für den Torysmus nicht verleugnen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Georges Sand.

(Fortsetzung.)

Bevor wir uns in die Untersuchung der einzelnen Schriften Georges Sand's einlassen, haben wir uns darüber zu verständigen, daß er sie, wie er uns versichert, nicht in der bestimmten Absicht geschrieben, um daraus einen logisch-moralischen Schluß zu ziehen; daß er kein Raisonnement, keine Argumentation, kein Plaidoyer abfassen wollte, daß er keine Thesis aufgestellt hat. Großer Gott! Er hat sich gar nicht so viel Mühe gegeben; er hatte Lust zu schreiben, ohne zu wissen, ohne zu denken, ohne einen Zweck zu fragen; er hat auch ganz einfach geschrieben, ohne irgend Prätensionen zu machen, wie er ihm immer durch den Kopf ging; aber es gingen ihm nur Erinnerungen, Träumereien, Poesien, Leidenschaften, Landschaften, Phantome, düsterer Trübsinn, brennende Liebe, stolze Verachtung, lebhafte Gebete, ein unerschütterlicher Trieb nach Genüssen und unaufhörlichen Schmerzenskrisen durch den Kopf; alles dies belebte er mit den frischen Farben einer fieberhaften und zügellosen Phantasie; und das ist es, was er auf Papier geworfen, nur um sich desselben zu entäußern, ohne sich weiter darum zu bekümmern, was endlich daraus hervorgehen würde. Wenn nun aber ja besondere Schlüsse daraus entnommen und wenn aus diesen Schlüssen wiederum Systeme und Theorien abgeleitet wurden, so muß man ihm das keineswegs zum Vorwurfe machen; er für seine Person hat wenigstens nie daran gedacht; er wollte nichts weiter, als Geschichten schreiben!

Nun aber, da diese Geschichten einmal geschrieben, da sie gelesen wurden, da sie mitten unter ihren Triumphen als Kunstwerke vielen Stimmen begegnet sind, die sie als Werke der Moral tadelten, so verschanzt sich Herr Georges Sand hinter dieser gänzlichen Absichtslosigkeit; er verweigert dem Leser das Recht, Konsequenzen zu ziehen aus den aufgestellten Prämissen. Und wir sollten eine solche Entschmidigung annehmen? Hat wohl der Künstler das Recht, sein Werk zu verleugnen? Wenn wir hier mit einem Drama als Ganzes und einer Combination neuer Entwickelungen zu würdigen hätten, so ließe sich das wohl einräumen; da aber aus den Erzählungen dieses Schriftstellers eine förmliche Moral-Philosophie sich herausstellt, so muß wohl Sand die Verantwortlichkeit übernehmen; denn gerade diese Philosophie ist es, in der uns der Schriftsteller sein eigenes Gemälde überliefert, in der er sich selbst abbildet; und noch bestehen haben wir ihn hier in einer Lage, in welcher seinem Herzen Gewalt geschieht, wo wir ihm Combinationen und selbst für sich selbst unterschieben. Der Allem aber haben wir, als wir so viele schöne Dinge durch seine Feder fließen sahen, nur bedauern müssen, daß gar nichts vom Christenthum dabei wahrzunehmen war.

Gehen wir nunmehr zu den einzelnen Werken selbst über.

Zuerst von der Indiana. — Indiana ist nach dem eigenen Urtheil des Verfassers, eine leidenschaftliche Frau, der es nicht blos an aller Erziehung, sondern auch an jedes sozialen Idee gebricht. Hiermit haben wir dieses Charakter festgestellt. Man muß es bewundern, mit welchem Scharfsinne Georges Sand seine Rollen vertheilt, und wie es ihm gelingt, ihnen eine so wahrscheinliche, als möglich Stellung anzuweisen. Wollte man Indiana in unserer Welt aufsuchen, so wäre uns ein Irrthum, ein reiner Unsinn. Heutzutage dringt die Erziehung überall durch; sie durchdringt und entgeistet die Frauen. Wir können keine reine Kreolin seyn, das heißt, geboren und erzogen im Schooße einer Civilisation, die in ihrer moralischen Entwickelung fast null ist. — Indiana ist sehr passend ein Kind, heranzgewachsen unter der Sonne der Insel Bourbon. In der That, in welchem anderen Lande wollte man wohl eine Frau aufsuchen, die, ohne soziale Vorurtheile, nur von der Leidenschaft beherrscht und von der Gewissenhaftigkeit frei ist. Denn diese letztere ist bei Indiana, so feurig sie auch immer angetrieben, doch immer der Fall; sie ist endlich eine Frau, die durch keinen anderen Zügel gegen ihr Herz und ihre Einbildungskraft geschützt ist, als durch ihr Gewissen, geleitet von den Eingebungen der Natur; dies ist das Bild Indiana's; wir werden später sehen, bis zu welchen Punkte dieser Typus wahr sey. — Wie verfolgen nunmehr unsere Geschichte.

Indiana, diese Aussschuß-Frau, soll gegen unsere Gesellschaft zu Felde ziehen; der ganze Roman besteht sich in diesem Kampf. Die Gesellschaft wird hauptsächlich durch einen alten Mann, einen ehemaligen Offizier des Kaiserreichs, der in den Civilstand übergetreten, und durch einen jungen Liebhaber, einen geistreichen Dandy der Restauration, repräsentirt. Man kann das Glück nicht verkennen, mit welchem diese beiden ziemlich allgemein bekannten Charakterer, der Oberst Delmare und Raymon de la Marnière, es in der That vermöglich, in der Person Indiana schuf, ihr zukleich einen solchen Gemahl dargegeben. Sie, stolzer, fremd der Gesellschaft, die sie nicht verstehen kann; er, ein Kroge, anmelet, trotz den vertiefenen Klaffen und dem verschiedenen Range in der sie leben, nur eine unvollkommene Kenntniß von allen den konventionellen Demarcations-Linien, die er überspringen, und die er nur mit der Spitze seines Degens im Sturme eingenommen; sein zweites Wort, so lange er lebte, war Sieg; er hat das Vorurtheil zerstört und über die Erziehung, wie über einen zurückfliegen Feind, triumphirt. — Dieser Mann kümmert sich gar nicht um die Details der sozialen Stellung seiner Frau; er betrachtet die Kreolin, ohne sich weiter darum zu kümmern, wer sie sey, oder wie sie heiße, ohne sich darnach umzusehen, wie sie Welt beschaffen sey, als sie ihre Liebste einmal erobert hat, weil sie schön und jung ist; er liebt sie vielleicht noch mehr, gerade weil sie eine Ausländerin ist; es ist für ihn eine neue Eroberung; er übernimmt es, sie in die Gesellschaft und Civilsation einzuführen.

Indiana konnte nicht die Frau eines Rentier werden; denn die öffentliche Meinung, immer von Gewicht für den Letzteren, verbietet es ihm, eine Frau, wie Indiana, zu heirathen, die so wenig mit den Gesetzen und den Konvenienzen der Welt bekannt ist. Höchstens hält er es für erlaubt, sie zu lieben. Und dies ist es auch, was Raymon thut: dieser Mann von Geist hat gerade so viel Herz, um seinem Egoismus einiges Interesse zu verleihen. Der Verfasser hat schlau genug Sorge dafür getragen, ihn als von Natur gut zu zeichnen, damit das ganze Unrecht, das er begeht, der Gesellschaft allein zur Last falle. Der Mann stellt zum Zeitvertreib mit dem Laster und der Falschheit, ohne selbst lasterhaft zu seyn, ans reinem Leichtsinn; ehe er zu Indiana kommt, hatte er schon im Vorbeigehen eine andere Frau zum Opfer seiner Caprice werden lassen; und wollte man seine Gedank.n über diese Katastrophe in seiner eigenen Seele lesen, so würde man vielleicht entdecken, daß sein größtes Leidwesen nur darin bestehe, seinen Ruhm und seine Lage zu verlieren, indem er sich dem Laster, um sich zur Intrigue mit einer Kammerfrau herabzulassen. — Man findet er Indiana hier, und er, ist entschlossen, sie zu lieben, gleichsam um dadurch die Inkonvenienz seiner ersten Leidenschaft wieder gut zu machen. — Allein, es findet noch ein fortwährendes Mißverständniß zwischen ihm und dieser fremden Frau statt. Durch den ersten Widerstand, den sie leistet, wird er zu einer gewissen Spannung und Aufregung versetzt, die aber wiederum schwindet, sobald die Hindernisse überwunden sind; als Indiana sich

ihm gänzlich hingiebt, wird sie von ihm gerauscht, und er verläßt sie, nachdem seine Begierde erloschen ist. Das ist Herr von Ramière, der Mann, der in die socialen Gewohnheiten und äußerlichen Gebräuche ganz aufgegangen ist; eingeschlossen in einen Ideenkreis, dessen äußerste schreitbare Grenze die öffentliche Meinung ist; vom kaltem Herzen und hohlem Kopfe, der heftige Leidenschaften vermeidet und Liebe nur zum Scherz treibt. Indiana hat sich dazu hergegeben, ihn im Ernste zu lieben; sie hat auf einen Theil von ihm ihren Mann, ihre Pflichten, ihre Lage, ihre Würde, ihre Ruhe verlassen, um vom Janneau Nérita's zu seiner Erzählung nach Frankreich zu kommen. — Die arme Närrin! der Mann, der zur Zeit, als er sie liebte, sich höchstens einer Erklärung aussetzen mochte, um ihr ein Sträußchen zu geben, sieht jetzt, wo er sie nicht mehr liebt, in ihrer Hingebung nur eine unverzeihliche That; denn Ramière hat sich verheirathet, er hat sich in einem jungen, reizenden Mädchen, der Mademoiselle de Nangy, vermählt, mit einer Frau, die in der großen Welt zu leben versteht, und die gegen den Anstand nie einen Verstoß begeht, eine Eigenschaft, die er immer zu den wesentlichen rechnete.

Wir haben nunmehr noch ein Wort zu sagen von dem stillen Ralph, von dieser Art von Schutzgeist des Romans, von dem Selbstmord in der Liebe Indiana, der in seiner Mitte diesen bösen Welt als ein guter Genius auftritt, um Indiana in Schutz zu nehmen. Seine Rolle mißtrent die feine Ironie, die absichtlich über die übrigen Personen ausgebreitet ist, er ist nichts als ein moralisches Paradoxon. Ralph ist der Gott Georges Sand's, sein reitzvollster Traum. Aber warum hat er nicht an die Stelle des bloß leidenschaftlichen und ergebenen Ralph einen christlichen Ralph erfunden? Indem sich darauf zu beschränken, sie vor äußeren Angriffen zu schützen, hätte er das brennende Feuer der Kreolin beräuchtigt, bewahrt, er hätte ihr gezeigt, wie sie mit der Gesellschaft leben solle, anstatt sie von ihr gewaltsam zu trennen; er hätte ihr begreiflich gemacht, was sie für Pflichten habe, nicht blos im Verhältniß zu den Menschen, sondern auch zu Gott. Ramière konnte immer seine Rolle beibehalten, eben so wie der Ehrenschwur die seinige; aber Indiana, die Ralph zur Christin gemacht hätte, wäre wahrer und interessanter gewesen, und der Roman hätte dabei an Poesie und Realität sicherlich nur gewonnen.

Allein es ist nicht der Fehler Georges Sand's, wenn er sein Buch nicht auf diese Weise abgefaßt; er hat nicht gekonnt, er hat sich selbst instinktmäßig ausgeschrieben, er hat sich Ralph genannt, der an Gott zweifelt, und Indiana, die erbittert ist gegen die Gesellschaft; denn Ralph und Indiana, wie Georges sind, der Eine ein Mann von erlebter und ausgebrochener Intelligenz, der in sich gekehrt ist und sich durch den Skepticismus gerührt hat; die Andere hingegen eine Frau, nicht rein und naiv, wie man sie sich wohl dachte, sondern angeregt durch eine außerordentliche Ueberspannung; denn, man glaube es nur, Indiana ist keine einfache Kreolin, wie man es Dir sagt; eine primitive Seele würde mehr Anschleichheit und Tugend bewähren; aber Indiana besitzt mehr Intelligenz, als sie sich selbst zugesteht, und verschüchtlich; sie hat keinen Kampf zu bestehen gegen die Gewissen; sie kämpft nur gegen die Gesellschaft an, und das ist auch nur ein äußerliches Ringen. Somit muß Indiana zwar demüthiger, aber auch gestaltet werden; man kann sich nicht enthalten, den Mangel des Ebenstenthums in ihr zu bedauern, das ihnen Gott nachschlagen, ihr Herz beschäftenen und ihre geistigen Wirklichkeit gestaltet gewesen wären.

Aber sind in diesen Romane die zu ihrem innersten Grunde eingedrungen, weil er die erste Formel der Ideen Georges Sand's ist, eine Formel, die ziemlich vollständig alle seine Klagen gegen die Gesellschaft enthielt, so wie später Lelia seine Zweifel gegen den Himmel aussprecht.

Nach Indiana folgt Valentine; nach dem Texte die Paraphrase. — Mehr Kunst in der Form; mehr Genie in den Details, mehr Harmonie in dem Ganzen, mehr Vielseitigkeit und Tiefe in Ideen, mehr Weiblichkeit in den Männern, weniger Trockenheit in dem Hauptgedanken, der jedoch im Grunde immer derselbe ist. Valentine ist ein Meisterwerk durch seine Gemälde und Portraits. Nichts ist so lieblich, wie die Geschichte dieses jungen Mädchens von gutem Hause und seiner Erziehung, die, indem sie im socialen Gesetze die Prinzipien der Pflicht findet und durch ihr Gewissen sich aufgeordnet fühlt, derselben Folge zu leisten, lange Zeit der leidenden Tugend sich weigert und unterschiedlichen Indiana ist; obgleich der Autor vielleicht die Absicht hat, zu zeigen, daß sie alle Beide gleich unglücklich, und daß die Welt selbst gegen ihre Getreuen grausam ist. — Was den Herrn von Lansac betrifft, so ist er, wie Ramière, ein Mann von Welt und Ton, aber in einem weit höheren Grade, und deshalb vielleicht weniger wahr, übertrampt mehr genommen, weil er ganz ohne Herz ist; und Benedikt, daß die Leidenschaften der Indiviuen, kreuzigend meistens ihre Bahnen, vollen nicht sagen, mit dem Glaubensbekenntniß Ralph's, aber er ist schöner, wahrer als Indianer, und weniger allein stehend als Ralph; — seine soziale Lage und Erziehung begreift man benutzunge gar wohl, wo die verschiedenen Klassen sich in allen Punkten mit einander vermengen und vermischen. Sein flatterhafter Glaube erklärt sich auf gleicher Weise sowohl durch seine Erziehung als durch den Geist unserer Epoche; seine Leidenschaft endlich mit seinen Aufopferungen in seinem energischen Feuer läßt sich weit besser verstehen, als die der Indiana; man muß nur bedenken, daß er ein Mann ist und demnach freier und weniger drangt durch die sozialen Pflichten. — In diesem Roman sehen wir noch eine andere sehr interessante Figur, die der Louise, der Schwester Valentinens, aber es ist die Schwester, die sich einer Schwäche schuldig gemacht, und die sich wegen dieser Schwäche außerhalb der Familie und der Welt verstoßen sieht. Louise ist ein bewundernswürdiger Vorwurf gegen diese Welt ohne Mitleiden und ohne Vergeihung für denjenigen, den die Leidenschaft gestürzt hat.

O Sand! unermüdlicher Kämpe für die Rechte des Herzens gegen die Moral, brandmarkungswürdiger und erbarmer Verbrüderer des Verbrechens gegen die Strafe! Wie, frage ich, könnte man den Thränen der Louise widerstehen, sein Mitleid haben mit ihrem Unglück, sie nicht lieben, wie man Valentine und Benedikt liebt? — Wie endlich nicht ein wenig sich in seinem Gemüthe einnehmen lassen von diesem ganzen Roman? . . . O! Wie wollten immerhin von Valentine sprechen . . . um nur nicht von Lélia sprechen zu dürfen.

Lelia, dieses so schöne, große und erhabene, aber so schrecklich und schaudererregende Werk, dem man kaum ins Angesicht zu schauen wagt; Lelia, der unbeschreibte und nackte Gedanke Georges Sand's, Lelia, das ist, im Grunde genommen, Georges Sand. — Lelia, das ist der Stolz, der durch den Zweifel genährt wird, trotz aller der Leiden, die dieser Zweifel der Seele auflegt, anstatt sich im Glauben zu demüthigen, anstatt die verlebte und in Verzweiflung gerathene Seele mit der Hoffnung und Trost verlieben habe; Lelia, das ist die menschliche Vernunft, übertrieben in ihrer Gewalt und vernichtet durch diese Uebertreibung; es ist der ohnmächtige Kampf gegen das Gewissen. Lelia ist die übertriebene Darstellung der Fähigkeiten und des Gedankens in dem Sanktum der Geheimnisse der Seele und Gottes, mit der Leidenschaft mit als Führerin; Lelia ist jene Verzweiflung, jene Auflegung der ehrgeizigen Schwäche, die mit Gewalt verlangen möchte, — Das Gerben nach dem Unmöglichen, ohne die Mittel, es zu erlangen, ist in der That die schöne und feste Kette, die so viele von Ehrgeiz aufgeblähte Geister gefesselt hält auf dieser Erde, wenn sie schon bereit sind, jenseits der Welt davon zu fliegen, um das Unendliche zu erreichen!... Arme Geister! arm in ihren Bestrebungen, indem sie eine Unendlichkeit träumen und Gott ersinnen, indem sie ihn in ihren ausschließen und in ihren endlosen Pantheismus ihn selbst von der Materie reinigen; traurige und leidende Seelen, die sich gegen die Realitäten des Lebens auflehnen und es verfluchen, sich selbst emporzuheben, um ihnen auszuweichen; vergessend, daß die Ergebung im Glauben mit der Einfachheit des Herzens das große Verdienst ist, welches den größten Frieden verleiht, während die äußerste Ueberspannung nur Schwerzen erregt, ohne zu höheren Hoffnungen hinzuführen. Das ist unsere Lelia. Diese schöne Seele mit blasser Stirne, mit starren glänzenden Augen, eilet, sie zu fliehen; sie hat alle gefährliche alte Zauberstäbe aufgegossen; eine goldene Schale hält sie in ihrer rechten Hand, und aus derselben läßt sie teopfenweis den Unglauben, den Haß, den Zweifel des Herzens, das Auseinderen aus der Gesellschaft und endlich den düstern und traurigen Selbstmord ausströmen.

Aber Lelia ist ein Leben der Verruchtheit. Sie ergötzt sich an ihrem stolzen Leiden, indem sie zum Vergnügen eine junge Seele quält, die sich ihr unvernünftigerweise hingiebt; Lelia ist sie Sünde ein undefinirter, geheimer Stern, der ihm auf einmal wie durch ein düsteres Gewölk erschienen ist und mit seinem Glanze verblendet hat. Der von Liebe erfüllte Dichter will anfangs durch falsche Liebkosungen geschützt — er ist wie ein schmeichelnder Verwirb, der das arme Kind beraubt und auf einen gefährlichen Weg verleitet, dessen Ziel es nie erreicht. Bald aber wird Lelia den Poeten gleich einer Kinder-Klapper zerschlagen, deren sie müde ist; sie wird ihn schlendern in die Arme einer Courtisane, ihrer Schwester: in die Gewalt der Sinne, des Körpers ohne Seele, wie Lelia die Seele ohne Sinne ist. Allein die einzig Schuldige ist hier Lelia: denn die Courtisane Pulcheria ist nur das leidende Instrument dieser düsteren Rache.

Stenio nun, überlassen der Schwelgerei und geräthet durch sie an Geist und Körper, endigt mit dem Selbstmord; das ist in der Ordnung. — Und vergeblich wird zur Seite dieses schwachen Zwerges, getrocknet unter dem verpfeenden Hauche der Frau, die ihn zu Grunde gerichtet hat, vergeblich wird hier Trennung auftreten, als der weise und große Mann, der sich im Wanzo gegenüber, der Lelia im Zaume hält; der Mann, der sich in der Leidenschaften sein ganzes Leben hindurch kämpft und dessen solche Härte, anstatt den Angriffen dieses freffenden Rostes zu unterliegen, ihn vielmehr Widerstand geleistet und sich durch sich selbst erhärtet; der tugendhafte Mann im Sinne der Lelia; in unserem Augen aber ein trockener und dreyloser, ein verdrehender und geistblöser Mann, mit einer Seele, verkrüppelt durch das Laster. Für den der Mensch nicht mehr ein verabscheuens Wesen, bestimmt zur Erlösung und Andeutung Gottes, sondern bloßtes eine organische Maschine ist, die nach dem Zufalle so lange im Gange bleibt, bis sie sich abnutzt und endlich ganz zerbricht.

Wenn nun Lelia mit ihrem schauderhaften Zweifeln und Trennen mit seinem barbarischen Nihilismus sich in einer Verbrüderung über die Menschen erheben werden, wo Alles, was unter ihnen ist, zu pernichtigen und beschränkten und kleinen Sinne, zu einem schmalen Poeten, mit dem einzigen Mantel ihres Schutzes zu umhüllen, o, dann wollen wir ihnen sagen: Lelia und Trennor, ihr übet eine schreckliche Verführung über diese junge Seele aus. Trennor, du bist kein verabscheuchter Dämon, indem du als das zu befolgende Muster dein Leben, und deine Erfahrung als das zu erstrebende Ziel ihm vorhältst. Und du, Lelia, empfindest du nicht Gewissensbisse darüber, daß du durch deinen Leichtsinn verfolgt, mit deinen Zärtlichkeiten umstrickt und ihn fern, fern von der Gesellschaft hinweg schlenderst? Du spricht von deiner Seele; allein ist sie nicht zu ausgetrocknet, um dies unglückliche Kind zu führen? Lelia, wer hat dich dis zu diesem Punkte gebracht und verführt? Wer hat dich so gräßlig gemacht unter dem Anschein von Liebe? — Es ist die Leidenschaft, dein einziges Gesetz; du verfuchst es, die eine Existenz und eine Moral auf eigene Hand zu erschaffen, allein die

wird dir nie gelingen. Du führst ein Leben der Träumerei, des Aestetismus und des Gebetes; allein deine Träumereien sind unverschämte, fieberhafte Einbildungen, dein Aestetismus ist Ohnmacht, und deine Gebete sind Verwünschungen. — Und du wunderst dich noch, nicht glücklich zu sein, das Leiden nicht fliehen zu können, ohne selbst eine Ursache zum Trotze zu haben; dies kommt daher, weil dies Leiden in dir selber steckt, während du glaubst, daß es außer dir sey. Es ist nicht die Welt, die es dir zuwendet, nicht der Himmel, der es dir von oben herabschickt, — sondern es ist deine Seele, die es selbst erzeugt; — und je mehr du dich von der Gesellschaft anschweifest, um so mehr werden alle deine gebrochenen Wunden hervorbrechen. Dein Leiden, das ist deine Leidenschaft und dein Zweifel: es sind deine innerlichsten Ideen, ein schlecht gekannter und übel erfaßter Ziel zu erreichen: es ist dein Herz die Maßen stolzes Leben; ein sämmerliches Leben, das dein überspanntes Gehirn verzehrlich grandioser zu machen sich beeifert. O, du könntest auf eine ganz andere Weise erhaben erscheinen, indem du dein Herz demüthigtest, indem du ganz einfach an Gott glaubtest, ohne deinen Leidenschaften Gewalt über dein Gewissen zu gestatten. — Werdann aber wiederst du die ohne Zweifel mit Gott im Herzen, mit der Familie und ihren treuen Empfindungen, mit der einfachen und naiven Liebe, mit der Freundschaft und ihren bescheidenen Hingebungen ein sanftes und heiliges Leben zubereitet haben, an die Stelle deiner unerbittlichen, verstockten und trostlosen Existenz. O, Lelia, warum hast du keine Achtung von der Vorsehung! Sie wendet sich freiwilliger den Schwachen als den Starken zu; weder zu benjenigen, die sie anflehen, als zu denen, die die Kraft bieten. Warum hast du ihren Unwillen erregt, anstatt dich ihrer Wohlthaten würdig zu machen?

Was sollen wir vom Priester Magnus sagen, von diesem personifizirten Leiden, das als Kontrast zur Seite Trenmer's und Lelia's aufgestellt ist; von einem Priester, der den Glaube nicht zu heilen vermag? Er ist eine große Erfindung, wie das ganze Buch. Die Seele des Magnus ist ein Kampfplatz, auf welchem der religiöse Glaube und die Liebeschaft mit einander ringen. Von dem Gesichtspunkte Lelia's aus gesehen, ist Magnus, der Priester, ein Narr, ein Fanatiker zur Seite Trenmer's, ein Galeeren-Sklave, den man dir als einen unempfindlichen Mann von erhabener Vernunft darstellt. — Sonderbarer Spott! Als wenn der Glaube nicht so viel vermöchte, als das Bagnio, als jene Schule der Weisheit! War die Zweifelgin, die Lelia so warm aufgefaßt, war sie wohl im Stande, den wahrhaften christlichen Priester zu malen?

Wenn man Lelia genug verwünscht wegen ihres düsteren Gedankens, so empfindet man bald wiederum das Bedürfniß, den so reichen und darmenschen, so gewandten und taktmäßigen, so kräftigen und grandiosen Still jenes Romanes zu loben, in welchem das dämonische Leben, der Raum über reichen Symbole entlehnend, sich in dieselben mit der innerlichsten Harmonie einbildet. Man fühlt es, daß die Form gefloßen ist, schnell und rasch, aus der Quelle einer warmen Begeisterung. — Und doch muß man zu gleicher Zeit auch erkennen, daß aus diesem reichenden Feuer zu lange weißschweißige Gebilde hervorgegangen, daß der Gedanke sich zu gemächlich in den Stil vermummt hat. Es ist oft eine schwache Basis in einer zu geschmückte Form eingeschlitzt; der Stil endlich, indem er auswirkt, hat den Ideen selbst Einstrag gethan. Diese Unebenheiten, die langsichtlich in Lelia merklich hervortreten, lösen vielleicht das Werk in dieser Hinsicht als am unvollkommensten erscheinen, wenn es auch in jedem anderen Betracht die merkwürdigste unter den Schriften Georges Sand's bleibt. Die Schwächen in dem Werke sind übrigens so geschickt in eine wunderbare harmonische Prosa eingewebt, daß man Mühe hat, sich durch den tiefsinnigen Gesang nicht bezaubern zu lassen, um jene mitten aus ihren reichen Teilern heraus zu entdecken.

Lelia erregte großes Aufsehen und rief bittere Kritiken hervor. Das Werk, welches Verwunderung einflößte für das Genie, das es geschaffen, mußte nothwendig auch eine Art von Erbitterung und Haß gegen seine düsteren Inspirationen, gegen seine manufolichen Empfindungen erregen. Der Autor hatte harte Angriffe zu bestehen. Ohne Zweifel war er darauf vorbereitet; man forderte sonst nicht auf eine ähnliche Weise die Gesellschaft heraus, ohne sich auf Anklagen und Beschuldigungen gefaßt zu machen. Indeß er selbst, er entzog damit, daß er die Schuld aufsteht; denn man kann bei dem Wortriege nicht ganz unbewegt bleiben, und durch das Stillschweigen würde man gar in alle Verurtheile des Gegners zu willigen scheinen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Traité de médecine pratique, dédait des faits recueillis dans les hôpitaux. — Herausgegeben von Piorry, L'Héritier, Fossone rc. Erste Lfg.

Traité expérimental de l'électricité et du magnétisme, et de leurs rapports avec les phénomènes naturels. — Von Becquerel. Dritter Bd. 7½ Fr.

Calendrier des courses de chevaux, ou Racing calendar français. Relation détaillée de toutes les courses (à peu d'exceptions) qui ont eu lieu en France depuis 1776 jusqu'à la fin de 1833. — Von T. Bryon. Erster Bd. 25 Fr.

Guide pratique d'architecture navale. — Von Majandier. 15 Fr.

Griechenland.

Zur Charakteristik von Joannis Kapodistrias.

In Nauplia erschien im Jahre 1834 ein zur Kenntniß der politischen Verhältnisse Griechenlands, von Zeit der Eroberung Konstantinopels an bis 1821, und besonders in Betreff der politischen Hetairie, ihrer Einstehung im Jahr 1815, ihrer inneren Einrichtung und ihrer Wirksamkeit bis 1821 höchst wichtiges und an interessanten Aufschlüssen reiches Buch, unter dem Titel: Ἱστορικὸν ὑπόμνημα περὶ τῆς φύσεως, ἀναπτύξεως, διοικήσεως καὶ ἐργασιῶν τῆς Ἑταιρείας, das zugleich auf die Kapodistrias betreffenden Verhältnisse manches helle Licht wirft. Es ist ein Werk, das nicht nur für Griechenland selbst, sondern auch für die Geschichte unserer Zeit überhaupt, und besonders für die Geschichte der Revolutionen, ein hohes Interesse hat. Wir werden daher nicht ermangeln, unsere Leser mit dem Inhalte desselben bekannt zu machen, sobald wir uns eine vollständige Uebersicht des Ganzen verschafft haben werden. Für heute begnügen wir uns, einige Stellen aus dem Abschnitte, welcher von Kapodistrias handelt, mitzutheilen, um zu zeigen, wie dieser Mann, der in Griechenland so hoch gefeiert wird, von den Griechen selbst beurtheilt wurde, und wie sie ihn kannten. Wir werden dann in einem zweiten Artikel über die Wirksamkeit des Kapodistrias in Griechenland, über seine Regierung, über seine Verdienste und Fehler, über seine Ansichten und Absichten, über seine Gegner und Freunde, über seine Anhänger und Feinde, über seine Vertheidiger und Ankläger, über seine Lobredner und Tadler, über seine Bewunderer und Verächter, über seine Verehrer und Verfolger, über seine Liebhaber und Hasser, über seine Gönner und Beschützer, über seine Freunde

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 102. Berlin, Mittwoch den 26. August 1835.

Schweden.

Wieselgren's Literatur-Geschichte.

Der zweite Theil eines der bedeutendsten Werke der neueren Schwedischen Literatur, dessen auch schon in diesen Blättern früher Erwähnung geschehen ist, nämlich von Wieselgren's „Schwedens schöner Literatur" (S. Wieselgren. Sveriges sköna literatur; Andra delen. Stavens sköna literatur), ist vor kurzem erschienen. Es enthält derselbe die schöne Literatur des schwedischen Staates und umfaßt die Vorzeit und das Mittelalter. Der Verf. giebt hier in folgenden sechs Perioden eine kurze originell aufgefaßte Uebersicht der Schwedischen Literatur.

1) Die heidnische Zeit (300 v. Chr. — 1000 n. Chr.), zwei große Zeit-Abschnitte enthaltend: a) die Völkerwanderungen (300 v. Chr. — 300 n. Chr.), ein Orientalisch-romantisches Zeitalter mit seinem urgothischen Natur-Kultus, wo das Schöne ein Widerglanz des Göttlichen in der physischen Schönheit, und mit seinem Odinischen Kultus, wo das Schöne ein Abglanz des Göttlichen in der physischen Schönheit ist. — b) Das Wikingerwesen (300 u. Chr. — 1000 n. Ch.), eine Skandinavisch-romantische Zeit in zwei Tonarten: dem Morgen- und Abendroth der Kräfte.

2) Die beiden christlich-romantischen Zeitalter des Katholicismus: a) das katholische, unter dem Einflusse und der Leitung Deutscher, Englischer und Französischer Missionaire. — b) das Päpstliche, unter dem Einflusse Italiänischer und Spanischer Missionaire, so wie verschiedener weniger zahlreicher Orden und mit einer unter den Brigittinern gereiften einheimischen Bildung. — Während dieses ganzen Zeitraums zeigt sich ein Streben, das Unschöne in dem Antlitze des Gottmenschen zu sehen, und mehr oder minder deutlich prägt sich der Romanticismus des Zeitalters aus, so wie er außerhalb des Reichs lebte und wirkte. In der Literatur, die sich um die Ihre des Rechten wölbt, erschrint die Hierarchie als die Macht des Idealen, um das Reale im Staate zusammenzuhalten. Ueber der Literatur, welche um die Ihre des Wahren aufblüht, schwebt Plato's Geist. — Die Anschauung ist der Forscher, und ihr Blick ist gegen die Welt der Ihren gerichtet. Das Zeitalter ist das der Vermunft, und sein Losungswort kann so ausgesprochen werden: Das Schöne ist der Widerglanz des Göttlichen im Mittelpunkte der Offenbarung, in Christus.

3) Das Zeitalter der Reformation (1500 — 1600) war klassisch, nicht bloß deshalb, weil die neuerwachte Griechisch-Römische Literatur ihren Geist in Wissenschaft und Kunst, in Handlung und Dichtung einhauchte, sondern weil auch das neuerwachte literarische Leben, durch die Nothwendigkeit des Kampfes gegen das vorhergehende, sich unter das Banner der Aristokratie stellen mußte, um die Hierarchie im Staate zu vernichten, und unter den Schatten des vergrabenen Aristotelismus, damals in seiner Römischen Depotenzirung gekannt, um den Neoplatonismus zu verjagen, worin die höhere katholische Bildung ihre Stütze hatte. — Losungswort ist: das Schöne ist das Wahre, in der Form hervortretend.

4) Der protestantischen Ritterlichkeit (1600 — 1718) oder des religiösen Jahrhunderts romantisches Zeitalter ward eine Folge einer nothwendigen Reaction gegen die Lutta-Reformation. Die weltliche Literatur dieses Zeitalters ging gleichen Schrittes neben der im Lehen so wie: Psalmen-Gesang und ritterlichen Thaten, ungeachtet alles symbolischen Widerstandes, immer mehr hervortretenden Pietät. Das Wahre fuhr fort, die höchste Aufgabe zu sein, aber es war der Schönheitssinn, womit man es auffaßte. Die drei Entwickelungsgrade der Bildung werden repräsentirt durch Messenius,*) Stjernhjelm**) und Rudbeck.***)

5) Das philosophische Jahrhundert (1718 — 1809) oder das Zeitalter der praktischen Wissenschaften, welches auch das klassische genannt wurde. Der Verstand kam über das Zeitalter und auch dieses hatte seinen Morgen, Mittag und Abend: Dalin, Kellgren und Leopold. Sein Losungswort: Das Schöne ist das Rechte, auf das Nützliche angewandt.

6) Das politische Jahrhundert (1809 —) oder das Zeitalter der periodischen Presse verfolgt mit einer höheren Geistesrichtung und dem Einwirken einer reagirenden Kraft das Streben des vorhergegangenen Zeitalters. Die Völker streben in jeder Richtung nach Emancipation von fremder Oberherrschaft. Der Göttlichkeit des Schönen opfern auch Koryphäen der Wissenschaften, wenn sie die Früchte ihrer Forschungen darbringen. Die Philosophie platonisirt wieder. Es ist das Zeitalter der Vernunft u. s. w.

Es würde uns zu weit führen, hier noch mehr ins Einzelne zu gehen, und es genügt uns, Deutsche Leser auf ein Werk aufmerksam gemacht zu haben, das von allen Schwedischen Literatoren als eine bedeutende Erscheinung in ihrer Literatur gepriesen wird. Es ist nicht allein von hoher Wichtigkeit für Ihren, der sich für eine genane Kenntniß der neueren Schwedischen Literatur interessirt, da es an Ausführlichkeit und Reichhaltigkeit alle früheren Werke dieser Art, wie die von Blom und Hammarsköld, bei weitem übertrifft, sondern auch für jeden Liebhaber alt-nordischer Forschung, da auch die alten Skandinavischen Mythen und Volks-Gesänge darin ausführlich und mit kritischem Scharfsinne erhandelt sind.

Bibliographie.

Om Laghistoriens studium och dess förhållande till rättvetenskapen. (Ueber das Studium der Gesetzgeschichte und dessen Verhältniß zur Rechtswissenschaft.) Vorlesungen, gehalten in Upsala 1834 von E. J. Schlyter.

Om Sveriges ålsta indelning ꝛc. (Ueber Schwedens älteste Eintheilung in Landschaften und über den Ursprung der Landschaften.) Von E. J. Schlyter. Upsala.

Samlade skriften af C. F. Dahlgren. (Gesammelte Schriften von Dahlgren, dem launigsten und zugleich fruchtbarsten der jetzigen Schwedischen Dichter.) Erster Theil.

England.

Das Englische Unterhaus im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich eine allgemeine Schilderung im Ganzen und Großen von dem Anblick, den das Unterhaus gewährt, und von seinen Hauptgebräuchen gegeben habe, bleibt mir noch übrig, den Leser in eine Sitzung desselben einzuführen. Wir wollen diejenige wählen, in welcher die Municipal-Reform-Bill für England und Wales eingebracht wurde, die nach vierwöchentlichen Debatten endlich genehmigt worden ist. Es ging dabei nicht etwa sehr hitzig zu. Bei anderen Gelegenheiten waren die Scharmützel viel lebhafter, aber jene Angelegenheit hat den Vortheil, daß sie uns ein einfaches und vollständiges Drama darbietet, und daß in dem bedeutendsten Akte desselben die drei Haupt-Ritterer der größten politischen Versammlung hinreichend beschäftigt waren.

Am fünften Juni also, wußte man, wollte Lord John Russell seine Bill dem Unterhause vorlegen. Wie wird wohl, fragte man sich, diese so lange verheißene, von der einen Seite so ungeduldig erwartete und von der anderen so gefürchtete Maßregel beschaffen seyn? Die Neugier war groß in London; es war zwar der dritte Tag der Epsomschen Pferderennen, aber das schadete nichts! Alles war nach der Stadt zurückgekommen und hatte die Wetten um Pferde für die politischen Wetten fahren lassen. Von Mittag an belagerte die Menge die Umgegend von Westminster, man drängte sich nach den Thüren des Unterhauses.

Nach mehr als einem heftigen Kampf, wobei mit einiger Geschicklichkeit im Vogen sehr zu statten gekommen wäre, war ich für eine halbe Krone glücklich auf die öffentliche Gallerie gelangt.

Um drei Uhr, nachdem das Gebet gesprochen worden und der Sprecher mit der Spitze seines kleinen flachen dreieckigen Hutes die anwesenden Mitglieder gezählt hatte, wurde, da ihrer 40 und mehr gegenwärtig waren, die Sitzung eröffnet.

Anfangs handelte es sich lange Zeit um eine Bill in Betreff der Wasserwerkstheilung im Kirchspiel Marylebone; es war eine nicht sehr unterhaltende Debatte, aber Herr Henry Lytton Bulwer, Herr Hume und Sir Francis Burdett nahmen wechselsweise zu wiederholten Malen das Wort, und ich richtete meine Aufmerksamkeit auf ihre Person, wenn auch nicht auf ihre Reden.

*) Joh. Messenius, in den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts, übte einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Schwedische Literatur seiner Zeit und versuchte unter Anderem, die Schwedische Geschichte dramatisch zu bearbeiten. Noch im hohen Alter Theilnehmer einer Verschwörung gegen die Regierung der Königin Christine, mußte er sein Leben auf dem Blutgerüste enden.

**) Georg Stiernhjelm, einer der geistreichsten Männer seiner Zeit, bekannt wegen seiner mathematischen und juristischen Leistungen, war zugleich der Vater der Schwedischen Poesie. Sein Hauptwerk war der „Herkules", ein didaktisch-satirisches Gedicht, worin er auch den ersten Versuch in Schwedischen Hexametern machte.

***) Olaus Rudbeck, ein berühmter Polyhistor, der Gelehrtenwelt besonders durch seine Entdeckungen in der Anatomie, wie durch sein an Gelehrsamkeit sowohl als an Paradoxen und phantastischen Meinungen überreiches Werk „Atlantica" bekannt.

Digitized by Google

Herr Henry Lytton Bulwer ist ein junger Republikaner, der ein ganz aristokratisches Leben führt. Es ist wegen der Eleganz seiner Joleys und seines Fahrwerks berühmt. Niemand trägt einen so fuchsgestutzten schwarzen Rotzbart als er. Er spricht gut und freisinnig, mit etwas scharfer Stimme und mit in die Höhe gerecktem Kopf, wie alle kleine Leute; er ist der ältere Bruder des Romanen-Dichters und selbst der Verfasser eines dicken Buches über Frankreich, in welchem er dessen Sitten, Gesellschaften, Politik und Literatur mit einer Unwissenheit und Abgeschmacktheit beurtheilt, die an lächerlicher Naivetät nur dem albernen Werk von Lady Morgan nachstehen. Es ist eine große Verkehrtheit von den Engländern, daß sie eine Wuth darauf haben, sich ohne alle Kenntniß, Studien und Vorbereitungen über jedes Land zu schreiben, das sie auch nicht reden hört, drückt einen unbeschäftigten Abschen vor allem ernsthaften Wesen aus. Sein Aeußeres entspricht ganz seinem Charakter; man würde ihn sich nicht anders gedacht haben. Sein Portrag ist eben so freimüthig, fest und roh, wie seine Ansichten. Es ist einer der Matadore des Radikalismus, ein unerschütterlicher und unbestechlicher Reformer, der geschworen hat, nie anderswo, als auf den Bänken der Opposition zu sitzen; und sein Eifer gegen seinen Eid, keinesweges aus Sympathie, wie man sich wohl denken kann, hat er jetzt seinen Platz in den Reihen der Konservativen.

Sir Francis Burdett ist in seinem Benehmen, in seinem Wuchs und äußeren Wesen, so wie in seiner Haltung, von Herren Hume ganz verschieden. Man denke sich eine große Gestalt, ungefähr 5 Fuß 10 Zoll hoch, in geripptem weißen Sammetbeinkleidern, Stiefelstiefeln und blauem Frack. Sein Haar ist grau, eine weiße Halsbinde und ein kleiner hahrer eingedrückter und gepuderter Kopf vollenden sein Bild. Seltsames Gemisch der Staatsmänner, wenn sie zu lange leben! Sir Francis Burdett war vor zehn Jahren noch eben so in der Mode, wie seine Toilette; er war der Günstling Westminsters, der Lieblingsredner des Unterhauses; er ließ sich in den Tower setzen, weil er zu kühne Worte gegen das Königthum gesagt hatte; und jetzt ist er dem Lande verdächtig; man argwöhnt, daß er mit seiner Treue stimme; man verschmäht ihn; man wirft ihm Wankelmuth vor. „Aber", wird er vielleicht sagen, „Ihr seyd es, mit denen eine Veränderung vorgegangen. Ihr Reformer von ehemals seyd Radikale geworden; Ihr, die Ihr zu meiner Zeit Tories waret, seyd jetzt Reformer! Ich bin meinen Ansichten und meiner Tracht treu geblieben!" Ja, das ist eben Ihr Unrecht, Sir Francis Burdett, Sie hätten sich auch verwandeln, oder vielmehr, Sie hätten nicht altern müssen. Wären Sie zur rechten Zeit gestorben, so würde vielleicht in diesem Augenblick Ihr bronzenes Standbild auf dem Westminster-Platze neben Canning's stehen. Wer weiß aber nun, ob nicht morgen eben das Volk, welches Sie einst im Triumph einbetreten, Ihre weißen Beinkleider mit dem Koth der Parlaments-Straße bewerfe?

Endlich erschöpfte sich die Debatte über den Wasser-Bedarf von Marylebone. Da das Haus über diese langweilige Will abzustimmen hatte, so mußten die Tribunen der Zeitungsschreiber und des Publikums geräumt werden; das ist so Parlamentsbrauch. Die Abstimmungen finden nie anders, als bei verschlossenen Thüren statt.

Als ich auf die Galerie zurückkehrte, bot der Saal einen ganz anderen Anblick dar. Das kleine Stück war beendigt, und das große sollte beginnen. Rechts und links setzten sich die Reihen immer mehr und mehr; Leer ließ auf seinen Posten.

Lord John Russell, der offizielle Anführer der Reformer, war auf der Minister-Bank zur Rechten des Sprechers erschienen. Neben ihm bemerkte man seine bedeutendsten Adjutanten, den Kanzler der Schatzkammer, Herrn Spring Rice, mit der großen kahlen Stirn und dem Satyr-Gesicht, — der gewandteste Redner, wenn auch nicht der stärkste Kopf der Kabinetsrathe; für Irland, wo Lord Morpeth, — ein großer junger Mann, dessen vor der Zeit ergrautes Haar, das von weitem blond scheint, ihm das Ansehen eines schlichternen und ernsthaften schönen Jünglings giebt; und den alten pausbackigen Dandy, Lord Palmerston, dessen breites Gesicht behaglicher und zufriedener zwischen seinem dicken Backenbart aufzublühen scheint, seitdem er nicht mehr von Herrn von Talleyrand am Gängelbande geführt wird; Lord Palmerston, der nach seinem letzten Ministerwinkt nun nicht zum Pair erhoben werden wollte, weil er sich einbildete, seine Beredtsamkeit habe ihm Unterhaus ein freieres Feld, als im Hause der Lords.

Der ministeriellen Gruppe gegenüber und bloß durch einen Kanzleitisch von ihr getrennt, befand sich Sir Robert Peel, ebenfalls von seinen konservativen Obersten umgeben, unter denen sich durch seine gesetzten Formen besonders Lord Granville Somerset, der Daumling des Herzogs von Wellington, und sein doppelter Bruder, der Admiral, auszeichneten, der sich seinen Platz zu sehen, wenn es gilt, die protestantische Sturmglocke gegen den Papismus zu läuten.

Hier und da sah man andere Notabilitäten der Versammlung, Daniel O'Connell, unseren großen O'Connell, der ruhig dasaß, versunken in ein neues Buch, dessen Blätter er erst aufschnitt; um ihn herum seine Söhne, seine Neffen, seine Irländischen Katholiken, die mag seinen Schweif (sein tail) nennen; — ein Schweif, wenn man will, der aber in diesem Augenblick den Kopf des Staates lenkt, und neben ihnen Lord Stanley, den jungen Erben des Hauses Derby, diesen eleganten geräuschlosen Sprgeisigen, der dawals nur erst im Herzen die Bänke der Reformer verlassen hatte.

Weiter hin standen zwei junge Männer, eben so unterschieden an Wuchs und Behehmen wie in ihren Ansichten, aber Beide in der Modewelt berühmt, so daß sie wohl eine nähere Schilderung verdienen.

Der Erste, der Vicecount Castlereagh, Sohn des Marquis von Londonderry, ist ein eben so eitriger Kouleurmacher wie sein Vater, aber minder offenherzig und besonnener, doch kleinlich und ohne Talent. Seine eigentliche Atmosphäre ist nicht im Unterhause, sondern in den Salons des Westendes von London; nur dort findet er die Luft, die er zum Athmen bedarf. Lord Castlereagh ist eines der Häupter der neuen Schule, die den Englischen Modeton ganz umgestaltet hat. Diese Schule hat sich von der Beumwelschen, die ihre Stärke auf die Toilette begründete, ganz getrennt. Die neuen Fashionables von der Seite der edlen Lords Petersham und Alvanley haben dagegen nach Art der Dandys in ihrem Benehmen. Sie vermeiden alles Auffallende in ihren Gewohnheiten und in dem Aeußeren ihrer Leute. Ihre Wagen sind von dunkler Farbe, ihre Livreen unscheindar, sie selbst tragen sich äußerst schlicht und einfach; man sieht sie niemals in geblümten oder verbrämten Westen, immer ohne Juwelenschmuck, höchstens mit einem Siegelchen goldener Kette in dem Knopfloch eines schwarzen Rocks und mit einem Spiegelring, auf dem sich irgend ein geheimnißvolles Wort befindet. Man kann Lord Castlereagh als den vollkommenen Typus dieser zahlreichen und vornehmsten Kategorie der Londoner Modeherren ansehen.

Der Zweite, Herr Edward Lytton Bulwer, der wohlbekannte Verfasser von „Pelham" und so vielen anderen Romanen, ist, wie sein Bruder, ein entschiedener Radikaler. Er hat einen aufsehulichen Buchs und würde noch größer aussehen, wenn er sich nicht so schlecht und kummervoll trüge. Sein Haar ist grau, und hängt ihm in Locken um den Kopf. Sein ausdrucksloses länglisches Gesicht, sein großes, fuchtes und starres Auge lassen in ihm nicht im mindesten den genialen Schriftsteller vermuthen. Ich glaube wohl, daß ihm nur wegen des außerordentlichen Erfolges seiner Schriften die Thüren jener abgeschlossenen Zirkel geöffnet worden sind, in denen er jetzt sehe am Brett ist. In Ansehung seiner Tracht gehört er noch den alten Mode-Traditionen an. Man wird ihn nie anders als mit offenem Rock treffen, mit Atlas oder Sammet gefütterte glänzende Schöße er im Winde flattern läßt; in Westen und Pantalons von hellen und auffallenden Farben; in lakieten Stiefeln und ein Rohr mit reich ausgelegtem Knopf in der Hand schwingend; kurz, er erinnert ganz an die Emporkömmlinge von schlechtem Geschmack, mit denen in Paris das Prosceenium der Oper besetzt ist.

Ich sagte nicht, daß einige von den Romanen des Herrn Edward Bulwer, die übrigens so ausstelig geschrieben sind, das Verdienst haben, wirkliches Interesse zu erregen; aber er hätte sich nicht einbilden sollen, daß sie von so ungeheurem Werthe seyen, um ihn zu dem gewaltigen Stolz zu berechtigen, der sich auf jedes Seine der traurigen Rhaviedien verrath, die er kürzlich unter dem Titel „der Student" herausgegeben hat. Ich würde ihm jedoch diesen Irrthum nicht sehr verargen, als einen Zug, den man nur von ihm erwartet hat. Ein junger Kaufmann hatte ihm eines Tages, mit Empfehlungsschreiben versehen, seine Aufwartung gemacht. „Es scheint mich außerordentlich, Sie kennen zu lernen, mein Herr", sagte Herr Bulwer; „aber ich muß Ihnen gleich anfündigen, daß ich schwerlich oft werde die Ehre haben können. Sie zu sehen; ich habe schon weit mehr Bekanntschaften, als meine Zeit mir eigentlich zu unterhalten erlaubt, um ich bin wohl in der Thar diesen besonderen Augenblicke schuldig, die mir zu Gebote stehen." Ich hat nicht eine Höflichkeit, welche die gewöhnliche Britische Liebenswürdigkeit noch überbietet! Wenn Herr Bulwer auch den Sitten seines Landes gefolgt wäre, so würde er sich doch dabei nicht zu sehr herabgelassen haben. Die Engländer richten sich durch Gastfreundschaft nicht zu Grunde. Wird ihnen ein Fremder zugeschickt — es müßte denn Jemand seyn, von dem sie einen Wortlich zu unterhalten erlaubt, um ich ihn wohl in der That diesen besonderen, auf welches, statt des Dessert, gleich das Abendessen folgte; dann, nachdem sie ihm einmal tüchtig mit Roastbeef vollgestopft, mit Portwein und Grog überschwemmt und nichts gespart haben, was ihn hätte ersticken können, geben sie ihm den Abschied, und wenn der Unglückliche diese Mahlzeit überlebt, öffnet sich ihm die Thür seiner Amphitrionen nur noch zu seinem Jahrgetions-Besuch. Walter Scott, der doch wohl ein eben so großer Romancier als der Herr Bulwer war, glaubte sich nicht dieser allgemeinen Pflicht der Zuvorkommenheit gegen Fremde, die man ihm empfohlen hatte, überhoben. Im Gegentheil er nahm sie freundlicher auf, als es sonst in England gewöhnlich ist; freilich gebörte Walter Scott auch nicht zu den Fashionables.

Der Herr dort, der überall herum spaziert, von einer Bank zur anderen rennt und alle Hände drückt, die sich von ihm drücken lassen. Das ist der Herr Edward Bulwer, der geschworene Feind der Französischen Ungeschreiber. Da dieser streffliche Doktor nicht seine ganze Zeit zu Paris damit verloren, das Strinpställer zu lesen, so machte er die Entdeckung, daß dort die Charlatanerie ein Mittel zu allmächtigem Erfolge sey; er nahm daher den kürzesten Weg und wandte sich geradezu an die Zeitungen. Die Französischen Tagesschrifter sind bekanntlich, wenn man mit ihnen umzugehen versteht, die Gefälligkeit selbst. Bald war mit vom Doktor Bowring die Rede. Der Doktor Bowring, der Literatur-Schnitt, über den nicht in den Journalen berichtet wurde. Da hieß es, der Doctor Bowring hier, der Doctor Bowring dort, überall und nirgends, bei jeder Gelegenheit Herr Bowring der Doktor, und das ehrliche Französische Publikum, ganz verblüfft durch diese Trompetenstöße, fing am Ende an, diese bewegliche und geräuschvolle Person, die immerfort auf der Straße und unterwegs war, deren gehetzte und no-

Digitized by Google

weniese Aufsätze aber Niemand begreifen konnte, für eine Art von kommerziellen und literarischen Stratford-Canning anzusehen. Auf dieser Seite des Kanals weiß man die Schmutzspekulationen der Presse besser zu würdigen, und man lachte herzlich darüber, als man diesen Doktor Bowring, mit seiner in den Zeitungs-Fabriken erkauften Mystifikation sie glänzend ausstaffirt, in Frankreich einherstolziren sah. Er ist hierher zurückgekehrt, hat aber seinen sternreichen Mantel nicht mitgebracht; er wurde ihm als verbotene Französische Waare im Zoll-Amt weggenommen; kurz, Herr Bowring ist geblieben, was er war, das heißt, ein Reformer, der bei der Reform gern sein Prosischen machen will, ein schwacher Jünger aus Lord Brougham's Nützlichkeits-Schule, eine Art von Reise-Kommis des ausmärtigen Amtes, der bei sich hier lebende Sprachen ziemlich richtig spricht, — ein Dichter, der etwas weitschweifige Verse in die Magazine einrücken läßt, übrigens aber der beste Doktor von der Welt.
(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The Lords and the People. (Die Lords und das Volk.) Von W. H. C. Grey. 15 Sh.
Sir Robert Peel's speeches. (Reden Sir Robert Peel's, nebst dessen Portrait.) 10 Sh.

Frankreich.

Georges Sand.

(Schluß.)

Demnächst erschien an einem schönen Tage ein dritter Band unter dem Titel: Der geheime Secretair. Es war eine ganz liebliche Geschichte; wir erblicken eine Italiänische Prinzessin, Lucrezia Cavalcanti, eine kräftige muntere Frau, gebildeter als ein Mann und kapricirt wie ein Weib, über Alles ohne Vorurtheile, nicht einmal genommen von der Konvenienz, etwas zu leicht in Vertrauensicheit übergebend, sodann erstaunt darüber, daß man ihre Vertrauensicheiten für Versprechungen oder Herausforderungen nimmt. Uebrigens eine sehr bonnette Frau, die nur einen einzigen Geliebten hat (wir erinnern uns nicht mehr, ob dieser Geliebte zugleich ihr Gatte war), und wohl verziehend, alle jene Jndringlichen zur Raison zu bringen, die sich's einfallen liessen, ihr den Hof zu machen. Alles dieses war mit pikanten Details, mit posselichen Einfällen, mit gelehrtem Scherz und mit einem Schmetterlings-Ballet bunt verlegt. Man stellte an die Spitze einige treffliche ausgebildete Phrasen in Form einer Vorrede, und es galt dafür, daß sie eine Rechtfertigung Georges Sand's seyn sollte. Sie ist sehr amüsant, das geben wir zu, allein sie ist auch nur ein schöner Roman mehr. Sie hat nichts für uns zu bedeuten; sie kann Lelia nicht Lügen strafen. Lelia steht in einer Klasse für sich, um so klar, um nicht von selbst verstanden zu werden, um noch eines Kommentars zu bedürfen. Lelia wollte übrigens gar nicht losgesprochen seyn, und wir müssen nur fragen, was denn die Phantasieen und die Dekrete der Prinzessin Dominilla Cavalcanti, in ihrem Palais von Monaco, für oder gegen ihre antisocialen Träumereien beweisen sollen?

Allein alles dies war nur sehr nachlich; auch Lelia mußte in der Existenz Georges Sand's eine Art von Ungeduldung und Umbildung vorgehen. Sein bis dahin herrschendes Gedanke war in dem Werke erschöpft. Das innere Gespenst, das seinen Busen bedrängte, kam endlich zum Vorscheine; der letzte Schrei ward ausgestoßen, ein so durchdringlicher Schrei, mit dem die Seele selbst fast gänzlich ausgeht. — Es scheint in solchen Fällen nur der Tod zu erwarten zu seyn, wofern nicht andere Gebilden hervorbrechen, um das Herz zu erschaffen, um es auf neue Objekte zu leiten und durch neue Begeisterungen wieder zu beleben. Alsdann betritt man von neuem den Schauplatz der Welt. Der erste Weg war bereits zurückgelegt, man fühlte sich dabei abgeschwächt und abgemattet; allein man besindet sich wieder jung und kräftig beim Anfang einer zweiten Reise. Es ist eine Phase, die der anderen folgt, der brillante Dunstheraum einer Nacht zwischen zwei langen Tagereisen; für die Seele ist jeder erlebenswerte Mann eine dieser Revolutionen mit Raschheit verbunden, und sie erneuern sich immer auf eine leichte Weise; denn es liegt in diesen Seelen ein unerschöpflicher Fonds von geheimen Reichthümern.

Der Verfasser der Lelia besann sich nach Vernichtung seines Werkes in einer moralischen Krisis, es war unthig, daß er sie die Zukunft einem ganz anderen Gedanken vorbereitete, als den, dessen Paroxismus sich eben entwickelt hatte. — Jn der That innerliche Umgestaltung ward bei ihm von selbst hervorgeführt, ohne weitere Erschütterung; es geschah in folgender Weise: Die Seele Georges Sand's mußte sich vielleicht auf einen Augenblick für erschöpft halten; ihre Leiden und ihr Zorn, ihr Zweifel und ihre Verachtung waren gewissermaßen desanktigt; sie hatte sich selbst derselben entäußert, sie schwebte freier; sie hatte Alles ausgebraucht, was sie an bitteren Vorwürfen und entsetzlichen Verwünschungen barg; sie befand sich ruhiger und konnte zu einer neuen Begeisterung, zu der Begeisterung der Kunst übergehen. — Georges Sand, der sich bisher seinere Feder nur dazu bedient, um das Paradoxon auszubreiten, begann nunmehr für sie selbst Liebe zu gewinnen. Die Kunst, die für ihn nur ein Mittel gewesen, ward ihm nun ein Ziel. Von diesem Augenblicke an, schrieb Sand weniger, um sich zu beklagen und verführische Erinnerungen vorzuführen; und wir haben dieser Umgestaltung seines Geistes bereits einige Spuren entdeckt. Jndiana ist es, da in den Reuen zerstreut erschienen, lieblich Gemeindiler, in denen sich immer noch eine leidenschaftliche Seele offenbart, wobei man aber schon erkennt, daß sie weniger Bruchstücke aus seinem Leben enthalten.

Unter allen diesen neutren Romanen ist der wichtigste Leone Leoni, ein glänzendes Werk der Begeisterung, ein schönes Syndrom der Leidenschaft. Die Geschichte der Juliette, dieser Frau, dem Schooße des Luxus und des socialen Glückes entnommen und in eine rein ideale teuerliche Existenz hinüberdrangen, durch eine Liebe und ein unbeschränktes Hingeben für Leoni; Leoni! dieses von Grund aus lasterhafte und doch selbst in der Mitte der Verderbnis zuweilen noch edel erscheinende Mann, der durch seine thierische Thatsache seinem bosthaften Lebenswandel eine gewisse Größe zu verleihen weiß; so haben wir denn hier ein Herzens-Drama, in welchem sich eine Welt von erschrecklichen Geheimnissen abrollt, an die man in der gewöhnlichen Stille des Lebens wie denken möchte; wir erblicken sie hier und begreifen sie, wie sie sich von selbst darstellen und offenbaren. Gewiß ein herrliches Drama, bei welchem Dir, mitten durch die edle und erhabene Existenz des Nordens und der bürgerhafte Existenz der Südens, einige Momente des idealen Lebens einstrennt, wie es so lange jeder Seele jugendig Jahren geträumt wird. Du begreifst es wohl, dieses von der Welt abgeschiedene und einsame Leben, das Leben zweier Wesen, die sich lieben, die sich selbst einander genügen und in einer köstlichen Seelen-Verschwörung alles das vergessen, was nicht ihre eigene Person und ihre Liebe ist.

Allein nachdem man sich den Eindrücken überlassen, welche ähnliche Scenen hervorbringen, kommt wiederum der Reflexion zum Vorschein: man fragt sich, ob das wahr, ja möglich sey; alsdann wird die kalte Wirklichkeit die so schönen Träume anbauchen! — Noch schlimmer aber muß es seyn, wenn man in diesen so schön ausgearbeiteten Geschichten eine Moralität suchen will; denn es ist noch immer die Leidenschaft, eine ganz reine, auf Kosten der Pflicht vergötterte Leidenschaft; noch das Reich der freien Seele, ohne alle Gränzen und Regeln, vorgezogen dem Reiche der Gesetze. Noch das Opfer zum Besten derselben und gesammte Neigungen des Herzens, und nie das wahrhaft heilige Opfer des Herzens selbst, im Anblicke einer religiösen Hoffnung! Man erkennt in Leone Leoni die warmen Begeisterungen der Lelia und Jndiana wieder; sie gehören alle einer und derselben Familie an. Ein Kind derselben Stammes, der sich leicht verräth, trägt es den Stempel seines ersten Ursprunges an sich; denn wie wir auch in Georges Sand eine fortschreitende Umbildung unternehmen glauben wollten wir damit nicht sagen, daß sein Geist und Gedanke gänzlich, mit völliger Ausschließung aller Vergangenheit, neu geworden wäre. Wir wollten nur andeuten, daß seine Jdeen, anfangs ju individuell, sich endlich generalisirt und unabhängiger von dem Egoismus gemacht hätten; daß sie eine weniger abstrakte Hülle angenommen, daß sie sich endlich mit weniger Ausschließung anderer Jdeen und weniger gleichgültig gegen die Form selbst darstellen.

Aber im Hintergrunde leben jene Jdeen noch immer fort, und Jaques ist hier, um es uns zu bezeugen. Jaques, noch das Opfer einer Leidenschaft, aber gerade das absuderste Opfer der unverwüstigsten Leidenschaft. Jaques ist ein Mann, der seine Frau liebt und anfangs auch von ihr geliebt wird; aber ein Mann von sonderbarer Art, ausgestattet im Geburn Georges Sand's, ein Mann von der Familie Lelia's und Jndiana's, Kermor's, mann noch weniger moralische und soziale Neugebort; ein Mann, der seine Erfahrung mit dem Hauche der Leidenschaften aufzufangen, der durch sie groß und durch ihre Leiden geläutert werden ist. Aber seine Seele hat noch Gefühl für neue Schmerzen und neue Freuden: wenigstens hat er sich die Hoffnung dazu gemacht und ist ein Ehebündniß aus Liebe eingezogen. Welche seltsame Liebe! Hätte Du je vielleicht für eine vertrauende Hingebung und Herzensergießung, für ein Band von gewöhnlicher Jnnigkeit? Da verrennst Du einen Jaques! Du weißt nicht, daß er eine jener auserwählten Seelen ist, die unter den Religionen der Jntelligenz und des Gefühls so hoch gestellt sind, daß kein Wesen sie begreifen kann. Auch Fernande, die junge Frau, anfangs ganz dazu bereit, ihren Mann zu lieben, kann als schäckerne Sterbliche ihm nicht bis in die Wolken jenes Himmels der Leidenschaft folgen, in denen er schwebt. Jaques offenbart durch mehr Hingebung in ein engeres Bündniß mit seiner Frau treten würde, blüet sich vielmehr, sich ihr zu offenbaren; sie würde ihn gar nicht begreifen. Er liebt sie, er betet sie an, aber sie ist zu schwach und er zu stark; er ist zurückhaltend, und wenn die junge Frau, von einfachem und offenem Herzen, anfangs ein absolutes Vertrauen von seiner Seite zu verlangen scheint, so wird er doch diesen Verlangungen der Hingebung nicht entsprechen, sondern sie suchen, sie durch tausend stille Zurückhaltung, in seiner Gegenwart gezielt, verlegen und weniger glücklich erscheint, so wird er seufzen, der arme Jaques, er wird schreckliche Qualen erdulden, aber er wird sich wohl hüten, denselben ein Ende zu machen, indem er sich ein wenig zu dieser Seele herabließe; sein einziger Trost besteht darin, daß er an Sylvia, an seine Schwester schreibt, eine Frau von bevorderer Kraft und Ausgleichung, die ohne Zweifel sie so sehr lieben wird, wie sie seiner Schwester, ihrer Freundin, lieb. Ja, Sylvia, gros wie er, hat sich, wie er, durch die Leidenschaft erniedrigt; sie hat für einen Augenblick Octave geliebt, ein armes Wesen, fast eben so schwach, als Fernande, und nun begegnen sich Fernande, die von Jaques, und Octave, der von Sylvia gleichsam gedrängt wird, auf der gemeinschaftlichen Straße des Unglücks und entdrennen in Liebe zu einander. Jaques bemerkt gar bald diese verbrecherische Neigung. Er könnte sie vielleicht auf ein Mittel, sie seiner Schwester, ihrer Freundin zu entziehen, so lange es noch Zeit ist. Aber nein! — bedenkt Du nicht, daß eine Leidenschaft etwas Heiliges in seinen Augen ist? Jaques wird, wenn er auch seufzt, doch die Liebe zwischen Octave und seiner Frau immer mehr wachsen lassen, er wird die Fortschritte derselben genau beobachten und zählen, und jeder derselben wird für ihn ein Dolchstich seyn; ja, lange Zeit wieder wird er lediglich von seinen Leiden abhängen, bis endlich die Schwäche und Schicksterne Liebe, gleich einem leichten Schleier an der Oberfläche des Gewässers vorüber streicht, in ihrem ersten Keime zu ersticken; allein Jaques ist zu wenig Egoist, um so zu handeln. Der par excellence liebende Mann hat eine andere Bestimmung zu erfüllen. Octave und Fernande werden von einander getrennt, aber er selbst bringt sie wieder zusammen, er zieht sich endlich zurück, um ihr Glück nicht zu stören, und dann (zum wirklichen Beschluß) wird er sich das Leben nehmen, um nicht mehr, selbst aus der Ferne, ein Hinderniß

Digitized by Google

ihrer völligen Vereinigung zu seyn. — Das ist die Liebe, die Aufopferung Jaques'; das ist die in derselben Sprache geschriebene Geschichte des Romans. Wenn der Verfasser der Lelia neben der Diute seine Feder in Galle eingetaucht, so hat er bei Jaques nur eine Zuthat von mildernden Thränen dazu benutzt. — Man muß bei diesen verschiedenen Werken gar wohl auf der Hut seyn; denn bei raffinirter Ueberlegung wird man sie immer ganz und gar verwerfen.

Es herrscht in Neue Leute eine Aufreizung gegen die Gesellschaft, als in Jaques. Die Freundin Fernande's, Clemence von Luzenil, ist weniger überspannt; was Fernande selbst betrifft, so wie Octave, so sind sie Beide nur schwache Wesen, aber gut und interessant; ihr größtes Verdrechen besteht darin, daß sie Jaques und Sylvia nicht begreifen, daß sie diesen dünschtlichen der Angelegenheiten des Herzens weit nachstehen. Allein ist das wohl ihr Fehler? Wäre es nicht richtiger, zu behaupten, daß das Unrecht dem Jaques und der Sylvia zur Last gelegt werden müsse, indem sie nicht begriffen werden können? Liegt nicht in dieser Art von Aristokratie, in Sachen des Gefühls und der Intelligenz, wie sie von beiden Personen affektirt wird, eine ziemlich lächerliche Prätension? Sind ihre Köpfe nicht überspannter, als ihr Herz wahrhaft warm ist? Wie wollen keineswegs bestreiten, daß es hier in der Welt gewisse Seelen gebe, die vorzerflicher sind, als die übrigen; allein wir dejmen sein es, daß diese auserwählten Seelen so viel Eitelkeit umfassen dürften; wir denken sie uns vielmehr demüthiger, eben so wie sie zugleich zärtlicher sind.

Der stolze Jaques! Die stolze Sylvia! Ihre Liebe verringert sich in dem Maße, als sie ihr eine erhabene Größe verleihen wollen; man erkennt gar bald, daß es keine christliche Hingebung und Aufopferung ist. Die christlichen Aufopferungen machen keineswegs so viel Geräusch, aber sie sind nur desto erhabener. Jaques und Sylvia bleiben im Grunde nur Egoisten; sie betrügen sich Beide mit einem Rudme vermittelst ihrer gegenseitigen Schmeicheleien, allein er wird von der Welt nicht anerkannt. Ja, es ist nicht zu leugnen, daß auch wir sie nicht begreifen können! Allein dafür können wir auch aus dem, was wir von ihnen allerdings zu begreifen im Stande sind, entnehmen, daß ihr Betragen ein erkünstliches ist. Jaques, der Beschützer der jungen Frau, die er liebt, leicht verleiden, als sie auf Abwege geräth, um sich von ihm loszureißen, nicht einmal die Hand, um sie zurückzuhalten! Und als er sie am Rande des Abgrundes ihrem Sturze nahe sieht, winkt er ihr nicht einmal zu, um sie aus der Gefahr zu retten, ohne selbst sein eigenes Interesse dabei in Erwägung zu ziehen; er ruft sie nicht zum Gefühle der Pflicht zurück, sondern er läßt sie fallen; und endlich, ist die That begangen, so klagt er sich in den Augen seiner Tyrols und giebt sodann dies Betragen für Aufopferung und Liebe aus! — Allein, wir erklärt er, daß Ehebruch kein Verbrechen, und daß der Selbstmord ein Recht des Menschen sey! O! wir wiederholen es, opfert nicht so leicht die Vernunft der Leidenschaft hin; verkehret nicht das wahrhafte Wesen der Aufopferung, diese erhabene Tugend, deren Ausdrem ihr mißbrauchet. Während ihr der Gesellschaft so viele Fehler, so viele Mißbräuche zum Vorwurfe macht, welche diese nicht besitzt, wohl eine neue erbauen mit euren Träumereien, die der Selbstmord stets von selbst aufstören wird? Wozu erschaffet ihr die Wesen andere, als um sie mit euren eigenen Händen zu tödten?

Wir sind indeß glücklich genug, gegen das letzte Werk Georges Sand's weniger Tadel aussprechen zu dürfen. In Andrè giebt sich, noch besser, als bei Jaques, die in dem Verfasser der Lelia vorgegangene innere Umwandlung deutlich zu erkennen. Wenn hat das Fabrgemälde Childe Harold's veedrannt; er ist soll ganz moralisch nach Newstead-Abei heimgekehrt; er richtet wieder seine Mauern auf und rechnet mit seinen Pächtern ab . . .

Sand, der Neubekehrte, endt sich von dem Kampfe aus, den er der Gesellschaft immerdar angekündigt, und hält sich hier mehr an individuelle Schmächen, als an eigentliche soziale Laster. Sie werden jetzt mehr Mittelst als Zielen erregen. — Andrè, das ist der junge, schwache und schüchterne Mann, den zu viel Schlaffheit und die Gewohnheit, sich stets unter einer fremden Macht zu beugen, der Energie, des persönlichen Willens beraubt hat. Er liebt; seine Leidenschaft, sein Enthusiasmus entbrennt; allein wenn er seine Liebe, seine Leidenschaft und seinen Enthusiasmus verdrbidigen sollte, so würde er es nicht können; er würde sich von einem stärkeren Arme, als der seinige, sich niederschmettern lassen, sich sowohl, als diejenige, die er liebt. Auf jeden Schlag wird er nur mit einem Seufzer antworten. Und dann wie unglücklich, wie unglücklich die schwächliche Natur, die sich ihm hingegeben; Genevière, dieses reizende junge Mädchen, in der Mitte ihrer Blüthezeit, so reizend wie die schönste ihres Geschlechts; sie bei durfte einer Stütze gegen die Angriffe des verabredeten Sinnes. Allein Andrè kann ihr keine Schutz nicht gewähren; sie wird sich demnach deugen und endlich fallen müssen, weil sie sich auf ihn gestützt.

Andrè ist, ohne Widerrede, eins der vollkommensten Werke Georges Sand's. Wir finden hier die Köpfe nach dem neueren Plane unseres Autors vortrefflich gezeichnet. Es ist der Vater des Andrè, ein vortrefflicher Landedelmann, der unterhalb seiner Landgüter und seiner Dorfeisetleiten nichts kennt; Joseph Marteau, der Freund Andrè's, der Vertrauteste in seinen Leidenschaften, ein Gemisch von Gutmüthigkeit und plumpen Formen. Sodann Henriette, die originelle Kleine, sonderbar zusammengesetzt aus Prätensionen und Einfachheit, im Guten sowohl als im Bösen. Wenn wir diese verschiedenen Charaktere oberflächlich zu kritisiren hätten, so würden wir einige etwas gezwungene Züge in ihrer Skizirung auffinden können und gewissermaßen eine ohne Zweifel von der Ironie eingegebene Tendenz, sie mit einigen in's Geeteste salzenden Farben zu überladen; allein vergeblich würde die Kritik gegen die übrigen Details in dieser Geschichte verzehren; es war unmöglich, eine lebendigere Frische, eine anserlesenere Grazie hineinzulegen! Andrè gehört zu der zweiten Familie der Romane von Georges Sand, zu Pauline und Jacques. Die erste Familie haben wir bereits genannt, es ist Indiana, Lelia und Leoni. — In den letzteren ist mehr Kopf, in jenen mehr Herz. Die Einen haben eine Rückerinnerung an den Himmel, die Anderen aber, schrecklich bis auf ihr Stillschweigen, haben den Wirklichkeiten gefallenen Engels . . .

Möchte doch Sand auf dieser fanfteren Bahn beharren und sich allmälig von den traurigen Wegen jener früheren Zeit ganz entfernen! Die Laufbahn ist für ihn noch sehr lang; wer weiß, wohin sie ihn noch führen wird! Ohne Zweifel werden in diesem brennenden Kopfe noch manche Schlachten geliefert und noch viele neue Bedenklichkeiten angeregt werden. Indeß müssen wir was das Beste hoffen von der Liebe zur Kunst, welche dieser edlen und erhabenen Leidenschaft, so wie in die übrigen beherrschten zu wollen scheint; sie lehren wir schon jetzt die Ihren Georges Sand's mit weniger Persönlichkeit und mehr sozial in den Schriften auftreten, die er an seine Freunde richtet. Er erklärt sich beutzutage für einen ergebenen Republikaner; es ist bei ihm eine Leidenschaft, ein Enthusiasmus, wie jeder andere. Es ist die Ueberschwemmung des Augenblicks, denn er wußt stets eine solche haben: die Republik nahm indeß seine Liebe zur Kunst und führt ihn am Ende zum Verbannung. — Sodann wird er wohl zwischen dem Einen oder dem Anderen wählen müssen, und sieht's nicht wohl zu erwarten, daß die Republik am Ende denn doch Unrecht haben wird? Stets wurdig, leidenschaftlich und unerschüttlich, wird er sich hierauf nach anderen Verhältnissen des Lebens umsehen, er wird sich quälen und ermüden, indem er dieselben bald lieben, bald hassen wird, und vielleicht endlich, wenn nicht einzelne Glunde, nämlich der Kunst, ihm für immer bleibt, weit in den Augenblick, wo er darüber ermüdet, nichts als die Erde zu betrachten und hier nur Unglück zu schauen, wird dieser Glaube ihn begeistern können, sein Haupt zum Himmel emporzuheben und daselbst Hoffnungen aufzusinden, die würdiger für die Seele, und Begeisterungen, die würdiger für das Genie sind.

Wir haben den Stil unseres Schriftstellers auf jedem seiner Schritte verfolgt und bewundert; gegenwärtig haben wir uns noch Rechenschaft abzulegen von dem eigenthümlichen Charakter desselben, wodurch er sich von Anderen unterscheidet. — Es ist, die Wahrheit zu sagen, nicht leicht, sein Gepräge aufzufassen; es entweicht einer jeden Definition; wir wissen ihn nicht bestimmt zu bezeichnen, als indem wir ihn den Ebamälerons-Stil nennen, so sehr ist er wandelbar und beweglich, kapriciös und vielgestaltig, so sehr weiß er sich jeder neuen Nothwendigkeit, dem Verlangen einer jeden neuen Empfindung anzuschmiegen. — Ist dieser Stil schöne, die, anstatt die Begeisterung in feste Formen zu bannen, sich im Gegentheil von ihr mit bewundernswürdiger Leichtigkeit überall hin drehen und wenden läßt; anstatt sie im Zaume zu halten, folgt er ihr vielmehr stets auf ihrem Fluge nach; und dieser ungeheuer Schwung der Mannigfaltigkeit wird sie hin wiederum eine neue Quelle vom Reichthümern. — In der That, nichts ist diesem Stile fremd. Natur und Kunst sind ihm gleich reichen Ursprungs; er ist in beide gleichsam sich die eine durch die andere; sie geben demselben ihre harmonischen, mit bewundernswürdiger Feinheit gemischten Farben; die hohe Idee findet ihn nicht minder kühn, als sie selbst ist, und niemals bleibt der Ausdruck im Rückstande, wenn er einen jener gewagten, düsteren und erhabenen Gedanken wiedergegeben hat, die in dem Gebirn Georges Sand's aufsteigen. — Das sind die vorzüglichsten Verdienste dieses Stils, der sich zum höchsten Eigenschaften ist eine bewundernswürdige Fähigkeit, den Ausdruck flüssig zu machen, ohne ihn jemals zu verderben. Es ist eine beständige Klarheit, selbst mitten unter den gewaltigsten und leidenschaftlichsten Aufregungen, eine immer harmonische Phrase von eben so einfachem und leichtem als lebhaftem und beweglichem Gewebe, kurz ohne Ungestüm, oder selbst breit ohne Monotonie, stets gefällig in ihren Details, und gefällig in ihren Bewegungen und immer voll und flüssig, so daß der Gedanke nicht den mindesten Zwang unterliegt. Sein Stil ist eine Quelle klaren Wassers, die über einen steilen Absang unter einer brennenden Sonne fließt; die Strahlen vermischen sich mit der Fluth und lassen sie von tausend Farben aufmunkeln, ohne ihren Krystall zu vermindern, durch welchen man beständig den Felsen und den Sand durchsieht. Dieser Stil verleiht unserem Georges Sand einen Rang unter den größten Schriftstellern unserer Zeit.

Welche Aussicht für die Zukunft eines so großen Genies! Wenn sollte es nicht den betrübenden Zweifel, in welchem es Gefahr läuft, zu Grunde zu gehen, warum sollte es ihn nicht aufgeben, um auf die Wege des Glaubens und der Wahrheit zurückzukehren? O! Wenn nur diese seurige Seele sich beruhigte; wenn dieser übermäßige Stolz sich demüthigte; wenn dieser Hoß gegen die Gesellschaft sich beschwichtigte. Wenn die Neuheit sich wenig Gewalt in dem großen Geschlechte erlangte; wenn die christliche Liebe das blutige Ironien zum Schweigen brächte; wenn das Gebet die bitteren Verzweiflungen erfetzte; wenn der Glaube den Zweifel erlöschte . . . dann erst dürfte sie Georges Sand eine Aera des reinsten, erhabensten Ruhmes eindrechen. Dann wäre man nicht genöthigt, ihm seine Schmälungen und Lästerungen vorzurücken; er würde eben so viel Sympathie erregen, als er jetzt Mistrauen erregt; er würde eben so viel Liebe erwecken, als er Bewunderung einflößt!

(Felix Guillibert. Franco littéraire.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 103. Berlin, Freitag den 28. August 1835.

Italien.

Vico's Leben und Werke. *)

Eine große Lücke in den ernsteren Studien der heutigen Italiäner ist die Gewanzeitung eines wahren und allgemeinen Prinzips, welches die Grund-Prinzipien der Intelligenz umfassend, das ganze Gebiet des Gedankens aufklärt und den anderen Wissenschaften, selbst wider ihren Willen, der Religion als Centrum ihrer Gravitation anweist. Die Mißwissenschaft soll nicht die ewige Feindin der religiösen Wahrheit seyn, sie soll nicht die Wirkung der letzteren unaufhörlich zu schwächen suchen, um ihr Joch eines Tages ganz abschütteln zu können; jeder ihrer Fortschritte muß den Sterblichen vielmehr zu Ihren begeistern, die über das Irdische hinausragen. Haben nicht gerade die Schöpfer im Gebiete des Wissens also gedacht, dieselben Geister, in deren Fußstapfen zu treten der Stolz und Ruhm unserer heutigen Gelehrten ist? Wir sehen den Genius eines Newton bis zur Ihre der Gravitation sich erheben und in Demuth vor dem Gotte sich neigen, dessen ewigen Willen er entdeckt hat; wir hören einen Kepler in brünstigem Gebete den Gott lobpreisen, der ihm die Einfalt und Größe des Systems offenbarte, auf welches er den Mechanismus des Weltalls gegründet; und Leibnitz, der größte Mann im Reiche der Wissenschaft — wir Dr. Maitre sich ausdrückt — bekennt uns offen, daß wissenschaftliche Forschungen ihm nur darum so theure sind, weil sie ihm das Recht geben, von Gott zu reden. Je höher die Wissenschaft sich emporschwingt, desto inniger wird ihre Verkettung mit der Urquelle alles Wahren und Guten.

Gott ist, nach Vico's Ausdruck, die ewige Wahrheit, die wahre Intelligenz, der Urgrund alles Dinges, weil kein höherer Urgrund gefaßt werden kann. In Gottes Wesen sind die Elemente aller Dinge enthalten, und wie er die Prinzipien in sich schließt, so auch die Arten und Formen der Unendlichkeit. Diesen ewigen und einzigen Prinzip der Wahrheit entquille alle Kunst und alle Wissenschaft. Die Modifikationen der einzigen und ungetheilten Wahrheit sind bloße metaphysische Formen.

Der Zweck der Metaphysik ist, wie Vico sagt, zu erforschen, welches das erste und einzige wahre Wesen sey, welches die Subsstanz der ewigen, unveränderlichen Dinge, und der materiellen Dinge, welches die Subsstanz, die Alles unterhält und bewegt. Von diesen ersten Korollarien sollen die mathematischen Wissenschaften, die Physik, die Logik, und die Moral ausgehen. Gott ist die einzige Wahrheit, und in ihm sind die Gründe aller vorhandenen Wesen, weil er allein ihr Schöpfer ist. Er allein ist eben darum das wahrhaft Wesentliche, und die besonderen Dinge sind nicht wahre Wesen sey, welches die Subsstanz der ewigen, unveränderlichen Dinge, und der materiellen Dinge, welches die Subsstanz, die Alles unterhält und bewegt. Von diesen ersten Korollarien sollen die mathematischen Wissenschaften, die Physik, die Logik, und die Moral ausgehen. Gott ist die einzige Wahrheit, und in ihm sind die Gründe aller vorhandenen Wesen, weil er allein ihr Schöpfer ist. Er allein ist eben darum das wahrhaft Wesentliche, und die besonderen Dinge sind nicht wahre Wesen, sondern Anordnungen des wahrhaft Wesentlichen. Der Mensch hat die Erkenntniß des Ganzen; er begreift zwar nicht das Unendliche, wohl aber kann er Alles begreifen, indem er Mittel-Ideen sammelt. Die mathematischen Wissenschaften, indem er die einzigen, die das menschlich Wahre indiziren, weil der Mensch vermittelst ihrer in der Welt der Abstractionen wirkt, indem er Linien und Zahlen erdenkt, unendlich und ewig, und durch das Schaffen solcher Wahrheitsbilder in gewissem Betrachte das Wirken der Gottheit nachahmt, die im Universum das Wirkliche schafft. Alten, Modificationen oder metaphysische Formen sind die Bedingungen, unter welchen jedes Ding von seinen ersten Prinzipien zum wirklichen Seyn als solches übergeht; Bilder oder Erscheinungen sind die physischen Formen, die an sich selbst nichts Wahres haben. Weil aber alle Gründe in Gott ruhen, so findet man, wenn man tiefer in die Metaphysik eindringt, daß Er den Urgrund unseres Gedankens enthält, daß Er also in uns denkt. Die wahre und einzige Ursache ist die, welche, um eine Wirkung hervorzubringen, keiner anderen Ursache bedarf, die, welche für sich selbst aller Dinge in sich schließt. Es giebt keine geschaffene Ursache, sondern alle Modifikationen sind in ihrer Auseinanderfolge nur Entwickelungen jener ersten Form oder Modifikation, die von dem ewigen Geiste Gottes begriffen wird. Die Mathematik allein beweist aus Gründen, weil sie allein von allen menschlichen Wissenschaften der göttlichen Wissenschaft ähnlich zu Werke geht; in ihrem ersten Grunde sind schon alle Folgerungen enthalten. Vico befindet das Wissen der Körner als einer unbestimmten Kraft, die sie ausgebohrt erhält, und eine unbestimmter Kraft, die sie bewegt, welche Kraft der Gottheit auf eminente Weise einwohnt. Diese unbestimmte Kraft ist das nicht ausgebrohte Prinzip der Ausdehnung, das unbewegliche der Bewegung. Zeno weist durch seine Punkte darauf hin; die Lateiner durch ihre Momente. Aus demselben erzeugt sich die Bestrebung (conatus) und aus dieser die Bewegung.

Vico widerspricht der Behauptung, daß man auf einer Stufenreihe von Wirkungen und Rückwirkungen zu keiner ersten Ursache gelangen könne, die da bewegt, ohne selbst bewegt zu werden. Diese erste Ursache, das Streben, die Tendenz (conatus, momentum, nisus), ist unbewegtes Prinzip der Bewegung, wie die Einheit Prinzip der Quantität ist, ohne selbst Zahl zu seyn, und der Punkt Prinzip der Linie, ohne selbst Linie zu seyn. Gleichwie uns keine Kraft, kein Vermögen in der Materie existiet, das nicht seinen Urgrund hätte, so ist der Urgrund des Strebens (conatus) in Gott enthalten; denn wäre die bewegte Materie Erzeugerin des Strebens, und das letztere wieder Erzeuger der Materie, so läge hierin eine petitio principii; hätte aber das Streben den Grund seines Vermögens in sich selbst, oder mit anderen Worten, wär es aktiv und passiv zugleich, so läge hierin ein Widerspruch. Hieraus erhellt, daß Gott der Urgrund des Strebens ist, das Streben aber die Ursache der Bewegung und Ausdehnung. Ohne Streben und Bewegung würde es keine anziehende und abstoßende Kraft geben, welche beiden Kräfte die Ausdehnung der Körper bewirken, also, daß die Elementar-Punkte zusammenhangen, ohne einander zu durchdringen, und aus einander stehen, ohne sich zu trennen. Wäre nun kein höchstes Wesen, so würden Streben, Bewegung und Ausdehnung, die wesentlichen Eigenschaften der Materie, und mithin auch die Materie oder das Universum selbst, nicht vorhanden seyn. Hieraus erhellt, daß Vico zwar eine Ruhe in der Natur leugnet, aber die wesentliche Thätigkeit der Materie von dem ersten Beweger (motor) abhangen läßt.

Das bestimmte Prinzip der Materie ist eigentlichen Sitz im Herzen, die Seele oder das Leben im Blute, der Sinn in den Nerven. Seele und Sinn (anima und animus) nannten die Lateiner spiritus und die Griechen ψύχη; welche Worte eigentlich Luft und Hauch bedeuten, einen Doppelsinn enthielten und die falsche Ihee einer materiellen Seele veranlaßten. Aber das denkende Prinzip hat damit nichts gemein; es ist die Seele, die Gedanken hat, diese ist nicht die Materie selbst, von Gott in uns erschaffen, unsterblich, unkörperlich wie Materie will, die Vermögen des Sinnes besitzen darum so, weil sie in sich selbst die Eindrücke der Dinge erzeugen; daher haben Gemüth, Härme, Scholl nicht in den Dingen selbst, sondern in unserem Sinnen ihren Sitz. Es giebt nur drei geistige Operationen: das Erfinden (Topik), das Urtheilen (Kritik) und das Ordnen (Methode). Das Synthetische ist dem Analytischen vorzuziehen, weil die Synthesis die Wahrheit finden lehrt, die Analysis aber zweifelnd ihrer Spur folgt.

Die Demonstration der Existenz einer Gottheit ist in den innersten Tiefen des Systems begründet, wie Vico bemerkt, und sey Namen und Wesen dieser erhabenen Idee, die Jeder kennt, nicht ein Wunder, sondern ein Wink handelt, Faunus, weil er durch sein Handeln spricht, und weil seine Verhängnisse seine Worte sind; auch Schicksal, insofern er wider unser Erwarten oder Meinen seine Allgewalt offenbarte. Aus der Metaphysik hat die Geometrie die Ihee des Punktes, die Arithmetik die Ihee der Zahl, und die Mechanik das Moment und das Streben hergenommen. Auf Metaphysik beruht, meint der Philosoph, die Kräfte der beweglichen Körper, konstituirt der Moralist die Ihee des wahren Weisen. Ohne die Metaphysik würde demnach unser Geist die Gründe jeder anderen Wissenschaft und seine eigene Natur nicht erkennen, er würde zu Gott, dem Urquell der Wahrheit, nicht empordringen. Die moralische Freiheit ist so zu verstehen, daß der göttliche Wille das wahre und eigentliche Moment des unsrigen ist, wie die Bewegung der Luft das wahre und eigentliche Moment der Stimme.

Gründen, weil sie allein von allen menschlichen Wissenschaften der göttlichen Wissenschaft ähnlich zu Werke geht; in ihrem ersten Grunde sind schon alle Folgerungen enthalten. Vico befindet das Wissen der Körner als einer unbestimmten Kraft, die sie ausgebohrt erhält, und eine unbestimmter Kraft, die sie bewegt, welche Kraft der Gottheit auf eminente Weise einwohnt. Diese unbestimmte Kraft ist das nicht ausgebrohte Prinzip der Ausdehnung, das unbewegliche der Bewegung. Zeno weist durch seine Punkte darauf hin; die Lateiner durch ihre Momente.

Aus demselben erzeugt sich die Bestrebung (conatus) und aus dieser die Bewegung.

Vico widerspricht der Behauptung, daß man auf einer Stufenreihe von Wirkungen und Rückwirkungen zu keiner ersten Ursache gelangen könne, die da bewegt, ohne selbst bewegt zu werden. Diese erste Ursache, das Streben, die Tendenz (conatus, momentum, nisus), ist unbewegtes Prinzip der Bewegung, wie die Einheit Prinzip der Quantität ist, ohne selbst Zahl zu seyn, und der Punkt Prinzip der Linie, ohne selbst Linie zu seyn. Gleichwie uns keine Kraft, kein Vermögen in der Materie existiet, das nicht seinen Urgrund hätte, so ist der Urgrund des Strebens (conatus) in Gott enthalten; denn wäre die bewegte Materie Erzeugerin des Strebens, und das letztere wieder Erzeuger der Materie, so läge hierin eine petitio principii; hätte aber das Streben den Grund seines Vermögens in sich selbst, oder mit anderen Worten, wär es aktiv und passiv zugleich, so läge hierin ein Widerspruch. Hieraus erhellt, daß Gott der Urgrund des Strebens ist, das Streben aber die Ursache der Bewegung und Ausdehnung. Ohne Streben und Bewegung würde es keine anziehende und abstoßende Kraft geben, welche beiden Kräfte die Ausdehnung der Körper bewirken, also, daß die Elementar-Punkte zusammenhangen, ohne einander zu durchdringen, und aus einander stehen, ohne sich zu trennen. Wäre nun kein höchstes Wesen, so würden Streben, Bewegung und Ausdehnung, die wesentlichen Eigenschaften der Materie, und mithin auch die Materie oder das Universum selbst, nicht vorhanden seyn. Hieraus erhellt, daß Vico zwar eine Ruhe in der Natur leugnet, aber die wesentliche Thätigkeit der Materie von dem ersten Beweger (motor) abhangen läßt.

Das bestimmte Prinzip der Materie ist eigentlichen Sitz im Herzen, die Seele oder das Leben im Blute, der Sinn in den Nerven. Seele und Sinn (anima und animus) nannten die Lateiner spiritus und die Griechen ψύχη; welche Worte eigentlich Luft und Hauch bedeuten, einen Doppelsinn enthielten und die falsche Ihee einer materiellen Seele veranlaßten. Aber das denkende Prinzip hat damit nichts gemein; es ist die Seele, die Gedanken hat, diese ist nicht die Materie selbst, von Gott in uns erschaffen, unsterblich, unkörperlich wie Materie will, die Vermögen des Sinnes besitzen darum so, weil sie in sich selbst die Eindrücke der Dinge erzeugen; daher haben Gemüth, Härme, Scholl nicht in den Dingen selbst, sondern in unserem Sinnen ihren Sitz. Es giebt nur drei geistige Operationen: das Erfinden (Topik), das Urtheilen (Kritik) und das Ordnen (Methode). Das Synthetische ist dem Analytischen vorzuziehen, weil die Synthesis die Wahrheit finden lehrt, die Analysis aber zweifelnd ihrer Spur folgt.

Die Demonstration der Existenz einer Gottheit ist in den innersten Tiefen des Systems begründet, wie Vico bemerkt, und sey Namen und Wesen dieser erhabenen Idee, die Jeder kennt, nicht ein Wunder, sondern ein Wink handelt, Faunus, weil er durch sein Handeln spricht, und weil seine Verhängnisse seine Worte sind; auch Schicksal, insofern er wider unser Erwarten oder Meinen seine Allgewalt offenbarte. Aus der Metaphysik hat die Geometrie die Ihee des Punktes, die Arithmetik die Ihee der Zahl, und die Mechanik das Moment und das Streben hergenommen. Auf Metaphysik beruht, meint der Philosoph, die Kräfte der beweglichen Körper, konstituirt der Moralist die Ihee des wahren Weisen. Ohne die Metaphysik würde demnach unser Geist die Gründe jeder anderen Wissenschaft und seine eigene Natur nicht erkennen, er würde zu Gott, dem Urquell der Wahrheit, nicht empordringen. Die moralische Freiheit ist so zu verstehen, daß der göttliche Wille das wahre und eigentliche Moment des unsrigen ist, wie die Bewegung der Luft das wahre und eigentliche Moment der Stimme.

„Die chronologische Einordnung der Werke Vico's gewährt uns den doppelten Vortheil, daß wir durch sie der logischen Entstehung seiner Ideen näher kommen und zugleich das komplexior Aggregat von Ideen erhalten, das Einzelne seiner Werke voranstehen. Die Scientia nova wird, für sich allein betrachtet, immer als ein Räthsel erscheinen. Wer dieses Hauptwerk studiren will, der muß mit der ersten Reihe von Vico's literarischen Arbeiten, welche die Rede „De studiorum ratione“,

*) Opere di Giambattista Vico, per la prima volta compiutamente riunite; con traduzioni e commenti da Francesco Predari. Milano, 1835.

*) Opere di Giambattista Vico etc. (Vico's Werke, geordnet und erklärt, nebst historischer Analyse.) Von Giuseppe Ferrari. Mailand. Band II. und III. 1835.

Digitized by Google

das Werkchen „De antiquissima Italorum sapientia“ und Vico's Antworten auf die Bemerkungen des literarischen Journals in Betreff des letzteren in sich schließt, den Anfang machen. In dieser ersten Klasse finden wir die Metaphysik, die Methode und die ersten Ansichten Vico's über das Alterthum auseinandergesetzt. Die Metaphysik ist das logische Fundament seines Systems über die Welt der Nationen; die Methode ist das Werkzeug, dessen er sich bedient, um diesem Systeme Relief zu geben, und seine erste Ansicht vom Alterthum zeigt uns gleichsam im Embryo die vornehmsten Ideen, die er nachmals entwickelte. Seine Opposition gegen die Lehren des Cartesius ist der vorwaltende Charakter von Vico's Lehren, sowohl in metaphysischer, als in methodischer und philologischer Hinsicht; diese Reform hat den Ausgangspunkt und die erste Richtung seiner Forschungen bestimmt. Vico wurde nicht Verfasser der Scientia nova geworden seyn, wenn er nicht Cartesius bekämpft hätte.

Zum leichteren Verstehen dieser ersten Klasse seiner Schriften ist es nothwendig, daß man folgende Punkte beachte:

1) In Vico's Metaphysik ist ein steter Wechsel von Identität und Causalität bemerkbar. Er hatte das große wissenschaftliche Problem vom Ursprunge des Universums zu lösen unternommen. Indem er darüber nachforschte, fühlte er wohl, daß die Kluft, welche Seyn und Nichtseyn scheidet, unsere menschliche Vernunft verwirrt; es fühlte die Nothwendigkeit, das Geheimniß der Causalität zu durchdringen, und bekannte die wahre Ursache als eine solche, „die, um Wirkungen hervorzubringen, keiner äußern Mittel bedarf, sondern in der Seele oder der Menschengeist die Analogieen hervorbringt, um diese Andeutungen zu entdecken.“ Woher mit dem ganzen Gepränge einer unumstößlichen Wahrheit das Gesetz deduziren, nach welchem alle Wesen in's Daseyn kommen? Vico nahm seine Zuflucht zu Begriffen, die den evidentesten Charakter der logischen Nothwendigkeit an sich tragen; er beobachtete das Verfahren des menschlichen Geistes in der Mathematik; er betrachtete diese Wissenschaft als eine Frucht des Spiels, in der der Geist aus eigener Kraft hervordringt; Pythagoras mit seinem Zahlen-System erweckte in ihm den Gedanken der Möglichkeit, durch Analogieen, aus der Mathematik entlehnt, das Mysterium der Natur zu enthüllen. Er stellte demzufolge den Satz auf, daß Gott die natürliche Welt so erschaffe, wie der Menschengeist die Welt der Größen; er lehrte, daß die mathematischen Wahrheiten darum evident seyen, weil man sie aus Gründen erkennt; daß wir diese Gründe darum erkennen, weil wir sie schaffen; daß endlich die Physik für uns eine Unmöglichkeit (sostia), aber keine Wissenschaft sey, weil wir sie nicht zu schaffen, d. h. nicht auf causalem Wege zu erkennen im Stande seyen. Dies ist der Standpunkt, von welchem die Kritik das metaphysische System Vico's beherrschen kann, um seine Vorzüge und Mängel zu entdecken. Die ersteren bestehen in der Aufstellung des Problems der Causalität, dessen Auseerordnungen gemäß wir die Dinge erschaffen haben müssen, um sie aus Gründen zu erkennen; als wir sie nicht physisch, sondern nur dann aus Gründen erkennen würden; wenn wir selbst Urheber der Natur wären. In diesen Wahrheiten sehen wir eine Vorahnung der Theorieen David Hume's und ihrer End-Resultate, nach welchen das Universum in eine Reihe von Perceptionen sich auflöst, die ohne allen logischen Zusammenhang an uns vorüberziehen. Die Irrthümer aber stecken in der Lösung des Problems, welche Causalität und Identität nicht auseinander Verfolgt, sondern beide als ein und dasselbe betrachtet, und nicht auf Gründen, sondern auf Identität. Alle mathematische Wahrheiten finden sich, wie Condillac sagt, in dem einfachen Axiome wieder, daß 2×2 m 4 ist; und für eine höhere Intelligenz, als die menschliche, würde die Mathematik nicht mehr Wissenschaft seyn, sondern Gegenstand der Anschauung. In dem Menschengeiste ist die Einheit nicht eigentlich Erzeugerin der Vielheit, sondern die Vielheit ist nichts Anderes, als wiederholte Einheit. Das ganze Gebäude der Mathematik gründet sich auf das von den Zeichen unterstützte Gedächtniß und auf die im Prinzipe der Identität verwirklichte Urtheilskraft. Demnach mußte Vico, weil er aus der Mathematik die Analogieen entlehnt hatte, um das Gesetz der Causalität zu entdecken, den Prozeß der Identität auf die Natur übertragen und die Identität und Causalität unaufhörlich mit einander vermengen.

2) Gleich wie wir an David Hume uns wenden müssen, um die Metaphysik des Vico zu würdigen, eben so ist uns Condillac nöthig, wenn wir die Ideen desselben Philosophen über Methode beleuchten wollen. In Diskussionen, welche dieses Argument betreffen, muß man vor Allem auf Vico's Sprache sich halten, die uns leicht irre leitet, indem Vico mit der Benennung Analysis eine Methode bezeichnet, die von Condillac Synthesis genannt wird, und umgekehrt.

3) Vico's erste Ideen über Alterthum und Philologie enthalten zwar den Keim dessen, was er in dieser Materie ferner leistete; aber an und für sich betrachtet, hat sie Vico selbst explicite als irrig bei Seite gelassen. In dem metaphysischen Werke scheint es, als ob auf das Machtwort dieses Geistes die Geister die verworrensten sagen von der Schule des Pythagoras, die Bedeutung einiger Lateinischen Wörter und einige Ausdrücke der alten Philosophen wie durch Beschwörung eines Zauberers zusammenstimmten, um ein einziges, vollständig abgerundetes System zu bilden. Gleichwohl ist diese Correlation der alten Italiänischen Weisheit und des Systemes Vico's in seiner Totalität nichts weiter, als eine Äußerung des Genies, um Descartes' vornehme Geringschätzung der klassischen Gelehrsamkeit mit Thatsachen zu demüthigen. Die Schule des Französischen Denkers, in welcher nur Evidenz, geometrische Methode und strenge Wissenschaften etwas gelten, sah auf gelehrte Untersuchungen anderer Art mit edlem Hohne herab und wollte die Autorität ganz vernichtet wissen. Vico, nicht zufrieden mit dieser theoretischen Bekämpfung der Reform, wollte de facto beweisen, daß der Mensch nicht von aller Autorität sich emancipiren könne, daß dieswese ein Räthselleben auf die Vergangenheit Bedingung seines Fortschreitens sey; daß Sprachen und Geschmacksart eine Art von Typik der Wissenschaften seyen, durch welche der Mensch zu neuen Wahrheiten geleitet werde. Daher jene unaufhörliche Konfrontirung der antiken und modernen Kultur, um die ratio studiorum festzustellen; daher jene unablässige Anstrengung, um zu beweisen, daß sein System in der lateinischen Sprache und in den Traditionen der Alte-Italiänischen Schule begründet sey; daher schon der Titel seines Werkes: „De antiquissima Italorum sapientia ex originibus linguae latinae eruenda“; daher endlich seine offene Erklärung in der Vorrede, daß er seine Philosophie durch den Anfängen der Lateinischen Sprache entwickle, nicht aber die Anfänge (origines) einem schon vorher entworfenen Systeme abmessen wolle, wie z. B. Varro, Sanctius und Scaliger gethan.

Dieser Kunstgriff wurde in der Folge übertrieben, nachdem Vico bewiesen hatte, daß die historischen Beziehenheiten, die Gesetze und menschlichen Einrichtungen vom blinden Zufall unabhängig sind; nachdem er die Schicksale der Nationen unveränderlichen Gesetzen unterworfen, die Alle der ewigen Weisheit entsprechen; nachdem er eine Philosophie geführt und endlich in einer neuen Wissenschaft dargethan hatte, daß Autorität und Tradition die Triebfedern sind, welche das Menschengeschlecht fortschreiten lassen. Außerdem waren ihm eine Etymologie durch die Einwürfe des literarischen Journals verleidet worden. Sobald er seine Begierde, das Römische Alterthum genau zu kennen, befriedigt hatte, war auch seine Begeisterung für die Weisheit der Alten verflüchtigt. Die Skepsis hatte den Anfängen hatte ihn gewöhnt, den Ursprung der Sprachen und Wissenschaften zu bestreiten, sondern aus der bürgerlichen Nothwendigkeit abzuleiten. Darum konnte warf er sein erstes etymologisches System später einer großen Reform, ohne jedoch eine seiner philosophischen Ueberzeugungen zahren zu lassen.

4) Das Buch „De antiquissima Italorum sapientia“ ist nur ein Fragment, oder, deutlicher gesagt, der erste Theil eines Werkes, das noch zwei Bücher mehr enthalten sollte; eines über die Physik, das andere über die Moral. Die Gründe dieser unterbliebenen Publicität sind, was den letzteren Punkt anbelangt, nicht bekannt. Vico's eigene Worte, die Moral aus seinen Briefen und besonders aus den „Allgemeinen Rechte“ (Buch I, Kap. X—XLII; Buch II. Kap. IX—XVI) sich bequem zusammenstellen ließen. In Betreff des Buches über Physik müssen wir den Leser auf dasjenige verweisen, was der Verf. in seiner Selbstbiographie davon meldet. Einige Ingredienzen der metaphysischen Werke im Giornale de' letterati nöthigten Vico, zwei Repliken und eine kurze Erklärung zu schreiben. Sie haben jene Artikel des genannten Journals mit aufgenommen, und Vico's Gegenbemerkungen die Lektüre derselben voraussetzen.

5) Die erste Reihe der wissenschaftlichen Werke Vico's besteht aus scheinbar ungleichartigen Elementen; demnoch kann man sagen, daß die Rede De studiorum ratione, das „metaphysische Buch“ und die Polemik mit dem Giornale dei letterati im Grunde nur ein Buch seyen. Das „metaphysische Buch“ ist gleichsam der Brennpunkt seiner Schriften; die beiden Briefe und die letzte Erklärung an die Journalisten dieten einander ausgeschreinlich die Hand, indem sie die Vertheidigung des liber metaphysicus enthalten und einige Punkte deutlicher und in's Licht setzen. Außerdem ist eines der vornehmsten Prinzipien Vico's in der Rede „De studiorum ratione“ mit folgenden Worten enigmatisch angedeutet: Geometrica demonstramus, quia facimus: „physica nequimus, quia non facimus, intramus“. Quite deren, welcher ein großer Theil des Systems unseres Philosophen abhängt, kann durchaus nicht verstanden werden, wenn wir nicht ihre Erklärung im dritten Kapitel des liber metaphysicus und an anderen Stellen des nämlichen Buches nachsuchen, wo er das Grund-Kriterium der Causalität definirt und seitdem auf die Wissenschaften anwendet, um seinen protologischen Werth zu bestimmen. Wollten wir aber die Rede „De nostri temporis studiorum ratione“ und das Buch „De antiquissima Italorum sapientia“ als Ein Werk betrachten, so bedurften wir eines Uebergangs, der die vornehmsten Ideen beider summirte und gleichsam das Argument der weiteren Forschungen Vico's bildete. Das Giornale dei letterati eignete sich zu diesem Zwecke, und indem wir ersten Urtheile aussprechen, glaubten wir, einen Beitrag zur Epoche der vornehmsten Werke Vico's geliefert zu haben. Ueberdies werden wir den inneren Zusammenhang des liber metaphysicus und der oben angedeuten und endlich vermittelst jenes Organs der öffentlichen Meinung zu zeigen, welchen Eindruck die ersten Schriften Vico's auf die damaligen Italiäner gemacht.“

Doktor Ferrari erklärt sich ferner darüber, warum er sich gut gefunden habe, das Leben Antonio Caraffa's folgen zu lassen, welches Vico auf Wunsch des Marchese Adriano Carafa's, Herzogs von Traetto, verfaßt. Diese Arbeit ist hier nicht als historischer Dokument mitgetheilt, weil sie zu einem solchen Zwecke nicht dienen konnte. Jedermann weiß, daß der Verfasser sich durch anhaltende Lektüre des Hugo Grotius zu diesen Werke vorbereitet hatte. Es ist erkenntlich, zu sehen, wie unser Buch hier die Abstraktionen aufgiebt und, mit Tacitus und Machiavelli vertieft, zur Anwendung vieler Punkte des Staatsrechtes übergeht. Der Traktat de antiquissima ist ein und wieder mit geist- und gehaltreichen Noten des Doktor Ferrari angefüllt. Der Herausgeber verspricht auch eine Präliminar-Abhandlung, in welcher er, wie schon der Titel ankündigt, eine historische Analyse der staatsrechtlichen Prinzipien Vico's geben wird.

Werfen wir jetzt einige Blicke auf die gleichzeitig von Herrn Francesco Predari*) besorgte Ausgabe der Schriften Vico's. Diese Ausgabe ist, wie Herr Predari bescheiden äußert, nicht sowohl für Gelehrte, als für die Jugend berechnet, damit sie an Vico's Werken eine nützliche Gymnastik des Geistes habe. Wir unseres Theils glauben, daß eine geistige Gymnastik von solcher Art dem Knaben eben

*) Opere etc. (Vico's Werke, zum großen Male vollständig verbessert, mit Uebersetzungen und Kommentaren.) Von Francesco Predari. Erster Band. 1852 und 2te Abth.

Digitized by Google

so wenig angemessen sey, als Ringerkämpfe einem in Windeln steckenden Kinde. Darin aber sind wir mit Herrn Predari einverstanden, daß ein gründliches Studium der Bico'schen Ansichten von Jurisprudenz, Moral, Philologie, Geschichte, Metaphysik und Staatsrecht der studirenden Jugend mittelbar unermeßliche Vortheile gewähren könnte.

Diejenigen Schriften Vico's, welche die erste Abtheilung des ersten Bandes der Predari'schen Ausgabe enthält, sind: 1) Vico's Leben, von ihm selbst geschrieben; 2) die Rede, welche den Titel führt: „Nostem hosti infensiorem infestioremque quam stultum sibi esse neminem" (gehalten an der Universität zu Neapel, im J. 1700); 3) die Rede: „De nostri temporis studiorum ratione" (publizirt im J. 1708); 4) die Rede: „De mente heroica" (gehalten an der Universität Neapel, im J. 1732); 5) das Buch: „De antiquissima Italorum sapientia. Liber primus sive metaphysicus" (publizirt im J. 1710).

Die Selbstbiographie Vico's enthält zwar die Geschichte seiner Entdeckungen, die Analysis der verschiedenen Werke, die Resultate seiner Betrachtungen über die Systeme Gassendi's, Descartes', Plato's u. s. w.; allein sie ist schwer zu verstehen, wenn man nicht zuvor den ganzen Geist des Bicoschen Systems erfaßt hat. Da hätte demnach Herr Predari eine genaue historische Zergliederung dieses Systems voranschicken sollen, die er jedoch nachzuliefern verspricht. Auch in der Anordnung des Ganzen hat der Herausgeber Mehreres verfehlen. Das Publikum erhält mit dieser Ausgabe zugleich Uebersetzungen aller wissenschaftlichen Werke Vico's, die in einer Zeit, wie der unsrigen, nur kaufluste Aufnahme finden können; denn das Latein kennt immer mehr aus der Mode.

(Ricoglitore Italiano.)

Bibliographie.

Abigail. — Joyle von Luigi Carrer. Venedig.

Annali della repubblica di Genova. (Ugolino Giustiniani's Annalen der Republik Genua.) Neue Ausgabe. Erster Bd. Genua.

Censo sulla falsa testimonianza. (Ueber falsche Zeugen-Aussagen vor Gericht.) Von Giuf. Mancuso. Palermo.

Della cognizione del temperamento. (Die Temperamente als Ursache von Krankheiten.) Von Dr. Delacroix. Neapel.

England.

Das Englische Unterhaus im Jahre 1835.

(Schluß.)

Unterdeß war es faſt 6 Uhr geworden; man hatte keinen Kämpen mehr zu erwarten; der Kugelbilet wurde, wo die Schranken eröffnet werden mußten. Der Tagesordnung gemäß rief der Sprecher den Miniſter des Innern auf und nahm ihn das Wort ein. Die aufgeregten Wogen der Verſammlung beruhigten ſich plötzlich; es entſtand eine tiefe Stille, und Lord John Ruſſell erhob ſich von ſeinem Sitz.

Lord John Ruſſell, der dritte Sohn des Herzogs von Bedford, iſt ein ganz kleiner Mann, der kaum fünf Fuß mißt; ſeine wenige Geſtalt macht ihn ſo jünger, als er wirklich iſt; ſein Geſicht für einen Fünfundvierziger halten; ſein Kopf iſt oben an der Stirn ſehr breit und unten am Kinn ganz ſchmal, ſo daß er beinahe ein Dreieck bildet. Kaſtanienbraunes, kurzes und dünnes Haar, große Augen mit ſchön gewölbten Augenbrauen, ein blaſſes, rubiges, ſanftes und phlegmatiſches Geſicht, aus dem einige Verſchmitztheit hervorblickt, dies Alles giebt ſeinem Aeußern etwas Anſtellendes. Seine Art zu ſprechen ſtimmt vollkommen mit ſeiner beſcheidenen und ſchüchternen Erſcheinung überein; ſeine Stimme iſt ſchwach und monoton, aber klar und deutlich; während er ſpricht, bleibt ſich ſein Körper nicht mehr als ſein Vortrag; ſeine ganze Bewegung beſteht darin, daß er ſich mit ſeiner linken Hand über den Rücken fährt, um den Elbogen ſeines rechten Armes zu faſſen, in welcher Stellung er ſich immerfort hin und her ſchaukelt.

Lord John Ruſſell beſteigt nicht mit einfach ans, ſeine Stäbe ſind kalt und trocken, aber hell und treffend. Als Schriftſteller iſt er mehr gedrängt als elegant, und er übertrügt den Charakter ſeines ſchriftlichen Stiles auch auf ſeine freien Vorträge. Er hat nichts von der ermüdenden Zungenfertigkeit der Franzöſiſchen Miniſtres des Innern; er ſagt nur, was nöthig iſt, und was er ſagen will. Sein Spott iſt zwar ſcharfſig, aber nimmt nicht minder beißend. Die Klinge des Dolches braucht nicht erſt in Feuer gegluht zu werden, um tief zu verwunden. Er ſprüht nicht jene plötzlichen Funken aus, die eine Verſammlung elektriſch erſchüttern und entzünden; er ſtrahlt das ruhige und gleichmäßige Licht von ſich, welches leitet und erhellt; er iſt ein ernſter Geiſt voll beauchbarer, ſaßlicher und entſchloſſener Gedanken.

Zu wenige als einer Stunde hatte der Miniſter den ganzen Plan ſeiner Bill entwickelt. Seine Gründe und Gegenſätze bündig aus einander geſetzt und dabei gegen den verderblichen Einfluß der Tories auf die Municipal-Verfaſſung, deren Reform er verlangte, manchen tüchtigen Seitenhieb gerichtet. Sobald Lord John Ruſſell ſich niedergeſetzen, und inmitten der verſchiedenartigen Bewegung und Aufregung, die ſein Vortrag veranlaßt hatte, ſtand Sir Robert Peel auf, wandte ſich gegen die Tafel des Hauſes und ergriff das Wort.

Sir Robert ebemalige Gewandtheit im mündlichen Vortrag, ſeine äußere Erſcheinung würde elegant ſeyn, wenn ſie nicht durch ſeine zunehmende Beleibtheit etwas Schwerfälliges erhielte. Sein Benehmen iſt ſorgfältig, ohne jedoch ſtutzerhaft zu werden; man würde ihm auch an ſeinem Aeußeren die Zunft zu noch nicht anſehen; ſeine regelmäßigen Züge haben einen Anſtrich von ſatiriſcher Betrachtung; er ſcheint etwas zu ſehr nach hohem Ton zu ſtreben, dem natürlichen Adel hat mehr Freiheit und Nachläſſigkeit in ſeinem Weſen.

Ueberdies iſt auch eine ſtudirte Affectation der vorherrſchende Charakter ſeines Rednertalentes. Geberden und Sprache, Alles an ihm verräth eine geſuchte Kunſtfaßeit. Er hat mehr vom Schauſpieler, als einem Redner übrig iſt. Es kann einen ermüden, wenn man ihn ſo ſich haben, ſich hin und herbewegen und fortwährend ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt richten ſieht. Ich habe es nicht gern, wenn ein Staatsmann ſo viel gefällige Stellungen anzunehmen weiß. Am Kamin, im vertrauten Familienkreiſe mag es ganz gut ausſehen, wenn man am Arm über das andere ſchlägt und in den Taſchen ſeiner Pantalons mit den Goldſtücken klimpert; in einer Geſellſchaft mag man immerhin das Futter ſeines Rockes ſtreichen, oder die Schöße deſſelben zurückwerfen, man wird ſogar oft dadurch gewinnen; aber in einer öffentlichen Verſammlung, zumal da, wo die Geſetze einer Nation verhandelt werden, will eine ſolche, wenn auch harmloſe Koketterie nicht leiden. Sir Robert Peel miſchevauke alſo eigentlich ſeine Hände und Arme; er bandiert zuviel damit herum. Ueber ſeinen theatraliſchen Geberden und Bewegungen verliert man faſt ſeine Worte.

Sonſt aber, das muß man anerkennen, iſt ſeine Beredſamkeit lebendig, fließend und geiſtvoll; es iſt ein Vergnügen, ihn zu hören. Wenn er von eigentlichen Staatsgeſchäften ſpricht, gefällt mir ſeine Rhetorik außerordentlich. Er beſitzt Alles, was zur Redekunſt nöthig iſt, nur iſt die Wärme, die ihn beſeelt, eine erkünſtelte, nicht die echte, die ſich mittheilt; dieſe fehlt ihm und ſomit die überzeugende Kraft.

Obgleich Sir Robert Peel unter vielem Vorbehalt das Prinzip der Bill genehmigt hatte, erwiderte er doch die bittern Anſpielungen Lord John Ruſſell's mit einigen gutgewürzten Scherzen, welche die Verſammlung ſehr beluſtigten.

Die Miniſter anwortete mit einigen höflichen, aber feſten Worten. Die Heiterkeit des edlen Lords iſt unverwüſtlich. Er iſt bei der Vertheidigung eben ſo ruhig wie beim Angriff. Für einen ſtreitenden Staatsmann iſt dieſes politiſche Temperament wohl das wünſchenswertheſte; ein ſolches Phlegma bringt die Wuth der Angreifenden außer Faſſung. Wer immer ſo ruhig im Kampf iſt, dem iſt gar nicht beizukommen.

Nachdem ſodann noch verſchiedene Mitglieder einzelne Bemerkungen gemacht, keiner aber der Einbringung der Bill ſich widerſetzt hatte, ſollte die Sitzung ſuspendiert werden. Es war bald Nacht und Eſſenszeit; man hatte die Kron'leuchter noch nicht angeſteckt; das Haus erhob ſich in Maſſe.

Ein Mann in braunlockiger Perrücke, blauem Ueberrock, mit breiten Schultern und athletiſchen Formen, verließ die Miniſterbank und blieb mitten im Saale ſtehen. Auf dieſes Zeichen hin ſetzte Jeder auf ſeinen Poſten zurück, und es trat von neuem Stillſchweigen ein. Dieſer Mann war unſer geoßer Irländer, der rieſige Agitator, wie ſie ihn nennen, und was den Rieſen anbetrifft, ſo haben ſie Recht. Es war O'Connell, unſer O'Connell, dieſer kräftige Geiſt, der allein mehr Leben und Zugutefinne hat, als alle junge Männer der Gemeinen zuſammen, ja, als die ganze Jugend.

Es war noch nicht ſo dunkel, daß er meinem Auge entgangen wäre. Ich ſehe ihn noch, wie er daſtand auf ſeinen ſtarken Füßen, den rechten Arm ausgeſtreckt, mit dem Körper etwas gneigt; ich höre ihn ſprechen. Seine Rede war nicht lang, er ſprach nur einige Worte, aber der ganze Schwung ſeiner Beredſamkeit lag darin; es war wie das knurrende Geſchwätz eines Löwen; ſein Beifall war zerſchmettert und drohend. „Alſo nur an England," ſagte er, „und an das Fürſtenthum Wales hat die Bill gedacht! So ſoll denn Irland ſtets vergeſſen werden und immer nur hintennachziehen? Hat es nicht genug ſäumliche und verderbte Municipalräthen? Doch ich werde den Plan des Miniſteriums vom Herzen und aus allen Kräften unterſtützen; es iſt eine edle und großmüthige Maßregeln; ich wünſche ſie Irland nichts weniger, als daſſelbe."

Er wünſchte nichts mehr, das beißt mit anderen Worten: er befahl nichts weiter. Mit O'Connell's Wünſchen iſt nicht zu ſpaßen. Auch beeilte ſich Herr Spring Rice, ihn vollkommen zu beruhigen. „Sie brauchten keine Sorge zu tragen", äußerte der Kanzler der Schatzkammer, „die Regierung wird Irland gleiche Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ja mit einer Art Vorliebe eine Reform ſeiner Corporationen erhalten, und vielleicht noch in dieſer Seſſion."

„„Sehr ſchön"", murmelte O'Connell, indem er ſich unter die Menge miſchte, die bereits ſchaarenweiſe den Saal verließ, „„ich baue auf dies Verſprechen zu Gunſten Irlande.""

Irland! Ireland! man muß es haben ausſprechen hören unſer Irland, mit jenem bewegten, zitternden, bebenden, innigen und ärtlichen Tone, der in Spitze des geliebten Namens ſchaudert und klaffet; man muß es gehört haben, um die Macht dieſer gewaltigen Beredſamkeit zu begreifen. Ja, die echte Vaterlandsliebe verleiht eine übermenſchliche Kraft. Eine heilige, mit Inbrunſt und Leidenſchaft umfaßte Sache iſt eine unwiderſtehliche Waffe in Händen, die ſie recht zu gebrauchen verſtehen.

Ich wundere mich nicht, daß die Konſervativen unſeren O'Connell als einen Agitater und wüthenden Zerſtörer betrachten. Aber wie kommt es, daß er ſelbſt unter den Reformern ſo viele ſchwankende Bewunderer hat, die ihm die leidenſchaftliche Heftigkeit und die unerbittliche Schärfe ſeiner Reden nicht verzeihen wollen? Glauben ſie denn, daß er mit Honigworten und demüthigen Bitten die geringſte Linderung unſerer Irländiſchen Beſchwerden erlangt hätte? Gewiß nicht.

O'Connell iſt jetzt unaufhörlicher der erſte Redner des Parlaments und auch der eigentliche Premier-Miniſter. Die Mitglieder des gegenwärtigen Kabinets ſind nur Werkzeuge ſeiner Hand. Freunde und Feinde, ſeher erkennt, wenigſtens innerlich, ſeine Ueberlegenheit an. Und nicht nur in unſerem Irland iſt er jetzt das Idol des Volkes, ſondern auch in Schottland und England.

Ich habe dieſen Sitzung vom 5. Juni weiter nichts mehr zu ſagen, als daß bei mehrer Unterrennung noch eine hinreichende Anzahl pflichtergebener Mitglieder zurückblieb, um noch mehrere Stunden lang verſchiedene Arbeiten von untergeordneter Bedeutung fortſetzen zu können. Dieſe Gerechtigkeit muß man dem Unterhauſe widerfahren laſſen,

Digitized by Google

der große politische Kampf hindert den Fortgang der Lokal- und Privatgeschäfte nicht im Geringsten. In einer einzigen Nacht wird hier oft mehr erledigt, als die Französische Deputirten-Kammer in einem ganzen Monat von dreißig Tagen vollbringt.

Die Opposition der Konservativen ist also der Municipal-Reform-Bill gewichen, freilich nicht ohne große Leidwesen; aber eine kluge Taktik erheischte es so. Sie rechnet jedoch darauf, daß sie bei der Frage über den Irländischen Zehnten, und über die Verwendung des Kirchen-Eigenthums zu andern als kirchlichen Zwecken, ihr verlorenes Terrain wieder gewinnen werde. „Wenn Sie", sagen sie, „einmal angefangen sind, daß wir verhältnißige Reformer sind; aber unser Liebe zum Fortschritt wird nicht so weit gehen, die Kirche aufzuopfern. Wer es mit der Kirche hält, der muß auf unserer Seite seyn! Die Kirche ist in Gefahr!" Man predigt, wie unter der Königin Elisabeth, einen neuen Kreuzzug gegen den Katholizismus; von all den jahrlichen Religions-Sitzungen, welche in den drei Königreichen leben, von den Kinderpfeifen bis zu den Unitariern, wird kein einziges für so gefährlich und verderblich erklärt, wie die sogenannte papistische Sekte, von der es heißt, daß sie den Staat, den Thron und das Eigenthum in Gefahr bringe, weil die Majorität des Unterhauses einem Theil des protestantischen Zehnten in Irland zum Unterricht für die Armen aller Glaubens-Bekenntnisse verwenden will. Bei dieser Gelegenheit möchte ich schließlich an das Wild erinnern, welches Shiel, der beredtenste Irländische Redner nach O'Connell, in einem seiner letzten Vorträge gebrauchte; er sagte nämlich, die Anglikanische Kirche in Irland werde die Grabstätte des Torysmus und der protestantischen Intoleranz seyn. Andreu O'Donnor.

Bibliographie.

Lectures on confirmation. (Vorlesungen über die Einsegnung und das heilige Abendmahl.) Von dem Geistlichen T. Griffiths. 6 Sh.
Granville Wykeham. — Ein historischer Roman. 3 Bde. 31½ Sh.
Lecture on homilies and preaching. (Homiletische Vorlesungen.) Von dem Geistlichen J. Jones. 9 Sh.
Memoirs of Ireland and the Union. (Denkwürdigkeiten über Irland und die Union.) Von Barrington. 2 Pfd. 8 Sh.

Frankreich.

Jupiter; recherches sur ce dieu etc. (Jupiter; eine Abhandlung über diesen Gott, seinen Kultus und die ihn darstellenden Monumente.) Von Emeric David. Paris, 1835.

Der gelehrte Verfasser der „Untersuchungen über die Bildhauerkunst" ist durch diese seine Arbeit von selbst darauf hingeführt worden, den religiösen Sinn der Attribute zu studiren, mit denen die Statuen des alten Griechenlands geschmückt sind. Dies die Kunstbetrachtungen begleitende Beiwerk, von dem man glauben könnte, daß es aus der bloßen Laune der Künstler hervorgegangen sey, diese Sabinen, Lanzen, Leyern und dergleichen Schieren ihm nicht so fern von willkürlichen Einfällen des Einzelnen überlassen gewesen zu seyn. Der Geschmack hatte sich vielmehr in einem dem Künstler von der Religion vorgezeichneten Kreise zu üben.

Die Archäologie, sagt Herr Emeric David, könnte als die Wissenschaft der Religion in ihren Beziehungen zu den Künsten definirt werden. „Indem also Herr Emeric David auf den tieferen Sinn der Griechischen Mythologie näher eingeht, gelangte er zuerst zu der Erkenntniß, daß sie wirklich einen solchen tieferen Sinn habe, daß eine Religion, die so lange Zeit einen so großen Theil der alten Welt erfüllt, nicht eine bloße Zusammenstellung einiger Allegorieen und einiger Apotheosen von Heroen und großen Männern gewesen; diese Ansicht hat der Verfasser in einer interessanten Einleitung entwickelt und die gründen, welche Einleitungen die Griechen des ersten Saeculs ihrer annimmt und für sich allein, auch abgesehen von den genauesten Forschungen über Jupiter, ein lesenswerthes Werk bilden würde. Er bekämpft darin besonders lebhaft den sogenannten Euhemerismus oder die Ansicht Euhemer's, welcher behauptete, daß alle Götter Griechenlands nur vergötterte Menschen gewesen seyen. Dieser seitdem so oft erneuerte und wieder aufgenommene Gedanke schreint ihm die ungerechteste Verkleinerung einer großen antiken Religion. Wo Griechen des ersten Jahrhunderts artigen und unzusammenhängenden Meinungen der Schriftsteller aus der christlichen und neuplatonischen Zeit über die Griechische Religion durchgeht, gelangt er zu dem merkwürdigen Schluß, daß weder die Einen noch die Anderen eine richtige Idee davon gehabt, und daß, wenn auch die bildnischen Neuplatoniker, den Kaiser Julian an ihrer Spitze, ge fleißt hätten, der alte Griechische Kultus nichtsdestoweniger untergangen und durch eine andere neugeschaffene Religionsform ersetzt worden wäre.

Was war denn nun jener alte Griechische Kultus, dessen Geheimniß in den Mysterieen so treu gehütet wurde? Welchen tiefen Sinn kann man durch eine aufmerksame Prüfung seiner Fabeln in ihm ergründen? Herr Emerie David entscheidet sich für die Ansicht, welche schon mehr oder weniger von Warens, Spanheim, Seiten, Vico, Blackwell, Jablonski und Heyne aufgestellt und behauptet wurde, nämlich, daß die wahren eigentlichen Götter Griechenland Natur-Elemente seyen; mit einem Worte, seine Doktrin ist die mystisch-physiologische. Er führt die Griechische Religion in gerader Linie, nicht, wie es besonders in der letzten Zeit geschehen ist, auf die Mythologie des Orientalischen Hochlandes, Persiens und Indiens, sondern auf die Dogmen Aegyptens, Phöniziens und Chaldäas zurück.

Wir können jedoch den gelehrten Verfasser hier nicht in die Beweise folgen, die er dem ganzen Alterthum entlehnt, um den Naturkultus in Griechenland aufzuzeigen, den Kultus des von dem schöpferischen Feuer befruchteten feuchten Urstoffes; wir können es nicht unternehmen, die historischen Zeugnisse und die daraus gezogenen Folgerungen aufzuzählen, welche ihn besonders in Jupiter (Dis und Zeus) zugleich den Sonnen- und den Aether-Gott erblicken lassen. Geistreiche Erklärungen der symbolischen Attribute, die gewöhnlich der Laune und dem Zufall zugeschrieben werden, beleben und würzen diese gelehrte archäologische Abhandlung und zeugen von neuem von dem wahrhaft antiken Geschmack des Verfassers der Untersuchungen über die plastische Kunst.
(Revue des deux Mondes.)

Bibliographie.

De la législation française, musulmane et juive à Alger. — Von Johanny Pharaon. 3 Fr.
Considérations sur la nature de l'homme en soi-même et dans ses rapports avec l'ordre social. — Vom Grafen von Retzer. 2 Bde. 15 Fr.
Histoire de la philosophie, par le Dr. Henri Ritter, professeur à l'Université de Kiel. — Aus dem Deutschen übersetzt von C. J. Tissot. Erster Theil. 8 Fr.
Histoire physique, civile et morale de Paris, depuis 1821 jusqu'à nos jours. — Von J. A. Dulaure. Erster Theil. (Die Fortsetzung zu der Geschichte von Paris von demselben Verfasser.) 4½ Fr.

Mannigfaltiges.

— God save the king. Wenig Gesänge haben so viel Abhandlungen über ihren Ursprung veranlaßt, wie die Englische Nationalhymne. Noch kürzlich wollte ein Französischer Schriftsteller die Entstehung derselben in das Zeitalter Ludwig's XIV. verlegen und derief sich dabei auf angeblich Denkwürdigkeiten einer Herzogin von Perth, die nie existirt haben. Vor einigen Jahren aber hat Herr Richard Clark ein ganz besonderes Werk über diesen Gegenstand geschrieben, in welchem er durch fast an Gewißheit gränzende Wahrscheinlichkeiten beweist, daß der Text dieses Liedes von dem berühmten Komödien-Dichter Ben Jonson und die Musik von dem Doktor John Bull, Professor an der Universität Cambridge, herrühre. Zum erstenmal wurde die Hymne bei einem Fest angestimmt, welches die Compagnie der großen Kleider-Händler am Juli 1607 dem König Jakob gab, um Sr. Majestät nach der Pulver-Verschwörung wegen der glücklichen Rettung aus der Gefahr zu beglückwünschen. Dann gerieth sie länger als ein Jahrhundert in völlige Vergessenheit, bis sie im Jahre 1745 nach der vermuthlichen Unternehmung des Prätendenten in Schottland von Mitgliedern Lieder mit großem Orchester, für welches deren Bruder, Doktor Arne, die Compositionen arrangirt hatte, im Drurylane-Theater gesungen wurde. (Lit. Gaz. and Athl. Mag.)

— Schottische Ansichten über die Franzosen. Als Scott von seiner Reise nach Frankreich unmittelbar nach dem Kriege nach Abbotsford zurückgekehrt war, begab sich seine Nachbarschaft zu ihm, um sich nach den ausländischen Angelegenheiten zu erkundigen. Unter der Gesellschaft befand sich Luckie Langlee, ein Pächter aus seiner Nachbarschaft, und dessen alter Bruder, der eben so stupid war, wie Jener. Sie hatten gar viele Fragen über die Franzosen zu stellen, die Scott so gut als ganz oder Sassenheere zu halten schienen. „Und was treiben diese Barbaren wohl in ihrem Vaterlande?" sagte Luckie; „können sie schreiben, können sie rechnen?" Er war ganz erstaunt, zu hören, daß sie in der Civilisation ungefähr eben so weit vorgeschritten wären, als die guten Leute von Abbotsford. (Wash. Irving's Miscellanies.)

— Der Gesetzgeber auf Botany-Bay. Man wird vielleicht darüber lächeln, aber es muß es ein Ernste behaupten, daß ich noch eben alle meine Gemüthsfähigkeiten aufbieten müßte, um physisch möglich schätzen würde, Botany-Bay als einen Wirkungskreis für meine gesetzgeberische Thätigkeit eröffnet zu sehen. Wenn ich nur auf dem Wege der Erziehung dafür sorgen könnte, daß die Kinder der Verbrecher von der Brutalität und der Rohheit ihrer Aeltern befreit würden, so würde ich, ohne die geringste Uebertreibung, dies als einen Gegenstand ansehen, dem ich den größten Theil der Thatkraft meines Lebens aufopfern möchte. Wenn ich Gouverneur und erster Richter der Kolonie wäre, bei dinreichender Unterstützung aus der Heimath, bei einer hinlänglichen militairischen Bedeckung, bei einer erforderlichen Masse von Schullehrern nach der Lancasterschen Methode, mit einigen trefflichen Irländischen Priestern für ihre Landsleute und guten Methodisten zur Ausbildung der übrigen Gesellschaft, so würde ich mit Freuden an dem Werke arbeiten, das Gesetz und die Moralität in jenen entlegenen Welttheil einführen und dinreini (wie man noch bei keiner anderen Anpflanzung verfahren) demselben eine geeignete Verfassung zu geben, wodurch die Verbrecher-Kolonie allmälig zu einem großen und glücklichen Gemeinwesen heranwachsen könnte. Geschieht nichts zur Civilisirung der Massen, so wage ich es, vorherzusagen, daß Botany-Bay, welches immer mehr und mehr sich bevölkert und in sich erstarkt, in einer Zeit von funfzig Jahren zu einer Macht anschwellen wird, die zum größten Unheil der übrigen Welt sich ausbreiten dürfte, eine rohe ungebändigte Masse von Uebelthätern und Ruchlosen, die bald das Joch von England abschütteln und, durch ihre Lage und Entfernung gegen jede Eroberung geschützt, als eine Piraten-Republik hervortreten wird, so scheußlich, als noch nie eine in den verschiedensten Seen und Meeren gehaust hat. England, indem es eine solche Gemeinschaft ohne die erforderlichen Grundlagen der Moral und des Gesetzes aufrichten hilft, erzieht sich nur selbst die seine einstigen Eroberer Indiens, sondern auch die Feinde seines eigenen Bodens und der übrigen Menschheit.
(Sir J. Mackintosh.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (⅙ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 104. Berlin, Montag den 31. August 1835.

Frankreich.

Meine Reise nach Brundusium.

Ein Schreiben Jules Janin's an den Herausgeber der Revue de Paris.

Sie wünschen es, theurer Freund, so will ich Ihnen denn meine letzte Reise erzählen, eine Reise von 40 Meilen, eine der geschwindesten, die ich in meinem Leben gemacht. Wirklich Meilen! Ich bin vielleicht der einzige Mensch in der Pariser Welt, der sein ganzes Leben lang, fortwährend und unablässig, jehn Jahre hinter einander an den literarischen Pflug angespannt geblieben ist, ohne jemals die Gränzen des engen Feldes überschritten zu haben, das er nach allen Richtungen hin durchackerte. Die guten Leute, die mir die Ehre erweisen, mich zu beneiden, und die mir mein tägliches oder wöchentliches Theil, wie man zu sagen pflegt, von ihren Schmähungen zukommen lassen, würden dies leicht weniger willkürend gegen mich thun, wenn sie wüßten, wie viel Stunden Arbeit mir jeder Tag bringt, wie ich an die Schuld gebunden den bin, und wie der niedrigste literarische Handlanger, dem sein Herr den Lanspaß gegeben hat, der Miethling, der sie das liebe Tagelohn verleumdet, der arme Teufel, der für einen festen Preis den Staat ordnet, der bleiche Neidhard ohne Geist und ohne Schriftsteller-Talent, wie die Alle weit freier und glücklicher sind, als ich, mein inneres Bewußtsein beistehend, das versichert sich.

Vor drei Wochen, wie die Sonne so braunte und mir Kopf und Hand ermüdet waren, sagte ich zu mir: Wie, wenn du reistest? Das war ein großes Wort. Reisen! nicht mehr hier seyn, weit in der Ferne seyn! Zu neue Städte kommen, wo man sthee ist, keinen Feind zu finden; sich so sorgles von der Postkutsche fortrollen lassen, die der Engländer das Paradies auf Erden nennt; und dann nichts thun, nichts hören, nichts denken über das, was man täglich thut, hört und sieht! Also seine Feder, seine Betrachtungen, seine Gedanken, seine traurigen und lustigen Phantasiegebilde, seine blauen oder rosenfarbenen Teufel ganz allein für sich zu haben und nicht Alles drühwarm dem Drucker übergeben zu brauchen, der es Dir matt und trostig zurückdringt; — vielleicht für einen Engländer zu gelten und sich von der Aufwärterin im Gasthofe oder von dem Bettler an der Landstraße Mylord nennen zu hören; — oder gar Byron's unsterblichen Klepper unterwegs zu finden und ihn sanft zu bestrigen und seinen Weg auf diesen lieben, gutmüthigen, vortrefflichen Thier sanft zurückzulegen! — Das heißt leben! Also vorwärts! Lebt wohl Theater, lebt wohl Bücher, leb' wohl Witz, leb' wohl Einbildung, leb' wohl Prosa, leb' wohl gemeines Alltagsleben! Es geht auf die Reise.

Sie können es mir glauben, lieber Freund, daß sich Niemand, was das Reisen anbetrifft, in einer schöneren Lage befinden kann, als ich. Ich, die ich wirklich von fernen Ländern weiter nichts gesehen habe, als einmal eine Uhr so lange Mittag, und das war schon um dreiviertel Stunden zu viel! und dann in meinen zwölf schönen Jahren ein entzerndes, grünes, murmelndes Fleckchen Erde, versteckt hinter einer am Ufer der Rhone stehenden Weide, da ganz unten; das ehrliche und stille Dörfchen, wohin mich meine Gedanken, meine Erinnerungen, mein Sehnen und mein Hoffen beständig zurückverfolgten. Das ist Alles, was ich von fernen Landen kenne. Auch bin ich ein Reisender von einer seltenen Art, ein Reisender, der nichts sieht von dem, was am sichtbarsten Augen vorüberjieht, und der folglich — ja, ja, glauben Sie es nur — nichts zu beschreiben und nichts zu erzählen hat.

Gesagt, gethan; ich reise ab. Wacht mir Platz und laßt mich durch, und dann vorwärts. Ich bin es, der vorüber fährt! Sehen verschwinden zu meiner Rechten und Linken die Bäume des Boulevard Gebäude; sehen entflieht meinen Blicken, von Englischen Rossen schnell den Steinweg, das junge Paris, das so thöricht ist, wenn man es in der Ferne vorüberfliegen sieht. Wenn man so durch die Barrière du Trone aus Paris hinaus fährt, verläßt man es ungern. Man sage sich bei sich selbst, daß man doch draußen nicht wiederfinden wird, was man hier verliert. Man wirft einen letzten sehnsüchtigen Blick auf diese Eleganz, auf diesen Geist, auf diese leichte zwanglose Grazie, auf diesen herrlichen Luxus, auf diese Welt der Ironie und der Fröhlichkeiten, des Spottgeistes und des Witzes, des Mutwillens und der Sorglosigkeit, des Vergnügens und der Liebe; auf diese ganze Pariser Welt, die man nie innigst liebt, als wenn man sie schwerlich sagt; leichsterzig, aber gut; nicht sehr ergeben, aber auch nicht viel fordernd; geschmeidig, nicht aus niedriger Gesinnung, sondern aus Gleichgültigkeit; Leben, Glück und Zukunft von einem Tage zum anderen gestiegend; die ernsten Geschäfte auf den anderen Morgen verschiedend; sich lenken lassend von Jedem, der sie lenken will; immer zum Spott aufgelegt, doch ohne es böse zu meinen. So lebe denn wohl, du schöne Menge mit den schönen Kossen, den langen Festen, den schönen Damen und dem leichten Sinne, obgleich du schon weit von mir entfernt bist, und ich von dir; du gehst jetzt in die Oper, und ich, ich bin auf dem Wege nach einer Stadt, die man, glaube ich, die Stadt Reuen nennt.

Der Weg ist herrlich. Man fährt hinab und hinauf und durch freundliche, vom sanften Licht des Mondes beleuchtete Dörfer. Eine Nachtreise hat etwas sehr Schönes; alle Arbeit hat dann aufgehört auf der Erde, Alles ist Schlaf und Stillschweigen; selbst das Wasser, das den ganzen Tag über geatbeitet hat, ruht aus wie der Mensch, wenn Schweiße seines Tagewerkes und murmelt zu seiner eigenen Lust vor sich hin; man glaubt sich in ein Feenland versetzt. Dort singen Vögel in dem Wäldchen, hier trillern sich Frauen, an ihre Hausthür gelehnt, ein Liedchen; ein leichter Rauchstreif zieht in die Lüfte und verkündet die Ruhe des Abends; eine friedliche Kirche, durch die das Mondlicht schimmert, wirft ihren heiligen, kindlichen Schatten auf uns hernieder; die Glocke läutet den Abendsegen. Mein Gott, das Alles ist etwas sehr Gewöhnliches, ich weiß es; man findet das Alles zur Genüge in der idyllischen Poesie; auch die Verse des Herrn von Lamartine sind ein wenig damit überfüllt; aber was will man machen, wenn man nun dieser Poesie leibhaftig begegnet, wenn man sie mit Herz und Hand fühlt; wenn man wirklich gewahrt, daß der Himmel sanfter ätherreine Strahlen hat, die er auf uns herabsendet; wenn man im Land den Vögeln singen und auf den Feldern Blumen blühen hört? Man kann nichts Anderes thun, als was Herr von Lamartine und alle große Dichter gethan; man muß seinen Gefühlen freien Lauf lassen, ohne sie zurückzudrängen; man muß sie tief und gut eingestehen, und dann den Himmel und die Menschen um Vergebung bitten, wenn man nicht Herrn von Lamartine's Dichter-Aber in Kopf und Herz hat.

So bin ich denn in einer schönen Sommernacht nach der alten Normannenstadt gelangt. Die Nacht hatte mir bereits den Schatten ihrer Kathedrale; so bei Nacht gesehen ist Rouen ein pittoreskes Ort; jedes Haus dieser alten Stadt hat seine besondere Physiognomie. Lieben Sie die schmalen Fenster, hinter denen die Geheimnisse der Familien sichern Schutz finden sollen? Lieben Sie die alten heimlichen Dächer, die sich in die Straße hinauserstrecken, als sollten sie den vorübergehenden Fremden schsigend deuten? Lieben Sie die von der Zeit geborstenen Mauern, die in ihrem Innersten so vielen zahnzeschwärmenen Geschichten Schirm und Zuflucht gewährten, die so viele Lustbergessene Revolutionen an sich vorüberziehen sahen? Lieben Sie, sich durch die krummen Straßen zu winden, in denen unsere Vorfahren sich herumtummelten? Und ist dies Alles nicht am Ende mehr werth, als die Balkone Ihrer modernen Häuser, die keine Vergangenheit, keine Erinnerungen, keine Geheimnisse haben? So erschien mir die Stadt Rouen in jener Nacht; und ich konnte nicht müde werden, sie in ihrem schönen nächtlichen Schleier zu betrachten. Kein Geräusch störte mich nicht darum, als ich ein Pferd hören wiehre, und dachte nicht eher daran, an die Thür eines Wirthshauses zu klopfen, bis ich die beiden großen Kolosse, den Ruhm der Stadt, die Kathedrale und den großen Corneille, angestaunt hatte; welche Wunderwerke! Vor allen Dingen aber bredient es der große Corneille, daß man sich vor ihm beuge! Welches Denkmal von Stein, Marmor oder Erz läßt sich seinem Ruhme, seinem Volkrufe, seinen Herzlern vergleichen.

Die Statue Pierre Corneille's verlohr auf mich einen Theil, ist, wie Sie wissen, ein Werk unseres David, Mitgliedes des Institutes. Im Ganzen genommen ist sie schön gearbeitet. David ist ein denkender Kopf und sehe bewandert in den Dichtern, die er anzuerenig weiß, die er liebt und bewundert, wie sie nur irgend Einer bewundern kann. David ist auch ein großer Künstler, wiewohl seine Statue sich nicht sehr zum Mythologischen hinneigt. Er weiß, daß die Kunst nicht zu nichtssagenden Dingen verschwendet werden darf, und daß sie nicht zu Trichter, daß es ihm Vergnügen machen könnte, Faunen und Satyrn, Venus- oder Bacchanten-Gestalten, verlassene Neaidnen oder donnernde Jupiter aus dem Marmor zu hauen oder in Erz zu gießen; er ist ein Mann, der das große Verdienst hat, die Kunst in die Wirklichkeit eingeführt zu haben. Gehen Sie ihm einen schönen Kopf, eine hohe Stirn, einen der edleren Geister nachzubilden, auf die unsere Zeit stolz ist, so wird unser Künstler in seinem Element seyn. Wir haben ihn so den Kopf des Generals Foy kopiren sehen; wir haben ihn, als Talma gestorben war, über dieses schöne, von seinen entstellte Haupt sich neigen und, so weit die Kunst es vermag, diese greife Physiognomie neu ins Leben rufen sehen. Der arme Talma, wie ihn der Tod verändert hatte! Gebrochen hatte er mit seiner eisernen Hand jenen bezaubernden Blick, der in Aller Herzen drang; häßlich verzerrt senten bald

Digitized by Google

Lächelnden, halb furchtbaren Mund, aus dem eine so gewaltige Stimme hervortönte, daß sie nach beinahe fünfzehn Jahren noch in unseren Ohren wiederhallt; zerknickt jenen schönen weißen Hals, auf welchen Talma so stolz war, und den er immer ganz bloß trug, selbst im gewöhnlichen Leben, eine kleine Koketterie, die einem bedeutenden Manne wohl kleidet. Aus diesen durch den Tod entstellten Zügen also, aus diesem Todten-Antlitz, das selbst die Freundr des Verblichenen kaum noch erkannten, fand David, der Bildhauer, den Blick, den Mund, die Gesichtszüge unseres großen Tragöden wieder auf; er gab diese edle Gestalt, wie wir auf Talma's verlorenen Blättern, in seiner Glorie, um in ihrer ganzen Majestät dem Leben zurück. Es ist dies ein großes Wunder der Kunst, aber es ist auch das Meisterwerk eines Künstlers, der mit großen Männern umgangen und selbst die leisesten Nüancen ihrer Züge zu studiren Gelegenheit hatte. Wenn David den früheren Talma mit dem Talma, der nicht mehr war, so schnell wieder zu vereinigen wußte, so verwechte er dies dreifach so gut, weil er viel mit Talma umgegangen war.

Dies ist es, was man zum Lobe des Künstlers sagen muß, der das bronzene Standbild des großen Corneille geardeitet hat. Neben dies Lob kann man aber auch einen Tadel stellen; weil nämlich David von dem Geist und Genius der großen Männer, denen er seine Verehrung und sein Leben widmete, ganz erfüllt war, so gerieth er zuletzt bei ihrer Nachbildung in Uebertreibung; weil er sie in ihrer ganzen Größe gesehen hatte, stellte er sie am Ende zu groß dar! Er selbst hat den größten David, wenn auch nicht an Wahrheit, so doch wenigstens an Natürlichkeit und Treue. Sie werden sich des Kopfes erinnern, den er uns von Göthe gefertigt hat, von diesem Könige Weimars, Wiens, Berlins, ja, eines Theiles von Frankreich und England. Von dem Deutschen Genius angezogen, der so viel Einfluß auf unser Jahrhundert ausgeübt, begiebt sich David nach Weimar. Er fragt ein Kind nach Goethe's Wohnung; das Kind zeigte ihm ein schönes Königliches Haus; in diesem Hause sah er den Fürsten. Es war ein herrlicher jugendlicher Kopf, von edlen Furchen durchzogen und mit langem weißem Haar bedeckt; es war das Haupt, aus welchem in voller Rüstung und in vollem Zauber Faust und Mephistopheles, Gretchen und Werther hervortraten. Der Bildhauer war wie geblendet. Bebend, bewegt, außer sich, bildete er den Kopf des edlen Greises in Thon; dann eilt er nach Paris zurück und glaubt nur ein Portrait gebildet zu haben, während er aber ein Werk Gott's geschaffen hatte. Als Göthe's Leichenwagen vorüber fuhren, konnten sie unmöglich glauben, daß dieses Stück Thon der Abbildung eines diesen Menschen-Antlitzes sey; ein Zoll-Beamter nahm daher seinen Degen und stach damit das Modell durch und durch; es war dem Manne freilich zu verzeihen, denn er deutbeilte Goethe's Schädel nach seinem eigenen! Doch Goethe's Büste von David bleibt immer eine merkwürdige Erscheinung. David hat hier Goethe's Kopf gleichsam von Innen angeschaut; nun müssen aber Bildhauer und Maler nur auf das Aeußere sehen.

Eben so hat es David mit dem Kopf des Herrn von Chateaubriand gemacht, dem er dadurch, daß er ihn so kolossal darstellte, sehr viel von seiner Anmuth und Melancholie benahm; und so hat er es auch mit der Statue Pierre Corneille's gemacht. Pierre Corneille's, des Bruders, Freundes, Gesährten und Mitarbeiters Thomas Corneille's, der ihm seine Reime lieh; Pierre Corneille's, dieses großen genialen und dabei doch bescheidenen, so kindlich-einfachen, so hingebenden, so tapferen, lebendigen und so schlichten, sich kleidenden Mannes, über welchen Labruyère, der doch wahrhaftig kein sämmerlicher Philosoph ist, sich folgendermaßen äußert: „Dieser Mann ist simpel, schüchtern und ein langweiliger Gesellschafter; er verwechselt die Worte mit einander und kann nicht einmal lesen, was er selbst geschrieben hat!“ Und diesen Mann stellt uns der Bildhauer aufrecht, degestiert, mit einer Stabsfeder schreibend und in einen Mantel gehüllt dar, dessen überflüssiger Stoff hinreichend wäre, um zwei Familie daraus zu kleiden! Der kann, wie ich bei der Mann nicht, von dem Bedrwdere an einen aus deren Orte sagt: „Der Schauspieler liegt in seiner Kutsche und bespritzt das Gesicht Corneille's, der zu Fuß geht, mit Koth.“

Wenn wir einen großen Mann darstellen sollen, so müssen wir vor allen Dingen an die Aehnlichkeit denken und dann erst an die Größe und Majestät. Je schlichter und einfacher ein Mann in seinem Leben gewesen ist, um desto mehr müssen wir fürchten, daß wir ihm seine natürliche Größe nehmen, wenn wir ihn künstlich groß. Der große Corneille hat sich so nie gezeigt, selbst nicht in seinen glorreichsten Vorreden; er war sein ganzes Leben lang ein guter ehrlicher Mensch, eben, weil er ein großer Dichter war. Glaubet nur, wenn ihr ihn in einer minder Corneilischen, das heißt, in einer natürlicheren Tracht und Haltung dargestellt hättet, so würde der Kastrläger, wenn er über die Bretter seiner Vaterstadt geht, der Landmann, wenn er hervorkommt, das Beil, welches verschwunden und vor unser Erwarten keine ist, nicht einmal stehen bleibt, sie Alle, die ihn jetzt in einer so übermenschlichen Gestalt sehen, würden bei dem Anblick eines derschiedenen Dichters, in schlichtem Rock und mit einem Stock in der Hand, nicht gefragt haben: „Wer ist denn das, den man da an der schönsten Stelle unseres Pont Neuf in Bronze abgebildet hat?“ Und wenn Einer dagesagt hätte, so würde jener geantwortet haben: „Der gute braunene Mann da ist in Rouen geboren; er war weiter nichts als der größte Dichter zur Zeit Racine's und des Kardinals Richelieu.“

O Corneille, Du poetisches Gestirn unseres Zeitalters! Corneille, Du politischer Dichter, der Du ganz laut von den größten historischen Interessen sprichst; Du, der Du zuerst auf einem Theater die großen Fragen über das Königthum und die Republik abgehandelt hast, die seit 1789 die Welt bewegen! Corneille, in dem Benaparte den Sieg in einem großen Minister des Kaisers fand! Corneille, unvergänglicher und unvergleichlicher Ruhm dieser Stadt, die zu Deinen Füßen schläft; der Du so lange auf Dein Standbild hast warten müssen, Du bist der Erste, den ich heute Nacht begrüße! Dir gelten meine Huldigungen und meine schweigenden Ehrenbezeigungen! Du großer Mann mit der Adlerischen Seele! Dir weihe ich mein prunklosses Andenken und meine schwärmste Bewunderung, — hier an eben dieser Stelle, wurdest an dem Tage, wo Deine Statue in ihrer Glorie erschien, Du unsterblicher, von fertlosen Zeitgenossen so viel mittelmäßige Reden gehalten. Sie kamen alle von Paris, um ihren akademischen Ruhm pomphaft auszukramen, und zu verschen, ob sie mit Hülfe ihrer Prosa und ihrer Verse sich in der Höhe des Verfassers der Rodogune emporschwingen könnten! O welch ein erbärmliches Schauspiel muß das gewesen sein! Die große bronzene Statue mit so mißrathen Worten eingeweiht! Verzeihe, Corneille, dem Verfasser Antonys, die er Dir machte, verzeihe es dem Herrn Lebrun, daß er Dich unter seinem Hymnen zu preisen wagte, Herr Lebrun, das Mitglied der Französischen Akademie, ebenderselbe, der Deinen Eid umgarbeitet und sein Werk den Eid von Andalusien genannt hat, als ob Dein Eid der Eid von Poitou wäre! Und an jenem großen feierlichen Tage nicht ein einziges verunstaltiges Lob, nicht ein richtiges Wort über den, der doch der Autor der Französischen Tragödie war, wie Shakespeare der Vater der Tragödie in England. Corneille, der seine Fabeln dichtend, bemerkte, daß sein Drama sich erst gemacht, der seine großen Römer sich erst geschaffen hat, dieser eigentümlichste Genius, daß Spanisch und bald Lateinisch der Zeitgenosse des Augustus zugleich und der des Eid, der einzige Mann in Europa, der sein kühnes stolzes Auge vor dem Ruhm des Kardinals Richelieu nicht niederschlug! O, wir müßte es Dich wundern, Pierre Corneille, als Du das schwache Stimmchen hörtest, das Dich anredete, und als Du, zu Deinen Füßen blickend, bemerktest, daß es der Verfasser des Eid von Andalusien war, der vor Dir sprach!

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Histoire des prisons de France, depuis 1789 jusqu'à nos jours. — Von Eduard von Clicqaarac.

Mémorial de l'Hôtel-de-Ville de Paris, 1830. — Von F. Bannelier. 7 Fr.

Du gouvernement représentatif et de la monarchie tempérée. — Von Thurin, ehemaligem Bischof von Straßburg. 5 Fr.

Traité des fièvres intermittantes. — Von R. Bonnet. 7 Fr.

Le Conseiller d'état. — Roman von Frederic Soulié. 15 Fr.

La belle veuve. — Roman von A. Dumas.

Médianoches. — Roman von dem Bibliophilen Jacob. 15 Fr.

England.

Mistreß Hemans.

Den 16. Mai 1835 starb zu Dublin eine der gefeiertsten Frauen, deren der Englische Parnaß sich rühmt. Felicie Dorothea Browne wurde zu Liverpool im Jahre 1780 geboren; ihr Vater war ein Irländer, ihr Mutter eine geborne Deutsche, deren Familie jedoch in dem Venetianischen Staate Verzweigungen gehabt hatte, ein Umstand, mit welchem Mistreß Hemans Hang zu den romantischen und poetischen Zug, der ihren Charakter seit ihrer zartesten Jugend auszeichnete, in Beziehung brachte. Sie war noch sehr jung, als ihre Aeltern Liverpool verließen, um sich in der Umgegend von Saint-Asaph, in Wales, anzusiedeln. Hier verlebten die Kinder der Familie verhältnißlos die sich noch nachher für ihren Gatten-sinn Sohne geschenkt, hatte sie den Schmerz, eine Stöhrung ihres häuslichen Glückes zu erleben, in Folge dessen sie ihr eheliches Verhältniß auflöste und zu ihrer Mutter zurückkehrte. Nach dem Tode derselben verließ sie Wales, um sich in Waverteee, unweit Liverpools, niederzulassen; jedoch schon nach drei Monaten begab sie sich von hier nach Dublin, wo sie den übrigen Theil ihres Lebens zubrachte.

Von ihrer frühesten Kindheit an bereitr sie ein unerlöschlicher Durst nach Kenntnissen, den sie durch eine eben so mannigfaltige als reichhaltige Lektüre befriedigte. Manche Kunstrichter, welche ihrer Poesie die das Vorbild einer Schule in England und Amerika geworden ist, Originalität nicht absprechen konnten, legten gleichwohl ihrer Darstellung und den Gegenständen ihrer Wahl eine gewisse Monotonie zur Last. Allein jene hatten nicht die mindeste Neigung, welchen bisherigen Untersuchungen sie sich hingegeben, und von welchen zahlreichen Duellen sie geschöpft hatte, um ihrem ewig regen Eifer nach Belehrung Nahrung zu verschaffen. Freilich machte sie nur von einem kleinen Theile der Schätze Gebrauch, die sie gesammelt hatte; denn nicht der Kattäl führte ihre Feder. Ihre Werke waren stets eine Frucht des Impulses, den der Augenblick ergenzte; und nach dem Geiste ihres eigenthen Wesens war es nur die edle, ernste, erhabene Gattung, welche sie erfaßte und ihren Gesetzen unterwarf. Sie ist unmöglich, über ausdrücklicher Kenntniß der Klassiker zu verkennen, wenn man ihren Skeptiker, ihr wenns Griechenland und noch mehreres ihrer lyrischen Erzeugnisse liest. Ihr Studium und ihre Bewunderung der antiken Kunstwerke hatte sich in eine sich ewig treu bleibende Liebe zum Schönen aufgelöst, als die Seele ihrer Dichtungen, die nicht bloß in den Ideen, sondern auch in dem Bau jedes einzelnen Verses sich kund gab. Späterhin, als sie aus den Schätzen der Literatur Deutschlands und Spaniens schöpfte, wußte sie sich so innig den Geist derselben anzueignen, daß sie ihr eigenes Wesen in dem fremden ganz aufgehen ließ; als Beleg dafür dienen: die Belagerung von Valencia, die edlen und ritterlichen Romanzen vom Cid, und zuletzt die Volkslieder verschiedener

Google

Länder, ein Werk, zu dem Herders: Stimmen der Völker ihr die erste Idee gegeben hatte.

Allein, wie sehr auch ihr Geist sich mit allen Schätzen, welche Poesie und Literatur des Auslandes ihr boten, bereichert hatte, hat sich dieser doch nichtsdestoweniger einen entschieden originellen Charakter bewahrt, welcher Alles, was sie schreib, mit einem unverkünstelten Gepräge stempelte. Es war dies ein wesentlich weiblicher, obschon von allem Schwächlichen und Sentimentalen weit entfernter Charakter. Sie besaß eine feuchtbare, reine und glänzende Einbildungskraft. Diejenigen, die sie nur aus ihren öffentlich gewordenen Erzeugnissen kennen, vermögen sich von dem Umfange und dem Reichthume derselben keine Vorstellung zu machen.

Schon die Titel ihrer Hauptwerke nur aufzuzählen, hält schwer. Die Herausgabe ihres ersten Versuches fällt in ihr dreizehntes Jahr. Später erschienen von ihr die Gedichte: Wallace, Dartmour, die Wiederherstellung der Kunst in Italien, und zuletzt ihre dramatischen Spiele. Die Entstehung dieser Werke fällt ohne Zweifel in ihre glücklichste Periode ihres Lebens; als ihre Seele über Erwartung zuerst und ihr Streben durch beseundete Männer von Geschmack und Einsicht unterstützt wurde, unter welche letzteren der Bischof Heber gehörte. Das Lob eines ihrer Gedichte findet sich in den Briefen des Lord Byron, und der Ruf des sich entfaltenden Talentes der Dichterin drang zu den Ohren Shelley's, der eine sehr sonderbare Korrespondenz mit ihr anknüpfte. Ihr Name fing an, in einem großen und allgemeinen Kreise bekannt zu werden, durch ihre Walter'schen Lieder und ihre Uebersetzung von Wallenstein, so wie durch ihre zerstreuten Aufsätze, welche in dem New Monthly Magazine erschienen. Derber hatte sie für Constable's Edinburgh Magazine mehrere Aufsätze über die ausländische Literatur geliefert, das einzige fast übrigens, was sie in Prosa geschrieben hat. Auf die Belagerung von Valencia ließ sie rasch das Heiligthum des Haines und die Jahrbücher der Fraurn folgen, welche letzteren den größten Beifall einärndteten; ferner die Lieder der Liebe, unter welchen sich vorzüglich ihre schöne Dichtung findet (die Rückkehr des Geistes), die Volks-Gesänge und Lieder, welche größtentheils von ihrer Schwester in Musik gesetzt worden sind und in Aller Munde leben, und die Scenen und Hymnen des Lebens.

Sie hat auch ein Trauerspiel: Die Sicilianische Vesper, gedichtet. Es enthält schöne Gedanken und erhabenen poetischen Schwung, eignet sich jedoch nicht zur Aufführung.

Einer ihrer Freunde hatte sie einem Werke in Prosa, so wie zu einer Fortsetzung der Kunst-Romane, etwa in der Gattung von Tieck's und Göthe's Romanen von ähnlicher Tendenz, aufzumuntern gesucht, in der Ueberzeugung, daß ein solches Unternehmen der Natur ihres Geistes und dem Geschmack des Publikums angemessen sein würde. Sie lehnte es ab und schrieb darüber folgende Worte an ihren Freund: „Ich habe den Liebesbrief von ein wenig pikionanten Gemüthszustand, welcher oft das Sinnbild der Welt in sich begreift, nachgerade überdrüssig geworden; tiefer greifende Neigungen und nicht minder tiefere Schmerzen haben, wie es scheint, meinem ganzen Wesen etwas Feierliches mitgetheilt, und ich fühle mich mächtig hingezogen auf eine heiligere erhabenere Bahn, eine Bahn, die ich wohl verübergehend verlassen könnte, von der ich mich jedoch nicht auf längere Zeit zu trennen vermöchte, ohne zu stürchten, meinem Berufe untreu geworden zu seyn. Ich besse, daß ich mich nicht selbst täusche, wenn ich glaube, allein in mir auch aufrichtig glauben, daß mein wahrhafter, von der Natur mir verliehener Beruf der ist, die Sphäre der heiligen Poesie zu erweitern und ihren Einfluß zu vermehren. Wenn Sie meine Scenen und Hymnen erhalten werden, so werden Sie sehen, was ich unter Erweiterung dieser Sphäre verstehe, obschon mein Plan dort nur unvollkommen entwickelt ist."

In ihrem Privatleben zeichnete sich Mistreß Hemans durch eine weibliche Bescheidenheit aus, welche sie mit einem großen Widerwillen gegen den glänzenden Schimmer des Ruhmes erfüllte. Uebrefluß von Ehrenbezeigungen, so wie von Anerbietungen von Freundschaft und jeder Art von Diensten, die aus allen Theilen Großbritaniens und Amerikas herbeiströmten, fühlte sie sich niemals glücklicher, als wenn sie in einem beschränkten Zirkel sich allen Anmuthlichkeiten vertraulicher Unterhaltung hingeben konnte, die welche sie mit einem Talente begabt war, das soll ungeachtet, schüchtern wäre. Es war ihr nicht leichter gewesen, als den Ruf eines schönen Geistes zu erlangen, denn mit einer reichen und raschen Einbildungskraft verband sie einen glücklichen und glänzenden Ausdruck; allein in ihrer eigenen Ruhe suchte sie lieber dieses Talent zu verbergen, als es zu entwickeln. Ihr Zartgefühl in diesem Punkte ging so weit, daß sie, als erst ihr Name berühmt geworden war, niemals die Hauptstadt besuchte; und ihre Freunde machten ihr mehr als einmal ihre übermäßige Demuth zum Vorwurf, welche sie nicht gestattete, den Rang in der Gesellschaft, der ihr gebührte, einzunehmen. — Ihre Gesundheit war seit mehreren Jahren schwach und leidbar, und die Krankheit, welche sie dem Grabe zuführte; langwierig. Von Anbeginn derselben ward ihr verhängnißvoller Ausgang vorhergesehen, und sie erwartete die Katastrophe mit ruhigem Geiste und unerschütterlichem Muthe.

(N. M. M.)

Bibliographie.

Greece and the Levant. (Griechenland und die Levante. Tagebuch einer Sommerreise im Jahre 1834.) Von dem Geistlichen R. Burgeß. 2 Bde. 14 Sh.

Original letters. (Original-Briefe der Mistreß Lefeve aus den Jahren 1741 und 1743.) 3½ Sh.

Two journeys through Italy and Switzerland. (Zwei Reisen durch Italien und die Schweiz.) Von W. Thomson. 10½ Sh.

Outlines of botany. (Umrisse der Botanik, nebst Andeutungen für die Bewirthschaftung eines kleinen Gartens.) Von R. B. Stewart. 2½ Sh.

The life of W. Cobbett. (William Cobbett's Leben.) 7 Sh.

The career of Don Carlos. (Lebensgeschichte des Don Carlos seit dem Tode Ferdinand's VII.) 14 Sh.

Sermons. (Predigten des Herrn W. Allen.) 2 Bde. 21 Sh.

Diary of a Solitaire. (Tagebuch eines Einsamen, oder Skizze einer Zußreise durch einen Theil der Schweiz.) 5 Sh.

The manual of family and private devotion. (Privat- und Familien-Andachtsbuch.) Von James Cochran. 6½ Sh.

Spanien.

Bilder aus dem Madrider Volksleben.

In einer volkreichen Stadt kann man leicht die Beobachtung machen, daß die große Mehrzahl der Bewohner keine ordentliche Gewerbe oder Professionen treibt. Nirgenden wir die Advokaten und Aerzte aus, deren Geschäft darin besteht, daß sie den Thorheiten und Ausschweifungen ihres Mitmenschen leben — die Pfarrherren, die ihre geistliche Existenz auf die geistige Existenz der Gläubigen gründen — die Militairs, die ihr eigenes Leben verkaufen, unter der ausdrücklichen Bedingung, Andere todt zu schlagen — den Handelsstand, der selbst Gefühle und Leidenschaften auf Geldeswerth reduzirt — die Kapitalisten, die von ihren Renten leben — die Künstler und Handwerker, die einzigen Leute, welche für Geld auch Arbeit liefern — nehmen wir alle diese Bürger-Klassen zusammen: immer wird man eine große Menge Menschen übrig bleiben, die da leht, ohne von einem der explicite oder implicite genannten Gewerbe zu leben — diese Brut kann aber nur in großen Städten fortkommen, wo Gesümmel und rege Leben ist: sie vergeht, wie der Aeme im Saalgelinn, die Brodkrumen, die von dem Tische des Reichen fallen. Für solche Leute giebt es eine Unzahl kleiner Gewerbe oder Kemtchen, die, weit ihr geringer Ertrag zum Unterhalt einer Familie nicht ausreicht, immer noch einen Zuschuß zu den Erwerb dessen können. Diejenigen Personen, welche kleine Kemtchen vorstehen, gleichen aber den kleinen Rädern einer Maschine, die zwar beim ersten Anblick unwesentlich erscheinen, jedoch, sobald man sie vom Ganzen absondert, das Treibwerk ins Stocken bringen.

Diese Wesen sind immer den kleinen Bedürfnissen einer großen Bevölkerung auf der Spur und besorgen zu verschiedenen Jahreszeiten oder selbst Tageszeiten auch verschiedene Geschäfte. Die, welche im November und Dezember (heißen Marone) handeln, verkaufen im Juli orchata (Orgeadt): im Sommer sind sie Bodenwirthe am Manzanarres, im Winter hausieren Cafeïer's; die, welche im August Wasser verkaufen, bieten zur Karnevals-Zeit Spielkarten und um Weihnachten Sinnspröche für Herren und Damen zum Verkaufe aus.

Eines jener kleinen Gewerbe hat kürzlich durch die weise und philanthropische Anstalt von Sau Bernardino einen tödtlichen Stoß erhalten, was uns um so mehr zu bedauern hat, da gerade dieses die Vorsicht der Lbeigen war; ich meine das Gewerbe der Leuchtjungen. Ein ganzes Heer von Knaben, deren Vater kein Mensch kannte, war über die Straßen und Promenaden verstreut. Der ganze Fonds, dessen sie beim Antritt ihres Geschäftes bedurften, bestand in einer Kiste mit einigen zerlumpten Lumpen, aus denen sie Dochte drehten. Beim Lichte der Polizeyordre betrachtet, hatten diese Knaben ihren Werth: in einer Zeit, wo Jedermann sein Geld in Gas und Kohlen steckt, wo Jedermann geizig, die Mauch für Gold achtet. Unglücklicher Weise hat ihnen ein neuer Prometheus das Feuer gerandt, um seine eigenen Kreaturen damit zu braklichen, und dieser kleine, außerordentliche Gewerbe ist in der Reihe der ordentlichen Professionen eingetreten.

Was aber die Uebrigen betrifft, so sage man nur frei heraus, ob sie von ihrem Gewinne leben können; jener schwarzbraune Kerl zum Beispiel, der mit seiner schmutzigen Wage und seinem rostigen Zuckerhut seine Nächte durchwacht in der Hoffnung, sie verdienen zu können, dessen Geschäft darin besteht, daß er Feigen und Rosinen für alles Essen hingiebt: oder jener Andere, der immer hinter seinem Packesel steht und gebt, mit dem er wie Seele und Körper nur Ein Wesen auszumachen scheint; der nichts verkauft, sondern nur einkauft, und was einkauft? — Taubenmist! Ein Dritter hietet Futter für Kanarienvögel zum Verkaufe, eine Sorte Schwefelhölzchen u. s. w.

Eine Art Unterhaltsleuten und relatio bedeutendsten dieser kleinen Gewerbe ist aber unstreitig das der trapera*). die mit einem Korbe am Arm und einem Instrumente in der Hand am frühen Morgen oder noch gewöhnlicher zur Nachtzeit die Straßen von Madrid durchwandert. Die trapera geht allein und giebt keinen Laut von sich; ihr Gang ist unsicher, wie der Flug des Schmetterlings; einer Biene vergleichbar, fliegt sie von Blume zu Blume (man vergleiche mir's, wenn ich den Vergleich von Madrid diesen Namen gebe) und hält sich überall den Sitz, wo sie Honig zu erhalten hofft. Man beobachte sie nur ein Mal bei nächtlicher Weile: ihre Augen haben dann eine Schärfe, gleich denen der Nachteule: sie durchspähen die verborgensten Winkel, und wohin nur ihr Blick fällt, dahin streckt sie ihren Haken aus. Dieser Haken ist ein integrirender Theil ihrer Person, er dient ihr, wie der Rüssel dem Elephanten; mit angezeichneter Sensibilität begabt, tastet sie darnm, wühlt auf und findet. Die trapera würde unter anderen Verhältnissen eine treffliche Journalistin nun eine gute Ueberseßerin der Scribe'schen Stücke geworden seyn; ihr Talent ist ein ganz analoges; sie sucht, sie wittert aus und macht sich das Gesundene zu eigen: den Unterschied begründet nur die gute oder schlechte Anwendung.

In einer heißen Sommernacht hat die trapera ein imposantes Ansehen. Wenn man sie dann mit ihrem Haken nach der Beute langen

*) Homo Rauch und Dunst.

**) Eine Person, die Lumpen und alles Papier einsammelt.

Digitized by Google

sieht, denn man sieht, wie sie in ein Thor nach dem anderen geht und wieder herauskommt: da scheint sie, als Verkäuferin der Parze, an alle Thüren zu pochen. Sie weckt Betrachtungen über den Tod, dessen letzendiges Bild sie ist.

Auch in anderer Hinsicht kann man die trapera mit dem Tode vergleichen: in ihrem Korbe stecken Alles durch einander, ohne Unterschied des irdischen oder geistigen Ranges, wie in einer Todtengruft: die Decke der Könige, die Klagen der Unglücklichen, die Täuschungen der Liebe, die Capricen der Mode; in ihrem Korbe verzagen sich die vielgefeierten Dichtungen Quintana's und die unbesungenen des Herrn N*** zum ersten und einzigen Male; Calderon und S***, Moratin und B*** liegen traulich beisammen und hatten einander gern. Dieser buntscheckige Korb enthält das einzige Ding, das die Mißstände der verschiedenen Meinungen in Harmonie aufstellt: das Boletin de Comercio und die Estrella, die Revista und die Abrja, die Metaphern Martinez de la Rosa's und die Interpellationen des Grafen de las Navas' — Alles konvergirt in diesem Allvereinet.

Obgleich die trapera im Durchschnitt so alt und verbraucht ist, wie die Lumpen, die sie gelegentlich ist, so kann mir der Mann auf's Wort glauben, daß sie einstens jung, vielleicht sogar eine recht schmucke Dirne war. Als jungen Mädchen backte sie Pfannkuchen, und ihre Schönheit brachte sie zu Falle. In Folge dieser Katastrophe verließ sie die väterliche Behausung und wurde Apfelsinenhändlerin. Ein junger Kavalier, dessen Blicke sie in diesem neuen Geschäfte auf sich zog, war der Meinung, sie verdiene ich entschiedenes Unterkommen; er kaufte ihren ganzen Apfelsinenkorb, bestellte sie mit Meridian ihre Zinge à la parisienne und empfahl sie einer Modehändlerin als Ladenjüngfer. In diesem neuen Wirkungskreise verlebte sie manches glückliche Jahr, bis ihr die Aebeit nicht mehr schmecken wollte. Ein Gerichts-Prokurator erklärte sie für seine Cousine und miethete ihr ein schön möblirtes Zimmer; bald aber wurde der Herr Prokurator die kostspielige Verwandtschaft müde und verschaffte der Cousine einen Platz als Choristin beim Theater. Jetzt stand sie im Meridian ihres Glanzes; die Matadis und süßen Herren unterbieten sich den hehen langen Tag von nichts, als von der schönen Choristin. Allein die Singstimme schwindet mit der Zeit, und die Schönheit desgleichen, und mit der Schönheit schwinden auch die reichen Convivanten. Nun geht unsere Dame wieder treppab und kommt allgemach bis auf die niedrigste Stufe: sie wandert aus einem Quartier ins andere, selbst das Hospital nicht ausgenommen, und am Abend ihres Lebens ist sie dem Elend preisgegeben.

Voll von qualenden Erinnerungen an ihre frühere Herrlichkeit, muß die arme trapera aus einem wohlthätigen Teller trinken, und dieser Teller ist ihr täglich — aus der Branntweinflasche. Leider kann man aber die irdischen Leibs nicht unfeuft kosten, und folglich braucht die arme Alte viel mehr Lazar's, als Wasser und es fellt. Wenn doch die Welt, die manchen bösartigen Lumpen so viele Ehre erweist, den harmlosen Inhalt des Korbes der trapera besser honorirte! Und welche Schätze liegt öfter dieser Korb! Ich muß durchaus noch einmal darauf zurückkommen.

Selbst jenen Liebhaber, der wohl jeden Mal des Tages und eben so viele Mal des Nachts die Pflastertreine der Straße zählt, in welcher seine Geliebte wohnt, Anatie hielt unerbittlich — seine Kunst, seine Ausziehung — höchstens dann und wann ein flüchtiger Blick. Seine Briefe beklämmen sie zu Dutzenden — kein Buchstabe Antwort — kein Härchen aus ihren Locken, daß er küssen — kein battistenes Strumpfband, das er mit seinen Thränen besenchten könnte. „Der Kerntie müsse nun einen Fetzen aus der Garderobe seiner Herzensdame sein Dasepn hingeben.

O, du Welt der Schmerzen und der Verlobtheiten! Die trapera ist glücklicher. Sobt, wie sie in das Portal wackelt; seht, wie sie den Korbeicht umrüdert!! Der Liebhaber wünscht sie zu allen T—; während ihrer Anwesenheit muß er draußen bleiben; endlich kömmt sie zurück, und der einstündige Trost geht mit tiefster Betrachtung an ihr vorüber. Unsinniger! abseit zu nichts! In diesem Korbe steckt manches Haar, das Amalie heute Morgen beim Ordnen ihrer schönen Locken trübsinnig — steckt ein alter Waschzettel, von ihren zarten Händchen beschrieben — vielleicht gar eine zerissene Fraise aus Linen — eine Fraise — bedenke doch! — für deine Liebe die schönste Frucht (fraise Erdbeere). — Laus! ihr nach — wähle dann heraus — dein Herz wird die fagen, welches Recht von deiner Geliebten ist! Aber nein! Er geht stumpf und stöllos vorüber. — So giebt keine Ahnungen!

Nehmen wir jetzt einmal von der trapera Abschied, und wenden wir uns zu einem anderen Gewerbe, das zu Wichtigkeit mit dem übrigen wetteifert: es ist das Gewerbe der Schuhflicters (zapatero de viejo).

Der Schuhflicker baut sein Nest in den Ecken der Thorwege; es ist eine Art von Grotte, ein kleiner unterirdischer Raum, ohne Fenster und ohne Tageslicht. Sobald der Morgen graut, setzt sich dieser wackere Meister in einem Nu seine Werkstatt zusammen: zwei mit einander verbundene Bretter bilden die Schranken: ein schlechtes Bänkchen, ein Töpfchen aus Thon für das Licht, und ein anderes dergleichen für das Wasser, in den er die Sohlen erweicht, sind sein ganzes Mobiliement; ein Kasten mit Pfriemen zu seiner Seite, eine lederne Schürze, eine Mauchetter-Hose und blaue Strümpfe seine Abzeichen. Wieder er zum Werke schreitet, nimmt er einen Schluck Branntwein und hängt nach Außen hin ein Brett mit einem abgenutzten Stiefel daran, nicht anders, als wollte er sagen: „Hier werden Stiefel zu Grunde gerichtet."

Der Schuhflicker kann sich ohne vorgängige Erlaubniß der Eigenthümer in seinem Thorwege etahlirren; da er aber grundsätzlich ein blutarmer Mensch ist, dessen ganze Existenz von den Lenten im Stadtviertel abhängt, die seine Kunden geworden, so versagt ihm selbst der Hartherzige diese Gunst nur selten. Man hat wenigstens dem Vortheil von ihm, daß er den Thorweg hübsch rein hält.

Wo der Schuhflicker einmal sein Wohnpflätzchen gefunden hat, da saugt er sich fest, wie jener Remora, und draußen sieht oft wie eine Schlange, die man im Busen gepflegt. Er weiß, zu welcher Stunde den Herr ausgeht, und was für Kunde in seiner Abwesenheit kommen; er paßt auf, ob die Gebieterin zu bestimmten Zeiten das Haus verläßt, ob sie allein geht oder in Begleitung, ob das Töchterchen den Putz fleißig besucht, ob irgend ein kleines Fenster zufällig oder einen Thüre dehnhaun geöffnet wird; er wittert aus, wann dieser oder jener Kavalier vorsprechen pflegt; er erspäht Herrn und Diener auf der Straße herumreiten, und erkennt auf den ersten Blick an der Haltung des Kopfes und an der Distanz, in welcher der quidam sich hält, wie weit es Jemand gedeihen ist. Obgleich ein alter Kerl, sagt er doch jedem Dienstmädchen, das ein- und ausgeht, eine Galanterie und erwirbt sich so die Wohlwollen. Das Dienstmädchen ist dem Schuhflicker, was dem Kurschichtigen die Brille: er sieht durch jene, was er durch sich selbst nicht sehen kann, und auf diese Art bleibt der Meister in Verbindung. Weiß ihr wissen, warum der Bediente oder das Mädchen lange ausbleibt? Frage nur, ob in dem Hause, wo ihr sie hingeschickt, ein Schuhflicker residirt, und ihr wißt schon genug.

Der Schuhflicker weiß, was in jeder Wohnung des Hauses gespeist, und sogar, zu welcher Stunde es gespeist wird. Er sieht, wo jener Beamte, in einen alten Mantel vermummt, am frühen Morgen verschlich, um nach dem Markte zu gehen, weil Niemand wissen darf, daß um eine Köchin zu halten, aber nicht, um sich betrügen zu lassen. Mit einem Worte, es fällt keine Flitze in den Milchnapf, ohne daß der gute Mann sie gewahrte; er breitet sein Netz über die ganze Nachbarschaft, und Niemand kann sich herauswinden. Um diesem Netze noch mehr Ausdehnung zu geben, ist er gewöhnlich verheirathet, und seine Frau Gemahlin treibt ebenfalls kleine Geschäfte; da sie Eheleute ist, kann sie nicht als Magd sich vermiethen; deßo öfter spielt sie die Rolle einer Aushelferin oder assistenta. Sie ist im ganzen Viertel bekannt; so oft ein Studenmädchen vor der Zeit herabschiebet wird, weiß man das Weib des Schuhflickers, um die Lücke auszufüllen; sei ein Gastmahl gegeben werden, das ein paar Hände mehr erfordert; sei irgend Etwas in aller Eile gewaschen, genäht oder geplättet worden: gleich ist Schuhflicker-Frau hierbei.

Am Abend kommen die würdigen Ehegatten zusammen und tauschen sich mit bereiter Zunge gegen einander aus; die Frau giebt Rechenschaft von dem, was ihre Schlauheit ihr heute eingebracht, und der Mann versetzt ihr für jede Lappezei einen Hieb mit dem Knieriemen. Kundes Hauswerker — ich bemerke dies beiläufig — betrachten sich in Durchschnitt nur an Sonn- und Montagen, oder an hohen Festen; wo der Schuhflicker beraufscht sich alle Tage, läßt dann den Beamten-Dämon in die Schultern seines Weibes fahren und prügelt ihn weiß heraus.

Es giebt noch andere gegenannte Schuhflicker, die den Leute ihr Thüre gehen, angeblich, um alle Effekten zu kaufen; solche Arte sind aber in der Regel verkappte Diebe und wollen eigentlich die Leyoute die bes haufes studiren. Auch muß ich heute Abend zu nicht mit den festhaften Schuhflickern in gleiche Kategorie stellen.

Noch manches andere kleinere Metier verdiente wohl eine nähere Betrachtung; allein der Leser hat es nicht nun uns vecdient, daß wir ihn langweilen. Die Fächers-Frau (abanicquera), welche im Sommer mit dem Geschrei „Brautfächer, Brautfächer (abanicos de novia), 's Stück für nur Cuarto", durch unsere Straßen zieht; der Jude mit den toreados für la Ronda (einen gerösteten Kastanienbrei); der Mann mit den Strickriemen und Schneeresseln; der Zeitungsträger, der unsere Namen getruckt an die Straßenecken klebt; die Statisten, welche für zwei Realen (etwa vier Silbergroschen) per Tag auf der Bühne figuriren; der Barbier auf dem Platze de la Leche, der unter dem blauen Himmelszelt seinen Scheer-Apparat ausstrent; der Trödler-Musiker, der unbrauchbar gel gewordene Geigen, und den Kalender in der einen und dem Königlichen Patente in der anderen Hand, kreten, die sie nicht kennen, ihre Aufwartung machen und Gelt und Segen wünschen; die vielen Sprachlehrer zu Ju, und der Vocabtaimaler zu 70 Realen; die Trödelfrauen, die Kupplerinnen u. s. w. u. s. w. — treiben alle diese Personen nicht Gewerbe, die man unter gleicher Rubrik einzutragen hat? Wie Manchen unter diesen noch verschiedentlich; aber nicht Alles gehört ins Bereich des Journalisten; er giebt sich sogar genügligt, einige der merkwürdigsten Gewerbe mit Stillschweigen zu übergehen, weil sie zu gebässig, zu verächtlich oder zu ekelhaft sind. So viel aber steht unerschütterlich fest, daß kein Erwerbzweig in unserem Spanien erwerbloser ist, als der des Schriftstellers.

(Revista Española.)

Mannigfaltiges.

— Die Stimme des Spechtes. Es ist merkwürdig, daß die Stimme des Spechtes gar nicht wie die anderer Vögel beschaffen ist, sondern nur durch ein Klopfen auf den Stamm eines Baumes hervorgebracht wird. Die Hals-Muskeln des Vogels sind so gebaut, daß er die Schläge mit seinem Schnabel mit einer Schnelligkeit wiederholen, der man sich schwerlich einen Begriff machen kann. Wegen des anhaltenden großen Geschwirres ist es unmöglich, sie zu zählen. Man hat es oft mit einer Hemmuhr versucht, allein man konnte nie genau bestimmen, wie viel Schläge in einer Minute geschehen, doch mögen es gewiß einige hundert sepn.

(P. O.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Thlr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition Mohren-Straße No. 34; in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 105. Berlin, Mittwoch den 2. September 1835.

Spanien.

Eine Reise in Spanien, in Begleitung der Armee der Königin, im September 1834.

Wir haben hier eine Reise mitzutheilen, wie sie nur ein Engländer unternehmen mochte. Es ist ein Journalist, dem sein Arzt freie Bewegung und Veränderung der Luft anempfohlen hat.

Der Reisende nimmt einen Paß nach der Halbinsel; hierauf, während seine weniger dreisten oder friedlichern Landsleute sich ganz in der Stille nach Bagnères begeben, miethet er eine Trincadore, die ihn rasch von Bayonne nach St. Sebastian versetzt, mitten unter die sämmtlichen Truppen der Königin. Unser Engländer läßt sich sogleich in der Spanischen Armee anwerben, nicht etwa als Soldat, aber doch als Historiograph; und sobald der andere Morgen anbricht, muß er mit einem Detachement El Pastor's aufbrechen, um den berühmten General zu Tolosa einzuholen.

„Um Gott Ihre", erzählt der Verfasser, „kamen die Soldaten, die mir Escorte gaben, um für Mann, einzeln trabt. Da sie, besser als ich, mit den Gewohnheiten ihres Chefs vertraut waren, so baten sie, sobald sie sahen, daß man noch nicht zur Abreise bereit war, ihre Tornister los, legten sie auf die Erde hin und bedienten sich derselben als Kopfkissen, um einige Augenblicke unter den Bogengängen auszuruhen, welche die Plazza begränzten.

Endlich erschien der Commandeur. Es war ein kleiner Mann von zwischtiger Statur, ungefähr fünfundvierzig Jahr alt. Er besaß ein hübsches, bestimmtes Gesicht, das durch Sonnenbrand und Kälte, denen es schon ausgesetzt gewesen, ein dunkles Colorit angenommen hatte, und das außer seinem Herrn noch zwei volle Fässer auf dem Rücken trug. Hinter ihm her zog ein kleiner Wagen, mit Ochsen und mehreren Maulthieren bespannt. Ihr Gepäck bestand in Geldsäcken und in Schnüren für die Armee. Die Garde zog das Gewehr, das Thor wurde geöffnet, und wir marschirten ab.

Nach einem langen und ermüdenden Marsche machten wir zu Villabrona Halt, um daselbst einige Erfrischungen einzunehmen. Es machte uns große Schwierigkeiten, uns das zu verschaffen, was wir wünschten. Schon auf dem langen Wege nahm ich die Abneigung wahr, die man gegen die Truppen der Königin überall hegte. Auf den Dörfern kam uns Niemand mit dem Gruße „Gott erhalte Euch" entgegen. Vielmehr an Gegentheil, mit düsterem Blicke und zerunzelter Stirn beobachteten alle die Bauern, die sich zufällig auf der Straße befanden, ein ganz tiefes feindliches Stillschweigen. Allein je weniger die Soldaten auf ihr Freundschaft der Bevölkerung rechnen durften, durch deren Gebiet sie zogen, um so mehr suchte Kühnheit stimmten sie ihre Herzen. Sie annte conftitutionnelle Hymne an. Sie schienen die Refrains nur desto bald so oft zu wiederholen, um die Ohren der Karlisten damit desto eindringender herauszufordern. Nun wunderte man sich noch über den gegenseitigen bitteren Haß, der einen Kampf vergiftet, welcher so oft schon, von der einen Seite sowohl als von der anderen, durch Akte der Grausamkeit entehrt wurde."

Eine Stunde später kamen die Truppen zu Tolosa an, wo El Pastor damals seine Quartiere hielt. Die Stadt war eingeschlossen, und unser Reisender wäre beinahe Gefahr gelaufen, unter freiem Himmel übernachten zu müssen, wenn er nicht einem alten Französischen Dragoner begegnet wäre, der ihn aufs beste bewirthete.

„Unter anderen Annehmlichkeiten", erzählt er weiter, „hatte das Haus des Dragoners den Vortheil, daß es gerade demjenigen gegenüber lag, wo El Pastor wohnte. Ich bemerkte hier erschien der berühmte Parteikämpfer auf seinem Balkon, um frische Luft zu schöpfen.

Zuregung ist ungefähr fünfundvierzig Jahr alt. Es ist ein Mann von mittlerem Wuchs, von dicker und runder Gestalt. An den Zügen um den Mund und um das Kinn zeigt sich ziemlich klar die Entschlossenheit seines Charakters; aber seine offene Stirn und sein wohlwollender Blick verstunden Freimüthigkeit und gute Laune. Diese letztere Eigenschaft verrieth sich noch durch die etwas mehr als gewöhnliche Fülle seines ziemlich hervorragenden Bauches, der einem Ehrenmann in er ehrwürdigen City von London nicht übel stehen würde, der aber das Sommertrische und nach dem Zirkel Gemessene der militairischen Uniform in wenig entstellt. Da das breite Degengehenk, an dem der Säbel des Generals herabhing, nicht hinreichte Stelle einnehmen konnte, an er es sich gewöhnlich zu befinden pflegt, so ging es bis in die untere Gegend der Bauchbinde hinab, deren fleischige und feste Masse es zugleich tragen half. Es auszulassen, hatte El Pastor beinahe das Ansehen einer neuen Sir John Falstaff. Sein Gewand, aus grobem blauem Tuche bestehend, war an dem Kragen und den Aufschlägen mit reichen goldenen Stickereien verziert, aber ohne ein besonderes militairisches Zeichen. Denn was einmal über den Grad des Capitains hinaus ist, trägt bei den Spanischen Offizieren keine Epauletten mehr. Beinkleider von einem hellern Blau und weite Stiefeln bis über die Kniee vollendeten den Anzug Zuregui's, der im Ganzen mehr einem Landsmanne des alten und lustigen Englands ähnlich sah, als einem Offizier von leichten Truppen, der über Berg und Thal hurtig hinüberjagt.

Es haben wenig Männer mehr Wechsel in ihrem Geschicke erfahren, als der Held, dessen Portrait ich so eben skizzirt habe. Er war nur ein einfacher Schäfer, als die Napoleonische Invasion ihn von seinen friedlichen Leben mit dem Karabiner und dem Dolche vertauschen ließ. An der Spitze einiger Bergbewohner, die eben so wenig als er zum Kriegshandwerke berufen schienen, machte er sich gleich im Anfange des Krieges berühmt, indem er mehrere kostbare Zufuhren auffing, die für die Französische Armee bestimmt waren. Der Glanz, welchen diese Heldenthaten über seinen Namen ausbreitete, schmeichelte seinem Ehrgeiz, und die Beute, die sie ihm verschafften, stachelte seine Habgier. Seit der Zeit gab er, um sich der glänzenden Carrière völlig zuzuwenden, seine erbe Lebensweise gänzlich auf, von der er auch nur den Spottnamen El Pastor beibehielt, unter dem er allgemein bekannt ist.

Während des Befreiungs-Krieges entwickelten sich seine Talente stufenweise, und als derselbe mit einem glorreichen Erfolge endigte, überbot der Name El Pastor's an Berühmtheit selbst den Mina's. Als die Constitution proklamirt wurde, faßte Zuuregui die Prinzipien derselben mit warmem Eifer auf. Durch Ferdinand, als dieser König vermittelst Französischer Truppen und Französischen Geldes wieder auf den Thron gesetzt war, ward er in's Exil geschickt, worin er bis zur Ankunft Carl's zu dem Augenblicke, wo die Regierung der jungen Königin ihn zu sich berief und ihm, mit dem Grade eines Divisions-Generals, das Kommando über Guipuzcoa übertrug.

Es hätte sich schwerlich ein Mann auffinden lassen, der den Posten besser zu verwalten im Stande gewesen wäre, als Zuuregui. Dieser Feldherr verbindet mit seinem Muthe und seiner Thätigkeit ausserordentlich populairer Manieren, und, was noch mehr ist, er besitzt das Idiom aller der verschiedenen Völkerschaften, über die er seine Autorität auszuüben berufen ist. Aber was ihn vor Allem dazu geeignet macht, in dem Lande den Parteikrieg zu führen, das ist die genaue Kenntniß der Lokalitäten, wo er so viele Jahre in seiner Jugend, sowohl als heranziehender Hirt wie als unberschwindender Guerilla, zugebracht. Man sagt, daß es keine Paßage, keinen Engpaß, keine Schlucht, kein Thal in den Pyrenäen gebe, die dem unermüdlichen El Pastor unbekannt wären.

Ein Umstand macht ihm besonders zu Mitten in dem Herzen des Krieges, wo das Blut in reicherem Maaße als das Wasser geströmt ist, kamen alle die verschiedenen Parteien darin überein, seine Mäßigung und Menschlichkeit mit Lob hervorzuheben. Ich erfuhr zu Tolosa, daß er während seines Kommandos nicht mehr als zwei Personen erschießen ließ. (Man denke hierbei nur an die unzähligen Hinrichtungen, die den Ruhm der anderen Generale, seiner Kollegen sowohl als seiner Gegner, mit Blut befleckt hat.) Er hat sich mitten in dem Getümmel

feinem Balkon mit zwei einfachen Soldaten in rothen Mützen. Man sagte mir, daß es seine Vettern wären. Ihr Kostüm unterschied sich auf keine Weise von dem der übrigen gemeinen Truppen. Sie trugen, wie alle ihre Kameraden, Pantalons, bis zu den Knieen aufgeschürzt, und ließen ihre von der Sonne gebräunten und unbestrumpften Beine durchblicken; allein ihr Wetter, der sich gegen dieselben ungeführ wie ein Pascha mit drei Roßschweifen hätte benehmen dürfen, schien sich sehr wenig um diese Unregelmäßigkeiten der Toilette zu kümmern und lachte nichts desto weniger gutmüthig über die Quodibets, die sie in ihrem Gebirgs-Dialekte gegenseitig unter einander austauschten.

Diese Gutmüthigkeit bildet die sicherste Basis seiner Autorität; denn es ist bekannt, daß weder allen Generalen der Königin Espastor am besten über die Beschaffenheit des Terrains und über die Bewegungen des Feindes unterrichtet ist. Hier rühren daher, daß in diesem Kriege, wo der Bruder gegen den Bruder und der Vater gegen den Sohn bewaffnet ist, seine lenkseligen Manieren ihm warme Anhänger, selbst unter den Reihen der Karlisten, verschafft haben.

Es wurden ihm Miethwilligen von solchen Seiten gemacht, die den Drohungen sowohl als dem Golde Rodil's verschlossen blieben; kurz, ich habe ihn überall lobpreisen hören, außer bei der Armee des Letzteren. Hier können die Offiziere, die zu den adeligen und reichen Familien der Hauptstadt gehören, seine derbere Gesellschaft und seine durch seinen Degen erlangten Beförderungen nicht verzeihen. Indem sie seine Ueberlegenheit in der Führung des Guerilla-Krieges nicht leugnen können, erklärteln sie die größte Verachtung für diese Art von Krieg im Allgemeinen. Andererseits ist ihnen auch bekannt, daß der arme Schäfer keine wissenschaftliche Bildung genossen; nun übertreiben sie den Werth der gelehrten Wissenschaften, setzen die Praxis gegen die Theorie herunter, und indem sie behaupten, die Erfahrung nur aus den Büchern erwerben könne, und stellen einen Bibliothek-Beamten als den vollkommensten Typus eines Generals der Armee auf."

Am anderen Tage gegen Abend verließ El Pastor sammt seiner Division die Stadt. Das leichte Truppen-Corps, aus dem die Avant-Garde besteht, ist das furchtbarste in der ganzen Armee der Königin. Es ist ganz eigens zum Agiren gegen die Karlisten aus den Engpässen des Gebirges ausgehoben worden, wo ihre Beweglichkeit, ihre Kampfweise und ihre Lokal-Kenntniß ihnen eine wahrhaft Ueberlegenheit über die regulairen Truppen verleihen, die gewiß dazu geeigneter sind, auf dem freien Felde zu manövriren. Das ganze Corps zählt nur achthundert Mann, die aus den verschiedensten Theilen zusammengelesen sind: die Einen sind Franzosen, welche aus den Kantonnirungen an der Gränze entlohnen, und die Uebrigen sind Basken, die der hohe Ruf des Christino-Chefs herbeigezogen. Ihre Bekleidung besteht, sechs Reihen und breitig Sous täglich, eine Folge der günstigen Lage, in der Verfasser bemerkt, in einer Gegend, wo die Lebensmittel so billig sind, ein ein-drucksvolles Zeugniß von der Rohmenhaftigkeit, in der sich die Königin befindet, durch Geld-Belohnungen die wankende Treue der Navarresen zu beleben, welche ihre Sache noch nicht gänzlich aufgegeben.

„Die Uniform dieses Corps", heißt es weiter, „ist beinahe der der Karabiniers (rifles) der Englischen Armee ähnlich; sie besteht nämlich aus einem grünen Rocke und einer Kopfbedeckung mit Schirmen, das in der Mitte von den Seiten abgeplattet ist; ihre Hosen sind leichter, als die der Linientruppen. Man nennt sie die rothen Mützen, auf Baskisch chapelgorris, wegen der Farbe ihrer Kopfbedeckung, wodurch sie sich allein von den Karlisten unterschreiben. Die Letzteren haben nämlich blaue Mützen auf, im Schnitte und am Stoffe im Ganzen den Mützen ähnlich, welche die Gränz-Schotten so berühmt gemacht haben. Was die Soldaten bei den regulairen Regimentern betrifft, so zeichneten sie sich meistentheils durch ihr Geschicklichkeit Waffen; allein, wie selten wir einen ihrer Cameraden ohne Tornister! Es giebt Keinen unter ihnen, dessen Montur nicht mit Lappen von allerlei Gestalt, von allerlei Größe und von allerlei Nüancen zusammengeflickt ist.

Eine merkwürdige Thatsache beweist, in welchem Grade die in der Gewalt der Königin befindlichen Städte von den Karlisten bloßirt sind. Zwölf Stunden nach dem Abmarsche unserer 2000 Mann starken Division wußte zu Tolosa jedermann, daß wir sollen wir einen Ihrer Cantonirung hinzusetzen?

machen, deren Kanten die empfindlichsten Schmerzen verursachen; doch ist man erst am Fuße des Kraters angekommen, so wird das Steigen, wie jähe auch der Weg ist, weit minder beschwerlich; und wenn der beschwerliche Boden nicht geglattet, den Fuß aufzusetzen, so hilft man sich dadurch, daß man zuerst oder letzterst aufsteigt. Ich konnte nicht umhin, meine mir vorangehenden Reisegefährten mit Eichhörnchen zu vergleichen, die, in cylindrischen Gitter-Rädern eingeschlossen, beständig treten, ohne von der Stelle zu kommen.

Die Furcht peinigte mich, wir würden den Gipfel vor Tages-Anbruch nicht mehr erreichen; zum Glück war es nicht also; wir gewannen den Gipfel eine gute Viertelstunde vor Sonnen-Aufgang, und ich hatte also noch einige Minuten, um meine Athemlosigkeit zu ersticken. Man erwarte von mir keine Schilderung desselben. Ich glaube nicht, daß die beredteste Feder mit Erfolg ein Gemälde hiervon unternehmen oder daß die reichste Einbildungskraft ihm nahe kommen könnte. Die Sterne im Osten verschwanden in dem die Morgenröthe ankündigenden weißen Lichtglanze. Die Gebirge Kalabriens zeichneten sich in kräftigen Linien am Himmel. Lucifer, der Lichtbote, glänzte in seinem strahlenvollen Feuer. Gegen Abend verschte noch die Glut.

Die Größe des Phänomenes, welches unter meinen Füßen tobte, nahm meine Blicke, die alle vor meinen Augen sich entwickelnden Phasen der neuen Schöpfung zu erreichen trachteten, von dem Himmel nicht ablenken. Einige leichte Wolken kränzten den Horizont und zogen sich gleich einem über diese prächtige Geheimniß ausgebreiteten Schleier; doch bald, mitten aus einem Ocean von Opal, Purpur und Gold, erhebt sich majestätisch das Gestirn, welches Licht und Leben über alle Kinder der Erde ausgießt. In Augenblicken verrinnen, wie unbemerklich, als der Führer uns erinnerte, unsere Blicke nach dem Niedergange zu richten. Da lag, wie ein gigantisches Gebirge, dessen Kuppe der Aetna bildete, ganz Sicilien zu unseren Füßen. Von diesem Punkte aus sahen wir Fetz, der Dinnomar, der Neffe, die höchsten Berge — wie Hügel aus. Das Licht beleuchtete zu Anfang ihre Gipfel, verbreitete sich dann insensible über ihre Abhänge und ergoß sich endlich wie ein Strom in die tiefen Thäler.

Gegen Mitternacht umkränzte der Aeolische Archipel mit seinen Felsen-Felsen Sicilien; zu unseren Füßen die grünen Ebenen der Insel, von Flüssen durchschnitten, welche sie in langen Silberfaden befruchtend durchziehen, mit zahlreichen Heerden bedeckt, und das Meer, dessen zarte Wellen freundlich mit dem glücklichen Gestaden, die es berührt, spielen. In der Entfernung, Malta, als ein dunkler Punkt auf Norden und in 300 Lieues entfernten Horizonte. Welche Majestät! welche Größe! welcher erhabene Anblick! Unmöglichkeit senkten sich meine Knier, schleete zu dem Herrn. Hierher komme der Atheist, und sein Stolz wird schwinden gegenüber diesen Wundern, und sein Herz, wenn auch nicht seine Lippen, wird den Schöpfer bekennen!

Man genießt auf dem Aetna eine überraschende optische Wirkung, welche die isolirte Lage dieses Kolosses unter den Vulkanen allein hervorbringen kann: ich rede von dem unermeßlichen pyramidalischen Schatten des Berges. So lange die Sonne gen Occident sich hebt, bildet der Schatten, welcher über hundert Meilen lang nach der Richtung gegen Agrigent sich erstreckt, ein Viertheil des Gemäldes im Helldunkel und bildet einen scharfen Kontrast gegen die erleuchteten Partieen; je höher aber das Gestirn steigt, in dem Maaße verkürzt sich auch der Schatten, so lange bis er verschwindet.

Unsere Aufmerksamkeit wandte sich hierauf auf den Krater. Fünf tiefen Schlunde bildete er, der ungefähr von 3000 Toisen im Umfang, das Doppelte des Marsfeldes von Paris. Der Rand, welcher diesen Schlund beherrscht, zeichnet sich in bizarren Linien, eine Wirkung der sinnbrechenden dieses Vulkans; seine unregelmäßige Fläche scheint sich gegen Osten. Auf der gegenüberliegenden Seite steigt ein Krater empor, der erst von dem Gipfel sichtbar wird; von dort aus erhebt sich die Rauchsäule, welche sich in den Wolken verliert.

Ein Erdsturm floß von den Seiten dieses neuen Kraters und kürzte sich in den großen, wohin von Moment zu Moment schwefelige Dampfwolken ausquollen, welche uns hinderten, auf den Grund des Schlundes hinunterzusehen. Seine Wände sind mit schlackiger Materie, mit Schwefel und reinem Alaun bedeckt. In verschiedener Entfernung bemerkt man während der Dunkelheit blaue Flammen zwischen den Spalten hervorbrechen, welche der schwarzen Lava eine infernalische Farbe mittheilen. Alle unsere Bemühungen, in den Krater hinabzudringen, waren umsonst. Als wir unseren Führer von unseren Versuchen sprachen, brach er in laute Auerufungen aus. Ein Engländer, der es nicht lange vorher versucht hatte, mußte das Schicksal des Empedocles theilen. Es war sechs Uhr, als wir uns zur Rückkehr anschickten.

Bibliographie.
Del commercio dei Veneziani. (Ueber den Handel der Venezianer.)
Von Fabio Mutinelli. Venedig.
Del diritto di reciprocità. (Ueber das Reciprocitäts-Recht nach dem Oesterreichischen Civil-Gesetzbuche.) Von C. N. Mazzale. Mailand
Del eclecticismo in Francia. (Ueber den Eklekticismus Royer-Collard's und Victor Cousin's.) Rede, von Giuf. Devincenzi. Neapel.

Frankreich.

Meine Reise nach Brundisium.

Von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Kaum war ich also in Pierre Corneille's Vaterstadt angelangt, als ich durch meine tiefste Ehrerbietung und durch ein tiefes Schweigen die verstummendsten Lobeserhebungen, mit denen man ihn überhäuft hatte, zu sühnen suchte. Es schien mir, als ob sein mächtiger Blick, der so bereitsche Tugenden ins Leben rief, der so viele verschwundene Größe wieder erweckte, der so viele erloschene Revolutionen aus dem Staube der Gräber ans Licht zog, mit Wohlwollen auf mir ruhte, und als ob der große Corneille das Gebet hörte, welches ich im Herzen an ihn richtete. — Du, der Du einen so hohen Platz dort oben in dem Dichterhimmel einnimmst, großer Mann, der Du Shakespeare zur Linken und Racine zur Rechten hast, der Du Molière von Angesicht zu Angesicht schaust, Du, dessen heiligen und geweihten Mantel Voltaire lächelnd und doch mit aller ihm möglichen Verehrung trägt; o Corneille, wirf einen günstigen Blick auf uns nieder, denn Du allein kannst uns retten; ja, Du allein bist jetzt das Muster und der Heiland der tragischen Dichtkunst. Voltaire ist durch seine eigene Philosophie erschöpft, und mit ihm ist es vorüber; denn die Gesellschaft, die er gepredigt, hat längst alle Hindernisse weggeräumt und alle Schranken umgestürzt. Racine, der Bewunderungswürdige, war nur unter dem großen Könige möglich, mitten unter jenen eleganten Liebesbündnissen, deren Dolmetscher und unbewußter Mitschuldiger er wurde. Die Tragödie eines Einzigen, gedichtet für einen Einzigen, die individuelle Tragödie Ereignissen zum Beispiel, ist nicht mehr möglich, denn die Massen der jetzigen Zeit beschäftigen sich nur mit Ideen, das sie ihre Mission ist; Du allein, Du Mann der Politik, Du bist das einzig mögliche Vorbild für unsere Zeit. Du allein verstehst es, den Völkern von den Interessen und besonders von den Leidenschaften der Völker zu sprechen; Du allein hast das Geheimniß aller Revolutionen und somit das Ziel aller Größe ergründet; Du allein entkleidest den Helden, der Dir unter die Hand kommt, und nachdem Du ihm seinen Purpurmantel abgenommen, nachdem Du seine Tritonen entfernt hast, zeigst Du ihn uns auch groß und furchtbar, wenn er wirklich groß und für sich selbst genug ist, jene Helden, die schmackvolle und gefeilte Diction wieder zu erreichen, das Höchste, was man in Stil, Leidenschaft und Ideal erreichen kann. Du gelangst viel schneller zum Ziel, Du drückst Dich kurz, einfach und bündig aus, wie es zu Deinem Zweck dient, wie ein großer Dichter, der auch zugleich ein großer Praktiker ist; Du stehst an der Spitze unserer alten Epoche, die gerades Wegs, ohne Umschweife, ohne Schnörkel, ohne Umschreibungen auf ihr Ziel losgeht. Du vollendest nicht die bewundernswerthen Nachahmungen, aber ganz neue Schöpfungen; Du schreibst nicht, wie man schreiben haben; auch bist Du es, den unsere literarische Epoche, ohne es zu wissen, sich erkoren hat. Du hast Herrn Lemercier, dem alten Akademiker, die Hand gereicht, und Herrn Victor Hugo, der, ach, nächstens auch ein Akademiker sein wird, und einen Jeden von ihnen hast Du hervorbringen lassen, was sie hervorzubringen vermochten. Du zeigst Lemercier aus der Literatur der Kaiserzeit hervor; ausgezeichnete Ehre, unschätzbares Glück! Was den Herrn Victor Hugo betrifft, so kannst Du ihn, Spanisch gebildet, wie Du selbst es warst, und Du brauchtest ihm kein schönstes Drama ein, seine Castilianische Ehre, eine Erinnerung an Cid, jene erste dramatische Geschichte der Castilianischen Ehre. Ja, Victor Hugo ist Dein Sohn; wohl ihm, wenn er stets Dir folgen wollte; wohl ihm, wenn er mit Deinem Stil, mit Deinen prächtigen und kühnen Wendungen, mit Deinen Umgewohnten, eingeschnittenen, kräftigen Versen auch die Einfachheit Deines Styles, die Klarheit Deiner Handlung, den erschütternde Entwickelung Deiner Tragödie von Dir annähme; wohl ihm, wenn er ganz in die Fußtapfen träte, die Du ihm vorgezeichnet, und die er mit solchem Glück aufgefunden und mit solcher Sicherheit und Beharrlichkeit verfolgt hat.

O Corneille, komm uns zu Hülfe, rette uns von dem prosaischen Trauerspiel, rette uns von den gereimten Thränen, von den des Nachts dermaßen begossenen Spionen, von den Geistern und Klarheit Gegenstehenden, rette uns von dem leeren Schwulst, rette uns von der Stickluft, von den doppelten Schlupfwinkeln und von dem gar zu oft wiederkehrenden Menschlein! Lehre uns, wie man groß sein und doch immer einfach bleiben kann, wie man sich zum Erhabenen nicht hinaufwindet, sondern wie man mit Einem Wort dazu gelangt, wenn eine echte Leidenschaft ins Wort eingießt; belehre uns auch, wie die Tragödie nichts Anderes ist, als die Geschichte der großen Männer und der großen Völker, zum Nutzen der Gegenwart und Zukunft geschrieben. Mit einem Wort, da Dich Dein Bildhauer, freigebiger als der Kardinal Richelieu und König Ludwig XIV., mit einem so weiten Mantel bedeckt hat, großer Mann, so breite Deinen Mantel über uns aus. So sey es! Amen.

Nach Beendigung meines Gebetes verweigte ich noch einmal vor diesem großen Geist der modernen Poesie und war mit dem nächsten Schritt schon vor der Thür eines Gebäudes. Ich war, als ich anklopfte, um die Zeit, wo es noch nicht Tag und doch nicht mehr Nacht ist.

Schon erwachte die Stadt aus ihrer Ruhe. Ich weiß nicht, ob sie schon einmal beobachtet haben, wie sonderbar sich dies macht, wenn mit einem Male Leben, Bewegung und Geräusch in die schweigenden Straßen, leeren Plätze und stummen Quais eintritt. Kaum zeigt sich die Sonne, so regt sich auch schon jedes Haus und öffnet seine Thüren und Fenster, wie ein arbeitsamer Mensch seine noch schlafmunkenen Augen aufschlägt. Nun verschwindet allmälig die nächtige, schweigsame Stadt, um der geräuschvollen, tagbellen Platz zu machen. Man möchte sagen, die Häuser wichen anderen Häusern, wie die Sterne anderen Gestirnen Platz machen. Jenes Gebäude da, welches bei Nacht wie ein großer prächtiger Palast erschien, ist am hellen Tage nichts als ein altes schlechtes Wohnhaus; die Kathedrale, die im Mondlicht noch eben so groß war, schrumpft mit dem nahenden Tage immer mehr und mehr zusammen. Die Statue Corneille's, die mir so riesenhaft vorgekommen war, schien jetzt unter den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne ein-

Digitized by Google

zuſtehen. Alles verändert ſich an dieſem Koloß und um ihn herum; es iſt nicht mehr meine Stadt, von der ich vor wenigen Augenblicken noch der einzige Eigenthümer war, die mir allein ihre Straßen, ihre Quais, ihren Hafen öffnete; ſondern eine Stadt, die ſich für ihr tägliches Brod abarbeitet, eine Stadt, die aufwacht, um zu ſchaffen, zu handeln, zu leiden und zu ſterben; ſo eben war ich noch der Herr, der König dieſer ſchlafenden Welt, jetzt bin ich nur noch ein Fremder, dem der erſte beſte Grobarm ſeinen Paß abzuverlangen berechtigt iſt. Alſo fein ſtill in den Winkel.

Ich ſah die Stadt Rouen im Morgenlicht, und ich ſah ſie ruhig, ſchön, alt und ehrwürdig. Bei Tage iſt es eine Stadt, die allen Städten gleicht, wo das Leben erkauft wird, wo Jeder an ſein Geſchäft gefeſſelt iſt, allen Städten, die im Schweiß ihres Antlitzes von ihrer Hände Arbeit leben. Die Städte haben oft gleiches Loos mit den Menſchen. Es giebt Städte, die kaufen, verkaufen, fabriziren, ihr Gold auf hohen Zins legen, für die Zukunft ſorgen und ſich um den Cours der Rente bekümmern; und es giebt andere Städte, die ruhig träumen, des Nachts unter ihren warmen Dächern und des Tages im Schatten ihrer Bäume ſchlafen; es giebt noch andere, die ſich weder mit der philoſophiſchen, noch mit der Handels-Speculation beſchäftigen; das ſind die ganz ſpießbürgerlichen Städte, die ſich in ſchlaffer Gleichgültigkeit ſchon längſt von Geſchäften und Gedanken zurückgezogen haben, und denen es nur um ruhiges Behagen zu thun iſt; die ſich im Winter mit Glasfenſtern und im Sommer mit Vorhängen vor den ſiedenden Mittag ſchützen. Ihr wiſſen, wie viel Kieſelſteine an ihren Ufern liegen, weil ſie Zeit gehabt, ſie zu zählen, und die Ihnen ſagen werden, wie viel Reiſer die alte Ulme auf ihrem Marktplatz im letzten Jahre getrieben hat. Welchen von dieſen Städten würde Ihr Geſchmack den Vorzug geben? Der Stadt, die immer arbeitet, der Stadt, die immer träumt, oder der Stadt, die immer ausruht? Wollen Sie eine Stadt, die arbeitet, ſo haben Sie Paris; — wollen Sie eine, die träumt, — Venedig; endlich eine Stadt, die ausruht — abermals Paris. Paris iſt die Arbeit, die Philoſophie, der Schlaf; es iſt Alles, was man denkt, es iſt Alles, was man wünſcht, es iſt das Eldorado mit Candide, mit Panglos, mit Kunigunde, und vor Allem mit den ſieben entthronten Königen, die ſich zum Karneval nach Venedig begeben.

Das iſt Alles, was ich in Rouen geſehen: die Kathedrale und die Statue Pierre Corneilles; ein ungeheures Gebäude, verwittert und ohne Glauben, und ein bronzenes Standbild von geſtern, von der Menge verehrt und angebetet; hier ein Tempel ohne Gott, und dort ein Gott ohne Tempel; Träumer, die einſt heilig waren, jetzt aber verfallen ſind und von einigen unglaublichen Tagedöhnern, die etwas Beſſeres zu thun glauben würden, wenn ſie eine Kaſerne oder ein Rathhaus zu bauen hätten, langſam, ſchlecht und ſchwerfällig wieder aufgebeſſert werden; und auf der Brücke ein Mann, der einſt verkannt, geringgeſchätzt, vertrieben, in's Elend geſtürzt, ja, von dem verführerſahrenden Schauſpieler mit Koth beſpeiſt wurde, und für den man nun ein ganz neues Piedeſtal aus Marmor und Erz erbaut; hier eine verlaſſene, verödete, traurige, in Staub verfallene Kirche; dort ein Kultus aller Herzen und Geiſter; hier Einſamkeit und Vergeſſenheit, wo ſelbſt es bei einem ſolchen Marktlief und bei einem ſo kurzigen Gegenſatz anzuführen wagen, auf welcher Seite der Glaube, auf welcher der Gott iſt? Welch ein Ding iſt die Zeit! Sie entzieht dem, der achtzehn Jahrhunderte lang angebetet worden, den Ruhm und die Huldigungen und umgiebt einen armen Mann aus dieſer Stadt, der beinahe ſchon ein Jahrhundert todt iſt, mit einer unſterblichen Glorie!

Man kann alſo die Stadt Rouen in die beiden Worte zuſammenfaſſen: eine Kathedrale, die einfällt, und eine bronzene Statue, die ſich immer weiter erhebt; ſo wie man die Stadt Dieppe kurzweg als eine am Strande ſich drechende Meereswoge bezeichnen kann. Dieppe iſt im Ganzen genommen ein ziemlich trauriger Ort ohne ſehr beſtimmte Phyſiognomie. Man geht zu Bett oder bei Tage ſehen, es bleibt immer dieſelbe Stadt. Sie iſt eine von den ewig ſchlafenden Städten, von denen ich oben redete, und die nur zu gewiſſen Stunden des Jahres ihren tiefen Schlaf verlaſſen, um ihren Bedarf an Oel und Wein einzukaufen, worauf ſie ſich dann wieder niederlegen und, wie der Bär im Winter, an ihren Pfoten lecken. So wie man in die Stadt tritt, ſucht man das Meer, und man iſt ſehr erſtaunt, es ganz in der Ferne zu finden, weit ab von den Häuſern und Straßen, die es durch ſein gewaltiges Nahen zu bedrohen ſcheinen. Dieſe Fremde ſich in's Schleier; es mag krank oder wohl auf, dann oder bei ſtrm, augenblicklich, ohne daß ihm Einer Halt zuruft, wirft er ſich in die ſalzige Flut. Eine große Unvorſichtigkeit! Dieſes von Salz ganz geſchwängerte Waſſer iſt nichts weniger als ein geſahrloſes Bad; im Gegentheil, es können Einem die ſchlimmſten Zufälle bezeugen, wenn man aus dem trägeriſchen Element zurückkommt; Schwindel, ſtechende Schmerzen, Heiſerkeit und Husten, Haubremnen, Nervenzittern von langwieriger Kälte, lange Schlafloſigkeit, oder, was noch traurigter iſt, ſchwerer Schlaf, das ſind die Uebel, die den Unbeſonnenen erwarten, der ſich ohne Rath dem Vergnügen hingiebt, den Wellen obzuſiegen und Trotz zu bieten. Ich ſelbſt habe nach fünf oder ſechs einſtündigen Seebädern einen Theil ſeiner Unannehmlichkeiten empfunden. Anfangs iſt es ſehr behaglich und ein wahres Feſt, die Welle ſo ſchäumend an ſeinen Flanken ſich ſträuben zu ſehen, ſich vor Schritt vorzuwerfen und ſich plötzlich in eine drehende Woge zu ſtürzen, die unſeren Körper mit Gewalt fortreißt, aber, bald bezähmt, uns ſanft wie ein Kind ſchaukelt. Man wird fortwährend hin und her geworfen und befindet ſich halb todt am Himmel, bald tief im Abgrunde; das Waſſer iſt lau, die Luft iſt friſch; man vergißt die Zeit, und wenn man aus dem Bade kömmt, fühlt man, ſo ſchön und ſanft war es, in ſeinen Gliedern eine ungewöhnliche Geſchmeidigkeit; aber man nehme ſich wohl in Acht vor den Folgen dieſes gewaltſamen Heilmittels. Man iſt ganz von Salz durchdrungen, man kann nun heraus kömmt; das mächtige Waſſer hat Einem tüchtig die Seiten gepeitſcht und den Körper zerwungen, dieſe ungewohnte Laſt zu ertragen; die Folgen davon werden hinter drein kommen.

Der Badende ſcheint hier zu ſehr ſich ſelbſt überlaſſen, er müßte, ehe er ſich einem ſür ihn ſo neuen Element übergäbe, genöthigt ſeyn, erſt auf den Rath und nöthigenfalls auf die Befehle des Bade-Arztes zu hören, um ſo mehr als dieſer Arzt ein ſehr verdienſtvoller, beſcheidener, aufgeklärter und freundlicher Mann iſt, der die heftigen Wirkungen des heftigen Mittels, welches er vorſchreibt, ſehr wohl kennt. Leider hat er einen ſehr indirekten Einfluß auf die Badenden, nur den, welchen ihm ſeine Einſicht und Erfahrung giebt, aber keine Macht, und folglich kein Anſehen. Ich ſage es noch einmal, ein Bade-Arzt müßte über die Bäder, die er verwaltet, zu gebieten haben; dies wäre um ſo nöthiger, als die meiſtern großen Kenzte zu Paris in dieſem Punkte ziemlich unwiſſend ſind. So ſchickte ein großer Doktor in dieſem Jahre eine ſeiner Kranken zum Seebad und verſprach ihr den Tod, ſie ſollte anfangs ein einſtündiges Bad nehmen, nach einigen Tagen aber könne ſie es bis auf zwei Stunden verlängern. Nun war dieſe Dame eine arme gebrechliche und kränkliche junge Frau, die nicht die geringſte Erſchütterung vertragen konnte; ein Bad von einer Viertelſtunde, und ſie wäre unfehlbar darauf gegangen; der Doktor Gaudet, dem ſie glücklicherweiſe ſine ſeltſame Vorſchrift mittheilte, verordnete ihr, ſie den Anfang nur zehn Minuten lang gegen Ende aber zwanzig bis dreißig Minuten im Waſſer zu bleiben. Das war, wie Sie ſehen, noch ziemlich weit ab von den zwei Stunden, die ihr der unerfahrene Pariſer Arzt in der Salzfluth zuzubringen vorgeſchrieben hatte.

Das Alles mag einem Mediziner ſehr ungelehrt erſcheinen. Aber warum? Der gute Rath von Jemande, der unverſtändig geweſen iſt, thut oft mehr Wirkung, als die Kunſtanordnungen eines Univerſitäts. Rth, leider Gottes nur zu ſehr großen Mondarzt, der nicht mehr iſt, dieſer Mann, der die Ruhe und der Troſt ſo vieler Familien war, der wie eine ſichtbare Verſehung die ganze Nacht über wachte, während wir ſchliefen, Dupuytren, der ſo früh und ſo ſchnell Verdächtene, auch er hat das Ende ſeines Lebens durch unvorſichtigen Gebrauch der Seebäder zu Treport ſehr beſchleunigt. (Fortſetzung folgt.)

Bibliographie.

Campagne pittoresque du Luxor, exécutée pendant les années 1831, 1832 et 1833, pour aller chercher à Thèbes l'obéliaque de 230 Pieds. — Von Leon von Joannis. Mit einem Atlas und 18 Kupfern. — 18 Fr.

La chronique de Nestor, traduit en français d'après l'édition impériale de St. Pétersbourg. — Von L. Paris. 2 Bde. 16 Fr.

Géographie comparée, ou étude de la terre; par C. Ritter. — Aus dem Deutſchen überſetzt. Theil I.

Histoire d'Allemagne; par J. C. Pfister. — Aus dem Deutſchen überſetzt von Paquis. Jede Lieferung ½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Die Seiden-Fabrication in Frankreich. Wenn die Quantität der in Frankreich producirten rohen Seide auf 3,000,000 Pfund geſchätzt wird, ſo muß man die Cocons auf ungefähr 36,000,000 Pfund anſchlagen. Man hat berechnet, daß zu einem Pfunde Cocons die Conſumtion von 16 Pfund Maulbeerblättern erforderlich iſt, ſo daß in Frankreich jährlich 576,000,000 Pfund ſolcher Blätter conſumirt werden; nimmt man nun für jeden Baum im Durchſchnitt eine jährliche Produktion von 10 Pfund Blättern an, ſo muß ſich die Zahl der Maulbeerbäume in Frankreich ungefähr auf 5,700,000 belaufen. Eine Unze von Seidenwürmer-Eiern bringt im Durchſchnitt 100 Pfund Cocons hervor. Eben ſo nimmt man an, daß eine Unze Eier zum ernähren 30,000 Würmer nöthig iſt. Die Anzahl der Seidenwürmer, die jährlich in Frankreich aufgezogen werden, kann demnach nicht weniger als 10,800,000,000 betragen. (Dr. Bowring's Report.)

— Die Taucher von Navarin. Man hat verſchiedene Behauptungen darüber aufgeſtellt, wie lange die Perlenfiſcher und andere Taucher ſich unter dem Waſſer in beträchtlichen Tiefen, ohne zu athmen, erhalten können; Einige verſichern, daß man eine halbe Stunde, Andere, daß man noch länger darin im Stande wäre, das Experiment auszuhalten. Allein der Dr. Leſerre aus Rochefort, der vor einiger Zeit zu Navarin Stationirt war, hatte hinreichende Gelegenheit, um die Kräfte der beſten Taucher mit eigenen Augen zu prüfen. Er beobachtete diejenigen, die dazu benutzt wurden, die Ankerreife der in dem Hafen von Navarin untergegangenen Türkiſchen Flotte aufzuſiſchen. Die Tiefe, in die ſie ſich hinabſinken mußten, betrug 100 Fuß; allein ſo berühmt auch die Griechiſchen Taucher wegen ihrer Geſchicklichkeit ſind, ſo konnte es doch keiner von ihnen zwei Minuten hinter einander unter dem Waſſer aushalten. Im Durchſchnitt blieben ſie nicht länger als ſechsundſiebzig Sekunden in der Tiefe, und wenn ſie dann herauskamen, ſchoß ihnen oft noch das Blut zu dem Munde, zu den Augen und zu den Ohren heraus. Im Allgemeinen aber mal hinter einander zu verbrechen. Ihre Verſuche in einer Stunde vier Mal hinter einander zu wiederholen. (Medical Gazette.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (⅙ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 106. Berlin, Freitag den 4. September 1835.

England.

Sonntags-Vergnügungen der Londoner Philister in den heißen Sommertagen.

„Ein krankes Auge sieht Alles in der Natur verkehrt." Dies findet seine Anwendung auf die faden Philister der Residenz. Selbst in ihren Vergnügungen scheuen sie Dingen nachzulaufen, welche jeder andere menschliche Geschöpf, dessen Sinn nicht verdreht worden ist, mit Abscheu erfüllen. So leben wir jetzt in den Pfingst-Feiertagen, und das Wetter ist plötzlich so heiß geworden, wie unter der heißen Zone. Was werden unsere würdigen Londoner Bürger machen? Alle haben nur Einen Gedanken: sich zu amüsiren, und ihr werdet gestehen, die Art und Weise, wie sie dies erreichen, ist sehr zweckmäßig. Steigt hinunter zu den Landungsplätzen der Themse und betrachtet euch die nach Greenwich, Woolwich und Gravesend abgehenden Dampfschiffe. Sehet diese Hunderte, diese Tausende von Personen und Dingen, die hier wie die Häringe zusammengepackt sind: Männer, Frauen, Kinder, Speisen, Getränke, Pfeifen, Taback, Alles bildet eine einzige Masse; die Einen seufzen, die Andern lachen, Alle schwitzen. Alle endlich sind mehr oder weniger übergangen, daß sie sich amüsiren. Das Schiff schwankt, und ihr glaubt sie allesammt in den Strom fallen zu sehen. Unterdessen löst sich der dicke Rauch in dunkeln Wolken von den eisernen Heerde, und die Schweißtropfen, welche wie Schneeflocken von ihren durch Schweiß erweichten Gesichtern hinabrollen, verwandeln sich in schwarze Schminke auf ihren Backen. Der Dampf strömt aus, und sein Geruch, gemischt mit dem des erhitzten Theers und Gußeisens, wird die Geruchs-Nerven der Masse angenehm kitzeln. Aber was verschlägt dies? Sie amüsiren sich, und schwören, niemals etwas Erqblicheres gesehen zu haben.

Das Schiff ist jetzt an dem Ort seiner Bestimmung angelangt, und hier ..... Lieber Gott! welcher schrecklicher Verbrauch von Bier, Wachholder-Branntwein und Taback! Die Kinder, von dem übermäßigen Genusse ungesunder Speisen dreist und aufgeräumt, weinen vor Leibschmerzen, und um ihre Thränen zu stillen, stopft man ihnen mit einem Ueberrest fetter Kuchen den Mund. Ihre Aeltern gehen auf die erste Kneipe zu; dort treten sie in einen bereits von Menschen erfüllten Saal, in dessen Besitz der Bier- und Taback-Dampf seit der Sündfluth sich gesetzt haben muß. Der Mann läßt sich eine Pfeife und einen Krug Bier geben; die Frau nimmt einen mit Wasser versetzten Wachholder; die Kinder theilen abwechselnd mit Papa oder Mama, bis sie sich übergeben. Die Glocke der Rückfahrt ertönt; plötzlicher Aufruhr! Man läuft, das Ufer zu gewinnen; sie stößt, tritt, verdrückt Einer den Anderen; man beräuchert, bedampft sich und schwitzt von neuem, und kömmt nach Hause, um ein Abendbrod von Brod, Käse und wieder von Bier einzunehmen; hernach streckt man sich hin, ganz voll von den Vergnügungen des Tages. Auf diese Art verbringt der Handwerksmann seinen Festtag.

Der Geschäftsmann, der seinen Laden zuschließt, und der sich für etwas Besseres hält, wird so gemeine Schwüngen verachten. Er steigt auf den Himmel einer stage und läßt sich auf's Land kutschiren. Ihr glaubt vielleicht, daß er unterwegs an dem Anblicke der schönen Blume oder der prächtigen Wiesen sich erfreut, oder entzückt den Duft der in der Blüthe stehenden Bohnen und alle die süßen Düfte des Festes einathmet? — Nicht nein! das ist nicht Mode. Daschon er auf dem Kutschersitzimmel sitzt, muß man wissen, daß er nichtsdestoweniger mit den Manieren der gesten Welt bekannt ist. So zieht er denn seine Zigarren-Büchse aus der Tasche, bietet den Wagen halten, um Feuer zu fordern, und aus Dankbarkeit gegen die Gefälligkeit des Kutschers wartet er auch ihm mit einer Cigarre auf. Bald sind Alle um ihn her in einer Dampfwolke eingehüllt, und von dem Gestande und dem Rothwelsch der Stadt sich entfernt, durchfliegen Mitter und Gespann die weitesten Strecken, und die ausnehmende Gegend vollkommen gleichgültig; denn es kömmt auf Nichts an, so geschieht's nie, um von den kleinen Theatern zu reden, seinen Cigarren eine Lobrede zu halten und zu erzählen, was das Hundert gekostet hat. Er lebt in seinem Kaffeehause ein, verzehrt, spielt den Anartigen, macht sich von aller Welt Komplimente und fordert die carte à payer mit einem Tone, der sagen will: Wer bezahlt, könnte machen, was er wollte. Da er zu tief in das Glas gegückt hat, bittet ihn der Kutscher beim Nachhausefahren, sich in den Wagen zu setzen. Hier dreht er Grobheiten; man macht ihm Vorstellungen; er theilt aus und empfängt Fußtritte. Er droht, zwischen den Zähnen murmelnd, mit Injurien-Klagen; aber er thut nichts — und so sind seine Vergnügungen des Tages beendigt.

Die Personen, welche wir hier schilderten, sind die modernen Neger. Es bleiben jedoch noch viele von der guten alten Schule zu nennen, welche ihre Freunde auf dem Lande in ihrem Kabriolet in aller Ruhe besuchen, oder welche in einem anständigen Gasthofe einkehren, wo sie eine mäßige Ausgabe machen. Nichts Wohlthuenderes für das Auge, als zu sehen, wie diese guten Leute am Abend eines heißen Tages nach Hause zurückkehren und ihr Pferd ruhig traben lassen, das fünf (Engl.) Meilen in der Stunde macht. Ein Blick auf sie überzeugt uns, daß sie mit derselben Gemüthsruhigkeit die Gebetbuch in die Hand nehmen, wie die Rechnung für das Genossene. Früher sey mit ihnen und ihres Gleichen! (Dublin University Magazine.)

Bibliographie.

The songs of La Colona. (La Colona's Gesänge.) Von M. A. T. 10½ Sh.

The parables of our Lord. (Die Gleichnisse Jesu Christi.) Von dem Geistlichen B. H. Draper. 2 Sh.

The natural history of man. (Die Naturgeschichte des Menschen.) Nebst einer Karte und Kupfern. 3½ Sh.

Abbot's fireside piety. (Abbot's Andacht am Kamin.) Zweiter Theil. 1½ Sh.

Tear's one step further in stenography. (Ein Schritt weiter in der Stenographie.) Von Tear. 2½ Sh.

Chronological charts. (Chronologische Tafeln, zur Erläuterung der alten Geschichte und Geographie.) Von John Drew. 2 Pfd. 6 Sh.

British and foreign doga. (Englische und ausländische Hunde nach Original-Zeichnungen.) Von W. R. Smith. Erster Theil. 10½ Sh.

Popular treatise on diet. (Populaire Abhandlung über die Diät und über die Lebensweise.) Von W. H. Robertson. 6 Sh.

Frankreich.

Meine Reise nach Brundusium.
Von Jules Janin.
(Fortsetzung.)

Dieppe war, wie Sie wissen, ein Lieblingsort der Herzogin von Berry in den schönen Tagen ihrer Macht und ihrer Laune; sie hat die Väder und das Gymnasium zu Dieppe gegründet, und ihre wohlwollende Gunst brachte zur selben Zeit diesen kleinen Meereswinkel in Flor, wo sie Ihren Seide zusammentrat. Sie war eine von den Frauen, die immer gutes Muthes sind, Schoßkinder des Glückes, die sich über nichts Kummer machen, die Alles dahin fahet. Glück und Macht; und wohl dem Elend, welches weiter nichts verliert!

Doch Dieppe hat dasselbe Schicksal gehabt, wie alle Königliche Gründungen; es ist ihm im Kleinen gegangen, wie dem Schloß Versailles im Großen. Als die Hand, welche diese Wunder erschaffen hatte, todt erstarrte, da war es um all diese Wunder geschehen. Die Geschichte des Versailles Ludwig's XIV. ist auch die Geschichte der Bäder von Dieppe. Diese sah nur für die Herzogin bedeute Küste ist beinahe ganz verlassen; dieser ungeheure Ballsaal, der sie sie eingerichtet wurde, wo sie wie eine gewöhnliche Sterbliche tanzte, und die nicht groß genug war, um die Menge all der lustigen und gesunden Hofleute zu fassen, ist jetzt mit einigen stillen festligen Kranken kaum halb gefüllt. Keine festlichkeiten mehr, keine Freuden, keine Spaziergehten auf dem Meere, keine glänzende Ritterspiele, kein Echo, das die leichtfertigen Worte wiederholt, nichts mehr von der blitzenden und funkelnden jungen Welt, die noch gestern hier am Gestade umherwandelte. Ehedem war diese Galleeie Alles umfonst gröffnet und stand sich wohl dabei; jetzt bezahlt man Entree, und die Gallerie ist zu Grunde gerichtet. Aber ich brauche Ihnen diese Verödung wohl nicht länger zu schildern; Sie sind hier nicht mehr als einmal in den schwigenden Alleen des kleinen Trianon spazieren gegangen?

Und dann, was alle diese vom Meer bespülten Orte so traurig macht, was in allen Gebirgen, wo heiße und mineralische Quellen sprudeln, solche Langeweile verursacht, das ist eine besondere Race Englischer Reisenden, die traurigsten, langweiligsten und gelangweiltesten Menschen der Welt; ein Nomaden-Geschlecht, das sein Vaterland hat und sein spärlanzendes Elend von Norway nach Paris, von Paris nach Petersburg, von den Salzquellen zu den Schwefelquellen mit sich herumschleppt; diese bleichen Engländer, die überall hemmeisen, sich überall anbeuden, überall essen und schlafen, nur nicht in England. Sie können gar nicht-glauben, lieber Freund, wie wirtig einem diese neue einförmige

Digitized by Google

Zigeuner-Race an allen Orten ist, wo man sie antrifft. Wenn Sie mir von einem Engländer in England sprechen, za, dann sage ich, ein Engländer in London ist ein einschüchterndes, thatiges, beschäftigtes, arbeitsames Wesen, ganz den Angelegenheiten der Gegenwart ergeben, empfänglich für alle edle Leidenschaften, hochherzig, wohlhabend, geschmackvoll, zu gestreicht; aber ein Engländer in Frankreich, ein Engländer im Seebade, das ist die traurigste und jämmerlichste Figur. Zu uns kommen sie in ihren abgetragensten Kleidern und mit der verächtlichsten Miene; wenn man sie so ansandere gespannt, und meist von armseligen Dienerinnen begleitet sieht, die sie auf dem Hinterstz ihrer Wagen, wenn sie Wagen haben, in der Sonne braten lassen, so möchte man sie für eine Heerde schlecht gewaschenen und schlecht gekämmter Hammel halten.

Kaum in einer Stadt angelangt, bemächtigen sie sich völlig derselben; sie sind dann die Herren davon, die Stadt gehört ihnen, es ist für Niemand mehr Platz; sie machen sich breit mit ihrer dadurchschen Mundart, schwatzen überlaut und weichen keinem Menschen auf der Straße aus, gerade als ob sie in London auf der Westminster-Brücke gingen; man möchte glauben, sie haben für einer dritte Invasion in unsere Mauern ausgeprieen, so stolz und hochfahrend benehmen sie sich. Doch freilich, diese Herren verfahren dabei ganz logisch. Sie haben die Habgier unserer Gastwirthe, Postillone und Kaufleute jeder Art sich dermaßen vor ihnen demüthigen sehen, daß sie sich einbildeten und sich noch einbilden, Frankreich ihre nur durch sie und für sie. So ist es auch in Dieppe; denn was sie Hotels oder vielmehr was sie für Wirthshäuser treffen Sie hier? Die Hotels der Schiffer, wie z. B. das Hotel d'Angleterre, einen Gasthof zum König von England, einen Gasthof zur Stadt London, ein Hotel d'Albion, einen Gasthof zum Prinz-Regenten, ein Hotel de Windsor; kurz, die Stadt gehört ganz den Engländern. Und doch, wer weiß, ob die Stadt ihren Wohlstand nicht wenigstens eben so sehr den armen Franzosen zu verdanken hat, die nichts als schlechte Franzosen sind, als allen jenen zweideutigen Mysterds, denen sie mit solcher Zuvorkommenheit begegnet? Wie dem sey, man macht den Engländern Platz, wenn sie schaarenweise umherziehen mit ihren geoßen, trockenen und vergelbten Frauen und mit ihren kleinen Kindern von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, die, mit fliegendem Haar und mit Reifen in der Hand, wie unsere bläschen kleinen Knaben und häbschen kleinen Mädchen im Garten der Tuilerieen, herumrennen.

Das nämen also die liebenswürdigen Einwohner der Stadt; denn was die eigentlichen Einwohner anbetrifft, so weiß man nicht recht, wo sie stecken, und innerhalb der Mauern der Stadt Dieppe ist ein Dieppe Bürger eine seltene Merkwürdigkeit. In der That, sodald die Badezeit kömmt, hängt jeder Eigenthümer eines schönen und wohnlichen Hauses einen Zettel heraus, worin allen Vorübergehenden in Englischer Sprache angekündigt wird, daß das Haus zu vermiethen ist. Die Vogel sind durchgängig, daß Jeder, der nur einen Tisch, einen Sessel, ein erträgliches Bett, ein anständiges Zimmer besitzt, dies Alles dem ersten besten Ankömmling überläßt, nur muß es ein Engländer seyn. Um diesen Preis geht Alles dahin, Bett, Tisch und Stuhl; jeder Winkel eines bewohnbaren Hauses wird auf diese Weise von dem Eigenthümer an den Meistbietenden abgetreten, und wenn das Haus voll ist, verschwindet der Besitzer, man weiß nicht wohin, er ist eine neue gegenwärtige, aber unsichtbare Gottheit, die Alles sieht, sich selbst jedoch nicht sehen läßt, die mindestens eben so gut Englisch als Französisch versteht, aber weder die eine noch die andere Sprache spricht. Erst wenn die Kälte den letzten Engländer aus dieser Stadt vertrieben hat, wagen sich die Eigenthümer der vermietheten Häuser wieder hervor und entreisten sich, in ihr Bett, in ihr Zimmer und in ihren Besitz zurückzukehren. Der Fremde aber, ich meine der Franzose, der nach Dieppe kömmt, kann auf diese Winter-Bevölkerung gar nicht rechnen.

Aber welches Glück auch, wenn man mitten in dieser bewohnten Einöde einen Menschen aus seiner Bekanntschaft findet, oder eine schöne, liebenswürdige Französin aus Paris, ein Zipfelchen weißen Schleier und ein Stückchen rosenrothe Mauge, und wie viel Dank weiß man ihr für ihre süße liebliche vaterländische Erscheinung in diesem Heidekraut-Winkel dieses Landes so wohl leidet! Dann wird man inne, daß es noch Leute auf der Welt giebt, die keine Englische Landstreicher sind; dann möchte man mit Lankred flugen: O patria! Daher kömmt es, daß zu Dieppe zwischen Frankreich und Frankreich, zwischen weißer Hand und weißer Hand so schnell ein Freundschafts-Bündniß sich anknüpft. Auf dem Meere, im Meere, überall suchen sich die Franzosen, rufen sich einander zu, gesellen sich zu einander, erkennen und schätzen sich gegenseitig. Mitgetheilt liebt man seines Gleichen so sehr! Nirgends fühlt man sich so glücklich, einander zu sehen und wiederzusehen. So dann man Altar gegen Altar, so verstärkt man sich gegen die Engländer und begegnet ihrem Geschrei mit Lächeln, ihrer trübseligen Freude mit lustiger Heiterkeit, ihrem gierigen Appetit an der Wirthstafel mit einem gierlichen und ausgesuchten Mahl im Wuthern-Style. Dann ist es auch, wenn die Nacht, in einigen schäumenden Gläsern Champagner, diesem echt Französischen Wein, der beim ersten Sprunge seinen Landsmann erkennt und ihm, vor Lust brausend, dankt, daß er ihm den Schmerz erspart, den Kanal zu passiren. Auf diese Weise haben wir Franzosen zu Dieppe Altar gegen Altar errichtet, Frankreich gegen England, Vergnügen und Heiterkeit gegen Langeweile und Trübsinn, Champagner gegen Rostwein, und so lebe die Freude, so lebe die Lust! Der Vortheil ist ganz auf unserer Seite.

Nun hören Sie, was sich eines Abends auf dem Hafendamm zutrug, als die herrliche sinkende Sonne das Meer in einen Schleier von Gold und Azur hüllte.

Ein Mann ging still, mit entblößtem Haupt und in sich gekehrt, dort auf und nieder. Jeder nach ihm achtungsvoll aus und sah sich theilnehmend nach ihm um. Alles hatte die Augen auf ihn gerichtet, und doch schien es, als habe Niemand auf ihn. Es war der schöne Kopf, den es auf der Welt geben kann, seitdem Lord Byron nicht mehr ist. Sein großes, schwarzes, feuriges Auge schwärmte über die weite Meeresfläche hin; sein krockiges erdleichendes Haar flatterte ihm ums Haupt; es war der genialste Mann Frankreichs, mit einem Wort, es war Herr von Chateaubriand, den die Seeluft im Hafen eben so bewegt zu Raumen, wie er die See. Ja, sogar die Engländer verriethen Bewegung und Rührung beim Anblick des großen Französischen Dichters.

Das nenne ich Ruhm! Selbst dem Meere Stillschweigen zu gebieten! Selbst die Aufmerksamkeit des rohen Matrosen auf sich zu ziehen, der nicht einmal lesen kann und doch deinen Namen kennt! Durch seine bloße Gegenwart Aller Augen mit Thränen zu füllen und Aller Herzen zu erschüttern, das ist doch wohl echter Ruhm!

Doch nein, das ist noch nicht der eigentliche Ruhm. Der Ruhm ist, wie Herr von Chateaubriand, zu sich sagen zu können: „In diesem Augenblick entheile ich der Welt durch meine Bücher die tiefsten und beilsamsten philosophischen und moralischen Lehren; in diesem Augenblick mache ich die Freude und das Glück des häuslichen Heerdes aus. Jung und Alt neigt sich vor mir wie vor seinem Herrn und Meister; das kleine Kind selbst lernt zuerst den Namen Chateaubriand aus meinen Schriften stammeln. Ja in diesem Augenblick läßt die ganze Welt mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich mein Lebelang nur Worte der Liebe, der Menschenfreundlichkeit und der Hoffnung hatte. In diesem Augenblick kann ich sterben, denn ich bin treu gewesen; ich werde gesegnet, beweint und geehrt sterben und nicht ohne Ruhen gelebt haben." Das ist Ruhm!

Und als Herr von Chateaubriand fort war, denn er reiste den Tag nach meiner Ankunft ab, weder ich noch irgendeiner Herren von Chateaubriand bedient haben; nun hatte aber Herr von Chateaubriand gar nicht gedabt.

Es giebt nur Einen Bademeister in Dieppe, der sich Bademeister der Herzogin von Berry zu seyn rühmt.

Sie werden sich denken können, daß Herr von Chateaubriand in Dieppe nicht allein war. Wenn Sie ihn irgendwo finden, können Sie versichert seyn, daß seine Freunde in seiner Nähe sind. Für den Necamier war ihm gefolgt, also auch Herr Ballanche. Merkwürdige Dreieinigkeit: Poesie, Freundschaft und Philosophie, Licht und Dunkel auf demselben Grunde. Das Leben der Frau von Necamier ist wahrlich ein schönes. Unter all unseren Stürmen hat sie die Unterhaltung und die Freundschaft aus dem Schiffbruch gerettet; sie hat den Geist des vertraulichen Umgangs gerettet, die schwierigste und seltenste aller Musen von Orden, den Verstz jeder Unterhaltung, auch in Büchern, auch in Zeitschriften, weder in profaischen Werken, noch in Gedichten zeigt. Um Frau von Necamier hat sich, wie in ein stilles und unzugängliches Heiligthum, die poetische Mitte einiger Auserlesenen geflüchtet, die des Weihrauchs der Menge überdrüssig waren. Welches Glück für Frau von Necamier, ihre kleine Hand Herren von Chateaubriand dargereicht zu haben, so oft der Sturm sich stürmischer und Herr Ballanche weiß unsichtbarer für Herrn von Chateaubriand, eine so ergebene, aufmerksame, gewandte, verschiedenseitige, allezeit bereite, niemals niedergeschlagene Freundin gefunden zu haben, die sich nie entmuthigen läßt, selbst nicht durch das Unglück ihrer Freunde, welches zugleich das ihrige ist, die nie stolz ist auf deren Triumphe, die ebenfalls die ihrigen sind! Und wie solche schöne Seelen ihren Lohn in dieser und in jener Welt finden, so ist ihr Name der Frau von Necamier mit dem Namen Chateaubriand für ewige Zeiten verbunden.

Wenn eine Frau, der die Eleganz angeboren ist, irgendwo hinkömmt, und wäre es auch das schlechteste Wirthshaus in Dieppe, so ist der erster Gedanke, die Hütte, die sie bewohnen soll, und wäre es auch nur auf 24 Stund', so gut als möglich anzuschmücken. Augenblicklich wird das ganze Oden noch so traurige und einfache Gemach mit wenig Kosten, und wie durch einen Zauberschlag, umgetaufen. Der Fremdling selbst müede Wirthe haben, es wieder zu erkennen, so nett, blank, duftend und heimlich ist sein Zimmer geworden. Was eine Frau von Weit für ihr Zimmer im Gasthofe thut, das thut Frau von Necamier sicherlich für ihren Wirthshaus-Salon. Kaum angelangt, richtet sie sich zu ihren gastfreichen Unterhaltungen, freundlichen Gesprächen und literarischen Zirkeln ein; man möchte sagen, es wäre sich für sie nicht erst hierher, sondern sie habe ihren Salon aus der Wohnung nur mitgebracht. Ballanche wird wie ein altes theures Möbel, das man nicht entbehren kann, in seinem gewöhnlichen Winkel placirt; auch Chateaubriand findet seinen gewohnten Platz wieder, den schönsten und ehrenvollsten. Frau von Necamier macht es sich bequem, so gut es geht, auf jenem harten mit Utrechter Sammet überzogenen Sopha, das sie für ihre Mutter, für sich und für ihren Bruder bestellt unter dem Schutz von Gerard's Corinna, nachtäglig hingestreckt liegt, und Alles, was Geist, Alles, was Phantasie, Alles, was Anmuth besitzt, strömt in diesen plötzlich erschaffenen Tempel herbei. Man ist eingerichtet, sie haben ihre drei Hütten aufgeschlagen, Moses, Elias und der Andere, und nun beginnt täglich in Dieppe wieder die alte Zeit! Während das Engländer um das Heiligthum toben, rebelli sich daselbst im Innern das Wort des Herrn und bekundet sich in seiner Pracht, als ob auf ihrem Berdeck unter dem Schutz von Gerard's Corinna, nachtäglig hingestreckt läge, und Alles, was Geist, Alles, was Phantasie, Alles, was Anmuth besitzt, strömt in diesen plötzlich erschaffenen Tempel herbei. Man ist eingerichtet, sie haben ihre drei Hütten aufgeschlagen, Moses, Elias und der Andere, und nun beginnt täglich in Dieppe wieder die alte Zeit! Während das Engländer um das Heiligthum toben, rebelli sich daselbst im Innern das Wort des Herrn und bekundet sich in seiner Pracht, als ob auf ihrem Berdeck nicht minder reich und kostbar ist, als die, welche die Werke Homer's enthielt, und Herr von Chateaubriand beginnt wieder mit der Vorlesung seiner Denkwürdigkeiten, eine große heilige Vorlesung, die ganz geräuftet aus der Erinnerung des Dichters hervorzing! Je nachdem ein neues Blatt in der Geschichte hinzufommt, die derreinst die größte Geschichte unserer Jahrhunderts seyn wird, bekommen es die auserwählten Zuhörer sein mitgetheilt zu vernehmen. Es ist dies eine Gunstbezeugung, die unschätzbar und der Ehre gedenken, den ersten Kuß durch darauf haben. So wurden selbst in Dieppe die Vorlesungen der Memoiren des Herrn von Chateaubriand nicht unterbrochen. Das ist eine rührende Art, vorwahr und groß zu denken, nicht wahr? Dies unschätzbare Privilegium hat sich diese Gesellschaft unter dem allerweinen Sturz aller Privilegien zu erhalten und zu bewahren gewußt. Was wissen Sie, daß Herr von Chateaubriand, seine Frau und die Vorlesungen seiner Denkwürdigkeiten begonnen haben bis zur Geschichte der hundert Tage gekommen. Jetzt mist er sich also

Digitized by Google

Bonaparte Stirn gegen Stirn; und noch immer bleibt er der verblendete Richter jenes furchtbaren Richters, der ihn so schlecht begriffen hat. Eine feierliche Epoche der Niederlagen und der Siege, der blutigen Streiche und unvermutheten Wechselfälle, wie Bossuet sagt; ganz Europa ist in Bewegung, um endlich hinter das undurchdringliche Geheimniß zu kommen, welches Frankreich unbefriedigt machte. Da kommen alle so lange Zeit niedergedrückte Grundsätze, die der Kaiser, als ein Kind, dermaß in seinen Wege, beiseit geworfen hatte, wieder aus Licht hervor, und die erste Stimme, die sich erhebt, um sie zu vertheidigen, ist die Stimme Chateaubriand's. Wie mächtig war diese Stimme damals, und wie bewegt und aufmerksam hörte Frankreich zu, als der Verfasser der Märtyrer ihm zum ersten Mal von den Bourbonen und der Charte, von der alten Familie des heiligen Ludwig sich redete! Wie ergriffen machten von einer solchen Geschichte, von einigen solchen Geschichtsschreiber verfaßt, selbst wenn man die schönen Blätter der Märtyrer gelesen hat, die mit den feierlichen Worten schließen: „Die Götter verlassen uns!“

Es besonden sich am Gestade des Meeres eher in der See noch mehr unter Zeitgenossen, die sich in Missenschaft oder Kunst einen Namen erworben haben. Da war der J. Ampère, der Sohn jenes gelehrten Herrn Ampere, der gelehrter ist, als Cuvier es war, das Mal, zu gelehrt; Herr J. J. Ampère, einer der glühendsten Beerbern Chateaubriand's und seines Genies; dann jener junge Mann, den ganz Paris als einen Redner anerkannt hat, der Abbé Lacordaire; man braucht ihn bloß so vorwegen in das Meer sich stürzen zu sehen, um sogleich zu sehen kühnen und beredtesten Schüler des Herrn de Lamennais in ihm zu erkennen, wenn sich der Abbé Lacordaire auch seitdem eingereret hat, daß er seinen Lehrer verlassen habe. Man gebe Acht, binnen kurzem, und namentlich, wenn das Gesetz gegen die Presse durchgeht, wird die ganze Rede und Denkfreiheit mit vollem Recht breiten oder vieren von den jungen christlichen Rednern angehören, die von Karl Herab so freimüthig und kräftig zu dem Volke sprechen. Wer möglichen möchte die Verfasser, die verschiedenen Naturen so wenig einen, einen Mann, der so mitten zu einer Kathedrale steht und mit lauter Stimme zu einer Versammlung von Tausenden spricht, schwer erreichen können. Besonders seitdem die junge Kirche in Frankreich, fast wider ihren Willen und vielleicht ohne es zu wissen, in die Fußstapfen des Herrn von Lamennais getreten ist und die republikanischen Lehren mit dem Evangelium vermischt hat, übt dies christliche Wort einen großen Einfluß auf den Geist des Frankösischen Volkes aus. Der Abbé Lacordaire ist ohne Zweifel der bedeutendste unter diesen jungen Rednern, deren Wort, nach Sonein's Ausdruck, in den Gemüthern die Wirkung hervorbringen muß, wie Feuerbeäube auf Korngarben geschleudert! Nehmen Sie dazu, daß alle Reten von Muth, von Hingebung für ihre Sache und die tiefste Ueberzeugung in dieser Jugendlichen Beredsamkeit zu finden sind, und daß, wenn es irgend Jemand in Frankreich giebt, der bereit ist, für seine Sache zu sterben, bereit, in der Vertheidigung dessen, was er für Wahrheit hält, Alles zu ertragen; kurz, wenn es heutzutage noch einen echten Märtyrer giebt, es dieser kleine unscheinbare Abbé ist, den Sie da so schmächtig, so matt, so angegriffen von der Rede, so gutmüthig, schüchtern, natürlich und sanft einhergehen sehen.

Ich darf einen Mann nicht vergessen, der so viel Witz und Verstand zeigte, der so trefflich von Plato und von Jagdhunden zu sprechen wußte, ein Spötter durch und durch, und doch von Herzen gut, dessen Stand und Beruf schwer anzugeben gewesen wäre, denn er war, in tausend entgegengesetzten Dingen bewandert, ich meine Laromiguière's geliebten Schüler, Herrn Valette, Professer der Philosophie an der Sorbonne, dessen Namen ich oft schon erfahren habe.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Richelieu, Mazarin, la Fronde et le règne de Louis XIV — Ben Capefigue.

Souvenirs des Highlands. Voyage à la suite de Henri V. en 1832. — Ben d'Saedvillier. 36 Fr.

Voyage de MM. de Humboldt et Bonpland. Atlas géographique et physique. — 10te Lieferung. 36 Fr.

Voyages et aventures d'un jeune marin. — Von P. Henneuin. 3 Fr.

Le prévôt de Paris. — Roman von Paul de Wint. 7½ Fr.

Spanien.

Eine Reise in Spanien, in Begleitung der Armee der Königin, im September 1834.

(Schluß.)

„Den Morgen darauf, nachdem Zumrgny Tolosa verlassen hatte, kam das Gros der constitutionnellen Armee hier an, unter der unmittelbaren Leitung Rodil's, der damals als Chef kommandirte.

Rodil ist ein schöner Mann, zwischen 40 und 50 Jahre alt. Seine blasse Gesichtsfarbe läßt die fast Römische Regelmäßigkeit seiner Züge noch mehr hervorspringen, und sein kalter stolzer Blick drückt den gewaltigen Ernst aus. Im Ganzen liegt in dieser Figur ein charakteristisches Gepräge von Entschlossenheit; aber an der Pfumbheit ihrer Umrisse nach dem unteren Ende zu giebt sich diese ganz sicheren Entschlossenheit der Mangel einer regen Energie zu erkennen: es ist ein Mensch, der gern auf seinem Posten stehen möchte, der aber auch nicht einen Schritt weit von der Stelle gehen würde, um dadurch seinen Feind besser zu treffen.

Die Uniform der Spanischen Generale ist, wie wir schon gesehen haben, blau und reich gestickt, sowohl an dem Kragen, als an den Aufschlägen. Rodil trug, als ich ihn sah, nur einen einzigen Orden auf der Brust, aber er soll mehr Ehrenzeichen und Kreuze besitzen, als irgend ein Anderer in Spanien. Sein Rock datirt aus den Amerikanischen Kriegen. Es wird besonders seine Vertheidigung von Callao hervorgehoben. Er überzog diese Festung, pflegt man zu sagen, nicht eher, als bis sie auf Mann und Maus zusammengeschmolzen war. Uebrigens hätte sich Rodil nicht wenig auf seine militairischen Talente ein. Er ist unterrichtsmäßig nicht und hält sich selbst für einen zweiten Bonaparte. Wir wollen gesehen, daß er in einem Punkte Aehnlichkeit mit ihm hat: er trägt nämlich seine Leute gern auf. Wenn Einer seinen Befehlen geradezu ist, den der Sieger von Austerlitz berühmt gemacht, und zwar tadelt er ihn in die Quere über den Kopf, gerade so, wie der große Held gern den feinigen auf seine Kaiserliche Stirn zu setzen pflegte.

Ich sah Rodil auf einer Maulesel-reiten, über die ein leichtes seidenes Netz ausgebreitet war. Hunderd Mann leichte Kavallerie, in guter Ordnung und vortrefflich equipirt, folgten ihm; aber es war ein Jammer, die bireauf werdete dessilirende Infanterie mit anzusehen. Ich habe nie ein Heer in einer elenderen Lage gesehen. Die fast allgemeine Kleidung bestand in einer Art von gemeiner Kappe, die aber in zerfetzten Lumpen auf den Rücken des Kriegers herabhing, oder beim Offizier mit breiten Streift zu einander paßenden Stücken zusammengestickt war. Was die Uniformirung anbetrifft, so war sie bis auf die Mütze unbeschrieben, um, wie nicht zu bezweifeln, die nervigen Waden hervorgucken zu lassen, die von der Sonne gebraunt waren. Einige trugen Stiefeletten, aber nirgends betam ich hier etwas zu sehen, was einem Strumpfe ähnlich gewesen wäre. Wer zu den Glücklichen gehörte, der konnte sich noch wohl mit einer aleichartigen Fußbekleidung, es mochten Schuhe oder Sandalen sein, beehren, dreißig, ja vierzig Mann wahrscheinlich um ihre Unparteilichkeit kamd zu geben, den einen Fuß dem Sandalen- und den anderen dem Schuh-Regiment untergogen. Nachdem ich mich von dem Zustande der Dinge überzeugt hatte, wunderte ich mich nicht mehr darüber, eine gute Anzahl unter den Kriegerschaaren hinkend zu sehen. Es waren auch Mehrere verwundet, die hier Waffen, so gut es anging, mit sich fortzogen.

Mit dem Nachtrabe kam Das Gepäck herbei, von 300 Maulesein getragen. Dieser Luxus mit den Maulesein sei mir hier anf, weil er mit der Einfachheit Zuuergup's kontrastiert, der deren nur 20 für seine ganze Division hatte. Die Armee Rodil's bestand damals aus der 1ten und 3ten Division, unter den Befehlen der Generale Corbova und Bedoya, und zählte, außer der grodbhaften Suite einer Armee, 7500 Mann Infanterie und 300 Reiter. Die ganze Artillerie bestand in zwei Feldstücken ebenem Kanonenstücken, die höchstens sunfzig Pfd Ladung hatten und von einem einzigen Maulesel gezogen wurden. Was die Lafetten und die Kanonen-Kasten betrifft, so machten diese die Ladung zweier anderer Thiere aus, die von den Kanonieren eskortirt wurden.“

Den Tolosa aus wandte sich diese Armee, die selbst dem Lobrey scher von Marschällen oder Tambours Suite gemacht hatte, nach Azcoytia, wohin unser Reisender dereselben folgte. In dieser Stadt stieß man auf dieselben Schwierigkeiten, als zu Tolosa, um sich Quartier zu verschaffen. Die Herbergen waren alle voll. Endlich erhielt Jener, zu Gunsten seiner Nationalität als Engländer, Quartier bei einem Kaufmanne, der sich übrigens bei seiner Aufnahme die Bedingung stellte, daß seine Wohlstelumschaft eine unentgeltliche sein sollte.

„Mein Wirth“, erzählt unser Reisender, „bewohnte das Haus ganz allein. Im Parterre befand sich, wie natürlich, der Laden. Die erste Etage war für seine Familie eingerichtet, und um zu verhindern, daß Niemand dieselbe plötzlich überrasche, hatte unser Hausherr den Schlüssel zur Stube in seiner Tasche aufbewahrt. Und so fand ich denn auch die Thüre immer verschlossen. Ich stieg die Treppen bis in die oberste Etage hinauf, intem ich mich nach Rodil sehnte, der soll in die Hammel reichenden Regionen, in die ich gelangte, hilteren damals den Aufenthalt zwier Generale, die bei dem reichen Kaufmann einquartiert worden waren; des Generals Bedoya, Commandeuers der 3ten Division, und seines Freundes, des Generals Jelarte. Die Anhänglichkeit, die diese beiden Männer an einander kußtte, war bei der Armee der Königin sprichwörtlich geworden. Zudeß wäre es schwer, wohl Beide Cavanos und Mydhaz aufzufinden, die verschiedenen Charakter, verschiedene Manieren und verschiedenere Aeußerlichkeiten an sich gebabt hätten. Den Ramong Gomez Bedoya gut für den schönsten Mann in der Spanischen Armee. Er ist höchstens dreißig Jahre alt. Sein Wuchs ist hoch, seine Züge edel ausgeprägt, seine Geschickrabe bloß und sein Bild durchbohrend. In seiner ganzen Person scheint die Natur den Charakter eines Gentlemans aufgeprägen gewollt zu haben. Sehr beliebt, liebenswürdig, ist er im Hauptquartier sehr populair. Mit einem Worte, seine Eigenschaften machen ihn eben so geeignet, auf einem Schlachtfelde zu glänzen, als in einem weniger asfoblichen und mildern Kriege; allein wenn, wie das öffentliche Gerücht es ziemlich laut verkündet, der verführerische Bedoya es verstanden hat, den Damen ein sonstliches Lobeen abzugewinnen, so hat er dasselbe doch nicht ohne besondere Vorbereitungen Zuneigung zu erlangen gewußt.

Mitten unter den Tausenden von abertragenen, zerrissenen, zusammengeflickten und zerfetzten Kleidern, welche die gemeinen Soldaten in seiner Umgebung bedeckten, glänzte die Uniform des schönen Generals berbor, wie ich ihn sah, in der ganzen Pracht der Neuheit. An Kragen und Aufschlägen, an Ende der Schöße und Länge der Brust bedrad war der Anzug gestickt, und hatte mit bewundernswürdiger Genauigkeit den elegantes Umrissen seiner Taille an. Man sah, daß der Besitzer beschen keine Sorgfalt gescheut hatte, um nicht einen seiner natürlichen Vortheile einzubüßen. Sodann sein Hut mit Federn, mit einer Schleife

ner Art der Marschälle Napoleon's, war vermittelst eines Büchchens an sein Haupt befestigt, das mit einer gewissen Koketterie über das Kinn gebunden war, in der Weise, wie es einige Leute des vorigen Jahrhunderts erfanden. Im Gangen hat Bedova das Kindern eines Gecken, etwas absterbend gegen sein Alter, allein um diese Lächerlichkeit wieder gut zu machen, sind seine Manieren so frei, so derbt und so einnehmend, daß nicht Einer, selbst dann nicht, wenn er es versuchte, über den Dandy zu scherzen, von ihm ohne besondere Beweise der Liebe und warme Lobeserhebungen spricht.

Ganz anders verhält es sich mit seinem Gefährten, Don Firmin Iriarte. Es ist ein Mann von sunfzig Jahren, mehr klein als groß, aber vierectig gebaut. Seine Figur Alter zu

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin,

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Behren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 107. Berlin, Montag den 7. September 1835.

Nord-Amerika.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

Von dem Amerikanischen Geistlichen Timothy Flint.

Zweiter Artikel.*)

Wenn man die vorzüglichsten Hindernisse für den Fortschritt der Amerikanischen Literatur zusammenstellen will, so muß man wohl vor Allem den Umstand in Erwägung ziehen, daß unser Vaterland, ein Ableger von England, schnell die Größe des Mutterstammes erreicht hat, ohne je in die Lage gekommen zu seyn, wie andere Nationen, seine eigene Sprache, seine Literatur und seine Muster-Schriftsteller selbst auszubilden. Wir hatten gleich von Anfang an vielleicht die reichste Literatur von der Welt vor uns, die uns ihre unerschöpflichen Schätze bereitwillig an die Hand reichte. Bei den großen uns dargebotenen Musterbildern, von Shakespeare bis Scott, Campbell und Byron: welches Muth mußte da nicht zurückschandern, um noch irgend etwas Anderes zu unternehmen, als zu kopiren und nachzuahmen? Freilich mochten wir wohl versuchen, uns selbst zu Musterzeugnissen aufzustellen, indem wir sagten, daß die Combinationen der Originalität unendlich sind — daß das Genie stets und immerdar seine eigenen Quellen findet — daß die Natur nie erschöpft oder alt werden kann — daß wir endlich eine neue, frische und große Welt bewohnen, in der wir neue Institutionen aufbauen, unter neuen, bisher noch nicht erfahrenen Verhältnissen leben, und wir mochten hoffen, daß aus dieses Alles geschickt machen werde, unsrer Literatur zu zu gehören, frischere und schönere Musterschriften in Englischer Sprache zu liefern, in einer Form, die ihnen ein entschiedenes Amerikanisches Gepräge verliehe. Allein es bleibt uns nach allem dem doch nur die Alternative, entweder die Werke des Barden von Avon ganz zu verlassen und alle die amaranthenen Schätze des Mutterlandes für uns völlig zu verschließen, oder zu gewärtigen, daß unsere besten Anstrengungen nur schwache Nachahmungen, nur Schatten eines Schattens seyn werden.

Ein anderes Hinderniß ist mehr gemeiner und niedriger Art, jedoch von nicht minder großem und direktem Einflusse. Die Amerikanischen Schriftsteller haben gar bald die Entdeckung gemacht, daß die erhabensten und feinsten Speculationen sie doch keineswegs von der Nothwendigkeit, zu essen und zu trinken, befreien. In den Annalen unserer Gesetzkunde ist schwerlich eine Art von Verlags-Gesetz aufgenommen worden, obgleich sehr wenig Amerikanische Schriftsteller geschickt genug waren, um ihr literarisches Monopol zu irgend einem substantiellen Vortheile zu verwenden. Allein die Buchhändler haben sich immer in allen Zeiten und in allen Ländern auf die Lehre der Kinder Abraham's verstanden. In dem Augenblicke, wo man entdeckte, daß ein Amerikanischer Schriftsteller durch ein Monopol für sein Buch geschützt war, da begriff man auch, daß der Verleger dagegen mit einem Englischen Buche in die Schranken treten durfte, das keinen solchen Schutz genoß. Die Verleger, überall gewaltig und von einem vorherrschenden Einflusse auf die Literatur, waren weder so kurzsichtig, noch so träge, um nicht den mächtigen Reiz der Mode mit in die Schale zu werfen und den Umkauf der Englischen Werke zu begünstigen, die sie herausgaben, ohne sich um des Verfassers Zustimmung zu bekümmern. Zu diesem an und für sich schon furchtbaren und so entmuthigenden Hinderniße kam aber noch das noch abschreckendere Vorurtheil und die bei uns herrschende allgemeine Meinung. Bis auf die Zeit unsrer Revolution hatten wir alle die Nachtheile der Abhängigkeit einer Kolonie von dem Mutterlande ausgestehen, sowohl in Beziehung auf allgemeine Moden, als auf Meinungen und Bücher, die eine absolutere und ausgedehntere Herrschaft ausübten, als sonst Gesetze und Vorschriften. Wir sollte ein Amerikaner in den bequemen Städten sehen in den halb gefüllten Wäldern je auf den Gedanken kommen, ein Buch zu schreiben, da er wußte, daß Jedermann das „verlorene Paradies" oder den „Zuschauer" zu lesen hatte! Mit einer kindlichen Verehrung, mit einer unbedingten Einräumung der Superiorität wandte das Volk seine Blicke stets jenseits der Seen und sah in dem Mutterlande Musterbilder jeder Art, die es zu kopiren sich bestrebte. Ein Engländer, wenn er auch gar keinen größeren Rang einnahm, war doch immer schon als bloßer Engländer eine Art von Edelmann in den Augen der Gesellschaft. Der Anzug, die Sitten, ja selbst die Leidenschaften und Thorheiten der transatlantischen Besucher wurden nachgeahmt. Eine Englische Mode, ein Englisches Buch, wenn es auch dem Inhalte nach nun nichts besser war, als ein Amerikanisches, hatte doch immer den Vortheil des Vorurtheils voraus, in Folge dessen man ihm den Vorrang ohne Widerrede zuerkannte. Dies Vorurtheil aber ward von den oft unverschämten und unmäßigen Anerkennungen als ein Kalbdrum ihrer Unwissenheit und Verdienstlosigkeit benutzt. Nur der Verständige und Geschickte traurete über dies Anzeichen kolonialer Abhängigkeit, als über den ernstesten Zustand über Lehns-Unterthänigkeit.

So sehr sich aber auch seit der Zeit die Ansichten in Amerika geändert, so hat doch eine gewisse Anhänglichkeit an die Englische Literatur alle die verschiedenen Phasen unserer Revolution, so wie den Wechsel unserer politischen Lage als ein unabhängiges und großes Volk überlebt. Es herrscht hier eine tief eingewurzelte angeborene Vorliebe für ein Englisches Buch, als ein solches, gegenübergehalten einem Amerikanischen, sey es auch immer über denselben Gegenstand geschrieben und ganz mit denselben Eigenschaften ausgestattet. Leugnete man aber auch dies, wie es Manche versuchen wollen, so liegt es doch klar am Tage, daß der bloße Umstand, in dem Mutterlande erzeugt und über die See zu uns her gekommen zu seyn, einem Werth verleiht, zu dem ein einheimisches Produkt nie gelangen kann. Daher die außerordentliche Empfindlichkeit einiger unserer Schriftsteller, indem sie vorgeben, die Amerikanische Kritik' für nichts zu achten gegen die Transatlantische und besonders gegen Englischen Ruhm. Daher alle die schlauen Künste, sich dieselben zu verschaffen, die Gedrängtheit, mit welcher sie das Echo einiger falschen Beifallsbezeigungen von jenseits der See auffangen, und das Vergnügen, mit welchem sie immerdar darauf lauschen. Der Ton unserer Myriaden Zeitschriften und Tagesblätter klingt freilich dahin, die Englischen Schriften herabwürdigen und unsere eigenen so viel als möglich emporzubeben, und wir können kaum in eine unserer periodischen Schriften hineingucken, ohne auf irgend eine dieser seltsamen Uebertreibungen zu stoßen; allein eben diesenigen, die das lautste Geschrei erheben und die unsere Schriften in Vergleich mit den Englischen am meisten herabwürdigen, stehen doch selbst fast ganz und gar unter der Ruthe jenes unpatriotischen und vielfach ungerechten Vorurtheils, auf das wir eben angespielt haben. Auf diese Weise nun müssen die Amerikanischen Bücher gegen einen doppelten Strom von widrigen Einflüssen ankämpfen, gegen den eingestandenen und noch immer nicht verringerten Einfluß der Englischen Schriftsteller und die unumschränkte Freiheit der Verleger, ihre Wahl unter der immer mehr sich ausdehnenden Masse einer Literatur zu treffen, die sich dieses Vorrechts der Mode und der öffentlichen Meinung zu erfreuen hat, anstatt sich mit den monopolisirenden Amerikanischen Autoren irgendwie einzulassen.

Es ist leicht abzusehen, daß die unglücklichen Personen, die ihre Autorwuth zur Herausgabe eines Buches anreizte, die Privilegien für den Zutritt zu dem Tempel des Ruhms nicht theuer bezahlen müssen.

Wir können die Thatsachen gar nicht bezweifeln, daß, wenn ein Amerikanischer Schriftsteller einmal sein Buch die gedührende Zahlung erhält, dagegen zwanzig andere solche Kontrakte mit ihren Verlegern abschließen, daß sie dabei selbst in Schulden verwickelt werden und zu Grunde gehen müssen. Es ist leicht zu begreifen, mit welcher Art von Erwartungen von Geldgewinn Schriftsteller unter solchen Umständen an die Abfassung eines Buches gehen kann; bekannt mit den Vorurtheilen, gegen die er anzukämpfen hat, bemerkend, daß Jedermann um ihn her im Streben nach Reichthümern und Aemtern unermüdlich ist und auf ihn, wegen seines obnmächtigen und träumerischen Treibens, mit einer Art von Mitleid herabsieht, als auf einen Mann, der einst den Lumpen der Armuth sicher wie Epaillons tragen muß. Es ist nicht schwer, zu erkennen, daß, wenn sein hoher Sinn auch über dies Hinderniß triumphiren sollte, wie dann das gefährvolle Schlachtopfer des Ehrgeizes zu dem kühnen und gewinnsüchtigen Verleger hintritt, wie da seine Nerven sich verquicken, wie sein Herz zurückbebt, indem jener zu ihm sagt, daß alle seine Bücher nur einen Spottpreis auf dem Markte gelten, daß nur Englische Bücher allein Absatz finden, daß er die letzteren ohne die Einwilligung des Verfassers herausgeben kann, und daß endlich, indem er ihn die Geschichte von zwanzig Amerikanischen Büchern anstraut, deren Herausgabe ihm nichts als reinen Verlust gebracht habe.

Die Gebrüder Harpers in New-York sind gegenwärtig die bedrautendsten Verleger in den Vereinigten Staaten, und man nimmt an, daß sie eher sechs Englische Bücher herausgeben, als ein Amerikanisches. Nicht etwa, daß diese Männer nicht überall genug wären — nicht daß sie etwa zu geringe Preise für die privilegirten Amerikanischen Bücher bezahlten, nicht, daß sie diese anscheinend sechsfache Vorliebe für Englische Werke selbst erzeugt hätten. Allein sie sind immer auf ihren Handel bedacht. Ein Verleger will Profit machen und nicht pretexiren. Sie riefen das Vorurtheil nicht selbst herbei, sondern sie fanden das-

*) S. Nr. 93 des Magazins.

Digitized by Google

selbe bereits vor, und es ist nichts mehr als natürlich, daß sie es nunmehr aufrecht zu erhalten bemüht sind. Es genügt ihnen, daß der Plunder von Bond Street guten Absatz findet; ihre Kritiker begnügen sich damit, in einer beliebige Novelle hineinzugucken und zu sehen, daß der Held ein Windsor-Hauptmann und die Lady eine Buhlerine und eine Kokette ist, und daß der Dialog, Seite für Seite ausgesponnen, aus ungleich kurzen Fragmenten von Linien, oft nur aus einem „Ja" oder „Nein" von solcher unausforschlicher Fadheit besteht, daß, wäre eine Seite in ein ein kurzen Paragraph von vier Linien zusammengedrängt, derselbe als ein reines caput mortuum erscheinen würde; und sie sind dessen Willens hinreichender Schluß, als ein geistreiches, pikantes und witziges Gespräch in der glücklichen Form von kurzen Linien-Fragmenten. Manche Amerikanische Autoren machen es noch besser, als ihre Muster-bilder; einer der stupidesten Bücher haben vor kurzem noch einen guten Erfolg gehabt, wegen seines anderen Verdienstes, als ihres vornehmen Titels und des genialen Mechanismus des Druckes, mit dem sie einige sunfzig Worte auf eine Seite hinzuschmieren wußten. Und so, unser Literatur leidet auch unter einem anderen Mißstande. Unsere Schriftsteller sind theils eine Fläche von achthundert Meilen verbreitet. Es kann einer ein ganzes Lebelang hindringen, ohne jemals durch Zufall, selbst wenn er den Wunsch dazu in seinem Innern hegte, mit irgend einem seiner Mitunbrüder zusammenzukommen. Die Eifersucht und der gegenseitige Mißverstand, genährt durch Abschließung und Mangel an Verkehr, entzweit einander, oder sie stiften Unfrieden, daß ein Theil der Höflichkeit und der Courtoisie zu Feindschaft führen würde, die zum Neid und bitteren Haß. Wir haben keine literarische Stapelplätze, keine wissenschaftliche Vereinigungspunkte, wo, wie in England, die noch so entfernt von einander wohnenden Männer von Geist und Gelehrsamkeit wenigstens auf einige Stunden sich zusammenfinden, um mit einander zu verkehren, um gegenseitig ihre ausgeheimen Kräfte hervorzurufen, um sich einander, durch Mittheilung und Anregung, zu Vollkommenheit einander, durch Mittheilung und Anregung, zu Vollkommenheit einander, durch Mittheilung und Anregung, zu Vollkommenheit

6) Beschreibung des Festes, welches Timur, nach seiner Rückkehr aus Kleinasien, auf den Ebenen von Kendsch Eil veranstaltete. Ein Auszug aus Timur's Selbstbiographie.

Frankreich.

Meine Reise nach Brundusium.

(Schluß.)

Sie sehen, lieber Freund, daß, ungeachtet all seiner Engländer, Dieppe von ganz achtbaren Leuten besucht war, ohne zu gedenken, daß sich auch mehrere jener geistreichen und gefühlvollen Frauen daselbst befanden, die wie im Sissen als die Mäcene der neueren Literatur anerkennen; denn man muß es gestehen, wenn unsere literarische Welt sich noch erhält, so erhält sie sich nur durch die Frauen. — Dank dem Himmel, sie sind so sorgfältig aufgezählt worden, daß sie jetzt in allen literarischen Gegenständen ein vollgültiges Urtheil haben. Jetzt, wo die Männer nur zur Welt kommen, um irgend eine politische Rolle zu spielen, sind es die Frauen, die sich an ihrer Stelle mit den schönen Wissenschaften und Künsten beschäftigen. Die Frauen lesen und beurtheilen die Bücher, die Frauen geben und nehmen den literarischen Ruf, die Frauen verbreiten die schonmöglichsten Werke gegen die Mode, greifen der Männer. Der König der literarischen Welt ist heutzutage eine Frau. Wenn Sie mit Frederic Soulié ohne zusammenkommen, als ich, denn ich glaube, er reist sich auch irgendwo auf dem Meere herum, so sagen Sie ihm, daß ich zu Dieppe am Gestade in einer reichen Schaluppe aus der Zeit Ludwig's XIV. eine große Dame, die einen schönen historischen Namen aus eben jener Zeit führt, weinend ist dem letzten Werke des Verfassers von „Romane von Geister", zu dem „Constantin", habe lesen sehen. Ich versichere Ihnen, daß die schönen Lesern das Auge in Thränen schwamm über diese rührende Geschichte, die so reich ist an Leidenschaft, Interesse und dezanderndem Einzelheiten; und gewiß ist es ein Ruhm, sie, die ich meine, zum Weinen zu bringen, denn sie ist sehr leidend und sehr taurig und an schmerzhafte Erschütterungen aller Arten sehr gewöhnt. Aber Sie, haben Sie denn selbst den „Staatsrath" gelesen?

So viel von dem Personal der Seebäder. Nun den Doktor Gaudet muß ich noch hinzufügen, von dem ich Ihnen schon gesagt, und der unter den jungen Aerzten der beste ist, und dann mehrere junge Leute, welche die Phantasie, diese Königin der Grossen und der Künstler, dorthin gelüdet hat. Herr Riers, der treffliche Landschafts-Maler, der junge, strenge und große Kolorist Isabal, der bald nicht mehr seines Gleichen haben wird, und der Normandische Musiker, den Sie in der Zeit gekannt haben, und der sich Ole B. Bull nennt. Er ist ein merkwürdiger Künstler; nach so viel großen Meistern hat er noch eine neue Art, die Violine zu spielen, gefunden; seine Violine ist ein ganzes Orchester; sie singt, weint, phantasirt. Ist ausgelassen bis zur Tollheit und betrübt bis in den Tod. Dieser Norweger, der fünfundzwanzig Jahre zählt, hat ein Konzert gegeben, in welchem kein einziger Engländer erschien, so daß wir ihn ganz unter uns hörten; versichert aber wird Ihnen der Fall trösten ihn für die Gleichgültigkeit der Badegäste und für die mehr als barbarische Begleitung, womit ihn die philharmonische Gesellschaft des Ortes unterstützte.

Was soll ich Ihnen von den Umgebungen der Stadt sagen, die Sie besser kennen als ich? Welch schöne Landschaften! welch' tiefe Thäler! welch' blauer reiner Himmel! Ich ging nach Wargemeyille und bewunderte die merkwürdigen, kleinen, schmalen und versteckten Fußsteige. Wir suchten Ango's Herrenhaus und standen plötzlich vor einem reizenden, kleinen Gebäude aus Werkstücken, das offenbar ein Haus der Wiedergebrt ist. Man kann sich keine Vorstellung davon machen, welche Ruhe und Stille in dieser Einsiedlung herrschte. Das Haus liegt zierlich und anmuthig mitten unter Kämmigen Bäumen; der kleine Garten, der mit Blumen gefüllt, aufblühen, den und anfallenden, denn die, welche sie gepflanzt, hatte vergessen, sie zu pflücken. Die ganze Wohnung gewährte ein höchst ergötzliches Bild von Einfachheit und Geschmack, und jeder neu Ankommende gerieth in Entzücken über Ango's Herrenhaus! Sie können sich denken, was man zu einander darüber sprach. Da war kein einziges von den kleinen Fenstern, an dem man nicht Klein Zranz in Versen erscheinen zu sehen erwartete. Da wurde uns die Thür zu einem, wie die kommen, und selbst von denen, die sie nicht wußten, die Geschichte von dem Kaufmanne erzählt, der im 16ten Jahrhundert fast dieselbe politische Rolle spielte, wie Herr Lafitte, und der, nachdem er, so wie dieser, am Ruder der Macht gestanden, zuletzt, wie dieser, sein Haus und seine Möbel verkaufen lassen mußte. Ich weiß nicht, wie lange diese Erzählungen noch gedauert hätten, wäre mein Unglück nicht eine Dienerin aus dem Hause herausgetreten, der ein Hund in alter Hund folgte. Beide waren sehr erstaunt, uns mit solcher Neugier dies Haus betrachten zu sehen, in welchem sie beide das Licht der Welt erblickt hatten. Doch deßte der Hund nicht, und die gute Frau belehrte uns, ohne sich über uns lustig zu machen, daß das nicht Ango's Herrenhaus sey, sondern die Wohnung einer alten armen Witwe, deren einzige Hebzhndigkeit darin bestehe, daß sie vielleicht dasselbe besitzen wäre; daß das Haus nichts Merkwürdiges enthielte, denn was gäbe es auch Gewöhnlicheres, als eine Mutter, die ihr Kind bewein! und endlich, daß Ango's Herrenhaus da unten hinter jenen großen Bäumen liege. „Sie brauchen nur", setzte sie hinzu, „den Fußsteig da zu verfolgen, meine Herren, und immer geradeaus zu gehen."

Sie werden sich erinnern, daß unser Freund Roger von Beauveir, der eben so zeichnet, wie er schreibt, und dabei immer seinen barmlosen, gutmüthigen Spott treibt, der ihm so gut kleidet, daß mir dieser eine sehr gethammte Zeichnung von Ango's Herrenhaus brachte, auf der er aus diesem Hause die prächtigste und wohlerhaltenste Ruine gemacht hatte. Da fehlte nichts, weder die Festons, noch die Rosacaln, noch die Wappenschilde auf dem Stein; und man kannte man noch den Zeichnungen seiner Freunde! Es sind nur noch sechs Fenster in diesem alten zerstümmerten Schloß, die wie in in Stein gehauen aussehen, und die andrerseo von ziemlicher Wirkung seyn würden. Die Wanderstreppe könnte, wenn sie sich nach Paris bringen ließe, eine der herrlichsten Geheimtreppen abgeben. Was den Saal anbetrifft, in welchem wahrscheinlich die Festlichkeiten stattzufinden pflegten, so war er mit dem köstlichsten goldenen Roggen und mit dem reichsten Fäser angefüllt, den man nur in diesen Landen kann. Ich weiß nicht, ob zu Ihrer Zeit die Reihen Kaminer dieses Saales schon, wie jetzt, in Schutt, denn gegenwärtig ist nichts mehr davon zu sehen. Mit einem Wort, von all den herrlichkeiten im Herrenhause von Warengeville ist nichts mehr übrig, als die reichen Scheffel Roggen und Hafer; nichtsdestoweniger will ich sie so sauber Zeichnung Roger's von Beauveir mit der größten Sorgfalt aufbewahren lassen.

Ihr Rätsel betreffend, das Sie über die alten Eigenthümer dieses Schlosses angestimmt und mit Vleistift auf die Mauer geschrieben hatten, so bereiten Sie Ihre Seele zur Fassung vor, denn ich muß Ihnen eröffnen, daß ich es von der unedlen Kohle irgend eines kleinen, die Kühe hütenden Abtdummlings von Augo ganz verwischt fand. Ein solches Meisterstück, wie dieses Lied, kann auf das Gemäuer geschrieben, war schon verlöscht! O Eitelkeit aller Meisterwerke des Menschen! Was für Klagelieder könnte man nicht über diesen Text dichten, das ist der Anblick dieses Schlosses selbst, in welchem einst der prunkhafteste König Europas aufgenommen wurde, und wenn jetzt der geringste Gendarm nicht würde schlafen wollen. Ihr Lied ist freilich verwischt, aber Ango's Herrenhaus ist auch eine Ruine; mögen diese beiden großen Trümmer sich mit einander trösten, um so mehr, da auch von Ihrem Lied noch die beiden Verse auf den Mauern vorhanden sind, so wie das alte Herrenhaus noch sechs Fenster hat. Wirklich ließ man noch ganz deutlich darauf den Refrain:

Erloren ward er, o!
Zum Grafen von Ango!

Und da ich von diesen Ruinen spreche, die nicht einmal mehr Ruinen sind, und die so sehr jenen Etwas gleichen, wofür, wie Tertullian sagt, keine Sprache mehr einen Namen hat, so will ich von diesen Herrenhäuser sprechen, welches jetzt eine reiche Meierei der Normandie ist, weiter nichts, aber auch nichts Geringeres, wäre es da, was meinen Sie, nicht Zeit, ein alle male Mal genau zu bestimmen, was man denn unter dem feierlichen, jetzt so alltäglich gewordenen Ausdruck „Ruinen" eigentlich verstehe? Ein der Zerstörung entgangener Steinhaufen, ein Wegeinstreifen, ein Gebäud aus der guten alten Zeit, machen die wirklich den Begriff einer Ruine aus? Wer will uns dann so ganz den großen Kreis der Kalkbrocken und alten Schlöffer Frankreichs nennen? Wie das Schloß von Meniöres, dessen alte Steinplatten noch die Spuren von dem ehrenen Fuße Heinrich's IV. und von dem kleinen Füßchen seiner Gabriele tragen? Es ist endlich Zeit, da die Ruinen doch in der Mode sind, festzustellen, was eigentlich eine Ruine ist. Dieser Gedanke kam mir ein, als ich in Warengeville auf dem schönen Gesicht eines Normannischen Bauern ein höhnisches Lächeln gewahrte, das ziemlich verwandt war mit einer Ruine. „Kommen Sie", sagte dieser Mensch zu uns, „wenn Sie das Merkwürdigste schauen wollen, was hier zu sehen ist"; und stehend den Fußes zeigte er uns eine Dresch-Maschine, welche die Arbeit von zwanzig Menschen verrichtet und das Korn vom Stroh trennt, ohne letzteres zu zerbrechen. Der Normannische Bauer hatte Recht; diese Dresch-Maschine ist in der That das Merkwürdigste, was es in Ango's Herrenhause zu sehen giebt, da daselbe ja eine Meierei und nicht mehr Ango's Herrenhaus ist. Wollen Sie das Schloß Araues auch eine Ruine nennen? Kann man einen ungeheuren unförmigen Steinhaufen, von dem man glauben möchte, daß ihn ein Sturmwind hierher zusammengetrieben, den Namen einer Ruine geben? Gewiß kann man da das keine Ruine nennen; ein Steinhaufen ist aber so wenig eine Ruine, als ein Haufen Mühlsteinen zermalmten Getreides. Aber das schöne Thal von Neques! Und welch' eine Wohne, auf diesem kleinen lieblichen Bach zu schiffen und sich von dem Wind, der unter Segel schwellt (ich müßte sagen, unsere Segel, um eine rhetorische Figure anzubringen), sanft auf dem süßen Gewässer fortreiben zu lassen! Wie bebut sich auch nach der Horizont vor uns aus, und am Ende, genau an dem Punkt, wo seine Ruinen zu stehen giebt, da besitzen sie noch etwas, das mehr werth ist, als Ruinen, und das dem Zahn der Zeit nicht unterliegt; sie sind voll von Erinnerungen, von Erinnerungen an Heinrich IV., dessen weißer Helmbusch noch über jenen verfallenen Mauern weht, dessen Brief an Crillon hier überall fester eingezeichnet ist, als das schönste Lied von der Welt auf den Mauern der Herrenhäuser; dies Thal von Araues ist einer der schönsten Orte der Welt; das Schloß, oder vielmehr sein Schloß war, bevor es durch die ganzen Mal, und so Plötzlich von da ist wunderbarerweise, Freilich wird einem hier köstliche Schauspiel durch den graden Hüter dieser Ruinen ein wenig verdorben. Kaum ist man eingetreten, so verschließt dieser Hüter hinter einem die Thüre mit dreifachem Riegel, man ist sein Gefangener, bis man ihm den Eintrittspreis bezahlt hat, einen Franc für die Person, wie im Dioramа. Das That von Araues aber ist ein Dioramа, das alles Weit übertrifft, was ich je gesehen, und dieser Eintrittspreis gekauft von Herrn Lachrevöque heißt, hätte nicht jeden Reisenden hier hingen, sondern auf einem am Eingange zu seinem Schauspiele befestigten Zettel den Eintrittspreis anfündigen sollen; man wäre dann nicht hineingegangen und hätte das Thal von Araues doch eben so schön gesehen.

Wer hätte Heinrich dem Vierten gesagt, daß daselbe Schloß Araues, dessen Einsahme ihm so glücklich und so stolz machte, diese Schloß, in welchem er am Abend nach seinem Siege schlief, umgeben von dem kleinen Heere tapferer Gefährten, die es am Tage des Gefechts zum Erstiegen verdrängt hatten; wer hätte ihm gesagt, daß dreimal das Schloß Araues für hundert Thaler an Herrn Lachrevöque verkauft und von Herrn Lachrevöque den Fremden für Geld gezeigt werden würde!

Google

Warum nicht? Hat man doch vor drei Jahren das Lafayettegrabe, die Wiege des Hauses Bourbon, für 600 Livres feil geboten?

Gerade das Widerspiel dieser unsterblichen Citadelle ist die Kirche des Arques, ein gut erhaltenes und wohlanständiges Monument. Diese Steine sind verschont und gegen die Unbilden der Zeit und der Revolutionen geschützt geblieben. Man sieht, daß dies eine Kirche ist, in der noch gebetet wird. Das Gebet ist das Leben der Kirche. Auf einer der alten geschnitzten Bänke des Chors fand ich ein dickes Horn-Buch, und was glauben Sie wohl, daß meine Augen darin fanden? Sie werden sich des Fuchs Reineke einzelne Blätter aus Virgil's Aeneide! Or der harmlosen poetischen Unterhaltung irgend eines ehrlichen rechtgläubigen Katholiken, der sich so ein Mittel zur Vertürzung seiner Andachtsstunden zu verschaffen wußte! Merkwürdige Gewissens-Capitulation irgend eines guten Alten, der wohl gern in die Kirche beten geht, aber unter der Bedingung, daß er selbst in der Kirche einen poetischen Genuß haben könne! Mittelalterische Andachten, die Alten bieten, die Sie hier sich Dies- bras und dem Stabat mater ein schlechter Platz für das dieses Buch der Aeneide sey; doch sie werden zugeben, daß man einen Mann, der in einem stillen abgelegenen Thal der Normandie so trefflich Gebet und preisane Poesie, Virgil und König David, zu vereinen, einen Mann, der mitten unter dem kirchlichen Festgesang die Bewegung und den Rhythmus des Alexandriners aufzufinden weiß, wohl zu seinen Freunde und Nachbar haben möchte. Sollte man diesen es glauben? Diese Virgilschen Verse, die man in einer Dorfkirche so unvermuthet in einem Gebetbuch liegen findet, geben dieser Kirche ein noch höheres Interesse.

Wenn man nun in Dieppe alles Sehenswerthe angeschaut hat, das Meer, die Kirchen, die Thäler, die reizenden, kleinen Zugfreige, die durch die Landgütchen führen, den Leuchtthurm zu Waremgeville, das Schloß Ango und die alte Eroberung des großen Heinrich, so hat man noch einen Thurm des Herrn Lucchesi-Palli, der sich in seinem Garten gegenüber genommen hat, um sich recht krank zu machen, entfernt man sich, ohne gerade einen zu schmerzensvollen Abschied davon zu nehmen. Man schlägt dann ganz von selbst den Weg nach dem Schlosse Eu ein, wohin durch reiche Felder ein schöner Fußsteig führt. Nachdem man einige Stunden gegangen, langt man endlich in jener noch ordentlich mittelalterlichen Stadt an, so sehr klagt sie mit Leid und Seele um den Thron, der mit den durchsichtigen Dünsten des Himmels in Eins verschwimmt; zur Rechten erheben sich hohe Gebirge; am Fuß dieser waldigen Berge ist eine Stadt erbaut, und neben der Stadt öffnet sich ein Hafen. Von allen Seiten blitzt Licht hervor und füllt die ganze Landschaft mit seinem plötzlichen Glanz. Wenn man dann links hindurchgeht, kommt man in einen Englischen Garten, der dort, man weiß nicht wie, erschaffen ist. Nun folgt eine grünstige Straße und die wundersame Hölle des Meeres folgen jetzt die Schatten der Gebüsche und das Gemurmel der kühlen Bäche. Soll ich Ihnen nun dies Gebäude aus Ziegelsteinen beschreiben? das wäre eben so, als wenn man das Museum des Louvre schildern wollte. An jeder Thür, an jeder Mauer, auf den Treppen, an den Decken dieses Schlosses, kurz, von oben bis unten, zu Ihren Füßen, über Ihrem Haupt und um sich herum, sehen Sie historische Figuren und Personen. An alle Zeiten, an alle Jahrhunderte, an alle Unglücksfälle, an alle Siege, an alle Niederlagen wird man durch diese Wände und diese Mauern erinnert. Bedenken Sie, daß das Schloß Eu zu Anfang des eilften Jahrhunderts gegründet wurde, daß es seit dieser Zeit fortwährend von Hand zu Hand auf hohe Barone, gütliche Krieger und erlauchte Prinzessinnen übergegangen, und daß alle diese Leute, die Barone, Krieger, Prinzessinnen, Fürsten und Königinnen, ihr Antlitz und ihr Portrait zur Erinnerung an ihre irdisches Dasevn und ihre verschwundene Größe hier zurückgelassen haben. Niemals, glaube ich, ist man in der Achtung für die erloschenen Geschlechter weiter gegangen, als hier. Immerhin mochte dies ungeheure Schloß den Verheerungen von 1793 unterliegen, immerhin mochte es, verwüstet, geplündert, beschädigt und verödet werden, eine allmächtige Hand hat das Geschlagene wieder aufgerichtet, das Verwüstete wieder hergestellt, das Geplünderte wieder aufgefunden. Es bedurfte wahrlich eines gewaltigen und festen Willens, um diese alten Grafen von Eu, die schon so lange todt und so oft von ihren marmornen Mausoleen und aus ihren goldenen Rahmen herunter geriffen worden sind, auf diese Weise noch einmal aus dem Nichts hervorzurufen.

Doch ich könnte einen ganzen Band füllen, wenn ich Alles beschreiben wollte, und ich habe nicht vergessen, daß dies keine Beschreibung, keine Reise seyn soll, sondern nur eine flüchtige Mittheilung von Jemand, der eigentlich Nichts gesehen hat, und der blos erzählt, was er gesehen und wie er es gesehen.

So wie man aus dem Schlosse Eu herausstritt, hat man die Kirche vor sich, die ganz mit Gräbern gepflastert ist. Auch die von den Jesuiten erbaute Kollegiums-Kapelle ist voll davon. In dieser Kapelle trifft man die beiden marmornen Grabmäler des Herzogs Guise mit der Schwarze und seiner Gemahlin. Nicht diese Marmor-Statuen in den Gewölben von St. Denis kommen der einfachen Würde dieser Statue des Herzogs von Guise gleich, wie er in seinem Waffenschmuck daliegt; die Statue der Herzogin ist nicht minder schön; Schade nur, daß der schwarze Kalk auf dem Antlitz dieser Statue sich nicht lieber auf dem Gesicht ihres aufschraubten Gemahls festsetzt.

Aus der Grafschaft Eu gelangt man ganz natürlich in die Grafschaft Perthhieu, wovon Abbeville die Hauptstadt ist. Die Geschichte der Grafschaft Ponthieu hat Herr Leuaude, ein höchst verdienstvoller und beschiedener Mann, mit außerordentlichem Geschmack und großer Klarheit geschrieben. Man findet in Abbeville noch schöne Ueberreste seiner ehemaligen Wichtigkeit. Die von John Wan Robais im Jahre 1665 unter dem Schutz Königs Ludwig's XIV. gegründete Fabrik feiner Tuche ist, so wie die sast aus derselben Zeit sich herschreibenden Tapeten-Fabrik, noch jetzt in einem äußerst blühenden Zustande. Aber welcher Unterschied zwischen den beiden Fabriken! Die eine gehorcht dem Dampf, dieser geistigen Seele der materiellen Welt, die andere den Händen des Menschen.

In Abbeville habe ich alte Gebäude, alte Häuser von schöner Bauart und eine große schöne Kirche gesehen, die nie fertig geworden ist und jetzt in Trümmer fällt. In Abbeville habe ich viel alte Ueberreste aus dem Mittelalter gesammelt, die sonst nicht mehr häufig zu finden sind; es ist eine irrsichen Stadt für Alterthumsforscher. In Abbeville habe ich den schrecklichen Platz gesehen, auf welchem der Ritter von Labarre umgebracht wurde. Der arme junge Mann! Welche Todesqualen! Und wie mußte ihm zu Muthe seyn, als er an einem Fenster das Mädchen, das er liebte, gefühllos diese blutgierige Wuth mit anschauen sah! Abbeville hat indeß diese blutigen Erinnerungen durch seine Industrie, durch seine Duldsamkeit und durch seine gesälligen Sitten längst ausgelöscht.

Als ich Alles gesehen hatte, die niedergebrannte, verwüstete und geplünderte Bibliothek, die dessenungeachtet noch herrliche Sachen in sich schließt, das erst im Entstehen begriffene Museum, das alte Sächsische Fahrzeug, welches man in der Somme aufgefunden hat, in diesem edlen Flug, der Altertümer mit sich führt, wie andere Flösse Sand; als ich Herrn Boucher de Perthes, den man als Erbeigenen noch in seinem eisernen Reif gefesselt vorfand, meinen Dank für seine Gastfreundschaft genommen hatte, nahm ich Abschied von meinem trefflichen Freunde, dem Dichter, Geschichtsschreiber und Alterthumsforscher, Boucher von Perthes, und kehrte eiligst zurück, ohne weiter etwas zu sehen, und Sie werden doch finden, daß ich immer noch zu viel gesehen habe.

Sagen Sie mir, Theurer, aus welchem Stoff sind wohl die gebildet, die den Reisen nur die Reisenswürdigen lieben? Wie ist das Herz des Niphonse Roper gestaltet, der an einem schönen Tage nach Konstantinopel reiste und sich dort das Fieber holte? Sagen Sie, ich bitte Sie, was hat Herrn von Lamartine, meinen König und meinen Gast, angetrieben, sein schönes Haus und seine alten Bäume zu verlassen, um sich im Sande des Morgenlandes zu verlieren? Es lebe die Ruhe eines guten Tages! Es lebe der Schatten, jedes Sommers! Guten Tag, ihr lieben Wälder, die ihr mich kennt, ihr lieben Bächer, die ihr auch von selbst an den schönsten Stellen aufschlagt, ihr lieben Hunde, die ihr mich begrüßet, du lieber Sessel, der du für mich gemacht bist, ihr lieben theuren Freunde meines Herzens, sichtbare und unsichtbare! Guten Tag auch euch, ihr meine werthen Berleumder von jedem Morgen und Abend, guten Tag, guten Tag all ihr Güter des Lebens, bei denen man bleiben muß, weil man sie nicht mit fortnehmen kann!

Jules Janin.

Bibliographie.

Souvenirs de treate années de voyages à St. Domingue, à diverses colonies étrangères et au continent d'Amérique. — Von A. von Laujon. 2 Bde. 12 Fr.

Essai historique sur l'identité morale de la liberté et de la religion. — Vom Abbé Barat. 5 Fr.

Origine de tous les cultes ou religion universelle. — Von Dupuis. In 60 Lieferungen zu ½ Fr. Der Atlas dazu 8 Fr.

Histoire des Français. — Von A. C. L. Simonde de Sismondi. 29ster Bd. Geschichte von 1580—1589. 8 Fr.

Mannigfaltiges.

— Weindau in Ostindien. In Indien wird der Wein an viereckigen Steinpfeilern gezogen, die ungefähr einen Fuß von einander entfernt stehen, und deren oberes Ende treuzweis so verbunden sind, daß sie lange Begenzänge bilden. Diese Pfeiler müssen aber außerordentlich fest gemauert seyn, denn in Gärten, wo man keine Sorge für ihre Aufbewahrung trug, erlitten die Reben große Schaden durch die Stürme in der besten Jahrezeit. Gerade wenn der Wein in schönster Reife dasteht, reißt oft der plötzliche Ausbruch eines Orkans die ganze Vorrichtung aus dem Boden; die Trauben, welche die herrlichste Aernde versprachen, liegen dann zerquetscht unter den Mauer-Trümmern, und nur wenige bleiben unversehrt. Zur Zeit der Weinlese gleichen die ebenen Gegenden Hindostans einem großen Treibhause; und gerade diese bremende Atmosphäre scheint besonders zuträglich für den Wein, der in Agra, wohin er aus Persien durch die Mongolen verpflanzt wurde, und wo er nur der Sorgfalt der unerfahrenen Eingebornen überlassen ist, vorzüglich gut gedeiht. Etwas mehr Aufmerksamkeit auf Boden und Behandlung würde unstreitig die Qualität des Ertrages bedeutend vereden; dies müßte freilich zuerst von Europäischen Ansiedlern in Ausführung gebracht werden; denn weil die Natur hier schon so viel gethan hat, so sind die Hindus mit ihren Vorrächten ganz zufrieden und halten jede besondere Anstrengung für ganz überflüssig. Wenn sie aber eine Quelle des Wohlseins in dem Verkauf des Weins entdecken werden, so machen sie sich sicher schnell mit den nöthigen Kunstgriffen bekannt, denn, trotz ihrer Abneigung gegen Neuerungen und ihrer Vorliebe für die Art und Weise, wie ihre Väter es trieben, lernen sie doch leicht und schnell die von neuen Beherrschern des Landes eingeführten Gewerbe. (Miss Roberts' Scenes of Hindostan.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 108. Berlin, Mittwoch den 9. September 1835.

England.

Die philharmonische Gesellschaft in London.

Wenn der Englische Musikus aus der Provinz in London ankommt, so geht er zuerst in die Oper und ergötzt sich an Talenten von fremder Abkunft. Er kehrt über lang oder kurz nach Hause zurück, preist die Berühmte einer Malibran oder Grisi, und beklagt die künstlerische Mittelmäßigkeit seiner Heimath, die ihn — auf einem zweiten oder dritten Besuche in der Hauptstadt — sein gutes Glück bei den Philharmonikern einführt, wo er zum ersten Mal die Trefflichkeit der vaterländischen Musik in ihrem ganzen Umfange erkennt. Er wischt sich da in ein Publikum, das eben nur um der Musik willen herbeiströmt; er hört ein Orchester, das nur lebendiger Eifer für die edelsten Interessen der Kunst geschaffen hat, und fühlt die ganze Seligkeit, welche der Genius und Enthusiasmus, wenn sie die rechte Anwendung finden, dem Sterblichen bereiten können.

Die philharmonische Gesellschaft, obgleich noch von jungem Datum und außerhalb Londons wenig beachtet, ist das nährende Prinzip, die wahre Pflanzschule der Instrumental-Musik in England. Sie ist keine öffentliche Anstalt zu nennen, da sie nur wenige Mitglieder und Subskribenten zählt, und wir halten es eben deswegen für Pflicht, einige ihrer Details zu enthüllen.

Die großen Künstler auf dem Kontinent sind meistens von den Regierungen selbst ermuntert worden und stehen unter der Leitung berühmter Künstler. Die philharmonische Gesellschaft aber verdankt ihren Ursprung einigen wenigen Individuen und ist nur in der Sonne ihres eigenen Enthusiasmus zur Reife gelangt. Ehe diese Gesellschaft ins Leben trat, war die Instrumental-Musik lange in einem Zustande der Erschlaffung. Die Sitter abnten jedoch kaum, daß sie über zur Unthätigkeit als zur Wiederherstellung derselben die Bahn brachen. Man trug schon längere Zeit die Fesseln der alten Schule nicht mehr so geduldig, wie vordem; die Händelschen Symphonieen hatten der musikalischen Compositionen einen neuen Impuls gegeben — Mozart hatte die Sprache gelehrt, die jedes Instrument führen soll — und unsere Lindley's, Nicholson's, Harper's und Willman's fühlten, daß es ein Ziel gäbe, ihrer Kräfte würdiger, als das zusammengewürfelte Kun tes Kreuzpassgeriers. Unter solchen Umständen wurde die philharmonische Gesellschaft durch Cramer, Dance und Corri gestiftet, und die Gesetze, die man damals aufstellte, sind im Wesentlichen dieselben geblieben. Die Gründung erfolgte im Jahre 1813. In dem kurzen Zeitraum von 22 Jahren ist die Societät eine der bedeutendsten ihrer Klasse geworden und brüstet das prächtigste Orchester in Europa.

Meine Lesbchen haben zusammengewirkt, um der philharmonischen Gesellschaft jenen Vorrang zu geben, den ihr die feinsten Kenner, Ausländer und Inländer, nicht abstreiten. Auf dem Kontinente — vorzüglich in Deutschland — hat jede Stadt ihr Musik-Corps und ihr Konzert, und alle sind in gewissem Betrachte gut zu nennen. In England aber ist die Hauptstadt der Brennpunkt, welcher jenen Strahl des Genies endlich einfängt, der Lenker ist die einzige Kehle, wo das Talent an seiner Entwickelung Raum hat oder zu haben sich einbildet; in London also haben die schönsten Talente ihr Zenith erreicht und sind so lange in ungebrochter Verbindung mit den Philharmonikern geblieben, daß die vollkommenste Amalgamation erfolgt ist, die ein verwandtes und individuelles Fühlen und eine gewerbte Biegsamkeit und Fähigkeit, sich anzuschmiegen, erzeugte, welche das ganze Corps für die feinste Abschattirung des Ausdrucks empfänglich macht. Jeder Impuls bringt elektrisch durch Alle, und während sie in vollkommenster Eintracht wirken, leisten sie dem Direktor unbedingten Gehorsam. Es gilt in diesem Orchester kein Unterschied des Ranges; man wählt in den Ripienis keine Musiker, auf die man nur insofern rechnen könnte, als sie mit dem Strome fortschwimmen, sondern Musiker, die durch lange Erfahrung tüchtig geworden sind, und in jedem Talente der Aufführung allgemeine Kenntniß von Composition, Orchester-Wirkungen und klassischer Musik verbinden. Derjenige Musiker, welcher ein Konzert der Philharmoniker zum ersten Male hört, vernimmt auch zum ersten Male jene melodische Unterredung der Instrumente, welche die Kunst in ihrer wahren Vollkommenheit hervorbringen muß.

Kein einzelnes Instrument kann mit der menschlichen Stimme in die Schranken treten; aber auch keine Combination von Menschenstimmen bringt eine solche Wirkung hervor, wie ein schönes Orchester; denn Worte, mit Tönen gepaart, geben unseren Gefühlen eine bestimmte Richtung, während bei der Instrumental-Musik Jeder nach Erforderniß seines Temperamentes ernst oder heiter gestimmt wird. So z. B. kann Beethoven's Pastoral-Symphonie den klassischen Gelehrten an Virgil's Bucolica oder Georgica erinnern — den gebildeten Englischen Leser an Shakespeare's wunderbare Schöpfungen — Scenen, die er selbst geschaut, werden Manchem die Phantasie lebhaft anregen, und der Dichter und Enthusiast werden vermuthlich schaffen. Alle diese Beobachtungen haben wir bei philharmonischen Hören gemacht; aber an keinem anderen Orte sind wir von den „Wogen der Melodie" so anmuthig getragen worden, daß selbst ihr Niederfallen unsere Träume nicht stören konnte.

Bei solchen Talenten, wie heutige Instrumental-Musiker sie entwickeln, und bei den schnellen Fortschritten, welche die Instrumental-Composition in so kurzer Zeit gemacht, ist es unmöglich, der weiteren Vervollkommnung dieser Kunst ein Ziel zu setzen. Vor einem Jahrhundert gab es noch keine Symphonieen; drei Menschenleben — das Leben Haydn's, Mozart's und Beethoven's — haben ausgereicht, um die Symphonie zur Reife zu bringen. Jeder von diesen dreien ist, obgleich sie auf einander folgten, seine eigene Bahn gewandelt; Haydn charakterisirte Einheit und Klarheit des Plans, Mozart das Hinbrechen und strupelhafte Beschränkung auf die Sphäre der Sympathieen seines Publikums; Mozart war der Schöpfer reicher Harmonieen, mannigfach und leidenschaftlich in seinen Gefühlen, kühn im Versuchen neuer Wirkungen; Beethoven hat hohe melodische Einfalt, schneidende Kontraste und kühne Originalität. So erweckt jeder dieser Meister in dem Musiker eine andere Welt von Gefühlen, bringt verschiedene Kräfte zur Entwickelung und fördert demnach die Ausbildung der Instrumental-Musik in jedem Stile — ein Vortheil, den die philharmonische Gesellschaft ganz besonders gefühlt hat. Spohr ist nicht so leicht zu analysiren; als individueller Violinist verlangt er oft mehr, als irgend ein Orchester zu leisten fähig ist. Er hält nicht inne, um die Möglichkeit, oder vielmehr die Wahrscheinlichkeit des Mißlingens zu bedenken, sondern er schreibt, als wär' es für eine Quartett-Partie und nicht für ein vollständiges Orchester. Er ist seinem Zeitalter vorangeschritten, und die Popularität seiner Werke wird nur von kurzer Dauer sein. Dennoch dürfen wir es kaum beklagen, daß sein Genius in gewissem Betrachte über das Ziel hinweg geschritten ist, weil dieser Umstand der philharmonischen Gesellschaft eine schöne Gelegenheit gegeben, ihre außerordentlichen Kräfte an seinen letzten und gewaltigsten Werke, der Symphonie über Pfeiffer's Ode an die Töne, zu erproben, und zwar mit dem glücklichsten Erfolge.

Diese Symphonie hat einen Streit darüber veranlaßt, wie weit das wahre Gebiet der beschreibenden Musik sich erstrecken dürfe. Die Wirkung derselben auf das Publikum war verschiedenartig; der schlichte Tonkünstler deutbetrübte und bewunderte sie nur den Regeln der Tonkunst gemäß; aber diejenigen, welche Musik und Dichtung zusammen lesen, mag die Musik nun den Worten des Dichters sich anschmiegen oder nicht, wurden durch die auf dem Konzert-Zettel beigefügte Uebersetzung der Ode in ihrem Genusse gar nicht gestört und fanden vielleicht in Spohr viel mehr, als in dem Dichter selbst, weil eine Modulation oft so viel sagt, als eine ganze Stanze. Aber die kleinen Schlugen Ehre, mit ein Schriftsteller wagte die Behauptung, „das legitime Gebiet der Instrumental-Musik sei das Schmeicheln und Unbestimmte." Wir wollen die Stärke dieses Arguments nicht prüfen und bemerken nur, daß es, in seiner ganzen Ausdehnung angewendet, aller beschreibenden Musik den Garaus machen müßte. Einem solchen Prinzip zufolge, würde Haydn's lebendig beschreibende Symphonie über: „In lichtem Glanze", keine positive Ideen erwecken, oder der Phantasie kein wirkliches Gemälde geben; unsere Meinung aber ist die, daß, wenn auch jedes Individuum, wie vorhin bemerkt, je nach der Verschiedenheit seines Temperamentes bei dieser Symphonie verschiedentlich empfindet, doch Jedem die aufgehende Sonne vorschweben muß. Der Kritiker, dem das Unbestimmte so theuer ist, mag immerhin dabei denken, sie stiege durch einen Londoner Nebel empor; das thut nichts zur Sache.

Der wahrhaft legitime Zweck der Instrumental-Musik ist das Erregen lebendiger und allgemeiner, aber harmonisch wirkender Eindrücke. Kleine Details würdigen eine Composition herab, aber Alles, was die Klarheit und Lebendigkeit der musikalischen Beschreibung fördert, sollte von dem Künstler eben so hoch geschätzt werden, wie eine Entdeckung in der Wissenschaft von dem Philosophen. Beethoven hat in seiner Pastoral-Symphonie bewiesen, welchen Effekt musikalische Beschreibung machen kann, und es scheint, als wäre nur noch die Frage übrig, ob Spohr in dem gegenwärtigen Falle ein schicklliches Thema gewählt, und ob er treuer-Dolmetsch desselben gewesen. Das Letztere kann nur denen zweifelhaft bleiben, die seine Composition nicht gehört, und über das Erstere können

Digitized by Google

die Leser am besten urtheilen, wenn ihnen Pfeiffer's treffliche Ode bekannt ist.

Werfen wir nun einen Blick auf die Vortheile, welche uns aus der philharmonischen Gesellschaft erwachsen sind. Sie ist die höchste Instanz in Sachen des musikalischen Geschmacks, von welcher keine Appellation mehr gilt. — Sie unterhält ein Chor von Tonkünstlern, die, als ihre Agenten, in den verschiedenen Provinzen Musikfeste anordnen und leiten. — Sie hat der Kunst durch ganz Großbritannien einen mächtigen Impuls gegeben. — Sie ist endlich der einzige solide point d'appui für das Talent in England. Möge sie ihren segenreichen Einfluß noch lange, lange behaupten!

(N. M. M.)

Bibliographie.

Rosamund Gray. — Erinnerungen aus dem Christ-Hospital; von C. Lamb. 9 Sh.

Lamb's prose works. (Lamb's prosaische Werke.) 3 Bde. 1 Pfd. 7½ Sh.

The story of Justin Martyr. (Die Geschichte von Justin dem Märtyrer und andere Gedichte.) Von R. C. Trench. 5 Sh.

Illustrations to the botany of the Himalayan mountains. (Erläuterungen zur Botanik des Himaja'pa-Gebirges.) Siebenter Theil. 20 Sh.

Scenes and characteristics of Hindostan. (Scenen und Charakteristiken aus Hindostan.) Von Emma Roberts. 3 Bde. 27 Sh.

Considerations respecting the trade with China. (Betrachtungen über den Handel mit China.) Von Joseph Thompson. 5 Sh.

Nord-Amerika.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Indeß bleibt uns das schreckliche Hinderniß für unsere Literatur noch zu nennen übrig. Es ist der Umstand, daß alle unsere Gedanken, Interessen und Kräfte, die sonst wohl der Literatur sich zuwandt haben würden, fast gänzlich von der gemeinen und rohen Politik absorbirt werden; wir meinen die Partei- und Wahl-Politik. Es ist der Fluch, der auf dem Amerikanischen Volke lastet, und den wir selbst von dem Englischen Temperamente überkommen haben. Jeder Mann unter uns scheint zu wissen, daß wo immer groß, weise oder edelig ist, irgend ein besonderes Interesse zu erregen, gewiß auch bald das Haupt einer Partei im Kongresse wird — irgend ein beliebter Sprecher, unter ein gewaltiger Demagog. Du magst dich hinwenden, wohin du willst, von Maine bis zum Sabine-Flusse, überall wird die daselbe Thema der Partei-Politik in die Ohren schrillen — die Triumphe des einen Wahl-Kandidaten über den anderen — die Frage, wer Gouverneur, wer Kongreß-Mitglied, wer Senator werden, oder wer sonst dazu bestimmt seyn mag, irgend ein Amt von der Gnade des Präsidenten zu empfangen. Es kommt wenig darauf an, ob du vielleicht zufällig in der Gesellschaft dich übergeugt hast, daß Parteien unwürdig und unwissend sind. Du bist nun einmal dazu verdammt, seine Lobeserhebungen, die Aufzählung seiner Talente, die Geschichte seiner Gebuet, seiner Fortschritte und seiner höchsten Ausbildung mit anzuhören; selbst unter verständigen Männern wagen es jene Parteigänger oft, aus einer Schlange einen Fisch und aus einem Steine Brod zu machen. Diese blinde Wuth ist im Stande, einen Mohat in einen Staatsmann umzuwandeln, und einen Banditen, der kaum seinen Namen unterschreiben kann, zu einem gelehrten Philister umzustempeln. Bei so bewandten Dingen muß der Ehrgeiz stets Alles anfeuren, um sich wo möglich eine Partei zu bilden, um zum Kongreß-Mitgliede erwählt zu werden, und eine Rede zu halten, die, so geringfügig auch deren Inhalt und so stupid die darin aufgestellten Ideen sind, dennoch von einer Million Menschen gelesen wird, während andererseits das vorzüglichste Produkt und Meisterwerk des literarischen Genies der Menge oft gar nicht zu Gesichte kommt. Was uns von England betrifft, so hat die Gesetzgebung und Literatur, die sich von dem unwürdigen Treiben fern halten und nur die friedliche Bahn ihrer Studien verfolgen, an und für sich eine so jadrleiche und achtbare Volksklasse, daß sie sich selbst hineichend genügen, um sich gegenseitig zu unterstützen und aufrecht zu erhalten. Aber in Amerika ist die Anzahl derselben so gering, daß wer nur irgendwie einen literarischen Beruf in sich fühlt, kaum noch darauf rechnen darf, se in die Gesellschaft einzutreten. Er steht vielmehr allein, abgeschnitten von allen Zirkeln, kann mit keinem eine Bruderschaft schließen, und wekann er nicht von den Umständen besonders begünstigt wird, so darf er nie auf irgend eine Belohnung hoffen, noch erwarten, daß es ihm gelingen würde, durch die angestrengten Nachtwachen und Arbeiten seines ganzen Lebens so viel Notoriuät zu erlangen, als irgend die Jgnoranz eines Kongreß-Mitgliedes, das eine Rede über den Zoll-Tarif gehalten; kurz, er ist genöthigt, die Literatur entweder mit Verzichtleistung auf allen weiteren Erfolg lediglich für sich selbst zu betreiben, oder sie gänzlich aufzugeben.

Es ist gar keine Rede davon, daß die Regierung irgendwie Sorge dafür tragen sollte, um die Literatur in Schutz zu nehmen, oder eine neue wissenschaftliche Entdeckung durch etwas mehr zu belohnen, als durch ein Patent, das selbst zu einer Staatsrevenue wird. Nur Jefferson hat, als er auf dem Gipfel der Volksgunst stand, den Reisenden Lewis und Clarke einen gesetzlichen Schutz angedeihen lassen, als sie eine Entdeckungs-Expedition nach den Quellen des Missouri und den Küsten des Stillen Meeres unternahmen; — die Resultate waren auch im höchsten Grade ehrenvoll für den Staatsmann und sein Vaterland ausgefallen. Außerdem hat wohl der Kongreß die Autorisation zu noch mehreren anderen Entdeckungsreisen ertheilt und zum Theil die Kosten der Ausrüstungen selbst übernommen; allein, was die Amerikanische Literatur anbelangt, so hätte sie sich gar sehr verrechnen müssen, wenn sie sich irgend eine Erwartung auf Belohnung oder großmüthigen Schutz von jener Seite machen sollte. Als der jüngere Adams, selbst unter unserer gebildetsten Männer, in einer feierlichen Rede im Kongresse mit ein Projekt hinwies, um die Wissenschaft zu befördern, und von der Errichtung eines besonderen Observatoriums zu sprechen begann, da mußte der Redner durch ein allgemeines und übermäßiges Gelächter unterbrochen, das vielleicht die nächste Ursache davon war, daß man ihn zum zweiten Mal als Kandidaten für den Präsidentenstuhl verwarf. Was für Geld auch sonst immer den Partei-Intriguen und Ränkeschmieden zu Gebote stehen mag, so ist doch das allgemeine Volksgerücht: *economy, retrenchment*? hinreichend, um dem Schatz für jede Verwendung, die nicht unmittelbar dem Staate Vortheil bringt, den Zugang zu verschließen, wodurch die Literatur, die Künste und Wissenschaften verhindert werden, auch nur den mindesten Schutz genommen würden. Jene gesetzmäßige Freigebigkeit, die Jahrhunderte lang von den reichen, bedürftigen und wahrhaft edelgesinnten Männern in England den Genie bewiesen wurde, und welche die Geber sowohl als die Empfänger zur Unsterblichkeit erhob, diese Freigebigkeit ist gegenwärtig selbst in diesem Lande selten geworden und hat bei uns nie das Tageslicht erblickt. Wenige von unseren begüterten Herren haben daran gedacht, einen so edlen und mäßigen Gebrauch von ihren Reichthümern zu machen, um die von der Vorsehung auserkorenen Genien, denen die gemeinen Wege und Kanäle des Gewinnes verspernt sind, irgendwie zu beschützen und zu befördern. Aber unter den wohlhabenden Leuten unseres Vaterlandes wichst sich's wohl in den Sinn kommen lassen, einem Gott die Ehre, in Stein und den Schutz zu gewähren, wie es seiner Würde gebührt, oder einen Genius in den Stand zu setzen, auf seiner Lyra im Frieden und im Ruhe zu spielen, ohne den Nahrungs- und Existenz-Sorgen unausstehlich gequält zu werden! O! so ist mehr die Denk- und Handlungsweise der Kinder unseres Tages beschaffen; noch sind sie irgendwie von dem Ehrgeiz beseelt, ihre Namen durch den Ruf solcher ausgezeichneten Geister zu erheben. Nein, sie ziehen den Ruf eines großen Kapitalisten vor und gehen ihre Individualität hin, um der Personification irgend einer mechanischen Macht, ohne Geist und Seele — um irgend einer Corporation sich anzuschließen. Das ist, wie uns bedünkt, ein bedeutendes Hinderniß, welches sich für die Amerikanische Literatur in der Folge der Zeit der civilisirten Welt überhaupt, die allgemeine Tendenz unseres Zeitalters, die individuelle Kraft und das individuelle Gefühl in die kleine und lebensleere Starrheit der Corporationen aufgehen zu lassen. Die Erfindung des Pulvers reduzirte die Kriegskunst von der Combination individueller Tapferkeit und Ritterlichkeit auf den Kalkül und die Zahlen. An die Stelle der individuellen Zärtlichkeit des Herzens, der Kinder des Privatmannes und der Thränen, die unwillkürlich, bei den Kindern und Enkeln unserer jüngeren Tage sind Gesetze, Institutionen getreten, ein großes Hospital mit ungeheuren und kalten Marmorsälen aufführen, in denen Hunderte von Armen sich befinden, deren Futter, Heilmittel und Kost am Ende wohl aus lauter Dampf bestehen wird.

Das sind die umgreiflichen physischen Verbesserungen unserer Zeit; vermittelst eines Dollars vermag man sich heutzutage mehr Bequemlichkeiten und Luxus zu verschaffen, als vordem, nämlich vor der Erfindung der Dampfkraft und der Eisenbahnen, als jeder Sterbliche für das Geld wird demnächst mehr und mehr die ausschließende Gottheit dieser Verehrung. Unsere inneren Triebfedern gelten als Theorien — das Genie ist zum Kalkül geworden — Talent ist Combination — Geist ist ein gewisser Betrag von Aktienscheinen — Liebe ist ein schönes Kapital und Redenkim — Moralität ist ein sicherer und gewinnender Schmuck — die Poesie ist dazu da, um ein Mitglied des Kongresses oder Präsident zu werden — die ernsten Wissenschaften werden mit mehr Sterne aus, Ingenieurs errichten Eisenbahnen und führen Canäle ein auf — die Philosophie will reich werden, und die Religion endlich erbaut Kirchen und bittet sie reichlich aus. Der Liebhaber macht einen Heirathsantrag; — hat die Schöne ihn gesehen, ist er jung, klug und liebenswürdig? Solche Fragen mögen wohl vordem stattgefunden haben; gegenwärtig besteht die einzige darin, wie viel Geld er hat? Das schöne Geschlecht ist nunmehr eben so corporationssüchtig und actien-süchtig, als wir selbst bedaure, wir Männer, in unsere literarischen Gesellschaften, in welche alle die Elemente des Ehrgeizes und die Intrigue der männlichen Corporationen mit eingeflossen sind, und es gar sich bei den Magdalenen und Waisen-Anstalten bald kein anderer Stand mehr zu erkennen, als die Eitelkeit, unter den Namen der Vorsteherinnen zu prangen und die Jahresberichte abzufassen; während die Kinder und die Zärtlichkeit des Herzens, die sonst mit individueller Milde die Leidenden pflegte, nunmehr in die allgemeine Verwaltskammer der Corporations-Interessen hingeworfen und dem gegenwärtigen Zeitalter ist das eherne und eiserne Zeitalter, das Zeitalter der schlauen und schlauen Handwerker, die ungeheuren physischen Erfindungen und Verbesserungen, das Zeitalter der Finanzen, der Banquiers und des Kalkuls. In Verhältniß zu dem, was man die positiven Wissenschaften nennt, sind die schönen Wissenschaften, die Moral und was zu ihr gehört, die Zärtlichkeit, Sympathie und die edle, unberechnende Großmuth, in den Hintergrund getreten, um der Kälte, der Leere, der Lüge, der Selbstsucht und strengen, seelenlosen Abstractionen und Corporations-Interessen Platz zu machen. Es hat keine Schwierigkeit, zu entdecken, welchen der Einfluß eines solchen Gemeingeistes, der sich nirgends in den Grade vorfindet, als in den Vereinigten Staaten, auf die Literatur seyn muß. Die Männer von Genie haben keine Vorfahren, sie können das Erbtheil ihrer Talente Niemanden hinterlassen und haben keine Nachkommenschaft. Die geimenen Berechnungen des Interesses passen nicht eben für die lustigen Philosophien, und vergeblich bieten sie einige literarische Kapitalisten leugnen wollen, indem sie behaupteten, daß die Männer der Literatur eben so weltlich-weise, reich und glücklich seyn könnten und müßten, als alle Uebrigen. Die Geschichte der meisten Autoren und wahrem Genie widerlegt diese Behauptung, denn unter gehn dergleichen Männern befinden sich immer neun, die arm und unglücklich gewesen sind, und man darf nur mit den einfachsten Prinzipien der Physiologie

Digitized by Google

vertraut zu ſeyn, um aus ihrer Organiſation ſowohl als aus ihren Temperamenten dies Reſultat herauszuleiten.

Das Ergebniß aller dieſer unglücklichen Einflüſſe hat ſich in unſerer Literatur zu herausgeſtellt, wie es wohl ſelbſt zu erwarten war. Bei der großen Menge von Perſonen, die ſich bei uns etwas rühmen können, in irgend einer Zeitſchrift oder ein Tagesblatt irgend einmal eine literariſche Arbeit geliefert zu haben, will es doch kaum Einer wagen, als Autor, als Literat von Profeſſion aufzutreten, und wir haben nur etwa zehn Beiſpiele von Männern aufzuweiſen, die ihre Exiſtenz als Schriftſteller auf eine andere Weiſe als durch das Abſaſſen von Schuldſcheinen ertragen haben. Noch Niemand unſerer gelehrten und unermüdlichen Bibliothekare, der ein Dictionnair zu Tage gefördert, das durch ſeine verdienſtvolle vergleichende Linguiſtik ſelbſt den großen Johnſon überbietet, dieſer gelehrte Mann hat keine pecuniairen Erfolge und, wie wir hinzuſetzen können, ſeine Achtung bei dem Amerikaniſchen Publikum lediglich durch einem von ihm herausgegebenen Buchſtabir- und Leſebuche zu verdanken.

Der ſchon dahin geſchiedene Dr. Morſe mag als ein zweites Beiſpiel für dieſelbe Thatſache angeführt werden. Er iſt es, dem die Erde gehört, als Vater der Amerikaniſchen Geographie anerkannt zu ſeyn. Unermüdlich in ſeiner Arbeit als Sammler, hatte er eine große Anzahl von Jahren der Erforſchung des Geſammt-Gebietes der Vereinigten Staaten gewidmet, in denen man vor ſeiner Zeit in den großen Landſtrichen des Nordens, Weſtens und Südens faſt eben ſo wenig von einander wußte, als etwa noch jetzt von dem Indien, das jenſeits des Ganges gelegen iſt. Seine „Allgemeine Amerikaniſche Geographie“, ein ſehr großer Schatzband, erſchien in mehreren Ausgaben nach einander — aber, wie wir vermuthen dürfen, mit nur geringem Gewinn für den Verfaſſer. Denn in unſerem Vaterlande iſt nur dem eine reichhaltige goldene Mine geöffnet, der es verſteht, ein Schulbuch herauszugeben, das allgemein in Mode kömmt und von Millionen von Kindern benutzt wird, die immer von neuem eine Umarbeitung und Umgeſtaltung ihrer Leſebücher nöthig machen. Unſer Dr. Morſe, der ſich gar bald von dem Wahn der Amerikaniſchen Literatur, daß Geographie Geographie ſey, frei machte, ſah dahin, aus ſeinem größeren Werke einen kleineren Auszug zu veranſtalten und als eine Schul-Geographie herauszugeben, von der bereits mehr als zwanzig Ausgaben erſchienen ſind.

Das merkwürdigſte Beiſpiel von pecuniairem Erfolge der Autorſchaft bietet uns der Verfaſſer des „Peter Parley“ dar. Samuel Goodrich hatte ſich ehrlich durch verſchiedene literariſche Werke bekannt gemacht, theils ſich als Herausgeber der „Erinnerung an Boſton“, der „Amerikaniſchen Memoirs“, und ſeiner Vorleſungen halber, die er in Boſton hielt, ausgezeichnet. Seine Verſe trugen keinen gemeinen Stempel der Poeſie, und eine Verſuche waren von einem beſonders höheren Schlage. Allein er machte gar bald die Entdeckung, daß der Boden der Amerikaniſchen Literatur nicht als harter Lorberen hervorbrächte, die noch dazu die kleineren Kritiker auszugraben und auszuwärmen ſich eifrig bemühten. Anſtatt einer unfruchtbaren Unterſuchung der ätheriſchen Gebirgs-Aörern, die ihn nur dahin führen konnte, ſeine Talente und ſeine Zeit in die Thäler hinab und begann, den ergiebigeren Boden an der Oberfläche zu bepflügen. Nach wannigfachen Verſuchen mit Schuldüchern gelang es ihm endlich, die Aber des „Peter Parley“ aufzufinden, und er zog aus dem Werke mehr Vortheil, als Cooper, Irving, oder ſonſt irgend in anderer Amerikaniſcher Schriftſteller. Es iſt eine Reihe von kleinen Schriften, in nichtsher paſſender Form, mit einer großen Anzahl von holzſchnitten, vorkommen, die zur Klaſſe jener Kinder zu rechnen ſind, der Jeder erbrecht ſich auf Geographie, Geſchichte, Reiſebeſchreibungen, Aufſätze, Chronologie und dergleichen, und die Schreibart iſt ein glückliches Converſations-Stil, der die richtige Mitte zwiſchen dem Kindergeſpräche und dem gewöhnlichen Bücher-Stil hält. Es wurden ungeheure Kiſten von dem Werke nach allen Richtungen hin verſandt, und es giebt keinen Aſſortiments-Buchhändler in der Provinz, der nicht mehrere hundert Stück von „Peter Parley“ hat. Wir haben hier nicht nöthig, von dem ungeheuren Erfolge von Cooper's Romanen zu ſprechen, da dieſelben, in England ſowohl als in Amerika, bereits hinlänglich auseinander und faſt über die Maßen hoch angeſchlagen wurden. Wir können auch noch hundert andere einzelne Bücher anführen, die einen guten Erfolg gehabt und die ihren Verfaſſern Geld eingebracht haben. Allein wir haben hier nur diejenigen Perſonen hervorheben wollen, die man ganz eigentlich Autoren von Profeſſion nennen darf, und von denen man ſagen kann, daß ſie durch ihren Beruf eine Subſiſtirung erlangt haben.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir, indem wir die Hinderniſſe ſie das Gedeihen der Amerikaniſchen Literatur zuſammenſtellten, affektive nur mit tiefem Leidweſen unternahmen. Wir hätten noch manches andere hinzufügen können, allein wir berührten nur diejenigen, die uns als die wichtigſten und ſchreckbarſten erſchienen. Sehr gern wären wir in den Gegenſtand in anderer Weiſe, etwa mit lauter Lobeserhebungen, eingetreten. Allein wir ſind einer gebieteriſchen Pflicht gefolgt, indem wir das mittheilten, was der einfachen Wahrheit angemeſſen ſchien. In demſelben Geiſte wollen wir nun auch hier fortfahren, wenn wir uns gleich auf einen ſchwierigeren Boden begeben. Wir laſſen uns nur durch reine Unparteilichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit leiten. Eros Tyriusve nullo discrimine habetur.

Hätten die Engliſchen Beobachter, welche bei uns geweſen und in ihr Vaterland zurückgekehrt ſind, um unſere Geſellſchaft herabzuſetzen und zu erniedrigen, alle Kunſt, die nicht nur aller Literatur, ſondern auch alles Geſchmackes für dieſelbe entbehren, hätten dieſe Beobachter, ſage ich, einen freieren Geiſt und ein reineres und edleres Gemüth beſeſſen, ſo würden ſie nur darüber in Bewunderung ausgebrochen ſeyn, daß wir trotz aller der uns entgegenſtehenden Hinderniſſe dennoch innerhalb der kurzen Zeit ſo viel ſchon geleiſtet haben. Sie hätten daran denken ſollen, daß ihre eigenen literariſchen Schätze ſeit den Zeiten Alfred's und Beda's und Chaucer's in einer Reihe erfolge von mehreren Jahrhunderten allmälig angeſammelt worden ſind. Sie hätten bedenken ſollen, daß ihre Literatur bereits die goldenes Zeitalter erreicht und darauf bald ſtationair, bald, wie Einige behaupten, ſelbſt rückgängig geworden iſt, als noch drei Viertheile von den Amerikaniſchen Staaten eine Wildniß, nur von rohen wilden Männern bewohnt, waren. In den erſten zehn Jahren nach unſerer Revolution hatte ſich das Land noch nicht von ſeinen Kämpfen für die Nationals-Exiſtenz hinreichend erholt, um an den Andau der Literatur zu denken, an ein Studium, das lediglich das Reſultat der Ruhe, des Ueberfluſſes und der Ordnung, der Herrſchaft, der Wohlthaten, der Gedanken und der freien Meinung iſt. Unſere Literatur kann höchſtens von der Zeit von ungefähr vierzig Jahren zugeſchrieben werden; das iſt nur ein kleiner Bruch von der verfloſſenen drei Jahren, während welcher die Literatur von England heranwuchs. Mit einer Flotte von wenigen Fregatten und Kriegsſchiffen, die man ſpottweiſe jenſeits des Oceans „Cock-boats“ (Kähne) nennt, haben wir uns doch im Angeſicht einer Flotte von tauſend Schiffen Achtung zu verſchaffen gewußt. Hätten wir nun auch ſelbſt unſere tauſend Schiffe, wären ſie uns da wohl mehr als einen nicht zu brachtenden Feind oder als einen ohnmächtigen Alliirten geweſen? Wären wir im Stande, binnen vierzig Jahren, gegen Wind und Wetter, das zu bewirken, was wir bereits in der Literatur zu Ende gebracht haben, was wird dann der Geſchichtsſchreiber von uns ſagen, wenn er nennhundert Jahre ſpäter eine Parallele zwiſchen den Schriftſtellern in England und den Transatlantiſchen Küſten ziehen wird?

Wenn man aber ſpöttiſch fragt, wer denn ein Amerikaniſches klaſſiſche Werke wie wohl hervorgebracht habe? kann erwidern darauf, daß, wenn man alle die Umſtände erwägt, die wir im Verlaufe unſeres Artikels erwähnt, wenn man den Mangel an Schriftſtellern von Profeſſion, den Mangel an pecuniairen Erfolgen, das Vorurtheil zu Gunſten der Engliſchen Schriften, die unſere Verleger ohne die Erlaubniß der Verfaſſer frei herausgeben dürfen, ferner die allgemeine Hinneigung des Amerikaniſchen Volkes zu mechaniſcher Betriebſamkeit oder zur Politik, ſodann das Ergänzungsſyſtem gegen die Literaten, als eine beſondere Klaſſe, und den Umſtand, daß wir unſere literariſche Epoche erſt ſeit vierzig Jahren begonnen haben, wenn man dies Alles in Erwägung zieht, ſo kann man wohl kaum erwarten, daß wir ſchon epiſche Gedichte zu Tage fördern ſollten. Wer möchte ſich hier wohl berufen fühlen, eine ſo voluminöſe Geſchichte, wie die von Hume oder Smollet, die Annalen einer Nation zu ſchreiben, die kaum ein halbes Jahrhundert geſtanden hat.

Was wir bis jetzt geleiſtet haben, iſt gerade ſo beſchaffen, wie es zu erwarten war von einer Nation von unbegrünzem literariſchen Ehrgeiz und allerlei Hülfsquellen, aber ohne weitere beſondere Ermunterung und Belohnung; das heißt, unzählige Verſuche in omni scibili, literariſche Projekte von allerlei Charakter, mehr periodiſche Blätter als England ſelbſt, unzählige politiſcherediſche Reden, Tauſende von literariſchen Skizzen und eine Maſſe von Gedichten in den Zeitungen, kurz allerlei einzelne Stücke und mit Fleiß zu Stande gebrachte Werke, aber von epiſchen Gedichten, die auch im Gehirn der Schriftſteller zurückbleiben und die ſich vollkommen entwickeln würden, falls ihnen mehr Ermunterung und Belohnung zu Theil würde; Werke, die man angefangen und wieder aufgegeben, ſo wie es ſeyn mußte, da, wo ein Jeder ſich ſelbſt ſie ſädig hält, Schriftſtellerſich aufzurreten, indem er durch den Ehrgeiz angefeuert wird, die Unterſchiedenheit in dieſer Richtung zu ſuchen, ſo wie er ſich bald ſtationair, bald, wie Einige behaupten, ſelbſt rückgängig geworden iſt, als noch drei Viertheile von den Amerikaniſchen Staaten eine Wildniß, nur von rohen wilden Männern bewohnt, waren. In den erſten zehn Jahren nach unſerer Revolution hatte ſich das Land noch nicht von ſeinen Kämpfen für die Nationals-Exiſtenz hinreichend erholt, um an den Andau der Literatur zu denken, an ein Studium, das lediglich das Reſultat der Ruhe, des Ueberfluſſes und der Ordnung, der Herrſchaft, der Wohlthaten, der Gedanken und der freien Meinung iſt. Unſere Literatur kann höchſtens von der Zeit von ungefähr vierzig Jahren zugeſchrieben werden; das iſt nur ein kleiner Bruch von den

für Urtheil für die schöne Literatur gegen irgend ein anderes rectlerer Gesetzbuch umgetauscht hat.

Diese wohlbekannten Wandersterne bilden die merkwürdigsten Gestalten der Amerikanischen periodischen Blätter. Für uns bewiesen sie klar, daß wir verhältnißmäßig eine hinreichende Anzahl von Talenten für die schöne Literatur, zerstreut in unseren verschiedenen Landestheilen, besitzen, daß unsere Institutionen und die Ordnung der Dinge bei und diese Talente kräftig anregen, daß sie aber unsäglig sind, dieselben zu nähren und so lange zu erhalten, bis sie zu derjenigen Entwickelung und Ausbildung gelangten, die für eine vollständige klassische Literatur unerläßlich sind.

Timothy Flint.

Bibliographie.

Letters descriptive of the Virginia springs. (Beschreibung der Virginischen Mineralbrunnen, in Briefen.) Von Peregrine Prolix. Philadelphia.

Naval stories. (Marine-Geschichten.) Von W. Leggett. New-York.

Constantinop'e and its environs. (Konstantinopel und seine Umgebungen.) Von einem Amerikaner, der lange Zeit in Konstantinopel gelebt hat, gesammelt von Commodore Porter, ehemaligem Geschäftsträger der Vereinigten Staaten bei der Pforte. 2 Bde.

The Italian sketch-book. (Italiänisches Skizzen-Buch.) Von einem Amerikaner.

Rußland.

Scenen aus dem Leben der Tschetschenzen.

(Von einem Augenzeugen.)

Bei meinem Aufenthalte in Kankassien wünschte ich die Bergbewohner kennen zu lernen; und obwohl meine Freunde es mir, der Gefahr wegen, abriethen, so entschloß ich mich doch, meinem Wunsche zu genügen. Ich kaufte mir dahor zu Mozdok einen vollständigen Anzug der Tschetschenzen und einen wilden Gaul, und schlug den Weg auf dem rechten Ufer des Terek ein. Funfzig Werst östlich von der Mündung des Jlnffer Schanze in die Sundscha gelangt ich in ein zwischen Felsen gelegenes Dorf, wo mich ein dürftiger Tschetschenze in seine kleine und unreinliche Hütte aufnahm. Nachdem ich ihm eingetreten, ich sey ein Bergbewohner, der in Russischer Gefangenschaft gewesen und jetzt in seine Heimath zurückkehre, war ich sicher.

Am anderen Tage früh entstand unweit des Dorfes bei einem steilen Felsen ein Auflauf; gellendes Geschrei weckte das Echo, und an den Mienen der Männer und den Köpfen der Weiber sah man Wuthsteine verbreitet sassen .... Es kämpften dort zwei Tschetschenzen. Beide hatten sich in ein niedliches Mädchen verliebt und wollten nun durch Wurfsteine entscheiden, wer dieselbe besitzen sollte .... Der Eine der ganz schon zu examiren, aber durch das Zureden der Umstehenden ermuthigt, warf er sich mit erneuerter Wuth auf seinen Gegner. Schon schwang er drohend einen Stein auf denselben; dieser aber wich gewandt dem Wurfe aus ... und es begann nun ein neues Gefecht.

Nahe bei der sich drängenden Menge stand die liebesbürftige weißarmige Schöne; ihre ausdrucksvollen Augen waren von Kummer getrübt; selten richtete sie den schüchternen Blick auf die Kämpfenden, und mit Unruhe sah sie dem Streiche entgegen, der ihr Schicksal entscheiden sollte .... Die jungen Tschetschenzen in diesem Dorfe waren ihr gegwegen, sie aber zeigte sich gleichgültig gegen sie; ein schwarzäugiger Fremdling jedoch, der in einer Hütte mit mir wohnte, hatte sie ganz für sich eingenommen, doch wußte sie nicht, ob er sie liebe; ihr Blick suchte ihn unter der Menge.

Es vermehrte sich das Geschrei .... Ein bewaffneter Tschetschenze flüzete aus der Menge wie ein Blitz aus schwarzem Gewölk. Sein sonst durch die dichten Locken um so schärfer hervorgehobenes blasses Antlitz erglühte jetzt mit hoher Röthe, und Muth blitzte aus seinen Augen. Mit der Wuth eines ungebeugten Kriegers er, einen Wurfstein in der Hand, auf die Kämpfenden los.

Das Mädchen erhob auf; überraschi und erfreut durch das plötzliche Erscheinen ihres Geliebten, trocknete sie sich die Thränen von den Wimpern, — und stand da, bezaubernd und scisch wie eine bei der aufgebunden Sonne eben vom Thau gerränte Rose. Unverwandt und mit feurigen Blicken folgte sie den Bewegungen des ihr so Theuren .... Plötzlich entstieg ihrer Brust ein Laut der Freude, und Entzücken malte sich in ihrem Antlitz.

Verzweifelt, aber gewandt wehrte der Tschetschenze die Wüfe der Gegner ab; drohend hatte seine Schreibe es fiel einer der Gegner, am Haupte blutend, und in einem Nu war der andere Gegner seines Armes beraubt. Die Menge stannte. — Rasch ergriff nun der Sieger seine Geliebte und führte sie in die Hütte meines Wirths .... Kaum aber mochte das Mädchen an der Brust des Jünglings zu Athem gekommen seyn, als der Nebenbuhler mit der blutenden Stirn, der Sohn meines Wirthes, hereinstürzte und wüthend auf die Liebenden losging — doch sein Vater hielt ihn zurück, indem er den Sohne nicht zugestand, den Fremdling in seiner Behausung zu bekriegen. — Der Tschetschenze nahm Abschied, brachte seine Waffen in Ordnung, schwang sich auf sein Roß und sprengte, nachdem er sein Mädchen neben sich gesetzt, in die Gebirge. „Jetzt ist er in Deiner Gewalt", sagte mein Wirth zum Sohne, „sag' ihm nach!" — Der feurige Jüngling warf sich auf's Pferd und flog dahin über Hals und Kopf — entwetze zu fliehen, oder Jenem das Mädchen zu entreißen!.... Lange noch sah man hinter den Abhängen und den fliegenden Mantel, die zettige Mähne des Reitees und die flatternde Mähne des Rosses. —

Am anderen Tage verließ ich den Ort. Auf einem malerischen, aber gefahrvollen Wege gelangte ich zu einem anderen Dorfe, das aus einigen mit Schilf bedeckten Hütten bestand. Ich stieg vom Pferde und sah mich von Männern, Weibern und Kindern umringt .... Unter der Menge gewahrte ich den Tschetschenzen, der den Abend vorher mit dem Mädchen davongesprungen war. Er erzählte mir mit sein Abenteuer auf Russisch, obwohl ziemlich unbeholfen. Kaum hatte er sich Muth zurückgelegt, so ereilte ihn sein Gegner mit dessen Diener. Während des Kampfes, der sich nun entspann, glückte es dem Letzteren, das Mädchen zu fassen; der Kampf der beiden Gegner ward immer heftiger — da sprengten plötzlich noch drei Reiter herzu, als Rächer des zweiten Gegners, der im Streite den Arm verloren hatte. Auch sie wünschten, sich des Mädchens zu bemächtigen.

Ein Schuß fiel, und getroffen sank der Diener daniehr. Einer von den Hinzugekommenen bemächtigte sich des Mädchens — ein Zweiter stürzte sich mit Erbitterung auf den an der Stirn blutenden Gegner, und der junge Tschetschenze verwundete das Pferd des Dieners, so daß das schon gewortene Thier, unter Zurücklassung bedeutender Blutspuren, mit seinem Reiter wild davonsprengte. Hierauf wandte sich der Tschetschenze gegen den dritten, der seine Geliebte hielt, und ergriff ihn, ohne daß es die anderen Beiden in der Hitze des Gefechtes wahrnahmen. Dem Einen von diesen Letzteren brachte er nun eine tiefe Wunde bei, während der Zweite mit seinem Pferde einen Anlauf nahm, um mit desto größerer Gewalt auf seinen Nebenbuhler loszustürzen. Jener kam ihm aber zuvor, sprengte heran und zückte den Dolch .... Das Roß des Gegners sprang zurück und stürzte zu einem tiefen Abgrund hin .... Die Hölle wallte sich in den Zügen des Reiters!!! Verzweifelt schwang er noch einmal einen Wurfstein auf den Tschetschenzen, doch dieser fiel sanfend zu den Füßen des Rosses nieder .... Ein dumpfes Stöhnen tönte aus dem Abgrunde herauf — dann war Alles still. —

Schneller als der Wind flog nun der Tschetschenze mit seinem Mädchen dem Dorfe zu.

Am anderen Morgen reiste das glückliche Paar nach dem Geburtsorte des Mannes.

Jakowieff.

Bibliographie.

Beschreibung der Stationen zwischen den beiden Hauptstädten und bis zu den bedeutendsten Städten des Europäischen Rußlands.

Das Gouvernement Jenissei. Von Stepanoff.

Monumenta Livoniae Antiquae. — Eine Sammlung alter schriftlicher Nachrichten zur Geschichte von Liefland, Ehstland und Kurland.

Mannigfaltiges.

— Beabsichtigte Verschönerungen von Paris. Man vermuthet, der Obelisk von Luxor werde dies Jahr auf den Platz Ludwig's XV. errichtet werden; aber weil das dazu bestimmte Piedestal noch nicht vollendet ist und es auch so bald noch nicht sein wird, so ist dies Verhaben noch aufgeschoben worten. Es ist aber fest bestimmt, daß der Obelisk seinenfalls auf dem Platze Ludwig's XV. aufgerichtet wird, und nicht anderswo, wie einmal vorgeschlagen wurde. Der Eingang in die Elysäischen Felder über den Platz Ludwig's XV. war und noch sonst bedeutend verschönert, denn es sollen zwei ungeheure Fontainen mit mehreren Wasserstrahlen erbaut werden, aus denen das Wasser nicht weniger als 160 Kubik-Fuß hoch springen wird. Ueberall wollen man auch die Gräben, welche die Tuilerieen umgeben, ausfüllen; aber wegen der zum Schutz dieses Schlosses erforderlichen Vorsichts-Maßregeln hat man dieses Vorhaben aufgegeben. Zwanzig kolossale bronzene Statuen sollen zu beiden Seiten, von der Denkmünz-Kammer an bis zur Straße St. Florentin, aufgestellt, die 12 Statuen der Konkordien-Brücke aber fortgenommen und in die große Allee der Elysäischen Felder gebracht werden. Verbesserungen aller Art werden noch in den Elysäischen Feldern beabsichtigt, und man ist schon mit der Anfertigung verschiedener Bezieemungen zu diesem Zwecke beschäftigt. (F. P.)

— Alt-Englische Freigebigkeit. Die Freigebigkeit der alten Englischen Baronen ist oft zum Gegenstande besonderer Lobeserhebungen gemacht worden. Auf einer alten geschichtlichen Urkunde findet man, daß bei der Krönung des Königs Eduard's I. vier Englische Barone, bei der feierlichen Ceremonie beiwohnten, „vierhundert Pferde unter das Volk vertheilten", außer dem, was noch der König von Schottland und Edmund, des Königs Bruder, an dasselbe verschenkte. „Und wer immer", sagt die Chronik hinzu, „ein Pferd einmal aufsing, der behielt es als sein unbestrittenes Eigenthum."

(L. P.)

— Der Stier-Kampf in Madrid. Ein Mitarbeiter an der Revista Espanola rühmt diesen Belustigungs-Ort in folgenden Ausdrücken: „Welche zahlreiche und doch auserlesene Gesellschaft findet man hier! Welchen herrlichen Flor junger Damen! Welche reiche Mannigfaltigkeit von Erzählungen, von Musik, von Tänzen und Gesang angebrachten Scherzen! Das Belvedere oder physikalische Kabinet gewährt eine gar angenehme Unterhaltung! In solchen Vereinen und der geselligs Ton, der geselligs Anstands sey, würdig und anständig werden, muß der sacherliche Donnerwetterius untergehen, der so lange wie ein Alp auf unsere Sitten gedrückt hat. Prachtvoll ist der Tanzsaal des Gartens, in dem 60 Paare zugleich sich herumwiegeln können. Alles ist hier genußreich: die Frische der Abende, die gestirnte Wölbung über uns, die Menge von Gebäuchen, welche Erfrischen bieten, der balsamische Duft der Gewächse, Alles erquickt die Seele und giebt derselben Ruhe in das von schweren häuslichen oder politischen Sorgen gepreßte Herz. Es bliebe nur noch eine bessere Beleuchtung des Tanzsaals und eine prompiere Bedienung zu wünschen übrig."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. 1½ Thlr. einzelnd hierher, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.), in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 109. Berlin, Freitag den 11. September 1835.

Dänemark.

Altnordische Literatur.

Jahresbericht über die Arbeiten der Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen. 1834 — 1835.

Die Jahres-Versammlung am 31. Januar d. J. eröffnete der Präsident, Konferenz-Rath Professor Schlegel, mit einer allgemeinen Darstellung der Unternehmungen und des Zustandes der Gesellschaft im abgelaufenen Jahre.

Ihrem Hauptzwecke gemäß, die alten Isländischen und überhaupt Nordischen Schrift-Denkmale herauszugeben, hat die Gesellschaft in diesem Jahre durch den Druck bekannt gemacht:

Fornmanna Sögur (der Altvordern Saga's), Bd. 9, und
Oldnordista Sagaer (Altnordische Saga's), Bd. 9;

enthaltend, der erste in der Isländischen Urschrift, der andere in Dänischer Uebersetzung, die Saga's (Geschichtbücher) der Norwegischen Könige Hakon Sverrison, Guttorm Sigurson und Ingi Barlson, nebst der Saga von Hakon Hakonson bis zum Tode des Herzog Skuli; oder den Zeitraum vom J. 1184 bis 1240.

Demnächst werden erscheinen:

Fornmanna Sögur, Bd. 10,
Oldnordista Sagaer, Bd. 10., und
Scripta historica Islandorum, vol. VI. VII;

von welchen die beiden letzten den Schluß der Kriegs-Saga's von Norwegen, in Isländischer Urschrache und Dänischer Uebersetzung, enthalten; die beiden letzten, schon druckfertigen Bände die Geschichte der Norwegischen Könige von Magnus dem Guten bis Magnus Erlingson, in Lateinischer Uebersetzung.

Schon im J. 1831 faßte die Gesellschaft den Entschluß, alle ihr zu Gebote stehenden Mittel zur vollständigeren Beleuchtung der ältesten Geschichte Grönlands anzuwenden, besonders, um, wo möglich, über die Lage der alten Europäischen Niederlassung Eystribygd und des daselbst mehrere Jahrhunderte hindurch blühenden bischöflichen Sitzes Gardar zur völligen Gewißheit zu gelangen. Zu dem Ende wurde beschlossen:

1. In den wichtigsten Trümmern aus den Zeiten der alten Europäischen Ansiedler, vornämlich in der Landschaft Julianshaab und an der Küste längs der Davisstraße, nachgraben und nachforschen zu lassen. Sobald die nöthigen Werkzeuge dahin geschickt waren, nahmen diese Untersuchungen, 1832 schon, ihren Anfang und wurden im folgenden Jahre 1833 fortgesetzt; worüber der vorjährige Bericht eine Mittheilung und die Alterthums-Zeitschrift der Gesellschaft eine ausführlichere Nachricht liefert. Im itzigvorstehenden Jahre 1834 fuhr man damit fort, und über diese Nachforschungen sind der Gesellschaft folgende Mittheilungen zugegangen:

a) Von dem Missionar de Fries zu Friedrichsthal, Grundrisse der Trümmer zu Itigait, unweit welcher man 1831 schon einen Stein mit einer Inschrift gefunden hatte.

b) Von J. Arbr, bisherigen Vorsteher der Niederlassung Nennerseit, Beschreibung einer unter im vorigen Sommer unternommenen antiquarischen Reise an den Küsten der Bucht Tessiusmiut, nebst einer vollständigeren und sehr brauchbaren Karte dieser Bucht und Grundrissen der wichtigsten dasigen Trümmer. Die Küsten dieser Bucht sind dabei jetzt für vollständig untersucht anzusehen.

c) Von Wolf, Vorsteher der Ansiedlung zu Julianeshaab, ein Stück Glockenspeise, auf Upernavfarsuf an der Südseite von Igalikofiord gefunden; und dem Missionar Lund ein ähnliches daselbst gefundener Stück.

d) Von J. Möller, Vorsteher der Ansiedlung Fiskenaes, ein kleine sehr alter Kessel von Messing, gefunden auf der Insel Kjarsetsiuak, 4 Meilen nördlich von Frederikshaab; und eine Lampe von derselben Steinart, gefunden in dem Grabe eines Eskimo's auf Kiligaane, 7 Meilen nördlich von Fiskenaes.

e) Von dem Botaniker Wahl, 10 verschiedene Eskimoische Alterthümer, zum Theil zu Fang-Geräthschaften gehörig, die an heidnischen Gräbern auf dem Disko-Eiland gefunden sind.

2. In einem besonderen Werke über die geschichtlichen Denkmäler Grönlands eine möglichst vollständige Sammlung der Berichte über Grönland herauszugeben, welche die alten Isländischen Geschichtbücher enthalten. Ein Druck dieser, je mit einer unseren mit Lateinischer Uebersetzung begleiteten Werkes über die Entdeckungs-Reisen der alten Nordbewohner nach Amerika, ist in diesem Jahre fortgesetzt. Der Schiffs-Lieutenant Graah hat für diese Sammlung eine Spezial-Karte von der in alterthümlicher Hinsicht wichtigsten Landschaft Julianshaab, nach seinen Ausmessungen, entworfen, welche jetzt in Kupfer gestochen wird.

Der Ausschuß für alterthümliche Untersuchungen machte bekannt, daß das Museum für Nordische Alterthümer, durch welches die Forschungen der Gesellschaft sehr befördert wurden, im verwichenen Jahre einen Zuwachs von 396 Stücken erhalten hat. Unter diesen verdient besonders erwähnt zu werden: eine Sammlung von feuersteinernen Geräthschaften aus den vorgeschichtlichen Zeiten des Nordens, dadunter mehrere Miederholungen einer Geräthschaft, dergleichen man bisdahin nicht gekannt hat. Alle diese Stücke sind von einem Bauer gefunden. Sie lagen unter einem großen Steine auf dem Felde unweit Baunggaard bei Frederikshavn in Jütland, auf einem kleineren flachen Steine in Sand gebettet, neben welchen sich auch mehrere feuersteinerne Schieferchen und größere Stücke befanden, welche Spuren an sich tragen, daß jene Geräthe von diesen abgesplattet sind. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Sachen einst an dem Orte selbst, wo sie jetzt gefunden worden, verfertigt sind, und daß der ganze sehr ungewöhnliche Fund den Vorrath einer Werkstatt des Alterthums zur Verfertigung von Feuersteingeräthen ausgemacht habe. Dann, eine beträchtliche Sammlung von heidnischen Alterthümern, gefunden in 20 Grabhügeln bei Jägerspris, welche der Prinz Frederik unter eigener Leitung durchgraben und untersuchen ließ. Ferner, eine Menge Sachen aus sehr verschiedenen Zeitaltern, gefunden in der St. Johannis-Quelle in Roeskilde*), als man dieselbe bis zu einer Tiefe von 10 Ellen von dem seit manchen Jahrhunderten angesammelten Schlamme reinigte. Diese Stücke bestehen vorzüglich aus irdenen Gefäßen, zum Theil von ganz unbekannter Form; dann auch aus kupfernen und bronzenen Gefäßen, welche nach und nach in die Quelle versunken sind. Die ebenausgelegenen Sachen waren fast ganz neu, z. B. der Deckel von einem kupfernen Kaffetopfe; so wie man aber tiefer hinunter kam, verdarben sich die Formen und Stoffe flufenweise, und zwar in dem Maaße, daß sie auf dem ursprünglichen Boden der Quelle am tiefsten liegenden gewiß ein sehr hohes Alter haben, und fast in die heidnische Zeit emporreichen, indem mehrere bronzene und irdene Gefäße darunter in Form, Stoff und Arbeit den Opferschalen und Urnen der Heiden sehr ähnlich sind, und ein Kamm von Bein auf dieselbe Art gearbeitet ist, wie die in den heidnischen Grabhügeln gefundenen.

Von dem Regimente Wendaagt Rann auf St. Thomas empfing die Gesellschaft einen auf St. Croix gefundenen Keil von grauschlicher Steinart, völlig von derselben Gestalt, wie die in Nordschen Grabhügeln gefundenen.

Die Abfassung und Herausgabe geschichtlicher und alterthümlicher Untersuchungen ist auch in diesem Jahre fortgesetzt. Der dritte schon im Druck übergebene Band der archäologischen Zeitschrift der Gesellschaft, „Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed" (Zeitschrift für Nordische Alterthumskunde) wird folgende Abhandlungen und Beiträge enthalten: biographische Nachrichten über Arne Magnussen, dem verdienten Stifter des Arne-Magnäanischen Legats, von F. C. Werlauff; Uebersicht der ältesten Züge von Norden nach Irland, von M. M. Petersen; Bemerkungen über die älteste bekannte Karte von Grönland, von J. G. Bredsdorff; Nachrichten über die Runenkrümmer von Kmeltorphuus auf Fühnen, von L. S. Vedel-Simonsen; Untersuchung der Obelisken in Rundwall, mit der, so viel man weiß, ältesten Runen-Inschrift Großbritanniens, von Finn-Magnussen; Antiquarische Nachrichten von Dänemark, Schweden und Grönland; den zweiten Theil der systematischen Uebersicht der Alterthümer des Nordischen Heidenthums, nämlich der Urnen und Begräbniß-Gebräuche, mit Kupfertafeln.

Andere Mittheilungen geschichtlichen und alterthümlichen Inhalts sind vom Kammerherrn und General-Adjutanten Aries in Ploen, vom Probst Heltbreg zu Lomb in Guddrandsdalen, vom Prediger Rödör auf Helgoland, vom Magister Hildebrand in Stockholm, vom Pretzier Wilsegaren zu Wäterstad in Schonen, vom Prof. Schröder in Upsala, vom Dr. Elman in Calmar, vom Rektor Wasch zu Schönberg im Stifte Ratzeburg und vom General de Penhouet zu Rennes.

Der König hat unterm 23. Oktober v. J. der Gesellschaft eine

*) D. h. Roe's Quelle, mißverdeutscht Rothschild; daher der erdachte jüdische Name.

Digitized by Google

dritte Sendung von den durch Prof. Voigt in Königsberg besorgten Abschriften von Urkunden des Geheim-Archivs daselbst, betreffend die Nordische Geschichte, zusammen lassen, und die Gesellschaft beauftragt, über diese, mit dem, was sich im Kopenhagner Geheim-Archiv befinden möchte, vorzunehmenden Abschriften eine auf den Inhalt eingehende Uebersicht anzufertigen. Indem der König das Fortschreiten dieses verdienstlichen Unternehmens mit besonderer Zufriedenheit bemerkte, hat er zugleich bestohlen, dem Prof. Voigt zur Fortsetzung derselben aus seiner Privatkasse 300 Thlr. zu übersenden.

Sendungen geschichtlicher und alterthümlicher Schriften kamen ein: von den Alterthums-Gesellschaften zu London, Stettin und Halle, der Königl. Literatur-Gesellschaft in London; den Gesellschaften der Wissenschaften zu Königsberg, Gröfs und Macon; desgleichen von den Gelehrten Abamson, Barkow, Beauvoy, Calfverson, Christie, Cooper, Moy de la Requette, Gérard de Franck, Gallois, Gaupp, Gotslund, Grüberg de Hemsö, v. d. Hagen, v. Harthausen, Hettema, Hoosburgh, Jilgen, Ingier, Lappenberg, Larsen, Liljegren, Lübow, Lüstadius, Mafch, Meinbold, Minuteli, Moover, Rapierstyv, Phillips, Rast, Schmeller, Schröder, Smyth, Stollier, Wilhelmi. In Vertrauen, daß es den Deutschen und deutschredenden Mitgliedern der Gesellschaft außerhalb Skandinaviens nicht unwillkommen sein möchte, von den archäologischen Unterhaltungen einige auserlesene Stücke in Deutscher Sprache zu erhalten, hat die Gesellschaft solche unter dem Titel „historisch-antiquarische Mittheilungen" auswählen und in Deutscher Uebersetzung drucken lassen. Diese Auswahl wird aber keineswegs in den Buchhandel kommen, da die vorhandenen Abdrücke nur unter die Mitglieder der Gesellschaft vertheilt werden. Es sind darin folgende größere und kleinere Beiträge, mit beigefügten Kupfern und anderen eingedruckten Abbildungen, enthalten: der Brief von Hr. Worsaae über die Steinkisten-Funde, der zweite vom Prof. Dr. Paulsen in Kiel, und die übrigen von verschiedenen anderen Mitgliedern der Gesellschaft überseht:

1) Ueber den Ursprung, die Blüte und den Untergang der Isländischen Geschichtschreibung, von Dr. P. E. Müller, fürzlich verstorbenen Bischofe des Stiftes Seeland.
2) Kurzgefaßte Uebersicht der Nordischen steinernen Alterthümer aus der heidnischen Zeit.
3) Einige Alterthümer von Bronze, auf Fühnen gefunden.
4) Goldene Alterthümer, eben daselbst gefunden.
5) Prachtvolles Brustgeschmeide von Gold.
6) Merkwürdiger Fund von Feuerstein-Geräthe.
7) Merkwürdige Urnen.
8) Eine Krone von Bronze.
9) Ueber einige in bretonischen Grabhügeln Norwegens gefundene Schaalwaaren und ihr Gewichte.
10) Ein Runenstein aus dem Heidenthum in Norwegen.
11) Färöischer Runenstein.
12) Die Runamo-Inschrift, erklärt von Prof. Finn Magnusen.

Endlich, in Hinsicht des Vermögens-Standes der Gesellschaft, ergab die Rechnungslegung dieses Jahres, 1834—35, in Reichsbanco-thalern, die Einnahme von 3530 Thlr., einschließlich 867 Thlr. Bestand; und die Ausgabe gleichfalls 3530 Thlr., mit Einschluß von 363 Thlr. Bestand, und 2840 Thlr. Vermehrung des festen Vermögens der Gesellschaft; welches in diesem Jahre überhaupt um 3200 Thlr. gewachsen ist, und nunmehr schon 15,700 Thlr. beträgt.

So gedeihet diese treffliche Gesellschaft, deren Secretair, Professor Rafn, unablässig sich besonders verdient um sie macht, in allen Richtungen, und kann auch diesmal meiner getrost vorwärts, wie rückwärts schauen. v. d. Hagen.

England.

Von dem Mißgeschick, gehängt zu werden.

Aus Charles Lamb's Vermischten Schriften.

Ich bin eines von jenen unglücklichen Wesen, Herr Redacteur, denen ihr Unglück gar keinen Anspruch auf Mitleid zu gewähren scheint; Alles, was ich von diesem zarten Tröster des menschlichen Elends erlange, wird mir nur durch eine doppelte Berechnung besteckt zu Theil. Meine Leiden tragen nichts von dem an sich, was die Welt als gebeiligt ehrt; und doch ist mein Herzeleid eines der tiefsten, und meine Last die unerträglichste, welche menschlichen Schultern je auferlegt wurde. Die Zeit, welche selben anderen Kummer heilt, hat über den wenigen alle Macht verloren; an dieser Stelle kann sich ihn, und er wird nicht aufhören, mich zu pagen, so lange dieses fatale Zeichen . . .

Warum wurde ich geboren? Warum wurde die Unschuld in meiner Person mit einem Schandfleck, der für die schwärzesten Verbrechen aufbewahrt ist, gebrandmarkt? Was hatte ich verbrochen? was hatten die Meinigen gefehlt, daß mein Mißgeschick eine ganze Nachkommenschaft schänden soll? Beinahe kommt ich in die Versuchung, zu glauben, daß Verbrechen, in einem präexistirenden Zustande von mir begangen, denen aber mein sublimarisches Leben so fremd wie das eines neugeborenen Kindes ist, diese Rache über mein Haupt gezogen haben, welche mit den in dieser Welt von mir begangenen Fehlern in einem so schreienden Mißverhältnisse steht.

Mein Gehirn ist krank, mein Herz arbeitet, mein Stein, der es drückt, abzuwälzen; und doch sträubt sich meine gewissenhafte Feder bei dem Gedanken dieses Geständnisses; allein es muß heraus! Philosophischer Leser, denke Dir das Elend des Unglücklichen, welcher, die Augen voll Thränen, und die Stirn brennend vor Schaamröthe, gezwungen wird, zu gestehen, daß er . . . gehängt wurde!

Ich glaube, mein Herr, einem unwillkürlichen Ausruf Ihnen entnehmen zu können, daß Sie sich an Sie zu wenden; ich bin ein Sohn von Fleisch und Blut, eine traurige Verbindung von Knochen, Muskeln, Nerven, Arterien; Alles eben so gut, wie Sie selbst.

„Ich vermuthe also, daß Sie einen Scherz treiben wollen, und daß der Missbrauch gehängt, mein lieber Correspondent, hier in einem bildlichen Sinne verstanden werden muß."

Nein, in dem klarsten Verstande, ohne Tropus, ohne Figur. Ihr Herr Redacteur, mein Hals, mein eigener Hals hat den fatalen Knoten gefühlt, diese zitternden Hände haben das Nasch gehalten, welches man den Delinquenten in die Hände giebt, diese Lippen haben den Saft der letzten Pomeranze, die man ihnen bewilligt, gesaugt, der Zunge hat das Mißgeschick gefungen, welches lieber Correspondent, hier in seinem gewöhnlichen Stile spitzen wird, das Geschmacke mit ihre bittere Kräfte gegen worden; allein ich war kein Verbrecher. Fern sey es von mir, die Gerechtigkeit meines Landes anzuklagen, welche, freilich sehr spät, meine Unschuld endlich anerkannt hat. Es kommt mir zu, mich zu freuen über die Richter ohne die Geschwornen Betrachtungen anzustellen, und den bereits elf Jahre seit der Sentenz, welche einen Unschuldigen verurtheilte, verflossen sind. Die Menschen sind dem Irrthume gerade unterworfen, und vielleicht war der Schein ein wenig stark wider mich. Genug, nachdem ich vier Minuten lang gehängt hatte (genau bemerkt und der Berechnung des Publikums; denn ein erwürgter Mensch . . . ich weiß es aus Erfahrung, hat ein ganz anderes Maaß für die Zeit, als seine Freunde, welche ruhig um ihn der Uhren schöpfen, und ich glaube, in die Minuten, wenn es der Gnigkeit zugeht, eben so sich ausdehnen, als die Meilen für den ermüdeten Reisenden sich verlängern); nachdem ich also vier Minuten lang gehängt hatte, langte ein Befehl zum Aufhängen an, und man schnitt mich herab.

Wahrhaftig, ich schäme mich, Ihre Blätter mit dergleichen lächerlichen Ausdrücken zu besudeln; könnte ich nur meine Gedanken lieber wiedergeben! — Aber ich sahre fort. — Meine erste Sorge, als ich durch die gewöhnliche Methode ins Leben zurückgerufen worden war (welche Methode für den Operatrur und seine Gehülfen, die in solchen Fälle immer sehr zahlreich sind, so sehr interessant ist, welche ich aber der Patient nicht zum zweiten Male, zum Vergnügen der Zuschauer, zu unternehmen gesinnt sein möchte), meine erste Sorge also war, mir ein recht großes Halstuch oder eine herzlichen Krawatte zu verschaffen, um die Stelle zu verdecken . . . Sie verstehen mich; mein zweiter Dank war, für einen Aufenthalt zu sorgen, der von der Art wäre, wie sich gerichtet wurde, so entfernt als möglich liegen sollte. In dieser Absicht wählte ich die Hauptstadt, als den Ort, wo (hatte man mir gesagt) die verwundete Ehre mit der mindesten Gefahr. Nachtrupp zu verschaffen, und unbemerkt leben könnte. Ich hatte mich darin betrogen; bei der besten Gelegenheit fände, ihr Mißgeschick unter der Menge zu verbergen. Ich suchte einen neuen Kreis von Bekanntschaften an, und da meine pecuniaire Lage mir gestattete, nach dieser Seite hin meinen Wünschen freien Lauf zu lassen, so versuchte ich, durch die Vorzüge aller Vergnügungen, welche die Stadt zu bieten vermag, der innerung dessen, was mir widerfahren war, möglichst zu verweben.

Doch ach! ich ging bängst einem ungeheuren und verzweifelten Ring in die Hand und die Glieder dieser großen Bekanntschaft waren einander verknüpfen, zusammen, daß mein Plan gleich an erster Lage vereitelt wurde. Ein Landsmann, welchen ein elender Prozeß nach der Hauptstadt führte, begegnete mir zufällig, und bald hatte die lächerliche, jüngste Fama mein Geheimnis überall verbreitet.

In kurzer Zeit sah ich mich von den meisten meiner vormaligen Freunde verlassen; nicht, als schiene ein öffentlicher Verdacht meine Ehre anzugreifen; mein gesellschaftlicher Charakter (ich muß ihn Gerechtigkeit widerfahren lassen) war ehrlich genug, über meine vollkommene Unschuld Aufklärung zu geben. Allein darf man die Stärke der wahren Freundschaft von den Menschen verlangen? Die fanftesten Gefühle regieren diese, der heroische Charakter existirt nirgends. Wie erklärt man sich sonst, daß in dem Kreise meiner zahlreichen Bekanntschaften, unter welchen sich die Ehre hatte, Personen von ausgezeichneter Tugendhaftigkeit und Verdienten zu zählen, kaum hier und da einer mir ein paar sich trafen, welche den Muth hatten, mit einem Menschen zusammenzutreffen, der gehängt worden war.

Diese wenigen Freunde nun, welche mich nicht gänzlich entdeckten, waren Männer von einem starken Geiste, aber von einer rauhen Schale und ich hatte bei ihnen nicht weniger durch den lächerlichen Mangel an Zartgefühl, als durch das falsche Zartgefühl der übrigen zu leiden. Diejenigen, welche mir treu blieben, waren die Spitzbuben, welche sich durch diese mir bewiesene Treue berechtigt glaubten, mich von zeit zu sehr ohne Rückschicht zu behandeln. Mit die zahlreichen und anderen herzigen Stichen ängstigten mich diese beerrichten Achate (so nannte sie, weil sie treu waren)! Begegneten sie mir auf der Straße, so wandten der eine seinem Begleiter ein Zeichen und sprach mit ihm, und der Finger auf mich zeigend, oder indem er seine Krawatte lüftete, verwies er mich, ob ich einen Kropf hätte, weil sich meinen Hals so verdrehte. Ein anderer ging mich um die Frage an: „Was gerer Neues sei bei Newgate?" (welches die Gefängnisse sind, wo Sie können er sich denken, die Sitz meiner Schmach gewesen waren). Oder auch: „Glauben Sie, daß Sessionen noch Jungfer ist?" Ein dritter erbot sich mir, mich gegen die Strinken zu verschirmen; ein vierter quälte mich mit Fragen von einer Art: „Welches waren Ihre Empfindungen, als Sie in der Leiter hinaufstiegen? hatten Sie nicht eine Art von blauischer Ahnung von der Augen?" Ein anderer versetzte sich darauf, mich nicht anders als Lazarus zu rufen. Ein berühmter Verleger, der durch seinen Ruf dem Publikum Neuigkeiten zu bieten, bekannt ist, und der, indem er zur Zeit des Lazarus gelebt, ich wette darauf, sein Bedenken gemacht haben würde, dem Bruder der Marta die Auferwartung zu machen, so

Digitized by Google

einige auf seine Auferstehung bezügliche Fakta auf ihr brauchzubringen, derselbe war so beschaffen, mir eine solche für den Augenblick zu bieten, wenn ich mich dazu verstünde, für sein Magazin eine physiologische Expedition meiner Kenntnisse nach meiner Rückkehr ins Leben zu liefern.

Aber dies waren noch solche Uebel, gegen welche ein wenig Muth mich allezeit kampfestig erhielt. Ach, mein Herr! die Frauen, deren Gunst ich stets am eifrigsten nachstrebte, die Frauen, deren zärtlicheres Gemüth mich eine zartere und großmüthigere Sympathie hatte hoffen lassen, als ich bei den Männern traf — die Frauen sind es, welche zu verwinden. Dies war für mich der empfindlichste Streich.

Aber darf ich mich hierüber wundern? Wie kennteſt Du Die schmeicheln, o. Du elendestes aller Wesen, daß ein zartes Geschöpf ihren reizenden Arm um diesen Hals schlingen würde, welchen die übrig gebliebenen Narben ehries gemacht haben! daß sie dem sich hingeben würde, den der Galgen verworfen und der Skaug abgewiesen! Kennteſt Du sie doch überhaupt, daß zwischen den Rosen, welcher sich um die wahren Liebenden schlingt, und den Nesseln, welcher die Diebe abthun, auch nur die entfernteſte Analogie existiret?

Ich kann jener leichtsinnigen Flittita vergeben, daß sie, als ich ihr einmal ein Kompliment über die Executionen zuflüsterte, die ihre Augen schon wolzegen hätten, mir zur Antwort gab, ich müsse das freilich am besten wissen; aber von Deiner erhabenen Seele, o Celestine, erwartete ich eine gerechtere Entscheidung.

Diese Perſon, deren ich bereits Erwähnung that, und welche ich unter dem vorhingenannten: Celestine, verbrge, ist von allen Frauen, die ich jemals kennen gelernt hatte, diejenige, welche den männlichen Charakter hat; überdies hatte sie ihn durch Lektüre und vortrefflichen Umgang vervollkommnet. War jedoch ihr Geiſt dem eines Mannes würdig, so trug gleichwohl ihr ganzes Wesen, ihre Perſon das Gepräge weiblichen Zartgefühls. Sie war die Tochter eines Diſſiers, welcher im Dienſte seines Vaterlandes gestorben war und seine Witwe und Tochter, seiner einzigen Tochter, ein Vermögen hinterlassen hatte, welches hinreichte, sie anständig zu erhalten, wenn sie sich des Glanzes höherer Kreise entheiten.

Die Mutter hatte mit erlaubt, der jungen Perſon meine Huldigungen darzubringen, und Celestine schien meine Bemühungen zu begünstigen.

Wie oft hatte ich in Gegenwart Celestinens mein gedrücktes Herz ausgeschüttet und mich über die grausamen, unbarmherzigen Vorurtheile der Welt beklagt, und ihr zugleich erklärt, daß ich ein ungerade Kind, und zu entlassen, daß niemals ein unverschuldeter Vermerkeit sie abhalten solle, einen Leden nach seinen innersten Ueberzeugungen zu schätzen. Oft hatte Sie mich die tröſtliche Versicherung dören lassen, daß sie einen Zufall, der allerdings kränkend wäre, welcher jedoch dem unschuldigsten Sterblichen begegnen könnte, niemals als eine wirkliche Schmach betrachten würde. Bei solcher Gelegenheit deutet sie sich selbst auf irgend ein berühmtes Beispiel, welches ihre Gelassenheit in die Hand gab, das Beispiel eines Sokrates oder einer Lady Jane Grey, oder eines Lord Russel, eines Walter Raleigh, oder eines Thomas Morus, welchen die Nachwelt Gerechtigkeit widerfahren ließ. Auf diese Art und durch so schmeichelnde Parallelen beschwichtigte sie meine Entrüstungsfrage, so daß ich beinahe über mein Mißgeschick triumphirte und einen Ruhm in meiner Schande erblickte.

Unter solchen angenehmen Unterhaltungen verflossen die Tage, als ich den unglücklichen Gedanken faßte, meine Königin meines Herzens mit Bitten zu bestürmen, den Tag unſrer Vereinigung zu bestimmen. Sie gab auf das verbindlichste ihre Zustimmung, und ich hielt mich für den glücklichſten Menschen; aber wer beschreibt meine Ueberraschung, als ich von meiner Angebeteten eines Morgens folgendes Billet erhielt:

„Mein Herr, leiden Sie mich nicht des Leichtſinnes oder einer noch Strafbareren Gesinnung, der Unbeständigkeit, wenn ich, mit schwer gepreßtem Herzen, durch unwiderstehliche Gründe mich genommen sehe, ein Versprechen zurückzunehmen, welches ich flechten mußte, nicht ohne einige Ueberreinung geleistet zu haben. Ich kann mir die Ihrige werden. Die Gesinde meines Entschlusses, welcher unwiderruflich ist, liege ich in meinem Herzen, und sie müssen Ihnen einig verborgen bleiben. Sehn Sie übergenzt, daß ich niemals aufhören werde, Sie so zu achten, als Sie es verdienen.

Celestine."

Mit stillem Schreiben in der Hand, stürzte ich wie ein Wahnsinniger in Celestinens Wohnung, wo man mich, zu meinem großen Kränkung, benachrichtigte, daß Mutter und Tochter nach einem entlegenen Gute gereist wären, wohin sie ein Verwandter zum Besuche eingeladen hätte, und daß sie vor vier Monaten nicht zurückkehren würden. Wie vom Donner gerührt, stand ich da! Mir fehlte selbſt der Muth, mir eine schriftliche Erklärung darüber auszubitten; ja es war mir nicht einmal möglich, den Aufenthalt der Damen zu erforschen, und man verbehlte mir absichtlich über Nacht. In der höchſten Stimmung wollte ich die vier Monate abwarten, in der Hoffnung, eine Erklärung mündlich mit Celestinen nach ihrer Rückkunft vielleicht eine Milderung in ihren strengen Entschließung bewirken möchte; aber schon in dem dritten Monate entnahm ich aus den öffentlichen Blättern, daß die Geliebte meines Herzens einem Anderen ihre Hand gegeben hatte!

Bei meiner Verzweiflung wurde es mir unmöglich, mit dieſes fendersdere Beziehungen zu entrathen, und einige Jahre waren dahingegangen, ich hatte einige Verwandte Celestinens, welcher sie es im übrigen kennen gestanden hatte, dessen wahren Grund erfuhr. Wenn sie auf so schroffe Art unſrer Verbindung zerrissen hatte, so bewog sie dazu kein Verwurf, dessen sie mich zeihen konnte, noch geschah es, weil sie mir einen Anderen vorzog; denn, versicherte sie, sie gäbe mir vor allen Menschen den Vorzug; allein, als sie dahin gelangte, ihr Herz mehr in der Nähe zu befragen, hatte sie erkannt, daß sie niemals den Anblick (um ihre eigenen, mir wiederertzählten Worte zu gebrauchen), den Anblick eines Menschen mit einer Nadelmühle erragen würde, welcher, mit einer solchen Maſchine angethan, die Leiter zum Galgen bestiegen hätte; indem dieſes eine zu fürchterliche Association der Ideen hervorrufen müßte! Und einer solchen abgeschmackten Grille wurde ich geopfert!

Nach einer solchen Katastrophe, welche mich mit jedem weiteren Unheil anzufüllen konnte, lassen Sie mich von den tausend Kränkungen untergeordneter Natur schweigen! So stehe ich denn vor der Welt, in dem siebenundvierzigſten Jahre meines Lebens (meiner Auferſtehung zum zwölften), so stehe ich denn beraubt jeder ehrenvollen Verbindung, verschmäht von der schönsten Hälfte der menschlichen Gesellschaft, welche für mich allein jenes weibliche Mitgefühl abzlegt zu haben scheint; ewig bedroht, daß ich einmal angeschuldigt werde; keiner ohne anderen Grund, als den vielleicht, daß ich einmal so unglücklich war, ohne Grund zu leiden! Aber nur in England, glaube ich, kann es geschehen, daß ein Mann sein ganzes Leben eine solche Verfolgung zu leiden hat, nachdem seine Unschuld klar an's Licht gekommen ist.

Hätte ich als ein der Feiterdank der Inquiſition entschlüpftes Opfer auf Händen und Füßen mich fortgeschleppt — hätte ich eine halbe Bastonade in China überstanden — wäre ich dem Spießgeselle der Bastarri entronnen — hätte ich als Kunde mir auch noch meine Lebenshaut übrig gelaſſen, oder hätte der Säbel des Sklaven-Aufsehers eines Pascha's beinahe schon zu spät eingehalten und meinen Hals halb gerettet mit einer Naebe tauenkommen lassen: — so hätte ich in jenen barbarischen Gegenden den Rest dieſer Maschine, eine verstümmelte Trophäe der Unschuld, in Frieden mit mir herumtragen können; keine Verachtung wegflößen hätte sich in das Mitleid gemischt, welches immer der Unglück meiner Mitmenschen einzuflößen pflegt.

Die Sonderbarkeit meines Geschicks veranlaßte mich nicht selten, den Gründen des allgemeinen Leichtſinns nachzuſpüren, wemit man hier zu Lande den Galgen als einen ganz gewöhnlichen Gegenstand der Unterhaltung behandelt; denn man sieht nur dieſelben Personen, welche so lustig über die Sache aus der Ferne sprechen, zu dem Schauspiele in der Wirklichkeit; der Galgen seh vor ihren Augen errichtet, der Verbrecher stehe zitternd hinauf und man sähe ihn ganz anderer Farb! Aber als Gegenstand der Unterhaltung in diesen Zeiten, wie sie Fielding's und die Smollett's, ist der ein rechter Lecterbissen. Sehen Sie den witzigen Tom Becwin in seinem „komiſchen Gemälde von London und Weſtminſter", wie er die Ordnung in der Ceremonie einer Hinrichtung zu Tyburn beschreibt: — „Der Herr Kaplan besucht seine lamentable Heerde um 8 Uhr. Traurige Prozession nach Holborn-Hill um 11 Uhr. Geſchichter von schönerem mit gefälligerem Aussehen, als man erwarten sollte, was wenigstens einigen Trost verleiht. Man hält um 12 Uhr bei dem Galgen. Die Gefangenen die Leiter herein bei dem Tenufe, den Weibern, der Sabbaths-Entweihung ergeben zu haben. Einige Thränen der Reue betäufen den Galgen. Die Beamten des Sheriffs, der Geiſtliche, die Taſchendiebe, die Delinquenten, alle Welt ist beschäftigt. Man stimmt den ersten Pſalm an. Um 1 Uhr ist die Ceremonie zu Ende." In einem solchen spaßhaften Tone spielt dieſes Schauspiel mit einem so ernsthaften Gegenstande! Er hätte es vermieden, wenn er nicht gewußt hätte, daß nicht unter den Lesern seiner Eigenheiten seiner Landsleute auch die Neigung sich findet, jedes Ding in's Lächerliche zu ziehen. Was sollen wir aber von Shakespeare sagen! Um von der Auflösung des Räthſels zu schweigen, welche der Todtengräber, im Hamlet, seinem Kollegen giebt, erinnern Sie sich der Scene in Maaß für Maaß, wo der Clown dem Master Barnadine zuruft, aufzustehen, um gehängt zu werden, das Beschäftigen hinter dem Vorhang zurückweist, daß er jetzt schlafen wolle! Shakespeare selbſt ist seinem Ehrgeize nicht unterworfen, um mit seinen Zeitgenossen zu schmeicheln; denn es zeigt sich offenbar aus dem Gebrauche, den man von Barnadine's Kopfe machen wollte, so wie aus den Worten Abhorſen's: „Liegt das Beil auf dem Blocke, Schnecke?" es zeigt sich, sage ich, daß die dem Barnadine bestimmte Todesstrafe in dem Beile und nicht in dem Strange bestand. Allein Shakespeare wußte, daß das Beil und der Block keine komiſche Vorstellung mit sich führten, und die Kälte der hinterlisten Wahrheit seiner Dramen verschlichen, als auf einen ſo fortreffichen Anlaß, die Englische Lachlust zu kitzeln, Bericht leisten.

Ein Grund, warum unſeren Reflexionen über diese Todesart so gern etwas Lächerliches sich beimischt, ist, wie ich glaube, die verteakte Lage eines Menschen, welchen man in der Luft baumeln und fliegen sieht, der da tanzen muß, wie der Pöbel sich ausdrückt, tanzen, ohne Musik.

As the wind you know will wave a man.

„Wie Sie wissen, daß der Wind einen Menschen zum Fliegen bringt"; man sieht diesen leeren Leichnam, aus welchem so eben des Leben entwichen ist, zwischen Himmel und Erde hin und her geschaukelt, ein Spielwerk jedes Windstoßes, eine Wetterfahne, zum Zeichen, von welcher Seite der Wind bläst, ein Steehmann, gut, wenn es hoch kommt, um die Vögel zu verscheuchen, ein am Zweige schwebendes Nest, welches die Vögel nicht anzugreifen ist. Die Idee von der leichter Einbildungskraft verhängte Gestalt des Menschen nicht ansehen, ohne eine Vermischung von Wehmuth und Verachtung. Wie hängen die Hunde, die Fächſe, die Fledermäuſe, die Maulwürfe, die Wiesel; der Mensch oder verdient ohne Zweifel einen würdigeren Tod.

Ein anderer Grund liegt in dem abgeschmackten Kostüm, womit die alte Lumpen-Bolizei die Ueberbleibsel der ihrem Anzugane und dieser Welt verlaſſen zu müſſen glaubte. Es lässt Ihnen nicht, sich alle phantaſtische Verstellungen aus Ihrer Einbildungskraft zu verschneiden: es weiß Ihnen allemal eine solche in den Sinn kommen, wann Sie die

Digitized by Google

Gestalt eines Ihresgleichen, sie mag sonst so widrig aussehen, als sie will, am hellen Tage mit einander geschmäckt erblicken. Sollte es vielleicht daran liegen, daß dieses Stück vom Nachtanzuge in einiger Disharmonie zu dem Tageslichte steht? oder weil wir uns in eben dieser Toilette zu solchen Stunden sehen lassen, wo, um mit Milton's engel zu reden, man uns weniger gesehen zu sehen liebt? Ich glaube fast, der Eindruck ist immer von dieser phantastischen Art, angenommen in besonderen Fällen, wie etwa der unruhige, oder der irgend einer besonderen mächtigen Aufregung, welche jede komische Empfindung erstickt. Was mich betrifft, so oft ich über die ganze Kette von Mißbelligkeiten während meines Lebensladens und besonders über diejenigen nachdachte, welche sich hierher verdammten Gewerbleuten verdanke, so kommt mir die Nachtmütze nicht minder schrecklich vor, als die rothe Rock ohne Aermel und die mit Teufeln bemalte Mütze des heiligen Benedikt. Einer meiner Vorfahren, welcher zur Zeit der Bürgerkriege seine Anhänglichkeit an den König mit seinem Kopfe büßen mußte, war von der Wahrheit meines Satzes so durchdrungen, daß am Morgen der Execution keine Gewalt es über ihn vermochte, sich diesem gebräuchlichen Nachtanzuge (wie er es nannte) zu unterwerfen; sondern er bestand darauf, und trug wirklich während der Hinrichtung dieselbe Kleidung, Verrücke, in welcher er Kanzler der Schloßes meines Oheims, in der Grafschaft ***, abgeführt hängt.

Bevor ich diesen Gegenstand verlasse, erlauben Sie mir, mein Herr, mit zwei Worten des Dieners der Gerechtigkeit hier zu Lande, zu Deutsch des Henkers, zu gedenken. Nach meiner Meinung läßt man bei unserer Art, die Todesstrafen vollziehen zu lassen, zu häufig menschliche Dienste ins Spiel kommen. Die Guillotine hat, so scheint mir, vor unserem Verfahren darin einen Vorzug, daß sie fast von selbst den Dienst verrichtet und Menschenhänden Ehren erspart, obschon sie somit ein grausames und entsetzliches Schauspiel bietet. Als man, wie es früher in England geschah, die Köpfe abhieb oder die Menschen zu Tode prellte, selbst es freilich der menschlichen Hand dabei auch an Arbeit nicht; dennoch lag darin etwas minder Abstoßendes, als in dem Barbier-Geschäft, welches der Henker bei dem Kandidaten des Galgens treibt. Wie? einen solchen Kerl sich am Halse herumschlingen und mit seinen Henkershänden sich Halsbinde und Kragen setzen und den Strang zupassen zu lassen, wie ein Kammerdiener Ihnen die Krawatte gerade rückt, einen Kerl, der sich seine knechtische Geschicklichkeit noch als ein Verdienst anrechnet!

Ich werde es nie vergessen, wie ich dem Schurken (ich rede von dem Individuum, welches mich bedient hat) begegnete. Es geschah zu London, den vergangenen Winter. Ich sehe ihn noch in der Weste, die mir gehört hatte, und wie er mich anginnste, als er mich erkannte.

In mehreren Gegenden von Deutschland ist das Amt des Büttels vom Gerichte für unehrlich und seine Nachkommenschaft der Ehrlosigkeit für unwürdig erklärt. Die Deutschen haben erbliche Scharfrichter, gleichwie sie ehedem erbliche Staats-Gross-Würdenträger hatten, und die Familien der Scharfrichter zwier benachbarter Kirchspiele heirathen unter einander, um das Blut in seiner Reinheit zu erhalten. Ich wollte, es gäbe in England eine Einrichtung der namlichen Art.

J. Kopfeß.*)

Bibliographie.

Twelve sermons. (Zwölf Predigten von J. Bagge.) 2½ Sh.
Land of visions. (Das Land der Visionen, oder Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.) 8 Sh.
Indian sketches. (Indianische Skizzen, entworfen während einer Reise zu den Padnus und anderen Stammen.) Von J. T. Irving. 2 Bde. 14 Sh.
Tre-worthyn Cliff. — Von Frances Trollope. 3 Bde. 1 Pfd. 11½ Sh.
The newliish language's steam'-nat-porket-guide. (Taschen-Wegweiser für Dampfboots-Reisende in Schottland. 2½ Sh.

Aegypten.

Journal d'Abdulrahman Gabarti etc. (Tagebuch Abdulrahman Gabarti's, während der Besetzung Aegyptens von Seiten der Franzosen.) Aus dem Arabischen übersetzt von A. Cardin. [Wird auf Subscription erscheinen.]

Der Verfasser dieses Tagebuchs wurde 1756 zu Kahira geboren, verlebte er auch 1825 daselbst. Schon im 11ten Jahre seines Alters wußte er den Koran auswendig, und im 20sten verlor er seinen Vater, den gelehrten und gebeten Scheich Hassan.

Die zahlreichen und kostbaren Manuskripte der väterlichen Bibliothek kamen Abdulrahman's Lernesier sehr zu statten. Er erwarb sich einen glänzenden Ruf, und bald auch Zuhörer, die er nach der Moschee seines Vaters unterwies. Er gehörte zur Sekte Hanefi.

Abdulrahman besaß ein ansehnliches Vermögen; er war ein schöner Mann, von edlem Charakter und stand in allgemeiner Achtung.

Als die Franzosen in Aegypten einfielen, zog er sich auf seine Güter nach Ebiar zurück; er wurde aber bald wieder nach Kahira berufen und Mitglied des Divans, in welcher Eigenschaft er den Chefs der Armee Achtung einflößte. Nachdem die Franzosen Aegypten geräumt hatten, beschäftigte er sich nur noch wissenschaftlich.

Einer der Söhne Abdulrahman's, welcher zu Mehmed Ali's Hofe diente, wurde 1823 in einer Nacht des Ramazans), auf dem Wege von Schubra nach Kahira, von Mördern überfallen und starb an den Folgen seiner Wunden. Abdulrahman bewrinte diesen Sohn so unmäßig, daß er den Gebrauch seines Gesichtes verlor, und überdieß ihn nicht lange mehr.

Obgleich Abdulrahman zu den Mitgliedern des Divans gehörte, so ist sein aufgezeichnetes Werk doch nichts weniger als authentisch; er enthielt viele Thatsachen, und seine Urtheile tragen überhaupt ein subjektives Gepräge. Das Buch hat nur insofern Interesse, als wir daraus ersehen, wie ein gelehrter Muselmann durch das Prisma seiner religiösen Vorurtheile und gänzlicher Unbekanntschaft mit Europäischer Art und Sitte die Franzosen auffaßt und würdigt.

Dieses muselmännische Tagebuch kann außerdem Französischen Kreisen gar darüber belehren, daß es gar nicht so leicht ist, mit besseren Muselmännern intime Freundschaft zu knüpfen. Man sieht zu seinem Erstaunen, daß General Bonaparte's wenige Verehrsamkeit an den Tag legte, ablitt, wie an einem Pharaonsbilde. Er sagt von einer Stelle des Werkes: „Den größten Spaß machten mir diese Worte Bonaparte's: „Ich bin ein Freund der Muselmänner und will nur das Wohl Aegyptens!“

Die martialische Figur des Generals Kleber mochte größeren Eindruck auf Abdulrahman. „Dieser lacht nicht, wie der Kadun,“ schreibt er, als er den neuen Ober-General zuerst vorgestellt worden war, — die Apostasie des Generals Jacques Menou (Abdallah) erfüllte ihn mit wahrem Abscheu.

Sultan Selim III. ließ Abdulrahman's Tagebuch durch seinen Leibarzt Behbschen Efendi in's Türkische übertragen. Dieser gewann Hofmann vermied in seiner Uebersetzung alle diejenigen Stellen, worin der Offiziere und Truppen des Sultans unrühmlich gedacht wird. Der Französischen Uebersetzer (Dragoman bei dem Französischen General-Consul von Constantinopel) wird die interessante Vorrede Behbschet Efendi's mit aufnehmen.

Mannigfaltiges.

— Coleridge über Malerei. „In mehr als die neueren Gemälde betrachte, je mehr überzeuge ich mich, wie die alte Malerschule verloren gegangen und etwas an ihre Stelle getreten, das — mit anmurtig, aber verschieden, ganz verschieden davon in der Art und nicht im Grade ächt ist. Portraits von alten Meistern, — zum Beispiel der pockennarbige Dame von Cuyp, — waren Abbildungen von Männern und Frauen, sie füllten einen Raum aus und nahmen ihn nicht mehr ein; sie stellten Individuen vor, aber Individuen als Typen einer Gattung. Die modernen Portraits aber — wenige von Jacksen und Zuno vielleicht ausgenommen — stellen nicht den Menschen dar, nicht die innere Menschheit, nur die äußeren Kennzeichen, durch welche sich sie von Knug unterscheidet. Die Schlange im Grase und ähnliche Gemälde von Reynold haben etwas Gefälliächtiges und Unkeusches. In Malerkunst stieg nach und nach immer höher, bis sie in Raphael ihren Gipfel erreichte, in ihm aber zeigte sich schon weiter die Tendenz, einen Verfall nach einer andern Seite hin; der Maler sing an, für sich die Befriedigung von Schwierigkeiten den Kopf zu zerbrechen. Darauf fand sie schnell Beifall, die von Natur die Bestimmung hatte, dürftige Talente in Manner nachzuahmen, wie man sie bei Algarotti's Gedanken auf dem Kirchhof zu Pisa sieht — und die Maler, so gut als sie konnten, die äußere Gestalt nach der Natur wiedergaben. Jetzt in unserer Zeit scheint, wenn auch wohl nicht die Kraft selbst, so doch ein Geschmack für die Kraft früherer Jahrhunderte wieder aufzuleben.

— Musikalisches Genie der Hottentotten. Die Hottentotischen Frauen haben im Allgemeinen sehr liebliche Stimmen, obschon die ihrer Männer nicht so vortrefflich sind. Ich bin nicht erstaunt über die Gewandtheit und Leichtigkeit, mit der sie gewisse Melodien absingen und ausführten. Zuweilen, wenn unsere Hottentottische weibliche Dienerschaft von uns eine Arie auf der Flöte nach unserer angenehmen Eingebung blasen hörte, wurde ich angerufen überrascht, indem ich in wenigen Tagen dieselbe Arie in Begleitung einer zweiten aus ihrer eigenen Composition, die im Allgemeinen von vortrefflichem Geschmack zeugte, in der ganzen Gegend singen hörte vernahm. Ich bin mir Mühe, zu entdecken, ob ihnen dieser Sinn für Harmonie angeboren, oder ob er ihnen erst durch die Missionarien beigebracht werden war; aber ich überzeugte mich bald, daß die Letzteren wenig oder gar nichts von der Musik verstanden; auch erzählten mir diese selbst, wenn sie die Hottentotten mit irgend einer einfachen Hymne oder mit der Melodie eines Psalms bekannt machten, so fügten Jene, gleichsam von einem natürlichen Instinkte geleitet, immer augenblicklich eine zweite von ihrer eigen Erfindung hinzu. Oft hörte ich eine ganze Familie von Hottentotten, unter denen sich Kinder von sieben oder acht Jahren befanden, zusammen eine Arie oder Hymne absingen, wie es schien, ohne alle Vorbereitung, und doch füllte ein Jeder regelmäßig seine Stelle aus, und niemals ward die Harmonie unterbrochen.

(Moodie's South Africa.)

— Die Tulpenwurzeln. In dem strengen Winter von 1813 bemerkte Tonzard, daß die Eichhörnchen seiner Farm in dem Betten von einem Eichhorchen angegriffen wurden, das den Boden aufgewühlt, um zu denselben zu gelangen; hierauf stellte er eine Schlinge auf, in welcher eine Tulpenwurzel sich befand; am nächsten Morgen war die Wurzel fort und eine tiefe Feldmaus lag an deren Stelle. An einem zweiten Morgen wiederholte sich der Verfall; endlich am dritten Tage war die Maus in der Falle gefangen und völlig erstarrt gefunden worden. Sogleich wurde sie sorgfältig erwärmt, allein sie starb nicht lange darauf. Der Dr. Bouchet untersuchte dieselbe, und er entdeckte, daß die Tulpenwurzel sie vergiftet hatte. Sobald das Thauwetter eintrat, hörten die Tulpenwurzeln von den Thierchen verschont. (E. P.)

*) Heißt verdeutscht, Einer, der dem Strick entgangen ist.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Gulden) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 110. Berlin, Montag den 14. September 1835.

Frankreich.

Saint-Martin.

Wer, wenn auch nur flüchtig, die periodischen Schriften durchläuft, in denen philosophischen Blättern ein Raum vergönnt wird, dem muß auch schon der Name Saint-Martin's vorgekommen seyn. Saint-Martin's, des Illuminaten, oder des unbekannten Philosophen, wie er auch wohl sonst heißt. In der That wird dieser Name in den kritischen Arbeiten der Wissenschaft vielfach genug wiederholt; aber so oft er vorkommt, so ist dies immer auf eine so durchaus unbestimmte und geheimnißvolle Weise, daß die Neugier, mochte sie auch anfangs noch so rege seyn, wenn sie sich immer wieder von neuem mit Räthseln abgefeistet sieht, gar bald nachläßt und erlischt, und ein Gefühl der Unmöglichkeit, über den seltsamen Mann in's Klare zu kommen, an ihre Stelle tritt. Wir aber beharren bei der Frage: Was ist dies für ein Mann, auf den sich die Einen berufen und zu fügen suchen, den die Anderen wiederum als einen furchtbaren Gegner bekämpfen, und über den doch eigentlich so Wenige etwas Gründliches zu sagen wissen? Saint-Martin ist kein Deutscher von Geburt, wie Einige gefaselt haben; er ist im Herzen Franzöische geboren, zu Amboise, an den Ufern der Loire. Und bei dieser Gelegenheit scheint mir die Bemerkung nicht unzweckmäßig zu seyn, wie dies schöne Bassin der Loire, dem man so ofe den Vorwurf der Unfruchtbarkeit und Armuth an Kunst und Poesie gemacht hat, unter allen Provinzen Frankreichs die fruchtbarste gewesen ist an Philosophen und ausgezeichneten Denkern — wir brauchen nur Jean Bodin, Rabelais, Bolney, Saint-Martin, Delaforge und Descartes, den berühmtesten von Allen, zu nennen. Und was nicht minder der Beachtung werth scheint, ist dies, daß jener der angeführten Denker, daß hier bald da in seinen Werken, uns mit den glänzendsten Ergüssen einer poetischen Einbildungskraft überrascht, einer Gabe und Eigenthümlichkeit, die für das innere Leben jener Männer und die Zeugungsfähigkeit ihrer Natur vielleicht ein eben so gewichtiges Zeugniß liefern dürfte, als die Reife und Meisterschaft ihrer philosophischen Fähigkeiten.

Doch zurück zu Saint-Martin! Wahrlich ein seltsames Geschick, das dieser Schriftsteller zu erfahren gehabt! Zeitgenoß der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, auf der wüsten Fläche des Sensualismus dahinreitend, faßt er, auftalt, wie so viele Andere, sich dem leichten Strome der Zeit zu überlassen, den sanften Einschlag, ihm entgegen zu schwimmen. Die größten Geister, die erdelsten Charaktere sieht er zum Feinde übergehen, sieht ihrem Verkehre ganze Klassen der Gesellschaft folgen; ihn sieht es nicht an. Mit reiner, uneitelvrüher, leidenschaftlicher Liebe hat er sich dem Spiritualismus verbunden, und dieser Bund bedarf keiner Ermuthigung und keines Lobes von außen her, um zu bestehen. Der Zukunft sicher, harrt er aus. Fest überzeugt, daß das Geschlecht selber oder später auf die alte Bahn des Mystizismus (im wahrhaften Sinne des Wortes) zurückkommen müsse, arbeitete er rastlos an der Erweiterung und entwickelnden Ausführung desselben. Ein langes Leben lang war ihm seine Anstrengung zu beschwerlich oder zu viel, seine Lehre erläuternd zu vervollkommnen; ja, man könnte es ihm so gar zum Vorwurf machen, daß er sich diesweilen von jenem Eifer verleiten lassen, aus Duellen zu schöpfen, die nicht die reinsten waren, wie denn sein durchaus freiwilliger Eintritt in die geheime Verbrüderung der Illuminaten hierfür als Beispiel gelten mag. — Saint-Martin die Gabe, schnell und zugleich gut zu schreiben, im höchsten Grade besaß, so traten seine Schriften in rascher Folge an's Licht, doch durch eine Sonderbarkeit seines Charakters, die der allgemeineren Verbreitung seiner Ansichten sehr günstig war, erschien keines dieser Werke in Frankreich, keines unter seinem Namen; er ließ sie mit einer Art von Unbekümmertheit unter dem ziemlich seltsamen Titel: Bon einem unbekannten Philosophen, in die Welt gehen. Vielleicht sind die Sonderbarkeiten der abhängigen Stellung zuzuschreiben, in die er sich durch seinen Beitritt zu einer geheimen Gesellschaft mag versetzt gesehen haben; wenigstens würde man auf eine andere Weise die völlige Obskurität, die über einem beträchtlichen Theil des von ihm Herrührenden schwebt, sich zu erklären nicht im Stande seyn. Wie dem auch sey, unser Philosoph verzichtete sich selber, wenigstens für eine Zeit lang, aller Mißlichkeiten eines Ruhens und der Sache gemäßen Erfolge; seine Schriften fanden beim größeren Publikum wenig oder gar keinen Anklang, und wir würden seinen Namen vergeblich unter denen suchen, die der intolerante Spott der herrschenden Coterie der Zeit, im Interesse ihrer angefochtenen Sache, verfolgen und verunglimpfen zu müssen glaubte.

Gleichgültig sich die frivole Generation, die er hatte bekehren wollen, hier und hinweg, und auch die Revolution und das Kaiserreich waren ihm nicht günstiger. Diese beiden Epochen, die sich in so vieler Hinsicht so erzeugend und gestaltend bewiesen, fanden weder in anderen Bezirkungen Nichts besser und zweckmäßiger, als die Maximen des Regimente, das sie entthront hatten, beizubehalten. Um zu den Begriffen Gottes, der Seele und der Welt zu gelangen, ist es nicht genug, daß eine Epoche Intelligenz, Kraft und Kühnheit besitzt; wer Allem gehört die Klarheit und Fertigkeit des ungetrübten, in den Interessen der Gegenwart nicht befangenen Geistes dazu, und die Erfahrung hat nur zu oft bewiesen, daß gerade diese höchst Erfoderniß philosophischer Entwickelung den Revolutionen der Völker und ihren großen leidenschaftlichen Bewegungen abgegangen ist. Diese wesentlichen Bedingungen, man muß es gestehen, fehlten der Restauration nicht; doch war sie immer noch mit zu vielen unreinen Elementen durchfilzt und dem schwierigen Prozesse der tiefsten Scheidung und höheren Entwickelung nicht gewachsen. Ihre Philosophie war eine schüchterne und furchtsame. Sie nahm ihre Zuflucht zum Eklektizismus; doch wann wären seine Flügel mächtig genug gewesen, sich über den Gesichtskreis des Jahrhunderts hinauszuschwingen? Dem Eklektizismus wich Saint-Martin immer ein Gegenstand der Furcht und heftigen Scheu bleiben, denn er fühlt es am besten, wie wenig er zum Verständniß dieser erhabenen Mysterien des Geistes berufen ist. Man lese die kritische Uebersicht Damiron, einen der ausgezeichnetsten Repräsentanten des Eklektizismus; mit wenigen unbestimmten Phrasen und ein paar Citaten, die den meisten Raum ausfüllen müssen, macht er sich aus dem Staube, und man sieht es ihm an, daß es scheu ist, über die gefährliche Stelle hinweg zu seyn; von Verständniß ist keine Rede; mehr oder minder brillante oder poetische Visionen eines erhitzten Kopfes, sonst sieht er nichts in diesen Philosophemen. Für einen Dichter gilt ihm Saint-Martin, und diese Meinung, die er sich weiter keine Mühe giebt irgend gründlich darzuthun, nehmen sämmtliche Abschätzungen in der Metaphysik auf Treu und Glauben an. Daß aber ein gediegener Geist, daß ein Mann, dem wohl der Beruf nicht abgeleitet werden mag, den Französischen Theosophen zu verstehen, das Herr Cousin zum Beispiel, in einem jener Momente unwillkührlicher Begeisterung, wo Alles leicht erscheint, sogar die Unpoetelichkeit in der Philosophie, von seinem Katheder herab die Lob dieses Genies erschallen läßt und öffentlich erklärt, die einzige Lehre des Mystizismus sey die mit so vieler Tiefe und so umfassend dargestellt worden, als von Saint-Martin — was meint man wohl, daß dies gesprochen habe, dies Zeugniß der Geschichtigkeit und unbegreiflicher Uebereinigung? Glaubt man, daß ein Interesse für Saint-Martin, nur ein Interesse der Neugier wenigstens für ihn erregt worden sey? Auch nicht das allermindeste! Nichts, gar nichts! Wie selber wird Saint-Martin das gedeime und, so zu sagen, unheilbare Bedürfniß weniger begeisterten Bewunderer bleiben, und diese Wenigen, zufrieden, die Reize ihres Autors still für sich zu genießen, werden auch nicht einmal das Verdienst zu fühlen scheinen, die Anderen mit ihm bekannt zu machen. Mir für unsere Ehre! nun können und mit dieser Weise des Isolirens nicht bestrennen; der Egoismus dieses Alleingenusses ist uns in tiefster Seele verhaßt, und wir halten uns in entgegengesetzten Sinne zu den Liebeworten: „Ich will dir zu leuchten gehen, Herr, und auch deine Kamele tränken."

So sind wir Generationen vorübergegangen, ohne daß Saint-Martin's Lehre die öffentliche Würdigung, die er mit vollem Rechte verdient, erhalten hat. Stelle er von dem heranwachsenden Geschlechte mehr Gerechtigkeit zu erwarten habrau! Stelle es ihm außerhalten seyn, von dieser frischen Jugend für die Lubilen verachtender oder unwissender Gleichgültigkeit, die er erfahren müssen, entschädigt zu werden? Wer möchte das mit Sicherheit zu behaupten wagen? Doch lassen sich allerdings günstige Symptome wahrnehmen: der Sinn für das Geheimnißvolle des Saint-Martin ist von neuem erwacht; mit Verlangen wird es, die nicht ohne Erfolg bleiben kann, drängt man sich dem Seltsamthum der geheimnißvollen Fragen zu, die unser Autor abhandelt. In dieser Zeit nun, wo es immer nur noch erst eine Hoffnung ist, daß er bewortleten werde in den vollen Tag der allgemeinen Anerkennung, in dieser Zeit dürfte, meiner Meinung nach, bei dem Mangel an vollständigeren Arbeiten, eine gedrängter, aber klare und möglichst genaue Analyse eines Hauptwerkes von Saint-Martin vielleicht den glücklichen Erfolg haben, in jugendlichen Geistern das Verlangen nach dem Studium dieses Schriftstellers zu entzünden, und in diesem Sinne habe ich mich entschlossen, folgende Skizze zu entwerfen. Nur eine Analyse zu geben, war meine Absicht, und so werde ich mich denn aller Reflexionen meinerseits über die verkommenden Punkte enthalten.

Digitized by Google

Von allen Werken Saint-Martins ist das bedeutendste und tiefste das jetzige, welches den Titel führt: von den Irrthümern und der Wahrheit. Doch nicht von diesem were ich sprechen. Mit allen Irrgängen des ruzenden Gedankens, die sich hierin in einander verschlingen, würde es am wenigsten geeignet seyn, den Leser in Saint-Martin einzuführen. Gegenstand unserer Betrachtung soll das Buch syn, welches, wie ich vermuthe, Saint-Martin selber in der Absicht verfaßt hat, eine Art von Einleitung in das Studium seiner Werke zu geben: der Mensch der Verheißung. Es muß aus allen die Analyse dieses Werkes und sehen, was man darin gebo ten wird.

Für das Leben war der Mensch geschaffen werden in der Schöpfungsstunde; seine Natur, gastig, immaterell, unaufsiedbar, genoß mit der ganzen Sicherheit der Unschuld die Wunder eines Universums, das geistig, immaterell, unzerstörbar war wie er selber, der Mensch war glücklich, und sonst so mehr, als er frei war; denn wie selten leicht ein, daß eine Glückseligkeit, die uns durch Zwang auferlegt werden, an die man ebne Wahl und Selbstständigkeit gekettet ist, bald genug lästig und zuletzt unerträglich werden müßte. Darum sind im Schooße der ewigen Gottheit die Engel frei geschaffen vor Gott, und ihre Kniee beugen sich nur durch den eignen innern Antrieb der Liebe.

Der Mensch, auf einer niedrigeren Sprosse der Wesenleiter, stellte gleicher Weise an sich diese unzerstörlichen und doch absolut vermittelnde Verbindung von Freiheit und Glückseligkeit dar. Aber es kam ein Tag, wo ihm sein vermeintliches und komplizirte Spiel dieser Freiheit verderblich wurde, er verwickelte sich in ihrem Raderwerk und fand sich wieder, die offne Todeswunde in seiner Brust. Das ist das ursprüngliche Verbrechen, die erste Sünde, vor der die menschliche Vernunft schaudernd zurückweicht und deren Existenz sie doch zugestehen muß, weil wir ihr in allen Traditionen begegnen, weil alle unsere gesellschaftlichen Institutionen, unsere Regierungen, Gesetze, Heere, ein Werk der Wiederherstellung hervorrufen. — Aber wie verbreitete sich das Uebel?

Wenn man auf die Art und Weise der Wunde aus der des Balsams schließen kann, den der Arzt zu ihrer Heilung anwendet, so war es Lostrennen, Trennung, Selbstsucht. Ungebenne Verbrechen, wenn irgend etwas diesen Namen verdient, allgemeine Verbrechen des Geschlechtes; beide, Trennung und Selbstsucht, heben die Einheit auf, zur durch wildes Zerreißen, diese durch Substituirung einer lasterhaften erlogenen Einheit. Von da beginnt die Bestrafung des Menschen. Die körperliche Hülle unterliegt den tausenderlei Abstehungen, die ihr zu gleicher Zeit mit ihm wird seine Stätte das Universum, nämlich: das Gesetz der Tode und der Sterblichkeit, das er erweckt hat, geht mit entsetzensvolle Schnelle von Welt zu Welt, und kein Atom in der weiten Schöpfung bleibt ohne die Hälfe der dunkeln verschlossenen Mysterien. Und dies ist noch nicht Alles. Diese Seele, die nach dem Bilde Gottes gemacht ist und dem Körper nicht nachfolgen kann in die Vernichtung, bestellt fort, aber ihr eigenes Land. Für die Wahrheit geschaffen und nur allein für diese, verfehlt sie sich ferniehr in einem steten fruchtlosen Suchen und Sterben nach diesem Gute, und wenn ihr, auf der Schwelle eines anderen Lebens, das Ruschauen jenes Gutes für einen Moment verliehen wird, so wird dies doch nur seyn, sie auf ewig mit Reue und Schmerz über den Verlust derselben zu erfüllen: das ist der Fluch, der über das sündige Geschlecht ausgesprochen ist.

Mit dieser Verderbnis des Menschen und der Weltalls war alle die untere Schöpfung, die mit ihm steht, von Gott und dem Plan seiner Weisheit herausgetreten. Deshalb mußte sie entweder in das Nichts zurückstürzen, um einem neuen Ausflusse der Allmacht Platz zu machen, oder durch irgend ein Mittel zu ihrer ersten Bestimmung, zur Tugend und reinen Geistigkeit, zurückgeführt werden. Dies letztere war es nun, wozu sich nach dem unbeugsamen Gesetz der Liebe Der ewig entschließen mußte, der nur zuchtigt, um zu bessern. Es soll also der Mensch vermittelst Einführung in die ursprüngliche Bestimmung zurückgeführt werden. Aber welche Art von Einführung! Eine That unzerschenden machen, durch welche die Kreatur sich direkt, aus's allerdestimmteste und schärfste gegen Gott erhoben hatte, und welche Weise wäre verderblicher, wie der gestalten in den Banden des Stolzes liegende Mensch das wieder zumachen und wiederherstellen könnte, was der geistige und frische aus diesen Hand hervorgegangene hatte zerstören können? Unter das Joint des Opfers soll er gestellt werden, so aufsinnen und sich rein waschen kannst; kann solche vollbrachte Reinigung den Samen der Gerechtigkeit bis zur vollkommenen Reife in sich selbst erwachsen machen. Das Sühnopfer, der Grundpfeiler der Wiedergeburt, ist Immanuel, das Wort Gottes. Das Wort hatte die Welt und die denkenden Wesen geschaffen, aber die Wiedergeburt des Menschen, dies Werk ist etwas viel Höheres als die Schöpfung selber; hierzu genügte es, daß das Wort seine Kraft und Macht entwickelte; um den Menschen zum Gerechtigkeit zu erschaffen, muß die diese Kraft konzentrirten, muß es sich selber, so zu sagen, vernichten und auferstehen. — Als die Zeit erfüllt ist für diese ungeheure Arbeit, erscheint der Erlöser. — Er spricht anfangs, er lehrt; da aber das lebendige Wort nun schon nicht anders mehr kann werden kann und sich äußern, als unter der groben Hülle, die es in der Körperwelt umschlossen hat, so bedarf es nur wenige Gemüther sich zu gewinnen. Zahlreiche Wunder erfolgen, und mit dem Tode des Erlösers ist lebendigste und ergreifendste; aber die Augen sind so dicke, Zahren so sehr verschlossen, sind nicht im Stande, sich zu seiner einen Klarheit aufzuschwingen; die Apostel selber vermögen den Sinn der Symbole nicht zu durchdringen; man sieht sie in großem Irrthum befangen ihre die Glaubensreinigung auf Thabor. Als Jesus seine verklärte Gestalt annahm auf dem Berge, so geschah dies nicht, um für seine göttliche Sendung noch ein Zeugniß mehr zu liefern, sondern es war die Enthüllung des unbeeinflußten Menschen. Wären die übrigen Menschen so tief versunken gewesen in Nacht und Elend, hätten Petrus, Jakobus und Johannes, die in jenem Augenblick die ganze Menschheit repräsentirten und als ihre Besten und Reinsten gelten konnten, Nähne sie sich erheben können zum Verständniß des wunderbaren Geschehens, so wäre die verklärte Gestalt nicht wieder verschwunden, sie wäre stehen geblieben in ihrem Glanze und hätte den Menschen allein durch ihre Nähe ihrer Anziehung zu sich verwegsehen. Aber dem war leider nicht so; Petrus, Jakobus und Johannes waren blind, gleich dem unterirdischen Bewohner, und die dinige Schreckgestalte mußte an die Stelle treten von Thabor.

Nun finden wir uns getrieben, zu fragen: Wie geschieht es, daß nach einer solchen Einführung, wo Gott sich selbst zum Opfer gebracht hat, der Mensch dennoch fortwährend so tief und so freiwillig zur Rente sinkerlassen bleibt? Darauf ist zu sagen: der Mensch ist ganz wiedergeboren, aber noch nicht wieder eingesetzt in die frühere Freiheit; zwar wieder zu Gnaden angenommen, aber noch nicht vertraut. Herabgestiegen in die Region der Irrthümer, bleibt er auch den Gesetzen der Irrthümer unterthan, die der Zeit selber auferlegt. Das erste Verbrechen hatte den Kreis in Bewegung gesetzt für die Ewigkeit. Irrig aller Fähigkeiten und Giftgeladen des Menschen hatte die zu freiwilligen Erscheinung des Mittlers keine Kraft die furchtbare Gewalt mäßigkeit seiner Schwingungen zu unterbrechen vermocht. Der Erlöser hat ihn nicht angehalten, sondern nur Gesetzen unterworfen, die zu progressivem Verminderung seiner Schwingungen behülflich sind.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Histoire du XVI^e siècle en France, d'après les originaux manuscrits et imprimés. — Vom Bibliophilen Jacob. 4ter Bd. (Ludwig XII.) 7½ Fr.

Memoires biographiques, littéraires et politiques de Rondou, écrits par lui-même, par son père, son oncle et son fils adoptif. — Von L. Montigny. 6ter Bd. 7½ Fr.

Spanien.

El Golpe en Vago. (Der verfehlte Stoß.) Historische Original-Novelle von Don José Garcia de Villalta. Madrid, 1835.

Der Held dieses sürlich im Druck erschienenen Romans sieht an eben so schönes als tugendhaftes Mädchen, die aber von traurige Umstände, Carlos hat das unglück, einen Mönch, der mit seiner Familie vom Pfade der Tugend abweichen will, tödtlich zu verwunden; doch geschieht dies nicht eher, bis Pater Narcise ihn durch ehrerbietige Scheu und Werke auf das Aeußerste gebracht. Die Verwundung eines Mönches war im 16ten Jahrhundert noch ein todeswürdiges Vergehen. Carlos flieht, aber seine verliebte Kühnheit leistet ihm der Flucht in die Hände, und er wird in Sevilla eingekerkert. In seinem Unglück ist ihr Trost nicht seine einzige Fraudin; auch die Räute einer Mörderin, die Lyman weiß nicht, durch eine enge Verbindung, mit Pater Narcise steht und Isabellen sehr abgeneigt ist, hat er zu bekämpfen. Diese tückische Dame wiederholt aber gegen den Mund und die Tugend der beiden Liebenden wenig ausrichten, würde sie nicht durch die Herren Jesuiten unterstützt, die am Verderben ihrer Verwichtung an der Verwirklung ihrer kolossalen Macht nur noch eifriger arbeiteten. Sie haben Gründe genug, der Marquesa Beistand zu thun, und scheinbaren demnach ihr Gedicht gegen Isabella und den armen Carlos, der endlich bei Nacht und in auf seiner Flucht überfallen, und die er erst durch seinen Edelmut sie sich gewann, Schutz und Zuflucht findet.

Auf dieser simplen Grundlage rebelt sich das ganze kunstreiche Gewebe der vorliegenden Novelle; das Liebesverhältniß zwischen Carlos und Isabella und die Verwundung des Mönches veranlassen Carlos Einkerkerung, seine grausamerregende Flucht, die furchtbaren Intrigen der, welche in der Novelle Alchymisten heißen; die Räute der mißwirkenden Marquesa, die Entführung Isabellens und das Bestehen zahlreicher Episoden in die Handlung eingewebt, von denen die meisten am rechten Orte stehen. Der Knoten löst sich mit Entlarvung der Marquesa und mit Aus-rottung der sogenannten Alchymisten.

Herr Villalta versteht es, das Interesse seiner Leser in Spannung zu erhalten. Wer diese Novelle zu lesen anfangt, wird sie nicht eher wieder aus der Hand legen, bis er das endliche Schicksal des edlen Flüchtlings weiß, und bis seine unverschönlichen Feinde auf ihren unsittlichen Dunkel hervorgetreten sind. Die spätere Stärke aber zeigt der Verfasser in Charakter-Zeichnungen; der Golpe en Vago bietet uns eine reiche Auswahl von Charakteren, von denen jeder seine Eigenthümlichkeit streng bewahrt. Alle Handlungen des Carlos tragen das Gepräge der Liebe und ritterlichen Tapferkeit. Die Alchymisten sind übrigens nur unternehmend, aber voll schlaue Vorsicht; sie setzen alle Flüchtlinge weit, und sie sind keine unverschönlichen Feinde aus

Obgleich man dem Golpo en Vago die Einbrüt der Handlung im Ganzen nicht absprechen kann, so wäre doch zu wünschen, daß Herr Villalta einige ziemlich unnütze Episoden gestrichen hätte, die unser Interesse für den Hauptgegenstande zu sehr ablenken. Erhabene und rührende Scenen weiß der Verfasser mit Glut und Lebendigkeit darzustellen; im Allgemeinen aber neigt er sich mehr zum Burlesken und Komischen hin, welche Tendenz auch aus manchen ernsten und feierlichen Scene sichtend hervorschimmert.

Den Stil des Herrn Villalta müssen wir am strengsten tadeln; es herrscht darin eine Fahrlässigkeit, die man beinahe für affectirt halten sollte. Ein großer Theil dieses Uebelstandes mag auf Rechnung der Hast kommen, mit welcher der Verfasser arbeitete; dies hindert uns aber nicht, ihn rundlich zu ermahnen, daß er, wenn seine in anderer Hinsicht so schätzenswerthe Novelle eine zweite Auflage erleben sollte, auf Verbesserung der Sprache bedacht seyn möge.

(Revista Española.)

Bibliographie.

Canto á la heróica defensa de Bilbao etc. (Lobgedicht auf die heldenmüthigen Vertheidigee von Bilbao.) Von Juan Cabrera. Pr. 2 Realen. Sehr wohlgemeinter und wohlgereimter, aber sonst gar mittelmäßiger Panegyrikus, der, wie die Revista sich ausdrückt, Poesie von größerem Gehalte als edler Stimmung dienen mag.

La linterna magica etc. (Die Zauber-Laterne, in der man die Welt und noch etwas mehr sieht.) Aus dem Italiänischen übersetzt (?) und mit Noten. 1 Band 8. Pr. 4 Realen. (Soll mit vieler Grazie und Antischem Salze geschrieben seyn.)

China.

Die katholischen Missionen in China und Tunkin.

Von Ch. de Constant.

Das Kaiserthum China ist schon seit langer Zeit durch den Papst in Diözesen eingetheilt worden, von denen mehrere ihre katholischen Bischöfe, ihre Kapitel und Sprengel haben. Drei große geistliche Kollegien in Europa waren (und sind, wo sich nicht irre, noch jetzt) die Pflanzschulen für solche Prälaten, die zu den Chinesischen Küsten geschickt werden. Eines derselben ist in Paris (das Collège des Missions étrangères); ein anderes in Rom (das Collegium de propaganda fide), und ein drittes, „das Chinesischr Kollegium" genannt, in Neapel. Jedes dieser Kollegien hat einen Residenten oder Missions-Chef in China, der die Missionaire bei ihrer Ankunft in Empfang nimmt und nach den Erfordernissen der Diözesen und Sprengel im Innern des Landes vertheilt. Diese Residenten wohnen meist in Macao; doch haben sie einige auch in Canton gewohnt.

Die Europäischen Missionaire werden, sobald sie in Macao ankommen, zur Nachtzeit heimlich ausgeschifft. Bei dem Residenten erhalten sie sogleich einen Chinesischen Anzug und artemmeteren sich von Stund' an allen Gebräuchen des Landes. Sie müssen sogar alle ihre Europäischen Gewohnheiten zu vergessen suchen, damit nichts in ihrer Lebensweise den Fremdling verrathe. Ihre ganze Zeit verwenden sie auf das Studium der Chinesischen Sprache und bemühen sich vor Allem des Dialektes derjenigen Provinz Meister zu werden, welche der Schauplatz ihres geistlichen Wirkens werden soll. Sind sie für hinreichend tüchtig erklärt, so kommen Chinesische Christen aus der Provinz, wohin ihre Bestimmung lautet, und holen sie von Macao ab. Sie verlassen die Insel bei Nacht und Nebel, wie sie dieselbe betreten haben, und man bringt sie zu Wasser an denjenigen Ort, der ihrem Bestimmungs-Orte zunächst liegt. Während ihres Aufenthaltes in Macao warten sie sür Niemanden sichtbar, und selbst unter ihren Beschützern erscheinen sie nur selten öffentlich, weil ihre Europäische Geschäftsführung nun doch einmal nicht mit einer Chinesischen vertauscht werden kann.

Außer den erwähnten Missionen giebt es noch eine Spanische, deren Residenz mit Manilla, dem Hauptorte dieser Mission, korrespondirt. Ehemals hatten die Jesuiten, die Dominikaner und Franziskaner ein Etablissement im Kaiserlichen Palast zu Peking, das sämtliches mit den zwölfmen Kollegien in seiner Verbindung stand. Die Lazaristen sind in der Nähe der Hauptstadt gestorben; sie sind nicht, wie es jetzt mit diesen Etablissements steht. Ich sah den Pater Raux und einige Lazaristen in Canton ankommen, die bald darauf nach Peking abreisten; desgleichen den Bischof von Peking, einen gebornen Portugiesen. Diese Priester werden als „Kaiserliche Werkmeister" in Canton aufgenommen und auf Kosten der Regierung nach Peking geschickt, wo sie dann als Uhrmacher, Mustker, Kitronomen, Brillenmacher u. s. w. sich niederlassen. Ich habe in Canton den letzten Jesuiten, Herrn von Grammont, gesehen, der Kaiser ihren Beschützer war. Der Pater hatte sich auf Urlaub nach Canton begeben, um einen steif gewordenen Finger von Europäischen Chirurgen behandeln zu lassen. Die Missionaire im Hofe zu Peking führen, wir alle übrige Hof-Beamten, ihre auszeichnenden Titel und Insignien. Sie genießen durchaus keiner Freiheit und dürfen China nie wieder verlassen. Der letzte Missionair von verdientem Einfluß war Pater Bourgeois, welcher prächtiger weißer Bart die Bewunderung Alles Hofs und seiner Magnaten erregte.

So oft ich die Reise nach Indien machte, bekamen sich hier junge Missionaire auf dem Schiffe, die ihrer Bestimmung zeit damit anfingen, daß sie der Sarkasmen und unsaubern Späße der Matrosen anhören mußten. Als ich am 1. Januar 1793 Canton verließ, gab mir Herr Letondal, damals Resident des Französischen Missions-Kollegiums, ein Packet mit, welches die Korrespondenz der katholischen Missionaire an ihre Vorgesetzten in Paris enthielt, im Ganzen ungefähr 300 Briefe. Meiner Ankunft in London (im Juni desselben Jahres) traf ich daselbst mit mehreren Französischen Missionairen zusammen, die sich in China gekannt hatte und denen ich die Briefe ihrer Mitbrüder einhändigte, weil das Missions-Kollegium zu Paris durch die Revolution aufgelöst worden war. Das Packet hatte auf meiner sehr raschen Ueberfahrt von Jrland nach London viel gelitten; die Enveloppe war zerissen, und ich mußte die unter meinen Effekten zerstreuten Briefe mühselig zusammensuchen. Erst lange nachher fand ich den hier beigelegten, welcher in meinen Händen geblieben ist, weil mir Niemand bekannt war, dem ich ihn zustellen konnte. Ich theile diesen Brief dem Publikum mit, weil er verschiedene interessante Details über den Zustand des Christenthums in Tunkin und Cochinchina enthält, und zwar aus einer Periode, die uns noch ziemlich nahe liegt.

Schreiben des Bischofs von Goetyna, Missionaires in Tunkin und Cochinchina, an die Direktoren des Missions-Kollegiums in Paris.

Sehr werthe Amtsbrüder!

Da der selige Bischof von Eream mich ohne mein Wissen zu seinem Coadjutor ernannt, und da ich mehr denn 40 Tage nach seinem Hinscheiden erst von seinen Absichten Kenntniß erhalten hatte, so konnte ich auch erst 1790 schreiben, um der Sache wo möglich entgegen zu arbeiten. Zu Anfang Novembers des gedachten Jahres kam mein Bestallungs-Patent in Tunkin an, und meine werthen Confratres schienen einmüthig zu wünschen, daß ich mich zu ihnen begäbe, damit sie mich um so sicherlich als Bischof installiren könnten. Damals verweilte ich bei Herrn Labartette, erwählten Bischof von Beeria; ich konsultirte ihn mit dem aufrichtigen Verlangen, seinem Rathe zu folgen. Dieser würdige Prälat versicherte mir, er hätte mich in jedem andern Falle in Cochinchina zurückzuhalten gesucht; nun aber die beiden Bikariate von Tonkin unbesetzt seyen, könne er mir die Adreise nicht widerrathen. So machte ich mich also am 18. Dezember auf den Weg nach Tonkin. Ich reiste über den Fluß, der die beiden Reiche scheidet, und kam am 7. März 1791 an den Ort, wo ich meine Residenz aufschlug. Daselbst hatte ich das Vergnügen, die Herren le Roy und Feffier, unsere theuren Mitbrüder, zu begrüßen, wie schon auf der Reise selbst die Herren Douffain u. s. w., desgleichen viele unserer Tunkinesischen Priester. Einige Tage nach meiner Ankunft schickten mir Pater Alonso, General-Vikarius des Orientalischen Bikariate, und zwei sehr alte Exjesuiten ihre Geschenke nebst Glückwünschungen. Ich beging das Fest des heiligen Josephs ganz feierlich in einer Kirche, wo meine Hochwürden, Herr von Gabalt, begraben liegt, das Dorf selbst aber bei einer benachbarten Christenheit (Gemeinde), und besuchte bald darauf das Grab des ehemaligen Herrn von Eream. Ich konnte nur eine Nacht in dem Dorfe bleiben, wo diese kostbaren Ueberreste ruhen, weil ein Cochinchinesischer Mandarin daselbst eine zahlreiche Wache ausgestellt hat. Acht Tage nach meiner Ankunft mußte ich wieder auf den Weg, um eine Christenheit zu besuchen, die unweit dem Meere liegt. Man mußte sich dazu einer Chinesischen Barke bedienen, die sehr bequem ist, indem man nach Macao zu fahren; allein er verlangte 400 Piaster für die Ueberfahrt. Die Sache lag sich in die Länge, und am Ende erschien ein einige Seeräuber und verjagten den Kapitain, das Weite zu suchen. Ich wartete wohl vier Monate lang, um zu sehen, ob keine andere Junke sich zeigen wollte; es kam auch wirklich eine andere, deren Kapitain schon ehe ein Wort mit sich reden ließ; aber mit einem Male war auch diese verschwunden.

Um dieselbe Zeit brachten mir einige Chinesische Christen im Auftrage des Herrn Letondal einen Vorrath von heiligem Salböl und etwas geweihten Wein. Ich fragte sie, ob sie mich zu Lande nach Macao geleiten wollten; aber der Eine wußte nur ein paar Worte Latein, die man kaum verstehen konnte, und der Andere verständigte sich nur, indem er Chinesische Zeichen niederschrieb. Ersterem wagten sie es nicht, den Chinesischen Gränz-Stationaire anzugehen, um einen Paß für mich zu erhalten, und eine Irrtegung dieser durch einen großen Theil der Provinz Canton, wo man die Europäer dinlänglich kennt, war auch sehr gefährlich. Ich habe also die jetzt in Tunkin verbleiben müssen.

Am 9. August des vergangenen Jahres wurde ich mit einem Male lebensgefährlich krank. Als die Herr mir die Genesung wiedergeschenkt hatte, besuchte ich einige Christenheiten des Distriktes, wo ich damals verweilte. Ich hatte den Trost, sechs Christenheiten von zeglichem Aberglauben befreit zu sehen. Der Mandarin, der in diesen Landarien meiner Beschwerde angebracht. Ein Vorsteher des Distriktes, der sich nicht damals befand, klagte über die große Verebrung, welche die Christen ihren geistlichen Vätern bewiesen. Der Mandarin sragte ihn, ob die Christen ihre Steuern an den König oder an die Patres entrichteten. Der Kläger antwortete: „An den König." „„Wenn dem so ist"", versetzte der Mandarin, „„wo steckt denn die Verbrechen?"" Der Dazwischt bemerkte ihm, die Christen feierten die Ankunft eines Paters mit Freudenfesten; worauf der Mandarin geläffen entgegnete: „Warum wirst Du nicht Christ, um ihre Lustbarkeiten zu theilen?"

Der Krieg, welcher in verschiedenen Provinzen ausgebrochen ist, und die ungeheuren Lasten, die das arme Volk zu tragen hat, stehen der Ausbreitung des Christenthums gar sehr im Wege. Herr von Gabalt schrieb im Jahre 1790, daß die Zahl der Christen seines Bikariates die auf die Hälfte eingeschmolzen sey. Von 1786 bis 1790 sind wohl sechzigtausend christliche Tunkinesen durch Pest, Hunger und Krieg zum Grabe gekommen. Eine Ueberschwemmung hat vor vierthalb Jahren zwei Distrikte der Provinz Nge-An zu Grunde gerichtet. Ich selbst bin Zeuge der unsäglichen Leiden dieser Kataftrophe gewesen. So haben wir jetzt in unserem ganzen Bikariate nur noch ungefähr neunzigtausend Christen. Ich habe neun Europäische Missionaire und 35 Tunkinesische Priester in unserer Mission zurückgelassen. Kommenden Januar werde ich mit Herrn Langlois mich einschiffen, um an ihren Nebeiten Theil zu nehmen und diejenigen Subjekte, welche ihren Kursus beendigt haben, zu ordiniren.

. . . . . Den 13. April machte ich mich auf den Weg, um eine Landreise nach Macao zu versuchen. Ein Chinese, der mit Briefe von Herrn Letondal gebracht hatte, willigte ein, mit als Dolmetscher zu

dienen. . . . Den 18ten kam ich in das östliche Vikariat und zu dem Aufsenthaltsort eines Spanischen Dominikaners, der mich zwei Tage bei sich behielt. Drei Tunkinesische Präfekte derselben Vikariates begleiteten mich aus einem Distrikt in den anderen. Der Dritte folgte mir bis auf das Chinesische Gebiet.

Den 4. Mai kamen wir zu einem kleinen Distrikte, der auf einer Insel mitten im Meere liegt. Der Magistrat, obgleich ein Heide, übernahm es, uns auf zwei Barken bis an die Gränze zu bringen. Wir fuhren in drei Tagen Einhört und ersparten uns auf diese Weise eine fast 14 tägige Landreise durch unwegsame Gegenden. Unsere Kähne wanden sich zwischen einer Menge kleiner Eilande durch, und wir konnten sowohl die Küste als die hohe See nur auch einer Art sehr niedlicher Häfen erblicken. Ein wenig vor Sonnen-Untergang landeten wir an einem sandigen Ufer, wo ich das Vergnügen eines Spaziergangs hatte, während unsere Führer ein wahrhaft ländliches Mahl bereiteten.

Den 10ten bemerkten wir zwei Piraten-Schiffe, die auf uns Jagd zu machen schienen. Wir wichen diesem Gefechte aus, indem wir uns der Küste näherten, und kamen gegen Mitternacht zu einem christlichen Orte (Man-ginâ), wo man im Jahre 1751 die Herren Revdelet und Louis nach ihrem Schiffbruch menschenfreundlich aufgenommen hatte. Ich feierte hier Christi Himmelfahrt.

Den 12ten besuchte ich eine andere Christen-Gemeinde, die gerade auf der Gränze liegt. Der Tunkinesische Mandarin, welcher dies Departement regiert, steht im Dienste zweier Herren, des Kaisers von China und des Königs von Tunkin. Dieser Mandarin stattete mir einen Besuch ab, den ich erwiederte. Ich war damals bald wie ein Europäer gekleidet; eben so ein junger Cochinchinese, mein Religions-Zögling. Dßchen der Tunkinesische Mandarin recht gut wußte, daß ich Missionar war, so bezeigte er sich doch sehr artig mit Freundlichkeit und ließ mich zu dem Chinesischen Mandarin, seinem nächsten Nachbar, führen. Der Chinese empfing mich höflich und verspeach mir einen Paß nach dem Muster desjenigen, den sein Tunkinesischer Kollege mir ausstellen würde.

Ich selbst schrieb den Letzteren vor, wie der Paß abzufassen sey. Sein Secretair, dem ich 15 Piaster versprochen hatte, arrangirte Alles aufs beste, einige unrichtige Partikularitäten abgerechnet, die er meiner Erklärung beifügte. Diese lautete nämlich so: „Ich N. N. habe das Unglück gehabt, Secretairen in die Hände zu fallen, mich schwer verwundet und einen großen Theil meiner Effekten mir entrissen haben.“*) Da ich nun kein Europäisches Schiff finden kann, das mich nach Macao brächte, so flehe ich den Kaiser an, daß er mir gnädigst erlauben möge, durch seine Staaten dahin zu reisen.“ Der Secretair sagte noch hinzu, mein Fahrzeug habe Schiffbruch gelitten u. s. w. Ich ließ ihm sagen, er möge sich an meine schlichte Declaration halten; mir zu ändern auch nicht Eines; genug bleiben, wie ich sollte erfuhr, noch Unrichtigkeiten zurück.

Den 31. Juni kam ich in die erste mit Mauern umgebene Stadt auf Chinesischem Boden. Eine große Volksmenge drängte sich um mich her. Die niederen Beamten machten uns einige Schwierigkeiten, in der Hoffnung, bestochen zu werden; allein sie bekamen nur wenig.

Am 4. Juli wurde ich fieberkrank. Einer der Mandarinen wollte meinen Chinesischen Diener bestechen, allein dieser wagte es nicht, in seiner Gegenwart mit mir Tunkinesisch zu sprechen, und wußte gar nicht, was er antworten sollte. Der Mandarin war auf dem Punkte, ihm die Bastonnade geben zu lassen, der arme Mensch leugnete, daß er Dolmetscher sey, und sagte, er verstände nur ein wenig Portugiesisch. Der Mandarin verbot ihm, sich als Dolmetscher gebrauchen zu lassen. In meinem neuen Reisepaß war bemerkt, dieser Mensch müsse nach Canton zurückkehren und begleite mich auf Barmherzigkeit. Auch ein Soldat wurde mir beigegeben, der das Scheiben des Mandarins trug.

Wir zogen auf diese Weise durch zehn andere Städte, in denen man uns immer neue Päße gab. Ein niederer Beamter steckte uns am Tage Peter und Paul in ein Gefängniß, wo noch zwei mit Ketten belastete Uebeltäter schmachteten. Ich merkte wohl, daß er eigennützig gehandelt hatte: ich schlug auf die Gitterstangen des Kerkers und nöthigte ihn, uns denselben wieder zu öffnen.

Am 20sten kamen wir, ohne Unfall, der 13ten Stadt auf unserem Wege und der Hauptstadt der Provinz. Der Superegar der Spanischen Compagnie verschaffte mir auf meinen Gesuch einen Paß nach Macao, welche Stadt ich den 13. Juli erreichte. (Ich übergehe hier viele Einzelnheiten, weil der Bote preßtirt.)

Am 30. September empfing ich aus den Händen des Herrn Bischofs dieser Stadt die bischöfliche Würde. Die Ceremonie ging so gehrim als möglich von Statten. Ein Typhon, welcher das Dach unserer Prokuratur wegriß, hatte Herrn Lestodal genöthigt, ein anderes Lokal zu suchen.

Ein Portugiesischer Capitain will sich alle Mühe geben, die Kässten von Tunkin zu berühren, damit Herr Langlois und ich dort landen können. Im vergangenen Jahre müssen im Reiche Tunkin beiläufig tausend erwachsene Personen getauft worden seyn. Ich selbst habe deren 658 gezählt, und noch fehlen mir 12 spezielle Verzeichnisse. Ich empfehle Ihnen angelegentlichst unsere arme Mission; die Hirten sowohl als die Schafe bedürfen Ihrer herzlichen Gebete. Ich habe die Ehre, mit der ehrerbietigsten Zuneigung zu verharren u. s. w.

Macao, den 27. Dezember 1792.

Jakob Benj. . . . Bischof von Gortyna.

Mannigfaltiges.

— Ein Tag aus dem Leben des Marschall Mortier. Nach der Schlacht von Talavera sah sich der Herzog von Wellington, damals noch Sir Arthur Wellesley, genöthigt, seine Armee aus ihrem Platz wegzuziehen und seine Lazarethe unter Spanischem Schutz zurückzulassen, um Französischen Truppen auszuweichen, die ihm zu starken heranzogen. Am Morgen von Sir Arthur's Abzuge zieht der Spanische General dem Englischen Befehlshaber an, daß das Französische Corps, welches vor einigen Tagen eine Niederlage erlitten hatte, sich wieder gesammelt habe und gerade auf Talavera losmarschire. In Folge dessen mußte er also die Stadt räumen; alle die Kranken und Verwundeten, die noch im Stande waren, zu gehen, schickte man ihr den Tajo, bei den zur Abreise Unfähigen blieb eine Anzahl Aerzte und Militair-Aerzte zurück. Gleich nach seinem Einzuge in Talavera sandte der Marschall Mortier, Herzog von Treviso, der jenes Corps befehligte, zu dem ersten Militair-Arzte und theilte ihm seinen Entschluß, die verschiedenen Gebäude zu besuchen, in welchen sich die Britischen Kranken und Verwundeten befänden. Bei dieser Gelegenheit sprach der Marschall ganz vertraulich zu den armen Leidenden und versicherte ihnen, daß, da das Kriegsglück sie nun einmal in seine Hände gegeben habe, er gewiß Alles, was in seiner Macht stände, thun werde, um ihnen ihre Gefangenschaft und ihre Schmerzen so viel als möglich zu erleichtern. Er ermahnte sie liebreich, ihr Mißgeschick mit Geduld zu tragen, und gab ihnen zu verstehen, daß sie darauf rechnen könnten, bald ausgewechselt zu werden. Der Marschall sprach hierauf Herrn Higgins, den Oberarzt, ihm täglich Bericht über den Zustand seiner Kranken abzustatten, freundlich hinzufügend, daß dies immer gegen sinnl über geschehen könne, wo er dann das Vergnügen haben werde, ihn bei der Mittagstafel zu sehen, indem er jede Gelegenheit wahrzunehmen wünsche, um Mäßigkeit, die darauf abzwecken, die Wohlfahrt der Kranken zu befördern, sich vorragen zu lassen. Sowie der Konversation, in der sie sich hierauf ergingen, ein Ende machte, die Stadt zu bringen, schritte drauffolgen auch für Alles Bezahlung in baarem Gelde zu; er gab sogar Befehl, die Englischen Lazarethe vor den Französischen zu verforgen. Herr Higgins erzählt, daß der Marschall sich folgendermaßen zu ihm äußerte: „Wenn ich gleich keine Macht habe, über die Kriegslaste frei zu gebieten, so bin ich doch Herr meiner eigenen Börse, daher mache ich Ihnen ein Geschenk mit dieser Summe Geldes (es waren, ich erinnere mich deßen nicht mehr ganz genau, wie 4 oder fünftausend Napoleons d'or). Verwenden Sie dieselben, ich bitte darum, ganz nach Ihrer Einsicht zum Besten Ihrer Leute; ihr Betrag kann ich vielleicht einst von Ihrer Regierung zurück erhalten, wo nicht, so soll es mir ein Vergnügen seyn, des Zweckes zu gedenken, zu welchem sie ausgegeben wurden.“ Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den Arzt, und dieser hält es daher jetzt für eine den Besiegten dieses wohlgesinnten Kriegers schuldige Pflicht, sie den Britten mitzutheilen. Der Marschall sprach geläufig Englisch, und man sah ihn auch in Stande, sich die liebreichen Worte, die an seinen verwundeten Feinden zu unterhalten; seine Theilnahme an ihren Leiden zeigte der wahrhaftem Ernstmuthe und bewerst, wie sehr immer der Krieger den Tapferen gehrt wird. (Athenaeum.)

— Claude und Teniers. In der Art, leeren Raum zu malen, bemerkt man zwischen Claude und Teniers einen merkwürdigen Unterschied. Claude macht aus seiner ganzen Landschaft ein Plenum: die Luft ist eben so kräftig und körperlich, wie jeder andere Theil seiner Scenerie. Es sind gar keine eigentliche Entfernungen darin vorhanden, sondern jeder Gegenstand steht zunächst mit dem andern und eins hinter ins Auge. Bei Claude's Darstellungen des Sonnen-Unterganges ist immer etwas Verngendes, fast Erstickendes in der Atmosphäre verbreitet. Niemand hat je die Luft, den reinen Aether, den ausdehnend durchaus leeren Raum zwischen den Gegenständen so bewundernswürdig schön gemalt, wie Teniers. Sein Gemälde „die Bogenschützen“ bekundet seine Vollkommenheit. Man achte nur auf die Zwischenräume zwischen all diesen ungeschlachten Bauerburschen! Wie vollendet treu nach der Natur! (Coleridge's Table-talk.)

— Ein Springquell von Seewasser. Ein Ubrmacher in Malta, der ein Stück Land an der Nordwest-Spitze von Gozo hebt, hatte den Einfall, Gruben daselbst anzulegen, um Salz zu gewinnen; es wurden mehrere, gegraben, und in der That trat eine solche vorfand, die mit dem Meere zusammenging, so bohrte man ein Loch in dieselbe und brachte dann Maschinerieen daselbst an, um das zur Füllung der Gruben nöthige Salzwasser in die Höhe zu pumpen. Bald bemerkte unser armer Uhrmacher, wie durch die kalkartige Beschaffenheit des Bodens in seinen Gruben so viel Wasser eingelassen wurde, daß wenig oder gar kein Salz zurückblieb; er gab sein Unternehmen auf und wurde nun Kommer über die Versuchung seines Feindes. Seine Leiden waren jedoch damit nicht vorüber, denn kaum trat die stürmische Jahreszeit ein, so erregte sich ein neues Mißgeschick; so oft nämlich die See durch einen heftigen Nord- oder Nordwest-Sturm erregt wurde, drang sie durch das Loch in die Höhle und sprang wie eine prächtige Fontaine, in Gestalt einer Garbe, daraus hervor; doch leider war diese Sprudel so gewaltig, daß er die Felder der Nachbarn überschwemmte und ihre Aernten zerstörte. Eine Klage nach der andern wurde gegen den unglücklichen Eigenthümer anhängig gemacht, bis er zuletzt aus Gram darüber starb. Sobald man seinen Tod erfuhr, beeilten sich die geschädigten Nachbarn, die Höhle mit großen Steinen anzufüllen, was auch eine Zeit lang dem Schaden Einhalt that; doch kaum begannen vereinem die Stürme, so wurden die Steine theils vom Meere eingedrückt, theils umhergetrieben, und das Wasser sprudelte wieder in einer Höhe von 60 Fuß hervor. Dreimal geschah dies mit einem Gräfte, daß der

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 111. Berlin, Mittwoch den 16. September 1835.

England.

Shakespeare und Scott.*)

Shakespeare und Scott sind nicht bloß für England, sondern auch für die übrige gebildete Welt zwei der beliebtesten und gelesensten Schriftsteller; sie ergehen und erheitern Hunderttausende. Sie bleiben stets frisch und neu, und wenn wir sie auch zum zwanzigsten Male lesen, erscheinen sie uns immer noch so jugendlich und überraschend, wie die Wiederkehr des Frühlings den Greis noch eben so entzückt, als den Jüngling. Sie haben das Gebiet der Phantasie mit glänzenderen und natürlicheren Geschöpfen bevölkert, als irgend andere Meisterwerker in der Kunst, „die nicht gelebet wird und nicht gelebet werden kann", und mitten unter all den Entdeckungen und Erfindungen der verschiedenen Wissenschaften — von dem gebläuten Musselin, der damaszirten Seide und den Perrt-Rägeln, die durch die Kraft des Dampfes angfertigt, von den Statuen, die durch Maschinerie zugehauen, von den Schiffen, die durch Dampf gegen den Wind und gegen die Flurh getrieben werden — die zu den Männern, die auf dem Meeres-grunde einbergehen, und den Frauen, die in der Luft fliegen — sind die Erfindungen Shakespeare's und Scott's immer noch die wunderbarsten und geistvollsten, ja, wir möchten sagen, auch die nützlichsten. Watt, Arkwright, Fulton, Mennie und Leibert, sonnt dem ganzen Geschlechte der wissenschaftlichen Erfinder, denen wir gern alle gebührende Ehre zugestehen, diese Männer haben unsere Straßen geebnet und geglättet, unsere Tagereisen abgekürzt, entfernte Länder einander nahe gebracht, uns selbst in Purpur und Scharlach und feingezwirnte Leinwand verwittelst eines geringen Kostenaufwandes gehüllt; kurz, sie haben uns mit allen physischen Bedürfnissen des Lebens im Ueberfluße versehen; allein es bedurfte noch der Erfindung von Köpfen, die phantasie ge nug waren, uns zu nähren; darum mußten Shakespeare und Scott mit ihren Werken und Schöpfungen hervortreten, und als genialen Wortmeistern und Erfindern gebührt ihnen auch der erste Rang unter allen den wissenschaftlichen Entdeckern, die seit den Zeiten Josen's bis auf die Tage unseres John Roß gebildet haben.

Die kleine so eben erschienene Schrift über beide Dichter ist ganz nach unserem Geschmacke geschrieben; wir stimmen dem Autor fast in allen seinen Ansichten bei, und wir haben auch mit demselben gefühlt, als unsere beiden Magister, der nördliche und der südliche, in der Verforschung des menschlichen Charakters eine genaue Aehnlichkeit mit einander haben. Sie waren beide große Nachahmer, aber keine Kopisten. Sie benutzten die Geschichte und mündliche Traditionen von allerlei complotten, wunderlichen Ereignissen, Sagen und Andeutungen. Sie tauchten Leben und Gefühl in das, was todt war, riefen die Heroen, die Weisen, die Witzlinge und die Schönheiten früherer Zeit wieder zu Dasein; sie gossen einen solchen Reiz über jede besondere Erscheinung des menschlichen Charakters eine genaue Aehnlichkeit mit einander haben. Sie waren beide große Nachahmer, aber keine Kopisten. Sie benutzten die Geschichte und mündliche Traditionen von allerlei complotten, wunderlichen Ereignissen, Sagen und Andeutungen. Sie tauchten Leben und Gefühl in das, was todt war, riefen die Heroen, die Weisen, die Witzlinge und die Schönheiten früherer Zeit wieder zu Dasein; sie gossen einen solchen Reiz über jede besondere Erscheinung des menschlichen Charakters eine genaue Aehnlichkeit mit einander haben. Sie waren beide große Nachahmer, aber keine Kopisten. Sie benutzten die Geschichte und mündliche Traditionen von allerlei complotten, wunderlichen Ereignissen, Sagen und Andeutungen. Sie tauchten Leben und Gefühl in das, was todt war, riefen die Heroen, die Weisen, die Witzlinge und die Schönheiten früherer Zeit wieder zu Dasein; sie gossen einen solchen Reiz über jede besondere Erscheinung des menschlichen Charakters eine genaue Aehnlichkeit mit einander haben.

Wenn wir aber auch diesen Unterschied zwischen den Schöpfungen Shakespeare's und Scott's wahrnehmen, so wollen wir damit keineswegs sagen, daß der letztere, indem er es nicht eben so machte, wie der Erstere, damit einen Fehler bezüge; im Gegentheil, wir sehen das bei ihm als einen großen Vorzug an. Wir hörten einmal Coleridge behaupten, daß, während Shakespeare alle seine Charaktere aus dem Menschen in seinem unverfälschten Natur-Zustande schopfte, Scott sich damit begnügte, sie aus dem verschiedenen Beruf und den Beschäftigungen des Lebens herzuleiten. Dies, dachten wir, und denken es noch, war unrecht; nicht daß diese Bemerkung ganz ungegründet wäre, aber unsere Sprache und unsere Gedanken werden stets durch unsere Lage gefärbt; ein Soldat unterscheidet sich nicht nur durch seinen Blick, sondern auch durch seine Sprache von einem Gesetzgeber; die Manieren eines Landmannes sind nicht die einer Höflings; wir haben nicht nöthig, mehr Beispiele anzuführen; es ist genug, daß die Charaktere des großen Novellisten natürlich und echt sind.

Der Geschmack Scott's war der seiner Zeit, so wie der von Shakespeare ebenfalls seiner Zeit entsprach; sie schrieben Beide für die Welt; sie gingen den Weg, den die Welt um sie her ging; sie stellten keine Versuche an, neue Schulen zu bilden, und doch sind sie Begründer von solchen in dem wahrsten Sinne des Wortes geworden. Sie liebten Beide heimatliche Gegenstände und ergötzten sich daran, die gewöhnlichen Ereignisse des Lebens oder der Geschichte in eine zugleich natürliche und nationale Form und Gestalt zu bringen. Es war der Fehler von dem Zeitalter Shakespeare's, daß es hohen Rang und edle Abkunft zu sehr überschätzte und Alles, was nicht Edelmann war, als „niedrig, gemein und plebejisch" ansah. Es war aber der Ruhm der Tage Scott's, den Menschen zu ehren, wie er von Gott erschaffen wurde, mit Burns zu reden: „Ein Mensch ist immer und überall nur ein Mensch", und endlich die einfachen Kinder der Hütten-brohner mit aller Achtung und Ehrfurcht zu betrachten. Dieser Unterschreibung der Zeit haben wir die in bunte Gewänder gehüllten Narren und Heeren von Faschcap und die äußere Ausgelassenheit der kühnen Yeomen von England bei den südlichen Poeten, so wie das Dasein der Dinmonts, der Headrigs und der Dchiltrees in den Novellen des nordischen Barden zu verdanken. Beide Poeten waren Männer von reichem Gemüthe und unbegränzter Sympathie; allein wollten wir jene Unterscheidung Beider durch die Worte Wordsworth erklären, daß Scott weiten Regenschaften besaß, als Shakespeare, so würden wir mehr sagen, als was wir gerade fühlen; indeß ist es doch nichtsdestoweniger wahr, daß unser Englischer National-Dramatiker kein treues Gemälde von dem socialen Leben seiner Zeit geliefert hat; er war mehr Hofmann, fürchten wir, als Scott, und obgleich selbst ein Jäger, hatte er doch nie eine herzliche Liebe für seine unmittelen Landsleute gewonnen: für „Bob (Robert), Dick (Richard) und Jack (Christian) mit den derben Knüttteln und den bengalischen Schuhrn."

Shakespeare und Scott gleichen einander auch darin, daß sie weder ihren Gegenstand noch ihren Charakter jemals ganz erschöpften, sondern stets die volle Herrschaft über dieselben ausübten. Jenes Ungeheuer von Witz, Falstaff, wird offenbar von seinem Erfinder nur aus reinem Muthwillen geschaffen, und nicht weil er erschöpft war, denn einige von seinen letzten Einfällen sind gerade die besten, und wir wissen, daß der Dichter sich selbst jagen und einbalten mußte, sowohl in Schiller als in Dalgetty, damit nur nicht durch ihren Humor die übrigen Charaktere zu sehr verdunkelt würden. Ihre Behandlung zeugt von der leichtesten und glücklichsten Manier; auch giebt sich bei ihnen das Gefühl der Schicklichkeit nicht minder kund, als ihre Bedächtlichkeit; Alles ist am rechten Platze, Nichts außer Nrihe und Glied, und die Einheit ihrer Bestrebungen ist um so wunderbarer, da sie dieselbe keineswegs studiet und beabsichtigt zu haben scheinen. Aber ein Mann, der der Natur folgt, wird selten gegen Regeln verstoßen, denn die Regeln liegen eben in der Natur; eine Wahrheit, die den Wahrheit wohl auseinander ist, indem er sagt, Gil Morice beobachtete alle die Regeln des Horaz, aber auf eine solche Weise, daß man leicht bemerken konnte, der Schriftsteller habe weder von Horaz noch von seinen Regeln je etwas gehört.

Unter den drei Vorlesungen, aus denen das uns vorliegende Werk besteht, gefällt uns die erste am besten; in derselben bezeichnet der Verfasser die Haupt-charaktere des Genius von Scott, so wie ihre Aehnlichkeit oder ihren Kontrast gegen den von Shakespeare gebildeten; der Raum gestattet uns hier nur einen kleinen Theil dieser interessanten Untersuchung mitzutheilen.

„Eines der Haupt-Attribute des Shakespeareschen Genius, das, welches ihm stets und von Allen auf die eine oder die andere Weise zu-

*) Bei Gelegenheit des kürzlich erschienenen „Parallel of Shakespeare and Scott, being the substance of Three Lectures on the Kindred nature of their genius." London.

erkannt worden, ist seine Universalität. Dieser Ausdruck ist von so umfassender Natur, daß Du vielleicht darüber erstaunen wirst, wenn ich dieselbe Eigenschaft für unseren Stett in Anspruch nehme. Wir verstehen darunter die Fähigkeit, sich selbst mit jeder Art und jeder Beschaffenheit irgend einer Existenz zu identifiziren."

„Diese glückliche Eigenschaft war das Thema aller Lobredner Shakespeare's, und wir erkennen in derselben ebenfalls den großen Reiz von Scott's Productionen. Seine große Charakterstik ist die Schlichtheit, deren Anwendung wir alle die wunderbaren Personificationen unserer beiden Autoren zu verdanken haben, die glänzenden Prozessionen von Prinzen, Kriegern, einfachen Bürgern und Bauern, mit allen ihren allgemeinen und besondern Attributen, ein Jeder in seine eigenthümliche Tracht gehüllt und die Gefühle seines Standes aussprechend. Auch ist diese lebendige und charakteristische Darstellung nicht auf zwei Allgemeinheiten oder generische Distinctionen beschränkt, sondern sie erfaßt in gleicher Weise die individuellen Beschaffenheiten und sprzifischen Besonderheiten, so wie sie in der moralischen und physischen Welt anzutreffen sind."

„In dieser allgemeinen Sympathie mit dem Menschen in allen seinen natürlichen und sozialen Verhältnissen erkennen wir das wahre Wesen des dramatischen Charakters, und wir begreifen nicht, wie man behaupten wollte, daß Scott's Genius nicht dramatisch sey. Seine Romane sind Dramen in jeder Hinsicht, es sey denn, daß ihnen gerade die präcise Form abgeht."

„Diese Art von freiwilliger Metempsychose beschränkt sich aber keineswegs auf die moralische Beschaffenheit der Menschen und seine Verhältnisse zu den Dingen in der Außenwelt, sondern wir können dieselbe in mancher oder vielmehr in jeder Hinsicht in Beziehung auf die Dinge selbst wahrnehmen — überall dieselbe Schlichtheit, Eigenthümlichkeit und Wahrscheinlichkeit; und alle die besonderen Umstände und Scenen werden dem Leser stets so klar vor Augen gehalten, wie die Personen, die in denselben auftreten und handeln. Wenn man dies in Betreff Shakespeare's einräumt — und wir dürfen voraussetzen, daß man in Beziehung auf diesen Genius gewiß nie etwas in Widerrede stellen wird — so haben wir eben nöthig, uns auf solche Scenen aus den populairsten Werken Scott's zu berufen, wie sie in „Marmion", „Ivanhoe" in der „Old Mortality" und in der That in jeder anderen seiner Schriften anzutreffen sind. Oder, um spezieller zu seyn, dürfen wir nur die herrliche Duvertüre zum „Talisman" — jene malerischen Scene in der Wüste und den Zweikampf der zwei Helden in der Erzählung als Beispiel anführen. Oder die Rettung Sir Arthur Wardour's aus der Gefahr des Meeres und ihre Befreiung von den Klippen im „Alterthümer", oder die mehr vertraulichen, aber gesitteten Scenen in Mrs. Mac-Candlish's Shop in Fleet-Street, in dem Anfange von den Schicksalen „Nigel's"; oder das tragische Ende des armen Wucherers Trapbois in der nämlichen Erzählung, oder irgend ein anderes von den lebhaften Gemälden, in denen die handelnden Personen und ihre natürliche Umgebung mit den Eigenthümlichkeiten der Objekte um sie her auf's wunderbarste harmoniren."

„Aber das beste Zeugniß von diesem Vermögen, die Gedanken, die Handlungen und Leidenschaften der menschlichen Natur in ihren verschiedenen Phasen darzustellen, liegt in der Weise, wie die nämlichen Leidenschaften, die nämlichen Tugenden oder Laster, bei den verschiedenen Personen, je nach ihren besonderen Anlagen und Charakteren, nach ihren Lebensverhältnissen oder sonstigen Umständen immer einen verschiedenen Eindruck machen. Man denke zum Beispiel bei Scott an seine mannigfaltigen Motivirationen des religiösen Enthusiasmus. In Beaumanoir erscheint die sterne Glaubensstrenge in übertriebenen Formen, in Ivanhoe genommenheit für die Aufrechthaltung der Privilegien seines Standes, als eine Bigotterie, gegründet auf Eigensucht und starre Vorgenommenheit. In dem Abbot Ernstose treten die nämlichen Subjekte mit warmen und sanften Gefühlen und Gemüthserregungen auf. Der religiöse Enthusiasmus von David Deans wiederum ist stets und roh und gedrückt im Leiden. In Balfour selbstsüch, abergläubisch und brutal. Jndeß finden wir zum Belege für diese Universalität in den Schöpfungen Scott's, in der Erzählung von der „Old Mortality", eine ganze Schaar von Fanatikern, in welchen selben allgemeinen Eigenschaften mit einer Individualität von Form und Farbe hervortreten, die aus jeder einzelnen ein vollkommenes und bestimmt ausgeprägtes Portrait machen; und das Ganze zusammen erscheint als eine der schönsten Muster-Galerien von den Verbrechen und Thorheiten der Menschen, welche die eitelen Bestrebungen ihrer eigenen Phantasie und den Jmpuls ihrer selbstsüchtigen Leidenschaften für die Eingebungen der göttlichen Gnade halten. Der wahnsinnige Peachkeswrath, der wilde Burley, der milde, aber energische Macbriar, nach diesen kommen der feichte und weitschweifige Kettledrumle und der kluge und gewandte Poundtext; nm nicht erst noch der wohl ausgedachten sauerköpfischen Unwissenheit einer Maufe und des milden Glaubens von Cuddie Headrig zu gedenken; deren Religion nur bei den Mitteln bestarrt, zu einer konfessionellen Existenz zu gelangen, und die es überdaupt mehr mit den physischen Einzelnheiten des Lebens, als mit der abstrakten Unterscheidung der Doktrin und des Kirchen-Regimentes zu thun hat. Zu allen diesen erkennen wir eine gewisse Individualität, die sie zur Species derselben Gattung macht; Alles mit einer Korrektheit und Kraft gezeichnet, die wahrhaft bewundernswürdig ist."

„Nun gehe man endlich einmal an Scott's Darstellungen der Loyalität. Unter Loyalität verstehen wir eine deßfallsige Anhänglichkeit an Personen und Meinungen, ohne Rücksicht auf die beiderlenen Zufälle ihres Geschicks; eine Tugend, die von so mannigfaltigem Charakter ist, daß sie in gewissen Fällen als ein rein thierischer Instinkt erscheint, in anderen aber als ein Prinzip, das sich zum höchsten Gipfel moralischer Vollkommenheit emporschwingt. In Flora Mac Ivor, oder Kenneth, oder Sir Henry Lee, tritt sie als großmüthig, uneigennützig, verschwiegen und tapfer auf: in Leicester und Varney ist sie gemein und selbstsüch. In Caleb Balderstone ist's eine warme und herzliche, aber beinahe ganz thierische Impulsion. In Aubrey Fairscreic erscheint sie als feig, feil und ausschweifend; in Dalgetty listig und verschmitzt, eigennützig und wandelbar. In Wamba (dem Jünglen des Hofnarren) furchtlos und romantisch, in dem Charakter einer der glücklichsten Schöpfungen Scott's. In allen diesen findet du in der ganzen Englischen Literatur keine Parallele, außer in den Schriften Shakespeare's, welcher mit derselben universellen Kraft und dem nämlichen Scharfsinn seine lebenden Portraits zu schattiren wußte, so daß sie stets verschieden und doch zugleich immer dieselben sind."

„Verwandt mit dieser Eigenschaft der Universalität Scott's, vermittelst deren er, gleich Shakespeare, sich befähigt, in der Hülle des Landmanns sowohl, als auch vom Throne zurechtzufinden weiß, ist sein Genius der Anregung, der glücklichen Gebrauch, den er von den zerstreuten Materialien aus dem Gebiete der Geschichte und der Tradition und von der Volks-Poesie und dem Aberglauben seiner Zeit macht. — Von dem, was Shakespeare der Literatur seiner Epoche schuldig ist, und von der Freiheit, mit der er Alles ergreift, was zu seinen Zwecke geeignet ist, kann man sich kaum einen Begriff machen, wenn man sich nicht in den Arbeiten seiner zahlreichen Kommentatoren ein wenig umgesehen hat. Ganze Stellen aus den Tagesschriften, aus den Liedern, Anekdoten und populairen Werken der Zeit lassen sich in ihren verschiedenen Duellen nachweisen; und viele von den bewundernten Dialogen seiner leidenschaftlichsten Scenen sind eine wörtliche Abschrift aus jenen Autoritäten."

„Diese Anregungs-Fähigkeit ist es, der wir gar manches Schöne und Vortreffliche in unseren beiden Schriftstellern zu verdanken haben."
(Athenaeum.)

Bibliographie.

Jesse's gleanings in natural history. (Jesse's Lehrreiche aus der Naturgeschichte.) 3ter Band. 10½ Sh.

Instruct, employ, don't hang them. (Belehrt, beschäftigt, aber hänget sie nicht; oder wie Jrland ohne Soldaten zur Ruhe zu bringen.) Von J. P. Kennedy. 7 Sh.

Paracelsus. Ein Gedicht von Robert Browning. 6 Sh.

Sunday. (Der Sonntag.) Ein Gedicht in drei Gesängen. 2½ Sh.

An essay on transubstantiation. (Ein Versuch über die Transsubstantiation.) Von einem Landgeistlichen aus dem Jahre 1787; mit einer Einleitung von T. Stephen. 2 Sh.

A new dictionary of music. (Neues Musik-Lexikon.) Von H. Wilson. 7½ Sh.

Frankreich.

Saint-Martin.

(Schluß.)

Nachdem nun der Mensch seinen Bund mit Gott wieder erneuert hat, welchen Gebrauch wird er machen von seinen Kräften und Fähigkeiten? Wenn der Vogel des Feldes vom Gewitter-Regen durchnäßt worden ist, so fliegt über ihn, obgleich es noch naß ist, und die Strahlen der Sonne sich wärmen, sich vom Koth, der um seine Füße klebt, befreien und den durchnäßten Flaum seines müden Gefieders wieder glatt putzen. So hat auch der Mensch an sich zu thun und zu säubern nach dem Sturm an seiner eigenen Natur, die er so gräulich entstellt hat, an der äußeren ihn umgebenden Natur, die ihm gesolgt ist in seinem Falle und in seiner Verdammung, weil sie auf ihn und seine Werke gegründet und gestanzt war. Man weiß, was der Winterkrampf in der einfachen und erhabenen aller Figuren ist! Der Mensch ist der Mittelpunkt der Welt: Alles geht von ihm aus und auf ihn zurück. Seine Autorität verbreitet sich über die Luft und den Klang, über das Licht und die Finsternis. Er ist die einzige Pforte, der einzige Durchgangspunkt der Wahrheit für diese Welt, und wenn die Ordnung der Dinge durch seine Schuld verrückt wird, so muß sie durch ihn auch wieder hergestellt werden; denn Gott, um mit unserem Autor zu reden, hat ihn zum Hohepriester über alle Werke seiner Hände gesetzt. —

Nach dem Falle sieht Alles einem umgekehrten Gesetze; Alles ging abwärts; gegenwärtig strebt Alles wieder der Einheit zu, die in der Höhe thront, und der kürzeste gerade Weg zur Einheit ist das Gebet. — Das Gebet erbebt sich auf mannigfaltigen Schwingen, nach den Bedürfnissen des Moments. Es giebt ein Gebet mit dem Munde, ein schweigendes im Jnnern konzentrirtes Gebet, ein gemeinsames Gebet, ein thätiges in sich selber wirkiames Gebet: das Gebet ist Thätigkeit seiner Wesen nach, und es ist das besonders worin der Mensch, wenn die Welt umfaßt, sich unendlich vervielfacht hindurchdrewegt durch allen Reichthum ihrer Gebilde. Das Gebet soll eine Leidenschaft, ein Fanatismus seyn. Ein ununterbrochener Ring, muß es die Welt umfassen. Und südst ihr, daß das Herz trocken und dürr ist in euch, werdet nicht muthlos: es ist die gewöhnliche Pein und Noth jedes Noviziats; Uebung und Gewöhnung wird euch das Schwere leicht und zur zweiten Natur machen. Und wandelt euch dagegen, wenn ihr beten, Kreuze an, so nehmet sie auf wie einen lieben Gast; küsset eure Thore, alle eure Pforten und Zugänge, schmeckt sie, athmet sie mit seliger Andacht! denn die reine heitere Freude, die Freude des Gebets, ist der himmlische Duft der Vollkommenheit, den der Herr in der Welt hinterlassen hat, als er durch sie gewandelt. Aber hütet euch vor dem Stolze, daß er nicht über euch komme, wenn ihr der Herrlichkeit der Freude theilhaftig werdet: eure Fall würde um desto tiefer seyn. Wehe euch, wenn ihr in solchem Rausche vergäßet, daß eure Bestimmung auf Erden eine Bestimmung der Thränen ist, und daß ihr auch eine Gnade des Himmels, euch davon losmachen kann. Ihr habt eine Schuld zu bezahlen, euch Thränen schuldig und müßt euch lösen. Zuerst weinet um euch selbst, denn nur zu viele Sünden werdet ihr auf euer Haupt geladen haben. Weinet um eure Brüder, die mit euch leben, denn in welchen Sünden und Wirbeln der Leidenschaften und Laster sie auch

umhergetrieben werden, Mitleid und Erbarmen mit ihnen soll eure Seele regung seyn. Weinet um euer Brüder, die vor euch gestorben sind, denn der Stein des Grabes liegt nicht auf dem Geiste wie auf den Gebeinen, und heut noch wie bei ihren Lebzeiten seyd ihr verantwortlich für das Blut ihrer Seelen. So sollt ihr weinen um euch, um die Lebenden und um die Todten; aber ich sage euch auch noch: Weinet um Gott! denn habt ihr nicht von Kindesbeinen an Jesus belehrt und beistet, und gehört sich's nicht, daß alle umgerechte Lust gethanen Werke? Wenn sich mehrere Seelen vereinigen, auch im Schmerze, so liegt in ihrer gegenseitigen Berührung und Ergänzung, in solchem innerstem Austausche des Vertrauens eine Art von moralischem Magnetismus, die dem Herzen Erleichterung und Linderung schafft. So kann auch Gott, den wir mit unsern Fehlern und Sünden beladen haben, Gott, dessen Liebe wir unterdrückt haben, Erleichterung und Linderung erfahren. Weinet also auch um Gott.

Wie geht das Werk der heiligen Entwickelung seinen Gang; aber fremd bennoch stets auf eurer Hut und glaubt euch niemals sicher. Die höchsten Säulen des Tempels sind in Stücke gebrochen: wie sollter ihr nicht zittern und erbeben in eurer Schwäche? Noch an der Schwelle des Lichtes selber bereitet euch die Macht der Finsterniß eine letzte Prüfung, eine Prüfung, die schwerer ist als alle vorhergegangenen. Ein Mensch wird auf die Welt kommen, der, den Himmel auf der Zunge, aber die Hölle im Herzen, verstehen wird, euch der Wahrheit zu entführen; er wird reden wie wir Propheten, besser noch als die Propheten, wenigstens wird man dieser Meinung seyn. Wie die Nächten sich unter die Flügel der Henne zusammendrängen, wie die Kinder um den Schooß der Mutter, so werden sich die Völker um ihn herandrängen und schauen. In alle vier Weltgegenden wird er seinen Mantel vertheilen, und der Priester, der Richter und der Krieger werden kein anderes Kleid mehr tragen wollen, als seinen Mantel. An diesem Tage, der uns jetzt leuchtet, müssen wir wachen; der heutige ist der Tag des Kampfes! Nehmt alle eure Kräfte zusammen, ihr Menschen der Verbreitung, sammelt all' eure Lichter an! Wer hat wohl schon gesehen, wie die Krauche, um den Mond auf ihren weiten Zügen leichter durchschneiden zu können, sich in zahlreiche Scharen vereinigen? Macht es gerade so wie diese Vögel des Himmels: verbindet euch mit euren Brüdern: tretet zusammen, schließt euch dicht an einander, bildet eine gewaltige Phalanx lebendiger Kräfte, daß sich die Macht des Feindes daran breche. Ist diese Probe überstanden, so habt ihr leichte Arbeit und ist euch nichts mehr zuwider. Wir sind wohl schon gelehrt, wie die Kran

Le règne minéral raméné aux méthodes de l'histoire naturelle, — von L. A. Necker. 2 Bde. 18 Fr.

Spanien.

Die Revolution von Aranjuez.

Nach der Schilderung des Grafen Torene.*)

Verschiedenartige Gerüchte, die Symptome innerer Gährung, versetzten den Hof von Aranjuez in große Bestürmerniß. Gleichwohl darf man glauben, daß der König, als er dem Gerüchte von seiner beschiedenen Adresse öffentlich widersprach, noch einen Augenblick schwankte; denn es ist gerechtfertigt, jene Protestation mit dem wirren Zustand der Dinge in jenen Tagen, als mit einem vorsätzlichen Betrugen von Seiten des Königs zu motiviren. Da jedoch die Vorbereitungen zur Reise fortdauerten und das Mißtrauen der Regierung alle Grängen überstieg, so verlautete plötzlich weiter, daß Ihre Majestäten Aufbruch nach Andalusien in der Nacht vom 17ten zum 18ten stattfinden sollte. Die Neugier und vermuthlich auch geheime Intriguen hatten viele Fremde aus Madrid und seinen Umgebungen, in deren Gesichtern arge Pläne zu lesen waren, nach Aranjuez geleckt; die Truppen aus der Hauptstadt besetzte ein gleicher Grund, und gewiß hätten sie ohne besondere Aufreizung sich empören können. Der Prinz von Asturien sagte an jenem Tage — wie man versichert — zu einem Leibgardisten, dem er große Vertrauen schenkte: „Diese Nacht geht die Reise vor sich, allein ich will nicht gehen." Diese Aeußerung stärkte noch den Verdacht derer, welche sich vorgenommen hatten, die Reise zu hintertreiben.

Niemand schlief in jener Nacht; die Landbewohner patrouillirten streiwillig durch die Gassen, von einem unruhigen Brausetopf, dem Grafen Montijo, unter dem angenommenen Namen Tio Pedro, in Verkappung angeführt. Einige beobachteten insbesondere das Haus des Friedensfürsten. Zwischen 11 und 12 Uhr in der Nacht sah man Donna Josefa Tudó, sehr verummumt und von Begleitung der Ehrengarden des Generalissimus, dieses Haus verlassen. Eine Patrouille wollte das Gesicht der Dame entschleiern; ihr Widerstand veranlaßte einen kleinen Streit, und Einer der Anwesenden that einen Schuß in die Luft. Sogleich blies eine Trompete zum Aufsitzen, und der Trupp eilte nach den verschiedenen Punkten, von wo die Reise vor sich gehen konnte. Mit fürchterlichem Lärm drangen eine Menge Bauern und als Bauern verkleideter Personen, Reisende und Polizeidiener und Jäger des Infanten Don Antonio, auch viele entlassene Soldaten vor das Haus des Don Manuel Godoy, überwältigten die Wache und stürmten hinein, wie Plünderer alle Ecken und Winkel durchsuchend und den Gegenstand ihrer Wuth vergebens suchend. Man glaubte im ersten Augenblick, der Besitzer sey, aller Wachsamkeit zum Trotze, durch irgend eine geheime Thür entflohen, und habe entweder Aranjuez verlassen oder im Palaste sich versteckt. Der Haufe drang bis in die verborgensten Gemächer, und fand Pferde, Maulthiere und der Gunst, der Schönheit und dem Edelsteinen am Hofe sich Erfreuten, mußten jetzt einer rohen und zügellosen Soldateska, einem schnaubigen und zerlumpten Pöbel Einlaß gewähren! Schon nach wenigen Stunden verschwand dieser Contrast, denn die Salons und Estealen waren ihres kostbaren Schmuckes beraubt, um der Zerstörung und den Flammen preisgegeben zu werden. Die Friedensfürstin, die man als Opfer des Privatlebens ihres Gemahls betrachtete, und ihre Töchter wurden mit Lobsprüchen nach dem Palaste geführt, wobei das Volk ihren Wagen zog. Als endlich der Ruhe wieder hergestellt war, kehrten die Soldaten in ihre Quartiere zurück, und man stellte zwei Compagnieen Spanischer und Wallonischer Garden vor das geplünderte Haus, damit sie dem Pöbel die Zugänge verwehrten.

Der Friedensfürst, den man schon fern und auf dem Wege nach Andalusien glaubte, wurde in seinem eigenen Hause entdeckt. Als in der Nacht zum 18ten die Pferden gesäumt wurden, wollte er sich eben zu Bette legen; sobald er den Lärm hörte, wickelte er sich in seinen Mantel aus Molleton, der ihm gerade zur Hand war, steckte vieles Gold in seine Börse, nahm eine Semmel von dem Tische, an welchem er gespeist hatte, und versuchte, durch die ausstehende Thüre der verwitweten Herzogin von Osuna zu entkommen. Als dieser Versuch mißlang, stieg er oben auf den Boden und versteckte sich in dem entlegensten Winkel in eine Rolle Schilfmatten, wo er blieb 36 Stunden lang, dem Durste und der qualendsten Unruhe preisgegeben. Endlich trieb ihn das Verlangen, zu trinken, aus diesem traurigen Asyl. Eine Schildwache von den Wallonischen Garden, die ihn erkannte, rief gleich zu den Waffen; der Friedensfürst machte keinen Gebrauch von den Pistolen, die er bei sich führte, sey es aus Feigheit oder Entrüstung gewesen, und ergab sich. Als das Volk erfuhr, daß man seiner habhaft geworden, drängte es sich um das Haus, und Godoy wäre verloren gewesen, wenn ein Theil der Leibgarden nicht zu rechter Zeit ihn beschützt hätte. Sie führten den Unglücklichen in die Quartiere; auf dem Wege aber schlug und stieß der wüthende Volkshaufe mit Knütteln, Stangen und Waffen aller Art nach ihm, obgleich er von seiner dreifachen Escorte ganz umgeben war.

Je mehr der Tumult anwuchs, desto mehr beschleunigte die Eskorte ihren Marsch, und der ermattete Gefangene folgte beinahe athemlos, an den Sattelknöpfen zweier Pferde, zwischen denen er stecke, sich festhaltend. Da Godoy von seinem Hause bis zu dem Thore, wohin sie ihn brachten, einen ziemlichen Weg zurücklegen und sogar über den ziemlich geräumigen Platz St. Antonio gehen mußte, so wurde es dem Volke gewiß nicht so schwer geworden seyn, ihn umzubringen, hätte nicht die Besorgniß, Einen oder den Andern von den Seinigen zu verwunden, ihre Streiche unsicher gemacht. So kam es, daß nur Einem von verschiedenen Stellen seines Körpers Kurtschungen, aber nur eine etwas tiefere Wunde (über der einen Augenbraue) empfing.

(Revista Española.)

Mannigfaltiges.

— Coleridge über Musik. Ein musikalisches Gehör ist etwas durchaus Anderes, als Geschmack für Musik. Ich hatte niemals das geringste musikalische Gehör; durch das Singen eines Liedes wein zu retten, wäre ich nicht im Stande gewesen; aber ich liebe Musik über Alles, und kann sehr wohl das Gute vom Schlechten darin unterscheiden. Einer meiner Freunde bemerkte einst in einem Konzerte, daß ich von einer Roßhirschen Compositionen, die man so eben ausführte, durchaus nicht angezogen schiene. „Sie können wir", erwiderte ich, „wie sinnlose Verse vor." Aber außer mir gerieth ich vor Entzücken, als darauf Etwas von Beethoven vorgetragen wurde.

— Kalkbrenner's neuer Schüler. Kalbrenner, der sonst in allen fashionablen Zirkeln Londons als ein Mann bekannt war, der bei keiner Soiree fehlen durfte, der sich immer pünktlich einfand, wenn er zu kommen versprochen und der zur Verschönerung seiner äußeren Erscheinung als Zauberkünstler des Friseurs, des Schneiders und der Wäscherinn in Thätigkeit setzte, hat in der letzten Zeit, seitdem er sich der Atelier-Würde mehr nähert, „den jungen Mann abgelegt", das zopfe Schnupftuch, die ziegenledernen Handschuhe und das Riech-Fläschchen abgeschworen, und giebt sich nun ganz der ehrenvollen und höchst verdienstlichen Beschäftigung hin, gute Schüler zu bilden. Er hat so eben in den Pariser Salons in der Person seines Schülers, des Herrn Stammarb, des leichtzufingernden Virtuosen, eine Probe der Vortrefflichkeit seines Unterrichts vom Stapel laufen lassen. Herr Stammarb ist bereits mit zu den vorzüglichsten Pianisten zu rechnen. Er hat einen ausserordentlich zarten Anschlag, große Gleichmäßigkeit, elegantes Spielen, schöne Haltung der Hände und vollkommene Fingergelaufigkeit. Nur während Kalkbrenner ihm mit mechanischer Fertigkeit ausgereicht, schont es leider, als habe die Muse bei ihm verhältnißmäßig mit seinen geringen Gaben gespart, die erst den Künstler kröne; Herr Stammarb ist nicht im Stande, zu komponiren. Er läßt seine Zuhörer sehr lange auf einen melodischen Gedanken warten, und — erscheint derselbe endlich, so befriedigt er selten die Erwartung. Wir kennen dasselbe sein Talent daher auch in gewisser Hinsicht sehr mag, so ist doch keineswegs ein neuer Mozart oder Dussek in ihm aufzufinden. (Atlas.)

— Ursprung der Claqueurs. Ein Zeder kennt wohl jene lärmende, hart-händige Volk, welches die Theater-Direktoren und die großen Musikalien-Händler auf die Schillings-Gallerie, in die Logen und in das Parterre senden, wenn sie einem Stück mit Gewalt eine gute Aufnahme sichern wollen. Bei den alten Römern, sagt Herr Ethil Blaze, machten diese Leute eine völlige von Nero organisirte Legion aus, die fünftausend Freiklien Personen zählte, welche man in der ganzen Gegend aufbieten konnte. In mehrere Rotten vertheilt, wurden sie in allen verschiedenen Beifalls-Bezeugungen unterrichtet. Einige klatschten mit den Händen, Andere ahmten das Geräusch eines ungeheuren Wasserfalls nach, Andere wieder das Krachen einer Masse Geschütz, welche auf das Steinpflaster fällt. Jedes Mal wenn Nero Ehrenbezeugungen machte, wurde diese ganze Schweichelgesellschaft unter der Anführung passender Beifallsbahner, welche das Signal zum Beginn des Applaudirens gaben, in Thätigkeit gesetzt. Den Zeit und Ort riefen dann Stimmen, angeachtet des Lärms, ganz vernehmlich: „O göttlicher Nero!! o empfindender Augustus!" (Atlas.)

— Die Französische Aussprache. Aus den bestimmten Regeln, welche gaben einiger alten Französischen Schriftsteller weiß man ganz genau, daß die Endsylben der Wörter anglois, françois, jaimois, feroit u. s. w. früher wie die Sylben moi, toi ausgesprochen wurden; doch als Franz den Ersten Nachfolger, Heinrich II., sich im Jahre 1533 mit Katharina von Medicis vermählte, kamen mit derselben viele Italiener an den Französischen Hof. Jene Herren nun, denen es unmöglich war, die Sylbe oi auszusprechen, verunstalteten dieselbe in ai, und bald wurde es, der Königin zu gefallen, unter den Französischen Hofleuten Ton, ein Beispiele der Italiäner zu folgen. Nach und nach verbreitete sich diese Aussprachsweise in der Hauptstadt und von dort aus auch in den Provinzen; Boileau, Racine und Molière hielten sich jedoch späterhin noch immer an die alte Methode. Erst Voltaire führte das „ai" in seinen Schriften ein, aber selbst jetzt ist diese Schreibart noch immer nicht ganz allgemein angenommen. (Allgemeinen.)

— Eine zahme Hyäne. Ein junger Offizier der Französischen Flotte, der eine Zeitlang am Senegal gestanden, hatte sich zum Vergnügen eine Hyäne aufgezogen, die so zahm war, daß sie nicht allein mit ihm spielte, sondern auch die Liebkosungen aller am Bord befindlichen Personen duldete. In Brest gelandet, sandte der Offizier seine Hyäne in die Menagerie des Pflanzen-Gartens. Hier verfiel das Thier jedoch wieder in seine natürliche Wildheit; als aber der Offizier nach sechs Monaten diese Menagerie besuchte, legte sich die Hyäne sogleich zu seinen Füßen, ließ sich streicheln, zeigte gar möglich Sympathie und Entzücken, gab zu, daß jeder alter Herr seine Hand in ihren Rachen legen durfte, bekehre sich und erwiderte seine Liebkosungen mit allen Zeichen einer Zärtlichkeit, die derselbe kaum in gemeinen Schweinen zu erhalten vermochte. (Athenaeum.)

*) Aus dessen schon früher angekündigtem Werke: Levantamiento, Guerra y Revolucion de Espana.

Verantwortlichen von der Redaction des Polit. Journ. Stuttg. Cotta.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 112. Berlin, Freitag den 18. September 1835.

Italien.

Mérÿ's Italiänische Reise.*)

IV. Siena. — Radicofani. — Rom.

Ehemals war das Leben der Künstler voll Macht und Ansehen. Italien war eine Werkstatt, ein Kampfplatz und ein Boudoir. Der Künstler entwarf neben einander Paläste, Freskos, Gemälde, Statuen, Kirchen, Citadellen; seine Tage waren ganz ausgefüllt mit Arbeiten, Intriguen, Eifersüchteleien, Abenteuern, Betrachtungen, ernsten Studien, und Artiger Scherzen; in seiner Hand wechselten mit Palette und Meißel, Schwert, Bäsche und Mandoline. In Michel Angelo ist der Künstler des funfzehnten Jahrhunderts am erhabensten personificirt; sein Leben gleicht keinem anderen; er hat weder die Muße, noch die Ruhe, noch die Langeweile gekannt; eine Welt hat er geschaffen; ihn betreten die beiden ersten, schönsten Gebieterinnen des Weltalls, Rom und Florenz, an; vor ihm zeigten sich die Päpste, die sich sonst nur vor Gott neigen. Nach seinem Tode machten sich die Herrscher einander seinen Leichnam streitig, wie eine jener unschätzbaren Reliquien, welche der Stadt, die sie in ihren Mauern bewahrt, ewiges Heil bringen. Kaum funfzehn Jahre alt, war er schon ein gebeugter König unter den Künstlern; schon damals verdunkelte er seinen Meister Ghirlandajo und verspach einst Italien den Majaccio und Lucca della Robbia zu ersetzen. Und er erfüllte unendlich mehr, als er versprochen. Italien ward seine Werkstatt. Von Venedig nach Bologna, von Bologna nach Florenz, von Florenz nach Rom, überall harren Marmor-Blöcke seines Verarbeitens, und an jedem Ruhepunkte schuf er eine Statue. Die Gastfreundschaft in irgend einer Stadt der Apenninen zu belohnen, errichtete er schnell auf der Durchreise ein Gerüst und malte ein großes Fresko-Bild. In Bologna arbeitete er an seiner heiligen Petronia, stieg dann zu Pferde und sagte nach Rom, um seinen Bruder seine Rolla Dama di Pieta zu vollenden. Dann kehrte er heraus hin zu sich, und nun sehen wir ihn wieder auf den Gipfeln der Apenninen erscheinen; er durchkämpft den mit Banditen angefüllten Wald von Viterbo, die morastigen Päße von Riccorst, die vulcanischen Ebenen von Radicofani, schläft auf dem Streu der Ställe, nimmt Theil am einfachen Mahl der Schäfer von Torrenieri und von Ponte-Centino, und nach acht mühseligen Tagen sieht er sein geliebtes Florenz wieder, das ihn beim Klange aller seiner Glocken mit einem König empfängt. Kaum angekommen, eilt er in die Kirche Santa-Maria-Novella, die er seine Braut, mia sposa, nannte. Und wie man dahein anfangend die Glieder seiner Familie umarmt, so küßt er die Fresken Paolo Uccllo's, Giesole's, Dragagna's; er bringt seine Kniee in der Kapelle der Ruccllai vor der Beschützerin der Künstler, der Jungfrau von Cimabue. Dann geht's an die Arbeit; ein ungeheurer Marmor-Block wartete seiner auf dem Platze des alten Palastes; Fiesole hatte sich diesen Block ausersehen, aber er war für ihn zu gewichtig; unter Michel Angelo's Hand schmolz er dahin wie Wachs, er bildete daraus einen Riesen von Marmor, seinen David, den er vor dem Palast auf einem Piedestal aufrichtete, wie man eine Schildwache vor die Pforte eines Königs stellt.

Dann beklieg er von neuem sein Roß! Julius II. rief ihn zu sich; der Künstler langte in Rom an und betrat an der Hand des Papstes seine Werkstatt; Michel Angelo schuf seinen Moses, den Moses des Berges Sinai, so erhabrn wie er in den heiligen Büchern dastebt; und um sich nach diesem Werke ein wenig auszuruhen, bildete er seine Sklaven und seine Viktoria; dann legte er die Grundsteine zu dem prächtigen Grabmahl Julius II. und baute die Citadelle von Civita-Vecchia.

Von neuem finden wir ihn in Florenz; Leo der X. regierte damals; diesmal aber fehlt es an Marmor, der Künstler hat ihn allen verabreitet; er reist nach den Steinbrüchen von Saravezza, er will Marmor schaffen; zwei Jahre durchsucht er die Felsen, welche den Schatz des Bildhauers verbergen; er durchwühlt den Boden, er durchdringt ihn mit seinem Blick; denn er bedarf zur Kapelle der Medicäer reinen, fleckenlosen Marmor. Endlich wird die köstliche Ader aufgefunden. Michel Angelo hat mit seinem Fuße auf den Stein getampft, er mischt sich unter die Bergleute, mit ihnen beutet er die Felsen aus und zieht daraus, o welche Künstler-Freude! den herrlichsten Marmor hervor. Betrachtet ihn jetzt, wie er in der Lorenz-Kapelle über seinen Krieger nachdenkt, der schöner unter seinem Meißel hervorgehen wird, als der heilige Georg des Donatello, als der Domobloenes des Vatikans; das Grabmal der Medicäi wird bis in alle Ewigkeit von lebenden Statuen bewacht seyn; immer wird der Reisende, der es besucht, Blicke mit jenem geheimnißvollen Krieger wechseln, der die Kapelle beherrscht und ihr jenen Ausdruck religiöser Schwermuth verleiht, von dem die Plastik des Alterthums keine Ahnung hatte.

Dann nach Rom zurück! Es waren Mausoleen zu erbauen, und in den Werkstätten gab es ungefähre Statuen, entworfene Fresken, die auf Vollendung von ihm harrten. Michel Angelo ist überall; er malt, meißelt, bearbeitet Bäcke, macht Salitren auf seine Feinde, sendet Sonnette an die Römischen Damen, Herausforderungen an seine Nebenbuhler, Pläne zu Kirchen dem Papste und Briefe dem Sultan, der eine Brücke in der Vorstadt Pera von ihm ausgeführt wünscht. Alle er den sein Kreuz umfassenden Christus vollendet hat, hinwandelt er eines Tages auf dem Hügel, wo ehemals die Gärten des Sallust waren; er schreitet über die Ruinen der Bäder des Diocletian und wird von Bewunderung und Erstaunen beim Anblick von acht antiken Säulen erfaßt, die nichts mehr tragen, weil ihre edle Last zerbrochelt auf den Resten hinabgesunken ist. Michel Angelo, wehmüthig ergriffen von dem mühsigen Dasehen dieser mächtigen Säulen, dacht ihnen einen Kompel, sie jedoch unverrückt auf derselben Stelle lassend, die der Kaiserliche Baumeister ihnen im großen Bade-Saale angewiesen hatte. Das war Michel Angelo's Kurzweil; ein anderes Mal mißt er sich Leib gegen Leib mit Agrippa's Pantheon, er wägt es auf seiner Hand, wirft es vierhundert Fuß in die Höhe, und der Koloß stürzt nicht wieder herunter.

Eine Christliche Attika, der Connetable von Bourbon, belagert Rom. Die ewige Stadt hat ihre Künstler, ihre Dichter, ihre Muster verabschiedet; ihre Werkstätten sind geschlossen; Rom kämpft, wie es emals gegen Brennus und Hannibal, für Heerd und Altar. Michel Angelo ist in Florenz, in der Sankt Lorenz-Kapelle hat er den Meißel wieder ergriffen; mit Begeisterung arbeitet er an einer weiblichen Statue; der Block wird für die kolossale Form, die er ersonnen, zu kurz seyn, doch das ist ihm gleichgültig. Der tieinlichen Berechnungen der Dimensionen sind ihm zu verächtlich; wenn zu den Füßen der Statue der Marmor fehlt, so bleibt die Arbeit unvollendet, das ist Alles. Michel Angelo, hat er Muße genug, seine Blöcke zu messen? Mit glühendem Eifer bemeistert er sich ihrer, er kommt daraus das getrümmte Bild und reißt ab. Aber diesmal ist ihm der Weg über die Apenninen versperrt. Rom ist mit Sturm genommen, Rom ist geplündert worden; Spanier, Deutsche, Raitländer überschwemmen das schöne Land und bedrohen Florenz; Michel Angelo schließt seine Werkstätten, ergreift Büchse und Degen und wird ein Krieger; als Schildwache stellt er sich vor den alten Palast, ein würdiges Seitenstück der Statue des David, die, obgleich saufzehn Fuß hoch, ihn doch nicht an Größe überragt. Da nahen die Verwüster; sie nehmen die Höhen von San Miniato und der Villa Strozzi ein, sie lagern sich um ihr Hügerin des Arno-Thales, sie umzingeln Florenz; die Gefahr erreicht den höchsten Grad; Michel Angelo wird zum Oberaufseher der Festungswerke ernannt; der Beifallruf des ganzen Volkes bestätigt diese Wahl. Nachdem der Künstler mit seinem Meißel alle diese Meisterwerke geschaffen, muß er sie nun auch mit seinem Schwerte vertheidigen, er muß seine edle aus Marmor gebildete Familie gegen die rohen Bildnerer Roms beschützen; denn die Lanzenknechte und die Spanier ehren nichts; wie die Perser des Kambyses verstümmeln sie den Menschen und den Stein; aber Gott und Michel Angelo werden die Stadt der Medicäer erretten. Florenz wird glücklicher als Rom seyn, die getauften Hannen werden es nicht verwüsten.

Paul III. thront im Vatikan; Rom erholt sich aus seiner Betäubung; die Werkstätten öffnen sich wieder; die Künstler gewinnen wieder ihre alte Lebendigkeit; Michel Angelo, der sich nach der Capitulation von Florenz in einen Thurm zu Benedig zurückgezogen, wo er die unwürdig hingeopferte Freiheit Toskana's beweint, steigt endlich von seiner lustigen Einsiedelei herab und begiebt sich nach Rom. Kaum angelangt, mocht er sich sogleich an seine Werke, als ob sein tägliches Brod davon abhinge. Ein Gast hopft an die Thür der Werkstatt; dieser Gast ist der Papst, ist Paul III.; nachdem er ihr Gebet die Welt gesegnet, kommt er, um auch Michel Angelo zu segnen; der Papst und Künstler lassen sich auf demselben Marmorblock nieder und beginnen eine jener erhabenen Unterredungen, aus denen die schönen Künste Erquickung trinken werden. Paul überzieht die Sixtinische Kapelle an Michel Angelo, er führt ihn in den Vatikan, stellt ihn vor eine Mauerfläche und sagt ihm: „Siehe hier die Leinewand zu Deinem jüngsten Gericht.“

Endlich ist dem Künstler ein Auftrag, seiner würdig, zu Theil geworden; der Vatikan ist sein Atelier, eine unermeßlich große Mauer

*) S. Nr. 84 des Magazins.

Digitized by Google

seine Leinwand, die Peters-Kirche seine Staffelei und ein Kübel voll Farben seine Palette; er taucht einen riesigen Pinsel in denselben, und mit dem ersten Aufschwung einer gewaltigen Begeisterung erschafft er den Himmel, die Erde, die Hölle; alle Generationen lässt er vor sich treten; er entreißt den Gräbern die Repräsentanten aller Jahrhunderte; er verkörpert auf seinem wunderbaren Fresko die Mysterien der Apokalypse, die Visionen des Apostels, die Freuden des Himmels, die Schrecken Jesaphats; wohl ist es der Tag aller Tage, der Tag des Gerichts, den David und die Sibylle voraus verkündigten; es ist das Gemälde einer der Auflösung entgegengehenden Welt; es tönt wieder vom Donnerrollenschall, von dem Gebrüll der Verdammten, von dem Fall der Berge; es ist das Gericht. Als der letzte Pinselstrich an diesem unbegreiflichen Werke vollendet war, erhebt Rom, die Künstlerstadt, vor Freude, wie in jenen herrlichen Tagen der Antonine; die Volksmenge woget nach der Engelsburke, die päpstliche Kirchenbahne wehet auf dem Dache des Fabrikats, die Glocke Sturm verkündet den Sonnenbrand herab; Michel Angelo wiedt wie ein siegreicher Konsul im Triumph über dieselbe Thore, über denselben Boden einhergetragen, die einst Paulus Aemilius und Trajan vorüberziehen sahen. Die einstimmige Ruf des Volkes drängte ihn zum Kapitol, dem Ziel aller Triumphzüge; aber das Kapitol hatte nur noch seinen Namen bewahrt; verschwunden waren die prächtigen Monumente, die sich einst den Triumphatoren öffneten; für Michel Angelo mußte das Kapitol von neuem erbaut werden; der Papst rief ihn seinem Throne und Mauerfeste, und für sich ließ Michel Angelo das Kapitol aus seinen Trümmern neu erstehen. Da verkündeten Roms höchste Punkte den Ruhm des großen Künstlers in einem strahlenden Dreieck; links die Kirche Santa Maria degli Angeli; rechts der Dom von Sankt Peter; am Ende der Stadt aber der kapitolinische Berg. Diesen drei Denkmälern hat er seinen Namen aufgedrückt; seine Sendung war vollendet; sein Sterblicher hatte mehr geleistet als er; der Papst verlieh ihm Ehrentag um Tage, und der deutsche Künstler verschwendete seinen Einzigen in derselben während seines fast hundertjährigen Lebens; ihm bestieß keine der Schwächen unserer Natur; seine Leidesbeschaffenheit war so gewaltig, daß man zu sagen versucht ist, er habe sie selbst aus Stein gehauen, sein Fleisch gleiche dem seiner Statuen. Eine ernste Krankheit war sein Tod.

Nachdenkend über dies bewunderungswürdige Leben, das so reich an Werken und Tagen war, ersinnt man die Nymmen von Florenz nach Rom zurückgehen; Michel Angelo's Jugend wird eingeladen; hier hat sich der Künstler begeistert an all den großartigen Szenen, die Gott hier ausgebreitet, wie in einer seiner würdigen Galerie. Dieser Weg ist vorzugsweise die Straße Michel Angelo's; sie bewahrt, in ewigen Charakteren geschrieben, die stürmischen Gedanken des Künstlers; sie ist das materielle Symbol aller jener auserwählten Wesen, denen es beschieden war, jede Freude und jeden Schmerz zu erfahren, auf Asche und Blumen zu wandeln. Florenz-Rücke mit seinen Erinnerungen heiteren glücklichen Tagen zu durchziehen. Am äußersten Ende dieser Straße der Apenninen, die so voll ist von Kontrasten und Widerwärtigkeiten, gelangt man auf eine rubige majestätische Ebene; man erblickt Rom; Rom, welches für den Künstler das Ziel seiner Lebensreise, das Paradies, die Ruhe und die Unsterblichkeit ist.

Fruchtbar, freundestadhind und goldig wie ein Jugendtraum ist diese Landschaft, die sich auftordert, die Reise über die Apenninen anzutreten; weite Bäume schmücken diese Landschaft, prächtige Kastanien neigen ihre Zweige über den schlafenden Pilger, Weinreben wallen von Hügel zu Hügel bis zum Rande des Horizontes, reizende Dörfer lehnen ihre buntfarbigen Häuser an das glänzende Grün der Fichten, einsame Klöster liegen versteckt in den Gebüschen, Meierein, von Pappeln umschattet, deren Wiederschein in den Springbrunnen zittert, laden Dich ein; diese schöne Landschaft begleitet Dich freundlich auf Deinem Wege, sie zeigt sich Dir festlich geschmückt, während buntgefiederte Vögel da, sie zu bewundern; Du staunst, daß für Dich allein so viel Herrliches zur Schau gestellt ist. Welche Seligkeit, zu Fuß, den Wanderstab in der Hand, durch diese entzückende Dekoration zu wandeln, die sich in's Unendliche fortzieht, die Die mit so viel Anmuth zuzüchtet und Dir zu versprechen scheint, Dich beständig zu begleiten!

Abends langt man in Florenz der Apenninen an, in Siena, dieser ernsten Stadt, die in einer Ecke still und vergessen liegt; hier findet man die Eleganz der Toskanischen Stadt, die prächtige Architektur, die mit Steinplatten gepflasterten Straßen, die festen Paläste, die Strozzi'schen Wappenschilde wieder; hier lebt ein ruhiges und glückliches Volk, dessen Sprache Musik ist, und das die Straßen mit dem Silberklang seines Sienesischen Italiänisch erfüllt. Fortschreitend auf dem Steinpflaster, das nach Rom führt, erbaunt Du plötzlich Weidrauch, der Klang einer Glocke dringt zu Deinem Ohr, Du vernehmst Deine Schritte zur Rechten und Linken widerhallend, die Dich gastlich einladet und sich vor Die in ihrem vollen Glanze ausstbut. Die Kirche von Siena gehört noch jenem glücklichen Jahrhundert an, wo die Kunst ihre edelsten Kräfte der Religion weihte, wo der Baukünstler, der Maler, der Bildhauer Gott dasjenige an Meisterwerken widmeten, was sie an Talent von ihm empfangen hatten. Italien ist reich an schönen marmornen Kirchen; offen stehen sie jedem Ankömmling; der erste Anblick, den man genießt, gleicht den reizenden Bildern einer ewig fühlen Räumen einen herrlichen Zufluchtsort. Sie sind tödliche Ruhepunkte; auf ihrem Marmorgetäfel schlittelt man sich den Staub von den Füßen, man erfrischt die Stirn mit dem geweihten Wasser, man beugt sein Knie vor Gott oder vor Raphael, als Ehrist oder als Künstler; man erhebt sich dann, wandert weiter fort auf der Römischen Straße, jetzt so schweigend und traurig, und doch ehemals so belebt durch die Karrwanen jener Maler, Bildhauer und Baukünstler, welche diese wunderherrlichen Kirchen erbauten und die mit Heiligenbildern und Gemälden schmückten. Eines Tages begegneten sich unter dem Thore von Siena zwei Kavaliere; der Eine kam aus der Heerdege von Poggibi, der Andere ging nach Florenz. Der Eine war von riesigem Wuchs, hatte große schwarze Augen, eine verbraunte Gesichtsfarbe und braunes krauses Haar; der Andere war ein Kind mit rosigem und jungfräulichem Antlitz und sah aus wie ein junges Mädchen in einer fremden Verkleidung. Sie drückten sich, wenigstens dem Anscheine nach, vertraulich die Hand. „Ich gehe nach Florenz, Marmor anzubauen", sagte der Eine der Kavaliere. — „„Und ich will in der Sakristei von Siena malen"", erwiderte der Andere; es waren Michel Angelo und Raphael. Wie glücklich war der Sienesische Schüler, der dies Zusammentreffen beobachten konnte! — Unter diesem selben Thor trifft man jetzt nur einen Zoll-Beamten, der Einem den Paß absoedert. — Ueber die Sakristei, in der Raphael arbeitete, vergißt man die Kirche; man flüchtig und zerstreut betrachtet man das prächtige, mit weiß und schwarzem Marmor ausgelegte Schiff derselben, die auf den Pilastern der Apokalypse ruhende und von Jaspis- und Porphyr-Säulen getragene Kanzel, den Fußboden der Heiligthumes, welcher in der Weise Giovanni gleicht mehr hat, und den Kanzel des Chores, welcher aus den Abbildungen der Köpfe aller Päpste, besteht, vom heiligen Petrus an bis auf Alexander III.; man eilt an diesem Allen vorüber, nur an der nahgelegene Sakristei denkend, die durch Raphaelische Fresken verherrlicht ist; ein Cicerone im Chorrock öffnet die Sakristei; da wird man zwar ein wenig herabgestimmt, wenn man hört, daß Raphael nur eines dieser neuen Fresko-Gemälder, welche die Bekleidung der vier Wände einnehmen, gemalt habe; er hat nur den noch wenigstens die Bekleidung zu allen entsprechen; Bernardo Perugino vollendete sie; sie stellen bekanntlich Begebenheiten aus dem Leben des Papstes Pius II. dar. Mitten in der Sakristei hat die Geistlichkeit von Siena den drei Grazien eine großmüthige und rührende Gastfreundschaft gewährt; sie sind keusch, denn sie sind ganz nackt; in Italien ist die Kunst, welcher Religion sie auch angehöre, immer gottgeweiht und heilig.

Siena liegt im Andenken des Reisenden nur lieblicher und lachender Bilder; Florenz, man erinnert sich seiner geschmackvollen und anmuthigen Anlagen, seiner modernen Gebäude von rothen Ziegeln, die so freundlich in der Sonne glänzen; seines Platzes del Campo, seiner vertieften Pflaster einer ungeheuren Schale gleicht. Noch etwas ist mir in Siena aufgefallen, wovon, wie ich glaube, bis jetzt kein Reisender gesprochen hat: Siena hat wahrscheinlich die Römische Wölfin geerbt, denn man sieht hier überall diese wilde Anme ihrer Zwillinge säugen; man sah das Wappen der Stadt Siena, als es die Etrusker und die Gibellinen annahm, das seine alten Farben an Siena abgetreten, damit man nicht sagen könne, sie seyen gänzlich vom Lateinischen Boden verschwunden. Das Wappen des Romulus dient als Wegweiser, um die doppelte Straße zu bezeichnen, die zu den sieben Hügeln führt. Man tritt mit recht freudigem Herzen in das freie Feld hinaus, denn es scheint, als liege Rom am anderen Ende des Weges. Doch diese Täuschung wird von kurzer Dauer; nach und nach wird die Gegend rauher, die Bäume verlieren ihr Laub, die Hügel bedecken mit der Ebene; man fühlt, daß man Toskana verläßt, daß das Leben verlischt und ein anderes Gebiet beginnt. So wird man nach der Trunkenheit der Jugend durch das erste Gewölk entzaubert! Leer und eintönig entfaltet sich die Campagna vor unseren Blicken; ihn und wieder starren kahlartige Felsen aus den Getraide-Feldern hervor, als die ersten Glieder einer zukünftigen Bergkette, die man am nebeligen Horizont zu entdecken meint. Hier und da tauchen auch einige Dörfer wie neue Villas mit grünen Fenstern auf, die sich gegen die Oede der Ebene auszuruhen scheinen, aber sie verschwinden bald, und man erblickt keine wieder; das Grün wird spärlich, der Boden steinig, die Landstraße ist mit schwarzem Staube überzogen, ein schaurige Wind rauscht durch das Schilf der Sümpfe und sührt einen Schwefelgeruch oder sieberdringende Ausdünstungen mit sich. Die kleinen Weiler, die man auf dem Wege antrifft, haben alle ein verdorbenes Aussehen; ihre wenigen Einwohner wilde und bewaffnete Gestalten, die sich gegen den Fremden, als Mitleid; zuweilen erblickt man einen armen Schäfer in einen rothen Mantel gehüllt, auf einem Felsen der Haide sitzend und einige Schaafe hütend, die noch magerer sind als er; das sind die einzigen Gestalten, welche diese melancholischen Landschaften beleben. Man kommt an einigen nur sparsam bewohnten Häusern vorüber, die man mit einem Namen, den das Elend aufgeprägt ist, nämlich, Torreniert, benennt; man gelangt endlich an Viterbo, einen Wald von Kastanien und Eichen, und nun beginnt das Leben wieder. Man kommt an einen Bach, der sich dadurch schon ist Zurechtweisung zu empfehlen scheint. — Auf denn nach Viterbo!

Dieser Name erweckt in mir die Erinnerung an einen meiner unglücklichsten Tage, und scheibe ich auch nur diese Zeilen zur feuerrothen Waenung für Reisende, so würde ich dadurch schon für meine Landsleute, die nach mir durch dieses Thal der Jammers kommen, genug getban zu haben glauben. Ich war zu Fuß und ganz allein von Bolterina fortgewandert. Dieses Viterbo war für mich das gelobte Land, wo man Milch und Honig, und Ueberfluß der Güter finden hoffte. Im tiefsten Grunde des furchtbarsten Thales der Apenninen gewahrte ich eine Hütte, die ich sie ein abgelegenes Haus von Viterbo hielt; eilig lief ich den rauhen Pfad hinab, der steiler war, als er schien, so daß ich vor der Hütte zu Boden stürzte; diese Hütte war Viterbo. Ein kleines an die Thür gekittetes Schild zeigte es mir an: Osteria di Ricorsi, qui si fa la carrella. Ich trat in ein finsteres Gemach, und kaum mir ein erstickender Geruch entgegen drang, so diente als Küche, Schlaf-Gemach, Küche und Schlachthaus zu gleicher Zeit; zwei junge Mädchen kamen aus einer Nachbwelte hervor; sie waren schön, diese Jungfrauen; wie kommen sie in dieses entsetzliche Land? Ich bat sie, mir ein Frühstück zu bereiten, denn ich starb fast

vor Hunger; sie machten eine bedauernde Bewegung und fläheten mir beide ein lödendes niente zu. Ich kniete vor ihnen nieder, ich reichte ihnen zwei Sonnette Petrarka's, ich beschwor sie, in ihrem Gasthofe sich nach Brod und Eiern umzusehen; zum wenigsten nach Eiern, die es in der ganzen Welt gibt; und wieder antworteten sie mir: „Wir haben Nichts!“ Welch ein Gasthaus!

Ein Strahl des Mitleids durchzuckte ihre roßigen, frischen Gesichten. — „Sind Sie allein?“ fragte mich die Aeltere. — „„Nein, zwei Freunde folgen mir, sie werden sogleich eintreffen. Im Namen der heiligen Jungfrau von Nieresse, bereitet uns nur einen Gedanken von Erfüllung; deckt zum wenigsten ein Tuch über einen Tisch, wenn ihr keine Servietten habt; wir möchten uns, wie vörlich, fühl Euch noch etwas ein; sehet zu, beprecht Euch; wir gehen nach Rom, wir bringen Euch einen am heiligen Oftertage gesegneten Rosenkranz mit zurück; und gern wollen wir Euch Eure Eier ins Englische Reisende bezahlen.““

„Nun!“ sprachen sie mit geröthter Miene, „wir wollen Ihnen eine Taubensuppe bereiten!“ Eine Taubensuppe! Ich schauderte bei dem Gedanken. — „„Aber“, sagte ich zu ihnen, „„wenn Ihr Tauben haben, so braten sie lieber.““ „Wir haben nur eine einzige, und wir sparten sie bis jetzt auf, um uns nächsten Sonntag ein Ostertaum haben zu bereiten“. „„Gut, wir wollen die Taube essen; aber wo ist sie?““ „Ja, das weiß der Himmel!“

Wir gingen auf die Entdeckung der Taube aus; die Unglückliche hatte sich gutes Muthes auf den kleinen Kalkfelsen herum, welche das Gasthaus von Nieresse umgeben; mit rührender Hingebung lief sie hin und her, um die Reisende bewirthen zu können; man sah uns auf, in einer Höhle, so tief wie Wasser. Wir verließen dies ungeheure Thal und traten unseren Weg mit einer drückenden Muthlosigkeit an, die noch vermehrt wurde, als, o Ironie! der schneidende Wind der Apenninen uns wie ein Purgatorintel durchschüttelte. Vom Gipfel der Berges warf ich noch einen Abschiedsblick auf Nieresse; ich sah die beiden jungen Mädchen in schwermüthiger Stellung auf der Thürschwelle stehen. Diese beiden Unglücklichen erinnern den Reisenden an jene Lateinischen in ihrer Heimath entstandene Speichwort: Sine Cerere et Baccho Venus friget. Die sie umringende Landschaft kann ihr Elend bild oder ihr Muster nur in jenen leeren Reichen finden, wohin die Sibylle die Helden führt; man sieht dort gähnende Schlünde versteckter Wasserfälle, in denen man statt Wassers nur Moosbüschel antrift, die weitlich wie der Bart eines Greises schimmern; man stößt auf ausgedorrte Betten, wo sich ehemals Flüsse ergossen, mit flagenden Seufze schrift und Kies fortgeleitet; nordwärts senkt und verliert sich in ferne und geheimnißvolle Abgründe ein schauervolles Thal; im Winter ist dieses Thal ein Fluß, der Felsstücke, Baumstämme, Wälzer von Schiff und Holzerne Brücken, Gott weiß, wohin, mit sich fortreißt; das Gasthaus von Nieresse ist ein Zeuge dieser Umwälzungen, dieser Stürme, dieser Ueberschwemmungen, harrend des Sommers, der soll eintrift, und der Reisende, die niemals ankommen. Armes Nieresse! Verlagenswerthe Mädchen!

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Giovanna Prima. (Johanna I., Königin von Neapel.) Geschichte des 14ten Jahrhunderts, von G. Battaglia. Mailand. Lettere fanulliari. (Einige vertraute Briefe Antonio Canova's und Giannantonio Selva's.) Venedig.

Ostindien.

Die Indischen Spahi's.

Das Indische Heer der Briten fängt an, die Aufmerksamkeit Europa's zu erregen. Andere und geschicktere Federn haben sich über den Zustand der Indischen Streitkräfte, über die Disziplin dieser Truppen und über Vorfälle in Felde verbreitet; mein ausschließlicher Zweck ist eine Schilderung des Charakters der Spahi's,*) welcher Worte die Engländer in Sepoy's verdollmetscht haben.

Die Spahi's der Bengalischen Armee sind ein stattlicher Menschenschlag; kein Individuum aus niederer Kaste darf in ihre Reihen treten, die aus lauter Muselmännern von guter Familie und Hindu's von rauchtem Stamme, Brahmanen, Radschputen u. s. w. bestehen. Diese Leute haben viele Privilegien, wohin auch das Tragen ihres eindeutschen Kostüms gehört, welches sie seine Dienste thun. Es ist ihnen möglich, dasselbe Individuum wieder zu erkennen, sobald es die Reise Europäische Uniform mit seinem losen und flatternden Musselin-Gewande vertauscht hat. Die erstere sitzt einem Menschen steif, der weite Schultern, noch weite und starke Muskeln hat, und da das Waten noch nicht Mode geworden ist, so nimmt sich ein Spahi in Europäischer Tracht gewöhnlich dumm und verlegen aus. Kamaschen sind nicht allgemein, und den Kragen der Uniformjacken gibt dem Soldaten ein ärmliches Ansehen, weil er mit dem Uebrigen zu steif verklafft. Die Munitions-Schuhe sind weder so gut gemacht, noch so gut geschwärzt, wie die der Britischen Soldaten, und die Kleider sind dem Wuchse nicht angepaßt.

Das unterscheidende Kennzeichen eines Sepoy ist eine doppelte Schnur platter weißer Muschela oder elfenbeinerner Kügelchen, die er dart einer Krawatte um den Hals trägt. Sonst mit Krägen sind diese unleidlich. Die Saubadar's oder Sempagnie-Chefs unterscheidet ein ähnlicher Halsschmuck aus gold'nen Kügelchen, die jedoch öfter nur hölzern und mit Gold plattirt sind. Die wohlfeilsten dieser Halsbänder kosten zehn Pfund. Hat der Saubadah seine Uniform abgelegt, so hängt er die Schnur in ihrer vollen Länge über die Brust. Sie ist eine schöne Zierde und imponirt nicht weniger, als die goldenen Ket-

*) Noch besser Sipahi's, das Persische سپاهی sipahi.

ten gewisser Civil-Beamten in England. Man hatte einige Roth, die Hindostschen Soldaten zu bewegen, daß sie Federbüsche auf ihre Kappen steckten; denn mit Ausnahme der Radschputen, die Reiherfedern als Zierrath tragen, protestirten alle Anhänger Brahma's gegen Federn, da sie in der ganzen Welt gibt; und wieder antworteten sie mir: „Wir haben Nichts!“ Welch ein Gasthaus!

Ein Strahl des Mitleids durchzuckte ihre roßigen, frischen Gesichten. — „Sind Sie allein?“ fragte mich die Aeltere. — „„Nein, zwei Freunde folgen mir, sie werden sogleich eintreffen. Im Namen der heiligen Jungfrau von Nieresse, bereitet uns nur einen Gedanken von Erfüllung; deckt zum wenigsten ein Tuch über einen Tisch, wenn ihr keine Servietten habt; wir möchten uns, wie vörlich, fühl Euch noch etwas ein; sehet zu, beprecht Euch; wir gehen nach Rom, wir bringen Euch einen am heiligen Oftertage gesegneten Rosenkranz mit zurück; und gern wollen wir Euch Eure Eier ins Englische Reisende bezahlen.““

„Nun!“ sprachen sie mit geröthter Miene, „wir wollen Ihnen eine Taubensuppe bereiten!“ Eine Taubensuppe! Ich schauderte bei dem Gedanken. — „„Aber“, sagte ich zu ihnen, „„wenn Ihr Tauben haben, so braten sie lieber.““ „Wir haben nur eine einzige, und wir sparten sie bis jetzt auf, um uns nächsten Sonntag ein Ostertaum haben zu bereiten“. „„Gut, wir wollen die Taube essen; aber wo ist sie?““ „Ja, das weiß der Himmel!“

Wir gingen auf die Entdeckung der Taube aus; die Unglückliche hatte sich gutes Muthes auf den kleinen Kalkfelsen herum, welche das Gasthaus von Nieresse umgeben; mit rührender Hingebung lief sie hin und her, um die Reisende bewirthen zu können; man sah uns auf, in einer Höhle, so tief wie Wasser. Wir verließen dies ungeheure Thal und traten unseren Weg mit einer drückenden Muthlosigkeit an, die noch vermehrt wurde, als, o Ironie! der schneidende Wind der Apenninen uns wie ein Purgatorintel durchschüttelte. Vom Gipfel der Berges warf ich noch einen Abschiedsblick auf Nieresse; ich sah die beiden jungen Mädchen in schwermüthiger Stellung auf der Thürschwelle stehen. Diese beiden Unglücklichen erinnern den Reisenden an jene Lateinischer in ihrer Heimath entstandene Speichwort: Sine Cerere et Baccho Venus friget. Die sie umringende Landschaft kann ihr Elend bild oder ihr Muster nur in jenen leeren Reichen finden, wohin die Sibylle die Helden führt; man sieht dort gähnende Schlünde versteckter Wasserfälle, in denen man statt Wassers nur Moosbüschel antrift, die weitlich wie der Bart eines Greises schimmern; man stößt auf ausgedorrte Betten, wo sich ehemals Flüsse ergossen, mit flagenden Seufze schrift und Kies fortgeleitet; nordwärts senkt und verliert sich in ferne und geheimnißvolle Abgründe ein schauervolles Thal; im Winter ist dieses Thal ein Fluß, der Felsstücke, Baumstämme, Wälzer von Schiff und Holzerne Brücken, Gott weiß, wohin, mit sich fortreißt; das Gasthaus von Nieresse ist ein Zeuge dieser Umwälzungen, dieser Stürme, dieser Ueberschwemmungen, harrend des Sommers, der soll eintrift, und der Reisenden, die niemals ankommen. Armes Nieresse! Verlagenswerthe Mädchen!

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Giovanna Prima. (Johanna I., Königin von Neapel.) Geschichte des 14ten Jahrhunderts, von G. Battaglia. Mailand. Lettere fanulliari. (Einige vertraute Briefe Antonio Canova's und Giannantonio Selva's.) Venedig.

Ostindien.

Die Indischen Spahi's.

Das Indische Heer der Briten fängt an, die Aufmerksamkeit Europa's zu erregen. Andere und geschicktere Federn haben sich über den Zustand der Indischen Streitkräfte, über die Disziplin dieser Truppen und über Vorfälle in Felde verbreitet; mein ausschließlicher Zweck ist eine Schilderung des Charakters der Spahi's,*) welcher Worte die Engländer in Sepoy's verdollmetscht haben.

Die Spahi's der Bengalischen Armee sind ein stattlicher Menschenschlag; kein Individuum aus niederer Kaste darf in ihre Reihen treten, die aus lauter Muselmännern von guter Familie und Hindu's von rauchtem Stamme, Brahmanen, Radschputen u. s. w. bestehen. Diese Leute haben viele Privilegien, wohin auch das Tragen ihres eindeutschen Kostüms gehört, welches sie seine Dienste thun. Es ist ihnen möglich, dasselbe Individuum wieder zu erkennen, sobald es die Reise Europäische Uniform mit seinem losen und flatternden Musselin-Gewande vertauscht hat. Die erstere sitzt einem Menschen steif, der weite Schultern, noch weite und starke Muskeln hat, und da das Waten noch nicht Mode geworden ist, so nimmt sich ein Spahi in Europäischer Tracht gewöhnlich dumm und verlegen aus. Kamaschen sind nicht allgemein, und den Kragen der Uniformjacken gibt dem Soldaten ein ärmliches Ansehen, weil er mit dem Uebrigen zu steif verklafft. Die Munitions-Schuhe sind weder so gut gemacht, noch so gut geschwärzt, wie die der Britischen Soldaten, und die Kleider sind dem Wuchse nicht angepaßt.

Das unterscheidende Kennzeichen eines Sepoy ist eine doppelte Schnur platter weißer Muschela oder elfenbeinerner Kügelchen, die er dart einer Krawatte um den Hals trägt. Sonst mit Krägen sind diese unleidlich. Die Saubadah's oder Sempagnie-Chefs unterscheidet ein ähnlicher Halsschmuck aus gold'nen Kügelchen, die jedoch öfter nur hölzern und mit Gold plattirt sind. Die wohlfeilsten dieser Halsbänder kosten zehn Pfund. Hat der Saubadah seine Uniform abgelegt, so hängt er die Schnur in ihrer vollen Länge über die Brust. Sie ist eine schöne Zierde und imponirt nicht weniger, als die goldenen Ket-

*) Noch besser Sipahi's, das Persische سپاهی sipahi.

ten gewisser Civil-Beamten in England. Man hatte einige Roth, die Hindostschen Soldaten zu bewegen, daß sie Federbüsche auf ihre Kappen steckten; denn mit Ausnahme der Radschputen, die Reiherfedern als Zierrath tragen, protestirten alle Anhänger Brahma's gegen Federn, da sie in der ganzen Welt gibt; und wieder antworteten sie mir: „Wir haben Nichts!“ Welch ein Gasthaus!

Ein Strahl des Mitleids durchzuckte ihre roßigen, frischen Gesichten. — „Sind Sie allein?“ fragte mich die Aeltere. — „„Nein, zwei Freunde folgen mir, sie werden sogleich eintreffen. Im Namen der heiligen Jungfrau von Nieresse, bereitet uns nur einen Gedanken von Erfüllung; deckt zum wenigsten ein Tuch über einen Tisch, wenn ihr keine Servietten habt; wir möchten uns, wie vörlich, fühl Euch noch etwas ein; sehet zu, beprecht Euch; wir gehen nach Rom, wir bringen Euch einen am heiligen Oftertage gesegneten Rosenkranz mit zurück; und gern wollen wir Euch Eure Eier ins Englische Reisende bezahlen.““

„Nun!“ sprachen sie mit geröthter Miene, „wir wollen Ihnen eine Taubensuppe bereiten!“ Eine Taubensuppe! Ich schauderte bei dem Gedanken. — „„Aber“, sagte ich zu ihnen, „„wenn Ihr Tauben haben, so braten sie lieber.““ „Wir haben nur eine einzige, und wir sparten sie bis jetzt auf, um uns nächsten Sonntag ein Ostertaum haben zu bereiten“. „„Gut, wir wollen die Taube essen; aber wo ist sie?““ „Ja, das weiß der Himmel!“

Wir gingen auf die Entdeckung der Taube aus; die Unglückliche hatte sich gutes Muthes auf den kleinen Kalkfelsen herum, welche das Gasthaus von Nieresse umgeben; mit rührender Hingebung lief sie hin und her, um die Reisende bewirthen zu können; man sah uns auf, in einer Höhle, so tief wie Wasser. Wir verließen dies ungeheure Thal und traten unseren Weg mit einer drückenden Muthlosigkeit an, die noch vermehrt wurde, als, o Ironie! der schneidende Wind der Apenninen uns wie ein Purgatorintel durchschüttelte. Vom Gipfel der Berges warf ich noch einen Abschiedsblick auf Nieresse; ich sah die beiden jungen Mädchen in schwermüthiger Stellung auf der Thürschwelle stehen. Diese beiden Unglücklichen erinnern den Reisenden an jene Lateinischer in ihrer Heimath entstandene Speichwort: Sine Cerere et Baccho Venus friget. Die sie umringende Landschaft kann ihr Elend bild oder ihr Muster nur in jenen leeren Reichen finden, wohin die Sibylle die Helden führt; man sieht dort gähnende Schlünde versteckter Wasserfälle, in denen man statt Wassers nur Moosbüschel antrift, die weitlich wie der Bart eines Greises schimmern; man stößt auf ausgedorrte Betten, wo sich ehemals Flüsse ergossen, mit flagenden Seufze schrift und Kies fortgeleitet; nordwärts senkt und verliert sich in ferne und geheimnißvolle Abgründe ein schauervolles Thal; im Winter ist dieses Thal ein Fluß, der Felsstücke, Baumstämme, Wälzer von Schiff und Holzerne Brücken, Gott weiß, wohin, mit sich fortreißt; das Gasthaus von Nieresse ist ein Zeuge dieser Umwälzungen, dieser Stürme, dieser Ueberschwemmungen, harrend des Sommers, der soll eintrift, und der Reisenden, die niemals ankommen. Armes Nieresse! Verlagenswerthe Mädchen!

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Giovanna Prima. (Johanna I., Königin von Neapel.) Geschichte des 14ten Jahrhunderts, von G. Battaglia. Mailand. Lettere fanulliari. (Einige vertraute Briefe Antonio Canova's und Giannantonio Selva's.) Venedig.

Ostindien.

Die Indischen Spahi's.

Das Indische Heer der Briten fängt an, die Aufmerksamkeit Europa's zu erregen. Andere und geschicktere Federn haben sich über den Zustand der Indischen Streitkräfte, über die Disziplin dieser Truppen und über Vorfälle in Felde verbreitet; mein ausschließlicher Zweck ist eine Schilderung des Charakters der Spahi's,*) welcher Worte die Engländer in Sepoy's verdollmetscht haben.

Die Spahi's der Bengalischen Armee sind ein stattlicher Menschenschlag; kein Individuum aus niederer Kaste darf in ihre Reihen treten, die aus lauter Muselmännern von guter Familie und Hindu's von rauchtem Stamme, Brahmanen, Radschputen u. s. w. bestehen. Diese Leute haben viele Privilegien, wohin auch das Tragen ihres eindeutschen Kostüms gehört, welches sie seine Dienste thun. Es ist ihnen möglich, dasselbe Individuum wieder zu erkennen, sobald es die Reise Europäische Uniform mit seinem losen und flatternden Musselin-Gewande vertauscht hat. Die erstere sitzt einem Menschen steif, der weite Schultern, noch weite und starke Muskeln hat, und da das Waten noch nicht Mode geworden ist, so nimmt sich ein Spahi in Europäischer Tracht gewöhnlich dumm und verlegen aus. Kamaschen sind nicht allgemein, und den Kragen der Uniformjacken gibt dem Soldaten ein ärmliches Ansehen, weil er mit dem Uebrigen zu steif verklafft. Die Munitions-Schuhe sind weder so gut gemacht, noch so gut geschwärzt, wie die der Britischen Soldaten, und die Kleider sind dem Wuchse nicht angepaßt.

Das unterscheidende Kennzeichen eines Sepoy ist eine doppelte Schnur platter weißer Muschela oder elfenbeinerner Kügelchen, die er dart einer Krawatte um den Hals trägt. Sonst mit Krägen sind diese unleidlich. Die Saubadah's oder Sempagnie-Chefs unterscheidet ein ähnlicher Halsschmuck aus gold'nen Kügelchen, die jedoch öfter nur hölzern und mit Gold plattirt sind. Die wohlfeilsten dieser Halsbänder kosten zehn Pfund. Hat der Saubadah seine Uniform abgelegt, so hängt er die Schnur in ihrer vollen Länge über die Brust. Sie ist eine schöne Zierde und imponirt nicht weniger, als die goldenen Ket-

*) Noch besser Sipahi's, das Persische سپاهی sipahi.

Digitized by Google

Frankreich.

Almaria. — Ein Roman vom Grafen J. von Reſſegnier.

Herr von Chateaubriand pflegt noch immer, ohne daß er es mit im kaiſerlichen ahnen mag, gewiſſen Werken ſeines Jahrhunderts ſeine unmuthige oder üppige Form auf; ſeine längſt vollendeten Gemälde leihen ihm Schatten, ſeine Caſtilianiſchen und katholiſchen Träumer ſehen noch täglich Pilger mit ihrem Stab und ihren literariſchen Muſcheln zu ihm wallfahren. Vergebene zieht Herr von Chateaubriand ſich in ſelbſtgewähltes Dunkel, in ſeine Uebreſetzung von Milton und in ſeine Fabel zurück. Stündlich ſtiegen einige feiner ſchönen Engel von ebemals mit den großen Fittigen herbei, ihn heimzuſuchen, und zupfen ihn am Mantel. Das eben gröbt mit zu dem hohen Glück dieſer Schule es ſtets dem Chateaubriand, daß er in der ſtillen Einſamkeit ſeines menſchlichen Herzens ſo tiefe Wurzeln geſchlagen hat, daß auch das leiſeſte Echo den ihm gelieht und freundlich begrüßt wird.

Dieſer unlöſchbare Durſt nach einer Glückſeligkeit, die man gern erreichen möchte, dieſe beſtändige Zuecht, ſie wieder zu verlieren, wenn man ſie erreicht hat, dieſe Gewiſſensbiſſe, dieſe geheimen Schauer, dieſe Tauſche, eigaliſche Sprache der Leidenſchaft, dies Alles bildet den Grund unter der Rüſtung jener großen Ritter des Herrn von Chateaubriand. Die ſo kühn ſind wie Cäſa, oder ſo ſchrlich wie Britannicus, aber die Außenſeite des harniſches dieſer Männer iſt mit einer vielleicht noch koſtbareren Zierde bekleidet; wenn ihr Herz die Verantwortlichkeit für alle Empfindungen übernimmt, ſo ſpielt ihre Rüſtung ſchon an ſich ſelbſt in allen Farben. Man hat einen ſchweren Marſch zurückzulegen, wenn man ein Buch von Herrn von Chateaubriand lieſt. Die Gluth reizet ſich fortwährend; da muß man den Quellen und Brunnen der Rhonas des Lebewohl ſagen; Zuweilen reißt auch völlige Dunkelheit an die Stelle des Lichts, und die Natur ſelbſt wird, wie Renè's Herz, zum Chaos. Wir haben alle die dergeude Luſt dieſer Bücher gefühlt, aber auch ihre fühlende Friſche und den lieblichen Hauch ihrer Erzählungen eingeathmet.

Hier haben wir nun einen Roman, der ganz das Gepräge jener Phantaſieen, jenes reſten Liebesfeuers des Herrn von Chateaubriand trägt, ein Buch, in welchem das Herz auf jeder Seite einen Kampf zu beſtehen hat und ſich nach einem lindernden Kraut für ſeine Wunden ſehnt.

Almaria, welcher Name kein anderer iſt, als der Name der Jungfrau Maria ſelbſt, mit dem Arabiſchen Artikel voran, erſährt in dieſem Buche alle wechſelnde Schickſale des Herzens; blaß wie Maia und ſchön wie die heilige Thereſe, iſt ſie reichlich mit jenen Thränen der Wehmuth geſegnet, welche die Nächte ſo ſchlaflos machen und den tiefen Schmerz des zur Wonne ſteigern. Almaria iſt eine Tochter des Schuſs, die uns mit der Demoiſelle in den „Mysterien“ mit Walter Scott's Rebella beſchenkt hat. (R. d. P.)

Bibliographie.

Les aventures de Kam-rup. — Aus dem Hindoſtaniſchen übertragen vom Profeſſor Garcin de Taſſy. (Soll mit einer treuen Schilderung der Indiſchen Sitten den anmuthigen Stil der „Tauſend und Eine Nacht“ vereinigen.)

Blanche de Saint-Simon, ou France et Bourgogne. — Von Antony Thouret. 7½ Fr. (An dieſem Werk wird ſorgfältige hiſtoriſche Forſchung und lebendige, phantaſievolle Darſtellung gerühmt.)

Histoire de deux soeurs. — Von Jules Chabet de Beaun. 2 Bde. 15 Fr. (Gegen die ſchlechte Erziehung in den Penſions-Anſtalten gerichtet.)

Mannigfaltiges.

— Der Hafen von London. Man hat berechnet, daß der Talwerth der Waaren, die im Hafen von London aus- und eingeladen werden, ſich jährlich auf beinahe ſiebzig Millionen Pfund Sterling (490 Mill. Thlr.) beläuft. Der Handel beſchäftigt bei der Ein- und Ausfuhr ungefähr 4000 Fahrzeuge, und es laufen jährlich 15,000 Kaffahrtſchiffe in den Hafen ein. Gegenwärtig beſtanden ſich 2300 Schiffe zu gleicher Zeit in dem Hafen und auf den Werften; außerdem dienen 3000 Lichter zum Ein- und Ausladen bei den größeren Schiffen. Dazu kommen noch 2300 Schlauppen und Barken zum Transport der Paſſagiere, wovon ſich 5000 Seeleute ernähren; 4000 Perſonen ſind bei den Verladungen der Schiffe beſchäftigt, und 1200 Zoll-Beamten haben beſtändig im Hafen zu arbeiten. (E. P.)

— Karten von Teneriffa. Die Erbeterung der Preußiſchen Verdrieße der bis jetzt von meiſterhaftlichen Reiſenden geliefterten Karten der Inſel Teneriffa hat in der letzten Zeit die Franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften viel beſchäftigt. Herr Arago ſprach kürzlich darüber und drückte ſue Anerkenntigung des Herrn von Buch großes Erſtaunen darüber aus, daß irgend ein geliebter Beobachter die Genauigkeit Boeda's herabſetzen könnte. Er und Andere ſollten zu gleicher Zeit das günſtigſte Urtheil über die Karte des Freiherrn von Humboldt. . (Allgemeine.)

— Colorido über Rubens. So lange Rubens ſich auf das Körperliche, auf die äußere Geſtalt beſchränkt, ſo lange er den bloß thieriſchen Menſchen mit ſeinen thieriſchen Leidenſchaften darſtellt, iſt er, ich möchte ſagen, ein Gott unter den Malern. Seine Satyrn, Sileue, ſeine Löwen, Tiger und Hunde ſind wirklich göttlich; aber ſo wie er nur irgend Etwas verſucht, das höhere Anſprüche an Geiſtigkeit macht, werden ſeine Gäſte und Schlachten, ſeine Nymphen und Heroen zu Thieren, zu wirklichen wilden Thieren.

(Asiatic Journal.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 113. Berlin, Montag den 21. September 1835.

Frankreich.

Necker und die Frau von Staël, bei Gelegenheit eines Besuches des Herrn Petiet.*)

Von der Herzogin von Abrantes.

Es war im Monat Mai 1800. — Auf allen Seiten wurden außerordentliche Vorbereitungen getroffen ... Die bei Dijon zusammengezogene Armee sollte vom General Berthier en chef kommandirt werden. Man schickte sich zum Aufbruche an. Ueberall herrschte eine rege und lebhafte Thätigkeit. Die Kaufleute verkauften, die Handwerker arbeiteten, die Offiziere schergten, die Frauen lachten oder weinten. Dies Alles brachte eine Bewegung hervor, die durch das „Abschiedslied" (Chant du Départ), jene bekannte Hymne, noch mehr belebt wurde, welcher, obgleich von Unreinen entweiht, nichtsdestoweniger das heilige Wort eines ganzen Volkes geblieben ist, das seine Stimme zum Himmel emporhebt, um von ihm den Sieg und die Freiheit zu erbitten!

Carnot war um diese Zeit Kriegs-Minister ... Der erste Konsul, der die Menschen kannte, hatte ihn zu dieser Stelle erhoben, weil man in einem solchen Augenblick, wo von dem Ausgange des Kampfes das Schicksal Frankreichs abhing, im Kriegs-Ministerium einen Mann wie Carnot brauchte. Allein er war es nur für Paris. Denn der Staatsrath Petiet, ein Mann von großer Ueberlegenheit, versah das Amt eines Kriegs-Ministers während des Feldzuges in der Nähe des großen Konsuls selbst, indem er dazu noch die wichtige Stellung eines General-Intendanten der Armee bekleidete. Petiet war einer jener seltenen Menschen, deren Topus sich nach und nach aus unserer Gesellschaft ganz verliert. Er unterbrieb sich mit einnehmender Anmuth in einem Salone, den mit Damen angefüllt war, verbindlich zu allen Dingen geschickt zu seyn, sprach mit Jedem, selbst mit sehr jungen Leuten, die ihm nichts Besonderes mitzutheilen hatten, und hatte trotz seiner großen Gelehrsamkeit und seines tiefen Geistes in seinem ganzen Wesen nichts Anmaßendes oder Abschreckendes.

Als Petiet zum General-Intendanten der Italiänischen Armee ernannt worden war, suchte er dasselbe Anfognitz zu bekommen, das der erste Konsul bekommen hatte. Er reiste gegen das Ende Mai von Paris ab und nahm seinen Weg nach dem Hauptquartier durch die Schweiz.

Als er zu Genf ankam, erinnerte er sich, daß dort zwei Personen in der Nachbarschaft leben, die er sich glücklich schätzte zu sehen, und die er genau genug kannte, um bei denselben einer guten Aufnahme sicher zu seyn. Es waren der Herr Necker und die Frau von Staël ... Necker wohnte damals zu Coppet.

Necker übte erst vor Kurzem, vor beiläufig am meisten Einfluß auf das Schicksal Frankreichs gehabt hat. Ich habe ihn lieben lernen, seitdem ich mit seinem Geiste näher bekannt geworden bin. Mein Vater stand in vielen finanziellen Verbindungen mit ihm, und da er selbst für das System Necker's eingenommen war, so hing er an diesem Manne und seiner Familie mit voller Ergebenheit, so wie alle die Meinigen.

Als Necker in das Ministerium eingetreten war, hatte er einen harten Kampf gegen die Mißbräuche zu bestehen, und er obsiegten sollte. So sah er sich im Jahre 1776, zum Finanz-Direktor ernannt, auf einmal von einer Armee von Feinden eingeschlossen, die nur so gefährlicher waren, als sie ihre erwerbenen Rechte, wie sie glaubten, auf die Vernunft, auf die Gerechtigkeit und die Königliche Gnade begründeten. Die Hofleute, die Minister, die Parlamente, die privilegirten Gutsbesitzer bildeten die erste Reihe; darauf kamen die Freunde Turgot's und die Oekonomisten, sodann die Stadt und die niedere Finanz; Verwaltung; dann auch ein Mann, oder vielmehr ein alter Poltergeist, Herr von Maurepas, der sein Kontingent zum Mißvergnügen aller derer, die ich eben genannt, herbeiführte; und endlich zuletzt reihen die Schaar der Königlich Gesinnten. Damals war es, wo Herr Necker seinen edlen und schönen Charakter darlegte, und wo er selbst gegen den König aufzutreten wagte. Das Wohl des Landes, das er beförderen wollte, hatte in seinen Augen mehr Werth als die wechselnde Gunst eines Königs ... Er versuchte es, den Sturm zu beschwören ... Die Liebe des Volkes, der Künstler, der Gelehrten und aller derjenigen, die nur selbst dachten, tröstete ihn gegen die Bitterkeiten, die er zu Versailles erfuhr. Ein Umstand, der beweist, wie sehr Necker im Geiste der Nation gehandelt, ist die ungeheure Menge der Bücher, der Statuen, der Bücher und der Zeichnungen, die für ihn aufgeführt und herausgegeben wurden. Die Zahl der zu seinem Lobe erschienenen Kupferstiche beläuft sich auf dreihundachtzig während seines zweiten Ministeriums und siebzig während des ersten Ministeriums! ... Man sah ihn Büsten in Email auf Armbändern und Schnupftabacks-Dosen. Eine Frau, die sich im Palais Royal befand, wagte es einmal, verdächtlich von ihm zu sprechen; sogleich wurde sie umzingelt, ergriffen und auf die fürchterlichste Weise zurecht gewiesen! Eine Zeichnung stellte diese unglückliche Scene dar! Die Mißthätigkeit, die seine Freunde gegen ihn hegten, war von unbegränzter Art. Seine Gegenpartei am Hofe war ohne Zweifel zahlreich; aber nichtsdestoweniger hatten diejenigen, die sich an ihn hielten, das Uebergewicht über die Anderen. Die Familie Noailles war ihm ganz ergeben; der Herzog von Choiseul, der Marquis von Castries, die geheierische Herzogin von Grammont, die Schwester des Herrn von Choiseul, die stolze Madame de Brionne und die Fürstin von Beauveau, eine liebenswürdige und geistreiche Dame, alle diese hatten nichts Eifrigeres zu unternehmen, als für Necker Proselyten zu machen; die Madame de Biot, die Maitresse des Herrn von Calonne, mit ihrem sentimentalen Jargon, und die feurige Gräfin von Tessé, so wie die Herzogin von Chalons, nöthigten den Herrn von Coigny, obgleich derselbe den Herrn Necker weder schätzte noch liebte, dennoch dazu, sein Verdienst laut zu verkünden.

Es waren noch drei Frauen, die bei ihrem großen Einflusse auf die elegante Welt alle ihre Gewalt zu Gunsten Necker's anwendeten. Es waren die Frauen von Simiane, von Par und die Marquise von Coigny, welche Letztere sich damals besonders durch ihren Kampf gegen die Königin hervorthat; dieser weiblichr Phalanx erhielt den Herrn Necker einen Augenblick gegen die hereinbrechende Fluth aufrecht, mit welcher ihn der vom Herrn von Maurepas erregte Sturm bedrohte. Dieser Sturm war nun so gestbrlicher, als der alte Minister seinen Haß unter einem Scheine von Wohlwollen barg, der den braven Mann täuschen mußte. Herr von Maurepas wurde von allen den jungen Frauen verabscheut, deren Namen ich so eben angeführt habe; sie nannten ihn nicht anders, als den alten Mentor... Und es war eigentlich nur der Haß gegen diesen Mann, der sie unter die Fahne Necker's versammelte, als das eigentliche hohe Verdienst des Letzteren, das sie in ihrer so großen Flatterhaftigkeit kaum zu würdigen vermochten. Das Merkwürdigste bei der Sache war, daß Herr Necker, von Natur streng in seinen Manieren, und die Frau Necker mit ihren puritanischen Sitten, ihrer langen und magern Taille, ihrer blassen Figur und ihrem Munde, der nicht zu lächeln verstand, daß diese beiden nicht die geringsten Kosten darauf verwandten, um das Wohlwollen der Armee zu gewinnen, die gegen jenen focht; vielelbe wuchs immer mehr und mehr an durch eine Menge von jungen eleganten Herren, durch Hof-Abbés, die unter den Befehlen aller der jungen Frauen standen; und das war der Kreis der fanatischen Verehrung, der den Herrn Necker zur Zeit seines ersten Ministeriums umgab und in seinen Schutz nahm. Die Frau von Staël war damals noch nicht hervorgetreten, und sie war zu jung, um irgend einen Einfluß auf die Welt auszuüben. Unter den Gelehrten verehrigten Thomas und der Abbé Raynal die Nekromanie, wie man das Genfische System bezeichnete, und alle diese heterogenen Interessen, die zu den Füßen Necker's sich vereinigten, gebären nicht etwa zu den minder merkwürdigen Phänomenen der Revolution.

In der That ist es merkwürdig, die eben angeführten Namen auf der Liste der Freunde des Herrn Necker zu finden. Die Opposition nahm einen Charakter an, der die Aufmerksamkeit auf die Begebenheiten lenken mußte, die sich unter den Augen vorbereiteten, wenn man in Frankreich je etwas vorherzusehen im Stande gewesen war. Allein der Kampf währte nicht lange. Der Herr von Maurepas hatte den Vortheil voraus, auf einem Terrain zu kämpfen, das er kannte, und Waffen in der Hand zu führen, von denen er wußte, daß sie schrecklich waren. Er versuchte es, Necker lächerlich zu machen, er faßte Spottverse auf ihn ab und versparte kein Bonmot, keine Sarkasmen, bis er endlich die vorehrte Standslanie auf ihrem Piedestal zum Wanken brachte. Necker seinerseits beförderte selbst seinen eigenen Sturz, indem er sich uns stets übergnügt von der Gerechtigkeit seiner Sache, seinen Freunden nur durch neue Unterschlagungen antwortete, und indem jährliche Strenge seine Verwaltung bezeichnete; aber ein Umstand trug besonders dazu bei, ihm den schrecklichsten Stoß zu versetzen; es war die Monomanie der öffentlichen Meinung. Er täuschte sich über das, was sie Wahres enthielt, und belegte mit diesem Namen den philosophischen Geist, der Frankreich gestiftet hat.

Er täuschte sich und fiel, und sein Sturz war von unberechenbaren Folgen begleitet; es wurde bei dem alten Mentor viel davon gesprochen, ihn in die Bastille einsperren zu lassen, so wie von hundert anderen dergleichen Possen. Necker hingegen hielt seinen Königr um dieselbe

*) Auf den nächsten in Paris erscheinenden Memoiren zur la Restauration, von der Herzogin von Abrantes.

Digitized by Google

Zeit um die Erlaubniß an, in das Conseil eingetreten .... Da nahm Herr von Maurepas die Maske ab und erklärte dem jungen Könige, daß alle Minister (mit Ausnahme des Herrn von Castries) ihre Entlassung einreichen würden, wofern man ihnen Necker als Kollegen präsentirte. Der König schlägt demnach Necker seine Bitte ab, und der Herr von Maurepas ist es selbst, der in seinem Jubel darüber den General-Direktor der Finanzen in eigener Person die Nachricht von dem unglücklichen Beschlusse des Königs überbringt.

Zu demselben Abend, am 19. Mai 1781, reichte Necker dem Könige seine Demission ein; es geschah vermittelst eines kleinen Billets auf einem kleinen Stückchen Papier, auf dem folgende Worte ohne Titel und Eingang sich befanden:

„Die Unterredung, die ich mit dem Herrn von Maurepas gehabt, erlaubt mir keinen Verzug, um meine Entlassung in die Hände des Königs zu übertreiben. Mein Herz ist verwundet! ... Ich wage zu hoffen, daß Se. Majestät die glücklichen, aber mühseligen Dienste von mehreren Jahren und besonders den unbegränzten Eifer im Gedächtnisse bewahren werden, mit dem ich mich stets Ihren Diensten widmete.

Necker."

Nachdem er diese Entlassung eingereicht, begab sich Necker mit seiner Familie nach St. Ouen. Hier wurden ihm in denselben Tagen mehr als fünfhundert Visiten abgestattet, unter Andern von Prinzen von Conde und von dem Herzoge von Orleans, so wie von dem Herzoge von Chartres.*)

Necker hatte sich zurückgezogen, in der Absicht, seine Dienste für bessere Zeiten in Bereitschaft zu halten. Es war die Königin, die ihn zum zweiten Male an den Hof berief ... er trat in das Ministerium ein, in einer sehr stürmischen Epoche, wo er Gelegenheit hatte, seinen politischen Muth zu beweisen. Damals ward er von seiner Tochter unterstützt, deren Enthusiasmus für ihn, wie bekannt, in's Unbegränzte stieg.... Allein dieses Mal mußte er dem Sturme weichen, der ihn zurücktrieb; er mußte Frankreich fliehen, indem er es in einer Krisis hinterließ, die über sein Geschick entscheiden sollte, ohne daß er selbst die Parteien zu vernichten vermochte, die er nur erschüttert hatte. Frankreich schwankte unter der revolutionnairen Bewegung, die ihm van Necker mitgetheilt wurde, und durch die er das Wohl treffenden herbeigeführt haben würde, wenn er in seiner Macht gebieten wäre. Aber die Gefahr der Konstitutanten hatte das Volk bewaffnet, dessen Muth die Theoretiker sanctionirten sollte, die Necker unvollkommen zurückgelassen. Damals war es, wo die Partei des Ancien Regime sich wüthend gegen den Genfischen Minister erhob ... Er verließ in aller Eile Paris und floh nach Basel.

Es war merkwürdig, daß in demselben Augenblicke zu Basel sich die Familie Pellgnac befand, jene von der öffentlichen Meinung gebrandmarkte Familie, wegen der ungeheuren Geschenke, die ihr der Hof gemacht hatte, und wegen des Ministers, der im Conseil es darauf angelegt, daß man die Gränzlinie ihres Gebiets und ihrer Besitzungen beraube, die der Hof auf Kosten der Mühen und der Nachtwachen des Volkes an ihnen verschwendete! ... (Schluß folgt.)

Italien.

Mérh's Italiänische Reise.

IV. Siena. — Radicofani. — Rom.

(Schluß.)

Endlich einmal ein Dorf zum Malen, das heißt, aus der Ferne betrachtet, denn in der Nähe ist es sehr schwarz und armselig: San Quirico meine ich; es hat sich, um reine Luft einathmen zu können, auf einen Berg angesiedelt; eine treffliche Vorsicht der Einwohner, da sie von der Luft leben. Mir gefällt das von Oliven-Bäumen umgürtete und von einem hohen viereckigen Thurme beherrschte San Quirico. Nun aber wird die Landstraße immer trauriger, die Gegend immer öder; Alles verräthet die Nähe des vulkanischen Gebirges und des düstern und einsamlichen Dorfes Radicofani.

Radicofani ist ganz in Basaltlava gebaut, es ist ein Aetna, dessen Krater verschlossen, weil es keine Städte mehr zu verschlingen und keine Felder mehr zu versengen gab. Die Geologen haben das Geheimniß seiner vormaligen Ausbrüche noch nicht erklärt, wie überhaupt die Wissenschaft nur immer das schon Begriffene erklärtet; hier sagt sie uns nur: Radicofani war früher ein Vulkan. Aber welch ein Vulkan! Er erstreckte seine Herrschaft über alle diese aufgedünsteten Berge, die sich über den Südwesten hinaus bis nach Bolsena hinziehen. Es war ein feuerspeiender Gebirgszug, dessen Abwässer, sich von einander trennend, im Mittelländischen und Adriatischen Meere erloschen. Damals wußte man noch nichts von Evander, von Romulus, von Porsenna; Italien war in schmelzender Gährung begriffen; die ganze Halbinsel war eine Feuerzunge, und ihre Flammenströme kreuzten sich über der Charybdis und Scylla mit denen Siciliens. Doch diese Tages erklärte dies Alles durch einen Hauch von Oben herab; diese ganze Feuersglut erlosch in einer Nacht, der an Zeit gebricht. Die Lavaströme, die ungeheuren Felsen, die gähnenden Schlachten, die zerschmolzenen Berge bewahrten dieselbe Form wie in dem Augenblicke, als der eisige Hauch über sie forttrieb; das ist der wundervolle Anblick, den Radicofani dem Reisenden darbietet. Wenn man von diesem wilden Felsen, der so schwarz wie ein ausgelöschter Brand ist, herabsteigt, so gelangt man in ein namen- und herrenloses Gebiet, auf ein ganz neutrales Stück Land, das Niemand gewollt, weder der Großherzog, der so wenig besitzt, noch der Papst, der Alles nach sich nimmt. Nur im Monde, glaube ich, kann man einen Boden finden, welcher dem gleicht, der sich unter Radicofani fortzieht; so weit der Blick reicht, ist dieser ganze Fleck mit Lava und Schlacken bedeckt, als wenn er so eben erst ausgebrannt wäre; man möchte sagen, eine gewaltige unterirrische Erschütterung habe die Berge in die Luft geschleudert, und sie seyen in Trümmern wieder zur Erde zurück gefallen. Das Herz zieht sich vor Mitleiden bei diesem Anblicke zusammen; es schrint und, als müsse alle jene fröhlichen und heiteren Landschaften, die man bis jetzt gesehen, nur ein Traum der letzten Nacht, als habe man sich in eine unbekannte, unbewohnte Gegend verirrt, wo unsere Fußtritte die ruhenden Vulkane erwecken müßten. Man kann sich gar nicht vorstellen, daß jenseits dieses ausgebrannten Horizontes, dieser zerbröckelten Berge, dieser ehernen Erde, auf welcher der Pilger auch nicht einmal durch einen einzigen Grashalm erfreut wird, wieder friedliche Gründ hervorsprießen können. Ich, der ich mich immer ganz dem Eindrucke der düsteren Gegenstände hingebe, ich wurde von diesem Anblick, wie von einem Unglück, zu Boden geschlagen, auf dem Wege nach jenem Rom, dem Paradies der Künstler, verlangend mich nach dem im Evangelium verkündeten Pfad voller Dornen und Disteln, denn Dornen und Disteln haben doch wenigstens etwas Leben in sich und gleichen von weitem den Feldblumen. Von jenen vulkanischen Gipfel spähte ich sehnsüchtig nach einer Ihre von Laon, nach einer bebauten Furche, einem von Menschenhänden bearbeiteten Stein; doch immer vergebens, überall Verwüstung. Tod, metallische Erde, mit Lava bedeckte Flächen, Pyramiden von ausgebrannten Kohlen, ausgesunkene Krater und im Feuer geglättete Granit-Kegel. Gegen Westen endlich gelangte ich zu den Sümpfen, welche dieses Höllen-Gebiet begränzen; ich erblickte einen Hirten und einige Schafe, die trotz des sichtlich keine Lava verzehrten; da kehrte die Freude in mein Herz zurück; ein leichter Sonnenstrahl beleuchtete einige mit Schilf gedeckte Hütten, die sich in einem See spiegelten. Diese Aussicht abspiegelte. Sie kannte die reisenden Gewässer der Pagha; ich sollte sie nun den Kirchenstaat betreten; der kleine Weiler zur Linken war Ponte-Centine; rechts lehnte sich an eine Bergwand die alte Hauptstadt der Volsker, der Sitz Porsenna's. In diesem Augenblicke schwebte ein Adler über Ponte-Centino; ich begrüßte ihn als ein gutes Zeichen und gedachte nicht mehr der Schatten Radicofani's.

Ich habe mich über Radicofani nicht lange zwar höchst prosaische Details über das Zollamt verlassen, über dies fürchtbare Zollamt, das den Reisenden einer sorgfältig prüfenden Besichtigung unterwirft, das in seine Kreise eindringt, sich auf seine Bücher, seine Albums und Manuskripte klaubt, um darunter Voltaire, Rousseau und Volney, diese entsetzlichen Feinde des Vatikans, aufzusinden. Zitternd nahte ich mich diesem schauderhaften Zollamte; das Büreau war geschlossen, was übrigens bekanntlich im Fall ist, daß Beamten gehen immer auf der Hochreise neu Pontelfice sind sogleich, die öffentliche Meinung und ihre Launen zu unterrichten, und die vulkanische Strafe von Radicofani bestend. Sobald sie einen Reisenden gewahr werden, schließen sie eiligst ihr Büreau; dann sind sie nämlich berechtigt, eine Gebühr zu fordern, die „fuori ora" (außer der Zeit) genannt wird. Die Entrichtung dieser Gebühr hängt aber von Laune des Reisenden ab; der sich jedoch gern eine Reise von Gelehrte, die übrigens nie mehr als 22 Sous beträgt, gefallen läßt, nur nur auf der Schließung des Büreaus fuori ora noch sein Weg zu erhalten. Niemand die Bäumen sagt, wann das Büreau eigentlich das Büreau geschlossen werde, so geben sie jedesmal zur Antwort, daß nur fünf Minuten früher hatte ankommen müssen, um es noch offen zu finden. Mit großer Würde führt man dann den Reisenden in einen Saal mit drei Schreibpulten. Ueber dem mittelsten Pulte steht geschrieben: Ministro primo, über dem zur Linken: Ministro II., und über dem zur Rechten: Ministro III. Der Saal ist mit Sematz-Bildern ausgelegt, die mit der Tiara ausgeziert sind vom Kaschen Schlüssel unterzeichnet sind. Die drei Minister nehmen feierlich das Ansehen lesen die Pässe oder scheinen sie wenigstens zu lesen; während dieser Ceremonie hat der Reisende seine Muße, die Hauptstadt der Welt zu betrachten oder an Mucius Scävola zu denken. Nach ertheilter Visa schreitet man zur Untersuchung der Koffer, und das ist das unerträglichste!

Auf die liberale Forderung des Minister-Präsidenten, ob ich neue Manuskript. Ich hatte nur zwei Bücher dabei, meinen Virgil und meinen Horaz, die ich noch in der Schule gebraucht hatte; sie waren in sehr schlechtem Zustande und daher von verdächtigem Aussehen. Zwei Bücher, so schwarz, wie die eines Carbonaro. Man begann mich Verhör; der Beamte fragte mich: „Was ist das für ein Buch?" „Es ist das Werk eines Ihrer Landsleute" , antwortete ich, „des grossen Bezilius Maro, der in Rom unter einem Kaiser Namens Augustus gelebt." „Und dieses andere Buch?" „Dieses Buch ist betitelt: Ihr Landsmann erhebt hierin den Reichthum eines Reichen, sie die Weinrebe mit dem Ulmbaum verbinden sollen, und dann eine Menge Sonnette gedichtet auf einen gewissen Amaut, mit Beinamen des Frommen, der die Stadt Rom gründete, in welcher Ihnen Gott die Gnade zu Theil werden ließ, das Licht der Welt zu erblicken." „Und sie Italiänisch geschrieben?" „Ja, in Latein, Italiänisch." „Und dieses zweite Buch?" „Das ist Horatius Flaccus Virgil's, der diesen Horaz; er dichtete Oden auf den Wein und auf eine kleine Villa, die er bei Tivoli besaß." „Gut; und weiter haben Sie nichts anzugeben?" „Nein, Excellenz." „Sie sind entlassen."

Dann empfahl sich, ihren Anführer an der Spitze, eine Abtheilung Päpstlicher Soldaten unserer Freigebigkeit; sie waren aber nicht zufrieden in ihren Forderungen; wir verbrieften einige Paoschi; sie verbeugten sich tröchten den drei Beamten ein mäßiges Trinkgeld, die sich dafür Dankesäußerungen erschöpften; so endigte dieser wichtige Durchmarsch. Im Gasthaus ist gegenüber, es hat durchaus nichts Abschreckendes, ist reinlich und weiß, und sogar mit einer Küche versehen, doch freilich schlecht genug daselbst. Glücklicherweise spricht der exmeriere (Kellner) geläufig Französisch und erzählt Dir von seinen Campagnen; (Er

*) Dem jetzigen Könige der Franzosen, Ludwig Philipp.

unter dem Kaiser gedient; er liebt die Franzosen und giebt ihnen heimlich Wein von Montefiascone. Die Zimmer dieses Gasthauses sind zwar mit Thüren versehen, doch haben sie weder Schlösser, noch Schlüssel. Innen, der Thüren erstaunen haben soll, muß nicht nach Throl von Lattum gekommen sein. Doch kann man durchaus keine tragische Furcht aufkommen lassen, weil die Päpstliche Wache die Heerde beschützt und dadurch die Thüren aus dem Wachen im vortrefflichsten Ensemble singt.

Nach einigen Stunden unterbrochen Schlafes auf einem harten Bett macht man sich nach Aquapendente auf den Weg, welcher Flecken, ein wahres Bild des Hungers, in einer der erhabensten Gebirgs-Landschaften liegt.*) Kaum aber ist man eine Strecke über diesen Ort hinaus, so nimmt die Gegend auch wieder ihren früheren traurigen Charakter an. Der Boden wird unfruchtbarer; man sieht im Vordrunde auf vulkanische Trümmer; die Vegetation verkrüppelt immer mehr; alle Bäume mit zerspliterten Stämmen und fahlem Laube ragen von Zeit zu Zeit auf Unterlagen von Trümmern und Schlacken hervor; es scheint fast, als wolle das Schauspiel von Radicofani sich erneuern, und Mühlosigkeit ergreift den Reisenden. Nichts als Lavaglas, Haufen von Schlacken, ausgetrocknete Seebne, Wasserlose Thäler ohne Wasser, Vulkane ohne Feuer, Krater ohne Glüh; wenn man nicht Geologie ist, so verfällt man wahrlich darüber ganz in Schwermuth. Man sibbt sich versucht, nach Florenz zurückzukehren und sich für das Opfer einer Mystification zu halten; denn unmöglich kann man sich vorstellen, daß Rom am Ende dieser Kette von Vulkanen liegt, deren die Lateinischen Autoren gar nicht gedenken. Nein, das sind nicht die Sümpfe, in den Hannibal den Verlust eines Auges zugezogen, das sind nicht die Etruskischen Wüsten, welche die Geheimnisse Catilina's hörten, nicht die Schuhdehnen, Lucus Etruriae, in denen Manlius und Porsenna Verbrechen vor dem silbernen Adler zu Boden sanken. Es ist weiter nichts als eine ewig unbewohnbare Wüste, ein Land ohne Hülfsquellen, das nie, weder das Karthagineniſſche Heer, noch die Krieger des Sulla, noch die fünfzigtausend Proletarier Catilina's, ernähren konnte; ein Schäfer ist jetzt kaum im Stande, in diesem Hunger-Gebiete zu leben! Aber plötzlich vom Gipfel des Sankt Lorenz-Berges erstehd vor unseren Blicken eine unerwartete Erscheint, wie die Zahn Morgana der Wüste. Es erglänzt in der Ferne der See von Bolsena, und Zwischen wie der ausgetrocknete Spiegel der Sonne; ein sprißer Wald-Schein sich mit uns von dem Kamm der Apenninen zu den Ufern des Sees hinabzuführen; Tausende von Vögeln schweben wie Wolken über diesem einzigen Wunnefee; Dioden-Gebüsche rahmen ihn; zwei grüne Inseln schauteln sich auf seinen Gewässern, wie zwei vor Anker liegende Fahrzeuge; seine kleinen vergoldeten Wellen brechen sich an den lebendigen Hecken der schönen Gärten von Bolsena und am Fuß eines Schlosses, das dem Mittelalter, auf beiden Ufern der gelbe Ginster, der Steinbrech und die Aloe blühen.

Es ist eine köstliche Ueberraschung; sie versöhnt wieder mit den Apenninen, und dafür könnte man sich schon noch mehr Vulkane und Schlachten gefallen lassen; der See von Bolsena erfrischt die durch die Wilder des vorigen Tages abgeklungene Einbildungskraft; mit Entzücken verfenkt man sich in diese neue poetische Natur, sich entlockt Italiens Schatten, Hügel, Einsiedeleien, Gewässer, sich lichtsäumig die sanften Umrisse seiner Hügel vereinigen, um uns Wonne zu bereiten. Bolsena und seine Umgebungen haben sicher Poussin vorgeschwebt; da findet man alle Originale dieses großen Landschafts-Malers; aus dieser Natur hat er mit voller Palette geschöpft, hier hat er seine Werkstatt aufgeschlagen. Durch ein Wunder hat Bolsena seine Gebüsche, seine Gewässer, seine schönen Berge erhalten. An der Stelle dieses Sees siehete einst ein fruchtbarer Vulkan; durch eines Tages Donnerwetter sich der Vulkan in einen See und füllte sich mit muntern Fischen. Gott gebe, daß er sein früheres Hundwerk nicht wieder beginne! Man kann in diesen vulkanischen Ländern auf nichts Beständiges rechnen. Bis dahin wollen wir uns des Sees freuen; er hat einen Umfang von zwanzig Meilen; der Krater war eben so groß und beschämte den Vesuv und den Aetna. Man setzte uns im Gasthause Fische aus dem See vor; sie hatten durchaus aus nichts Vulkanisches an sich. In Bolsena geben die Madhleiten wieder an, das Faster der Apenninen ist zu Ende; der Wirth trägt mit wichtiger Miene Wein, Monte-Fiascone auf; man kann in Bolsena Federwild und Wildpret, man backt sogar daselbst Brod; die Einwohner schienen jedoch von dem Allen nichts gewahr zu werden, denn sie sehen sehr elend aus. Der Glanz des Gasthauses, die Schönheit der Gegend und der Gärten verdecken dem Reisenden das daselbst herrschende Elend, den Aussatz, die Lumpen und die abscheulichen Straßen. In das Dorf selbst muß man einreiten, um diesen detrübenden Kontrast zu bemerken; aber Niemand macht sich diese Unbequemlichkeit; das Gasthaus ist extra-muros gelegen.

Man kömmt an Monte-Fiascone vorüber, einem auf einem Berge gelegenen Dorfe, von dem ich aber nur die Kuppel der Kirche kennen lernte; dann beginnen von neuem die Vulkane, die schwefelsichten Seen; doch das schadet nichts, denn in Bolsena hat man frischen Muth gesammelt; man erlaubt sich sogar einige geologische Untersuchungen; man wittert das Erdpech in der Luft, man setzt den ersten besten Kieselstein auf und schlägt Feuer an mit Achaten, nicht mit Hirsche daran zu braten, sondern um eine Cigarre anzuzünden; es ist ein recht behagliches Gefühl, an ausgebrannten Vulkanen seine Cigarre anzuzünden, wenn man vorher in Bolsena tüchtig gefrühstückt hat. Bald entdeckt man am äußersten Rande des Horizonts, in einer dem Auge noch schwer zu unterscheidenden Entfernung, weiße undeutige Streme, welche die Stadt Viterbe anbeuten. Eine ganze Ebene hat man aber noch zurückzulegen, und sie ist sicher eine der längsten und breitesten. Für kurze Zeit verläßt der Reisende die Apenninen, die ihn durch ganz Italien mit einer verzweifelten Hartnäckigkeit verfolgen. Endlich kann er einmal sagen: bis Viterbo bin ich auf der Ebene. Nach einer sechsstündigen Wanderung empfängt Dich Viterbo am Fuße seines Berges, eine kleine, langweilige und grabschlichte Stadt; es bietet Dir einen Lisch an, an dem es wenig zu essen giebt, und ein Bett, in dem man nicht schlafen kann. Aber was thut das? noch sechzehn Meilen, und wir sind in Rom.

Man muß durch den berüchtigten Wald von Viterbo, das Revier der Tragiker unserer Boulevards; es ist ein langer unheimlicher Weg, den die Banditen genau kennen und die Reisenden fürchten. In der Nacht, bei mattem Sternenschimmer, gestalten die Bäume sich abenteuerlich, blicken uns den Gebüschen Zimtenläge hervor, in der Luft flüstern Schauerliche Töne, die Leuchte-Käfer verwandeln sich in Dolchklingen, der Reisende sagt ein Gebetbuch her, er bät seine Uhr in der einen, sein Leben in der anderen Hand, gern bereit, jene herzugeben, um dieses zu retten; doch Bäume und Gebüsche fordern ihm nichts ab, und man gebt heutzutage um Viterbo nicht mit weniger Gefahr durch den Wald von Viterbo, als Mittags über den Boulevard du Temple. Die Civilisation ist bis nach Viterbo gedrungen. Der erhabene und majestätische Wald deckt das Gebirge; man bringt ein in seine dunkelen und geheimnißvollen Schauer; drei Stunden lang begleitet er uns, bald zu dem Blick so unheimlichlich, daß man sich unwillkürlich umsieht, bald seinen Beobachtungen lächelnd, um uns seine Abgründe, seine tiefen Höhlen, seine beschädigten Felsen, seine vom Winde niedergebrungten Grabkreuze zu enthüllen. Der Reisende, der mehr von diesem Berge hinabgleitet als geht, kömmt dann in Neuigkeine, einem elenden, durch die Franzosen verheerten Dorfe an, das noch die Spuren der Fensterbruche trägt. Unser Name selbst in Neuigkeine nicht in gutem Andenken, denn die Kinzheit gebietet den Englisch zu sprechen. Dann bält sich hier nur auf, um von der Landstraße aus eine Kommerzienstraße würdige, in den Felsen wie eingegrabene Landschaft anzustaunen. Ueber einem düsteren Abgrund schweben die Häuser, mit der Aussicht, einst hinunterzustürzen. In Monteliellone steht eine Adtheilung Päpstlicher Dragoener; sie sind bei dem Waldr von Viterbo nicht am unrechten Orte. Am Ausgange dieses Dorfes beginnt eigentlich die Ebene von Rom.

Eine ganz kahle und schwerigende Ebene, die zur Sammlung, nicht mehr zur Schwermuth einladet. Etwas Ernstes und Feierliches scheint am Horizont zu glänzen. Die Landschaft verstennt uns nicht durch Wänne, Hütten und Dörfer. Es ist eine Einöde; vom Gipfel eines Berges schaut man auf eine weite kreisförmige Vertiefung, die mit freudelnden Bergen gefrönt ist; sie steht aus wie ein gelmer See; ein einziges weißes Haus schimmert verloren daraus hervor; es war sonst ein Wachtthurm Kennel, jetzt ist es nur ein Gasthaus, wie genannt, der letzte Ruhepunkt der Pilger. Wenn man über Vaccano hinaus ist, kömmt man in einen Hohweg, steigt dann auf eine Anhöhe, und alle Stimmen der Lüfte jauchzen nun: Siehe, da ist Rom!

Die heilige Stadt offenbart sich noch bloß durch weiße leuchtende Punkte, die, über einander gebäuft, an den Gränzen der Ebene wie ein Sternbild schimmern. Man unterscheidet das Kreuz der Sankt-Peters-Kirche, den achten Hügel, den die Religion der Stadt des Romulus hinzugefügt hat. Der Mond scheint, wie zu Ehren seiner Wiederkehr. Trunken und mit schwimmenden Augen stannte ich dies Alles an. Ich, der ich nur die Fremden und niemals die Leuten der Schule empfunden hatte, ich befand mich endlich im Angesicht der Stadt, wo einst ihre ersten guten Freunde lebten, die ich in meiner zartesten Kindheit liebte. Dieses Rom, dessen Geschichte ich schon im zehnten Jahre kannte; diese Dichter, deren Verse ich schon in einem Alter, wo man sonst noch Kinder-Reime, auswendig wußte; diese Konsuln, unter denen ich zu Cäsarianischen und Krämern meiner Schuljeit so viele Schlachten geliefert hatte; alle diese großen Bilder, diese erhabenen Werke, diese Helden meiner kindlichen Begeisterung, meine ganze Welt lag vor mir. Der geringste Gegenstand, der mir auf diesem Wege begegnete, prägte sich mir unvergeßlich ein; der unter einem Baum ruhende Schäfer, der Reiter, welcher mich mit Staub bedeckte, die kleine über einen Bach führende Brücke, die einsame Hütte, der Meilenstein, von dem ich so lange las, nichts gelegentlich allen diesen Dingen gleichgültig. In einem fieberhaften Zustande schritt ich vorwärts; alle Augenblicke schloß ich die Augen, um hundert Mal das Glück zu genießen, sie gegen den Horizont aufzuschlagen, an welchem Rom bei jedem meiner Schritte sich vergrößerte. Auch empfing mich Rom, das in mir seinen eifrigsten Anbeter sah, in seinem vollen Glanze; mir schenkte es einen seiner herrlichen Tage, die es unter den Nämchen Tage des Wärzes für seine Freunde aufspart; der Mond stieg heiter hinter dem Monte Cavallo herauf; die Sterne sank wolkenlos am Meeres-Horizont nieder; die Luft war lau, gewürzig und durchsichtig; am reinen Himmel traten die fernen Gebäude des Vatikans und des Janiculums hervor; die Massen strebt der Ebene umgab die heilige Stadt wie eine unermeßliche Brustwehr.

Ich war stolz in dem Gedanken, daß diese Feier der Stadt und des Himmels vielleicht nicht ganz ausser Beziehung zu mir stände, daß diese strahlende breitere Atmosphäre mich anstrahlen werden, damit auch diese Nacht eine wahrhaft meine kindliche Rührung teilte; ich begrüßte den Tiberstrom wie einen alten Freund; ich riter über die Brücke, ich durchflog die Vorstadt mit einer solchen Hast, als wenn Rom mir entfliehen könnte; die Porta del Popolo bemmte meine Schritte; so viel Pracht hatte ich nicht erwartet; Ehre sey denen, die Rom auf eine so erhabene Weise dem Pilger aufschlagen! Rom bedurfte eines solchen Einganges. Wie entzücken mich diese prächtigen Säulenhallen, diese beim Sphinxen gelagerte Obelisk, diese Hügel mit Bäumen und Blumen, der in den Gärten Lucull's hinaufsteigt, diese koloffalen Statuen, die den Halbkreis schmücken, die Statuen Roms, des Tiber-Gottes, des Nulo, des Neptuns, und diese Marmorbecken, aus denen das Wasser in Strömen herausspringt; wie liebe ich diese katholischen Kirchen mit dem

*) Die hier folgende Schilderung von Aquapendente wurde bereits vor einiger Zeit, unter der Ueberschrift: „Ein Frühstück zu Aquapendente" und ohne Nennung des Verfassers, in einem Französischen Blatte mitgetheilt, worauf sie auch in Nr. 38 der „Magazine" übrigen.

Digitized by Google

heidnischen Gebilden vermischt, das Christus-Zeichen auf dem Obelisk des Rhamses, die Tiara zur Seite Neptun's. Ja, so mußte die Piazza del Popolo Rom eröffnen. Jetzt wollen wir eintreten. Glücklich sind diejenigen, die es nicht wieder zu verlassen brauchten! denn, von dieser Stadt scheidet man nur mit Seufzern und Thränen, wie alle Reisenden eingestehen. Wie gern möchten hier vorzüglich der Künstler, der Dichter und der Gefühlsmensch ihren Wohnsitz aufschlagen; als Raphael die Verklärung malte, schwebte ihm das ruhige und heitere Glück vor, das Rom allein gewähren kann; Michel Angelo führte in architektonischen Werken die Lehre von Tabor aus: er baute zu Rom drei Hütten, Santa Maria degli Angeli, das Kapitol und den Dom des Vatikans; eine für sich, eine für Virgil und eine für Gott.

Spanien.

Estremadura und seine Bewohner.

Ich mußte Spanien verlassen — Spanien, das Land, welches mich geboren, das Land meiner Kindheit, meiner frohen jugendlichen Träume! Je näher ich der Portugiesischen Gränze kam, desto fester schaute ich rückwärts; es war mir zu Muthe, wie einem liebenden Jüngling, der seiner Geliebten, mit der er manche selige Stunde verlebt, das letzte Lebewohl sagt.

Einer der Punkte, welche, bevor ich von Estremadura schied, meine Blicke auf sich zogen, war Alange, ein kleiner Ort am Abhang eines Hügels, in einer äußerordentlich malerischen Gegend. Dieses Städtchen, das nur wenige Tagereisen von Merida entfernt liegt, ist besonders merkwürdig wegen seines unterirdischen Bades aus den Römerzeiten, dessen Wasser an derselben Stelle entspringt, und das sich vermuthlich bis auf den heutigen Tag so erhalten hat, wie es unter den Prokonsuln war. Dies Bad ist zirkelrund gebaut und empfängt sein Licht von oben. Die Bewohner nennen es auch das Maurische Bad (el baño de los moros).

Die warmen Quellen von Alange werden noch jetzt sehr anempfohlen. Vor wenigen Jahren hat man in der Mitte eines sehr dichten Orangen-Wäldchens am Eingang der Stadt ein Badehaus errichtet, wo die Kranken, oder diejenigen, die sich zu ihrem Vergnügen baden, so lange die Badezeit dauert, anständige Wohnung und Pflege finden. Das Wasser sprudelt warm aus dem Boden, unterscheidet sich aber in Geruch und Geschmack nur wenig von gemeinem Wasser. Die Einwohner nannten mir einige seiner vermeintlich populairen Eigenschaften. Die Bäche und Pfützen, welche das Niedergangswasser in dieser Gegend bildet, erzeugen eine unendliche Menge Blutegel, die den Pferden und Eseln in's Maul kriechen und ihnen Blut absaugen; führt man nun das von Blutegeln gemarterte Thier an die warme Quelle und läßt es von dem Wasser trinken, so fallen die kleinen Bampyre gleich ihre Beute los. In einem andern Theile Spaniens, wo es so viele Blutegel giebt, die Einem nicht eher Ruhe gönnen, bis sie der Leber den Zehnten, plenae eruoris sind, schreint die Bekanntmachung einer so simpeln Medikode, ihrer quitt zu werden, gar nicht unnütz.

Dieses von den Mauren gegründete Städtchen hat auch auf einer bedeutenden Anhöhe die Trümmer eines Maurischen Kastells aufzuweisen, und im Thalgrunde strömt der Matachel, dessen Ufer mit Lorbeer-Rosen in üppige Fülle herangrünen.

Betrachtet man Estremadura überhaupt von der historischen Seite, so ist es reich an bedeutsamen Erinnerungen. Die meisten unserer bedeutendsten Eroberer in der Neuen Welt haben hier zum ersten Male das Licht erblickt: Hernan Cortez ist in Medellin geboren und Pizarro in Truxillo. Der letztere Ort bewahrt einen echt antiken Charakter, der die Ausmerksamkeit jedes Reisenden fesselt; die Reste seiner Mauern und seine Mengen Privat-Gebäude sind für den Künstler und Archäologen heilige Reliquien.

Von seiner modernen Seite betrachtet ist aber Estremadura ein Land, das in der Kultur weiter zurückgeblieben, als vielleicht jede andere Provinz unseres Spaniens. Lebt auch ein Wanderer nur in der Gegenwart, so findet er hier vergleichungsweise nur wenig, das ihn besonders interessiren könnte.

Merkwürdig wie la Vera de Plasencia und einige andere Orte, wie z. B. Villafranca, aus, in deren Umgegend die Rebe und Olive zur Genüge angebaut werden, so hat Estremadura beinahe gar keinen Landbau. Den ökonomischen Reichthum dieser Provinz bilden unermeßliche Haiden, Wiesengründe und Eichenwälder für zahme und wilde Heerden jeder Art. Vor dem Befreiungs-Kriege und dem Verfall der Spanischen Höfe waren die Weideplätze eine Quelle großen Reichthums für Estremadura; und noch jetzt zeigt der Weide-Boden viel mehr ein, als das angebaute Land, woraus man leicht abnehmen kann, wie sehr gering die Bevölkerung seyn müsse.*)

Der gemeine Mann ist in Estremadura faul und indolent, aber sehr mäßig, offenherzig und bieder, dienstfertig und uninteressirt. Die Industrie ist eben so wenig vorgeschritten als der Landbau: einige Zeltten von Seilen, Band, grobem Tuche, Wollenzeug, Hüten und gegerbten Fellen sind die einzigen Artikelnhen von der Regel; in den elend möblirten Häusern findet man keine Spur von Luxus, und die ganze Wohnung eines Estremeño's erinnert ihn täglich darun, daß auf Erden seines Bleibens nicht sey.

Kennt man erst den Zustand des Ackerbaues und der Industrie, so kann man leicht daraus abnehmen, von wie wenig Bedeutung der Handel seyn müsse. Estremadura ist ein Land ohne schiffbare Flüsse, ohne Kanäle, ohne Landstraßen (die rothwendigsten ausgenommen), ohne Fuhrwerke und Transportmittel: wer möchte einer solchen Provinz seine Produkte anbieten, die sie nur gegen etwas Wolle (denn die meisten Schafwerkereien in Estremadura sind aus anderen Provinzen), gegen Oel, Hanf, Honig und Wachs einkaufen könnte? Die Ernte ist beinahe Null, und die Ausfuhr beschränkt sich fast lediglich auf das Vieh, welches nach dem berühmten Markte von Lerzilla getrieben wird, und auf die bekannten Cervelat-Würste, die man zu Metzgeten in Madrid absetzt. Selbst in Badajoz kann der Reisende hier von dem, was er bedarf, nichts bekommen. Die Dielonen und Apfelsinen aus Estremadura sind vortrefflich; allein es giebt nur eben so viel, als zur Konsumtion im Lande erforderlich.

Die Straße von Madrid nach Badajoz — die bedeutendste in Estremadura — ist eine der unsichersten und schlechtesten Landstraßen in ganz Spanien. Fuhrwerke giebt es so gut als gar nicht, man müßte denn die galeras (eine Art bedeckter Wagen) dahin rechnen, welche in fünf Tagen sechzig Leguas fahren — wer schneller ankommen will, der gehe zu Fuß —, oder eine Art von Rumpelkasten, mit dem Ehrentitel Diligence, der alle 14 Tage einmal abrumpelt. Tage deute man sich beiläufig und ergrabe Kutscher, die aus Oekonomie oder aus deren schwer zu entdäbrenden Ursachen alle Mal nur in der schlechtesten Kneipe Station machen.

Zu den unbegreiflichen Merkwürdigkeiten dieser kostbaren Landstraße gehören zwei kleine Thäler oder Hohlgründe vor Merida, die ringe von Dickicht umzogen sind und den originellen Namen Confessorios (Beichtstühle) führen. Dieser Name ist echt poetisch, furchtbar und ironisch zugleich; denn hier muß der Reisende den Räuber seine Sünden bekennen (confessar); die Sünden sind Geld und Leben, und ein Dolch schafft Absolution. Sage mir Einer, daß wir's Volk der Phantasie entbehre! In anderen Ländern giebt es Poesie; in Spanien ist die ganze Nation poetisch.

Nahe dem Ufer des Guadiana und ungefähr eine Legua der Gränze Portugals liegt Badajoz, die alte Hauptstadt Estremadura's und die Residenz seiner kleinen Maurischen Könige. Diese sehr gut befestigungen ein seltsames Gemenge verschiedener Systeme der Fortification sind, bietet dem Wanderer noch ehrwürdige Ueberreste aus der Mauren-Zeit; Mauern; Gassen, Häuser, und selbst Thüren erinnern lebhaft an die muselmännische Periode.

Sonst aber hat Badajoz nichts Merkwürdiges aufzuweisen: sein Theater, sein Gymnasium, seine Bibliothek, seine schwindsüchtige Kirche, sein Gemälde von Werth in den Kirchen, seine Promenade, wo man einer Promenade nur ein Plätzchen mitten in der Stadt, das mit einigen Bäumen und Bänken geziert ist. Die Stelle des Theaters vermeint dann und wann ein öffentlicher Saal, in dem eine Gesellschaft sich labet oder eine wandernde Truppe ihre originellen Vorstellungen zum Besten giebt. Die Alameda de Palmas wird bei der Cholera-Zeit nicht leicht besucht, weil sie angeblich verdächtig wurden. Gasthäuser auf's Land, militairische Uebungen der Bürger-Garde (Urbanos) auf dem Platze San Roque, der Zapfenstreich und zwei oder drei Kaffehäuser sind die Ergötzlichkeiten der Bewohner. Badajoz hat einen Gelehrten, der wenn ich mich recht erinnere, „Zu den vier Nationen“ betitelt ist. Wer da legirt hat, kann wohl sagen: „Lieber wenige Nationen und bessere Bewirthung!“

Die feine Seite und das liebenswürdige Benehmen der gebildeten Einwohner von Badajoz hatten uns jedoch für die Mängel des Orts schadlos, und wer auch nur kurze Zeit mit dortigen Familien in Verbindung gestanden, wird diese Stadt nicht ohne innigen Dankgefühl verlassen.

In ganz Estremadura wird die Außenseite der Häuser fast täglich frisch angetüncht, so daß sie immer ein Ansehen von Neuheit haben und selbst kunkt erscheinen; dauffällige Häuser dürfen nur als geschmacklose Greise zusammenstürzen.

Um auf die Portugiesische Gränze zu kommen, geht man hier durch die Palmas aus Badajoz und dann auf einer prächtigen Brücke über den Guadiana. Als ich aus dem Thore trat, gerieth ich die Spanische Flagge, die zur Feier des Tages von dem Thurme der Palmas wehte. Eine halbe Stunde darauf sah ich mich um; noch wehte die Flagge, aber ich war nicht mehr in Spanien. Ich umarmte meinen Begleiter, floß rubig zu meinem Füßen; ich warf die letzten Scheidebücke auf das Spanische Estremadura; tausend persönliche Erinnerungen bestürmten mich; ein Lächeln des Unwillens und der Verachtung zuckte auf meinen Lippen; allein ich schwieg, wie mein Herz beklommen wurde, und wie mir Thränen in's Auge traten.

Noch eine Minute, und das Vaterland war verschwunden, und der Verbannte, der Heimathlose wurde dahinreisenden über die Grenze von Portugal. Damals konnte Zigaro nur fühlen, nicht beobachten.

(Revista Española. — Figaro.)

Mannigfaltiges.

— Wie die Kaffern Ochsen schlachten. Der Ochse wird auf den Rücken geworfen und mit ledernen Riemen gebunden, sodann wird in die Haut unterhalb des Brustbeins ein Einschnitt gemacht, worauf man mit der Hand hineinfährt und die Lebensstelle des eingefangenen Thieres mit einer solchen brutalen Gewalt herausreißt, die Schneider erregt. Dabei ist oft die ganze Menge, Hunde und Menschen, zerstreuet, und anstatt irgendwie etwas für die Zukunft aufzubewahren, wird jeder Bissen innerhalb weniger Stunden, nachdem das Thier getödtet worden, auf der Stelle verzehrt, so manches Stück Fleisch auch selbst mit dem Afterdarm abgebraten, bevor noch das Leben völlig erloschen ist. (Steedman's Wanderings in South Africa.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

*) Man vergleiche den Artikel: „Die Juden in Estremadura.“ Nr. 90 des Magazins.)

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 114. Berlin, Mittwoch den 23. September 1835.

England.

Gleanings in Natural History. (Nachrenlese aus der Naturgeschichte.) Dritte Reihe. Von E. Jesse. London.

Der vorliegende Band von Jesse's Aehrenlese möchte wohl zum interessantesten aus der ganzen Reihe sein. Er enthält eine Sammlung von Anekdoten, die dem Verfasser mehr durch die Mittheilungen seiner Freunde, als durch eigene persönliche Beobachtung an die Hand gegeben wurden, und die er so geschickt an einander zu reihen gewußt, daß darans ein sehr schätzbares und unterhaltendes Werk hervorgegangen ist. Wir wollen aus den zahlreichen Anekdoten, die es enthält, unsern Lesern einige der interessantesten mittheilen.

Der Verfasser giebt uns mehrere Züge von dem Scharfsinne und den seltsamen Grillen der Vögel bei der Wahl der Lage und des Baues ihrer Wohnungen; er erzählt uns, wie eine Schwalbe, die, indem sie sich auf der Ecke eines Außen-Gebäudes niederzulassen wünschte, das keine zu ihrem Zwecke dienlichen unebenen Stellen darbot, sich auf eine erfinderische Weise zwei Klammern aufsuchte und einen Stab in die Quere dazwischen legte, so daß sie dadurch ihr Werk zu Ende brachte. Ein anderes Beispiel von einem gedultigen und mühsamen Verfahren liefert er uns von einer Grasmücke, die, indem sie sich in ein Epheu einer Garten-Mauer gegenüber einnisten wollte, sich keinesweges dadurch abschrecken ließ, daß ihr Nest zwei Mal herabgeschlagen wurde, sondern ihren dritten Versuch dadurch sicherte, daß sie dasselbe vermittelst eines Stückes wollenen Garns an die nachbarlichen Zweige anband; und, um noch eines sonderbaren Falles zu erwähnen, gegen das Ende des Baches Kirche von Hampton-in-Arden in Worcestershire lag, hatten, — geschützt durch die Grosmuth des Pfarrers, der sie als ihrer so souverain gewählten Wohnung keinesweges vertreiben wollte!

Nachdem Herr Jesse einen langen Katalog über die Talente und den Charakter des Hundes abgefaßt, hat er uns auch etwas von der so oft verunglimpften Gegnerin derselben, von der Katze, zu sagen und giebt uns wenig Beispiele von ihrer Zuneigung für Personen und Plätze, wobei er mit dem Herzoge von Norfolk beginnt, der, als er unter der Regierung Elisabeth's in den Tower gesperrt wurde, von seiner Lieblings-Katze einen Besuch erhielt, indem sie ihren Weg durch den Schornstein zu ihm herab nahm. Wir lassen hier noch einige Anekdoten von ähnlicher Art folgen.

„Ein mit bekannter vorzüglicher Künstler erzählte mir einmal, daß er die Gewohnheit hatte, eine Lieblings-Katze seines Bruders zu martern und verschiedene Experimente mit ihr zu machen. Er versprach jedoch dem Letzteren, sich dieser Lustärieten ganz zu enthalten, wenn der Katze ihrer Anwesenheit auf dem Boden liegen bliebe. Da derselbe dies merkte, so trach er, sobald sein Lustgesitt nur immer in's Zimmer trat, auf die Fußtapete und legte sich still auf den Boden nieder."

„Es ist auch bekannt, daß die Katzen in gleichem Maaße das Eigenthum ihrer Gebieter zu beschützen suchen, wie die Hunde. Ein Delinquent, der wegen eines Diebstahls zur Transportation verurtheilt worden war, erzählte mir, daß er und zwei seiner Genossen in das Haus eines vornehmen Herrn bei Hampton Court eindrachen. Während sie im Begriffe waren, dasselbe zu plündern, sprang auf einmal eine große schwarze Katze auf einen der Diebe und zerkratzte ihm mit den Klauen das Gesicht."

„Eine Familie zu Newcastle-on-Tyne ging einst im Sommer nach Tynemouth, indem sie ihr Haus zweien weiblichen Domestiken überließ. Eines Abends, als dieselben zusammen in der Küche saßen, lenkte eine Katze ihre Aufmerksamkeit auf sich, welche in einen Behälter oberhalb der Küche stieg und dann zu ihnen zurückkehrte und winzte. Die Katze wiederholte dies so oft, daß die Domestiken sich veranlaßt sahen, hinaufzusteigen, um zu erfahren, was das Thier wolle. Als sie hinaufkamen, fanden sie daselbst einen Mann, der sich im Kamin versteckt hatte. Eine der Mägde fiel auf der Stelle in Ohnmacht, die Andere aber machte Lärm bei ihren Nachbarn; allein unterdessen war der Mann aus dem Fenster über die Dächer der angränzenden Häuser entflohen."

„Eine Lady in Glasgow besaß eine schöne Katze, die sie von Edinburg aus erhalten hatte; sie war ihr in einem verschlossenen Korbe auf einem Wagen zugesandt worden. Sie ward zwei Monate sorgfältig bewacht, nachdem sie aber am Ende dieser Zeit ein Paar Junge geworfen, verlief man sie sich selbst, und diese Freiheit benutzte sie denn auch sogleich, indem sie mit ihren beiden Kätzchen entschwand. Die Lady zu Glasgow schrieb davon ihrer Edinburger Freundin, indem sie sich über ihren Verlust beklagte, und man nahm an, daß die Katze sich unterdessen zu irgend einer neuen Herrschaft begeben habe. Jetzt ward ungefähr vierzehn Tage nach ihrem Verschwinden zu Glasgow ihr wohlbekanntes Miauen an der Hausthüre ihrer alten Gebieterin vernommen, wo sie sich sammt ihren beiden Kätzchen eingefunden hatte, indem diese sich in dem besten Zustande befanden, sie selbst aber sehr abgemagert war. Natürlicherweise konnte sie nur ein Kätzchen auf ein Mal auf ihrem Rücken tragen. Die Entfernung aber von Glasgow dis Edinburg beträgt vierzig Meilen, so daß sie, wenn sie die jungen Kätzchen immer einzeln fortbrachte, im Ganzen wenigstens hundertundzwanzig Meilen zurücklegen haben mußte. In gleicher Weise mußte sie die Beschwerlichkeit einsehen, bei Nacht zu reisen, so wie noch manche andere Vorsichtsmaßregeln treffen, um ihre Jungen zu beschützen."

Einige der Anekdoten von den Hunden berühren sehr nahe den Punkt, wo Instinkt und Vernunft sich einander die Hände reichen.

„Ein Hund, der der Fregatte „Leander" angehörte, war ein Liebling der Schiffsmannschaft und daher von derselben sehr freundlich behandelt worden. Als er eines Tages auf dem Verdecke lag, sagte der Captain zu Verbrigehen: „„Es wird mir sehr leid thun, aber ich werde Neptun erschießen müssen, da er alt und schwach geworden.""" Ob hier vielleicht etwas in dem Texte der Stimme lag, das den Hund abschreckte, überlasse ich meinem Leser zu muthmaßen; aber er sprang unmittelbar darauf über Bord und schwamm nach einem anderen Schiffe zu, das in der Nähe des „Leander" stand. Er ward an Bord gekommen und blieb daselbst, bis er starb. Mehrere Monate darauf bewegten, nach dem „Leander" zu zurückzukehren. Wenn der Hund zufällig an der Küste war und eines der Boote oder einer von der Mannschaft sich der Stelle näherte, wo er sich befand, so lief er sogleich davon, und nichts vermochte, ihn zu seiner alten Bekanntschaft zurückzubringen."

„Die Leidenschaft der verstorbenen Lady Penrhyn für die Möpse war wohl bekannt. Zwei von den letzteren, eine Mutter und eine Tochter, befanden sich in dem Empfangszimmer der Verstorbenen am Morgen, bisher einer fremden Lady, die am Frühstücke Theil nahm. Während man damit beschäftigt war, die Hitze und die Schawls in Ordnung zu bringen, um anzugehen, sprang die älteste Hündin auf einen Stuhl und warf zuerst auf ein Stück Gestügel und dann auf ihre eigene Tochter einen ernsten Blick. Die fremde Lady machte Lady Penrhyn darauf aufmerksam, daß die Hunde gewiß ein Auge auf das Essen hätten. Man schelte, und ein Dienstbote mußte vom Tische. In den Augenblick, wo dies geschah, fing der ältere Mops, der bisher gegen die Gastin so freundlich als möglich gethan hatte, an, sie anzubellen und auf sie herauszuspringen, und auf dem ganzen Wege hörte er nicht auf, zu bellen und an ihren Fersen zu zerren, so oft er nur immer konnte."

„Es waren zwei Freunde, der Eine lebte zu London, und der Andere zu Guildford. Diese Freunde waren answerordentlich vertraut mit einander, und seit mehreren Jahren pflegte die Londoner Familie die Weihnachten immer zu Guildford zuzubringen; sie fand sich gewöhnlich einen Tag vor Weihnachten zum Dinner ein und ließ sich von einem großen Hühnerhunde begleiten, der ein besonderer Liebling sowohl der Gäste als des Wirthes war. Im Ende von ungefähr sieben Jahren, nachdem man diese Gewohnheit angenommen, sah zwischen den beiden Familien ein unglückliches Mißverständniß vor, in Folge dessen man den gewöhnlichen Weihnachts-Besuch aufgab. Ungefähr eine Stunde vor Mittag aber lief der Guildforder Freund, der am Fenster stand, seinem Weibe zu: „„Meine Liebe, die W—'s haben die Sache nicht eben so übel aufgenommen, denn ich muß Die anzeigen, daß sie noch heute wie gewöhnlich ankommen werden, obgleich wir sie nicht eingeladen; hier kommt Cäsar, um sie anzumelden.""" Der Hund ward sogleich zur Thüre eingelassen. Die Familie aus London gab Beifall, die Gastfreie als Stand zu setzen, und man wartete mit dem Mittagsmahle eine ganze Stunde; allein die Gäste kamen nicht an. Nachdem unser Cäsar die gewöhnliche Zahl von Tagen ausgehalten hatte, lief er wieder nach Hause zurück, woselbst er wohlbehalten antam. Die inzwischen angeknüpfte Korrespondenz hatte die glückliche Folge, daß die entfernteren Freunde sich wieder mit einander aussöhnten, und so lange Cäsar lebte, ermangelte er nicht, den jährlichen Besuch in Begleitung seines Herrn und seiner Gebieterin abzustatten."

„Ein Gentleman bemerkte im vergangenen Sommer auf einem Spaziergange in der Mitte des Weges zwei große Hunde, die bewegungslos dazuliegen schienen. Er fuhrte sein Pferd nach einer Seite hin und stieg ab, um sich von der Ursache ihrer unbeweglichen Lage zu überzeugen. Jetzt fand er, daß einer von ihnen das Bein gebrochen hatte;

der andere war unter seine Hüften gestochen und nahm eine solche Stellung ein, daß er das zerbrochene Bein seines leidenden Gefährten auffecht hielt."

Unsere Leser haben gewiß schon öfter von den Schlangen-Bändigern des Orients gehört. Folgende Anekdote wurde dem Verfasser von einem Land-Aufseher in England mitgetheilt, dessen einer Diener sich auf seine Bekanntschaft mit dem Schlangen-Geschlechte viel einbildete und seinem Herrn einige Proben davon darzulegen versprach.

„Es war an einem sonnenhellen Frühlings-Morgen, als wir durch ein Gehölz gingen, wo meine Diener plötzlich seitwärts sprang und über eine Hecke setzte. In dem nächsten Augenblicke kam er zurück, mit zwei kräftigen Schlangen um seine Hände und Handgelenke. Nachdem er dieselben einige Zeit bewundert, sagte er, unter er sie auf seine Lebhaftesten Freude bewunderte, zu mir: „Ich kenne sie (das heißt, ihre Gewohnheiten und Beschaffenheiten), Sir, gerade so gut, wie sie sich selbst kennen." Hierauf schlug er vor, einen Charakterzug derselben zu zeigen, der einen Begriff von ihrer Beschreibung in der heiligen Schrift geben sollte, — nämlich daß sie einst eine höhere Extremität besaßen."

„Als wir uns auf dem nächsten Wege befanden, setzte der Mann eine der Schlangen auf den festen Boden. Hierauf nahm er einen sehr dünnen Zweig und gab dem Thiere einen sanften Schlag auf den Kopf. Sogleich schoß es auf ihn los, es flechte seine Hand in dessen offenen Rachen und fuhr fort, mit ihm zu spielen, indem es wiederholt auf den Kopf deffelben mit dem Zweige schlug. Hierauf sagte er, daß die Schlange sich bald todt stellen würde. Dies geschah in der That, indem das Thier das Aussehen annahm, als wenn es todt wäre. Dieweilen, die um bestellte Schlange machte, daß wirklich, daß es nicht mehr am Leben sey; aber der Schlangen-Zauberer behauptete, daß es nur den Schein des Schlafes angenommen, und daß es nur so lange bewegungslos daliegen werde, als die Anwesenden um ihn her blieben. Als sie sich ungefähr zwanzig oder dreißig Yards entfernt hatten, bemerkte man, daß die Schlange schnell in die nächste Hecke entwischte. Unser Diener bedauptete auch, daß die Schlangen oft, um sich selbst dadurch gegen Angriffe zu schützen, einen unangenehmen Geruch um sich her verbreiteten. Bei einer Gelegenheit sah derselbe Mensch eine Schlange, wie sie im Begriffe war, ihre Haut abzulegen. Er sagte, um uns seiner eigenen Worte zu bedienen, „„sie wäre ihm vorgekommen wie ein Mann, der das Hemde über den Kopf zöge."" Er sagte noch hinzu, daß der Kopf des Thieres zum Theil noch in der alten Haut stecke, und daß es sich selbst von der abgenutzten Bedeckung losmachte, indem es mit dem Körper rückwärts das Buschholz, wie er es nannte, der alten Haut durchfuhre. Die Schlange erschien in einem sehr matten und erschöpften, die neue Haut dagegen hinsichtlich ihrer Farbe und ihres Aussehens in einem vollkommenen Zustande."

Wir schließen unseren Artikel, indem wir noch eine alte Sage aufnehmen, die wegen ihrer Sonderbarkeit bemerkenswerth ist.

„Man hat mir eine wundersche Anekdote erzählt, die mit der Residenz Karl's I. und Cromwell's in Verbindung steht. Man sagt, daß der König eines Tages in der Umgebung seiner Kinder an einem der Fenster des Palastes stand, als eine Zigeunerin oder Bettelfrau zu ihm kam und ihn um eine Gabe bat. Ihr Aussehen erregte ein Gelächter und wahrscheinlich auch Drohungen, welche die Zigeunerin zu empörten, daß sie aus ihrem Kleide einen Spiegel nahm und ihn dem König vorhielt: derselbe sah darin seinen eigenen Kopf abgehauen. Sogleich wich wahrscheinlich in der That jene mörderische Absicht, eine so prophetische Bettlerin wieder auszuschen, derselben ein Geschäft gerecht. Hierauf bemerkte sie, daß der Tod eines Hundes in draußen Zimmer, wo der König sich befände, das Signal sein werde, zur Restauration des Königreichs sie dessen Familie. Man behauptet, daß Olivier Cromwell später seiner Sicherheit halber in dem nämlichen Zimmer schlief. Er ließ sich von einem treuen Hunde bewachen, der an der Thüre stand. Als er eines Tages erwachte, fand er den Hund todt, worauf er denn, in Erinnerung an die prophetischen Worte der Zigeunerin, die man ihm einmal mitgetheilt hatte, ausrief: „„Die Reichs-Herrschaft ist von mir geschieden!"" Cromwell starb kurz darauf, und die unmittelbar eintretenden Ereignisse sind bekannt."

(Athenaeum.)

Bibliographie.

Memorials of the sea. (Denkwürdigkeiten der See.) Von dem Geistlichen W. Scoresby, ehemaligem Schiffs-Capitain. [Der Verfasser sucht in diesem Werke aus seinen Seemanns-Erinnerungen zu beweisen, daß die Versedung immer diejenigen ganz besonders in Schutz genommen, die den Sabbath geheiligt hätten.]

A protestant memorial for the commemoration of the 4th day of October 1835. (Protestantische Denkschrift zur Feier des 4. Oktober 1835, als der Stiftung der Gesellschaften und der ersten Publication der protestantischen Bibel-Uebersetzung in Englischer Sprache.) Von T. Hartwell Horne. [Eine religiöse Parteischrift, gegen die römisch-katholische Kirche gerichtet.]

The British constitution. (Die Britische Verfassung, ihr Ursprung und ihre Geschichte.) 3 Sh.

The drama vindicated. (Rechtfertigung des Drama's gegen die Bigotterie.) Von John Denman.

Memoirs of the rev. G. T. Bedell. (Denkwürdigkeiten des Geistlichen Dr. G. T. Bedell von Philadelphia.) Von S. H. Tyng. 7½ Sh.

Life of admiral Viscount Exmouth. (Leben des Admirals Exmouth.) Von Edward Osler. 14 Sh.

Narrative of six months' residence in a convent. (Schilderung eines halbjährigen Aufenthalts in einem Kloster.) Von Revd. J. Sd.

The Linwoods. — Amerika vor sechzig Jahren; von Miß Sedgwick. 3 Bde. 1 Pfd. 11½ Sh.

Frankreich.

Necker und die Frau von Staël, bei Gelegenheit eines Besuches des Herrn Pertet.

(Schluß.)

Die Frau von Staël begleitete ihren Vater in sein zweites Exil; sie liebte ihn mit einer zu großen Zärtlichkeit, um ihn nicht in seinen Unglücke, edel und groß, wie er war, demjenigen Manne von Europa vorzuziehen, der zu der Zeit unter Allen am fähigsten war, ihn zu bewirtheilen und zu schätzen. Es war Lavater! . . . Am 24. Juli 1794 empfing derselbe ein Einladungsschreiben von der Frau von Staël zu einem Diner im Gasthause zu den Drei Königen, in Gesellschaft des Herrn Necker und seiner Familie. Wir sind so glücklich, das bei dieser Gelegenheit von Lavater niedergeschriebene, Alexandrisch hier mitzutheilen zu können.

„Wiewohl ich mir", sagte Lavater, „den Herrn Necker, von seinen Einzelheiten anbetrifft, ganz anders vorgestellt, so entsprach doch seine Figur beim ersten Anblick ganz meiner Erwartung . . . Ich war indeß bei der nähern Betrachtung seiner Verschiedenheit alles seines Ausdrucks erstaunt, in Vergleich mit den Darstellungen, die man davon gesehen hatte: mein physiognomisches Urtheil über den Total-Eindruck war bald entschieden."

„Das Ganze seiner Figur drückt in einer gewissen Entfernung ein Gefühl von Erhabenheit aus; jedoch giebt sich, in der Nähe beobachtet, mehr Liebenswürdigkeit zu erkennen. Der Bau der festeren Theile seines Körpers gehört nicht zu den geeignetsten Formen der Natur. Wenn das Ganze hat etwas Zusammenhängendes, das sich mehr der mannichfachen Vollkommenheit nähert, entschieden für die vollendete Ruhige und die ruhige Weisheit. Seine Züge im Allgemeinen drücken nicht die Güte, die Sanftmuth, die Nechtschaffenheit und den Ruf seiner Gefühle aus. Indeß wurde er trotz seines Mißwollens verführt, indem er eine mehr gesetzte und ernstere Miene angenommen hatte, wie sie bei den Franzosen sonst nicht gewöhnlich ist. Seine Stirne ist außerordentlich sanft; obgleich Verstand ist bei ihm gesetzt, weit von aller Pedanterie! Die Manier der großen Welt blickt bei ihm durch . . . aber der Staatsmann sticht bei ihm besonders hervor . . . jedoch ohne Uebertreibung. Er hörte mich von meiner Wissenschaft mit der vollkommenen Ruhe eines Weisen sprechen, der Alles unterstützt und über nichts voreilig absprecht . . . Alle seine Worte waren ruhig, aber sie flossen unmittelbar aus der Quelle hervor; alle seine Mienen ausdrucksvoll, obgleich beschränken und zurückhaltend; als sein Antworten passend und von einem edlen Ausdrucke. Seine Stirn hat etwas von weiblicher Zärtlichkeit; sie ist weder durch Kunst, noch durch Winkel, noch durch Runzeln bezeichnet . . . sie erscheint bewegsam und gleicht allen Stirnen dieser Gattung."

„In seinen Augenlidern, die weder dick, noch scharf ausgeprägt sind, sie ruhen in der sanften Vertiefung und in der Farbe und der Form seiner Augen, liegt ein unbeschreiblicher Ausdruck von Geschicklichkeit, sein Mund und selbst von Sanftmuth . . . Seine Gesichtszüge sind häufig, jedoch wesentlich für das Ideal eines Weisen des Kabinets und sehr bedeutungsvoll für einen in sich abgeschlossenen und feierlichen Charakter. An seinem Munde, dessen mittlere Lippe sehr charakteristisch ist, scheint ohne Härte, spielen sich die Grazien der natürlichen Wohlmut, die nicht nur Achtung, sondern selbst persönliche Anhänglichkeit erwirbt. Sein Kinn ist lang und fleischig, der Ausdruck desselben ist ruhig; sein Hinterkopf befindet sich in vollkommener Harmonie mit der Stirn und entheilt dieser Physiognomie, der es nicht an Wärme fehlt, den Geist der Ruhe, wie er bei den großen Denkern und Staatsmännern erforderlich ist."

„Die Nase hat nichts Besonderes. Sie ist weder groß, noch von scharfen Umrissen, noch winkelig, noch spitzig, noch stumpf; sie hat eine sanfte Biegung, wodurch sie den edelsten Platz den Total-Charakter, nämlich die Einförmigkeit und die Würde verleiht; denn ich habe in ihm nicht einen Ton gefunden, der nicht mit dem Ganzen harmonierte! . . ."

„Ich bezeuge der Madame Necker (so bekannt durch ihre erhabene Weisheit und durch ihren Geist, von einer langen Taille, einem beleibten Körperbau, wie dies besonders ihre äußerste Blässe bekundet) nur Erstaunen über ihr Ruhe und ihre Würde . . . „Sie täuschen sich", erwiderte sie hierauf ganz frei, „„er ist nicht ruhig; sonst würde er während des Diners mehr gesprochen haben.""

„Bei Tische war es auffallend, zuvorkommend und gefällig; alle Welt fand es in seiner Nähe ganz behaglich. Er besitzt eine so natürliche Herzlichkeit für seine ehemalige Frau! und nun so sichtbare Zärtlichkeit für die gesälbvolle und gesitteite Frau seines Sohnes . . . Beständig war sie in seiner Erinnerung, die der Eine verschiedene und die Vertraulichkeit bemut . . ."

„. . . . Seine Tochter lenkte wieder meinen Willen das Gespräch auf die Physiognomie. Was er darüber äußerte, zeigte ihn als einen kompetenten und vollkommenen Richter in der Kenntniß der Menschen. Kurz, wenn ich je einen mit vortrefflichen Eigenschaften ausgerüsteten Staatsmann gesehen, so ist es dieser Mann, dem das Gefühl seiner großen Fehler auch Fesseln auferlegt hat."

Dies ist im Auszuge das Bild, das Lavater von dem Herrn Necker entworfen. Wie haben es hier unseren Lesern zum Besten gegeben, weil Necker eine ungeheure Rolle in unserer politischen Welt gespielt hat, weil sein Einfluß von der höchsten Wichtigkeit war. Unser Porträt kann ihn während seiner zwei Ministerien hinreichend kennen gelernt haben. Stand selbst in Verbindung mit ihm; er kannte die Frau von Staël ganz, er entschloß sich daher, wie wir bereits gesagt, nach Genf zu zugehen.

Er ward hier mit einer Freude empfangen, die seine Erwartungen weit übertraf. Die Frau von Staël war darüber, daß ihre

Herrn Petiet hinwichend zu widerlegen verstand. Sie nahm ihn demnach auf's wohlwollendste und herzlichste auf, eben so wie Necker selbst, dessen Gesundheit schon abnahm; denn das Herz war ihm seit dem Tode seiner Frau, die er verzweiflungsvoll beweinte, gebrochen. Seine Tochter war ohne Zweifel über den Todesfall eben so sehr betrübt, aber sie fühlte, daß sie nunmehr ihren Vater, seitdem sie allein mit ihm war, mit mehr Hingebung lieben konnte. Die große bagere Figur der Madame Necker hatte, so zu sagen, wie eine eitige Schneeflute einer Scheidewand zwischen Necker und seiner Tochter gebildet. Auch bestand, so lange sie lebte, etwas Leidendes und Bekümmertes in dem innern Familienbande fort, das sich nur in gegenseitigen Bewunderungen Luft machte... Sie hatte eine große Gewalt auf ihren Mann ausgeübt; mehrere Personen fogten sogar, daß Necker seine fleigende Kraft und Macht seiner Frau zu verdanken habe. Wie dem aber auch sey, sobald sie zu leben aufgehört, breite sich Necker, seine Tochter in seinen Schoos zurückzurufen, und wandte alle seine Sorgfalt, ja selbst seine Galanterie auf, ihr ihren Aufenthalt angenehm zu machen.

Sie war ganz vollkommen für ihren Vater geschaffen. Bei der großen Ueberlegenheit, die ihr in jeweder Diskussion über denselben zu Gebote stand, wachte sie doch nie von ihren Vortheilen Gebrauch, und wenn sie selbst nahe daran war, ihr Ziel zu erreichen, so bemerkte man immer, wie sie mit einer Art von kindlicher Scham einhielt, gleichsam als schauderte sie vor dem Triumphiren. Dann wandte sie zurück... Dann wandte sie wohl, sagt Petiet, mit unbeschreiblicher Grazie abschicklich einen Irrthum begehen, um ihrem Vater den Ruhm des Sieges einzuräumen. Es war besonders beim Frühstücke, wo diese Art von Kämpfen hauptsächlich Statthatte. Petiet, der von Genf vor Tages-Anbruch angekreit war, kam ziemlich zeitig zu Coppet an, um denselben beizuwohnen, und er hatte selbst Gelegenheit, einen jener merkwürdigen Dispute mit anzuhören, in denen sich das ganze Herz und der Charakter der Frau von Staël frei entfaltete... Da es keine interessante Fremden zu Coppet gab, so blieb man nach dem Frühstücke zu Hause, bis zur Mittagszeit.

Als man zu Tische ging, sagt Petiet, war ich darüber erstaunt, zu sehen, wie Necker sein Haus ganz nach dem alten Fuße erhalten hatte. Er war von einer Menge alter Kammerdiener und von zahlen und kammerfrauen, die sonst sich um das Zimmer der alten Prachtin die Necker einst so berühmte und herabgesetzten hatte, die ihm trotzdem mit ihren alten bedeuten Gewohnheiten, mit ihrem Orgen und der Böse die nach Coppet gefolgt sind!...

Nach Tisch begegte die Frau von Staël ihre Verwunderung über das Unternehmen des ersten Konsuls. Sie hatte denselben stets bewundert, jedoch immer mit einer gewissen Bitterkeit, die sich nur Luft zu machen suchte... „Aber", sagte sie endlich, „was können Sie hoffen? Denn Sie müssen ja doch einmal vor den rüstigen und unüberstieglichen Bebigen Halt machen..."

„„Zweifeln Sie an dem General Bonaparte, Madame?""

„„Das nicht, aber ich zweifle an euren Soldaten, an euren Pferden, an euere Artillerie; wie wird sich dieses Alles von dem St. Bernhard aus machen lassen?""

„„Und Hannibal, Hannibal... Aber Hannibal hatte keine Kanonen... und das ist es, worauf es hier eben ankommt..."

„„Nun gut! Wollen Sie mit mir eine Wette eingehen?""

Hier lächelte Necker und betrachtete seine Tochter, deren funkelndes Auge bei der Unterhaltung eben so lebhaft bewegt war, als das ihres Vaters...

„Eine Wette!" rief sie aus, „ich will sie machen; wie soll sie lauten?"

„„Ich wette, Madame, daß ich die Ehre haben werde, Ihnen binnen einem Monat von Mailand aus Musik zu überschicken... unter der Bedingung, daß Sie mir die Stücke bei meiner Rückkehr vorspielen wollen.""

„Ich nehme an. Ausserst gern! aber das wird nur nicht in Folge der Wette geschehen, denn diese preiseen Sie."

„„Das werden wir sehen"", erwiederte Petiet.

An demselben Abend nahm Petiet Abschied von Necker und der Frau von Staël, indem er ihnen versprach, ihnen auf mehrere Tage bei seiner Rückkehr aufzuwarten, und so reiste er denn ab, um den ersten Konsul einzuholen. — Zunjchen Tage darauf erhielt die Frau von Staël eine große Rolle von Musikalien! Es waren die, die Petiet versprochen hatte!... Alles war beendigt! Die Alpen überschritten! Die Schlacht bei Marengo gewonnen!... und der Ruhm Napoleon's um eine Glorie mehr erhöht...

Folgendes ist der Brief, den die Frau von Staël an Petiet schrieb, um ihm für seine Uebersendung zu danken.

„Sie haben mir bewiesen wollen, mein Herr, daß die Französische Bataillerie ihren gewgen Reiz wieder eingenommen; aber ein Mann, wie Sie, würde dieselben in allen Fällen und bei jeder Gelegenheit verachtet haben. Die Musik ist sehr schön, was aber hauptsächlich wahres Vergnügen macht, das ist die beim Spielen derselben vorschwebende Erinnerung, welch ein unglaubliches Ereignis sie mir so schnell verschafft hat, und welchem glücklichen Zufalle ich sie zu verdanken habe... Man ist hier und zu Paris außer sich wegen Ihrer Erfolge... Sie haben sie vorher gesehen, aber Sie wissen nichtsdestoweniger darüber erstaunt seyn, und das Verlangen, welches die Welt in die Galante und das Glück des Generals Bonaparte setzte, verdunkelt doch nicht, daß man eben neuen Sieg von neuem bewundert... Das kräftigste Mittel zur Beförderung seines Ruhmes ist, daß er es verdient, alle ausgezeichnete Männer um sich her zu versammeln, und Sie sind einer von denjenigen, die seine Aufmerksamkeit auf die öffentliche Achtung mit bewirken dürfen. Mein Vater beauftragt mich, Ihnen nochmals für den Besuch zu danken, den Sie uns abgestattet... „Vergessen Sie nicht, mein Herr, Sie, der Sie gewiß nichts vergessen, daß wir Sie bei Ihrer Rückkunft hier erwarten.

Genehmen Sie meine innigsten Danksagungen.

N. Staël H..."

Als Petiet die Frau von Staël wieder sah, sagte er: „„Nun gut, Madame, was habe ich die Ehre, Ihnen zu melden?""...

„„Ja", erwiederte sie mit einnehmender Grazie, „wenn Sie mir gesagt hätten, daß Sie mir Wunder verrichten wollen, so hätte ich nicht gewettet... Ich sprach von möglichen Dingen, aber der General Bonaparte hat Unmögliches geleistet!"...

Die Fortsetzung von Abrantes.

Bibliographie.

La divine comédie de Dante Alighieri. — Neu übersetzt von Ch. Calemard von Lafayette. Erster Band.

Explication des épîtres de St. Paul. — Von Bernardin von Picquigny. 2 Bde. 7 Fr.

Code de commerce, nouvellement expliqué. — Von A. Saustapra. 6 Fr.

Code universitaire, ou lois, statuts et réglemens de l'université royale de France. — Zusammengestellt von Ambroise Rendu. 15 Fr.

Mexiko.

Ein Reisebericht über Veracruz.

Der ganze weite Landstrich des Kontinentes von Amerika, der sich vom 16ten bis zum 37sten Breitengrade ausdehnt, führe eine Spanische Kolonie war, jetzt aber eine aus zweiundzwanzig verbündeten und unabhängigen Staaten bestehende Republik ist, mit einem Worte Mexiko, besitzt nur einen guten und sichern Hafen, und dieser ist Veracruz. Zwar liegen seit einigen Jahren ziemlich viel Schiffe aus Europa und von den östlichen Küsten Amerika's bei der kleinen Stadt Tampico an; doch ist der Handel, der dort getrieben wird, sehr unbedeutend, und die Abreede von Tampico bietet den Schiffen überhaupt viel zu wenig Sicherheit dar, um jemals mit dem gesährlichen, aber allen Stürmen trotzenden Veracruz rivalisiren zu können.

Fernando Cortez gründete am Anfange des Jahres 1519 die Stadt Veracruz am Meeresufer, gerade an derselben Stelle, wo er mit seinem Heere landete. Ein Historiker sagt in der Geschichte der Eroberung Mexikos, sie sei damals, wegen der Gebäude, die die Spanier dort errichten, Villa Rica genannt worden. Durch gelbe Fieber und die Bürgerkriege ist Veracruz, man möchte sagen vom Augenblick seines Ursprunges an, so sehr gelitten, daß es, obgleich es seit drei Jahrhunderten steht, kaum schon mehrere Male zerstört und verlassen wurde, wegen die Reisenden auch immer seine unerquickliche Lage nicht mehr genau angeben können. Der Goldsturst ist jedoch sein Palladium, und Veracruz besteht noch immer, trotz der unvolkommenen Luine eines der letzten Spanischen Vice-Könige, der, um die Europäer von der schrecklichen Plage des gelben Fiebers, nach Vomito negro genannt, zu befreien, beschlossen, die ganze Stadt samt niederreißen zu lassen und eine Stunde weiter landeinwärts wieder aufzubauen. Nur der Einwohner sind es, welche am sogenannten Sandgürtel, den der Meerwind am über zum Theil vom Meere bespülten Walle anbläst; sie besteht mit ihren weißen Häusern, ihren runden Domen, ihren hohen Thürmen, ihren breiten, mit Trottoirs eingefaßten Straßen, ihren Saulenhallen, ihren Kirchen, ihrem Hafendamm, an dem sich die schäumenden Wogen brechen, ihren Festungswerken, ihren Mauftoss, ihren gelben Fieber- und ihren Fangstationen für Einwohnern. Und hier

Die Steinart, deren man sich zum Bau des Hafendammes und der Wälle bedient hat, besteht aus Korallen, welche man aus dem Meere herausholt. In Veracruz giebt es keine Ziegelei, und die zum Bau und zur Ausbesserung der Häuser nöthigen Ziegelsteine müssen auf Seeschiffen von Tlacotalpan, einer kleinen, zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen entfernten Stadt, herbeigeschafft werden. Durch die Frachtkosten und die Höhe des Versicherungs kommen die Backsteine so theuer zu stehen, daß viele Eigenthümer es vorziehen, ihre halb verfallenen und unbewohnbaren Häuser herzurichten.

Es giebt in der Stadt sehr viele Fontainen, Brunnen und Cisternen; doch ist das Wasser ziemlich schlecht und trägt nicht wenig, wie es heißt, zur Erzeugung der Krankheiten bei. Man behauptet, daß man nur das aus den Cisternen ohne Gefahr trinken könne. Auf dem Markt sind Lebensmittel und Früchte aller Art zu haben; man sieht daselbst die Erzeugnisse Europa's und die der tropischen Länder, die Banane und die Pfirsich, die Weintraube und die Ananas.

Die arbeitende Volks-Klasse in Veracruz, wenn sie dem gelben Fieber entgeht, führt hier vielleicht ein glücklicheres Leben, als sonst wo; sie ist freilich keiner langen Dauer desselben sicher, doch das braunrubigt sie wenig; sie hat aber gute Einnahmen, woran ihr viel mehr liegt. Seinen Tischler dringt ein Tag Arbeit wohl zehn Franken ein, einem Maurer oft selbst fünfzehn, und so geht es den übrigen Handwerkern. In den Hospitälern finden die kranken Arbeiter Verpflegung und Hülfe. Wenn sie genesen, so können sie durch etwas Sparsamkeit sich nach einigen Jahren reisen so wohlhabende Lage gründen, daß sie für den übrigen Theil ihres Lebens des Arbeitens überhoben sind.

Durch seine Lage ist Veracruz der allgemeine Stapelplatz für den ganzen Handel Mexiko's. Es versteht aber auch, von diesem Umstande Vortheil zu ziehen, und nur wenige Waaren im Hafen ankommen, um ins Innere verschickt zu werden, so wie von allen, die man von dort ausführt, erhebt es einen ziemlich beträchtlichen Zoll; auch ist es darum immer den Feindseligkeiten und der Eifersucht der übrigen verbündeten Staaten ausgesetzt. Es scheint fast, als hätten die letzten Unruhen in Mexiko sogar weiter keine unmittelbare Ursache gehabt.

Die angesehensten Kaufleute Mexiko's und der andern großen Städte in der Nähe von den Küstenhandeln Mexiko's haben; doch giebt es noch außerdem zahlreiche Handelshäuser, deren Verbindungen sich über die neue und alte Welt erstrecken. Jeden Tag kommen im Hafen Schiffe von fast allen Nationen, mit den verschiedensten Waaren beladen, an; der lebhafteste Handel wird mit Weinen aus Bordeaux, Spanien und Portugal, mit Oliven-Oel, mit Kattunen, mit Geweben aller Art, mit Zucker und Kaffee getrieben. Die beiden letzten Produkte werden der Theil von den Küstenhandeln Mexiko's; doch giebt es noch außerdem zahlreiche Handelshäuser, deren Verbindungen sich über die neue und alte Welt erstrecken. Jeden Tag kommen im Hafen Schiffe von fast allen Nationen, mit den verschiedensten Waaren beladen, an; der lebhafteste Handel wird mit Weinen aus Bordeaux, Spanien und Portugal, mit Oliven-Oel, mit Kattunen, mit Geweben aller Art, mit Zucker und Kaffee getrieben. Die beiden letzten Produkte werden der Theil von den Küstenhandeln Mexiko's; doch giebt es zwar sehr gut im Staate Veracruz, doch wird ihr Anbau zu sehr vernachlässigt, um den Bedürfnissen der Mexikaner genügen zu können. Die Ausfuhr-Artikel von Veracruz bestehen nur in Vanille, Cochenille, Jalape und Sassaparille; die meisten Europäischen Schiffe sind daher genöthigt, ihre Ladung an den Küsten von Yucatan oder anderswo zu vervollständigen.

Von Veracruz nach Mexiko sind achtzig Meilen. Der Weg ist schön und gut unterhalten, so daß von Xalapa bis zur Hauptstadt Mexiko die Wagen ihn ganz ungehindert zurücklegen; von Veracruz nach Xalapa aber ist die Straße so ungleich, daß der Transport der Waaren allgemein durch Maulthiere bewerkstelligt wird. Täglich gehen von Veracruz Karawanen ab, die sich über alle Punkte von Mexiko verbreiten. Die Maulthier-Treiber, welche sie führen, lagern sich in den Wäldern, machen sich selbst ihre tortillen oder Maiskuchen, die den meisten Bewohnern Mexiko's als Brod dienen, und bereiten ihre Nahrung auf freiem Felde, wie die Spanischen gitanos. Die Reisenden werden oft von den Dieben, welche die Wege unsicher machen, ausgeplündert, und in Veracruz versichert man sich gegen die Straßen-Räuber, wie man es in Frankreich gegen die Feuersbrünste zu thun pflegt.

Unter den Einwohnern herrscht große Verschiedenheit. Die reichen Bürger richten sich ganz nach den Französischen Moden; an den Werktagen gehen die Frauen schwarz, Sonntags aber und an Festen weiß gekleidet. Die, welche von Europäern abstammen, sind meistens von mittlerer Größe, wohlgebaut und recht niedlich. Das schwarze Mäntelchen, welches ihr Gesicht bald bedeckt, bald die Weiße ihres Teints aufmerksamlich hervor; unter ist aber ihre Anzahl sehr gering, denn der größte Theil der Bevölkerung besteht in den untern Klassen, besteht aus farbigen Männern und Frauen.

Zu jeder Tageszeit bieten die Straßen der Stadt einen bunten und lebendigen Anblick dar. Die Bewohner sind nicht jener Art von physischen und moralischen Stumpfsinn unterworfen, der in den tropischen Ländern so gewöhnlich ist; das kommt daher, weil in Veracruz sich Individuen von allen Nationen, Franzosen, Deutsche, Spanier, Italiäner, Engländer und Nord-Amerikaner beständig sind, und in all diesen Fremden, die sich hin und her zerstreuen und mit den Einwohnern vermischen, ist immer eine hinreichende Anzahl beisammen, um in ihrer Landessprache reden zu können. Gewöhnlich sieht man, die Festtage ausgenommen, nur wenig Frauen auf den Straßen umherwandern. Die vornehmeren Damen führen ein sehr zurückgezogenes Leben, sie verlassen ihre Wohnungen nur, um in die Kirche zu gehen, und besuchen weder die Spaziergänge, noch die öffentlichen Lustgärten. Bei den ländlichen Landungen, die alle Sonntage in der Umgegend stattfinden, erscheinen nur farbige Frauen.

Das Spiel ist die vorherrschende Leidenschaft der Mexikaner. In Veracruz wird es bis zur Raserei getrieben. Zwei Meilen von der Stadt ist ein Vergnügungsort, wo sich die Spieler versammeln. Sonntags und Festtags begiebt sich die ganze kaufmännische und finanzielle Aristokratie von Veracruz, denn eine andere giebt es hier nicht, zu Wagen nach jenem Lustschloß. Hier, in der Einsamkeit des Waldes, sinkt so mancher glänzende Wohlstand, die Frucht des Zufalls oder der Anstrengungen vieler Jahre, vor einem Paquet oder Carem-Ace in den Staub; hier wird in einem einzigen Tage der Reiche ins Elend geführt, während der früher ganz Arme einen Reichthum erlangt, der ihn zu Wohlden verhilft. Man nannte mir einen Französischen Kaufmann, der so die Leiter des Glückes und dadurch auch die der Ehrenstellen erklimmte.

Die Deputirten-Kammer von Veracruz (l'Estado libre y soberano) versammelt sich in Xalapa, wo sie während der Dauer der Fieber gegen das gelbe Fieber geschützt ist; aber das Staats-Oberhaupt residirt zu Veracruz mit drei oder vier Infanterie-Regimentern und mehreren Compagnieen Artillerie, ohne die Soldaten mit einzurechnen, die in den Castillos liegen, wo jeden Morgen bei Tagesanbruch und jeden Abend um acht Uhr ein Kanonenschuß ertönt. Der Soldaten sind sehr gut ausgerüstet. Zwei von den Regimentern haben ein ganz vortreffliches Musik-Corps. Der Anzug der Hoboisten ist mit Dolmanischer Pracht ausgestattet. Der Generalstab scheint eine Ehre darin zu suchen, sie mit Aufwand zu kleiden, wie es in Frankreich mit den Tambour-Majors der Fall ist. In der Stadt selbst findet man eine bedeutende Anzahl Kasernen, einen Artillerie-Park, zwei Bomben und Kanonenguß, nebst mehreren gegossenen Kanonen, deren Schaft das Französische Königs-Wappen trägt und aus der Zeit Ludwig's XI herrühren.

Sieben Klöster, von denen die Mehrzahl verödet ist, sind in den verschiedenen Stadt-Vierteln zerstreut. Zuweilen bewohnt ein einziger Mönch in seinem Ordenskleide ganz allein die öfteren Gänge des Klosters. Die Kirchen dieser Klöster, so wie auch die Hauptkirche, sind geräumig, sauber und schön geschmückt, doch kommt man in ihnen sehr wenig Gemälde; sie sind auch fast beständig geschlossen. Nur in der Karwoche versammelt sich Sonn- und Feiertags eine ziemlich bedeutende Anzahl von Gläubigen. Am größten ist das Gedränge während der Messe, bei welcher die Musiker von zwei Regimentern abwechselnd ernste und feierliche Stücke ausführen, die mit der Heiligkeit des Tempels vollkommen übereinstimmen.

Die Gasthäuser sind in sehr mittelmäßigem Zustande, und wer in Veracruz sich nicht wie zu Alvarado auf Tlacotalpan in Verlegenheit wegen ihrer Einkehr; man findet daselbst eine gut eingerichtete Gasthäuser (fondas), wovon mehrere Französische Wirthe haben, bei denen man, für ein oder zwei Piaster täglich, sehr gut lebt. Nachts schläft man auf Gurt-Betten, ohne Matratze und Strohsack, unter einem Gaze-Zelt, pavillon genannt. Ohne diese leichte und durchsichtige Hülle, die aber für die Insektiros unbrauchbar ist, würden diese Insekten jede Nachtruhe unmöglich machen. Oft ist man selbst trotz aller Vorkehrungen nicht im Stande, ein Auge zu schließen, so wird man durch die Stiche und das Summen einiger derselben geplagt, denen es gelungen ist, bis zu dem Lager zu dringen. In jenen Zustande ist es dann höchst drückend, die Wirkung der Nacht auf sine Augenlieder zu fühlen und den Sessno zu hören, der, die Laterne in der einen, die Hellebarde in der anderen Hand, die Stadt durchzieht, und wie die Sentinelle ausruft, wachen und den gewöhnlichen Gruß: Ave Maria purissima, mit wohlklingender und lauter Stimme sprechen, die entmündigenden Worte ertönen läßt: La media de noche, es ist Mitternacht. Preisgend ist es, die dumpfen Stimmen der Schildwachen zu vernehmen, die auf den Wällen Wache halten, und dem bundert Mal wiederholter Furcht, so zu sagen, eine lange Kette von Tönen in der Finsterniß leihet.

Ohne das vomito negro, ohne die Wechselfieber und die Moskos welche Veracruz einer der bildendsten Städte der Welt sey. Seine Lage, vielleicht einzig in ihrer Art, die es für Europa zum unentbehrlichen Kanal macht, um Mexiko mit seinen Natur- und Kunst-Produkten zu versehen, und die Reichthümer des Bodens jener Staaten, deren Haupstadt es ist, verleihen ihm eine hohe Bedeutsamkeit. So lange noch in der Welt der Kunst und Sieg herrscht, wird Veracruz, Abenteurern zu fehlen, die in seinen Mauern den schauerlichen gelben Fieber trotzen und die abnehmende Bevölkerung, die durch die Epidemie mit jedem Jahre verringert wird, neu ersetzen werden. (L. d. P.)

Mannigfaltiges.

— Ebinsfen und Orang-Utangs auf der Insel Borneo. Der Distrikt an der Westküste von Borneo, den diese Kolonisten bewohnen, ist besonders reich an Diamanten und Goldgruben. Ihre Hauptstadt Sinkawan besteht aus einer langen und engen Straße, deren hölzerne Häuser mit Schilf gedeckt sind. Das Gebäude, in welchem der Chinesische Magistrat wohnt, ist, von der Stadt abgesondert und mit einer niedrigen Torf-Mauer umschlossen. Der Malayische Fürst dieser Gegend, welcher den Titel Sultan führt, hat das Monopol des Zinn-Handels; in der Goldminen aber gehören ganz den Chinesen, die den Malayen an Zahl weit übertegen sind. Schon vor einigen Jahren hatten die Chinesen ein so großes Uebergewicht erlangt, daß der Sultan die Holländer einlud, sich hier niederzulassen und ihn zu beschützen. Das Opium-Rauchen ist ein allgemein verbreitetes Laster; es scheint aber dieser Genuß den Malayen noch schiechter zu bekommen, als den Chinesen. — Die Insel Borneo ist schon lange wegen ihrer Orang-Utangs berühmt. Die Eingeborenen versichern, daß diese wilden merkwürdigen Affen über sieben Fuß hoch werden, daß es aber beinahe unmöglich sey, einen erwachsenen Orang-Utang lebendig zu fangen. Der holländische Wundarzt in dem Fort hatte ein junges Thier dieser Art, das man, wenn es in gewisser Entfernung am Boden lag, nur mit Mühe von einem Negerkinde unterscheiden konnte. Es war so hülflos wie ein Kind. (A. L)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 115. Berlin, Freitag den 25. September 1835.

Syrien.

Beirut.

Von Jules Amic.

Beirut ist amphitheatralisch auf einem vom Berge Libanon gebildeten Erdvorsprung erbaut. Volney vergleicht diese Stadt kriegerisch auf eine Festzunge, die sich ungefähr zwei Meilen über die gewöhnliche Ufer-Linie in das Meer hinaus erstrecke. Die terrassenförmigen Gärten, die es von allen Seiten umringen, geben ihm ein eben so malerisches als fantastisches Ansehen; wenn man auf der schmalen Terrasse steht, die seinen kleinen Hafen begränzt, und um sich blickt, so weiß man nicht, was man mehr bewundern soll, den weiten Horizont des Meeres, das sich in Westen und Norden ausdehnt, oder den nahen Horizont der Gebirge, welche die Aussicht nach Osten zu beschränken. Der unansehnliche Divan, der funfzehn Fuß vom Ufer entfernt auf Pfählen erbaut ist, bietet einen köstlichen Standpunkt zur Betrachtung dieses Schauspiels dar, und wenn man zwölf Paras ausgeben will (ein Para ist so viel wie ein Centime) so kann man sich, und zwar auf der Stelle, diesen Genuß noch erhöhen; denn alsdann stehen Schebuck und Nargileh zu unserer Verfügung, und man athmet die wohlthätigen Düfte des Mokka-Kaffee ein.

Auf der eben erwähnten Terrasse bewegen sich beständig eine Masse von Personen, Träger und Handelsleute, Fremde und Eingeborene umher und erschweren jede freie Bewegung; außerdem versperren die Zelte, Baumen noch den Weg mit allen möglichen Waaren und vermehren den allgemeinen Lärm durch ihr bedeutendes Geschrei und ihre heftigen Geberden.

Die Wohnung des Gouverneurs ist nahe beim Zoll-Amte gelegen; sie bildet fast die Ecke der Straße, welche zum Quartier der Franken hinaufführt und die als Haupt-Verbindung mit dem übrigen Theil der Stadt dient, wo Gassen und unregelmäßige Durchgänge, wunderliche Häuser, die meistentheils ihre Fenster an ihren Außenseite haben, Basare, die theils wie Rotunden, theils wie Galerieen gebaut sind, und zwei oder drei schlechte Moscheen keineswegs der Vorstellung genügen, die man sich von der Ausschiffung davon gemacht hat. Ungeachtet dieses dürftigen Aussehens, ungeachtet des sittlichen Verfalls einiger Plätze und der Verlassenheit mancher Gebäude, herrscht jedoch überall ein Anstrich von Wohlhabenheit und Sauberkeit, den man in den anderen Handelsplätzen der Levante vermißt, und der den Reisenden in der bevölkerten Beziehung des Wohlbehagens und des persönlichen Interesses betriedigt.

Die Einwohner von Beirut schrinen das Joch der Ottomannischen Herrschaft mit vielem Muthe zu ertragen. Alle betreiben den Waarenhandel oder den Geldwucher mit derselben Thätigkeit, ja, mit derselben Leidenschaft, die man in den nördlichen Ländern dabei an den Tag legt, und die Gesundheit, deren sie sich erfreuen, beweist deutlicher als Alles, was man sonst aussprechen könnte, wie reichlich sie die Bedürfnisse des materiellen Lebens befriedigen können. Diese Bedürfnisse sind freilich in dem gesunden Klima Syriens nicht eben sehr zahlreich, und sorglos verstreicht das Leben für einfache und ungelehrte Menschen, deren ganzes Wissen darin besteht, ihre gegenseitigen Geschmittel zu kennen, denen nicht einmal ihr eigenes Land und daher noch viel weniger der übrige Theil der Erde bekannt ist, die ihr Ohr den Mittheilungen der Reisenden verschließen und nicht begreifen können, daß Paris bevölkerter als ihre Stadt sey.

In einem Orte, wo man nur die Todesfälle, niemals aber die Geburten einträgt, wo man sich um die Zahl der Fremden, die ankommen und abreisen, gar nicht bekümmert, ist es seriich schwer, die Summe der Bevölkerung anzugeben; wenn man aber die von Beirut auf sechshundert Seelen anschlägt, so könnte der Irrthum, wenn sa einer stattfände, nur in der Uebertreibung der Zahl liegen.

An der Tracht kann man nicht immer die Eingeborenen einer Stadt erkennen, vorzüglich wenn die Bevölkerung derselben aus verschiedenen Menschenracen besteht, die alle ihre ursprünglichen Eigenheiten und Kleidungen beibehalten haben. In Beirut jedoch wird auch der ungeübteste Beobachter die Städter sehr bald von den Fremden unterscheiden können. Seine Aufmerksamkeit, zuerst angezogen von einigen Aegyptern, welche man sogleich erkennt, und von Europäischen Schiffsvolk, welches seine Bommwollen-, Indigo-, Zimmet- oder Seiden-Ladungen an Bord schafft, wird bald durch den Anblick kräftiger Männer gefesselt, deren orthetische Formen wie im Relief aus der gleichförmigrem Masse der Menge hervortreten. Das sind die Maroniten und die Drusen, durch deren Vermittelung der ganze auswärtige Handel betrieben wird, und die ihr Leben damit zubringen, außer den Produkten ihrer Berge noch Lebensmittel aller Art aus Damaskus, dieser zweiten Niederlage der Indischen Reichthümer, herbeizuschaffen.

Beirut gehörte lange Zeit den Druſen, welche, unter der Anführung tapferer und geschickter Fürsten, ihrer Emire, sich so brav gegen die wiederholten Angriffe der Türken vertheidigten. So gezogen, daß sie in unmittelbarer Verbindung mit dem Centrum ihres Gebietes stand, bot diese Stadt als Meereshafen den Bergbewohnern alles Nöthige dar, um ihre Waaren nach Aegypten, für welches sie größtentheils bestimmt waren, überzuschiffen, und um von dort die Tausch-Artikel zu beziehen. Die Maroniten, deren Interessen ganz dieselben waren, und die, wenn es galt, die Armeen des Sultans zu bekämpfen, immer auf der Seite ihrer Nachbarn fochten, unterstützten kräftig den Widerstand der Druſen und theilten die daraus hervorgehenden Vortheile mit denselben. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gerieth Beirut in die Gewalt seiner Feinde. Was ihnen durch die Waffen nicht gelungen war, gelang durch Bestechung, denn die Stadt wurde 1763 von einem gewissen Dschezzar übergeben, der zum Lohn für seinen Verrath nachher das Gouvernement von St. Jean d'Acre erhielt, auf welchem Posten er so viel Grausamkeiten beging, daß man noch jetzt davon erzählt; diese wichtige Erdenrung öffnete den Türken die Thore des Gebirges, und die Schwierigkeiten, die ihr Muth nicht zu besiegen vermochte, waren dadurch auf einmal beseitigt.

Die Druſen und ihre Verbündeten beherrschen, um zu leben, Verbindungen nach Außen; sie mußten die Besitzungen der Türken einnehmen oder zinspflichtig, einen Tribut zu zahlen, um auf diese Weise als Unterthanen einen Ort wieder zu betreten, dessen Herren sie gewesen waren. Seit dieser Zeit hat der Handel sehr gelitten, und wenn er jetzt an Lebhaftigkeit wieder etwas zu gewinnen scheint, so liegt die Ursache davon weniger an dem guten Einvernehmen zwischen dem Sieger und dem Besiegten, als an dem schlechten Zustande aller anderen Küsten-Häfen. Beirut hat jetzt an St. Jean d'Acre, an Saida und Tripoli keine Nebenbuhler mehr; der Aufregrund seiner Bucht ist für die Schiffe weniger gefährlich, als der dieser anderen Handelsplätze, und das reicht hin, um ihm den Vorzug zu geben. Doch hat die Erlaubniß, zu kaufen und zu verkaufen wie in den Tagen ihres Glücks, nicht allen Bergbewohnern gleich lockend geschienen, so daß die Anzahl der Maroniten, welche die Stadt besuchen, viel größer als die der Druſen ist, welche, von Natur stolzer und freiheitsliebender, für ihre alte Industrie nicht mehr denselben Eifer hegen, wie zur Zeit des Emir Fakreddin, dieses durch seinen langen Aufenthalt am Hofe der Medicis berühmten Fürsten, von wo er aber eine Neigung zur Trägheit mitbrachte, die seinen Vorgängern ganz fremd war. Nach seiner Rückkehr aus Italien verschönte Fakreddin die Stadt Beirut durch verschiedene merkwürdige Monumente, von denen man noch spricht, die aber gänzlich verschwunden sind, sey es nun, daß der Sultan Amurat IV., der mit ihm Krieg führte, auf einen solchen Glanz eifersüchtig, sie bis auf die geringsten Spuren zerstörte, oder daß die Leichtigkeit solcher nur zur Pracht aufgeführten Gebäude sie nicht zwei Jahrhunderte hindurch erhielt.

Ein anderer eben so mächtiger Beweggrund, wie der, Geld zu gewinnen, zieht noch außerdem die Maroniten nach Beirut, nämlich die Freiheit, mit der sie hier alle christliche Religions-Uebungen verrichten können. Obgleich in ihrem Lande jedes Dorf, jeder Weiler mit einer Kirche versehen ist, so ziehen es viele unter ihnen doch vor, in der Stadt die Messe zu hören und ihre Andacht zu verrichten, weil sie sich einbilden, dabei noch ein Verdienst mehr zu haben, nämlich das, den Muhamedanern zu trotzen; doch dürfen diese Letzteren sie gar nicht daran verhindern, weil das Kloster der Maroniten vom Groß-Sultan bestätigt und unter den unmittelbaren Schutz Frankreichs gestellt ist, wie alle ihm zinsbare Klöster Palästinas. Aber der auf diese Weise gegen die Verordnungen der Türken gesicherte kirchliche Friede ist es leider nicht gegen die Anmaßungen der Europäer, die zu Beirut sehr selten in Einigkeit leben; und oft schon ward der Gottesdienst durch diejenigen unterbrochen, die eigentlich berufen wären, seiner ungestörte Ausübung zu sichern. Während meiner Anwesenheit in Syrien fand ein großes Aergernitz durch die Schuld des Italiänischen Konsuls statt, der es sich aus eigener Machtvollkommenheit einfallen ließ, unserem Repräsentanten den Vorrang bei den kirchlichen Feierlichkeiten streitig zu machen.

In Ottomannischen Reiche, das aus so vielen verschiedenen Nationen besteht, bekleiden die Türken alle öffentliche Aemter; ihnen allein steht die Militair-Carriere offen, von der alle Privilegien ausgehen, und die Civil-Verwaltung, die allen Ehrgeiz an sich reißt. Durch das Eroberungsrecht Herren einer unermeßlichen Fläche Landes, haben sie

Digitized by Google

das Monopol für sich zum Prinzip und zur Bedingung ihrer Existenz gemacht. In Syrien zum Beispiel wird ihnen diese Verfahrungsweise durch ihre Stellung selbst geboten. Ohne die Maroniten und die Druſen, die zwei ganz besondere mit Schonung behandelte Rayen auswachten, zu rechnen, sind dort alle Küsten-Städte mit schismatischen oder katholischen Christen und mit einer großen Anzahl Juden und Koptern bevölkert, die man mit dem allgemeinen Namen Rajas, d. h. Unterthanen, bezeichnet. Die Mitglieder des privilegirten Türkischen Volksstammes sind deshalb aber nicht so zahlreich wie in Klein-Asien, dessenungeachtet aber ändern sie kein bemerkbares Zeichen von Furcht, ihr Sicherheits-Gefühl scheint im Gegentheil mit ihrer numerischen Schwäche sich zu vergrößern; in Beirut wie in Damask, in Damask wie in Stambul, sind die Bedrückungen und Plackereien noch immer nach demselben Maaß des Despotismus und der Habgier zugeschnitten. In den Augen der Muselmänner sind die Christen und Juden, warum weiß die allgemeiner verbreitet sind, nicht weniger unwürdig, für Menschen zu gelten. Und diese Verachtung der Rajas ist nicht so grundlos, wie gewisse Vertheidiger des Christenthums gern behaupten möchten; denn wenn man auch zugiebt, daß durch eine unanständige und systematische Verfolgung Verderbniß und Laster in den Herzen der Opfer sich einnisten mußten, so lassen sich doch Proben des gänzlichen Mangels jedes Gefühls von Würde und Muth anführen, vorzüglich unter jener dritten Klasse von Christen, die man Levantinen nennt, und die den Türken und Rajas gleich sehr zuwider sind.

Levantine heißt jeden in der Levante geborene Individuum, wenn es von Europäischen Aeltern oder doch Europäischen Ursprungs ist. Der Levantine kann Franzose, Engländer, Russe, Deutscher, Spanier oder Italiäner seyn. Er gleicht dem Kreolen in des Kolonien, mit dem Unterschiede, daß er weniger klerisch hat, eitel zu seyn, und weniger Gelegenheit, seine Eitelkeit auszuüben. Da der Handel so ziemlich der einzige Weg zum Glück ist, der ihm offen steht, so nimmt er sich sehr bemerkbar, und seine eigenthümliche Stellung, die ihn mit allen in mehreren Sprachen Geläufigkeit verschafft, giebt ihm einen bedeutenden Vortheil über die gewöhnlichen Kaufleute. Er kann in der Türkei zu keinem Besitzthum gelangen, daher bekümmert er sich auch nicht um die Gesetze und Gebräuche der Türkei; er beachtet selbst die charakteristischen Merkmale ihrer Sitten nicht, und dadurch wird die Scheidewand, die ihn von den Muhamedanern trennt, um immer schroffer.

Der Levantine, der in Beirut die Geschäfte eines Konsuls verseh, stammte aus Spanien und war alle eigentlichen ein Europäer; mit diesem Amte ist zwar keine Besoldung verbunden, doch ist es von großer Wichtigkeit wegen der Verbindungen und Mittel, welche es denjenigen an die Hand giebt, die es bekleiden; daher bewerben sich auch die christlichen Unterthanen vorzüglich darum. So genoß der Agent in Beirut zugleich die Vortheile des Kaufmanns und die Vorzüge des Staatsmanns. Da er aber über Alles gewinnsüchtig war, so schien ihm dieses doppelte Geschäft nicht hinreichend, und er betrieb noch das eines Wechslers, oder, besser gesagt, das eines Pfandleihers; auch verschmähte er nicht, in seinen Muße-Stunden den Kranken des Landes Hülfe zu bringen, wofür er sich aber immer im Voraus bezahlen ließ. Die Eigenschaft als Arzt, die er sich zugelegt hatte, erhöhte sicherlich ganz besonders sein Ansehen unter den Syriern, welche die Zähigkeit, Krankheiten zu heilen, bloß denen zutrauen, die nur sieben Monate im mütterlichen Schooß gruhht, oder auch dem ersten besten Europäischen Abenteurer, der Hut und Kleidung nach Fränkischem Schnitt trägt. Das Hauptmittel dieser dieser Hippokrate, das er gegen jede Krankheit anwandte, bestand in einer Aufstochung von Hühnereiern, die in seiner Gegenwart gepaßt werden mußten; die Hühner eignete er sich dann jedesmal zu.

Andereseits zog seine entehrende Gewinnsucht dem Agenten den Tadel und die Verachtung aller Europäer der Stadt zu. Doch das kümmerte den Spanier sehr wenig, daß er so schmählich von Allen verlassen und vermieden wurde; denn er sah die, welche sich ihm übertegen blukten, beständig in Streit mit einander und durch aller jener kleinen Bestrebungslichkeiten, die man gewöhnlich unter Menschen sieht, sich in Barbaren-Ländern aufhalten, das Leben erleichtern und sicherer machen. In Beirut geht es noch anders zu, wie in gewissen kleinen Städten unserer Provinzen in Frankreich; außer der niedrigen Scheelsucht, der einzigen Beschäftigung müßiger Leute, findet sich hier noch etwas Anderes, etwas Mächtigeres und Unwiderstehlicheres vor: man haßt die, welche man beneidet, und beneidet die, welche man haßt; mit einem Wort, man fühlt sich zur Abneigung oder zu Nächsten angereizt. Die Muhamedaner selbst sind diesem Einflusse unterworfen, wie eine in ihrer Art einzige Erscheinung in der Türkei ist; sie leiden von den Wirkungen desselben, trotz ihrer ausgemachten Liebe zur Ruhe und trotz der sternen Discretion, die sie sonst gegen alle Privat-Angelegenheiten beobachten.

(Schluß folgt.)

E n g l a n d.

Tales of the Ramadhan. (Morgenländische Erzählungen.) Von J. A. St. John. 3 Bde. 12. London, 1835.

Die Aehnlichkeit der vorliegenden Erzählungen mit den bekannten der „Tausend und eine Nacht" springt in die Augen, greeicht aber dem Werke keineswegs zum Nachtheil. Der Rahmen, in dem die einzelnen Gemälde zu einem Ganzen zusammengefaßt sind, erscheint passend und zweckmäßig gewählt. Der Ritter stellt sich selbst als Türken dar, um mit den Domanlie zu Kabira in Verkehrung zu kommen, mit denen er die Nächte des Monats Ramadhan in gebeimen und verbotenen Belustigungen mit Frauen, die ihren Männern untreu werden, und mit leichtfertigen Tänzerinnen bei Wein, Gelage und allerlei Verganzungen zubringt. Die Berichte von diesen Bachanalien weichen auffallend von den gewöhnlich verbreiteten Ansichten über die Enthaltsamkeit und die Fasten während des genannten Monats ab. Bei Angabe der verschiedenen Belustigungen kommt der Verfasser auf die orientalische Weise auf den echt orientalischen Hang, den Erzählungen Anderer mit Aufmerksamkeit zuzuhören; unser Autor hat die in den vorliegenden drei Bänden enthaltenen Geschichten zum Theil auf Augenpriese Zahlen bekommen, zum Theil aber selbst erfunden und reich ausgeschmückt. Ueber den Charakter der orientalischen Geschichtserzählung im Allgemeinen giebt uns Lrtif Effendi, einer der Domanlie, einige nähere Auskunft.

„Ich bin Türke", sagt er, „die gebildetsten Personen in Lande und sind in der That als unsere vorzüglichsten Gelehrten betrachtet werden. Auserdem, daß sie in unserer Literatur, zu der sie zuweilen selbst schätzbare Beiträge liefern, äußerst bewandert sind, berechnen sie den Umfang ihrer Kenntnisse und Erfahrungen beständig durch Reisen und den vielfältigsten Umgang mit ihren Nebenmenschen. Dazu kommt noch der besondere Stachel des Ehrgeizes und der wetteifernden Nebenbuhlerschaft auf ihrer Karriere, um nichts zu sagen von der Liebe zum Studium, der bei solchen Männern immer in einem sehr geringeren Reizmittel ist, als man gewöhnlich annimmt. Daher genießen sie auch in ihren meinen einer besonderen Achtung in der Gesellschaft, und die ausgezeichneteren Meister unter ihnen begleiten oft unsere Fürsten auf den Jagen, um sie in den Zwischenstunden zu unterhalten und zu erheitern. Abu Timsah, gegenwärtig der erste Geschichtserzähler in Kabira, befand sich während des Krieges mit den Wechabiten in dem Zelte des Tussun-Pascha, und zwar wurde er mehr als dessen Rath und Freund, denn als ein zur Belustigung dienender Mann behandelt. Ich habe während du ihn, wenn du einmal seine zusammenstrebenden schwarzbraune Zwergaeschalt zu sehen bekämest, gewiß einen ersten Blick schon für einen gewissen Pottenreißer erkennen."

Diese Geschichtserzähler wissen ihren Stil immer dem besonderen Charakter und dem Geschmack ihrer Zuhörer anzuwassen, so daß eine Erzählung, die die Türken bestimmt ist, ein ganz anderes Aussehen hat, als eine für Araber abgefaßte, eben so wie die des Polaktes von der in den Kaffeehäusern Londons vorgetragenen sich in mehr als einzelnen Punkten. Die für die Biebaceni-Araber geschrieben ist und ungefähr den ersten Band ausfüllt, bietet keine zur Mittheilung geeignete Proben dar; eher die zunächst sich anschließende Zwischenerzählung vor dem sogenannten „Pest-Doktor" enthält ein merkwürdiges Gemälde von mehreren unterschiedlichen Hinrichtungen, die in Folge einer Verschwörung zu Kabira stattfanden. Die Scene wird von einer Augenzeugin (Amie, der Tänzrin) folgendermaßen beschrieben.

„Am mittelsten nach Sonnenuntergang folgte ich dem Befehle Ibrahim, auf dessen Veranlassung ich einen blauen Feldah-Rock anlegte und meine Haarlocken unter einem breiten rothen Turban verbarg. Wir gingen fort, indem uns zwei oder drei seiner Bedienten mit Fackeln vorangingen. Als wir an der Thür des Gefängnisses angekommen waren, klopfte man an und wurden sogleich in ein geräumiges dunkles Zimmer eingelassen, das rings umher mit großen schweren Schlüsseln, Schwertern, Patronen, Pistolen, Musketen und anderen Waffen behangen war. Eine kleine Lampe war einzige Licht in dem Zimmer, das mir trübe genug auf den weiten Raum und seine Bewohner, die, auf den Boden kauernd, mit einer Schebuck im Munde und den Rauchwolken umgeben, von Zeit zu Zeit in dumpfen Tönen, gleich dem unterdrückten Murmeln einer Hyäne, einander anredeten. Sie erwiderten den Salam (Gruß) des Wali (Polizei-Agas) mit einem erzwungenen Anschein von Höflichkeit, aber ohne von ihren Matten aufzustehen, und sodann folgten die Unterhaltung wieder fort. Ich habe nie ein erbärmlicheres Skelett gesehen. Unsere Kleidung, geb und roth, mit gekrümmten Nasen, kleinen Augen und eingebogener Stirn, schienen sie die brutale Dummheit des Nilpferdes mit der Feigheit und Verächtheit des Krokodills zu verbinden, und wenn sie sprachen oder lachten, glich es dem heiseren Gekrächze eines Raben, der über ein Aas sich herabstürzt. Der Weil, der noch Jemanden zu erwarten schien, hielt unterdeß auf einer Tapete in einiger Entfernung von ihnen mit, während wir, nämlich Ibrahim und sein Diener, in der Nähe der Thür stehen blieben. Mein Auge war nicht im Stande, sich von dieser schen Gruppe abzuwenden, deren ungebeurte Scheußlichkeit mich fesselte. Ein Mann unter ihnen zog besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Er war fast von gigantischer Statur, aber außerordentlich mißgestaltet, gleichsam als wäre er aus den Gliedern und Beuchstrücken verschiedener Körper zusammengesetzt, die durch das Feuer zu der Zwietracht selber an einander gebalten wären; und wenn er aufstand und durch das Zimmer ging, so sah er gespenstisch aus. Er erschütterten mich seine schreckliche Bewegungen und der dentale Ausdruck seiner Haltung hergestalt, daß ich nur mit Mühe eine Aeußerung meines lauten Widerwillens unterdrücken konnte. „Wallah, Dekhan", sagte hierauf einer seiner Genossen zu ihm, „es wird heute Nacht nichts für Dich zu thun geben. Der Khaya hat wahrscheinlich getrunken wie ein Kefir und darüber seine Zusage vergessen."

„„Bunth!"" erwiderte Jener, gemzend wie eine Bestie: „„der Teufel, daß er nicht kommen werde! Der Khaya ergötzt sich eher an einem blutstriefenden Schädel, als an einem Becher mit frischem Wein."

„Hu!" versetzte der Andere. „„Ich sage Dir"", rief darauf der mißgestaltete Riese aus, in dem ich bald den Nachrichter kennen lernte, „„Du bist ein Narr. Hast Du nicht bemerkt, als ich am letzten Abend meinen Dienst verrichtete, wie ihm da seine Augen vor Freude funkelten, wie er mir freundlich zunickte und in Zeichen zu mir redete — eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs! Und als ich die Köpfe in meinem Schooß hielt, nahm er sie mir nicht einem in seine Hand und betrachtete sie, mir vielleich die Schnurrbärte gekräuselt und von Zeit zu Zeit sie sinnierten durchdrückt waren?"" „Ei, ei, Dekhan. Du und der Khaya. Ihr habt, gleich Monkir und Nekir,*) Euer Wohlgefallen daran, die unmenschlichen Köpfe klutten zu sehen. Aber, was ist's, daß Jener heute Abend zurückhält? — Die Stunde ist bereits verfloss!" „„O, seine

*) Bekanntlich die Dämonen des Grabes.

Digitized by Google

mein Feld, er ist nur immer darauf bedacht, mit meine Bequemlichkeit zu laffen, und er will gewiß, daß ich heute Abend noch eine Pfeife ausrauche, bevor ich den Dienst Assat's verrichte.“ Bei diesen Worten pochte er laut ans Thor, daß der Hall gewöhnlichen Begrüßungen führte sie zur Nachrichter in Begleitung seiner Henkersknechte zu den Zellen der Gefangenen. Das Herz schien mir im Leibe zu erstarren, als ich hier die langen gewölbten Gänge und die düsteren Höfe durchstreifte, über die knarrenden Treppen hinaufstieg, die zu denjenigen Verschwerden führten, welche an demselben Abend für ihre begangenen Verbrechen büßen sollten. Endlich kamen wir nach einer kleinen offenen Terrasse, oder vielmehr nach dem Gerichtshofe auf dem Dache des Gefängnisses, wo Kiaya sich auf einem kleinen Divan niederließ, unter welchem Baldachin von Matteweerk stand. Vier Gerichtsdiener nahmen, je zwei auf einer Seite, Platz mit Fackeln in den Händen, und Ortdan, der Nachrichter, kauerte, mit brutaler Hintansetzung alles Anstandes, auf eine Matte in einem Winkel des Saales nieder, wo er mit dem Griffe eines gewichtigen Degens spielte, den er wie einen Herzensfreund zu umarmen und zu liebkosen schien. Der Weli schrieb, bloß in Begleitung seiner eigenen Dienerschaft, nach den Zellen der Delinquenten hin, um sich persönlich zu vergewissern, ob der Kiaya in einer ihm selbst überreichten Liste namhaft gemacht hatte.“

Einer von diesen wird gerufen; Aimé, die sich von ihrer Ohnmacht ein wenig erholt hatte, fährt fort: —

„Ich vernahm ein Geräusch, wie wenn Männer draußen mit einander kämpften, und als ich vorwärts hinblickte, sah ich die Polizei-Beamten, die einen Türken fortzogen, der mit aller Gewalt mit ihnen rang. Der Weli, der sein Amt mit Ruhe und Würde zu verwalten wußte, ersuchte ihn gütlich, nachzugeben, indem er ihm erklärte, daß ihm seine Auflehnungen doch nichts helfen könnten, daß er allein nichts gegen die Gewalt ausrichten würde, die der Polizei zu Gebote stände, und indem er hinzufügte, daß durch ein hartes, aber unwiderrufliches Geschick seine Stunde bereits geschlagen, daß sein Name aus dem Buche des Lebens gestrichen sey. Auf diese Ermahnung ging er Türke daß einige Schritte vorwärts, allein die Liebe zum Leben überwältige ihn in einem Augenblicke wieder, und er fing an, den neuen Kampf mit verdoppelter Kraft zu beginnen. — „Mein Sohn!“, sagte hierauf der Weli, „ich handle hier kraft meines Amtes, das mir höherer Seits übertragen wurde. Vermehre daher nicht meine Qual; denn ich bin gesandt, Dich vor den Engel des Todes vorzuladen. Ich würde mich herzlich freuen, die gute Nachrichten, Friede und langes Leben zu bringen; allein was vermag ich! Ist nicht mein Haupt selbst der Verfügung des Paschas unterworfen?“ — „O! Weli!“, erwiderte der junge Mann, „der Tod ist bitter! und ich habe kaum erst das Leben gekostet. Ueberdies, was habe ich denn gethan? Einzig und allein in einem Schmause, wobei ich keine andere Absicht hatte, als mich zu belustigen, geriethe ich zufällig in die Gemeinschaft von Menschen, von denen es heißt, daß sie sich gegen Seine Hoheit verschworen haben; wären Jene aber auch wirklich schuldig, so habe ich doch kein Theil an ihrem Vergehen. Rette mich Aga, ich bitte Dich; oder zum wenigsten laß meine Hinrichtung noch aufschieben. In ein oder zwei Tagen wird vielleicht Seine Hoheit meine Unschuld selbst entdecken!“ Darauf antwortete der Weli: „„Gott ist gerecht; ich wollte gern Deine Bitte gewähren, es ist nur in meiner Macht stände. Allein siehe, hier ist die Liste. Ist nicht Dein Name darin verzeichnet, mein Sohn?“ — „O Gott!“ rief der junge Mann aus, „meine Augen sind trübe — ich kann nichts sehen. Laß die Lampe näher bringen.“ — „„Halt, Kefir!““ schrie hier einer der Araber in voller Wuth: „„welche Tollheit hat Dich Elender, ergriffen? Warum hast Du hier das Papier verbrannt?““ — Der Weli versetzte hierauf in einem Anfalle milden Ernst, „„Sohn, ich strafe, Deine Klagen will ich nicht anhören. Aber ich will es dem Kiaya wissen affen. Geh' Tarjut, demachrichtige Seine Excellenz von dem, was hier vorgefallen.“ Der Gerichtsdiener eilte sogleich zum Vice-Gouverneur, und während dieser Zeit pochte mein Herz aus Besorgniß für den jungen Mann. Niemand gab einen Laut von sich; die Lunge war zu schwach, um die Angst des Angeschuldigten auszudrücken, und der Weli, der den Charakter des Bey's kannte, war zu gefühlvoll, um irgend eine grundlose Hoffnung zu erregen. Endlich hörte man einen lauten Schrei, den eilende Fußtritte folgten. Von Furcht und Entsetzen getrieben, verbrach ich mich in einen Winkel der Zelle und log hier still, während mein Ohr auf jeden vorübergehenden Laut aufmerkte. „Weli“, rief der Kiaya in einem erbitterten Tone aus, „woher kommt dies Schrezen mit meiner Autorität? Achtet man mich so gering, daß man sich meinen Befehlen auf solche Weise zu widersetzen wagt? Wenn Seine Hoheit dies hören sollte, wäre sein Polizei-Aga nicht selbst in Gefahr gerathen?“ — „„O, Excellenz ist im Irrthum““, erwiderte hierauf der Weli mit Würde. „„Mein Haupt ist grau geworden in Dienste Seiner Hoheit, und noch habe ich keinen Tadel erhalten wegen irgend eines Akts der Humanität. In Gegentheil, wäre Mohammed Ali hier gegenwärtig, er würde vielleicht mit Beifall belohnen, was Sie, Excellenz, verdammt. Er hat unendlige und unbezwingliche Köpfe zu regieren, und es ist zuweilen nöthig, daß das Schwert gezogen werde; allein er ist auch nicht abgeneigt, zu verzeihen, und vor allen Dingen sieht er es feine Sorge sein, den Unschuldigen nicht mit dem Schuldigen zu vermischen.“ — „Bei dem Prophéten!“ rief der Kiaya aus, „ist es etwa Neues. Sollen wir uns etwa in der Ausübung unserer Pflicht von einem Polizei-Aga, von einem Fellah, hindern lassen?“ — „„O, Excellenz!““, erwiederte der Weli, „„wissen nicht, was Sie sagen. Ich bin ein Araber-Kiaya, aber kein Fellah, und während Ihre Gedanken in den Wüsten der rohen Barbarei hausen, ist mein Gemüth mit den Wahrheiten des Ein el Islam beschäftigt. Wenn ich wider meine Pflicht gefehlt habe, so mag ich meine Entlassung aus den Händen Sw. Excellenz empfangen; aber ich werde dann auch die Sache im Divan von Alexandrien zur Sprache zu bringen wissen.“ — „Ich entlasse Dich nicht“, erwiderte Jener, „aber steh' Dich nur vor, daß Du den Lauf der Justiz nicht hemmest.“ — „„Aber, der junge Mann bekennet seine Unschuld, Kiaya. Die Justiz hat nur den Schuldigen zu bestrafen.““ — „Jene Memme“, versetzte der Kiaya, „ist muschuldig, wenn es zur Bestrafung kommt. Derdan, vollziehe Deine Pflicht!“ Der junge Mann, welcher bisher geschwiegen hatte, da er sah, daß der Weli gerufen sey, ihn zu retten, brach nunmehr in die lebensich stechenden Klagen und Bitten aus. Er fürchtete nicht, wir er sagte, zu sterben, aber er habe kein Verbrechen begangen — er sey das einzige Kind seiner Aeltern, deren Leben mit dem seinigen eng verknüpft wäre — er habe gehofft, durch treue Dienste gegen den Pascha einst die Stütze seines Hauses zu werden — seine Familie würde nun durch das unglück gänzlich zu Grunde gerichtet, und hiergu fügte er noch die unerträglichen Qualen seiner jetzigen Umstände, die er in seinem wilden Schmerze fürchtig beschrieb. Aber der Kiaya, ohne sich auch nur auf die geringste Antwort einzulassen, gab dem Nachrichter Befehl, sogleich die Exekution zu vollziehen. Ich höre es, wie der junge Mann gebunden und auf den Todesblock hingelegt wurde, während er immer noch ernsthaft zu Gott und den Menschen flehte; ich höre oder vielmehr fühle an allen meinen von Schauder ergriffenen Gliedern den dumpfen Schlag des Henkers, das Abspringen des Kopfes und das Hervorrichten des Blutes aus dem Rumpfe, das unterdrückte schauderhafte Klagegeschrei der Araber, die in den Augenblicken eben so menschlich als tapfer sind, so wie den plötzlichen Ausbruch des Kiaya, der den Ort verließ, ohne auch nur ein Wort zu äußern. Hierauf kroch ich dann selbst, mehr todt als lebendig, aus meinem Schlupfwinkel hervor, mischte mich unter die Dienerschaft des Weli und entkam auf diese Weise aus der Wohnung des Schreckens und des Grauels.“

Aus der nächstfolgenden Erzählung „der Pest-Doktor“ thrilen wir einen Auszug mit, der uns weniger lebendig scheint. Sie ist

„Der Doktor“, heißt es, „fing an, allmälig bei den Personen vom höchsten Range zu Rathe gezogen zu werden, wenn sie oder ihre Familie an irgend einem schwer zu heilenden Uebel litten, wobei sie jedoch die ihm durch ihre Zuziehung erwiesene Ehre als hinreichende Belohnung für seine Bemühungen betrachteten, indem sie ihm selten eine andere zu Theil werden ließen. Die am häufigsten vorkommenden Krankheitsfälle waren: verunreinigende Träume, Liebe, Melancholie, die zu große Schwäche der Gliedern, Ungen Geschmack und zu hoher Hitze. Da einige von diesen Uebeln ihrer Natur nach keine besondere Heilmittel zuließen, so bot Abu Nubman allen Scharfsinn auf, um seine Patienten zu überreden, daß sie vollkommen gesund und munter seyen; nur die Sklaven bewiesen, wenn er ihnen auf's bestimmteste versicherte, daß sie keinen Hunger hätten, einen äußerst hohen Grad von Unglaubigkeit, indem sie aller seiner erhabenen Beredsamkeit Trotz boten. Die alten und schwachen Leute hingegen, denen er Kompliments machte, hinsichtlich ihrer Gesundheit und ihrer jugendlichen Munterkeit, nahmen dadurch in der That von einer Last von vierzig Jahren auf einmal befreit zu fühlen, sie stutzten sogleich ihre Bärte wieder auf, vergrößerten ihre Harems und schrieben dem Arzte einen seltenen Schatz von Weisheit zu. Ein Umstand jedoch wirkte nachtheilig auf den Ruf unserer Abu Nubman, nämlich der, daß er in Folge seiner zu großen Jugend wenig oder gar keinen Bart hatte — denn vermittelst dieses wichtigen Appendixes hätte er, wie die Leute, die mehr bald by mit Kenntniß und Erfahrung belohnen als er, die glücklichen Carrièren gemacht. Da jedoch sollte, wie Rabbi Abraham ihm verschierte, bald sein Kinn bedecken und seine Stirn nach Anstand runzeln, und mit dieser tröstenden Aussicht war unser Arzt sehr wohl zufrieden.“

In dem zweiten Bande finden wir den „Perl-Händler“, in der Art wie „Sindad des Seemanns Auflug in fremde Länder“; ferner „Badaram Geuri“, eine Persische Geschichte, und endlich noch eine heitre Erzählung von einem heftigen Zwiste zwischen Verehrern von Bigier und den Bobylen. Der dritte Band interessirt besonders wegen der Abenteuer und Liebesgeschichten, die unser Pseudo-Heros selbst bei seinen Freunden in Kabira erlebt. Er enthält außerdem noch die Erzählungen von 1) Manzur und der Prinzessin Sitara, 2) von dem „Gebet-Kinde“, 3) von der Prinzessin von Damaskus, und 4) von dem Phantom-Kamel. Die zweite dieser Erzählungen ist (wofern sie wirklich auf einer alten Sage beruht) die Quelle des „Kaufmanns von Venedig“; zum Beweis hier der Stoff. Ein Jude der Vater einer bildschönen Tochter, den Kontrakt, in dem er das Ausschneiden des Fleisches als Buße ausbedingt, mit demjenigen stipulirt, der Jene heirathet. Die dritte Erzählung ist in der Manier des Boccaz abgefaßt; endlich die letzte ist in dem Style von „Armida's Zauber-Garten“ geschrieben. Die erste, nämlich „Manzur“, ist die originellste von allen und hat zum Gegenstande eine völlig organisirte Räuber- und Diebesbande, Herami genannt, deren Hauptmann Manzur ist, welcher es zuletzt dahin bringt, daß er die Tochter des Chalifen zur Frau erhält.

Bibliographie.

The Rev. T. H. Newman's sermons. (Predigten von Newman.) Bd. I. 10½ Sh.

Instructions and regulations for field battery exercises etc. (Anweisungen und Vorschriften für die Exercitien der Feld-Batterien und für die Manöver des Königlichen Artillerie-Regiments.) 4 Sh.

Instructions etc. (Anweisungen und Vorschriften für die Exercitien und Manöver der Königlichen reitenden Artillerie.) 12½ Sh.

A treatise on hydrocephalus. (Abhandlung über den Wasserkopf oder über das Wasser im Gehirn.) Von W. Griffith. 3½ Sh.

Evolution. (Macht und Wirkung der Zahlen.) Von Thomas Smith. 5 Sh.

Smith's Chairman and Speaker. (Präsident und Sprecher; von Smith.) 1 Sh.

Digitized by Google

An address to the archbishops etc. (Adresse an die Erzbischöfe und Bischöfe über die innere Kirchenzucht.) Von einem Unter-Pfarrer. 1½ Sh.

Süd-Amerika.

Die Erdbeben in den Anden.

Die Frequenz der Erderschütterungen im südlichen Amerika hat alle Reisenden mit Staunen erfüllt. Kaum daß man einige Jahre in den Anden verweilen kann, ohne irgend einer traurigen Katastrophe beizuwohnen, die durch Erdstöße herbeigeführet wird; volkreiche Städte werden von Grund aus zerstört; Waldströme stocken in ihrem Laufe; Seen vertrocknen, während andere in Gegenden, wo es nie dergleichen gegeben, plötzlich zum Vorschein kommen; heftige Ausbrüche, wie z. B. der von Pava de Pelileo, begraben 25,000 Menschen.

Man muß in einer der vornehmsten Städte auf den Cordilleras ein gewaltiges Erdbeben mit erlebt haben, wenn man sich von dem moralischen Zustande der Bevölkerung in solchen Perioden eines plötzlichen allgemeinen Schreckens eine deutliche Vorstellung machen will. Die ertägliche Exaltation geht alsdann nicht selten in Bakchsinn über.

In der Nacht vom 16. zum 17. Juni 1826, als jenes fürchterliche Erdbeben in Oben-Granada, auf einem Flächenraum von mehr als 30,000 Quadrat-Meilen, erschütterte, war es ein Jammer, die Einwohner von Santa Fé de Bogota zu sehen. Auf den Straßen und öffentlichen Plätzen begegnete man Plünnern und Frauen, die mit lauter und vernehmlicher Stimme ihre Sünden beichteten; unbeichtete Kinder fanden wieder Aeltern, die sie dahin vertannt hatten; längst gestorbenes Gut wurde seinen Eigenthümer zurückgestellt. Einen unvergeßlichen Eindruck machte die mit Andacht betete Menge, und schauderergreifend war das allgemeine Klaggeschrei, es oft eine neue Undulation sich verspürten ließ. Während dieser Nacht der Trübsal war ich mit ganzer Seele bei meinen meteorologischen Beobachtungen; allein es geschah an einem abgelegenen Orte, weil der Physiker seine Instrumente nicht immer ungestraft konsultieren kann, wenn er von einem unwissenden und abergläubischen Haufen umgeben ist.

Der meteorologische Zustand der Atmosphäre war übrigens wie gewöhnlich; die stündlichen Variationen des Barometeres, die in den Tropenländern so regelmäßig sind, folgten einander ohne Unterbrechung; aber das beständige Oszillieren der Magnetnadel zeigte, daß der Erdboden in fast anhaltender Bewegung war, obgleich nur diejenigen Stöße, welche die Gebäude erschütterten, allgemein bemerkt wurden.

Während dieses Erdbebens hatte keiner der Vulkane Neu-Granada's eine Eruption gehabt. Dieser Umstand ist oft wieder vorgekommen; es weiß zwar, daß in Gegenden des Innern, die von den unter von starken Erderschütterungen begleitet sind; auch ist mir wohl bekannt, daß in Amerika, wenn der Cotopaxi, der Tunguragua, der Cumbal ihre feurigen Materien ausswerfen, das ungeheure Erdreich bedeutend erschüttert wird. Allein die merkwürdigsten Erdbeben der Neuen Welt, die, welche die Städte Cataruanga, Rio-Bamba, Honda, Caracas, Laguayra, Merida, Barquisimeto u. s. w. vernichteten und mehr als 100,000 Menschen tödteten, waren von keiner vulkanischen Eruption vulkanischen Eruption begleitet. Das mit einer Eruption zusammenhangende Schwanken des Bodens ist gleichsam lokal, während ein Erdbeben, das, wenigstens dem Anscheine nach, mit keiner vulkanischen Eruption zusammenhängt, ungleichlich weit sich fortpflanzt; in Fällen dieser Art hat man beobachtet, daß die Erdstöße vorzugsweise den Meeresketten folgen. Das Erdbeben, welches 1812 Caracas verwüstete, zog die östliche Kunden-Kette entlang, auf welcher Lage es alle in dieser Richtung liegende Städte wie Kartenhäuser umstürzte.

Ich sie wienen Theil möchte die meisten Erdbeben in den Anden auf Einstürze (éboulemens) im Innern dieser Berge zurückführen. Wermuthlich besteht das Relief der Anden aus Bruchstücken von jeder Dimension, die über einander getürmt sind. Die trachytische Masse, welche nahe dem Aequator die Basis der Cordilleren bildet, wurde anfange zerbröckelt und kann in diesem fragmentarischen Zustande ungeheurer Beeb aufgehäuft.

Die inneren Bewegungen, welche in den fragmentaeischen Massen einer Bergkette vor sich gehen, müssen die Höhe der erhabensten Pits allmälig zu vermindern streben. So bewahrt die Indianische Sage die Erinnerung an den Einsturz des berühmten Berges Kapak-Urku, der bei Rio Bamba sich erhebt.. Ursprünglich war dieser Berg, wie schon sein Name sagt, das Haupt, der Erhabenste unter allen Bergen, die mit dem Aequator gränzen. Ein Erdbeben, bei der ersten Epoche der Entdeckung Amerika's fällt, ließ den oberen Theil einstürzen, und bruttzutage ist der Kapak-Urku weit niedriger als der Chimborasso. Die trachytischen Fragmente, welche den konischen Gipfel dieses berühmten Berges bildeten, sind heutiges Tages in der Ebene zerstreut, und diese Bergtrümmer können uns übergezogen, daß die hohen Zinnen der Anden aus über einander gethürmten Felsstücken gebildet sind.

Verschiedene Umstände machen es wahrscheinlich, daß die Höhe der Cordilleras im Abnehmen ist. Noch vor einem Jahrhundert war die Linie des Gnaguapichincha mit Schnee bedeckt; jetzt bemerkt man schon seit geraumer Zeit auf diesem Gipfel keinen Schnee mehr. — Vor beinahe 30 Jahren wurde die Höhe des Vulkans Puracé, bei Popayan, durch Caldas bestimmt. Ich habe diesen Vulkan 1832 wieder gemessen und eine geringere Höhe gefunden, als jener unglückliche Gelehrte. Diese Differenz könnte in fehlerhafter Beobachtung ihren Grund haben; allein die Bewohner von Popayan bemerkten mir, daß die untere Schneegränze des Puracé stufenweise sich erhebe. Dies kann aber nur aus zwei Gründen geschehen: entweder, weil die mittlere Temperatur der Gegend wärmer, oder, weil der schneebedeckte Berg niedriger wird. Das Letztere ist viel wahrscheinlicher, weil man gar keinen Grund hat, eine gesteigerte Temperatur anzunehmen.

Das allmälige Einsinken sehr hoher Berge ist im Grunde gar keine vernunftwidrige Annahme. Die vollkommen konstatirte allmälige Erhöhung des befestigten Erdreichs in Skandinavien, eine Erhöhung, die gleichsam just hendes vor sich geht, hat weit mehr Wahrscheinlichkeit für den Beobachter.

Eine Folgerung aus meiner Hypothese wäre die, daß Erdbeben in einer Bergkette von neuerer Entstehung um so häufiger sein müßten. Ich kenne Europa nicht so genau, daß ich mich selbst übergezogen könnte, ob einige den Erdbeben unterworfene Berge dieses Weltheils in ihrer Höhe eine Modification erlitten haben. Von dem Besuv scheint dies einstweilen ausgemacht, da Humboldt diesen Vulkan im Jahre 1822 ungefähr 30 Meter niedriger gefunden hat, als im Jahre 1804. (Annales de Physique.)

Mannigfaltiges.

— Napoleon und das Spanische Volk. Vorneulich — sagt Graf Toreno — Einzelne den Plänen Napoleon's mißtrauten, so glaubten doch die Meisten, in ihm eine kräftige Stütze der Spanischen Nation und einen aufrichtigen Verschlüger des neuen Thronerbes zu sehen. Die verrätherische Bestnahme der Festungen und andere zweideutige Handlungen gab man den inneren Ränken Don Manuel Godoy's Schuld, oder hielt sie für gerechte Vorsichts-Maßregeln des Franzosen-Kaisers. Solche Urtheile dürfen uns nicht Wunder nehmen in einem Lande, welchem die Mittel der Oeffentlichkeit und des freien geistigen Verkehrs entzogen sind, wodurch der Aktionsmann in Meinungen bestimmt und gefestigt werden kann. Die Verschwörung von Escoiquiz hatte man in der Nähe; Napoleon sah man auf der Feine, und so erschien er in dem Glanze seiner erstaunlichen Thaten, seiner wunderbaren Erfolge. Die Zeitschriften Spaniens, oder vielmehr die erbärmlichen Gazeta de Madrid, das Echo Französischer Blätter, und einige andere, die in den Banden der Censur schmachteten, beschrieben Napoleon's Erfolge und würzten sie nach dem Geschmacke dessen, der dieselbst und zunächst der Pyrenäen allmächtig herrschte. (Spanische Revolution de Espanha.)

— Aletische Mißgriffen. Die neueste Nummer der Aletischen Zeitung Tekwimi Wekaji erzählt unter der Rubrik Wunderthier (gharaib) folgende beglaubigte Fakta: Zu Aidin ist vor kurzem ein Lamm auf die Welt gekommen, das zwei Mäuler und auf jeder Maulzeil zwei Zähne hat; in Gisteldissar aber hat ein Hund das Tageslicht erblickt, der mit sieben Beinen versehen ist, von denen vier zur Rechten und drei zur Linken stehen. Am 3ten des Tage des diesjährigen Festes, um 11 Uhr Vormittags, ist ein Jüdischen Pilger, der sich in Mekka eingeschrieben, über seine Ufer, und zerstörte außer drei steinernen und sieben hölzernen Brücken über 70 Häuser und 10 Gerbereien, die an rechten und linken Ufer lagen, sammt den darin befindlichen Mobilien und Vorräthen. Das fünf bis sechs Monat alte Kind eines gewissen Ebnstio wurde sammt der Wiege, in der es schlief, mit fortgeschwemmt. Am nächsten Tage fand man selbiges gesund und wohlbehalten an einer Stelle, die von dem Orte, wo es verschwand, eine Stunde Weges entfernt war und wo die Wiege sich niedergelassen hatte!

— Die Stadt Callabaugh am Indus. Diese Stadt verdient wohl eine besondere Beschreibung. Der Indus wird hier durch Berge eingeengt, die an beiden Ufern schroff abschießen. Länge ihrer Basis hat man einen Weg gebauen, der aber so schmal ist, daß ein Kameel mit einer bedeutenden Last ihn passieren kann. Ueber beide Pässe hängt nun die Stadt am Felsen, und zwar so, daß jedes Haus stehe, die Straßen senken sich wie Babylonische Stockwerke auf einander geführt, und die Einwohner müssten auf die platten Dächer ihrer Häuser steigen, um in eine höher liegende Parallel-Straße zu gelangen. Indem wir unten vorbeigingen, sahen wir in schwindelnder Höhe Reiter und Ställe, aus denen Weiber und Kinder guckten. Der ernähnte schmale Weg ist ganz in Salzstein gebauen, am Fuße von Salzhügeln. die an einigen Stellen mehr denn hundert Fuß über den Indus ragen. Salz ist hart, und soll gut sein. Es würde dem Krystall gleichen, wäre es nicht an manchen Stellen roth gefärbet und gestärkt. Hin und wieder sprudeln Salzquellen aus dem Fuß der Felsen und überziehen den Boden mit einer glänzend weißen Kruste. Der ganze Boden, besonders in der Nähe der Stadt, ist salzhaltig, und dieser Umstand sowohl als die bizarre Schönheit der Salzsteine, der tiefe und klare Strom des Indus und die felsigte Enge der Gasse machen einen wunderbaren Eindruck. Wir blieben eine Woche lang gebeaucht, um uns an Callabaugh satt zu sehen, allein es drohte Negen, und wenn der Strom in dieser Gegend sein Bette überschritt, so blieb uns kein anderes Schicksal als der nasseste Tod. (E. I. A.)

— Das Federvieh in Ostindien. In den Wäldern von Behar und Bengalen giebt es keine Fasanen; wohl aber findet man sie an den Gränzen von Pätan, von Tschittagong (in Arakan), und weiter hinaus gegen Ava. In Nepal, jenseits Gorakpur, sind sie gemein und schön, besonders der Gold-Fasan, der Glanz-Fasan, der gesprenkelte, der azurne und der braune Argus-ähnige. Es giebt auch verschiedene Sorten Pfauen, worunter weiße, graue und schwarze; dieses Geflügel ist so über ganz Indien verbreitet, daß man schwerlich einen Wald antreffen wird, in dem nicht ganze Schaaren von Pfauen hausen. Sie werden öfter, wie bei den alten Römern, verspeist, jedoch nur von Indo-Briten. Obgleich aber ein Pfauen-Braten ein wohlverlattigen Geschmack bei Kasanen mit der Saftigkeit des Puters verbindet, so kommt er doch gegen die Köstlichkeit des Floricken gar nicht in Betracht. (Scenes of Hindostan.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 116. Berlin, Montag den 28. September 1835.

England.

Geschichte und gegenwärtiger Standpunkt der Kochkunst.

Herr Henrion de Pensey, vormals Präsident des Cassations-Hofes, ein Staats-Beamter, auf den Frankreich mit größtem Rechte stolz seyn darf, äußerte sich einst in Gegenwart der Herren Koplace, Chaptal und Berthollet auf folgende, diese Herren allerdings etwas perplex machende Weise: „Ich halte die Entdeckung einer neuen Speise für ein weit interessanteres Ereigniß, als die Entdeckung eines neuen Sternes; denn wir haben zu jeder Zeit Sterne genug, allein wir können niemals zu vielerlei Speisen haben; und ich werde mich nie davon überzeugen, daß die Wissenschaften unter uns in gebührender Achtung stehen, bevor ich in der ersten Klasse des Instituts einen Koch sputzen sehe." Dieser weise Spruch soll das Motto zu unserem gegenwärtigen Artikel seyn.

Machen wir mit Homer den Anfang. Die gelehrte Madame Dacier hat scharfsinnig bemerkt, daß in keinem der homerischen Gesänge von gekochtem Fleische die Rede sey; bei allen Gelagen, die der Griechische Dichterfürst schildert, ist die pièce de résistance ein Braten am Spieße; woraus man wohl mit Grund schließen darf, daß die Griechen damals noch keine tonerstellen Töpfe machen konnten. Diese Entdeckung soll erst aus Aegypten zu ihnen gekommen seyn; aber jedenfalls machten sie sich dieselbe bald zu Nutze. Namentlich müssen die Athener in der Gastronomie den übrigen Griechen eben so vorgeleuchtet haben, wie heutzutage die Franzosen den übrigen Europa. Den besten Beweis für diese Behauptung haben wir an dem Umstande, daß die Gelehrten ein didaktisches Gedicht über die Gastronomie von Archestratus, einem vertrauten Freunde eines der Söhne des Perikles, abgefaßt, zu den schätzbarsten der verlorenen gegangenen Werke des klassischen Alterthums rechnen. „Dieser große Schriftsteller", sagt Athenäus, „hatte Meer und Erde durchwandert, um die wohlschmeckendsten Produkte kennen zu lernen. Er forschte auf seinen Reisen nicht etwa nach den Sitten der Völker, sondern nur nach ihren Speisen; er begnügte sich nicht, — sondern er besuchte die Laboratorien, in welchen die Delikatessen der Tafel bereitet werden, und suchte nur den Umgang solcher Leute, die sich auf Kochkunst verstanden. Sein Gedicht ist ein wahrer Schatz von Gelehrsamkeit, jeder Vers eine Vorschrift."

Diese erzalterten Anerkennungen muß man mit etwas Salz einnehmen; betrachten wir die sehr dürftige Natur-Weisheit damaliger Zeit, so will es uns durchaus recht in den Kopf, daß Archestratus einen so gewaltigen Schutz von Regeln der Kochkunst gesammelt haben sollte. Wie dem nun sey, jedenfalls haben die Römer das Beste von der Griechischen Kochkunst nach Rom verpflanzt; aber diese Weltbezwinger konzentrirten in ihrer Hauptstadt auch die gastronomischen Genüsse einer Welt, und ihre Gastmähler waren mehr üppig und kostbar, als ausgesucht und köstlich. Das einzige Verdienst eines Gerichtes, welches aus dem Hirne von fünfhundert Pfauen oder den Zungen von fünfhundert Nachtigallen bestand, muß seine Theure gewesen seyn. Auch können wir keinen großen Respekt vor Epikuräern haben, die eine so sinnliche und unbredoffene Passion wählten, wie das Liegen bei Tische. Wie mußten diese Leute ihre langen Bärte und Toga's beschelen, während sie die Speisen ohne Gabeln zum Munde brachten, — denn Gabeln sind offenbar eine moderne Erfindung, da man in den Ruinen von Herculanum keine vorgefunden hat — und wir singen sie es gar an, um zu trinken, wenn sie auch dann in dieser Position blieben?

Es scheint übrigens eine ausgemachte Sache, daß die Bereitung der Speisen die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Römer auf sich gezogen hat, obgleich nur eines von ihren gastronomischen Werken bis zu uns gekommen ist. Es führt den Titel Apicius, jenem feinen Kenner zu Ehren, der anderthalb Millionen Pfund (nach Engl. Gelder) seinen Gaumen kostete, weil ihm nur noch 50,000 Pfund übrig gelassen waren, aus Furcht, vor Hunger sterben zu müssen, sich selbst entleibte.

Die Periode, welche den Untergang des Römischen Reiches und einen großen Theil des Mittelalters begreift, war der edlen Kochkunst sehr ungünstig. Karl der Große nahm zwar, wie aus seinen Kapitularien erhellt, ein warmes persönliches Interesse an der Verwaltung seiner Küche; und ein oder zwei Jahrhunderte später sollen die Normannen in Sachen des feinen Geschmackes die erste Nation gewesen seyn; die wahre Wiederherstellung der Kochkunst aber verdanken wir dem Lande, das auch die Wissenschaften von neuem ins Leben rief — ich meine Italien. Wir wissen nicht genau, nm welche Zeit man dort wieder mit Erfolg zu kochen begann; aber den liberalsten Schutz fand die Gastronomie bei den kaufmännischen Herzogen von Florenz, und Frankreich lernte die ersten Anfangsgründe dieser Wissenschaft von den gelehrten Männern, welche die Medizäerin Katharina nach Paris begleiteten. Es findet sich eine merkwürdige Stelle in Montaigne, aus der wir ersehen, daß die Italiänischen Köche ihren Beruf sehr zu würdigen verstanden, und daß ihre Ansicht von der Küche den Franzosen noch neu war.

„Ich habe", erzählt Montaigne, „einen der Künstler gesehen, die im Dienste des Kardinals Caraffa gestanden hatten. Er diskutirte über diese science de gueule mit einer Gravität und einer Magister-Miene, als spräche er von irgend einem wichtigen Punkte in der Theologie. Er erklärte mir die verschiedenen Arten des Appetits, z. B. den, welchen man nüchtern verspürt, und den, welcher nach dem ersten, zweiten, dritten Gerichte sich einfindet — die Methoden, ihn zu reizen oder ihn zu befriedigen — die Politik der Saucen, erst im Allgemeinen und dann in besonderer Rücksicht auf ihre Ingredienzien und Wirkungen — die Verschiedenheit der Salade nach den Jahrezeiten, und die Art, sie zu schmücken, damit sie erfreulich aussehen. — Und alles dies war mit so hochtönenden, prächtigen Worten vorgetragen, wie man sie etwa anwenden, wenn man von Staats-Angelegenheiten spricht."

Wir haben guten Grund, zu glauben, daß die Kochkunst damals auch in England vorgeschritten war; denn der Kardinal Caumpeggio, einer der Päpstlichen Legaten, die mit Heinrich VIII. wegen seiner Scheidung von Katharinen unterhandelten, verfaßte einen Bericht über den Zustand der Englischen Kochkunst in Vergleichung mit der Italiänischen und Französischen, vermuthlich nach dem ausdrücklichen Wunsche Seiner Heiligkeit. Uebrigens war Heinrich ein liberaler Schutzherr kulinarischer Talente; einst entzückte ihn der Geschmack einer neuen Art Pudding in solchem Grade, daß er dem Erfinder ein Rittergut schenkte.

Ungebrene Poetischrite machte die Kochkunst unter Ludwig XIV.; der Name seines berühmten maitre d'hôtel, Bechamel, des Erfinders unsterblicher Saucen, wird eben sowohl auf die Nachwelt übergehen, wie die Namen Herschel und Volta. Und wer kennt nicht Lendes maitre d'hôtel, den unvergeßlichen Vatel, der sich selbst entleibte, weil die Seefische einst ein paar Stunden zu spät gebracht wurden! Großer Vatel, du hast bewiesen, daß der Fanatismus der Ehre eben so wohl in der Küche als im Feldlager bestehen kann!

Auch der Fürst Soubise hatte einen vortrefflichen Koch, einen Mann von rich wissenschaftlichem Takte, mit richtigen und liberalen Begriffen von Küchen-Ausgaben. Sein Herr bemerkte ihm eines Tages, er wolle ein Abendessen geben, und verlange einen Küchenzettel. Der Koch überreichte ihm seinen Ueberschlag, und der erste Artikel, der dem Prinzen in die Augen fiel, waren: „funfzig Schinken." „„Was zum Henker!"" sprach Soubise, „„seyd Ihr von Sinnen? Wollt Ihr mein ganzes Regiment traktiren?"" „Nein, gnädiger Herr! Nur Einer wird als Gericht auf die Tafel kommen; die übrigen sind mir nicht weniger nothwendig zu meiner Expalsie, meinen Blonden, meinen Garnirungen u. s. w." „„Bertrand, Ihr zieht mir die Haut ab! Dieser Artikel muß gestrichen werden."" „O, gnädiger Herr, wie wenig kennen Sie die Hülfsquellen unserer Kunst! Bestehen Sie nur, und ich werde diese funfzig Schinken, die Sie verdutzt machen, alsjammt in ein Fläschchen stecken, das nicht größer seyn soll, als mein Daumen." Was konnte man dagegen einwenden? Der Prinz nickte, und der Artikel ging durch.

Werfen wir jetzt einen Blick auf England. — Der Zustand der Kochkunst unter Karl II. ist durch die Namen der Herren Chiffinch und Chaubert grmzlam bezeichnet, deren Geschicklichkeit und seinem Geschmack Walter Scott in seinem „Peveril vom Peak" ein vollgültiges Zeugniß giebt. Königin Anna, die gichtbehaftete Königin aller Gutschmecker, die den berühmten Lister, einen der Herausgeber des Apicius, zu ihrem Leibarzte hatte, brachte die höhere Kochkunst in großen Flor. Bekanntlich ist eine Art Pudding nach ihrem Namen genannt. Seitdem aber die Braunschweiger aus Ruder kamen, wurde eine Manier eingeführt, die uns mit dem wahren Zwecke der Kunst im Widerspruch zu stehen scheint.

„Der einzige unserer Mode-Artikel", sagt Horace Walpole, „in dem wir die Natur mit reiner Objektivität wiedergeben, sind unsere Desserts. Seit langer Zeit giebt es keine Gelées, keine Biscuits, Zucker-Erbsen und Crême mehr; dafür aber Harlekins, Gondoliere, Türken, Chinesen und Schäferinnen aus Meißner Porzellan. Diese verringerten Dinge hat man jedoch bald für zu bedeutungslos gehalten, und jetzt servirt man noch lieber ganze Wiesen mit Vieh aus demselben zerbrechlichen Material, ganze Tempel von Zucker oder Gerstenzucker, kleine Neptune

Digitized by Google

in Muscheln, die über Dessert auf Spiegelglas oder Silberstoff dahingleiten u. s. w. Selbst gigantische Figuren aus Konfekt sehen hier auf dieser oder jener Tafel zur Schau gestellt, und ein berühmter Konditor (der des Lord Aldermanic) beklagte sich bitterlich darüber, daß sein Herr die Decke des Speisesaals nicht demoliren lassen wollte, um dem achtzehn Fuß hohen Entremet aus Göttern und Göttinnen, das er (der Konditor) so künstlich und mühsam fabrizirt hatte, Eingang zu verschaffen. „Imaginez vous“, rief er aus, „que Milord n'a pas voulu faire ôter le plafond!“

Glücklicher Weise sind es dieselben und jenseits des Kanals noch Leute, welche die Kunst auch anderen Zwecken dienen ließen, als der bloßen Eitelkeit; unter diesen nahm der Herzog-Regent von Orleans einen ehrenvollen Platz ein. Seine kleinen Soupers gaben dem Schauplatz derselben eine noch fortdauernde Berühmtheit, so daß jener Franzose nicht unrecht hatte, der einem Fremden in einem entfernten Theile Europens, welcher ihn fragte, wo der Weg nach Paris ginge, folgenden Bescheid gab: „Monsieur, ce chemin-là vous conduira au Palais Royal.“ Ludwig XV., dieser Mann des sinnlichen Genusses, war auch den Freuden der Tafel hold, die, wie irgend Jemand scharfsinnig bemerkt hat, mit allen übrigen Genüssen beamentet und für den Verlust der übrigen uns schadlos halten. Man weiß allgemein, daß die Ladies volantes unter seinen Augen erfunden wurden.

Ludwig XVI. soll seine Tafel etwas vernachlässigt haben, und vielleicht war dieser Fehler eine der zahlreichen Ursachen seines Unterganges; denn Johnson bemerkt sehr richtig, daß sinnliches Leben und Tafel gleichschältig ist, auch in anderen Dingen leichtsinnig zu denken pflegt. Bei Ludwig XVI. war aber diese Fahrlässigkeit mit nichts zu entschuldigen, weil der große Ude, eine Zeitlang wenigstens, zu den Mitgliedern seines Hofbalts gehörte. Ludwig XVIII. (den wir gleich anreihen, um die Bourbonen zusammenzufassen) war ein Gastronom erster Sorte und hatte den Duc d'Escar zu seinem Küchenmeister, einen Mann, dessen Glücke Lauffahrten Verdienst nicht ganz die Wage hielten. Er stand in unerschütterlich darüber, daß kein Gericht nach ihm benannt worden war, obschon er sein ganzes Leben der Kochkunst gewidmet hatte. Wenn seine besten Freunde ihn empfindlich kränken wollten, so brauchten sie nur des neun à la Béchamel zu gedenken. Er behauptete, Béchamel sei an dieser Erfindung so unschuldig gewesen, wie an jeder anderen; allein so gehe es nun einmal auf Erden zu!

Die Revolution, welche so manchen Schlemmer und Gutschmecker um seinen Hals brachte, ging somit auch der edeln Kochkunst hart zu Leibe. Wir denken hier nicht bloß an die Tafeln der Noblesse mit ihren ganzen Aufbau von Rittern und Abbé's, sondern vornehmlich an die der Financiers, welche von ihren unrechtlich erworbenen Gütern einen so ruhmwürdigen Gebrauch machten, daß gastronomische Philosophen beinahe ihren Ursprung darüber vergaßen. Welch eine Fülle angenehmer Erinnerungen steigt sich an die diesen Verbindung eines Gerichtes à la Financière! Diese Gerichte wurden nachmals durch die unvermeidlichen Folgen der Ereignisse, die ihnen vorhergingen, geworden waren, wieder zu Ehren gebracht. Die talent- und geschmackvollen Emporkömmlinge unter der Kaiser-Herrschaft bewährten sich insofern als gute Substitute der Financiers. Zu den Gastfreiheiten von dieser Pilze-Brut gehörte Cambacérès, zweiter Konsul unter der Republik und Erzkanzler unter dem Kaiserthum, der nie zurück, daß die Sorgen der Regierung seine Kaiserfamilie von dem „grand objet de sa vie“ ablenkten. Als Cambacérès einst in einer Berathung mit Napoleon — deren Gegenstand, wie man glaubt, das Schicksal des Herzogs von Enghien war — die Zeit des Diners verstimmt hatte, daß er um Erlaubniß, die Konferenz abbrechen zu dürfen, und schickte, ob er sich selbst auf den Weg machte, durch einen Eilboten folgendes Billet an seinen Koch: „Sauvez les entremets — les entrées sont perdues.“ Obgleich die Kaiserliche Küche nicht so glänzend wie seine vorherige war, so muß man doch auf der anderen Seite einräumen, daß sie die Küche von manchem Vorurtheil erlöste und ihre Hülfsquellen sehr vermehrte. Pièces de résistance, sagt Lady Morgan auf Carême's Autorität, kamen mit dem National-Konvent ins Haben; Kartoffeln wurden unter der Herrschaft des Terrorismus en nature! abgeliefert; und von der Zeit des Direktoriums datirt sich das Theeirinken in Frankreich. Eine Lady Morgan'sche Anekdote, welche jenen Behauptungen, wenn sie sagen, daß nur ein Haus in Paris (die Gebrüder Robert) das heilige Feuer der Französischen Küche aus den Revolutionsstürmen gerettet, Lügen strafen. Um diesen Irrthum gründlich zu widerlegen, geben wir die folgende Stelle von den bedeutendsten Veränderungen, welche die Revolution bewerkstelligt hat. Diese Veränderung gleicht auf ein Haar derjenigen, welche durch allgemeinere Verbreitung des Wissens in die Literatur bewirkt worden ist.

Es war eine Zeit, in welcher der Schriftsteller einen Schutzherrn fast eben so nöthig hatte, als einen Bereleger; und so lange diese Zeit des Autichambrirens und der Patronatschaft dauerte, seufzte ein schöpferischer Geist unter den bettelnmmendsten Fesseln. Jetzt haben Umstände, deren besonders Auseinandersetzung nicht hierher gehört, das Feld der Unterhaltungen erweitert, und literarische Männer wissen von keinem anderen Patron mehr als vom Publikum. Eben so hat die Revolution auf die Kochkunst gewirkt. Denn seit der Revolution datirt sich, wo nicht die Existenz, doch wenigstens die große Ausbreitung eines Etablissements, das jetzt der größte Ruhm der Pariser ist — ihre Restaurationen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Eternal life. (Das ewige Leben oder Offenbarungen des Buch Moses.) Von dem Geistlichen J. Elliot. 4½ Sh.

Some account of the writings and opinions etc. (Einiges über die Schriften und Meinungen des Clemens von Alexandrien.) Von John, Bischof von Lincoln. 12 Sh.

Sermons. (Dogmatische und praktische Predigten, im Landsade gehalten.) Von R. W. Jelf, Erzieher des Prinzen Georg von Cumberland. 9½ Sh.

The Concordance of the new Testament. (Die Concordanz des Neuen Testamentes.) Von W. K. Hannay. 2 Sh.

Syrien.

Beirut.

(Schluß.)

Nachdem wir den äußeren Anblick von Beirut beschrieben, nach dem wir das Hervorstechendste im Charakter seiner gemischten Bevölkerung angeführt haben, müssen wir noch von den Unterhaltungen sprechen, die es darbietet, so wie von den sehr annehmlichen Beziehungen, welche in unseren Augen den Aufenthalt daselbst erwünscht machen.

Das animalische Leben ist in Beirut, Dank der natürlichen Lage, begünstigt des Bodens und der spekulativen Industrie, welche ihre Erzeugnisse dem Kaufleute, ganz vorzüglich. Die für die Existenz unentbehrlichen Nahrungsmittel sind im Ueberfluß vorhanden; die, welche weniger nöthig und im Orient eigentlich nur Luxus sind, findet man fast ebenfalls vor, und zwar nicht spärlich. Von diesen letzteren verbrauch das Volk sehr wenig, denn es ist gewiß das mäßigste der Erde, und Reis und Datteln sind seine eigentliche Nahrung; der die verhältnißmäßig wesentheit Europäischer Konsuln, so wie der Aufenthalt von Reisenden, welche sich von den Mühseligkeiten einer stürmischen Ueberfahrt von einem beschwerlichen Gebirgsmarsche erholen wollen, erklären hinlänglich die Einführung ausgesuchterer und kräftigerer Lebensmittel. In jenen Gegenden siehen, außer den Zwiebeln, alle unsere Küchengewächse. Vielleicht wird man die Kartoffeln bald dort kennen lernen, wo ein Französischer Konsumun sie in seinem Garten mit Erfolg in der Umgegend von Leipzig anbaute, welches nur drei Tagereisen von Beirut entfernt ist. Für diese Entdeckungen wird man aber durch einen Ueberfluß in ausgesuchteren Früchte entschädigt, die meistentheils sehr wenig oder gar nicht in Europa bekannt sind. Die Orangen, die süßen und bitten Citronen, die Granaten, die Karuben, die Bananen und Datteln wie den hinreichen, unsere Birnen, Aepfel, Aprikosen (die zwar auch in Syrien gegessen und von den Reisenden Büschmäsch genannt werden, aber alle aus den Gärten von Damast kommen), so selbst unsere Pfirschen zu ersetzen, wenn nicht schon die Gebirgs-Weintrauben allein die diese nördlichen Fruchtgaben ausstechen. Eine verschiedenartige, und den Lokalitäten mehr passirte Temperatur, recht daselbst die Weinstöcke der Küstenstriche früher, als die der hochgelegenen Gegenden. Jetzo Reisende findet eine neue Reinette statt, um die Laufe eines Tages folgt sich die vielerlei Trauben schon der, welche man abschneidet. Binnen der Maulbeerstaude, kömmt selbst die Eigenschaften, die man zu jenen Weinbildlichen beilegte. Die Rebenstöcke, die sie tragen, die Syrien, verglaubt auf den Bergen von Antiochia und Laodicea wächst, wird von weiten geschätzt. Der Markt von Beirut ist fast immer mit Weintrauben versehen, und wenn gleich die verschiedenen Arten derselben nicht garantirt sind, so ist doch die geringste Sorte um so viel besser, als unsre Tafeltrauben-Wein, wie dieser wieder den Sorbone übertrifft.

Indessen weiß Jeder, wie sehr die Weine des Libanons selber geschätzt werden. Der zwischen Sidon und Sachsaya bezieht, dünkt dem Cypre-Wein der Konnenstuhrer, mit dem er sich nicht se lange. Dieser Fehler würde aber zweifelsohne verschwinden, wenn die Kirche, die ja jetzt anfangen, sich zu civilisiren, einen Handel treiben wollte, der ihnen durch den Koran untersagt ist. Sie werden aber die Reben den Maronniten die Fabrication des Weins überlassen, weil sie dieselben nicht daran verbinden können, und diese werden damit fortfahren, wie bisher, einen Wein zu machen, der ungenießbar ist, wenn er selbst irgend einen Grad von Güte besitzt, wenn er sich nicht so

rdnten führend, seinen individuellen Widerwillen dagegen auf die schlechte Qualität derselben schob. Wahrscheinlich würde er bald seine Ansichten geändert haben, hätte man ihm in Frankreich die weißen Weine von Zug oder die rothen von Bucharai vorgesetzt, die er in ihrer Heimath verachtete.

Durch die Muhamedaner wird das reichste Land der Erde, das unter Europäischer Oobut so herrlich gedeihen würde, ganz zu Grunde gerichtet. Die Welt hat weder von den Türken, noch von den Arabern etwas zu erwarten, und wenn wir nach der Stadt, die vor uns liegt, athmen wollen, so thäte es der ganzen Erhalten und ungleichartigen Masse des Syrischen Volkes, um sich wieder zu erheben, Noth, zu einer einzigen Nation verschmolzen zu werden, der gleiche Interessen hegte und nach einem gleichen Ziele strebte.

Wie groß nun auch das Bedauern sey, welches ein solcher Zustand der Dinge einflößt, so dürfte doch Beirut, wie es durch seiner klimatischen jungen und neuen Kriege geworden ist, nach immer Reize genug, den Fremden anzuziehen und ihn zu fesseln. Hier thumt naher, weil die Natur unermüdet Wohlthaten spendet, welche die Hand des Menschen nicht zerstören, und Wortheile, die seine Laune nicht vernichten kann. Diese Vorzüge und Segnungen bestehen hier in der bewundernswürdigen Lage der Häuser, die alle eine Aussicht auf's Meer haben, in der zufälligen Gestaltung eines ergiebigen Bodens, der gegen die Streifereien der Beduinen und gegen die veränderliche Temperatur des Winde durch sich selbst geschützt ist, in der Fülle und in der unschädlichen ausgesprochen Beschaffenheit, die Jeden vor den Anfällen der Wechselfieber bewahrt, die so gewöhnlich in den nahgelegenen Städten sind, wo sie von Zeit zu Zeit grassiren. Mehrere Reisende behaupten, daß diese Krankheiten seit der Zeit gänzlich aus Beirut verschwunden seyen, wo auf Befehl des Emir Fakredin auf den die Stadt beherrschenden Anhöhen ein großes Fichten-Gehölz angepflanzt wurde.

Wenn man die Wechselfälle der Vergangenheit ertragen hat, die der Handel eines sehr besuchten Hafens sie Jahrmann darbietet, wenn man den allgemeinen Genuß zweifler Vorrechte, die man den Bewohnern der Konsulin verdankt, in Erwägung zieht, so wird man begreifen, wie es kömmt, daß sich eine so große Anzahl morgenländischer Ehristen hier zusammendrängt, und daß viele von ihnen den Entschluß fassen, sich hier mit ihren Familien anzusiedeln.

Die Verfassungen und Vergnügungen steigern sich sie sie nun so mehr, je größere Mühe sie sie leitet, je reger der Beobachtungsgeist ist, der sie beseelt, und je fähiger sie sind, die Schätzbarkeit des Ästatischen Müßiggangs ganz zu genießen.

Sie können, ohne ihren Ansenthalt zu verändern, die Sitten von wehr als zwanzig Nationen studiren und den Typus eben so vieler verschiedenen Racen mit einander vergleichen; sie können die Syrischen Mittelschulen, auf das glänzlichste gefördert, und nach den neuen Mauern der jetzigen Stadt die Gränzen der ehemaligen berechnen, welche die reichen Republiken Tyrus und Sidon (Sur und Sad, die an der Küste zwischen Beirut und St. Jean d'Acre liegen) an Bevölkerheit überlraf. Sie können auch den Geheimnissen der Natur nachspüren und ihre Schöpfungen befragen, denn selten wird sich anderswo eine so unvermischte Wolfserfülle, eine so lange Bergkette vor Augen, seitem den Fortschritt eine so freistige Gelegenheit darbieten.

Leider aber sind dem Leben der Europäer, so wie dem der Asiaten hier gleiche Schranken gesetzt; alle sind denselben Krankheiten unterworfen, alle können von der Pest befallen werden, dieser Gesandtin des Todes, die oft so furchtbare Niederlagen anrichtet.

Ich habe die Pest genannt; dieses einzige Wort zerstört vielleicht in den Augen zaghafter Personen alles Anziehende des eben entworfenen Bildes. Sie würden aber im Irrthum seyn, denn diese Plage, die zwar zuweilen in Syrien selbst entspringt, weitestendeils aber aus Aegypten und Klein-Asien dort eingeschleppt wird, wüthet in Beirut mit weniger Heftigkeit als in den anderen Türkischen Städten, weil die Einwohner im Allgemeinen sich eines hinreichenden Wohlstandes erfreuen, vom Präservative dagegen anwenden zu können; auch steht ihnen noch ein sicheres Mittel, der Gewalt dieses Uebels zu entgehen, dadurch offen, daß sie sich in die Hairen des Libanon zurückziehen. Julie Mmic.

Frankreich.

Das Haus der Bonaparte's in Ajaccio.

Auf der Goelette „La Coureuse" war Alles in voller Bewegung; der Capitain rief der Mannschaft seine Befehle zu; der Wind hatte sich nach Nordwest umgesetzt. Als die Arbeiten beendet waren, nahm ein Jeder rund um das große Kabeltau, das wie eine schlafende Schlange um den Fuß des Maskbaums gewickelt war, seinen Platz wieder ein. Ein Mann, der auf den Ringen dieses Taues saß, zog die Ausmerksamkeit des ganzen Verdecks auf sich.

„In Ajaccio", sagte er, wenden Sie sein Stamm-Haus sehen; es war einst das schönste Gebäude der Stadt. Denn die Bonapartes sind nicht erst durch Napoleon zu ihrer Berühmtheit gelangt, wie die Feinde des großen Mannes behaupten."....

„Nun, und was sie ein großes Unglück würde es seyn, wenn dem so wäre!"

„Es ist aber nicht der Fall.... Die Familie Bonaparte war schon lange vorher, ehe sie dem päpstlichen Glanz zum Purpur des Throns zu gelangte, eine der ersten und angesehensten im Lande. Ihr Adel verlor sich in die Nacht der Zeiten. Sobald wir in Ajaccio angekommen sind, wenn es nämlich dem maestrale (Nordwestwind) gefällt, uns endlich dorthin zu führen, so will ich Ihnen in dem Archive der Gemeinde ein authentisches Blatt zeigen, das Ihnen die Aussagen der ganzen Insel bestätigen wird. Damals waren wir noch Genueser, noch Franzosen; wir waren Rechts und vertheidigten unsere Unabhängigkeit gegen die Republik Genua! In dieser Berathung ernannte das Volk zwölf Edelleute zu Anführern des Heeres .... Und unter diesen zwölf Namen ist auch der eines Bonaparte."

Der Mann, welcher so eifrig den alten Ahnenglanz der Bonaparte's vertheidigte, war der Signor Berettoni, einer der funfzehn Passagiere, die sich am Bord der Goelette „La Coureuse" befanden, welche von Marseille nach Ajaccio, Civita-Vecchia und Palermo segelte.

Der Signor Berettoni war einer jener Korsischen Priester, die sich schaarenweise auf den Kontinent flüchten, um dort Brod für die brodlosen bleibenden zu lesen, um Dorf- Pfarrer, um Jesuiten, um Lehrer, Todte zu begraben, alle niedere kirchliche Verrichtungen zu verrichten, deren sich unsere aristokratische Geistlichkeit schämt, und endlich, um Jedem, der es anhören will, von Napoleon zu erzählen.

Das Gespräch fand auf dem Vachord der Goelette, an einem schönen milden September-Abende, auf der Höhe des Kap Corse, statt, wo Jeder von uns war begierig, in Ajaccio zu landen, um die erste Begrüßung des Mannes zu hören, dem späterhin die Paläste aller Könige Europa's zur Wohnung dienten.

Ein alter Matrose, der bei seiner Rückkehr von Isle de France ihn und seine letzte Wohnstätte in St. Helena gesehen hatte, verdrängte den Signor Berettoni in der Unterhaltung und füllte den Abend mit naiven und rührenden Erzählungen von dem großen Gefangenen aus. Alle lauschten ihm um so begieriger diesen Mittheilungen, da bis jetzt die heiteren Abende und ein ruhiges schönes Wetter aus unserer Seefahrt sehr selten gewesen waren.

Nachdem wir von Marseille zweimal abgereist und zweimal wieder dahin zurückgeworfen waren, hatte uns ein dritter südlicher Windstoß, der von Ungewittern, Donnerschlägen und Meeresstoden begleitet war, nach den Küsten von Toulon verschlagen, und von da wieder nach der kleinen Rhede. Sie zu jener Zeit von den Inseln Provenzne und Korsonnen gebildet wurde. Jetzt ist sechzig Lage Quarantaine halten sehen. Wie man auch darunter leiden mag, Quarantaine ist hier das Losungswort! An einem schönen Morgen erhob sich der maestrale, wie segelten mit günstigem Winde ab, glitten über die kurzen und spröden Wellen des Mittelländischen Meeres dahin und sahen, wie eine Opern-Decoration, die rundum Ddieme von Marseille, die glatten Felsen von Cassis und die Rhede von Kap Sicie, die beiden Forts von Bandol, die schönen Hellings-Felsen, die, vom Meere gebildet, sich in einem Amphitheater gegen Sanary hinziehen, Hyères und seine Inseln verschwimmen links in weiter Ferne; wir kehrten drei Viertel vom Hintertheil unseres Schiffes, ich mag nicht sagen, den Rücken, unserem süßen schönen Frankreich zu. Der Wind ist sich und das Meer freundlich, wenngleich bewegt; es schleudert uns seine Wellen ins Angesicht, wahrscheinlich um uns auf seine Weise zu liebkosen.

Als wir gerade mit unserer Unterhaltung in St. Helena unter funfzehn Grad Längenabweichung Minuten Nordlich waren, tauchte mit einem Mal unter dem dreundvierzigsten Grade aus dem Meere eine dicke schwärzliche Masse vor unserm Schiffe auf. Das Kap Corso lag vor uns. Es war sieben Uhr Abends; die Goelette hatte in neun Stunden sechzig Meilen zurückgelegt; das kömmt doch beinahe den Eisenbahnen gleich. Die Freude über diese Entdeckung, der Zauber dieser plötzlichen Erscheinung, der Duft der Korsikanischen Erde waren indeß nicht im Stande, das Bild Napoleon's zu verdrängen; wir nahmen alle vom Stamm-Hause der Bonapartes in Ajaccio.

Am nächsten Morgen badete sich unser Schiff im herrlichen Meerbusen von Ajaccio, am Fuße der Stadt, die sich wie ein majestätisches Amphitheater erhebt. Hier erblickt man den Italiänischen Himmel, die Italiänische Erde, die Italiänische Vegetation, Alles ist Italiänisch.

„Die Hummer-Fischer ausgenommen, sind sie Franzosen", versetzte Boerettoni, der, wie alle Korsen, mit eine Gelegenheit vorüberließ, diese Nationalität auf's leidenschaftlichste in Anspruch zu nehmen, wenn man sie zu vergessen schien; und doch hielt er es, wie Alle, nicht für einen Vortheil, oft „Ihr Franzosen" zu sagen, als wenn er zu einer anderen Nation gehörte; ein seltsames, doch sehr gewöhnlicher Widerspruch bei den Korsen.

„Sehen Sie die schönen und anmuthigen Häuser!..... Unser Ajaccio ist doch eine prächtige Stadt!"

„Herrlich, in der That! Aber das versprochene Haus, das wir zu sehen wünschen, das merkwürdigste unter den Häusern Ajaccio's, wo steht es?"

„Ich verstehe Sie; wir wollen den Quai verlassen und in diese krumme Straße einbiegen."

Der Signor Berettoni war wie alle seine Landsleute; wenn man mit ihm von Napoleon sprach, so reichte dies schon hin, seiner nationalen Eigenliebe zu schmeicheln, und derglich gern war er mein Führer durch die Straßen der Korsikanischen Hauptstadt.

„Das Alles", sagte er zu mir, als wir die breite Allee des Quais verlassen hatten, „das Alles bestand noch nicht zu jener Zeit, als Frankreich uns seinen ersten Statthalter sandte; das Haus, welches wir aufsuchen, war damals das schönste in der Stadt; die Familie, welche es bewohnte, Sie kennen diese Familie...."

Digitized by Google

„Die Familie Bonaparte.“

„Blicken Sie auf, hier ist ihr Haus.“

Dieses Wort riß uns plötzlich aus der nachsinnenden Beschäftigkeit, in welche uns die großen Erinnerungen versenkt hatten, die durch den Namen Napoleons und durch die Orte, die wir betreten wollten, erweckt werden. Der General B.. der mich auf dieser historischen Wanderschaft begleitete, wagte kaum zu athmen, so bewegt war er.

„„Was! dieses gelbe Haus, mit den neu angestrichenen Fensterläden?““

„Das ist es. Drei Stockwerke hoch und vier Fenster Front, im Jahre 1768 noch ein wahrer Palast für Korsika. Der gegenwärtige Besitzer dieser erhabenen Reliquie ist ein würdiger Greis und das einzige Familienglied, welches sich noch auf der Insel aufhält. Man kann sich gegen Fremde unmöglich verbindlicher benehmen, als er; er wird Sie sehr herzlich empfangen; nur ist er immer ein wenig erstaunt über den Eifer, womit sich die Fremden nach seiner Wohnung drängen; er faßt kaum, warum die Zimmer von so großer Wichtigkeit sind, worin ein Mann geboren wurde, dessen Thron er war.“

Der Greis trat in diesem Augenblick heraus. Mit freundlichem Wohlwollen nahm er unsere ehrfurchtige Ergebenheit auf, hinzufügend, daß er uns sehr gern selbst als Führer seinen wollte. Der alte General B... traute kaum seinen Augen; er zitterte vor Rührung, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben; seine Wimpern waren mit Thränen benetzt, ein einziger Gedanke beherrschte unsere ganze Seele.

Wir traten in das Haus mit jener frommen Sammlung ein, die uns auf der Schwelle eines heiligen Tempels ergreift; die Wiege des größten Mannes der neueren Zeit sollten wir mit unseren Händen berühren.

„Ich bitte um Verzeihung, meine Herren, die Rede hat sich gewiß seit meiner Adresse an Paris sehr verändert; Sie, die erst von dort kommen, werden in diesem Punkte verwöhnt sein. Im Jahre 1814 waren diese Möbel nach dem neuesten Geschmack; ich kaufte sie selbst, als ich durch das Vertrauen meiner Mitbürger, vielleicht auch nur in Folge des Abglanzes, den der Ruhm meines Verwandten auf mich warf, zum Deputirten ernannt wurde. Der Thron eines Kaisers kann immer Deputirten sein.“

Wir waren höchlichst erstaunt über diese Rede, die wir doch nicht zu unterbrechen wagten.

„Ich bemerke Ihre Ungeduld“, sagte er und kniff seine Lippen zusammen, um ein ironisches Lächeln zu unterdrücken. „Sie wünschen meine Antiquitäten zu sehen. Da müssen Sie noch etwas hoch hinaufsteigen; Sie werden sie gleich beschauen können.“

Der General B... war ihm einen wüthenden Blick über diese Worte zu, die für den Fanatismus des alten Kaiserlichen Kriegers wie gottesläfterliche Verachtung klangen. Der Greis achtete aber nicht darauf und fuhr fort:

„Hier ist für's Erste das Zimmer meiner sehr erlauchten Schwester, Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter. Hier ward geboren, spielte und wuchs eine Generation von Königen auf; ganz Europa hat sich auf dieser Stufe mit Herrschern versorgt. Da wir immer bei den Zimmern sind, hier ist eins, worin die ersten Jahre des Größten unter seinen Brüdern verflossen. Hier wohnte er, bis er durch die Gunst des Herrn Gouverneurs in die Militair-Schule zu Brienne aufgenommen ward. Jetzt lassen Sie uns hinaufsteigen.“

Es ging auf den Boden. Man nehme kein Aergerniß daran; ich sah später die reiche Wiege des Königs von Rom auf einen andern Boden in Marie Louisens Palast zu Parma verbannt.

„Sehen Sie“, sprach der Greis, „hier ist ein alter Lehnsessel und ein Tisch von Nußbaumholz. Auf diesem Stuhl hat er gesessen, an diesem Tische seine ersten Studien betrieben. Es ist weit von diesen wurmstichigen Möbeln bis zu den vergoldeten Büreaux seines Kabinets in den Tuilerieen.“

Der General B... stützte ehrfurchtsvoll den Tisch oder doch die Ueberreste desselben, denn er war durch Ausschnitte an allen Ecken schon ganz verstümmelt und zerbröckelt.

„Sie sehen, die Gäste haben Spuren ihres Besuchs zurückgelassen“, sagte der Besitzer des Hauses mit einer Gleichgültigkeit, die uns eisig durchzuckte, „machen Sie es eben so, wenn es Ihnen der Mühe werth scheint.“

Der General benutzte diese Erlaubniß mit aller Inbrunst der tiefsten Verehrung. Wir nahmen auch unseren Theil von diesen kostbaren Reliquien mit fort, als ob es an materiellen Reliquien noch sonst etwas Kostbares gäbe, außer den Gedanken, denen sie uns erregen. Einige Monate später folgten diese beiden Möbel, zur größten Verzweiflung der Englischen Reisenden, ihren Splittern auf den Kontinent nach.

Als wir das Haus verlassen hatten, gingen wir schweigend bis zum Meere, in einen einzigen Gedanken versenkt, von einem einzigen Gefühle durchdrungen. Wir waren an Bord; die Anker wurden gelichtet; wir segelten mit günstigem Winde aus Ajaccio's Meerbusen; wir wendeten uns noch einmal um nach dem gelben Hause mit den drei Stockwerken und den vier Fenster-Front; noch von der offenen See aus fanderen wir ihm im Gedanken einen Abschiedsgruß zu.

Der Wind blies in die breiten Segel der Corlette, das Meer bespülte wieder blühend ihre Seiten, als sey es froh, sie wieder zu sehen, denn sie war nördlich und schlank. Wir ließen Korsika hinter uns, um gerade auf die Laterne von Civita-Vecchia loszusteuern, ein Licht, welches in den dunkeln Herbstnächten wie eine leuchtende Tonne oder wie eine einsame Lampe auf den Wellen des finstern Meeres schwankend umherzuschwimmen scheint.

Einen Monat nach unserem Besuch in dem Hause zu Ajaccio kam die Corlette auf ihrer Fahrt an der Insel Elba vorüber, und nachdem sie die ganz von Eisnerz schimmernden Küsten von Rio-Longone passirt hatte, ruhte sie schaukelnd vor dem Amphitheater, auf dem sich von den Bergen der Insel herrragt, die Stadt Ferrajo erhebt. Die Schiffe von Elba, welche Kräuter nach Livorno und Piombino bringen, die schwer beladenen Fischer-Barken begrüßten im Vorüberfegen die Französische Fahne, die einst auch ihre Flagge war. Der Capitain ließ sein Schaluppe fluot machen, und im Nu befanden wir uns auf dem Boden der Insel Elba, dem ersten Kerker des großen Europäischen Gefangenen. Welcher Abstand, welche Kluft zwischen den beiden Häusern von Ajaccio und von Porto Ferrajo, die sich doch so nahe liegen. Brienne, Fontainebleau, die Pyramiden, Austerlitz, die Tuilerieen, der Kreml, Fontainebleau, die Insel Elba; was für ein Ausgangspunkt, welcher Zwischenraum, welch ein Gipfel, welch unglückliches Ende! Blos dem Namen Bonaparte trat Bonaparte hervor, um sich den Thron Frankreichs und die Herrschaft über Europa zu erobern; aus dem Hause zu Elba endete Napoleon, um bei Waterloo gestürzt zu werden, und in Longwood zu sterben.

Leon Pillet.

Bibliographie.

Journal d'un déporté non jugé, ou déportation es violation des lois, décrétée le 18. fructidor an V. — 2 Bde. 15 Fr.

Proclamations et harangues de Napoléon Bonaparte, avec le sommaire des événemens qui ont donné lieu à chacune d'elles. — Gesammelt von Th. D. 6 Fr.

Voyage du Luxor en Egypte. — Von Terninac St. Maur, den Befehlshaber der Expedition. 12 Fr.

Traité du prêt sur les hypothèques, suivi du régime hypothécaire. — Von Delamonite. 6½ Fr.

La complainte et le jeu de Pierre de la Broce, chambellan de Philippe le Hardi, qui fut pendu le 30. juin 1278. — Zum ersten Mal herausgegeben von Achille Jubinal, nach der einzigen Handschrift der Bibliothek des Königs. 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— Vorschläge zu Verbesserungen in der Englischen Sprache. Joseph Hamilton von Annadale Cottage zu Dublin hat alle diejenigen, die sich für den Gegenstand interessiren, ein, ihm die nöthigen Mittel an die Hand zu geben, damit die „British Association“ vor ihren Sommer-Sessionen von 1836 mit den erforderlichen Materialien versehen wäre, um Verbesserungen in der Englischen Sprache bewirken zu können. Er meint, daß die Rechtschreibung aller Völker nach der Aussprache, die Aussprache aber nach der Rechtschreibung zu rathen sind; unseren Sprachen und die Bildung einiger neuen Wörter, an die Synonyme dadurch zu ersetzen, die Kraft und die Schönheit der Englischen Sprache erhöhen, so wie dazu beitragen würden, die Erinnerung derselben für alle Ausländer zu erleichtern. Er bält es für zweckmäßig, daß die „British Association“ nach ein oder zwei Jahren ein neues Wörterbuch (nach Art der Pariser Akademie der Wissenschaften) herausgebe; ferner meint er, daß die Etymologie und Orthographie sich würde, wenn man die unnöthigen Buchstaben in Kurrirschrift schreiben, mit einer verbesserten vertauschte. Er schlägt vor, statt enough, enowee, statt Lieutenant Colonel, Levtenant Curnel, statt Leicestershire, Lestershire, statt laughter, laster und statt slaughter, slauter zu schreiben. Er glaubt auch, daß die Grammar, die Druckerei, die Typengießer und Andere einige bedeutende Verbesserungen in der Formation der Lettern anbringen könnten, und er schließt mit der Hoffnung, daß die Freunde der Literatur die gütigste Gelegenheit benutzen werden, die der zu einem Gangen vereinte Genius des Reichs zur bevollkommnung ihrer Sprache darbieten müßte. (E. P.)

— Wie ein Engländer Französisch sprechen lernt. Ein Engländer, der zum ersten Mal Paris besuchte, hielt es für gut, aus der Rechtmenigkeit eine Tugend zu machen, und um sich eine beträchtliche Kenntniß der Sprache des Landes zu erwerben, beschloß er, daß in ein Haus einzumiethen, wo gar kein Engländer wohnte. Als man ihm ein solches Haus in der Nähe des Luxembourg völlig Genüge geschehen wüßte, behandelte er im Voraus das Kostgeld, das er für einen Monat bezahlen sollte, ließ sein Gepäck dorthinbringen und nahm das ihm angewiesene Zimmer ein. Als die erste Mittagsstunde herannahte, bemerkte er schon im Voraus alle seine Französischen Brocken zusammengestellt, um sich mit der zahlreichen Gesellschaft bei Tische zu unterhalten. Außer dem Wirthe befanden sich noch fünfundzwanzig Personen an der Tafel — allein sie waren Alle Amerikaner.

(Literary Gazette.)

— Ein neues Nahrungsmittel. Die Gesellschaft für praktische Medizin zu Paris hat vor kurzem einen Bericht über eine neue Art von Nahrungsmittel erhalten, der man den Namen Indostane gegeben. Sie besteht aus dem markigen Theile des Stammes einer besondern Art von Palme in Hindostan und hat große Aehnlichkeit mit den Bestandtheilen des Sagomehls, der Salepwurzel, der Pfeilwurz und der Tapioca; außer den nährenden Eigenschaften aber, die allen diesen Substanzen gemein sind, enthält die Indostane noch etwas besonders Schleimartiges, das auf das Antiazidische eine bisher unbekannte erwünschende Wirkung ausübt. Nach den von den ersten Aerzten in Paris damit angestellten Versuchen erzielt sich die Indostane als ein vortreffliches Nahrungsmittel für Kinder, bei denen es die Entwickelung ihrer Kräfte erleichtert und im Nothfall als ein Surrogat für die Arzneimittel dient, so daß es oft die fernden Säugammen entbehrlich macht. Die Indostane soll auch bei Erschöpfungen, Magenbeschwerden und Magenschwäche, so wie bei Lungenübeln, Erkältungen u. s. w. nicht minder gute Dienste leisten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 117. Berlin, Mittwoch den 30. September 1835.

Frankreich.

Ein Jahr aus dem Leben Paul Louis Courier's *)

Aufenthalt zu Toulouse. 1796—97.

Es war im Monat Floréal des Jahres IV (Mai 1796), als Paul Louis Courier nach Toulouse kam. Er war damals Hauptmann in der Artillerie, Inspecteur der Werkstätten der zehnten Militair-Division. Gleich am Tage seiner Ankunft traf ich mit ihm in einem Speisehause zusammen, wo wir mit einander aßen, beide allein, munterer Laune und bei gutem Appetit. Ich war damals zweiundzwanzig Jahr alt, Courier dreiundzwanzig; wir wurden bald mit einander bekannt; noch ehe wir vom Tische aufstanden, waren wir die besten Freunde.

Er suchte ein Quartier; ich wies ihm eins nach bei Herrn Pech, auf dem Platze Desparadeux; er ging, es zu besehen; es gefiel ihm, und noch an demselben Tage bezog er es. Tages darauf besuchte ich ihn; ich fand ihn mit Auspacken von Büchern beschäftigt, die immer mit ihm reisen mußten, wie er sagte. Es waren Griechische, Lateinische und Französische; unter den letzteren die Werke Pascal's, Montaigne's, La Fontaine's und Rabelais. „Das sind meine alten Freunde", sagte er zu mir, „meine Gefährten, meine Führer; an ihnen erhol' ich mich von den Mühseligkeiten des Krieges. Ich bin wenig gemacht für's Waffen-Handwerk! die langen Märsche, das Frieren in den Bivouacs, das Getümmel und der Müßiggang der Lager machen mir den Kopf wüst und versetzen mich in einen Zustand von Abspannung, der mir unerträglich ist; der Anblick eines Schlachtfeldes erfüllt mich mit Abscheu, mit Ekel und Empörung. „Freiheit! Gott will es! Es lebe die Republik!" das sind Lauberthorn'sche Lieder, vermittelst deren die Eingeigten aller Zeiten die Völker aufgereizt und die Throne umgestürzt haben: Dank sey es meinem guten Stern, daß ich mit gesunden Gliedern davon gekommen bin! Meinerwegen kann nun Revolte oder Generalmarsch geschlagen, zum Rückzug oder Angriff getrommelt werden, ich lache und singe nicht mehr danach. Ich inspizire die Werkstätten, lasse Waffen machen für die Anderen, die sich damit herumschlagen sollen; ungefähr kannt ich meine Leute, kümmere den Rüsten weiter; ich bin dabei, Daphnis und Chloe's unschuldige Liebe in Französische Prosa zu übertragen. Möchte nur Longus einen seiner würdigen Uebersetzer in mir wiederfinden!"

Courier war groß, schmächtig und mager; er hatte einen gewaltig breiten Mund, dicke Lippen, und sein Gesicht war von den Blattern zerrissen; mit einem Wort, er war sehr häßlich. Aber diese Häßlichkeit, die bei alle den nichts Abschreckendes hatte, wurde durch eine lebendige, geistreiche und lebhafte Unterhaltung ausgeglichen. Es muß indeß gesagt werden, daß sein satirischer Humor sich mehr der Deutschen Treuherzigkeit, als der Französischen Eleganz und Urbanität näherte.

Wir speisten zusammen bei einer gewissen Demoiselle Cateau, einer alten Jungfer, die in der Straße Bouquière wohnte und eine table d'hôte hielt. Dort fand sich ungefähr ein Dutzend junger Leute, alle mit einem starken Appetit versehen, früh und Abends zusammen, und Jeder konnte dann aus, was er von Tagesneuigkeiten wußte, was ihm am vergangenen Tage Interessantes begegnet war und was er für den nächsten hoffte; glückliche Zeiten, wo immer frische Lust, unerschöpfliches Gelächter, herzliches Vertrauen und gegenseitiges Wohlwollen und die Reize und Süßigkeiten der Freundschaft genießen ließ!

Courier war in der Regel des Vormittags mit seiner amtlichen Correspondenz und seiner Uebersetzung des Longus beschäftigt; der übrige Theil des Tages gehörte seinem Vergnügen und Zerstreuungen. Tagtäglich ging er ins Theater. Einer Novelle, als er der ersten Vorstellung des schlechtdewachten Mädchens, des bekannten pantomimischen Ballets, beiwohnte, gerieth sein Herz über die Anmuth und die kostbaren Pirouetten der Mademoiselle Simonette, einer reizenden Tänzerin, in Feuer. Er eilte hinter die Coulissen, ihr über ihre ausgezeichnete Leistung einige Komplimente zu machen, und diese wurden mit einer so holdseligen Freundlichkeit aufgenommen, Courier ward so bezaubert und ihm der Kopf so verdreht, daß er sogleich am andern Morgen einen Tanzlehrer annahm, um sich auf diese Weise des Umgangs mit seiner Schönen würdiger zu machen. Seit dieser Zeit hatte er für den Tanz eine wahre Passion. Ich fand ihn oft bei seinen Uebungen in Schweiß gebadet.

Wenn er entrechats schlug, wiederholte er gewöhnlich die bekannten Worte von Pyrrhus: „Ich kenne gegenwärtig nur drei große Männer in Europa, diese sind Voltaire, der König von Preußen und ich." Es war ein höchst komischer Anblick, zu sehen, wie der Capitain in der Artillerie und Inspecteur der Werkstätten, der Uebersetzer des Longus und gelehrte Kenner des Griechischen jeden Morgen seine ernsten Arbeiten bei Seite schob und, die Brust heraus, die Arme mit Grazie gebogen, den Kopf in die Höhe, die Spitze des Fußes ein wenig gesenkt, zur Geige seines Lehrers Larrien nach dem Takte sprang, daß ihm der Athem verging. Sein Verhältniß mit Mademoiselle Simonette dauerte mehrere Monate lang, und da er die Gewohnheit hatte, seine geheimen Ausgaben Griechisch zu notiren, so konnte ich gelegentlich bemerken, daß sein Artikel in der Sprache Homer's in seinem Taschenbuche um diese Zeit sehr zugenommen hatten.

Auch das Unbedeutendste, was Courier that, hatte einen Anstrich von Originalität; ich will davon ein Beispiel mittheilen. Er hatte aus Paris einige Ellen perlgrauen Tuch von außerordentlicher Feinheit bekommen und wollte sich einen Oberrock davon machen lassen; da er aber in die Rechtlichkeit seines Schneiders ein wohlbegründetes Mißtrauen setzt, so war er so vorsichtig, sein Tuch vorher zu wiegen. Hierauf ließ er Meister Blanqui, einen Mann von großer Ruhe, kommen und sagte zu ihm: „Machen Sie mir so schnell und sauber als möglich einen Oberrock, gehörig lang und weit, mit demselben Tuche gefüttert, daß er hübsch voll und reich aussieht. Schneiden Sie aus dem Ganzen, aber dringen Sie mir ja Alles, was abfällt, zurück, denn ich habe gern die Abschneidsel; vergessen Sie es ja nicht."

Blanqui verspricht, ihn auf's beste und rechtlichste zu bedienen, und nach Verlauf von drei Tagen bringt er den Rock. Der Rock paßt vortrefflich; als er aber, nachdem sich der Schneider entfernt, der Probe auf der Waagschale unterworfen wird, ergiebt es sich, daß er viel zu wenig wiegt. Courier stehenden Fußes läuft zu Blanqui, sich bitter zu beklagen, und trifft seinen Mann in der Werkstatt gerade dabei an, wie er seinem Sohne, einem Knaben von ungefähr sechs Jahren, ein Jäckchen von perlgrauem Tuch anprobirt. „Da ist ja das Tuch, das mir fehlt", schreit Courier; „auf dem Ende Ihres Kindes muß ich es wiederfinden — ich habe Sie auf frischer That ertappt, und alles Leugnen ist umsonst."

Blanqui, ling genug, ihm nicht zu widersprechen, erwidert: „Ja, Herr Hauptmann, ich habe das überflüssige Tuch dazu verwandt, meinen einzigen Sohn darein zu kleiden, ihn, der einmal mein Nachfolger seyn soll in der Kunst der Schneiderei. Bringen Sie das liebe Kind mir nicht ernsthaften Gesicht nicht zum Weinen, mein Herr; untersuchen Sie Ihre Stiefeln, und da, mein Herr, nehmen die Stiefe ab, mache dem Herrn Hauptmann einen Diener und sage zu ihm: Herr Hauptmann, ich bedanke mich bei Ihnen für das Jäckchen, das Sie so gütig gewesen sind, mir zu verehren; ich werde es zu ihrem Andenken wie ein Kleinod aufheben." Wort für Wort wiederholte das Kind die Rede, die ihm der Vater vorsagte, und Courier, durch diese Wendung entwaffnet, mußte lachen und vergab. Ich war bei der ganzen Scene gegenwärtig.

Courier hatte sich auf eine ganz eigenthümliche Weise an einen jungen Menschen attachirt, der mit und bei Mademoiselle Cateau speiste. Dieser junge Mann ließ sich Lonce nennen; wie er sagte, treffe er in wichtigen Handels-Geschäften; doch war er eigentlich ein Emigrirter und ohne Erlaubniß zurückgekommen. Trotz der beständigen Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, wußte er sich stets in einer höchst liebenswürdigen guten Laune zu erhalten und in heiterer Sorglosigkeit die Gegenwart zu genießen; diese war ihm freilich auch Bürgschaft genug. Eines Tages indessen kommt er zu Paul Louis und eröffnet ihm in folgenden Worten seine Lage: „Bester Courier, wir sind zu innig mit einander vertraut und verbunden, als daß ich Ihnen länger meinen wahren Namen und die gefährliche Lage, in der ich mich befinde, verschweigen sollte. Ich heiße Kiffan, meine Familie wohnt bei Bordeaux; sehr jung bin ich ausgewandert und seit einigen Monaten heimlich nach Frankreich zurückgekehrt. Wo eben erbeten ich einen Brief von meinem Vater, der mich aufforderte, Toulouse zu verlassen, weil ich hier nicht sicher wäre, nach der Schweiz zu gehen und dort bessere Zeiten abzuwarten; er schickt mir das nöthige Reisegeld. Rathen Sie mir, was soll ich thun?"

„Vor Allem das Geld behalten; das ist ein guter Freund, besonders in Revolutions-Zeiten", gab Courier zur Antwort. „Dann, um Ihren Herrn Vater über das Schicksal seines lieben Sohnes zu beruhigen, müssen Sie, ohne die Ihrer der Garonne zu verlassen, die Reise nach den dreizehn Kantons fingiren; ich übernehme es, Ihnen eine Be-

*) Der Manuel an biographischen Nachrichten über die ersten Anfänge der Laufbahn Courier's wurde schon an und für sich selber, ganz abgesehen von der Darstellung, der sorgfältigen Skizze Werth und Reiz verleihen. Es sind die Erinnerungen seines Jugendfreundes Dalaurac, die wir unseren Lesern hiermit vorlegen.

Digitized by Google

schreibung der malerischen Landschaften zu entwerfen, so gerem, als wären Sie wirklich dort und schrieben von da her; ich will die ungeheuren Berge, den ewigen Schnee, die Lawinen, die Gletscher, die Bergströme, die Abgründe, die Bären schildern, daß es nur so eine Art haben soll — und dann die blumigen Wiesen, die murmelnden Bäche, die Wasserfälle, die weidenden Heerden, die reizenden Hirtenmädchen — es giebt einen unvergleichlichen Spaß! Endlich, schreiben Sie Ihrem Herrn Vater, Sie würden die Reise sogleich antreten; später soll er eine Adresse erhalten, um Sie durch ein Toulouser Haus mit Geld zu versehen; das erheben Sie dann hier in Person, ohne weiteren Abzug." Louze ging auf diesen Rath, der ihm sehr gelegen kam, ein und dikti. Wir arbeiteten alle Drei an der Korrespondenz mit seinem Vater, die höchst spaßhaft ausfiel und uns unendlich ergötzte.

So verging einige Monate, als Louze eines Morgens schen bei uns eintrat und mit traurigem Blicke sprach: „Meine Freunde, wir müssen von einander scheiden; die Polizei ist mir auf der Spur. Um ihr nicht in die Hände zu fallen, habe ich mich entschlossen, diese Nacht schon vor dem Thore zu schlafen, mich morgen mit Tages-Anbruch auf die Diligence nach Bayonne zu setzen und von da nach Spanien zu gehen. Here von M*** will mir Heren Faune, den Hauslehrer seiner Kinder, mitgeben, der mich zu einem zuverlässigen Gärtner in der Vorstadt Saint-Cyprien führen soll." „Was!" versetzte Courier, „Here Faune soll Ihnen zum Führer und Beschützer dienen? Kein furchtsamerer Hase ist in ganz Toulouse: ein alter, schwacher, ängstlicher Mensch, der in seinem dobten Kopf nichts als ein paar Lateinische Phrasen hat, die er bei jeder Gelegenheit vorreitet. Wir, wir werden ein so theures Haupt bewachen; wir werden Ihnen das Geleit geben und Sie verthreidigen, wenn es Noth thun sollte."

Demnach machten wir uns mit Einbruch der Dunkelheit auf den Weg nach der Vorstadt Saint-Cyprien. Courier ging voran, in seiner Uniform, den Degen unter der Hand; Louze, Louze und Here Faune bildete die Arrieregarde. Ohne angehalten zu werden, gelangten wir an's Ziel. Der Gärtner wartete schon unserer an der Hausthür und führte uns alsbald in ein kleines Zimmer, das er für uns in Bereitschaft gesetzt. Here Faune, der während der ganzen Expedition nur immer die Gendarmen hinter uns geglaubt hatte, eilt nun ruhiger und gefaßter, sich zu Louze wendend, aus:

„Ueu! sage ernsthaften Worten, fuge tillus avarnm!"

„Und ich", versetzte Courier, „möchte Ihnen lieber zurufen:

Nunc vino pellite curas!

was in unserer Sprache so viel heißt, als: Wir wollen einen Punsch machen und trinken bis zum Morgen!" Somit ließ er einige Citronen, Rum und Zucker holen, und bald stand eine tüchtige Bowle, mit blaulicher Flamme gefrönt, vor uns. Faune, ein großer Liebhaber von spleinösen Getränken, zechte dergestalt, daß er in kurzer Zeit einen Rausch hatte. „Bonum vinum laetificat cur hominis!" sallte er, „Nunc est bibendum nunc pede libero

Pulsanda tellus",

sügte er hinzu und sing an zu tanzen; dann stieg er auf einen Stuhl und hielt uns in seiner Weise eine Predigt aus dem Stegreif; er nahm seine Perrücke ab, und sie in den Händen haltend, wie die Prediger ihr viereckiges Mützchen, streugte er alle Nerven seines erhitzten Hauptes dergestalt an und wirbelte sie so rasch und links so lange damit herum, bis er endlich das Gleichgewicht verlor und wie ihn in einen Lehnstuhl setzen mußten. Wir boten ihm noch ein Glas Punsch an, welches er aber ausschlug mit den Worten: „Sat prata biberunt", und einschlief; ohne Zweifel träumte ihm dann von der Einnahme von Troja, denn wir hörten ihn mit dumpfer Stimme brummen: „Invadunt urbem somno vinoque sepultam." Um ihn aufzuwecken, hielten wir ihm dann und wann eine angezündete Papierlitte unter die Nase, wobei er zu unserem höchsten Ergötzen die fürchterlichsten Grimassen schnieden wußte.

Mittlerweile ließ sich das ferne Gerassel der Diligence hören und künftige uns an, daß die Stunde der Trennung da sey. Wir umarmten unseren Freund Louze zärtlichst, beachten ihn bis zum Wagen, drückten ihm noch einmal herzlich die Hand, und er eilte von dannen; traurig und schweigend, im schmerzlichen Gefühl des Verlustes, gingen wir nach der Stadt zurück.

Im Theater, auf den Promenaden und in den Buchläden trafen wir oft mit einem Polnischen Literaten, Namens Adam Ehrlewski, zusammen. Courier, der sein bescheidenes Verdienst zu schätzen wußte, unterhielt sich gern mit ihm über neue Werke und wissenschaftliche Gegenstände; er hat mehrere Briefe aus Italien an ihn gerichtet, die bereits gedruckt sind.

Als Inspecteur der Werkstätten war Courier von seiner Behörde beauftragt worden, über die Kohlengruben von Ceameaup und die seit kurzem in Abdy eingerichtete Kugelgießerei einen Bericht zu machen. Bei dieser Gelegenheit kam er in das Departement des Tarn und wohnte vierzehn Tage lang bei mir, auf einem Landgut bei der Stadt Cordes. Wie gingen zusammen auf die Jagd, fischten, machten Besuche in der Nachbarschaft und spielten Abends eine Partie Trictrak. Kurz darauf ging er nach Bagnères und dann wieder nach Toulouse zurück, wo ich wieder mit ihm zusammentraf. Er wohnte damals bei Madame Picard, am Thore Montoulon.

Courier hatte eine Sucht, die damals unter den jungen Leuten zum Ton gehörte, nämlich die, daß sie zu gelten, daß er bei den Frauenzimmern viel Glück mache. Diese Sucht, oder besser gesagt diese Thorheit, verwickelte ihn in ein ärgerliches Abenteuer, das der Grund seiner eiligen Abreise von Toulouse wurde und dem Lauf seines Geschickes so plötzlich eine andere Wendung gab.

Frau von M*** hatte sich mit ihrem Manne und einer zahlreichen Familie für kurze Zeit in Toulouse niedergelassen. Sie sah alle Abend eine kleine Gesellschaft bei sich, in der wie in der Regel mit Courier ebenfalls erschienen; da Frau von M*** ersuente Töchter hatte, so wurde bisweilen getanzt. Paul Louis machte der einen, Fräulein Agathe, sehr stark die Cour. Eines Tages, im Feuer seiner Liebes-Erklärungen, sagt er ihr: „Sie werden mich einmal Nachts in ihr Zimmer hinaus sehen, wie einen Sylphen." — „Ich hätte den Tod vor Schreck", erwidert sie ihm. Dennoch hat Courier die Dreistigkeit, noch an demselben Abend, ausstatt nach Hause zu gehen mit den Uebrigen, sich unbemerkt in das Schlafzimmer des Fräuleins Agathe hineinzuschleichen. Dort, nachdem sie wie gewöhnlich ihr Gebet verrichtet und mit der übrigen Familie verrichtet, begiebt sich allein und ohne Arges zu vermuthen in ihr Zimmer; aber kaum ist sie eingetreten, so gewahrt sie einen Mann, der sich im Alkoven versteckt hat; sie schreit laut auf, ruft zu Hilfe, Diebe! will die Flucht ergreifen — Courier springt hervor, giebt sich zu erkennen und versucht, sie zurückzuhalten; aber das Fräulein macht sich los und flieht ihrem Vater entgegen, der auf ihr Geschrei, mit einer Doppel-Flinte bewaffnet, herbeieilt, seine Verlobung mit Aminta kundet ihm und Here Faune, der Hauslehrer, von dem wir schon gesprochen haben, und der, im Drang der Gefahr Alles zur Waffe machend, mit Wasserspritz ergriffen hatte, den er mit beiden Händen, wie ein Soldat seine Flinte mit dem Bajonett, vorgestreckt hinhielt. Here von M***, als er Courier aufsteht wird, stutzt im ersten Momente, dann aber wüthende Blicke des Zornes auf ihn schießend, überhäuft er ihn mit den heftigsten Vorwürfen; Courier, in der äußersten Bestürzung, weiß kaum auszusehen, bemüht sich für sich selbst und für das seine Schande durchaus rein sehen, obschon der Schein gegen ihn ist, zu dem er sich hinreißen ließ, ein unbiegsamer sey, daß er ganz und gar nur einen löblichen Zweck habe und Alles sich später aufklären werde. Unter diesen Entschuldigungen sucht er die Thür zu gewinnen. Herr von M***, der sich nicht Luft haben wechte, den fatalen Auftritt zu verlängern, gibt ihm Raum, und Courier ist mit einem Satz die Treppe hinunter; Faune, der ihm auch umgerannt, liegt am Boden und flucht O tempora! O mores!

Als ich am anderen Morgen früh zu Courier kam, um den ihn Abschied zu nehmen, weil ich im Begriff stand, nach Albi zu reisen, erzählte er mir sein unglückliches Abenteuer. „Dergleichen Geschichten", sagte er, „endigen gewöhnlich mit einer Heirath oder mit einem vor Augen Blut; da mir indessen keine dieser beiden Entwickelungen zusagt, so werde ich eine dritte versuchen und Postpferde bestellen. Ich bin noch zu jung, um meinen Vätern, ihrer Ruhe's Opfer zu bringen. Joch, zu dungen, und möchte um Alles in der Welt nicht in die Versuchung kommen, meine Hand mit dem Blute eines guten Familienvaters zu besteden, der sich durch mein leichtsinniges Benehmen beleidigt habe; somit bleibt mir nichts übrig, bester Freund, als mein Bündel zu schnüren und den Ort zu verlassen. Wenn Sie wieder nach Toulouse kommen, finden Sie mich nicht mehr hier"

Wirklich reiste er einige Tage darauf, ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen, nach Paris ab. Dalaprat.

England.

Geschichte und gegenwärtiger Standpunkt der Kochkunst.

(Schluß.)

Der erste Restaurateur in Paris war Champ d'Oiseau, Rue des Poulies, der 1770 sein Geschäft anfing. Im Jahr 1789 war die Zahl der Restaurateurs auf hundert, und im Jahre 1804 (see Einlungs-Jahre des Almanac des Gourmands) auf fünfs bis sechshundert angewachsen. Jetzt giebt es deren weit über tausend. Die erste Ursache dieser erstaunlichen Vermehrung glaubt der Almanac des Gourmands in der Anglomanie zu finden, welche gegen oder funfzehn Jahre vor Ausbruch der Revolution unter den Franzosen herrschte, „denn die Engländer", sagt der Verfasser, „essen viel alle ihre Mahlzeiten in Speise-Tabernen ein." Die zweite Ursache war, nach demselben Almanac, das plötzliche Ueberhandnehmen nicht ansässiger Negotianten, die endlich den Ton angaben und, durch ihr Beispiel, ganz Paris in das Speisehaus lockten. Die dritte Ursache endlich ist in der Aufhebung der häuslichen Etablissemens des reichen weltlichen und geistlichen Adels zu suchen, in deren Folge sehr viele Köchinnen sich genöthigt sahen, ihre Kunst zu spekuliren zu machen. Robert, ein einer der ersten und besten Restaurateurs, war der Ex-Koch des Ex-Erzbischofs von Aix.

Als die veränderten Monarchen 1814 in Paris einzogen waren, sahen sie sich genöthigt, sie den Bedarf ihres Tisches mit einem Restaurateur (Bely) einen Kontrakt zu machen. Dieser verstand sich zu der mäßigen Summe von 3000 Franken per Tag, die Winter ausgeschlossen.

Wir müssen daran verzweifeln, auch nur einem Schatztheil der ausgezeichneten Köche Frankreichs Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Namen eines Rechaud, Merillon, Robert, Beauvilliers, Méot, Rose, Legaeaue, Léda, Brigaut, Naudet, Taillut, Véry, Henneven und Balaine haben schon lange Europäischen Ruf erlangt. Von diesen hat man die drei Ersten gar sämmtlich Raphael, den Michel Angelo und den Rubens der Kochkunst genannt, und Beauvilliers ist mit Recht in der Spitze gestellt worden; denn es giebt auch eine romantische, in welcher der berühmte Carême das Supremat behauptet. Auch hier wird die große Analogie zwischen Kochkunst und Literatur dem philosophirenden Beobachter nicht entgehen. *)

*) Dugald Stewart erkannte die Analogie zwischen Kochkunst, Poesie und Malerei, wie aus folgender Stelle seiner „Philosophischen Versuche" sich ergiebt: „Das Ende kann man wesentlich oder absolut angenehm und das Mittel relativ angenehm nennen. Beide sind, in vielen Fällen, gleich wohlnothwendig zu den Zwecken, die in der Kochkunst sowohl als in der mit ihr analogen Künsten Schönheit einsprechen, welche der Maler und der Dichter schaffen sollen."

Digitized by Google

Beauvilliers war in manchem Betrachte ein origineller Mann, und wir schätzen uns glücklich, daß wir seinem künftigen Biographen einiges Material zutragen können. Er begann seine Praxis 1782, in der Rue Richelieu. Sein Ruf wuchs nur langsam und erreichte erst mit Eintritt des gegenwärtigen Jahrhunderts seinen Culminationspunkt; allein er blieb ihm auch unverstehn, und in den Jahren 1814 — 15 weiteserte Beauvilliers in der Chimäre des Ministeriums mit Berger, er suchte die periodische Bekanntschaft aller Maulschaffe und Generale von Geschmack, welcher Nation sie auch angehören mochten, und verstand von der Muttersprache eines Jeden ungefähr so viel, als zu Gesprächen über sein Fach vonnöthen war. Sein Gedächtniß war so ertaunlich treu, daß er Individuen, die nur zwei oder drei Mal seine Restauration besucht hatten, nach zwanzig Jahren wieder erkannte und deren Namen sich erinnerte. Die Art, wie er von seinen Kenntnissen Vortheil zog, war nicht weniger eigenthümlich, als die Geschicklichkeit, sie er im Erwerben und Behaupten derselben zeigte. Fand sich eine Gesellschaft von Standes-Personen an seinem Tische ein, so äußerte er sich ihnen mit Zeichen der unbedingtesten Ergebung in ihren Willen und der warmsten Absicht, ihre Wünsche zu befriedigen. Er deutete auf Speisen, von denen er abrathen wollte, und auf andere, die man ihm besonders anzurathen kannte; er selbst verordnete oft ein neues Gericht, und das Verlangen gedachter Gäste schien nach diesem aus einem Kellner, zu welchem er allein den Schlüssel verwahrte. Sein Benehmen dabei war so zart, so liebenswürdig und verbindlich, daß alle diese Extra-Artikel fast wie großmüthige Gaben hingenommen wurden. Erst die Ankunft des Zettels mit der Zeche überzeugte die Gesellschaft, daß sie bei einem restaurant dinirt hatte. „Beauvilliers (sagt der Verf. der Physiologie du gout) machte sich mehrmals ein Vermögen und verachtete auch wieder dasselbe; er schätzte nach Gelde nur in welcher dieser Glücks-Phasen der Tod ihn überraschen; allein er kannte so viele Mittel, sein Geld los zu werden, daß man wenig davon an seine Erben gekommen sehen mag." Noch kurz vor seinem Hintritt bezahlte er die Schuld, welche, wie Lord Bacon meint, jeder Mensch seinem Berufe zu entrichten hat (obgleich wir eben nicht ungehalten wären, wenn man sie sparsamer bezahlte): er publizirte seine Art da Cuisinier in zwei Octav-Bänden. Beauvilliers starb nur ein paar Monate vor Napoleon.

Herr Carême ist auch Schriftsteller, und zwar ein sehr bekannter, und ein Schriftsteller, der seine Uebelegenheit kennt; denn er drückt in der Vorrede zu seinem Maître d'Hôtel Français: „Ich habe unwiderleglich bewiesen, daß alle Bücher, die bis auf die neueste Zeit über unsere Küche geschrieben worden, von mittelmäßigem Werthe und voller Fehler sind."

Carême stammt in gerader Linie von jenem berühmten Küchenmeister Karl's X., der wegen einer köstlichen Fastensuppe, die er für den Papst erfand, den Namen des Cardinals de Carême (Cardinal der Fasten) erhielt. Es ist merkwürdig, daß auch unser Carême sein Genie zum ersten Male durch Erfindung einer Sauce für die Fastenzeit an den Tag legte. Er begann seine Studien mit einem regelmäßigen Kursus des Rösterns unter Anleitung eines der bedeutendsten Rôtisseur's. Dann drischte er die Küche des Herrn Richaut, den er „fameux saucier de la maison de Conde" nennt, um das höchste Ideal der Saucen zu studiren; hierauf besuchte er bei Herrn Grimod de la Reyniere, einem Kenner in Carlton-House soll man seine „Pasteten aus zweiter Hand", nachdem sie auf der Tafel des Prinz Regenten paradirt hatten, mit enormen Preisen bezahlt haben. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich machten ihm vergebens neue Offerten; er bedauerte, „sein ganz Französisch-Leben nicht anderswo als in Frankreich leben", und engagirte sich endlich bei dem Pariser Baron Rothschild, der seinem Berufe als Financier große Ehre macht.

Nachdem wir Beauvilliers und Carême als die Chefs der beiden rivalisirenden Künstler-Schulen dargestellt, wird man auch eine unterscheidende Charakteristik Beider von uns erwarten; allein wir sollen wir es anfangen, um das leichte, lustige, schlichte Aroma eines wohlbereiteten Gerichtes in Worte zu fassen? „Ne quaere naturae, si sentio tantum. Eine oberflächliche Parallele würde ungefähr die nachstehende seyn: in Beauvilliers war die Kraft des Urtheils (die Kritik) vorwiegend; in Carême die Erfindungskraft — Beauvilliers erschöpfte die ganze ältere Kunstwelt; Carême erfand eine neue — Beauvilliers hielt sich streng an die Einheiten, und Carême that einen eben so kühnen als graziösen Schritt darüber hinaus — Beauvilliers war groß in Entrées, und Carême erhaben in Entremets — ein Freiandesan des Letzteren verbietet unser unbedingtes Vertrauen, und in einer Sauce des Letzteren würden wir unbedenklich einen Elephanten verzehren.*)

Die bedeutendsten Restaurationen von Paris sind gegenwärtig: der Rocher de Cancale, Rue Mont Orgueil, die Restauration Grignon's, Rue Neuve des Petits Champs, das Café de Paris, Boulevards Italiens, die von Leintier, Rue Richelieu, die von Peris gord, von Bérp und les Trois Frères Provençeaux; alle drei im Palais Royal.

Der Rocher de Cancale kam zuerst durch seine Austern in Ruf, die Herr Balaine, der Sifter des Etablissements, seit dem Jahre 1804 zu jeder Jahreszeit frisch und im besten Stande nach Paris fördere. Nachmals widmete er den Fischen und dem Wildpret gleiche Sorgfalt, und endlich hatte er den Muth, seine Bemühungen zu generalisiren. Der volle Ruf dieser Restauration datirt sich aber erst vom 28. November 1809, an welchem Tage Herr Balaine ein Diner von 24 Gedecken in einem Stile servirte, der ihn einen ganzen Monat lang unter den Pariser Gourmands zum einzigen Gegenstand der Conversation machte. Jetzt siert man besonders die Rothkehlchen und Frosch-Schinkel des Herrn Balaine. Einige Hyperkritiker wollen zwar behaupten, daß die Entrées und die Entremets im Rocher etwas zu viel Kunst zur Schau tragen, und daß der Meister die weise Regel „ars est celare artem" nicht beachte.

Grignon's Restauration war eine Zeitlang das popularste Haus in Paris, wenn sie gleich einen großen Theil ihrer Popularität den Umstande verdankte, daß zwei Demoiselles von hoher Schönheit im Comptoir präsidirten. Alle simple Gerichte sind hier vortrefflich, und die Fische (was in Paris eine Seltenheit) wirklich frisch zu nennen. Eine andere dieser Restauration eigenthümliche Delikatesse ist britsauce, (nicht sauce de pain) eine Verstümmerung der Englischen breadsauce; denn so kann man sie wirklich nennen, da sämmtliche Ingredienten der letzteren ausgelassen sind und eine Lieblichkeit hineingekommen ist, für die ich keine Worte habe.

Die Bérp's verdanken ihren frühen Ruf ihrer sinnigen Anwendung der Trüffel. Die entrées trouffées dieser großen Restauration standen eine Zeitlang im Rufe der Unnachahmbarkeit, wie die Schweizer in dem der Unüberwindlichkeit, und so lange das Etablissement die Tuilerieen zierte, bewahrte der Name Bérp seine talismanische Anziehungskraft; allein der Garnir schwand, als die Restauration von dort nach dem Palais Royal wanderte. Dann kam noch der plötzliche Tod des ausgezeichneten Chefs dieser Bérp. Ein prächtiger Monument ist ihm in Père la Chaise errichtet worden, mit einer Inschrift, die also schließt: „toute sa vie fut consacrée aux arts utiles." In Anfang des Jahres 1834 wurde drei den Bérp's ein neues System der Verwaltung eingeführt, von dem man sich gute Früchte verheißen darf, wenn nicht unbehoffene und unwissende Engländer das Haus zu Falle bringen.

Zu den fremdenliche Unwissenheit und englische Gäste zuweilen hier an den Tag legen, ist in der That hineinchend, um jeden Künstler zu zuinnern. So kamen einmal zwei Bankschreiber aus London, die ihre vierzehntägige Urlaubzeit in Paris zubringen wollten, an Bérp's table d'hôte und suchten sich, ohne eine Silbe Französisch zu verstehen, aus dem Speisezettel ihr Diner zusammen. Sie gaben ihren Wunsch dadurch zu erkennen, daß sie verschiedene Artikel der Karte auf ein Blatt Papier trieben, zur nicht geringen Verwunderung des Kellners, des Entrée's hinter Empfang, und vol-au-vent's Wörter fest stehen sah. Endlich schrieben sie gar: „fricandeau à l'oseille ou à la chicorée" (gespickte Kalbfleisch-Schnitten in Sauerampfer- oder Eichorien-Sauce). Der Garçon hat sich dazu eine Erklärung ausund wurde auf die Speisekarte verwiesen, die man allerdings buchstäblich topirt hatte. „Bien, Messieurs, mais qu'est-ce que vous voulez, à l'oseille ou à la chicorée?" Beide gießen bald den Garçon, bald sich unter einander an; bis der Letztere sich endlich seinen Räthsel. Endlich derlor dieser die Geduld, lief zu seinem Herrn und bat ihn, die bêtes Anglois zu befriedigen, so gut er könne.

Das Café de Paris ist, wenn man bei schönem Wetter und bei Tageslicht speisen will, ein recht angenehmer Ort, und die Tische sind fast zu jeder Stunde besetzt, obgleich man hier theurer speist als anderwärts. Die Gerichte sind von sehr ungleichem Werth, doch preist man einige — wie z. B. die Poularden (Hühner mit gestopfter Federmilchpreet) und sollen ein unbeliebte Novamode als unnachahmlich.

Gegen Uhr im Palais Royal um die siebente Stunde und Perigord's Restauration vorüber, so stehst Du eine Reihe kleiner Tische, an denen jedem ein Gastronom sitzt, der mit aller einem so schwierigen Geschäfte zukommenden Gravität und Emsigkeit speist. Allein die Zimmer, darin, aus einem Erdgeschoß und Halbgeschoß bestehen, sind so eng und dumpfig, daß ein Engländer nicht leicht versucht wird, in denselben zu dinniren.

Leintier liefert besonders treffliche diners commandés. Es wäre aber zu wünschen, daß er ein bischen weniger Trüffeln an seine Speisen thäte, weil diese zu große Einförmigkeit in den Geschmack bringen.

Die Trois Frères Provenceaux erwarben sich ihren Ruf durch brandades de morluche, morne à l'ail und Provencer-Ragouts; allein das Mobiliarmeckenste, das man jetzt bei ihnen genießen kann, ist ein voll-au-vent.

Wir sprachen oben von den bedeutenden Wirkungen der Revolution. Jetzt wollen wir die nicht minder bedeutenden Wirkungen nambaft machen, die durch den Schluß derselben — oder vielmehr durch einer bedeutendsten Epochen — hervorgebracht worden, und welche den Verfasser der Physiologie du gout *) sehr lebendig schildert.

„Der Vertrag vom November des Jahres 1815", sagt Herr Saboran, „versprichierte Frankreich, innerhalb drei Jahren eine Summe von 30 Millionen Franken zu bezahlen, die Einschätzungen und Requisitionen abzuthun, welche demnach ohne so viel ausmachten. Man durchsehete allgemein einen National-Bankerott, um so mehr, da Alles wohlklingender Münze bezahlt werden sollte. „O weh! seufzten die guten Pariser, so oft die verhängnißvolle Geldkarre nach der Straße Vivienne fuhr, um sich dort füllen zu lassen, o weh! unser Geld wandert aus dem Lande; im nächsten Jahre werden wir vor einem Kinnsteinkehlen auf den Knieen zwischen müssen; es wird uns nichts mehr übrig bleiben, als Bergen und werden Bergen: Elend, Erschöpfung, bürgerlicher Tod wird unser Schicksal seyn!" Der Erfolg bewies die Fälschbrit dieser

*) Da Beispiele immer anschaulicher sind, als Lehren, so verweisen wir den Leser auf Lord Morgan's Schilderung eines unter Carême's Leitung zubereiteten Diners, dem sie selber beigewohnt. S. Morgan's Frankreich. Th. II.

*) Physiologie des Geschmacks oder Betrachtungen über transcendentale Gastronomie. Von Brillat-Savarin. Deutsch bearbeitet. Leipzig, Wigand. 2 Bände.

Digitized by Google

Prophezeiung; zum größten Erstaunen aller derer, die sich mit finanziellen Dingen befaßten, gingen die Zahlungen gut von statten, der Kredit kam ins Steigen, man haschte gierig nach Anlethen, und so lange der finanzielle Aberglaube dauerte, war die Bilanz zu Gunsten Frankreichs. Dies bewies, daß mehr Geld einwandern als auswandern, Wie hat man sich dies zu erklären? Welche Gottheit wirkte dieses Wunder? — die Gourmandise. Als die Herren Briten, Germanen, Cimbern und Scythen in Frankreich einbrangen, brachten sie eine seltene Gefräßigkeit und Magen von tüchtigem Kaliber mit. Bald begnügten sie sich nicht mehr mit der offiziellen Beköstigung, die eine erzwungene Gastfreiheit ihnen reichte; sie schuten sich nach raffinierteren Genüssen, und in kurzer Zeit war Paris ein ungeheures Restaurant geworden."

Die Französische Geschwindigkeit ist über ganz Europa verbreitet; allein man findet sie anderswo nicht in Privathäusern, weshalb wir von jetzt an allgemeinere Beobachtungen machen müssen. Dies soll uns jedoch nicht hindern, diejenigen Hotels und Restaurateurs von Deutschland, Italien und den Niederlanden, deren Küche in besonders glänzendem Rufe steht, namhaft zu machen. Diese sind: Jagor in Berlin; das Hôtel de France in Dresden; der Schwan und der Erbprinz Karl in Mainz; der Adler und Post oder Poelen in Frankfurt; Becking in Mailand. Bei dem Lebensmittel spielt man die berühmte minestra del riso (eine Art Reissuppe) in größter Wollkommenheit. Wir haben noch an manchem andern Orte ganz vortreffliche Diners eingenommen, z. B. in Aachen, Baden und Strasburg; allein wir forechen hier nur von den eigentlich klassischen Hotels für reifende Gastronomen. Auf der Straße über den St. Gotthard, verdienen die rothen Forellen aus dem See bei Andermatt ein besonderes Studium; diese sind, wenigstens in Gerichten, so vorzüglich, daß sie europäisch sind, in ganz Europa. Auf dem Simplon darf der Wanderer die Gemsfen-Pasteten des kleinen Gasthofes in der höchsten Region des Berges nicht ungekostet lassen; in der Nachbarschaft des Sees von Como empfehlen wir ihm die Forellen, und in Rom behauptet der wilde Eber seinen klassischen Ruf. *)

Es bleibt uns nun noch etwas über die Englische Küche zu sagen. Ein Diner von erster Qualität muß wohl in England ohne allen Vergleich besser sein, als eines von denselben Klasse in jedem anderen Lande; denn wir bekommen die besten Küche, weil wir das Meiste für dieselben bieten. Auch haben wir gewisse nationale Gerichte, die von der übrigen Welt mit Neid betrachtet werden.

Zum Beleg unserer Behauptung folge hier der Küchenzettel des Diners, das im vergangenen Mai dem Lord Ebesterfield zu Ehren gegeben wurde, als er das Amt eines Master of the Buckhounds niederlegte. Die Gesellschaft bestand aus 30 Personen, und auf den Kopf entfiel eines Jeden samen sechs Guineen.

Premier Service.

Suppen: Printannier, à la reine, Schildkröten-Suppe (zwei Terrinen).

Fische: Steinbutte (Hummer und Holländische Saucen), Salm à la Tartare, Rothsfeder à la cardinal, gebackener Kabeljau, white bait.

Relevés: Rinder-Filet à la Napolitaine, Puter à la chipolate, timballe de macaroni, Hirschkalb von Wildpret.

Entrées: Erquetten von Geflügel, kleine Austern-Pasteten, Lammes-Cötelette's, purée von Champignons, Lammes-Cötelette's aux pois d'asperge, friecandeaux von Kalbfleisch in Sauertampfer, gespickte Kalbsbrüste mit Gurkenscheiben (ein de veau piqué aux tomates), Tauben-Cötelette's à la Dusselle, chartreuse de legumes mit Fasanen, Filets von jungen Enten à la Barrigade, Rothwürste à la Richelieu, sauté von Geflügel mit Trüffeln, pâté de mouton monté.

Côte: Roastbeef, Schinken, Salade.

Second Service.

Braten: Kapaunen, Wachteln, Truthühner, junge Gänse (green goose).

Entremets: Spargel, Schminkbohnen à la Française, mayonaise d'homard, gelée Macedoine, aspicen d'oeufs de plyvier, Charlotte Russe, gelée au Maraquin, crême marbre, corbeille de pâtisserie, vol-au-vent de rhubarb, Aprikosen-Torte, corbeille den weringsten, gepuzte Krabben; Salade au gélantine. — Champignons aux lines herbes.

Relevés: Soufflée à la vanille, Nesselrode pudding, Adelaide sandwiches, fondus. Pièces montées u. s. w. u. s. w.

Der Leser wird von selber bemerkt haben, wie schön die Englischen Gerichte — Schildkröten-Suppe, white bait und Wildpret — bei dies sem Diner den Französischen Relief geben. Auch die jungen Gänse können für Englisch passieren, da man in Frankreich von der Gans fast nur die Leber zu schätzen weiß.

Von Londons klassischen Speisegebern wollen wir nur einige wenige zu Nutz und Frommen der Nachwelt namentlich aufführen. Diese sind: Ude, Lefevre, Bond, Martin, Hall, Crepin, Francatelli, Collins und Lover. Der gefeierte Koch des seligen Marquis von Worcester verbrannte vor einigen Jahren in Lisle Street; und eine Freundin erzählte uns triumphirend, daß sie von seinen postumen Pasteten gekostet habe. Diesen großen Männern verdankt England den heutigen Flor seiner Kochkunst; allein sie haben auch gewissen Kategorien Entrée verstattet, die wir nicht ungerügt lassen dürfen. Zunächst wär' es ihre Pflicht, gegen die Manie der weißen Entrées zu protestiren, die man so oft mit gänzlicher Umgehung der braunen aufstischt, obgleich der gute Geschmack eine verständige Mischung beider Arten verlangt. Dann sollten sie einer Speise wie ris de veau à la chicorée und tendons de veau épinais unter keiner Bedingung Bürgerrecht geben; denn eine Combination so fader Vegetabilien mit einem Gericht, das an sich schon ziemlich labe schmeckt, ist die ärgste Barbarei. Die unverzeihlichste aller Entweihungen ist aber die, wenn man ein so feines Produkt, wie Trüffeln, zur Basis eines purée macht.

Nachdem wir unsere Skizze der Geschichte und des gegenwärtigen Zustandes der Kochkunst glücklich beendigt, haben wir dem gastronomischen Leser nur noch einige Winke zu geben. Jedem Die in rechten Mittel — seyen sie nun pecuniairer oder artistischer Art —, so lasse Dich nicht auf Entrées und Entremets ein. Der Grundsatz Julius Cäsars: „Besser in einem der Erste, als in Rom der Zweite", findet seine beste Anwendung in der Kochkunst. „Eine kräftige Suppe, eine Steinbutte, ein Wildbraten, junge Enten mit grünen Erbsen, eine junge Hühner mit Spargel, und eine Aprikosen-Torte bilden eine wahrhaft Königliche Mahlzeit — wenn man nichts Besseres haben kann." So sprach der selige Graf Dubley, und wir sind ganz mit ihm einverstanden. Wer Alkoven schenke man dem Zudrthe der Sorgen gebrochenen Aufmerksamkeit; der eben genannte Gastronom sagt von einem verstorbenen Baron der Schatzkammer so richtig als schön: „Er war ein herrlicher Mensch; er hatte die beste Schwelzbrüste, die ich in meinem Leben gekostet."

In einem nächsten, jedoch kürzer gefaßten Artikel werden wir den Leser von Theorie und Praxis der Gastronomie, oder von den Erfordernissen des echten Gastronomen unterhalten.

(Quarterly Review.)

Bibliographie.

The pearl. (Die Perle, oder tägliche Erquickungen für der Christen.) 1½ Sh.

Treatise on the arts, manufactures etc. (Die Gewerbe, Manufakturen, Künste, Stiften und Institutionen der Griechen und Römer.) Zweiter Band. 6 Sh.

Boyhood. (Das Knabenalter.) Nebst einigen andern Gedichten und Uebersetzungen; von C. A. Elton. 12 Sh.

Mannigfaltiges.

— Der Mitaunter R. Das R gilt für einen echt Mannlichen Mitlauter und kann auch mit Recht dafür gelten, wenn man es rein und kräftig ausspricht. Einige sind aber so weit gegangen, mit Unrecht, jeder Nation, deren Sprache kein R aufzuweisen habe, müsse der Feigheit und Infamie schon angeboren seyn; sie berufen sich dabei auf die Chinesen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob auch die Chinesische Nation so vorzugsweise eine feige Nation nennen könne; daß sie aber kein R besitzen sollen, ist jedenfalls eine halbe Verleumdung; mehrere Provinzial-Dialekte, und namentlich der, welchen die Bewohner von Fut-tai — gegen 20 Millionen Seelen — reden, sind mit diesem Laute zur Genüge versorgt. Ob nun die Männer von Fuhan tapferer sind, als die übrigen Chinesen, lassen wir dahin gestellt sepn: so viel ist sicher, daß sie einen großartigeren kaufmännischen Geist besitzen, Wie aber, wenn wir euch ein wirklich R-loses Volk vorführen, das nichtsdestoweniger zu den unbändigsten und schwerbezwingbaren Völkern der Erde gehört? Dieses Volk sind die Kaffern in Süd-Afrika. Nach einstimmigem Zeugniß aller Kenner des Kaffern-Idioms existirt in demselben kein Spur von R. Weder Mandanen, die auch nur der Feigheit verdächtigt werden können, — Mandschu, Mongolen, Türken — entdehren dieses Lautes wenigstens im Anfang der Silben und Wörter, wo er natürlich am schwersten auszusprechen ist. *)

— Cordova. In den letzten Tagen des Mai's 1823 erschienen vor den Thoren Madrids einige Französische Offiziere als Vorläufer des vom Herzog von Angoulême geführten Armee-Corps, welches den nächsten Tag in die Stadt einrücken sollte. Das Volk empfing sie mit Freuden-Bezeugungen; eine zahlreiche Menge umgab sie, drängte sich um sie herum, umringte sie von allen Seiten und geleitete sie bis zur Munizipalität (ayuntamiento); sie drang sogar mit ihnen in den großen Saal hinein, den ein peachtvolles Portrait Riego's schmückte. Plötzlich durchdreicht ein Spanischer Offizier die Menge und bleibt in feindlicher Stellung vor dem Portrait stehen, als treibe es ihn, sich mit demselben zu messen. Mit drohendem Auge und schäumendem Munde stürzt er gegen den stummen Gegenstand seines Hasses eine unendliche Flut von Schmähungen aus. Sein Zorn sacht sich durch keine Mäßigungen, ihn aufzuhalten, nur immer mehr an; er schreit, er brüllt, er kämpft mit den Fäusten; endlich, fortgerissen von der immer wachsenden Heftigkeit seiner Erbitterung, zieht er den Degen, zerhaut mit fürchterlicher Wuth die harmlose Leinwand und durchsticht das unbewegliche Bild des Feindes der Tragala. Dieser Offizier war Cordova. Einer der Französischen Offiziere, von diesem lächerlichen und ungestümen Auftritt unangenehm berührt, richtete strenge Worte an den Mann, der damals, im Namen Christinens und der Revolution, die Gefangenen erschießen und die Städte niederbrennen läßt.

(F. P.)

*) Das Beste, was man im heutigen Athen findet, sind die mit Oliven gemästeten Puter des Berges Hymettos.

*) Jedes mit Anfangende Wort, das die Türken besitzen, wird z. B. Kala. Kiri, Ramafan u. s. w. ist ausländisch (Arabisch, Persisch u. s. w.) und blos einheimisch.

Da die heutige Nummer das letzte Blatt des Vierteljahres ist, so kann die folgende nur Denjenigen, die bereits das neue Abonnement berichtigt, verabfolgt werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 118. Berlin, Freitag den 2. Oktober 1835.

Spanien.

Die Basken.

Ata - rrei, ots - rrei!
Fremdes Land, Vaterland,
Atzoten, eskua lata!
Fremde Hand, zahme Hand.
(Baskisches Sprichwort.)

Wer Castilien durchreist, dem giebt sich beim ersten Blicke das Gemisch oder vielmehr das Resultat der mannigfach wechselnden Bevölkerung zu erkennen, die sich über das Vaterland der alten Iberer seit Jahrtausenden durch triegerische oder eroberude Invasion ergossen. Die Sprache des unsterblichen Saavedra, welche sich an diesen reichen Quellen genährt, ist der beste, treueste Spiegel sie dunte Farbenspiel des National-Charakters. Ernst, gewichtig und sonor, wie die des Römischen Redners, und naiv wie das Westgothische Volks-Idiom, hat sie auch das Pomphafte und den zauberischen Duft des Maurischen und zugleich die Aspiraten und Kehllaute der rauhen Wildnis. Alle diese verschiedenartigen Elemente sind in ihr verschmolzen. Der Castilianer, von seiner ererbten Knechtschaft durch das Pyrenäische Föderal-System und Christl. Religion befreit, hat vom Erbtheile der Nächternheit und Einfachheit behalten, vom Römer, seinem Unterdrücker, den Stolz, vom Westgothen den Instinkt der Tapferkeit, vom Mauren den aufgeregten, beschaulichen Geist, die ungezügelte Eifersucht in der Liebe und die Tücken seiner Rache. So findet ihn der Fremde, in einem Lande, das von Natur fruchtbar, aber ohne Kultur des Bodens, spärlich mit Dörfern und ärmlichen Städten besetzt ist — eine Bevölkerung, die in Faulheit und Noth an der reichsten Quelle verschmachtet. Unter der schönsten Sonne liegt der Mensch dort in der tiefsten Unwissenheit; statt eines regen bürgerlichen Lebens sieht man nur die Schaaren der Müßiggänger unausförlich ertönen die Glocken, die zu jedem Momente das düstere Gebot des herrschenden Geistes auszurufen scheinen; und es ist, als wehte ein Hauch des Fluches über diese dürren Gefilde und diese öden Städte, in denen man noch die Lobgesänge der Inquisitoren zu hören und die lodernde Flamme ihrer Scheiterhaufen zu sehen glaubt.

Gegen die Pyrenäen hin wird Castilien vom Ebro begränzt; noch im Mittelalter war dieser Fluß schiffbar; seit einigen Jahrhunderten ist er auch so wasserarm geworden, wie die Garonne. Die Leute aus dem Gebirge, die an seinen Quellen wohnen, erzählen, daß, wenn Gewitter heraufziehen, unterirdisches Getöse in den Thälern sich vernehmen lasse, was auf eine Verbindung von vulkanischen Feuern mit dem Spannungs-Prozesse der Luft hinzudeuten scheint, und daß das Wasser des Flusses dann brausend und kochend zwischen den Felsen sprudele und schäumend in die Höhe spritze. Der Ebro behält auf eine Entfernung von mehreren Leucs seine ursprüngliche Wärme; er friert niemals zu, und die lieblichste Temperatur herrscht an seinen Ufern. So wie aber der Reisende seinen Weg nach Norden zu fortsetzt, so wird bald ein fühlerer bewegterer Luftzug bemerklich; Hügel erheben sich, von Waldungen beschattet, von Gebirgs-Bächen durchschnitten; das Terrain wird immer unebener, und es währt nicht lange, so strigt am Horizont das Amphitheater der Pyrenäen empor, auf dessen Stufen das Volk der Basken seine Behausse hat.

Mit einem Blick hat der Reisende durchschritten, und die ganze Natur hat ihr Ansehen, der Mensch seine Physiognomie verändert; ein völlig neuer Anblick stellt sich dem begierigen Auge dar; es giebt nicht viel Phantasie dazu, sich unter einem fernen Himmelsstrich, in der Mitte eines unbekannten Volkes versetzt zu glauben.

Wenn man von Castilien her in die Baskischen Provinzen kommt, so ist der Kontrast vollständig und von entschiedenster Wirkung; gleichwohl können wir nicht sagen, daß er es minder wäre, wenn man von der Französischen Seite her anlangt. Nachdem man den Vorderung aus durch die sandigen Haiden todmgeresti, wo höchstens hier und da ein armseliger Hirt, in Schaafsfelle gekleidet, uns begegnet, der gespenstisch durch die Fichten irrt, passirt man endlich den Roue und gelangt in die Thäler der Cispyrenäischen Basken. Erst in neuerer Zeit von dem Feudaljoche befreit, spricht der Novempopulanier ein Celto-Romanisches Patois mit starkem scharfen Accent, das zu gleicher Zeit seine Römische Knechtschaft und seinen barbarischen Ursprung verräth. Die Stadt Bayonne, die an der Gränze des Baskischen Landes liegt, nährt die beiden Völkerschaften einander und führt sie zusammen, ohne sie doch zu vermischen; es wäre gar kein besseres Mittel erdenkbar, Alles, was die Physiognomie des Pyrenäischen Bergbewohners von portischen Originalität darbietet, in's gehörige Licht zu setzen, als die Vergleichung mit den Gascognet Köpfen, die uns durch die nächste Nachbarschaft beider unmittelbar an die Hand gegeben wird.

Gegen das Ende des 6ten Jahrhunderts wurden die Franken von den Basken aus Novempopulanien vertagt. Damals trug dies Gebirgs-Volk den Namen Vascones, den die Römer ehemals dem Spanischen Navarra gegeben, bis an die Loire. Zweihundert Jahre darauf wurden die Navarresen wiederum von den Karolingern bis an die Pyrenäen zurückgeträngt, und seit dem Tage von Roncesval, wo der Iberier, diese blutigen Kämpfe beschränkend, sich in seine gegenwärtigen Gränzen zurückzog, im Stolze seines alten ererbten Besitzes und seiner Freiheit, verschwanden in Novempopulanien alle Spuren der Cantabrischen Schutzherrschaft, und nur der kornumpirte Name Gascogne blieb übrig, den die hyperbolischen Geistessprünge seiner Bewohner in so eigenthümlichen Ruf gebracht.

Die Jahrhunderte, die für die Basken seit ihren Kriegen im Mittelalter und der Verbreitung der Mauren friedlich verflossen waren, hatten diese Volk in dunkele Unbestimmtheit versinken lassen; kaum wurde ihr Name noch genannt. Um so überraschender traten sie mit einem Male jetzt durch die Navarresische Insurrection wieder auf den Schauplatz des Ruhmes, in ihrem Freiheitseifer, und hatten in Zumalacarregny ihren Viriathus gefunden. Die lügenhaftesten Gerüchte waren über den Charakter ihres Aufstandes verbreitet worden. Was mich betrifft — als das Frühjahr gekommen, als Mina wieder an der Spitze des Heeres in's Feld rückte, der Muth seiner Krieger durch den belebt worden, seine wirklichen Talente und sein Ruf einen solchen Gegner Zumalacarregny's versprachen, Alles entscheidende Ereignisse verhieß —, ich beeilte mich, Paris zu verlassen und Zeuge zu seyn von den letzten Siegen oder ersten Niederlagen der Basken.

Bayonne, denn hier machte ich zunächst Halt, führte ehemals den Namen Lapurdum, von dem Cantabrischen Worte lapur, welches Seeräubern bedeutet und sich im Begriff der Cadvendbinischen Masken erhalten hat. Die Etymologen sind sogar der Meinung, daß sein modernen Name aus zwei Baskischen Wörtern, baña-ona, guter Hafen, gebildet ist; ein Name, der im Jahre 1150 sehr passend war, aber es gegenwärtig nicht mehr ist, seit die Versandung des Hafens das Einlaufen mit jedem Tage gefahrvoller und beinahe schon völlig unmöglich gemacht hat. Eine Reihe über den Adour reunt die eigentliche Stadt von der Vorstadt St. Esprit, wo die Juden wohnen. Die Arceres, die, ihre belagerten Mauldhure hinter sich, durch die Thore gehen, die vielen Läden und Balkone, mit denen die meisten Häuser versehen sind, geben Bayonne das Ansehen einer Spanischen Stadt. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die Leere und Oede, die seit dem Verfalle seines Handels gegenwärtig darin herrscht. Als ich in die Stadt eintrat, frasen sogleich die Accente der verschiedenen Sprachen ihre buntgemischter Bevölkerung mein Ohr. Die Gascogner waren an ihrem Patois erkenntlich, der plumpen Fülle ihrer Schuhe und Röcke, die besonders an ihren schwerfälligen Gang. Auf den öffentlichen Promenaden ergingen sich einige Castilianische Offiziere von der Partei der Königin; mit ihrem linkischen Wesen und oldenburgischen Teint stachen sie seltsam genug gegen die elegante Haltung und das kriegerische Aussehen der Französischen Offiziere ab. Mehrere Spanische Flüchtlinge, in ihre Mäntel gehüllt, rauchten ihre Cigarre in der Sonne, ernst und still. Die Basken, die sich schon am frühen Morgen aus den benachbarten Dörfern aufgemacht, kamen in fröhlichen Gruppen herein. Jedes junge Mädchen war von ihrem Liebhaber begleitet. Rothseidener Gürtel, blaue Weste, blaue Mütze, über's Ohr herabhängend, leicht umgeschlungenes Halstuch, leichte Sandalen — das ist an einem Feiertage das Kostüm eines jungen Labourdiners. Die meisten zeichneten sich außerdem noch durch das lange Haar aus, das auf diesen Bergen noch Mode geblieben, ein Überbleibsel freier Männer. Während sie gingen, hielten sie, wie es üblich, mit der Hand ihr Mädchen fest zum Zeichen ihrer Zuneigung. — Eine Gelehrte heißt auf Baskisch emaztechori, zukünftige Frau, ein Liebhaber senargarri, zukünftiger Mann, und unsere Bergbewohner wissen mit der größten Freiheit während der Liebschaft die Reinheit und Anschuld der patriarchalischen Sitten zu vereinigen.

Welch' eine Lust war es für mich, die Trachten meines Vaterlan des wiederzusehen; im Munde meiner Brüder die ausdrucksvollen Töne, die originellen Modulationen dieses Iberischen Idioms, das so reich und so ohnmgewoll klingt, zu vernehmen. Jedem Basken verfolgte ich mit den Augen, jeden Satz ich gern angesprochen; die an und für sich unbedeutendsten und gleichgültigsten Scenen erfüllten mich mit lebhaftem Interesse. Ich sah ein junges Mädchen kommen; sie blieb neben und klopfte sich mit einem Tuche den Staub von ihren nackten Füßen, zog dann zierlich ein Paar kleine Schuhe von schwarzem Sammet an, die

Digitized by Google

sie in der Hand trug; leicht und reizend dahinschreitend, ließ sie das interessanteste Geschichtchen sehen, brünett, ein wenig von der Sonne verbrannt. Ein feines Linnentuch war künstlich um den Kopf geschlungen und auf der Stirn in eine Schleife zusammengebunden, ein kleines Strohhütchen mit Bändern verziert darauf, so ging sie daher. Ein Unterroffizier von der Garnison machte sich an sie und sagte ihr einige schmeichelhafte Redensarten; muthwillig, lachend antwortete sie ihm über ein sehr gefährlicher Beobachter, ein hochgewachsener Bursch von fünfundzwanzig Jahren, den der galante Korporal nicht bemerkt hatte, stand einige Schritte hinter ihm, mit übereinandergeschlagenen Armen, seinen rothen Miespelstock fest an die breite Brust pressend. Er nahm sich aufmerksamlich gut aus in seiner brodrenen stolzen Stellung, der junge Baske, wie er seine hübsche Gebieterin, seine Herrin bewachte. Aus dem wachsamen Auge, das sich von seiner Herrin nicht wandte, aus dem eifersüchtigen Feuer seiner Blicke ließ sich nur zu deutlich abnehmen, daß in diesem Augenblick die Stadt Bayonne den zärtlichen Korporal mehr als sein kurzer Säbel schützte.

Die Nacheicht der Einnahme von Etcharri-Aranaz durch Zumalacarregui und die Baskischen Freiwilligen verbreitete sich gerade in der Stadt. In möglichster Schnelle sah ich mich nach einem Führer um, voller Ungeduld, auf dem Schauplatz eines für meine Spanischen Briefe so glorreichen Krieges anzukommen.

Ich kannte in Bayonne eine alte Baskische Wirthin, deren Haus die Heerege der Schleichhändler von der Gränze war; dahin nahm ich meinen Weg, als mich ein neues Gegebnik in einer Nebengasse anhielt. Vor einem geschlossenen Tabackladen stand ein breitschultriger Schleichhändler, lärmend und fluchend und seinen Eisenstock schwingend. Die Zuschauer hatten sich schleunigst zurückgezogen und dem Manne führten das Feld geräumt. Der Wuth schnaubend, stürzte er sich gegen die Thür und war nahe daran, sie mit Rütteln und Schütteln, wie ein neuer Simson, aus ihren Angeln zu brechen, als ich zu ihm herantrat. „Freund", rief er mir entgegen, mit einem Ton und einem Blicke, die einzig in ihrer Art dem Basken sind, wenn ihn Dunkelheit oder Zorn überwammen, „Freund, geh' Deines Weges!" Ich aber hatte nicht Lust, mich der Drohung zu fügen, im Vertrauen auf die Nationalität, mit der ich Ihnen, mein gnädiges Fräulein, die Anredung, geschmückt, und den mit Eisen beschlagenen Stock, den ich ebenfalls in der Hand trug. Jener maß mich mit festem Blicke; ein Gedanke, das hier vielleicht etwas zu verbienen sein könnte, mochte ihm durch den Kopf gehen, und der Schreckensausdruck seines Gesichts verschwand, nur die gehörten Ruhe und Kaltblütigkeit kam zum Platz zu machen. Nichts kommt der Beweglichkeit der Baskischen Physiognomie gleich; in rasch gegenzgestellten Bewegungen sah ich sie wechseln von Wuth zu Ruhe, ganz schnelle. So auch hier. Langsamen Schrittes trat er an mich heran, und sich mit geheimnißvoller Miene zu meinem Ohr hinneigend, sagte er halblaut: „Mit Vergunst, mein Herr, aber jedes hat sein Theil Neugierde. Nicht wahr, Ihr kommt — woher? das wißt Ihr, und wollt ihn, wo es Euch gefällt, wär's auch nach Spanien?" — Ich blieb stumm und ernsthaft bei dieser Frage, und gab ihm nur durch ein Zeichen mit dem Kopfe zu verstehen, daß er mich fragen solle. Er that's, ohne sich zu besinnen, aus seiner Tasche das Rohr einer zerbrochenen Pfeife hervorziehend, deffen Anblick seine Wuth auf's neue erregte. Ganz empört drehte er sich noch einmal nach dem Laden zu um, und der Schrei der Bergbewohner: „Achut!" der Zorn und Verachtung zugleich ausdeckt, entfuhr seiner heftig arbeitenden Brust. Ich dachte schon, er werde sein Gebäume wieder von vorn beginnen; aber er blieb bei mir und ging mit schnellen, schwankenden Schritten neben mir her, während die eisernen Spitzen unserer Stöcke in Gemeinschaft auf den Pflaster dahinschleiften. Unterwegs stieß er hundert abgebrochene Phrasen, bald vor sich brummend, bald mit lauter heftiger Stimme aus, diesem oder jenem, der ihm in den Weg kam, einen wüthenden Blick zuwerfend. — „Achut! die Bayonner, diese Erzgaseogner! Nrrr! . . . Ich möchte manchmal alle diese Mackeln in den Adour schmeißen . . . Nur Geduld! Jedes Land hat sein Wirthen, es giebt noch Adler! . . . . Ein Nest für Spatzen, dies Bayonne . . . und für den Prokurator des Königs . . . . . Und dieser Halunke, dieser boshafte Schuft, mit meiner Pfeife wegzumehmen, weil ich betrunken bin, Pulver hineinzuladen und sie in Stücke zu zersprengen, meine schöne Pfeife mit dem Messingbeschlag" — bei diesen Worten zerdrach er das Rohr vollends und warf die Stücke einer Schildwache, bei der wir gerade vorüber kamen, vor die Füße. „Achut!" — Wir waren vor dem Spanischen Thore.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Guia de Caminos. (Post- und Reise-Karte durch Spanien.) Aus 29 kleinen Blättern bestehend. Pr. 6 Realen.

Torrijos ó las Victimas de Malaga (Torrijos oder die Opfer von Malaga.) Gedicht von Don Fernando Corradi, dem Verfasser der „Belagerung Zamora's." Pr. 4 Realen. Auf Velin-Papier.

Poesias Asiaticas etc. (Orientalische Dichtungen, in Spanische Verse übertragen.) Von Don Gaspar Maria de Nava, Grafen von Noroña. Neue Ausgabe. 1 Band 8. Pr. 26 Realen. In Paris erschienen.

Frankreich.

Ungedruckte Briefe von Paul Louis Courier.

An den Bürger Dalapeac den Aeltern *), zu Cordes, Departement des Tarn.

Paris, Montag 15. Ventôse (5. März 1797).

Vor meiner Abreise von Antegate, ehemertter Freund, hatt' ich meinen Koffy zu voll, um Ihnen zu schreiben, und seit meiner Ankunft hierselbst habe ich noch weniger dazu kommen können. Heut geh' ich zu meiner Mutter, wo ich hoffentlich Muße genug finden werde, meine Ideen in Ordnung und Zusammenhang zu bringen und Ihnen meine Beobachtungen in Betreff der hiesigen Zustände mitzutheilen. In acht Tagen werde ich in Paris zurück sein. Ich habe einen Urlaub auf zwei Monate, mit Sie wissen, könnte aber, wie mich mein Künstler, denselben füglich auf zwei Jahre ausdehnen; wenn ich soviel Lust hätte.

Seit den zwölf oder vierzehn Tagen, daß ich hier bin, habe ich in einer Welt gelebt, von der man sich keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht mit Augen gesehen hat. Alles ist ungewandt. Nichts ist mehr wiedererkennen. Alles zu Allem gerechnet, habe ich mich gut unterhalten und werde meine Abwesenheit so kurz nimtchten als möglich. Wie gesagt, in acht Tagen denke ich zurück zu sein. Wir müssen durchaus, mit der Ihnen möglichst zusammengehenden Folge, mit einander korrespondiren. Meine Briefe sollen, vermöge der Distanz, mit denen ich sie gehörig versehen will, nicht ohne Interesse sie sie sein, wie ich denke, und Sie Ihres Ihrigs können mir dagegen so Manches, was mir von dorther zu erfahren besonders wünschenswerth ist, zum Besten geben; so würde ich mir zum Beispiel gleich, wenn Sie nach Toulouse zum Kaufrod gegangen wären, einen ausführlichen Bericht von dieser Reise ausbitten.

Es wird dieserhalb nichts Ordentliches aus dem Schreiben; ich wohne hier bei einem meiner Verwandten und werde unaufhörlich unterbrochen. Diese wenigen Zeilen sind Alles, was ich bei dem unglänzigen Rumente abgewinnen vermag, und ich habe Ihnen tausenderlei zu sagen. Auf dem Lande soll's besser gehen.

Adieu! meine geborsamsten Empfehlungen an Madame Talmont und Ihr Fräulein Schwester. Ihre Brüder umarme ich in Gedanken. Gerathen mit einem Schlag. Ich schäme mich recht, daß ich's Ihnen versagen müssen, vor meiner Abreise mich Ihrer Tante zu empfehlen; sagen Sie ihr, wie leid es mir thut, sobald Sie selbige sehen.

Courier.

An Denselben.

Rennes, den 3. September 1798.

Ja wahrhaftig, Zeit Ihres Lebens müssen Sie im Thal von Lestard verfaurern, wenn Sie diesen Winter nicht nach Paris kommen! Der Verlust dasse sind so viele, daß man mehr als zehn Bände davon anfüllen könnte; ich muß mich förmlich in Acht nehmen, mich nicht über die ganze Angelegenheit auszulassen, wenn ich mich nicht leidig in die unausweichliche Nothwendigkeit versetzt sehen will, Ihnen ein gut Theil Grobheiten an den Hals zu werfen.

Wissen Sie, was mir eingefallen ist? eine Idee, die mich in die lieblichsten Träume wiegt, und die realisirt ist, sobald Sie mir mit Ihrer abschreiblichen Tcheibrit nicht mein Spiel verderben. — Wenn Sie diesen Winter nach Paris; so gehen auch Sie! Meine Mutter, wo Sie keine Langeweile haben sollen, sich stehe Ihnen dafür, und ich bringe Sie wieder nach Haus. Diesem Plane, dessen Ausführung, um mich eines Modewortes zu bedienen, beliebig sein möge, hindern sich, wie gesagt, nur von Ihrer Seite Hinternisse entgegenstellen.

Schreiben Sie mir nur so viel und so ausführlich als möglich, wie ich es thue, ohne mich weiter darum zu kümmern, ob in meinen Mittheilungen Sinn und Verstand ist.

Ueber das Leben, das ich hier führe, wäreden Sie sich nicht weng verwundern; ich bin mit einer Masse Zeug beschäftigt, das mir den Kopf ganz wüst macht und meiner Natur durchaus zuwider ist. Inzwischen machen die Geschäfte, daß mir die Zeit unglaublich rasch vergeht. Ich habe in Wahrheit nicht die Zeit, meine Existenz zu fühlen; ich alle kann mich Englisch, nicht etwa, um gegen die Zeit zu seufzen, auf Leben und Tod anzuspielen, sondern weil ich hier in eis Haus gerathen bin, wo vorzugsweise Engli'ch gesprochen wird. Der Vater, die Mutter, zwei Töchter u., Alle haben sich's in den Kopf gesetzt, mich zum Engländer zu machen. Das Ding ist sehr spaßhaft und amüsant für mich. Ich wieder Alles in der Welt darum geben, wenn ich Sie hier haben könnte! Aber in diesen sämmerlichen Zeiten, wo die Sie vielleicht erst in Monatsfrist antworten, was kann ich Ihnen dazin sagen oder schreiben?

Vernehmen Sie, daß man mich hier zum Stabs-Chef der Artillerie gemacht hat. Schreiben Sie mir unter dieser Adresse mit alle den Respekt, den dieser Titel Ihnen einflößen wird.

Es hat wenig gefehlt, so hätte ich unseren Freund Lance hierher kommen lassen. Das hätte einen Stoff geben können, Sie zu unterhalten! Doch bei all meiner Neigung und meinem Willen, Ihnen zu dienen, habe ich doch noch gütig genug eingesehen, daß es zu viel gewagt gewesen wäre, ihn bei der Stellung, in der ich mich gegenwärtig befinde, zu mir zu laden. Nicht, daß ich nicht auch hier sogar Lance genug fände, die sich mit ihm in gleichem Falle befinden; aber sie sind vorsichtig. Dennoch verweigte ich nicht daran, etwas für ihn zu thun, sobald ich wieder in Paris bin. Ich kann wenigstens mit Bestimmtheit versichern, daß ich alle meine Kräfte für ihn daran setzen und früher oder später dort zum erwünschten Resultat gelangen werde. Wie ich mir denke, sind Sie eben nicht sehr begierig, zu erfahren, was hier vorgeht. Mit zwei Worten, wir thun, was wir können, um nach Irland hinüberzukommen; aber unsere Künnen zur See ist nicht weit her. Das Meer ist defäet mit Engländern. Dennoch haben einzelne Schiffe, durch stürmisches Wetter begünstigt, diese gefährliche Reise gemacht, die Insurgenten anzusehen, sich des Hafens zu bemächtigen. — Adieu!

Courier.

An Denselben.

Im Hauptquartier der Armee von Neapel, den 3. Germinal XIII (24. März 1805).

Innig leid thut mir's, mein theuerster Dalapeac, daß ich der Ihrer Hochzeit nicht gegenwärtig sein soll! Sie werden sie noch einmal feiern

Digitized by Google

müssen, wenn wir uns wieder sehen; und würden sogar wohl thun, sie zu dahin zu verscheiden, denn meine Gegenwart ist durchaus erforderlich, wenn Ihre Ehe eine glückliche werden soll. Hatten wir nicht einander gesodt, uns zu gleicher Zeit zu verheirathen? Sie dürfen also diesen Schritt nicht für sich allein thun, wenn ich nicht meine Einwilligung dazu gebe, und ich muß mich am Ende nur auch in aller Schneidigkeit nach einer Frau umsehen, damit Ihre Kinder nur rechtmäßige werden. Wenn das Frauenzimmer, das Sie heirathen, mir bekannt wäre, so würden Sie mit den Namen besselben wohl genannt haben; ich entsalte mich jeder Vermuthung, bin aber sicher, daß Sie eine eben so gute Wahl getroffen haben, wie Ihre Frau, und will, obgleich der Aelterer, gern bei Ihnen in die Schule gehen und Ehemann studiren; denn trotz meines geringen Verstands dazu wird doch wohl noch einer aus mir werden.

Ihnen ist seit unserer Trennung viel Heldenliges und Liebes beschieden gewesen; auf Abenteuer haben Sie nicht ausgegangen brauchten und folglich auch Nichts zu berichten gehabt, nicht wahr? Was ich von mir zu erzählen hätte, seit jener Zeit, würde sehr lang und sehr wieder ich ausfallen. Also verschon' ich Sie lieber damit. Ich habe vielfache Verallassungen gehabt, mich zu beklagen, über die Großen, die Frauen, meine Freunde und über mich selber. Ich habe Allen verziehen, und, trotz die gleiche Grossmuth bewahrent, stell' ich mich zu weiterer Verfügung meinem guten Geschicke anheim, zufrieden, daß es mich weder zum Fürsten noch zum Kälbe machen will, sondern mir gegenwärtig Stellung ist nicht nuangenehm; ich werde gut besoldet und habe wenig zu thun. Ich verlange nur eine bessere. Die Pest wüthet hier in der Gegend, aber ich bin so bärr, daß sie sich wohl schwerlich an mir vergreifen wird. Die eifersüchtigen Italiäner erdolchen uns bisweilen, aber ich bin zu häßlich, um ein Gegenstand ihres Verdachts zu werden. Die Länder plündern uns aus, aber ich weiß es gar herrlich einzurichten, daß ich nie Geld habe. Kurz, es fehlt mir, um glücklich zu sein, nur ein Freund wie Sie — ein Schatz, wie ich ihn nicht zum zweitenmal finde in diesem Leben. Und darum — steh' es hier — wenn ich lebe leide, nach Frankreich zurückkomme und je mein eigener Herr werde, so will ich, ich schwör es feierlichst, zwei Monate in jedem Jahre mit Ihnen und Nissan zusammen sein. Ja wer weiß, ob wir nicht noch einmal beschieden ist, fest zu gründen bei Euch meines Heerdes fremde Götter? Pardon! dieser Vers ist mir unversehens aus der Feder geflossen, wie einem zweiten Jenedain.

Nein, mein theurer Dalberg, ich umarme Sie und auch Joanne (versetzt, daß Sie nichts dagegen haben) Ihre Frau Gemahlin. Sie sagen mir gar Nichts von Ihrer Familie. Ich will nicht hoffen, daß sie mich ganz vergessen hat, und erfuche Sie, mein Andenken bei ihr aufzufrischen. Nochmals Adieu! Friede mit Ihnen! denn dies ist das Beste, was man Ihnen wünschen kann. Ihr Freund

Courier,

Eskadron-Chef der reitenden Artillerie in der Armee von Neapel.

An Herrn Pigalle. (Fragment.)

.... In der That, ich bewundere Ihre Geduld, zu diesem Schuhmacher zu laufen und sich so, wie Sie es thun, mit allen meinen kleinen Angelegenheiten zu befassen. Ich weiß gar nicht, wie ich's anfangen soll, Ihnen meine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen; dieses Wort, das ich in Ermangelung anderer gebrauche, drückt das, was ich sagen will, auf eine so unendlich dürftige Weise aus. Was mich erweist, ist ein so völlig irgendwünschens Gefühl, das durchaus Nichts von dem Lästigen und Unbequemen der gewöhnlichen Erkenntlichkeit an sich hat, weil sich so viel von Neigung, aller Anhänglichkeit und vielleicht auch ein wenig von jener Eitelkeit mit hineinmischt, die zumal bei jungen Leuten durch die Freundschaft allgemein gefälligen Männer sorgt gemacht zu werden pflegt. Das ist es, was ich eigentlich sagen wollte, und was sich, wie Sie sehen, leichter umschreiben, als mit einem einzelnen Worte aussprechen ließ .... Courier.

An Denselben.

Luzern, 14. August 1809.

Ihren Brief vom 23. Juli, lieber Vetter, habe ich erhalten. Ich bin sehr froh, daß Sie mein Geld placirt haben; sollter kann es gewiß nicht aufgehoben sein, daß Sie Ihrer Ihre Geschäfts-Kenntnis. Diese meine Angelegenheiten liegen in Ihren Händen zehumal sicherer und besser als in den meinigen. Ihren Brief nach Wien, in welchem Sie mich von dieser Anlegung und allem Näherem, wie Sie für mein Eigenthum gesorgt, in Kenntniß gesetzt, wie Sie sagen, habe ich nicht erhalten. Haben Sie doch die Güte, diesen Punkt noch einmal zu untersuchen — mit einigen Zeilen ist es abgemacht.

In Mailand gegen Ende September rechne ich auf Ihre 1200 Franes — versteht sich, nicht eher, als bis ich Sie in einem besondern Briefe noch einmal darum ersuche.

Zugleich muß ich Sie bitten, daß Sie mir nicht wieder schreiben, ohne nicht von meiner Cousine etwas vernehmen zu lassen, die schwanger wird und in die Wochen kommt, ohne daß ich das Mindeste davon erfahre. Ich hoffe, Sie werden es diesmal so eingerichtet haben, daß es ein Töchterchen geworden ist.

Sie haben in einem Ihrer Briefe die Frage gegen mich geäußert, ob ich nicht eines Ihrer Kinder adoptiren wolle? Von Herzen gern, sobald dies für das Kind in irgend einer Art vortheilhaft werden könnte. Ich bin freilich Mitglied — unwürdiges — der Ehrenlegion, kenne aber die mit diesem Titel verbundenen Rechte gar wenig. Das Beste, was ich für Ihren Sohn thun könnte, wenn er noch ein paar Jahre älter sein wird, wäre, ihn irgend einen der großen Herren von meiner Bekanntschaft zu empfehlen, wenn Sie anders wollen, daß er das wirkliche Handwerk erlernt, welches ich niederlege — ergreifen soll. Unter diesen großen Herren ist einer, bei dem ich niemals um irgend etwas, ebenso wenig wie bei den übrigen, nachgesucht habe, und der gleichwohl sehr geneigt sein möchte, sich mir gefällig zu beweisen; ich bin dessen ganz gewiß. Für mich, der nichts begehrt, was diese Leute geben können, ist sein guter Wille höchst überflüssig; doch will ich davon Gebrauch machen, Ihrem Sohne eine Anstellung zu schaffen, und ich denke, es wird mir gelingen; warten wir Zeit und Stunde ab.

Wenn meine Cousine, Ihre Frau, mir ein paar Zeilen schriebe, das wäre wohl was Gutschliches! Und Sie hat schon einmal an mich geschrieben, und zwar so allerliebst! Wenn mir recht ist, so war es zu der Zeit, als Sie sich in Turin befanden. Ist etwa Ihre Abwesenheit nöthig für unsere Korrespondenz. Nein, Cousine, frei und offen vor aller Welt können Sie an mich schreiben und sind es sogar schuldig, zu thun. Ja, ja, Sie sind es schuldig, weil es eine Kleinigkeit ist für Sie und mir eine große Freude machen würde. Doch, worauf ich Sie aufmerksam machen muß: vergessen Sie sich ja nicht in dem Ton, worin Sie zu mir reden; ich bin nicht mehr der Cousin, der immer lacht — so nannten Sie mich, ehe Sie meinen Namen wußten — diese Zeit ist vorbei; mein Gesicht ist gegenwärtig das einer Pfisanthropen, und ich habe mir einen Ernst angeschafft, der Ihnen, wie ich hoffe, imponiren wird, Ihnen und allen ihren kleinen Kobolden, wenn wir uns einmal wiedersehen sollten.

Mittlerweile erzählen Sie mir hübsch von Ihrer Pariser Reise. Frisch, Cousine, nicht so faul! Wenn ich schreiben könnte, wie Sie, ganze Bände Neuigkeiten und Berichte wollt' ich Ihnen schicken.

Mit herzlicher Freundschaft Sie alle Beide umarmend.

Courier.

An Madame Pigalle zu Lille.

Rom, 23. Dezember 1811.

Theurste Cousine!

Da Sie einmal die Liebenswürdigkeit haben, in Abwesenheit Herrn Pigalle's mein Banquier sein zu wollen, so wende ich mich sogleich direkt an Sie, besorgend, er könnte vielleicht gerade in Paris oder anderwärts beschäftigt sein, wann mein Brief in Lille ankommt.

Somit ersuche ich Sie denn, mir so schnell als möglich 1200 Franes zu schicken, und zwar, wie immer, durch Herrn Louis Durand, Banquier in Paris, für Herrn Courier, bei Herrn Gherardo de Rossi in Rom. Noch einmal bitt' ich Sie, recht bald, Cousine! Melden Sie mir, sobald es geschehen ist, und zugleich Neues und Neuestes von Ihnen selber. Recht bald, sag' ich, denn ich brauche es, das Geld sowohl als Ihre Neuigkeiten. Seit Ihrem sünften Kinde haben Sie nicht an mich geschrieben; bei dem wievielten halten Sie jetzt? — Wie befindet sich Herr Pigalle? — Es wird Alles nichts helfen, wir werden uns schon noch einmal sehen müssen. Ich denke ganz sicher, nächsten März nach Paris zu gehen; eben das Geld, um das ich Sie ersuche, ist für diese Reise bestimmt. Wie nun? etwa ich dreibundert Meilen mache, um zu Ihnen zu kommen, würden Sie Ihrerseits sich nicht zu sechzig entschließen können?

Fürs so stolz halte ich Sie denn doch nicht; kommen Sie also nach Paris, Cousine, ich habe hundert Geschichten für Sie in petto. Nach Paris! .... Giebt es ein schöneres Rendezvous in der Welt?

Erlauben Sie mir, Sie zu umarmen, versteht sich, mit alle dem Respekt, der Ihrem Geschlechte und der Mutterschaft gebührt.

Courier.

Bibliographie.

Code de commerce, expliqué par des motifs, par des exemples etc. — Von J. N. Rogron. 7 Fr.

Le conseil des Notaires. — Herausgegeben unter Anleitung der Herren Roger, Tremieny, Demante und Ph. Dupin. Erscheint monatlich. Pr. 15 Fr.

Dictionnaire de l'enregistrement, des hypothèques etc. — Von E. Tronsset. 22 Fr.

Dictionnaire général et raisonné de législation, de doctrine et de jurisprudence en matière civile, commerciale, criminelle, administrative et de droit public. — Von Armand Dalloz. 12 Fr.

L'Espagne. — In politischer, bürgerlicher und religiöser Hinsicht; vom Baron von Lamette. 5 Fr.

Griechenland.

Ein Besuch in der Grotte von Antiparos.

Am 15. Januar 1830.

Nachdem wir beschlossen hatten, von unserem Schiffe, „Meleville", das zu Paros Ankerplatz, nach Antiparos zu begeben, um das Innere der berühmten Höhle zu erforschen, brachen wir von sechs Uhr Morgens auf, Alle auf kräftigen Maulesein reitend, und so zogen wir gen Parichia, die Hauptstadt der Insel.

Der Morgen war köstlich, die Luft sanft und angenehm, wie etwa bei uns an einem schönen Maitage; die ganze Natur lachte rund umher; die Blumen, in Thau gebadet, entwickelten ihre lieblichsten Düfte, um den Sinnen zu schmeicheln, und das glänzende Grün der zahlreichen Kornfelder erquickte das Auge, welches dadurch durch den marmorartigen Pfad, den wir passirt hatten, übermäßig geblendet wurde. Eben so belebte die frische Morgenluft die Kraft unserer Maulesel, welche dieselbe mit sichtbarem Vergnügen einhauchten und auf der steilen Straße mit ungewohnter Behendigkeit daher trabten.

In zwei Stunden erreichten wir Parichia, kamen in dem Hause unseres Freundes, des Konsuls, an, wo wir uns nach vieler Mühe mehrere Tur und zwei oder drei schwache Leitern verschafften, um uns derselben bei dem Hinuntersteigen in die Höhle zu bedienen; wir mieteten ein Boot, das uns vier Lästigen jenseits Griechenland bemannt war, und entfernten uns bald von den warmerdefärbten Küsten von Paros. Es

Digitized by Google

waren kaum zwei Stunden verflossen, als wir in einer kleinen sandigen Bay bei der Insel Antiparos anlangten. Nachdem wir das Boot heraufgezogen und die Mannschaft mit dem nöthigen Geräthe beladen hatten, richteten wir unsere Schritte unmittelbar nach einer kleinen Stadt, ungefähr in der Entfernung einer Meile. Die Straße führte hauptsächlich über Felsen von reinem weißen Marmor, bedeckt mit verschiedenen Gattungen von herrlichen Seidekräutchen, wilden Blumen und zahlreichen Gebüschen von aromatischen Kräutern.

Wir kamen bald in der Stadt, wie unser Bootsmann sie nannte, an; diese enthält gegen sechzig elende Hütten und zwischen zwei- und dreihundert, eben so unglückliche Bewohner. Eine enge, schmutzige und von üblem Geruch erfüllte Allee führte uns nach dem Hause des großen Gastgebers, das buchstäblich vollgepfropft war von einer großen Menge von See-Kadetten, die einem unserer Schiffe angehörten, das den Abend vorher aus der Höhle zurückgekehrt war, und die über Nacht in diesem elenden Schein von einem Wirthshause zugebracht hatten. Noch nie hatte ich ein solches Gestümmel vernommen! — Nicht zwei Menschen von Ihnen, und Niemand sprach auf einmal Einige von Dem, Andere von Jenem. In einem abgesonderten Theile des Zimmers entdeckte man durch die dunklen Wirbelsäulen von Rauch eine Gruppe, die auf einer Art Divan hingestreckt lag, mit langen Türkischen Pfeifen im Munde und von Zeit zu Zeit Kaffee hinunterschlürfend, der von einem solphnändlichen kleinen Mädchen eingeschenkt wurde, deren langes aufgelöstes Haar, rings um ihren Nacken lippig herabhängend, theilweise ihr unterthäniges und bittendes Gesichtchen bedeckte. Was die Jungen sicheren in der Gesellschaft betraf, so ergötzten sie sich daran, daß sie die Kleider einander vom Halse rissen pour passer le temps; während zur Vermehrung des Gräuschens und der Verwirrung nicht weniger als zwanzig verlumpte und abgerissene Eingeborne bemüht waren, sie ihre verschiedenen Künste und Gaukeleien von den jungen Engländern so viel Dollars zu erpressen, als sie ihnen nur geben mochten. Welch eine Barbolonische Cacophonie! Welche Krümmungen und Windungen, um sich nur einander verständlich zu machen! Unser Steuermann, ein Grieche, der mit zu unserer Gesellschaft gehörte, erhob seine Stimme, obgleich für einige Zeit vergeblich, um den Wortkrieg wo möglich beizulegen; er richtete an den Herrn des Hauses einige Fragen in Betreff unseres Vorhabens. Endlich erlangte er Gehör, und kaum war man von unserer Absicht unterrichtet, als etwa zehn oder zwölf Geselen von unedem Aussehen mir ihr Anerbieten, als Führer uns dienen zu wollen, mit aber nicht so viele gebrauchen, noch uns zu den Geldsumme verstehen konnten, die sie verlangten, so entfernten wir uns aus dem Hause; aber wir waren kaum aufstehalb der Stadt, als wir vier Männer uns nachfolgen sahen, die sich bald mit uns verständigten und unsere Vorräthe, Taue und Leitern aufpackten, und in wenigen Minuten zog unsere ganze Gesellschaft in Frieden nach der Grotte hin, indem wir bald durch freundbare, zum Theil mit Seidekräutern bedeckte Felsen kletterten, bald Gruselsmigkeit nur hier und da durch einen einsamen Feigen- oder Olivenbaum unterbrochen ward, bald aber bohe marmorreiche, mit Zwergsgebüschen bekleidete Hügel erklommen. Endlich, nachdem wir ungefähr sechs Englische Meilen zurückgelegt, über Hügel, Thal und Gebirge, kamen wir in der weit und breit berühmten Höhle an, welche ungefahr eine Meile von der See abliegt, auf dem Abhange eines hohen Hügels, der aus gängenden und kahlen Felsen besteht.

Wir entdeckten bald den dunklen Eingang, über welchen eine rohbone gewölbte Decke hervorragte, gebildet von enormen Massen von Marmor, von denen eine ungeheure Menge von Sträuchern und Kriechlingen herabhing, nicht wenig dazu beitragend, die feierliche Größe der Scene zu erhöhen. Diese prächtige Decke wird scheinbar von einigen gigantischen Stalaktiten getragen; einer der breitesten gleicht einer roh ausgehauenen Gothischen Thüre, ein anderer hat das Aussehen einer ungeheuren kolossalen Statue, welche allen Zugang zu der majestätischen Höhle abzuschneiden scheint.

Unsere Führer legten die Taue und Leitern an, und nachdem sich jeder derselben mit einer Wachskerze versehen hatte, begannen wir hinabzusteigen; zuerst kamen wir durch eine lange schmale Allee, die von jeder Seite mit Krystallisationen durchgrenzt war, die wie köstliche Edelsteine funkelten. Es war schön, wie der Zug der Lichter sich abwärts in die Abschlüftigkeit auszuerdentlich geog und der Pfad mit leckeren Steinen bedeckt war, so daß wir selbst mehrere Mal ausglitten.

Am Ende dieses schmalen Pfades entdeckten wir einen senkrechten Abhang, von ungefähr zwölf Fuß Tiefe, wo wir uns vermittelst des Taues mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit hinabließen; als wir auf dem Boden angekommen waren, schritten wir über ungeheure Massen von Marmor-Felsen, welche eben so wie die Seiten und die Decke der Höhle mit durchfardigen Krystallen überzogen waren, die einen herrlichen Glanz hervorbrachten, belebt von dem Lichte so vieler Kerzen und Fackeln. Hinter uns gähnte ein schrecklicher Abgrund! — ein Anblick zum Entsetzen für alle, die nicht mit ganz kräftigen und gesunden Nerven ausgerüstet sind; jedoch von unseren furchtlosen Führern geleitet, zogen wir längs des Randes der fürchterlichen Tiefe, indem wir kaum aufzuschauen wagten, um die herrliche gothische Decke zu bewundern, auf welcher die glühenden mit reichem Wittwerk ausgeschmückten Säulen, die an einigen Stellen beinahe den erhabenen Bogen über uns berührten, — so ängstlich und gespannt waren wir, indem ein falscher Schritt uns leicht in den dunklen unterirdischen Schlund hinabgestürzt hätte! Nachdem wir eine beträchtliche Strecke auf die oben beschriebene Weise zurückgelegt hatten, gelangten wir zu einer anderen sehr abschüssigen Stelle; hier gelang es unseren Führern, eine Leiter anzubringen, auf welcher jeder Gesellschaft mit vollkommener Sicherheit hinabstieg. Von dieser Stelle aus war auch das Tau nicht länger mehr zu benutzen, indem die Höhle in solche Windungen und Krümmungen auslief, daß sie dessen Anlegung verhinderte. Indeß vermißten wir dasselbe oft bei unseren weiteren Hinabsteigen, besonders an einer Stelle, wo unser Weg uns längs der Mandes einer ungeheuren Felsenmasse führte, die über einen schrecklichen Abrund herabhing, so daß wir wir Erebus! Hier waren wir genöthigt, uns mit den Händen an den Stalaktiten seht zu halten, die an den Felsen herabhingen, indem wir nur auf diese Weise unseren gefährlichen Weg zurücklegen vermochten. Nachdem wir endlich diesen beschwerlichen Theil unserer Reise vollendet hatten, ward der Weg ganz bequem lich, mit Ausnahme einer oder zweier schwierigen, aber nicht gefährlichen Gänge durch die Felsen, welche die Passage bemmten. Nach dieser weiteren Herabsteigens ging über einen Abhang, der aus lockeren Steinen bestand, auf welchen wir oft schneller hinabgetrieben wurden, als uns angenehm sein konnte. Diese Straße führte endlich unsere Gesellschaft auf eine Fläche, wo wir einige Minuten verweilten, während unsere Führer den großen Raum erleuchteten, in den wir nun bald eintreten.

Wie sollen wir aber die Wunder und das Erstaunen ausdrücken, das wir empfanden, als wir diesen magischen Tempel zum ersten Mal erblickten! Sollen wir dem Leser eine Idee von seiner Herrlichkeit geben, so denke man sich einen ungeheuren Saal, der ungefähr 120 Fuß in der Länge und 113 Fuß in der Breite hat und an einigen Stellen gegen sechzig in der Höhe; nun male man sich eine solche Halle aus, rund um mit Tausenden von glänzend weißen Stalaktiten umhangen, die sehr mannigfaltigkeit der Form annehmen, welche die freuchbarste Phantasie je ersinnen kann, und auch dann wird man nur den 100 Stellen einen Begriff von der Herrlichkeit haben, die wir gesehen haben! Die herrliche gefärbte Decke wird dem Auschein nach an verschiedenen Stellen von schlanken und kunstreich eingefertigten Säulen getragen, ungefähr gleich denjenigen, die man in schönen Musterstücken der Sarazenischen Architektur findet; andere von größeren Dimensionen sind mehr reh cisselirt und haben Aehnlichkeit mit den Gothischen Saulenformen.

Auf dem ungebenen Estrich steht man ringsher zerstreut ungeheure hohe Massen von Stalaktit, ähnlich so vielen gigantischen Statuen; ungefähr im Mittelpunkte besindet sich ein geräumiger Stalagmit, der einem Altar in einer Römisch-Katholischen Kirche sehr ähnlich sehr; Unsere Einbildungskraft zeigt uns die hohen und reich getriebenen Säulen an jeder Seite, die erhabenen und schlanken, sorgfältig ausgearbeiteten Bruder — kurz, alle die Gegenstände, die man gewohn ist, als die Zierden einer Prächtigen Kirche zu sehen. Tausende und aber tausende kleine Altar Meise gesehen, so sehr war er von der ungeheuren Aehnlichkeit überrascht. Wir glaubten, dieses glänzende Werk der Natur könne nicht genug bewundert werden, indem sie hier gleichsam die immer mehr vervielfältigen und vergleichungzweise unbedeutenden Werke der Kunst zu verdächten und ihrer zu spotten scheint.

Um einen herrlichen Anblick zu genießen, säuberten wir ein kleines Licht an, und betrachteten den ganzen prächtigen Tempel auf die herrlichste Weise beleuchtete. Dies bewunderswürdige Licht verleiht der wunderbaren Höhle den Eindruck einer herrlichen Gothischen Kathedrale, mit allen ihren inneren Verzierungen, besetzt mit mannigfachen kostbaren Edelgesteinen und erleuchtet bei Gelegenheit irgend eines hohen Festes.

Nachdem wir einige der herrlichsten Ansichten genossen, begannen wir endlich, wieder hinaufzusteigen, ein Unternehmen, das zwar weniger gefährlich, doch das Hinunterklettern weit mehr ermüdete und beschwerlicher ist, und wir fanden uns auch alle von der Mühigkeit und Hitze erschöpft, die wir in Folge unserer Nachforschungen in der merkwürdigen Höhle auszustehen hatten. (U. S Journal.)

Mannigfaltiges.

— Die Sonne in den arktischen Regionen. Den 17. November 1829 — erzählt Capitain Reß — beobachteten wir ein höchst seltsames Phänomen an der Sonne. Das Centrum war durch eine Wolke verdunkelt und der Rand von einem Ghirkel umgeben, unter welchem die Strahlen so hervorschossen, daß der Himmelskörper einen Sterne vom Bath-Orden glich.

— Die moderne Sufanna. Vor einiger Zeit verlieb die junge und schöne Gattin eines in Konstantinopel ansässigen Engländers, von mehreren Dienerinnen begleitet, früh Morgens ihr Haus in Stutari, um sich durch ein Bad im Bosporus zu erfrischen. Während des Badens näherten sich einige junge Türkische Offiziere und blieben wie eingewurzelt auf dem Platze stehen. Die Dienerinnen erschuten sie, sich zurückzuziehen; doch statt dieser Aufforderung Genüge zu leisten, fingen die Herren so viele Scherze zu treiben, daß die darüber höchst entrüstete Dame eilig das Wasser verließ, ihren Bade-Anzug schnell mit einer Morgen-Toilette vertauschte, sich in ihren Wagen warf und geradewegs nach der Kaserne fuhr, wo sie sich bei dem Oberst über die ihr zugefügte Schmach beklagte und von ihm die Bestrafung der Schuldigen in ihrer Gegenwart verlangte. Der Oberst ließ dieselben sogleich durch einige Soldaten bei einem Zrunde, wo sie freiwilligen, verhaften; er machte ihnen sodann heftige Vorwürfe über die Verletzung der Gesetze des Harems, überließ sie dann der Verfügung der Dame und befahl ihnen, sich der Strafe zu unterwerfen, die sie ihnen auferlegen würde. „Nun gut", sagte sie, „zähten Sie darauf, daß ich sie selbst züchtigen werde." Sie ergriff darauf einen dicken Stock, der ihr gerade zur Hand war, und sich dreßelben eine Viertelstunde lang, bald schwächer, bald stärker bedienend, bestrafigte sie auf den Schultern ihrer galanten Bewunderer: die Wahrheit des Sprichwortes: „Keine Rose ohne Dornen" bestätigte sich wieder in ihren Wagen, gestützt den Oberstem mit der Hand und trabte, bezaubert von ihrem Morgen-Abenteuer, in ihre Wohnung zurück. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Journal in der Allg. Preuß. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 119. Berlin, Montag den 5. Oktober 1835.

Afrika.

Die Inseln des Grünen Vorgebirges.

1. Bonavista. — Diebe von allen Seiten. — Der portugiesische Gouverneur. — Sklaven und Lumpe.

Den 10. Dezember 1834 strandete das Schiff „Sir Thomas Munro", dessen Bestimmung nach Sydney lautete, bei der Insel Bonavista. Um 8 Uhr des Abends verließen wir das Wrack, und 36 von uns mußten die ganze Nacht in dem Long-Boote zubringen, welches unter der Last seiner Equipage so tief ins Wasser sank, daß wir bei nur etwas stärkerem Winde überstuhlet worden wären. Am nächsten Morgen steuerten wir auf Befehl des Capitains längs der Küste hin und kamen nach einigen Stunden, die man besser hätte anwenden können, an die alte Stelle zurück. Zwei Böte, jedes mit vier baldnackten Männern besetzt, ruderten uns von der Küste entgegen. Mit ihnen hatte gelangten wir endlich sicher an's Land. Wir hatten in dem Long-Boote über achtzig Tonnen zugebracht und dabei entsetzlich gedrängt gesessen. Die Portugiesischen Bewohner der Insel sind berüchtigte Diebe, und bald legten sie uns von ihrem Talent eine Probe ab; denn sie stahlen eine gute Hälfte der wenigen Artikel, die wir zu retten versuchten, und zwar noch ehe wir fünf volle Minuten am Lande waren. Es war unmöglich, Etwas frei hingelegen, ohne daß es wegstiebt wurde, und der Dieb war dann mit Blitzesschnelle hinter den Sandhügeln verschwunden. Als wir dann unsere, bestanden sich etwa schnig der Eingeborenen am Strande, von denen die meisten uns Melonen anboten, das Einzige, was sie zu vergeben hatten. Diese Leute sind ein hochstämmiger Menschenschlag, sowohl Männer als Frauen; bei weitem die Meisten der Letzteren maßen fünf Fuß und acht bis neun Zoll, viele sogar noch darüber (!). Es war beiustigend, zu sehen, mit welcher großen Monchalance die Männer in ihren dürftigen Fetzen herumgingen, die ihren Zweck sehr schlecht erfüllten. Nur Wenige waren anständig gekleidet. Die Meisten tragen keine Schnürbrüste, noch irgend etwas Anderes, was ihren natürlichen Wuchs zurückdrängen könnte. Ihr gewöhnlicher Anzug besteht aus einem weißen Hemde, das vermittelst einer Schleife über den Busen befestigt ist; nur um die Hüften schlagen sie noch eine Art langer Schärpe; wollen sie recht schön aussehen, so hängen sie noch eine zweite Schärpe über die linke Schulter und befestigen sie an der rechten Hüfte. Diese sind sehr wohlgewachsen und haben einen gelenken, leichten als sichern Gang. Auf dem Kopfe tragen sie ein Tuch, das so geschmackvoll wie ein Turban gewunden ist; aber Schuhe und Strümpfe selten ganz, ausgenommen bei den Freigeborenen, deren es hier sehr wenige giebt; denn Sklaven müssen jederzeit baarfuß gehen. Ihr Weißzeug sanden wir immer reinlich; dasselbe wechselten sie von einer gewissen Art Ungeziefer nicht verschont. Es war sehr erbaulich, zu sehen, wie sie einander gegenseitig davon befreiten.

Einige von der Gesellschaft, die mit Eseln versorgt wurden, begaben sich nach dem etwa 7 Meilen entfernten Old Town; ich für meinen Theil kehrte an Bord des Wracks zurück, in der Hoffnung, einige meiner Kleidungsstücke zu retten. Ich mußte zu diesem Zweck fünf Fuß tief unter Wasser, aber mein Nachsuchen blieb ohne Erfolg; denn noch vor unserer Ankunft hatten die Eingeborenen alle Kisten theils erbrochen, theils fortgeschleppt. Unter meinem Arme lagen ein Fußsack und ein Schreibepult, welche die Plünderer übersehen hatten; ich zeug diese Schätze auf's Verdeck, um sie mit an's Land zu nehmen, und legte sie im Gange (gang-way) nieder, weil ich sie hier sicher glaubte; aber schon nach wenigen Minuten vermißte ich sie und hatte bald die Freude, zwei schwarze Kerle mit diesem Rest meiner Habe fortrudern zu sehen. Einem Dritten behagte der Hut eines unserer Matrosen; er nahm ihm den Hut vom Kopfe und sprang über Bord, aber Ja! war nicht um sein leichtes Kanot zu fassen, er ging sein Messer, sprang den schwarzen Gentleman nach und jagte ihm die Beute wieder ab. Einem Passagier, der die Nacht über auf dem Strande schlief, wurde nicht bloß das Tuch, womit er sich zudeckte, sondern auch das, worauf er lag, wegstiebt.

Als ich wieder am Ufer war, machte ich mich mit einigen Anderen ebenfalls auf den Weg nach Old Town. Wir mußten immer durch Sand waten, eine arge Zumuthung für Leute, die in 24 Stunden so gut als Nichts gegessen hatten; ein Portugiesischer Zoll-Beamter, der uns begleitete, sagte, wir gingen durch den fruchtbarsten Theil der Insel. Am nächsten Tage nahm ich Gelegenheit, diesen sogenannten fruchtbarsten Theil zu untersuchen, und fand etwa vier Morgen Landes, von denen zwei mit Indianischem Korn besäet waren, dessen Halme in sehr respektabler gegenseitiger Entfernung standen; die übrigen zwei Felder enthielten Wassermelonen, d. h. auf je 20 Quadrat-Ellen Bodens wuchs eine derselben. Ueberhaupt kann es schwerlich ein unfeuchtbareres Land geben, als die Insel Bonavista, die auch ihren Namen (schöne Aussicht) mit großem Unrecht führt; denn wohin man auch blicken mag, das das Auge nur einen Ocean von Sand vor sich, der hin und wieder durch kleine Oasen unterbrochen wird, auf denen armseelige Ziegen ihr Dasein fristen. Ob diese sandige Aussicht dem Auge schädlich, kann ich nicht sagen; so viel ist aber gewiß, daß ich beeidlatmsmäßig an keinem Orte der Welt so viele Blinde gesehen habe. Selbst die Gemahlin des Statthalters und eine ihrer Töchter waren einäugig.

Als wir an jenem Abend in Old Town ankamen, wußten wir nicht eigentlich nicht, wo wir unser Haupt hinlegen sollten. Unser Doktor paradirte, mit Pistolen, Messer und Karabiner bewaffnet, vor einem Hause auf und nieder; augenblick, um die Frau des Capitains zu beschützen, obgleich es nicht das Ansehen hatte, als wollte ihr Jemand beschwerlich fallen. Unsere Frauenzimmer mußten überhaupt sehr eingeschüchtert seyn; denn während ich mich nach einem Bette umsah, kam ein Schiffs-Kabel mit einem Pallasch in der Hand und bat mich, mit zweien unserer Damen in demselben Zimmer zu schlafen, weil sie ohne männlichen Schutz allzu sehr sich abängstigen würden. Ich war unter jeder Bedingung froh, ein Bett zu bekommen, legte, als ich bei den Damen eingetreten war, meinen Pallasch unter das Hauptkissen und schlief, obschon mit hungrigem Magen, ganz fest ein. Plötzlich erweckte mich eine Hand, die mir langsam über das Gesicht fuhr; alles Haar sträubte sich mir empor, und ich zog sogleich meinen Pallasch. Es schien mir, als wollte die ominöse Hand mit mir Bekanntschaft machen; ich that einen verzweiflungsvollen Stoß nach dem unsichtbaren Unhold, und alsbald ertönte ein entsetzlich gellender Schrei. Mein Angreifer war ein großer Affe gewesen, den es nach meinem Pallasch gelüstet hatte. Das Thier war jedoch mehr erschreckt, als verwundet; und schon am nächsten Morgen sah ich es im Besitz meiner Jacke, in deren Aermel es seine Beine gesteckt hatte. Es schien sich auf diese ursprünglichen Hosen nicht wenig einzubilden.

Nach dem Frühstück — dem besten, das wir bekommen konnten, es bestand aus Zwieback und Kaffee mit Syrup — machte ich mich auf, um den Ort in Augenschein zu nehmen. Er liegt auf einer Anhöhe am Fuße eines Berges und zählt gegen dreißig elende Häuser. Keine Art von Kaufmannsladen ist hier zu sehen; das einzige hübsche Gebäude ist eine kleine Kapelle, die etwas höher auf dem Berge steht. Die ganze Insel hat übrigens nur drei Kapellen und einen Pfarrer, aber Herr nue dann um seine Beichtkinder sich bekümmert, wenn sie ihn zu sich rufen lassen.

Die Kinder läßt man hier bis ins sechste oder siebente Jahr nackt umherlaufen; auch werden sie als Säuglinge nicht gewickelt, wie bei uns, daher haben sie insörmlich dicke Bäuche, die jedoch mit einretenter der Mannbarkeit verschwinden. Kleine Kinder werden nicht auf dem Arm getragen, sondern rittlings auf den Hüften, wodurch ihre Gelenke freies Spiel erhalten. An Heirathe-Ceremonien wird hier kaum gedacht; ein weibliches Wesen, das noch nicht verschroben ist, geht unbedenklich zu dem Manne, der ihr eine Versorgung anbietet, und lebt als Frau mit ihm; trotz dieses scheindar laxen Verhältnisses hat man nur wenige Beispiele von weiblicher Untreue. Fast jedes erwachsene Frauenzimmer — sey sie nun ledig oder verheirathet — ist hier Mutter, und in den hundert Personen der Insel gewiß neunundzwanzig als Sklaven dienen, so kann dieser Trieb zur Fortpflanzung ihren Herren nur angenehm seyn.

Bonavista hat ungefähr zweitausend Einwohner, welche geringe Bevölkerung die Insel, trotz ihrer bedeutenden Ausdehnung, kaum ernähren kann. Indianisches Korn und Wassermelonen sind die vornehmsten Nahrungsmittel; man verspeist das erstere größtest und zieht auch eine Art Kaffee daraus; nur wenige Reichsgenossen sie bezitzen, daß sie Zigarrenstoff essen können. Auch Reis hat man gepflanzt, und wann werden Kartoffeln aus Amerika gebracht. Die Milch ihrer Ziegen erhält wegen der großen Hitze schon nach wenigen Stunden einen sauren Geschmack, und der Käse, den sie daraus bereiten, ist so übel wie Leder. Auch ihr gebackenes Brod schmeckt sauer und unangenehm. Obschon die meisten Bewohner Sklaven sind, so scheinen sie doch ein genügliches Leben zu führen, und oft bekamen sie ihre Herren mit einer Familienrath, die man kaum einem Englischen Dorfe verglichen würde. Sie sind sich derselbe wohlbaarige Menschenschlag, den man auf der gegenüberliegenden Afrikanischen Küste trifft, und ihre Sprache ist ein Portugiesisches Patois, das dem rein Portugiesischen noch weniger gleicht, als der Dialekt von Yorkshire dem reinen Englisch. Es sind Leute von lebendigem Geiste, und wir staunten oft, wie leicht sie unsere Wörter und Phrasen merkten. Was sie einmal wußten, ver-

Digitized by Google

gaben sie auch nicht wieder. Der Portugiesischen Familien sind sehr wenige, nicht über ein halbes Dutzend.

Am dritten Morgen nach unserer Ankunft in Old Town rüstete sich der größere Theil unserer Gesellschaft zum Ausbruch nach English Harbour, wo der Gouverneur ansässige Wohnungen für uns eingerichtet hatte. Wir ritten auf Eseln, dem einzigen Geschöpfe, das man hier in Ueberfluß findet. Die Landschaft hatte, trotz ihrer Nacktheit, doch viel Pittoreskes. Verdorrtes Gras mit Steinen untermengt bedeckte einen großen Theil des Bodens, der alle Kennzeichen vulkanischen Ursprunges trägt. Eine von den Inseln der Gruppe, Fogo (Feuer) genannt, hat noch wirklich einen thätigen Vulkan.

Als wir in English Harbour ankamen, paradirten wir vor dem Hause des Gouverneurs auf unseren Eseln, während uns das versammelte Volk wie eine Menagerie wilder Bestien angaffte. Bald kam ein Mayordomus des Gouverneurs und führte uns nach unserer Wohnung, die auf einem sehr angenehmen Flecke dicht am Meere lag. Das Haus gehörte der Wittwe eines Amerikaners, die uns respektive für 20 Pence täglich Kost und Logis gab. Zum Frühstück bekamen wir harten Zwieback und Kaffee ohne Milch (auch gewöhnlich ohne Zucker), zum Diner ein Stück Ziegenfleisch mit Kartoffeln, und zum Abendessen wieder Kaffee.

In English Harbour residirt Seine Excellenz, Manuel Antonio Martinez, General-Gouverneur der Inseln des Grünen Vorgebirges und aller Portugiesischen Besitzungen in Afrika, die eine Küstenstrecke von 2500 Engl. Meilen einnehmen. Obgleich an Jahren vorgerückt, ist er noch stark und rüstig, und nimmt bloß sein Frühstück daselbst, sondern auch der vornehmste Kaufmann und einige der Schiffs-Eigenthümer auf Bonavista.

Die Insel Sal gehört zu seinen Besitzungen.

Als eine Probe seines unternehmenden Geistes erwähnen wir, daß der Gouverneur auf der Insel Sal zum schnellen Transporte des Salzes eine Eisenbahn anlegen läßt, die ihm zwölftausend Pfund kosten wird; eben so läßt er in St. Jago Röhren legen, die das Wasser über Englische Meilen weit bis zum Landungsplatze schaffen. Jeden Morgen sieht man ihn unter einem Boosschuppen nicht um Wasser, wie die fremden Schiffs-Capitainen eine Art Leber giebt. Durch diese Leute erfährt er unsere Weltbändel, denn eine Zeitung verliert sich nur selten nach Bonavista. Regelmäßige Besucher der Insel sind fast nur die Amerikaner, und Salz der einzige Ausfuhr-Artikel. Man verführt das Salz von hier nach Brasilien, wo es guten Absatz findet.

Es ist wahrhaft überraschend, zu sehen, wie genau der Gouverneur mit den Zuständen Europa's bekannt ist. Er spricht das Englische rein und fließend, und weiß in England so gut Bescheid, als hätte er Jahre lang daselbst sich aufgehalten. Er ist in jedem Betracht ein Mann von eminentem Geiste. Während Dom Miguel Portugal tyrannisirte, erbielt er den Befehl, eine bedeutende Summe Geldes dort hinzuschicken. Er that dies, machte aber zugleich Dom Pedro von der Absendung Anzeige, und dieser säumte nicht, das Geld wegzufangen. Im solcher weltlicher Dienste mußte sich der Gouverneur sehr fein und klug angeschrieben, und als wir abreisten, erwarteten Befehle zu einer Expedition nach der Afrikanischen Küste, um daselbst einige neue Negermenets einzuschärfen. Wenn ich die Güte und Freundlichkeit, die er uns Allen bewies, näher auseinandersetzen wollte, so könnte ich kein Ende finden. In diesem Betrachte habe ich kaum seines Gleichen kennen gelernt.

Seine Wohnung und sein Haustrath sind zwar für Bonavista sehr prächtig; auf John Bull aber machte Beides einen täglichen Eindruck. Das Haus ist ein langes und ziemlich niedriges Gebäude, das einer sauber angestrichenen Englischen Scheune gleicht, und der Speisesaal ähnelt dem Parlour eines respektablen ländlichen Gasthofs in England. Es giebt auf der ganzen Insel eigentlich nur zwei Personen, die auf das Prädikat Gentlemen Anspruch machen können: diese sind der Gouverneur und sein Schwager. Andere ehrenwerthe Portugiesen, die ihre Geschäfte zurückgezogener führen, sind ausnahmsweise Leute. Der Schwager des Gouverneurs ist eine Art Faktotum: er qualifizirt sich als Arzt, Eibirurg, Geburtshelfer und Apotheker. Fast jede Nacht schwangselte er Rum und andere Artikel aus dem Wrack an's Ufer, und als das Schiff mit seiner Besrachtung versteigert wurde, machte er den Schreiber des Auctionators. So oft ein Pirat oder Sklavenhändler landet und um Portugiesische Flaggen sich bewirbt, vermittelt der Doktor die Sache — kurz, er versteht sich auf jedes Material-Geschäft, das kann. Was den Sklavenhandel betrifft, so muß ich hier bemerken, daß die Cap-Verdischen Inseln das große Rendezvous der Seelenverkäufer sind. Jeder Engländer, Franzose oder Amerikaner, der dieses Gewerbe mit Sicherheit seines eigenen Kopfes treiben will, verschafft sich hier für ein paar Dollars Portugiesische Flaggen, Papiere und Matrosen; er selbst und seine Leute fahren dann bloß unter dem Titel von Passagieren mit. Diese sind schuldig, im Fall sie ergriffen werden, vor den Bauneln an der Segestange.

Endlich erschien der Tag, an welchem das Wrack unseres unglücklichen Schiffes öffentlich versteigert werden sollte. Dem Zollhause gegenüber fand die Versteigerung statt, bei der sich Männer, Frauen und Kinder einfanden. Im Mittelpunkt des Hausens wurde ein freier Raum gelassen, in welchem der Auctionator, ein langer zerlumpter Kerl, auf und nieder ging und dabei die verschiedenen Gebote ausrief. Bald erschien auch der Gouverneur, und endlich wurde das Wrack für den Spottpreis von sechshundertsechzig Reis — nicht ganz 150 Pfund Sterling — losgeschlagen. Derjenige, welcher es erstand, konnte leicht zweitausend Pfund dabei gewinnen!

Eines Abends wurden wir durch ein paar Regentropfen sehr angenehm überrascht; denn Regen ist in dieser Weltgegend eine gar seltene Sache, ausgenommen in der nassen Jahreszeit, die den September und Oktober begreift. Aber selbst in diesen Monaten kann man nicht mit Bestimmtheit auf Regen rechnen, und während der drei Jahre vor 1834 hatte vollkommene Dürre geherrscht, so daß einige tausend Individuen vor Hunger starben. Wir hatten das Glück, in den besten Monaten dort zu seyn, nämlich im Dezember und Januar. Die Nächte sind, wo möglich, noch schöner als die Tage, und man kann bis Mitternacht in vollkommener Sicherheit unter freiem Himmel sitzen. Wasser ist nur ein dürftig vorhandener und schlechter Artikel: die Sklaven tragen es auf ihren Köpfen und zwar drei Meilen weit der. Alle Lebensmittel sind sehr theuer: ein Pfund brannen Zuckers kostet 1 Shilling (weißen Zucker ist gar nicht vorhanden); ein Pfund sehr schlechter Butter 1 Shilling 4 Pence; für einen harten und schmuhigen Käse zahlt man 1½ Pence und für ein kleines saures Brödchen dasselbe. Nur und Wachholderschnaps sind hier so schlecht als theuer. Jemehr kann man leidlich guten Lissabener Wein, die Flasche à 1 Shilling kaufen.

Die ganze Garnison von Bonavista besteht aus zwölf Mann; allein ich glaube, daß der Gouverneur im Nothfall ein levee en masse desselben kann. Die zwölf Mann Besatzung bekommen täglich 6 Pence (nach unserem Gelde) und müssen außerdem ihre Kleidung zur Hälfte sich anschaffen. Trotz ihrer sehr geringen Besoldung ihren sie sich so gut es gehen will, auf dem Kriegsfuße zu bleiben: jeden Morgen erläßt ein Trommler die Wache und marschirt, ohne daß ihm ein Pferd im Takt bleibt, ringe um den Stadtbrell, in welchem das Haus des Gouverneurs steht.

Dem Wachthause zunächst steht das Gefängniß, an welchem die Stadt-Uhr sich befindet, die übrigens sehr wenig zuverlässig ist. Auch pflegt die Schildwache jeden Vorübergehenden, an dem sie ein Uhrband entdeckt, zu fragen, was die Stunde sey, um sie gleich nachher anderschreien zu können.

In einem nächsten Artikel gedenke ich Etwas über St. Jago mitzutheilen, welche Insel von Bonavista so verschieden ist, als läge sie in einem ganz anderen Welttheile.

(United Service Journal.)

Spanien.

Die Basken.

(Fortsetzung.)

Bald genug hatte ich aus der Sprache und den Manieren meines Begleiters erkannt, daß ich es mit einem Schleichhändler zweiter Klasse, einem Bauern oder Arbeiter zu thun hatte; brauchte vorzusehen ich nicht daran, wie ihm am besten Aufschluß zu erhalten, nach dem mich verlangte. Mich hatte er mit seiner Traurenheit, die er nur zum Schein angenommen, nicht getäuscht; er sah, daß ich an seiner Unterhaltung Vergnügen fand, das spornte ihn an, sich immer mehr und unumwundener auszulassen. „Das Sprüchwort sagt", begann ich, „daß die Wände und Gebäude Augen und Ohren haben; hier sind nun so viel Thore als Steine, und so viel Augen als Körner Sandes; und doch hat ihr Menschenverstand nicht." — Er sah mich mit Verwunderung an. Ich sah an. — „Wir Bergnasi, Herr, wir Bergnasi: sehen kann man uns wohl, aber hören? sicher nicht. Nach Euren Federn zu schließen, seyd Ihr ein Vogel, der nicht wie unser Eins unter dem Feuer der Jäger sein Futter zu suchen braucht. Ziehet Ihr?" — Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten über diese allegorische Frage. — „Ich frage nur", fuhr er fort, „weil denn doch Jeder seine Gedanken hat, und wenn der Eine etwas weiß, über den Andern zu richten, nach jenseits, so kann ich den Weg, den man nehmen muß, den Busch, wo man sich niederkriechen, und den Zweig, auf dem man sicher ausruhen kann." — Hier stand er still, gleichsam um so meine Antwort besser zu vernehmen: sie blieb nicht lange aus. — „Freund, ich denke, Ihr seid so fein wie ein alter Fuchs, und zähle auf Eure Baskische Redlichkeit und Treue, auf was für eine Probe sie auch gestellt werden möge. Es handelt sich darum, einen Freund, der diesen Abend nach Leskara abzureisen wünschte, als Führer zu begleiten." — „Gut", erwiderte er, „Ihr sprechet wie ein Baskisch reden, deutlich reden Und so sag' ich denn meinerseits, daß ich selber Euren Freund nicht geleiten kann, weil ich schon anderweitig beschäftigt bin, für den Herrn, und wenn die Rothhosen und die Donnineres nicht munterer sind, als in der Regel, so hoff' ich heut noch Mitternacht über den Fluß zu gehen mit einem Ballen Salpeter auf den Achseln. Aber für Euren Freund brauche Euch darum nicht bange zu seyn, denn wenn Ihr wollt, so kann ich einen Andern dazu finden, ist Stärker als drei, und kühner und verschmitzter als die ganze Bande, daß Muttermilch von der feinsten Sorte gelegen! Wo wohnt Euer Freund?" — „Es nützt zu Nichts, wenn ich es Euch auch sage." — Er bedachte sich einen Augenblick. — „Nun gut", sagte er, „so mag er, wenn's finster wird, kommen; unter dem großen Kreuz, das hier am Wege steht, wird er finden, was er sucht: Pferde und kleine Packen, das ist Alles, was Ihr bedürfet." — „Ganz wohl, mein Freund", sagte da nehmet zu Pferden." — Er that erst ein wenig, als wolle er das dargebotene Geld nicht, und nahm es dann an: wir desiegelten unser Uebereinkommen durch einen Händedruck, und er ging mit großen Schritten nach Bayonne hinein.

Ich setzte meinen Spaziergang am Ufer der Nive allein fort, und tausend historische Erinnerungen ernachten und drängten sich in meinem Geiste. Wohin ich mein Auge wandte, sah ich entweder die Pyrenäen oder den Ocean, oder die Stadt Bayonne, mit ihren ringsherum den Gärten umgebenen Landhäusern. Ich wäre gern bis in die Nacht hinein fortgegangen, wenn mich nicht die sinkende Sonne erinnert hätte, daß es bohe Zeit war, die Verbreitungen zu meiner Abreise zu treffen. Ich eilte, so schnell ich konnte, in die Stadt zurück, schaffte mein Schneidchen, wie mir der Schleichhändler anempfohlen, so leicht und reinlich als nur möglich, verbarg es unter einem weiten Mantel und machte mich meinen Weg nach dem Spanischen Thore, das Nachts geschlossen war. Ich schlenderte mit langsamen Schritten eines Spaziergängers einher, als ich mich dem gefährlichen Passe näherte, dessen Zugänge sämmtlich von der Polizei besetzt waren. Mein unschuldiger Schnurrbart war

hinreichend, mich diesen Herren verdächtig zu machen, und ich hatte gegründete Ursach, zu befürchten, daß es ihnen, nach Abverlierung meines Paſſes, vielleicht noch einfallen dürfte, mich zu viſitiren. Zu meiner größten Verwunderung ließen ſie mich ungehindert, völlig unangefochten hindurch. Endlich war ich auf dem Glacis.

Der Himmel war mit ſchwarzen Wetterwolken bedeckt: dies beſchleunigte den Eindruck der Nacht. Es währt nicht lange, ſo vernahm ich das Achzt meines Schreichhändlers. Ich war reſtaunt, als ich Niemand am verabredeten Orte fand, als ein leiſes Pfeifen von der großen Straße her, die nahe vorüberführt. Ich ſchlug meinen Mantel zurück, damit die blanken Knöpfe meines Rockes mich in der Dunkelheit deſto leichter bemerklich machen möchten. Der Pachero hatte ſo eben mit ſeinem Hauptmann ein verblümtes Geſpräch begonnen, deſſen Gegenſtand meine Wenigkeit war. „Wo biſt Du denn, Chagarin!“ *) — „Denkſt Du, Chagarin werde den Weg verfehlen? Er iſt nicht betrunken wie Du und dirrt Dich, ſtill zu ſeyn.“ — „Aber ſag' mir um Alles in der Welt, Chagarin, was willſt Du denn bei dem Kreuz hier?“ — „Nach einer Gelieben mich umſehen, die mich erwartet“ — verſetzte mein Führer, indem er, ſich mit dem Schritt eines Wolfes mir nähernd, während der Pachero vollſtändig betrunken kabertauwelte und einen Lärm vollführte, der alle Neugierigen herbeilocken mußte. — „Alſo eine neue Liebſte haſt Du“, ſchrie jener lallend, „ſieh Dich vor mit ihr, daß ihr nichts paſſirt, ſonſt vertraut ſich kein Mädchen in ganz Labourt mehr Dir an. Ja ja, ich dach's wohl, daß Du nicht zu dem Kreuz gingſt, um zu beten, denn Du haſt nicht mehr Gottesfurcht in Dir, Chagarin, als der infamſte Spitzbube und Zigeuner“ *).

Der Leſer wird mir ohne weitere Verſicherung glauben, daß die Erklärung, die zwiſchen meinem leichtſinnigen Führer und mir erfolgte, von ſehr lakoniſcher Art war. Ich bemerkte mit Vergnügen, daß er recht geſteidet war, und die Kürze, mit der er ſprach, und ſeine entſchloſſene kalte Miene waren mir gute Zeichen. — „Schnell denn!“, ſagte er, „indem er mir eine gleiche Weſte wie die ſeinige und einen rothen Gurt reichte: geb' mir Mantel und Packet, zieht Euren Rock aus, umbut die Halsbinde ab, den Hals frei, wenn ich bitten darf; ihr habt dreißig Säufer heut Morgen Geld gegeben, und da hat er denn einmal wieder gedörig über den Durſt getrunken ... Doch ich höre unſere Mädchen, auf denn!“ — Bei dieſen Worten wickelte er alle meine Sachen in den Mantel zuſammen und ſchleuderte das ganze Pack weit hinüber auf's Glacis, daß es die jungen Mädchen, die ſingend von unſerer Seite her kamen, im Wege finden mußten. In einem Augenblick war das Packet aufgehoben, auf den Nacken gelegt und der Zudaß verübt, ohne daß die fröhliche Gruppe weiter dadurch aufgehalten wurde — im munteren Tanzſchritt zogen ſie vorwärts. Wer ſich aus Intereſſe für die Baskiſche Freiheit oder aus Eifer für Don Carlos legitime Rechte bewogen gefunden, am Navarreſiſchen Aufſtande Theil zu nehmen, weiß aus Erfahrung hinlänglich, daß ſo außerordentliche Vorſichts-Maßregeln, wie die oben erwähnten, dennoch kaum hinreichend waren, die ſtrenge Wachſamkeit der Polizei zu täuſchen und ihre zu führen.

Der Pachero bildete die Vorhut und ging uns in dreißigfacher Entfernung voran. Er nahm allein die ganze Breite des Weges ein und ſchwang jeden Arm, ſo oft er heftiger Verſicherung ſpazialiſirte, mit vielem Geſchick wieder mit uns zuſammen, was ſich bei ſeinem bin und her und vor- und rückwärts taumelnden Gange ganz natürlich ausnahm. Ich bemerkte, daß er feine Zickzacks ſo vortrefflich zu berechnen wußte, daß er mich immer ſo viel als möglich deckte. Mißwollen drückte er ſich dort an meine Schulter und drängte mich auf die äußerſte Seite der Straße. „Nebroin aha, mala“, ſagte er zu einem ſeiner Momente zu mir, „der lange Schweif verräth das Eichhörnchen in ſeinem Löcherchen; Ihr hättet nicht übel gethan, dieſen Schnurrbart ein wenig mit der Scheere zu verarbeiten.“ — Ich blieb ſtill. — „Geb' wie ein Baskr, und ſprich laut und hell“, ſetzte er mit ſüchterlicher Stimme hinzu. Ich verſtand die Inſtruction, und da mein Führer mit ebenfalls zuwinkte, ſo fing ich mit unſerm Geſellen ein verblümtes Geſpräch an und deßlß mich beſtens, die charakteriſtiſche Sprache des Gebirges in demſelben nachzuahmen. Ich, ich glaube, ich ſtellte mich ſogar betrunken, gleich dem Pachero: mein Führer ſchien ganz entzückt über mich. Ich glaube, der Navarreſe ſtürzte über, eh er ſie angeworben neun Neigungen und Eigenheiten ſeines Stammes verlieren oder davon laſſen könnte.

Ich habe oben die jungen Leute geſchildert, wie ſie Morgens paarweiſe zur Stadt kommen; am Abend trennen ſich die Mädchen von den Burſchen, und ihre Rückkehr bietet dem Beſchauer nur Gruppen der Freundſchaft dar. Dies Gefühl der Freundſchaft iſt bei den Iberiern durchaus von der koſtenloſeſten Beſtimmung frei gebildet, welche bei den alten Völkern einen ſo baſtiſchen Zirkeln darauf warf. Ein Freund heißt auf Baskiſch Adis-Khide, Altersgenoß, und in dieſer patriarchaliſchen freien Familie ſtehen ſammtliche Glieder zu einander in einer Ordnung und Stufenfolge moraliſcher Subordination, die naturgemäß durch das Alter beſtimmt wird; immer generationsweiſe ſchlingen ſich die Bande der Freundſchaft; die Liebe ſelber wird durch eines jener verallgemeinernden, ſinnvollen, derrichen Wörter **) bezeichnet, die ere pantheiſtiſchen Poeſie der Morgenländer einen ſo weiten, reichen Geiſt und eine ſo wunderbare Tiefe verleihen.

Die jungen Mädchen zogen in Gruppen voraus, die Wänder auf den Köpfen tragend; in einiger Entfernung folgten ihnen die Burſche, der Freund ſeinen Arm um den Hals des Freundes geſchlungen, daß die ſchwarzen Haare der Häupter in einander fielen — die blühenden Geſichter, die feurigen Augen im Halbmuhl und Wetterleuchten der Nacht gaben dem Ganzen einen eigenthümlich ausgezeichneten Ausdruck. Inbrovviſirender Gänge gingen an der Spitze jedes Trupps und ſangen abwechſelnd bald dieſe, bald jene naiven ältere launigen Couplets von einfachen anmuthigen Liedern. Ich wurde hierbei an ein ähnliches Schauſpiel erinnert, das ich bei den ländlichen Feſten erlebt, wo junge Mädchen und Burſche von beiden Seiten einer Straße drüber und hinüber durch den Mund eines begeiſterten Sängers ſich ihre Geſühle mittheilten und, mit ausfre Vor-Reitrea, die Cantabrer, bei ihren nächtlichen Feſten beim Glanz der Sterne ſo bis zum Morgen wachten und ſchwelgten, doppelt trunken von Poeſie und Liebe. Nach jeder Strophe, die der Sänger improviſirt, wiederholten die Gruppen mit urlaubchlicher Monotonie den Refrain in Chor, den die Schluchten und Thalwände noch ſchöner wiederhallten, und dieſe ländlichen Geſänge, von Pauſen nächtlicher Stille unterbrochen, wirkten die Seele in ſüße Wunder-Träume, verſenkten ſie und ſpannten ſie ein in jene heiligen Tiefen, wo ſich dem harmoniſchen Menſchen das Geheimniß des Lebens und der Schöpfung auftbut.

Der Pachero ſah dieſe Scenen, die einen ſo mächtigen Eindruck auf mich machten, mit der vollkommenſten Gleichgültigkeit und dem komiſchſten Geſichte von der Welt an — er wies mir eine prächtige nrue Wieſe, die er ſich angeſchaft. Der Führer ſchien meiſtens, ſeegenoß ſaber, nicht von Liebe und Poeſie träumeue, ſondern von Waaren und Waaren, Dennanies, Erlappsvereien, Confiscation, Schatz, vielleicht gar von Geſängnißꝛ und dem Prokurator des Königs, als ein neues Lied ihn plötzlich zur lebhafteſten Fremde begeiſterte. — „Da kommt Einer ganger Mantelſack“, flüſterte er mir zu, nachdem er ſich umgeſehen, und machte ſich Luft im Nationalſchrei *) der Baskrn, der Freude und Klüpdrit und Aufregung zugleich ausdrückt, und mit dem die Unterjochung Spaniens das Mißfallen der Allſtaatlichen Armee, wenn ſie den Sturm riefen, nachzuahmt zu haben ſcheinen. Ich glaubte, in dem neu herankommenden Trupp meiner hübſche Brünette vom Morgen zu erkennen. Das Erſcheinen eines Polizei-Inſpekters zu Pferde, im grauen Ueberrock, den ſeinen Hallefeſſen begleitet, verbinderte mich, an die jungen Mädchen heranzuretten. Sie hatten ebenfalls ſchon den grauen Reiter erblickt und ſangen ihm boshaft genug aus voller Kehle eine unſerer Lieblings-Romanzen entgegen, die der geneigte Leſer aus vergönnen möge, ihm mitzutheilen:

Violin weiß zu ſpielen, kleiner Vogel,
In der Luft mit deinen Flügeln!
Um nach Spanien zu kommen,
Trug ein Vieh zu tiefe Schuh',
Wenn der Schnee drinnt zu ſchmelzen,
Wollen wir zuſammen gehn.

In der Wildnis ſteht des Heil'gen
Joſeph's fromme Hütte ſtaatl.
Wenn wir zum Gebeten gehen,
Vogelein, machen wir vor Haſt.
Sehrn nach einmal inwendig,
Und der Seufzer ſind gar viel.

Seufzer, gehr, ehe, ehe,
Bis zur Thüre meiner Liebſten.
Dringe in ihr Herz, o Seufz,
Bitte ſie in das meine drang.
Dann, dann ſage, ſage, ſage,
Daß ich dich zu ihr geſandt.

Ich folgte den Sängerinnen. — „Rechts! dahin geht unſer Weg“, rief der Schreckhändler und gab mir einen Stoß mit dem Ellbogen, daß ich in dem Verdunerg hinſtolperte, der nun und finſter war; wenn Euch der Singſang Spaß macht, ſo will ich ſingen für Vier, bis morgen früh, und ſo ſchön wie eine Nachtigall.“ — Und ſo ergriff er denn ohne Weiteres die Gitarrenhals, ſeine von Natur gar ſchöne Stimme hören zu laſſen, und ſang die folgende Strophe:

Im Ocean da wohnt
Ein Sänger wunderſchöne,
Man nennet ihn Gerard.
Die armen Schiffer auf dem Meer
Verlockt und verführt der,
Wie meine Liebſte mich.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Angelo, Tirano de Padua. (Das bekannte Drama von Victor Hugo.) Aus Spaniſch überſetzt. 8 Realrn.

Gramatica filosofica y literaria de la lengua francesa. (Philoſophiſche und literariſche Grammatik der Franzöſiſchen Sprache.) Von einem Spaniſchen Gelehrten. 1 Band. 4. 20 Realen.

Plan de Reforma etc. (Plan zu einer Reform in der Medizin, verminiſcht der Öffentlichen unverfaſſen Diskuſſion.) Von Dr. N. de Luna Calderon. 1 Heft in 4. 4 Realrn. [Das Projekt des Verf. iſt — wie die Revista drbauptet — von den answärtigen Aerzten und Regierungen bereits vor dem Erſcheinen dieſer Druckſchrift angenommen worden. Dr. Calderon bringt außerdem eine neue natürliche Noſologie in Vorſchlag, die alle ältere und neuere, ja ſogar alle möglichſe Syſteme überhaupt vereinigen ſoll.]

England.

Spieler-Schickſale.

Wre hat jemals daran gedacht, einem armen Teufel, der an der Waſſerſuchen litt, dadurch Linderung zu verſchaffen, daß er ihm vorprecdigte, von einem vollen Hunde ſich drücken laſſen, ſey ein unormer Leichtſinn? Eben ſo wenig können remdbaiter Vorſtellungen bei Individuen, die an dem verwandten Uebel, der Spielſucht, laboriren, etwas ausrichten. Der arme Verblendete iſt nicht Herr, ſondern Sklave ſeiner ſelbſt: es drängt ihn eine Verſuchung, die für ſeinen Widerſtand zu ſtark iſt. Der beſtändige Spieler, der eine Guinee um die andere einſetzt, in der Hoffnung, dundert verlorene Guineen wieder zu haſchen, gleicht dem Verrückten, der Euch die Strickchen Stroh zeigt, die er eben

*) Teufelsſ.

**) Ama-oro, Allerſchaffer.

*) Nach den verſchiedenen Dialekten: aiakka, leiturnaio, kikkoai.

Digitized by Google

in Geld verwandeln will — ein Gegenstand, unseres Mitleids würdiger als unserer Verachtung. Aber nicht bloß gegen strafbare Ermahnungen ist er taub; auch die Pfeile des Spottes gleiten an ihm ab. Was kann also für seine Rettung geschehen? Nichts — gar nichts! Hat die Leidenschaft, oder vielmehr der Wasserfall, mit Worten gesagt, so ist sie schlechterdings unverbesserlich. Selbst wenn der Spieler den letzten Sou schon verloren, sieht man ihn noch, wie ein Gespenst, um die Scene seines Ruins herumschleichen und immer wieder neue Pläne schmiedend.

„Mein Herr", sagte ein ziemlich bejahrter Franzose eines Abends zu mir (es war im Palais Royal), „mein Herr, ich habe jetzt ein System entdeckt, mit diesem will ich die Bank unfehlbar sprengen und —" „„Glück zu, mein Herr"", gab ich zur Antwort; „„ich selbst spiele nimmermehr."" „Allein Erfolg", fuhr der Franzose fort, „ist mir so gewiß, daß ich in vierzehn Tagen mindestens 18,000 Franken daraus gewagt habe. — Seyen Sie so gütig und leihen Sie mir nur auf ein paar Minuten einige Napoleons'or, und Sie werden sehen, was für ein Exempel ich an diesen vilains croupiers statuire." Ich hatte zu viel „Mitch der Menschenfreundlichkeit" in mir, als daß ich zu solch einem desperaten Rachevlan die Hand hätte bieten sollen; daher schlug ich ihm seine Bitte rund ab.

Dbschon ich nie auch nur fünf Pfund beim Spiel verloren habe, so war ich doch ein regelmäßiger Gast im Frascati. Ich schlenderte als Beobachter an den Tischen herum, und dieses farbigte erweiterte meine psychologische Kenntniß ungemein. So erinnere ich mich eines alten Gentlemans, den sein Bedienter täglich zum Rouge-et-noir führen mußte. Da saß er denn und spielte von drei Uhr bis fünf, um welche Stunde der Diener seinen von Gichtleiden ganz kontrahirten Herrn in den Wagen zurückschepte. Er war ein sehr wohlhabender Mann und spielte nicht eben sehr hoch; trotzdem begleitete ihn jeden glücklichen Coup, und jeder Verlust brachte ihn zum Zähneknirschen. Sobald aber der Augenblick des Scheidens kam, gewann er wieder seinen Gleichmuth, machte er ann an brutigen Tage im Besthei der Nachtheil gewesen syn. „Ich habe", sagte er, „jede Art von angenehmer Zerstreuung überlebt, das Spiel allein ausgenommen: für diese Zerstreuung ist die Seele am längsten empfänglich; kame dies Reizmittel nicht täglich wieder, mein Blut würde in den Adern stocken — ich müßte sterben." Der gute Alte regte also diesen Kunstlist der Leidenschaften nur zu seiner Zerstreuung in sich; wie mag es nun mit denen stehen, die Vermögen, Leben und Ehre auf's Spiel setzen!

Einmal beobachtete ich mit ungeheurer Spannung das Gesicht eines Offiziers, der mir gegenüber stand und auf das Umwenden einer Karte lauerte, die darüber zu entscheiden hatte, ob er gleich als Bettler nach Hause fehren, oder dies unausweichbare Ziel erst ein paar Stunden oder ein paar Abende später erreichen sollte; dieser Einsatz war nämlich ohne Zweifel sein letzter. Der Schweiß fiel ihm, nicht in Tropfen, sondern in Strömen von der Stirn. Er gewann, und ein Freund, der ihn begleitet hatte, zog ihn aus dem Zimmer. Einige Tage darauf sah ich denselben Offizier wieder am Spieltische; er verlor dreimal und ereteg seine Berlinte mit anscheinender Gelassenheit. Einmal, als eben ein großer Einsatz von ihm gewagtholt wurde, murmelte er mit bitterem Lächeln zwischen den Zähnen: „C'est bien; très bien;" dann machte er eine Zeitlang den nuthätigen Zuschauer; ich glaubte schon, er habe Alles verloren. Plötzlich trat ein junger Engländer dem Glücklichen gerade gegenüber: „C'est mon sang que vous voulez — le voilà!" Bei diesen Worten zog er zwei Noten, jede von 500 Franken, aus seiner Tasche, warf sie auf den Tisch, stürzte in eine Ecke des Zimmers, kehrte sein Gesicht gegen die Wand und drückte, beide Ohrwand, beide Hände gegen die Ohren, als fürchtete er, sein Todesurtheil zu hören. Nach wenigen Sekunden kehrte er an seinen Platz zurück — sein letzter Einsatz war fort! Der Unglückliche sah zweimal mit seinem Schwypstuch über die Stirn, ohne einen Laut von sich zu geben; dann verlangte er ein Glas Zuckerwasser, trank es rasch hinunter und verließ das Zimmer langsamen Schrittes. Den nächsten Morgen fand ihn sein Bedienter leblos in einem Lehnstuhle; er hatte sich selbst den Tod gegeben.

Der Ritter de la C— (ein Nachkommne des weltbekannten berühmten Romanen-Dichters), den ich als fast 90jährigen Greis kennen lernte, führte ein gar sonderbares Leben. Er hatte am Faro-Tisch ein stehendes Vermögen eingebüßt, das Ersparte des Letzteren machte, was es wolle, eine wunderbare Erscheinung bei Leuten dieses Gelichters — so viel spielte er gesinnlich, daß sie ihm für sein elendes Gewinn-Alter eine Pension bewilligten, die gerade so weit reichte, daß er schlechte Kost und Wohnung und alle drei oder vier Jahre einen neuen Anzug haben konnte. Außerdem durfte er im Spielhause unentgeltlich soupiren. Gegen 11 Uhr in der Nacht stellte er sich daselbst ein und amüsirte sich bis 2 Uhr (der Souper-Stunde!) mit Zusehen. Um 4 Uhr des Morgens kehrte er nach seiner Wohnung zurück, legte sich ins Bett und schlief in einem Stück bis 9 oder 10 Uhr des folgenden Abends. Dann trank er eine Tasse Kaffee, machte seine Toilette und ging um die gewohnte Stunde wieder nach dem Salon. Diese Lebensweise hatte er schon mehrere Jahre fortgesetzt, und er sagte mir, daß er während dieser ganzen Zeit — einige der langen Sommertage ausgenommen — die Sonne nicht gesehen habe!

Das größte Unglück, das einem Menschen, der den Spieltisch zum ersten Male besucht, begegnen kann, ist, wenn er mit Gewinn belohnt heimkehrt. Warum sollte etwas, das so leicht von Statten ging, nicht eben so leicht sich wiederholen können? Der Glückliche macht also gewiß einen zweiten Versuch. Eines Abends ging ich mit einem Freunde nach Frascati: dieser war kein stärkerer Spieler als ich selbst; dennoch warf er Frau Fortuna drei oder vier Napoleons'd als Köder hin. Fortuna bewies sich freundlich, und in weniger als einer halben Stunde waren seine beiden Taschen mit Gold angefüllt. Er bethätigt wohlwollend lich, mit seiner Beute abzuziehen, wechselte aber zuvor das Gold in Banknoten um. Nachdem er 4500 Franken in Papier eingetauscht hatte, blieben immer noch drei unglückliche Napoleon's übrig. „Laß uns doch sehen, was ich damit ausrichten kann!" sprach Freund S—; er setzte sie. Das war eine Herausforderung. Um die drei Napoleon's wieder zu erlangen, wechselte er eine seiner Noten — dann die zweite. Nach weniger als zehn Minuten verließ er das Zimmer, ohne auch nur einen Franken in der Tasche zu haben. Der Umstand, daß es dem Gewinnenden so schwer wird, den Spieltisch zu verlassen, bestimmte meinen Freund, nie wieder zu spielen.

Der arme G—n, der noch in Bister Anderslen lebt, war ein Mann von dem schönsten Charakter. In ihm vereinigten sich die besten Eigenschaften des Kopfes und Herzens; ein gesunder Witz, Humor und Wohlwollen. Mit diesen Vorzügen und einem ansehnlichen Einkommen von 3000 Pfund hatte G—n in den ersten Jahren seiner Ehe Paris freien Zutritt. Nach einem etwa vierjährigen Landaufenthalt in Paris empfing er eine Einladungskarte zu einem der glänzenden Diners, die wöchentlich in dem Salon gegeben werden. Da er selbst niemals spielte, so zweifelte er anfangs, ob es auch solchen Leuten, diese Einladung auszuschreiben; aber die Beschreibung, man merke nicht darauf sehen, ob er spiele oder nicht, und der Ruf einer solche Anstalt genauer kennen zu lernen, bewegen ihn, die Einladung anzunehmen. Er hatte ein paar lumpige Napoleon's in der Tasche und er blieb Ebern halber auf's Spiel setzen wollte. Sein Unstern wollte aber, daß er 1400 Napoleon's gewann, und von jetzt an war es mit dem bösen Feinde so gut als verfallen. Fünfzehn Monate nach dem ersten glänzenden Gewinn, auf den mancher empfindliche Verlust folgte, kehrte der Unglückliche in Kellermannern.

Der Schicksal der armen B— w hat sogar etwas Komisches. Dieser junge Gentleman, ein Narr vom schwersten Kaliber, besaß ein ansehnliches Einkommen etwa 400 Pfund betrug, schleppte 300 Pfund auf einmal nach Frascati, um die Bank mit einem Schlage zu sprengen. An einem Abend wäre seine Drohung beinahe in Erfüllung gegangen; denn er gewann 38,000 Franken auf einen Rack, wonach er erklärte, er werde sich für heute zufrieden geben, wenn er wieder voll wäre. Das Ergebniß sei aber ganz anders aus; der B— w mußte im buchstäblichen Sinne des Wortes mit leerer Tasche nach Hause gehen, und der weiland so löwenherzige Bankräumer sieht jetzt mit einer Elle in der Hand, hinter dem Rechentisch eines ehrbaren Leinwandladens. (Poole's Sketches.)

Bibliographie.

History of the condition of women. (Geschichte des Zustandes der Frauen in verschiedenen Zeitalter und Ländern.) Von Kolley D. L. Ebld. 2 Bde. 10$ Sh.

Memoirs of the life of John Hylton. (Mytten's Leben, von Kurrer.) Mit 12 Abbildungen. 21 Sh.

Introduction to the study of practical medicine. (Einleitung in das Studium der praktischen Medizin.) Von J. Macedon. 3 Bde.

Annual of select medical bibliography. (Handbuch der medizinischen Bücherkunde.) Von Dr. John Forbes. 12 Sh.

Dictionary of terms used in medicine. (Medizinische Terminologie.) Von R. D. Hodyn. 9 Sh.

Mannigfaltiges.

— Der Englische Haus-Dämon. Dieser dem Englischen Bauern wohldetannte Geist nistet sich in Pachter-Wohnungen ein, wo er die Pferde zur Schwermuth führt und sie stürzt. Gewöhnlich nimmt er ein oder zwei Pferde in seinen Spezial-Schutz. Er weckt den Knechte und findet besonderen Gefallen daran, das Hausgeräth umzuwerfen oder fortzuräcken. Jeden seiner Späße begleitet er mit einem wiehernden Gelächter. Dieser Kobold ist fast immer unsichtbar, angenommen, wenn es ihm einfällt, die Gestalt eines Pferdes anzunehmen; alsdann stellt er sich gesattelt und geschirrt an einen Baldbaum; aber wehe der Person, die ihn besteigt! Er galloppirt auf und davon, kennt nichts als bodyafte Streiche und wirft seinen Reiter zuletzt in einen Morast oder Pferde-Teich, worauf er mit teuflischem Lachen davonrennt. (F. Q. R.)

— Ebinesische Stadt-Uhren. Diese sind gewöhnlich Wasseruhren: ein Gefäß läßt sein Wasser in ein zweites laufen, während eine mit den Stunden-Charakteren bezeichnete Tafel langsam emporsteigt. Die Uhr befindet sich in einem eigens dazu erbauten Thurme. So oft eine Stunde herum ist, schlägt der Thürmer auf eine rieke Pauke und hängt zugleich eine andere Tafel heraus, auf welcher das refpektive Stundenzeichen anderthalb Ellen lang und mit goldenen Zügen sich präsentirt.

— Ein See-Ungeheuer in der Bai von Bengalen. Auf meiner Reise nach Madras im vergangenen Mai (1834) sah ich einen höchst merkwürdigen Fisch, wie ihn noch keiner der Schiffs-Mannschaft gesehen zu haben sich erinnerte. Er hatte die Größe, aber nicht die Gestalt eines Wallfisches und war sehr schön gefleckt, ungefähr wie ein Leopard. Während einer Windstille kam das Thier dicht an unser Schiff, und wir hatten so die schönste Gelegenheit, es zu betrachten. Dieser Fisch war mit einer sehr großen Rückenflosse versehen, die er ungemein rasch bewegte, so oft wir ihn durch herabgeworfene Steine neckten: die Finne war schwarz oder dunkelbraun, der Schweif desgleichen, das Maul sehr groß, der Kopf wie der einer Eidechse gestaltet. Könnte dieses Geschöpf nicht der Plesiosaurus sepa, welcher vor Jahren in den Gewässern des Oceans existirt haben soll? (Asiat. Journal.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. 4½ Thlr. vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 120. Berlin, Mittwoch den 7. Oktober 1835.

Frankreich.

Paris von der Wasserseite.

Die Seine hat eine unberühmte Quelle, sie entspringt in einem ganz unbekannten Burgundischen Dorfe. Nur einem Loch hervorkommend, führt sie ebemals all ihr Wasser in eine Kloster-Küche. Nachdem sie ganz bemüthig Burgund und die Champagne durchflossen, macht sie zu Montereau die Bekanntschaft der Yonne, die in ihrem Arme erscheinet und ihre Gewässer auf sie vererbt. Bemühge dieser Erbschaft nun die Seine nun schon mehr Staat machen, doch erst in der Gegend von Nogent erhebt sie sich in den Adelstand, indem sie schiffbar wird. Bei der Brücke von Charenton angekommen, tritt sie mit der Marne in Verbindung, welche sie mit all ihren Kräften unterstützt, damit sie sich der Hauptstadt würdig darstellen, hier mit angemessenem Gefolge auftreten und allen Aufwand bestreiten könne, den die ihr zugewiesenen Functionen erfordern.

Bei ihrem Eintritt in Paris wird die Seine von den Wein-Kaufleuten von Bercy empfangen; Tausende von Tonnen begrüßen den Burgundischen Fluß, der sich darauf verstellt und ein wenig von dem Seine-Zagen zu dem Meister liefert, den die Wachsse von La Rapée fabriciren. Weg, daß und reifend ist die Seine dem Regen ihres Laufes auch die Hauptstadt. Paris nimmt sie aber auch feinerseits würdig auf und vermählt sie sogleich mit seiner schönsten Brücke, der Brücke von Austerlitz. Von der einen Seite dieser Brücke führt eine schöne Allee zum Bastille-Platz, an der anderen ist der Pflanzen-Garten (Jardin des plantes).

Keine Französische Anstalt in Paris ist unrichtiger benannt, als der Pflanzen-Garten. Nichts ist unvollständiger, falscher als dieser Name. Das war an wenigsten im Pflanzen-Garten zu finden ist, sind gerade die Pflanzen. Man sieht wohl einige Treibhäuser, wo gebrütige Oefen blühten den fremden und zarten Blumen die Wohlthaten eines künstlichen Klimas spenden; man findet zwar im Freien einige Beete, auf denen die Blume mit einem Etiquet versehen ist, wo sich pedantisch neben jedem Pflanzenstiel ein Deutschtel erhebt, wo jeder Grasbalm mit einem dichterischen Schild verziert ist, auf dem sein Name und seine Eigenschaften in spottlicher Kürze angezeigt werden; so viel ist für die Pflanzen gethan worden. Das Merkwürdigste aber im Pflanzen-Garten sind die Thiere, sie sich darin befinden; die Löwen, die Tiger, die Panther, die in ihren Zeballtnissen brüllen; die buntgefiederten Singvögel, die in ihren geräumigen Käfigen umherflattern; die Gazellen und die ausländischen Kühe und Schafe, die auf Ebenen von zehn Quadrat-Fuß und auf ellenhohen Hügeln weiden; der Elephant und die Giraffe, die von den Soldaten, Kinderfrauen und Reutiers reichlich mit Pfefferkuchen und lauterer Backwerken gestiftet werden. Von den Wißbegierigen und Gelehrten werden aber alle meisten die reichen Galerien besucht, wo die erwunderswerthen Sammlungen von Mineralien, Skeletten und Ungeheuern ausgestellt sind, wo man alle Wunder der Natur, ihre Sonderarbeiten, ihre Meisterwerke und ihre auf der That ertappten Mysterien ereinigt sieht. Diese Galerieen sind so wichtig, daß man sie jetzt sogar auf Kosten des Gartens vergrößert; bald wird sie die Gewächse klein Nah mehr übrig sepn, und die Pflanzenwelt wird sich in die Herbarien flüchten müssen.

Nachdem die Seine sich eine Ader geöffnet, um den Kanal St. Martin mit Wasser zu fällen, theilt sie sich in zwei Arme und bildet die Insel Louviers, von welcher Pyramiden von Brennholz in die Lüfte emporstreben; dann theilt sie sich noch einmal und bildet die St. Louwige-Insel. Nichts stimmt weniger zu Paris, als diese Insel des einzigen Ludwig; nichts ist friedlicher, kleinstädtischer, als dieses Eiland, auf dem man keine Spur des Lebens und der Sitten des Pariser Kosmopolis antrifft. In den Häusern alten Parlaments-Rejäte haben sich noch Sitten erhalten, die ganz nach Hermelin und Sammet-Mütze schmecken; es schwebt über ihm noch die schwere gewichtige Luft der alten Gerichtshöfe; man hält hier noch ordentliche Mittags- und Abendmahlzeiten; man zudert sich, trägt Schuhe mit Schnallen und gedrämte Kleider; man spielt von zwei Uhr Nachmittag bis fünf Reverseß und beträgt im Spiele nach altem Advokatenbrauch. Vergebens hat Paris vier Brücken nach St. Ludwig angelegt; die Insel hat diesem Entgegenkommen Widerstand geleistet und ist für sich allein geblieben. Nur sehr selten wird die Ruhe ihrer Straßen durch das lästige Rollen von Wagen gestört; auf diesen verbotten Wegen begegnet man kaum drei Tagesabdruck einigen Fußgängern in Gallas-Kleidern: das sind Plaideurs; man weiß, daß die Richter für diese Personen im Sommer alle Morgen bis sechs und im Winter bis sieben Uhr schweigt sind. Hier ist in der That ein wahres Paradies. An allen Fenstern singen Geißblatt und ranken sich Spanische Kreeße und Geisblatt herauf. Diese Insel ist friedlich, ruhig und ganz zum Studiren geeignet, denn von unserem Geräusch und unseren Zerstreuungen dringt nichts bis dahin; man kennt dort weder unsere Literatur noch unsere Leidenschaften. Zuweilen aber kommen die Gerichtspersonen, die sie bewohnen, ganz bleich aus der Sitzung zurück und erzählen ihr schrecklichen Abenteuern, die vor dem Assisen-Hofe vorbandelt werden, jene Raub- und Mordthaten, welche die General-Advokaten sowohl wie die Akademiker des Kaiserreichs dem modernen Drama und dem heutigen Roman zuschreiben. Die Erzählung dieser Nachtschlichkeiten klingt in St. Ludwig wie eine fabelhafte Mittheilung aus einer anderen Welt und einem anderen Zeitalter; die Unschuld und die Tugenden dieser glückseligen Eilande werden dadurch nicht getrübt; die Sittlichkeit feiert hier ihre schönsten Triumphe, und noch nie hat sich von den Ufern Bethune und Louvien, welche diese ruhige heitere Insel beherrschen, die Verpeerstlung in die Seine gestürzt, die hier von Selbstmord noch kein ist.

Auf St. Ludwig befinden sich mehrere große Gebäude, die ehemals glänzend waren, jetzt aber verödet und heruntergekommen sind. An der Spitze der Insel bemerkt man sogleich das Hotel Lambert. „Den reichen Thoraeg hat man gerade sich gegenüber, wenn man mit der Postsacht von Lyon kommt", sagt Frau von Genlis. Es ist das alte Mesmesche Hotel, welches späterhin, als es den Besitzer wechselte, den Namen Hotel Lambert annahm. Die prachtvolle Einrichtung dieses Gebäudes erregte ehemals die Bewunderung von ganz Paris; jetzt wird es kaum von einem verirrten Reisenden besucht. Es dient als Niederlage für die Militair-Betten. Ein mißiger Hauswart zeigt die verfallenen Herrlichkeiten; zuerst eine Venetianische Treppe; man steigt hinauf und gelangt in eine von Lebrun gemalte Gallerie, die jetzt durch ein Gerüst verschlossen ist, auf dem Matratzen aufgebäuft sind. Schimmelgeruch für die Malereien der Wände; nur die Decke, auf welcher die Arbeiten des Herkules dargestellt sind, ist verschont geblieben. Unter mehreren Gemächern, in denen Malereien und Vergoldung nicht gespart worden, bemerkt man auch einen Saal und ein Schlafzimmer, die von Lesueur gemalt wurden; doch ist das Alles durch Aufhäufung von Strohsäcken, von Pfühlen und anderen zu den Militair-Betten erforderlichen Gegenständen auf das schändlichste verdorben. Man könnte noch einzelne gute Stücke aus dem Hotel Lambert retten, aber Niemand denkt daran. Während man mit Bewunderung und Ehrfurcht diese Reliquien der Kunst und der Pracht früherer Zeiten anstaunt, erzählt der herumführende Hausmann, daß dieses Hotel dem Herrn von Montalivet gehört habe, und daß Napoleon nach der Schlacht von Waterloo hier zwei Tage incognito zugebracht. Dies ist die letzte Sage von dem alten Mesmerschen Hotel.

Der St. Ludwigs-Insel wurde die Juli-Revolution durch eine Kugel angezeigt, die, für das Stadthaus bestimmt, von ihrem Wege abwich und, der Brücke der Eité gegenüber, in der Ecke der Endwigs-Straße stecken blieb. Man ließ sie in dem Loch, das sie sich selbst gegraben, und schrieb darüber: Den 28. Juli 1830. An der Spitze der Insel, dem Quai von Bethune gegenüber, fängt der Zinf an, bewohnt zu werden. Dort befindet sich die Petit'sche Schwimm-Schule, die den ehemaligen Schülern von St. Barbara und dem Gymnasium Heinrich's IV. gewiß immer im Gedächtniß bleiben wird.

Zeht wollen wir zur dritten Insel der Seine übergehen, zur Insel der Eité. Die Eité war ehemals ganz Paris; sie hat auch alles Elend davon behalten. Der Reichthum und die Industrie haben sich von diesem Viertel getrennt, sind über die Brücken geschritten, um sich überall zu verbreiten und zu zeigen; aber alle Plagen sind hier zurückgeblieben. Notre-Dame ist der einzige Glanzpunkt, den die Eité noch bewahrt hat. Rings um sie alte Hauptstadt herum findet man nur Trauer und Verödung; am Fuße dieser Thürme breitet sich ein dürftiger und verwüsteter Wesen aus, der mit Steinen und Schutt bedeckt ist; es ist der Platz, wo der Palast des Erzbischofs stand. Der Zorn des Volkes, der schrecklicher ist als der des Himmels, ging darüber hinweg. Das Volk besitzt in seiner Wuth ein Zerstörungs-Talent; es verwüstet mit einer Behendigkeit, einer Kraft und einer Geschicklichkeit, die nur ihm eigen sind; und das Alles ohne Hülfe von Seiten oder von Werkzeugen; mit seinen unbewaffneten Händen erschüttert es und stürzt es die stärksten Mauern nieder, mit seinen Nägeln reißt es die festesten Steine aus, mit seinen Füßen zerstampft es die herabgefallenen Mauerstreine, so daß nichts als Staub hinter ihm zurückbleibt. Ewig wird Paris das Gedächtniß eines Tages bewahren, jenes Kamewal-Tages, wo das Volk, in Masken-Kleidern und die Cholera in allen Gliedern, sich auf den Erzbischöflichen Palast stürzte, um ihn zu zerstören. Noch nie hatten

die Ufer der Seine ein Schauspiel gesehen, so schrecklich und so komisch zugleich. Eine als Kosaken, Türken und Baschkiren verkleidete Horde überschwemmte mit Freuden- und Wuthgeschrei, mit drohenden und grotesken Geberden die heilige Wohnung des Prälaten; die Horde zeigt sich auf den Dächern, und diese verschwinden; nach und nach verschwindet dann das ganze Gebäude, vom Gipfel bis zu den Grundvesten, als wenn es in die Erde versänke. Das Weib raubt nichts; aber durch die Fenster wirft es Alles in den Fluß. Die Seine führt vergoldete Stolen, Chorhemden von Spitzen, das kirchliche Silber, die Bücher des Bischofs, und alle geistliche und weltliche Bücher der Bibliothek mit sich fort. Bei der St. Michaels-Brücke hatte sich sogleich eine Reihe von Kähnen aufgestellt, um all diesen Kirchenraub aufzufangen, und den folgenden Tag fanden die Bücher-Trödler ganz billig feilbare und feuchte Bände ex libris archiepiscopi.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Bibliothèque philosophique des tems modernes. (Die letzten Lieferungen enthalten die Werke von Bacon und Descartes.)

Choix d'ouvrages mystiques, traduits du latin en françois. — Erste Lfg. 3 Fr.

L'écriture en 25 leçons. — Von Zavarger.

Lettres critiques et philosophiques sur la franc-maçonnerie, où l'on considère cette institution dans ses rapports avec la société civile et la religion. — Aus dem Portugiesischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von G. 3 Fr.

Spanien.

Die Bastken.

(Schluß.)

Die Dunkelheit der Nacht und der beschwerliche Weg, den der Regen fast unganghar gemacht hatte, ließen uns nur langsam vorwärts kommen. Bei jedem Schritt fiel ich mit dem einen oder dem anderen Fuße in eine Pfütze. Der Hachero stieß jedesmal dabei einen Schrei aus und ergoß sich in komische Exclamationen, als ob er selber hineingefallen wäre, und hatte seine Lust daran, mich mit seine Stiefeln am Haidekraut trocken wischen, indem er das Gesicht meiner Sporen, seiner junge Hahn hat langen Sporn", bemerkte er in seiner verblümten Weise. Wir mußten einen Punkt passiren, der von einem Soldaten besetzt war. Die Douaniers lagen ganz in der Nähe in einem Schuppen. Der Hachero fing an zu singen, schon als wir noch weit entfernt waren, in lallendem Tone und dabei hin und her taumelnd. Tra... la!.. la... la! — „Folgt ihm, folgt ihm", sagte mir der Führer ganz leise, „auch wenn er stehen bleibt, folgt ihm schnell weiter." Unser verdächtiger Trunkenbold, als wir an den Posten heran waren, that nun, als verlör er das Gleichgewicht, und purzelte auf den Soldaten los; dann, sich plötzlich zusammennehmend und das Gleichgewicht wiedergewinnend, stampfte er wie dreissen auf den Boden und schrie sein Achut! mit fürchterlicher Stimme heraus. Dieser Schrei, die ganze nächtliche Erscheinung des Kerls, sein wilder Blick setzten die Aufpasser ganz und gar in Verwirrung. Der Führer hatte sich bei dieser Scene die leichtere Rolle vorbehalten, indem ich die meinige ebenfalls glücklich ausführte und unbemerkt vorbeischlüpfte. Er packte den Hachero mit der Faust eines Athleten: „Willst Du Dich denn mit aller Gewalt vor die Kugel liefern, Verräcker, Trunkenbold!" rief er und warf ihn ein paar Schritte vorwärts; dann stieß zu der Schildwache wendend, fuhr er fort: „Kameradwal um Verzeihung, Herr Soldat; lassen Sie's diesem Lümmel nicht entgelten; er ist schon ja, er ist kein Biscayer, kein Bastke, sondern ist ein Bauer aus meinem Nachbarschaft, er ist betrunken, weiß nicht, was er thut, und würde jetzt eben so wenig vor einem General Respect haben." Ich war schon längst außer dem Schuß; lachend kam der Führer mit nach. — „Wenn die Douaniers herausgekommen wären", sagte er zu mir, „so konnten sie mich mit dem Gesellen doch nur immer allein in's Gehet nehmen, und sie Euch war gesorgt und an sein Zurückrufen oder Verfolgen zu denken, denn der Rothpelz hatte Euch nicht durchschlüpfen gesehen, selbst an Tra, la, la nicht einmal gedacht, sondern sich mit offenem Maule da." — Tra... la... la..., la! sang der Hachero noch immer fort, mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Spott und Ironie.

Die Pflicht eines Führers besteht in zwei wesentlichen Punkten: den Reisenden wohlbehalten an den Ort seiner Bestimmung zu bringen, und ihm unterwegs die Langeweile zu vertreiben. Unsere Basken erfüllten diese letztere mit der Beredsamkeit ihrer Rasse, die durch Geschäfte nur gesteigert wird, und wissen auch dem zweiten gar wohl zu genügen. Der Hachero, ohne aus seiner figürlichen Sprache herauszukommen, fand das Mittel, mir tausenderlei angenehme und schmeichelhafte Dinge zu sagen, in der Meinung, daß dies das beste Mittel sey, mich, mir seine Unterhaltung interessant zu machen. Der Baske, von Natur enthusiastisch, folgt immer der Eingebung seines Vergnügens; wer seine Neigung einmal genommen hat, kann er sicherlich auf sie wie auf ein gefälliges Ausdruck seiner Lobeserhebungen hat durchaus etwas Kindliches und Rührendes. So konnte der Hachero kein Aufhören finden, mich aufs schmeichelhafteste unter der Gestalt einer Braut des Führers anbieten zu lassen. — „Ehangarin! Wie viel Geliebten hast Du gehabt seit sechs Monaten?" — „Sechzehn", erwiederte der lächlich der Schleichhändler. — „Ich ersuchte den Führer, mir den Namen der letzten zu nennen. — „Die letzte sey Ihr; die vorletzte war der Oberst E***. Alle Jungfern vor Euch waren Franzosen, Engländer oder Spanier." — Der Hachero, ohne weiter auf uns Rücksicht zu nehmen, verfolgte unablässig den Faden seiner Allegorieen. — „Sechzehn Geliebten! das nenn' ich viel, Ehangarin! ich möchte meine fünf Sinne verwetten, Du mußt saure Nächte gehabt haben mit allen diesen Frauenzimmern. Ich habe doch mehrere davon gesehen, aber keine war dieser hier zu vergleichen. Beim lebendigen Gotte! Ehangarin, Ihr Deine neue Geliebte wie Deinen Augapfel, denn es ist eine Blume unserer Berge, ein reiner Tropfen Eskalduna(sche*) Blut; ist vom Geschlecht der alten Ehristen, und hat nichts mit den Zigeunern an Gaeegaern gemein."

Beim Eintritt in ein kleines Gehölz hörte der Schleichhändler auf zu sprechen, und ging zehn Minuten lang stillschweigend dahin. Als sam schien an, als ob ihm dem Vorwurf darüber machte. — „Ach! kluniger Mensch", fuhr er mich an, „meinst Du, ich sey ein Hanswurst und dazu da, Dich zum Lachen zu machen? Danke Du Gott, daß Deine Seele immer froh und heiter ist! Es giebt Augenblicke, wo alles Geld, das Dein armen Schleichhändler gehen könntest, nicht im Stande seyn möchte, ihn fröhlich zu machen. Der Boden, den wir treten, ist wir verhängnißvoll geworden, und ich kann nicht singen für dem Ohre der Todten."

Bei diesen Worten, die er mit Würde sprach, stand er ernst und melancholisch still, nahm seine Mütze ab und schlug langsam ein Kreuz. Auf dem Rasen neben dem Fußsteig stand ein kleines Kreuz von Fichtenholz; die Todtenblume, die hil lilla der alten Ihrener, wuchs daneben; ich konnte deutlich ihre erdgelbe Farbe erkennen, die an den Essen des Scandinaviers wie unter dem dustreichen Himmel der Tyrien gleichermaßen als Emblem der Trauer gilt. „Ehangarin!" sagte der Hachero plötzlich, mit den einer Erschütterung ergriffen, „Gott Du nicht mit dem Kreuz einen Schatten, ein Gespenst?" — „Ich sehe nichts", versetzte lannig der Führer, „außer einem Betrunkenen, und der bist Du." — „Nicht mehr betrunken, als wie in jener Unglückswache, wo der höllische Geist uns hierher führte." Das war ein schrecklicher Scharmützel, und solch ein Feuern werd' ich wohl nicht zum zweiten Male erleben! Meinen Vallen auf dem Platze zurückließen, so haben sie doch unsinen nicht getriegt, das weiß es, Ehangarin!... aber meinen Bruder, meinen Bruder hat die wir zerbrochenen haben" — Zwei große Thränen rollten über seine braunen Wangen; der Sturmwind bewegte sein langes Haar und sauste durch das Haidekraut. — „Sie haben ihn geröthet, ich habe ihn gerächt, Ehangarin, dem Alles das mußte so seyn!" — Er schlug wieder ein Kreuz, setzte seine Mütze wieder auf, und auf die Erde mit seinem Stocke schlagend und fluchend, marschirte er mit großen Schritten weiter. Die barbarische Religion hatte den Ihrener nicht aus seinen wahnsinnigen Ideen herausgebracht. Das mußte so seyn: hala behar helizen, it die einzige Klage, die das tiefste Gefühl des Unglücks dem Sanftabre entquingt, und oft hört man ihn wie den Moslem sagen: „Gott hat es gewollt! es stand geschrieben!"

Die Hügel von Labourt, die wir passirten, haben nichts Malerisches, aber sie bieten einen lachenden Anblick dar. Ueberall zeigt sich die Vegetation üppig und kräftig; das Haidekraut wächst daselbst sehr hoch, das Genist mit seinen prächtigen goldgelben Blumen schmückt seine unbrechdringlichen Gewinde, die alle zwei oder drei Jahr verbrechen; die Schäfer brennen sie dann an, und wählen dazu eine recht finstre Nacht und Schwüle. Nichts kommt der Schnelligkeit, mit der dann der Brand um sich greift und der wilden Schönheit dieses Schauspiels gleich; nach allen Seiten hin breiter sich der Feuerglanz über die in Dunkelheit gehüllten Gebirgsgruppen der Berge aus, Funken und immer schwächeren Schimmer, nach Maßgabe der Entfernung. Nach solchem Brande sprießt auf den Haiden bald ein frisches Grün hervor, und die Schäfer führen während der Winterzeit ihre Heerden darauf. Das Genist, mit Heu vermengt, dient zum Futter des Rindviehs, muß aber klein gehackt werden, was in der Regel Nachts geschieht. Dies monotone Geräse, das aus den einsamen Häusern ertönt, an denen unsere Wege vorüberführte, war das einzige Geräusch, welches in der Stille tiefer Nacht unser Ohr traf. Wir kamen bei Gott des Saint Pé ein. Ich bemerkte, daß der Hachero imaufhörlich den Kopf bald nach dieser, bald nach jener Seite wandte und, während wir vorwärts gingen, wie ein Jagdhund sich vorstreckte, und dann wieder niederdrückte, die lichten Stellen des Waldes-se gut als möglich zu durchspähen. Plötzlich stand er. — „Ehangarin"", sagte er mit leiser Stimme, „am Ende des Holz nach hinunten und habe eint Dunst in den Augen? bemerkst Du weiter gar nichts?" — „Ich sehe nur unsere zu dem Rain da!"... Der Führer sah ein paar Augenblicke scharf nach dem bezeichneten Punkte hin. — „Ich sehe einen Douanier." — „Und Du hast ein gutes Auge, Ehangarin", erwiederte der Hachero, und seine Augen funkelten. Er wechselt mit dem Führer einen Blick, und ein wild ein Schatten schlüpft er durch's Gebüsch und verschwindet. Die wilde Rache, die auf ihren Raub lozgeht, konnte nicht verschlagener und über den Verrath hinterlistiger ausgeführt werden. Wir hörten nur das Knacken und zu schreigen. — Es währte nicht lange, höchstens ein paar Minuten, so vernahm ich einen Schall wie von einem heftigen Schlage und gleich darauf einen dumpfen Schrei... dann war Alles wieder still, nur der Wind rauschte durch's Dickicht des Waldes. Der Führer blieb ruhig und gleichgültig; doch konnte er eine Geberde der Zufriedenheit nicht unterdrücken, als er seinen Gesellen zurückkommen sah. — „Der vorgiftens wird uns nicht das Vaterunser verbalten und uns die Füße absorbiren; ich hab ihm seinen gerichteten." — Wieder sagte der Hachero für den Moment nichts, und wir setzten eiligst unseren Weg fort.

Inzwischen wurde das Gewölk immer schwärzer und dicker, ein Wirbelwind fing an, sich zu erheben. Der Führer schien diese Angeichen eines Ungewitters mit Vergnügen zu bemerken. — „Es drohet Regen", sagte er, „noch eine Viertelstunde, und ihr seid unter Dach und Fach für diese Nacht." Auf einer Anhöhe wachten wir einen Augenblick Halt.

„Es war kein Douanier, sondern ein Soldat, ein Franzose, Ehangarin", sagte der Hachero, indem er sich ganz phlegmatisch mit einem

*) Die Basken bezeichnen sich unter sich mit dem Namen Eskaldun, der rein national und ein historisches Räthsel ist.

flintenstein Feuer zur Pfeife anschlug. — „Douanier oder Soldat ist gegenwärtig all eins; ihr auf mit Deinem Feuerschlagen, man kann die Funken in der Ferne sehn." — „Ah Bah, Changarin, mein Messer giebt gar kein Feuer mehr." — „Du bist ja selbst natürlich, wenn man's so mit Dir anfaßt." — „Ne, Gottlob, noch hat's nicht Wege; des Rothhes kommt mit zehn Tagen, Hospital davon und dem Stempel meines Stockes, den ich ihm auf den Schädel gedrückt habe. Wenn der Soldat den Douanier macht, traktir ich ihn wie einen Douanier, das heißt, ein bischen schlechter, wie einen alten Hund, der toll werden will. Sonst bin ich ein friedfertiger guter Kerl." — „Du gut?" entgegnete der Führer; „o ja, wie der Wolf und die Geier, denn deinen sichtst Du auch Neigung und Gewalt." — „Changarin, mein Name schützt Dich vor Schlägen, wenn Du nicht Lust zu Prügeln hast; warum schlägst Du Dich so gerne?" — „Ich bin nicht der Einzige, der Dich mit Deinem Namen rufen will. Kommt es dann Arme zu, zur Zeit zu Feuer: warum schlägst Du? Es giebt mehr als eine finstere Nacht im Jahre, und wenn Deine Faust nicht sind, so war Dein Arm doch oft rascher als er sollte. Und doch verfolgt Dich nicht der irrende Geist eines erschlagenen Bruders im Dunkel der Nacht, wie mich, stellt sich nicht vor Dich hin im weißen Leichentuch; Du hörst ihn nicht über die Haide schreien und mit dem Wind um die Wette heulen, wie ich ...." — Hier endigte das Gespräch meiner obrigkeitlichen Gefährten.

Der Nachtrab trat an mich heran. — „Das Brandbett ist fertig, und Ihr braucht keinen Betrunkenen mehr; so lange es nöthig war, bin ich vor Euch hergetanzelt, die langobrigen Spürhunde auf falsche Fährte zu locken. Meine Rolle ist ausgespielt; ich muß nun zu meinen Ballen. Entschuldigt die Beetrunkenheiten, die ich mir herausgenommen. Die Menschen erkennen sich leicht wieder, wenn sie einmal gleiches Weges gewandelt sind. Also auf Wiedersehen, und glückliche Reise!" — So nahm er mit Schlenkbuchten von uns Abschied; seine derbe rauhe Hand drückte die meinige, und von der Höhe, auf der wir uns befanden, nahm er seinen Lauf dem Walde zu, aus dem wir oben herausgekommen waren. Kaum war er weg, so fing es an zu blitzen und zu donnern; tagesheil wurde für Momente die ganze Landschaft, und schon sah ich den Nachtrab in weiter Ferne mit seinen breiten Schultern und flatternden Haar durch das Gestrüpp und Haidekraut so leichten Fußes dahinfliegen, wie er von seinem Herrn und Meister Changarin gerühmt.

Das schlechte Wetter war nicht das einzige Hinderniß, das mich abhielt, in dieser Nacht über die Khune zu gehen. Ei Patsor und die Constitutionnellen hielten noch die ganze Reihe von Dörfern besetzt, die ich passiren mußte, um an Ort und Stelle zu kommen. Die Pesteros streiften plündernd und verwüstend längs der Gränze, alle Zugänge waren von ihnen besetzt. Diese Baskischen Milizen, die durch Verführung und falsche Vorspiegelungen einzelner liberaler Chefs unter die Fahne Christinens gebracht worden, erhalten täglich eine peseta, zwei Realen Sold, wofür sie sich Alles erlauben dürfen, was ihnen die von ihnen verübten Grausamkeiten für immer zu einem Worte des Zisches und der Verwünschung gebraudmarkt haben. In Guerillas getheilt, in der Regel zu drei tausend Mann, rasser, behend, unermüdlich wie die nationalen Freiwilligen, und des Landes vollkommen kundig, durchstreifen sie die Gebirge, die Marschfläche singend, und setzen überall, wo sie durchkommen, die Preclamationen Mina's in's Werk. Mehrere Führer hatte mir Ei Patsor zugesagt, seine besten Leute Wege zu nöthen, aus Furcht, diesen Banden in die Hände zu fallen.

Wie befanden uns unweit Sare. Dies Dorf, das letzte und äußerste des Französischen Labourt, stößt an das Spanische Navarra: sein Territorium gränzt mit dem von Bera zusammen, ohne daß irgend eine natürliche Gränze, in den Pyrenäen, die Scheidungs-Linie der beiden Königreiche bezeichnete. Ein Gränzstein auf der Khune trennt, was die Natur vereinigt hatte. Mein Führer wollte mich nach Sarre geleiten, und bort sie die Nacht im Hause eines seiner Getreuen unterbringen. Ich zog es aber vor, in einem Hause, das nah an unserem Wege lag, einzusprechen — das ich in der Dunkelheit zwar nicht sehen konnte, aber wo ich Gemüth backen hörte. Der Führer setzte mich in Kenntniß, daß es einem wohlhabenden Bauer gehöre, der mit seiner Frau und seinem Sohn allein darin wohne. Er begleitete mich bis zur Thür, und versprach, mich mit dem Frühesten wieder abzuholen. — „Eine herrliche Nacht für einen Schleichhändler", sagte er, indem er die Hand ausstreckte und in den großen Tropfen sie fallenden Regens auffing. „Wenn das Wetter nur bis Morgen früh anhalten wollte, so sollten zwanzig Centner Salpeter, wie hingeblasen, in die Pulvermühle der Insurgenten spazieren." Indem diese Worte über seine Lippen gingen, schien er, so apathisch er sich bisher gezeigt, von dem Gedanken der Stroapaze und der Gefahren förmlich elektrisirt; und nachdem er rasch hinter einander zweimal stark an die Hausthür geklopft, ein Zeichen verabredet hatte, und sich die Gefahren, in Fassen sie fallen mochten, vorbei empfehlend, frau von welcher Art sie wollen, er kann sicher darauf rechnen, daß der Wirth Gut und Blut daran setzt, ihm den unverletzlichen Schutz zu halten, den er ihm schuldig zu sein glaubt. Aber freilich, um die Achtung des Basken zu gewinnen, ihn vertraulich und offenherzig zu machen, muß man sich vor Neuherungen hüten, die sein tiefes Gefühl verletzen könnten: und vor Allem sich nicht etwa einfallen lassen, die Wilden der feinen Menschen in ihm anzustaren oder ihn mitleidig da die Art und Weise, wie er sich als ein solcher fühle, oder, wenn man will, das Vorurtheil von seinem ursprünglichen Adel, ihn nur selten in einem Fremden seines Gleichen sehen läßt.

Auf das Klopfen des Führers schwiegen die Hackmesser im Hause; ein junger Landmann öffnete. Ich trat ein, ging auf den Vater zu, und begrüßte ihn mit einem Gasi hon Etcheko — Jaona: Guten Abend, Herr; serr Herr des Hauses; sämmtliche Familien-Häupter führen diesen Titel. Der Alte hieß mich willkommen, und setzte sich dann wieder ernst an seine Arbeit. Ich war mit den Landesbrüchen Eltern genugsam bekannt, um mir über diese Aufnahme kein weiteres Bedenken zu machen. Der Basse kennt nicht die leeren Formen einer gleißnerischen Höflichkeit, die unter dem Scheine der Freundlichkeit und Dienstfertigkeit nur zu häufig den gleichgültigsten Egoismus und lauernde beimsüchtige Falschheit verdeckt. Was er sagt und thut, geht ihm von Herzen; er ist Kind der Tugend, die ausgeborene Sitte regelt sein jugälloses Freiheitsgefühl und die Liebenswürdigkeit seines Daseyns, und so oft die Wildheit seiner Leidenschaften nicht mit in's Spiel kommt, zeigt er sich ruhig, nachdenklich und sinnend.

Von den Begebenheiten der Nacht und des folgenden Tages, wenn mir meine Leser noch länger zuhören mögen, ein andermal. (A. Chabo.)

Bibliographie.

Plan de la Villa de Bilbao. (Ein sehr genauer Plan dieser Festung und der nächsten Umgegend.) Pr. 6 Realen.

Lecciones de Geografia etc. (Ein geographischer Grundriß für Schulen, in dialogischer Form.) Von dem Professor Don Manuel Garcia de la Madrid. Pr. 12 Cuartos.

Diccionario Latino-Español etc. — Eine neue und zum Handgebrauch bequemere Ausgabe des Lateinisch-Spanischen Wörterbuchs von Wolrring, durch Don Mariano Calvo, der Vieles verbessert und ein paar Tausend neue Wörter hinzugefügt haben will.

Cornelia Bororquia etc. (E. B., oder das Opfer der Unquisition.) Neue Ausgabe, vermehrt mit einer kurzen Geschichte dieses schrecklichen Tribunals und zwei schönen Kupfern. Pr. 8 Realen.

Westindien.

Eine Neujahrsfeier auf Jamaika.

Es war am 30. Dezember, als wir Jamaika, freilich nur aus dunkler Ferne, zum ersten Mal erblickten; das Wetter war schön, und man hatte Mühe, das Land zu erkennen, das wir vor uns hatten. Entschiedegen zwei Uhr des Nachmittags umsegelten wir das Kap Pedro und kamen vor der Bucht des Black-River an. Aber hier haben wir uns genöthigt, Anker zu werfen; das Fahrwasser ist sehr gefährlich, sehr eng und voller Strandklippen, und die Schiffe von einem starken Tonnengehalte, wie das unsrige, können sich nur bei einem gewissen Winde, wenn ihre Mastspitzen zu beschreiben sind, hineinwagen. Der schönere Theil der Insel ist außerordentlich malerisch, aber der Süden, wo wir uns befanden, ist niedrig, öde und ohne alle Annehmlichkeiten.

Den 31. machten wir vergeblich alle Anstrengungen, um in die Bucht einzulaufen. Wir wagten uns selbst sehr nahe an die Küste hin, unter Gefahr, an den Felsen zu scheitern, als ein unerwarteter Windstoß von Lande her uns glücklicherweise aus dem Fahrwasser herausstieß. Um drei Uhr Nachmittags einige Pasagiere aus Land, um sich nach dem Orte ihrer Bestimmung zu verfügen; da wir aber noch dreißig Meilen von der Plantage entfernt waren, wo ich erwartet wurde, so ging ich es vor, so lange an Bord zu bleiben, bis der Capitain das Schiff in Sicherheit gebracht haben würde, um mich in seiner Pinasse nach Savannah-la-Mar getragen zu können, wo wo aus ich nur noch drei Meilen bis zu meinem Bestimmungsorte zurücklegen hatte.

Am 1. Januar waren wir endlich in die ungastfreiste Bucht eingelaufen. Westlich trug das Verdeck, das sonst nur ein besetztes Hinderniß folgt, dazu bei, den Anblick noch täuschender zu machen. Aber ich war von Verwunderung hingerissen über die herrliche malerische Landschaft, die sich meinen Blicken darstellte, über die Schönheit der Atmosphäre, die Purpurfarben des Gebirges, die mit Blumenteu von dem lebhaftesten Grün bedeckte Küste und die Häuser in der Stadt mit ihren eleganten von den grünen Bäumen eingeschlossenen Terrassen. Um den Zauber vollständig zu machen, zogen auf einmal die Töne der Trommel unserer Musikmeisters und die lustigen Jauchzer Schiffing's, der sich nach Black-River begab, um hier den Neujahrstag zu feiern.

Hans Schiffling ist ein Harlequin in einem gestreiften Wamse, mit einer Art von poppenem Kahne auf dem Kopfe, in dem sich Puppen oder bewegliche Figuren befinden, welche zum Theil Matrosen und zum Theil Soldaten oder Sklaven darstellen, die noch bei ihrer Arbeit in den Plantagen beschäftigt sind u. s. w. Die Neger bekamen immer zu Weihnachten und zu Neujahr jedesmal drei Tage frei. Sie zweifelten Art, als das Boot an's Land trieben, wird als das wichtigste angesehen. Hans Schiffling bewahren sie immer ihre schönsten Kleider auf, und alle Pracht und aller Staat wird an demselben zur Schau getragen. Hans Schiffling spielt hierbei nicht nur eine wesentliche Rolle, sondern er macht selbst dieseige Person, deren Gegenwart durchaus unentbehrlich ist. Es giebt nichts Spaßhaftéres, als die Prozession aller dieser wellgekleideten Neger in Masse. Sie zingen zwei und zwei, und die Reihe war nur von Zeit zu Zeit durch einen Reiter unterbrochen, der der Zeremonie einen singulare Korperadel verlieh. An der Spitze der Prozession befand sich ein Orchester schwarzer Musikanten. Es war ein ziemlich häßlicher Anblick, indem ihre rothe Zahne sich bald nach den Launen des Windes gänzlich entfalteten und bald dinner den dichten Wämmen verschwand, um sich von neuem auf einem freien Zwischenraume zu zeigen, je nach den verschiedenen Krümmungen und Einbiegungen von der Küste bis an die Stadt des Schwarzen Flusses (Black-River).

Ich hatte beschlossen gehabt, nicht eher an's Land zu steigen, bis ich einen bequemen Platz in einem Wagen nach Savannah-la-Mar einschiffen konnte. Allein es war uns nicht möglich, dem anziehenden Schauspiele Hans Schiffling's zu widerstehen, so daß wir trotz der Hitze der nach

mittäglichen Sonne — es war ungefähr vier Uhr — das Fahrzeug verließen, um uns nach der Stadt zu begeben. Black-River war ehemals ein ziemlich bedeutender Marktflecken; gegenwärtig sind davon nur noch einige Häuser übrig, die das Feuer verschont, welches an einem heißen Tage ausgebrochen war und den größten Theil der Stadt in Asche verwandelte. An dem Tage, als wir landeten, waren die zwei wieder neu aufgeführten, breiten, regelmäßigen und reinlichen Straßen von Black-River mit Zuschauern angefüllt, alle Welt schien der Meinung zu seyn, daß man den Neujahrstag daselbst noch nie mit größerem Jubel und größerer Pompe gefeiert hätte.

Man erzählte mir, daß vor mehreren Jahren, als ein neuer Admiral auf der Insel ankam, um den alten abzulösen, von diesen beiden Offizieren zu gleichzeitigen für ihn gegebenen, wie man das solche Geschichte hier bezeichnet, Bälle veranstaltet wurden, die offenbar mit einander wetteifern sollten. In Folge derselben theilte sich die ganze Bevölkerung in zwei Parteien, in die blaue und die rothe, eine Spaltung, die sich in allen übrigen Kantonen wiederholte. Seit jener Zeit theilt sich noch immer die Insel, sobald Weihnachten herankommt, in zwei höchst eifersüchtige Fractionen, die sich gegenseitig befehden, durch Geschmack und den Glanz ihrer Feierlichkeiten Aufsehen einander streitig machen suchen. In diesen Jahre waren die Anführer der Gouvernementsparteien aus der Nachbarschaft von Black-River sehr freichlich zu den Ausgaben für das Fest beigesteuert hatten, so stand uns das amüsanteste und fröhlichste Schauspiel bevor, das ich je gesehen. Es ist unmöglich, alle die Einzelheiten und Mannigfaltigkeiten aufzuzählen, welche die Eifersucht der beiden Parteien hervorgerufen hatte. Der Rosenkrieg in England, so wie der Kampf der Guelphen und Ghibellinen in Italien, sind nichts dagegen, wenn man sich die Anstrengungen gefällt, welche Man wußte mit einmal die Damen von den Rothen in Black-River, und wiederum die Rothen von den Blauen sprechen hören. Hier kam Alles darauf an, den Gegner zu überbieten, um bei der sinnlichen Frier zu glänzen; oder die Blauen befanden sich offenbar im Vortheile. Dies mußte selbst eines von den rothen Mädchen eingestehen. „Es scheint aber nichts", sagte sie schnell hinzu, „wenn die Rothen auch noch so sehr zurückbleiben, wollen sich doch vor der Welt keine Blaue seyn!" Andere, reflexie erschien Miß Edwards, die Gouvernöhrin, bei der ich wohnte, von Kopf bis Fuß in Blau gehüllt. Sie hatte eine ihrer Sklavinnen dazu herangezogen, daß sie bei dem Feste in einer Hauptrolle figurieren sollte; allein in dem Augenblicke, wo der Zug der Blauen sich in Bewegung setzte, gab sich bei Allen eine Unruhe kund, als wenn noch Etwas, und zwar etwas sehr Nothwendiges fehlte; es war die Sklavin der Miß Edwards, die sich mit einem Strohpolster unter ihrem Kleide als Sgeleh stehen wie eine große Frau in Trauer. Miß Edwards selbst, die aus unserem Hotel herauskam, indem sie an der Hand eine merkwürdige Figur fortzog, die mit Goldstiften, Federn und bemalten Pappwerk überladen war, und die nur unter Weilen näher zu treten schien: es war die personnifizirte Britannia, mit einem Schilde, auf dem die Wappen von Großbritannien abgebildet waren, einen Dreizack in der Hand haltend und mit einem Helme, an dem die Federbusche aus Haaren von blauer und silberdurchwirkter Seide herumflatterte. Das arme Mädchen war ganz beschämt darüber, daß sie sich in einem so pomphaften Anzuge vor einer so großen Zahl von Zuschauern zeigen sollte. Sie ward mit lautem Beifall empfangen; die Musik hatte das Signal gegeben; Miß Edwards schritt die Göttin auf die Schultern, um ihr so den letzten Impuls mitzutheilen.

Die Devise der Blauen war die patriotischste, die der Rothen die galanteste. Auf der blauen Fahne waren folgende Worte zu lesen: „Großbritannien und der Sieg", und auf der rothen Fahne las man: „Es leben für immer die rothen Mädchen!" Was indeß den Geschmack und die Erfindung anbetraf, so war der Preis den Blauen zuzuerkennen. An ihrer Spitze sah man zuerst Britania, hierauf kam der Zug der Fahne, sodann der Königin und die Königin des Zuges. Die Königin erschien prächtig aufgeputzt in Seide und Silberstoffen und Gold und als Zeichen der Berechtigung gegen ihre nebenbuhlerische Partei, ließ sie die Schleppe ihres Kleides von einem in Roth gekleideten Pagen sich nachtragen. Seine Majestät der König trug die große Uniform eines Englischen Admirals, mit einer Schärpe von weißem Atlaß und einem ungeheuren dreieckigen Hut, über dem eine Krone von Goldpapier angebracht war. Endlich kam der Triumphwagen Nelson's, eine Art Kanot mit einer blauen silberdurchwirkten Decke, auf welcher Vorbeerzweige das Wort Trafalgar geschrieben war. Den Zug beschloß ein langes Gefolge von blauen Würdenträgern, als Prinzen und Prinzessinnen, Herzoge und Herzoginnen; die Knaben waren wie die Väter, die Töchter wie die Mütter gekleidet; die Letzteren trugen eine blaue Robe mit weißem Korsett.

Die Rothen waren ebenfalls sehr schön gezogt, allein sie hatten in ihrem Zuge nichts aufzuweisen, was mit dem Triumphwagen Nelson's und mit der Britania zu vergleichen gewesen wäre. Als der rothe Thron vorbeidefilirte, verwochte nichts die Verachtung auszudrücken, mit welcher unsere Gastwirthin ihn betrachtete. „In der That", sagte Miß Edwards, „man weiß gar nicht, was dies bedeuten soll. Einige Ellen Kattun über einige Bretter ausgebreitet! Nun betrachte man das Ding nur einmal von hinten; man sieht ja das weiße Holz heraus! Ein sonderbarer Thron! Hat man noch eines Blinden mit Armseligkeit je gesehen?" Miß Edwards hörte nicht auf, die Achseln zu zucken. Hierauf erzählte sie mir, daß Jemand eine Medaille der Britania vom Halse reißen wollte. „Wer hatte die Dreistigkeit, so etwas zu wagen!" sagte ich. — „O! sicherlich einer von den Rothen!" erwiederte sie.

Ich hörte viel von Hans Schiffling und seinem Nebenbuhler Hans Kreds sprechen, aber weder der Eine, noch der Andere zeigte sich beim Zuge. Sie hatten Beide, wie es schien, ihre eigenen Geschäfte für sich; sie gingen nämlich von Haus zu Haus und trieben überall ihre Possen, wofür sie einige freiwillige Gaben erhielten, von denen sie Niemanden Rechenschaft ablegten.

Man proponirte uns endlich eine dramatische Vorstellung; die Partie der männlichen Rollen angenommen. Drei Männer und ein junges Mädchen erschienen auf den Brettern; die Männer waren wie die Grotesken Astley's, die Dame aber mit mehr Geschmack gekleidet; sie trug eine weiße Robe mit silbernem Flitterwerk. Sie führten uns den Streit zwischen Douglas und Glenarvon, aus der Tragödie von Home, und den vierten Akt aus der schönen Bäuerin auf. Jene dieser Schauspieler spielte seine Rolle vortrefflich und bekunfte nicht einmal eines Souffleuse. Was Lotharie betrifft, so machte er die seltsamste Mienen, die ich je gesehen; man hätte nicht sagen können, ob er lachte oder weinte. Sobald als Lotharie hingefallen und Celiste sich wahnsinnig hinter die Coulissen zurückgezogen, kamen die Schauspieler alle zusammen auf die Bühne zurück, um Tänze auszuführen, die so seltsam waren, daß sie alle aus dem Wahnsinne Celiste's geschöpft zu seyn schienen; hierauf machten sie dem Gefolge Britania's Platz, das eine Kollette für das Fest des nächsten Jahres veranstaltete. Ein blauer Mädchen sang, und eine Dame tanzte, indem sie ihre Geschicklichkeit den Zuschauern dadurch bewies, daß sie dabei bildeten den Chor zum Tanze und der Musik. Ich kann die schwarze Malibran nicht eben sehr loben, aber es gab gewiß nichts Gewanderes, nichts Gesälligeres als den improvisirten Tanz der Westindischen Taglioni. In allen Märschen und Gegenmärschen wußte sich die Präcision der Bewegungen, die Geschmeidigkeit und die Eleganz der Haltungen, die Lebhaftigkeit der Augen und des eleganten Anzugs bewundern, mit welchem alle Frauen und Negerinnen den Kopf in die Höhe trugen. Ich sage Alle, allein ich mußte wohl die arme Britania ausnehmen, die den übrigen niederstehte, wie es noch nie eine Göttin gethan. Ich erkannte in dem ersten Liede, das man uns vorsang, die alte Schottische Ballade von Buchan. Walter Scott hätte sich glücklich geschätzt, dies Kaledonische Liedchen hier so populair zu sehen, als es nicht etwa durch die treulose Aufforche sie entweder gehalten Otte. Das zweite Lied war einer Lobe Lord Wellington's abgesungen, im Lied von ganz neuem Stil, aber mit eben so wenig Respekt abgesungen, als der alte Ballade. Ich kann nicht behaupten, daß ich die Worte verstanden, wiewohl es mir schien, als wenn von Waterloo und von welkner oder grünen Blumen, von einer Herzogin und von einem kleinen weißen Ober am Bord eines Kriegsschiffes die Rede gewesen wäre. Ich weiß mir eine Uebersetzung, aber nun wenigstens eine Erklärung anbieten, als auf einmal der Hälfte der Sänger Athem und den Uebrigen Lunge einen plötzlichen Anstoß Stillschweigen entsetzte, der schig gewesen wäre, das Chaos selbst, die Nacht und ihr ganzes Gefolge in Schrecken zu versetzen.

Da sah man auf einmal die Sänger, die Tänzer und alle Welt in Unordnung aus einander laufen. Die Ursache dieser allgemeinen Revolution war die plötzliche Erleuchtung der Stadt. Ich lief in Begleitung der Uebrigen mit fort, um zu sehen, wie die Lampen mehr Flamme zu bewundern. Der Anblick war in der That schön, aber das Entzücken der Negerrage war eben so merkwürdig als das Schauspiel selbst.

Ich hatte nie inmitten einer so großen Menschenmasse das Bild des Glückes mit mehr Freiheit und Begeisterung sich entfalten sehen. Hier dachte man an nichts, als an Vergnügen, und dies Vergnügen bestand aus Singen, Tanzen, Lachen, Sehen, Gesehenwerden, seine schönen Kleider bewundern zu lassen oder die Kleidungen selbst zu bewundern. Nirgends eine Spur von Besorglichkeit, nirgends eine Miene von Geschäft und Anstrengung. Um acht Uhr des Abends endlich, als wir den Marktplatz verließen, war die Illumination am herrlichsten und wo die Menge am meisten zusammengedrängt war, sah ich nicht einen einzigen Mann betrunken. Auch war, so viel ich bemerkte, während des ganzen Tages kein einziger Zwist vorgefallen; denn nur einmahlen will ich nun hier oder dort einen Uebelthäter, der sich mitten unter die Reihen des feierlichen Zuges ward und dasselbe von der Königin oder den Prinzessinnen des Königlichen Gefolges eine derbe Ohrfeige erhielt.

Als wir uns nach unserer Schaluppe zurückbegaben und den Marktplatz noch einmal passirten, sahen wir auf einmal Miß Edwards und der Menge hervortreten, und indem sie unseren Capitain beim Arm ergriff, sagte sie: „Capitain! Capitain! ich bitte Sie um der Heimath willen, betrachten Sie nur einmal die rothen Lichter dort! Eine eiserne Röhren, nichts als alte eiserne Röhren, ich beschwöre es! Mit diesen Worten verließ und die triumphirende Miß Edwards, indem sie zum Zeichen der höchsten Verachtung den Kopf in die Höhe warf.

(Journal of a West-Indian.)

Mannigfaltiges.

— Radikalkur. Zum Dr. Spring in Watertown kam kürzlich ein eben so dicker als reicher Mann, der über Magen- und Brustbeschwerden, über kurzen Athem und angeschwollenen Unterleib, kurz über lauter Zufälle klagte, die, wie der verständige Arzt bald erkannte, nur in der unmäßigen Diät des Patienten ihren Grund hatten. „Es giebt ein gar vortreffliches Mittel, um Sie wiederherzustellen", sagte Dr. Spring zu dem Kranken, „aber Sie müssen es genau befolgen." — „Ich verspreche es Ihnen", riet dieser voller Freude aus. — „Nun, so stehlen Sie ein Pferd." — „Was, ein Pferd soll ich stehlen?" — „Ja wohl; man wird Sie dann festnehmen, verurtheilen und in eine Lage versetzen, in der Ihre Diät und Lebensweise von der Art seyn werden, daß Sie in kurzer Zeit sich wieder ganz wohl befinden."

(Lit. Gazette.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß.-Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. 4½ Zthlr. vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 121. Berlin, Freitag den 9. Oktober 1835.

England.

Theorie und Praxis der Gastronomie.

Nach Ude und Brillat-Savarin.*)

Mirabeau pflegte, wenn er Conderet vorsetzte, voilà ma théorie und bei der Vorsetzung des Obst: Mamy voilà ma pratique zu sagen. Eben so erlauben wir uns, Herrn Brillat-Savarin als unsere Theorie und Herrn Ude als unsere Praxis dem Leser vorzuführen, obgleich das Sujet, wie man schon aus dem Titel abnehmen kann, ein gar verschiedenes ist. Zunächst eine biographische Skizze des Französischen Autors, dessen Leben, Wirken und Stellung in der Gesellschaft der Gastronomie zur Ehre gereichten.

Anthelme Brillat-Savarin, Richter am Cassationshofe, Mitglied der Ehrenlegion u. s. w., geboren 1755 zu Belley, studirte die Rechte, praktizirte dann nicht ohne Ruhm als Advokat und wurde 1789 erwählter Mitglied der Assemblée Constituante. Hier schloß er sich der gemäßigten Partei an und that sein Bestes, das entdeckende Bewußtsein abzuleugnen. Nach Erfüllung seiner legislativen Pflichten wurde er Präsident am Civil-Tribunale des Departements Ain und in der Folge Richter am Cassationshofe. Unter der Schreckensherrschaft proscribirt, floh er nach der Schweiz und verteidigte dort seine Zeit mit esoterisch-exoterischen, literarischen und gastronomischen Bestrebungen. Er ab sich in der Folge genöthigt, nach Amerika auszuwandern, wo seine aufmerksamkeit ebenfalls nur seiten von dem Studium abgelenkt wurde, als ihm die Unsterblichkeit erwerben sollte. Seinen Unterhalt verdiente er sich dort mit Privat-Unterricht im Französischen und in der Musik, einer Kunst, in der er sehr excellirte. Eines Tages — so erzählt man von ihm — kehrte er mit dem Präsidenten Jefferson von einer Jagd-Partie nach Hause. Der Präsident erzählte ihm interessante Anekdoten von Washington und dem Befreiungs-Kriege; aber Savarin, der an diesem Tage so glücklich gewesen war, einen wilden Puter zu erlegen, schenkte dem Erzähler nur halbe Aufmerksamkeit. Jefferson bemerkte dies, brach ab, und wollte sich entfernen: „Mein theurer Herr", sagte unser Gastronom, „ich bitte tausendmal um Verzeihung, ich habe eben darüber nachgedacht, wie ich meinen Puter-Braten zubereiten soll." Im Jahre 1796 kehrte Savarin nach Frankreich zurück, bekleidete mehrere Aemter unter dem Directorium, und erhielt dann wieder seinen alten Posten am Cassationshofe, den er bis zu seinem Tode (1825) bekleidete.

Seine Physiologie du goût erschien zuerst im Jahre 1825, und ist seitdem fünf Mal aufgelegt worden, die Nachdrücke in Belgien und Deutschland nicht gerechnet. Der Zauber dieses Werkes besteht in der wunderbaren Mischung von Witz, Humor, Gelehrsamkeit und Menschen-Kenntniß, von drolligen Anekdoten, geistreichen Theorien und lehrreichen Dissertationen, die es darbietet. Die Physiologie du goût enthält: eine Sammlung Aphorismen; einen Dialog zwischen dem Verfasser und einem Freunde, die Gemüthsruhe seines Hauses betreffend; dreißig Meditationen, und einen Discursen-Schatz, in welchem gastronomische Abenteuer, Erfindungen und Anekdoten mitgetheilt sind. Die Meditationen sind der Kern des Werkes, und über Gegenstände die folgenden: 1) die Sinne; 2) der Geschmack; 3) die Gastronomie (Definition, Ursprung und Gebrauch); 4) der Appetit, mit Beleuchtungen seiner Copacität; 5) die während Sudungen überhaupt; 6) Specialia, z. B. Austern, Fische, Puter, Truffeln, Zucker, Kaffee, Chocolade u. s. w.; 7) die Theorie des Bratens und Rösteus; 8) der Durst; 9) die Getränke; 10) Epoche dem Ende der Welt; 11) die Gourmandise, ihre Macht und ihre Folgen, mit besonderer Rücksicht auf ehelliches Glück; 12) die Gourmand's (den Natur, den Erziehung, Gewerbe u. s. w); 13) gastronomische Probe-Löffel (éprouvettes); 14) die Freuden der Tafel; 15) die Nubestunden auf der Jagd: 16) die Verdauung; 17) die Ruhe; 18) der Schlaf; 19) Träume; 20) Einfluß der Thät auf Ruhe, Schlaf und Träume; 21) Fettigkeit; 22) Mittel, den Fettwerden vorzubeugen, oder die Wohlbeleibtheit zu vermindern; 23) Magerkeit; 24) Fasten; 25) Erschöpfung; 26) Tod; 27) philosophische Geschichte der Küche; 28) Restaurateurs; 29) klassische Gastronomie in der Anwendung; 30) gastronomische Mythologie.

Unter solch einer Sammlung von Leckereien ist es schwer, die rechte Auswahl zu treffen. Der folgende Auszug aus dem Kapitel „Über die Tafel-Freuden" wird vielleicht einen Theil der bestehenden Vorurtheile gegen die Gourmands niederschlagen, deren hohre Bestimmung nur im Genießlichkeit verwechselt wird.

„Das Vergnügen des Essens haben wir mit den Thieren gemein; es setzt nur Hunger voraus, und das, was zu seiner Befriedigung nothwendig. Das Vergnügen der Tafel aber gehört nur dem Menschen an; es erheischt Anmerksamkeit auf die Zubereitung der Speisen, auf die Wahl der Plätzes und die Versammlung der Gäste. Das Vergnügen des Essens erfordert, wie nicht Hunger, doch wenigstens Appetit; die Freuden der Tafel sind zumeist von Beiden unabhängig."

„Einige Poeten klagten darüber, daß unser Hals, vermöge seiner Kürze, dem Wohlgeschmacke nur ein momentanes Dasein gelaube; Andere bedauerten die eingeschränkte Capacität des menschlichen Magens, der im Durchschnitt nicht über zwei Quart dreiartige Masse auf einmal aufnimmt; und Römische Gutschmecker gingen bekanntlich so weit, daß sie ihren Mägen die Mühe, das erste Essen zu verdauen, ersparten, um gleich nachher ein zweites einzunehmen. — Die Verfeinerung unserer Sitten würde so Etwas nicht zugeben; allein wir haben es auf andere Weise gut gemacht, und sind durch Mittel, die der Anstand billigt, zu demselben Ziele gelangt. Man hat Gerichte erfunden, die so pikant sind, daß sie den Appetit unaufhörlich erneuern, und dabei so leicht, daß sie dem Gaumen wohlthun, ohne den Magen zu beschweren. Seneca würde sie gebare Wollen genannt haben. Wir sind in dieser Kunst wirklich so weit vorgeschritten, daß, wenn Schlaf oder Geschäfte uns nicht abriefen, die Mahlzeit fast bis ins Unendliche sich fortsetzen ließe."

„. . . . Aber wie soll man eine Mahlzeit angeordnet werden, wenn man Alles vereinigen will, was zu den höchsten Tafel-Freuden gehört? Der geneigte Leser beachte zunächst folgende Hauptpunkte:"

1) Laß die Zahl der Gäste nicht über zwölf seyn, damit die Unterhaltung stets allgemein bleibe.

2) Wähle nur solche Gäste, die zwar mancherlei Fächer, aber gleichartigen Geschmack haben, und die nicht erst mit großem Ceremoniell einander vorgestellt zu werden brauchen.

3) Laß den Speise-Saal mit Aufmerksamkeit erleuchten, und das Tischzeug so rein seyn, als möglich. Die Temperatur des Salons sey nicht unter 13 und nicht über 16 Grad Réaumur.

4) Die Herren seyen geistreich, ohne Anmaßung — die Damen liebenswürdig, ohne zu große Kokketerie.

5) Die Gerichte seyen so auserlesen als möglich, aber von beschränkter Zahl — die Weine von bester Qualität, jeder in seiner Art.

6) Lange mit den komplakttesten Speisen an und ende mit den leichtesten; lange mit den leichtesten Weinen an und ende mit den schwersten.

7) Das Diner sey die letzte Arbeit des Tages; jeder Gast betrachte sich als einen Wanderer, der mit den Uebrigen einem gleichen Ziele entgegengeht.

8) Der Kaffee sey heiß; die Liqueure von dem Meister ausgesucht.

9) Der Salon sey geräumig genug, um eine Gesellschaft Spieler (denn mancher Gast kann ohne Kartenspiel nicht existiren) und eine plaudernde Gesellschaft daneben zu fassen.

10) Die Gesellschaft werde durch den Zauber der Unterhaltung gefesselt, und durch die Hoffnung belebt, daß der Abend wohl nicht ohne ernsten Genuß vorübergehen dürfte.

11) Der Thee sey nicht zu stark; der Kuchen dazu kunstverständig gebuttert, und der Punsch mit Sorgfalt bereitet.

12) Man gehe nicht vor 11 Uhr aus einander; aber Jedermann sey um 12 Uhr zu Bette."

„Wer nur irgend an einer Speise-Gesellschaft Theil genommen hat, die diese 12 Erfordernisse vereinigt, der kann sich rühmen, daß er bei seinen eigenen Apotheose zugegen gewesen sey."

Herr Brillat-Savarin hat hier ein sehr wichtiges Requisit übergangen, das wir aus einer anderen Section seines Buches ergänzen müssen.

„Aphorismus. Von allen Eigenschaften eines Koches ist Pünktlichkeit die nothwendigste. — Ich werde diese Maxime mit den Details einer Beobachtung belegen, die ich in einer Gesellschaft angestellt, zu deren Mitgliedern ich selbst gehörte. Das Vergnügen der Beobachtung schützte mich vor dem Ersterm der Verzweiflung."

„Ich war eines Tages bei einem Gesandtschaftsrathe*) zum Diner eingeladen. Zur festgesetzten Stunde (bald fünf Uhr) hatte jeder Gast sich eingestellt; denn man kannte die Pünktlichkeit unseres vornehmen Wirthes. Bei meiner Ankunft überraschte mich die Belästigung, welche in der Gesellschaft herrschte; man flüsterte einander in die Ohren; man blickte in den Hofraum — etwas Abhanderliches wurde vorgefallen seyn.

*) Vgl. Nr. 116 und 117 des Magazins.

*) Ohne Zweifel Landsmann.

Digitized by Google

Ich nöthete mich einem von den Gästen, und fragte, was diese allgemeine Perplexität zu bedeuten habe. „Ach!“ versetzte er in gereztem Ton, „Monsieur ignorirt ist nach dem Staatsrath abberufen worden; exekt ist er eingeklagt, und wer weiß, wann er wiederkommt!“ — „Ist das Alles?“, sezzte ich mit erzwungener Fassung, „das wird höchstens eine Viertelstunde dauern; man weiß ja, daß heute hier ein offizielles Diner stattfinden soll — man hat keinen triftigen Grund, uns fasten zu lassen.“ — Die erste Stunde ging noch leidlich vorüber; die Gäste setzten sich ein Jeder zu der Person, die ihn vorzugsweise interessirte; man plauderte und conjecturirte über die Ursache der plözlichen Verhinderung unseres theuren Wirthes. In der zweiten Stunde zeigten sich schon Alles?“, sezzte ich mit erzwungener Fassung, „das wird höchstens eine Viertelstunde dauern; man weiß ja, daß heute hier ein offizielles Diner stattfinden soll — man hat keinen triftigen Grund, uns fasten zu lassen.“ — Die erste Stunde ging noch leidlich vorüber; die Gäste setzten sich ein Jeder zu der Person, die ihn vorzugsweise interessirte; man plauderte und conjecturirte über die Ursache der plözlichen Verhinderung unseres theuren Wirthes. In der zweiten Stunde zeigten sich schon Symptome von Ungeduld; wir sahen einander mißtrauisch an, und die ersten, welche murrten, wiren drei oder vier von der Gesellschaft, denen, weil sie keinen Platz zum Niedersitzen fanden, das Warten besonders sauer wurde. In der dritten Stunde war das Mißvergnügen allgemein und Jedermann klagte. „Wann wird er denn endlich kommen!“ sagte der Eine — „wo mögen nur seine Gedanken sein!“ sagte ein Anderer — „das ist ja, um toll zu werden“, bemerkte ein Dritter. In der vierten Stunde wurden die Stimmen immer bösartiger, und Niemand wollte mich anhören, als ich der Emeute begreiflich zu machen suchte, derjenige, dessen Abwesenheit uns so elend mache, sei ohne Zweifel der Bestabgenezwertheste von Allen. Endlich schlich einer von den Gästen, der im Hause unseres Wirthes besser Bescheid wußte, als die Uebrigen, nach der Küche; er kehrte aber bald wie zerschlagen zurück, es war, als ob sein Gesicht das Ende der Welt ankündigte; „Ach!“, stöhnte er mit dahlheurer Stimme, „Monsieurgnor habe sich, ohne Order zu hinterlassen, und das Diner wird nicht eher aufgetragen werden, als bis er wieder zu Hause ist, wie lange seine Abwesenheit auch dauern mag. Schwerlich dürfte die Posaune des jüngsten Tages einen größeren Allarm erregen, als diese trostlosen Worte. Der Aelteste von allen diesen Märtyrern war der gute d'Aligre-feuille,*) den ganz Paris kennt. Bleich und eingefallen, die kleinen Hände auf dem großen Bauche verzeugt, und den Todeskampf Laokoons auf den Lippen, saß er mit geschlossenen Augen da, nicht um zu schlafen, sondern um seine Auflösung ruhig zu erwarten. Gegen zehn Uhr hörte man eine Kutsche in den Hof rollen — die ganze Gesellschaft sprang von ihren Sitzen; Muthwille zeigte auf Schwermuth, und nach fünf Minuten saßen wir zu Tische. Aber, ach! die Stunde des Appetits war vorüber; die Kinnbacken hatten nicht zene isochronische Bewegung, die ein regelmäßiges Werk anfündigt, und viele von den Gästen wurden durch diese fatale Verzögerung ernsthaft unwohl.“

Die Meditation, betitelt „Gourmandise“, ist voll lehrreicher Bemerkungen. Wir beschränken uns auf Anführung derjenigen Stelle, worin der Verfasser den weiblichen Gourmande handelt.

„Die Gourmandise“, sagt er, „ist für die Damen gar nichts Unschickliches; sie stimmt mit der Zartheit ihrer Organe, und entschädigt sie gewisse Arten von Vergnügungen, denen das Weib entsagen muß, und für gewisse Uebel, welche die Natur ihm aufgebürdet hat. Nichts ist reizender, als eine hübsche Gourmande in voller Thätigkeit zu sehen; ihre Gewandte ist zierlich, ihre Hände sind weiß, ihr Blick ist auf den Tische, die andere bringt kleine, zierlich geschnittene Bissen oder auch wohl den ganzen Flügel eines Rebhuhns zum Munde; ihre Augen funkeln; die Lippen glänzen; sie plaudert angenehm; alle ihre Bewegungen sind voll Geziz; es fehlt ihr nicht an jener Mieze von Koketterie, die das Weib überall anzubringen versteht — selbst ein Cato von Utica würde seine Fahne vor ihr senken.

Der Hang des Weibes zur Gourmandise ist gleichsam instinktmäßig denn Gourmandise befördert die Schönheit. Eine Reihe schariter und genauer Beobachtungen hat gelehrt, daß saftige, delikate und sorglich zubereitete Speisen den Äußeren Ausdruck des Alters auf lange Zeit entfernt halten. Die ächte Gastronomie giebt den Augen mehr Glanz, dem Teint mehr Frische, den Muskeln mehr Elastizität, und wenn es zu den physiologischen Gewißheiten gehört, daß die Erschlaffung der Muskeln jene sinchtbaren Feinde der Schönheit, die Runzeln, hervorbringt, so kann man mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit behaupten, daß exzellente Personen, diejenigen, welche zu essen verstehen, vergleichungsweise jahrelang jünger sind, als Andere, denen diese Kenntniß abgeht.

Äußerdem hat die Gourmandise den entschiedensten Einfluß auf das ehelige Glück, vorausgesezt, daß beide Ehegatten auch in diesem Punkte harmoniren. Ein gastronomisches Ehepaar hat wenigstens einmal des Tages eine angenehme Unterhaltung. Die Musik hat ohne Zweifel mächtige Reize für diejenigen, welche sie lieben; ist aber die Stimme des Einen der Zuhörer des Instrument des Anderen verstimmt wie denn daß Jn der Gourmandise aber vereinigt ein gemeinsames Bedürfniß das Paar am Tische; hier fesselt Beide dieselbe Neigung; sie ermeisen sich einander solche kleine Gefälligkeiten, die den Wunsch, sich verbindlich zu machen, ankündigen, und die Art, wie ihr Mahl angeordnet ist, hat wesentlichen Antheil an der Glückseligkeit des Lebens. Diese in Frankreich ziemlich neue Beobachtung ist dem Englischen Novellisten Fielding nicht entgangen, und er legt sie uns dar, indem er in seiner Novelle Palmela die verschiedene Art und Weise schildern, wie zwei Ehepaare ihren Tag beschließen.“

„Wird die Gourmandise zur Unmäßigkeit, zur Naschhaftigkeit und Wanchdienerei, so verdient sie ihren Namen nicht mehr; sie tritt aus unserem Gebiete heraus und fällt in die Sphäre des Sittenpredigers oder des Arztes, die sie Beide, jeder nach seiner Art, zu heilen suchen. Das Französische Wort gourmandise dasf also weder durch das Lateinische gula, noch durch das Englische gluttony, noch durch das Deutsche Näscherheit wiedergegeben werden.“

Betrachtet man die hohen Prinzipien, die sich an den Charakter des echten Gourmands knüpfen, so wird man leicht wahrnehmen, daß es nicht in unserer bloßen Willkür steht, diesen Charakter anzunehmen. Die nächste Meditation des Herrn Brillat-Savarin ist daher überschrieben: „Neut pas Gourmand qui veut“, und beginnt wie folgt:

„Es giebt Individuen, denen die Natur ein feines Organ, eine strenge Aufmerksamkeit, ohne welche die exzellen Gerichte unbemerkt vorübergehen, ganz und gar versagt hat. Die Physiologie hat in diesen Raritäten bereits nachgewiesen; sie zeigt uns, wie schlecht der Junge dieser Unglücklichen mit Nerven zum Einsaugen und Belehren des Geschmacks versehen ist. Die zweite Varietät bilden Zuckerzeug, Pfauentrachen, Geschichtsleute, Chyezirkige und sterbhaupt solche Leute, die mit vorzüglichen Zungen zugleich sich beschäftigen wollen, und treffen, um den Magen zu füllen. Dahin gehörte Napoleon; er aß unregelmäßig und in großer Hast. Sobald ihm Speisen auf den Tisch, und seine Küche war so eingerichtet, daß er zu jeder Zeit Hühnchen, Cotelette's und Kaffee haben konnte, ohne nur einen Augenblick derjenigen zu müssen.“

Diejenigen bevorzugten Wesen, denen die Natur eben Gourmandise zugetheilt hat, werden alle beschrieben:

„Sie haben breites Gesichten, funkelnde Augen, eine kleine Gurgel eine kurze Nase, volle Lippen und ein rundes Kinn. Die Kinnbacken sind endlich, eher hübsch als schön, und mit einiger Tendenz zum Embonpoint. Solche Gäste nehmen Alles, was man ihnen vorsezt, ohne Anstand und kosten die Speisen mit Ueberlegung. Diejenigen endlich, denen die Natur dies schöne Talent verfagt hat, haben lange Gesichter, lange Nasen und große Augen; welches auch ihre exentale Form sein mag, immer ist in ihrer Haltung etwas Länglichtes. Jhr Haar ist schwarz und schlicht, und vor Allem selbst ihnen das embonpoint. Diese Leute haben die Pantalons erfunden. Frauenzimmer, welche sich selbst eben so stiefmütterlich behandelt, sind von eckigen Formen, alten ermüdet zu Tische und eckuligen sich nur bei Thee und Klatschereien.“

„Ihr sollt sehen, was für ein Kochbuch ich schreiben kann; sagte unser Landsmann Johnson. „Frauen können recht gut kochen, aber stricken, aber sie sind nicht fähig, ein gutes Buch über Kochkunst zu schreiben. Mein Kochbuch wäre auf philosophischen Prinzipien ruhen müssen.“ Was der große Moralist in der Anschauung nicht zu finden vermochte, das hat Udy des Leben ersten Lasten. Der „Französische Koch“*) ist auf die ernsten Prinzipien der praktischen Chemie gegründet, und umfaßt beinahe Alles, was man sich in einem Werke irgend der Art nur wünschen kann. Hören wir den Verfasser selbst:

„Jndem wir dem Publikum die zwölfte Ausgabe dieses Werkes anbieten, sagen wir zugleich unseren innigsten Dank für die Gunst mit der es aufgenommen worden. Wir betrachten uns mit Recht als das nüzliche Werkzeug, welches die Verbreitung einer Kunst und gewiß auch spstematischeren Art, zu kochen, in Europa sehr gefördert. Für die Wahrheit dieser Behauptung wird die Einsaldung mehr als zwölftausend Exemplaren des Französischen Kochs zur Genüge sprechen. — — Wir haben in dieser neuen Ausgabe mehrere neuen Steff zugetragen, beiseneres einen Anhang von Verbesserungen über die heutigen Mahlzeiten; auch machten wir diese Mahlzeiten selbst der Gegenstand, nach welcher wir bei gewissen Bällen und Gastmahlen Versuche anwenden, und bei den Leed-Seiten gewisse Soupers wurden zu jener Zeit bewundert, und die Hausbesitzerin des schönsten Damen von Ranz verfuchten es, sie nachzuahmen.“

Rezepte — und wä en es auch die liebkichsten Gerichte — qualizieren sich schlecht zu literarischer Mittheilung. Wir beschränken uns daher, nur Eines derselben mitzutheilen, welches keinen geringen Gegenstand, als das „Hausahrzeben der Aale“ betrifft.

„Nimm einen oder zwei lebendige Aale, und wirf sie ins Feuer. Während die Aale sich noch allen Seiten winden und krümmen, nimm sie mit einem Handtuch, und ziehe ihnen mit dem Kopf die ganze Haut ab. Nur vermittelst dieser Methode kann man den Fischen die schädliche Substanz, welche unschmackhaft und unverdaulich ist, völlig benehmen. Dann schneide den Aal in Stücke, ohne den Bauch zu zerschneiden, und endlich sehre mit dem Messer in die Höhlungen, damit dann um, und nimm die Eingeweide heraus.“

„Verschiedene Recensenten“, so sagt der Verf. in einer neuen Vorrede, „haben mir zu diesem Werke, „haben mich der Gefräßigkeit zugethan, weil ich die Aale lebendig verbrannt wissen will. Da meine ganze Kenntniß von der Kochkunst der Beförderung des Geschmacks und der Erhaltung des Wohlseins gewidmet ist, so halte ich es für meine Pflicht, auf das Rüksichrt zu nehmen, was Viele scheuen. Ein blaue Haut und das Oel, welche zurückbleiben, wenn den Aalen die Haut abgezogen wird, machen sie sehr unverdaulich. Will man sich von meinen Herren Recensenten dieser Methoden überzeugen, so mögen sie Aalen, das diejenigen Aale, welche die Feuerprobe aufgestanden, und gesunder sind.“

Fügwahr eine glückliche Anwendung des argumenti ad gulam!

(Quarterly Review.)

Bibliographie.

The earth. (Die Erde in geogaphischer und naturhistorischer Hinsicht.) Von Robert Mudie.

Considerations die (Betrachtungen über den Handel mit Glas) Von Joseph Thompson

Lichens Britannici. (Britische Moos-Sammlung; gesammelt von einem hortus siccus.) Erste und Zweite Abth. Sechstelt.

A catechism of foreign exchanges, and the effects of an alteration of bullion. (Der Londoner Markt für edle Metalle und fremde Wechsel auf auswärtige Plätze.) Von John Taylor.

Treatise on water on the brain. (Ueber Wasser im Gehirn.) Medizinische Abhandlung von W. Griffiths.

*) Ein gastronomischer Freund von Cambacérès

*) **The French Cook** etc. (Der Französische Koch. Ein Handbuch für Hausfrauen und ökonomischen Kochkünstler.) Von C. E. Udy, Kochmeister Ludwig's XVI. und des Grafen von Sefton u. s. w.

Frankreich.

Paris von der Wasserseite.

(Fortsetzung.)

Außer diesem Schauplatz der Verwüstung besitzt die Cité noch das Hotel-Dieu, den Justiz-Palast, die Conciergerie, die Polizei-Präfektur und die Morgue. Alles Elend des menschlichen Lebens und Todes ist dort vereinigt; in diesen fünf Gebäuden treibt man alle Laster, alle Verbrechen, alle Schmach und alle Leiden der Menschheit an.

Die Fenster des Hotel-Dieu, an welchen sich zuweilen ein gelbes des bleigrauen Antlitz zeigt, gehen auf den südlichen Arm der Seine hinaus. Eine Schleuse, verschließbar und bedeckt, Brücke führt über diesen engen Arm aus den Sälen des Hotel-Dieu nach den Nebengebäuden des Hospitals, die am anderen Ufer des Flusses liegen. Diese Brücke gleicht einer Bahre. Die Seufzer-Brücke in Venedig sieht nicht so gedrängt und hat nicht so viel Jammerlaute gehört, als diese.

Der Justiz-Palast liegt am anderen Arm der Seine. Er ist auch ein Hospital, das Hospital der verwundeten Glücksumstände und der moralischen Krankheiten, welche die Menschheit drücken. Anstatt der Bader sind dort nur hier geschlagene, Verwundete und Andere viele, die den Leuten ihr Vermögen abpfeifen und beschneiden; statt der Aerzte, purgiren die Prokuratoren des Königs und die Richter die menschliche Gesellschaft. Nichts kann traurige und düstere sein als der Justiz-Palast mit seinen finsteren Einwohnern und dunkelen Gallerieen. Die Neugierigen besehen sich hier die Treppe der heiligen Kapelle, den Saal die verlorenen Schritte und eine nun eingerichtete gothische Gallerie, die ihr in nichts den Dekorationen des Theaters der Ambigu-Comique nachstehen. Das Gefängniß der Conciergerie stößt an den Justiz-Palast. Am Ufer dieses Palastes erhebt sich auf dem Quai der Uhr-Thurm, wohin sich die müßigen Beleger alle Tage begeben, um das Thermometer des Herrn Eberalier zu befragen, um das Losungswort der Temperatur zu vernehmen und um zu wissen, ob sie schwitzen oder vor Kälte zittern sollen.

Der Blumen-Quai ist ganz nahe bei dem Justiz-Palast. Er ein Mittel aufzusinnen hat, diese Poesie zu besiegen, deren Umgebungen so geschmückt und von Wohlgerüchen durchdrungen sind. Die verschiedenen Gerechtigkeit trübt immer Sorge, die Lage ist müßig, wo Blumen-Markt ist, um die Verurtheilten aufzureizen und zu strafen, damit ein jahrelcheres Publikum sich um das Gerüst drange, wo die armen Sünder eine Stunde mit dem Halseisen stehen oder gedraudmarkt werden. Wenn diese Art von Besessung stattfindet, so vermischt sich der Geruch des gerösteten Fleisches mit dem Dufte des Flieders, der Rosen und der Orangenbäumchen.

Nicht fern vom Hotel-Dieu, am Ufer der Cité, dem Blumen-Quai gegenüber, erhebt sich an Rande des Flusses, seinen Grund darin das Land, ein elegantes, neues, allein stehendes und freundliches Haus. Dieses hübsche Haus ist die Morgue, die ausgedrestet, überstrichen und wie neu hergestellt worden ist. Man hat über Mauern gewerkt, ihren Sims erneuert und die Dach mit mehr Leichtigkeit und Anmuth aufgeführt. Es giebt keinen epikuräischen Philosophen, der sich nicht gläcklich schätzen würde, diese stille Wohnung am Wasser als Zufluchtsstätte zu haben. Dem Aeußeren nach ist es ein nettes Haus, im Innern aber ist es die Morgue, ein Ausstellungs-Ort für Leichname. Dieses Innere jedoch ist auch ausgebessert worden. Ein mit Glasscheiben versehener Vorschlag trennt den Todten-Saal von dem der Lebenden, welche die Todten zu besichtigen kommen; für jeden Leichnam ist ein Bett von schwarzem Marmor bestimmt, auf das er nackt, den Leib mit einem Stück Leder zugedeckt, gelegt wird; seine Kleider hangen über seinem Kopfe. Wie alle Schaudthaten der Welt, ist die Morgue zuweilen ganz verödet. Zuweilen aber finden interessante Stücke neu darin vor. In diesen letzten Tagen fand ein merkwürdiger Fall hier statt. Die Menge drängte sich zur Thür und bildete eine lange Reihe, um so hineinzukommen. In der Todtenhalle waren drei Leichname aufgestellt, was bei den häufigen Selbstmorden nichts Seltenes ist. Die erste dieser Leichen war ein Arbeiter, den ohne Zweifel das Elend ins Wasser getrieben hatte. Einige Lumpen machten seine ganzen Habseligkeiten aus. Neben ihm lag eine junge schöne Frau mit blutiger Brust und die Spuren von einer Kugel durchbohrt. Die Zeitungen haben uns mit der Geschichte dieser Frau bekannt gemacht. Sie hatte sich, um zu siehlen, in ein Haus der Straße Saint-Jacques und in die Stube eines Mannes geschlichen, der, weil er vor einem Monat war bestohlen worden, ein Pistol in seine Kommode gelegt hatte, das losging, sobald Jemand den Kasten berührte, in welchem sein Geld lag. Der dritte Leichnam endlich war ein junger Mann von achtzehn Jahren, der sich erränkt hatte und durch den Tod sicherlich entstellt war. Die guten Franzen waren von Pietät zwegt, als sie ihn so jung und so wohl gebaut, so hübsch und so elegant gekleidet ein kleiner, trauriger, geworfener Geist an, der sich durch die Menge drängt, durch die Glasscheiben blickt und ausruft: „Es ist mein Neffe!“ Die Leute umringen ihn und sagen: „Der arme Onkel!“ Der Greis trocknet eine Thräne; da kommt ein anderer, den so betrübter, aber unaufgeregter Greis hinzu und ruft ebenfalls, nachdem er den Leichnam besichtigt: „Es ist mein Neffe!“ Dann zeigt er dem ersten Onkel einen Brief, worin der Neffe ihm sagt, „er werde sich erschießen“ Ein sicherer Streit erhebt sich zwischen beiden; endlich weicht der erste Onkel dem später gekommenen, der den Körper zerrauchen läßt, ein Begräbniß zweiter Klasse anordnet und den Resten ganz anständig auf dem Kirchhofe des Père Lachaise beerdigt. Als er ganz betrübt von der Besitznahme zurückkommt, wird er zum Polizei-Präfekten gerufen, der ihm seinen Neffen in voller Lebenskraft vorstellt, weil man denselben im Jugendlicht, wo er sich zum Selbstmorde bereitete, gefänglich eingezogen hatte. Einen Neffen wiederfinden, der die eine Viertelstunde nach seiner Verdegung um den Hals fällt, ich überlasse es Dir, lieber Leser, Die die Bewegung des Duetts auszumalen. Zum Glück war er ein starker Greis, der sogleich das ganze Abenteuer faßte. Jetzt wird ein Prozeß wegen der Begräbnißkosten geführt, die der betregene Onkel zurückgezahlt haben will. Es ist schon genug, wenn man die Schwierigkeiten seines eigenen Todes bezahlt, wie kann man dazu, noch die Kosten des Begrabnisses für den Resten eines Anderen tragen?

Die Polizei-Präfektur nennen, heißt die traurigste Verwandschaft beginnen, welche die menschliche Gesellschaft zu dulden gezwungen ist. Wir wollen dagen vorübergehen und den anderen Arm der Seine stromaufwärts bis zum Grève-Platz verfolgen, wo die Dampfschiffe anlegen, die von Melun und anderen Orten kommen. Früher gab es hier andere Schiffe-Pole, die zu Paris anlangte, als das Marktschiff von Auteuil, welches bei dem Blumen-Garten, der Wein-Niederlage gegenüber, anhielt und noch anhält. Statt dieser schweren und langsamen Postjacht gleiten jetzt leichte, durch Dampf getriebene Fahrzeuge, von zahlreichen Passagieren besetzt, schnell über die Seine fort. Von dort aus des Quais ist der Grève-Platz.

Unter den Plätzen, Straßen und Kreuzwegen in Paris nimmt der Grève-Platz denjenigen Raum ein, wo der Henker unter den Bäumen. Die Name des Grève-Platzes ist folglich die Erinnerung aller Verbrechen und aller Hinrichtungen vor unserer Emanzipationsepoche. Schlachtfeld der Revolution, von 1830 und vorn gewaschen durch edles Blut, ist der Grève-Platz jetzt von der Knechtschaft befreit worden, welche die Justiz ihm auferlegt hatte. Er trägt jetzt den Namen Platz des Stadthauses. Das Feuer des 29. Juli hat ihn gereinigt; das Blut der Juli-Kämpfer hat sein Pflaster versiegelt, das der Henker nicht mehr anwühlt, nun sein Schaffot dort aufzuspatzen. Ohne die Erinnerung ist zerschieden und wird bleiben; um diesen Platz herum werden sich immer viele lange Reihen von Häusern und Einwohnungen entrollen. Hier werden Cafetouche und der Graf von Horn verbrannt, hier wurde Damiens gevierthellt, die Marquise von Brinvilliers verbrannt, hier sieht der Kopf Papavoine's. Vor den Todten von 1830 hatten schon eine Schlachtopfer mit ihrem Blute das Pflaster des Grève-Platzes geröthet, von Lally an bis auf die vier Sergeanten von Larochelle. Das Volk kann alle diese Dramen nicht vergessen, deren Entwickelung der Grève-Platz gesehen hat, und nicht lange wird es den Ort am Ufer des Wassers zeigen, wo der Henker sein Gerüst aufschlug, und wo jetzt freudliche Lebenskräften walten.

Nach dem Grève-Platz kömmt der Chatelet-Platz, wo die Justiz die Möbel der Bürger in Beschlag nimmt. Der Tatater herrscht da eben so, wie ehemals der Henker ein wenig weiter hinauf, und der im Rückhand sich befindende Steuerpfändige, den ein Anti-Ellsenbruch auf die Straße geworfen, steht hier sein Bett und seinen Stuhl zum Verkauf bei Fistus vorfinden, einer Triumph-Säule und einem Restaurateur gegenüber, der sich durch ein Wortspiel auf einen Kalbsteef unsterblich gemacht hat.

Die selber so ernsten und bolperigen Quais, die vom Stadthause zum Pont-neuf führen, sind nun die breitesten und schönsten von Paris. Diese Quais, welche Pelletier, de Grève und de la Megisserie heißen, hat man jetzt reich bäumt mit Bäumen bepflanzt, in deren Schatten einst unsere Hotel wandeln werden. Wir lehen unter einem Pavillon, der ein Fenster des Gefängnisses ist, der die alten Bäume beschützt und junge anpflanzen läßt. Das ist sehr gut, denn hätte man die alte Weise fortgesetzt, so würde der Feldbau bald in ganz Paris nicht mehr ein einziges Blatt zum Hervorertreiben gefunden haben. Die Gärten mußten den Mauerleuten weichen; die Boulevards gingen unter, und die die Baufucht, dem Grundsatze Robespierre's folgend, daß man zerstören müsse, um neu zu gründen, auch die Bäume der Luisterien und des Lustenburg anordnen wird, hat sie sich einstweilen über die Elysäischen Felder begnadigt, deren Laubdach fast täglich immer mehr verdünnt wird durch die Leidenschaft Cäte, Gaukelkünstler, Kunstreiter-Buden und durch zwei Stadt, die Straßen Banyen und die Stadt Franz des Ersten, denen es nur noch an Einwohnern fehlt.

Jetzt sind wir am Pont-neuf. Hier gewinnt Alles ein ganz anderes Ansehen; die Cité wird zwischen dem Quai des Lunettes und dem Quai des Orfevres zusammengepreßt und erstickt; mit ihr verschwindet das alte Paris, und vor uns entrollt sich das Paris Ludwig's XVI. und Napoleon's.

Der Pont-neuf, Ludwig XIII. legte den Grundstein zum Pont-neuf, als er von der Bestattung seiner beiden liebsten Mignons, Mangiren und Cantus, zurückkehrte. Die Ceremonie war traurig, und die sinlechten Witzmacher, die bei uns sich immer an die Fersen des Königthums heften, tauften die neue Brücke mit dem Namen Seufzer-Brücke. Später hin, als Heinrich IV. sie ausführen und vollenden ließ, nannte man sie nach dem Baumeister Marchand-Brücke, und endlich Pont-neuf, weil, wie die gelehrten Wortforscher sagen, neun Ausgänge daran stoßen.

Pont-neuf hat seinen Namen mit Recht. Unter Ludwig XIII. war diese Brücke der Mittelpunkt des Pariser Lebens. Alles kam dort zusammen. Die feinen Modelente saßen in ihren Laden; die Sänfte zogen hier über Zierlichkeit zur Schau; die Pflasterertreter tummelten sich auf ihren Trotteirs herum; die Maulaffen lehnten sich auf über Brustwehr, um das Wasser fließen zu sehen; die Fremden strömten herbei, um die herrliche Aussicht zu bewundern. Der Pont-neuf erstreute sich dieses Zutrittes in den Tagen, wo die Scharlatane in Paris florirten. Der lustigen Gesellschaft aus jener Zeit servirten auf dem Pont-neuf und haben einen Glasvogner zum Helden. Spieler man einem Neunzehnmannen einen Possen, so war der Spaßmacher ein Gaseogner: ward einem Bauer sein Pferd unter dem Leibe gestohlen, so war der Dieb ein Gaseogner; wurde ein Witz gemacht, eine lächtige Prellerei ausgeheckt, ein Gaseogner war immer die Thäter: die Gaseogner verstanden sich vorzüglich auf auf die Kunst, das Geld der unbesonnenen oder zerstreuten Leute zu nausen, und daher kommt jene Redensart: „Des Gaseogners Hand schmd ist seines Nachsten Tasche.“

Unter den Vergnügungen, welche der Pont-neuf seinen Besuchern darbot, behaupteten Tabarin's Marktschreier-Bude und Brioché's Possenspiel den ersten Rang. Es waren die beiden Theater und die dritten Journale der damaligen Zeit; die ganze Tages-Geschichte und Komödie wurde dort verhandelt: eine Politik und eine Schauspielkunst, für die es weder Censur noch Caution gab, die ganz nach ihrem Gefallen operiren und Karikaturen zur Schau stellen konnten, ohne daß sie ein Verbot oder eine Geldstrafe zu fürchten brauchten. Es wäre damals Niemanden eingefallen, 2000 Franken Caution von Tabarin zu fordern, oder Brioché nach Pondichery zu deportiren. Damals war die gute alte Zeit.

Die Neugierigen bewunderten auf dem Pont-neuf die „Samaritanerin", die sich im zweiten Bogen nach der Seite des Louvre hin befand; es war ein ziemlich geräumiges Gebäude, das einen Brunnen und eine Uhr enthielt. Seinen Namen hatte es von jener biblischen Darstellung erhalten, die auf seiner Vorderseite ausgehauen war. Unter dem Zifferblatt floß Wasser heraus; die Samaritanerin hat also das Modell zu jenen medicischen Steingebäuden geliefert, deren Werk ein Stück Krystall in Bewegung setzt, das den Strahl eines Springbrunnens nachahmt.

Die Samaritanerin ist niedergerissen worden, Tabarin's und Brioché's Buden sind nicht mehr, das Reich der Gaxeogner hat mit dem Ministerium Villèle's aufgehört, die schöne Welt hat sich wo anders hingezogen, aller Glanz und alles Gedränge des Pont-neuf sind verschwunden; einer der Statue Heinrich's IV., der sein ursprünglicher Schmuck war, ist ihm nichts als der Name geblieben, die einzige Neuigkeit in Paris zu sehen, auf welcher Läden gedruckt steht.

Der Augustiner-Quai, der älteste von Paris, dessen Läden jetzt ganz von Buchhändlern bewohnt sind, endigt am Pont-neuf; der Quai Conti ist die Fortsetzung davon. An der Stelle des alten Conti'schen Hotels steht jetzt das Münz-Gebäude, das von erhabener Bauart ist, und auf dessen Façade sich sechs Statuen befinden: das Gesetz, die Kraft, der Ueberfluß, der Friede, der Handel und die Klugheit. Jede dieser hier aufgestellten Statuen ist von doppelter Bedeutung. Die Statue des Gesetzes auf dem Münz-Gebäude bedeutet, daß man durch die Gesetze zu Geld kommt, und mit Geld zu den Gesetzen Zugang erhält. Und so die anderen ebenfalls.

Neben dem Münz-Gebäude erhebt sich der Palast des Justizhofs, früher das „Kollegium der vier Nationen", welches durch das Testament Mazarin's gegründet wurde. Dort hält die Französische Akademie ihre Sitzungen. Die Akademie neben der Münze, das ist doch gewiß ein hübscher Text zu Wortspielen, und in einer Zeit, wo die akademische Literatur mit gutem Rechte für eine wenig kauflich geltende Ware. Eine andere weniger merkwürdige Zusammenstellung ist, daß die Akademie sich an derselben Stelle versammelt, wo einst der Thurm von Nesle stand. Man rief die Abendbrodsbrüder, diese Thurmes würdig ein, um das „Kollegium der vier Nationen" zu bauen.

Seit 1662 gänzlich zerstört, ist der Thurm von Nesle in der neuen Literatur wieder aufgebaut worden durch unseren Freund Roger de Beauvoir, und herausgegeben von dem Buchhandler Fournier an der Seine-Straße, auf derselben Stelle, wo einst die Niedergebäude des Thurmes standen, welcher der Aufenthalt von Nesle genannt wurde. Die aufgebenden und dramatischen Kapitel des „Schlüssels von Clunp" sind für das Theater beadeitet und mit großem Erfolge auf der Bühne der Porte St. Martin aufgeführt worden, und haben zu vielen literarischen Ungewittern Anlaß gegeben. Wer sollte für den Verfasser des Dramas gelten? Herr Gaillardet, Herr Dumas oder Herr ****? Sollte man die Scene vor Herrn Gaillardet, oder diesen Herrn nach den Scenen versetzen? Darüber gab es heftige Angriffe in den Journalen, einen Prozeß, ein Duell; nach diesem allen aber bleibt die Frage noch eben so unbeantwortet und diese preiswürdige Vaterschaft streitig, ohne daß Herr Roger de Beauvoir, der bei diesem Streit nothwendigerweise Zuschauer blieb, es der Mühe werth achtete, sich zu bücken und den besten Theil aufzuheben, der ihm von Rechts wegen gebührte.

Der Pont-des-Arts führt vom Palast der Justiz nach dem Quai des Louvre; es ist die leichteste, die geschmackvollste und die einzige Brücke in Paris, über welche man nicht fahren darf. Hier ist ohne Zweifel wieder Allegorie im Spiele, wie bei den Statuen der Münze; indem man dem Pont-des-Arts den Wagen verbot, dachte man gewiß daran, daß die Künste nur zu Fuß gehen.

Vom Justizhofe nach dem Pont-Royal, auf dem Ufer des kleinen und großen Prés-aux-Clercs, bewahren noch zwei moderne Quais Alles, was uns vom achtzehnten Jahrhundert übrig blieb. Auf dem einen, dem Quai Malaquais, der von der Seine-Straße bis zur Straße der heiligen Väter geht, verkauft man den Liebhabern Boulle's Möbel, die Chinesischen Spielereien, das alte Sèvres und die Spiegel der Frau von Pasadères und der Frau von Pompadour. Der andere Quai, von der Straße der heiligen Väter bis zur Straße du Bac, trägt den Namen des großen Schriftstellers, in dem das achtzehnte Jahrhundert sich so vollkommen und so geistreich konzentrirte. Auf diesem Quai befindet sich das Haus des Agrikultur-Ministers. Voltaire starb, wo nach so vielen Triumphen und Apotheosen jene in den Verzeichnissen der Literatur an Größe und Ruhm einzige Laufbahn endet. Vor wenigen Jahren noch waren die Fenster des ersten Stockwerkes dieses Hauses beständig geschlossen: es waren die Fenster von Voltaire's Gemach, das man ganz in demselben Zustande gelassen, in dem es sich befand, als der große Mann hier seinen letzten Seufzer aushauchte; die Neugierigen betraten es mit ehrfurchtsvoller Bewegung.

Die Ecke der Straße der heiligen Väter, da wo der Quai Malaquais aufhört, wird durch das ehemalige Bonillonische Hotel gebildet, welches noch vor kurzem den glänzenden Wohlstand des Buchhändlers Ladvocat bezeichnete. An der anderen Ecke, wo der Quai anfängt, steht das Migiersche Hotel. Herr Migier kam von seinem Vaterlande aus drei von jenen Bade-Etablissements überseeisch, die jetzt in allen Gegenden (?) bekannt gemacht haben. Dieser achtbare Geschäftsmann, der bald Paris mit heißem Wasser badet, besitzt noch eine vierte Bade-Anstalt, nahe bei der St. Ludwigs-Insel, am Ende der Marien-Brücke. Der Straße der heiligen Väter gegenüber soll man so eben eine Ketten-Brücke vollendet, die zum Quai des Louvre führt.

Statt der von Philipp August und seinen Nachfolgern mauerig gruppirten Thürme entfaltet das Louvre jetzt nur an Ufer zu seine eine schwerfällige, lange und einförmige Façade. Man zieht hier, in der Straße der kleinen Augustiner gegenüber, den Wällen, von den Karl IX., wie mehrere Geschichtsschreiber vorgeben, in der St. Bartholomäus-Nacht auf sein Volk schoß. Das Beste ist, dieser Kugelstoß ist ein Glauben beizumessen. Karl IX. ist vielfach verleumdet worden.

(Schluß folgt.)

Schweden.

Die Frage über verantwortliche Minister in Schweden.

Ueber Schwedens Staats-Verfassung, deren Mängel und Vorzüge, leserne vor kurzem die Schwedische Staats-Zeitung (Svenska Statstidning) eine Abhandlung, die später, im Folge der Knüpfung und des Beifalls, den sie beim Schwedischen Publikum fand, in Broschüren wieder abgedruckt wurde. Die kleine Schrift, betitelt: „Eine von den Tagesfragen, oder inwiefern ist eine Minister-Regierung, wie die in Frankreich und England, mit Schwedischem Volksgeist und Schwedischem Grundgesetz übereinstimmend?" (En af dagens frågor, eller: Huruvida en Minister-styrelse, sådan som den i Frankrike och England, är öfverensstämmande med Svensk folklynne och Svensk grundlag?) ist in der That eine bemerkenswerthe Erscheinung unter der Menge politischer Broschüren, die jetzt Schwedens Presse überschwemmen; eben so fern wie gehaltvoll, wie klar und lebendig, sind die darin ausgesprochenen Ansichten nur selten reiflich durchdacht. Die Hauptansicht, die hier dargelegt und bewiesen wird, ist, daß eine Minister-Regierung, wie die Französische und englische, dem Geiste sowohl, wie den Staats-Institutionen des Schwedischen Volkes widerstreite. Der Schwedische Nationalsinn habe von eine demokratische Richtung, aber er liebe monarchische Kraft in der Regierung und wünsche den König von einem Rathe von Staats-Mitregenten umgeben; die monarchische, auf demokratischen Grund ruhende Regierungs-Art sey bestimmt in der Regierungsform ausgesprochen, und in Uebereinstimmung hiermit sey das ganze Grundgesetz abgefaßt. Die Komplete der Königlichen Macht sey in Schweden hauptsächlich moralischer Natur; doch bestanden auch kräftige materielle Kontrollen in der nothwendigen Kontrasignation aller Königlichen Verordnungen und in dem Rechte der Staats-Secretaire, diese zu verweigern; auch über die höchsten Beamten wären in der Regierungsform die kräftigsten Kontrollen vorhanden. Der demokratische Theil der Schwedischen Verfassung habe seine vornehmste Stütze in dem den Ständen allein zustehenden Rechte der Steuer-Bewilligung, in der seit undenklichen Zeiten der Meinungs-Aeußerung und in einer Menge in der Hand des Volkes sich befindender kommunalen Rechte. Es wird in der Schrift zugleich aber auch das Bedürfniß mancher Reformen zugestanden, hauptsächlich in den Administrations- und Justizations-Formen, so wie im Unterrichts- und Erziehungs-Wesen.

(Swenska Literatur-Tidning.)

Bibliographie.

Hesperider af K. A. Mirander. Örebro.

Samlade arbeten. (Gesammelte Werke.) Von Anders Botdeen, demselben, dessen Prozeß vor kurzem noch so viel Aufsehen machte. Erster Theil. 3 Rthr. 40 ß.

Handlingar rörande Kongl. Theatern. (Memoiren des Königl. Theaters.) Herausgegeben von Gust. Lud. Torstow. Erster Theil. 1 Rthr. 8 ß.

Skaldestycken af E. G. Geyer. (Dichtungen von Edvit.) Upsala. 2½ Rthr.

Resa i Norra Amerika. (Reise in Nord-Amerika.) Von A. A. Goßelman. 2 Th. Nyköping. 3 Rthr.

Mannigfaltiges.

— Die Templer und Freimaurer. Die Beschuldigungen der Templer war in drei besonders Klassen getheilt, die keine Zusammenstellung zuließen wie der Freimaurer-Orden: diese drei Klassen waren die Ketzer, die Kapläne und die diesenden Brüder. Obgleich die ursprünglichen Statute ein vorgängiges Novizjat zur Pflicht machten, so wurde der Ritter doch gewöhnlich per saltum in die Gesellschaft aufgenommen. Er mußte, bevor er eintrat, schwören, daß er seinen Meistern Alles schulde, und daß kein physisches Gebrechen an ihm sey. Man verpflichtete ihn ferner durch einen feierlichen Eid, die Sache des Ordens nie zu verlassen, seinen Obern stets gehorsam zu bleiben und alle Jrrlichre — auch das Leben selbst, wenn es verlangt würde — zum Opfer zu bringen. Man befragte ihn außerdem, ob er den weltlichen Bittesschlag schon empfangen habe, und ob er irgend eine religiöse Körperschaft angehöre. Man schrieb den Neophyten keine fortgesetzte Summe abgenommen zu haben; Jeder zahlte nach Proportion seiner Mittel. Die Geschäfte von dem Bruder Guy Dauphin, dem Großmeister Tancredi als Einkünftegeld für sich und 200 jährlich den seinen Rittern, als milden Beitrag, erlegte.

(F. Q. R.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. 1¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 122. Berlin, Montag den 12. Oktober 1835.

Rußland.

Das Kaiserliche Institut für adelige Damen zu St. Petersburg.

Es ist Katharina II., der Rußland die Gründung der Kaiserlichen Institute für adelige Damen von St. Petersburg und Moskau zu verdanken hat. Um die Wohlthat, welche die Regentin ihrem Lande zugewandt, recht zu würdigen, ist es nöthig, daß wir untersuchen, in welchem Zustande sich damals die Erziehung in Rußland überhaupt befand.

Die Russischen Damen und Mädchen vor einer Zeit von hundertundfunfzig Jahren waren nicht einmal das, was die Beetanniertinnen zu den Zeiten Bertrand Duguesclin's waren. Ein wenig nähen, ein wenig spinnen, einige Lieder und Hymnen singen, das war Alles, worauf sich der ganze Umfang ihres Wissens beschränkte. Eine ihrer ersten Bewohnheiten bestand, wie noch heutzutage unter der Handelsklasse, darin, daß sie den schönsten Schmuck, den die Natur den Menschen verliehen, durch die Mittel der Kunst zu entstellen suchten. Auf die abscheulichen Weisen suchte man es dahin zu bringen, die Emaille der Zähne zu schwärzen. Eine Russische Frau galt nur alsdann für wahrhaft schön, wenn ihre Zähne so schwarz wie Ebenholz waren. Weiße Schminke, Bleiweiß, Karmuroth und die verderblichsten Tinkturen wurden dazu angewandt, um die Frische und das Sammetartige ihrer Haut zu vernichten. Nur den Töchtern der Leibgenen war das Recht gestattet, so zu erscheinen, wie sie aus den Händen der Natur hervorgegangen. Allein auch diese verfehlten nicht, ihren Gebieterinnen nachzuäffen und ihr Zahnweiß so weit wie möglich zu verderben; auch hätte man in Rußland schwerlich tausend Frauen auftreiben können, deren Zähne nicht geschwärzt oder gänzlich ruinirt waren; ja, man konnte ein junges Mädchen von funfzehn Jahren aufsinden, das nicht diejenigen ihrer Gefährtinnen verspottet hätte, die dem allgemeinen Gebrauch nicht huldigen wollten.

Was die intellectuelle Erziehung betrifft, so stand es damit noch schlimmer, und man darf derselben behaupten, daß es zu der Zeit Peters I. in allen den einzelnen Ländern des Moskowitischen Reichs keine Frau gab, die auch nur lesen konnte. Der Unterricht ward für nichts geachtet, oder vielmehr, man hatte gar keine Ahnung von seinen Wohlthaten; man war so sehr an die allgemeine Ignoranz gewöhnt, daß ein Mädchen, so unterrichtet, wie heutzutage, für eine Heerenmeisterin gesollten hatte und Gefahr gelaufen wäre, mit dieser lebendig verbrannt zu werden. Der Aberglaube hätte jeden Anstrich von geistiger Bildung als Ketzerei verdammt. Dazu kommt noch, daß, wie bei den Chinesen, der Müßiggang ein ausschließendes Vorrecht des Adels war, und eine Frau aus der höheren Klasse würde sich entehrt gefühlt haben, wenn sie an etwas Anderes, als an ihren Staat oder an ihre Bequemlichkeiten hätte denken müssen.

So standen die Dinge bis unter Katharina II. Da der Private unterricht zu ihrer Regierungszeit sehr kostspielig war, und da sehr wenig Leute Gewandten genug besaßen, um zur Erziehrinnen anstellung zu gelangen, so mußte die Kaiserin selbst dafür Sorge tragen, ihren Hof mit Damen zu versehen, deren sie sich nicht schämen durfte. Das alles gründete sie im Interesse der armen Familien und der Edellente, die sich am meisten um das Vaterland verdient gemacht; das Kaiserliche Institut für adelige Damen von St. Petersburg, das St. Katharinen-Stift in derselben Stadt und das zu Moskau.

Das Kloster Smolni, eines der prachtigsten Gebäude der neuen Hauptstadt, ward für die schöne und nützliche Anstalt angewiesen, die auch ihre weisen Statuten von Tage zu Tage immer mehr emporgehoben und blühender wurde. Katharina erklärte sich selbst als Beschützerin und erste Aufseherin des Instituts, und sie bewies es auch auch ihre häufigen Besuche, wie vielen Werth sie auf ihre schöne Schöpfung legte. Bei dem Tode Katharina's vererbte sich das ganze Interesse dieser Fürstin für die jungen Zöglinge des Klosters Smolni und die des St. Katharinen-Instituts, einer Filiale des Klosters, auf die Kaiserin Maria Feodorowna, die Gemahlin Paul's I. und Mutter des gegenwärtigen Kaisers Nikolaus. Wir haben noch zu bemerken, daß die Großmutter Alexander's und Nikolaus' mehrere Personen von dem höchsten Verdienste, unter Anderen den Grafen Schuwalof, an den Hof von Frankreich abgeschickt hatte, um die genauesten und speziellsten Nachrichten über das Institut von St. Cyr einzuziehen, das von der Frau von Maintenon gegründet worden; nach diesen Berichten erst hatte sie ihren definitiven Erziehungsplan abgefaßt, nach dem die neue Anstalt geleitet und auch die adeligsten Damen unterrichtet werden sollten, deren Aeltern durch ihre Dienste, oder durch ihre treue Hingebung und Aufopferung die meisten Ansprüche auf die Erkenntlichkeit oder vielmehr auf den Schutz ihrer Gebieterin hatten. Es ward nichts gespart, um den neuen Instituten die Größe und die Herrlichkeit zu verleihen, die alle Ihren Katharina's charakterisirte. Jenes sichere Ding noch immer nur im ersten Entwurfe, und erst der Kaiserin Maria war es vorbehalten, den glänzenden Zustand herbeizuführen, in dem sich heutzutage das Kloster Smolni und das Kaiserliche St. Katharinen-Institut befinden.

Die Zöglinge, deren Zahl sich gewöhnlich auf sieben bis achthundert beläuft, sind in drei Klassen vertheilt, die sich nach der Farbe der Gewänder sichtbar von einander unterschieden. Die Schülerinnen der ersten Klasse, als die jüngsten von Allen, tragen braune Kleider; die der zweiten oder mittleren Klasse sind in Blau gekleidet, und die dritte Klasse endlich in Weiß: diese letztere Klasse besteht aus den Damen, die in ihren Studien am meisten vorgerückt und die am nächsten daran sind, die Anstalt ganz zu verlassen. Jede Klasse besteht indeß aus drei Unter-Abtheilungen, in die die Zöglinge, je nach dem Grade ihrer Kenntnisse und der bestandenen Prüfungen vertheilt werden. In jeder Klasse giebt es eine Aufseherin, sowie jede einzelne Abtheilung ihre besondere Klassen-Dame hat. — Das Amtskleid aller dieser Damen, sowie der Direktrice selbst, besteht in einer Robe von violetter Seide.

Alle Monate kommt der Verwaltungs-Rath ein Mal zusammen. Derselbe besteht aus einem General-Kurator der Anstalt, aus dem Secretair der Kaiserin, aus der Direktrice und ihrem Secretair, sowie endlich aus dem Haus-Verwalter und dem Schatzmeister, die ihre Rechnungen abzulegen haben. Die Gehalte werden nur Ein Mal im Jahre, alle drei Monate, ausgezahlt. Alle steigen im Verhältniß mit der Zahl der Dienstjahre der Beamten. Am Ende von funfzehn Jahren hat man das Recht, sich mit halber Pensten in den Ruhestand versetzen zu lassen; am Ende von dreißig Jahren hat man Ansprüche auf die ganze Pension. Die Wittwen genießen dieselben Privilegien. Die Pensionen werden aus der Kasse der Kaiserin ausgezahlt. Alle Jahre werden die in der Haushaltung rechbrigten Gelder im Lombard auf Interessen angelegt, um damit das Kapital des Instituts zu vergrößern, das schon an sich sehr bedeutend ist.

Alle Beamten erhalten Kost, Wohnung und Heizung auf Rechnung der Anstalt, mit Ausnahme der Männer, die nur auf Holz, Wohnung und Licht Anspräche haben. Einige von den Professoren wohnen in der Anstalt selbst; sie bekommen freie Heizung und Licht.

Die Direktrice hat einen Wagen mit vier Pferden; das Alles wieder auf Kosten des Instituts unterhalten.

Die weiblichen Dienstboten erhalten keine Besoldung, eben so wenig wie die Invaliden, die die Korridore und die Höfe ansegen und das Holz zum Heizen der Oefen herbeischaffen. Die Ersteren sind Kron-Leibeigene, die Letzteren hingegen Soldaten, die, von ihrem Dienste zurückgezogen, in der Anstalt eine ruhige und anständige Versorgung genießen.

Die Honorare der Professoren sind verhältnißmäßig nach der Wichtigkeit der Gegenstände, über die sie ihre Vorträge halten, oder nach der Zahl der Stunden bestimmt, die sie in der Anstalt ertheilen. Es versteht sich von selbst, daß die Lehrer der höheren Klassen am meisten begünstigt sind; jedoch übersteigt das Gehalt eines Einzelnen, mit Ausnahme der Tanz- und Musikmeister, nie 3000 Rubel.

An den beiden äußersten Enden des Gebäudes befindet sich eine Wache, die 25 bis 30 Mann stark ist und stets von einem Offizier kommandirt wird. Es sind in regelmäßigen Entfernungen Posten aufgestellt, die während der Nacht sich stündlich einander zurufen, damit keiner von ihnen einschlafe.

Auch im Innern des Gebäudes fehlen die Schildwachen nicht, so wie überhaupt alle Maßregeln getroffen sind, um für die Sicherheit der jungen Damen Sorge zu tragen.

Die Zeit, wann jeder Professor ankömmt oder weggeht, wird in einem Register des Portiers vermerkt. Die Ankunft wird immer durch das Läuten einer Glocke verkündet.

Der Gehalt der Professor, die Direktrice oder die Inspectrice in die Klasse eintreten, stehen alle Zöglinge auf und machen ihre Verbeugung. Da sie alle gleichförmig gekleidet sind und stets auf eine und dieselbe Weise sich verneigen, so erhält diese Begrüßung etwas Einförmiges, das beinahe an das Steife grenzt.

Die Gegenstände des Unterrichts bestehen erstlich in der Religion. Ein Priester besucht alle Donnerstag Abends das Institut, um in dem Katechismus und in den Dogmen der Griechischen Religion zu unterrichten; alle Sonn- und Festtage liest er die Messe und läßt die Psalmen und Lieder absingen, in einer herrlichen Kapelle, die zwölf- bis funfzehnhundert Personen faßt.

Digitized by Google

Der Gottesdienst wird mit allem Pompe und aller Pracht abgehalten; die Priester erscheinen in den reichsten Ornaten, und die Kirche ist aufs Kostspieligste ausgeschmückt. Es ist bei der Anstalt ein besonderer Lehrer für den Kirchengesang angestellt, und ich habe nichts Feierlicheres und Lieblicheres zugleich gehört, als die Chöre, die von den jungen Zöglingen unter der Leitung ihres Professors ausgeführt werden.

Ein reformirter Pastor kommt ebenfalls wöchentlich einmal, um den Gottesdienst für die jungen Protestantinnen in einer besonderen Kapelle abzuhalten. Dasselbe ist der Fall mit den Katholiken.

Zweitens besteht der Unterricht in der Russischen, Französischen und Deutschen Sprache, sowohl in grammatischer, als rhetorischer und literarischer Hinsicht; drittens in der alten und mittleren Geschichte, so wie in der Spezial-Geschichte von Rußland; viertens in der Astronomie, in der Kosmographie und in der Geographie; fünftens in der Arithmetik; sechstens in der Geometrie; siebentens in allen Handarbeiten, im Stricken, Nähen u. s. w.; achtens in der Physik, die aber erst in der weißen Klasse gelehrt wird. Der Kursus wird immer in Französischer Sprache abgehalten. Neuntens besteht der Unterricht im Tanzen. Man verwendet eine besondere Sorgfalt auf diesen Zweig der Erziehung. Der Lehrmeister führ denselben, der, beiläufig gesagt, immer ein Franzose von Geburt ist, wird nicht minder gut bezahlt und hat nicht weniger Beschäftigung, als die übrigen Professoren. Endlich lehrt uns noch in der Musik unterrichtet. Es ist dies die Kunst par excellence bei den Russen. Die Natien ist überwiegend musikalisch. Die Bauern selbst scheinen für die Musik geboren zu seyn, so daß man im Ganzen die Russen als die nordischen Italiäner zu betrachten hat.

Die Geschichte, die Geographie und die Arithmetik werden in Russischer Sprache gelehrt; indeß muß man es erst heraussagen, diese Wissenschaften werden von den Lehrern schlecht vorgetragen, indem sie das Gedächtniß ihrer Zöglinge mehr mit Worten als mit Ideen überladen, und gar wenig bemüht sind, die Urtheilskraft ihrer Schülerinnen auszubilden.

Den Hauptgegenstand des Unterrichts macht die Französische Sprache aus. Es wird nichts gespart, um dieses Idiom in seiner ganzen Vollkommenheit den Zöglingen zu eigen zu machen; auch ist man in diesen Punkte sehr streng bei der Wahl der einzelnen Lehrer, indem sie das Gehäßtnniß ihrer Zöglinge mehr mit Worten als mit Ideen überladen, und gar wenig bemüht sind, die Urtheilskraft ihrer Schülerinnen auszubilden.

Den Hauptgegenstand des Unterrichts macht die Französische Sprache aus. Es wird nichts gespart, um dieses Idiom in seiner ganzen Vollkommenheit den Zöglingen zu eigen zu machen; auch ist man in diesen Punkte sehr streng bei der Wahl der einzelnen Lehrer, indem sie das Gehäßtnniß ihrer Zöglinge mehr mit Worten als mit Ideen überladen, und gar wenig bemüht sind, die Urtheilskraft ihrer Schülerinnen auszubilden.

Den Hauptgegenstand des Unterrichts macht die Französische Sprache aus. Es wird nichts gespart, um dieses Idiom in seiner ganzen Vollkommenheit den Zöglingen zu eigen zu machen; auch ist man in diesen Punkte sehr streng bei der Wahl der einzelnen Lehrer, indem sie das Gedächt

affend, eine Cigarre auf den großen Antilen anzuzünden wähnt! Die Regie wickelt in ein Tabakblatt, Gott weiß, was für ein Kräuter-Fermentgift; alle Genüsse scheinen ihr dazu passend; sie mischt Kohl und Rüben darunter und bietet uns dann unverschämterweise ihre Cigarren à la Julienne an, als kämen sie von der Insel Cuba! Das ist doch ein abscheulicher Missbrauch, der nicht allein den Geschmack beleidigt, sondern auch der Gesundheit schaden kann. Das ist es, was so viele verzweiflungsvolle Raucher dem Betruge in die Arme wirft. Darum, weil das Monopol uns vergiftet, rufen wir aus: „Der Schleichhandel ist die heiligste aller Pflichten!“

Jetzt wollen wir Marseille betreten, das sich vor der Militair-Schule ausbreitet; es ist eine überaus große Ebene, auf der die Truppen-Manöver und Pferderennen stattfinden. Hier haben sich die schnellen Renner und die geschickten Jockeys Lord Seymours, des Grafen Demidoff und des Herrn Rieuffec, der unglücklicherweise im letzten Monate durch Fiesch's Blei getödtet wurde, unsterblich gemacht.

Das Marsfeld ist in unseren politischen Annalen durch die Feier des Bundes-Festes berühmt; mitten auf diesem weiten Platze war ein Altar errichtet, und als der Herr von Lafayette, Aufführer der National-Garde, bei diesem Altar begegnete, sagte er zu ihm jene berühmt gewordenen Worte: „Ach! ich beschwöre Sie, mein Lieber, bringen Sie mich nicht zum Lachen!“

Bei der Brücke von Jena ist Paris zu Ende, die Seine setzt ihren Weg nach Havre fort, und läßt in den Netzen St. Cloud's Ufer zurück, das sie aus Paris mit fortgeführt hat. Paul Bermond.

Bibliographie.

Lettres sur l'Italie en 1785. — Von Dupaty. 3 Bde. 2 Fr.
Recherches sur la topographie de Carthage. — Von Dureau de Lamalle. Mit Anmerkungen von Dusgate. 3½ Fr.
Explorations de Normandie. Rouen. — Vom Vicomte Walsh. ½ Fr.

Italien.

Aphorismen über Geist und Gemüth.

Einer geistreichen, aber sehr schwatzhaften Dame wurde einst — sie Helvetius berichtet — ein Mann vorgestellt, dem man ihr als ein wahres Genie rühmte. Die Dame empfing ihn mit vieler Höflichkeit; der ängstlich bemüht, seine Bewunderung zu erregen, begann sie gleich in Raisonnement über verschiedene Dinge, und bemerkte im Zug ihrer Rede nicht, daß er gar keine Antwort gab. Als der Besucher fort war, sagte man sie, ob die Unterhaltung dieses Herrn sie befriedigt habe? Ach! welch ein feiner Mann, welch schöner Geist!“ war die Antwort. Dieser Ausruf veranlaßte ein allgemeines Gelächter; denn der schöne Geist war ein Taubstummer gewesen. Die sehr hohe Meinung, die unsere Dame von seinen Vorzügen beigebracht, mochte wohl Schuld daran seyn, daß sie an einem Manne, der seinen Mund nicht aufgethan hatte, so herrliche Gaben entdeckte.

Wie viele ähnliche Mystificationen giebt es noch täglich im Leben! Die mancher gewöhnliche Mensch ist durch ein Zusammenwirken günstiger Umstände in den Ruf hoher Geistesgaben gekommen. Warum? Er verstand es, solchen Gelegenheiten auszuweichen, die ihn in seinem wahren Lichte zeigen konnten; er verschanzte sich, wo er sein Urtheil abgeben sollte, hinter auswendig gelernte Phrasen, und würdigte Andere einer Antwort, wenn er keine Antwort zu geben verstand. Aehnliche Beispiele, wie Pater Du Halde in seiner Beschreibung des Chinesischen Reiches eines anführt, wiederholen sich zu jeder Zeit und in jeder Gestalt. Ein Kaiser von China hatte nämlich ein musikalisches Instrument erfunden und war so verliebt in seine Erfindung, daß er dieses Instrument an Personen zugleich mit Gold und Silber, Land und Leuten, der bei Spielens ganz unkundig war, ließ sich's einfallen, unter diese Muster zu treten, stellte sich an, als hörte er, wie die Uebrigen, und bezog sogar mit denselben Gehalt. Der König starb, und sein Nachfolger äußerte eines Tages den Wunsch, jenen einzelnen Muster solo spielen zu hören. Das that Nanko? Er machte sich aus dem Staube, und man hörte nichts mehr von ihm.

Wie viele sehr geschätzte Personen würden sich lächerlich machen, wenn sie etwas Selbstgedachtes drucken ließen! Aber auch solche, die mit Recht gepriesen werden, erscheinen oft in einem weit matteren Glanze, wenn das Blendwerk der öffentlichen Meinung von ihnen gewichen ist. Der weiland hochgefeierte Giovanni Pico della Mirandola mag als Beispiel dienen. Befaß dieser Mann wirklich jenen erhabenen Geist, den man ihm zuschreibt? Er kämpfte gegen die Astrologie seiner Zeit und subtilisirte derselben eine andere, von ihr in ganz verschiedener Richtung abführende Thorheit. Er stellte neunhundert Sätze auf, die können glaube. Daneben versicherte er, daß es keine Macht im Himmel oder auf Erden gebe, die ein Sterndeuter nicht in Wirkung zu setzen vermöge. Und welche Absurditäten füllen auch die übrigen Schriften dieses Koryphäen seiner Zeit!

Bei unserer Beurtheilung des geistigen Werthes eines Individuums sind wir aber so vielen Täuschungen ausgesetzt, daß es nicht zu verwundern ist, wenn wir oft von der Wahrheit abirren. Das Genie zeigt sich dann und wann hinter einem so undurchsichtigen Schleier, oder es ist mit Scheinbar so widersprechenden Eigenschaften verbunden, daß es uns schwer wird, ihm auf die Spur zu kommen; da zeigen sich Geistesblöße und Albernheiten, Wissen und Unwissenheit, Gewandtheit und Unbehülflichkeit in so wunderlichem Gemisch, daß eine und dieselbe Person abwechselnd scharfsinnig und stumpfsinnig, tief und oberflächlich, klar und verworren erscheint. Mancher, der das Einmaleins nicht im Kopfe behalten kann, merkt sich schon nach einmaliger Lektüre einen ganzen Gesang des Befreiten Jerusalems: sein Lehrer in der Arithmetik ist zu entschuldigen, wenn er ihn einen Menschen ohne Gedächtniß nennt; sein Humanitäts-Lehrer aber nicht weniger, wenn er ihm ein vollgültiges Gedächtniß zuschreibt. Montaigne bekennt, daß es ihm nicht möglich gewesen sey, den Werth gewisser Geldsorten zu merken, ein Umstand, der ihn im praktischen Leben mancher Verlegenheit aussetzte; sogar die Namen seiner alten Bedienten vergaß er zuweilen, und doch strotzen seine Werke von Citaten jeglicher Art, aus denen sich auf ein ungeheures Namen-, Gedanken- und Sachen-Gedächtniß schließen läßt. Sein Raisonnement ist bald pedantisch, bald höchst selbstständig; bald hat er keine andere Gedanken als die des Plutarch oder Seneca; bald tritt er Meinungen, die Niemand anzutasten wagt, in sein kritisches Sieb und schüttelt sie weidlich durch.

Es ist faktisch, daß ein und derselbe Geist zu einem Berufe große Fähigkeit zeigen kann und zum anderen gar keine; aber auch in demselben Berufe kann der Einfluß der Umstände auf die Werke des Geistes sehr ungleichartige Resultate hervorführen. Wie oft sieht man Individuen durch einen langen Zeitraum hindurch Finsterniß um sie herbreiten, bis plötzlich mit wunderbaren Gesichts-Produkten hervortreten, weil irgend eine Katastrophe ihren Geist jetzt erst auf die rechte Bahn gelenkt hat! Wieder Andere gehen mit einem Male geistig unter, ohne daß man eine physische Veränderung an ihnen wahrnimmt.

Woher kommt es doch, daß Mathematiker, die durch höchst scharfsinnige Berechnungen und Combinationen die abstrusesten Probleme lösen — daß Poeten, die ein Götterbauch zu beseelen scheint, im praktischen Leben oft so kindisch und unbeholfen sind? Woher jene geschlechtslosen Kritelein eine so traurige Rolle spielen? Wie manches geschmackvolle Gedicht erzählt seine Anekdote viel ergötzlicher und ist viel schneller mit witzigen Replikten bei der Hand. Der arme Virgil, dessen Dichtungen doch wenigstens poetische Eleganz nicht abzusprechen ist, war in den Hof-Zirkeln des Augustus eine stumme Bildsäule.

„Der Dichter“, sagt Chateaubriand, „ist eine Art Engel, mit einem bildenden Leibe und mit dem feinsten Gefühle begabt; er läßt das Göttliche in seiner Natur auf seine Geister-Produkte übergehen und gleicht im Uebrigen einem harmlosen Kinde.“ Zuweilen findet man allerdings den Genius, die Gabe der angenehmen Unterhaltung und Gewandtheit in Geschäften vereinigt; aber dann hat der Genius doch vielleicht mehr Glanz als Tiefe, und man darf annehmen, daß ihm jener hohe Seelenadel gebricht, der erst nach dem Tode des Dichters volle Würdigung erhält.

Frau v. Staël hat, meines Bedünkens, nicht Recht, wenn sie behauptet, der große Genius müsse schon im Gespräche sich kund geben; seine Ideen mit Gewandtheit und Klarheit in Worte kassend. „Es sind Fälle denkbar“, sagt sie, „in welchen eine gewisse Schüchternheit dem Genie die Zunge fesselt; aber im Allgemeinen ist Beredsamkeit die freie Begleiterin hoher Geistesgaben.“ Frau von Staël vergißt, daß außer der Schüchternheit noch tausend andere Ursachen der geistigen Concentration, die zu wahrer Beredsamkeit erforderlich, entgegen wirken können. Der Umstand, daß gerade höher begabte Menschen in den meisten sittlichen Leidenschaften frei sind, die manche große Gesellschaft elektrisiren und gesprächig machen, läßt sie oft kalt und einsilbig werden, wo Alles um sie herum Feuer und Flamme ist. Haben nun solche Menschen hier das Unglück, in dergleichen Kreise zu kommen, so schadet dies der Entwickelung ihrer Beredsamkeit. Die großen Sprecher in Gesellschaften sind Leute, die sich's zum Geschäft machen, jeder Art von Ereignissen des Alltagslebens bis zu die winzigsten Details nachzuspüren; es sind flache Naturen, deren Geist in Kleinkrämereien aufgeht. Wo das Gemüth aber echte Tiefe hat, da steigt oft eine Fülle von Ideen empor, für die das Wort nur ein schlechter Ableiter ist.

Menschen, die zur Abstraction geneigt sind, zeigen gewöhnlich im Umgang mit Anderen keine Beredsamkeit. Eine heterogene Idee fährt sie leicht vom Wege ab; sie werden deshalb mißtrauisch gegen sich selbst und wagen keinen zusammenhangenden Vortrag aus Furcht, ihr Thema aus den Augen zu verlieren. Wer Geist hat, der weiß Abgründe, Gewässer anthut, um zu sprechen, hat große Vorsicht nöthig, damit er nicht in jede Klippe verweide, und fällt dabei leicht in's Gestörtheit. Gelingt es ihm nun wirklich, sein Ziel nicht ganz zu verfehlen, so thut er doch jeden Augenblick einen falschen Tritt, der den aufmerksamen Zuhörer empfindlich verletzt. Der berühmte Addison, dem Niemand Geist absprechen wird, schreibt nicht selten über seine gewöhnliche Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit, er habe nie mehr als zehn Worte im Zusammenhang sprechen können.

Sollen wir nun Leute hochstellen, die nur mit der Feder in der Hand gewaltig sind? Montaigne behauptet, er halte wenig von Solchen, die nur schriftlicher Auszeichnung fähig, und doch gehöre er selbst in diese Kategorie. Andere schätzen jene isolirten Geister sehr, deren Beruf darin besteht, daß sie ganz in Büchern leben und ihre geistigen Schätze auf Papier zum Besten geben. Viele werden sagen, die eine Eigenschaft sey so nothwendig wie die andere; das ist unleugbar, aber sie können sich nun einmal selten in gleicher Stärke vereinigt.

Da der Mensch eine Mischung von Gut und Böse ist, so muß er natürlich manches Räthselhafte darbieten und also den, der ihn nach seiner Totalität beurtheilen will, zu falschen Urtheilen verleiten; zumal, da solche geistige Taratoren ihr respektives Kriterium haben, das sich oft an alles Andere lieber hält, als an das Wesentliche. Ein Künstler z. B., für den bloß die Kunst Interesse hat, wird einem ausgezeichneten Maler oder Bildhauer viel lieber Genie beimessen, als einem ausgezeichneten Gelehrten — und umgekehrt.

Eine gewisse geistige Gewandtheit und Vielseitigkeit — wäre sie auch ganz ohne Tiefe — imponirt vielen Personen in weit höherem Grade, als die originellsten Ansichten und das scharfsinnigste Raisonnement, sobald diese Eigenschaften in einem engeren Rahmen sich bewegen. Wenn es erst zu allseitiger Kultur kommt, wenn jeder Gebildete verschiedene Sprachen lernt, etwas Musik, etwas Zeichnen, etwas Malerei,

Digitized by Google

von allen Wissenschaften Etwas treibt: so wird die Achtung vor Solchen, die nur in Einer Kunst, in einer Wissenschaft Meister sind, gar sehr geschwächt. Man überlegt aber nicht, daß die einseitige Kenntniß der Letzteren mit einer Grundlichkeit verbunden seyn kann, die jede oberflächliche Vielwisserei beschämt.

Freilich giebt es auch selten Geister, die in alle Fächer des menschlichen Wissens tiefe Blicke thun und überall, wohin sie sich nur wenden, anregend wirken können, die weitere Entwickelung und Anwendung ihrer fruchtbaren Ideen der Nachwelt überlassend: zu diesen gehörten Johannes v. Müller und Herder in Deutschland, Voltaire in Frankreich, Algarotti und Soave in Italien. Solche vereinzelt stehende Riesengestalten revolutionairen eine ganze intellectuelle Welt und schaffen eine neue Zeit. Wenn die bürgerliche Gesellschaft doch bedenken wollte, was sie solchen außerordentlichen Menschen schuldig ist, denen sie so oft Andere vorzugezogen hat, die ihr besser zu schmeicheln, ihrem tiefsinken Ehrgeiz besser sich anzuschmiegen verstanden!

Wenn aber schon in die Geister die einseitig psychologische Anomalieen zeigen: wie viel mehr die Gemüther! Ein außerordentlich schwieriger Beruf ist also der eines Richters, den die Gefahr einer falschen Seelenauslegung von allen Seiten umlauert. Wenn ich bedenke, wie manche Richtersspruch gefällt wird, ohne daß man den Gegenstand von allen Seiten beleuchtet und Alles überlegt, was uns in Täuschung wiegen kann, als die jahrlosen Mysterien der Menschenseele: da sträubt sich mein Haar zu Berge. Wie viele trefflich Urtheilende sind nicht in den Munde derer, denen dieses bedeutungsvolle alter Aemter anvertraut worden ist: Ansichten, die doch nothwendig bei den Sprüchen zum Grunde liegen, welche aus dem Heiligthum der Justiz ergehen! Da giebt es Manchen, der auf Widersprüche mit sich selbst, in die ein Inquisit verfällt, auf ein Erröthen oder Erbleichen hohen Werth legt! Da sagt Mancher: o! dieser Mensch hat ein durchdringliches Gesicht! Er kann Niemanden gerade in's Auge sehen, ohne Furcht, wenn er nicht gezwungen wird; immer scheint er nach der Seite: lauter Kennzeichen eines verworfenen Gemüthes. Wie werden sich Leute dieser Art, wenn sie vor Gericht stehen, gegen den Einfluß irriger Voraussetzungen genugsam vertheidigen können?

Wir Alle haben unsere Antipathieen, derzlbende Merkmale unserer geistigen Beschränktheit und Sinnlichkeit. Den Einen hört man ausrufen: böse sieht jener hinein bleichen, jenen Menschen hegeren grüne Affecten

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 123. Berlin, Mittwoch den 14. Oktober 1835

England.

Das Englische Theater im Jahre 1835.

Von einem Franzosen beurtheilt.

Die Begeisterung Englands für Shakespeare schwindet immer mehr und mehr; sie erkaltet von Tag zu Tage. Nationalstolz, Vorurtheil, Gewohnheit, Alles kommt noch die Nachforschungen seiner Biographen, und alle Jahre kömmt zu London irgend eine neue Broschüre über die Jugendjahre und das Leben Shakespeare's heraus; man spart keine Mühe, um zu ergründen, wie die pecuniairen Verhältnisse des Dichters beschaffen gewesen sein mögen, als er sich vom Theater zurückzog; allein diese durchaus materielle Neugierde in Beziehung auf die finanzielle Lage des Dichters hat gar nichts mit dem Enthusiasmus für seine Dichtungen gemein. Die Tragödien Shakespeare's werden von mehr als einem Parlaments-Mitgliede, von mehr als einem gewandten Journalisten und von mehr als einer gelehrten Dame mit steifer Dreistigkeit vor aller Welt verunglimpft und herabgewürdigt. (*) Man nimmt heutzutage in der vornehmen Welt von Großbritannien gar keinen Anstand mehr, von dem größten Dramatiker der neueren Zeit mit Geringschätzigkeit und Verachtung zu sprechen.*)

Die Verehrung Deutschlands und Frankreichs für das Genie Shakespeare's wird sowohl in den Salons, als in den Reviews von England als eine bloße Caprice beiseitestellt und belacht. (*) Kaum giebt es hier noch einige gelehrte Literaten, die, durch Neigung und Beruf einem tieferen Studium hingegeben, für den Schöpfer des Hamlet und des Romeo die alte Achtung hegen. Für diese wenigen ernsten Gemüther ist Shakespeare heutzutage noch immer das, was er vor zwei Jahrhunderten gewesen; allein was das übrige England betrifft, so ist es für dasselbe bereits aus der Mode gekommen. Das einzige öffentliche Zeugniß für der Achtung, die man Shakespeare zollt, liefern nicht etwa, wie man wohl glauben könnte, die Aufführungen seiner Meisterstücke, denn diese sind man nicht eben oft auf den Anschlag-Zetteln angekündigt finden, vielmehr beruht es bloß noch in der Uebersetzung mehrerer Scenen aus seinen Tragödien in Griechische Verse, die bei Gelegenheit der Universitäts-Feierlichkeiten recitirt werden. An den Tagen, die der Verleihung akademischer Grade oder der Installation des neuen Kanzlers von Oxford oder Cambridge geweiht sind, läßt man Shakespeare das Idiom des Sophokles reden. Seine so lustigen, so geistreichen, um die Feinheiten des Ausdrucks ganz unbekümmerten Narren (Clowns), mit ihren derben und rohen Scherzen, müssen heutzutage der harmonischen Sprache der Griechen sich anschmiegen und an derselben sich abschleifen. Die englische Aristokratie, die es in ihren Hellenischen Studien ziemlich weit gebracht hat, läßt solchen unnützen und verzwungenen Wendungen ihren Beifall zu Theil werden, sie applaudirt über die Maßen diesen und jenen griechischen Ausdruck und betrittelt die Quantität jener einzelnen Silbe. Allein außer dieser rein philologischen Dienstfertigkeit denkt sie einzuweilen daran, etwa den König Johann selbst zu lesen. Sie sieht vielmehr eine Jagdpartie vor und bewundert die Französischen Romane Paul de Kock's. Sie lernt das Französische allein zu dem Zwecke, um das Milchmädchen von Montfermeil im Original zu lesen und dabei in Entzückung zu gerathen.

Was, was wir eben hier erwähnt, ist nicht etwa ein zum Scherz erfundenes Märchen. Ich erdichte nichts, ich erzähle nur das, was ich mit meinen Augen gesehen. Shakespeare ist für die Englische Gesellschaft kein Halbgott mehr, wie er es für Göthe, Tieck und Schlegel war; er wird vielmehr als ein unterrichter und in mancher Hinsicht ja ordentlicher Schriftsteller angesehen. Wenn ich hier von der Englischen Gesellschaft rede, so verstehe ich darunter diejenige Klasse, die schon durch eine gewisse Bildung Anspruch haben. Ich habe von ihren Gefühlen und Gesinnungen gesprochen, aus denen sie selbst gar kein Geheimniß machen; aber freilich, was die Kaufleute in der City betrifft, die arbeitsamen Menschen, die sich kaum einen Tag im Monat für das Theater gönnen, diese Leute sind immerhin den alten Traditionen von England treu geblieben. In ihren Augen ist noch der Bibel noch einer Shakespeare das erste Buch der Welt. Sie lassen sich von ihren naiven Empfindungen durchaus nichts nehmen und schikaniren nicht, wo, was ihnen Vergnügen macht.

Bei dieser Lage der Dinge wird man sich wohl nicht darüber wundern, daß das Englische Theater heutzutage daniederliegt. Freilich würde auch die Verehrung Shakespeare's nicht schlechterdings große dramatische Dichter hervorbringen. Allein durch die Verachtung und die Geringschätzung großer Männer und ihrer Werke werden immer auf eine ganz natürliche Weise kleinere Geister und kleinere Produkte ans Tageslicht gerufen. So haben denn in den Augen der meisten Britischen Dichter unseres Tages die schwülstigen Tragödien von Dryden, die grellen und matten Elegien von Rowe und die emphatischen und ungeschickten Lieder von Otway fast denselben Werth als Shakespeare; und was die größere Plasse der Gesellschaft betrifft, so wird Dryden von ihr sogar noch über Shakespeare gesetzt: er hat eine Paraphrase zu Virgil und Juvenal geliefert.

Ich bin weit entfernt, das Anathema in gleicher Weise über alle Englische Poeten auszusprechen, die seit dreißig Jahren für die Bühne gedichtet haben. Es giebt mehrere unter ihnen, die es versuchten, zur Poesie des siebzehnten Jahrhunderts zurückzugehen; allein alle ihre Bemühungen und Erzeugnisse zeugten mehr von Alterthümelei, als von wahrer Begeisterung. Sie verkümmerten mehr den Geschmack, als den Dichter. Man erkannte freilich die Armuth und die Leere der Sentenzen Addison's; man belächelte die ungeschickten Nachahmungen der Französischen Schule, die in England unter Karl II. Mode gewesen waren; allein man hatte für das Erstaunliche Elisabeth's einen zu kindischen Respekt. Shakespeare und Molière wurden kopirt, man gab sich alle Mühe, sie fortzusetzen, und machte nichts daraus, eben so wie sie, neue und eigenthümliche Bahnen zu eröffnen.

Die psychologischen Traueripiele Joanna Baillie's sind, trotz der Lobeserhebungen, die ihnen die Nachsicht eines Walter Scott zu Theil werden läßt, als Poesie und besonders als dramatische Poesie betrachtet, von einem sehr untergeordneten Range. Wenn man auch das Gepräge eines ernsten Geistes bei ihm nicht verkennen kann, so ist doch in allen seinen Werken nichts von dramatischer Handlung anzutreffen. Er liefert uns vielmehr nur eine geschickte Theorie der Leidenschaften, eine didaktische Musterung der geheimsten Bewegungen der menschlichen Seele. Dergleichen Produkte mögen immerdin als eine interessante Lektüre ihre Geltung haben, niemals aber werden sie für die Bühne einen Werth erlangen.

In den bürgerlichen Tragödien Milman's, die zwar mehr belebt und besser für die Bühne bearbeitet sind, als die von Joanna Baillie, muß man einen Hauptfehler rügen, nämlich die Charakterlosigkeit. Nicht mit Unrecht werden sie dramatische Gedichte genannt; allein das Interesse, das sie einflößen, schlägt mehr in das Gebiet der Religion, als in das der Leidenschaft. Edle Gefühle sind hier zwar im Ueberfluß vorhanden, allein das Menschliche hat nicht Spielraum genug, um ein Auditorium von zweitausend Personen in Spannung zu erhalten. Milman hat das Theater von der theologischen Seite aus betrachtet. Diese Hinsicht dürfte er nun zwar von einem Konsilium Absolution erhalten, aber vor dem Tribunal der Kritik kann er unmöglich frei gesprochen werden; sein größter Fehler besteht darin, daß er zu wenig auftritt und bewegt. Selbst sein Fazio, den Soutsie in's Französische übertragen, bleibt von diesem Vorwurfe nicht frei. In dem letzteren Stücke selbst und mit der feierlichen Pomp der Sprache, der dazegen alle Vertraulichkeiten des Herzens in den Hintergrund gedrängt.

Von Southey haben wir hier nichts zu sagen; er ist ein Dichter von der Art wie Ancelot. Wir kennen ihn nur durch seine Korrespondenz mit Byron, der zu eng mit ihm in Verbindung stand, um nicht alle Tragödien seines Günstlings in Schutz zu nehmen.

Sollte man, wiewohl wir keineswegs dazu geneigt sind, den Werth des Dramas nach dem Erfolge allein beurtheilen, so müßte man den ersten Rang Sheridan Knowles zuerkennen. Seine Werke werden mit Beifall gesehen und machen volle Kassen. Die Schauspieler Sheridan Knowles' zeichnen sich durch keine besonders hervorstechende Eigenthümlichkeiten aus. Sie sind im Allgemeinen sehr verständig angelegt, aber gewöhnlich ist bei ihm fast Alles der Hauptrolle gegeben, und was den günstigen Erfolg seiner Stücke am meisten bewirkt, ist der Umstand, daß sie von dem Dichter, der selbst Schauspieler ist, persönlich getragen werden. Die Gewandtheit Sheridan Knowles' als guter Mittelmäßigkeit, in welcher Eigenschaft er sämtlich in den Vereinigten Staaten reiche Aernde von Dollars gewonnen hat, besteht hauptsächlich in den scenischen Effekten. Er kümmert sich wenig um die Entwickelung der Charakteren oder um rhetorische Hervorhebung des Versbaues; vielmehr erfaßt er seine Kunst bei der rein materiellen, populairen Seite, bei der mit dem Theater verbundenen optischen Täuschung. Nicht etwa, daß er von dem Decorateur und dem Maschinisten unmäßiges verlangt: er zumirt auch seine Theater-Direction durch einen Aufwand von Summen

*) Das scheint doch eine — um es gelinde auszudrücken — etwas übertriebene Darstellung des eigentlichen Sachverhältnisses. Allerdings ist Shakespeare fast verbannt von der Englischen Bühne, aber ihre gebildete Classe würde sich doch schämen, seine Verehrung für den großen seiner Dichter zu bezeugen. D. R.

Digitized by Google

und Brokat, sondern die Optik, die er zu benutzen versteht, ist eine ganz einfache, auf das menschliche Gemüth berechnete. Er besitzt das Talent, beim Abgang von der Scene durch einen mit angebrachten Pathos die Hände der Zuschauer in Bewegung zu setzen, so wie dieser Haupt einen Theater-Effekt im rechten Moment eintreten zu lassen. Seine Kenntniß der Bretterwelt läßt ihn nicht leicht in irgend eine Verlegenheit gerathen.

Die Hindernisse, die einen weniger gelehrten Dichter vom Theater zurückschrecken würden, sind für Sheridan Knowles nur ein Spiel. Allein darin besteht auch das ganze Verdienst des Autors. Die Ideen, die er anregt, die Bilder, deren er sich bedient, sind gewein und abgenutzt. Die Gefühle, die er darstellt, erscheinen, trotz der ewigen Wahrheit der menschlichen Leidenschaft, ganz veraltet, sie sehr erblendet das primitive Gepräge unter seiner Hand. Selbst die Handlungen, die per ihm eine gewisse epische Größe an sich tragen, werden bei ihm auf Verhältnisse von kleinlichem Maaßstabe reduzirt. In Schiller's Wilhelm Tell deschneidet er selbst den engen Steff einer fast bürgerlichen Tragödie. Um es in deste einfacherer Gestalt auf die Bühne zu bringen, um die Handlung zu beschleunigen, läßt er, ohne viele Umstände zu machen, die herrlichsten Episoden des Deutschen Dichters ganz weg. So verschwindet denn der Held faß ganz, und der Beseeler der Schweiz ist nichts mehr, als ein ehrlicher Landmann, ein eifriger Beschützer seines Familienkreises. Tell's Gattin verliert bei ihm ungestraft die edelsten menschlichen Gefühle und kommt aus der Rolle einer Wirthschafterin nicht heraus. Allein wenn auch bei solchen Elementen der Ruhm etwas Unmöglliches ist, so ist doch der Erfolg keineswegs zweifelhaft. Das häusliche Glück, so wie Sheridan Knowles es darstellt, wird von Jedermann im ersten Augenblicke sogleich erfaßt; dagegen würden nicht alle Herzen in gleicher Weise für die von dem Schillerschen Genius aufgefaßten idealen Freiheit sympathisiren.

Sheridan Knowles hat, wie man freilich zugeben muß, benutzbare keine Nebenbuhler, die selbst mit ihm auch nur einen Vergleich aushielten. Die in England seit zwanzig Jahren erschienenen dramatischen Gedichte können, trotz mancher literarischen Vorzüge, doch nicht die Probe auf den Brettern aushalten. Selbst die Tragödien Byron's ermangeln des Effekts auf der Bühne. Ihre zu anstrengte Lektüre entdeckt freilich Schönheiten des ersten Ranges darin, und zwar vorzugsweise bewundernswürdige Selbstdarstellungen jenes erhabenen Geistes, der, nachdem er der Reihe nach die Namen eines Konrad, eines Lara, eines Harold und eines Manfred angenommen, endlich noch unter den sinnlich berauschten und verzweiflungsvollen Zügen eines Sardanapalus oder unter der eifersüchtigen und verbrecherischen Gestalt Marino Faliero's von neuem wieder aufleben sollte. Allein alle diese genialen Capricen gelingen doch keineswegs, um dem erwartungsvollen und neugierigen Auditorium zur Befriedigung und künstlerischer Kunst zu dienen. Die große Menge wird von dergleichen Zügen nicht gerührt, sondern bleibt kalt und gleichgültig dabei.

Poole und Buckstone haben sich dem Lustspiel zugewandt. Sie leisten für ihren Zweck, was sie nach ihren Kräften vermögen. Es ist ihnen auch eine gewisse Gewandtheit des Geistes gar nicht abzusprechen; allein ihr Witz übt sich vorzugsweise an kleinlichen Dingen, und kann ziehen sie auch zu oft die Karrikatur, der wahren Komödie vor. Sie verstehen es zwar, ohne sich zu viel Zwang anzuthun, die Fäden lustspielartig einer Congreve so wie die Ungeschicklichkeit eines Farquhar und Centlivre zu vermeiden; allein unter ihren Händen verliert die Englische Komödie an Fehlbüchtheit das, was sie an Sittlichkeit gewinnt; sie verschwenden die Wortspiele zu sehr und scheinen gar nicht zu wuthmaßen, daß das Lachen eben so wie das Weinen seine eigenthümliche Würde hat.

Poole und Buckstone haben sich bisher nur in den niederen Regionen der Lustspiele versucht. Die klugen Erfindung des Epitheton, der Patrizier und der Emporkömmling, schien ihnen ein höheres Gebiet zu versetzen; allein diese Hoffnung ward getäuscht, und wir erhielten nur ein kleines Stück, das ziemlich in die Länge ausgedehnt ward. Poole und Buckstone ziehen wie Sheridan Knowles den Erfolg mehr durch List an sich, als daß sie ihn durch positives Verdienst erwerben; wie Jener verstehen sie ihre Zuflucht zu adgenutzten, aber sicheren Mitteln; sie verstehen das Handwerk wohl, allein sie haben keine Ahnung von der höheren künstlerischen Kunst.

Das Englische Theater, nachdem es sich einmal von dem literarischen Wege abgewandt, mußte natürlich in eben der Weise, wie das Theater in Frankreich, den Gelbspekulanten und Entrepreneurs in die Hände fallen. Wenn die Englische Presse den Verfall der dramatischen Kunst beklagt, so pflegt sie sich dabei einer Phrase zu bedienen, die überall viel zu bedeuten, aber in London noch weit mehr Gewicht hat als zu Paris. Sie lautet ungefähr folgendermaßen: „Alle die von uns erwähnten Uebelstände haben sammt und sonders ihren ganz einfachen Grund: Herr Bunn nämlich, anstatt 300 Pfund Sterling für ein Original-Manuskript zu zahlen, verschafft sich lieber für 50 Pfund die Uebersetzung irgend eines Französischen Stückes.“ Wir müssen der Presse Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Invasion der Französischen Stücke ist ein ernstes Hinderniß für die Entwickelung des Englischen Nationalgeistes. Wenn es sich noch um einen Molière oder Corneille, um einen Voltaire oder Beaumarchais handelte, so würde die Nachahmung noch etwas Belehrendes haben und sie könnte sogar, wohl als Muster benutzt, zu manchem Nutzen gereichen. Aber um dergleichen Musterbilder nachzuahmen, dazu müßte man von Liebe zur Arbeit durchdrungen seyn und diese nicht nach Art eines Handwerks treiben.

Heutzutage verkümmert, in London wie in Paris, die Kunst immer mehr in Folge der Ausdehnung der Industrie. Die Malerei läßt sich zu den Wasserfarben herab, um nicht bei dem Verkauf zu kurz zu kommen, und in einigen Jahren wird man die Statuen aus Elfenbein oder Elfenbein schneiden, um es nur nöthig mit dem Maßstab zu thun zu haben. Die dramatischen Dichter Englands sehen, um ihr Honorar ohne zu große Anstrengung zu gewinnen, die Meisterwerken und die Baudevilles bop Frankreich in Contribution. Seide und Pipienne herrschen zu Hay-Market eben so, wie auf den Boulevards zu Paris. Wenn die Direction ein neues Stück bedarf, so sieht sie sich nicht erst nach einem Dichter um, sondern wieder haben zu viel Zeit verlieren, man kauft vielmehr zu einem Uebersetzer und sendet ihn dann Vornehmung des letzten Meisterwerks zu verschaffen, das eben mit der Packetboot von Paris angekommen ist. Sogleich strömen auch der dramatischen Handlanger herbei und verstehen unter sich die Komödie mit oder ohne Lieder-Strophen, wie sie zu Paris in der Straße Richelieu oder auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle repärirt wird, und besprechen, innerhalb acht Tagen das Meisterwerk vollständig zu lernen, damit es vor dem Publikum, das für sämtliche Theater, so wie überhaupt man, die Fabrik-Waare einzuführten. Die Direction sorgt dann dafür, daß es zu erwartenden Stückes vorzubereiten. Gewöhnlich hält man sich an das allerauffallendste Plattel, das nur seltten felbständig. Man macht an großen rothen Buchstaben etwa Folgendes bekannt: „In kurzen wird das sehr bewunderte Lustspiel des Herrn Scribe auf unserer Bühne zur Aufführung kommen.“ Mehr bedarf es nicht, um alle Bewunderung herbeizulocken. Diejenigen unter den Zuschauern, die den Autor kennen sollen, schreiben augenblicklich nach Paris, um sich das Original selbst kommen zu lassen, und wenn das Stück endlich angekündigt worden ist, so rennen sie ihren Nachbarn die Feinheiten ins Ohr, die man bei der zu stehenden Umarbeitung des Originals übersehen hat. Der rapide Eitelkeit ist mit interessirt bei dem Erfolge eines Französischen Stücks, das sie in ihrem Reise-Tagebuche vermerkt haben.

Von Shakespeare zu Scribe! — Ja, wahrhaftig, das ist der Weg, den England durchlaufen. Ich habe an denselben Abenden auf derselben Bühne zu London den Hamlet und Scribe's Bekkenen aufführen sehen, und ich kann versichern, daß man Farm und weniger mit Beifall beklatscht, als Charles Kemble. Hamlet hatte in der Bataille freilich ein Glied verloren. Ich weiß nicht, welcher Theater-Censor die Longueurs des Originals abgekürzt haben mag, aber es dachte auch Niemand daran, sich darüber zu beklagen. In jede die Gesichter der Zuschauer fergfältig studirt, ich verfolgte mit aufmerksamem Blicke die Bewegungen des Auditoriums, und mehr als einmal begegnete ich dem Blicke und der Langeweile und der Verzweiflung. Die Damen bei der Aufführung des Hamlet. Sie wendeten den Kopf ab, warfend Opbelie Blumenkränze warf; sie scherzten recht leichtsinnig, als wenn sie den eine acia di bravura erwartet hätten, dagegen machten sie nicht ein Wort von dem Französischen Stücke deklarieren. Shakespeare erschien ihnen als ein abgetragenes Kleid, während sie die Tiraden Eugene Scribe's als einen neuen Ballanzug bewunderten. Ich teante anfangs meinen Sinnen nicht und sagte mich: es ich mich getrauen hätte.

Der Erfolg Eugene Scribe's hat fast in ganz Europa einen rein komischen Charakter angenommen. In Berlin, in Wien, in St. Petersburg, in Mailand und in Madrid, wie in London, haben die Komödien des neuen Akademikers das Theater-Repertoir ganz und gar in Beschlag genommen. Wir haben nicht nöthig, uns auf den wenig dieser so ungemein verbreiteten Bewunderung näher einzulassen. Sie wissen recht gut, daß der wahrhaft geübte Mann überall bei so Völkern verschiedenen trivialen Mode-Komödie nur mit Widerwillen ansieht. Ja, der Intelligenteinismus in der Literatur ist es nur, dem man den Erfolg dieser Impreviatitionen zuzuschreiben hat. Die Literatur der Britischen Nation wird ganz allein jetzt von der Industrie und der Politik beherrscht. England ist im Besitz großer Dichter, um es von Europa deutlich wird; aber es ermangelt allen literarischen Interesses. Selbst wenn man sich dazu hinaufstimmt, über das poetische Genie zu diskutiren, so geschieht es selten ohne Verwischung fremder Autoren. Will man das Verdienst irgend eines Autoren beurtheilen, so vermeint man es immer erst durch die Brille der politischen oder religiösen Theorie. Das, was in den Augen der Whigs der Edinburgh-Review groß ist, erscheint den Tories der Quarterly-Review als verderblich, so wie den Benthamisten der Westminster-Review als frivol. Alle unsere weitläuftigen Abhandlungen über den Rhythmus über Reim und Cäsur werden in den Londoner Salons als abstrakter Kinderzeitschrift betrachtet, das man in eben der Art bemitleidet, wie wir gemeinen und nichtigen Klatsch der Damen zu hasse.

Jedoch muß man deshalb nicht an der Regeneration des Englischen Dramas verzweifeln. Wir haben bloß abzuwarten, daß die Politik und ihre Kämpfe sich erst einmal beschwichtigen, um den literarischen Interessen die erforderliche Freiheit zur Entwickelung zu gönnen.

Gustav Planche

Rußland.

Das Kaiserliche Institut für adelige Damen zu St. Petersburg.

(Schluß.)

Ein Gebrauch, der vor etwa funfzehn Jahren eingeführt worden, besteht darin, daß aus der weißen Klasse von jeder Abtheilung täglich abwechselnd zwei Mädchen dazu bestimmt werden, den Dienst an der Küche zu verrichten und das zu kernen. Was man die Wirthschaft nennt. Sie stehen bei dem Tische am Feuerherde, besorgen für die Bereitung des Essisches und machen das Backwerk zurecht, das zu Speiseeinde aufgetragen wird; auch bedienen sie selbst ihre Gefährtinnen bei Tische.

Der Kursus in jeder Klasse dauert drei Jahre; mithin beträgt der ganze Studienzeit neun Jahre, während welcher die Zöglinge das Institut nur unter den dringendsten Anlässen und außerordentlichen Umständen und nie ohne die ausdrückliche Erlaubniß der Kaiserin verlassen dürfen, aber zu jeder Zeit besuchen können. Es ist ihnen gestattet, ihre Aeltern entweder bei der Direktrice oder bei einer Aufseherinnen der Anstalt zu sprechen. Dieses Gesetz würde natürlich

Digitized by Google

obwohl immer sehr streng erschienen, wenn es für ein Kloster gemacht wäre; allein für junge Personen, die vermöge ihrer Geburt und ihres Standes dazu berufen sind, einst in der großen Welt zu leben, ist es höchst unzweckmäßig. Der Mangel an Umgang mit den Übrigen flößt den Zöglingen wirklich einen besonderen Eigensinn ein und beengt das Herz; das zu mönchische Wesen ihrer ersten Jahre geschlossenheit führt etwas zu Gezwungenes und Steifes herbei; auch giebt sich bei den Damen, wenn sie die Anstalt verlassen, in einem Alter, wo alles Aufsehn und Neugier seyn sollte, eine Gleichgültigkeit gegen Gelehrsamkeit zu erkennen, und es ist nichts auffallender, als das künstliche Wesen, mit dem sie in die Welt treten. Sie nehmen ohne Zweifel bald die Manieren der Gesellschaft an, allein sie können nie die Steifheit des Schulleberns gänzlich abstreifen, und ich war immer im Stande, unter hundert Frauenzimmern, die das zwanzigste Jahr überschritten, diejenigen herauszufinden, die ihre Erziehung in einem der Kaiserlichen Institute erhalten hatten.

Alle den Jahre findet der Austritt der ersten Zöglinge aus der Anstalt statt, eine Feierlichkeit, die wir unten näher beschreiben wollen. Um diese Zeit, nämlich gegen den Februar, verwandeln sich die Blauen in Weiße, die Braunen werden blau, und die Neuen, das heißt diejenigen, die durch die Wahl der Kaiserin in das Institut aufgenommen werden, verbleiben sich, je nach dem Grade ihrer früheren Ausbildung, unter die drei Abtheilungen der braunen Kleider.

Es findet jährlich eine Privatprüfung für jede Abtheilung in den ersten letzten Klassen statt; diese Prüfung wird in einem Gegenstande des besonderen Wetteifers für die Zöglinge, die es als eine zu große Schande betrachten würden, wenn sie länger als ein Jahr in der selben Abtheilung blieben.

Es vergeht selten ein Monat, ohne daß die Kaiserin ihren Schützlingen einen Besuch abstattet; und obgleich von dem Eifer, den sie gegen sie hegt, Personen sind, die sie für Heuchler halten, so ist es gewiß, sie sorgen haben, ist gewiß nichts mehr dazu geeignet, sie beständig in vollem Athem zu erhalten. Da die Zeit, wann die Kaiserin erscheint, unbestimmt ist, so hält sich ein Jeder beständig auf seinem Posten bereit; auch wärde man diese Mühe haben, irgend ein unreines Fleckchen in den Korridors, in den Lehrsälen oder in den Schlafzimmern, in den Speisesälen und in der Küche zu entdecken. Da indeß immer etwas zu thun zum Scheuern ist, so tragen die Dienerinnen, die Hausbewalter beständig Scrgt kaffe, daß sie den Augenblick erspähen, wo die Kaiserin den Palast verläßt. Es werden in gewissen Entfernungen treue Boten aufgestellt, die Alles auf's sorgfältigste belauschen, und die im schnellsten Galopp Nachricht von der Richtung abhatten, die die Kutsche Ihrer Majestät genommen hat. Da muß man sehen, wenn man einmal vorher nicht so recht auf der Hut gewesen, welch eine Thätigkeit in den ganzen Institute herrscht; alle Besen, Federwische, alle Scharrbürsten sind in Bewegung, Domestiken durchlaufen das Haus in allen Richtungen; ein Jeder will der Erste seyn, der jeden Tadel zu vermeiden sucht. Ich habe dergleichen Augenblicken beigewohnt, die sehr verdämmgsvoll für die Schülern der armen Invaliden sind, welche als Aufwärter in der Anstalt gebraucht werden.

Die Speisen, die den Zöglingen vorgesetzt werden, sind gesund und im Überfluß. Den Morgen giebt es Thee mit Milch; um 12 Uhr wird Mittag gegessen, und um sieben Uhr Abend gegessen. Die Mittag-Mahlzeit besteht aus einer Suppe mit Blumenkohl (Aschi), oder mit Grütze, kleinen Fleisch-Pasteten (pirogen), Braten und Kascha oder einer Grütze, die im Ofen gebacken und mit Milch eingeweicht wird; des Abends hat man dieselben Gerricht, mit Ausnahme der Suppe. Nur bei großen Festen giebt es noch außerdem Zückerwerk oder Gebackenes mit Bonbons oder Konfekt. Die Zöglinge erhalten nur Schwarzes Brod, wie ein jeder Russe, und trinken Wasser dazu.

In der Weihnachts-Woche, zu der Zeit, wo das Karneval in Rußland gefeiert wird, zu Ostern, an den Geburtsfesten des Kaisers und der Kaiserin, so wie der Directrice und der Aufseherinnen, findet die Schulvorsteherin in ihrer Wohnung diejenigen von den Zöglingen ein, die sich durch ihr Betragen und durch ihre Fortschritte am meisten auszeichnet haben. Da giebt es Thee, Konfect, Ball und Souper. Zu vielen Belustigungen, die in der That sehr reizend sind, werden auch mehrere Fremde eingeladen, und die Zöglinge der Anstalt machen selbst die Honneurs.

Die Feierlichkeit der öffentlichen Prüfungen findet in einem prächtigen Saale statt, der ausschließlich zu diesem Zwecke bestimmt ist. Es wäre schwer, sich, wenn man es nicht selbst gesehen, eine Idee von dem wunderbaren Anblicke zu machen, den hier die drei festlichen Tage gewähren: man denke sich nahe an tausend junge Mädchen in einem Alter von zehn bis achtzehn Jahren, eine Idee in der Farbe der Klasse, der sie angehört, die Braunen und die Blauen auf den beiden Seiten und die Weißen im Hintergrunde des Saales vertheilt. Das Glück, die Freude und die Hoffnung leuchten und funkeln auf den jungen Gesichtern; bei den Einen ist es die Idee des Triumphes, bei den Anderen die einer nahen Emancipation, bei den Blauen der Gedanke, bald ihren Gefährtinnen nachzufolgen, bei den Braunen endlich der stete Gedanke, ihren Eifer und den Fleiß ihrer Vorgängerinnen nachzuahmen. Für die Kaiserin und ihre Ehren-Damen, so wie für die Mitglieder des Verwaltungs-Raths, für den General-Inspektor und die ausgezeichneten Fremden ist ein besonderer Platz im Saale bestimmt. Die Verwandten der Zöglinge und das übrige eingeladene Publikum sitzen auf den Bänken, die von dem Eingange bis ungefähr in die Mitte des Saales vertheilt sind.

Am ersten Tage werden die Zöglinge in der Religion, in der Arithmetik und in der Russischen Grammatik examinirt. Vor Allem dringt sie im Ehor eine religiöse Hymne, die fast immer in Französischer Sprache abgefaßt ist. Der zweite Tag wird der Geschichte, der Geographie und der Russischen und Deutschen Sprache gewidmet. Der dritte Tag endlich ist der Jüngsten, und es wird zur Feier desselben Alles aufgeboten, was der Luxus Reizendes und Prachtvolles aufbieten kann. Hier erscheinen die glänzendsten Trachten und Toiletten, und alle die Vornehmsten aus der Gesellschaft von St. Petersburg sind, gleichsam in einen Centralpunkt vereinigt, hier anzutreffen. Das Examen beschäftigt sich mit der Rhetorik und der Französischen Literatur, so wie mit der Poysik. Es endigt mit einzelnen Musikstücken auf dem Piano und der Harfe, und den Beschluß macht ein Ballet, das von dem Französischen Tanzmeister komponirt und von den Zöglingen selbst ausgeführt wird.

Am Ende der Feier läßt die Kaiserin diejenigen von den Zöglingen vor sich kommen, die am besten auf die Fragen geantwortet haben, welche ihnen vorgelegt werden; eben so leutet sie auch diejenigen, die durch ihr Gedächtniß oder durch ihre Schönschreiberei in Versegenheit gerathen. Sie umarmt sie Alle, flößt den Einen Ermunterung, den Anderen Hoffnung ein und richtet an Alle wohlwollende und huldreiche Worte.

Hierauf beginnt sich das Publikum nach einem Saale, der minder geräumig ist, und wo die Zeichnungen und Stickereien ausgestellt sind; sodann kommt man endlich in einen anderen Saal, wo ein Jeder Theil an dem Frühstücke nimmt, das von Ihrer Majestät veranstaltet wird.

Den diesem Tage ab sieht es den Aeltern frei, ihre Kinder aus der Anstalt zu entnehmen, die sie nie verlassen, ohne Thränen zu vergießen, indem sie hier gar manche Erinnerungen aus ihrer Jugend und Jugend zurücklassen. In Folge einer höchst lobenswerthen Einrichtung bleiben diejenigen Damen, deren Familie nicht so bemittert ist, um ihnen eine anständige Existenz zu verschaffen, so wie diejenigen, welche sich durch ihr Betragen und durch ihre Kenntnisse ausgezeichnet haben, so lange in dem Institute, bis die Kaiserin beschließt, sie als Ehrendamen an den Hof zu nehmen, oder sie im Institute als Klassendamen anzustellen. Diese Stellen gab es diesem Institute besonders viele, welches den Namen Pypinier errichtet worden, wo für die Zöglinge ausführliche Vorträge über die Französische Literatur gehalten werden. Hier findet man in der That sehr reizende Weisen unter den jungen Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren, die meistentheils sehr schön und alle sehr wohl erzogen sind. Es daß mehr als ein großer Herr diese Klasse besucht, um sich hier eine Gattin auszuwählen, und es hat seiten Jemand sich getäuscht, eine Idee zu bereuen, die ihn glücklich machen sollte.

Es ist noch ein vierter Tag für das Examen der bürgerlichen Mädchen bestimmt, deren Unterrichts-Gegenstände dieselben sind, mit Ausnahme der Musik, des Tanzes und der Physik. In einem minder glänzenden Leben bernten, sind ihre Studien von mehr ernster Art und mehr auf den eigentlichen unmittelbaren Nutzen und Zweck gerichtet. Aus der Abtheilung der Bürgerlichen entnehmen die weniger bemittelten Familien aus dem Innern Rußlands die Gouvernanten für ihre Töchter, denn nur den reichen Häusern ist es möglich, sich Damen aus Frankreich oder der Schweiz zu verschaffen.

Etwas später beginnen ebenfalls nach Verlauf von drei Jahren die Examina in dem St. Katharinen-Institut. Wir wollen uns hierbei um keine Details einlassen, indem wir nur gelegentlich bemerken, daß in diesem Institute der Kaiserin Maria, die mit Recht die Mutter der Stadt, in einem der schönsten Quartiere liegt, immer mehr dem Publikum beliebt wird, und daß dasselbst im Allgemeinen mehr Etikette herrscht, als im Kloster zu Smolni. Man hat die Ursache dieser besonderen Vorliebe für das Filial-Institut zum Theil wohl dem ruhmwürdigen Namen zuzuschreiben, der ihm zur Zierde gereicht.

Während der Monate, die auf das öffentliche Examen folgt, werden nach einem Ihrer Majestät vorgelegten Berichte Geschenke, Gedenkmünzen, Ehrenzeichen und Würden, je nach den eigentümlichen Verhältnissen, unter die Professoren vertheilt, und die Aufseherinnen und Klassendamen erhalten Geschenke, die in Juwelen, Tabatieren, goldenen Uhren und Ohrringen u. s. w. bestehen. Die Directrice erhält gewöhnlich eine Krende, das heißt, eine gewisse Anzahl Bogen Kreditanbes in irgend einem der Russischen Gouvernements, am Häufigsten in Esthland und in Livland.

Auf diese Weise werden in Rußland am Ende eines jeden Schuljahres die Lehrer und die Lehrerinnen für den Fleiß, der sich aus den Prüfungen ergiebt, ehrenvoll belohnt, während man bei uns meist nur die Zöglinge selbst zu belohnen pflegt. (J. d. P.)

Italien.

Bellini.

Skizzirt von Castil Blaze.

Die Italiänischen Schauspieler waren eben in Paris wieder eingetroffen, und seit acht Tagen las man auf den Anschlagzetteln die Puritaner von Bellini angekündigt. Endlich am 1. Oktober wurde Oper, die im Boudoir einen eben so glänzenden Erfolg hatte, wie Fäuen selber in Paris, seine Lieblings-Oper war, in der letzteren Stadt von neuem aufgeführt, anzgestattet mit allem Zauber der Melodieen und getragen von der magischen Gewalt der Virtuosen des Italiänischen Theaters. Der Abend war ein herrlicher Triumph für den jungen Meister, dem man die trefflich Composition zu verdanken hatte; man vernahm die allgemeinsten Ausbrüche des Enthusiasmus, und Ehrenbezeugungen wurden dem Komponisten dargebracht, als Zeichen der Anerkennung für die ihm so erhabenen ob melodischen Töne, die er auf die Scene gebracht. Aber schon für den nächsten Morgen hatte ihm das Geschick ganz andere Kronen zugedacht, Kronen, wie man sie bei Leichenbestattungen sieht, aus Lorbeern und Cypressen; Fackeln und Leuchten, lange Trauerfeste, eine schwermüthige, melancholische Musik; aber mitten aus den feierlichen und traurigen Gesängen Lasse sie

Digitized by Google

Zauber-Macht die hervor, eine Melodie, die unmittelbar aus dem Sarge des verblichenen Bellini zu stammen schien. Es war der Schluß-Chor aus dem „Puritanern“. Das Letzte aus der letzten Oper des jungen Komponisten, der auf Lateinische Weise übersetzagen werden war und von Rubini abgesungen wurde, den Lablache, Tamburini und Ivanoff kunstgerecht schmetterten; dieser Chor war von einer Wirkung, wie sie sich nicht leicht beschreiben läßt. Die ergreifende, pathetische Stimme Rubini's hatte den höchsten Grad des Ausdrucks erreicht. Zwei dramatisch-vollendige Künstler waren zu einem Grade seines Freundes, und sein Schmerz ward von aller Welt getheilt.

Bellini starb in einem Alter von neunundzwanzig Jahren, in dem Augenblicke, wo die Erfahrung seinem Talente die Kraft und die Färbung verlieh, die man an seinen früheren Productionen noch zu vermissen schien; er hatte hinsichtlich des Stils bedeutende Fortschritte gemacht, aber trotzdem hatte er die Fricke seiner jugendlichen Einbildungskraft noch immer sich bewahrt. Sein Name war schon jetzt ein allgemein berühmter, aber noch mehr versprach man sich für die Zukunft, und er hinterließ uns auch Werke, das denen man bedauern kann, sowohl was er bereits geleistet, als was er hätte leisten können.

Als ich ihn im verflossenen Jahre darum ersuchte, daß er mir einige Notizen für seine Biographie mittheilen möchte, antwortete er mir: „Warten Sie nur erst ab, bis ich Etwas geleistet habe; ich stehe ja für jetzt noch an der Schwelle, ich bin noch Kind; wenn ich Ihnen sage, daß ich zu Catania geboren und daß ich nach Neapel gegangen bin, um unter Zingarelli Musik zu studiren, so wissen Sie Alles. Es lohnt der Mühe nicht, das Publikum mit so wenig interessanten Dingen zu unterhalten. Eine Biographie muß Thatsachen lieferen; diese Thatsachen aber sollen von mir erst erzeugt und geboren werden. In einer Zeit von etwa zwanzig Jahren dürften wir wohl wieder einmal darüber sprechen.“ — „Allein allenfalls möchte vielleicht der Biograph nicht mehr bei der Hand sein.“ — „O, er wird schon; in der Zukunft wollen wir uns einmal über diesen Punkt auslassen, wenn ich bereits etwas Bemerkenswerthes geleistet haben werde.“

Der Himmel wollte es, daß diese glänzende Laufbahn so plötzlich unterbrochen wurde, und daß der Verfasser von sechs bewunderten Opern wir nichts mehr von seinem Künstler-Geschick, weder von seinen Triumphen, noch von den widerwärtigen Ereignissen seines Lebens, etwas mittheilen kann. Demnächst werde ich das Leben dieses Kindes nach den Diktaten eines seiner Studien-Genossen beschreiben, nach dem, was mir einer seiner Anhänger, ich könnte sagen, einer seiner Mebenbuhler darüber mitgetheilt; allein Bellini hatte den Erfolg seiner Zeitgenossen nie anders als begünstigt, und er sah sich stets nur von Freunden umgeben.

Bellini ward zu Catania, am Fuße des Aetna, im Jahre 1806 geboren; sein Vater war, eben so wie sein Großvater, Organist gewesen. So erhielt er denn in seiner Familie die erste musikalische Erziehung. Ein vornehmer Sicilianer, der im großer Musikfreund war, benutzte diese Neigungen die glücklichen Anlagen des Eingeschlossenen des jungen Knaben, und er rieth in den Vater Bellini's, daß derselbe seinen Sohn nach Neapel schicke, um dort Kenntnisse zu erwerben, die er in Sicilien unmöglich erlangen konnte. Dieser vornehme Herr trug selbst dazu bei, einige finanzielle Hindernisse wegzuräumen, die der Reise des Künstlers im Wege standen. Tarantino arbeitete bald im Konservatorium zu Neapel und machte sich alle die vortrefflichen Anweisungen und Lehren Zingarelli's zu eigen. Das Band der zärtlichsten Freundschaft vereinigte ihn mit Florimo und Mercadante, seinen Mitschülern. Der Erstere war es, dem es später, als er bei der ersten Aufführung einer seiner Opern nicht selbst zugegen sein konnte, die Leitung derselben übertrug. Unser Bellini machte riesenete Fortschritte, und nach einigen Jahren komponirte er selbst eine Operette, die in dem kleinen Schauspiel-Saale des Konservatoriums ausgeführt wurde.

Benenzio besaß weder das erforderliche Geld, noch den Kredit, um sich einen neuen Opernext zu verschaffen; er wählte daher einen schon früher gebrauchten; es war der, welchen Generali vor mehreren Jahren in Mailand gesetzt hatte, nämlich Adelson v. Salvino. Dieser Versuch machte Bellini die größte Ehre. Barbaja, der Direktor des Theaters San Carlo, traf ihn sogleich eine vollständige Oper für seine Bühne an; hierauf erschien Bianca und Gernando. Der Erfolg war zwar nur mittelmäßig, aber der neue Jähne Versuch hatte doch die Hoffnungen rege gemacht; es war ein unverwischter Schritt für den jungen Komponisten; er hatte sich von den Bänken der Schule aus auf einmal zur ersten Schaubühne Italiens emporschwungen. Es war schon sehr viel, daß man ihn nicht ausgezischt und ausgezischt hatte; das Stillschweigen in ähnlichen Fällen ist stets eine bisondere Gunst, selbst die einfache Aufmerksamkeit nur Art von Hochachtung, und man wird Bellini noch dazu mit Beifall betlatscht. In dem folgenden Jahre, 1827, lieh Barbaja, der auch die Direction des Theaters von Mailand übernommen hatte, Bellini nach dieser Stadt reisen, um das selbst eine neue Oper in Scene zu setzen. Rubini begleitete den dieser Gelegenheit den jungen Komponisten, dem Barbaja mit unbedingtem Vertrauen die Leitung des Theaters der Scala ganz überlassen hatte; Rubini und Madame Merie-Lalande waren die Virtuosen unseres Komponisten. Für sie schrieb er den Piraten, dessen Erfolg ungeheuer war. Von diesem Augenblicke an nahm Bellini den Rang ein, den er später unter den Celebritäten Italiens behauptet hat. Die Mailänder bemühten sich, ihren Lieblings-Musiker und ihre Sänger auch für das nächste Jahr zu behalten. Unterdessen hatte sich Bellini durch die Straniera (die Unbekannte) neue Lorbeern erworben. Um diese Zeit, noch ehe die letztere Oper zur Aufführung kam, wurde das große Theater zu Genua eröffnet, und die Einweihung des schönen Saales geschah durch die Darstellung von Bianca und Gernando, die der Autor noch einmal umgearbeitet hatte, indem er statt einiger Cavatinen, die bei dem Neapolitanischen Publikum wenig Glück gemacht hatten, einige neue Arien substituirte. In dieser umgewandelten Gestalt bekamen sich „Bianca und Gernando“ an der Seite des „Piraten“ und des „Straniera.“

Die Oper Zaire, die im Jahre 1829 zu Parma aufgeführt wurde, machte kein Glück. Dafür aber lieferten die Capuleti und die Montecchi (Romeo und Julie) eine glänzende Entschädigung; dem letztere Oper machte zu Venedig außerordentliches Furore. Zu Turin, Mailand derief hierauf ihren Lieblingskünstler in ihre Mitte zurück. Bellini war daselbst mit seiner Sommanbula und der Norma zu Ehren der Madame Pasta geschrieben; Rubini übernahm in der ersteren dieser ersten Opern den Tenor; dagegen war die Rolle des Pollione in der „Norma“ ganz eigens für die Stimme Reina's, für deren Lungen, aber zugleich eigenthümlich rechten Tone geschaffen. Darin stimmen Einstimmen die beiden Kritiker Norma's, des Meisterwerks dieses Komponisten, auf dem Theaterzettel von Karlsruhe in Ton überein, daß vorgenommen, die Rolle sie Rubini besonders anzupassen, und daß er bei dieser Arbeit noch zu Ende bringen können. Wir haben nöthig hinzuzufügen, mit welchem Enthusiasmus „Norma“ sowohl als die „Sommanbula“ aufgenommen wurden. Bevor Bellini nach Paris kam, hatte er noch Beatrice Tenda für das Theater von Venedig komponirt; indeß hat sich „Beatrice“ nicht auf der Bühne erhalten. Die Autoren mußten indeß dem Karlsruher Kritiker Recht zugestehen, ersten Verlust und jetzt so viele Thränen entlockt.

Italien hat einen unendlichen Schmerz, erlitten, es hat einen seiner geliebtesten, theuersten Söhne verloren, und es wird sich um so mehr zu dem Verlust der Edelmuthe rechten können, die das Nachbarland Frankreich mit so vieler Liebe und Wärme für das Talent des jungen Sicilianers an den Tag gelegt, so wie durch die freundlichen und auszeichnenden Ehrenbezeugungen, durch die es des irdischen Ueberrests so lieben den Künstlers besonders ausgezeichnet. (K. L.)

Bibliographie.

Collezione delle opere poetiche di Samuele Biava. (Samml. sämmtliche Dichtungen.) Erster Theil. Religiöse Gesänge. Mailand. Pr. 1 L. 30 C.

Considerazioni sulla correspondenza di Monteverde. (Betrachtungen über die „Briefe von Monteverde“.) Die „Briefe von Monteverde“ bilden eine Art von philosophischen Roman. Er ist in Lugano herausgekommen ist. Die gegenwärtigen Betrachtungen waren zuerst in dem zu Pesare herausgekommenen Journale „La voce della ragione“ (die Stimme der Vernunft) abgedruckt.

Corografia fisica, storica e statistica dell Italia e delle sue isole. (Italien und seine Inseln.) Von diesem auf 12 Bände berechneten großen geographisch-statistischen Werke, das von 200 Kupfern und eben so vielen Tabellen und Abbildungen begleitet sein wird, und dessen Herausgeber Hr. Attilio Zuccagni-Orlandini ist, ist so eben die erste Abth., das Fürstenthum Monaco“, erschienen.

Difesa della patria (Vertheidigung des Vaterlandes.) Von Arnaldo Francesco Bertioni. 4. Pr. 6 L. 45 C.

Mannigfaltiges.

— Mac Donnell, der große Schachspieler. Die Liebhaber des Schachspiels haben den Tod Alexander M'Donnell's zu beklagen, der unlängst, erst 37 Jahr alt, nach kurzer Krankheit gestorben ist. Dieser Gentleman war nicht nur der beste Britische Schachspieler seiner Zeit, sondern überdauerte in der That, den Großbritannien seit Philidor besessen hat. Seine Talente waren jedoch auf dieses einzige Fach nicht konzentrirt: M'Donnell verrieth sich in manchem anderen Gebiete des Wissens. Er verfaßte mehrere schätzbare Werke über politische Oekonomie, über den Verkehr mit Westindien und den Handel mit dem Auslande im Allgemeinen, und sein klarer Sinn bekundete sich auf großartigen Aufsichten über öffentliche Die Schach-Klubs von Westminster und London, deren Mitglied er war, empfanden seinen unersetzlichen Verlust so tief, wie ein thätliches Unglück. M'Donnell war derjenige, welcher vor etwa einem Jahre im Schach-Klub von Westminster die lange Reihe von Schach-Partieen (beinahe 100) von Mendheim de la Bourdonnais spielte. Seine Leichtigkeit als Schachspieler war mit der edelsten Humanität gepaart. Er zeigte sich immer nicht bloß zum Spiel, sondern auch zur Unterweisung bereit. Auch Lehrer des Schachspiels konnte jemals größere Geduld und Liebenswürdigkeit besitzen. Herr M'Donnell hinterläßt Niemen, der ihm würdig an Seite stehen könnte, und sein Name wird lange in den Englischen Schach-Klubs fortleben. (Allg.)

— Consumtion des Branntweins in London. In einer großen Branntweinbrennerei an der Surrey-Seite der Themse, wo sonst zehn Personen mit der Aufwartung beschäftigt sind, wird das Geschäft jetzt von den Abenden der Sonnabende auf eine Gruppe in jeder Minute taxirt! Die inneren Einrichtungen dieses Etablissements sollen über sechstausend Pfund Sterling gekostet haben.

— Die Universität Upsala. Im verflossenen Sommer Zählte weiter war die Anzahl der Studirenden in Upsala 1276, worunter 1161 stete anwesende waren, und weiterunter 128 Bischöfe, 312 Prediger-Söhne, 241 Bürger- und 160 Bauern-Söhne und 196 Edelleute. Theologie studirten 258, Jurisprudenz 304, Medizin 127, Philosophie 336; 251 hatten noch kein bestimmtes Studium gewählt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. 1½ Thlr. vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 124. Berlin, Freitag den 16. Oktober 1835.

England.

Lord Baco von Verulam.

Im gemeinen Leben spricht man wohl gern von großen Männern und ihren Werken, ohne sich erst Rechenschaft darüber zu geben, weshalb sie denn eigentlich berühmt geworden sind. Diese Art von unwissendrer Bewunderung soll das große Publikum besonders Männern, wie Baco, Leibnitz und Newton, deren Werke eben nicht zur Unterhaltungs-Lektüre sich eignen, sondern die gediegene Denkkraft, ja, wir möchten sagen, einen mitschaffenden Geist erfordern, um gehörig verstanden zu werden. Es ist daher ein rühmliches Unternehmen, wenn man das Verständniß der unsterblichen Leistungen solcher Riesengeister durch eine geistreich populaire Darstellung ihres Lebens und Strebens zu erleichtern oder vorzubereiten sucht, wie es der Verfasser eines so eben in London erschienenen Werkes, Herr Thomas Martin,*) gethan hat, der uns zugleich darin manche noch unbekannte höchst interessante Data mittheilt.

Francis Baco wurde um die Mitte des 16ten Jahrhunderts geboren. Er war der jüngste Sohn Nicholas Baco's, von dem die Königin Elisabeth sagte: „Die Seele meines Groß-Siegelbewahrers hat ein treffliches Wohnhaus.“ Seine Mutter, eine Tochter Sir Anthony Cook's, Hofmeisters Eduard's VI., war eine tugendhafte und wissenschaftlich gebildete Frau. Baco bewies sich von Kindheit an solcher Aeltern würdig: sein Witz und die Gewandheit seines Geistes waren in jeder Lebens-Periode sehr hervorleuchtend. Die Königin hatte ihre Freude daran, ihn in seinem zarten Alter mancherlei prüfende Fragen zu stellen. Als sie ihn einst fragte, wie alt er sey, gab er zur Antwort: „Zwei Jahre jünger als Eurer Majestät glückliche Regierung.“ Sein Nerven-System war so reizbar, daß oft ein bloßer Wechsel des atmosphärischen Einflusses ihm eine Ohnmacht verursachte. Bei seinen Meditationen hörte er gern im aufgeheizten Zimmer Musik; auch liebt er sich den Tisch mit wohlriechenden Kräutern und Blumen bestreuen, wie die Jahreszeit sie darbot. Diese Züge stärkten, wie er sagte, seinen Geist und sein Gedächtniß. Zur Frühlingszeit, wenn es regnete, pflegte er in seiner offenen Kutsche auszufahren; denn er behauptete, diese Erfrischung von oben sey sehr heilsam, wegen des Salpeterstoffes in der Luft; und bevor er zu Bette ging, trank er oft ein Glas starkes Bier, um seine geschäftige Phantasie einzulullen, die ihn sonst den größeren Theil der Nacht schlaflos hindringen ließ.

Als Baco seine Studien in Cambridge beendigt hatte, machte er eine große Reise nach dem Kontinent. Während dieser Zeit erfand er ein neues Ziffern-System, welches später dem ersten Theile seiner „Invocation“ einverleibt wurde. Damals scheint er auch die Phänomene der Natur, besonders den Schall, thätig geprüft zu haben. Er war der Erste, welcher die Idee zur Erfindung des Hör-Rohres (der Ohr-Trompete) angab, wie aus seinen eigenen, von dem Verfasser zitirten Worten erhellt. „Man versuche es nur“, sagt Baco, „zur Nachhilfe des Ohrs ein Instrument wie einen Teichter zu machen, dessen engerer Theil so dick sey, als die Oeffnung des Ohrs, dessen breiteres Ende aber viel mehr Umfang habe, etwa wie eine Glocke am Rande. Die Länge sey 3 Fuß oder mehr, und die enge Oeffnung werde dicht ans Ohr gehalten. Dann werde man, ob nicht jeder Schall in freier Luft aus größerer Entfernung gehört wird, als ohne jenes Instrument, das gleichsam eine Beihilfe für's Ohr wäre.“ — Baco's Entdeckungen sind unendlich bedeutender gewesen, als diese hingeworfene Idee einer Ohr-Brille; allein sie giebt schon eine Probe von seinem durchdringenden Geiste im jugendlichen Alter.

Der plötzliche Tod seines Vaters nöthigte ihn, vom Festlande zurückzukehren und gegen seine Neigung die Rechte zu studiren. Er kam bald in's Parlament, und wie Ben Jonson sagt, erstirte damals kein wichtigerer Redner; seine Reden hatten da, wo er bestimmte Wirkspiele umgehen konnte, einen edel eewerlichen Charakter. Keiner sprach jemals klarer, ausdrucksvoller, gewaltiger, sinnschwerer; Alles, was er sagte, hatte einen ganz besonderen Reiz. „Seine Hörer verloren schon etwas, wenn sie ihn nur einen Augenblick aus den Augen ließen, und Jeder, der ihn hörte, schrieb nur, er möchte ja selbst reden.“

Obgleich aber Baco in so mannigfacher Hinsicht sich hervorthat, und obgleich die Königin ihm zu wiederholten Malen eine Anstellung versprochen hatte, wich sie der Erfüllung ihres Versprechens doch immeraus. Als Sir Edward Coke General-Anwalt war, mochte wohl dessen feindselige Gesinnung gegen Baco an dieser Zurückhaltung großen Antheil haben. Die Nebenbuhlerschaft Beider wurde zuweilen laut, selbst bei Hofe, und es blieb nicht uninteressant seyn, ein Beispiel davon anzuführen, das Baco selbst erzählt.

„Ich will hier“, sagt er an einer Stelle, „eine Probe von dem Uebermuth geben, mit welchem der Herr General-Anwalt mich einst traktirte, und zwar öffentlich im Erzhexner (der Schatzkammer). Daß ich die Wahrheit erzähle, können wir Alle bezeugen, die dabei zugegen waren. — Ich wollte auf die Länderein George Mores, eines flüchtig gewordenen Verräthers, Beschlag gelegt wissen. Ich that dies in so milden und klaren Ausdrücken als möglich. Der Herr Anwalt aber ärgerte sich darüber und sagte: „„Herr Baco, wenn Sie nur irgend einen Zahn wider mich haben, so reißen Sie ihn aus; er wird Ihnen sonst mehr schaden, als alle übrige Zähne Ihnen nützen.““ — Ich antwortete ihm kaltblütig mit folgenden Worten: „„Herr Anwalt, ich achte Sie, allein ich fürchte Sie nicht; je weniger Sie von Ihrer eigenen Größe sprechen, desto mehr werde ich daran denken.““ — Er versetzte: „„Ich halte es für schimpflich, mit Ihnen auf den Fuß der Vergleichung zu kommen; denn Sie sind weniger als wenig, wenigster als das Wenigste.““ So gab er mir noch andere auffallend höhnische Reden, und das mit einer beleidigenden Geberde, die nicht beschrieben werden kann. Obschon gereizt, antwortete ich nur Folgendes: „„Herr Anwalt, bescheren Sie mich nicht so tief herunter; ich bin schon Ihr Mann gewesen und kann es auch wieder werden, wenn es der Königin so gefällt.““ — Er bedeutete mir, ich sollte mich nicht um die Angelegenheiten der Königin, sondern um meine eigenen bekümmern; ich sey ein Verräthter u. s. w. Ich sagte ihm: „Verräthter oder unverräthter das gilt einem Ehrenmanne gleich; ich habe immer meine Berufspflichten oben an gestellt und mein Interesse denselben untergeordnet, und hoffe zu Gott, daß Sie eben so denken mögen.““

Wenden wir uns jetzt zu dem populairsten und vielgelesensten Theile der Baconschen Schriften — wir meinen seine „Essays“ — und hören wir, was er selbst und was Andere davon berichten.

Im Jahre 1597 publizirte er einen Band seiner Essays, um den Abdruck einer insgeheim abgefaßten Kopie, die in das Publikum gekommen war, zu verhüten. Er vergleicht sich bei dieser Gelegenheit mit dem Besitzer eines Obstgartens, der sein Obst vor der Zeit einsammelt, damit es nicht gestohlen werde. In einem den Essays vorgedruckten Briefe an seinen Bruder sagt er: „Es war mir nicht angenehm, diese Versuche jetzt schon herausgeben zu müssen; denn sie gleichen den neugeprägten Halbpennystücken: das Silber ist gut, aber die Stücke sind klein. Da sie aber doch nun einmal vom Gepräge laufen sollen, so glaube ich, sie Niemand besser wünschen zu können, als Dir, meinem zweiten Ich, dessen schwächere Gesundheit ich gern auf mich übertragen möchte, damit Ihro Majestät einen so thätigen und fähigen Geist, wie Dich, in Ihrem Dienst bekäme und ich nur ausschließlich solchen Bestrebungen und Studien obliegen könnte, für die ich am tauglichsten bin.“

Diese „Versuche“ betrachtete er nur als Erholungen von seinen andern Studien. Es ist ein interessantes Faktum, daß der Versuch „Ueber die Freundschaft“ auf die Bitte seines frühesten und spätesten Freundes Matthew geschrieben wurde.

Seine Beobachtungen in den Essays sind die eines feinen Weltmanns. Dugald Stewart sagt mit Recht: „Die Neuheit und Tiefe seiner Reflexionen erhält oft eben durch die Trivialität des Gegenstandes ein starkes Relief.“ In seiner Art, die Dinge aufzufassen, war immer so viel Bestimmtes, daß seine Ideen öfter die ganze Schärfe und energische Kürze eines Sprüchwortes haben. Er war zugleich ein so großer Meister der Sprache, daß Dr. Johnson erklärte, aus seinen Werken allein könne man ein Englisches Wörterbuch zusammentragen.

Baco befand sich drinade unausgesetzt in schlechten pecuniairen Verhältnissen. Er selbst sagt in einem seiner Briefe: „Meine gute alte Herrin (die Königin) pflegte mich ihren Wachsstock zu nennen, weil es ihr Vergnügen machte, daß sie mich täglich brennen und glühen sah, und doch ließ sie es zu, daß ich fast ganz herunter brannte.“ Etwa fünf Jahre vor dem Tode der Königin war er so übel daran, daß ein Gelbschuldner, dem er dreihundert Pfund zu bezahlen hatte, ihn eines Tages arretiren ließ, als er eben vom Tower zurückkehrte, wo er in Sachen der Königin gewesen war. Nur die thätige Hülfsleistung seiner Freunde rettete ihn vor Kerkermauern. Nach dem Tode der Königin schrieb er in folgenden Ausdrücken an Lord Cecil:

„Wenn ich mein Landgut in Herfordshire verkaufe, so werde ich meine Schulden bezahlen können und 300 Pfund jährliche Einkünfte haben; dazu noch ein schönes Haus und einen wohlgezimmerten Fußbo-

*) Life and Character etc. (Leben und Charakter Lord Baco's, nebst einigen seiner Briefe.) Von Thomas Martin.

Digitized by Google

ten. In Königliche Angelegenheiten möcht' ich die Nase nicht viel mehr stecken, da Se. Majestät jetzo Rathgeber in Hülle und Fülle haben; wohl aber meinem eigensten Steeben folgen und mit angemessener Amtserhöhung mich verbreiterben. Was meinen Ehrgeiz betrifft, so versichere ich Eurer Herrlichkeit, daß es damit vorbei ist. Als die Königin, meine erlauchte Herrin, noch lebte, war das Quorum gering: ihr Dienst war eine Art Freiheben, und es war damals überhaupt eine feierliche Zeit. Alles dies stimmte zu meiner Individualität. Jetzt werde ich meinen ganzen Ehrgeiz der Schreibfeder anvertrauen, und diese wird meinen Nachruhm sichern."

Dieser Ehrgeiz war aber nicht sein einziger. In Bacо's Brust kämpften zwei feindliche Prinzipe um die Oberhand. Er hatte sich zum Staatsmann ausgebildet, und da er immer mit dem ersten Ministern in engen Verhältnissen stand, so war es natürlich, daß ihm Rang und Würden nie gleichgültig blieben. Aber eine innere Stimme sagte ihm auch wieder, daß die Natur ihn mehr zu wissenschaftlichen Forschungen, als zum Streben nach Ehrgeiz und Ansehen bestimmt habe. Er bubligte dem einen Prinzipe heimlich, und dem anderen öffentlich.

Es dauerte nicht lange, so war er an Jakob's Hofe angestellt. Dieser Monarch kannte seine Verdienste, und Bacо war nicht der Letzte gewesen, der ihm seine Dienste anbot. „Keines Menschen Feuer", sagte er in einem Briefe an den König, „soll reiner und glühender sein als das meinige; wie hoch aber die Flamme emporloderu soll, das bleibe Eurer Majestät anheimgestellt."

In jener Zeit wurde Bacо General-Fiskal am Königlichen Hofe und bald nachher General-Anwalt. In der letzteren Eigenschaft bemühte er sich, den Zweikämpfen, die damals sehr gewöhnlich waren, ein Ende zu machen; und die Klage, die er in der Stern-Kammer gegen William Priest und Richard Weight erhob, wurde von den Lords des Geheimen-Raths so gut gebilligt, daß sie dieselbe durch den Druck bekannt machen ließen.

Bacо trägt in dieser Klage darauf an, daß der Staat den Zweikämpfen energisch und mit strenger Konsequenz entgegenarbeite; er will das Uebel unter keiner Bedingung geduldet wissen: jeder dem Verbot entgegen Bleibende soll durch die Stern-Kammer bestraft und, selbst wenn er eine hohe Würde bekleidet, eine Zeitlang vom Hofe verbannt werden.

Im Jahre 1618 wurde Bacо Lord-Kanzler, mit dem Titel eines Barons von Verulam, und bald nachher eines Vicecount's von Saint-Alban.

Eines der bedeutendsten Werke dieses großen Denkers ist bekanntlich sein Novum Organum, das eine bessere Methode zur Erforschung der Wahrheit lehrt, als die Philosophen des Alterthums jemals ahnten, und deren Befolgung zu allen den großen Entdeckungen in der neueren Wissenschaft geführt hat.

Ein großes und fruchtbares, in dem Novum Organum dargelegtes und entwickeltes Prinzip, ohne welches der Aristotelische Lehrsatz da somni wo nullo eine sterile und nutzlose Abstraction sein würde, ist das Prinzip der Induction. Dieses Prinzip zufolge muß jede Forschung, wenn sie wahrhaft nützliche Resultate herbeiführen soll, auf Thatsachen beruhen und nicht auf Meinungen; sie muß analytisch verfahren, die Phänomene der Natur in ihre Bestandtheile auflösen, und solchergestalt zu Axiomen oder allgemeinen Gesetzen (z. b. generalisirten Thatsachen) sich erheben. aus denen man nicht blos die bereits inducirten oder zur Prüfung vorgelegten Einzel-Fakta, sondern auch andere, bis dahin unbekannte somit inducirt werden kann.

Vermuthlich um seinen neuen Werken desto sicheren Eingang zu verschaffen, bediente sich Bacо des alten scholastischen Kunstwortes Induction, das noch aus dem klassischen Alterthum stammte. Damit aber keine Verwechselung mit der Aristotelischen Induction entstehe, hebt er an verschiedenen Stellen seiner Schriften den mächtigen Unterschied zwischen beiden sorgfältig hervor. Trotzdem haben einige blinde Bewunderer des Aristoteles, um nur jede Art von Verdienst auf ihre Idol zu häufen, versuchtermaßen behauptet, daß Bacо's Induction mit der des Aristoteles identisch sei. „Als wäre seine eigene Gedankenverwirrung", sagt Dugald Stewart, „wenn man die Gnade (gratia) im christlichen Sinne mit den Grazien (gratiae) des heidnischen Alterthums verwechselte."

„Die Induction", bemerkt Bacо, „von welcher die Logiker sprechen, ist ganz falsch und unzuverlässig; was aber den Irrthum noch gefährlicher macht, ist der Umstand, daß, zufolge jener Induction, die Natur entstellt, gemißhandelt und verdorben wird, da doch alle Kunst nur verbessern und vervollkommnen auf die Natur wirken sollte. Wenn man aus einer Reihenfolge einzelner Thatsachen schließt, ohne widersprechende Umstände zu berücksichtigen, so ist dies keine Schlußfolgerung, sondern eine Konjektur. Die Wahrheit der Sache fällt so stark in die Augen, daß sie keinem selbstständigen Denker entgehen würde, wenn diese Herren ihren Dogmen und Theorien weniger haftig zueilten und weniger vorneym auf Partikularitäten herabsähen."

Wir können nicht umhin, eine seine Bemerkung des Dr. Rieb hier anzuführen. „Die meisten Künste", sagt er, „sind nicht eher unter Regeln gebracht worden, als bis sie durch den natürlichen Scharfsinn des Künstlers oder Erfinders zu einem bedeutenden Grade der Vollkommenheit gediehen waren; allein die Kunst der philosophischen Induction hatte Bacо sehr umfassend vorgezeichnet, ehe noch der Welt ein erträgliches Beispiel ihrer Anwendung vor die Augen gekommen war. Obwohl nun diese Eigenthümlichkeit das Verdienst des Baco'schen Werkes um ein Bedeutendes erhöht, so theilt sie ihm doch auf der anderen Seite eine gewisse Dunkelheit mit, weil es an ausklärenden Beispielen gebricht.

Der Verfasser der eben erschienenen Schrift setzt den Zweck und den Gegenstand jenes unsterblichen Werkes mit vieler Popularität auseinander. Seine Beispiele, die er den besten neueren Entdeckungen entlehnt, sind recht beleuchtend angewendet. Aber Philosophie und Literatur sind nicht die einzigen Gegenstände von Interesse in diesem Buche, auch das Leben und den Charakter Bacо's als Mensch behandelt der Verf. mit vielem Takte, indem er zwischen den beiden bis jetzt vorherrschenden Polar-Meinungen — daß Bacо der erhabene oder der unedle Mensch gewesen — die Mittelstraße hält.

Das wohlgetroffene Portrait des „Vaters der Experimental-Philosophie", nach einer schönen Medaille gestochen, ziert dem Buch schon beim ersten Eröffnen in nicht geringer Empfehlung.

Bibliographie.

Lives of the most eminent literary and scientific men of Italy, Spain and Portugal. (Lebensbeschreibungen der berühmtesten Italiänischen, Spanischen und Portugiesischen Literaten und Gelehrten.) 2 Bde. 12 Sh.

A key to structural, physiological and systematic botany. (Anleitung zu einem naturgemäßen Studium der Botanik.) Von John Lindley. 4½ Sh.

Twenty years in retirement. (Zwanzig Jahre verabschiedet.) Von Verf. der „Zwölf Jahre dem Militair". 2 Bde. 24 Sh.

Memoirs etc. (Denkwürdigkeiten des General-Lieutenants Sir Thomas Pirton.) Von H. B. Robinson. 2 Bde. 8 Sh.

Spanien.

Dichter und Maler im siebzehnten Jahrhundert.

Von José Bermudez de Castro.

In einem finstern und schmutzigen Gäßchen von Sevilla stand ein altes Haus, dessen Bau, von den Grundfesten bis zum Dache, durch häufiges Zuthun, Wegnehmen und Verändern in solchem Grade metamorphosirt worden war, daß der arme Architekt, der weiland als Künstlerstoff den Plan dazu entworfen, im Jahre der Gnade 1618 seine eigene Schöpfung nicht mehr erkannt haben würde.

Dieses Haus hatte damals zwei Stockwerke, wenn anders eine niedrige Dachstube mit ungedielten Boden, welche drei Viertheile des Saales einnahm, und die man vermuthlich einer Leiter entsteigen mußte, den Namen eines zweiten Stockwerks verdiente. Das Innere dieser Dachstube wollen wir näher kennen lernen.

Ein Jüngling, dem Anschein nach von 18 bis 20 Jahren, bekleidet mit Ruthik haben männlichen Ernst verbindete, stand hier am Fenster der Palette zu einem und den Pinsel in der anderen Hand vor einer Staffelei und hielte seine Flammenblicke auf das lachende Bäumchen Tizian's, welches er zu kopiren schien. Daß ihm aber seine Arbeit nicht befriedigte, konnte man aus den zusammengezogenen Brauen, den mißmuthsvollen Lippen und den raschen krampfhaften Bewegungen des jungen Künstlers abnehmen.

Zwei oder dreimal trat er ein wenig zurück, um sein Werk zu betrachten; seine Augen wendeten sich blitzschnell von dem Original zur Kopie; dann setzte er den Pinsel wieder an, verdarbe, that immer einen Pinselstrich, trat wieder zurück, verglich von neuem und trat endlich, der Wuth mit dem Fuße stampfend: „Daß ich!" — hier hielt er als guter Christ inne und fuhr dann in gedämpftertem Tone fort: „Nun, Gott sey mit gnädig! Wer kann solche Linien wiedergeben" Nachdem er eine Weile mit sich selbst gekämpft, packte ihn sein Unmuth von neuem; er schleuderte Palette und Pinsel gegen die Leinwand, streckte die darmlose Staffelei mit einem Faustschlag zu Boden, warf sich verzweiflungsvoll in den Sessel und verbarg das Haupt auf die Hand gestützt, in dumpfe Betäubung. Es war die Niedergeschlagenheit, die Verzweiflung des Genius, der den Himmel offen sieht und nicht hineintreten kann.

So blieb unser Jüngling zerschmettert und tiefsinnig sitzen. Der Zeit zu Zeit schien es, als ob ein heftiger Krampf ihn durchzuckte; dann erhob er das Haupt, blickte starr um sich her, betrachtete sich die Augen und schlug sich mit geballten Fäusten gegen die Stirn. Es verginnen die Stunden, und er saß noch immer ohn ein Wort, und er schlief nicht. Erst mit Anbruch des Tages erhob er sich mühsam, cholisch von seinem Sitze, drehte, ohne zu wissen, was er that, seinen noch zarten Schnurrbart aufwärts, stieg die Leiter hinab und trat, nachdem er sich andächtig bekreuzt hatte, aus dem Hause. Die bald gewordenen Augen und die krankhafte Blässe des Gesichts bezeugten ein überstandenes Seelenkampf.

Unser junger Künstler war von einer guten Christ; er besuchte alle vor Allem die Kirche. Nachdem er eine Messe gehört hatte, machte er sich schon derzhäter auf den Rückweg; da klopfte ihm Jemand sanft auf die Schulter, und eine bekannte Stimme sprach: „Geh mit Gott, Freund Diego!"

Der Anredende war ein Mann von einigen sechzig Jahren, groß wohlgebaut und mit sonnverbrannem Gesichte; die schwarzen Augen redeten von Krieg und Kunst, mit aller Glut eines Helden und mit dem ganzen Enthusiasmus eines Künstlers. Der kleine und eingefallene Mund beherbergte nur wenige verzinnte Ueberreste Zähne; die übrigen Züge aber verkündeten ehemalige hohe Mannesschönheit. Ein streng einen langen abgenutzten Mantel von schwarzem Kammelot, enge Wamms von demselben Stoffe und in demselben Zustande, kurze, feine anliegende Beinkleider mit fardiger Schleife, einen großen Degen und eine schiefsitzende Mütze. Die ganze Kleidung war ein Bild der Dürftigkeit, aber sauber und reinlich.

Wie interessant wußte es seyn, diese beiden Menschen vereint zu schauen! Der Jüngling ganz Hoffnung, der Greis ganz Erinnerung, Beide mit dem Schicksal ringend; Beide einander anblickend mit Augen, die eine glühende Seele verriethen, einen schöpferischen Genius, eine vulkanische Phantasie, ein Leben, an dem die Begeisterung mit einer Fülle lerne Feile nagte. O! wer sie geschaut hätte, diese Beiden, der wäre ausgezeichnet haben: „Das sind keine gewöhnliche Seelen! Diese Häupter

sagen etwas Gewaltiges, sey es nun im Himmel oder eine Hölle!" Des Einen wartete Selbstmord oder ewiger Wahnsinn. Der Andere . . . er Andere hatte gegen ein eisernes Geschick hundert Riesenkämpfe bestanden.

„Was bedeutet aber diese Blässe, dieser düster glühende Blick? Untergrabe nicht ein Leben, das so glorreich werden kann. . . ."

„„Ich habe eine entsetzliche Nacht durchlebt, eine Nacht voll Schrauen, Qual, Wuth und Verzweiflung!"" Hier faßte der Jüngling einen väterlichen Freund krampfhaft dem Arm und erstickte einen tief schmerzlichen Seufzer.

„Und was ist Schuld daran gewesen?" fragte der Alte, „vielleicht eine jugendliche Liebe? Doch nein, das kann es nicht . . . Jüngling, sage mir, was ist Dir begegnet?"

„„Was mir begegnet? Meine Hoffnungen auf Ruhm sind dahin — meine Schwingen verbrannt — ich bin gefallen!""

„Hast Du etwa Deine Kräfte überboten — den Moment der Ruhe nicht abgewartet?"

„Nun keinen Zollbreit bin ich weiter gekommen! Ich werde stehen bleiben, in der Menge mich verlieren — rathmlos untergehen!""

„Nein, Jüngling, Du bist nicht geboren, um in Finsternis zu gehen — erhebe kühn Dein Haupt — denke freudig an den Nachruhm!"

„„Den Nachruhm! — ja, ich träumte von Ruhm, und Euch verkannt' ich jene Träume, die mich zur Verzweiflung bringen: ich wollte erwundert leben oder — sterben! Nur keine Mittelmäßigkeit, die das eben mit Koth bekleidet; oder jetzt — wie mich emporschwingen!""

„Hört' ich Deine Hand, Deinen Pinsel und meine Phantasie!" sprach der Andere, und legte ihm mit begeistertem Blick eine Hand auf die Schulter; „Du weißt nicht, was Du für einen Schatz besitzest; arbeite, und ich verspreche Dir —"

„„Es ist vergebens! Der Ruhm hat seinen Reiz für mich verloren! Ich werde mich zu Grunde richten, eh' ich aus dem Dunkel derertreten!"" Hier schwieg der Jüngling ein paar Augenblicke und fuhr dann fort: „Mich Thor hat einst den Berühmtheit gerannt, hat bevollen und Kondoten gedichtet, und nun — was ist Euch denn geworden? Stecks Euer Ruhm in diesen Mantel, in diesen Wammse!""

„Sehr wahr!" sagte der Alte traurig, „sehr wahr, ich bin arm, erlassen, krank, verfolgt — sieh da meinen Ruhm! Welche Belohnung, großer Gott!" Hier senkte er sein Haupt, aber nur auf einen Augenblick. „Ich bin arm", sprach er dann mit edlem Stolze, „ich bin arm, aber geehrt. — Und wenn Träume von Liebe und Glückseligkeit, und der Arbeiten, die ich voll Schöpferkraft und Ins Dasein beschworen, mit ihren Augenblicken, ihren Charakteren, ihren Leidenschaften, jene Wesen, die ich ebe, als wären sie meine Kinder — jene Stunden der Weihe, des tiefen Wahnsinns — jene seligen Entzückungen, — jener Ring des schrecgrenzes, so frei, so fesselles wie der Aether — jene geistigen Welten, von denen ich lebe: entschädigen sie nicht für alle Leiden, für den Ungemach des Lebens? Wer kann diese Schätze mir entreißen? Was ist aller eitelste Ruhm gegen Götterstrenden?"

Bei diesen tiefen Furchen seiner Stirn hatten sich bei diesen Worten entfaltet; seine Augen strahlten von jugendlicher Begeisterung; sein hes, emporgerichtetes Haupt, sein Blick, der die Erde mit dem Szepter des Himmels zu messen schien — Alles verkündete den triumphierenden Genius.

Der Aelterblickt und die zauberische Beredsamkeit des Greises überältigten den Trotz des jungen Malers. Beschämt ob seiner Schwäche ging er die Augen nieder, und als der Alte ihm sagte: „Komm nach einer Wohnung!" folgte er so gedultig, wie ein Lamm.

— Das Atelier war noch in dem Zustand, in welchem wir es erließen.

„Wo ist die Leinwand?" fragte der Alte. — „„Hier"", antwortete sein junger Freund und bob sie, verstaubt und schmutzig, wie sie ar, vom Boden auf.

„Pfui, schäme Dich! Wer mit einer solchen Arbeit unzufrieden on kann, der ist mit nichts zu befriedigen. Du hast ein Meisterwerk erführt." — Hier betrachtete er das Gemälde genauer. „Unter Aufruck — dieses Gesicht lacht. Gute Kolorit, lebendige Auffassung, ächtiger Pinselstrich!" — Aber diese Mittel-Tinte!. Sie allein ist e Flecken Deiner Arbeit: warum hast Du sie in solchem Grade erweitscht?"

„Eben diese ist es, die mich zur Verzweiflung bringt"", rief der Maler mit Lebhaftigkeit. „„Ich sah jenen bläulichen Schimmer um die ippen des Originals schweben und ohne Conchilien mit dem Dunkel ich mischen! Ich habe ihn gesehen, geistig erfaßt und — war nicht Stande, ihn wiederzugeben. Ist das nicht Grund genug zum erzweifeln?""

„Nichts weniger: malt getrost fort: nimm Deine Begeisterung zur Ehrerin und werde kein Nachahmer!"

„Was soll ich thun? Was kann ich erfinden? Welches Kolorit nn ich erdenken, das mit Titian und Correggio nicht gerauht hätten! Darum bin ich doch so spät geboren!""

Ahne der Name nach: Alle haben sie mehr oder weniger unrein angefaßt: der Eine, um sie zu verschönern; der Andere, um sie herabsetzen. Male Du sie ganz, wie sie ist, mit ihrer göttlichen Schönheit, ist der hehren Majestät, die sie aus Gottes Händen empfing, mit ihren unnischen Mängeln — nichts ab- und nichts hinzugethan! Deine Phantasie, Dein Pinsel werden sie das Uebrige sorgen. — Dann, mein freund, dann kommt auch der Ruhm nachgeschritten; aber das Glück — o! täusche Dich nicht — das Glück schwerlich! Fürchtet Du den Neid und seine feinen Schlingen, zanderst Du in der Wahl zwischen Glück und Ruhm — nun, so bist Du nicht zum Künstler geboren: wirf den Pinsel fort!"

„„Nein!"" rief begeistert der Jüngling, den die Worte des Alten wie ein Wirbelwind packten; „„nein! Ich zaudere nicht: sind Ruhm und Unsterblichkeit mir nur gewiß, so scheue ich keine widrige Schicksale: mögen sie kommen! Ich biete ihnen Trotz."" Mit diesen Worten warf er keck und wie herausfordernd sein Haupt empor.

„Sey gefaßt Du mir, so wollte ich Dich sehen, mein Sohn", sprach der Alte gerührt, „Du bist der Gabe würdig, die der Himmel Dir verlieh. Ach! hätte ich Deine zauberische Kunst verstanden! Mein Name würde auf der ganzen Erde wiederhallen, und ich würde minder unglücklich sein. Schau meine Stirn! Ich möchte tausendfaches Unglück darauf eingraben? Ich lebte in einer Welt, die mich nicht verstehen konnte: ich wollte meinen Genius hinunterwingen, weil ich nicht sähig war, ihn auf die Leinwand zu übertragen oder Harmonie einzumischen; darum meine feurige Seele wollte zuweilen aufsahmen und sich verzehren. Das Kriegerleben versprecht auch Lorbern und Unsterblichkeit: ich wurde Soldat, und Gott weiß es, daß ich diesem Berufe, der die Gluten meiner Seele dämpfte und sie erweiterte, keine Schande gemacht habe. Bald aber trieb mich das Schicksal aus dieser Bahn wieder heraus. Schau her! (hier zeigte er dem Jüngling eine große Narbe und einen gelähmten Arm) Selbst Du? Das Waffen-Handwerk muß' ich niederlegen; aber ich konnte noch schreiben! Meine Feder war mein Pinsel, und ich ließ Gemälde ins Dasepn treten, eben so scharf gezeichnet und von eben dem Farben-Reichthum wie die Dringen.

„Und was für schöne Gemälde!"" sprach der Jüngling mit Bewunderung.

„Mein Meisterwerk hast Du noch nicht gesehen", fuhr der Alte fort, „hier steckt es in meinem Busen; ich werde es mit mir begraben lassen! Man glaubte, eine Schmäh-Libell zu lesen, man verfolgte mich, und dieses Buch wurde die Duelle aller meiner Leiden; aber ich lebe es darum nur noch inniger."

Mit diesen Worten langte er behutsam ein dickes, kräftlich beschriebenes Heft hervor und begann nun, dem inneren Auge des Malers ein unermeßliches Gemälde aufzurollen, einen Farbenteppich, auf welchen Erfahrungen gestickt waren, so frisch, so ätherisch, so duftig und wundervbar! Tausend abenteuerliche Striche, tausend Narrheiten mit allen ihren Nuancen von Scherz und Grazie; tausend fantastische Bilder, mit mit Stimmen von bald der tiefsten Lebensverzweiflung überfließen von unschuldiger oder zärtlicher, beglückter oder unglücklicher Liebe, mit süßen Thränen und Seufzern, oder mit dem Lächeln der Freude und dem Erröthen der Scham, anakreontisch oder elegisch; der ganze Schauplatz des Lebens, mit allen seinen Visionen und Traumbildern, seinen Leiden und Freuden — mit tausend Charakteren, die wie die Tage wechseln; ein fantastisches und doch wahres Gemälde; eine Fülle komischen Humors, die beim Schattenspiel selbst ein Lächeln abzwingen könnte.

Der junge Maler war im's Hören und Anschauen ganz versunken, als der Greis plötzlich abbrach.

„Wohlan!" sprach Letzterer, dem die Gefühle, die sich in den Augen des jungen Malers aussprachen, mehr Genuß verschafften, als der Beifall einer Menge, „wohlan, jetzt ergreife den Pinsel!"

„Und was soll ich denn malen nach dem, was ich gehört habe?

— Ach! und diese Mittelstirne!"

„Diese Natur jungfräulich, ohne Beimischung, und Du wirst ergründ sein, und die Welt wird Dich vom Grabe zurückrufen. — Es soll Dir gelingen, das versprech' ich Dir; oder schwöre mir, daß Du ihun willst, was ich Dir sage."

„Ich schwöre!" sprach der Jüngling, von dem höheren Genius überwunnt.

Er öffnete das Fenster, rieb Farben an, spannte ein anderes Stück Leinwand auf die Staffelei, nahm den Malerstock und die Pinsel zur Hand, stellte sich vor die Leinwand und fragte: „Was soll ich denn nun malen?"

Der Greis blickte aus dem Fenster und antwortete ungeduldig: „Jenen Alten da!" Hierbei wies er auf einen ergrauten Wasserträger mit seinem gezeichneten Schlauche, der eben ein paar Durstige tränkte.

„Zauber nicht, Jüngling! Male ihn! Bring' ihn lebendig auf die Leinwand mit seiner rohen Seele, die aus den unedel trotzigen Augen blickt; bring' alles das auf die Leinwand, und dann will ich Dir sagen, ob Du bist ein Genius!"

Mit Blitzschnelle durchdrang der Gegenstand die jugendliche Phantasie des Malers; er zeichnete hastig, unförmlich, aber gläubend wie ein Bulkan. Wie mischten sich auf der Palette die widerstrebendsten Farben, und wie flossen sie auf der Leinwand in einander über, als erdenkliche Wechsel des Lichts darstellend! Mit welcher Wahrheit und wie naturgetreu traten sie hervor, die rohigen Formen, die gräulichen Tinten, die zerrissenen Schatten des rohen Gesichts! Wie getroffen waren die schwieligen Hände, die gerötheten Haut des Bauern!

Schon war das Werk beinahe vollendet, als die Stirn des jungen Künstlers auf einmal neue Wolken umzogen. „Verwünschte Mittelstirne!" rief er aus; „da kommt sie wieder zum Vorschein!" Er wollte eben den Pinsel nehmen und retouchieren; aber der alte Kriegsmann fiel ihm in den Arm und rief:

„Halt ein! bei Leide nicht! Das darf ich nimmermehr zugeben!"

Der junge Maler rang mit sich: „Laßt mich los, um Gottes Willen! Die Augenblicke sind kostbar — meine Phantasie ist noch voll von ihrem Gegenstande."

„Gedenke Deines Schwures." — Aber der Jüngling hörte ihn nicht und kämpfte, um sich loszureißen. Als dies ihm endlich gelungen war, trat er vor die Staffelei und — stand wie versteinert; jene so schwierige Mittelstirne, die Klippe, an der er scheiterte, war verschwunden und das Bild vollendet. Es war ein Meisterstück. Der Alte lächelte.

„Siehst Du, mein Sohn, daß ich Recht hatte? Ueberzeugt Du Dich nun, daß jener Dunst, jener leichte Schatten, den Du sahst, nur Gebilde Deines von dem langen Ansehen des Modells ermüdeten Auges waren? Spitch, was fehlt denn diesem Gemälde? Rühr' es nicht mehr an! Es würde an Geist und Lebendigkeit verlieren, was es an Geschmeidigkeit gewönne."

Digitized by Google

Mit einem Lächeln des Dankes und der Befriedigung schrieb unser Jüngling an den Fuß des Gemäldes: Velasquez pinxit.

„Du wirst unsterblich seyn, Diego Velazquez de Silva!“ sprach der Alte.

Velazquez umarmte ihn und stammelte, vor Freude weinend: „„Auch Du, Miguel de Cervantes Saavedra! Das, was Du mir vorgesetzen, wird alle Zeit überdauern.““

Italien.

Die Denkmäler von Ravenna.

Ravenna ist das Rom der letzten Römer-Zeiten. Große Erinnerungen sind dieser Stadt geblieben aus jenem Zeitalter des Verfalls, das auch ein Zeitalter der Begeisterung war; denn die Geist der Monarchie der Cäsaren ist die gemeinsame Wiege der Staaten West-Europa's geworden.

Die republikanischen und ritterlichen Jahrhunderte des Italiänischen Mittelalters haben einen großen Theil ihres Glanzes auf Ravenna zurückgestrahlt. Das einsame Greisenalter dieser berühmten Stadt macht sie dem Reisenden nur noch ehrwürdiger.

Um den großartig melancholischen Charakter dieser Stadt ganz zu erfassen, muß man durch jene waldbewachsene Oede längs der Küste, die eben so poetisch ist, als die Römische Campagna, nach Ravenna gehen. Hier findet der Reisende keine Menschen-Wohnungen mehr; nur eine Kapelle, in dem herrlichen Style der wiedergeborenen Kunst gebaut, bezeichnet den Eingang in den Fichtenwald. Als wir die dahin gelangt waren, neigte sich die Sonne bereits zum Untergang; ihre Strahlen spielten zu unserer Rechten in den großen Sonnenschirmen von dauerndem Grün, die aber einer ferneischen Dekoration als einer freien Schöpfung der Natur glichen. Linker Hand erstrecken sich die salzigen Sümpfe, eine geräumige Haide, mit vielen Pfützen grünlichen Wassers und mit Schilfbütten überdeckt. Im Hintergrunde des Gemäldes entsaltet der Apennin sein Amphitheater von wesflich angebauten und mit schroffen Felsen gekrönten Hügeln, von denen der imposanteste San Marino als Piedestal dient. Gegen Abend sind die hohen Dämme, zwischen welchen der Reno seine schlammigen Gewässer wälzt, noch durchsichtig, um Ravenna zu verstecken. Plötzlich bemerkt man mitten in den Felderen ein altes, mit grauen Moos-Flechten bewachsenes und an einen röthlichen Thurm sich lehnendes Gebäude; es ist die Basilika Classis, welcher Name noch an den ehemaligen zweiten Kriegs-Hafen des Römischen Reiches erinnert.

Bis ins achte Jahrhundert reichte das Adriatische Meer bis an diese Stelle, und die orientalischen Marmorsteine, aus denen die Kirche erbaut ist, wurden nahe an ihren Gestaden ausgeschifft. Von dem großen und volkreichen Hafenviertel Classis, das von Kasernen und Magazinen, von Arbeitern und Matrosen, von Kaufleuten und Seesoldaten voll war, ist nicht einmal die Stelle übeig, auf der es gestanden; man sieht nur einen bald ausgetrockneten Morast; Alles ist untergegangen, ausgenommen das Denkmal der Siege des Christenthums; der Hafen der Cäsaren ist verschwunden, wie ihre Flotte.

Die Kirche Classe oder Classe fuori ist dem heiligen Apollinarius, einem der ersten und ausgezeichnetsten Prälaten von Ravenna, geweiht. Seit dem Bronze der St. Pauls-Kirche auf der Via Ostia bedauptet St. Apollinarius de Classe den ersten Rang unter den ursprünglichen Tempeln der Christenheit. Die Säulenhalle ist zwar neu, allein das Innere hat keine Veränderung erlitten. Im Jahre 534 angefangen und 548 beendigt, im Beisein des Legaten Kaiser Justinian's, unter den Auspizien dieses Kaisers und Theodora's feierlich eingeweiht, bewahret die Basilika noch das Ansehen und die architektonische Einrichtung eines Gerichtshofes für den christlichen Kultus, nach der ursprünglichen Bestimmung des Gebäudes.

Drei Schiffe von imposanter Majestät entigen in ein halbkreisförmiges Ehor, das sich um einige Stufen über den Fußboden der Kirche erhebt: es ist das Presbyterium, dem ursprünglicher Tribunale substituirt, mit dem vormals einzigen Altar oben auf den Stufen und dem Sitze des Bischofs im Hintergrunde. Das Zimmerwerk, welches dem Dache des Gebäudes als Stütze dient, läuft seine langen, von Lampen und Marmorleuchtern geschmückten aus Kastanienholz durchblicken; die Säulen, welche die einzelnen Schiffe trennen, sind von weißem und schwarzgeädertem Griechischen Marmor. Der Baldachin, welcher, zur Erinnerung an das Tabernakel der Schrift, über dem Hochaltare angebracht ist, wird von vier Säulen aus einem sehr seltenen und kostbaren orientalischen Marmor getragen, dessen große schwarze und weiße Flecken alle erdenkliche angulaire Formen haben.

Im Mittelpunkte der Ambulation oder des Mittelschiffes steht ein kleiner Altar mit einem Pavillon aus Bronze darüber. Längs den Mauern der Cella, die Alter und Feuchtigkeit ihrer ehemaligen Bekleidung von Fresko-Gemälden beraubt haben, ruhen, als einzige Zierde, die massiven Sarkophage der ersten Seelenhirten Ravenna's. Ihr weißer Marmor hat seine ganze Reinheit bewahrt; plumpe Skulpturen aus der christlichen Schule belasten die Wände derselben: es sind mystische Lämmer, Tauben mit dem Zweige der Hoffnung im Schnabel, geheimliche Monogramme, in scheinbaren Mysterien das Glaubensbekenntniß verbergend. Oft steht man auch halberhobene Büsten, von einer Art Muschelschale umgeben, die Bilder der Apostel in Römischen Toga's vorstellend, und der Gute Hirte, welcher das verirrte Schaf auf seinen Schultern trägt, findet sich auf den meisten dieser Monumente.

Der Glockenthurm, von runder Form und außerordentlicher Höhe, aus Backsteinen gebaut und mit einer Menge kleiner Fenster versehen, ist ein kostbares, heutzutage fast einziges Ueberbleibsel der militairischen Architektur aus der Gothenzeit, oder vielmehr aus den früheren Römerzeiten. Man kann ihn als ein Exemplar jener Bollwerke betrachten, die Belisarius und Prokop in so großer Anzahl längs den Donau-Ufern gegen die nordischen Barbaren errichten sahen.

Zwischen Classis und dem alten Ravenna erstreckt sich ein morastiger Revier, oder vielmehr eine Stadt von Palästen, deren Name ihren Ursprung deutlich verkündet; man nannte sie Cäsarea. Jetzt ist von diesem ganzen Reviere nur noch eine Kirche übrig. Die Geschichte Ravenna's kann den großen Dren Raum in gewissem Betrachte wieder beleben.

Die neuere Stadt, deren Mauer aus Backsteinen von allen Seiten einstürzt, war vormals die Residenz eines Kartinal-Legaten des päpstlichen Stuhles. Sie hat 17,000 Einwohner und genießt die sehr einschränkten Vortheile des Hauptortes einer Provinz. Dies ist Alles, was von dem alten Heerde der Gothischen Civilisation, von Theodorich's Italiens, der militairischen Stadt der Polentani übrig bleibt. Sie ist wohlgebaut, lachend, saft ganz modern anzuschauen; denn die meisten oder weniger antiken Monumente, welche sie einschließt, haben größtentheils seine Facaden, oder Façaden aus neuerer Zeit. Manches ganz gewöhnliche Gebäude birgt antike Schätze, deren Dasein man gar nicht ahnet. Um sich unter so vielen Kostbarkeiten zurechtzufinden, ist eine chronologische Classification nothwendig. Ravenna hat, wie Konstantinopel, keine Spur des Heidenthums mehr aufzuweisen; seine Monumente sind alle christlich und entstammen dem Zeitraum, welcher die Regierung des Honorius von der Leo's XII. trennt.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Elementi di statica. (Elemente der Statik.) Von Gaetano Gaetani, Professor der Mathematik an der Akademie der schönen Künste zu Florenz. Florenz.

Frasologia Italiana. (Wörterbuch der eleganten Italiänischen Schreibart.) Erster Band. Zweite vermehrte Auflage. Mailand.

Alla gioventu sullo studio della filosofia. (Ueber das Studium der Philosophie.) Eine Rede an die Jugend, von Dr. Antonio Ricardi. Bergamo.

Istoria del progresso e dell' estinzione della riforma in Italia nel sedicesimo secolo. (Geschichte der Fortschritte und der Unterdrückung der Kirchen-Reform in Italien.) Nach den Englischen des Mac Crie. Paris.

La Madonna d'Imbevera. — Erzählung von Cesare Cantu. Mailand.

Memoria sul modo di conservare la salute e prolungare la vita. (Ueber die Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens.) Nach Hufeland's Makrobiotik, von Dr. Ercole Lauzoli. Mailand.

Le meraviglie dell' arte. (Lebensbeschreibungen der berühmtesten Venetianischen Maler.) Nebst ihren Portraits. Von Carlo Ridolfi. Zweite sehr vermehrte Auflage. Padua.

Due parole delle per celia. (Zwei Worte zum Scherz.) Lustspiel in 4 Akten von Luigi Pioner. Mailand.

Elementi di agricoltura teorica-pratica. (Theoretisch-praktische Anleitung zur Landwirthschaft.) Herausgegeben von den Prosessoren Gioboini und Moretti. Zweite vermehrte Auflage. 4 Bde. Mailand. Pr. 14 L. 30 C.

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte des groben Geschützes. Schon in dem Zeitalter Froissart's hatte die Erfindung des Schießpulvers und des Kriegswesen umgestaltend eingewirkt; allein das grobe Geschütz war damals und noch einige Zeit später sehr unvollkommen. Die enormen Stein- und Unbehelfsbüchsen der Kanonen scheinen ihren Transport ganz gewöhnlich; sie konnten nur drei- oder viermal des Tages abgefeuert werden, und jeder Schuß war eben so kostspielig als unsicher. Noch bei der Belagerung von Magdeburg (1631) sollen 1550 Kanonenschüsse gethan eine und dieselbe Mauer mit geringem Erfolge gerichtet worden sein. Dagegen lehrte die nachmalige Vervollkommnung des Artillerie-Wesens, daß die stärkste Festungsmauer einer Kanonen-Batterie nicht gewachsen ist. Nirgends Bastionen und Zwischenwälle vertreten hinführo die gewaltigen Thürme und Mauern mittelalterlicher Schlösser. Trog der sehr verkleinerten Kanonen ist der Vorbeil so ganz auf die Seite der Belagerer gekommen, daß man den letzten Termin einer methodisch geführten Belagerung fast mit Sicherheit vorausberechnen kann. Darum ist nun freilich das Interesse der neueren Belagerungen sehr vermindert worden; aber man wird auch, dem Himmel sei Dank, nicht mehr die Extreme des Elends erleben, denen eine belagerte Stadt im Mittelalter ausgesetzt war. (U. S. A.)

— Der Eschenbaum. Die Esche (sagt Leigh Hunt in seinem Indicator) ist derjenige Baum, dessen Nutzen dem der Eiche zunächst steht. Seit undenklichen Zeiten hat er den Kriegern Speere und Bogen geliefert, den Pbilistern Stöcke, den Gärtnern Stangen für Hecken, Weinreben u. s. w. Die Griechen nannten ihn Melela, den honigsüßen, weil er eine Art Manna ausschwitzt, das somst in der Heilkunde und Färberkunst von starkem Gebrauche war. Vor etwa 50 Jahren gab es sund giebt's vielleicht noch) in Toskana große Eschenwälder, deren Bäume zu diesen Zwecken angezapft wurden. Virgil nennt die Esche „den schönsten Baum des Waldes“; Chaucer „die nützige Esche“, und Spenser „die Esche, die für Alles gut ist“. Die Gemein-Esche, (ground-ash) gedeiht am besten, je mehr sie beschnitten und behauen wird — eine Veredlungs-Manier, welche die Stöcke aus diesem Baum oft auch an dem Menschen erproben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 125. Berlin, Montag den 19. Oktober 1835.

Rußland.

Prinz Johann von Dänemark in Rußland.

(Eine Begebenheit aus dem Jahre 1602, nach Russischen Quellen mitgetheilt vom Legationsrath Tiedge.)

Das siebzehnte Jahrhundert war begonnen. Die Friedensliebe seines Monarchen hatte Rußland die Ruhe geschenkt, aber noch bauchten die Felder den Dampf des Blutes derer, die unter der Schärfe von Batori's Schwerte dahin gesunken waren. Moskau, kaum wieder frei athmend nach dem verderbenbringenden Einfall Daulet Ghirei's, nahm in seine Mauern neue Verheerungen auf, Hungersnoth und Pest. Die diesen düsteren Uebeln vereinten sich, um die Schale des Unglücks ganz zu füllen, die Gräuelthaten des grausamen Chlopka, oder, wie einer der Schriftsteller ihn treffend nannte: Russlans Caligula. Ueber den Zaaren Godunow hat die moralische Geschichte der Menschheit abgeurtheilt; doch groß in geistiger und politischer Hinsicht, zeigte er auch bei diesen Unglücksfällen Festigkeit des Geistes, gab seinen verarmten Unterthanen mit vollen Händen, wachte sorgsam über die Verwaltung des Reichs, und so wurden die fremden Staaten das Unglück Rußlands nicht gewahr. — „Was kann sich des Erstaunens nicht erwehren", sagt Johannes von Wisler, „daß bei allen diesen Unglücksfällen, unter deren Last Rußland seufzte, die Reichs-Geschäfte mit solcher Lebhaftigkeit, mit so wundervoller Thätigkeit angefördert wurden. Betrachter man den Gang derselben aufmerksam, so wäre es schwer zu glauben, daß die inneren Kräfte Rußlands sich zum Verfalle neigten; im Gegentheil schien es, daß sie demerkbar zunahmen und daß in Moskau ein völliger Ueberfluß herrsche." — Moskau, ohne sich durch große Siegesboten von andern Mächten Achtung zu erzwingen, genoß doch, so daß es unaufhörlich mit anderen Höfen Gesandtschaften wechselte. Schweden, Polen, Elisabeth von England und der Papst suchten Bündnisse mit Rußland; ihre Gesandten erstaunten über die Pracht und den Glanz des Zaaren. Doch nicht allein Gesandte waren die ausländischen Gäste an Godunow's Hofe; Gustav, der Sohn des Schwedischen Königs Erich XIV., zog auch in die Mauern der alten Russischen Hauptstadt im Jahre 1599 ein. Drei Jahre später, im Jahre 1602, geschah Aehnliches, was von den Russischen Annalisten nur obenflüchlich erwähnt wird, denen die Thaten und der Ruhm ihrer Vorfahren und Zeitgenossen erbelichter däuchten, als die Sitten des Volks und die Gebräuche am Hofe der Zaars. Für diese Dürftigkeit der Erwähnung entschädigen die Erzählungen ausmerksamer Ausländer.

Die Streitigkeiten zwischen dem Dänischen und Russischen Hofe, wegen welcher schon im Jahre 1557 der nach Moskau gekommene Dänische Gesandte Teufel Neuberg Unterhandlungen begann, bei welchen er sich namentlich darüber beklagte, daß die Russen den Norwegischen Lappländern Fischereien und Länder streitig machten, waren noch nicht geschlichtet. Aus dieser Ursache kamen im Anfange des Jahres 1602 neue Dänische Gesandte nach Rußland, nämlich Este Brok und Karl Wieke, um die Unterhandlungen wegen jenes streitigen Gegenstandes wieder aufzunehmen. Die Folge ihrer Bemühungen war der Vorschlag, den Sohn des Königs Christian IV. mit der Tochter des Zaaren, Fedor, zu vermählen. Die Zaaren machte: von beiden Theilen Kommissarien zu ernennen, welchen die Bestimmung der Gränzen obliegen sollte. Godunow's kluge Politik fürchtete unter den gegenwärtigen Umständen Verdrießnisse einen Krieg, und er entdeckte ein Mittel, diesen zu verhüten, das seiner Eigenliebe schmeichelte und zur Erhebung Rußlands wirken sollte.

Boris Godunow hatte zu einer Gesandtschaft nach Polen schon früher seinen Staats-Secretair Pisansky Wlasjew gebraucht, einen sehr geschreiben Kopf, und diesen bestimmte er zu einer Mission nach Kopenhagen, mit dem geheimen Auftrage, den jüngeren Bruder des Königs Christian IV. von Dänemark, den Prinzen Johann, freundlichst nach Moskau einzuladen und ihm Xenia, des Zaar's Tochter, zur Gemahlin anzutragen. Der Dänische Hof, zu jener Zeit noch unsicher verweilt in den bedenklichen Streits mit Schweden, wegen der drei Kronen im Wappenschilde der beiden Reiche, schlug den Antrag des Zaar Godunow nicht aus, weil diese Verbindung ihm, im Falle eines Krieges, die wünschtige Hülfe Rußlands sicherte. So hatte also Wlasjew bald mit einer günstigen Nachricht nach Moskau zurück und Godunow hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als Vorbereitungen zu treffen, um seinen künftigen Schwiegersohn durch Luxus und Pracht in Erstaunen zu setzen. Seine Bojaren eiferten den Befehl, sich zu rüsten, den Prinzen Johann mit allen den Ehrenbezeigungen zu empfangen, die ihm gebührten. Die Bojaren Michail Gliebowitsch Schalußkow und der obenerwähnte Staats-Secretair Wlasjew warteten mit 2000 Reitern und 200 Fuß-Soldaten bereits drei Monate an der Mündung der Narowa, als dort endlich am 10. August 1602 der Prinz, begleitet von 200 Dänischen Beamten anlangte, und sofort seine Gesandten aus Ufer zu den beiden Bojaren schickte. Am folgenden Morgen holten diese in einem großen Boote, in welchem ein Zelt von Sammet aufgeschlagen war, den hohen Ankömmling von seinem Schiffe ab; unter dem Kanonendonner der Dänischen Schiffe und der Festung Iwangorod, verwilkommt von den reich geschmückten Bojaren zu Fuß und Roß, stieg er ans Ufer und begab sich in ein, dort für ihn errichtetes prachtvolles Zelt, das durch seinen Glanz sich vor den übrigen, für das Prinzliche Gefolge bestimmten, auszeichnete. Nun betrachten sich der Staats-Secretair Wlasjew und der Doktor Jürgen Weber, Kanzler des Prinzen, nach dem damaligen Gebrauche mit einander, und diesen festlichen Empfang beschloß dann die Ueberreichung der prächtigen Geschenke des Zaars an den Prinzen, die gebräuchmäßig aus Kleinoten von Goldstoff, diesen mit Edelsteinen und Perlen, aus goldenen Gefäßen und ähnlichen Kostbarkeiten bestanden.

Einige Wochen verweilte der Prinz in Iwangorod in dem Russischen Narwa, wie es die Ausländer nannten, erhielt daselbst später noch ein festbares Geschenk, nämlich einen reichen Wagen mit sechs weißen schönen Rossen und das dazu gehörige Geschirr von Silber, und setzte dann die Reise seinen Tagereisen von sieben bis zwölf Meilen seinen Weg über Jamgorod (das jetzige Jamburg), Nowgorod und Staritza fort, wo er überall mit ausgezeichnetem Glanze empfangen wurde. Als eine Art Reise-Marschälle waren ihm vom Zaar der Fürst Semen Dmitrijewitsch Kropotkin und Iwan Andrejewitsch Sjedakow beigegeben, denen es oblag, jeden seiner Wünsche zu erfüllen. In Nowgorod war, zur Erhöhung des Prinzen, ein Kampf der Russen mit wilden Thieren veranstaltet. Ein Staritza wartete man vergeblich 4000 Russische Reiter auf ihn, man übergab ihm in des Zaar's Namen drei herrliche Pferde mit vollständigem glänzendem Geschirre, und ein Schwert, reich mit Edelsteinen besetzt und mit goldenem Griffe versehen. In Moskau ordnete unterdessen der Zaar selbst Alles zum Empfange des Prinzen.

Ein zu dem Gefolge Johann's gehöriger Deutscher hat in einem kleinen Werke diese ganze Reise beschrieben, unter dem Titel: „Wahrhaftige Relation der Reise der Russischen und Moskowitischen Reise und Einzug des Durchlauchtigen Herrn Herzog Johannsen des Jüngern, — auch wahrhaftiger Bericht der herrlichen Gelegenheit des Russlandes, der großen Städte Muskaw Leben und Sitten, durch einen der Wahrheit Liebhaber." Hamburg, 1603 in 4. — Diesem Angezeigten entnehmen wir die Beschreibung des feierlichen Einzuges des Prinzen in Rußlands alte Hauptstadt: „Nunmehr der Prinz unter großen Ehren erwarteten pus die angesehenen Zaarischen Bojaren in goldgestickten Kleidern, auf stolzen Pferden, statt der Mundstücke mit silbernen Ketten versehen. Nach ihnen erschienen in Reih und Glied 1500 Reiter. Da kamen dem Prinzen Russen und Tataren, Deutsche und Polen im Namen des Zaars, dem sie dienten, entgegen. Unterdessen Schweig der Schall der Pauken und Trompeten; zuerst stiegen die Bojaren, um nach ihnen der Prinz, nebst den Königlichen Gesandten von den Pferden; die Russen bewillkommten uns mit einer feierlichen Rede, und führten Johann einen gezamen Hengst mit silbernem vergoldetem Sattel und einer Decke von Goldstoff zur; ähnliche Geschenke erhielten die Königlichen Gesandten, die Hofleute und das ganze Gefolge des Prinzen, vom Ersten bis zum Letzten, jeder nach seinem Range und Stande. Auf solche Art zog Johann am 19. September in Moskau ein, von einer unzählbaren Masse Volks und dem Geläute der Glocken vom Kreml empfangen, aber ohne den bei uns gebräuchlichen Schall der Trompeten und Pauken, denn die Russen sagen: das diese nur im Kriege, nicht aber bei freundschaftlichen Festen passend sind."

Hierzu mag noch aus den Russischen Jahrbüchern ergänzt werden, daß der Bojar, Fürst Wassili Golizin, und die Oekolnitschie, Wassili Morosow und Peter Basmanow, am Eingange der Straßen Moskau's, und bis zu den ersten Häusern, den Prinzen mit Ehrenbezeigungen empfingen, und daß dreißig seiner bisherigen Reise-Marschälle jetzt nach dem Einzug in Moskau durch den Fürsten Gregori Romodanowsky, der die Stelle eines Haus-Marschalls bei Johann einnahm, abgelöst wurden.

Neun Tage wurden dem Prinzen bewilligt, um sich von den Anstrengungen der Reise zu erholen, während welcher Zeit Boris Godunow, sich Kreuz an die väterländischen Gebräuche hatten, seinen Einzug in Moskau durch den Schmiegersohn nicht sah. Am Tage nach des Prinzen Ankunft aber sandte ihn der Zaar zur Mittagszeit bunderi mit Speisen gefüllte

Digitized by Google

Schüsseln von reinem Gold, mit eben solchen goldenen Schüsseln bedeckt; außerdem in prachtvollen Geschirren Honig, Bier, Wein und Branntwein. Am 28. September wollte Godunow den Prinzen feierlich empfangen. Am Thore des Kremls standen die Schützen und das Volk. Dann nahte Johann und sein ganzes Gefolge auf den vom Zaar erhaltenen Rossen; der Staats-Secretair Wlassjew und viele Bojaren in reicher Kleidung trieben voraus. Man stieg von den Pferden, die die Schützen in Empfang nahmen, und nun wurde der Prinz von dem Fürsten Trubetzkoi und Kasakatenoukowitsch Tscherkassky, mit denen sich auf der Treppe andere Bojaren vereinigten, empfangen und durch mehrere vergoldete, mit türkischen Teppichen ausgelegte, Zimmer in das Gemach des Zaars geführt.

An der Thür desselben wurde er wieder bewillkommt von den Fürsten Scherremetew, Mstislawski, Trubetzkoi und Sslatnanow. Der Zaar und dessen Sohn, der Zarewitsch Feodor, umgeben von Bojaren, Hofherren und Pagen, in goldgestickten, mit Perlschnüren und Perlen besetzten Kleidern, gleich Sternen glänzend, erwarteten den Prinzen unter einem kostbaren Baldachin. Johann verneigte sich tief vor dem Zaar und dem Zaarewitsch, wurde dann von diesen umarmt, und es entspann sich ein freundschaftliches Gespräch.

Dem eben angeführten Schriftsteller aus Johann's Gefolge entnehmen wir auch die Beschreibung der zu Ehren des Prinzen in der Rüstkammer des Kremls gehaltenen Zaarischen Mittagstafel. Der Deck des Zimmers nämlich war über einem silbernen Tische mit goldenen Flüssen eine künstlich gearbeitete Krone angebracht, in welcher sich eine Schlaguhr befand. Eine Säule erhob sich in der Mitte des Gemachs bis zur Decke und war von einer Waffe goldener und silberner Schalen und Trinkgefäße umstellt. Im Vorzimmer zeigten sich ähnliche Pyramiden in unglaublicher Menge. Moskau, obgleich es große Leiden ertragen, obgleich es seine Schätze, die Wolk der Armen zu mitern, reichlich gespendet hatte, erregte dennoch das Erstaunen und die Bewunderung der Fremden durch seinen Ueberfluß und durch die Asiatische Verschwendung, die an die Zeit des Zaars Joann erinnerte. Der Zaar auf goldenem Thronsessel, neben ihm der Dauphin Prinz und der Zarewitsch Feodor, nebst den Bojaren Wassili, Schuiskoi, Trubetzkoi, Mstislawski, Schalitschew, Tscherkasky und den Okolnitschie Sslatinow und Moroffow saßen an der Hauptseite. Die Dänischen Würdenträger wurden an der Nebenseite von den Fürsten Lykowoffowin und Lykowanski bewirthet, und Honig und Wein floß in Strömen. Der Zaar ließ sich herab, die Gesundheit Christians, wenig später Nebenzaars beleben wurde, selbst zu beschützen und einige davon zu kosten. Als man abgespeist hatte, legten der Zaar und sein Sohn ihre eigenen an der Brust hangenden goldenen Ketten dem Fürstlichen Gaste an, und befahlen, daß andere Geschenke, Silber, Pelzwerke, Sammete und Seidenzeuge in Johann's Zimmer getragen werden sollten. — Einige Geschichtsschreiber erwähnen, daß bei dieser Mittagstafel die feierliche Verlobung der Zaarentochter Xenia mit dem Prinzen vollzogen wurde; die eben erwähnte Gewährsmann sagt aber im Gegentheil: „daß an diesem Tage Niemand ein Frauenzimmer im Palast erblickt hätte.“ So wie der Prinz von der freundlichen Aufnahme des Zaars dezaubert war, so gewann dieser auch seinen Gast wegen des angenehmen Aeußern, wegen seines Verstandes und seiner Gewandtheit derzlich lieb, und war erfreut über die glückliche Wahl seines Schwiegersohns. Als am 6. Oktober der Zaar eine kleine Reise nach dem Dreifaltigkeits-Kloster, um dort seine Andacht zu verrichten, antrat, trug der Prinz zurückbleibenden Zaarewitsch und den vornehmsten Bojaren angelegentlichst auf, den Prinzen auf alle erdenkliche Weise zu ehren und auf's beste zu bewirthen. Eben so wie der Zaar, ließen auch die Bojaren und das Volk den Verdiensten Johann's volle Gerechtigkeit widerfahren und drugen von ganzem Herzen an ihm. Eine solche Anhänglichkeit hätte den Wünschen und Absichten des Zaars entsprechen müssen. Doch sind die Russischen und auch einige ausländische Annalisten nicht der Meinung, sondern behaupten, daß die Neigung des Volks zu dem fremden Prinzen den Argwohn Godunow zu einer That bewegen hätte, die einen neuen Flecken auf den Charakter dieses Herrschers werfen würde, wenn nicht unzweifelhafte Anslagen wohlunterrichteter Ausländer die Unwahrheit dieser Vorfalls bewiesen. —

In der „Chronik von vielen Empörungen“ heißt es: „Durch das Gerücht wurde dem Zaar die allgemeine Liebe des Russischen Volks zu dem Prinzen bekannt. Dies erfüllte sein Herz mit Mißtrauen und Haß, weil er glaubte, daß Johann, möchtig durch der Neigung des Volks, diese sich demselben würde, um dem Zaarewitsch Feodor die Thronfolge streitig zu machen. Deshalb suchte der Zaar von seiner Tochter Xenia den Prinzen zu entfernen, und beipeach sich heimlich mit dem Bojaren Siemen Godunow über ein Mittel, den Dänischen Johann los zu werden. Der Bojar, darauf eingehend, suchte mit Mühe den Zaar zu erfüllen, und kurze Zeit hernach wurde der Prinz krank. Die Zaarischen Aerzte, auf Anordnung des Zaars, unter dem Vorwand des bösen Bojaren gestellt, theilten diesem mit, daß er ihm gelingen würde, den Prinzen am Leben zu erhalten. Der finstere Mich Godunow's brachte sie aber bald auf die Idee, wie unangenehm solche Nachricht dem Zaar seyn dürfte, und der unglückliche Johann starb hilflos, noch ehe er die heilige Taufe der Griechischen Kirche empfangen hatte, zu der er sich, als Schwiegersohn des Zaars, bekennen sollte.“

Des Zaars Godunow schlaue Politik, der gewiß die Folgen eines gewaltsamen Todes des anständischen Prinzen in Rußland voraussah, widerlegt hinreichend diese Fabel, und es war kaum noch nöthig, die dunkeln Worte jenes Annalisten zu berühren, der sich so wenig klar über Johann's Tod ausspricht, aber dessenungeachtet dem neueren Geschichtsschreiber Lemonoffow in seiner: „Kurzen Russischen Chronik mit Geschlechts-Registern“ (St. Petersburg, 1760) Gelegenheit gab, daraus zu schließen, der Zaar habe den Prinzen vergiften lassen; eben so wenig brauchten wir wohl kaum erst den späteren Annalisten Lwow anzuführen, der in seiner: „Umständlichen Chronik von Anfange Rußlands bis zur Schlacht von Poltawa“, einfach sagt: „Da der Herzog Johann bei der Tafel gegen seine Natur übermäßig von den ungewöhnlichen Speisen genoß, so verfiel er in eine schwere Krankheit und starb nach einem mehrwöchentlichen bittern Krankenlager, trotz des großen Fleißes, mit dem man ihn behandelte.“ — Es kommt hierzu aber auch noch das Zeugniß der Russländer, von denen einige zum Gefolge des Prinzen selbst gehörten, und die Aerzte, die selben Zeit in Rußland waren, als sich dieser traurige Vorfall ereignete, namentlich Margeret, ein eifriger Anhänger des Pseudo-Demetrius und daher Feind des Zaars Boris, in seinem Werke: „Etat de l'Empire de Russie depuis 1590, jusqu'a 1606“, und Olearius, die Zeit des Tod des Prinzen dem Ueberzaug im Genuß zuschreiben, ohne andere Details anzuführen. Der zum Gefolge des Prinzen gehörende Schwede Petrejus berichtet folgendermaßen: „Prinz Johann, October meinte den Zaar, daß Prinz Johann über Schwäche klage und um Arzney bei ihm ansuche. Der Zaar sandte sofort seine Aerzte Kaspar Fidler, David Christoffer, Heinrich Schröter und Johann Gille zum Kranken. Am 19ten d. M. besuchte dieser der Zaarewitsch Feodor an Vaters der Zaar selbst, in Begleitung seiner Verwandten, des Staats-Secretairs Wlassjew und mehrerer höherer Beamten und Würdenträger. Der Patriarch mit dem ganzen Hofgesinde stand vor dem Zimmer mit geweihtem Wasser; der Zaar begrüßte seinen kranken sein Verlobtes Bräutigam, und setzte dann mit seinen Beamten und dem Gefolge des Prinzen, zum Theil bessen Genesung anflehend. Beim Weggehen, „wie er auf die Stiege kam, schalt und fluchte er den Dolmetscher, daß er Ihrer Majestät die Wahrheit nicht gesagt hätte, wie es mit dem Kranken stunde.“ Unterdessen verwehrten sich die Aerzte des Prinzen sträubich, und am 28. October trat völlige Entäußerung ein. Der Zaar kam eilend in den Palast, schluchzte hinterlich, als er Johann im Todeskampf ringen sah, rief zu Gott, an ihm zu Mitleiden, und der Bambergisprinz zu zeigen, daß er sich mit einer von Thränen fließten Stimme: „O, du armer Jüngling! mußtest du denn Vater und Mutter verlassen, um in meinem Reiche in der Blüthe deiner Jahre zu sterben?!“

Als er den Palast verlassen, schickte er durch drei Bojaren den Befehl zurück, daß die Umgebung des Prinzen für dessen Rettung zu dem Allerbösesten eifrig beten sollte. Eben das wurde allen Bürgern, die sich in Moskau befanden, befohlen. Die Geschichtschreiber 1000 Klöster gelangen sollten, wenn der Prinz genese, ihre Freiheit erhalten. Die schwache ganz Moskau in angstvoller Erwartung.

Bald verbündeten die Klagen des Volks dem Zaar, daß der Prinz mit die schmerzlichen Gebete nicht erhört hätte. Wenige Stunden, nachdem der Zaar sich entfernt, starb der unglückliche Prinz, im neunzehnten Jahre seines Alters, am 28. October 1602 früh um 1 Uhr. Boris Godunow, das ins tiefste Innere erschüttert, überwand sich, sein Kranken-Unglückschaft seiner Tochter Xenia zu überbringen. „Meine Tochter!“ sprach er, „Deine Freude und der Trost meines Herzens ist nicht mehr!“ Ohnmächtig sank die Zaarewna nieder; der Zaar und sein ganzer Hof legten auf drei Tage Trauer an. Am 30. October trat man auf den Hof des Palastes, in dem der Prinz gewohnt hatte, und rere tausend Neme zusammen, vertheilte auf des Zaars Befehl Geld und Brod unter sie an, und gebot ihnen, für die Seele des Abgeschiedenen zu beten. Am folgenden Tage, weil der Russischen Sitte das Einbalsamiren des Körpers verbot, thaten ihn die Dänischen Aerzte heraus, wickelten Dann die Leiche in Leinwand, deckten sie mit einem reichen seidenen Leichentuche zu und legten sie in einen bölgernen Sarg, der wieder in einen kupfernen gestellt wurde. So blieb der Körper einen ganzen Monat stehen, während welcher Zeit vier Dänische Bojaren und eben so viel Russische Bojaren und der Dolmetscher Tag und Nacht zu zum 24. November die Wache hielten. Dann wurde der kupferne Sarg wieder in einen eichenen, mit Sammet beschlagenen und mit Perlen verzierten Sarg verändert, gesetzt, und das Begräbniß in der Kolusischen Slobeda, dem von den Dänischen bewohnten Stadtheil Moskau's, vorbereitet, wo in der neu erbauten lutherischen Kirche vor dem Altare ein Gewölbe erbaut war.

Den 25. November erschien der Zaar mit einigen Bojaren bei der Leiche, küßte dreimal das Kruzifix, das auf dem Sarge lag, und sich so der Betrübniß hin, daß man ihn endlich mit Gewalt von der Leichenzimmer führen mußte. In seiner Gegenwart ging sodann der Dänische Trauerfeierlichkeit vor sich, die nach allen Ritualien der protestantischen Kirche. Der Zug wurde von den Dänischen Beamten, nach der Antiennität ihrer Würde und Aemter, eröffnet, dann folgte der Prediger mit den Sängern, welche die Psalmen für die Verstorbene sangen; hierauf führte man die Pferde der Prinzen mit schwarzen Decken, worauf weiße Kreuze gemalt waren, dann kamen die Fahnen mit den Dänischen, Mecklenburgischen und Holsteinischen Wappen, und nun der sechsspännige Leichenwagen. Der Zaar selbst in einem Schlitten folgte der Straße zum Kreml hinter der Leiche, wo er dieser seinen letzten Segen gab und sich dann entfernte. Dem Sarge folgten noch die Dänischen Gesandten, der Staats-Secretair Wlassjew, die ausgezeichnetsten Bojaren und vieles Volk. Mehrere tausend Schützen marschirten, zu drei Mann, mit der Leiche bis zur Kirche. Zwei Stunden dauerte der Zug durch Moskau allein.

Auf des Zaars Befehl wurden an diesem Tage die Glocken der lutherischen Kirche in der Kolusischen Slobode geläutet. Dem Sarge man den Sarg unter einem schwarzsammetnen Thronhimmel, und der Beichtvater des Verstorbenen, Magister Lund, hielt die Leichenpredigt. Dann folgte eine kurze Rede des Kanzlers Peder, der die Eigenten des Prinzen und die ihm von dem Zaar erwiesene Freundschaft schilderte, welche die ernste Ceremonie schloß.

Später wurde die Leiche des Prinzen von Rußland nach Dänemark gebracht, wo sie ihren Platz neben den Ahnen des Königlichen Hauses in der Gruft zu Roeskilde fand.

Italien.

Die Denkmäler von Ravenna.

(Schluß.)

Ravenna prägt drei berühmte Erdmäler, an die man drei Epochen seiner Geschichte knüpfen könnte. Das Mausoleum der Galla Placidia ist ist das älteste derselben; es besindet sich in einer zu diesem Zwecke eigens errichteten Kapelle, ungefähr im Mittelpunkte der heutigen Stadt. Sie ist in Form eines Griechischen Kreuzes gebaut, ganz inkrustirt und an den Wänden mit musivischer Arbeit geschmückt, die einen weit feineren Geschmack verräth, als die Mosaiken an dem Taufsteine der Constantia, welche aus demselben Zeitalter stammen. Der Altar in der Mitte besteht aus vier ungeheuren Alabaster-Platten, von denen die vierte beträchtlich kürzer und dem Ostertisch ähnlich ist. Das Gewölbung besteht aus Kassetten Materie, ihr unbekannter Ursprung, den man in den mystischen Regionen des Morgenlandes zu suchen hat, das schwache Licht, welches durch das einzige Fenster fällt und an den mit brennend lebhaften Farben bemalten Mauern dingleitet: Alles wirkt an diesem Orte seltsame Empfindungen. Der Sarkophag der Galla Placidia steht im Chore des Kreuzes; der des Honorius im rechten Kreuzhogen, und die Sage des Constantius und Valentinian's III. im linken: lauter plumpe Kasten aus weißem Marmor, mit ungeschickten Reliefs gziert.

Man kann sagen, daß eine ganze Epoche, ein ganzes System unter dieser Wölbung ruht. Honorius war vielleicht der letzte echte Repräsentant des wahrhaft Römischen Reiches mit seiner Verfassung, die Kaiser Diocletian nach der Persischen gemodelt hatte, und seiner Religion, die eben aus den Katakomben hervorgetreten war. Honorius, obschön, das Werk des Theodosius fortsetzten und vielleicht, ihn zu überflügeln. Honorius, in dem das Christenthum seine Eroberer, die Leidenschaftlichkeit seinen Mut, die Erfahrung sein Wissen gab, war in allen treues Emblem des ältesten Staats-Kolosses, den er lenken sollte. Aber die Wiedergeburt Europa's finden wir nicht weniger lebhaft in jener anderen historischen Person, in Galla Placidia, verkörpert. Dieses Weib von männlicher Seele und durchgreifendem Geist fühlte zuerst, daß es nothwendig sei, vermöge einer noch unbekannten Revolution das frischwallende Blut der Barbaren in die verdorrten Römischen Venen überzugießen zu lassen; indem sie diesen, kaum dem Ararich reichte, wurde sie selbst der Ring eines die Bahn ihr ganz widersinnig gebaltenen Ehebündnisses zwischen Deutschen und Römern, welches so reiche Früchte tragen sollte. Mit dieser großartigen Frau hat das Mittelalter, die Welt der Gährungen und Weberjünge, zuerst angefangen.

Unter dem Gebiete der heutigen Stadt Ravenna erhebt sich das Grabmal des Theodorich, oder vielmehr die Kapelle, die sein Grab schmücken bestimmt war, und die Gestalt, welche der Grabbau schließlich in Rotunda nehmen. Dieser Name reicht schon hin, um seine Form anzudeuten. Das Bauwaterial sind weiße und kompakte Steine, wovon die Zeit, mit geringer Beeinderung, ihre ursprüngliche Farbe gelassen hat. Ungeachtet seiner kleinen Dimensionen ist dieses Denkmal von kolossaler Wirkung: es ist das Miniatur-Bild eines Riesen. Das untere Stockwerk, schon so kühn als regelmäßig ausgeführt, weist auf die kaiserliche Periode hin; der obere Theil aber verräthet weniger Geschicklichkeit und Erfahrung der Werkmeister. Die Kuppel der Rotunda besteht aus einem einzigen Steinblock, von so enormer Masse, daß man beinahe nicht begreifen kann, wie sie oben auf die zirkelförmige Mauer geschafft worden ist; sie streckt einem Hügel, den Titanen aus dem Boden gerissen haben, um ihn auf die Höhe eines ihrer Brüder zu werfen.

Und welch eine Seele wohnte einst in dieser düngst zu Asche zerfallenen Hülle! Die ganze frische Kraft und überschwengliche Tapferkeit der Barbaren, die Gesinnuth der Germanen, die Material einer Edar's, die Menschenfreundlichkeit eines Christen waren in Theodorich vereinigt, der damit denen die schätzbare, echt Königliche Eigenschaft, daß er der Bedürfnisse seiner Zeit wie die Mittel zu ihrer Befriedigung klar durchdrang. Er arbeitete nicht an einer damals noch unmöglichen Verschmelzung der verschiedenen Völker, die unter seinen Gesetzen vereinigt waren; aber es gelang ihm, das Eine aus dem Staude seiner Ernierung wieder hervorzubringen, ohne es zum Ungehorsam zu reizen, und es in der Unterthänigkeit zu erhalten, ohne daß er ihm seine patriarchalischen Tugenden geraubt hätte.

Die Kirche San Vitale gehört in die Zeit der Exarchen. Die äußere und die ganze Außenseite sind mit schlechter moderner Architektur verunziert; das Innere aber gewährt den überraschendsten Anblick. Acht große Karrellen, von denen jede sich im Halbzirkel schließt, stehen im Kreise auseinander gereiht, so daß der Thurm der Kirche rund, die Mauer des Gebäudes aber achteckig ist. In der Mitte zwischen Fußboden und Kuppel zieht ein doppeltes marmornes Gelände, von einer Kolonnade getragen, um den inneren Raum; darüber erhebt sich eine weite Kolonnade, die der Kuppel des Tempels als Stütze dient. Man sieht in dieser Kirche eine Menge Basreliefs aus allen Epochen, von dem goldenen Zeitalter des Griechischen Meißels bis zum dürftigen des zehnten Jahrhunderts, und muffivische Arbeiten, unter denen einige große Kompositionen im Style des 13ten und 14ten Jahrhunderts, die leider! bis achtkantigen Pfeiler alter sind, Fenster, Arabesken, von einander getrennt, und zwar in jeder einer blauer Farbe auf goldenem Grunde.

Unter den Exarchen verlor die Architektur durch einen launenhaften und bizarren Geschmack an ihrer edlen Größe; die Malerei und Skulptur aber sanken tief herab. Die Arbeiten der Byzantiner in Mosaik und Email füllen nur sehr unvollkommene und ungeheure Kluft in der Geschichte der zeichnenden Künste, welche zwischen ihrem letzten Reflex unter Konstantius und der Morgenröthe ihres Erwachens in Toskana sich ausdehnt.

Als aber Malerei und Skulptur an den Ufern des Arno wieder erwacht waren, besuchten sie bald die Romagna, und die Meisterwerke Giotto's schmückten die Kirchen zweier Klöster in Ravenna.

Die merkwürdigsten derselben bewahrt Santa Chiara; kann man aber mit Recht sagen, daß sie noch existiren? Der Vandalismus, mit welchem diese Kunstwerke seit 1788 behandelt worden sind, könnte auf eine zweite Barbaren-Invasion schließen lassen. Seitdem die Klöster Säkularisirt worden, ist Santa Chiara Privat-Eigenthum; vielleicht wird aber die Akademie von Ravenna eines Tages der Reste des Gebäudes wieder ankaufen. Möchte dann wenigstens die Rettung der letzten Fragmente jener himmlischen Erscheinung nicht zu spät kommen! Ich meine die Guirlande von Engelköpfen, die sich bis zur Kuppel hinauf um die Mauer zieht.

Giotto war ein vertrauter Freund Dante's; diese beiden Genien theilten einander ihre Conceptionen mit, und Ergeisterten sich gegenseitig durch die Anschauung ihrer Werke; der Dichter verewigte in diesem Austausch seine das Jahrhundert beherrschende Superiorität. — Son Giovanni della Sagra, eine halbgothische Kirche, besitzt gleichfalls eine von Giotto ausgemalte Kapelle, und diese ist sich wohl erhalten. Die vier Evangelisten sind hier so korrekt gezeichnet und so meisterlich kolorirt, wie man es im Anfang des 14ten Jahrhunderts kaum ahnen sollte; die Geschichte haben einen so tief gefühlten Ausdruck, und zugleich so viel sanfte Heiterkeit, daß man in ihren Zügen den gegenwärtigen Genuß des Auferstandenen und die Erinnerung an irdische Drangsale vereinigt finden.

Die Piazza (das alte Forum) von Ravenna macht sich antiker und doch lebhafter als das Uebrige. Ungefähr in der Mitte erheben sich zwei Säulen aus Aegyptischem Granit, über welchen der Adler, das alte Symbol der Polentani, schwebt, die 250 Jahre über die Stadt herrschten. Die Piedestale dieser Säulen hat der Meißel der Renaissance reich ausgeschmückt. In einer Nische des benachbarten Franziskaner-Kirche steht die Grab-Kapelle des Dichters, der christliche Homer war Tertiarius des Franziskaner-Ordens!

So sind wir denn zum letzten der drei Gräber gekommen, die Ravenna ein fast unvergleichliches Interesse geben. Dante, der göttliche Seher, der dem versunkenen Europa die erste heilige Weihe gab, Dante schied von dieser Erde, als er eben sein Gedicht, „an welches Himmel und Erde Hand angelegt", zum Schlusse gebracht hatte. Er starb, 56 Jahre alt, in einem fremden Hause (bei Guido de Polenta), das ihm, dem Verbannten, Heimathlosen, manches Jahr als Asyl gedient. Sein Grab wurde, nachdem es der Wuth des Kardinals Borghetto entgangen war, 1483 durch Bernard Bembo's Fürsorge restaurirt. Endlich 1780 ließ Kardinal Valenti Gonzaga das Monument in den Stand setzen, wie wir es noch heute sehen. Ueber einem sehr einfachen Altar erhebt sich ein Tableau aus weißem Marmor, dessen Rahmen zwei Reihen Korinthischer Säulen bilden. Der Kopf und die Büste des Dichters sind in Basrelief gearbeitet; er ist mit Lorbeeren bekränzt, nachdenklich, über einem halbgeöffneten Buche meditirend. Man sieht den Funken des Genies in diesen Augen aus Marmor, unter diesen gefurchten Augenlidern; die Resterien ruht auf seinem Munde, und Begeisterung strahlt von der Stirne, die aber zugleich Heiterkeit und innere Harmonie verkündet.

Die Grabschrift ist diejenige, welche Dante auf sich selbst verfaßt. Er nennt sich darin dieb den Sänger der Monarchie*) dann erinnert er an seine poetische Reise in die höllischen Regionen und in das Paradies, und er thut dies mit einer Zuversicht, als wär' er lebhaft dort gewesen. Endlich wirft er einen schmerzlichen Blick auf seine Proscription, die sogar der Hülle der Verbannten die Wiederkehr nach Florenz versagte, nach Florenz, jener Mutter von wenig mütterlicher Liebe. **)

Im 16ten Jahrhundert gehörte Italien, seinen Erfindungen nach, der neueren Zeit an, während des Mittelalters ritterlicher Geist in den Bewohnern herrschte. Der Bau von Ravenna's Festungswerken fällt in das letzte Viertel des 15ten Jahrhunderts. Die Reste der Mauern der Stadt, von der Seite des Grabmals Theodorich's und des großen Kanals, der mit dem Meere in Verbindung steht. Sie hat starke, aber niedrige Mauern aus Backsteinen, reich mit Epheu bewachsen und von breiten Gräben umgeben, die sich allmälig füllen. In den östlichen Küstenländern Italiens ist der Stil der Festungen überhaupt weniger imposant, als in Toscana und Campanien. Während die Schlösser im Thale des Arno an die Gigantен der Griechischen Epoche erinnern, erwecken Toscanens Festungen die Idee massiver Dämme, gegen die Wüthen der Elemente errichtet. Die Citadelle Ravenna's ist nur noch eine malerische Ruine; sie figurirt, wenn ich mich recht erinnere, in dem Kanaster der Gegend als Einfriedigung eines großen Gartens.

Der Dom, ein modernes Gebäude, mit Geschmack und in großartigem Stile erbaut, wird besonders wegen der Fresko-Gemälde seiner Kapellen von den Künstlern besucht. Diese Malereien sind das Werk Guido's; sie haben eine Aehnlichkeit, eine Verwandtschaft, wie wenige seiner anderen Produkte. — Die Sammlung von Gemälden alter Meister auf dem Gebäude der Akademie ist reich an Schöpfungen des Bolognesischen Pinsels. Sie besitzt auch einige gute Lombardische Köpfe, und ein kleines, ohne Zweifel nach einem Kartone Michel Angelo's ausgeführtes Gemälde. Es ist eine Kreuzigung; zwei Engel treten zur Hälfte aus den Wolken; die Physiognomie des einen verkündet die bitterste Erwärtung, und der Andere ist wie vernichtet; der Erstere sammelt die Lebenskraft des Verschiedenen, um dem unbeugsamen Willen seines Vaters mit mehr Energie als Hingebung das größte aller Sühnopfer zu bringen. Der Anblick dieses Kunstwerks erschreckt, statt zu rühren.

Aber die Meisterstücke Lucas Longhi's nehmen in der Galerie von Ravenna die denkwürdigste Stelle ein; dieser Künstler bietet beinahe für sich allein die ganze Malerschule seiner Vaterstadt, deren Blauern

*) Jura monarchiae, superos, acheronta, fatemque luctando edidit.....

**) Quam genuit parvi Florentia mater amoris.

Digitized by Google

sein Ruf kaum überschritten. Longhi war ein schlichter und guter Mann; er lebte sehr lange, und mußte, so lange er lebte. Sein Talent ist zarte Raivetät, die dem Herzen wohlthut, ohne die Phantasie aufzuregen; Energie und geniale Abwechselung darf man nicht bei ihm suchen. Man erzählt von Longhi, daß er ein paar Tage vor seinem Tode die Augen immer geschlossen hielt, um sich — wie er sagte — begierriger von der Erde zu lösen, an die ihn sein nachahmender Geist häufig zu fest gekettet habe.

Wir erheben uns von unserem artistischen Spaziergang durch Ravenna in die Pineta. Dieser Wald ist von einem Ende Italiens bis zum andern berühmt; er ist beinahe selbst ein Monument geworden, so viele klassische Erinnerungen knüpfen sich daran. Dante knüpfte hier sein irdisches Paradies; Boccacio verlegte hierher den Schauplatz einer Erzählung, in welcher er sich dem Ton der Epopöe und dem Pathetischen der Tragödie näherte. Fünf Jahrhunderte endlich nach diesen Meistern hat Byron die Pineta in Versen gefeiert, die eines Dante und Boccacio würdig sind.*) Jeder Zug der braunderzwölfzeiligen Byronschen Gemälde ruft eine charakteristische Schönheit dieses Fichtenhains in unser Gedächtniß zurück.

Byron's langer Aufenthalt in Ravenna ist uns seinen Memoiren hinlänglich bekannt. Er hat hier einige seiner berühmtesten Dichtungen geschaffen. Die Lage Ravenna's hat Aehnlichkeit mit der Pisa's, einer Stadt, die beinahe unter derselben Breite am jenseitigen Meere liegt. Beide waren vielmehr Hilfsorte und Zufluchten Exilirter hatten für den Dichter-Flüchtlingen unserer Tage großen Reiz, besonders aber Ravenna, das seiner Individualität am besten zusagte. (B. U.)

Nord-Amerika.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

Von dem Amerikanischen Geistlichen Timothy Flint.

Dritter Artikel.**)

Die Werke, welche die Vereinigten Staaten bis jetzt geliefert haben, lassen sich nach drei verschiedenen Epochen eintheilen. In die erste fallen diejenigen, die von den direkt aus England hergezogenen Emigranten aus den Zeiten Jakob's I. und Karl's I. verfaßt sind. Diese Emigranten behielten ganz ihre früheren Weisen bei, und ihre Produkte müssen, genau genommen, der Literatur ihres eigenen Mutterlandes beigerechnet werden. Indeß wird der aufmerksame Beobachter dieses Theils unserer Literatur nicht bemerken, daß die Neuerung durch den Verhältnisse in der neuen und unerforschten Welt, an der Gränze einer unterdrückringlichen Wildniß mit ihren unbekannten Wäldern, Thieren und eben Menschenrassen, nicht wenig merkwürdig werden ist. Ihr Stil ist gedrängter, bündiger, einfacher und graphischer, als es wahrscheinlich der Fall gewesen wäre, wenn sie in ihrem Geburtslande geschrieben hätten. Die angestrengte Arbeit, die rohe Natur, die neuen Umgebungen, die Gefahren und Gefahren, Alles dieß trieb ihnen hier in den Weg, und es war ihnen, als wenn sie Bittschrift auf dem Schlachtfelde abzufassen hätten. Maschinsprüfts und Bildnissen waren die beiden Kolonieen, die den übrigen fast ausschließlich ihr eigenthümliches Gepräge aufdrückten, und es ist auffallend, wie sehr die Schriften der verschiedenen Provinzen die Form und den Charakter einer der beiden genannten Kolonieen an sich trugen. Der Grundzug der Emigranten von Virginien war eine kriegerischer. Viele von ihnen hatten in der Heimath oder im Auslande gedient. Es waren zum Theil Glücksritter und Spieler. Diese brachten aus der Heimath ihre leidenschaftliche Gedgier mit; sie jagten nach Geld und daschten nach Vergnügungen, allein sie vergaßen auch die leichtsinnigen Gewohnheiten und die Bedürfnisse des Feldlagers nicht. Daher die häufigen Klagen der frühesten Kolonial-Agenten, daß die Emigranten die Jagd und die weiten Streifzüge in die Indianische Wildniß liebten, daß sie beständig nach Gold suchten, und sich statt wohlverdienten Ackerbaues, der Wälder und Felsen und urbar zu machen, nicht unterziehen wollten. Die frühesten Schriften von Virginien trugen das Gepräge dieses Charakters an sich. Das erste Buch, von dem man weiß, daß es in den Britischen Kolonieen gedruckt wurde, waren die Metamorphosen Ovid's, ins Englische übersetzt von George Sandys aus Virginien, dem Königs Karl gewidmet. In der Vorrede dieses Buches, daß das Buch in der Bedrängniß der Neuen Welt das Kurzweil erheitern, und der es sich natürlich schwer losmachen konnte, zumal es unter Kriegen und Tumulten, nicht ohne unter dem freundlichen Einflusse der Musen erzeugt wurde. Lange Zeit blieb durch hatten die wenigen Schriften der südlichen Kolonieen mehr einen schwatzerreden als einen puritanischen Charakter, so wie sie denn auch immer aus den Zwisten der bedrängten Literatur in reicherem Maße schöpften, als aus dem klassischen Buche von Maschanisseis — der Bibel. Die Aufseher des Letzteren hatten es mit natürlich schwierigen Männer, die von einfachen religiösen Betrachtungen auszingen. Alle Puritaner von der ernstesten Klasse, aufgewachsen unter religiöser Verfolgung und Polemik, hielten sie am Ende für Religion Alles, was nur irgendwie in Wort und Gedanken übeging. Sie waren zwar auch in der bedrängnischen Welt bewandert, allein die heilige Schrift blieb immer ihr einziges Muster der Vereefsamkeit, ihr Textbuch für weltliche sowohl als geistliche Dinge, für Jurisprudenz in gleichem Maaße wie für die Religelegenheiten der Kirche.

Alle Schriften aus den früheren Zeiten dieser Kolonie beschränkten sich auf theologische Kontroversen, auf Reden und Abhandlungen über die Religion. Fast alles Gedruckte, es mochte von Geistlichen oder Weltlichen herrühren, gehörte zu diesem Schlage. Strenge, Eifer, sittliche Einfachheit und mystische Ueberspannheit charakterisiren diese Leute. Herumschwärmend in dunklen, rohen und unerforschten Wildnissen, war es natürlich, daß sie auf allerlei wunderliche Ideen und Grillen verfielen. Sie erkannten die Macht des Teufels und seine Einwirkung auf alle die Schreckenisse, Leiden und Uebelthaten an, die um sie her wüthrten. Um Jenem desto mehr Widerstand zu verleihen und um ihn gefährlich zu machen, eine Art von Allegorieswelt anzuhäufen, erfanden sie das schreckliche Gespenst von Zauberei hinzu. Und wie gewaltig und traurig wurde eine solche Mythologie auf der Juriesprudenz, auf die Gesetzen und Schriften dieser und der zunächst folgenden Periode einwirken!

Mit der zweiten Epoche beginnt eine Reihe von Schriftstellern und Schriften von eigentlich amerikanischem Gepräge; sie waren hervorgegangen aus jenen Seminarien, die man mit den impolanten Namen „Hollges und Universitäten" bezeichnete. Einer der merkwürdigsten Züge der Anglo-Amerikanischen Emigranten, der sich in ihren ganzen Nationalcharakter und in ihren Institutionen ausgeprägt, ist das Gefühl und Schriften dieser und der zunächst folgenden Periode stammt.

Mit der zweiten Epoche begann eine Reihe von Schriftstellern und Schriften von eigentlich amerikanischem Gepräge; sie waren hervorgegangen aus jenen Seminarien, die man mit den impolanten Namen „Hollges und Universitäten" bezeichnete. Einer der merkwürdigsten Züge der Anglo-Amerikanischen Emigranten, der sich in ihren ganzen Nationalcharakter und in ihren Institutionen ausgeprägt, ist das Gefühl, sich die Mittel zu einem Eis-Atlantischen Jugend-Unterricht zu verschaffen. Es wurden bereits Colleges errichtet und mit ansehnlichen Fonds ausgestattet, als man noch kaum die ersten Bäume zu fällen begonnen und während noch die Einwohner mit den vorbereitenden Bedürfnissen und ihrem Lebensunterhalte zu ringen hatten. Diese Colleges zu errichten und anzukaufen, hat sich als eine Gewohnheit der späteren Nachkommenschaft vererbt, und noch jetzt ist man gewiß niegends mehr darauf bedacht, süße Schulen und allgemeinen Unterricht Sorge zu tragen, als hier.

Die Schriften dieser zweiten Periode stehen offenbar der ersteren nach. Sie zeugen von den Mängeln und Unvollkommenheiten einer kompilatorischen Bildung, und des Unterrichts inkompetenter Professoren. In dem Verhältnisse, als die Schüler, anstatt aus der Quelle, nur Lehrende aus einer Mittlere schöpften, verlor ihre Selbstthätigkeit, die klassische Gelehrsamkeit geringschätzig war, füllten sich ihre Schriften immer mehr mit falschen Ideen und kindischen Begriffen an, und es ist zu bedauern, daß dieser elende Wombast sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. In Folge einer verderbten Erziehung verbreiten sich die abgeschmackten Begriffe in Amerika. Wenn man die Werke der damaligen Geistlichen (und dies waren fast die einzigen Männer jener Zeit) lieft, so muß man erstaunen über die seltsamen Richtungen einer sporiellen Leitung der Vorsehung, gleichsam als ob der Allweise die große zusammenhängende Kette der ewigen Gesetze unterbrechen hätte, um nur die für ihren individuellen Schutz und Verstand bestimmter Ereignisse herbeizuführen. Die System war ein elendes Erbe an alle Teufelein, deren vollständigste Entwickelung in Cotton, Mather's Magnalia und anderen Schriften zu finden ist. Wie haben die Tagediebe, die Kontroversen und Reden einiger Männer aus dieser dreifig Stellte Absetzungen, als nützliche Materialien für die Geschichte, in gleich durch ihre Einfachheit und Naivetät ergötzen und als ein Spiegel dienen, in den sich der Geist der Zeit und die Fortschritte der Literatur reflektiren. Der Raum unseres Artikels gestattet uns nicht, die Namen der einzelnen Autoren und noch weniger alle Schriften derselben besonders anzuführen. Ueberdaupt haben wir es hier nur mit den gewöhnlichen Zuständen unserer Literatur zu thun, und können uns die Ursprung und die Wurzel derselben nur einen kurzen Blick werfen.

So wie wir uns der Periode des Amerikanischen Unabhängigkeits-Kampfes nähern, erblicken wir bald ein neuer Element, anfangs noch im Keime, bald aber die Gedanken und Schriften des Volkes allgemein färbend. Gleich dem blühenden Baume der heiligen Schrift hat dieses Element bald Wurzel geschlagen und das Land in seinen Schatten gehüllt. Aus den Reden unserer Politiker für Freiheit und Unabhängigkeit aus den verschiedenen uns erhaltenen Reden unserer Kongreßverweisen und Debatten erwuchs zuletzt das Bewußtsein der Thatkraft in Recht und Gesetz, das Gefühl des Widerwillens gegen alle Einschränkungen von Handel, Gewerben und Industrie. Anstatt der theologischen Abhandlungen und Predigten, beginnen wir jetzt Kommentarien über Plato's Republik, über Aristoteles' Politik, über Justinian's Institutionen und Montesquieu's Oeuvres zu lesen — mit einem Worte, zu Geistlichen, die bisher ausschließlich das Wort in der Literatur geführt haben plötzlich a.-f. Autoren zu sehen. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Niebuhr, dargestellt von Franz Lieber. Unter dem Titel „Reminiscences of an intercourse with G. B. Niebuhr, the historian of Rome" (Erinnerungen an Niebuhr) hat unser in Amerika lebender Landsmann, Herr Franz Lieber, dort sowohl als in London in ziemlich ansehnliches Buch (von 231 Seiten) erscheinen lassen, worin er die wohlwollende Aufnahme schildert, die er, nach seiner Rückkehr aus Griechenland, bei Niebuhr, dem damaligen Königl. Preußischen Minister-Residenten in Rom, gefunden, und einen Abriß von Niebuhr's Persönlichkeit, Gewohnheiten und Leben giebt. Es läßt auf die interessante Abfassung schließen, daß Niebuhrs „klassische Geschichte" in England (wo weiterhin Uebersetzungen davon erschienen) und in Amerika gefunden hat, wenn ein Buch, das sich fast nur mit der Persönlichkeit eines ausländischen Schriftstellers beschäftigt, auf ein großes Publikum rechnen darf. Und dieses scheint, den in Englischen Blättern bisher erschienenen Beurtheilungen zufolge, wirklich der Fall zu sein. Wir zweifeln nicht, daß der Deutsche Verfasser — wenn es nicht bereits geschehen ist — seine in vielerlei Beziehungen interessante Zeichnung auch in demjenigen Lande werde erscheinen lassen, das zunächst für das Leben des seltenen Mannes, den das Englische Wort gewinnt ist, das meiste Interesse haben muß.

*) S. dessen Don Juan, im dritten Gesange.
**) Vgl. Nr. 46 und 107 des „Magazins."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 126. Berlin, Mittwoch den 21. Oktober 1835.

Spanien.

Der Kriegsschauplatz in Spanien.

Die Baskischen Provinzen und Navarra. — Beschaffenheit des Landes. — Klima und Produkte. — Gesetze, Sitten, Charakter und Lebensweise der Bevölkerung.

Der Landstrich, welcher jetzt der Sitz des Krieges im nördlichen Spanien ist, besteht aus einem Gebirgszuge, der sich ungefähr 160 Englische Meilen in die Länge und 60 bis 90 in die Breite erstreckt. Er umfaßt die drei Baskischen Provinzen (oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, Biscaya) und Navarra. Die Baskischen Provinzen unterscheiden sich von der übrigen Halbinsel durch die Sprache und Lebensweise ihrer Bewohner, welche, wie man glaubt, von den alten Celten abstammen und unter allen Umwälzungen, welche Spanien erlitten hat, durch die Römische, Gothische und Maurische Aera hindurch, seit undenklichen Zeiten ihren ursprünglichen Namen und ihre alten Institutionen in den Pyrenäen-Gebirgen bewahrt haben.

Die physische Beschaffenheit dieser Provinzen ist merkwürdig. Die Gebirgskette der Pyrenäen verzweigt sich hier und bildet, indem sie gerade durch Biscaya und an der Nordküste Spaniens entlang läuft, einen ungeheuren Kamm, dessen Ende das Cap Finisterre ist, und von dem wieder mehrere Bergketten ausgehen, die das Land nach allen Seiten hin durchschneiden und sich ins Meer verlaufen. Ebener Boden ist also in Biscaya wenig zu finden. Das Land besteht aus Berg und Thal und bietet, von einer Höhe aus gesehen, ein unermeßliches Hügelfeld dar, in welchem immer ein Rücken den anderen überragt, bis zu den höchsten Spitzen und Kuppen hinauf, die sich in blauen Nebel verlieren. Zwei Bergketten zeichnen sich besonders aus, und werden von der Stadt Burgos hinzieht, die südliche Mauer von Biscaya bildet und nur durch ein enges Defilé, der Paß von Pancorvo genannt, zugänglich ist, und die Sierra de Orduna, welche das eigentliche Biscaya von der Baskischen Provinz Alava trennt. Diese letzte Kette erhebt sich bis zu einer Höhe von 3000 Fuß.

Navarra liegt an den Wurzeln der Pyrenäen. Diese Provinz ist zwar im Allgemeinen eben so hügelig und wild wie Biscaya, doch hat sie weitere Thäler und Strecken ebenen Landes.

Ungeachtet der widerwärtigen und unwirthsamen Beschaffenheit dieser Hochländer giebt es doch keinen Theil von Spanien, wo der Verkehr leichter und das Reisen bequemer wäre, denn die Landstraßen sind hier ganz vortrefflich und gehören jedenfalls zu den besten in Europa. Dies ist einer der vielen Beweise von dem Unternehmungsgeist und der Betriebsamkeit der Basken. Obgleich sie Gebirge zu überschreiten und selten zu fruchtbaren Thälern gelangen, welche sie durch eine Communicationslinie zwischen allen ihren bedeutendsten Städten zu Lande und zu Wasser hätten dieselbe stets vortrefflich im Stande. Drei große Straßen laufen durch diese Provinzen. Die wichtigste darunter ist die, welche von der französischen Gränzstadt St. Jean de Luz über Irun, Villagarraz, Tolosa, Villafranca, Montragon, Salinas, Vitoria und Miranda de Ebro nach Burgos führt. Diese Straße zieht sich 36 Spanische Meilen weit durch die Provinzen Guipuzcoa und Alava. Die zweite ist die vorstehende des eigentlichen Biscaya's, die 11 Spanische Meilen weit läuft und von Bilbao nach Vittoria geht. Sie führt über die Sierra de Orduna, den höchsten Wall des eigentlichen Biscaya's, und trifft in Vittoria mit der Straße nach Burgos zusammen. Diese letztere ist, wenn auch nicht die kürzeste, so doch die bequemste für diejenigen, welche von Bayonne nach Bilbao reisen wollen, denn sie, welche von St Sebastian an der Küste hinläuft, ist gefährlich. Die dritte Straße durchschneidet Navarra und zieht sich nach Aragonien hin; sie vermittelt bei dem Engpaß von Roncesvalles und geht über Pamplona und Tudela.

Doch bei weitem mehr noch durch den Charakter seiner Einwohner als durch seinen unzugänglichen Boden zeichnet dieser Theil der Halbinsel sich aus; diese unterscheiden sich von denen des übrigen Spaniens in Sprache, Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten des Lebens. Die Fueros-Völker Biscaya's und Navarra's sind stark, kühn, lebhaft, frei und betriebsam. Sie haben durch alle Zeiten der Europäischen Geschichte einen und denselben Charakter beibehalten. Die Guerillas, deren wir täglich erwähnen hören, stammen noch von demselben Volke her, welches der Nachhut der Armee Karl's des Großen in der Schlacht bei Roncesvalles den Weg abschnitt. Alte Gewohnheiten sind ihre Regierung; sie hängen mehr an ihren Familien als an ihrem Lande. Ihre gemeinsame Abkunft und ihre erblichen Häuptlinge erhalten Zucht und Unterwürfigkeit und einen ritterlichen Geist, der die Seele der Gebirgs-Kriege ist, unter ihnen aufrecht. Ihre Anhänglichkeit an ihren Stamm und ihr Festhalten an ihren alten Sitten haben in allen Jahrhunderten das Ansehen der Spanischen Gesetze hier geschwächt, und Spaniens Monarchen konnten ihre überkommenen Forderungen unter den Baskischen Klanen und Navarresischen Baronen niemals geltend machen. Ja, ihr Land ist so unüberwindlich, daß Privilegien sind so ausgeartet, daß die Spanischen Monarchen fast nur dem Namen nach eine Oberherrlichkeit über sie anerkennen.

Die eigentlichen Beweggründe ihres jetzigen Widerstandes gegen die Königin sind weder Vorliebe für Don Carlos, noch Abscheu vor einer constitutionnellen Regierung an und für sich selbst, sondern die Besorgniß, daß man ihnen ihre Abgaben-Privilegien entziehen, ihre unabhängige Gesetzgebung vernichten und ihre Nationalität in der constitutionnellen Monarchie Spaniens, wie sie jetzt geformt ist, untergehen lassen möchte. Ich werde über diesen Punkt späterhin ausführlicher sprechen.

Biscaya ist in drei Provinzen oder Merindads getheilt, deren jede eine besondere und von den anderen unabhängige Gerichtsbarkeit hat. Diese Provinzen sind das eigentliche Biscaya, Guipuzcoa, welches an der Küste liegt, und Alava, ein nach innen zu gelegener Landstrich.

Das eigentliche Biscaya oder Il Señorio, wie die Eingeborenen es nennen, ist von Osten nach Westen ungefähr 60 Englische Meilen lang und 40 bis 50 breit. Die Sierra de Orduna trennt es von Alava. Es enthält 133,000 Einwohner. Der bevölkertste Theil von Biscaya ist das Thal zwischen Bilbao und Durango, welches jetzt der Kriegsschauplatz ist oder es doch der kurzen noch war. Dieses Thal ist ein ununterbrochen fortlaufender Ort. Die Provinz besteht ganz aus Hügeln und Bergen, die so zahlreich sind, daß das Land von einem vom Süden bewehten Meere aufsieht. Die Gestalt und Decke dieser Hügel ist sehr mannigfaltig, einige sind oben flach, andere uneben, einige waldig, andere kahl; hier steigt ein Abhang sanft empor, bedeckt mit blühenden Gesträuchen, dort ibürmt sich ein steiler Fels. Aus den Spalten der Berge kommen unzählige Bäche und Quellen hervor. Die Thäler sind mit Weilern und Dörfern dicht besäet, und auf vielen Hügeln reicht die Bebauung bis an den Gipfel. Eine große Schönheit dieses Landes besteht in der reichen Mannigfaltigkeit der Pflanzen, namentlich der Fruchtbäume. Anstatt der Fichten oder Tannen, welche die einzige Decke der Alpen sind, findet man die Hügel Biscaya's an ihren steilen Abhängen ganz mit Apfelbäumen, Kastanien, Hagebutten, Nuß- und Feigenbäumen bekleidet, die im fruchtbaren Landwerk und voller Felchte prangen. An Getraide ist das eigentliche Biscaya nicht reich. Dies ist einer der vielen Beweise von dem Unternehmungsgeist und der Betriebsamkeit der Basken. Obgleich sie Gebirge zu überschreiten und selten zu fruchtbaren Thälern gelangen, welche sie durch eine Communicationslinie zwischen allen ihren bedeutendsten Städten zu Lande und zu Wasser hätten dieselbe stets vortrefflich im Stande. Drei große Straßen laufen durch diese Provinzen. Die wichtigste darunter ist die, welche von der französischen Gränzstadt St. Jean de Luz über Irun, Villagarraz, Tolosa, Villafranca, Montragon, Salinas, Vitoria und Miranda de Ebro nach Burgos führt. Diese Straße zieht sich 36 Spanische Meilen weit durch die Provinzen Guipuzcoa und Alava. Die zweite ist die vorstehende des eigentlichen Biscaya's, die 11 Spanische Meilen weit läuft und von Bilbao nach Vittoria geht. Sie führt über die Sierra de Orduna, den höchsten Wall des eigentlichen Biscaya's, und trifft in Vittoria mit der Straße nach Burgos zusammen. Diese letztere ist, wenn auch nicht die kürzeste, so doch die bequemste für diejenigen, welche von Bayonne nach Bilbao reisen wollen, denn die, welche von St Sebastian an der Küste hinläuft, ist gefährlich. Die dritte Straße durchschneidet Navarra und zieht sich nach Aragonien hin; sie vermittelt bei dem Engpaß von Roncesvalles und geht über Pamplona und Tudela.

Doch bei weitem mehr noch durch den Charakter seiner Einwohner als durch seinen unzugänglichen Boden zeichnet dieser Theil der Halbinsel sich aus; diese unterscheiden sich von denen des übrigen Spaniens in Sprache, Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten des Lebens. Die Fueros-Völker Biscaya's und Navarra's sind stark, kühn, lebhaft, frei und betriebsam. Sie haben durch alle Zeiten der Europäischen Geschichte einen und denselben Charakter beibehalten. Die Guerillas, deren wir täglich erwähnen hören, stammen noch von demselben Volke her, welches der Nachhut der Armee Karl's des Großen in der Schlacht bei Roncesvalles den Weg abschnitt. Alte Gewohnheiten sind ihre Regierung; sie hängen mehr an ihren Familien als an ihrem Lande. Ihre

Digitized by Google

Der vorzüglichste Hanfartikel des eigentlichen Biscaya's, so wie auch Guipuzcoa's, ist ihr Mineral-Reichthum. Die Eingeweide der Berge enthalten Eisenerz, Adern, aus denen Spanien schon lange den größeren Theil seiner Waffen zieht. Das größte Bergwerk im eigentlichen Biscaya ist das von Somworatre; man schätzt seinen jährlichen Ertrag auf 800,000 Centner; und ein Centner Erz liefert 25 Pfund Eisen. Dies Eisen ist von weicher Qualität; aber mit härterem Eisen vermischt, giebt es ein treffliches Metall. Schwerdter und Messer werden in großer Menge in Biscaya angefertigt; doch verstehen sich die Gebirgsbewohner nicht recht auf die Kunst, das Eisen in Stahl zu verwandeln, wie denn überhaupt ihr Gewerbfleiß, so wunderbar er auch ist, mehr in mühsamen Arbeiten, als in Geschicklichkeit besteht.

Die Häfen des Meerbusens von Biscaya, der die nördliche Gränze dieser Provinz bildet, sind mit Schaalthieren von mannichfaltigen und Fischerbooten bedeckt, auf denen eine ausserordentliche Menge von Menschen beschäftigt und ein tüchtiger Schlag von Seeleuten erzogen wird. Die verwegenen Biscayer, die in dieser thätigen Bucht ihre Schule machen, bilden den Kern der Spanischen Marine; und die Fischerei, welche von diesem Meerbusen getrieben wird, liefert einen wichtigen Theil zu den rohen Produkten des Marktes von Biscaya.

Das Klima Biscaya's und überhaupt des ganzen nördlichen Spaniens ist vielleicht das feuchteste in der Welt, wegen der Dünste, welche von den Bergen angezogen werden, wegen der Ausdünstungen des Meeres und wegen der häufigen Regengüsse, die der Westwind vom Atlantischen Ocean herüberführt. Nichts emigelt dem zerstörenden Einfluß der Feuchtigkeit in diesem Lande; so Eisen wie Holz wird dadurch zerfidet; und doch erzeugt dies Klima dier nicht nur keine epidemische Krankheiten, sondern ist sogar eines der gesündesten auf der ganzen Erde und durch nichts so sehr ausgezeichnet, wie durch sein gutes Wasser, welches die Einwohner, selbst in den entferntesten Gegenden, verehren. Die Wechselfieber, welche in Asturien herrschen, sind in Biscaya wenig bekannt. Man schreibt die gesunde Luft theils der Seeküstung zu, theils den scharfen zusammenziehenden Winden, die fortwährend von den Eisgipfeln der Gebirge her wehen, die Dünste zerstreuen und keine schlechte verpestete Luft sich sammeln und auf den Boden sinken lassen.

Das eigentliche Biscaya hat zwei ansehnliche Städte, Bilbao und Orduna. Bilbao liegt ungefähr 3 Meilen von der See an dem Flusse Ybaidabal, der einen sehr brauchbaren Hafen bildet und Kauffahrtschiffe von ziemlicher Last trägt. Die Stadt zählt 14,000 Einwohner. Die Häuser sind doch und von sehr festem Bauerwerk, die Straßen gut gepflastert und eben. Man findet hier viele große Handelshäuser von allen Nationen. Bilbao ist, was seine Lage betrifft, kein sehr fester Ort, da es niedrig liegt (so niedrig, daß es auf Pfeilern erbaut ist), von allen Seiten mit Anhöhen umgeben ist, die es beherrschen, und schwerlich Stärke hat, wenn es gut verschlossen, aber einen leicht zugänglich wird. Die obrigkeitliche Regierung bildet eine Corporation oder Municipium, die über beträchtliche Einkünfte zu gebieten hat, welche die verschiedenen Zölle bringen, die man von den fremden Waaren bei ihrer Einfuhr in die Stadt und den Hafen erhebt. Der Handel der Stadt hat in dem letzten halben Jahrhundert etwas abgenommen; aber sie ist immer noch — und muß es auch bleiben — nicht nur der Ausfuhr-Kanal für die Erzeugnisse der Provinzen, sondern auch der große Markt für den Handel des nördlichen Spaniens und besonders für dessen Verkehr mit England. Den Vortheil einer Handels-Verbindung mit Amerika hat sie noch nicht genossen, weil die eigenthümlichen Privilegien Biscaya's es nicht gestatten, daß es den kommerziellen Lasten unterworfen werde, welche als Bedingung für den Amerikanischen Handel gestellt wurden. Die Hauptausfuhr besteht jetzt in Wolle, Eisen und Kastanien; die Einfuhr in Wollenen und baumwollenen Manufaktur-Waaren. Die Einwohner von Bilbao sind ein lebenslustiges Völkchen, der Fand mit dem Tanz ergeben.

Portugalete ist eine kleinere Hafenstadt, auf dem halben Wege zwischen Bilbao und der See gelegen. Das Terrain zwischen diesem Ort und Bilbao bietet fürtere Positionen zur Vertheidigung dar, als die unmittelbaren Umgebungen letzterer Stadt.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Nunmehr beginnt die litterarische Aera der Amerikanischen Gesetzgeber und Staatsmänner. Wenn man auch nur den flüchtigsten Blick auf den Zusammenbang ihrer Schriften wirft, so ergiebt sich doch schon, daß sie durch ihre Gedankenfülle, durch ihren kräftigen Geist, durch ihre Belesenheit und ihre Bekanntschaft mit den Werken der klassischen Litteratur den Leser nur in Erstaunen und Bewunderung versetzen können. Welcher Amerikaner sollte nicht mit gerechtem Stolze auf Männer wie Hancock und die beiden Franklin, Lee, Jefferson, Henry und Washington sein Auge richten, die als die Repräsentanten des Volksmänner der Revolution vor Allen hervorragen! Lord Chatham hörte man im Britischen Oberhause folgender merkwürdige Kritik über die Amerikanische intellektuelle Fähigkeit der damaligen Zeit aussprechen: „Wenn Ihre Herrlichkeiten", sagte er, „einen Blick auf die Papiere werfen, die wir von Amerika erhalten, wenn Sie die kräftige und angemessene Sprache und die Weisheit in Betrachtung ziehen, mit der sie abgefaßt sind, so können Sie keine Sache nur ehren und wünschen, sie selbst zu den Ihrigen zu machen. Was mich betrifft, so muß ich aufrichtig gestehen, daß ich bei all dem Fleiße meiner Lektüre und bitterlichen Forschung, die von jeher meine Lieblings-Beschäftigung war — ich habe den Thukydides gelesen und die Muster-Staaten der Welt bewundert — ich muß gestehen, daß ich in Hinsicht der Gedrungenheit des Raisonnements, des Scharfsinns und der Weisheit der Entschließe unter solcher Verwicklung der Umstände keine Nation und keinen Mann den Vorzug vor dem Kongreß von Philadelphia einräumen kann." — Ein ähnliches Zeugniß wird von den meisten unter den Häuptern der Minorität im Englischen Parlament abgegeben.

Wir gehen über zu dem Stile in den Reden und Schriften während des Unabhängigkeits-Krieges. Der intellektuelle Charakter unseres Vaterlandes um diese Zeit ist lediglich aus den Ueberresten der damaligen Abhandlungen und Reden, so wie aus den Korrespondenzen der Alten der Diplomatie zu erkennen. Wenn der Erfolg ein Zeuge und einen Beweis für die Geschicklichkeit liefern, so kann der Charakter unserer Staatsmänner mit denen von England gezogen werden, und wir brauchen nicht zu erröthen, und die Schriften eines Franklin's, als Washington's, als Philologen, Adams', als Staatsmannes, und Hamilton's, als Feldherrn, müssen uns überall vor dem kritischen Landsmann denkender Männer Achtung verschaffen. Wenn jene ausgezeichneten Männer, die vor kurzem mit so vieler Hartnäckigkeit es versucht haben, unser Land als unfruchtbar und zu schwach für gelehrte Productionen darzustellen, mögen diese kurzsichtigen Männer aus einem Blatten von Engländern oder von irgend einem anderen Volke prüfen, die länger leben oder hervischer glänzen werden als Zeiten in menschlichen Geistes

Die unmittelbar auf den Unabhängigkeits-Krieg folgende Zeit zeigt die Vereinigten Staaten als ein armes, demokratisches und der Subordination entbehrendes Volk, dessen moralische und intellektuelle Elemente eben so wie die politischen in einem chaotischen Zustande befanden. Die Bauten-Verfassungen und Regierung brachten eine Ordnung in Ordnung. Wir sehen hierbei eine Verfassung und die Gesetze des Handels und der Industrie, und Wohlthätigkeits-Anstalten entstehen auch die Elemente unseres litterarischen Lebens auf nur stimme Weise sich zu entwickeln und auszuprägen. Wir erblicken ein Volk, das durch seine Institutionen und seine ganze Denkart sich angetrieben sah, seine eigene Wichtigkeit und Geltung innerhalb an den Tag zu legen, sein eigenes Land anzupreisen und bewundern, seinen Wohlstand auf jede Weise zu fördern, so wie eine Gesellschaft vorbegierig zu lassen, um sich irgend einen Vortheil daraus zu verschaffen. Ueberall wanderten unsere Patrioten in unsere Flaggen wehten auf Schooners und Schaluppen, in nah den Richtungen trennten, wo Wind und Wetter sie hintrugen, in die entferntesten Wasserwinkel der bewohnten Welt. Wo nur irgend ein Pfennig Geld umgesetzt wurde, da war gewiß kurz vorher ein Yankee zu sehen. Man kannte kein Projekt für eine nachhaltige Verpachtung, mochte es eine Kanal-Errichtung nach den Quellen des Nils, oder nach der Küste um die Südspitze von Afrika sein, ohne daß irgend ein Hinkermisser von Natur-Gewalten betreffen, lurz, man konnte es denken, was nicht von irgend einem unserer Projektemacher in einen Aktienactien über Geld oder Unsterblichkeit unternommen oder versucht worden wäre.

Unsere Gewohnheit, bei jeder öffentlichen Gelegenheit, bei Versammlungen, bei Leichenbegängnissen, bei Gedenkfesten oder Gedächtnißfeiern, beim Abschiednehmen eines Gouverneurs oder Mayors, Reden zu hören, die Bewerbung um ein Amt und dem Einnehmen in Kaffeehäusern, die Annahme eines Geschäftes und bei deren Ausführung — kurz, die oft vielfachen und unbeschreiblichen Ereignissen, welche eine große Menge durchdringen, Reden zu halten, ist eine der hervorstechendsten Charakterzüge des Amerikanischen Charakters geworden. Daher kommt auch bei weitem der reichhaltigste Theil der Amerikanischen Literatur das Gebiet der Reden. Die Erfahrung lehrt, daß der Stil einer Nation, einmal einer Masse von Reden, die unsinnige, nach einem oder zwei Muster-Klassikern sich gebildet, sowie auch daß derselbe des Ausdrucks allgemein herrschend gewordenen Phrasen und Redensarten, die, wenn sie prägt der allgemeinen Mode und der Popularität ist. Jeder Ausdruck, der nur lesen und verstehen kann, wird im Laufe des Jahres gewiß einige dergleichen, hier oder da eine Rede mit anhören, und kommt auch wohl die gedruckten Reden selber in die Hand. Aber auch immer wird man heraus lesen unserer wenigen Literatur mehr ausgebildeten Schriftsteller müssen, so bleibt doch immer die allgemeine Manier für den Geschmack der großen Masse des Redens; denn dies Publikum schmeckt immer, ja fast oder die Schreiben Willen, ihren Gedanken vor, als das Ziehen ihrer Sprache und Phrase ihres Dialekts. Um nun den Stil zu bezeichnen, der in den Zeiten Jahren auf dem Rostrum, vor der Kanzel herab und in Versammlungen Worte zu hören wünschen, und den sie als das Muster der Beredsamkeit auszuspielen, müssen wir versuchen, eine kurze Revue Amerikanischen Reden zu entwerfen.

Der Amerikanische Stil kann recht eigentlich ein Stil genannt werden; denn es lassen sich in ihm keine Spuren der Nachahmungssucht, noch irgend ein Besterben wahrnehmen, sich nach Musterbildern von Athen und Rom, oder des Britischen Parlaments zu bilden. Wenn sich ja ein Bestreben zeigt, sich einigermaßen einem Modell zu richten, so sind es jene glänzenden Kampfreden der Französischen Schule, die Beschreibungen von Wasser oder die Prunkvon Mirabeau und Sauvin. Allein der Stil der Amerikaner ist schwülstig, wort- und bilderreich, mehr mit Epitheten überladen, als der Sache wenige Ordnung und Gedankenzügkeit darin; endlich, weniger Schicklichkeit. In der That scheint er auch überhaupt in keiner Schule ausgebildet zu sein. Es ist vielmehr erschienen, daß die Amerikanischen Reden, die unserer Unabhängigkeits-Erklärung folgten, die rohe Form abgeraten haben, nach welcher der größere Theil der übrigen in der Zeit sich gestaltet. Sie sind eine seltsame Mosaik, in denen einige und parteiergroße Fragmente mit schönen Stellen aus berühmten Reden verbrämt sind, mit Phrasen, die der Gebrauch geweiht, mit sinnlosen

Digitized by Google

Epitheten, mit übertriebenen Darstellungen des unbegreiflichen Ruhmes, der Macht und der Fortschritte unseres Landes, besonders in geistiger und literarischer Hinsicht, und mit ungeheimem Declamationen über die angeblich erhabene Fruchtbarkeit; alles dies ist zu einer Masse ohne Ordnung, Geschick und Geschmack verarbeitet, von der wir leicht eine Menge von Beispielen anführen könnten.

Es finden sich indessen unter jenen Unabhängigkeits-Reden immer auch einige, deren sich kein Britaliter und kein Land schämen dürfte. Im die Spitze dieser jährlich am 4. Juli wiederkehrenden Reden kann man, ohne Unrecht zu nehmen, die von Everett und Webster setzen. Everett ist bei seinen glücklichen Gedanken, bei dem Reichthum und der Harmonie seiner Sprache, bei der beständigen Fülle seiner Manieren, bei seiner reifen und mannigfaltigen Gelehrsamkeit und bei seiner prächtigen Schreibart und vollkommenen Rundung der Perioden, mit dem reichen und ruhmwürdigen Römischen Redner zu vergleichen — während Webster, weniger reich und gelehrt, weniger empfänglich für das Zarte und Pathetische, weniger erfahren in der Abrundung der Sätze, weniger glücklich in der Diction, weniger ausgesucht und fein im Nennisiren, weniger gewandt, weniger bemandert in feinen Anspielungen, mehr direkt, lebendig, kurzig, erhaben und einfach ist. Wie uns scheint, hat kein Redner, weder in der alten noch in der neueren Zeit, eine so strenge Analysis besessen, die eine Idee so fein durchsieht und in ihre einfachsten Elemente auflöst. Es ist die wunderbare Eigenschaft des Scharfsinnes eines Webster's, da Licht zu verbreiten und aufzuhellen, wo selber nichts als Dunkel und Verwirrung war, wo Lüge, Irrthum, Heuchelei vorherrschte, gänzlich abgeschlossen, über seinen Gegenstand dabin. Auf den Weg dieser beiden Männer können diese ein jedes Land stolz seyn, und wer nur immer mit ihren gedruckten Reden bekannt ist, wird zugeben, daß wir dreist den Einen unseren Cicero und den Anderen unseren Demosthenes nennen dürfen.

Den großen Schauplatz der Entwickelung Amerikanischer Beredsamkeit bildeten die beiden Häuser des Kongresses. Diese Schule aber war, wie uns bedünkt, keineswegs dazu geeignet, solche erhabene und ausgezeichnete Redner hervorzubringen, wie das Britische Parlament. Bei uns, die wir keine Mächte in unserer Nachbarschaft haben, welche uns in Furcht und Schrecken setzen könnten, die wir durch uns're Lage gegen jede Art von Niederdrückbleichkeit geschützt sind, bei uns können auch keine solche Diskussionen Platz greifen, die aus den unmittelbaren Kollisionen des Interesses und der Macht zwischen Staaten hervorgehen, wenn Heere und Flotten in Bewegung gesetzt werden, und wenn diplomatische Agenten stets auf der Lauer sind, um sich gegenseitig zu überlisten und zu überraumen. Anstatt auf einem Felde zu agiren, wo benachbarte Nationen als Parteien auftreten, haben wir es vielmehr nur mit einem Zwistigkeiten und Hadereien unter uns selbst zu thun.

Demnächst drehten unsere Debatten meist nur in Kämpfen wegen Einführung oder Nichteinführung eines Zoll-Tarifs, wegen Abschickung oder Nichtabschickung einer Gesandtschaft, wegen Aufstellung oder Nichtaufstellung einer Armee, endlich über die Rechte der verschiedenen einzelnen Staaten und unserer ganzen Nation, so wie über die buchstäbliche oder logische Auslegung gewisser Phrasen unserer Verfassung und dergleichen. Im Allgemeinen zeugen unsere Kongressreden die Farbe des Lokalen und der Partei, während man im Englischen Parlamente oft die wichtigsten und allgemeinsten Gegenstände zur Sprache bringt, und es kommt, daß unsere Redner außerordentlich weitschweifig sind, und wenn man einmal die Debatten der ersten Kongress-Sitzungen gelesen und sie mit den späteren vergleicht, so muß man erstaunen über die Einförmigkeit der Gegenstände der Diskussionen und über die ewigen Wiederholungen der Argumente und Auseinandersetzungen eines und desselben Dinges. Man muß beim ersten Blicke glauben, daß jeder spätere Redner seinen Vorgänger aufgeschrieben und kopirt habe. Nun ist zwar das Letztere in der That nicht der Fall, allein es bleibt immer die natürliche Folge des einförmigen Einflusses eines engen Kreises der Diskussion über Gegenstände, die fast unveränderte dieselben sind und von Männern ergriffen werden, die, ungefähr mit gleichen Talenten begabt und von ähnlichen Gefühlen bewegt, die Dinge stets durch ein und dasselbe Medium von gleichen Interessen ins Auge fassen.

(Schluß folgt.)

Italien.

Scene istoriche del medio evo d'Italia. (Historische Scenen aus dem Italienischen Mittelalter.) Mailand, 1835.

Der Verfasser dieser kleinen Novellen — wie man sagt, ein junger Turiner Edelmann — hat sie gut besunden, das strenge und unparteiische Urtheil der Kritik hinter dem Schleier der Anonymität zu erwarten.

Die erste Novelle oder sogenannte Scene dieses Buches ist überschrieben: „Un Frate" (ein Mönch). Die vornehmste Rolle spielt nämlich der berühmte Dominikaner-Mönch Fra Giovanni da Vicenza, der mit heiligem Eifer, mit apostolischem Eifern und mit einem Antlitz, in welchem echt christliche Milde sich malt, nach der Stadt Padua wandert, wo man ihn als einen Friedensboten mit Freude und Verehrung aufnimmt. Seine glühende Beredsamkeit hatte in Bologna unzählige Bürgerzwiste geschlichtet, dem Luxus der Frauen Einhalt gethan — mit einem Worte, das Gemeinwesen verbessert. Jetzt kommt er, den Frieden in der Hauptstadt der Veronesischen Mark zu predigen, deren Bürger ebenfalls in beständiger Fehde leben und eine andere als Blutig bekämpfen. Die ganze Bürgerschaft von Padua fährt ihm bis Monselice entgegen und führt ihn im Triumphe nach der Stadt, wo er auf dem Platze stella Valle predigt und das Volk zur Eintracht mahnt. Der Verfasser hält sich hier an die Geschichte, oder vielmehr an zwei gleichzeitige Chroniken; doch in den Scenen, wo er dem Pater predigend einführt, wo er Leidenschaften und Charakter zeichnet, entwickelt er den ganzen Reichthum eines wahrhaft poetischen Geistes.

Frater Giovanni mußte noch an vielen Orten den Schiedsrichter machen; in Treviso, Feltre, Belluno, Vicenza, Verona, Mantua, Brescia, bei den Grafen San Bonifacio und bei den Herrn da Camino. Allein das schwierigste Geschäft stand ihm noch bevor; er sollte das Haus Este mit dem Hause da Romano, oder Azzo von Este mit Ezzelin, Grafen von Onara, und seinem Bruder Alberico versöhnen. Der Eifer des Fraters besiegte jedes Hinderniß, und das Unterhand des Friedens zwischen beiden Häusern war die Heirath Rinaldo's, des Sohnes Azzo's VII. von Este, mit Adelaide, Tochter des Alberico da Romano.

Diese Heirathsstiftung erzählt nicht blos, sondern läßt Personen selbst auf den Schauplatz treten mit ihm in einen Dialog. Rinaldo und Adelaide sehen sich zum ersten Male, und erkennen den grimmigen Ezzelin, an „jener Stirn, auf der so schwarzes Haar sich kräuft." Er hatte damals noch nicht jener unmenschlichen Tyrannei sich schuldig gemacht, um derentwillen das Volk ihn für einen Sohn des Teufels hielt; noch war er nicht Herr von Padua, als welcher er neunzehn Jahre lang (1237 — 1256) mehr als tyrannischen Padovaner und Veroneser Unterthanen, unerhörte Folterqualen sterben, oder im Kerker verschmachten ließ; aber schon hatte er unzweideutige Beweise von seinem unerschütterlichen Ehrgeize, seiner mörderischen Parteiwuth gegeben, die ihn später zu einem Ungeheuer von Grausamkeit steigerte.

Man hatte über Adelaidens Schicksal entschieden, ohne sie nur zu befragen; und dieser Umstand giebt dem Verfasser Stoff zu einem neuen Kuker-Liedes unglücklichen Wolfes erkennt; verwählet Ihr Euch mit Rinaldo von Este, so werdet Ihr eine neue Bundes-Aexte zwischen den feindlichen Parteien. Durch Euch wird die Zwietracht der Völker und der Gewaltigen beschworen, und mit Euerer Vermählung empfangen Alle das Unterpfand eines künftigen gedeihlichen Friedens. Euch begrüßen schon die Einwohner der Marca Trivigiana wie einen Morgenstern, der ihnen ungeheure Glückseligkeit bringt. Wollet Ihr, die von Gott geliebte Jungfrau, durch unbesonnene Liebe das Vaterland in's Verderben stürzen? Wollet Ihr die Schwerter um Euretwillen immer geschärft und das Haus Romano durch Eure Schuld stürzen sehen? Daß jedes Weib in der Marca Trivigiana, die von Euch die Wiederkehr des häuslichen Friedens erwartet, durch Euch sich verurtheilt sehe, ihren Jammer zu erneuern? Daß die ihrer Aeltern beraubten Kinder ihre Wehklagen erneuern? Daß die Wänner, von gerechtem Zorn entflammt, Euch Rache schreien an den Urheberin ihres Elends? Daß Euch das Adelaidens Name verflucht werde? . . . Diese trostigen Worte bewegen das Mädchen, ihre zärtliche Leidenschaft dem Vaterlande zu opfern: sie wird ein Pfand des künftigen Friedens für die Bewohner der Marca. Um den schon abgeschlossenen Frieden eine größere Sanction zu verleihen, läßt Fra Giovanni auf einer geräumigen Wiese, an der Etsch, zwischen Verona und Vicenza, die Einwohner von Verona, Mantua, Brescia u. s. w. zusammenrufen. Mehr denn 400,000 Menschen waren an jenem Tage (zem 28. August 1233) dort versammelt, und Geradrus Manifisus behauptet, seit Christi Geburt habe kein Redner oder Prediger jemals ein so ungeheures Publikum gehabt. *)

Fra Giovanni predigt diesen Italischen Völkerbrei von einem ungeheuer hohen Ehren haben Gerüste (durch ein Sprach ehrt) die Rede des Evangeliums „unsern neuen Bund schließ, paceo relinquo vobis", zum Ziele wählend. Er befestigte die Pakten jenes Friedens, den er selbst gestiftet; er donnerte das fürchterlichste Anathema gegen diejenigen, die es wagen sollten, ihn zu verletzen; er verkündigte die Heirath Rinaldo's von Este und Adelaidens, und schärfte seinen Zuhörern ein, daß Ezzelino in Padua das Blutgerecht haben müsse. Er warf also eine Fackel in diese Stadt, die nachmals zu einem entsetzlichen Brande wurde.

Der Brief, hat den Ruhm Fra Giovanni's ganz makellos erhalten wollen; mit der schönsten Seite in seinem Lebenebuch zufrieden, wollte er ihn durch Erzählung dessen, was nachtam, nicht entlarven und beschämen. Thun wir, aber besser, wenn wir den schreibenlichen Ehrgeiz und die grausame Unduldsamkeit dieses Fraters offenbaren? Die Geschichte muß, wenn sie eine Führerin durch's Leben sein soll, nicht blos Wächterin falscher Thaten, sondern auch nicht Wächterin der ungeschminkten Thatsachen Perona's, lebendig verbrennen ließ; daß er rief in Verona mit den Paduanern, die sich eingeschlichen hatten, in Handgemenge gerieth und eingekerkert wurde; nach wenigen Tagen entlief man ihn wieder, und Fra Giovanni kehrte nach Verona zurück, wo er sodann seinen Gehorsam mehr fand. Dies bestimmte ihn, die Geisseln zu entlassen und die Festungen wieder abzutreten, worauf er, des Schauplatz des ferneren Glanzes beraubend, sein übriges Leben in Dunkel und Vergessenheit zubrachte.

Die zweite Novelle führt uns in die von Siemondi sogenannte Helden-Periode des neueren Italiens, welche Dante verewigt hat.

*) A tempore Jesu Christi in hoc per alicuius praedicationem tot non fuerunt congregati in unum. (Scriptor. Rer. Italic. T. VIII, p. 38.)

Digitized by Google

Der Triumph der Ghibellinen bei Montaperti und die große Niederlage der Guelfen, welche „die Arbia roth färbte", ereignete sich fünf Jahre vor der Geburt Dante's, welcher die Epoche seiner Niederfahrt ins Reich der Todten vierzig Jahre später setzt. Farinata degli Uberti, der an dem Siege bei Montaperti den größten Antheil hatte und die Zerstörung von Florenz verhinderte, erscheint als ein Riesenschatten in der Feuerstadt und auf dem Felde voll Gräbern, welche der Dichter der göttlichen Komödie beschreibt. „Farinata", sagt Sismondi, „ist einer von jenen großen Charaktern, wie sie nur das Mittelalter hervorgebracht haben. Als Herr der Ereignisse wie der Menschen, scheint er das Schicksal selbst zu beherrschen, und die Qualen der Hölle selbst stören seine hochmüthige Indifferenz nicht. Er muß sich wunderbar in dem Gespräche, das ihm Dante in den Mund legt; sein ganzes Interesse konzentrirt sich noch auf das Vaterland und seine Faction, und die Verdammung der Ghibellinen macht ihm größeren Schmerz, als das Lager, auf welchem er ruht."

Die Novelle, welche sich an welchem diese zweite Novelle benannt ist, figurirt ebenfalls in der Divina Commedia. Es ist der Florentiner Poeta degli Abati, welcher, von den Ghibellinen bestochen, an Jacopo bei Pacca, von der Familie Pazzi, der die Standarte der Guelfen trug, verrathen, ihm die Hand abhieb und die Veranlassung war, daß viertausend seiner Guelfen niedergemetzelt wurden. Dante spricht diesen Verworfenen in den eisigen Pfuhl Antenora, wo die Verräther, das Antlitz nach unten gekehrt, sich selbst zerfleischen; wo ihr Haupt, packt ihn bei seinem Haar und reißt ihm mehrere Büschel aus.

Der Verfasser läßt uns an der Hand der Geschichte in seine Novelle eintreten. Zuerst hören wir den Ton der Martinella, d. h. der Glocke, mit welcher die Florentinischen Guelfen den Ghibellinen von Siena Krieg ankündigen. Es erscheinen die beiden Minoriten, Werkzeuge des schlauen Farinata, welche die Florentiner glauben machen, daß die Sienenser ihnen ein Thor der Stadt übergeben wollen. Wir treten in den Rath der Neun, wo Gerüchte des Volkes gehört und Deputirte der Frage, ob man gegen Siena ausrücken solle oder nicht. Tegghiajo Aldobrandi, dessen Stimme, wie Dante sagt, „in der Oberwelt Beifall verleiht dürfen hätte", erhebt sich von seinem Sitze und widerräth den Krieg; er wird verdöhnt und verspottet. Jetzt will Cece bei Gherardini die Meinung Tegghiajo's in Schutz nehmen: die Aeltesten verbieten ihm das Wort bei einer Strafe von 100 Lire; der Ritter scheut die Strafe nicht. Die Aeltesten verspotten ihn deshalb; sie kriegen bis auf 800 Lire; der Ritter bleibt unerschrocken. Endlich verbietet man ihm das Reden bei Todesstrafe, und das hochmüthige und besonnene Volk ergreift den schlechteren Theil.

Der Autor hat in diese Thatsachen eine Liebesgeschichte eingewebt: Jacopo bei Pacca und Bocca degli Abati entbrennen Beide für Cäcilie, die Tochter des Cece bei Gherardini. Der Erstere findet Erwiderung seiner Gluth, und die beiden Liebenden schwören einander ewige Treue. Bocca wird, wie sich von Jacopo, grimmig rivalisirend, von Cäcilien in der Kirche St. Reparata furchtbare Drohungen gegen Cäcilien aus. In der Schlacht von Montaperti übergiebt der strebende Jacopo dem Bocca, den er nicht kennt, einen Ersteren, damit er ihn Cäcilien zu stellt. Mit barbarischer Freude macht sich der Verräther auf den Weg und schändet Cäcilien den Tod ihres Geliebten an. Die Unglückliche muß ihrem Gram unterliegen, während die Ghibellinen triumphirend in Florenz einziehen.

In der dritten Novelle werden wir auf ein Schloß der Apenninen geführt, das Pietramala heißt. Sein Besitzer, der beinahe 100jährige Greis Pietro Saccone de' Tarlati, beschließt, ehe er die Augen schließt, seinem Sohne, das Schloß Gressa zu stürmen, welches den ihm feindlichen Ubertinern gehörte. Da er aber seinen Zweck nicht erreichen kann, stirbt er vor Unwillen (wie Suleiman vor Sigeth). Der Charakter dieses Menschen kann weder Achtung noch Sympathie erwecken. Er ist ein großer Verschwender, ein eiserner Ghibelline, der sich an der Spitze seines Räuberhaufens im Schlosse Pietramala verbarrikadirt und von dort aus dann und wann gleich einem Adler auf seine Nachbarn niederfährt, ein Mensch, der aus Particularismus sein gegebenes Wort brechen kann, tapfer und unsichtig im Kampfe, aber besser zu Räubereien und plötzlichem Ueberfall, denn zu offener Fehde tauglich. Der Verfasser schildert diesen trotzvollen, immer zuversichtigen, gegen die Faulheit seiner Zeitgenossen sich empörenden, seine Familie und seine Narren mit vieler Lebendigkeit; allein dieser Versuch ist nicht hinreichend, um der Novelle ein leidliches Interesse zu geben.

Frische und von reicherer Mannigfaltigkeit ist die vierte Novelle, betitelt: Un Principe (ein Fürst). Sie schildert uns die wunderschöne Isabella bei Fiesco, welche sich in der blühendsten Jugend mit dem bereits hochbejahrten Lucchino Visconti von Mailand verheirathet hat, für Agnello Gonzaga in Liebe entbrennt, ihrem Gemahle vorspiegelt, daß sie, einem Gelübde zufolge, die St. Markus-Kirche in Venedig besuchen wolle. Sie erhält die Einwilligung des Gatten, der sie mit der prächtigsten Eskorte abreisen läßt. In Verona, in Padua und Mailand wird sie festlich empfangen, und auf dem ganzen Wege ist der geliebte Gonzaga ihr zur Seite. Isabella verstaunt ihren Gesellschafts-Damen große Freiheit, damit diese, als gleicher Sünden schuldig, die Verbrechen ihrer Gebieterin verschweigen. Gleichwohl erfuhr Lucchino Visconti, man glaubt, durch Mailands Stadt Scala, der in Herrn von Mailand gegen die Gonzaga's aufreizen wollte. Lucchino rief aus: „er werde in kurzem das größte Werk der Gerechtigkeit thun, das je! mals in Mailand vollbracht worden", und — stieß, durch Isabellen vergiftet. Die Reise der Fürstin, ihre Eskorte, der Pomp und die Festlichkeiten, mit denen man sie überall empfängt, geben dem Verfasser Stoff zu reizenden Schilderungen. Hätte er nur auch die Grabstätte des unglücklichen Lucchino mit einigen poetischen Bildmeln bedacht!

Geben wir nun dem Leser einige Proben von dem Stile des jungen Novellisten, die wir schon bemerkt, im Ganzen großes Lob verdient. Alle treffend ist der eine, im Kreise seiner Söhne am Heerde sitzende Saccone mit folgenden Worten geschildert: „Die Flamme warf einen blutrothen Schein auf sein Antlitz. Marco und Antgone betrachteten ihn unbeweglich und stammend, als stünden sie vor einem lebenden Bilde der Zeit, von dem sie eine mythische Weisheit erwarteten."

Wie viele Schilderungen haben wir nicht von der Nacht und von den Gestirnen, die sie in uns aufregt! Dennoch leisen wir die folgende, die uns der Verfasser giebt, mit neuem Vergnügen: „Unterdeß wurde das Tageslicht düsterer; am Himmel funkelten schon einige Sterne und die Natur nahm jene undefinirbarliche Farbe an, die unser Auge so unwiderstehlich fesselt und eine süße, sanfte, zur Betrachtung einladende Ruhe über uns ergießt. Wer könnte in einer Abendstunde zum Himmel aufblicken, ohne von einem tiefen Gefühl der Liebe und Sehnsucht durchdrungen zu sein! Dieser sanfte, leise Uebergang von Tag zur Nacht verschmilzt das Ende unseres Lebens, das ja auch nur ein Tag vorüberzieht. Oft beruhigt sich das Herz in dieser Stunde, und wär' es nur auf Augenblicke, nachdem es einen ganzen Tag um die Ruheswelt gerungen und tausend innere Stürme bestanden hat. O, wie oft wird in dieser Stunde unser Sehnen zum Gebete, zum Flehen um Ruhe und Vergeßlichkeit aller Seelenpein, wenigstens für die bevorstehende Nacht!"

Bibliographie.

Di ogni erba un fascio. (Von jedem Kraut ein Bündel.) Neu nach für 1835. Zweites Halbjahr. Benedig.

Le opere del pittore e plasticatore Gaudenzio Ferrari. (Die Werke Ferrari's.) Gesichnet und gestochen von Pianazzi; herausgegeben und beschrieben von Bordiga. Erstes Heft. Mailand. Pr. jedes Heftes 5 Lire.

Opere scelte di Stefano Gioseffo Allera. (Allera's auserlesene Schriften.) Erster Theil. Prosa. Alessandria. 2 L. 80 C.

Parigina. — Trauerspiel von A. Somma. Benedig.

Proposta di alcune correzioni ed aggiunte al vocabolario della Crusca. (Verbesserungen und Zusätze zu dem Wörterbuche der Akademie della Crusca.) Von Vincenzo Monti. Piacenza. [Ist ein Nachdruck des früher erschienenen Originals.]

Raccolta di modi di dire italiani ed inglesi. (Sammlung italiänischer und Englischer Redensarten.) Nach der von Baretti in London veranstalteten Ausgabe vermehrt und verbessert von F. L. Turin. 6 Lire.

Mannigfaltiges.

— Seeleute in den Vereinigten Staaten. Die Zahl der Seeleute, welche zu den Vereinigten Staaten gehören, beträgt nach möglichst genauer Schätzung 103,000. Neu diesen befinden sich auf Schiffen, die mit dem Auslande verkehren, 30,000; beim Küstenhandel, auf Schiffen von etwas mehr oder weniger als 100 Tonnen, 23,000; bei der Kabeljau-Fischerei, 5000; auf Dampfschiffen, 1000; auf der Flotte der Vereinigten Staaten, 6000. (L. P.)

— Der Heb, wie Amen in Washington's. Dieß ungefähr 120jährige Frau macht jetzt in den Vereinigten Staaten großes Aufsehen. In einem Amerikanischen Blatte wird Folgendes über sie berichtet: Sie hat ganz das Ansehen einer lebenden Mumie. Man kömmt ihren Körper wirklich schon für abgestorben halten, wenn sie leichte und freier Athem, ihr feines Gehör und ihre freilich sehr matte Stimme nicht vom Gegentheil überzeugten. Ich kannte einen Mann in Schottland, der, wie aus dem Kirchenbuche sich ergab, in seinem 116ten Jahre starb, der alle seine Zähne bis auf zweien verwittern sahen, sagte mir Thomas Paer, dessen Meinungen in der Westminster-Abtei steht, soll anderthalb Jahrhunderte gelebt haben; dennoch konnte er ein paar Tage vor seinem Tode noch aufgehen. Als ich Jeire Heib vor kurzem besuchte, sagte ich zu ihr: „Jeire, Ihr müßt erst siebzehn Jahre gelebt haben, als Washington (1732) zur Welt kam. Wie konnter Ihr damals schon seine Amme sein?" — Sie: „„Ich war bei seiner Geburt zugegen; ich wickelte ihn und war seine treffene Amme Nurse."" — Ich: „Welches ist Euer Glaube?" — Sie: „„Ich bin eine Presbytin; ich wurde vor mehr als hundert Jahren in den Presbyterianismus getauft.""" — Es waren außer mir auch einige Damen zugegen. Die fragten sie, was sie ein Loos sie nach dem Tode verhoffe? Sie antwortete: „Meine ganze Hoffnung ruht in Jesu Christo." — Die Damen stimmen eine geistliche Hymne an, um die Alte angenehm zu zerstreuen. Die bereiste Mumie wirkte wahrhaft elektrisch auf ties lebende Gesellschaft; sie stimmte mit Beabenheiten in den Hymnus ein und klatschte dabei ihre Hände, deren knöcherne Finger und lange Nägel sich fast wie Adlerklauen ausnehmen. Jeire Heid war von Kindheit an eine starke Tabacksrauchering; bei ihr hat sich also der Rauch des Tabacks gewiß als ein sehr langsames Gift bewährt, noch langsamer tödtend, als der starke Genuß des Kaffees bei Voltaire.

— Ein ökonomischer Seelenhirt. Im Jahre 1765 starb Elisa Edmeriten, ihre Mutterlein, der 60 Jahre lang zu Pattendale in Westmoreland Prediger gewesen war. Ihre Kinder sind reich, welches sie taufte, wurde in der Folge seine Frau. Er hatte einen Sohn und drei Töchter, die er in seinem Sprengel verheirathete. Seine Besoldung betrug in den ersten 40 Jahren zwölf Pfund und in den letzten 20 nicht volle 20 Pfd. Dennoch hinterließ er, als er im 84sten Jahre starb, baare 1000 Pfd. Sterl., von welcher Summe vier Fünftheile zu seiner Besoldung erspart waren. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Löblichl. Post-Aemtern.

№ 127. Berlin, Freitag den 23. Oktober 1835.

Afrika.

Thomas Campbell's Briefe aus Algier.

Erster Brief.

Algier, 19. September 1834.

Mein lieber Freund! Am 11. dieses reiste ich am Bord eines Kauffahrteischiffes von Marseille ab, und sechs Tage kreuzten wir hierauf auf dem Mittelländischen Meere umher. Sie werden sich leicht denken können, daß diese Tage nicht eben zu den angenehmsten meines Lebens gehörten, wenn ich Ihnen sage, daß unsere zwölf erwachsene Passagiere und außerdem noch ein unruhiges Kind von vier Jahren zusammen in eine Kajüte von neun Quadratfuß eingesperrt waren. Es war nicht möglich, uns während der Tageszeit auf's Verdeck zu flüchten, denn die Sonnenhitze schien dasselbe in einen beständigen Feuerheerd umzuwandeln. Nur des Abends konnten wir unseren Kerker auf einige Zeit verlassen, und in der Nacht duften wir ein wenig athmen; aber gleich mit Tages-Anbruch sang der heiseste erwähnte vierjährige Wildfang seine Kunststreuuni zu schlagen an und suchte fürchterlich auf, wenn man sie ihm aus der Hand reißen wollte. Indeß waren wir in Betreff unserer Schiffsmannschaft ziemlich glücklich, indem sie Alle, vom Capitain bis zum Bootsjungen hinab, beständig zu unseren Diensten bereit waren. Wir wurden, was sonst eben bei den Mittelländischen Handelsschiffen nicht sehr gewöhnlich ist, vortrefflich bewirthet, obgleich wir nur ein ganz mäßiges Passagiergeld zahlten. Einer Tages gab's zu unser Fest auf dem Schiffe uns dabei Chamagner im Ueberflusse; es war bei Gelegenheit eines Besuches eines defeendenten Seemanns, der mit uns dinirte. Das war ein sonderbarer Kauz, der, nicht zufrieden damit, daß er ein Schiff zu kommandiren hatte, sich noch dazu einbildete, ein Meister in den „schönen Wissenschaften" und in der Philosophie zu seyn. Zu meinem Unglücke erfuhr er, daß ich ein Literatus sey, und sogleich zog er mit einem ganzen Dutzend in einer schriftlichen Form abgefaßter Oden hervor. Bei alle dem hatte die Reise, trotz dieser Beschwerlichkeiten, doch wiederum so manches Angenehme. An den schönen Abenden pflegten wir uns auf dem Verdeck zu erholen und hier mit vielem Appetit zu speisen; um uns desto angenehmer zu unterhalten, mußte, in Folge eines gemeinschaftlichen Beschlusses, Jeder der Reihe nach singen, man mochte nun singen können oder nicht.

Wir suchten bei den Inseln Majorca und Minorca Verähr, aber in einer so großen Entfernung von beiden, um die Beschaffenheit ihrer Küstenstriche genau beobachten zu können.

Vorgestern des Morgens früh erwachte ich unter dem freudigen Rufe, daß von ihre dem Mastkorbe aus Land gesehen wurde, und bald erblickten wir auch die Landesgrei, die von allen Seiten die Segel umschwirrten. Es mochte ungefähr dreißig Meilen von der Küste seyn, als wir schon den ganzen Theil der Algierischen Küste, der sich östlich längs dem Kap Matifu und westlich längs der Halbinsel Sidi Ferruch hinzieht. Von dieser Entfernung aus gesehen, nimmt sich Algier nicht eben sehr schön aus. Wenn auch die Hügel des kleinen Atlas einen prachtvollen Hintergrund im Süden bilden, so ermangelt doch das Ganze noch des vollen malerischen Anblicks, die man insgesähr innerhalb einer Meile von der Küste vorgerückt ist. Etwas weiter abwärts erscheint Algier sast in seiner ganzen Ausdehnung, einige Scheide von Kalk, der die abschüssigen Seite eines Hügels gegen, während die Landhäuser auf den angränzenden Höhen wie kleine Parcellen von demselben Material aussehen, die auf den anzubauenden Feldern zerstreut liegen. Kommt man jedoch etwas näher, so verwandelt sich die eingebildete Scheide in eine uns in Erstaunen setzende Stadt, und die Flecken auf den benachbarten Hügeln werden zu quadratförmigen und kastellähnlichen Hügeln, die in Lustschlossen und Gärten eingeschlossen sind.

Seine Stadt, die ich je gesehen, besitzt im Verhältniß zu ihrer Größe so viele dicht an einander stoßende Landhäuser, als Algier, und ihr Glanz so wie ihre hohe Lage verleiht diesen sudurbanen Theil der Küste ein prachtvolles Ansehen. Aber auch die Stadt selbst, sobald man sie nur ganz überschauen kann, gewährt einen Anblick, der, wenn auch nicht gerade schön, doch wenigstens wegen seiner Neuheit und Seltsamkeit überraschend ist. Schon bei dem Aufsprechen des Namens Algier wird man auf eine ungewöhnliche Weise bewegt, indem man sich erinnert, wie viele christliche Herzen sonst dem Anlanden an dieser Stelle von Todesangst ergriffen wurden. Der Anblick von Algier ist aber besonders wegen des auffallend Fremdartigen interessant. Die Stadt bildet ein Dreieck an der abschüssigen Seite eines Hügels, dessen Basis dicht an das Meer anstößt, während sein Gipfel von der Cassaba bekrönt ist. Diese feste Burg war der Palast des letzten Dey's. Seine Vorgänger wohnten am Fuße der Stadt, wo aber so Manche eines gewaltsamen Todes gestorben war, die Fussiun Pascha endlich auf die Idee kam, daß eine höherliegende Festung seine getreuen Unterthanen, die um seine treuen Janitscharen, besser in Respekt erhalten dürfte; es war in einer Nacht, wo er sich in aller Stille mit seinen Schätzen nach der Cassaba begab. Etwas weiter, auf einem noch höheren Hügel, steht das von Karl V. erbaute Kaiserfort, das die ganze Stadt beherrscht. Die terrassenförmigen und viereckigen Häuser, die in einer Reihe ganz dicht an einander geschlossen sind, sind, wie die Forts und die Wälle, alle mit Kalk überstrichen, so daß sie wie Schnee glänzen.

Diese Gegenstände, zugleich mit dem Brustkenpfeiler, dem Leuchtthurm und den Batterieen, die nach dem Meere zu, eine Reihe nach der anderen, mit Hunderten von Kanonen besetzt sind, geben der Stadt einen imposanten Anblick, der ihren alten Beinamen: die Kriegerische (El ghazzi) rechtfertigt. Zur selben Zeit erinnern Dich die Moscheen und Minarets, an deren Spitze der Halbmond funkelt, daß Du Dich mitten unter den Mosleminns befindest, während ein aus der Ferne dem vorbeiziehender Palmbaum als ein lieblicher charakteristischer Zug eines Afrikanischen Landschafts-Gemäldes erscheint.

Ich hatte indeß außer dem Palmbaum ein minder angenehmes Anzeichen davon, daß ich mich in den südlichen Breiten befand. Bei der so interessanten Landungs-Scene war es uns nicht möglich, uns in der Küstte unten zu erhalten, und doch war es oben auf dem Verdeck gleich nach Tages-Anbruch so schwül, daß wir uns entschloß so fort zu gehen, und das Fieber hatte mich so durchgeschüttelt, daß ich mich kaum zu fühlen vermochte, und sast überredete ich mich, daß ich bereits im Begriffe sey, zu sterben. Als das Boot herankam, das uns nach der Küste bringen sollte, konnte ich mich kaum erheben, um mich nach meiner Baggage umzusehen. Glücklicherweise kam mir die Menschenfreundlichkeit eines Mit-Passagiers in meiner äußersten Noth zu Hülfe, der sich mit meinen Sachen besorgte und mich nach Algier führte, welcher die Sorge für meine Effekten übernahm und sie ins Zollhaus beförderte. Was in dieser Stunde meiner Landung in Afrika — wo ich an der Küste, gleich Scipio, wenn auch nicht aus Enthusiasmus, so doch aus Erschöpfung auf meine Knie fiel — was hier sonst mit mir vorging, davon hat sich nur ein undeutliches Bild in mein Gedächtniß gerettet; aber ich erinnere mich noch, daß die eingeborenen Eckensteher und ein Paar vierer Unverschämtheit nach meinem Kopfe warfen, als wären sie zu Calais zu Hause, und daß ferner meine erwarteten Geister auf einmal durch den Knall einiger kräftigen Rebehiebe aufgeweckt wurden, die mein humaner Freund unter jene Unholde zu vertheilen beliebte. Derselbe besorgte auch, da man hier in den Hotels nicht eben am besten bedient wird, für mich eine besondere Wohnung und einen eigenen Bedienten. Ich schlief die Nacht recht angenehm, wurde aber ziemlich zeitig durch die Muezzin's (Muschenbiener) aufgeweckt, die von den Minarets aus zur Betstunde einluden.

Ich wohne gegenwärtig in dem Hause des Herrn Dercousse, eines achtbaren Kaufmanns von Algier, der vormals als Capitain bei der Kavallerie unter Napoleon gedient und jetzt Oberster bei der Algierischen National-Garde zu Fuß ist. Diese National-Fußgarde beläuft sich auf fünf- bis sechshundert Mann; es giebt hier auch eine National-Reiter-Garde, welche aber nur aus einer Schwadron besteht. Das Haus des Herrn Dercousse gehörte ehedem dem Aga der Janitscharen; es mag vielleicht noch eine oder zwei Wohnungen in Algier geben, die dasselbe an vergoldeten Alkoven, an mit Bildhauer-Arbeit verzierten Fontainen und anderem Schmucke übertreffen, aber was das Ganze anbelangt, so ist es ein herrliches Musterbild der schönsten Gebäude der ganzen Stadt. Von der Straße kommt Du direkt nach dem Hausthor, der von einem Fenster nicht weit entfernt ist, durch welches man ersteres wird. Im weite Raum von meinem Hauswirthe als Portier-Loge benutzt; aber in früheren Zeiten pflegte hier der Aga, umgeben von seiner Dienerschaft, seine Pfeife zu rauchen und Gäste zu empfangen. Auf einer Stelle dieser düsteren Halle befinden sich Gewölbe, die vormals zu Ställen benutzt, seit der Französischen Invasion aber in Weinkeller umgewandelt worden. Von dem Thor gelangst Du auf zwei hübsche Treppen von weißem Marmor in die lichte Tagesstelle nach einem mit Marmor gepflasterten Hofe, der einige dreißig Quadratfuß im Umfange hat. Dieser Hof mit seinen Gallerieen an jeder Seite des Vierecks, die an allen drei Stockwerken, die eine über die andere, ausgespannt sind, erinnern an die Alt-Englischen Wirthshäuser von London; nur herrscht hier mehr Eleganz, und die weißen marmornen Säulen, welche mit dem grünen und gelben glasurten Ziegeln kontrastiren, mit denen die Treppe

Google

pen übergegen sind, so wie die Bogen und der Flur einer jeden Gallerie, bringen einen reichhaltigen Effekt hervor. Von diesen Gallerieen führen breite und schöne hölzerne Thüren von merkwürdiger Form nach den einzelnen Zimmern. Der innere Anblick des Hauses, wie er sich vom Hofe aus gestaltet, ist im Ganzen imposant, und auf der Terrasse des höchsten Stockwerks genießt man eine weite herrliche Aussicht über den ganzen Theil der Stadt, über die See und ihre Schiffe, so wie über das Gebirge in der Ferne. Will man jedoch das Auge schonen und dasselbe nicht zu sehr blenden lassen, so muß man sich hierher nur beim Mondschein oder bei mäßigem Tageslichte begeben. Hier pflegte ich gegen Abend mit meinen Nachbarn zusammenzukommen, unter denen auch der Hospital-Arzt Dr. Riviere, ein verständiger, weitgereister und gebildeter Mann, sich befand. Derselbe zeichnete sich besonders in Negotien durch seine geschickte Behandlung der Volksmasse. Zur Zeit der Lästerschen Herrschaft war es den Männern nicht erlaubt, diese Dach-Terrassen zu betreten; nur den Frauen war es gestattet, und diese pflegten sich auch in der Weise ihre gegenseitigen Besuche abzustatten, daß sie auf den Leitern der benachbarten Häuser hinauf und herab kletterten.

Bei aller äußeren Pracht sind jedoch die Zimmer in den Mantrischen Häusern dunkel und unbehaglich. Man sieht hier wenig Oeffnung nach der Straße hinaus, sondern die Fenster sind alle einwärts nach den Höfen zu angebracht. Ihre Fenster, welche mit Gittern von schwarzem und weißem Eisen, aber mit keinen Glasscheiben, versehen sind, geben den Wohnungen das Ansehen eines — wozu sie wohl auch in der That ursprünglich bestimmt gewesen sein mögen — Familien-Gefängnisses, wo die inwohnenden Frauen nach Art der Verbrecher in andern Ländern eingesperrt bleiben. Die im Allgemeinen mit Thüren versehenen Nischen in den Wänden dienen als Schränke oder Schenktische. Vor der Ankunft der Franzosen kannte man daselbst keine getrennten kleinen Kamine, es gab denn in den Küchen, oder zufällig irgendwo in dem Hause einen fremden Kontulé; und noch jetzt hält es schwer, sich eine Wohnung mit einer solchen häuslichen Vorrichtung zu verschaffen. Daraus muß man aber keineswegs schließen, daß das Wetter hier in der regnerischen Jahreszeit nicht etwa sehr kalt sey; vielmehr verschlechtert wie ein Franzose, der in Norwegen gewesen, daß er dort in jenem eisigen Lande weit weniger an Kälte gelitten, als hier im Biscayischen. Aber die Häuser sind schlechterdings nur einzig zu dem Zwecke erbaut zu seyn, um erstlich gegen die übermäßige Sonnenhitze zu schützen, und zweitens, die Frauen einzusperren.

Spanien.

Der Kriegsschauplatz in Spanien.

(Schluß.)

Guipuzcoa, der Wichtigkeit nach die zweite unter den Baskischen Provinzen, gewährt im Allgemeinen einen ähnlichen Anblick wie Biscaya, nur sind seine Küsten schroffer, und der Charakter seiner Landschaften ist großartiger. Diese Provinz dehnt sich über 100 Englische Meilen von Nordosten nach Südwesten in abfallender Neigung aus und enthält 127,000 Einwohner.

Wenn man das Spanische Gebiet in Guipuzcoa betritt, fällt Einem sogleich ein Gemälde ins Auge, welches vielleicht in ganz Europa nicht seines gleichen hat, man mag nun auf die Schönheit der Landschaft sehen, oder auf die wunderbare Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die sich hier in einem kleinen Raum vereinigen. Die den Fuß der Pyrenäen bespülende Bidassoa, das Vorgebirge und die Festung St. Sebastian, die von Bergen umringte Bucht von Passages, die verwegendste Stadt Pontarabia, auf der einen Seite von den majestätischen Pyrenäen begränzt, und auf der anderen die grünzendste Fläche der Bucht von Biscaya — dies Alles bietet sich dem Reisenden in einem und demselben Augenblick dar. Alle diese Gegenstände, welche den engen Eingang umgeben, durch welchen Frankreich so oft seine Armeen über Spanien ausgegossen hat, sind mit historischen Erinnerungen verknüpft und tragen die Spuren der romantischen so wie der neuern Kriegsführung.

Guipuzcoa ist, wie Biscaya, reicher an Felsichten als an Getraide. Es hat einen harten Winter, und der Mangel an Kalk macht die Landwirthschaft sehr schwierig. Der fruchtbarste Theil der Provinz ist das Thal von Tolosa. Die Gegenden zeigen ganz dieselben Gemälde, wie in Biscaya: waldige Hügel und grünende Thäler, mit Dörfern besäet und durch mühsamer Anstrengung urbar gemacht; auch das Landvolk ist von demselben kräftigen und robusten Schlage. Die Bevölkerung ist jedoch hier dünner als in dem westlichen Theil des Baskenlandes. Die Straße von der Bidassoa nach Salinas, eine Strecke von 20 Meilen, führt durch mehrere ansehnliche Städte, wie Tolosa, welches 5000, und Bergara, welches 4000 Einwohner hat. Einige dieser Städte haben eine höchst romantische Lage.

Ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung von Guipuzcoa besteht aus Matrosen und Fischern. Die Küste hat zahlreiche Häfen, worunter einer, der von keinem in Europa übertroffen wird, und der in den Händen einer unternehmenden Regierung den größten Gewinn bringen könnte, ich meine Passages, ein schönes baskisches Fischerdorf, gegenschützt von St. Sebastian. Man hat aber wenig oder nichts gethan, um diese natürliche Rhede zu verbessern, weder durch den Bau von Hafendämmen noch durch andere Einrichtungen.

St. Sebastian, das Gibraltar des Nordens, ist die Hauptstadt von Guipuzcoa, ein Ort, der in der Kriegsgeschichte Englands eine so bedeutende Rolle spielt, daß jede Beschreibung desselben hier überflüssig wäre.

Guipuzcoa hat Ueberfluß an Eisen und liefert auch einen ziemlichen Vorrath von Kupfer. Die Bearbeitung des letzteren Metalls, für ein Küstenland so wesentlich, macht Fortschritte in dieser Provinz. Kupferne Bechkästen für Schiffe und kupferne Kessel werden in Hernani und Mondragon verfertigt. Das Eisenerz von Guipuzcoa ist härter als das, welches im eigentlichen Biscaya gefunden wird. Anker, Kanonen und Schwerter in großer Menge werden hier fabrizirt. Die bedeutendsten Eisenhämmer sind zu Hernani, Salinas und Mondragon. Man glaubt, daß die berühmten Toledaer Klingen aus Eisen der Mondragoner Gegend, welche angefertigt wurden. Diese Schmelzöfen, Schmieden und Gießereien gewähren einer großen Menge Menschen Beschäftigung und bringen eine bunte Färbung in das einfache Gemälde des Gebirgslebens. Wie aber der Mangel an Kalk in diesem Theil von Spanien den Ackerbau hindert, so beschränkt die Kärglichkeit des Brennmaterials die Fabrikarbeiten. Ein Holz, selbst es zwar nicht, aber das Schmelzen und Schmieden des Eisens erfordert eine so bedeutende Erhitzung, daß die Berge bald entblößt und die Landschaften nackt und kahl dalägen würden, wenn man jene Operationen in diesem kleinen Gebiet in den Umfange betreiben wollte, wie in Gegenden, wo man sich mineralischer Brennstoffe bedient. Lopola wurde in dieser Provinz geboren — ein Guipuzcoanischer Hidalgo. Das Kloster St. Ignatius, eine der reichsten Stiftungen in Spanien, liegt unweit der Stadt Azcoitia.

Alava ist die dritte und der Bevölkerung nach am wenigsten bedeutende, obgleich an Umfang die ausgedehnteste der Baskischen Provinzen. Es ist die Spitze des Dreiecks, wovon Guipuzcoa und Biscaya die Grundlinie bilden. Eine und dieselbe Bergkette trennt es von beiden Provinzen. An Getraide ist es fruchtbarer als beide, und da es zugleich eine geringere Bevölkerung hat, nämlich bloß 60,000 Seelen, so ist es im Stande, jene mit großen Kornvorräthen zu versorgen. In der Nähe von Vitoria fällt das Land in eine flache und ziemlich ansehnliche Ebene ab, die von dem Zadorra-Fluß bewässert wird, welcher in das reiche und fruchtbare Ebro-Thal hinabfließt. Quer liegt, an der Straße Nach-Castilien, die Stadt Miranda. In diesen Ebenen besteht der Boden aus fettem, dunklem und äußerst fruchtbarem Lehm. Die Menge von Dörfern, die emsige Landwirthschaft, die sauberen Häuser und Gärten und die trefflichen Straßen, die man in diesem ganzen Bezirk findet, bieten dem, der von Süden herkömmt, einen auffallenden Kontrast dar gegen die wüsten Einöden und verlassenen Städte Alt-Castiliens.

Der Ebro-Strom, der an den Städten Miana und Logroño navigirbar ist, scheidet die Baskischen Provinzen von Spanien.

Spanisch Navarra ist gegen 80 Englische Meilen lang und eben so breit. Die Sierra de Aralar, ein über 2000 Fuß hoher Bergrücken, trennt es von Guipuzcoa und den Baskischen Provinzen. Es enthält 290,000 Einwohner und hat außer Pampelona, seiner Hauptstadt, noch mehrere beträchtliche Städte, wie Estella, Tudela und Tafalla, deren jede an 6—7000 Einwohner zählt. Die Provinzialgüge durchschneiden es nach jeder Richtung hin. Seine Oberfläche ist enger und seine Gebirgszüge stehen näher als die von Biscaya. Auch hier, wie in den Baskischen Provinzen, besteht die Oberfläche des Landes aus endlosen Reihen wattiger Berge, aus Thälern, Schluchten und Gebirgsbächen. Der fruchtbarste Theil dieser Provinz ist das Bastan-Thal, welches zwischen Pampelona und St. Jean de Luz, rechts von der von Roncevalles auslaufenden Landstraße liegt. Die Provinz liefert Hanf und Flachs, wie auch Getraide, in großem Ueberfluß. In jenem Thal entspringt die Bidassoa.

Wenige Theile der Welt sind öfter der Schauplatz von Kriegen gewesen, als Navarra. Während der Maurischen Dynastie im neunten Jahrhundert der Vorposten und die Avantgarde des Christenthums, dann Spaniens Bollwerk gegen Frankreich, haben diese Berge jede Art der Kriegführung gesehen, sind Zeugen gewesen von den Niederlagen zwischen Pavuim und Paladin, haben die Romanzen des Orients gefeiert und den Gothischen Ehrensitten reichlichen Stoff geliefert. Diese endlosen Feindseligkeiten haben auch südländer moralische Spuren in den Eingeborenen eingedrückt, welche dem Reisenden auffallen müssen, der sich zum ersten Male in das Innere dieses Fruchtbaren Landes begiebt. Wer Biscaya oft auch nicht durch jene herrlichen Charakterzüge verehrt, welche die Biscayer auszeichnen, aber keine Ausdauer in Strapazen, keine Geschicklichkeit in der Führung seiner Waffen und vor Allem keine Kenntniß der Gebirgspäße machen es zu einer unschätzbaren irregulairen Hülfsmacht in Kriegen und Empörungen.

Navarra war das letzte unter den einzelnen Königreichen, welche mit der Spanischen Monarchie vereinigt wurden; und es bedurfte der ganzen Kraft und Tüchtigkeit von Ximenes, um es zu unterwerfen und die Eroberung zu sichern. Er ließ alle Festungen schleifen, Pampelona ausgenommen, und trieb die aufsässerische Bevölkerung hinter jene natürlichen Wälle und Fortifikationen zurück, die seitdem von ihrer Nachkommenschaft stets behauptet worden sind. Die Bewohner dieser Provinz mußten beständig durch eine starke Garnison in Pampelona im Zaum gehalten werden. Wie Biscaya ist auch Navarra im Besitz seiner eigenen Gesetze und Regierungsgebräuche, doch befanden sich diese Privilegien fast noch den Namen nach, denn seit dem Jahre 1713 sind die Stände nicht zusammengetreten worden. Diese Gesetze entsprachen vollkommen den (von Zurita so genannten) einander gegensetzten Fueros von Aragonien, mit denen sie zu gleicher Zeit entstanden und unter dem Schirm der Pyrenäen-Gebirge zusammen heranwuchsen. Die Staaten von Navarra wurden ganz nach Gothischen Prinzipien gebildet; sie hatten drei Stände, Prälaten, Edelleute und städtische Deputirte. Gleich den anderen Feudal-Reichen hielt auch diese Versammlung, von der nur noch ein Schatten vorhanden ist, das Recht, mit Zustimmung des Königs von Spanien, dessen Souverainetät die Navarresen vollkommen anerkennen, als die Biscayer, Gesetze zu geben und aufzuheben und Steuern auszuschreiben.

Die Navarresen sind nicht Celten, wie die Eingebornen von Biscaya, sondern ein gemischter Stamm, der aus Catalaniern, Aragoniern und Basken besteht und ein aus diesen drei Sprachen zusammengesetztes Idiom spricht. Die Spuren Gothischer und Saracenischer Abkunft sind an den Sitten und dem Charakter der Eingebornen dieser Provinz nicht zu verkennen. Die Navarresen stehen ihren Nachbaren in Biscaya an Jewerbfleiß nach und haben weniger Neigung für die Künste des Friedens; in ihrer Civilisation sind sie daher auch bedeutend hinter jenen zurück und scheinen weiter ins Alterthum hinauf zu reichen, indem sie, ihr altes Gepräge ein Europäisches Volk, fast noch das frische Gepräge des Mittelalters an sich tragen, wo die zwischen Tagen der Tapferkeit und Verwegenheit am höchsten gepriesen wurden. Der Gothische Aberglaube der Navarresen betrachtet die Priester und die predigenden Männer noch wie übersinnliche Wesen. Mina's erster Schritt, als er an Oberbefehl übernahm, war die Verbannung der Geistlichkeit aus dem Bastan- und dem Erro-Thale.

Nachdem ich hiermit eine Schilderung von dem äußeren Anblick des Landes, von dem Klima und den Producten desselben, von seinen Eigenthümlichkeiten und seinen Hülfsquellen gegeben habe, gehente ich, in einem spätteren Artikel ausführlicher von den Gesetzen, Gebräuchen, Vorurtheilen, Sitten und Gewohnheiten des Volks zu sprechen und dadurch den Leser in den Stand zu setzen, sich ein Urtheil über die Bewegründe und Leidenschaften zu bilden, aus denen der jetzige Kampf in den Biscayern entsprungen ist. (Athenaeum.*)

Nord-Amerika.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Während eines Zeitraums von funfzig Jahren ist dieses Feld vielleicht von zweitausend verschiedenen Rednern betreten worden, unter einen sich ohne Zweifel Talente von erstem Range befanden. Man wird sich erinnern, daß wir nur die Namen derjenigen aufführen, welche in eine Atmosphäre von dichtem Nebel umhüllt. Von den Aeltesten Rednern haben wir nur zwei für das Gedächtniß aufbewahrt, die unbezweifelt zu den vorzüglichsten Musterbildern Amerikas zu rechnen sind, nämlich Hamilton und Ames. Der Erstere war einer der begabtesten Männer, die unser Vaterland oder sonst irgend ein Land in der Welt hervorgebracht hat. Mit Recht bemerkt Dr. Reid von ihm, daß sein Geist sich in eine Höhe aufzuschwingen vermochte, wo wo aus er als ein Riese unter ausgezeichneten Männern mit Leichtigkeit überblickte. Allein der Ruf seiner Beredsamkeit ging in den mehr unsterblichen Ruhm des Begründers unseres Finanz-Systems auf, in den Ruhm, den er durch seine bewundernswürdigen Schriften in dem „Föderalisten" und überhaupt als Gründer und Verwalter unserer Republik erlangt hat.

Das zweite und vielleicht das herrlichste Muster der Beredsamkeit aus der neueren Zeit liefert uns Fisher Ames. Dieser denkwürdige Mann — eben so ausgezeichnet als Bürger wie als Redner — war sowohl durch seine Neigungen, durch sein Temperament und alle seine Verhältnisse, wie durch seine schwächliche Gesundheit, vielleicht auch durch seine besondere innere Anlage, zum reinen und unverfälschten Orator geboren. Die höchste Kraft der Beredsamkeit stützt immer ein gewisses Entgegen, eine gewisse Begeisterung ein, die uns interessirt und mit sich fortzieht; es ist die Gewalt eines Redners, der durch an sich selbst und unbeteiligt gegen alle Himmelsgegenden frei entlädt, diese göttliche Kraft und Gewalt ist von Niemanden in einem höheren Grade ausgeübt worden, als von unseren Rednern. Wer möchte wohl den Eindruck vergessen, den seine berühmte Rede zu Gunsten der Britischen Traktats gemacht hat? Seit unserer Unabhängigkeits-Erklärung hat ein anderer Gegenstand die Interessen der verschiedenen Partheien so sehr in Anspruch genommen. Der Kongreßsaal war vollgedrängt und vor Eingang, so weit man nur noch etwas zu hören vermochte, von den Thüren stellen sich die Massen und versetzten sich in Himmelsgegenden frei umher

Hier ward der Kampf für die allgemeine Freiheit mit einem Eifer ergriffen, der jedes besondere Interesse von sich wies. Als Günstlinge des Mutterlandes, ohne den Besitz eigener Schiffe oder Seeleute, durch die sie den Handelsneid erwecken konnten, fanden die Bewohner von Süd-Karolina Sachen in ihrer Lage eine Garantie für den Schutz und die Aufrechthaltung ihres Verkehrs von Seiten Großbritaniens. Allein alle diese Berücksichtigungen des Interesses und der Vortheile wurden hintangesetzt, man begab sich mitten in die Gefahr hinein und focht für das Prinzip, für die heilige Sache der Freiheit. Noch nie hatte man in der Geschichte Beispiele von ederem Muthe, von kühneren Unternehmungen und bewährterer Geduld gesehen, als die Whigs von Karolina während der Revolution an den Tag legten. Der ganze Staat, von den Gebirgen bis zur See ward von der Feindesmacht überzogen. Die Früchte der Industrie wurden an Ort und Stelle aufgerieben oder vom Feinde vergehrt. Die Ehrnen von Karolina trauten das koldaste Blut ihrer eigenen Bürger. Schwarze und rauchende Ruinen bezeichneten die Stellen, wo vormals die Wohnungen ihrer Kinder standen. Nachdem sie von ihrem heimathlichen Boden in die dunklen und fast unzugänglichen Wälder vertrieben worden, bewahrten sie auch hier noch den Geist der Freiheit auf, und Süd-Karolina, durch seine Sumpfees und Marions aufrecht erhalten, lieferte durch sein Benehmen den Beweis, daß, wenn auch sein Boden verheert wurde, dennoch der Geist des Volkes unangegriffen und unüberwindlich blieb."

Vielleicht dürften wir hier auch den berühmten John Randolphs nicht übergehen, der in den Augen vieler als das höchst ideal der Beredsamkeit angesehen wird. Etwa ein ganzes Vierteljahrhundert hindurch ward er in die Versammlungen der Nation gewählt und ergötzte hier seine Freunde, während er seine Feinde geißelte und die Aufmerksamkeit aller seiner Zuhörer zum Erstaunen fesselte. Den Jungen und Wißbegierigen erschien er als ein Wunder, das sie zu sehen begierig waren. Von langer Statur, mager und eckelerig, mit einem seltsam schiefen meroden Auge, mit einer kadaverähnlichen Haltung, unverhältnißmäßig langen Armen und Beinen, mit einer auffallend gellenden Stimme und mit einer Figur, Geberde und Manier, die mit seiner übermenschlichen Erscheinung vollkommen harmonirte, bei allem diesem Aeußern hatte er sich einer Aufmerksamkeit zu erfreuen, die nicht so bald einem Redner zu Theil wurde. Rasch auffassend, mit einer fruchtbaren Phantasie begabt, glücklich in seinen Figuren, stets korrekt und klassisch in seinen Ausdrücken und Phrasen, durch alle diese Eigenschaften hielt er seine Zuhörer für immer gefesselt. Trotz des bittersten Hohnes und Spottes, trotz der unendlichen Ironie und der Schmähungen, mit denen er seine Objekte überhäufte, schreten ihm doch sein gesunder Sinn, seine gewählte Sprache und seine glücklichen Farben immer die Bewunderung derjenigen, die sich damit ergötzten, den Schrecken seiner Feinde und die Verzerrungen der von ihm Angegriffenen zu sehen. Zum Ausdruck befand er sich im Allgemeinen im Mittelmaterial. Er zog weder diejenige gegen alle Parteien hinter einander zu Felde und brohte sich zu allen Kardinalpunkte der Politik. Nur an drei Dingen schien er für immer fest zu halten, nämlich an einer kindischen Peripottung der modernen Mitte, an einem Hasse gegen die Banken und Bankknoten, und an einem noch stärkeren Hasse gegen Alles, was sich nördlich des Potomacs befand, ein Haß, der sich mit der größeren Entfernung nach Norden immer mehr steigerte, so wie endlich an einer starken Ergebenheit für Virginien im Allgemeinen, und für Roanoke, den Theil desselben, im Besonderen.

Wem die Dinge bekannt sind, die im Allgemeinen zur Volksgunst führen, der wird leicht begreifen, daß wir hier noch viele Redner zitiren könnten, die ihre respektiven Parteigänger gehabt, von denen sie vor Allen emporgehoben und verehrt wurden. Zu diesen sind, gewiß nicht ohne ihre Verdienste in verschiedenen Weisen, die Herren Calhoun, der ehemalige Vice-Präsident W. Smith aus Süd-Karolina, Leigh aus Virginien und Wurgar aus Rhode-Island zu rechnen.

Ein mit dem innersten Beschaffenheiten der Vereinigten Staaten wohlbekannter Beobachter unterscheidet dreierlei Redner-Arten im Lande: den nördlichen, den mittleren und den südlichen. Neu-England gehört zur ersteren Region; New-York, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Illinois und Missouri gehören zur zweiten, und die übrigen Staaten im Süden und Westen zur dritten. Neu-England bildet in Harvard, Yale, Dartmouth und anderen Kollegien und akademischen Lehr-Anstalten im Verhältniß zur ganzen Bevölkerung eine größere Anzahl von Schülern als alle übrige Staatsgebiete. Auch steht hier die Geistesthätigkeit, der wissenschaftliche Geschmack und die Literatur auf einer weit höheren Stufe und ist allgemeiner ausgebreitet. Die vorzüglichsten Regeln des Stils, der Rhetorik, der Analyse und Kritik werden hier besser verstanden und angewendet. Die ganze Bevölkerung besteht aus Kirchenbesuchern, und Alle insgesammt besprechen und beurtheilen die Predigten. Daher kommt es denn, daß die Sprache von Neu-England in einem so hohen Grade für sich Tüchtiches empfindlich sind. Daher auch ihre falsche Scham, die sie überall verfolgt, und die ihre Wangen mit einer Blutröthe überzieht, da, wo ein Bürger von Virginien und Kentucky vollkommen kalt und ungerührt bleiben würde. Dieser Nationalzug hat seine Vortheile, aber auch zugleich seine großen Nachtheile. Er erzeugt eine Gedanken-Konzentration, ein Zusammenehmen der innerlichen Gefühle und Charakterlichkeit im Charakter. Aber die Selbstkritik und die Furcht vor dem Lächerlichen verschwinden zu gleicher Zeit die Frische der Phantasie und der Einbildungskraft, und unterdrücken die freien und kräftigen Regungen des Herzens und des Gemüthes. Daher bedient sich ein Kongreß-Mitglied oder ein Geistlicher im Norden immer der beschriebenen Zettelchen, oder er müßte denn seine Rede vollkommen gut memoriet haben. Es giebt sich bei ihm immer eine gewisse Aengstlichkeit, eine zu strenge Beachtung der allgemeinen Regeln, so wie eine zu große Furcht vor Uebertreibung und Spott kund. Auch ist man immer geneigt, zu glauben, daß ein Redner von Neu-England abliest, selbst wenn dies in der That nicht der Fall wäre.

Diese Eigenthümlichkeit der nordischen Redeweise erscheint nirgends so auffallend, als auf der Kanzel. Ein Reisender aus dem Süden, der in einer der größeren nördlichen Gemeinden eine Kirche besucht, muß hier auf eine ganz eigene Weise in Erstaunen gesetzt. Der ganze Vortrag ist hier mehr abgemessener, der Ton der Stimme ganz und gar zahm. Der Redner schreint gleichsam darüber erschrockt, daß er zu schlimmerende Echo aufgeschrockt. Das Gewinnende und Kalte, so was das ganze stiefe Wesen der Etikette, macht einen höchst unglücklichen Eindruck.

Das auffallendste Merkmal, das den südlichen Redner von dem nördlichen unterscheidet, besteht darin, daß der Letztere von Anfang an einen gehörten Stimmungsgrad annimmt. Er hat nicht die Schwierigkeiten zu überwinden, die gewissermaßen militairische Gelassenheit, Festigkeit und Ernst zu sich selbst. Er fühlt sich in der Kongreß-Sitzung eben so wohl zu Hause, als auf der Kanzel, und kümmert sich nicht im Geringsten darum, daß es irgendwo eine Kritik gebe. Bei dem größeren Umfange seiner Stimme steigert sich freilich die Schwierigkeit der richtigen Ausstrache und der angemessenen Betonung in einem höheren Grade. Allein wenn man nur den Redner selbst beurtheilt hielt, so wird es auch alsdann der Zuhörer, dessen Wechselwirkung leicht wird. Kann es fällt denn auch der südliche Redner, dem es gelingt, den rechten Ton anzustimmen, der auf die gehörige Weise modulirt, accentuirt und betonirt, immer besser als der, welcher sich mit dem einfachen monotonen Herlesen begnügt.

Der Redner-Stil in den mittleren Staaten besteht aus einer Mischung aus dem nördlichen und südlichen, indem das Eine oder das Andere, je nach der Eigenthümlichkeit und dem Temperamente des Redners, vorherrschend ist. Wenn aber die südliche Weise einen so gehaltlosen und halbrezagenen Sprecher eingeimpft wird, welch ein gerührte und stürmische Beredsamkeit entsteht alsdann! Wie oft kann wir solche Personen, die Curran und Phillips, Burke und Berzagen auszuländern und die Erde, die Luft, den Ocean, die Gräber, das letzte Gericht, Himmel und Hölle erschöpfen, um die Zuhörer auf eine Stufe zu leidenschaften, die im Norden nur unwiderstehlichen Gelächter und Gespött erregen würde!

Wenn man durch New-York, Pennsylvanien und Ohio reist und die Redner an der Barre und auf der Kanzel anhört, so findet man an dem einen Orte den kalten Ernst des Neu-Engländers, während man an dem anderen Orte den hitzigen Eifer und den lauten Ton des Südens vernimmt; zuweilen auch zeigen sich beide Eigenthümlichkeiten in einer und derselben Person, und in einer und derselben Rede vereint, wenngleich im Allgemeinen in allen jenen Staaten ein zu großen Hanneigen zum Schwulste und zum falschen Prunke unverkennbar ist.

Mannigfaltiges.

— Ein neues Werk von Maciejowski. Der Professor der Rechtsgeschichte der Slavischen Völker, Professor Maciejowski, dessen Werk bereits so allgemeine Anerkennung gefunden hat, macht in den Warschauer Zeitungen Folgendes bekannt: „Das Uebersetzer meines Werks, der Französische sowohl als der Deutsche, namentlich aber der Russische, Herr Alexander Hoschken, haben angekündigt, daß ihre Arbeit noch vollständiger sein würde, als das Polnische Original, weil ihnen der Autor, der ihnen bei der Uebertragung seiner Slavischen Rechtsgeschichte in fremde Sprachen behülflich sey, noch Zusätze mitgetheilt habe. Damit nun die Uebersetzung meines Werks nicht besser ausfalle, als das Original selbst, und um den Wünschen der Besitzer der Polnischen Ausgabe der Slavischen Rechtsgeschichte nachzukommen, beabsichtige ich, sämmtliche Zusätze, die ich selbst den Uebersetzern mitgetheilt, so wie diejenigen, welche sie, besonders der Russische Uebersetzer, als eigene Stücken meinem Werke einverleiben werden, in einzelnen Lieferungen durch den Druck zu publiziren. Zu diesem Zweck werde ich Beiträge zur Geschichte und Gesetzgebung der Slavischen Völker herausgeben, in denen sich, außer den Zugaben zu den Zusatz meines Werks, Abhandlungen von gröstmöglicher Ausführlichkeit befinden sollen, zum Beispiel ein Abriß der Geschichte der Slavischen Aufklärung und Literatur, nach einem neuen Plan und von den frühesten Zeiten an bis zum 18ten Jahrhundert; eine kritisch-historische Darstellung der Gesetze der Polnischen Armenier; Denkmäler der Polnischen Gesetzgebung, die noch nicht publizirt worden, und viele andere Gegenstände, die sich mir jetzt, wo ich alle Quellen, die ich einst zu meinem Werk benutzte, von neuem durchsiehe, zur Bearbeitung darbieten."

— Die Stadt Agra in Ostindien. Für den Liebhaber des Pittoresken ist eine Station des Britischen Ostindiens angenehmer als Agra, aber die Hitze des Klimas und die beiden Perioden der Pestilenz machen den Aufenthalt unter diesen prachtvollen Trümmern der Mongolen-Macht nicht jede wünschenswerth. Agra besitzt eine Garnison, die aus einem Europäischen oder Königlichen Regimente und drei Regimentern Spahis besteht. Die militairischen Cantonnements daselbst sind die häßlichsten in ganz Ostindien; sie liegen auf einer weiten und nackten Ebene, von wenigen Parkinsonias belebt, deren einförmige große Büschen seinen equisetischen Anblick gewähren. Den Fluß Dschumnah verstecken Sandbänke vom Ufer, eben so die architektonische Schönheit des Taadschi Mahal, mit Ausnahme seiner silbernen Dome-Kuppel. Die Bungalows sind mehrentheils aus Backsteinen von den benachbarten Ruinen erbaut und haben ein traurige Ansehen. Eine häßliche Kirche ist das Einzige, was der Scene etwas Reiz giebt.

(Scenes of Hindostan.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Modren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 128. Berlin, Montag den 26. Oktober 1835.

Island.

Barrow's Reise nach Island.*)

Das in der Anmerkung genannte Werk von Barrow scheint sich fast eines ähnlichen Erfolges bei seinen Landsleuten zu erfreuen, als seine bereits früher erschienenen „Ausflüge nach Norwegen.“ In Folge seiner lebhaften und interessanten Schilderungen der Norwegischen Scherry sah man während der letzten beiden Sommer ganze Schaaren von Engländern nach jenem Gegenden hinziehen, um sich daselbst theils durch die Jagd zu belustigen, theils um die reizenden Waldungen, Seen und Gebirgsströme an Ort und Stelle zu bewundern. Nunmehr, nachdem die kleine „Flower of Yarrow“, das Schiff, auf welchem unser Autor die letzte Reise machte, nach demselben Beschreibung alle die Schwierigkeiten und Gefahren in den stürmischen Gewässern an der Küste von Island mit so vieler Kühnheit überwunden, haben bereits in der gegenwärtigen Saison nicht weniger als fünf Jachten die Themse verlassen, in der Absicht, längs der Küste von Norwegen zu kreuzen, wie nach den Buchten und Fiords daselbst zu passiren und dann nach Island zuzusteuern.

Die „Flower of Yarrow“ legte zu Trondyem (Drontheim) an, um daselbst einen Freund des Schiffseigners, Herrn Smith, an Bord zu nehmen. Diese Gelegenheit benutzte Barrow, um noch einen Abstecher von hundert und zwanzig oder dreißig Engl. Meilen nach der Stadt Röraas, die nicht weit von der Quelle des Glommens gelegen ist, zu wie nach den Kupfergruben in deren Nachbarschaft, und von hier nach dem nächsten Lustenhalte der Lappländer zu machen, welche letzteren er, im Gegensatze zum Lieutenant Berton, als ein friedliches, gutmüthiges und genügsames Volk beschreibt.

Nach einer Fahrt von sechs Tagen, während welcher der Wind meist ungünstig war, gelangte die Jacht innerhalb der Gesichtsweite der schneebedeckten Gebirge von Island; aber Nebelwetter und widrige Winde hielten sie noch einige Tage auf, bevor sie Reikiavik erreichte. Hier hatte Barrow das unerwartete Glück, in der Person des Gouverneurs einen alten Bekannten, einen dänischen Edelmann, zu erkennen, in dessen Gesellschaft er vor mehreren Jahren die Gebirge der Schweiz bereist hatte.

Das Land um die Hauptstadt der Insel fand unser Autor ziemlich traurig und öde; nicht ein Baum oder ein Strauch war in der Nähe zu sehen. Diese schwache und matte Vegetation fällt besonders auf im Vergleich mit den nur wenige Grade südlicher liegenden Theilen von Norwegen, wo noch ganze Wälder von mastähnlichen Bauumstämmen anzutreffen sind.

„Mit den Häusern der Kaufleute, sie wie mit denen des Statthalters, des Bischofs und der Landvogts stehen einzelne kleine Gärten in Verbindung, in denen meist nichts als einige wenige Küchengewächse gezogen werden; in der That nur sehr wenige, und zwar, so viel ich bemerken konnte, von äußerst geringer und schwacher Beschaffenheit. Die Produkte bestanden im Allgemeinen in Kohl, Kohlrabi, Petersilie und Knoblauch von der Größe der Holzäpfel. Das Jahr ward als ein ungünstiges, obwohl noch fruchtbareres, als manche andere Jahre, angesehen, wo alle Versuche, auch nur das geringste Gewächs hervorzulocken, vergeblich waren; indeß bringen selbst die gelegentlichen Jahre hier nie etwas Vollkommenes hervor. Radieschen, Kohlrabi, Senf und Kresse scheinen hier am besten zu gedeihen, und hatten diese Gewächse besonders in dem Garten des Statthalters ein sehr schönes Ansehen. Derselbe verwendet auch umgemein viel Sorgfalt und Mühe auf seinen kleinen Grund und Boden; es machte ihm besonderes Vergnügen, mir den gesunden Zustand und die Kraft von drei oder vier Pflanzen der Rogalbeere zeigen zu können, die sich erinnere mich nicht mehr, nach wie vielen Jahren) die Höhe von ungefähr vier Fuß erreicht hatten, und auf deren Besitz er nicht wenig stolz war, indem er mir versicherte, daß sie die größten und in der That die einzigen Pflanzen in der ganzen Gegend innerhalb mehrerer Meilen um Reikiavik wären, die den Namen von Bäumen verdienten.“

Wir übergehen die Beschreibung des elenden Dorfes, der öffentlichen Beamten und der in der Nachbarschaft befindlichen Lachs-Fischerei, und machen mit dem Autor einen Ausflug nach jenen bewundernswürdigen, warmen Quellen, die man Geysee nennt, und die ohne Zweifel mit den unterirdischen Feuern im Zusammenhange stehen, deren Einwirkung die ganze Insel unterworfen zu seyn scheint, und wie man in der That behaupten darf, ihren Ursprung zu verdanken hat. Die Spuren dieser vulkanischen Gewalt waren überall sichtbar — in den zahlreichen erloschenen Kratern — in den ungeheuren mit Lava bedeckten Ebenen und in den unermeßlichen Spalten und Klüften zu den Füßen und an den Seiten der Hügel. In eine dieser Klüfte, die Almannagalaa genannt wird, mündet der Fluß Oere-aa, welcher hier einen merkwürdigen Wasserfall bildet. An dieser ungeheuren Kluft ist die Seite eines Berges auf drei Engl. Meilen weit von einander gespalten.

Unser Reisender nahm sein Nachtquartier in der kleinen niedrigen Kirche von Thingvalla. Die ganze Oberfläche dieses Landestheiles trug mehrfache Spuren einer Reihe schrecklicher Erderschütterungen. Nicht weit von der Kirche erblickte man noch zwei besonders große Klüfte, und die scharfen, abgeglätteten Felsenwände und Gipfel der zahlreichen konischen Hügel in der Nachbarschaft zeigten offenbar, daß sie in Folge der Einwirkung des Feuers verglast waren. Die ungewöhnliche Erscheinung eines ungahrbaren durch nichts unterbrochenen Lavafeldes, ohne irgend ein vulkanisches Gebirge in der Nähe, aus dem sie ausgeströmt seyn konnte, diese Erscheinung läßt keine andere Deutung zu, als die, welche etwa die Reihefolge jener kleinen konischen Hügel an die Hand giebt.

Die Ebene, aus welcher die heißen Quellen, sowohl die von Wasser als die von flüßigem Lehm, hervorspringen, soll ungefähr zwölf Morgen im Umfange haben.

„Der große Geyser befindet sich auf einem Hügel, welcher sich bedeutend über die Fläche erhebt und nach allen Seiten hin, bis zu einer Entfernung von hundert Fuß und darüber von dem Rande des ersten Bassins ab, sich immer mehr abplattet; von der Mitte dieses Beckens aus steigt in Form eines gigantischen Trichters eine Röhre empor, durch welche das siedende Wasser herausspringt und die Erwpionen hervorbrechen. Als wir uns hinbegaben, stand das Wasser anderthalb Fuß hoch in dem Becken, und da es noch immer mehr stieg, so warteten wir, bis dasselbe ganz überfloß, indem man uns sagte, daß dies das Zeichen einer nahe bevorstehenden Eruption sey, die um so gewisser eintreten müßte, da, wie man bemerkte, zur selben Zeit das Wasser über die Mündung der Röhre aufwallte und Blasen warf. Die Temperatur des Wassers in dem Becken war damals 180° — 190° Fahrenheit.“

„Nachdem wir eine Zeitlang vergeblich gewartet, begann endlich das Wasser, auffallend und das merkwürdige Schauspiel einer bedeutenden Eruption darzustellen, zu unserem größten Erstaunen, allmälig wieder zu sinken, und es hörte nicht eher auf zu fallen, bis das Becken zuletzt ganz und gar trocken wurde. Dies gab mir indeß Gelegenheit, die Dimensionen des Beckens und seiner Röhre genau auszunehmen; der größte Durchmesser des ersteren war sechsundfünfzig Fuß, so wie der kleinste Durchmesser zweiundfünfzig Fuß lang, und die größte Tiefe betrug ungefähr vier Fuß. Der Schaft der Röhre hatte an dem engsten Theile der Mündung auf der einen Seite sechzehn und ein Viertel Fuß und auf der anderen sechzehn Fuß im Durchmesser; derselbe vermindert sich aber bedeutend in einer geringen Entfernung abwärts von der Oeffnung, und scheint dann nicht mehr als etwa zehn oder zwölf Fuß groß zu seyn.“

„Ich maß die Tiefe des Trichters an zwei Seiten: auf der einen betief sie sich auf siebenundsechzig und auf der anderen auf etwas mehr als siebzig Fuß. Die Wände der Röhre sind glatt poliert, was wahrscheinlich eine Folge der beständigen Friktion des Wassers ist, wie dies auch mit dem Boden des Beckens der Fall zu seyn scheint, dessen Oberfläche vollkommen eben ist, und zum Theil wie Agat aussieht und so hart ist, daß ich nicht im Stande war, auch nur ein Stückchen davon mit meinem Hammer loszubrechen. Man kann sich nicht gut vorstellen, auf welche Weise diese weite, vollkommen perpendikuläre Röhre sich zuerst gebildet hat, eben so, wie die glatte Kruste, mit der sie überzogen ist, zu Stande gekommen seyn mag; ob sie auf einmal oder nur durch ein successives Aufsetzen der Platten der festigen Materie gebildet wurde. Die Glätte des Beckens würde sich schon eher erklären lassen, da das Wasser darin ruhig verharrt und seine Silica ungestört absetzen kann; allein in der Röhre selber sprudelt es ja beständig in einer größeren oder geringeren Höhe hervor und treibt dabei Dampf und Wasser heraus. Was sich aber am schwierigsten von Allem erklären läßt, ist der Umstand, daß die Wasser des Geysers vollkommen klar sind und daß sie ohne die Anwendung besonderer chemischer Mittel gar keinen, und auch dann nur einen äußerst geringen Niederschlag geben; man kann das Wasser Jahre lang in Bouteillen halten, ohne daß sich ein Bodensatz absondern.“

„Es entsteht nunmehr die Frage, wodurch eine solche Quantität von Steinmasse nicht nur innerhalb der Röhre und des Beckens, son-

*) Visit to Iceland in the Summer of 1834. (Reise nach Island im Sommer 1834.) Von John Barrow. Jüngeren. London, 1835.

Digitized by Google

dern selbst an dem äußeren Rande oben an der Mündung sich ansetzt. Die Materie ist hier im Uebersluß vorhanden und scheint sich beständig von neuem zu bilden; da nun aber dieser Rand dem heißen Wasser, mit Ausnahme einer einzigen Stelle, ganz unzugänglich ist, so dürfte dieser Niederschlag wohl eher von dem kondensirten Dampfe allein herrühren."

„Der Wasserstrom, welcher von dem Becken ausläuft, fließt durch die Neigung der Mündung herab und theilt sich am Fuße desselben in zwei Arme, die sich in den Hurisee oder den Weißen Fluß ergießen. An den Ufern dieser kleinen Ströme finden sich die merkwürdigsten und prächtigsten Krystallisationen, die man sich denken kann; auch sie scheinen, gleich denen am Rande des Beckens, aber dem Dampfe und dem Schaume, als dem Wasser selbst ihre Entstehung zu verdanken zu haben. Länge dieses Ufers sind die Geäser und die verschiedenen Wasserpflanzen alle mit krystallisirten Körpern bedeckt, von denen einige so ausserordentlich schön, aber zugleich so zart sind, daß wir, trotz aller Anstrengungen, es unmöglich fanden, eines derselben im vollkommenen Zustande nach Neapel mitzubringen."

„Alles, was man hier zu sehen bekam, es mochten Stücke von Holz, oder Knochen und Hörner von Thieren sein, Alles war hier in einem versteinerten Zustande; unter Anderem fiel mir an dem Saum des Stromes ein Stück gedrucktes Papier mit vollkommen lesbaren Lettern auf, das als eine schöne Platte von durchsichtigem Stein in Form einer Kinder-Fibel erschien; eben in dem Augenblicke, wo es sich auflöste, zerfiel es in lauter kleine Stücke. Kurz vor meiner Abreise zeigte mir der Statthalter einen wollenen Strumpf, der dadurch, daß er an den Ufern dieser kleinen Ströme ungefähr sechs Monate gelegen, völlig in Stein verwandelt worden war, eben so wie ein blaues Taschentuch, das alle ursprünglichen Farben und Schattirungen beibehalten hatte; diese beiden Dinge waren seit genug, um sie in die Hand nehmen zu können; sie fühlten sich gerade so hart wie Stein an."

Auf einem anderen Theile des plateauförmigen Feldes befindet sich ein kleiner Geyser, den die Isländer den Strokr (Erschütterer) nennen, und der, wie Barrow glaubt, derselbe ist, den Sir John Stanley unter dem Namen des Neuen Geysers angeführt hat. Als unser Reisender dahin kam, befand sich der Geyser in vollkommen ruhigem Zustande; aber die Führer geriethen, um eine Eruption hervorzubringen, ein Loch und warfen in die Oeffnung große Massen von Torf hinein. „Und in demselben Augenblicke", sagt Barrow, „stieß die siedende Fluth, als wäre sie durch schnelle Bewegung erregt, mit aller Gewalt hervor, und ihn zu Hoch sie eine Säule von Lehm und Wasser mit Beuchtücken von Torf, die so schwarz wie Dinte waren, in eine Höhe von sechzig oder siebzig Fuß empor, und fuhr so auf acht oder zehn Minuten hinter einander fort, bis sie sich endlich wieder niederließ und die ganze Wassermasse in der Röhre verschwand, wo sie wieder zu demselben siedenden Zustande, wie bisher, verharrte. Die Torf-Massen wurden gänzlich in Moor zerfasert und gleichen in Wassertropfen verwandelt, die aber nicht die gewöhnliche Durchsichtigkeit des Geyser-Wassers annahmen; sie fielen zuletzt wieder in die Röhre zurück."

(Schluß folgt.)

A f r i k a.

Thomas Campbell's Briefe aus Algier.

Zweiter Brief.

Algier, 29. September 1854.

Ich bin bis jetzt nur einen Theil der Stadt durchwandert; dieselbe enthält 153 Straßen, 14 Sackgäßchen und fünf Plätze, die man Squares nennen dürfte; unter den letzten ist jedoch nur der große Square in der Nähe des Meeres wirklich von bedeutendem Umfange, indem sich derselbe bedeutend in Folge der seit den Verheerungen der Franzosen erweitert und ausgedehnt hat. Das übrige Algier besteht mit Ausnahme einer oder zweier Straßen aus einem Labyrinth von den engsten, dunkelsten und krummsten Gassen, die je von menschlichen Wesen bewohnt wurden. In einigen derselben können kaum zwei Personen neben einander hergehen, und wenn Du einem mit Holz beladenen Esel begegnest, so mußt Du dich nur fein in Acht nehmen, wenn Du deren Beinen Leib vor Rippenstößen bewahren willst. Die Hitze in der Straßen geradezu ohne Zweifel einigen Schutz gegen die übermäßige Hitze und gegen die starken Regengüsse, indem die Häuser mit den Gesimsen an ihren oberen Stockwerken beinahe zusammenstoßen, aber bei dem Stecken der Luft, das dadurch entsteht, so wie bei den ewigen Ausdünstungen des Unraths, der hier in allen Winkeln aufgehäuft liegt, nimmt es nur Wunder, daß man in Algier je von Faulfiebern frei ist. Es giebt indeß hier Leute, die Alles thun, um Unheil auf ihr Haupt zu laden, und dieselbe ganz rein erhalten könnten, wenn nur die Straßen sorgfältiger gefegt und gesäubert würden. Auch ist Algier wohl mit Wasser versehen; vier Wasserleitungen führen dasselbe von den umliegenden Höhen zu und unterhalten vermittelst öffentliche Brunnen und achtunddreißig in den Privat-Gebäuden. Die Kloaken stellen noch von den Römern herrührend; die Wasserleitungen dagegen wurden im Jahre 1611 auf Veranlassung eines Mauren angelegt, der, aus Spanien vertrieben, in der Nähe des Kaiserserie, ungefähr drei Stunden von der Stadt, eine Quelle entdeckte, worauf er einen Plan zur Wasserleitung entwarf, der von dem Dey genehmigt und zur Ausführung gebracht wurde. An jedem Brunnen ist ein Schöpf-Eimer zum allgemeinen Gebrauche angebracht; zugleich befinden sich mehrere Arabesken an den dazu gehörigen Steinen und einer Inschrift, der einen Vers aus dem Koran enthält, der, wie ich glaube, den Muhamedanern als das vorzüglichste Getränk aller Getränke empfiehlt. Die Muselmänner entnehmen gern ihre Texte aus der heiligen Schrift. So habe ich auch auf fast Schwerte eines Nachrichters die mit goldenen Buchstaben geschriebenen Worte gelesen: „Gott ist barmherzig."

Die einzige erträgliche Promenade von Algier bildet der neue schon erwähnte große Platz (Grande Place). Hier steht Do zur Marktzeit des Morgens wirklich nur die bunteste Volksmasse mit ihren mannigfaltigen Kostümen, sondern Du hast auch das reichste Gemälde der verschiedenartigsten Produkte aus der Thier- und Pflanzenwelt vor Dir. Es machte mir einige Tage wahres Vergnügen, hier vor den Frühstücke ein wenig umherzuspazieren. Wäre ich ein Maler gewesen, ich hätte nichts interessanter gefunden, als jene Menschen. Gestalten mit ihren mannigfaltigen Physiognomieen und bunten Trachten; — Juden in Mauren mit seinem Turban und hier den Juden mit seinem schönen Gesichte und seine junge Braut Rebekka mit ihrem herabhangenden langen Kopfhaare — auf die Leinwand zu werfen. So oft ich bei der Juden-Knaben vorbeikam, die auf dem Platze damit beschäftigt sind, Schuhe zu schwärzen, mußte ich über die Beweglichkeit ihrer Zungen, so wie über das komische Spiel ihrer Geberden lächeln. Sie sprechen alle Französisch, scheinen die glücklichsten Geschöpfe von der Welt zu sein, und kontrastiren wunderbar mit jenen dahinter Negern, die beständig mit einander schwatzen und lant auflachen. Ich übergehe die Europäer, da diese meinem Bilde hier nur Eintrag thun würden. Da auffallendsten erschienen die Kabylen, diese eingeborenen Hochländer der Berberei, welche ein außerordentlich wildes Ansehen haben. Die Araber, Abkömmlinge derer, die das Land im siebenten Jahrhundert erobert haben, sind größer und schlanker. Sie unterscheiden sich durch ihre lebhaften schwarzen Augen, und wenn Du mich dem Einen oder dem Andern abgefassen einhergehen siehst, so bieten Dir dasselbe die beste und regelmäßiger gefleideten mit ihren schönen orientalischen Köpfen eine echt patriarchalische Erscheinung dar. Ich dachte heute Morgen an lebendiges Bild des Alterthums vor mir zu haben, als ich vor einem majestätischen alten Araber stand, der die Kamele, der er zu Markte getrieben, niederknien ließ, um ihnen die ungeheuren Lasungen von Früchten und Kräutern abzunehmen. Die vegetabilischen Schätze um mich her zogen mich in allen Richtungen an. Orangenbäume, mächtig Haufen von purpurnen Weintrauben in dem einen Korbe, und Pomeranzen, Pfirsichen, Zitronen und Granatäpfel in dem andern, die waren reihenweis die ungeheuren, goldfarbenen Melonen und Kürbisse ausgebreitet und dort der weiße Knoblauch und die „scharlachenen und grünen Pfefferschoten." Ich war erstaunt über die Billigkeit der Bedürfnisse Fragen, deren man sich für einen Sou bekommt. Die Frucht wächst nicht hier so gewöhnlich wie in Algier, dadurch, daß sie zwar fil aber nicht so lieblich von Geschmack ist, sondern vorzüglich wenn der Magen eines leichten adstringirenden Mittels bedarf, wohl wunder und nahebast ist. Ich wunderte mich indeß bald nicht mehr über die Billigkeit derselben, da ich erfuhr, daß die Feigen hier auf der Landstraße wild wachsen und daher nur die Mühe des Einsammelns bezahlt werden darf. Die Frucht wächst nicht überall in der Berberei; aber wo sie sich vorfindet, da lebt der arme Araber mäßerend der ganzen Zeit fast nur von dieser Frucht. Er pflanzt hier eine Gattung Zitrone und wächst auf dem Cactusbusche. Die Cactuspflanze nimmt nicht eher die Gestalt eines Baumes an, bis die Blätter derselben, welche ungefähr zehn Zoll lang und einen Zoll dick sind, sich zusammen in einen Stamm verflechten. Sie bietet das merkwürdige Phänomen dar, daß ein Blatt im ihr aus dem anderen hervorzuspringen scheint. Die Blätter selbst sind dick mit Stachseln bedeckt, vor denen man sich sehr in Acht nehmen muß, denn einmal in die Finger oder Hand gerathen, so sind sie sehr schwer wieder daraus zu bekommen. Es gibt auch einen besondern Fischmarkt in Algier; da derselbe aber wenig nichts Einladendes für mich hatte, so begnüge ich mich schon mit den Berichte eines meiner Bekannten, daß die Fische hier zu Lande eben so beschaffen sind, wie bei uns in Europa.

Unter den einheimischen vierfüßigen Thieren ziehen die stattlichen Kamele zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Ihre langen schlanken Füßen mit ihren dumpfsinnigen Blicke erscheinen so fern sie in der Heimath oder in der Physiognomie des erwachsenen Thieres liegt ein Ausdruck von Wildheit, die seinem Charakter nicht ganz fremd ist. Das Kamel ist keineswegs jenes sanfte milde Thier, wofür wir es nach den gewöhnlichen Berichten zu halten gewohnt sind. Ich verstehe einmal einem derselben einen kleinen Schlag; sogleich wies es mir seine Zähne mit einem so drohenden Schrei, daß ich mich ganz schnell der Sicherheit meiner Füßen wegen entfernte. Es ist gewiß, daß es nur selten oft selbst seinem eigenen Herrn gefährlich wird. Die Araber sind sehr bemüht, das Thier wo möglich zu schonen und sich die Anhänglichkeit desselben zu gewinnen, wiewohl sie es meist schwer beladen und nahen schlechtem Futter ihm auch zuweilen manchen derben Schlag verseßen; aber im Ganzen geht der Araber freundlich mit ihm um und sucht ihm, wenn er es nur im Stande ist, immer sein gutes Futter zu verschaffen. Es ist bekannt, daß dieses das Thier ist, was die Araber unter dem Zelte seines Besitzes haben, es nimmt Theil an seinen Ueberfluß wie an seinem Mangel — es ergötzt sich an dessen Genuß und verscheidt, seine Wünsche zu erraten. Seine bekannte Geduldigkeit ist eine Folge der Gewöhnung und der Zuneigung — ja, man möchte sagen, eines gewissen moralischen Instinkts. Als die Franzosen nach Algier kamen und von den Kameelen Besitz nahmen, dachten sie, daß die Folgsamkeit dieses Thieres sich eben so wie bei den Maulesels und Pferden durch Prügel erzwingen ließe, allein die Kamele ließen ihren Eroberern, daß sie nicht auf diese Weise behandelt werden dürften, und das, sowohl ihr Stoß als ihr Biß, beides gleich gefährlich sei.

Das Pferd scheint eine Anerinnung der alten Numidischen Rasse zu sein; es ist schmächtig und hat selten die Eleganz, das Feuer und die Muskelkraft seines primitiven Geschlechtes. Trotz dem sagt man, daß seine Kühnheit und Gewandtheit oft zum Verwundern sind, und daß es durch die Schnelligkeit, mit der es die steilen Abhänge hinabklettert selbst das gebrüchte Roß eines Engländers Lokros beschämen würde. Die Maulesel sind hier groß und stark. Von den Eseln giebt es zwei Arten; eine von der echten altbiblischen Rasse, wie wohl eine derselben

den Saal auf dem Rücken getragen haben mag; die andere aber sehr klein und von der elendsten Beschaffenheit. Wenn Du Dich auf den Straßen befindest, so vergaht fast kein Augenblick, ohne daß Du einen Treiber dieser maglichkeiten kleinen Thiere zur Abwechslung derselben „Harri, Harri" schreien hörst, wobei er sie zugleich fein spitziges Eisen an der Seite ihrer Hüften fühlen läßt, wo ihnen bereits eine Wunde beigebracht und offen erhalten wurde.

Ich habe drei lebendiges Kleinvieh hier zu Markte bringen sehen, es sey denn, daß man etwa einen Purelhund, ferner eine Art Ratze, die die Franzosen Ratou nennen, und einen Affen oder eine einzige weibliche Katze dahin rechnen will, die hier und da feil geboten werden. Am häufigsten findet man hier den kleinen ungeschwänzten Affen, der ungefähr anderthalb Fuß groß wird. Diese Thierchen, obgleich die kleinsten von dem Affen-Geschlechte in der Berberei, sind, wenn sie sich in den Wäldern bei Collo oder Bugia zusammentotten, furchtbarer als die wildesten Thiere des Waldes. Sie verheeren oft in einer einzigen Nacht ganze Korpfelder und deßgleichen. Sie sind, wie man mir erzählt, regelmäßig ihrer Anführer, die Aufstehen, Schildwachen und Spione und kennen ein eigenes System der Kriegskunst. So furchtbar sie sich aber auch durch ihre Taktik zu machen wissen, so verstehen es doch die Einwohner, sie durch List zu fangen. Der Katholische Landmann bindet einen Kürbis an einen Baum fest; sodann schüttet er etwas Reis hinein und streut einige Körner oben an die Oeffnung hin, die er ungefähr so weit macht, daß das Thier seine Tatze hineinstecken kann. Sobald nun der neugierige Affe den Reis gewahr nach seiner Beute, so klemmt sich die Tatze ein, die es nicht wieder herauszubringen im Stande ist. So bleibt es denn, um uns eines juristischen Ausdrucks zu bedienen, „mit seiner Person verfallen", und am nächsten Morgen trifft man es an demselben Orte in einer höchst possierlichen bäterischen Stellung an.

Die Bevölkerung von Algier muß von den Reisenden des vorigen Jahrhunderts außerordentlich übertrieben worden seyn, denn es ist unmöglich, daß je innerhalb der Mauern der Stadt 80,000 oder gar 100,000 Individuen Platz gefunden haben. Nach der von den Franzosen im Jahre 1833 angestellten Volkszählung belief sich die Zahl der Mauren auf 11,850, die der Neger auf 1874, die der Juden auf 5949 und die der Franzosen, ohne das Militair, auf 2185; außerdem befanden sich noch 1900 Ausländer in der Stadt, so daß zusammen eine Summe von 23,758 herauskommt.*)

Man findet in Algier eine katholische Kirche, die früher eine Moschee war, und vierzehn Synagogen. Die Andachtshäuser der Muselmänner sind bei weitem die imposantesten unter allen öffentlichen Gebäuden der Stadt; es gab vor der Ankunft der Franzosen zehn große Moscheen und fünfzig Marabuts oder Kapellen. Die Moscheen sind fast alle unter sich, in Anzahl und Größe, ziemlich gleich. Eine jede Moschee hat einen achteckigen Dom und ein kleines, unseren Glockenthürmen ähnliches Minaret, das in einen Halbmond auslauft, an dem ein Stückchen Holz befestigt ist, woran der Muezin, oder wie die Gläubigen zum Gebete ruft, eine Fahne aufsteckt, damit diejenigen, die seine Stimme nicht hören können, wenigstens seine Fahne sehen und den Augenblick erkennen. Einige Minarets sind mit polirten Ziegeln von verschiedenartigen Farben gedeckt, die einen herrlichen flimmernden Anblick gewähren.

Die, größte Moschee von Algier steht am Eingange der Straße, die von dem Hafen ausläuft. Es ist ein langes rechtwinkeliges Gebäude, das der Länge nach durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe abgetheilt wird, und unter dem Dome, der ungefähr zwei Drittel der ganzen Länge einnimmt, befinden sich noch zwei andere Säulenreihen, die mit den ersteren sich kreuzen. An jeder Seite des großen Schiffes steht es Gallerieen, welche auf Säulen gestützt sind, von denen die zunächst der Thüre für das große Publikum, die hinter dem Dome aber für die Vornehmeren bestimmt sind. Die Moschee wird durch sind der Fenster gläserne Kronleuchter und einige Lampen erleuchtet, die lange Reihen grüner Schirme und an den beiden Säulenreihen des Domes an Ketten herabhängen. Die Lampen werden regelmäßig am Abendgebete, die Kronleuchter aber bei großen Feierlichkeiten, wie zum Beiramsfeste, angezündet. Man sieht hier eine besondere Nische für die Imams, so wie eine Kanzel mit einer stiegenden Treppe für den Prediger. Ueber das Pflaster sind Matten von reichen roten Teppichen ausgebreitet.

Es giebt eine große Menge Dampfbäder in Algier. Zu diesen Etablissements gelangt man durch ein geräumiges Zimmer, das mit Marmor gepflastert ist, und durch kleine Glasfenster oben erleuchtet wird. Der Dampf wird durch hölzerne Röhren in Becken eingegossen wird, welche an den Wänden im Zimmer stehen. Ein junger Mann, der Dich hierher führt, trägt bloß ein leinen Gewand um den Leib, und wenn er Dich entkleidet hat, so hüllt er Dich ebenfalls in ein solches Gewand ein. Hierauf läßt er Dich auf eine Bank nieder, wo Du einige Minuten den Dampf einsaugst und zum Schwitzen kommst; sodann gießt man Dir warmes Wasser über den Kopf und reibt oder vielmehr bürstet Dir die Haut und besonders Dir den ganzen Körper, so weit Du ihn nicht bedeckt hast, gleich als wollte man einen feig kutten, wobei der junge Mann zu jeder Zeit ein Arabisches Lied singt, und endlich trocknet er Dich mit einem Handtuche ab. Ich habe in keinem alten Berichte eines Engländers über Algier gelesen, daß diese Bäder irgendwo in den Augen eines Fremden sehr lächerlich und sogar schrecklich erschienen — so viel ich mir mit Bimsstein und rechte die Glieder aus, bis sie endlich trachten oder brachen. Heutzutage hat man sich in dieser Hinsicht über die Dampfbäder von Algier nicht eben zu beklagen, indem sähle ich mich durch dieselben weniger erfrischt, als durch ein ordinaires kaltes oder lauwarmes Bad.

*) Diese Zahlung fand nach der Auswanderung der Türken statt, durch welche wohl die Gesammt-Bevölkerung von Algier auf 30,000 geschätzt wurde.

Interessanter sind die Kaffeehäuser in der Stadt — ich meine diejenigen, wo noch die alten Algierischen Sitten anzutreffen sind. Da findet übrigens selbst in den besten Französischen Kaffeehäusern immer einige Mauren, und Du merkst sie sogleich an ihren weißlichen Turbanen und an ihrem ganzen Anzuge, so wie auch an ihrem feineren Benehmen, daß es Männer aus den höheren Klassen sind. Neulich nahm ich Abends meinen Kaffee ganz in der Nähe zweier solcher Leute ein, von denen ein Jeder, wie man sie für abschätzte, 40,000 Pfund Sterling im Vermögen hatte; dabei aber kommen Du Beide hier barfuß sahen. Ich war übrigens erstaunt über die überaus feinen Manieren dieser Männer, in der Bewegung ihrer Hände und Füße, und ihre ganze Haltung lag eine besondere Grazie. An dem Tone ihrer Stimme erkannte ich, daß sie mit einander über etwas stritten; indeß geschah dies nur im leichten mitten Scherze, und ihr Arabisch hatte einen ganz musikalischen Klang, während dieselbe Sprache im Munde des gemeinen Mannes durch die vielen Kehllaute eine gewisse Harte und Rauhigkeit annimmt. Zwei vornehmen Mauren hatten in gleicher Weise wie die Europäer auf Stühlen Platz genommen.

Dagegen findest Du in den einheimischen echt Algierischen Kaffeehäusern die Mauren und Araber, wie sie stundenlang auf den Bänken umherhocken, indem sie Tabak rauchen und schwarzen Kaffee ohne Zucker herunterschlürfen. Sie spielen auch zwei Spiele, die, so viel ich bemerken konnte, mit unserem Schach und Damenspiel viel Aehnlichkeit haben. Zuweilen ergötzen sie sich auch an der Vokal- und Instrumental-Musik ihrer einheimischen Künstler. Diese Musik, die sich durch Einfachheit und Ernst auszeichnet, hat einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Sie besteht aus einer Hand-Guitaere mit vier Saiten, eine Geige mit nur zwei Saiten und ein Flageolet, das bei ihnen das vorzüglichste Instrument ist. Außerdem bedienen sie sich auch einer Trommel, die aus Pergament besteht, welches über einen Krug von gebranntem Thone ausgespannt wird. Ich konnte bei den Algierischen Liedern keinen Abstand zwischen den Tönen unterscheiden. Auch hielt sich eine Melodie ohne Abwechslung nicht lange. Ich sprach, indem ich anfing, meinem eigenen Ohre nicht trauen wollte, mit einem Franzosen darüber, der mir sagte, daß der Rhythmus in den Maurischen Melodieen von so seltsamer Art sey, daß man sich gar keinen Begriff davon machen könnte. Die Läden der hiesigen Franzosen sind ganz nach Europäischem Schnitte eingerichtet, aber die der Mauren und Juden bestehen im Allgemeinen aus einer Kammer an der Seite eines Hauses, von etwa vier Fuß Höhe und sieben Fuß Länge, die eine Stufe über den übrigen Boden erhöht ist. In diesen Buden sieht Du den Schneider, wie er an einem geflickten Kleide näht, ferner den Schuhmacher, der eben ein Paar Pantoffel aus Cordwan verfertigt, und eine Menge anderer Handwerker mit ihren verschiedenartigen Verschäftigungen und Gewerben. In den Fleischer-Läden bemerkte ich eine Fülle und einen Ueberfluß, wie ich ihn kaum hier zu finden erwartet hatte. Ferner ich sah Gemüse gemeiner Art und Obst in großer Menge. Das Fleisch ist übrigens nicht von sonderlicher Güte. Die Restaurateurs führen Französische Küche, allein woran auch immer der Fehler liegen mag, ob am Kesche, oder an dem Fleische, oder endlich am Klima, ich für meinen Theil habe wenigstens seit meiner Ankunft wenig gastronomischer Genüssen hier empfunden.

Die allgemeine Sprache der Eingebornen ist Cabaylisch, eine Art Maccaronisch, das Französisch noch mit einem Gemische von Spanisch und mit etwas Fett eingeschmiert ist. Ich fand die Sprache sehr schmackhaft, obgleich etwas zu stark gepfeffert. Ganz andere erging es mir mit ihrer Hammelkeule, die sie, ohne sie einzusalzen, in Unschlitt einsöckeln. Mir, ich glaube, wird sie vorher erst geräuchert; aber mir kam sie abscheulich vor.

Vor der Ankunft der Franzosen gab's für einen Europäer zu Algier weder ein Wirthshaus noch eine Speise-Anstalt. Die Afrikanischen Kaufleute, welche die Stadt besuchen, hatten, und haben noch jetzt, bedeckte Basare, in denen ihre Waaren ausgebreitet sind, mit Schlafstellen in den oberen Stockwerken, die gewissermaßen den Gasthof vertreten. In der Nähe eines dieser Basars bemerkte ich auch den Laden eines Kochs, ein rundes, schmutziges Behältniß, wo ein Mauer Fleischschnitten von der Größe einer Wallnuß sich zum Verkaufe bereit sind. Ueber einen Kohlenfeuer stehen drei Laden hieß. Und sogleich, wie er damit fertig war, warf er schnell das Fleisch von dem Spieße in die Schüsseln seiner Gäste, die mit ihren schmutzigen Händen danach griffen und sich daran sehr zu delektiren schienen.

Die Barbierläden zu Algier sind weit geräumiger als die übrigen Läden, sie haben zuweilen sunfzehn Fuß Höhe und eine verhältnißmäßige Breite, und sind mit Bänken versehen, wo gut Müßiggänger Platz finden können. An den Wänden sieht man hier Gemälde, welche Gefechte darstellen, die die Algierer über die Christen erfochten haben; dieselben sollen von christlichen Künstlern ausgeführt seyn, die hier in Gefangenschaft waren. Der Algierische Barbier ist, wie überall, ein gewaltiger Neuigkeitsheld. Die Französischen Spione sollen in diesen Läden Verschwörungen und Pläne zu Insurrectionen entdeckt haben, an die nie Jemand irgendwo gedacht hatte.

Ich finde im Ganzen die Lebensmittel hier ungefähr eben so theuer wie zu Paris. Durch die Ankunft der Franzosen steigerte sich, wie man sich leicht denken kann, der Preis fast aller Dinge. Der Weizen und die verschiedenen Sorten Fleisch steigerten sich im Preise auf's Dreifache, und Vögel und Enten werden so theuer bezahlt, wie es nie vorher der Fall gewesen ist. Obgleich aber der größere Theil der Artikel auf gleiche Weise gestiegen ist, so sind doch einige derselben Ausnahmen gebildet. So zum Beispiel haben sich die Preise von Honig und Zucker nicht verändert, indem man den ersteren noch immer mit 80 und den letzteren mit 60 Centimen per Pfund bezahlt. Auch der Branntwein hat sich nicht gesteigert. In diesem Klima ist eine mäßige Mischung von Branntwein mit Wasser gar nicht ungesund, es sey denn in dem Falle, wo eine innerliche Entzündung droht; allein der gemeine Soldat verkehrt sich selten mit irgend einer Mäßigung.

Die Franzosen haben bis jetzt ungefähr 3000 Soldaten jährlich

Digitized by Google

verloren, und wie einer ihrer Aerzte mir versicherte, war der sechste Theil dieser Unglücklichen ein Opfer der Trunkenheit geworden.

(N. A. M.)

Nord-Amerika.

Murel, der Amerikanische Räuber-Hauptmann.

Ein vor kurzer Zeit in den Vereinigten Staaten erschienenes Schriftchen, welches die Geständnisse dieses berüchtigten Räubers in Gesprächsform enthält, erschüttert dem Publikum die Mysterien einer der ausgedehntesten, verwegensten und wohldisciplinirtesten Räuber-Banden, die jemals in irgend einem Lande ihr Wesen trieben. John A. Murel war der Schöpfer und die Seele dieser Bande, die er mit seltener Schlauheit und unermüdlichem Eifer von allen Seiten zusammenzog. Seine Spitzgesellen sind in allen Staaten der Union, welche Sklaven halten, zerstreut, und in Allem ungefähr tausend Mann stark. Sie bestehen aus zwei Klassen, den „Mitgliedern des großen Rathes" oder Rädern von erster Klasse, und den Raufern (strikers) oder Werkern (workers), die nicht in alle Geheimnisse des Ordens eingeweiht sind, und nur als sogenannte Katzenpfoten dienen oder die schmutzige Arbeit thun, d. h. dahin polirt werden, wo die meiste Gefahr ist. Die erstere Klasse zählt ungefähr 400, die letztere 600 Mitglieder. Sie halten eine große Bundes-Versammlung an einem Orte in Arkansas, und werben gleich den Triebfedern einer großen Maschine, sobald ihr verwegener Meister und Hauptmann ihnen durch verabredete Zeichen seinen Willen kund giebt. Gewisse Zwischen-, die bedeutende Aemter im Staate bekleiden, und auf die die jetzt kein Argwohn fiel, sind die geheimen Anreizer der Bande; ihre letzten Zwecke aber: Beförderung der Sklaven, Niedermetzelung der Weißen und Plünderung des ganzen südlichen Theiles der Union.

Im Januar 1834 wurden einem Geistlichen in Tennessee gehörigen Distrikte Madison zwei Neger gestohlen. Murel war damals schon ein verdächtiger Mensch, und hatte vorher wegen eines ähnlichen Vergehens in Untersuchung gewesen. Man hatte ein aufmerksames Auge auf ihn. Es wurde ermittelt, daß er seinen diebischen Aufenthalt in Madison mit einem Orte am Mississippi vertauscht hatte, und ein Herr Stewart, der ihm persönlich unbekannt war, ging als Polizei-Spion dahin ab. Es gelang Stewart, mit Murel zusammenzutreffen, er blieb incognito, gewann sein Vertrauen, sprach von den häufigen Diebereien im Lande, und zwar in Ton vollkommener Rechtfertigung — kurz, er brachte Murel den Glauben bei, daß ihm sein gutes Glück hier einen wackeren Kameraden zuführe. Murel wurde immer offenherziger gegen ihn, schenkte ihm endlich sein ganzes Vertrauen, und ließ ihn an dem „westlichen Rather" Theil nehmen. Als sie von diesem Spitzbuben-Kongresse heimkehrten, wurde Murel durch Stewart's Veranstaltung verhaftet und eingekerkert.

Wie auch den Geständnissen Murel's sich ergiebt, war Mittel-Tennessee sein Geburtsland. Seine Mutter lebte ihn schon als Kind stehlen und betrügen, und so wurde er schon im Jünglingsalter ein abgemachter Spitzbube. Seine nichtswürdigen Streiche zwangen ihn bald, seinen Geburtsort und dessen Umgebungen zu fliehen. Er ließ sich in den Wildnissen des westlichen Distrikts nieder, wo er Prosetyten machte, wanderlustige und durchaus feine Pläne besser zur Reife bringen konnte. Hier lebte Murel, bis ihn Stewart überlistete, und dirigirte die Raubzüge seiner Bande. Auf diesen Excursionen wurden die unmenschlichsten Gräuel verübt. Wir geben nur Einiges als Probe, das wir der erwähnten Schrift entnehmen.

„Ich war", so erzählt er dem Herrn Stewart, „schon lange mit zwei alten Hefferdeffern bekannt, welche mir die Namen einiger fetten Höfne im Staate Georgien kannten an vielen anderen Orten genannt hatten. Ich und mein Kerl, Namens Crenshaw, ergatterten diese guten Pferde und reisten nach Georgien ab. Als wir eben die Cumberland-Berge erreichten, trafen wir auf dem Wege einen jungen Süd-Carolíner, und Crenshaw wußte gleich, wie es mit ihm stand. Der junge Mann war nach Tennessee gereist, um eine Heerde Schweine zu kaufen; als er aber dort anlangte, fand er das Nüsseleid zu theuer und wollte nicht kaufen. Wir hielten ihn für eine gute Beute. Crenshaw meinte wir; ist verstand, wie er's meinte. Wir waren schon mehrere Meilen mit im Gebirge; Crenshaw hatte sich meine Pistsche, deren Stiel mit einem Pfund Blei ausgefüllt war, von mir erbeten. Wie er nun so an der Seite des Süd-Carolíners ritt, gab er ihm unversehens einen Schlag auf den Kopf, daß er vom Pferde taumelte. Wir sprangen aus unseren Sätteln, durchsuchten seine Taschen und fanden 1262 Dollar, Crenshaw sagte mir, er wisse einen Ort, wo man ihn verbergen könnte. Er packte den Leichnam unter den Armen und ich an den Füßen. So schleppten wir ihn zu einer tiefen Spalte am Rande des Abgrundes, und stürzten ihn hinab. Er verschwand uns aus dem Gesichte. Dann zogen wir weiter und nahmen sein Pferd mit, das allein 200 Dollar werth war."

Bei einer anderen Gelegenheit hatte Murel einen alten Reger, nebst seiner Frau und drei Söhnen, beredet, ihrem Herrn zu entlaufen und mit ihm nach Texas zu gehen, wo er ihnen unter der Bedingung, daß der Alte ein Jahr für ihn arbeitete, die Freiheit versprach. „Während wir", so erzählt Murel, „den Mississippi hinabfuhren, wurde der alte Mann argwöhnisch und glaubte, wir wollten ihn verkaufen. Wir sahen jetzt ein, daß es nicht rathsam sey, ihn länger zu behalten. So landeten wir in dem einen Tages an einem Eiland, und ich hieß ihn, mit mir aussteigen, damit wir einen guten Ort zum Fischfang ausfindig machen könnten. Als die übrige Gesellschaft uns nicht mehr zu sehen im Stande war, schoß ich ihm durch den Kopf und warf den Körper in den Fluß.

Ich kehrte dann zu meiner Gesellschaft zurück, und sagte ihnen, der Neger sey ins Wasser gefallen und nicht wieder zum Vorschein gekommen."

Als Murel in Neu-Orleans war, schwindelte er sich bei einem reichen Planter aus Kentucky ein. Er wußte diesen in eine Gegend zu locken, wo er Einige von seiner Bande zum Raube auf die Lauer gestellt hatte. Die Räuber umringten ihn und machten ihn seines Geldes ledig. Murel erzählt: „Der Kentuckianer war so rasend, daß er die ganze Stadt verfluchte und wünschte, sie möchte in einer Wasserfluth untergehen, so daß er abgereist seyn würde. Des anderen Morgens ging ich zu meinen Freunden und empfing meinen Antheil von dem Beute-Gelde, auch mein Taschenbuch, das mir selbst gestohlen worden war."

Folgender ist noch ein Zug von Murel's unmenschlicher Grausamkeit. „Ich versammelte alle meine Freunde um Neu-Orleans in den Hause eines desselben an jenem Orte, und wir hielten drei Tage Rath, bevor wir mit unseren Plänen ins Reine kamen. Alsdann beschlossen wir, die Revolution auf jede Gefahr hin zu wagen und so viele Theilnehmer als möglich zu gewinnen. Nachdem einem Jeden sein bestimmtes Geschäft Murel vorgetragen war, verkaufte ich in Neu-Orleans mein Pferd und ging zu Fuße nach Natchez. Ich hatte ein Büchsl, mit auf den Wege ein anderes zu rauben; aber schon war ich vier Tage marschirt, und noch zeigte sich keine Gelegenheit. Am fünften Tage, um Mittag, fühlte ich mich sehr ermüdet; ich ruhte bei einer kleinen Bucht (creek) ein wenig aus, und löschte mir den Durst. Während ich so auf einem gefällten Baumstamm saß und die Straße hinab schaute, sieh mir ein Mann mit Pferden und Wagen, der langsam den Weg auf einem starken Pferde ritt. Mit seinem Anzuge erkannte ich ihn für einen Menschenden. Ich stand von meinem Sitze auf, legte meine elegante Stutzbüchse gegen ihn an und rief ihm, er solle absteigen. Er that dies; ich faßte sein Pferd am Zügel, deutete in die Bucht hinab, und befahl ihm, vor mir her zu gehen. Wir gingen so einige hundert Schritt und machten dann Halt. Ich hieß das Pferd seh, ließ ihn dann bis auf seinen Hemde sich ausziehen, und befahl ihm, mir den Rücken zu kehren. Er sprach: „„Wenn Ihr meinen Tod beschlossen habt, so bitte mir wenigstens Zeit zum Beten, bevor ich sterbe.""" Ich sagte ihm, daß ich keine Zeit hätte, sein Gebet anzuhören. Er kehrte sich um und kniete nieder, worauf ich ihm von hinten durch den Kopf schoß. Dann verscharrte ich den Leichnam in die Bucht."

Murel mit sämmtlichen Raubzüge vorgetragenen Geständnisse des Ungeheuer schrieb Herr Stewart in eben der Zeit nieder, als Murel ihn noch für seinen Kommissionen hielt.

Mannigfaltiges.

— Warum kann der Affe nicht sprechen? Männer von Geist und hoher Bildung haben mir die Frage gestellt, ob man in den Stimm-Organen des Orang-Utangs irgend einen wesentlichen Mangel vorgefunden habe, der ihm das Sprechvermögen raube? Ich will zu beweisen mich, diese Frage mit physiologischen Gründen zu beantworten. Zum Sprechen ist vor Allem eine gewisse Stärke des Ausathmens oder eine Thätigkeit aller Respirations-Muskeln erforderlich; demnächst müssen die Stimmscheiben oben an der Luftröhre durch ihre Muskeln zum Akkorde angezogen werden, sonst entsteht weder eine Schwingung noch ein Ton; drittens müssen die offenen Zugänge der Kehle durch ihre zahlreichen Muskeln in Uebereinstimmung mit der Glottis angezogen oder zusammengezogen werden, und alle diese Organe müssen ineinandergreifen, wenn nur der einfache Ton entstehen soll. Soll dieser Ton oder Laut aber in eine Articulation übergehen, ein Bestandtheil einer conventionellen Sprache werden, so müssen schlechterdings die Pharinx, der Gaumen, die Zunge und die Lippen mitwirken. Die treffliche Organisation in diesen Theilen ist in dem Orang-Utang den Stimm-Organen nicht entgegen; sie findet sich in den Nerven, die alle diese verschiedenen Theile zu einem gemeinsamen Akte kombiniren. Die Maschen eines Spinnengewebes oder das Tauwerk eines Kriegsschiffes sind nur einfach und gering an Zahl in Vergleichung mit den verborgenen Nerven-Geflechten, welche die Sprach-Organe in Bewegung setzen, und selbst nur eines dieser Geflechte, oder ist seine Wirkung nur im Mindesten gestört, so steht der Mensch in seinem Raume da und bringt bei aller Anstrengung von Zunge und Lippen kein Wort hervor. Hieraus können der Leser nun abnehmen, daß mit den Stimm-Organen bestimmte Associations-Linien verbunden seyn müssen, wenn nicht ein Hunde-Gebell, ein Pferde-Gewieher, oder das gellende Gepfeife eines Affen entstehen soll. Der Affe artikulirt nicht, 1) weil die Organe selbst zu diesem Ende nicht vollkommen genug sind; 2) weil die Nerven in der mannigfaltigen Action, die zum Sprechen erforderlich, seinen Stimm-Organen nicht beistehen, nicht mit ihnen vereint wirken; 3) endlich ist dem Akte des Sprechens kein innerer Impuls vorhanden, und darum wird es dem Affen eo ipso unmöglich, gesetzt auch, der ganze äußere Apparat wäre so vollkommen, wie bei dem Menschen. (Sir C. Bell, On the hand)

— Eine zahme Otter. In meiner Jugend (so erzählt ein Korrespondent des Sporting Magazine), als ich mit meinem Regimente in Fermoy einquartirt war, machte einige meiner Offiziere eines Tages in Begleitung ihrer Hunde spazieren. Da begegnete ihnen ein Gentleman — er hieß, wo ich nicht irre, Caren — der sie ersuchte, ihre Hunde an sich zu halten, weil er seine Otter mitgebracht habe, und wirklich kam die Otter hinter ihm hergetrochen, wendete aber schnell um, als sie die Hunde bemerkte. Der Besitzer dieser Otter (sie war ein Weibchen) erzählte uns, sie brächte ihm öfter Fische, besonders Aale, und sey an seiner Wohnung vorbeigekommen. Er versicherte, sie lebe mit den Hunden, Katzen und anderen Hausthieren in vollkommenster Eintracht.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Kön. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 129. Berlin, Mittwoch den 28. Oktober 1835.

Frankreich.

Geheime Korrespondenz der Königin Marie Antoinette. *)

Der Leipziger Buchhändler, Herr Wilh. Jurgs, schreint durch die Herausgabe der unlängenannten Sammlung die Verdienstlichung einer Reihe historischen Dokumenten aus Französischen Zeitschriften zu veranstaltigen, die sonst nicht leicht in Deutschland angetroffen werden. Ueber die Einrichtung einer solchen Sammlung, Aber über dreierlei Ausstattung mit kritischen Anmerkungen oder historischen Erläuterungen, scheint uns zwar keine Vorrede, indeß scheint die Absicht des Herausgebers bereits aus dem Gegebenen klar am Tage zu liegen, und wir glauben, das von ihm Gebotene in jedem Falle mit Dank annehmen zu können.

Die auf dem Titel zuerst genannte Correspondance secrète de Marie-Antoinette avant et après le voyage de Varennes ist (was der Herausgeber nicht bemerkt hat) aus der seit zwei Jahren in Paris erscheinenden Revue rétrospective vom J. 1835 T. I. (Nr. 3) p. 443 bis 473 und T. II. (Nr. 4) p. 1 — 74 entlehnt, und war bereits in einem Deutschen Auszuge in den Blättern für literarische Unterhaltung und im Morgenblatte mitgetheilt worden. Hier finden sich nun die vollständigen Aktenstücke, als ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte der Jahre 1791 und 1792, und als ein noch wichtigerer Beitrag zur Charakteristik der Königin Marie Antoinette. Es sind nämlich Briefe der Monarchin an ihren Bruder den Kaiser Leopold II., Antwortschreiben desselben, gesandtschaftliche Berichte des Grafen Merrey-Arteaux aus Brüssel an den Kaiser und an den Fürsten Kaunitz, Stücke aus der Korrespondenz des Grafen mit Marie Antoinette, mit dem Grafen de la Mark, dem Grafen Aranquist und dem berühmten Mirabeau, endlich mehrere Denkschriften über den Zustand der Dinge im damaligen Frankreich. Dies, gestehen, daß ihm beim ersten Durchlesen dieser Briefe in der Revue rétrospective, ihm durch besondere Gefälligkeit mitgetheilt wurde, einige Zweifel über die Echtheit derselben aufstiegen, da man in jetziger Zeit gar nicht vorsichtig genug bei Französischen Memoiren, wenn sie sich auch so zuversichtlich ankündigen, als jetzt in zwei Deutschen Uebersetzungen bedrohlichen Memoiren Napoleon's, sein kann. Wirklich hat der Französische Herausgeber selbst im Texte bemerkt, daß es befremdend erscheinen müsse, auf welchem Wege die Briefe der Königin an ihren Kaiserlichen Bruder und an den Grafen Merrey nebst der hier mitgetheilten Korrespondenz dieses Diplomaten mit anderen Staatsmännern in das Französische Haupt-Archiv nach Paris gekommen wären. Als Grund dieser Erscheinung giebt er an, daß ja unter der Kaiser-Herrschaft bedeutende Theile der Staatsarchive zu Wien, Neapel, Madrid und in anderen Hauptstädten nach Paris geschafft wären und sich dadurch auch die Verpflanzung jener originale-Dokumente nach Paris erklären ließe. Wer das Treiben Französischer Intendanten und Evacuations-Kommissionen gekannt hat, wird diese Vermuthung wenigstens nicht ganz unwahrscheinlich finden. Am ersten spricht aber für die Echtheit der Briefe, daß der Herausgeber jeden Leser auffordert, sich von der Authentizität derselben zu Det und Stelle zu überzeugen, und der Umstand, daß (so viel dem Ref. wenigstens bekannt ist) keine Gegenschrift die Richtigkeit seiner Erklärung widerlegt hat. Nun könnte man wohl in einer Denkschrift, welche Schreiben der Königin an den Kaiser Leopold vom 3. Sept. 1791 begleitet ist (p. 30 — 46), in Ton und Inhalt Aeußerungen und Anklagen auf historische Gegenstände finden, welche der Denkungsweise einer Frau eigentlich fremd sind, aber man muß sich erinnern, daß die Königin nicht mit klaren Worten sich als die Verfasserin derselben giebt (voici un Mémoire, schreibt sie, qui pourra vous montrer ma position au vrai si ce que nous pouvons espérer de vous) und daß sie in jener Zeit in ihren Entschließungen von Banaue und den Fremden sehr abhängig war, deren gewaltige Gesinnungen in der Zeit der Unruhe und Gesetzlosigkeit sich hier leicht wiedererkennen mögen. Ja, selbst in dem Gebrauche mancher Französischen Wörter, die Alt-Französischen ungebräuchlich waren, wie coïncider, stabiliser, coercible u. a., zeigt sich der Einfluß der damaligen Rathgeber.

Ohne uns also jetzt weiter auf kritische Erörterungen einzulassen, wollen wir unterschen, warum Kaiser Leopold an seine Schwester nicht wirklich, sondern Französisch geschrieben habe, oder in einzelnen Stellen (wie p. 43 und 82) die auffallende Aehnlichkeit mit den neuesten Prinzipien constitutionneller Monarchien bekenchten zu wollen, beruhigen wir uns bei den Erklärungen des Herausgebers und berichten kürzlich über den Inhalt.

Es geht aus diesen Briefen (welche die Zeit vom 2. Mai bis zum 9. Oktober 1791 umfassen) besonders eine drefache Bemerkung, die für die Charakteristik der Königin Marie Antoinette von Wichtigkeit ist, hervor. Zuvörderst erscheint sie, die in so vielen Schriften der Leichtsinns, der Verschwendung, der Eitelkeit, der Intrigunenfucht und anderer Fehler beschuldigt ist, hier als eine Frau von richtigem Urtheile, Scharfsinn und Menschenkenntniß. Ihr Verstand ist in der Schule des Unglücks vollkommen gereift. Ihre nothgedrungene Einmischung in die Regierungs-Angelegenheiten verhehlt sie nirgends, wie auch der Graf de la Mark dem Grafen Merrey ganz bestimmt erklärt, daß die Königin im Mittelpunkte der Geschäfte stehe und den König, der dazu nicht geeignet sey, ersetzen müsse (p. 54); aber ihr Unwille, daß ihre Ansichten so schwankende Maßregeln ergriffen und nicht mit Muth und Kraft handeln wollten, daß sie selbst niegends die rechte Unterstützung fände, spricht eben so deutlich aus ihren Briefen. Wie können uns nicht enthalten, eine Stelle aus dem Briefe an den Grafen Merrey vom 12. September 1791 (p. 51) mitzutheilen, den die Königin unmittelbar nach der Leistung ihres Eides, die Constitution von 1789 anzuerkennen, geschrieben hatte. Il faut à présent de l'air et sa marche et sa conduite d'après les circonstances. Je voudrais bien que tout le monde réglât sa conduite d'après la mienne; mais, même dans notre intérieur, nous avons de grands obstacles et de grands combats à livrer. Plaignez-moi; je vous assure qu'il faut bien plus de courage à supporter mon état que si on se trouvait au milieu d'un combat; d'autant que je ne me suis guères trompée et que je ne vois que malheurs dans le parti violent, énergie des uns et dans la mauvaise volonté des autres. Mon Dieu! est-il possible que née avec du caractère et sentant si bien le sang qui coule dans mes veines, je sois destinée à passer mes jours dans un tel siècle et avec de tels hommes! mais ne croyez pas pour cela que mon courage m'abandonne. Non pour moi, mais pour mon enfant; je me soutiendrai et je remplirai jusqu'au bout ma longue et pénible carrière. Je ne vois plus ce que j'écris, adieu. In Beziehung auf die so eben erwähnte Constitutionsakte und den bevorstehenden Besuch des Königlichen Paares so oft gemachten Vorwürfe der Doppelsinnigkeit oder Unredlichkeit bei der Annahme derselben am 14. September 1791 sind ferner die Aeußerungen der Königin von besonderer Wichtigkeit, und man sieht es diesen Briefe an, daß ihre ganze Seele darin ist, wie sie sich in einem derselben (p. 20) ausdrückt. Sie betrachtet die neue Constitution als so unmöglich (monstrueuse), daß solche sich unmöglich lange halten könne. Aber sie glaubt auch, daß der König ihr ihre Zustimmung verweigern dürfe, wenn die ausgewanderten Prinzen und verschiedene auswärtige Höfe rathen, und wofür sich Briefe in einer hier mitgetheilten Denkschrift an die Königin (p. 23 — 25) erklärt hatte. Je crois, sagt sie, qu'il est nécessaire, quand on aura présenté l'acte au roi, qu'il déclare que ses opinions ne sont point changées; qu'il montrait dans sa déclaration du 20. de Juin (am Tage der Flucht nach Varennes) l'impossibilité où il était de gouverner avec le nouvel ordre de choses; qu'il pense encore de même, mais que pour la tranquillité de son pays il se sacrifie et que, pourvuque son peuple et la nation trouvent le bonheur dans son acceptation il n'hésite pas à la donner; et la vue de ce bonheur lui fera bientôt oublier toutes les peines cruelles et amères qu'on a fait éprouver à lui et aux siens; mais si Pon prend ce parti il faut y tenir, retirer autant tout ce qui pourrait donner de la méfiance et marcher quelque sorte toujours la loi à la main; je vous promets que c'est la meilleure manière de les en dégouter tout de suite (p. 17). Mit solchen an mehreren Stellen dieses Briefwechsels ausgesprochenen Ansichten über die Annahme der Constitution ist auch Kaiser Leopold einverstanden, dessen Briefe und Denkschriften überhaupt eine sehr milde und verständige Gesinnung zeigen, der es zwar deutlich ausspricht, daß die Sache des Französischen Königs-Paares die Sache aller Europäischen Könige sey (p. 27), aber zugleich die Wiederherstellung des ancien régime für unmöglich mit dem Glücke Frankreichs hält und eine Verbindung der Constitution mit den Grund-Prinzipien einer Monarchie für das nützlichste und heilsamste Mittel erachtet, um die Verwirrung in Frankreich zu beendigen (leur cette constitution avec les principes fondamentaux de la monarchie, est le seul but auquel on peut viser raisonnablement p. 82). Unparteiische Be-

*) Souvenirs historiques. I. Correspondance secrète de Marie-Antoinette avant et après le voyage de Varennes. — Documens administratifs relatifs à l'option de la Belgique. — Mélanges. A) Extraits des journaux du Directoire relativement. B) Lettre de Napoléon au maréchal Berthier, motivant l'exemption du libraire Palm de Nuremberg. Leipzig, 1835. 7,6 S. 8 (20 Sgr.)

Digitized by Google

urtheilter werden alle den Vorwurf eines doppelsinnigen, zweideutigen Betragens gegen Ludwig XVI. und seine Gemahlin nicht mehr so bestimmt aussprechen dürfen, und die Bemerkungen über diesen Gegenstand in Montgaillard's Histoire de la France, T. II. p. 312 und in Buchholz Geschichte Napoleon Bonaparte's I. 263 ff. erhalten jetzt eine neue Bestätigung.

Endlich aber geht auch aus den hier mitgetheilten Briefen und Verhandlungen hervor, daß die Königin Marie Antoinette vor der Annahme der Constitution am 14. September 1791 keineswegs eine bewaffnete Dazwischenkunft der anderen Europäischen Mächte verlangt, ja, daß sie im Gegentheil die Vorschläge ihres Bruders, ohne Gewalt der Waffen, nur durch eine imponirende Stellung der anderen Monarchen, eine Verbindung herbeizuführen, vollkommen getheilt habe. Noch im October 1791 glaubte sie (p. 65), daß ein Kongreß der Europäischen Fürsten die Rückkehr Frankreichs in seine alten Rechte, daß sie in dieser Voraussetzung irrte, thut hier nichts zur Sache; daß sie aber ihre Blicke nach außen wendete und bei dem Bruder Hülfe suchte, ist wohl sehr verzeihlich, da die inneren Verhältnisse ihr nur geringe Aussicht auf Hülfe und Rettung gaben, da sie ohne Geld und Waffen war, da der bewaffnete Pöbel nicht einmal von den Häuptern der Bewegung gezügelt werden konnte, und sie nach ihren eigenen Worten (p. 20) so weit gebracht war, den Tag Frankreich zu fürchten, wo man ihr Ruhe wollte, ihr eine Art von Freiheit (une sorte de liberté) angetreiben zu lassen. Aber sie wollte darum keinen Bürgerkrieg, keine gewaltsame Zurückführung der Ausgewanderten. Wie der König Ludwig in dem hier (p. 67—73) mitgetheilten Schreiben an seine Brüder über das Unheil eines Bürgerkrieges dachte, so urtheilte unstreitig auch Marie Antoinette; die Rückkehr der ausgewanderten Prinzen aber durch Oesterreichische Heere und ihre Gräuel Calenne's und anderer Anhänger schilderte sie an mehr als einer Stelle als höchst nachtheilig für sich und ihren Gemahl. Que les princes restent en arrière et ne se montrent pas, ist ihr an mehreren Stellen (p. 19 und 22) wiederkehrender Ausdruck; le Roi, heißt es in der von Marie Antoinette gut gebeißenen Denkschrift (p. 32), a senti que leur entreprise serait la guerre civile et que la guerre civile une fois allumée ne serait pas éteinte de longtems. Ganz übereinstimmend hiermit sind die schon von Girtanner (Historische Nachrichten über die Französische Revolution, S. I. 102) angeführten Aeußße aus einem Briefe der Königin an den Grafen Mercy. Mögen auch immerhin die gespannten Verhältnisse der Monarchin mit ihren Schwägern Provence und Artois vor ihrer Auswanderung auf die obigen Aeußerungen einigen Einfluß gehabt haben, so leidet doch die Wahrheit ihrer Beschränkungen keinen Zweifel.

Die Briefe reichen bis in den October 1791. Daß späterhin, als in Varnave die Königin den letzten treuen Freund verloren hatte und sie als Fürstin, als Gattin und als Mutter den kränkendsten Beleidigungen der gesetzgebenden Versammlung und den empfindlichsten Mißhandlungen des Pöbels bloßgestellt war, sie auf das lebhafteste die Ankunft der Oesterreichischen und Preußischen Heere wünschte, ist aus den Memoiren der Madame Campan (T. I. chap. 21) hinlänglich bekannt.

J.

Bibliographie.

Abrégé de géographie moderne, pat hassius et sur un plan historique, pour faire suite à l'abrégé de géographie ancienne. — Von E. Lefranc. 16 Zr.

Application de l'arithmétique au commerce et à la banque, d'après les principes de Bezout — Vierte Aufl. 7 Zr.

Du progrès des études historiques en France au 19. siècle. — Von J. Sarazin. 3 Zr.

Galerie biographique des instituteurs de l'Allemagne qui se sont le plus distingués dans leur carrière. — Von J. J. Spindler. (Straßburg.) 1 Zr.

Island.

Barrow's Reise nach Island.

(Schluß.)

Unser Autor hatte drei Tage vergeblich auf einen Ausbruch des großen Geysers gewartet; endlich, nach mehreren täuschenden Symptomen, wurde er des Morgens von einem Diener geweckt, der ihm anzeigte, daß das seit einiger Zeit eingetretene unterirdische Rauschen und das heftige Ausquillen des Dampfes keinen Zweifel mehr übrig ließen, daß der erfehnte Ausbruch bald stattfinden werde.

„Wir begaben uns sogleich auf den Weg; als wir an der Stelle ankamen, bemerkten wir nur wenige Wasserstrahlen, die eben nicht in bedeutende Höhe empor stiegen, und schon gaben wir unsere so lang gehegte Hoffnung auf, als plötzlich, wie durch einen gewaltsamen Stoß geweckt, der Trichter eine Säule von Wasser und Dampf entlud, von denen das erstere in großer Masse in eine Höhe von sieben bis achtzig Fuß emporstieg. Ich muß indeß bemerken, daß die eben angegebene Höhe nur auf einer ungefähren Schätzung beruht, da die in die Luftsäule des Dampfmassen die Wassersäule fast gänzlich verhüllten, so daß es nicht möglich war, dieselbe klar zu durchblicken, und um so weniger die Höhe derselben mit irgend einer Gewißheit zu bestimmen. Die ausströmenden Wolken, die wir hier als Dampf bezeichneten, bestehen nicht aus dem einfachen unvermischten Dampfe, der sich auf der Stelle, sobald er in die Luft kömmt, in Wassertropfen auflöst, wie dies bei unseren gewöhnlichen Dampfmaschinen zu sehen ist, sondern er wird hier noch von einer Art Rauch und Schaum begleitet, so daß es erst eine gewisse Zeit erfordert, bevor er zerschmilzt und die Atmosphäre wieder aufgehellt wird.“

Frühere Reisende, besonders von Troil, haben behauptet, daß immer zuvor von diesen springenden Quellen sich schließen, während andere sich öffnen, und daß sie sämmtlich aus einem einzigen großen Behälter herworkämen; allein nach Barrow stehen die Ausbrüche dieser verschiedenen Quellen in gar keiner Verbindung mit einander, obwohl er die Bemerkung machte, daß, wenn die Wallungen der einen Quelle schwach waren, dies auch bei allen anderen in gleichem Maaße der Fall war, und daß unmittelbar vor dem Ausbruche des großen Geysers alle übrige kleinere in einer gewissen Aufregung sich befanden, als wenn die verschiedenen Quellen durch eine gemeinsame Leitung in Verbindung gesetzt worden wären. „Nehmen wir indeß an, daß alle diese Geyser an kleineren Spaltungen, die fortwährend Dampfmassen hervorströmen lassen, mit irgend einem großen Wasserbehälter im Zusammenhange stehen, aus dem der gemeinschaftliche Dampf sich entwickelt, so muß die Wege dieser einzelnen Oeffnungen dazu beitragen, daß keine von ihnen zu einem zu großen Drucke oder in einer zu großen Masse die Wasserstrahlen emporschleudert, und wir können diese zahlreichen Oeffnungen als wissermaßen als Schutzmittel gegen eine Katastrophe betrachten, in ohne dieselben vielleicht einmal durch irgend eine der größeren Spaltungen hervorgebrochen werden würde — namentlich dürfte durch dieselbe eine allgemeine Explosion der durchklüfteten und in sich erschütterten Erdschicht, so wie die Verwandlung der ganzen Fläche in einen großen Teich von strudelndem Wasser, abgehalten werden.“

Der Wasserfall, welcher mit dem Geyser Dampfes enthält, und durch die Richtung, die Gläte und die Form des Cylinders bedeutend erhöht. Wie aber diese einzelnen Verhältnisse beschaffen sein mögen, oder was eigentlich unter der Oberfläche des Bodens vorgehen mag, darüber können wir wohl gestrierte Konjekturen aufstellen, aber nichts Gewisses erfahren. Wir mögen Plane und Risse auf's Papier hinwerfen, wir mögen hier unterirdische Seen und dort Höhlen verzeichnen, wir können Kanäle ziehen, Kanäle erfinden, die bergab, bergauf und wiederum Spalten und Klüfte in den Felsen andichten, um in Dampf von unten durch dieselben zu entlassen — und auf diese Weise dürften wir wohl endlich damit zu Stande kommen, uns die Wirkung zu erklären, die über dem Boden vor sich geht; allein, wenn man frage, wo das Feuer sey, das allen diesen Dampf und dieses strudelnde Wasser bewerkstellt, so wird keine Art Hypothese haben, irgend ein bestimmtes und beschränktes Mittel für uns erkennt anweisen zu wollen, als von Sir Humphry Davy „das unauslöschliche Feuer in dem Laboratorium der Natur“ genannt wird — dieses erste bewegende Prinzip, das die Gebirge emporthürmt — das sie antreibt, die rothe breiggeschmolzene Lava auszuspeien — das die tiefen Klüfte in die Erdfläche eingräbt, und endlich die Quellen der Geyser mit siedendem Wasser und Dampf verstellt.“

Unser Barrow besuchte zunächst den kleinen Hafen Hauswik, zu dem eine Ebene führt, die hier und da mit ungeheuren Lavablöcken überdeckt ist, die jetzo bis fünfzehn oder zwanzig Fuß hoch sind und zusammen ein vollkommenes Labyrinth bilden. Sie tragen offenbare Spuren an sich, daß sie einst ganz oder zum Theil in einem chaotischen Zustande sich befanden, indem sie noch an allen Seiten zellig und wie Blasen löcherigen sind; sie scheinen unmittelbar aus der Tiefe hervorgegen und nach der Erstarrung noch Erschütterungen zu seyn, die sie zerrissen. Nicht einen Hügel sah man in der Nachbarschaft, aber die ganze Ebene war mit hügelförmigen Felsrücken überzogen. Barrow läßt hier eine Notiz aus dem Mannstripte eines ihm dereinbaren seiner Reisenden folgen:

„Wer dergleichen noch nicht gesehen hat“, sagt Dr. Holland, „der kann nicht als wunderbarer erscheinen, als der Anblick dieses Lavastroms. Eine ungeheure mire Masse von Felsen, die im Allgemeinen die Fläche emporragen, aber auf die mannigfaltigste Weise durch einander gewoffen und bunt hingestreut sind, dies ist im Allgemeinen der Anblick, der sich hier dem Auge darbietet. Verfolgt man einen schmalen und holperigen Pfad auf der Lava, so bemerkt man zahlreiche Spalten, Löcher und Höhlen, von denen einige offenbar durch das Einstürzen von Felsmassen entstanden sind, andere aber die Form eines Kraters haben, aus dem die geschmolzene Masse hervorkam. Der Gang zu Hauvesseck ist merkwürdig: hohe schroffe Lavawallen verbauen uns, die wir am Rande derselben angekommen waren, eine kleine schmale Bucht, an deren vordrem Ende fünfzehn bis zwanzig Wohngebäude und gesäuber sind, die wie die zu Reikavik aus Holz bestehen, aber im Allgemeinen ein schöneres Ansehen als die Häuser des letzteren Ortes haben.“

Unser Autor wandte sich hierauf nach Besestad, das nicht von Hauvesseck entfernt liegt und der Schul-Kabinet der Studirenden die Ausbildung junger Geistlichen gewidmet ist, die einzige ernstliche Schule, wie Jener glaubt, von ganz Island. Es war gerade zur Ferienzeit, und die Studenten waren alle ausgewandert. Die innere Einrichtung der Wohnzimmer der Letzteren, die, je zwei in einem Bette in einer Art von Augias-Stall untergebracht sind, wäre eben nicht dazu geeignet, eine günstige Idee von der Beschaffenheit des Institutes zu erregen. Barrow beschreibt das Schul-Kabinet der Studirenden als eine Art Menagerie mit Zellen oder Käfigen an jeder Seite, und er war nicht wenig über den armseligen und elenden Zustand erstaunt, in dem hier Alles dem Auge sich darbot.

Die Zahl der Studirenden beläuft sich auf vierzig. Dozenten sind es drei; der Eine, als Professor der Theologie, doziert zugleich im Griechischen und Hebräischen; der Zweite, als Lektor der Anstalt, lehrt die lateinischen Historien, die mathematischen und astronomischen und der Dritte endlich unterrichtet in der Dänischen, in der Deutschen und Isländischen Sprache. Die der Anstalt angewiesenen Fonds sollen dreizehnhundert seyn, um sowohl die Lehrer zu honoriren, als auch der Schülern freie Kost, Bücher und die nöthigen Kleidungsstücke zu verschaffen.

„Es muß zum Ruhme der Besestadischen Schule erwähnt werden, daß einige der besten und gelehrtesten Werke von Island von derselben ausgegangen, und daß erst vor kurzem fünf Bände in Dänischer und Lateinischer Sprache unter dem Titel: „Scripta historica Islandorum

do rebus gestis veterum Borealium, von G. Eggisson, Lektor an der gelehrten Schule zu Beffestad", von der Königl. Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen herausgegeben worden sind. Das Werk enthält historische Sagas, die über verschiedene Begebenheiten, die außerhalb Islands vorfielen, und besonders über die Heldenthaten der Dänen in England von der Mitte des 9ten bis zum Beginne des 12ten Jahrhunderts, über eine dunkle Periode in der Englischen Geschichte, manches neue Licht verbreiten."

Die Schulen Islands haben indeß im Ganzen weniger Bedeutung, als die praktische, häusliche Erziehung auf der Insel. Selbst die ärmsten Landleute sind hier, bei dem größten Mangel an allen Bequemlichkeiten des Lebens, weit aufgeklärter und lieben dem Anscheine nach auch glücklicher und zufriedener, als die Leute derselben Standes sonst in anderen Ländern zu seyn pflegen.

„Im Sommer", bemerkt Dr. Holland, „sind man die Islänter sämmtlich mäßigen beschäftigt, indem sie sowohl den sischreichen Ozean als dem dürren, unfruchtbaren Boden ihre Produkte auf alle mögliche Weise abzugewinnen suchten, aber der lange Winter gewährte ihnen dafür die Muße, ihre geistigen Talente anzubilden, und gestattete ihnen, sich auf eine eben so nützliche als ergötzliche Weise zu unterhalten. Während der Dunkelheit dieser Jahreszeit lasen sie in ihren rohen mit Holz und Torf bedeckten Hütten ihren versammelten Familien die Erzählungen von den Thaten und der Tapferkeit ihrer Vorfahren vor, von denen sie die alte Fertigkeit ererbten, die sie noch jetzt in ihren Gedichten zu behaupten fortfahren."

„Es ist ein vortreffliches Gesetz", sagt Barrow hinzu, „das die Geistlichkeit ermächtigt, keine Frau zu trauen, die nicht lesen und schreiben gelernt, ein Gesetz, das offenbar dazu beiträgt, daß die Bauern auf Island weit besser unterrichtet sind, als irgendwo sonst in Europa. Die Mutter bringt dem Kinde die ersten Elemente der Bildung, sowie einen Geschmack zur Lektüre bei, und der junge Sprößling einer wohlerzogenen Frau saugt gleichsam schon mit der Muttermilch die Prinzipien der Religion und Moral ein."

„Die Gesetzlichkeit von Island unterjocht sich selbst jeder Art von Plackerei; ihre Einkünfte sind zu gering, um ihnen zu gestatten, sich fremder Arbeiter zu mieten; es ist daher nichts gewöhnlicher, als einen Pfarrer in seinem groben wollenen Rocke mit seinen Kindern und seinen Stiefeln anzutreffen, beschäftigt, Torf zu graben, Gras zu mähen und Heu zu machen. Die Isländischen Pfarrer sind alle Hufschmiede, und zwar verstehen sie es vor Allen am besten, die Pferde zu beschlagen. Wenn die Landleute zur Kirche kommen und eins ihrer zahlreichen Pferde, die, wenn sie nicht gut beschlagen wären, es bei den scharfen Felsen und überall mit Lava übergossenen Steigen kaum aushalten würden, ein Huf fehlen verloren hat, so wird ihnen dieser in der ersten Schmiede um, zündet sein Kohlenfeuer in der Schmiede (deren es in jeder Pfarre eine giebt) an und stellt das Thier wieder auf seine Beine der. Allein zuerst hat er hier noch die schrecklichste Mühe, sich die Kohlen zu verschaffen. Wie groß immer die Entfernung nach dem nächsten Wäldchen seyn mag, er muß sich dahin begeben, um das Holz anzuzünden und die Kohlen auf seinem Pferde mit nach Hause zu transportiren."

Aber bei allen diesen Hindernissen und Widerwärtigkeiten ist die Geistlichkeit doch Muße genug, ihre literarischen Studien mit Liebe zu betreiben. Einer dieser würdigen Pfarrer, Thorlacksen, war, als Henderson ihn vor zwanzig Jahren auf der Insel besuchte, eben im Begriff, eine Uebersetzung von Milton's „Verlorenem Paradiese" in sein Muttersprache zu vollenden, nachdem er bereits mit Pope's „Versuch über den Menschen" fertig geworden war. Die drei Bücher seines „Verlorenen Paradieses" wurden von der Isländischen Literarischen Gesellschaft zum Druck befördert; aber aus Mangel an Fonds und in Folge der Auflösung dieser Gesellschaft ist das Werk nachher in Stocken gerathen. Henderson berichtet von seinem Besuche bei dem ehrwürdigen Manne auf folgende Weise: „Gleich den Meisten seiner Mitbrüder kanten wir ihn auf der Wiese bei seinen Leuten mit Heumachen beschäftigt. Als er von unserer Ankunft hörte, lief er in aller Eile, so weit es ihm sein Alter und sein steifes Bein erlaubten, nach dem Hause und bewillkommnete uns in seiner niedrigen Wohnung; er führte mich in das Zimmer, wo er meine Landsleute in's Isländische übersetzte. Die Thür ist nicht vollkommen vier Fuß hoch, und das Zimmer mag ungefähr acht Fuß lang und sechs Fuß breit seyn. In dem einen Winkel des Zimmers befindet sich das Bett des Pfarrers, und dicht an der Thür, gegenüber einem kleinen Fenster, das nicht über zwei Quadratfuß im Umfange hat, stand Thorlacksen, an dem der würdige Mann die Fetzchen seiner Muse dem Papier anvertraut."

Die Literary Fund Society von London, deren Verdienste allgemein bekannt sind, ließ dem nordischen Barden eine angemessene Unterstützung zukommen, wofür er derselben in einem in sehr elegantem Latein abgefaßten Schreiben seinen Dank abstattete.

Barrow war sehr unglücklich in Betreff seines Besuches in Staffa, einem Orte, wohin er sich so sehr sein Namensvetter, die Schottländische Insel Staffa, wegen seiner Basalt-Höhlen und Säulen merkwürdig ist. Der erste ungünstige Umstand war die Entdeckung, die er beim Ausfahren an die Bucht machte, daß der Steuermann selber nur ein einziges Mal, und zwar zu Lande, diesen Theil der Insel besucht hatte; — kaum aber ward der Himmel plötzlich mit dichten Wolken überzogen, die Atmosphäre hüllte sich in dicke Nebel ein, der Regen fiel in Strömen herab und der Wind wehte fürchterlich, so daß unsere Reisenden sich genöthigt sahen, das Landen an der Küste aufzugeben und nach Reikiavik zurückzukehren. ·

Indeß ist es unserem Autor, den das erwähnte Mißgeschick äußerst betrübte, gelungen, sich und seine Leser dadurch zu entschädigen, daß er von Sir John Stanley, der im Jahre 1789 die Insel besuchte, eine interessante Beschreibung von Staffa, so wie von dem Seewolf Hekla, der sich einen merkwürdigeren Anblick als der Hekla darbietet, selbst erhielt.

Wir verweisen noch unsere Leser auf die schätzenswerthen Mittheilungen unseres Berfassers in Beziehung auf die Bevölkerung von Island. Er giebt die Zahl der Einwohner auf 70,000 an. „Dies ist freilich", fährt er fort, „eine sehr geringe Bevölkerung für eine Insel von so großer Ausdehnung; indeß versicherte man mir, daß zum wenigsten ein Drittheil des Bodens ganz unbewohnbar ist. So wird die ganze Mitte der Insel von lauter Schnee-Gebirgen oder Jokuls eingenommen, die kein Mensch je beträten; im Ganzen kann man auf eine (englische) Quadratmeile des bewohnbaren Landes von Island 2½ Personen rechnen."

Die Einwohner der Insel lassen sich in zwei Hauptklassen abtheilen, in das Fischer- und in das Hirtenvolk. Die Ausfuhr der Wolle ist bedeutend — sie belief sich in den letzten Jahren auf 3000 — 4000 Schiffspfund.

„Aber außer der rohen Wolle werden noch jährlich nicht weniger als 200,000 Paar gestrickte wollene Strümpfe und 300,000 Klappbandschuhe ausgeführt. Die Isländischen Schafe sind besonders bemerkenswerth wegen ihres feinen wollenen Vließes, das von den Pächtern die geschoren, sondern wie ein Zoll im Ganzen abgezogen wird. Die Zahl der Schafe beläuft sich auf ungefähr 500,000, das Rindvieh auf 30,000 bis 40,000 und die Pferde auf 50,000 — 60,000 Stück. Da man auf der Insel keine Art von Räder-Fuhrwerk kennt, so ist auch weiter kein Zugvieh darauf anzutreffen."

Es ist zu bedauern, daß unser Autor nicht die ganze Insel bereist hat und auch nicht in das Innere der Gebirge vorgedrungen ist, das für uns noch immer eine terra incognita bleibt. Indeß wird sein Werk immer eines der schätzbarsten Tagebücher von Reisenden bleiben, die in der neueren Zeit Island besucht und nach Kräften erforscht haben.

Nord-Amerika.

Indian Sketches etc. (Indianische Skizzen, aufgenommen während einer Erkursion zu den Pawnis und anderen wilden Stämmen Nord-Amerikas.) Von John T. Irving. 2 Bände. New-York und London, 1835.

Diese Skizzen sind von einem Mitgliede der Famille Irving entworfen, das sie in der Zueignung des Werkes seine ersten literarischen Versuche nennt. Die Schöpfungen eines Cooper und Washington Irving haben uns bereits in nicht geringem Grade mit den Urwäldern und Einöden bekannt gemacht, welche die wilden Indianer-Stämme Amerikas bewohnen oder durchwandern; und wenn der Verfasser der vorliegenden Skizzen noch nicht die Meisterschaft besitzt, wie jene großen Meister, so finden wir doch in ihm viel von der Glut und Lebendigkeit, die seine großen Vorgänger charakterisirt.

Der Herr Ellsworth, dem dieses Werk gewidmet ist, und derselbe Commissair, der schon im vorhergehenden Jahre einen Theil der Jagdgebietes zwischen den Arkansas und dem Grand-Canadian erforscht hatte, begaben sich, von Washington aufbrechend, nach Fort Leavenworth, einem Grämpoften am Missouri-Fluße, etwa 40 Miles jenseits der Gränzlinie des Staates Missouri, wo die weiße Population sich abmarkt. Es sollten hier verschiedene Einrichtungen und Verkehrungen getroffen werden, die man die einander feindlichen Stämme in diesen Revieren besuchte. Die Regierung der Vereinigten Staaten geht seit mehreren Jahren ernstlich damit um, das Land und die Ueberwohner an den Gränzen ihrer Ansiedlungen zu kultiviren. Man verpflanzt zu diesem Ende die auf dem Gebiete der älteren Freistaaten noch seßhaften Indianer in wilde, aber fruchtbare Landstrecken, die selbst von den Wohnplätzen der sogenannten Hinterwalds-Kolonisten (backwoodsmen) noch fern liegen. Einige dieser ausgewanderten Stämme haben auf ihren Zügen in dem neuen Gebiete von Osten der Eingebornen, die den Vereinigten Staaten das Recht, solche Versetzungen vorzunehmen, nicht zugestehen wollen, grimmigen Widerstand gefunden. Man kann von diesen Zügen nicht sagen, daß sie mit der Amerikanische Regierung die destrittenen Distrikte angetauft und Friedensbündnisse zwischen den kämpfenden Stämmen gestiftet. Ein Distrikt von mehreren hundert Quadrat-Miles zwischen den Flüssen Platte und Kanias war auf die eben beschriebene Weise der Zantaspei zwischen Delawaren und Pawnis geweeden, denn früher hatten diese die Pawnis anschlägtich gejagt und jeder fremde Eindringling mußte mit ihnen Krieg führen. Den Vereinigten Staaten zu Beaufschtigung der Niederlassungen auswandernder Stämme ernannten Commissaire sollten demnach in die genannten Gegenden sich begeben, das bestrittene Land den Pawnis abtausen und sie bewegen, nach vorgängigem Friedensschlusse zwischen ihnen und ihren neuen Nachbarn, in die Gegenden nördlich vom Flusse Platte sich zurückzuziehen.

Wir finden im Verlaufe der Beschreibung der Expedition nach dem Gränzpfosten einige Notizen über jene Indianer, die lange Zeit ununterbrochenen Verkehr mit den Weißen gehabt und alle ihre Laster eingesogen haben. Als Volk waren sie immer mehr aus und schmelzen immer mehr zusammen, bis am Ende nur ein schwache Hänfteln übrig bleibt, das im Lande seiner Väter fremd ist. Solche derselbende Anschicten eröffnen gewiß Stämme dem heutigen Wanderer, und mit den Resterionen, welche die Lage der Indianer hervorruft, verträgt sich der Genuß der Natur recht gut, die sie öden und gränzenlosen Fluren Indianas auf uns machen. Man lese nur die folgende Skizze.

„Einmal standen wir auf dem Kamm eines wellenförmigen Hügels, der eine weite Strecke der grünen Wüste vor uns beherrschte. Hier und da sah man kleine Gruppen Bäume, die wie Eilande in einem Ocean von Gras sich auszuhalten. Eine lange Reihe Bauholz, die in Schlangenwindungen über das Land hinging, bezeichnete den Lauf irgend eines verborgenen Stroms. Wir ritten den Hügel hinab, stapften durch die Pfützen am Fuße desselben, bahnten uns

einen Pfad durch das Gras, welches in diesen Vertiefungen oft acht bis zehn Fuß hoch wuchs, und befanden uns im nächsten Augenblick auf dem Kamm eines ähnlichen Hügels, wie der vorige war. So ging es immer fort durch das lange wogenartig angeschwollene Land; Hügel folgte auf Hügel und Hohlgrund auf Hohlgrund. Bis und wieder erhob ein hoher Fels sein einsames Haupt wie eine Schildwache in der Wüste. Auf den Gipfeln derselben sahen wir oft Indianer in aufrechter, dem Himmel fast zugewendeter Stellung; Andere saßen an irgend einem angenehmen Flecke des Gipfels und sonnten sich mit der Gebrde trägen Genusses, die jene Indianer charakterisirt.“

Das Fort Leavenworth wird als ein Dorf beschrieben, in dem nichts als die einsamen Schildwachen, die spazierenden Soldaten oder das wiederholte Wiehern einer Trommel an den Krieg erinnert. Schon hier findet man Exemplare echter Indianer, die von dem Wohlthun der Weißen noch nicht angefressen sind. Als Beispiel diene die Beschreibung eines Sac-Indianers, der unter dem „Schwarzen Falken“ gegen die Weißen mitgefochten hatte.

„Diejenigen Individuen, die ich bis dahin gesehen, hatten mir nur eine geringe Meinung von der Indianischen Rage beigebracht; aber niemals hin ich angenehmer enttäuscht gewesen — wie hatte ich einen so prächtigen Kerl gesehen. Er stand unbeweglich, als wir auf ihn zuschritten, und sah uns mit kaltem, ruhigem und festem Blick ins Auge. Sein Augenlied zuckte kein einziges Mal, und die Pupille änderte keinen Moment ihre Richtung. Eine große Toga mit einzelnen scharlachrothen Streifen und mit Falten-Schellen *) geschmückt, wand sich so um seine in einander geschlungenen Arme, daß die schön geformte Schulter und die Hüfte der beiden athletischen Glieder unbedeckt blieben. Ein schmales mexikanisches Tomahawk sah unter der Toga hervor und ein Köcher mit Pfeilen hing über seinem Rücken. Er trug lange Beinkleider aus gegerbtem Hirschfell, mit großen Fransen an den Rändern; desgleichen ein Paar Mocassin's aus verarbeitetem Büffelfell. Sein Scheitel war kahl geschoren und mit Mennig roth gefärbt; das Gesicht aber hatte seine natürliche Färbung, einen schwarzen Ring ausgenommen, den er sich sorgfältig um beide Augen gemalt hatte.

Als wir ihm nähter kamen, warf er den Kopf etwas in die Höhe, und zwar mit einer stolzen Gebrde, die seinen scharfen und ernsten Zügen wohl anstand. Auf dem Haupte trug er eine Adlerfeder, die aber glanzlos und eingetrocknet war. Sollte sie den gebrechenden Muth seines Stammes emblematisch vorstellen? Ihre Macht war dahin; ihre Blüthe abgestreift; sie waren zerstreut nach den vier Winden des Himmels. Die Gebeine ihrer braven Krieger bleichten die Treften, und ihr Häuptling schmachtete als Gefangener in einem unbekannten Lande. Und dieser Wilde — er schien nicht zu fühlen, daß er allein um Alles lassen war; aber sein trotziges Gesicht sagte, daß er von Gnade nichts wissen und keinen Schimpf erleiden wollte.“

Unser Autor sagt: Sieb dem Indianer ein Feuer, und Du giebst ihm eine Wohnstätte, sieben es nun ihrer Zwei oder Zweihundert; ein Häuflein Holz bildet ihren Versammlungs-Ort, in den Kolonieen wie in der Einöde, wo es brennt. Sie verweilt auch, daß immer eine Art von edler Nonchalance — Indianer nennen ihn: sie haben gar keinen wie? — sie dezuligen sich mit Wenigem, ohne zu sorgen, wo mehr es komme. Oft näherten sich ganze Trupps von Indianern dem Posten Leavenworth, um von den Soldaten einigen Speise-Vorrath zu erlangen; sie guckten in die Fenster, schlichen sich in offene Thüren, und waren scheinbar ganz ohne Sorge darüber, ob man sie gern oder ungern aufnähme. Einsichtsvolle Zudringlichkeit ist ihnen ganz fremd, und oben drein soviel sind sie auch als ungebetene Gäste nicht willkommen. Der Indianer sitzt ganze Stunden und derselben Attitüde, macht seine Bemerkung und fährt keine Unterhaltung; bezweint er sich aber einmal zum Sprechen, so zeigt er oft eine lebendige Phantasie und echte poetische Beredsamkeit. Ein Kutkuze erzählte den Tod seiner Kinder, die an der Cholera gestorben waren, mit folgenden Worten: „Meine Kinder sind von mir gegangen; der große Geist hat sie abgerufen; sie sind verschwunden, wie der Schnee auf den Felsen schmilzt. Ich stehe noch in meiner Hütte zurück, allein ich sehe sie nicht; denn meine Augen der waren nicht mehr da.“ Der Verfasser zeigt an mnzähligen Stellen seines Werkes tiefe Sympathie mit diesem meerwürdigen Naturvolk. Wie heben eine dieser Stellen aus.

— — „Der Wald ist voll Ruinen — ehrwürdt Denkzeichen des Alterwüstere, der Zeit. Hundrete gigantischer Bäume, die den Stürmen und Umwettern der Jahrhunderte Trotz geboten, haben der Gewalt der Zeit weichen müssen. Sie liegen in Trümmern — eine zähe Moos ist ihre Decke, der wilde Epheu ihr Todtenkranz. Tausende abgestorbener Bäume, ohne Rinde, ohne Laub und Zweige, wurzeln noch im Boden und strecken wie graue Riesenskelette zum Himmel empor.

Auf unseren Abstechern trafen wir dann und wann einen einsamen Indianer, der buech die Wälder schweifte oder, in tiefe Betrachtung versunken, auf dem Weak irgend eines gefallenen Baumes saß. Es war der rechte Platz für ihn: hatte ihm die Wälder anstarren und sein Schicksal darinnen lesen. Seine Stimmung ist Bestimmung ist dieselbe. Beide haben gelebt und gehlüht in der Wildniß, und Beide verschwinden jetzt vor der brennabenden Civilisation. Mit Recht mag der Klang der Art des Holzfällers dem Indianer das Herz zerreißen; denn mit dem Falle jedes Baumes rückt die Stunde seines eigenen Untergangs näher.“

Der Commissair bricht endlich auf, um die Pawni-Dörfer zu besuchen. Da seine Escorte ihn gegen die Wilden nicht beschützen kann, so erbält dieser Theil der Reise den Reiz des Gefährlichen und Abenteuerlichen. Wir übergehen manches kleinere Abenteuer und verweilen nur bei der Ausnahme, welche die Kommissionen in den Gauen der Gros-Pawni's fand.

Als man dem ersten Pawnie-Dorfe sich näherte, erschienen die Hügel Schwarz von der Menge der fremden Krieger, die in feierlicher Stille der Fremdlinge harrten. Endlich kam ein einzelner Reiter auf einem ungebeueren Koppen herangalopyiert. Wie lassen den Bers. selbst erzählen.

„Der Reiter sprang von seinem Roße und schüttelte dem L. die Hand. Dann gab er uns durch den Dolmetscher zu verstehen, er möchten uns in keiner langen Fremde aufstellen, um jede Berührung mit seinen Kriegern zu vermeiden. Nachdem er alle nöthige Instruktionen getroffen hatte, sprengte er zurück und gab den Befehl zum Signal. In einem Nu waren die Hügel verlassen, und der ganze Haufe stürmte über die geräumige Trift gegen uns los. Es war ein Augenblick gespannter und herzbeklemmender Erwartung, als dieß wilde Pferde, von dem blutigen Sporn ihrer Reiter bowerkte getrieben, mit struppiger Mähne und wild hervorquellendem Auge heranstürmten. Schon waren sie uns bis auf zwei 200 Yards nahe gekommen, und noch hemmte nichts ihrem stürmenden Lauf; das Stampfen ihrer Hufe war einem dumpfen Donner vergleichbar. Plötzlich wandte der Häuptling sein Roß, und schwenkte sich halb zur Rechten und halb zur Linken um, umkreiste uns wie eine dichte dunkele Fluth. Ihr Geschrei und Gejauchze, und die fürchterliche deobende Art, mit der sie ihre Bogen und Tomahawks schwangen, konnte Einen, der mit den Sitten dieser Indianer nicht vertraut gewesen wäre, eher auf alles Andere, als auf einen freundlichen Empfang schließen lassen. In dem entschieden gellenden Geschrei einer Bande Indianischer Krieger ist wirklich etwas Besonderes, zumbeilen, das den Muth selbst nehmen kann.

Die lahlgeschorenen Köpfe einiger dieser Krieger waren mit den Gefieder verschiedener Vögel geziert. Andere trugen Ornamente von Hirschhaaren, die sich wie zottige Helmbüsche auszahmen, und um Hals des kahlköpfigen Adlers (bald eagle) wehte von den langen Scheitellocken der vornehmsten Kämpfer. Einige Wenige trugen Halsbänder aus Bärenklauen, die bis auf ihre Brust herabhingen. Ein Theil der Krieger war in Büffelfelle gekleidet, oder in Felle weißer Wölfe; die Meisten aber hatten, statt aller Kleidung, ihren Körper mit Farben bestrichen. Auch ihre Waffen und selbst ein Theil ihrer Pferde waren bemalt und beschmiert.

Nachdem sie eine Zeitlang uns umeitten hatten, wandte der Häuptling von neuem, und der Spektakel war zu Ende. Die Krieger trennten von ihren Pferden, setzten sich in einem großen Kreise an die Erde und erwarteten so die Ankunft des ersten Häuptlings der Gros-Pawnis. Gleich nachher begrüßte Letzterer Herrn L. in Begleitung der Häuptlinge von Topyage-Pawnis, Pawnie-Mahaha und Pawnie-Loup. Er war ein hochgewachsener und kraftvoller Mann. Sein Haupt umhüllte ein Netz aus Baren fell, mit Federn geschmückt. Er trug kurze schwere Beinkleider von Büffelfell, mit Knöpfchen und einer Besatzung aus langen Locken. Diese Locken waren von Schädeln genommen, die er auf seinem Kriegszügen erbeutet hatte, und hingen so weit über seine Kniee, daß sie, wenn er einherschritt, den Boden fegten.

Bei diesem Stamme befand sich zufällig auch ein fremder Indianer von der Grenze Mexiko's, der den Pawnis von seinen Kriegen gesandt hatte und zu den Pawni's gestoben war. Er gehörte zu jenen wilden Stämmen, die, gleich den nomadischen Arabern, durch die unermeßlichen Ebenen des Westens ziehen und jedem schwächeren Stamm Tod und Verderben bringen. Sein ungebeuer langes schwarzes Haar fegte die Erde hinter ihm; seine Beinkleider waren ebenfalls mit Scheitellocken besäumt, und ein vollständiger Menschenschädel hing an der Seite seines langen Messer. Außerdem trug er viele silberne Zierrathen an seinem Körper.“

Als die gegenseitigen Begrüßungen zu Ende waren, erhob sich das „Wilde Roß“, der vornehmste Krieger unter den Pawni's, von seinem Sitze und harangnirte die Versammlung.

„Er ergoß sich in einen langen Panegyrikus auf die weißen Männer, und zwar mit einer Wärme, die ohne Zweifel durch den Anblick der mit Geschenken beladenen Wagen sehr gesteigert wurde. Diese Krieger waren einer der mächtigsten und wildesten Männer des ganzen Stammes. Seine Länge betrug nicht weniger als sieben Fuß betragen, und jedes Glied stand zu diesem Goliath-Maße in rechten Verhältniß. Ungleich den Uebrigen seines Stammes, trug er das Haupthaar ungeschoren; es hing in langen verworrenen Locken fast bis auf die Mitte des Leibes und war verschwenderisch mit rothem Ocker beschmiert. Auf seiner niedrigen eingedrückten Stirn ruhte ein Ring Rungel an Ringel, und die tiefliegenden Augen glühten wie Kohlen. Seine Nase war breit und zerquetscht, und das um sich schäumende Maul hatte er durch zwei von den Mundwinkeln ausgehende weite Streifen bis zu den Ohren verlängert. Er war ohne alle Bekleidung, dagegen überzog eine wahre Kruste aus schwarzem Lehm und rothem Ocker seinen Riesenleib. So stand er da, in seiner bemalten Nacktheit, ein Titane unter denen, die ihn umgaben; und die wilde Energie seiner Gebrden, während er harangnirte, zeigte von einer fürchterlichen Wirklichkeit, die nur einer Gelegenheit bedarf, um sich geltend zu machen. Von Zugend auf war er der Kampfer seines Stammes gewesen und seine Thaten hatten alle feindliche Stämme in Schrecken gesetzt. Selbst das Wilde Roß nicht zu den Häuptlingen gehörte, so war sein Autorität im Dorfe doch der übrigen gleich, und die Häuptlinge benderten ihn nicht wenigee als die Krieger ihn fürchteten.

Als das Wilde Roß seine Rede beendigt hatte, stand der Häuptling auf und sprach zu seinen Leuten. Dann öffnete sich der Kreis, die Krieger bildeten zwei Linien, eine zur Rechten und die andere zur Linken, und exkortierten uns nach ihrem Dorfe.“

(Schluß folgt.)

*) D. h. Schellen, die man den Falken auf der Jagd an die Füße bindet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 130. Berlin, Freitag den 30. Oktober 1835.

Frankreich.

Don Juan d'Autriche. (Don Juan d'Austria, oder der Beruf.) Drama in fünf Akten, in Prosa, von Casimir Delavigne.*)

Bericht von Jules Janin.

So eben komme ich her — von einem Lustspiel, einem Trauerspiel, einem Roman, einem Stück Geschichte; denn was ich mit angesehen, war das Alles zusammen und auf ein Mal, und ich habe zu gleich einen Dichter und einen Prosaiker, einen Zögling Racine's und einen Schüler Victor Hugo's gehört. Wie nun? Soll ich weinen oder soll ich lachen? Der Witz des Autors benimmt meine Thränen, so wie sie fließen wollen, und will ich lachen über seine Späße, so drücken mir wieder Schrecken und Grausen den Mund zu. Zerrissen und ausgereimt sehen sich Muse, Prosaiker, einen Stück Geschichte; denn was ich mit angesehen, war das Alles zusammen und auf ein Mal, und ich habe zug

Florinde und ist eine Jüdin, aber ihr Leben steht auf dem Spiel, wenn sie als Jüdin erkannt wird; sie hat Don Juan's Liebe erwidert, ist zur Kirche gegangen, um Don Juan's willen, hat zu den Füßen Christi gebetet wie alle Andere, um Don Juan's willen, und nun, da es sie zum Weibe nehmen will, zittert sie und sagt, da ihr nun einmal das Geständniß auf die Lippen gezwungen wird: „Don Juan, ich bin eine Jüdin!“ Don Juan tritt auf.

Unser Publikum ist schon lange genug an die Liebesscenen der neueren Schule gewöhnt. Die Liebenden sagen sich gar vieles mehr, als sonst; sonst war die Leidenschaft gemäßigter und gesitteter; Junia und Britannicus sprechen in schönen Versen mit einander, und ich glaube, sie berühren sich nicht einmal mit der Hand. Hier sehen wir eine Spanische Leidenschaft. Endlich, als sie Don Juan so hingerissen sieht von ihrer Schönheit und der Glut ihrer Liebe, gewinnt sie den Muth über sich, ihm ihr banges Geständniß abzulegen. Es ist dies mit großer Kunst gemacht. Anfangs empört sich der Castilianische Stolz gegen den Gedanken, eine Jüdin vor den Altar zu führen. Aber Sacaly ist so schön, so engelgut, ist seine erste, reine, dritte Liebe, und es selber, weiß es denn, wessen Sohn er ist? Sacaly und ihre Schönheit siegt, und Don Juan sinkt zu ihren Füßen.

Da erscheint wieder der König. Dies ist der Hauptmangel dieses schönen Drama's, dies stete Dazwischentreten des Königs Philipp. Man sieht ihn zu viel, und er wirkt nicht genug. Immer ist er da, immer auf der Bühne, wie ein Dormund im Lustspiel, eine Art Bartolo, nur zu furchtbar, als daß er so oft vorgeführt werden dürfte. So steht also Philipp zwischen Don Juan und seiner Geliebten! Aber wie wird dem König, als er in Sacaly ein Mädchen wieder erkennt, das er, der König, schon lange liebt, das er nur aus den Augen verloren, aber für das seine Leidenschaft sich nicht verringert hat? — Ich muß bekennen, daß mir diese Leidenschaft Philipp's für einen unbekannten Mädchen seine sonderliche dramatische Erfindung zu sein scheint. — Doch lassen wir dies jünglich und verfolgen unsern Faden weiter; Philipp geräth in die höchste Wuth. Don Juan, der ihm schon so lästig gewesen, nun sein verhaßter Nebenbuhler, hat alle seine Geduld erschöpft; es ist dem Tyrannen Verdrießniß, sich dieses Menschen zu entledigen, der Knie und Nacken noch nicht hengen gelernt. Er drückt mit der Hand auf die Thür: „Weh' Euch, junger Mann, wenn Ihr noch einmal diese Schwelle betretet!“ Don Juan kehrt sich nicht an diesen Befehl. Der Unglückliche ist verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Notizen zur neuern Geschichte von Frankreich.

(Nach der Revue rétrospective.)

Der zweite Abschnitt der in Nr. 129 des Magazins genannten Sammlung historischer Dokumente enthält die administrativen Details über die Anfertigung der ersten Guillotine während des Sommers 1792 in der Korrespondenz des Procureur général syndic Rörderer mit dem Minister Clavière, verschiedenen Justiz-Beamten in Paris und in den Departements, so wie mit einigen Hantwerkern. Böhmer's kritische Geschichte der Guillotine (Antiquitäten IX. 1.) verbitt hierdurch manches ergänzenden Nachtrag. Rörderer wird mit seinem Gutachten das Gutachten des Regis Louis, des beständigen Secretairs der Akademie der Wundärzte in Paris, erfordert und die Zweckmäßigkeit der Maschine bei einem Leichname untersucht, worauf sie zum ersten Male bei einem gewissen Pelletier gebraucht ward, wo die Behörden militairische Vorsichts-Maßregeln für nöthig erachteten, um den Anstand zu verhüten. Ferner werden die Bau-Anschläge sehr sorgsam geprüft, deren erster vom Hof-Zimmermeister (charpentier du roi) nemut ihn Rörderer in einem Briefe vom 10. April 1792) durchaus sich auf 3600 Livres beläuft, wobei als Grund der hohen Forderung angegeben wird, daß es schwer halten würde, Arbeitsleute für die Anfertigung dieser Maschine zu finden. Doch wollen Andere es für einen geringeren Preis thun, wenn ihre Namen unbekannt bleiben würden (p. 92). Ein anderer Architekt, Schmidt, will das Ganze für 824 Livres herstellen, was zu weitläuftiger Korrespondenz Anlaß giebt, die endlich der Architekt Giraud einem Anschlag eintracht (p. 102 ff.), wonach die Guillotinen Chirer heißen sie immer les machines à décapiter) von einem Zimmermeister Clairin und einem Maler Garnier das Stück zu 300 Livres ganz vollständig hergestellt werden sollen. Rörderer räth daher, den Schmidt mit seinen übermäßigen Forderungen abzuweisen, und macht (p. 110) auf die Mängel der Schmidtschen Maschine bei einer in Paris stattgefundenen Hinrichtung aufmerksam. Die Justiz-Behörden in den Departements werden darauf veranlaßt, sich ähnliche Maschinen mit einer Gebrauchs-Anweisung aus Paris kommen zu lassen.

Als Beilage zu diesen Akten können wir den den öffentlichen Anklägern Fouquier-Tinville und Judieis in dem ersten Jahre der Französischen Republik erlassenen Todes-Urtheile, sechs an der Zahl, dienen. Wir geben zur Probe dasjenige, in dem die berühmtesten Namen vorkommen:

L'exécuteur des jugemens criminels ne sera faute de se rendre, ce jourd'hui, à la maison de justice de la Conciergerie, pour y mettre à exécution le jugement qui condamne les nommés Lacroix, Danton, Desmoulins, décollés, Hérault, Westermann, Fabre, Delaunay, Chabot, Bazire, Despagnac, Junius Frey, Emanuel Frey, Derieckeux et Gusmon, à la peine de mort. L'exécution aura lieu à quatres heures de relevée, sur la place de la révolution de cette ville. Fait au tribunal le 6. germina', l'an second de la république française. —

Einer ganz anderen Zeit gehört das letzte Stück der Mélanges an, ein so viel viel wir wissen, ungedrucktes Schreiben des Kaiserlich-Russischen Staats-Ministers Grafen Rumänzow vom 5. August 1806, die Zurückweisung des unglücklichen Buchhändlers Palm betreffend. Die Begebenheit erregte zu jener Zeit in Deutschland große Aufsehen und gerechten Unwillen, von dem freilich die neuesten Lobredner Napoleon's unter uns nichts wissen wollen, ja sein neuester Biograph oder Panegyrist, der Engländer Hazlitt, übergeht die Sache mit gänzlichem Stillschweigen. Um so mehr glauben wir, den Anfang des Briefes, in dem der barsche Sinn des Kaisers und seine Geringschätzung des Völkerrechts so deutlich hervortreten, hier mittheilen zu müssen. Mon cousin, schreibt Napoleon, j'imagine que vous avez fait arrêter les libraires d'Augsbourg et de Nuremberg. Mon intention est qu'ils soient traduits devant une commission militaire, pour être jugés et fusillés dans les vingt-quatre heures. Ce n'est pas un crime ordinaire, que de répandre des libelles dans les lieux où se trouvent les armées françaises, pour exciter les habitans contre elles; c'est un crime de haute trahison. La sentence portera que: Partout où il y a une armée, le devoir du chef étant de veiller à sa sûreté, les individus tels et tels, convaincus d'avoir tenté de soulever les habitans de la Souabe contre l'armée française, sont condamnés à mort. C'est dans ce sens que sera rédigée la sentence. Vous n'êtes donc pas autorisé à faire publier de Angeklagten erhalten, nicht einmal der Schein des Rechtes sollte beobachtet werden. Und so ist es auch bei Palm gewesen, wie aus der im Jahre 1814 über ihn ergangenen Schrift des Grafen von Soden (S. 119 und 136) hervorgeht, und das ganze Kriegsgericht war eine bloße Verhöhnung des Rechtes, wie bei den elf Preußischen Offizieren, welche zu Wesel am 16. September 1809 erschossen wurden, wie bei der Verurtheilung des Herzogs von Enghien im Schlosse Vincennes. J.

Bibliographie.

Dictionnaire critique et raisonné du langage vicieux. Par un ancien professeur. — 6 Fr.

Leçons et Modèles de Littérature française. — 16 Fr.

Recueil de mots français, rangés par ordre de matières, avec des notes sur les locutions vicieuses etc. — Von B. Pautey. 1½ Fr.

Histoire de la Convention nationale, d'après elle-même. Von Leonard Gallois. Liv. V. 7½ Fr.

Histoire de la vie et des ouvrages du chancelier d'Agueseau, précédée d'un discours sur le ministère public, suivie d'un choix de pensées et maximes tirées des ouvrages de d'Agueseau, et d'une notice historique sur Henri d'Agueseau, père du chancelier. — Von A. Boullée. 2 Bde. 12 Fr.

Histoire des Francs. — Von H. G. Mefe. Th. I. 8 Fr.

Souvenirs et Voyage de A. Laujon. — 2 Bde. 12 Fr.

Traité des matériaux manuscrits de divers genres d'histoire. — Von Amans-Alexis Monteil. 2 Bde. 16 Fr.

Nord-Amerika.

Indianische Skizzen, von John T. Irving.

(Schluß.)

In dem Dorfe Greß-Pawni wurde die Kommission mit allen Zeichen der Freude und Ehrerbietung empfangen; die Krieger hatten ihre Schlach-Gesänge verstummen lassen, die Knaben ihre Wegen und Pfeile auf die Seite geworfen und die Frauen ihre schwere Arbeit verlassen, um sich festlich zu bemalen. Als die distere Formalität der ersten Ansnahme vorüber war, folgten Vertraulichkeit, Neugier und Gastfreundschaft. Das Dorf bestand aus vielen dicht an einander gereihten Häuschen, und wegen des Holzmangels waren mehrere Familien in dieselbe Hütte zusammengedrängt. Der Häuptling empfing die Weißen vor seiner Wohnung mit echt Indianischer Würde. Er war ganz in ein Gewand aus weißem Wolfsfell eingehüllt, auf welchem seine Heldenthaten in einer Art von Hieroglyphenschrift verzeichnet waren. Dieses Gewand überreichte er dem Commissair, mit der Bitte, es als Geschenk anzunehmen. Dann wurden die Geschenke des Commissairs übergeben. Als die Gesellschaft in der weitläuftigen Behausung des Chefs sich angelegentlich niedergelassen hatte, wurde der ganze Inhalt eines großen, mit Büffelhäuten und hartem Korn angefüllten Kessels in eine hölzerne Tonne von ansehnlicher Dimension ausgeleert. Eine der alten Frauen des Chefs brachte jedem Gast ein aus Büffelhorn gearbeitetes Instrument zum Einstippen, und forderte sie durch Zeichen auf, zu essen.

„Wir warteten nicht auf eine zweite Einladung, sondern machten uns gleich, mit Fingern und Instrumenten, an den Berg von Speise der vor uns aufgethürmt war. Da wir den ganzen Tag (es war schon Abend werden) nichts gegessen hatten, so nahm Jeder von uns eine enorme Portion zu sich. Allein jedem Gast folgte die Schüssel zum Fuße nach, und so ging es auch hier. Allein wir waren mit Essen fertig, als ein kleiner Indianischer Bube sich mit Rippenknochen in die Hälfte drängte und dem Häuptling, der mit untergeschlagenen Beinen in unserer Nähe saß, Etwas in's Ohr flüsterte. Der Häuptling stand sogleich auf und kündigte uns an, der „Langbaarige“ (der zweite Krieger des Dorfes) habe ein Festmahl zu Ehren unserer Ankunft bereitet, und erwarte uns als seine Gäste. Wir waren etwas unschlüssig, ob wir diese Einladung annehmen sollten. Der Dolmetscher bemerkte uns aber, man müsse sich darüber in Acht nehmen, sich Wilden hineinessen, wenn ein Indianischer Traktat von Erfolg sein solle. Die Aeltere, daß wir zu Gerichte gegessen hätten, daß ganz und gar nichts, weil dies bei einem Indianer, der immer seinen Vorrath Kerne tit bei sich führt, zu den unglaublichen Dingen gehört.“

Es kam nun eine Invitation nach der anderen, bis die Fremdlinge an sunfzehn gastfreie Hütten besucht hatten. Des folgenden Tages setzte eine Berathung gehalten werden, worin man über den Inhalt des zu schließenden Traktates sich verständigen sollte. Die Frauen sind, wie dies bei unciviliserten Völkern gewöhnlich, auch bei den Pawnis wahre Sklavinnen; man sieht sie jeden Morgen in kleinen Trupps über die

Trift gehen, um ihre Tagearbeit in den kleinen Plantagen zu besorgen, die hier mehrere Miles entfernt liegen. Diese armen Geschöpfe schweben bei ihrer sauern Arbeit auch noch in Lebensgefahr, weil sie den Angriffen lauernder Feinde ausgesetzt sind, die sich in die Nähe der Dörfer schleichen.

Um die Mittagszeit versammelten sich Häuptlinge und Krieger zum Rath, und nahmen die Plätze ein, die ihnen nach ihrem Range zukamen. Den Häuptlingen zunächst saßen die vornehmsten Tapfern, oder diejenigen Kämpfer, deren blutige Thaten sie zu einem hohen Range in National-Versammlungen berechtigten; die entfernteren Kreise bestanden aus jungen Männern, die im Raube zuhören durften, und den Eingang verdaute ein wahrer Klumpen Weiber und Kinder, die nicht den Muth hatten, näher zu treten.

Nachdem einer jeden seiner Stelle Platz gefunden hatte, stand alle die vornehmsten Krieger sich versammelt. Der Häuptling stopfte eine große Pfeife aus Stein, zündete sie an und that ein paar tüchtige Züge, worauf er den Dampf durch die Nase wieder von sich blies. Dann reichte er die Pfeife den Weißen, von denen Jeder so eben so machte und sie dann weiter gehen ließ. Während dieser Feierlichkeit saß es plötzlich eine lebhafte Bewegung am Eingang, und einen Augenblick nachher sah man Haupt und Schultern des „Wilden Reffer" über den Haufen ragen. Der Neger brach sich Bahn durch das Volk und stapfte splitternackt in die Halle. Hier nahm er gleich im innersten Kreise Platz und lehnte sich mit dem Rücken gegen einen der Pfeiler, die das Dach unterstützten. Der Häuptling schnitt über diese Störung ein grimmiges Gesicht; aber das Wilde Roß war ein Ungeheurer, dessen Wuth man nicht ungestraft reizen konnte, und so ging die Sache mit Stillschweigen vorüber. Nach kurzem Zeitverlauf erhob sich Herr E. und setzte den hohen Rath von Mohilla die Absichten der Vereinigten Staaten, als die Bedingungen des Vertrages auseinander.

Während der ganzen Anrede herrschte eine tiefe und schauerliche Stille. Keiner rührte sich; Alle saßen da, Herrn E. mit unverwandtem Auge anstarrend. Nur, wenn ein Vorschlag des Sprechers besondere Billigung fand, hörte man einen knurrenden Beifallslaut aus den tiefen sonoren Brustgewölben der Krieger.

Als Herr E. seine Anrede beendigt hatte, stand der Chef der Groß-Pawuis auf und saltete sein schweres Gewand aus Büffelfell um seinen Körper. Den rechten Arm und die Brust ließ er unbedeckt. Die andere Hand und der untere Theil des Körpers waren ganz in die dunkeln Falten des zottigen Mantels versteckt. Ein paar Minuten lang saß er Herrn E. schweigend an; dann that er einige Schritte vorwärts; seine Brust schwoll — er warf sein Haupt zurück und erhob seinen Arm, um — den einen Augenblick stehen zu bleiben, und gebärdete sich wie Wurmfarkenauge. So blieb er einen Augenblick stehen und sah mit seinem Falkenauge in die eisernen Gesichter der Krieger. Hierauf begann er die Rede, ohne dabei die Position seines Arms zu verändern. Sie war kurz, energisch und voll Löhner, bilderreicher Ausdrücke. Im Verlauf seiner Rede wurde er immer lebendiger; seine Brust bob und senkte sich abwechselnd; seine biegsame und metallreiche Stimme, anfangs sanft und leise, wurde allmählig verstärkt, wieder in die früheren Guttural-Töne, die ihm natürlich waren, und dennoch dann seine Rede sehr bald.

Nach ihm erhob sich sein Sohn, der zweite Häuptling des Stammes, und bob an, zu reden. Im Verlauf seiner Rede entstand ein dumpfer Lärm in der Nähe des Eingangs, der endlich zu lautem Streit und Hader wuchs. Das Wilde Roß stauerte eben am Fuße des einen Pfeilers, mit den Fingern seiner Linken seine Haare durchwühlend. Hier versteckt, während sein langes und dickes Haar den Oberkörper bis nahe verhüllte. Durch den Lärm aus seinem Phlegma geweckt, begnügte er sich anfangs damit, daß er die Zankenden dann und wann gebieterisch ermahnte, ruhig zu seyn. Dies wirkte aber nur auf Augenblicke und am Ende gab es einen lauten Spektakel. Jetzt sprang der Neger auf, schritt gegen den Haufen los, schwang seine braunen Arme über ihren Häuptern, und begann sie, welche die Störung eines Duells oder Zankverschlags hatten. Er blieb einige Augenblicke in dieser drohenden Stellung, und nahm dann seinen Posten am Fuße des Pfeilers wieder ein, worauf der Häuptling in seiner Rede fortfuhr."

Die Deliberation dauerte ungefähr sechs Stunden. Nachdem sie vorbei war, wurde einer von den Dchsen, welche der Commissär dem Stamme geschenkt hatte, zu Ratifikation des Traktats unter freiem Himmel geschlachtet, und jener mit großer Feierlichkeit unterzeichnet. Die Kommissäre am folgenden Morgen sich anschickte, einen anderen Dreig des Volkes der Pawui zu besuchen, um denselben Traktat mit ihnen zu schließen, übergaben die Indianer den Fremdlingen die ihnen zuvor versprochenen Pferde, bei welchem Akte sie nicht sowohl ihrer Anneigung als ihrem Gewissen folgten. Dies giebt dem Berl. Correspondent, ein Pferd zu beschreiben, das auf den Triften sich eingefangen war.

— Der junge Indianer führte ein ganz glänzendes Thier an der Trense am Zügel; ihn selbst sein Anderer, der mit einem langen Büffelleder die wilden Sprünge eines zweijährigen Füllens beschränkte. Es war schneeweiß, nur hin und wieder braun gefprenkelt. Man hatte dieses Füllen erst wenige Wochen seiner Freiheit beraubt. Sein Schweif war fast horizontal; die Ohren waren gespitzt; die Nüstern flankierten; die Nasenlöcher klafften; jedes Haar seiner langen Mähne war vor Scheu und Schrecken fast ganz emporgesträubt. Bald rannte es an einem langen Strick wild im Kreis herum, bald blieb es stehen, schüttelte die Mähne und stirrte seinen Führer an. Zuweilen erhob es den Kopf, warf einen lüsternen und beinahe verzweiflungsvollen Blick auf die Hügel-Reihen der Trift, die bis dahin seine Heimath gewesen, und that einen so entsetzlichen Sprung vorwärts, daß der Indianer, welcher das andere Ende des Halfters hielt, zu Boden geriffen wurde. Der Haufe verrannte dem lebensfprudelnden Thiere den Weg; allein es baumte sich, und stieß sich seine Feinde durch gewaltige Schläge mit den Vorderfüßen vom Leibe. Endlich ward ein junger Indianer seine Gewand ab, überfiel das Pferd behutsam von hinten, sprang ihm in einem Hui! auf den Rücken, und faßte die Zügel. Als das Thier nun vollends die ungewohnte Last auf seinem Rücken spürte, wurde es ganz rasend; es stieß einen gellenden Schrei aus, that Luftsprünge gleich einer wilden Katze, stürzte sich vorwärts und rückwärts, aber Alles vergebens. Sein Meister war ein Meister in der Kunst: er behauptete seinen Sitz so fest und unbeweglich, als wär' er mit dem Thier verwachsen gewesen. Dabei versetzte er ihm mit einer schweren Peitsche so kräftige Hiebe, daß es endlich wie ein Hund sich niederduckte. Sein Muth war gebrochen, der letzte Funke von Freiheitsgefühl erloschen. Bald nachher kam einer der Jäger und band ihm einen Pack auf den Rücken. Es leistete fortbin seinen Widerstand mehr, und wurde mit den übrigen Pferden zu lebenslänglicher Sklavenarbeit fortgeführt."

— Das nächste Dorf, welches man erreicht, ist nur ungefähr zwanzig Miles entfernt; und lag an jener Seite des Flusses Platte, welcher an der Stelle, wo die Kommissären übersetzte, bei einem Wasserspiegel von zwei Miles Breite viele kleine Eilande enthielt. Die Tiefe war ungemein verschieden: sie betrug bald nur wenige Zoll, bald zehn bis zwanzig Fuß. Auf ihrem Marsch nach dem Dorfe der Republican-Pawnis kamen die Fremdlinge zu einer Wiese, die von Indianern wimmelte.

Es war Mesch nacten in auf einer Anhöhe unweit vorbereitet. Große Haufen Indianer schweiften anscheinend ohne bestimmten Zweck auf der Ebene umher. Einzelne Indianer galoppirten nach verschiedenen Richtungen, Einige die Flußufer hinan und Andere dem Dorfe zu. Die lange Figur des Häuptlings sprengte, Befehle ertheilend und Jenen seinen bestimmten Posten anweisend, auf und nieder. In wenigen Augenblicken kam ein Schwarm von Kriegern das steile Ufer herabgestürmt, welches zum Dorfe führte. Sie Alegten sich in den Fluß. Nachdem einen schäumenden Pfad durch das Wasser, langten sich nach das Dickicht an jenem Rande, und eilten dann dem Fleckt zu, wo der Häuptling ihrer wartete. - Jetzt schien wieder eine Verwirrung zu entstehen; alle die verschiedenen Reiterhaufen versammelten sich, als sollten sie Ordre empfangen. Bald nachher löste sich der Häuptling von dem Haufen, galoppirte ein paar Ellen weit voran, rief einen einzelnen Reiterermann auf und schickte ihn aus entgegen. Die ganze Scene zu mahlern fällen gleich der ferneren Verfolgung eines Feindes. Der aus entgegenkommende Krieger schien anfangs wie eine Schnecke zu schleichen; als er aber näher kam, hörten wir das schwere Stampfen der Hufe seines Pferdes, und sahen, wie stäubsich seine Eil war.

Der Reiter blieb so lange in gestrecktem Galopp, bis er uns fast erreicht hatte; dann zog er die Zügel so kräftig an, daß sein Pferd beinahe auf seinen in der Luft stand und so unwiderstehlich Halt machte, als wär' es an Stein gewachsen. Der Reiter sprang ab und ging auf den Dolmetsch los. Der Häuptling ließ uns durch seinen Mund einladen, in die Ebene zu kommen, wo seine Krieger uns besser empfangen würden."

Nach ungefähr zwanzig Minuten kam eine zweite Botschaft von dem Häuptling, und die Kommissären rückte sich zum Empfang der Intriner, die sie nach dem Dorfe geleiten wollten.

— Der Führer, welche seine Stellung an der Spitze des Haufens immer behauptete, schwenkte seinen Arm. Auf dieses Zeichen trennte sich das Corps. Ein großer Trupp blieb stehen, während eine gleiche Anzahl mehrere hundert Schritte weit galoppirte, und zwar zur Rechten und Linken des Ersteren. Dann machten sie Halt, ihre Pferde der Gesellschaft zukehrend.

Der Häuptling bewachte eine Leitung die Manövers dieser Corps, so wie er jeden Mann an seinem Posten und alle unbeweglich stehen sah, gab er ein neues Signal. Er erhob den Arm, kehrte sein Pferd im Kreise um, und stieß einen langen trillernden Schrei aus. Noch ehe der Schrei verhallte, brannten vierten ihn tausend Kehlen, daß der Boden erzitterte. Zu gleicher Zeit wurden die Pferde angesport. Anfangs waren die Bewegungen des Haufens regelmäßig; bevor sie aber hundert Schritte zurückgelegt hatten, stürmten sie ihre Pferde mit einem wahrhaft gellenden Schrei gegen einander. Alles Ordnung, und der ganze Trupp stürmte in wilder Verwirrung vorwärts. Ungefähr hundert Schritte von unserem Standorte stießen die drei Divisionen auf einen Augenblick zusammen; dann trennten sie sich wieder und stürmten mit derselben rasenden Hast in Kreisen um uns herum. Im innersten Kreise tummelte sich der Häuptling, rekten sprechtbare Athletengestalt aus der ganzen Masse hervorleuchtete. Eben so überhäufte seine trompetenartig schmetternde Stimme uns ganzen Lärm der Umgebung.

Auf ein drittes von dem Häuptling gegebenes Zeichen hemmte das ganze Corps, Einer um den Andern, den Lauf seiner Rosse und hielt regungslos stehen. Dann saßen sie ab, worauf Viele ihre Mähren mit verhängtem Zügel frei herumlaufen ließen. Nur die Häuptlinge und die Vornehmsten der Nation blieben zu Pferde und exkortirten ihre Gäste nach dem Dorfe."

— Hier wurden sie mit ähnlichen Verhandlungen und Ceremonien, wie sie bei den Grieß-Pawnis beschrieben worden. Der Verfasser widmet einen bedeutenden Theil seines Werkes der Schilderung des Privatlebens und der kriegerischen Unternehmungen der Indianer. Die Pawnis sind ein wunderliches Gemisch von Großmuth, Tapferkeit und tückischer Hinterlist. Sie machen sich kein Gewissen daraus, einen wehrlosen Feind zu überfallen und abzuschlachten; ihrem Blutdurst ist alles Blut willkommen, gleichviel, ob es aus den Venen eines Mannes, eines Weibes oder eines Kindes fließt. Ein Scalpel ist die erwünschte Trophäe. Einer vom Stamm der Republican-Pawnis, der Schwarze Häuptling

Digitized by Google

genannt, war eine Leistung in Unbrüchtbheit verfunken; er gewann seinen Ruf dadurch wieder, daß er zwei Männer, ein Weib und ein Kind, die Bewohner einer Hütte, welche einem anderen Stamm angehörte, mit kaltem Blut metzelte. Die einzelnen Umstände dieser That hörte der Verfasser in Gegenwart des Thäters erzählen.

„Während dieser ganzen Zeit saß der Schwarze Häuptling vor sich hinblickend am Feuer, und schien kaum zu merken, daß er der Gegenstand des Gespräches war. Sein Gesicht war so heiter und ruhig, als hätte nie eine wilde Leidenschaft sein breites Busen gewohnt, als wäre seine Hand nie mit Blut befleckt gewesen.

Kaum war die Erzählung geendigt, da hörten wir mit einem Male ein lautes Geschrei im Dorfe. Schon im nächsten Augenblick war das Bärenfell (am Eingange) gewaltsam weggeschoben; ein bewaffneter Indianer stürzte in die Hütte, kollerte ein paar Worte heraus, und verschwand eben so plötzlich wieder. Jeder der Wilden sprang auf und rannte hinaus, und in einem Augenblick war die Hütte verlassen.

Schon nach wenigen Augenblicken kam der Häuptling zurück. Noch nie hatte ich einen so jähen Wechsel gesehen. Seine Züge, noch kurz vorher glatt und eben, wie die eines schlafenden Kindes, waren schauderlich verzerrt, die Augen sprühten Feuer und die Zähne knirschten. Er riß Bogen und Köcher von einem Stuhl herunter, packte seine schwere Keule und stürzte wieder hinaus."

Es war ein blinder Lärm gewesen.

Schweden.

Fornnordisfa minnen. (Altnordische Erinnerungen.) Zweiter Theil. Auch unter dem Titel: „Die Nordbewohner in Austerwege." Historische Untersuchung von Cronholm. Lund, 1835.

Wir haben schon früher unsere Leser auf dieses Werk aufmerksam gemacht und können daher nicht umhin, auch der kürzlich erschienenen Fortsetzung desselben zu erwähnen, da es nicht allein für Schweden von Interesse ist, sondern überhaupt zu der Geschichte der alten Bewohner des Nordens und ihrer sittlichen und religiösen Zustände neue und wichtige Beiträge liefert. Die im vorliegenden Theile enthaltenen, sowohl mit gründlichem Fleiße, als mit Kritik und Geist verfaßten Abhandlungen betreffen die Waräger, die Dänen in Wenden (Mecklenburg) und die Schweden in Finland. Wir wollen hier einen kleinen Auszug aus der Untersuchung über die Wenden mittheilen.

„Die Wenden gehören zu den unglücklichsten und am meisten verwahrlosten Volksstämmen der Geschichte. Geschieden von aller Berührung mit der civilisirten östlichen Welt, waren sie Ursache in den einschränkten und eingeschlossenen Kreis der Slavischen Verhältnisse fortgeschlossen, Freiheit die zu jur Anarchie liebend und doch von einer Hierarchie unterjocht, deren Macht eine vollkommene Despotie umfaßte. Freunde der sinnlichen Freuden des Tisches und durch Düstigkeit von allem Genusse derselben ausgeschlossen, lebten sie als Halbwilde im Eisenalter der Barbarei und stelen ohne Ehre im Steine für Nationalunabhängigkeit, für die Vertheidigung von Haus und Heerd, von Frau und Kind, von persönlicher Freiheit und Eigenthum. Kein materialistischer Geschichtschreiber hat die Tage heiliger Erinnerungen, das Sonnenlicht, welches entstehene Jahrhunderte beleuchtet, über ein Feld ausströmen lassen, wo die Kämpfe der Nationen nur in dem zweideutigen Lichte einer aus ausländischen Quellen geschöpften Ehrenlit leben. Was die Nation als Nation gedacht und gewirkt hat, ist dunkel; was Einzelne ihrer vorzüglichsten Individuen zum höchsten Ziele ihres Strebens gewählt, oder ob sie überhaupt ein solches gehabt haben, ist eben so ungewiß. Siegende Feinde schrieben die Geschichte der Wenden. Die Zeiten des Gemäldes müssen, so scheint es, aus subjektiven Gründen dunkel werden; daß sie es auch aus rein objektiven sind, wird durch den traurigen Zusammenhang der Ereignisse vermittelt und erscheint faß unmittelbar gewiß der historischen Anschauung und der hierdurch gestärkten Wirksamkeit, welche pragmatisch Wirkung und Ursache verbindet und getreu auf der Oberfläche der Wechselmacht der Umstaufestreife der großen Epochen und die oft ungefunden schwebenden Gedanken, Pläne und Thaten der Individuen und Völker achtet. In diesen historischen Luft-Phänomenen, die in einer verirrenden Richtung ausgingen und endlich mit dem Verluste ihrer Existenz für ihr Fortschreiten vom Ziele aller höheren Bildung büßten, müssen ohne Zweifel die Wenden Nord-Deutschlands gerechnet werden. Eine Geschichte des Volkes ist nicht möglich; denn da sie selbst keine Aufgabe auf der Entwickelung des inneren, geistig höheren Lebens nahmen, so fein für den Augenblick unmittelbarer Gewinn zu erwarten war, so wurden sie bart, aber gerecht von einer höheren Welt: Ordnung gestraft, dadurch, daß ihr nationelles Leben in einer Nacht der Barbarei erlosch und der Name der Wenden fast von der Erde vertilgt ward. Denn was ist ein Name, der nur noch in dahinverschwundenen starren Contouren dasteht, seit dem die individuellen Farben in eigentlicher Bedeutung verblichen oder eher in die tiefsten Dunkelheiten der Vergessenheit sanken das Wendische Heidenthum, so wie es in der Geschichte hervortritt, charakterisirt! Aus der Vergleichung mit anderen Slavischen Volksstämmen, die eine Geschichte und noch fortdauernde Existenz haben, auf den Zustand bei den alten Wenden schließen zu wollen, bleibt immer unrichtig; denn Vieles konnte in allgemeiner Bestrebung Slavisch sein, aber auch Wendisch zu sein, und so umgekehrt. — Manche eigenthümliche Züge gehörten den verschiedenen Zweigen des großen Slavischen Stammes an und folglich auch den Wenden. Manche ausschließende Eigenthümlichkeiten prägten sich z. B. bei Russischen und Polnischen Slaven ab, ohne sich deshalb auch bei den Wenden zu erkennen zu geben. Durch den Parallelismus erreichen wir in diesem Falle nicht das Ziel der unmittelbar historischen Wahrheit. Es naht nicht, mit Gründen der Vergleichung und Deduction die verbrechte Wahrscheinlichkeit urthümlicher Verhältnisse aufzustellen, da es in einem Falle, wie diesem, besser ist, die Armuth der Geschichte einzugestehen, als durch einen eklektizistischen Synkretismus Anordnung und Verwirrung in unseren Gegenstand zu bringen. Eben so wenig wilder die Wendische Vorzeit in historischem Lichte gewinnen, wollte man aus dem jetzigen Zustande der Wenden, aus ihren Charakter- und Sitten-Resten als einzelnen, ganz Zahl beschränkten Wendischen Stämmen auf das ehemalige Verhältniß schließen, wo das Volk noch ein Ganzes, eine Nation ausmachte. Das treue Beibehalten alter Gebräuche, Sitten und Vorurtheile beweist nicht hinreichend, daß sie ein Erbtheil der Vorzeit sind, wenigstens nicht ein solches, das seiner Veränderung unterworfen war; denn die Verbindung mit den Deutschen hat natürlich mit fremden Zusätzen manche der ursprünglichen Züge vermischt und dem früheren nationalen Charakter ein verändertes Physiognomie verliehen. Die Länge der Zeit nützt die Gegenstände ab, wie wenig diese auch geneigt sein mögen, sich in neue Formen umzugestalten und das Bild der neuen Zeit zu tragen. Man kann daher nicht die vom Heidenthume hergeleitete Superstition für eine und dieselbe jetzt wie ehemals ansehen; denn dazu vermißt man das eigentliche Leben; auch schreibt sich die Kleidung theilweise von späterer Zeit her. Dasselbe Verhältniß gilt von Sprache und Sitten, welche, in einen immer beschränkteren Kreis gedrängt, erstarren und dem unentwickelter, für Entwickelung jedoch empfänglicher Rohheit in das Scheinleben, oder in die todesähnliche Betäubung des stationairen Zustandes übergehen. Wir dauen daher nicht viel auf eine mögliche Uebereinstimmung zwischen den ehemaligen und jetzigen Wenden, noch auf eine Uebereinstimmung zwischen den Wenden im engeren Sinn und den übrigen Völkern größeren Umfange, die den Slavischen Namen bilden. Eine vollständige Geschichte des Volkes wird nicht verbrochen, man Vermeute zu einer Schilderung, einige wenige Züge zu einer Charakteristik."

Bibliographie.

Bidrag till Svenska turfans och riksdagarnas historia. (Beiträge zur Geschichte der Schwedischen Kirche und der Reichstage.) Aus dem Archive des Priesterstandes, von C. P. Bergll. A. Upplagsutt und A. Ligandt.

Anteckningar på en resa till England. (Betrachtungen auf einer Reise nach England im Sommer 1834.) Von Carl von Forsell.

Mannigfaltiges.

— Seidenpeobe in Frankreich. Die Franzosen haben ein Mittel aufgefunden, wodurch sie sich gegen Betrug im Verkauf der Seide sichern, indem sie dieselbe in einer Anstalt, die Condition genannt, einer Probe unterwerfen. Die Seide kann nämlich, wenn sie feuchter, ja naßer Luft ausgesetzt ist, einen guten Theil Feuchtigkeit einziehen, ohne daß in ihren äußern Ansehen eine merkliche Veränderung mit ihr vorgeht. Diese Anstalten, wovon eine in Lyon und die andere in St. Etienne sich befindet, empfangen fast drei Viertel von der ganzen Seide, die in Frankreich verbraucht wird, und sind mit Trockenöfen versehen. Die Seide wird 24 Stunden lang einer Temperatur von 18 bis 20 Grad Reaumur unterworfen, und wenn ihr Gewicht sich um 2½ bis 3pCt. vermindert, so wird sie noch 24 Stunden zuer boben Temperatur ausgesetzt. Nachdem die Condition einen Schein über ihr richtiges Gewicht ausgestellt hat, wird die Faktura ausgefertigt. Das Mittel, die Feuchtigkeit der Seide auf's genauste zu ergründen, ist jetzt der Gegenstand von Untersuchungen zu Lyon, und man hofft, daß die Resultate dieses Versuches binnen Jahren durch eine Probe eben so genau zu ermitteln seyn wird, wie die der Bierwage. Die Güte der Seide wird nach Denaren abgeschätzt, die das Gewicht von 400 Ellen um einen Cylinder gewundener Seide repräsentiren: natürlich vermehrt sich diese Zahl mit der Feinheit. Die Mais-Seide wird zuweilen aus 3 bis 4 Cocons gehaspelt und wiegt nur 8 bis 10 Denare, zuweilen aus 7 bis 8 Cocons, welche 18 bis 20 Denare geben. (Dr. Bowring's Report.)

— Heirathen in Indien. Die Art und Weise, seine Tochter sich in Indien zuweilen bedient, um die Einwilligung eines Mädchens in eine ehelicher Verbindung zu erlangen, thut dort dem Glück der Ehe selten Eintrag. Viele junge Mädchen sind in Indien so verlassen, als hätten sie keinen heimathlichen Heerd; ihre Verwandten oder Freunde haben meist nicht die Mittel, anders als durch eine Verheirathung für sie zu sorgen; sie fühlen selbst, daß sie ihren Familien, die ihnen diese Einwilligung zu geben verpflichtet sind, zur Last sind, sie glauben sich daher nicht berechtigt, einen Heirathsantrag abzulehnen, wenn ihnen auch der Person, die sich ihnen anträgt oder die ihnen vorgeschlagen wird, nicht besonders angenehm ist. Dankbarkeit und Achtung sind treffliche Stellvertreter der Liebe; sie dauern weit länger, und die Neigung, welche sich auf eine so solide Stütze gründet, ist von keiner Art, die leicht einer Veränderung unterworfen ist. Dankbarkeit und Achtung sind Gefühle, die in einigen Fällen, wo es vorgekommen, hat man mehrfach bemerkt, das die Heirath aus Liebe geschlossen war. (L. G.)

— Bolivar. Die Geschichte Bolivar's ist auch die der Columbischen und Peruanischen Revolutionen. Sein früh aufgeblühtes Talent gar nichts Bewunderungswerthes, und was seine persönlichen Verdienste als Krieger und Staatsmann betrifft, so ist es ihm gegangen, wie allen ausgezeichneten Männern: man hat ihn über sein Verdienst gepriesen und so billig getadelt. Einerseits ward er mit Cäsar und Napoleon verglichen und andererseits der Frivolität, Unthätigkeit, zu Feigheit angeklagt. (Knight's Gallery of portraits.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 131. Berlin, Montag den 2. November 1835.

Rußland.

Reise einer Russischen Fliege durch die Speisesäle und Kabinette verschiedener Länder und Völker.

Im Briefen an ihren Freund Bienenvater, herausgegeben von Th. Bulgarin.

I. Aufenthalt in St. Petersburg.

Meine Jugend brachte ich in herrschaftlichen Gemächern zu. Dort ist man sehr gut und lebt bitter. Jeden Morgen mußte ich den Angriff einer zahllosen Menge von männlichen und weiblichen mit Bärten, Besen, Pfauenschweifen u. s. w. bewaffneten Dienstboten aushalten. Die Gefahr macht schlau. Morgens verbarg ich mich im Vorzimmer und nährte mich vom Blut und Schweiß verschiedenartiger Lieferanten und Handwerker, die mit langen Rechnungen gekommen und, nachdem sie stundenlang gewartet, mit langen Gesichtern abgezogen waren. Gegen Mittag flog ich in die hintere Abtheilung des Hauses, vom Vorsaale zum Küchenmeister, von Kammerdiener zum Buchhalter, von den Stubenmädchen zu den Näherinnen. Hier beschäftigte sich mit die Richtigkeit des Russischen Sprüchwortes: „Die übrig gebliebenen Brocken schmecken süß."

Alle die Leute lebten von den Ueberresten der herrschaftlichen Mahlzeiten, und vielleicht sogar besser, als ihre Herrschaft, wenigstens was Essen und Trinken sie mehr und mit größerem Appetit, auch mit wenigeren Umständen, ungezwungen, oder wie man zu sagen pflegt, mit gelösten Gürteln. Herr und Frau hatten keine Zeit, sich mit der Wirthschaft und mit den Rechnungen einzulassen. Sie mußten beständig Besuche machen und Gäste empfangen, sich aus und anzuziehen, auf dem Hause speisen und bei sich Tafel halten, fremde Geschichten anhören und eigene erfinden, sich Gönner machen und selbst die Hofmeister spielen. Aber nicht nur mit dem Hauswesen, auch mit ihren eigenen Kindern konnten sie sich nicht befassen. Die Kinder übergaben sie einem Franzosen und dem Hause einem Verwalter. Kaum fanden sie Zeit, die Rechnungen zu unterschreiben. Daher ging es auch im Hause munter und lustig zu. Nur eins konnte ich immer nicht begreifen, warum die gutmüthige Herrschaft unsern armen Stamm, der doch nur von dem lebte, was sie wegwarf, mit solcher Hartnäckigkeit verfolgte, während sie diejenigen in Ruhe ließ, die sie Bub- und Pfundvetter beschalten, und warum sie auf die üppigste Weise diejenigen bewirthete, von denen sie unaufrichtig (hinter ihrem Rücken nach Worte) mehr verlogt wurden, als von unserem Geschlecht. Dieses Verfahren der Herrschaft mit uns erschien mir als so unbegreiflicher, als wir, in Folge unserer Lebensweise und unserer Beschäftigung, sehr viel Aehnlichkeit mit ihr hatten und wir und sie einander gegenseitig lieben mußten. So sind aber die Menschen! Sie streiten sich immer nur um Kleinigkeiten! Sie füttern Die, die nicht hungrig sind, schmeicheln Denen, die sie fürchten, und bestimmern sich mehr um fremde Angelegenheiten, als um ihre eigenen. Einst, am Namenstage des Herrn, setzte ich mich mit großem Muth auf eine Karaffe, mit der ehrlichen Absicht, ihm Glück zu wünschen und für unsere saueres Brod und Salz zu danken. Kaum begann ich zu summen, so machte er eine so heftige Bewegung mit der Hand, daß ich vor Schreck vom Tisch fiel und dort zu meinem Erstaunen sah, daß mein vornehmer Herr mit boshem Lächeln einem Gast ein Glas Wein eingeschenkt, der in demselben Augenblick seinem Nachbar ein Epigramm auf den Hausherrn ins Ohr flüsterte. Das ergrif mich dermaßen, daß ich, alle meine Kräfte zusammennehmend, aus dem offenen Fenster hinflog, so weich die Augen hinttrugen.

Es war schon spät, und ich flog durch ein geöffnetes Fenster in ein ausländisches Haus hinein. Nachdem ich mich tapfer durch Zigarren-Dampf hatte durchschlagen müssen, befand ich mich in einem mit Büchern und Papieren angehäuften Zimmer, setzte mich auf eine leere Bouteille, stillte meinen Durst durch einige Tropfen nachgebliebenen Biers und sah mich um. In Zimmer waren einige Leute, die sehr laut und sehr viel sprachen und sich mit Umschaffung der Russischen Sprache beschäftigten. Auf einem dicken Buch schmierten sie, der auf einem Andern. Wörter der Bücher und Umgangs-Sprache um und machten bald einen solchen Lärmen und ein solches Gräfel, daß ich nicht länger aushalten konnte und in ein benachbartes Zimmer flog. Dort war die Küche oder das Laboratorium. Hier ward die junge Russische Literatur mit Russischem Zuckerdl gekocht; in einem Mörser wurden die Knochen der chronologen Deutschen Literatur zerstoßen, und in dem Geist der Englischen Literatur stillte man eine mächtig große Gluth an. Ich fragte eine meiner Nachbarinnen, was das bedeuten sollt? Sie antwortete mir, daß der Herr des Hauses, ein gelehrter Mann, überdrüssig der gelehrten Arbeiten, die nur Wenige begreifen, sich belustigen wolle. Um mich von dem Saus und Braus, mit dem mich die Umgangs-Sprache betäubte, loszumachen, flog ich auf die Straße hinaus und übernachtete in einer Bude*) auf der Stiege eines betrunkenen Deutschen Schusters.

Am nächsten Morgen durchstrich ich die Newskische Perspektive, erblickte durch ein Fenster reiche Schränke, glaubte einen Kenntnisladen zu finden und flog in's Zimmer. Es war ein Bücherladen. Der Anblick der Titel und der Einbände ließ mich hoffen, daß ich hier gut frühstücken würde. Darum setzte ich mich auf die Poesie mit ihren süßen Redensarten und schönen Reimen über Wein, Pokale, Pasteten, Saucen und duftende Blumen. Ich sog diese Poesie dergestalt aus, daß mich der Flüssel schmerzte, konnte aber nicht einen einzigen nährenden Tropfen auslaugen. Ich warf mich auf die Romane — auch da war nichts zu machen! — Hart wie Steine und trocken und fade wie ein Trommelfell. — Aergerlich nahm ich die dramatischen Erzeugnisse vor. Noch schlechter! Eben so elend wie eine Gliede und eben so wenig sättigend. Jetzt wandte ich mich zu den Moskowischen Zeitschriften. Sie schienen mir saftreich, weil sie voll Wasser waren; aber ein Geruch von Fliegenpillen durchschauerte mich, und glücklich entkam ich der Vergiftung. Nun versuchte ich es mit der Philosophie! Da, dachte ich, muß viel Mark zu finden sein. Den Namen Philosophie fand ich zwar, aber nicht das, was ich suchte. Ich flog hin und flog her, bis ich endlich ermüdet auf der Geschichte des Russischen Volkes einschlief. Ich träumte nichts als Unsinn. Als ich wieder erwachte, entsteh ich diesen Todtenschlaf.

Hungrig, wie ich war, durchschnitt ich mit allen meinen Kräften die staubige Atmosphäre und getieb durch ein Fenster abermals in ein Zimmer mit Büchern und Papieren. Bei ihrem Anblick lief es mir kalt über die Glieder! Da ich aber eine Menge meiner Stammgenossen auf dem Fensterbrett und auf Papieren herumkrabbeln sah, beruhigte ich mich und warf einen Blick auf den Besitzer des Zimmers. Er mag etwas auf einer Waage kann rechnete er auch und schrieb etwas auf das Papier nieder. Ich fragte eine Gevatterin, wer dieser wichtige Mann sei, den ich für einen Apotheker hielt. Die Gevatterin antwortete mir, er sei nicht Apotheker, sondern ein Winkel-Advokat, nämlich ein Ränkemacher, der das Recht nach dem Gewichte verkaufe und Apotheker-Rechnungen ausfertige. Plötzlich öffnete sich die Thür eines andern Zimmers, und wir verspürten den Dampf einer Fisch-Pastete und den Duft verschiedenartig abgegossener Brannteweine. Eine gellende Weiberstimme ertönte im Speisesaal; der Advokat stürzte zur Thür hin und wir folgten in Masse ihm nach. — O herrliches Winkel-Advokatenleben! Die Fisch-Pastete war ein wahres Beet, mit Fischen angefüllt, die Fischköpfe ein Gemüse-Garten, der Kalbebraten so groß wie ein Mühlrad, die Schüssel mit Kohl wie ein Zuber. Das Mahl war nicht besonders ausgedacht, ohne Prunk und Zier, aber sättigend und im Ueberfluß. Am Tische saßen zwölf Gäste, Klienten und Geschäftsmänner. Einige aßen mit Bedacht, Andere mit Verdrießen, noch Andere sich mit Hoffnungen schmeichelnd, wogegen Einige alle Hoffnung verloren zu haben schienen, — Alle aber wohnen gebörig zu sich und tranken wie Kameele auf eine Woche voraus. Man aß, ohne viel zu sprechen, und brachte dem herrlichen Winkel-Advokaten-Frühstück einen beschämenden dankenten Toast dar.

Ich bitter mir ein, mein Leben hier in Zufriedenheit und Glück dahingleiten würde, und schickte mich bereits an, meinem neuen Wirthe und allen Winkel-Advokaten ein Lebelt vorzuspinnen, als eine alte Fliege uns entkindete, daß sie gebäet, unser Wirth habe beschlossen, uns mit Gift auszurotten. Ich glaubte, das Gift befinde sich im Dintenfaß, und entfernte mich weit von demselben, — doch dem war nicht also. — Der Wüterich hatte in die Apotheke nach Quassia gesandt. Die jungen Fliegen hörten uns nicht und blieben im Hause — ich aber mit meiner Gevatterin, wir suchten das Weite.

Ich lief mich auf den dicken und dreien Wart eines Russischen Kaufmanns nieder und kam auf diesem in einen großen Saal, wie eine Masse von Fliegen zum einen Hut Zucker. Wortwechsel, Scharren mit den Füßen, durchaus Getöse hallte von allen Seiten wieder. Die Leute waren so sehr mit ihren Angelegenheiten beschäftigt, so vertieft in ihren Rechnungen und Berechnungen, daß ich mich auf Stirnen und Nasen fast krank und satt, ohne daß man mir die mindeste Aufmerksamkeit schenkte. Als ich satt war, setzte ich mich auf ein schlechtes Gemälde,

*) Ein kleines hölzernes Häuschen an den Straßenecken der Russischen Städte, bewohnt von invaliden Soldaten, die für Ordnung und Ruhe auf den Straßen Tag und Nacht zu sorgen haben.

Digitized by Google

Werth in der Schlacht ihnen wohlbekannt war. Vier Pfeile verwundeten das edle Thier in den Knieen, vier andere durchbohrten ihm die Brust, und es fiel todt nieder, wie von einem Geschütz niedergeschmettert.

Die Spanischen Truppen, welche auf den Trompetenstoß die Eingebornen angegriffen hatten, eilten ihrem General zu Hülfe. Einer seiner Pagen, Namens Biota, sprang von seinem Pferde und bot dem Gouverneur dasselbe dar. Sobald de Soto wieder aufsaß, stellte er sich an die Spitze seiner Kavallerie und rit gegen den Feind. Die Wilden hatten keine Speere, mit denen sie sich vertheidigen konnten; von 300 Reitern angefallen, zerstoben sie nach allen Richtungen. Eine große Zahl derer, die im Nachtrabe sich befanden, frechen in die Dickichte des Waldes; Einige sprangen in den größeren See und entkamen schwimmend, Andere zerstreuten sich in der Ebene, wo über 300 derselben niedergemacht, oder nur Wenige gefangen wurden.

Der Kazike von Rifalfa flüchtete bei den fremden Rähern und verflechte sich in der Mitte eines ausgedehnten Waldes. Der Weg zu diesem Asyl führte durch verwachsenes Buschwerk und verrätherische Sümpfe, die ihn fast unzugänglich machten.

„Mitten in diesem Walde hatten die Indianer eine Stelle gelichtet und stark befestigt. Ein schmaler, durch den Wald gehauener Pfad war der einzige Zugang, und diesen Pfad hatte man in Distanzen von je hundert Schritt mit Palisaden und Baumstämmen verrammelt. Jedes dieser Bollwerke vertheidigte eine aus erlesenen Kriegern gebildete Wache. So stellte der feiste Kazike in der Mitte des Waldes wie eine Spinne in ihrem Gewebe, und seine treu ergebenen Unterthanen waren bereit, ihn bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Als der Gouverneur an den Eingang dieses gefährlichen Defile's kam, fand er die Feinde schlagfertig. Die Spanier trängten vorwärts, allein der Pfad war so eng, daß nur drei bis vier Reiter nebeneinander kommen. Sie erstürmten die erste und zweite Palisade mit der Schärfe des Schwertes. Hier mußten sie die Kordwehren u. dgl. zerhauen, womit die Indianer die Balken befestigt hatten. Während dieser Beschäftigung waren sie einem Schauer von Pfeilen ausgesetzt und empfingen viele Wunden. Trotz aller dieser Hindernisse eroberten sie ein Bollwerk um das andere, bis sie endlich den Lustschloß des Kaziken erreichten.

Hier entspann sich der heißeste Kampf. Die Indianer, die in den beengten Räumen, in welcher sich Oberhaupt schwebte, zur Verzweiflung gebracht, stürzten sich mit größter Todesverachtung in die Schwerter und Lanzen der Spanier. Die Letzteren entstammte der Zuruf und das eigene Beispiel de Soto's, die nicht bloß, wie immer, im wildesten Gewühle focht, sondern auch, seine Leute mit Namen rufend, sie ermuthigte zu unerhörter Tapferkeit.

Der barbarische Kampf dauerte geraume Zeit; aber die Indianer, denen es an Schußwaffen fehlte, waren zu sehr im Nachtheil und wurden den größtentheils niedergemacht. Den Ueberlebenden rief der Kazike zu, sie möchten sich ergeben. Diese hatten Alles gethan, was ganz Soldaten ihun konnten. Da sie sahen, daß ihre heldenmüthige Anstrengung vergebens war, fielen sie vor de Soto auf die Kniee und beten ihn für Leben an, doch mit der siebenfachen Bitte, ihren Kaziken zu verschonen."

Bei einer anderen Gelegenheit trafen die Abenteurer mit einem weiblichen Oberhaupt zusammen, das recht anziehend beschrieben wird.

— — „Die Indianer waren erst kurze Zeit nach dem Dorfe zurückgekehrt, als die Spanier wiederkehrende Bewegungen sahen und bemerkten, wie vier Männer eine Art von Bahre zum Ufer trugen. Bon dieser Bahre stieg die Fürstin ab und trat in ein reich geschmücktes Kanoe, was man zu ihrer Aufnahme bereit gehalten hatte. Jetzt ging eine Wache-Prozession vor sich. Vier Kanoes, mit Bogenschützen die sechs Abgesandten saßen, eröffneten, von einer Menge Eingeborner gerudert, den glänzenden Zug; ihm folgte die daran hangende Prachtbarke der Fürstin, welche unter einer Art Baldachin, den eine Lanze unterstützte, auf Polstern ruhte. Eine weibliche Dienerschaft von acht Personen begleitete sie, und eine Reihe mit Kriegern bemannter Kanoes schloß die Prozession.

Als die junge Fürstin aus Land trat und den Spaniern sich näherte, wurden sie von ihrem Anblick überrascht. Sie war edel geformt, hatte sehr schöne Züge, und in ihren Bewegungen herrschte eben so viel Würde als Grazie. Sie grüßte den General; setzte sich dann auf eine Art Stuhl und begann die Unterhaltung, während welcher ihr ganzes Gefolge ein ehrerbietiges Schweigen beobachtete.

Das, was die Fürstin sprach, bestätigte die Aussagen der Abgesandten. Ihr Gebiet war im letzten Jahre durch die Pest verwüstet worden, und Vorräthe waren nur wenige vorhanden. Sie rieth sich jedoch, eine Quantität Mais, den man zum Besten ihres Dorfes zusammengebracht hatte, mit den Fremden zu theilen und ihnen ähnliche Vorräthe aus anderen Dörfern zu verschaffen. Dem General bot sie ihre eigenes Haus, den Offizieren und vornehmsten Soldaten aber ihr halbes Dorf zur Wohnung an. Alle die Uebrigen sollten Wigwams aus Zweigen und Baumrinden gebaut werden. Sie wollte die Armen auf folgenden Tage auf Fähren und Kanoes über den Fluß setzen lassen. De Soto, durch solche Großmuth sehr angenehm überrascht, suchte seine Erkenntlichkeit, so gut es gehen wollte, in Worte zu kleiden. Er versicherte sie seiner und seines Königs dauernder Freundschaft. Alle die anwesenden Ritter hörten die Rede der Kazikin und die Antworten, welche sie auf verschiedene, ihre Provinz betreffende Fragen ertheilte, mit bewundernder Aufmerksamkeit. Der Eindruck, welchen diese Weisen entzückte sie nicht weniger als ihre Schönheit. Sie haben nicht gelabt, daß sie her einer im verödeten Lande aufgewachsenen Wilden so viel natürliche Grazie, Würde und echte Höflichkeit finden würden."

Die Fürstin schließt sich nun mit ihrem Gefolge den Spaniern an und begleitet sie. An einem, Tolomeco genannten, Orte macht sie den Fremdlinge auf einen Art Tempel oder Mausoleum aufmerksam, das gemeinsame Grabmal vieler Häuptlinge und ausgezeichneter Krieger.

„Dieses Gebäude, das 100 Schritt in der Länge und 40 in der Breite maß, war mit einem hohen Dache aus Schilf bedeckt. Am Eingang standen kolossale hölzerne Statuen, mit vieler Geschicklichkeit gearbeitet. Sie hatten grimmig wilde Gesichter und eine drohende Stellung. Das Innere des Tempels war ebenfalls mit Statuen von verschiedener Größe und Gestalt und einer Menge Stein- und Thonschalen geziert.

Rings an den Wänden standen sehr künstlich gearbeitete Kisten auf Bänken. Diese enthielten die Gebeine der abgeschiedenen Häuptlinge und Hauptlinge. Außerdem standen auch Körbe aus Schilf da, in welchen Pelzwerk und Indianische Mäntel aus gegerbten Fellen, und Kleider aus Baumbast oder einem ähnlichen Stoffe gearbeitet, aufbewahrt wurden. Das Knochenhäufe aber, was die Kisten enthielten, waren Perlen von jeder Größe und in unglaublicher Menge. Ganze Figuren von Kindern und Vögeln hatte man aus Perlen zusammengesetzt! De Soto betrübte viele derselben unter seine Offiziere und ermahnte sie, Rosenkränze daraus zu machen.

Zu dem vornehmsten Denkmal gehörten verschiedene Nebengebäude, eine Art Rüstkammer, die Waffen von mancherlei Art enthielten, blos in großer Ordnung. Während die Spanier diese Waffen besichtigten, durchstöberten, fanden sie zu ihrem Erstaunen einen Deich mit mehrere Pauzerhemden — Europäische Reliquien in der unbekannten Wildniß! Auf ihre Nachfrage deshalb erzählten ihnen die Eingeborenen, vor vielen Jahren sey eine Anzahl weißer Männer, wie sie, etwa zwei Tagereisen von hier an der Küste gelandet. Der Anführer dieser Geschlechts sey aber bald nach der Landung gestorben, und seine Gefährten hätten unter Trauern die heilige Pflicht der Bestattung ihres Führers geübt. Die übrigen hätten sich am Bord ihres Schiffes versammelt und seyen fortgesegelt. Die Spanier schlossen aus dieser Erzählung, daß die wegen Mannet, von denen sich's handelte, der unglückliche Lucas Vazquez de Ayllon und seine Gefährten gewesen seyn mußten."

. . . Wir lassen nun eine Beschreibung der Festung oder Residenz des Kaziken von Mauvila folgen, die uns einen Begriff von den Festungsbauen dieser Urvölker geben kann.

„Sie stand in einer schönen Ebene, rings mit einer hohen Mauer aus ungehauenen Baumstämmen eingefaßt, welche dicht an einander in den Boden gerammt waren. Diese Stämme trenzten von Innen und von Außen schmalere und längere Stämme, verwirrteft gepflanzten Rohr und wilde Ranken an dieselben befestigt. Das Ganze war mit einer Schicht Moos als Lehm und Stroh überzogen, der sehr Kalk und Spalte hatte polyerites ausfüllte, und zwar so, daß es mit einer Art glatt getrichen schien. Auf dieser Mauer waren Thürme in gewissen Entfernungen angebracht, aus denen man den Feind beschießen konnte, und in einer Entfernung von je 30 Schritten ragte ein Thurm darüber hervor, in welchen die acht Kämpfer faßte. Viele der in den Grund gerammten Bäume hatten Wurzel geschlagen; ihre Zweige brachen aus dem Kalk hervor und bildeten einen Kranz von Laubwerk. Nur zwei Thore führten hervor, das eine im Osten und das andere im Westen. In Zwischen war ein großer freier Platz, auf welchen die drei bedeutendsten Gebäude standen. Der Ort zählte nicht über 80 Häuser, allein sie waren sehr geräumig, und in jedem konnten fünf- bis funfzehnhundert Menschen wohnen. Da die Indianer keine Artillerie in Gebrauch kannten, so bildete jedes Haus eine große Halle, einer Kirche ähnlich. Sonst hatte man auf den Bau der Häuser große Kunst und Sorgfalt verwendet; denn sie gehörten alle entweder dem Kaziken oder seinen vornehmsten Unterthanen."

Endlich erwähnen wir noch eines Zweikampfs zwischen einem Spanischen und einem Indianischen Schützen, der uns auch eine Probe von Indianischer Ambition giebt.

— — — „Einer von den Wilden, die entwickt waren, wollte gern seine Geschicklichkeit im Bogenschießen zeigen. Er trennte sich von seinen Gefährten, und gab den Spaniern durch Geschrei und Gebärden zu verstehen, daß er jeden Schützen herausfordere, mit ihm Wettschuß zu wagen. Da trat ein gewisser Juan de Salinas aus den Bäumen hervor, hinter denen er sich mit einigen Kameraden gegen die Indianischen Pfeile geschützt hatte, ging zum Ufer des Flusses hinab und stellte sich dem Indianer gerade gegenüber. Einer seiner Gefährten rief ihm zu, er möge warten, bis er (der Gefährte) käme und ihn mit seinem Schilde beschütze; aber Salinas wollte vor seinem Gegner nicht voraus haben. Er legte einen Pfeil auf seine Armbrust, während der Indianer mit seinem Bogen ein Gleiches that, und Beide spannten in demselben Tempo.

Der Pfeil des Juan de Salinas fuhr dem Indianer in die Brust. Er würde gefallen seyn, wenn ihn seine Kameraden nicht mit ihren Armen aufgefangen hätten. Sie trugen ihn mehr todt als lebendig von Wahlplatz. Der Pfeil des Indianers fuhr dem Spanier in das Gesicht und blieb stecken in der Wunde stecken. Salinas lebte in diesem Zustande zu seiner Heilung in seinen Gezelt zurück. Die Kameraden des gefallenen Indianers ließen ihn unglücklich geben, da der Kampf ein Duell gewesen war."

De Soto hatte es darin sehr verstehen, daß er sich von der Seeküste entfernte und ins Innere einrückte, ehe er noch die Hülfsquellen des Landes und den Charakter seiner Bewohner kannte. Die Reise über dieses Felsgleiff gebrie an ihm und dämpfte seinen Muth immer mehr, bis er endlich dem Gramme unterlag. Wenn de Soto kam der Befehl an Mossoso, dessen Mahne auf den „Fernen Westen" gerichtet waren; wie er denn in der That mit dem elenden Ueberrest seiner Geführten bis zu dem Mississippi vordrang.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 132. Berlin, Mittwoch den 4. November 1835.

Italien.

Giovanni Rosini als Dramatiker und Lyriker.

Giovanni Rosini, der rühmlichst bekannte Verfasser der Monaca di Monza und der Luisa Strozzi, zweier auch außerhalb Italiens geschätzter historischer Romane, hat vor kurzem seine zum Theil schon mit Beifall aufgeführten Bühnenstücke in zwei Bänden*) und seine lyrischen Gedichte in einem Bande**) publicirt. Der erste Band der Bühnenstücke enthält die in Versen, der andere die in Prosa geschriebenen. Zu den letzteren gehört das bedeutendste von Allen, Torquato Tasso, ein historisches Drama.

Tasso kommt nach Ferrara, voll Ungeduld, Eleonoren zu sehen. Es folgt ein Duell mit Gherardini, und die heimliche Eröffnung seines Buhlen, daß die liebestrunkenen Verse darg, die ihm seinen Untergang bereiteten. Die Handlung endet mit dem schrecklichen Momente, in welchem Herzog Alfons, um die Schande seiner Schwester zu bedecken, den Dichter für wahnsinnig erklärt. Alle Personen, welche damals (1577) den Hof von Ferrara bildeten, nehmen an der Intrigue Theil: der von Liebesgluth verzehrte Tasso; Eleonore mit ihrer edlen, aber nur der reinsten Freundschaft fähigen Seele; die Gräfin von Arco, die Vertraute alles dessen, was zwischen Beiden vorgegangen war; Guarino (Goethe's Antonio), eifersüchtig auf die Gunst, in der Tasso stand, aber bei Hofe geehrt; Ercole Rondinelli, Tasso's vertrauter Freund. Alle sind mit denselben düsterischen Wahrheit geschildert, wie die Charaktere in Luisa Strozzi.

Die alten Italiänischen Dramatiker versuchten sich schon in der historischen Komödie, zu welcher Gattung auch einige Stücke Goldoni's gehören; der untere mittlere Dichter brachten an ihre Stelle eine gemischte Gattung, die weder komisch, noch tragisch zu nennen ist. Wenn das Lustspiel schlechthin den Geist und die Sitten der jedesmaligen Gegenwart darstellt, so ist das historische Lustspiel schwieriger, weil hier die Anforderung an den Dichter ergeht, daß er in der Vergangenheit wie in der Gegenwart lebe. Rosini hat sich daher durch seinen Tasso um so größeres Verdienst erworben, als die Schwierigkeiten bedeutender waren, die er zu bekämpfen hatte.

Von den anderen beiden Stücken in Prosa ist die erste dem Französischen Picard nachgeahmt; sie führt den Titel: „Die Neffen und die Tante." Die zweite, betitelt: „Unverbergefehene Folgen eines Zweikampfes", hat mehr Originalität. — Die drei Komödien in Versen sind: „die Rächerinnen des Gildias"; „der unklage Schmarotzer", und „der Geizige" (eine schöne Uebersetzung des Molière'schen Avare).

Rosini's Talent hat sowohl in Versen als in Prosa leicht und natürlich sein Spiel ab mehr, dem Gegenstand angemessen; die Sprache ..... wie in Luisa Strozzi. Der gefeierte Schriftsteller weiß, daß seine Freunde diese Luisa jedem anderen Italiänischen Roman vorziehen.

Unter den lyrischen Stücken Rosini's verdienen besonders eine Ode an Pisa, Galilei's Vaterstadt, Erwähnung. Eine andere Ode ist an die hochgefeierte Spanierin Maldran gerichtet; denn auch Rosini hat seine Leier zur Verherrlichung des großen dramatischen Genius stimmen wollen, der sowohl klassische als romantische Ohren entzückt. Auch in den übrigen Oden und Liedern erkennt man die gute Schule, welche Rosini in Italien zu erhalten sucht. Romani und Arieti, die im Bunde mit Rosini dieser poetischen Schule in Italien als Pfeiler dienen, bilden mit diesem ein dichterisches Kleeblatt, das den Anforderungen der Zeit Gehör schenkt, ohne darum die Meister der Vergangenheit geringzuschätzen.

Bibliographie.

Ragionamenti sulle verità della religione. (Betrachtungen über die Wahrheiten der Religion.) Vom Priester Paolo Ballerta. 2 Bde. Rom.

Saggio di esegesi biblici. (Versuch einer biblischen Exegese.) Hauptschlüssel über die Unterschiedlichkeit des neuen Testaments vom alten. Von Pietro Bandini. Florenz.

Storia generale della casa d'Austria. (Geschichte des Oesterreichischen Regentenhauses.) Von G. Antonelli. 2ster und letzter Band. Venedig. Pr. 1 Lir. 30 C.

Supplimenti al compendio etc. (Nachträge zu Tennemann's Handbuch der Geschichte der Philosophie.) Vom Prof. Gaetano Modena. Pavia. Pr. 3 Lir. 10 C.

*) Saggi di Commedie. (Dramatische Versuche.) Pisa bei Capurro.

**) Nuove rime d'un vecchio poeta. (Neue Reime eines alten Dichters.) Ebendas.

Trattato di amicizia. (Ueber die Freundschaft.) Eine Handschrift des 16ten Jahrhunderts, von Don Agostino Strozza. Venedig.

Viaggio d'un giorno per l'inferno. (Reise durch die Hölle.) Gedicht von Andrea Mattis. Neapel.

Frankreich.

Don Juan d'Austria, von Casimir Delavigne.

(Schluß.)

Bei dieser Gelegenheit scheint uns über die in der gegenwärtigen Literatur herrschende Mode, das jüdische Volk für die Darstellung zu benutzen und in Romanen und Dramen eine Rolle spielen zu lassen, eine Bemerkung nicht unpassend zu seyn. Seit Walter Scott's Rebekka schwärmt die neuere Poesie förmlich für die Jüdinnen. Keinen Sohn von guter Familie sahen wir mehr, der sich nicht in eine Jüdin verlieben mußte. Das war die eigentliche Spitze des Interesses, darauf kam es an, und um diesen Hebel zu gewinnen, wurde keine noch so grobe Unwahrscheinlichkeit gescheut, kein Gesetz der Geschichte geachtet. So haben wir auf der Bühne in einem Stück des Herrn Scribe einen Kardinal der Römischen Kirche auf den Knieen zu den Füßen eines Juden. Ob zur Zeit des Cosmiziers Cornelius ein Jude, der es gewagt hätte, an einen Fürsten der Kirche zu nahe heranzutreten, in Stücke zerrissen worden wäre, danach fragt Herr Scribe nicht. Nun, Alles hat seine Zeit. Ehemals waren die Alsiten an der Tagesordnung, vor fünfzehn Jahren die Ourika's, jetzt dreßen die Hebräerinnen des Tages-Rechts. Auch Casimir Delavigne hat diesem Götzen gehuldigt, allerdings mit mehr Talent, Geist und Genie als Herr Scribe, aber doch auch noch zu unbesonnen, wir müssen es sagen. So hatten wir im zweiten Akt gesehen, wie Don Juan, der Castilianer, der Spanische Christ, der geborne Feind des jüdischen Volks, nicht eben sehr erstaunt oder in Bedenken gerath, als ihm seine Geliebte das Bekenntniß ablegt, daß sie eine Jüdin sey, wie er, ohne einen Sturm eines Innern zu beschwören, sie zur Gattin begehrt, und, was vielleicht noch schwerer wiegt als alles dies, wie er die alte Jüdin, die Frau Daniel's, umarmt, wie man nur seine Schwiegermutter in einem Augenblicke des höchsten Entzückens der Liebeswonne umarmen kann. Und das ist noch nicht das Aergste; im vierten Akt kriegen wir noch ganz andere Dinge zu schauen, da seben wir diese Mode auf ihrem Gipfel; König Philipp II., der fanatische Katholik, der mit dem Blute seines eigenen Leibes den Scheiterhaufen seiner Inquisition zu wilderen Flammen anfachte, windet sich zu den Füßen dieser selben Jüdin und fleht sie um Mitleid und Erbarmen an — um Erbarmen mit ihm! Sollte man es denken? Philipp II. zu den Füßen einer Jüdin, die er liebt, aus Liebe liebt. Der Spanische König, der Königin der Inquisition und der Niederlande liebesflehend zu den Füßen einer Jüdin! — Wahrhaftig, es wird Einem schwer, Horazens Servum pecus! hier zu unterdrücken.

Und doch war es so leicht, wenn der Dichter nur den Ivanhoe zur Hand genommen hätte, sich zu beleben, mit welcher unendlichen Kunst Walter Scott die Erscheinung seiner reizenden Jüdin mitten unter all den christlichen Rittern und Herren wahrscheinlich zu machen gewußt hat. Nur durch Zufall und die Gewalt der Umstände kömmt Rebekka in solche Gesellschaft. Und wie wird von derselben mit ihr und ihrem Vater umgegangen? Kaum ein Stück Brod reicht man ihnen, kaum eine Thüre wird ihnen geöffnet, keines Wortes würdigt man sie, und bei alle dem verdarf man des Juden dreingeben; sie werden geplündert, bestohlen, in den Kerker geworfen, nach Willkür mißhandelt, und Niemand nimmt sich ihrer an, weder des Vaters, noch der Tochter. Dem Menschlichsten und Gebildetsten unter diesen Christen, Ivanhoe, der in seinem Zweikampf mit dem Templer Rebekka Ehre und Leben rettet, fällt es auch nicht im entferntesten Sinne ein, daß Rebekka ihn lieben könnte im eigentlichsten Sinne, denn Rebekka ist eine Jüdin. Er greift ihr, ganz allein mit diesen schönen Worte, sie, mit niedergeschlagenen Augen spricht sie zu ihm, sie liebt ihn mit aller Glut ihrer Seele, ohne ein Geständniß ihrer Liebe zu wagen, sie steht ihm befreind zur Seite, giebt ihm Waffen, verbindet ihm seine Wunden, Beide überbieten sich in wetteifernden Liebesdiensten für einander, und doch kommt Ivanhoe nicht ein einziges Mal der Gedanke ein, daß Rebekka das holdeste, edelste, hingebendste und anmuthvollste aller Weiber ist; — denn sie ist eine Jüdin und er ein Christ. Bei der schmerzlichen Abschied der armen Rebekka, als sie ihre Diamanten dem edlen Fräulein bringt, die Ivanhoe's Gattin werden soll! Wie schön, wie rührend ist sie, ohne es zu wissen, sie, dem strengen Gesetz ihrer Zeit unterworfen, einer Zeit

Digitized by Google

der Knechtschaft und Dirnsbarkeit, der Schmach und Unterdrückung sie die Juden. Der Jude hatte damals nichts als das Gold und Silber in seinen Kisten, und das so lange, bis es die Ritter brauchten. Er war eine Art öffentlicher Bank, in die Macht und Gewalt, mit dem Schwert in der Hand hineingriffen, so bald sie wollten. Er trug seine Geldstücke, zählte sie sorgfältig ein, hielt sie rein und blank, führte genau Buch und Rechnung, und dann eine Zeit der Noth und er wußte Alles begehren. Sein Name auf seinem Pergament hatte mehr Geltung, als das Wort der Könige. Aber das war auch Alles, das war die Gränze seiner Macht und seines Kredits; er stand außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, außerhalb des politischen und kriegerischen Verbandes, und eine Verbindung mit ihm verunreinigte. Nur dieser streng geschichtlichen Basis kann Meyerbeer's Talent seine Existenz verdanken, und gerade dieser richtige Takt, dies eigenthümliche Maaß dieser feine historische Sinn machen den großen Reiz und die innere Wahrheit und Schönheit seiner Jüdin aus.

Casimir Delavigne im vierten Akte seines Dramas zeigt uns nun, wie schon gesagt, die Jüdin Rahel unter den Nachstellungen Philipp's II. Der König hat sich's mehr Mühe kosten lassen, die Widerspenstige zu gewinnen, als er später an die Unterwerfung der Niederlande gewandt. Aber alle seine zärtlichen Bestürmungen sind vergebens; Rahel stößt ihn entschieden von sich. Was thut der König nun? Wen ruft er als Mittelsperson zu Hülfe? Die heilige Inquisition. Die Furcht vor dem Tode und der Hölle soll ihr Herz dem Könige geneigt machen.

So muß Rahel denn vor dem Schreckensgericht erscheinen. Zitternd tritt sie in einen schwarzausgeschlagenen Saal; die Folterwerkzeuge, vom Schein der Fackeln erhellt, die verkappten Richter, alle Schrecken dieses Orts umgeben sie. Sie wird verhört und dann wieder entlassen. Kaum ist sie in ihrem Zimmer angekommen, als auch schon Philipp eintritt, seines Opfers gewiß. Seine Leidenschaft hat den höchsten Grad erreicht. Er weint und schreit, wirft sich zu ihren Füßen, droht und fleht. Rahel versucht Alles, was ihr zu Gebote steht, sich seiner zu entledigen, aber schon hilft kein Wort, kein Widerstand mehr; der König dringt auf sie ein, seine Wünsche mit Gewalt durchzusetzen; da, in Verzweiflung, ruft sie aus: Ich bin eine Jüdin! — Auf diesen Ausruf hält Philipp erstaunt einen Augenblick inne, doch mäßt sein Schrecken nicht lange; Jüdin oder Christin, ihm gleichviel, er muß Rahel haben; doch aufsodernd schlägt die Leidenschaft über ihm zusammen, als eine unverhoffte Hülfe für Rahel erscheint. Denn heftig pocht ein Mann an die Thür des Zimmers; er hat das Geschrei des Mädchens vernommen, und mit dem Schwert in der Hand stürmt er herein. Dieser Mann ist kein Anderer, als der Nebenbuhler und Bruder des Königs, Don Juan selber.

Als Don Juan erscheint, die Schwelle des Klosters überschritten, so ist er auch im schnellen Fluge, von seinem Lehrer begleitet, nach der Wohnung seiner Geliebten geeilt. Sie wiederzusehen, ist ihm das Höchste. In ihrem Hause angelangt, hat er Rahel nicht gefunden, weil diese in jener Stunde vor dem Inquisitions-Gericht gestanden. Rahel's Dienerin hat ihn in ihrem Zimmer verborgen, und nun stürzt er auf das Geschrei der Geliebten hervor. Mit entblößtem Degen, dem Degen Frang I., den ihm sein Vater gegeben, tritt er vor den verhaßten Rival, den er nicht kennt, schleudert mit Drohungen und Verwünschungen, und geht so weit, eben Hand an den König legen zu wollen, als Rahel sich zwischen beide Bruder wirft und dem Geliebten zuruft: Es ist der König! Da erinnert sich Don Juan seines Versprechens; er hat geschworen, diesen Degen nie gegen den König zu erheben. Der Degen entfällt seiner Hand.

Philipp, der sich mittlerweile vom ersten Schrecken erholt hat, ruft nach Hülfe. Man kommt, und Rahel und Don Juan werden ergriffen. — Der Hauptangel dieses dieterne Akte ist die moralische Erbärmlichkeit des Königs. Dieser Philipp ist eine zu schreckensvolle Gestalt in der Geschichte und im Drama, als daß er auf so kleinliche und ordinaire Verhältnisse eines unglücklichen Liebhabers und die Privatrache eines solchen reduzirt werden dürfte. Der König von Spanien, Philipp II., sollte nicht Jeden, der es wagte, ihn anzufeinden, mit einem Schlage zerschmettern können? nicht in den Besitz einer Jüdin kommen, wenn es ihm beliebte, ihr diese Person? Der Templer Fronta de Boeuf im ähnlichen Falle macht nicht so viel Umstände mit der Jüdin Rebekka; er setzt sie auf sein Pferd und jagt mit ihr davon. Wenn Philipp verliebt sein sollte, so wußt' es auf solche Weise sein.

Die Handlung stockt offenbar im vierten Akt. Niemand ist weiter gekommen, als er bereits im zweiten Akte war; weder der König, der, wie im zweiten, verschmäht wird, weder Rahel, die von ihrem Geliebten getrennt ist, wie im zweiten, noch Don Juan, der in's Gefängniß geschleppt wird, ebenfalls wie im zweiten. Ein großer Fehler in einem Drama gerade auf dem Punkte, wo Furcht und Mitleid, wenn sie auch noch nicht ihren Gipfel erreichen, doch wenigstens so wächtig seyn sollen, daß die Bewegung des Zuschauers nicht erkalten kann.

Der Vorhang rollt zum fünften Male auf, und wir befinden uns im Palaste Philipp's II. Der König, an seinem Arbeitstische sitzend, überlegt, was er mit Rahel und Don Juan anfangen solle? Rahel kann verbrannt werden als Jüdin; aber Don Juan — wie sich helfen entledigen? Alle noch einem Befehle Karl V. Ein Schreiben hingeben, dessen Stimme aus seiner Abgeschiedenheit doch noch so laut ertönen kann, daß ganz Europa sie hört? Philipp's Unentschlossenheit ist gränzenlos, aber wenig dramatisch. Auch im Cinna sehen wir den Augustus im Zweifel, ob er verzeihen oder strafen solle, und diese Situation ist dort von schöner Wirkung; denn wir sehen dort einen Mann, im Streit mit seinen Leidenschaften, aus einem schweren Kampfe als Sieger hervorgehen. Aber Philipp im gegenwärtigen Falle hat keine Leidenschaften zu bekämpfen. Er zweifelt nicht, es ist in ihm entschieden, daß sein Feind sterben muß — nur das Wie, nur die Art und Weise ist's, um die es sich handelt; die Nichtswürdigkeit, die Schlechtigkeit ist es, die hier überlegt — und wie konnten wir mit dieser sympathisiren, wie für ihr langwieriges Hin- und Herdenken ein Interesse fassen? Und dann immer daselbst! Immer der nämliche Kniff, zu dem dieser Philipp seine Zuflucht nimmt! Eben erst hat er das Mädchen, um seinen Zweck mit ihr zu erreichen, vor das Tribunal der heiligen Inquisition schleppen lassen, und nun läßt er ebenfalls wieder, um mit dem armen Liebhaber fertig zu werden, den Groß-Inquisitor in Person, und zwar vom ganzen Gerichtshofe begleitet, zu sich entbieten. Ein Mann wie Philipp II. hat mehrerlei Prozessarten in der Tasche und kann wohl einmal abwechseln. Hat denn Herr Casimir Delavigne nicht gefühlt, daß er durch diesen Mißbrauch auch des ereigdige Umherwerfen mit dem Namen und den Schrecken der Spanischen Inquisition in die Lächerlichkeit zu entschreiben drohte? Wenn es mit voller Gewalt eintreten soll, sehen wir Beraus zerstört! Das Schiller hat noch dazu, gerade was diesen Punkt betrifft, in seinem Drama allen nachfolgenden Tragikern eine so große herrliche Lehre gegeben! Wer erinnert sich nicht der furchtbaren Wirkung, die in Don Carlos der Groß-Inquisitor hervorbringt, als Philipp zu ihm tritt, und dies bleiche Greisenhaupt, dessen Anblick Sie ist wie sein Herz, aus seiner Kelle sich erhebt. Auf des Königs Ruf, oder vielmehr allein schon auf seinen Wortgebrauch, kommt er, von keinem begleitet; und wer er sich vor dem Fürsten unterstützt, er stützt sich der Aufschauer auf die bangen Gewißheit durchbebt und erschüttert, daß diese finstere Gestalt in Wahrheit über allen menschlichen und göttlichen Gesetzen steht, über allen Gewalten der Erde, über diesem furchtbaren Könige, der zagend und zitternd gleich uns vor ihr erbangt. Schiller's Groß-Inquisitor tritt unangemeldet auf, nicht anders, als träte er in seine Zelle ein, oder bei einem Juden, der verdammt werden soll. Er kommt ganz allein: ohne Gefolge ist der Schrecken da! Ein einziges Wort, als Philipp ihn fragt, ob er seinen Sohn Carlos dem Tode überliefern könne: — „Gott hat das seinigen für das Heil der Menschheit dem Tode dahingegeben",*) erwidert dieser Mensch, und hiermit ist Alles gesagt, das Verbrechen gethan, das Drama zu Ende, Philipp's mörderische That nur ein gewöhnlicher Akt des Gehorsams, ein Naturdase, wie es alle Tage vorkommt.

So wird Furcht und Schrecken bewirkt durch die einfachsten Mittel. Casimir Delavigne braucht die ganze Spanische Inquisition zusammen. Der Groß-Inquisitor bringt dem König die Liste der zum Feuertode Verurtheilten und sagt: „Der Gerichtshof ist ermüdet von der Arbeit und Anstrengung, Tag und Nacht hat er gesessen, jedoch wenn Ew. Majestät befiehlt, so ist er bereit, diesen Abend die Sitzung wieder zu beginnen." Won Nachtwachen und Ermüdung hätte Schiller's Inquisitor gewiß nichts verlauten lassen. Aber das Allerschlimmste ist, daß alle diese fürchterlichen Anstalten gar nichts dahin bringen, daß den guten Liebenden Verständniß zu bringen, denn diese fällt es gar nicht ein, den Könige etwas vorlügen oder verschweigen zu wollen. So wird die Scene komisch, anstatt Schrecken zu erregen. Man lacht über Lucrada's Angst, man lacht, so oft der König Mienc macht, den Namen des Armen auf sein Todtenliste zu setzen — und so können wir sagen, daß Herr Delavigne seiner Absicht bis ans Ende treu geblieben, was abwechselnd zum Lachen und zur Furcht zu bewegen, wenn auch an dieser Stelle freilich ohne Absicht.

So erinnert auch die Scene zwischen Don Juan und seiner Geliebten zu sehr an die Abschieds-Scene zwischen Junia und Britannicus. Der hinter der Säule verborgene Nero ist vielfach angesechten worden, und doch ist er mir noch lieber, als hier Philipp, wenn er in Person als stummer Augenzeuge bei diesem letzten rührenden Abschied der Liebenden dabeisteht und sich an ihrem Jammer weidet. Diese letzte Scene steht seiner musikalischen Anwürdigkeit die Krone auf und vollendet den Eindruck der Widerlichkeit, den diese Figur hervorbringt, die so sehr verfehlt ist, als daß sie Furcht einflößen könnte! Denn was that er? Er drohte Don Juan, Rahel hinrichten zu lassen, wenn jener ihm nicht schwöre, sogleich in den geistlichen Stand zu treten; Don Juan, um seine Geliebte zu retten, schwört auf's Evangelium; damit ist die Sache gut; wenn Philipp auch nicht Rahel kriegt, so kriegt sie doch wenigstens ihn Rival auch nicht. Von Don Juan als Priester ist nichts mehr zu sürchten. Aber Philipp bleibt, ein leere Figur hervorbringt, die so sehr verfehlt ist, als daß sie Furcht einflößen könnte! Denn was that er? Er drohte Don Juan, Rahel hinrichten zu lassen, wenn jener ihm nicht schwöre, sogleich in den geistlichen Stand zu treten; Don Juan, um seine Geliebte zu retten, schwört auf's Evangelium; damit ist die Sache gut; wenn Philipp auch nicht Rahel kriegt, so kriegt sie doch wenigstens ihn Rival auch nicht. Von Don Juan als Priester ist nichts mehr zu f

zu interessiren, um nicht hier erwähnt zu werden. „Beide trafen in einem Gebüsch zusammen, umweit Valladolid. Als Don Juan den König ansichtig ward, stieg er vom Pferde und warf sich ihm zu Füßen. Philipp bot ihm auf, umarmte ihn und sagte lächelnd zu ihm: — Wisset Ihr, wer Euer Vater ist? — Und als Don Juan erröthete, setzte der König hinzu: Ihr seid der Sohn meines großen Mannes. Karl V. ist Euer Vater und der meinige. — Und sein Hofgefolge, das sich ehrerbietig in der Ferne hielt, vorausschickend, kehrte er in den Pas zurück und brachte den jungen Prinzen mit." — So die Geschichte. Philipp II. stand auf festeren Füßen, als daß er Don Juan zu fürchten gehabt hätte.

Den Juan d'Austria ist sonach — dies ergiebt sich aus dem Mitgetheilten — ein Drama aus der Schule Victor Hugo's. Dieselben zarteren Scheerkens-Effekte, wie in Lucrezia Borgia, Maria Tudor, Angelo von Padua, finden wir hier wieder, dasselbe Haschen und Streben nach Ueberraschendem und Contrastirendem, die nämlichen materiellen Gefahren: eine zu fest geschlossene Thür, ein zu schnell geöffnetes Fenster, ein Zeichen auf der Straße, ein Brief, der aus Versehen auf dem Tische liegen geblieben; die nämlichen Effekte: eine Strickleiter, ein Dolchstoß, eine Mönchskutte, ein Haupthschlüssel — solcher Krug! Babisch, Männer von so ausgezeichnetem Talent. Dichter, wie Victor Hugo und Delavigne, sollen sich schämen, zu vergleichen ihre Zuflucht zu nehmen! Was aber als das Traurigste dabei erscheint, ist dies, daß sie derlichen begabten Geister zu solchen Verirrungen nicht einzig und allein etwa gekommen sind in Folge der gewöhnlichen Neigung, talentvolle Männer wohl beimsucht, von der großen Heerstraße der einfachen Kunst abzuweichen, neue Bahnen eröffnen und eigene Reiche finden zu wollen — nein; nicht das Bedürfniß nach Neuem allein ist es, was die Genannten zu Ausrufen und Empörung gegen das Herkömmliche getrieben. Sie sind es, die die klassische Kunst erschöpft, ausgebeutet den Schacht des Dramas, und wagen den Versuch, eine neue zu erschaffen. Das ist das eheimniß ihrer Productionen. Als sie herausnahmen, waren e dramatische Combinationen von ihren Vorgängern verbraucht, und gaben sich der Hoffnung hin, andere neue zu erfinden. Eitle Mühe! ergebene Anstrengungen! Die Pbantasie der Nachfolger Voltaire's d Racine's hat nach Voltaire, nach Racine und Corneille nichts uf mehr finden können; nach Voltaire und Racine und Corneille der haben nichts Neues zu erfinden vermocht nach Sophokles, Euripides und dem alten Aeschylus! Es ist mit der Tragödie wie mit dem os; mit einem Schlage ist sie ein für allemal erschöpft worden, ihre ume abgebrochen, und den Neuberankommenden bleibt nichts übrig, geduldig sich in dem Kreise fortzudrehen, den die ewigen Vorgänger gezogen haben. Tancred ist die letzte Tragödie, die Frankreich ehr hat. Alles, was jünger ist, von Tragödien als Tancred, ist ein ignat, eine Nachahmung oder eine mehr oder minder glückliche Reminiscenz älterer Tragödien. Beklagen wir darum das ohnmächtige reden dieser Talente! Ihr Muth und ihre Bebarrlichkeit, einen des Erfolges würdig, verdient unsre Achtung und unsre Bewunderung, wir mit Ruhe beschränker Resignation am Ufer Racine's und Boileau's stehen, während jene sich hinauswagen in die Stürme einer wüsten e, immer verzweiflungsvoller und immer erfolgloser.

Jules Janin.

bliographie.
la mois de Mai. — Roman von Albert von Calviment. 7½ Fr.
Jagesse! on la vie d'un étudiant. — Von A. de Esv. 4 Bändchen. 12 Fr.
eux étoiles. — Roman von Albert de la Brière 2 Bde. 15 Fr.
Eleanore de Fiorelli. — Drama in 5 Akten, von A. J. Desvermandie.

Rußland.

se einer Russischen Fliege durch die Speiseeise und Kabinette verschiedener Länder und Völker.

II. Aufenthalt im Auslande.

Auf dem Verdeck des Dampfboots saß ein Mann mit wichtiger ne, dem Anschein nach sehr gelehrt, und sah dreidinnig auf die Spitze r Nase hinab. Da alle Plätze in der Kajüte besetzt waren, wählte diese Nase zu meinem Aufenthalt. Die Nase war unvergleichlich, reib, glänzend und sehr rubig, indem sie dem ruhigsten Geschöpf der Welt angehörte, und namentlich einem ganzen und frommen ichen Gelehrten. Auf dieser gelehrten Nase reiste ich aus Rußland tam glücklich in Lübeck an. Mein Herr, d. h. der Herr der Nase, i mir ausserordentlich. Einer mir geistl mir nichts, nämlich, daß er ssbrücken den stärksten Tabak rauchte und, weil er einige Mal mit m Zigarrenstummel seine Nase andrannte, mich der Gefahr aussetzte, e Flügel zu verlieren. Der Tabackdampf indessen war zu erträglich, weil er den Dampf größtentheils verschluckte und Punsch nachte. Ich beschloß, meinem guten Herrn zu folgen, und kam mit ihm er Gegend von Schweinfurt an, das deshalb denwürdigerweise ich, man dort den in Deutschland einheimischen sauren Wein, Aleiner genannt, und zugleich auch die heutige deutsche Politik macht. e liebe Leute lieben diesen sauren Wein und finden an der Politik Vergnügen. Was mich betrifft, so zieht schon der Gedanke an den Wein mir den Mund zusammen, und über Politik zu urtheilen, finde ie mich unpassend. Angezogen von der Reise, entschloß ich mich, Kabinet meines Herrn auszuruhen, und nachdem ich einen ziemlich anken zu meiner Restlerung erwählt, begann ich, zu beobachten und ergleichen, um Kabinette zu kennen, welche Unterschiede zwischen ichkeiten und Gelehrten, zwischen Russen und Deutschen stattfinde.

Von Herzen war er der beste Mensch von der Welt. Er war nicht im Stande, einer jungen Katze wehe zu thun, zu eine Hand gegen mich zu erheben, die sich von seinem Pinte nährte; mit der Feder aber rdete er Tausender von Menschen, zerstörte Städte wie Kartenhäuser und ließ in seinem Dintenfaß ganze Reiche untergehen, oder erschuf ne gewisse Reiche und Völker und neue Planeten, und sprach vom Ursprunge und von den Gesetzen des Weltalls, als wäre er bei der Schöpfung zugegen gewesen. Er arbeitete aber nicht, wie er wollte, sondern wie es Wille und Wunsch der Buchhändler war, die zu den Schriftstellern in solchem Verhältniß stehen, wie Herren zu ihren Köchen, niehald denn auch den Ersteren Alles zum Ruhme gereicht, was gut ist, wogegen das Schlechte den Schriftgelehrten und Pharisäern zur Last fällt. Das Innere des Hauptes meines Herrn bestand aus zwei Abtheilungen. Die erste bildete ein Warenlager, Magazin, in welchem Citate für alle mögliche Fälle des Lebens aufbewahrt waren, und das in der anderen befand sich eine Küche, in welcher Französische, Italienische und Englische Ideen in Systeme zugeschmeckt wurden. Russisch Gefühl, bekannt sich im Herzen Verstand — der Verstand aber ward in Büchern aufbewahrt, nachdem er nach Französischen Grundsätzen in einem Meer von Dinte aufgerührt und auf Bogen von Papier verstreut worden war, so daß man ihn schwer auffinden konnte, wiewohl er in Menge vorhanden war. Mein Herr aufstand jeden Morgen in der Nacht, nahm die bei ihm gemachten Verstellungen zur Leipziger Messe zu leihen, wo sich alles Lebende und Todte zusammenfindet, wie im Thale zu Josaphat. Seine harten Anstrengungen verschaften ihm kaum die Mittel, zu leben und zu rauchen, obgleich er mehr Tabak rauchte, als er aß und trank, was mich denn auch endlich aus seinem Kabinet vertrieb. Bei von einem Orte zum anderen fliegend, aß ich mich satt an Kartoffeln und trank mich satt an Wlisch; aber Leckereien gab es nur selten. Ich reiste in Deutschland Alles, Kaffee trank, so wie auch Zucker viel weniger als in Rußland, und was das gemeine Volk Kaffee nennt, wieder kein Türkischer Gaut, viel weniger ein Pascha trinken. Lange konnte ich an einem Orte nicht bleiben, weil mich überall der Tabackdampf vertrieb; ich machte jedoch die Bemerkung, daß sich im Ganzen alle Menschen gleichen. Obgleich die reichen Leute in Deutschland auf die Vermögen nicht mit ihren Freunden verschwägten, so verstehen sie es doch, sie viel in Konversation und unterem Gesellschaften, auf Reisen und auf der Jagd zu verpleben. Ist man in Deutschland im Allgemeinen gelehrter und aufgeklärter, so findet man in Rußland nicht weniger gesunden Verstand und eine größere Gastfreundschaft. Bei den Deutschen ist Alles hinter Schloß und Riegel wohl verwahrt, deshalb sagt ich über den Rhein nach Frankreich.*)

Ich kieben Freunde und Gevatteen, erdarmt Euch! Welch ein Geschrei, welch ein Lärmen, welcher Wirrwarr! — Ein Jeder urtheilt über allgemeinen Angelegenheiten, Staat und Regieren. Dem Fremden scheint die Sache des Regierens schwer zu werden! Ich glaub' es wohl, aber es ist nun einmal nicht anders auf dieser Welt! Niemand gehorcht, und von Allen hört man das Geschrei: „Etwas Neues, etwas Neues!" Nun ja, das Neue ist da, d. h., das Alte umgekehrt. Die Literaten lehren das menschliche Herz um. Die Advokaten vertreiben die Gesetze, indem sie verschern, es sey ihre Pflicht, den Schuldigen als unschuldig darzustellen und aus Unschuldigen Schuldige. Die Kaufleute kehren den Handel um und handeln nicht mit Waaren, sondern mit fremden Schulden. Und was thun die geschenten und guten Leute dabei? denn überall giebt es deren viele, ohne welche die Welt schon längst umgeworfen worden wäre, wie eine Diligence mit einem betrunkenen Kutscher. Die guten und geschenten Leute zucken die Achseln und warten, indem sie sagen: „Das geht auch vorüber!" Ueberall verordnet man Heilmittel nach Maßgabe von khrgeticher Constitution, Charakter und Lebensweise. Die Deutschen kurirt Hahnemann mit Dersilien-Theilchen in einem Faß mit Wasser, und den Franzosen verordnete der berühmte Broussais Millionen Blutegel und wundbeliebte Aderlasse. Alle Dinge richten sich nach dem Zeitgeist. — Dagegen lobe ich mir die Französische Küche, die Französische Kuchenbäckerei, die Französischen Weine, kurz Alles, was Frankreich für den Magen liefert. Es lebe hoch, es lebe dreimal hoch! Und die Französischen Parfeten! Welch ein einer einzigen der tausend Brandmarken Parfeurs beschrieben sind ich voll so lieblicher Gemüch, als in den Pasteten. Nicht eine einzige liebende Rede machte einen so festhaften Eindruck auf mich, als der Champagner. Kein einziges Mode-Drama schmeckte mir so gut, wie eine Französische Sauce, und kein Mode-Roman schien mir so verführerischen Inhalt in sich, als ein mit Trüffeln gefüllter Puter. Und dennoch war mir Angstlich zu Muthe, überall lärmte man, sieht mit den Armen umher und schlug die Hände zusammen, so daß ich immer Gefahr lief, erdrückt zu werden. Adieu, Messieurs et Mesdames! Ich eile nach England.

Ich fand einen herrlichen Platz auf der Perrücke eines radikalen Englischen Schusters, der mit seiner Familie aus Dekorome in einem dreisitzigen Wagen das sechste Land für eine Summe Geldes bereiste, die er aus einem in Frankreich verkauften Schusterwerkzeug gelöst hatte. Die Gastwirthinnen nannten ihn Mylord, und er ärgerte sich, wenn er dafür threrer zahlen wollte, freute sich aber, wenn sie ihn unentgeldlich thaten. So kam ich denn nach Irland! Gemüthsruhe, voll und räuchrig. Alles bezeugt sich durch Waschinen und Dampf. Hier ist Alles

*) Wir müssen schon den Russischen Humoristen die etwas einseitige Auffassung des Deutschen Charakters zu gut halten, wenn auch Französischen oder Englischen Traditionen zu kennen scheine, in gut halten. Dem Witze erlaubt man natürlich die volle Wahrheit. Anders verhält es sich freilich mit einer jungeren Russischen Literatur, die weder den Witz noch überhaupt die Kenntnisse des Herrn Autzakin besitzen, und die es dessenungeachtet wagen, in den neuesten Heften der „Bibliothek der Lektüre" (Библіотека для чтенія) recht verkehrte Urtheile über Deutsche Literatur und wissenschaftliches Bestreben zu geben. Denn nicht allein, daß sie diese noch nicht adaquat erkannt, auch aus ihren irrthümlichen Urtheilen, fordern auch die Nothwendigkeit, daß sie überhaupt erst etwas lernen müssen, bevor sie über Literatur oder wohl gar das Ausland, zu welchem das Nicht hatten.

D. R.

Digitized by Google

Mechanik und Physik. Gas leuchtet, Dampf kocht, bratet, spinnt, druckt, scheert, backt und transportirt Menschen und Güter. Die Menschen haben nichts zu thun, als Kohlen anzulegen! Es ward mit sehr schwer, Bekanntschaft mit hierlegen Fliegen zu machen. Sie sind kalt, klug, über die Massen egoistisch und die Hälfte des Tages betrunken. Ich lernte indessen eine radikale Fliege kennen und erkundigte mich bei ihr nach Dingen, die mir unbekannt waren. „Sage mir, Gevatterin, warum dichten sich eure Leute, die denkständig, zur rechten und zur unrechten Zeit, bei Mahlzeiten, öffentlichen Versammlungen und zu unrechter Zeit, bei Mahlzeiten, öffentlichen Versammlungen und im Taverniren so wunderlange Reden halten?" — „Reden sind bei uns Reizmittel", antwortete die radikale Fliege. „Unsere Nahrung ist trocken, unser Getränk stark, daher geschieht es, daß man hier Worte wie Lederdissen verschluckt, d. h. man läßt nur halbe Worte laut werden und bewahrt den Rest in der Kehle. Es giebt einige Worte, die sie die Zunge köstlich sind, aber sie das Geschäftsleben nichts taugen, und diese Worte bilden die Grundlage der republikanischen Verfassungen, und diese Worte bilden die Grundlage der republikanischen Verfassungen, und diese Worte bilden England schon und die Redner ernähren." — „Warum hat man hier eine solche Leidenschaft für Maschinen? Man mag denn doch sagen, was man wolle, ein Mensch ist immer noch nützlicher als eine Maschine." — „Nicht immer. Und wenn auch die Finger eines Menschen den besten Mechanismus von der Welt bilden, so hat man andererseits den Vortheil bei Maschinen, daß sie sich nicht verirren, sich nicht zanken, im Rausch ihrer Herren keine Dummheiten und keine Gehalts-Zulage fordern. „Ich fürchte aber, daß hier die Menschen selbst zu Maschinen werden, weil ich in ihnen einen großen Hang nach Dämpfen, besonders nach denen vorfinde, die aus Porto kommen." — „Ach, mein Mütterchen! wann waren wohl die Menschen, in den Händen eines geschickten Lenkers, keine Maschinen?" — „Es sind aber doch schade! Es ist ein herrliches Volk! Im Schreiben wie im Arbeiten, im Streiten wie im Essen und Saufen — in Allem ist es gleich stark!" . . . „Ich habe einen Gegner wie den seligen Napoleon, dem meine Ungeduntier am 18. Brumaire auf der Nase saß . . ." summte hinter uns eine alte Fliege, die sich über meine Nachbarin geärgert hatte. — „Willst Du wohl schweigen, alte Tory", sprach meine Freundin, „oder ich werfe Dich den Augenblick in ein Spinngewebe!" — „Nun, darauf laß ich's ankommen, versuch' es einmal! Wir wollen doch sehen, wer stärker ist!" — „Laß uns lieber schweigen!" Flüsterte mir die Freundin zu. „Mit dieser Alten ist nicht zu sprechen! Heute giebt es einen Aboslatteschwanz, eine zärtliche Feierlichkeit dieser achtbaren Corporation. Wir wollen dort zu Mittag essen." — In dem sehr großen Saal einer Taverne saßen gegen 500 Advokaten bei Tische. An Speisen gab es so viel, daß eine ganze Brigade Französischer Grenadiere drei Tage lang davon hätte leben können. Der Vorrath von Wein und Porter war so groß, daß, wenn man Alles in die Seine gegossen hätte, sie binnen 24 Stunden lang hätte Wein gewesen wäre. In meinem Leben sah ich nicht solche ungeheure Fleischmassen, als hier die Englischen Rostbrote bieteten! In unserm sichern Rußland wären es Berge gewesen, die man auf der Landkarte wohl verzeichnet haben. Später wurden ganze Gärten von Gemüse und ganze Heerden gebratener Hühner umhergetragen. Alles nahrhaft und in großen Massen. Saucen und Pasteten gab es nicht. Zuletzt erschien ein ausserordentlicher Pflaum-Pudding. O, ich werde Euch Wunder erzählen, daß von einer Heerde Ochsen, eine halbe Ladung Rosinen und eine Art von Sauer dabei. Diese Speise gefiel mir: sie war süß und sättigend. — Nun kommen Toaste und Reden an die Reihe. Einer der Tischgäste schlug dreimal mit der Faust auf den Tisch und sprach dann in mächtigen Tönen, wie folgt: „Möge die Verwirrung und Dunkelheit in den unzähligen Englischen Gesetzen bis auf ewige Zeiten fortdauern.*)" — Ein lauter Hurrah erschallte! — ich aber, aufs Höchste erschreckt, flog zum Fenster hinaus.

In einer benachbarten Taverne schmausten Kaufleute erster Klasse. Auch Lords waren dort, Militair-Personen und Civil-Beamte, denn in England ist Alles Kaufmann. Speisen und Getränke waren dieselben, denn in England, mit Ausnahme einiger verwöhnten Lords, ißt und trinkt Alles gleich. Rostbref, Beefsteaks, Pudding, gekämpftes Gemüse und ein gebackener Hühner sind ewig und immer eine Nothwendigkeit; sie sind die Constitution der Englischen Küche. — Auch hier gab es Toaste und Reden! Hier weg man die ganze Welt, sammt allen ihren äußeren und inneren Schätzen, mit Apotheker-Gewichten; alle Räume wurden nach Zöllen und Linien berechnet, und das menschliche Geschlecht sortirte man wie eine Merino-Heerde. Ein ganz eigenes Ding ist doch der Handel in seiner höheren Bedeutung! Er begreift alle Wissenschaften und Künste in sich: Politik, Militairkunst, Mechanik, Strategie, Geschichte, Geographie; ihm fehlt nur Poesie und Moral-Philosophie, sonst hat er Alles im Ueberfluß. — England ward wir indessen doch bald zuwider. Nicht mit Unrecht heißt es: außer dem Hause ist es gut, zu Hause aber besser. Auf dem ersten Schiffe kehrte ich in mein gastfreies ganzes Rußland zurück.

Th. Bulgarin.

Mannigfaltiges.

— Abenteuer eines Pferde-Liebhabers. Dies ist der Titel*) eines sehr nützlichen und lehrreichen Büchleins, das vor kurzem in London die Presse verlassen hat. Daraus erfährt der Neuling, wie man beim Kauf, Tausch oder Verkauf von Pferden zu Werke gehen, und wie man die Pferde halten soll, wenn sie gekauft sind. Caveat Emptor (Käufer, thu' die Augen auf!) ist der Name des Verfassers und sein Beruf der eines praktischen Rechtsgelehrten, der aber (wie er selbst sagt) „auf dem Sattel eben so fest sitt, wie auf der Tribune." Seine Kenntniß von Pferden und Pferdehändlern gründet sich auf vieljährige Erfahrung; er hat sie zwar nicht ganz ohne Opfer erworben, kann aber doch mit Stolz sagen: „Ich habe in den letzten 22 Jahren über 100 Pferde in meinem Stall gehabt, und mein Verlust an ihnen verselben beträgt im Durchschnitt nur drei Pfund Sterling." Außerdem führt er von sich, daß er noch nie Gelegenheit gefunden, einen Pferden zu einem Weinhandel oder einer Verwechslung getommen sey. Das Buch muß den Pferde-Liebhabern um so erwünschter seyn, als die mit dem Besitze dieses „edlen und nützlichen Thieres" (wie es im Bürger-A-B-C-Buch heißt) verknüpften Fatalitäten ein bedeutendes Item in den Kataloge der menschlichen Leiden bilden. Es gewährt übrigens Trost, zu bekennen, daß viel Unglück der Art nur aus Unwissenheit entsteht. Der Pferdeliebhaber ist verschmitzt, weil es ihm an Intellect und wahrem Verstande gebricht; er sucht seine Unwissenheit mit Schurkerei aufzuwiegen. Der plumpe Grobschmied, der das Pferd während des Beschlagens lähmt, und der Quacksalber, der es langsam zu Tode kurirt, sind Enter des Anderen würdig. Von den Reitern aber versteht nicht ein Zehntheil, sich im Sattel zu halten; ein Wunder also, wenn davon ein Zwanzigtheil die Kräfte und Eigenschaften, die Anatomie und Constitution des Pferdes gehörig kennt. (M. R.)

— Die Diät des Londoner Bürgers. Frische Luft, Reinlichkeit, Nüchternheit und zweckmäßige Bewegung sind die wahren Gesundheits-Regeln. Laßt uns nun einmal sehen, wie der Londoner Bürger dieselben befolgt; wir betrachten dabei seine Lebensweise nur im Durchschnitt. Unser ehrsamer Freund wohnt in einer räucherigen Gasse. Er verläßt sein Bette um acht oder halb neun Uhr, wäscht sich Gesicht und Hände, reinigt seine Zähne und frisirt sein Haar. Er frühstückt, d. h., er trinkt eine tüchtige Portion heißen Thee und speist dazu Butterschnitten, hartgesottene Eier, Speck oder dergleichen; Alles in großer Hast. Nach dem Frühstück geht er in sein Geschäfts-Lokal, oder er fährt lieber, wenn er's haben kann; seiner Füße bedient er sich überhaupt nur nothgedrungen. Um fünf Uhr ißt er sich ein Diner aus Fleischspeisen oder Fischen, Gemüsen, Pudding, Bier und Wein oder Likören in reichem Maaße schmecken. Dann steckt er wieder in seinem Geschäftszimmer bis nach Uhr, um welche Zeit eine gleiche Quantität von heißem Thee und Butterbrod verschlungen wird, wie am Morgen, nur mit dem Unterschiede, daß die Gasse kleiner und die Butterschnitten dünner sind. Er plaudert, schläft oder liest bis um elf Uhr und setzt sich dann zu einem wiederholten Souper, von dem er nur aufsteht, um sich zu Bette zu legen. An Sonntagen wäscht er ein wenig mehr als Gesicht und Hände, und macht sich etwas mehr Bewegung im Freien, nimmt aber auch dafür ein Diner ein, das den noch schwerlerem Kalber und zweckmäßige Kerker Diskarmonie der einzelnen Gerichte ist, als die Werkeltage-Mahlzeit. So ist die Woche vergangen, und wie hat er im Verlaufe derselben die Gesundheit gepflegt! An den „Werkeltagen hat er kaum Bewegung gehabt, am Sonntage vielleicht sich übermüdet. Die Luft, die er eingeathmet, ist von mephitischen Dünsten schwanger gewesen, und getafelt hat er dabei wie Falstaff. So lebt unser wackerer Mitbürger; wird aber auch zur Bezeltung schon im dreißigsten Jahre rungig, engbrüstig und hypochondrisch, wie ein Greis. (L. Hunt's Journal.)

— Ein geheimnißvoller Kriminalfall. John Meynell, von einer Familie in Nord-Kitzingten, stieb ohne Testament, und es wurde am 16. September 1690 dem Freunden Stephen Kirk in Thornton-Street die Verwaltung der Effekten des Verstorbenen übergeben. Als der Gerichts über die Hinterlassenschaft in Beschlag genommen wurde, bemerkte man, daß dabei 285 Gulonen Ale und eine eben so ungeheure Menge Kuchen und Zwiebad verbraucht wurden. Die ganzen Kosten wurden aus dem Nachlasse des Verstorbenen von seinem Onkel, dem Major John Talbot, bezahlt, der nach dem Ableben seines Neffen, John Meynell, dessen Grundstücke in Little Brewgitzen und Dromandy in Besitz genommen hatte. Ungefähr acht Jahr nach diesem Ereignis wurde von Roger Meynell, einem Verwandten des verstorbenen Besitzers des jetzigen Herrn Thomas Meynell, da sich das Gerücht verbreitet hatte, John Meynell sey ermordet worden, eine Klage gegen den Major John Talbot anhängig gemacht und auf die Zurückgabe der Güter angetragen, welche in dessen Besitz gekommen waren. Als den Plaidoyers in dieser Sache ergab sich, daß John Meynell, der Katholik war, seine Ländereien seinen beiden protestantischen Oheimen, Roger und John Talbot, verkaufen lassen, um sie dadurch der Gefahr zu entziehen, nach den Folge des verruchten Plans des meinerdigen Oates damals streng vorgeschriebenen Pönal-Statuten zu verhindern, jedoch mit dem Vorbehalt, daß seine beiden Oheime sie nur für ihn zu Verwahrung baben sollten. Dessenungeachtet nahm der Major John Talbot nach John Meynell's Tode die Güter in Anspruch und in Besitz, und der gesetzliche Erbe, Roger Meynell, klagte nun auf Zurückgabe derselben, die ihm auch vermöge des rechtskräftigen Urtheils von der John Talbot'schen Familie zuerkannt wurde. Bei den Zeugen-Verhören erhellt, daß, als der Verdacht der Ermordung entstand, Entdbert Brown, der Diener des verstorbenen John Meynell, verhaftet und vor dem Friedensgericht zu Ripon vernommen wurde, wo er die abscheuliche That eingestand und auch erklärte, auf wessen Anstiften er sie verübracht habe. Als er jedoch vor die Richter in York gebracht wurde, weigerte er sich hartnäckig, auf die Anklage zu antworten, blieb stumm und ließ unter dem Namen perverse sorte et dure bekannte Strafe, unter deren Dualen er auch seinen Geist aufgab. Das Zeugen-Verhör enthält Angaben, wonach man den Onkel, Major John Talbot, unzweifelhaft der Anstiftung zum Morde schuldig erachten muß.

(Burke's Commoners.)

*) Dieser Toast ist nicht etwa singirt, sondern ward in der That ausgebracht. Der Verfasser.

**) Genauer: „Adventures of a Gentleman in search of a horse."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Oranien-Straße No. 24), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 133. Berlin, Freitag den 6. November 1835.

Deutsche Literatur im Auslande.

Revue du Nord. — Die junge Literatur. — Études sur Goethe. — Au-dela du Rhin. — Bettina und Mstrs. Austin. — Deutsche Architektur in England.

Wir waren nicht wenig überrascht, als wir in dem Inhalts-Verzeichnisse eines der letzten Hefte der in Paris erscheinenden Revue du Nord, welche jetzt den längeren Titel „Revue des états du Nord et principalement des pays Germaniques" angenommen hat, einen Artikel angekündigt fanden mit der Ueberschrift „Etat de la littérature allemande dans les pays étrangers" — Das ist ja unsere Rubrik: „Deutsche Literatur im Auslande!" riefen wir ganz erfreut über das Plagiat, auf das wir um so stolzer waren, als wir darin nicht bloß eine allgemeine und nationale, sondern auch noch die besondere Anerkennung unseres bescheidenen journalistischen Bestrebens zu finden glaubten. Wir fanden jedoch nichts Anderes, als eine treffende Ueberfassung des Artikels „Deutsche Literatur im Auslande" im Brockhausischen „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur", dessen Verfasser unsere Rubrik allerdings vor Augen gehabt, der sich jedoch dabei ein wenig übernommen hat, wenn ihn die schwachen Reflexe unserer Literatur in Frankreich und England zu dem Ausspruche verleiteten, „so sei literarische Literatur allemande heraus le tour de monde. Es ist wahr, einige Franzosen und Engländer haben sich in diesem letzteren Jahre mehr um Deutsche Literatur bekümmert, als es ihre Landsleute je vorher gethan; man hat Goethe's Faust zum siebenten Mal in's Englische*) und sogar Theodor Körner's „Nachtwächter" in's Französische übersetzt; was will aber alles dieses im Vergleiche zu den Massen lasen, die unser Meß-Katalog halbjährlich als Einfuhr-Artikel aus Frankreich und England verzeichnet? Was bedeutet der vielbesprochene Einfluß Deutscher Philosophie auf die Richtung Gesellschaft in der Franzosen im Vergleiche mit der täglichen Nachahmung, die das literarische Treiben der Letzteren bei unseren jüngern und ältern Schriftstellern findet, und die mitunter als eine wahrhafte Invasion unser Land überzieht? Denn Vaudevilles und Romane sind es nicht blos, die wir den Franzosen abborgen, um damit unsere Theater und unsere Leihbibliotheken zu schwängern — das ist freilich ein offenes eingestandenes Verfahren, worin, wir bequem ihnen auch, und ohne es ringsgestehen, ihre Ideen, ihre literarischen Moden und Thorheiten ab, als ob wir der eigneren nicht genug auf eigenem Boden gesäuet und gezogen hätten! Als der St. Simonismus vor fünf Jahren in Frankreich auftam, da meinten Einige, St. Simon habe die Weisheit seinte Lehren aus Deutscher Quelle geschöpft; Andere sagten dagegen, wenn auch das nicht wäre, so würde doch die Thorheit derselben gewiß bald in Deutschland Anhänger finden. Und also wird es auch nicht zu wenig schwer sein, denen werden, den Beweis für ihre Behauptung zu liefern. Es liegt zwar gewisse Ideen der Zeit, von denen eine gebildete Nation so gut wie die andere durchdrungen ist, ohne daß eben erst eine der anderen sie nachbetet; wer aber unsere sogenannte „junge Literatur", deren Name selbst auch nur eine Nachahmung Französischer Ausdrucksweisen ist, über religiöse und sociale Zustände und Bedürfnisse dogiren hört; wer ihre Absurditäten, Künsteln und Raffiniren liest, in denen sich als die Entdecker neuer Jerusalem, als die begeisterten Seher und Verkündiger eines nahenden Jahrhunderts, oder wohl gar als die Märtyrer einer von der Gegenwart noch nicht erkannten Wahrheit darstellen, der muß über die Eitelkeit der „jungen Literatur" lächeln, die so wenig ihren eigenen Ursprung verleugnet, und die nicht zugeben will, daß der glänzende Stil, den sie schreibt, nur zu Uebertreibungen aus dem Französischen verwandt wird.

Inzwischen wollen wir doch gern anerkennen, daß es ein erfreuliches Zeichen der Zeit ist, wenn in Frankreich neben einander zwei Journale bestehen können, die sich fast ausschließlich mit Deutscher Literatur beschäftigen. Die Revue du Nord und die Revue Germanique ergänzen sich gegenseitig eben so in Bezug auf Kritik und Ehrenstatistirung Deutscher Schriftsteller, als es das Echo Britannique und die Revue Britannique hinsichtlich der Englischen thun. An der Redaction der Revue du Nord nimmt ein Deutscher Theil, Herr Spazier, und es ist nur zu verwundern, daß trotzdem die Deutschen in Deutschen Wörtern und Eigennamen nicht seltener darin vorkommen, als in anderen Französischen Journalen. Herr Marmier, der Haupt-Redacteur der Revue Germanique, hat in der letzten Zeit harte Anfechtungen wegen seiner „Études sur Goethe", und zwar sowohl in Deutschland als in Frankreich, zu erfahren gehabt. Freilich hat es sich aber auch unser Freund — und so dürfen wir ihn wohl vorzugsweise nennen, denn noch ist kein Franzose je so verliebt in Deutschland gewesen, als Herr Marmier — mitunter etwas zu leicht gemacht. Es ging ihm mit seiner Geliebten, wie manchen Anderen; er glaubte sie schon vollkommen zu verstehen, ihre ganze Seele meinte er in sich aufgenommen zu haben, während er doch nur ihre blonden Haare, ihre blauen Augen, ihre Wangengrübchen und ihren Rosenmund kannte. Ihr Eigenthum und ihren Launen kamen erst hinterdrein zum Vorschein, als die Hochzeit bereits vollzogen war; als die Études sur Goethe bereits gedruckt waren, da zeigte es sich, daß Herr Marmier den Dichter zwar mit großer Begeisterung gelesen, aber selten vollkommen verstanden habe. Doch fern sey von uns die hämische Weise, mit der einige Deutsche sich breit haben, das Werk des Herrn Marmier zu verdammen. Die ehrenvolle Gesinnung, die sich darin ausspricht, verdient mindestens unsern Dank, und selbst die häufig vorkommenden Verstöße sind nicht von der Art, daß nicht eine leicht zu bewirkende Retouchirung eine zweite Auflage des Buches zu einem für die Franzosen recht nützlichen Leitfaden machen könnte.

Au-delà du Rhin heißt ein anderes bald nach St. Marc Girardin's Notices politiques et littéraires zur l'Allemagne in Frankreich erschienenes Buch, das sich ausschließlich mit Deutschen Zuständen und Interessen beschäftigt. Schon der Titel deutet darauf hin, daß der Verfasser, Herr Professor Lerminier, auch noch zu jenigen Franzosen gehört, die den Rhein als die Deutsche Gränze ansehen, trotzdem, daß ihnen von Deutschen und Französischen Erdtumlgen längst bewiesen worden, daß nicht sowohl Flußbetten als Vergetten die Trennungslinie der Nationen bilden, und daß mithin auch ein Französisches Buch über Deutschland viel eher „Au-delà des Vôges" als „Au-delà du Rhin" betitelt werden müßte. Dem Verfasser selbst erscheint auch Herr Lerminier's „Polilik" — und diese nimmt den ganzen vierten Theil seines Buches ein — als eine einseitig Französische, d. h. als ein in den Ideen der Juli-Revolution und des Französischen Journalismus sich bewegendes System von dogen Allgemeinheiten und Raisonnements. Dem Brief, der Introduction à l'histoire du droit ist gerade der Boden des historischen Rechtes in diesem seinem neuen Werke unter den Füßen entschlüpft, und so kommt es denn auch, daß er in seiner Reise zusammengestoppelten Sammlung historischer Aktenstücke von dem Wiener Bundes-Akte unmittelbar zu den neuesten Bundestags-Beschlüssen hinüberspringt und unter Anderem die Deutschen Burschenschaften als einen Ausfluß der Juli-Revolution ausieht. Die „Wissenschaft", welcher der zweite Theil seines Werkes gewidmet ist, steht Hrn. Lerminier schon besser, als die „Politik". Auf dem Gebiete der ersteren bewegt er sich frei und natürlich, während er auf den der letzteren sich gleichsam hinaufschraubt und in seinem Raisonnement zu einem Raffiniren wird, der er seiner Natur nach gar nicht ist, was uns leicht Alle bezeugen können, die mit uns den eben so liebenswürdigen als beschriebenen Französischen Gelehrten vor zwei Jahren in Berlin gesehen und kennen gelernt haben. Es geht ihm in jenem Punkte, wie den Meisten von seinen Landsleuten, die sich durch ihre „verve", durch den glänzenden Effekt ihrer Kraft-Ausdrucke, ihrer schönen Floske, verführen lassen und sich am Ende selbst darüber wundern, daß ihre niedergeschriebenen Gedanken ganz andere geworden sind, als ihre bloß gedachten oder ausgesprochenen. Daher haben wir auch so oft schon den umgekehrten Fall erlebt, daß Französische Schriftsteller, die als Alltaliberale bekannt waren, sobald sie in das praktische Leben eintraten, wo es nicht mehr bloß zu schreiben, sondern zu handeln galt, mit überraschender Besonnenheit an Werke gingen und scheinbar sich widersprachen, während sie eigentlich nur einen einem überreizten Zustande zu dem natürlichen zurückgelehrt waren.

Was Herr Lerminier in dem wissenschaftlichen Theile seines Werkes über Preußen und insbesondere über Berlin sagt, ist um so schmeichelhafter für beide, als es nicht aus einer einseitigen Kenntniß von Preußen und Berlin, sondern aus einer sorgfältigen Vergleichung aller deutschen Länder und Zustände hervorgeht. In der Unterstimmung auch im so entschiedenen als man hier und da im Auslande sehen anfängt, Gewicht zu legen auf jene seltsame literarische Polemik gegen Berlin, die in einer Süddeutschen Hauptstadt seit einigen Jahren, und zwar aus keinem andern Grunde gesäbet wird, weil — der Himmel weiß, wo die Herren den Beweis dafür hernehmen wollen! — Berlin sich anmaße, in Deutschland denselben Centralpunkt für Literatur und Kunst bilden zu wollen, den Paris und London für Frankreich und England bilden. Um jenen Herren nicht die Bemerkung an die Hand zu geben, daß wir

*) Die siebente Uebersetzung ist von einem Schotten. Dr. Anster, der auch noch andere Gedichte von Goethe übertragen hat.

Digitized by Google

mit selbstgefälliger Eitelkeit daejenige weiter verbreiten, was im Auslande vom wissenschaftlichen Standpunkte aus über Berlin in Vergleiche mit anderen Deutschen Hauptstädten gesagt wird, verschmähen wir es, einen in dieser Beziehung veranstalteten Auszug aus dem vorliegenden Werke mitzutheilen. Damit unsere Leser jedoch einen Begriff von der Darstellungsweise des Herrn Lerminier erhalten, geben wir hier eine von seinen Charakteristiken Deutscher Gelehrten, die selbst für diejenigen, die den Mann, um den es sich hier handelt, nicht kennen, von Interesse seyn dürfte.

„Er ist", sagt Herr Lerminier, „jener lebhafte, unruhige und geistvolle Mann, der so gern spricht, und der sich selbst und Anderen dieses Vergnügen so selten versagt? Es ist der Professor ****, der unbeugsame Gegner der historischen Schule. Er hat sie mit auffallendem Ungestüm angegriffen und setzt seine Feindseligkeiten mit gläubendem Eifer fort. Er ist eben so scharf- als redselig, gleich fruchtbar und eloquent; sein Charakter ist trefflich und geachtet; er hat sich Freunde gemacht, und er sich hätte erwarten können, er hat nicht bedacht, daß man sich im Leben keine unnöthige Feindschaften zuziehen und daß man nicht einen gewissen Luxus in Ansehungen setzen sollte, denen eine überlegene Natur oft aufgesetzt ist. Seine Freundschaft ist innig und aufrichtig, sein Haß mehr Lärmmachend als gefährlich. Durch seine Reden hat er nicht selten schon sich selbst mehr als Anderen geschadet, und seine Gegner konnten es sich zuweilen nicht versagen, seinen unverstegbaren und eigenthümlichen Redefluß als lächerlich Schwadhaftigkeit zu brandmarken. Mit seinen Eigenschaften und seinen Fehlern ist Professor **** an der Universität zu ** ganz am rechten Orte. Es bedeutet eines solchen Mannes, um gegen die imposante Majestät der historischen Schule mit Gewalt anzustürmen. Herr **** bildet auch das Mittelglied zwischen Franzosen und Deutschen, welche Letzteren er von unserer neueren Geschichte unterhält. Für Napoleon hat er eine Art von Leidenschaft gefaßt, und vor einigen Jahren ließ er es sich sogar beikommen, die Geschichte dieses Kriegsherrn in einer eigenen Vorlesung zu behandeln. Die geistige Beweglichkeit, die beständige Unruhe, die ihn zuweilen zum Renommisten in der Welt der Ideen machen, empfehlen eigentlich aus einem edeln Gefühl, aus der Liebe zum Nachruhm, aus welcher der berühmte Professor mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit nicht das mindeste Hehl macht. Er möchte gern seinen Ruf als Rechts-Historiker durch einen „Nouvel Esprit des Lois" noch verewigen, der ihn der Unsterblichkeit Montesquieu's beigesellen würde. Er bedauert es, seine Vorlesungen zu haben, seine Stimme auf einer öffentlichen Tribune verhallen vernehmen zu lassen, und in Ermangelung derselben arbeitet er, spricht er, läuft er hin und her, quält er sich und verwehret er in gleichem Maße die Anzahl seiner Feinde, seiner Bewunderer, seiner Fehler und seiner Ansprüche auf dauernden Ruhm. Seit dem Tode seines berühmten philosophischen Lehrers vereinigt sich die Schule desselben um Herrn ****; die ausgezeichnetsten Männer, welche diese Schule bilden, scheinen der geistigen Bewegung zu bedürfen, an der ihr Freunde es nicht fehlen läßt; über verschiedenen Meinungen finden in dem Umgange mit Professor **** einen gemeinschaftlichen Heerd, dessen Flamme lebendig genug ist und nach so verschiedenartigen Richtungen hin um sich greift, daß sie alle davon erwärmt werden."

Wir kommen vielleicht auf das Werk des Herrn Lerminier noch einmal zurück und bemerken nur, daß auch Englische Blätter bereits Auszüge daraus mitgetheilt haben. In diesen wird überhaupt das Interesse für Deutsche Literatur immer reger. So finden wir z. B. in einem einzigen Blatte des Londoner Athenäums (vom 17. Oct. d. J.) Auszüge aus nicht weniger als drei Deutschen Werken, nämlich aus „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde", aus „Eduard Pöppig's Reise in Chili, Peru u. s. w." und aus „Pestalozzi's bisher unedirten Briefen" (Bern, Jenni). Von Bettinens Briefwechsel wird bei dieser Gelegenheit gesagt, daß auch die Englische neuere Literatur nichts aufzuweisen habe, was demselben an lebendiger poetischer Darstellung, so wie an Originalität gleichkomme. Auch Bettinens Freundin Sarah Austin, die sich jetzt bereits mit der Uebersetzung der nächstens in Deutschland erscheinenden „Briefe über England", von Friedr. v. Raumer, beschäftige, erklärt baden, daß sie es für unmöglich halte, Bettinens unübertrefflich Schilderungen ohne Auswahl dem Britischen Publikum mundrecht zu machen.

Von Englischen und Deutschen Zeitungen ist vor einiger Zeit gemeldet worden, daß die beiden Meister der Deutschen Architektur, Schinkel in Berlin und Klenze in München, so wie auch ihren auch der Bau-Direktor Ottmer in Braunschweig, zu Ehren-Mitgliedern des Englischen Architekten-Vereins ernannt worden sind; damit scheint ein Artikel „über die jetzige Schule Deutscher Baukunst", der sich in einem der letzten Hefte der Foreign Quarterly Review befindet, in Verbindung zu stehen. Beide genannte Koryphäen finden darin die verdiente Würdigung, und zwar werden die Werke der Meister selbst vorgeführt, um über verschiedenen Merkmale darzuthun und den Britischen Baukünstlern einen Spiegel vorzuhalten, in welchem sie mit Beschämung erkennen sollen, wie weit sie hinter einem Lande zurückgeblieben, das freilich in allen dlesj mechanischen Fertigkeiten mit England sich nicht messen darf. Wir können es uns nicht versagen, eine von den Stellen zu übersetzen, die uns — man wird uns diese National-Schwachheit wohl verzeihen — mit einem gewissen Stolz erfüllten — einem Gefühl, das wir auch bei unsern Lesern voraussetzen dürfen, wenn sie im Auslande ihre Heimath geehrt finden. Nach einer detaillirten Beschreibung des Museums in Berlin sagt der Englische Kritiker:

„Hier lasset uns ein wenig innehalten und uns fragen, ob es wohl irgend ein anderes Werk der neueren Baukunst giebt, das mit diesem, wenn erst alle seine Verzierungen fertig sein werden, *) auch nur verglichen werden kann?"

„Welche Einfachheit im Grundriß, und doch welche Mannigfaltigkeit und Originalität im Plane! Welcher klassische Sinn, gepaart mit neuen Erfindungen! Welche reiche Pracht, und doch welche edle Anmuth bei des Stils! Hier hat der große Deutsche Meister ein Museum geschaffen, das in der That würdig ist der Bestimmung, die Public Künste zu seyn. Freigebig, aber nicht verschwenderisch, hat er mit gleiche Weise mit lieblichkeit und Glanz ausgeschmückt, und über dasselbe den Zauber einer nachterschöpfer Einbildungskraft ausgegossen. Ein seiner Kritiker sind freilich der Meinung, daß er nicht auch so viel als zu viel gethan, und daß er auch die drei anderen Seiten des Gebäudes mit minder glänzend als die Haupt-Façade hätte machen sollen, aber wenn wir auch zugeben, daß alsdann unsere Bewunderung dieses Werkes noch um so viel größer seyn würde — indem es in der Tat gefährlich scheint, der neueren Baukunst ein solches Muster vorzuhalten, da diese nur zu oft hinter einer glänzenden Façade ein unbequemes armseliges Gebäude verbirgt — so dürfen wir doch nicht vergessen, daß die den anderen Seiten des Museums, obwohl sie keine Säulen mit der Haupt-Fronte aufhalten und beschreibenen sind, als solche nicht seyn können, sich doch durch ihre edle Einfachheit ausgezeichnet und so dem Ganzen in würdiger Weise anschließen. Hier findet sich dann noch letzender Uebergang von einem pomphaften zu einem genommenen und zu vialen Stile, kein plötzliches Abbrechen oder Verstinken, wie es sich nur zu oft bei neueren Englischen Bauwerken, und zwar selbst bei denjenigen der größten Präcision, zu Schanden gethan hat. Eine Fortsetzung des Architraves (entablature) rings um das ganze Gebäude, wie wir durch die Fähnen anlas an jeder Ecke, die vollkommenste Harmonie bewirkt, während wir den schönen Verhältnissen und der ungemeinlosen Eleganz auch dieser drei Seiten unseren Beifall nicht versagen können. Ja, diese drei Seiten sind bei ihrer Einfachheit so bewundernswerth, daß sie an und für sich, und ganz abgesehen von der Haupt-Façade, als selbstständige Muster der Architektur gelten können."

Dasselbe Lob spendet der Kritiker der Bibliothek, und man seine Schinkelschen Bauwerke ja nicht für hyperbolisch halten möge; eine so reiche Phantasie vertrage allerdings keine trockene Darstellungsweise, und wenn dem Leser, den der Fülle des Stoffes wegen, Manches nicht bald deutlich gemacht werden können, so sey ihm nur zu raten, sich Schinkel's Zeichnungen selbst zu greifen, „aus denen nur", sagt der Englische Kritiker hinzu, „was den Reichthum und die Mannigfaltigkeit, deren die Architektur fähig ist, so wie was die Anwendung der antiken Kunst zu modernen Zwecken betrifft, mehr gelernt haben, als aus allen anderen die neuere Baukunst behandelnden Werken, die uns jemals zu Gesichte gekommen sind."

J. Lehmann.

England.

Das Zeitungswesen in England.

Unter allen Veränderungen, welche in Folge der gesteigerten Civilisation mit den verschiedenen Klassen und Gewerben der Englischen Gesellschaft vorgegangen sind, ist wohl keine auffallender, als die, welche die Journalisten und Zeitungsschreiber im Laufe der Zeit erfahren haben. Um uns davon zu überzeugen, dürfen wir nur auf die Geschichte der Entstehung und der Entwickelung der periodischen Presse in England einen kurzen Blick werfen.

Die ersten regelmäßigen Zeitungen verdankten ihren Ursprung der Politik des Lord Burleigh, der, als England unter der Regierung Elisabeth's von der Spanischen Armada bedroht wurde, sich einer Zeitschrift zu dem Zwecke bediente, um das Volk mit den Absichten der Feinde und allen den Maßregeln bekannt zu machen, die man zur Vernichtung derselben ergreifen müßte.

Erst viel während des Zermürfnisses zwischen Karl I. und der Parlamente fing man an, zu begreifen, welchen Einfluß diese Landoder Wochenblätter ausüben konnten. Die Anhänger des Parlaments sowohl, als seine Gegner, suchten sich in gleicher Weise der Zeitungen zu bemächtigen, um die verschiedenartigen Ereignisse wo möglich so zu ihren besonderen Interessen günstiges Gewand einzukleiden, so wie in vielen ihgendhaften Berichte zu widerlegen, die von Seiten ihrer Gegner sachen angegriffen wurden.

Eine besondere Wichtigkeit erhielten die Zeitungen bald für alle diejenigen, die in Privat-Angelegenheiten eine Anzeige unter das große Publikum zu verbreiten wünschten. Der Advertiser, der sich anzeige gleichen Zeit Eigenthümer und Drucker seines Journals war, machte meist selbst den Commissionair und Vermittler bei den verschiedenen verschiedenartigen Verhältnissen.

Wenn man die Annoncen in den Englischen Journalen aus dem Jahre 1697 liest, so ersieht man daraus, daß die Redaction gewöhnlich mit einer Anzeige in seinem eigenen Blatte anfing. Nachdem er dann dieses bekannt gemacht hatte, daß er denselben bezeichnet waren. Auch pflegte Redacteur irgend eine Anzeige zu machen, seine eigene Adresse angegeben, sondern man übertieß die Leitung und Besorgung des einzelnen Geschäfts ohne Weiteres dem Redacteur des Blattes. Dieser war es, der Häuser miethete, Wirthschaften pachtete, Lehrlingen und Dienern Stellen verschaffte, allerlei Waaren en detail zu verkaufen hatte und so unter auch selbst den Heirathe-Vermittler bei seinen Kundleuten machte. Heutzutage würde sich schwerlich ein Redacteur en chef auffinden lassen, der sich zu so verschiedenartigen Geschäften hergäbe.

Dafür hat aber auch das neuere Zeitungswesen in England zu Wichtigkeit und Ausdehnung erhalten, von der man sich in früheren Zeiten kaum einen Begriff machen konnte. Unabhängig von den Journalen, die mit dem Aufsteren und Plattereilen des Druckes beschäftigt sind, bilden die Redacteurs, ferner die Berichterstatter der Parlaments-Sitzungen, die Uebersetzer und endlich die Commis, die bei einem großen Journal angestellt sind, ein Corps von jetzt zu zwanzig hervorragend gebildeten Männern, die stets bereit sind, ihre Kräfte und

*) Der Verf. meint hier die noch zu erwartenden Fresko-Malereien und andere Verzierungen in der Säulenhalle der Haupt-Façade.

Digitized by Google

Mühen zum Besten der gemeinschaftlichen Unternehmung zu vereinen. Es sind Leute, die sich überall Zugang zu verschaffen wissen und die auch bei allen wichtigen Ereignissen selbst zugegen sind; bald steht man sie in der Westminster-Abtei, wo sie der Krönung des Monarchen beiwohnen, bald findet man sie mitten unter dem Tumult der stürmischen Volksversammlungen, oder bei der Hinrichtung eines großen und sündigen Verbrechers.

Eine moderne Englische Zeitung zählt unter ihren Redacteuren Personen von allen Klassen. Die berühmtesten Staatsmänner, die ersten Pairs des Königreichs verschmähen es nicht, mit dem Redacteur ein oder einige Journals selbst zu korrespondiren, während der gemeine Mann, den der Zufall irgend einem Ereignisse beiwohnen läßt, oft auf der Stelle in das Bureau des nächsten Journals hineinläuft, um das mitzutheilen, was er mit eigenen Augen gesehen. Der letztere Umstand ist es besonders, dem die Londoner Tagesblätter stets eine Masse von Neuigkeiten zu verdanken haben, die man in anderen Ländern meist immer so leicht aufzutreiben weiß. Andererseits aber ist zugleich der Nachtheil damit verbunden, daß oft Leute, die sonst gar keinen Beruf haben, beständig auf der Lauer sind, um nur allerlei Neuigkeiten auszuhaschen, und, wenn sich keine in der Wirklichkeit ereignen, selbe den gleichen zu erfinden sich bemühen. Auf diese Weise kommen sich denn die Redacteure gar nicht genug vorsehen, um nicht auch manche lügenhafte und falsche Berichte in ihre Blätter mit aufzunehmen. Was aber bei den modernen Zeitungen am meisten in Erstaunen setzt, ist die Schnelligkeit, womit Alles, was in den Parlaments-Sitzungen vorgeht, aufgefangen und unter das Publikum verbreitet wird. Eine Rede, die in einem der beyden Häuser um fünf Uhr des Morgens improvisirt wurde, ist schon um neun Uhr vollständig gedruckt neben der Theekanne auf unserem Frühstückstische anzutreffen.

Eine Zeitung ist gleichsam ein mit Flügeln versehener Omnibus. Sie durchfliegt alle Räume in der kürzesten Zeit. Sie ist ein ephemärer Riese, der mit jedem Morgen neu geboren wird und der sogleich von Kopf bis Fuß bewaffnet in die Welt tritt. In seiner Hand hält er alle die Leidenschaften, alle die Vorurtheile, so wie alle Interessen, alle Tugenden und Laster der Lebenden, vereint mit allen den verschiedenen Meinungen und Ansichten, die aus diesen Elementen der Verderbniß hervorgehen. Ueberall kommt er an mit seinen Siebenmeilen-Stiefeln und durchreist Alles, was er irgend aufzureizen vermochte. Seine Stimme ist eine solche, die man stets anhören muß, man mag wollen oder nicht, und wenn er nicht selbst die öffentliche Meinung zu leiten im Stande ist, so sagt er sich klüglich darein, um derselben nachgiebig zu folgen. Begebrlich giebt du dich der Politik, dem Handel und allen den mannigfachen Interessen einer bewegten und durchbewegten Welt hin, die sich gegenseitig wieder auf ihre Beute auszuforschen und verfolgt dich auf der Ferse, ohne sich die geringste Bedenklichkeit daraus zu machen. Du magst immerhin, um den Neuigkeiten aus Frankreich und Rußland auszuweichen, das Packetboot besteigen und dich nach Lands-End einschiffen: das Journal schifft sich mit dir zu gleicher Zeit ein. Bedrig dich, wo es dir nur immer beliebt, es sucht dich auf und schreit dir, als wäre es dein bezahlter Wagenführer, seine persönlichen Berichte mit lästiger Geselligkeit mit gellenden Worten in's Ohr; mit einem Worte, es verfolgt dich ganz so wie dein eigener Schatten, und du hast gar kein Mittel, ihm zu entgehen. Im Jahre 1825 reisten wir einmal nach Mexiko zu einer Zeit, wo jenes Land vom Kriege, von innern Unruhen und vom gelben Fieber verheert wurde. Es war noch kein Spekulant uns vorausgeeilt, um etwa wegen Ausbeutung der Silberminen Lust und Leben zu riskiren; auch war kein Reisender uns zuvorgekommen, um darüber ein neues Buch oder eine Reisebeschreibung herauszugeben, aber in den ersten Hause, in das wir eintraten, fanden wir den Englischen Vice-Konsul in die Rauchwolke seiner Cigaere eingehüllt, und vor ihm eine Nummer jener unselbhaften Times, die wir überall anzutreffen bestimmt waren.

Bekanntlich haben die Zeitschriften im Allgemeinen ihren Ursprung den Italiänern zu verdanken. Das Wort Gazetta wird von Einigen von Gazza (Elster), wegen ihrer Geschwätzigkeit, nach Anderen aber von der Benennung einer kleinen Venetianischen Münze abgeleitet, die man in der ersten Zeit für die Zeitungen bezahlte. Wie dem aber auch immer sey, gewiß ist, daß das erste den öffentlichen Ereignissen gewidmete Blatt zu Venedig unter den Auspizien der Regierung verbreitet und nur ein Mal des Monats herausgegeben wurde; aber bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts erschien es nur als Manuskript, da die Venetianische Regierung ohne Zweifel nicht die Absicht hatte, daß dasselbe auch in das Ausland fliegringe.

Während des größten Theiles des siebzehnten Jahrhunderts wurden die Zeitungen in England nur zu unbestimmten Zeiten ausgegeben; erst später fing man an, sie ein oder zwei Mal wöchentlich erscheinen zu lassen. Das erste tägliche Journal kam nach der Abdankung Jakob's II. unter dem Titel The Orange Intelligencer heraus.

Während der Regierung der Königin Anna gab es nur Ein tägliches Journal in England, die übrigen erschienen nur einmal wöchentlich. Einige versuchten es, den Journalen der Literatur mit der Politik zu verbinden, und Sir Richard Steele entwarf um diese Zeit den Plan zu seinem Tatler; aber dem eleganten Addison war es vorbehalten, die Politik aus seinem interessanten Blatte, dem Zuschauer, gänzlich zu verbannen, und seit der Zeit erst haben sich auch die literarischen Journale von den eigentlichen Zeitungen fast gänzlich geschieden.

Anfänglich erschienen die Zeitungen alle in sehr kleinem Formate, und es war in denselben auch oben nicht viel mehr als in einem gewöhnlichen Briefe enthalten; aber seit 1713 sah man sich durch die Stempelgesetze, die auf die Zeitungen gelegt wurde, und durch noch mancherley andere Umstände genöthigt, das Format derselben zu vergrößern und zu gleicher Zeit den Preis dafür zu erhöhen. Trotz der wichtigen Ereignisse aber, die nicht nur in Großbritannien, sondern in ganz Europa während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vorfielen, scheint es den Redakteren oft an Stoff gefehlt zu haben, um ihre Spalten, so klein sie auch noch immer waren, auszufüllen. Im Jahre 1736 half sich die Zeitung von Leicester, ein Blatt, das zu London gedruckt und in der Provinz ausgegeben wurde, dadurch aus der Verlegenheit, daß es in jeder Nummer einen langen Aufsatz aus der Bibel lieferte. Es begann mit der Genesis und fuhr fort bis zum zehnten Kapitel des zweiten Buches Mosis. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

The Marys. (Die Marien, oder Ideale weiblicher Heiligkeit.) Von R. Philip. 3½ Sh.

Account of New-Zealand. (Nachrichten über Neu-Seeland und über die Missionen im Norden der Insel.) Von dem Geistlichen W. Yate. 10½ Sh.

Frankreich.

Die Aufsuchung der „Lilloise.“*)

Neuerdings hat Herr Trochenart, Commandeur der Korvette „la Recherche“, dem Französischen Marine-Minister folgenden Bericht über die vergebliche Reise abgestattet, die er nach der westlichen Küste von Island und nach den Eisfeldern an der Ostküste von Grönland unternommen, um daselbst die seit längerer Zeit vermißte, vom Capitain Jules de Blosseville bestellte Kanonier-Brigg „Lilloise“ aufzusuchen.

„Mein Herr Minister! Als ich am 27. April von Echebucht abreiste, überfiel uns gleich in der ersten Nacht ein Windstoß, in Folge dessen ich mich entschloß, westlich an den Westlichen Inseln vorbei zu steuern. Am 7. Mai erblickten wir die südliche Küste von Island, und am 11ten ankerte ich vor Reikiavik.“

„Ich verließ den Ort am 18ten, und nachdem wir einige Tage mitten unter den Fischer-Fahrzeugen zugebracht, die sich in großer Masse am Skaadbrerg eintraf, begab ich mich nach Dyefiord, wo ich den protestantischen Geistlichen besuchte. Von hieraus erhielt ich die beiden Schreiben, das eine in Dänischer, das andere in Lateinischer Sprache, die ich Ihnen bereits zustellten zu lassen die Ehre hatte. Ew. Excellenz werden daraus ersehen haben, daß man sich jetzt schon nicht mehr wie im vorigen Jahre mit dem Gerüchte trägt, als hätte ein Holländischer Capitain die „Lilloise“ zu Grunde gehen sehen, sondern es heißt vielmehr nur, daß ein Capitain jener Nation einen Matrosen von Dänischer Nation sprechen hörte, daß diese Brigg im Gesicht von Breder-Bugt gewesen und daß ihre Gesellschaften unterzugehen schien müßte.

„Ich durfte mich nicht lange bei einem so unbestimmt lautenden und vagen Gerüchte aufhalten und wandte mich daher gleich nach Onundarfiord, wo ich von Herrn Svenden, einem Dänischen Kaufmanne, eine Note erhielt, die mir die Hoffnung einflößen konnte, die Spuren des aufzusuchenden Schiffes zu entdecken. Sie lautete in der wörtlichen Uebersetzung ungefähr wie folgt:“

„Der einzige Bericht, der mir über Lusbale durch ein Holländisches Fischerschiff hier einlief, besteht darin, daß das eben erwähnte Fahrzeug zur selben Zeit, wo es am Nordcap mit der Fischerei beschäftigt war, die vermißte Französische Brigg in den ersten Tagen des Septembers 1833 in der Entfernung von einigen Meilen auf der hohen See habe untergehen sehen, ohne daß es, wegen des widrigen Windes, im Stande war, der unglücklichen Mannschaft zu Hülfe zu kommen.“**)

„Da Herr Svenden sich weder an den Namen der Person erinnern konnte, von der er diese Nachricht erhalten, noch die Gegend anzugeben wußte, zu welcher er sie empfangen hatte, so wandte ich mich selbst nach Lusbale, in der Hoffnung, dort etwas Positiveres zu erfahren; als kein meine Hoffnung ward getäuscht. Zufällig begegnete ich sieben von den Holländischen Fahrzeugen, die gewöhnlich nach Island auf die Fischerei ausgehen. Die Aussage dieser Schiffer veranlaßte mich, zu glauben, daß jene Nachricht ganz ungegründet sey; sie kamen nämlich alle aus der Breder-Bugt, einem kleinen Hafen, der Meilen von Lusbale entfernt ein mag, daß, wenn irgend einer ihrer Kameraden von der erwähnten Thatsache etwas gewußt, derselbe gewiß nicht unterlassen hätte, ihnen die Nachricht sogleich mitzutheilen, so wie seine Regierung auf der Stelle davon in Kenntniß zu setzen. Mit diesen vergeblichen Fahrten bei einem stürmischen Wetter, wo wir oft Tage lang laviren mußten, um einen Ankerplatz zu erreichen, hatten wir bis zum 15. Juni hingebracht. Es war nunmehr der günstige Augenblick, um den Golf von Breder-Bugt zu besuchen; auch hatte ich mit dem Herrn Gaimard verabredet, daß wir uns um diese Zeit beide zu Grönsfiord einfinden wollten. Ich verließ daher am 16ten Onundarfiord und kam am 25sten vor Olasvik an.“

„Es sollte mir aber weder zu Olasvik, noch später zu Grönsfiord gelingen, etwas Näheres zu erfahren. Die Nachrichten, die ich zu Olasvik einziehen konnte, sprachen alle auf eine positive Weise dafür, daß die „Lilloise“ unmöglich in den bezeichneten Golfe Schiffbruch gelitten haben könne, ohne daß davon einige Spuren zu Ort und Stelle bemerkt worden wären. Da die kleinsten Festen im Sommer von Eis-Fischern, so wie von denjenigen Fahrzeugen besucht wurden, welche die Eier der Seevögel aufsetzen, so zweifelten die Kaufleute gar nicht daran, daß sie Trümmer aufgefunden haben würden, wenn das unglückliche Ereigniß wirklich an jenem Punkte stattgefunden hätte.“

„Am 28sten verließ ich Grönefiord und begab mich nach Sturmtes-Fiord, dem nördlichsten Punkte, der von einem Kaufmann bewohnt wird; ich ankerte daselbst am 27sten, und da ich hier nichts fand, was mich interessiren konnte, so brach ich am 28sten wieder auf, um mich nach Ofen-Bugt zu begeben. Ich erreichte die Bucht in der Nacht vom 30sten. Sie war noch von den Eisschollen eingeschlossen, die einige Tage vor-

*) Vgl. No. 129 des „Magasin“ von 1834, wo wir bereits einen Bericht des ehemaligen auf die Entdeckung der „Lilloise“ ausgesandten Capitains des Schiffes „la Portebaise“ mitgetheilt.

Digitized by Google

ber den Zugang derselben ganz versperrten. Diese Bucht, deren nördliche Seite einen Theil der Nordküste selbst ausmacht, war gerade diejenige, von wo aus man nach dem Berichte des Kaufmanns von Dunsdarfhord die „Killoise“ untergehen gesehen. Die wenigen Einwohner, die ich hier fand, und die sich auch nur während des Sommers hier aufhielten, versicherten mir alle einhlich, daß sie nie etwas von der Existenz der „Killoise“ noch von ihrem Schiffbruche erfahren hätten. Ich überzeugte mich davon auf eine noch bestimmtere Weise, indem ich mit der größten Sorgfalt eine große Menge von Holzstücken untersuchte, die das Meer beständig an das öfter bisher Bucht anstreibt. Unter einer großen Menge von Aichenstämmen, die noch mit ihren Wurzeln zusammenhingen und mehr oder weniger durch das längere Anstreiben an die Eisschollen abgerieben waren, war es mir unmöglich, etwas zu entdecken, das irgendwie ein Bestandtheil eines Fahrzeuges gewesen seyn konnte.“

„Ich beschloß nunmehr, meine Nachforschungen auf den anderen Theil der Instructionen Ew. Excellenz zu richten, nach denen ich auch die Eisfelder erforschen sollte, die die Küsten von Grönland begränzen.“

„Am 1. Juli lief ich von Ufen Bugt in nord-nord-östlicher Richtung aus, und nachdem ich sechs Meilen zurückgelegt, stieß ich anfangs auf Eisschollen, die ich umfuhr, erreichte aber bald das geschlossene Eisfeld, das sich nach Ost-Süd-Ost ausdehnte und einige Meilen vom Nordkap mit dem Lande zusammenzuhängen schien.“

„Das Wetter war mitunter nebelig, und es herrschte ein schwacher Nord-Ostwind, der zuweilen in einen Nordwind umschlug. Ich nahm meinen Lauf westlich und hielt mich in einiger Entfernung von den Eisscholken, indem ich alle Mal die Segel einzog, wenn der Nebel es mir nicht erlaubte, das Innere des Eisfeldes genau zu untersuchen. Am Abend um sieben Uhr befand ich mich am hintersten Theil eines Golfes, wo ich einen vom Eise freien Raum zu bemerken glaubte; da ich mich wegen des Nebels nicht so recht umsehen konnte, so ließ ich näher nach diesem Punkte hin, um mich genauer davon zu überzeugen. Ich begegnete anfangs einer großen Menge von Fahrgriffern Eisstücken, die einen ziemlich freien Durchgang für die Retvesa ließen; bevor ich aber damit kamen sie so dicht, daß es mir unmöglich war, allen auszuweichen und zu verbinden, daß die „Recherche“ an einer derselben anlief. Indeß wich das Eis bald unter der Last des Schiffes, das nur einige Minuten darauf sitzen blieb. Nach dem aber war ich bald nicht mehr Herr der Bewegungen des Schiffes, da die Eisschollen so sehr einander drängten, daß das Fahrzeug während einer halben Stunde nur von einer Eisscholle auf die andere übergung und auf diese Weise kaum zu Athem kommen konnte. Ich war schon im Begriff, an ein Eisfeld anzulegen und mich, um dem gefährlichen Laufe ein Ende zu machen, des Eisankers zu bedienen, als plötzlich ein freier Weg sich zeigte; ich benutzte denselben, um mich zu entfernen.“

„Gegen Abend, da ein frischer Ost-Süd-Ostwind sich erhob und ein dicker Nebel aufstieg, ward ich genöthigt, die Höhe des Meeres zu suchen. Am Morgen des 2ten, da das Wetter wieder schön wurde, nahm ich wieder die Richtung nach dem Eisfelde in einiger Entfernung von demselben, bis ich den Punkt vorbei verlassen hatte, ich fuhr immer längs demselben hin, so daß ich mich stets etwas weniger als zwei Meilen davon entfernt hielt, wobei ich oft zwischen losgerissenen Eisstücken durchpassiren mußte. Mit Ausnahme einiger Stunden Nebel, etwas unglinstiger Winde und Windstille blieb es bis um 8 Uhr fortwährend schön, und Ostwinde, die mit Nordwinden abwechselten, erlaubten mir, ganz nicht an dem Eisfelde vorbeizufahren. Ich fand dasselbe ziemlich fest und verschlossen, zu zuweilen durch Eisschollen von mehr als drei Meilen in der Breite abgeschert, oft aber bisweilen es sich etwas, und man konnte an dasselbe bis auf einige Kabellängen heranskommen. Man unterschied an demselben eine große Anzahl von Buchten von größerer oder geringerer Breite, deren Hintergrund fast immer mit enormen Eisscholken bedeckt war.“

„Es war mir nicht möglich gewesen, dem Festlande von Grönland näher zu kommen, als bis auf sechzehn Meilen, und obgleich das Wetter es für günstig war, so hielt ich es für das Sicherste mir ins Auge gefaßt. Ich bedaure jedoch, nichts von den so merkwürdigen, von mehreren Seefahrern erwähnten Refractions-Phänomenen (als die weite Bläuke) gesehen zu haben, noch von jenen fliegenden Eismassen, welche in wenigen Stunden Windstille ein Fahrzeug um und um einschließen und faß den ganzen Horizont um dasselbe bilden. Ich fand sie ohne alle anscheinende Bewegung, von einer mittleren Höhe von 3 bis 6 Metres, mit Ausnahme einiger Eisbergzuge im Innern des Eisfeldes, die wohl 30—60 Metres hoch seyn konnten. Das Thermometer hielt sich beständig zwischen 0° und 5° unter Null, je nachdem der Wind mehr oder weniger in perpendicularer Richtung nach den Siegelschern hinzog.“

„In der Nacht vom 8ten zum 9ten hörte das Wetter auf, schön zu seyn; der Ost-Süd-Ostwind führte einen dicken Nebel herbei, und ich war genöthigt, mich in einer guten Entfernung von dem Eisfelde zu halten. Am 9ten früh war ich noch damit einige Zeit Striche am Himmel die Eisscholken wahrnehmen, jedoch nicht in hinreichendem Maße, um die Richtung derselben recht zu beurtheilen. Am Abend wurde der Wind sehr frisch, das Meer ward ungeräum, und ein dicker Nebel stieg empor; ich mußte die hohe See suchen, um nicht mit den Stürmen nach dem großen Eisfelde hin verschlagen zu werden.“

„Da das schlechte Wetter, das nunmehr eintrat, eine Fortsetzung der Erforschung des Eisfeldes unmöglich machte, so hielt mir mir zwischen zwei Wegen zu wählen übrig; ich konnte entweder sogleich nach Island zurückkehren, wobei ich alle Hoffnung, von der „Lilloise“ etwas aufzufinden, aufgeben mußte, oder mich demühen, die Dänischen Kolonieen an der südöstlichen Küste von Grönland zu erreichen, wo es nach den Aussichten der geographischen Central-Gesellschaft von Paris nicht ganz unmöglich war, einige nähere Auskunft über das Schicksal der „Lilloise“ zu erhalten. Ich entschied mich für das Letztere, denn ich hatte mir vorgenommen, nichts unvermittelt zu lassen, und obgleich dieser letzte Versuch in meinen Instructionen nicht enthalten war, so hoffte ich doch, daß Ew. Excellenz denselben, mit Rücksicht auf das Motiv, das mich dazu veranlaßte, gewiß billigen werden.“

„Vom 9ten bis zum 13ten blieb das Wetter nebelig, und es wehte ein sehr frischer Ostwind; ich schlug einen mit der präsumirten Richtung der Eisfelder parallelen Weg ein, um die Breite des Kap Farewell's zu erreichen. Am Abend des 12ten hatte sich der Wind nordöstlich gewendet und bereits etwas nachgelassen, aber der Nebel, der nur auf kurze Augenblicke verschwand, erlaubte mir nur, mit großer Vorsicht nach Westen zuzusteuern. Am 13. erblickte ich Eis, konnte aber wegen des Nebels nicht unterscheiden, ob es das Eisfeld, oder nur einzelne losgerissene Stücke wären; ich ward genöthigt, quer dadurch zu fahren. Der Nachmittag des 14ten war ziemlich heiter; ich erlangte folglich das große Eisfeld; es schien mir, als ob es sich gegen Norden ausgedehnen. Ich fuhr in einer Entfernung von drei Meilen längs demselben hin und suchte mich zu überzeugen, ob es nicht etwa wünschlicher einen Durchgang gäbe, der mich direkt nach dem Kap Farewell führen könnte. Um fünf Uhr wurde der Nebel dicker als je; um halb sieben, als ich in die hohe See stechen wollte, bemerkte ich auf einmal, daß wir das Eisfeld vor und unter dem Winde hatten; ich wandte folglich um, und ich befand mich mit Hintergrunde eines durch die Eisscholken gebildeten Golfes, dessen vordere Spitzen ich wegen des herrschenden Südostwindes nicht umfahren konnte; ich ward genöthigt, zu laviren, wobei ich jeden Augenblick derjenigen Eisscholken zu begegnen, denen ich wegen des zu tiefen, in Folge der einbrechenden Nacht und des sehr dicken Nebels eingetretenen Dunkels nicht auszuweichen vermochte. Um elf Uhr, als wir uns endlich außer Gefahr sahen, schlug ich die südliche Richtung ein. Der Tag des 15ten war für uns ganz verloren. Am 16ten der Wiederkehr meiner Gesundheit; ich verfolgte meinen Weg weiter, und um sieben Uhr überstieg ich das Eisfeld, das wir einige Stunden in südlicher Richtung umfuhren.“

„Nach Mittag aber, da sich ein Nord-Westwind erhob, sah ich mich genöthigt, zu laviren, und ich übergezogte mich zugleich, daß das Eisfeld am äußersten Ende nicht breiter als zehn Meilen war. Am 17ten fuhr ich fort, zu laviren, um den Meridian von Friedrichsthal zu erreichen, wobei ich auf große Eisscholken stieß, die in einiger Entfernung auf der hohen See schwammen. Am 18ten fuhr ich von neuem ein Nebel auf; ich glaubte mich von der Eisbank ziemlich entfernt, als ich auf einmal um sechs Uhr auf sehr große Eisscholken kam, an die das Fahrzeug beinahe angetauen wäre, und bald entdeckte ich auch die Eisbank, deren Richtung ich aber nicht gut unterscheiden konnte. Am 19ten war ich auf neunzehn Meilen, von dem Punkte aus, wo ich den Tag vorher die Eisscholken bemerkte, westlich vorgerückt. Nachdem ich die Länge von Friedrichsthal passirt hatte, kreuzte ich bei günstigen Winden und einem vortrefflichen Wetter in nordnordöstlicher Richtung, um zu versuchen es, wenn möglich dasselbst angekommen als auf einmal unsere Wachposten Eisscholken erblickten, und bald darauf befanden wir uns auf zwei Fuße einer aus ungeheuren Stücken zusammengesetzten Eisbank, deren Gränze in der Breite nicht zu messen war und deren Richtung sich von Osten nach Westen ausdehnte.“

„Nach der Lage, in der ich mich gegenwärtig befand, und nach der in welcher ich den Eisscholken am Tage vorher begegnete, mußte ich schließen, daß die Eisbank, anstatt parallel mit der Küste zu laufen, sich noch über die Westseite derselben hinaus erstrecke, und daß es mir nicht möglich war, das Kap Desolation zu erreichen. Ich konnte nichts anderes entnehmen, als daß ich hier in einem der unglinstigen Augenblicke angekommen war, wo die Fahrt dieser Küste unzugänglich sind, und ich entschied mich demnach, meinen Versuch aufzugeben.“

„Am Nachmittag des 18ten kehrte ich nach Island zurück, und am 24sten erreichte ich, unter günstigen Ostwinden, das Nordkap. Ich fand hier die Fahrzeuge Fischereiflotte in großer Zahl; seine Ankunft hatte das Kap Bonaventure während meiner Abwesenheit verlassen, und in diesem Augenblicke hingen die Eismassen einige Meilen südöstlich vom Nordkap ganz mit dem Festlande zusammen. Vom 25sten bis zum 28sten wehten heftige Westwinde nach den nordöstlichen Buchten hin, und ich legte, den Augenblick benutzend, in Dyre-fiord an.“

„Am 15. August fuch ich wieder in die See und hielt mich bis zum 25sten mitten unter den Fischern auf, deren Zahl sich schon beträchtlich vermindert hatte; hierauf begab ich mich nach Reykiavik, wo ich den Herrn Goimard fand, der eben dasselbst angekommen war.“

„Am 1. September verließ die „Recherche“ Reikiavik und lief am 13ten, nach einer ganz vergeblichen Reise, in den Hafen von Ebenbourg ein.

Mannigfaltiges.

— Neue Expedition in das Innere Neu-Hollands! Der kurzem rastete die Reise-Gesellschaft unter Major Mitchell, die glänzend ausgerüstet war, bei Bathurst, um noch mehr Vorräthe einzunehmen, und setzte drei Tage später ihren Marsch nach einem centralen Punkte in dem Bori-Lande weiter fort. Von da wollten sich die Reisenden südwestlich gegen die Flüsse Darling, Murrumbidgie und Murray wenden. Dann sollte es wieder nordwestlich gehen, auf welchem Zuge man von dem Daseyn der großen Wasser, die in den Gebirgen von Wynnentlande ihre Quelle haben sollen, sich übergzeugen will. Die Gesellschaft ist auf ein Jahr equipirt und kann in dem Gebiete reisen. Ein gewaltiges Boot aus Zedern und ein etwas kleineres Wallfisch-Boot, die einen Theil der Equipirung bilden, werden auf einem beinahe vierzig Fuß langen Fuhrwerke transportirt. (Sydney Monitor.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 134. Berlin, Montag den 9. November 1835.

Frankreich.

Das Theater in Marseille.

Sonnabend den 28. November 1772 wurden auf dem Marseiller Theater die beiden Gefangen und die Liebschaften von Ragonde gegeben. Gegen das Ende der Vorstellung ließ sich eine sehr große Bewegung unter dem Publikum verspüren; hier und da hatten sich Trupps junger Männer gebildet, und lebhafte Worte waren halblaut von einem zum anderen gestogen. Der letzte Akt des Ballets war zu Ende und der Vorhang gefallen. Wie üblich, wurde er noch einmal aufgezogen, und der Schauspieler und Regisseur Dugueseny trat vor, die Vorstellung für den nächsten Tag anzukündigen.

„Meine Herren", sprach er, „Morgen, Sonntag, werden wir die Ehre haben, Zemire und Azor und Versteilte Untreue (les fausses Infidelités) aufzuführen."

Sonst pflegten die Zuschauer in der Regel während dieser Ankündigung den Saal zu verlassen; diesmal blieb Alles auf seinen Plätzen, und so wie Duguesnoy das letzte Wort gesprochen hatte, brach von allen Seiten ein Geschrei des Unwillens los, und der Hauptstimmführer rief sich vernehmen: Nicht Zemire und Azor!

Dugueenoy, dem dieser Lärm ganz unerwartet kam, zog sich voller Bestürzung, sich gegen das Publikum wiederholt verbeugend, zurück; der Vorhang fiel, die Theater-Diener blisen die Lichter aus, und die Zuschauer entfernten sich nach und nach, immerfort noch, auf der Treppe und auch noch auf der Straße lärmend und schreiend: Nicht Zemire und Azor!

So ernsthaft also sprach sich das Marseiller Publikum gegen eine Oper aus, die in Paris so wie in der Provinz zu den Lieblings-Opern gehörte, und es wollte weder von Herrn von Marmontel's Text, noch von Grétry's Musik etwas wissen. Ist genug schon war Zemire und Azor auf der Marseiller Bühne gegeben und immer höchst beifällig aufgenommen worden? das Verdammungs-Urtheil, das an jenem Abend darüber ausgesprochen wurde, hatte andere als ästhetische Ursachen zum Grunde, die der Kunst ganz fern lagen, und die wir näher auseinandersetzen wollen.

Von allen größeren Städten Frankreichs war Marseille diejenige, die am spätesten ein Theater hatte. Corneille und Molière waren lange Zeit unbekannte Götter für Marseille; dann und wann kamen herumziehende Schauspieler und gaben eine schlechte Farce, damit war man zufrieden. Als endlich ein stehendes Theater eingerichtet wurde, gingen die Marseiller, die seinen Sinn für dramatische Kunst haben, nicht des Schauspiels oder der Kunst wegen hinein. Das Theater wurde nur die allgemeine Versammlungsstelle derjenigen, wo die Kaufleute sich gegenseitig zusammenfanden, den Faden ihrer Börsen-Operationen mit Bequemlichkeit wieder aufzunehmen, wo die junge Welt sich traf, sich die Neuigkeiten des Tages mittheilten. Es war ein Mittelpunkt für die allgemeine Conversation, für Liebeshändel und Intriguen aller Art. Es vertrat die Stelle der Zeitungen. Man diskutirte hier über die politischen Angelegenheiten, las die Briefe aus Paris, stundenlange Kinkteten, Stadt-Geschichten wurden hier in Umlauf gesetzt, mit einem Wort, man war hier in Bewegung und im Schwunge, was man benutzte im Sémaphore und im Messager, zwei Marseiller Lokalblättern, hinlet. Alles, bis auf die Ankündigungen der Kaufleute und die Ankunft der Schiffe. So war das Marseiller Theater im 18ten Jahrhundert beschaffen. Nach der Pest half ihm die Erneuerung und Erhöhung des Wohlstandes und Luxus, die in Marseille so bedeutend wurden, auch nicht auf. Man brachte dieselbe Gleichgültigkeit mit in's Theater und die nämlichen Gespräche; man ging hinein, um zu hören und von den Angelegenheiten der Zeit und des Tages zu plaudern, wie früher.

So war nun eben im Jahre 1772 die Haupt-Angelegenheit des Tages für ganz Frankreich die Parlaments-Reform des Kanzlers Maupeou. Diese Reform hatte, wie die übrigen, so auch das Parlament von Aix betroffen und in der Provence vielen Lärm gemacht. Die Feindschaft, die zwischen Marseille und Aix herrscht, war bei der Gelegenheit auf den höchsten Grad gestiegen; Marseille fand nämlich unter der hohen Gerichtsbarkeit von Aix. Schon von Alters her rivalisirten diese beiden Städte beständig mit einander; sie stritten seit Jahrhunderten um den Vorrang in der Provence. Jede von ihnen hatte ihren großen Einfluß: Aix durch seinen Adel, der damals etwas galt, Marseille durch sein Geld. Die eisernen Kassetten der einen, und die Wappen der anderen verbanden sich dann und dann wohl einmal zu einer legitimen Heirath, aber die Massen kommen doch nie dahin, sich gegenseitig zu verständigen, und das Marseiller Theater mußte für die Kämpfe der beiden erbitterten Parteien oft den Wahlplatz abgeben.

Aix hatte sein Theater, und der Adel kam daher nach Marseille beräuber, wenn er dies oder jenes Stück sehen wollte. Nun ging es in Marseille, wie in den meisten Hauptstädten der Provinzen: sämmtliche großstädtische Laster suchten sich ihre Stätte in der Nähe des Theaters und drängten sich, wie um einen günstigen Mittelpunkt, um den entweihten Tempel der Kunst an; alle sieben Hauptsünden hatten sich um die Coulissen häuslich niedergelassen. Natürlich auf allen Punkten, wie Aix war, Sitz eines Parlaments und einer Akademie, eine Stadt, wo mit Gerechtigkeit ein heilloser Handel getrieben und mit der Wissenschaft schamlüblich gewartet und getrifft wurde, bot es doch wenig Gelegenheit für ausschweifende Verquälungen dar, und seine adelige Jugend pflegte sich deshalb, wenn sie ihren Lüsten fröhnen wollte, nach Marseille zu begeben. Nach ihren Gelagen kamen diese junge Herren dann ins Theater und trieben dort, am Publikum ihre Witze auslassend, mit unanständigen Redensarten und frechen Manieren den ärgsten Unfug. Die jungen Marseiller, schon von Natur kurz angebunden, ließen sich hierbei seinen die Gelegenheit entschlüpfen, diese verhaßten Nachbarn für ihre Liederlichkeiten und Anmaßungen gehörlich zu züchtigen.

Diese Erbitterung gegen den Adel von Aix und das Maupeouische Parlament war nun in Marseille gerade auf ihrer Höhe, als man erfuhr, daß die Marquise d'Albertas dem Magistrat angezigt habe, sie würde am anderen Tage nach Marseille kommen und wünsche, Zemire und Azor zu sehen. Frau von Albertas war die Gemahlin des vom Kanzler Maupeou ernannten ersten Präsidenten. Frau des ersten Präsidenten und Marquise aus Aix, das war für das Marseiller Publikum mehr als genug, ihr zu widersprechen und das Repertoir ihren Wünschen zu verschließen. Darum hatte man also die Oper von Marmontel und Grétry sich haben wollen.

Nachdem sich das Publikum so unumwunden und energisch ausgesprochen hatte, war man ziemlich einstimmig der Meinung, daß der Magistrat, um weiterem Lärmen vorzubeugen, den Direktor des Theaters veranlassen würde, statt Zemire und Azor ein anderes Stück zu geben. Um so größer war das allgemeine Erstaunen, als am folgenden Morgen um die Stunde der Wachparade, gerade als die schöne Welt aus der Messe kam und die Promenade begann, die Zettel angeschlagen wurden, und man las:

Heute Sonntag den 29. November
Auf Befehl
Zemire und Azor.

Der Zettel wurde sogleich abgerissen und mit Füßen getreten; die jungen Leute, den denen die Opposition Abends vorher im Theater ausgegangen war, hielten im Wallhause der Straße d'Aubagne eine Besammlung und beschlossen einmüthig, die Vorstellung der verhaßten Oper zu verhindern. Sie sandten zum Direktor und setzten ihn von ihrem unwiderruflichen Beschlusse in Kenntniß. Der Direktor, in der größten Angst, lief zum Bürgermeister, dieser aber blieb gegen alle Vorstellungen und Bitten taub und befahl, das einmal angekündigte Stück zu geben.

Schon um drei Uhr war die Vorhalle des Theaters und der Platz vor demselben dichtgedrängt voll. Es wurde geöffnet, und in wenigen Minuten war der Saal gefüllt. Die Ungeduld war ungemein groß; die höchste Aufregung und Spannung herrschte unter den ganzen Publikum. Als zum Beginn der Vorstellung vertrieb man sich die Zeit mit Absingen der Spottlieder, die auf Maupeou und seine Kreaturen herumgingen; einzelne Strophen darunter waren gegen den Präsidenten d'Albertas besonders verfaßt; man suchte denselben aus dem Siegreif gegen die Präsidentin dazu. Es war ein höchst ergötzliches politisches Konzert. Endlich erschien der Magistrat in seiner Loge; zu gleicher Zeit trat Frau von Albertas mit ihrer Gesellschaft in die Gouvernements-Loge herein. So wie sie Platz genommen, begann das Orchester die Ouverture von Zemire und Azor. Man ließ dies noch durch. Der Vorhang ging auf. Aber kaum war er in die Höhe, so wurden auch ein junger Mann, Numerus Remulat, aus einer der ersten Familien Marseilles, der eine sehr große Estalt und starke Stimme hatte und zum Sprecher ernannt war, das Wort und trieb den beiden Schauspielern, die auf der Bühne waren, zu: „Meine Herren, treten Sie gefälligst ab; wir lassen Zemire und Azor nicht spielen, geben Sie dafür ein Stück, welches sie wollen."

Die Worte wurden vom ganzen Publikum auf's kräftigste und lebhafteste unterstützt. Einer der Magistrats-Pursuivan, ein Freund der Familie Albertas, wollte nun seinerseits das Publikum herausgehen,

Digitized by Google

man ließ ihn aber nicht zu Worte kommen; die Schauspieler traten ab, und der Vorhang fiel.

Nun wurden die Lieder auf Maupeou und den Präsidenten und die Präsidentin von Albertas von neuem angestimmt. Jean von Albertas sah sich genöthigt, die Vorhänge ihrer Loge zuziehen zu lassen. Der Magistrat, der hier hinausgegangen war, trat wieder herein in Amtestleidung, der rothen Robe, der Simarre und dem Chaperon. Der Vorhang ging wieder in die Höhe, und die beiden Schauspieler, welche die erste Scene von Zemire und Azor zu spielen hatten, traten wieder auf. Mit einem wüthenden Gesicht und Geschrei wurden sie empfangen. Vergeblich bemühte sich der Magistrat in seinen Chaperons, das erzürnte Publikum zum Schweigen zu bringen. Die Bürgergarde trat in's Parterre zur ersten Thür herein, man komplimentirte ihn höflichst aus andern hinaus. Da dies Mittel fruchtlos geblieben war, so that sich der Magistrat, der nicht nachgeben wollte, von Herrn von Piles, dem Landrichter von Marseille, zweihundert Mann Soldaten aus. Herr von Piles gab, wie sein Land-Namensvetter in der Bibel, dem Magistrat zur Antwort: „Ich wasche bei dieser Sache meine Hände in Unschuld!" Und er gab die zweihundert Mann.

Mittlerweile war der Vorhang mehrere Male aufgezogen worden und wieder gefallen. Frau von Albertas hatte sich unter allgemeinem Spott und Gelächter zurückziehen müssen; einige Exellente aus Aix, die sich zu vortaut gemacht hatten, waren etwas stark auf den Mund geklopft worden; Geschrei, Gezisch, Spottverse, Lärmen aller Art schallten sodend von einem Ende des Saales zum andern. Es währte nicht lange, so sah man auch die Uniformen im Parterre; hinterr Soldaten drängten herein, mit Kolbenschlägen Platz machend. Der kommandirende Offizier wandte sich gegen die Loge des Magistrats und salutirte mit seinem Degen. Eine der Magistrats-Personen, die nämliche, die noch kurz vorher vergeblich zu sprechen versuchte, legte sich zur Loge heraus und schrie mit donnernder Stimme: „Bringen Sie die Schreier zum Gehorsam, todt oder lebendig!"

Da erhebt das Theater von Marseille eine Scene, wie die Theater-Annalen, Gott sey Dank, keine zweite darbieten. Anfangs hatten die Soldaten mit den Kolben gestoßen, dann kam das Bajonnett daran, endlich gaben sie Feuer. Die Verwirrung, das Getümmel, das Handgemenge wurden fürchterlich. Von allen Seiten Angriff und Flucht, die Wehrlosen niedergestürzt, von den Soldaten um sich herum geschlagen und gestochen, wie und wo sie zukamen. In die Logen wurde hineingefeuert, die Getroffenen stürzten über die Brüstungen herab ins Parterre. Unter dem Geschrei der Verzweiflung und Wuth knallten die Flinten, pfiffen die Kugeln. Auf den Korridors schlug man sich herum; an allen Ausgängen wurden die Flüchtenden mit Hieben und Kugeln empfangen. Gleich zu Anfang war man vom Parterre aus auf die Bühne gesprungen; die Soldaten schossen hinauf; ein Reiter stürzte getroffen zu Boden; die Verwand und das Luterwerk der Coulissen geriethen in Brand. In den Logen Leichname, das Parterre schwamm in Blut. Endlich, als der Saal völlig geräumet war, hörte das Gemetzel auf, die Soldaten und der Magistrat besanden sich allein noch im Saale.

Am andern Morgen wurden die Todten gezählt; es waren über funfzehn, und hundert Verwundete. Räumsal war zuerst gefallen. Die ersten Familien von Marseille hatten ihre theure Mitglieder zu beklagen.

Mitten in der Verwirrung und Empörung, die dieses Vorfallen, das werde Ereignis in Marseille verbreitete, ging die Geschichte einer traurigen komischen Episode mit herum. Man erzählte sich, ein Holländischer Schiffs-Capitain, der erst am Morgen aus dem Lazareth entlassen worden, habe sich ebenfalls in's Theater begeben, um dieses für ihn ganz neue Schauspiel auch einmal mit anzusehen. Er war in seinem Leben noch nicht im Theater gewesen, hatte aber Wunderding davon gehört. Als er nun das Geschrei der Zuschauer vernahm und die Truppen in's Parterre eintreten sah, dachte er, dies wäre eine Komödie, und sperrte Augen und Ohren auf, so weit er konnte. Die Zinnenschüsse erschrecken ihn auch nicht im mindesten, und seine Jnsulen hörte erst auf, als er eine Kugel in den Leib kriegte. Er stard am andern Morgen.

Einige Jahre nach diesem Blutbad war der Saal, wo es stattgefunden, so baufällig geworden, daß der Gouverneur, der Herzog von Spanien, Mitglied der Akademie und Gouverneur der Provence, einen neuen auf dem Platze des alten Arsenals, dicht am Hafen, erbauen ließ. Dies ist das gegenwärtige große Theater. Es wurde nach dem Plan der Architekten Venard gebaut und kostete 1,300,000 Livres, die Marseille selbst ungerechnet. Eine sehr schöne Straße, die von der Cannebière nach dem Theater führt, trägt den Namen der Prinzen. In dieser Straße Beauvau steht ein prachtvolles Palais neben dem andern, die Bewunderung aller Fremden, die nach Marseille kommen. Die Straße hinter dem Theater heißt Straße Albertas, gleichsam um ein Andenken zu verewigen, das unter den Ruinen des alten Saales doch nicht Ruh' und Rast haben wollte; auf dem Platze des alten Saales steht jetzt eine Halle, von dem Präfekten Charles Delacroix erbaut.

Noch heutzutage ist das Theater in Marseille, was es im 18ten Jahrhundert war. Es ist noch immer sür den gebildeten Theil des Publikums ein politischer Zirkel, die zweite Börse. Marseille hat schon seden oder acht Journale zugleich gehabt, aber das Theater ist immer seine beste Zeitung geblieben. Jetzt wird darin nicht mehr von Aix gestritten, das ist todt und todt und vergangen, nicht von seinem sossilen Marquis mehr und dem Comte Maupeou; jetzt sind es die Kammern, die Angelegenheiten des Landes und Stadt-Geschichten, von denen man sich darin unterhält. In den schönsten Scenen des Schauspiels oder der Oper spekulirt in den Logen oder auf den Korridors die Handelswelt auf Oel und Seife, verkaufen die Mäkler Zucker und Jndigo, wird abgeschlossen und verschert. Wenn die Meinungen getheilt sind und Parteiungen entstehen, was eben nichts Seltenes ist in Marseille, so ist es vor Allem das Theater, was die Wirkungen derselben mit zu empfinden hat, und wo Aufregungen dieser Art laut werden. So hat es während der Revolution und noch derselben oft genug den wildem Geschrei und erbittertem Ernst wiedergehallt, aber auch mitten unter den heftigsten Stürmen der politischen Leidenschaften, und den verabscheutsten und gefahrvollsten Verhältnissen und Umständen, hat es doch glücklicherweise nichts wieder erleben dürfen, was jenem unglückseligen Abend, jener Vorstellung von Zemire und Azor ähnlich gesehen hätte. Seit der Restauration ist der stürmischste Theater-Abend in Marseille der gewesen, als der „Soldat laboureur" gegeben wurde, ein Stück voll patriotischer Anspielungen und Beziehungen, das von der Jugend mit Begeisterung gegen die eben so böswilligen als antinationalen Umtriebe der Engländer gerichtet gehalten wurde.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir noch eine ziemlich seltsame Scene mittheilen, die im Marseiller Theater im Jahre 1814 vorgefallen ist: Monsieur, der Graf von Artois, brehete bei seinem Besuch in Marseille das Theater mit seiner Gegenwart. Einen Prinzen aus der frommen gottesfürchtigen Familie der Bourbons im Theater zu erblicken, war Gegenstand des größten Aergernisses für die Royalisten in Marseille. Monsieur, der ihre Gemüthlichkeit kannte, hatte gehofft, sie würden an einem schönen Abend in der Loge des Präfekten. Man spielte ganz besonders dem Prinzen zu Ehren die Michaud'schen Erben und die Jagdpartie Heinrich's IV. Zu dieser Zeit gingen die Marseiller, deren Handel unter der Kaiserherrschaft sehr gelitten hatte, gerade damit um, dem Könige anzuliegen, ihren Hafen, als Entschädigung für die erlittenen Verluste, zum Freihafen zu erklären. In der Mark zwischen den beiden Stücken trat der Kommissarien Desbrosses über die Marseiller funfzehn Jahre als erster Komiker regelmäßig bat und angenehm wärtig Arzt in Algier ist, wo er hinzugegangen war, um Stücke von Theater des Variétés zu spielen) auf der Bühne auf und stimmte ein allegorisches Liedchen an, das mit folgender Strophe anfing:

C'est la Franchise,
Qu'il faut chanter en ce beau jour,
Et le vrai nom qu'on me donne,
Que la Provence eut le séjour
De la Franchise.

Ein Beavo, das gar nicht enden wollte, belohnte und unterstützte diese geistreiche Anspielung. Als Desbrosses fertig war, erhob sich der Graf von Artois und sprach, das Parterre begrüßend, folgende Worte als Erwiderung: „Ich bin dem Könige, meinem Bruder, deaufragt, in den Marseillern zu sprechen, die mir vor allen andern angelegentlich am Herzen liegt, als den Handel von treflichen Stadt Marseille auf alle Weise zu begünstigen. Bei meiner Ankunft in Paris werde ich meinen Bruder, den König, noch ganz besonders darum ersuchen, Ihren Hafen zum Freihafen zu erklären."

Niemals ist Talma so applaudirt worden, wie Monsieur an jenem Abend. Die Freiheit, um welche Desrouds gebeten hatte, wurde ihr willigt, und als die Marseiller einen Monat darauf sahen, daß sie ihnen mehr Schaden als Nutzen brachte, schrieben sie ohne Weiteres an den Grafen von Artois und baten ihn um Aufhebung derselben. Auch diese wurde ihnen bewilligt, obgleich sie diesmal in Prosa und ohne Musik eingekommen waren.

Wenn der Handel unter der Kaiserherrschaft schlecht ging, so hatte dagegen die dramatische Kunst nie eine schönere Epoche in Marseille, als gerade damals. Mlle. Mars spielte dort im Herbst 1814, während gegenwärtig einer Mühe hat, sich zu erhalten, und das Theâtre des Allées vergeblich zwei Mal wöchentlich die fürchterlichsten Mitedramen und die tollsten Vaudevilles der Pariser Repertoirs zum Besten gibt. Wie so machte das Theater ein so erstaunliches Glück zu einer Zeit, wo die Stadt ruinirt war, und wo alle junge Leute in den Regimentern Recken? Es ist dies ein Gedrimnis, das man vergeblich aufklären versucht. Thatsache ist, daß der Theater jenen Abend wenigstens. Zu dieser Zeit war es, wo der Direktor Nibié hundertausend Thaler mit dem „Pied de Mouton" verdiente und Herr Zay auch seinen Aufwand Marseille in Erstaunen setzte. Herr Zay war dasselbe am Großen Theater in Marseille, was Herr Véron dri der Oper in Paris gewesen ist, nur mit dem Unterschied, daß Herr Zay mit einem Bankerott geendet hat und gegenwärtig, von den Angaben aller Ehrlichen sein Heil erwartend, in Paris verschollen ist, während Véron Schätze zu finden, die ihm in seinen Büreaus in Marseille von selbst zuströmten, und die er nur durch die thörichtsten Verschwendungen hatte erschöpfen können. Fast gleichzeitig dirigirten Desvoyges und Jacquelin einen der Theater in Marseille, das Theater des Jeunes Artistes — das sich auf der Stätte eines Volkeklubs im Saale der Straße Thubaneau erhoben hatte. In Marseille war es, wo die beiden geistreichen Bandenchefs ihre ersten Siege gewannen.

In ganz Frankreich hat es keine Theater-Direction so schlimm, wie die Marseiller. Die geschicktesten sind hier gescheitert. Und doch hat wieder die Magistrat allsährlich eine sehr reichliche Breitenen. Vor zehn Jahren bestand sie in funfzehntausend Francs; gegenwärtig beläuft sie sich auf 60,000. Doch, was wollen alle Bestrenten gegen die Gleichgültigkeit des Publikums sagen? Diese Gleichgültigkeit hat von jeher Rattgefunden; das Theater ist sie für Marseille ist ein Bedürfniß gewesen, das sie wahrhaft ergötzt oder interessirt hätte; die Leute gehen nur ins Theater, wenn ein berühmter Schauspieler aus Paris Gastrollen giebt, und die Männer würden gar nicht hingehen, wenn sie nicht in der Eigenschaft als Abonnenten und Jnhaber der ersten Logen die Erlaubniß hätten, sich während der Dauer der Vorstellung hinter den Coulissen herumzutreiben. Das Marseiller Theater ist das einzige in Frankreich, wo dies gestattet ist; das ist zugleich das einzige von allen denen unserer großen Städte, wo die Zuschauer im Parterre keine Stehplätze haben; eine einzige Bank läuft unter der ersten Loge rehe herum, und diese wird für alle Männer leer gelassen, nicht etwa einem bestimmten Geseh zufolge, sondern aus reiner Rücksicht auf das Alter und einer Ehrfurcht vor demselben, die an die alten Tage Spartas

Digitized by Google

erinnert. An manchen Abenden ist das Parterre ungewöhnlich gefüllt; man drängt und stößt sich darin, und wie ein Meer wogt das Gewühl, Kopf an Kopf — dann sind die Matrosen drin, und die wunderlichsten Scenen kommen dann vor. Bänke im Parterre würden das Publikum dieses ergötzlichen Schauspiels berauben und der Direction ein Drittheil Platz wegnehmen. Kenner bewundern noch im Marseiller Theater einen Plafond von Réaux, vorstellend den Apoll und die Musen, in dem Saurinus (vor Zeit) Blumen streuen.

Es ist eine zum Sprichwort gewordene Wahrheit, daß das Marseiller Publikum nur Ohren hat für das Ballet. Hinter den Coulissen umherschwärmend, oder auf ihren Plätzen während der Melodieen der Oper oder der Tiraden des Trauerspiels plaudernd und schwatzend, wird es sogleich still und ist augenblicks ganz Ohr und Aufmerksamkeit, so wie der Moment der Entrechats kommt. So haben denn auch den größten Sucreß auf der Marseiller Bühne die „Amours de Vénus" von Voisbet errungen; der „Pied de Mouton" kommt erst hinter diesen. Seit einigen Jahren indeß bemüht sich eine junge Generation, die den Wissenschaften und Künsten hold ist, den Geschmack des Publikums zu reformiren und einen Sinn für das Drama bei demselben zu erwecken. Durch die Bestrebungen dieser jungen Männer sind die neueren dramatischen Werke in Marseille in Scene gesetzt worden. Man wird sich von ihrem Eifer einen Begriff machen können, wenn wir sagen, daß nach der ersten Vorstellung von Antony die Haupt-Enthusiasten auf die Bühne sprangen, das Buch aus dem Souffleurkasten herausrissen und es mit Lorbeern bekränzten. Eine nicht minder glänzende Aufnahme hat Robert der Teufel gefunden. (R. d. P.)

Bibliographie.

Histoire de l'Empire Ottoman. — Aus dem Deutschen Joseph's von Hammer, unter Anleitung deßelben übersetzt von J. J. Pellet. Th. I. u. II. 20 Fr.

Numismatique du moyen age, considérée sous le rapport du type; accompagnée d'un atlas, composé de tables chronologiques, de cartes géographiques et de figures de monnaies gravées en cuivre. — Von Joachim Lelewel. 2 Bände und 1 Atlas. 40 Fr.

Faune entomologique des environs de Paris. — Von Boisduval und Lacordaire, 1ter Bd.

Histoire complète des ruptures et des déchiremens de l'utérus, du vagin et du périnée. — Von F. Duparcque. 6½ Fr.

Notice sur l'épidémie du Choléra-Morbus indien qui a régné dans les ports de la Méditerranée et dans toute la Provence, pendant les mois de juillet et d'août 1835. — Vom Baron Larrey. In 4.

England.

Das Zeitungswesen in England.

(Schluß.)

Gegenwärtig bieten die zu London erscheinenden Zeitungen unstreitig das interessanteste Sittengemälde des ganzen Königreiches dar. Es ist merkwürdige Räthsel, diese ausgedehnten umfangreichen Blätter, die täglich um 6 Uhr des Morgens ausgegeben werden und immer wieder mit Neuigkeiten ganz angefüllt sind. Ein Fremder kann dann bereisen, wohin die Menge der mannigfachen Ereignisse, wohin die so vielen Nordstaaten, Feuersbrünste, Entführungen und die anderen „interessanten Neuigkeiten" kommen, die dir Hauptstadt täglich aufzuweisen hat. Das sagt man erst zu der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der in dem Staate angestrengten Speculationen und Unternehmungen, von denen die einen so weitaussichtig sind, die anderen so gemeinschädlich erscheinen und über welche doch für so viele Personen unerschöpfliche Geldquellen eröffnen! Hier kündigt uns eine Spalte das devorstehende Abgehen von hundert Schiffen an, die bereit sind, nach allen Häfen der Welt auszulaufen; weiter unten heißt es: „Das nach Richmond bestimmte Dampfschiff geht alle Sonntage um neun Uhr des Morgens ab, es sind am Bord allerlei Erfrischungsmittel angestrengt, und das Fahrgeld beträgt 2 Schilling 6 Pence für die Person." — Der Eine reisirt sich: „aller möglichen Summen von zweihundert bis zehntausend Pfund auszuleihen." Ein Anderer wiederum zeigt an: „das nach den einigen Damen, deren momentane Lage einen gedeimen Zufluchtsort wünschenswerth machte, sich nur nach No. 34, James Street, Groß's Inn Lane, nach der Thüre neben dem Kaufmannsladen wenden dürften, wo man ihnen ein in einer schönen freien Gegend gelegenes Haus anweisen wird, woselbst sie mit aller Zuvorkommenheit und unter der größten Verschwiegenheit aufgenommen werden würden." Die Etablissungs-Anstalten begegnen dir allen möglichen Personen und Gestalten, von der Penßion für Portschüler an, wo man jährlich sechzehn Guineen zahlt, bis zum Institut des von der Universität von Cambridge beehrdirten Doctors Dolittle, auf dem Grosvener-Platz, wo die Pensionen weitbunderl Guineen kostet. Auf der folgenden Seite findest du die Adresse eines Irrenhauses, wo die Leidenden mit der zärtlichsten Sorgfalt behandelt werden, und wobei man dich zu näherer Erkundigung auf hundert frühere Kranken verweist, die in der Anstalt von ihrem Wahnsinn völlig geheilt wurden.

Nirgends kommen aber erst alle die Leute, die in ihren verschiedenen Hauptbierungen und Gewerben mit einander wetteifern. Der Eine kündigt an, daß es ihm gelungen sey, eine Jubiter Sauce zu vervollkommnen, und der Andere empfiehlt sich zur Leitung der in Indien zu betreibenden Geschäfte. Die Compagnie von Bridge-Street versichert das Leben für eine mäßige Prämie, wogegen der hinterdrein sich empfehlende Leichenbestatter von Fittmaker erst durch den Tod seiner Kunden ganz sein Glück macht. Der Flanellhändler bietet seine zehntausend Stück vortrefflicher Mollons aus, so wie der Parfümerie seine beispiellos gute Rasir-Seife; der Eine hat ein Patent auf Stahlfedern und der Andere auf Stecknadeln erhalten; Dieser hier fertigt Drehrollen an und Jener dort macht Goldfitzter; der Eine verkauft Pasteten von Perigord und der Andere Ringen von Glas.

Will man sich einen Begriff von den abgeschmacktesten und seltsamen Ankündigungen machen, die mitunter in den Zeitungen vorkommen, so lese man nur folgende Anzeige, die vor kurzem in der „Times" zu finden war: „Es wird höflich ein achtbarer und wohlerzogener Lakay gesucht, der die todten Sprachen versteht und der ersten lebenden Sprachen geläufig spricht. Derselbe muß, wenn er bei Tische aufwartet, ein feines Benehmen zeigen, er muß die Messer und Gabeln gut zu putzen und ein Pferd und ein Kabriolet in Ordnung zu halten verstehen. Seine Manieren müssen ernst und bescheiden seyn: auch muß er mit den Kindern spielen und den Mädchen die Betten machen helfen."

Es bleibt uns noch übrig, einige Details über die Journale von London hinzuzufügen, um das Bild der periodischen Presse von England zu vollenden.

In dem übrigen Europa besteht im Allgemeinen der Gebrauch, daß die Leser der Zeitschriften sich abonniren, das heißt, daß sie jährlich oder halb- oder vierteljährlich im Voraus eine gewisse Summe bezahlen, für welche die Direction sich verpflichtet, ihre Zeitung oder ihr Journal dem Abonnenten ins Haus zu schicken. In England hingegen ist dies ganz anders. Diejenigen, welche ein Blatt in ihrer Behausung lesen wollen, müssen sich dasselbe in besonderer Commissionair zu nehmen, die sich eigens damit beschäftigen, das sie täglich zur Zeit, wo die einzelnen Journale ausgegeben werden, in den verschiedenen Büreaus so viel Blätter kaufen, als ihre Kunden deßelben bedarf, und dies ist eine Zahl, die täglich variirt; denn es giebt den Leuten alle Tage frei, ihren Commissionair zu beauftragen, daß er ihnen für den nächsten Morgen dies oder jenes Journal statt eines anderen besorge. Ein Journal, das im Büreau abgeholt wird, kostet täglich sieben Pence (3½ Sgr.); der Commissionair erhalten aber noch außerdem ein Bringegeld.

Das ausgebreitetste Zeitungsblatt von England ist die Times; es werden täglich zehntausend Exemplare davon ausgegeben. Unmittelbar nach diesem kommt der Morning-Herald, von dem ungefähr achttausend abgesetzt werden; von der Morning-Chronicle werden vierhundert Exemplare ausgegeben; die Morning-Post ist hauptsächlich für die vornehmen Welt beliebt, theilt wenig Stadt-Neuigkeiten mit, gewinnt aber durch ihre Annoncen viel Geld.

Jedes Morgenblatt hat außer einem Haupt-Redacteur noch einen Unter-Redacteur und zehn bis vierzehn Reporters (Redacteure der Parlaments-Sitzungen). Die Letzteren erhalten vier bis sechs Guineen wöchentlich. Die Druckerei des Journals beschäftigt fünfundvierzig Setzer, von denen die Einen den ganzen Tag, für 2 Pfund 8 Schilling (16 Thaler) wöchentlich, arbeiten, die Anderen aber nur während den ganz Tag beschäftigt sind und nur ein 1 Pfund 3 Schilling 6 Pence (8 Thaler) wöchentlich erhalten; hierzu kommen ein oder zwei Correctoren, die ungefähr drei Guineen (20 Thaler) wöchentlich erhalten; ein Letter, der die Kopie vorliest, während der Korrektor korrigirt; ein Fatter, der vier bis acht Guineen wöchentlich erhält, und eine gewisse Anzahl von Männern und Knaben, die bei der mechanischen Presse gebraucht werden. Die Büreaus bestehen aus einem Herausgeber, einem Unterherausgeber, aus mehreren Commis, denen die Annoncen eingetragen werden, einem Portier und mehreren kleinen Commissairen.

Das Gehalt des Haupt-Redacteure eines guten Journals beläuft sich auf 600 — 1000 Pfund Sterling (4000 — 7000 Thlr.), und das des Unter-Redacteure auf 400 — 600 Pfund (2700 — 4000 Thlr.). Alle politische Artikel werden von dem Redacteur oder dem Unter-Redacteur selbst redigirt. Außer den Reporters giebt es noch besondere Correspondenten für die Stadt-Neuigkeiten, für die Verhandlungen der Gerichte, für die Recensionen der Theater-Stücke, und noch eine Menge von einzelnen Leuten, die nach der Zeile honorirt werden. Die Gesammt-Ausgabe der Redaction eines Morgenblattes ersten Ranges beläuft sich auf 250 Pfund (1700 Thaler) wöchentlich.

Die Kosten der Abendblätter sind weit weniger beträchtlich, da sie einen großen Theil ihrer Neuigkeiten, und hauptsächlich die Parlamentsitzungen, aus den Morgenblättern entlehnen, außerdem aber die Correspondenten bei ihnen angestellten, sowohl die bei der Redaction, als die mit dem Druck beschäftigten Personen, nicht so gut honorirt werden.

Zum Schlusse wollen wir hier nur noch die Zahl der Journale angeben, die gegenwärtig in Großbritannien und in den Kolonieen erscheinen.

Von den in London erscheinenden Zeitschriften werden:

Täglich des Morgens ausgegeben: Die Times, der Morning Advertiser, die Morning Chronicle, der Morning Herald, die Morning Post und der Public Ledger, in Summa	6
Tägliche Abend-Zeitungen sind: Der Standard, Globe, Albion, Courier, Sun und True Sun	6
Drei Mal wöchentlich erschienen — (Am Montag, Mittwoch und Freitag:) Evening Mail, London Packet — (Am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend:) St. James's Chronicle, English Chronicle und Evening Chronicle	5
Zweimal wöchentlich erschienen — (Dinstags und Freitags:) London Gazette (ein offizielles Blatt), — London New Price current und Lloyd's List. — (Montags und Donnerstags:) Der Record	4
Wöchentlich erschienen — (Montags:) Christian advocate, Mark Lane Express. — (Dinstags:) Mercantile price current, Mercantile Journal. — (Mittwochs:) Patriot, General Advertiser. — (Donnerstags:) Law Chronicle, Law Gazette, — (Freitags:) Baldwin's Journal, Cobbett's Register, Prine's —	
Latus . .	21

Digitized by Google

Transport . .	21
price current. — (Sonnabends:) Court Journal, Litterary Gazette, Naval and Military Gazette, Nicholson's Commercial Gazette. — (Sonntags:) Age, Atlas, Dispatch, Examiner, Life in London, New Bell's Messenger, Old England, Satirist, Spectator, United Service Gazette, Weekly True Sun, News, Old Bell's Messenger, John Bull, Observer, Sunday Times und Sunday Herald	32
(Unter den Sonntags-Journalen erscheint von den elf ersten eine Ausgabe Sonnabends Abends, von den beiden folgenden eine Ausgabe Sonnabends und eine andere Montags, und endlich von den drei letzten kommt eine Ausgabe des Montags heraus.)	
Zeitungen, die in einzelnen Provinzen Englands erscheinen	186
Schottische Zeitungen	30
Irländische Zeitungen	76
Zeitungen der Inseln Jersey, Guernesey und Man	11
Eine Zeitung zu Gibraltar	1
Ostindische Zeitungen	26
Westindische Zeitungen	20
Afrikanische Zeitungen (worunter zwei in Holländischer Sprache)	13
West-Australische Zeitungen	2
Australische Zeitungen	14
Zeitungen im Britischen Amerika (worunter zwei in Französischer Sprache)	19
Total-Summe	471

(Monthly Review.)

Die Mißgriffe der Genialen.

Wenn es wahr ist, daß etwas Wissen schon ein gefährliches Ding ist, so folgt daraus von selbst, daß etwas mehr Wissen auch ein noch gefährlicheres Ding seyn muß, und daß die Menschen, je mehr sie durch ihre Kenntnisse befähigt sind, Mißgriffe zu vermeiden, gerade um so öfter in den Fall kommen, sie zu begehen. Es ist ausgemacht, daß sich das Genie eben so oft täuscht, als der simple Verstand, nur leidet bei ersterem die Gelegenheit und auf andere Weise. So erklimmt das Genie den Gipfel des Aetna, um wichtige Beobachtungen über die Naturgeschichte und die Wettererlage anzustellen, und stürzt zuletzt selbst in den Krater hinab, während der simple Verstand ruhig die Straßen von London durchzieht, um seinen Geschäften nachzugehen, und endlich durch einen Omnibus überfahren wird, wenn er nicht zeitig ausgewichen ist. Das Genie holt sich das treffigste Fieber, indem es im Hellespont ein Bad nimmt, und der simple Verstand, indem er im Serpentine-Flusse im Hyde-Park schwimmen lernt. Wir bewundern das Genie des Seltsthörers, der den Hals bricht, indem er vom Seil herabfällt, und wir rühmen seinen herabgierigen Bürger, der sein Haus dadurch in Flammen setzt, daß er in seinem Bette das „Pfennig-Magazin" liest, dessen kleingedruckte Lettern ihn nöthigen, das Licht zu nahe an sein Bett herunterrücken.

Es ist ganz unbestreitbar, daß eine ausnehmende Geschicklichkeit zu allen Zeiten Unfälle nach sich gezogen hat. Täglich liest man in den Zeitungen von schrecklichen Unglücksfällen, die nur durch die außerordentliche Verständigkeit und ungemeine Gewandtheit derer veranlaßt wurden, die als Opfer derselben blieben. Wenn ein Schwer beladener Kärner an einen leichten Wagen anrennt, so heißt es gleich, der Kärner habe feuerfeste alle erdenkliche Vorsicht angewandt, auch läge es nicht an ihm, daß er nicht zu rechter Zeit ausgetrickt. Wenn irgend ein Privatmann sein Kabriolet umwirft und zerbricht, so sind ohne Zweifel Pferde, der Wagen, ja sogar schon alle der Führer der Ware, als seien Klippen des Flusses und der Gewalt der Strömung und der Fluth ungemein vertraut gewesen.

Aus allen diesen Thatsachen ist, wie es uns scheint, nothwendig eins von zwei Dingen zu entnehmen; entweder ist es erst die Folge irgend eines groben Versehens oder eines schrecklichen Unglücksfalles, daß Jemand den Ruf einer großen Geschicklichkeit oder eines außerordentlichen Talents erlangt, oder es müssen solche Leute nichts geringeres seyn, als unser Geschlecht den sogenannten genialen Männern und geschickten Leuten anzuvertrauen. Beide Schlüsse dürften wohl in gleicher Weise zu rechtfertigen seyn. Der letztere ergiebt sich schon aus der einfachen Thatsache, daß wir denn Zehntel von den Verstorben und Unglücksfällen, die wir in der Welt erleiden, jener erstaunlichen Gewandtheit und wunderbaren Erfahrenheit unserer Meister zu verdanken haben. Der Steuermann, dessen Ruf alle andere überragt, ist eben derjenige, der sich, wenn sie's mit ihm versucht, keinabe bis an die Küste bringen. Es ist ein bewundernswürdiger Takt, den die geschickten Leute fast immer bekunden, daß sie stets dies „Beinahe" zu erreichen wissen. Die tiefe Kenntniß, die ihnen beiwohnt, erspart ihnen aber alle Vorsicht, so daß sie gewöhnlich gerade in dem Augenblicke schlummern, wo sie an einer Klippe scheitern. — Je mehr Vertrauen wir zu unserem Führer haben, desto schrecklicher ist der Abgrund, in den wir hinreinstürzen.

Wollen wir uns dagegen von der Richtigkeit des ersteren Schlusses überzeugen, so dürfen wir nur erwägen, mit welcher scheuenden Miene die Welt jeden verhängnißvollen mit Gerüchten verbundenen Vorfall aufnimmt; es bedarf gemeiniglich nur eines besonders auffallenden Ereignisses, um und den Ruhm eines ausgezeichneten Talents, ja selbst eines besonderen Grades von Tugend zu verschaffen. Wer nur von Zeit zu Zeit einmal eine recht in die Augen springende Thorheit begeht, der kann sicher darauf rechnen, daß seine Weisheit bald aller Augen geprieſen wird. Wer immer nüchtern bleibt, erscheint Allen ganz gleichgültig; wer sich aber nur einmal übernimmt, dessen bedeutungsvolle Nüchternheit wird bald von Jedermann weit und breit anerkannt, ja man rühmt ihm dann sogar auch die Gefälligkeit nach, mit der er in jenem außerordentlichen Falle sich in die Gewohnheiten der übrigen Gesellschaft gefügt, in deren Mitte er sich befand. Wenn Jemand irgend eine kühne Spekulation fehl schlägt, so ruft bald jeder aus: „Wer hätte sich auch das nur einfallen lassen!" — „Ein so bewundernswürdiger Plan!" sagt der Eine. — „So genial und so folgerecht!" sagt der Andere. — „Ein so wunderbares Talent und eine so solvente Sachkenntniß!" bemerkt der Dritte. — „Und besonders die letzte Maßregel", sagt ein Vierter hinzu, „die seinen Sturz herbeiführte, hat!" — „Es ist ohne Widerrede", sagt ein Künstler, „der merkwürdigste Mann in Europa!" — „Und es muß auch ein sehr großer sein", setzt der Zehnte hinzu, „daß sein Unfall aufsehen ist!" Es wird ihn Jemandem der Ruf der Unfehlbarkeit zu Theil, wenn er nicht vor einmal erst recht fehl geschlossen und gehandelt hat. Nur wer bereits das Opfer einer Unvorsichtigkeit geworden, hat Aussicht auf den Ruf der Bedachtsamkeit und der Vorsicht. Diejenigen Diligencen, die am öfteren umwenden, werden vorzugsweise von den Passagieren benutzt.

Wir sind weit entfernt, gegen die gewöhnlichen Artikeln und Schilderungen von Menschen zu Felde zu ziehen; wir finden nur eine Undeutlichkeit bei der Sache: es ist nämlich zu besorgen, daß am Ruf Mancher einen Fehler verfälscht beginge, um dadurch in den Ruf der Unfehlbarkeit zu kommen, oder daß Jemand ein Verbrechen um deswillen ausübte, um zu bewirken, daß man seine frühere Unschuld anzweifelnd und vor aller Welt rehrten und rühmen möge. (N. A. A.)

Bibliographie.

Analytic dictionary. (Analytisches Lexikon der Englischen Sprache.) Von D. Booth. 2 Pfd. 5 Sh.

Charles Ross. — Wahrheit und Dichtung. 3 Sh.

Treatise on meteorological phaenomena. (Abhandlung über die meteorologischen Erscheinungen.) Von G. Hutchison. 16 Sh.

Evidences of natural and revealed religion. (Beweise der natürlichen und geoffenbarten Religion.) 3 Bde. 22½ Sh.

Slavery in America. (Sklaverei in Amerika; von W. Jay.) Herausgegeben von Dr. Morrison. 4 Sh.

Mannigfaltiges.

— North American Review. Herausgeber dieses geachteten aller jetzt erstirrenden kritischen Blätter Nord-Amerikas ist der ehemalige Gesandte der Vereinigten Staaten in Spanien, Herr Alexander Everett, ein Bruder des nicht minder gelehrten Herr. Edward Everett. Der Erstere ist auch als der Verfasser zweier Werke bekannt, die in Neu-York unter den Titeln „Europa" und „America" erschienen sind, und die sehr viele interessante Beziehungen beider Weltheile, so wie politische Betrachtungen über die Macht, die Intelligenz und die künftige Bestimmung der verschiedenen Europäischen sowohl als Amerikanischen Staaten enthalten. (Athenaeum.)

— Entdeckung einer alten Kirche in Cornwallis. In Perranporth hat Herr Whichell kürzlich eine versandete Kirche ans Tageslicht gefördert, die, wenn der durch Urkunden nur schwach unterstützten Sage zu glauben ist, 500 oder 600 Jahre unter dem Sande verschüttet gelegen hätte. Diese Kirche ist wahrscheinlich eine der ältesten, die jemals aufgedeckt worden, und es fehlt ihr nichts, außer Dach und Thüren, zu ihrer ursprünglichen Vollständigkeit. Die Länge der Kirche beträgt inwendig 25 Fuß, auswendig 30, die Breite inwendig 12½ Fuß und die Höhe der Mauern eben so viel, wo ihren Giebel Ende befindet sich ein hübscher, steinerner, mit Kalk bedeckter Altar, 4 Fuß lang, 2½ Fuß breit und 3 Fuß hoch. Acht Zoll über der Mitte des Altars ist in der Mauer eine Vertiefung angebracht, worin wahrscheinlich ein Kruzifix stand, und an der Nordseite des Altars ist eine kleine Thür-Oeffnung, durch welche vermuthlich der Geistliche hereintrat. Der Altarplatz war gerade 6 Fuß lang und lieft also 19 Fuß für die Gemeinde übrig, für welche steinerne Sitze 12 Zoll breit und 11 Zoll hoch, an die westliche, nördliche und südliche Wand des Schiffs befestigt waren. In der Mitte des Schiffs befindet sich in der südlichen Mauer ein schön gearbeiteter, nach Sächsischer Art gewölbter und mit verzierter Thorweg, 7 Fuß 4 Zoll hoch und 2 Fuß 4 Zoll breit. Der Schlußstein des Bogens ragt 8 Zoll hervor, und es ist darauf in roher Arbeit ein Tigerkopf ausgehauen. Der Fußboden bestand aus Erde und Kalk, worunter zweifelsohne Leichen beigesetzt wurden, denn man fand zwei Gerippe. Sehr merkwürdig ist es, daß keine Spur von Fenstern aufgefunden worden, man müßte denn eine kleine Oeffnung den unbetrunkenen Umfange in der südlichen Wand des Altarplatzes, die 10 Fuß über der Oberfläche des Bodens befindlich ist, dafür ansehen. Vermuthlich wurde also der Gottesdienst hier nur bei Kerzenlicht gehalten. Rings um dies interessante Gebäude liegen Tausende von menschlichen Gebeinen der Entwidlung preisgegeben, da die Seltene den Sand, worin sie begraben waren, verweht haben.

(Western Flying Post.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 135. Berlin, Mittwoch den 11. November 1835.

Spanien.

Gesetze, Sitten, Charakter und Lebensweise der Basken und Navarresen.

Die Baskische Bevölkerung oder die Vascongaden sind auf beiden Seiten der Pyrenäen weithin verbreitet und erstrecken sich im südlichen Frankreich über ganz Gascogne, welches davon seinen Namen führt. Wilhelm von Humboldt, der das Iviom, welches die Basken sprechen, analysirt hat, hält dasselbe für eine ursprüngliche Sprache.

Der Körperbau der Spanischen Biscaeer ist mehr athletisch und untersetzt, als groß, ansehnlich und geleutig; zu gewaltigen Anstrengungen sind sie eben so geeignet, wie zu Ausdauer und Strapazen. Auch haben sie einen sehr lebhaften Verstand und erreichen gewöhnlich in voller Gesundheit ein hohes Alter.

An betriebsamem Geist übertreffen die Biscaeer bei weitem jeden anderen Stamm auf der ganzen Inundvölkerten Halbinsel. Während sie all den Scharfsinn und gesunden Menschenverstand, all die Festigkeit und Gebuld besitzen, welche die schönsten Züge im Charaktre des Spaniers bilden, haben sie nicht die Trägheit, nicht das steife Benehmen und den Stolz, wodurch jener Charakter entstellt wird, wiewohl sie sich auf ihre alten Privilegien und auf den Adelton ihrer Vorfahren nicht wenig zu Gute thun. Sie sind ein äußerst lebendiges Völkchen. Ein freier, kühner und republikanischer Sinn herrscht unter ihnen; und da sie tapfer und kriegerisch, im Waffenhandwerk aufgewachsen und mit dem Unterwuhmungsgeist begabt sind, der eine Nation ruhmreich macht, so haben sie zu allen Zeiten ihre Unabhängigkeit bewahrt und sich oft für die Erhaltung ihrer Freiheiten erhoben. Ihr Abgeschlbt und ihre Natürlichkeit sind unerschütterlich; die Gesetze der Gastfreundschaft haben sie stets heilig gehalten. Schwärmerei und romantische Treue, diese charakteristischen Merkmale eines rohen gesellschaftlichen Zustandes, zeichnen sie aus, wenn auch die Grundsätze der Ritterlichkeit, die dem Bürgerzwist und der Gebirgs-Strategie gemeinsam anhaften, ihren Ruhm mit Grausamkeit befleckt haben. Mehrere Schriftsteller haben die Biscaeer so dargestellt, als ob sie in ihrem ganzen Wesen viel Aehnliches mit den Irländern hätten; aber der Celtische Charakter nimmt einen höheren Schwung und prägt sich in tieferen und kräftigeren Zügen aus, wenn er unter einem wärmeren Himmelsstrich fällt, und wenn das Blut von einem heißeren Sonnenstrahl, wie in den bewohnbaren Theilen dieser Gebirgsgegenden, zu höherer Gluth getrieben wird.

Vor der Verschmelzung der verschiedenen Stämme und Nationen, welche die Bevölkerung der Spanischen Halbinsel bilden, in eine einzige Monarchie, und als noch die verschiedenen Provinzen abgesonderte Königreiche ausmachten, hatte jedes Königreich seine eigenen Gesetze und Institutionen, wie die Umstände oder Ereignisse sie geformt hatten. Jedes kleine Staat hatte seine eigenthümliche Gesetzgebung und seine besondere Municipal-Verwaltung; und nachdem sie in ein einziges Reich verwandelt und vereinigt worden waren, behielten sie noch ihre ansprüngliche Versammlungen in der Gestalt von Provinzial-Ständen bei; so gab es Juntas von Castilien, Juntas von Valencia, wie es in Frankreich Parlamente von Rouen und von Bordeaux gab. Diese berühmten Legislaturen oder Cortes, wie sie in Spanien genannt wurden, kamen zwar nach jeder neuen Vereinigung immer mehr in Verfall, behaupteten aber doch lange ein großes Ansehen und hatten Macht genug, jedem Monarchen bei seiner Thronbesteigung einen Schwur abzunöthigen, daß er die Gesetze beobachten werde. Endlich wurden sie vom Kaiser Karl V. mit Gewalt unterdrückt, nachdem sie schon vorher vom Kardinal Ximenes den Todesstreß erhalten hatten. Ihre Urkunden, die man aufbewahrt hat, bieten ein lebendiges Gemälde ehemaliger Sitten dar. Die Aeußerungen sind die Juntas von Xara, einer kleinen Stadt an der Gränze zwischen Navarra und Aragonien. Die Gesetze dieser kleinen Volksgemeinde waren der Keim, aus welchem sich später die constitutionnelle Monarchie Aragoniens entwickelte.

Auch den Städten wurden Verfassungen bewilligt, und wenn die christlichen Eroberer den Mauren wieder neue Städte und Provinzen entrissen, riefen sie immer die Cortes zusammen. Da die letzteren nur die Mißbrauchserweckung der durch den Einfall der Sarazenen umgestürzten Gothischen Institutionen waren, so deuten ihnen Gothische Prinzipien zur Grundlage. Und dies führt uns auf die erste wichtige Eigenthümlichkeit in den Gesetzen Biscayas, wodurch sie sich von denen Aragoniens und jeder anderen Provinz unterscheiden. Die Fueros von Biscaya hält man sie die Institutionen eines Volksstamms, der die Halbinsel in Besitz hatte, ehe die Gothen den Norden verließen, und der in diesen Gebirgen zurückgedrieben ist, ohne sich mit irgend einer der eingedrungenen Völkerschaften zu vermischen, also sie die alten Gesetze eines Ur-Volks. Die Gesetze sind die Gebräuche und Gewohnheiten, welche frei und wild in den Bergen emporschossen, wo sie noch jetzt blühen. Die politische Verfassung Biscayas hat daher viel Abnliches mit den Gothischen Regierungen, das heißt, sie ist ein System des Gleichgewichts; aber sie unterscheidet sich von ihnen in zwei wesentlichen Punkten: sie wird bei weiten weniger durch ausdrückliche Prärogativen beschränkt, und sie ist gar nicht mit kirchlichen Gesetzgebern oder mit weltlichen Prälaten in irgend einer Form belastet.

Es ist nicht allgemein bekannt, daß die Baskischen Provinzen für republikanische Privilegien kämpfen. Ob es sich mit den Gesinnungen des Spanischen Volks verträgt, daß ihnen solche Privilegien gelassen werden, ist eine später zu betrachtende Frage. Ich führe jetzt bloß die Thatsache an, daß das hochmonarchische Prinzip der Lehns-Regierungen, welches dem Könige die gesetzgebende Gewalt zutheilte und den Ständen nur das Recht der Zustimmung ließ, in dem politischen System dieser Provinzen keinen Platz hat. Die Befugniß, Gesetze zu geben und Steuern aufzulegen, steht nur den Ständen oder der Junta zu. Die Biscaeer erkennen nicht einmal den Königs-Titel an und nennen den Spanischen Monarchen nur den Herrn von Biscaya.

Auch die mit den Gothischen Regierungen verschwisterte hohe Hierarchie, namentlich in Bezug auf Besitzungen zu solchen Zwecken gelangte, weil der Geist der Westgothischen Gesetze, wie Montesquieu bemerkt, tief in alle kirchliche Institutionen eindrang, auch diese Form geistlicher Autorität verschmähten die Gesetze Biscaya's mit presbyterianischem Widerwillen; und Biscaya gewährt das merkwürdige Schauspiel eines in katholischen Abergläuben verfunkenen und den Mönchs-Orden ergebenen Volks, das in der kirchlichen Politik an einer demokratischen Form hängt.

Die beiden Hauptzweige von Biscaya's Gesetzen sind diejenigen, welche sich auf die städtische Ordnung oder auf die Municipal-Corporationen, Cabildos, Concejos und Ayuntamiento genannt, beziehen, und die, welche von der Verfassung und den Privilegien der Junta, der Cortes oder der General-Legislatur der Provinzen handeln. Der Stadt-Magistrat besteht aus einem Rath von Regidoren, die den Englischen Aldermen gleichen, und die das Volk wählt, und aus zwei Alcalden, die von den Regidoren gewählt werden.

Die Junta oder Cortes von Biscaya, in denen die gesetzgebende Gewalt ruht, sind ein Repräsentativ-Körper, der aus Notabeln oder ricos hombres, wie sie genannt werden, und Deputirten der Corporationen oder Ayuntamientos besteht, welche den wesentlichsten Theil desselben ausmachen. Diese Deputirten werden auf folgende Weise gewählt: man wirft die Namen aller corporationsfähigen Städte in ein Gefäß oder in einen Beutel, und die ersten vier, die herausgezogen werden, bilden ein Primar- oder Wahl-Kollegium, welches die Deputirten zu den Ständen wählt, nur zwar für jede Stadt vier Abgeordnete.

Einige Blicke auf die Eintheilung des Bodens in diesen Provinzen, auf die Lage und die Verhältnisse der Gutsbesitzer und vor Allem auf die Begründung ihrer Macht über das Landvolk, die so bedeutend ist, werden größeres Licht über den gesellschaftlichen Zustand verbreiten. Das Ansehen der Biscayischen Gutsbesitzer entspringt nicht aus Reichthum und Einfluß, wie der Einfluß der Englischen Grundherren unserer Zeit, auch rührt es nicht, wie die Gewalt der alten Barone, von der gesetzlichen Unterwürfigkeit und Vasallenschaft her, welche die Feudal-Institutionen in den Staaten, wo sie in ihrer Reinheit bestanden, über die Bevölkerung verbreiteten. Die Hidalgos dieser Gebirge besitzen weder Reichthümer wie die Englische Aristokratie, noch erbliche Gerichtsbarkeit wie die Deutschen Grafen und Edelleute, noch Ländereien und Besitz des Bodens seit undenklichen Zeiten sind die einzigen Ansprüche des Biscayischen Hauptlings und legen eine Macht und Würde in seine Hände, die weder Lehnsherrschaft noch irgend eine gegebene Institution in demselben Maße verleihen könnten. Die Hochlande Biscaya's sind nicht, wie die Asturiens, unter wenige Granden vertheilt, deren große Herrschaften sie mit lehnsherrlichem Glanz umgeben. Sie sind vielmehr größtentheils in den Besitz von mäßig begüterten Freibauern, deren kleine Lehnsmänner, die in einem gleichen Mittelstande leben, die nichts haben, worauf sie sich stützen können, als jenen Abnenruhm, aus dem in einem noch roben gesellschaftlichen Verbande immer großer Einfluß und hohes Ansehen entspringen. Alles Geschlecht und Familienglanz gelten hier mehr als alle andere Auszeichnungen; die Jahrhunderte haben einen festen tiefgewurzelten Kreis begründet. Dieser Grundsatz ist der beseelende Geist der Gesellschaft in Biscaya. Einige erheben sich über die Mittelmäßigkeit empor, aber seinen werden Besitzungen durch Veräußerung zerstreut. Und wenn nur die Ge-

Digitized by Google

schiedtheilnie rein und ununterbrochen bleibt, wenn nur die alten Ueberlieferungen erhalten werden, so thut es auch der Würde des Hidalgo keinen Abbruch und beflerft seinen Ruhm nicht, wenn er arm ist und das Land mit eigenen Händen pflügen muß; der Familienstolz und die Macht des Alterthums erhalten ihn auf seinem Platz. Die Abkömmlinge der Hidgel von Biscaya und Alava sind mit verwitterten Thürmen bedeckt, den letzten Ueberresten der Besten aus Vergichtszeiten, von denen Wällen herab einst die Herren Biscaya's den Gothen und Sarazenen Trotz boten. Das Landvolk weiß tausend Geschichten von diesen Denkmälern zu erzählen; die Vorzeit schwebt über diesen Trümmern; sie sind das Wappenbuch Biscaya's. Besitzer einer Casa Solar zu seyn — so werden diese alten Schlösser genannt, von denen nur noch wenige bewohnbar sind — wird für einen glänzenderen Adelsbrief angesehen, als ein Monarch ihn ertheilen kann. Es knüpft sich eine Art von Ehrerbietigkeit daran. Ihre Besitzer sind die Lochiels der Spanischen Hochlande, der Pariate Major oder Stammhäuptling. Auf sie blicken ihre fernen Verwandten mit einer Ehrfurcht, wie die Bergschotten auf ihre Klane, und breifern sich emsiglich, ihre Linie durch Nebenzweige von demselben Stammgrschlecht herzuleiten.

Diese gesellschaftliche Zustand und die Gesinne, welche ihm zu Grunde liegen, sind einfacher und ursprünglicher als die Gefühls-Maximen, Mittelstandsgeschäfte und gemischten Erinnerungen hiesiges vielleicht die festesten Bande, durch welche Menschen mit einander zu einer Gesellschaft verknüpft werden können. Auch hat der Einfluß des Handels, der, wie wir gesehen haben, in dieser Provinz sehr im Flor ist, das schlichte Bild ländlicher Sitten nicht entstellt, den Betrieb der Landwirthschaft nicht gestört und die Bande, wodurch das Landvolk zu einer einzigen festen und zusammenhaltenden Masse vereinigt wird, nicht erschlafft.

Was den Biscayischen Bauer auch sehr erhebt und verehelt, ist, daß er keine Frohndienste zu thun braucht, daß man die Leibeigenschaft hier nicht kennt; daher finden heroische Gesinnungen hier in jedem Herzen Anklang. Alle werden von gleichen Gefühlen bewegt, die plastische Kraft des Landes wird erhöht, und seine Stärke kann sich frei und ungebunden entwickeln. Den Boden Biscaya's pflügt ein freies Volk, das stolz und aufrecht sein Antlitz emporerhebt, während die moralische Entwickelung, zu welcher das Individuum in den Staaten anderer Staaten die Bedauer des Landes verurtheilt, das Landvolk verdirbt und erniedrigt. Diese Freiheit verbreitet über den Biscayischen Bauer ein wunderbar feines und munteres Wesen.

Die Biscayischen Provinzen sind befreit von den Gesetzen oder Verordnungen der Mesta oder des den Edelleuten und Geistlichen (denn diesen gehört in Spanien das Meideland) zustehenden Rechts, ihre Schafheerden, Millionen an der Zahl, auf den Triften anderer Provinzen zu lassen, ohne die Eigenthümer dafür zu entschädigen — die größte Geisel, der die Landwirthschaft jemals irgendwo unterworfen war. Durch das Erbgesetz aber, welches jedes Familiengut für einen immerwährenden Besitz erklärt, wird hier, wie in anderen Theilen von Spanien, alle Verbesserung des Ackerbaus verhindert und ein landwirthschaftlicher Betrieb im Großen ganz unmöglich gemacht. Das Gesetz aber der Gebrauch, wonach die Besitzer der Grundeigenthümer sich nichts, heißt Mayorazzos und verringt strenge Unterscheidungen für die Güter in dem Recht der Erstgeburt. Es ist ein Ueberbleibsel des Westgothischen Gesetzbuchs oder vielmehr des Römischen Rechts, auf welches das Gothische gepfropft wurde. Dieses Gesetz benimmt nicht nur jede Aussicht auf Uebertragung, sondern auch auf eine etwaige Theilung des Bodens, und ist ein wesentliches Hinderniß für die Anlegung von Kapitalien auf Ländereien. Der Landbau wird daher in den Thälern dieser Provinzen nur im Kleinen getrieben und ist nicht die Frucht allgemeiner Verbesserungs-Pläne, sondern individueller Mühe und Arbeit.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Resumen Analitico etc. (Analytischer Abriß des Gallischen Systems der Schädellehre.) Von einer Gesellschaft naturforschender Freunde in Madrid. Ein Oktav-Band mit 12 Abbildungen. Subscriptionspreis 20 Realen.

Italien.

Das Florianische Kaffeehaus in Venedig. *)

Man muß doch irgend etwas anfangen des Abends zwischen dem Essen und der Träumerstunde im Kaminwinkel! O, es ist eine herrliche Sache um einen solchen Kaminwinkel! Man kann die letzten Abendstunden nirgends besser zubringen. Es giebt hier nur wenig Salons, und die wenigen, welche zwei oder drei Mal in der Woche ihre Thüren bald öffnen und neben den Haustreunden auch einige Fremden hereinlassen, sind nur zu einer Zeit zugänglich, wo ich lieber meinen ersten Schlaf genieße, jenen Schlaf, den ich noch süße, den ich schmecke, den ich liebe, wenn ich ihn haben darf. Erst gegen Mitternacht beginnen die Gesellschaften und schließen um zwei Uhr Morgens: ja selbst oder zu spät für mich. Diese schlechte Gewohnheit mag für Leute taugen, die nichts zu thun haben und ihr Tagewerk dahin erst um Mittag anfangen. Ich, der ich hier sehr beschäftigt bin und schon in der Frühe an der Thür der St. Markus-Bibliothek klingele, wo ich immer den fleißigen Abbé Bettio bereits an der Arbeit finde, ich gehe gern zu Bett, wenn ich die Stimmen der Schiffer auf dem großen Kanal nicht mehr höre, wenn ich nicht mehr das Laternenlicht der Gondeln vorüberziehen sehe. Und dann, wenn ich auch nicht in Anschlag bringen wollte, wie ermüdend es ist, spät schlafen zu gehen, so gehe Einer einmal mitten in der Nacht in dünnen Schuhen und seidenen Strümpfen auf den feuchten kalten Steinplatten nach Hause, worauf die Straßen Venedigs gepflastert sind; oder er fahre, was noch schlimmer ist, in einer Gondel zurück, die sich nie ordentlich zumachen läßt, und in der man pöblig erkältet, wenn man bei so stürmischem Regenwetter, wie wir seit zehn Tagen haben, nur einen etwas bedeutende Strecke darauf zurücklegen muß.

Gesellschaften giebt es also für mich nicht, und Theater seh' ich wenig. Die Fenice ist nicht geöffnet, und es ist ein Jammer, wenn mit die Venetianer vorlieb nehmen müssen, die die großen Sänger und Sängerinnen eintreffen. Ich weiß wohl, daß man auf den Theatern Filippo Lati vom Theater Valle Donnette machen, und daß das Sextett Gasi-Luca damit ausgezeichnet ist; aber dadurch werden der reine herrimo Signor kein' besserer Sänger. Man würde hier auf Egle und auf Lafeuillade Sonnette machen! Man macht denn an die Welt: auf einen Geistlichen, der irgendwo eine Fastenpredigt gehalten hat; auf den Herrn Bischof Monico, dem der Papst den Kardinalshut sendet; auf ein neugebornes Kind; auf ein junges Mädchen, das sich verheirathet; auf eine Eisterne, die ihr Wasser bedahl, wenn die Irrebenbrit alles andere aufgezehrt hat. Man darf wirklich nicht wissen, was man machen? Es giebt eine ordentliche Fabrik dafür, diese Art von Ruhm begierig ist, den einige hohle Herse, wenn sie auch nicht solchen einige Male ihren Dienst geleistet haben, hier unausbleiblich verschaffen, der braucht sich nur insgeheim an den Poeten zu wenden, und dieser läßt augenblicklich das vollständigste und unzigemäßigste Gedicht drucken, wovon er die am folgenden Tage, „mit Genehmigung der Behörden" und mit dem Imprimatur der Censur versehen, hundert Exemplare zuschickt.

Das Apollo-Theater hat einen sehr beträchtlichen Buffo, aber man kann man auch außer diesem Pietro Lev noch Beifall klatschen! Zwar die gefälligen und genügsamen Theaterfreunde verfehlen nicht, nach jedem Stück ein da Capo erdönen zu lassen und unter ungeheuren Applaus die Primadonna, den Tenor, den buffo cantante und die Figuristen zwei bis drei Mal herauszurufen; doch das kann mich nicht verführen, mein Ohr nicht täuschen: das Apollo-Theater ist nicht um ein Haar besser als das Theater Salle-St.-Benedikt. In Carlo-Samuel werden Schauspiele und Possen aufgeführt, Französische und Italiänische übersetzte Vaudevilles, aus denen man bloß die Couplets sortlikt; aber das Spiel ist ziemlich schlecht. Es bleiben nun noch die Marionetten übrig. Ich bege die größte Verehrung für Gerolamo, dessen lustiges Kauderwelsch ich beinahe verstehe; ich bewunde die beiden Dido, wenn sie ihre poetischen Klagen in halb Venetianischer Mundart ausstoßen; ich bewundere die Wasserkünstlerin, die Hegin und Zwietz ziemlich kalt lassen müssen, die tiefe Rührung versetzt; ich bewundere das Ballet spettacoloso, das in der That großen Spektakel macht! Ein Wort für drei, ein Epithteton, von der Manier des Marionetten-Direktors, ein Superlativ, der die puristische Aengstlichkeit der Akademiker von Rom, von Udine, von Venedig und Padua perpetuirt, muß wirklich draußen vor dem Thor alle die Geschichten auf, die uns heraus auf den Theatern aufgetischt werden! Das Ballet spettacoloso ist wahrhaftig eine allerliebste Farce: die bildschönen Tänzer sind geschickt, eleganter, lebendiger, mit Einem Wort kunstreicher als Alles, was ich in Genua, Mailand und hier von ringebildeten Luftspringern auf den Bühnen angetroffen habe, die sie lieber verlassen sollten, um an den Kreuzwegen ihre Künste zu zeigen. Aber Gerolamo bleibt ewig Gerolame; und ich habe überdem die klassische Tragödie so oft beklatscht, daß ich die Dido des Puppentheaters auswendig weiß; ich habe den Wasserfall so oft dahrrecht Zitzebogen gehorchen sehen, daß die Genauigkeit eines mechanischen Tanzes mich nicht mehr zum Staunen bringt.

Da siehst also, lieber Leser, daß das Schauspiel für mich eben so wenig da ist, wie die Gesellschaften. Auch mit einem Spaziergang um Sklavonien-Ufer, wo es im Menschenein ganz köstlich sein soll, kann ich mir nicht die Zeit vertreiben, denn es regnet fast alle Tage; der Sommer ist da, und die Luft stinkt. Kurz, um zwei Stunden der Betrachtung hinzubringen, bleibt Einem nichts weiter übrig, als das Kaffehaus oder das Lesekabinet. Was nun das Lesekabinet der alten Provinzaturen anbelangt, so ist es zwar schön, bequem und warm, aber man findet dort Neuigkeiten, die sechs Monat alt sind, und Journale, die man nicht lesen mag. Uebrigens geht es daselbst äußerst fein zu; die Leute sind sehr höflich, sprechen Französisch und gehen gern Alles bezahlen, indem sie ganz leise ihr Bedauern darüber aussprechen, daß sie nicht mehr bestehen: aber, heißt es, das ist verboten.

Das Kaffehaus! Aber welches? Auch hier muß man wieder wählen! Es fehlt nicht an Kaffehäusern rings um den St. Markus-Platz, aber ein jedes hat seine besondere Bestimmung, seine eigenen Kunden und gewissermaßen auch seine eigenen Sitten. Die Cosmopolitische wird von den Griechen besucht, die dort, in kurze, mit Armeln versehene und mit Pelzwerk verbrämte Mäntel gehüllt, ernst und feierlich aus ihren langen Pfeifen rauchen und beim Kaffee entweder Domino oder Karten spielen. Im Comercio kommen die jungen Augenschwengel Vormittags zusammen, eine Art von Menschen, welche in ihrer Tracht und ihrem Benehmen denjenigen unter unseren Französischen Laffen sehr lustisch nachäffen, denen es einkam, ein wenig „Regentschaft" zu spielen, und die man in unseren großen Kaffehäusern auf den Boulevards und in zweifen Logen der Oper an ihren kleinen Manchetten, an ihren spitzen Spanischen Röhren mit vergoldetem Knopf, an ihren unbeweglichen und das ganze Ebenmaß sorgfältig verbergenden Halsbinden, an ihrem schief auf dem Ohr sitzenden Hüten und an allem Andern nicht sehr höflichen Auftreten erkennen kann. Diese guten Jünglinge sind schon sehr lächerlich; nun kann man sich denken, in welchem Grade es vollends ihre Nachahmer sind! Im Genio trifft man nur Kaufleute, die zu Handels-Kontrakte entwerfen und die Börsen-Geschäfte festsetzen, die sie bei

*) Herr A. Jal, der von dem Französischen Marine-Minister mit einer wissenschaftlichen und artistischen Reise nach Italien beauftragt wurde, hat seine Beobachtungen in zwei Oktavbänden herausgegeben, die so eben unter dem Titel: „Paris a Naples, études de moeurs, de marine et d'art" bei Ritaubau in Paris erschienen sind, und denen der obige Artikel entlehnt ist.

Digitized by Google

Morgens am Fuß des St. Markus-Thurmes betrieben haben. Sattil bewirthet alte Bürger und alte Seemänner, eben so die Divina Providenza, die Abondanza und die Aurora. Der Imperator d'Austria ist alle Abende von Deutschen Offizieren angefüllt, die hier in Gesellschaft der Türken ihre Pfeifchen rauchen; in der Blüte der Letzteren sitzt ihr ehrenwerther Konsul, der, wenn er auch vielleicht nicht alle Letzteren des Koran gewissenhaft beobachtet, doch den Turban und die alte von Mahomed verdammte Tracht streng beibehält. Der Leon Coronato ist das Kaffehaus der Zubrieute und der Lohndiebienten. Fenice und Quadri gehören im Sommer dem niedrigen Bürgerstande, aber im Winter kommen auch Leute aus den höheren Volkeklassen dorthin und setzen sich an die Thür, um die Spaziergänger vorbeiziehen zu sehen. Nun bleibt noch Florian übrig. Dies Kaffehaus hat einen alten, fast patrizischen Ruf, und beste Gesellschaft Venedig's kann sich auch noch versammeln, wenn ihr auch alle andere Orte zu despektierlich würden; aber sie ist nicht sehr mählig, und wenn sie nur erträglichen und reinen Kaffee bekömmt, nimmt sie überall Platz, ohne viel Umstände zu machen.

Eine unserer Freundinnen, eine Dame von Geist und Anmuth, machte sich vor etwa fünfundzwanzig Jahren ein großes Vergnügen daraus, das Florianische Kaffehaus zu besuchen und an den Nachmittagen-Versammlungen Theil zu nehmen, zu welchen sich die vornehme Gesichtet hier vereinigt, indem es sich am Limonadenstuhl niederläßt, um zu sehen, sich sehen zu lassen, zu plaudern und sich gegenseitig zu kompliementiren. Sie hatte uns Florian anempfohlen, an den sie sich noch mit lebhafter Freude erinnerte, wahrscheinlich weil ihr dort sehr der Hof gemacht worden war. Sie ist so liebenswürdig, ihre Unterhaltung so anziehend, und ihre Augen, die noch immer Feuer haben, waren damals so schön! Auf ihren guten Geschmack und ihr Urtheil, gingen wir verabredetermaßen zu Florian's, um uns dort ordentlich ein für die Zeit unseres Aufenthalts in Venedig.

Florian ist das Foyche Kaffeehaus des St. Markus-Platzes, dieses weiten Palais-Royal. Für den Luxus ist dort gar nichts gethan; doch hat man kürzlich eine kleine Ausbesserung daran vorgenommen, die übrigens sehr nöthig gewesen seyn soll. Seine Gewölbe wurden neu getüncht, seine Bänke und deren Lehnen mit rothem wollenen Moire überzogen, und mit Spiegeln Lambert's besetzt ist, was recht artig wirkt, den Eindruck auf das Auge macht. Vier kleine in vergoldete Rahmen eingefaßte Spiegel und die weißen Felder der Wände sind der einzige Schmuck der vier schmalen und nicht sehr tiefen Zimmer des Kaffehauses nach vorn heraus und des größeren Saales, von dem sie nach hinten hinaus begränzt werden. Die Möbel dieses Hauses bestehen aus Tischen, die ungefähr zwölf lang und zwölf Zoll breit, mit Marmor gearbeitet und von Schwarzer, sehr glänzender Farbe sind, einem halben Dutzend hölzernen Leuchtern, die ganz zu den Tischen passen, aber so klein und niedlich sind, daß man glauben sollte, sie wren einer Puppenwirthschaft entlehnt, und aus Sesseln, die mit Leder der rothem Mohr überzogen sind; nicht zu vergessen eine Tafel im hintergrunde rechts, auf welcher sich die Journale, eine Lampe und ein Schreibzeug befinden, und worau ewige Leser fißen, die man umsonst in das Zimmer ersucht, welche sie gerade studiren; sie antworten nicht, nun, sie hätten ja auch nichts gehört, nun fahren in ihrem Kommentar oder eine Charade oder über eine Stelle aus der Allgemeinen Zeitung unterbrochen fort.

Der Herr des Florianschen Kaffehauses ist ein alter kleiner Mann mit schwarzer frisirter und, beiläufig gesagt, ziemlich schlecht frisirter Perrücke, eine große Brille auf der Nase und einen gewaltigen Backenbart, mit aufgestreiften Aermeln auf dem Arm und einer Schürze, die ihm beinahe bis zur Erde reicht; sie ihm gewiß sehr gut kleidet, und vom Strudel der Revolutionsmoden mit fortgerissen, lange weite Pantalons angelegt, die ihm bis auf den Fuß herabfallen und sogar eine Schuhschnallen bedecken; denn der Mann trägt noch Schnallen! Ich weiß nicht, wie dieser ehrwürdige vendidore di caffe heißt, wohl der kenne ich den Namen seines ersten Adjutanten, der sein rechter Arm, ein alter ego ist. Dieser Alte, der den Dogen Pascal Malipiero noch gekannt, dessen installirten Dogen er als junger Bursche noch sehen, den Giacomo Bernardone oder auch Boccolo. Bernardone, der wahrscheinlich aus Ironie der große Bernhard genannt wird, denn er ist vom kleinsten Wuchs und hat an seiner ganzen Person nichts Großes, ausgenommen eine Nase, die alle die gewöhnlichen bei den Venetianern so entwickelten Nasenarten noch weit übertrifft; — dieser Bernardone ist eine der beiustigendsten Karrikaturen, und Leonardo da Vinci scheint in ihn gedacht zu haben, als er eine jener wunderlichen, aber unnachahmlichen Uebertreibungen machte, welche die Meister der höheren Künste in Venedig in ihrer reichen Sammlung von Zeichnungen großer Meister so sorgsam verwahrt. Da der Mensch schon von aller Ewigkeit der ist und noch wer weiß wie lange leben kann, so will ich mit einigen Zeilen sein Bildniß zum Nutzen künftiger Reisenden, die Venedig besuchen, sein Portrait entwerfen. Seine Nase kennt man bereits; die des Raphaelischen Polichinell ist nichts dagegen. Sie trennt zwei kleine, unter ihren Brauen tief versteckt liegende, ziemlich lebhafte Augen, die ihr zuweilen neuen könnte, wenn sie überhaupt eine Farbe hätten, das heißt, wenn es zu unterscheiden wäre, von welcher Farbe sie seyen. Der Zwischenraum, der die Nase vom Munde trennt, ist überaus kurz; das Kinn des Signor Bernardone kömmt daher fast mit seinen Nasenlöchern in Berührung, was seinem Kopf einen seltsamen Charakter giebt: denn lang und unten kurz. Ich will nicht behaupten, daß Giacomo Bernardone seine Zähne hat; aber es sind ihm immer noch einige davon. Partie geblieben; dies kann man sehen, wenn sein schalkhaftes Lächeln den fratzenhaften Mund komisch genug öffnet. Graues gepudertes Haupthaar ziert die runzlige Stirn des großen Bernhard; Ueberbleibsel von einem Backenbart schmücken seine Wangen. Er trägt leider keine Ohrgehänge. Sein Anzug ist übrigens stets äußerst sorgfältig. Aus einer schwarzen Halsbinde ragen hohe weiße und steifig gestärkte Spitzen hervor, die jedoch beschränkt bei den Ohren halt machen und nicht um den ganzen Kopf herumgehen, wie bei dem Herrn des Kaffehauses. Eine gelbe Weste, ein blauer Rock von ziemlich veralltetem Schnitt, zimmetfarbene Pantalons, eine grünwollene, schmale, aber lange Schürze, schwarze Strümpfe, rehlederne, beqiemne und weite Schuhe: dies ist die ziemlich kokette Tracht unseres Giacomo. Indeß ich glaube gern, daß dieser Mensch in seiner Jugend einmal recht artig gewesen sein mag. Je mehr ich ihn betrachte, desto mehr überzeuge ich mich, daß er ein munterer feiner Bursche gewesen seyn muß und den zierlichen Namen Boccolo, womit ihn ohne Zweifel die jungen Mädchen Venedigs beschenkten, wohl rechtfertigen konnte. Boccolo heißt nämlich Büschlenknospe! Wenn man Giacomo Bernardone jetzt sieht, so scheint Einem dieser Beinahme etwas weit hergeholt; man müßte aber eine von den Großmüttern der letzten Senatoren der Republik aufgraben, um das Geheimniß dieser galanten Benennung zu erfahren.

Giacomo schnupft Tabak, eine Bemerkung, die nicht der Mühe werth, ja fast kindisch wäre, wenn sie mit nicht dazu diente, zu beweisen, welcher Achtung sich dieser Diener bei den Kunden des Florianschen Kaffehauses erfreut. Keiner der edlen Stammgäste des Orts verschmäht es, ihn mit einer Prise aus seiner eigenen Tabatière zu bedienen, oder aus der seinigen, einer beschriebenen, in Genua aus Zeigenwurzel gedrechselten Dose, eine zu nehmen.

Durch Burschen gedrechten unseren Bernardone; sie sind jung, klug und aufmerksam, aber ihre Bedienung gefällt mir doch nicht. Boccolo hat mich verwöhnt! Er hat mir seine Neigung geschenkt; er hat gemerkt, daß ich seinen Werth erraten habe; auch spricht er zu mir, wie zu einem guten Freunde; nur eines ärgert mich an ihm, daß er nämlich seine Unterhaltungen in einem verteufelten Venetianischen Dialekt führt, von dem ich leider nicht sehr viel verstehe. Giacomo gilt mit die Denkkunst aus einem anderen Jahrhunderte; er ist das einzige lebende Ueberrest aus der alten Republik Venedig; ein Venetianer von ehemals, ein ganzer Mensch! Die anderen Burschen sind mir nichts; sie haben keinen Charakter. In Venedig geht überdies, wie überall, der Charakter des Volks immer mehr verloren, die Grund-Typen verwischen sich; man findet hier fast keine Originale mehr außer den Fischern und den niedlichen Frauen von Friaul, die noch den Zitzhut nach alterthümlicher Krämer, sie mit ihrem Mieder nachstehenden Flechte und das Röckchen mit kurzer Taille beibehalten haben, woran man die gefallsüchtige Zunft der Wasserträgerinnen von St. Markus erkennt. Die drei Gattungen des Florianschen Kaffehauses sehen aus wie unsere Friseur-Lehrlinge, die für sunfzig Centimen das Haar schneiden.

Du kunst nun das niemende Personal des Kaffehauses, lieber Leser; so ich dir auch das Personal schildern, welches kommt meist? Alte, Alte, lauter Alte. Wenn sich zufällig ein junger Mann dorthin verirrt, kömmt er sich ganz fremd und verlassen vor, wie ein angehender der Kunstliebhaber in einem Antiken-Kabinet. Aber gerade das Alter von Florian's Kunden macht den Ruhm des Kaffehauses aus. Giacomo bewahrt sie alle in seinem Herzen. Was mich betrifft, so halte ich sie zwar alle für ausnehmt achtbar, aber auch für sehr langweilige Leute.

Um die Mittagszeit von sechs Uhr an Winterabends ist folgender: sie treten ein, den Kopf in den Kragen ihres großen Mantels gesteckt, der wie eine Brustwehr in die Höhe steht, und Jeder setzt sich auf seinen gewöhnlichen Platz. Die Gewohnheit ist bei Florian etwas so Heiliges, daß man es sich gleich merkt, wenn Einer sich maschinenmäßig zwei Tage hinter einander an einen und denselben Tisch in einem Winkel des Saals setzt, und daß Einem dann Niemand das Stückchen Bank, welches ordentlich unser Eigenthum geworden ist, wegnehmen wird. Niemand wird sich deßelben eher bemächtigen, als an dem Tage, wo ich meinem ehrwürdigen Boccolo meine Karte mit den Abschiede-Initialen P. P. C. überreiche.

Kaum haben sich unsere Alten niedergesaßen, so schnumpfen sie ein, ohne sich einmal so viel Zeit zu nehmen, ein servo suo oder ein salute auszutauschen. Einige träumen auch ganz laut, was dann das sicht Stillschweigen dieser ersten Augenblicke etwas unterbricht. Der Kaffe kommt nicht von langer Hand; Giacomo hat ihn bereits vorher in den Kaffee. Nun kömmt das gebe kupferne Brett mit der kleinen Tasse, dem Napf mit zerstoßenem Zucker und dem großen Glas mit klarem Wasser auf dem berühmten Beunnen des Dogen-Palastes. Zuerst wird zur Verdauung das Glas Wasser ausgetrunken, und dann macht der Kaffeebehälter, welches nicht, wie in Paris, eine flitzene Kaffeekanne ist, sondern der kleine Kaffee, in dem der Kaffee gekocht worden, seine Runde und schenkt das aromatische Getränk mit einem Augenblick bauert der Genuß der Venetianischen Wohlschmecker; Sie kosten den Kaffee nicht lange, sondern verschlingen ihn mit einem Zuge, und ihre Tasse ist schnell wieder leer; denn hier ist es nicht gebräuchlich, drei der Tasse Kaffee in Träumereien zu verstinken; das Vergnügen, den dampfenden Mokka in kleinen Schlucken einzuschlürfen, welches uns in Frankreich eine Viertelstunde lang so süß beschäftigt, kennt man hier nicht. Ist das Geschäft fortgenommen, so fangen unsere alten Kunden einander von neuem ein Schlückchen an, oder beginnen ein Gespräch, das sich jedoch bald in ein tiefes taco auflöst, nur unterbrochen von ein paar scherzenden Franzosen oder ein paar schwatzenden Engländern, die man an ihrem lauten Gepläer in jedem Zimmer leicht erkennen kann. Den ganzen Abend hindurch auf einer Bank sitzen bleiben, ohne ein Wort zu sprechen, oder, die Tabackdose zwischen den Fingern, ein Liedchen summen und vielleicht ein paar Worden an seine Nachbarn sagen, das nennen die Leute bei Florian, ihre Zeit gut genutzt haben; wie bedürfen lustigerer Erholungen, unser Nichtsthun muß thätiger seyn. Gleichlichenweise fehlt es uns hier nicht an einem unterhaltenden Schauspiele; es giebt ein ganzes Regiment berühmter Karrikaturen zu malen. Doch wie? dieße das nicht, die Pflichten der Gastfreundschaft verletzen. Dennoch kann ich mich nicht enthalten, wenigstens von Einer die Hauptzüge hinzuwerfen! Man denke sich einen langen, gerschlanken, ernsten Mann, von Kopf bis Zeh Patrizier, der nie lacht, in abge-

Digitized by Google

meßenen Schritt einhergeht, Diamanten an allen Fingern, Diamanten an den Hemdknöpfen, an den Uhrbommeln, kurz überall; ein feiner, sogar etwas gesuchter Anzug; höchstens sechzig Jahr, aber abgeritt und müde von Müßiggang und Langeweile; er läßt sich um sechs Uhr in seinem Winkel nieder, und Boccolo bringt ihm einen Tisch; er macht ein Schlückchen, macht auf, ruft, und Boccolo bringt ihm eine Karte und ein Glas Wasser; er trinkt das Wasser und plaudert ein paar Worte mit dem Schweizer Bernardone, der ihm lachend zuhört; er thut Zucker in seine Tasse, und Boccolo holt den Kessel. Wird Boccolo nun etwa gleich einschenken? Nein, er wartet hübsch erst auf das Zeichen dazu. Der Kaffee ist eingegossen und ausgetrunken, Boccolo nimmt das Geschirr weg, empfängt das Geld, wechselt, und der Alte schläft wieder die neun Uhr. So geht es Tag für Tag; die Tasse Kaffee wird täglich in sein Alten eingenommen.

Gegen elf Uhr finden sich, wie in allen Kaffeehäusern, so auch bei Florian, die Damen ein. Sie nehmen Platz, machen es sich bequem, lassen sich ein Glas Wasser mit einigen Tropfen Anis-Extrakt bringen und plaudern zwei oder drei Stunden mit ihren Freunden, die sie hier besuchen. Es ist ein wunderlicher Anblick, diesen Kreis von Frauen jedes Alters lachen, schwatzen, schönthun, kokettiren, ihre opalfarbene Zähnreihe einschlürfen und mit der Spitze eines Zahnstochers von Buchsbaumholz eingemachte Früchte aus der Verkühlung im Saal zu Saal tragen zu sehen. Unter dem Florianschen Kaffehaus sind keine casini, wie man sie in den alten Prokuraturen unter allen Kaffeehäusern findet. Ein casino ist ein kleines Zimmer, welches die Frauen miethen, um zur Stunde der Promenade auf dem St. Markus-Platz dort ihre Besuche zu empfangen. Ehemals waren dies die Versammlungsorte von Witz und Liebe; was sie heutzutage sind, dahe ich nicht gesehen, doch glaube ich, daß es damit noch eben so ist, je nach dem Alter der Damen. N. Jal.

Bibliographie.

Il libro dell' adolescenza. (Ehrestomathie aus den berühmtesten alten und neueren, Italiänischen und ausländischen Schriftstellern.) Von Achille Mauri. Mailand. 6 Lir.

Institutioni del diritto publico interno pel Regno Lombardo-Veneto. (Oeffentliches Recht des Lombardisch-Venetianischen Königreiches.) Von Dr. Antonio Lorenzoni. 3 Bände. [Ist noch nicht vollständig erschienen.]

Dell' apparizione della gran cometa di Halley. (Senbschreiben über den Halley'schen Kometen, von G. B. Baruffi an Cesare Bonarello.) Turin.

Frankreich.

Saint Paul, der Pseudo-Graf.

Graf v. St. Paul gehörte zu den auffallendsten Gestalten in Paris unter der Regierung Ludwig's XVIII. Er war groß und schön, hatte einen flattlichen Schnurr- und Backenbart und dazu eine gewisse feierliche Schweigsamkeit, die ihn sehr interessant machte. Ich habe immer bemerkt, daß stille und feierliche Menschen der Phantasie mehr Nahrung geben, als lebhafte und geschwätzige, obgleich das Eine eben so gut bloße Maske sepn kann, als das Andere. Unser Graf war eben erst von weiten Reisen zurückgekehrt, und man erwartete ihn jetzt wenigstens sehr unterhaltend; aber weit gefehlt, er blieb so wortkarg wie früher und wollte lieber das Bild eines Helden darstellen, als die Abenteuer eines Helden erzählen. Unterdeß wurde Lord Byron in Paris Mode, und man glaubte, in St. Paul seinen alten Nebenbuhlanten der Lora zu sehen. Es ist wirklich erstaunlich, was die Einbildung Alles vermag. Als Frau von Staël in Mi—, das Original ihres Oswald (in der Corinna), verließ, gab sie der auffallenden Dummheit dieses Mannes den Ehrennamen profondeur. Wenn er des Abends aus Schlaf und Geistesleerheit in Schwingen verfant, pflegte sie zu sagen: „Mais voilà comme il pense." Eben so war es mit dem Grafen St. Paul: da er nichts sprach, so wußte er selbst nicht denken.

Trotz seiner Wortkargheit war der Graf doch ungefellig; er gab glänzende Feste, spielte hoch und verlor auch wohl, jedoch im Ganzen nicht oft. Wenn er dem schönen Geschlecht nur selten Galanterien sagte, so bewies er ihm durch die That viele Aufmerksamkeit. Er gab einen Ball, weil die niedliche Gräfin von C. ihm vorgestellt hatte, es schicke sich so. Auch war er sehr liberal in Geschenken. Seine Kleidung schimmerte von Gold und edlem Gestein; vor Allem brunnbrette man eine auszerordentlich fein gearbeitete Kette, die er nie ablegte. Er hatte sie, wie er sagte, schon als Knabe getragen.

Um diese Zeit strahl man in Paris viel von gewissen kecken und unerschrockenen Diebstählen. Diese Diebstähle beschränkten sich ganz auf Gold und Juwelenschmuck; Perlen, Diamanten und Rubine verschwanden in unglaublicher Menge. Fräulein von S., eine junge Dame, die der Graf sehr ausgezeichnet haben soll, vermißte eines Abends auf einem Balle ein sehr werthvolles Armband aus Smaragden. St. Paul erwiderte sich, dieses Band an ihrem Arm gesehen zu haben, während sie mit ihm tanzte, und am nämlichen Abend verlor der Graf selbst die goldene Kette, die er immer trug. Das Gerücht von diesem Diebstahl zirkulirte in allen Pariser Assemblees.

Einige Zeit nachher wurde einmal an einem Vormittage Heerschau über die Pariser Garnison gehalten. Graf St. Paul, der, beiläufig bemerkt, Kavallerie-Offizier war, stand an der Spitze seines Detachements und erregte mit seiner prächtigen Equipirung und seinem schönen Englischen Reitpferd allgemeine Bewunderung. Einige seine Kritiker wollten bemerkt haben, daß ihm, wenn er gewöhnliche Kleidung trug, jenes air distingué fehlte, welches leichter wahrzunehmen ist, als beschrieben werden kann. An seinem Tage aber machten seine Tressen, seine Agraffe und sein Federbusch alle Kritik zu Schanden, und St. Paul galt für den stattlichsten Offizier bei der ganzen Revue. Eben hatte der König die Gnade gehabt, ein paar Worte mit ihm zu sprechen, als unglücklich ein schlechtgekleideter Mann mit einem rothen und barbarischen Gesichte durch den Haufen sich Bahn brach, in der Unstätnde auf den bewunderten Grafen losschritt. Dieser bebte sich zu entfernen. Der Mann aber blieb, obgleich ihn die Liebkosungen des feurigen Rosses in dringende Gefahr brachten. Es entstand eine Verwirrung, bis der Graf, in seinen Steigbügeln sich erhebend, ein Paar Gendarmen Befehl gab, den Unverschämten wegzuschaffen. Diese gehorchten; der Kerl aber drehte sich zuvor noch einmal um und sagte ziemlich laut zu Robert, das soll Dich theuer kommen!" Der Graf war wie von Donner getroffen; er wurde todtenbleich und erlangte nur durch sichtbare verzweifelte Anstrengung einen Theil seiner Fassung wieder. Die Meisten, welche bei der Scene zugegen gewesen, glaubten, jener Unbekannte sey ein berühmter Waffenmeister und habe den Grafen seinen nahen Tod angezeigt.

Am nächsten Tage war ganz Paris von Staunen erfüllt. Man hatte den Grafen St. Paul in der vergangenen Nacht arretirt, als er eben aus Paris zu entweichen versuchte. Noch war dieses Ereigniß ziemlich neu, als schon ein zweites nachfolgte; man hatte nehmlich entdeckt, daß der Graf bei allen neueren Diebstählen betheiligt gewesen. In seinem Hause entdeckte man eine Falschthüre, die zu einer Sammlung vieler sehr werthvoller Artikel führte. Unter denselben fand sich auch das smaragdene Armband des Fräuleins von S. Aber das dritte Exemplar der Kette, die übrigens: es ergab sich, daß St. Paul nichts weniger als ein Graf, sondern ein ehemaliger verkannter Bedienter in wirklichen Grafen dieses Namens sey. Sein Vater, glaubte man, sey ein Spanischen Dorfe das Zeitliche gesegnet hatte. Der verschmitzte Bedienter machte sich seine auffallende äußere Aehnlichkeit mit seinem Herrn zu Nutze, bekielt dessen Papiere, Kleidungsstücke, Geld u. s. w., und beschloß nun, als Graf St. Paul aufzutreten.

Robert Hermanettty — dies war, wenn ich mich recht erinnere, sein eigentlicher Name — hatte schon früher eine Zeitlang den Bankgeretten gespielt und war also nun kein Neuling mehr in dieser Laufbahn. Nach seiner Wiederkehr hätte sein Mensch in der Pseudo-Grafen St. Paul seinen obsturen Schwindler wieder erkannt; allein die alte Gewohnheit behauptete ihre Rechte, und der unmündige vornehme Herr ließ sich so tief herab, daß er seine alte Bekanntschaft mit einer Bande von Gaunern erneuerte. Die Sache blieb so lange ein Geheimniß, bis Einer von der Bande, den er ausgeschlossen hatte, sie offenbarte. Dieser war eben jener Unverschämte bei der Revue gewesen. Alle Thatsachen stimmten so vortrefflich, daß der Pseudo-Graf auch jetzt noch schweigsam blieb, wie früher, und nicht einmal zur Vertheidigung verfuchte. Er endete seine glänzende Laufbahn auf den Galeeren.

(Diary of a Lady of Rank.)

Mannigfaltiges.

— Copen's Reise ins Innere von Neuholland. Der E. Copen, der mit Aufträgen der Zoologischen Gesellschaft in London nach Sydney kam, ist von seiner ersten Wanderung ins Innere des Australischen Kontinentes zurückgekehrt. Am 26. December 1824 reiste er vom Hunter auf und reiste länge den Ufern des Nammoi bis auf vierzig Miles jenseits der letzten Station an diesem Flusse, der anfangs westwärts und dann in südwestlicher Richtung fließt. Die ganze Entfernte war nach Copen's Bericht öde und unwirthbar, besonders auf den letzten 200 Miles seiner Reise, und der Boden schlecht. Von der letzten Station bebnte sich, so weit die Blicke reichten, eine kahle Ebene aus und kein Hügel war sichtbar. Nur an den Ufern des Nammoi wuchsen Bäume. Diese Ufer sind sehr dicht bevölkert und die Bevölkerung wird mit größerer Statur als die übrigen Neuholländer. Dichten der Bevölkerung sende einige Eingeborne zu Begleitern hatte, so konnte er doch mit keinem Stolze, das er als sehr feindselig beschreibt, nicht verkehren. Copen wollte von dem Nammoi quer über zum Swan-River reisen, da das Land war so dürr, daß seine Pferde kaum etwas zu fressen fanden. Als er den Nammoi verließ, war das Bette dieses Flusses allenthalben viel enger geworden. Herr C. sah sich anfer Stande, seine Reise weiter fortzusetzen, weil man ihm statt der versprochenen vier Begleiter nur zwei mitgegeben hatte, von denen der Eine ganz bösartig war. In naturhistorischer Hinsicht gab es jedoch reiche Ausbeute; Herr Copen entdeckte nicht weniger als sechsundzwanzig sehr schöne Vogelarten, von denen wenigstens zwanzig noch Wissenschaft noch Kabinetten neu sind. Die meisten gehören zum Papageien- und Taubengeschlecht, und namentlich die ersteren sind von sehr prächtigem Gefieder. Unser Reisender glaubt auch, eine neue Gattung des Wallaby entdeckt zu haben, die weiß markirte Schultern hat, und deren Schwanz ein kleines Büschel endet. Er versprecht, bald eine zweite und weit vollständigere Expedition in das Binnenland zu unternehmen.

(Sydney Gazette.)

— Elektrisches Licht. Ein gewisser Herr Lindsay hat in London ein beständiges elektrisches Licht erfunden. Dieses Licht übertrifft an Schönheit jedes andere; es hat keinen Geruch und dampft nicht. Da die elektrische Lichtmaterie zum Brennen keine Luft nöthig hat, so kann man sie in einem verschlossenen Glase verwahren. Sie entzündet sich, ohne angeflackt zu werden, und scheint besonders für Kinderstuben, Spinnmühlen und andere Lokale, die leicht entzündbare Stoffe enthalten, berechnet. Das elektrische Licht kann so weit verfolgt werden als man will, und den Apparat dazu kann man in einer gewöhnlichen Büchse verwahren.

(L. P)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Kön. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 136. Berlin, Freitag den 13. November 1835.

Deutsche Literatur im Auslande.

Drei große Schriftstellerinnen. — Emancipation der Frauen. — Mistreß Jameson. — Wolfgang Menzel und sein Englischer Kritiker.

Wir kommen versprochenermaßen noch einmal auf das Werk des Herrn Lerminier*) zurück, und zwar, um ihm ein Bild zu entlehnen, das er mit kühner, aber — müssen wir auch gleich hinzufügen — nicht eben mit korrekter Hand von drei großen Schriftstellerinnen Deutschlands und Frankreichs entworfen hat. Es wußte für einen Franzosen, der das Buch „Rahel" als eine bedeutende Erscheinung unserer Zeit ankannte, allerdings eine Versuchung seyn, diese philosophische Frau mit denjenigen seiner Landsmänninnen zu vergleichen, die, eben so wie jene, durch die Gewalt des lebendigen Wortes dargethan, daß ihr Geschlecht nicht bloß zu fühlen und in sich aufzunehmen, sondern auch zu denken und zu schaffen vermöge. Die Namen „Rahel", „Staël" und „Georges Sand" offerirten sich gleichsam von selbst bei ihm, und das Schema, in welches diese Namen historisch und progressiv hineinpaßten, war auch bald so rasch gefunden. Denn nichts glaubt ein Franzose leichter zu erkennen, als das Allgemeine in dem Besondern; was der Deutsche sich erst als mühsam gewonnenes Resultat aus der Tiefe herausholt, das hat einer mit flüchtigem Ueberblicke schon nach der Oberfläche klassifizirt und benannt; ja, er hat oft den Gedanken bereits zur That gemacht, und praktisch bewiesen, was er theoretisch nur ersann, während der Andere noch zweifelhaft den Boden untersucht, auf welchem er sein Werk aufführen will. So ist denn auch Mr. Lerminier gleich mit einem Monumente fertig. Dem die Staël als Waffe dient, während Rahel das Mittelbild begrüßt, und Georges Sand endlich als Siegesgöttin oben drüber thront. Wäre er in Deutschland lange genug geblieben, um auch noch die poetische Zauberin Bettina und die innigliebe von ihrer Liebe und ihrem Gefühlsdrange überwältigte Charlotte **) kennen zu lernen, so würde er auch diesen gewiß ihren Platz in seinem Monumente angewiesen haben, wenn gleich die Französin Georges Sand immer den Gipfel desselben hätte einnehmen müssen.

„Während", sagt Hr. Lerminier in seiner Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Deutschen Literatur, „während dieses Urtheil zwischen Interregnum hat eine Frau, die nicht die Absicht hatte, berühmt zu werden, sondern nur nach der freien Entwickelung eines übergegenen Geistes strebte, in ihren Briefen die Kennzeichen ihres Genius und eine Aussaat für die Zukunft niedergelegt. Wir meinen Rahel von Varnhagen, deren nachgelassener Briefwechsel unlängst von ihrem nicht minder hochbefähigten Gatten publizirt worden ist. Rahel, geboren in Berlin am Pfingsttage des Jahres 1771 und daselbst am 3. März 1833 verstorben, hatte mit Allem, was Deutschland an ausgezeichneten Geistern besaß, in Berührung gestanden. Sie schrieb häufig an ihre Freunde; sie schrieb voll Feuerlust und Genialität; sie schüttete oft die Fülle ihrer Seele und ihres Verstandes aus; ohne Zwang, ohne literarischen Prunk zu affektiren, ohne in den glänzenden Formen eines Buches und eines Denkmales sich darstellen zu wollen, hat sie doch Muth, Platz unter den Frauen sich zu erringen, deren hoher Geist den Sinn und das Herz der Männer auf immer zu fesseln weiß. . . . . Bei der Lesung von Rahel's Briefen haben wir uns oft an die Schreibart und Manieren Diderot's erinnert; hier wie dort dieselbe Freiheit, dieselbe Offenheit, dieselbe Fülle unvorhergesehener Gedankensprünge und plötzlicher Abschweifungen in die Tiefe. In der Geistesgeschichte Deutschlands nimmt Frau v. Varnhagen ein viel wichtigeres Moment, als ein bloßes Buch; sie ist vielmehr eine ganz wunderbare Erscheinung, gleichsam ein Mittelglied zwischen der alten und der neuen Zeit, der ersten durch ihre Geburt und der zweiten durch ihre Neigungen angehörend. . . . Um diese Frau jedoch besser zu begreifen, müssen wir sie mit ihren beiden geistesverwandten Schwestern, mit Frau von Staël und Madame Sand zusammenstellen."

„Unser Jahrhundert besitzt drei Frauen, die, gleich den gottbegeisterten Seherinnen des Alterthums, ein neues Zeitalter prophezeit haben. Als die zuerst gekommene, war Frau v. Staël die Welt: Italien und England, Deutschland und Frankreich, in sich abgespiegelt; sie liebte das Volk wie den Adel; das Ehrsittenthum und die Philosophie — Alles hat sie in einem gewissen Maaße begriffen. Es giebt jedoch in der Metaphysik und in der Kunst eine Höhe, die zu erreichen ihr nicht beschieden war; die Ueberlegenheit, die sie besitzt — und diese wird niemand ihr streitig machen, — ist doch über einen gewissen Punkt nicht hinausgekommen. Sie schreit, sie gerath außer sich und ist verzückt über Ihren, wie in den heftigsten Krisen der Liebe, und erweckt in den Gemüthern jene Gemüthern eine Unruhe, welche, obwohl nicht selbst eine Umwälzung, diese doch ankündigt und vorbereitet. — In Deutschland lebte inzwischen in stiller Zurückgezogenheit eine christliche Jüdin dem Gedanken, ihren Freunden, der überirdischen Liebe, der Anbetung des Genius und Gottes. In jahrelangen Briefen schüttet Rahel ihre Seele, breitet sie ihren Geist aus; sie ist kühn, ohne hervorzutreten; sie verachtet die gemeine Oberflächlichkeit der Dinge; sie schafft Neuerungen im Stillen; mit ruhigem Schmerze läßt sie es zu, daß das Begehren, der Durst nach Wahrheit, sie verzehre. Was eigentlich ist sie im Grunde ihres Herzens? Bald betet sie Goethe an, ihren literarischen Gott; bald wirft sie sich vor St. Martin nieder, den sie ihren großen Offenbarer nennt. Sie giebt sich theils dem christlichen Mystizismus und theils einem unendlichen Idealismus hin. Sie hat die Probleme zwar nicht gelöst, aber sie hat sie mindestens aufgestellt. Innerlich verwirft sie das herzlose verunstaltende Gesetz; in ihrer Seele trägt sie die verzehrende Flamme der Neuerer, aber sie stirbt, ohne den Stürmen der Welt geklatscht zu haben, auch nur den Schleier zu zerreißen, der sie der Menge verbirgt. — Nur Geduld; fehl dort die wahre Priesterin sich nahen, die wahrhafte Gottentsandte. Der Boden zittert unter dem gewaltigen Fuße Lelia's; sie erschrickt, und mit einem kühnen Sprunge hat sie sich an die Spitze, nicht der Frauen, sondern der Männer gestellt; eine verzückte Barchantin, führt sie in unserm Jahrhundert den Reigen der Geister, die die Begierig folgen. Verselge Lelia, verselge deinen schmerzensreichen Triumphzug; du hast doch hingegeben, halte nicht mehr! Ueberdrüssig deinem Gotte; du hast doch wissen auch Priesterinnen und nach der Idylle gesandt, auf daß du in der Helle des Tages die Dichterin der Ideen und des Unendlichen seyest. Der Schleier paßt für die nicht; die Neugierlichkeit steht dir schlecht. Verbanne nicht jene erhabene Keuschheit deines Genius. Erneuere die Gesetze der Liebe und der Ehe. Singen wirst du, nicht weinen, und statt dich von dem Feuer verzehren zu lassen, das dein Inneres verbirgt, wirst du es vielmehr ausschütten über die Welt." —

Wer erkennt nicht in diesem künstlich aufgeführten Gebäude, in diesem Klimax des weiblichen Prophetenthums, die Absicht, mit der der Staël gewissermaßen greifige Geschränkheit und der Rahel Schwanken und Neugierlichkeit aufgebürdet werden, bloß damit zum Schlusse Lelia's maaßleie Kühnheit — eine Kühnheit, die nicht sowohl dem gewonnenen Ueberblick eines freien Geistes, als dem Kampfe der Verzweiflung mit den unbequemen Einrichtungen des Tages, ihr Dasein verdankt — über die Wolken erhoben werden kann? Unmöglich ist es auch, daß der Lerminier die Gelegenheit nicht ergreifen, an diese Verherrlichung weiblicher Größe das moderne Thema der „Emancipation der Frauen" anzuknüpfen. Emancipation der Frauen! Wir schämen uns nicht, zu gestehen, daß wir für die Größe dieses Wortes keinen Sinn haben. Wir feierten die Emancipation der Sklaven, die Emancipation der Englischen Katholiken, als Akte der Gerechtigkeit, durch die ein die Menschheit drückendes Gesetz, ein ergrimmender, vernunftwidriger und unmenschlicher Zustand aufgehoben wurde. Wir möchten auch eine Emancipation der Frauen des Orients feiern, weil wir in ihrer jetzigen Lage denselben Zwang, dieselbe unmoralische Herabwürdigung des Menschen erkennen. Ist aber wohl der Zustand unserer Frauen, der durch die Geschichte aller Zeiten und aller Länder als der natürlichste dagestanden wird, durch ein Zwangsgesetz oder durch irgend eine andere unsittliche Vermittelung herbeigeführt worden? Erkennen wir nicht vielmehr schon in den ersten Verhandsregungen, in den Spielen unserer Kinder die verschiedenen Neigungen der beiden Geschlechter und ist nicht das Weib, vermöge seiner physischen Zustände und Verhältnisse, von der Natur selbst angewiesen, die Last wie den Ruhm des öffentlichen Lebens dem Manne zu überlassen? Daß einzelne hochbegabte Frauen den Kreis, in den die Natur, nicht aber das Gesetz, sie gebannt hat, zu eng fanden, ist wohl zu allen Zeiten eben so gut wie jetzt vorgekommen; aber nur eine so gleichsam in den Wehen liegende, über ihre ethischen Bestrebungen selbst noch so unklare Zeit wie die unsrige, konnte in solchen Neuerungen einen Gegenstand dafür finden, daß sie ganze Stellung der Frauen, ja daß sogar das durch das tiefste Sittlichkeitsgefühl geheiligte ehrliche Verhältniß einer Aenderung bedürfe.

Wem in unserer Zeit das Fortschreiten des Menschengeschlechtes wirklich am Herzen liegt, der wird in der Erscheinung unserer Frauen wohl mancherlei Mängel erkennen, aber nur darum, weil diese Erscheinung nicht immer dem gegenwärtigen, d. h. dem natürlichen Bruche der

*) Au-delà du Rhin. 2 Vol. Paris, 1835.

**) Ehrlotte Stieglitz, ein Denkmal. Berlin, 1836.

Digitized by Google

Frauen entspricht. Daß sie jedoch in Deutschland immer noch besser sey, als in Frankreich und England, wo Pensionen und boarding-schools entweder ein Wirthlind oder eine Marionette dem Gatten zuführen, bezeugt uns namentlich jene ausgezeichnete Bildwarin ihres Geschlechtes, die nun bereits zum zweiten Male aus ihrer Heimath nach Deutschland gekommen ist, um hier neues Material für ihre Studien des weiblichen Charakters zu sammeln. Mistress Jameson, die Verfasserin der „Skizzen regierender Frauen" und der „Weiblichen Charaktere des Shakespeare"*), deren Urtheil über ihre und unsere Landsmänninnen wir bereits früher Gelegenheit hatten, in diesen Blättern mitzutheilen**), befindet sich jetzt, wie wir vernehmen, wieder in Weimar, wo sie namentlich in den berühmt gewordenen Briefsammlungen dreier Deutschen Frauen, die noch vor wenigen Jahren gleichzeitig in Berlin gelebt, reichen Stoff für ihre Beobachtungen findet.

Möchtlich ist sie auch, die einst um würdigsten jenem Engländer antworten, der im neuesten Hefte der Foreign Quarterly Review, bei Gelegenheit einer Kritik von Wolfgang Menzel's Geschichte der Deutschen Literatur die Frage aufwirft, welches eigentlich der National-Charakter der Deutschen sey? „Manche", sagt dieser Kritiker hinzu, „manche wollen behaupten, daß die Deutschen gar keinen National-Charakter haben, oder, wenn sie einen hätten, so bestehe er in einer Art „weiser Mittelmäßigkeit"", mit der sie den Charakter aller Nationen, die auf der Mittelstufe waren oder noch sind, in sich aufzunehmen und sich anzueignen. Menzel sagt: „In den Augen vieler Leute sind wir Bären, die nichts ohne einen ausländischen Tanzmeister zu Stande bringen können." Und wahrlich, wenn wir die Gallomanie, Anglomanie und Grakomanie in Erwägung ziehen, die nach einander den wichtigsten Epochen der Deutschen Literatur ihren Namen gegeben haben, so finden wir darin Grund zu der Bissegnis, daß jene Beschuldigung nicht ganz grundlos sey. Niemand kann behaupten, daß Shakespeare oder Milton irgend einen Menschen oder eine Nation von Menschen nachahmten; sie sind eben so durchweg original, eben so sehr sui generis, als Homer und Aeschylus; aber Wieland, wird uns gesagt, war ein Franzose, Klopstock ein Engländer — eine Karrikatur Milton's — und Göthe ein Grieche."

Hier also spricht ein Engländer, auf die Autorität eines Deutschen Kritikers, drei großen Deutschen Dichtern ihre Originalität ab! Glücklicherweise hat ihm Menzel auch noch zu vielen Reiseln vor Schiller und Jean Paul eingeschlt, daß wenigstens diese beiden als Verleger unserer Volks-Individualität angesehen werden und seiner vollen Bewunderung sich erfreuen. Menzel selbst wird freilich auch über die Maaßen gelobt, aber in einer Weise, die diesem, der im Grunde sein Deutsches Vaterland eben so liebt wie wir, um so weniger erfreulich seyn kann, als er seinem Kritiker die Ansichten desselben vom Deutschen Charakter selbst zu die Hand gegeben hat. „Insowein", sagt nämlich unser Engländer, „als wir unter Germanismus „Nonsens" verstehen, so es nun unwissender Nonsens oder gelehrter, kindischer oder abgelebter, erträglicher Nonsens oder sicherlicher, erträglicher, philosophischer, poetischer, mystischer, artistischer oder politischer Nonsens — so weit also können wir denjenigen unserer Leser, von denen nicht etwa zu besorgen ist, daß sie auch von der epidemischen Krankheit der Teutomanie angesteckt sind, versichern, daß Wolfgang Menzel kein Deutscher ist. „Er schreibt wie ein Britte"", sagte einer seiner Landsleute, der über Menzel's Stil urtheilte; in der That, eine überaus seltsame und für uns höchst schmeichelhafte Weise für einen Deutschen, seine Bewunderung für einen Schriftsteller seiner Nation auszudrücken!"

Ja, in der That, mehr als seltsam, wenn es überhaupt wahr ist. Doch leider ist die Wahrscheinlichkeit nicht geradezu in Zweifel zu ziehen, denn nur zu oft schon haben Deutsche sich nicht geschämt, gegen Ausländer, oder wohl gar im Auslande selbst, das eigene Vaterland zu verhöhnen. Es mag bemüthigend seyn, einen Engländer zu brodachten, der von unserer Literatur vielleicht nichts weiter als Menzel's Buch kennt, und doch von vorn herein alles Deutsche für thunonym mit Unsinn erklärt; aber es mahnt zu ernsten Betrachtungen, wenn der Ausländer unseren Mangel an National-Charakter auch daraus deduzirt, daß wir ihm selbst die Pfeile liefern, mit denen er an verwundbaren Stellen uns treffen kann.

J. Lehmann.

Spanien.

Sitten, Charakter und Lebensweise der Basken und Navarresen.

(Schluß.)

Ein anderes Prinzip, welches einen überwiegenden Einfluß auf dieses Gebirgsvolk hat, ist nicht so edel und rühmlich; es verdient aber, da es vielleicht der mächtigste Hebel in dem gegenwärtigen Kampfe ist, eine besondere Beachtung; ich meine den Aberglauben und die Gewalt der Geistlichkeit über die Gemüther.

In einem schlichten Landleben wollte immer, welches auch der herrschende Glaube seyn möge, eine sehr enge Beziehung zwischen Hirt und Heerde ob; jene wichtigen heiligen Handlungen, Taufe, Trauung und Begräbniß, unter den Bauern sehr bedeutende Ereignisse, und bei denen die Priester eine Hauptrolle spielen, geben den Geistlichen ein hohes Ansehen in der Vorstellung des Landvolks. In dieser gesellschaftlichen Form sind die natürlichen Empfindungen nicht nur stärker, sondern haben auch einen freieren Lauf, als in einem künstlichen Zustande, und die lebhaftigkeit der persönlichen Zuneigung erhält die Wacht der Religion Aber es sind auch in den moralischen und physischen Verhältnissen des Baskischen Volks noch Umstände vorhanden, die den Einfluß jener allgemeinen Ursachen außerordentlich vermehren.

Es giebt kein Land in Europa, wo der katholische Aberglaube, von nichts getrübt, was ihm schwächen und vermindern könnte, sich in so alter Reinheit und Stärke erhalten hat, wie in Spanien; und kennt, wo das große Ziel dieser Art von Lehre und Zucht, nämlich die höchstmöglliche Steigerung des moralischen Einflusses der Geistlichkeit und ihrer Herrschaft über Lehen und Gedanken des Volks, mit solchem Erfolg erreicht worden ist. In Spanien haben alle Kräfte zu diesem Zweck zusammenwirkt: die Beharrlichkeit des Klerus, die Strenge der Gesetze, die unerschsucht der Regierenden. Um diesen Endzweck zu sichern, wurde stets der moralische Zustand der Bevölkerung eifrig bewacht und von Zeit zu Zeit jede Bewegung, jede Neigung des Volksgeistes beobachtet und beaufsichtigt. Bis auf die neuesten Tage ward jeder religiöse Irrstrahl durch die Schrecken der geistlichen Tribunale verdunnt. Selbst Zweige der profanen Gelehrsamkeit wurden ausgeschlossen, weil man fürchtete, daß sie den Geist auflüren und so am Ende das System der Kirchenherrschaft selbst erschüttern.

In demselben Verhältniß aber, wie der katholische Aberglaube in Spanien mehr als in irgend einem anderen Lande vorherrscht, ist eine Macht in Biscaya größer als in jeder anderen Provinz. Die sehr Einwurzelung aller Gebräuche und jeglicher von ihren Vorfahren übkommenen Gewohnheiten verleiht auch den religiösen Ceremonien und Institutionen, als einem Zweige ihrer Volkssitten, hier eine ganz besondere Kraft, während zugleich die lokalen Erinnerungen, die an jeden Berges und jedes Thal sich knüpfen, die Erfindung, welche jedes Gefühl belebt und stärkt, dem Aberglauben des Volks eine solche Macht und Energie geben, daß selbst in diesen aberglaubischen Lande keine andere Provinz hierin den Baskischen gleichkömmt. Der Klerus, sowohl die Ordens- als die Weltgeistlichkeit, bildet einen Theil, und zwar keinen unbedeutenden, von Biscaya's ehemürdigen Institutionen; die Legenden seiner Klöster sind mit seinen Volkssagen und Traditionen verflochten, seine Mönchsorden mit der Geschichte seiner Vorzeit. In einem solchen gesellschaftlichen Zustande, wo der Priester nicht mit den Leidenschaften zu kämpfen hat, welche sich aus entgegengesetzten Interessen erzeugen, werden selbst seine Uebel durch Vieles gemildert und aufgewogen. Die Römische Kirchenzucht und die reiche Ausstattung der Klöster und Stifte gewähren der Blöße des Lebens in diesen unfruchtbaren Gegenden Kleidung und Unterhalt. Ohne den Mönch würde der Zustand dieses Landes der allerarmseligste seyn; Kutte und Sandale entfernen, diese, die armen Einwohner ganz zu Bettlern machen. Die finstere Gestalt des Kapuziners gehört selbst eben so nothwendig zu der Szenerie einer Biscayischen Gebirgslandschaft, wie das alte Schloß; diese im Schatten dahinwankende Figur ist eben so wesentlicher Bestandtheil eines solchen Gemäldes, wie ein Trümmer und Ruinen. Es bedarf in dieser lockeren gesellschaftlichen Form eines Bandes, eines künstlichen Gewebes, um den Platz jener Verbindungen auszufüllen, die in einem gereiferen Gemeinwesen durch die vielen mannigfaltigen Gewerbe und Beschäftigungen gebildet werden. Hiedurch wird der Mönch der Mittelpunkt seiner Umgebungen und die strenge Miene, nicht die bigotte Hülle, nicht das Furchtbare, wie in Ländern, wo seine Macht bedroht ist. Durch ihre Sprache von allem Verkehr mit den modernen Umwälzungen ausgeschlossen, haben die Biscayer ihren ursprünglichen Glauben unverfälscht bewahrt, und selbst jene unbedeutenden Neuerungen, welche in den südlichen Provinzen die Eifersucht der Spanischen Geistlichen nicht ganz abzuwehren vermochte, haben sie hier nicht eingedrungen. Die Ketzerei hat keinen Weg in diese Thäler gefunden; nicht einmal die Sprache der Ketzerei ist dort bekannt, und die katholische Kirchenzucht besteht hier noch in derselben Form und in demselben Geist, wie vor dem Verfall der päpstlichen Macht. Die Herrschaft dieser Kirchenzucht hat sich bei den ländlichen Sitten dieses Volks bewahrt. Der Beichtiger ist dort nicht (oder wenigstens nicht, die neuere Ereignisse ihn dazu verkehrten) das Werkzeug des Eigennutzes, der Politik oder des Ehrgeizes, sondern eine Quelle des Trostes und ein achter Hirt. Der Mönch ist der Freund und Rathgeber des Landmanns, er übernimmt nicht nur die Sorge über seine Seele, sondern hilft ihm auch seine zeitlichen Lasten tragen und erleichtern.

Die Ermahnungen dieser Patres haben ohne Zweifel die Flamme des Bürgerkrieges in Biscaya angefacht, indem sie jedes patriotische Gefühl, jede Leidenschaft des Landvolks aufregten und ihm, wie gewöhnlich, den jetzigen Erbfolgestreit von der Seite zeigten, die seine nationalen Vorurtheile gegen die Königin erbittern mußte; sie aber sahen nur auf das Unterreich ihrer Orden und auf die Folgen, welche eine Revolution in Spanien für ihr Ansehen haben könnte. Als Don Carlos im Oktober 1833 zuerst unter diesen Gebirgsvölkern zum Könige ausgerufen wurde, trugen die Pfarrer die Fahne der Empörung dem aufrührerischen Landvolk kühn voran; viele Mönche bewaffneten sich sogar zu Guerillas und thaten den Truppen der Königin in den Engpässen und Schluchten Guipuzcoa's großen Schaden.

Unter den religiösen Orden im Baskenlande sind die der Karmeliter und Dominikaner die zahlreichsten. In der Lage dieser Mönche, ihrer Bettelei, worunter sich oft ein thätiger unternehmender Geist verbirgt, ihre Armuth, schlechte Kleidung und anscheinende Sympathie mit den Mühseligen und Nothleidenden geben ihnen unter den niederen Ständen der Gesellschaft und unter der Masse des Volks dieselbe Autorität und aufregende Gewalt, die sich die Jesuiten durch ihre Talente und Bildung einst unter den höheren Klassen erwarben. Seit der Zerstörung der Jesuiten waren die Dominikaner in Spanien die bedeutendste Stütze und Hilfsmacht der päpstlichen Gewalt, mit deren Zwecken, Interessen und Politik die Grundsätze einer constitutionnellen Monarchie, wie sie wohl wußten, geradezu im Widerspruche standen. In diesem Theil von Spanien und aus dem Fanatismus, der in den nördlichen Provinzen dieses Landes stets so glühend war, entsprang jener religiöse Orden, der nun hinwiederum den Geist pflegt, dem er sein Entstehen verdankt. Fabeln, dramatische Legenden und alle die Wundererzeugen, an denen sich ein abergläubischer Sinn ergötzt, blühen hier vermöge

*) Letztere wurden von Adolph Wagner (Leipzig, 1835) ins Deutsche übersetzt.

**) Vgl. Nr. 92 des Magazins v. J. 1834 und Nr. 8 v. J. 1835.

mit den Romanzen der Saragnenzeit. Kreuz und Rosenkranz gebören an dem Triebwerk der Gesellschaft, und der jetzige Kampf hat manchen Berg mit Blut befleckt, dessen Thau sonst nur von den Tritten der Pilger verwischt wurde.

Doch wenn auch der verderbliche Einfluß dieser religiösen Orden in den Baskischen Provinzen in sehr gemilderter Form erscheint, so sind doch ihr groben Irrthümer nicht zu verkennen, die durch solche Gesellschaften sowohl hier wie auf der übrigen Halbinsel erzeugt werden. Vom Thron bis zur Hütte durchdringen diese Orden das ganze Geschlecht der Menschen, schwächen das Lebensprinzip des Landes, lähmen seine Triebfedern, drücken die breisame Kraft nieder und entflammen jede verheerende Leidenschaft. Sie haben unabweise Landstriche in todter Hand, und die Geschichtlichkeit, womit sie den daraus entspringenden Einfluß zu benutzen wissen, macht sie furchtbar; genug, sie sind die Häupter und Anführer der großen absolutistischen Partei in ganz Spanien.

Dieß ist die einfache Darstellung der Verhältnisse, unter welchen ihr Basken die Standarte des Krieges erhoben haben; dies sind ihre Beweggründe, Gefühle und Gesinnungen; sie werden von den Priestern in die Schlacht geführt, aber sie fechten für ihre örtlichen Freiheiten und Privilegien, unter denen ihr Land unstreitig seit vielen Jahrhunderten geblüht hat, für ihre Verfassung, für das Recht, ihre eigenen Gesetzgeber, Richter und Staatswirthe zu seyn. Sie wigern sich, theilnehmend und, beren Meister gleichen Anspruch auf Berücksichtigung haben. Die Liberalen, welche jetzt in Spanien die Herrschaft führen, sind längst der Meinung gewesen, daß eine Wiedergrabung des Landes nur durch die Abschaffung aller ausschließlichen Vorrechte, aller örtlichen Gerichtsmarkt, kurz, nur durch Aufstellung eines einzigen Gesetzes für die ganze Nation zu bewirken sey. Der Krieg, der jetzt in diesen Provinzen wüthet, ist nur der offene Ausbruch eines Kampfes, der im Stillen schon während des ganzen letzten Vierteljahrhunderts in Spanien gährte, und der gewöhnlich als ein Kampf zwischen den Liberalen und Serviles, zwischen den Gebildeten und den Unwissenden geschildert wurde, aber in der That nur der Kampf zwischen dem Gemeinwohl und dem Privat-Interesse ist. Der Despotismus hat das jetzt gefirgt, weil so viele Privatinteressen unauflöslich mit seinem Triumph verknüpft waren, und Don Carlos sah sich durch die Macht des ringzen Wortes Privilegium, als wie ein Talisman wirkte, in den Stand gesetzt, seine Fahne im ganze zu erheben und in den erwähnten Provinzen die Baskischen Provinzen seine fürstliche Stütze zu finden, der Abschaffung lokaler Jurisdictionen sinden natürlich auf Seiten der begünstigten Provinzen einen den so heftigen Widerstand, wie ihn die Abschaffung der persönlichen und ererbten Vorrechte bei den einzelnen Individuen fand. Wenn aber ein Baskischen Provinzen republikanischer Freiheit gesichert würde, so könnte man auch erwarten, daß Verwirrung, Anarchie und Despotismus in Spanien wieder seine Wurzel schlagen. Die von den Baskes gesetzten Verhältnisse sind nun so beschaffen, der Wohlstand und dem Gedeihen der Nation unzertrennbar und können billiger Weise nicht zugemuthet werden, wenn das Spanische Volk nicht Willens ist, das Reich noch einmal in kleine Theile zerstückeln zu lassen, wovon jeder seine eigene gesetzgebende Gewalt hätte, und die nur einer Föderativ-Regierung unterworfen wären. Diese Frage ist noch nicht in Anregung gebracht worden und bedarf also auch hier keiner näheren Erwägung. Doch kann man sich nicht verhehlen, daß sie in Spanien schon aufgeworfen anfängt, zumal da bereits mehrere Personen wirkliche Souveränität Gewalt ausüben. Es ist klar, daß die Bevölkerung der Baskischen Provinzen, so lange diese von allen Europäischen Mächten, als in Spanien gebräig, Schutz empfangen und anerkannt sind, sich auch den allgemeinen Spanischen Gesetzen unterwerfen muß. Vielleicht finden sie also in einer Niederlage das Glück, welches sie sich bloß vom Siege versprechen, und möchte dann die ganze Spanische Nation, eins und ungetheilt, es mit ihnen gemeinschaftlich genießen.

(Athenaeum.)

Rußland.

Der Hof des Kaisers Peter II. und der Kaiserin Anna.

Bruchstück aus den Memoiren des Herzogs von Liria.

(Mitgetheilt vom Legationsrath Tley.)

Unter der Regierung des Kaisers Peter II. und seiner Nachfolgerin, der Kaiserin Anna Joannowna, bekleidete der Herzog von Liria, ein Sohn des Marschalls Berwick, den Posten eines Spanischen Gesandten am Russischen Hofe. Peter II. brehrte ihn mit seiner Gunst und verlieh ihm den St. Andreas-Orden. Als der Herzog in Sand zurückgekehrt war, schrieb er Memoiren über Rußland, die aber bis jetzt noch nicht gedruckt erschienen sind. Es folgt hier der aus dem Manuskripte mitgetheilte Schluß derselben, worin der Herzog eine Charakteristik der bedeutendsten Personen liefert, die damals den Russischen Hof belebten. Der Verfasser bemerkt dabei: „Ich kann versichern, daß ich mich auch nicht von der kleinlichen Parteilichkeit hinreißen ließ, und daß ich alle Personen, von denen ich hier spreche, persönlich kannte.“

Kaiser Peter II. (so lautet das Urtheil Liria's über ihn), der bekanntlich in dem jugendlichen Alter von sechzehn Jahren starb, war hochgewachsen, aber dabei noch dem schönsten Ebenmaß gebaut. Eine sanfte Melancholie war auf seinem Antlitze verbreitet, doch in seinen Zügen und in seiner kräftigen Körperbaltung zeigte sich wahre Majestät. Seine Jugend gestattete noch kein Urtheil über seinen Charakter, der sich vielleicht später in Ernst, Entschlossenheit, aber auch wohl in zu große Strenge ausgebildet hätte. Freigebig war er in hohem Grade, auch wohlwollend gegen die Personen, die ihm nahe standen, ohne jedoch auch selbst gegen diese seine hohe Würde zu vergessen, und ich bin zu vertraulichen Verhältnissen eingegangen. Er erfaßte mit feinem Geiste schnell Alles, was ihn interessirte; er war aber auch verschlagen und bescheiden in seinen Urtheilen, liebte sein Volk enthusiastisch, wogegen er aber auf Ausländer wenig hielt. Gewiß wäre er ein großer Monarch geworden, wenn die Zeit einige Unvollkommenheiten und Fehler seiner frühesten Erziehung verwischt und abgeschliffen hätte.

Anna, des Zaars Iwan, ältesten Bruders Peter I. Tochter, früher vermählt mit dem Herzoge von Kurland, bestieg als Wittwe den Kaiserlichen Thron von Rußland. Sie ist ferzählt uns Liria, den auch alle nachfolgenden Charakteristiken ohne Zusätze entlehnt sind) von schlankem Wuchs, etwas bräunlichem Teint und daß tier männliche Physiognomie. Im Umgange ist sie höchst angenehm, ausmerksam und verbindlich. Bei außerordentlicher Freigebigkeit liebt sie große Pracht, worin ihr Hof wohl alle übrige Höfe übertreffen dürfte. Sie fordert strenge Ausführung ihrer Befehle und ausführliche Berichte aus allen Theilen ihres großen Reiches. Ihr erweiterter Dienste regelt sie nie, zeigt sich auch sehr empfindlich gegen die geringste Verletzungen und Kränkungen. Sie ist überhaupt eine wahre Kaiserin und würdig, lange Jahre zu regieren.

Die Großfürstin Natalia war eine Fürstin, ausgestattet durch die achtungswerdesten Eigenschaften. Den Mangel an Schönheit ersetzte sie durch ihre Tugend. Ihre hohe Sittung machte ihren Umgang höchst angenehm. Ihre Unterhaltung war gewandt und unterrsam, ihr sanfter Charakter zeigte sich in jeinen Worten aus. Die Großfürstin und Deutsche Sprache redete sie geläufig, sie war eine Freundin der Lektüre und Beschäftigung der Ausländere. Man liebte sie allgemein und fendete diese Gebete für die Erhaltung ihres Lebens zum Himmel; doch Gott fand es in seiner Weisheit für bester, sie zu sich zu rufen. Nach langer Krankheit starb sie am 3. Oktober 1728, in ihrem fünfzehnten Jahre, bewaint von Russen und Fremden, von Hohen und Niedren.

Prinzessin Elisabeth, die Tochter Peter's I. und der Kaiserin Katharina I. (nachmaligte Kaiserin), ist unstreitig die schönste Frau, die mir im Leben vorgekommen. Der zarte Teint, ihr brennendes Auge, die kleinen Hände, der weiße Nacken, ihre schlanke Gestalt und das vollkommene Ebenmaaß aller Theile müssen Jeden, der sie sieht, bezaubern. Sie ist sehr lebhaft, tanzt und reitet vorzüglich, entwickelt in der Unterhaltung viel Klugheit und zeigt, daß sie den Ruhm über Alles liebt.

Die Herzogin von Mecklenburg, Schwester der Kaiserin Anna, ist eine sehr lebhafte Dame, springt in der Unterhaltung von einem Thema zum anderen, und sagt, ohne sich zu genieren, Alles, was ihr in den Sinn kommt. Sie ist von sehr schlanken Wuchs.

Die andere Schwester der Kaiserin, die Prinzessin Paraskowja, besaß keinen großen Verstand und keine körperliche Schönheit. Ihre Gestalt war schwächlich und mager.

Der Fürst Alexei Dolgoruki, Erzieher des Kaisers Peter II., hakte alle Ausländer. Den alten Gebräuchen und dem Hofe sehr ergeben, ließ er sich von der Eitelkeit zu der Idee hinreißen, seine Tochter durch die Vermählung mit dem jungen Kaiser auf den Russischen Thron zu erheben. Peter's früher Tod vereitelte seinen Plan, und die Kaiserin Anna verbannte den Ehrgeizigen mit seiner ganzen Familie nach Sibirien.

Der Sohn des Vorigen, Fürst Iwan Alexeiwitsch Dolgoruki, war ein Mann von gutem Herzen, und der Einzige, den der Kaiser mit kritischer Freundschaft liebte und dem er in vielen Stücken folgte. Mit gleicher Achtung und Verehrung begegnete ihm Kaiser Johann und die Tücke ihm fremd. Dagegen mangelte ihm aber höhere Bildung, weswegen er auch in seinen Unternehmungen nicht weit ausstehend war und überhaupt nicht viel Thätigkeit zeigte. Er war geneigt, vieles zu leisten, wußte aber nie die Sache beim rechten Ende anzufassen.

Fürst Wassili Lukitsch Dolgoruki war ein geschickter Mann, der sich als Gesandter bei den Höfen von Schweden, Dänemark, Polen und Frankreich ausgezeichnet hatte. Er besaß große Sprachkenntnisse und war ein Diplomat, der mit dem verwinkelig unterhandelten konnte. Zu seinen schwachen Seiten gehörte Habsucht, die ihn so weit brachte, daß er von der Kaiserin Anna endlich zur Strafe auf eine wüste Insel im weißen Meere verbannt wurde.

Noch zweier Fürsten Dolgoruki muß erwähnt werden. Der Eine war Feldmarschall, ein kluger, rechtlicher und tapferer Mann, der die Herrschelei hatte, und oft nur zu aufrichtig war. Er konnte ein herrischer Ermuth seyn, war aber gegen Kränkungen sehr empfindlich. Der andere Bruder nicht, legte ihnen aber auch nichts in den Weg. Er war, mit einem Worte, ein Mann, der seinem Vaterlande Ehre machte. Der Fürst Michail Dolgoruki war ein ritter Schwachkopf und schmutziger Geizhals.

Ein ehrwürdiger Greis war der Groß-Kanzler Graf Golowkin, der mit Gelehrsamkeit viel Klugheit und Wirsicht verband. Liebe zum Vaterland beseelte sein Herz, und obgleich er das Alte liebte, verwarf er doch das Neue nicht, sobald er etwas Gutes darin sah. — Seinem Monarchen schmeichelte er nicht, und auch in den verwickeltsten Angelegenheiten erwarb er sich durch seine gerade Rechtlichkeit und Unparteilichkeit die Achtung seines Herrschers.

Der Geeß-Admiral Graf Apraxin zeichnete sich schon unter Peter I. durch seinen Dienstfeifer aus. Seine Schwester war die Gemahlin des Zaars Feodor, des ältesten Bruders Peter I. Er war ein tapferer, entschlossener, mit vielen Fähigkeiten begabter Mann, aber ein Gegner der von Peter I. nach Rußland gebrachten Neuerungen, und zwar aus

dem Grunde, weil er selbst nie im Auslande gewesen war. Sein einziges Streben ging dahin, die alte Form wieder herzustellen. Von den auswärtigen Staats-Angelegenheiten verstand er nichts.

Ein merkwürdiger Mann war der Vice-Kanzler Baron Ostermann, Sohn eines lutherischen Predigers aus einem Westphälischen Dorfe. Jung kam er nach Rußland, um irgend eine Stelle zu erhalten, erlernte mit vielem Fleiße und gründlich die Landessprache und wurde von einigen höheren Beamten zu Geschäften benutzt. Peter I. hörte von ihm und seinen Sprachkenntnissen, und gebrauchte ihn als Uebersetzer. Fürst Menschikow unterstützte den Deutschen, bewirkte seine Erhebung in den Freiherrnstand und endlich zum Vice-Kanzler. Auf Menschikow's Verwendung wurde er, nach Katharina's I. Tode, Erzieher und Lehrer des Kaisers Peter II., in welcher Eigenschaft ihm dann, wie oben bemerkt, der Fürst Alexei Dolgoruki folgte. — Ostermann war ein talentvoller und in den Geschäften unermüdlicher Minister, der für Rußlands Wohl viel wirkte. Obgleich geizig, war er doch nicht habsüchtig, was sich gewöhnlich zu vereinen pflegt. Im höchsten Grade besaß er Verstellungskunst, und der ärgsten Lüge wußte er einen so frappanten Anstrich von Wahrheit zu verleihen, daß er mit der größten Leichtigkeit auch den verschlagensten Gegner täuschte. Mehrere Male war er seinem Sturze nahe; er wußte sich aber stets durch List wieder emporzuarbeiten und selbst seine Gegner zu triumphiren.

Der Fürst Dmitri Golizyn, Mitglied des Reichsrathe, ein Greis, der immer kopfschüttelnd wiederholte: „Wozu taugen alle diese neuen Einrichtungen? Warum leben wir nicht, wie unsere Väter lebten? Sie waren klüger und hielten keine Ausländer im Land, um sich von ihnen Gesetze vorschreiben zu lassen!“ Er war übrigens ein geschickter Mann, aber gewaltig rachsüchtig.

Fürst Golizyn, Feldmarschall, Rußlands Held, war ein Mann von ausgezeichnetem Verstand und voll wahrer Ehrliebe. Erfahren in der Kriegskunst, zeigte er persönliche Tapferkeit und wurde daher von den Soldaten sehr geliebt. In seinen Grundsätzen war er unerschütterlich; er liebte nicht die Ausländer, war aber auch gegen Sie gerecht und großmüthig, wenn er wahres Verdienst in ihnen erkannte. In der Unterhaltung zeigte er sich sehr liebenswürdig und stand schon in großer Achtung bei Peter I. Mit gleicher Achtung begegnete ihm der ganze Hof.

Der Feldmarschall Sapieha, ein geborener Pole, besaß außer seiner Tapferkeit wenig Verdienst. So viel ich ihn kennen lernte, verstand er wenig von der höheren Kriegskunst, war aufsbrausend und hitzig und gebrauchte jedes Mittel, um seine Zwecke zu erreichen.

Feldmarschall Brown, von Geburt Irländer, in Mosskau geboren, von Peter I. sehr geschätzt, war ein trefflicher Mann von großen Fähigkeiten, dem das Wohl Rußlands sehr am Herzen lag. Allgemeine Achtung und Liebe belohnten ihn für sein makelloses Leben.

Der Fürst Tscherkaski war ein gewandter und sehr aufgeklärter Mann, edel und uneigennützig und ein Freund der Ausländer. Er hätte mehr wirken können, wenn er nicht zu schüchtern und unentschlossen gewesen wäre.

Der Kanzleher Graf Biren, Liebling und Kammerherr der Kaiserin Anna, war ein sehr angenehmer, gebildeter, dienstfertiger und für den Ruhm seiner Monarchin enthusiasmirter Mann. In der Unterhaltung zeigte er sich sehr liebenswürdig, besaß ein angenehmes Aeußere, das ihn aber mit Eitelkeit erfüllt hatte. Ihm fehlte der tiefere Charakterbild und gereifte Menschenkenntniß, weshalb er sich auch leicht von Anderen leiten ließ und schlechte Rathgeber eben so anbörte, wie gute.

Der Chef des dritten (Semenowschen) Garde-Regiments, Graf Löwenwolde der Aeltere, ein geborner Livländer, war ein Mann von großen Fähigkeiten, tätig, tapfer und unternehmend, der Kaiserin ganz ergeben und von dieser mit großem Vertrauen bedbet. Von den Russen wurde er nicht geliebt, weil er die Ausländer protegirte. Was seine Fehler betraf, so war er ein Spieler, sehr geizig und eigennützig. Uebrigens war er ein geschickter Mann, der in allen Sachen Rath wußte. — Sein Bruder, Graf Löwenwolde der Jüngere, Hofmarschall bei Kaiserin Anna, besaß eine Ehrlichkeit und Einfachheit, die seine Gränzen kannte. Egoismus leitete alle seine Handlungen, und er kannte keine Unmöglichkeit, wenn es darauf ankam, seine Zwecke zu erreichen. Er besaß Geist und ein vortheilhaftes Aeußere, war gewandt im Umgange, sehr freigebig, und verstand es, den Festen der Kaiserin den großmöglichsten Glanz zu geben.

Der General Weisbach, ein Deutscher, war ein guter, gastfreundschränkter Mann, der sich für einen großen General hielt, obgleich man von seiner Tapferkeit und seinen militairischen Fähigkeiten eine sehr geringe Meinung hegte.

Ein anderer Deutscher, der General Bon, ein langgedienter und in seinem Fach erfahrener Soldat, war schüchtern im höchsten Grade und sehr ängstlich, sich auf irgend eine Weise das Mißfallen seines Hofes zuzuziehen, weshalb er auch bei Allem sehr vorsichtig zu Werke ging und gegen Jedermann sich kalt und zurückhaltend zeigte. Bei seinem vielen Verstande, war er doch ein beschränkter Geist und steif.

Den letzten Fehler theilte mit ihm der Graf Münnich, ebenfalls ein Deutscher, General der Artillerie, ein Kenner der höheren Kriegskunst und ein ausgezeichneter Ingenieur. Gegen Fremde war er ausserstsam und höflich, scheindar der Freund Aller, in Wahrheit aber von keinem Einzigen.

General Lascy, ein Irländer, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, ein geschickter General und ein durchaus rechtlicher Mann, ist vom ganzen Volke geachtet und geliebt.

Der General der Artillerie, Gländer, ein geborner Deutscher, war ein Mann von Fach, und wegen seiner Kenntnisse von den Russen sehr geachtet. Seinen Freunden zeigte er sich als zuverlässiger und wahrer Freund, obgleich er hätte zurückhaltender werden können, in Folge mehrerer ihm unverschuldet widerfahrener Kränkungen.

Ein wahrhaft edler Mann war Matjuschkin, General der Kavallerie und der Stallmeister, war geringer Herkunft, kam in seiner Jugend nach Rußland, trat dort zur Griechischen Kirche über und erwarb sich die Zuneigung Peter's I., der ihn bis zu seinem Tode sehr liebte. Dolgoruki Jagushinski sein großer Kenner der Kriegskunst war, so lagen in ihm doch große Fähigkeiten, und Peter II. war ihm sehr zu aufrichtiger Liebe und Entschloffenheit verbunden. Man sagte von ihm, daß er bisweilen geistesabwesend wäre; dem aber muß ich, der ich ihn genau kannte, widersprechen. Er war ein treuer Freund und trat offen seinen Feinden entgegen. Seinem Fürsten unbedingt ergeben, zeigte er Bedachtsamkeit in allen seinen Unternehmungen; doch war er auch wohl fähig, eine Unbesonnenheit zu begehen, wenn er glaubte, daß irgend etwas auch nur einen Schatten auf seine Ehre warf. Er war einer der edelsten Großen, die die Rußland stolz sehen darf.

Der General Aschernyschew war ein kluger tapferer Mann, aber nicht aufrichtig und ein Feind der Ausländer.

Der Fürst Jussupow, ein geborner Tartar, diente als General mit Auszeichnung. Für seine persönliche Tapferkeit sprach die Menge der Wunden, mit welchen er bedeckt war. Seinem Fürsten war er ergeben; er beschützte die Ausländer und ging stets den geraden Weg.

Ein Mann von ausgezeichnetem Verstand und Kenntnissen war der Baron d'Rivsbol, der Ceremonienmeister, ein geborner Schwede. Mit einem bewunderungswürdigen Gedächtnisse verband er Klugheit und viel Angenehmes in seinem Umgange. Dem Fremde war er guter Freund; er zeigte aber eine artige Kälte gegen die, deren Freundschaft ihm verdächtig schien. Gegen wahrhaft Edle und solche, die ihm sein Vertrauen entgegen kamen, war er aufrichtig und theilnehmend, einen Monarchen unbedingt ergeben und von Allen hochgeachtet. Eigennutz war ihm fremd; nie hörte ich „das er Schlechtes von Anderen sprach — er war ein edler Mann im wahren Sinne des Wortes.

Bibliographie. Neue Werke in Russischer Sprache:
Die Erdin. Roman und Wirklichkeit, von Peter Sumarokoff. 2 Th.
Die schreckliche Gche. Eine Geschichte aus dem 17ten Jahrhundert, von Peter Maschkoff.
Scenen aus dem Leben. Von Alexei Mostwitschin.
Baron Brambeus. Ein Taubenlied von N. Sokolof.
Das Gouvernement Jenissei. Von G. Stepanoff.
Geschichte von Rußland. Von N. A. Polewoi (Der Verfasser ist so eben in Moskau erschienen.)

Mannigfaltiges.

— Alterthümer auf den Inseln der Südsee. Eine der Carolinen-Inseln, die erst ganz neuerlich von der Russischen Kriegs-Schaluppe „Moren“ entdeckt und Ascensio benannt worden, der an ihrem nordöstlichen Ende Ruinen einer Stadt aufzuweisen, zu denen man jetzt nur auf Booten gelangen kann, indem die Wellen bis an die Stufen der Häuser reichen. Der Umfang der Ruinen beträgt 2½ Werst. Die Mauern sind mit Brodbäumen, Kokospalmen und anderen Bäumen überwachsen; es sind Thüren- und Fenster-Oeffnungen an denselben bemerkbar. Einige der gebauenen Steine haben 20 Fuß Länge in 3 — 5 Fuß Breite. Von Bildwerk ist keine Spur zu sehen. Alles zeugt von einem Grad von Kultur, hinter dem die jetzigen wilden Bewohner weit zurückstehen. Auf derselben Insel erhebt sich ein Berg, in dessen Felsen Figuren eingehauen sind, und noch weit größere Ruinen finden man acht Miles von der Küste im Innern. Wenn man die Eingeborenen nach dem Ursprung dieser Gebäude fragt, so deuten sie gen Himmel, und sagen, ihre Erbauer seyen jetzt dort oben. Die Sprache dieser Wilden ist harmonischer, als die Idiome der übrigen Südseer-Inseln, und sehr viele Wörter gehen auf Vokale aus. Auch in ihren Sitten stellt sich viel Abweichendes bemerken: so z. B. übt das weibliche Geschlecht hier nicht allein die Arbeit, wie dies auf den übrigen Inseln des Südmeers der Fall ist.
(Hobart Town Courier.)

— Gold in Canada. Einheimisches Gold hat man ungefähr 30 Miles südlich von Quebec gefunden, und zwar in einem kleinen Strome, welcher dem Chaudière zufließt, vermuthlich über kalkhaltiges Gebirge. Das vor mehreren Jahren in derselben Gegend gefundene Gold ist von plattovaler Form, wiegt 10,6 Gran, und hat eine spezifische Schwere von 15,7. Die geologischen Verbindungen dieses Gebirges scheinen denen der Russischen und Amerikanischen Lokalitäten analog zu seyn. Es ist beachtenswerth, daß ein paar Canadische Bauern mehrere Jahre lang in der Gegend, wo das Gold gefunden wurde, Minen gruben. Nach dem Jahre 1825 besuchte ich den Schauplatz ihrer Operationen, und fand eine Tiefe von zehn Kubikfuß in kalkigem Gebirge, während die dem vorbeifließenden Strome nächste ist. Von Jungen hat man mir berichtet, daß die Tiefe dieser jetzt über 50 Fuß beträgt. Um die Zeit meines Besuches erfuhr ich, man suche eigentlich nach Silber; ich vermuthete, man habe den in's schenden Glanz des Silber-Talkes für den des echten Silbers angesehen, und bemühte mich nun, die Leute von einer eben so kostbaren als vorgeblichen Nachsuchung abzumahnen. Der Erfolg dieses Minirens sei allerdings bis jetzt nicht eben ermuthigend seyn, und es wäre mir sehr begreiflich, wie die guten Leute eine so vielsährige Ausdauer hätten könnten, ohne die geringste Frucht ihrer Schweisses zu sehen, hätten nicht Grund zu der Vermuthung, daß sie auf einige kleine Goldlager gestoßen sind.
(American Journal of Science.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 137. Berlin, Montag den 16. November 1835.

England.

Mein erstes Bühnenstück.

Ich war siebzehn Jahre alt, als ich die Schule verließ. Meine Mutter bestimmte mich zur Jurisprudenz. Die gute Mutter! Sie sah schon den Beifall ihres Sohnes auf dem Boulsack des Großkanzlers oder wenigstens auf der Bank der Königlichen Advokaten sitzen. Ich fing diese glänzende Laufbahn damit an, daß ich mein Anfangs-Geld in Lincoln's-Inn bezahlte, wo ich mich alle drei Monate drei oder vier Mal gerade so lange sehen ließ, als erforderlich war, um hinein und heraus zu gehen, meinen Namen in das Schul-Register einzutragen und meine Rode in einen Winkel zu werfen. Nachmals arbeitete ich, immer noch meiner Mutter zu Liebe, für einen alten Prokurator, der mich für das Recht, unverständliches Akten-Gemäsch zu kopiren, 300 Pfd. Sterl. jährlich bezahlen ließ. Entsetzliche Zeit!

In der Arbeitsstube meines Prokurators lernte ich eines Tages einen Kollegen kennen, der gleich mir an seinem Zügel kaute. Der Zauber seiner Unterhaltung verleidete mir die Arbeit ganz und gar. Wir gingen zusammen spazieren, und von dem Tage an besuchte ich das Bureau weniger regelmäßig. So rasch war mein Uebergang von der Gleichgültigkeit zur Antipathie gegen das Rabulisten-Gewerbe.

Henry D... mein Kamerad, war, wie viele junge Leute unserer Tage, ein Stück Dichter, ein Stück Musiker, und vor Allem auch — was mir seinen Umgang besonders lieb machte — ein Stück von einem Schauspieler. Er kannte mehrere berühmte Acteurs und lud mich ein, zu seinem Vater zu kommen, der sie öfter bei sich sah. Dort lernte ich Charles Kemble und Matthews kennen; der Letztere war damals in London noch wenig bekannt. Ich erinnere mich jenes Abends, als wär' es gestern gewesen. Kemble war ein mäßiger und schöner Mann, und Matthews so unsrer wie eine Leiche. Er spielte uns einige seiner trabestirten Scenen und Karrikaturen, und wir konnten seinen alten Schotten, sowohl als seinen alten Franzosen, jene so wahren und lebendigen Darstellungen, die jetzt alle Welt kennt, im ganzen Zauber der Neuheit bewundern.

Diese Soiree war für mich entscheidend. Nachdem ich den trefflichen Mimen, den beiden Komike unserer Bühne, gesehen hatte, beschloß ich, einen Plan, Werk zu setzen, den ich Henry D... bereits anvertraut. Ich kaufte einige Französische Vaudevilles, nahm aus jedem derselben ein paar Scenen heraus und bemühte mich nun, ein Drama zu schmieden, das Shakespeare's würdig wäre. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß ein Englisches Publikum mit einer einzigen Intrigue nicht zufrieden ist. Die Franzosen geben in's Theater, um die Sachen vom dramatischen Standpunkte zu betrachten; sie erfassen die feinste Anspielung und bekrönen sich alsbald mit dem Geiste des Verfassers. Einem Englischen Publikum aber muß du mit dem Finger zeigen, wie du es meinst, du mußt dem hausbackenen Verstande alle Effekte handgreiflich machen. Was die Zwischenhandlungen betrifft, so fände wenigstens ein Dutzend derselben der Reihe nach ein, wenn du das Publikum amüsiren und zum Lachen reizen willst. Den dritten Prinzipien angehend, schritt ich zum Werke. Der Titel machte mir viel zu schaffen, aber ich verlor den Muth nicht; endlich schien mir Sir Jeremias Stiefelknecht ein ganz originelles Wort, und ich sah mich schon im Geiste neben Foote stehen, als ich meinen Neugeborenen getauft hatte. Ich erinnere mich noch sehr gut, mit welcher Seelenlust ich mein Manuskript in's Reine schrieb, und wie dick ich die Stellen unterstrich, die das Publikum mit Gewalt hinreißen sollten.

Eben hatte ich meine erste Schöpfung mit nervöser Unruhe einem Freunde übergeben, der sie dem Direktor einhändigen sollte, als ich einen Brief von meiner Mutter erhielt. Diese gute Dame, die dramatische Notizen und Schauspieler mit gleichem instinktmäßigen Ernsten betrachtete, hatte das ungeheure Verbrechen ihres Sohnes entdeckt. Eine unbefonnene Aeußerung hatte sie auf die Spur gebracht. Ihr Brief lautete wie eine Bannbulle; was mich aber am meisten betrübte, war der Umstand, daß sie behauptete, Juristerei und Dramatik liefen sich auf keine Weise vereinbaren. Ich wollt' sie durch Beispiele vom Gegentheil eines Besseren belehren; allein ich fand bald, daß dies keine leichte Sache sey. Anfangs zählte ich auf Sheridan; als ich aber seine Biographie aufschlug, mußte ich lesen: „Sein Genius erhob ihn auf die erste Stufe der Gesellschaft; allein er konnte nie in einem praktischen Berufe aushauern." Wenden wir uns zu Murphy! rief ich aus. „Murphy war Advokat und ein guter dramatischer Dichter; an der Barre aber wollte es ihm nie gelingen." Was stehst von Colman geschrieben? „George Colman, den sein Talent zu Allem fähig machte, flog mit dem Studium der Rechte an. Er wurde einer unserer besten dramatischen Autoren, aber nie ein Rechtsgelehrter." Jetzt fiel mir Addison ein, der Staats-Secretair und Verfasser des Cato. Ich! was sagte mein biographisches Wörterbuch? „Addison verdankte sein politisches Glück seiner Heirath mit Lady Warwick, und Jedermann wußte zugeben, daß er nicht an seiner Stelle war. Da er als Redner nichts leistete, so war er in der Regierung im Unterhause und im Kabinette gleich unnütz. Er konnte keine Beredtsamkeit aufbringen, aber auf der Jagd nach schönen Ausdrücken ließ er oftmals Zeit zu verlieren. Durch Erfahrung von seiner Unfähigkeit überzeugt, nahm er, Kränklichkeit vorschützend, seinen Abschied und machte sich an eine Tragödie, „der Tod des Sokrates" betitelt."

Ich warf das biographische Lexikon unwillig von mir; doch hob ich es gleich wieder auf, um Congreve zu suchen. „Congreve", so hieß es in dem betreffenden Artikel, „wurde zuerst in einer Pension von Kilkenny und dann auf der Universität zu Dublin gebildet, wo er sich in allen Zweigen der Literatur vervollkommnete. Nach der Revolution des Jahres 1689 schickte man ihn nach London und stellte ihn am Middle-Temple an; allein das Studium der Rechte war ihm zu trocken, auch kümmerte es ihn sehr wenig; er folgte seinem wahren Berufe, dem dramatischen. Kaum hatte er aber sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht, als dieser ihm auch bereitet wurde. Er zog sich auf's Land zurück und nahm es Jedermann übel, wenn man ihn seine Autorschaft sprach." Was! rief ich aus, Congreve konnte seiner dramatischen Laufbahn sich schämen, der er sein Glück und seinen Ruhm verdankte?

Ich fing schon an, desperat zu werden; doch wollte ich meine Forschungen wenigstens noch bis auf Ben Jonson fortsetzen. „Der Verfasser des Volpone war erst Maurer und dann Soldat; man weiß aber nicht, ob er Lust und Fähigkeit zu der triumphirenden Laufbahn eingeschlagen hat." — „Beaumont, der Sohn eines Richters, ließ sich im Inner-Temple anstellen; es scheint aber nicht, daß er jemals die geringsten Fortschritte in der Jurisprudenz gemacht habe; seine Leidenschaft für die Musen bemächtigte sich seines ganzen Wesens." — „Foote wurde in Oxford erzogen. Von da kam er auf den Temple. Man bestimmte ihn zur praktischen Rechtsgelehrtheit; aber dies trockene und finstere Studium vertrug sich schlecht mit der Lebhaftigkeit und Beweglichkeit seines Geistes. Nachdem er sein Vermögen durchgebracht hatte, wurde er Schauspieler und dramatischer Autor."

Hier stellte ich meine Nachsuchungen ein; da ich aber doch nun einmal zwischen zwei Professionen wählen mußte, so wollte ich für die bessere mich entscheiden. Ich beschloß, noch zu warten, mein Stück zu beendigen und aus dem Erfolge zu urtheilen, welchen Wirkungskreis die Natur mir angewiesen habe. Ich schrieb also meiner Mutter, daß ich ihre liebevolle Angewalt sehr zu schätzen wüßte und gern Alles thun würde, das des Namens meines Vaters unwürdig wäre. Solche Briefe sind leichter zu schreiben als eine Komödie.

Der Zufall hatte mich auf den gefährlichsten Posten gestellt. Da ich, meinen Wünschen zuwider, in Lincolns-Inn keine Wohnung finden konnte, so hatte ich in der Suffolk-Street (Charing-Cross) ein Zimmer gemiethet. Die meisten Häuser dieser Straße waren damals von Schneidern bewohnt, welche den obersten Stock an Hagestolze, Reisende aus der Provinz und Offiziere auf halben Sold vermiethaun. Diese Herren mochten größtentheils Schotten sehn, denn die Straße Suffolk hatte den Spitznamen schottische Kaserne.

Ich wohnte schon einige Tage in der Suffolk-Street und schlürfte eben frische Morgenluft am Fenster, als ich mehrere Damen mit kleinen Rollen Papier in der Hand hin und her trippeln sah. Desgleichen gewahrte ich Herren mit doppelten Jabot, schweren goldenen Ketten und Pelzkragen, gleichsam ihre ganze Habe auf dem Körper tragend. Ich konnte mich über den Beruf dieser glücklichen Sterblichen nicht täuschen, und streckte den Hals aus dem Fenster, um zu sehen, wohin sie gingen. Man denke sich meine große Ueberraschung! Ich war mitten in Afrika, im Vaterlande des Thespis. Ich klingelte der Magd des Hotels, einer rundlichen und rothbäckigen Dirne. „Was ist das für ein Haus?" fragte ich sie, mit dem Finger auf die Säulenhalle deutend, unter welcher sich diese Halbgötter hatte verschwinden sehen. „Wie, mein Herr, das wissen Sie nicht?" sprach sie, „es ist ja der Eingang zum kleinen Theater."

Ich war also nur zwei Schritt von diesem Fernschlosse entfernt. Hier sollten tausend Lämpchen um meinetwillen angesteckt werden, hier sollte das Publikum sich drängen, um mein Stück aufführen zu sehen und meinen Namen mit donnerndem Beifall anzurufen. Diese Pforte führte also zu den Coulissen und zur Unsterblichkeit. Entsetzt über

Digitized by Google

meine Entdeckung verlieh ich das Haus und spazierte auf der Straße herum, als mir plötzlich Jemand auf die Schulter klopfte und mich so aus meiner Betrachtung herausrief. Es war mein Freund, der wieder einmal die Schule geschwänzt hatte. Er besorgte gleich mir die Klagen auf dem Portikus, der meine Existenz verursachte, und sprach, meine Gedanken erratend: „Wohlan, sey gutes Muthes! Knüpfen wir enge Bekanntschaft mit Matthews, lassen wir unser Stück aufführen, und dann brauchen wir dieser Pforte nur zu sagen: öffne dich, Sicin!"

Das Glück schien mir günstig zu seyn; noch an demselben Tage begegnete ich dem neuen Artisphanes. Es war in seinen Manieren etwas gar liebenswürdig Ungezwungenes. Ich sprach von meinem Stücke, und er sagte mir, er wolle es mir lesen. Ich sagte ihm auch, wenn ich es nöthig, dem Herrn Colman junior, seinem vertrauten Freunde, selbst überdringen. Das war mehr, als ich zu hoffen gewagt. Mein neuer Freund lud mich auf nächsten Sonntag zu einem Diner in seiner hübschen Villa. Es war gerade Freitag; ich verbrachte die ganze Zwischenzeit mit Durchsehen und Retouchiren meines Stückes, das ich nicht eher ablesen wollte, bis es, wie ein junger Mar, glatt gekeult wäre. Endlich stieg die Sonne empor, um den Tag zu erhellen, an dem der Schöpfer meines Loos sah, die sein Werk gut war. Auch ich hatte mein Werk vollendet und fand es nicht eben schlecht. Nach dem Gottesdienst nahm ich ein Kabriolet und war mit Blitzesschnelle in der Villa meines Mäcen. Er lobte meine Pünktlichkeit, stellte mich seiner liebenswürdigen Gattin vor und führte mich in ein kleines Seitenzimmer, das die anmuthigste Landschaft beherrschte. Hier begann ich die Lektüre meines Stückes.

Mein Zuhörer lächelte oft und klatsche auch mitunter; aber seine Aufmerksamkeit schien nur zu ausschließlich auf die Rolle gerichtet, die ihm zugedacht war. Nach einigen Zögern gab er mir den Rath, an einer passenden Stelle noch dies oder jenes Witzwort beizufügen. Er versicherte mir schließlich, er wolle mein Werk am nächsten Morgen nach Melina-Place bringen, wo Herr Colman wohnte.

Mein Glück stand in seinem Zenith. Dieser Tag verging wie der herrlichste Traum; ich öffnete der Luft und der Sonne meine Schwingen; Speise und Wein schmeckten mir Nektar und Ambrosia, und die Unterhaltung wurde eben so feurig als ungezwungen. Matthews stieg immer höher in meiner Bewunderung. Seine Bemerkungen und Beobachtungen verriethen nicht bloß unerschöpflichen Witz, sondern auch eine überraschende geistige Tiefe und Feinheit. Als ich selbigen Abend ein Miethe-Kabriolet bestieg, mit dem Kutscher: Sussex Street, Charing Cross, zurief, sing ich eine ganz neue Welt im Kopfe, in der Lincoln's Inn nicht existirte. Mit Gedanken an das kleine Theater, an Matthews, an die Coulissen und an Herrn Colman versank ich in Schlummer und träumte von meiner Größe, die mir nahe bevorstand.

Einer dieser Kränze blieb auf meinem Kopfe sitzen; ich riß ihn aus Bescheidenheit herunter und schleuderte ihn so weit weg, daß ich beim Erwachen meine Nachtmütze an der Thürklinke hängen sah.

Von wahrer Liebesqual geschüttelt, verließ ich mein Bette. Das Frühstück wollte nicht schmecken. Ich vergaß, den Thee in das kochende Wasser zu schütten, und leerte mein Theekannkchen in eine Tasse aus. Ich hatte eine komische Ballade über Stuhl-Anfertigung gelesen. Matthews stugen sollte; allein er hatte mir zu verstehen gegeben, wenn er, Matthews, Couplets habe, so müsse auch Liston welche haben. Ich zerbrach mir lange den Kopf, um ein Sujet zu finden; endlich fiel es mir ein, „das gerettete Venedig" zu travestiren. Die sechs Couplets kosteten dreistündige Mühe; ich schrieb sie in's Reine und schickte sie ohne Umschlag an meinen Mäcen.

Schon waren drei ewig lange Tage verflossen, und noch wollte keine Nachricht kommen. Ich verbrachte restlich nicht, daß Herr Colman wohl am sunfzig bedeutendere Dinge zu denken hatte, als an meine Komödie. Am Morgen des vierten Tages hör' ich mit Herzklopfen den Hammer an die Hausthüre schlagen; ich lauschte mit verhaltenem Athem; die Thüre öffnet sich... man steigt die Treppe hinan. Ich stürme dem Boten entgegen, rand er überreicht mir ein Billet, in welchem mein Mäcen mir auskündigt, daß er mich morgen Abend um 8 Uhr besuchen will. Er hatte die Absicht, mit mir nach Melina-Place zu fahren und mich Herrn Colman vorzustellen, der uns zum Diner eingeladen hatte.

Ich weiß nicht mehr, wie ich in der Zwischenzeit lebte. Matthews war pünktlich, und wir fuhren mit einander nach Melina-Place. Ich fand meinen Wirth sehr liebenswürdig und die Gesellschaft reizend. Man las mein Stück. Herr Colman schlug mir ein paar kleine Abänderungen vor. Die Unterhaltung wurde so interessant, daß ich erst um 3 Uhr des nächsten Morgens heimkehrte.

Mit der Sache war es guten Zugs. In der nächsten Woche sollte mein Stück den versammelten Schauspielern vorgelesen werden; aber ach! es war ein Freitag, an dem bekanntlich kein Unternehmen von Statten geht, ein Unglückstag, vor dem meine Mutter mich nicht weniger als vor der Zahl dreizehn gewarnt hatte. Der Freitag kam, und ich sah mich zum ersten Mal in dem Treibhause eines Theaters; es war in der That ein Treibhaus, das durch eine Art von Melonenfenster sein Licht empfing. Das Gemach war ohne Tapeten; eine Art von Divan, mit verschossenem grünen Zeuge überzogen, lief um den Wänden hin. Hier pflegten die Acteurs sich auszuruhen und den Anzeichen zu erwarten, wann sie die Bühne wieder betreten mußten. Ein Spiegel, eine Flasche Wasser und ein Trinkglas schmückten das Kamin. Man brachte bald einen kleinen Tisch, mit Federn und Papier bedeckt, und einen Sessel ohne Lehne für den Leser. Die Schauspieler und Schauspielerinnen versammelten sich allmälig; ich wurde denen vorgestellt, die zunächstkamen. Jeder hörte gern, aber keiner den Mund hin. Hier pflegten die Acteurs sich auszuruhen und den Anzeichen zu erwarten, wann sie die Bühne wieder betreten mußten. Ein Spiegel, eine Flasche Wasser und ein Trinkglas schmückten das Kamin. Man brachte bald einen kleinen Tisch, mit Federn und Papier bedeckt, und einen Sessel ohne Lehne für den Leser. Die Schauspieler und Schauspielerinnen versammelten sich allmälig; ich wurde denen vorgestellt, die zunächstkamen. Jeder hörte gern, aber keiner den Mund hin. Hier pflegten die Acteurs sich auszuruhen und den Anzeichen zu erwarten, wann sie die Bühne wieder betreten mußten. Ein Spiegel, eine Flasche Wasser und ein Trinkglas schmückten das Kamin. Man brachte bald einen kleinen Tisch, mit Federn und Papier bedeckt, und einen Sessel ohne Lehne für den Leser. Die Schauspieler und Schauspielerinnen versammelten sich allmälig; ich wurde denen vorgestellt, die zunächstkamen. Jeder hörte gern, aber keiner den Mund hin.

Es herrschte tiefe Stille. Der Vorleser räusperte sich zweimal; dann fing er an, das Stück so schnell und einförmig abzuhaspeln, daß er mir den ganzen Dialog der ersten Scene, auf den ich so viel Mühe verwendet hatte, verbarb. Kein Wort, kein Zeichen des Beifalls. Liston, der über die ihm mote, mit denen ich seine Rolle durchspickt, der Lachen derselben sollte, blieb stumm und unbeweglich, ein wahrer Parysteine; als aber der Leser zu einer Passage kam, die ich für wunderlich durchwitzig hielt, nahm Liston's Physiognomie einen so grotesken Ausdruck der Mißbilligung an, daß Mistreß Gibbs darüber in ein Lachen ausplatzte, welches beinahe auf die ganze Versammlung elektrisch gewirkt hätte. Matthews, dem die beste Rolle im Stücke zugedacht war, warf seinen Kollegen einen Blick zu, der ungefähr sagen wollte: schonet doch der Empfindlichkeit des jungen Autors.

Diese barte Prode dauerte an; ich wartete mit Herzklopfen. Meine Eigenliebe war gespannt aufs Aeußerste; ich hoffte ich noch, daß die Lösung der Intrigue mein Auditorium überraschen und eine Explosion des Beifalls hervorbringen würde; indem ich aber unruhigen Blickes umher sah, bemerkte ich, daß Mistreß Davenport eingeschlafen war, und daß der Liston sie am Halse kitzelte. Jetzt überlegte ich, es wäre weit besser gewesen, wenn ich der Vorlesung gar nicht beigewohnt hätte; in meiner Abwesenheit würde man das Stück wenigstens freimüthig beurtheilt und auch wohl einige Stellen gelobt haben; aber so stehen mir alle Zuversichtungen Selbstzweigen durch affektierte Gleichgültigkeit bissen. Nach geendigter Lektüre war Alles stumm, wie vorher. Endlich fragte Einer: „Wann soll es denn einstudirt werden?" Der Direktor antwortete: „Morgen, und morgen über acht Tage findet die erste Probe statt."

„„Morgen über acht Tage!"" rief eine Stimme; „„was! ich soll diese verwünschte Rolle schon in acht Tagen auswendig wissen?""

„Ich glaube", bud Mistreß Davenport an, „es wäre besser, wenn ich gar nicht mitspielte. Mistreß Pendall oder Mistreß Wall werden mit meiner Rolle eben so gut fertig werden." — „Und der erste Auftritt mit der wenigen noch besser als ich", murmelte Liston.

Eben sah ich Mistreß Gibbs an. Ihr liebliches Gesicht schien mir einen Augenblick schnußlich, als ich sie Liston einen Wink des Beifalls geben sah.

Ich hatte schon genug, griff zur Thüre und entschlüpfte. Matthews hielt mich im Corridor eine Minute zurück.

„Mein Erbarmen", sprach er, „Sie müssen darauf gefaßt seyn, zwei der verwöhntesten Schauspieler zu verlieren. Das Beste, was man thun kann, ist, einem Künstler seine Rolle zu erlassen, wenn sie ihn nicht gefällt; denn sonst bekräftigt er seine Meinung bei der ersten Vorstellung durch sein Spiel."

Hier begannen also für mich alle Drangsale und Plackereien, die eine dramatische Laufbahn so hoherig machen: die kleinen Ränke der Eifersucht und die großen der Eitelkeit, welche nur dem Eingeweihten begreiflich; die Lügen gegen gewaffnete Personen, die Komplotte, um hier oder jene Combination verunglücken zu lassen; ein wahres Labyrinth von Eifersüchteleien und Antipathieen, in dem ich aber leider schon zu weit, vorgedrungen war.

Nach zweien Tagen fand die erste Repetition statt. Die feuchte Atmosphäre des Theaters schien mir von erquickender Frische. Da es draußen sehr kalt war, so wurde mir es dem Herkreteten eben so wohl wie Einem, der in den Hundstagen ein kühles Wellenbad nimmt. Als man in's Lesen kam, ging es mit Lachen und mit Applaus; und auch diese oder jene Stelle nach meiner Meinung zu deklamiren sey, da verlöhnte ich mich endlich mit der Abwesenheit einiger der glänzendsten Gestirne, auf die ich gerechnet hatte.

Mit den Repetitionen gingen fünf Tage hin. Mein Werk wurde grausam beschnitten: das erste Opfer, welches ich bringen mußte, war mein parodirtes Lied „das gerettete Venedig." Derjenige, welcher für Liston singen sollte, hatte keine Stimme; ich resolvirte mich darüber, um so mehr, als Liston selbst sich gegen das Absingen erklärt hatte. Aber ein Unglück kommt niemals allein. Ich sah mich gezwungen, auch mein anderes Lied aufzuopfern. Es kostete mir einen Seufzer; allein was sollte ich dagegen thun? Die junge Actrice, welche meine Heroine vorstellen sollte, war ebenfalls ohne Singstimme, und außerdem hielt man ein isolirt stehendes Lied in einem Stücke für eben so antidramatisch als unsinnsklatisch."

Die Zeit rückte heran, die über mein Schicksal entscheiden sollte. Man muß den dramatischen Autor gesehen seyn, um über das Herzbeklemmende einer ersten Aufführung zu urtheilen. Meine erste Sorge beim Erwachen war, daß ich den Himmel ansah. Er war dick bewölkt. Desto besser, dachte ich; das Haus wird um so voller seyn. Ich bemerkte von fern die Theaterzettel, konnte aber nichts unterscheiden. Jene großen rothen Charaktere waren gewiß der Titel meines Stückes; ich stieg hinab, um mich davon zu überzeugen. Man gab Juckle und Harris und hinterher Sir Jeremias Heavisides. Mein neues Stück. Ohne Zweifel war es das wenigste; schon der Thüter des Wirthshauses und am Laden eines Pasteetenbäckers.

Als endlich der Nebel auf London herabstieg, als ich die Gaslampen schimmern sah und die Wagen zum Theater rollen hörte, da fühlte ich kleine Fieberschauer, meine Ohren klangen, und mein Puls schlug rascher. Es war Zeit, an meine Toilette zu machen; ich sorgte dafür, wie ein Mensch, der einen möglichen Triumphe entgegen sieht. Meine Krawatte wurde mit unmuthiger Nachlässigkeit umgelegt; Weste und Beinkleider waren von schwarzem Kaschmir; die Strümpfe von Seide; der Rock blau und mit Metallknöpfen. Ein schwarzer Leibrock ähnlicher gewesen; aber der meinige war schon etwas aus der Mode. Als ich eben nach Hut und Opernglucker griff, bemerkte ich, daß mir weiße Handschuhe fehlten; ich eilte die Treppe hinab, um ein Paar zu kaufen. Die Kaufmannsfrau, die in einem Nachher in mir erkannte, betrachtete mich von Kopf bis zu Füßen. „Sie sind es also", sprach sie, „der Verfasser des Stückes bin", sagte ich zu mir selbst und warf mich gleich etwas mehr in die Brust. Da fuhr mir aber wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf, die Plauderstelle werde Jedermann sagen,

Digitized by Google

daß ich die Handschuhe bei ihr gelassen hätte, um in denselben mich aufführen zu sehen. Großer Gott! wenn ich ausgezischt würde!

Ich ging durch die Hintenthür ins Theater, schritt durch die Coulissen, wo ich einige meiner Schauspieler traf, grüßte sie auf das Freundlichste und stieg dann in die Loge des Direktors, auf dem Ehrenplatz hinter dem Gitter, wo bereits zwei der schönsten Londoner Damen sich niedergelassen hatten.

Von „Inele und Jariko" konnte ich vor lauter innerer Bewegung nichts hören und nichts sehen. Endlich kam mein Stück an die Reihe; nach beendigter Ouverture rollt der Vorhang auf; ich höre meine eigenen Worte; der Beifallssturm mir dem Ahlsen; ja, das bin ich selbst . . . aber nein, doch nicht so ganz. — Was, ihr Verräther! Ihr substituirt meinem geistreichen Dialog platte Tiraden von eigener Erfindung? Sie füllen die Lücken ihres Gedächtnisses mit eigenen Abgeschmacktheiten aus. Verwünschter Souffleur! Man hört Niemand als ihn. — Sol das war recht; bleib' nicht stecken kleine Einfalt! — O, über den Schurken! Er stumpft mir die Pointe ab; er thut es mit Vorbedacht. — Von Beschuldigungen wie mit dem Alkoven; ja, das bin ich selbst . . . aber nein, doch nicht so ganz. — Was, ihr Verräther! Ihr substituirt meinem geistreichen Dialog platte Tiraden von eigener Erfindung? Sie füllen die Lücken ihres Gedächtnisses mit eigenen Abgeschmacktheiten aus. Verwünschter Souffleur! Man hört Niemand als ihn. — Sol das war recht; bleib' nicht stecken kleine Einfalt! — O, über den Schurken! Er stumpft mir die Pointe ab; er thut es mit Vorbedacht. — Von Beschuldigungen wie mit dem Alkoven; ja, das bin ich selbst . . . aber nein, doch nicht so ganz. — Was, ihr Verräther! Ihr substituirt meinem geistreichen Dialog platte Tiraden von eigener Erfindung!

„Einen Strick ausgenommen", murmelte Koln zwischen den Zähnen.

„„Und nun, Capitain"", sprach der Spanier, nachdem er gesehen, wie seine Leute die verschiedenen Artikel, die er aufgezählt, wegtrugen, „„und nun muß ich deshalb mich verantworten, daß ich Ihnen Verdruß verursachte; allein es ist wahrhaftig Noth, was mich dazu zwang, dieselbe Noth, die Sie zum Seemann gemacht. Eigentlich braucht jeder Mensch seinen Nächsten, auf diese oder jene Weise, und doch ist es im Grunde keine Räuberei; man nöthigt den Anderen bloß, wider seinen Willen ein guter Christ zu seyn und seinen Ueberfluß mit dem ärmeren Bruder zu theilen. Wissen Sie auch, mein Herr"", fuhr er, gegen mich gewendet, fort, „„daß ich zum Priester erzogen wurde?""

„O, nicht möglich!" rief ich aus.

„„Ja, mein Herr; aber ein Liebeshandel drachte mich bei den heiligen Vätern um ihren Kredit. Ich wurde Soldat — ich focht unter Mina, mein Herr, aber das wollte mir nicht gefallen; es war saure Arbeit und kein Verdienst. Da machte ich einmal mit einem Engländer Bekanntschaft, der mich mit nach London nahm; allein wir überwarfen uns bald. Herr, ich kenne London so gut, als ich mein Schiff kenne; ich verdiente mir meinen Unterhalt achtzehn Monate lang mit Unterricht im Spanischen und in Spielen der Guitarre. Ich konnte in kurzer Zeit Ihre Sprache reden und besuchte die Londoner Theater fleißig. Keine Stelle im Shakespeare habe ich mehr bewundert, als die: „„wer meine Börse stiehlt, der stiehlt Unrath."" Hier warf er einen bedeutsamen Blick auf Koln und setzte hinzu: „„es würde aber doch wohl ein schwerer Geschäft seyn, wenn man Capitain Koln die Wahrheit dieser herrlichen Maxime beweisen wollte.""

Es ist schicklich, einen Menschen zu berauben, aber noch schlechter, ihn nachher dafür auszuhöhnen. Koln's Gesicht wurde so blaß wie der Erebus. Der Spanier verzog übrigens auch seine Miene zum Lächeln; im Gegentheil, er sah so ernsthaft aus und deklamirte so feierlich, wie ein Priester, der von seiner Kanzel den Segen ertheilt.

„Nun gut", sprach ich nach einigen Minuten, „Sie waren in London Sprach- und Musiklehrer — wie weiter?"

„„Je nun, da kam mir auf einmal der Gedanke, diesen Gentlemen hier mich auszustaffiren. — Doch, ich muß ich fort — Guten Morgen, meine Herren! — Capitain Koln, ich bin Ihnen tausendfach verpflichtet.""" Mit diesen Worten verbeugte sich unser Held eben so anmuthig als ehrfurchtsvoll und eilte wieder hinab in sein Boot. Als er fort war, richteten wir unseren Lauf wieder nach Bonavista, wo wir jedoch erst Montag Abends anlangten.

Schon am Sonntag Morgen schickte uns der Gouverneur eine Einladung zum Diner. Wir stellten uns zur rechten Zeit, d. h. um zwei Uhr, ein und wurden gleich in den Empfangsaal geführt. Hier versammelten sich die Gäste, und alsbald brachten die Diener (ein männlicher und zwei weibliche Sklaven) das Essen herbei. Oben an der Tafel saß der Gouverneur, mit seiner Gemahlin zur Rechten, und am anderen Ende seine Tochter, eine außerordentlich liebenswürdige junge Dame. Die einzige Sorte Wein auf dem Tische war aus Lissabon. Alle Portugiesische Gäste zeigten sich musterhaft enthaltsam; der Gouverneur trank drei Gläser und verschenkte uns dafür, es sey in zwei Jahren nicht so viel über seine Lippen gekommen. Das Diner bestand aus ziemlich guter Rindsuppe, frischem Schweinefleisch, Pfefferfleisch mit Bohnen, einem ganzen gebratenen Ferkel, Ziegenfrisch — ebenfalls auf drei verschiedene Arten zubereitet — einem Stück schlechten Roastbeef und drei oder vier anderen Gerichten, für die es wohl nur Portugiesische Namen giebt.

Die genannten Artikel wurden klein geschnitten und herum gereicht, wo dann Jeder nach Belieben langte. Die Zukost bildeten Bohnen und Reis, ebenfalls auf allerlei Art gekocht. Da kein gewöhnliches Trinkglas neben mir stand, so mußte ich den Wein aus einem wahren Humpen trinken. Als ich um einen Trunk Wasser andielt, nahm mir einer der Sklaven meinen Humpen weg, obgleich er noch Wein enthielt, sprang hinaus am Eingang des Zimmers rein, ging das Spülhicht die Treppe hinunter und brachte mir ihn dann, mit Wasser gefüllt, zurück.

Nach aufgehobener Tafel füllte der Gouverneur sein Glas, erhob sich und trank auf die Gesundheit und glücklichen Heimkehr der Equipage des weiland „Sir Thomas Munro". Wir entgegneten ihm mit einem Toast auf das Wohl unseres Wirthes und seiner Familie, der gewiß bei Jedem von Herzen kam. Einer der Söhne des Gouverneurs gab uns auf einer kleinen und gräulich verstimmten Holländischen Drehorgel ein paar Stückchen zum Besten. Bald nach diesem ohrzerreißenden Konzerte brachen wir uns.

Ein Amerikanischer Kauffahrer brachte uns in einem jämmerlichen Zustande nach England zurück.

(U. S. J.)

Frankreich.

Das Alter, in welchem die Pariserinnen sich verheirathen.

Zu den bedeutsameren Verhältnissen, die am meisten Einfluß auf die Zahl der Geburten, so wie auf das Thun und Treiben der Gesellschaft ausüben, gehört ohne Zweifel in jedem Lande das Alter, in dem das weibliche Geschlecht in den Stand der Ehe zu treten pflegt. Zuteilt ist dies gerade ein Punkt, der um wenigsten beachtet wird, da weder die Assekuranz-Gesellschaften, noch die öffentliche Verwaltung davon Notiz zu nehmen einen besonderen Anlaß haben. Erst vor zwei Jahren hat ein Englischer Statistiker, Francis Corbaux, in den von uns in der Anmerkung genannten Werke*), nach den amtlichen Registern, das Alter von 121,525 Frauen genau berechnet, die in den letzten achtzehn Jahren, von 1813 — 1830, zu Paris sich verheirathet haben. Er hat dieselben nach ihrem Alter auf folgende Weise klassifizirt:

Von 12 bis 15 Jahren . .	811	Zu 39 Jahren . .	1370
Zu 16 Jahren . .	1920	40	1324
17	3939	41	1128
18	5816	42	1015
19	6937	43	862
20	7618	44	795
21	8017	45	735
22	7788	46	709
23	7206	47	591
24	6815	48	506
25	6461	49	462
26	5924	50	433
27	5446	51	350
28	5058	52	300
29	4548	53	290
30	4107	54	267
31	3651	55	233
32	3350	56	226
33	2892	57	186
34	2614	58	131
35	2257	59	125
36	2032	60	126
37	1798	61 u. f. w. . .	578
38	1593		

Man ersieht aus dieser Tabelle, daß die Zahl derer, die zu 21 Jahren in den Stand der Ehe treten, die jedes anderen Jahres übertrifft. Sollte man indeß im Ganzen das mittlere Alter der Pariser Frauen zu der ihrer Verheirathung angeben, so würde man gewiß ein etwas vorgerücktere Alter dafür aufstinden, da die Summe derjenigen, die über 21 Jahre hinaus sich verheirathen, diejenigen, welche unter diesem Alter sich ehelich verbinden, bei weitem übertrifft. Es ist zu bedauern, daß der Englische Statistiker, dem bergleichen Berechnungen nicht eben große Mühe zu machen scheinen, dieses mittlere Alter nicht selbst angegeben, zumal man aus der Anordnung seiner Tabelle dasselbe gar nicht einmal genau herausfinden kann, indem er bei der Zahl der Ehen, die unter 15 und über 61 Jahren eingegangen wurden, die einzelnen Jahre besonders zu bemerken verfäumt hat.

In der Vorrede giebt unser Verfasser die Absicht kund, ein Assekuranz-System zu begründen, nach welchem man sogleich, wenn eine Frau sich verheirathet, je nach ihrem besonderen Alter eine gewisse Summe für jedes der Kinder bestimmen könnte, die sie in der eingegangenen Ehe erzeugen würde.

Auf die von uns eben mitgetheilte Tabelle folgt in dem Werke noch eine andere, die auf denselben Angaben beruht, aber für uns Million Ehen berechnet ist.

Auf einer anderen Spalte findet man die Total-Summe der Frauen, die sich bis zu einem gewissen Alter verheirathet haben. Man ersieht daraus, daß auf eine Million Pariser Frauen 469,455 (etwas weniger als die Hälfte) kommen, die sich vor dem 25ten Jahre, und 521,653, die sich vor dem Eintritt des sechsundzwanzigsten Jahres verheirathen. Demnach wäre im Durchschnitt das Alter von fünfundzwanzig Jahren dasjenige, in welchem die junge Pariserin, die je einmal heirathet, sich zu diesem Schritte zu entschließen pflegt.

Für den Statistiker wird noch die große Zahl derjenigen Ehen bemerkenswerth seyn, die zu Paris in einem Alter geschlossen werden, wo die Frauen wenig Aussicht auf das Glück der Mutterschaft haben. Nimmt man das dreiundfunfzigste Jahr als den gewöhnlichen äußersten Gränzpunkt des weiblichen Alters in jener Hinsicht an, so bemerkt man Ehen, daß auf Tausend Pariser Ehen achtzehn kommen, die diese Zeit hinaus geschlossen werden.

Es ist uns nicht bekannt, daß man ähnliche Berechnungen für die Bewohner des platten Landes oder der kleineren Städte von Frankreich angestellt hätte. Ohne Zweifel würden sich aber aus einer von diesen Gesichtspunkte ausgehenden Vergleichung der Bevölkerungen mit anderwichtige oder uninteressante Resultate ziehen lassen.

(B. U.)

*) On the natural and mathematical laws concerning population, vitality and mortality. 1 Band in 8. mit Tabellen. London, 1833.

Mannigfaltiges.

— Aktenstücke zur Englischen Geschichte. Unter dem Titel „Rotuli litterarum patentium in Turri Londinensi asservati" hat die sogenannte Records-Kommission in London die erste Abtheilung einer überaus interessanten Sammlung historischer Aktenstücke so eben erscheinen lassen. Wie reichhaltig die Sammlung zu werden verspricht, ersieht schon daraus hervor, daß diese erste 200 Seiten starke Abtheilung bloß den Zeitraum vom J. 1201 bis zum J. 1216 umfaßt. Neben einer Uebersicht von den zahlreichen Reisen des Königs Johann werden sich sämmtliche Verordnungen und Handschreiben ertheilen in Betreff auf die Regierung in Frankreich, England und Irland mitgetheilt. Manches bisher noch unbekannte Einzelnbetten hinsichtlich der schon damals ziemlich anarchischen Vorgänge in Irland, so wie der blutigen Intrigen Verfolgungen in England, kommen hier an's Tageslicht und werden, wenn sie nicht etwa schon als Manuskripte von Englischen Historikern benutzt worden sind, künftigen Geschichtsschreibern eine willkommene Ausbeute liefern. Das Ganze wird von einer Vorrede des jüngern Herausgebers, Hrn. Thomas Hardy, so wie von einem überschwänglichen Sach-Register begleitet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslands

Man pränumerirt auf dieses Beblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 138. Berlin, Mittwoch den 18. November 1835.

Frankreich.

Mémoires de Fleury. (Denkwürdigkeiten des Schauspielers Fleury.) Erster und zweiter Band. Paris, 1835.

Der Geschmack des Französischen Publikums für Memoiren scheint mit jedem Tage zuzunehmen; so oft derselben erscheinen, nimmt es sie mit einer Gunst und einem Beifall auf, die oft in's Unglaubliche gehen. Das nämliche Publikum, dem ein Roman in zwei oder drei Bänden schon sehr lang vorkommt, verschlingt mit Ungeduld zehn, funfzehn, zwanzig, was sagen wir, hundert Bände gewisser Memoiren, welche vielleicht Zeit und dieselben Dinge abhandeln. Die interessanteste, mächtigste Einbildungskraft, die feinste Beobachtung, der glänzendste Stil bringen einen Roman nicht gegen Memoiren halten, gegen die Aussicht auf baare Wahrheit, die man in den Memoiren zu finden, gegen die Hoffnung auf Geheimnisse, in welche man durch dieselben eingeweiht zu werden vermeint. Auch die Geschichtsschreibung ist nicht glücklicher in diesem Konflikte; die tiefsten und gründlichsten Untersuchungen, die erhabensten Betrachtungen halten nicht Stich gegen diese kleinen Offenbarungen und Entdeckungen aus den Antichambren und aus der Küche.

Bei alle dem ist die Vorliebe des Publikums so albern gar nicht, wie etwa die patentirten Schriftsteller es möchten glauben machen. Man zeige einen Jeden, ob er nicht lieber, anstatt einer Revue Napoleon's auf dem Carroussel-Platze beizuwohnen, einen Abend im Zimmer, im geselligen Kostüme, die tiefsten und gründlichsten Untersuchungen, die erhabensten Betrachtungen halten nicht Stich gegen diese kleinen Offenbarungen und Entdeckungen aus den Antichambren und aus der Küche.

Bei alle dem ist die Vorliebe des Publikums so albern gar nicht, wie etwa die patentirten Schriftsteller es möchten glauben machen. Man zeige einen Jeden, ob er nicht lieber, anstatt einer Revue Napoleon's auf dem Carroussel-Platze beizuwohnen, einen Abend im Zimmer, im geselligen Kostüme, die tiefsten und gründlichsten Untersuchungen, die erhabensten Betrachtungen halten nicht Stich gegen diese kleinen Offenbarungen und Entdeckungen aus den Antichambren und aus der Küche.

Bei alle dem ist die Vorliebe des Publikums so albern gar nicht, wie etwa die patentirten Schriftsteller es möchten glauben machen. Man zeige einen Jeden, ob er nicht lieber, anstatt einer Revue Napoleon's auf dem Carroussel-Platze beizuwohnen, einen Abend im Zimmer, im geselligen Kostüme, die tiefsten und gründlichsten Untersuchungen, die erhabensten Betrachtungen halten nicht Stich gegen diese kleinen Offenbarungen und Entdeckungen aus den Antichambren und aus der Küche.

Bei alle dem ist die Vorliebe des Publikums so albern gar nicht, wie etwa die patentirten Schriftsteller es möchten glauben machen. Man zeige einen Jeden, ob er nicht lieber, anstatt einer Revue Napoleon's auf dem Carroussel-Platze beizuwohnen, einen Abend im Zimmer, im geselligen Kostüme, die tiefsten und gründlichsten Untersuchungen, die erhabensten Betrachtungen halten nicht Stich gegen diese kleinen Offenbarungen und Entdeckungen aus den Antichambren und aus der Küche.

Bei alle dem ist die Vorliebe des Publikums so albern gar nicht, wie etwa die patentirten Schriftsteller es möchten glauben machen. Man zeige einen Jeden, ob er nicht lieber, anstatt einer Revue Napoleon's auf dem Carroussel-Platze beizuwohnen, einen Abend im Zimmer, im geselligen Kostüme, die tiefsten und gründlichsten Untersuchungen, die erhabensten Betrachtungen halten nicht Stich gegen diese kleinen Offenbarungen und Entdeckungen aus den Antichambren und aus der Küche.

Digitized by Google

Dajncourt, und die Damen Saindal, Contat, Dumesnil und Raucourt zählte. Nun kommt er zu gleicher Zeit in die berühmten literarischen Zirkel, wo alle Fragen des höheren gesellschaftlichen Lebens in Untersuchung gezogen wurden, wo die Conversation ihre Triumphe feierte; bei der Rein strelt er mit dem Marquis von Villette, mit la Harpe, mit Mondel; da wird über die Minister verhandelt, über die Duthé, über Favn von Grammont, die Gräfin von Hénin, die so schön war und noch besser ihre Schönheit zu nützen wußte; da wird von der Prinzessin von Luxemburg gesprochen, die aus Furcht, in Versuchung zu fallen, das vade retro Satanas (weiche zurück, Satan) über sich selbst aussprach, indem sie sich nie mit anderem, als mit gewichtem Wasser wusch.

Nicht lange nachher kommt der Schauspieler plötzlich mit dem Hofe in Verbindung. Mademoiselle Fleury, seine Schwester, hatte Marie Antoinette die elegante Französische Aussprache gelehrt, und die Königin von Frankreich hatte die Erinnerungen der kunstliebenden Erzherzogin nicht in Wien zurückgelassen. Fleury wird einer der Günstlinge der jungen Königin; er bekömmt sie zu sehen, es wird ihm vergönnt, ihr persönlich seinen Dank für ihre Protection abzustatten. Was Fleury von Marie Antoinette erzählt, bestätigt die Aussicht, die wir im Ganzen immer haben, die wir von ihr gewonnen haben, daß man dem Volk als den Gegenstand des allgemeinen Hasses und Fluches darzustellen wußte, dadurch, daß man sie die Oesterreicherin nannte, gerade sie war eine echte Französin im vollsten Sinne des Wortes; man hatte sie dazu erzogen, und es ist unbegreiflich, wie Frankreich in dieser schönen, lebensluftigen, heiteren, vergnügungssüchtigen Königin die Vorzüge und Fehler verkannt hat, die es an seinen Weibern hegt und pflegt. Aber alle diese Reize, welche die Person der Königin umgaben, waren mit einem Worte verschwendet, es bedarf der Erfindung eines verhöhnenden Wortes, um einen Menschen zu verderben: ein einziges Wort genügt bisweilen, eine ganze Partei zu stürzen; an dem Tage, als man Robespierre Tyrann nannte, war es um ihn geschehen; von dem Tage an, als Marie Antoinette die Oesterreicherin genannt wurde, war der Bruch zwischen ihr und Frankreich unwiderruflich, unheilbar, ein Faktum.

Endlich, mitten unter all' diesen kleinen Intriguen, pöbelich, gehässig, ein Großes, ein Ruhmverbreitendes vor, das ganz Europa in Erstaunen setzt, eine politische Begebenheit, für der erzhöchsten Stuhl ein Gräuel, ein Ereigniß, das den Hof alarmirt, und vor dem das Theater buldigend sich schmückt mit all' seinem Glanz. Voltaire kommt nach Paris, Voltaire stirbt in Paris. Fleury war bei der Deputation, die Voltaire bewillkommnete. Er spielte an dem Abend mit, als Voltaire im Theater war. Er gelangte in das Zimmer, wo Voltaire starb, und Voltaire erkannte ihn wieder unter den Tausenden von betreffen, die den bestrenten Hofleuten, die sich in seinen Vorzimmer drängten, wie Napoleon einen seiner Soldaten unter den zwanzigtausend Mann seiner Garde wiederzuerkennen pflegte.

Kein anderes kam diesem Ereignis gleich, nur Molé's Krankheit ausgenommen. Molé krank! Diese Schreckensworte stürzten Alles, was damals die schöne Welt hieß, in die tiefste Trauer. Don Juan's zwei Elfen langes Register ist gar nichts, ist ein armseliger schwacher Versuch gegen die Molé'schen, die alle Weiber, die alle Namen der Frauen, die nach Molé's Bestinden sich zu erkundigen kamen. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß dem Patienten Bordeaux-Wein gut sey, und in Zeit von wenigen Tagen hatten die vornehmsten Karossen, auf denen die Wappen der ersten Familien Frankreichs strahlten, mehr als zwölftausend Flaschen Bordeaux-Wein in den Keller des Necomodateurs geliefert. Wem nun noch ein Zweifel bleibt über der herrlichen Eigenschaften, die Frau von Staël dem Bordeaux-Wein zuerkannte, der soll uns verdammen.

Auf diese Weise konnte man sich's gefallen lassen, Schauspieler zu seyn. Es war vielleicht nicht ganz so mit den Gesetzen der Moral übereinstimmend, wie nach hergebrachter Weise ein guter Gatte und Hausvater zu seyn, sich einen eigenen Herd zu gründen, eine bürgerliche Haushaltung, wie man zu sagen pflegt — eine Benennung, die wohl ausdrückt, was sie ausdrücken will, aber nicht ausdrückt, worin sie besteht — denn wie wir alle diese Benennungen zu bedeuten sie einen tugendhaften Verein, in welchem der Gatte ein ehrbarer Mann, die Gattin eine ehrbare Frau, die Kinder ehrbare Kinder, die Köchin ein ehrbares Mädchen und der Bediente ein ehrbarer Mensch ist. Und doch, zur Schande der Französischen Sprache muß es gesagt werden, doch wüßten wir keinen Grund anzugeben, warum diese sämmtlichen Ehrbarkeiten in einer Bürgerlichen Haushaltung sich mehr zusammenfinden als in jeder andern. Doch mag man die Worte nehmen, wie sie persönlicher Weise einmal verstanden werden, und wenn in unsern Tagen die bürgerlichen Haushaltungen unter den Schauspielern häufiger angetroffen werden als damals, so ist sicherlich dagegen auch keiner unter den jetzt lebenden, der als ein Beispiel rührenderer Eintracht mit seinen Kunstgenossen, reinerer Raivetät und Herzensgüte, prunkloserer bescheidenerer Tugendhaftigkeit genannt werden könnte, als der bekannte Caitlin, zu dem Fleury in Schauspieler zu sich sagte. Es ist eine Scene von Grenze, die vor unsern Augen gespielt wird. Und nun werfe man einen unparteiischen Blick darauf, und siehe, wie glücklich diese Menschen zu ihrer Zeit waren. In dieser Gesellschaft, wo ein Zuschmidt sitzt und ein ordinairer Anstreicher, die Tafel auf ihren wurmstichigen Füßen hin und her wankt, wo es an diesem und jenem mangelt, zwei abwechselnd mit einer Gabel essen, bei diesem Fest, wo an nichts als an Scherz und Heiterkeit Ueberfluß ist, setzen wir als Wirth einen Mann, der von Benedict XIV. spricht, wie von seinem Freunde, einen Schauspieler, der den Papst seinen alten Kameraden nennt. Es ist Caitlin selbst, der arme Caitlin, dieser gutherzige Polterer, halb Ausgelassenheit halb Melancholie, etwas Molièreisches in seinem Wesen, die komische Originalität des Italiäners sein hervorstechender Zug.

Von hier führt uns Fleury zur ersten Vorstellung des Figaro — dem ersten Sieg des Volkes über den Königlichen, jener Verschwörung des revolutionairen Geistes, darin die meisten der Männer verwickelt waren, die in dem allgemeinen Kampfe, zu welchem der Figaro so zu sagen in die Trompete stieß, ihren Untergang finden sollten. Die beste Vorrede, die man zu einer Geschichte unserer Revolution schreiben könnte, wird immer diese Hochzeit des Figaro und die Geschichte ihrer Aufführung bleiben.

Bis hierher gehen die beiden ersten Bände der Fleury'schen Memoiren. Nicht die Anekdoten, von denen diese Memoiren wimmeln, machen ihr Verdienst aus, sondern daß uns wie sie den Zustand der Gesellschaft vom Theater herab gesehen darstellen. Ein Schauspieler, der mit dem Hof durch die Kammerherren, in deren Händen die Direction des Schauspiels war, und von denen die Artisten unterhalten wurden, in Verührung stand, mit den Literaten von Alten Jahrhunderts tagtäglich in Berührung kam, der Theater zusammenkam, den Geist der allgemeinen Wünsche, was man begehrte und verlangte, jeden Abend aus der Stimmung seines Parterres, in dessen Gesicht oder Beifall sich damals die öffentliche Meinung am lebhaftesten und mächtigsten kund that, abnehmen konnte, ein solcher Schauspieler, behaupte ich, der in allen diesen Dingen geleht hat und mit ihnen all und grau geworden ist, vermag ein wahres Bild der Gesellschaft zu liefern, wenn er erzählt, wie er sich gefunden hat.

Was sagen aber damit nicht, daß die Fleury'schen Memoiren einen Anspruch machen, für ein Sittengemälde ihrer Zeit gelten zu wollen. Es fällt ihnen gar nicht ein; aber eben deshalb, weil sie sich damit bescheiden, erhebt Thatsachen simpel zu erzählen, ohne philosophische Zuthaten und einen Brei von Reflexionen daran zu thun, sprechen sie den Geist der von ihnen geschilderten Epoche getreu und unverfälscht aus. Sie sind weder eine Satirike, noch ein Panegyrikus. So, wenn der 9te Band der St. Galler erzählt, daß der Abt Wil. 1787 alljährlich eine gewisse Anzahl Sachsen pflegte taufen zu lassen; wenn er uns weiter berichtet, daß der Kaiser, um diese Bedauern sich die christliche Religion geneigt zu machen, den Neugetauften eine neue Kleidung verabreichen ließ; wenn er endlich hinzufügt, daß in einem Jahre, als es mit den Finanzen einmal übel aussah und den Neubekehrten nur ein Kittel gegeben werden konnte, ein Sachse, der sich eben hatte taufen lassen und seine feinen Manschetten erzählt, sie seyen ihm ausgefallen, — „Im vorigen Jahr hab' ich ja eine vollständige Kleidung bekommen!“ — wenn der Abt sagt, diese Sache als etwas ganz Gewöhnliches erzählt, so erhalten wir dadurch eine richtigere Idee von dem Geiste der Bekehrungen in jenen Jahrhundert, als durch die gelehrtesten theologischen Abhandlungen. Eben so ist es mit den Memoiren Fleury's. Die Leichtigkeit, mit der in die unerhörtesten Dinge erzählt, die Seelenruhe, mit der sie ihm von Mund zu Mund fließen, als zur Natur gewordenen Sitten des Adels und Bürgerstandes, in denen er selber aufgewachsen, sagt uns besser, als die heftigsten Satiren es vermögen, wie diese Sitten beschaffen waren. — Die beiden letzten Bände, die von der Republik und der Kaiserregierung handeln, werden in rascher Folge erscheinen und ohne Zweifel nicht minder interessant seyn als die ersten, da sie uns von der Geschichte des Theaters aus einer Zeit zu unterhalten haben, wo alle übrige Geschichten von zwei großen, von der des Volkes und von der Kaiserin's, verschlungen wurden. Frédéric Soulié. (R. d. F)

Bibliographie.

De la Civilisation. — Von Eusebe Salverte. 8 Fr.

Esprit de la Monarchie Française. — Vom Advokaten Jouffroy. 2 Bde. 16 Bogen. 6 Fr.

Preuves de la Religion exposées dans leur enchainement et leur suite. — Von Laroche. 2 Bde. 6½ Fr.

Occident et Orient. Études politiques, morales, religieuses, pendant 1833 — 1834 de l'ère chrétienne, 1249 — 1250 de l'hégyre. — Von E. Barrault. 8 Fr.

Grammaire comparée, ou méthode simplifiée, complète et raisonnée, pour étudier en même temps le français, le latin et le grec. Par M. G***, professeur. — 4 Fr.

Lecons et Modèles de Littérature française ancienne et moderne, depuis Ville-Hardouin jusqu'à M. de Chateaubriand. Par F. F. Tissot, membre de l'académie française, professeur au collége de France. 1n 4.

England.

Flamsteed, Halley und Sir Isaak Newton.

Eine wissenschaftliche Ehrenrettung.

Im Jahre 1832 erfuhr Herr Francis Bailey in London, daß ein ihm bekannter Privatmann im Besitze einer großen Anzahl von Originalbriefen sey, die der berühmte Astronom Flamsteed, ein Zeitgenosse Halley's und Newton's, an seinen Freund Abraham Sharp geschrieben hatte. In einer Dachstube waren sie gefunden worden. Sowohl diese Briefe als eine große Menge schon früher durch Herrn Bailey entdeckter Handschriften Flamsteed's, die auf dem Königlichen Observatorium lagen, bildeten eine Sammlung von unschätzbarem Werthe. Auf Herrn Bailey's Antrag ließ die Admiralität diese Papiere drucken, deren Inhalt ihren Verfasser von den ungerechten Anschuldigungen älterer und neuerer Schriftsteller vollkommen freispricht.

Die Astronomie verdankt Niemanden mehr als Flamsteed, dessen an das Unglaubliche grenzende Thätigkeit, mitten unter Widerwärtigkeiten die eine minder glühende Seele erdrückt hätten, durch die eben erwähnte Schrift in ein schönes Licht gestellt wird. „Während manche gelehrte Gelehrte“, sagt Bailey, „ihre Beobachtungen mit Gemächlichkeit anstellen, unbekümmert um deren Nutzen und nicht gesonnen, die Ergebnisse ihrer Forschungen Anderen mitzutheilen, sehen wir Flamsteed nicht bloß seine Instrumente mit eigenen Händen und auf eigene Kosten anfertigen, sondern auch seine ersparten Stunden der Untersuchung der

Mond- und Planeten-Theorieen widmen. Er gab Mittel an die Hand, wie man den häufigen Anomalieen begegnen könne; er entwarf Tafeln zur genaueren Berechnung derselben, und theilte die Resultate seiner Forschungen mit größter Bereitwilligkeit denen mit, die gleichem Studium oblagen. Dabei kämpfte er mit körperlichen Uebeln und Hindernissen aller Art."

Flamsteed erhielt von der Regierung außer freier Wohnung nur die jährliche Summe von hundert Pfund Sterling jährlich, ohne alle Instrumente. Anderen wußte man nach dem Muster des König Karl's II., der vermuthlich glaubte, er habe für seinen glänzenden Gehalt nicht arbeit genug, alle Monate zwei Knaben vom Christ-Church-Hospital unterrichten.

So war die Lage unseres ersten Königlichen Astronomen beschaffen; neunzehn Jahre erhält dieser Beamte nicht blos einen augenscheinen Gehalt, sondern auch Assistenten und alle nöthige Instrumente, deren er bedarf. Aber seine Schwierigkeit konnte Flamsteed nicht scheuen: er wußte allerdings ungefähr, daß er lang mit unermüdetem Fleiß und größter Uneigennützigkeit in seinem mühseligen Berufe. Dennoch (preuß pudor!) wurde die Frucht seiner langen und mühseligen Dienste am Abend seines Lebens ihm entrissen und als Eigenthum der Regierung behandelt.

„Und wer", so fragt der geneigte Leser, „wer waren die Schuldigen, die einem so ausgezeichneten und wackren Manne sein Sterben schwerten?" Mit tiefem Schmerze müssen wir antworten: Newton und Halley! Wie gern wollten wir mit unserm Lobe der Bewunderung, die Newton zeigte, mit einem Schleier bedecken! Aber eine genaue Prüfung der uns vorliegenden Dokumente macht uns dies rein unmöglich. Man darf beinahe mit Zuversicht annehmen, daß Halley's Intrigueen auf diesen gewaltigen, weltumfassenden Geist einen unwürdigen Einfluß übten. Das Ganze ist ein so wichtiges Aktenstück zur Geschichte der Britischen Wissenschaft, daß eine gedrängte Darstellung derselben gewiß Entschuldigung finden wird.

Nachdem Flamsteed seine Berichtigungen der Sonnen-, Mond- und Planeten-Tafeln auch eine Liste von zwei- bis dreitausend Sternen aufgezeichnet hatte, fühlte er den Beruf, die Resultate seiner Forschungen durch den Druck bekannt zu machen. Er begann die Publication auf eigene Kosten und Gefahr. Schon hatte ihm das Unternehmen über 2000 Pfund gekostet, als er sich außer Stande sah, noch mehr daran zu wenden. Da verbreitete ihm ein großmüthiger Beschützer, der Wissenschaften, Prinz Georg von Dänemark, die Nachricht, Flamsteed habe sich bereiten lassen, zu bestreiten. Aber jetzt wurden ihm neue Schwierigkeiten gemacht. Ein von dem Prinzen ernannter Comité, an dessen Spitze Sir Isaak Newton stand, führte die Oberaufsicht über die Herausgabe des Werkes. Diese Herren waren — wie aus dem Inhalt der banschenkten Briefe sich ergiebt — anzelegentlichst bemüht, dem Fortgang des Druckes, so wie Flamsteed ihn beaufsichtigt hatte, jedes Hinderniß in den Weg zu legen; und es gelang sich sowohl aus anderen Quellen, als aus Correspondenz selbst, Newton und Halley dem Comité sie Weisung gaben, daß nur derjenige Theil der Flamsteedschen Beobachtungen, welcher Sonne und Mond betraf, gedruckt würde. Während sie hierbei ihre Lieblings-Arbeiten im Auge hatten, ließen sie die ganze Masse der Flamsteedschen Beobachtungen über die Fixsterne völlig unbeachtet. Weder Newton noch Halley scheinen gedacht zu haben, von welcher hohen Wichtigkeit sorgfältig ausgearbeitete Stern-Verzeichnisse für eine ganze Astronomie sind — und der Letztere scheint sich kaum träumen lassen, daß seine Gravitations-Lehre im Verlaufe einer Jahrhunderts bei Erforschung elliptischer Sternen-Bahnen die wesentlichsten Dienste leisten würde. Flamsteed brach hier die Bahn, auf welcher Bradley ihm folgte; und den Bemühungen dieser Männer verdankt die praktische Astronomie ihre jetzige Basis; denn der „Britische Katalog" ist die Grundlage aller folgenden geworden.

Wo war aber nicht bloß Verschiedenheit der Ansichten über einzelne Punkte, was den Fortgang dieses National-Werkes verzögerte. Das Comité, aber vielmehr Sir Isaak Newton, als der vornehmste Hebel der Maschine, leitete das Geschäft, trotz wiederholter Gegenvorstellungen, ohne Flamsteed's Mitwissen oder Mitwirkung, und warf diesem so viele fernere Hindernisse in den Weg, daß drei Jahre vergingen, ehe der erste und am wenigsten interessante Theil gedruckt war. Bevor man am Drucke des zweiten schritt, verlangte der Isaak Newton gedruckte Katalog zum Ausschuß einhändigen; Flamsteed widersetzte sich anfänglich, mußte aber zuletzt nachgeben, wenn er das Patronat des Prinzen nicht verscherzen wollte, und so wurde der Katalog, unvollständig wie er war, im Beisein des Sir Christopher Wren verpfeffelt und an Newton daselbst. Jetzt gab es aber neue, die Sache verzögernde Plackereien, und noch war der zweite Band nicht unter der Presse, als Prinz Georg starb und mit seinem Tode das ganze Dänenthum in Stocken gerieth. Flamsteed tröstete sich mit der Möglichkeit einer besseren Zukunft und fuhr fleißig fort seine astronomischen Untersuchungen rüstig fort. Da meldet man ihm insgeheim, daß sein Katalog — den er Newton als heiliges Depositum übergeben — unter der Presse sey. Er erhebt zugleich, daß Halley beaufsichtige den Druck, behaupte, eine Menge Fehler entdeckt zu haben, und rühme sich der Mühe, die er angewendet, um sie zu verbessern! Das war zu viel für einen Mann, der 30 Jahre der Arbeit, aus der die Abfassung des Werkes hervorgegangen hatte. Flamsteed protestirte gegen eine so unwürdige Behandlung in ziemlich derben Ausdrücken, und verlangte dann, wiewohl vergebens, sein Manuskript zurück. Der Bruch war jetzt vollständig, und Flamsteed machte dem Sir Isaak Newton, wegen Herausgabe seiner Papiere, einen förmlichen Prozeß. Sein größter Unwille war jedoch gegen Halley gerichtet, dessen unredliche und eingängige Vorrede zu dem fraglichen Werke seinen Zorn reizbar erregt; er gab ihm rund heraus Schuld, die bandschriftlichen Beobachtungen und den Katalog heimlich in Beschlag genommen und Beides in einem verstümmelten Zustande publizirt zu haben. Damit noch nicht zufrieden, ruhte Flamsteed nicht eher, bis er auf Königlichen Befehl die noch vorräthigen Exemplare des Werkes ausgeliefert erhielt, um sie „der Wahrheit zum Opfer zu bringen." Von den 400 gedruckten Exemplaren wurden demzufolge 300 auf das Observatorium geschickt, wo Flamsteed sie eigenhändig den Flammen preisgab. Auch in der Folge scheine sehr scheuer verletzte Astronom jedes Exemplar, das ihm in die Hände fiel, gewissenhaft vernichtet zu haben.

Das Comité scheint wirklich nichts unversucht gelassen zu haben, was Flamsteed Kummer und Verdruß bereiten konnte. Man lese nur folgende Bemerkung, die sie in Betreff des Absatzes seiner Observationen an ihn richteten:

„Diese halten wir es für unsere Pflicht und Schuldigkeit, Ew. zu davon in Kenntniß zu setzen, daß Ihre höchstseelige Majestät, in der Absicht, die „Observationen" der Nachwelt so nutzbar als möglich zu machen, zu Nutz und Frommen der Astronomie, Geographie und Schiffahrtskunst, in der Art über dieselbigen zu verfügen geruht, daß eine Anzahl Exemplare folgenden Körperschaften und Instituten als Geschenke übermacht werden sollten: 1) den Französischen Gelehrten zu In- und Auslandes; 2) den Professoren und anderen Gekannten Mathematikern des In- und Auslandes; 3) den Edlen Großbritaniens, die nambafte Bibliotheken besitzen; 4) denen aus der Umgebung des verewigten Prinzen, die zu Förderung des Unternehmens kräftig mitgewirkt; 5) den Mitgliedern des Comité's und ihren Verbrundeten."

Wer sieht hier nicht, daß es darauf abgesehen war, den Verfasser auch um seinen ganzen pekuniairen Gewinn seines Unternehmens zu bringen?

Kein Wunder also, wenn Flamsteed für solche Behandlungen in hohem Grade entrüstet wurde. Alle seine Briefe athmen einen eben so großen als gerechten Unwillen. Da schreibt denn Hr. Halley, der berühmte Kometen-Halley, oder, wie er sonst auch genannt wurde, „Newton's Capitain", ein so ganz anderes Gesicht, als dasjenige ist, mit dem er bisher ausgemalt worden, daß die Wahrheitsliebe einen Kommentar dazu reclamirt. In einem Briefe an Newton (datirt vom 24. Februar 1692) sagt Flamsteed:

— „Ich will Ihnen nur noch eine Antwort geben, die ich eigentlich unserem Freunde, dem Sindikser (suggesting friend), erdenken möchte, wenn er mich fragt, warum ich meine Observationen nicht drucken lasse? Erstens fühle ich mich in seiner Art verpflichtet, mit verschreiben zu lassen, was ich ihnen soll, oder von ihm und seinen Klitten, den Baschoren, mich gängeln zu lassen. Zweitens möchte ich keinen so lächerlichen Katalog wie Halley's schicken, der Sterne Helena aus geben; auch nicht verbunden seyn, die besten Astronomen unserer Zeit zu detomplimentiren, wie er mit Allen thut, indem er ihnen sagt, er würde, wenn sie dergleichen Kataloge abgefaßt hätten, den seinigen ein Supplement der übrigen genannt haben, wie er ihn denn (in Gemeinzeichnung derselben) ein Supplement des Tycho-Brahe'schen genannt. Auch möchte ich keinen Gefallen daran, daß ich sagen muß, daß ich nur ein Sechzigtheil des Fehlers begangen hätte, dessen er bei Berechnung des Ortes des Sternes im Widder sich schuldig gemacht, was ich ihm denn auch in publiziren, so will ich ihm für seinen Beistand und guten Rath auch nicht verpflichtet seyn. Fehlt es ihm an Beschäftigung, seine Zeit auszufüllen, so mag er seinen Secretairen obliegen, er hat seine erbeutet, wie alle Diejenigen, die sich in Dienste der Societät zum Raeten zu halten, denen er weit mehr verdankt, als er anzuerkennen sich getraut. Er hat schon seit mehr von meinen Sachen in Händen, als er eingestehen oder zurückgeben will. Ich kann einen Mann nicht achten, der wegen alberner Streiche, Undankbarkeit und wahnsinnigen Dünkels seine ganze Reputation eingebüßt hat, und trachte seine und seiner Kumpane Lästerungen seines Pfiffeleiags, selbst durch Geschenke, das selbst Christus und seine Apostel, erschienen sie wieder auf Erden, dem Lemmund ihrer giftigen Zungen nicht entgehen würden."

In einem andern Briefe an den berühmten Dr. Smith (vom 1. November 1700) heißt es:

„Die Neben, die Meister Halley daruber führt, daß ich meine Observationen nicht publizire, bedeuten gar wenig; denn die Welt kennt ihn, seine Verpflichten und seine Handlungsweise; und wenn er es vielleicht auch unterläßt, so geschieht es nur durch den Beistand unserer liederlichen jungen Gentlemen, die er in ihren Lastern bestärkt, und die zum Lohne dafür seine ehrenschändlichen Reden unter die Leute bringen. Ich habe beschlossen, keine Rache an ihm zu nehmen; weil ich aber auch mir selber etwas schuldig bin, so habe ich ein größerer Panier als dasjenige, so ich Ihnen übermache, mit ein paar Reden darauf, in eine Lade zu legen, deren Besitzer es so spirituell kannt ist, wie Sie und meine Freunden und unverschämt Meister sind, und guten Gebrauch davon machen wird. Ein Mann der Ehre möchte gern, daß ich es drucken ließe, allein dessen bedarf es nicht; denn die öffentliche Stimme wird Herrn Halley bald genuglam prostituiren. Seine vornehmen Freude wittern etwas von seinem Betragen, und fangen an, sich in gewisser Entfernung von ihm zu halten. Ich wollte gern, daß er sich besserte und sein Haupt wieder gut machte; darum laße ich ihm eine gute Frist, denn ich kann die Reizerungen, die er gemacht, nicht mittheilen, ohne ihn über die Maßen zu exponiren; und doch will ich ihm nicht wehe thun, will nur haben, daß er ein wenig roth werde, oder vielmehr, daß er nicht sowohl roth werde als bereue, und hinführo als ein braver und biederer Mann sich erweise."

So viel über Halley. Was sollen wir aber zu Newton's Benehmen gegen Flamsteed sagen? Er, den wir so gern unter die Musterbilder menschlicher Vortrefflichkeit gestellt hätten, er, dessen Sanftmuth und weise Mäßigung so hoch gepriesen werden, erscheint in diesen Briefen als fleißig und insolent, als derhöret von Schmeichelreien, als ein Mann, dessen Anmaßung und herrisches Wesen mit seiner Standeserhöhung gleichen Schritt hielten. Wir wollen unsern Lesern eine Stelle

Digitized by Google

vorlegen, die unsere höchst unangenehme Ueberraschung gewiß entschuldigen wird. Im Oktober 1711 wurde Flamsteed, der damals 65 Jahre zählte und so gebrechlich war, daß man ihn beim Gehen stützen mußte, aufgefordert, vor einem Comité der Inspektoren der Sternwarte zu erscheinen, bei welchem Sir Isaak Newton als Präsident der Königl. Societät präsidirte. Flamsteed stellte sich ein, und es kam hier zu folgender empfindenden Scene:

„Ich bat", so erzählt Flamsteed, „noch einen andern Streit mit dem Präsidenten der Königlichen Societät gehabt, der sich und seine Kollegen schlechterdings im Besitze meiner Instrumente wissen wollte. Er beschied mich zu einem Comité, das er allein und zwei Aerzte bildeten. Der Präsident ließ seinem Unwillen freien Lauf und gebrauchte sich sehr ungestüm. Ich hatte schon vorher beschlossen, mich von seinen spitzen Reden nicht verdrießen zu lassen. Ich bemerkte ihm, daß alle Instrumente im Observatorium mein Eigenthum seyen, und beschwerte mich dann über Halley, der meinen Katalog ohne mein Wissen gedruckt und mich der Früchte meiner Arbeit beraubt habe. Jetzt getrieb er von neuem in Wuth und überhäufte mich mit Schmähreden, auf die ich blos mit der Erwahnung, daß er seinen Zorn besser beherrschen möge, entgegnete. Dies machte ihn noch rasender, und er rechnete mir Alles vor, was ich während meiner sechsundzwanzig Dienstjahre von der Regierung bekommen hätte. Ich sagte ihm, was er selber denn für 8 oder 900 Pfund per annum gethan habe, die er seit seiner Niederlassung in London bezogen. Dies machte ihn vollends wüthend; als ich aber bemerkte, daß er wieder anfdrausen wollte, sagte ich ihm, mein halb vollendeter Katalog sey, seinem eigenen Verlangen gemäß, vers siegelt an ihn abgegeben worden. Er konnte dies nicht leugnen, sagte aber, Dr. Arbuthnot habe den Königlichen Befehl, ihn zu erbrechen, erwirkt. Dies war, nach meiner Ueberzeugung, eine Lüge, oder man erwirkte den Befehl erst nach meinem Weggehen. Ich verließ darauf das Zimmer ohne Gruß, sagte ihm aber etwas muthiger als sonst, Gott habe dis jetzt all meine Arbeiten gesegnet, und werde sie gewiß auch zu einem glücklichen Ende führen. Dann empfahl ich mich und ging. Dr. Sloane hatte während des ganzen Disputes nichts gesprochen; der andere Doktor aber sagte mir, ich sey fleißig und insultire den Präsidenten, käme auch in diesem Wuth, wie der Präsident. Bald darauf sah ich Halley, krank eine Tasse Kaffee mit ihm, und hielt ihm dabei mit großer Gelassenheit seine Schlechtigkeit vor.

Der arme alte Flamsteed tröstete sich in seinen Leiden mit der Ueberzeugung, daß die schlechte Behandlung, die man ihm widerfahren ließ, „eine Schande für die Königin und die Nation" sey, und daß die Urheber vor dem Richterstuhle der Nachwelt würden büßen müssen. Noch prophetischer aber antizipirt er, was Herrn Baily's mühseliger Forschungen erfüllt haben: „Ich will der Zeit, dieser Mutter der Wahrheit, meine Rache überlassen, und ich sehe schon im Geiste, daß sie mir Genugthuung verschaffen werde."

Der Ruf Newton's ist Britannien, der Wissenschaft und der Menschheit zu theuer, als daß man ihn, auf leichte Beschuldigungen gestützt, antasten könnte; aber auch andere gleichzeitige Quellen liefern uns Materialien zu der Beurtheilung, daß seine Biographen aus Parteilichkeit oder Unwissenheit ihn so gleichsemig mit geschildert haben. Er war nur ein Sterblicher, obgleich ein glänzendes Exemplar unserer Gattung, und Wahrheit erfordert, daß Flamsteed, angeblich sein einen abgelegten Feind alles Widerspruchs. Der letztere Fehler erklärt vielleicht seine feindselige Gesinnung gegen Flamsteed, obschon sie Beide gleichsam dazu verdammt waren, über vierzig Jahre lang auf demselben Boote zu rudern, während welcher Zeit das Verfahren Sir Isaak's, in Beziehung auf den Britischen Katalog, dem Interesse der Wissenschaft so wenig förderlich war, daß es nothwendig ist, die Art des Verkehrs zwischen Beiden, ehe der ganze Bruch erfolgte, einer Prüfung zu unterziehen.

Die Bekanntschaft zwischen Newton und Flamsteed wird sich wohl mit 1674 angefangen haben, in welchem Jahre der Letztere dem Ersteren seine Notizen über die Durchmesser der Planeten mittheilte, die er bereits in Derby beobachtet hatte. Gegen Ende des Jahres 1680 und zu Anfang 1681 erschien ein auffallend großer Komet. Flamsteed kam durch Berechnungen zu dem Resultate, daß dieser Körper, sowohl vor als nach seinem Gange durch das Perihelium, ein und derselbe sey. Dieser Ueberzeugung Flamsteed's widersprach Newton nicht direkt, er machte sie sogar lächerlich. Demnach änderte er in der Folge seine Meinung, und bemerkte in seinen „Prinzipien", daß Flamsteed Recht habe.

Nachmals standen sie zwölf oder vierzehn Jahre in einem „höflichen" Verhältniß gegenseitigen Austausches, welcher die lunarischen und planetarischen Theorien und verschiedene schwierige Punkte der sphärischen Astronomie betraf. Und im Jahr 1690 übergab Flamsteed ungefähr 150 beobachtete Mond-Stationen an Newton, und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sie Niemanden ohne seine (Flamsteed's) Erlaubniß mittheilen solle; „denn", sagt Flamsteed, „ich bemerkte ihm, daß ich von einem alten Katalogo der Fixsterne Gebrauch gemacht hatte, der bis zu Anfang des Jahres 1686 aus Beobachtungen mit dem Sextanten zusammengestellt war; daß ich jetzt ein besseres und vollendeteres Instrument anwendete, und daß alle diese Mond-Stationen, sobald ich den neuen Katalog vervollkommnet hätte (wie meine Absicht sey), von neuem berechnet und ihm mitgetheilt werden sollten." Sir Isaak Newton hielt aber sein Versprechen nicht, und theilte Flamsteed's Theorie der lunarischen Bewegungen einigen sehr oberflächlichen Kunnern der Astronomie mit, die durch ihr Geschwätz über die „Principia" einen gewissen Ruf erworben hatten. Einer derselben, Dr. Gregory, erklärte geradezu, es bedürfe seiner fernern Observationen mehr.

„Dieselben Lobredner der Principia", sagt Flamsteed, „fragten mich immerfort, warum ich denn meine in Greenwich gemachten Observationen nicht druckte? Als wär es meine Schuldigkeit gewesen, meine Mühe zu drucken, sobald diese Herren es wünschten, obschon sie nicht mal davon verstanden, als wen dem Newtonschen Werke selbst." — „Wie es denn weise von mir gehandelt", sie schreibt er einmal an Newton, „wenn ich meine Beobachtungen der Constellationen, die noch zu ergänzen oder zu verbessern sind, plötzlich veröffentlichte und das Verdienst im Druck davongäbe, um ein Bischen erbenarren Ruhm zu kindern? Würden da nicht diejenigen Herren, die mir jetzt wegen Kleinigkeiten lästig zusetzen, mir sagen, ich hätte besser noch ein oder zwei Jahre gewartet, und ihnen etwas Vollständiges in die Hände gegeben?"

So entstand allmälig eine gegenseitige Entbrewung, die schon einen offenen Bruch zwischen zweien der merkwürdigsten Männer ihrer Zeit hervorführte. „Wir ordnen beiden mit einander, so oft uns nur zufällig begegnenten", sagt Flamsteed, „und er ermangelte nicht, ein Mal zu fragen, wie es mit dem Katalog vorwärts ginge? Ich gab ihm alle Mal aufrichtige Antworten, und setzte immer hinzu, in Kurzem nur mehr Gebilden nöthig, um sowohl die Beobachtungen als die Berechnungen besser zu fördern. Allein davon wollte er keine Notiz nehmen." Am 10. April 1704 bimete Newton auf der Sternwarte zu Greenwich mit Flamsteed, und erbot sich bei dieser Gelegenheit, seine Werke dem Prinzen privatim zu empfehlen. Flamsteed lehnte das Anerbieten ab, weil es Newton's Motiv sey, durchschauen gelernt. „Ich habe schon früher seine Charakterzüge gesprüft, sagt er, und immer unterthänig, obsequig und inviolerant gegen Widersprech. Ich werde ihn auf einige Fehler in seinen „Prinzipien" aufmerksam: das nahm er mir übel, statt sich dafür zu bedanken. Und doch war er so zumaßend, daß er mich oft ohne Umstände sang, „ob ich wohl setzen wollte?"

So schwer und bissach aber der große Newton an den unsichern Flamsteed sich versündigt hatte, so sagt Letzterer doch an einer andern Stelle von ihm: „Ich glaube, daß er, im Grunde genommen, ein gutmüthiger Mensch ist; aber daneben ist er argwöhnischer Natur, und leidet gern Verleumdern sein Ohr, besonders wenn man ihm die Verleumdung auf Spott würzt. Um ihn von dieser Krankheit zu kuriren, schrieb ich auf, als ich in seiner Antichambre auf ihn warten mußte, folgendes Distichon auf ein Blatt Papier:

> A lustering spirit has our men possess'd,
> And wisdom is become a standing jest.*)

Darunter aber schrieb ich: Siehe im Propheten Jeremias, Kap XI V. 1—10, **) und schlug ihm die Stelle in seiner Bibel auf. Ich weiß nicht, ob er Dieses gelesen hat. Wenn er nur ernstlich will, so kann ihm diese Ermahnung ein köstliches Mittel gegen seine Leidenschaftlichkeit seyn." (U. S. J.)

Bibliographie.

Cowper's Life and works. (Das Leben und die Werke Cowper's) Herausgegeben von Southey. Erster Bd. 5 Sh.

An examination of the ancient orthography of the jews. (Ueber die alte Schreibung des Hebräischen.) Erste Abth. 15 Sh.

Mannigfaltiges.

— Die sich wiegenden Amerikaner. In Malta bemerkte ich in den Vornimmern einiger Familien, so wie in einem öffentlichen Laden, in den ich zufällig eintrat, große Armsessel, die mit einer Art von Wiegebett versehen waren. Ich erkundigte mich nach dem Gebrauche derselben, und erfuhr zu meinem großen Erstaunen, daß die Sitte, sich der Wiegen-Sessel zu bedienen, aus Amerika hier eingeführt worden; eine Englische Lady, die lange Zeit in Canada verkehrt war, erzählte mir von dem Einfluche, den der erste Anblick einer hier in den Familienkreisen beliebten Wiegensesse auf sie gemacht habe. Die Lady kam gleich nach ihrer Ankunft Gelegenheit, eine Amerikanische Familie, die unlängst hierher gezogen war, zu besuchen. Diese Familie bestand aus einem Vater, einer Mutter und drei erwachsenen jungen Leuten, die von langer und hagerer Gestalt mit seiner eigenthümlichen Gesichtsbildung, die viele Bewohner der Vereinigten Staaten zu charakterisiren scheint. Nach der Begrüßung nahmen Sopha und Lehnstuhl Platz, und die Familie gruppirte sich nach der Ordnung ihres Alters in Armsesseln auf der entgegengesetzten Seite umher. Nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren und die Unterhaltung matt zu werden anfing, begann die Hausfrau, deren Gestalt eben so wie iher Hande etwas Steifes an sich hatte, sich in ihrem Sessel zu wiegen. Alsbald folgten ihr jungen Leute, nachdem sie ihrer Komplimente dreimal hatten, einer nach dem andern dem Beispiel ihrer Mutter. Endlich stemmte auch der Vater, der bei Unterhaltung am längsten gesübrt hatte, der Versuchung nicht länger widerstehen, und fing an, sich zu wiegen. So saßen sie in einem steifrichten Halbzirkel, Alle in derselben spielenden Bewegung, deren Eindruck auf die Gäste außerordentlich überraschend war. Der Lady, die sich noch kaum von den Anstrengungen ihrer Reise erholt hatte, fing es beinahe an, schwindlig zu werden, und sie erinnert sich mit banger Angst an das, was sie an Bord gelitten, während der jungen Seefahrinnen, durch die Bewegung des Schiffes überrascht, sich kaum des Lachens zu erwehren im Stande waren.

(Dr. Clogg's Visit to Damascus and Jerusalem.)

*) Ein Geist des Hohns bethört der Menschen Herz
Und Weisheit ward zum allgemeinen Scherz.

**) „Ein solches thüte sich wer seinem Freunde und traue auf seinen Bruder nicht: denn ein Bruder unterdrückt den andern, und ein Freund verklatscht den andern." — „Ihre falschen Zungen sind mörderische Pfeile; und ihrem Munde reden sie freundlich gegen den Nächsten, aber in seinen Herzen lauret sie auf denselben. Sollte ich nun solches nicht heimsuchen an ihnen, spricht der Herr, und meine Seele sollte sich nicht rächen an solchem Volk als dies ist?"

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 139. Berlin, Freitag den 20. November 1835.

England.

Lord Byron's Unterhaltungen mit einem Amerikaner.

Von dem Letzteren aus der Erinnerung niedergeschrieben.

Während Lord Byron's Aufenthalt zu Florenz kam ich zufällig auf meiner Italiänischen Reise durch diese Stadt. Ich war erst kürzlich aus der transatlantischen Welt herausgetreten und hatte davon, daß sich der berühmte Lord in Italien jetzt aufhalte, noch nichts erfahren. Eines Nachmittags, als ich von einem Spaziergange längs der Straße, die von der Porta San Gallo nach dem Pian di Mugnone führt, zurückkehrte, begegnete ich einem Manne, der in etwas unregelmäßigem Gange längs dem steinigen Bette des Stromes, der zur regnerischen Jahreszeit den Mugnone herabrauscht, umherschlenderte. Der Mann schien sich damit zu amüsiren, daß er Kieselsteine auflas und sie von Zeit zu Zeit wieder in den seichten Strom zurückwarf. Ein Bedienter zu Pferde, der noch ein zweites Pferd im Zaume hielt, folgte ihm auf der Straße, die sich längs den Ufern des Gewässers hinwand. Ich erfuhr nach einigen Tagen, daß der Mann Lord Byron gewesen; da ich dies aber in jenem Augenblicke nicht errathen konnte, so hatte ich von dem Dichter, auf den ich kaum im Vorübergehen einige Blicke warf, weiter keine Notiz genommen.

Ich begab mich später noch ein oder zwei Mal nach jener Gegend, in der Hoffnung, dem Dichter hier wieder zu begegnen; die Landleute begrüchteten ihn als den Milor Inglese, ein Titel, den sie jedem Reisenden beilegen, der nur ein Pferd reitet und sich bei ihnen ein gewisses Ansehen weiß. Byron ließ sich nie in den Caccine, auf jener beliebten Promenade der vornehmen Welt von Florenz, an dem äußersten Ende der Stadt, erblicken; dieser ausgedehnte Park ist jedem Nachmittag von einer Menge Volks und besonders von den hier sich aufhaltenden Engländern belebt. Aber gerade der letztere Umstand mochte vielleicht ein Hauptgrund seyn, weshalb der Dichter, dessen Abneigung gegen seine Landsleute bekanntlich in der Fremde ganz besonders sich äußerte, jenen Ort absichtlich vermied.

So wie ich erfahren hatte, daß der große Dichter sich in Florenz aufhalte, war ich natürlich auch von dem Wunsche beseelt, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, dessen literarischer Ruhm schon damals durch ganz Europa und selbst in der fernen Hemisphäre des Westens allgemein verbreitet war. Indeß war es nicht so leicht, bei ihm vorzukommen; man sagte, er sey so verschlossen, wie eine Auster, und ließe sich ohne besondere Empfehlungsschreiben gar nicht sprechen. Byron, sagte man hinzu, wolle keinen Engländer sehen; nun war ich aber ein Engländer der Sprache nach, wenn auch nicht durch meine Nationalität, und ich mußte befürchten, daß seine Anglophobie sich nicht weniger auf den Jonathan, als auf den John Bull erstreckt. So dachte ich denn anfangs, daß es ein vergebliches Bemühen seyn würde, den Sonderling sprechen zu wollen; aber ein mit seinem Charakter näher bekannter Mann ergänzte mir, daß der Poet auf die Amerikaner keinesweges so übel zu sprechen sey. Ich verlor daher keine Zeit und richtete ein Schreiben an ihn, worin ich ihn um die Ehre ersuchte, ihm meine Aufwartung machen zu dürfen; ich erhielt kurz darauf von Byron eine sehr höfliche Erwiderung, mit der Bemerkung, daß es ihm sehr angenehm seyn würde, mich morgen Nachmittag bei sich zu sehen. Dieser Einladung kam, wie ich wohl nicht erst hinzuzufügen brauche, mit herzlicher Freude aufgenommen.

Ich war damals noch in den Jünglingsjahren und hatte mit meinem Besuche weiter keine andere Absicht verbunden, als in gewöhnlicher Weise die Bekanntschaft des berühmten Dichters zu machen. Byron war auch noch jung, und Niemand hatte eine Ahnung von dem dunkelen Geschicke, das seiner glänzenden Laufbahn so schnell ein Ende machen sollte. Nichts konnte daher meinem Geiste ferner liegen, als das Projekt, seine Unterhaltung mit mir, oder die Details über seinen Umgang, sein äußeres Benehmen, seine Wohnung u. s. w., lauter Gegenstände, die nach dem Tode eines gefeierten Mannes immer von großem Interesse sind, denen man aber während seines Lebens keineswegs eine gewöhnere Aufmerksamkeit zu schenken pflegt, jemals zu Papier zu bringen. Demnächst sind auch die Erinnerungen, die ich hier eben niedergeschrieben im Begriffe bin, durch den langen Zeitraum, der seitdem verflossen, schon ein wenig verwischt; aber der besondere Reiz und das Interesse, das ein außerordentlicher Mann jedem mit ihm in Berührung stehenden Dinge ertheilt, brachte einen so tiefen und bleibenden Eindruck auf mich hervor, daß im Ganzen der Gegenstand unserer Unterhaltung noch immer meinem Gedächtnisse in frischer Gestalt vorschwebt, wenn auch der Ausdruck hier nicht überall wörtlich treu, und ohne gewissen Modifikationen zu erliegen, wiedergegeben werden möchte.

Lord Byron wohnte damals in einer Straße hinter der Kirche Santa Maria Annunziata. Ein großer Garten trennt jetzt das Haus, in dem er sich aufhielt, von dem Palazzo Ximenes. Es ist ein herrlicher, einsam gelegener Platz, der eine weite reizende Aussicht nach dem Norden gewährt. Er nahm mich mit großer Zuvorkommenheit auf und begann von allerlei Dingen zu schwatzen, indem er zwanzig Fragen in einem Athem an mich richtete. Ich war höchst überrascht, als ich ihn zum ersten Mal erblickte; ich erkannte in ihm den Mann wieder, den ich früher dort am Wasser gesehen, und den ich damals für einen alternen halbtollen Engländer, keineswegs aber für einen Dichter gehalten; demnächst fiel mir auch der große Kontrast in die Augen, der zwischen dem wirklichen Byron und allen Portraits stattfand, die mir früher von ihm zu Gesichte gekommen waren. Man schien ihn geradezu nach dem „Korsaren", „Lara" oder „Harold" porträtirt zu haben, als ein höchst trotziges, mürrisches und beschmollenes Wesen; dagegen fand ich hier einen Mann von gewöhnlichem Ansehen, dessen Haltung im Ganzen eine gute frohe Laune verkündete, den ich aber, trotz einer gewissen Regelmäßigkeit seiner Züge, dennoch nicht eben für schön erklären konnte. Was seinen Anzug betrifft, so habe ich wenig davon im Gedächtnisse behalten.

Ich begann, mich förmlich wegen der Freiheit zu entschuldigen, die ich mir gegen ihn herausgenommen, und spielte zugleich darauf an, daß er mich schwerlich von zu vielen andern Besuchern belästigt werde; allein er unterbrach mich schnell durch ein Gelächter und fiel in einem höchst sarkastischen Tone über die reisenden Engländer her. Ich wäre immer geneigt, zu glauben, daß, wie auch seine Gesinnung gegen gewisse Individuen sonst beschaffen seyn mochte, im Ganzen der Widerwille, den er gegen seine Landsleute affektirte, auf nichts, als auf einer bloßen Grille beruhte. Wie hatte er sonst wohl ein Buch über das andere geschrieben, um die Bewunderung seines Volkes zu erregen, und er hatte oder verachtete es? Aber in der That haßte er seine Landsleute gewiß nicht mehr, als seinen eigenen Titel, den er in gleicher Weise zu Zeiten herabwürdigte. Ich, für meine Person, habe wenigstens keine Ursache, mich über Kälte in seinem Benehmen zu beklagen. „Ich bin sehr eingenommen", sagte er zu mir, „für die Amerikaner; wenn ich mich bei ihnen irgend eines Rufes zu erfreuen habe, so kann ich mich darauf verlassen, daß derselbe aus einer vorurtheilslosen Kritik hervorgegangen. Denn es ist unmöglich, daß Jene eine eigentliche Vorliebe für einen Menschen mit einem angeerbten Titel hegen könnten, und das Lob, das sie mir ertheilen, kann nicht andere, als aufrichtig seyn. Ich erinnere mich, in der Biographie George Frederic Cooke's einen Auszug aus seinem Journal gelesen zu haben, worin er bemerkt, daß er die „English Bards and Scotch Reviewers" auf dem Tische eines Gasthauses im Innern der Vereinigten Staaten angetroffen habe. Diese Notiz war das Erste, was meinen Ohren mit echter wahrer Wuth erklang." — Was mich betrifft, so durfte ich diese ganze Aeußerung für nichts, als ein Kompliment annehmen; im Grunde aber mag wohl jener von dem Dichter selbst erwähnte Umstand, so geringfügig er auch erscheinen dürfte, den ersten Grund zu der Vorliebe für Amerika gelegt haben, die er in seinen Schriften bin und wieder gezeigt hat.

Lord Byron unterbrieht sich mit großer Geläufigkeit, wenn auch keinesweges in einem regelmäßigen Redner- oder Bücher-Style. Er spricht von einem Gegenstande zum andern über, ganz wie in der Mitte ab, um irgend eine Digression zu machen, und berührte die Dinge meist nur oberflächlich, er war oft unzusammenhängend, ungrammatikalisch, und hier und da gerieth er selbst, trotz seines großen Ideenreichthums, in Verlegenheit wegen eines Ausdrucks zur Bezeichnung irgend eines einfachen Dinges. Worüber er sich immer äußern mochte, stets erschien das, was ihm der bloße Moment eingab, von besserem und echterem Gehalte, als wenn ein Anderer lange vorher darüber gedrütet und studirt hätte. Wie unterbrochen auch seine in einer ganz ungeregelten Weise, wobei er nach und nach heiterer wurde, als er anfange zu seyn schien. Sein Aeußeres überraschte mich durch die große Beweglichkeit seines Ausdrucks, sein Lächeln war im höchsten Grade einnehmend, wenn auch der gewöhnliche Ausdruck seiner Haltung, wo nicht das Gepräch selber ihn auftrete, mehr melancholisch und matt als lebendig war. Ich machte ihm ein Kompliment über die Heiterkeit und Munterkeit des Geistes, in der ich ihn fand; darauf erwiderte er mir, daß er seit einigen Tagen in der That zufriedener, oder vielmehr weniger unzufrieden mit sich selbst und der Welt sey. „Niemandes Temperament", sagte er hinzu, „ist den äußeren Eindrücken mehr unterworfen, als das meinige. Ich bin zuweilen so hypo-

Digitized by Google

chondrisch und verdrießlich, daß ich kaum in eine gute Gesellschaft hineinpasse; meine Besucher müssen mich oft in der Meinung verlassen, daß ich ein eitziger und ungefälliger Mensch sey, während ich es doch in der That, sobald nur der äußere Anfall vorüber ist, was die Lebhaftigkeit des Gefühles betrift, mit jedem achtzehnjährigen Jünglinge aufnehmen wollte. Es ist zum Erstaunen, durch welche Geringfügigkeiten sich oft mein Geist aufregen und hinreißen läßt; die geringste Kleinigkeit — die Erinnerung an Etwas, das ich vor zwölf Jahren gethan oder unterlassen — eine von Jemanden gemachte Bemerkung, um die weder ich noch irgend Einer in der Welt sich sonst zu bekümmern hätte, kurz Dinge, die gar nicht werth sind, daß man sie erwähnt, sind im Stande, mein Gemüth zu beunruhigen und gänzlich herabzustimmen. Ich muß oft über mich selbst lachen, wenn ich bedenke, daß solche Kleinigkeiten mich so peinigen konnten, wie sie augenblicklich wiederum mich höchlich zu ergötzen vermögen."

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

War Voltaire musikalisch?

War Voltaire musikalisch? Oder liebte Voltaire die Musik? Dies ist eine Frage, der man noch keineswegs die Aufmerksamkeit gewidmet hat, die ihr vielleicht gebührt; denn da der Name Voltaire's fast in allen Kreisen, bei allen Tischsitzungen über die Geistesgeschichte der Franzosen auf den Lippen geteagen wird, da man desonders in Frankreich nicht ermüdet, ihn bei jeder Gelegenheit, zu jeder Zeit und Stunde zu zitiren, so dürfte es wohl nicht überflüssig sein, die Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten des großen Dichters genau zu kennen, damit wir in den Stand gesetzt würden, die häufigen falschen Auslegungen zurückzuweisen, so wie die erlünstelten Argumente bei Gelegenheit zu widerlegen. Was die Frage auch immerhin in den Augen Vieler als geringfügig erscheinen, wir wollen über die Wichtigkeit derselben nicht weiter disputiren, sondern wir haben uns vielmehr die Mühe zu geben, oder wir wollen uns das Vergnügen machen, sie zu untersuchen und zu beantworten.

Nicht allen Dichtern der allen Literaten sind zugleich musikalische Talente angeboren, eben so wenig wie alle Musiker für die Reize der Poesie empfänglich sind. Aber wollte auch diese Räthsel der menschlichen Natur zu lösen wagen? Wer wollte uns das Geheimniß aufdecken, wieher es kommt, daß Dieser hier sie Declamation und Jener dort für den Gesang begeistert ist; daß die Neelebarte des Einen auf den bloßen Hauch der einfach kombinirten Rede melodisch erklingt, während der Andere nur durch künstlich komponirte Noten angeregt wird? Führt dies etwa daher, daß manche Leute, wie Gall und Spurzheim behaupten, einen mehr oder weniger deutlich ausgeprägten Unterton über der Augenbraue an den Tintenbein haben, wo die Musiker bezeichnet, während Andere eine hervorragende Erhöhung in Form einer umgekehrten Pyramide auf dem Gipfel der Stirn selbst tragen, wodurch sie eben zur Reflexion geeigneter würden? Oder sollte vielmehr der Grund darin liegen, daß sich irgend ein vorzüglichtes Talent oder eine besondere Anlage stets nur auf Kosten aller übrigen Eigenschaften und Fähigkeiten entwickeln und ausbilden läßt? Welche auch immer die Verwandtschaft dieser Dinge sein mag, wir halten uns hier nur an das Thatsächliche, und dies liefert uns den Beweis, daß die Literatur sich keineswegs zugleich immer musikalisch zeigte, eben so wenig wie die Musik stets literarisch war. Non omnia possumus omnes.

Trotzdem hat es von jeher zahlreiche und glänzende Ausnahmen von dieser ausschließlichen Spezialität des Genies gegeben. Ohne den ganzen Kreis der Künste zu durchlaufen und bis zu Michel Angelo und Salvator Rosa hinaufzusteigen, ohne unsere beiden Geschlechtspunkte, die Literatur und die Musik, im Geringsten aus den Augen zu verlieren, haben wir Männer aufzuweisen, die sich in gleicher Weise auf die Poesie wie auf die Noten verstanden. Hat uns nicht der bekannte Hoffmann die Partitur zur „Undine" und zugleich die „Phantasiestücke" geliefert? Und hat nicht der Eine von den beiden Männern, deren literarischer und moralischer Einfluß im vorigen Jahrhundert Frankreich und ganz Europa beherrschte, eine köstliche Oper komponirt und herrliche Romanzen zu Stande gebracht? Haben wir nicht den einfachen „musikalischen Lexikon" zu verdanken? Wenn aber Jean Jaques Rousseau zur Ausnahme von der Regel gehört, sollte nicht Voltaire, der der Nebenbuhler, oder, wie Potier in den Doux Préceptieurs sich ausdrückt, der Kamerad Rousseau's war, sich an dieselbe Kategorie anschließen? Oder müßten wir ihn etwa unter die Zahl derjenigen setzen, die, wie zum Beispiel der berühmte Cuvier, der Erfinder der vergleichenden Anatomie und Beschreiber der antediluvianischen Racen, in der Musik nur ein verwirrendes, sinnloses und selbst störendes Geräusch fahren, während ein gleichzeitiger Naturforscher, Lacépède, der Geschichtschreiber der Fische, die Musik dermaßen liebte und ausübte, daß er im Stande gewesen wäre, ein Glück zu werden, wenn er es nicht vorgezogen hätte, in die Fußstapfen Buffon's zu treten?

Vor Allem müssen wir bezweifeln, daß Voltaire je die Musik ernstlich studirte. Es ist bekannt, daß die Erziehung des jungen Arouet den Jesuiten anvertraut ward, und wir können nicht oft genug behaupten, daß sie Diejenigen sind, welche den Geschmack vorzugsweise für die Musik studirt irgendwie günstig gewesen wäre. Nach allem Anschein hat der Verfasser der „Henriade" und der „Zaire" nicht einmal den gewöhnlichen Elementar-Unterricht in der Musik genossen. Und da er weder von B mol noch von B dur etwas wußte, so hat er uns auch weder Partituren noch Romanzen hinterlassen. Aber wenn auch Voltaire weder in der Gesellschaft noch im Theater als Musiker aufgetreten, so hat er doch als Dichter das Verdienst gehabt, Opern in die Welt zu setzen, ein Bestreben, das freilich nicht eben vom Glück begünstigt ward. Die Lorbeern Lauinault's waren es, die ihn nicht schlafen ließen; er wollte sich um jeden Preis eine Palme erwerben, die Racine verschmäht hatte, und wenn ihm dies nicht gelungen ist, so war es keineswegs seine eigene Anedauer oder Beharrlichkeit, die daran Schuld gewesen.

Der erste Versuch Voltaire's in dem lyrischen Genre, auf den er sich, wie aus seiner Korrespondenz hervorgeht, nicht wenig einbildete, war die Oper Samson. Samson erlebte seine Aufführung auf der großen Oper, obgleich Voltaire dabei Rameau zum Mitarbeiter hatte. In einer Note, die diesem Stücke vorgedruckt ist, lesen wir Folgendes: „Herr Rameau, der größte Musiker Frankreichs, setzte diese Oper im das Jahr 1732 in Musik. Schon war Alles bereit, sie auf die Bühne zu bringen, als auf einmal die Aufführung derselben durch dieselbe Kabale verhindert wurde, welche auch den Mahomet auf einige Zeit von der Scene verbannte. Und als man Voltaire zuließ, daß das Stück in der Italiänischen Oper gegeben werden dürfe, wo der gute Samson, vereint mit Harlequin, Wunder thun sollte, wollte man ihm dadurch die Ehre entziehen, daß es in der „Großen Oper" verherrlicht werde. Der Komponist verwandte seinem alle Arien von Samson zu anderen lyrischen Kompositionen, die der Neid nicht zu unterdrücken vermochte."

Der zweite Versuch glückte dem Dichter besser, und dies war das einzige Mal vielleicht in seinem Leben, wo ihm der Musik Vortheile gewährte, wie solche Verfechter!" Er bewahrte uns die Erinnerung an dieselben in folgenden Versen auf:

Mon Henri quatre et ma Zaïre,
Et mon Americaine Alzire
Ne m'ont valu jamais un seul regard du roi:
Pavais mille ennemis avec trois peu de gloire;
Les honneurs et les biens pleuvent enfin sur moi
Pour une lettre de la Reine.

Dieser Jahrmarktsstreit (lacrer Lorbeer) war die Oper „die Prinzessin von Navarra", die zur Hertzog von Richelieu für die Festtage Feste des Jahres 1745, bei Gelegenheit der Vermählung des Dauphins, dem Dichter aufgetragen. Der General-Pächter, La Poupelinière, hatte einige Liederchen in seiner Manier drazeftrirt, und Rameau komponirte die Musik dazu. Als das Werk eben von Stapel gelassen werden sollte, schrieb Voltaire an den Präsidenten Renault: „Bester Rameau ist ein eben so seltsamer Kauz als ein großer Komponist. Er verlangt von mir, daß ich auf vier Verse Couplets, was ich in acht Versen niedergeschrieben, und wiederum in acht Verse zusehne, was in vier enthalten war. Der Mann ist toll; allein ich bin immer der Meinung, daß man Mitleid mit den Talenten haben muß." Indessen war Rameau keineswegs so toll, als Voltaire glaubte. Denn der Dichter hatte die Verse ganz nach seinem Belieben geschmiedet, ohne im Geringsten darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie den Musiker vielleicht irgendwie genieren könnten, trem es nunmehr, da er es mit einem Talente der Musik zu thun hatte, gar viele Mühe kostete, sich verständlich zu machen. Aber am Ende war es dem doch zwischen dem Dichter und Musiker zu Ausgleichung gekommen; die „Prinzessin von Navarra" ward aufgeführt, und der Dichter erhielt zum Lohne das Amt eines gentilhomme ordinaire. „Dies war", wie er selbst sagte, „ein Geschenk von ungefähr 60,000 Livres, ein um so angenehmeres Geschenk für den Porten, als er einige Zeit darauf die Erlaubniß erhielt, die Stelle zu verkaufen und dabei noch den Titel, das Privilegium und die Functionen beizubehalten." Und diese Weise war der Farce gemäß, wie beschrieben, oder die Vortheile des Dichters wurden nicht eben auf den glänzende Honorar allein beschränkt; welches die Belobnung des Komponisten war, wissen wir nicht, aber wir hegen keinen Zweifel, daß sie ebenfalls nicht unbedeutend gewesen sein muß.

Und hier bei dieser Gelegenheit haben wir eine Thatsache zu erwähnen, die zu wenig würdig, zu unterordentlich und zu bekannt ist, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. Oder sollte es nicht etwas als ein ganz besonderes und ausgezeichnetes Glück für die Geschichte der Literatur und der Musik angesehen werden, daß Jean Jaques Rousseau mit Voltaire und Rameau an einem und demselben Werke arbeiteten; der damals noch obskure Jean Jaques ward dazu benutzt, die Arbeit zweier berühmten Männer zu verdeffern, und der arme Jean Jaques wandte Zeit und Mühe daran, das Werk zweier reichen Künstler zu retouchiren! Die Sache ging ganz natürlich zu. Das Jahr war da, wo die Französischen Waffen ruhmvolleig gewesen: der Marschall von Sachsen hatte die Niederlande erobert, Ludwig XV. kommen getragen, den Ludwig XV., gerade so wie etwa eine Opernvorstellung, durch seine Gegenwart derbst hatte. Den Winter darauf gab's nun viele Feste zu Versailles: die „Prinzessin von Navarra" ward unter dem Namen der Feste von Ramire wieder hervorgesucht. Für diesen neuen Titel waren aber mehrfache Veränderungen sowohl in den Versen als in der Musik nöthig geworden. Voltaire befand sich damals in Lothringen und war überdies in Verbindung mit Rameau an einem anderen Werke, dem Tempel des Ruhms, beschäftigt. Da nun Beide jetzt keine Zeit für ihre „Prinzessin" übrig hatten, so ernannte sich der Hertzog von Richelieu an Rousseau und ließ ihm das Gedicht sammt der Partitur überschicken. Rousseau wollte ohne die ausdrückliche Bewilligung des Dichters keine Veränderung an dem Stücke vornehmen. Er schrieb daher an Voltaire, der ihm auf eine sehr bescheidene Weise antwortete: „Sie, mein Herr, verweinigen zwei Talente, die bis jetzt immer getrennt gewesen sind. Das sind zwei gute Gründe, weshalb wir Sie nicht weiter schinden und zu Tode zu martern wünschen." (Es ist indeß anzunehmen, daß dies „Bestreben" unserm Voltaire nicht eben sehr gelingen wollte.) Der Brief schloß mit folgenden Worten: „Ich verlasse mich ganz auf Sie, und rechne darauf, die Ehre zu haben, Ihnen meinen Dank selbst abzustatten."

So machte sich denn Rousseau an das Werk und arbeitete zwei Monate lang darüber. Er änderte wenig an den Versen, aber viel an der Musik. Bei der Aufführung des Stückes in der großen Oper, wo von den drei offiziellen Autoren nur Rousseau allein zugegen war, bo-

Digitized by Google

eitte Madame de la Poyelinière Alles, was dieser komponirt oder abgeändert hatte, und brachte es trotz der Verwendung Richelieu's dahin, daß er das Ganze noch einmal umarbeiten mußte. Rousseau kam bestürzt und verzweifelt nach Hause; er wurde krank und war sechs Wochen lang nicht im Stande, auszugehen. Während dieser Zeit wurden „die feste von Ramire" wieder aufgeführt; Rousseau erfuhr, daß seine Musik Beifall gefunden und daß man sie von der Kameau's kaum zu unterscheiden wußte. Allein Niemand hatte daran gezweifelt, daß der beschämte Komponist Theil an dem Werke genommen. Rameau sey es der vor, sich gar nicht auf dem Zettel zu nennen, ehe er seinen Namen neben einem anderen Platz nehmen ließ. Sobald Rousseau hergestellt war, eilte er ein zum Herzog von Richelieu; aber der Herzog war nach Schottland abgereist. „Da ich ihn nun", erzählt Rousseau in Bezug auf diesen Umstand in seinen „Konfessionen", „seit der Zeit nicht mehr zu sehen bekam, so verlor ich das Lohn für mein Werk, das Favorit, das es mir einigen sollte, und meine Zeit, meine Arbeit und Mühe; meine Krankheit und das Bett, das sie mich gekostet, alles blieb ohne Entschädigung und Vergütung." Dies hatte der Verfasser des „Emil" davon, daß er mit dem Autor des „Oedipus" und dem des Systems des Fundamental-Basses Compagnie schloß. Und so ergeht's auch allen denen, die, ohne selbst schon groß und im Besitze von Ruf und Vermögen zu seyn, sich in die Geschäfte großer Männer dynamischen wagen!

Der „Tempel des Ruhms" folgte unmittelbar auf die „Feste von Ramire". In dem vierten Akte dieses Stückes, des schwächsten von allen, die Voltaire in einem Genre geliefert, in dem er überhaupt nichts Festhaftes zu leisten vermochte, figurirte der Römische Kaiser Trajan. Als nun die Oper aufgeführt ward, trat der Dichter vor die Loge des Königs hin und richtete an ihn die Frage: „Ist Trajan zufrieden?" Der König, der sich durch die Familiarität des Poeten mehr belleidigt, als durch die Parallele geschmeichelt fühlte, antwortete nichts. Dieses Stillschweigen flach gegen jene Lobeserhebung des Autors einigermaßen gar seltsam ab. Als indeß Frau von Pompadour an die Stelle der Frau von Châteauroux eingetreten war, wurde Voltaire alsbald zum Geschichtschreiber von Frankreich ernannt, und kurz darauf hielt er einen Sitz in der Akademie.

Voltaire komponirte noch mehrere Opern, sowohl ernste, als komische; den Baron von Otranto, Pandore, die zwei Fäffer und Junia und Zelide. Nicht eines von diesen Stücken aber erlebte eine Aufführung, und auch keines hatte eine solche verdient. Als Gretry von Italien zurückkehrte, noch arm und eben so obskur, wie das als Jean Jaques gewesen, flatterte er dem Patriarchen von Ferney einen Besuch ab; dieser übergab dem jungen Komponisten seinen „Baron von Otranto" als Geschenk, und Gretry, der sich einbildete, damit ein Glück gemacht zu haben, ging auf der Stelle nach Paris. Das Verdienst ward, als das Werk eines jungen Mannes, der Italiänischen vor übersweisen; aber die Oper wies es zurück, obwohl sie erklärte, daß der junge Autor viele Talente besitze. Gretry sich in Bund des Patriarchen, als er dies vernahm, er, der von den Kunstrichtern eines Sebaine so gar nichts verstand und der, fern von der Bühne, sich den Erfolg derselben keineswegs zu erklären vermochte! Kann unser Voltaire hatte kein Gefühl für diejenige Kunst, die dem Publikum selbst Leben einhaucht, und er konnte kaum begreifen, wie an durch sie begeistert und entzückt zu werden vermag: Voltaire war nicht musikalisch.

Um dies zu beweisen, dürfen wir nur die drei Zeilen anführen, die er in seinem Siècle de Louis XIV., in dem Kapitel über die schönen Künste, über Lully schrieb: „Lully", sagte er, „setzte durch seinen Geschmack und seine Kenntniß in Erstaunen; er war der Erste in Frankreich, der Wahrheit, Milieu und Ingen komponirte." Es mag uns nun Einer einmal erklären, was man sich wohl unter den „Milieur" (wofern es nicht anders ein Druckfehler wäre) hier zu denken habe.

Indeß haben wir zur Beantwortung unserer Frage befriedigendere Thatsachen, als bloße Konjekturen mitzutheilen; es ist ein freies offenes Selbstgeständniß, das wir in einem Briefe aus Berlin vom 22. August 750 an Madame Denis auffinden. Voltaire schrieb diesen Brief unmittelbar nachdem er einer Italiänischen Oper, „Phaeton", beigewohnt: „Es ist", sagt er, „ein ein wenig travestirter Phaëton; der König hat den Italiänischen Poeten, Namens Villati, der vierhundert Thaler erhält, bezieht. Dieser Liefert ihm denn für seinen Gelde Verse, die vielleicht eben so wenig auf den König passen. Der Orpheus nimmt des Morgens, statt Wasser aus der Hippokrene, eine Flasche Branntwein zu sich, und sobald er ein wenig betrunken ist, sprudeln die schlechten Verse von selbst aus der Quelle hervor. Ich habe nie etwas so Plattes in einem so schönen Saal gesehen. Derselbe gleicht einem zweyel Griechenlands, aber Stücke des Tartarus werden darin aufgeführt. So viel von den Versen; kommen wir nun zur Musik. Was die Musik betrifft, so sagt man, sey sie gut. Ich für meinen Theil verstehe mich wenig darauf; ich habe aber das große Vertrauen, daß keine weise begreifen können. Ich finde nur, daß die Signora Astrua und die Signori Castrati schönere Stimmen als Eure Actricen in Frankreich haben, und daß die Italiänischen Arien bereichter klingen als Eure sogenannten Arietten. Ich habe immer die Französische Musik mit dem Damen und die Italiänische mit dem Schachspiel verglichen. Die überwundene Schwierigkeit ist Verdienst. Eure Bekämpfung der italiänischen Musik ist ungefähr mit dem Kriege von 1701 zu vergleichen; ihr seht allein da gegen ganz Europa."

Habemus confitentem: nach einem solchen Glaubensbekenntnisse kann Zweifel, kein Bedenken mehr möglich; wir wissen nun genau, was wir über die musikalische Fähigkeit eines der größten Geister zu erbreiten haben; wenn wir auch nichts von seinen Opern mehr aufzuführen hätten, so würde doch sein aufrichtiges und vertrauliches Geständniß gegen seine Nichte uns zur Genüge darüber belehren.

Wenn Voltaire nicht gerade in die Kategorie derjenigen zu setzen ist, gegen der Shakespeare sein schrecklichstes Anathema ausspricht, als solche, die keine Musik in sich selbst haben, die der Zauber der Melodieen nicht rührt, so hatte er wenigstens gewiß nicht das Recht, das zu behaupten, was er, wenn wir uns nicht irren, einmal über sich selbst geäußert: „Tous les goûts à la fois sont entrés dans mon âme."

Voltaire war kein Kenner der Musik, und er gesteht es uns selbst offen ein. Folgende Anekdote, mit der wir unsere Untersuchung schließen können, beweist, daß er sich nicht einmal auf die höfische Behandlung von Virtuosen verstand. Der berühmte Pugnani, „jener Violinist mit der Arlerusse", wanderte durch Europa mit seinem jungen Zeitgenossen Viotti. Die beiden Künstler kamen nach Ferney; der Akademiker Chabanon, ein großer Liebhaber der Geige, führte sie bei dem Dichter ein. Pugnani und Viotti stimmten vor ihm ihre Duos an. So groteskes der alte Meister aussah und so bizarr seine Manieren waren, so elegant und graziös erschien dagegen der Zögling; die Kraft und energie Pugnani's gränzte selbst an das Rohe; dagegen erklang das Spiel Viotti's immer lieblich und glänzend. An diesen jungen Viotti richtete nun der Dichter immer das Wort, und bei jedem Lob, das er ihm ertheilte, erwlangelte er nicht, ihn herabzuwürdigen Pugnani! zu nennen. Dieser witzelnde Spott kehrte so häufig wieder, daß die Eigenliebe des wahren Pugnani sich lebhaft dadurch verletzt fühlte. Auch hat derselbe unserem Voltaire einen lebenslänglichen Groll nachgetragen, und so oft man vor ihm über den Poeten sprach, konnte er sich nicht enthalten, in seinem Piemontesischen Jargon zu sagen: „Votre Voultaire, il est oun bête, il ne sait faire qué de trazédies."

(Gazette Musicale de Paris.)

Italien.

Giovanna prima etc. (Johanna die Erste, Königin von Neapel.) Eine Geschichte aus dem 14ten Jahrhundert. Von Giacinto Battaglia. Mailand, 1835.

Johanna die Erste, Königin von Neapel (1343—1381), war eine Tochter Carlo's, Herzogs von Calabrien, und Enkelin des Königs Robert von Sicilien, der im Rufe des weisesten Monarchen seiner Zeit stand. Robert überließ seinen Sohn; er wollte seiner Enkelin die Thronfolge sichern und vermählte sie daher schon im Jahre 1333 mit ihrem Vetter Andrea, einem Sohne des Carobert, Königs von Ungarn, der nach dem Rechte der Erbfolge legitimate Ansprüche auf die Krone Neapels hatte, als Johanna Beide standen zur Zeit ihrer Vermählung erst im achten Jahre. Johanna war von voll Anmuth, Feinheit und geistiger Lebendigkeit; Andrea dagegen zeigte sich roh, wild, stolz und herrschsüchtig. Diese beiden Gemüther, die das dereinst Band der Ehe und Blutsverwandtschaft an einander setten sollte, empfanden gar bald eine gegenseitige Abneigung, die in kurzer Zeit sich steigerte. Johanna folgte ihrem Großvater den 19. Januar 1343 auf dem Throne; Roberto's Vater war bereits am 11. Juli 1342 im Wiegrad gestorben. Beide machten auf die Selbstständigkeit ihrer Neapel Anspruch; la Catanese, eine Favoritin der Johanna, und Fra Roberto aus Ungarn, ein Günstling des Andrea, nährten Eifersucht und Haß in ihren Zöglingen, um denselben über sie herrschen zu können. Johanna, deren Herz vorläufig war, und die von ihrem Vater einen Hang zu Liebesabenteuern geerbt hatte, ließ Roberto Carlo von Calabrien ermorden, ließ sich von ihrem Vetter Luigi di Tarento den Hof machen. Dieser Fürst sowohl als die Höflinge — Ersterer aus Ehrgeiz und Letztere aus Furcht vor Andrea's Rache — überredeten die Königin, daß sie ihnen freie Hand ließ, den Thronraub zu morden. Die Verschworenen überfielen den Andrea am 18. September 1345 in seinem Bette und strangulirten ihn an einem Fenster, neben dem Zimmer der Königin, im Kloster Aversa, wo der Heil damals sich aufhielt.

Obgleich Johanna allen Schein vermied, als ob sie zu diesem Meuchelmord ihre Einwilligung gegeben hätte, so verstand sie es doch nicht, ihre dadurch erlangte Freiheit zu nützen, und hatte in dieser Beziehung keine vorgängige Mißregel getroffen. Das Volk und der Adel verlangten Rache für Andrea; ganz Neapel war im Aufstande, und Johanna, die für sich und ihren Geliebten fürchtete, überließ ihre Mitschuldigen dem Tribunal, das von ihr ganz unabhängig war. Fra Canale und Fra Peter; einige Andere wurden auf grausame Weise hingerichtet, und Johanna entzog sich den Anklagen durch die Flucht auf der Nichtstätte ihr Leben ließen, durch Mißregeln, die eben so schimpflich waren, als die That selbst. Als die allgemeine Aufregung nachließ, vermählte sich Johanna mit ihrem Vetter Luigi von Tarent, und so blieb an ihrer Mitschuld kein Zweifel mehr. Aber Andrea's älterer Bruder, Ludwig, der damals ruhmvoll in Ungarn herrschte, hielt es für seine Pflicht, seinen Bruder zu rächen; er vereinigte den tapferen Rath seiner Landes unter einem schwarzen Banner, und belagerte des Ermordeten Hauptstadt, war, und verließ Oken am 3. November 1347, um gegen Neapel zu ziehen. Als der Ungarn heranrückten, zerstreute sich das von Luigi di Tarento befehligte Heer. Johanna, von ihren Höflingen verlassen, ging am 15. Januar 1348 zu Schiffe, um sich nach der Provence zu begeben; ihr Gemahl Luigi und ihre Großsenefchall Nicola degli Acciaiuoli folgten ihr. Aber die Provence, wo die unglückliche Königin ein Asyl suchte, war damals nicht weniger zerrüttet, als Neapel; die rebellirenden Barone dieses Landes hielten sie eine Zeitlang gefangen, und sie entkam ihrer Haft nur durch die Fürsprache Papst Clemens des Sechsten. Diesen Schutz hatte sie dadurch erwirkt, daß sie dem Papste (1348) die Herrschaft Avignon um den geringen Preis von 3000 Gulden verkaufte.

Unterdeß eroberte Ludwig von Ungarn das ganze Königreich Neapel und übte grausame Rache. Die Pest, welche damals in Italien wüthete, nöthigte ihn jedoch bald wieder zum Aufbruch, und er kehrte auf einmal

ſteigen. Schiffe nach Ungarn zurück, nachdem er die Prinzen aus dem Hause Anjou und einen Sohn der Johanna, den ſie mit Andreas ertzeugt, verangeſchickt hatte. Dieſer war drei Monate nach der Ermordung ſeines Vaters geboren und ſtarb in kurzer Zeit. Von ihren Unterthanen zurückgerufen, kam Johanna mit ihrem Gemahl (im Auguſt 1348) wieder nach Neapel. Luigi raffte, ſo gut es gehen wollte, ein Heer von Abenteurern zuſammen und unternahm es, an ihrer Spitze das Reich von den Deutſchen und Ungarn zu ſäubern, die ſein Gegner dahin geführt hatte. Der letztere rückte im Jahre 1350 mit 40,000 Mann Reiterei. Anfangs waren ſeine Erfolge ſehr glänzend; aber die Ungarn, in der Belagerungskunſt noch Neulinge, vergrauerten vor dem feſten Aversa ihre Kräfte. Sie drangen bald auf den Abzug, und Ludwig, der ſich ſelbſt in ſein Reich zurückwünſchte, bewilligte der Königin Johanna im Oktober einen Waffenſtillſtand, während deſſen ihr Prozeß in Avignon eingeleitet werden ſollte. Johanna bekannte vor den Richtern, daß der Papſt über ſie beſtellt, daß ſie einen unſäglichen Abſcheu gegen ihren Gemahl empfunden, daß ſie aber dieſen Abſcheu der Verſchwörern verwahrt habe, ihn aus der Welt zu ſchaffen. Der Päpſtliche Hof erklärte Johanna für unſchuldig, und Ludwig unterwarf ſich ſeinem Ausſpruch. Er zog ſein Heer wieder aus Neapel und erhielt dafür die Grafſchaft Provence ab, die man ihm angeboten hatte.

Johanna und Luigi traten wieder in den Beſitz ihres von dem langen Kriege ſo hart mitgenommenen Landes und beklagten ihre Verirrungsſünden von neuem, als hätte ſie das alles nicht ſchon ſeit vielen Jahren gebeichtet. Es iſt unleugbar, daß Johanna manches gute Geſetz gab und durch ihre Schönheit und Leutſeligkeit Alle, die ihr nähet ſtanden, für ſich gewann. Das Reich wurde aber ſchlecht verwaltet; die Prinzen vom Geblüte machten läſtige Prätentionen; ihr Barone trugen eine monarchiſche Unabhängigkeit zur Schau, und ganze Schaaren von Abenteurern verbreiten das Königreich bis an die Thore der Hauptſtadt. Luigi ließ ihnen freies Spiel, um nicht die Freuden des Kartenſpiels durch blutige Fehde zu ſtören. Johanna, die bis in ihr letzten Lebenstage im vollen Beſitze jener zauberiſchen Schönheit blieb, die Leonardo da Vinci's Pinſel zu verewigen gemacht, knüpfte auch in ihrer zweiten Ehe geheime Liebesbanden an. Mehrere Schriftſteller behaupten ſogar, Luigi habe ſie Vater, von wahrender Eiferſucht entſtammt, ſeine Fauſt fühlen laſſen. Er ſtarb aber im Januar 1362.

Johanna, die ohne einen Gemahl nicht auskommen konnte, wählte ſich zum Gatten von Aragonien, den Prätendenten des Thrones von Majorka, und heirathete ihn noch vor Ende des Monates Januar. Allein Jakob's unruhiges Temperament, ſein Ehrgeiz und auch wohl ſeine zarteres Gewiſſen machten ihm den Luxus und die Laſter Neapels gehäſſig; er verließ ſeine meiſte Zeit auf dem Lande und ſtarb endlich im Januar 1375 auf Spaniſchem Boden. Seine Pläne auf Majorca, die er niemals aufgegeben, waren alle geſcheitert. Während der dreizehn Jahre, die Johanna mit Jakob von Aragonien vereint, ſtellte ſie die Rechtsſpflege und gute Ordnung in ihren Staaten wieder her; allein die Schwäche der Königinn Mutter, die Widerſetzlichkeit der Barone und der bändelſüchtige Trotz Carlo's von Durazzo, des letzten Fürſten vom Geblüte, nöthigten ſie, einen vierten Gemahl zu nehmen. Sie wählte Otto von Braunſchweig, den tretlichen, großmüthigſten und tapferſten Fürſten ſeines Jahrhunderts, und die Vermählung wurde am 25. März 1376 gefeiert. Damals hatte Johanna von ihren vier Männern keinen Sohn mehr am Leben; ſie beſtimmte die Krone ihrem Vetter Carlo von Durazzo, den ſie 1370 mit ihrer Couſinn Margherita di Durazzo verbrauchbart hatte. Aber Carlo, am Hofe des Königs von Ungarn erzogen, hatte deſſen ganzen Widerwillen gegen die Neapolitaner und den Haß gegen ihre Königinn geerbt. Als Johanna 1378 für Clemens VII. gegen Urban VI. Partei nahm, betrachtete der Letztere dieſen Schritt als ein Attentat gegen die Kirche. Er rief Carlo und Ludwig von Ungarn zu Hülfe, und Carlo zögte ſich bereit, gegen ſeine Blutsverwandte und Wohlthäterinn zu kämpfen. Er rief alle Neapolitaner unter ſeine Fahnen, lief ſich am 2 Juni 1381 in Rom von dem Papſte krönen und eilte in Neapel ein, ohne Widerſtand zu finden.

Otto von Braunſchweig fühlte ſich durch den Abfall der Neapolitaner ſo geſchwächt, daß er eine Schlacht vermieden mußte. Um ihren Vetter zu beſtrafen, erklärte ihn Johanna der Erbfolge verluſtig und adoptirte im Jahre 1380 Ludwig, Grafen von Anjou, der aber die erwartete Hülfe nicht leiſtete. Im Caſtello Nuovo, dem Orte ſeiner Zuflucht, ſah ſie die Neapolitaner am 16 Juli 1381 ihren Thore öffnen. Um ſeine Gattin zu befreien, lieferte Otto den 24. Auguſt eine verzweifelte Schlacht; aber ſein Heer wurde aufgerieben, und er ſelbſt fiel in Gefangenſchaft. Jetzt öffnete Johanna die Pforten des Caſtell's dem Carlo von Durazzo. Kaum hatte die Königinn ſich ergeben, als eine Provenzaliſche Hülfs-Flotte in den Hafen von Neapel einlief. Carlo, der ein Hoffnung nährte, Johanna ſonne auch die Erbfolge in der Provence für ihn erwirken, reizte ihr, den Befehlshabern dieſer Schiffe Gehör zu leihen. Aber Johanna ermahnte die Provenzalen in ſeiner Gegenwart zur Anerkennung Louis von Anjou und zur Rache an dem Mörder Carle.

„Was mich betrifft“, ſetzte ſie hinzu, „ſo gedenket meiner nur noch im Gebete für mein Seelenheil.“

Nach dieſer Anrede wendete Carlo die Königinn keinen Blickes mehr; er ſchickte ſie auf das Schloß Muro in Baſilicata, wo Johanna, als der Nachricht von Louis d'Anjou's Ankunft eintief, auf ſeinen Befehl — den 12. Mai 1382 — mit einem Kiſſen erſtickt wurde. Er ließ ihren Leichnam nach Neapel bringen und beſtieß in der Kirche Santa Chiara ihren Sarg mit ſeinen Farben, damit Jeder von ihrem Tode ſich überzeugen könnte und ihren Mörtern alle Hoffnung genommen würde.

Nach Ablauf dieſer Zeit wurde ſie ohne Pomp in einem ſchönen Grabmal zwiſchen der Ruheſtätte ihres Vaters und der Pferde der Statue beigeſetzt.

„Solches war“, ſagt Giannone, „das Ende der Königinn Johanna, einer unbegreiflich ſehr ſeltenen Frau, die die väterliches Reich, ſo lange Frieden herrſchte, mit muſterhafter Klugheit und Gerechtigkeit verwaltete. Das derweilen die Größe, die ſie gab, und die Trauzuſſe zweier berühmten Rechtsgelehrten damaliger Zeit, des Baldo und Angelo da Perugia, ihr die größte Bewunderung erwarben.“ Er beſchließt ſeinen Lobſpruch mit folgendem Worte: „Johanna war, nach dem, was Angelo da Perugia berichtet, ſehr reliziös, und die Denkmäler, die mit in Neapel von ihr beſtehen, geben Zeugniß davon, wie groß ihre Gottſeligkeit geweſen ſeyn müßte. Sie baute die Kirche und das Spital von Santa Maria Coronata, ſo wie auch Kirche und Spital des St. Antonio di Birnua, die ſie reich dotirte. Die Kirche und das Kloſter des heiligen Martin auf dem Berge St. Eramo wurden durch ſie erweitert und verſchönert.“

Die erſchütternde Kataſtrophe dieſer Königin war einer lebensvollen romantiſch-hiſtoriſchen Darſtellung würdig. Marſuzzi hat den Tod des Andreas zum Gegenſtand einer Tragödie gemacht; jetzt erzählt uns Herr Bartaglia die Schickſale Johanna's in einem Romane, deſſen Benützung in mehreren Journalen bereits rühmende Anerkennung gefunden. Uebrigens hat ſich der Verf. auch außerdem bereits ſehr vortheilhaft um die Italiäniſche Literatur gemacht, und gewiß darf man noch Ausgezeichnetes von ihm erwarten. Seit mehreren Jahren iſt er Herausgeber des Indicatore, einer Zeitſchrift von begründetem Rufe; auch bereichert er den in Mailand erſcheinenden Figaro mit ſehr ſchätzbaren Artikeln, worunter beſonders diejenigen, die das Theaterweſen in der Muſik betreffen, durch Feine und feinen Geſchmack ſich auszeichnen. Wer würde ſonſt Leute, als Er, uns ein Buch in die Hände zu geben, das Italien ſo jetzt gebricht — eine Geſchichte der Muſik mit Rückſicht auf die Fortſchritte der Civiliſationen?

(L. I.)

Mannigfaltiges.

— Diſtriplin der Soldaten Ibrahim's. „Einen Abend“, erzählt Dr. Hogg in ſeiner Reiſe nach Damaskus und Jeruſalem, „als ich zu Jaffa von einem Spaziergange an der Küſte allein zurückkehrte war, bemerkte ich, als ich vor einer Kaſerne vorbeikam, einen Regiments Soldaten, der ſich von dem obern Fenſter herab zu ſprechen ſuchte. Bald darauf erſchien er wieder und warf mit einer Miene, in der mehr Verachtung als Beſorgniß lag, zwei große Stücke herab, die zu meinen Füßen niederfielen. Dieſe Belehrung durfte ich nicht ſo ungeahndet hingehen laſſen, und ich beſchloß daher, mich wegen ſo großer Verletzung des vom Paſcha mir ertheilten Schutzes bei den öffentlichen Behörden zu beklagen. Der Engliſche Konſul nahm ſich der Sache eifrig an, indem er mir verſicherte, daß er mir Genugthuung verſchaffen würde; indem er hatte ſelbſt erſt kürzlich Soldaten beſtrafen laſſen, die ſich vor ſeinem Garten an der Mauer ungebührlich aufgeführt. Ich begab mich ſogleich mit dem Dragoman des Konſuls zum Befehlshaber der Armee, der uns mit zuvorkommender Freundlichkeit aufnahm, mit Kaffee und Pfeifen aufwartete, und meine Klage mit den gewöhnlichen Formalitäten vorbringen ließ. Auf der Stelle ward ein Unteroffizier abgeſchickt, um den Angeklagten zu holen, der in wenigen Minuten mit Gefolge in den Saal eintrat. Zuerſt erſchienen drei arbeitſcheue Männer mit leeren Körbchen in der Hand, ſodann der Soldat, der durch die ſchnelle Verhaftnehmung außer Faſſung gebracht zu ſeyn ſchien; hierauf folgten zwei andere mit einer Kette, die an eine Stange befeſtigt war und von einigen Trägern nachgezogen wurde. Der Prozeß war ſummariſch; mein Dragoman erklärte mir auf mein Befragen Alles, was der Richter im Singulum ausſprach. Der Angeklagte vertheidigte auf die Frage, warum er mit Steinen geworfen, ganz einfach, daß er Dieſelben auf dem Zuſchauen gefunden und ſie aus dem Fenſter geworfen, ohne zu bedenken, daß ſie Jemanden treffen könnten. Es ward weiter keine Frage an ihn gerichtet, ſondern der Commandeur nahm die Pfeife aus dem Munde und ſprach ganz ruhig aus: „Gieb ihm Funfzig.“ Ohne auch nur ein Wort dagegen zu äußern, warf ſich der Soldat auf den Fußboden nieder, löſte die Schnallen ſeiner Schuhe auf, und in einem Augenblick wurden ſeine Füße in einen Ring eingezwängt, der vermittelſt der Kette durch die zwei Soldaten, die ſie hielten, geſpannt wurde. Sogleich ſchlugen zwei der Beiſitzer auf, und der Sold ward in die Höhe gehoben, wobei er aber unaufhörlich ſchrie, ſo daß ſein Diwan auf und ſtellte mich vor den Verurtheilten hin, indem ich „La, la!“ (Nein, nein!) anrief und meine Hand vorhielt, um den Schlag nicht ausführen zu laſſen. Hierauf erſuchte ich den Dragoman, dem Commandeure ſür ſeine Bereitwilligkeit zu danken und ihn zugleich zu bitten, daß er die Strafe erlaſſe, indem ich ihm verſicherte, daß ich mir meiterſeits bereits befriedigt wäre; denn da der Soldaten nun wüßten, daß die Aegyptiſche Regierung die fremden Fenſtern beſonders in Schutz nehme, ſo würden ſie ſich ſchon vor jeder Uebertretung in Zukunft ſehen hüten. Hierauf erwiderte der Commandeur in folgender Weiſe: „Wenn Sie wünſchen, daß der Beleidiger beſtraft werde, ſo kann es noch jetzt geſchehen; erklären Sie ſich aber befriedigt, ſo laſſen Sie ihn gehen.“ Als ich den Saal verließ, bemerkte ich, daß der Angeklagte dieſe mildlichen Affairr mich bei den Soldaten ſehr in Gunſt ſetzte hatte; denn man begrüßte mich auf allen Seiten mit Lächeln und dem Zurufe: „Gib, gib!“ (gut, gut!), allein unſer würdiger Konſul ſchüttelte den Kopf, als er von der Sache hörte; denn er befürchtete, daß eine ſo unerwartete und beiſpielloſe Milde von Seiten der Europäer Dieſelben in ihrem Anſehen bei der Aegyptiſchen Armee nur herabſetzen könnte.“

Herausgegeben von der Königlichen der W... Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 140. Berlin, Montag den 23. November 1835.

Frankreich.

Zur Geschichte des Zweikampfs.

Eigentlich ist der Zweikampf so alt wie die Welt, denn zu jeder Zeit haben Feindschaft und Haß auf der einen oder anderen Seite zu thätlichkeiten geführt; wenn man gegen einander ergrimmt ist, schlägt man sich; dazu ist weiter nichts nöthig, als daß zwei Feinde zusammentreffen. Etwelche und Polynices, David und Goliath sind Zeugen, daß das Duell ein alter Gebrauch und keineswegs eine neue Erfindung ist. Das Alterthum kannte jedoch den Zweikampf nicht in der Form, wie wir dahin verfahren. Die abgeschmackte Sitte, sich um nichts herauszufordern und sich dadurch gerechtfertigt zu glauben, daß man des Anderen Blut vergießt, haben wir von Skandinavien übernommen, als die nordischen Völkerschaften aus dem Norden hereinbrachen, die keine andere Art kannten, ihre Ansprüche geltend zu machen. Bei ihnen wurde nicht danach gefragt, ob Einer achtungswerth und gerecht sey, sondern ob er Muth habe; man erkundigte sich nicht, ob er nützliche Talente besitze, sondern ob er sich zu schlagen verstehe. Alles wurde nur mit dem Degen ausgemacht. Auf diese Weise hielt ein junger Mann um ein Mädchen an, und wenn es ihm auch ans ganzen Gründen abgeschlagen wurde, mußte doch immer ein Zweikampf mit dem sächlichen Nebenbuhler darauf folgen.

Trotzdem, der dritte König von Dänemark, war der Erste, der das em Duell eine Institution machte. Ehe es aber zum Gesetz wurde, war dieser barbarische Brauch schon so fest in den Sitten begründet, aß er Herrscher selbst sich entehrt geglaubt haben würde, hätte er ine Herausforderung abgelehnt, und sogar Verbrecher, die zum Tode ecurirbeit waren, wagten es, ihn zu fordern. Einige Geschichtschreiber erichten, daß Rollo, ein Seeräuber von Beruf, von dem Gothen-Könige agnin dessen Tochter zur Ehe und die Hälfte seines Königreichs zur Mitgift verlangte, und der König hätte nicht umhin gekonnt, ihm etwder die Prinzessin zu geben, oder sich mit ihm zu schlagen, wäre nicht ihen von Einem aus dem Volk zum Zweikampf herausgefordert und ermordet worden.

Das Duell war nicht nur im Gebrauch, um Privatstreitigkeiten zu nischenden, sondern man nahm auch oft dazu als zu einem Mittel, as Recht zu beweisen, seine Zustuchi. Es gab auch Krieger, die es ich völlig zum Geschäft machten, Unbilden zu rächen, welche der Schönit eingethan wurden. Der Norden war die Wiege des Ritterthums.

Dahlmann erzählt in seinen Kommentarien, daß zwei Centurionen, die rets auf einander eifersüchtig, stets gegenseitige Feinde waren, ihren nader durch eine Herausforderung schlichteten; diese Herausforderung estand aber darin, zu zeigen, wer von Beiden die herrlichsten Thaten n der Schlacht vollbringen würde. Nachdem nun der Eine von ihnen ine große Anzahl von Feinden getödtet hatte und jetzt feindseligere verwundet und zu Boden geworfen wurde, sprang sein Nebenbuhler ihm ei und unterstützte ihn. So waren die Zweikämpfe der Römer beschaffen. Bei dem Eindringen der Barbaren wußten die Römer so wenig vom Duell, daß, als ein Trutzne den Marius zum Zweikampf herusforderte, der Feldherr zur Antwort gab, wenn dieser Tapferen so ihr nach dem Tode verlange, so brauche er sich nur zu hängen.

Sehr bald aber wurde das Duell der Skandinavier in Frankreich ite. Das älteste Denkmal, welches wir von dem Zweikampf als erordnetes gerichtlicher Probe haben, ist das Gesetz des Burgunders undebald. Es war damals hier nichts Alltägliches, wie im Norden, nderen Kläger und Verklagter wurden vor einem Richter erscheinen, er über die Nothwendigkeit des Kampfes entschied und ihn nach den mständen entweder befahl oder verbot. Im ersteren Fall hatten die reitenden Parteien eine Geldbuße niederzulegen, ehe den Sieger für en Schaden, den er etwa an seinen Waffen oder an seiner Person ti, als Vergütigung diente. Dies gab zu dem Sprüchwort Anlaß: Die Geschlagenen zahlen die Strafe.“*)

Später wurde blos in Gegenwart des Lehnsherrn, dessen Vasall er Anklager war, ein Handschuh hingeworfen, und wenn der Beklagte on aufnahm, so verpflichtete er sich dadurch zum Kampfe. Ein Bereich war dann zwischen den Parteien ohne die Einwilligung des ehnsherrn nicht mehr möglich, und diese wurde von Letzterem selten ertheilt, weil er selbst gewisse Gebühren von den Kämpfenden erhob.

Man schlug sich nicht immer in eigener Person. Frauen, junge ente unter zwanzig Jahren, Greise und Kranke ließen sich in den Schranken durch Kämpen vertreten. Auch die Gemeinden hatten ihre Repräsentanten, die man Anwalte nannte, und die deren Ansprüche behaupten, deren Sache verfechten mußten. Zwischen den Anwalten und den Kämpen war der Unterschied, daß die Ersteren nie geschlugen und gerbtes Wam bekleideten, die Letzteren aber nur eine Art von Gewerbe trieben, welches in keinem besonderen Ansehen stand.

Der König oder in seiner Abwesenheit der Konnetabel führten den Vorsitz bei diesen Kämpfen, welche Gottesurtheile oder Entscheidungen mit dem Schwert hießen. Waren der Kläger und der Beklagte in die Schranken getreten, so betheuerte der Eine seine Unschuld, der Andere die Wahrheit seiner Aussage. Wenn sie nach einer eindringlichen Ermahnung, die man an sie zu richten pflegte, bei ihren Erklärungen beharrten, so ließ man sie, indem sie sich die linke Hand reichen mußten, ihren Schwur auf das Kreuz erneuern, worauf sie zu ihrem Banner zurückkehren. Der Waffenherold rief nun: Thuet eure Schuldigkeit! und der Kampf begann.

Der Sieger kniete vor dem Könige nieder, fragte ihn, ob er sich den Gesetzen der Ehre gemäß benommen, und sog sich dann, in Begleitung seiner Freunde und den Segen an der Schultet, wieder zurück. Die Unterliegenden waren ein Gegenstand der Verachtung, und wenn sie am Leben blieben, hatte Niemand mehr Mitleid mit ihnen. Das Gesindeste, was ihnen in diesem Fall widerfuhr, war, daß ihnen die rechte Hand abgehauen wurde. Zuweilen strafte man sie aber mit dem Tode, denn man schrieb ihre Niederlage immer einem Meineide zu, dessen sie sich schuldig gemacht hätten, und um dessentwillen das Loos des Kampfes gegen sie ausgestellen wäre.

Die Verbesserung der Völker des Nordens zum Christenthum milderte ihre Sitten ein wenig, und seit dem Jahre 855, unter König Lothar, sehen wir in Frankreich das Duell schon verpönt. Sarg Grammatieus berichtet, daß der König von Dänemark im Jahre 981 die Proben vermittelst des Zweikampfs abschaffte. Doch war dieser abscheuliche Gebrauch schon so allgemein verbreitet, schon so tief in die Sitten eingedrungen, daß man sich von diesen ersten Unterdrückungs-Versuchen nicht viel Erfolg versprechen konnte. Die Verordnung, welche der heilige Ludwig im Jahre 1260 in dieser Beziehung erließ, konnte nur in seinen Ländern angewendet werden, und der Zweikampf beherrschte noch immerfort die Gesellschaft bei ihren wichtigsten Handlungen. Man sah unaufhörlich Thaten sich erneuern, die nicht minder ungewöhnlicher Art waren, als die, welche uns der Mönch Sigibert erzählt.

Unter dem Kaiser Otto I., gegen das Jahr 968, setzte eine sehr bedeutende Streitsache alle Gemüther in Aufregtheit; es handelte sich darum, zu ermitteln, ob die Vertretung für Erben in gerader Linie zugelassen werden sollte. Um diese Frage zu entscheiden, die sich immer mehr verwickelte, wählte der Kaiser zwei tapfere Kämpfer aus. Der Eine wurde beauftragt, die Sache der direkten Erben zu vertheidigen; der Andere vertrat die entgegengesetzte Ansicht. Da der Sieg auf Seiten des Ersteren der beiden Kämpen blieb, so wurde auf der Stelle eine Verordnung zu Gunsten der Vertretung erlassen, die seitdem stets gestattet gewesen ist und sich noch jetzt zum Vortheil des direkten Erben in unseren Gesetzbüchern verzeichnet findet.

Im Jahre 1366 fuhr Philipp der Schöne in dem von Ludwig dem Heiligen nur schwach begonnenen Werke fort; er entzog dem Duell die Entscheidung von Rechtsfragen, genehmigte es nur noch in vier Fällen und unterwarf es in seinen Edikt neuen und weitläufigen Formlichkeiten, die mit einer solchen Genauigkeit vorgeschrieben sind, daß man wohl sieht, welche Wichtigkeit der Sache der Gesetzgeber mußte. Wenn wir angesichts der Edikte, die sonst unter allen Regierungen in Bezug auf diesen Gegenstand erschienen, den Zweikampf bis auf Heinrich II. in öffentlichen und gerichtlichen Angelegenheiten noch immer in Gebrauch finden, so war er es um deste mehr in Privatbändeln unter den Edelleuten und Lehnsherren, die keine ihrer Streitigkeiten auf anderem Wege schlichteten. Der letzte öffentlich autorisirte Zweikampf fand im Jahre 1547 zu St. Germain-en-Laye in Gegenwart des ganzen Hofes zwischen den Herren von Jarnac und von Lachataigneraie statt. Da der Letztere an seinen Wunden starb, so schwur Heinrich II., dergleichen Kämpfe nicht mehr zu erlauben, und seit dieser Zeit nahmen die Vertheidigungen gegen den öffentlichen und Privat-Zweikampf kein Ende. Es folgte eine lange Reihe von Drohungen und Excommunikationen, die kaum unter Ludwig XIV. aufhört. Die Zahl der Privat-Duelle häufte sich über alle Maßen, als die Gerechtigkeit sie nicht mehr feierlich ahndete. Diese Wuth wurde so weit getrieben, daß es ehedem Gendarmen-Compagnieen gab, in welche Niemand aufgenommen wurde, der sich nicht zum wenigsten einmal geschlagen hatte, oder der nicht gelobte, sich noch im Laufe des Jahres zu schlagen. Ludwig XIV. hielt streng auf Wollzie-

*) Les battus paient l'amende; gleichbedeutend mit dem Deutschen Sprichworte: „Wer den Schaden hat, darf für Spott nicht sorgen.“

hung seiner Edikte; Ludwig XV. schwur bei seiner Salbung. Niemanden von den auf das Duell gesetzten Strafen freisprechen. Was vermag aber die Todesfurcht über den, der gerade seinen Ruhm darein setzt, den Tod zu verachten? Trotz so vieler Gesetze, Edikte, Bullen und Verordnungen ist das Duell bis zu uns gekommen. Die Schuld davon liegt aber nicht etwa darin, daß man es unterlassen hätte, die festgesetzten Strafen zu erfinden, um diesem Gebrauch zu steuern. Montaigne erzählt, daß auf der Küste Koromandel im Königreich Narsing, wo der Zweikampf erlaubt war, der Kämpfer, dem der Sieger eine goldene Kette schenkte, die der Erste heftig über Kreuz machen konnte, so daß Einem sehr oft, wenn er in den einen Kampfe gesiegt hatte, noch mehrere andere über den Hals kamen.

In Malta wurde das Duell nur in einer einzigen Straße geduldet. Dort begegnen eine Menge von Kreuzen an den Mauern den Tod der Kämpfer. Man durfte sich nur mit Erlaubniß des Ordens-Großmeisters schlagen, der hierüber in eigenen Versen feststigte und oft zum großen Aergere der Parteien die Beweggründe des Zweikampfes öffentlich bekannt machte. Sobald eine Frau, ein Priester oder ein Ritter verlangte, daß die Kämpfenden die Waffen fortwerfen sollten, mußte das Duell bei der strengsten Strafe augenblicklich eingestellt werden. Daher waren hier die Zweikämpfe nicht so mörderisch. Die eingeräumte Freiheit, im Blute seines Feindes den Schimpf abzuwaschen, der Einem widerfahren war, genügte den überlieferten Begriffen, aber die dabei vorgeschriebenen Bedingungen legten so viel Hindernisse in den Weg, daß man nicht häufig seine Zuflucht dazu nahm.

Uebrigens sind alle in dieser Hinsicht gegebene Gesetze vor der Allmacht des Vorurtheils gewichen, und auch heutzutage ist das Duell, wenn auch durch die Civilisation gemäßigt, immer noch eine eingebildete gerte Sitte. Die Waffe, deren man sich jetzt am häufigsten bedient, ist das Pistol oder der Degen. Die Zeugen setzen gewöhnlich die Bedingungen des Kampfes fest und sorgen für die Erfüllung derselben. Wenn aber auch das Duell von der Gesellschaft gebilligt wird, so gilt es doch in ihren Augen immer für verlagenswerth oder lächerlich. Wie seufzen über die täglichen Zweikämpfe, zu denen sich unsere Militairs, oft um der geringfügigsten Beleidigung willen, verpflichtet glauben, über diese Schlägereien unter Brüdern, über diese Kasernenstege, die den Frieden mit Blut besiegeln. In der bürgerlichen Welt fordert das Duell weniger Opfer; es ist eine bloße Komödie, die in Paris jeder Mann von Mode wenigstens einmal in seinem Leben spielen muß, um nicht der Feigheit geziehen zu werden. (Schluß folgt.)

Bibliographie. Neue Romane:

L'heureux naufrage, ou le berceau du rocher. — Moralische Erzählung vom Verf. des „Mentor de l'enfance." 3½ Fr.

L'industriel, ou noblesse et roture — Vom Baron von Bildersdeck. 2 Bde. 15 Fr.

Lauzun. — Von P. de Musset. 2 Bde. 15 Fr.

Robert le Magnifique. — Von Lettin de Laval.

Souvenirs d'Antony. — Von Alex. Dumas. 7½ Fr.

Le solitaire de Colonna. — Vom Grafen Janus Zinski. 3 Fr.

L'ouvrage divers en prose, suivis de „Ars soixante ans." — Von der Fürstin Constance von Salm. 2 Bde.

England.

Lord Byron's Unterhaltungen mit einem Amerikaner.

(Fortsetzung.)

„...„Sie sind gekommen", sagte Byron zu mir, „nach England zu reisen." — „Ja!"", erwiederte ich, „nach dem schönsten England (merry England)." — „Ich kenne kein solches Land", entgegnete er; „was aber das England betrifft, das mir das Tagesleicht gegeben, so ist die dortige Bevölkerung weit davon entfernt, fröhlich zu sein." Ich machte ihm bemerklich, daß er bereits einige Zeit unter den Italiänern gelebt, und daß er ihre Ansichten von England absurirt zu haben scheine; diese aber seyen nicht im Stande, sich eine Fröhlichkeit ohne Sonnenschein, Wein und Musik, eine freie reine Luft zu denken, und könnten kaum begreifen, wie ein menschliches Wesen unter Nebel und Kohlendampf je heiter und froh zu seyn im Stande wäre. „O nein", versetzte er, „es steht mir gewiß Alles so klar und lebendig vor Augen, als ob ich jetzt in England selbst wäre. Aber die Gesellschaft", fuhr er fort, „besteht sich in jenem Lande in einem ganz unnatürlichen Zustande; es sind ungeheure Gebirge von Geld, die mit den tiefsten Klüften der Armuth kontrastiren. Die höheren Klassen bestehen aus einer egoistischen, eitlen, frivolen und ausgeartenen Race; die mittleren Klassen sind sich selbst und erschöpfen sich in ihren Bestrebungen, die höheren nachzuahmen, und endlich die niederen Klassen sind gar erbärmlich. Sie leben wohl ein, ich kenne die Fehler meines Landsleute nur zu gut: ich habe denselben auch wie geschmeichelt, aber sie wollen meiner Aufrichtigkeit eben keinen Dank zollen. Sie hassen mich en masse, me deshalb, weil ich ihnen die nackte Wahrheit gesagt und weil ich ihnen gezeigt habe, daß ihre prahlerische und verlogene Redeweise verachtet wird. „...Glauben Sie mir", fragte ich, „daß die Sitten unserer Zeit sich seit einem halben Jahrhundert verschlimmert hätten?"" — „Ja", erwiederte er, „und zwar zeigt sich die Sache nirgends deutlicher, als in jenem ekelhaften Gezerre der Sprache, das in demselben Verhältnisse, wie die Reinheit der Sitten sich verlor, auch um sich zu greifen anfing. Ja, was etwa die Sprache gewonnen, das hat die Tugend doppelt verloren, nur läßt sich das halbe Wenigstenschlecht noch jetzt durch den Schein täuschen."

Er sprach von sich und seinen persönlichen Angelegenheiten mit einer Unumwundenheit, die mich in Erstaunen setzte. Er ließ sich über Dinge aus, über die ein gewöhnlicher Mensch gegen eine neue Bekanntschaft das tiefste Stillschweigen zu beobachten pflegt. Die Sitten, die er von seinen Freunden und Vertrauten entwarf, waren mit großer Kühnheit und Kraft gezeichnet. Nach meiner Ansicht jedoch waren seine Urtheile über Individuen weniger korrekt, als die über das Menschengeschlecht überhaupt; in dem ersteren Falle waren nämlich seine Behauptungen in einem zu hohen Grade das Resultat plötzlicher Eingebungen des Augenblicks, während sie in dem letzteren aus einer langen und wohl gereiften Erfahrung hervorgingen. Byron gestand mir frei heraus, daß er mehrere der schönsten Stellen seiner poetischen Werke aus fremden Büchern geschöpft habe. „Ich bleibe es", sagte er, „nie für ein Verbrechen, mich der hier und dort zerstreuten Perlen eines anderen Schriftstellers zu bedienen. Ich darf mich in Betreff dieses Punktes auf Pope berufen, solemque quis dicere falsum audeat? Pope suchte überall, wo er nur konnte, die Waizenkörner aus der Spreu herauszusieben; wenn ich mich aber auch wie so emsig auch angestrengt, so habe ich doch auch nie Bedenken getragen, von Allen Gebrauch zu machen, was mir bequem in den Weg fiel. Die Menschen haben bereits so viel Bücher geschrieben, daß ein junger Autor jetzt unmöglich stets abseit neue Gedanken hervorbreiten kann; wir müssen vielmehr aus dem bereits Geleisteten das Beste herauswählen und tue Erfindung nennen. Einem Schriftsteller des heutigen Tages steht kaum noch ein anderes Mittel zu Gebote, als sich der Gedanken Anderer zu bemächtigen und sie in neuen Formen umzugestalten und auf die mannichfachste Weise zu verarbeiten. Das Publikum sagt ihr freilich vor ihr gebrandmarkt wordern, allein man hat dasselbe, gleich wie das Stehlen bei den Spartanern, nie für ein Verbrechen erklärt, wenn es nicht auf eine plumpe ungeschickte Weise ausgeführt wurde. Ein guter Gedanke erscheint oft besser und schöner in der zweiten Hand als bei der ersten Aeußerung desselben. Wenn ein reiches Material in inkompetente Hände fällt, würde es da nicht die höchste Ungerechtigkeit seyn, den Geschmeidigen und gewandten Künstler davon abzuhalten, daß er sich desselben bemächtige, um es für sich selbst in der rechten Weise zu bearbeiten und sein eigenes Meisterstück daraus zu machen? Sie würden immerhin noch so sehr darüber lachen, aber ich behaupte, daß unsere originellsten Schriftsteller die größten Diebe sind."

Als das Gespräch auf die Religion fiel, sagte Byron: „Nach Allem, was ich aus den Kritiken über meine Schriften sowohl, als aus den an mich gerichteten anonymen Briefen entnehmen kann, sind die Leute einig darüber, daß ich keinen Glauben besitze, daß ich ein religiöser Glaube sey; sie wollen lauter einander widersprechende Gesinnungen in meinen Werken wahrgenommen haben; als ob sie erwartet hätten, daß gerade ich ihnen einen Gegenstand im Klaren sey, der doch Niemanden völlig aufgeschlossen und entblößt vorliegt. Unter den Tausenden, die ich sagen, die einander sagen, welches eigentlich meine Religion sey, hat vielleicht nicht Einer je im Ernste daran gedacht, sich dreißig Jahre lang mit Eifer darum bemüht, zu erforschen, welches meine religiöse Glaube sey; sie wollen lauter einander widersprechende Gesinnungen in meinen Werken wahrgenommen haben; als ob sie erwartet hätten, daß gerade ich ihnen einen Gegenstand im Klaren sey, der doch Niemanden völlig aufgeschlossen und entblößt vorliegt. Unter den Tausenden, daß ich sagen, die einander sagen, welches eigentlich meine Religion sey, hat vielleicht nicht Einer je im Ernste daran gedacht, sich dreißig Jahre lang mit Eifer darum bemüht, zu erforschen, welches meine religiöse Glaube sey; sie wollen lauter einander widersprechende Gesinnungen in meinen Werken wahrgenommen haben; als ob sie erwartet hätten, daß gerade ich ihnen einen Gegenstand im Klaren sey, der doch Niemanden völlig aufgeschlossen und entblößt vorliege

lemma Donati beizathen. „Dante“, sagte Byron, „ist mein Lieblingsdichter; es sind mehrere Punkte, in denen ich ihm ähnlich sehe. Er war ein guter Menschenbasser; dies beweist die Grausamkeit, mit welcher er über seine Feinde in der Divina Comedia verfährt. Ward ferner aus seinem Vaterlande verbannt — er hörte nie auf, sein Landsleuten ihre Vergehungen vorzuhalten — und sein Mißgeschick war die Veranlassung zu seinem poetischen Ruse; denn hätte er sein eben als Magistrats-Person in Florenz hingebracht, so wäre ein großer Dichter gewiß nie geschrieben worden. Endlich aber, in Umständen, der wenig nicht unwichtig ist, hat sich auch Dante von seiner Frau getrennt. Ich weiß nicht, ob wir das Geschick bestimmt ist, einst auch, wie er, ein Exil zu sterben, obwohl ich, meiner gegenn jetzigen Stimmung nach, wenig dazu geneigt wäre, einem solchen Geschicke irgendwie auszuweichen. Der freundschaftlichste Wunsch, den ein Araber gegen seinen Mitmenschen zu äußern vermochte, war: „Möchtest ein Dein Leben in Gesellschaft Deiner Feinde!“ Die moderne Civilisation legt uns den sich beiden Wunsch in den Mund: „Gott erhalte Dich stets fern in Deinen Feinden.““

Bei diesen Worten stimmte sich Byron's Gemüth sichtbar herab, ad ich bemerkte, daß nicht eben die angenehmsten Gedanken seinen Geist mserten. Indeß erholte er sich bald wieder und rief: „Lassen wir ar immerhin der Welt ihren Lauf! Es ist gewiß etwas Thörichtes, as umsonst abzuhärmen und zu grämen; der größte Irrthum, den ein Mensch begehen kann, ist der, sich Illusionen zu machen. Ich bin immer ndens aus einem zu ernsten Gesichtspunkte aufzufassen. Das Ganze l immer nur ein Traghilt — eine glänzende Täuschung. Wir füllen einige Stunden mit unserer Arbeit aus, lächeln dann ein wenig oder ufzen ein halb Dutzend Mal dafür, und endlich lassen wir uns zur letzten Ruh in Schlaf wiegen. — Oder verrichten wir etwa mehr, als es? Ich weiß nicht“, fuhr er fort, „ob ich sehr alt werden werde — ssen wahrscheinlich nicht; ich bin der Zukunft; aber ich bin immer ngierig zu wissen, wie das Gestirn eines alten Mannes beschaffen sey, ob so oft ich einem Greise begegne, frage ich ihn auch immer gleich ach seinen Empfindungen. Die gewöhnliche Antwort lautet dann, daß s Leben für die im Alter Vorgeschrittenen keinen Werth mehr habe — nd doch wünschten sie Alle, immer noch länger zu leben. Was mich reift, so bin ich zwar noch jung an Jahren, aber meine Gefühle sind t und meine Gedanken sind ernst und gram geworden. Mit achtzehn ahren beginnen die Gefühle allmälig abzuflauen; zu fünfundzwanzig ahren stumpft sich ihre Schärfe entschieden ab, und endlich zu vierzig ahren verliert das Leben schon seinen größten Reiz. Das interessantte Streben unseres ganzen Daseyns ist, zu erahnen, zu welchem wecke eigentlich der Mensch erschaffen wurde. Die bedeutendste Desolation des physischen Menschen fand ich erst kürzlich in einem alten Buche. Sie lautet folgendermaßen: „Der Mensch ist passender Weise als eine erdauungs-Röhre anzusehen.““ Aber der Arzt! — jenes Buch ar ein rein medizinisches.“ (Schluß folgt.)

---

ibliographie.

Practical observations on diseases of the heart. (Ueber Herzkrankheiten.) Von Dr. John Marshall. 6 Sh. —

Hill's British dissector. — Erste Abth. 7 Sh. —

Treatise on the liver. (Ueber die Leber.) Von Cowwell. 11 Sh.

Rußland.

Die Großen oder Goldene Orda.

Die Geschichte der Großen oder Goldenen Horde ist für die Geschichte Rußlands von hoher Bedeutung, indem der Einfall der Mongolen und ihr länger als Jahrhundert dauernder Aufenthalt in diesem Lande von großem Einfluß auf seine jetzige Gestalt, noch mehr aber auf die verspätete Entwickelung der Kultur der Russischen Nation gewesen ist, und daher für jeden Geschichtsfreund von hohem Interesse seyn muß.

Das Wort Orda ist Tatarisch und bezeichnet: einen Haufen, eine Menge, und ist zur Zeit des Einfalles der Mongolen in Rußland zu Anfang des 13ten Jahrhunderts in die Russische Sprache übergegangen, so daß es sämmtlichen Rußland zu jener Zeit bewohnenden Völkern, mit Ausnahme der Finnischen, „eine ganze Orda Volkes“, eine große Menschen-Menge bezeichnet.

Die Große und die Goldene Orda war eine und dieselbe. Der erstere Beiname wurde ihr wegen der großen Anzahl der sie bildenden Mongolen, als Gegensatz zu der Kleinen, ertheilt; der zweite aber wegen des übermäßigen Reichthums, welchen sie durch Plünderung verschiedener Länder und Völker zusammengeschleppt hatte.

Um jedoch zu erfahren, wann, wie, durch wen und wo diese Orda der Horde gebildet wurde, sollen demnach hier ihre Ehane aufgezählt, der Schicksale, die verschiedenen Veränderungen, welche sie erlebt hat, so wie ihre Beziehungen zu anderen Völkern und endlich ihr Untergang mitgetheilt werden.

In der Geschichte des Russischen Reiches heißt es, daß im 12ten Jahrhundert nach Ch. G. aus dem Innern Asiens ein wildes kriegerisches Volk, Mongolen-Volk in Rußland Tatarenjoch, welches den Namen Mongolen geführt habe. Dessen Anführer Temutschin, späterhin unter dem Namen Tschingis-Chan bekannt, hatte seinem Sohne Otkai oder Ugadai in seinem letzten Willen anbefohlen, nur besiegten Völkern den Frieden zu schenken. Der Krieg war der Mongolen Element, und daß ereberten sie durch die Gewalt der Waffen viele der um das Kaspische, Slowische und Schwarze Meer, so wie an den Ufern des Ural, der Wolga und des Don gelegenen Länder. Ihre Eroberungs- und Plünderungszüge dauerten jedoch nicht nur diesen Resultaten.

Die große Masse dieser Halbwilden theilte sich indessen bald in mehrere Ordas, und mit der Zerstückelung des Volkes zersplitterte auch die Macht der Chane in mehrere Theile. Unterfehderen wurden noch verschiedenen Seiten ausgesandt, und so wurde denn auch Otkai's Neffe, Batü, mit 300,000 Mongolen abgeschickt, um die nördlichen Küsten des Kaspischen Meeres zu unterjochen. Dieser Auftrag entschied das Schicksal der Orda und das Schicksal Rußlands.

Im Jahre 1232 gelangte Batü an die Wolga, wo er überwinterte; im nächsten Frühjahr zerstörte er die Hauptstadt Bulgariens, verwüstete viele Städte im Gouvernement Rjäsan, zerstörte Wladimir, unterjochte im Jahre 1240 die Gegenden um Kiew und an der Wolga, nahm Tschernigow und Kiew, eroberte viele Provinzen von Polen, Ungarn, Croatien, Serbien, die Bulgarei, die Moldau und Wallachei, und kehrte, nachdem er ganz Europa in Schrecken gesetzt hatte, an die Wolga zurück. Daselbst behauptete er seine Herrschaft über Rußland, Tauren, die Kantasischen Länder u. A., vom Don bis zur Mündung der Donau, und nahm den Titel Chan an. Der Usnrator beseitigte sich mit seinem neuen Throne immer mehr, da er in den an der Wolga befindlichen Ulussen*) als Selbstherrscher regierte und wurde von den Herren der Welt, wie sich die Groß-Chane Gajuk, Mangu und Koblai selbst nannten, ihren Scepter nicht unterwerfen konnten. Der Reisende Carpin, welcher ungefähr im Jahre 1245 durch die Tatarei zu dem Groß-Chane Oktai reiste, fand Batü an den Ufern der Wolga von einem prachtvollen Hofstaate und 600,000 Kriegern umgeben, während Mamai, obgleich viel reicher, stets unter dem Zelte lebte.

Im Jahre 1251 wurde Semmer zog seiner ganz Norden in das heutige Gouvernement Kasan, und im Angust die Wolga abwärts an die Achtuba, an deren Ufern er Sarai, die Hauptstadt seines Reiches, den ehemaligen Sitz der Tyrannen Rußlands gründete.

Als Batü schwach und gebrechlich in hohem Alter hier starb, wollte sein Sohn Sartak den väterlichen Thron bestehen, wurde jedoch durch die Herrschsucht seines Oheims Berki, dem Groß-Chane zu Gesallen, in das Vaterland gerufen, worauf Berki sich zum Nachfolger Batü's erklärte und die Besitzungen Rußlands in Asien Statthalter Mamischi übertrug. Dieser Machthaber herrschte völlig über Rußland, berief die Fürsten des Landes zur Orda, erhob Steuern, tyrannisirte ganz Rußland, führte es an den Rand des Verderbens, von welchem es nur die unfreiwillige Achtung vor der Gräßlichkeit noch errettete.

Berki lebte in Sarai. Zu seiner Zeit entstand frevch in der Wolgasischen Orda eine Empörung. Nagai, ein Tatarischer Woywode, sagte sich von der Oberherrschaft des Chanes los, unabhängigen Herrscher Tatarischen Orda, welche am Schwarzen Meere nomadisirte. Der Name dieses Rebellen erklärt demnach die Entstehung der Nagaischen Tataren-Orda. Innerer Zwiespalt stürzte hierauf die Große Orda und wurde der Verderbe ihres Verderbens. Dessenungeachtet breiteten die Mongolen doch ihre Eroberungen weiter aus und drangen durch die Kaspische Bulgarei bis Perm vor.

Nach dem Tode Mar Berki bestieg dessen Bruder Mangu-Timur, ein Mann von scharfem Verstande, aber grausamem Herzen, den Thron der Großen oder Goldenen Orda. Unter Berki war noch der Saame des Muhamedanismus ausgestreut worden; Timur aber war abergläubisch; man hatte ihm berichtet, das Roman, Fürst von Rjäsan, die Gesetze des Glaubens gestiftet habe. Roman wurde verhört, und als er sagte, was er fühlte, d. h. die Wahrheit, ließ Timur den ungläubigen Fürsten hinrichten, seinen Kopf auf eine Lanze stecken, nachdem ihm die Haut abgezogen worden war. Tudan-Mangu, der Bruder Mangu-Timur's, war die Geißel Rußlands. Nagai ließ auch diesen nicht lange regieren, indem er ihn tödtete und seinen Bruder Tochtu auf den Thron setzte. Die Empörungen in der Orda dauerten fort, doch waren alle Tyrannen stets in dem Bestreben, Rußland zu verderben, einig.

Zu dieser Zeit lebte in der Hauptstadt der Orda der Bischof Sarkti und viele Mongolische Woywoden, welche sich den Titel Taten zuzugestehen. Der Bischof starb, Peter's Lehrer bestieg den Thron der junge Usbek, wurde durch seine Gerechtigkeit und durch seinen Eifer für den Muhamedanischen Glauben in der Geschichte berühmt geworden ist, den Thron der Orda. Dieser Zar richtete in der Orda über Michael Twerski und Georg, erwiederte aber auf Russischen seines schlauen Woywoden Kawgadii den Ersteren, nachdem der Letztere sich gerechtfertigt hatte. Rußland betrachtete die Tataren nur als blutgierige Räuber.

Zu Zeichmatai, der Mutter Usbek's, verschwanden, den Muhammedanischen Glauben an der Stelle des christlichen in Rußland einzuführen, den Fürsten Alexander zu tödten, sich auf dessen Thron zu setzen und die Großen des Reiches zu theilen. Zwer empörte sich; am 15. August mit Tages-Anbruch begann das schenßliche Blutvergießen und — kein Tatar blieb am Leben! — Die Verwüstung des Gebietes von Twer war die Rache für dieses verzweifelte Unternehmen der Russen. Um diese Zeit waren die Mongolen durch üppiges Leben und Vergnügungssucht vollkommen entartet, daß sie nur noch Schatten mehr waren. Im Jahre 1341 starb Usbek, nach welchem dessen Sohn Tschanibek über die Leichen seiner beiden Brüder auf dem Thron stieg. 1346 verheerte eine Seuche, unter dem Namen, der schwarze Tod, in den Jahrbüchern der Geschichte bekannt, die Stadt Sarai und die Orda. St. Alexei, Metropolit von Moskau, war zu jener Zeit in der Orda anwesend und heilte Taidula, die Gemahlin des Chanes; durch diese Zufälligkeit wurden jedoch auch das andere Ufer beschenkt. Da die Mongolen dasselbe nun Rußland nicht mehr so oft mit Abgaben.

Tschanibek, dieser gute Chan, wurde auf einer Reise von Persien nach der Orda im Jahre 1359 von seinem Sohne Berdimek erschlagen. Mit demselben endigte die Dynastie Mangu-Timur's in der Orda, in welcher jetzt die Nachkommen Tuschi's, des Sohnes Tschingis-Chan's, zu regieren begannen. Der erste dieses Geschlechtes war Kulina, welcher jedoch nur fünf Monate und zwar mit seinen Söhnen gemeinschaftlich regierte, da er von Nawruß, einem der Nachkommen den Tschingis

*) Ulussen ist eine gewisse Anzahl Nomaden-Zelte, welche unter einem Chan stehen.

Digitized by Google

Chan's Sohne, Tuschi-Chan, erschlagen wurde. Bald nachher kam Chasdir, ein Tataren-Fürdherr, welcher jenseit des Ural nomadisirte, an die Wolga, überfiel die Großen der Orda, erschlug den Nawruß und Tübeur und wurde als Chan in der Orda proklamirt, bald darauf aber selbst erschlagen von seinem Sohne Timirchocsch, welcher jedoch nur sechs Jahre regierte. Im siebenten Jahre entstand ein Aufruhr; der starke, finstere und harte Mamai wiegelte die Orda auf, tödtete den Timirchocsch und ernannte einen gewissen Awdull zum Chan. Gleichzeitig traten auch noch andere Chane auf, als z. B. Kalibek, der verminderte Sohn Tschanibek's, Bulatemir, welcher die Bulgarei, und Tagai Bedebeschi, welcher das Mordowitische Gebiet erobrete.

So trennten sich denn die Mongolen im schrecklichsten Grimme von einander; Tausende fielen in den Schlachten oder kamen in den Steppen vor Hunger um. Murut, der Chan von Jarai, hielt sich für den legitimen Chan der Orda, wurde jedoch von dem grausamen Mamai gedrängt. In der Orda waren jetzt zwei Chane: Murut und Awdull, welcher Letztere mit der dritten Mamaitschen Orda an der Wolga residirte, während der Erstere durch Rjäs abgelöst wurde. Unter diesen letzteren Chane machten die Tataren einen Einfall in Rußland, wurden jedoch am Flusse Pjana geschlagen. Mamai aber vereinigte endlich die Goldene Orda mit der seinigen, erklärte Mamaut-Saltan zum Chan und regierte unter dessen Namen.

Mamai wollte Rußland voranmich regieren, das Russische Volk erkriete jedoch, daß es nur einen gesetzmäßigen Herrn dulden würde, einen anderen aber nicht kennen. Mamai, mit einer Armee von 300,000 Mann versehen, gelangte daher nicht auf den Großfürstlichen Thron; Demetrius Johannowitsch wurde in der Orda proklamirt. Michael kam an, und Rußland zitterte vor ihm; doch wurde Demetrius als Großfürst bestätigt. Nach zwei Jahren entbrannte jedoch Mamai in Zorn gegen ihn wegen seines Mangels an Ehrerbietung und Unterwürfigkeit, besonders aber wegen der Niederlage der Tataren am Flusse Pjana. Er schwur, ihn zu verderben, verschob jedoch seine Rache, bis zu jener Zeit eine Stadte in der Orda ausbrach. Später verwüsteten die vom Jaroswitsch Arapschei angeführten Mongolen auf Auftritten der Mordowitischen Fürsten Nischni Nowgorod und nahmen Rjäsan. Als Vergeltung verheerten die Russen das unter der Herrschaft des Chans befindliche Mordowitische Land. Demetrius Johannowitsch schlug die Tataren bei Mosha. Hierauf brachte Mamai ein zahlloses Heer von Tataren, Polovcgern, Chajaren, Türken, Tscherkessen, Juden, Wurtanen, Kaukasischen Armeniern und Genuesen zusammen. Auch Jagello Rußland rüstete sich, um stellte dem Mamai ein Heer von 130,000 Kriegern entgegen. Am Neprabwa und Don fand eine fürchterliche Schlacht statt, in welcher die Tataren geschlagen wurden. Hier schreint es, ist die Orda gefallen und hat sich nachher nicht wieder erhoben. Mamai war daher von Wuth entbrannt gegen Rußland, wir ein blutdürstiger Tieger, und wollte sich noch ärger rächen. Das Schicksal schickte ihm jedoch noch einen anderen Feind in Tochtamisch — einen Nachkommen Tschingis Chan's, welcher sich auf Wachslager auf Batu's Thron erhärt hatte. Mamai wurde von demselben bei Marinpol geschlagen, flüchtete nach Kaffa und starb daselbst.

Tochtamisch bestieg den Thron der Orda und wollte gleich Batu und Usbek über Rußland herrschen. Er ging daher direkt nach Moskau, wo damals kein Großfürst war, nahm die Stadt durch Verrath und zerstörte sie, wie dies mit allen Städten geschah, wo die Tataren hinkamen. Hierauf unternahm Tochtamisch einen Krieg gegen das mächtige Reich Tamerlan's, verheerte viele Städte desselben und gestattete ihm, in Sarai zu bleiben, während er den Berschut abschickte, um Perm zu erobern. Der fürchterliche Tamerlan erschöpfte jedoch die Kräfte der Goldenen Orda und zerstörte 1395 Sarai, die Hauptstadt des Chan's. Die Orda befand sich jetzt in einem Jämmerlichen Zustande, viele Menschen hatte sie in den Kämpfe mit Tamerlan verloren, und außerdem wütheten fortwährend Empörungen in ihrer Mitte; denn drei Chane: Tochtamisch, Kerikuk und Timur-Kutluk stritten um die Herrschaft derselben und vergossen das Blut ihrer Untergebenen in Strömen. Timur-Tochtamisch's Sohn wurde indessen als Chan von der Orda anerkannt. Diesen überfiel Timur-Kutluk unvermuthet, besiegte ihn und nahm Sarai. Tochtamisch floh nach Kiew. Bei diesen Unruhen Jagiellonen die Chane der Orda jedoch Rußland nicht.

Als Timur-Kutluk im Jahre 1400 starb, folgte ihm sein Sohn Schadibek. Tochtamisch's Kriege endigten noch immer mit dem nahe gelegenen Ulussen der Orda unter und suchte den Weg zum Throne; eine Abdheilung von Schadibek's Heer holte ihn in der Nähe von Tümen ein, wo er in der Schlacht im Jahre 1408 fiel. Schadibek wurde nach einer achtjährigen Regierung von Bulat-Saltan, einem Greise, welcher jedoch nur 3 Jahre regierte, vom Throne gestoßen. Bulat wurde von Temir, dieser aber wiederum von Seleni-Saltan, einem Sohn Tochtamisch's, dem Freunde Witowt's, ohne Zweifel auch dem Freunde der Russen, vertrieben. Kerimberek, ebenfalls ein Sohn Tochtamisch's, erschien 1412 bei Seleni-Saltan, bestieg den Thron der Orda, war der Feind Witowt's, wurde aber bald darauf von Grim-Ferden getödtet. In den Ulussen standen auch noch einige andere Zaren auf, welche Rußland schwollten. Was jedoch von 1412 bis 1426 in der Orda geschah, ist nicht bekannt geworden, man weiß nur, daß sie sich in letzterem Jahre dem Chan Machmet, dem Leichtsinnigen, unterwarf. Bald darauf jedoch in ihr ein anderer Mongolischer Zar auf, Zeichim-Achmet, Machmet's Bruder, welcher denselben 1437 aus den Ulussen vertrieb. Auf der Flucht näherte sich Machmet mit 3000 Mann der Stadt Moskau und verlangte, von Rußland keine Steuern zu erhalten, wenn Gott ihm sein Reich wiedergeben würde; man wollte indessen nichts von ihm hören, worauf er denn nach Kasan abzog, dasselbe wieder ausplunderte und daselbst Anarchien aus allen Ländern ein Asyl gewährte.

In der Goldenen Orda peinigten sich jetzt die Mongolen einander und wütheten so in ihrem eigenen Fleische. Nach Kitchik wurde dessen Sohn, Achmat, Chan der Greken oder Goldenen Orda, dessen Heer 1436 das Gebiet von Rjäsan verheerte. 1464 beabsichtigte derselbe, Johann III. zu bekriegen, welcher seine Gesandte und Dabarke nicht befriedigt hatte; zum Glück für Rußland empörte sich jedoch eine Orda nach der anderen. Als Giret, der Chan der Krimm, rückte gegen ihn an; gleichzeitig kamen im Jahre 1472 die Mäuschaner und Kibtschaken hergeschickt, überfielen Sarai, führten den Chan fort, plünderten die Stadt, nahmen viele Tataren gefangen und gingen dann wieder ab. Hierauf ging Achmat wirklich nach Rußland, kam bis Alexsin, erlitt aber an der Oka eine Niederlage und wurde bis in seine Ulussen an der Wolga zurückgetrieben. Diese Verluste der Orda waren hauptsächlich durch ein Bündniß zu Wege gebracht worden, welches Johann III. mit Mengli-Giret, dem Chan von Taurien, schlossen und der dadurch ihren Untergang beschleunigt hatte. Johann III. sie Sohn, Gregorius Johann, IV. des Ordnungen, erklärte hierauf 1475 feierlichst Rußlands Freiheit. Der Chan schickte sogleich Gesandte nach Moskau, welche Johann auch annahm, ihre Basma*) aber zerriß auf die Gesandten ließ er bis auf einen ermorden, welchem er die Kunde der diesem Ereignuß der Orda zu überbringen befahl. Achmat schämte sich Empfange dieser Nachricht vor Wuth und rückte sogleich wieder gegen Rußland ein. Bei Ugra trafen die Heere an einander, doch wurden die Tataren in die Flucht geschlagen. So endigte der letzte Zaren Achmat in Rußland.

Während Achmat sich im Innern Rußlands befand, wurde Batu's Zelt — Sarai, durch Nordenslat, den Zaremvisch der Krimm und den Fürsten Wassilij Nosdrewatii (der Aufgeschrammte) zerstört. Achmat eilte, die Orda zu retten; allein Iwak, Fürst der Tümen'schen Ulussen, drängte ihn gegen den Don, wo er denselben in der Nacht überfiel und eigenhändig ermordete. Achmat's Söhne, Schig-Achmet, Kasul und Chalek waren, obgleich sie den Zaren in den Mongolischen Steppen führten, doch machtlos und streiften mit ihren Horden um in den Steppen umher. Die Russen und Mengli-Giret benutzten fortwährend diese Horden, welche vorzüglich am Flusse Seim und in der Nähe des heutigen Bjel Gorod nomadisirten, schlugen sie und steckten die Steppen in Brand. Von den drei Brüdern war Schig-Achmet der unversöhnlichste Feind Mengli-Girets, des Freundes Johann's III. Das Tatarische Heer wurde an der Sosna angegriffen; das Kasan'sche Heer siegte, aber Schig-Achmet verfolgte die Russen bis Kolomna, daß die Goldene Orda in furzem tertigt sein würde, das Elend zu vollenden, flohen die Fürsten und Ulanen schaarenweise ins unglückliche Schig-Achmet; sogar sein Weib, die Gefahr erkennend, verließ ihn. Da suchte endlich Schig-Achmet die Freundschaft Johann's und schickte gegen das Ende der Jahres 1501 den Fürsten Ebsia nach Moskau, um dem Großfürsten ein Bündniß anzutragen, unter der Bedingung, Littbauen zu bekriegen. Johann willigte zwar ein, trug aber Bedenken in der Ausführung, da Mengli-Giret sich in verschied. 1503 überfiel Letzterer unvermuthet die Uebereste von Batu's Reich, zerstörte dieselben völlig, schlug und vertrieb Schig-Achmet in die Kaukasische Steppe, und meldete dem Großfürsten Johann feierlichst, daß die Goldene Orda nicht mehr existire. Schig-Achmet floh mit seinen Söhnen, Kosel und Chalek nach der Türkei; Sultan Bajazeth aber ließ dieselben in sein Reich nicht ein. Sie begaben sich daher nach Kiew, welches damals unter der Botmäßigkeit Littbauen's stand und geriethen daselbst in Sklaverei, so daß der letzte Zar der Goldenen Orda im Jahre 1502 als Leibeigener starb. Von seinen Brüdern hat man weiter nichts erfahren; wahrscheinlich sind sie ebenfalls auf diese Weise umgekommen. So endigte der Stamm Batu's, welcher einst für Rußland so furchtbar und stets von demselben gehaßt war! Die Goldene Orda verschwand unter den übrigen Mongolischen Stämmen, ihre Hauptstadt Sarai aber zerfiel in Trümmer, welche bis heutigen Tages noch an den Ufern der Achtuba zu sehen sind.

Die Größe oder Goldene Orda hat demnach ungefähr 260 Jahre existirt. Andrei Leopeldow. (C. H)

Mannigfaltiges.

— Der Bri von Konstantine. Dieser Barbareske ist ein Mann von mittlerem Wuchse und männlich schönem von der Sonne gebräunten Antlitz; er hat große nußbraune Augen und einen so feinschwarzen Bart, daß man fast denken sollte, die Kunst habe hier der Natur nachgeholfen. Sein langes Gewand ist nach Algierischer Sitte mit bunten Zierrathen aus Seide bestickt, und darüber trägt er ein kurzes Oberkleid aus Seide oder feiner Wolle. Um den Kopf windet er einen Kaschmir-Shawl. Waffen trägt er nur, wenn er ausreitet, bei welcher Gelegenheit ein prächtiges Schwert in goldener Scheide von seinem Gürtel herabhangt. Jein Gang steht er 15 Personen an seinem Tische, und wohl zwanzig Andere speisen an einer zweiten Tafel. Er empfangt selbst den Eintretenden, der seine Huldigung mürrisch, mit großer Freundlichkeit, und leibt jeder Vorstellung ein aufmerksames Ohr. Er kennt jeden Winkel seines Gebietes so genau, als läge immer eine topographische Karte vor ihm ausgebreitet. So oft er seine Armee musiert, bilden die Truppen zwei Linien, zwischen welchen er durchreitet, wobei er, nach orientalischer Sitte, rechts und links Geschenke austheilt. Sogar sein Pferd salutirt mit, indem es die Vorderbeine bald rechts und bald links gewandelt aufhebt. Dieses Talent muß ihm bei der Dressur beigebracht werden. (U. S. J)

*) Die Basma war ein Diplom der alten Tatar-Chane von der Größe von Hörde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hahn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 141. Berlin, Mittwoch den 25. November 1835.

Frankreich.

Education physique des jeunes filles. (Die physische Erziehung der Mädchen.) Von Dr. Bureaud-Riofrey. Paris, 1835.

Die Schönheit ist von der Gesundheit unzertrennlich; also führt der Weg zur Bewunderung durch den Tempel Hygieia's, einer Göttin, deren Verehrung in der Sorge für den Leib besteht — ein Opfer, das unsere Schönen so ungern freiwillig bringen. Doktor Jenner vernichtete einen geiabelichen Feind der Schönheit mit Einem Schlage, und die um erfundene orthopädische Wissenschaft macht sich's zum Gesetz, viele Schönen, denen die Natur oder ein Fall von Kindes jener Göttin erschwert hat, ihrem Tempel wieder zuzuführen. Unter dem Titel „Education physique" hat man eine Art von Kodex herausgegeben, der zum künftigen Heil der Frauen aufschlagen soll, sey es nun mit oder wider ihren Willen.

Es gewährt mindestens eine angenehme Ueberraschung, wenn man einen würdigen docteur en medecine de la faculté de Paris und membre de plusieurs sociétés savantes, in einem Buche über eine ernste Materie, gewisse Arten Tänze empfehlen, wenn man ihn sagen hört, daß Walzer, Contretanz, Galoppade und Eressaise nur selten und mit gewissen Beschränkungen getanzt werden sollten, daß aber Lnadrille und Gavotten, Polonaise, Gavotte und Mazurek nicht dieg unbedingt zulässig, sondern auch der gesundheit zuträglich seyen. Wenn durch einen solchen Mann zu erfahren, daß die Schwimmkunst ein wesentliches Element der weiblichen Erziehung werden müsse, und daß das hinaus- und Herabklettern an einer Leiter — versteht sich, mit Mäßigung geübt — der Erbin einer Glasschaft zehnmal dienlicher sey, als 48 stundenlange Sitzen am Pianoforte, kann dem Philosophen und dem Menschenfreunde nur willkommen seyn.

Wenn auch solche und ähnliche überraschende Entdeckungen bin und wieder ein Lächeln erregen, so können wir dem Leser doch versichern, daß es ein wohlwollendes Lächeln seyn wird, wenn er das Buch zuverdrossen durchliest. Selbst in einem Kapitel über die Schmierleber wird er gelehrten Tiefblick und gelänterten Geschmack, Menschenfreundlichkeit und gesunden Verstand so harmonisch gesellt finden, daß der Doktor sein Herz und das Buch seine Aufmerksamkeit fesseln werden. Dadurch der Fakultät gewidmet, ist es sie Mütter geschrieben; wie versprochen, verständlich. Es ist sehr anständig und viel, ein würdiger Ausdruck der geistreichen Gedanken des Verfassers über Materien, die an so viel als wichtig sind.

Wir unseren Theils glauben jedoch, daß die Natur in dem Herzen der Mütter einen unerschöpfbaren Quell von instinktmäßiger Belehrung schafft, der sie in allen Kreisen der Gesellschaft zur Erziehung ihrer Töchter — wenigstens in physischen Sinne des Wortes — geschickt macht. Mögen die Gebrüder von der Rothwendigkeit einer Kenntniß der Organisation, der Kräfte und Verrichtungen des Körpers sprechen: diese Herren überseben dabei eine andere Kenntniß, welche nicht aus Büchern, sondern aus Erfahrung — Instinkt und Erfahrung — stammt, und jene dem weiblichen Geschlecht so eigene Gabe der schaefen Auffassung, die selbst ein Weib von gewöhnlichen Anlagen mit dem praktischen Theile der Physiologie viel inniger vertraut macht, als alle Bücher-Theorie den männlichen Forscher.

Wir können es daher weder für nothwendig, noch für wünschenswerth halten, daß die weibliche Welt mit Dr. Southwood Smith, Dr. Breaud-Riofrey und andern gelehrten Aufsätzeren unserer Tage so dringend Hand in Hand gehe. Damit verkennen wir aber keineswegs das Nützliche und Schätzbare unserer Belehrung, womit diese trefflichen Forscher den Müttern in ihrem Berufe zu Hülfe kommen.

Von den beiden Extremen in der Erziehung, dem Systeme des Müssiggangs, das den Geist auf Unkosten des Leibes kultiviren will, und dem gymnastischen Systeme, das männliche Kraft-Uebungen empfiehlt, haben wir jetzt nur noch seltene Beispiele. Noch vor wenigen Jahren waren es die öffentliche Meinung mit dem gymnastischen Theile des Lyceums's zu halten. Unser Verfasser sagt: „Da die Aerzte selbst der weiblichen Erziehung keine Aufmerksamkeit schenkten, so griff man zu einer neuen Art von Empirie, in welcher der Abenteurer und der Fechtlehrer die vorzüglichsten Rollen spielten. Diese Herren ließen die Gymnastik des Alterthums wieder aufleben, und zwar sie beide Geschlechter ohne Unterschied, als ob die jungfräulichen Mädchen unserer Hauptstädte eine Constitution hätten, wie die Töchter von Sparta."

Menschenfreundliche und mäßige Leibesübung mag wohl heilsamer seyn, als systematisch betriebene Gymnastik; aber die Mutter selbst wird meistens die geschickteste und weiseste Leiterin dieser Uebungen bleiben. Mütterliche Aufmerksamkeit auf die physischen Gewohnheiten der Töchter, sowohl in Zuständen der Thätigkeit als in denen der Ruhe — eine Gymnastik, sey sie nun systematische oder nicht, welche die verschiedenen Muskeln und Organe des Körpers in weiser Stufenfolge ausbildet und übt — leichte und heitere Spiele, Spaziergänge, Tanz, Reiten, Schwimmen, und zweckmäßige Vertheilung der Arbeits- und Ruhestunden — dies sind die ersten Mittel zur Erhaltung der Gesundheit, oder der oft noch heißer ersehnten Schönheit.

Herr Bureaud-Riofrey sagt an einem anderen Orte: „Wenn wir dem Ursprunge der zahlreichen Abnormitäten — des Wachsens und der Gesundheit — nachgehen, denen die Töchter der höheren Stände unterworfen sind, so ergiebt es sich gewöhnlich, daß die unzeitig frühe Entwickelung der Gebirn-Organe und die gänzliche Vernachlässigung der Bewegungs-Organe der Altern die Schuld tragen. Das große Geheimniß der physischen Erziehung liegt in der Sorge dafür, daß sämmtliche Organe, jedes seiner eigensten Bestimmung gemäß, zu vollen Entwickelung der Lebenskraft und der physischen Triebwerke, wie die Natur sie verlangt, zusammenwirken." Wir glauben, daß unser Verfasser auch hierin zu weit geht. Der alleinige Zweck der Erziehung ist, die Natur in ihrem Gange zu leiten und zu unterstützen. Ihrem Willen entgegen zu handeln, ist immer eine erfolglose oder von unglücklichem Erfolge begleitete Bemühung. Genaue Kenntniß der Constitution und der Neigungen des Kindes verdient allein das Gelingen, und diese Kenntniß erwirbt sich die verständige Mutter durch scharfe, von einem richtigen Instinkt geleitete Beobachtung in höherem Grade, als der gelehrteste und eifrigste Arzt durch seine tiefgedachten Forschungen.

Zur Geschichte des Zweikampfs.

(Schluß.)

Es giebt Leute, die sich um jeden Preis den Ruf der Ueberzeugtheit erwerben wollen, und die wegen eines unbedachten Wortes, wegen eines Nichts, wegen eines Stoßes mit dem Ellbogen gleich schlagfertig sind. Bei einem Zusammentreffen dieser Art sind aber gewöhnlich die beiden Parteien so vernünftig, den Streit mit einem Frühstück abzumachen.

In Etwa denkt man mit der Ehre und den Waffen fein solches Spiel. Wenn der Beleidiger und der Beleidigte nach Hause zurückgekehrt sind, so können sie ihren Zorn sehr füglich bis Morgen aufzu ein solcher Gebrauch würde unsere Duellanten wahrscheinlich im Punkte der Ehre minder empfindlich machen. Ja, wenn eine tiefe gegenseitige Feindschaft das Herz zweier Menschen ganz und gar beherrscht, wenn das Haß keinen anderen Ausweg mehr übrig läßt, als sich entweder mit seinem Gegner zu schlagen oder ihn umzubringen, dann läßt sich das Duell noch begreifen; aber wenigstens muß die Beleidigung auch von beiden Seiten gleich sehr kommen. Daß ein beleidigter Ehemann sich mit dem Verführer seiner Gattin schlägt, daß er, wie man zu sagen pflegt, nur darin Genugthuung findet, wenn er sich selbst dem Tode aussetzt, ist die verbrecherste Thorheit, zu welcher die Duellwuth einen rechtlichen Mann verleiten kann. Die Ergebnisse eines solchen Zweikampfs finden sich in einer Englischen Karrikatur sehr grellvoll ausgedrückt: die Pistolen sind abgeschossen, und der Zufall hat den entehrten Gatten nicht dergestalt; erwerbet von dem Manne, der ihn beschimpft hat, daß er sein Leben aus mit den Worten: Ich habe Genugthuung! Die ganze Abgeschmacktheit der meisten Duelle ist in diesen drei Worten enthalten. Hoffentlich wird die menschliche Vernunft endlich gegen ein so tausiges Vorurtheil, den einzigen Punkt, in welchem unsere Civilisation sich noch mit der Barbarei früherer Jahrhunderte berührt, Gerechtigkeit ausüben.

Es mögt hier noch die Darstellung folgen, welche ein anderer Rechtsgelehrter von dem Ursprunge des Duells giebt, nebst einigen geschichtlichen Beispielen von Zweikämpfen.

Das älteste Denkmal von einer gesetzlichen Verordnung des Duells durch Königr ist das Gesetz Gundibalt's des Burgunders. Eine gleiche Rechtsgepflege herrschte in unserem ganzen Abendlande. Das alte Catalonische Gesetz, die Deutsch-Bayerischen Gesetze machen mehrere Fälle namhaft, in welchen der Zweikampf verordnet war. Wenn ein Mann, der des Todtschlags angeschuldigt wurde, die Anklage leugnete und ein Pfand dafür anbot, so wurde ihm von den Gerichten der Zweikampf bewilligt und ihm so das Recht gegeben, nach einem zweiten Todtschlag zu begehen. War eine Erbschaft streitig, so hatte derjenige Recht, der sich am besten schlug, und die Streitigkeiten zwischen Bürgern wurden, wie die zwischen den Nationen, durch Gewalt entschieden. Ludwig der

Digitized by Google

Heilige verstöße, daß ein Ritter, wenn er von einem gemeinen Manne angeklagt würde, zu Pferde, und der gemeine Mann, wenn der Ritter ihn anklagte, zu Fuß kämpfen könne. Er schloß die jungen Leute unter 21 und die Greise über 60 Jahr von dem Gesetz über den Zweikampf aus.

Die Frauen und Priester erwählten sich Kämpen, die sich in ihrem Namen erwürgten; Gut und Ehre dingen also von einer glücklichen Wahl ab. Auch Geistliche sah man die Herausforderung annehmen und in die Schranken treten. Die Besiegten wurden zuweilen gehängt, zuweilen getödtet oder sonstwie verstümmelt.

Die Verfassungen Wilhelm's des Eroberers gestatteten den Geistlichen und Aebten nicht, sich ohne Erlaubniß ihres Bischofs zu schlagen.

Unter Ludwig dem Kinde war der Zweikampf nur für Streitigkeiten verordnet, bei denen es sich mindestens um fünf Sous nach dem damaligen Geldwerth handelte.

— Zur Zeit Philipp's des Schönen mußte der Kläger, wenn er sich durch Prokurator schlagen und einen Kämpen zur Vertheidigung seiner Sache ernennen wollte, eine Erklärung abgeben, daß er wegen Krankheit oder Körperschwäche nicht im Stande sey, sich anders als durch Vermittelung eines anderen Erelmannes, seines Anwalts und Stellvertreters, zu schlagen, der in seiner Gegenwart oder Abwesenheit mit Hülfe Gottes, Unserer lieben Frau und des heiligen Ritter Georg auf seine Kosten seine loyale Pflicht erfüllen werde.

Die beiden feindlichen Parteien oder die Kämpen erschienen an bestimmten Tage in einem in Schranken eingeschlossenen Raum, der 60 Fuß lang, 40 Fuß breit und ringe von Bewaffneten umstellt war. Sie langten zu Pferde an, mit geschlossenem Visir, ein Schild am Arm, ein Schwerdt in der Faust, Degen und Dolch im Gürtel. Es war ihnen zur Pflicht gemacht, ein Kruzifix oder das Bild der Jungfrau oder irgend eines Heiligen auf ihren Bannern zu tragen. Die Waffenherolde wiesen den Zuschauern, welche sämmtlich zu Fuß waren, rings um die Schranken ihren Platz an. Es war verboten, als Zuschauer zu Pferde zu erscheinen, bei Strafe des Verlustes seines Thieres für den Erelmann und einer Buße für den Bürger.

Der General-Feldwachtmeister ließ, von einem Geistlichen unterstützt, die beiden Kämpfenden auf ein Kruzifix schwören, daß ihr Recht gut sey, und daß sie keine bezauberte Waffen hätten; sie riefen den Ritter St. Georg zum Zeugen an und verzichteten auf ihre künftige Gelgkeit, wenn es sich erweise, daß sie Lügner wären. Sobald diese Betheurungen ausgesprochen waren, rief der General-Feldwachtmeister: „Fanget an!“ Er warf sein Handschuh hin, die Kämpfer fuhren auf einander los, und die Waffen des Besiegten gehörten dem General-Feldwachtmeister.

Eben derselbe Gebrauch wurde in England beobachtet; in Deutschland aber war es anders; die Stadt Hall in Schwaben war der Schauplatz dieser Kämpfe. Die beiden Feinde kamen und baten die versammelten Notabeln um Erlaubniß, in die Schranken treten zu dürfen. Man gab ihnen Kämpfer einen Beistand und einen Beichtvater; das Visir lang ein Lilaren und man sah die Streiter in die Schranken mit vier Fackeln umringt Bahre für den Besiegten gestellt. In Weißenburg beobachtete man dieselben Ceremonien.

Bis zum dreizehnten Jahrhundert fanden unzählige Kämpfe dieser Art in ganz Europa statt. Zuweilen wurden sie von Frankreichs Parlamenten anbefohlen, wie diese späterhin die schriftlichen oder Zeugen-Beweise verordneten. Wir wollen einige Beispiele von solchen anbefohlenen Zweikämpfen anführen, um sie oberflächlich kennen zu lernen.

Im Jahre 1143, unter Philipp von Valois, war das Parlament der Meinung, daß zwischen dem Ritter Dubois und dem Ritter von Brewins Grund zum Kampf und die Nothwendigkeit, einander todtzuschlagen, vorhanden sey, weil Brewins dem Philipp von Valois hatte eintreben wollen, „Dubois habe Seine Hoheit den König von Frankreich bekehrt.“

Das Duell zwischen Leprix und Carrouge, welches unter Karl IV. vom Parlamente verordnet wurde, hatte einen seltsamen Grund. Es handelte sich darum, zu erfahren, ob Lepris die Gattin des Carrouge wider deren Willen entehrt habe, oder nicht.

Ein Ritter, Namens Jean Picard, wurde angeklagt, seine eigene Tochter entehrt zu haben, und mußte sich mit seinem Schwiegersohn, als seinem Gegner, schlagen. Es ist nicht angezeigt, wie die Entscheidung ausfiel; so viel aber ist gewiß, daß das Parlament einen Vatermord verordnete, um ein Verbrechen zu Tuzuchs zu ermitteln.

Geoffrei du Maine, Bischof von Angers, nöthigte die Mönche von St. Serga, durch den Kampf zu beweisen, daß gewisse Zehnten ihnen gehörten, und der Kampf der Mönche, ein starker Mann, verschaffte ihrer Sache mit Stockschlägen den Sieg, da er weder Ritter noch Edelmann war und also nicht das Recht hatte, einen Degen zu tragen.

Die Bürger der Flandrischen Städte genossen unter den letzten Herzogen von Burgund das Recht, ihre Forderungen mit Keule und Schild zu beweisen. Die Kämpfer bekleideten Wammis mit Tasig ein, steckten ihre Hände in einen Kübel voll Asche, nahmen Honig der Zucker in den Mund und kämpften dann auf Tod und Leben; der Ueberwundene aber wurde gehangen.

Franz I. verordnete zweimal ein Duell. Sein Sohn Heinrich II. gab zu dem Zweikampf zwischen Jarnac und dem Lachataigneraie im Jahre 1547 den Befehl; der Letztere behauptete, Jarnac habe mit seiner Stiefmutter in unzüchtigen Verhältniß gelebt. Der Erstere leugnete es, und Beide schwuren auf das Evangelium, daß sie für die Wahrheit kämpften. Der König, der diesem Kampf beiwohnte, hatte den Schmerz, Lachataigneraie, den er sehr liebte, unterliegen zu sehen; dies störte ihm solchen Abschen gegen die Zweikämpfe ein, daß er sich gelobte, nie wieder einen zuzulassen. Seine Nachfolger in der Regierung blieben seinem Beispiel treu und widersetzten sich den Duellen; selbst Ludwig XIV. erließ donnernde Verordnungen dagegen.

Als indeß die gerichtlichen Zweikämpfe nicht mehr im Gebrauch waren, blieben doch unter den Kavalieren die Herausforderungen noch immer Sitte, ja die Privat-Duelle begannen nun erst mit rechter Macht; ein Jeder nahm sich selbst, um des kleinsten Handels willen, die Gerechtsame, die sonst von den Parlamenten, Bischöfen und Königen geübt wurde. Auch davon mögen einige Beispiele folgen, die das Unbesonnene dieser Sitte einleuchtend machen werden.

Unter der Regierung Heinrich's III. erhielt uns die Geschichte von dem berüchtigten Duell zwischen Caylus, Maugiron und Livarot einerseits und Antragues, Ribérac und Schomberg andererseits an der Seine, wo sich die Plare Royale in Paris befindet.

Merkwürdig war die Prahlerei des Seneschalls von Henegau, Jean de Berchin, der einen großen Ruf hatte; er ließ in allen großen Städten Europa's bekannt machen, daß er sich allein auf Tod und Leben gegen sechs Mann mit dem Degen, der Lanze und der Streitaxt mit Hülfe Gottes, der heiligen Jungfrau, des Ritter St. Georg und seiner Dame schlagen wolle. Der Kampf sollte in einem Flanderischen Dorfe Namens Conchy stattfinden; es stritte sich aber Niemand. Es haben wir den Held Den Danipfer.

Maria von Medicis ließ im Jahre 1611 wegen der Händel unter den Prinzen die Eröffnung und Abhaltung des Jahrmarchs von St. Germain, auf welchen sich die Prinzen oft nur drapden, um sich mit einander zu schlagen, ganz verbieten. „Es ist besser“, sagte sie Legentin, „daß sünfhundert Kaufleute zu Grunde gehen, als daß Frankreichs Ruhe gestört wird.“

Als der Prinz Conti im Jahre 1611 eines Tages in seiner Kutsche nach dem Louvre fuhr, traf er in einer engen Straße mit der des Grafen von Soissons, seines Bruders, zusammen, und eine von beiden Kutschen mußte durchaus stillhalten, um die andere vorüberzulassen. Der Stallmeister des Grafen von Soissons, der den Wagen des Prinzen Conti nicht kannte, befahl den Leuten des Prinzen drohend, zurückzuweichen; diese aber hießen den Kutscher vorwärts fahren. Kaum hatte der Graf von Soissons erfahren, daß es die Campage des Prinzen Conti war, die der seinigen entgegenfuhr, so schickte er zu ihm und bat ihn um Verschiedung, daß er ihn um Entschuldigung bitten, und zu Pferde, und sandte den Herzog von Guise an den Prinzen Conti, um ihn zu einem Gerichte zu bringen. Sie befahl den Edelleuten von Paris, sich bereit zu halten, um die Waffen zu ergreifen und zu Rotten in den Straßen anzuschlagen. Der Herzog von Guise, der die Rolle des Vermittlers spielte, mußte, als er sich in Begleitung von fünfzig Kavalieren zu dem Prinzen Conti begab, vor dem Hotel des Grafen von Soissons vorbei; da bedauerte dieser, der Herzog von Guise habe sich nur ihm zum Trotze mit einem so starken Gefolge gezeigt. Der Herzog machte sich entschuldigen, es sey nicht er wolle, daß von Soissons blieb dabei, seine beleidigte Ehre könne nur durch ein Duell zwischen ihm und dem Herzog von Guise hergestellt werden, obgleich Letzterer sich darum demüthigt hatte, dasjenige zu verbieten, welches der Erstere mit dem Prinzen Conti haben sollte, der in den falschen Ehrenpunkt noch viel empfindlicher war als sein Bruder.

Endlich kehrte der Ritter von Guise im Duell, ja, man kann sagen, er ermordete den alten Baron von Lux um eines eben so lächerlichen Vorfalles willen; der Baron hatte sich, um sich für den Tod seines Vaters zu rächen, mit dem Ritter von Guise. Dieser kämpfte auch noch den Sohn, nachdem er den Vater erschlagen, und die Königin befand nicht Fertigkeit genug, um den Ritter von Guise die Strenge des Gesetzes gegen die Duellanten fühlen zu lassen.

Wir würden nicht fertig werden, wollten wir alles Unheil erzählen, welches zu allen Zeiten durch den Zweikampf unter dem Bürgerstande und dem Militair angerichtet wurde. Jedes Land hat sich, um der Arten von Duell die es sich erfand, je zwischen den Rittern entgegengesetzter Parteien nicht verwechseln. Diese Kämpfe sind patriotischen Ursprungs, wovon im Kriege zu jeder Zeit und bei jeder Nation sich Beispiele finden; so bei den Römern der Kampf der Horatier mit den Curiatiern, ihren Nachbarn, der über das Loos zweier Armeen entschied und andere. Das bei Pisa rnel im Departement des Mordthan erwähnte Denkmal zeugt noch von einem solchen Kampf zwischen dreißig Pisanern einerseits und zwanzig Engländern, sechs Bretagnern und vier Deutschen andererseits.

Es kamen auch mehrmals Herausforderungen zwischen Königen und Prinzen vor, die Geschichte erzählt aber nur von einem einzigen Zusammentreffen zwischen diesen Letzteren, nämlich zwischen dem Herzog von Beaufort, General der Armeen der Fronde, und dem Herzog von Nemours, wobei Letzterer uns Leben kam. Eine Aufforderung fand auch zwischen Arnole, dem letzten Herzoge von Geldern, und seinem Schwager Karl, da dieser seine Gattin, die Erbin der Provinz, entführt hatte, um lange genug gefangen. Eine andere sist zwischen Ludwig Illtramarin und Hugo dem Großen vor, der den Ersteren vom Französischen Thron stürzte; dann zwischen Karl von Anjou und Peter von Arragonien bei Gelegenheit der Sicilianischen Vesper; zwischen dem Kurfürsten der Pfalz und Turenne, da dieser das Land des Ersteren verheerte und der Kurfürst ihm seinen Religions-Wechsel vorwarf, im Jahre 1674; ferner zwischen Franz I. und Kaiser Karl V., indem Letzterer dem Könige vorwarf, das Bürt nicht gehalten zu haben, welches er ihm gegeben, als nach der Schlacht bei Pavia der Kaiser ihn zu Madrid gefangen hielt, worauf Franz I. erwiederte, Karl V. lüge dies in seinen Hals hinein; zwischen dem Herzog von Guise und dem großen Condé; endlich zwischen Eduard III. und Philipp von Valois; Letzterer schlug die Herausforderung aus, indem er als Grund angab, daß der Oberlehnsherr von seinem Vasall nicht gefordert werden könne; als

Digitized by Google

aber stärker der Vasall die Armeen seines Lehnsherrn geschlagen hatte und nun Philipp einen Zweikampf vorschlug, lehnte der Sieger Eduard ihn ab, indem er sagte, er sey zu besonnen, als daß er dem Zufall eines Duells anheimgeben sollte, was er in den Schlachten gewonnen.

Weiter wollen wir uns über diesen Gegenstand nicht ausdehnen; es war uns nur darum zu thun, unter den vielen Beispielen von Zweikämpfen diejenigen hervorgehoben, welche am meisten dazu geeignet sind, im Interesse der Menschheit die ganze Abscheulichkeit und Abgeschmacktheit dieser barbarischen Sitte zu veranschaulichen.

(Dictionnaire de la Conversation.)

Bibliographie.

Mélanges de littérature orientale et française. — Von J. Kasut. 7½ Fr.

Nouveau tableau de Paris au 19e siècle. — Siebenter Bd. 7½ Fr.

Lettres autographes de madame Roland, adressées à Bancal des Issarts, membre de la Convention. — Herausgegeben von Madame Henriette Bancal des Issarts, mit einer Einleitung von Sainte-Beuve. 7½ Fr.

Mémoires de Luther, écrits par lui-même; traduits et mis en ordre par M. Michelet, professeur à l'École normale. — 2 Bd. 15 Fr.

Notice historique, biographique etc. sur Fieschi, précédée d'une relation circonstanciée de l'attentat du 28 juillet 1835. — Von A. Gameau. 2 Fr.

Oeuvres choisies de Voc, contenant de mémoires écrits par lui-même, la Science nouvelle, les Opuscules, Lettres etc. Précédées d'une introduction sur sa vie et ses ouvrages. — Vom Prof. Michelet. 2 Bd. 15 Fr.

Bulletin officiel de l'Ile Bourbon, depuis la prise en possession en 1815 jusqu'au 31 décembre 1827. — 3 Bände.

England.

Lord Byron's Unterhaltungen mit einem Amerikaner.

(Schluß.)

„Als ich noch die Scott besuchte", sagte Byron, „pflegte ich mir einzubilden, daß man mich für dumm hielte, dies kränkte mich ungemein; denn ich, für meinen Theil, stellte mich weder über noch unter die Mittelmäßigkeit. Ich war ein großer Freund der Lektüre, aber was meine Schulaufgaben betraf, so ging ich an dieselben immer nur als an eine durch die Nothwendigkeit gebotene Arbeit. Ich erinnere mich, bei einer Gelegenheit, wo es mir vorkam, als wenn meine Kameraden etwas besser verstanden hätten, als ich, Thränen vergossen zu haben; aber den Tag darauf lachte ich selbst darüber, daß ich mich durch eine solche geringfügige Bekrgnniß hatte hineinreißen lassen. Ich machte frühzeitig Verse, gewiß schon in meinem achten oder neunten Jahre. Diese waren freilich sehr elend, indeß übertrafen sie doch meine Erwartung, als ich sie in späteren Jahren einmal wieder vornahm. Unter anderem erinnere ich mich noch an eine Ballade in Knittelversen, die ein Sergeschaft zum Inhalt hatte; ich hatte mir nämlich einige Zeit in den Kopf gesetzt, einst ein Seemann zu werden, und brachte Stundenlang damit zu, mich mit der Vorstellung, ich als Admiral auf dem Hinterdeck mich präsentiren. Das war Poesie, die erste Bewegkichkeit und Hinneigung des Gedankens, sich von der Alltags-Scene des gemeinen Lebens loszureißen, die unser Existenz immer so nüchtern macht."

Trotz der strengen Urtheile, die sich Byron oft selbst in Bezug auf seine Freunde erlaubte, kam er doch immer wieder in einen Ton auf sie zurück, welcher bewies, daß er eine aufrichtige Achtung für dieselben hegte. „Richte ich falscher", sagte er, „als die gemeine Bemerkung, daß die Freundschaft auf Gleichheit des Geschmacks und des Temperaments beruhe. Sehen sie Herrn ******, einen der Wenigen, denen ich mich wirklich befreundet fühle; wir Beide stimmen so wenig in unseren Ansichten mit einander überein, daß, wer nur einmal unsere Zänkereien mit anhörte, glauben müßte, wir wären zu ewigen Antagonisten, anstatt zu Freunden geboren. Die Freundschaft ist aber gerade so facticiös, wie die Liebe. Es giebt eine Menge von Leuten, denen ich gleichgiltig bin, ohne daß ich eigentlich wüßte warum, wiewohl sich oft ein Widerwille durch eine nachfolgende nähere Bekanntschaft verliert. Ich bin ein großer Physiognom und kann mich nicht zurückhalten offen, über jeden Menschen gleich bei seiner ersten Erscheinung ein Urtheil zu fällen. Die Hälfte des Menschengeschlechts hat keinen besonderen Ausdruck im Gesicht, bei der anderen Hälfte ist der Ausdruck zweifelhaft, aber entlich der Rest hat ganz sprechende Züge. Sir Walter Scott", fuhr er hinzu, „hat ein zweifelhaftes Gesicht; dagegen sah Gay ganz wie ein schalkhafter Bürgermeister aus."

Byron sprach immer in den lobendsten Ausdrücken von Scott, sowohl als Menschen wie als Schriftsteller. „Andere Autoren", sagte er, „haben wohl besser geschrieben als er, aber keiner hat so viel und dabei Alles gut geschrieben. Welch' eine reiche Erfindung sind nicht seine Charakter-Zeichnungen!" Ich hob von den Mängeln dieses Schriftstellers die unvollkommene Construction einiger seiner Erzählungen, so wie ihre Unwahrscheinlichkeit an. „Ich habe", antwortete darauf Byron: „Der Roman darf nie regelmäßig konstruirt oder der Wahrscheinlichkeit, das heißt dem gewöhnlichen Laufe der Welt, angemessen sehn. Wenn Sie nur gemeine Ereignisse aufstichen und die Handlungen auf solchen Motiven hervorgehen lassen wollen, wie sie bei gewöhnlichen Charakteren auf, die nämliche Weise wirken müßten, womit wollten Sie da den Roman ausstaffiren? Das Drama ist ein Lebens-Gemälde, wo die vorgestellten Gegenstände in der Wirklichkeit auftreten, obgleich die Gruppirung hinsichtlich von der Art ist, wie sie der natürliche Lauf der Dinge hervorreißen würde." „„Was halten Sie""", fragte ich, „die beste Charakter-Zeichnung im Englischen Roman?" „„Tom Jones"", erwiederte der Lord, „ohne alle Verdrießlichkeit."

Byron sprach sehr gern über traurige und düstere Gegenstände, besonders vom Tode. „Ich habe mich", sagte er zu mir, „lange mit dem Gedanken an den Tod vertraut gemacht." — Ich meinte, ein noch sofern liegendes Ereigniß könne freilich keine Schrecken für ihn haben. „Sie irren sich", erwiederte er; „wenn ich meinen Geist darauf vorbereite, so denke ich dabei nur an die Möglichkeit, ja, selbst an die Wahrscheinlichkeit eines frühen Todes. Aber ein Gedanke ist es, hinsichtlich Dessen ich mich wie beruhigen kann, nämlich der, daß ich eines Tages meinen Verstand verlieren könnte, und die Möglichkeit einer solchen Katastrophe im späteren Alter giebt mir den lebhaften Wunsch ein, noch in meinen jüngeren Jahren von dem irdischen Schauplatz hier abzutreten." Diese Bemerkungen machten mich ein wenig stutzig; ich hatte zwar schon früher den Glauben gehört, daß es in dem Kopfe des Poeten nicht so ganz richtig aussehe, aber ich war nie auf ein offenes Geständniß dieser Art vorbereitet gewesen. „Wahnsinn oder Verrücktheit", sagte er, „sind weit mehr unter den Menschen verbreitet, als man es gewöhnlich glaubt; auch hat man hinsichtlich der Beschaffenheit derselben nur sehr schwankende Begriffe. Es lassen sich füglich drei Stufen unterscheiden: die Ueberspanntheit, die Excentricität und die eigentliche Verrücktheit. Einen, der durch seine Grillen, seinen seltsamen Geschmack oder durch wunderliches Benehmen von der übrigen Welt abweicht, nennt man übersp annt; wer sehen in einen höheren Grad ausartenden schreitet, ist excentrisch, und wenn diese Sonderbarkeit eine gewisse Grenze überspringt, so nennt man sie Verrücktheit. Alle Männer von Genie sind in einig verrückt." „„Glauben Sie etwa""", sagte ich zu ihm, „„daß Scott verrückt ist?"" Er schien über diese Frage etwas betroffen und räumte mir ein, daß nicht eben Viele ihn dafür anerkennen würden, auch führte er wohl als die Ausnahme von der Regel gelten. Hierauf sprach er von Träumen und sagte, daß er oft im Traume seinen eigenen Geist gesehen. „Ich war keineswegs erschrocken", sagte er dann, „sondern mit viele Mühe, wie den Gedanken zu erklären, daß der Geist unabhängig von mir selbst für sich existiren könnte, ein Beweis, daß man auch träumend raisonniren kann. Ich weiß nicht, ob ich auch nur halb so kaltblütig und ruhig bliebe, wenn ich wachend einen Geist zu sehen bekäme."

Ich hätte schon früher bemerken sollen, daß die hier mitgetheilten Unterhaltungen das Resultat mehrerer Besuche waren, die ich dem Dichter nach und nach abstattete; denn bei unserer ersten Zusammenkunft beschränkte er sich zum größten Theil auf unzusammenhängendes und abgerissenes Geschwätz, wie es wohl geeignet sein mochte, einen Besucher abzusertigen, der nicht eben große Lust bekommen sollte, seinen Besuch noch ein Mal zu wiederholen. Auch ich war in der That gar nicht geneigt, den Dichter zum zweiten Mal zu besuchen, wenn er mich nicht dazu in einer Weise aufgefordert hätte, die etwas mehr als eine bloße Förmlichkeit zu sein schien. Ich kam ich denn auch öfter zu ihm, und er unterhielt sich mit mir sowie gang mit der Freiheit und Offenheit, wie mit einem alten Bekannten. Wir saben zusammen aus dem Fenster nach dem Garten hinaus, in dessen Mitte sich eine Springquelle befand; ein Paar Esel trieben beständig in einem Kreise herum, um die Maschine in Bewegung zu setzen, durch welche das Wasser gehoben wurde, das den Garten bewässerte. „Tausend Mal", sagte Byron, „stellte ich mir die Frage, ob es nicht möglich wäre, daß die bekannte Behauptung des Pythagoras nicht richtig sey; in einem andern Zeitalter würde mir sehr schlimm sahren, wenn er einst in den Leib eines jener Esel dort versetzt würde. Was ist aber unser Leben etwa anders als ein Kreislauf von monotoner Beschäftigung und langweiliger Erholung? Und was ist das Resultat alles menschlichen Wissens und aller menschlichen Forschungen anders, als damit zu enden, womit wir angefangen haben? Wahrheit, der Esel hat den Vortheil vor dem Menschen voraus, daß er nicht weiß. Wie mögen wohl diejenigen Esel, die durch einen Verstand den Vorzug vor den Thieren haben, allein die einzige Wirkung, die dieser auf uns hervorbringt, besteht doch nur darin, uns elend zu machen."

„Die Civilisation", fuhr Byron fort, „scheint gar nichts für das menschliche Glück gethan zu haben: kein Zeitalter war so civilisirt, wie das gegenwärtige, aber niemals fühlte sich der Mensch unglücklicher, als gerade jetzt. Nun Zeitalter der Leere, die Thron begegnen, werden Ihnen erzählen können, daß sie ihre Leere überdrüssig sind. Nichts aber je einen Bilden klagen hören, daß er unglücklich sey? Selbst im Alterthume scheint der Glaube allgemein gewesen zu seyn, daß derjenige der Glücklichste oder der am wenigsten Elende sey, der am wenigsten mit dem Leben zu schaffen habe. Ein Philosoph ward derjenige genannt, der dem Schmerze ein so wenig als dem Vergnügen zugänglich war; konsequenter Weise müßte dann ein Stück Holz das philosophischste Wesen von der Welt sein."

Byron sagte noch viel zum Lobe der einfachen Sitten, so wie des Zustandes der Wilden, und er behauptete, daß das Loos der Menschen in Folge der sogenannten Verfeinerungen des Lebens oder der modernen Bildung sich nur verschlimmert hätte, da dieselbe neue Bedürfnisse, neue Ungemächlichkeiten und neue Leiden erzeugt hätte. Ich widersprach ihm in dem einen Punkte, indem ich ihm eine Thatsache entgegen hielt, die ich kürzlich bei einem Franzosischen Civilisirten erfahren hatte, daß nämlich durch wiederholt angestellte Versuche ermittelt, daß im Durchschnitt die Stärke und die Kraft eines Wilden gegenüber sey, als die eines civilisirten Menschen. Was aber die verschiedenartige Glückseligkeit Beider anbetrafe, meinte ich, so wären wir darüber nicht eben so in Reinen. Ich erzählte ihm das Beispiel von einem Amerikanischen Indianer, der als Kind aus den Wäldern unter die Weißen gebracht, in einem College erzogen und zu einem völligen Gentleman ausgebildet worden war; in dem Augenblicke aber, als er sich erst frei und selbst Herrschaft fühlte, entlief er sogleich in die Wälder zu seiner und wand wieder zum Wilden. Ein anderes Beispiel erwähnte ich ihm von einem Wilden, der in seiner Jugend aus den Wäldern nach der Stadt gebracht worden war und sich allmälig zum Schauspieler aus-

Digitized by Google

gebildet hatte; aber einen Abends, als er noch auf der Bühne erfuhr, daß Einige von seinem Stamme nach dem Ort gekommen wären, um ihn zu besuchen, warf er sogleich seine Maske und Gewänder ab, entsprang mit Jenen in den Wald und kehrte nie wieder zurück. Byron hörte diese und ähnliche Indianische Erzählungen mit sichtbarem Interesse an; er behauptete, daß sie einen großen Schatz von Poesie für diejenigen enthielten, die mit dem Gesichtspunkte näher bekannt wären.

„Sie sind noch sehr jung", sagte er einmal zu mir, „und Sie haben Ihre Menschenkenntniß meist nur aus Büchern geschöpft. Ein großer Theil unseres nützlichen Wissens muß uns aber von außen her eingeblüut werden; es ist das vorzüglichste Gut, das wir aus dem Umgange und dem Verkehr mit den Menschen erlangen. Es ist ein gemeiner Fehler der jungen Leute, daß sie sich auf die sinnlichen Anderer zu blindlings verlassen. — Wenn Sie nur immer auf Ihr eigenes Urtheil, wo Sie ein solches selbst zu besitzen glauben, und es sollte wohl kein Mensch in irgend einem Punkte desselben entbehren. Man sollte niemals einen Anderen um Rath fragen. Freilich muß man aber das nur richtig verstehen. Es ist wohl gut, sich hier und da belehren zu lassen, zumal wenn ein Anderer etwas besser zu verstehen scheint, als wir; aber um Rath fragen heißt so viel, als sich sein eigenes Urtheil zutrauen; wo man aber nicht selbst ein Ding durchdringen kann, da ist es gewiß besser, dasselbe ganz nicht zu unternehmen. Man gut wie Leute", fügte er lächelnd hinzu, „denken, ich sey wenig zum Mentor geeignet; aber der Seemann, der selbst Schiffbruch gelitten, ist gerade immer am besten dazu qualifizirt, die Riffe und Klippen für Andere zu bezeichnen. Vielleicht haben Sie Ihre Heimath in dem Glauben verlassen, daß das Leben ein bloßes ammuthiges Spiel, ein leichtes Hinundhertreiben auf dem ruhigen Strome sey; aber Sie werden gritig genug erfahren, daß es eine rauhe stürmische Welt giebt, und daß der, der seine Größe um sich her erblicken will, sie selbst erschaffen muß."

Ich hatte vor meinem Zusammentreffen mit Byron nicht gelaubt, daß derselbe so viel gelesen. Er versetzte mich daher oftmals in Erstaunen, wenn er auf Werke zu sprechen kam, die er nothwendig aufmerksam studirt und sich in's Gedächtniß eingeprägt haben mußte. Seine Kritiken über Autoren, sowohl über die alten als die neuen, waren im Allgemeinen scharfsinnig und kräftig, wiewohl ich gestehen muß, daß er zuweilen mit gewissen Urtheilen herausplatzte, die ihm nur seine wunderliche und übertriebene Laune eingegeben haben mochte. „Tacitus", sagte er, „wird deshalb von Jedem gelobt, weil er selber Niemand lobt." — Eine Bemerkung, die gewissermaßen unserem Byron selbst zur Empfehlung dicte dienen können, da er bekanntlich die beiden Eigenschaften der Antithese und der Misanthropie so eng mit einander verband.

Byron führte eine sehr unregelmäßige Lebensweise; er aß bald nichts als Fische, zuweilen beschränkte er sich auf Vegetabilien, und zuweilen wiederum überind er sich mit allem Luxus und überließ sich der größten Uppigkeit. Er verschierte mir, daß er mit seiner Diät gar nicht recht zu Stande kommen könnte; er hätte bereits alle Systeme hinter einander versucht, aber keines habe ihm den erwünschten Grad von Gesundheit und Frohsinn verschaffen können. „Ebelte", sagte er, „ist kein Fleisch, und er behauptet, daß die Hälfte der Krankheiten der Menschen nur vom Fleischessen herrühre; ich konnte jedoch nicht eben sagen, daß ich mich durch einen Vegetarianismus gewöhnlich wohl gefühlen fühlte. Ich wollte einmal gern wissen, wie einem Manne zu Muthe sey, der sich zu Tode hungerte, und ich machte demnächst das Experiment, daß ich vier Tage hinter einander fastete; es stimmte mir zuletzt in den Ohren, und ich fühlte ein Brennen in der Kehle; diese beiden Gefühle und eine Mattigkeit waren aber Alles, was ich dabei erfuhr. Ich ernährte mich eine gewisse Zeit, aus Furcht, zu fett zu werden, bloß von Kartoffeln; aber ich fand, daß mein Endresultat weder von der Quantität, noch von der Qualität der Speisen abhing, die ich zu mir nahm. Ich bin ein Liebhaber von einem guten Tische, und manche meiner glücklichen Gedanken fielen mir ein, zur Zeit, wo ich — nicht die Feder, sondern Messer und Gabel in der Hand hielt."

„Sie sind noch nicht verheirathet", sagte er ein ander Mal zu mir, „nicht wahr?" Als ich ihm erwiederte, daß seine Vermuthung richtig sey, fuhr er fort: „Aber, ich darf es Ihnen vorhersagen, Sie werden heirathen, und Sie werden auch recht bald heirathen. Jedermann sollte wo möglich heirathen, obgleich ich übergzugt bin, „daß der größere Theil der Ehen unglücklich ist.""" Diese seltsame Ansicht rührt nicht etwa nur von mir selbst her, ich habe sie vielmehr aus dem Munde einer höchst vortrefflichen, angenehmen und geistvollen Frau, die den Mann ihrer Wahl gheirathet und der gar kein scheinbares oder außerordentliches Unglück, wie Verlust an Reichthum, an Gesundheit oder Ähnlichem u. s. w., widerfahren ist. Die Dame sprach mit mir ganz offenherzig, und ich hatte gar einen Grund, ihre Aufrichtigkeit zu bezweifeln. Trotz dem Allen bin ich doch wiederum übergzugt, daß ein Mann ohne Frau nicht wahrhaft glücklich seyn kann. Eine so natürliche Tendenz, wie die der Verbindung beider Geschlechter, müßte nothwendig die größte und schönste Harmonie zum Resultate haben; und doch sehen wir in der That oft das Gegentheil davon. Dies ist ein Fehler sonderbares und unerklärliches Verhältniß, das mit einem Grundübel der menschlichen Gesellschaft zusammenhängt. „Die Zeit ist außer den Fugen." Aufstallend ist es auch, wie wenig selbst diejenigen, von denen man glaubt, daß sie aus Neigung heirathen, doch nach eigener, wahrhaft freier Wahl zu Werke gehen. Dr. Johnson meinte einmal, daß, wenn auch alle Ehen im Lande etwa nach Anordnung des Lord-Kanzlers geschlossen werden möchten, doch darum eben so viel häusliches Glück als bei dem jetzigen System verbreitet sein würde. Ich stimme ihm darin bei. Die gegenseitigen Täuschungen der beiden Geschlechter bringen eben so viele schlecht zusammenpassende Paare unter Hymens Herrschaft, als es das willkürlichste Verfahren eines des Staate eingesetzten Ehestifters ihnen würde. Mancher Mann heirathet nach Zufall, der nach Wahl zu heirathen glaubt, und die Männer haben in dieser Beziehung nicht so viele Vortheile vor den Frauen, als man in der Regel anzunehmen pflegt."

(N. A. M.)

Bibliographie.

The chronicles of Waltham. — Roman von Verf. des Sir Edgar Mortimer. 3 Bde. 31½ Sh.

Lectures on moral philosophy. (Vorlesungen über Moral-Philosophie.) Von Dr. R. D. Hampden.

Visit etc. (Reise nach Konstantinopel, Damaskus und Jerusalem.) Von Dr. E. Boggs. 2 Bde. 21 Sh.

Mahmoud. — Roman in 3 Bden. 31½ Sh.

Anatomy of the nerves. (Die Kopf- und Hals-Nerven.) Von Cock. 7 Sh.

On the medical institutions of France, Italy and Germany. (Ueber die medizinischen Institute in Frankreich, Italien und Deutschland.) Von E. Lee. 8 Sh.

Outlines of human pathology. (Pathologische Skizzen.) Von Mayo. Erste Abth. 8 Sh.

Mannigfaltiges.

— Der blinde Reisende Holman. Von der in dieser Blättern bereits mehrfach besprochenen Reisebeschreibung des blinden Lieutenants Holman ist kürzlich in London der vierte und letzte Band erschienen. Es umfaßt derselbe seine Bemerkungen über China und die Chinesen, die sein geistiges Auge in vielen Beziehungen richtiger aufgefaßt hat, als der physische Blick mancher anderen Reisenden, die nur immer dieselben Geschichten von dem pagodenartigen Stehlvermögen der Chinesen zu erzählen wissen: Herr Holman ist vielmehr der Meinung, daß auch für das Land der Turandot der Zeitpunkt gekommen sey, an welchem seine Räthsel uns eben so gelöst werden würden, als es selber in das Verständniß unserer Welt eingegeben anfing uns bemüht ist.

— Der Hochländer als Soldat. Ein Militair-Arzt, der beim Regiment nicht eben sehr beliebt war, bemerkte eines Tages, daß er aus dem Hospital kam, daß ein Hochländer auf der Wache auf der Hounteure zu machen unterlief. Der Doktor stand still und warf einen starren Blick auf die Schildwache, um sie sowohl an der Nachlässigkeit zu erinnern, als um ihr Gelegenheit zu geben, das Versehen wieder gut zu machen. „Was sehen Sie mich denn so an?" fragte Sandy, indem er den Kopf in die Höhe warf, und die Oberlippe und die Nase fürchterlich rümpfte. „Du kennst mich vielleicht nicht", erwiederte der beleidigte Jünger des Aeskulap, „aber Du kennst Deine Pflicht nicht!" „„Sie nicht kennen!"" sagte Sandy mit einem Blicke von unaussprechlicher Verachtung, „„ich kenne Sie gar wohl; aber ich kenne auch meine Pflicht, und diese ist, unserer Dienst-Uniform die Honneurs zu machen; wenn aber Leute ohne den Dienstreck hierher kommen, so habei sie auch nicht nöthig, sich nach dem Komplimente umzusehen, sie ich ihnen mache oder nicht mache.""" (Dr. Hogg's Visit etc.)

— Ein Tod in der See. Aber, von geringerem Belange, ist es uns vorgestellt, und einen Landstrich einnehmend, wo dem in Frieheil durch die See bespült wird, ist jetzt eine traurige unbewohnte Wüste — ein düsteres Bild der Verderung. Nachdem es fünf Monate und einundzwanzig Tage eng eingeschiffen war, während welcher Zeit mehr als fünfundvierzigtausend Bomben in die Stadt geschossen waren, ist hier kein Haus anzutreffen, das von der Kriegswuth verschont geblieben wäre. Ganze Straßen sind mit bald abgetragenen Häusern bedeckt, während andere bis zum ersten Stockwerke mit Schutten von Dächern und Eckgeschossen angefüllt sind. Alle Thüren und Fenster sind niedergerissen und als Brennholz verbraucht; zerstümmelte Wagen und wankende Mauern scheinen noch jetzt überall den Einsturz zu drohen, und enge Gänge durch Haufen von Schutt bieten den einzigen Zugang zu den verschiedenen Abtheilungen der Stadt. In ihrer der Haupt-Bazare kann man sich nur mit der größten Gefahr hinein wagen, und ein anderer von ziemlich geräumigem Umfang ist auf gleiche Weise in einem Theile von den Ueberresten der Gebäude bedeckt. Gleichsicherweise ist in der Nähe der den Zugang zu der prachtvollen Moschee ein schöner Springbrunnen sinnerhalb einer Reihe von Chinesischem Pavillon, gedeckt durch eine herliche bronzene Gallerie, der allgemeinen Verheerung entgangen. Eine fliegende Treppe führt hier in einen Hof, der von einem bald zerstörten Säulengange eingeschlossen ist, welcher auf kleinen Säulen von geschliffenem Marmor ruht. Das bunte Pflaster wird durch Springbrunnen und Palmbäumen und Pflanzen verschönert, und zwei reich vergierte Springbrunnen liegen unter den Bruchstücken von herrlichen Domen begraben. Das Innere, mit Abtheilungen von gefärbtem Marmor reichlich ausgeschmückt, war mit einer geräumigen und hohen Kuppel versehen, die von allen Seiten durchlämmert und durchlöchert war. Das Gebäude war bunt bemalt, mit Arabischen Inschriften ausgeschmückt und nur noch durch die Prachtstücke einer prachtvollen Kolonnade aufrecht erhalten. Auf einer Seite stand in der Nähe einer Gallerie eine hohe Kanzel von Marmor, und das reiche Eitelch von Mosaik, schreckliche verbrannt und mit Bücherschnäligen bedeckt, war mit Trümmern von Porphyr- und Granitsäulen bedeckt, unter denen ein ungeheurer bronzener Halbmond sich befand. Ein von dem Gipfel des Doms herabgefallen war. Kugeln und Bomben hatten hier eine fürchterliche Verwüstung angerichtet; die heiligen Bücher lagen als eine Trophäe aufgethürmt umher, und der Hof draußen war in ein Feldlager umgewandelt. (Dr. Hogg's Visit to Damascus etc.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 142. Berlin, Freitag den 27. November 1835.

Norwegen.

Beaboulaye's Reise nach Norwegen. *)

Wir reisten am 12. August von Christiania ab, um das Innere von Norwegen zu besuchen, und unser Hauptzweck ging dahin, den hohen Berg Gulta, so wie den großen Wasserfall von Rukan-Foss, in Augenschein zu nehmen. Meine Reisegefährten waren ein junger deutscher Maler und ein Dänischer Offizier, welcher Letzterer uns zugleich als Dolmetscher dienen mußte, indem die Norwegische Sprache mit der Dänischen gleichlautend ist. Jeder von uns hatte einen eigenen Wagen, der aus einem Hebebaume mit einem darauf befestigten hohen runden Sitze bestand, der unseren Comtoirstühlen mit Armen sehr ähnlich ist. Dieser kleine Wagen, so sonderbar in seiner Bauart, ist der bequemste und sanfteste, den man sich denken kann, indem die Länge der Hebebäume jenem zugleich die Elastizität giebt, jeden Stoß an den holperigen Steinen weniger empfindlich zu machen, und eine leichte Bauart ihn am besten dazu eignet, die so sehr steilen Abhänge der Berge mit Sicherheit zu passiren.

Man sendet in der Regel immer einen Vorbuten (Courier) einige Stunden voraus, um die Pferde zu bestellen. Jeder Postmeister hat eine Liste aller Einwohner, seines Kreises, und jeder Bauer ist der Reihe nach verpflichtet, seine Pferde zu dem von der Landes-Regierung festgesetzten sehr billigen Preise den Reisenden herzugeben. Da nun diese Pferde oft in großer Entfernung auf den Bergen grasen, so würden die Reisenden mehrere Stunden warten müssen, wenn sie nicht einen Vorbuten vorausschickten. Alle Norwegische Pferde, selbst die am Feldbau bestimmten, sind dazu eingerichtet, der Post als Vorspann zu dienen; sobald man daher nach dem Umspannplatze kommt, erblickt man sie schon von weitem völlig angeschirrt im Freien haltend. Ihr Herr, der sie fast immer selbst begleitet, spannt sie in einer halben Minute ein, ergreift den Zaum und sitzt mit einem Sprung auf seinem Platze; Ihr sahet mit der Wind davon, und im schnellsten Laufe geht es über Berg und Thal, die Berge hinauf und bread, Berge, deren Abhänge unbesteigbar zu sein scheinen, wie die unserer Kutschberge.

In kurzer Zeit fuhren wir dem Meerbusen von Christiania vorüber. Das Land und die Umgebungen dieser Stadt sind in der That bezaubernd schön. Das Meer tritt in anmuthigen Windungen in das Land herein, und bei der hier ganz unmerklichen Ebbe und Fluth steht Wasser einem von Bäumen und Lustschlössern umgebenen See nicht unähnlich; Eichen und Linden erheben sich zur Seite der wilden Tannen, die mit ihren schwärzlichen Blättern den Berg bedecken. Das sehr überraschende Alpenland, die Seen, die Steine, die Ströme, so wie überhaupt die Rauheit der nordischen Natur, Alles ist hier mit den sanften Farben der Civilisation vermischt, und die ausgedehnten und mit dem lebhaftesten Vieh bedeckten Wiesenplätze sind mit den eleganteften Häusern und mit dem von Schiffen bedeckten Meere wie ein Panorama anzuschauen.

Wir überschifften das Bassin von Christiania und gelangten bald zu dem Paradies-Berge, welcher unter diesem Namen seiner schönen Aussichten wegen, in ganz Norwegen bekannt ist. Zu seinen Füßen liegt das Thal von Lier, und es giebt keinen lachenderen Anblick, als den Bergrücken, der daselbe umgiebt. Dieser wird von Tausenden von kleinen Hügelchen gebildet, die sich zu einem hohen Berge aufeinander thürmen, wenn man immer eins über das andere hervorragt und den Blicken der Eisberge nicht unähnlich erscheint.

In Norwegen giebt es eigentlich gar keine Dörfer; wir befanden uns jetzt in einem Weiler von einer Meile im Umfange, dessen Häuser alle auf hundert Schritte von einander entfernt lagen, welche, in Eschengewinden verflecht, sich nach der Reihe im Meerbusen von Drammen abspiegelten. Wenn der düstere Schleier, welcher über das schöne Gemälde ausgebreitet ist, nur einen Augenblick von der Italienischen Scene zerrissen werden könnte, so wäre nichts Herrlicheres dem Thale von Enghien, und nichts Lachenderes an den Ufern des Züricher Sees zu erblicken. Indessen auch so, wie diese Landschaft und das Paradies-Thal jetzt aussehen, sind sie noch immer allen Thälern von England und Schottland vorzuziehen. — Wir stiegen bald in der Bucht von Drammen an's Land, welche an Schönheit mit der von Christiania wetteifert, indem sie, gleich ihr, mit schönen Landhäusern eingefaßt ist, in denen wir auf eine eben so angenehme als überraschende Weise die Norwegische Gastfreundschaft kennen lernten. Wir begegneten nämlich einem jungen Manne, welcher eine Dame am Arm führte; unser Offizier aus Kopenhagen hatte früher einmal die Bekanntschaft dieses jungen Mannes gemacht, und mehr bedurfte es nicht, um uns alle Drei bei ihm einzuführen und sörmlich unseren Aufenthalt bei ihm zu nehmen; ja, seine Einladung war so dringend, daß sie eine Verweigerung ganz unmöglich machte.

Auf ein Zeichen, das er gab, wurden unsere Wagen ausgespannt, und man nahm uns völlig in Besitz. Wir traten in ein artiges Haus, dessen breite, mit Blumentöpfen besetzte Stufen sich beinahe in den Wasser des Golfes tauchten. Da die Häuser in Norwegen aus Fichtenbrettern erbaut sind, so trägt die Entdeckung von Kalk und Ziegeln dazu bei, daß das Innere der Zimmer in größter Reinlichkeit erhalten werden kann. Die erste Etage dieses Hauses war, um mehrerer Festigkeit willen, aus viereckigen Stämmen gezimmert, welche in den Winkeln durch große Klammern vereinigt und sorgfältig mit dürrem Moos ausgestopft waren. Diese Bauart hält fast ewig und kostet wegen der Nähe der großen Wälder, welche die Wohnungen hier so sehr zusammendrängen, äußerst wenig. Die Miethe, obgleich sehr einfach, haben doch den doppelten und dreifachen Werth des Hauses, weil sie gewöhnlich aus Leuten aus Kopenhagen verschrieben werden. Die Familie des Herrn H. kann als eines der besten Muster der wohlhabenden Klassen Norwegens gelten. Sie bewohnt 4 bis 5 Monate ein Land unter einem schönen Himmel bei kurzen Nächten und langen Tagen, genießt das Leben mit Freuden, gleich einem unsichern und vergänglichen Gute, und liebt die Natur, gleich einem Freunde, der uns mit jedem Tage entschlafen kann.

Mit der Sommer zu Ende, so teilt der Norweger wieder in sein häusliches Leben, welches mit inniger ist als bei uns, in den viel es gern Kreis seiner Familie zurückt. Ist einmal Schnee gefallen, dann beginnt wieder eine vergnügte Jahreszeit für ihn; die Mittagsbrodte, die ungewungenen Bälle, die musikalischen Abendunterhaltungen und die Schlitten-Partieen wechseln ohne Unterbrechung mit einander ab.

Wir trennten uns mit größerem Bedauern von der Familie H., als man gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten empfindet. Drammen, wohin wir nach einer Viertelstunde gelangten, ist eine bedeutende und durch den Handel sehr bereicherte Stadt. Ihr Hafen ist vielleicht noch häufiger besucht, als der von Christiania. Ein großer Fluß mündet dort, der die Produkte aus dem Innern des Landes bringt. Der Fluß theilt die Stadt in zwei Theile, von denen der eine von Handelsleuten und der andere von Landbesitzern bewohnt wird; aber der Unterschied der Wohnungen hat nicht den geringsten Einfluß auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Häuser daselbst sind reinlich und lachend, die Straßen aber abscheulich gepflastert. Beim Eintritt der Nacht, das heißt um 10 Uhr Abends, gingen wir in Hofjund an. Es ist eine kleine Stadt, in der Nachbarschaft eines Wasserfalles, welchen wir am anderen Tage besuchten. Diese Kaskade hat nur eine Höhe von 40 Fuß und verdient nur wegen der Menge Wassers, welches sie ergießt, einige Aufmerksamkeit, so wie auch der vielen Lachse wegen, die hier gefangen werden. Auf den Felsen, welche die beiden Seiten der Kaskade beherrschen, sind flache Gerüste erbaut, und große Netze hängen sogar bis in die Mitte des Wasserfalles hinab. Der Lachs kann im Winter nicht im süßen, und im Sommer nicht im salzigen Wasser leben; während dieser Jahreszeit nun treibt ein Instinkt ihn, sich aufwärts zu schwingen; er erhebt sich mit aller Kraft und fällt so in das Netz. Ist der Tag heiß und die Witterung heiter, so wagen sie ihren Anlauf häufiger.

Obgleich es noch früh am Tage war, fahen wir doch schon 30 Lachse in dem Fischernetze, welche eine Länge von zwei bis drei Fuß und ein Gewicht von 10 bis 25 Pfund hatten. Diese unsichtbare Fischerei gewährt eine der Fürsten Landes-Einnahmen. Jeder seine Fisch wird gezeichnet und nur gesalzen nach dem ganzen Norden verschickt. In dem durch einen schwierigen Wasserstrez gebrummten Strömen ist die Quantität der Lachse ungeheuer. Hier im Drammen so wie im Rheinstuß beißen sie nie an einen Angelhaken an; eine Eigenheit, die bis jetzt noch ohne Erklärung geblieben ist.

Die Flüsse Norwegens haben einen ganz verschiedenen Charakter von denen der übrigen Europa. Es besinden sich darunter Flüsse von großer Ausdehnung, Bäche von seltener Klarheit und Ströme von reißender Schnelligkeit. Die Menge grünen Gewässers, welche sie herabführen, und womit sie unermeßliche Abgründe ausbohlen, machen für den Reisenden einen bewunderungswürdigen Gegenstand aus. Im alten den

*) Bei der Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der man während der Dauer der schönen Jahreszeit jetzt von Deutschland nach Norwegen gelangen kann — man reist nämlich am Sonnabend Mittag mit dem Dampfboote „Dronning Maria" von Stettin ab, ist am nächsten Mittag in Kopenhagen, schifft sich dort auf dem Dampfboote „Prinz Karl" nach Gothenburg ein, wo man am zweiten Tage eintrifft, und kommt dann endlich am dritten Tage mit dem Dampfboot „Constitution" in Christiania an — dürfte eine neue Schilderung dieses interessanten Landes, und einer Hauptstadt von einem Französischen Reisenden, nicht ohne praktischen Nutzen sein.

Abgründen, die man in Norwegen erblickt, allen Wasservorrath zu verschaffen, bedurfte es wahrlich der Tausende von Seen, des unermeßlichen Schnees seiner Winter und der Sonne seiner blassen Sommer; und wie können hier auch noch so dicke Moos der Wälder berechnen, welches das Wasser wie ein Schwamm einsaugt und es zu allen Jahreszeiten wieder fahren läßt.

Wie überschifften in einem platten Fahrzeuge den Fluß und setzten unsere Reise auf einer schmalen, aber gut unterhaltenen Landstraße fort. Das Land, mit Seen und Bergen bedeckt, bietet einen mannigfachen Anblick dar. Nahe bei Kongsberg stößt man einen alten so bedrutenden Fluß auf den Dammen. Die Brücke, welche darüber führt, wird an den Pfeilern von großen gezimmerten Böcken unterstützt, welche dazu bestimmt sind, die Kraft des Eises und der Fichtenstämme zu brechen, die der Fluß zu Tausenden mit sich führt. Kongsberg ist nun ein großes Dorf, obgleich es den Namen einer Stadt führt; die Silberbergwerke, die Quelle seines Wohlstandes, sind eine halbe Meile davon entfernt, und der Eingang zu einem Hauptschachte befindet sich auf dem Gipfel eines Berges. Man fing damit an, denselben senkrecht auszuarbeiten, und als man 800 Fuß tief gekommen war, zog man eine horizontale Gallerie; hier tritt man aufrecht ein. Nach einem Weg von ungefähr 300 Metres hat man den unterirdischen Schacht von einer Höhe von 800 Fuß über sich, und unter sich einen eben so tiefen Schacht, in welchen man vermittelst 30 Leitern hinuntersteigt, deren jede 30 Fuß hoch ist. Das Hinabsteigen ist sehr mühsam und schwierig, und der größte Theil der Neugierigen macht gewöhnlich nur die Hälfte dieser Reise. Die Körbe werden vermittelst Winden herausgezogen und hinabgelassen; und diese Mine versorgt das ganze Land, welches sich seines Papiergeldes bedient, mit Silber. Man hat schon Stücke Silber von 40 Pfund schwere gefunden, und sie hat bereits bis 2000 Arbeiter beschäftigt; gegenwärtig aber zählt man deren nur noch fünfhundert. Als wir sie besuchten, war die Aber sehr ergiebig; man hatte in der vorhergegangenen Woche 400 Mark Silber daraus gewonnen. Das Metall wird in Kongsberg gereinigt und zugleich geprägt, was eine große Ersparniß an Transportkosten verursacht; und die 100,000 Species, welche Norwegen alljährlich für die Einfuhr des Königs nach Schwerin schicken muß, geben dieser neuen Kongsberg-Münze Geschäfte.

Ueber Kongsberg hinaus mußten wir der Landstraße so wie dem Wagen entsagen. Wir miethteten vier Pferde, drei zum Reiten und das vierte zum Fortbringen unserer Bagage. Unser Mundvorrath bestand aus Branntwein, kaltem Fleische und Roggenbrod mit Kümmel bestreut, um es länger aufbewahren zu können. Alles, was wir auf der Reise erwarten konnten, war salzige Butter und Gerstenbrodkuchen; selbst Milch mußten wir entbehren, indem das Vieh auf entfernten Bergen graste.

Nachdem wir einige Zeit im Thale von Kongsberg fortgeritten waren, wendeten wir uns nach Westen, und verliefen uns in den unermeßlichen Wäldern dieses Landes. Ein schauriges düsteres Gefühl bemächtigt sich des Reisenden bei dem Eintritt in diese ungeheure Wildniß, ein Gefühl, dem man vergebens ganz Herr zu werden strebt. Die großen Todtenfeste des Skatasi empfindet; aber hier ist dasselbe nur noch stärker und dauernder. Alle dunklen Schatten liegt dem Gegenstande ausgebreitet; ein unwiderstehlicher Drang entzieht Euch den Himmel; nirgend eine Spur von Menschenthätigkeit; die kaum zu unterscheidenden Fußstige scheinen nur von wilden Thieren betreten zu werden, und die mit Gesträuchen von Moos und Heidekraut bedeckte Erde hält jedes Geräusch zurück, so daß die tiefe Stille und Einsamkeit das Herz des Wanderers tief ergreifen. So würde ohne Zweifel der Anblick der Amerikanischen Urwälder sein, wenn die Tausende von Stimmen schwiegen, von denen sie belebt werden, und wenn sich über denen von ihnen zurückschöge. Riesenhohe Bäume erheben sich von allen Seiten; nicht etwa mit dem mannigfachen Luxus der tropischen Natur, sondern mit der rauhen Einförmigkeit des Skandinavischen Nordens. Die Tanne mit ihren dorstig hängenden schwarzen Zweigen; die wilde Fichte, die ihren glatten und röthlichen Wipfel, von ihren weiten grünen Armen umfaßt, zum Himmel emporstreckt, und die Birke, deren anmuthiges Haupt von einer marmorweißen Säule unterstützt wird: diese drei Baumarten beherrschen allgemein die Wälder Norwegens. Im schroffen Gegensatz sich ein anderer Wald von niederen kriechenden Pflanzen, die mit Beeren aller Farben bedeckt sind, ein Wald, aus welchem das Waldhuhn mit Blitzesschnelle entweicht und wir ein Pfeil sich in dem Schatten der Tannen verliert, der Trippelhahn sich langsam Eurer Nähe entzieht, das Haselhuhn seine Küchlein mit eindringer Stimme verbreitet, ein weißer Hase hinwirken mit einem Satze den Fußsteig überspringt und das braune Eichhörnchen den Ton des Birkenzapfens, welchen es mit seinen Zähnen zermalmt, vernehmen läßt. Kommt Ihr aus einer Ebene in tiefe Einsamkeit versetzt. Indessen verlängert sich der Weg, die Einsamkeit entwickelt sich immer mehr vor Euren Augen, die Größe des Anblickes ermüdet Euch, die Fülle des Waldes erdrückt und erstickt Euch, und Ihr verlangt nach Luft und Sonne und wollt um Euch blicken. Siehe da, hier ist ein kleiner Fluß, er fließt schwarz und still, ohne den Himmel zu betrachten. Es ist ein Aermchen des großen Stromes, dessen Stimme Euch der Wind jetzt zuzuflüstern scheint.

Gegen Abend zweifle der Schiffer des Waldes auf einen Augenblick wie befanden uns am Ufer eines großen Sees und im Angesicht der Skandinavischen Alpen, welche sich 10 bis 12 Meilen vor uns erhoben. Hohe, nackte, gelbliche Berge bildeten eine zackige Krone auf den unteren Flächen, aus denen sich der Gusta Fjelt kühn emporhob, dessen hoher Gipfel von Schnee bedeckt war und dessen graues Haupt die ganze Gegend beherrschte. Um sieben Uhr Abends kamen wir in Linden an, welches an dem östlichen Ende des großen Sees Tind gelegen ist. Hier verändert die Landschaft ganz ihr Ansehen, und wir nahmen einen anderen Weg. Wir ließen ein kleines Boot mit drei Ruderern kommen. Das Schiffs-Hinterbrik war mit Birkenlaubzäunen bedeckt, und wir gleiteten schnell über der grünen Wasser des Sees hin, welch gebettet auf diesem wohlriechenden Grün. Die Burschen drei zu Sandvn, einem kleinen Weiler, am linken Ufer inmitten einer schäftigter Waldreihe, welche mit Häusern und Speicher durchmischt sind. Wir gingen über Tinger, wo wir übernachteten sich die Barke unseren Augen; ihre Spitzen sind alles Wasserthums bereit, wo die Abhänge immer mit einem grünen Mantel bedeckt sind. Den Wasserfall, der uns im Angesichte war, nahm immer mehr und mehr den Charakter von Größe und Majestät an. Wir ließen die Kanone von Barbeck links liegen, welche dem Staubbach ganz ähnlich scheint und hatten zur Rechten zwei große Thäler, die in der Entfernung mit grundlose Klüfte ausdehnen und deren südliche Seite mit Vorgebirgen bedeckt war. Wir fuhren durch Alle hindurch, und vor den kräftigen Armen unserer jungen Ruderer getrieben, erreichten wir das äußerste Ende des Sees, aus welchem drei parallele Ströme nach Norgen, die drei tief Thäler bespülen. Unser Endzweck ging dahin, dem Pastor von Linden einen Besuch zu machen, dem wir einen Brief anzugeben hatten. Das Leben dieser Land-Pastoren bietet ein treues Bild der patriarchalischen Sittin dar. Sie wohnen bewunden einander von den anderen zehn Meilen weit entfernt, und vierzig Meilen von der Küchen Stadt. Während sechs Monaten lernen sie nur in Einsamkeit in ihren Bergen. Der Schnee, welcher in der Ebene die Gegend unwegbar macht, ist für sie nur ein Hinderniß mehr. Wenn er zu fallen fällt und im Frühling schmilzt, können sie nur mit der größten Gefahr in ihren Filial-Kirchen predigen, welche mehrere Meilen von ihnen entfernt sind. Dreißig bis vierzig Pferde und eben so viele Menschen, die sich ihrem Gefolge anschließen, sind alsdann beschäftigt, ihn zu räumen. Die Seen sind noch über festen Straßen; denn wenn die aufgethaut sind, können sie darauf sehr leicht zu ihrem Bestimmungsorte gelangen. Bisweilen machen sie im Sommer eine Reise nach der nächsten Stadt, und es ist ihre größte Vergnügungs-Partie, wenn sie ihre Frauen und Töchter dahin mitnehmen können. Hier versorgen sie sich mit allem Mundvorrath, dessen sie für das ganze Jahr bedürfen sind; sie kaufen Salz, Zucker, Thee, Kaffee, geräuchertem Lachs, Rosinen, Wein u. s. w.; sie verschaffen sich Bücher und die Journale des vorigen Jahres; sie sehen ihre alten Freunde und Kollegen wieder; und dann kehren sie mit ihren Vorräthen für Geist und Körper wieder in ihr Gebirge zurück, um sich daselbst vielleicht auf mehrere Jahre zu begraben.

Die Pastoren leben hier interessen beinahe alle im Wohlstand; denn sie erheben den Zehnten von allen Landes-Produkten und brauchen nicht erst ihre Zuflucht zu den Gerichten zu nehmen, um ihn zu erhalten. Ihr Einkommen beträgt jährlich zwischen tausend drei zweihundert Species-Thaler, eine Summe, welche in einem so armen Lande sehr als bedeutend zu nennen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Dupin's *) Ansichten von der Gesetzgebung über den Zweikampf.

Aus Nachtrag zu den Artikel in den beiden letzten Nummern des Magazins.

Die Frage über das Duell beschäftigt stets jeden Denkenden in nicht geringem Grade; selbst die Gesetzgebung kümmerte sich darum und wenn die Gesetze bisher noch immer nicht mit Strenge gewirkt sind, es zu unterdrücken, so liegt dies wohl darin, daß man die Unterdrückung durch eine Strafe zu erreichen gedachte, die von den Duellanten am wenigsten gefürchtet wird, durch die Todesstrafe. Der Duellant erwägt ja eben sein Leben auf; er glaubt eine Ehre darin zu finden, und die Vornehmheit ordet ihm ein, daß diese verlieren würde, wenn er sein Leben nicht daran wage. Er sieht sich der Gefahr aus, getödtet zu werden oder einen Anderen zu tödten. Wenn man ihm also vorsagt: „Schlägst du dich, wagst du dein Leben oder das deines Nächsten, so verdienst du den Tod“, dann droht man ihm mit etwas, wovor er sich nicht fürchtet. Hätte dagegen das Gesetz sittliche Unterdrückungs-Maßregeln aufgestellt, durch die nicht das Leben, sondern die Ehre und mit der Achtung gefährdet würden, so würde man einen dreifteren Feind verfolget haben. Das Gesetz hätte den Duellanten gradezu mit Verlust des guten Namens und der bürgerlichen und politischen Rechte bedrohen sollen. Wären sie so gestellt, das Vertrauen einzuflößen und die wirklichen Folgen der Gesetzgebung anderweitig geltend worden, dann hätte man vielleicht die Unterdrückung des Duells erreicht. Jetzt wird nicht leicht Jemand unterlassen, sich zu schlagen, da es nichts als die Todesstrafe zu fürchten hat; denn wollte er es, so würde man ihn einen Feigling nennen. Müßte er aber fürchten, von der bürgerlichen Functionen ausgeschlossen zu werden, von dem Gericht, die gerichtlichen Zeuge auftreten zu dürfen, von dem Recht, ein Testament zu machen, kurz von allen gesellschaftlichen Vortheilen, so würde gewiß auch der Entschlossenste, der den Tod am wenigsten scheute und sich gern Trotz bieten möchte, sie seinem Interesse, in seiner Achtung, als Mensch, in seiner Zukunft und in dem Schicksal seiner Familie betrachtend ehrenwerthe Beweggründe finden, nur die Ehrfurcht vor den Gesetzen dem Duell vorzuziehen.

Der Zweikampf ist nichts als ein Ueberrest aus den Zeiten der Barbarei als die Gesetze noch unzureichend waren, als es keine Gerichtshöfe gab, die Gewalt gering war, nahe der Mensch zum Duell seine Zuflucht. Man straft sich Lügen und glaubte damit in einem ritterlichen Zeitalter seine Ehre zu rechtfertigen, wenn man rasch eine Gewalt ertrotzte, was die Civilisation nicht gewährte. Als aber die Monarchie festre begründet, als dem Staat seine Einheit entgegebn war, als die Lehnsmänner, die sich alle für gleich angesehen hielten und allzeit fertig waren, eine Lanze zu brechen oder den Degen zu ziehen, anerkennen mußten, daß alle Gerechtigkeit vom Könige ausgehe, von dem Augenblick an war es seine Ehre mehr, sich zu schlagen, sondern eine Uebertretung des Gesetzes.

*) Präsidenten der Französischen Deputirten-Kammer.

Digitized by Google

Wie! im gewöhnlichen Leben wäre es ein Vergehen, wenn zwei Menschen, die einen Streit mit einander haben, sich gegenseitig Faustschläge versetzen; da müsse man denn, der geschlagen hat, vor, daß er seine Macht gemißbraucht habe; der Faustkampf würde von den Justizpolizeigerichten gestraft; wenn aber statt einiger Schläge der Tod oder Wunden und Blutvergießen die Folgen des Kampfes sind, so sollte das eine Ehre seyn und ungestraft bingehen!

Der Grund des Uebels ist in beiden Fällen derselbe, nämlich der, daß man, anstatt einer Beleidigung mit Verachtung zu begegnen, wie es oft geschehen könnte, oder anstatt bei den Gerichten Genugthuung zu suchen, sich selbst zum Gerichter macht; das Duell ist aber im letzteren Fall noch bei weitem größer, denn hier wird eine Sache, die kaum ein zuchtpolizeiliches Vergehen ist, mit dem Tode geahndet. So wirft sich Jeder nach seiner Laune zugleich zum Gesetzgeber, Richter und Vollstrecker des Urtheils auf, welches er gegen den, mit dem er sich schlägt, gefällt hat.

Es ist also Sache des Gesetzgebers, diesem Uebel abzuhelfen. Selbst bei dem jetzigen Zustande der Gesetzgebung würde ich vorschlagen, daß man nach einem Duell eine Untersuchung eingeleitet würde, wie es auch nur eine Todtenschau, das heißt eine Versammlung von Personen um den Leichnam, die in Gestalt eines Geschworenen-Gerichts den Todesfall feststellen hätten; ich würde in jedem solchen Fall eine gerichtliche Instruction und das Verdikt einer Jury für angemessen erachten. Dies wäre dann der Ausspruch des Landes; manchmal würden die Geschworenen das strenge Urtheil des Landes theilen; in anderen Fällen würden sie sich dem Einfluß des Vorurtheils hingeben, sie würden den Entschuldigungen einräumen und, wenn sich mildernde Umstände vorfänden, nachsichtig seyn; aber es würde dann doch wenigstens der Sittlichkeit, den Gesetzen der Gesellschaft Genüge geleistet, und es könnte nicht mehr heißen, daß Faustschläge verboten, Waffen aber erlaubt seyen, daß man mit der Faust nicht verwunden dürfe, mit dem Degen oder dem Pistol aber ungestraft tödten könne!

Ueberdies kommen eine Menge von ganz erbärmlichen Händeln vor, zu denen Verzagtheit Veranlassung geben, die nicht werth sind, daß man sich einen wirklichen Kampf damit beschäftige; und wenn eine solche Verzagtheit beklagt werden soll, wäre es nicht jene gerichtliche Feigheit, die zum wenigsten eine Auseinandersetzung des Thatbestandes nöthig machen würde, ein trefflicher Mittel, es zu zerstören! Wenn es sich nur um eine Lappalie handelte, wie etwa um ein Vordrängen im Theater, um die augeblickte Beleidigung einer Dame, um einen Stoß mit dem Ellbogen, um eine Meinungsverschiedenheit, um einen übel aufgenommenen Blick, und wenn dann das Publikum, statt in einer Zeitung zu lesen, daß zwei Menschen sich auf Pistolen oder Degen geschossen hätten — denn das ist der gewöhnliche Ausdruck, und man spricht immer mit großem Lobe von solchen Geschichten — wenn, sage ich, das Publikum statt dessen das Duell und die dasselbe begleitenden Umstände von der ernsten Stimme des Richters mit dem verdienten Namen beschelten hörte, würde das nicht ein Mittel zur Vernichtung dieses Vorurtheils seyn? Der Duellant dürfte dann oft mit seiner Beseidigung, zugleich eine öffentliche Rüge davontragen, die gewiß dazu mitwirken würde, diese Barbarei nach und nach aus unseren Sitten zu verdrängen.

Ich bedaure es, daß sich auch einige Gerichtshöfe von diesem traurigen Irrthum haben fortreißen lassen. Es handelt sich zunächst nicht darum, zu entscheiden, ob ein Duell stattgefunden, oder nicht; es ist ein Gebrechen da, also Grund genug zu einem gerichtlichen Verfahren vorhanden. Die Sache muß vor eine Jury gebracht werden; kann der Angeklagte sich entschuldigen, sind mildernde Umstände da, so werden die Geschworenen darauf Rücksicht nehmen, und die Richter werden die Strafe mildern; Gerechtigkeit aber muß geübt werden.

Dies sind die Gedanken, welche das Duell, dem allgemeinen Vorurtheil, der unzureichenden Beschaffenheit der Gesetze und der Unthätigkeit der Richter gegenüber, in mir hervorgerufen hat. Es ist ein Vorurtheil, das bekämpft werden muß, besonders unter einer Regierung, welche die Regierung des Gesetzes ist. Man muß die Menschen dahin bringen, daß sie nur das Gesetz und den Richter als Regel und Herrn anerkennen.

Bibliographie.

De Paris à Naples. Études de mœurs, de marine et d'art. — Von A. Jal. 2 Bde. 15 Fr.

Le Gymnase moral des jeunes gens, ou Nouvelles anecdotiques relatives à des hommes célèbres de notre siècle. — Von J. B. J. Champagnac. 3 Fr.

Histoire de la Philosophie. Par le docteur Henri Ritter, professeur à l'Institut de Kiel; traduite de l'allemand par C. J. Tissot. — Erste Abtheilung. Geschichte der alten Philosophie. Zweiter Bd. 8 Fr.

Religions de l'Antiquité, considérées principalement dans leurs formes symboliques et mythologiques. Édité par Guigniaut. T. II. Deuxième partie. 5 Fr. (Das Ganze ist eine Bearbeitung von Creuzer's Symbolik, doch bedeutet der Französische Uebersetzer, vieles Neue hinzugethan zu haben.)

Théorie de l'Homme intellectuel et moral. — Von De. Eros. 2 Bde. 12 Fr.

Spanien.

Die Kathedrale von Cordova.*)

Wenn man die Reisenden auch nur einzig in der Absicht verlästert, um die Kathedrale von Cordova zu bewundern, so würde dies allein schon gewiß einen vernünftigen Zweck einer Reise abgeben. Ich habe in meinem Leben viel Monumente gesehen, aber noch keines hat mir so merkwürdig geschienen, als dies hier. Es ist eine rautenförmige Figur, über welche man von allen Seiten gelegt hat. In der Mitte dieses dunklen Gartens von Bäumen aus Granit erheben sich architektonische Massen, die mit ziemlich geringer Regelmäßigkeit vertheilt sind und sich wie verschiedenartige in einem Park zerstreute Gebäude ausnehmen. Diese Massen sind der Dom, das Chor und die Seiten-Kapellen der Kirche. Ich habe das Monument mehr von dem historischen Gesichtspunkte aus, denn als ein Meisterstück der Architektur betrachtet. Wenn man nur eine Kirche darin erblicken wollte, so wäre sie nicht doch genug im Verhältniß zu ihrer ungeheuren Ausdehnung in der Länge und Breite. Dieser weite Umkreis dient als Promenade für die Bürger Cordova; man glaubt, sich in den Elysäischen Feldern von Paris zu befinden, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Baumstämme aus Marmor bestehen, daß der Himmel golden und die Pflastersteine wie eine Art Lexig bordirt sind.

Wenn man ein so merkwürdiges Gebäude betrachtet, ist es natürlich, daß die Geschichte des Gebäudes erforscht, und daß man die Kunst darüber ganz vergißt. Das Vergangene kann man hier empfinden, entspringt mehr aus der Reflexion, als aus der Phantasie; das, was man sieht, ist das Resultat einer Verschmelzung der Jahrhunderte, der Religionen und der Völker, wie es deren kein anderes Besitzthum in der Welt mehr giebt! Der Katholizismus hat es zu Cordova mit dem Islam eben so gemacht, wie er zu Rom mit dem Heidenthum verfuhr; er hat sich einer Moschee bemächtigt und rettete sie, indem er sie tauste.

Aber diese Moschee, bevor sie in eine Kirche verwandelt wurde, war selbst die Nachahmerin von zwei früheren Tempeln: nämlich des Janus unter den Römern, und einer christlichen Kathedrale unter den Gothischen Königen. So viel Metamorphosen haben, endlich ein Monument hervorgebracht, das ganz seltsam aussieht; man könnte es genau beschreiben, und doch sieht zu befürchten, daß man nicht im Stande seyn wird, in dem Leser die Idee zu erwecken, die es für das Auge irrigt. Denn der Regelmäßigkeit Formen, die man in der That hat, ist eine unvollkommene. Wer möchte glauben, daß die Architektur bei ihren so positiven Regeln, bei ihrem so bestimmten Kalkül, bei ihren gegebenen Linien und bei ihren absoluten Verhältnissen besser als irgend eine andere Kunst die Verwirrung, das Vage und Mysteriöse der Leidenschaften auszudrücken vermag? Dies ist indeß hier der Fall... Ich habe über dies Problem die ganze Zeit nachgedacht, die ich in der Kathedrale von Cordova zubrachte.

Die Moschee, welche war von Abderaman im achten Jahrhundert erbaut worden, und später haben die Spanier den Fehler, den das Gebäude schon hatte, noch vergrößert, indem sie den Boden erhöhten, den sie mit Ziegelsteinen pflasterten, was zu der Pracht des Monuments durchaus nicht paßt. Das Fußgestell der Säulen ist durch dies moderne Pflaster bedeckt worden, so daß der obere Theil dadurch an Eleganz und Gewandtheit verliert.

Die Architektur Abderaman's war, wie man sagt, zwei Mal geräumiger als die gegenwärtige Kathedrale; allein man hat keinen Gewand, dieser Uebertreibung der muhamedanischen Bewunderer der Arabischen Kultur Glauben zu schenken.

Gegenwärtig ist die Kirche sechshundertundzwanzig Fuß lang und vierhundertfünfzig Fuß breit. Der König Abderaman hatte aus dieser Moschee den prächtigsten Tempel des Islams nach dem zu Mekka machen wollen. Sie hat neunundzwanzig Schiffe in der Länge und neunzehn in der Breite. Alle diese Schiffen stehen auf tausend Säulen (man zählt deren, glaube ich, neunhundertundsechzig) unterstützen das Gewölbe; alle bestehen aus kostbarem Marmor; einige darunter sind aus Jaspis: sie haben anderthalb Fuß im Durchmesser und fünfundvierzig Fuß Höhe.

Das ganze Gebäude hat die Gestalt eines langen Viereck, dessen eine Seite sich nach einem ungeheuren Vorhose zu öffnet. Unterhalb des Pflasters dieses Hofes befinden sich eine gewölbte Zisterne.

Vevor man durch der Kirche kommt, muß man seinen Weg durch den Vorhof nehmen. Hier sieht man Orangen von einer Größe und von einem Alter, die unsere Bewunderung erregen. Man bäte sie für Zeitgenossen der Maurischen Könige. Aus diesem freien Gebäude kommst du in einen dichteren Wald, der die Kirche selbst bildet, und hier gerathst du in Erstaunen! Das Heiligthum hat ein Dach; das ist das einzige Zeichen, wodurch man es denn ersten Anblicke von dem Garten unterscheidet. Es ist von allen Tempeln, die ich gesehen, und, wie ich glaube, von allen in der Welt derjenige, dessen Architektur die der Natur am meisten nachahmt. Denn es ist hier eine Natur von Feen, von Genien, eine Natur aus Tausend und einer Nacht.

Man denke nur nicht an eine gewöhnliche Kathedrale! es ist vielmehr ein orientalischer Garten; es ist der Palast einer begünstigten Sultanin: nur gegen Abend merkt man, daß die Zauberkraft hier zur Religion geworden; um diese Zeit der Andacht und der Sammlung bilden die Arabischen Mauern, deren Schmuck im Schatten verschwindet, eben so viele Altäre des phantastischen Gebäudes, das man in ein Heiligthum des Christenthums verwandelt.

Man denke sich nur eine Esplanade mit neunhundertundsechzig antiken nicht sehr hohen Säulen ausgeschmückt, alle von den mannigfachsten, seltsamsten Marmorarten, die eine doppelte Reihe von Maurischen Bögen à jour tragen, und dabei allerlei Abtheilungen von ölsilichem Holze, als Plafond für jede dieser steinernen Alleen; das ist, beim ersten Anblicke, die Kathedrale von Cordova. In der Mitte dieses heiligen Labyrinths erhebt sich der Dom; diese Kuppel ist ein wenig das Einfachste des Gebäudes, denn sie ist von moderner Art, aber die Maurischen Bögen, die sie bis zu einer bedeutenden Höhe tragen, haben ein wunderbar kühnes Ansehen. Uebrigens sind sie mit fein seiner Bildhauerarbeit und eleganter Mosaik ausgeschmückt.

Der Hochaltar und der Chor sind zur Zeit Karl's V. erbaut worden.

*) Auf dem kürzlich erschienenen Werke „La Peninsule, Tableau pittoresque de l'Espagne et du Portugal", vom Marquis von Custine.

den. Sie stehen Pforten-artig am Eingang zur Kathedrale. Sie sind mit vortrefflichen Bildwerken in Bronze verziert.

Nahe am Dome befindet sich der Chor der Stiftsherren, der ein köstliches Monument enthält; es sind in Holz geschnittene Chorstühle, die von einem Künstler aus Cordova, Don Pedro Duque Cornejo, herrühren, der in jenen belondern Fehde einen Gegenstand aus dem alten Testamente dargestellt. Er hat zehn Jahre darüber zugebracht, ehe er dieses Kunstwerk vollendete. Ich habe mehrere Kunstwerke von derselben Art gesehen; aber ich erinnere mich nicht, so vollkommene als dieses hier je bewundert zu haben; außer der Schönheit der Ausführung hat es den Vortheil, daß es uns einen ziemlich vollkommenen Begriff der bildlichen Geschichte liefert.

Den Chore gegenüber befindet sich der Hochaltar, dessen Eindruck die Harmonie des Tempels keineswegs stört, was hier gewiß kein geringes Lob ist. Außerdem giebt es hier Kapellen in so großer Menge, daß ich sie weder zählen noch mit ihren Namen merken konnte. Jedoch hat jede derselben ihren eigenen Charakter, eine jede verdient besonders studirt zu werden, aber dem Reisenden, der sich nur kurze Zeit hier aufhält, ist es nicht möglich, in alle Details einzugehen.

Die Kirche besitzt mehrere Orgeln, von denen aber keines zu den Kunstwerken ersten Ranges zu zählen ist. Sie steht unter dem Schutz des heiligen Eyklus und der heiligen Victoria, zweier Geschwister, die in Cordova den Märtyrer-Tod fanden. Ein ziemlich gutes Gemälde stellt diesen Tod dar; es befindet sich in einer der Haupt-Kapellen. Was aber mein Erstaunen am meisten rege gemacht, das ist eine Art Relle von ganz Maurischem Charakter, deren Verzierungen alle in dem Zustande erhalten sind, wie sie die Mauren hinterlassen haben. Die Christen haben zu den muselmänischen Banten nichts hinzugefügt, als einen Altar und ein Grabmal. Man glaubt, sich in der Sophienkirche zu Konstantinopel zu befinden; die Form des Türkischen Bogens, die schnörkelhaften Bergoldungen, die Spitzen aus Stein, die Stickereien aus Marmor, Alles ist rein muhamedanisch. Arabische Inschriften in Mosaik liefen mich meine Unkenntniß dieser Sprache bedauern, und doch trägt selbst diese Unkenntniß dazu bei, das rage Interesse zu vermehren, mit dem man jene Ueberreste des Islams anstaunt, die von den Besiegern der Ungläubigen erhalten und für den Dienst der Christenthums geweiht worden sind.

Hier war es, wo die Mauren eine Urschrift des Korans ausbewahrten. Auch erzählt man noch heutzutage in Cordova, und zwar in vollem Ernste, daß die Minselmänner noch jetzt einen jährlichen Tribut an Spanien dafür entrichten, daß man in ihrem verlassenen Heiligthume nur ja keine Messe lese.

Von welchen Gesichtspunkte aus man auch immer das Innere der Kathedrale von Cordova betrachtet, stets kann man sicher seyn, ein imposantes Gemälde vor sich zu haben, das lebendig, originell und wie durch Zauberkraft erleuchtet wird. Es ist durch und durch Poesie.

Das Licht fällt in die Kirche durch eine Menge kleiner Kuppeln, die dem Gebäude eine ganz Orientalische Physiognomie verleihen. In der Höhe eines dieser Dome zeigt man den Zahn eines der Elephanten, die zum Transporte der Materialien beim Aufbau der Moschee benutzt wurden.

Ein Volk von Armen folgte uns bettelnd; sie schienen gleichsam dazu hergekommen zu seyn, um mit ihren verschiedenartigen Massen ganze Alleen zu bilden in diesen ungeheuren, aber bewunderungswerthen Gebäude, das zum Theil Moschee, zum Theil Tempel und zum Theil Palast ist. Bauern von Valencia, in einem von allen übrigen abstechenden Kostüme, belehen die Szene. Sie kommen im Sommer nach Andalusien, um hier das Land zu bebauen; sie tragen Griechische Sandalen, das heißt, sehr harte wollene Sohlen nach Art der Schuhe, die sie durch Bändchen zusammenhalten, welche an das Antike erinnern; Andere bedienen sich der Thierfelle, die sie methodisch um den Knöchel herum mit Schnüren zusammenbinden; im Allgemeinen tragen sie das obere Bein ganz nackt; ihre Hosen reichen nur bis an das Knie, das sie unbedeckt lassen, nach Art der Neapolitanischen Fischer. Man nennt diese Beinkleider Anaguel. Ein Mantel von auffallender Farbe fehr eine runde und lange Stammwolle von blauer Farbe mit einem Gurt von rother Seide macht das Kostüm vollständig. Diese Kleidung ist leicht, einfach und, was die Hauptsache ist, bequem und angemessen für die Beschaffenheit des Landes.

Alle diese Leute kneten in erbaulicher Andacht in den geheimnißvollen, ich möchte fast sagen, üppigen Räumen der christlichen Moschee nieder. Als der Abend herauam, stimmten sie aus den entferntesten Theilen der düsteren und ausgedehnten Kirche in die Gebete der Stiftsherren auf dem Chore ein.

Man zeigt den Reisenden auf einer der Marmorsäulen der Kathedrale ein Kreuz, das von einem christlichen Sklaven verrichten soll, der hier zur Zeit der Mauren eingekerkert wurde; man versichert, daß dies Kreuz ohne irgend ein anderes Instrument, als den Nagel des unglücklichen Gefangenen, eingegraben wurde. Allein es gehört ein hoher Grad von Glauben dazu, um dies als Thatsache anzunehmen.

Alle wir aus der Kirche traten, deren Aeußeres vollkommen einer Arabischen Festung ähnlich ist, herauskamen, fuhrte man uns in den bischöflichen Palast; ein Oberhaushofmeister kam uns mit einer ernsten und geheimnißvollen Miene entgegen, deren Ursache wir vergeblich zu errathen suchten. Als wir in den Palast eintraten, erfuhren wir, daß der Prälat die Siesta hielt. Er hat eine hahe Million Realen jährlichen Einkünfte. Es ist ein Mann von niederer Herkunft, der sich durch seine Talente zu den kirchlichen Würden emporgeschwungen hat. Die Verfassung des Spanischen Geistlichkeit ist republikanisch. In Frankreich stand ehedem die hohe Geistlichkeit hinsichtlich ihrer Sitten den Geistlichen niederen Ranges nach; in Spanien hingegen verdienen die Großmuthenträger der Kirche weit mehr Achtung, als die Pfarrer, sowohl was die Sitten, als was die Kenntnisse betrifft.

Den Garten des Erzbisthums von Cordova bilden ein Labyrinthen von Orangenbäumen, bedeckt mit Blumen und Früchten; dieser Ort der Erholung und des Vergnügens, der unaufhörlich von Wasserstrahlen erfrischt wird, die in immer volle Bassins herabfallen, ist gewärtig auf der einen Seite von dem Palaste des Erzbischofs umgeben, dem er selbst zur Zierde dient, und auf der anderen von einem Maurischen Schlosse, das der Schauplatz der Inquisition gewesen, aus dem man aber seit zehn Jahren ein Gefängniß gemacht hat. Von der Mauer der Straße trennt diesen schrecklichen Aufenthalt von dem Luxuse, wo ich mit einer Art von schmerzlicher Entzückung einen Theil meiner Tage zubrachte. Hätte ich nicht meinen Fährer bei mir gehabt, so hätte ich noch länger da geblieben, so sehr war ich berauscht von jener Ueppigkeit, die voll von sehnsüchtiger Begierde ist, von jener Lust, die den Sturm im Innern des Herzens nähret, die die Leidenschaften in der Seele erweckt, gleich wie der Abendthau die Dünste der Erde zum Himmel emporsteigen macht, von jener Lust, die dich zu Boden reißt, die dich lähmt, die aber zu gleicher Zeit durch die Ermattung des Körpers selbst zur Erholung des Geistes beiträgt.

Mannigfaltiges.

— Antwort eines Indiers auf eine Herausforderung. Ich habe zwei Gründe, weshalb ich mich nicht mit Ihnen schießen kann und will. Der eine ist der, daß Sie mich treffen kann, und der andere besteht darin, daß Sie mich treffen können. Ich habe gar nicht nöthig, was für ein Vortheil mir daraus erwüchse, wenn ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf jage. Ich wünsche nicht den geringsten Gewinn von Ihrem Körper zu machen, mir etwa von einem Hafen, der einen Ihrer wenn ich es überlege. Was mich selbst betrifft, so habe ich es immer für zweckmäßiger gehalten, einem Uebel auszuweichen, als mich muthlos bloßzustellen. Ich habe große Angst, daß Sie mich treffen könnten. Und da dies der Fall ist, so ziehe ich es vor, mich in einiger Entfernung von Ihnen zu halten. Wenn Sie aber denn doch Ihre Pistolen einmal probiren wollen, so nehmen Sie zu dem Zwecke irgend einen beliebigen Gegenstand — etwa einen Baum, oder soll einer, das ungefähr von meiner Statur ist, dazu dienen, so will ich denselben Sie mich davon, und ich werde die Sache so ansehen, als ob ich mich an derselben Stelle befunden und Sie mich selbst getroffen hätten. (E. I. A.)

— Anthropophagen in Indien. Die Wanderwarn, einer Gond-Stämme, die die Berge von Dmacaia bewohnen, sind noch jetzt in dem tiefsten Aberglauben versunken; sie sind Menschenfresser, bekennen aber eine natürliche Abneigung gegen das Fleisch jeder Person zu haben, die nicht zu ihren eigenen Stamme gehört. Aber auch dann lassen sie sich's nie einfallen, sie zu verzehren, wenn sie selbst von einer Krankheit befallen wird, die sie für unheilbar halten; nur bei einer solchen Gelegenheit kommen alle Verwandten der erkrankten Person zusammen, tödten sie und speisen sie mit vielem Appetit gemeinschaftlich auf. Diese dritte Ceremonie wird von dem sonst ganz harmlosen, nie höchst abergläubischen Volke selbst als etwas Verdienstliches und Heiliges angesehen. (Martin's History of the British Colonies.)

— Eine Heirath's-Lotterie. Am 21. Dezember vergangenen Jahres kam ich auf einer Reise durch Süd-Carolina nach **, wo ich einen Bekannten hatte, zu dem ich eingeladen war. Ich erfuhr, daß die Familie zu einer Hochzeit im nachbarlichen Hause invitirt sey, und da man mich darum ersuchte, so mochte ich selbst meine Kleider und bezeichnete meinen Wirth. Als die Trauung vorüber war, setzen sich die Gäste auf ihre Sitze nieder, und das tiefste Stillschweigen erfolgte. Hierauf erhob sich ein junger Rechtsgelehrter und redete die Gesellschaft auf eine sehr artige Weise an, wobei er mit der Bitte schloß, daß es ihm erlaubt sey, ein neues Heirathe-System vorzuschlagen, das auf einer Ansicht von der ehelichen Folgen sehr beruhe, und das ihre Entscheidung dazu erheischt hätte. Der folgenden Vorschlag: Es möge ein Mann aus der Gesellschaft zum Präsidenten erwählt werden; dieser Präsident sollte einen Eid ablegen, daß er alle Mittheilungen, die man ihm denselben Abend im Vertrauen auf seinen amtlichen Charakter machen würde, geheim halten wolle; endlich sollte jeder unverheirathete Herr und jede unverheirathete Dame seinen oder ihren Namen auf ein Stückchen Papier schreiben und darunter den Namen derjenigen Person setzen, mit der er oder sie zu verheirathen wünschte; hierauf sollten die diese Schreiben dem Präsidenten zur Einsicht vorlegen, und wenn irgend eine Dame und ein Herr sich gegenseitig einander erwählt hätten, so sollte der Präsident beiden das sie betreffende Resultat mittheilen, diejenigen aber, die keine gegenseitige Wahl getroffen haben würden, sollten gänzlich mit Stillschweigen übergangen werden. Nachdem man hierauf den Präsidenten gewählt, wurden ihm die sämmtlichen Mittheilungen verabredetermaßen übertreicht, und es fand sich, daß zwölf junge Herren und Damen in einander sich einander übereinzustimmen, aber diejenigen, welche sich auf diese Weise gegenseitig auserwählt hatten, blieben der ganzen Gesellschaft, außer einander selbst und dem Präsidenten, ein Geheimniß. Man knüpfte bald eine andere Unterhaltung an und entfernte sich endlich. Am 15. März darauf, als ich durch denselben Ort reiste, erzählte man mir, daß von den zwölf Partieen elf wirklich zu Stande gekommen wären, daß aber von dieser elf Paaren bereits acht junge Ehemänner erklärt hätten, daß ihre Neigung gegen ihre respektiven Frauen wäre so groß, daß sie gewiß dieselbe Wahl getroffen hätten, wenn sie nicht in Folge jener heirathe-Lotterie dazu veranlaßt worden wären. (American Paper.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Gedruckt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 143. Berlin, Montag den 30. November 1835.

Rußland.

Ein Sommer in Reval.

Skizzirt von Th. Bulgarin.

Wer noch keine ausländische Städte aus den Zeiten der Hansa und des Feudalwesens gesehen hat, der kann die Geschichte des Mittelalters nicht vollkommen auffassen, ja, nicht einmal Walter Scott's Romane mit vollem Vergnügen lesen. Da nun aber jetzt alles Gothische, alles Ritterthümliche, von den Armbändern der Damen an, bis zur Literatur, Mode ist, so gehe ich dem Rath, nach Reval zu reisen, und sich diesen alten Hansa- und Ritterstil zu besehen, der sich durch alle nordische Stürme hindurch fast wunderbar erhalten hat. Ergötzen wird man sich nicht nur an den leibhaft vor Augen stehenden Bildern der Vorzeit, sondern auch an den frischen hinreißenden Naturgemälden; man wird eine ganze gesunde Seelusst einathmen, sich die Nerven in den Meereswellen stärken, und, was die Hauptsache ist, sich von seinen Beschäften, von der täglichen Plackerei des Lebens erholen, da doch nun einmal ein beschäftigter thätiger Mensch sich nicht anders erholen kann, als wenn er sich auf einige Zeit von dem Schauplatz seiner Thätigkeit entfernt. Wer einen Sommer in Reval zugebracht hat, wird mit Dank sagen.

Wenn ich von Reval spreche, will ich weder mit archäologischen schwerfälligen Untersuchungen, noch mit langweilenden immer unverständlichen Schilderungen der Natur ermüden. Was die Geschichte und die Alterthümer Revals betrifft, so kann ich sich mit dem „Manuel guide de Reval et des environs, orné de vues. 1833" bekannt zu machen. Hinsichtlich der Naturreize empfehle ich die eigenen Augen und das eigene Herz. Von der Natur, wie von einem geliebten Frauenzimmer, läßt sich kein treffendes Bild machen. Beide muß man sehen, mit beiden sprechen. Die Natur, wie die Dichter sie uns bekanntlich schildern, spricht so sehr vielleicht durch das Gesäusel der Wälder, durch das Gemurmel der Bäche, und so wunderbar durch ihre Unmenge und durch ihre Neuheit und durch schäumenden Meereswogen. Alles dieses übt man in Reval, und dabei sieht man die Natur in so reizendem Gewande, wie sie es weder in Peterhof noch in Pergola*) angelegt hat. Von den Finnischen und beliebten nächsten Umgebungen Petersburgs schweige ich. Das Alles ist sehr schön — aber nicht nach meinem Geschmack. An einem schönen Mädchen, wie an der Natur, liebe ich etwas Wildheit. Zu viel Gelehrsamkeit muß zu viel Kunst hören die Einbildungskraft und lassen das Herz ruht. Leute, die unaufgesetzt unter Masken von Menschen leben und von Menschen abhängen, brauchen weder Einbildungskraft noch Herz, sondern nur Verstand und die Kunst, mit Menschen umzugehen. Wer aber allein für sich lebt, würde vergehen ohne Einbildungskraft und Herz! Da nun einem jeden fühlenden Wesen eine, wenn auch kurze Einsamkeit, Bedürfniß ist, wie einem unsittalischen Insteumente das Stimmen, so wiederhole ich meine Rufe: vorüber, Reval im Sommer zu besuchen.

Wovon soll ich nun aber sprechen, wenn ich Alterthümer und Naturschilderungen ausschließe? Etwa, bei Gelegenheit des Seebades, von der Arzneikunde? — Davor bewahre mich der Himmel! — Ich fürchte mich vor der Arzneikunde mehr, als vor den Krankheiten. Soll ich etwa über Diese und Jenes, über meine Gefühle, über meine Gedanken sprechen? . . . Nein . . . Ich reiste nicht nach Reval, um nachzudenken! Das thue ich zu Hause, allein, in meinem Arbeitszimmel, für mich selbst. Denn das sante Nachdenken föhrt bisweilen die Verzweiflung und gefällt übrigens nicht allen Leuten, weil jeder Mensch, er mag nachdenken, oder nicht, seine eigene Denkweise hat und diese für die beste hält.

Meine Herren Geologen! sagen Sie mir gefälligst, welche Erden, Planeten-Umwälzung schleuderte an dieses Meerufer die ungebeure Sandsteinmasse hin? Geschah es etwa vor oder während der großen Sündfluth? Wie es geschah, weiß ich nicht, nur das sah ich, daß diese Sandsteinmasse nicht gutwillig hierher kam. Fast ganz Ehstland hat Sandsteinmasse nicht gutwillig hierher kam. Fast ganz Ehstland hat eine Unterlage von Sandstein, so daß man stellenweise kaum eine Viertel Schuhe tiefe Erde findet, und hier am Meeresufertheile liegt dieser Sandstein in Masse da, wie ein Berg, der auf einer Seite fast senkrecht abgeschnitten ist. Und auf diesem Sandsteinbaue bauten Menschen, auch aus Sandstein, die Stadt Reval noch im 13ten Jahrhundert (nach den Worten dunkler Chroniken), umgogen sie mit einer hohen und starken Mauer mit festen Thürmen, und lebten da, so gut sie konnten, ohne große Klugheit und ohne große Verbrechnisse. Diese Menschen, d. h. die ersten Bewohner und Erbauer von Reval, waren Eingeborne, halbwilde Ehsten, und ihre Herren Ausländer, halbrohe Dänen. Um Ordnung und gute Einrichtungen aller Art einzuführen, verschied man vom Auslande, aus Lübeck und Bremen, Deutsche, als zu einer geschickten, handelnden und betriebsamen Nation gehörend, und von dieser Zeit an ward Reval ein Glied der Hansa und eine reiche Handelsstadt.

Hier drängt sich mir die Bemerkung auf, daß ohne Deutsche keine Stadt erbaut und kein Land angebildet werden kann. Als Beispiel dienen Rußland und Amerika. Die Deutschen sind im bürgerlichen Leben so nothwendig, wie Uhren; wie Gewichte, wie Maaße . . . und . . . wie Treu und Glauben! Ja, wie Treu und Glauben! Man sage, was man wolle, aber mit Deutschen lebt es sich, wenn auch nicht sehr lustig, doch ruhig und gesahrlos. Und so brachten Deutsche nach Reval Reichthum und eine Art von Bildung. Dem Reichthum aber muß sich entweder große Kraft oder große Schlauheit zugesellen, besonders wenn man neue und tapfere Nachbarn hat. Da aber Reval weder große Kraft besaß, noch sehr schlau war, so fiel es in die Klauen des Liefländischen Ordens. Lange stritten sich die Kaufleute mit den Rittern; sie erwarben sich eine freie Verwaltung der Stadt und wagten es sogar, als sie diese hatten, bei Gelegenheit den Rittern auf die Fülße zu treten. Sie stießen einst Bürgermeister und Rath, in Folge ihres Hochverrathes, einen der Herren Ritter (Uerkül) enthaupten. Die Revaler Bürger aber mußten diese Bluthat den Rittern schwer büßen; dessenungeachtet wurden sie bald wieder in neue Zwiste mit den Herrmeistern, mit den Rigaischen Bischöfen und mit aller Welt verwickelt. Als aber der Livländische Orden in sich zerfiel und er Reval und Ehstland weder gegen die Russen, noch gegen die Polen vertheidigen konnte, machten die Bürger und ganz Ehstland Friede mit den Rittern und ergaben sich den Schweden, von denen sie so lange Schutz und Hilfe bis der Russische Riese ganz Livland, Ehstland u. s. w. u. s. w. u. s. w. zu sich nahm. Hier endigt sich Gottlob die ganze Geschichte. Schade nur, daß sich bei der gänzlichen Umgestaltung der Europäischen Geographie und Politik auch die Handelswege verändert haben. Im Norden wurden Riga und St. Petersburg Städte ersten Ranges, und unserer Stadt Reval blieb fast nichts übrig, als der Handel mit eingedrückten Killeström-lingen.*) Dafür aber hat Reval einen ganz vorzüglichen, großartigen und durchaus befestigten Kriegshafen.

Den Hafen und das Meer erblickte ich aus einem Thal, das an einer Seite von einem hohen, steilen Ufer, der Lachsberg genannt, und von der anderen von Felsen begränzt wird, auf denen Reval erbaut ist. Dieses angebaute Thal umfaßt Landhäuser, Dörfer und das Kaiserliche Schloß Ekatarinenthal, nach welchem es benannt wird. — Das Schloß ist nicht groß aber freundlich — höchst reizend sind die neuen Lusthäuser. Die Alleen ist in altem Geschmack, und derßhon seiner ausgezeichneten Kastanienbäume und Linden-Alleen wegen, die zur Zeit Peter's des Großen und auf seinen Befehl gepflanzt wurden. Die Aussicht vom Schloß und aus den Lusthäusern auf die Stadt ist unvergleichlich. Nicht weit vom Schloßgarten befindet sich die ansehnliche Besitzung des Herrn Witt, ein Garten, einige höbliche freundliche Häuser, die vermiethet werden, Seebäder, warme und kalte, und ein sogenannter Salon. In diesem Salon werden im Sommer Bälle und Konzerte gegeben. Gegenüber der Besitzung des Herrn Witt liegt ein Dorf mit einer Seite dem Meere und mit der andern dem Schloßpark und einem Kanal oder Flüßchen zugewendet. Wandert man von diesem Dorfe nach der Stadt, so kommt man dem nach Petersburger Art gebauten schönen Landhause des Kaufmanns Martynsen vorüber. Hier steht man so schöne Szenzuisse der Natur, das Karl Brüllow**) aus Rom nach Reval kommen sollte, um sie mit seinem Zauberpinsel auf die Leinwand zu bringen.

Man beginnt sich jetzt in die Narwasche Vorstadt, die gleichfalls in einem Thale, zu den Flüßen der Stadt, wahrend der Glacis der Festung liegt. Die Hauptstraße ist breit, gepflastert (d. h. außerordentlich schecht) und sehr ansehnlich. Sie bildet das St. Germain Revals, versteht sich, im Sommer; hier leben vornehme und nicht vornehme, aber reiche Besucher der Seebäder, größtentheils Einwohner von St. Petersburg. Hier steht man vor den Thoren anbrauchbarer Hündchen Portiers, Diener in Livreen, reiche Equipagen, und hinter den-

*) Ein ungefähr neun Werst von St. Petersburg belegenes Finnisches Landgut.

*) Kleine, fardellenartige, allgemein beliebte Fische, die in der Nähe von Reval im Meer gefangen und in ganz Rußland, auch nach dem Auslande, als Delikatesse verführt werden.

**) Der durch sein Bild, „der Untergang von Pompeji" in der Kunstwelt rühmlichst bekannte Russische Maler.

Digitized by Google

fenstern Blumen, Blondenhauben, modische Petersburger Hüte und Türkischer Shawls. Das Ohr vernimmt Lante der Französischen Sprache, die in den Oestse-Provinzen nur in Preußens-Anstalten für junge Mädchen im Umgange mit Russen comme il faut gesprochen wird. — Zu anderer Zeit wird man in dieser Straße von großen Hofbunden angefallen, jetzt aber unter seinen kreischenden Gebell von allerliebsten Bologneser- und anderen Hündlein, mit Hübnern geflitterten Hündchen in die Beine gebissen. Aus den Fenstern duften Wohlgerüche .... bisweilen hört man Harfen- und Klavierspiel und Arien von Meyerbeer, Bellini, Bellini.... Hier ist der feinste Umgangston, die höchste Bildung zu Hause.... Wir aber, arme Leute aus der Provinz, wir blasen uns etwas auf, wenn wir durch diese Straße gehen, und geben uns nach Kräften ein wichtiges Ansehen, um zu zeigen, daß wir auch etwas bedeuten! — Freilich bedenken wohl auch wir etwas auf unsern Kartoffelfeldern .... d. h. wir bedenken viel in unserer Sydäre — mithin wollen wir auch in derselben verbleiben. — Der Mensch sey, wer er wolle, immer ist er nicht gesichelt, sobald er sich nicht als der zeigen will, der er ist, und wenn er da hin will, wo nicht seine Wiege stand. O wie klug waren unsere kärtigen Vorfahren, wenn sie sagten: „Heimchen, vergiß deinen Heerd nicht.“*) Ich meinerseits halte fest an meinem Heerd, des Sprichwortes eingedenk, das ich von einem Russischen Bauern habe: „Je größer das Schiff, desto größer die Fahrt.“

Rubig und ausserordentlich ging ich die Nasowaskie Straße entlang nach meiner beschriebenen, ganz in Grün gehaltenen Wohnung, jedoch in einem Theil derselben, der dem Pariser Marais gleichkommt. Dicht am Glacis am Meeresstrande giebt es Seebäder und Wohnungen, die einer Madame Krauepe gehören. Wenn diese Besitzung auch nicht so glänzend ist, wie die des Herrn Witt, so ist sie doch auch rein, ruhig und dem Meere näher. Ein Russischer Dichter, der bereits nicht mehr unter den Lebenden ist, sagte immer, daß er den Ruin dem Meine vorziehe, weil er zu ihm hin führe. Ich führe, ich ging, ich Wasser suchte, miethete mich aus demselben Grunde bei Madame Krauepe ein, nämlich um schneller zum Ziele zu gelangen, und kann die Dienstfertigkeit meiner Wirthin und die Besitzung und Reinlichkeit auf ihrer Besitzung nicht genug rühmen.

Ich weiß wahrlich nicht, ob ich dazu rathen soll, einen Spaziergang durch die Stadt zu Fuß zu machen! Das Pflaster ist fürchterlich, und dabei schmutzig wie ein Elbfinisches Mädchen in der Umgebung von Werro (Kreisstadt). Wenn man zu Fahren ist nicht eine schlechter, sondern fast ein Ding der Unmöglichkeit. Mit Ruenahme von zwei Straßen und einer halben, in welchen man fahren kann, sind die übrigen so eng, unreben und krumm, daß man sich biegen und wenden muß, wie eine Schnecke in ihrem Gehäuse; eng, dumpf, schmutzig, dunkel, aber dem Auge angenehm. Ja wahrlich anzenehm! Ungefähr so, wie die romantischer Literatur. Alles ist der Kritik, Manches sogar gerechten Vorwürfen ausgesetzt, aber doch das Auge wohlreich ansprechend und angenehm ist. Da ich nicht im Stande war, mich mit der Stadt im Spaziergehen durch die Straßen bekannt zu machen, so beschloß ich zuletzt den Thurm der Olai-Kirche, um mit einem Blick Alles zu überseben, die Stadt und die Umgebungen. Reichlich ward auch für meine Anstrengung belohnt.

Der Olai-Thurm nimmt, in Betracht seiner Höhe, den vierten Platz in der Welt ein. Die Straßburger Münster-Kirche in Form ist 447 Pariser Fuß hoch; die höchste Aegyptische Pyramide 448; der Münster in Straßburg 445 und der Olai-Thurm in Reval 429. Bekanntlich verbrannte im Jahr 1820, vom Blitz getroffen, die Spitze und das Innere dieser riesigen Kirche. Jetzt wird die Kirche renovirt: die Spitze ist bereits nach dem früheren Maaßstabe aufgeführt, aber noch nicht mit Kupfer beschlagen. Es fehlt am Besten. Alles Holzwerk, vom Fundament der Kirche an bis zum Thurmknopf, ist sehr kunstvoll, einfach und schön gearbeitet. Man gelangt durch eine Thüre in einem Fenster von Filigramm. Ich stieg da dahin hinauf, wo der Thurm endigt und die Spitze beginnt, und ging dort, wie auf einem Balkon, auf dem Gerüst umher. Mein erster Gedanke war zum Himmel gerichtet und mein erster Blick sief zur Erde nieder. Die Stadt, der Meerbusen, die Umgebungen, die Befestigungen des Hafens lagen vor mir, wie Spielsachen auf einem Tisch, wie Kunst-Modelle. Die Leute auf den Straßen erschienen mir noch kleiner, als sie dieselben sind. Wenn man die Menschen übrigens von oben nach oben betrachtet, erscheinen sie auch klein. Groß sind nur die Pläne und Thaten großer Männer, deren es immer nur sehr wenige gab und geben wird. Alles Ausblasen und Aufdrehen ist vergebene!

Lange, lange ergötzten mich die herrlichen Aussichten auf die Stadt und ihre Umgebungen, bis ich endlich meinen hohen Standpunkt verlassen mußte. Es ist nicht angenehm, hinabzusteigen! Das fühle ich jetzt, und darum wunderte ich mich nicht, daß die Menschen so fest an ihren hohen Stellen halten und sich so ungern davon trennen.

Wenn, ich dazu aufforderte, einen Sommer in Reval zuzubringen, so habe ich nicht zu Kunstfreunden und rauschenden Vergnügungen ein. Die alten Leute sagen, man habe früher hier sehr lustig gelebt!! Auch jetzt erfreuet man sich durch Gespräche über frühere Zeiten, aber der alte Geist ist dahin. Die Badegäste leben unter sich, und vertreiben sich die Zeit auf ihre Weise. Wir den Eingeborenen macht man schwer Bekanntschaft; ja, sie haben eben so wenig einen Begriff von Russischer Gastfreiheit, als wir von den Bestandtheilen des Halleyschen Kometen. Es giebt aber überall Ausnahmen. Man findet in Reval zwei ausgezeichnet gastfreie Häuser: das des Befehlshabers der Provinz und das des Marine-Generale L. S—y—f—. — Das Haus des Letzteren ist ein echt Russisches. Wer jemals in Reval war, nimmt auch die angenehmste Erinnerung an den Frohsinn des Hausherrn und an die Liebenswürdigkeit seiner Familie mit. Fast alle übrige Häuser sind dem Fremden verschlossen, wohl aber offen allen Familien und Bürger-Tugenden. Man muß darüber nicht zürnen, noch sich dadurch fühlen. Jede Stadt hat ihre Sitten.

Im Salon des Herrn Witt werden Bälle und Konzerte gegeben. Seit einiger Zeit ist es Mode geworden, dem Ball durch die Fenster zuzuschauen. Für einen Platz am Fenster und auf der Gallerie muß etwas gezahlt werden! Diese Gewohnheit führen unter Betreuung Damen ein, denen es wider den Anstand zu erscheinen, öffentliche Bälle zu besuchen!“ Das liegt nicht in den Petersburger Sitten. Bisweilen besucht die Petersburger feinere Welt, nach vorhergegangener Bekanntschaft, öffentliche Bälle, und ausserst sich dann recht gut. Auch die Petersburger Damen bekanntlich außerordentlich liebenswürdig und unterhaltend sind. Schade, daß es hier an Tänzern mangelt, besonders wenn die Flotte in See ist. Eingeborene Tänzer giebt man gar nicht. Die eine Hälfte der jungen Leute besindet sich im Staats-Dienste, die andere beschäftigt sich mit der Landwirthschaft. Es giebt hier ein Deutsches Theater, bisweilen belebt durch die Anwesenheit durchreisender Künstler. Zu meiner Zeit gab es deren nicht, und die einheimischen wollte ich nicht sehen, aus Achtung für die Deutsche Muse.

Man versteht mich also recht; ich lade nach Reval ein, nicht zu Belustigungen der vornehmen Welt, nicht zu glänzenden Versammlungen, nicht zu Thalien's und Melpomenen's Festen, nicht zu rauschenden Gastmahlen, verbunden mit den Liebenswürdigkeiten der Damen des Hauses, sondern ich lade Reval gleicht im Sommer und im alten Abte mit Familien-Zellen. Man muß sie nur betrachten und alles Uebrige mit seiner Einbildungskraft ausmalen. Ich lade alle ein zu einer Decoration des Alterthums und, wie die Dichter sagen, zu einem Fest der Natur. Alles Uebrige muß man mitbringen, d. h. seine Liebenswürdigkeit, seine Lebhaftigkeit, seinen Scharfsinn und seine Umgänglichkeit. Zu Hause lasse man Etikette, Zwang, den Wunsch zu Herrschen, den Ehrgeiz, der in der Stadt

Lebe wohl, Meer, lebe wohl, Reval und vergieb mir, daß ich nicht deine Ritterthümer beschrieb, deine mit bunten Ritterwappen der Vorzeit geschmückten Kirchen, dein majestätisches Rathhaus, deinen Dom, die Pilger, auf denen einst eine Citadelle stand und wo jetzt nur Seeleute wohnen, wo man keine Läden und keine Handwerker findet — ja, verzieh mir, daß ich nicht einmal erwähnte . . . Nein! das kann ich doch nicht verschweigen, und ich erkläre mithin, daß man nirgends so frischen lieblichen Frauengesichtern, so bescheidenen reizenden Blicken begegnet, als in Reval. Die Seeluft, das häusliche stille Leben, eine einfache gesunde Kost tragen zur Schönheit des Körpers und der Seele bei.

Im Allgemeinen zeichnet sich hier der gebildete Stand durch Sittlichkeit und Körperschönheit aus. Ausnahmen sind selten. Auch sah ich noch nie so schöne alte Leute, als in Reval. Sogar das gemeine Volk ist wohlgekleideter als an den nähet am Festland gränzenden Orten, und unter den Dienstmädchen giebt es Gesichtchen, die man gleich zu historischen Gemälden benutzen könnte. Von allem diesem steht nichts im Annuel-Guide de Reval, und daher hielt ich es für meine Pflicht, darauf aufmerksam zu machen.

Nun erlaube man mir, noch einige schwere Prosa hinzuzufügen, die übrigens von Vielen der Poesie vorgezogen wird. Man lebt in Reval sehr wohlfeil. Nur solche Wohnungen sind theuer, die man ein halbes Jahr voraus durch Commissionair besorgen läßt. Eine Woche fonder man nach Petersburg mit seinen Sachen hin, will es sich sollte ist, in Reval Pferde zu mieten, die übrigens dabei noch so schlecht sind, daß ich nach Fabi (30 Werste = 4½ Meilen) 5 Stunden fahren mußte. Bücher braucht man nicht mitzunehmen; man findet in der Kriechischen Buchhandlung alle Neuigkeiten leidweise und zum Kauf. Russische Bücher und Zeitschriften sind nicht vorhanden, so wie in allen Ostsee-Provinzen. Der jetzt regierende Kaiser befahl, in den hiesigen Lehr-Anstalten Lehrer des Russischen anzustellen. Den Russischen Kaiser seh Dank dafür! — Fast alle Edelleute in Ehstland dienen oder dienten der Krone und ernten im Dienst Russisch — in Liefland aber und in Kurland gehört es bei den Nichtdienenden fast zur Mode, zum bon ton, nicht Russisch zu verstehen! Und wir lernen doch so eifrig Deutsch, und thun Recht daran. — Wir müssen noch immer lernen und lesen, und zwar so lange, bis auch Ausländer Russisch lernen und lesen . . . .

Da habe ich einmal ein Langes und Breites gesprochen! Daneben es sind aber von Russland und von der Russischen Sprache, so vergißt man sich unwillkürlich. Doch es ist Zeit zu enden. (C. U.)

Norwegen.

Dr. Clarke's Reise nach Norwegen.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir drei Tage bei dem Pastor zu Tinder, von der herzlichsten Gastfreundschaft gepflegt, zugebracht hatten, trennten wir uns von der herrlichen Familie und verfolgten unsere Reise nach dem Berge Gusta. An dem Ufer des Tinder Sees fanden wir, daß seit es der Fürsorge des geistlichen Herrn, ein Boot mit vier Ruderern befetzt, und das Bett von Birkenblättern, frisch abgehauen, war bereit, uns aufzunehmen.

Der See bei Tinde ist einer der schönsten in ganz Norwegen, von einer so großen und imposanten Schönheit, wie man sie sehr selten, selbst in den Schottischen Hochlanden, für welche eigentlich ihr Dichter mehr gethan hat, als die Natur, vorfinden kann. Die niedrige Senne des Nordens versetzt die Schatten der hohen Berge die in die Mitte des Wassers; tiefe Thäler, welche sich von allen Seiten wie Klüfte eröffnen, sind in Dünste gehüllt; Wellen, die sich schweigend und bewegungslos in Meerbusen ohne Namen verlieren, und inmitten der Wälder verstreut, denen der den Fuß haben — diese ist ein Anblick voller Herrlichkeit und Majestät. Unsere Bootsleute selbst nahmen Theil an unserem Entzücken; sie hielten ihre Ruder an, und während der Nachen unbeweglich blieb, bezeichneten sie uns mit Stimme und Geberden die Stellen, die sie als merkwürdig betrachteten; aber immer waren es solche, die uns das wenigste Interessante darboten: bald eine Weide für ihre Schafe, bald ein Fleck für ihre Fischerei, und bald ein Hafen für ihre Boote. Da die Unterhaltung einmal angefangen war, so wollten sie auch unsere Namen, unser Vaterland erfahren und ihre Neugierde unserer Reise, und die Namen der Länder, die wir bereits besucht, von uns erfahren. Als der Offizier ihnen sagte, daß er aus Kopenhagen sey, nahmen sie eine respektvolle Miene an; denn Kopenhagen bleibt ihnen stets die größte Stadt, die Stadt des Goldes und Silbers, die Hauptstadt Norwegens; kann kennen sie den Namen Stockholm. Einige Soldaten, welche in ihrer Jugend nach Kopenhagen gekommen waren, genossen schon dieserhalb der größten Achtung. Der jüngste der Bootsleute, ein Bursche von 17 Jahren, fragte uns nach langem Besinnen, „ob es denn wahr wäre, daß man auf den Gipfel des Gustas Field die Stadt Kopenhagen wahrnehmen könnte?“ Er meinte nicht etwa, mit bloßen Augen, sondern, wie er sagte, vermöge der Brillen, welche die Engländer so gut zu machen verstehen, und mit deren Hülfe dies wohl nur eine Kleinigkeit sein müßte. Seine Kameraden lauerten gespannt auf unsere Antwort, und es hing nur von uns ab, diesen allgemeinen Landesglauben sie immer zu bestätigen; wir begnügten uns aber, ihnen zu versichern, daß wir Kopenhagen oft gesehen hätten, und waren völlig damit zufriedengestellt. Als sie erfuhren, daß ich ein Franzose sey, machten sie große Augen, denn ich war der Erste meiner Landsleute, welcher auf dem See von Tinde erschienen war. Sie fragten mich sogleich, ob ich unter Napoleon gedient hätte; eine Frage, die man gewöhnlich in fremden Ländern einem Franzosen vorzuziehen pflegt, sein Alter mag sehen, welches es wolle. Gewöhnlich auch bolten solche Leute, die nur schlicht und nicht trocken. Napoleon sie ein Wesen aller Zeiten und aller Orte; er ist die Personifikation des ganzen Frankreichs; und ein Franzose, welcher nicht unter ihm gekämpft hat, ist ihnen kein echter Franzose. Indessen hatte sich der Oswind erhoben, die Segel nahmen dieselbe Richtung wie die Ruder, und wir überflogen schnell die kaum bewegten Wellen. Wir hatten uns an dem Rande der Barke niedergelegt, und sahen nun die Gräser, welche den Grund auf 40 Fuß Tiefe tapezirten, unter uns vorüberfliegen; die durch unsere Annäherung aufgeregten Forellen entschlüpften schnell wie ein Pfeil und flohen in einen dichten Busch; die Aale tauchten, als die uns kommen sahen, rasch unter das Wasser, schwammen gleich schwarzen Punkten unter unserem Boote weg und flogen hinter uns wieder empor. Wir fuhren nicht lange, da sahen wir an unserer linken den Westhorst sich öffnen, welches der Eingang in das Gusta-Thal ist, und hier verbürten wir das Ziel unseres Ausfluges.

Wir stiegen an einem Strande aus, der gut angebaut und mit Häusern bedeckt war, und indem wir den großen Fluß Mean-Elf zur Linken ließen, erstiegen wir das Thal zu Fuße. Dieses Thal ist den Alpenthälern sehr ähnlich und an manchen Stellen mit den Schweizergebirgen zu verwechseln. Der obere Theil ist mit reichen Wiesen bedeckt, und der Weg, den wir verfolgten, ist kaum eingerschnitt und hat keine sichtbare Spur. Die Berge zu beiden Seiten sind steil, gut bebelt und 3—4000 Fuß hoch. Der Fluß ist breit und klar, bald ruhig und bald rauschend. Die zahlreichen Wohnungen liegen im ganzen Thale unher zerstreut, und ihre ungezeigte Anlage ist lachend und malerisch. Wenn diese Häuser sich auf dem Hintergrunde des Gemäldes, so wie die meisten Häuser bin Overland zeichnen, so hätte Vieffsfeed den Wiewaldstätterser um nichts zu beneiden, als um seine Gletscher. Ich sah in dieser Berg Gusta, welcher uns bei der Wendung des Thales plötzlich erschien, doch sehr schön, und meine Reisegefährten waren so wie ich ungemein überrascht. Er erhebt sich schnell und ohne Absätze aus dem untersten Bette des Flusses bis zu einer Höhe von 6000 Fuß, und der Blick folgt ihm von dem mit hohen Tannen bekleideten Fuße bis zu der Spitze hinan, wo sie zu Zwergbäumen werden, die bald einer ganz verkrüppelten Bewaldung Platz machen, deren immer kleiner sich das Heidekraut und das Renuthiermoos. Ueber allen diesen sich durchdrehenden Pflanzenarten erhebt sich dann der zähe Gipfel des Berges, ein grauer Stein, von tiefen Schluchten durchfurcht: der hohe Schnee überdeckt seine Flanken und hängt in drinabe gleichmäßigen Zwischenräumen gleich blendenden Gewinden von dem grauen Scheitel des Riesen herab. Wir liefen die Kaskade von Huga, die zwar durch die sie einfassenden Steinmassen nicht hoch ist, aber auch so sehr unbedeutend ist, und uns seeren Wege zur Linken liegen, und hielten uns dann bei dem Einstiege auf, welcher den Berg in einer Breite von 400 Fuß ganz nackt gemacht hat. Der nicht diese Erdfall war auf den schrägen Abhang hinabgeleitet, und das gelbe und glänzende Gestein lag wie eine weite Schärpe über den grünen Rasen ausgebreitet. Die Nacht brachten wir in Jngolsland zu; es besteht aus einer Anzahl Häuten, welche auf einem Felsenplatze zerstreut umherliegen. Jeder Hausgenossenen breit hier seinen, und bei sich entlegen zu sehen, und dieser Umstände hatte Alles mit der Gastfreundschaft und nichts mit der Neugierde gemein. Ja, ich kann versichern, wir machten in dem Hause, welches wir zu unserm Aufenthalt erwählten, so viele Glückliche, als es Einwohner hatte. Die Männer, die Frauen und selbst die kleinen Kinder drängen sich an Euch heran, bemühen sich, zu erraten, was Euch gefällig und nützlich sein könnte, und laufen eine halbe Meile, um Euch nur eine Nadel zu holen. Alles ist ein großer Gegenstand der Neugierde für sie, Stimmen und besonders ihn anzufragen. Ich habe nie ein schöneres Volk gesehen; sie sind groß, schlank und blond, ihre Züge sind regelmäßig und edel; die Männer besitzen einen ruhigen und festen Charakter, und die Frauen einen besonderen Ausdruck von Sanftmuth und Bescheidenheit. Ihre blauen Augen, ihr rosige Teint, ihr lockiges Haar und ihr von Glück und Gesundheit strotzendes Antlitz machen sie zu den anmuthigsten Wesen, die man erblicken kann. Die Beschränktheit zwischen beiden Landleuten kann der Eigenliebe, den Vorurtheilen, der Unwissenheit verbreitet. Ein Kind lernt von seinen Aeltern lesen, und diese Pflicht wird um so gewissenhafter erfüllt, als der Pastor die Kinder nur unter dieser Bedingung konfirmirt. Ich habe öfters gesehen, wie die älteren Brüder ihre jüngeren dunchstädiren lehrten, und habe sowohl die Thätigkeit von der einen, als die Aufmerksamkeit von der anderen Seite bewundern müssen. In jedem Hause findet man eine kleine Bibliothek von 30 bis 40 Bänden, welche in einem Schrank, in der Nähe der Thüre stehen, aufbewahrt werden. Die Bäuse davon sind Reisebeschreibungen, und eine in schwarzes Leder gebundene und mit silbernen Nägeln versehene Bibel nimmt darunter die erste Stelle ein. In den anderen Bücher enthalten Reisebeschreibungen, eine alte Geschichte Dänemarks, oder eine Beschreibung von Island und Grönland, deren Ränder zwar ziemlich geschwärzt, die aber doch gut erhalten sind. In den langen Winterabenden lesen sie nach der Reihe den Inhalt laut vor, während die übrige Familie auf den Bänken an den Wänden des Zimmers ausgestreckt liegt, mit Strohdrehten beschäftigt, sitzt, und während dessen der aus gebauenen Steinen errichtete Ofen von den in seinem Innern flammenden Tannenspliltern bochrotb erglüht. Sie zimmern sich ihre Möbel selbst aus Fichten- oder Birkenholz; ihre Stühle drehen in Abtheilungen von Baumstämmen, welche zwei Fuß über der Erde unbehauen gelassen werden, und welche oberhalb ausgeschweift sind, um eine Rückelehne zu bilden; der Umfang dieser Ökonomischen Sitze ist nach der Verschiedenheit des Alters verändert. Die Schüsseln, Teller und Löffel verfertigen sie aus Eschenholz, drechseln sie geschmackvoll aus und bemalen sie mit verschiedenen Farben. Man macht derenauch aus gebrannter Erde, mit verschiedenartigen Mustern verziert.

Digitized by Google

Da sie die moralischen Sentenzen lieben, so suchen sie solche auf einem großen Theil ihrer Wirthschaftsgeschen anzubringen. So habe ich auf einer Schüssel, die zu Milchsuppen bestimmt war, den Spruch gelesen: „Trinke und danke Gott.“ Um den Rand eines großen hölzernen Napfes stand: „Ist mit Deinem Freunde, und laß auch Deinen Freund essen.“ Auf der Pfoste einer Hausthüre las ich: „Wenn Gott das Haus nicht schützt, bewacht es der Wächter vergebens“; und über einem Himmelbette: „Der Mensch säet, und Gott läßt die Aernte gedeihen.“

Ihr Wohnhaus besteht aus zwei Abtheilungen; die eine dient zur Küche und Vorrathskammer; das andere Zimmer wird vermittelst eines großen Kachel- oder Steinofens geheizt, und dient zur Schlafstube. Ueberall sind Doppelfenster angebracht, die während des Winters zugemauert werden. Dieser Gebrauch, der allerdings ungesund scheint, ist es doch nicht in dem Maaße, indem das Feuer die Luft beständig erneuert. Zur Seite der Wohnung befindet sich die Scheune; sie ruhet sich auf Pfahlreihen Pfosten, welche drei Fuß von der Erde mit senkrecht gelegten Steinen ausgefüllt sind. Die Stallungen bilden auch verschiedene Abtheilungen; aber das wichtigste Gebäude ist das Vorrathshaus, welches ebenfalls auf Pfosten errichtet ist. Darin sind alle Reichthümer der Familie aufgespeichert: Decken aus Schaffellen mit einem Zeuge gefüttert, Ersatzbetten, Kleidungsstücke aus Wolle und Linnen für vier bis fünf Generationen, die Sonntags-Kleider, Wäsche in großem Ueberfluße und alle andere Pfunderräthe, um ein ganzes Dorf damit zu ernähren. Die Bauern dieser Central-Provinz, die Aelemarten, haben ein pittoreskes National-Kostüm; sie tragen einen Leibrock, welcher wie der unserer Ulanen zugeschnitten und mit Bändern von verschiedenen Farben besetzt ist, eine scharlachfarbene Weste, schwarze Beinkleider mit rothen Kunterlemen, welche Strümpfe mit goldenen oder silbernen Zwickeln, Schuhe mit breiten Bändern, und über ihren langen Haaren ein runder Hut von Form eines Tschakos, wie sie die Griechen vor 1820 trugen. Die jungen Mädchen verschwenden bei ihrer Toilette einen großen Luxus. Auf die Bitte unseres Malers beliebete sich eine von ihnen mit ihren Hochzeitkleidern, welche in dem Vorrathshause sorgsam aufbewahrt und seit dem letzten Hochzeitstage einer Freundin nicht herausgenommen worden waren. Sie trug drei Röcke, von denen immer einer unter dem andern hervorguckte, so daß man die Garnitur eines jeden sehen konnte. Das unterste Gewand war von reiner Wolle, schwarz gefärbt; das zweite von schwarzer Wolle mit Silber durchirt, und das dritte von grüner Wolle mit Gold durchirt. Drei bis vier Halsketten, Ohrgehänge, Armbänder und ein zierlicher Leibgürtel erinnerten an das Bild Unserer lieben Frau von Lorette. Was die Aehnlichkeit noch vervollständigte, das waren zwei Wulste, welche sie unter den Armen trug und die ihr bis an die Hüften reichten. Sie war also wie aus einem Stücke und einer Pyramide gleich; eine weite Kapuze fiel auf ihre Schultern, und ihre rothen Strümpfe waren mit weißer Seide gestickt, und eine große Spitzenhaube bedeckte ihre blenden, in langen Zöpfen geflochtenen Haare. Gewiß hatte sie eine lange Zeit über diesem Putz, der ihre Verlobung schmücken sollte, gesonnen und gearbeitet.

Die Jahrezeiten sind hier geregelter als in den gemäßigten Klimaten. Mitten im Mai fängt der Schnee an zu schmelzen, und das Eisbrech, welches er vor dem Frost bewahrt hat, erscheint in grün wie im Sommer. Das Eisbrech bleibt bis um die Mitte des Juni oder Juli reif. Es liefert ein Heu von besonderer Schmackhaftigkeit und köstlichem Geruche, demjenigen der Wiesen auf den hohen Alpen ganz gleich. Das Gras der ganzen Thalgegend ist dazu bestimmt, abgemäht zu werden; denn das Vieh beweidet die Berge, sobald sie vom Schnee entblößt sind. Das Gras, welches dort zwischen den Steinen wächst, und die Blätter der Zwergbäumen, gewähren ihnen eine überaus stärkende mehrwerthe Nahrung. Auf allen Bergen sind Lauwinsteine mit den Schweizer Käsehütten ganz ähnlich und dieselbe Bestimmung habend. Das Vieh des ganzen Kirchspiels weidet wieder, und kömmt dahin, sich melken zu lassen, welche Milch alsdann zu Butter und Käse verarbeitet wird. Das Getreide entspricht in der Mitte des Juni, erbeut sich in einem Monat drei Fuß hoch, und tritt in Aehren. Eine ihrer bedeutendsten und wichtigsten Aerndten ist dort die der Baumblüthe. Die Esche, die Erle und die Tanne verlangen sie als ihre natürliche Dauntheit. In der Mitte des Augusts begeben sich die Weiber und Kinder auf die Arbeit; Einige klettern auf die Bäume und, indem sie die Hände unter die Zweige und in die entgegengesetzte Richtung des Blätterwuchses bringen, verursachen sie dadurch einen allgemeinen Blätterregen. Die Anderen füllen damit die großen Säcke, welche sie dann auf den Heuboden wieder ausleeren. Sie häufen diese Blätter an, ohne sie erst trocknen zu lassen, so daß die Fütterung, zu der sie dienen, immer ganz frisch ist. Einen Wald vorher zu machen, schlägt man ohne Unterschied alle Bäume nieder, indem man sie zwei bis drei Fuß von der Erde abhaut. Hier bleiben sie einige Jahre auf dem Boden liegen, dann legt man Feuer daran, und die Holzasche, die Blätter und das Moos düngen so vortrefflich das Erdreich, daß es schon im folgenden Jahre mit einem dicken Grase bewachsen ist. Die Fichten kommen bald um, und geben keine Sprößlinge, aber die Birken bewüchsigen sich leicht wieder bei ganzen Strecken. Der Feldbauer beschäftigt sich darauf, sie zu lichten und das zu ihren Füßen wachsende Gras zu begünstigen; aber er schont ihrer doch ihrer Rindharfen wegen. Die Tanne giebt das beste Feuerungsholz im Lande, und ihre Rinde dient ihnen zur Bedeckung der Häuser. Nachdem nämlich die Latten zu den Dachspfarren befestigt sind, läßt man von den Tannenstämmen Streifen Rinde, zehn bis zwölf Fuß lang und einen Fuß breit, vorsichtig ab, und breitet sie über das Dach aus. Diese Bedeckung ist undurchdringlich für den Regen und beinahe unverderblich. Auf dieser Rinde bringen sie noch lange Streifen von Rasen an, welche sich dann vermöge ihrer sich durchkreuzenden Wurzeln immer fester an einander hängen, und so eine grüne Decke bilden, welche von der Feuchtigkeit des Klimas genährt, undurchgänglich bleibt. Ueber diesen ländlichen Dächern erheben sich bisweilen auch hohe Stangen, an welchen bunte Stücke Leinwand befestigt sind, um die Richtung des Windes anzuzeigen. In der Nähe gewähren diese Dächer ein pittoreskes Ansehen, aber in der Entfernung schaden sie der Landschaft sie können sie sich mit dem allgemeinen Grün der Wiese gänzlich vermischen. Die Rinde der Tanne dient zugleich auch zu einer kommoden und festen Fußbekleidung.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Die Jagd in Indien.

Der Monat Januar ist in Ostindien die günstigste Zeit für die grobthierische Jagd, von der die meisten Dort angestellten Europäer und auch die Indier große Liebhaber sind. Die Jäger bestigen der Regel Anbruch ein rasches Pferd und verfolgen, den ihren Dachshunden unterstützt, die Füchse, die in Indien sehr zahlreich, wenn auch kleiner als in England sind. Es giebt hier auch Schakals, deren Jagd aber nicht ergötzlich ist. Dagegen gewähren die jungen Gazellen, die mit Schaltthier Behendigkeit und Anmuth dem Jäger entschlüpfen, eine sehr angenehme und unterhaltende Jagd.

Die Hirschjagd bietet ebenfalls einen herrlichen Zeitvertreib dar. Das Thier lebt heerdenweise versteckt in den Gebüschen des Waldes, nach dem es sehr flüchtern ist. Man läßt nun durch Indier, die dazu besonders eingeübt sind, die Eber aus ihren Schlupfwinkeln hervortreiben, und sobald sich diese selben lassen, schreitet der nächste Reiter seinen Wurfspieß ab, der gewöhnlich das Thier verwundet und es sogleich erlegt. Ist es dem Ersten nicht gelungen, so schleudern die zu nächst folgenden Jäger ihre Wurfspieße, bis der Eber endlich unter den Anstrengungen, aber auch den Blutverlust geschwächt, bisweilen jedoch meist erst nach langem Hin- und Herjagen.

Noch weit gefährlicher ist, besonders wenn man sie zu Fuße sucht, die Tigerjagd. Sobald in einer Gegend bekannt wird, daß eines dieser fürchterlichen Thiere in der Nachbarschaft sich aufhält, entsteht sogleich eine allgemeine Aufregung, und ganze Dörfer erheben sich zu Roß, bewaffnet mit Gewehren, Säbeln, Lanzen und Schilden, um den Tiger zu verfolgen. Die Meisten lassen sich Kanonen mit sich führen, die mit Jagdflinten, Pistolen u. s. w. ausgerüstet sind. Ein nähret sich dem Gebüsche, wo man vermuthet, daß der Tiger sich verborgen hält, und schreckt ihn auf, indem man ein großes Geschrei erhebt. Mit blitzenden Augen und schrecklichem Wiehern verläßt endlich das Thier seine Höhle und versucht, zu entfliehen. Wenn es in der Flucht aufgehalten wird, so springt es auf seine Feinde los und tödtet oft mehrere derselben; es bedarf nur eines Schlages mit der Tatze, um einem Menschen den Schädel zu zerschmettern. Wenn jetzt, wenn Schüsse vorfehlt den Tiger; man schießt noch ein Mal; er fällt endlich und haucht sein Leben aus mitten unter dem freudigen Gejauchze der Sieger, die mit Erstaunen seine ungeheure Gestalt betrachten und sich gegenseitig Glück wünschen, daß sie der Gefahr entkommen sind. In Begaten befriegt man gewöhnlich, wenn man auf einen Tiger Jagd machen will, einen Elephanten, der auf dem Rücken einen Sitz, Howdah genannt, trägt, auf welchem der Jäger Platz nimmt, begleitet von einem Indischen Führern, der die Flinten ladet und sie ihm hinreicht; bei dier aus nun kann er mit einer gewissen Sicherheit den Tod an sich her verbreiten. Der Elephant liebt es oben nicht, mit dem Tiger zusammenzutreffen, und er hält darum stets seinen Rüssel bereit, um den Feind nöthigenfalls abzuwehren; der Tiger packt ihn freilich zuweilen bei der Schulter oder an einem anderen Theile des Körpers, dann eilt wirft sich der Elephant auf seinen Gegner und erdrückt ihn mit seiner ungeheuren Last.

(Ax. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Indisches Seesalz. Es wird in den nördlichen Provinzen Indiens, und namentlich auf der ganzen Küste von Koromandel, viel Salz gewonnen. Die Weise, wie dieselbe bereitet wird, ist ganz einfach; man läßt das Seewasser in viereckige Gruben, die man in den Boden gräbt, einlaufen. Die Sonnenhitze macht, daß das Wasser ausdünstet und das Salz zurückbleibt. Sodann wird das Salz auf höheren Stellen gebracht, wo man es aufschichtet und mit Cocosblättern bedeckt, um es gegen den Regen zu schützen. Europäische Fahrzeuge, die die Bucht hinaussahren, nehmen hier oft Ladungen von Salz, aber der größte Theil desselben bleibt doch zum Besten Indiens, wo die Indischen Küstenfahrer es nach Bengalen verführen.

— Die seidene Schnur. Die berüchtigte seidene Schnur in Türken ist nichts Anderes, als eine Sehne, die aus ungesponnener, gewöhnlich weißer Seide besteht, welche mit Zwirnfäden von verschiedener Farbe zusammengehalten wird. An jedem Ende ist ein meine Ring angebracht, der vermittelst eines höchst merkwürdigen vermorrenen Knotens mit dem Mittelpunkte der Sehne zusammenhängt. Durch Ringe flecken die Nachrichter ihre Hände, und nachdem sie die seidene Schnur einmal rings um den über ihre Schulter hingebrachten Hals des armen Sünders gewunden, ziehen sie dieselbe aus allen Kräften nach den beiden entgegengesetzten Seiten zusammen, und auf diese Weise wird der zum Tode Verurtheilte strangulirt. Seitdem das Erdrosseln unter den Türken allmälig in Verfall gerathen, ist auch die seidene Schnur außer Mode gekommen; denn sie verdankte ihren Ursprung als Executions-Werkzeug lediglich der Leichtigkeit, mit der sie stets und überall bei der Hand war, da auch ein Jeder an seiner Schulter die Waffe trug, von der sie einen Theil ausmachte.

(Auldjo's Constantinople.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Von pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 144. Berlin, Mittwoch den 2. Dezember 1835.

Frankreich.

Der Verfasser des Liedes „Charmante Gabrielle".

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebte in der alten Stadt Beauvais ein Prokurator, Bernard Ducaurroy, mit seiner Familie, dessen schlaue Gewandtheit und Geschicklichkeit in Rechtshändeln förmlich zum Sprüchwort geworden war; so ausländig indessen, metaphorisch verstanden, sein Einkünfte waren, so wenig war dies doch in der Art und Weise, wie es in seinem Hause herging, zu bemerken. Nicht, daß er vom Laster des Geizes besessen gewesen wäre, das wir so häufig antreffen bei Leuten, die ihr Vermögen mühsam erworben haben; auch sparte er nicht etwa aus väterlicher Seegfalt auf eine Mitgift für seine Tochter, auf eine Erbschaft für seinen Sohn. Das war es Alles nicht, davon war er weit entfernt. Was seine selbstsüchtige Seele den Seinen mißgönnte, verpraßte er in der Stille alle Abend in einer nichtswürdigen Kneipe.

Die Folge dieser Lebensweise war ein finsteres, strenges, mürrisches Wesen zu Hause, sobald er eine Stunde unter den Seinigen anshalten mußte; Frau Brigitte, seine Hausel'ee, und seine beiden Kinder zitterten, wenn er nur eintrat, und hatten jeden Augenblick zu besorgen, daß sich die finsteren Wolken auf seiner Stirn über sie entladen würden. War er weg, so entschädigten sich dann die Kinder durch doppelte Lust und Ausgelassenheit.

Je mehr die Kinder zu Alter und Verstand zunahmen, desto sorgfältiger vermieden sie natürlich jene Gelegenheit, den Vater aufzubringen, und so waren die Ausbrüche seiner üblen Laune nach und nach seltener geworden. Als aber der Moment eintrat, wo es in Anregung kam, Marie eine Mitgift zu bestimmen und Eustach für einen passenden Stand zu bilden, da wich der Unmuth gar nicht mehr von Meister Ducaurroy, und jeder Vorwand war ihm recht, seinen Zorn gegen die Kinder auszulassen. Alle Tage kam es zwischen Vater und Sohn zu heftigen Auftritten, und das Herz der Mutter wurde gleicherweise von der, bisher Tyrannei des Einen wie von dem Schmerz und dem Unglück des Anderen zerrissen.

Eustach war seinem Vater in doppelter Hinsicht zur Last. Denn anerseits machte ihn der stille träumerische Charakter, der sich in ihm ausgebildet, untauglich zu allen mechanischen handwerksmäßigen Geschäften, und der Plan zum Militairstand, der damals für Alle, die zu höhern Ordentlichen und Gemeinschaften fähig waren, die beauemste Ausbildung eines Unterkommens bot. Andererseits war die Erziehung des Jünglings, was das Wissenschaftliche und eigentliche Kenntnisse betraf, im höchsten Grade vernachlässigt worden, da der Vater niemals zu den ernsthaften Ausgaben für den Unterricht seines Sohnes zu bringen gewesen war. So beschränkten sich denn Eustach's Kenntnisse auf die einzigen, in denen ihn seine gute Mutter hatte unterweisen können; er konnte schreiben und hielte ziemlich gut Klavier. Zu größerer Fortschritte hatte es in der Wissenschaft oder Kunst der Entzagung gemacht, die die herrlichen Lehren Brigittens hatten in das junge Herz den Allen der Tugenden gepflanzt. Allerdinge war dies sehr viel; nur er es nicht genug, ihm einen Stand und eine Stellung in der Welt schaffen.

Darauf zu denken, daß dieser Sohn die nöthigen Eigenschaften genug, ihm dereinst in seinem Amte zu setzen, hatte lag außer dem Gesichtskreis des Prokurators. Er hatte sich niemals schon seinen Mann ausgesucht, dem er seine Stelle künftich abtreten wollte, unter Bedingungen, die ihm für seine Person behagliche ruhige Tage des Alters verhießen.

Durch Vorwürfe und Thränen brachte es Brigitte endlich dahin, daß Ducaurroy sich dreuernte, den Sohn nach Paris auf die hohe Schule zu schicken, und ihm monatlich die Summe von zehn Livres bestimmte, freilich eine sehr mäßige Pension, aber doch wenigstens hinreichend, da ein Schreiber beim Parlament, ein alter Bekannter des Prokurators, sich dazu verstanden hatte, dem jungen Eustach einen Platz an seinem Gesindetisch und ein Kämmerchen unter dem Dache seines Hauses einzuräumen — alles gerade so viel, wie seinem Gesinde, der mit Ausnahme des Lohns — und zwar unter der Bedingung, daß sagter Eustach sämmtliche Zeit, die ihm seine Studien übrig lassen würden, gewissenhaft dem Geschäft und der Schreibstube seines Wirthes widmen solle. Bernard hoffte, vermittelst dieses Entschlusses sich en Sohn für immer vom Halse geschafft zu haben; Eustach, so meinte, könne nun, wenn er fleißig wäre und was lerne, beim Parlament kommen und sich selber fortbelfen.

So verließ denn der junge Ducaurroy — an einem kalten Herbstmorgen, wo der Reif auf allen Dächern lag — das väterliche Haus und setzte sich mit schwerem Herzen und leichter Habe auf die Landkutsche. Am Abend vorher hatte Marie ihn betrauert noch zum Abschied seinem Sohne eine gehörige mit Drohungen gespickte Strafpredigt gehalten. Aber die jüngliche unglückliche Mutter hatte sich nicht damit begnügt, sondern die ganze Nacht über noch zusammengesucht, was sie unter der Seele hatte, und den lieben Sohne sein kleines Bündelchen geschnürt; endlich, als die schwere Trennungsstunde herannahte, hatte sie ihm unter Schluchzen und Thränen all' die herrlichen himmlischen Lehren, die sie ihm von Kindesbeinen an gegeben, in einen letzten Strom von Ermahnungen zusammengedrängt und an's Herz gelegt. Von ihren Liebkosungen und denen der Schwester, der Gebärten seine trüben Tage, die seine Freude und sein Trost gewesen war, überhäuft, war Eustach ergerrift.

Kaum war er in Paris angelangt, so drang eine Fluth von Widerwärtigkeiten aller Art auf ihn ein, und das Leben nahm ihn in die strenge Schule. Sein Gönner empfing ihn mit kaltem gemessenem Weseu, und die barschen Worte, die er an den Jüngling richtete, riefen diesem nur zu lebhaft die drohenden Verwahrungen seines Vaters, die ihm kaum vor den Ohren verklungen waren, in's Gedächtnis zurück. Auch auf der Schule erging es ihm übel. Von seinen Mitschülern wurde er seines bescheidenen schüchternen Betragens wegen gehänselt; seine Geselligkeit von seinen Kameraden in der Schreibstube als lästerliche gemißbraucht, und sein Herr und Meister traunisirte ihn völlig, weil Jünglinge die Kunst, der Wittke Widerstand entgegenzusetzen und seine Ohnke geltend zu machen, nicht verstand.

Unter den Klienten, die das Büreau des Meister Trinquelet (so hieß der Schreiber) besuchten, war den Unterschreibern und jungen Gehülfen vor Allen Frau Gabriele von Bois-Roger, die Witwe des Baeons dieses Namens, aufgefallen. Das Testament des Barons war von seinen Verwandten, die sich durch dasselbe in ihren Hoffnungen gründlich getäuscht, angegriffen worden; der Prozeß war seiner Entscheidung nahe, und der Schreiber hatte gerade die Abschriften von sämmtlichen Aktenstücken zu machen.

So oft nun diese Dame, die schön und noch jung war, zum Advokaten kam, so war auch sogleich keiner von dem sämmtlichen Schreibern Personale mehr bei seiner Arbeit, und wer sich nicht mit Höflichkeitsbezeigungen oder Dienstleistungen um sie bewerben konnte, schielte wenigstens über die Akten nach ihr hin. Derjenige von den jungen Leuten war glücklich, dem es gelang, den übrigen zuvorzukommen und ihr den einzigen Lehnsitzl, der sich in dem Gemach befand, hinzuschieben. Aber noch tausendmal mehr wurde der Oberschreiber beneidet, der das Vorrecht der Nachrennstät ausübte und in Abwesenheit des Meister Trinquelet der Frau Gabriele von Bois-Roger den Gang ihres Prozesses auseinanderseten durfte. Die Scenen, die bei den kurzen Besuchen der schönen Frau vorgingen, gehörten zu den Ergötzlichsten, was man sich eben denken. Jeder der jungen Leute that, als wär' er wie gewöhnlich voll seiner Arbeit, und jeder hatte doch nur den einzigen Zweck, die Aufmerksamkeit der Dame, wenn auch nur für einen Moment, auf sich zu ziehen. Der Eine fing auf einem Schreibtisch, scheinbar, um einen Sieß Akten herunterzulangen, aber in der That nur, um einen ziemlich wohlgebildeten Fuß sehen zu lassen, oder die neuen Bandschleifen an seinen Beinkleidern. Ein Anderer unterbrach den Oberschreiber in seinem Gespräch mit der Dame abschtlich mit irgend einer unbedeutenden Frage, in der verzweifelten Hoffnung, die Reize der Schönen auf sein flattliches rundes Gesicht oder eine ringetwitzte Locktraufe zu lenken. Ein Dritter hatte ihren Mantel in Beschlag genommen, und stand hinter ihr und hielt ihn bereit, ihn auf den ersten Wink ihr umzugeben.

Ein Einziger nur unter allen den jungen Leuten ließ sich nie durch diesen vorwitzigen Besuch in seiner Arbeit unterbrechen, und wenn er einmal einen Blick auf die Baronin wagte, so geschah es mit der bescheidenen Aufmerksamkeit einer unintereffirten Betrachtung, und wenn der arme Schreiber kam es nicht in den Sinn, daß ein Unglücklicher, wie er, die Aufmerksamkeit einer so hohen Person auf sich ziehen könnte. Hatte der arme Eustach seine Augen einmal aufgeschlagen und die Dame angeblickt, und sie fielen dann wieder auf seine ärmlichen Kleider, die eben nur zureichten, seine Blöße zu decken, so entfuhr ihm wohl unwillkürlich ein schwermüthiger Seufzer über das Mißgeschick, das über ihn verhängt war.

Eustach war ein blasser, schmächtiger, junger Mensch; aber seine Züge waren von einem zarten, faft mädchenhaften Ausdruck, und seine Gestalt anmuthig und fein. Dazu war über sein ganzes Wesen ein eigenthümlicher Reiz, der sich nicht mit Worten beschreiben läßt, aus-

Digitized by Google

ergossen, ein so süßer und edler Hauch von Schmerz und Huldung, daß einem der am Fuße des Kreuzes weinende Engel einfallen konnte, wenn man den Jüngling länger ansah.

Es traf sich, daß die Baronin einem ihrer Verwandten einige Aktenstücke mitzutheilen hatte. Der Oberscheriber hat sich die Gnade aus, sie ins Bois-Rogerische Hotel hintragen zu dürfen. Sein Anerbieten wurde indessen höflich abgelehnt, unter dem Vorwande, daß eine solche Entfernung der ersten und wichtigsten Person im Bürgerthum eine Nachlässigkeit einer Dame ihres Standes wäre. Mit der leichten reigenden Nachlässigkeit einer Dame ihres Standes wandte die schöne Frau den Kopf, und zum großen Erstaunen des ganzen Personals wußte sie den armen Eustach, die Zielscheibe des allgemeinen Spottes, zu sich heran.

Erröthend und ziemlich linkisch näherte sich Eustach der Baronin, die ihn mit ihrer süßen und verbindlichen Stimme bat, sie zu begleiten und die Akten zu tragen. Diese Worte der vornehmen Dame waren in der ersten Verwirrung, die an den Staaten geschah, nur, seit er von Hause weg war; von Männern hatte er nie andere als rauhe und geringe zu vernehmen gehabt. Und so empfand er diese Huld mit solchem Dank und solcher Rührung, daß ihm die Thränen in die Augen kamen; seine ganze Seele war im Augenblick der Dame gewidmet. Außer sich vor Freude, wie ein Blindchen, das von der Hand der Gebieterin eben gestreichelt worden, folgte er ihr auf dem Fuße in ihr Hotel.

Als die Baronin den schüchternen Jüngling und den schmerzlichen Ausdruck seiner Züge betrachtete, fühlte sie sich von einem fast mütterlichen Gefühle bewegt. Sie ahnte unter dieser dürftigen Hülle eine edle Seele, eine feine seltene Natur, und nahm sich vor, dem Jünglinge zu helfen. Aber sie mußte hierzu den Ausgang ihres Prozesses abwarten, der ihr Glück für immer gründen, oder sie in gleiches Elend, wie das, worin ihr zukünftiger Schützling schmachtete, stürzen konnte.

Mittlerweile hatte die Baronin unter verschiedenen Vorwänden den jungen Schreiber mehrere Male zu sich hinbescheiden, und seit dem dritten Besuch hatte das zärtliche Mitleid der schönen Frau und das schüchterne Staunen des Jünglings einem Gefühle Platz gemacht, das Beide nur mit Mühe verbargen. Die vornehme Dame war die Vertraute der Leiden geworden, die Eustach's Jugend verbitterten; sie wollte ihm Schwester und Mutter sein, und in der That war das dreifache Trost so mächtig, daß er das Andenken an diese beiden geliebten Gegenstände in Eustach's Herzen ganz in den Hintergrund gedrängt hatte. Seine Hand hatte noch nicht die seiner Freundin berührt; aber ihre Augen hatten gesprochen, und ihre Herzen hatten sich verstanden.

Die Liebe und das Glück, seine Neigung erwiedert zu sehen, hatten des Jünglings Fähigkeiten, die nur schlummerten, geweckt und trieben sie schnell zur Entfaltung. Seine Kameraden fingen die Ueberlegenheit seines Geistes von Tag zu Tag zu deutlicher zu merken; die Ehre, die ihm dadurch zu Theil wurde, daß sie einer Baronin sich konnten nützlich machen, machte ihn unruhig, hatte ihn auch in den Augen Meister Trinquelet's bedeutend gehoben, und die sauber Kleidung, in der er erschien, machte ihn vollends zum Gegenstand des Neides seiner Gefährten.

Der Prozeß wurde entschieden; die Baronin verlor ihn vollständig, und es blieb ihr Nichts, als ein unbedeutendes Leibgedinge, das nicht hinreichte, einen Aufenthalt in der Hauptstadt zu bestreiten. Sie zog daher in ein Kloster zurück, wo ihre Tochter Gabriele verborgen aufständig leben konnte. Alle Verbindung mit Eustach war durch diesen Schritt für's Erste abgebrochen. Es mußte ein Vorwand gefunden werden, sie wieder anzuknüpfen; und es währte nicht lange, so war er gefunden.

Eustach spielte recht hübsch Klavier und sang mit festenvollem Vortrage feine Lieder, die damals mit einfachen Akkorden begleitet wurden. So wurde denn zwischen ihm und Gabriele verabredet, daß er sich, als Klavierlehrer den Eintritt ins Kloster verschaffen solle. Als Student hatte er die Morgenstunden frei, um die Vorlesungen auf der Schule zu besuchen; eine dazu wöchentlich wurde der Freundin gewidmet, bald zwei, dann drei, zuletzt alle, und mit dem Eintritten war es aus. Uebrigens war der Unterricht nicht ganz und gar Vorwand; in Gegenwart einer der Nonnen wurden die Stunden wirklich ertheilt und bezahlt, und zwar im Sprechzimmer. Aber so wie die fromme Schwester nur einen Moment den Rücken wandte oder auf eine Arbeit sah, wechselten die Liebenden verstohlene Blicke der Neigung und Sehnsucht.

Im Kloster sprach man bald genug von dem Talente des jungen Musikers, von seinen feinen sittsamen Manieren, wohl auch von seinem hübschen Gesicht, und mehrere Pensionaireinnen wünschten ebenfalls bei ihm Unterricht zu nehmen. Eustach konnte die neuen Schülerinnen nicht ausschlagen, ohne sein anschuldiges Verhältniß mit der Baronin auf's Spiel zu setzen. Es sah sich gezwungen, aus reiner Zärtlichkeit für sie, auch Anderen seine Zeit zu widmen.

Was zu erwarten war, geschah. Die Oekonom an der Schule klagten über Eustach's Verfäumniß des Unterrichts, über sein permanentes Wegbleiben aus den Stunden bei Meister Trinquelet. Der Arme wurde förcherlich ins Gebet genommen, und da an Besserung nicht zu denken war, so meldete Meister Trinquelet die ganze Sache seinem Freunde und Verwandten Bois-Rogerische. Der Vater, dessen Einmal von Rechts wegen aufgebracht, ergriff mit Hast die erste Gelegenheit, und schrieb dem Sohn, daß er ihm nie wieder vor die Augen kommen solle, und daß seine monatliche Prustion zunächst aufgehört habe.

Die gute Mutter aber konnte, es nicht über sich gewinnen, dem Berichte Trinquelet's Glauben beizumessen: sie hatte ein zu großes Vertrauen auf die moralischen Grundsätze ihres Kindes; sie schrieb ihm einen Brief voll guter Mutterlehren und süßen Trostes, und schickte ihm zugleich eine kleine Summe, den Erlös für ihr goldenes Kreuz, das einzige Kleinod, das sie besessen und schon längst dazu bestimmt hatte, den lieben Sohn einmal aus der Noth zu retten. — Aber Eustach bedurfte ihres Opfers nicht mehr.

Einige Damen, die aus dem Kloster wieder in die Welt getreten waren, hatten den jungen Ducaurroy als Musiklehrer in Ruf gebracht; alle Tage liefen neue Anträge und Gesuche um Unterricht bei ihm ein, und je mehr er ablehnen mußte, desto stärker wurde Andrang und Zulauf.

Die Briefe, die er von Hause erhielt, bestimmten ihn, einen festen für seine Existenz entscheidenden Entschluß zu fassen. Er schickte er denn der trefflichen Mutter Alles, was er an Geld erspart hatte, mit kindlyie zugleich ehrerbietig, aber fest, seinem Vater an, daß er ihn für fernere Unterstützung danke und sich einer Kunst widmen werde, zu der er Beruf fühle.

Zwei Jahre darauf war Eustach Ducaurroy der beliebteste Klavierspieler in Paris; die Lieder, die er für seine geliebte Gabriele komponirt hatte, waren in Aller Munde, und er hatte sich einen Platz unter den guten Musikern der damaligen Zeit erworben. Mutter und Schwester hatte er nach Paris kommen lassen; sie wohnten mit ihm zusammen und suchten ihm Trost zu gewähren für den Verlust seiner Geliebten, die sich zum zweiten Male vrebeirathet hatte.

Ducaurroy's Talent wuchs mit seiner Anerkennung; er wurde in kurzer Zeit der erste unter den Französischen Musikern. Der König Karl IX. ernannte ihn zu seinem Kapellmeister; Heinrich III. bis zu diesen Titel, den er auch unter der Regierung des guten Königs Heinrich IV. im vollsten Sinne zu verdienen wußte.

Die Lieder „Charmante Gabrielle" und „Vive Henri quatre" haben Eustach Ducaurroy's Namen bis auf unsere Zeit gebracht und werden ihn wohl noch lange der Vergessenheit entreißen, da die Anmuth, die in diesen Compositionen herrscht, nicht so leicht übertroffen werden möchte.

(Gazette Musicale.)

Norwegen.

Delaboulaye's Reise nach Norwegen.

(Schluß.)

Als sich die Nachricht von unserer Ankunft im Thale verbreitet hatte, erhielten wir mit dem Anbruch des anderen Tages zahlreiche Besuche. Ein großer Theil der Bevölkerung Jugoslandes hatte sich vor unserer Thüre versammelt, theils aus der Neugierde gelockt, hauptsächlich aber von dem Verlangen, einen Franzosen zu sehen. Ich hatte jedoch die Demüthigung, die fehlgeschlagene Hoffnung auf mehreren Gesichtern zu lesen. Sie hatten sicher in mir einen mit einem großen Säbel bewaffneten und mit einem furchtbaren Schnauzbart versehenen kampflustigen Mann zu erblicken erwartet, und ein Franzose mit einem Röhrchen in der Hand und einem Strohhute auf dem Kopfe schien ihnen gewiß seines Grades unwürdig. Nachdem sich Jegliche neugierig gestarrt; ich mußte durch meinen Dolmetscher tausend Fragen über Napoleon beantworten; ob es wahr sey, daß seine Generale alle einen Königlichen Rang hatten; ob sein Sohn nicht schon in der Wiege zum Papste erklärt worden sey; und ob nicht die Engländer den Napoleon in ein Gefängniß, welches hundert Fuß tief in einen Felsen ausgehauen war, eingesperrt und nun fälschlicher Weise die Nachricht seines Todes verbreitet hätten; welches Verfahren, wie sie meinten, wohl eines Mannes würdig wäre, die Regierungen abgetrauen habe; lauter Fragen, welche und bewiesen, wie weit der Ruf dieses berühmten Mannes sogedrungen sey, da seine Geschichte, obgleich sehr verworren, die Wüstenei der Norwegischen Alpen erreicht hat.

Wir setzten uns endlich nach dem großen Flusse hin in Marsch und folgten seinem Ufer, um den Wasserfall zu erreichen, dessen ferne Stimme uns das Echo in gewissen Zwischenräumen zuführte, obgleich wir noch beinahe zwei Meilen davon entfernt waren. Bald jedoch war ich gezwungen, mich auf's Reiten zu verlegen, indem der Pfad, in den wir betraten, ganz unzugänglich wurde und sich wir eine hohe Mauer erhob, die keine Eidechse kaum erklimmen konnte. Ich betrat einen Fußsteig, um mich mit meinen Reisegefährten wieder zu vereinigen, welche mir voranzugehen waren. In den Maaße, in welchem ich höher stieg, breitete sich die Scene immer weiter aus, und die Berge vergrößerten sich um mich her. Die kahlen Spitzen erhoben sich von allen Seiten, als wollten sie den Lauf des in einen Rahmen kleiden. Gustaf-Fjeld mit seinem ewigen Schnee beherrschte sie jedoch alle. Unter einer Weg schlängelte sich jetzt anmuthig zwischen Gärten, grünen Wiesen, Flachsund Gerstenfeldern und gemalten Häusern hindurch, den schnellen Bächen oft unterbrochen, welche sich mit ihre rauschenden und schäumenden Fluth bald wieder in dem ausgedehnten Grün unseren Auge entzogen. Ein kleiner Fluß kam von der Spitze des Berges herab, welcher zweitausend Fuß hoch war; er bildete nicht eine Cascade, sondern mehr als hundert Wasserfälle, deren jeder zwischen die zwanzig Fuß breit war, welche sich, ohne Aufhören und ohne Ruhe, an jeder Steinstufe brachen und von weitem wie ein einziger undurchsichtiger Wasserfall mitten im Grünen anzusehen waren. Wer die künstlichen Wasserfälle von Caserta gesehen hat, der nur vermag sich einen Begriff von den dieszigen zu machen; aber freilich mit dem Unterschiede, welcher zwischen göttlichen und menschlichen Werken stattfindet. Dieser Strom, Warrow-Elf genannt, nimmt seinen Lauf nach dem Flusse, welchen wir tief unter uns wie eine glänzende Schlange erblickten, und welcher Moan-Elf, das heißt: Wiesenfluß, genannt wird. Wirklich scheint dieser Fluß vom Himmel zu fallen, und diese Idee mußte auch bei den Einwohnern des Thales, welche von den obersten See, dem er entspringt, keine Kenntniß hatten, nothwendigerweise entstehen. In diesen Moan-Elf-Wasserfälle treten wir nun unseren Weg an. Der Fußsteig, der sich im Zickzack um den Abhang des Berges windet, wurde kaum mehr schidbar, und bloß einige regellose Fußtritte waren hier und dort zwischen Heidekraut und Knippelbannen wahrnehmbaren. Ich hörte eine Zeitlang ein dumpfes und anhaltendes

Geräusch, welches mich wohl die Nähe, aber nicht den Ort des Wasserfalles errathen ließ. Der Donner der Gewässer, von dem Echo vervielfältigt, erschollt ungeheuer und schien mir von allen Seiten herzukommen; ja ich war den dichten Nebeltheilen, die Thürm ganz umgeben, gleich jenen tropischen Gewittern, wenn sie sich auf allen vier Seiten des Horizonts mit einem Male entzünden. So auf das große Schauspiel vorbereitet, welches ich anzusehen ging, beschrieben ich immer, es unter meiner Erwartung zu finden; aber es übertraf sie noch bei weitem. Eine Steinmauer umzog mir noch den Wasserfall; der Vorhang verschwand, und ich umfaßte mit einem Blicke die herrliche Aussicht, die sich jemals dem Auge eines Reisenden dargestellt hat. Eine Luft von unglaublicher tausend Fuß Tiefe eröffnete sich vor mir; die Steinwände wie mit der Spitzhacke abgehauen, dieweilen überhängend und schwarz wie Dinte, glänzten von einer immerwährenden Feuchtigkeit und senkten sich regellos in unzähligen Rissen und Brüchen von der vom hellen Glanze überschütteten Spitze an bis zu dem von trüben Dünsten umhüllten Fuße. Die Länge des Abgrundes konnte ungefähr 1500 Fuß, und die Breite 1200 Fuß betragen. Vorwärts von uns waren zwei unermeßliche Furchen in der Felsenmasse ausgehöhlt; von derjenigen, welche sich mehr zu unserer Linken wendete, strömte der Fluß hervor, welcher bald seinen Boden verlierend und den leeren Raum erreichend, senkrecht eine Höhe von 700 Fuß in einer ungeheuren Schaummasse herabstürzt. Der Druck der Luft war so stark, daß der aus dem ersten Risse hervorgetriebene Dunst nicht, wie es gewöhnlich bei Wasserfällen zu geschehen pflegt, wieder emporsteigen konnte; er wurde in die andere Vertiefung getrieben, und da er in diese weder zu Fuße noch zu Pferde, stieg er wie eine dicke Rauchsäule empor, erfüllte die Tiefe des Steines und erhob sich weit höher, als der Sturz selbst. Es gab hier also eigentlich zwei Katarakte, einen fallenden und einen steigenden; der erstere stach mit seiner glänzenden Weiße gegen die schwarzen Basaltwände, die ihn begränzten, auf; fallend ab; und der zweite, nicht weniger weiß, aber weniger bestimmt, verdarg sie bald und stieg sie bald wieder erblicken, je nachdem der einige Wirbel, welcher in dieser Höhe herrschte, ihn mehr oder minder heftig stieß. Bald wand er sich gen Norden, nahm alle Regenbogen Farben, und bald, von dem Wind gepeitscht, senkte er sich wie ein Nebel in die Tiefe der Kluft; auf dem Grunde aber herrschte eine Hölle von Wasser und ein unsäglisches Chaos von Schaum. Die Wasserbeichen, welche dieses große Becken füllten, hatten nicht einen Augenblick Ruhe; diese ganze Masse wurde unaufhörlich von der aus der Höhe kommenden Traube aufgerezt, und nach allen Richtungen hingeschleudert

selben waren Soldaten aus ihrer eigenen Armee, die im letzten Gefechte aufgegriffen und nur durch die Tätren vor den Katargans der Kabylen und Araber geschützt wurden; Andere waren Leute, die noch gelindlich genug dem wilden Gemetzel, das die rohen Eingeborenen unter den Menschenfamen zweier schiffbrüchigen Briggs angerichtet hatten, entkommen waren, und endlich die Uebrigen bestanden aus Griechen und Venetern, die seit zwei Jahren in der Sklaverei gefeufzt hatten.

In diesem Bagno pflegten die Christen-Sklaven mit Sonnenuntergang eingeschlossen und mit Sonnenaufgang wieder zur Arbeit herausgelassen zu werden. Ob, wenn ein Sonnenaufgang, wenn ein Sonnenuntergang durch die Oeffnung der Kerker, durch die dichten Blumen und durch die freie Regsamkeit und Bewegung des anbrechenden Tages entzückt! — Was bot dagegen dasselbe Tageslicht den Unglücklichen im Gefängnisse dar! Die Sonne ging ihm nur auf, um ihn den wilden Launen seines Tyrannen preiszugeben, der ihm das schwarze Brod zum Frühstücke, gleich einem Hunde, vorwerfen ließ. Trotzdem versuchte ich es oft, mich mit dem Gedanken zu trösten, daß das Loos dieser unglücklichen Opfer nicht ganz so verzweifelt gewesen, wie mir und Jedweder in unserer Beschäftigung aufmerksam gemacht sind. Auch ist's gewiß, daß die einzelnen losgekauften christlichen Sklaven, die nach Europa zurückgekehrt und hier wegen ihres Märtyrerthums ein Gegenstand des besonderen Interesses geworden waren, sehr oft das Bild ihrer vergangenen Leiden übertrieben und durch alle nur mögliche Erfindungen auszuschmücken suchten. Ich sprach neulich mit einem Algierer über den Gegenstand, und dieser versicherte mir, daß die in Europa verschiedenen Aeußerungen in Bezug auf die gemeine Behandlung der Sklaven durchaus unwahr zu Algier meist auf Uebertreibungen beruhten. Ich erzählte ihm die possierliche Geschichte von jenem armen Schottischen Schneider, der sich mit auf einem Schiffe befand, das von einem Algierschen Korsaren aufgebracht und dessen Passagiere sämmtlich zu Sklaven gemacht wurden. Der kleine Schneider war zu schwach, um mit den anderen Sklaven zusammen zu arbeiten, und der Dey von Algier legte ihm die unmenschliche Strafe auf, von Morgen bis Abend auf Einem zu sitzen und gleich einer Klucke über dem Ferseleu zu brüten. Als der Maure dies hörte, war es ihm anfangs, eben so wie mir selbst, nicht möglich, sich des Lachens zu enthalten, aber bald bemerkte er mit in ganz ernstem Tone: „Diese ganze Geschichte klingt eben so possierlich als unwahrscheinlich; denn wenn der Mann ein Schneider war, so hätte ihn der Dey gewiß hundert Mal eher dazu beauftzt, Kleider aufertigen und nähen, als über Eiern brüten zu lassen.“

Aber That bin ich weit davon entfernt, das Entsetzliche an die Christen-Sklaverei am hellsten Orte mit Röthen erfüllt, geneigt, zu glauben, daß man die Schrecknisse derselben vormals allerdings etwas übertrieben. Alle religiöse Orden in Europa, und besonders in Spanien, waren, wie bekannt, auf alle Weise bemüht, Summen aufzutreiben, um die Christen aus der Sklaverei der Barbaren loszukaufen. Aber jene frommen Männer erinnerten sich bald eines bekannten Spruches von Horaz, daß der Eindruck, den man auf das Auge hervorbringt, immer von mehr Wirksamkeit ist, als das, was sich vermittelst irgend anderen Empfindung in das Ohr dringen soll. Und darum suchten sie auch stets, wo möglich, das Auge zuerst für das Mitleid einzunehmen. Wenn derselbe Sklaven in einer Spanischen Stadt aufamen, so ließ man sie öffentlich in denselben umher paradiren, wobei man sie in Lumpen einhüllte, die sie vorher nie am Leibe gehabt, und mit Ketten belud, die bei weitem schwerer sein mußten, als die, welche die Algierer ihnen je angelegt hatten, die aber am geeignetsten schienen, das allgemeine Mitleid regt zu machen.

Es ist merkwürdig, daß während eines sehr langen Zeitraums der größere Theil der Christen-Sklaven zu Algier aus solchen bestand, die sich freiwillig in die Sklaverei begeben hatten. Dran, das die 1792 unter Spanischer Herrschaft stand, und Masaiauder wurden von den Mauren als die Hauptquellen ihrer christlichen Sklaven betrachtet; und im Jahre 1783 ward zwischen den Spaniern und Algierern ernstlich der Abtretung abgeschlossen, daß die letzteren nie wieder Spanische Unterthanen, deren Zahl sich jährlich auf hundert belief, als Sklaven aufnehmen sollten. Die Garnisen der eben erwähnten Plätze bestand gewöhnlich aus Bagabunden aller Nationen, obgleich die meisten derselben Spanische Schmuggler oder Italiänische Banditen waren. Wenn nun diese achtbaren Leute ein Verbrechen begingen, in Folge dessen sie den Tod oder sonst eine andere harte Strafe zu befürchten hatten, so konnten sie Lamm ihr Leben dadurch retten, daß sie sich freiwillig nach Algier in die Sklaverei begaben. Im Gegentheil durften noch manche unter ihnen die Hoffnung hegen, daß der Konsul ihrer Nation sich ins Mittel legen und ihnen die Freiheit verschaffen würde.

Die von den Korsaren aufgebrachten Gefangenen wurden gewöhnlich in zwei Klassen abgetheilt. In die erste versetzte man den Capitain so wie die vorzüglichsten Offiziere und Beamten des Schiffes und sämmtliche Passagiere mit ihren Frauen und Kindern; alle diese wurden zu minder beschwerlichen und mitderen Arbeiten bestimmt, als die Uebrigen. Die Kinder wurden meist alle nach dem Palast des Deys oder in die Häuser der ersten Familien gesandt, und die Frauen dienten als Aufwärterinnen bei den Maurischen Damen. Die zweite Klasse der Mannschaft hingegen wurde öffentlich an die Meistbietenden verkauft.

Was die Behandlung derselben im Allgemeinen betrifft, so schrint dieselbe nach dem Berichte Lewefore's, eines ehemaligen Secretairs des Dänischen Konsulats, der gegen das Ende des letzten Jahrhunderts ein Wort über Algier herausgab, nicht eben empörend gewesen zu seyn. Der genannte Schriftsteller, der seine Berichte auf mehrjährige Beobachtung stützt, versichert, daß man, abgesehen von einzelnen Ausnahmen, den Gefangenen weder zu anstrengende Arbeit auferlegte, noch sie irgendwie grausam behandelte. Ihre Besitzer, bemerkt er, hatten weit mehr weniger die Aufsicht, sie künftig einmal für ein Lösegeld zu verkaufen, und waren daher stets selbst dabei interessirt, ihre Sklaven am Leben zu erhalten. Nur diejenigen, die zu öffentlichen Arbeiten verwendet wurden, waren übel daran. Diese wurden am Tage unter die beschwerliche Aufsicht der Türken gestellt, die man auf eine etwas höfliche Weise ihre „Hofmeister“ nannte. Sie bekamen des Morgens drei kleine gerne Brode mit Gerste und alter Butter oder rohem, ranzigem Oel und gegen Abend erhielten sie wieder Brod und einige Hülsen-Früchte, selbst unter dieser unglücklichen Klasse von Sklaven konnten diejenige, die irgend eine Profession verstanden, dadurch, daß sie, nachdem sie bei ihren Hofmeistern die Erlaubniß ausgewirkt, eine Stunde früher als die Uebrigen zu das Gefängniß zurückkehren zu dürfen, unmittelbar nach Sonnenuntergang die Eingebornen in den verschiedenen Handwerken unterrichteten, sich einiges Geld verdienen und sich bei der Gelegenheit ein gutes Abendbrod und ein Glas Wein verschaffen. Der Augenschein selbst lehrte, daß diese Art der Regierung erheitern, behaud aus vom langen Tragen, einen weiteren Mantel mit Kappen, Aermeln und einem Mantel den demselben Stoffe. Als Bettzeug erhielten sie nur wollene Decke, ein Kopfkissen und eine Matratze. Wir fanden nicht ermangelt, ob sie auch mit Schaben oder Strümpfen versehen worden sind.

Diejenigen Sklaven, die einzelnen Privatleuten, Türken, Mauren oder Juden (die Christen durften gar keine Sklaven, die Juden nur solche halten, die sich nicht zum Islam bekannten) angehörten, waren im Allgemeinen besser daran, und die, welche der Staats-Regierung zugehörten, noch besser. Zu der letzteren Klasse gehörten diejenigen, die auf dem Lande aber schwangen sie sich oft durch ihre ökonomischen Kenntnisse zu Aufsehern und Inspekteren empor. Eben so glücklich ging es immer denjenigen christlichen Sklaven, die in die Dienste des Deys genommen wurden. Diese hatten wenig zu thun, wurden gut gehalten und erhielten reichliche Kost; demnach bestand ihr einziges freilich nie auch sehr überwiegendes Leiden oft nur darin, daß sie ihr Schicksal nicht mit ihrer Heimath nicht unterstücken konnten und des ganzen Jammers verhältnißes übertrübtig waren.

Außer den Europäischen Konsuln nebst ihren Familien und Suitoiren, lebten hier noch immer mehrere freie Christen, als Kaufleute, Künstler und katholische und griechische Geistliche, die die Erlaubniß zu Algier niederzulassen, erhalten hatten. An diese Klasse der Bewohner pflegten die Maurischen Besitzer der christlichen Sklaven ihre selben auf gewisse Zeit als Dienstboten zu übertassen, so sprach, bis sie Mittel sich für ihre Freiheit zu bezahlen mußten. Auf diese Weise fanden mehrere Gefangene hier ihre christliche heimath wieder und wurden oft selbst der Nothwendigkeit überhoben, sich des Nachts in den Bagnos einzufinden, wo nach dem Buchstaben des Gesetzes sämmtliche Sklaven nach Sonnen-Untergang eingesperrt werden sollten. Einige von jenen verliefen nach einer gewissen Zeit, nachdem sie sich Geld oder Kredit genug verschafft hatten, der Dank eine Wohnung, um auf eigene Kosten öffentliche Herbergen anzulegen, die sie durch den Verkauf des Wein und Schweinefleisches zu viel Ehren erwarben, daß sie sich loskaufen und nach Europa reicher zurückkehren konnten, als sie dasselbe verlassen hatten. Allein die Wirksamkeit, welche die freien Christen sie dergleichen Schützlinge leisten mußten, führte etwas Strenges und Gefährliches mit sich, und der Patron wußte von Eigenthümer immer für den ganzen Werth des Sklaven, selbst für ein pöbelichen Todesfall stehen. Dafür aber nöthigen auch diese Leute ihre Klienten, beständig ein Abzeichen am Leibe zu tragen. Eines Tages, als mehrere fremde Christen in ein Weinhaus einkehrten, und der Wirth, der mit einem eisernen Ring an dem einen Beine sich den Wein herbeibrachte, von ihnen als ihr Landsmann erkannt. „Sie sagten sie, „Bonsiay. Du hast hier diesen Schank und bist selbst Sklave!“ — „„Ja!““, erwiederte er, „„ich bin es noch dem Namen nach; ich Maure ist mein Gebieter, aber der Herr — hier, Gott erhalte ihn — mein Schutzherr; dieser hat für mich Bürgschaft geleistet, und ihr werdet mir es Dank wissen, daß ich hierher kam, damit — — ihr wein dies Essen an den Fingern!“ — — „Ich trage es blos meines Schutzherrn zu Liebe.““ — „Echt er denn ein Mistrauen in Dich!“ — „„O, keineswegs!““, erwiederte der schlaue Geselle, „Jener kennt mir mich weniger, als seinem eigenen Weibe; aber weil es der Gebrauch so erheischt, hat er seiner Frau einen Ring gegeben, den sie am Finger trägt, und mit gab er diesen eisernen Ring um den Fußknöchel zu tragen.““ — „In der That ist dieser Zusatz nicht ohne Witz, als ein Fingerring anzuziehen, und das unfehlbare Aufsehen desselben gewährt dem Schutzherrn allerdings einige Sicherheit.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Gedwerth der Literatur. In England wird der Gedwerth der jährlich erscheinenden Zeitungen, Magazine und Reviews bekanntend höher angeschlagen, als der der ganzen übrigen Literatur. Den Betrag sämmtlicher im Jahre 1833 gedruckten Bücher schätzt man auf 415,300 Pfund Sterl. — nahe an 3 Millionen Thlr. — (1828 nur 334,450 Pfund) während die Gesammt-Literatur dieses Jahres mit Einschluß aller Zeitschriften auf 2,420,900 Pfund oder an 17 Millionen Thaler) angeschlagen wird. — In Deutschland pflegt man den Gedwerth der jährlich erscheinenden Bücher auf 5 bis 6 Millionen Thaler — also fast das Doppelte des Betrages der Bücher in England — zu schätzen. Der Gedwerth der Zeitschriften in Großbritannien mag wohl zum Theil durch den bedeutenden Zeitungsstempel so sehr gesteigert werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr. vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 145. Berlin, Freitag den 4. Dezember 1835.

Frankreich.

Ueber den gegenwärtigen Zustand des Protestantismus in Frankreich.

(Nach Blackwood's Edinburgh-Magazine.)

Die jetzt in Frankreich vorherrschende Stimmung scheint die Ansicht zu begünstigen, daß der Protestantismus dort noch einmal die Oberhand gewinnen könne, wenn auch nicht im universellen und nationalen Sinne, doch wenigstens insofern, als er auf die katholischen Einwohner von entscheidendem Einflusse seyn kann. Alle gebildeten und die meisten ungebildeten Franzosen bekennen sich nur äußerlich zur Römischen Kirche, während sie in der That gar keinem positiven Glauben haben. Der Katholicismus ist in Frankreich blos Effekt; er wirkt als schmeichelndes Opium auf die träge Masse der Gesellschaft, kann aber die geistige Thätigkeit nicht kontrolliren. Nun aber gilt der Unglaube bei allen achtungswürdigen Menschen, mögen sie auch selbst negative Ungläubige seyn, für ein ausschließliches Prinzip der Desorganisation, und die bedeutenden Autoritäten in Frankreich rufen von dem einen Ende desselben bis zum andern ihr Anathema dagegen. Darum sind auch die erklärten Ungläubigen dort nicht mehr das, was sie früher waren. Wenn sie die Fesseln des Katholicismus (der nach ihrer Meinung mit dem Christenthum identisch ist) nicht tragen wollen, so verwerfen sie zugleich auch die dürre Voltairische Philosophie, die ihnen Gemälde ohne Nahrung giebt. Zwischen beiden Extremen schwankend, sind sie ins Phantastische, ins Mystische gerathen und suchen augenscheinlich auf ihren religiösen Abenteurer-Zügen eine Wahrheit zu entdecken, die ihnen Ruhe und Befriedigung gewähren kann. Aber mitten in dieser wilden Gährung sieht man zu seinem Troste die unverkennbaren Wahrheiten des Evangeliums schwierig und unmerklich durchdringen. Es ist eine anerkannte Thatsache, daß der religiöse Eifer der Französischen Protestanten in den letzten Jahren einen neuen Impuls erhalten hat, und daß viele reformirte Kirchen sich jetzt mit einigem Erfolge bemühen, ihre ehrsüchtige mehr auszubreiten.

Unter den Ursachen, welche die Kirchen-Reformation des sechzehnten Jahrhunderts in Frankreich scheitern machten, nehmen, nach unserer Ueberzeugung, folgende drei die erste Stelle ein: der Mangel an echter Religiosität bei den Führern der Französischen Reformations-Partei, die ja im frühe Annahme der protestantischen Religions-Ideen von Seiten des Adels und die Begründung des Protestantismus als einer besonderen weltlichen Macht im Staate.

Was die erste dieser Ursachen betrifft, so brauchen wir die einzelnen Häupter der Reformations-Partei nur eines Blickes zu würdigen, um uns zu überzeugen, daß sie als Krieger, Staatsmänner und Hofleute viel mehr bedeuteten, denn als Protestanten. Ein Coligny, d'Andelot, La Noue, forechen und viel mehr den Ritterthum als den Christenthum. Wir nehmen hier den einzigen Duplessis Mornay aus, den reinsten von der Partei. Sully und De Thou waren, der Eine Staatsmann, der Andere Philosoph. Heinrich IV., der weise und liebenswürdige Ritter, war ein gar oberflächlicher Christ; alle Uebrigen waren eine indifferente Sekte ehrgeiziger Männer; aber nirgends finden wir unter ihnen einen einzigen Kämpfer für rein geistige Wahrheiten. Die Schuld davon mag zum Theil der Calvinismus tragen. Wir leugnen nicht, daß Calvinismus bei unzähligen Gelegenheiten wahre Frömmigkeit benutzt haben; aber dessenungeachtet sind wir geneigt, zu glauben, daß der calvinismus, als theologisches System, eben wegen seiner Vollständigkeit und seines streng logischen Gepräges, der eben so strengen Vernunft klein als annehmbar erscheint. Nun aber ist die Reformation den ramosen zuerst in den Calvinismus gehüllt worden. Die Bekehrung er Religion für das Gemüth ging in den religiösen Controversen unter; aber die merkwürdige Erscheinung, daß in dem ganzen Gebiete der französischen Literatur kein protestantisches Erbauungsbuch sich vorfindet. Man suche den Grund nicht in den religiösen Kriegen und den Verfolgungen, welche die Französischen Protestanten erduldet; denn Bücher von der erwähnten Art sind unter ähnlichen Umständen auch in anderen Ländern, und zwar in großer Anzahl, erschienen. Außerdem ist s Menschen von tiefer Religiosität eben sowohl Bedürfniß, sich auszusprechen, als streitschrigen Gemüthern. Endlich darf auch nicht vergessen werden, daß zur Zeit der Reformation die Reformirten den gebildeten und aufgeklärteren Theil der Französischen Nation ausmachten.

Was die zweite Ursache betrifft, d. h. die Annahme, ja, wir möchten fast sagen, die Absorption des reformirten Glaubens von Seiten des Adels, so hatte diese folgende schlimme Wirkungen. Sie verbinderte den reformirten Glauben daran, populair zu werden. Die Chefs desselben waren nicht aus dem Volke und konnten also nicht mit dem Volke sympathisiren. Durch sie wurden die Priester, die ringigen Leute, von denen man einen mächtigen Einfluß auf die Nation erwarten konnte, ganz und gar in Schatten gestellt. Auch die natürliche Ordnung der Dinge schient man umgekehrt zu haben; denn in moralischen Revolutionen muß, umgekehrt den politischen, die Reform von dem Volke zu den Großen emporstellen, und nicht von den Großen zu dem Volke hinab. Die erste Ausbreitung des Christenthums bewies es, und die ganze Geschichte lehrt es, daß, wenn auch die höheren Stände ihre eigene Philosophie besitzen, die Religion immer von der Grundfeste zur Zinne der Gesellschaft emporwachsen muß, wenn sie nicht, wie in Frankreich, wirkungslos verdorgegeben soll. Weil in diesem Lande gerade das Umgekehrte erfolgte, wurde die Reformation gleich im Anfang eine große politische Frage. Allerdings ist dieses Phänomen auch bei anderen Völkern schon vorgekommen, aber nirgends so feindlich mit Riesenkraft der Niederstande) so vollständig und für die Zukunft so unheilvoll als Recht hatte, Wurzel zu schlagen.

Was aber den Ruin des Protestantismus im Frankreich am wirksamsten herbeiführte, war sein anscheinender Triumph. Durch weltliche Mittel wurde er zu einem weltlichen Institute; das Edikt von Nantes bewirkte dies, indem es den Reformirten ihre eigenen Städte, Garnisonen, Revenuen und Verfassungen bewilligte. Wir dürfen uns kein vollkommneres Imperium in imperio, das jemals in irgend einem Lande existirt hat; sie waren in der That eine protestantische Republik in einer katholischen Monarchie, und ihr ganzes Streben gestaltete sich als ein materielles, weltliches. Sie waren ein großes National-Conseil, das mit dem Königlichen Rathe parallel lief, die Entscheidungen des letzteren bestritt und kontrollirte, und immer sich bereit zeigte, seine Autorität mit dem Schwerte in der Hand geltend zu machen. Bei so bewandten Umständen verdienen Richelieu und Ludwig XIV. unsere Achtung, wenn sie die Hugenotten und ihre Festungen zu Felde zog. Da die Stärke der protestantischen Partei nur materieller Art war, so mußte sie natürlich unterliegen.

Der jetzige Zustand des Protestantismus in Frankreich datirt sich aus der Zeit des Konsulates. Die Aufhebung des Ediktes von Nantes war der Marktstein seiner älteren Geschichte. Zwischen beiden Perioden fallt eine lange Reihe von Verfolgungen und Proscriptionen, über die man die Data gar nicht Mühere weiß. Die Dragonaden, wenn wir die Geschichte lesen beschließen für uns die Geschichte der Protestanten Frankreichs. Nach jenen schrecklichen, die Menschheit entehrenden Scenen ist unsere Kenntniß von den Französischen Ebristen nur negativer Art, jedoch hinreichend, um uns auf der einen Seite ein schreckliches Gemälde von Leiden und unbeugsame Tyrannei auf der andern Seite zu zeigen. Der Protestantismus war in der That in Frankreich vertilgt, sofern das Gesetz ihn vertilgen konnte. Die Reformirten hatten keine Kirchen, keine anerkannte Geistlichen, keine legale Heirathe- oder Beerdigungs-Formen und überhaupt kein bürgerliches Recht. Sie waren eine zerstreute, gejagte Heerde und konnten Gott, wie sie sich ausdrückten, nur in der Wüste dienen. In einigen wilden Gegenden der Cevennen und in gewissen Klüften der niederen Alpen, die ihren grausamen Verfolgern fast unzugänglich waren, versammelten sie sich von Zeit zu Zeit und begingen ihren Gottesdienst. Ihre Prediger, arme und unbekannte Leute, aber wahre Glaubensbelden, durchwanderten diese Gegenden, unterzogen sich den wahrhaft apostolischen Beschwerden, feierten gelegentlich das Abendmahl in Felsen, Kellern oder Grotten und ermahnten diejenigen, die sich verheirathen, um sie zu hören, zu christlicher Tugend und Gehuld.

Dieser Zustand dauerte länger als ein halbes Jahrhundert. Der ehrwürdige und edle Malesherbes, der noch im Alter das ganze Feuer und enthusiastische Wohlwollen eines Jünglings zeigte, war der Erste, dessen Stimme zu Gunsten der Geächteten erscholl. Rudbiere folgte seinem berühmten Beispiel und öffentlichen Beispiel XVI. einer Wirksamkeit zu Gunsten, aus der wir folgende mittheilen: „Ein Zwanzigtheil der Bewohner des Reiches, mit Gewalt in ihren Gränzen abgesperrt, ist ohne Gottesdienst, ohne bürgerliche Aemter und Rechte. Sie sind verbrieathet und doch ohne Frauen; Väter, und doch ohne Erben. Sie können weder geboren werden, noch sich verbrieathen, weder leben noch sterben, ohne entweder den öffentlichen Gottesdienst zu entweihen oder die Gesetze zu übertreten. Mehr als eine Million Franzosen haben in ihrer eigenen Heimath die Rechte verloren, deren Fremdern in kultivirten sowohl als barbarischen Ländern genießt, und die man in Frankreich dem ärgsten Missethäter nicht versagt. Wir beklagen den Zustand der Katholiken in England; sie mögen unglücklich seyn; aber es leidet wenigstens keine Infamie auf ihnen. Ihre Ehen werden nicht als Konkubinate, ihre Kinder nicht als Bastarde betrachtet. Ihre edlen

Google

Familien sind nicht in die traurige Nothwendigkeit versetzt, ihren Adel durch heimliche Ehe zu bewerben, die vor den Tribunalen nichts gelten; und finden sie ihre Lage im Vaterland unerträglich, so steht es ihnen frei, auszuwandern. Die Häfen der drei Nationen stehen ihnen offen." Die Wirkung dieser und ähnlicher Vorstellungen auf den von Natur gerechten und wohlwollenden Ludwig XVI. war die Wiedereinsetzung der Reformirten in die bürgerlichen Rechte der Ehe und Taufe.

Damals drängten sich — wie Rabaut, ein protestantischer Schriftsteller, sagt — die Reformirten schaarenweise zu den Richtern, um ihre Heirathen und die Geburt ihrer Kinder eintragsiren zu lassen. In vielen Gegenden wußten die Richter selbst zu den verschiedenen Gemeinden in ihrem Bezirke Rath, um den großen Zudrang zu vermeiden. Oft trafen die Richter ihre eigene Heirath mit der ihrer Kinder und Kindeskinder.

Im Anfang der Revolution gewährte die National-Versammlung den Protestanten das volle Bürgerrecht; allein es half ihnen wenig, als die Männer des Terrorismus jenem religiösen Glauben den Vernichtungskrieg ankündigten. Erst Napoleon gestand der Ruhm, den protestantischen Kultus in Frankreich wieder fest begründet zu haben. Obgleich man die religiöse Freiheit schon vorher proklamirt hatte, so waren doch die meisten reformirten Gemeinden zu arm, um Kirchen zu bauen, und sie hielten noch immer ihren Gottesdienst unter freiem Himmel. Napoleon machte den Protestantismus zu einer National-Institution, bezahlte die Prediger aus den Staats-Fonds und verpflichtete die Präfekte, in denen es Protestanten gab, zur Unterstützung ihrer Seelsorger und ihres Gottesdienstes beizutragen. Wir glauben, daß Napoleon in diesem Punkte eben sowohl von seinem Gewissen als von politischen Gründen sich leiten ließ. Seine Absicht war, eine Opposition Protestantischer, die ihm für das Edikt vom Eleminal ihren Dank abstatte, war sehr energisch. Sehr erkannten uns, den Schutz davon mitzutheilen. „Ich ergreife diese Gelegenheit", sagt er, „den Geistlichen der reformirten Kirchen zu erklären, daß ich den festen Willen habe, die religiöse Freiheit im vollsten Sinne des Wortes aufrecht zu erhalten. Die Herrschaft des Gesetzes hat ihre Gränze da, wo die unbeschränkte Herrschaft des Gewissens anfängt. Weder Fürst noch Gesetz können in die letztere einarteten, und wenn irgend Einer aus meiner Familie, der mir auf dem Throne folgen sollte, von einem irre geleiteten Gewissen gefänscht, einen solchen Versuch macht, so gebe ich ihn der öffentlichen Verwünschung preis und autorisire Euch, ihn mit dem Namen eines Nero zu belegen."

Als die protestantischen Kirchen Frankreichs ihre legale Existenz wieder erhalten hatten, änderten sie nichts in ihrem Glaubens-Bekenntniß und sehr wenig in ihrer alten Disziplin. Die meisten Protestanten Frankreichs sind Kalvinisten; sie übergaben denselben sich zur Augsburgischen Confession. Die kirchliche Verfassung ist bei Beiden dieselbe: sie halten Consistorien, Colleganien und nationale oder Provinzial-Synoden. Die beiden letzteren geistlichen Versammlungen dürfen jedoch nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Ministers des öffentlichen Unterrichts stattfinden; und da diese Erlaubniß nur selten bewilligt wird, so haben die Kirchen keine andere Gelegenheit, mit einander zu konferiren, als Privat-Korrespondenz. Die sind fast stehen Etablissements, ohne geistliches Zusammenwirken. Allein das größte Uebel, das sie erdulden müssen, hat in dem Gesetze vom 18. Germinal seinen Grund. Dieses Gesetz besagt, daß die Mitglieder der Consistorien, den Pastor loci allein ausgenommen, aus denjenigen Einwohnern gewählt werden sollen, welche die bedeutendste Schatzung entrichten. Da nun die Pastoren selbst durch diese Consistorien gewählt werden, so reinget sich's unzählige Male, daß man sie aus Gründen wählt, die mit ihrer religiösen Ueberzeugung nichts zu schaffen haben. Gerade unter denen, die die höchsten Steuern entrichten, finden sich auch die Pleisten, die sich überhaupt um keine Art Religion kümmern, und nicht selten haben sie Kandidaten des Predigtamts nur darum abgewiesen, weil diese ihren Entschluß, das Evangelium zu predigen, freimüthig aussprachen. Daher der Sozinianismus und der Separatismus. Sozinianer und Unitarier sind ihrer Begünstigung von Seiten der Steuer-Einrichter so gut als gewiß; und die wahren Prediger des Evangeliums — müssen, weil man sie von der nationalen Kirche ausschließt, unter ihren Willen Separatisten werden.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Catalogue général des pièces de théâtre anciennes et nouvelles. — Von Barba. 2 Fr.

Campagnes des Français en Italie, en Egypte etc. depuis 1796. — Von Anber und Rouffion. Neue Auflage. Erster Band. 24 Fr.

Chimie médicale raisonnée. — Von Robin. 8 Fr.

Histoire de la réformation au 16e siècle. — Von Merle d'Aubigné. 6½ Fr.

Afrika.

Thomas Campbell's Briefe aus Algier.

Dritter Brief.

(Schluß.)

Endlich haben wir noch als einen mildernden Punkt der Christen-Sklaverei zu Algier den Umstand zu erwähnen, daß, so oft die Sklaven gemißhandelt wurden, ihnen das Recht zustand, sich nach dem Palast des Dey oder in das nächste Maradut (eine Mahometanische Kapelle) zu begeben und hier ihre Klage vorzubringen. Wenn die Mißhandlung erwiesen war, so erhielt der Besitzer einen Verweis darüber, und wenn der Fall sich noch einmal wiederholte, so wurde der Sklave ohne Weiteres dem grausamen Gebieter genommen und einem andern Herrn zugeschlagen. Auf diese Weise hatte es denn doch wenigstens den Schein einer Berücksichtigung der gewöhnlichen Humanitäts-Vorschriften. Allein wenn man auch alle diese Nebenumstände zusammennimmt und die Sklaverei von Algier in das mildeste Licht darzustellen sucht, so kann sie doch nie von Grausamkeit unbedingt losgesprochen werden, die den zur Abschaffung derselben von so vielen eifrig genug betragenden Europäischen Regierungen stets in der Geschichte zum Vorwurfe gereichen wird. Selbst das den Sklaven eingeräumte Recht, sich wegen barter Behandlung an den Dey zu wenden, mochte größtentheils vielleicht nur zu Spott und Hohn Anlaß gegeben haben. Auch bedauerten selbst diejenigen Reisenden, die sich sonst zu vielen Gegenden wußten die Richter selbst zu den verschiedenen Gemeinden in ihrem Bezirke stehen, um den großen Zudrang zu vermeiden. Oft trafen die Richter ihre eigene Heirath mit der ihrer Kinder und Kindeskinder.

Im Anfang der Revolution gewährte die National-Versammlung den Protestanten das volle Bürgerrecht; allein es half ihnen wenig, als die Männer des Terrorismus jenem religiösen Glauben den Vernichtungskrieg ankündigten. Erst Napoleon gestand der Ruhm, den protestantischen Kultus in Frankreich wieder fest begründet zu haben. Obgleich man die religiöse Freiheit schon vorher proklamirt hatte, so waren doch die meisten reformirten Gemeinden zu arm, um Kirchen zu bauen, und sie hielten noch immer ihren Gottesdienst unter freiem Himmel. Napoleon machte den Protestantismus zu einer National-Institution, bezahlte die Prediger aus den Staats-Fonds und verpflichtete die Präfekte, in denen es Protestanten gab, zur Unterstützung ihrer Seelsorger und ihres Gottesdienstes beizutragen. Wir glauben, daß Napoleon in diesem Punkte eben sowohl von seinem Gewissen als von politischen Gründen sich leiten ließ. Seine Absicht war, eine Opposition Protestantischer, die ihm für das Edikt vom Eleminal ihren Dank abstatte, war sehr energisch. Sehr erklaren uns, den Schutz davon mitzutheilen. „Ich ergreife diese Gelegenheit", sagt er, „den Geistlichen der reformirten Kirchen zu erklären, daß ich den festen Willen habe, die religiöse Freiheit im vollsten Sinne des Wortes aufrecht zu erhalten. Die Herrschaft des Gesetzes hat ihre Gränze da, wo die unbeschränkte Herrschaft des Gewissens anfängt. Weder Fürst noch Gesetz können in die letztere einarteten, und wenn irgend Einer aus meiner Familie, der mir auf dem Throne folgen sollte, von einem irre geleiteten Gewissen getäu

ward des Herrn Descouse mit. Ich sprach denselben Abend noch mit mehreren Franzosen und drückte ihnen mein Bedauern darüber aus, daß ihr Experimentir-Garten in Folge einer so falschen Oekonomie zu Grunde gehe.

Bei Gelegenheit des Gartenbaues kann ich nicht umhin, der allgemeinen Besterbungen im Feldbaue Erwähnung zu thun, die die Franzosen rings auf dem Gebiete von Algier kundgeben. Ich habe meine Kenntniß dieser Sache hauptsächlich dem Herrn Larrouy, dem ersten Kanzleyen von Algier, zu verdanken, der durch seinen Reichthum, durch seine Kenntnisse und seinen Gemeingeist veranlaßt wurde, bedeutende und großartige Versuche in der Landwirthschaft anzustellen. Derselbe theilte mir ein Werk im Manuskript mit, das er über den Gegenstand abgefaßt hat. Er daute hier jene feinere Seite Getraide, die die Franzosen tuzelle nennen; mit Erfolg an, und er gewann auf ungedüngtem Boden das 8½ das 12½ sache der Aussaat. Dagegen wollten die größeren Getraidesorten nicht in dem Maaße gedeihen, und auch der Hafer schien nicht besonders an. Die Baumwollenstaude schoß in Ueberwuchs und in guter Qualität hervor. Auch einige Versuche mit der Indigo-Pflanze fielen gut aus, und er hat Proben von diesen Produkte aufzuweisen, die so schön sind, als wie je welche aus Ostindien erhalten haben. Auf einem anderen seiner Grundstücke hat Herr Lerroux eine Olivenöl-Mühle angelegt, deren Produkt zum Theil so vortrefflich ausgefallen, als es je in der Provence geliefert worden, während der Rest war von geringerer Qualität, aber doch gut zum Gebrauche und immer noch einigen Werthe ist.

Nach Allem, was ich hier erfahren und selber beobachten kann, scheint es mir keinem Zweifel unterworfen, daß die tropischen Produkte, welche die Regentschaft Algier zu erzeugen im Stande wäre, eine bedeutende Quelle des Wohlstandes für Frankreich werden könnten, wenn erst die Schwierigkeit, Kapitalien von auswärts hier einzuführen, gehoben sein wird. Gegenwärtig, wo man in Europa Kapitalien auf 4 pro Cent ausleiht, variirt der Zinsfuß hier je nach dem Zutrauen des einzelnen Darlehers von zwölf bis sechzig Prozent. Dieser hohe Interessatz ist offenbar ein Hinderniß für jede Verbesserung in der Landwirthschaft sowohl als in dem kunstreicheren Gartenbau, besonders was solche Produkte betrifft, die eine größere Bebarrlichkeit und mehr Konsumfähigkeit erheischen. Es ist Thatsache, daß von der ganzen Zahl der hiesigen Europäischen Kolonisten, die sich etwa auf 300—400 beläuft, nicht mehr als fünf oder sechs Grundeigenthümer sich mit der Kultur des Oliven- und des Maulbeerbaumes beschäftigen — und doch sind das gerade Produkte, deren Erfolg man bestimmt für die Französische Industrie wie so unberechenbaren Wichtigkeit ist. Mag man auch immerhin noch Zweifel darüber hegen, ob der Anbau des Indigo's, der Cochenille, der Seidenpflanze, der Baumwolle und einiger andern Artikel Frankreich Vortheil bringen werde — das scheint doch gewiß, daß auch der Algierische Wein und Tabak eine neue Quelle des Wohlstandes für das Mutterland abgeben würde. Wollten wir aber auch einräumen, daß dieser Punkt ebenfalls noch bestritten werden kann, so unterliegt es doch sicherlich gar keinem Zweifel, daß der Anbau des Olivenbaumes zu Seife und Oel in Algier aufzuringen könnte. Allein gegenwärtig sind neunundneunzig von hundert Kolonisten genöthigt, sich ihren unmittelbaren Unterhalt durch den Anbau von Getraide und Vegetabilien zu verschaffen, die im Ganzen die Ausgaben und Mühen schlecht lohnen. Nur wenige Reiche anstüren sich einigermaßen damit, daß sie allerlei hübsche Versuche mit den verschiedensten Pflanzen-Gattungen anstellen; aber auch Alles ist nur ein Kinderspiel in Rücksicht auf die Vortheile, die Frankreich im Verhältniß zu den europäischen Kolonien, die es auf die Kolonie wendet, aus derselben zu ziehen mit Recht Anspruch machen dürfte.

Nach meiner Ansicht dürfte die Kolonie erst dann recht gedeihen, wenn die Regentschaft alle ihre Häfen in Freihäfen umwandelte. Ich theilte einmal diese Meinung hier einigen der einflußreichsten Französischen Civil- und Militair-Beamten mit. Aber besonders die letzteren schienen mir als Engländer gar sehr Vertrauen einflößen zu wollen; England, meinten sie, habe sich überhaupt angemaßt, mehrlich auf den Französischen Besitz von Algier. Diese Leute sind aber sehr im Irrthume, denn England hat Frankreich nicht einen Augenblick um Algier beneidet. Frankreich zahlt gegenwärtig fast anderthalb Millionen Pfund Sterling jährlich für das Recht, 27,000 Soldaten an der Küste halten zu dürfen, die beinahe jedes Jahr decimirt werden und die mit allen ihren Bleidbedürfnissen nur über wenige Meilen von dem Gebiete um Algier, Oran und Bona zu verfügen haben. Herr Lerroux, der von mir schon erwähnte Französische Kolonist, war der Einzige, der meiner Ansicht beipflichtete. „Ich glaube es sicherlich", sagte er, „daß das Geschwindeste, was Frankreich thun könnte, wäre, die Häfen von Algier alle zu Freihäfen zu erklären."

Wenden wir uns nunmehr von unserer kleinen Diversion ab, und begeben wir uns wieder zurück nach dem Thore von Babazun. Lassen wir dieses Thor rechts liegen, so kommen wir auf einen schönen geräumigen Weg, der auf Befehl des Herzogs von Rovigo in der Zeit des Hügels angelegt ward. Während wir den Hügel hinan steigen, ist es interessant, einen Blick rückwärts nach unten zu werfen. Ein Palmbaum mit seinem gefiederten Laubwerk giebt der Scene einen Orientalischen Charakter. Auch sehen wir von der Anhöhe aus mehrere malerische Maradutz, und unser Führer zeigte uns eine Stelle, die er das Grab von (Baradin) Barbarossa nannte.

Auf dem Gipfel dieses Hügels gelangen wir an der großen Straße, die nach Dueza und Bufarik führt. Hier haben wir die prachtvollste Aussicht vor uns: die Stadt mit ihren gewaltigen blauen Hafenlinie — die weißen Landhäuser mit ihren Pomeranzen-Gärten — die hier und dort von Palmbäumen umschatteten Maradutz — die Ebene unterhalb mit den ausstrigenden in der Sonne funkelnden Dünsten des Flusses Hrach, der seine Gewässer selbst am Kap Matifu entlader — und endlich die erhabenen Gebirge, die sich hinter Metidjah emporthürmen. Alle diese rings um mich ausgebreiteten Gegenstände erregten in mir nur das Bedauern, daß ich keinen angezeichneten Maler bei mir hatte, der die herrliche Scene auf Papier bringen konnte. Die Franzosen haben den jüngeren Vernet hierher geschickt; allein dieser ist längst wieder zurückgekehrt, und ich habe nichts von seinen Algierischen Skizzen zu sehen bekommen. Die Höhe der Gebirge ward von früheren Reisenden verschiedentlich angegeben. Was mich betrifft, so hat mich die herrliche Aussicht derselben zu sehr ergötzt, um mich hier wegen einiger hundert Fuß mehr oder weniger noch herumzustreiten; aber wir schien der höchste derselben etwa zweimal so hoch, wie der Berg Nevis zu sein. Sie gewähren einen außerordentlich imposanten Anblick. In einer langen Reihe sich hinziehend, mit schroffen tiefen Einschnitten und Klüften, mit purpurfarbenen Felsklippen und von der Sonne bronzirten Massen von steilen Abhängen — gewähren sie der Phantasie das Bild — wenn es erlaubt ist, Gebirge mit Menschen zu vergleichen — einer Schaar von gewaltigen Kriegern, die einer fremden Invasion Trotz bieten. Auch haben die Kabylen in diesen Engklüften die Tücken sowohl als die Franzosen bereits davon überzeugt, daß die Freiheit eine eingeborne Tochter der Berge sei.

Das Ersteigen der Anhöhe ist für einen Fußgänger zu ermüdend, und auch der Reiter ist gegen Mittag der Sonnenhitze zu sehr ausgesetzt. Man thut daher immer am besten, wenn man sich gerade zu der Zeit zu Pferde hierher begiebt, wo der Muezuer auf dem Minaret zum Morgengebet einladet und die Kanonen im Hafen die Frühstücks-Stunde verkündigen — während der Schatten auf die Höhen ihre von Thau durchnäßten Wälder zurückscheichen und das junge Tageslicht den Himmel röthet, gleichwie das frische Lebensblut die Wangen der Liebenden färbt.

Die einzige Fuß-Promenade, die man zu Algier machen kann, ist vor dem Thore Bab-el-Uëd. Wenn man das (nach der Zeit, innerhalb der es aufgeführt worden sein soll) sogenannte Sternwarengebäude — Fort und den Gottesacker passirt hat, kommt man zu drei einzelnen Orte, der noch jetzt „Garten des Dey" genannt wird, und der mit vielen Gebäuden, mit marmorgepflasterten Höfen und prächtigen Fontainen bedeckt ist. Die Gebäude, an deren Seiten die Franzosen zahlreiche Schilderhäuser aufgestellt, sind neuerdings in ein Militair-Hospital umgewandelt worden, während das Gartenland als eine zweite Pflanzschule für die vorzüglichsten botanischen Produkte benutzt wird, die die Franzosen in Afrika zu erzielen bemüht sind. Diese Bab-el-Uëd-Pépinière ist indeß nach einem viel kleineren Maßstabe angelegt, als sie es unter dem Thore Babazun ist; sie enthält nicht mehr als einige Morgen Gartenland. Ich machte hier die Bekanntschaft des Dr. Marès, des ersten hiesigen Hospital-Arztes, der mir erlaubte, jeden Morgen mit einem Tuche voll wild wachsender Blumen zu ihm zu kommen, deren sämmtliche botanische Benennungen er mir auf ein Blättchen Papier aufschrieb, während er mit die Regeln und Anweisungen zur Erhaltung derselben nämlich mittheilte.

In diesen Dey-s-Gärten findet man die Baumwollen-Stande und den Baumwollen-Busch, so wie das Zuckerrohr und das Cochenille-Insekt, das mit den verschiedenen Sorten der ungeschalteten Indischen Kaktus gefüttert wird. Man wird mir die Frage aufwerfen, wie denn alle diese Produkte hier gedeihen? Und wenn es wahr ist, wie mehrere reisende Botaniker behauptet haben, daß dieselben hier im Kleinen gar gut fortkommen, sollte man nicht daraus schließen, daß sie einen Anbau im Großen gewiß lohnen würden? Ich muß die Antwort darauf der praktischen Erfahrung eines in den Tropen-Gegenden bewanderten Landmannes überlassen, der mit der Sache mehr vertraut ist. Uebrigens dürften wir die nächste Lösung dieser Frage vielleicht von einem jungen Holländer erwarten, den ich zufällig hier kennen gelernt. Derselbe hat von seinem Vater mehrere tausend Pfund Sterl. erhalten, um hier Land anzukaufen und sich als Kolonist niederzulassen. Er erzählte mir, daß er das Land hier für einen Spottpreis angekauft, daß er aber eher keinen Spaten oder Pflug an dasselbe setzen wolle, bevor er nicht wenigstens zwei anderthalb Jahre studirend die Atlantischen Meere gewesen und dort selbst die Kultur des Zuckerrohrs, des Indigo's u. s. w. studirt hätte; zu diesem Zweck schifft er sich denn auch nächstens nach Amerika ein.

Dicht an die Gärten und den Palast des Deys stoßen einige Gebäude, die gegenwärtig zu Kasernen dienen, die aber vormals als „Pondrière" benutzt wurden. Wenn ich das Französische Wort recht verstehe, so bedeutet es nichts anderes, als eine Pulvermühle; aber ein Palast und eine Pulvermühle so nahe beisammen — müßte das nicht auffallend erscheinen? Und doch war dies gerade der Palast, in dem die Deys ihre schönsten Frauen zu halten pflegten. Haben Ihre Hoheiten etwa den sonderbaren Wunsch gehegt, daß ihre Harem einmal hier in die Luft springen möchte? Sicherlich nicht, denn die Deys setzten sich zu selber immer mit der nämlichen Gefahr aus. Diese Pulvermühle stand aber noch dazu dicht an der See, so daß das erste beste feindliche Kriegsschiff im Stande gewesen wäre, eine Bombe in dieselbe hineinzuwerfen, ohne selbst einmal den in der Nachbarschaft aufgestellten Batterieen zu nahe kommen zu dürfen. Der letzte Dey hatte indeß bereits seit vielen Jahren seine Sommer-Residenz verlassen, indem er sich aus Furcht vor einem möglichen Tumulte seiner Janitscharen nach der Casbah flüchtete.

Nord-Amerika.

Amerika's geistige Beziehungen zu England.

Schlußbemerkungen über die Literatur der Vereinigten Staaten, von Timothy Flint.*)

Indem wir hiermit unseren Abriß von der Amerikanischen Literatur beschließen, glauben wir, behaupten zu können, daß jeder Punkt so kurz

*) Vgl. Nr. 126 des „Magazins".

Digitized by Google

als möglich von uns bräuchet und daß in den engen Gränzen unserer Abhandlung Gegenstände erörtert werden sind, mit denen man ganze Bände füllen könnte, wenn sie nach Gebühr gewürdigt werden sollten. Wir haben, wie sie sich uns vor Augen stellten, einige der Hindernisse angedeutet, die daran Schuld sind, daß es unsern literarischen Bestrebungen an Aufmunterung fehlt, und daß wir keine aufgehäufte Schätze einer National-Literatur besitzen. Auch glauben wir, schlagende Beweise dargebracht zu haben — wenigstens scheint es uns so —, daß dieser Mangel andere Ursachen hat, als die, daß wir nicht eben so viel große Geister, eben so viel Talente, eben so lebhafte Fassungskraft, eben so viel Anlagen, eben so hohe Gedanken, eben so echte Begeisterung, eben so viel Fähigkeit zu Fortschritten in den Wissenschaften und schönen Künsten besäßen, wie unser Mutterland.

Wie kurzsichtig, wenigstens wie beschränkt müssen die Hall's, Hamilton's, Fiddler's et id genus genus gewesen seyn, die in dem letztverflossenen Jahren unser Land durchreisten, und denen es nach ihrer Heimkehr Vergnügen gemacht zu haben scheint, uns als ein dummes, halb wildes Volk zu verschreien, das keine Literatur, keine Künste, keinen Geschmack habe und nicht einmal die gewöhnlichsten Erheiterungen der Lebens kenne. Wäre es nicht viel natürlicher, freundlicher und auch gerechter gewesen, wenn sie uns als die unverfälschten Sprossen hinge des Englischen Stammes anerkannt und nun wenigstens die Fähigkeiten entarteter Engländer zugestanden hätten? Um wie viel gerechter würde Englands Urtheil gegen uns, um wie viel wohlwollender seine Gesinnung gegen uns seyn, wenn die Britischen Reisenden, welche uns besuchten, nur etwas von der Einsicht, von der philosophischen Weltkenntniß und von der Seelengröße solcher Männer wie Humboldt und Chateaubriand gehabt und dann, statt jener gespitschen Zwerge, über uns geschrieben hätten! Wie würde das Englische Publikum im Stande seyn, unsere Verdienste und Fehler, unser Vorzüge und Mängel richtig gegen einander abzuwägen, wenn nicht wahrhaft gebildete Männer von auserzeichnendem Scharfsblick und philosophischem Beobachtungsgeist uns einer Prüfung würdigen und unseren physischen und intellectuellen Zustand genau untersuchen.

Eines ist gewiß: wir kamen sehr natürlich zu unserem krankhaften Gefühl nach gemeiner Politik und zu der leidenschaftlichen und traurigen Kränkesucht unserer politischen Parteigrößen; wir kamen sehr natürlich zu unserer unmäßigen Eitelkeit und Ruhmredigkeit; wir kamen sehr natürlich zu den meisten jener angeblichen schlechten Eigenschaften, welche die letzten Englischen Reisenden an uns so verächtlich und lächerlich gefunden haben. Sie sind das Vermächtniß, welches uns von unseren Englischen Vorfahren hinterlassen worden ist. Zu der That, die Verewigten Staaten sind nichts als eine zweite Auflage von England in Folio statt in Duodez.

Es ist eitel und zuthoretig wir aber auch seyn mögen, so geht unsere Thorheit doch nicht so weit, daß wir uns einbilden sollten, wir hätten schon eine Literatur, die sich mit der Englischen vergleichen ließe. Dagegen kann jedoch auch das Volk jenes Landes nicht so vom Vorurtheil verblendet seyn, um nicht begreifen zu können, daß wir, aller unserer Mängel ungeachtet, den kühnen Erfindungsgeist, den sterbenden Sinn, die Selbstachtung, das Nationalgefühl und alle die Hülfsquellen, physische sowohl als geistige, besitzen, welche die Grundbestandtheile der Größe einer Nation ausmachen. Seit jenen Zeit unserer politischen Existenz haben wir uns vom Ocean bis zu den Seen, und von den kalten Küsten des Nordostens bis zu den Orangen und dem Zuckerrohr des Südwesten ausgebreitet, und über diesen Raum von bereits mehr als dreizehn Millionen mannigfach veränderter Kontinental-Engländer verbreitet. Auch giebt es kein anderes Land auf der Welt, das, unabhängig von jedem andern, in sich selbst so reiche Mittel aller Art zu jeweder Bequemlichkeit und Verbesserung enthält. Wenn die Engländer der Amerikanische Bücher lesen, so sollten sie doch wenigstens einen Blick auf die Zahl und den Inhalt unserer Zeitungen und periodischen Schriften werfen, sie sollten die unzähligen Werke in Betracht ziehen, welche fortwährend aus der Amerikanischen Presse hervorgehen, ohne daß dabei Gönnerschaft und Lohn zum Antrieb dienen, da unsere Schriftsteller vielmehr wissen, daß sich Wenige unter uns mit etwas Anderem als Handel und Politik beschäftigen, und daß diese Wenigen noch eine angeborene Verliebe für die Englische Literatur haben — alle Werke, die aus einem innern Drange entstanden sind — und davon sollten sie nach allem diesen bedenken, ob wir nicht Bücher genug aufzuweisen haben würden, wenn wir ein zahlreiches Corps von Literaten, wenn wir literarische Kapitale, wie London und Edinburg, und eine Regierung und Privatleute hätten, die geneigt und im Stande wären, der Literatur die freigebige Gunst zu erweisen, die sie in den herrlichsten und fruchtbarsten Zeiten der Englischen Geschichte in jenem Lande fand.

Man sollte denken, daß die Engländer einen gerechten und achtungswerthen Stolz darin finden und sich selbst dadurch geehrt fühlen müßten, wenn sie über uns wohlwollend und rücksichtsvoll urtheilten, da wir zu einer und derselben Familie mit ihnen gehören und Sprache, Blut, Gesetze, Institutionen und geistige Fähigkeiten mit ihnen gemein haben. Doch die Zeit, wo sie gerechter, wenn nicht freundlicher, von uns denken werden, wird auch kommen; der Stolz auf ihre unermeßliche Kolonial-Herrschaft, auf ihre Tapferkeit zu Lande und zur See, auf ihren Reichthum, ihre Industrie und auf ihre Literatur wird dann in dem erhebenderen Gedanken untergehen, daß sie diesem Anglo-Amerikanischen Reiche das Daseyn gegeben haben, welches — eine gewiß nicht zu kühne Vermuthung — vermöge seines unbezweifelten Uebergewichts in allen möglichen Einflüssen am Ende Englands Sprache und Institutionen von Grönland bis zum Cap Horn, über den halben Erdball, verbreiten wird. Unserer Hemisphäre ein Übergewicht eingeräumt zu haben, das sich schon so herrlich enthüllet hat, einen andern Keim in Neu-England zu legen, der ähnliche Hoffnungen erregt, und so der Sprache Shakespeare's und Milton's die Unsterblichkeit zu sichern, daß sie einst die allgemeine Weltsprache werden kann, ist Ruhmgenug und könnte wohl den kleinlichen neidischen Wunsch, daß ein jüngeres Familienglied drehalb geringschätzig zu behandeln und zu verkleinern, weil es in den Wäldern der neuen Welt groß und blühend geworden ist.

Wir wenigstens, mögen wir nun von dem Muttererde vermeintlich gelimpft werden oder nicht, und mag man uns auch nach den Schilderungen eines Hall, Hamilton und Anderer uns derselben Schuld bezichtigen, wir fühlen uns dadurch nicht minder durch enge Bande der Erinnerungen und Ihren, die über den Ocean hinüberreichen, mit unseren Gedanken und Empfindungen mit den grünen Fetzern an und den alten Heerden und Altären der Heimath unserer Vorfahren verknüpft. Wir fühlen uns berechtigt, auf einen Antheil an der Erbschaft ihres Ruhms Anspruch zu machen. Wir werden es nie vergessen, daß sie ihre Geschworenen-Gerichte, ihre Gesetze und Institutionen, ihren unbeschränkten Unabhängigkeitssinn und das rührende und moralische Temperament, welches uns als Volk auszeichnet, uns vermacht hat. Ihren National-Charakter herabzusetzen und zu verunehren, wäre ein selbstmörderisches Attentat gegen unsere eigene Ehre. Trotz aller ihrer Fehler und Thorheiten lieben wir sie doch. Unsere Lieblings-Lektüre und unsere theuersten Erinnerungen von der Jugend bis ins Alter lassen das Wort „Vaterland" unserer Phantasie als ein Zubegriff alles Herrlichen und Romantischen erscheinen. Selbst unsere jüngsten unter unseren Schriftstellern und Staatsmännern, welche im Wahn befangen sind, sie seichterigkeit angeerben, lassen sich nach und nach dösen Gift des Famkinnyrnisses zu ihren Schmähungen und Verleumdungen verleiten, während sie innerlich doch den Gegenstand ihrer eitlen Rachrede verehren. Wohin wir auch äußerlich den Schauplatz unserer Dichtungen und Gesänge verlegen, in unseres Geistes Auge stehen sie doch in den Parks und Lustwäldchen der Grafen und Lords und bezoge Alt-Englands, und werden beleht durch die theuren Erinnerungen an die Ahnaden und Vorfinne, deren treue, aber unglückliche Lose uns in unseren romantischen Tagen so manche Thräne entlockt.

Wenn es wahr ist, daß der Stern der Herrschaft dereinst über den westlichen Horizont aufsteigen soll, so wollen wir uns nicht von dem wohlgefälligen und stolzen Geist, der nur zu oft über unsere protestantischen Redner kömmt, berühren lassen, die Geschicke der Nationen in den verborgenen Blättern der Zukunft zu erforschen, mit dem Wunsche, Englands Ruhm, gleich dem der anderen mächtigen Reiche der Vorgangzeit, in Dunkel untergangen zu sinden. Werden wir angegriffen, so wird es nie an Nationalstolz und männlichem Sinn mangeln, es fehlen, um Englands Vertheidigungen, eben so wie die jetzo anderer Völke, in ehrlichem Kriege, wie er wahrer Tapferkeit geziemt, zu siegen. In Gewerben, Erfindungen und physischen Verbesserungen brauchen wir für die Ehre des Amerikanischen Weltalters nicht besorgt zu seyn. In der Diplomatie haben wir England stets die Stange gehalten. In der Literatur sind dem eigenlichen gesitzten Weltkreis weiten wir stets die unsere besten Kräfte aufbieten und mit dem edlen und hohen Ehrgeiz unserer Vorfahren wetteifern gegen die, welche den Muth haben, sie überlegenheit, auf welcher Seite sie auch seyn mögen, beständig anzuerkennen. Aber nur ein Geist, den wir weder benennen, noch nennen würden, könnte sich an dem Gedanken ergötzen, daß der Gang jenes Strebens sich endlich in Dunkel verlieren möchte, jenes Reiches, von dem wir unser Blut und unsere Institutionen überkommen haben, wovon wir können unterwohnenden Sinn, unsere Liebe zu Mannesmuth und Wagen, und den Charakter, der schon Millionen von Gliedmaßen über unser großes Land verbreitet hat.

Die ernsthafte Unfreundlichkeit und Armseligkeit des Zuhasses, den wir jetzt vor unseren Augen sehen, ist nicht so erfreulich, daß unsere Blicke nicht über den Ocean nach dem Lande unserer Ahnen, dem Lande der höchsten Vollendung in Gewerben, Wohlhabenheit, feinen Sitten und Literatur, schweifen sollten, um dort höhere Vorbilder zu suchen, selbst wenn die Erinnerungen, von denen wir uns leiten ließen, trügerisch wären. Auch werden wir die letzte Eindichtung, wenn es nöthig ist, nicht aufgeben, daß wir Hamptons, Sidneys und Chathams, Shakespeare, Miltons, Newtons, Locke, Pope und Addisons unter unseren Vorfahren nennen können; daß wir die Sprache und den Geist der Patrioten und Staatsmänner, Dichter und Redner, Erfinder und Weltumsegler, der Handelsleute und Handwerker und des Volks gerne bieten, die alle zusammen, jeder in seiner Weise, dazu beigetragen, Englands Geschichte, ungeachtet mancher unverkennbaren Flecken von Entartung und Blut, zum glänzendsten Blatt zu machen, das jemals in den Annalen der Menschheit aufgezeichnet worden. (Athenaeum.)

Mannigfaltiges.

— Schiffbauholz. Der sämtliche Bedarf an Bauholz für die Königlich Großbritannische Flotte beträgt in Kriegszeiten 60,000 Last oder 40,000 völlig ausgewachsene Bäume, jeder eine Tonnenlast schwer, und deren 35 auf einem Acre Landes stehen. Im Frieden erfordert sich der Bedarf auf 32,000 Tonnen oder 48,000 Last. Ein Schiff von 74 Kanonen bedarf 3000 Last oder 2000 Tonnen Bäume, was der hundertjährige Ertrag von 57 Acres ist. Die ganze Flotte nimmt demnach einen Wald-Ertrag von 102,600 Acres, oder jährlich 1026 Acres in Anspruch. (English Paper.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 146. Berlin, Montag den 7. Dezember 1835.

England.

Scenen der Englischen Küste.

Die Küstenwächter. — Ein Schiffbruch. — Ein Gefecht mit Schmugglern.

Derjenige Theil von Englands Küsten, wohin ich meinen Schauplatz verlegen will, ist eine mit Klippen bewehrte oder, wie die Seeute sich ausdrücken, mit Eisen beschlagene Küste. Etwa eine halbe Viertelstunde vom äußersten Rande derselben stand eine Reihe Häuschen, von der Regierung als Station gegen die Schleichhändler errichtet. Diese Häuschen umgab eine etwa vier Fuß hohe Mauer, die zugleich in Gestalt Materland einfloß, auf dem jeder Einwohner sich Gemüse und Kartoffeln ziehen konnte. Eine gute Viertelstunde weiter landeinwärts lagen ein paar ärmliche, von Fischer-Familien bewohnte Hütten, die man vulgo das Dorf nannte. In noch größerer Ferne erhoben sich auf den baum- und heckenlosen Feldern einige Pachter-Wohnungen.

In dem geräumigsten der vorerwähnten Häuschen wohnte Lieutenant John Thornville, Ober-Befehlshaber dieser Küsten-Station, mit seiner Frau und Familie. Das einstöckige kleine Haus gehörte dem Ober-Bootsmann, dem nächsten im Kommando; das dritte dem Reiter-Offizier oder, wie man ihn jetzt betitelt, dem Korporal der dreitteren Wache. Das ganze Cantonnement beherbergte in Allem zehn Mann, ein Lieutenant ausgeschlossen.

Ein Zimmer im Hause des Lieutenants diente als Wachstube und hatte seinen besonderen Eingang. In diesem Gemach herrschte große Reinlichkeit. Die sauber gewaschenen Wände waren mit Waffen und andern militairischen Raritäten geziert. In der einen Ecke, auf einem mit schlecht bemalten Zahnen geschmückten Gestell, sah man kurzer Gewehre, Pistolen, Säbel und Bajonette, Alles schön blank und sommerlich geordnet. Am Fuße dieses Gestells lag ein Mörser, ein Theil von Capitain Mandy's leidenschaftlichem Apparate. An einer anderen Seite präsentirten sich, eben so geschmackvoll aufgestellt, Raketen, Blaufeuer u. dergl. Auch sah man hier ein Pult, mit einem großen Tagebuch darauf, in welches alle Begebenheiten, selbst die unbedeutendsten, hineingetragen wurden. Alles verkündete Geschäftigkeit und gute Disziplin.

Der Einzige, der in der Zeit, von der wir reden, dieses Gemach besetzt hielt, war Einer von der Küstenwache. Dieser mußte den ganzen Tag auf der Lauer seyn und jedes Schiff, das der Küste sich näherte, durch ein Fernrohr beobachten.

Kurz vor Sonnen-Untergang versammelte der Lieutenant die ganze Garnison auf der Wachtstube, um zu sehen, ob Keiner fehlte. Er rief sie Alle dabei nicht mit Namen, sondern mit Nummern, z. B. „Nummer Eins!“ — „Hier, Sir.““ — „Nummer Zwei!“ — „„Hier““ u. s. w. „Nummer Eins“, sagte der Lieutenant, „geht auf Nummer Sieben — Nummer Zwei geht auf Nummer Eins.“ Wohlbemerkt, auch die Wachposten hatten ihre Nummern.

Die Geschichte des Lieutenants Thornville hat wenig Merkwürdiges gar. Er kam sehr jung zur Marine und diente während des Kriegs vom Jahre 1793 an als tüchtiger Seeoffizier. Bei Gelegenheit der liberalen Besoldungen in den Jahren 1814 und 1815 schätzte er sich sehr glücklich, daß man ihn nicht vergessen hatte. Bald nachher nahm er ein Weib, und in kurzer Zeit sah er sich von einer wachsenden Familie umgeben. Dies bestimmte ihn, um eine Anstellung bei einer Küsten-Station sich zu bewerben. Hier lebte er zufrieden und also glücklich. Beförderungen sah er nicht; denn es war in seinem ganzen Revier, einen Pachter ausgenommen, dessen Gedanken nicht über seinen Pflug hinausreichten, keine Ranküle mit der vertrauten Umgang anknüpfen konnte. Die Kirche war drei Miles entfernt, und der nächste Marktflecken fünf Miles. Dann und wann kamen die Offiziere der benachbarten Stationen, um mit ihm zu dinieren und bei einem Glase Grog „altes Garn zu spinnen.“ Diese und der periodisch wiederkehrende Inspections-Commandeur brachten die einzige Abwechslung in sein monotones Daseyn. Die Zeit, die seine Dienstgeschäfte ihm übrig ließen, verwendete er, in Gemeinschaft mit seiner treuen Gattin, auf die Erziehung seiner Kinder, oder er beschäftigte sich mit der Feldarbeit in seinem Gärtchen.

Nachdem unser Thornville an jenem Abend seine Befehle, wie gewöhnlich, ausgetheilt hatte, ging er wieder auf sein Zimmer. Da hörte er ein leises Klopfen an der Thür, die sich auf das herkömmliche „Herein“ öffnete. Der Hereintretende war Hr. William Truman, der Ober-Bootsmann, welcher noch fernere Erläuterungen zu den erlassenen Befehlen in Empfang nehmen wollte. Herr Truman war eine hagere, wohl sechs Fuß hohe Figur, mit derben und verwitterten Gesichtszügen. Seine Uniform verkündigte einen halben Soldaten und einen halben Seemann. Die Disziplin beobachtete er so pünktlich, daß er den Lieutenant nie anredete, ohne sich kerzengerade hinzupflanzen, die Füße in der ersten Position und den linken Arm kraft an den Körper geschmiegt, während er mit dem rechten Arme den Hut vom Kopfe nahm. Er trete langsam und etwas steifelig, und begann es nie, jeder Person ihren ganzen Titel zu geben. So z. B. sagte er gern: „Lieutenant Thornville, der Commandeur Bromley, welcher der inspizirende Commandeur unseres Distrikts ist, wünscht Sie zu sprechen. Er hofft, daß Sie so bald kommen werden, als möglich, dieweil er Eile hat; und wenn Sie nicht gleich kommen, so kann es leicht sich treffen, daß Sie ihn nicht mehr finden werden, dieweil er Eile hat.“ Wir müssen hier gleich bemerken, daß die Konjunktion dieweil und von wegen Truman's Lieblingsworte waren. Er entschuldigte sich damit, daß er sagte, es sey sein Grundsatz, nichts zu thun, ohne den Grund anzugeben.

Von seinem Ober-Bootsmann begleitet, schickte sich der Lieutenant nun an, seine nächtlichen Küsten-Besuche zu machen. Da man die Landung eines Schiffes mit Contrebande erwartete, so bewaffnete er sich zuvor mit einem Paar Pistolen, einem Säbel und einem Knotenstocke. Der Weg führte über die Klippen dem Meere zu. Es war dichte Finsternis mit Schneegestöber, und der Wind blies gerade gegen die Küste.

„Wenn ich“, sagte Thornville, „nicht bestimmten Rapport hätte, so würde ich es kaum für möglich halten, daß es Jemand einfiele, heute Nacht hier zu landen. Unsere Leute verdienten wohl einmal Nachtruhe; denn sie sind nutzlich sehr strapazirt worden.“

„Lieutenant Thornville!““, sagte sein Gefährte, „ich weiß Ihre mittelidige Gesinnung wohl zu schätzen. Aber, mein werther Herr, die Dienstpflicht geht vor, dieweil wir dafür besoldet sind. Was mich betreffe, Lieutenant Thornville, so stehe ich bereits dreizehn Jahre im Küsten-Dienst, und binnen dieser ganzen Zeit ist mein Leben viceversa gewesen.““

„Was gewesen, Meister Truman?“

„„Vice-versa, Sir — das heißt so viel als: das Unterste zu Oberst gekehrt — das heißt, den ganzen Tag geschlafen und die ganze Nacht auf den Beinen. So werde ich denn ein vollständiges Amphibium, dieweil ich den Tag zur Nacht mache, und dieweil ich so gut auf dem Wasser lebe wie auf dem Lande. Aber mein Weib, Sir — die findet daran kein Gefallen, dieweil sie darüber brummt, Sir, und sagt, ich sey ein ganz unchristlicher Ehemann, der seinen Vortheil nicht benutze, wie andere brave Leute. Nun aber, Sir, ist das Weib ein Weib, dieweil sie nichts Besseres ist. Ich widerlege sie, Sir — ich sage ihr manches Dieweil und Wonwegen; aber es ist in den Wind geredet.““

So mit einander plaudernd, kamen die Beiden an den Rand der Klippe. Jetzt mußten sie abwärts steigen, um auf den Strand zu kommen. Der ziemlich steile, mit losen Steinen belegte Pfad machte das Hinabklettern schon bei Tage schwierig, und bei Nacht, wenn Alles mit Schnee bedeckt war, gehörte es für Leute, die hier nicht Bescheid wußten, zu den unmöglichen Dingen. Der Lieutenant aber und sein Ober-Bootsmann wußten ihre so trefflich Bescheid — wie oft hatten sie im Finstern diesen Weg gemacht! — daß sie vertrauungsvoll zuschritten. Truman stapfte voran und trällerte dabei sein Leibstückchen:

Ich esse, dieweil mich Hunger plagt;
Ich trinke, dieweil mich Durst dazu thut;
Ich schmauche, dieweil mir's so behagt:
Das ist für Leib und Seele gut.

Unter diesem Geträller war Truman dem Lieutenant wohl zwanzig Schritte vorangeeilt. Je weiter er ging, um so mehr erhob er seine Stimme, bis er endlich, nach seiner Meinung, sehr melodisch sang. Besonderen Nachdruck legte er auf den Refrain:

„Tol de rol lol, stoßt an, mein Herr Bruder, tol tol de rol lol!“

Plötzlich hörte der Lieutenant aus voller Kehle „weh! Mörder und Spitzbuben!“ schreien. Der Ober-Bootsmann war gegen einen andern Körper geramnt und im Zurückprallen seiner Länge lang niedergestürzt. Ein abherrreißendes Geschrei mischte sich in sein Hülferufen. Der Lieutenant zog mechanisch sein Pistol, spannte den Hahn und versuchte eiligst auf dem gefährlichen Pfade vorwärts zu kommen; aber bald glitt er selbst aus, und das Laufen verwandelte sich in ein unausgesetztes Rutschen durch Schnee und Schmutz, bis er mit dem Kolben auf Truman stieß, der jetzt ein noch längeres Harmgeschrei erhob. Thornville raffte sich auf und wollte auch Truman emporhelfen, stolperte aber zur Belohnung einen Fußtritt, der den „Mördern und Spitzbuben“

Digitized by Google

zalt. „Mir vom Leibe! infame Schurken!“ brüllte der Ober-Bootsmann. „Laßt mich nur erst wieder auf meinen Füßen stehen — ich will Euch schon ein Paar Denkzettel anhängen!“

„„Element! Billy Truman! Hört Ihr denn nicht? Soph Ihr besessen!““ Die wohlbekannte Stimme überzeugte den Ober-Bootsmann endlich, daß seine Bürden um ihn waren. Er arbeitete sich empor, und Beide retteten hinein das Terrain, um die Ursache des Larms zu entdecken. Es war nichts Geringeres als — eine Eselin mit ihrem Füllen, die in Hohlgrunde Obdach gegen den Sturm gesucht hatte.

„Diese waren also die mörderischen Schmuggler!“ sprach der Lieutenant, aus vollem Halse lachend. Truman stimmte ein, sein Gelächter klang aber viel hölzerner, weil er im Grunde voll Scham und Aerger war.

Als sie den Strand erreicht hatten, pfiff der Lieutenant, und fast unmittelbar darauf stand eine hohe athletische Figur vor ihnen. „Wer da?“ fragte der Lieutenant. „„Ich, Euer Gnaden““, sagte der Mann in breitem Irischem Dialekte. — „Ist hier Alles ruhig?“ — „Alles so still und ruhig, wie eine Katze, die einer Maus auflauft.““ — „Habt Ihr nichts wahrgenommen?“ — „„Nichts, Herr, außer dem Schnee und einer hinterlaken Nacht.““ — „Wann hadt Ihr mit Numero Sieben kommunizirt?“ — „„Um zwölf Uhr, Herr.““ — „Wachsicht mit Numero Sechs.“ — „„Gnau wohl, Sir.““ Mit diesen Worten marschirte der kolossale Irländer weiter. Nachdem Thornville und der Ober-Bootsmann auch die übrigen Schildwachen besucht hatten, kehrten sie mit möglichster Eil in die Wachstube zurück.

Es war beinahe zwei Uhr des Morgens, als der Lieutenant sich schlafen legte. Der Wind hatte unterdeß stärker angefangen, zu blasen, und Schnee und Regen fielen reichlich herab. Thornville lauschte unter seiner Bettdecke dem brausenden Sturm und wünschte sich Glück, daß er so gut geborgen sey, und nicht wie hundert arme Kreaturen auf dem launischen Ocean herumtreiben müsse. Seine Gedanken irrten bald hierhin, bald dorthin, bis endlich der Schlaf Alles in Vergessenheit begrub. Diesmal aber sollte unser guter Thornville die Wohlthat des Schlafes nicht lange genießen; kurz vor Tages Anbruch weckte ihn ein kleiner Rumor an den Fensterläden. Er sprang aus dem Bette, riß einen Fensterflügel auf und hörte sogleich die wohlbekannte Stimme eines seiner Bootsleute, der ihm zurief: „Ein Schiff am Strande, Sir.“

„„Wo?““ — „In der Nord-Bucht; ich habe zwar nichts weiter gesehen, als ein Licht, das hin und her fuhr, allein ich bin gewiß, daß es ein Schiff ist.““

„Ich werde gleich kommen. Sage Meister Truman, er solle die Mannschaft schleunigst in der Wachstube versammeln und den Lebens-Apparat bereithalten. Dann laufe geschwind nach dem Pachthause und hole eine Karre zu seinem Transport.““

In wenigen Minuten war der Lieutenant gerüstet. Seine Frau richtete sich im Bette auf und sprach mit liebender Besorgniß: „Mein guter John, ich möchte zwar nicht haben, daß Du die Pflichten Deines Berufs vernachlässigtest, oder Dein Herz verhärtetest, wenn es Rettung eines Mitmenschen gilt — aber John, lieber, theurer John, versprich auch dabei mir, daß Du Dein Leben in Acht hast!“

„„Mein treues, braves Weib!““, sprach er lächelnd, „„das kann ich nimmer vergessen.““ Er umarmte und küßte sie herzlich, und eilte dann hinaus zu seinen Leuten.

Unterdeß war der biedere Truman bis an den Rand der Klippe gegangen. Hier zündete er mit Hülfe seiner Pistole ein blaues Licht an, bessen bleicher gespenstischer Schimmer die schauerliche Gegend ein paar Augenblicke erhellte. Zur Antwort blitzte aus einiger Entfernung ein ähnliches blaues Licht auf; kaum ein drittes, viertes, und so nach einander die übrigen, bis das entfernteste wie ein heller Nebelstreif in dem Grauen der Nacht erschien. Es waren Signale, um die Mannschaft zu versammeln. Truman kehrte in die Wachtstube zurück, wo er den Lieutenant vorfand. In wenigen Minuten war die Mannschaft versammelt. Zuletzt kam auch die Karre, von zwei muthigen Gaulen gezogen; der Apparat zur Lebensrettung wurde hineingeladen, und Alles marschirte nach der Gegend, wo das Unglück sich ereignet hatte.

Die Entfernung betrug nicht mehr als eine halbe Stunde; aber das heftige Wetter, die schlimmen Wege und der finstere Morgen ließen unsere Leute erst mit Tages Anbruch zur Bai gelangen.

Der Schnee fiel noch immer so dicht, daß man selbst in kurzer Distanz keinen Gegenstand wahrnehmen konnte. Dem Lieutenant wurde jede Minute zu einer Stunde; er dachte weder an das Wetter, noch an sich, und blickte unverwandt nach jenem wohlbekannten Felsenriff, wo das Fahrzeug noch seinem Meinung gescheitert seyn mußte.

Endlich wurde es heller, und Aller Augen waren auf die See gerichtet. Um diese Zeit hatten noch eine Menge Fischer mit ihren Frauen und Kindern dem kleinen Trupp sich angeschlossen. Obgleich der Schnee gar nicht aufhören wollte, zu stöbern, so konnte doch ein scharfes Auge die dunkeln Umrisse eines Schiffes erkennen, das auf einer wohlbekannten Felsenkant saß. Thornville schrie mit angstvoller Ungeduld am Strande hin und her. Da grüßte ihn ein alter Fischer und sprach: „Das ist ein arger Sturm, lieber Herr; wir mich dünkt, bläst noch schärfer als vor vier Jahren um diese Zeit. Das Fahrzeug kann nicht lange mehr zusammenhalten.“ — „„Ich fürchte nichts““, versetzte der Lieutenant. — „Ich für mein Theil sollte denken, daß die ganze Mannschaft bereits umgekommen ist.“ — „„Gott verhüte das! In jenem Fall aber — und sollte nur noch Einer am Leben seyn — muß Alles zu ihrer Rettung gethan werden. Wollte nur der Himmel, daß es sich aufklärte! Ich möchte schon einen Versuch machen; aber unsere Boote halten's nicht aus — Hadded, Ihr müßt mir das Eurige leihen.““ — „Mein Boot! Nicht doch, das ist zu gut, Capitain!“ — Und wer hält mich schadlos dafür, wenn es verunglückte?“

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Cruciana. — Materische Darstellungen des Kreuzes Christi, hauptsächlich in Holland. 9½ Sh.

Anatomy of the regions interested in sorgical operations. (Anatomie für Wundärzte.) Von Hr. J. Lebaudy. 4. 24 Sh.

Old bachelors. (Leben und Sitten alter Junggesellen.) 2 Bde. 21 Sh.

Philosophy of history. (Hr. v. Schlegel's Philosophie der Geschichte.) Uebersetzt von J. B. Robertson. 2 Bde. 28 Sh.

The poetry of life. (Poesie des Lebens.) Von Sarah Stickney. 2 Bde. 21 Sh.

Essays etc. (Betrachtungen, Gedanken und gesammelte Predigten.) Von H. Woodward. 12 Sh.

Frankreich.

Ueber den gegenwärtigen Zustand des Protestantismus in Frankreich.

(Schluß.)

Wir haben uns viele vergebliche Mühe gegeben, um den Betrag der protestantischen Bevölkerung Frankreichs zu ermitteln. Es gelang uns durchaus keine statistische Angabe beizubringen. (!) Auf dem Bureau des Ministers des öffentlichen Unterrichts in Paris befindet sich blos eine unvollständige Tabelle der Bevölkerung von 44 Departements. Die übrigen 42, in denen es auch viele Reformirte giebt, sind ganz unberücksichtigt geblieben. Viele Schriftsteller schlagen die Gesammtzahl der evangelischen Franzosen auf ungefähr zwei Millionen Seelen an.

Vor dem Widerruf des Edikts von Nantes belief sich die Zahl der Konsistorial-Kirchen Frankreichs (nach einem Census von 1637) auf 806; jetzt giebt es nur 120 Kirchen dieser Art und 15 Oratorien oder separirte Tempel, die den Kathvinisten angehören. Konsistorial-Kirchen der Lutheraner giebt es 63. Die Gesammtzahl beträgt also 202 Kirchen. Der Prediger sind 1121, nämlich 601 Calvinistische und 520 Lutheriche. Um die große Differenz in der respektiven Zahl der Kirchen und Geistlichen deutlich zu machen, müssen wir bemerken, daß eine Konsistorial-Kirche immer aus drei oder vier und zuweilen aus sieben oder acht Gebäuden für den öffentlichen Gottesdienst besteht. Eine Kirche von solcher Art kann nur errichtet werden, wo gegen 6000 protestantische Bewohner sind, und diese leben oft über einen weiten Flächenraum zerstreut. Wo man wegen des weiten Raumes zwischen Distrikten, in welchen Protestanten wohnen, keine Konsistorial-Kirche gründen kann, wird ein Oratorium errichtet, das seine besondere Verfassung hat. Man klagt gegenwärtig sehr über Mangel an reformirten Pastoren.

Betrachten wir jetzt den Zustand der Französischen Protestanten in Rücksicht auf Erziehung und Unterricht. Einem Artikel des Edikts vom 14. Germinal zu Folge, darf kein Kandidat Pastor werden, wenn er entweder in Straßburg oder in Montauban einen regelmäßigen Kursus theologischer Studien durchgemacht hat. Diese beiden Kollegien erhalten durch Napoleon theologische Fakultäten zur Bildung protestantischer Prediger. Beide Etablissements sind beständig in voller Thätigkeit und zählen viele Studenten. Die Professoren sind Männer, denen, in auf jenen Hochschulen gebildet waren, und behaupte unbedenklich, daß sie an Talent und Kenntnissen der Britischen dienstthuenden Geistlichkeit nicht nachstanden. Ein großer Uebelstand in ihren Institutionen ist der, daß sie unter der unmittelbaren Kontrolle der Universität stehen, welche katholisch und in religiösen Dingen auf jeden Fall priesterlich ist. Ein anderer Nachtheil besteht darin, daß Fremde, mögen sie am Studenten oder Professoren seyn, von diesen theologischen Seminarien ausgeschlossen sind. Es ist eine Verschiedenheit auf keine andere Wohlthätigkeit Anstalt erstreckt, so sehen die Protestanten darin ein Zeichen von Mißtrauen und empfinden es zugleich schmerzlich, daß sie an den intellektuellen Forschritten ihrer Brüder in Deutschland kaum Antheil nehmen können. Will man in den Kollegien zu Straßburg oder Montauban die Werke ausgezeichneter ausländischer Theologen besitzen, so müssen diese Werke zuvörderst auf Kosten der Fakultät übersetzt und publizirt werden. Diese Uebersetzungen sind für keine anderen Lehrzwecke bestimmt

haben jedoch selbst hier das Recht der Oberaufsicht und Einsprache. In Oörfern und kleinen Städten ist die Mitwirkung dieser Beamten gewöhnlich verderblich; sie dringen auf die Beobachtung gewisser Formen und stehen über Nase so steif in der bestimmt Verwaltung der Kirchen, daß diese an vielen Orten eingegangen sind. Wo die Bevölkerung sur zwei Schulbäuser nicht, bedeutend genug ist, da werden Katholiken und Protestanten zusammen unterrichtet, und die Letzteren müssen, bevor sie ihren Unterricht empfangen, katholische Gebete hersagen und der Heiligen-Litanei niederknien. An vielen Orten hat der Bischof von Nix sie so gar gezwungen, die Messe und Vesper zu besuchen. Eine solches Verfahren hat nun die Folge, daß protestantische Aeltern ihre Kinder zu Hause behalten, und so der Segnungen des Gang'schen Unterweisung bleiben. Die Lutheranische Kirche in Frankreich besitzt nur 392 Primair- und 79 Sonntags-Schulen; wie viele der Lutherischen Kirche angehören, wissen wir nicht; so viel ist aber ausgemacht, daß die Mehrzahl der protestantischen Kinder ihren Unterricht von katholischen Lehrern empfängt.

Kommen wir nun zu den religiösen Gesellschaften, die in den letzten Jahren in Frankreich sich gebildet haben. Die älteste derselben ist die protestantische Bibel-Gesellschaft in Paris. Sie wurde im Jahre 1818 gestiftet und hat seitdem 73,151 Bibeln, 91,229 Neuen Testamenten in Umlauf gebracht. Diese Gesellschaft verdankt eigentlich der Britischen Haupt-Bibel-Gesellschaft ihr Daseyn. Einige Jahre hindurch war sie die einzige Societät dieser Art in Frankreich, und man wandte sich keiner anderen deburft haben, hätte sie ihren Zwecken ganz entsprochen. Aber sie ließ sich zu früh in eine Art Vergleich mit den katholiken ein, indem sie die apokryphischen Bücher der A. T. mit ihren ächten Büchern zusammen druckte, und verursachte so Schisma unter den Mitgliedern und schwächte die Wirkungen der Gesellschaft. Vor zwei Jahren trat eine neue, die „Französische und ausländische Bibel-Gesellschaft", in's Daseyn, welche sich's zur Pflicht machte, die heilige Schrift mit Ausschluß der Apokryphen herauszugeben und ihrem Streben einen weiteren Wirkungskreis zu verschaffen. Aus ihrem zweiten Berichte ergiebt sich, daß sie im vergangenen Jahre 1527 Bibeln und 3499 Neue Testamente vertheilt hat. Das Gerücht sagt, daß die Mitglieder der von der Regierung gestiftete Missions-Schule schon oft um Bibeln und Neue Testamente für ihre katholischen Zöglinge sich beworben haben. Auch ist, wie man sagt, das leitende Comité der Gesellschaft zu dem Beschlusse gekommen, daß hinfüro jeder Pastor jedem jungen Paare, das sich trauen läßt, ein Exemplar der Heiligen Schrift im Altare überreichen soll. Die zuerst erwähnte Bibel-Gesellschaft hat 31 Filial-Vereine, die über das ganze Land zerstreut sind.

Die religiöse Traktaten-Gesellschaft ist ein anderer Verein, der den lebendigen Glauben in Frankreich wieder zu beleben sucht. Sie ist seit 12 Jahren gestiftet, und die Summe der seitdem vertheilten Traktate beläuft sich schon auf 3,417,895. Im Jahre 1828 hatte diese Gesellschaft 59 Depots; jetzt ist die Zahl derselben noch viel bedeutender.

Wir haben bis jetzt der protestantischen Dissenters oder der nicht vom Staate salarirten Kirche Frankreichs noch keine Erwähnung gethan. Da diese Kirche noch ganz neu ist, so existirt keine Angabe über die Zahl ihrer Bekenner. Ihre Kirche, welche viele Lehren in sich vereinigt, nennt sich, wie schon gesagt, Baptisten. Wir glauben jedoch, daß viele schon darum beitreten, weil diese Kirche ihren Bemühungen sehr weiten Spielraum giebt. In einem Lande, wie Frankreich, wo die große Mehrheit der Bewohner das Evangelium nicht kennt, ist ein solches heimatliches Missions-Etablissement sehr an seiner Stelle. Prediger, die das Ministerium noch bestimmten Orten findet, wo sie für immer bleiben, können auch nur in ihrem respektiven Sprengel predigen und bekehren; aber ein nicht salarirter Prediger kann sich umhertreiben, wo er eine Congregation findet. Aus dieser höchst wichtigen Sekte ist nun die „Evangelische Gesellschaft" entsprungen, die erst seit zwei Jahren besteht. Sie versendet Missionaire, die den beschriebenen Thätorteurs folgen, in verschiedene Distrikte, wo sie Bibeln, Neue Testamente und Traktate absetzen, auch, wenn der Fond der Gesellschaft es erlaubt und die Hindernisse nicht unübersteiglich sind, Kirchen und Oratorien stiften. Man spricht von großen Erfolgen und behauptet, daß einige Scharen Katholiken, vorzüglich aus dem Militairstande, zu Ermahnungen der protestantischen Prediger ein aufmerksames Ohr leihen.

Aus obigem Berichte können unsere Leser vielleicht abnehmen, daß es mit den religiösen Gesellschaften Frankreichs, im Vergleich mit denen anderer Länder, doch sehr schlecht stande. Wir bitten daher, folgende Punkte zu beherzigen. Erstens sind es in Frankreich nicht die Vornehmen und Reichen, welche an der Ausbreitung der Evangeliums Antheil nehmen, sondern Prediger und Prediger sind ihre Stützen daher, auch Englands und Nord-Amerikas Beispiel angefeuert, diese Societäten gestiftet. Eitelkeit und Ostentation tragen zu ihrem äußerlichen Gedeihen nichts bei: Beisteuern von fünf, zehn, funfzehn oder zwanzig Franken, durch ein zerstreutes Häuflein armer Männer eingesammelt, bilden die vornehmste Hilfsquelle der Vereine. Auf einer dieser Collections-Listen sah ich den Namen der Madame Guizot (der Gemahlin des Ministers), die fünf Franken beigetragen hatte. Hundert Franken war die höchste Contribution, die ich auf solchen Listen finden konnte. Erwägen wir also, daß die Anstrengungen für die Sache der Religion größtentheils von armen und unbekannten Leuten ausgehen, so erkennen wir darin einen großen lebendigen Eifer von der reinsten und edelsten Art. Dieser Eifer ist auch offenbar zunehmend; denn zwei der vielversprechendsten Gesellschaften sind innerhalb der letzten beiden Jahre in's Daseyn getreten.

Am erfreulichsten aber ist uns die Thatsache, daß man den Bestrebungen der Protestanten nirgends entgegenwirkt. Die Eifersucht der katholischen Priester scheint wie in Schlaf gelullt; die bestehenden Autoritäten greifen nur ein, um die Verbreitung der Heiligen Schrift noch mehr zu fördern, und ein ganzes Heer von Schriftstellern, die sonst für sehr laue Christen passiren, will die Bibel weit verbreitet wissen. „Eine Bibel für jede Hütte!" ruft Victor Hugo in seinem neuesten Werke, und ein anderer Schriftsteller von derselben Klasse sagt: „Kein Haus im ganzen Königreich sollte ohne Bibel seyn." Sind wir nun zu sanguinisch, wenn wir der protestantischen Sache in Frankreich großen Erfolg versprechen? Während alle Systeme, deren Gegenstand moralische Wahrheiten sind, in jenem Lande umflut herumirren und gleich auf einander getürmten Wolken ihre fantastischen Formen jede Sekunde ändern, bleibt der Protestantismus ein fixer Gegenstand, der das Gemüth befriedigt und der Vernunft sich empfiehlt. Er weist dem strebenden Geiste einen Ruhepunkt und zugleich eine Basis für künftige Schöpfungen an; und wie sehr thun Beides den Franzosen Noth!

Er bleibt auch noch zu sagen, daß die Belohnung der Pastoren an den reformirten Kirchen Frankreichs von hundertundzwanzig bis funfzig Pfund (350—800 Thaler) jährlich variirt. Sie haben äußerdem Pfarrgüter, mit vier Morgen Landes, und Neben-Acreditirten bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen. Wir sind bis jetzt noch nicht so glücklich gewesen, einen protestantischen Pastor aus der Provinz kennen zu lernen; die in Paris verdienen das größte Lob. Mit Ausnahme eines oder zwei sehr gelehrten Seminaire, bilden die Uebrigen ein Häuflein sehr unterrichteten und in ihrem Berufe eifrigsten Männer, die uns gemals zu Gesicht gekommen.

Es giebt in Paris fünf protestantische Kirchen oder vielmehr zum Gottesdienst bestimmte Orte. Einige derselben sind weiter nichts als große Säle, in welchen zwei- oder dreimal wöchentlich gepredigt wird. Die Gemeinden bestehen größtentheils aus armen Leuten, und schwerlich ist jemals eine feine Dame in solch einen Kreis getreten, um von Bewunderern begrüßt zu werden. Der Pastor bringt oft sein Leben über Nächte der Kranken- und Krankenbette zu, und die herzliche Eintracht unter den Gemeinde-Gliedern erinnert an die christliche Periode. Die protestantischen Sprengel von Paris sind kleine Oasen, Stückchen Landes, auf welche, wie auf das Fließ Gideon's, der erquickende Thau vom Himmel fällt, während Alles umher einer dürren, von dem Feuer politischer Leidenschaften ausgebrannten Einöde gleicht.

Einen großen Antheil an der Förderung echter Frömmigkeit unter den Französischen Protestanten hatten ohne Zweifel zwei Männer, die, bei ihren Lebzeiten so gut als unbekannt, selbst nach ihrem Tode nur in gewissen Zirkeln Berühmtheit erlangten. Diese Männer waren Johann Friedrich Oberlin und Felix Neff. Der mächtige Einfluß, den diese zwei wahrhaft apostolischen Charaktere übten, kann wohl mit dem eines Wesley und Whitfield verglichen werden; bei den Französischen *) Glaubensbekehren finden wir aber größere Toleranz, wärmeren Sinn für Menschenwohl und weniger Streitsucht, als bei den Britischen Vorgängern. Ich glaube diese beiden unseren Apostel mögen die Väter der Reformations-Geschichte Frankreichs. Solche Menschen erlangen eine Unsterblichkeit auf Erden, und zwar gewissermaßen in materiellem Sinne; denn der Geist, welcher sie belebte, geht in andere Körper über und wird durch viele Generationen fortgepflanzt.

(Blackwood's Edinburgh-Magazine.)

Bibliographie.

Médecine legale théorique et pratique. — Von Devergie. Erster Band. 8 Fr.

Nouveau traité de pharmacie théorique et pratique. — Von Soubeiran. Erster Bd. 8 Fr.

Traité de toxicologie générale. — Von Anglada. 23 Fr.

Traité de Sténographie, rendue facile au moyen de signes mobiles. — Von Picard.

Ostindien.

Kalender der Hindus.

Diejenigen Indischen Kalender, welche in Nebdia publizirt werden, stehen seit dem Zeitalter des Radschahs Krischna Tschender in größerem Ansehen, als die aus Bahli und andern Orten. Der hierjährige Kalender, von dem wir jetzt ausführlicher sprechen wollen, hat unter den Auspizien des Herrn der Welt und Herrschers von Nebdia, Girisch Tschender, welcher kaum noch eine Hufe von dem zugedehnten Gebiete seiner Königlichen Vorfahren besitzt, das Licht erblickt. Sein Verfasser, Genga Gobinda, wohnt in Nebanad, dem weiterhinigen Aufenthalte von Astrologen, die im Entdecken gestohlener Sachen ihres Gleichen suchen. Der Kalender ist mit schlechter Schwärze und schlechten Typen auf das schlechteste Papier gedruckt, und die Orthographie so verkehrt, daß viele Wörter gar nicht zu erkennen sind. Das Exemplar kostet acht Anna's.

In einer Art von Einleitung erfahren wir, daß im Laufe des Jahres 1242 (der Bengalischen Aera) die Zahl der glücklichen Tage für diese oder jene Verrichtung respektive folgende ist:

Zur Feier von Hochzeiten	99
Zur ersten Fütterung der Kinder (mit Reis)	25
Zu Todten-Opfern	6
Zur Investitur eines Brahmanen	5
Zur Heimführung einer Braut	3
Zum Dienste der Planeten	33
Zum Anfang des Unterrichts	2
Summa	173 Glückstage.

Der Kalender fängt, wie sich's gehört, mit der Schöpfung der Welt an. Parvati fragt ihren Gemahl Schiwa, wie die Welt entstanden sey? Er antwortet ihr, das Universum sey durch Gottes Willen zum Daseyn gekommen; doch gebe es viel unerschaffene

*) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß Neff und Oberlin Teutsche waren. Anm. d. Autorei.

Digitized by Google

Dinge: den fernen Raum, die Weltgegenden, das Wasser und die Finsterniß. Ein Sonnenstern fiel vom Himmel ins Wasser und wurde in demselben zu einem Ei, aus dem die Sonne hervorging. Aus der Sonne entsprangen wieder die Sterne und Planeten. Die Sonne, das Emblem der göttlichen Kraft, wurde die Schöpferin aller Dinge, der beweglichen und der unbeweglichen.

Ein anderer Vorzug der Indischen Kalender ist, daß man sie nicht blos liest, sondern auch hört. Nach unseren einfältigen Begriffen ist ein Kalender ein Buch, das man durch Lesen und Buchstaben konsultirt; allein die Astrologen der Hindus haben diese Idee weiter ausgesponnen. Gegen Neujahr pflegen diese Herren bei jedem Bürger, der Etwas gehen kann, einzutreten und den Kalender des bevorstehenden Jahres vorzulesen. Dafür empfangen sie denn eine bis vier Rupien als Belohnung. Der wackere Bürger hat aber auch seinen Vortheil dabei; denn „wer die Zahl des Jahres hört, der lebt um so länger; wer den Namen der Jahres-Regenten hört, der braucht nicht die Gefahren eines Despoten zu fürchten; wer den Namen dessen hört, der die Gesammter regiert, der bleibt von Krankheiten verschont", u. s. w. Jede Seite des Almanachs verheißt ihre eigenthümliche Belohnung. Wer den Almanach mit Ruhen hören will, der hat folgende Vorschriften zu beobachten: „Sitze mit dem Antlitz nach Ost oder Nord gewendet; mach' eine Anzahl Büchlinge vor Hur, Gauri, der Sonne, den Brahmanen und den Planen der Beräßtern, und höre mit reinem Gemüth. Stelle einen großen Tisch vor Dich hin, Essenzen und Salbe und Blume und Früchte und deiner-Hand. Iß der Zuhörer ein König, so muß er ein Stück Gold in die Hand nehmen; der Priester nimmt eine Blume, und die Laie eine Frucht. Ein Priester oder König muß vier Stunden, ein gewöhnlicher Mensch sechs Stunden zuhören. Die Vorlesungen des Almanachs mit leerer Hand anhören, bleibtdigt die Götter und die Planen der Beräßtern."

Dann folgt eine Plotz über die vergangenen Weltalter; der Jahrestag der Anfangs einer jeden Yoga; ihre Dauer; das Verhältniß der Stunde und Heiligkeit in jedem derselben; die allmälige Verschlimmerung der menschlichen Statur, von den Riesen des goldenen Zeitalters bis zu den Zwergen der jetzigen sündhaften Generation u. s. w.

In einem folgenden Abschnitt werden die Regenten des Jahres aufgezählt. So z. B. ist Jupiter der Regent des gegenwärtigen Jahres; die Sonne ist sein Premier-Minister, Mercur führt das Präsidium über die Gewölfer: Saturn regulirt die Früchte der Erde, ein sehr remunerativer Posten; Venus hat die Wolken und Wayu die Winde unter seiner Direction. Sterbehaumn kontrollirt die Elephanten, welche den verschiedenen Weltgegenden vorstehen; Sueanendu ist der Mehat, d. h. der Elephanten-Treiber des Jahres; Ananda dirigirt die Schlangen, und Dhanwentari das himmlische Kollegium der Aerzte. Von dem Regen ist eine Hälfte für die Meere und Oceane, 12 für die Berge, und 32 für die Erde bestimmt. Diesem kurzen Kalender folgt unmittelbar, in Sanskrit-Versen, eine Prophezeihung, welche die Verwendung eines jeden der obgenannten Regenten vorherführen wird.

Hierauf erfahren wir, wie lange die Herrschaft der Götter auf Erden dauern wird. Wischnu und Dschagannaut laben jeder noch 3064 Jahre zu herrschen. An Ende dieser Periode werden sie das Land verlassen. Der Ganges wird nur noch 64 Jahre fortbestehen. Diese Ihre herrscht durch das ganze Land, von Herdwar bis zum Ocean, und es wäre ein gewagtes Unternehmen, wenn man dem Glauben an diese Prophezeiung, die in so kurzer Zeit sich erfüllen soll, entgegenarbeiten wollte.

Es folgt eine chronologische Tabelle vergangener Ereignisse. Seit der Austrocknung des Ganges sind 94 Jahre verflossen; seit der Invasion der Mahratten 83; seit der großen Hungersnoth 66; seit dem großen Sturme von Kartik 47; seit den ungeheuren Regengüssen 23; seit der großen Ueberschwemmung 12 Jahre.

Die Gewinne und Verluste, welche im Verlauf des Jahres an jede Constellation geknüpft sind, stehen auf einer besonderen Tabelle verzeichnet. Im Widder z. B. wird der Gewinn = 5, der Verlust = 2, die Bilanz des Gewinns also = 3 seyn. Mit Hülfe dieser Tabelle kann jedes Individuum, sobald es weiß, in welche Constellation seine Geburt fällt, im Voraus erfahren, ob das Jahr glücklich oder unglücklich seyn wird. Wer den schlechteren Theil zieht, ist aber darum noch nicht aller Hoffnung baar; die jährlichen Spenden frommer Gaben und die Vollziehung gewisser Ceremonien können den Groll der Gestirne versöhnen. Dem Gegte des himmlischen Uebelwollens angemessen, mag das Individuum den Brahmanen „Sonnenschirme, Kübl-Matten, abgeklärte Butter, Reis, Gold, Silber oder Waffen" schenken, und die Sterne werden ihm gewiß wieder hold.

Auffallend ist es, daß die Regeln zur Selbstaufopferung der Wittwen auch in dem diesjährigen Kalender wiederholt werden, obschon es seit buchstäblicher Befolgung nun bereits fünf Jahren abgeschafft ist. Der Verfasser deckt vermuthlich, das Ritual wäre unvollständig seyn, wenn man diesen Punkt übergienge.

Betrachten wir nun die Heirats-Regeln. Alle Mädchen müssen sich im achten, neunten oder zehnten Jahre verheirathen. Vermählt sich eine Frau in der Constellation Asser, so droht ihr viel Unglück; thut sie's im Schrawen, so sterben alle ihre Kinder; — im Bhader, so wird sie ihrem Manne unnütze — im Asser, so verliert sie ihr Kind — im Kartik, so ist sie vielen Krankheiten unterworfen — im Paus, so giebt es viel ehelichen Unfrieden — im Tschetra, so wird sie beschäftig. Vier Wochentage sind gut zum Heirathen, die drei anderen sind gefährlich.

Seinen meisten Einfluß übt der Hindu-Glaube auf die Wahl eines Gatten. Jedes Individuum ist in einer der Mond-Stationen geboren, deren es 27 giebt, und die in drei Klassen zerfallen. Neun dieser Mond-Stationen haben die Eigenschaften der Götter, neun andere die Eigenschaften der Höllengeister, und wieder neun andere die Eigenschaften der Menschen. Die Höllengeister und die Götter liegen einander unaufhörlich in den Haaren und kämpfen einen Vernichtungskampf. Bei jeder vorhabenden Heirath untersucht man also zunächst, in was für Mond-Stationen die Geburt des Jünglings und die des Mädchens fällt. Gehört der Knabe einer göttlichen, und das Mädchen einer menschlichen Station an, so mag die Heirath vor sich gehen; sollen auch nur Einem von Beiden eine Teufels-Station zu Theil geworden, so dürfen sie einander unter keiner Bedingung heirathen, weil sonst unausbleibliches Unglück erfolgt. Gesetzt aber auch, die Nativitäten beider harmonirten, so muß doch noch ein anderer astrologischer Punkt erörtert werden, bevor sie Mann und Weib werden können. Sind sie Beide unter demselben Zeichen geboren, so wird ihre Vereinigung glückerungen; liegt aber die Geburt des Einen sechs himmlische Häuser weiter, so darf die Heirath nicht stattfinden.

Mannigfaltiges.

— Victor Jacquemont und die Indier. Die im Britischen Indien erscheinende Zeitschrift Mofussilite Urdbar (Bossett-Kurier) gegen diesen Reisenden noch seinem Tode einen richtigen Verweis über die Art und Weise, womit er in seinen Briefen aus Indien die Sitte und Gastfreiheit der Indier verletzt habe. „Die einzige Entschuldigung für Jacquemont", wird gesagt, „besteht darin, daß er seine Briefe an seinen Vater gerichtet und höchst wahrscheinlich gar nicht für die Publicität bestimmt hatte. Seine Eitelkeit machte ihn glauben, daß jede Dame, die ihm Aufmerksamkeiten bewies, wie man sie einem Fremden und Gaste wohl schuldig ist, in ihn verliebt sey, und solche Eindrücke übertrug er in seine Briefe. Dergleichen Insinuationen sind aber eine schlechte Erkenntlichkeit für alle die Güte, mit der man ihn behandelt hat, und, selbst in vertraulicher Mittheilung, sehr zu tadeln. Die Freunde des Verstorbenen sollten sich schämen, daß sie Etwas drucken ließen. Wir wollen jedoch, zur Ehre Jacquemont's annehmen, daß er, wenn er den Druck seiner Reise-Berichte erlebt hätte, solche Stellen gestrichen haben würde, die lebendigende Anspielungen auf Leute enthalten, denen er im höchsten Grade verpflichtet war."

— Einflüsse des Englischen Maschinenwesens auf Ostindien. Die Maschinen in den Fabriken Englands sind für Indiens Zeugweber eine Quelle der Ruine; denn seit der Zeit seine Anwendung dieselbe Europa seine Baumwollenwaaren mehr nach Indien Dazu kommt noch, daß man die feineren Europäischen Zeuge an die Stelle Indischer jetzt einführt. Aus beiden Gründen sind hier sehr viele Weber brodlos geworden und gehen nun hinter dem Pfluge. Diese große Umwachs der Ackerbauer hat ihren Arbeitslohn reduzirt oder das Quantum der Arbeit vermehrt. Daher sind Reis und andere Erzeugnisse so wohlfeil und fast werthlos geworden. Dieses Uebel, das nicht ewig dauern kann, würde man nicht so allgemein empfinden, wenn die Weber Indiens die einzige mit dem verpflichtet ist, sich mit dem Maschinenwesen Englands konkurriren. Man weiß, daß alle Arm Zeuge, die ehemals nicht bloß zur Consumtion im Lande, sondern auch zur Ausfuhr angefertigt wurden, aus Garn gewebt waren, welches Indische Frauen aus allen Ständen spannen. Der Gewinn davon reichte zu ihrer Subsistenz hin, und man darf annehmen, daß die Hälfte der Bevölkerung vom Spinnen sich ernährte. Seit der Einführung des in England gesponnenen Garns, das viel wohlfeiler ist, sieht man kaum noch eine Spinnmaschine im ganzen Lande. Ihr Ertrag würde nicht einmal die Kosten decken. Unter diesen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, wenn eine arme Familie, die sonst über fleißige Hände zählte, jetzt deren zwei entbehren muß. (Indische Blätter).

— Der Matrose auf dem Lande. Sobald der Matrose auf Land fleigt, seben wir ihn paradirend in einem neuen Hute und in neuen Hosen, mit einem bunten Taschentuche, das ihm nachlässig aus den Hals flattert, und einem anderen, das mit dem Zipfel ihnen aus der Tasche hervorguckt. In diesem Staate, mit messingnen Schnallen (die er für goldene gekauft) an den Schuhen, klopft er sich der Mann des Hauses mit Tabak voll, nicht etwa, um sich Gastfreundschaft zu machen, sondern um gleich dem Perlikon seine Vorrathskammer auf einige Zeit voraus damit zu füllen, und so schlendert er, mit Beute Mann am Arm, durch die Straßen der Stadt, von denen er gleichsam Besitz zu nehmen scheint. Auch unterläßt er nicht, überall, wo er verkehren kömmt, Etwas einzukaufen: — Nüsse, Pfefferkuchen, Aepfel, Schuhe men, Bier, Branntwein, Geig, Schnallen, Messer, eine Uhr — eine zwei, wenn er Geld genug dazu hat, — Schirzen und Taschentücher für seine Betty und ihre Mutter und Schwestern, Garnituren von superfeinen baumwollenen Manns-Strümpfen, und eben so viel von den feinsten baumwollenen Damen-Strümpfen, starke weiß und blau gestreifte Leinwand zu Hemden (deren er bereits eine übergroße Menge besitzt, ferner eine ungeheure Masse von Nadeln und Zwirn (um später einmal seine Hosen damit zu flicken), einen Treffenhut für Betteine, Bärenfett, um sich zum Scherze das Haar gran zu färben, endlich weitere Stücke, so viele alte Kleider, als der Träger nur aufbinden will, zur Flöte, die er weder zu blasen versteht, noch je blasen will, und eine Schöpskenkele, die er irgendwo bin bringt, um sie sich rösten zu lassen, und wofür er dem Gastwirth zum „Schiff" zwei Mal mehr bezahlt, als dieser sonst für den ganzen Braten erhält — kurz, überall, wo unser Matrose nur Gelegenheit hat, Geld todtzuschlagen, unterläßt er nicht, es zu thun, und er würde selbst gern Medizin für sein Geld einkaufen, wenn er diese nicht gratis erhielte. (Leigh Hunt's Indicator.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 147. Berlin, Mittwoch den 9. Dezember 1835.

Nord-Amerika.

Ein dramatischer Entwurf Lord Byron's.

Von Washington Irving.*)

Die Lesewelt möchte wohl jetzt im Besitz fast jedes Stückchens von Lord Byron's Dichtungen und Gesängen seyn. Es dürfte ihr daher vielleicht Vergnügen machen, auch von einem noch unbekannten dramatischen Gedicht etwas zu erfahren, welches er zwar nicht ausgearbeitet, aber doch entworfen — und hier ist die Geschichte desselben.

Der Held, den wir Alfonso nennen wollen, ist ein Spanischer Edelmann, der so eben im Beginn seiner Laufbahn steht. Seine Leidenschaften, von früher Jugend an ungezügelt und durch Nachgiebigkeit genährt, werden nun ganz stürmisch und unleidsam, und er folgt ihrem Drange mit wilder Sorglosigkeit, unbekümmert um die Folgen.

Bald nach seinem Eintritt in die Welt findet er sich hin und wieder auf öffentlichen Plätzen von einer verkappten und vermummten Person verfolgt, deren Umriß und Gestalt unter ihrer Hülle nicht zu erkennen sind. Anfangs achtet er nur wenig darauf, indem er den Fremden für einen geckenhaften unverschämten Müßiggänger hält. Nach und nach aber wird ihm die wiederholte Zudringlichkeit dieses stillen beobachtenden Verfolgers sehr zuwider. Das Geheimniß, in welches derselbe gehüllt ist, macht ihm überdies seine Erscheinung noch lästiger. Alfonso kann nichts an ihm finden, was auf irgend einen seiner Bekannten paßte; sein Name, seine Heimath, sein Aufenthaltsort, Alles ist unbekannt, und über die Beweggründe zu seinem seltsamen Spähen wessen läßt sich auch nicht die entfernteste Muthmaßung aufstellen. Es geht allmälig so weit, daß er völlig Alfonso's Schatten, dessen zweites Selbst wird. Nicht nur entgeht seine Privathandlung des Letzteren dem Forscherauge dieses dienstfertigen Wächters, sondern auch seine geheimsten Gedanken scheinen ihm bekannt. Spricht er von ihm, so steht er an seiner Seite; denkt er an ihn, so fühlt er seine Gegenwart, wenn auch unsichtbar, ihm die Brust beengen wie eine schwere unheimliche Luft; kurz, wachend und schlafend hat Alfonso ihn vor Augen und Sinn. Auf jedem Schritt stimmt er ihm in den Weg; gleich dem Bösen im Faust, drängt er sich in seine Einsamkeit. Er folgt ihm auf der volkreichen Straße und im glänzenden Salon; er durchkreuzt seine Pläne und verdirbt ihm alle Liebesbündel und alle Entwürfe seines Ehrgeizes. Wenn im wirbligen Taumel des Tanzes Alfonso seiner Schönen Honigworte der Verführung zuflüstert, steht er den Fremden wie einen Schatten vorüberstreifen — eine Stimme tönt ihm ins Ohr, die wie die Stimme seines eigenen Innern klingt — die verführenden Worte ersterben ihm auf den Lippen — er hört die Tanzmusik nicht mehr.

Der Held des Drama's verstimmt in ein dumpfes düsteres Brüten. Jugend, Gesundheit, Kraft, Reichthum, Alles, was sein Leben zu wüerzen versprach, hat den Reiz für ihn verloren. Der süßeste Becher der Freude verwandelt sich ihm in Gift; sein Daseyn ist ihm zur Last. Im seine Verzweiflung noch zu steigern, muß er auch an der Treue der Geliebten irre werden und den Unbekannten im Verdacht haben, daß er ihn aus ihrem schwachen Herzen verdrängt und sich an seiner Stelle eingenistet hat.

Alfonso dürstet nun nach nichts als Rache, aber der geheimnißvolle Fremde weiß seinen Verfolgungen geschickt zu entgehen, und seine Abgesandten bemühen sich vergebens, dessen Schlupfwinkel zu entdecken. Endlich gelingt es ihm, dem Gegner auf die Spur zu kommen; er folgt ihm nach der Wohnung seiner Geliebten, fällt ihn mit der Wuth wahnsinniger Eifersucht an, wirft ihm sein Unrecht vor und fordert Genugthuung. Sie fechten; sein Nebenbuhler vertheidigt sich kaum; beim ersten Ausfall stößt ihm Alfonso's Degen in der Brust, und sinkend fragt er: „Bist Du nun befriedigt?“

Kappe und Mantel des Unbekannten fallen ab, und Alfonso entdeckt in ihm sein eigenes Ebenbild, — das Gespenst seines selbst; — er stirbt vor Entsetzen.

Das Gespenst ist eine allegorische Gestalt, die Personifizirung des Gewissens oder der Leidenschaften.

Dies war der allgemeine Plan eines Gedichts, mit welchem Lord Byron vor mehreren Jahren umging, und den er im Gespräch dem Capitain Medwin mittheilte, von dem ich ihn ungefähr so, wie ich ihn eben dargestellt, habe erzählen hören. Die Idee dazu war einem spanischen Stück, Embozado oder Encapotado betitelt, welches einen Vermummten oder Verkleideten betreitet, entnommen und dem Lord von Shelley geliefert worden, da Byron selbst nicht Spanisch verstand. Dieser Entwurf ist freilich noch sehr unreif und unbestimmt, es wäre aber ohne Zweifel bei der Verarbeitung noch manche Abänderung daran vorgenommen worden. Lord Byron wollte das Stück ganz in Goethe's Geist behandeln, wie dieser sich in dessen wilder und wunderbarer Tragödie „Faust“ offenbart, und er versprach sich eine außerordentliche Wirkung davon. Er hätte auch in diesem Stoff Spielraum genug für das Mythische, Mittelalterspische, Metaphysische und Romantische gefunden, worau es so großen Vergnügen fand, und es würde sich ihm dabei zugleich eine Gelegenheit dargeboten haben, so Manches von seinen eigenen Gefühlen und Erfahrungen einzuweben.

Inwiefern der Plan, den er im Kopf hatte, mit dem Spanischen Original übereinstimmte, habe ich nicht ermitteln können. Das letztere sollte von Calderon seyn; es findet sich aber in keiner der mir zu Gesicht gekommenen Ausgaben von den Werken dieses Dichters ein solches Stück. Ich stelle, da meine Neugier nun einmal erweckt war, langsältige Nachforschungen an, als ich mich in Spanien aufhielt, ob ich das besagte Drama nicht ausfindig machen könnte, aber es war weder in den öffentlichen Bibliotheken, noch in Privat-Sammlungen anzutreffen; auch die Buchhändler konnten mir keinen Aufschluß darüber geben. Einige der gelehrtesten und unermüdlichsten Sammler Spanischer Literatur sagten mir zwar, daß ein Stück der Art, der Benennung von Corbon genannt, irgendwo vorhanden seyn; sie hatten es aber selbst nie gesehen. Die vorliegende Skizze dieses dramatischen Entwurfs kann vielleicht in der Folge noch einem Dichter aus Byron's Schule ein reiches Thema zur Bearbeitung liefern.

England.

Scenen der Englischen Küste.

(Schluß.)

Um diese Zeit hatte der ganze Hause den Lieutenant umlagert, und Jeder äußerte frei seine Meinung; den meisten Lärm aber machten die Frauen. „Das ist Recht, George, halter Euer Boot fest“, rief eine Stimme; „laßt ihn das Königliche Boot nehmen“, rief eine zweite. Alles sah deutlich, daß die ganze Verstimmung zum Hülfeleisten keinen Beruf fühlte. Dies schrieb sich von ihrem Neide auf die Küstenbeherr; denn die Fischer hätten das Weat von Herzen gern geplündert.

Thornville zögerte sich über ihre Fühllosigkeit, konnte aber darum in seinem Entschlusse nicht wankend gemacht werden. Eben stand er im Begriff, das geköste seiner eigenen Boote durch das mitgebrachte Zuhrwerk herbeischaffen zu lassen, als Jam Patterson, ein anderer Fischer, der gegen den Lieutenant große Verbindlichkeiten hatte, hervortrat und sprach: „Wenn Sie mir dafür einstehen wollen, Capitain, daß ich für jeden Schaden, den mein Boot nehmen könnte, eine Vergütigung leistemse, so nehmen Sie es hin — es ist gleich hier in der Nähe. Aber — nichts für ungut, Capitain — das Unternehmen ist doch eine Narrheit. Bei solchem Winde, solchen Wellen und solcher Beandung kommt kein Mensch lebendig davon.“

„„Dank, Patterson, Dank!““ rief Thornville und befahl seinen Leuten, gleich das Boot zu holen.

In weniger als einer halben Stunde hörte das Schreien auf, der Himmel wurde heiter, und ein heller Schein aus Osten beleuchtete mit einem Male die ganze grausenerregende Scene. Auf den vorhinerwähnten Felsen lag das Wrak eines schönen Schiffes: der Haupt- und Besanmast waren sammt dem Bugspriet heruntergeschlagen und schwammen, von dem Tauwerk noch festgehalten, an der Seite; die übrigen Hinterm Segel hatterten zerfetzt im Winde; die Taue hingen straff am Vordermast herunter, an welchen einige von dem Mannschaft sich festgeklammert hatten. So oft eine neue Wogenmasse kam und das Schiff überfluthete, drohte den Unglücklichen Vernichtung.

Thornville freute sich, als er die Karre, mit dem Fischerboote darauf, endlich den Hügel herabkommen sah. In kurzer Zeit war das Boot in die Nähe der Brandung gestellt und zum Abstoßen fertig. Thornville hatte jede Bewegung des Schiffes beobachtet und mit lebhaftem Schmerz einen Unglücklichen um den Ruderen in das Meer stürzen sehen. Nur Drei waren noch übrig, von denen Zwei im Takelwerk klebten und der Dritte an einem Tau an der Windseite hing, das unaufhörlich mit ihm hin und herschwankte.

Thornville warf sein Oberkleid ab, sprang in das Boot und rief seinen Leuten, ihm zu folgen. Vier von ihnen gehorchten auf der Stelle

*) Mitgetheilt in einem unter dem Titel „The Gift etc., Weihnachts- und Neujahrs-Geschenk“ von Mis Leslie in Philadelphia herausgegebenen Almanach für 1836.

Digitized by Google

und ergriffen die Ruder. „Wohlan Kameraden", rief der Lieutenant, „nehmt die Brandung wahr und stoßt ab!"

Die Brandung tobte heran, aber keine Hand rührte sich, und das Boot blieb an seiner Stelle. Thornville stand unmuthig auf, um die Ursache zu erforschen. Da nahm Patterson das Wort: „Da sehen Sie ja, Herr Lieutenant, daß Alles für nichts ist; Ihre Leute verstehen sich nicht auf unsere Weise; sie können eben sowohl gleich über Bord springen, denn die Brandung wird sie doch alsdann ertränken. Nein! wenn es doch einmal vorwärts gehen soll, so müssen Sachverständige drüber. Bleiben Sie ruhig sitzen, oder schicken Sie Ihre Leute fort! Hoda! Jhr Bursche (zu den Fischern gewendet) wer hat Lust, Hand ans Werk zu legen?"

Thornville that, wie Patterson ihm gerathen hatte, und gleich bei ein wenig mehrere rüstige Fischer fanden sich ein; aber jetzt gab es ein neues und unerwartetes Hinderniß. Die Frauen, welche eine Zeitlang stumme Zuschauer geblieben, klammerten sich an ihre Männer, Brüder und Söhne, und baten sie um Gotteswillen, ihr Leben nicht so freventlich auf's Spiel zu setzen. Als das nichts helfen wollte, wendeten sie alle physische Kräfte an, die ihnen zu Gebote standen. Dies war aber das Glücklichste, was sich für Thornville ereignen konnte: denn jetzt brachte sie sympathischen Fischer bleiben es für schimpflich, weiblicher Gewalt nachzugeben, und schleuderten ihre Frauen mit wahrer Wuth von sich. Thornville hatte die Freude, sein Boot mit vier der geschicktesten Steurer bemannt zu sehen. In diesem Augenblick sah man den Unglücklichen, der bisher an der Windseite des Wracks gehangen, das Tau, welches sein Daseyn etwas gefristet, loslassen und in das Wellengrab hinabsinken.

„Entsetzlich!", schrie Thornville, „die Beiden am Bordermast sind allein noch am Leben. Jetzt rudert zu! Es ist die höchste Zeit."

Alles am Ufer verstummte vor angstvoller Erwartung. Durch Thornville's kaltblütige Entschlossenheit ermuthigt, wendeten die Fischer alle Kräfte an, das Boot durch die Brandung zu arbeiten. Bald schwebte es auf dem Kamm der schäumenden Woge, bald wurde es durch die Riesenkraft des Elements gegen den Strand zurückgeschleudert. Thornville hatte eine Leine an das Boot befestigt, deren anderes Ende die Leute am Ufer festhielten.

Endlich hatten unsere kühnen Schiffer die Brandung hinter sich und ruderten nun dem Wrack frisch entgegen. Der eine von den beiden Ueberlebenden im Takelwerk nickte seinen Unglücks-Gefährten freudig zu; aber den Letzteren hatte schon alle Kraft verlassen. Er saltete die Hände wie zum Gebet und — stürzte hinab in die Fluthen!

Unterdeß waren die Retter zum zertrümmerten Schiffe selbst nahe gekommen; noch ein paar Ruderschläge mehr, und sie hatten es erreicht. Der einzige Ueberlebende auf dem Wrack stürzte sich hinab in das Boot. Da rollte plötzlich eine fürchterliche Woge über das Wrack und stieß den Fischerkahn zurück. Jetzt arbeitete man aus Leibeskräften, den Weg des letzteren von dem Wrack ab- und der See zuzulenken. Ein paar Augenblicke schien das Boot sicher; aber ein neuer Wasserberg, noch gewaltiger als der vorige, kam über das Wrack herangerollt; das Boot konnte dieser Wucht nicht widerstehen: es stülpte sich und sank unter. Alle Frauen am Ufer fürchten um ihre Männer, Alle Männer wachsen und Fischer zogen mit vereinigter Kraft an der Leine, und es gelang ihnen glücklich, das Fahrzeug sammt der Mannschaft, die sich fest angeklammert hatte, an den Strand zu ziehen. Alle waren bald an Lande und in Sicherheit; nur Thornville hatte das Bewußtseyn verloren. Einer seiner Füße hatte sich in die Leine verwickelt, und so kam er in immer dringendere Gefahr, je stärker man das Seil anzog.

Zum Glück hatte der Verunglückte noch keine bedeutende Wasser geschluckt und einige Darreichungen erhalten. Er lebte bald wieder auf, und jetzt gab es einen allgemeinen Jubel. Der vom Wrack Errettete fiel vor Thornville auf die Kniee. Die Gefühle des Letzteren können nur mit empfunden, nicht beschrieben werden. Seine und aller Uebrigen Aufregung war so groß, daß man Frost, Wind und Schnee darüber vergaß. Endlich nahm Freund Truman eine Gelegenheit wahr und sprach zu Thornville: „Ihre Leutnant, Sie stehen, meiner Ehr zufolge — die, heißhung Kameraden, Sie stehen plötzlich gut — schon 35 Minuten und 10 Sekunden in ihren durchnäßten Kleidern da; jetzt will ich Ihnen drei Gründe angeben, warum Sie sich erkälten werden. Erstens geschieht dies von wegen des Windes; zweitens, von wegen des Schnees; drittens, von wegen des Wassers an Ihrem Körper, das, streng genommen, schon nicht mehr Wasser ist, dieweil es Eis ist. Erlauben Sie mir, Lieutenant Thornville, Ihre Frau von Ihrem gegenwärtigen Zustand zu informiren, dieweil sie Ihnen dann trockne Kleider schicken wird."

Der Lieutenant lehnte dies Anerbieten mit Dank ab und machte sich gleich selbst auf den Weg. Möge der Leser seinen Empfang und die zärtlichen Vorwürfe seiner Gattin sich selbst ausmalen! Von allen Orten, die bis auf zwanzig Miles in der Runde lagen, kamen gratulirende Besucher, und für den Geretteten sowohl als für die hilfreichen Fischer liefen Subscriptionen ein. Thornville erhielt auch eine goldene Medaille nebst verbindlichem Schreiben von Seiten der Königlichen Humanitäts-Gesellschaft.

* * *

Mehrere Wochen verstrichen und Alles ging allmälig wieder im gewohnten Geleise. Aber diese Zeit der Ruhe sollte nicht lange dauern. Einen Abends kam Paddy M'Shane, einer der Bootsmänner, ganz außer Athem in die Wachstube gerannt und schrie, sobald er den Lieutenant erblickte: „Mein Heuker, Sir! Jetzt haben wir sie erwischt!"

„„Wen erwischt, M'Shane?"" — „Mir haben sie, Sir — ein Hundert, zum allerwenigsten. — Ich sah sie mit meinen beiden Augen!"

Erst nach einem halben Dutzend Fragen erfuhr der Lieutenant, daß M'Shane eine Anzahl Leute gesehen hatte, die zum Theil in Geschichten, nahe der alten Thai-Wache, steckten und ohne Zweifel verbotene Waare landen wollten.

Thornville zählte sich, dieser Botschaft gemäß, sammelte seine Leute und führte sie an den bezeichneten Ort. Sie stiegen von der Klippen zum Strande hinab und marschirten dann, bald über Felsenstücke klimmend, bald durch's Wasser watend, vorwärts. Thornville hatte diesen beschwerlichen Weg gewählt, weil er besorgte, die Schmuggler könnten oben auf den Klippen Spione ausgestellt haben. Unser Küsten-Wächter hatten eben eine große vorragende Felsenmasse umgangen, als sie ein Boot bemerkten, das unlängst gelandet war. Eine Gesellschaft von ungefähr hundert Personen stand am Ufer. Thornville befahl seinen Leuten, ihre Säbel zu ziehen, ihre Pistolen bereit zu halten und ihm zu folgen.

Die Wattosen auf dem Schleichhändler-Boote, das mit Talge beschachtet war, hebeten den Bug desselben gegen den Strand, damit die Ladung desto bequemer ausgeschifft werden könnte. Verschiedene Gruppen von Männern, Einige mit Knütteln bewaffnet, gehorchten den Befehlen ihrer Aufseher, welche die eigentlichen Schmuggler waren. Der ganze Troß der Uebrigen sollte nur die Ladung an bestimmte Orte transportiren, wo Fuhrwerke zum weiteren Transport derselben bereit standen.

Thornville und die Seinigen wurden erst bemerkt, als sie sich bereits ziemlich bis auf wenige Schritte genähert hatten. Da schrie plötzlich Einer: „Die Küstenwache!" und ein panischer Schrecken verbreitete sich über Alle. Der Schrecken war aber nur momentan; die Schmuggler zogen sich zusammen und bildeten, mit den Knüttelmännern in Verbindung, ein furchtbares Corps, das dem Lieutenant und seinen sehr Mann Tod und Vernichtung drohte. Die Matrosen waren unterdeß auch nicht müßig; sie strengten sich aufs äußerste an, das Fahrzeug wieder flott zu machen. Als Truman dies bemerkte, flüsterte dem Lieutenant Etwas ins Ohr, empfing dessen Ordre und sagte dann laut: „Folgt mir, Paddy, wir Beide wollen den ersten Schlag thun; dieweil der so gut als eine halbe Schlacht ist." Dann stürmten Beide auf das Boot los, und Truman rief: „In des Königs Namen nehme ich Besitz von diesem Boote und seiner Ladung, dieweil Jhr keinen Zoll bezahlt habt!"

Mit Truman hatte sich ein wenig verrechnet; denn die Mannschaft des Bootes griff nach Rudern und Stangen, und schien zu hartnäckigem Widerstand entschlossen.

„Aha! so habt Ihr's gemeint?" sprach M'Shane; „wohlan denn! wir werden zu Alt-Irlands Ehre ein Hühnchen mit Euch pflücken." Dann that er auf gut Irisch einen Ausspruch, schwang seinen Säbel über seinem Kopfe und rannte in Begleitung Truman's, der ganz Kaltblütigkeit und Disziplin war, gegen die Uebermannung los. Einige Wier und ein Mißverhältniß, setzten die bösartigere Waffe der Küsten-Wächter wog diesen Nachtheil beinahe auf. Der Kampf wurde jedoch verzweifelt hitzig, und das Boot kam im Verlaufe desselben zweimal in den Besitz jener Partei. Plötzlich empfing M'Shane einen solchen Schlag auf den Arm, daß er seinen Säbel fallen ließ; ein Matrose raffte den Säbel gleich auf und wollte nun dem Irländer den Garaus machen; dieser aber zog sein Pistol, feuerte und hatte das Vergnügen, zu sehen, wie sein Feind — „gänzlich ins Wasser fiel."

Als die anderen Drei den Knall hörten und das Schicksal ihrer Kameraden sahen, ließen sie von Truman ab und gaben Fersengeld. Der Ober-Bootsmann schickte ihnen eine Kugel nach, traf aber nicht. Dann sprang er M'Shane, ob er verwundet sey. Dieser bejahrte sie über Schmerzen im Arm. „Schlagt Euch", sprach Truman, „Euren Arm aus dem Kopfe und bekennt, daß wir die Schlacht gewonnen haben, dieweil kein Feind mehr vor uns steht."

Thornville und die Uebrigen waren unterdeß nicht müßig gewesen. Sie marschirten gerade auf das Haupt-Corps los, feuerten ihre Pistolen ab und stelen in der Verwirrung über die Schmuggler her. Der Kampf wurde allgemein, dauerte aber nicht lange. Thornville's Häuflein war gut eingeübt und durch Eintracht mächtig; unter den Leuten der Schmuggler aber herrschte große Unordnung. Da sie wohl wußten, daß ihnen schwere Strafe drohte, wenn sie ergriffen würden, so bildeten Viele Klumpen und Klumpen hinter Felsenstücken und Felsenvorsprüngen, waren aber bald überwältigt, und Vier von ihnen gaben sich gefangen. Diese und der Leichnam dessen, den M'Shane erschossen hatte, wurden nach der Wachtstube geschleppt, wohin man auch den Tabak transportirte.

Dieses Scharmützel machte großes Aufsehen, und in der ersten Zeit konnte sich Keiner von den Küstenwächtern in den umliegenden Dörfern blicken lassen, ohne insultirt zu werden. Schleichhändler wurden zu zahlreich und zu verzweifelten Einfangreichen und Gewaltthaten verleitet, der arme M'Shane aber erhielt die Aufforderung, vor den nächsten Assizen zu erscheinen und wegen des getödteten Matrosen sich zu verantworten.

M'Shane konnte seine Empörung darüber nicht zurückhalten. „Was!" rief er, „mich behandelt man wie einen Verbrecher? Mich, den Seine Majestät selbst dazu bestellt hatte, den Matrosen emporkommen? Pfui der Schande! Das ist mir ein schöner Dienst! Der Mensch thut also auch Worte, wenn er Durst hat! — Hole mich Dieser und Jener, wenn ich mein Lebtage wieder diene!"

„„Mac Shane"", sagte Truman, „„das versteht Jhr nicht. Gesetze sind Gesetze, dieweil sie Gesetze sind, und Keiner von Se. Majestät Unterthanen darf den Gesetzen zuwider handeln, dieweil eine Parlaments-Akte dagegen ist. Nun aber habt Jhr, M'Shane, einen großen Respekt zu Gesetzen gehabt, dieweil Jhr jenen Mann und der Welt schaffet; also müßt Ihr Euch rechten lassen, als hättet Jhr ihn erwordet; aber es ist kein Wort, M'Shane, dieweil ein anderes Gesetz existirt, das Euch zur Pflicht macht, Jeden todtzuschießen, der ein anderes Gesetz übertritt; und darum, M'Shane, könnt Jhr Euch darauf verlassen, daß man Euch freisprechen wird, dieweil Jhr den Mann erschosset, während er das Gesetz übertrat, und dieweil es zu Eurer eigenen Vertheidigung geschah.""

Die Zeit der Assisen kam; M'Shane stellte sich, obwohl mit großem

Digitized by Google

Widerwillen. Er wurde, wie natürlich und billig, freigesprochen und außerdem wegen seines Muthes sehr belobt; allein dessenungeachtet konnte er die „ungebührliche Behandlung", wie er sie nannte, nicht verschmerzen.

Der Lieutenant und die Uebrigen empfingen wenige Tage darauf ein sehr schmeichelhaftes Danksagungs-Schreiben von Seiten des Ober-Controlleurs und, was die Freude noch größer machte, eine schöne Remuneration in klingender Münze. Ungefähr acht Tage später öffnete sich eines Abends Thornville's Thür, und herein trat die riesige Figur des M'Shane in voller Rüstung. Thornville staunte nicht wenig, als der Irländer ihn so anredete: „Hier ist Ihr Gewehr, Sir — hier ist Ihr Pistol, Sir — hier ist auch Ihr Säbel, Sir. (Bei diesen Worten trat er die drei Artikel auf den Tisch.) Obgleich Ihre Person habe ich nicht zu klagen, Sir; was aber Ihren Dienst betrifft, den habe meinetwegen der Henker!" Dann machte er eine ganze Schwenkung, stieß ein lautes Halloh aus und war mit Einem Satz vor der Thür. Thornville hat nie wieder etwas von ihm gehört. (U. S. J.)

Bibliographie.

The land of visions, or glimpses at the past, present and future. (Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.) 8 Sh.

A new dictionary of music. (Neues Wörterbuch der Musik.) Von W. Wilson. 7½ Sh.

Letters from Brussels. (Briefe aus Brüssel im Sommer 1835.) Von Mrs. Arthur Thorold. 10½ Sh.

Afrika.

Thomas Campbell's Briefe aus Algier.

Vierter Brief.

Die Größe der Bevölkerung der Stadt Algier und aller derjenigen Theile der Regentschaft, die gegenwärtig von den Franzosen besetzt sind, ist bereits von den Letzteren ziemlich genau ermittelt worden; aber wie groß die Seelenzahl des ganzen Gebietes sein mag, das ist mehr ein Gegenstand der Vermuthung als der genauen Berechnung. Denn selbst in noch lebender Maurischer Schriftsteller, dessen Wort über Algier aus Französische übertragen worden, stellt die kühne Behauptung auf, daß die Gesammtbevölkerung sich auf zehn Millionen belaufe. Nach dieser Konjektur müßte das zum größten Theil noch unkultivirte Land verhältnißmäßig fast eben so bevölkert seyn, als England. Schaler glaubt, daß die Seelenzahl nicht mehr als eine Million betrage. Andere geben die auf jene Millionen noch fehlende Zahl betrifft, so hin sich wohl geneigt, die letztere Meinung für die richtigere zu halten. Nach Shaw beträgt die Länge des Gebietes von Twunt im Osten bis zum Zainethlusse im Westen ungefähr 480 Engl. Meilen. Bei dieser Angabe scheinen aber die Einschnitte der Küste nicht berücksichtigt zu seyn; denn alle Schiffsbefehle, die sich über den Gegenstand besagt, halten die Reise von Bona bis Oran für 300 bis 600 Engl. Meilen lang. Die Breite des Landes in das Innere verschieden sehr ungleich; an einer Stelle beträgt sie von dem Mittelländischen Meere im Norden bis zur Wüste Sahara im Süden nur 40 Meilen; dagegen ist sie östlich von Algier sehr bedeutend, und nach Shaw erstreckt sich das von den Arabern sogenannte Tellie (was wohl Ackerland bedeuten soll) auf sechzig Meilen weit. Multiplizirt man nun die Länge mit der Breite, so erhält man 30,000 Engl. Quadrat-Meilen als die Oberfläche des Landes. Nächnen wir hundert Köpfe auf die Meile, so beliefe sich die Bevölkerung von Algier auf 3 Millionen; allein für ein zum Theil noch nomadisirendes Volk ist jene Annahme gewiß zu groß, und wahrscheinlicher Weise dürfte die ganze Regentschaft nicht mehr als etwa halb so viel Einwohner enthalten.

Aber wird man fragen, haben denn nicht die Deys von Algier des andere Register über ihre Steuerpflichtigen Unterthanen geführt, oder sind gar keine Dokumente der Art vorhanden, aus denen man irgend einen Schluß auf der Algierischen Bevölkerung entnehmen könnte? Hierauf müssen wir antworten, daß leider die Franzosen bei der Stürmung der Cassaba so viele Archive zerstört haben, daß sie sich selber aller der Duellen beraubten, die indem nunmehr für die Kenntniß des früheren Finanzwesens von Algier so wichtig gewesen wären; nur ein Türkisches Dokument ist durch den Fanon Gerry de Bussy gerettet worden, in welchem die Abgaben bemerkt sind, die von den verschiedenen Arabischen Stämmen an den Dey entrichtet wurden. Aus diesem Dokumente ergiebt sich, daß die von den Steuerpflichtigen Einheborenen eingegangenen Summen sich im Ganzen auf etwas mehr als 892,000 Franken, also weniger als 90,000 Pfund Sterling beliefen. Aber es ist unmöglich, aus diesen Angaben irgend etwas über die Größe der Bevölkerung der Algierischen Regentschaft entnehmen zu wollen, da wir endlich gar nicht wissen, in welchem Verhältnisse jeder Einzelne von den Eingebornen besteuert worden, und zweitens auch darüber in Ungewißheit sind, ob die hier eingeschriebenen Taxen die einzigen waren, die ihnen von den Deys aufgelegt wurden.

Aus Arrowsmith's „Erschiedenem Atlas der alten und neuen Geographie" ersehen wir, daß die von Oran bis nach Bona sich erstreckende Regentschaft Algier einer Lokalität entspricht, die beinahe das ganze alte Mauretania Cäsariensis, das ganze Mauretania Sitifensis und das eigentliche Numidien umfaßte. Freilich dehnt wir hier, wenn wir von der Identität der sogenannten Regentschaft Algier mit den eben erwähnten Römischen Provinzen sprechen, nur die Länge des Küstenstrich's im Auge, denn was die Breite des Landes oder die Ausdehnung von Norden nach Süden betrifft, so erstreckte sich die Römische Herrschaft tiefer in das Innere von Afrika hinein, als die Deys von Algier jemals vorgerückt waren. Die Spuren der Römer sind hier überall unter den aus den Alterthum herrührenden Ruinen anzutreffen. Selbst in der Hauptmoschee von Algier befindet sich ein Stein, der eine Lateinische Inschrift aufzuweisen hat. Dieser Stein gehörte, wie wir vermuthen dürfen, einem heidnischen Tempel in Icosium an und ist zufällig mit unter das Bau-Material des muhamedanischen Tempels von Algier geworfen worden. Selbst die Kloaken unterhalb der Straßen der Stadt Algiers sind noch von den Römern herrühren. Als die Römische Macht zu sinken anfing, wurde die Verbrei von den Vandalen verheert, und die wilde Farbe mehrerer Kabylen läßt vermuthen, daß dieser Volksstamm zum Theil Vandalischen Ursprunge ist; aber Belisar, der tapfere Feldherr Justinian's, unterwarf Afrika, wenn auch nur auf kurze Zeit, wieder der Gewalt der Römer; 697 ward die ganze Küste von den Saracenen überschwemmt, und Algier wurde muhamedanisch. Nachdem seitdem mehrere Jahrhunderte, die diese Stadt sich gut einiger Wichtigkeit erhob. Dies geschah erst, als die Mauren aus Spanien vertrieben wurden und 20,000 von ihnen sich in Algier und in der Umgegend ansiedelten; daher kommt es denn auch, daß die meisten heutigen Algierer Andalusischen Ursprungs sind. Der Name Algier bedeutet im Arabischen eine Insel; denn die erste Bevölkerung der Stadt ließ sich auf jenem Inselstecke nieder, der später durch einen festen Damm mit dem Hafen von Algier verbunden wurde.

Nachdem die Vertreibung der Mauren aus Spanien stattgefunden hatte, brach auf jene Weise wurde Algier ein Asylhafen für die Flüchtlinge aus Spanien. Anfangs wurden die jedesmaligen Deys oder Paschas von Algier von dem Sultan ernannt; allmälig aber riß die Türkische Garnison das Recht an sich, ihren Regenten direkt oder durch ihre Beamten selbst zu ernennen, aber immer hing es doch vom Großherrn ab, die Wahl zu bestätigen oder zu verwerfen, je nachdem er den Neuerwählten den Ehrenkaftan und den Amtsstab übersch icken wollte oder nicht.

Das bittere Leid, das die Türkische Narrheit die fleigerische Kaste, die Aristokratie, oder vielmehr die Stratokratie von Algier. Die Türkische Regierung verhinderte die Ehen der Janitscharen und ließ jährlich durch neue Ausbrechungen aus der Levante ihre Reihen vollzählig machen. Die Söhne der Türken, die in Algier geboren und Coluglis oder Colouris genannt wurden, traten gesetzlich nicht in die Privilegien ihrer Väter ein; das Gesetz erstreckte sich auch auf die Söhne des Deys, da der Staat ein Wahls und nicht ein Erbreich war. Indeß war dies mit Millionen, die auf jene Regel, die Privilegien betrifft, keine Anwendung. nächst Coluglis, die die Besitzs ihrer Väter als Erbrecht an sich brachten. Uebrigens bestand die Militairmacht nicht aus Türken allein, sondern dieselbe umfaßte immer noch mehrere Schwadronen Maurischer Reiterei. Aber die Türken betrachteten sich im Allgemeinen als die Herren des Landes. Der Colugli wurde nur deshalb respektirt, weil er der Sohn eines Türken war, sonst hing ihm seine Afrikanische Geburt immer als eine Schande an. Gegenwärtig sind die Coluglis in ihrem äußeren Ansehen noch weit mehr den vormaligen Mauren fast ganz verschwunden und von denselben kaum zu unterscheiden. Ich besuchte einmal einen der Letzteren in seiner Wohnung und erfreute mich bei demselben einer recht freundlichen Aufnahme; obgleich es gerade zur Fastenzeit der Muhamedaner und es demnächst ihm selber nicht erlaubt war, etwas zu genießen, trug er mir doch Kaffee und Kuchen mit Fleischfleisen auf.

Das Zimmer, in welchem er mich empfangen, war ein Gemisch von Prunk und Armseligkeit; es war sehr geräumig und geschaffen, er mehr als eine Familie bequem zu beherbergen. Die Wände waren mit Gemälden verziert, die in grellen Farben prangten, aber sehr roh gezeichnet waren. Die Fenster waren mit Gardinen von einer farmoiselnoiden Wollstoffe; ein glänzender Teppich, eine Uhr und ein Spiegel von der feinsten Arbeit, und endlich mit Gold und Silber eingelegte Pistolen und Yatagans hingen an den Wänden herab.

Nachdem ich durch meinen Dolmetsch unserem Wirthe zu verstehen gegeben hatte, daß ich mich heute zum ersten Male in dem Hause eines Mohamedaners befände und daß ich mich sehr freuen würde, er möchte mir über beuten, daß ich sein Möbel so genau in Augenschein nehme, tächtete er und bemerkte mir im Gegentheil, daß er meine neugierige Aufmerksamkeit viel eher als ein Kompliment aufnehme; ich erlaubte mir demnächst, die Bettdecke aufzuheben, und fand, daß das Bett nur aus wollenen Matratzen und Polstern ohne Federbetten bestand. Die letzteren würden für das hiesige Klima nur beschwerlich seyn. Die Letzteren würden, sagte er mir, hätten weiche Matratzen, noch Kissen, sondern bedienten sich nur einiger Schafvelle als Unterlage und ihres Hoicks oder Hemdsen als Oberdecke. Der Hauptgegenstand unserer Unterhaltung war ein hier sehr in Umlauf gekommenes Gerücht in Betreff der Absichten der Franzosen, die Kolonie an die Türken wieder abzugeben. Ich glaube nun zwar selber kein Wort von der ganzen Geschichte, aber ich sagte ihm nichts von meiner Ungläubigkeit, um seine eigenen Ansichten darüber zu hören. Er war, wie es sich gegen einen Sterbenden ziemt, indem er erwarten läßt, sehr zufriedenheit in der Annäherung seiner politischen Gesinnungen, indeß konnte ich selbst aus dem Schleier seines Stillschweigens zwei Dinge entnehmen. Zuerst sieht es mir besonders auf, daß er einem so höchst unwahrscheinlichen Gerächt Glauben zu schenken schien. Zweitens schien er mir die gar nicht unvernünftige Ueberzeugung zu hegen, daß, wenn die Franzosen das Land sich selber überließen, die Mauren, die gegenwärtig die große Majorität und den civilisirtesten Theil der Bevölkerung bilden, gewiß an die Spitze der Regierung und der Verwaltung des Landes gelangen würden.

Von der Türkischen Aristokratie ist hier nicht eine Spur zurückgeblieben. Ich habe zwar einige Türken hier gesehen, aber diese gehörten den unteren Klassen an. Die reichen Landbesitzer sind zu Hunderten verbannt worden. Ich besuchte einige ihrer öden Landhäuser, die wenige Meilen von Algier abliegen, und fand, daß ihre Orangerieen und Gärten durch die Französische Invasion gänzlich verheert worden. Ich ließ

Digitized by Google

mich in einem marmornen Kiosk oder Sommerhause nieder, das noch jetzt von Fruchtbäumen beschattet wird und eine Aussicht nach einer Gegend gewährt, die selbst in ihren Ruinen noch prachtvoll ist. Mein Begleiter war ein Architekgeborner, ganz ernst und trocken, obgleich ein Franzose. „Was für eine Lehre", sagte ich zu ihm, „für den ungeduldigen Stolz! Die Türken waren es, die sich noch in den letzten Zeiten zu Algier nicht nur durch die Pracht und den Farbenglanz ihrer Bauwerke, sondern ganz besonders durch ihr unverschämtes herrschsüchtiges Betragen vor allen Uebrigen auszeichneten, indem jeder Andere, der ihnen etwa auf der Straße begegnete, gemöthigt war, so lange zu warten, bis sie vorüber waren. Die Türken drangen selbst in die Gärten der Einsiedlerinnen nach Müßlige ein und zehrten daselbst ungestraft alle ihre Früchte auf; gegenwärtig sind sie selbst in Exil und hängen von der Blasse Kinderer ab." — „Ja", erwiderte mir mein ernster Begleiter, „es gab viele unverschämte Gesellen unter den Janitscharen, und manche unter ihnen waren sogar arge Trunkenbolde, die sich die skandalösesten Exzesse erlaubten." — Indeß waren sie denn doch nicht alle von einem Schlage, und ihre Verbannung war nur die Folge einer Verschwörung, die von den Franzosen nicht einmal genau ermittelt worden ist.

Die Kolugli, oder die zu Algier geborenen Nachkommen der Türken, sind jetzt fast ganz mit der Maurischen Bevölkerung verschmolzen. Aber woran sind die Mauren vor den übrigen Bewohnern von Algier und der Regentschaft zu erkennen? Es hält nicht schwer, sie von den Negern, Juden, Arabern und Kabylen zu unterscheiden, sowohl durch ihre Tracht und ihren schöneren Anzug, als durch ihre Gestalt und Physiognomie. Sie haben, besonders in Vergleichung mit den Juden und Arabern, eine schönere Gesichtsbildung und zartere Formen, und sind auch im Allgemeinen mehr fermentirt. Ihre Augen haben, ausser der gewöhnlichen Feuer- und noch Lebhaftigkeit der Arabischen Geschöpfe, einen ruhigen und fast indolenten Ausdruck, und ihre Sitten sind freundlich und würdevoll, während die Araber fast noch mehr als die Franzosen zu gestikuliren pflegen. Im Kostüme unterscheiden sie sich nicht von den Türken; dasselbe besteht aus einem Turban, einem Hemde, ungefähr weiten Pluderhosen, einer Jacke von farbigem Tuche, das mehr oder weniger dreibrt ist, endlich aus einem weiten wissen Ueberwurf-Mantel und Pantoffeln. Einige von ihnen tragen, wie man mir erzählte, während des Winters Strümpfe.

Was aber die Maurischen Damen betrifft: wie sollte ich wohl ihren Anzug zu beschreiben wagen, da ich dieselben, mit Ausnahme zweier oder dreier öffentlichen Tänzerinnen, nie anders als in Gemälden gesehen? Die gemeinern Maurischen Frauen sind freilich in den dunklen Straßen zu Fuße anzutreffen, wo sie so verschleiert und gespensterhaft erscheinen, wie ich bereits in einem frühern Briefe erwähnt. Zuweilen begegnet man ihnen auch zu Pferde, aber dann sieht man sie immer nur zu Pferde, und zwar auf einem so verdeckten Sitze, daß man nur den Sitz et praeterea nihil zu sehen bekömmt. Da ich begierig war, eine Maurin in ihrer Behausung zu beobachten, so bat ich einen Französischen Arzt, mich bei einer vornehmen Maurischen Dame als einen Englischen Doktor einzuführen, mit dem er sich wegen des Zustandes seiner Patientin berathen wollte. Unter diesem Vorwande gelangte ich auch wirklich über die Schwelle des Hauses, durch die Vorderzimmer, und sah mich auf der Doktorwürde, die ich im Aeußeren zu affektiren wußte, bereits die Treppen hinauf, als eine schwarze Dienerin mich mit den Worten zurückhielt: „Aussieu, on ne vous attend pas." So ward ich denn genöthigt, wieder umzukehren und mich durch einen langen Saal zu verfügen, der mit laut anschwellenden Negern besetzt war. Am nächsten Tage erhielt ich von einer Englischen Dame zu Algier ein artiges Geschenk, das ich ihr durch meinen vorigen Dolmetscher, den Agyn einer vornehmen Maurin zu sehen, entlieh hatte. Meine frühere Landsmännin hat jedoch ganz in den gewöhnlichen Staat der achtbaren Maurinnen geworfen. Die beiden Zipfeln unterscheiden sich von einander nur durch die Farbe der Seide. Der Agyn besteht aus einem feinen leinenen Hemde, das an der Brust mit Seide bredirt ist; das Kopfband ist vermittelst eines blaseidenen Bandes an dem Kaftan zusammengebunden; eine reich mit Seide bestickte Sammetjacke bedeckt die Arme und die Schultern bis zur Taille herab, und hat einen Besatz von langen feinen Franse, die bis zu den Fingerspitzen hinabreicht. Die aber, wie ich glaube, meist aufgeschlitzt wird, um den Arm und die Handgelenke hervorblicken zu lassen. Von der Taille gehen seidenbrodirte Pantalons, aber bloß bis zu dem Knie hinunter, und über denselben hängt von den Schultern bis zu den Knöcheln ein mit Seide besetztes langes Kleid, ganz in der Art wie es die Europäerinnen tragen, herab; die Beine aber bleiben von dem Knie bis zum Knöchel blank und unbedeckt; nehmen wir endlich noch Merino-Pantoffeln, einen Schleier, einen Schawl, Ohrringe und eine Halskrause hinzu, so haben wir das Kostüm einer Maurin fertig, das sich wenig von dem einer Europäerin unterscheidet, nur daß die Strümpfe bei der Ersteren ganz fehlen.

Ich kann hier nicht umhin, eines kleinen Spaßes zu erwähnen, den wir meine oben erwähnten Puppen veranlaßt haben, und der mich zugleich an eine Anekdote erinnert, die mir der bekannte Schottische Reisebeschreiber John Cleef erzählt hat. Derselbe war ein großer Liebhaber der Bildhauer-Arbeit und pflegte zu seiner Erholung seine Mußestunden damit hinzubringen, daß er in Stuckatur modellirte. Sein Schreiber war ein ungebildeter Mann, ohne Sinn für die Kunst, und da er demnächst die Erholungswweise seines Herrn für etwas rein Kindisches hielt, so sagte er einer Tages mit Empfase zu ihm: „Eh, Mister Cleef, ich bin höchlich darüber erstaunt, daß ein Mann Ihres Standes die Zeit mit solchen Stuckatur-Männerchen vergeuden kann!" In gleicher Weise äußerte sich mein Italiänischer Josep Jachimo, als er die beiden angezogenen Puppen auf meinem Tische sah; er hob sie und brummte sich dabei die gegen mich gerichteten Worte in den Bart, daß ich, nachdem ich neulich Blumen geschmeichelt, wie ein knabenhaft (Kind), nunmehr gar mit Puppen spiele, wie ein fanciullo (Knabe). Das Spottbild der ganzen Sache verbiederte mich, und ich hatte schamhaft meines Lebtern keine mehr werden.

Was die Eigenschaften und Sitten der Maurischen Damen betrifft, so sind sie, nach dem, was ich von ihnen erfahre, gerade das, was sie von ihrer beschränkten Erziehung erwarten läßt, — so ähnen wie Brüder in ihrer Unterhaltung; — ihre Negerinnen schwatzen und lachen mit ihnen, ganz wie mit ihres Gleichen, und der erhabenste Gegenstand ihrer Unterhaltung betrifft etwa die verschiedenen Spitzarten und Effekte; endlich aber, was mich am meisten in Erstaunen sog, ist die, sie gar nicht so schön seyn sollen, wie sie vorgestellt. Was das letzteren Punkt betrifft, so glaube ich, daß mein Bekenntniß in der Hinsicht nur einige häßliche Maurinnen zu sehen bekommen haben mag.

Da wir nun gerade von dem schönen Geschlecht reden, so können wir nicht umhin, ihr allgemein verbreitete Ansicht zu erwähnen, daß Muselmänner bemüht seyen, die Seelen ganz abzusprechen. Diese Behauptung ist keinesweges wahr. Ein Maurischer Marabut, oder heiliger Mann, hat mir neulich über diese Sache Beschaffenheit, daß der Koran eine Stelle von einer solchen Feier enthielte. „Wenn das der Fall ist", sagte ich zu ihm, „warum geht Ihr denn nicht zu, daß die Seele der jungen Frauen ebenfalls die Moscheen besuchen?" „„Bah!"", erwiderte er hierauf, „„der Schutzengel der Moschee in den Herzen der Männer einmal eine unreine menschliche Begierde entdecken könnte, so den heiligen Ort entweihen würde."" „Diese Gefahr", versetzte ich, „wäre leicht dadurch zu beseitigen, daß man die Männer und die Frauen zu verschiedenen Zeiten zum Gebete riefe." Dieser Bemerkung schien ihn klug, und Alles, was er mir hierauf entgegnen konnte, war, daß es schwierig sey, einmal eingeführte Gebräuche abzuändern. Indessen glaube ich dem Marabut gern, daß der Koran nicht eine Seele halte, die den Frauen die Seele streitig machte. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Englisches Schulwesen. Gleich beim ersten Blicke, der die Beschäftigung unserer Jugend in den öffentlichen Schulen, wie uns das sonderbare, um nicht zu sagen, absurde Verhältniß auffallen, daß die jungen Leute während eines Zeitraums von acht bis zehn Jahren von Morgen bis Abend gewöhnlich werden, fast nichts als Sprachen, die Sitten, die Geographie und die Antiquitäten von Rom und Athen sich einprägen — von Staaten, die bereits längst untergegangen sind und die nur eine sehr entfernte Beziehung mit den politischen und socialen Zuständen unserer modernen Welt haben. Als dieses System nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften zuerst in unsere Schulen und Kollegien eingeführt wurde, da hat es wohl seinen ursprünglichen Nutzen gehabt und berube auf dem Prinzip der Nothwendigkeit. Der Zugang zu allen höheren Kenntnissen, alle wissenschaftliche Abhandlungen und fast alles Elegante aus dem Gebiete der politischen Literatur und der Poesie waren damals auf die Sprachen der Griechen und Römer beschränkt, während alle Werke, unter den Gelehrten und Diplomaten lediglich in Lateinischer Sprache, als der einzigen universellen, unterhalten wurde. Demnach bildeten auch beidem gesteirten Sprachen die unerläßliche Grundlage, den nothwendigen Bestandtheil und die Bedingung aller gelehrten und praktischen Bildung. Aber gegenwärtig hat die Lateinische Sprache fast so ganz aufgehört, das Medium der wissenschaftlichen und diplomatischen Mittheilungen zu seyn, daß selbst unter Gelehrten verschiedener Nationalitäten eine ausschließliche Korrespondenz darin geführt wird. Die alten Grundlagen der Nützlichkeit und der Nothwendigkeit, auf die das System ursprünglich sich stützte, sind demnach verschwunden, und mit ihnen sollte billiger Weise auch das System selber aus unseren Schulen verschwinden, oder zum wenigsten eine angemessene Modifikation erleiden. (Britisch and Foreign Review.)

— Die Indischen Tänzerinnen. Es sind keine Schönheiten, edler geformte Wesen denkbar, als diese verachteten Geschöpfe. Sie sind in den allen Festmahlen Indiens selbst die Europäer mit eingeladen, welche den weiblichen Theil der Gesellschaft durch solche Schauspiele ergötzen. So oft die Nabobschs (so nennt man diese Tänzerinnen) mit einem anständigen Publikum tanzen, ist auch jede ihrer Geberden, jede ihrer Stellungen züchtig und edel. Die ungekünstelte Anmuth der Bewegungen und Attitüden dieser bedauernswürdigen Geschöpfe hat oft ihres gleichen nicht. Fast der ganze Zauber der Indischen Tänze besteht darin in den eleganten Attitüden, die Tänzerinnen, stets ihren Ballet-Sprüngen, keine kühne Pirouetten, keine schmerzliche Anstrengung der Muskeln oder Verdrehung der Glieder; keine unnatürliche Verrenkungen und Krümmungen. Die Indische Tänzerin schwebt den Zuschauern anmuthevoll entgegen, webei ihre Arme und die niedlichen Füßchen im Unisono sich bewegen. Diese sind zwar nicht weiß, wie Schnee, aber jedoch leicht, und gleiten durch alle Evolutionen einer Tanzfigur, ohne die geringste gewaltsame Anstrengung. Zuweilen schwingt sie sich rasch herum, wo dann die losen Falten ihres Gewandes sich ausgblähen und die schwere seidene Borte, mit der es gebordirt ist, im Kreise um sie her wallt, so daß die schönen Umrisse ihrer Figur so sittsam als geschmackvoll dekorirten Gestalt einen Augenblick zum Verschein kommen. Das künstlerische Talent dieser Indischen Schönen könnte, der Beschreibung nach, doch negativ erscheinen; seine Bedeutung auf der Zuschauer sind aber dessenungeachtet so positiv, daß die Zuschauer sich des künstlerischen Genusses lebhaft bewußt wird. (A. d.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 148. Berlin, Freitag den 11. Dezember 1835.

Rußland.

Russische Conversation.

Vom Baron Brambeus. *)

Ich höre sehr oft sagen: „Bei uns giebt es noch keine Conversation!" Wie Schade! O, lehrt uns doch, uns unterhalten, ihr, die ihr behauptet, daß es bei uns noch keine Conversation gäbe.

Die Conversation ist die Kunst — sich mit der Zunge in fremde Angelegenheiten zu mischen. Wie sehr Kunst, so hat auch sie ihre Gesetze und Regeln, welche ihr vor Allem zuerst entwickelt müßt, wenn ihr wollt, daß auch bei uns eine Conversation eingeführt werde. Ich habe jedoch, daß ich, aus Eifer für des Vaterlandes Wohl und zum Besten der National-Bildung, gezwungen seyn werde, selbst eine Abhandlung zu schreiben, für diejenigen, welche richtig über das zu urtheilen wünschen, was sie gar nichts angeht.

Es giebt verschiedene Arten der Unterhaltung. Eine derselben, die orientalische und nützlichste, nennt man die einfältige Unterhaltung. Diese Königin der Conversationen, diese unbegreifliche, offenherzige, naive, aufrichtige Unterhaltung ist der Freundschaft sehr ähnlich, obgleich sie größtentheils zwischen Leuten stattfindet, welche sich einander völlig fremd sind. In derselben bleibt Alle nur ein allgemeines Gefühl; sie lieb auf das allerbeste betrieben, auf dem ganzen Erdballe zur Vollkommenheit gebracht und umfaßt den Umkreis gründlichen Wissens: denn nur aus dieser Unterhaltung kann man sich eine vollständige und nützliche Statistik der Zungel, der Farben, der Fähigkeiten und Dummheiten der achtarm und Feinde verschaffen.

Die zweite Art von Unterhaltung ist auf Neid und Mißgunst gegründet und beschäftigt sich nur mit der reinen angefärbirten Verleumdung. Dies ist die Unterhaltung der Lakaien und seichten Literaten.

Die dritte Art ist — die belehrende Unterhaltung. Diese ist jetzt außer Gebrauch gekommen; in früherer Zeit hat man aber bei solcher Unterhaltung sehr gut geschlafen.

Endlich die letzte und vorzüglichste Art der Conversation ist — die schöne oder gebildete Unterhaltung. Diese urtheilt nicht über diese oder jenen. — Sie steht über der Kunst.

Wenn eine Nation zu dem Grade von geistiger Vollkommenheit gelangt ist, daß sie vierundzwanzig Stunden hinter einander verständig sprechen kann, und zwar weder über diese noch über jenen zu sprechen braucht, so ist sie, und nur dann ist sie des Namens einer aufgeklärten gebildeten Nation würdig.

Wir Russen können ohne Uebertreibung von uns sagen, daß wir uns bildend und immer bildend, schon die Hälfte dieser Vollkommenheit erlangt haben: wir plaudern schon sehr gut und fließend, ohne über diese zu sprechen, nur wissen wir noch nicht, wie wir es machen sollen, daß wir, einmal beisammen, nicht auch von jenem reden.

Hierin liegt aber eben die ganze Kunst! Wird man jedoch nicht über diese sprechen müssen, wenn ihr das Gespräch über jenen richtet? .... Warum über diese? Spreche doch Jeder von sich, sie Kunst der gebildeten oder schönen Unterhaltung besteht nämlich eben darin, daß Jeder von sich zu spricht, daß sie Anderen es nicht merken.

Ich wünschte wohl, euch auseinanderzusetzen, wie dies gemacht wird, und hier die vollständige Theorie der gebildeten Unterhaltung zu entwickeln; nur fürchte ich, daß Viele mich nicht begreifen werden. Der Gegenstand ist sehr umfassend und steht in enger Verbindung mit der Wissenschaft der Gesellschaften, den Sitten, Ihren mit anderen Worten: ich dunkel gebildeten Nähseln — ja sogar mit der Thermaschine, welche ebenfalls bei uns noch von Niemand, ihrer ganzen Wohnung nach, begriffen wird. Ich muß daher weit ausholen und vor Allem erst den Central-Punkt der Sitten aufsuchen. Ohne mich aber zu ihnen, kann ich sagen, daß ich ihn gefunden habe.

Wie lange ich nach demselben gesucht habe, brauche ich nicht zu sagen. Was mich aber dazu veranlaßt hat, ihn zu suchen, ist eine ältere Frage: Alles in der Welt hat seinen Mittelpunkt; sich nur daher vorgesetzt, daß auch unsere heutigen Sitten einen solchen Punkt, einen ot, einen Mittelpunkt haben müßten, um welchen sie sich bewegen, eben und wenden, um welchen sie ihre jährliche Kreisbahn beschrieben, nachdem sie, vom Anfangspunkte der Neujahrs-Gratulationen angebend, e Winter-Bälle und Maskeraden, die Geschäftsstunden und Butterche, Osterweche, Promenaden und Land-Partieen, die Herbst-Soiréen d Krönungen durchlitzigen, die sie zum Anfangspunkte der Neujahrs-Gratulationen, von denen sie ausgegangen waren, belohnt oder unbelohnt, zurückkehren. Die periodische Erneuerung dieser und jener Erscheinungen in unseren Sitten hat mich stets zu dem Glauben veranlaßt, daß dieselben geometrischen Geistern des Kreislaufes folgen; aber wo ist das Centrum dieses Kreises? Wenn ihr den Zirkel in die Hand nehmt, so werdet auch ihr dasselbe leicht auffinden. Mit Hülfe dieser vortrefflichen Waffe werdet ihr nämlich sogleich entdecken, daß dieses Centrum der Sitten in einem Fragmente des Abends, in der Dämmerung, liegt. Indem man nämlich die eine Spitze des Zirkels abwechselnd in einen der beiden bemerkbarsten Punkte der Kreisbahn einsetzt, z. B. in die Gratulation oder Geschenke zum neuen Jahre, oder in die Gratulation oder Geschenke zu Ostern — diese Punkte sind die Tag- und Nachtgleichen unserer Sitten — und beschreibt mit der anderen Spitze einen Kreisbogen auf der Oberfläche der in der Kreisbahn eingeschlossenen Zeit, so werdet ihr leicht bemerken, wie dieser Kreisbogen die Abendstunden mehr oder weniger durchschneidet. Und in der That läßt sich dies auch beweisen. Des Morgens giebt es keine Sitten — nur Geschäfte und Arbeit. Kaffee, ehelichen Zwist nach dem Kaffee: hierauf Fußspitzel, Spaziergänge, Besuche der Läden und Gewölbe. Mittagessen — hier herrschen ebenfalls keine Sitten, nur Gebräuche, eine Vorbereitung der Sitten, welche eigenthümlicher Weise erst mit den Kerzen anfangen, sobald der Abend beginnt. Ich bitte, wohl zu bemerken, daß ich die Sitten mit den Gebräuchen nicht konfundire und denselben weder die Benennung der Gewohnheiten, noch der Moden, noch der herrschenden Ansichten ertheile, so daß, wenn ich je einen Roman abfassen sollte, in welchem derselbe wilde, wie die Leute sitzen, liegen, gehen, reisen, essen und trinken, oder in welchem sie sitzen, liegen, gehen, reisen, wohin und weshalb sie reisen, was sie essen und wie viel sie trinken, ich denselben immer nur eine Statistik der Gebräuche, nicht aber einen sittenschilderuden Roman nennen würde. Dies ist mein Katechismus — denn ich halte die Sitten einer Nation oder eines Zeitalters für etwas eben so individuelles, feines und flüchtiges, als das Lächeln, für dem so edles, als das Ich, für den Typus der Epoche menschlicher Leidenschaften, welcher denselben Charakter und Physiognomie annimmt, die sich in ihren Zügen und Profilen von denen derselben Leidenschaften eines anderen Volkes oder einer anderen Zeit scharf unterscheiden, oder, um so deutlich als möglich zu seyn, jene bezeichnende eigenthümliche Weise, in welcher Verstand und Herz bei dem erwähnten Volke und Zeitalter handeln, wenn das Volk essen oder trinken will, und noch mehr, wenn es sich satt ist und satt trinkt. Wenn das noch nicht deutlich ist, so bin ich außer Schuld.

Dieses Centrum der Sitten kann sogar in irgend einem Gebrauche stecken, um welchen sich die Sitten selbst, wie die Planeten um die Sonne, drehen; aber daraus folgt noch nicht, daß man diesen Gebrauch für Sitte halten darf.

Wir haben also jetzt jenes Centrum gefunden. Da wir nun aber bereits wissen, daß das Centrum unserer Sitten in den Abendstunden liegt, so haben wir das Recht, zu schließen, daß dasselbe sich auch in irgend einem jener Zeit angehörenden Gebrauche befinden müsse. Dem wir auf. Ich habe es überall gesucht — im Visiten-Zimmer, so lange, als nicht Licht gebracht wird — an Spieltische — sogar unter diesem Tische — doch da war es nicht, endlich alle diese Orte schon sehr in der Nähe jenes Centrums liegen und um dasselbe das Gestirn des Kleinen Bären bilden. Endlich entdeckte ich es: das Centrum unserer heutigen Sitten liegt — in der Thermaschine. Dieses wunderbare Gefäß ist gegenwärtig der Mittelpunkt ihres ganzen Systems, welches hierselben in allen ihren Punkten an sich zieht, in welchem alle ihre Radien zusammenfließen.

Diese Entdeckung ist jeder anderen werth!

Der Gebrauch, dessen Kern und Seele die Thermaschine bildet, hat in der Mitte unserer heutigen Sitten selbst Platz genommen und zieht alle Theilchen des vierundzwanzigstündigen Lebens des Menschen an sich. Um dieselbe dreht sich eine besondere Welt, welche ich die Thermaschinen-Welt nenne — eine Welt, die so ausschließlich selbstständig, rund und groß ist, wie unser ganzes Seyn, eine Welt, die nicht weniger merkwürdig ist, als die Sternen-Welt, als die Insekten-Welt, als die Slaven-Welt, als die spekulative Welt und unvergleichlich merkwürdiger als die Indo-Germanische Welt. Wir in unserem 19ten Jahrhundert leben jeden Tag nur, um uns Abends um die Thermaschine zu versammeln, so wie im verflossenen Jahrhundert die Leute nur des Abendbrodes wegen lebten, und die auf den heutigen Tag stolzen jeder das Seinige, um sich sein Zeitalter nach seiner Weise vorzustellen. — Die Summe aller dieser Vorstellungen aber ist der Ausdruck der Sitten einer Epoche. Um nun unsere Sitten zu begreifen, muß man vor allen die Thermaschine

*) Es ist dies bekanntlich der Schriftsteller-Name eines hochstehenden russischen Staatsmannes.

Digitized by Google

Theil von dem Fleische auf, das ein Europäer zu verzehren pflegt. Nur wenige unter ihnen machen Gebrauch von dem Rechte der Polygamie. Sie sind gute Väter für ihre Kinder, und ausmerksame Lehrer ihrer Zöglinge. Ich habe Gelegenheit gehabt, einige ihrer Schulen zu besuchen. Die Behauptung, daß die Mauren bereits früher als wir mit der Lancasterschen Lehr-Methode bekannt waren, ist falsch. Der Lärm und das Geräusch, das in den hiesigen kleinen Schulen herrscht, ist mehr dazu geeignet, daß sich die Schüler gegenseitig einander stören als belehren dürften. Der arme Maurische Schulmeister hat gewiß nicht ungefähr zwanzig Schüler, deren Unterricht, so viel ich bemerken konnte, weiter keine Aehnlichkeit mit dem Lancasterschen hat, als daß die hiesigen Zöglinge sich ebenfalls der Schreibetafeln zum Schreiben bedienen. Ich sah nur zwei Knaben, welche rechneten; die übrigen scheiben oder murmelten Texte aus dem Koran her. Der Lehrer hält eine Rothe in der Hand, von der er sagte, wie ich glaube, daß er selten Gebrauch macht, um die Schüler zu züchtigen, sondern vielmehr nur dann und wann, um ihnen eine kleine Warnung zu ertheilen.

Die Mauren sind im Allgemeinen reinlich, sowohl hinsichtlich ihres Anzuges und Körpers als in ihrem ganzen Hauswesen. Die meisten von ihnen sind auch betriebsam und industriös. Uebrigens stehen sie alle, sie mögen ein Gewerbe haben, oder nicht, mit Tages-Anbruch auf und begehen sich sogleich an ihre Arbeit, oder wenn sie keine solche haben, stehen sie hier zu Lande in irgend einem Kaffeehause, indem sie rauchen und Kaffee trinken, und zuweilen wohl auch ein wenig Opium verschlucken. Die Kaffeehäuser sind selbst auf dem Lande sehr besucht; gewöhnlich befinden sich ein Brunnen und einige schattige Bäume in der Nähe derselben. In den Algierschen Kaffeehäusern (ich spreche hier von solchen, die von Eingebornen und nicht von Franzosen verwaltet werden) sind kaum andere Möbel anzutreffen, als Strohmatten, auf welchen die Gäste ihren und Schach oder Dame spielen.

Die Mauren, selbst diejenigen, die zu den niederen Klassen gehören, haben ein ernstes anständiges Benehmen und wie ich von Leuten höre, die mit dem Innern ihrer Wohnungen bekannt waren, sollen sie ihre sittlichkeit ihrer äußererdentlichen Reinlichkeitsliebe selbst mit den Holländern weitestens dürfen. In den Häusern der Reichen besteht das Frühstück aus Kaffee, Thee und gut gebackenem Brod, außer Scheebrot und Limonade. Die Armen bedienen sich statt des Thees eines Dekokts von einer einheimischen Pflanze, welche billig zu haben ist. Zu Mittag begnügt sich mancher Bürger von mittlerem Range mit Brod und Käse und frischen oder getrockneten Feichten, je nachdem die Jahreszeit das Eine oder das Andere darbietet, obwohl die Mittagstafel des Reichen, wie kaum erst bemerkt werden darf, mit wohlschmeckendem Cuscusu, Pilau, allerlei Gemüsen, Pasteten und Feichten reich besetzt ist. Aber bei allen Klassen macht hier das Abendbrot immer die Haupt-Mahlzeit aus, und wie mir ein Maurischer Künstler sagte, wird auch des Abends bei allen Ständen, selbst bei den Aermsten, Pilau oder Cuscusu mit etwas Fleisch gespeist.

Die Ceremonien bei Sterbefällen haben bei den Algierschen Mauren viel Aehnlichkeit mit den Sitten der alten Israeliten. Unmittelbar nach dem Tode eines Familiengliedes brechen alle Frauen in einem Maurischen Hause in ein Geheul und Klagegeschrei aus, in das bald alle Nachbarn, Freunde und Verwandte, die sich unterdessen zusammenfinden, mit einstimmen. Hierauf wird der ganze Leichnam in seinen Kleidern gewaschen und in seine Todtengräber übergeben, der den Leichnam reinigt und ihn in den Sterbekleidern auf einer Baare in einer Kapelle öffentlich beisetzt, von wo er dann endlich nach dem Gottesacker gebracht wird. Beim Leichenbegängniß wird zuweilen eine Hymne aus dem Koran im Chor angestimmt, aber, wie ich glaube, ist die Sitte nicht allgemein eingeführt.

Ostindien.

Schah Schudscha, der Ex-König von Kabul.

(Aus der Delhi-Gazette.)

Als wir am 4. März (1833) in Kaitath ankamen, überraschte uns die Nachricht, daß der Ex-König von Kabul in einem nicht mehr als zwei Miles entfernten Dorfe sich befinde. Dieser unglückliche Fürst hatte bei Kandahar eine entsetzliche Niederlage erlitten; seine Armee war durch Dost Muhammed Chan, der an der Spitze von 17,000 Mann die von Schah Schudschas belagerte Festung Kandahar entsetzte, fast ganz vernichtet worden. Schudscha irrte ein paar Monate als Flüchtling herum und begab sich dann zunächst in den Schutz der Emire von Sind. Er verweilte 14 Tage in Hyderabad, wo man ihn sehr freundlich aufnahm und mit wahrhaft königlichen Geschenken wieder entließ. Von Hyderabad wanderte der Ex-König mit ungefähr 200 Begleitern nach Dschisalmir, wo er gleichfalls gastliche Aufnahme fand; und eben war er auf dem Wege von dort nach Ludhiana, als wir mit ihm zusammentrafen.

Der Kabi des gefallenen Fürsten kam zu uns nach Kaitath und sagte uns, es würde seinem Gebieter sehr angenehm seyn, wenn die Britischen Herren ihm einen Besuch machen wollten.

Wir brachen alsbald auf und erreichten mit einbrechendem Abend das Bivouac des Schah Schudscha — denn von einem Lager konnte nicht die Rede seyn. Der König saß unter einem schmutzigen Zelte, das über Pfählen ausgespannt war. Seine Leute hatten mit eben so viel Klugheit als Geschmack das hohe und steile Ufer eines Teiches zu gutes Bollwerk gegen neugierige Augen, zu einem Audienz-Saale al fresco benutzt, wo der König uns ohne viele Umstände empfangen konnte. Ein mit Shawls und Polstern bedecktes Tschardyn diente als Thron; ein grüner Baum als Baldachin, und zwei vor den Tschardyn ausgebreitete Teppiche sollten den engen Raum abwarken, den der König sich vorbehielt. Vor dem Schah standen rechts und links einige Kammerherren mit großen blauen Turbanen; hinter ihm drei oder vier Eunuchen. Das steile Ufer schützte den König im Rücken; der Teich von vorn; der blaue Himmel von oben. So saß er mit aller angewendeten Etikette und erwartete seine Besucher.

Als wir anlangten, führte man uns bis auf einige Schritte vor den Dwais-Thron. Der König bezeugte uns sein großes Wohlgefallen wegen der Aufmerksamkeit, die wir ihm in seinem Unglück bewiesen. Er erzählte uns, ohne allen Rückhalt die Abenteuer, die er in den letzten Monaten bestanden. Bevor er Ludhiana verließ, bat er sie seine Juwelen und andere Kostbarkeiten, die er an Rendschit Singh verkaufte, nur mit genauer Noth die geringe Summe von 90,000 Rupien erlangen können. Sein Abmarsch von der Britischen Gränze, mit einer kleinen Armee und vier Kanonen; sein unerwartet glücklicher Erfolg bei Scherkarpore; seine Belagerung der Stadt Kandahar, die er mit bedeutender Heeresmacht und 16 Kanonen unternommen; sein eben so glücklicher Kampf mit Dost Muhammed Chan, und die Niederlage, die ihm dieser mächtige Fürst bald nachher beibrachte; endlich auch die vielen Beschwerden, die er auf seiner Flucht erdulden müssen: Alles wurde in diese Erzählung eingewebt. Er schloß mit der Bemerkung, Könige müßten in allen Ecken nach gutem Rath sich umsehen, und sagte uns bemmächt, was für Maßregeln wir ihm wohl in seiner gegenwärtigen Lage anempfehlen würden: eine schwer zu beantwortende Frage, wenn man ihm nicht gerade heraus sagen wollte, daß er sich den Britischen Unternehmen, in seines Königreich mit der Karawane, einer Handvoll Streitern und einem leeren Schatze erobern zu wollen.

Nachdem die Unterhaltung, um der Etikette zu genügen, eine Zeitlang in Persischer Sprache geführt worden war, setzte sie der König in Hindostanischer Sprache fort. Die letztere ist ihm ebenfalls geläufig, weil er lange in Ludhiana verweilt hat. Er wiederholte die Versicherungen seiner Freude über unseren Besuch und entließ uns mit großer Höflichkeit. Ein Paar Tagen gedenkter Fürst, wie er uns selbst sagte, unserer Rückkehr zuschicken, wurden von ihm unter vielen Dankbezeugungen aufgenommen.

Der Anzug des Königs war sehr einfach. Ein ungebrauntes Oberkleid, das weiland goldene Tressen gehabt, verhüllte seine ganze Person. Um das Haupt hatte er einen großen blauen Shawl in Form eines Turbans gewunden, und die Hände steckten in Handschuhen, vermuthlich, weil er keinen Ring mehr besaß. Sein Gesicht war voll, sein Haar und sein Bart grau, und seine Gestalt etwas abgezehrt; auch die Züge bewahrten noch einen edlen Ausdruck, den sein schöner schwarzer Bart um ein Bedeutendes erhöhte.

Mannigfaltiges.

— Die Orgel der Kathedrale zu York. Die Orgel der Yorker Kathedrale ist die größte im Britischen Reiche, und in Betracht ihrer besonderen Vorzüge wird sie, wie wir glauben, von keiner Orgel auf dem ganzen Kontinent übertroffen. Sie hat drei Klaviaturen, zwölf tiefe Oktaven, mit Pedalen von zwei Oktaven. Ferner zählt sie 36 Stimmregister und ungefähr 4500 Pfeifen. Die große Orgel von Haarlem hat 60 Stimmregister und ergeht 5000 Pfeifen; während also die letztere nur zwölf Pfeifen von 32 Fuß und acht von 16 Fuß Länge zählt, hat die Orgel von York vier von 32 Fuß und zwanzig von 16 Fuß Länge. Der Durchmesser der 32 Fuß langen Doppel-Oktave von Metall ist 20 Zoll, und die Diagonale der Doppel-Oktave von Holz von derselben Länge beträgt 4 Fuß. Die Stimmregister sind in diesem Instrumente in folgendem Verhältnisse vertheilt: 24 kommen auf die große Orgel, 10 auf die Ober-Orgel, 12 auf die Viole-Orgel und 10 auf die Pedale. Kürzerem sind 6 verdoppelte Stimmen, 7 Doppeltöne, 3 Pedale und 66 Pfeifenreihen in den Manualen. Seit Kurzem hat man an dem Instrumente eine große Verbesserung angebracht, indem man den Blasebalg, der früher zu dicht an den Pfeifenreihen nach unten zu lag, so daß die Kraft und Ausdehnung derselben dadurch gehemmt wurde, etwas höher anbrachte. Hierdurch hat man bedeutenden Raum gewonnen, so daß der Ton der früher halb gedämpften Pfeifen sich in der gehörigen Fülle und Ordnung entwickeln kann. Die alte Orgel der Yorker Kathedrale, die im Jahr 1829 durch eine größere ersetzt wurde, hatte zwar hinsichtlich der Zahl ihrer Stimmregister, deren sie 32, und ihrer Pfeifen, deren sie 3254 hatte, der ersteren Haarlemer Orgel nach, übertraf dieselbe jedoch in der Zahl ihrer ausgedehnteren und gedeckten Skalen, und ward daher von den Künstlern der letzteren vorgezogen, indem sie in jener alle Kraft und Tiefe der Instrumental-Instrumente mit der Englischen Harmonie und Melodie vereinigt fanden. Wenn nun aber schon die ältere Orgel von York den Vorzug vor jener Holländischen Riesenbuhlerin genoß, so übertrifft sie gegenwärtige Instrument dieselbe gewiß in einem noch höheren Grade, indem sie in der That hinsichtlich ihrer zahlreichen gedeckten Stimmregister die merkwürdigste Orgel von der Welt ist; denn obgleich mehrere Orgeln des Kontinents beide, sowohl die von York als die von Haarlem, hinsichtlich der Pfeifenzahl übertreffen, so giebt dieser dennoch keinen Maaßstab für die Vortrefflichkeit, die Kraft und den Umfang der Instrumente ab, da ja kleine und schlechte Pfeifen eben so gut mitzählen, als die größten und besten. (York Gazette.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 149. Berlin, Montag den 14. Dezember 1835.

England.

Portsmouth und die Englische Marine.

Von Victor Hennequin.*)

Die Stadt Portsmouth besteht aus drei Städten, dem eigentlichen Portsmouth, Port-Sea und Gos-Port; von der Landseite wird sie von zwei dreifachen Reihe von Verschanzungen vertheidigt, die mit Kanonen besetzt sind; doch von der Außenseite gewährt sie den erhabensten Anblick. Auf der Rhede, welche die Gestalt eines großen Dreiecks hat, drängen sich ein kühner Mastenwald und drohende Reihen von Schießpforten; aber dieses furchtbare Bild des Krieges wird durch den Garten von England, die Insel Wight, gemildert, deren grünende schattenreiche Hügel man von hier aus wahrnimmt. Vor unserem erstaunten Blick entfaltet sich eine nie geahnte Großartigkeit. Man sollte es nicht glauben, wie seltsam fremd, ja unbehaglich sich der Engländer hier auf dem Kontinent benimmt; aber er fühlt sich und wächst sichtbar unter der rothen Flagge; der blonde Insulaner bedauert, um völlig verstanden zu werden, den nordischen Himmel, das blaue Meer und an seinem Horizont ein wasserfarbiges Kriegsschiff.

Schnell führten uns ein leichtes Segel und zwei flüchtige Ruder längs der ungeheuren Reihe von Schiffen, und wir legten an der Treppe der „Victory" an, eines herrlichen Linienschiffes, dessen Gänge schwarz und weiß gestreift sind. Ein Schiffszunge von einer einnehmenden Gesichtsbildung, aber ernstlich durch das Zersprengen eines Feuergewehres, führte uns durch alle Theile dieser schwimmenden Kaserne. Wir gingen in den niedrigen Zwischendecken stets mit gesenktem Kopfe, indem wir Deckenlinge fürchteten, gegen die langen und glänzenden Balken zu rennen, unter denen der Englische Soldat, gerade aufgerichtet, den Czako auf dem Kopfe, wegschritt. Gruppen von Weibern und Kindern umgaben uns, man schrieb, man machte Anstalten zur Mahlzeit, man musizirte; ein Irrthum zog die Wache auf, und wenn Sie die erfreulichste Stille beobachtet hätten, die unter dieser Masse von Rothröcken herrschte, so hätten sie ein Marine-Offizier in seiner blauen Uniform an ihnen vorübergehen sehen. Sie würden gedacht haben, welche sein Erscheinen unterbrechen, Sie würden gedacht haben, es sey Napoleon, der bei einem Bivouac vorüberschreitet. Auf dem Lande kann man sich keinen Begriff von diesen kleinen von Brettern umgebenen Staaten machen, deren Himmel und Erde aus dem Holze der Steineiche gebildet sind.

Nachdem wir ein kunstvoll geordnetes Museum von Tauwerken und Schnüren gesehen und einen Saal besucht hatten, der mit allen Instrumenten zum Entern versehen war, bewunderten wir im unteren Stockwerke eine reiche Sammlung von Pistolen-Flintenrohren: lange Piken, große Säbel, Aexte mit deputirten Schneiden. Alle diese Waffen haben eine fleckenlose Politur, einen seltenen Glanz, gleich dem See von Genezareth in St. Pierre, welcher sich auch wie eine helle Spiegelfläche über dem Leichnam der Virginia schließt. Aber mehr als einmal röthete das Blut diese Schneiden, mehr als einmal schwärzte das Pulver die Mündungen der Schießgewehre, und alle diese Waffen, die in Form von Trophäen und Lustern aufgestellt, Symbilder der Ruhe zu sein scheinen, haben nur zu oft ein furchtbares Blutbad angerichtet, denn diese „Victory" ist ein alter Soldat; sie trug den Admiral Nelson während der Schlacht bei Trafalgar.

Derjenige Theil des Zwischendecks, wohin der sterbende Krieger durch seine Mannschaft gebracht wurde, ist mit frommer Scheu von jenem Gitter umgeben. Hier verwahrt er den Ausgang der Schlacht und Kurz, indem er dem Staate die Lady Hamilton empfahl. Der Admiral unserer modernen Klopstock ist nur mit den minder ehrenwerthen Handlungen seines Lebens verknüpft. Die Gesinnungen, welche Nelson für diese Frau hegte, haben ihn oft zu Thaten verleitet, die seiner unwerth waren; sie reizte den Besieger der Parthenopäischen Republik, daß er die heiligsten Verträge brach und sich mit dem ehrlosen Morde eines Gefangenen befleckte, dem er sogar den Tod eines tapferen Kriegers erwiegerte. Selten wissen diese Karten, durch den Krieg abgehärteten Männer, sich von Gemüthlichkeit zu halten; Napoleon hatte seinen Herzog von Enghien, Nelson seinen Fürsten Caraccioli.

Man zeigte uns auf dem Verdecke den Ort, wo den Admiral der Schuß aus dem Mastkorbe des „Redoutable" zu Boden geschreckt hatte. Der Kapitain Hardy hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß seine schimmernde Decoration dem Feinde zum Zielpunkt diente; er lehnte es ab, sie zu verhüllen. Unterdessen näherte sich der „Redoutable", indem er nach der „Victory" seine Enterhaken warf. Die glatten Lagen, welche sie sich gaben, zertrümmerten am Ende beide Schiffe; Nelson sah, wie ein Kartätschenschuß in seiner Nähe acht Marine-Soldaten zu Boden streckte. Capitain Hardy, der ihn anredete, wurde von einem der umherliegenden Stücke Holz niedergeschmettert, und der Admiral, der die Schlacht mit großer Kaltmüthigkeit verfolgte, sagte lächelnd: „Das Gefecht ist zu blutig, um lange anhalten zu können." — Er hat das Ende desselben nicht gesehen. Sein Rückgrat wurde durch eine Kugel zerschmettert; er warf ein Schnupftuch über seine Epauletten; augenblicklich, im Interesse seiner Besatzung, verhüllte er die Ehrenzeichen, welche er, um sein Leben zu retten, nicht hatte verbergen wollen.

Die Stelle selbst, wo er gefallen ist, bezeichnet eine kupferne Platte, deren Durchmesser dem einer Kanonenkugel gleicht; man liest darauf die von Nelson bei Trafalgar gesprochenen Worte: „England erwartet von jedem Manne, daß er seine Schuldigkeit thue!"

Die Männer der Geschichte bedienen sich oft glücklicher Phrasen und Wendungen, die sie ihrem ganzen Wesen nach charakterisiren. Ludwig XIV. sagte: „Ich bin der Staat!" — „England erwartet, daß jeder Mann seine Schuldigkeit thue!" das ist Nelson. Es giebt mehr oder minder einschlossvolle Kriegesmänner; bei Nelson überwog die blinde Aufopferung für das Vaterland jede andere Gesinnung, jede andere Rücksicht. Dieser Mann war für England ein eiserner Arm; er ist nicht niederzudrücken, wenn man sagt, daß er in jeder Stunde bereit gewesen, dem Vaterlande sein Herzblut zum Opfer zu bringen, und der hat ihn schlecht gekannt, der an seinem Hochzeitstage sagte: „Jetzt ist ein tapferer Offizier für unsere Marine verloren!" Während seines ganzen Lebens hatte er kein anderes Ziel, als ein Grab in Westminster; diesem Ziele ging er mit einer unerschütterlichen Beharrlichkeit entgegen, er ließ auf dem Wege dahin seine Familie und die Hälfte seines Körpers zurück, und ein blinder Zufall stürzte ihn auf diesem furchtbaren Pfade, ein faul thierischer Haß gegen Alles, was den Namen Franzose trug, und er starb ruhig, indem er hier wiederholte, daß er redlich seine Schuldigkeit gethan habe.

Man kann die strenge und wilde Größe dieses Charakters nicht verkennen. Der Mann, welcher in seinen sinnlosen Jahre seinen Vater fragte, was Furcht sey, verleugnete nicht einen Augenblick seinen kalten despotischen Wuth. Welcher Stimmen sich aber auch gegen den Ruhm dieses Helden erheben mögen, nicht ohne Rührung liest man auf dem Verdecke der „Victory" die einfachen Worte dieses großen Mannes. Für den Englischen Seemann, der täglich sein Angen darauf richtet, fleigt Nelson mit seinen zahlreichen Wunden, mit seinem ruhigen, unerschütterlichen Blick wieder aus dem Grabe auf; die „Victory" ist ein geheiligtes Schiff. Es ist unmöglich, daß sie verlassen, ohne von Hochachtung für die Englische Nation durchdrungen zu sein, wenn auch der Nationalgeist nicht leidet; man hat es aber hier wohl nöthig, sich daran zu erinnern, daß auch Frankreich eine Seemacht, würdige Gegenstände und ruhmvolle Erinnerungen besitzt.

Indem wir uns nach dem Lande zurückbegaben, kamen wir bei mehreren Prahmen und Baggern vorüber. Das Herz schnürte uns beim Anblick dieser schwarzen und abgetakelten Schiffs-Gestelle zusammen, die jetzt nur noch zu Gefängnissen für Diebe dienen, worin aber während des Krieges mit Frankreich so viele brave Offiziere verschmachteten. Fast alle diese Hulks sind von Dänischer Bauart, man erkennt sie an dem fremdartig gebauten Spiegel. Man weiß, daß England, welches Kenntniß von einem Traktate erhielt, der zwischen Dänemark und Frankreich geschlossen wurde, eine Flotte in See schickte, die sich den Eingang in den Hafen von Kopenhagen erzwang und sich der Flotte bemächtigte; einen Theil derselben verbrannte sie im Hafen, den Rest führte sie mit sich fort nach Portsmouth. Diese rasirten, geschwärzten, alles nothwendigen Inventariums beraubten Fahrzeuge sind wahrhafte Gefängnißhöhlen, und wenn man sich unwendet und diese stolzen Englischen Fregatten erblickt, den Festungswerken gleich, mit hellglänzenden Kanonen geschmückt, und jeden Augenblick bereit, ihre wallenden Segel dem Winde entgegen zu breiten; dann fühlt man lebhaft das Elend der armen Sklaven, denen diese Siegel die Flügel abbind, und die nur durch das Wogistreben in Bewegung gesetzt werden können.

Kopenhagen! Auch eine Erinnerung an Nelson! Einmal den Fuß auf Englischen Boden, sieht man sich nur von den Siegeszeichen dieses großen Admirals umgeben; wir finden sein Standbild in London, sein Kleid in Greenwich, sein Grabmal und seine Büste in Westminster, zu geschweigen seines Thurmes in Edinburg, seines Obelisken in Glasgow, und des dem Ludwigs XIV. ähnlichen Monumentes, welches ihm die Einwohner von Liverpool errichtet haben. England ist nicht undankbar, es vergißt nicht; wie jedes Volk, kann es für einige Zeit seine großen Männer verkennen; wenn sie aber den Sieg über das Vorur-

*) Aus dessen „philosophischer Reise durch England und Schottland."

Digitized by Google

theil errungen haben, wird es sich bereiten, sie in Marmor zu verewigen, und ihre Namen werden unter ihm forteben. Großbritannien steht noch in unseren Tagen durch schnelle wiederkehrende Veränderungen den Tag, da die Pulver-Verschwörung entdeckt wurde. Man geht noch tiefer in die Geschichte zurück, und der König Alfred gemießt bei ihnen einer Volksthümlichkeit, deren sich bei uns die glorreiche Regierung des großen Karl's schon seit langer Zeit nicht mehr rühmen kann. So schreitet also dieses Volk, das Auge auf die eigene Geschichte gerichtet, immer weiter vor, und die Erfahrung, die es auf diesem Wege sammelte, lenkt und beschleunigt seine Schritte, indem es der Zukunft entgegeneilt. Was uns anbelangt, die wir mogen schon unsere Geschichte in Kenntnis vergessen haben, so kommen wir nur im Zickzack weiter, und wenn es scheint, daß unsere Fortschritte glänzender und schneller sind, so sind sie dafür auch auf unsolideren Gründe gebaut, als diejenigen Großbritanniens. Die neuen und glänzenden Theorieen sind es, welche uns irre führen; wir lieben es einmal, den Wendy alles Vergangenen zu bezweifeln und die Erkenntniß desselben zu verachten; wir sind Alle von der Vortrefflichkeit des Descartes erfüllt, während die Engländer sich die Ueberlebsamkeit nur die kalte abgemessene Logik ihres Kanzlers Baron aufbewahrt haben.

.... Was Portsmouth am meisten charakterisirt, sind die Massen von See- und Land-Soldaten, die sich in den Straßen dieser Stadt bewegen; die bewaffnete Macht, die sonst in England so wenig zum Vorschein kommt, gänzt hier von allen Seiten; verlassen wir die mit Kaufläden so vollgestopften Straßen, so sind die Wälle mit gut gekleideten Frauen und seltenen Fremden geschmückte Sitz für Sie; in dem großen Oper gebören Sie in die vordere Logenreihe; Ihnen gehören die kostbaren Federn, welche Ihr schönes Haupt schmücken; die dufteno den Blumen gehören in Ihre Hand; aber wenn es irgend eine Gewalt auf Erden giebt, so wird man sie nicht in Ihre Hände niederlegen, — ist dies nicht fast dasselbe, als wenn John Bull sich folgendergestalt an seine Soldaten wendet: Jungenstil, jetzt sich mit diesen weißlichgrünen Federbusch; Husar, schmücke deine schwarze Pelzjacke mit diesen goldenen Tressen; ihr sollt scharlachene Kollette, mit Perlmutter ausgelegte Patrontaschen, silberne Degengeiße haben; ich will Jeden von euch mit einem Glanze ausstatten, der im Stande sein soll, zwei Franzosen und drei Dutzend Portugiesen Schrecken einzujagen; aber ich werde euch nur Wohnungen außerhalb der Städte anweisen, und wenn ihr vielleicht zufällig durch irgend eine Straße kommt, so geht, Einer hinter dem Anderen, in langer Reihe, damit ich Euch nicht sehe, denn eure Bürger ist euer Herr und Meister, und ihr dürft ihm seine Straße nicht sperren. Hütet euch vor allen Dingen, auch nur augenblicklich, die Diejenigen außer Acht zu lassen, ihr würdet sonst lernen, daß die Peitsche eines freien Volkes die Haut auf den Schultern eben so gut aufschwellen kann, als der Stock eines Neger-Aufsehers. Nehmt nie die Hälfte des großen Haufens in Acht, den dieser Pöbel, so eisenfüßig und stirnig die Rechte seiner Herrschaft auch wäre, sich nicht von der Stelle bewegen, wenn es das Gebeul eines armen gemißhandelten Soldaten aus einer Kaserne erschallen hörte. — Alle diese Ideen durchkreuzten meinen Kopf beim Anblick der ersten Englischen Schildwache; ich konnte sie, trotz ihrer Zudordnches und ihrer Tressen, nicht ohne Mitleid ansehen.

Mit einem Kavrichgefühl Eigenthum hängt England an seiner Unabhängigkeit, und darauf allein darf man es sich erklären, wie dieses Volk, dessen Tapferkeit anerkannt ist, dessen militairische Expeditionen auf dem Festlande nur zu seinem Ruhme beitragen, in Friedenszeiten mit solcher Geringschätzung auf seine bewaffnete Macht blicken kann. Was aber noch schwieriger zu rechtfertigen ist, ist die abscheuliche Zusammensetzung dieser Truppen, die aus dem Abschaum der Nation bestehen, und auch das ist ganz natürlich, da man den Vertheidiger des Vaterlandes noch verächtlich zurückstößt und so sehr nöthig hält, für Geschenke unterdrückten, gegen welche schon im achtzehnten Jahrhundert sich jener Einzelne in der Französischen Armee mit dem ganzen Unwillen eines rechtlichen Mannes erhob.

England verdankt diesen Fleck nur seiner Neigung, inmitten einer glänzenden Civilisation alte Vorurtheile nicht ablegen zu wollen. So hängt auch das Genie noch immer durch eine menschliche Leidenschaft der Erde an; so zieht der Lauf der Zeit unter der regenvollen Bestleidung seine Kralle, und die mit Sorgfalt geschlifferne Axt bietet auch auf ihrer glänzendsten Seite noch unvertilgbare Rostflecke dar.

Bibliographie.

Narrative of a voyage round the world. (Reise um die Welt.) Von T. B. Wilson. 12 Sh.

The educational institutions of Germany. (Die Erziehungs-Anstalten von Deutschland.) Von G. P. R. James. 7½ Sh.

Margaret Ravenscroft. — Roman von J. R. St. John. 3 Bde. 31 Sh.

History etc. (Naturgeschichte der Vögel.) Von Stanley. 2 Bdchen. 7 Sh.

The Roman Catholic Church in Scotland. (Die katholische Kirche in Schottland.) Von T. P. Lawson. 4½ Sh.

History etc. (Geschichte der V. St. von Nord-Amerika.) Von T. Graham. 4 Bde. 2½ Pfd.

A statistical inquiry in the present state of the medical charities in Ireland. (Die Armen-Hospitäler in Irland.) Von Dennis Phelan. 10½ Sh.

Account of the writings and opinions of Clement of Alexandria. (Die Schriften und Meinungen des Clemens von Alexandrien.) Von John, Bischof von Lincoln. 12 Sh.

On the geology of Yorkshire. (Yorkshire in geologischer Hinsicht.) Von John Phillips. Erste Abthg. 4. 31½ Sh.

Frankreich.

Zur Literatur des Schachspieles.

Noch niemals hat man den Ursprung eines Wortes und der damit verbundenen Bedeutung deutlicher und bestimmter nachweisen können, als den des Schachspieles. Dieses Wort ist unstreitig von dem Persischen und Sanskrit-Wort Schah abgeleitet, welches noch heute im Persischen so viel als König bedeutet. Dieselbe Benennung für dieses Spiel findet sich mit mehreren oder minderen Abweichungen in fast allen Sprachen wieder: zatrikion im Neu-Griechischen; scacchia in den Lateinischen Schriftstellern des Mittelalters und in dem Gedichte des Vidaz; scacchi im Italiänischen; ajxadres im Spanischen; chess im Englischen; jeu des echecs im Französischen, und am entfernten, seiner Abstammung nach, im Deutschen.

Viele Gelehrte würden indessen die Untersuchungen über den Ursprung des Schachspieles nicht für so wichtig halten, wenn es nicht große Aehnlichkeit mit dem Griechischen Gaukelspiel hätte. Sie legen die Ehre der Erfindung dem Palamedes im Palamedes bei, welcher seinen Gefährten dieses dem Kriege ähnliche Spiel gezeigt haben soll, um ihnen die zehnjährige Langeweile, welche sie während der Belagerung von Troja angestanden, erträglicher zu machen.

Den Pietro Carrera unternahm es, diese Hypothese im Jahre 1617 aufzustellen und in einem großen Foliantен zu beweisen; aber Freret überwirft in einer gelehrten Dissertation, welche er vor der versammelten Akademie in Gegenwart Ludwig's XV. vorlas, die Ehre der Erfindung dem Brahminen Sessa, der im vierten oder fünften Jahrhundert der Christlichen Zeitrechnung der Günstling eines Indischen Königs war. Deisse tritt in seinem Gedichte: L'homme des champs, der Ansicht bei, daß das Spiel Griechischen Ursprungs sey; er sagt:

„Ein erster Hauch drängt sich zu dem Spiele,
Das Palamed erfand, mit Heldenschaft"

Eine auf die verschiedenartigste Weise ausgelegende Stelle in der Odyssee hat diese Ueberlieferung hervorgerufen. Homer schildert die Freier der Penelope, wie sie sich vor der Thüre des Ulysses zu einem Spiele niederlassen, das von Kieselsteinen künstlich zusammengestellt ist. Es ist wohl einleuchtend, daß ein Spiel mit Kieselsteinen, worüber in der Odyssee so ganz allgemeine Andeutungen gegeben werden, eben so wenig mit dem Schachspiele identisch sein kann, als das Damen- oder irgend ein anderes Spiel, welches auf einem Tische, der zum Theil in Quadrate, zum Theil in Figuren eingetheilt ist, gespielt werden kann. Die Insulaner der Südsee haben dieses Spiele dieser Art gehabt, bevor Tasman, Cook und Bougainville diese Gegenden bereisten.

Das Schachspiel, dieser gesellige Wettkampf, der dem Eigennutze wenig oder gar keinen Spielraum läßt, indem man sich meistens einen Gegner zu wählen pflegt, der stärker im Spiele ist, als wir, unterscheidet sich von jedem anderen Spiele dadurch, daß es dem Schachspieler die meiste Zeit (wir reden hier nur alsdann, wenn die Partie ein ernstes Spiel ist) zur Ueberlegung seiner Bewegungen der Gegenstande — dem Könige. Schach und matt ist der entscheidende Schlag; die Partie ist verloren, wenn der König so in Schach gesetzt wird, daß er sich nicht von der Stelle bewegen kann, ohne genommen zu werden.

Wenn einer der Spieler sich eine bedeutende Unachtsamkeit zu Schulden kommen läßt, kann der Andere seine Partie, von dem vierten Zuge an, durch den Schach eines Springers auf Französische Weise (Manege der Bauern) beendet werden, ohne daß von einer von beiden Seiten eine der Hauptfiguren genommen wurde.

Die Dame, oder die Königin, durfte sich ursprünglich von dem Könige nicht weiter als zwei Felder entfernen, sie theilte, gleich wie das Serail des Darius, mit ihrem Könige Leiden und Freuden; man hat ihr in der Folge ein weiteres Feld angewiesen, was ihr erlaubt, auch andere Figuren anzugreifen, ohne sich selbst in Gefahr zu setzen, und offen, wie vom Thurm, oder auf schiefe und verdeckte Weise, wie vom Läufer. Man hat ihr mit einem Worte eingeraumt, der Spur einer jeden Figur, außer der des Ritters (Springer), zu folgen. Die Indier nannten die Königin Phars oder Ferz, das heißt, Feldherr.

Der Läufer, oder wie ihn die Franzosen nennen: Narr (fou), hat seine Stelle in der größten Nähe des Königs und der Königin, und deshalb ist ihm ohne Zweifel von den Mauren der Name der Phare Al-feres beigelegt worden, welches so viel sagen will, als General-Adjutant des Feldherrn. Die Italiäner nennen ihn Alfiere. Man sagt, die Orientalen hätten diese Figur früher durch einen Elephanten, genannt fil, dargestellt. Bekannt ist, daß im Handel an der Küste von Guinea Elfenbein morfil, Elephantenzahn, genannt wurde. Aus dem Worte fil ist das moderne Spanische Wort oephil oder delphil entstanden. Bei unseren Alten Dichtern finden wir bisweilen Roger, d'aquilon ore de dauphin genannt; die Lateinischen Schriftsteller jener Epoche nennen sie argbilina.

In dem Romane „die Rose" wird zum ersten Male den zwei benachbarten Figuren des Königs und der Königin der Name Narr gegeben. Der Abbé Roman sagt in seinem Gedichte „das Schachspiel" über diesen Gegenstand:

„Im Schachspiele jedes Volk sich setzes Thier erkühret,
Wie er in seinem Land' Natur hat eingeführt;
Es hat der Araber sich das Kameel erwählet,
Der Indier zum Spiel den Elephanten zählet;
Doch weiß, wir Narrenvolk, wir sind gewohnt zu scheu'n
Wir schieben, statt des Thiers, dafür den Narren ein."

Vida nennt in seinem Gedichte „Scacchia lusus", die Läufer

Digitized by Google

agittiferi juvenes (Jünglinge mit dem Pfeil). In Wahrheit, Bogenschütze wäre der Name, der ihnen mit dem größten Rechte zukäme. Auf dem Schachcarrelle Karl's des Großen, das im Schatze zu Saint Denis aufbewahrt wird, wird diese Figur dargestellt, wie sie eben einen Pfeil aus dem Köcher zieht. Die Engländer nennen dieselbe Figur Bischof, die bei den Deutschen ein bloßer „Läufer" ist.

Der Ritter (die Figur des Springers) hat in allen Sprachen eine analoge Benennung, außer bei den Deutschen. Der dem Ritter beigelegte Vorzug, daß er über die anderen Figuren wegspringen darf, verschwindet in ihm die Reiterei. Gleich wie diese, vermittelst ihrer schnellen Bewegungen, in die dichten Schaaren des Fußvolkes dringt, dieses entweder umzingelt, oder durch einen furchtbaren Angriff auseinander sprengt, so erhält auch jene Figur in den Händen eines geschickten Spielers den mächtigsten Einfluß.

Der Thurm ist in den Indischen Spiele der Elephant, von welchem heute noch sich die Namen mit Krembelsitzen und Wurfspießen versehen haben. An die Stelle des Elephanten haben die Araber das ihnen verwandte Thier, das Kamel gesetzt, und da dasselbe in Arabien noch genannt wird, haben wir daraus die Benennung „rochieren" hergeleitet, um vermittelst dieses Wortes eine der feinsten und zugleich schwierigsten Wendungen des Schachspiels anzudeuten.*)

„Pion" bedeutet auf Indisch: Knecht, Diener oder Fußsoldat, die Spanier nennen ihn peonen, die Italiäner pedone, die Deutschen Bauer, die Engländer man (gemeiner Soldat). Wie gehen weiter auf die Obrechtlichkeiten des Schachspiels, noch auf die kunstvollen Einzelnheiten desselben ein; man muß diese in den Werken des Calabrais, des Cunningham, des Stamma, des Lulli und vorzugsweise des Philidor studiren.

Graf von La Bourdonnais, einer der berühmtesten Schachspieler des Regent-Kaffeehauses, hat im Jahre 1833 ein Werk über dieses Spiel herausgegeben, drachtenswerth wegen seiner Deutlichkeit und der Auswahl der Spiele, von denen es den Anfang und das Ende eines jeden giebt. Herr von La Bourdonnais hat sein Werk einem Spieler von großem Ruse, dem Herrn Lebrethon des Chapelles gewidmet, der nur deshalb das Schachspielen aufgab, weil er daran verzweifelte, einen würdigen Gegner zu finden. In diesem Werke muß man die seinen Hülfsquellen finden, die dem Spieler zu Gebote stehen, um bemerken und die bestes Mittel aufgefindet, wie man seinen Gegner zu dem Gambit verführen, wie man ihn selbst aber vermeiden oder nutzen soll. Der Ausdruck Gambit ist Italiänischen Ursprungs (gambitto) und bedeutet so viel, als seinem Gegner ein Bein unterlegen; man kann diesen leckeren Köder nicht schlagender benennen; die Sitt besteht darin, daß man einen Bauern opfert, um einen selbst beabsichtigten Angriff des Gegners unfehlbar zu machen.

Die Figuren des Schachspiels sind, durch eine stillschweigende Uebereinkunft der Spieler, fast in ganz Europa unveränderl dieselben, und diese Uebereinkunft wird unverbrüchlicher gehalten, als manche schriftliche Verträge. Man hat dabei auf alle unnützen Verwickelungen Verzicht geleistet. Die Deutschen führten ein Schachbrett ein, welches in 96 Felder eingetheilt, und mit 12 Hauptfiguren und 12 Bauern besetzt wurde, der sich dann sie auch nicht begnügen wollten, sondern vergrößern.

Wenn das Mißverhältniß der Stärke im Spiel zwischen zwei Spielern so groß ist, daß ein Zug, ein Bauer, oder selbst eine Hauptfigur, welche man dem Schwächern vorgiebt, das Gleichgewicht noch nicht herstellen im Stande ist, so spielt man zuweilen eine sehr schwere Partie, nämlich die des pointirten Bauern. Dieser Bauer, den man mit einer kleinen Krone von Papier bezeichnet, ist die einzige Figur, welche Schach und matt machen kann; genügt es dem Gegner, sich derselben zu entledigen, so hat er das Spiel gewonnen.

Aus dem Gedichte des Gregorio Duechio über das Schachspiel (Il giuoco degli scacchi) steht man, daß der Bauer in früheren Zeiten nicht den Rang der Königin erhielt, wenn er auch das äußerste Ende der feindlichen Felder erreichte, wohl aber dann, wenn es ihm gelang, die Dame seiner eigenen Farbe, auf dem Felde, von welchem sie genommen worden, zu ersetzen.

Seit längerer Zeit haben sich zu Paris, London und Edinburg Schach-Vereine gebildet, welche mit einander in ununterbrochener Verbindung stehen. Man benutzt die fast täglich nach diesen Orten abgehenden Handels-Staffetten, um sich in einer Nachtschicht gegenseitig den einen oder anderen Zug, das Schach, welches man dem Könige geboten, oder die Figur, welche man dem Feinde abgenommen hat, zu melden. Solche Partien dauern monatelang, oft mehrere, ja jahrelang. Da zwischen der jedesmaligen Antwort und der Wiederkehr eines Courriers fast immer eine längere Frist vergeht, so hat man Zeit, die Züge, welche man thun will, gehörig zu überlegen; man bespricht sich mit Dilettanten des Regent-Kaffeehauses über seltene und unvorhergesehene Combinationen, und bringt die werthwürdigsten Partieen mit allen ihren Einzelnheiten zu Papiere, um sie den Sammlungen einzuverleiben.

Um sich den Briefwechsel mit den Schach-Klubs zu erleichtern, hat man die einzelnen Felder mit Nummern bezeichnet. Diese laufen nun etwa nicht von 1 bis 64 fort, sondern die horizontalen sind mit a. b. c. d. e. f. g. h., die senkrechten dagegen mit 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. bezeichnet. Die großen Buchstaben R. D. F. C. T. P. bezeichnen die Haupt-Figuren und Pions. Auch bedient man sich verschiedener Zeichen, um die verschiedenen Ereignisse, welche in einer Partie vorkommen, auszudrücken zu können; so bedeutet z. B. ein Kreuz (+) Schach dem Könige, ein Doppelpunkt (:) die Wegnahme einer feindlichen Figur u. s. w.

Wie haben von den Gedichten des Vida, Duechio und des Abbé Roman, welche das Schachspiel zum Gegenstande haben, gesprochen; Cerruti hat es in einer sehr eleganten, 400 Verse enthaltenden Dichtung besungen. Der Abbé Roman hat seinem Stoff sehr ausgedehnt; er hat sich auf die allerkleinsten Details eingelassen, um uns eine Partie zu beschreiben, welche er 1770 zu Ferney mit Voltaire, und zu Montes-Travers mit J. J. Rousseau gespielt haben will. Diese Partie ist den Schachspielern unter dem Namen „Gambit von Cunningham" hinlänglich bekannt. Der Abbé Roman hat sie gegen Voltaire verloren, aber gegen den Philosophen von Genf gewonnen.

Wir sagten nichts von den Schachspielenden Automaten, welche vor ungefähr 80 Jahren von einem Herrn von Kempelen, einem Ungarn, durch ganz Europa geführt wurde; eben so wenig werde das Automat, welches vor etwa acht Jahren hier in Paris auf dem Panorama-Platze gezeigt wurde, weiter erwähnt. Es bedarf Alles auf künstlichem Mechanismus und auf den Täuschungen des geschickten Mechanikers, der der stete Begleiter des Automaten ist. Ein Prozeß, welcher im Jahre 1822 vor dem Königlichen Gerichtshofe anhängig wurde, hat wenigstens einen Theil dieses Geheimnisses enthüllt.*)

Wir verschonen unsere Leser mit allen zweifelhaften und überdies bekannten Anekdoten, wie z. B. die von dem Affen Kaei's V., welcher seinem Herrn einen Bauernschach gesetzt hatte, oder diejenigen vom Kardinal Duperron, der mit Heinrich IV. spielte, und verlangte, daß sein Ritter nicht ohne Treuvertenstoß abgehen solle. Wie haben mit diesem kurzen Aufsatze nichts bezwecken wollen, als die Neigung unserer Leser zu diesen Spiele zu reizen, das von einem unserer Dichter scharfsinnig rebetert worden ist. (Dictionn. de la Conv.)

Bibliographie.**)

Kathara-Ganantchat. Extrait du Yadjonrveda, traduit du sanscrit en français, par Lt. Poley. Chants I à VI. In 4. (Der Verfasser, ein Deutscher, übersetzt die Uebersetzung sämmtlicher Upanischads, so wie der Vedanta-Sutras an. Es werden 100 Bogen Text und Uebersetzung erscheinen, deren jeder einen Fr. kosten soll.)

Philosophie de l'Economie politique, ou Nouvelle exposition des principes de cette science. — Von Jh. Dutens. 2 Bde. 15 Fr.

Precis de Rhétorique, rédigé sur un nouveau plan. — Von Le Bailly. 3½ Fr.

Morceaux choisis des Pères de l'Eglise grecque, à l'usage des colléges. Par une société de professeurs. — 4 Bdchn. 11 Fr.

Italien.

Italiänisches Capriccio über die Kleidermachertunst.

Die Schneider sind unsterelig Menschen von Bedeutung, wie die Köche, die Kämmerer der Großen, die Theater-Kortespondenten, die Heirathe-Vermittler und gewisse andere Personen, die ich nicht nennen will. Sie legen sich keck den Titel Künstler bei, und daß werden sie auch auf den Titel Professor Anspruch machen, dem Beispiel unserer Pädagogen folgend, die nicht mehr „Herr Schulmeister" (maestro) angeredet sein wollen, seitdem sie, der Bücher und der Klaviere klimpern kann, sich maestro schelten läßt. Zwei Italiäitäten sind jedoch von der glänzenden Laufbahn der Kleidermacher unzeterenlich: Erstens, müssen sie immer die Zahlen-Wissenschaft studiren, wie andere Gewerbe- und Geschäftsleute, und zweitens, müssen sie sich's gefallen lassen, daß man sie für natürliche Söhne des Satans hält. Ein großer Literat, der die Hälfte seines Lebens damit zubrachte, daß er Materialien zu einer philosophisch-kritischen und moralischen Geschichte des Schneiderwesens sammelte, hat das eben erwähnte Paradoxon mit scharfsinnigen Gründen unterstützt.

Man liest nämlich in der Genesis, daß der erste Mensch, nach dem ersten Sündenfall, zu dem sein durch die Schlange verführten Weib ihn verleitete, von plötzlicher Schamhaftigkeit getrieben, mit Feigenblättern (nicht mit Feigenblättern, wie Andere irrig (!) vermeinen) seinen Körper bedeckt. Hierauf kam man schließen, daß die Schneiderkunst in dem irdischen Paradiese völlig unbekannt gewesen und dem Vater der Menschen erst mit der Erkenntniß des Guten und Bösen geoffenbart worden sey. Hätte nun der Satan den Menschen nicht versucht, so wäre dieser immer nackt geblieben, und folglich würde auch die Schneiderkunst ein unbekanntes Gewerbe seyn: ergo — so schließt unser Philosoph — stammt der Schneider in gerader Linie vom Bösen. Man muß zwar gestehen, daß diese Argumentation ein wenig sophistisch ist; aber unsere jungen Leute, die sich gern elegant herausputzen, geben ihr alle Tage gedrtes Gewicht.

Die Stelle der Genesis, auf welche wir angespielt, beweist ferner, daß der erste Mensch auch der erste Schneidre gewesen. Wenn die Kunst des Schneiderns wirklich im Kleidermachen besteht, so verliert sonnenklar, daß Adam, als er eine Rede enthüllterte, um Kleider daraus zu flechten, Schneiderarbeit verrichtete. Dies ist eine gute und gesunde Logik. Man begreift indessen leicht, daß die Schneiderkunst, in dem einfachen Handgriffe, mit welchem Eva's Gebäude das erste Gewand anfertigte, bis auf die Zauber-Scheere eines Galli, Padovani, Buccellaei, Banezoni, unendliche Modifikationen erlitten haben müsse. Wollten wir alle diese verschiedenen Phasen oder auch nur die bedeutendsten derselben darstellen, so bekäme der Leser wenigstens tausend Schneiderartikel. Gott behüte ihn davor!

*) Nach Anderen bedeutet das Wort „Roch" im Indischen einen Streitwagen, weshalb auch der Thurm selbst im Deutschen so genannt wird.

*) Der Engländer Babbage hat bekanntlich in seinem Lehrbuch über Maschinenwesen eine vollständige Erklarung der Schachmaschine gegeben.

**) Freunden der Bibliographie machen wir mit Vergnügen die Anzeige, daß die im Herbst der Dunker und Humblot'schen Buchhandlung erscheinende, von Dr. Karl Büchner herausgegebene „Literarische Zeitung", welche eine vollständige Uebersicht der Deutschen und eine ziemlich regelmäßige der ausländischen Bibliographie enthält und von den interessantesten und bedeutendsten Erscheinungen eine gedrängte kritische Inhalts-Anzeige giebt, auch im nächsten Jahre fortgesetzt werden wird. D. R.

Digitized by Google

Gleichwohl darf ich eine Schwierigkeit nicht unberührt lassen, die viele Histeriker verblüfft hat. Als unsere heidnischen Vorältern einen Olympus zimmerten und mit Göttern bevölkerten, sorgten sie auch für die Bedürfnisse derselben. Der Olymp war ungefähr das Nämliche, was jetzt unser Mailand ist; eine Stadt von schönem Ansehen, wohlbaubend und angenehm. Bacchus z. B. vertrat die Stelle unserer Weinwirthe; Ceres bereitete Brod aus seinem Mehl; Komus gab schmackhafte Diners und Soupers; Flora füllte die Gemächer der Götter und die geheimen Kabinette der Göttinnen mit lieblichen Düften. Für die Bedürfnisse des Herzens war gesorgt; die der Phantasie wurden auch befriedigt. Thalia, Euterpe, Terpsichore machten die Musik angenehm und lustig, und Apollon verfaßt die eiserschüchtigen Ehemänner mit metallenen Zangnetzen. Dennoch entbrethten die erhabenen Olympier zwei höchst wichtiger Personen — des Schneiders und des Journalisten. Den Letzteren vertrat noch einigermaßen Merkur, der auf seinen häufigen Reisen Neuigkeiten und kurzweilige Geschichtchen sammelte und seine unsterblichen Kollegen dann, und wann mit Kritiken oder Reviews bewirthete. Von einem himmlischen Kleidermacher aber schweigt das ganze klassische Alterthum. Wer bekleidete die Götter? Wer besserte Aphroditen's Gürtel aus? Wer zwängte Juno's gewaltiges Embonpoint in ein sittliches Schnürleib? Wer schnitt und nähte den Mantel des Mars, der Pallas, des Jupiter?

Nicht wenige Schriftsteller seigerten aus dieser Prämisse, daß die Schneider bei den Griechen und Römern noch nicht zunftgerecht und blose kleidermachende Sklaven gewesen seyen, die zum Hausgesinde der wohlhabenden Bürger gehörten. Diese Folgerung ist aber weiter blendend, als überzeugend; wie wenigstens kommt es unwahrscheinlich vor, daß die Sklaven der Reichen auch für die Armen arbeiteten; und will man im Olympus keinen Schneider-Gott zulassen, so muß auch der Schuh- und Sandalenmacher ausgeschlossen werden.

Die nächsten Spuren der Schneiderkunst (nach Adam's ersten Versuche) finden wir bei Kain, der schon Thierfelle zu Hülle nahm. Auch sollte man fast glauben, daß Schneider mit den übrigen lebenden Geschöpfen in die Arche Noah's sich eingeschlichen habe; denn Noah entblößte sich einst, als er trunken war, und wir kennte er das, wenn er keine Kleider trug? Der bunte Rock Joseph's, die Kleider der Susanna u. s. w. bezeugen den glänzenden Fortgang dieser Kunst im Laufe der Zeit. Die ersten Beinkleider, deren die Geschichte gedenkt, sind die unsterblichen des Königs Dagobert. Interessant weiß, daß er sie verkehrt trug; allein das thut nichts zur Sache; es sind eine vornehme Caprice, oder auch wohl einer der gewöhnlichen Qui pro quo's, die den Ruhm des Meisters nicht schmälern können.

Mit Einschluß der sehr unmanierlichen Theewächter,*) die man, da sie größtentheils in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht sind, die Fratchmenern der Galli und Cagnola nennen könnte, zählt wohl keine Stadt Italiens im Verhältniß ihrer Bevölkerung so viele Schneider, als Mailand. Dies schließt sich theils aus der Menge von Kleidern, die man hier konsumirt, theils aus den Umständen, daß alle reiche und fashionable Italiäner ihre Kleider in Mailand arbeiten lassen; theils endlich daraus, daß die Kunst hier großartige getrieben wird. In dem einen Jahre steht man ungeheuer lange Röcke mit erdrämlich kurzen Mänteln, im anderen ist dies umgekehrt. Die Beinkleider sind bald weit und bauschig, bald eng wie ein Darm, bald geschlitzt und bald ohne Schlitzen — die Westen ein Ell lang, bis andere Mode sie beschließt; die Kragen verstehen ein Mal niedrig und das andere Mal umgekrempt. Alles dies beweist, daß entweder alle Spezialita ihre besonderen Schneider haben, oder daß alle Schneider in alle Spezialia ein bischen die Nase stecken.

Die Wohnung der Kleidermachers ist geräumig und brillant, oder eng und beschränken, je nachdem er größere oder geringere Celebrität und mehr oder weniger fashionable Kunden hat. In seinem Gewerbe ist er ziemlich thätig, und während seiner kurzen Arbeitszeit hat er ein Fieberwesen. Kein Mensch dorgt mehr und ist gegen seinen Schuldner unbarmherziger, als er. Nach zwölf oder funfzehnjähriger Thätigkeit hat er gewöhnlich ein bedeutendes Kapital gesammelt und zählt alsdann auf seinen Lorbeern, während der Gelehrte wohl vierzig Jahre sich plagen muß, bevor er auch nur annähernd Sentzi in seiner Sparkasse zählt!

(G. di Milano.)

Bibliographie.

Di alcuni abusi nella medecina pratica italiana. (Ueber einige Mißbräuche in der ärztlichen Praxis der Italiäner, nebst Bemerkungen über die Homöopathie.) Von Dr. Ant. Gasparini. Mailand. 12 Lire.

Annali di Roma. (Rom seit seiner Gründung bis auf die jetzige Zeit.) Chronologische Tabellen der Könige, Konsuln, Kaiser, Päpste, Senatoren und anderer Beherrscher dieser Weltstadt. Reich getonnen Abbildungen der berühmtesten Männer und der interessantesten Denkmäler. Von L. P. Oliveri. Heft 1—3. Rom. 5 Lire.

China.

Der Missionair Karl Gützlaff als Chinesischer Schriftsteller.

Unser verdienter und unermüdlicher Landsmann hat vor kurzem drei Werke in Chinesischer Sprache an das Seminar in Berlin gesendet, in welchem er selbst ausgebildet worden, und zwar hofft er, daß diese Werke dazu beitragen würden, tüchtige Jünglinge für die Chinesische Mission auszubilden. Das eine dieser Werke, ein Heft von 42 Blättern, betitelt: Tschang-hö-dschi-tao (Weg des ewigen Lebens), ist den seiner verehrtenden Gattin, Marie Gützlaff, einer an Frömmigkeit wie an Sprachtalent ausgezeichneten Frau, in Siam geschrieben. Die anderen beiden: Tsching-sung-pai-loi-kan (Wahre Anbetung, in einer Reihe von Briefen, ein Heft), und Schö-dauchi-tao (Weg der Erlösung, drei Hefte) Gützlaff selbst zum Verfasser. Das erstere ist in Fu-kian, das andere an Bord der Jnke (Dschonke) Schan-si und in der Nähe von Peking abgefaßt.

Alle drei Werke sind religiös-moralischen Jnhalts; in jedem derselben bildet aber eine Erzählung im Romanen-Stil den Faden, der die Belehrungen an einander knüpft. — Ein ehrlicher Zweifler, den die Lehren von Schin-ting und Fo-king nicht mehr befriedigen wollen, findet die Lösung seiner Zweifel in drei Gesprächen, deren er sie für die Wahrheiten des Christenthums zu gewinnen sucht. — Ein den weltlichen Vergnügungen ergebener Mandarin verfällt in Melancholie und wird durch einen christlichen Arzt, der ihm die Lehre von der Erlösung predigt, zur wahren Glückseligkeit geführt. Was diesen Schriften einen besonderen praktischen Werth giebt, ist die darin sich aussprechende Achtung für das Ehrliche in den Institutionen der Chinesen, und die schonende Behandlung des Jrrthums. Der Stil ist neu in den didaktischen Abschnitten klar und einfach, in dem beschreibenden und erzählenden Theile mit den beliebten stataristhen Ohrase-Phrasen der Chinesen reich ausgeschmückt —

Cosi all' egro fanciul porgiamo asperal
Di suave licor gli orli del vaso —
(Tasso.)

Auch die typische Ausstattung dieser Werchen ist sehr zu rühmen; und so darf man mit Zuversicht hoffen, daß Chinesen aller Stände sie mit Jnteresse und Nutzen lesen werden.

W. Sch.

Mannigfaltiges.

— Ehrfurcht der Hindus vor dem Sanskrit. Die Mitglieder der gelehrten Hindostanischen Gesellschaft Dharma Subha haben ihrem Streben eine neue Richtung gegeben. Da die Regierung ihre Schritte mehr thut, um das Studium der edlen Sanskrita-Sprache zu ermuthigen, so wollen die gelehrten Hindus ihr Mögliches verthun. In der letzten Sitzung der Gesellschaft wurde ein junger Mann, der seine Sanskrit-Studien dreinzig hatte, von mehreren Pandits streng geprüft, und dann als zum Lehramte unbedingt tüchtig erklärt. Die Gesellschaft will also durch wöchentliche Lehr-Unterhaltungen ihr Studium leben, ein Kollegium zu eröffnen. Man kann gegen dieses Verfahren nichts einwenden. Einer aus ortodoxen Hindus bestehender Societät kommt es wohl zunächst zu, daß sie das Studium einer Sprache, die Alles enthält, was ihnen heilig ist, kräftig ermuthige. Die Sanskrit-Sprache steht bei den Hindus in solcher Hochachtung, daß sie, auch ohne Wimmlichen des Gouvernements, unter den Gelehrten dieses Landes immer sortleben dürfte. So lange die Hindu-Religion existirt, wird auch das Jdiom nicht untergehen. Die Schriften aller ihre Meinungen ausgesprochen sind; ja selbst, wenn der Brahmanismus schon lange von den Ufern Hindostans verschwunden seyn wird, dürfte das Sanskrit, diese ehrwürdige Mutter der Jndischen Sprachkunde, für alle Hindus, deren Etwas daran gelegen ist, in ihren vaterländischen Sprachen mit Reinheit und Zierlichkeit sich auszudrücken, noch lange, lange der Gegenstand ihrer eifrigsten Studien bleiben. (Friend of India.)

— Der Drache bei den Ost-Asiaten. Dies phantastische Ungeheuer, das Symbol der immer sich verjüngenden und vielgestaltig sich offenbarenden Naturkraft, spielt bei den Völkern Mongolischer Race seit grauer Zeit eine ausgezeichnete Rolle. Die Chinesen nennen es Lung; die Tibetaner, Brak; die eigentlichen Mongolen, Loo; und die Tungusen, Muduei. Man weiß, daß der Drache von den Chinesen, Mongolen und Mandschu zum Nationai-Wappen erhoben worden ist, und daß die sogenannten Fo-hi-Zeichen (ein Verrath) in der Arzneikunde und Wahrsagerei große Anwendung finden. Die Chinesen erzählen von ihrem ersten, der Fabelzeit angehörenden Kaiser dem Fu-hi, daß er ein Menschen-Antlitz und einen Drachenleib besessen; in dem uralten kanonischen Buche Yking wird der vollkommene Weise geradezu ein Drache genannt, und auch in dem Renferen, wie in der Manieren des großen Confucius soll etwas Drachenartiges gewesen sein. Wie theilen hier von den vielen Beschreibungen des Lung, wie sie Chinesen und Mandschu geben, eine der kürzeren mit. „Er ist der König aller geschuppten Thiere. Er hat ein Hirsch-Gewirß, Ochsen-Ohren, einen Kameel-Kopf, runde Augen, den Hals einer Schlange, die Schuppen eines Fisches, Tiger-Tatzen und Adler-Krallen. Sein Körper gleicht dem einer Natter. Er kann sich nach Belieben groß und klein, lang und kurz machen, und unzählige Male verwandeln. Im Frühling hinzer zum Himmel empor; im Herbst sinkt er sich wieder auf den Meeresgrund." — Nach Abstammischen und Mongolischen Begriffen sind alle Veränderungen der Temperatur das Werk eines gestigerten Drachen, der im Winter unthätig auf den tiefen Meeren ruht, und im Sommer zum Himmel emporsteigt, wo er die Dünste anhaucht, die Regen und Schnee erzeugen. Von Zeit zu Zeit berstigt ein Tengri (ohne Gottheit) das Ungeheure, und zwingt es, zu brüllen, wobei seinem Rachen Feuer entströmt. Der Donner heißt bei den Mongolen, wenn sie im höheren Stile reden, die Stimme des Drachen.

*) Kleidermacher und Schuster, die in den Thorwegen ihre Arbeitsbude aufgeschlagen haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 150. Berlin, Mittwoch den 16. Dezember 1835.

Belgien.

Das Frauen-Irrenhaus in Gent.

Mit Recht rühmt man die vollkirchlichen und wohlthätigkeits-Institute der Stadt Gent. Zwei Etablissements unter Anderem ziehen die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich — jedes Reisevieren, können wir ganz namentlich aber denjenigen, der für die betreffenden Gegenstände ein besonderes Interesse mitbringt; das eine gehört der allgemeinen Civilisation des Landes an, dessen zweite Stadt Gent ist; das andere ist ihr durchaus eigenthümlich. Jenes ist das Haupt-Gefängnenhaus; das zweite: das Frauen-Irrenhaus. Die Gegenstände, um die es sich handelt, sind Unglück und Verbrechen, wie wir sehen; aber wo ist für den Reisenden sein Geschäft süßer, wo nimmt er das Bild der Civilisation mit wärmerer Bewunderung auf, als in Stiftungen, die den Zweck haben, das Unglück zu verstehen, in seine Tiefe einzudringen und seinen Jammer zu mildern, und das Verbrechen zu beseufzen, nicht aber zu rächen und zu vergelten? Machen wir denn zuerst einen Gang in das Irrenhaus, uns mit dem Unglücke vertraut zu machen, das dort herrscht; ein Unglück, das oft die Verbrechen des anderen Hauses erzeugt — denn sehen wir nicht hier und dort zerrüttete Vermunft; bier für kurze Zeit, dort für immer! Ein Mörder ist nicht immer verrückt, wenn er wild; aber wer Beides, in seinem Liede einverleiben und bestrafen und den Verbrecher, überträgt unmilitärisch auf den Zweiten was von dem Erbarmen, das ihm der Erste eingeflößt hat.

Wir klopfen an eine gewöhnliche Thür, über der sich keine Inschrift, kein Schild, gar kein äußeres Zeichen der Bestimmung des Hauses befand. Die Stadt hat es verschwiegen, ihre Wunde zu zeigen, sie in goldenen Buchstaben gleich dem Fremden in die Augen brachten zu lassen, der vielleicht gleichgültig vorüberstieht im eiteln Stolz auf seine Wohlthaten, deren Anblick von einem Fieber oder einem Verbrechen, einem Gewerbsteiß abhängt. Eine bejahrte Schwester mit einer Brille öffnete. Sie ließ uns in einen niedrigen Saal eintreten, an dessen Wänden Repetitorien herumliefen, auf denen Phiolen und Büchsen, mit Etiquets versehen, standen. Wir befanden uns in der Rumenporthete. Hier erhalten die nöthigen Medikamente umsonst; eben die Austheilung dieser Arzneien war das Amt der Schwester, die uns empfangen hatte. So ist klassifizirt Haus zugleich die Zufluchtsstätte für die armen Kranken am Körper wie für die am Geiste. Sie erhalten ihre Arzneien umsonst, so lange sie ihren Verstand haben, und verlieren sie auch den, so giebt ihnen die mitde Stadt auch noch Dach und Fach, Bett und Kost und ärztliche Behandlung dazu.

Obgleich mit unserem Besuch in der Anstalt zugleich ein amtlicher Zweck verbunden war, da einer der Herren, die mir die Ehre erweisen, mich hinzuführen, sie zugleich zu inspiziren hatte, so war doch deutlich zu sehen, daß wir die guten Nonnen — die das ganze Jahr lang fast nur mit Armen und Narren zu thun haben und höchstens durch den Arzt der Anstalt erfahren, wie die, so nicht arm und nicht geisteskrank sind, sind, leben und sich tragen und geberden — in viefache Verlegenheit gebracht hatten. Sie erröthteten, stotterten ängstlich unverneh- liche Worte; es schien, als fürchteten sie von unserem Besuch eine üble Wirkung auf ihren armen Schützlinge, als schämten sie sich im Voraus vor die unsichtlichen Seelen jener Armen hinein, deren tiefes Elend wie in Betrachtens kamen. Wir unterstellen ließen es dagegen an dem nicht fehlen, was allein geeignet ist, der Neugier das Widerwärtige und Beleidigende, was sie hat, zu benehmen; unser Ernst und unser achtungsvolles Betzigen verfehlten die günstige Wirkung nicht. Die Jüngste unter ihnen wurde beauftragt, uns die Anstalt zu zeigen. Sie nahm ihr Band Schlüssel, und eine zweite Thür, die sie uns aufsthat, stehet uns in's Innere des Hauses.

Keiner dieser achtungswerthen Jungfrauen wird das, was ich hier schreibe, in die Hände kommen; der Ruhm selber würde in jene Stätte der Abgeschiedenheit und Einsamkeit nicht einzudringen vermögen, wo sich Engel in irdischer Hülle die Pflege Unglücklicher, die von den Menschen nicht mehr und von Gott noch nicht gemocht werden, zum Geschäft machten. Wenn es weltliche Anedrücke sind, die wie in die Feder fließen, indem ich eine von ihnen schildern will, so habe ich nicht zu fürchten, daß solches Bild von ihr in weltlichen Farben sie in dem stillen Frieden ihres Daseins stören könnte, und die Röthe verschämter Beschiedenheit auf ihre Wangen locken unter dem weißen Schleier, der ihr ernstes Gesicht zur Hälfte verdeckt. Und verhalb mich verbeblei- ben, daß ich meinen Lesern die Größe ihres Opfers zu bewundern gebe, sie veranlasse, derjenigen einen Seufzer der Ehrfurcht zu weihen, die es über sich vermocht hat, Geist, Anmuth und Schönheit in die Wohnung des Jammers zu begraben. Die junge Nonne, die uns führte, ist es, von der ich rede. Ich wüßte einer Sprache mächtig sein, die feurig- und glühend, streng und gärtlichfüß zugleich wäre, wollt' ich ihr Anmlichkeit schildern, ohne es zu entweiden. Ihr schwarzes Auge, ihr flüchtiger Blick, der über die Gegenstände nur leicht dahinglitt; ihre feinen blassen Lippen, die ein Paar Reihen blübender, aber vernachlässigter Zähne schön ließen; ihre Wangen, auf denen die sterngen Klosterrsichten noch nicht die Jugend zerstört hatten, wo aber von Tag zu Tage den von Rosenein Paar dahinwelkten, die der Sommerhauch der Welt wie bald wieder frisch gefüßt hätte; ihr liedlicher Gang, nachlässig und gleichgültig wie er war; die reizenden Formen ihrer Gestalt, die selbst die steife geschmacklose Ordenstracht nicht verdecken konnte; ihre zarte, feine, aber klangfose Stimme, die, wie ihr Auge die Gegenstände, so leise die Seele berührte; ihre feinen mageren Handchen, wie Schnee so weiß, die aus den weiten Aermeln hervorsahen, die schweren Schlüssel trugen — all diese Schönheiten, die von sich selber nichts wußten, machten die junge Nonne zum vollkommensten Typus jener Frauen, die zwischen Himmel und Erde leben, der Erde durch die Barmherzigkeit, die sie üben, angehörend, und dem Himmel durch den geistigen Tod des Körpers; Geschöpfe, die bienieden schon die Läuterung bestehen, die sie dem Paradiese zuführen soll; weibliche Wesen, die nicht krank und nicht gesund, nicht alt und nicht jung zu nennen sind, die die Jahre durchwallen, ohne sie zu fühlen, und sterben, ohne gelebt zu haben.

Mit Mühe ist es mir bereinetten gab, ihr Bemerkungen, die sie uns mit der Hand bedeutet hatte, ihr zu folgen, mit einem leisen Lächeln, ohne uns anzusehen, ewdete sich mein ganzes Herz, Gedanken an Theanuel, an erzwungene Gelübde, an übrichte, verblendete Aeltern, stiegen in mir auf, und der Zorn des achtzehnten Jahrhunderts gegen die geistlichen Gelübde fing an, sich in meiner Brust zu regen. Ich dichtete mir einen Roman zusammen; ich entrig dies reizende Wesen jenen dürftigen Aufenthalte, der es umfing, den sie so gut wie wieder, sah sie im Geiste als Gattin und Mutter, als die Freude und den Stolz zweier Familien, und war auf diese Weise schon nahe daran, über meine Einbildungen das Mädchen selbst und die wahres eigenthümliches Wesen aus den Augen zu verlieren, an ihrer Seite zu geben, ohne den Dust dieser beiden fremden Blüthe in mich einzuathmen. Doch ein genanerer Blick auf sie, und mein Roman war verschwunden. Das erste Wort, das sie sprach, bestand mich, daß sie nicht betlogt, sondern verstanden sein wollte. Alle romanhafte Vorstellungen meiner ich von mir ihnn und sömlich erst besser werden in mir selber, wenigstens sie einen Moment, um dies jungfräuliche Leben zu fassen, in welchem das gröste Opfer selbst etwas Mechanisches, zur Natur gewerdenes, und die unendlichste Hingebung kaum ein Wunderstyn darüber hat, was sie eigentlich ist und sagen will. Ich ging neben ihr her und that eine Menge Fragen an sie, anfangs mit der albernen Neugier eines Unglaubens, der durchaus hinter dieser Abgeschlossenheit die Spuren eines weiblichen Schmerzes entdecken wollte, nach und nach aber mit süßem Geistesstaunen und heiliger Ehrfurcht, mit einem Gefühl und einem Interesse, das weder mein noch ihr Herz benurruhigte oder verwirrte. Alle ihre Antworten waren verständig, richtig und sicher, ohne alle Scheu oder Zaghaftigkeit; sie ließ sich oft von mir ansehen, rubig, ruhete sie's bei jeder Frage, ohne ihr Antlitz zu wenden; das barin- eine andere Schönheit zu finden. Ich als in dem Gesicht der Alten in der Kirche, davon wußte sie nichts. Die Religion hatte diese Seele bei ihrem Austritt aus der Kindheit, die sie sich den Leidenschaften geöffnet, ergriffen; kein Wort der Versuchung war je zu ihr gedrungen, die Herz hatte nie gesprochen; ihr Herz mit allen Keimen der Leidenschaften hatte sie in ihrer Familie gesäen und den Schleier genommen, wie ein schönes Weltkind.

Sie zeigte uns zuerst die verschiedenen Abtheilungen des Hauses — die Schlafzimmer, die inneren Säle, die Küche, das Krankenzimmer. Alle diese Plätzen sind im höchsten Grade nett und sauber. Die Betten sind gut, weich und bequem; eine Menge armer Frauen, die, so lange sie bei Verstande waren, kaum einen Strohsack zum Lager hatten, finden hier noch zuletzt ein Bett, wo sie sich sanft niederlegen und sozenfreien schlafen können die zum hellen Morgen; o, heiliges gesegnetes Erbarmen, das schon auf Erden die himmlischen Vorsprechungen wahr macht und göttlich heilt und ausgleicht! Alle diese Wesen, die die Kraft, sich selber zu leiten, verloren haben, werden hier gepflegt, wie man Kinder pflegt, die jene Kraft erst bekommen sollen. Sie haben Luft, Licht und Sonne, haben den freien Gebrauch ihrer Glieder, wenigstens diejenigen, die von Wahnsinnlichen verschont sind, haben Speise und Trank im Ueberfluß, die nämliche Kost, die die fremmen Nonnen genießen, die sie ihnen zutreiten und reichen. Ein geschickter Arzt, der

Digitized by Google

auf der Höhe der Wissenschaft steht, besucht sie täglich und ist unablässig bemüht, die Strahlen der Vernunft zu belauschen, die etwa hervordringen bei denen, deren Krankheit heilbar ist, jedem schwachen Funken dieser Art anzufachen und zu hegen, dersenigen aber, für die alle Hoffnung verloren ist, sanft zu verzeihen, jeder ein freundliches Wort zu sagen, und die, welche zu üblen Streichen getrieben werden, nur daran zu verhindern, nicht sie etwa zu strafen, denn, ach! sie wissen ja nicht, was sie thun. Sie haben auch einen Priester und eine eigene Kapelle, wo sie beten, und zwar, wo auch die Neune sagte, mit vieler Andacht beten, und wo die Wahnbesessen ruhig werden.

Ich war voller Ungeduld, sie zu sehen. Die Nonne ließ uns in einen Korridor eintreten, im ersten Stockwerk, von dem ein Balken auf einen Hof hinausführte, und von dem man in hübsche Zellen hineintrat, die ausgewaschen und gedielt und mit einem Bett und einigen leichten Möbeln versehen waren. Sie sind hier die Schlafgemächer derjenigen Geisteskranken, die keiner speziellen Aufsicht bedürfen. Wer sahen jetzt derselben, die uns in verschiedener Beziehung interessant waren. Die Eine war glücklich in ihrem Irrsinn. Außer einem ziemlich beträchtlichen Einkommen, dessen sie genoß, und das ihre Bedürfnisse weit überstieg, erfreute sie sich einer größeren Zufriedenheit in ihrem Zustande, als die meisten von uns im vollen Besitze der Vernunft. Als wir in ihre Zelle eintraten, saudern wir sie sitzend und mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt. Sie stand auf und begrüßte uns mit Lächeln und Worten voll gewöhnlichen Sinns zu reden, das sich von der Conversation einer Frau mittlerer Klasse durch nichts unterschied, als durch den Mangel an richtigem Zusammenhang und Gedrängtheit. Diese arme Frau war ungefähr fünfzig Jahr alt. Zwanzig davon hatte sie in diesem Hause zugebracht, immer heiter, immer glücklich, bei vollkommenster körperlicher Gesundheit, durchaus zufrieden mit der Freiheit, die man ihr gewährt; nie hatte sie sich beklagt, immer nahm sie die Personen mit Lachen und Freude auf, so oft sie kamen, und in der einzigen Person, den sie ihren Mann nannte, nur der, daß sie sie nicht oft genug besuchten, gleich als wenn die Arme ein Bedürfnis gefühlt hätte, dem Ueberfluß ihres Glückes Anderen mitzutheilen. Ihre Geisteskrankheit besteht in dieser absoluten Zufriedenheit, zu der sie vielleicht durch große Leiden gekommen ist. Sie ist ein glückliches Wesen, aber nur, weil sie nicht bei Sinnen ist. Ein Blick in die Seele der Nacht ihrer Vernunft, wenn sie ihn thun könnte, würde sie unfehlbar töten. Ich habe selten ein vollkommeneres Gefühlsleben gesehen und in sich Schärfere gefehen, als dies gute Flämändinnen; es war ein Ausdruck darin, als wollte die Seele, die daraus sprach, uns alles Gute und Liebe zuwenden! und doch ließ sie uns hinausgehen, ohne uns mit einem Worte zurückzuhalten, nahm ihren Strickstrumpf wieder vor und setzte mit diesem ihr Gespräch fort, als ob es ein Hörer und Mitsprecher, gerade wie wir, sie sie wäre. Ich sah sie von außen durch Fenster — sie ist kärglich unaufsichtig, obschon aber eine der sorgfältigsten Beaufsichtigen von ihnen, ein Fenster vorgegangen war, ohne irgend eine Erinnerung an unseren Besuch. Nichts in ihren Zügen verrieth ihren Irrsinn, wenn nicht freilich ein steter Lächeln das sicherste Zeichen von Irrsinn ist auf einem menschlichen Antlitz.

Die Andere war ein Mädchen von einigen dreißig Jahren, ziemlich häßlich, aber mit einem klugen Gesicht, das den Ausdruck einer gewissen Charakterfestigkeit trug. Sie spielte Schach und sprießte den Kopf kaum auf und ab, schwerfällig über das Brett gebeugt. Diese Frau, die einem unglücklichen Geschicke verachtend Trotz bietet. Liebe über ihren Stand hat sie verrückt gemacht. Sie ist in den Gouverneur der Provinz verliebt, den sie nie gesehen hat, und der, wenn ich glauben darf, was man mir über ihn berichtet, durchaus gar nichts von dem Anziehenden eines Romanhelden an sich haben soll. Die unglückliche Leidenschaft hat sie also verrückt gemacht — eine in doppelter Hinsicht ungebührige Liebe: Liebe eines Mädchens über ihren Stand, Liebe eines Fräulein, Liebe einer

gestreckt zu nennen — und nur ein Gedanke, sah man, ging in ihrem gerstlockten Hirne auf und ab, der Gedanke, sich ihrer Bande zu entledigen. — „Erden Sie diese dort, sagte unsere Führerin zu uns — kaum drei Mann würden im Stande sein, sie zu zwingen, wenn sie los wäre.“ — Ich trat ganz nah an das Bett heran. Eine junge Frau lag darauf, fürchterlich zugerichtet, mit hohlen entflammten Augen, wuth athmend, aber mit einem ungemein edlen und interessanten Gesicht; offenbar waren es nicht die alltäglichen gemeinen Leiden, die sie in diesen Zustand des Jammers gestürzt hatten, vielleicht war ihr Wahnsinn nur eine zu starke gewaltige Seele, der allzusichtsche Organe zu ihrem Dienste mitgegeben worden. Ich fragte nach ihrer Geschichte. Man konnte mir keine Antwort geben. Die Familien, die eines ihrer Mitglieder in die Anstalt bringen, halten die Ursach solcher Unglücks-Zerrüttung in der Regel gehein — denn oft genug wohl mag sie ihnen oder dem Opfer selbst zur Schande gereichen. Als wir an ihr vorübergingen, glaubte sich im Zucken ihrer Lippen eine Aeußerung von Kränkung über unser Anstaunen ihres Zustandes zu bemerken, eine bekannte Art von Schaam, die Verrückte empfinden, denen noch eine dunkle Erinnerung an ihre verlorne Vernunft geblieben ist. Wiederholt ist diese Unglücklichen in ihrer Gegenwärtigkeit, wo sie sich dieses schwere, schon erlittene Uebel nur in der Wahnsinn nicht bloß eine physische Desorganisation ihr ganzes Wesen, Seele und Leib, mußten zugleich ergriffen worden sein von einem und demselben Uebel, und sie verbrannten langsam auf ihrem Bett, und alle Linderungen, die die erfinderische Barmherzigkeit der guten Nonnen für sie erfann, blieben wirkungslos. „Sie hat nicht mehr weit“, sagte die junge Schwester, und dies Wort, dies kalte fremde Wort, sprach sie mit einem so himmlischen Tone, daß ich in ihrer Gestalt den guten Engel, den sie Religion einem von uns erbeten, vor mir sah, wie er seinem leidenden Geschützten stehen pflegt, mit jener leisen Wehmuth eines Wächters, der da weiß, wohin das ihm anvertraute Wesen geht, wenn es vom Leben scheidet.

„Nun wollen wir die Rasenden sehen, die trotz ihrer Wuth-eigentlich nicht krank sind“, sagte unsere Führerin, und wir stiegen in das obere Stockwerk hinauf. „Diese hier müssen uns mit ihren Nägeln und Zähnen zerreißen, wenn wir sie losließen“, setzte sie hinzu. — Das von diesen sagen zu müssen, da mir das Herz sank, — die wir uns die Milch einer Mutter genährt hat — ein unnennbares Grausen berief mich.

Damals waren nur zwei solcher Unglücklichen in der Anstalt. Man hält sie in käfigartigen Zellen, die wohlverwahrt, dick und mit einem starken hölzernen Gitter als Thür versehen sind, eingeferrt. Die Erste, zu der wir kamen, stand ganz aufrecht, das Gesicht gegen das Gitter gedrückt, die Hände krampfhaft daran festgekammert. Die Wuthanfälle pflegt sich im Voraus ein Bild zu entwerfen von dem, was man sehen soll. So war ich auf ein wahnsinnes Gesicht, auf blutdürstige Augen gefaßt, aber die Wirklichkeit übertrafe diese Vorstellung sogleich. Ich sah eine alte runzlichte Frau, mit einer trübseligen, durchaus unbedeutenden Physiognomie — allerdings mehr einen Ausdruck der Härte als der Saufmuth darin; auf ihr Gesicht, wie sie einem so erschien, hatte man ihr die Freiheit gegeben. Sie sagte uns einige Schimpfworter, ganz laut, mit merkwürdig starken Tönen ihr armes Gedächtniß das Böse an ihr wäre; vielleicht hatte sie uns nur schmeicheln wollen. Dennoch aber bin ich gewiß — und meine Phantasie spielt mir hier keinen Streich, sondern ich berichte nur ein Faktum meiner Augen —, unter ihren weiken Lippen lange weiße Zähne deutlich bemerkt zu haben, das Einzige, wodurch sie mich an ein wildes Thier erinnerte. Dies war denn freilich genug, das schwere Gitter begreiflich zu finden. In Freiheit gesetzt, hätte sie ihren Wohlthätern dafür in die Hände gebissen. So viel ich mich selber kenne, würde ich, wenn doch hier mein Mitleiden erkaltet. Diese Unglückliche wurde mir zu einem Gegenstand des Abscheus — ich konnte sie nur als ein Monstrum der Natur betrachten, die hier die Seele eines reißenden Thieres in einen Frauenleib gebannt hatte.

Das Mitleid kam mir wieder beim Anblick des elenden Wesens, das in dem daranstehenden Käfig schmachtete, obgleich ihr Wahnwitz noch fürchterlicher war, als der ihrer Mitleidensgenossin. Das Gitter ihres Käfigs war noch mit einer Klappe versehen, so daß nur durch eine geringe Oeffnung Licht und Luft zu ihr drang: das helle Tageslicht hatte sie zur wildesten Raserei entflammt. In engerer Haft als ein wildes Thier, als die gefährlichsten Mörder, sind ihr Licht und Luft auf's empörendste zuwider und bringen ihr die empfindlichsten Schmerzen, wie spitze Pfeile, zu Wege — und so liegt dies Wesen, dies Ding, für das kein Name mehr ist, halb nackt, in ewiger Finsterniß, in einem Klumpen Stroh, ein fürchterliches Bild, für die sorgliche Kunst, die sich die Krankheiten des Geistes zum Gegenstande ihrer Forschung gemacht hat; ich hörte sie flehen in ihrem Dunkel, in dem man kaum eine Spur ihres Geschlechtes unterscheiden konnte, daß sie mit verschränkten Armen bedeckte, als wollte sie es noch verwahren gegen den kargen Lichtstreifen und Luftzug, die man ihr hatte lassen müssen. Man könnte selbst voll werden, wenn man solchen Dingen nahe tritt und ein Herz im Busen trägt. Was in diesen Wesen wohl vorgehen mag? Wer sagt uns, daß eine solche Behandlung, die sich in Nichts von der forschbarsten Strafe unterscheidet, die richtige ist, die geringste, einem solchen Uebel zu begegnen, oder auch nur die Qualen des Todes abzustumpfen? Erscheint es nicht als eine förmliche Parodie, als die bitterste Verhöhnung der Barmherzigkeit, daß dies sanfte, bleiche, fromme Mädchen einem menschlichen Wesen Speise und Trank reicht, das in einem Käfig schmachtet, in den kaum lang aufgestreckt liegen kann? Wie war ganz wire zu Sinne. Man sollte seine Nerven mit Gewalt dazu zwingen, in solcher Weise in Betrachtung führen; ein wildes Gutsitzen ergreift sie, wenn sie an solchen Peitschen sieht, wie es mit ihr bestellt ist, und wie geringe Feinmittel wir verlieren sind gegen ihre eigenen Krankheiten. — Ich verlangte in den Hof hinunter; das Stöhnen aus dem Käfig drückte meine Seele wie ein Alp; ich mußte in die Luft, an's Sonnenlicht, um nur die Pein etwas zu wenden.

Im Hofe sand ich wieder andere Irre — wohl an zwanzig Personen, einige auf den dürren Rasen hingestreckt, andere an die Mauern gelehnt und zum Himmel emporschauend, aber mit Blicken, in denen auch nicht die geringste bewerkenne Spur von einem Anrufen oder einer Hoffnung zu suchen war, auf deren Stupidität der Azur des Himmels keine andere Wirkung machte, als ein finsterer Höhle darauf herbergebracht haben würde. Es waren dieselben Stellungen und Geberden aus dem innern Saale, die ich hier auf dem Hofe wiederfand. Mehrere kamen an uns heran und baten uns, wir möchten ihnen die Freiheit geben; sie waren sämmtlich gegen die junge Nonne aufgebracht. Eine, eine alte Frau mit einer Brille, mit empfindlichen Geberden und dem Ton einer Marktschreierin, drohte uns, sie werde an den König schreiben, wenn man sie nicht frei ließe. Eine Andere, welche die Zwangsjacke anhatte, eine dicke Frau von höchst grobem und plumpen Aeußeren, mit einem Schnurrbart und einem Kinnbart, einer Männerstimme und unübspröhenen Augen, bud an, die junge Nonne auszuschmälen, wie die Weiber aus der untersten Volksklasse einander thun, und Gebehrdete sie mit einer Kluth der gemeinsten Schimpfworter.

Die junge Nonne erdrückte mich einmal dadurch, daß sie meinen Händen, bis eine Thräne in einem Auge mir stehen blieb, sie hatte sie bitter als einmal bören können, ohne sie zu hören; ihr Gedächtniß war nicht minder feusch und rein als ihre Seele. Ich werde es nie vergessen, mit welcher Anmuth sie die Unglücklichte zu besänftigen suchte, wie sie ihr sanfte freundliche Worte sagte und ihr auf die Schulter klopfte mit dem hübschen Häuchen. Aber der Dorn der Verrückten war nicht zu beschwichtigen, und sie dörte nicht auf, hinter uns herzuschreien, bis eine Thüre in einem Zuhau uns Stillstand klanglicht war, von abscheerlicher Häßlichkeit, mit herabhangenden Lippen, fistrem Auge und dabei zankstumm, auf sie pikam, sie unter den Arm nahm mit liebeskoller Miene und nach der anderen Seite mit hinzog. Dieser folgte sie, wie ein Kind der Mutter. Und dies war von Allem, was ich in diesem Hause des Jammers gesehen, das Auffallendste und Räthselhafteste für mich: eine Freundschaft zwischen zwei Verrückten; ein Strahl des Herzens bei vollkommener Nacht des Geistes.

Es war Zeit, daß ich diese Scenen der Irrenhause verbrach, ist keinab eine zu starke Probe, auf die man seine Nerven setzt. Wir gingen durch einen der Gänge im Erdgeschoß, wo die Zimmer der Nonnen sind. Eine von ihnen saß am Klavier und spielte ein geistliches Lied. Die wenigen Töne, die daran zu mir drangen, machten einen wohlthätigen Eindruck auf mein geschlittertes Herz; es kam so unerwartet, war so ungemein süß, diese wenigen harmonischen Töne in diesem Hause des Unglücks und der Duttheit, wo auch die menschliche Stimme keren natürlichen Klang verloren hat und nur noch ein langes artikulirtes Seufzen und Stöhnen ist.

Als wir unserer Führerin gedankt und uns empfohlen hatten, und nun wieder auf der Straße standen, da spürte ich's erst, was ich mir zugemuthet hatte: meine Brüne trugen mich kaum aufwärts. Immer stand das unglückliche Wesen vor meinen Augen, das ich in dem finstern Käfig liegen gelassen, jenes auf allen Gliedern gefesselte arme grauenerregende Geschöpf mit seinem schändenden Munde und lichtlosen Augen. Vor dem auch seine eigene Mutter entsetzt zurückgesehen wäre. Im Alterthum hätte man es in einem Abgrund geschleudert — wir ernähren, pflegen, kleiden es, bis es stirbt. Auf welcher Seite ist das größere Erbarmen?

Auch das Männer-Irrenhaus zu Genf wird sehr gerühmt; ich sprach den Wunsch aus, auch dies zu besuchen.

„Sie werden entschuldigen, wenn die dabin nicht begleite“, erwiederte unser der Herren, die so gefällig gewesen, mich in das Frauen-Irrenhaus zu führen; und er sprach diese Worte mit so bewegter Stimme, daß es mich gerente, jenen Wunsch geäußert zu haben.

Ach, es war nichts Geringes, was in seiner Seele vorging; nicht aus lässiger Neugierlichkeit verfolgte er mit seinen Pflichten der Gastfreundschaft hatte er mit liebenswürdigster Güte vollauf erfüllt gegen mich, und wie gerne, und so sterng er sonst an seinen Gewohnheiten hing und kannte leider, so war er doch sicher, zu jeder Aufopferung bereiten bereit gewesen, mir in seiner Vaterstadt die Honneurs zu machen; — aber in jenem Irrenhause — hatte er einen Sohn!

Rifard.

Spanien.

Das numismatische Kabinet in Madrid.

(Nach der Revista Española.)

Die Numismatik oder die wissenschaftliche Kenntniß der Münzen und Medaillen ist zuerst von den Spaniern betrieben worden, von welchen die übrigen Nationen sie erlernt haben.* Aber gerade in ihrem Mutterlande machte diese Wissenschaft, wie noch so manche andere, nur geringe Fortschritte, weil das Jech der Jnquisition, die sich nicht blos auf geistliche Dinge beschränkte, zu schwer auf den Geistern lastete. Wenn gelehrte Spanier von ihren Reisen Petrarca's können, daß er zuerst antike Münzen sammelte und ihr Studium als ein nützliches empfahl, so beginnen die Annalen der Numismatik doch erst mit Alfons dem Weisen von Spanien, welcher der eigentliche Begründer dieser Wissenschaft war. Diese Behauptung des berühmten Florez bestätigt die gleichzeitige Geschichte jenes Königs. Der Ebronikenschreiber Don Alfonso's, Antonio Panovmitae, sagt, dieser Fürst sey ein so großer Freund von Denkmünzen gewesen, daß er so viele er nur in Italien auftreiben können, gesammelt und in einem Kästchen aus Elfenbein aufbewahrt habe, welches er beständig bei sich führte; „denn es verschaffte ihm großen Genuß, die Bildnisse der antiken Helden zu betrachten, deren Anblick ihn zu edler Nacheiferung entflammte.“

Als die Italiäner bemerkten, wie sehr man nach diesen Schätzen be-

Digitized by Google

gierig war, die bis dahin unter den Trümmern ihrer antiken Paläste und Gräbertempel unbeachtet gelegen, veranstalteten sie große Münzen-Sammlungen, die der numismatischen Wissenschaft einen mächtigen Schwung gaben. Das berühmte Werk Don Antonio Augustin's, Erzbischofes von Tarragona, welcher den Nutzen der antiken Münzen mit eben so viel Eleganz als Scharfsinn einleuchtend machte, spornte die Forscher Europas zur Erwerbung dieser kostbaren Denkmäler, die selbst von der Alles zerstörenden Zeit fast unberührt geblieben sind. In dem ganzen gebildeten Europa existirt kein numismatisches Werk; nur Spanien fehlte noch eine vollständige Sammlung seiner Münzen.

Unter der glücklichen Regierung Karl's III. schrieb Agustino Henrique Florez sein höchst schätzbares Werk über die alten Kolonieen und Municipalstädte Spaniens, dem er als Anhang eine Beschreibung derjenigen Münzen beifügte, welche die alten Gothischen Könige vor der Maurischen Invasion schlagen ließen. Auch Lastanosa, Velazquez und andere gelehrte Spanier schrieben über Numismatik, und die Königliche Bibliothek zu Madrid hatte ihren Werth dadurch, daß Samaritanischen Münzen zum Gegenstand seiner gelehrten Forschungen machte.*) Es war sein Vorsatz, auch über die Mittel-Spanischen Münzen zu schreiben; allein der Tod überraschte ihn vor der Ausführung. Zwei andere bei der Königlichen Bibliothek angestellte Gelehrte, Wamba und Busamente, machten sich ebenfalls um die Münzenkunde verdient; ihre Werke liegen aber noch ungedruckt in dem Museum der Bibliothek.

Bei der folgenden Uebersicht betrachten wir die Münzen der Madrider Bibliothek nach den Sectionen, in welche sie vertheilt sind.

Erste Section.

Diese enthält zunächst die Münzen des alten Hispaniens, nach seiner Eintheilung in Lusitanica, Betika und Tarragonensis. Dann folgen die Münzen des alten Galliens, nach seiner Eintheilung in Aquitania, Lugdunensis und Narbonensis; hierauf zunächst die (spärlich vorhandenen) Münzen der alten Völker und Könige Germaniens und Britaniens; und dann die prächtige Sammlung von Münzen des alten Italiens, nach seinen verschiedenen Staaten, als: Latium, Samnia, Brutium, Campania, Umbria, Hetrurien, Sicilien und Syrakus, mit ihren Königen und Tyrannen. Nur Rom ist ausgeschlossen, weil man dieses, als Haupt und Grundstein der von den Archäologen sogenannten zweiten Epoche, eine eigene Sammlung angewiesen hat. Den Italienischen Münzen folgen die aus dem Archipelagus, aus Griechenland und Asien, von dem höchsten Alterthum bis auf die Zeiten der Römer-Herrschaft. Man findet hier Münzen der Sateapen und Könige Persiens, Medians, Bithyniens, Cappadociens, Armeniens, des Pontus, Macedoniens, der Ptolemäer, des Lysimachos und der übrigen Nachfolger Alexandres des Großen. Auf unserer Wanderung durch diese Metallenen Welt, die bis jetzt**) von Besuchen noch Often ging, wenden wir uns nun südlicher und kommen so, von Ost nach West gehend, dem Punkt der Abreise wieder nahe. Dieser Abschweg führt uns an den Münzen Phönikiens, Palästinas, Aegyptens und der alten Staaten Nord-Afrikas in seiner ganzen Ausdehnung vorbei. Wo verschiedene Städte eines und desselben Reiches ihre besonderen Münzen haben, sind sie alphabetisch geordnet.

Zweite Section.

Diese beginnt mit den gewichtigen Aßes, der ältesten Münze, welche die Römer besaßen, den Semissis, Quadrantes, Sextarien, u. s. w. Zunächst folgen die Konsulatischen nebst denen der Römischen Familien, und dann die kostbare Sammlung von Goldstücken aus der Kaiser-Periode, die Silbermünzen und die prangenden von jeder Größe, von Julius Cäsar bis auf den Byzantiner Konstantinus XIV.; ein Zeitraum, der vierzehn Jahrhunderte begreift. Diese zweite Section endigt auch eine Reihe von Talismanen, Hebräischen und Talmudischen Münzen, Sitten und anderen Geldsorten, die von den Christen der ersten Periode geprägt wurden.

Neuere Münzen.

Die neueren Münzen folgen derselben geographischen Ordnung, wie die erste Section, d. h. man geht wieder von dem äußersten Westen (Portugal und Spanien) aus. Die erste Stelle nehmen die Münzen der Sueven, Vandalen und Gothen ein; dann folgen die der Araber, und zuletzt die Spanischen bis auf den heutigen Tag. Ein Sachverständiger könnte vielleicht einen Mißgriff darin finden, daß man zwischen die Gothischen und Spanischen Münzen die Arabischen eingeschoben hat, da doch die Könige des spätern Spaniens von den Gothischen Beherrschern abstammen. Die erste Abtheilung schließt mit König Rodrigo, der in der Schlacht bei Guadalete die Herrschaft über Spanien verlor; und die letzte mit dem Infanten Pelayo, dem Wiederhersteller der Gothischen Monarchie. Zwischen beiden befindet sich die Sammlung aus der Maurischen Periode, von Abdurrahman, dem ersten Könige Cordova's, bis auf Boabdil den Kleinen, den letzten der Könige Granada's. Nach den Spanischen Münzen kommen die Münzen Frankreichs, nämlich die der Ostgothischen, Longobardischen, Normännischen Könige, des Mittelalters und der neueren Zeit. Diesen reihen sich die Münzen der kleinen Italienischen Staaten an; ferner die Englischen, Deutschen, Russischen, Türkischen u. s. w., und endlich die Geldzeichen der neueren Staaten Afrika's und Asiens. Ueberall ist man streng chronologisch zu Werke gegangen.

Medaillen.

Die kostbare Sammlung von Medaillen aus jeder Art Metall, die zum Andenken an denkwürdige Begebenheiten geschlagen worden, bilden die letzte Section des Kabinetes. Bei Anordnung derselben ist man wieder derselben geographischen und chronologischen Ordnung gefolgt, wie in den obgenannten Sectionen. Man findet hier unter Anderem eine schöne Sammlung silberner Medaillen, die an alle Großthaten Napoleon's erinnern, und die ganze Reihe goldener, silberner und bronzener Schaustücke der Päpste und Kardinäle.

Außer den Münzen und Medaillen enthält das Kabinet eine reiche und schöne Sammlung von Abdrücken in Siegellack und Gyps, welche die Mitglieder der Akademie anfertigen ließen, zur Bereicherung derselben. Endlich bewahrt es noch eine kleine Anzahl Medaillen aus feinen Edelarten mit herrlichen Reliefs und einige aus Stein.

Die Münzen sowohl als die Medaillen liegen in ihren respectiven Kasten und Kartons ohne Unterschied des Metalls, aus dem sie gemacht sind. Man ging nämlich bei der Classification von den Grundsätze aus, daß es eine lindische Spielerei wäre, Münzen von einerlei Metall auf Kosten der Chronologie an einander zu reihen. Wo es jedoch thunlich war, hat man auch dafür gesorgt, daß dem Auge durch den Anblick der Münzen erspart werde, wie z. B. bei den Gold- und Silberstücken der Cäsaren, bei denen der Griechen, der Gothen, Araber und des neueren Spaniens.

Die Zahl der Münzen und Medaillen des Museums beläuft sich auf 90.227. Darunter sind: 2672 goldene; 30,672 silberne; 31,166 bronzene; 50 bölzerne; 835 aus Siegelwachs; und 4386 aus Gyps. Alle diese Stücke liegen in 1439 Kasten aus Nußbaumholz, die in den großen Bücherschränken aus Mahagoni-Holz vertheilet sind, und mit kostbaren krystallenen Thüren, verwahrt werden. Die Materien in der Decke der Säale stellen den Streit um den Apfel und andere Scenen aus der Mythologie dar. Die äußeren Verschönerungen dieses Lokals, wie der großartigen Königlichen Bibliothek überhaupt, verdankt man den Bibliothekar Gonzalez.

Mannigfaltiges.

— Die heiligen Stiere in Indien. Es gewährt ein recht traurigen Anblick in Indien, Tausende von armen Menschen vor Hunger umkommen zu sehen, während die der Gottheit Siwa geweihten Stiere in solchem Ueberfluß erhalten werden, daß sie nichts als die ausgesuchtesten Speisen zu sich nehmen wollen, und zwar thun sie dies gewöhnlich mit einem ungeschleinlich schon bald angestumpften Appetit. Diese Stiere sind nur klein, aber sehr stark; ihr Hals strotzt von Fett, das ihnen bis über die Beine herunter hängt. Es ist also vor solcher Gelegenheit die schmerzliche Wahrnehmung gar nicht unterschieden, daß die reichen Hindus mit grausamer Gleichgültigkeit auf das Elend ihrer Nebenmenschen blicken, während sie dem ihren Gottheiten geweihten Vieh, so wie den empfindungslosen Holzbildern, welche das unterthänige Bild ihrer Götter darstellen, so viele Nahrungsmittel vorlegen, als möglich gewesen wären, um ganze Familien vor dem Hungertode zu bewahren. Die Brahmanen-Stiere sind gewöhnlich in der Farbe ganz zweifährigen Kälbern; doch in einigen Distrikten, namentlich in Guzerat, findet man sie zuweilen so groß wie die Ochsen von Durham. Man sieht sie häufig in den Basaren, wo sie, ohne Umstände zu machen, in die Läden eintreten, das dort zum Verkauf ausgestellte Getraide zu fressen anfangen und oft Alles umwerfen, was ihnen im Weg steht. Der gute Hindu, dem der Laden gehört, ist zwar darüber etwas verdrießlich, sieht aber doch den Eigensinn des Thieres mit religiöser Gelassenheit zu, da er es nicht wagen würde, sich dem heiligen Vieh zu widersetzen. (Oriental Annual.)

— Brahmanen-Enten. Die Reisenden pflegen viel von den heiligen Stieren und Affen der Brahmanen zu erzählen; was mich betrifft, so habe ich Gelegenheit gehabt, Brahmanen-Enten kennen zu lernen. Ich wußte nie nie zu erklären, wodurch wohl diese Schwimmvögel in den Ruf der Heiligkeit gekommen sein mochten. Folgende Legende verbreitet einiges Licht über den Gegenstand. Die Gattin des Sünders, so wird erzählt, setzte sich in die Kehle der Enten gehalten, in welcher neuen Gestalt sie mit einem so heftigen Geschlechtstriebe gestraft wurden, daß sie in Folge desselben die unglaublichste Pein und Qual erleiden. Das Mannchen und das Weibchen werden, wie man sagt, durch eine unwiderstehliche Gewalt fortgerissen, sich mit Gewalt Untergang von einander zu entfernen; sie fliegen beide entgegengesetzten Ufern zu, während jedes von ihnen sich einbildet, daß sein Gatte im Nest ruhig und ruhig verlassen, und daher mit dem Augenblicke der Schein desselben Gedenkstab zurück, sich mit aller Kraft wieder zu ihm einfinden zu wollen. Die unglückliche Lage dieser zammernden Thiere hat das Mitleid der wohlwollenden Brahmanen getroffen, und sie haben demnach das Loos der dem Zorn der Götter anheimgefallenen Geschöpfe durch die Ehre und den Schutz ihres Namens einigermaßen lindern wollen. (Views of India, illustrated by Miss Roberts.)

— Eine neue Handelsstraße in den Vereinigten Staaten. Binnen kurzem wird in den Vereinigten Staaten eine neue Straße zwischen New-York und New-Orleans eröffnet werden, die den Namen „Atlantic and board line“ führen wird. Ein Theil der Westener Kapitalisten hat von der Regierung von Florida die Erlaubniß erhalten, eine Eisenbahn anzulegen, die das Gebiet zwischen dem am Meere gelegenen St. Augustin und der Mündung des Flusses „Suwanee“, der sich in den Golf von Mexiko ergießt, verbinden soll. Auf der anderen Seite werden Kaufleute von New-York und Charleston mittelst Dampfschiffen oder anderer Fahrzeuge die Communication zwischen den oben genannten beiden Städten, und eine andere Gesellschaft die Verbindung mit Savannah, so wie endlich Kapitalisten von St. Augustin die Communication zwischen dem Meerbusen von Mexiko und New-Orleans unterhalten. (N. R. d. V.)

*) Man kennt D. G. Tychsen's Prüfungen in Rostock; Streit mit Bayer, der dem Deutschen Orientalisten eben nicht zur Ehre gereichte.

**) Nota bene: nicht in der Ausstellung, sondern im Lokale.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 151. Berlin, Freitag den 18. Dezember 1835.

England.

Musical history, biography and criticism. (Musikalische und kritische Geschichte der Musik von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart.) Von George Hogarth. London, 1835.

Ein Handbuch, wie dieses, war ein großes Bedürfniß in der musikalischen Literatur Englands. Für das Britische größere Publikum, das wohl unter anderen Gegenständen der allgemeinen Belehrung auch von der vergleichenden Geschichte berühmter Musiker, von den Bildungsstufen der Compositionen und von der allmäligen Vervollkommnung dieser Kunst gern etwas lesen möchte, können die gewichtigen Quartanten von Burney und Hawkins nichts Anziehendes haben. Diese Geschichtschreiber werden mehr genannt als gelesen; wäre aber auch der Preis ihrer Werke von mehr Art, daß sie in einer modernen Bibliothek Platz finden könnten, so würden doch wenige Leser so viel Geduld und Zeit haben, um sich in ihrer Unterrichtung durch so weitläuftige und ausführliche Abhandlungen durchzuarbeiten. Die von jenen Schriftstellern zusammengetragenen Materialien verdienen also für den größten Theil des Publikums in den Staub des Alterthums und nutzen faſt so wenig, als wenn sie gar nicht vorhanden wären.

An und für sich genommen, ist die Geschichte der Musik, das kann man nicht leugnen, ein trockener und langweiliger Gegenstand. Ihr bedeutendster praktischer Werth ist chronologische Genauigkeit; hat der Leser diese erlangt und einen Ueberblick über die verschiedenen Standpunkte gewonnen, welche die einzelnen Nationen mit Hinsicht auf diese Kunst einnehmen, so ist es oft eben so schwer, wie in der politischen Geschichte erzählter, im Stande, sich seine eigenen Vermuthungen über die Ursachen zu bilden, die den Genius der Musik in dem einen Jahrhundert oder Lande zur Entwickelung gebracht, in dem anderen unterdrückt haben. Die fein gesponnenen Theorieen und sogenannten philosophischen Untersuchungen, auf welche in der Geschichte der Musik so viel Gewicht gelegt werden soll, sind gewöhnlich mehr Schaustücke eines hartsinnigen Gelehrten, als wirklich nützliche Erforschungen der Wahrheit.

Um jedoch nicht in den Fall zu kommen, daß der historische Theil eines Werkes ein bloßes Gerippe von Daten und trockenen Thatsachen arbeite, hat unser Autor denselben biographische Notizen über ausgezeichnete Komponisten eingeflochten, die der Wahrheit so getreu und so rauchbar sind, als man es nur verlangen kann, und die gewiß Jedermann willkommen seyn werden. Diese Lebens-Beschreibungen sind aus vielerlei Quellen entnommen und enthalten manches Schätzbare und manche neue Anekdoten, die bisher nur zerstreut zu finden waren und ich zum Theil unter der allgemeinen Tages-Literatur verloren. Musikalische Biographieen dürften vielleicht mehr als alle andere die Neugier reizen. Ein Tondichter, der uns durch seine metaphysische Sprache bezaubert, erweckt in uns den Wunsch, etwas von seinem häuslichen Leben und Ton zu erfahren; aber auch nur zu oft finden wir uns in unseren Erwartungen durch das völlige Gegentheil von dem, was wir erhofften, recht lächerlich getäuscht. Solch ein Räthsel ist der Mensch! Dennoch sind wir dem Verfasser dankbar für die von ihm gesammelten Thatsachen, wenn diese auch nur dazu dienten, das wunderliche Wesen des Genius und die Unbegreiflichkeit seiner Natur zu zeigen; und wenn auch Herr Russell, als er im Jahre 1824 in Wien war, Beethoven in einer Schenke aufsuchen mußte und ihn dort in einem Winkel sitzen fand, „in Zeitungen vertieft, Bier und Wein trinkend, Käse und Würstchen essend und sich überhaupt höchst teufelmäßig geberdend", so ist es durch doch unser Entzücken an seinen Adagios nicht um ein Jota geschmälert worden; ja, es möchten ihm sogar vielleicht seine genialsten Gedanken bei jener pikanten Kost zugeflossen seyn. Jedenfalls läßt sich unsere Phantasie gern durch solche Erzählungen in die Vergangenheit leiten, es macht ihr Vergnügen, einmal rückwärts zu leben und in Gesellschaft des sanftmüthigen Corelli, des närrischen Purcell, des leichtgeschürzten Händel und so vieler empfindsamen und anmuthsvollen Meister der Erfahrung voranzueilen.

Der dritte Bestandtheil des Hogarthschen Werkes, seine Kritik, die von echter Liebe und Würdigung des Tüchtigen beseelt ist — wenn man sich auch über manche Punkte geneigt fühlte, eine Lanze mit ihm zu brechen — fällt seinem Buche Leben und Geist ein. Der Verfasser ist weit von den eingefrorenen pedantischen Ansichten, die dem Kritiker von Profession leider sehr oft ankleben, und dreifert sich, dem Vortrefflichen in jeder Gattung — vom Oratorium bis zur Ballade — den ihm gebührenden Antheil von Bewunderung zu zollen. Darin stellt er ein herrliches Beispiel auf, denn der höchste musikalische Geschmack ist der umfassendste; er legt bei seinem Urtheil zwar einen hohen Maaßstab an, aber er verwirft keine Art von Originalität, wenn ihr Grad auch noch so niedrig ist; und so lange ein musikalischer Kunstrichter kein Gefallen an schlechtem Zeuge findet, können diejenigen, welche in demselben Weinberge mit ihm arbeiten, ihn immer getrost empfehlen und ihm kleine Irrthümer zu Gute halten. Was die Kunst der Verbreitung gediegener Urtheile betrauft, das kann ihr Fortschritt in England seit den letzten Jahren bis acht Jahren beweisen. Während dieser Zeitraums ist das Feld der musikalischen Kritik von eifrigen Verehrern klassischer Harmonie und reinen Geschmacks bebaut worden, und an die Stelle der sklavischen und schmeichelnden Anbetreei, die selber mit Künstlern und Compositionen getrieben zu werden pflegte, ist in den Schriften und Regensionen über Musik ein durch hohen und gewissenhaften Kunstsinn sich auszeichnender Ton getreten. Schwerlich würde wohl gute Musik durch sich allein einen solchen Grad von Regelmäßigkeit erlangt haben, wie sie ihn jetzt unter uns ausübt, wenn der Zeitungsschmutz und die seilen Artikel kaufmännischer Spekulanten die einzigen Mittel zur Verbreitung von Einsicht gewesen wären. Nun aber die Tbeilnahme einmal geweckt ist und der Geschmack durch Kritiker gebildet wird, die sich durch wirkerhafte Bewährung das Vertrauen der Leser erworben haben, ist die Liebe zur Musik, vermöge dieser aus freier Liebe geschriebenen, unbesoldeten Kritiken, eine Art von Heimbauerei geworden, und in die Regensenten, wenn sie auch ihre tägliche oder wöchentliche Plage etwas beschwerlich finden möchten, haben doch gewiß getreue Mentate des Trostes, wenn sie sehen, daß, ungeachtet des beständigen Zunehmens der Zahl der Kunstjünger, widersprechender Ansichten, die selber das Gift der musikalischen Gesellschaften waren und den Marktschreiern freien Spielraum gewährten, immer mehr im Abnehmen sind. In dieser allgemeinen Ausbreitung des wahren Geschmacks wird das vorliegende Buch gewiß nicht wenig beitragen.

„Der Zweck des Verfassers ist", so sagt er uns selbst, „über die Entwickelung der Musik, über die persönliche Geschichte der ausgezeichnetsten Musiker und über den jetzigen Zustand der Musik in England und in anderen Ländern dasjenige mitzutheilen, was jetzt für jeden Gebildeten wissenswerth, in unerläßlich erachtet wird. Er hat sich einer einfachen, verständlichen Sprache befliffen und alle technische Phraseologie und unerquickliche Erörterungen vermieden; dieser bedarf es auch gar nicht, wenn man über die Musik schreibt, die reine dunkle Wissenschaft, sondern eine der herrlichsten unter den schönen Künsten ist. Er ist, so weit der Plan eines gedrängten und für das große Publikum berechneten Buches es irgend zuließ, auf eine Prüfung der Werke der großen Meister eingegangen und dabei bemüht gewesen, seine kritische Thätigkeit vorzugsweise auf solche Punkte zu richten, worüber über allgemeine Gegenstände kaum läßt. Seine Ansichten stimmen freilich nicht immer mit denen überein, die von Kritikern ausgesprochen werden, welche ihm überlegen sind; aber er ist auch sehr fern davon, eine zu hohe Meinung von den seinigen zu hegen und sie für unfehlbar zu halten. Er mag von einem zu engen Gesichtspunkt ausgegangen seyn und sich auch (wie Maler seiner Meister) zuweilen dem Vorurtheil haben blenden lassen; wenigstens hat er sich aber seine Ansichten mit Ueberlegung gebildet, und Irrthümer, die darin vorkommen mögen, sind gewiß nicht die Folge abgeschlich perfehrter Bewetheilung. Nachstehende Blätter enthalten eine Uebersicht von dem Zustande der Musik bei den Alten, eine Schilderung ihres Wiederaufblühens im Mittelalter und eine Geschichte ihrer Fortschritte in Italien, Deutschland, Frankreich und England bis auf die gegenwärtige Zeit. Außerdem umfassen sie biographische Skizzen von den größten Musikern und kritische Bemerkungen über ihre Werke."

Herr Hogarth prellt einer Menge von Schriftstellern Beiträge zu seiner Geschichte der Musik aus; Anthony a Wood, Swift, Addison, der ehrenwerthe Roger North, Lady Morgan und Andere werden in Contribution genommen. Unter all den berühmten Namen und „berühmten Unbekannten", die in seinem Buche figuriren müssen, hat uns Sir John Hawkins am meisten gefallen, als Master Thomas More. Verfasser des „Drahmal der Musik", dessen Schilderung von der Absingung eines Psalms während der Belagerung von York im Jahre 1644 eben so sehr von tiefem Gefühl für die Wirkung der Musik zeugt, als durch die komische Geschraubtheit des Stils ergötzt. Es möchte auch wohl drei nahe unmöglich seyn, einem Leser die Empfindung, welche uns beim Anhören schöner Musik erfüllt, zu schildern, ohne ein wenig ins Blumenhafte und Abgeschmackte zu verfallen. Thomas More versucht es, den elektrischen Funken von sich auf seine Leser zu übertragen, indem er, nach vorausgeschickter Verschiedung, daß ein so schöner Kirchengesang seit Menschengedenken nicht erlebt und gehört worden, folgendergestalt fortfährt:

Digitized by Google

„Da Volks die Fälle vom vornehmsten Rang und Stande allzumal in der Stadt eingeschlossen war, als da sind Lords, Ritter und Herren aus den Gegenden ringsum, außer den Soldaten und Bürgern, welche alle oder meistentheils jeden Sonntag gekrieslich die Gebete und Predigt zu hören kamen, so war die Menge so erstaunlich groß, daß die Kirche, ich kann wohl sagen, gar dreifach und zum Ersticken voll war. Man muß wohl gemerkt werden, daß so dann mal die Sitte in dieser Kirche hatten (von welcher ich in keiner anderen Kathedrale gehört, so dann mal bestand), daß immer vor der Predigt die ganze Gemeinde einen Psalm sang, mitsammt dem Chor und der Orgel; und man muß auch wissen, daß dazumal dort eine gar herrlich, gewaltig, stark, voll und mächtig tönende Orgel war, welche (wie ich von Glaubwürdigen erfahren) ein Tausend Pfunde gekostet hatte. Diese Orgel, wie gesagt, fing so wie der Psalm vor der Predigt (um) mit all ihren Registern zu spielen an, und das Chor sang, und der Psalm begann. Und wenn nun dieser ungeheure zusammenstimmende Einklang des Gemeinde-Chorus, ich kann wohl sagen, wie ein Donner einfiel, ja so, daß ordentlich der Grund und Boden unter uns erbebte, o, des unaussprechlichen Wonnegefühls, in welches meine Seele da gerieth, o, der erhabenen Andacht, zu welcher ich da fortgerissen ward, so daß kein Raum mehr übrig blieb in meinem ganzen Menschen, irgendwas anderes, weltlich, für irgend Niedrigeres als göttliche und himmlische Entzückungen!"

Diese Schilderung so wunderlich sie auch ist, giebt doch den Eindruck, den der Gesang einer zahlreichen Gemeinde macht, sehr treu wieder. Dr. Burney erklärt sich in seiner Abhandlung über diesen Gegenstand, aus dem Grunde, weil die Musik eine Kunst sey, wider die Ausführung von Gemeine-Gesängen in der Kirche und zitirt folgende Stelle aus Pope's Dunciade dagegen:

Und jede Gurgel schwillt,
Wie wenn schwindsücht'ge Lungen inbrünstvoll sich blähn,
Mit obligater Nas' ein Lied herauszukehn.

Hogarth nimmt den Doktor etwas hart mit; er führt Stellen aus der heiligen Schrift an, um zu beweisen, daß bei den ersten Christen schon diese Sitte gebeerscht habe, und er zeigt, daß es einige niedrigere Musik-Gattungen gebe, in denen wenig Studium erforderlich sey, um sie zu ausführen, so daß man sich daran ergötzen könne. Unserer Meinung nach muß auf beiden Seiten etwas nachgegeben werden; wenn Dr. Burney mit Unrecht auch den gewöhnlichen Liedergesang nur von einem bestimmten Sängerchor ausgeführt zu sehen wünscht, so lehrt doch andererseits auch die Erfahrung, wie wenig herrn Hogarth's Deutung in der Wirklichkeit zu vertheidigen ist.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Goethe and his contemporaries. (Goethe und seine Zeitgenossen.)
Von Mistrs. Sarah Austin. Zweite Auflage. 3 Bde. 21 Sh.
Book of the denominations. (Die Kirchen und Sekten des 19ten Jahrhunderts. 7½ Sh.
Poetical works. (Thomas Campbell's Dichtungen.) 9 Sh.
Recollections etc. (Erinnerungen aus Lafayette's Privatleben.) Von Dr. J. Gurney. Aus dem Französischen. 12 Sh.
Gilbert Gurney. — Vom Verf. der „Sayings and doings".
3 Bde. 31½ Sh.
The Earth. (Die Erde in physischer Hinsicht, nebst Darstellung ihrer merkwürdigsten Phänomene.) Von Higgin. 9½ Sh.

Italien.

Acht Tage in den Gebirgen zwischen Rom und Neapel.

Vor länger als dreißig Jahren ging der Weg von Rom nach Neapel jenseits Velletri und des durch seinen Wein vormals berühmten Setia von der Campagna Romana ab. Dieser Weg, auf welchem man den ödesten Einöden und Wüsteneien begegnete, die Bergjagd, gefährlichen, aber pittoresken Gegenden von Semmenella, Piperno und Maroni bis nach Terracina. Diejenigen, welche sich nicht fürchteten, konnten den Weg durch die Sümpfe wählen, aber der Weg durch das Gebirge verdiente den Vorzug. Papst Pius VI., der einen zum Theil gepflasterten Versuch gemacht hatte, die Pontinischen Sümpfe austrocknen zu lassen, ließ zu Anfang dieser Epoche, an der Römischen Seite, eine Säule mit der pomphaften Inschrift aufrichten: „Via in palus Pontina, nunc ager Pomtinus." Diese Säule ist noch vorhanden. Die Franzosen haben bei ihrer letzten Herrschaft über Italien das vom Papst Pius angefangene Werk vollendet. Sie legten eine breite und prächtig erbaute Straße mitten durch die Pontinische Ebene, nachdem sie vorher die Gewässer abgeleitet, die während der letzten funfzehn Jahrhunderte die alte Appische Straße, die von Rom nach Terracina führte, gesperrt hatten. Horaz beschreibt uns diese Straße in seiner Römischen Reise.

Als ich mich von Rom nach Terracina begab, hatte ich diese Römische Straße benutzt, auf der Rückreise wählte ich den Weg durch das Gebirge. Ich wollte mich an der erhabenen Einsamkeit, den hochgelegenen Höhlen der Räuber und den Pelasischen und Römischen Alterthümern erfreuen; dann die Orangen- und Oliven-Bäume, die Aloë, der Borbeer, die yucca gloriosa und die hohen, zähen Felsen! herrliches, prachtvolles Schauspiel! Wohl werth, daß man mit der Aechtheit eines Abenteurers sein Leben wagt, um diesen großartigen Anblick einige Stunden lang zu genießen.

Es giebt keinen Winkel in dem Theil Italiens, der sich längs der großen Straßen an den Alpen erstreckt, den man nicht auf das sorgfältigste durchforscht, ergründet, ja um und um gewühlt und auf jede möglichste Weise beschrieben hätte. Es giebt den bemerkenswerthen Dertlichkeiten Italiens, wie es seinen alten Schriftstellern geht, Jedermann kennt sie, entweder aus eigener Anschauung, oder doch dem Rufe nach.

Wer Italien unter seiner abschreckenden Gestalt sehen will, für den fehlt es nicht an Mitteln zur Entzauberung. Es ist ein Land, wenig wärmer, aber unendlich viel schmutziger als Frankreich, und, im Vergleich mit England, ein außerordentlich armes Land. Rom ist eine einsame, armselige Stadt, wo Bettler, Mönche, Fremde, Künstler und Priester die Straßen durchstreifen. Neapel ist eine kleine verpestete Residenz, voll lodender Lazzaroni, als Benedig, mit dem sinkenden Palast in seinen Kanälen, seinen traurigen Straßen und den Gefängnissen gleichenden Wohnungen, die von übelriechenden Gräben umgeben sind! Ihr seyd von dem Klima des Landes bezaubert! Glaubt den Dichtern und Malern zu nicht, im Oktober ist es in Venedig kalt und neblig. Florenz hat seinen Nebelmonat (Brumaire) so gut wie Paris. Rauch ist eine Stadt voll Spitzbübern, Unwissenheit, Fanatismus und barmherzige Brüder. Die Lombarden-Städte haben ein unterdrücktes Aussehen. In Genua gehen weder trem Süden noch dem Norden an. In der Gegend der Romana, in den Toskanischen Gefilden, in den von den Ufern des Mittelländischen Meeres umspülten Edenen, zu Venedig, Ferrara und Ravenna, zu den poetischsten Orten, werdet ihr euch das Fieber holen, wenn ihr euren sentimentalen Abend-Spaziergang unternehmt, oder euch träumerisch in dem Schatten eines Baumes niederlast. Und auch dies Fieber ist auch zu poetisch, um euch zu tödten. Es wird euch krank machen und es die Nerven des Grabes führen, kann euch es euch zum Tode verleiden, eher ihr wieder einen siechen Körper, einen fahrgrauen Teint behalten.

Genug von diesem klassischen, gemeinen, einfältigen Italien. Jenseits Italien der Postillone und der Touristen. Wir halten es mit der Italischen Wüste, mit jenen einsamen Gegenden, die zwar selten ein Reisender aufsucht, die aber nichts desto weniger den Alterthumsforscher wie dem Freunde des Pittoresken einen Schatz von Wahrnehmungen darbieten.

Einen allgemeinen Aufruhr, einen Schrei des Erstaunns und des Schreckens erregte es, als man in der Gasthalte der Osteria zu Terracina von meinem abenteuerlichen Vorhaben erfuhr. „Allein — zu Fuß — ohne Begleitung! — Sie sind verloren!" — Die heilige Jungfrau möge Sie auf Ihrem Wege begleiten, signor Padrone", sagte der Gastwirth mit einer Miene des Mitleids, die mich zittern machen sollte, „aber Sie werden, wenn Sie wohl thun, Ihr Testament zu machen und Gott ihre Seele zu befehlen."

Immerhin, antwortete ich, gehen Sie mir nur etwas zu frühstücken, damit ich nicht nüchtern sterbe. — Während ich ein sperzato und ein agro-dolce von wildem Schwein aß, brachte sich das Gespräch um meinen Plan und die Gegenden, die ich zu besuchen gedachte. Die schönlichsten Abenteuer wurden in dieser Gesellschaft von Englischen, Russischen, Deutschen und Französischen Reisenden erzählt, die sich für eine Stunde in den Gasthöfen von Terracina zusammenfanden, um sich hier in der Hefe weiter nicht wieder zu sehen.

Man erzählte besonders viel von dem berüchtigten Räuber Evaristo, welcher gefangen wurde, als er sich wenige Tage vorher der Aechtheit Lucian Bonaparte auf dessen Villa zu Tusculum hatte bemächtigen wollen, und statt dessen den Maler desselben entführte. Ein trauriger Mißgriff, welchen man über kurz oder lang in Frankreich zu einem Bauernkriege benutzen wird, wenn man nicht bald Ordnung in das Bauerwesen! Ein anderes Mal hatte dieser Evaristo eine zum Pensions-Anstalt mit jungen Mädchen aufgeboten und in seine Hände entführt; arme schächterne Tauben in der Mitte von Wölfen! Die ganze Päpstliche Gendarmerie, die Dragoner, die Milizen, die Scharen, Freiwillige, Soldaten und Spione lagen wider Evaristo zu Felde, um sich den Preis zu verdienen, welcher von dem Gouvernement auf sein Lucian Bonaparte auf seinen Kopf gesetzt war. Dieser Kopf sey sehr eingetrocknet und gebeicht seyn, seit man ihn, einem alten Gebrauche zufolge, am Thore von Sonnino, dem Geburtsort des Räubers, hinter einem eisernen Gitter zur Schau gestellt hat. Als ich nun hinauszing, um mich ganz entschieden auf den Weg zu machen, wünschte man mir eine glückliche Reise, wie man zu einem Manne, der einem gewissen Tode entgegen geht, sagen würde: „Auf Wiedersehen!" oder als wenn man zu einem bereits mit dem Tode Ringenden sagt: „Gehen Sie wohl!"

Es war zur Zeit des Karnevals; man parodirte zu Terracina die Hüpfenden und springenden Thorheiten Roms; es war ein großes Gewühl von Masken in den Straßen. Ich ging bei der Kathedrale vorüber; sie war früher ein Tempel des Jupiter; die Vorderseite dieses Gotteshauses wird noch jetzt von Marmorsäulen getragen, die einst zu diesem heidnischen Tempel gehörten; Bauerbursche strangen als Patrouille um Polizeiwache auf dem Platz.

Wenn man Terracina verläßt, geht der Weg gerade aufwärts ins Gebirge, eine Gegend, die einen furchtbaren Eindruck macht, bei gänzlicher Entmuthigung den Mann brachstimmend, der sich allein und diesen rauhen Naturscenen umringt sieht. Ich kam bei einigen alten Gemäuer vorüber; es war der Ort, wo vor ungefähr dreißig Jahren das Dorf Mareni gestanden hatte. Die Häuser waren zerstört, eine Einsiedelung, ohne Bewohner, diente einzig dazu, daß auf ein geschäftliches Leben hindeutete, mitten unter diesen Ruinen erhob sich ein sichtlich verfallene Kirche; durch hundert Oeffnungen dieß der Wind einen feinen Durchzug; der Altar war zertrümmert; die Ueberreste zweier Leuchter lagen am Boden; die Tempelschänder hatten ihre Arbeit vollendet. Ich ging eilenden Schrittes an diesen trostlosen Ruinen vorüber; von Zeit zu Zeit sah ich einen Hirten, dessen Heerde unter dem braunen Mantel verborgenen, hinter einem Felsen lauerte, oder in der Krümmung einer Wegen, wer auf den Gipfel eines Felsens mit entzogen treten, fürchterliche Erscheinungen in einem Land, wo jeder so ausgerüstete Mensch ein verwegener Bandit sein kann.

Der Weg war gleichwohl gebeent. Eine sippige Vegetation umgab mich; eine sorgfältige Kultur des Bodens war nicht zu verkennen; ich ging wieder an, nur heitere Bilder im Geiste zu sehen, als plötzlich ein Besitzer, mit furchtbarer Gewalt herabstürmender Regen mich aufs neue niederschlug. Wohin sollte ich gehen? Wo in dieser Wüste

Digitized by Google

inen Zufluchtsort finden? Oder sollte ich wie einen in der Gottesschen ibrei von Fossa nuova arbeiten, welche, wenn wir den Alterthumsrschern glauben dürfen, an der Stelle erbaut worden, wo sich früher as Appische Forum befand, und die so berühmt geworden durch die egende, daß der heilige Thomas hier seinen Esel aufgab, als er sich uf den Weg machte, das Komplilum zu Lyon zu besuchen? Der heilige homas von Aquino, sagt die fromme Chronik, kam von Fondi; als e diesen Ort erreichte, fand er sich unwohl; er stieg von seinem Maulier, stieß seinen Stab in die Erde, und nachdem er das Thier daran estbinden hatte, entschlief er in dem der Kirche benachbarten Gebäude. ls Maulthier, welches sich losgerissen hatte, lief nach hier, dann nach orthin; es sprang in die Kirche und trieb seine Unehrerbietigkeit so weit, die Hufen auf den Chor zu setzen; aber in diesem Augenblick rückten sich diese tief in den Steinboden ein, und das Thier fiel todt u Boden. Man zeigt noch die diese Stunde die eingedrückten Spuren, elche die Hufen des Maulthiers zurückgelassen; man hat diese Stelle, m das Wunder desto sicherer zu bewahren, mit einem Gitter umgeben. ls man nun den Eigenthümer, in der Hoffnung suchte, ihm für eine Nachlässigkeit zu bestrafen, fand man den heiligen Thomas, den ugeheuchelten Weisen, am Boden ausgestreckt und im Begriff, zu sterben. ie Mönche brachten ihn in den Konvent, wo er wenige Tage nachher erschied. Der Historiker Villani und mehrere Andere haben behauptet, homas von Aquino sey auf Befehl Karl's I., Königs von Neapel, ergiftet worden. Diese Erklärung, jedenfalls das Mindeste verbreitet, ist wahrscheinlich, noch bedeutender, wie der glaubwürdig.

Aber die Abtei von Fossa nuova war noch fern; ich hätte die Straße verlassen müssen, um sie hinter den Hohlungen und Ecken aufzusuchen; die Unternehmung war gefahrvoll. Besser erschien es mir, einen Zufluchtsort zu wählen, der mir gleich zur Hand war, obgleich e Gesellschaft, welche ihn bereits inne hatte, nicht das unbedingteste Zutrauen einflößte. Es war ein Wogenschuppen, oder vielmehr ein von vier Säulen getragenes Dach, welches, trotz seiner ländlichen Armseligkeit, etwas von jener künstlichen Anordnung in den Umgebungen hatte, n sich trug, die die Bewohner des südlichen Italiens allein ihrem Bauernrken, den kostbaren wie den geringfügigsten, zu verleihen wissen. Ein Zeune, von Rebenholz und anderem Gesträuche gezogen, stammte einer alb eines Kreises von zwölf Individuen auf. Es waren Männer und Weiber, mit sonnverbrannten Gesichtern, von roher Gestalt, mit Lumen bedeckt und von verdächtigem Aussehen, die sich schweigend um das Feuer gruppirt hatten, welches sie unterhielten. Als sie mich sahen, erdensalls eine fremdartige Erscheinung inmitten ihrer Einöde, da ich u meiner städtischen Haltung und in einem Frack vor ihnen erschien, en ich auf dem Coeso in Rom getragen hatte.

Die erste Frage war natürlich nach meinem Vaterlande. Ich vermuthete daffelbe und gab mich für einen Mailänder aus. Mein Geeimde! Ich machte mich zu einem Landschafts- und Portrait-Maler. Diese Geschicklichkeit fiel der Einen von ihnen auf; aufgefordert, mir ein ein, zu verlangen, daß ich ihr Bild malen solle. Eine dritte rage war schon bedrohlicher. Ein Mann fragte mich, wie viel es en zur Zeit sey? Ich habe keine Uhr, gab ich zur Antwort; die Frage atte keine weitere Folgen.

Wahrhaftig, unsere Versammlung hätte das Glück eines Genre-Malers machen können. Was mich betrifft, so hielt ich mich nur sehr arg für einen Bettler, und da ich nur einige Centimen in meiner Tasche m auf uns herabsandte, flatterte ich meinen Dank für die stattliche Unsaubne ab und nahm eiligst Abschied. War es eine Räuber-Familie der eine Tagelöhner-Truppe? Es gab ein Für und ein Wider in Bezug auf jede dieser Hypothesen. Es sind beiderlei Menschen-Arten n diesem Theile Italiens so wenig von einander unterschieden, daß es aum der Mühe werth scheint, sich bei dieser Erörterung noch länger aufzuhalten. Nur Eins ist gewiß: Verrathen würden sie mich nicht, und Spitzbuben einer so verdächtigen Klasse, daß die Militair-Kommissionen dahin gekommen waren, jedes Individuum zum Tode zu verurtheilen, das überwiesen worden war, außerhalb der Dörfer und auf dem Felde Lebensmittel mit sich geführt zu haben. Ein Brod war oft Ursache, daß ein Mensch erschossen wurde.

Unterdessen gaben mir meine Wirthe bei meinem Aufbruche einige freundschaftliche Rath, und sie sind so gut mit ihrer Aufrichtigkeit auseinander. „Sie haben einen großen Wald zu durchwandern", sagte der Aeltefte aus der Gesellschaft zu mir, „der voll von Räubern ist. Sie werden wohl thun, von dem benachbarten Posten einen Soldaten mitzunehmen, der Sie für einen Paolo bis jenseits des Gebüsches geleiten wird." Ich folgte diesem Rath und durchwanderte mit diesen großen Kerlbaumwald, der in einer sehr sandigen Gegend liegt, von einem Infanteristen eskortirt. Wenn die Spitzbuben Lust gehabt hätten, mich zu berauben oder zu tödten, so würden sie die Abwesenheit meiner Eskorte zu benutzen gewußt haben. Die Soldaten von ihrer Jagd wahrlich nicht abgehalten haben. Augenscheinlich schätzten sie mich zu gering, und wir trafen Niemand, außer einigen Holzhauern, welche die Rinde von den Korkbäumen abschälten, um daraus Pfropfen für unsere Champagner-Flaschen zu machen, und den Leichnamen von Räubern, die an den Wegweisern hingen, welche in den vier Ecken des durch den Wald führenden Kreuzweges aufgerichtet waren. Es waren die Körper einiger Banditen, die man vor wenigen Tagen aufgehoben hatte; sie waren in Stücke zerhauen, wie die Ochsen in den Schlächtereien, und dann aufgehangen worden, um den Raben zum Futter zu dienen, ein Spektakel der Winde und ein Schrecken der Wanderer. Das ist Italiänische Sitte; wenn man von der Terkanischen Seite nach Rom kommt, erblickt man länge der ganzen Straße die eingetrockneten Glieder von hingerichteten Pfiffidärern, welche an langen Stangen aufgehängt sind und hin und her baumeln.

Am Ausgange des Waldes wünschte mir mein Soldat ein glückliches Ende meiner Reise, empfing den bedungenen Paolo, und trat, ein Italiänisches Liedchen vor sich hin pfeifend, den Heimweg zu seiner Garnison an. Wohl ihm, wenn er ihn findet! denn die Räuber umlauern sich oft damit, Feuer auf das Strohdach der Blockhäuser zu werfen, in denen sich die Soldaten aufhalten. Dieß, durch das Feuer, aus ihren Schlupfwinkeln getrieben, werden draußen mit Flintenschüssen empfangen. Das sind die Unterhaltungen, die Vergnügungen des Römischen Banditen!

Nachdem ich mir den Colle-Rosso gemerkt hatte, einen Hügel, wo der herrlichen Ueberlieferung zufolge, die Lilien und Narcissen wild wachsen, und wo, wie auf mehreren am Ufer sich ausbreitenden Ländereien, wirthliche, jährlich ausgedrohte Drangsalirungen sich finden, langte ich in Piperno an. Dies war einst eine Königliche Stadt, Namens Privernum, als Metabus, Vater der Camilla, hier über die Volsker herrschte und dem Turnus zu Hülfe eilte, was ihr Alles wißt, wenn ihr euren Virgil nur einigermaßen im Kopfe habt. Das Päpstliche Piperno wurde der Sitz eines Bischofs, bis zu dem Tage, da, wegen des dort herrschenden Elends, das Bisthum vereint wurde — wegen unschicklicher Armuth (ob indecentem paupertatem), sagt Honorius III., als ob die Armuth etwas unschickliches sein könnte!

Es blieb der armen Stadt nichts, und in Wahrheit, es konnte ihr nichts Anderes bleiben, als der alte bischöfliche Kirchenstuhl, den sie sorgfältig aufbewahrt, und ihr Wappen, welches der Zweig eines Lorbeerbaumes, oder eines Birnbaumes, und das von einem Löwen getragene Haupt der Camilla des Vezgli ist; es bleiben ihr noch zahlreiche und werthvolle Alterthümer in der Umgegend, aber sie sind nicht zugänglich, und die Banditen belauern das Feld und bewachen sie sorgfältig. Unglückliche Alterthümer! —

Wo soll man in diesem jämmerlichen Neste einen Gasthof finden? Hier ist die Schenke des Ortes. Man muß von außen ein zwanzig Stufen hinaufsteigen, um in einen Saal zu gelangen, wo die Soldaten der beweglichen Kolonne trinken und rauchen. Zum Mittagessen gab es Bohnen, eine Schüssel mit Rüben und eine unsagenliche Flasche mit weißem Wein, der reinst süß gewesen war, jetzt aber sauer ist. Das Nachtquartier fand sich ein wenig besser, dessen Annehmlichkeit aus einer großen Streu bestand, die ich mit den Stubdamen und Soldaten theilte. Herrliche Gasthofs-Einrichtungen in diesem Lande!

Ich hatte meine gewiß frugale Mahlzeit beendet, als sich mir ein zerlumptes Kind nahte, und mich, ohne weitere Einleitung, im Namen zweier Herren, welche unten warteten, fragte, welcher Nation ich angehöre? Ich glaubte, daß diese Frage von dem Polizeidiener und dem Paß-Visiren herrührte, denn Niemand Päße giebt es in Italien mindestens eben so viel, als in Frankreich und Deutschland. Ich ging hinunter, und gab Namen, Stand und Vaterland kund. Die Antwort war eine Einladung aus das Kaffeehaus. Durch die Fenster in der Rückwand jener Bude, die man ein Kaffeehaus nennen muß, weil sie in Piperno so heißt, bot sich die herrlichste Aussicht auf das wilde Italien dar, wie nur der Pinsalle sie zu malen vermag, ein Klassiker sie malen kann. Ich fasse Alles mit dem Namen klassischer Menschen-Natur, — es waren die letzten Trümmer des Reiches der Volsker — und rings umher schroffe sonst unzugängliche Berge, mit einer kräftigen Vegetation bedeckt, geschmückt mit Gebäuden oder Weinbergen, darüber auf drei steilen Gipfeln drei Dörfer wie Adlernester hängend, das war das Panorama, welches sich vor meinen Blicken ausbreitete. Es mußte mir besser, als der Rosoglio des Kaffeehauses.

Die Gesellschaft mit den Herren, welche mich eingeladen hatten, war bald gemacht. Der Eine war ein junger und reicher Landeigenthümer, Luigi Tacconi, der Andere ein Sohn des Herrn Zaccaleoni, der zur Zeit des Kaiserreiches als Französischer Senator zu den Celebritäten Europas gehörte, die im Luxemburg versammelt waren. Der Kirchenstaat war damals ein Französisches Departement. Seit dem Rückzuge der Französischen Armee im Jahre 1814 war ich der erste Franzose, der in diesen Gegenden zum Vorschein gekommen schien. Herr Zaccaleoni bot sich ein, und nachdem wir eine möglichst bunte Unterhaltung gepflogen, wegen Frankreich, Napoleon, Paris, Rom, der Papst und das Karneval den Stoff boten, war die Nacht hereingebrochen. Ich wollte gehen. Ein Bedienter kündete eine von Stroh geflochtene Fackel an und führte mich bis vor die Thür der Schenke. Alles schien schon. Ein Beseht der Päpstlichen Polizei befiehlt den Gastwirthen, ihre Schenken zwei Stunden vor Sonnen-Untergang zu schließen; es mangelte nicht, diesem Befehl gemäß, nicht gehorcht. Nun war ich auf das Strohlager Pfaffter angewiesen. Glücklicher Weise lag eine Galanterie des Herrn Tacconi im Hintergrunde dieser Ausquartierung; er hatte mich nicht vorhin bereits gleich einladen wollen, bei ihm zu logiren, er wollte mich dazu zwingen. Der ländliche Diener machte mir diese vertrauliche Mittheilung. Wie erbeten nach steinen Hause zurück, und wenige Augenblicke darauf befand ich mich in einem köstlichen Zimmer, im folgenden Zag sah ich mich so bringend ein, zu bleiben und das Land zu besehen, daß ich nicht widerstehen konnte.

Das Leben in der Behauptung des Herrn Tacconi war, trotz dem Reichthum des Besitzers, völlig nach der Sitte der Bergbewohner geregelt. Die Mahlzeit bestand aus schwarzem Brod, dünnen Kuchen, geröstetem Mais, Oliven, Ragout von wildem Ziegenfleisch, wildem Schweinefleisch, — geräuchertem Käse, Konfekt, altem Wein, Mostwein und jungem Bärenfleisch. Von Zeit zu Zeit wird der Schlächter in Piperno ein Bärlein geschlachtet. Aber bevor dies geschieht, muß er für die Bewohner der Stadt der Gegenstand einer öffentlichen Belustigung (giostra) seyn. Wenn der Bärlein, aber das Todesloos gevorfen ist, aus den Pontinischen Sümpfen herausgeführt worden, wird er vermittelst eines langen und starken Strickes auf dem Öffentlichen Markte an einem eisernen Ring befestigt. Manchmal reißt der Strick und der Bärlein rennt durch die Straßen und gegen die Felsen. Alles niederwerfend und zermalmend, was ihm in den Weg kommt, bis eine Kugel aus einem geschickt gehandhabten Karabiner ihn zu Boden streckt.

Am folgenden Sonntag gingen wir, um die große Messe zu hören, in die Kirche; wir ward, in meiner Eigenschaft als Französischer Ka-

Digitized by Google

soller, ein Ehrenplatz auf der Bank der Kirchen-Vorsteher angewiesen. Ich erhielt meinen Theil von der feierlichen Räucherung, und in dieser ehemaligen, von ihrem Bischof verlassenen Kathedrale, wo der Klavierspieler des Senators Zaccaleoni sein Talent getrieben machte, hörte ich, wie die Bauern sich einander zuflüsterten: „Da ist ein Franzose!“ Man hatte mir gesagt, daß die Gegenwart eines Franzosen, und vorzugsweise in der Kirche, sehr für ein Phänomen sey. Mehr als ein Räuber befand sich vorsichtig unter der Menge, um die Messe zu hören. Ihre Ehrfurcht für Kirche ist so groß und unbegränzt, daß sie, wie Herr Zaccaleoni sagt, sich über den Flintenknall der Soldaten um der Gefahr auszusetzen, von den Gendarmen gefangen zu werden, als daß sie diese religiöse Pflicht versäumen.

Ich verließ Piperno, zum großen Leidwesen meiner Wirthe, auf einem kleinen Karren, der von zwei Maultieren gezogen wurde, und von einem Postillon gesahren, der von sechs Päpstlichen Dragonern begleitet wurde, die sich zufällig nach derselben Richtung begaben.

Es war ein Weg, ganz dazu geeignet, die Räder und Achsen eines gewöhnlichen Fuhrwerks zu zerbrechen und die Knochen eines schwachen Menschen zu zerschlagen. Ich weiß noch nicht, wie meine Brust diesen fürchterlichen Stößen zu widerstehen vermochte. Zertrümmerte Felsblöcke, welche überall auf der Straße umherlagen, Fahrgleise, tief wie Gräben, und das Bett der darüber hinströmenden Regenbäche charakterisirten den Weg, der uns in die moralische Blöße des Fürsten Canino führte. Dies ist der ungefähre Bezirk, den die Natur und Menschen eingeschlagen; sie ist mit Polizei begabt und wird nach der Landstraße zu von einer mannshohen Mauer begränzt. Den Reisenden ist sie wohl bekannt. Mehr als Eine Banditen-Zinne hat hier längs dem fürchterlichen Gemäuer die Equipagen der Reisenden zum Stehen gebracht. Wir übernachteten in der Cisterna, einem mitten in der Einöde der Pontinischen Ebene liegenden Gasthof. Am folgenden Tage langte ich in Rom an und gelobte mir im Herzen über das überstandene Missklingen meines Planes, bald wieder nach jenen Bergen zurückzukehren, dort aber in einem Kostüme zu erscheinen, das mich nicht der Habgier der Banditen aussetzte.

Acht Tage später erhielt ich folgenden Brief von meinem Wirth in Piperno, Herrn Tacceni.

„Piperno, den 27. Februar.

Mit Betrübniß habe ich vernommen, daß Sie eine so außerordentlich mühselige Reise hatten, aber ich bin sehr erfreut, zu erfahren, daß Sie sich von Ihren Mißeligkeiten wieder erholt haben, und sich während des Karnevals in unserer heiligen Stadt amüsiren werden. Ich bin Ihnen für die Neuigkeiten, welche Sie mir über die Römischen Theater mittheilten, sehr verbunden, und kann Ihnen versichern, daß es für mich das unangenehmste Hinderniß war, das mich verhinderte, Sie nicht zu begleiten und Ihre Bezeugungen zu theilen. Aber ein Geschäft von der äußersten Wichtigkeit zwang mich, nach Rom zu gehen. Sie wissen, daß die Militair-Commission, welche damit beauftragt ist, die eingefangenen Räuber zu richten und zu verurtheilen, ihren Sitz in dieser Stadt hat, und daß sie, Dank sey es dem Geschmack unserer Bergbewohner, nicht müßig zu gehen braucht.

Jüngst brachte man hier drei Kerle ein, von denen der eine früher zu meinen Mauern gehört hatte. Sie hatten einen Engländer geplündert und ermordet, der sich, nach Art Abenteurer in unsere Gebirge begeben hatte, um die schönen Aussichten und die Alterthümer in Augenschein zu nehmen. Er durchritte zu Pferde die Ebene, welche sich deshalb unserer Stadt ausbreitet, um dort die Ueberreste eines Tempels zu besuchen, den wir, ohne eigentlich zu wissen, weshalb: „Tempio della Regina“ nennen, als plötzlich ein Flintenschuß seinen archäologischen Untersuchungen für immer ein Ende machte. Landleute brachten seinen nackten und ganz verstümmelten Leichnam nach Piperno, und mir schien, indem wir ihn in anständiger Begräbniß beerdigten, daß Sie und Ihre Reise gedacht. Danken Sie Gott, daß Sie, während Ihre abenteuerlichen Ausflugs, einem ähnlichen Schicksal entronnen sind. Die drei Mörder wurden zum Tode verurtheilt und sollen noch diesen Abend in dem Orte, wo sie das Verbrechen begangen, geviertheilt und ausgestellt werden. Ungeachtet dieses traurigen Geschäftes, worin ich als Zeuge verwickelt war, habe ich doch Mittel und Wege gefunden, mich in Frosino, in meinen Römischen Bädern und den schönsten ländlichen Bäder, und ich darf Ihnen versichern, daß ich das selbst den feinen Ton der Hauptstadt, verbunden mit dem Reichthum und dem pittoresken Kostüm des Landes, vorgefunden habe. Dem Karneval von Frosino und diesen Bällen verdanke ich zugleich die Bekanntschaft mehrerer schönen Frauen. — Diese Sie wohl, werther Herr. Erzählen Sie mir bald Neues von Rom, von den Theatern, der Unterhaltung des Fremden, von den Komischen Opern und von den Spaziergängen auf dem Corso. Der Senator Zaccaleoni beauftragt mich, ihn bestens zu empfehlen, und der Kanonikus flucht wie ein Französischer Dragoner, daß es ihn freue, Sie vor jedem Unfall nur durch seine Gebete bewahrt zu wissen. So lebhaft unser Aller Wunsch ist, Sie wieder hier zu sehen, so möchten wir Sie doch nicht veranlassen, Ihre geschwinde Wanderung durch unser Gebirge auf eine so leichte Weise zu wiederholen. Lassen Sie sich von dem Beispiel jener Englischen Alterthümlerin zur Warnung dienen. Für immer Ihr Freund

Luigi Tacceni.“

Dieser Brief und das darin erzählte Abenteuer haben meine Leidenschaft für die Römischen Gebirge und ihre Antiquitäten auf eine wunderbare Weise abgekühlt. Ich war einer von denen, die die Größe der Gefahr immer erst ermessen, wenn sie bereits vorüber ist, und die der Fieberfrost der Furcht dann erst schüttelt, wenn sie sich an einem sichern Orte wähnen. Ich entsagte dem Vergnügen, die Monumente und Ruinen des alten Latiums und des Königreichs der Volsker zu entziffern.

Ich fürchte, daß mein Unternehmen, so dürftig wie es ausfiel, wenig Nachahmer finden wird. Der gewöhnliche Haufen der Reisenden zieht es vor, auf den großen Straßen zwischen Paris und Mailand, und zwischen Venedig und Neapel dahinzufliegen, um bei der Klatsche im bombastischen Tone die Städte, so wie deren Kirchen und Alterthümer zu beschreiben, Alles Dinge, die wir bereits seit drei Jahrhunderten kennen. Dazu braucht man nun freilich weiter nichts, als sich einen Monat lang in einen Wagen zu packen, oder acht Tage hindurch auf einem Dampfboote zu schiffen. Wer es bleiben mag, große Entdeckungen in diesem vorgefunden und sich überdieß bedeutenden Unfällen und Muth und Glück sey mit den fähnen Reisenden. die diese der Wissenschaft nützliche Arbeit unternehmen und keine Estadron brauchen, die ihren Marsch sichern, oder kein Bataillon nöthig haben, das sie bei ihren wissenschaftlichen Forschungen unterstützt. Leon Bital.

Ostindien.

Die Königin Begum Somru und ihre Residenz.

(Nach den neuesten Berichten.)

Begum Somru (Sombre), die nun schon fast 83jährige Indische Amazone, von der in diesen Blättern bereits mehrfach die Rede war,*) hat von ihrer geistigen Schärfe und Lebendigkeit noch wenig verloren. Sie ist, trotz ihrer vorgerückten Jahre, von Gesundheit, und bietet oft ganz Greisesscenen mit ihrem frohsinn und ihren launigen Anekdoten. Im umschränkte Selbstregentin ihrer kleinen Monarchie, besorgt sie Tag für Tag (in der Mittagsstunde) die Regierungs-Geschäfte mit großer Pünktlichkeit. Sie mißbraucht ihre Autorität niemals zu despotischen Handlungen, und verwandelt die Todesstrafe gewöhnlich in lebenslängliche Einkerkerung.

Vor einigen Monaten hat diese merkwürdige Frau Herrn David Dyce Sombre öffentlich als ihren adoptirten Sohn und Erben proklamirt. Seitdem ist er auch ihr Mit-Regent, d. h. er muß in die wichtigsten Papiere täglich vorsehen und ist für die Ausführung der Gesetze verantwortlich.

Die Stadt Serdhana — bekanntlich Begum's Residenz — erhielt eine Bevölkerung von 40,000 Seelen, etwa 600 eingeborene Christen mit gerechnet, die größtentheils von Europäern abstammen und dem Islam, so lange sie sich gut aufführen, nichts in den Weg legt. Die Königin selbst ist katholischen Glaubens; sie hat in Serdhana eine sehr schöne Kirche bauen lassen, worin ein prächtiges Altarstück, das aus Edelsteinen musivisch verziert ist, und eine stattliche Orgel für die Kirchenmusik. Der Fond der Kirche beträgt ein Lak Rupien.

Der katholische Priester an dieser Kirche, Herr Julius Cäsar, ist deutsch, auf Rischen seiner Königin, von dem Papste als Bischof investirt zu werden. Sie hat sich dazu entschlossen, weil dieß treffen sie.

Dieser Geistliche besitzt treffliche Kenntnisse, große Talente und ein mildes einnehmendes Wesen, das ihn sehr beliebt macht. Eine hübsche Kapelle hat die Begum auf ihre Kosten in Mirrut bauen lassen, wo ein Priester aus Serdhana den Katholiken in der britischen Armee als Seelsorger dient.

Auch eine Schule ist in Serdhana errichtet und mit einem Fond ausgestattet worden. Ihre Direction hat der Bischof. In Kurzem hat Begum einen neuen Palast in gothartigem Stile gebaut. Die Königin ist sehr gastfrei, und in einem darnberzigen Stiftte wird alle Tage Speise und Kleidung unter die Armen vertheilt.

In der Umgebung von Serdhana erheben sich mehrere Festungswerke. Zu den bedeutendsten derselben hat ein ausgezeichneter Französischer Ingenieur den Plan entworfen. Die regulairen Truppen der Begum bestehen jetzt aus einem Regiment Reiterei (acht Compagnien), sechs Regimentern Infanterie (jedes in acht Compagnien) eingetheilt, einem Regiment berittener Leibgarde (vier Truppe) und einem Regiment Garde zu Fuß (vier Compagnien). (Delhi Gazette.)

Mannigfaltiges.

— Eis und Feuer. Ein mit Eis aus dem Himalaya beladenes Schiff, welches im diesjährigen Juni nach Kalkutta kam, wird bei in Flammen aufgegangen. Als man sich anschickte, die Ladung auszuschiffen, fand man die Balken des Verdecks beinahe glühend. Der Grund davon lag in der großen Menge Stroh, welche dem Eis als Emballage diente. Verdauung bemerkt, auch das Eis war stellig geworden. (Calcutta Courier)

— Gegenseitige Begrüßungen der Barbaren. Die Barbaren begrüßen einander auf sehr verschiedene Weise: Einige zwei Finger zusammentreffen, sie küssen sie sich sodann oder acht Mal auf Wange oder Schnitter; dann schlingt und küßt Jeder die Hand des Anderen und sagt ihm wohl ein Dutzend höflichkeits-Phrasen. Bintevermandte grüßen einander so, daß sie Nase an Nase stoßen und ihren gegenseitigen Athem mit einem schnarchenden Laute einziehen. Zwei Individuen von verschiedenem Geschlecht, die eben nur Bekannte sind, küssen einander die Hand oder die Schulter. Wenn ein Weib dem Häuptling des Stammes begegnet, so fällt sie seine Knie, und er giebt ihr den Kuß zur Stirn zurück. Eben so grüßen alte Männer die Kinder. (A. J.)

*) Vgl. unter Anderem Nr. 114 des Magazins v. J. 1833.

Bestellungen auf den neuen Jahrgang dieses Blattes werden zeitig erbeten, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Markgrafen-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 152. Berlin, Montag den 21. Dezember 1835.

England.

Lord Byron's Unterhaltungen mit einem Amerikaner.

Zweiter Artikel.

„Rokeby", sagte Byron, „konnte über den Erfolg meines „Childe Harold" mehr erstaunt seyn, als ich selbst. Denn wenn auch meine Englischen Barden"[*]) bereits früher mit ziemlichem Beifall aufgenommen worden waren, so konnte ich dennoch doch nur einerseits dem Gegenstande selbst und andererseits dem besonderen Hange der höhern Welt zur Herabsetzung hochgeschätzter und allgemein geachteter Personen zuschreiben. In der That hatte ich auch eine bessere Meinung von der Sache, als von der Romanze. Hierzu kommt, daß die Edinburger Kritik nicht selten wenig den Muth benommen hatte; nicht etwa, daß ich in Folge es in dem Journal über mich gefällten Urtheils eine geringere Meinung von meinen eigenen Kräften gefaßt hätte; denn ich erkannte sogleich den mala animus, auf dem die Sache hervorgegangen war; aber die Kritik, mußte ich bekürchten, dürfte mich in den Augen des Publikums wohl herabgesetzt haben. Zweitlich hatte ich mir auch nie Hoffnung gemacht, noch hegte ich irgendwie den Wunsch, je einmal vollkommener Schriftsteller für die Welt zu werden, aber der Angriff war doch kränkend, und sich schwur, meine Finger wund zu schreiben, bis ich mich auf e eine oder die andere Weise gerächt hätte. Zunächst wollte ich nur gen den und jenen Raufbold einfach zu Felde ziehen, aber je mehr ich über den Gegenstand bedachte, desto mehr dehnte sich meine Unter hand aus, und ich schlug bald rechts und links nach allen Seiten is, wo ich nur hinterrücks konnte. Somit mißhandelte ich denn so manchen, den ich eher hätte schonen sollen, aber Viele, die ich überzeugt, mochten sich insgeheim noch darüber freuen, mit unter einer so rechter Geselschaft von mir angegriffen worden zu seyn. Andere verschrieben mir schon deshalb meine etwas herben Züchtigungen, weil ich zu reicher Zeit ihren Freunden noch derbere versetzt hatte. Was aber die aufsche war, so hatte sich, so thöricht auch das Unterwehren war, eine Galle denn doch einmal Luft gemacht, und gleich Master Shandy hte ich mich, nachdem ich mich einmal fatt gestucht, wieder vollkommen zufrieden gestellt. Meine Mutter hatte eine hohe Meinung von einer Satire und sagte mir gleich vorher, daß ich etwas Großes in dieser Gattung von Poesie leisten würde. Ich dachte mir von ihrem Urtheile das Beste und denke es noch jetzt, da sie Niemand von jener meine Lieblings-Dichtung war, wenn es auch mitunter Zeiten giebt, wo ich fast bedaure, in dieser Gattung je geschrieben zu haben"

„Trotz meiner Vielschreiberei", sagte Byron ein anderes Mal, „bin ich doch überzeugt, daß die Natur mich nie zum Poeten bestimmt hat." Diese Behauptung, bemerkte ich ihm, könne nur paradox erscheinen, denn es liege sich nicht begreifen, wie man, ohne natürliche Anlagen zu besitzen, so ausgezeichnete poetische Werke zu liefern im Stande wäre.

„Ich wurde ein Reimer", sagte er darauf, „durch die Macht der Umstände; wäre mein Leben friedlich dahingeflossen, so wäre ich eben so prosaisch wie ein Alderman geblieben; aber ich hatte ein reizbares und aufgeregtes Temperament, ein Ding, das zwar an und für sich nichts Poetisches, das aber doch unter außerordentlichen Umständen geeignet ist, etwas Poetisches hervorzubringen. Auf diese Weise bin ich auf künstlichem Wege zum Dichter geworden. Bei Anderen aber ergreift sich die Anlage nicht so plötzlich durch den Zufall, sondern entwickelt sich vielmehr meist auf natürlichem Wege, im Einklang mit dem ganzen Charakter und den Gefühlen des Menschen." Das war als Wesentliche von Byron's Argument, um eine so seltsame Behauptung zu beweisen, die er noch durch mancherlei Gründe vertheidigte, welche mir nicht mehr so deutlich im Gedächtnisse sind. In der That aber kann ich nicht begreifen, wie sich auf diese Ansicht eigentlich gebracht, zumal, da er selber zugab, daß eine gewisse Anlage dazu ihm von Natur vorhanden war; was bedürfen wir mehr, um ihn für einen geborenen Dichter zu erklären? Es ist möglich, daß er sich dabei gar nichts Klares gedacht, als er behauptete, von der Natur nicht zum Dichter geschaffen zu seyn, und vielleicht wollte er auch bloß einen Versuch machen, ob es ihm gelingen würde, zu beweisen, das zwei mal zwei nicht vier sey. Im Allgemeinen raisonnirte er schaffsinnig und geistreich, und in allen seinen Aeußerungen gab sich ein gesunder klarer Verstand zu erkennen; nur zuweilen zeigte er sich, wie ich bereits bemerkt, etwas paradox.

„Es werden wir", sagte Byron, „von allen Seiten her, vom großen Publikum sowohl als von Privatleuten, Winke über meine Productionen gegeben. Unter Anderem hat man mir gerathen, ein episches Gedicht zu schreiben, etwas, womit ich gewiß ein Glück gemacht hätte, und womit auch nicht leicht ein Anderer in jetzigen Zeiten sein Glück machen würde. Die einzige Epik, die für unsere Tage passen würde, wäre die des gemeinen Lebens, bald ernst und bald burlesk, eine Gattung, in der ich mich noch eines Tages in der That zu versuchen gedenke. Als ich zum ersten Mal die plötzliche Ausbreitung meines Ruhmes wahrnahm, da glaubte ich zuerst verschiedene Pfähne durch den Kopf; es war mir in Folge der großen Ueberraschung etwas schwindlig geworden, und ich wußte nicht, was ich von mir denken sollte. Ich hatte damals gewiß eine höhere Meinung von meinen Talenten, als es je in der spätern Zeit der Fall war. So mag es auch wohl allen denen ergehen, die durch ihre Schriften einigen Ruf erlangen; das feurige Gefühl, das Vertrauen, die Hoffnung und die Selbstachtung, die das erste Gelingen eines literarischen Werkes bei uns erweckt, leben in der Folgezeit nie mehr in demselben Grade und mit derselben Lebhaftigkeit wieder. Ich faßte damals den Entschluß, nie mehr auf das Urtheil der Kritiker zu achten; ich bin diesem Entschlusse treu geblieben, wenn auch aus anderen Gründen, als denen, die mich unmittelbar zu demselben bewegen hatten. Ich würde Jedem rathen, das Nämliche zu thun und sich in keiner Weise bei der Wahl eines Gegenstandes oder einer besonderen Schreibart mit Form von Anderen leiten zu lassen. Denn nichts kann verderbter seyn oder mehr zu unglücklichen Resultaten führen, als der Versuch, aus den Ideen, die uns von einem Anderen an die Hand gegeben werden, schreiben zu wollen."

Im Allgemeinen sprach Byron nicht gern von seinen eigenen Gedichten, aber wenn er es that, so geschah dies mit einer anscheinenden Gleichgültigkeit, als wenn ihn der Gegenstand gar nicht besonders berührt oder interessirt hätte. Dies mußte nun freilich etwas affektirt erscheinen; zuweilen jedoch ließ er sich Bemerkungen entfallen, welche erkennen ließen, daß er nicht eben ein so geringes Gewicht auf dieselben legte, als er Andere gern glauben machen wollte. „Childe Harold", sagte er, „hat sich über gewisse Theile meiner Schriften ein Urtheil gebildet, dem ich nicht ganz beipflichten kann; wie werden sehen, wer von uns am Ende Recht behalten wird. Ich behaupte aus mehreren Gründen, daß ein Autor der Allem das meiste Recht habe, seine eigenen Productionen zu beurtheilen. Erstlich kennt er, als der Urheber derselben, am besten das Material, aus welchem, und die Art und Weise, wie sie entstanden sind. Zweitens aber ist sein Urtheil als das allererst gefaßte, noch durch keine fremde Eingebung berührt worden. Die Zusammenstellung mehrerer Meinung kommt gewöhnlich dadurch zu Stande, daß die Einen den Ausspruch irgend einer bekannten Autorität als den ihrigen adoptiren, während die Anderen das Gegentheil zum Prinzip annehmen: es ist die Wucht der Einen, in Allem mit gewissen Leuten gleich zu denken, während sie gegen die Uebrigen zu Felde ziehen. Dadurch bildet sich denn oft für einen gewisse Zeit ein allgemeines Urtheil aus, aber die Frage ist nur, was wird sich wohl über ein Jahrhundert hinaus behaupten können? Petrarca's Ruhm war zu seiner Zeit nicht etwa durch seine Sonnette, denn diese waren damals kaum dem Namen nach bekannt, sondern vielmehr durch seine Lateinischen Schriften begründet; gegenwärtig hat man sein Latein vergessen, und sein ganzer Ruf lebt nur noch in den Sonnetten. Aber der große Dichter wußte es selber Tun besten, daß dieser Zoll einmal sinnteten würde, und er ermangelte daher auch nicht, auf dieselben mit einer Sorgfalt und Selbstzufriedenheit, als auf alle seine übrigen Werke zu verwenden. Wir haben hier indeß nicht nöthig, uns um die verschiedenen Ansichten zu bekümmern, die einige Schriftsteller über den Werth ihrer eigenen Productionen aufgestellt haben. Wir haben nichts mit dummen Teufeln zu schaffen, sondern sprechen hier von solchen Autoren, welche wissen, was Poesie ist." — Byron hatte so bestimmt ausgesprochenen Behauptung aber glaube ich doch, daß Byron oft vor dem Gedanken stand, seine Poesie möchte ihn nicht lange überdauern; er hatte eine gewisse Ahnung, daß er in der Achtung der Welt eben so plötzlich sinken würde, als er darin emporgestiegen war.

Wir unterhielten uns oft über Politik; indessen gehörte dieser Gegenstand nicht eben zu den Glanzpunkten seiner Unterhaltung, und ich erinnere mich auch kaum mehr seiner Aeußerungen in dieser Beziehung. Er schien die Ueberzeugung zu hegen, daß eine Revolution in England unvermeidlich sey. „Keine Monarchie in Europa", sagte er, „wird einen Zeitraum von tausend oder zweitausend Jahren durchdauern, ohne eine Radikal-Umwälzung erlitten zu haben; und eine solche Umwälzung erwartet nach dem natürlichen Laufe der Dinge auch England; dies lehrt uns schon die allgemeine Welt-Geschichte, aber auch die be-

[*]) English bards and Scotch Reviewers — bekanntlich eine gegen die Edinburgh-Review gerichtete beißende Kontrifti.

Digitized by Google

sondern Elemente für eine solche Katastrophe sind in England eben so zahlreich als von wirksamer Gewalt. Was am Ende einmal daraus werden wird, das weiß der Himmel, aber je länger der gegenwärtige Zustand fortdauert, desto heftiger und gewaltiger wird das endliche Resultat einmal hereinbrechen und hervorstürmen." Byron glaubte nicht, daß Frankreich je wieder einmal die Gränzen seines Gebietes überschreiten würde, indem er das Uebergewicht, das diese Nation in der Europäischen Politik einmal behauptet, lediglich dem Genius ihres großen Ausführers Napoleon zuschreib. „Als Napoleon fiel", sagte er, „stimmte ich in den damals so allgemeinen Jubel mit ein. Jetzt beklage ich die Katastrophe, zum Theil aus Mitleid mit der gefallenen Größe und zum Theil, weil ich glaube, daß seine Entdronung ein Unglück für die Welt war. In seinem Gefolge floß freilich Blut, das ist wahr, aber — wie der Doktor bei Molière sagt — „ein getödteter Mann ist ein todter Mann, und damit hat's sein Ende!" dagegen werden die guten Dinge, die er hervorgerufen, lange Zeit noch fortleben. Das Zeitalter Napoleon's wird einst in der Geschichte als das heroische Zeitalter der Franzosen bezeichnet werden, wofern nicht anders, was ich jedoch sehr bezweifeln muß, die Welt eine solche Richtung einschlägt, daß sie allen Geschmack und alle Achtung für das Heroische verliert."

Wei allen den ariftokratischen Gesinnungen und Tendenzen Lord Byron's war seine Politik doch ziemlich liberal. Zuweilen gab er sogar republikanische Ansichten kund, die er auch immer behauptete, daß alle Regierungsformen, die bisher erfunden worden, durchaus schlecht seyen; sie wären alle, meinte er, dazu geeignet, die bösen Leidenschaften der Regierer sowohl als der Regierten aufzuregen. „Im Grunde," sagte er, „sind die Menschen doch nur dazu bestimmt, Lustspiele zu spielen, und selbst diejenigen, welche Andere zu treiben glauben, werden in der That selber getrieben. Er giebt keine Regierung in der Welt, wo nicht die eine Partei, die herrschende, zu allen Zeiten die Andere ins rechte Licht zu führen und im Zaum zu halten. Was die sogenannte politische Aufrichtigkeit betrifft, so giebt es in der That gar keine solche. Es kömmt wenig darauf an, was ein Staatsmann glaubt; das Wichtigste bei der Sache ist, was und wie viel er Andere glauben zu machen verstehe; das ist das wahre Geheimniß der Regierung." Solche und manche andere Bemerkungen dieser Art zeigen uns wenigstens, daß Byron sein Optimist war. Indessen schlossen diese Ansichten Zuweilen jedoch Existenz er seine Wünsche für die Italiäner und bedauerte, daß diese nur in ihre natürliche Lage versetzt werden dürften, um eine große Nation zu werden. „Aber", sagte ich zu ihm, „bemerken Sie denn nicht, daß der National-Charakter unter den Italiänern ganz ausgelorben ist; es denkt Jeder hier, nicht, daß er ein Italiäner, sondern nur, daß er der Sohn und Bürger dieser oder jener Stadt sey." — „Das ist wahr", antwortete er mir, „ihre patriotischen Gesinnungen sind rein lokal, aber wenn sie gegen einen gemeinschaften Feind zu kämpfen hätten, so würden sie gewiß auch ihre Nationalität bald achten lernen."

Als wir auf die Poesie zu sprechen kamen, sagte er: „Nach meiner Ansicht wird ein solches Ding mit der Zeit ganz und gar verschwinden." Ich begriff anfangs nicht, was er damit eigentlich sagen wolle, und sagte ihm dahrr, ob er etwa glaubte, daß die Welt einst, gleich dem Pfarrer und dem Barbier in Don Quixot's Bibliothek, ein großes Feuer anzünden werde, um alle Bücher und Schriften zu verbrennen. Darauf erwiederte er: „Nein; die Bücher werden wohl bleiben, aber es wird sie Niemand lesen, und da Niemand etwas Poetisches mehr lesen wird, so wird auch Niemand poetisch schreiben, und der Geschmack faßt wird endlich ganz verschwinden." — Diese Bemerkungen aus dem Munde des größten aller lebender Dichter erregten mein Erstaunen, und ich glaubte ihm kaum, daß er es ernst meine; aber er versicherte es in weitläuftiger Weise, daß er Alles ganz im Ernste meine. „Jedes Ding wird immer maschinenmäßiger", sagte er, „und die Menschen achten bloß auf das, was sie essen und trinken können: die verschiedenartigsten Nationen verschmelzen sich mit einander, und aller National-Charakter geht dadurch verloren. Wie lange dieser chemische Prozeß dauern wird, kann Niemand sagen, aber die Tendenz dahin ist so entschieden, daß das Resultat ganz unverweidlich scheint." — Er setzte noch Manches hinzu, um diese Behauptung zu bekräftigen, ging besonders darauf aus, daß sich in allen sozialen Institutionen des heutigen Tages ein strenger Sang zum rein Materiellen und Nützlichen kund gebe; indessen zweifle ich doch immer, ob seine Besorgniß vor der von ihm vorhündigten Katastrophe wirklich so groß war, als er vorgab. Wir sprachen von den Schriften mehrerer lebenden Dichter, die er auf eine sehr freimüthige Weise kritisirte. „Die Poesie des Dichters ****", sagte er, „ist seitsamer Art, und es ist zum Erstaunen, wie solcher Charakterreichtum der Mann zu schreiben verstehe. Er legt seinen eigenen individuellen Geschmack zum Grunde, baut auf denselben ein ganzes System und wundert sich nachher, daß es die Welt nicht bewundert. Aber es ist Unsinn, Poesie nach einem System schreiben zu wollen, wiewohl viele Leute, welche Dichter zu seyn behaupten, glauben, daß schon in dem Namen eines Systems etwas Magisches liege. Die Poesie ist ein einfaches Ding, das von jedem Leser verstanden seyn will. Wer ein Gedicht schreibt, das Niemand eher verstehen kann, bis er in das System eingeweiht wird, der gleicht einem Maler, dessen Gemälde keinen Effekt hervorbringt, wenn man nicht erst mit dem Symbol und dem Zirkel daran geht."

(Fortsetzung folgt.)

Hogarth's Geschichte der Musik.

(Schluß.)

Die Biographieen der bedeutendsten Komponisten des Renaissmus sind mehrentheils so ausführlich, als der Plan des Werkes es nur irgend zuließ. Nur die Lebensbeschreibung Sebastian Bach's macht eine Ausnahme; dieser wird mit einer kurzen Notiz abgefertigt und bloß in ganz allgemeine Anerkennen gelobt. Unser Verfasser hebt es besonders hervor, daß Sebastian Bach Vater von zwanzig Kindern gewesen, worin ihm doch so Manchee in älterer und neuerer Zeit gekommen, aber keiner Motetten für zwei Chöre, seiner großen Passions-Musik und anderer Werke, worin er nicht seines Gleichen hat, war gar nicht erwähnt.

Ueber Emanuel Bach äußert sich Herr Hogarth folgendermaßen: „Bach war ein gelehrter und tiefenkender Musiker; er verschmähte alles Pedantische in der Kunst; und so trug er sowohl durch sein Beispiel dazu bei, die Musik von vielen ihrer Gothischen Fesseln zu emanzipiren. In einer Unterredung mit Dr. Burney im Jahre 1772 sprach er sich sehr geringschätzig über die Kanons aus, die er für weitere und verdächtliche Pedanterieen erklärte, mit denen Compositeur sich Bruder abgeben möchten, die Lust hätten, ihre Zeit auf solches Zeug zu verwenden; aber es gibt ihm immer als ein Beweis von glücklichem Mangel an Genie, wenn Einer in solche ermüdige Grübeln und unfruchtbare Produktionen vernarret sey. Diese Bemerkung, aus den Munde eines solchen Mannes, verdient wohl von denen beachtet zu werden, die sich dem Studium der Musik noch immer mit solchen unfruchtbaren Lappalien beschäftigten. Die wenigen Kanons, und zwar von der einfachsten Art, welche in den Werken der großen Komponisten zu finden sind, widerlegen noch keineswegs das Vernünftige jener Ansicht."

Nachgenommen, daß Dr. Burney den Kanon der Worte Sebastian Bach's richtig verstanden, und daß dieser wirklich etwas so unbegreifliches, Falsches und Abgeschmacktes geäußert, so kann das Vorurtheil einer Einzelnen auf der einen Seite noch nicht die allgemeine Ansicht der Tonsetzer auf der anderen aufwiegen. Woher hat aber dem Hogarth erfahren, daß in den Werken der großen Komponisten so wenig Kanons vorkommen? Bach's, Händel's, Purcell's und Mozart's Kirchen-Psalmen sind reich daran, und Bach in seinen dreißig Variationen für eine Harfe, in welchen jede einzelne Variation ein Kanon ist, Mozart in der Menuett und dem Trio seines C Moll-Quintetts, Haydn in seiner B Dur-Symphonie und Beethoven, ebenfalls in seiner B Dur-Symphonie, haben sich alle des Kanons mit der größten Virtuosität bedient. Wir nennen diese Fälle nur, weil sie uns gerade im Gedächtniß sind, um zu zeigen, daß die größten Meister den Kanon geliebt haben; übrigens könnten wir jene wenigen Beispiele noch durch hundert andere aus allen Arten von Kontrapunkt und Instrumental-Musik vermehren. Ein schlechter Kanon freilich ist, wie schlechte Fuge, Göttern und Menschen ein Gräuel, und ohne Zweifel ist in dieser Gattung manches Zeug komponirt worden, was besser unkomponirt geblieben wäre, und was wohl als „mühsame Lappalie" bezeichnet werden kann. Daß aber alle Kanons diesen Namen verdienen, dieser Ansicht können wir unmöglich beistimmen. Wenn Imitationen einzelner Töne in mäßiger Zahl, was der reine Kanon-Kontrapunkt mit sich bringt, Verwirrung ist, so ist auch die regelmäßigere und künstlichere Durchführung, Fuge genannt, zu billigen und folglich ebenfalls der Kanon, der nur eine kürzere und beschränktere Art von Fuge ist. Der eine Theil der Kunst des Kontrapunkts kann nicht umgestoßen werden, ohne auch den anderen zu stürzen, bis an Ende das ganze Gebäude zu Grunde gerichtet wäre. Möchte Herr Hogarth wohl den Kanon in dem „Amen", einem der Lieblings-Chöre seiner Lieblings, des großen Händel, gefunden haben? Allein zu wissen ist nöthig, um zu wissen, daß der Kanon ein genehm seyn, wollte er uns belehren, wie jene Compositeur nach der Ansicht Emanuel Bach's von der Harmonie eben so angeleitet hätte werden können. Diese Entdeckung wäre für die Verbesserung künftiger Abhandlungen über den Kontrapunkt sehr schätzbar. Doch wir wollen uns nicht um einer Meinungs-Verschiedenheit willen unsere Ansichten von dem Werth des vorhergehenden nützlichen und unterhaltenden Buches trüben lassen.

Folgende Portraitirung Lulli's wird einen guten Begriff von der Art geben, wie Hogarth's Biographieen geschrieben sind; sie führt uns in recht lebendigen Farben jenen wie Kunstlicher bewegliche, unruhigen und marktschreierischen Künstler vor, den passendsten Gegenstand für Molière, den man sich nur denken kann:

„Im Jahre 1687 komponirte Lulli ein Tedeum zur Feier der Genesung des Königs von einer gefährlichen Krankheit; aber es zog ihm selbst den Tod zu. Als er nämlich bei der Aufführung desselben mit dem Rohrstock, dessen er sich zu diesem Zweck zu bedienen pflegte, der Takt schlug, traf er eine seiner Zehen damit, und die Verletzung wurde wegen der schlechten Säfte seines Körpers so schlimm, daß ihm gesagt wurde, er solle sich den Fuß abnehmen lassen. Er getrieb aber in die Hände eines Quacksalbers, der ihn zu einer unnöthigen Operation, die ohne alle solche Operation zu heilen; die Folge war, daß der Brand sich mitheilte, und ihm den Tod brachte. Während seiner Krankheit verweigerte sein Beichtvater ihm die Absolution, wenn er nicht die Sünden seines früheren Lebens dadurch abbüßen wolle, daß er die Oper, an der er damals schrieb, den Flammen übergäbe. Anfangs wollte er dies nicht thun, endlich aber fügte er sich und bezeichnete den Schuldfallen, in die Partitur seinen Oper „Achilles und Polyxena" enthielt, die dann herausgenommen und ins Feuer geworfen wurde. Da sahen es Einige besser mit ihm zu werden, und man glaubte ihn schon außer Gefahr. Einer der jungen Fürsten von Beudome, der ihn sehr lieb hatte, besuchte ihn in dieser Zeit und sagte im Lauf des Gespräches zu ihm: „„Ei, Baptist, wie hab. Ihr so thöricht gethan. Eure neue Oper zu verbrennen!"" „„Ei! ei!"" flüsterte der Komponist ihm zu „ich habe noch eine Abschrift davon!" Auf diesen ungeistigen Scherz folgte keine ein Rückfall, und die Voraussicht des Todes machte ihm solche Gewissensbisse, daß er sich der Buße unterzog, sich, mit einem Strick um den Nacken, auf einen Aschenbaussen legen zu lassen. In dieser Lage hatte er die bitterste Reue wegen seines letzten Vergehens, und als man ihn wieder auf's Bett gebracht hatte, hauchte er sinngend seinen Geist aus, indem er einer seiner eigenen Melodieen die Worte unterlegte: Il faut mourir, pecheur, il faut mourir! Jene unvollendete Oper wurde von einem anderen Komponisten ergänzt und nach seinem Tode zum

Digitized by Google

gegeben. — Von Gestalt war Lulli etwas dick und kurz. Er hatte ein finsteres Aeußere, und seine Züge waren nichts weniger als hübsch, aber der Ausdruck seines Gesichts zeugte von Geist und Talent. Bei einem so langen Aufenthalt am Französischen Hofe hätte man ein feineres Benehmen von ihm erwarten sollen; doch war er heiter und jovial, und seiner Haltung fehlte es nicht an Würde. Die Frauen der Hofes liebten er etwas über die Gebühr. Man erzählt, daß der Ritter von Lothringen, als alter Freund, ihn auf seinem Todbette noch einmal zu sehen wünschte und zugelassen wurde. Lulli's Gattin aber droht, in ihrer Leidenschaftlichkeit alle Rücksicht hintansetzend, in ihres Mannes Gegenwart in die Worte aus: „„Ja, wahrhaftig, Ihr seyd ein schöner Freund von ihm! Ihr habt ihn das letzte Mal betrunken gemacht und seyd an seinem Tode Schuld!““ „„Liebes Weib“, sagte Lulli, die in die Rede fallend, „der Herr Ritter war es freilich, der mich das letzte Mal betrunken machte, und wenn ich wieder gesund, soll er es auch seyn, der es mich zuerst wieder macht!“ Er liebte das Geld und hinterließ eine Summe von 24,000 Pfund Sterling — für die damalige Zeit ein ungeheures Vermögen. Die verschwenderischen Hofleute nannten ihn einen Knicker; er wußte aber seine Sparsamkeit sehr vernünftig zu rechtfertigen. „„Ich will es nicht bereuen machen!“, sagte er, „„die Leute verschwenden ihren schlechten Schmeichelein gegen mich Dank für ihre Kosten verlacht werden.““ Er hatte viel muntere Laune und Witz und erzählte Geschichten mit ergötzlichem Humor; Eigenschaften, welche seine Gaste für den mangelnden Glanz und Ueberfluß hinreichend entschädigten.“

Wir können nicht umhin, auch von den trefflichen kritischen Bemerkungen unseres Autors über Händel hier einige Auszüge mitzutheilen:

„Händel war der größte aller Musiker, und es ist nicht wahrscheinlicher, daß die Zeit den Glanz seines Namens verdunkeln oder daß ein glücklicher Nebenbuhler ihn verringern möchte, als daß dies Schicksal die Namen Homer's, Milton's oder Michel Angelo's treffen könnte. Zwar ist seit seiner Zeit die Musik in manchen Hinsicht vorgeschritten. Die Melodie ist rhythmischer, fließender und lieblicher geworden; die Bewegung der Instrumente hat sich erweitert, und man hat durch allmälige Entdeckungen und Verbesserungen ihrer Behandlung und Verbindung eine Menge von herrlichen und ergreifenden Wirkungen erreicht. Dadurch ist mehr Freiheit, Mannigfaltigkeit und Reichthum in die Theater- und Kammer-Musik gekommen, und daher haben Händel's Italiänische Opern das Loos aller dramatischen Musik seiner Zeit getheilt. Sie sind für immer in Vergessenheit gesunken, denn wollte man auch den Versuch machen, sie wieder hervorzuholen, so würden sie, ungeachtet ihrer Schönheiten, in ihrer Behandlung zu trocken, steif und dürftig erscheinen, und die Welt würde sich nicht mehr an jene Formen der Bühnen-Compositionen gewöhnen können, von denen man bei den Fortschritten des Geschmacks nothwendiger Weise abkommen mußte. Aber die Kirchenmusik, die edelste Gattung der Kunst, ist von Geschlecht zu Geschlecht unverändert geblieben und wird es wahrscheinlich auch für alle künftige Geschlechter bleiben. Auf die großen Grundsätze der Harmonie gestützt, sind von den ältesten Componisten alle Fortschritte zum fortgesetzten Fortbestehen aufgestellt worden. Es ist aus Materialien zusammengefügt, über welche die Zeit wenig Macht hat, und das Bischen Schmuckwerk, das ihr von dem wechselnden Geschmack verschiedener Jahrhunderte etwa beigefügt werden möchte, kann an der Gestalt ihres dauerhaften und gewaltigen Baues keine merkliche Veränderung hervorbringen. Mit ihr verglichen, erscheinen daher alle andere Arten von Musik vergänglich und ephemer. In allen Ländern ist sie die älteste vorhandene Musik, und in unserem eigenen möchten wohl die Mauern unserer Kathedralen noch immer von den heiligen Gesängen eines Gibbon's und Tallis's, eines Purcell und Boyce wiedertönen, wenn alle weltliche Musik, die seit ihren Tagen die zu den unsrigen komponirt worden, längst vergessen sein wird. Auf diesen Grund und Boden hat Händel die erschütternden Effekte seiner Oratorien gebaut. Ihre Dauer ist unabhängig von der Veränderlichkeit des Geschmacks und der Mode. Sie stehen jetzt noch denselben Eindruck, wie da, als sie zum ersten Mal gehört wurden, und sie werden immerdar mit ungeschwächter Gewalt auf das Gemüth wirken, so lange die Grund-Elemente der menschlichen Natur unverändert bleiben. Was die Arien in diesen großen heiligen Werken anbetrifft, so hört man freilich diejenigen unter ihnen, welche durch lange Abschnitte, steife Figuren, geschmacklose Zusätzchen und andere Merkmale eines veralteten Zeitgeschmacks verunziert sind, jetzt nicht mehr mit dem Vergnügen, das sie ursprünglich gewährten; aber es ist eben der Ruhm von Händel's Genius, daß er in Augenblicken höherer Weihe die conventionellen Schwanken, welche seine Zeitgenossen fesselten, durchbrach und jene göttlichen Melodieen schuf, die ewig den Weg zum Herzen finden werden. Händel's Reien tragen fast immer den Stempel seines Genies; nur gleichen einige einer Schönen, edlen, aber in die schwerfällige Tracht ihrer Zeit gekleideten Dame, während andere, frei von solcher Hülle, in dem vollendeten Ebenmaß und in der ganzen Anmuth der herrlichsten Denkmäler Griechischer Kunst erscheinen. Wie die Ebbre im „Messias“: „Uns ist zum Heil ein Kind geboren“ und das „Hallelujah“ von einem Menschenalter zum anderen fortdauern und immer Staunen und Bewunderung erregen werden, so werden auch die Arien: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebet“, „Er weidet seine Heerde“ und „Er ward verschmähet und verachtet“ — obgleich das menschliche Herz mit reiner Freude und wehmüthiger Rührung erfüllen.“

Da, wo der Verfasser auf unsere jetzige Zeit kömmt, sind seine richtigen, treffenden kritischen Bemerkungen besonders von großem Werth, Gewicht und Brauchbarkeit. Es mögen daher noch einige Stellen hier folgen, welche sich unmittelbar auf die heutige Musik beziehen.

Die Deutsche Schule wird von Herrn Hogarth folgendermaßen geschildert:

„Wenn auch die gegenwärtige Musikschule in Deutschland jeder anderen vorangeht, so ist sie doch keineswegs fehlerfrei. Kein anderes Land kann sich zwar einer solchen Constellation großer Namen rühmen, wie der musikalische Himmel Deutschlands sie aufzuweisen hat; doch finden wir unter den vielen talentvollen Komponisten, von denen die Kirchen, Theater und Konzert-Säle mit Musik in Fülle versorgt werden, immer noch eine Vorliebe für Oberdarm und verwickelte Harmonie, Mangel an fließender, einfacher Melodie, und jene Lust am Dunklen und Mystischen, welche den Deutschen Genius in der Kunst so wie in der Literatur zu charakterisiren scheint. Weber hebt in seiner satirischen Schrift „Musikerleben“ ironisch die Fehler der neueren Deutschen Schule hervor, indem er sich über eine der neuesten Symphonieen, die er so eben aus Wien empfangen, lustig macht und eine komische, wenn auch etwas übertriebene Schilderung davon giebt, wobei er mit einer Art von Wehmuth auf die Regelmäßigkeit, Klarheit, Haltung und Wahrheit des Ausdrucks in den Werken „altmodischer“ Meister, wie Gluck, Händel und Mozart, zurückblickt.“) Uebrigens ist es freilich leichter, die Mängel einer Schule, als ihre Vorzüge nachzuweisen. Auch unter unseren musikalischen Kunstjüngern, da gern drüben wenden möchten, finden wir jenes Streben nach Tiefe, welches Weber so artig parodirt, und eine Melodramen-Ouvertüre in unseren Theatern ist oft voller so unpikisch und verworren, wie Weber's Muster-Symphonie aus Wien.“

Am Schluß einer ähnlichen Skizze, die der Verfasser von der jetzigen Italiänischen Schule entwirft, finden wir folgende, vielleicht etwas harte, aber einschlagende Bemerkungen:

„Die jetzigen Italiänischen Komponisten sind diese Nachahmer Rossini's, und es gelingt ihnen viel besser, seine Fehler zu kopiren, als seine Schönheiten. Sie haben eben so viel Manieriren mit sich, und statt den Unterschied zu sehen, daß seine Manier eigenthümlich, die ihrige aber eine ihm nachgeahmte ist. Hin und wieder bringen sie recht hübsche Melodieen zu Tage; dieses Talent besitzt aber jeder Italiänische Komponist in einem gewissen Grade, so geringfügig auch sonst seine Verdienste seyn mögen; im Allgemeinen jedoch bestehen ihre Arien aus einer Reihe ganz gewöhnlicher Passagen, die meistentheils von Rossini entlehnt sind, und die sie ohne Rücksicht auf das Gefühl und den Ausdruck, welches sie seine Worte erheblich anbringen. Sie singen Alle ungeschickt und kunstlos geartet, und ihre laute geräuschvolle Begleitung zeugt von einer gänzlichen Unkenntniß der Orchester-Compositionen. Diese allgemeine Schilderung ist auf alle anwendbar; Pacini, Mercadante, Bellini und Donizetti sind sich alle gleich — fortem Gyan, fortemque Cloanthum — und haben nicht das geringste Eigenthümliche, was sie von einander unterscheidet.“

„Die Italiänischen Sänger und Sängerinnen behaupten noch immer ihre alte Berühmtheit, und diese Nation hat jetzt eine Constellation solcher ausübenden Künstler aufzuweisen, die vielleicht niemals an Genie und physischer Kraft übertroffen worden. Wie brauchen nur Rubini, Tamburini, Lablache, die Malibran und die Grisi zu nennen. Aber so trefflich auch die Methode dieser Sänger ist, so verliert sie doch durch die Mittel, die sie zu singen pflegen. Da sie ihre Zuhörer durch den Reiz einer Arie nicht lenken und ganz in Gefühlen und Eindruck fehlt, unmöglich ergötzen und hinreißen können, so nehmen sie ihre Zuflucht dazu, sie durch Virtuosität in der Ausführung und durch Kunststücke der Kehle in Erstaunen zu setzen, und sie finden bei diesem Auskunftsmittel ihre Rechnung, indem ihnen reichlicher Beifall gespendet wird; denn die Menge, groß oder klein, will gern erstaunen. Ein gründer musikalischer Geschmack gewinnt jedoch nach und nach überall immer mehr Boden, und wenn es Italien nicht sucht, so hat die Sänger und Komponisten jenes Landes, wenn sie nicht zum Verbesserungen Anlaß verschieben der Zeit folgen, wahrscheinlich für ihre Talente jenseits der Alpen bald keinen Markt mehr finden werden. Wäre nicht der Name Paganini's, so könnte man kaum sagen, daß Italien jetzt eine Instrumental-Musik besäße. Er ist in der That für sich allein ein ganzes Heer. Ungeachtet der Posten, Kapricen und Sonderbarkeiten, in denen er sich ergeht, ist er doch, was Fertigkeit des Vortrags, Geschwung der Phantasie, Grazie und Schönheit der Spielart und leidenschaftlich begeisterten Ausdruck betrifft, der größte Violinist seines Zeitalters.“

Mit einer Notiz über die Englische Schule wollen wir unsere Auszüge beschließen:

„Der Name Withop's“, sagt Herr Hogarth, „wird in der Geschichte der Englischen Musik stets einen hohen Platz einnehmen; seinen dauernden Ruf aber dürfte er wohl seinen früheren Werken verdanken, nämlich den Opern, „der Waldsänger“, „der Müller von Swendon“, „die Sonnen-Jungfrau“, „der Müller und seine Knie“ und „der Sklave.“ In diesen verwundernswerthen Compositionen finden wir reine, anschmeichelnde und hinreißende echt Englische Melodieen mit der Tiefe und Gründlichkeit der Deutschen Schule vereinigt. Sie enthalten viele Scenen und Ensembles, die Mozart's würdig wären; auch über reiche und mannigfaltige, dabei aber doch bisweilen und niemals überladene Instrumentirung ist in dem Geist jenes Meisters geschrieben. Es finden sich zwar in sämmtlichen von Withop komponirten Stücken, sowohl in den früheren, genialen Züge und Stellen, die eines großen Künstlers würdig sind; aber in vielen dieser letzteren sind sie nur sehr sparsam anzutreffen. Er that durch die übermäßige Eil und Leichtfertigkeit, womit er schrieb, seinem eigenen Ruhme Schaden. Da er den Posten eines Theaters und Musik-Direktors am Covent-garden-Theater bekleidet, so scheint er es für seine erste Pflicht gehalten zu haben, die unersättliche Gier nach Musik, die so viel in seinen Händen lag, zu befriedigen, und mehrere Jahre hinter einander komponirte er jährlich fünf, sechs, sieben ja acht Stücke. Bei solcher Vielschreiberei, unbekümmert um Minerva's Gunst und ohne Rücksicht darauf, ob er in der rechten Stimmung war oder nicht, ist es wohl nicht zu verwundern, daß er seine Partituren oft mit unverdautem Zeug und mit Gemeinplätzen füllte, worum

*) So wird hier ein Aufsatz angeführt, der jedem erwachsenen Weberschen Schüler mitgetheilt, den wir wohl überall wegfassen können, da jedem unserer Leser das Deutsche Original des „Musikerleben“ zugänglich ist.

Digitized by Google

weder Kenner noch Laien Vergnügen finden können. Auf diese Weise brachte er den Charakter der Englischen Musik hervor, zumal wenn man sie mit den Werken Mozart's, Rossini's, Weber's, Winter's, Paer's und anderer ausländischer Meister vergleicht, mit denen das Publikum von Tag zu Tage immer vertrauter wurde. Indeß sind seine früheren klassischen Werke immer noch hinreichend zur Begründung eines hohen und dauernden Ruhms, und wenn man stets von neuem zu den reichen Schätzen der älteren Englischen Musik seine Zuflucht nimmt, wird man diese Werke gewiß nicht übersehen."

„Es ist einiger Anschein vorhanden, als wollte sich die Englische dramatisch-musikalische Schule aus dem Zustande ihres gegenwärtigen Verfalls hervorheben. Wallace's Werke, die „Bergkönigin", die im vorigen Sommer auf dem Englischen Opern-Theater zur Aufführung kam, wurde gewiß über hundert Mal bei gefülltem Hause gegeben. Auch Loder's „Nurdschahad" hatte ziemlich starken Zulauf; und Thomson's „Hermann" machte zwar seiner dramatischen Mängel und der sehr schlechten Aufführung wegen nicht solches Glück wie jene Stücke, steht aber an musikalischen Werth darüber ihnen zurück."

„Der Gebrauch, fremde Opern der Englischen Schaubühne anzupassen, ist noch immer an der Tagesordnung, und wenn er nur mit Einsicht und Kritik befolgt würde, so möchten wir ihn auch gern erhalten sehen. Er hat den Nutzen gehabt, den Geschmack des Publikums zu veredeln und unsere einheimischen Künstler zur Nacheiferung anzuregen. Aber die in der letzten Zeit bei uns eingebürgerten Stücke gehören der jetzigen entarteten Italiänischen Schule an, weil unsere Theater-Direktoren sich durch den Beifall, welchen diese Sachen im Italiänischen Opernhause fanden, in Versuchung führen ließen, ihnen Beifall zu schenken, daß dieser Beifall nicht der alberne Applaus gegolt wurde, sondern dem glänzenden florirten Vortrage der Italiänischen Sänger, den die unsrigen, mit einer oder zwei Ausnahmen, nicht nachahmen können, ohne sich lächerlich zu machen. Wir wollen damit keine Verachtung gegen diese Letzteren aussprechen; die Kunst, eine Arie mit anmuthigen und geschmackvollen Verzierungen auszuschmücken, ist sehr verschieden von der Methode, nach welcher sie über und über mit blitzendem Flitterwerk bedeckt wird, um sich in das Ohr des rohesten Haufens zu erlernen. Der Erfolg jener Stücke entsprach daher keineswegs den Erwartungen, mit denen sie einstudirt wurden, und das Uebel wird demnach wahrscheinlich seine eigene Abhülfe mit sich führen. Gewöhnlich wirft man dem Englischen Publikum ungerechte Bevorzugung ausländischer Künstler und Barmherzigkeit gegen einheimischen Talente vor. Wir können aber keinen Grund zu dieser Beschuldigung entdecken. Es ist was kein Fall bekannt, daß ein Italiänischer Opern-Sänger Gewonne dargestellt, zu unverdienter Popularität gekommen, oder wo einer Englischen Oper unverdiente Geringschätzung widerfahren wäre. Das Englische Publikum hat natürlich Meisterwerken, wenn sie auch aus der Fremde eingeführt wurden, den Vorzug gegeben vor daheim produzirten rohen, eitlen und schalen Machwerken, so wie es sich jetzt nicht minder bereit zeigt, eine treffliche Oper von Barnett einer anmeldigen von Mercadante vorzuziehen. Mögen unsere dramatischen Komponisten ihre Kunst nur fleißig und gründlich studiren; mögen sie keine Schreibern ihrer Werke eben sowohl an einen bleibenden Ruhm als an den augenblicklichen Gewinn denken, dann werden sie von fremden Nebenbuhlern nichts zu fürchten haben."

Türkei.

Ein Hagelwetter auf dem Bosporus.

Aus dem Tagebuche eines Amerikaners.*)

In einem sechsruderigen Kaik saßen der Amerikanische Gesandte, sein Secretair, ich und sein Kerwoß oder Begleiter, ein höflicher junger Türke in vollem Kostüm, mit Attagan, Pistolen und Pfeife, jedoch statt des Turbans mit der neuen rothen Mütze auf dem Haupt. Wir hatten etwa eine und eine halbe Engl. Meile zurückgelegt, als eine im Westen aufsteigende Wolke Regen zu versenden schien. Nach einigen Minuten bemerkten wir, daß etwas Schweres von weißer Farbe ins Wasser fiel. Da ich nicht erkennen konnte, was es war, in der Nähe aber einige Möwen bemerkte, so glaubte ich, es seyen diese Vögel gewesen, welche auf Fische Jagd machten. Bald überzeugte ich mich jedoch, daß es große herabfallende Eisklöcke waren. Wir hörten nun ein Getöse, wie das Rollen des Donners, und der ganze Bosporus ward mit Schaum bedeckt. Unser Schicksal schien unvermeidlich. Wir spannten unsere Schirme auf, um uns zu schützen, aber sie wurden durch die herabfallenden großen Eisklöcke zerrissen. Glücklicherweise hatten wir eine Dachleinwand im Boote, mit der wir uns bedeckten. Einem Ruderer wurde die Hand zerschmettert; ein anderer war an der Schulter, ich an der rechten Hand und überhaupt Alle mehr oder weniger verletzt. In einem kleineren Kaik, welches uns begleitete, saßen meine beiden Diener, die jetzt an ihren Wunden daniederliegen. Das Kaik war sehr beschädigt.

Es war die furchtbarste Scene, die ich jemals erlebte, und Gott verhüte, daß es noch einmal geschieht. Es fielen Eisklöcke von der Größe meiner beiden Fäuste in unser Boot, und einige derselben mit solcher Gewalt, daß sie Arm und Brein zerschmettert haben würden, wenn sie diese Theile getroffen hätten. Eines derselben traf das Blatt eines Ruders und zerspaltete es. Dies währte etwa fünf Minuten, aber es waren fünf Minuten der furchtbarsten Empfindungen, die ich jemals gehabt habe. Als es vorüber war, sahen wir die umliegenden Höhen mit Eismassen bedeckt, denn Hagel kann ich es nicht nennen. Von den Bäumen waren Blätter und Zweige abgeschlagen, und Alles hatte ein zerstörtes Ansehen.

Wir setzten unsere Fahrt fort und erreichten, durchnäßt und in höchsten Grade angstvoll, den Ort unserer Bestimmung. Das Unwetter hatte sich nicht bis Kandalie erstreckt, und es war schwerig, den in selbst Anwesenden die Ursache unserer Aufregung begreiflich zu machen. Der Reis-Effendi fragte uns, weshalb wir so agitirt seyen, und der Gesandte antwortete: „Wir sind innerlich bewegt durch den Gedanken, daß wir von der Hand Gottes durch Steine, die vom Himmel fielen, geleidet werden können, wobei jeder Widerstand vergeblich und Kraft gottlos sein würde." Der Effendi betrachtete seinen Bart, blickte über sie Brust, hob die Augen gen Himmel und sagte: „Gott ist groß!"

Noch jetzt, am Abend, habe ich meine Fassung nicht wieder gewonnen, und ich bin so angegriffen, daß ich kaum die Feder zu halten vermag. Die Scene war über alle Beschreibung furchtbar. Ja ich Zeuge von Erdbeben gewesen, die Blitze haben gewissermaßen über meinem Kopfe gezuckt, der Sturm brüllte um mich her, und die Wellen hoben mich in einem Augenblick zu den Wolken, um mich in nächsten in den Abgrund zu versenken, ich bin im Gefecht gewesen, und habe Tod und Zerstörung in jeder Gestalt um mich her gesehen; aber niemals hatte ich das Gefühl der Furcht, das mich bei dieser Gelegenheit ergriff.

Ich kehrte nach dem schönen Dorfe Bujukdere zurück und erblickte überall zerschlagene Dächer und Fenster und zerstörte Weinberge. Mein Thürsteher, welcher sich einen Augenblick ins Freie gewagt hatte, wurde von einem Eisklecke so getroffen, daß er zu Boden sank, und es ist unfehlbar gerettet worden, hätte man ihn nicht bei den Beinen ins Haus hineingezogen. Von einer Heerde Gänse, die sich der neuen Wohnung befanden, wurden sechs getödtet und die übrigen verletzt. Meine Diener wegen einige der herabgefallenen Eisstücke sind sowie sie dreiviertel bis ein Pfund schwer.

Mannigfaltiges.

— Die Farben des Herbstes. Eine Indianer-Sage. Der Indianer erhob sich, zog seine Decke fest zusammen und lehnte sich gegen die Mauer. Unser Feuer warf einen hellen Schein auf seine langen Züge und verlieh ihnen fast dieselbe röthliche Färbung, wie die der hinter ihm befindlichen herbstlichen Laube. Er schwieg einige Minuten lang und sprach dann Folgendes: „Fremdling, Du willst wissen, wem diese Knochen angehören? Sie bilderen einst die Körper eines Volkes, das lange vor den rothen Männern in diesen Wäldern hauste. Aber sie können nicht bleiben, als wir kamen, eben so wie der weiße Mann nicht die Gegenwart des „langen Messers" ertragen kann. Der Herr des Lebens wollte es, und unsere Väter verließen sie von dem Lande. Der Herr des Lebens will jetzt seine rothen Kinder zurückrufen in ein glänzenderes Gefilden, von denen Sie ausgegangen sind, und sendet die bleichen Gesichter, um sie aus dem Lande zu vertreiben, das sie so sehr lieben, und das sie nur ungern verlassen. Es ist gut. Die Menschen entstehen aus der Erde wie das Immergrün, welches dem Boden entspricht, auf dem der Baum mit dem abfallenden Laube umgethauen wurde. Aber sieh, Bruder! Bemerkst Du die Farbe, die jetzt Blatt dieser Bäume angenommen hat? Sie entstehl von dem rothen Wasser, welches seit Jahrtausenden ihre Wurzeln trinkt. Es ist das Blut eines erworbenen Geschlechts, welches in jedem Herbste über das Land hinfließt, wenn der Monat widerkehrt, der jenes Geschlecht vertrgehen sah."
(American Paper.)

— Neuentdeckte Spuren den La Peyrouse. Captain Bond, der unlängst mit seinem Schiffe „Anastasia" von einer Wallfischfahrt in die Südsee nach Sydney zurückgekehrt ist, berichtet auf dieser Reise eine der Manikolo-Inseln, um sich mit Holz und Wasser zu versorgen. In seinem Verkehre mit den friedlichen Eingebornen gelang es den dieselben dem Capitain Bond einige sehr lange eiserne Beile, wie schon viele Jahre auf der Insel gewesen seyen müssten, da sie sehr verrostet waren. Auch brachten ihm die Eingebornen ein Schloß von einer sehr alten Französischen Jagdflinte mit zwei Läufen. Der Capitain erfuhr erst bei seiner Rückkehr nach Sydney von Chevalier Dillon, des Französischen Residenten, was für kostbare Ueberbleibsel er mit sich führte. Als man das Schloß von der Jagdflinte reinigte, wurden sie wohl der Name des Französischen Verfertigers als das Datum der Verfertigung deutlich lesbar.
(Hobart Town Courier.)

— Mittlere Dauer des thierischen Lebens. Nach der Angabe eines berühmten Zoologen beträgt die mittlere Dauer des Lebens der

Pferde	8—32 Jahre.	Ziegen	8 Jahre.
Ochsen	20 „	Katzen	10 „
Stiere	15 „	Tauben	8 „
Kühe	23 „	Turteltauben	25 „
Esel	33 „	Gänse	20 „
Maulesel	18 „	Papageien	30—100 „
Schafe	10 „	Stere u. Land-	
Hunde	14—25 „	Schildkröten	30—100 „
Schweine	25 „		(A. P.)

*) Constantinople and its Environs, in a series of letters etc. by an American, long resident at Constantinople (Commodore Porter). 2 Vol. New-York, 1835.

Bestellungen auf den neuen Jahrgang dieses Blattes werden zeitig erbeten, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 153. Berlin, Mittwoch den 23. Dezember 1835.

Frankreich.

Fréron, Vater und Sohn, Journalist und Volkstribun.

Mehrere dicke Bände könnte man füllen mit all' den trefflichen Epigrammen, Witzworten und unsterblichen Satiren, die auf Fréron's Haupt herabgeregnet sind; wir wußten nicht Einen zu nennen unter seinen Zeitgenossen, auch Palissot nicht ausgenommen, der nicht gegen Fréron in Harnisch gerathen und losgezogen wäre, und das gerühmt. Jean Jacques Rousseau selbst, dessen Reizbarkeit so oft zu rügen und zu bewundern ist, der sie sogar Voltaire gegenüber zu bewahren wußte, richtete an Fréron einen Brief voll leidenschaftlicher Erbitterung, der mit dem beleidigendsten Schimpfwort schließt.

Daß hierzu ein Muth gehört habe, ein fast mehr als menschlicher Muth, diese Flut von Verfolgungen auszuhalten, war wollte das läugnen? Den ganz eigenen Muth des beharrenden Widerstandes, der tausendmal schwerer ist, als der der angreifenden Oppositionen; den Muth eines Menschen, der da sagt: Ich glaube, wenn Krimer wehe glaubt, tausendmal schwerer als der des Gläubigen zu einer Zeit, wo alle Welt anfängt zu glauben; den eigenthümlichen Muth des Pirbejers, der das revolutionäre Prinzip vertheidigt; einen Muth, wiederum tausendmal schwerer als der des Verfolgers, der seine Verfolgungen anwendet und in's Werk hinumterstrigt — den Muth des Schriftstellers endlich, der die alten Muster vertheidigt, wogegen der Muth des Neuerers, der sich selber seinen Stil und seine Poetik schafft, zu Nichts verschwindet — all' diesen Muth besaß Fréron. Er allein hat Stand gehalten gegen Alle; gegen die Philosophie, gegen die Poesie, gegen die Literatur, gegen die Politik, gegen das Theater seiner Zeit, er ganz allein.

Allein Fréron's vorzüglichste Tugend, seine Vertheidigung des alten Theaters und seine erbarmliche Bewunderung für Corneille und Racine zu rechnen, so wie seine rohen so barbarische Opposition gegen das weinerliche fade Lustspiel, womit man Molière's Komödie zu ersetzen sich einbildete. Fréron ist es, der zuerst die dramatischer Kritik unter uns erfunden hat, wie wir ihm auch den Stil der literarischen Kritik zu verdanken haben. Fréron's Geschick in der Analyse ist noch unübertroffen. Sein Witz ist sicher und scharf, sein Wort kühn, lebendig und bunterbraus; schnell hat er die Stärken und Schwächen eines Werkes weg; sein zu blenden ist fast unmöglich, und wir hat ein Kritiker sein Urtheil besser als er zu verwahren gewußt vor dem Strobfeuer und den Sprühfunken des sogenannten Geistes, und vor den wilden Lustsprüngen, dem Geschlitzen und Geschrobenen des schirchten Geschmacks. Alle Meisterwerke weiß er anzuwendig; sie sind ihm alle in Saft und Blut übergegangen, und immer hat er das richtige und unträgliche Maß bei der Hand, die Werke des Geistes zu schätzen und zu richten nach Gebühr.

Was war nun die Basis für all' den Muth und die standhafte Beharrlichkeit dieses unerschütterlichen und in dieser Beziehung vollkommenen Kritikers? was der Anhalt für dieselbe? Die Macht des Journals war es hauptsächlich, diese neue Macht, zu deren Schöpferin er geboren. In dieser neuen Macht müssten wir eine Kraft anerkennen, eine unwiderstehliche, wie die Gewalt einer Lawine, wir mögen wollen oder nicht; denn nur das Journal ist es gewesen, wodurch sich Fréron dreißig Jahre lang gegen eine Legion mächtiger verbündeter Feinde gehalten hat. Man übergrage sich nur, welch einen Kampf er zu bestehen hatte, so wie er nur auftrat! Fréron ganz allein gegen Voltaire, den ganz Frankreich, was sage ich, den ganz Europa hielt! Ein korrekter, nach den besten Mustern durchgebildeter Schriftsteller gegen den Mann, dessen Witz scharf und giftig wie Schlangenbiß und dessen Prosa schneidend war wie ein Scheere. Ein fliegendes Blatt, das mit der Stunde, in der es erscheint, verweht, gegen diese Königliche Herrschaft von stetzen prangenden Werken, die fester als Erz und Marmor schienen. Auf der einen Seite ein Fürst, ein Herrscher, ein Gewaltiger des Geistes auf Erden, der mit den Großen, den Priestern, den Königen, dem Volke verkehrte und zu ihnen sprach, von einer Schaubühne und von einer Höhe herab zu ihnen sprach, wie sie der Ruhm einer Schriftstellers, eines Menschen überhaupt nicht so leicht wieder erstiegen wird — und auf der anderen ein armer Teufel, der unbekannt in seinem Kämmerchen saß und, wie man es damals nannte, „Zeitungen" schrieb.

Und doch, wie oft ist der arme Teufel als Sieger hervorgegangen aus diesem erbitterten Kampfe!

Und wie das? weil ihn sein Klugblatt gehalten, weil ihn sein aemeines Journal vertheidigt hat, weil diese Conversation, die zur bestimmten Stunde wiederkehrt, an die sich das Publikum gewöhnt, wie an ein wirkliches Gespräch, eine stille Macht der Ueberzeugung und Ueberredung mit sich führt, die unglaublich ist. Und dann waren auch die Franzosen nicht so leichtsinnig und lebten nicht so in den Tag hinein — glaubrn wie Krimer, der uns was Anderes einreden will —, daß sie nicht im tiefsten Innern sollten empfunden haben, wir unsicher und schwankend ihre Lage damals war, und welchem Abgrunde unermeßlicher Gefahren sie zuteilen, wenn sie fortfahren, so regel- und zügellos sich in den Lüften der Witz, und im Zweifel und Widerspruch zu ergehen.

So hörte man denn, und wenn man sie auch verwünschte, auf Fréron's unwillkommene Stimme, weil sie eine Wahrheit sprach, der jedes Herz durchbebte. Welche Wahrheit aber, und wär es auch die verhaßteste und gefürchtetste, würde nicht doch am Ende gehört? Allerdings erdrückt mit zermalmt solche Wahrheit oft den, der sie zu vertreten und zu tragen hat, gleich einer Last, die zu schwer ist für die Schultern eines Menschen. Auf sie kann man hier die Geschichte einstellen, wie bei der Belagerung Jerusalems ein armer Mann durch die Stadt lief und immer schrie: Weh' über Jerusalem! Weh' über Jerusalem! — und zuletzt: Wehe mir selbst! von einem Stein aus der Wurfmaschine der Belagerer dahingeschmettert.

So hatte auch Fréron gesagt: Weh' der Französischen Poesie! Weh' dem Französischen Theater! Weh' der Sprache Racine's und Pascal's! Weh' dem Throne des Königs und Weh' der Kirche! — und zuletzt sprach er auch: Wehe mir! wehe mir selber!

Und in der That, er war auch übel genug daran, als man ihn die Nachricht brachte, daß seine Feinde endlich den Sieg davon getragen, und der Großsiegelbewahrer, Herr von Miromesnil, das Privilegium der „Année littéraire" aufhob. Bei dieser Nachricht betäubte sich Fréron, nun erst entwaffnet, wie er es wirklich war, für überwunden — zum ersten Male; doch ließ er sich weder vom Aerger noch vom Zorn hinreißen. „Ah!" sagte er, indem er sich zum Lächeln zwang, „das ist nur eine Sache für sich; ein Privat-Unglück, wodurch sich Krimer, der für die Monarchie streitet, hat irre machen zu lassen; denn Aller Wohlfahrt und Heil ist an das der Monarchie geknüpft." Indem er diese Worte sagte, neigte er sein Haupt und starb; die Last der Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten hatte ihn endlich erdrückt.

Uebrigens sind er zu rechter Zeit, denn die Revolution war schon im Anzuge, mit ihrer ebenem Stimme ihre menschlichen, die nicht sie sie sprach, zum Schweigen zu bringen. Fréron nahm das literarische Journal und die literarische Kritik mit in's Grab. Sein Tod fiel gerade in den Zeitpunkt, wo die Literatur überhaupt aufsdere, wo alle Poesie verstummen, alle Philosophie sich in einen schwarzen Schleier verhüllen mußte, um nicht in der allgemeinen Zerstümmerung und Verwüstung ihre eigenes entstehendes Werk mit Augen zu sehen. Nach Fréron's Tode wurde das Journal, das bis dahin eine literarisch-politische Macht gewesen war, zu einer politischen erhoben; statt der Schriftsteller, die es bisher angegriffen hatte, griff es nun die Gewalten des Staates, eine nach der andern, an, und von der Theorie der Revolutionen ging es zur Praxis derselben über. Was würde Fréron gesagt haben, wenn er die Journale des Schreckens im Geiste hätte voraussehen können, wenn Marat ihm die blutrissende Hand auf die Schulter gelegt und ihm zugerufen hätte aus der nahen Zukunft: Heil und Brüderschaft, Bruder Fréron!

Fréron's Sohn, ein junger Mensch, ein schwaches Weltkind, trat nicht in die Fußstapfen seines Vaters. Er schreckte zurück vor der düstern dornenvollen Bahn. Und die Meisten, an seiner Stelle, hätten es nicht besser gemacht; er gab, wie gesagt, das Werk des Vaters auf, und trat nur aus benselbeio diese Erbschaft an von verborgenem Ruhm und offenbaren Verfolgungen, kostspieligen Triumphen und immer neuen Beschimpfungen, ephemerer Macht und dauernder reellen Ohnmacht. Schon als Kind, als er noch auf dem Heim getragen wurde, hatte Fréron der Jüngere lernen können, was es heißt und was es kostet, ein Volk und seine Institutionen gegen die zu vertheidigen, die es unterdrücken, und wie mißlich oft die Position ist, das Mächtige zu vertheidigen, denn wenn es fällt, so verwickelt es den Vertheidiger mit in seinen Sturz, und triumphirt es, so kann er von Glück sagen, wenn es ihn zum Lohne noch unangefochten läßt. Und so kann es denn auch geschehen, daß der jüngere Fréron die Bahn des Vaters betrieb, um sich vor den traurigen Glücke und der leichteren Ehre zuzuwenden. Nur daß er unglücklicherweise nicht ein simpler Revolutions-Mann wurde, der Revolution, die er doch nicht halten konnte, eben ihren Lauf lassend, sondern ein fanatischer, unerbittlicher, blutdürstiger Genoß des Schreckens!

Wer sollte es glauben? Die Trophäen Marat's ließen Fréron nicht schlafen! Um dem Ami du peuple die Waage zu halten, gab Fréron den Orateur du peuple heraus, und fürchtlos sich in's Feuer

Digitized by Google

Blatte allen Anschwärzungen und Verleumdungen, zu denen ein von Natur schüchternerer Charakter durch schwache Vernunft verleitet werden kann, in der wildesten Grausamkeit nicht Maaß noch Ziel findend, aus Haß- und Raaßlosigkeit seiner Schwäche. Zuletzt, um Alles zu sagen, stimmte der Sohn Freron's, nicht mehr seines Vaters und des ehrlin Mörtelt, das er ihm gegeben, eingedenk, für den Tod des Königs, seines Wohlthäters, und hatte sogar später die Frechheit, sich dieser Schandthat zu rühmen! Ja, dieser Freron, dieser namhafte, des Kritikers Sohn, war das Ungeheuer, das der Konvent nach Marseille sandte, als Werkzeug des Todes — dort in Marseille endlich sehen wir ihn treu in seiner Schande aufrechten als eine Pestbeule seines Zeitalters, da schrieb er seinen blutigen entehrten Namen, auf dem der Fluch der Hölle ruht, neben Collot d'Herbois' Namen ein, der der Freron von Lyon war, wie Freron der Collot d'Herbois von Marseille — einer ein so schnuftschnr Mordbund und Bruderpaar, wie der Geschichte, ein wegen pfiffiner Komödiant, dadete una seine Schande im Blut von Tausenden, der Andere die Schmach, mit der man seinen Vater überhäuft hatte. Und dennoch — dies Kind, das im Arbeitszimmer Freron's des Kritikers groß gezogen worden, das gesehen hatte, wie sein Vater sich Tag und Nacht abgemüht, unablässig ein ganzes Leben dem Dienste des erhaltenden Prinzips gewidmet und doch nichts davongetragen als Schimpf und Spott und Kränkungen, selbst von denen, für die er schrieb und kämpfte — dieser Sohn, der es mit angesehen hatte, wie der Unbank des Spiegelbewahrers Mitbewerbni seinem Vater das Herz gebrochen — wer begriffe es nicht, wie alle Schmach, mit der man dreißig Jahre lang seinen Vater überschüttet, und welche Schmach! sich in seiner Seele festsetzen mußte und unbeilvoll zum grimmigsten Haß gegen das elende Geschlecht, das sich selber nicht zu vertheidigen im Stande war und doch seine Vertheidiger nur mit Undank belohnte. Nehmen wir ihm, wie er war, als einen jungen Menschen jener wüsten Zeit, ohne Halt und Richtung und der Leere in sich, ohne Ueberzeugungen, ohne Glauben und edler Pflichterfüllung, wie es der Vater gehabt hatte, so sehen wir wohl so ziemlich, wie es zugegangen, daß dies Kind, das so sanft, so menschlich erzogen, das von jener frommen Aetelaide, der Tante Ludwig's XVI. und dem Königs Stanislaus, der Tugend in Person, über die Taufe gehalten worden, zum reißenden Thiere entarten konnte.

Und sodann, einigermaßen orientirt über sein Innere, betrachten wir das Bild jener fürchterlichen Epoche, wo es das Volk niederschießen ließ, an einem Tage Hand ein junger Artillerie-Offizier, Bonaparte mit Namen, unter seinem Befehl, der Toulon ganz allein eingenommen hatte und die Artillerie auf dem Richtplatze kommandirte; kost denn, auf dem Marsefelde, ließ Freron das zusammengetriebene Volk wie eine Heerde Vieh erschießen, und als Alles zu Boden gestreckt war, rief eine Stimme: „Die noch leben, mögen aufstehen, das Vaterland bewilligt ihnen Pardon!" Der empörende Kniff, den in die Niederträchtigkeit erfunden! Diese Stimme war die Unglücklichen, die noch lebten, richteten sich empor. „Feuer!" schrie Freron; ein Kugelregen pfiff auf sie hin und Keiner kand mehr auf.

In Folge dieser Schandthat ertheilte der Klub Balois Freron dem Jüngeren den Titel: „Retter des Südens". Später wachte er sich Robespierre zum Feinde, und nach dem Sturze desselben übertieferte er Fouquet-Thinville und seine sämmtlichen früheren Schandgenossen und Wüstlichtigen einen nach dem andern dem Henkerbeil, und nachdem der Henker von Toulon und Marseille stand mit einem Male an der Spitze der antijakobinischen Reactions-Partei; endlich, nach dem 5. Vendemiaire, erschien Freron wieder als das, was er immer gewesen war, als ein schlechter Lemagog, feig, ohne Haltung und Klugheit, als ein feines Vaters durchaus unwürdiger Sohn, als ein besiegter Revolutionair, dessen Kopf man nicht der Mühe werth hielt, abzuschlagen. Er ging, dort seinen Tod zu finden, nach San Domingo unter dem Kommando des Generals Leclerc, dem Gemahle der jüngsten Schwester Pauline Bonaparte, die später, als sie Prinzessin Borghese hieß, ein Gegenstand der Bewunderung für ganz Europa wurde.

Seltsamer Wechsel des Schicksals! Freron verkiebt sich in Pauline Bonaparte und wird von ihr wieder geliebt — mit Einwilligung ihres Bruders. Die Korrespondenz zwischen Freron und Pauline ist noch verhanden. Wäre Freron nicht schon verheirathet gewesen, so hätte er Pauline Bonaparte zur Frau kommen, und was möchte kann sagen, was noch aus ihm geworden wäre! Aber der Mann, der noch Kaiser werden sollte, blieb durch sein gutes Glück von dieser insamierenden Schwägerschaft bewahrt.

Jetzt fragt man sich, wie ein Mann, der die Rolle des Heraus-gebers der Année littéraire gespielt hat, ein Mann, der dreißig Jahre lang der Geschmacks-Richter des achtzehnten Jahrhunderts gewesen ist, und dessen Einfluß den Voltaire's und der Encyklopädisten mindestens gelegt, das Gegengewicht gehalten, beinahe fast ganz und gar in Vergessenheit gerathen ist? Der Grund hiervon liegt darin, weil der größte Journalist der Welt nicht länger leben kann und leben soll, als sein Journal lebt — einen Tag; weil das beste Journal der Welt doch immer nur ein leichtes Blatt ist — gewesen ist; ein verhallendes Echo der Leidenschaften, des Beifalls, der Interessen, der Bewunderung, der Rache, ja, auch der Revolutionen, das von der Zeit verweht wird wie der Staub vom Winde; weil hinter dem Journal, dieser Geschichte von viertundzwanzig Stunden, die stärkliche Geschichte kommt, die ausserbliche Rathgeberin aller Zeiten, die dann ihre Auswahl trifft unter den Helden des Tages, den Menschen und ihren Werken ihre gebührende Stelle anweiset, oft den ins Dunkel zurückdrängend, der im Sonnenlicht gepranzt, und den hervorziehend in den Tag des Lebens, den die Welt bisher in unverdienter Dunkelheit gehalten. Das glückliche Loos, das ein Journal zu hoffen hat, wäre, als Notizen dienen zu können unter dem Text der Geschichte.

So ist das Journal seiner Natur und seinem Wesen nach ein vergängliches und sterbliches Werk, und danken wir Gott dafür, denn welche Macht in der Welt möchte der seinigen sonst widerstehen, einem Journal widerstehen können, das die Dauer eines Buches, die Bedeutung einer Geschichte und die treffende Lebens-Gewalt eines Journals besäße?

So oft ich die Année littéraire noch in die Hand genommen, es mir immer geschienen, daß ein Mann von Geschmack und Geist, dem Ginten und Boetterflichen, was in jenem Journal enthalten ist, sehr nützliches, nicht minder drlehrendes als interessantes Buch zusammenstellen könnte.

So ist schon La Harpe's mit Recht gerühmte Literatur-Geschichte zum Theil aus Fréron's Année littéraire gezogen. Ich sage teilweise, daß es dem Besten Besten gleich gelungen würde, eine ähnliche Arbeit zu machen, denke zum zweiten Male daraus zu gewinnen, denn Herr Beuchot selbst hat in seiner Ausgabe Voltaire's aber ich bin überzeugt, daß ihm leichter Mühe aus dem großen Material der Année littéraire eine schöne Bändchen zusammenstellen ließen, die neben dem Autorgemälde, was wir an kritischen Werken besitzen, den Rang behaupten könnte.

Jules Janin.

Bibliographie.

Sans cela elle serait ma femme. — Roman von Jules Janin. 2 Bde. 15 Fr.

Simon le borgne. — Roman von Michel Raymond. 2 Bde. 15 Fr.

Le pelerinage de la vie. — Gedicht von Leon Aimé. 1 Fr.

Albert, ou l'Autre moie aur la Dordogne. Episode historique du XVIIe siècle, 1621—1622 — Von Jules Delorme. 1 Bd.

Atlas de Géographie ancienne et moderne. — Von Jos. Meyer. (66 Karten zu herabgesetzten Preise.)

Biographie universelle des Musiciens, précédée d'un essai philosophique de l'histoire de la musique. — Von J. F. Fétis. 2 Bde. 15 Fr.

Histoire de la ville de Toulouse, depuis la conquête des Romains jusqu'à nos jours. — Von J. B. M. d'Aldegier. 1 Bd.

Histoire du royaume de Naples, depuis Charles VII. jusqu'à Ferdinand IV. 1734 à 1825. — Vom General Colletta. Bd. III. und IV. 15 Fr.

England.

Lord Byron's Unterhaltungen mit einem Amerikaner.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, als wir zusammen auf der Straße mit dem Squardo auftritten, ward unserer Aufmerksamkeit durch das Gedränge einer unter den Säulenbäumen herumhüpfenden Hausherde gestört. „Wissen Sie", sagte Byron bei dieser Gelegenheit zu mir, „daß diese Geschöpfe mir ihre heiteren Roten rächen hilft, aber auch das Gerichten zu reinnern, das die Engländer gegen mich erhoben. Sie sich's, Gott weiß warum, in den Kopf setzten, mich aus ihrer Insel zu verteiben. Ich denke mir immer meine alten Verfolger, Verleumder in Insekten verwandelt, die unter der Bedeckung des Laubes herumkriechen, um mich mit ihrem Krächzen zu ennuyiren. Es ist ein schwerliche Ihee, aber ich kann mich nicht leicht von derselben trennen. Da stzen sie, so verdorgen wie wir sehen, und zu publiziren, zu verbreiten, ausgung oder zur Bestrafung gegen mich zu werben zu können. Der Gedanke macht mich oft melancholisch. Ich möchte nicht gern in England leben, und doch bin ich mit diesem Lande durch Bande verbunden, die ich nicht selber zerreißen kann." Bei dieser Gelegenheit erwähnte er sich wieder über der Englische Gesellschaft, indem er bekannte, daß diese sehr wenig Liebenswürdiges besäße; jedoch sagte er hinzu, daß er wohl wisse, wie sehr er von jener Gesellschaft gehaßt werde. Er ist selbst schwerlich als ein unparteiisches aufgenommen werden. Er mochte sagen, was ihm zu widerlegen und über sich selbst zu urtheilen seinem Landsleuten keineswegs so gehaßt werde, als er sich einbilde; aber sicherte ich ihm, daß er bei allen denen, die sich bisher zu ihnen betrachtet gehabt, in der größten Achtung stehe. Darüber erstaunte er sich weiß nicht, ob in der That, oder ob er es blos affektirte, und forderte mich auf, einige Beispiele anzuführen, bei denen ich eine Gesinnung wahrgenommen hätte. Diese Versicherungen von einer Seite schienen einigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, denn er kehrte zu seinen Lieblingsgegenstand zurück und meinte, daß, wenn nicht der Fall seyn könne, denn er und die Engländer hätten einander zu tief gekränkt, um sich je aussöhnen zu können. Ich machte einen Anstand, ihm zu bemerken, daß er sich einer großen Täuschung zu überlassen schiene. Indessen waren seine Erwiederungen darauf so eigenthümlicher Art, daß ich mir kaum denken kann, er habe im Ernstgehen also geantwortet.

Wir sprach gern von Napoleon und verschwieg es nicht, daß er eine hohe Bewunderung für ihn hege. Er gab zu, daß N. ein Ungeheuer gewesen sey; aber er behauptete, daß man ihm mit Unrechte alle Größe des Zieles, das er stets im Auge gehabt, wohl mancher Gewaltthaten verzeihen müsse. Wenn er ein Tyrann war, so war er gewiß ein großer und ruhmwürdiger Tyrann. „Glauben Sie", sagte er, „daß Napoleon wirklich wahre Größe besaß, wenn wir dabei das Wort in seiner erhabensten und edelsten Bedeutung nehmen? Ich möchte ihm immerhin große Talente zugestehen, aber ich kann mich nicht überreden, daß er wahre Größe besessen habe. Wenn wir aber auf seinen ungeheuren Egoismus, auf seine Verachtung der Menschen, auf seine Grausamkeit, auf seine Ungerechtigkeit, wie da wohl noch von wahrer Größe sprechen?" Hierauf erwiederte er: „Ein großer Eroberer muß nothwendig ein großer Egoist sein, denn derjenige, welcher es unternimmt, die Geschicke der Welt zu lenken, kann sich selbst nicht anders, denn als den Centralpunkt des ganzen Universums betrachten, das von ihm beherrscht und regiert werden muß. „Aber Washington war kein Egoist!" — „Nein, erwiederte er, auch kein großer Eroberer; er war bloß der Anführer eines Volkes, das etwas Großes zu Stande brachte. Napoleon hat selber große Phrasen, die Nation verschwindet vor ihm in der Geschichte; sie ist ein

Digitized by Google

passives Instrument in seinen Händen. Napoleon's Geschichte und Größe konzentrirt sich ganz auf seine eigene Person." — „Aber Washington war ohne ebenfalls im Stande gewesen, seine eigene Person mehr hervorzuheben, wenn er nicht die edle Mäßigkeit besessen hätte, es absichtlich zu unterlassen." — „Nun dann", sagte Byron endlich, „wollen wir immerhin zugeben, daß, wenn Napoleon der größere Genieal, Washington dafür feinerseits der größere Mensch war."

„Ein reiner Zufall", fuhr Byron fort, „verbinderte mich, an dem Feldzuge gegen Napoleon Theil zu nehmen, denn ich hatte einmal in der früheren Zeit meines Lebens den Entschluß gefaßt, zur Armee zu gehen. Ich dachte, in den Dienst der Oesterreicher zu treten, die damals im Kriege mit Frankreich waren. Ich kann nicht umhin, mir die Folgen vorzustellen, die aus der Realisirung dieses Planes hervorgegangen wären. Was für eine Wendung hätte mein Lebensgeschick alsdann genommen! Die Anfregung und das Getümmel des Schlachtfeldes hätten mich in einem beständigen heißen Fieber erhalten und ich würde ohne Zweifel einen Ausdruckmittleres gefunden haben, um mich des Resultat im Ganzen vielleicht nicht eben günstig für mich ausgefallen wäre. Ich wäre gewiß ein schlechter Soldat gewesen — nämlich ein subalterner. Ich bin zu ungeduldig, um mich irgendwie in ein unterge ordnetes Verhältniß zu fügen. Ich glaube jedoch nicht, daß das Kriegshandwerk, selbst für den, der mit heiler Haut davon kämc, irgend etwas Wünschenswerthes sey. Diejenigen Krieger, die einmal im Felde gewesen sind, tragen den ganzen Rest ihres Lebens eine gewisse Rauheit an sich. Sie sich nicht mehr aus ihren Gewohnheiten verwischen läßt. Eine solche Carrière scheint den Geist völlig umzuwandeln und auf eine gewisse Weise für immer zu affiziren. Dessenungeachtet besitzt kein Gegenstand eine solche Zaubertraft für das Auge der Welt, als militaiische Größe."

Obgleich Byron sich mit aller Unumwundenheit über jeden auf die Religion Bezug habenden Gegenstand ausließ, so war es doch äußerst schwierig, aus seinem Gespräch etwas Bestimmtes darüber zu entnehmen. Seine Ansichten verschiedenen Zeiten waren in Ausdrücken, die scheinen immer eine Eingebung der augenblicklichen Laune oder Folge des unmittelbar vorhergegangenen Gespräches zu seyn, wodurch sie denn zweifelen fegar zu manchen Widersprüchen führten. Der skeptische Ton, der in einigen seiner Schriften herrscht, ward oft durch die Sprache, die er in der Conversation sührte, noch überboten; trotzdem wollte er indessen oft behaupten, daß er ein aufrichtiger Christ sey. Er sprach von der Unsterblichkeit der Seele, und interessirte sich sehr lebhaft dafür, wenn irgend ein wichtiges Werk über diesen Gegenstand erschienen wurde. Er erzählte mir einmal von einem alten nennzigjährigen Manne, den er kannte, und dessen Geistesstärke, trotz seines schwächlichen Körpers, in aller Frische und Stärke sich erhalten hatten. „Dies", sagte er, „ist ein Beweis, daß der Geist unabhängig von dem Körper fortbestehen könne." Er schien sehr bezierig, zu wissen, was die Leute über den Punkt dachten; aber, bemerkte er, er müßte bezweifeln, ob selbst die Uebereinstimmende Meinung der ganzen Welt ihn in seinem Glauben in dieser Hinsicht in ihm hervorzurufen im Stande wäre, denn dergleichen dürfe sich kein Mensch durch eine fremde Autorität aufdringen lassen. „Wir können Alle", sagte er, „sicher seyn, daß unsere Einsichten sehr beschränkt sind und daß es eine Macht giebt, die größer ist als wir. — Die Menschen", fuhr er fort, indem er auf eine andere Seite überging, „sind stets bereit, diejenigen zu ehren und zu belohnen, die sie zu Werkzeugen machen, um sie zu unterhalten, zu belustigen und alle diejenigen, die sie verhindern, sie aufzuklären und ihren ihre Vorurtheile zu benehmen. So oblied und selbst feindlich offen sie die menschlichen Dinge, daß wie, wenn wir unseren Nächsten etwas Gutes erweisen wollen, uns faß genöthigt sehen, es wider ihren Willen zu thun."

Es haben Viele gemeint, daß Byron etwas abergläubisch war. Wenigstens sprach er von Geistern und Geister-Erscheinungen mit solchem Ernste, daß man sich zu dieser Meinung veranlaßt sehen konnte. Er raisonnirte gerade eben so gern über Geister, wie einst Dr. Johnson; er behauptete zwar nie, selbst einen Geist gesehen zu haben, aber er hatte immer so viele Geschichten über diesen Gegenstand zu erzählen, daß es schien, als ob er wirklich daran glaubte. Er ließ sich oft von Vorbedeutungen und Ahnungen beherrschen und pflegte seine Schwachheit dadurch zu rechtfertigen, daß er die Namen der verschiedenen Männer aus der alten und neueren Zeit anführte, die dieselbe Schwäcchcit gehabt. „Herr ***", sagte er, „erzählte mir, daß er, wenn er auch einmal einen Geist zu sehen bekäme, doch an der Existenz desselben zweifeln würde; denn es bliebe ihm alsdann nur zwischen zwei Wahrscheinlichkeiten zu wählen übrig, entweder daß es ein wirklicher Geist oder daß es nur eine optische Täuschung sey; und das letztere würde er dann — gewiß als das Wahrscheinlichere vorziehen. Ich erwiederte ihm hierauf, daß sich's auf eine solche Weise bei hellem Tage wohl gut reden lasse, daß ich aber nicht wisse, wie er sich verhalten würde, wenn es sie entschiedene Sprache führen würde, und ich stellte ihm die Frage, ob er sich's wohl zutrauen möchte, bei trübem Mondlichte auf einem Kirchhofe einer solchen Geister-Erscheinung keck ins Gesicht zu schauen, ohne daß seine Haare sich dabei zu Berge stränben würden?" Byron sprach hierauf noch von seinen Träumen, über die er, wie er sagte, einmal ein eigenes Register führte, um sich theils damit zu beluftigen und theils um sich davon zu überzeugen, ob doch wohl an der Reihefolge der Gedanken in seinen Bildern, die sie enthielten, irgend eine zusammenhängende Geschichte oder ein vollständiges Gemälde zu Stande bringen lasse. „Es gelang mir in der That", fuhr er fort, „ein ganzes Buch daraus zu machen, das sich zwar sehr komisch las, das mir jedoch zu einigen Zeiten verhaft, die sich ziemlich gut in Verse bringen ließen. Nun sage mir denn noch Einer einmal, aus welchem albernen und sinnlosen Zeuge sich nicht etwas Geschriebes zusammenstoppeln ließe."

„Bumelien", sagte Byron, „ward der lebhafte Wunsch in mir rege, daß ich doch meinen! urspeulglichen Plan, mit ins Feld zu ziehen, nicht aufgegeben hätte. Ich hielt freilich das mörderische Kriegshandwerk nicht eben für ein angenehmes Geschäft, aber die Menschen müssen denn doch nun einmal über kurz oder lang sterben, wenn man sie auch genau sich selbst überläßt, und Alle kommen darin überein, daß der schnellste Tod der beste sey. So würde ich denn die Aussicht gehabt haben, entweder eines schnellen zeitigen Todes zu sterben, oder eine Carrière zu durchlaufen, die mir mit jedem Schritte neue Anregungen und neue Gelegenheiten zur Anzeichnung dargeboten hätte. Unser Lebenslauf ist ein monotones Denken, Fühlen und Arbeiten. Ich wünsche oft, ich wäre in den dunklen Zeiten des Mittelalters geboren worden, wo das Leben noch mehr Reiz gehabt haben, indem man neue Zeit einer lebendigen Entwicklung und Civilisirung noch nichts wußte, die unsere Existenz so sehr bittert. Hoffnung und Glaube waren damals noch jung; zu ihre Stelle sind nunmehr Unglaube und Verzweiflung getreten." Ich versuchte es, ihm hier einen Einwurf zu machen, indem ich behauptete, ich sähe gar keinen Grund, zu glauben, daß die Menschen im Allgemeinen in jenen Zeiten glücklicher gewesen wären als jetzt. „Wir lassen uns vielmehr", fuhr ich fort, „nur durch den Zauber der Vergangenheit täuschen; daß es aber in jenen berühmten Zeiten des Ritterthums, die man wegen ihrer Galanterie und ihrer ruhmwürdigen Thaten so anpreist, nicht eben gar zu glänzend herging, das beweist uns die Geschichte jener Raub- und Mordscenen, die uns die Treulosigkeit der Ritter und die Unterdrückung und das Elend des Volkes im wahren Lichte darstellen." — „„Die Menschen"", erwiederte er mit hierauf, „„sind von jeher raubsüchtig und klatschig gewesen, aber in jenen Zeiten der Barbarei waren sie es frei selbst; in ihren Feindschaften gegen einander mehr frei, offen und edel, während die moderne Verfeinerung den Charakter der Verstellerei und der Scheinheiligkeit angenommen hat. Die Menschen hassen einander heutzutage in eben dem Grade, wie sonst, aber sie predigen sich gegenseitig brüderliche Liebe und Philanthropie, um unter diesem Deckmantel ihren innerlichen Haß verborgen zu können.""

Wir unterhielten uns später einmal von den vollkommneren Charakteren und den von den sogenannten Musterstypen der Menschheit. „Am meisten", sagte Byron, „hasse ich unter Allen die zu guten Menschen; ich sage dies im Ernste, denn ich denke, daß fast alle Leute gewissen Charakters sind, und ich glaube, daß man, um ein angenehmer, stets sich gleichbleibender und nützlicher Mann zu seyn, niemals zu vollkommen seyn muß. Es hat Jeder von uns sein Theil Schlechtigkeit an sich, aber eben deshalb, weil Keiner ganz frei von Fehlern ist, ergetzt sich Jeder unter seinen verwandten Gemüthern eine gewisse Sympathie und freundschaftliche Richtung, während Jeder, welcher sich in den Ruf eines sogenannten Muster-Charakters gesetzt hat, meist alle innige Zuneigung und Anhänglichkeit von sich entfernt. Das Ding klingt lächerlich, das dgezeife ich wohl, und wenn Jemand über diesen Gegenstand eine ernste Abhandlung schreiben wollte, so würde man ihn nur des Hohnes und der Uebertreibung beschuldigen; aber die Weisheit liegt oft in ganz seltsamen Erscheinungen verstekt. Mögen die Menschen immerhin reden, was sie wollen, so ist es gewiß, daß Jeder vollkommene Mensch, eben einen solchen, der wenigstens in der Gesellschaft als ein Vollkommener gilt, wirklich liebt; lieben wir nun aber einen Menschen nicht, so haben wir auch keine besondere Neigung, uns nach seinem Beispiele oder seinen Lehren zu richten. Man könnte zwar sagen, die Vernunft müßte uns wohl anraiben, dies zu thun; aber es ist Thatsache, daß die Handlungen der Menschen in neun Fällen unter zehn sich nicht nach ihrer Vernunft, sondern nach ihren Leidenschaften, Vorurtheilen und Capricen (!) leiten lassen. Dies wäre denn mein Argument zu Gunsten der — wenn es erlaubt ist, uns des Ausdrucks zu bedienen — Nicht-Vollkommenheit." Byron fuhr fort, seine Behauptung sowohl durch ernste Beweise als durch scherzhafte Einfälle zu bekräftigen, und strebte im Ganzen ernstlich danach, sie als einen festen Lehrsatz hinzustellen. „Es würde vielleicht", sagte er hinzu, „nicht eben der beste Weg seyn, die Menschen durch Predigungen dieser Maxime bessern zu wollen, aber es wäre doch gut, wenn sie sich Jeder selbst mit derselben vertraut machte und sie recht beherzige, ehe sie es wagte, Jemand wegen seiner Fehler zu verurtheilen und zu verdammen."

(Schluß folgt.)

Asien.

Neueste Reise durch Syrien.

Von Vere Monro.

Der Stil und Charakter der so eben von Herrn Monro herausgegebenen Reise-Skizzen[1]) erinnert lebhaft an Capitain Mundy's Pen and Pencil sketsches. Mit seiner gründlichen Gelehrsamkeit vereinigt der Verfasser ein immer heiteres Temperament, das selbst in den dürftigen Beherbergungen und Plackereien einer solchen Reise zu launigen Schezen Stoff findet.

Herr Monro brach im März 1833 von Kabira nach Jerusalem auf. Bei Athlit, dem Castrum Peregrinorum, wenige Stunden vom Berge Karmel, traf er einige Samaritanische Weiber an einem Brunnen.

„Da es drückend heiß war", so erzählt der Verf., „ließ ich sie durch meinen Bedienten um einen Trunk bitten; aber sie wollten nicht. „Soll ich einem Christen Wasser reichen und meinen Krug verunreinigen, so, daß ich ihn nie wieder brauchen kann?" Dies geschah im Distrikte von Samaria (Sebaste, Naplus), und war ein sprechender Beweis davon, wie wenig der Charakter dieses Völkchens seit achtzehn Jahrhunderten sich verändert hat. Die Frauen hatten schöne Gesichter und einen majestätischen Wuchs. Auf dem Kopfe trugen sie ein dunkelfarbiges Tuch, das ihre Kinn umgog und ihr Antlitz teilte. Es verging keine Stunde, als wir eine zweite Gruppe von Weibern sahen, die ähnlich beschäftigt waren. „Jetzt", sprach mein Begleiter lächnend, „merkt einmal den Abstand, wenn ich sie, statt in Frau-

[1]) A summer ramble in Syria; with a Tartar trip to Stamboul. — London, 1836.

Digitized by Google

bischer Sprache, in Türkischer anrede.““ Er that dies, worauf sie gleich mit ihren Gefäßen die Flucht ergriffen. Als er ihnen aber mit seinem Türkischen Dolmetscher nachzog, kam Eine von ihnen zitternd wieder, und ließ uns nach Herzenslust trinken. Sie wies jede Belohnung zurück.“

Wenn der Wanderer Jerusalem sich nähert, so erblickt er jenseits einer Reihe grauer und nackter Felsen eine hohe und edle Mauer, über welche fast nur die Kuppeln einiger Moscheen sich erheben. „Kein lebendes Wesen“, sagt Herr M., „regte sich außer den Thoren der Stadt — keine Spur von Vegetation war zu sehen, ein paar ärmliche Kieferhäge Olivenbäume ausgenommen. Todesschweigen herrschte in der weiten Felsen-Oede.“

Der Verf. besuchte in Begleitung einiger heimkehrenden Pilger den Jordan, wo er einer seltsamen Tauf-Zeremonie beiwohnte.

„Das Ufer des Jordans war (an jener Stelle) mit langem Grase, Oleandern, Tamarisken und niederem Gestrüpp bewachsen. Der Fluß mochte etwa 35 Ellen breit seyn; er strömte mit dem Ungestüm eines Gießbachs. Das Ufer war abschüssig und das Flußbette schon dicht am Ufer tief. Der Erste, welcher sich zum Eintauchen anschickte, ein Russe, mit ungeheuer langem Kopfhaar, warf, nachdem er die Kleider abgestreift, ein langes und ganz neues Hemde über, duckte sich dann, das Gras mit beiden Händen fassend, zu wiederholten Malen ins Wasser, und schüttelte sich dabei, ungefähr wie es einer Ente macht, wenn sie Regenwetter prophezeiht.“

„Unterdeß stieg die Sonne über den Gipfel des Abarim empor, und beleuchtete eine der kuriosesten Scenen, die man nur sehen kann. Die ganze Pilgerschaar war angekommen und Alles kleidete sich aus. Menschen jeder Statue und jedes Alters gingen in den Jordan, von dem achtzigjährigen Greise bis zu dem kriechenden Kindlein, das sich, auf dem Rücken liegend, wie eine Flasche füllte und glucke. Auch Damen von verschiedener Farbe sah man einsteigen, die schwarze Kopfin wie die schneeweiße Nordländerin. Einige Männer trocken gar behutsam ihr Wasser, um behachten sich der Neugierde, die in ihren Augen glänzte, indere wälzten sich mit nackten Leibern, und wiederholten diesen Akt mehrere Mal. Von dem schönen Geschlecht sprangen Einige beherzt in den Fluß, und tauchten sich unter, von zwei Männern unterstützt; Andere standen nur bis an die Knöchel im Uferschlamm, und ließen sich ganze Becken voll Wasser über den Kopf gießen. Auch trank man aus dem Jordan, wobei immer ein Pilger dem andern in seiner hohlen Hand Wasser reichte. Endlich wurden noch Flaschen von jeder Form und Größe gefüllt und mitgenommen.“

Nachdem Herr Monro den Jordan und das Todte Meer besucht hatte, kehrte er zunächst wieder nach Jerusalem zurück, und machte von der Heiligen Stadt aus Exkursionen nach Hebron, Bethlehem, den Sümpfen und Gärten Salomo's u. s. w. An dem erstgenannten Orte sahen ihm einige fanatische Araber ins Gesicht und warfen ihn mit Steinen. Endlich verließ er Jerusalem und setzte seine Reise in nordwestlicher Richtung fort, durch das Land der Philister, und kam so nach Tolgen Tyrus, jetzt „einer kleinen und schmutzigen Stadt.“ Das Werk Alexander's kann man sehen, wo die Welle den Damm weggespült und die Grundfeste entblößt hat. Sie besteben aus Granit- und Marmor-Säulen von verschiedener Größe, die unbehauene Stücke von demselben Material tragen.

Auf seiner Wanderung von dort nach Damaskus hatte der Verf. eine Eskorte von Beduinen bei sich, deren edlen Stolz er sehr zu rühmen weiß. Von ferne gesehen, gewährt Damaskus mit seinen Domkuppeln und glänzenden Minarets, die über einen dichten Wald üppiger Fruchtbäume sich erheben, einen prachtvollen Anblick. Allein der Zauber verschwindet, wenn man der Stadt näher kommt. Seitdem Damaskus von Ibrahim Pascha eingenommen worden ist, brauchen die Christen nicht mehr vor den Thoren abzusteigen und ihre Waffen auszuliefern. Jetzt ist kein Muhammedaner bewaffnet, er müßte denn Kriegsdienste thun, und nur Soldaten haben das Privilegium, Waffen zu tragen. Herr Monro hielt in Europäischer Kleidung, mit seiner Flinte auf dem Rücken, seinen Einzug.

Es giebt jetzt in Damaskus ein sogenanntes Parlament von zwanzig Mitgliedern, zu denen auch ein Jude gehört, der eine liebenswürdige Tochter besitzt. Herr Monro spricht von den Reizen dieser „Jessica“ mit einer Begeisterung, die zu Verzückung grämt. Ueberhaupt schildert er den weiblichen Theil der Bevölkerung mit Künstlichen, die einen jugendlichen Reisenden verraten.

„Die Frauen von Damaskus sind klein, aber außerordentlich reizend; sie haben glänzend schwarzes Haar, ein schönes Antlitz und ein Feuer im Blick, dem Keiner widerstehen kann. Ihre Augen sind dieweilen schwarz, aber viel häufiger von einem dunkeln Blau. Das Auge der schönen Orientalin ist strahlend, durchbohrend und wohlthätig erwärmend zugleich, mit einem gewissen feuchten Glanz, der ein himmlisches Lächeln, als wäre ihr ganzes Leben ein wollüstiger Frühling.“

„Acht von diesen reizenden Wesen waren in einem Hause versammelt und warteten unserer Ankunft, die ein Mönch ihnen gemeldet hatte. Als wir in den Hof traten, waren sie eben damit beschäftigt, den Fußboden und sich selbst unter einander mit Wasser zu besprengen. Plötzlich erblickten sie uns und schlüpften tiefrend in das Harem. Pater Manuel ging seinen Weg, und ich schritt durch drei Salons mit Divans. In einem derselben lag ein wunderschönes junges Weib von etwa sechzehn Jahren, mit einem Kaschmir-Shawl bedeckt, auf Polstern und hielt ihren Mittagsschlaf. Ein Säugling ruhte an der schneeigen Brust, an der er gesogen, und die kindlich jugendliche Mutter schlief so fest, so sanft und sorglos, daß es grausam gewesen wäre, sie zu wecken; aber der tiefe Aur ihrer Augen schimmerte so lebhaft durch die transparenten Augenlieder, daß man auch wieder die lebhafteste Neugier fühlte, solche Lichtsterne offen zu sehen.“

„Nachdem wir unsere Sitze eingenommen hatten, erschien die prächtige Braute. Ihre Kleider bestanden größtentheils aus reichen und geschickter Seide. Die sehr weiten und langen Beinkleider reichten bis an die Knöchel; die Aermel des gestickten Oberkleides die bis an Handwurzel. Der mit Perlenschnüren, Türkissen und Smaragden schmückte Turban saß etwas schief. Eine Schärpe aus Bagdad Kaschmir wand sich lose um die Hüften, und der nirgendliche kleine war entweder unverhüllt, oder steckte in einem gelben Pantoffel, an den den benannten Plätzen der Zehen sant ich feinen Geschmack.“

Diese acht Huris des Paradieses waren fast alle verheirathet, versprochen, obschon die Aelteste nur siebzehn Jahre zählte. Das Kind war jedoch ein elfjähriges Mädchen, das man, trotz seiner fünf Stature, in Europa für sechzehnjährig erklärt hätte. Sie war nicht verlobt, eine Seltenheit in jenem Lande, wo die Mütter oft, wenige Jahre zählen, als Julia Capulet. Beim Hereintreten küßte der Bräutigam nach dem Bräche die Hand. Einige Zeit blieb Alles um sie unsere Bewirthung zu sorgen; die Uebrigen plauderten, aßen und befragten uns über allerlei Dinge. Erst wurden Pfeifen gereicht, dann Zuckerwasser, schwarzer und bitterer Kaffee, Konfekt u. s. w.

Einige darauf folgende Bemerkungen des Verf sind nicht eben geeignet, uns von der Tugend der Damazener Damen hohe Begriffe zu geben. Herr Monro meint überhaupt, die Sitten dieser Stadt seyen zu entartet, als daß man sie mit Ehren schildern könnte, ausgenommen in philosophischer Klassifikation.

Auf seinem Wege von Damaskus nach dem Libanon besuchte unser Reisender die majestätischen Ruinen von Baalbek (Heliopolis). „Ich“, so erzählt er, „durch diese gewaltigen Säulengänge schritt und in ungehinderm Schritte, mit den reichen Kapitälen darüber, mit den Massen, war ich anfangs wie vernichtet; aber kaum hatte ich den Gebrauch meines gesunden Verstandes wieder, da merkte ich die Reflexe. Der Tempel und Hallen verkündeten weder Geschmack noch Genie; sie sind wie mit Scheeren, Messern und Meißeln einer türkischen Schneiderpumpe, unförmlich, ungebauer, ohne Würde und Gesetzmäßigkeit; steif und unheimlich, ohne ein hehres Grauen zu erregen.“

Herr Monro ging über die Schneefelder des Libanon, und besuchte die Maroniten-Dörfer auf dem Wege nach Tripolis, von wo er weiter nach Latakia reiste. Die Kopfbedeckung der dortigen Damen ist ein Schneiteltäppchen von feiner Drahtarbeit, mit einer Menge gelben Zierathen. Viele tragen ihr ganzes Vermögen auf dem Kopf. Von Latakia ging es durch das zauberische Gebirgsthal des Berges Kasius Amatia (Antiochien). Die Höhen sind dem Fuße bis zum Gipfel mit Wald bekleidet, und die Thäler überzieht ein bunter Blumen-Teppich. Der letzte Spricht Ort, den Herr Monro besuchte — Alexandrette am Standerun — ist die Heimath der Malaria, welches die bleichen Gesichter und geschwollenen Bäuche der spärlich verbandenen Einwohner bezeugen.

Von hier aus betrat Herr Monro die Asiatische Türkei. Zu ihm begegnete er dem Negypischen Heere, bei dessen Anblick seine Furcht vor Bestürzung die Flucht ergriffen. Die Armee hatte auf ihren Zügen gelitten, und es fehlte ihr am Nothwendigsten; daher wurden die Lebensmittel sehr theuer. Der Verf. mußte, um seine Wechsel in Geld zu verwandeln, nach Tripolis und Beirut zurückreisen. In Alexandrien, wohin er bei dieser Gelegenheit einen Abstecher machte, miethete er einen Tatarischen Courier, der ihn durch Klein-Asien nach Konstantinopel geleitete.

Mannigfaltiges.

— Polnische Literatur. In Krakau sind vom Professor Michael Wiszniewski, der es sich vorgenommen hat, die von ihm gesammelten Materialien zur Polnischen Geschichte allgemeiner bekannt zu machen, drei erste Bände der Dziejów Literatury w Polsce (Geschichte der Polnischen Literatur und Geschichte (Pomniki historyi i Literatury Polskiey) erschienen. In diesen drei Bänden sind außer einer Abhandlung des Herausgebers über die Polnischen Geschicht- und Ehronik-Schreiber von Dlugosz noch mehrere graphische und geschichtlich-literarische Abhandlungen des Tadeusz Czacki enthalten, die in sehr hohem Ansehen stehen.

— Wasser in Wein. Im Jahre 1832 entdeckte Bore, ehemaliger Aufseher der Gärten und Miterien des Pascha von Negypten, die Tamarix mannifera (das Taraf der Araber der Bibel), die ungefähr eine Tagereise von dem Berge Sinai in großer Menge wächst. Er sah, wie die Frauen und Kinder diese das Manna aufsammelten, das von den Zweigen dieses Strauches tropfenweis herabfiel. Die Araber versicherten ihm, daß, wenn dieses Manna erst geläutert würde, es hinsichtlich der Geschmackes dem besten Honig mit nachstehe. Das, was Bore selbst davon auffing, bestand in Körnern von der Größe einer Erbse, die einen ziemlich angenehmen Geschmack hatten, die aber wenig zuckerhaltig und etwas gummiartig waren. In das Manna zu läutern, thun es die Araber in siedendes Wasser und schäumen es alsdann ab. Wahrscheinlich ist es dasselbe Manna, das einst die Hebräer in der Wüste speiste, und das einige Schriftsteller als ein Produkt des Alhagi maurorum betrachteten, eines Strauches, der, nach ihrer Meinung, sich nur an den Gränzen der Wüste findet, wo die zum Gedeihen desselben erforderliche Feuchtigkeit herrschend ist. Bore entdeckte indeß zwei Exemplare dieser Gattung in der Umgegend des Sinai.

(Echo Britannique.)

Das gewöhnlich am Freitag erscheinende Blatt des „Magazins“ wird in dieser Woche bereits morgen ausgegeben werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich. 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 154. Berlin, Donnerstag den 24. Dezember 1835.

Italien.

Manfred von Sicilien.

Nach neueren Italiänischen Darstellungen. *)

Die Geschichte Italiens, mehr als jede andere romantisch und erfindend, ist noch nicht so ausgebeutet, als sie es verdient. In den meisten dieses Landes finden wir nur zu viele Gräuel, zu vielen Jammer, zu bunten Gewirre von Begebenheiten; das Interesse erweitert sich zuweilen Male, aber es erstirbt auch wieder unter der brutalen Gewaltthätigkeit und empörenden Treulosigkeit der handelnden Personen. In ganzer Fülle kleiner Staaten, die unter einander in ewigem Kriege leben, wird von Herrschern, welche diese Staaten selbst zu ihrer Rettung wählt, tyrannisirt und ausgesogen, Frankreich, Spanien, Deutschland, gar die Araber, machen das unglückliche Land um die Wette zum Hauptsitz ihrer Verheerungen. Der Römische Stuhl sucht ihnen diese Ernte abzukämpfen.

Um die Mitte des 13ten Jahrhunderts lebte in Italien ein Held, in dem die Historiker fast nur sprechen, um ihn zu verleumden, weil unglücklich war. Und doch zog es Keinen, der fähiger gewesen wäre, es dem in sich zerrissenen und zerstückelten Lande ein großes Ganzes machen. Indem wir das Andenken des allzuoft in Vergessenheit ziehenden Manfred wieder auffrischen, ziehen wir das Interesse unserer Erzählung nicht einmal aus der poetischen und Romanenwelt; die schlichte und einfältige Prosa der Chronikenschreiber seiner Zeit, des Amalfita, Matteo Spinelli, des Nunonymus von Tarent, des Guelfen Villani und des Ghibellinen Dante, Malespini's und des Sicilianers Nicolo Speciale sollen diesem Artikel zum Grunde liegen, dessen Wahrheiten, auch meiner Ueberzeugung, mehr Dramatisches und Rührendes haben, als die erdichtetste Novelle.

Manfred von Sicilien war ein natürlicher Sohn des Schwäbischen Kaisers Friedrich II. von Hohenstaufen und der schönen Herzogin von Lancia. Sein Waffen- und Ungluckesgefährte Jamsilla beschreibt ihn in einem mit allen Reizen der Natur geschmückten Mann. Er war schön, wohlgewachsen, edelmüthig, von durchdringendem Verstande, bewandert und geistesklar, wie es dem Nachfolger der Cäsaren wohl anstand.

Am Hofe seines Vaters erzogen, hörte er in den Palästen von Neapel und Palermo das erste Lallen der Italiänischen Muse, die mit der Provenzalischen zu wetteifern strebte. Es ist wahrhaft überraschend, in einem barbarischen Zeitalter so milde Sitten und so gebildete Menschen zu finden. Während der Römische Hof und die rebellischen Barone einander blutdürstig befehdeten, sang Friedrich selbstgedichtete Lieder; an seinem Hofe blühete sich die Italiänische Sprache, und er war „ein sehr reicher Herr, zu dem geschickte Leute von allen Orten und Enden kamen, weil er den Menschen von Herzen gern mittheilte und in gar liebenswürdiges Benehmen hatte. Minnesänger, Musiker und Schauredner, Künstler, Turnierverständige, Fechter und Leute aller Art waren zu ihm.“ In dieser Schule der Anmuth und Beredtung, einer ritterlichen Oase in der Wüste des Bürgerkrieges, entwickelten sich die Naturgaben des jungen Manfred. Spinelli erzählt von ihm, daß er oft zur Nachtzeit, Strambotti und Canzonen singend, und von zwei Sicilianischen Musikern, die große Romanzen-Dichter waren, begleitet, durch die Straßen von Barletta gezogen sey.

Noch ehe Manfred die Krone seines Vaters erbte, hatte er schon seinen Feind, der grausamer war als jeder andere. Der Römische Hof, welcher dem Vater excommunicirt hatte, verfolgte auch den Sohn und strafte ihn seines Thrones. Er that noch mehr, er wollte selbst sein Andenken mit ewiger Schande brandmarken, und fand bei den meisten Geschichtsschreibern ein williges Echo.

Konrad, der Halbbruder Manfred's, und legitimer Nachfolger Friedrich's II., starb einen frühen Tod. Als Vormund seines Neffen Konradin ergriff Manfred die Zügel der Herrschaft. Der Vatikan, welcher einen Sprößling des Schwäbischen Hauses von der Erde vertilgen wollte, ernannte die Minderjährigkeit Konradin's, um Manfred für einen Rebellen, Usurpator und Hochverräther zu erklären. Innocenz IV. wußte sich die Herrschaft über Neapel und Sicilien an. Der Bannstrahl fiel auf das Haupt des jugendlichen Königs, der dem Sturme jedoch lange die Spitze bot, so daß die Krone Siciliens seinem ehrsüchtigen Nebenbuhler nicht zufiel.

Die meisten Geschichtsschreiber machen es Manfred zum Vorwurf, daß er sich zum Könige gemacht habe; allein wie konnte ein unmündiges Kind den Ränken des Papstes Innocenz widerstehen, wenn sein Oheim ihm nicht eine kräftige Stütze war?

Ueber die Gewalt des Papstes vermochte nur zu viel in jener finsteren Zeit. Die Menschlichkeit, welche Manfred gegen die in seinen Staaten wohnenden Saracenen bewies, wurde ihm als eine Sünde angerechnet. Schon hochbejahrt, sammelte Innocenz IV. ein jahrelanges Heer, dessen Streiter aus den Guelfischen Republiken der Lombardei, aus Toskana, der Mark Ancona, Genua und der Romagna gezogen waren. Von dem Bannstrahl der Kirche getroffen, und von Allen verlassen, sah sich Manfred genöthigt, der Päpstlichen Uebermacht nachzugeben. In Capezzano, einer kleinen Stadt auf der Gränze des Römischen und Neapolitanischen Gebiets, trafen Manfred und der Papst zusammen. Jede Art von Beschimpfung wurde auf das Haupt des unglücklichen Manfred gehäuft: ein großer Theil seiner Lande kam in den Besitz des Borelle von Anglone, seines Todfeindes; und als sie den Garigliano passirten, führte Manfred den Zelter, welchen Innocenz IV. trug, am Zügel. Alle diese Demüthigungen konnten aber den unversöhnlichen Greis nicht zur Ruhe bringen.

Der Eifer Borello's stieß auf die des Manfred, als dieser den Capezzano absegnete: es kam zu Thätlichkeiten und Borello wurde getödtet. Der Papst, ohne die Sache näher zu untersuchen, erklärte Manfred für einen Mörder. Als der Fürst nach Rom kommen wollte, um gegen diese Anklage zu protestiren, verweigerte ihm Innocenz sogar einen Geleitsbrief. Die Stadt Capua nahm ein Reisegepäck in Beschlag, und schickte ihm bewaffnete Verfolger nach: seine vertrautesten Freunde glaubten ihn Verrathungs bezichtigen zu können, so er auf seiner Flucht rastete, weil man dem jungen Fürsten aus, wie einem Wurfe des Marchese von Lancia, sein Oheim, rieth ihm, diesen Ort weder zu verlassen, weil ein bedeutendes Heer zur Besiegerung im Anmarsch sey.

Dem Sohn eines großen Kaisers, dem muthmaßlichen Erben einer Krone, blieb jetzt nur noch ein Zufluchtsort übrig: es war Luceria, eine von seinem Vater gegründete, und von ihm selbst vergrößerte muselmännische Kolonie. Von seinen treusten Dienern begleitet, schlug er den Weg dahin ein. Die Beschreibung der Reise von Nicolo di Jamsilla, einem der Ritter Manfred's, in lebhaft Latein abgefaßt, kann man ohne Rührung nicht lesen. Sie athmet durchweg ein romantisches Interesse.

Mit einbrechender Abenddämmerung machte sich Manfred's Cortege auf den Weg durch die große Gebirgskette, welche die fruchtbare Neapolitanische Ebene begränzt und das schönste Amphitheater der Erde einschließt. Der Mond war am Himmel emporgestiegen. Die Gedichteten zogen nicht auf betretenen Pfaden, sondern durch die einsamsten Thäler und an den gefährlichsten Abgründen hin. Das ganze Land war ihnen zu Feindesland geworden; auch konnte ein mit dem Banne belegter Fürst nichts Anderes für sich erwarten, als den Tod, oder, was noch schlimmer ist, die Beschimpfungen fanatischer Menschen. Der Strahl des Mondes beleuchtete weiße Turbane und Afrikanische Rüstungen; denn Manfred zählte viele Afrikaner unter seinen Getreuen, worunter namentlich der Maure Zadok *), ein ehemaliger Sklave seines Vaters. Von Zeit zu Zeit wurde gerastet. Oft tummelten Rosse und Reiter in die gähnenden Schlünde hinab.

Groß war die Gefahr, noch größer der Schrecken. Jede Kluft erschien tiefer, schwärzer, fürchterlicher. So oft ein Wölkchen den Mond verhüllte, wußte Keiner, wohin er den Fuß setzen sollte. Alsdann fiengen die Reiter von ihren Pferden, damit, im Fall eines Sturzes, der Schaden geringer wäre. Mancher stürzte ein lautes und dröhnendes Gebet zur heiligen Jungfrau empor.

Als die Eskorte dem Städtchen Manziano sich näherte, war der Mond aus seinem Wolkenschleier hervorgetreten und beleuchtete die kleinen, am Abhang eines Felsens gebauten Häuser. Man mußte durch Manziano, dessen einzige Straße den Windungen des Berges folgte. Die Hunde bellten; durch die Spalten der Thüren schimmerten Lichter, und dem Verbannten, dessen Heim mit dem silbernen Adler im Mondlicht schimmerte, klopfte das Herz. Bald erweckte der Hufschlag der Pferde die schlafenden Bewohner: mit Lichtern und Piken in den Händen erschienen Männer und Frauen baldmacht an den Thüren. Einige Mauthhierr, die dem Zuge vorantrabten, stürzten auf dem glatten Gesteine nieder,

*) Das neueste Heft des Nicoglitore Italiano giebt diese Skizze als Musterdarstellung der Italiänischen Geschichter in romantischem Gewande. Man vergleiche übrigens mit dieser Skizze Raumer's Erzählung im vierten Bande seiner „Geschichte der Hohenstaufen“ (S. 351 u. f.), bei der der hier ausführlicher benutzte Chronist Jamsilla ebenfalls zum Grunde gelegt ist. D. R.

*) Zadok, aber richtiger Schadik, heißt im Arabischen Vorsicht. Man braucht alle nicht anzumerken, daß der Name eine Corruption von Zadik (Gerechter) sey. Anm. d. Ueberz.

Digitized by Google

und eben schrieen die Bewohner wie aus einer Einer Kehle: Wer da! als ein heftiger Regenguß die Finsternis verwehrte und Manfred rettete. Einem Bauern, der ihn anhalten wollte, rief er mit fürchterlicher Stimme zu: „Ich bin der Erstommunizierte", versetzte ihm einen Stoß beiseit, und galoppierte weiter.

Endlich kehrten Sonne und Morgenluft zurück, und die erschöpften Flüchtlinge sammelten neue Kräfte.

„Ja", sagte der Maure zu Manfred, „Du darfst meinen Brüdern in Lucera trauen; wir vergessen nicht geleistete Dienste, wie die Christen thun, und das Gesetz unseres Propheten erlaubt keine Treulosigkeit. Du hast ihnen das Leben gerettet. Du hast ihnen erlaubt, der Religion ihrer Väter treu zu bleiben: so suchte nichts! Wir stehen mit Leib und Seele für das Haus Schwaben."

„„Ich glaube Dir, Zadyk; auch weiß ich schon aus Erfahrung, was ich von Deinem Muthe und Deiner Anhänglichkeit erwarten darf. Ich erinnere mich wohl, wie Du an der Spitze von zehntausend Sarazenen bei Cortenova heldenmüthig strittest; Dir und Deinen Brüdern werde ich mich unbedingt anvertrauen.""

„Und wir soll Dich nicht getreu sein", sagte Zadyk.

Unterdeß hatte man das Felsenschloß Kuriwalta erreicht. Marino Capece, der Herr dieses Schlosses, war Manfred zugethan. Ein massives Portal öffnete sich; die Vasallen traten in Reihe und Glied, und beugten vor dem flüchtigen Herrscher ihr Knie. Noch vor Mittag waren die Tische des Eßsaals mit ausgesuchten Speisen besetzt. Jamsilla spricht weder von Tischzeug, noch von Gabeln oder Silbergeräthe; man speiste damals mit Löffeln aus Holz oder Elfenbein, und die Griechen sagten auf großen hölzernen oder kupfernen Platten. Die beiden Brüder Capece stellten Manfred ihre Gemahlinnen vor, die auf des Letzteren Gesuch an der Tafel Platz nahmen. Jamsilla, der dies erzählt, bemerkt dabei, sein Fürst habe sich durch diesen Akt der Galanterie gar nichts vergeben; denn wie groß und mächtig ein Mann auch seyn möge, so entehre es ihn nicht, wenn er mit edlen Frauen am selben Tische säße. Dies ist die erste Spur nordischer Galanterie in den Annalen Italiens.

Kaum hatte Manfred sein gastliches Schloß verlassen, als er in immer dringendere Gefahren kam. Ganze Rotten bewaffneter Bauern verfolgten ihn im Gebirge. Die Vasallen wagten es nicht, an ihren Lehnsherrn Hand anzulegen; aber das Gewicht des Bannes drückte ihren Muth nieder. Die Städte verriegelten ihre Thore, wenn Manfred nahte, und wo er Aufnahme fand, rieth man ihm, bald wieder zu gehen, weil er vor Verrätherei nicht sicher sey. Die Anwesenheit des Nikolaus Acciapaccio, eines päpstlichen Gesandten, vermehrte die Erbitterung des Volks noch um ein Bedeutendes.

Von Benevent nach Lucera nimmt das Land einen anderen Charakter an. Statt der Felsen und Abhänge sieht man weite Ebenen, auf denen der Blick frei sich ergehen kann. Hier war es den Flüchtlingen kein unmöglich, die Aufmerksamkeit ihrer Feinde zu täuschen. Da faßte Manfred einen Entschluß, der seinem Charakter wie seinem Muthe zur Ehre gereicht. Er trennte sich von seiner Escorte, und hielt, nur einiger Begleitung Zadyk's, seiner Schildknappen und des Jagdmeisters seines Vaters, auf dem Wege nach Lucera, während die Uebrigen den Weg nach Spinazzola einschlugen. Muth und Umsicht wirken kräftig auf den Menschen. Manfred war noch keine Meile geritten, als wohl seiner Gefährten in gestrecktem Galopp nachdrohten und um die Erlaubniß flehten, ihn begleiten zu dürfen. Er dankte ihnen mit thränendem Auge, und setzte seinen Weg fort.

Es war eine kalte Novembernacht, der Regen stürzte in Strömen herab, und seine gebahnte Straße führte durch die Ebenen Apuliens, die noch heutzutage dem Reisenden kein Mittel zur Orientirung darbieten. Der kleine Haufe ritt über den dürren Saubboden, ohne zu wissen, ob er Lucera sich näherte, oder ob er eine falsche Richtung eingeschlagen und seinen unversöhnlichen Feinden sich selbst ausliefere. Schon waren sie ein paar Stunden geritten, als sie in einiger Entfernung menschliche Stimmen hörten. Sogleich wurde Halt gemacht; Jeder griff zu seiner Waffe und bereitete sich zum Kampfe.

Unterdeß erklang das Gebell der Hunde, welche in den Ebenen Apuliens die Heerden bewachen; die Menschen aber, die man rufen hörte, waren Hirten, welche bei eintretendem Winter von den Gipfeln der Abruzzen und der wüsten Hochebene Basilicata's herab in das Tiefland kommen. Eine lange und schmale Hütte, die sich kaum einige Fuß hoch über den vom Winde bewegten Sand erhob, diente den Hirten zur Stelle. Bald die Pferde und Hunde, die sie hier gefangen war, klopfte Manfred mit dem Knopf seines Degens an die Vorderwand. Ein Greis erschien am Eingang, der in der einen Hand eine eiserne Lampe und in der anderen einen Krummstab mit spitzem Eisen trug: ein Hirt Apuliens, mit seinem Widderfell über den Schultern, wie die Bildhauer des Alterthums diese Leute darstellten, und wie sie noch heutiges Tages dem begegnen.

„„Sind wir auf dem rechten Wege nach Lucera?" fragte Manfred.

„„Heilige Jungfrau! Nein. Wie habt Euch zu weit nach Mittag gewendet. Ihr seyd vom Wege abgekommen. Lucera liegt links von jenem Bache und rechts vom Berge Bolturno, an der Seite . . .""

„Ich, es ist so finster", unterbrach ihn der Fürst, „daß man Süd und Nord nicht unterscheiden kann!"

„„Ja wohl, es ist so dunkel, wie in einem Keller, und — heiliger Januarius! — wie regnet sich der Himmel! Aber, lieb Herren! könnt Ihr denn nicht ein Weilchen hier bleiben, bis das Wetter sich etwas aufklärt? Unsere Hütte ist zwar armselig genug; aber mancher müde Wanderer hat hier schon ausgeruht, bis der Sturm vorüber war."

Manfred nahm die Einladung an und trat mit seinen Gefährten in die Hütte, wo sie gleich von sechs gewaltigen Hunden, die ihren Herren zur Seite schliefen, mit Gebell empfangen wurden. Jamsilla hat diese malerische Scene recht lebendig dargestellt. An den Wänden hingen Ziegenfelle, Köpfe von Wölfen und wilden Ebern, Netzen von Fischen und, in gewisser Entfernung, Reuten und Pfeile. Ueber dem festen Estreiche des Fußbodens waren Felle ausgebreitet, die den Fußten, einem riesigen Menschenschlag mit langem rabenschwarzen Haar und dreingefarbter Haut, zum Lager dienten. Mitten in der von Rauch geschwärzten Hütte stand ein großer Feuerherd, über welchem ein kupfernes Gefäß an einem Stricke hing, der an einer Dachlatte befestigt war. Die Hirten schürten gleich das Feuer wieder an, und luden die Fürsten freundlich ein, mit ihrer frugalen Kost vorlieb zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Brevi cenni sulla coccinigliа e sulla porpora. (Ueber die Cochenille und die Purpur-Schnecke.) Vom Cap. Salvatore Trapp i Pinna. Palermo, 1841.

Cenno sulla falsa testimonianza. (Kommentar zu den Reden über falsches Zeugniß.) Von Giuseppe Manduca. Palermo.

Discorso intorno a' progressi delle scienze fisiche. (Rede über die Fortschritte der Physik.) Vorgelesen in der Akademie der Wissenschaften zu Neapel, vom Professor N. Longo. Neapel.

Due nuove tragedie. („Graf Ugolino" und „die Familie Foscari", Trauerspiele.) Von Carlo Marenco. Turin.

Elisa, o la moglie venuta dal cielo. (Elisa, oder die vom Himmel gekommene Frau.) Lustspiel in 3 Akten, vom Grafen Luigi Sesti. Mailand.

England.

Lord Byron's Unterhaltungen mit einem Amerikaner.

(Schluß.)

„Stände mir die Wahl frei", sagte Byron, „entweder noch viele Jahre regelmäßig fortzuleben oder nochmals in die Jahre der Kindheit zurückversetzt zu werden und meine bereits durchlaufene Bahn nochmals von vorn zu beginnen, ich würde unbedingt das letztere vorziehen: und doch erblickt ich eine mit unglücklichere Jugend, als man wohl glauben möchte. Ich versuche es oft, mir die Tage zu zählen, wenn ich nach dem gewöhnlichen Sprach-Gebrauche das Prädikat „glücklich" beilegen konnte: ich war nicht im Stande, mehr als elf dergleichen Tage herauszubringen und doch glaube ich, sie mir alle gar wohl gemerkt zu haben. Ich frage mich oft selbst, ob ich wohl von jetzt bis zu meinem Tode noch das Dutzend werde voll machen können. Denn das ist die Totalsumme der menschlichen Glückseligkeit. Ein Arabischer Kalif, der sein ganzes Leben beschrieben und aufgeschrieben hat, daß er im Ganzen vierzig glückliche Tage verlebt habe. Gibbon erzählt ihm die Geschichte auch und rühmt sich, daß die Zahl seiner glücklichen Tage die des Sokrates bei Weitem um — er giebt nicht genau an, um wie viel — übertreffe. Ich glaube, daß Beides haben und doch so bei höchst unglücklich seyn konnte."

„Es fällt mir eben ein Gedanke ein", sagte Byron einst Tage zu mir, „den ich große Lust hätte, ins Werk zu setzen; dieser Gedanke ist — einen Band anonymer Briefe herauszugeben, die man an mich gerichtet hat. Was für ein Buch würde da zu Stande kommen! so pikant, lehrreich und originell! Man bedenke nur, was für Scenen die Erschreibung von drei- bis vierhundert, von verschiedenen Händen — denn Niemand würde Jemandem, der sich anonymer Briefe zuzuschreiben pflegt, erklammaterisches Gemüthern abgefaßten Briefe bei den Ohrenbläsern und Schwätzern von London machen würde! Man denke sich nur alle diese Briefe mit ihren besonderen Siegeln, Manketten und Zeberzügen vor das Auge des kritischen Publikums hingeworfen!" Byron schien selbst über die Idee entzückt zu seyn und lachte zu wiederholten Malen dabei laut auf. Er bedauptete, daß bei Gott, einer um persönlich nicht bekannten Korrespondenten sehr gut sey, obgleich ihn persönlich nicht begreifen könne, was denn Jemand von ihnen sich dabei wohl gedacht oder erwartet hätten, als sie an ihn schrieben, da es ihm doch nie eingefallen war, irgendwie an sie zu denken. Sie wären oft, sagte er, sehr derbrdt, und einige von der zarteren Gattung wären so reizend geschrieben, daß er nicht umhin könne, die Abfasser derselben liebzugewinnen. Eine gewisse ästliche Dame schrieb, bevor er sich verheirathet hatte, an ihn, sie möchte gern wissen, ob es möglich wäre, daß ein Mann ihr leichtes Herz, wie ihr Ruf sie schildere, verlieht sey, und daß er es nur nicht gewagt, seine Leidenschaft ihr zu bekennen? Die Mutter hatte, wie es scheint, eine zu übertriebene Einbildung von den Reizen ihrer Tochter, und glaubte absolut, daß eine Stelle in Byron's Gedichten an dieselbe gerichtet sey. „Ich glaube nicht", sagte Byron, „daß eben ein hoher Grad von Schönheit dazu nöthig sey, um eine heftige Leidenschaft zu erregen. Ich war einmal verliebt in eine Frau, die nicht einmal hübsch genannt werden konnte. Ich ward von meiner Leidenschaft geheilt, nicht aber etwa dadurch, daß ich ihren Mangel an Schönheit bemerkte, sondern weil sie sie mir auf einen Stuhl treten sah, um über die Köpfe der anwesenden Menschen hinweg zu schauen; die Handlung schien mir für eine Frau so unanständig, daß ich sie von dem Augenblicke an zu hassen begann." Er sagte noch hinzu, daß er eine eben so große Abneigung gegen eine männliche Frau als gegen eine weibliche Mannsperson habe.

Obgleich Byron oft von den schönen Künsten sprach, so war es doch klar, daß er keine kritische Kenntniß, weder von der Malerei, noch

Digitized by Google

von der Bildhauerei besaß. In der That machte er auch gar keine Ansprüche darauf, sondern pflegte sich niemehr selbst oft über die sogenannte Kennerschaft lustig zu machen. Man hat behauptet, daß die Urtheilen Kunstmerke wenig Bewunderung bei ihm erregten, und daß er seiner Einbildungskraft Gewalt anthun mußte, um die Beschreibungen derselben zu lieferen; aber in der That hatte er sie mit seinem Geiste gefunden und natürlichen Sinn gar wohl verstanden und begriffen. „Wie Natur", sagte er zu mir, „sind, so weit ich sie zu beobachten Gelegenheit gehabt, die einzigvollendeten und freiesten Menschen von der Welt; wer von ihnen nur einmal einen richtigen Begriff seiner Form gemacht schon dadurch ein unschätzlicher und unerschöpfarer Kenner alles dessen zu seyn, was je auf die Leinwand geworfen worden. Ich habe einmal Raphael, Titian und Leonardo da Vinci elende Sudler schimpfen hören, und das von einem Manne, der kaum eine einfache menschliche Figur malen konnte, ohne eine schrecklliche Karrikatur daraus zu machen. Wenn ich von Bildnissen spreche, so fällt mir immer der arme Lord ** ein, den ich auch durch einen zu offenherzige Kritik seiner eigenen Vorzüge höchlich beleidigte. Lord ** hatte, ich weiß nicht, was für eine ein aufsemmendes Genie in Schuh genommen, von dem er sein Brustbild malen ließ. Seine Lordschaft hatte ein feuerrothes Gesicht, das der geistreiche Künstler auf einem Grunde von glänzendem Purpur abbildete, so daß das Ganze in Feuer und Flammen zu stehen schien. Da der Lord mich mit dem Feuerwerke überraschen wollte, so führte er mich in das Zimmer, wo dasselbe aufgehängt war, und ließ mich auf einer alten Thür nehmen. Kaum hatte ich mich gesetzt, war, ein Effekt zu erhöhen; endlich zog er plötzlich den Vorhang bei Seite, der das Bild verhüllte. Ich trat zuruck, indem ich ausrief: Guter Gott! ist das ein Salamander? Ich war von Schrecken ergriffen, denn das Wort war mir unwillkürlich entfahren, und, wie ich glaube, hat es mir der Lord nie wieder verziehen."

„Ich habe wenig Freunde", sagte Byron „nicht über ein halbes Dutzend. Bekanntschaften habe ich unzählige; Individuen, die sich mitleicht zu meinen Freunden rechnen; — allein wahre Freunde sind es nicht; sie übersehen vielleicht gänzlich den Unterschied, der zwischen Unabhängkeit und Freundschaft statthat. Ich für meine Person konnte nie viele Freunde haben — ich war nicht dazu gemacht. Geselligkeiten hatte ich zwar sehr Viele, aber Freundschaft nur für Wenige. Ein Mann, der stufenweise Personen zu Freunden hat, kann für keinen Einzigen eine aufrichtige und dauernde Freundschaft in seinem Herzen bewahren, so daß wenige Freunde mehr sind, als mit Bekannten übereinkommt, noch geschlagdies nicht durch meine Schuld, denn wenn ich auch sehr reizbar bin, so bin ich doch wiederum in gleichem Maaße verzöhnlich, leicht findet sich diese letzte Eigenschaft nicht immer mit der ersten verbunden." Bei dieser Gelegenheit schilderte mir Byron die Eigenschaften und Charaktere mehrerer seiner Bekannten, die er namentlich anführte, die ich jedoch nicht genau im Gedächtnisse behalten habe. Einige davon waren sehr vielseitig, und ich mußte, aus Gott! wie viel ist an diesem einzigen kleinen Wort enthalten."

Byron sprach oft von den Eigenheiten seines Temperaments und seines Gemüths, die er, wie er sich darüber äußerte, seiner Erziehung zu verdanken hatte. „Ich wurde nicht erzogen", sagte er, „sondern ich schoß in die Höhe. Hätte ich einen Sohn zu erziehen, ich würde so viele Sportsmannsmärzgeln in Betreff seiner nehmen, als je der ernsteste Pedant es thun ist, um seine Jugend zu bevormunden, und dadurch nur verderben würde. Selbst das geringste Verstehen in der Erziehung eines Kindes ist im Stande, dasselbe für's ganze Leben unglücklich zu machen. Hand inexpertus loquor. Ein Kind glaubt nie, daß ein Mann eine Lüge sagen oder sich irren kann; ich erinnere mich noch an die Zeit, wo ich zum ersten Mal über diesen Punkt entäuscht wurde — es erregte in mir den bittersten Schmerz, den man sich nur denken kann. Ich war nie zu Pferde, mit einem Heiden, dem man zeigt, daß sein Gott nur ein Götze ist, gesprochen."

Ich kennte nicht umhin, über Byron's Freimüthigkeit mit Unmuwohnheit zu erstaunen, mit der er bunten Dinge berührte, die seine Verschlichkeit betrafen und auf die ich nicht einmal auf die entfernteste Weise anzuspielen gewagt hätte. Er war gewiß der offenherzigste und mittheilendste Mann, den ich je kennen gelernt, und trotz einer etwas schalbaften Tendenz zur Mystifizirung, die sich von Zeit zu Zeit bei ihm kund gab, glaube ich, daß er sich selten oder nie verstellte, daß er, ohne allen Rückhalt Anderen mittheilte. Es war ein Fehler von ihm — eine Schwäche; er fand ein Vergnügen daran, zu sprechen und das Interesse seiner Zuhörer zu erwecken, und wenn er einmal im Zuge war, so konnte er sich nicht enthalten, mit allen seinen Gedanken auf einmal herauszurücken und sein Gemüth ganz frei und offen vor allen Anwesenden darzutegen. Kein Ereignis in seinem Leben hat mehr Aufsehen erregt, als seine Trennung von seiner Frau. Die Welt hielt diese Geschichtmiß im Dunkeln, und die Mitwelt wird es wohl lassen ist, daß Lord Byron eben so gut darüber im Dunkeln war, als irgend Einer; denn ich bin vollkommen überzeugt, daß er Alles, was er über den Gegenstand wußte, auch mitgetheilt hat. Es genügte, ihn nur einmal über den Gegenstand sprechen zu hören: er that dies ohne die geringste Zurückhaltung, ja vielleicht mit einer zu großen Offenheit; denn er war doch nun einmal eine weltbekannte Geschichte, welche Schande über sein Haupt gebracht und ihn in die Fremde, ins Exil getrieben; was er darüber sagte, geschah gleichsam zu seiner Selbsterleichterung.

* * *

Nachdem ich nun diese Unterhaltungs-Skizzen, so wie sie meinem Gedächtnisse vorschwebten, zu Ende gebracht, bin ich mir erlaubt, noch einige Worte über den allgemeinen Eindruck hinzuzufügen, den das Zusammentreffen mit dem berühmten Manne auf mich gemacht hat. Wenn man, wie Sterne bemerkt, nicht einmal ins Zimmer treten und seinen Hut ablegen kann, ohne durch irgend etwas einen Theil seines Charakters zu offenbaren, so wird es gewiß nicht anmaßend erschienen, wenn ich, nachdem ich auf eine kurze Zeit das Glück gehabt, den Umgang Lord Byron's zu genießen, es nunmehr versuche, eine kurze Kritik seiner Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten zu entwerfen.

Ich glaube, daß Byron unstreitig ein angenehmer Gesellschafter war und daß er, trotz seines Hanges zur Einsamkeit und zum Menschenhasse, mit dem er in seinen Schriften paradiete, doch von Natur zur Geselligkeit geschaffen war. Diejenigen, welche ihn kannten, und die, welche ihn lasen, haben ihn gerne auf verschiedene Weisen dargestellt. In der Unterhaltung war Byron ganz er selbst — in seiner Poesie aber trat er in einer fremden Rolle auf; aber selbst in seinen eigenen unmittelbaren Erscheinung war sein Charakter schwer zu erklären, so viele Widersprüche vereinigten sich in ihm. Er war von Natur freundlich, und doch war er zu gleicher Zeit unbeweislet, wie er sich selbst nannte — ein guter Menschenhasser. Was er sagte, das meinte er gewöhnlich ausschnig; da er sich aber meistentheils durch die Eingebung des Augenblicks leiten ließ, so widersprach er sich oft schon in der nächsten Minute. Er war leidenschaftlig und ungeduldig, und in allen Dingen bekannt zu machen, die die Aufmerksamkeit der Welt in Anspruch nehmen; aber ich bin der Meinung, daß es keinen einzigen Gegenstand gab, in Bezug auf welchen er zu einer bestimmten Entscheidung gekommen; und obgleich er bei jahrelangen Gelegenheiten über Menschen, über Sitten und Literatur sehr schaffsinnige Urtheile gefällt hat, so din ich doch vollkommen überzeugt, daß er selber dabei eben so wenig Zutrauen in seine eigene Urtheile setzte, als wenn es die seinesten Sophistereien gewesen wären, die er je gehört hatte. Er hat viel nachgedacht, aber sein peinliches Temperament war so wenig Meister seiner natürlichen Anlagen und Fähigkeiten geworden, daß ich bezweifle, ob seine Forschungen je von einem anfrichtigen, planmäßigen und dennächtigen Wunsche geleitet wurden, die Wahrheit zu entdecken. Daß er diftige Leidenschaften besaß, konnte Niemand leugnen; allein dieser Umstand wurde ihn noch nicht zu dem Dichter gemacht haben, der er war, wenn ihn nicht jene unglücklichen Mann, der er zu seyn bestimmt war, in den Stand gesetzt hätte, sie zu zwingen. Ich bezweifle ich nicht, denn die meisten Menschen sind es; aber aufrichtig gesagt, glaube ich nicht, daß Byron halb so unglücklich war, wie die Welt sich's vorstellte; er war mit einem feinen Gefühle begabt, und wenn er deshalb mehr als Andere litt, so hatte er dafür auch wiederum mehr Genüsse. Denn ich bin nicht eben der Meinung, daß ein poetisches Temperament den Menschen melancholisch mache; im Gegentheil bin ich durchaus überzeugt, daß, wenn nur Lord Byron sich genöthigt gesehen hätte, sich täglich sein Brod zu verdienen, wie es manche Kassellee gemeß, er dann gewiß eben so glücklich gewesen wäre, als irgend ein Steeblicher es nur seyn kann. Man könnte mir vielleicht den Einwurf machen, daß das melancholische Gefühl, das sich in seinen Gedichten ausspricht, zu tief erschiene, um ihn nicht in der Wirklichkeit beherrscht zu haben. Darauf erwiedere ich, daß auch die Darstellung trauriger Gegenstände ihren eigenen Genuß gewährt und daß der Mann, welcher diese eigene Gabe besitzt, nicht der Neigung leicht, die vielen Heiterkeit schiele, als wenn er anafeerontische Lieder gesichtet hätte. Es wied oft zu viel über diesen Theil des Charakteres unserer Dichters hin und her geurtheilt und gestritten; aber es ist besser, das Natürlichste anzunehmen und zu erwägen, daß der Mann seiner physischen Beschaffenheit nach nicht so über die Maßen unglücklich sehn konnte. Byron war in der That heiter und aufgeräumt, wenn er Beschäftigung hatte, und wenn er sich in Unthätigkeit befand, war er ganz gewiß in der Verfassion, so daß man darüber leicht den Dichter sewohl als den Misanthropen vergaß.

Napoleon soll so dreyerlich gewesen seyn, daß er sich gern selbst in die Haushaltung jedes einzelnen Bürgers gemischt hätte. Unser Byron war so eigenthümig und verkehrt, daß er selbst wegen seiner Fehler bewundert seyn wollte. Er paradirte mit den liebwürdigen Gebrechen, um dadurch als etwas Außerordentliches zu erscheinen: monstrari digito, das war sein Lieblingswitz seines Lebens, der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten. Er war das, was man einen Scheinteufel nennen kann — er affektirte schlechter zu seyn, als er es wirklich war; gewiß eine ganz seltsame, nicht zu entschuldigende Schwäche. Was übrigens den Wahnsinn betrifft, dessen ihn Manche beschuldigen, so glaube ich, daß wir uns hier seiner eigenen Erklärung dieses Wortes, wie wir sie in unserem vorigen Artikel mitgetheilt haben, bedienen und ihn demnächst in die Mitte zwischen der ersten und zweiten Gattung setzen. Er trug dem waren ihm seine eigenen Fehler und Schwachheiten bekannt, aber er mangelte ihm an dem festen Entschlusse, sich von denselben frei zu machen. Wollte man behaupten, daß er einen Abscheu vor der Welt gehabt habe, so würde dies ein reiner Unsinn seyn, da jede Handlung seines Lebens beweist, daß es tausend Dinge in der Welt gab, nach denen er strebte und die er hochschätzte und liebte. Ob er sich sehr viel auf seine vornehme Geburt eingebildet, kann ich nicht sagen; wenigstens besaß er in mehrerer Gegenwart einen hohen Grad von Absetlosigkeit, den man als einen Haupt-Charakterzug bei ihm entdecken wollen. Er pflegte zu behaupten, daß er, wenn er zur Zeit der Französischen Revolution schon herangewachsen gewesen wäre, zu den wüthendsten Terroristen gehört hätte; ich glaube indeß im Gegentheil, daß, falls eine Revolution in England ausgebrochen wäre, Lord Byron sich gewiß bis auf den letzten Augenblick ganz ruhig verhalten haben würde; sein Liberalismus war wenig mehr als spekulativ. Wenn Byron sich nicht eben anstrengte, seinen Anlagen als Dichter gehabt hat, so war er doch gar wohl überzeugt, daß Andere diese hohe Meinung von ihm hegten, und dies letztere mochte wohl seinen Egoismus und seine Ueberspanntheit zum großen Theil verantwortlich haben. In seiner Jugend machte ihm der Umstand, daß er lahm war, viel Verdruß; aber in seinen späteren Jahren, glaube ich, dachte er nicht weiter daran. Die Elemente des Guten und Bösen waren in seinem Charakter seltsam vermischt; es gaben sich Anomalien in ihm kund, die ein gewöhnlicher Beobachter kaum zu erklären vermochte. — Seine Autobiographie wäre ein seltenes kostbares Buch gewesen, aber sie würde kein treues Gemälde von dem Dichter geliefert

haben. — Das, was er absichtlich für das Auge der Welt schrieb, war keineswegs zuverlässig; aber was er mehr so zufälligerweise bei heiterer Laune und fröhlicher Stimmung sprach, darauf konnte man sich eher verlassen, obgleich sich oft auch Widersprüche bei ihm zeigten: denn das war der ausgezeichnete Mann in der That — ein erhabener und großartiger Widerspruch. (N. M. M.)

Bibliographie.

Losely Manuscripts. (Handschriften zur Englischen Geschichte.) Herausgegeben von A. J. Kempe.) 21 Sh.

The chess tur beginners. (Unterweisung im Schachspiele.) Von Lewis. 5½ Sh.

Minerals and metals. (Naturgeschichte des Mineralreiches.) 2½ Sh.

Asien.

Zur Etymologie des Schachspieles.

Wir haben in Nr. 149 des „Magazins" nach dem immer reichhaltiger werdenden, jetzt bis zum Buchstaben E. gediehenen Französischen Conversations-Lexikon (Dictionnaire de la Conversation) einen Artikel zur Literatur des Schachspieles mitgetheilt, der zwar sowohl für Liebhaber als für Schachfreunde manches Interessante enthält, aber in seinen Etymologien nicht immer glücklich ist. Wir haben uns daher in dieser Beziehung einige Nachträge vorbehalten, die wir gleichsam als Randbemerkungen zu jenem Artikel angesehen wissen möchten.

Der Französische Verfasser jenes Artikels hat zwar Recht, wenn er das Schachspiel aus Indien herleitet, er ist aber sehr übel berathen, wenn er die angeführten Orientalischen Benennungen der Schach-Figuren für Indisch hält; obgleich man den Ausdruck Indisch vielleicht nicht so streng nehmen darf, da kein Streit überhaupt nicht viel darauf zukommen scheint, ob er Indisch, Persisch oder Arabisch sagt.

Fers oder pharz soll bei den Indiern ein Feldherr, und alferez bei den Mauren in Spanien der General-Adjutant des Feldherrn gewesen haben. Allein 1) giebt es weder ein fers noch ein pharz; seine Bedeutung ist also = Null. 2) Heißt die Schach-Königin auf Persisch fersi oder fersin. 3) Ist feress (mit dem Artikel alferess), das am Ende ein s hat, die echt Arabische Benennung eines Roßes, kann auch einen Berater bei den Spaniern (Hebräisch parasch); es würde daher besser auf den Springer als auf den Läufer passen. Dies letztere Wort hat sich (mit der Bezeichnung Führich) in der Spanischen Sprache rein (alferez) und in der Italiänischen etwas verstümmelt (alliere, o) erhalten, und der Artikel ist, wie bei Aufnahme Arabischer Wörter in Europäische Sprachen gewöhnlich, stehen geblieben, als gehörte er zum Stamme. Die Italiäner nennen den Läufer im Schachspiel jetzt noch alliere; bei den Spaniern aber bedeutet alferez den Fähnrich, und für die entsprechende Schach-Figur haben sie das Wort alfil (verderbt orfil), der Elephant. Das ist auch viel vernünftiger; denn der Elephant ist, trotz seiner unbeholfenen Figur, der wahre Schnellläufer. Das Arabische ist ist von den Persern erborgt, die den Elephanten pil (Sanskrit pilu) nennen. Die Form delphil scheint aus dul'fil entstanden, was im Arabischen Herr des Elephanten bedeutet. Man könnte also hier an den Krieger gedacht haben, der auf dem Elephanten sitzt.

Das Wort Roch bedeutet weder im Arabischen Kameel, noch im Indischen Streitwagen. Unter den vielen Namen, die der Araber seinem lieben Kameel giebt, ist keiner, der wie Roch lautet. Roch buzi bei den alten Persern ein Held, der auf Abenteuer ausging, eine Art caballero errante. Da die Italiänische Form rocca zugleich einen Felsen bedeutet, so kam man durch Mißverstand auf ein Felsen-Kastell, und machte zuletzt einen Thurm daraus.

Endlich wird man auch die Namen pion (Französisch), peon (Spanisch) und pedone (Italiänisch) nicht bis nach Indien treiben müssen, um sie dort bequemer zu fassen. Diese Wörter sind wohl überhaupt keine Orientalen, sondern gute Romanische Europäer. Peon bedeutet im Spanischen einen Fußgänger überhaupt, auch einen Tagelöhner u. s. w., und es wäre eine feine Logik, wenn man den Bauern im Schach als Stammbetern an die Spitze dieser Benennungen stellen wollte. Eben so ist peadone im Italiänischen ein Fußgänger überhaupt. *) Daß der Fuß im Persischen pa (Sanskrit pad) und ein Fußgänger in derselben Sprache pijâde heißt, beruht auf Ur-Verwandtschaft, und gehört nicht hieher. Auch wäre eine Ableitung des Lateines pion von pijâde zu gewaltsam; besonders, da die Endung on (one) echt Romanisch ist. Nur das Französische pion ist den Schachbauern und den Steinen des Damenspieles ausschließlich geblieben.

Das Schachspiel ist vermuthlich schon in einem hohen Alterthum von den Indiern zu den Persern und nachmals von diesen zu den Arabern übergegangen. An Indien erinnert nur der Elephant, welcher selbst bei den Persern sein heimisches Thier ist. Persisch ist auch der Name des Spiels **) den die Araber um Türken unverändert beibehielten, während sie die Benennungen einiger Figuren übersetzten.

Werfen wir nun auch einen Blick auf China. Die Chinesen denken schon seit grauer Zeit die beiden Spiele wei-khi und siâng-khi, von welchen die Missionaire das erstere mit Damenspiel und letztere mit Schach zu übersetzen pflegen. Nach einer Chinesischen Sage, die mir eben vorliegt, erfand der patriarchalische Kaiser Yao (um 2357 vor Chr.) das wei-khi, ein Spiel von nicht weniger als 361 Steinen, womit er den indolenten Geist seines Sohnes Tan-tschu wollte. Dieses Mittel muß aber wenig (oder zu viel) gewirkt haben, denn Yao fand es später für gut, den Prinzen von der Thronfolge auszuschließen. Die Erfindung des siang-khi fällt unter den Kaiser Wu-wang, den Stammvater der Dynastie Tschou (um 1122—1116 vor Chr.) zurück, und bemerkt dabei, daß dieser sich in dem genannten Spiele den Krieg versinnbildet habe (siâng-tsiu). Den Namen wei-khi kann man durch Belagerungsspiel wiedergeben; siâng-khi aber durch Elephanten-Spiel.

Bei dem Worte Elephant wird der Leser gleich an Indien, und anschnell, auch das Chinesische Schachspiel stamme von daher. Der Elephant ist nun allerdings ein dem eigentlichen China zu Hause, und nach den besten einheimischen Geographen ist dieser Koloß der Thierwelt nur in ein Paar halbchinesischen Provinzen, die erst sehr spät dem großen Reiche einverleibt wurden, Much hat man den Elephanten dort niemals im Kriege gebraucht, gegen kannten die Chinesen schon sehr früh das Elfenbein und wußten es zu verarbeiten. Dies bezeugt das ehrwürdige Schi-king, dessen jüngste Oden wenigstens ein halbes Jahrtausend vor Christus gedichtet wurden sind. Ein solches ist in dem Lande buch den Grund des Namens siâng-khi eben darin, daß die Steine dieses Spiels (ursprünglich?) aus Elfenbein gedrechselt und Elfenbein geziert habe. Vermuthlich wollte man zu den einfachen Spiele nur edle Stoffe wählen. Daß eine der Haupt-Figuren, Kriegsspiels der Elephant gebieten, wird nicht gelaugt, und ist auch gleich ihrer, daß es überhaupt nicht aus eigentlichen Figuren besteht.

Der schätzbare, nach Materien geordnete „Spiegel der Sprache" (Mandschu: chergeni bulekū bitche) giebt unter der Rubrik Elire dachaka (Spielsachen) folgende kurze Beschreibung der zwei obgenannten Spiele.

„Tonyo (d. i. Wei-khi). Es enthält 360 Steine und 2 Schalen (einer Art Glas), von denen die eine Hälfte schwarz, die andere ist. Eine Person nimmt die schwarzen, die andere die weißen Steine und so agiren sie auf einem Brette gegen einander."

„Dschungdschi (d. i. Siang-khi). Es enthält nur 32 Steine, Knochen, Holz oder anderen Substanzen, von denen die eine Hälfte weiß, die andere schwarz ist. Sie sind rund und platt gedrechselt und mit eingegrabenen Zeichen versehen (chergeni bulekū). Auch das dschungdschen wird von Zweien gespielt."

Die Beschreibung des tonyo (wei-khi) läßt uns nach der numerisch erweiterten Damenspiel schließen; so ist es aber nicht mit dschungdschu (siang-khi), wo die eingeschnittenen Zeichen vermuthen man oder Zwischen-Charakter zu bestehen hat und schiedene Zuntrieben der Steine bindenten, und somit den Gebrauch weit komplizirteren Charakter geben.

Eine genauere Beschreibung habe ich in Kl. Asiatischen Museum nicht gefunden. Schon Confuzius empfiehlt die genannte Spiele einen nützlichen Zeitvertreib.

H. St.

Mannigfaltiges.

— Der Schäfer von Ettrick. James Hogg, der Schäfer von Ettrick, ist nicht mehr. Die Lobeserhebungen, welche die Schottischen Zeitungen bei der Anzeige von diesem Todesfall dem Verstorbenen spendeten, waren nicht übertrieben. Hogg war ein von seltenem und, man kann wohl hinzufügen, von originellem Talente. Die öffentlichen Vorträge seiner Schriften konnten jedoch im Lande besser als sonstwo verstanden und gewürdigt werden. Seine Schöpfungen waren größtentheils von örtlichem Interesse, und mit seiner Sphäre der eigenen Erfahrung verlieh, hatten seine Zeichnungen etwas künstlich Gemachtes, in dem sich seine Klasse des Volkes nicht fand, und drum es daher an allgemeiner Anerkennung fehlen mußte. Erzählungen werden durch Härte des Stils und durch einen Mangel an Geschmack am Buchstäblichen unerfreulich und rühren selten. Eine große Vorzüglichkeit aber hatte Hogg in der Beschreibung, und sich überarbeitet zu haben. Seine Charaktere sind meist treuen gehalten, und die Leidenschaften, mit denen er sie nen den Eindruck zu steigern, verdanken der Phantasie des Dichters als seiner Menschenkenntniß. Da es ihm gelungen war, einen Ruf zu erwerben, ehe er noch eine gereifte Ausbildung hatte, so trieb er die Schriftstellerei fort, ohne sich um sie zu kümmern, die dazu erforderlich sind, und später war er in Stande, die Lücke auszufüllen. Man darf sich also nicht wundern, wenn der Ton in seinen prosaischen Werken holprig und ungleich ist, daß der Einfluß früher Gewohnheiten darin bis zuletzt wird indeß als Verfasser der „Nachtwache der Königin", und zauberndsten Gedichte der erzählenden Gattung in der Englischen stets einen Namen behaupten. Auch sein „Lied Kilmany" den Triumphen der Kunst, die ihre Zeit überdauern, und der ein Juwel in Englands Literatur bleiben. Seine Balladen, sehr groß ist, haben ihm ein heiliges Denkmal in den Herzen gegründet, und wenn diese ihm nach Burns den nächsten Platz lassen sie ihm nur Gerechtigkeit widerfahren. Der Schäfer muß und das Feuer seiner lyrischen Poesien werden den deren Dichter übertreffen, außer von jenen Barden, die in der Dichtkunst beim Pfluge faud, als er herabscheidet, ein Museu zuzufügen.

*) Unseres Wissens ist für die Schach-Bauern peâdna viel gebräuchlicher. Es bedarf übrigens wohl kaum der Erinnerung, daß pe (Alt-Spanisch und Portugiesisch) und pede (Alt-Italiänisch) mit den neueren Wörtern pié, piede und pied identisch sind.

**) Beharrendsch oder Beherrendsch, dem der Spanische Name alfadraz zunächst kommt. Bleibende darf man auch den Mongolischen Namen schätzen über in Sprache ohne Etymologie ist) mit Beherrendsch kombinieren. Daraus würde folgen, daß die Mongolen durch eine Mohammedanische Nation mit dem Schachspiel bekannt geworden waren.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf diesen Verlagsartikel der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 155. Berlin, Montag den 28 Dezember 1835.

England.

Die Taxe auf die Wissenschaft in England.

(Aus der Edinburgh-Review.)

Wir staunen jetzt und wollen kaum glauben, daß in England vor 30 Jahren noch Gesetze bestanden, welche jenen unter dem sanften Namen „Stavendanten" verübten Raub und Mord begünstigten und gewiß die kommende Generation es für unglaublich halten, daß im Jahre 1835 unsere Politik durch ihr Steuer-System in einem so hohen Grade barbarisch gegen die Wissenschaft seyn konnte. Der edle und gelehrte Dr. Noah pflegte zu sagen: Eine Taxe auf Papier heißt eine Taxe auf die Wissenschaft. Was würde der allgemein verehrte Mann dazu gesagt haben, hätte er bis jetzt gelebt und einen seiner Schüler im Parlamente verschrien gehört, daß für ein einziges Werk jetzt 4000 Pfund Steuer bezahlt werden muß? daß die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse für die von ihr herausgegebene Weinsche „Pfennig-Encyclopädie", eines der populairsten Werke unserer Zeit, eben so viel an das Steuergut bezahlt, als den durch ihr Genie und ihre Entdeckungen in ganz Europa berühmten Männern, den Arroys, den Babbages, den Brewsters (und Anderen), die ihr Talent und ihre Gelehrsamkeit einem Werke widmen, das unter allen Klassen ihrer Landsleute nützliche Kenntnisse verbreiten soll? Eine jährliche Taxe von 4000 Pfund lasten auf diesem nützlichen Werke, das uns in den bereiten Gesellschaft hervorgegangene Weinsche „Pfennig-Magazin" eine vier Mal so starke Verbreitung hat, so muß es demnach 16,000 Pfund jährlich an Steuer bezahlen! Welcher Tribut, welche Hemmung, welches Abschreckungs-Mittel für die Wissenschaft!

Noch eine andere nicht weniger verwerfliche Taxe auf die Wissenschaft ist der hohe Zeitungs-Stempel. Obgleich unmittelbar nur politische Kenntnisse durch ihn besteuert sind, so trifft er doch mittelbar alle Gattungen menschlichen Wissens und verdient wohl den steigenden Unwillen des Publikums, der von allen Seiten dagegen laut geworden. Es walten bei dieser Taxe ganz eigenthümliche Umstände ob; auch haben ihr die jüngsten Begebenheiten neue Wichtigkeit verliehen, und wir hatten es nicht für überflüssig, noch einige Worte darüber zu sagen. Bei allen wichtigen Fragen, die zur Sprache kommen, hat die Presse stets zur Aufgabe gemacht, die öffentliche Aufmerksamkeit darauf zu lenken, auf sie einzuwirken und ihr eine mehr oder minder bestimmte Richtung zu geben. Bei der Stempelfrage hat sie dies nicht nur unterlassen, sondern sie war aufs eifrigste bemüht, die Aufmerksamkeit von diesem hochwichtigen Gegenstand ganz abzulenken. Der größte Theil der Londoner Zeitungen schlug diesen Weg ein und ist offenbar verblendet gegen die Wirkung dieser Gewaltthat. Sie haben freilich viel dabei auf den Spiele, aber glauben vermuthlich viel dabei zu verlieren. Aus der Anwendung der Stempelstrafe erwuchs ihnen ein Monopol, so wenig auch die Urheber der Steuer es beabsichtigten; das Monopol soll abgeschafft werden, und sie fürchten daher großen Verlust. Wie unsererseits sind überzeugt, daß ihnen kein Nachtheil daraus entspringt, daß sie auf der einen Seite gewinnen würden, was sie auf der andern verlieren. Doch können wir es ihnen nicht übel nehmen, wenn sie nicht unserer Meinung sind und gleich anderen Handelsleuten, die Vortheile wählen, welche ihnen vermeintlichen Vortheil am günstigsten sind. Allein in einer Beziehung weichen sie ganz von anderen Handelsleuten ab; sie haben nämlich die Macht in Händen, sich selbst zu schützen und das Publikum — die Kunden — zu dreimaldringlichen, indem sie jeden verdrängen, der in denselben Artikel Geschäfte machen will. Ist irgendwo ein Handelszweig durch die Legislatur in Verlegenheit gebracht, oder wird er durch die bestehenden Verhältnissen der Konkurrenten, besserer oder wohlfeilere Waare zu erlangen, bedroht, so ist gleich die Presse bei der Hand, um der einen oder der anderen Partei Recht zu verschaffen. In unserem Falle ist die Presse selbst Partei — der Handelsmann — und die andere Partei — das Publikum als Konsument — ist ohne Beistand. Der Gewerbeschein der Schenkhäuser hatte keinesweges den Zweck, den Schenkwirthen ein Monopol zu geben; aber es wurde unvermeidlich im Lauf der Zeit so, selbst für die Besitzer dieser Lizenzen, welche die Eigenthümer der Schenkhäuser waren. Als diese abgeschafft werden sollte, schrien die Herren über Millionen, die sie im Vertrauen auf ihr wohlerworbenes Monopol verlieren. Allein das Publikum hörte sich nicht daran; Versammlungen wurden gehalten, Wittschriften eingereicht, und das langjährige Unrecht sank vor der Macht der Vernunft und Wahrheit. Hierbei hat die Presse tapfer mitgekämpft. Wie würde es aber zugehen, wenn beides, wenn die Zeitungen ebenso wie die Schenkhäuser in den Händen der Brauer gewesen wären?

Die Anstrengungen der Londoner Blätter, mit Ausnahme einiger, die als die unbescholtenschten und unregenmäßigsten bekannt sind, gingen darauf aus, ihren Lesern die Meinung aufzudringen, daß das Publikum durchaus gleichgültig gegen die Stempelfrage wäre. Deshalb nahmen sie kaum Notiz von den Verhandlungen, welche über diesen Gegenstand in den drei Versammlungen gepflogen wurden, die mit zu den größten Volksversammlungen gehören, welche sie in der Hauptstadt gehalten wurden, und von einer großen Volksversammlung in Southwark und einer anderen ebenso großen im Mechanics-Institut gaben sie nichts als die dürre Anzeige. Die Politik der Zeitungen trug ihre Früchte; Minister und Parlaments-Glieder, die ihre Belehrung über die Volksmeinung aus diesen Quellen schöpfen, wurden irregeleitet, und so wurde die Taxe noch beibehalten, während eine bessere Belehrung die Aufhebung schon in dieser Session unvermeidlich herbeigeführt haben würde. Wie allgemein und lebhaft das Interesse für die Sache war, dürfen die Minister aus der Provinzialpresse erfahren können. Diese weiß ihre Politik nicht mit ihrer Pflicht in Einklang zu bringen und sie freimüthig auszusprechen. Auch die mit so vielen Tausenden von Unterschriften versehenen Petitionen, die so zahlreich über diesen Gegenstand einliefen, hätten den Ministern und Gesetzgebern die Augen öffnen sollen. Daß es nicht geschehen, ist kaum zu glauben, aber leider wahr!

Gerade die gegenwärtige Verwaltung sollte der allen anderen eine Taxe abschaffen, welche der Verbreitung der Kenntnisse feindlich entgegentritt. Ein Ministerium, das wissenschaftlichen Bestrebungen so ergehen, wie das jetzige, hatte England noch nicht oft; es hat in seinem Schoße Männer, die als Schriftsteller der gebildeten Welt ehrenvoll bekannt sind; alle Glieder desselben sind wissenschaftlich gebildet; einige darunter sind selbst thätige Mitglieder der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse. Und dennoch war gerade dieses liberale und gebildete Ministerium kaum gegen die Stimme der Belehrung, der Erläuterungen einiger Parlaments-Mitglieder mehren, nächst den Künsten der Zeitungen, die Minister in ihrer Täuschung festgehalten haben. Wir dürfen uns aber der gerechten Hoffnung überlassen, daß es bis zur nächsten Session andere und bessere Ueberzeugungen gewonnen haben wird, und daß die Unterstützung von seiten des Volks ihm Kraft verleihen werde, den Anfeindschkeiten zu widerstehen, die es an der Erfüllung seiner Pflicht gehindert haben!

Sollte aber unsere Hoffnung von dieser Seite uns täuschen, so sind wir überzeugt, daß die Gewalt der neuesten Erscheinungen in dieser Sache die Regierung zum Nachgeben bewegen wird. Diese Erscheinungen traten erst seit dem Schlusse der Parlaments-Session hervor, und von ihnen wird, wie wir vermuthen, das Schicksal der Stempel-Taxe entschieden werden. Während des Sommers sind nämlich Versuche gemacht worden, ungestempelte Tageblätter in den Handel zu bringen, die Fliegen auf unverbrauchtes Hinderniß und gingen ein. Gegen andere, die lange Zeit ohne Stempel erschienen, brachte die Regierung zwar das Gesetz in Anwendung, mußte aber in und außer dem Hause viele Klagen gegen ihr Verfahren hören. Wie gestehen offen, daß wir in diese Klagen nicht einstimmen können; so lange nämlich das Stempel-Gesetz in Kraft ist, haben die demselben unterworfenen Zeitungen ein volles und unabweisbares Recht an den Schutz, welchen ihnen die Regierung gegen solchergestalt angestellten lassen kann, die einen Schleichhandel mit demselben Artikel treiben, das heißt, Zeitungen drucken und verkaufen, die nicht die gesetzliche Abgabe entrichten. Doch obgleich die Regierung wegen dieser Maßregeln nicht getadelt werden kann, so geht doch aus ihrer Nothwendigkeit selbst hervor, daß die sie veranlassende Taxe verwerflich ist, und Jedermann sieht auch leicht ein, daß die Maßregel nicht Stand halten wird. Der Schleichhändler wird die Regierung besiegen, gerade wie der Schleichhändler, welcher gestempelte Gewebe und viele andere Artikel des allgemeinen Bedürfnisses einschmuggelt, noch immer die Regierung besiegt hat, wenn die Abgabe auf den Gegenstand seines Schleichhandels unerträglich hoch war. Kann hatte man sich der unrechtmäßigen Druckerpresse in London bemächtigt, so setzten sich in den Provinzen andere Pressen in Bewegung. Ueberall in London sah man ungestempelte Zeitungen, natürlich ohne Namen des Druckers, die in den großen Fabrikstädten verbreitet wurden. Noch vor Kurzem hatte gelautet werden, Kann das Ministerium an die endschaftsbestrafung dieser Kriege denken? Nimmermehr! Es wäre ein ganz hoffnungsloser Kampf. Das Publikum hat nun einmal Lust, Zeitungen zu lesen, ist aber auch nicht Willens, dafür 300 Prozent Steuer zu zahlen, welche die Gesetze verlangen. Die Abgabe von den geistigen Getränken wurde vermindert, weil der Schleichhändler mit seiner wohlfeileren Waare den rechtmäßigen Kaufmann zu Grunde richtete und so das Gouvernement bewog, die Abgabe von den übrigen geistigen

Digitized by Google

Waaren, von politischen und allen anderen Wissenschaften wird abgeschwiegen werden — von Recuetten ist hier keine Rede —, weil der unrechtmäßige Zeitungs-Händler den rechtmäßigen ruinirt und dadurch die Regierung beeinträchtigt. Das Publikum will nun einmal das Lesen eben so wenig lassen wie das Trinken. Jedermann sah ein, daß die Absatz der Gerichte vermindert werden müßte, und Jedermann wird einsehen, daß die Absatz von den Wissenschaften aufgehoben werden muß.

Italien.

Manfred von Sicilien.

(Schluß.)

Als Manfred durch kurzen Schlaf sich erquickt hatte, ließ der Sturm allmälig nach; von Zeit zu Zeit kamen zwar neue Regenschauer, allein sie hinderten die Flüchtlinge nicht an der Fortsetzung ihrer Reise. Da brach das Unwetter plötzlich wieder los, und zwar mit solcher Gewalt, daß die ganze Gegend zu einem großen Sumpfe wurde; die Pferde sanken bis an die Knie ein.

„Wenn es so fortgeht," sprach der Jagdmeister, „so ist es unmöglich, daß wir auf dem Wege bleiben. Euer Vater hat hier in der Nähe ein kleines Jägerhaus bauen lassen, das nach seinem Tode verfallen wurde. Verirrt ist noch so viel davon übrig, daß es uns Obdach geben kann. Wir müssen uns links halten. Finden wir da Schutz, so können wir ausruhen, bis der Morgen graut, und dann bei hellem Tage in Lucera ankommen."

Es war aber seine leichte Sache, in dieser finsteren Wilde das Jägerhaus Friedrich's des Zweiten aufzufinden. Nachdem sie nur Irrfahrung auf's Gerathewohl dahingeritt waren, fließ einer der Ritter mit dem Streithelme gegen einen festen Körper, den man wegen der Finsterniß nicht unterscheiden konnte. Es war die Thür des Gebäudes. Als man sie mit Gewalt erbrechen wollte, ging sie in Stücke. Dadyf schlug mit seinem Säbel an einem Kiesel Feuer aus die Pferde wurden in die danebenliegende Ställe gebracht, und Leuten ein Herr von Manfred verstümmte; die Ritter aber bedienten das morsche Gebälk, schichteten die Stücke in dem Saale über einander und machten den Boden desselben zu einem großen Feuerheerd. Schöne Gothische Statuen und sauberer Waareneis schmückten noch die öde Behausung. Der köstliche Schein des gewaltigen Feuers verbreitete sich weit über die Ebene.

„Das ist ein Königliches Feuer!" rief Manfred; „wohlan, Ihr Freunde! legt Euer Rüstungen ab; und kommt der Feind, so stecken wir das Haus an und begleiten ihn unter den Trümmern."

„Ich würde mich gar nicht verwundern, wenn ich ihn zunächst sähe"", sagte Dadyf mit der Freimüthigkeit eines alten Dieners; „„Euer höfischer Rand, und nicht ein tölpischer, wie Ihr ihn nennt, könnte den besten Feind aus Aegypten und Marokko herlocken.""

„Freilich, Dadyf! Dafür sind wir auch Ertonmunizirte!"

Der Morgen erhellte endlich wieder, aber dichter Nebel verhüllte die Gegend. Manfred's Hausgesinde verließ das Jägerhaus, und setzte den begonnenen Marsch fort, was zu thun sei. Manfred lag den Sinnigen dringend an, ihn zu verlassen; er wollte, nur von Dadyf und dem Jagdmeister begleitet, vor Lucera erscheinen. Die Ritter gaben seinen Bitten mit schwerem Herzen nach und zogen sich einstweilen hinter den Berg zurück. Eine Garnison aus Deutschen und Sarazenen besetzte die Mauern Luceras, und eben machte ein Trupp Sarazenen die Runde um ihre mit Zinnen bespickten Stadtmauern, als die drei Reiter an der Zugbrücke erschienen. Man scheie zu den Waffen, und bald waren die Räume zwischen den Zinnen mit Menschen angefüllt.

„Wer da?" rief eine Sarazenische Schildwache.

„Dadyf"", sagte Manfred zu seinem Afeitaner, „„jetzt ist die Reihe an Dir; ich verstehe kein Arabisch.""

Dadyf schrie, so laut er konnte: „Allah ekbar! (Gott ist groß!) Hier steht euer Weltbeherrschender Fürst, der Sohn des Kaisers! Auf eure Dankbarkeit und Gastfreiheit vertrauend, kommt er zu euch; öffnet die Thore, wie ihr versprochen habt, und macht einen guten Ruf nicht zu Schanden!"

Manfred nahm seinen kupfernen Helm mit dem silbernen Adler vom Haupte und zeigte dem Krieger sein junges Helden-Antlitz, von dichten Locken umwallt, die der Staub der ausgedrohten Sonne zu vergolden schien. Dieser verwunderte sich darüber mehr als einige Reise.

„Jedchul! Jedchul!" (Er komme herein!) riefen die Sarazenen wie mit Einer Stimme. „Was kümmert uns der Papst mit sammt seinem Banne! Willkommen, Du, unser Wohlthäter, unser Melik! (König), unser Vater! Keiner verhindre seine Ankunft dem Statthalter Maschino, der es mit dem Papste hält. Wir bürgen für sein Leben und seine Freiheit!"

Die Schildwachen zu allen Eingängen waren in den Händen des Gouverneurs; aber unterhalb der Pforte, wo welcher Manfred stand, mündete ein Kloak. Manfred sprang augenblicklich vom Pferde und versuchte es, durch diesen unreinen Kanal auf allen Vieren in die Stadt zu kriechen. Diese Erniedrigung des geliebten Herrschers rührte die Araber bis zu Thränen.

„Was!" Wir sollten es dulden, daß unser Melik so unseiner Weise in die Stadt einzieht, die sein eigen ist? Nimmermehr! Nieder mit der Pforte!"

Gesagt, gethan; die Araber schlugen das Portal mit Keulen und Aexten ein, und bohrten den Fürsten triumphirend auf ihre Schultern. Manfred lieh seinen Begleitern durch Trompetenstöße den glücklichen Einzug verkündigen. Der Gouverneur hatte bereits Nachricht bekommen, und schon hatten sich die Deutschen vom Palaste von Lucera gegenüber in Schlachtordnung gestellt. Als die Sarazenen dies bemerkten, riefen sie ihnen mit furchtbarer Stimme zu: „Nieder auf euer Knie! Hier ist euer Fürst, der Sohn eures Kaisers. Kniet nieder, Rebellen!"

Und so mächtig war der Einfluß des Feudalwesens und der ritterlichen Hierarchie auf die Menschen jener Zeit, daß die Deutschen, obwohl schlagfertig und der Arabischen um das Dreifache überlegen, ehrfurchtsvoll zurücktraten. Selbst der päpstlich gesinnte neue Statthalter Manfred wieder und leistete ihm den Eid der Treue.

So war Manfred wie durch einen Zauberschlag zum Herrn des Landes gemacht worden. Die Nacht, welche auf diesen Tag folgte, war die längste, und ihre Nacht voll Abenteuern erwartete ihn die ganze Insel Sicilien. Lucera, einer erstaunlich feste Stadt, wo die meisten Schätze und Archive niedergelegt hatten, diente den Anhängern Manfred's als Vereinigungs-Punkt. Das Geld des Schatzes und Kriegsbedürfnisse, und der Streit des Papstes wurde gebrochen.

An der Spitze eines kleinen Heeres, das ihn anbetete, und das die Uebergabe der Feinde verachten gelehrt hatte, erobert Manfred sein Reich. Städt für Städt wieder und machte in wenigen Tagen Schanden. Er ließ in seinen Staaten eine Civilisation und Ordnung einführen, die nur seiner kriegerischen Epoche fremd war, und behauptete sich achtet den Ruf des tapferen Fürsten seiner Zeit.

So vergingen fünfzehn Jahre, in welcher Periode Manfred Krieger, Staatsmann und edler Ritter der Mittwelt verbunden Schlacht an der Arbia (1261) hatte die Ghibellinen Toscana's mächtig; die Republik Florenz stand alle Tage schlagfertig, um den Angriff Manfred's feastreuste und weise Regierung, der Ghibellinen Einfluß wohlthätig zu wirken, als Urban IV., ein geborener Franzose, den Päpstlichen Thron bestieg. Dieser Papst hatte den festen Entschluß, Ghibellinische Partei, deren Haupt Manfred war, zu vernichten, wollte die Besitzungen und die Autorität seiner Vorgänger auf's neue erwerben, sondern auch vermehren.

Urban betrieb sich zum Ziele seiner Manfred's zwei Waffen des Auslandes und der Aufwiegelung beim Volke. Zu diesem Behufe Tochter Kaiser Friedrich's von einem andern Bette an den Grafen Caserta verheirathet. Der Bruder und die Schwester durch Geistesverwandtschaft noch mehr als durch die Bande des Blutes an einander gekettet, liebten sich so innig und herzlich, daß die Verbindung Ehe kein Spiel hatte. Der König bruder Sicilien, und sie noch die Schmach des Bannes zu tragen, wurde der Gräfin Caserta Geschlechtsreiche von der Gunstbuhlerin Manfred's, Bianca Lancia, die mit schwindeliger Verschmitztheit unter allen Damen der Gesellschaft ausgesprengt wurde. Was es ein Verbrechen, daß die Gräfin Caserta, die liebenswürdige Gattin eines jungen Fürsten, den Bruder Manfred in ihrem Hause zärtlich verpflanzte und ihn besuchte? Sie waren zusammen aufgewachsen, und die Zuneigung Verdienste die lügenhafte Geschichte so schlecht wichtige, ihn jungen Seelen eine geistige Nahrung gewährte, die sie mit der barbarischen Zeitalter erhob. Manfred's Bruder ist Verbrecher für das eine und für seine Schwester unbesonders war eine kräftige Stütze seines wunds, dessen Stimme die Jahrhunderte durchdrang, ein Freund der Wahrheit es versucht hätte, ihn Lügen zu strafen.

Während das durch Manfred beglückte Volk in seinen Wohlthäter festhielt, Prag, Rad. das Haupt der Provence und Neapel, das Heiligthum der Christenheit, des Papstes zufolge, über die Alpen und bekriegte an der Spitze seiner tapferen Heere, die Italiern fremd waren, die Tüchtigkeit einer Verleumdung, die nicht einmal eine Ähnlichkeit verträgt, die schändliche Anklage, seine heiligsten Gefühle zu haben, die Verachtung, der er sich durch seine prunkenden Sitten zu schwer auf sich. Giovan Villani erzählt, der Kaiser sagte, müssen, als er durch einen Kammerling davon Kunde erhielt, rührende Scenen mochten damals in dem Schlosse Caserta vorgefallen sein, dessen Trümmer noch jetzt das reizende Thal Maddaloni schaffen, als der Graf Caserta, bis dahin ein treuer Vasall seines Bruders, nachdem er das schmutzliche Gerücht gehört, das der Papst Mirbes schändete, publizirt in voller Rüstung in dem Saale, wo Bruder und Schwester, wie so oft, einander Trost zu geben, sammen saßen! Die Gräfin fragte in ihrer Unschuld, was Ursache während Leidenschaft des Grafen bedeute, als die beiden einer geheimnißvollen Erklärung sich gegenseitig bewußt wurden, daß sie den Grund dieses Zweikampfes errathen oder Beschuldigung ahnen konnte, die auf ihr und Manfred's Häusliche Drama, das die Historiker kaum flüchtig berühren, ein einst der tapferen Fürsten, der Verachtung zu preisen.

Unterdeß stachte Karl von Anjou mit seiner furchtbaren und die Guelfische Partei erstand wieder aus ihrer Asche. Viele Barone und vornehmsten Vasallen im Schlosse von Caserta Berathung. Auch Graf Caserta erschien, als wäre zwischen nicht das Geringste vorgefallen, bewgte vor seinem Lehnsherrn und schwur ihm unverbrüchliche Treue.

Die Rede, welche Manfred bei dieser feierlichen Gelegenheit war eines solchen Herrschers würdig. Er rief den entsetzlichen Schmach, die weit ausgedehnten Zwietracht zwischen Hofes, den Ehrgeiz und tödtlichen Haß der Geschlechter dächtnik. Unter Anderem sagte er: „Der Papst hätte Karl von die Krone an und will uns unseren rechtmäßigen Besitz nehmen. Wenn die hier versammelten Barone ihrem König und Herrn bleiben, so werden wir bald jene Ausländer, die das Kreuz Beute, im Herzen aber Verrath und Unheil tragen, die Berge mit ihren Gebeinen bleichen sehen. Send Ihr Pflicht, so wird Italien von Feinden überschwemmt, und Ehre dem, der zuletzt kommt, als Beute anderm. Wenn deutsche dürfen Boden der Stiefmutter, nach einzelner Rache, zu gewinnen, so werden ihre Verwünschungen auf ihren Häuptern bleibt oder Verräthern zum Jammer und zur Entmuthigung den Weg gebahnt."

Dann gedachte Manfred mit wenigen Worten der Schmeichelungen, welche die Päpste und ihre Schergen auf sein

kunft: sein Vater Friedrich sollte zwei Bundesbrüder als Kinder ermorden; er selbst (Manfred) seinen kranken Vater in einem Kissen erstickt haben; Konrad gab man Vergiftung seinem Bruder Heinrich, und Manfred Vergiftung des Konrad Schuld. Die letzte und empörendste Verleumdung übergieng er mit Stillschweigen und sprach nur in höchster Aufregung: „Diesenigen, welche Verbrechen von dieser Art ersinnen, die eben einer, das scheußlichste ist, als alle übrigen, und legen es uns zur Last!“

„Edle Ritter“, so schloß Manfred seine Rede, „die Tücke der Guelfen giebt Euer schönes Vaterland neben Ausländern preis. Was können diese Volk unsere Hände mit dem Papste? Glaubt Ihr, daß Karl von Anjou die Ehre des päpstlichen Stuhls, daß seinen Kriegern die Sache der Religion am Herzen liege? O, wie groß ist dann Eure Täuschung! Euer Gold, Eure Schätze, der freundliche Himmel, unter dem wir wohnen, sind die Ziele, nach denen dieses deutschfeindliche Volk, das überall nur verschlingen will.“ . . . . . .

Diese Rede, deren Echtheit nicht bezweifelt werden kann, hat uns Jamsilla in seiner rohen Kraftsprache aufbewahrt. Sie ist für jenes Zeitalter ein Muster männlicher Beredsamkeit.

Aber das Ziel des Papstes, die Intriguen der Guelfen und jene populair gewordenen Verleumdungen, deren Opfer nie versiegt, wirkten vereint gegen Manfred. Sie machten seiner Barone waren im Genuß ihres Reichthums verweichlicht, sie mißtrauten einander, und Manfred konnte sich nur auf die Kraft seines deutschstämmigen Volkes, das überall nur verschlingen will.“

Diese Rede, deren Echtheit nicht bezweifelt werden kann, hat uns Jamsilla in seiner rohen Kraftsprache aufbewahrt. Sie ist für jenes Zeitalter ein Muster männlicher Beredsamkeit.

Aber das Ziel des Papstes, die Intrigen der Guelfen und jene populair gewordenen Verleumdungen, deren Opfer nie versiegt, wirkten vereint gegen Manfred. Sie machten seiner Barone waren im Genuß ihres Reichthums verweichlicht, sie mißtrauten einander, und Manfred konnte sich nur auf die Kraft seines deutschstämmigen Volkes, das überall nur verschlingen will.“ . . . . . .

ihre altisraelitischen Bärte beibehalten, tragen Beinkleider der Art und sonstige Gewänder, wie die der Mauren, und haben eine kleine Mütze statt des Turbans. Die Rabbinen und andere Personen, welche unter ihren Glaubens-Genossen eine Autorität besitzen, erscheinen ebenfalls in altisraelitischer Tracht. Die Damen verschleiern sich nicht wie die Mauresinnen, aber sie überdecken dieselben in ihrer Liebe zum Putz. Eine Haube von vergoldetem Draht, die rückwärts, wenigstens elenlang, vom Kopfe herabhängt, giebt ihnen das Ansehen einer Strehlitze. Die Mauritschen Frauen erdulten sich, wie man mir versichert, die schwarze Schönheit ihrer Augenbrauen, die Nägel an den Fingern sie übrigen mit Hennasaft, und ebenso ihr Haar, was ihnen den abscheulichen Anblick eines rothen Kuhschweifs giebt. Zu Ende der vorigen Woche war bei den Juden der Ausgang eines großen Festes, welches hier mit mehr Fröhlichkeit als in Europa gefeiert wird. Das Fest, sagte mir einer ihrer Rabbinen, wird zum Andenken an den Durchzug ihrer Vorfahren durch die Wüste gefeiert. Für die Dauer der Festtage bauen sie auf den flachen Dächern ihrer Häuser Hütten aus Baumzweigen und Laub auf, und hier verbringen sie jeden Abend der sieben Festtage bei Aerzeneilicht ein Festmahl ein, das aus den besten Schüsseln besteht, die sie bestreiten können; dabei sind Männer, Weiber und Kinder in Gold und Seide prangend, und legen alle möglichte Pracht zur Schau. Den Herrn Descouffe Terrasse, die eine herrliche Aussicht auf 10 Meilen in die Runde gewährt, brobachtete ich mit Wohlgefallen die feiernden Kinder Israels. Die Lichter zeigten mir durch das grüne Laubwerk jeder Gerichte, das in den Hütten verzehrt wird, und ihre Zahl war Legion. Ihr Kleiderprunk bildet oft einen verletzenden Widerspruch mit anderweitigen Symptomen der Beschränktheit in ihren Vermögens-Umständen. Neulich Abends bemerkte ich einen jungen Hebräer, dessen Beinkleider schon große Fortschritte in ihrer Lückenhaftigkeit gemacht hatten; aber er trug zugleich eine Jacke von carmesinsrothem Sammet mit Gold verbrämt und eine gallische seidene Schärpe. Auf derselben Bachsinne befand sich eine Frau, deren Füße zwar nichts von Strümpfen aufwiesen, aber die Mitglieder war von Diamanten durchwirkt, und ein Stück glänzenden Goldstoffes flatterte an ihrem Kopfe.

Sowohl in dieser Hauptstadt als in Oran und Bona machen die Juden einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung aus; ausser den Handelsstädten findet man sie selten. In Algier wohnen sie in den ärmlichsten Häusern und so dicht zusammengedrängt, daß bei ausbrechender Pest, oder anstekenden Fiebern gewöhnlich aus ihrer Mitte die zahlreichsten Opfer fallen. Ich sinne, daß man den Juden Gelegenheit geben sollte, die ihre Algier schreiben, im Betreff der Juden das allzugroße Verfahren brobachten, auf diese nämlich zu schonen. So trägt das Werk eines talentvollen Franzosen vor mir, worin es heißt: „La Nature leur a denié jusqu'au courage des mauvaises actions." Fürwahr, dies bringt mein Blut in Wallung! Hat die Natur etwa die Juden anders gebildet als uns? Es ist Läugnung gegen die Natur, so zu sprechen. Ein und derselbe Gott hat unsern Körper gebildet, wie uns als Geschöpfe seiner gemeinschaftlichen Familie betrachtet. Darf denn der Unterdrücker die Juden hier für Fehler verantwortlich machen, die eine nothwendige Folge seiner Unterdrückung sind? Noch darf ich nicht vergessen, Ihnen zu sagen, daß die Juden hier die besten, d. h. die wohlfeilsten Kaufleute sind; in ihren Läden findet man immer die Waaren billiger als anderswo, und oft sogar um die Hälfte. Dieses bringt ihnen lebhaften Absatz, und sie bestätigen dadurch die alte Lehrsprache, daß ehrlichkeit die beste Politik ist. Wie viele Nicht-Juden zeigen durch ihre Handlungen die umgekehrte Lehre, daß Politik die beste Redlichkeit ist!

Juden mögen seit der frühesten Zeit nach ihrer Zerstreuung in dieser Regentschaft gewohnt haben; doch der größte Theil der gegenwärtigen jüdischen Bevölkerung stammt von denen ab, welche aus Spanien hierher flohen, einige Jahre nach der Vertreibung der Mauren aus jenem Lande. Die Spanier gestatteten sie in der Mitte Sommerszeit zu vertreiben, damit den Juden noch seineren Aufenthalt in ihrem Lande, doch sie wurden bald ein Gegenstand der Habgier und der Verfolgungen. Ihr Wohlstand reizte die ersteren, und ihre Religion diente zum Vorwand für die letzteren. Gegen Ende des 14ten Jahrhunderts führte daher Simon ben Smia eine Kolonie der Verfolgten von Spanien weg. Die Spanier hatten ihm ins Gesängnis geworfen; allein — so erzählt die Sage — er malte mit Holzkohle ein Schiff an die Wand desselben, und sich selbst und seine Gefährten aufgefordert, daß sie sich auf einen bestimmten Tag bereit halten sollten, um sich in einem bezeichneten Hafen einzuschiffen. Als der Morgen des bestimmten Tages erschien, öffnete sich wunderbarer Weise die Mauer, auf welcher das Schiff gezeichnet war, und hervor kam ein wirkliches Schiff, das sunfzigmal so groß war wie das gezeichnete und im Stande, unberete Tausend Passagiere aufzunehmen. Das Schiff glitzerte von Gold in den Hafen hinab, und zog flug der heilige Mann, an der Spitze seiner treuen Israelitischen Volkes, an Bord, gab einen Wink, und die Segel spannten sich auf. In dem heiligen Schiffe fanden sie alle Arten von Bequemlichkeiten vor; Kastetenjungen boten den Hungrigen Fleisch und Zwieback an und brachten Becher für die Durstenden. Nach wenigen Tagen landeten sie an der Küste von Algier, wo sie mit der Sarazenischen Regierung Verträge abschlossen. Sie erbielten das Versprechen einer Gelassenheit, ungestört ihre Religion anzuhängen, Handel und Gewerbe zu treiben, Alles wenigstens gegen einen Lösungsgroschen. Man erlaubte ihnen ferner, geistige Getränke zu bereiten und Wein zu schenken, und bewilligte ihnen Grundstücke, um Synagogen erbauen und Begräbnisstätten anlegen zu können. Der Vertrag hierüber ist auf Pergament und im Jahre 1390 geschrieben, und wird noch jetzt in den Gemeinde-Archiven zu Algier aufbewahrt. Allein die Türken respektirten nach der Besitznahme des Landes den Vertrag sehr wenig.

Unter der Türkischen Herrschaft war es, wo sie unter dem härtesten Drucke seufzten. Ihre Peiniger verfielen auf die Erfindung, daß jeder Muselmann noch Christ des Abends ohne brennende Laterne auf den Straßen gehen sollte; Licht mit sich zu führen, befahl man auch den Juden; aber die durfen es nicht in einer Laterne, sondern mußten es in der bloßen Hand tragen. Konnten sie nun mit ihren Fingern das Licht gegen den Luftzug nicht schützen, so machte sich die Polizei den bittern Spaß, die Armen mit der Nasenlade oder mit einer Geldbuße zu bestrafen, weil sie ohne Licht gingen. Wieder andere Juden, denen die Mauren oder Türken geschlagen, so durfte er, bei Lebensstrafe, Hand zu seiner Selbstvertheidigung aufheben. Jemand, der noch jetzt in Algier ist, erzählte mir, wie er gesehen, daß man einen bejahrten Juden tum, die Straßen jagte, wo ihn muselmännische Jungen verfolgten und mit Steinen warfen. Die gewöhnliche Todesstrafe bei den Verurtheilungen, aus welchem unglücklichen Stamme war, lebendig verbrannt zu werden. Ihre Schuld, der jetzige Schwedische Konsul, hat mir einen schrecklichen Fall dieser Art beschrieben, dessen er sich noch erinnerte. Es war das Schicksal eines achtbaren Kaufmannes, den er persönlich gekannt. Er wurde zum Flammentode verdammt, weil er das Unglück hatte, dauterert machen zu müssen, und da der Deh seinen Ergriff von dem Unterschiede zwischen einem Compagnon und einem Schreiber hatte, so wurde der unglückliche Schreiber des Kaufmanns verdammt, an der Seite seines Herrn auf dem Scheiterhaufen zu leiden. Der Stock, mit welchem der Kaufmann an den Pfahl gebunden war, wurde vom Feuer verzehrt, ehe die Daaten des Unglücklichen gerendet hatten, und er stürzte aus den Flammen hervor unter die schaudernden Zuschauer; aber man führte ihn zurück und band ihn auf's neue.

Wenn Sie mich aber fragen, was es nütze, die Erinnerung an solche Greuel wieder herauszubeschwören, an Greuel, die uns voraussichtlich Türmen, das Dasein unseres Geschlechts zu verwünschen? so weiß ich Ihnen auf einer Gegenfrage antworten: Gedenken die erzählten Greuel der Menschheit der Erschaffung oder der Wahrheit an? Ach! nur zu wahr sind sie. Wohl, sie sind vergangen! aber was einst geschehen ist, kann wieder geschehen, wenn wir nicht an das menschliche Herz gegen solche Schandthaten appellieren.

Aus dem Umstande, daß man in diesem Lande den Juden so übel mitgespielt, mußte ich schließen, daß ich sie in Algier erbittert gegen die gesürzte Regierung, aber enthusiastisch den Franzosen zugethan finden würde; allein der Fall ist ganz anders. Es verschwindet, daß unter allem man Individuen finden, welche Französisch reden, scheinen oft ungeduldig, wenn man ihnen vergangenen Druckes erwähnt, und den Gegenstand ganz vermeiden zu wollen, als eine Sache, die ihren Stolz verwundet. In einer Unterhaltung mit einem ihrer reichsten und achtbarsten Männer machte ich diesem über ihre Schwäche Vorwürfe, aber er lachte, indem er sein Unrecht bald eingestand. Das Verdammen und Verurtheilen der Juden ist jetzt nicht in Uebung, aber — Hatz er hinzu, „wir waren nicht ganz und gar unglücklich, wie Sie sich einzubilden scheinen. Wir hatten einen eigenen Vebereicher, der König, wie wir ihn noch nennen, der alle Streitsachen zwischen uns schlichtete. Handel und Gewerbesiel waren fast ausschließlich in unseren Händen, ehe die Franzosen uns Land kamen, was jetzt leider gar nicht so ist. Jeder reiche Jude hatte sie eine mäßige Summe seinen Türkischen Beschützer, der nicht nur ihn beschützte, sondern auch seinen Armen Juden, die Schädlinge des Reichen waren." Ich suchte ihn nicht weiter bei diesem Thema festzuhalten; was er aber sagte, beachte mir wieder den alten Erfahrungssatz in Erinnerung, daß in den bedrängtesten Verhältnissen des Menschen Gewohnheit und Natur stets einige Mittel auffinden und finden, der wehe oder wenigstes sein Elend lindern.

(N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Der Hagestolz. Wenn ein Mensch das Unglück gehabt hat, in eine Lebensdahn zu gerathen, die ihm sein Wesen zeigt, das sein Sehnen nach Glückseligkeit stillen könnte, so folgt daraus noch lange nicht, daß er sich das sogenannte Häuschen Glück in der Natur nun empfänglich ist. Ein Mensch kann des höchsten Glückes fähig sein und allein — so in den Fall kommen, den Besitz dieses Glückes sich zu sichern. Nun ist es möglich, daß eine Täuschung solcher Art sein ganzes Dasein erbittert, und daß ebenderhalb immer mehr Sonderbarer und Absiltsamer in sein Wesen kommt, zu welcher Ungestaltung die gutgemeinten Sarkasmen seiner Freunde nicht wenig beitragen. Aber seine tiefliegende tem gemeinen Auge verborgene Sympathie gilt noch fort und fortist nach einer Heilerung, die sie immer vergebens gesucht. Das Naturgesetz thut sich bald dem Hagestolzen in seiner Einsamkeit durch Gedanken kund, die sein ganzes Innere erschüttern. Kämpft er nun gegen diese Gedanken an, und sucht er sich zu überzeugen, daß er sie besiegt habe, daß er die leerige Lücke seines unbefriedigten Herzens mit anderen Dingen ausfüllen könne: so erstredt er nur ein Netz, das Gedanken selbst nicht zu täuschen vermag, wenn es gleich seine Funktion thut. Er sitzt sich seiner Leistung bewußt: allein er kann zu viel edlen Trieb besitzen, als daß er annehmen sollte, die Einsamkeit habe an seiner Seele gezehrt. (Meditations of an old bachelor.)

Die Leser dieses Blattes werden ersucht, das mit der nächsten Nummer desselben abzuende Abonnement zeitig zu erneuern, weil die Auflage des neuen Jahrganges nur nach Verhältniß der eingehenden Anmeldungen veranstaltet wird. Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des gegenwärtigen Semesters werden, wie gewöhnlich, nachgeliefert.

von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr. Alle Buchhandlungen, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 156. Berlin, Mittwoch den 30. Dezember 1835.

England.

Zur vergleichenden Sprachkunde. *)

Unter dem in der Anmerkung genannten, von uns etwas abgekürzten Titel ist ein Werk erschienen, das seinem Verfasser, Hrn. David Booth, gewiß einen ehrenvollen Platz in den wissenschaftlichen Bestrebungen für Englische Sprachforschung sichern wird. Vor 15 Jahren hat dies Werk begonnen worden, und der Verf. hat mit unermüdetem Eifer alle seine Kraft der Ausführung dieses hochwichtigen Unternehmens zugewendet. Hier zeigt sich ein schöner Verein von Gelehrsamkeit, sorgsamer und ernster Forschung und von sprachphilosophischem Talente. Wäre nicht das höhere und wissenschaftliche Interesse in so hohem Grade durch diese Leistung befriedigt, wir würden dieselbe wegen ihrer überraschenden und geistvollen Aufschlüsse der Unterhaltung empfehlen. Denn allerdings ist es unterhaltend, Wörter, deren ursprünglichen Zusammenhang Zeit und Gebrauch verdunkelt, zu ihrer phonetischen und logischen Verwandtschaft zurückgeführt zu sehen. Es ist in der That unmöglich, dies Werk zu durchsehen, ohne die Einsicht zu gewinnen, daß die wissenschaftliche Ergründung des Wortes dem Gedanken neue Bahnen eröffnet, und sey es durch Wiederaufstellung des von uns bereits Besprochenen oder durch die Zusammenreibung scheinbar als einander liegender Sprachgebilde zu ungewohnten Gruppen, werden unsere Vorstellungen erschüttert und unsere eigene Thätigkeit angeregt. Der Verf. hat die Worte etymologisch in Familien geordnet und alle Derivate unter der Wurzelform abgehandelt. Bei das Englische über diese seinen Ausschritt, so wurden andere Sprachen vorgezogen, und wo auch diese keine ausdrückliche Anerkennung zeigten, ward aus der Vergleichung der Composition der Gehalt der Wurzel festgestellt. Diesem etymologischen Verfahren ist hier ein größerer Raum gewidmet, als in irgend einem Werke bisher. Und sehr zweckmäßig hat der Verf. die regelmäßigeren Formationen durch Anhänge-Sylben und vorgesetzte Präpositionen (wie die Zusammensetzungen mit ad, con, sub; die auf ary, ation, ment) in einer Grammatik zusammengestellt, mit Angabe ihrer Primitiven und der Modificationen derselben, ihnen aber im Werke selbst seinen Platz gegeben. Eine zweite wichtige Veränderung ist die Abwerfung der Fessel alphabetischer Anordnung, an deren Stelle die etymologische eingetreten. Der Bequemlichkeit kommt ein alphabetischer Index zur Hülfe. Während in der gewöhnlichen Anordnung innig zusammenhängende Wörter oft durch hunderte von Seiten getrennt sind, tritt hier der Wortverschlag in seiner innern lebendigen Einheit dem Leser entgegen, als eine Geschichte der innern geistigen Geistes. Das alte Chaos ist durch den ursprünglichen Strahl schöpferischen Lichtes gehellt; was in Atomen gewöhnlich auseinanderstiebt, ist in seiner ersten ganzen Fülle hergestellt.

In einer 222 Seiten starken Einleitung giebt der Verf. lichtvolle Aufschlüsse über den Ursprung der Sprachen, über Alphabet, Wortbildung, Zusammensetzung und Grammatik. Wir theilen Einiges hieraus mit.

Herr Booth spricht von den Interjectionen und bemerkt Folgendes:

„Bravo! ist eine Italiänische Interjection, dem Englischen Well-done entsprechend, die wir neuerlich in unsere Sprache eingeführt. Es ist ein theatralischer Terminus, und daher mehr geeignet zum Ausdruck des Gesammtbeifalls, als des Einzelnlobes. — Huzza! ist ebenfalls Ausdruck öffentlichen Beifalls, aber eines stürmischen, der laute, gewöhnlich wiederholte Zuruf einer versammelten Menge; aber das Wort ist nicht nordischen Ursprungs. Die Wörterbücher geben Huzz als gleichbedeutend mit buzz, Gemurmel; das Gothische hazeins bedeutet „Lob". Aber Huzza ist nicht bloße Interjection; es ist auch Substantiv und Verb. Die Hosianna's der Juden waren Gebete, die das Lob des Ewigen feierten, an den sie gerichtet waren. — Wenn wir einem uns Entfernten zurufen, so bedarf es dazu eines einfolbigen Wortes oder eines zusammengezogenen Compositums. Wir rufen einer Person zu, sie möchte bleiben, stille stehen oder umkehren, und brauchen dabei immer ein entsprechendes Wort. Gewöhnlich sind dies Imperative, und ungelehrt kann man alle Imperative als Interjectionen betrachten. Ho! oder Hoa! der gewöhnliche Anruf, ist ein veralteter Imperativ des Verbs hear. — Ahoy! oder Ship, ahoy! ist der gewöhnliche Seeruf, und offenbar mit dem dreimal wiederholten Rufe: Oyes (Französisch oyez, hört!) verwandt. Avast ist ein nautischer Terminus, der bisher noch nicht genügend ist erklärt worden. Er ist ein Ruf zum Haltmachen und auf das Italiänische Basta! zurückzuführen. — Yare! Yare! bei Shakespeare hat entgegengesetzte Bedeutung; es ist ein Imperativ des Angelsächsischen Verbs gearwian, sich vorbereiten, rüsten. Yarely sowohl als Yare kommt im „Sturm" vor; doch keines von beiden Wörtern ist noch gebräuchlich."

Unter den Bemerkungen über die Präfixa lesen wir folgende:

„In mehreren Beispielen tritt die Identität von c und g heraus, eben so häufig ist nach dem einen wie nach dem anderen Konsonanten die Elision eines Vokals. — Clump und Lump, Clog und Log, to Cram und to Ram sind ursprünglich identische, durch den Gebrauch weit verschiedene Wörter. Crumple und Rumple bedeuten: eine glatte Oberfläche, durch Falten und Brüche verunstaltet (Deutsch: krümpfen und rümpfen); Crumble (krümeln) bedeutet: in kleine Stücke zerbrechen, doch so, daß diese Stücke auseinanderfallen. Rumple und Rinkle stammen von derselben Wurzel, und so ist Wrinkles (Runzeln, früher Crinkles) entstanden, die Furchen bezeichnend, welche früher oder später durch die unaufweichliche Macht der Zeit selbst auf dem schönsten Antlitze sich einfinden."

„In Bezug auf den Vorschlag Es ist vor Allem seine Contraction in S zu merken, welche auch bei der Präposition Ex stattfindet; denn wir haben Griechische und Lateinische Derivate, in denen S vor einem Konsonanten erscheint, offenbar in Folge solcher Contraction. Dieser Zusammentritt des S mit anderen Konsonanten schreitt allen Sprachen gemeinsam. Viele Wörter der Art sind Lateinischen, viele Gothischen Ursprungs. Diese Contraction der Es ist dem Französischen und Englischen gemeinschaftlich, und unterscheidet sie Beide Sprachen, daß mit derselben gewöhnlich die Elision einiger Konsonanten verbunden ist; so ist das Wort estroit im Englischen streit, im Französischen étroit geworden."

„Zur Probe geben wir hier noch folgenden Artikel:

„Das Römische Pilum war eine schwere viereckige Holzstange mit eiserner Spitze, von vier bis fünf Fuß Länge, die mit Gewalt gegen den Feind geschleudert wurde, die leichteren mit der Hand, die stärkeren vollends durch Maschinen, Katapulte genannt. — Pilum bießen die zugespitzten Pfähle, die in den Erdboden hineingetrieben wurden, wenn dieser nicht fest genug war, um einem schweren Baue als Grund zu dienen; und aufgerichtete Pfeiler oder Säulen, von Holz oder Stein, rund oder viereckig, einzelnstehend oder zusammengefügt, um einen Bau zu tragen, sind Pillars. Nach architektonischen Gesetzen regelmäßig aufgeführt, werden sie noch durch das Adjektiv columnar näher bezeichnet. Pile ist ein Bau, der auf pillars ruht. To pile up heißt: vereinzelte Gegenstände regelmäßig zusammenschichten, so daß einer den anderen trägt. Daher ist Pile eine geordnete zusammengeschichtete Masse von Gegenständen, und derselben von heap, das einen ordnungslos zusammengeworfenen Haufen bezeichnet. S. to heap. Ein Pile erfordert eine regulaire Basis; er muß, um sich zu halten, nach oben immer spitzer werden, wie eine Pyramide oben in eine Spitze ausläuft. Diese Spitze ist dann eigentlich der Pile. To Compile (kompilieren) wird von litterarischen Werken gebraucht, die aus zusammengebrachtem Material nur zusammengeschichtet sind. Der Kompilirenden (compilers) giebt's Viele, aber ihre Machwerke sind mehr heaps (Haufen), als Compilations (wohlzusammengeschichtete Werke). *) Weiter wurde der Sprachgebrauch ausgedehnt, und jedes weitschichtige Gebäude, insofern seine Steine verbunden sind, pile genannt."

Gewiß wird dies Werk einem jeden Freunde gründlicher Sprachforschung willkommen und lehrreich seyn, und es ist dem Verf. zu wünschen, daß er sein Nationalwerk glücklich vollende.

Bibliographie.

Norman Leslie. — Erzählung aus der Gegenwart, von T. S. Fay. 3 Bde.

One in Thousand. — Roman aus der Zeit Heinrich's IV. Vom Verf. des „Zigeuner". 3 Bde.

Agnes Serle. — Roman vom Verf. der „Erbin". 3 Bde.

Out of town, or the recels. (Parlaments-Ferien.) Roman. 3 Bde.

Rienzi. — Roman von E. L. Bulwer. 3 Bde. 31½ Sh. (Wir werden über dieses Werk nächstens ausführlicher berichten.)

*) An analytical dictionary of the english language, in which the words are explained in the order of their natural affinity and the signification of each is traced from its Etymology. (Etymologisches Wörterbuch der Englischen Sprache.) Von David Booth 4. 677 S. London, 1835.

*) Uebrigens ist dieser Satz nur nach der willkürlichen Etymologie des Verf. richtig. Von „compilare", zusammenplündern, abgeleitet, sind all compilations in der Verfasser's Sinn Compilationen! D. Ueberl.

Rußland.

Petersburger Sitten.

Die Kleinkram-Läden.

Man sagt uns oft, Petersburg habe nichts Originelles, Petersburg sey keine Russische Stadt; wer nur Petersburg kenne, kenne nichts von Rußland, u. s. w. Man hat Unrecht! Nirgend giebt es mehr Originalität, als in Petersburg, und sogar unser Westerben, uns nicht originell, sondern als gewöhnliche Europäer zu zeigen, ist an und für sich schon die größte Originalität. Rußland, im Herzen von Rußland — ist etwas Gewöhnliches; liebenswürdig und anziehend aber ist unser Rußland nur, wenn es aus einer fremden Rinde hervorbricht, um sozusagen Europäische Luft einzuathmen. Eine Russische Fischsuppe schmeckt unendlich mehr, wenn ihr eine Französische Suppe und Pastete folgt. Viel angenehmer erscheint dem Auge eine gesalzene Gurke, wenn sie zwischen Pickels und Salat liegt, und das Russische Liebkosungsgeträntk, Küßlitschitschi, zieht nur dann die Aufmerksamkeit auf sich, wenn seine Ansprüchelosigkeit den Gegensatz zum brausenden Champagner, zum schweren Porter und zum verrätherischen Lafitte bildet, der wie ein Spion oder wie ein Schmeichler unter den angenehmsten Formen zu Kopf steigt. — Ja, sogar unsere Russischen Kernsprüche, die wir dem Ausländer mit Vorzeit singen, dem Ihr nie so kräftig, als nach einigen Chateaubriandschen Phrasen. — Nein, meine Herren, Petersburg ist im Russischen Reiche eine Stadt ringig in ihrer Art: sie bietet die ganze Russische Originalität dar, und diese Originalität ist auffallend. Man braucht nur zu hören, zu sehen und zu beobachten. Uebrigens haben wir in Petersburg, was man in ganz Rußland, ja in der ganzen Welt, vom Norde bis zum Südpol, nicht findet, und zwar einer echt Russischen und im ganzen Sinne des Wortes Originellen. Zu erst verweise ich auf unsere Kleinkram-Läden. Wo giebt es solche Kleinkram-Läden? Nur in Petersburg. Sie sind nicht dem Auslande nachgeahmt, sondern wahre Petersburgische Originale. Im Gegentheil: alle ausländische und nach ausländischen Manier ausstaffirte Läden sind Nachahmungen dieser Kleinkram-Läden, so wie Brülloff's Gemälder den Pompeji eine Nachahmung ist — der Natur!

Auch Petersburg, was man in ganz Rußland, ja in der ganzen Welt, vom Norde bis zum Südpol, nicht findet, und zwar einer echt Russischen und im ganzen Sinne des Wortes Originellen. Zu erst verweise ich auf unsere Kleinkram-Läden. Wo giebt es solche Kleinkram-Läden? Nur in Petersburg. Sie sind nicht dem Auslande nachgeahmt, sondern wahre Petersburgische Originale. Im Gegentheil: alle ausländische und nach ausländischen Manier ausstaffirte Läden sind Nachahmungen dieser Kleinkram-Läden, so wie Brülloff's Gemälder den Pompeji eine Nachahmung ist — der Natur!

Man braucht nur zu hören, zu sehen und zu beobachten. Uebrigens haben wir in

Ostindien.

Europäische Geiste in Indien.

Warum man Europäer, welche frisch nach Indien kommen, mit dem Namen jenes geflügelten Ungeheuers der Fabel belegt, weiß Niemand zu sagen. Der Ursprung dieses Wortes ist eben so dunkel, als der des Beinamens Klapprumpf, den im England die gebrechten schriftstellernden Frauen erhalten. Man begreift unter jener Benennung alle diejenigen Personen, die von Sitte und Beruf der Anglo-Indischen Gesellschaft nichts wissen. Ein ganzes Jahr dauert die Periode der Einweihungs-Zeit in diese absonderlichen Gebräuche, und wer nach Ablauf dieser Novizlates noch linkisch ist, der behält den Ehrennamen „Greif" sein Lebenlang.

Eine von den ersten Lehrbedeutungen, die an den Neuling auf Indischen Boden ergehen, besteht darin, daß er bei seiner Dienerschaft den Unterschied der Kasten genau merke. Er läuft Gefahr, sich bei den Eingebornen verdächtlich zu machen, wenn er ihnen etwas anmuthet, was ihre Religion oder ihre Kaste ihnen verbietet, und nicht minder, wenn er von Eingebornen aus einer niederen Kaste sich weiß machen läßt, daß sie Privilegien haben, die ihnen nicht zukommen. Auch muß man genau die Gebräuche des Landes befolgen, wenn man nicht haben will, daß die Dienerschaft selbst den Aufstand verlegen soll. Wenn z. B. bei sehr heißem Wetter ein Herr oder eine Dame die Hände oft nach einander in ein Gefäß mit kühlendem Wasser zu tauchen wünscht, so muß das letztere jedes Mal von neuem durch den Bedienten ausgegossen werden. Beobachtet man diese Sitte nicht genau, so trägt der Bediente kein Bedenken, seiner Herrschaft ein Gefäß zu reichen, in dem eine andere Person sich bereits gewaschen hat. Die Eingebornen sehen darin keinen Unterschied; sie halten die eine Gewohnheit für eben so unsauber wie die andere, und verabscheuen den, der sich so verunreinigen kann. Es giebt aber auch Indische Gebräuche, die den Europäern eben so anstößig sind, und die man in Geduld ertragen muß.

Ein sehr großer Vortheil, den eine genaue Kenntniß der Indischen Sitten verschafft, ist der, daß man mit Hülfe dieser Kenntniß Leute aus den ehrenwerthesten Klassen in seine Dienste bekommen und beurtheilen kann, in wie fern ihre respektiven Vorurtheile Nachsicht verdienen. Rechtliche und brave Juxier schätzen sich glücklich, bei Beamten, die ihnen friedliche Ausübung der Gebräuche ihrer Vorältern erlauben, in Dienste zu treten. Mancher schlaue Mißgänger hat schon lebte oder auch zweifelt, auf die Unwissenheit seines Herrn gestützt, tiefe oder jene Arbeit von sich ab, unter dem bloßen Vorwande, daß sie seiner Kaste zuwider sey.

Zu vermauter Umgang mit Eingebornen bringt Gefahren anderer Art. Gewisse sentimentale Schwachköpfe verlieben sich nämlich dermaßen in Glauben und Gebräuche der verschiedenen Sekten, daß sie am Ende nur zum Namen nach Christen, in der That aber Brahmen oder Mohammedaner sind. Einige endigen ihre Blind- oder Schwärmereisch aus Gemüthsarten; Andere gehen so weit, daß sie nur dann beten, wenn sie im Ganges ein Bad nehmen. Ueberhaupt zeigen die christlichen Aufkömmlinge öfter, um sich nur beliebt zu machen, eine gewisse Art von Toleranz, die nicht weniger sündhaft ist, als der Verfolgungsgeist. So gab es mit Recht großes Aergerniß, als man neulich (im Kalkutta) Bersische Muster bei einer Feier spielen ließ, das zu Ehren der Göttin Durga gefeiert wurde. Diese neuen Aufräumlinge mußten vielleicht nicht, daß sie eines der abscheulichsten Feste mitfeierten, die jemals eine Religion befleckt haben. Um aber die Profanation vollständig zu machen, wählte man gar Händel'sche Oratorien zur Verherrlichung des Gögen!

Die eminentesten „Greife", deren Andenken in Anekdoten fortlebt, waren Offiziere. Ein Oberst soll einmal bei dem Oberbefehlshaber in seiner Koma beobacht in einzelnemen seyn, daß er seinem Corps eine üble Satire machen wollte, und der Generalmajor ihm vergeben hatte, der immer bereit, daß die Dulis (Palankins) viel Geld kosteten, sagte, was für eine Art von Besitzen die Dulis denn seyen, da sie so entsetzlich steifen könnten. Dem Bischof Heber hat man es nie verziehen, daß er von einer Schildkröte als, welche die Mannschaft seines Bootes aus dem Ganges gefischt hatte. Schildkröten werden von Europäern in Indien niemals gegessen, man müßte sie denn sehr jung in einem Teich verzehrt und so verzehrt haben, daß sie von den vielen in Fäulniß übergegangenen Substanzen im Fluß sich nährten.

Die Art, wie viele Personen sich anstellen, wenn sie zum ersten Mal in ein Palankin steigen, macht dem Eingewohnten großen Spaß. Es ist dies allerdings eine seltsame und sehr schwierige Operation. Der Kunstverständige läßt das Palankin etwas schief auf den Boden setzen, dann setzt er sich auf den Rand desselben, und wird von den Trägern, die dem Palankin gegleich seine horizontale Lage wiedergeben, durch diesen Akt hineingeschoben. Will er aussteigen, so daß man die Träger das Palankin wieder schief und setzen sich sechsgestalt hinderlich ab. Ein „Greif", der sich mit der Nonchalance eines erfahrenen Reisenden gleich bequem niederstehen will, kann einen sehr ungeschicken Fall thun, etwa wie Einer, der ireig vermeint, es stände ein Stuhl hinter ihm. Das Aussteigen ist schon weniger schwer, obgleich ein gewisser Grad von Geschicklichkeit dazu gehört, mit den Füßen nach vorn auszusteigen. Am gemächlichsten ist es, wenn man sowohl beim Ein- als beim Aussteigen die Matte gerade in den Boden setzen läßt; aber auch dann will kann ist dem „Greif" noch Verdruß zu prophezeien. An dem einen Ende ist ein Bett angebracht, das man leicht für einen Sitz halten kann, und der arme „Greif", gendthigt, sich zusammenzukauern, kommt auf die unbequemste Art von der Welt in das Palankin. Ein leichterer Mißgriff ist es, wenn man verkehrt einsteigt, und in der Maschine so sitzt oder liegt, daß die Füße den Platz einnehmen der eigentlich dem Haupte zukommt. Immer stehn Freunde oder Verwandte auf der Lauer, um an der Ungeschicklichkeit des „Greifs" sich zu e-

Digitized by Google

ndert in dem Laden Konfekte aus den Werkstätten unserer dürftigen Schwester-Zuckerbäcker, die aus Syrup und Zuckersand, mit etwas Stärke vermischt, die herrlichsten Dinge zu verfertigen wissen. Uebrigens erkauft ein Kleinkram-Laden auch bisweilen Waaren en gros, und namentlich Mehl und Haier in großen Bastsäcken, größtentheils auf Kredit, den Hausbewohnern, die in der Welt das bekannte Feanzösische Artikpiel: Luxe et indigence, ausführen. Unmäßig kann ich alle Waaren des Kleinkram-Ladens aufzählen. Mit einem Wort, man verkauft hier Alles, was in einer Haushaltung nöthig ist, Alles, ausgenommen Holz und Heu. Schade, daß beides nicht zu haben ist, denn mit deutlich ein junger Freund, der sein Geld im Spiel verloren hatte!

Und wie hübsch ist im Laden Alles ausgelegt und zusammengestellt! Man schäme sich nicht und trete hinein. Pfeffer, Zimmet, Muskatennüsse und andere Gewürze in verdeckten Gläsern; Proben verschiedener Sorten Mehl und Gelüze in offenen Fächern; Kastilicke mit Oehl und Haier auf der Diele, und Eßwaaren, ganz wie auf einer Auselle-Messe. Aber, Tabak und Fasten-Oel stehen feuerschädlich neben einander, ohne zu fürchten, von einander angesteckt zu werden. Thönerne Pfeifen ruhen in porzellanenen Tassen, und Weintrauben und Apfelsinen verecken Zwiebeln und Rüben. Man glaube ja nicht, daß alles dieses ihn Bild der Unordnung darbiete! Im Gegentheil, es ist nur ein Bild des Weltbandels und ein Sittenspiegel der menschlichen Gesellschaft. Auch im menschlichen Leben findet man beständig die Zwitter bei der Beimmahme, das Passende bei den Haaren und das Fasten-Oel bei dem Mehl. Man unterhalte sich mit jungen hübschen Mädchen, mit Literaten, mit Beamten — und man wird sich überzeugen, daß ich Recht habe!

Die Kleinkram-Laden, wiewohl sie auf ihren Aushänge-Schildern alle eine Nr. 1. haben*), unterscheiden sich von einander eben so, wie ihre Besitzer, je nachdem sie sich in diesem oder jenem Stadtviertel befinden. Ein solcher Kleinkrämer auf der Peterseburgischen und Wibburgischen Seite, beim Smolny-Kloster, beim Taurischen Palast, überhaupt in den abgelegenen Gegenden der Stadt, ist eine wichtige Person, ein wahrer Beherrscher seines Stadtviertels, ein Mann, von dessen Wohlwollen die tägliche Ernährung vieler Familien abhängt! Ein Kleinkrämer in den modischen Stadttheilen ist eine Art von Zigaro, und ein Laden nichts anders, als eine Spanische Barbierstube. Hier versammeln sich niedliche Dienstmädchen, ihre Schmgais**) nachsäßig auf die Schulter geworfen, und lange Herren-Diener, um Neuigkeiten zu plaudern und den Preis der Lebensmittel, die in den Verzimmern repräsen Herren gleichsam Luft zu machen. — Hier schiert auch immer bisweilen seine Pferde ab; am Länzsahren aber sieht man hier die ehrbare Muse der Geschichte, Klio, unter der Maske der Klatscherei. Wie vielen kostbaren Stoff zu Lehres-Erschreibungen liefert ein Kleinkram-Laden! Man kommt aus der Provinz, seinre Angelegenheiten wegen, und kennt Niemanden in der Stadt. Den Schreibern traut man nicht, sie verstehen, wenn es ihnen wohl schmeckt. Da begibt man sich in den kleinen Laden einmal, zwimal, dreimal, zehnmal, und unterhalte sich mit dem Herrn des Ladens offen, auf gut Russisch; und bald wird man von ihm Auskunft erhalten über den Charakter der Personen, denen man bedarf, über ihre Lebensweise, ihre Verbindungen, und bisweilen sogar über die Mittel, die man anwenden muß, um zu seinem Zweck zu gelangen. Ist man vertraut, ist man eisersüchtig? Man eile in den Laden! Der Verstand muß Alles thun, um Gold nicht erhalten, aller Versprechungen ungrachtet! Man gehe in den Laden: dort erfährt man es besser, als an der Börse, oder als aus dem Buch, wo die Verwögens-Beschlagnahmen eingetragen werden, ob man den Worten seines Schuldners trauen darf. Braucht man einen geschickten Arzt? Im Laden erfährt man es besser, als durch alle Empfehlungen, wie gerne eine Praxis ist, und ob er sie mit Glück betreibt. Hat man den Anfang, sich nach der Lebensweise der Söhne oder Neffen seiner Nachbarn oder seiner Freunde zu erkundigen — oder will man selbst, wie der eigene Sohn oder Neffe lebt? Das ist Ergiebige Conkurrenz-Formular liefert der Kleinkram-Laden.

Das ist aber noch das Wenigste! Der Kleinkram-Laden ist ein Beherrter wahren Ruhmes. Nur der ist ein Volks-Schriftsteller, der in diesen Laden bekannt ist. Meine Heeren Buchhändler, merken Sie sich das! Wenn Sie etwas nicht ohne des einen Ruhmes wagen, sondern um allgemeinen Nutzen mit Bezügen um zu Ihrem eigenen Vortheil herauszugeben wollen, so erkundigen Sie sich zuvor in den Kleinkram-Läden.

Der Dichter erzählt sich an der oberen Spiegelfläche eines breiten Stromes, und der Fischer wirft sein Netz in die Tiefe desselben. Die Träume eines Dichters sind — Träume; das Werk des Fischers ist Wirklichkeit. Wer die Welt kennen lernen will, muß sie von unten nach oben anschauen, und nicht von oben nach unten. — Das wissliche Leben in der Welt spielt, wie der Fisch im Wasser, nur in der Tiefe. Ein Kleinkram-Laden ist eine Art von Fischfang. Ich schäme mich nicht, einen solchen Laden oder einen Trödelmarkt zu besuchen, und kehre ich von diesen Besuchen zurück, so singe ich mit Schrecken unser bekanntes Volks-Baudeville vor:

Die Menschen kenne ich genug,
Ich kenne sie von Koof bis zu den Füßen, u. s. w.

Th. Bulgarin.

*) Man hatte einst als Modell ein solches Aushaus-Schild mit der Nr. 1. verfertigen lassen. Alle Kleinkrämer stehen sich danach Schilder malen, und die Maler behielten nur die Nr. 1. bei. Der Verf.
**) Eine Art von Spenzer. M.

Bibliographie.

Siege der Russischen Krieger in den Kaukasischen Ländern von 1800 bis 1834, mit Biographieen, Ansichten, Schlacht-Plänen und einer General-Karte des Kaukasus, von Platon Suboff. 2 Bände. (Es sollen noch 7 Bände folgen.)

Alte Indier erbeten sehr ungern Belehrung, außer etwa in Form eines Verweises; auch verdrießt sie die Mühe, den Unkömmlingen, wenn sie sein Hindostanisch verstehen, als Dolmetscher zu dienen. Ein Fremder, der seine Empfehlungs-Briefe an wohlhabende und angesehene Zamindars mitbringt, ist überhaupt in Kalkutta sehr übel daran und wäre es selber, als noch keine ansländige Gasthäuser existieren, in weit höherem Grade noch. Der Unkömmling wurde damals, mochte nun ein Wirthshaus oder ein Regierungs-Lokal ihm Aufsuahme gewähren, mit seinem Gepäck in ein leeres Zimmer einquartirt und mußte hier den lieben langen Tag das verwornene Kinderwäsch eines Haufens von Eingebornen hören, der sich drinnbrängte, ihn zu begaffen.

Ein Umstand, der sich in den Tagen meines Greisen-Standes ereignete, mag als Beispiel der vielen Verlegenheiten gelten, in die man gerathen kann. Es war in der Regenzeit. Die Fenster meines Zimmers standen, wie dies in schönen Nächten der Gebrauch ist, offen, und nur die Sommerläden waren geschlossen. Plötzlich erhob sich ein fürchterlicher Nordwest; der Wind pfiff durch das Gemach, und der Regen schlug an mein Bett, während es fürchterlich donnerte und blitzte. Ich sprang aus dem Bette, um die Fenster zu schließen; allein ich wußte nicht, wie man sie befestigt hatte, damit sie offen blieben, und so widerstanden sie trotze meiner Anstrengung. Jetzt nahm ich ein Kissen und einen Schawl, und zog mich in einen entfernten Winkel zurück; allein der wüthende Sturm folgte mir dahin, und der Regen wurde im buchstäblichen Sinne des Wortes durch die Fensterläden über das ganze Zimmer verbreitet, und vergebens schrie ich aus Leibeskräften um Beistand. Das Heulen des Orkans und das ununterbrochene Brüllen des Donners hätten einen Stentor übertäubt. In die anstoßenden Zimmer wollte ich nicht fliehen, um nicht als ein „Greis" zum Gespötte zu dienen. Die Familie meines Wirthes wußte von dem Sturm aufgewekt worden sehn; aber Niemand kam und fragte, wie es mit mir stände. Ich raffte leider alle meine Gewänder zusammen und wartete, bis der Sturm zu Ende war. Dann legte ich einen Schawl über mein nasses Bett und warf mich ganz todesmüde darauf.

Ein früheres Abenteuer war nicht viel weniger verdrießlich gewesen. Eines Tages landete ich mit einem Budgerow an einem Orte, der auf dem halben Wege von dem Meere nach Kalkutta liegt. Ich wurde mit meinem Europäischen Bedienten in ein Zimmer mit einem Bette gewiesen. Dieses Zimmer kam mir wie ein großer Käfig vor; denn es war an allen Seiten von Indischen Sommerläden umgeben, und jede Stange sperrweit offen. Diese aber ist eine besondere Einweisung nöthig, um jene kolossalen Jalousiern zu bewegen, und wer den mechanischen Kunstgriff nicht kennt, der steht mit offenem Munde da. Wenigstens war ich in diesem Falle. Der Bediente theilte meine Verlegenheit; und wir verstanden nicht genug von der Sprache, um den Leuten in den Vorzimmern unsere Wünsche auszudrücken. Diese mochten sich sehr wundern, daß wir an solcher Publizität Geschmack fanden: sie sahen uns mit großen Augen an. Ich hätte mich endlich in einen Schlafrock und legte mich nieder; als aber die Zeit des Ankleidens kam, da mußte ich, um meine Toilette zu machen — was doch, wenn man in seinen Kleidern geschlafen hat, so nothwendig ist — eine Ecke des transparenten Gemächs mit großer Mühe zu verhängen suchen.

Als ich mich nach dem Zimmer begab, wo man das Frühstück aufgetragen hatte, bemerkte ich, daß alle andere Schlafzimmer, obschon in ähnlicher Art von Sommerläden umgeben, vollkommen geschlossen waren, so daß man von außen nicht hineinsehen konnte. Es mußte also der Indischen Dienerschaft in dieser Anstalt so vorgekommen sehn, als hätte sich mein abschmälich exponiren wollen. Zum Glücke war meine Ruhe dadurch das einzige Europäische Wesen, welches den Umstand bemerkte, und ich verlor nun keine Zeit, diese schwierige Operation zu erlernen, die eben so viel Kraft als Gewandtheit erfordert.

In den Tagen unseres Greisenthums ist nichts unangenehmer auffallend, als die Art, wie man Möbeln und Hausgeräth von einem Platze zum anderen schafft, besonders in kurzen Distanzen, welche die Anwendung von Karren und Lastthieren unnöthig machen. Sobald die Bedienten sezhaftes Gelük zum Transporte gepakt haben, kommt ein Haufe Kulis (Lastträger). Dieser besteht, das sich immer auf den Straßen sind in den Basaren umhertreibt, um Etwas zu verdienen, der besteht aus Individuen jedes Alters und beider Geschlechter. Ihre Kleidung ist ein Bündel Lumpen, das einen elenden, abgezehrten, vorzeitig gealterten Körper einhüllt. Sie stürmen durch die Zimmer, greifen mit widerlichem Geschrei und wahren Affen-Grimassen nach jedem Artikel, der ihnen in den Wurf kommt, und reißen einander die einzelnen Stüke unter Püffen und Knüffen aus den Händen. Ein solcher Auftritt ist sehr unangenehm. Wie hatten Ueberfall solcher Art über mich samt meinem Bedienten im Hause eines Fremden, das etwa zwei Engl. Meilen vom Flusse lag, so lange verweilt, daß fast unsere ganze Bagage aus dem Budgerow in das Haus gebracht worden war. Als wir uns wieder einschiffen wollten, legte die Dienerschaft das Geräth bereit. Ich saß eben mitten unter den Effekten auf einem Sopha und schätzerte mit einem Liebhaber-Vogel.

Da stürmte plötzlich ein Trupp von wenigstens dreißig zerlumpten Personen mit obererwähnem Geschrei herein: der Eine riß mir den Käfig weg, ein Anderer stieß mich auf die Seite, um ein Bündel zu erschnappen, ein Dritter warf mich beinahe zu Boden, und Alle verbreiteten einen Pestgeruch, der mich fast betäubte. Endlich kam der Aufseher mir zu Hülfe und führte mich in ein anderes Zimmer, wo ich vor diesen Unholden sicher war.

Man muß den Kulis jedoch nachsühnen, daß sie von der Verwirrung, die sie anrichten, niemals zu diebischen Zweken Gebrauch machen. Alle Glieder werden ehrlich an den Ort ihrer Bestimmung geschafft, und die einzige schwierige Aufgabe ist die, daß man so viele Lastträger auswähle, als gerade nöthig sind. Wer dies übersieht, hat es mit einer ganzen Legion zu thun.

Ein anderes Mal gerieth ich in einen noch viel größere Verlegenheit. Ich hatte einen Bekannten in Tschanderitsch am Abend verlassen, um nach Hause zurückzukehren. Die Träger meines Palankins vermehrten sich aber zwischen den neuen Gebäuden an der Außenseite jener muhamedischen Vorstadt. Sie stellten das Palankin ein paar Mal nieder, sprachen lebhaft mit einander und trugen mich dann zur Stadt hinaus. Da ich von ihrer Sprache kein Wort verstand und also keine Ordre geben konnte, so wurde mir sehr unheimlich zu Muthe. Ich fürchtete, diese Spitzbuben würden mich in Gesellschaft der Schakale, die man in geringer Entfernung heulen hörte, die Nacht zubringen lassen; denn man hatte mir gesagt, Indische Träger nähmen leicht Reißaus, wenn ihnen eine Bedenklichkeit aufstieße. Als endlich beinahe eine Stunde unter Berathung und Zänkerei verstrichen war, trugen sie mich auf dem Hause zurück, das ich verlassen hatte. Mein Wirth stellte den Kulis zur Rede und offenbarte mir dann das Geheimniß meines Mißverschleinens. Dann ließ er mich durch einen seiner Leute nach Hause begleiten, und so nahm das Abenteuer ein glüklliches Ende. (A. J.)

Mannigfaltiges.

— Baron von Hügel. Der Oesterreichische Reisende dieses Namens hat, wie das Asiatic Journal berichtet, am 4. Juni d. J. Cawnpohr verlassen und den Weg nach Mettra, Hirrett und dem Gebirge eingeschlagen, von wo er Kabode und Kaschmir besuchen und über Zibschehr nach Bombay zurükkehren wird. Er hat einen geübten jungen Bedienten von Agra bei sich. Das vornehmste Augenmerk des Reisenden sind Botanik und Zoologie.

— Das Lager der Beduinen. Aus einem Briefe von Beny vom 26. Mai entlehnen wir folgende Beschreibung eines Beduinen-Lagere, in der Nähe von Algier: „Die auf dem Lande herstreifenden Beduinen sind wahre Nomaden; sie bewohnen verschiedene Lager, die sie Duar oder Douar nennen. Jedes der einzelnen Zelte ist für eine besondere Familie eingerichtet, und das ganze Duar besteht aus dem Oberaufsicht eines Scheiks, der nur primus inter pares ist; derselbe verwaltet die patriarchalische Herrschaft und trägt Sorge für das allgemeine Wohl; er haftet auch für alle Schulden, die jeder Einzelne kontrahirt, und zahlt sie immer pünktlich aus, wobei er sich natürlicherweise den Regreß an den Schuldner vorbehält; die Würde des Scheiks geht stets auf die Erben über, obgleich sie eigentlich einer öffentlichen Wahl unterworfen sein sollte. Die Beduinen suchen sich immer die besten und am wenigsten Mühe für ihren temporairen Aufenthalt aus, wechseln mit denselben je nach den Jahreszeiten ab. Uebrigens sind sie in jedem Augenblicke bereit, ihr Lager abzuberchen, und sie bedürfen kaum einer Stunde dazu, um mit allen nöthigen Vorbehrungen und erforderlichen Anstalten fertig zu werden. Vor der Französischen Invasion bestand ihre hauptsächliche Nahrungsquelle in der Plünderung der Reisenden sowohl als der abgelegenen Landerstriche. Gegenwärtig haben sie sich den Ansprüchen einer civilisirten Nation unterworfen und regelmäßigere Lebensweise angenommen. Die Zelte sind gewöhnlich aus schwarzem Kamelhaar gestochten und bilden ein unbrechbringliches Obdach. In dem Innern dieser Zelte steht es sehr schmutzig aus. Die Beduinen bedienen sich, statt des Tisches, eines auf Pfählen befestigten Brettes, auf das sie ihre Effekten nebst den Nahrungsmitteln für ihre Familie niederlegen. Ihre Waffen hängen sie an dem Hauptpfahl des Zeltes auf. Sie bewaffnen sich fast sämmtlich mit Flinten, die mit kleinen Kreuzen, und Einige unter ihnen tragen daselbe Zeichen auch an den Beinen. Die Frauen haben bloß ein Hemde an und tragen außerdem nur ein Stück Wollenzeug, das sie vermittelst einer kleinen Agraffe über die Schulter befestigt haben. Ihr Kopfputz besteht aus einem Stück schmutzigem Musselin, das einen Schleier bildet und vermittelst eines kamelhaarnenen Bandes um den Kopf zusammengebunden wird; sie bedienen sich eines ähnlichen Bandes als Gürtel, dessen Klammern sie sich eben so wie die Männer mit Farben färben. Ringe tragen sie nur einer schweren Zentnerigkeit, so daß diese die Form eines Bogens über der Nase bilden; als Schmuck tragen sie drei oder vier Paar kupferne und eiserne Ohrringe, die sehr breit und an den unteren Winkeln des Ohre eingehängt sind; endlich tragen sie auch noch Reifen um den Hals und Arme. An den Feiertagen sah ich bei Einigen ein Kleid aus in Bloch eingefaßten Kästchen als Schmuck auf dem Rücken herabhängen. Bei einem Bescheidungsfeste, zu welchem mehrere Franzosen eingeladen waren, erschienen die Frauen in außerordentlichem Staate in Stoffen von prächtigen Farben bestaht. Die Damen hatten sich zur Zierde die Lippen mit Eidotter eingeschmiert. Dies gewährte einen höchst seltsamen Anblick. Die Beduinen schlafen in ihren Zelten in bunter Gemeinschaft mit ihren Kindern, Weibern und Thieren zusammen auf Strohlagern; nur der Scheik ruht auf Kalbsfellen; Einige nähren sie sich mit kleinen Brodten und Kuchen, die sie in der Asche backen, und trinken sich nur von Wasser. Das Gelt, das sie für ihre Waaren in der Stadt auf dem Markte einnehmen, vergeuden sie in die Erde. In der Stadt sieht man sie alle, selbst den Scheik nicht ausgenommen, Wein trinken." (N. A. d. V.)

Die Leser dieses Blattes werden ersucht, das mit der heutigen Nummer desselben ablaufende Abonnement zeitig zu erneuern, weil die Auflage des neuen Jahrganges nur nach Bestellung und der eingehenden Anmeldungen veranstaltet wird. Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des gegenwärtigen Semesters werden, wie gewöhnlich, nachgeliefert.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 092 563 535

Digitized by Google